



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

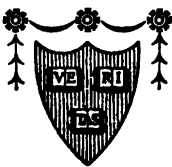
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Harvard College
Library

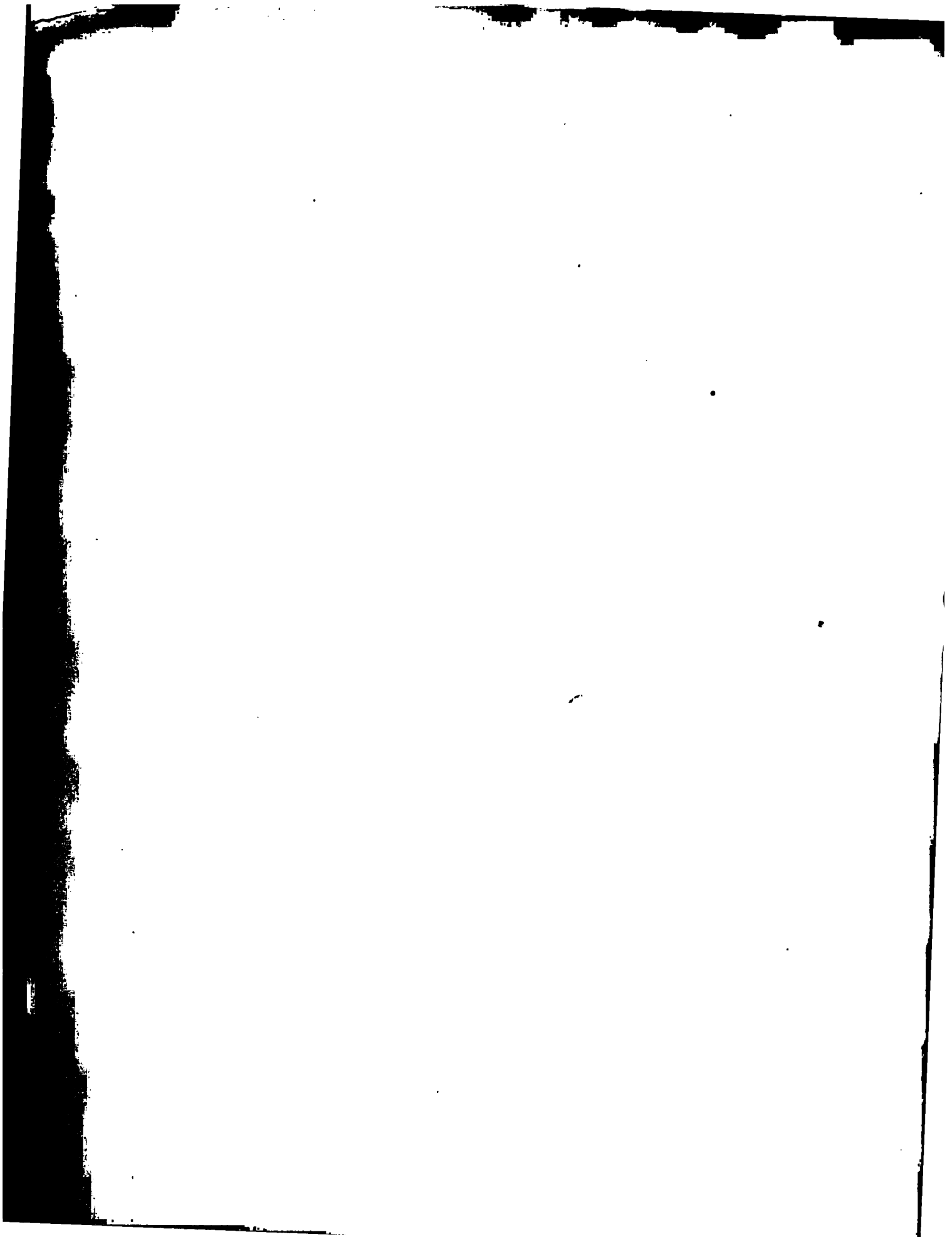


FROM THE BEQUEST OF
SUSAN GREENE DEXTER

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1871.

Erster Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1871.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—
1871.

~~29,179~~
BP 362.1

✓

1876, Oct. 23.

32-1/3
5-10

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

1. Januar 1871.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thln. jährlich, 5 Thln. halbjährlich, 2 1/2 Thln. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Revue des Literaturjahres 1870. — Hermann Lingh's neueste Gedichte. Von Rudolf Gottschall. — Zur Charakteristik von Leibniz. Von Eduard von Hartmann. — Politische Broschüren von 1870. — Feuilleton. (Eine kritische Anthologie; Straßennamen von Gewerben; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue des Literaturjahres 1870.

Das große entscheidende Jahr 1870, das ein mächtiges Deutschland und einen deutschen Kaiser schafft, hat die Production unsers Buchhandels und das literarische Schaffen wol etwas gelichtet, aber keineswegs ist, trotz des blutigen Kriegs, welcher die zweite Hälfte des Jahres ausfüllte, gerade auf den Gebieten, welche d. Bl. vor allem ins Auge fassen, eine merkliche Abnahme der literarischen Erzeugnisse eingetreten. Die Sänger singen nach wie vor, und wenn es gerade keine Lenz- und Liebeslieder sind, die sie anstimmen, so lassen sie Kriegslieder ertönen, und selbst ein Gnomendichter, ein Theognis, wie Bodenstedt, verwandelt sich in einen Tyrtaus.

Ein sehr reichhaltiges Repertorium dieser Kriegsliteratur enthält die „Lieder zu Schutz und Trutz; Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Kriegs im Jahre 1870“, welche die Verlagsbuchhandlung von Lipperheide in Berlin in zwölf Lieferungen herausgibt, deren erste Abtheilung bereits in neuer Auflage erscheint. Außerdem erscheinen einzelne Hefchen „Kriegslieder“ namhafter Dichter zum Besten der strassburger Kinder in demselben Verlag; Müller von der Werra und W. Baensch geben eine andere, minder umfassende Sammlung heraus: „Alldeutschland. Neue Lieder zu Schutz und Trutz im Jahre der deutschen Erhebung 1870.“ Andere derartige Sammlungen, welche zum Theil auch die ältere Poesie berücksichtigen, sind: H. Victor, „Anti-Gallia, ein Strauß deutscher Kriegs- und Freiheitslieder“; „Neue und alte, lustige und ernste Kriegslieder gegen die Franzosen 1870“; G. Heine: „Vaterländische Gedichte aus dem Sommer 1870“; „Deutsche Kriegslieder 1870“; „Deutsche Kriegs- und Marschlieder“. Die süddeutschen Lyriker marschiren in den Krieg vereinigt unter der Fahne: „Deutschland 1871. 1.

über Alles“, und außerdem haben noch F. G. Fischer, Feodor Löwe und Karl Schönhardt auf eigene Faust eine poetisch-kriegerische Diverſion gegen die Franzosen unternommen in der Sammlung: „Drei Kameraden. Zeitlieder.“

Ueberhaupt sind die kleinen, fliegenden Heflein hinter den großen Sammlungen nicht zurückgeblieben; die Tirailleurgeſechte behalten ihr Recht neben den Massenattalen. Von derartigen kleinen Gedichtsammlungen, welche der blutrothe Schein des Mars hervorgehoben hat, erwähnen wir: F. Bodenstedt: „Neue Kriegslieder“; Emil Rittershaus: „Vorwärts! Nach Paris! Drei Kriegslieder“ und „Den Frauen und Jungfrauen in der Kriegszeit“; Julius Sturm: „1870. Kampf- und Siegeslieder“; Georg Hefekiel: „Gegen die Franzosen. Preussische Kriegs- und Königslieder“; Roderich Benedix: „Soldatenlieder für den deutschen Krieg 1870“ — zum Beweis, daß dem poetischen Heerbann gegen Frankreich die Legitimen und die Radikalen, die frommen Psalmenſänger und die muntern Lustspielichter gleichmäßig Folge leisten. Andere kleine Sammlungen von Kriegsliedern sind: M. Evers: „Vorwärts! Sieben geharnischte Sonette an das deutsche Volk“; R. Gesty: „Der Rhein soll deutsch verbleiben, Kampflieder und Zeitgedichte“; K. Genée: „Deutsche Sturmlieder gegen die Franzosen“; F. Knauth: „Alldeutschland. Dichtergrüße am Auferstehungsmorgen des geeinigten Deutschland“; H. Mindwiz: „Deutschlands Traum, Kampf und Sieg. Geharnischte Sonette nebst einem Anhang vaterländischer Gedichte“; A. Ellmenreich: „Acht Kriegslieder zu Schutz und Trutz“; J. Faſtenrath: „Den deutschen Helden von 1870. Kriegs- und Siegeslieder“; D. F. Gensichen: „Sechs Kriegslieder“ und „Vom deutschen Kaiser. Zwölf Lieder“; E. Grüning: „Volkslieder

vom Kriegsjahre 1870"; R. Kulemann: „Germania“; E. Fabes: „Zeitgedichte“; F. Stark: „Alldeutschland hoch! Zehn Zeitgedichte“; G. Wed: „Krieg und Sieg. Deutsche Lieder“; L. Freitag: „Kampf und Sieg. Kriegslieder“; Hoffmann: „Siegs- und Friedenslieder für das deutsche Volk“; Emil Taubert: „Waffenlänge“. Humoristisch vollsthümlich sind die Gedichte von E. Rutschke: „Napolienslieder“. Von dem Dichter der zum Volkslied gewordenen „Wacht am Rhein“, Max Schneckenburger, ist eine Auswahl aus seinem Nachlaß unter dem Titel: „Deutsche Lieder“, erschienen. Was die hochgehende Bewegung dieser Kriegsliteratur unserer Literatur Bleibendes zurückgelassen hat, läßt sich jetzt noch kaum würdigen; doch dürften einzelne Gedichte von Geibel, Freiligrath, Grosse, Rittershaus u. a. einen über die vergängliche Befriedigung einer momentanen Zeitstimmung hinausgehenden Werth behalten.

Neben der Kriegsliteratur ist indeß die Friedensliteratur keineswegs verstummt; selbst wenn der deutsche Dichterswald mit Granaten überschüttet würde, alle Nachtigallen würden darin nicht verstummen. Daß die Theilnahme des Publikums nicht als erloschen betrachtet werden darf, beweisen die neuen Auflagen vieler früheren Sammlungen. Neben der großen Gesamtausgabe der Rückert'schen Dichtungen erscheinen neue Auflagen einzelner Sammlungen derselben. So liegt von der „Weisheit des Brahmanen“ die siebente Auflage vor, von den „Gedichten“ nach der Auswahl des Verfassers die sechzehnte. Die heitere Weisheit F. Bodenstedt's in den „Liedern des Mirza-Schaffy“ erfreut sich bereits der dreißigsten Auflage. Die Gesamtausgabe der „Gedichte“ des Grafen Moritz von Strachwitz liegt in sechster Auflage vor; die „Gedichte“ von Emil Rittershaus in dritter vermehrter und verbesserter Auflage, ebenso die „Gedichte“ von L. Dreves; in zweiter Auflage die „Gedichte“ von A. Strodtmann, A. Stern, E. Baumbach, R. Lüdt; E. Kist: „Poetische Briefe einer Frau“; Dramaturg: „Requiem“; Martin Perels: „Klänge aus Böhmen. Zeitgedichte, eine Apotheose zu Meißner's Ziska“, ebenso die „Epigramme aus Baden-Baden“. Die „Fronmen Lieder“ von J. Sturm erleben bereits die siebente Auflage, die „Palmbblätter“ von Karl Gerol die vierte. Doch neben der Andacht kommt auch der Humor zu seinem Recht, wie die in fünfter Auflage erschienenen „Gedichte“ des witzigen Humoristen J. Glasbrenner beweisen, und die heitern in zweiter Auflage vorliegenden „Weinphantasten“ von L. Jacoby (J. Leopold). Auch einige in diesem Jahre zuerst ausgegebene Gedichtsammlungen erfreuen sich bereits neuer Auflagen. Dies gilt von Karl Beck's an sinnigen und schönen Gedichten reicher Sammlung: „Still und bewegt“, und von Heinrich Heine's „Lezten Gedichten und Gedanken“, welche außer vielen pikanten Epigrammen in Prosa und Versen auch manche reizende Gabe, wie die tief sinnige Trochäendichtung „Vimini“ enthalten. Von Robert Hamerling's „Sinnen und Mienen“ ist die dritte Auflage erschienen. Diese Sammlung enthält die einzelnen meist schwunghaften Gedichte, welche der Epiker neben seinen größern Dichtungen leichtergeflügelt in die Welt hinausflattern ließ. Daneben hat Hamerling auch seine ersten poetischen Gedankensymphonien: „Venus im Exil. Ein Schwanenlied der Romantik“,

„Germanenzug“ als „Gesammelte kleinere Dichtungen“ in einem Bande herausgegeben.

Von den Gedichten Hermann Ringg's ist ein dritter Band erschienen, den wir weiter unten eingehend würdigen; Emil Rittershaus hat neben seinen Kriegsliedern auch Freiheitslieder herausgegeben; Victor Schöffel „Bergpsalmen“ in alterthümlich schwunghafter Form; der gedankenreiche Stephan Milow „Neue Gedichte“, und der bekannte Dramatiker Otto Prechtler „Sommer und Herbst. Neue Gedichte“. Von andern Sammlungen erwähnen wir: Moritz Seydritsch: „Sonnenschein auf dunkeln Pfaden“; G. Sid: „Was mir die Stunden brachten“; D. Braunschweig: „Herbstblumen“; F. Bindter (Egalis): „Seelenklänge“; E. J. Fredeligi: „Lieb und Leid“; Ludwig Lesser: „Ausgewählte Dichtungen“; F. M. Reichelt: „Bergmannsleben. Bergmännische Dichtungen“; G. P. W. Stolz: „Gedichte und Erzählungen“ (zweiter Band, erstes Heft); R. Hoffmann: „Distichen aus dem bairischen Hochland“; W. Bergmann: „Lieder und vermischte Gedichte“; J. Mayr-Lüchler: „Wolken. Gedichte“ (zweite Ausgabe); G. Freiherr von Doherrn: „In stiller Stund'. Dichtungen“; J. Fastenrath: „Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonetten, Romanzen und Märchen“; E. Kirchhoff und J. Kirchhoff: „Adelpha. Gedichte“; R. Woermann: „Aus der Natur und dem Geiste. Gedichte“; F. A. Muth: „Heideröslein. Ein Liederstrauch“; F. Göring: „Ländeleien“; L. Pfotenhauer: „Wogen des Jorns und Wellen der Liebe“; „Lieder eines Heimgegangenen“; R. Grimm: „Historische Dichtungen“ und „Kleine Münze“; A. Finsterlin: „Dämmerungen. Sentimentale und burleske Lieder“; W. Osterwald: „Deutschlands Wiedergeburt“; A. von Schrenck: „Von der Nordmark. Romanzen und Balladen“; M. Letteris: „Ein Blatt Geschichte. Bilder aus dem biblischen Morgenlande“; S. Theiler: „Rigiblümen“; „Deutsches Wanderbüchlein. Eine poetische Reisebegleitung für Naturfreunde“; F. J. Egenter: „Pflanzkrieg. Gewappnete Lieder“. Außerdem sind „Gedichte“ erschienen von H. Falkland, R. C. Tenner, J. Altwasser, F. Klein.

Auch die deutschen Frauen behaupten ihren Platz auf dem Parnass. Die elegisch-sentimentale Betty Paoli hat „Neueste Gedichte“ erscheinen lassen; die Baroness Helene von Engelhardt-Schnellenstein Jugendlieder unter dem Titel: „Morgenroth“; Margarethe Knecht „Aus alten und neuen Tagen“; die letzte, heimstrende Aida Christen neue Gedichte: „Aus der Asche“; Gräfin Elisabeth Zeblyg-Trübschler heldenhafte energische „Gedichte“; Marie Mindermann „Ranken. Gedichte“; Luise von Bloennies eine poetische Legende: „Die heilige Elisabeth“; Marie Luise Henriette Schröder „Gedichte“.

Die religiöse Lyrik findet ebenfalls stets ihre Pflege, und wie die wiederholt aufgelegten Sammlungen von Sturm und Gerol beweisen, die Theilnahme weitester Kreise. Neu erschienen sind auf diesem Gebiete: „Knospen, religiöse Dichtungen von A. Lense“; „Maienacht in Liedern“, von Frauenhand gesammelt; G. Schwarz: „Stunden der Andacht in poetischem Gewande“; „Tropfen aus dem Meer der Gnade in Liedern und Parabeln“; Melchior Meyer: „Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte“.

Von neuen Anthologien erwähnen wir: L. Dübbers:

„Freya, das Leben der Liebe“; H. E. Bonnell: „Auswahl deutscher Gedichte, systematisch geordnet“; D. Eutermeister: „Die Poesie der Schule, eine Anthologie“; Oskar Liebelt: „Auswahl deutscher Gedichte“. Eine neue kritisch präventiv Anthologie gibt Theodor Storm heraus: „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“, während R. Gottschall's „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung“ in siebenter Auflage vorliegt.

Auf dem Gebiete humoristischer Dichtung ist G. Schwetschke's witzige „Barzinas oder die kleine Bismarckias“ zu erwähnen, das didaktische Epos: „Die Bismarckias“, liegt bereits in sechster Auflage vor. Hieran reiht sich ein groteskes Nachstück von Ernst Eckstein: „Die Gespenster von Barzin.“ Daneben F. Klind: „Die Franzosen nach Berlin, komisches Heldengebicht zur Erinnerung an das Jahr 1870“; G. Waldstedt: „Des Teufels Minister, Zeitdichtung“. Hieran schließen wir gleich die größern humoristischen Epen im Byron'schen Stil, wie es im vorigen Jahre Ernst Eckstein in seinem „Schach der Königin“ gedichtet hat. Ein solches Epos hat jetzt der feinsinnige A. F. von Schach gedichtet: „Durch alle Wetter, Roman in Versen“, und L. von Mertens: „Die moderne Gesellschaft.“

Auch an ernstern historischen Epen ist kein Mangel; wir besitzen eine neue Friedericiade: R. E. Mülling: „Friedrich der Einzige, ein Gedicht“; eine „Blücheriade“ von F. Michaelis, und eine historisch-epische Dichtung in vier Gesängen von J. Janisch, deren Held „Washington“ ist. Ein großes Epos in funfzehn Gesängen hat P. H. Wolff gedichtet: „Jerusalems Opfertod. Das Lied von der Völkerfreiheit“. Sonst erwähnen wir zwei idyllische Dichtungen: „Die Rose des Libanon“ von F. Hollandt, und „Das Mädchen aus Böhmen“ von J. Reinkens; ferner ein episch-didaktisches Gedicht von E. B. Boese: „Das Himmelreich“; ein Gedicht von A. Brieger: „Krebsus und Adrastus“, und ein farbenreiches erzählendes Gedicht von D. Elsner: „Die Braut des Nil.“

Was die dramatische Dichtkunst betrifft, so weist der Buchhandel kaum ein neues Stück auf, welches die Kunde über die deutschen Bühnen gemacht hätte. Auch „Die Göttin der Vernunft“ von Paul Heyse, das sechste Bändchen seiner dramatischen Dichtungen, ist nirgends zur Aufführung gekommen. Französische Revolutionsdramen haben bisher immer nur eine sporadische Verbreitung gefunden und sind nie auf die ersten Bühnen gedrungen. Dies gilt auch von den betreffenden Trauerspielen Robert Griepenkerl's und denjenigen des Herausgebers d. Bl. Robert Hamerling verzichtet daher in seinem neuen Revolutionsstück: „Danton und Robespierre“, von Hans aus auf die Aufführung, welche überdies schon durch die Behandlung im Stil des genialen Kraftdramas und der historischen Chronik ausgeschlossen ist, und auch D. F. Heinsichen's „Danton“ wird sich in dies Los ergeben müssen.

Dagegen ist es eine erfreuliche Thatsache, daß auch das Lesepublikum sich für Dramen interessiert, welche auf hervorragenden Bühnen zur Aufführung gekommen sind. So liegt Friedrich Palm's „Wildfeuer“ in dritter Auflage vor, Emanuel Geibel's „Sophonisbe“ in zweiter, und „Die

Gräfin“ von Heinrich Kruse in dritter Auflage. Von dem talentvollen Autor des letztern Stückes ist ein neues: „Jürgen Wullenweber“, im Buchhandel erschienen. Einen vaterländischen Stoff von unmittelbarem Interesse für die Gegenwart behandelt Karl Biedermann's „Der letzte Bürgermeister von Strassburg“; ein historisches Nationaldrama: „Ulrich von Hutten“, hat H. Ethé gedichtet.

Trotz aller Proteste einer vom modernen Standpunkt ausgehenden Kritik erfreut sich das antike Drama noch immer einer verhältnismäßig eifrigen Pflege. Gleichwol bringen es auch die Productionen der bessern Dichter aus diesem Stoffkreise nicht über den Werth der Studie. Auch in den dramatischen Werken von G. Conrad (Prinz Georg von Preußen), die in zwei Bänden vorliegen, steht das antike Drama in einer größtentheils phantastischen und schwunghaften Auffassung im Vordergrund. Ein ebenfalls poetischeres Trauerspiel ist die „Olympias“ von Friedrich Marx, von welchem Dichter auch ein fünfactiges Schauspiel: „Jacobäa von Baiern“ vorliegt. Von biblischen Dramen erwähnen wir: R. Behre: „Joseph und seine Brüder“ (zweite Auflage); L. Frommüller: „Moses“, dramatisches Gedicht, und „Paulus“, ein dramatisches Gedicht in 30 Gesängen, jedenfalls mehr ein Epos, und Luise von Bloennies: „Maria Magdalena“, ein geistliches Drama; von antiken: „Dido“ von W. Jensen und „Pomponia“, dramatisches Gedicht von J. K., sowie „Julian der Abtrünnige“ von Hermann Rlotte. Dem deutschen Mittelalter entlehnt ist Adolf Wilbrandt's mit Bühnen- und Formgewandtheit ausgeführtes Trauerspiel: „Der Graf von Hammerstein“, dem slawischen Mittelalter A. Wilhelm's „Dmitri Iwanowitsch“ und F. von Woringen's „Adwiga“. Friedrich Karl Schubert hat ein Trauerspiel: „Der deutsche Bauernkrieg“, Ludwig Müben ein fünfactiges Drama: „Jakob Molay“, erscheinen lassen. Andere Dramen sind: „Victor“, Drama vom Verfasser der „Weizenähre“; J. Wander: „Dramatische Werke“, erster Band: „Die Hofdame“; J. Pape: „Das Liebespaar von Andernach“; H. Rosenthal: „Adonis“; E. Leistner: „Willst du dein Herz mir schenken?“; „Der Deserteur“, dramatisches Zeitgemälde; J. Werther: „Verzeihung“, Schauspiel, frei nach dem Italienischen; „Almeira“, ein Drama in Californien, nach dem Spanischen; „Ludwig van Beethoven“, dramatisches Charakterbild in vier Aufzügen, von einem Bonner; A. Weckler: „Herzog Ulrich der Verbannte“; P. Lohmann: „Wider den Stachel“, dramatische Dichtung.

Die Werke eines bedeutenden Dramatikers, der für das Bühnen- wie für das Lesepublikum fast zu den Verschollenen gehört, während sein dramatischer Freskenstil auf eine ganze Richtung unserer Schauspielproduction noch von bestimmendem Einfluß ist, die Werke des genial-paradoxen Christian Grabbe hat der Herausgeber d. Bl. in einer ersten vollständigen Gesamtausgabe erscheinen lassen.

Ein sehr beliebtes Genre dramatischer Dichtung, welches freilich auf unsern Bühnen keine Stätte findet, ist das dramatische Mysterium und das dialogisirte Märchen. Zu dem ersten gehören alle Faustiaden; denn Goethe's „Faust“ ist im Grunde auch ein modernes Mysterium. Hierher zu rechnen ist auch die letzte Dichtung des jüngstverstorbenen Adolf Böttger: „Das Galgenmännchen, dramatische

Märchendichtung"; ferner sind zu erwähnen: „Satan im Verhör, ein Sylvestermysterium“; G. Leutrig: „Aschenbrödel, Faschingspiel“; W. Hofäus: „Don Sylvio's Brautfahrt, ein Fastnachtspiel“; L. Egler: „Der Sylvesterabend im Spiegel des Volksglaubens“; B. Ponholzer: „Volkssdramen zur Belehrung und Unterhaltung“ (vierte Folge). Als großes Volksmysterium ist das „Passionspiel im Oberammergau“ zu betrachten, über welches drei neue Schriften von F. Lampert, S. Holland und C. Brunner vorliegen.

In dem Lustspiel ist in diesem Jahre kein Meisterstück gethan; auch alte Schützen, wie Koderich Venedix, und jüngere Mitbewerber um den Lustspielpreis, wie Julius Rosen, haben nur zum Theil Verwendbares geschaffen; auch sind die neuesten Stücke derselben noch nicht im Buchhandel erschienen. Von Julius Rosen liegen „Gesammelte dramatische Werke“ (2 Bde.) vor, in welche die beliebtesten Lustspiele dieses Autors aufgenommen sind. Ein sehr feines einactiges Lustspiel: „Unerreichbar“, bildet den ersten Band von Wilbrandt's „Dramatischen Schriften“. In E. Bloch's „Volkstheater“ ist ein geschichtliches Schauspiel von F. Schütz: „Täuschung auf Täuschung“ mit aufgenommen, welches eigentlich in das Gebiet der historischen Intriguenlustspiele gehört. Kleinere Lustspiele finden sich in andern Sammlungen, im „Hausstheater“, im „Deutschen Theater“, in der von Martin Perels herausgegebenen „Deutschen Schaubühne“. Ein Originallustspiel von Graßhoff (Freiherr von Wilhelm) führt den Titel: „Nur praktisch.“ Von dem „lustigen Komödienbüchlein“ von F. Poggi liegt das dritte und vierte Bändchen vor. Die Poesie, welche meist für den Bühnenbedarf gearbeitet ist, durch den breiten Raum, den sie der Improvisation gewährt, an die italienische commedia dell' arte erinnert und der Literatur nur sehr zum Theil angehört, macht auch nur ausnahmsweise eine Visite auf dem buchhändlerischen Markt; wir erwähnen: A. Hopf: „Theater-Humoresken“, mit Beiträgen von C. Helmerting; W. Leonhardi: „Schulze und Müller als stamessische Zwillinge“, komisches Trauerspiel; E. Hirtze: „Ein Tag in Saarbrücken, oder der Franzose in der Wauselalle.“

Der historische Roman erfreute sich in diesem Jahre keiner eifrigen Pflege, was die Quantität der betreffenden Productionen betrifft, wohl aber haben einige der namhaftern Schriftsteller diese Gattung angebaut, welche, wenn auch in ihren Hauptzügen von Walter Scott begründet, doch eine sehr mannichfache Behandlungsweise zuläßt. Julius Rodenberg's fünfbändiger Roman „Von Gottes Gnaden“, dessen historischer Held Oliver Cromwell ist, schließt sich an das Vorbild Walter Scott's in Bezug auf eingehende Detailmalerei und gruppierende Compositionsweise eng an. Das Josephinische Zeitalter der Humanität und Aufklärung behandelt mit entsprechender geistiger Beleuchtung Alfred Meißner: „Die Kinder Roms“, Karl Frenzel: „Das goldene Zeitalter“, und in der Form des romantischen Memoirenromans Luise Mühlbach: „Kaiser Joseph und sein Landknecht.“ Eine Episode aus dem Leben des deutschen Reformators stellt Levin Schücking's Roman „Luther in Rom“ dar.

In die ersten Zeiten des Christenthums führt uns

der auf gelehrten Quellenstudien ruhende Roman der Gräfin Franziska Schwerin: „Boher und Bohin?“ Gräfin L. von Robiano gibt ein geschichtliches Lebensbild aus dem schottischen Freiheitskriege 1316—29: „Robert Bruce oder die Helben von Bannochburn.“ Außerdem erwähnen wir von geschichtlichen Romanen: F. Carion: „König August und sein Goldschmied“; G. Hill: „Die Dank des Verderbens“; Graf Stanislaus Grabowski: „Des Königs und der Königin Soldat“; Robert Springer: „Gräfin Lichtenau“; S. Schmid: „Friedel und Oswald“, Roman aus der Tirolergeschichte, Band 21 der „Gesammelten Schriften“ dieses Autors; und das lebendige Zeitgemälde von Diefried Wylus: „Das Testament von Sanct-Helena“; A. Ferrari: „Man to“. Ein großes culturgeschichtliches Gemälde in einer nur zum Theil romanhaften Form, das auf hannoverschem Localboden sich in seinen Hauptgruppen entrollt, aber auch bis in andere Staaten und Welttheile übergreift, bieten uns die Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen: „Hundert Jahre. 1770—1870“, ein nachgelassenes Werk des hannoverschen liberalen Abgeordneten H. A. Oppermann.

Unser Register der historischen Romane würde unvollständig sein, wenn wir die Lieferrungsromane unbeachtet ließen, welche gerade die Geschichte für ihre Unterhaltungszwecke ausbeuten. Es ist kein gutes Zeichen, daß diese pfundweise abzuwägende Fabrikarbeit ohne alle schriftstellerische Physiognomie von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen ist. Natürlich ist das Interesse der Zeitgeschichte dasjenige, welches dem Publikum und den Autoren am meisten auf die Finger brennt, und es fehlt daher nicht an literarischen Schlachtenbummalern, welche bereits den deutsch-französischen Krieg, während unsere Brüder noch auf den Schlachtfeldern bluten, für die Leihbibliothekenslektüre zurechtmachen. Die Literaturgeschichte kann sich, auch bei peinlichster Gewissenhaftigkeit, mit dem Einregistriren der Werke und ihrer Titel begnügen, und auch von d. Bl. kann man keine weitere kritische Protokollaufnahme verlangen.

Auf unserer Registerrolle stehen: F. Lubojasky: „Der Papstspiegel oder das Leben und Treiben der Päpste bis auf unsere Zeit“; E. Pitawall: „Marie Antoinette, Frankreichs hingerichtete Königin oder Oesterreicherin und Französin“; „Marie Theresia und der schwarze Papst“; „Die Neutralen oder Oesterreich über alles. Historisch-romantische Enthüllungen aus Europas jüngster Zeit“; A. Walther: „Napoleon III., Frankreichs blutdürstiger Kaiser oder der Sieg der tapfern Deutschen. Illustriertes historisches Roman aus dem deutsch-französischen Kriege“; E. Stugau: „Durch Nacht zum Licht, großer historischer Roman aus den Jahren 1846—66“; F. Weder: „Der Franzosenkrieg im Jahre 1870 oder Deutschlands Feuerprobe. Historisch-romantische Erzählung des deutschen Nationalkampfes gegen Frankreich“. Die meisten dieser Titel erinnern an die Programme, welche die grell gepinselten Jahrmarktsbilder erläutern.

Doch der Lieferrungsroman versteigt sich auch auf das Gebiet freier Erfindung oder benutzt criminalistische Grundlagen, wie: G. Verthold: „Kratauer Klostergeheimnisse oder die lebendig begrabene Nonne. Romantische Erzählung aus neuester Zeit“; R. Starck: „Diavola, die

Geheimnisvolle oder der Kampf eines Weibes; Roman nach einer wahren Begebenheit"; E. Dauer: „Die Mörderin aus Wollust oder Giftküche und Giftkost"; K. Neumann: „Die Rache des Scheintodten oder: Ein Fürstenson als Leichenhändler. Ein wahrheitsgetreuer Roman mit sorgfältiger Benutzung russischer Sitten." Der Productivität dieser Romantik in Lieferungen, die von einzelnen Firmen höchst geschäftsmäßig betrieben wird, kommen einzelne Autoren gleich, welche die minder populäre Form des Romans in Händen wählen, eine oft als Romanbandwurm erscheinende Form. Von einem Romanschriftsteller W. Bernhardt verzeichnet das Jahr 1870 die folgenden Productionen: „Dis ins dritte und vierte Glied. Roman aus der Gegenwart"; „Finette oder die Perle des Ballets. Ein Sittengemälde aus der Gegenwart"; „Berlin arm und reich, romantisches Lebensbild"; „Die Banditen des Salons. Roman aus der Gegenwart"; „Berlin im Keller und im ersten Stock, ein berliner Sittengemälde"; „Die Wollarbeiterin, ein Sittenbild der Gegenwart"; „Damburg in Licht und Schatten, modernes Sittengemälde"; „Der König der Bauernfänger, ein berliner Sittengemälde"; „Der Roman einer Kunstreiterin". Wenn sich die Production dieses Autors gleichsam in verschiedenen Lebens- und Sittenbildern verzettelt, so steht A. Schrader hinter ihm nicht zurück, was die Masse des Gelieferten betrifft, aber diese Masse bildet ein großes Ganzes. Sein „socialer Roman aus der Gegenwart" umfaßt vier mehrbändige Romane: „Kunst und Liebe", „Der Untergang des alten Regime", „Das Verhängniß", „Auf den Wogen des Lebens".

Von den bedeutendern Erscheinungen des Zeitromans erwähnen wir in erster Linie Karl Gutzkow's „Die Söhne Pestalozzi's", ein phantastisch- und geistreicher pädagogischer Roman; Robert Dyr: „Sphynx"; Max Ring: „Götter und Götzen"; Melchior Meyer: „Duell und Ehre"; P. Galen: „Der Friedensengel"; Gustav vom See: „Falkenrode" und „Sadowa"; Adolphine Boldhausen: „Das Kind aus dem Ebräergang"; E. A. König: „Die Geheimnisse einer großen Stadt". Die Novellistin der „Gartenlaube",

E. Marlitt, hat ihren umfangreichsten Roman: „Die Reichsgräfin Gisela", dessen Heldin ein aristokratisches Aschenbrödel ist, nun auch in Buchform erscheinen lassen. Andere Romane aus der Gegenwart sind: A. Mügelburg: „Die Enterbten"; E. von Kessel: „Fried Eigenreich oder die Schule des Lebens"; J. D. S. Lemme: „Die Frau des Rebellen"; Mathilde Quednow: „Dornrose"; E. Fels: „Coreley"; A. Corrodi: „Blühendes Leben"; A. von Wildenfels: „Frauenrache"; Luise Ernesti (M. von Humbracht): „Todtes Kapital"; F. A. Heibinger: „Nach dem Klostersturm"; J. Conard: „Die Dame im Schleier"; M. von Schlägel: „Von Sünde zu Sünde"; Olga Freifrau von Leonrod (geb. von Schaezler): „Verschiedene Wege und ein Ziel"; Elisabeth von Grotthuß: „Die Adoptivgeschwister"; Graf S. Grabowski: „Mesoalliancen"; G. Hoeder: „Nammun und Marmor"; L. Ziemssen: „Umwege zum Glück"; J. Bacher: „Prinzessin Sidonia"; Sophie Verena: „Ueber alles die Pflicht"; J. Haas: „Ein und All"; F. Hoffmann: „Die Scornati" und „Die Töchter des Hauses"; E. von Vibra: „El paso de las animas"; Katharina Diez: „Heinrich Heine's erste Liebe"; M. Horn: „Am Erlenhof"; J. Stark: „1870, Deutschland über alles"; Chevalier Vincenti: „Der Roman eines Gefolterten"; K. E. Hahn: „Schloß Frawodar"; K. Schram: „Der Kampf um den Namen"; W. Chatterton: „Die neuesten Geheimnisse der Tuilerien".

Während die exotischen Romanschriftsteller diesmal nur durch zwei Romane: Armand: „Der Krösus von Philadelphia", und B. Müllhausen: „Der Piratenlieutenant", vertreten sind, hat der humoristische Roman einige beachtenswerthe Erscheinungen aufzuweisen: F. W. Hackländer hat viele Jugenderinnerungen in seinem Roman: „Der letzte Bombardier", verwerthet; A. von Winterfeld einen neuen komischen Roman: „Der Elefant"; W. Raabe einen mit dem befremdlichen Titel: „Der Schüdderump", erscheinen lassen, und ihnen schließt sich der Roman des als Lyriker vortheilhaft bekannten Hermann Delschläger: „Wunderliche Leute", an.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Hermann Lingg's neueste Gedichte.

Gedichte von Hermann Lingg. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1870. 8. 1 Thlr.

Lingg's Muse ist ausnehmend productiv; sie streut ihre voluminösen Bände unermüdet aus. So liegt jetzt ein dritter Band der „Gedichte" vor, der ebenfalls mehr als zwanzig Druckbogen Lyrik enthält. Der Tiefinn Hermann Lingg's verleugnet sich auch in diesen Gedichten nicht; aber der Werth derselben würde größer sein, wenn sowol ihre Masse eine sorgfältigere Sichtung, als auch jedes einzelne Gedicht wiederholte Prüfung und größere Läuterung erfahren hätte. Wir finden in der Mehrzahl der Gedichte einzelne Schönheiten jener eigenen Art, wie nur Hermann Lingg's originelle Begabung sie zu schaffen vermag; dagegen finden wir selten ein einzelnes Gedicht, welches allen Ansprüchen der Poetik in Bezug auf Correctheit und vollendete Form genügt, und oft wer-

den wir in den anziehendsten zurückgestoßen durch harte Apostrophirungen, durch ungelente Satzbildung, welche den freien dichterischen Fluß lähmt, ja selbst durch unrichtig gezählte Versfüße, kurz, durch unmelodische Härten, deren Beseitigung reiflicher Erwägung nicht schwer gefallen wäre. Es gibt Dichter, deren Inspiration von selbst eine schwunghaft lautere Form gewinnt; aber die Inspiration von Lingg hat etwas Schwerfälliges, dgs geistig Bedeutsame gewinnt nicht von selbst ein kleidsames Gewand; es tritt auf in vulkanischer Thätigkeit, welche der dichterischen Form etwas Zerstückeltes, Spalten, Risse und Sprünge mittheilt. Auch das kleinste Gedicht verlangt Architektur, harmonisch gegliederten Aufbau. Wie indes schon der Bau des großen Lingg'schen Epos: „Die Völkerwanderung", an cyklopische Mauern erinnerte und durch eine roh aufgethürmte Massenhaftigkeit charakterisirt

wurde, so gibt es auch unter den einzelnen Gedichten viele, in denen die Gedankenquadern etwas urwüchsig aufeinandergeschichtet sind und welche der künstlerischen Gliederung entbehren.

Am wenigsten heimisch fühlt sich Lingg's Muse auf dem Gebiet der Lieberdichtung, wo der melodische Fluß, das Musikalische der Poesie, die Empfindung tragen soll. Gleichwol besteht der vierte Theil der Sammlung, das ganze zweite Buch, das „Buch der Liebe“, aus Gedichten, welche nach Form und Inhalt dem Bereich der Lieberdichtung angehören. Viele der Lingg'schen Lieder erinnern an die anacreontischen Oden — es sind scharf ausgeprägte Situationsbilder, die oft mehr plastisch sind als stimmungsvoll, bisweilen aber durch wahrhaft geniale Wendungen überraschen, wie das folgende durch seine Schlußwendung:

Setzt tauchst du schneerig lilienrein
Ins leichte Wellengefoe
Die zarten Glieder ein,
Und blühest im Bad wie eine Rose;
Das Wasser, kaum berührt
Von deinem kleinen Fuße,
Schwimmt, da es deine Nähe spürt,
Beseelt empor zu deinem Grufe.
Das ausgeblühte Lockenhaar
Wällt über deinen Rücken,
Verschämt erblickt sich offenbar
Die Schönheit mit Entzücken.
Und während ich im Garten hier
Dies schreib' zu deinem Ruhme,
Raht sich ein schöner Falter mir,
Als wär' dies Blatt schon eine Blume.

Stimmungsvoll ist das Gedicht:

Wenn um die Durgruine
Der Drossel Schlag verstummt,
Und nur noch eine Biene
Um ihre Blumen summt, —
Wie freif' ich dann so gerne
Durch Dickicht und Gestein,
Nur über mir die Sterne,
Und nur mit dir allein.
Im Thal noch zirpt die Grille,
Fern rauscht ein Wasserfall,
Hier oben in der Stille
Lebst du nur und das All.

Einzelne Lieder sind heinitrend, fast pointirte Genrebilder der Empfindung, z. B.:

Während jagen Sturm und Schloßen
Durch der Berge Lannennacht,
Mühsam mit den müden Rossen
Zieht durchs Thal ein Wagen sacht.
Mit den Nebelwolken ringend
Leuchtet der blasse Mond hervor,
Und ein Posthorn, lustig klingend,
Tönet aus der Schlucht empor.
Blase nur die schönsten Stücke!
Morgen, guter Postillon —
Hab' ich mit dem Tagesbilde
Meines Liebsten Briefe schon!

Gleiches Lob verdient des schöne ausgeführte Situationsbild:

Durch die Winternacht allein
Ball' ich spät noch meine Pfade,
Hier und da ein Flackerschein
Aus den Häusern am Gefilde u. s. f.

Die Liebespoesie Lingg's verleugnet weite Perspektiven in die Welt- und Geschichtsfeme nicht; es spielt allerlei Sagenhaftes mit herein, vom Medusenhaupt bis zum Schleier der Sphäre, von der Nacht des Chaos bis zu den Göttern, welche lächelnd den Tod geben. Astronomische Nachtphantasten, geologische Erdbilder fehlen nicht; ebenso wenig schwermüthige Todesgedanken. Bisweilen gestaltet sich aus diesen Bildern ein harmonisch schönes Gedicht wie das Lied:

Sintend schwebt der Mond in Schleiern
Erüber Wolken durch die Luft —

oder:

Verstummt sind nun die Wogen,
Die lärmend uns getrennt —

mit den schönen Versen:

Du seltne Blume, sage,
Wie kamest du herein
In meiner armen Tage
Verspäteten Sonnenschein?

Nicht immer indef decken sich Bild und Gedanke, wie in dem folgenden Gedicht:

In der Erde dunkeln Schacht
Leuchten hell die Edelsteine,
In der Seele tiefter Nacht
Oft Gedanken, sonnenreine.

Eine todt' Sonne spricht
Aus dem funkelnden Juwelle;
Deine Liebe warf ein Licht
In den Abgrund meiner Seele.

Hier ist in der letzten Strophe das tertium comparationis auf den Kopf gestellt, während es in der ersten klar hervortritt. Die an und für sich schönen Zeilen: „Eine todt' Sonne spricht aus dem funkelnden Juwelle“, lassen keine Schlußverse erwarten, in denen ein von außen kommendes Licht in den Abgrund geworfen wird. Es ist dies eine Probe der unerlaubten Katachresen. Unklar ist die Pointe in dem Liede:

Nur gespielt mit meinem Schmerze —
So? nur so gespielt hast du —
Und gelacht dazu?
Untreu wurdest du zum Scherze?
Ostern ist's, o du mein Leben,
Sterben müßt' ich, sterbend dir vergeben.

Leere und spielerische Pleonasmen enthält das Lied, in welchem der Dichter die Geliebte ins „Licht der Sterne“ treten läßt, weil er ihr Angesicht in diesem Licht so gern sieht, es mit ihm so gern vergleicht, es in ihm so gern küßt.

Seine hat bei aller Freiheit, mit der er die Hebung und Senkungen behandelte, doch die Zahl derselben streng beobachtet — gleichsam das anatomische Knochengerüste des Liedes nicht verwahrlost. Lingg bewahrt selbst in kleinen Gedichten nicht streng die Fußzahl der Trochäen:

Leuchtender als Diamant,
Weißer als der Sphäre Schleier,
Brennt in mir, von dir entbrannt,
Das geheimnißvolle Feuer.
Halt' und küsse! — träum' indef der Leuchter!
Wenn die Morgenlüfte nah,
Blickt aus deinen Augen feuchter,
Goldener der Tag mich an.

Hier hat die erste Zeile des zweiten Verses statt dreier Trochäen vier und macht damit nur die unklare und un-

schöne Wendung: „träum' indefs der Leuchter“, möglich. Auch der durchgängige freie Wechsel in der Zahl der Versfüße gibt kleinern Gedichten etwas Ungeordnetes.

Das erste Buch der Sammlung: „Buch der Jahre“, gibt eine Reihe poetischer Geschichtsbilder von dem Alterthum bis in die neueste Zeit, Fresken und Arabesken. Gleich „Prometheus“ in sapphischen Strophen ist eine antike Gemme; der „Gesang aus den Nilgräbern“ hat jene altersgraue Färbung, wie sie Ringg meisterlich zu treffen weiß; „Homer“ ist unbedeutender; „Helenä“ mit der Paris-Bislon der schönen Griechin, die in dem jungen Telemach den Entführer wiederzusehen glaubt, hat edeln Klang und treffenden Abschluß. Wie in Stein gehauen ertönt das „Lied an die Armen“, dessen prägnante erste Strophen lauten:

Ihr Armen mit dem blutigen Stab,
Der nimmer grünt und blühet,
Ihr geht die Erde aus und ab,
Verzehrt und abgemühet,
Ihr hoffet keinen Sonnenschein
Und fürchtet keinen Regen;
Gedeiht das Korn, geräth der Wein,
Für euch ist's doch kein Segen.
Das Jahr sei noch so fruchtbar,
Bleibt euer Elend doch sich gleich.

Wann esset ihr euch satt an Brot?
Ja, wenn die Steine blühen! —
Ihr säet Müß' und erntet Noth,
Und euer Feld sind Mühen.
Mit Distel, Dorn und Hagebutt
Blüht' euer Garten immer,
Und euer Weinberg steht auf Schutt,
Und euer Gold ist Klummer;
Mit Wolken deckt die Nacht euch zu,
Und Staub und Thau sind eure Schuh'.

Eins der bedeutendsten Gedichte der Sammlung ist „Die Harpyen“. Die Belebung der mythologischen Gestalten zu menschheitlicher Bedeutung, welche zu den stärksten Zügen des Ringg'schen Talents gehört, tritt hier markig hervor. Zwar ist der „Messias“, der jeden Tod und jedes Weh überwunden hat, der den greifenklauigen Jungfrauen das Haupt abhaut und ein Reich des Friedens im ausgestorbenen Thal gründet, etwas visionär unbestimmt gehalten; desto schöner ist die Schilderung derjenigen, die zu den unheimlichen opferlustigen Jungfrauen den Weg finden:

Und zu ihnen kommt, wer flüchtig aus der Heimat irren muß,
Wen die Menschheit ausgestoßen, oder Lebensüberdruß;
Aelterlose, bleiche Kinder, schuldlos wie im Paradies,
Die kein Vaterland mehr haben, die das eigne Blut verfließ-

Dahin kommen stolze Frevler, Geister, die zu kühn und groß
Allzu früh vom sichern Ufer banden ihre Schiffe los,
Abgehau'ne Heldenzweige eines einst berühmten Baums,
Träumer, die zu tief geschlafen auf den Kissen ihres Traums.

Die Apotheose des Mittelalters hat ebenfalls Schwung und stimmungsvolle Färbung. Ebenso gelungen ist das Gedicht: „Heinrich der Finkler“, unbedeutender „Friedrich und Ezelin“ und „Cola Rienzi“. Tiefstinnig ist der „Gnomon“, „Die Conquistadoren“, ein Situationsbild mit erotischer Perspektive. Die Gedichte aus der Neuzeit haben nicht die gleiche Satttheit der Farbengebung. Die Schlußstrophe des „Hilderlin“ zeichnet sich durch ihre neuen, markigen Reime aus:

Nur Schmerz sollt' deine Früchte klettern,
Doch freudig trankst dein Leben du
Den Göttern zu, den Allbergeltern,
Und auf des Friedens weißen Zeltern
Ging still dein Tag zur Abendruh'!

Am farbenreichsten ist „Napoleon's I. Beisetzung“, doch gänzlich veraltet:

Und unserm Buch der Zeitgeschichte,
Von keinen Thaten sonst bewegt,
Sei zwischen leerer Blättergeschichte
Ein Sarg als Merker eingelegt.

Das Gedicht: „Der Krimkrieg“, ist ein ethnographisches Museum en miniature. „Der Hochländer Kriegsmarsch“ behandelt die bekannte Episode aus der Belagerung von Lucknow, welche bereits Geibel, Kinkel u. a. besungen haben, nicht ohne markige Darstellung, doch mit einzelnen schwachen Stellen.

Das dritte Buch: „Genrebilder“, enthält zunächst einige kulturgeschichtliche Skizzen wie: „Der erste Seefahrer“ und „Erfindung des Glases“. „Cleopatra an ihre Schlange“ ist unbedeutend; „Ausblid“ dagegen hat etwas Gespenstiges, und „Verlorene Paradiese“ einen sinnigen elegischen Zug:

Auf dem Kiesweg, in der Laube,
Wo sie ging und niedersaß,
Schwirrt und girrt die wilde Taube,
Dickicht wächst und hohes Gras.

Nur wildbühende Kiesel
Duften wie verirrt noch dort
Ueber dem verlorenen Eben
Schweremuthvoll am öden Ort.

Deb' sind auch die Stätten wieder,
Wo sonst Bällerglück gelacht,
Ueber Trümmer schwanken nieder
Weiden auf zerföhrte Pracht.

In den Herzen, hinter Mauern,
Wo man Länder glücklich pries,
Ueberall ist Grund zum Trauern
Und verlorenes Paradies.

„Oberon's Ball“ ist eine niedliche Blume aus dem Reich der Feen- und Blumenphantasie; „Der Raryatide im Concertsaal“ eine phantastische Grille, etwas gesucht und bizarr; „Nothtaufe“ ein grelles Genrebild. Die humoristischen Genrebilder, wie „Der Dorfarzt“, sind mehr kraus wunderbarlich als wirksam oder behaglich anmuthend.

Unter den funfzig „Sonetten“ findet sich manche tief-sinnige Wendung. Störend sind in formeller Hinsicht die häufigen harten Apostrophirungen und hin und wieder gesuchte Inversionen oder gezwungene Constructionen; z. B.:

Wofür verblutend manches Herz gerungen,
Was Weise dachten, daß dafür noch jeder
Als Kriegerhelden, auf dem Meer Entveder
In kaum gehauten Welttheil vorgebrungen.

Was half's? Was, daß mit Feuerzungen
Die Wahrheit sprach? Die Licht- und Thatenweder
Stets wurden sie durch blutige Vollstrecker
Von Arglist und Gewalt erlegt, bezwungen.

Ebenso unmelodische, stolpernde Verszeilen:

Wie du mit nichts prangst, als mit den Geschenken,
Die die Natur dir gab.

Unreine Reime sind selten; wir haben uns nur „Sitte“

und „Granite“ notirt. Auch die trivialen Reime vermeidet der Dichter, welche den Sonetten den Charakter abgetragenen Flitters geben. Historische Bilder, poetische Rückblicke auf Athen, auf die Sieger von Salamis, auf die alten Tragiker, auf Altenglands frohe Zeit und Chatspeare, auf corsische Helden von sehr episodischer, untergeordneter Bedeutung sind häufig in den Sonetten; bedeutender sind die philosophischen, in denen ein pessimistischer Zug vorherrscht, wie die folgende Probe beweisen mag:

Der Frühling kommt, die alten Gräber gähnen
Und hauchen Moder aus durch Beischendbüfte,
Was Land und See belebt und Meer und Küste,
Seht wieder aus auf Nord mit Krall' und Zähnen.

Der Raubthier' größtes, furchtbar wie Hyänen,
Der Mensch, erschließt die ungeheuern Gräfte,
Die sein Geschlecht grub, und durchspäht die Kläfte
Der Geisterwelt, stets voll von schlauen Plänen.

Berschlingend dringt er bis zum letzten Kerne
Der Dinge, die er gerne mücht' ergländen,
Er würgt durch Liebe, tödtet in die Ferne,

Gedanken, seine stärkste Waffe, zünden;
Sein Sehnen geht bis an die höchsten Sterne,
Den Abgrund aber fällt er aus mit Länden.

Das Gedicht des Ausonius über „Die Mosel“, welches Ringg in gereimten Jamben übersetzt hat, wird von ihm sehr hochgestellt; wir halten dasselbe nur für ein beschreibendes Gedicht in der schlechten und tadelnswerthen Manier, wie sie einige englische und deutsche Dichter des vorigen Jahrhunderts nachahmten, an einigen Stellen mit nicht ungeschicktem poetischem Aufpuß; aber auch von erschrecklicher Nüchternheit, z. B. wo Ausonius die Fische und Nebenflüsse der Mosel schildert.

Die neue Sammlung von Ringg trägt wiederum die bedeutsame, energische Physiognomie des originell begabten Dichters zur Schau; aber um mancher marligen Intuition und Schilderung eine schöne Unvergänglichkeit zu sichern, bedurfte es doch einer schärfern Feile der dichterischen Form. Wir finden zu viel Hoherz mit ungeläuterten Schladen.

Rudolf Golttschall.

Zur Charakteristik von Leibniz.

1. Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Lichtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit. Für die Gegenwart dargestellt von Edmund Pfeleiderer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutschen politischen Flugchriften nachgewiesen von Edmund Pfeleiderer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Leibniz und seine Zeit. Populäre Vorträge gehalten im Anfang des Jahres 1869 von Ludwig Grote. Hannover, Brandes. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

„Wir haben nicht wie andere Länder eine Gelehrtenbiographie. . . Denn Deutschland allein von allen Ländern hat kein Auge, die herrlichen Anlagen und Keime seines Bodens zu erkennen und ihnen die Unsterblichkeit zu sichern. Es vergift sich selbst und die Seinen, wenn es nicht von den Fremden an seinen eigenen Reichtum erinnert wird.“ Diese Worte des großen Leibniz, wie wahr sind sie noch heute, und wie bitter haben sie sich an ihm selbst erfüllt! Die erste Gesamtausgabe der Leibniz'schen Werke von dem Genfer Dutens enthält nur zwei politische Schriften und nur eine deutsche Schrift überhaupt; selbst unsere neuesten Literaturhistoriker wissen von Leibniz' politischer Wirksamkeit spottwenig und meinen gar, es sei Leibniz fast ebenso schwer wie Friedrich dem Großen geworden, sich deutsch auszudrücken. Durch die neuern Forschungen und Veröffentlichungen (von Guhrauer, Foucher de Careil, Perz, Onno Klopp, Pfeleiderer u. a. m.) ist nun aber die Zahl der ans Licht gestellten politischen Schriften bereits eine überraschend große geworden, und seine deutschen Schriften allein füllen jetzt mehrere Bände. Dabei aber ist gar nicht zu ermessen, wie viel später noch zu Tage kommen wird. Man kann also mit Recht sagen, daß wir uns jetzt recht eigentlich in einem Stadium der Wiederentdeckung unsers großen Landmanns befinden, das noch keineswegs zum Abschluß gelangt ist. Es ist unverantwortlich, daß die frühere hannoversche Regierung die in ihren Archiven

ruhenden Geisteskräfte jahrhundertlang hat verkümmern lassen, und tief zu beklagen, daß die preussische Regierung, als sie sich veranlaßt sah, Onno Klopp die Herausgabe zu entziehen, nicht für unverweilte Fortsetzung des begonnenen Werks durch geeignete Kräfte Sorge getragen hat.

Am wenigsten Bereicherung hat die Philosophie des Leibniz durch die neuern Veröffentlichungen erfahren, mehr schon seine Theologie, am allermeisten aber sein Leben, sein Charakter und seine Wirksamkeit in praktischer Richtung, von deren unglaublicher Vielseitigkeit und Wichtigkeit man bisher kaum eine Ahnung gehabt hat. Wenn Runo Fischer in dem zweiten Bande seiner „Geschichte der neuern Philosophie einumfassendes Bild von Leibniz' philosophischem System entrollt, wenn Pichler in einem jüngst erschienenen Werke die „Theologie des Leibniz“ behandelt, wenn Guhrauer seine Biographie in anerkannt trefflicher Weise geliefert hat, so bietet Pfeleiderer in dem vorliegenden Werke (Nr. 1) eine Würdigung der praktischen Bestrebungen dieses univiersellen Geistes, und erst diese vier sich gegenseitig ergänzenden Werke geben ein vorläufig einigermaßen erschöpfendes Bild, in welchem doch noch manche Seiten, wie z. B. die mathematischen Leistungen und technischen Erfindungen, völlig zu kurz kommen. Man sieht, wie weit wir noch von einer einheitlichen Gesamtdarstellung seines Lebens und Wirkens entfernt sind, wenn auch die emsigen Bestrebungen der Gegenwart freudig und dankbar zu begrüßen sind, welche sich bemühen, die unserm großen Landmann von der Vergangenheit angethane Unbill zu vergüten — denn wir sind es, und nur wir, die bei diesen Bemühungen zu gewinnen haben.

Pfeleiderer's Werk ist eine ebenso interessante und empfehlenswerthe Lektüre für den Laien wie eine wichtige Bereicherung der Geschichte (erste Hälfte des Buchs), Culturgeschichte (zweite Hälfte) und Literaturgeschichte (das

Ganze). Das Ende des 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts spiegeln sich nach allen Richtungen des damaligen Lebens und Strebens in dem hellen Denkerauge Leibniz', und wenn wir mit unsern Geschichtsquellen überhaupt auf Mittheilungen der Zeitgenossen angewiesen sind, so sind die Schriften dieses univervellen und vorurtheilsfreien Geistes wahrlich nicht die schlechtesten Quellen. Wie in seiner Philosophie jede Monade (Individuum) ein Mikrokosmos ist, welcher von seinem Standpunkte aus die ganze große Welt repräsentirt (vorstellt), so ist Leibniz ein Mikrokosmos für seine Zeit, gleichsam ein Kugelspiegel, in dem sich die Bilder der gesammten Umgebung mit besonderer Schärfe darstellen, und in welchen hineinblicken heute nicht nur Belehrung, sondern auch künstlerischen Genuß gewährt. Die Leistungen des Mannes sind so umfassend, daß Pfliederer's umfangreiches Werk doch nirgends Längen enthält, sondern von Anfang bis zu Ende fesselt, nicht zum geringsten durch die eingestreuten zum Theil sehr langen Ausführungen aus Leibniz' Schriften, in welchen durchweg die Höhe des philosophischen Standpunktes im Verein mit dem liebevollen Versenken in die empirischen Details des besondern Gegenstandes Bewunderung abnößigt.

Die andere Schrift von Pfliederer (Nr. 2) bildet eine Ergänzung zu dem ersten Werke, insofern sie den Nachweis zu führen bemüht ist, daß von den in einem titellosen Bande der tübinger Universitätsbibliothek enthaltenen 34 Flugschriften, unter denen zwei anerkannt Leibniz'schen Ursprungs sind, noch zwölf andere Anspruch haben, als Leibniz'sche Schriften angesehen zu werden. Da der Inhalt dieser zwölf Schriften in das Hauptwerk mit hineinverarbeitet ist, so dürfte dieser literarische Nachweis für das größere Publikum von geringerem Interesse sein.

Das Grote'sche Buch (Nr. 3) beansprucht nicht wie Pfliederer, auf Quellenforschungen gestützt, etwas Neues zu bieten, sondern will nur durch anziehende und übersichtliche Darstellung das von seinen Vorgängern (wozu Pfliederer nicht gehört) Geleistete dem größern Publikum zugänglicher machen — gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen. Die Sprache ist fließend und ausdrucksvoll, der Stoff mehr biographisch geordnet und nicht im entferntesten erschöpfend. Es ist freilich nicht schwer, über einen so dankbaren Gegenstand anziehend und populär zu schreiben. Der prononciert christliche Standpunkt des Verfassers erblickt „den tiefern Grund der theilweisen Erfolglosigkeit der Leibniz'schen Bestrebungen darin, daß er das, was er vertheidigen wollte, selbst nicht oder doch nur bis zu einem gewissen Grade kannte und besaß. Verständig genug, um die Religion hochzuachten und den Werth der Gottesfurcht für die Erhaltung der Gesellschaft zu erkennen, hat Leibniz dennoch das wahre Wesen des Christenthums, nämlich die Erlösung zur wirklichen Freiheit und Seligkeit, nicht gekannt. Er war ein christlicher Denker, aber das eigentliche Wehen des Geistes war ihm fremd.“ Wohl uns, daß Leibniz kein Christ nach dem Herzen des Pastors Grote war! Hätte er sonst der Vater der deutschen Aufklärung sein können, der uns lehrte, daß die natürliche Religion, welche nichts ist als Metaphysik und Sittenlehre, aufrichtig geübt, zur Seligkeit genüge, und der die Kirche für eine natürliche

1871. 1.

Gemeinschaft, wie den Staat oder die Ehe, erklärte, welche auch wol ohne Offenbarung hätte bestehen können? Glaube Grote, daß Leibniz heute auch nur noch in dem Sinne Christ sein würde oder könnte, wie er es vor zweihundert Jahren insolge einer streng christlichen Erziehung war, daß er heute noch dieselbe Schen hegen würde, die geistlose Schale der religiösen Idee mit hartem Wort zu zertrümmern wie damals, wo sie das einzige, allereinigste Geistesbrot des armen geknechteten Volks war, für das sein Herz in warmem Mitleid schlug? Der Segen, den seine vermittelnden Bestrebungen zwischen Theologie und Philosophie brachten, kam seiner Generation und den folgenden zugute, mittelbar also auch uns und unsern Nachkommen; indem sie diesen erziehlischen culturgeschichtlichen Gewinn vorbereiten halfen, waren also auch seine christliche Erziehung und sein religiöser Sinn von Wichtigkeit. Seine ewigen philosophischen Leistungen hingegen haben offenbar durch diese Hinneigung zu christlich-theologischen Vermittelungen eine Einbuße erlitten, über welche man sich mit dem culturgeschichtlichen Nutzen trösten muß.

Wenn man dem Pastor Grote eine entgegengesetzte Auffassung dieses Verhältnisses zugute halten kann, so ist um so mehr zu bedauern, daß er gemäß seiner eigenen politischen Stellung sein Werk über Leibniz dazu benutzt hat, um welfische Propaganda im preußenfeindlichen Sinne zu machen. Die in der Jugend gethanen ungünstigen Äußerungen Leibniz' über die brandenburgische Politik des „sogenannten“ Großen Kurfürsten werden redlich ausgebeutet, ohne den völligen Umschwung in späterer Zeit darzulegen, wo Leibniz an den jungen preußischen Staat seine besten Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands knüpfte. Trotzdem daß Leibniz erst nach einem fast beleidigend langen Zögern den Dienst in Hannover annahm, wird doch dieser und die aus demselben hervorgegangenen politischen und historischen Arbeiten dazu benutzt, um Leibniz zu einen Welfenagitator zu stempeln, u. s. w. Die schnellebige Gegenwart, für die sogar die Welfenagitation der letzten vier Jahre schon wieder veraltet ist, gestattet, mit einem nachsichtigen Bedauern über die tendenziösen und theilweise gehäßigen Entstellungen dieses Buchs hinwegzugehen, das sich selber durch diese Tendenz sein Schicksal geschmiedet hat.

Um die Bedeutung der praktischen Bestrebungen Leibniz' zu würdigen, muß man sich zunächst vergegenwärtigen, welche eine Zeit es war, in die sein Leben fällt. Geboren am 21. Juni 1646 erlebte er seine Jugend unter den Eindrücken der Nachwehen jenes gräßlichen Kriegs, der Deutschland auf fast ein Drittel seiner Bevölkerung heruntergebracht, der einen Abgrund von Noheit und Sittenlosigkeit geöffnet und eine tiefe Nacht der Unbildung und des Aberglaubens über das deutsche Volk ausgegossen hatte. Es war kein Wunder, daß die Religion sich aus Gottesglauben in Teufelsglauben und der Cultus in eine Summe von Exorcismen verwandelt hatte, welche in der Hexenverbrennungswuth gipfelte; kein Wunder, daß der lange Kampf der Fürsten gegen den Kaiser das Gefühl der Zusammengehörigkeit aufs äußerste gelodert und

2

unter dem trügerischen Deckmantel der Freiheitsliebe dem kurzschichtigsten und schamlosesten Particularismus Thür und Thor geöffnet hatte, dessen Interesse nicht mehr auf Stärkung, sondern auf Lockerung des Reichsverbandes gerichtet war, um womöglich zur vollen isolirten Selbständigkeit und zur Vergrößerung der Hausmacht zu gelangen, und sei es auch durch Verrath am Vaterlande und mit ausländischer Hülfe. Bei jeder neuen Wahlcapitulation wurde das Recht des Kaisers mehr beschnitten; und die Reichstage beschrieb ein Zeitgenosse mit folgenden Worten: „Protestirend kommen wir zusammen, zusammenkommend erheben wir Kompetenzstreit, unter Kompetenzstreitigkeiten berathen wir, berathend richten wir Verwirrung an, in der Verwirrung beschließen wir, das Beschlossene verwerfen wir, und so erwägen wir des Vaterlandes Heil durch langsamen, gewaltsamen und weinseligen Rath (per consilia lenta, violenta, vinolenta).“ Die Rechtspflege lag so im argen, daß Leibniz vom Reichskammergericht sagt, die Herren Assessoren hätten, auch in völliger Anzahl, mit Erörterung des bereits Vorliegenden länger denn ein ganzes Jahrhundert zu schaffen. Die Gelehrtenzunft war dem deutschen Leben völlig entfremdet und wühlte in einem verknöcherten Humanismus den alten Staub lateinischer Manuscripte nutzlos stets von neuem durch. Die Theologie aber war in einem wüthenden Parteigezänk um die abgeschmacktesten Fragen und Haarspaltereien zu Grunde gegangen, sodas sie in ihrer Entfremdung von wahrer einsältiger Frömmigkeit ganz unfähig geworden war, dem abergläubischen Volke in seinem Elend einen Trost oder Ersatz zu gewähren. Vielmehr trug der wüthende Religionshaß der Geistlichkeit wesentlich dazu bei, die Zerrissenheit und den Jammer Deutschlands ins Unerträgliche zu steigern, da er die protestantischen Theile Deutschlands durch stetes Mißtrauen gegen Oesterreich aufreizte, während der katholische Klerus nie aufhörte, das deutsche Wesen selbst wie die Sünde zu hassen, auf gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus zu sinnen, und bei jedem Versuch Frankreichs, der auf Deutschlands Schwächung und Erniedrigung abzielte, den eifrigsten Bundesgenossen desselben im deutschen Lager abzugeben. Trotz der vollständigen nationalökonomischen Verarmung waren doch die Wohlhabendern durch den Mangel deutscher Industrie gezwungen, ihre Luxusbedürfnisse aus dem Auslande zu beziehen, also die Handelsbilanz des armen Landes immer mehr zu verschlechtern.

So lag Deutschland in jeder Beziehung dem Auslande schutzlos zum Raube bloß, und die Hülfe war weder von dem völlig verkommenen niedern Volk, noch von den Gelehrten und Geistlichen, noch von den längst zu philiströser Spießbürgerlichkeit herabgesunkenen Reichsstädten, noch von dem seine Unbildung und Böllerei unter französischem Firnis verbergenden Adel, sondern einzig und allein von den Fürsten zu erwarten. Aber auch von diesen war wieder ein Theil in den Händen der jedem Fortschritt feindlichen Jesuiten, und die meisten in einer schwelgerischen Nachahmung des französischen Hofes verloren, deren eitler Prunk weder das Interesse für segensreiche Verbesserungen aufkommen, noch auch pecuniäre Mittel dafür übrigließ. Dem Patrioten blieb also da-

mals kein anderer Weg übrig, um seine Ideen zum Wohl des Volks zu verwirklichen, als daß er einen ausnahmsweise verständigen und wohlwollenden Fürsten aussuchte und dessen Gehör gewann, wo er denn freilich um der guten Sache willen sich in manche Launen und Liebhabereien seines Gebieters schicken mußte. Auch Leibniz konnte nicht anders verfahren, wollte er nicht die unzähligen fruchtbaren Keime, die er in sich trug, nutzlos verkümmern lassen. Er war von Neigung nichts weniger als Hofmann, wie er denn schwer über die Launen der Fürsten und über die Zeitvergeudung bei Hoffesten klagt (Pfleiderer, S. 26—27); er war auch keineswegs rühmsüchtig, wie die zahllose Menge seiner anonymen Schriften beweist, und wenn er bemüht war, sich eine pecuniär gesicherte Stellung zu erwerben, so war es wesentlich deshalb, um nicht mehr Fürsten und Höhergestellten „nachlaufen“ zu müssen. In allen diesen Punkten bringt Pfeleiderer wesentliche Berichtigungen der bisher üblichen Ansichten über den Charakter Leibniz' bei. Er konnte es nicht unterlassen, auf dem einzigen Wege, den es damals gab, für das Wohl Deutschlands zu wirken, denn niemals fühlte jemand wärmer und inniger für sein Vaterland, nie empfand jemand schmerzlicher und tiefer als er das jammervolle Elend des mit so schönen Anlagen versehenen deutschen Volks, nie schwellte ein berechtigterer Stolz die Mannesbrust, eine freudigere Zuversicht, in vielen Punkten eine schmerzlos heilende Hand auf die eiternden Wunden legen zu können.

Er war eine wunderbar harmonische Natur, die das Bedürfnis hatte, alle Gegensätze in sich zu vermitteln. Alle einseitig theoretischen oder gar quietistischen Lebensanschauungen waren ihm ein Greuel; er wird nicht müde, an andern „diesen Sabbath der Ruhe in Gott als einen faulenzertisch-nichtsnutzigen Zustand“ zu bekämpfen. Ihm selbst wäre ein contemplatives Gelehrtenleben wie das des Spinoza unmöglich gewesen; es drängten die Gedanken in ihm stets unmittelbar zur Ausführung, und ließen ihm keine Ruhe, sodas er nach noch so vielen vergeblichen Versuchen dieselbe Sache stets von neuem in Anregung bringen mußte. Ein solcher Mann kann kein Doctrinär sein; er weiß, daß die Idee das gebärende Princip ist, aber er weiß auch, daß die Realisation der Idee oft wunderliche Wege einschlägt und genöthigt ist, an die historisch gegebenen Existenzbedingungen anzuknüpfen, auch wenn diese nicht den Wünschen entsprechen. Er weiß auch, daß bei verzweifelten Zuständen oft die heroischen Mittel die allein zum Ziele führenden sind, und sagt in Bezug hierauf: „Es ist nicht alles für tyrannisch zu achten, welches dem Ansehen nach tyrannisch zu sein scheint, weil auch von guten Regenten die tyrannischen Staatsgriffe zum guten Ziel und Ende gebraucht werden können. Dieser Ursachen halber muß man in Beilegung des tyrannischen Namens sehr behutsam gehen.“ Er weiß sich mit stückweisen Erfolgen, mit kleinen Zugeständnissen zu begnügen, in der Zuversicht, daß, wenn nur erst ein kleiner Anfang gemacht ist, die Idee an diesem mit der Zeit schon eine Handhabe zu vollständiger Verwirklichung finden werde. Wo der reale Boden für eine ideale Entwicklung erst geschaffen werden muß, da begehrt er nie den Fehler, die ideale Entwicklung

voranzustellen; so z. B. bringt er vor allem auf die Sicherstellung des äußern Bestandes von Deutschland durch straffere Einigung und Herstellung einer tüchtigen und schnell bereiten Kriegsverfassung, ehe der innere Aufbau des Reichs und die Abwägung der gegenseitigen Berechtigungen innerhalb desselben mit Nutzen unternommen werden könne. Das Recht faßt er stets historisch, nicht als doctrinär logische Kategorie auf; er schreibt aber auch nirgends dem historischen Recht mehr als relative Bedeutung zu, wie schon seine wunderbare Definition beweist: „Das Recht ist die Weisheit der Liebe, welche auf Glückseligkeit hinzielt.“

Kein Wunder, daß eine solche Natur ihre unmittelbaren Absichten häufig modificiren muß, wenn die gegebenen Umstände wechseln, ja daß sie wol gar zu verschiedenen Zeiten entgegengesetzte Mittel aufwendet, ohne doch ihrem idealen Endzweck untreu zu werden. Die Doctrinäre freilich, welche nicht einsehen können, daß das Beste stets der Feind des Guten ist, mögen eine so labirende Natur nach ihrem Geschmack zu diplomatisch finden, wie es bei Leibniz bisher fast allgemein geschehen ist. So sehen wir Leibniz besonders in politischer und kirchlicher Beziehung eine bedeutende Wandlung der Ansichten durchmachen. In seiner Jugend schwärmte er für die Reunion des Protestantismus mit dem geläuterten Katholicismus und für eine Wiederherstellung des mittelalterlichen Glanzes des Deutschen Reichs, dessen Kaiser zu den Königen der Nachbarreiche eine Stellung wie die Kurfürsten zu den Fürsten einnehmen soll, und der mit dem Papste Hand in Hand gehend eine neue Aera des Weltfriedens inauguriren soll. Später aber, als ihn die genauere Kenntniß der heillos verrotteten Zustände des habsburgischen Hofes und des päpstlichen Romanismus die Unausführbarkeit seiner optimistischen Jugendträume kennen lehrten, da sah er ein, daß nur von der Seite des Modernen, von dem germanischen Protestantismus aus und mit Hilfe der protestantischen deutschen Fürstenthümer eine Verjüngung des deutschen Volkslebens zu hoffen sei, da verzichtete er auf die Reunionsbestrebungen und begnügte sich mit dem Versuch einer protestantischen Union, da wendeten sich seine Blicke mehr und mehr auf das jungaufstrebende Königreich Preußen, in welchem er einen Kern frischer strebsamer Volkskraft erkannt hatte wie in keinem andern Theile Deutschlands. Während er zu Anfang die brandenburgische Politik des Großen Kurfürsten als gewöhnlichen selbstsüchtigen Particularismus verwirft, begrüßt er bereits mit Jubel die Erhebung Preußens zum Königreich, und setzt am Ende seines Lebens auf dieses seine besten Hoffnungen. Und doch bleibt sein Blick stets auf das Ganze gerichtet. Nie vergißt er die Menschheit bei seinem nationaldeutschen Patriotismus, sondern dieser wurzelt eben in der Ueberzeugung, daß das Deutschthum das Herz Europas und der beste Kern der Menschheit ist, und daß die dereinstige Wiederherstellung des Deutschen Reichs für ganz Europa von dauerndem Segen sein wird. Nie vergißt er in seiner spätern Zeit über seinem Interesse an dem Emporblühen des protestantischen Hannover und Preußen den nationaldeutschen Gesichtspunkt, wonach er in diesen lebensfähigen Gebilden keineswegs mehr sucht als einen Krystallisationskern

für eine Neugestaltung Deutschlands von innen heraus. Wie seine philosophische Weltanschauung weder ein mechanisches Nebeneinander todter Massen (Gassendi, Cartesius), noch eine selbstlose Abhängigkeit des Einzelnen vom Ganzen (Spinoza), sondern nur ein organisches Ineinander lebendiger und selbstthätiger, aber zu absoluter Harmonie zusammenwirkender Individuen kennt, so sucht auch seine politische und kirchliche Ansicht in echt germanischem Sinne überall eine lebendige bedeutsame Durchbringung des großen Ganzen mit der freien Selbstthätigkeit der Glieder. Vom Allgemeinen verlangt er Achtung vor der Freiheit der Glieder, von diesen Verständniß für die Harmonie der Interessen. „Man kann nicht besser für sich selber sorgen, als wenn man es thut für das Ganze, was zugleich die Verherrlichung Gottes ist.“

Sein Wahlspruch war: „Nicht was dein, was mein, sondern was nützt der ganzen Gemein.“ Und als Motto setzt Pfleiderer den Ausspruch Leibniz' aufs Titelblatt: „Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugendhaften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlandes billig am meisten zu Gemüth gehen sollte.“

Und nach diesen Grundsätzen, die wahrscheinlich manchen unserer großen Geister, der in nicht so traurigen und hoffnungslosen Zeiten wie Leibniz lebte, beschämen könnten, hat er gehandelt sein Leben lang. Nicht verlockende Anerbietungen des Auslandes vermochten ihn, wie sonst die besten Köpfe seiner Zeit, sich seinem Vaterlande und seinen dort so beschränkten Verhältnissen zu entziehen, sondern unermüdblich streut er die Keime seiner Ideen in Flugschriften und Promemorias aus, unermüdblich arbeitet er daran, dem Widerstand der Jesuiten selbst als Protestant in Wien die Stelle eines kaiserlichen Raths abzukämpfen, weil wesentlich dort zu jener Zeit die Geschichte Deutschlands noch entschieden wurden, und umspannt, wenn man die vorübergehenden Leistungen in Wien mitrechnet, mit seiner politischen Thätigkeit der Zeit nach Mainz, Hannover, Wien und Berlin, also so ziemlich die Hauptpunkte, wo man damals die Hebel politischer Wirksamkeit für Deutschland ansetzen konnte. Großentheils seinem heftigen Drange nach praktischer Bethätigung seines Genies ist es auch wol zuzuschreiben, wenn er die für einen zwanzigjährigen Jüngling doch gewiß lockende Professur an der kleinen Universität Altdorf ablehnte, welche ihm infolge seiner glänzenden juristischen Doctorbispulation daselbst angeboten wurde. Freilich zeigen auch spätere Briefe, daß er von den deutschen Universitäten gering dachte (Grote, S. 37). Wer denkt nicht unwillkürlich dabei an Spinoza's und Schopenhauer's Ablehnung der ihnen angetragenen Professuren?

Und wahrlich, es thut dem verwaisten Deutschland noth, daß man sich seiner annahm, denn es lag in wahrhaft hoffnungsloser Erniedrigung danieder, sodaß alle besetzten Geister sich vaterlandsvergessen in kosmopolitische Gleichgültigkeit und specialistische Interessen zurückzogen. Leibniz erfaßte es als seine Mission, wie ein Prediger in der Wüste vor fast tauben Ohren zu predigen. Ein Philosoph war es damals, wie in der zweiten Periode deutscher Erniedrigung, der sein mahnendes Donnerwort erschallen ließ, um die feigen ehrvergessenen Schläfer wachzurütteln. Aber Fichte hatte mit seinen Reden an die

deutsche Nation nicht allein zu kämpfen, ihm zur Seite kämpften die Lieder der Freiheitskämpfer, kämpfte die stille Arbeit eines Scharnhorst und Stein. Leibniz hatte keine solchen Bundesgenossen, und hatte kein Publikum, das ihm eine solche Wärme und Andacht wie Fichte entgegenbrag. Vom Jahre 1668 an bis zu seinem Tode (14. November 1716) wirkte er fortwährend mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, unter welchen, abgesehen von dem directen Einfluß bei Fürsten, die politischen Flugschriften die erste Stelle einnehmen, wobei man sich daran zu erinnern hat, daß es eine politische Tagespresse damals noch nicht gab. Pflückerer sagt:

Und dies alles thut er bald in kürzlicher, wo es sein muß, selbst derber Prosa, bald in glatter scharfgespitzter Dichtung, um zu den tauben verschlossenen Ohren alle Schlüssel zu probiren. Jetzt ist es schneidender Spott wie im „Mars“, dieser schlimmen Vertheidigungsschrift für die Waffen des allerchristlichsten Königs, jetzt mildere Ironie, wie im „Hauptbessein“. Dann begegnen wir wieder dem bitteren Ernst, der kalt wie ein Richter z. B. in den „Reflexionen“ oder im Manifest von 1704 die Sünden und Laster des Gegners aufdeckt. Und endlich staunen wir, aus dem gleichen Munde eine milde, rathende, ja bittende Sprache zu vernehmen, oder den Todfeind gar als hochmännischen Lobredner auftreten zu sehen, wo es gilt, den ägyptischen Vorschlag in seiner eigentlichen oder vergeistigten Gestalt dem gefährlichen Gegner Deutschlands nahezubringen, wie es Leibniz ohne Vermittelung oder durch Beziehung aller nur denkbaren Fürsprecher von 1672 an in den Jahren 1687, 1688, 1689 und 1715 immer wieder versuchte. Kurz, der Eine Mann ist feurig weckender Agitator, der Volk und Fürsten zur Ehre und Pflicht ruft, . . . er ist kalter Staatsmann und politischer Mathematiker, der unbeirrt vom Kampf der eigenen oder fremden Leidenschaft rechnet und abwägt, was das wahre Wohl des Vaterlandes erfordert; er ist gewandter Diplomat und geschmeidiger Hofmann, der alle Verhältnisse demselben Ziel dienlich zu machen sucht.

Aber seine Arbeit war eine Sisyphusarbeit, und stets rollte der mühsam hinaufgewälzte Stein von der Höhe wieder abwärts. Die erste Hälfte des Werks verfolgt den Verlauf der Geschichte und zeigt uns, wie Leibniz bald die allzu Schwachen zum Nachgeben gegen den übermächtigen Gegner ermahnt, bald die Zeit zur Einigung, Stärkung und Küftung zu benutzen gebietet, bald zur Aufraffung aller Kräfte gegen den übermüthigen Friedensbrecher aufruft. Alles vergebens. Frankreichs Glanz stieg immer höher, Deutschlands Ohnmacht wurde immer tiefer, seine Verluste immer schmerzlicher, seine Zerissenheit immer unheilbarer. Selbst die von Leibniz empfohlenen Sonderblindnisse, welche die zur Zeit unerreichbare Reichseinheit zum Schutz gegen den bösen westlichen Nachbar ersetzen sollten, hatten, soweit sie überhaupt zu Stande kamen, wegen der mangelnden einheitlichen Leitung und wegen ungenügender Vertheidigungsmittel keinen Erfolg.

Was war es, das Leibniz in diesem anscheinend hoffnungslosen Kampf aufrecht erhielt und ihn zur Fortsetzung stärkte? Es war sein unerschütterlicher Glaube an die Vernunft in der Geschichte, an die tiefe Weisheit der Wege der Vorsehung, an den endlichen Sieg des Wahren, Guten und Rechten, an den Durchbruch der Idee, die sich wie ein Phönix in verjüngtem Leibe aus der Asche einer ihr nicht mehr angemessenen Realisationsform empor-schwingt. Wenn je der kleinmüthige Philister das Recht zu haben schien, den gläubigen Idealisten zu ver-spotten, so war es in jener Zeit, wie sie nie trostloser

auf einem großen Volke gelastet hat; aber der Idealist behält recht gegen alle Philister, es ist dennoch und dennoch die Idee, ihre Macht und ihre Herrlichkeit, die sich in Natur und Geschichte offenbart! So sagt Leibniz:

Die Weltentwicklung gleicht der Spirallinie, die auch im Abwärtsgehen steigt. Zu was also verzagen, wenn wir in der fallenden Windung liegen; es geht doch vorwärts und aufwärts. . . Nur nie verzweifeln; die Entmüthigung schadet nur; indem sie die Thatkraft lähmt. Halten wir uns an die Lichtseiten, und kämpfen von ihnen aus frisch gegen die Schattenpartien; bessern wir statt zu klagen und zu grollen. Viel besser als das Horazische: „Nur nichts bewundern“, ist der andere Grundsatz: Nur nichts gering achten und gleichgültig oder matt-sinnig ansehen! Aus allem läßt sich etwas machen; die Menschen namentlich sind besser, als man denkt und gar wohl der Bervollkommnung, der Erziehung und Einwirkung fähig. Hat man seither etwas unterlassen, nun, zum Aufwachen ist's nie zu spät; holen wir das Veräumte nach, damit wenigstens wir vor unserer Nachwelt rein dastehen. . . Ein Hauptsatz meiner Philosophie im Einklang mit der Heiligen Schrift ist, daß keine Kraft sich verliert; sie wird nur verpflanzt, sie zerstreut und sammelt sich wieder; nicht bloß die Seelen dauern, sondern noch mehr, selbst alle Handlungen leben fort, so flüchtig und vergänglich sie auch vor unsern Augen erscheinen mögen: die vorangehenden reichen den kommenden die Hand. Und so wünsche ich mir als Grabchrift den Vers:

Was ich besaß im Geist, was freudig vollbracht, war mein eigen.

Was erst gesät, ich lasse es ruhig; uns folgen die Werke.

Das ist der Optimismus des Leibniz: die frühliche Zuversicht auf die siegreiche Verwirklichung der Idee durch die frische ausharrende That, ein Vertrauen, das sich durch keine scheinbare Unmöglichkeit beirren, durch keine anscheinende Erfolglosigkeit im Laufe eines Lebens erschüttern läßt. Und er hat recht behalten, dieser Optimismus, weil er eine ewige Wahrheit ist. „Segen Abend hellt sich der Himmel“, kann man auch von Leibniz sagen. Wie vieles er auch für sein Theil vergeblich erstrebt hatte, gar manches war ihm gelungen, und er durfte sich sagen, daß er sein Volk gebildeter, wohlhabender und hoffnungsvoller sah, da er schied, als da er es kennen lernte.

Und fünf Jahre nach seinem Tode veröffentlichte Montesquieu in seinen „Persischen Briefen“ (Nr. 136) das im Munde eines Franzosen ewig denkwürdige Wort: „Das Deutsche Reich, nur ein Schatten des ehemaligen, ist bei alledem die einzige Macht auf Erden, welche die Zersplitterung nicht geschwächt hat; die einzige, glaub' ich sogar, welche an Stärke zunimmt nach Maßgabe ihrer Verluste, und welche, saumselig in der Benutzung ihrer Siege, unüberwindlich durch ihre Niederlagen wird.“

Wir können den großen Leibniz heute nicht erwecken, damit er sich dieser großen Zeit der Auferstehung Deutschlands erfreue und den Lohn seines festen Glaubens und seiner hingebungsvollen Vorarbeiten finde, aber wir können uns zurückversetzen in die Zustände jener traurigen Zeit und in die Empfindungen eines damaligen deutschen Patrioten, um an dem Contrast dieser Vergangenheit erst ganz inne zu werden, welche hoher beneidenswerther Güter wir jetzt theilhaftig geworden sind. Und lernen können wir von dem philosophischen Staatsmann unsere Ungebild zügeln, wenn uns einmal der Rothurnschritt der Geschichte selbst jetzt noch zu langsam zu gehen scheint.

Eduard von Hartmann.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Politische Broschüren von 1870.

1. Was fordern wir von Frankreich? Von Heinrich von Treitschke. Dritter unveränderter Abdruck, aus dem XXVI. Bande der Preussischen Jahrbücher. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.
2. Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser. Von Wolfgang Menzel. Zweite unveränderte Auflage. Stuttgart, Kröner. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. Von Adolf Schmidt. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Zeit u. Comp. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Eine historische Skizze von Rudolf Unger. Berlin, Ritter u. Sohn. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Alle diese Broschüren kommen auf dasselbe Resultat der Betrachtung hinaus, daß Elsaß und Lothringen wieder deutsch werden sollen; die beiden ersten sprechen es unumwunden aus, daß diese eroberten Provinzen nur an Preußen zu vergeben sind, um jeder Vermehrung der deutschen Vielstaaterei entgegenzuwirken. Die erste und zweite, sowie die dritte und vierte dieser Schriften gehen ihren Entwicklungen nach parallel miteinander. Die beiden ersten, die von Treitschke und Menzel, stehen auf dem Standpunkte der allgemeinen Betrachtung der diesjährigen politischen Situation und sind beide kurz vor den Ereignissen von Sedan abgeschlossen (vgl. Treitschke, S. 45, Datum des 31. August, und Menzel, S. 92). Die beiden unter Nr. 3 und 4 aufgeführten Hefte dagegen machen die historische Vorführung der Verluste des Deutschen Reichs an Frankreich, die in den Broschüren Nr. 1 und 2 einen nur beigeordneten Theil bildet, zum ausschließlichen Ziele der Darstellung.

Die Schrift von Unger spricht in den ersten Zeilen vom „Zeit, vor Einnahme der feindlichen Hauptstadt“; während Adolf Schmidt seine historiographische Uebersicht bereits im Jahre 1859 „im Angesicht der Napoleonischen Friedensstörungen“ herausgegeben hat und dieselbe im September 1870, nach den Ereignissen von Sedan, in zwei neuen Auflagen erscheinen läßt.

Die gewaltig fortschreitende Zeit hat bereits die Kritik über die Tendenz dieser Gelegenheitsdissertationen ausgeübt; das, was in ihnen als historische Nothwendigkeit gefordert wird, hat die preussisch-deutsche Waffenmacht als politische Thatsache festgestellt. Dem journalistischen Recensenten seien hier nur einige Hindeutungen auf die von den vier Verfassern behandelten geschichtlichen Grundverhältnisse gestattet.

Wir knüpfen an jenen Vorgang in der Mitte des 16. Jahrhunderts an, der in allen vier Broschüren erwähnt und in dreien, nach einer eigentlich trivialen Aufassung, als ordinärer, verabscheuungswürdiger Verrath am heiligen Deutschen Reich dargestellt wird: an die Ueberlassung der drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, im Jahre 1552, an Heinrich II. von Frankreich, durch den Kurfürsten Moriz von Sachsen. Der Kurfürst hatte bekanntlich durch diese allerdings durchaus illegitime Eigenmächtigkeit, nachdem der Schmalkaldische Protestantentbund danibergeschlagen war, die mit blendenden Versprechungen verknüpfte Unterstützung Frankreichs gegen Kaiser Karl V., den tyrannischen habsburgi-

schen Spanier, erkaufte, um durch das letzte verzweifelte Mittel dem Protestantismus endlich eine politische Berechtigung im Reiche zu erwerben und dafür den Passauer Religionsfrieden zu erzwingen. Wer die unumgängliche Bestimmung des Protestantismus zu einer ausschließlichen oder wenigstens paritätischen Reichsmacht anerkannt, wer ihm die geschichtliche Berechtigung zur Führung des Schmalkaldischen und des Dreißigjährigen Kriegs zugestanden hat, der mußte freilich auch die Politik des Kurfürsten Moriz durch seine katholische Bestandtheile theilweise vom Reiche gefondert wurden, begreiflich finden und billigen können.

Zur Entschuldigung des diplomatischen Sachsenfürsten sei es ferner gesagt, daß er durch diese Handlung sich und seine Dynastie auch nicht um ein Dorf bereichert und den Sieg über einen allmächtigen Kaiser einzig und allein für seinen Gottesglauben in einer uneigennütigen Selbstenhaftigkeit ausgebeutet hat, die, wie wenige Beispiele deutscher Geschichte, an Vorbilder der antiken Geschichte erinnert.

Daß diese drei Bisthümer aber, obgleich König Heinrich seine dem deutschen Fürstenbunde dafür gegebenen Versprechungen ganz und gar nicht eingelöst hat, dennoch bei Frankreich bis auf dieses Jahr 1870 verblieben sind, und daß ferner diesem Verluste der Verlust aller jener, im gegenwärtigen Kriege zuerst zurückerlangten Länder und Städte, als die Landgrafschaft Elsaß, dann Strassburg und ganz Elsaß, endlich auch das weltliche Herzogthum Lothringen (1735) selbst gefolgt ist: das alles ist nicht die Folge jener einzelnen kühn diplomatischen Felonie, sondern die Folge der als ausschließlich legitim prätenbirten Politik, durch welche Oesterreich und die Großmächte des Westens 300 Jahre hindurch das sogenannte europäische Gleichgewicht immer und immer wieder herzustellen bemüht erschienen.

Wollte Adolf Schmidt seine Vorträge über „Geschichte der französischen Politik gegen Deutschland“, die er laut Mittheilung im Vorwort seiner Broschüre Ende Juli und Anfang August in Jena gehalten hat, im Druck veröffentlicht, so würden dem Publikum sicherlich höchst interessante Beleuchtungen jener Verhältnisse und insbesondere des durch jene ganze Zeit sich wiederholenden Intriguenspiels zwischen dem deutschen Reiche, der österreichischen Dynastie und dem französischen Königthum sich offenbaren, welche drei Elemente unter sich ebenfalls, wie es scheint bis heute, vergeblich ein dauerndes Gleichgewicht angestrebt haben. Wenn in Bezug darauf Wolfgang Menzel seinen sechsten Abschnitt überschreibt: „Wir haben mit dem französischen Volke abzurechnen, nicht bloß mit Napoleon III.“, so wäre dabei freilich in Erinnerung zu bringen, daß das französische Volk, welches alle jene schändlichen Verraubungen der deutschen Nation in den frühern Jahrhunderten ausgeführt hat, das französische Volk unter den Bourbonen gewesen ist.

Ganz besonders Dank wird das geschichtsfreundliche Publikum Adolf Schmidt für dasjenige zollen, was er über den „Verlust des Herzogthums Lothringen“ sagt, wenngleich er dem eigenthümlichen Phänomene der Uebersiedelung der

letzten halbsouveränen Herzogsfamilie in Frankreich auf die Throne des ausgestorbenen Habsburg (1740) und selbst für ein halbes Jahrhundert noch auf den römisch-deutschen Kaiserthron (1745) nur zwölf Seiten widmen konnte. Eine ausführliche moderne Geschichte der Dynastie Lothringen wäre jetzt sicherlich zeitgemäß.

5 Die österrösch-preussischen Beziehungen und ihre verkehrte Auffassung. Den deutschen Vereinen in Oesterreich gewidmet von einem Deutschösterreicher. Leipzig, D. Wigand. 1870. 8. 5 Ngr.

Welche Auffassung als die richtige der Verfasser der „verkehrten Auffassung“ entgegensetzen will, wird aus diesen zwei Bogen nicht ganz klar, denn der übrigens von Sachkenntnis zeugende Stil ist, obgleich derb und zum Theil grob bis ans Extrem, doch auch diplomatisirend. Zu den Grundgedanken gehören die: von dem „in der Weltgeschichte sonst unerhörten Schlaraffenland in Oesterreich, dessen unfähigste Regenten stets sehr alt wurden“, und von dem „Metternich'schen Polizeistaat mit seiner ultradiabolischen Knebelung zweier großen Kulturvölker, des deutschen und des italienischen“. Das ist indess das Oesterreich von heutzutage nicht mehr, und von letzterem spricht der Verfasser sehr wenig.

6. Böhmen und Oesterreich. Eine Studie von Fr. Gr. von S. . . . N. Prag, Dominicus. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Hier blicken wir in das, was von den historischen Conflicten innerhalb Oesterreichs bis heute übriggeblieben ist. Diese Schrift ist, wie aus entschieden eigenthümlicher Intelligenz, so auch aus einer bestimmten und nicht alltäglichen Parteirichtung hervorgegangen. Verfasser ist durchaus kein Verfassungsabsolutist; er sucht und findet in mancher Hinsicht Vermittelung zwischen historischer und repräsentativer Reichsauffassung, zwischen nationalem Feudalismus und modernem Idealismus, zwischen Föderativstaat und Centralisation. Doch bleibt seine Betrachtung im allgemeinen bei den Principienfragen stehen und hat auf 34 Seiten für praktische Specialvorschläge kaum Raum finden können.

7. Die Reform der preussischen Verfassung. Leipzig, Dunder und Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Motto lautet: „Die Neigung, zu erhalten, und die Fähigkeit, zu verbessern, machen zusammen den Staatsmann aus.“ Ein Staatsmann von Fach und Erfahrung offenbar ist es, der dieses Buch geschrieben hat, kein Dilettant. Er selbst sagt von demselben mit Recht: „Aus eingehendem Studium der betreffenden Fragen hervorgegangen, treten diese Erörterungen in

manchen Punkten den herkömmlichen Anschauungen der liberalen wie conservativen Doctrin scharf entgegen, werden aber doch nicht ohne Nutzen sein, weil sie lediglich durch praktische Gesichtspunkte eingegeben sind.“ Solche Gesichtspunkte machen sich namentlich z. B. in dem ausführlichen Kapitel über die Bildung der Volksvertretung geltend, woselbst Verfasser nicht für das absolut allgemeine Stimmrecht Partei ergreift. Sollten Fortschrittsfreunde darin sogenannte reactionäre Gelüste wittern, so beweist der Verfasser die Vorurtheilslosigkeit seiner allgemeinen Anschauungen, die zum Theil von Fridericianischem Geiste zeugen, dennoch auf andern Seiten. Ich citire ganz gelegentlich die Stelle S. 259: „Nichts kann unglücklicher sein, als sich für das göttliche Recht der Könige auf die Heilige Schrift stützen zu wollen, welche uns vielmehr eine fortlaufende Reihe von Unterbrechungen des sogenannten Legimitätsprincips zeigt“, u. s. w.

Der anonyme Verfasser datirt sein Vorwort von Ende März 1870. Die Ereignisse, die seitdem eingetreten sind, lassen die Provocation von Verfassungsreformen vielleicht nicht von allen Seiten her zeitgemäß erscheinen. Was indessen die Zukunft möglicherweise auch für Verfassungsreformen uns bescheren möge, wir möchten der bescheidenen Ansicht sein, daß die meisten der deutschen Verfassungen, die das 19. Jahrhundert producirt hat, in ihren Grundsätzen für alle wünschenswerthen persönlichen und öffentlichen Rechte genügenden Schutz gewähren würden, wenn diese Grundsätze bei der praktischen Anwendung nur stets in der möglichst günstigen Auslegung zur Geltung kämen. Ein bedenklicher Umstand scheint uns der zu sein, daß vor diesen Verfassungsrechten die alten Gesetzgebungen einer frühern, mit Oeffentlichkeit, Nationalentwicklung, Parteileben und Pressproduction unbekanntem Zeit zum Theil noch in vollster Anerkennung existiren. In was für Conflicten kann die mit der Zeit mitlebende Generation gerathen, die in Zeitungen und Broschüren tagtäglich von den ausgezeichneten modernen Personalrechten und generellen Verfassungsgrundsätzen liest, und ganz und gar nicht daran erinnert wird, daß der practicirende Beamtenstand in der factischen Ausübung seiner Verpflichtungen vielleicht einzig und allein nach den tausend und tausend verwickelten Paragraphen der alterthümlichen Specialgesetzgebung instruirte ist! Nicht weniger als für die Verfassungen möchten daher für die alten Landrechte Revision und Reform nothwendig erscheinen.

Feuilleton.

Eine kritische Anthologie.

Der als Iyrischer und novellistischer Aquarellmaler durch seine sanftern Bildchen bekannte Theodor Storm hat unter dem Titel: „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“ (Hamburg, Rauke, 1870), eine Blütenlese deutscher Gedichte herausgegeben, die er selbst auf dem Titel als eine „kritische“ bezeichnet. Diese Bezeichnung fordert eine schärfere Kritik heraus als sonst derartige Zusammenstellungen von Gedichten, mögen sie auch stark nach dem subjectiven Geschmack des Autors veranfaßt sein, verlangen. Anfangs freilich sagt der Heraus-

geber, daß sein Buch zunächst dem Wunsche entsprungen sei, für sich und die Seinigen aus den neuern deutschen Dichtungen geringern Umfangs das zusammenzustellen, was daraus während jenes langen Zeitraums seine besondere Theilnahme erregt hat und derartig in ihm haften geblieben ist, daß er je zuweilen dahin zurückgekehrt sei. Hiergegen könnte keine Kritik etwas einwenden, den Geschmack Theodor Storm's werden gewiß viele andere theilen, deren Phantasie nicht über das Genrebild und das Gefühl en miniature hinausgeht — und warum soll für diese Verwaissenen, für welche die andern Blütenlesen nur

schlecht georgt haben, nicht ein besonderes Hausbuch in der lyrischen Leisfarbe zusammengestellt werden? Doch die anspruchsvolle Einleitung wird durch den anspruchsvollen Schluß, zu dem eine ästhetische Auseinandersetzung von bedenklichster Einseitigkeit den Weg bahnt, zunichte gemacht. Hier sagt der Herausgeber: „Möge nun dies Buch dazu helfen, eines-theils auch dem größeren Publikum einen Maßstab für poetische Leistungen an die Hand zu geben, andererseits diejenigen mit unserer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheuren Wust des Nichtigten von dieser Dichtungsart zurückgeschreckt hat, und möge endlich nicht verkannt werden, daß wie die Arbeit so auch das Verdienst dieses Buchs, insofern es ein solches beanspruchen kann, zum großen Theil in dem zu suchen ist, was dasselbe nicht enthält.“ Das unbefangene Publikum, welches ein solches Hausbuch sich anschafft, vermag die Präntionen der Schlusswendungen nicht zu würdigen; diese wenden sich so anschlüssig an die Kritik, daß nur von ihr dem Verfasser die gebührende Zurechtweisung zutheil werden kann. Es ist eine bekannte und sich oft wiederholende Thatsache, daß Künstler und Dichter die Schranken ihres Talents zu Schranken der Kunst machen. Weil Theodor Storm's Lyrik nur für den Nipptisch paßt, so tangt alle Lyrik nichts, die über das Stimmungsbildchen hinausgeht; die Behandlungen großer Stoffe werden daher meist ausgeschlossen, zumal die aus mythologischen, historischen oder ethnographischen Studien zusammengearbeiteten Dichtungen; namentlich erscheint dem Herausgeber die patriotische und sogenannte politische Lyrik am ärmsten, meist rhetorische Phrase und Bildermacherei. Es ist dies selbst die beliebte Phrase und das Stichwort der Lovely-Poeten und der Kritiker, die auf demselben Standpunkt stehen; alle großen Sattungen der Poesie gehen über den Horizont dieser Kleinfächer hinaus, und wenn sie mit ihrer wahren Herzensmeinung herausrücken wollten, so müßten sie erklären, daß Pindar, Horaz, Victor Hugo, Byron, ja vor allem Klopstock und Schiller gar keine Dichter sind, sondern höchstens geistvolle Rhetoriker. Der Protest gegen diese Einseitigkeit, welche einen Claudius einem Klopstock vorzieht, einen Theodor Storm und ähnliche recht annehmbliche Genredichter zu den großen Poeten rechnet, deren Gedichte dem Leser eine Offenbarung und Erlösung gewähren, läßt sich nicht oft genug wiederholen, weil zum Theil die romantische Schule, zum Theil die Jünger der germanistischen Wissenschaft, im Widerspruch zu der Poetik, deren Vorbilder die großen Classiker des Alterthums sind, diese Ueberschätzung der Liederpoesie und der genreartigen Dichter verschuldet haben. Der Satz: „Selig sind, die arm an Geist sind, denn ihrer ist das Himmelreich“, kann doch nicht gerade auf die Lyrik Anwendung finden. Daß ein Lyriker wie Schiller in dieser „Anthologie“ eine Stätte gefunden hat, muß als besondere Begünstigung angesehen werden, die dem Dichter mit Berücksichtigung seiner sonstigen Verdienste und seines einmal nicht zu vernichtenden Ruhms zutheil wird. Von vielen andern, wie Freiligrath, Ringg, Reißner, Hartmann würde man sich aus den mitgetheilten Proben kein Bild machen können, denn Storm hat nicht das ausgewählt, was von ihnen bedeutend ist, sondern das, was ihm gefällt und in sein Genre schlägt, was aber für diese Dichter nur Hohlspäne sind. Andere Poeten von Bedeutung fehlen gänzlich. Dafür ist aus den Gedichten von Claudius, aus volksthümlicher Liederpoesie manches Neue mitgetheilt, was die Sammlung, wenn sie von tendenziöser Annahme frei wäre, empfehlen würde. Als Hausbuch der lyrischen Kleinstädtereie und Aquarellmalerei mag sie immer bei denen eine Stätte finden, welche ihren geistigen Nipptisch mit niedlichen Bildchen und Figürchen ausschmücken wollen.

Strassennamen von Gewerben.

Im vierzehnten Jahrgang der „Germania“ (1869) gab Ernst Förstermann eine Sammlung von „Strassennamen von Gewerben“ (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1870). Am Schluß seiner Mittheilung gestand er zu, daß seine Sammlung noch nicht im entferntesten vollständig sei, und ersuchte diejenigen, welche ihn

mit Nachträgen unterstützen könnten, ihm solche einzusenden, damit sich alles Zusammengehörige auch zusammenfinde. Dieser Wunsch ist auch erfüllt worden, der Erfolg hat die Erwartung weit übertroffen. Zu solchen ihm von außen kommenden Beiträgen hat Förstermann weitere eigene Sammlungen fügen können, und so bietet er uns im lezterschienenen Hefte der „Germania“ (funfzehnter Jahrgang, 1870) ein zweites reichhaltiges Verzeichniß von Strassennamen. Diefers sind Namen wiederholt, die sich schon in dem frühern Aufsatz finden, weil bei ihnen Nachträge gemacht werden konnten. Solche Namen sind zum Unterschiede von den neu auftretenden äußerlich durch ein Sternchen gekennzeichnet. Am Schluß spricht Förstermann die abermalige Bitte aus, in der Zusendung von Beiträgen und Berichtigungen fortzufahren, namentlich aus kleinern Städten, denn für die großen werbe nicht viel mehr zu thun sein. Besonders aus dem Süden, der in seinen Sammlungen weit weniger vertreten sei als der Norden, würden ihm weitere Sendungen höchst willkommen sein.

Notizen.

Die „Neue Freie Presse“ bringt „Ein Kaiserlied“ von Moritz Hartmann, welcher im Gegensatz zu seinem Freunde und Landsmann Alfred Reißner sich dem neuen deutschen Kaiserthum und der ganzen nationalen Bewegung feindlich gegenüberstellt. Den Charakter seines Gedichts mag der folgende Vers kennzeichnen:

Was thut's? Ist doch der germanische Jammer
Durch Gottes Fügung in Jubel verkehrt.
Wir holen aus Raubiger Kumpellammer
Den Kaiser hervor mit Scepter und Schwert.
Die klabliche Sehnsucht vom Kyffhäuser
Wird endlich dem Volke der Träumer gefüllt;
In hundert Schlachten wird für den Kaiser
Das Boll der Denker zur Garbe gebrüllt.

Weiterhin beklagt sich der Dichter, daß aus all dem Schlachtenlärm nirgends das Wörtchen „Freiheit“ hervortöne! Als ob ein Volk, das um seine Existenz kämpft, das seine langersehnte Einheit durch die That bewährt, solange der Kampf dauert, Zeit hätte zur politischen Debatte, zu einer Magna-Charta, einer Petition of rights! Die Herwegh-Hartmann'sche Spottpoesie gegen die neue Entwicklung eines mächtigen Deutschlands wird spurlos verhallen!

Alexander von Humboldt's „Kosmos“ ist in einer neuen wohlfeilen Auflage in vier Bänden, mit einer biographischen Einleitung von Bernhard von Cotta (Stuttgart, Cotta, 1870) erschienen.

Bibliographie.

- Nitar, Ferid-ebdin, Penbnamch, das ist das Buch des guten Rathes, aus dem Persischen Uebersetzt von G. D. F. Kesselmann. Königsberg, Braun u. Weber. 1870. 8. 15 Ngr.
- Kuerbach's, B. sämtliche schwarzwälder Dorfgeschichten. Volksausgabe in 8 Bdn. 1ter Halbband. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 5 Ngr.
- Daubigny, Graf H., Marotte. Humoristischer Roman. 2 Bde. Stuttgart Kröner. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Bowers, A., Bhamo-Expedition. Bericht über die Möglichkeit einer Wiedereröffnung der Handelsstrasse zwischen Birma und West-China erstattet. Ins Deutsche übertragen von Merzdorf. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 25 Ngr.
- Bruns, C. G., Deutschlands Sieg über Frankreich. Rede. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1870. Br. 8. 8 Ngr.
- Bursian, C., Erophila. Vulgar-griechische Tragödie von Georgios Chortatzes aus Kreta. Ein Beitrag zur Geschichte der neugriechischen und der italienischen Literatur. Leipzig, Hirsel. 1870. Hoch 4. 24 Ngr.
- Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von S. Gredese und J. Littmann. 1ter Bd.: Dichtungen von Hans Sachs. 2ter Thl. Sprachgebilde. Herausgegeben von J. Littmann. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr.
- Funde, D., Die Schule des Lebens oder: christliche Lebensbilder im Lichte des Buches Jonas. Bremen, Müller. 8. 1 Thlr.
- Granella, B. (B. Langermann). Aus zwei Welten. Wahrheit und Dichtung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Müller von Königswinter, W., Dichtungen eines Rheinischen Poeten. Erster Band. — A. u. d. T.: Mein Herz ist am Rheine. Lieberbuch. Vierte vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung war während des gegenwärtigen Kriegs bemüht, den erhöhten Anforderungen nach allen Seiten hin zu entsprechen: durch Zugabe einer täglichen Extra-Beilage, vermehrte telegraphische Depeschen, Originalberichte vom Kriegsschauplatz, aus London, Rom, Madrid u., Mittheilung der amtlichen Berichte aus den Hauptquartieren, Beigabe von Karten und Plänen, tägliche Leitartikel und Uebersichten. Sie hat auch die Bemühung gehabt, daß die Zahl ihrer Abonnenten bedeutend stieg und aus der Mitte derselben mehrfach die vollste Befriedigung über die Reichhaltigkeit und die ganze Haltung des Blattes ausgesprochen worden ist.

Auch in dem hoffentlich nur noch kurzen Endstadium des Kriegs sowie nach demselben, bei dem an die Stelle der Kriegsereignisse tretenden diplomatischen und Friedensverhandlungen, wird sie es ihr eifrigstes Bestreben sein lassen, ebenso rasch und gesichert auch darüber zu berichten, wobei ihr mehrseitige zuverlässige Verbindungen zur Seite stehen. In gleicher Weise wird sie dem bald bevorstehenden neuen Reichstage eine noch größere Aufmerksamkeit in demselben Maße zuwenden, wie solcher als der erste gesamtdeutsche Reichstag das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. Sie darf daher hoffen, daß der von ihr neu gewonnene Leserkreis ihrem alten Stamme getreuer Leser und Abonnenten dauernd hinzutreten werde.

Mit dem 1. Januar beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, solange es die politischen Verhältnisse wünschenswerth machen, täglich zweimal: vormittags 9 Uhr und nachmittags 3 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5 Uhr; Sonntags nur einmal: vormittags 11 Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer oder Extra-Beilage abgehenden Posten versandt.

Insertate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen“ 1 1/2 Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingekandt“ 2 1/2 Ngr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Tyndall, John, Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann nach der vierten Auflage des Originals. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen und einer Tafel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Erste Abtheilung. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Russlands Machtstellung in Asien.

Eine historisch-politische Studie

von

Hermann Vámbéry,

ord. Professor der orientalischen Sprachen an der königl. Universität zu Pest.

8. Geh. 15 Ngr.

Durch die Gortschakoff'sche Note über den Pariser Vertrag von 1856 ist das Verhältniss Russlands zum Orient wieder eine brennende Tagesfrage geworden. Mit Dank wird man daher gerade jetzt die vorliegende Schrift von Vámbéry, dem gründlichen Kenner der europäisch-asiatischen Grenzlande, entgegennehmen, welche den gegenwärtigen in Europa fast unbekanntem Thatbestand in das rechte Licht setzt und zugleich dringend auf die vom Osten her drohenden Gefahren aufmerksam macht.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Dramatische Dichtungen von Andreas Gryphius.

Herausgegeben von J. Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nebst einer eingehenden Biographie und literarisch-kritischen Würdigung von Gryphius, dem Begründer der regelmässigen deutschen Bühnenkunst, enthält der Band folgende Dramen des Dichters: „Ermordete Majestät oder Carolus Stuarbus“; „Verliebttes Gespenst“; „Die geliebte Dornrose“; „Absurda comica oder Herr Peter Squenz“; „Horribilicribrifax teutsch, oder Wühlende Liebhaber“ — sämmtlich mit erklärenden Anmerkungen des Herausgebers versehen.

Inhalt des 1.—3. Bandes:

Martin Opitz, Dichtungen. Herausgegeben von J. Tittmann. Paul Fleming, Gedichte. Herausgegeben von J. Tittmann. Friedrich von Logau, Sinngedichte. Herausgegeben von G. Eitner.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Biographische Portraits

von

Varnhagen von Ense.

Nebst Briefen von Koseff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine neue „Galerie von Bildnissen“, die sich in dem Nachlaß Varnhagen's von Ense druckfertig vorfindet. Mit bekannter Meisterschaft hat der Verfasser darin einen Kreis psychologisch, literarisch oder gesellschaftlich interessanter Zeitgenossen porträtiert, und durch Mittheilung von eigenen Briefen derselben ihre Charakteristik vervollständigt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 2 — Nr. 2. — 2 —

5. Januar 1871.

Inhalt: Ein Culturgemälde in Romanform. — Revue des Literaturjahres 1870. (Fortsetzung.) — Ein Andenken an Faraday. Von Petrus Strassmann. — Zur Charakteristik von Leibniz. Von Edward von Hartmann. (Beschluß.) — Feuilleton. (Die mecklenburgische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Culturgemälde in Romanform.

Hundert Jahre 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. Von Heinrich Albert Oppermann. Neun Theile. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 10 Thlr. 10 Ngr.

Ich unterziehe mich der Berichterstattung über ein Werk, das in durchaus origineller und werthvoller Art als ein Spiegelbild des verflochtenen Jahrhunderts vor uns tritt, und das für die Culturgeschichte von ebenso großer Bedeutung wie selbst für die weniger gebildeten Leser von stetem Interesse ist. Diesen Werth erhält das Buch sowohl durch seinen Gegenstand und die gewandte Darstellung, als besonders durch den Mann, der es verfaßt hat, in dessen Geiste wir in diesem Buche die Bewegungen des letzten Jahrhunderts, soweit sie ihm persönlich nahe traten, sich widerspiegeln sehen. Oppermann hätte uns eine Autobiographie, ein „Was ich erlebte“ hinterlassen können; denn dieses Werk ist gewissermaßen sein Schwanengesang; aber er hat sich eine Aufgabe von weitern Dimensionen gestellt und zuerst als Epigone Zeit- und Lebensbilder aus zwei vorausgegangenen Generationen vor uns aufgerollt, überall die historische Wahrheit in zulässigen Grenzen mit der Dichtung verschmelzend, immer die eine durch die andere anschaulicher und lebenswahrer gestaltend, bis zuletzt seine und seiner Freunde und Gegner eigene Gestalten auf der Bühne sich zeigen und die Bilder, die wir sehen, unsere Gegenwart spiegeln.

Oppermann war Hannoveraner, und er rühmt sich mit Recht, ein guter Hannoveraner und zugleich ein guter Deutscher zu sein. Er war mehr, er war zugleich ein Kosmopolit in des Wortes bester Bedeutung, kein charakterloser Abenteurer, wie so manche, für die das Lied erdacht ist: „Ubi bene, ibi patria!“ Das erkennen wir an diesem Werke, das vor 100 Jahren in einem obskuren Winkelchen des kleinstaatlich zerfallenen Deutschen Reichs anhebt und fortgehend den ganzen Erdball mit seinen Menschen in gleich warmer und wahrer Liebe umfaßt, dann aber wie-

der in einer Schlußapostrophe an das geliebte deutsche Vaterland, dessen mächtigsten Aufschwung unter König Wilhelm der Verfasser nicht mehr erleben sollte, sich zurückwendet. Es sei erlaubt, unsern Bericht mit diesem Schluß des Buchs zu beginnen. Er lautet:

Dir aber, mein deutsches Vaterland, ist die größte und schönste Aufgabe gestellt für die Herbeischaffung besserer Zeiten! Bedenke deiner Pflicht, der Wahrheit und dem Rechte, der reinen Menschenbildung Bahn zu brechen! An deiner Freiheit und Erhaltung, an deiner thatkräftigen Ermannung hängt das Schicksal unsers Erdtheils. Und sollte ein feindseliger Dämon der Gewalt Herrschaft, der Knechtung der Geister, der Lähmung der Arbeit, der Zwietracht und Plüge dein altes Haus in Europa zerstoren, so wird der bessere Geist und das echte Leben in dir sich hinüberretten zu den verwandten Brüdern jenseit des Weltmeers, um mit frischer Kraft von dort aus das europäische Erbland neu zu beleben.

Mit der ganzen Gewissenhaftigkeit eines Historikers erzählt uns der Verfasser in dem Vorwort „An die Leser“, wo und wie er das Material und den Antrieb zu diesem Werke gefunden, wie er zuerst nur Bausteine für den Roman einen Levin Schülding aufgestöbert zu haben geglaubt, dann aber bei weiterm Forschen und Arbeiten und zum Theil durch Begegnungen und Gespräche mit den Personen der Geschichte Aufforderung genug gehabt habe, sich selbst an die Bearbeitung zu machen und gleichzeitig Erforschten und Selbsterlebtes in einen Rahmen zu fassen, in eine große Gesamtdarstellung, die genetisch und plastisch alles enthalte, was in die zuerst angeknüpften Fäden zu einem lebensvollen Gemälde sich passend einschlagen lasse.

Ursprünglich war es Absicht des Verfassers, sein Buch auf Darstellung dessen zu beschränken, was Hannover bis zu dem Verfassungsbruche geworden, und es zu nennen: „Wie es war und wie es geworden. Erzählung aus dem Welfenlande.“ Da überraschen ihn die Ereignisse des Jahres 1866. Er berichtet:

Die Entthronung einer beinahe tausendjährigen Dynastie war ein zu tragischer Fall; sie bildete einen erschütternden Ab-

schluß als der Verfassungsbruch von 1835, mit dem ich früher schließen wollte. Ich hatte das Verderben unter meinen Augen groß werden sehen; der Verfassungsbruch Ernst August's im Jahre 1837 war schon in meine Darstellung eingewebt, der Verfassungsbruch Georg's V. sollte noch Gegenstand meiner künftigen Arbeit sein. Ich selbst, als guter Hannoveraner, hatte zeitig genug gewarnt und 1860 schon denen, die zu hören berufen waren, in der Vorrede zum ersten Bande „Zur Geschichte Hannovers“ die Worte Billow-Cummerow's, die sich 1866 erfüllten, zugerufen, die Worte nämlich: „Preußen ist nur im Verein mit Deutschland stark genug, allen Zufälligkeiten zu begegnen; erkennt Deutschland das nicht an, schließt es sich nicht an Preußen an, so wird, wenn ein neuer Kampf entsteht, Preußen um seiner Erhaltung willen gezwungen sein, sein Gebiet zu erweitern, bis es stark genug ist, seine Selbständigkeit zu bewahren.“ Georg V. nannte mich dafür, als ich sein Gast war, einen schlechten Bräder der Loge und schlechten Hannoveraner. Genug, ich erweiterte meinen Plan und zog das Ende des Weltenthums mit hinein. Dabei bin ich nur insofern von der Wahrheit abgewichen, als die beiden Personen Graf Schlottheim und Victor Justus Haus von Fintenstein von mir erdichtet sind.

Wir Leser besitzen keine Berechtigung und noch weniger eine Verpflichtung, die Originale aufzusuchen, welche dem „dichtenden“ Verfasser bei seinen Zeichnungen vorgeschwebt haben und nur durch charakteristische Zuthaten schärfer hervorgetreten sind. Hätte uns der Verfasser mehr sagen wollen, so würde er weniger verschleiert gesprochen haben, und so erscheint es für uns als ein Pflichtgebot der Pietät, seine Schleier nicht zu lüften, sondern die Phantastestadt Heustedt im hannoverschen Lande auf gut Glück zu acceptiren wie sie uns geschildert wird. Aus ihr stammt der Hauptchorus, der über beide Hemisphären sich verbreitet, zu dessen Vertrauten wir gemacht werden.

Es war ein eigenes Geschick, daß der Verfasser aus dieser Zeitlichkeit scheiden mußte im letzten dieser „hundert Jahre“, mit dem ohne allen Zweifel eine neue und, so Gott will, segensreichere Aera für unser geliebtes und besonders durch sein Volk vor andern Ländern so sehr bevorzugtes deutsches Vaterland beginnt. In der schweren Kunstpause zwischen der Gefangennahme der beiden französischen Feldarmeen zu Sedan und Metz habe ich dieses Werk in schlaflosen Nächten gelesen und oft gestehen müssen: ja, es ist wahr, euern hartnäckigen Geisteskämpfen, ihr jetzt längst begrabenen Pioniere der Freiheit und der Forschung, eurer stahlfesten und treudeutschen Gesinnung, eurer klaren Einsicht der verschiedenen, gleich wesentlichen Aufgaben der Gesellschaft für Recht, Sittlichkeit, Religion, Wissenschaft, Kunst, Erziehung verdanken wir es, daß wir dem übermüthigen und frivolen westlichen Nachbar so absolut unbezwingliche „Rheinwächter“ entgegenstellen konnten.

Jedes der neun Bücher, aus dem die neun Theile des Werks bestehen, führt einen besondern Titel. Das erste Buch heißt: „Vor hundert Jahren“, und versetzt uns nach Heustedt:

Dieser Ort war zur Zeit, von der wir reden (1772), ein kleines kurfürstlich hannoversches Städtchen, unterhalb der Porta Westphalica und oberhalb Bremens, das man indeß auf der Landkarte schwerlich finden wird. Es hatte seine Weststadt am linken, seine Oststadt am rechten Weserufer. Das linke Weserufer war bedeckt, das rechte war unbedeckt und der Frühjahrsüberschwemmung ausgesetzt. Heustedt hatte zwei Kirchen und zwei Schiffer, aber nicht mehr als ein halbes Duzend Straßen in jedem Stadttheile.

Außer manchen sorgfältig skizzirten Details erfahren wir, wie das eigentliche Volksleben in Folge der dreißigjährigen Kriegszeit auch dort in die Krümpe gegangen war. Bereits hatte man aus dem gutsherrlichen Verhältnis des vorigen Jahrhunderts einen großen Schritt in den Staat, wenn auch vorläufig nur in den alles beaufsichtigenden und mechanisch ordnenden Polizeistaat gethan. Drost, Amtschreiber, Kornschreiber u. s. f. fühlten sich nicht mehr als „Gesinde des Kurfürsten“, empfingen sie doch nicht mehr „Gesinde Lohn“, nicht mehr Entschädigung für Sommer- und Winterkleidung; die „Staatsdiener“ steckten schon in ihnen, wenn auch in Wirklichkeit das Land von einer Adelsaristokratie beherrscht wurde. Seine alte Selbstverwaltung war dem Volke genommen.

Nach einer längern, aber überall lehrreichen topographisch-historischen Abschweifung macht uns der Verfasser zuerst mit einem achtzehnjährigen Forstleuten, Deklar Baumgarten, bekannt, der seit sechs Wochen bei dem Oberforstamte in Heustedt angestellt war und bei seinem nächsten Verwandten, dem Forstschreiber Haus, wohnte. Seiner energischen Natur, die sich überall schnell beliebt machte, wird es nicht verargt, vielmehr schließlich Dank gewußt, daß er einen Weg zu dem „geheimnißvollen Pavillon“ im Schloßgarten ausgekundtschaftet und durch Berechnung festgestellt hatte, daß hinter dem Hauptzimmer noch ein Raum, der ein Zehneck bilde, sich befinden müsse, ein Tempel für ihm einstweilen fremde Mythen. Es folgen nun erst Einzelheiten aus dem wirklichen Treiben und dem Anekdotenvorrath der Crème der Societät und über sie, auf die wir indeß nur einfach hinweisen dürfen; von Belang für die Volksentwicklung geschieht höhern Orts wenig, und so ging denn auch das Interesse der Gehildeten über die Scandalosa ihrer Herren und Gebieter nicht hinaus.

Eine der aufstretenden Hauptheldinnen ist die Gräfin Melusine, eine reiche Erbin, die 1767 am englischen Hofe vorgestellt und nichts unberührt gelassen hatte, die Aufmerksamkeit Georg's III. auf sich zu lenken, bis die Prinzessin von Wales verdrießlich wurde und zu ihrem Lord Bute sagte: „Der heffische Aff muß in Hannover verheirathet werden.“ Das geschah denn auch, und zwar wurde sie bei dem verschuldeten Collegen ihres Vaters, dem Grafen von Wildhausen, angebracht:

Die Gräfin stammte von mütterlicher Seite aus dem Geschlechte der Reisenburg, sie war Urenkelin der sogenannten bösen Gräfin Platen, der das Gerücht die Ermordung des Grafen von Königsmarck schuld gab. Es hatte dieses Geschlecht in drei Generationen sich Ernst August, seinem Sohne wie seinem Enkel in Liebe zugeneigt, und die Gräfin selbst war fest davon überzeugt, daß königliches Blut in ihren Adern, wenigstens von der Mutter her, flüße, obgleich Horace Walpole, der scharfe Beobachter, in seinen Memoiren dies sehr bezweifelte. Georg II. hatte aber ihre Mutter an seinen hannoverschen Premierminister Grafen von Alvensleben verheirathet und die Mutter als Staatsdame der Prinzessin von Wales beigegeben, nachdem der Prinz selbst 1761 gestorben war.

Im Jahre 1769 kommt die junge Gräfin nach Heustedt, nimmt von den bis dahin ihr unbekanntem väterlichen Gütern Besitz und tritt ihrem Range gemäß als Königin auf. Alles beugt sich vor ihr, selbst ihr Gemahl, der zufrieden ist, daß sie nicht bloß seine Schulden bezahlt, sondern auch die Unterhaltungskosten seines Gefüßts

bestreitet. Verschiedentlich macht sie Excursionen an benachbarte Hfse, und so geschieht es, daß der russische Gesandte in Berlin Vater eines Kindes wird, dem sie sich entschließt, in dem väterlichen Schlosse zu Neustedt das Leben zu schenken.

Der Verfasser erklärt sich schuldlos, daß seine Heldin so ist wie sie ist, und nicht anders. Er sagt:

Wir begreifen vielmehr nicht, wie sie anders sein könnte, wenn wir uns in die Zeit versetzen, wo sie geboren, und unter die Menschen, unter denen sie erzogen war, deren Leben sie als Muster und Norm angeschaut hatte. Die englische Aristokratie jener Tage war völlig glaubenslos, und was schlimmer, ideallos. Genußsucht, Eitelkeit, Hervorragenswollen durch irgendeine bizarre Absonderlichkeit, Herrschsucht, Luxus, Verschwendung, Intriguen, Ehebruch, Schamlosigkeit waren die Erscheinungen, welche die Gräfin von Wildhausen von Kindheit an umgeben hatten. Die Bedeutung der Besuche Lord Dute's bei der Prinzessin von Wales waren ihr schon in der Kindheit keine Geheimnisse mehr gewesen. Die Scandale in den letzten Tagen der Regierung Georg's II. und zu Anfang der Regierung Georg's III. drangen bei der unbeschränkten Oeffentlichkeit bis in die erbärmlichsten Stätten, warum hätten sie nicht nach Carltonhouse dringen sollen? Wenn Herzoge öffentliche Dirnen heiratheten und zum Leber führten, und Herzoginnen Kutschker zu ihren Gatten machten oder etwas noch Schlimmeres thaten, wenn die vornehmsten Damen sich offen mit Dingen, die man in andern Städten möglichst zu verbergen suchte, rühmten, ist es da zu verwundern, wenn solche Neigungen und Wünsche in dem Herzen Melusines von Alvensleben entstanden, wie wir sie im weitern Verlaufe sehen werden, zumal Weisenburgisches, vielleicht gar königliches Blut in ihren Adern heißer wallte als bei der Mehrzahl von Menschen? War es ihre Schuld, daß die Herzogin von S. sie, die kaum achtzehnjährige, in ihre Liebchaft mit einem jungen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüden, dessen Liebe sie mit Diamanten erkaufte, eingeweiht hatte; daß die Patroness, deren Schutz sie der Vater anvertraut, mit ihren Liebhabern wechselte? War es ihre Schuld, daß vom Parlament herab alles in England künstlich war? Es gab nach der Ansicht der Gräfin zwei Sorten von Menschen, deren eine zum Herrschen und Genießen, die andere zum Dienen und Arbeiten geboren war. Unter der herrschenden Klasse keine Stellung zu nehmen und zu behaupten, diejenigen, die gleichberechtigt waren und die man zum Dienen nicht zwingen konnte, mit Klugheit für seine Zwecke zu benutzen, und daneben so viel Vergnügen zu genießen wie nur möglich, das war nach der Philosophie der Gräfin die Bestimmung der bevorzugten Klasse. Vergnügen gewährt aber vor allem die Abwechslung, hatte ihre Elisabeth Ebnleithig gesagt.

Daß der Verfasser aber nicht bloß in solcherlei historischen Berichten, sondern auch in der ebenso schwierigen Kunst der Detailmalerei Meister ist, beweist er durch die Schilderung des Empfangs von Haushofmeister und Berwalter bei der Gnädigen:

Der Haushofmeister hatte schon seit acht Tagen keine ruhige Stunde gehabt; er war ein alter treuer Diener ihres Vaters gewesen, an knechtischen Gehorsam gewöhnt; Angschweiß lief ihm unter der weißgeputerten Ferrulle auf das weiße Gilet, und seine in weißseidene Strümpfe gefüllten Beine zitterten; in solchen Respect hatte sich die Gräfin zu setzen gewußt. „Hat Er die Einladungen auf morgen bestellt?“ — „Zu dienen, Excellenz!“ — „Wer wird morgen anwarten, den ich noch nicht kenne?“ — „Soweit ich weiß, nur der Forstleibe Dollar Baumgarten, ein junger Mann, der die obere Carrière zu machen gedenkt.“ — „Wie sieht er aus?“ — „Gut gewachsen, Excellenz, und thätig gebräunt.“ — „Abtreten, Berwalter soll kommen.“ Der Berwalter, der schon zu Lebzeiten des Großvaters im Dienste gewesen und seit des Vaters Herrschaft die Verwaltung der Güter besorgt hatte, war gleichfalls ein alter gebückter Mann und etwas schwerhörig. Er schien schon vor-

her schriftliche Besche erhalten zu haben, denn er brachte Register und Acten in der Hand mit. Er mußte sich dicht vor die Gräfin stellen, die, um sich ihm verständlich zu machen, aufstand und ihren Mund seinem Ohre zuneigte. „Gehr's mit dem Beschl noch immer rückwärts?“ — „Leider ja, Excellenz!“ — „Besonderes Unglück?“ fragte sie weiter. „Ach, da hat der Achill das Bein gebrochen und mußte getödtet werden. Den Max wollten die Bauern nicht einmal umsonst zum Springen, ist auch schon zu saul jetzt.“ — „Nichts verkauft?“ — „Außer den zwei dreijährigen Füllen, welche Excellenz für den Marfall in Hannover bestimmt hatten, an Private nichts, lieben hier nicht die dünnen Knochen des Vollbluts, sprechen von eigener hohaischer Rasse.“ — „Und der Stallmeister?“ fragte die Gräfin weiter. „Uebermüthig wie immer“, antwortete der Diener, „ist ihm alles Dreck an den Schuhen, der Mensch kann des Sifers nie genug kriegen.“ — „So leg' Er nur die Papiere dahin und lasse den Rentmeister eintreten.“

Noch treuer und charakteristisch in Localtönen ausgeführt ist das Gespräch der Gräfin mit der von ihr ausgewählten Amme:

Die Gräfin setzte sich und ließ die Dummeier näher treten. „Wie alt ist Sie?“ — „Drüttig Jahre, ähre Gnaden.“ — „Wie heißt Sie?“ — „Anne Marie Dummeier.“ — „Wie kann Sie einen so dummen Namen haben?“ — „Da möt ähre Gnaden ähren selgen Großvaders fragen. In genner Zeit hatt de Anarwin van de Bullmeierstühe Nr. 1 in Gedenhusen a Kind, woto se den Bader nich nönen dörrft. Aehr Großvader, de ohle selge Graf, gav ähr sinen Kutscher Johann as Brägam, und hat düssen in'n Meierbrev Dummeier nöunt. Is aber nich mien Mann, dat Kind, was 'ne Deren. Mien Mann kann erst, as sien Bader Johann all sied Jahr frehet häre.“ Die Gräfin schien zu begreifen. „Sie gefällt mir, kann meine Amme werden für guten Lohn.“ — „Danke ähre Gnaden; Hans Dummeier's Nr. 1 Frue bruket nich für Lohn to delnen.“ — „Was, Sie weigert sich? Dummeier ist mein Meier, der Hof ist mein Eigenthum!“ — „Aeh, ähre Gnaden.“ — „Was, nein? Ist es nicht so?“ — „Weißt nich, ähre Gnaden, arwet doch de Hoff up mienne Kinner, un dat Avmeiern geiht nich so lichte. Will woll dat gnädge Kind sopen, aber —“ — „Aber? Will Sie mir Bedingungen stellen?“ — „Ja, Gnaden, möt mienne Anne Marie die mie beholen, hebbe Rest für tweh Kinner, un denn, wenn deselben entwöhnt sind, möt id'n Frebrev hebben für mienen Mann. Schall'n frehen Meierburn wöhren, als mien Bader wöhr.“ — „Sie gefällt mir, es sei, ich werde Sie rufen lassen, oder was besser ist, ich lasse Sie schon morgen abholen und Sie richtet sich hier schon häuslich ein.“ — „Ehe Anne Marie antworten konnte, stand die Gräfin auf und reichte ihr die Hand. Sie sah das Kind, welches sie freundlich anlächelte, mit Wohlgefallen an, ließ es sich reichen und küßte es. Das gewann ihr das Herz der Mutter. Nach drei Tagen gebar die Gräfin ohne Beschwerden. Es war aber kein Stammhalter, es war nur eine Tochter. Die Gräfin mochte das Kind, nachdem sie es gesehen, nicht leiden, sie wies es von sich, gleich es doch dem ungetreuen Vater, dem russischen Gesandten in Berlin. Da sie selbst überreiche Nahrung für ein Kind hatte, ließ sie sich, wenn es ihr jußt beliebte, das Kind von der Anne Marie Dummeier bringen, um es an die Brust zu nehmen.

Nicht minder farbenreich ist das ländliche Lauffest ausgeführt, das nach geraumer Zeit mit möglichster Verschwendung und Ueppigkeit in Schloß und Park veranstaltet wird und zu dem alt und jung, hoch und niedrig Einladungen erhält. Lucullische Mahlgaiten, Tänze jeder Art, auch im Freien, Feuerwerk, Wein nach Belieben:

Die Gräfin, so exclusiv sie war, so sehr sie im Innern das Volk verachtete, konnte sich doch einem Volksfeste ganz hingeben. War es doch in ihrer Jugend in England Sitte gewesen, daß die vornehmsten Cavaliere sich in Bettlerkleider hüllten, um sich unter das Volk zu mischen, und daß einzelne

Damen das nachahmten. Die Gräfin nahm den Arm Otto's von Wangenheim, um sich von ihm von Salon zu Salon führen zu lassen und in jedem derselben zu tanzen, freundliche Worte zu spenden, zum Vergnügen zu ermuntern. Man sah heute nichts von der Exzellenz, man sah nur ein schönes, liebevollstendes, lebenswürdiges Weib, bestrebt, allen ihren Gästen Vergnügen zu bereiten. Selbst dem eigenen Manne widerfuhr das noch nicht Gesehene, daß sie ihn umschmeichelte, ihn halb mit Gewalt nöthigte, mit ihr eine Menuet zu tanzen.

Wie das Fest endlich damit schließt, daß die Gräfin den entzückten Forstleuten in die Geheimnisse des Pavillons einweicht, müssen wir den Leser ersuchen, im Werke selbst nachzulesen.

Ebenso müssen wir es uns versagen, aus dem eingezeichneten und mit Henstedt in Conner tretenden Trauer-

sspiele der dänischen Königin Karoline Mathilde eingehend zu berichten, wenn wir auch zugeben müssen, daß die Vorgeschichte ihrer Verbindung mit Struensee und Brandt und die schließliche Katastrophe nach eigenen Studien und frisch wie Selbsterlebtes erzählt ist. Von Östherde und Celle aus tritt Mathilde der Gräfin Melusine von Wildhausen näher und bestimmt sie zur Uebernahme der Verhandlungen mit ihrem Bruder Georg III., die keinen andern Zweck haben, als ihr zur Wiederbesteigung des dänischen Throns zu verhelfen. Melusine willigt ein, aber unter der unsaubern Bedingung, daß ihr dafür der junge Sütte Clausing überlassen wird.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Revue des Literaturjahres 1870.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Die Novelle und Erzählung — die sich oft zum Roman verhält wie die Farbenskizze zum Gemälde, oft aber auch in ihrer selbständigen Bedeutung erfasst wird, als gedrängte Darstellung eines Begebnisses, eines Abenteurers mit geistiger oder dramatischer Pointe — steht um so mehr in Blüte, als die Zeitungsefeuilletons, die Journale, die illustrierten Blätter ihren täglichen Bedarf an Unterhaltungsliteratur meistens mit Novellen und nur ausnahmsweise mit Romanen decken.

Einen größern Novellencyklus mit philosophischem Grundgedanken und einer oft genial-glänzenden, oft paradoxen und sinnlich raffinierten Behandlungsweise gibt Sacher-Masoch heraus unter dem Titel: „Das Vermächtniß Rain's.“ Vor liegen die beiden ersten Theile, welche ein Legat dieses Vermächtnisses, „Die Liebe“, behandeln. Der „Novellenstrauch“, von welchem vierzehn Bände erschienen sind, bringt Erzählungen ohne innern Zusammenhang, von Karl Zastrow, Paula Herbst, A. Kreysschmar u. a. Außerdem finden sich Erzählungen von F. Hackländer, Edmund Hoefler und F. Gerstäcker in dem „Illustrierten Kalender und Novellen-Almanach für 1870“, herausgegeben von F. Menk-Dittmar, in dem Taschenbuch für das Jahr 1870: „Gedente mein!“, in dem „Bernier Taschenbuch auf das Jahr 1870“, gegründet von L. Lauterburg, fortgesetzt von G. Ludwig, und in „Achava. Sammlung von Erzählungen, Gedichten, Abhandlungen u. s. w.“, herausgegeben von L. Adler, Falkenheim, L. A. Frankl. Von den beliebten Novellen von W. Schwarz: „Aus Sommertagen“, liegt der zweite und dritte Band vor; E. von Dindlage hat zwei Bände neuer Novellen veröffentlicht; „Geborgenes Strandgut“ und „Treue Seelen“; Elise Polko die erste Folge der „Neuen Novellen“; „Frische Blätter“; A. Bitter: „Grüne Sträucher aus dem Schweizerlande. Erzählungen und Novellen“ (Neue Folge). Es sind dies Autoren, welche das Gebiet der Novelle ausschließlich anbauen, eigentliche Fachnovellisten.

Doch auch den namhaften Romanschriftstellern begegnen wir auf diesem Gebiet: Karl Guplow: „Lebensbilder“ (erster Band: „Durch Nacht zum Licht“; zweiter Band: „Novellen und Skizzen“); F. Hackländer: „Nahes

und Fernes“ („Die Spuren eines Romans“, „Unter den päpstlichen Quaden“); Bernd von Gusek: „Nicht auf immer. Erzählung aus den alten deutschen Grenzlanden“; Otto Roquette: „Novellen“; Max Ring: „Die Geheimnisse einer kleinen Stadt“ und „In der Schweiz. Reisebilder und Novellen“; F. Gerstäcker: „Buntes Treiben. Neue gesammelte Erzählungen“, und George Hesel: „Neue schlichte Geschichten“.

Der feinern Richtung der Novellistik hulldigen wie immer Gustav zu Putlitz: „Walpurgis“; Adolf Wilbrandt: „Neue Novellen“; Robert Waldmüller: „Die tausendjährige Eiche im Elsaß“; Fanny Lewald: „Stella. Eine Weihnachtsgeschichte“. L. R. von Kohlenegg (Poly Henrion) schreibt „Kleindeutsche Hofgeschichten“; Otto Spielberg Skizzen und Causeries: „Discretos und Indiscretos“, „Verliebte Herzen“, „Lebensansichten eines Sonderlings“; E. von Voland fährt fort mit seinen reactionären Tendenznovellen: „Fortschrittlich. Culturhistorische Novelle“. „Deutsche Liebe“, herausgegeben von Max Müller, erschien in dritter Auflage..

Andere Novellen und Erzählungen, theils auf geschichtlichem Grunde, theils auf freier Erfindung beruhend, sind: A. Fels: „Frau Johanna“; Klara Ulrici: „Gertrud von Stein“; A. Becker: „Der Karfunkel“; E. Rudorff: „Durch Leid zum Licht. Preisgekrönte Erzählung“; L. S. Braun: „Eine gelungene Cur“, „Das Erbe Loska's“; J. Griesinger: „Zwölf Schicksalswege. Bunte Blätter aus alter und neuer Zeit“; E. Frize: „Freigesprochen“, „Der stille Speculant. Criminalnovelle“; A. Streckfuß: „Der Sterntzug. Criminalnovelle“; E. Pitawall: „Gabriele, das Weib des Spielers. Criminalnovelle“, „Ein verrathenes Herz“; L. Salomon: „Unter dem Halbmond“; D. Holbey: „Die Braut von Neutlingen“; F. Sonnenburg: „Burg Bentheim. Nach alten Sagen erzählt“; Claire von Glümer: „Liebeszauber. Historische Novelle“; H. Kleinstüber: „Der Waldhof. Eine Dorfgeschichte“; „Aus dem Kloster. Novelle in fünf Briefen“ von G. Gräfin S.; A. Obfleger: „Der Freidenker“; E. S. von Dedenroth: „Die Geliebte des Prinzen. Novelle“; J. Glaubrecht: „Holbe, das Frankenmädchen“; J. Krüger: „Die schöne Katharina“,

„Hamburger Raubbögel“, „Die List der Liebe“; Anna Lenor: „Blätter und Blüten“; Marie Biese: „Die Frau Meisterin und ihr Sohn“, „Eva“; „Bizarre Geschichten“; Marianne Tenger: „Das Fest auf Arpadbar“; A. Ferrari: „Gettysburg“; „Der Adel der Arbeit“, eine Erzählung von W. F.—r.; K. Hofmann von Rauborn: „Sonntagsbilder“; J. S. Clericus, „Geschichten aus dem Volk“; F. Jordan: „Fides“; K. Alexander: „Genrebilder“; Marie von Kosłowska: „Stralsund und Dalspern.“

Unter den angeführten Novellen befinden sich schon einige, welche der Form der Humoreske sich nähern. Ein Classifier des Humors, David Kalisch, läßt seine „Luftigen Werke“ erscheinen; J. Stettenheim gibt ein „Berliner Blaubuch aus dem Archiv der Komik“ heraus, von welchem der zweite Band vorliegt. Durch tiefeinschneidende Satire zeichnen sich aus die „Darmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädtlers“, denen sich „Moderne Märchen“ von demselben Verfasser anschließen; A. von Winterfeld hat ein neues Heft: „Humoresken für Sofa und Eisenbahn-Coupé“ (viertes Heft) erscheinen lassen. Außerdem erwähnen wir: „Schulze und Müller in der Schweiz. Humoristische Reisebilder“; C. Erdensohn: „Hübsche Leute“; „Dagos und seine Heilkraft. Eine Humoreske von A. S.“; J. Brinkman: „Auf Herrgott up Reisen“; W. Scholz: „Das Jahr 1869. Humoristische Revue in Bildern“; J. Hafner (F. Willfort), „Gesammelte Humoresken und Novellen.“ Die in freien Heften erscheinende „Theatralische Sternwarte“ von Starke geißelt mit scharfer Satire unsere Theaterzustände. Auch der große Deutsch-französische Krieg, eine Weltbegebenheit, deren tragischer Ernst den Humor auszuschließen scheint, hat außerhalb der Witzblätter allerlei humoristische Arabesken zu Tage gefördert: „Humor im Felde“; „Mabderabatsch auf dem Siegesmarsch nach Paris“; C. Schulze, „Der ewige Friede“; F. Klink, „Die Franzosen nach Berlin. Komisches Heldengedicht“; „Humoristische Kriegsbilder und Anekdoten“. Selbst ein „Conversations-Periton des Humors“ ist erschienen.

Auch in der volkstümlichen Poesie (Märchen, Sagen- und Dialektpoesie) ist 1870 keineswegs unthätig geblieben, wie eine große Zahl von Sammlungen beweist: „Deutsche Volkslieder aus Kärnten“, gesammelt von W. Pogatschnigg und E. Hermann; M. Gerber: „Erzgebirgische und voigtländische Volksklänge, Sagen und Geschichten“; K. Groß: „Holzlandsagen. Sagen, Märchen und Geschichten aus den Vorbergen des Thüringerwaldes“; J. Priem: „Münzberger Sagen und Geschichten“; Laura Gonzenbach: „Sicilianische Märchen“; K. Knorz: „Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer“; K. Eichwald: „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten“; J. A. C. Köhr: „Großes Märchenbuch“; P. K. Rosegger: „Tannenharz und Fichtennadeln, Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteirischer Mundart“; „So sprächen de norddütsche Bur'n. Redensarten, Sprüchwörter, Vu'r'räthsel, Riemfel und Singfang von de Gäären“; K. Dalmer: „Ernst Murix Arndt, wur he na 100 Jahren syne Wannerung durch Dübtschland wedder antreten will“; L. Piening: „De Keis naan Hamborger Dom“ (sechste Auflage); W. Friede: „Wat möt, dat möt. Eine lustige Geschichte in niedersächsischer Mundart“; K. Tied: „Wede Keim is de gröst“; „Er-

furter Schnozeln“; „Weiteres aus Hessen. Altes und Neues in altfasser und niederbessischer Mundart“; K. Pflaume: „Märchenbuch“; H. Dewils: „Der Hebelberger Dragoonermachtmeeßer“; F. von Kobell: „Der Türken-Hansel, a Geschichtl aus'm Krieg vo' 1870“ (oberbairisch); E. Seltor: „Die Tannengeister; ein Svlbestermärchen.“

Was die Uebersetzungen betrifft, so können wir auf die Roman- und Unterhaltungsliteratur hier nicht näher eingehen, welche, fabrikmäßig betrieben, unsere Nation mit den guten, aber auch mit den schlechten Productionen des Auslandes auf diesen Gebieten vertraut macht. Die Erzählungen des Russen Turgénjew, der Schwedin Marie Sophie Schwarz, des Dänen H. C. Andersen, der Engländerinnen Mrs. Henry Wood, Julia Kavanagh, Harriet Beecher-Stowe, M. E. Braddon, Frau Augustus Craven, W. S. Ainsworth und der Franzosen Erdmann-Chatrion, E. Gaboriau u. a. stehen oben auf dem Repertoire der belletristischen Uebersetzungen. Die beiden Romane des Generals Garibaldi: „Die Herrschaft des Mönchs“ und „Cantoui, der Freiwillige“, verdienen eine Uebersetzung als Beiträge zur Charakteristik des merkwürdigen Mannes. Außerdem sind aber mehrere ernstere Werke von größerer Bedeutung der deutschen Literatur angeeignet worden: die philosophischen Schriften von John Stuart Mill, die in einer Gesamtausgabe erscheinen; Dixon's „Der Tower von London“, „Das heilige Land“ und „Frei-Rußland“; E. Pelletan's „Menschenrechte“; W. L. Thornton's Werk über „Die Arbeit“; W. E. H. Lecky's „Sittengeschichte Europas bis auf Karl den Großen“; C. Flammarion: „Gott in der Natur“; Michelet: „Die Welt der Vögel.“ Die Uebersetzung des „Lebens Jesu“ von Renan liegt in dritter Auflage vor; auch die Werke von E. von Pressensé und A. Cocquerel als über die ersten Jahrhunderte des Christenthums sind durch Uebersetzungen auch dem größern Publikum zugänglich geworden. Von Lao-tse's „Weg zur Tugend“ liegt eine doppelte Uebersetzung, von Reinhold von Plaendner und Victor von Strauß, vor und zeugt für das Interesse, welches die tief sinnige Philosophie des alten chinesischen Denkers den Zeitgenossen einflößt.

Poetische Uebersetzungen aus dem Alterthum sind in diesem Jahre nicht erschienen, nur eine Aneignung aus zweiter Hand, indem ein von F. dell' Ongaro dem Menander nachgedichtetes Lustspiel „Phasma“ von F. Vaerensprung aus dem Italienischen übersetzt ist. Die Uebersetzungen des „Hohenliedes“ gehören jetzt zur Mode; es liegt außer der von Stadelmann eine neue metrische von H. Tied vor. Ausgewählte Dichtungen von J. Balde sind von J. Schrott und M. Schleich unter dem Titel „Renaissance“ metrisch übertragen. Auch von Dante's „Göttliche Komödie“ ist eine Uebersetzung von W. Krigar mit Illustrationen von G. Doré und einem Vorwort von Karl Witte und eine zweite von H. Baron erschienen. Die neue Ausgabe der Schlegel-Tied'schen Shakspeare-Uebersetzung bringt einige nicht bloß revidirte, sondern vollständig neue Uebersetzungen wie die des „Coriolan“ von Herwegh; die Bodenstedt'sche ist bis zum neunundzwanzigsten Bändchen vorgeschritten, hier erscheint Herwegh mehrfach als Lustspielübersetzer. Eine neue Uebersetzung von Shakspeare's „Sonetten“ gibt D. Tschischwitz heraus. Von

andern poetischen Uebersetzungen aus dem Englischen erwählen wir: R. Burns' „Lieder“, in das Schweizerdeutsche übertragen von A. Corrodi; W. Cowper's „Ausgewählte Dichtungen“, übersetzt von W. Borel; F. W. Longfellow's „Evangeline“, übersetzt von P. Herlth; Tennyson's „Freundes-Klage“, übertragen von K. Waldmüller-Duboc.

Aus dem Niederländischen ist von J. P. Heije die symphonische Dichtung „Masterrückkehr“ von W. Berg übersetzt; aus dem Polnischen „Der Wäschekrieg“ von J. Graf Krasicki, komisches Heldengedicht, und J. J. Kraszewski's „Dante-Vorlesungen“.

Literaturgeschichte und Aesthetik sind Literaturzweige, die sich in Deutschland stets der gleichen Fruchtbarkeit erfreuen, besonders wenn man die literarisch-kritischen Sammelwerke, die poetischen Anthologien, die volksthümlichen Ausgaben der germanischen Philologie, die Rationalbibliotheken, die Lichtstrahlen und diese ganze Thätigkeit der Zurechtmachung, Interpretation, Exemplification, geschmackvollen Präsentation mit unter diese Rubrik bringt. Das Unglück, daß man die Dichter nur aus den Literaturgeschichten und Anthologien, oft aus verkehrten Beurtheilungen und nichts weniger als charakteristischen Beispielen und Fragmenten kennen lernt, erklärt sich freilich in Deutschland in Permanenz und wird namentlich für die Poeten der Gegenwart zum Verhängniß.

Das vortreffliche Werk von H. Fettner: „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ ist jetzt vollendet. Das dritte Buch des dritten Theils „Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert“, behandelt, nach der Schilderung der Stillruher und Dränger, in der zweiten Abtheilung das classische Zeitalter der deutschen Literatur, das „Ideal der Humanität“. An literargeschichtlichen Monographien fehlt es nicht. Die sinnigen Charakteristiken von Adolf Stahr: „Goethe's Frauengestalten“, sind in dritter vermehrter Auflage erschienen; außerdem erwähnen wir: L. Breitenbach: „Ueber den Entwicklungsgang der Goethe'schen Poesie bis zur italienischen Reise“; W. Freiherr von Biedermann: „Zu Goethe's Gedichten“; F. J. Gagner: „Die Schiller-Goethe'schen Xenien“, mit einer Einleitung und Erläuterungen; C. A. S. Durchardt: „Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller“; F. Dewischeit: „Literaturgeschichtliche Aphorismen“; F. L. Dratzenek: „Zwei Polen in Weimar“; A. Rohut: „Johann Gottfried von Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit“; D. Ritter: „Gellert's Leben und Wirken“; W. Buchner: „Seume, ein Lebensbild“; A. Brünne: „Johann Georg Hamann, ein Literaturbild des vorigen Jahrhunderts“; F. Graul: „Lessing als Lustspielsdichter“; D. von Heinemann: „Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing.“ Von Karl Hartel's allerdings sehr einseitiger, aber durch ihren warmen Ton sich empfehlender „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit“ liegt die achte Auflage vor; von A. Schloenbach's „Handbuch der deutschen Literatur der Neuzeit“ die zweite Auflage; F. Wolfram hat „Grundzüge zur Geschichte der neuern deutschen Dichtung, von Schiller's Tod bis zur Gegenwart“ herausgegeben.

Der durch die Richtigkeit und Unparteilichkeit des zutreffenden kritischen Urtheils sowie die Reichhaltigkeit des gedrängt zusammengefaßten Stoffs sich hervorthuende

„Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur“ von Heinrich Kurz ist in dritter verbesserter Auflage erschienen; der vierte Band von dessen „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stellen aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller“, der von Goethe's Lob bis auf die neueste Zeit reicht, ist bedeutend fortgeschritten und behandelt die Lyrik und Epik bereits vollständig und einen Theil der dramatischen Dichtung. Von der verdienstlichen und überaus fleißigen Sammlung von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter“, liegt die erste Abtheilung des dritten Bandes vor, welcher die Gegenwart behandelt. Die jetzige umgearbeitete und stark vermehrte Auflage des Werks ist bereits die neunte. Die „Allgemeine Geschichte der Literatur“ von Johannes Scherr, ein Handbuch in zwei Bänden, ist in diesem Jahr zum Abschluß gekommen und behauptet ihre Bedeutung als das einzige deutsche Werk der Neuzeit, welches eine so umfassende Universalgeschichte der Literatur gibt. Auch der ergänzende „Bilderaal der Literatur“ liegt abgeschlossen vor. In vierter Auflage ist die „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte“ von Johannes Scherr erschienen. Durch neue Anordnung und die Auswahl größerer und charakteristischer Beispiele nimmt Adolf Stern's umfangreiches Werk: „Die deutsche Dichtung seit 1820“ eine literaturgeschichtliche Bedeutung in Anspruch. Ein biographisches Repertorium der Literatur gibt Otto Lange's „Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristika“.

Das bedeutendste literarhistorische Werk neben demjenigen von Fettner ist „Die romantische Schule“ von K. Haym, welches leider nur die geistig bedeutsame Entwicklungsgeschichte dieser Schule enthält. Außerdem erwähnen wir: G. K. Rüge: „Die moderne Nibelungen-dichtung, mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan“; E. Grub: „Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst“; E. Voemer: „Die provenzalische Poesie der Gegenwart“; F. von Miklosich: „Beiträge zur Kenntniß der slawischen Volkspoesie“; E. Göttinger: „Literaturbeiträge aus St. Gallen.“

Was die ältere deutsche Literatur betrifft, so ist die germanische Philologie thätig in Ausgaben, Erläuterungen, sprachwissenschaftlichen Studien; doch diese Thätigkeit fällt zumeist dem Gebiete der Fachwissenschaft anheim. Das Interesse der weitem Kreise ist namentlich durch die „Deutschen Classiker des Mittelalters“, begründet von F. Pfeiffer, diesen Studien gewonnen worden. Von dem ersten Band dieser Sammlung, „Walther von der Vogelweide“ enthaltend, liegt bereits die dritte Auflage vor; der neunte Band bringt „Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel“, erster Theil. Auch die sich anschließenden zwei Sammlungen: „Dichter des 16. Jahrhunderts“ und „Dichter des 17. Jahrhunderts“ schreiten rüstig fort; den Inhalt der neu erschienenen Bände bilden die Dichtungen von Hans Sachs und von Andreas Gryphius. Außerdem bemerken wir, daß von der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts“ der neunundzwanzigste Band vorliegt, der Hölty's Gedichte enthält.

Ähnlich wie die „Deutschen Classiker des Mittelalters“ tragen Ludwig Uhland's nachgelassene „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“, von denen der fünfte

Band in diesem Jahr erschienen ist, dazu bei, in weitem Kreise das Interesse an unserer ältern Literatur zu verbreiten. Von Schriften zur deutschen Sprachwissenschaft und ältern Literaturkunde erwähnen wir noch: R. Müllenhoff: „Deutsche Alterthumskunde“, erster Band; A. Holtzmann: „Altdeutsche Grammatik“; W. Scherer: „Deutsche Studien“; J. von Bingerle: „Findlinge“ und „Beiträge zur ältern tirolischen Literatur“; E. Behringer: „Christ und Heliand“, eine Studie; J. Büchold: „Der Lanzelet des Ulrich von Zazikhoven“; Rauch: „Die wälsche Bearbeitung der Iwein Sage“; R. Weingold: „Die gotische Sprache im Dienste des Christenthums“; J. Strobl: „Ueber das Spielmannsgedicht von St. Oswald“; D. Jänide: „Ueber die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache“; A. Volk: „Das Fremdwort in seiner culturhistorischen Entstehung und Bedeutung“; R. J. Schröder: „Die deutsche Rechtschreibung in der Schule“; A. Egger: „Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung“; W. Wackernagel: „Johann Fischart von Straßburg und Basels Anteil an ihm“; J. Kläiber: „Die Frauen der deutschen Helldensage“; L. Steub: „Die oberdeutschen Familiennamen“; F. V. Kumpelt: „Die deutschen Pronomina und Zahlwörter“; E. Pauli: „Ueber Familiennamen“; F. Meyer: „Der Name Meyer“; F. W. Cufmann: „Zur Etymologie der Worte gehn und sehn.“ Von neuen Ausgaben erwähnen wir die der „Nibelunge Nôt“ von Karl Bartsch; „Walthers von der Vogelweide“ von Karl Simrock; das „Carmen de bello Saxonico“ von G. Waig; „Der Mönch von Heilsbrunn“ von J. F. L. T. Merzdorf.

Beiträge zur Kritik der Literatur des Alterthums sind die folgenden: E. Pfander: „Die Tragik des Euripides“; D. Erdmannsdorffer: „Das Zeitalter der Novelle in Hellas“; E. E. Geppert: „Plantinische Studien“; B. Volk: „Die römische Elegie. Auswahl aus den Dichtern der classischen Zeit.“

Für die Dante-Studien bildet das „Dante-Jahrbuch“, von welchem wiederum ein Jahrgang vorliegt, den anregenden Mittelpunkt; ebenso das „Shakespeare-Jahrbuch“, dessen Jahrgang 1870 manchen interessanten, aber auch manchen entbehrlichen Aufsatz enthält, für die Shakespeare-Studien. Außerdem ist die Shakespeare-Literatur in diesem Jahre nicht übertrieben ins Kraut geschossen. Das wichtigste Werk ist die leider trotz ihres Umfangs in Bezug auf die Dauer der dargestellten Zeit zu engegrenzte Literatur- und Theaterstudie Rudolf Genée's: „Geschichte der Shakespeare-Dramen in Deutschland“; außerdem sind einige kleinere Aufsätze von Dechselhauser und A. Ebrard zu erwähnen.

Charakterisirende Porträts neuer Dichter finden sich in den Essays und Studien neuer Literaturhistoriker, Philosophen und Publicisten. Fast ausschließlich literarische Brustbilder enthalten Julian Schmidt's „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“ und die beiden ersten Bände der „Porträts und Studien“ von Rudolf Gottschall, welche den Titel „Literarische Charakterköpfe“ führen. Zum Theil enthalten auch die „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik“ von R. Zimmermann neben philosophischen und ästhetischen Abhandlungen literarische Brustbilder, ebenso Heinrich von Treitschke's vorzugsweise

publicistische Essays: „Historische und politische Aufsätze.“ Außerdem sind selbständige Charakteristiken einzelner neuer Dichter erschienen: Gustav zu Putlitz: „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke“; R. Elze: „Lord Byron“; Adolf Raun: „Washington Irving“; R. E. von Uffalby: „Alfred de Musset“; D. Spielberg: „Literaturporträts“; R. E. Sahn: „Bilder aus der Dichter- und Künstlerwelt.“ In das vorige Jahrhundert zurück greift die treffliche Charakteristik Voltaire's von D. F. Strauß, und L. Vogt: „Jean Jacques Rousseau's Leben.“

Auf dem Gebiete der allgemeinen Aesthetik sind diesmal keine hervorragenden Werke von Bedeutung zu verzeichnen; wohl aber erfreuten sich einzelne Zweige derselben, namentlich Poetik und Metrik, einer besondern Pflege. Von Rudolf Gottschall's „Poetik. Das Wesen und die Formen der Dichtkunst“, ist eine zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage in zwei Bänden erschienen; außerdem eine Poetik von Hermann Desterley, mit einem Vorworte von Karl Goedeke: „Die Dichtkunst und ihre Gattungen“; eine Auswahl deutscher Gedichte systematisch geordnet im Anschluß an ein „Lehrbuch der Poetik“, von H. E. Bonnell. In den beiden letztern Werken überwiegt die Beispielsammlung über den kritischen Text. Eine verdienstliche „Theorie der neuhochdeutschen Metrik“ hat Rudolf Westphal erscheinen lassen; kleinere Poetiken sind F. Rohde: „Das Wesen und die Formen der Dichtkunst“; Gustav Heinrich: „Deutsche Verslehre.“ Eine praktische Aesthetik für die gebildete Frauenwelt schrieb Jeanne Marie von Gayette-Georgens: „Geist des Schönen in Kunst und Leben“; über den „Roman als Kunstwerk“ liegt eine Skizze von D. Freiherrn von Biebermann vor.

Eine Förderung literarischer Kenntniß und zwar in jener beliebten Weise, welche alles Anstrengende vermeidet, liegt in den Lichtstrahlen und Sentenzensammlungen aus den Werken unserer Denker und Dichter; E. Kuborff: „Stunden der Weisheit; eine Sammlung von Aussprüchen Friedrich Schleiermacher's“; M. Schasler: „Fegel, populäre Gedanken aus seinen Werken“; „Geflügelte Worte von E. M. Arndt, Klopstock, Stolberg, Herder, Rückert und Geibel an die Deutschen“; G. Karpeles: „Ludwig Börne. Lichtstrahlen aus seinen Werken“; A. Böttger: „Fürs Herz der Frauen. Albumsprüche aus den poetischen Werken“; S. Jacobi: „Perlender Wein im funkelnden Glase“, eine Sentenzensammlung; L. Bund: „Die Monate des Jahres in Denkprüchen“. Wander's großes „Deutsches Sprichwörter-Lexikon“ ist bis zur zweieunddreißigsten Lieferung vorgeschritten. Hieran schließen sich selbständige Sentenzensammlungen, wie J. Trojan: „Beschauliches in Bild und Spruch“; S. Martin: „Aphorismen“.

„Beethoven's Dreieck“, eine Sammlung der von ihm selbst ausgezogenen oder angemerzten Stellen aus Dichtern und Schriftstellern, bahnt uns den Weg zu der musikalischen Literatur, welche, da die Musiker gewöhnt sind, mit der Feder umzugehen, stets sehr ins Breite sich auszudehnen pflegt. Die Beethoven-Feier gab überdies willkommene Veranlassung zu biographischen Schilderungen und kritischen Ergüssen. Selbst der Meister der neuen Schule, Richard Wagner, ergriff die Feder, um durch die Kritik Beethoven's gelegentlich seine eigenen Bestre-

bungen zu illustriren. Andere Gelegenheitschriften zur Jubelfeier sind: C. F. Jahn: „Ludwig van Beethoven als Mensch und Künstler“; W. Fricke: „Ludwig van Beethoven, ein Lebensbild“; J. Schlüter: „Aus Beethoven's Briefen, zur Charakteristik des Meisters“; L. Rohl: „Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister“, welche Aufsätze über Beethoven und Mozart enthalten. Außerdem hat dieser Autor, ein unermüdlicher Wagnerianer, eine Schrift über die Entwicklung des Musikdramas: „Glück und Wagner“, verfaßt, während sein Meister Richard Wagner eine Schrift „Ueber das Dirigiren“ veröffentlichte. Robert Schumann's: „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker“ sind in zweiter Auflage erschienen. Ueber die philosophische Bedeutung und geschichtliche Entwicklung der Tonkunst verbreiten sich die Schriften von E. Naumann: „Die Tonkunst in der Culturgeschichte“ und die „Studien über die Tonkunst“, sowie die Schrift von F. Poland: „Die Musik eine Sprache“; H. Dorn hat musikalische Skizzen: „Aus meinem Leben“, erscheinen lassen; von E. Hanslick: „Geschichte des Concertwesens in Wien“, liegt der zweite Theil vor. Specielle musikalische Themata behandeln L. Epstein: „Don Giovanni von Mozart“; W. Junghans: „Johann Sebastian Bach als Schüler der Partikularschule zu St.-Michaelis in Lüneburg“; J. Müller: „Die musika-

lischen Schätze der königlichen und Universitätsbibliothek zu Königsberg“; D. Reinsdorf: „Theodor Kullak und seine neue Akademie der Tonkunst in Berlin“; H. Ude: „Weimars künstlerische Glanztage“. Rüstig vorwärts schreitet das empfehlenswerthe „Handlexikon der Tonkunst“ von Oskar Paul.

Die Literatur über bildende Kunst ist weniger reichhaltig. Von E. Förster's „Geschichte der italienischen Kunst“ liegt der zweite Band vor; über antike Kunst handeln die Schriften von G. Wustmann: „Apelles' Leben und Werke“; E. Strube: „Studien über den Bilderkreis von Cleusis“, und A. Conze: „Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst“; über Rafael's „Sixtinische Madonna“, „Die Verkörperung Christi“ und die „Stanza della Segnatura“ berichten E. Karsten, E. Justi, H. Dalton; H. Semper behandelt „Donatello, seine Zeit und seine Schule“. Außerdem erwähnen wir noch: „Kunst-Aphorismen“; A. Klemt: „Zur Orientirung auf dem Gebiete der bildenden Kunst“; E. Förster: „Ueber den Verfall der Restauration alter Gemälde in Deutschland“; D. Mühlner: „Beiträge zu J. Burckhardt's Cicerone“; E. Curtius: „Kunstmuseen, ihre Geschichte und ihre Bedeutung“ und mehrere ähnliche kleinere Schriften und Vorträge.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Andenken an Faraday.

Faraday und seine Entdeckungen. Eine Gedenkschrift von John Tyndall. Autorisirte deutsche Uebersetzung herausgegeben durch H. Helmholtz. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das ist eine bedeutungsvolle Schrift, welche die Denker aller Nationen gleich mächtig anziehen und fesseln wird. Tyndall und Helmholtz, die schon lange allgemein bewunderten geistreichen Naturforscher, haben sich hier vereinigt, dem genialen Faraday, ihrem ehrwürdigen Vorbilde und liebevollen Freunde, ein literarisches Denkmal zu setzen. Einfach, still und kunstlos stellt sich dasselbe in unsere Zeit und verkündet treu und wahr die Thaten und das Wesen des bedeutenden Mannes. Alles ist gut, edel und würdig, wie es für den großen Verstorbenen paßt. Tyndall war in den letzten funfzehn Lebensjahren Faraday's ein von diesem gewünschter Nachfolger im Lehramte, der ihm, mit Wohlwollen, ja mit väterlicher Liebe und stets frischem wissenschaftlichen Eifer anregend, rathend und helfend, treu zur Seite stand. Daraus entsprang eine Begeisterung für den verewigten Gelehrten, eine Hochachtung vor dem edeln Menschen im hingeschiedenen Freunde. Und Helmholtz, schon früh mit dem geistverwandten Forscher brieflich auf das wärmste befreundet, machte auch dessen persönliche Bekanntschaft bei den in London wiederholt gewünschten Vorlesungen von ihm auf der weltberühmten Royal Institution, und er weist noch jetzt voll freudiger Dankbarkeit auf die von dem alten Manne ihm geleistete zuvorkommende Hilfe und Liebendwürdigkeit im ganzen Verkehr hin; ja er versichert ganz unverhohlen, daß derselbe „durch die vollkommene Einfachheit, Bescheidenheit und ungetrübte Reinheit seiner Gesinnungen etwas Bezauberndes hatte, wie er es bei keinem andern Manne je wieder kennen gelernt habe“. Es läßt sich also denken, daß hier die vereinigte Autorschaft dieser beiden gelehrten Freunde eine auf tiefbegründete Pietät gebaute Erinnerungsschrift geschaffen hat.

nungen etwas Bezauberndes hatte, wie er es bei keinem andern Manne je wieder kennen gelernt habe“. Es läßt sich also denken, daß hier die vereinigte Autorschaft dieser beiden gelehrten Freunde eine auf tiefbegründete Pietät gebaute Erinnerungsschrift geschaffen hat.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, von denen der erste eine ausschließlich Tyndall gehörende Arbeit ist, während der zweite ebenso nur Helmholtz zum Verfasser hat. Jener besitzt die Form von Reden, welche an den Kreis von Lesern und Zuhörern gerichtet sind, von dem der Verstorbene genau gekannt war und bei welchem er noch in frischem Andenken steht; dieser bringt dazu ergänzende und zum Theil berichtigende Anmerkungen. Bildet dort der vieljährige unmittelbare Verkehr mit Faraday und seine hinterlassenen Briefe und Tagebücher die Hauptgrundlage zu einer Charakterisierung des Lebens und Schaffens, so gewährt hier der von H. Vence Jones in der königlichen Societät zu London gegebene officiële Bericht über den verstorbenen Gelehrten die wichtigsten Anknüpfungspunkte. Man erkennt hieraus sogleich, daß das Werk nicht eigentlich ein in sich abgerundetes, abgeschlossenes Ganzes bilden kann, sondern vielmehr eine vortrefflich dazu passende Sammlung von Materialien. Mehr haben die Verfasser aber auch nicht geben wollen und den obwaltenden Umständen nach nicht geben können. Wir nehmen daher das Vorliegende wie es ist mit Dank entgegen und mit dem Wunsche, daß sich recht bald eine tüchtige Kraft finden möge, welche im Stande ist, das noch Vermißte zur allseitigen Befriedigung nachzutragen.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick wenden wir uns

nun speciell zu dem Inhalte des Buchs. Tyndall eröffnet die Reihe seiner Vorträge mit einer gedrängten Lebensskizze des großen Mannes, aus der wir ersehen, daß derselbe ein vollkommener Autodidakt war, begünstigt durch den glücklichen Umstand, rechtzeitig mit Humphry Davy zusammenzutreffen, der sich auf ganz ähnliche Weise aus einer niedrigen Bildungssphäre durch eigene Kraft zu dem größten Gelehrten emporgearbeitet hatte. Faraday, der körperlich schwächliche Sohn eines armen Grobschmieds, wurde Buchbindergefell, wobei er eine siebenjährige Lehrlingszeit durchzumachen hatte, um sich freizulernen. Durch den beständigen Verkehr mit Büchern und den früh erwachten Trieb, sich zu belehren, entstand der Wunsch in ihm, mit irgendetwem Gelehrten in nähere Verbindung zu kommen, wodurch sein nach und nach sehr mächtig gewordener Durst nach Wissen befriedigt werden konnte. Er hatte einige von Davy's Vorlesungen über Electricität gehört und sorgfältig ausgearbeitet. Für diesen Mann war er begeistert, er wandte sich daher an denselben mit der Bitte, ihm ein Handlanger werden zu dürfen. Es ist bekannt, wie bereitwillig und hochherzig diese Bitte gewährt wurde:

Davy half dem jungen Manne, eine That, deren Andenken nicht erstirben sollte. Er schrieb sofort an Faraday und ernannte ihn später, als sich eine Gelegenheit darbot, zu seinem Erbküßlen. Folgendes ist Davy's Empfehlung Faraday's, welche dem Vorstande der Royal Institution bei einer Sitzung am 13. März 1813 durch den Vorsitzenden, Charles Hatchett, vorgelegt wurde: „Sir Humphry Davy beehrt sich, den Vorstand zu benachrichtigen, daß er jemand gefunden hat, der die früher von William Payne innegehabte Stellung am Institute auszufüllen wünscht. Sein Name ist Michael Faraday. Es ist ein junger Mann von 22 Jahren. Nach allem, was Sir H. Davy erfahren und beobachten konnte, scheint er für die Stelle sehr geeignet, von guten Sitten, in Wesen und Charakter thätig, frisch und intelligent zu sein. Er ist geneigt, die Stelle unter denselben Bedingungen, wie sie Herrn Payne bei seinem Weggange vom Institute bewilligt waren, zu übernehmen.“

Es wurde beschlossen, Faraday diese Stelle eines Assistenten in dem Laboratorium zu geben, mit einer wöchentlichen Besoldung von 25 Schilling nebst freier Wohnung von zwei Stuben im obersten Stock des Hauses. Bei einer bald darauf folgenden größern wissenschaftlichen Reise Davy's durch Frankreich, die Schweiz und Italien nahm derselbe Faraday als seinen Amanuensis mit. Dieser fast drei Jahre dauernde beständige persönliche Verkehr mit dem großen Manne und das Besuchen berühmter Gelehrten in ihren Arbeits- und Lehrräumen bildeten die Grundlage zu Faraday's wissenschaftlicher Ausbildung. Die sich hieran schließende weitere Entwicklung ging nun mit Riesenschritten vorwärts, sodaß er in wenigen Jahren die gelehrte Welt von ganz Europa in Staunen setzte. An Anerkennung seiner Verdienste ließ man es auch nicht fehlen: er wurde Mitglied der königlichen Gelehrten-Societät zu London und der übrigen Universitäten Englands; man machte es sich zur Ehre, ihn in Frankreich, Italien, Deutschland u. s. w. in die Gelehrten-Corporationen aufzunehmen, und er wurde Director der Royal Institution, ja sogar Präsident der Royal Societät zu London geworden sein, wenn er es nicht abgelehnt hätte. Aber ungeachtet aller dieser Aus-

zeichnungen blieb Faraday doch unveränderlich der einfache, anspruchslose Gelehrte, der liebenswürdige, stets gefällige Menschenfreund, auch berührte es ihn nie unangenehm, an seine frühern ärmlichen Lebensverhältnisse erinnert zu werden. Wir wollen dies nur durch ein Beispiel zu bestätigen suchen. Tyndall erzählt:

Vor zwölf oder dreizehn Jahren verließ ich einmal die Royal Institution zugleich mit Faraday, um gemeinschaftlich mit ihm einen Besuch in Baker-Street zu machen. Vor der Thür nahm er meinen Arm, und indem er ihn in seiner warmherzigen Weise an sich drückte, sagte er: „Kommen Sie, Tyndall, ich will Ihnen etwas zeigen, was Sie interessieren wird.“ Wir schlugen die Richtung nach Norden ein, kamen am Hause von Hrn. Babbage vorüber, wodurch Erinnerungen an die in diesem Hause einst versammelten berühmten Abendgesellschaften wachgerufen wurden. Wir erreichten Blandfort-Street und nach einigem Umherblicken blieb Faraday vor einem anständig aussehenden Schreibmaterialienladen stehen und ging hinein. Nach seinem Eintritt schien seine gewöhnliche Lebhaftigkeit sich zu verdoppeln. Er überflog mit einem Blick alles, was das Local enthielt. Links vom Eingange war eine Thür, durch welche er in ein kleines Gemach mit einem Fenster nach der Straße hinausblickte. Mich zu sich heranziehend, sagte er: „Sehen Sie, Tyndall, dies war meine Arbeitsstube. In diesem kleinen Winkel band ich Bücher ein.“ Eine anständige Frau stand hinter dem Ladentische, konnte jedoch unser leise geführtes Gespräch nicht hören. Faraday wendete sich zu ihr und kaufte eine Kleinigkeit, um unser Eintreten zu entschuldigen. Er frug die Frau nach ihrem eigenen, nach ihres Vorgängers und dessen Vorgängers Namen. „Nein, diesen meine ich nicht“, sagte er endlich mit gutmüthiger Ungebuld, „wie hieß der Vorgänger von diesem?“ — „Sr. Riveau“, sagte sie und fügte, wie von einer plötzlichen Erinnerung betroffen hinzu, „er war der Meister von Sir Charles Faraday.“ — „Unfinn“, erwiderte er, „es gibt gar niemand dieses Namens.“ Groß war das Entzücken der Frau, als ich ihr den Namen ihres Kunden sagte. Aber sie versicherte, daß sie sofort gewußt habe, dieser müsse Sir Charles Faraday sein, als sie ihn im Laden umhereilen sehen.

Tyndall lenkt die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer und Leser aber auch ganz besonders auf die Geschichte der wissenschaftlichen Thätigkeit Faraday's und kommt dann schließlich auf die große Reihe der wichtigen Erfindungen desselben. Das Institut hatte sich um die Zeit von Faraday's Eintritt dazu entschlossen, eine Zeitschrift: „The Quarterly Journal of Science“, herauszugeben; sie war die bescheidene Vorgängerin der jetzt sehr viel gelese- und von allen Gebildeten hochgeachteten „Proceedings“. Es ist gar nicht in Zweifel zu ziehen, daß diese sehr rasch gesteigerte günstige Aufnahme vorzugsweise der geistreichen Mitwirkung Faraday's zuzuschreiben war. Im Anfang des Jahres 1816, als er noch nicht lange von seiner Reise zurückgekehrt war, zog er die Aufmerksamkeit durch die Mittheilung der Analyse einer Art laustischen Kalks von Toscana auf sich, welchen die Herzogin von Montrose an Davy geschickt hatte. Daran schloß er bis 1818 mancherlei kleinere Notizen und Abhandlungen, welche in jeder Beziehung den scharfsinnig denkenden jungen Gelehrten verkündeten. Den Schluß bildeten die von ihm angestellten Experimente über die „singenden Flammen“.

Professor Auguste de la Rive zu Genf hatte hierüber bereits eine Theorie aufgestellt, welche eine ganze Klasse von Thnen vollständig erklärte. Allein die Versuche Faraday's stellten es sogleich außer Zweifel, daß die Erklärung de la Rive's ungenügend sei. Die ganze

handlung wurde von den gelehrten Fachmännern als ein kritisches Meisterstück bewundert. Dies war die erste siegreiche wissenschaftliche That, welche die Grundlage zu seinem Selbstvertrauen bildete. Bis zum Jahre 1820 veröffentlichte er wieder kleinere Notizen und Abhandlungen, denen es allerdings nie an erweckendem Interesse fehlte, die aber nicht gerade Beweise seiner selbständigen Productionskraft abgaben. Seine Hauptbeschäftigung war die Assistentz des Professors Brande, der jetzt statt Davy die Chemie zu lehren hatte, von dem man sprichwörtlich sagte, „er halte seine Vorlesungen mit der geschickten Hilfe Faraday's wie auf Sammt“. Doch beschloß er auch diese Periode mit zwei wichtigen Entdeckungen: über die Verbindung des Chlors mit Kohlenstoff, und über die Verbindung von Jod, Kohle und Wasserstoff. Die Ausarbeitung darüber wurde der Königlichen Societät der Wissenschaften am 21. December 1820 vorgelesen und für würdig befunden, in den philosophischen Transactionen veröffentlicht zu werden. Es läßt sich denken, wie eine solche Auszeichnung erhebend auf den Entwicklungsgang des jungen Mannes einwirken mußte. Man verbeiferte in Anerkennung seiner Leistungen auch seine pecuniäre Lage, und als er sich 1821 verheirathete, sorgte man nun für eine geräumigere Dienstwohnung im königlichen Institute. Die Vermählten bezogen dieselben Räume, welche zuvor von Young, Davy und Brande bewohnt worden waren.

Als im Jahre 1820 Hans Dersted mit seiner Entdeckung des Elektromagnetismus auftrat, gehörte zu den Männern, welche dieselbe rasch zu einer neuen Lehre verarbeiteten, auch unser Faraday. Seine Leistungen waren vollberechtigt, sich denen von Arago und Ampère würdig zur Seite zu stellen. Aber den höchsten Ruhm erntete er mit der Entdeckung der Magnetelektricität ein, womit er 1831 die Gelehrten entzückte, und woran sich dann gleich die Entdeckung der elektrischen Induction schloß, welche so fruchtbar geworden ist für die Erforschung des Erdmagnetismus, für die praktische Verwerthung bei dem Telegraphen und den physiologischen Apparaten. Und um in der großen Reihe der Faraday'schen Entdeckungen nur noch auf eine seiner unsterblichen Thaten hinzuweisen, erwähnen wir des Diamagnetismus. Durch diesen bewies derselbe, daß alle Substanzen, welche der Magnet nicht anzieht, von demselben abgestoßen werden, und daß beide Pole eine gleiche abstoßende Wirkung darauf ausüben. Ueber alle diese epochemachenden Verdienste Faraday's redet das Werk eingehend und verständlich, es ist mit Recht voller Bewunderung darüber, aber es behält dabei doch stets die würdige Ruhe einer vorurtheilsfreien Kritik; auch verläßt es nicht darauf hinzuweisen, wie der große Mann bei allen seinen berühmten Leistungen wenig oder gar keinen Werth auf die äußern sichtbaren Zeichen der Anerkennung legte, er war in sich glücklich und reichlich belohnt, wenn er fühlte, was er der Wissenschaft genützt habe. Tyndall sagt:

Er war aus allen Theilen der Welt mit wissenschaftlichen Ehren überhäuft worden. Es gab wol kaum eine Stimme, die ihn nicht als den Fürsten unter allen wissenschaftlichen Größen der Gegenwart bezeichnet hätte. Dennoch hat er die höchste wissenschaftliche Stellung in diesem Lande niemals eingenommen. Als der leider dahingegangene Lord Broustlesley

seine Stelle als Präsident der Royal Society niederlegte, kam eine Deputation des Comité, bestehend aus Lord Broustlesley, Mr. Grove und Mr. Cassiot, zu Faraday, um ihn dringend zur Annahme des Präsidentenstuhls einzuladen. Was Gründe und freundschaftliche Ueberredung nur irgend vermochten, wurde angewendet, um ihn zu bestimmen, den Wünschen des Comité und dem einstimmigen Begehren der wissenschaftlichen Welt nachzugeben. Im Bewußtsein der Festigkeit seines Naturells hatte Faraday die Gewohnheit angenommen, sich bei wichtigen Fragen eine Frist zur Ueberlegung vor der Entscheidung auszubitten. Auch in diesem Falle befolgte er diese Gewohnheit und erbat sich eine kleine Bedenkzeit. Am folgenden Morgen begab ich mich zu ihm auf sein Zimmer und sagte ihm, daß ich in einer gewissen Unruhe zu ihm käme. Er fragte mich nach der Ursache derselben, und ich erwiderte: „Darüber, daß Sie möglicherweise sich gegen die Wünsche der Deputation, welche gestern bei Ihnen war, entschieden haben könnten.“ — „Sie würden mich doch gewiß nicht drängen“, sagte er dann, „diese Verantwortlichkeit zu übernehmen.“ — „Ich würde Ihnen nicht nur zureden, sondern ich halte es für Ihre Pflicht und Schuldigkeit, dieselbe anzunehmen!“ — „Tyndall“, sagte er schließlich, „ich muß einfach Michael Faraday bleiben, und ich will Ihnen nur sagen, daß, wenn ich die Ehre, welche die Royal Society mir zu übertragen wünscht, annähme, ich nicht dafür stehen könnte, daß mir meine Geisteskraft auch nur ein Jahr lang ungeschwächt erhalten bliebe.“ Ich drang nicht weiter in ihn, und Lord Broustlesley erhielt an Sir Benjamin Brodie einen sehr würdigen Nachfolger.

Auf ähnliche Weise lehnte er auch die ihm angetragene Präsidentschaft der Royal Institution ab, als der Herzog von Northumberland, der dieselbe bekleidet hatte, gestorben war. Der Verfasser thut recht, solche Tüge, die den edeln gewissenhaften Charakter des tüchtigen Mannes in seiner Reinheit und Anspruchslosigkeit erkennen lassen, der Welt mitzutheilen.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser nun auf den zweiten Theil des Werks, der ausschließlich Helmholtz zum Verfasser hat. Schon im Vorwort spricht derselbe sehr beherzigenswerthe Gedanken über Faraday aus und weist in kurzen treffenden Worten hin auf die Ursachen der allgemein angefaßten Größe dieses ungelehrten Sohnes eines Grobschmieds, der dem frommen Glauben der kleinen Sekte, zu der seine Aeltern gehörten, unbeirrt sein ganzes Leben hindurch treu blieb. Und wenn bei dem bewunderten Autobiographen auch einige Schwächen vorgekommen seien, so hätten diese ihre Begründung in dem Mangel eines tiefern mathematischen Wissens. Darin hätte seine selbstgeschaffene Gelehrsamkeit nur über ein bescheidenes Maß gebieten können. Der Verfasser gibt zuerst einige sehr specielle Nachforschungen über die Familie Faraday's und seine Kindheit. Er ist das dritte Kind von James Faraday, der als armer Grobschmied zu Newington (Süd-London) lebte, sein Geburtstag fiel auf den 22. September des Jahres 1791. Zehn Jahre wohnten seine Aeltern in einer sehr beschränkten, über einer Stallung gelegenen Wohnung, dann (1809) zogen sie nach einer ebenso kümmerlichen in der Weymouthstreet 18. Die Plätze, wo er seine kleine Schwester gehütet und mit gebrannten Thonkugeln gespielt habe, hat er später gern gezeigt. „Meine Erziehung“, sagt er selbst, „war von der gewöhnlichsten Art und beschränkte sich fast nur auf die Anfangsgründe des Lesens, Schreibens und Rechnens in einer Volksschule. Meine Freistunden brachte ich zu Hause oder auf der Straße zu.“ Nicht weit von seinen Aeltern wohnte George Ribeau, zu dem er in die Lehre

kam, um das Buchbinderhandwerk zu erlernen; er wurde aber auch zugleich zum Austragen der Bücher und Zeitungen benützt. Durch die Güte des Hrn. Dance, der ein Mitglied der Royal Institution und zugleich ein Kunde seines Lehrherrn war, hatte er das Glück, die vier letzten Vorlesungen von Sir H. Davy (1812) zu hören. Da entwickelte sich in ihm plötzlich der sehnlichste Wunsch nach wissenschaftlicher Beschäftigung:

Dieser Wunsch veranlaßte mich in meiner Unkenntniß der Welt und in der Einfalt meines Gemüths, noch als Lehrling an Sir Joseph Banks, damaligen Präsidenten der Royal Society zu schreiben. Ich erkundigte mich beim Portier nach einer Antwort, aber natürlich vergebens.

Durch Hrn. Dance ermutigt wandte er sich dann an Sir H. Davy. Sein Schreiben wurde sogleich beantwortet. Am 24. December 1812 schrieb Davy an Faraday:

Mein Herr! Ich bin weit davon entfernt, mit dem Beweise Ihres Vertrauens unzufrieden zu sein, und finde, daß Sie großen Eifer, Gedächtniskraft und Aufmerksamkeit entfalten. Ich bin genöthigt, die Stadt zu verlassen, und werde nicht vor Ende Januar dahin zurückkehren. Alsbald jedoch werde ich Sie zu jeder Zeit, wenn Sie es wünschen, empfangen, und es würde mich freuen, Ihnen irgend nützlich sein zu können; ich wünschte, das könnte in meiner Macht. Ich bin, mein Herr, Ihr gehorsamer ergebener Diener.

Einige Zeit darauf wurde eines Abends heftig an die Thür der Wohnung der Kellern unsers Faraday geklopft; als er aus dem Fenster sah, hielt eine elegante Kutsche vor dem Hause, von welcher der Lakai abgestiegen war, um ein Billet für unsern Faraday abzugeben. Dies kam von Davy und lud ihn für den nächsten Morgen zu einem Besuch ein. Faraday wurde sehr freundlich empfangen und, wie schon erwähnt, am königlichen Institute angestellt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Ende seines Lebens. Es wird auch hier ausführlich die Rede auf die große Reise gebracht, welche er mit Davy machte, und zugleich erwähnt, wie er nahe daran war, zum Kammerdiener seines Gönners zu werden, weil der Diener zu Hause sich zu einer so langen und großen Entfernung von der Heimat nicht habe entschließen können. Davy, der von Jugend auf daran gewöhnt war sich selbst zu bedienen, nahm in dieser Art Faraday's Dienste nur wenig in Anspruch und sorgte stets dafür, daß dieselben nie entehrender Art waren. Am 25. Januar 1815 schrieb Faraday an seine Mutter:

Aber Lady Davy ist andern Sinnes. Sie liebt es ihre Autorität zu zeigen, und anfangs gab sie sich alle Mühe, mich zu demüthigen. Dies veranlaßte Zwistigkeiten zwischen uns,

wobei ich jedoch mehr und mehr das Feld behauptete. Die öftere Wiederholung der Streitigkeiten machte mich gleichgültig dafür, schwächte hingegen ihre Autorität und lehrte sie einen mildern Ton anzuschlagen. Sir H. Davy hat nun auch für Lohndiener, sogenannte Laquais de place, gesorgt, die alles, was sie irgend wünscht, für sie besorgen, und jetzt fühle ich mich einigermaßen behaglich.

Im Jahre 1835 hatte Sir James South unserm Faraday mitgetheilt, daß der Premier Sir Robert Peel kurz vor seinem Rücktritt vom Ministerium die Absicht gehabt habe, Faraday eine Ehrenpension zu ertheilen, und daß Lord Melbourne, Nachfolger Peel's, die Sache wieder aufnehmen würde. Wenige Tage darauf ward er auch von Mr. Young, dem Secretär Melbourne's, aufgefordert, in der berührten Angelegenheit zu Lord Melbourne zu kommen. Das Weitere erzählt nun die „Times“ so:

Mr. Faraday: „Auf Ihren Wunsch, Mylord, bin ich hier. Es ist wol wegen der Angelegenheit, welche ich theilweise mit Mr. Young besprochen habe?“ — Lord Melbourne: „Sie sprechen von der Pension, nicht wahr?“ — „Mr. Faraday: Ja, Mylord.“ — Lord Melbourne: „Ja, Sie denken an die Pension, und ich denke auch daran. Ich hatte den bloßen Namen dieser Pension. Meiner Ansicht nach ist das ganze System, Pensionen an Schriftsteller und Gelehrte anzutheilen, nichts als ein großer Humbug und nicht in guter Absicht eingeführt worden. Es hätte niemals gesehen sollen. Es ist nichts als Humbug von Anfang bis zu Ende.“ — Mr. Faraday (aufstehend): „Nach dieser Aeußerung sehe ich, Mylord, daß mein Geschäft mit Eurer Herrlichkeit beendet ist. Ich wünsche Ihnen einen Guten Morgen.“

Obgleich nun Faraday dies Gespräch für nicht ganz genau ausgab, so spricht doch ein noch vorgefundenes Schreiben von ihm für die Richtigkeit der Thatsache. Er schrieb:

Mylord! Da die Unterredung, welche ich die Ehre hatte mit Ew. Herrlichkeit zu führen, mir Gelegenheit gab, die Ansichten kennen zu lernen, welche Ew. Lordschaft über Gelehrtenpensionen im allgemeinen hegen, so fühle ich mich veranlaßt, eine derartige Begünstigung, welche Ew. Lordschaft mir zu denkt, hiermit ehrfurchtsvoll abzulehnen; denn ich fühle, daß es keinerlei Genugthuung für mich wäre, aus Ew. Lordschaft Händen etwas zu empfangen, was unter der äußern Form einer Anerkennung eine ganz andere, von Ew. Lordschaft so nachdrücklich bezeichnete Bedeutung haben würde.

Diesen Brief gab Faraday am Tage des Gesprächs eigenhändig auf Lord Melbourne's Bureau mit einer Karte ab. Uebrigens war es schon vorher genau bekannt, wie Faraday persönlich ganz entschieden abgeneigt war, eine Pension anzunehmen, solange er noch kräftig genug sei zu arbeiten und selbständig für sein Fortkommen sorgen könne. Heinrich Birnbaum.

Zur Charakteristik von Leibniz.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Lichtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit. Für die Gegenwart dargestellt von Edmund Pfeiderer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 3 Tlhr. 10 Ngr.
2. Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutschen politischen Flugchriften nachgewiesen von Edmund Pfeiderer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Leibniz und seine Zeit. Populäre Vorlesungen gehalten im Anfang des Jahres 1869 von Ludwig Grote. Hannover, Brandes. 1869. Gr. 8. 2 Tlhr.

Nach diesen allgemeineren Betrachtungen will ich noch

einige besondere Gebiete ins Auge fassen, insbesondere diejenigen, welche durch die Vergleichung mit der Gegenwart ein erhöhtes Interesse erhalten, nämlich die deutsche Reichsverfassung, die Kirchenfrage und die auf Bildung und Wohlstand Bezug habenden Bestrebungen.

Was zunächst die deutsche Reichsverfassung betrifft, so läßt sich schon nach dem oben Gesagten erwarten, daß Leibniz nicht fernliegende Ideale zur unausführbaren Verwirklichung vorschlug, sondern sich an das Nächstliegende

hielt, und zwar einerseits die historisch entwickelten Machtverhältnisse zur legalen Grundlage zu machen suchte, andererseits bemüht war, dem so gegebenen Material eine engere Verbindung und bessere Verwendung im Interesse des Ganzen zu geben. Das auffallendste Mißverhältnis bot die historische Machtstellung der Kurfürsten mit ihrem legitimen Einfluß. Diese Kurfürstenoligarchie bekämpfte er erstens durch den Vorschlag einer beständigen Wahlcapitulation, welche einer willkürlichen Beschneidung der kaiserlichen Rechte vorbeugen sollte, zweitens durch Vermehrung der Zahl der Kurfürsten vermittle Erhebung mächtiger Fürsten zu Kurfürsten (bei Hannover setzte er es durch), und drittens durch Verlegung des Schwerpunktes der Reichsgeschäfte in den Reichstag, wo alle Fürsten und Stände ein der von ihnen zu stellenden Truppenzahl entsprechendes Stimmgewicht erhalten sollten. Als ständiger Ausschuß des Reichstages denkt er sich ein Directorium (mit wechselnden Vertretern), welchem die Führung der Reichskanzlei und alle hiermit verbundenen Rechte und Pflichten oblagen (als: Anstellung der Beamten, Einnahme und Auszahlung der Gelder, Führung der auswärtigen Angelegenheiten, Verlegung und Einquartierung von Reichstruppen, wofern es noththut u. s. w.). Als dringendes Erforderniß zum Schutz des Reichs verlangt er ein stehendes Heer und eine Kriegsflotte zum Schutz des Handels. Endlich fordert er einen beständigen Reichsschatz, um den ewigen Geldverlegenheiten bei jeder Gefahr vorzubeugen, und den Verlust der zum Schatz gelieferten Beiträge will er als Zwangsmittel gebraucht wissen, um die Widerstrebenden zur Fügung in die Beschlüsse der Majorität des Reichstages anzuhalten. Bei einer solchen Gewährleistung der Einheit der Reichsgewalt steht er in der Menge der deutschen Fürsten und Freien Reichsstädte einen großen Vortheil gegen die schablonenmäßige französische Centralisation, da viele Häufe mehr für Förderung des geistigen Lebens thun können als einer, und das politische Leben um so regsammer ist, je weitere Kreise an der Regierung theilhaftig werden. Für die internationalen Beziehungen Deutschlands zu seinen Nachbarn erhofft er durch Ausdehnung der Colonialpolitik der letztern eine Besserung, indem durch eine solche die überschüssige Kraft eine Ablenkung nach außen findet. „England wird sich Nordamerika, Spanien Südamerika, Holland Ostindien, Frankreich der Levante zuwenden. Die Erde hat Raum für alle.“

Die Ausführung dieses Gedankens für Frankreich, dessen Ablenkung nach außen dem Deutschen natürlich am meisten am Herzen liegen mußte, ist der von Leibniz rastlos verfolgte ägyptische Vorschlag, der selbst wieder nur ein Theil seines Plans zu einer gemeinsamen europäischen Action behufs Zurückdrängung der Türken ist.

Ein speciell Gebiet seiner Bemühungen bildet die Reform des Rechtswesens, da sein Universitätsstudium und seine Promotion ebenso wesentlich juristisch waren wie seine späteren festen Anstellungen (1670 Rath am juristischen Oberrevisionscollegium zu Mainz, 1678 Hofrath in Hannover als juristischer Decernent, 1696 Geheimter Justizrath), und da er in Mainz speciell behufs einer Revision des römischen Rechts dem hiermit betrauten Hofrath Dr. Lasser als Hülfсарbeiter beigeordnet wurde. Er

verlangte zahlreichere obere Reichsgerichte statt des gänzlich unzureichenden einen, eine gründliche Umformung des juristischen Studiums im praktischen Sinne und eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen methodisch geordnete, klare und kurze Codification des revidirten römischen Rechts. Um nicht zu viel auf einmal zu verlangen, wollte er die gemeinverständliche, auch in authentischer deutscher Uebersetzung zu veröffentlichen Codification von der nachherigen Reform trennen. Aus der dem Kaiser vorgeschlagenen Herstellung eines Codex Leopoldinus wurde aber nichts; erst im „Landrecht“ Friedrich's des Großen und der „Gerichtsordnung“ Joseph's II. wurden Leibniz' Wünsche verwirklicht.

Wenden wir uns nunmehr zur religiösen Wirksamkeit Leibniz', so sahen wir schon oben, welches Elend aus der gehässigen Intoleranz und wüthenden Befehdung der Confessionen und Sekten untereinander floß. So sehr nun Leibniz auch dem jesuitischen Ultramontanismus abgeneigt war, so sehr wünschte er doch den Grund der religiösen Zwistigkeiten wenn möglich zu beseitigen und durch die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit zugleich dem frivolsten Unglauben, der namentlich von Frankreich aus sein Haupt erhob, eine geschlossene imposante Macht entgegenzustellen. Aber diese Einigung wünschte er nur unter der Bedingung, daß durch die Einführung des protestantischen Elements in den Katholicismus dieser selbst in freiere Bahnen zeitgemäßer Reformen gelenkt und von seiner starken römischen Einseitigkeit entseffelt würde; denn er wußte sehr wohl, daß nur durch einen wahrhaft freien Geist in der Religion der irreligiösen Freigeisterei ein Damm entgegengesetzt werden könne. Für ein solches Entgegenkommen hielt er alsdann das Opfer für gering, wenn die Protestanten die kirchliche Oberhoheit des Papstes anerkennen sollten, zumal er in diesem nur den ersten unter gleichberechtigten Bischöfen sah und auf Provinzial- und sogar Nationalsynoden einen besondern Werth legte. Aber er verkannte die Schwierigkeiten nicht, die der jesuitische Romanismus einem solchen Unternehmen entgegenstellte; denn deutlich genug hatte, dieser bereits seine Ziele im Tridentinischen Concil kundgegeben; die Aufhebung der Beschlüsse dieses Concils hält er für eine unerlässliche Bedingung der Reunion und sagt über dasselbe:

Es ist ein Concile de contrebando, eine Rotte von italienischen Bischöfen, Speichelleckern und Pflöglingen Roms, die in einem Winkel der Alpen auf eine von allen ernstesten Männern ihrer Zeit verdamnte Art Beschlässe fabricirten, welche dann für die ganze Kirche bindend sein sollen. Dies war der erste und bedauerlichste Erfolg der ultramontanen Lehren.

Ein andermal schreibt er an Bossuet:

Gebet eure falsche Strenge auf, ihr Katholiken; früher oder später wird die Wahrheit sich doch Bahn brechen. Und wenn ihr durch schlechte Mittel zu siegen gedenkt, so wird eines Tags alles verloren und dem Christenthum ein schwerer Schaden angethan sein, während ihr eben glaubtet, alles gewonnen zu haben. Sehet ihr denn nicht die allgemeine Abneigung gegen die Religion, die sich in Frankreich und anderwärts schriftlich und mündlich äußert? Warum denn die Sache zum Äußersten treiben? Denn die kirchliche Gewalt wie die königliche schadet sich am meisten durch Ueberspannung.

Ist es nicht als ob diese Worte prophetisch für die Gegenwart geschrieben wären?

Daß solche Reformen, wie er sie im Sinne hat, nicht

durch Theologen zu schaffen sind, ist ihm wohl bewußt. Die Jesuiten der Denkschriften von Trebourg urtheilten über ihn: „Seine natürliche Milde und Mäßigung machten ihn zum schlechten Theologen.“ Da kann man Leibniz das entgegengesetzte Urtheil nicht verargen, daß von den durch eine natürliche Verkettung der Dinge von angelegenten Vorurtheilen geleiteten und zum Ränkeschmieden (biaisés) geneigten Geistlichen nichts zu erwarten sei und man mit ihnen keinen Schritt vorwärts komme, sondern daß Fürsten, Staatsmänner und theologisch gebildete Laien allein solche Reformen zu Stande bringen könnten. Er fing nun die Sache so an, daß er in seinem *systema theologicum* die „unschuldige List“ gebrauchte, eine Auseinandersetzung des Glaubens vom katholischen Standpunkt zu geben, in welcher alles, ohne seinem protestantischen Standpunkt Unrecht zu thun, in der möglichst günstigen Weise ausgelegt ist; an die Hoffnung, diese Darlegung in Rom gebilligt oder wenigstens als nicht häretisch oder glaubenswidrig anerkannt zu sehen, knüpfte er seine weiteren Pläne. Der Jubel auf katholischer Seite bei der ersten Auffindung dieser Schrift war daher wenig motivirt, zumal Leibniz später, nachdem er sich von der Unsichtlosigkeit seiner Pläne überzeugt hatte, in den zu unmittelbarer Veröffentlichung bestimmten „Reichsannalen“ einen ganz andern Ton anschlug als in erstgenannter, niemals zur Veröffentlichung bestimmter Schrift.

Das letztere Werk, dem sein Herausgeber Perz „einen Ehrenplatz unter den ausgezeichnetsten Büchern neuerer Geschichte“ zugestehet, „enthält als reife Frucht halbhundertjähriger Beobachtungen, Studien und Versuche ein scharfes Verwerfungsurtheil über das ganze Wesen und Treiben des romanistisch-mittelalterlichen Katholicismus. Mit klarem Bewußtsein legte er darin sein kirchenpolitisches Abschiedswort nieder, dessen in weitesten Kreisen sehr verblüffende und aufregende Wirkung er noch mit zu erleben denken mußte.“ (Pfleiderer, S. 643.)

Die materielle Grundlage für eine Einigung suchte er in seiner Unterscheidung einer ersten und zweiten Theologie. Die erste oder natürliche Theologie, die nur Metaphysik und Sittenlehre enthält, erachtet er für streng beweisbar, die zweite, welche die nicht widervernünftigen, sondern nur übervernünftigen geoffenbarten Wahrheiten enthält, nur ihrer Möglichkeit nach für beweisbar, sonst aber nur einer Wahrscheinlichkeit aus moralischen Gründen (moralische Dialektik) fähig. Die erste genügt zur Seligkeit und zum Unterbau einer kirchlichen Einheit und Duldung; die zweite aber hat eine besondere Kraft, den Menschen in allen Lagen zur Erfüllung seiner sittlichen Aufgaben anzufeuern und aufrecht zu erhalten. Ähnlich faßt Leibniz das Verhältniß des individuellen religiösen Bewußtseins zur Mitgliedschaft der Kirche: wenn ersteres zwar für sich zur Seligkeit genügen kann und sogar der Zweck des letztern ist, so gibt doch letzteres eine Bürgschaft gegen individuelle Schwäche und ganz besonders für religiöse Erziehung. Ein zu seiner Zeit gewiß achtungswerther Standpunkt.

Nachdem Leibniz den Reunionsgedanken für seine Zeit aufgegeben hatte, hielt er doch an der Hoffnung einer Union der protestantischen Sekten fest. Er unterschied drei Grade der Union: erstens den bürgerlichen Beistand

(speziell der römischen Partei gegenüber), zweitens die kirchliche Duldung, drittens die Einheit des Glaubens. Ein Bescheid des neuen Kurfürsten Georg Ludwig im Jahre 1706 lehrte Leibniz, daß er auch diese Hoffnungen für seine Lebenszeit begraben müsse, und doch schließt er seine Äußerungen über den Gegenstand an Fabricius 1708 mit den aus inniger Ueberzeugung stammenden Worten: „Die Sache wird sich dereinst von selbst machen.“

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf Leibniz' Bestrebungen zur Hebung von Bildung und Wohlstand des deutschen Volks, so sind auch diese auf historischen Boden gegründet, streng realistisch und national: Richtungen, deren Vernachlässigung der Verfall Deutschlands hauptsächlich zuzuschreiben war. Er eifert gegen den unfruchtbaren Humanismus, der sich in alten ausgefahrenen Gleisen bewegt und nicht nur die besten Kräfte des Geistes zur Erlernung von Sprachen consumirt (als ob diese Zweck und nicht bloß Mittel wären!), sondern auch durch die ausschließlich lateinische Gelehrsamkeit das Volk und das weibliche Geschlecht von der Quelle der Bildung abschneidet. Er fordert als Gegenstand des Schulunterrichts „nicht sowohl poetica, logica und scholastische Philosophie, als realia, wie Geschichte (insbesondere neuere und deutsche), Mathematik, Geographie, wahre Physik, Moral und bürgerliche Studien“. „Darum habe ich schon oft gesagt: in einem einzigen gewöhnlichen Buch, das unsere hohen Herren als banausisch (mechanicum) verwerfen, in einem Buch z. B. über Landwirtschaft oder Schreinerkunst, von irgendeinem kaum beachteten Verfasser, ist mehr Wahres und Nützliches als oft in einer ganzen Bibliothek.“ Man bedenke, was solcher Ausdruck im Munde des größten Gelehrten seiner Zeit sagen will, einen wie vollständigen Umschwung zu modernen Ansichten er bekundet, die heute noch vielen zu modern sind. Wie er die deutsche Sprache für die deutsche Gelehrsamkeit fordert, so ist er auch in jeder andern Hinsicht bemüht, die Resultate der Wissenschaft einem möglichst weiten Kreise des Volks zugänglich zu machen. Für die Gebildeten fordert er die Herstellung einer Universal-Encyclopädie nebst Silberatlas, dem niedern Volke will er durch ein gehobenes, vom Staate in die Hand zu nehmendes Kalenderwesen eine Bibliothek des gemeinen Mannes verschaffen und durch Handwerkschulen und durch verbesserte und allgemein durchgeführte Trivialschulen eine bessere geistige Bildung zuführen, als diejenige, auf welche bisher Bedacht genommen war, denn die Wahrheit und geistige Bildung ist ihm „wie Wasser und Luft gemeinamen Rechtes“. Für das mehr gelehrte Publikum bringt er auf gelehrte Jahrbücher und Literaturzeitungen, wie er denn schon in seiner Jugend in Mainz beim Kaiser ein Privilegium zur Herausgabe eines „halbjährlichen Bücherkerns“ als Anhang des frankfurter Messkatalogs nachsuchte, das ihm verweigert wurde, und wie er selbst später von 1700—2 einen „Monatlichen Auszug aus allerhand nützlichen und artigen Büchern“ herausgab; obwol er hier seinen Secretär Edart vorschob, gehört ihm doch das meiste davon persönlich zu. Die Gelehrten ermahnt er, sich nach ihren Fächern zusammenzutun, um sich das gemeinsame Schaffen durch Arbeitstheilung zu erleichtern; in der Geschichte fordert er außerdem kritische Quellenstudien und Herausgabe umfangreicher Quellenammlungen, um diese

allgemein zugänglich zu machen. Am bekanntesten sind seine langjährigen Bemühungen, um in Deutschland ebenso eine Akademie zu gründen, wie Frankreich und England solche besaßen; er hatte aber hierbei in weit höherem Grade, als es je zur Ausführung gelangt ist, eine Vereinigung theoretischer und praktischer Interessen im Auge. Außer der berliner Akademie hatte er auch schon die Gründungsurkunde einer Akademie in Dresden durchgesetzt, welche aber infolge des polnischen Kriegs nicht zur Verwirklichung kam. In Wien scheiterte er wie immer an dem Widerstande der Jesuiten, welche die Bildung als ihr Monopol betrachteten, wogegen Peter der Große mehrfach durch Leibniz beeinflusst zu sein scheint (vgl. Poffelt, „Leibniz und Peter der Große“).

Im nationalen Interesse eifert Leibniz gegen das Einbringen welscher Sitte, Tracht und Sprache in Deutschland. „Ist es nicht ein Wahnsinn unserer Nation“, ruft er in dem Vorschlag über Fürstenerziehung aus, „daß sie die Weisheit immer nur jenseit der Alpen oder des Rhein holen und auf Kosten eines guten Theils unserer Habe und Gesundheit Chimären kaufen will, welche nur dienen, den Geist auf Bagatelle zu richten, welche uns vollends verderben?“ Durch die Unsitte, die Jugend ins Ausland auf Reisen zu schicken, bekommen die besten Geister leicht einen Ekel vor den deutschen Schriften, schätzen nur das Fremde hoch „und wollen kaum glauben, daß unsere Sprache und unser Volk eines Bessern fähig sei“. „Es ist aber dies Annehmen fremder Art und Sprache nicht bloß der schwerste Schaden für unsere Freiheit und Selbständigkeit, sondern auch der Verstand und Geist selbst leidet darunter aufs ärgste noth. Denn die Sprache ist ein rechter Spiegel des Verstandes“, während doch „keine europäische Sprache geeigneter ist als die deutsche, um jene sichtende Prüfung und Untersuchung philosophischer Sätze vorzunehmen“. Um die edle deutsche Sprache wieder zu ihrem Rechte zu bringen, verlangt er die Herstellung eines deutschen Lexikons, zerfallend in Sprachbrauch und Sprachschatz (nach den gangbaren und Kunstausdrücken) und eines glossarium etymologicum oder Sprachquells, und fordert, daß hinfür alles Studiren, Lesen und Schreiben meistens in deutschen Büchern und in deutscher Sprache geschehen solle. Er selbst weicht immer nur dem Zwang eines äußern Zwecks nachgebend von diesem Vorsatz ab, und oft genug gibt er den deutschen Text neben dem lateinischen oder französischen.

Die Volkswirtschaft (res oeconomica) erklärt Leibniz für die wichtigste unter den Staatswissenschaften, als deren wissenschaftliche Grundlage er die politische Arithmetik bezeichnet. Hierunter versteht er eine allumfassende Statistil (politische, gewerbliche, Landbau-, Medicinal-, Criminal- u. s. w. Statistil) mit einer darauf gegründeten Wahrscheinlichkeitsrechnung. Als die Wurzel des Volkswohlstandes erkennt er den Ackerbau, aber Handel und Gewerbe nennt er seine Zweige, die ihn blühend und fruchtbar machen. Er empfiehlt für den Landbau Anpflanzung von Kartoffeln und von Maulbeerbäumen be-

hufs Einführung der Seidenzucht, für Handel und Gewerbe Behandlung derselben als Reichsangelegenheiten, Anlegung von Wasserstraßen, Freizügigkeit, Durchgangsfreiheit, Mäßigung von Maß und Gewicht, Decimaltheilung desselben, Anwendung von möglichst viel Maschinenarbeit beim Gewerbe (mit deren Erfindung und Vervollkommnung er selbst sich viel beschäftigt), Werk- und Zuchtshäuser für Arbeitslose und Verbrecher, Versicherungs- und Versorgungsanstalten, deren Solidität durch Anwendung seiner politischen Arithmetik garantirt werde, Schonung des „in einer unsäglich elenden Lage“ befindlichen gemeinen Mannes und hohe Besteuerung von Luxusartikeln wie Brauwein und Tabak u. s. w. Man wird alles dies sehr hoch veranschlagen müssen, wenn man bedenkt, wie fern das meiste davon dem damaligen Gesichtskreis lag. Mit ganz besonderm Nachdruck fordert er zur Gründung eines deutschen Handelsvereins auf, da im Dreißigjährigen Kriege die letzten Reste des Hansabundes zerfallen waren:

Welch eine Wiedergeburt dürfte Deutschlands erwarten, wenn unter Beseitigung kleinlicher Rücksichten ein solcher Verein wirklich zu Stande käme! Und wäre das Glück zu groß und die Politik mancher Großen zu klein, so wird auch schon durch die Verbindung eines Theils von Deutschland diesem Theil Hilfe geschehen. Die Erfahrung läßt keinen Zweifel zu, daß aus einem kleinen Anfang bald etwas Großes würde.

Die Geschichte des Zollvereins hat auch in diesem Punkte die Prophezeiungen des Philosophen gerechtfertigt.

So flüchtig und unvollständig der hier gegebene Abriss von dem umfassenden Gebiet ist, auf das sich die Bestrebungen Leibniz' erstreckten, so reicht doch selbst diese skizzenhafte und blasse Skizze hin, zu beweisen, daß dieser wunderbare Mann mit seiner Vielseitigkeit auch in praktischer Hinsicht fast alles umfaßte, was heute noch vorzugsweise die Welt bewegt. In der Tiefe, mit welcher er den Begriff der Entwidlung erfaßt, in der Energie, mit welcher er überall zu reformiren versucht, ohne je die historisch gegebene Basis zu verlassen oder der Geschwindigkeit einer organischen Entwidlung zu viel zuzumuthen, in seinem durch und durch realistischen Gepräge, in seiner begeistert-nationalen Haltung, die doch auf kosmopolitischem Hintergrunde als weiterer Perspective ruht, in allem diesem ist er echt modern, stellt er sich „gewissermaßen als der positive Apostel der modernen Welt“ dar, wie ich ihn an anderer Stelle genannt habe („Philosophie des Unbewußten“, 2. Aufl., S. 646). Für den Leser, der in Pfeleiderer's Werk die unermüdbliche, stille, selbstverleugnende, ja meist anonyme Arbeit dieses Denkers verfolgt, ist es eine besondere Genugthuung, daß Pfeleiderer, der gewöhnlichen Meinung zuwider, die Vergeblichkeit der Bemühungen Leibniz' bestreitet und fast überall im einzelnen die oft zarten, mitunter nur auf Vermuthung beruhenden Fäden aufsucht, welche seine Reformvorschlüge mit spätern Verwirklichungen gleicher oder verwandter Ideen verknüpfen, und daß er so den Satz des Leibniz an ihm selbst bestätigt, „daß keine Kraft sich verliert“.

Eduard von Hartmann.

Feuilleton.

Die mecklenburgische Literatur.

Das vom Ministerialsecretär Dr. F. Webemeier in Schwerin redigirte, bereits im zwanzigsten Jahrgang stehende „Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg“ (Schwerin, Verlag und Expedition von A. W. Sandmeyer, jährlich 12 Hefte), bringt in Heft 4 und 5 (Doppelheft) 1870 wiederum, wie es sehr dankenswerth das alljährlich thut, eine außerordentlich fleißig und sorgfältig zusammengestellte, ihren Gegenstand nahezu wol erschöpfende „Uebersicht der mecklenburgischen Literatur des Jahres 1869“ aus der Feder des Redacteurs. Zufolge dieser (alphabetisch nach den Namen der Autoren geordneten) Uebersicht haben im Jahre 1869 ein Caborat ihrer Feder entweder in selbständigen Editionen oder in periodisch erscheinenden Schriften und Tagesblättern durch den Druck veröffentlicht 249 Mecklenburger. Für das als ein wenig stark in Materialismus versunken vielfach verschriene Oberrheinland immerhin eine recht stattliche Zahl Autoren! Aufgenommen in diese Uebersicht sind allerdings auch die Namen aller derjenigen Schriftsteller, welche zwar von Geburt Mecklenburger sind, aber doch bereits seit mehr oder minder längerer Zeit nicht mehr innerhalb der Marken ihres Heimlandes ihren Wohnsitz haben, und ferner auch die Namen solcher Autoren, welche zwar hienwiederum nicht eingeborene Mecklenburger sind, dagegen aber im Lande ihr zeitiges Domicil haben und hier entweder in Amt und Würden stehen, oder als Privatleute leben. Nach dem angehängten Schluß der Uebersichten, „Vertheilung nach Fächern“, sind vertreten: die Theologie — einschließlich der theologisch-polemischen Schriften und der jüdischen Theologie — und Erbauungsliteratur mit 16, die Rechte- und Verwaltungswissenschaft, Politik und Publicistik mit 18, die Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe zc. mit 22, die Sprach- und Alterthumskunde, Pädagogik zc. mit 40, Geschichte und Geographie mit 28, Naturwissenschaft mit 9, Mathematik mit 3, Landwirtschaft und Thierheilkunde mit 14, Schöne Wissenschaften, Literatur und Kunst mit 66, Mecklenburgica mit 68 Nummern. Fast in allen Fächern finden sich berühmte, hochangesehene und bekannte Namen verzeichnet, auf deren Aufzählung hier wir indessen verzichten müssen, da in d. Bl. wol hauptsächlich nur die Rubrik: Schöne Wissenschaften — diese Bezeichnung natürlich im ausgedehntesten Sinne aufgefaßt — zunächst das Anrecht beanspruchen kann, in ihren Repräsentanten genannt zu werden. Aus diesen wären dann folgende, theils berühmte, theils mindestens doch bekannte Namen aufzuführen: Carl Bartsch, John Brinkmann (gest. October 1870), Rudolf Doehn, Franz Engel, C. F. Flemming, Albert Freybe, Jakob Henck, Eduard Hobein, Eduard Koloff, Eugen Labes, Friedrich Latendorf, Carl Friedrich A. von Lützow, Heinrich Freiherr von Malzan, Georg von Derken, Fritz Reuter, Daniel Sanders, Adolf Friedrich von Schack, Rudolf Sonnenburg, C. Spielmann, Hans Wachenhusen, Julius von Wiedebe, Adolf Wilbrandt, Alfred Freiherr von Wolhogen, Carl Jaström und die drei vielgenannten Damen: Amely Blüte, Ida Gräfin Sahn-Sahn und Luise Mühlbach.

Bibliographie.

Aus Africa und Spanien. Erlebnisse und Schilderungen eines frühern Capitäns der Fremden-Region. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Kämpfe dieser Region in Algerien und Spanien. 2 Bde. Jena, Fr. Mauke. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Bastian, A., Die Völker des oestlichen Asien. Studien und Reisen. Star Bd.: Reisen in China von Peking zur mongolischen Grenze und Rückkehr nach Europa. Jena, Costenoble. Gr. 8. 5 Thlr.

Böhm, J., Vor Paris. Humoristisches Zeitbild in 1 Akt. Berlin, Laffar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baum, Jacob Sturm von Stumme, Straßburgs großer Stettmeister und Scholarch. Standrede gehalten in Straßburg bei der Enthüllung seines Denkmal's am 14. Juni 1870. Nebst einem Vorwort herausgegeben von C. Manhot. Berlin, Henschel. 1870. 8. 4 Ngr.

Baumeister, M., Steh' ich in finst'rer Mitternacht! Humoristisch-militärische Solofcene. Berlin, Laffar. Gr. 16. 15 Ngr.

Belle, P. J., Gedichte. Paderborn, Schöningh. 16. 18 Ngr.

Böttcher, Was fordern wir von Frankreich? Eine Krieges- und Friedenschrift. Geschrieben, als die Deutschen zum 3ten Male vor Paris lagen. Hannover, Schmol u. v. Seefeld. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Brümmel, F., Das Evangelium von Christo aus dem Munde unserer neueren Dichter. Eine Sammlung religiöser Gedichte. Langensalza, Grefler. Gr. 8. 1 Thlr.

Dank, J., Joannes Silvester Pannonius (Erddel), Professors der hebräischen Sprache an der Wiener Universität, Leben, Schriften und Bekanntheit. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 26 Ngr.

Dauer, C., Die Gräber der Gerichteten oder das Lobtenopfer der Sonnenwälgin. 1ste bis die 2te. Berlin, Koepen. 1870. Gr. 8. à 3 Ngr.

Egger, J., Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit. 1ster Bd. 1ste Hef. Innsbruck, Wagner. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Eisler, M., Vorträge über die jüdischen Philosophen des Mittelalters. (Die Abth.) Wien, Wallishausser. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Elburg, E. v., Menschenleben. Novelle für den Familienleser. Einleiten, Weiziger. Nr. 8. 2 1/2 Ngr.

Fischer, J., Der deutsch-französische Krieg von 1870. Mit Illustrationen von W. Camphausen, W. Diez, J. Ehrentraut zc. 1ste Hef. Berlin, Grote. 1870. Leg.-8. 5 Ngr.

Ficker, J., Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens. 1ter Bd. 1ste Abth. Innsbruck, Wagner. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Freiligrath's, F., gesammelte Dichtungen. 1ste Hef. Stuttgart, Göschen. 1870. Gr. 16. 4 1/2 Ngr.

Gebanten über die österreichische Politik der Zukunft. Leipzig, Baensch. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Gleimker, F., Kaiser oder König? Beitrag zur Klärung einer Tagesfrage. Hamburg, Gröning. 1870. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Goethe, Anna, Die Rose. Solzminben, Müller. 1870. 8. 25 Ngr.

Grach, S., Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen neu bearbeitet. 11ter Bd.: Geschichte der Juden vom Beginn der Menschheitszeit (1750) bis in die neueste Zeit (1848). Leipzig, Reiner. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hensel, Luise M., Kleber. 2te Aufl. Paderborn, Schöningh. 1870. 16. 1 Thlr.

Herrbach, W., Die Hünen des Schlachtfeldes. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege im Jahre 1870. Wülheim, Bagel. 1870. 8. 5 Ngr.

Hirthe, C., Auf Borposten bei Mez. Militärischer Schwank mit Gesang. Berlin, Laffar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmeister, J., Im Feld-Lager, oder: unter'm rothen Kreuz. Charakterbild in 1 Akt. Berlin, Laffar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Hofmann, W., Johanna von Castilien. Drama. Nach dem Spanischen des Don Manuel Ramirez y Sans für die deutsche Bühne bearbeitet. Dessau, Bach. Gr. 8. 10 Ngr.

Jahn, A., In französischer Gefangenschaft. Genrebild in 1 Akt. Berlin, Laffar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

Jahn, C., Der Krieg von 1870. Dem deutschen Volke erzählt. 1ste Abth. Halle, Mühlmann. 8. 12 Ngr.

Jansen, A., Leben und Werke des Malers Giovannantonio Bassi von Verocelli genannt il Soddoma. Als Beitrag zur Geschichte der italienischen Renaissance zum ersten Male beschrieben. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ferris, D., Garbinnenpredigten der Frau Margarethe Kaubel. Leipzig, Dnt. 1870. Gr. 16. 3 Ngr.

Im Original. Humoristische Erzählungen und Anekdoten aus den Feldzügen von 1866 und 1870. Berlin, Cronbach. Gr. 16. 6 Ngr.

Jordan, W., Durch's Ohr. Lustspiel. 2te Aufl. Frankfurt a. M., Jordan. 1870. Gr. 16. 18 Ngr.

Klein, H. J., Entwicklungsgeschichte des Kosmos nach dem gegenwärtigen Standpunkte der gesammten Naturwissenschaft nach wissenschaftlichen Anmerkungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Deutsche Kunst in Bild und Lieb. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von K. Fraeger. 13ter Jahrgang. 1871. Leipzig, Bach. 1870. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Käppler, F., Eger und Böhmen. Die staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrer historischen Entwicklung. Größtentheils nach handschriftlichen Quellen. Wien, v. Waldheim. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Langen geb. di Sebregondi, Maria, Aus der Heimath. Gesammelte Novellen. 2 Bde. Ebn, Bagem. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Meusel, W., Geschichte des französischen Krieges von 1870. 1ste Hef. Stuttgart, Trabbe. 1870. 8. 6 Ngr.

Mißig, C. J., Gesammelte Abhandlungen. 1ster Bd. Gottha, F. A. Bertels. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Poll, Eilse, Brauttraub. Sammlung deutscher, französischer und englischer Gedichte und Citate aus der neueren Literatur über die Liebe. Leipzig, Frobberg. 1870. Hoch 4. 6 Ngr.

Zwei Wege zum Licht. Eine Erzählung von der Verfasserin von „Tante Edwigs Erzählungen“. Dresden, Erewnst. Gr. 8. 1 Thlr.

Wilferth, F., Abel um Abel. Schauspiel. Linde, Lubwig. 1871. 8. 15 Ngr.

Zetter, C., Aus dem Bauernkriege Oberösterreichs. Historische Novelle. Graz, Moser. 8. 8 Ngr.

— Die Lartaren in Ungarn. Historische Novelle. Graz, Moser. 8. 16 Ngr.

— Wahrheit und Traum. Erzählung vom salzburger Untersberge. Graz, Moser. 8. 8 Ngr.

A n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dichtungen eines rheinischen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erster Band.

Mein Herz ist am Rheine.

Liederbuch.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolfgang Müller's Liederbuch „Mein Herz ist am Rheine“ gehört zu den Lieblingsbüchern aller Freunde einer lebensheiteren gemüthvollen Poesie und wird in der vorliegenden vierten, wesentlich vermehrten Auflage sich ohne Zweifel neue Gunst erwerben. Es bildet jetzt den ersten Band von des Verfassers gesammelten Dichtungen, kann aber wie bisher auch einzeln zu obigem Preise bezogen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts und Studien.

Von

Rudolf Gottschall.

Erster und zweiter Band.

Literarische Charakterköpfe.

Zwei Theile.

8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt:

Erster Theil. Byron und die Gegenwart. — Victor Hugo als Dyrker. — Friedrich Rückert. — Heinrich Heine nach neuen Quellen. — Friedrich Hebbel. — Charles Scalsfeld. — Adalbert Stifter.

Zweiter Theil. Hermann Lingg. — Robert Hamerling. — Wilhelm Jordan. — Albert Lindner und der Schillerpreis. — Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. — Ferdinand Lassalle. — Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie. — Ein Philosoph des Unbewußten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Religion des Geistes.

Religiöse und philosophische Gedichte

von

Melchior Meyr.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Dichtungen des durch seine philosophischen Arbeiten, namentlich aber seine „Erzählungen aus dem Nies“ bekannten Schriftstellers beruhen auf so neuen, eigenthümlichen Anschauungen von dem Verhältnis des Menschen zu Gott und stehen auch in der Form so selbständig da, daß sie nicht verfehlen werden mehr als gewöhnliche Beachtung zu finden. In einer längern Einleitung entwickelt der Dichter selbst die Ausgangspunkte seines poetischen Schaffens sowie die hohen Ziele, denen er zustrebt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus zwei Welten:

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Granello.

(Wilhelm Langermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, Pfarrer Langermann zu Ulfel in der preussischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsetzt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten“ zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Konflikte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Hettner, Hermann, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In drei Theilen.

Gr. 8. Fein Belinpapier. Geh.

Erster Theil: Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Theil: Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch: Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen, 1648 bis 1740. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Zweites Buch: Zeitalter Friedrich's des Großen. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Preis 2 Thlr.

Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Hettner, Hermann, Goethe und Schiller.

Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Gr. 8. Fein Belinpapier. Geh.

Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Preis 2 Thlr.

Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

12. Januar 1871.

Inhalt: Revue des Literaturjahres 1870. (Beschluß.) — Briefwechsel zwischen Lassberg und Uhland. Von Meinhold Beckstein. — Ein Culturgemälde in Romanform. (Beschluß.) — Frankfurt. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue des Literaturjahres 1870.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Was die Philosophie betrifft, so ist das Jahr 1870 durch keinen neuen Systembau bezeichnet, wenngleich es nicht an Schriften über allgemeine Fragen der Logik und Metaphysik fehlt. Das bedeutendste Werk des vorigen Jahres, die „Philosophie des Unbewußten“ von E. von Hartmann, ist in diesem Jahre bereits in einer neuen Auflage erschienen; in dritter Auflage Arthur Schopenhauer's Schrift: „Ueber das Sehn und die Farben.“ Eine zweite Auflage erlebten auch die „Elemente der Philosophie“ von G. Hegemann, eine dritte die „Wissenschaft des Geistes“ von G. Biedermann. Von demselben fruchtbaren Autor sind erschienen: „Metaphysik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft“, „Pragmatische und begriffswissenschaftliche Geschichtsschreibung der Philosophie“, „Zur logischen Frage“. Unter letztem Titel hat auch H. Ulrici eine Schrift herausgegeben. Außerdem erwähnen wir: J. Bergmann: „Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins“; A. Spir: „Kleine Schriften“; E. Werner: „Speculative Anthropologie vom christlich-philosophischen Standpunkt dargestellt“; J. B. Meyer: „Philosophische Zeitfragen“; A. Kiehl: „Realistische Grundzüge“; J. Mich: „Grundriß der Seelenlehre“; F. Chlebil: „Die Philosophie des Bewußten und die Wahrheit des Unbewußten in den dialektischen Grundlinien des Freiheits- und Rechtsbegriffs“; F. Raab: „Die ethischen Grundideen“; J. E. Becker: „Abhandlungen aus dem Grenzgebiete der Mathematik und Philosophie“; W. Windelband: „Die Lehren vom Zufall“. Werke mit philosophischer Färbung und von mehr reflectirender Haltung sind: R. Fernau: „Das A und O der Vernunft“, und H. Baumgarten: „Natur und Gott“; J. Huber: „Kleine Schriften“; W. Draubach: „Der Naturwille in seinen Grundgesetzen und das Gewissen nach Ursprung, Natur und Verlauf.“

Von allen philosophischen Disciplinen erfreut sich gegenwärtig die Geschichte der Philosophie der eifrigsten

Pflege, wie dies in einer Zeit, welche mit Vorliebe die Resultate der Vergangenheit zusammenfaßt und kritisch beleuchtet, leicht begreiflich ist. Ob die Meinung Goethe's, daß alles Vernünftige schon einmal gedacht sei und es nur darauf ankomme, es noch einmal zu denken, die eigentliche Grundlage dieser Bestrebungen ist, wollen wir unentschieden lassen. Auch die Herbartianer, deren Meister für die Geschichte der Philosophie wenig gethan hat, wenden sich, wie G. Hartenstein's „Philosophische Abhandlungen“ beweisen, jetzt mit Eifer derartigen Studien zu. Ueber „Die Weltanschauung der Buddhisten“ hielt A. Bastian einen geistreichen Vortrag. Schriften über die Philosophie des Alterthums sind: R. Euden: „Ueber die Methode und die Grundlagen der Aristotelischen Ethik“; F. F. Kampe: „Die Erkenntnistheorie des Aristoteles“; Reinens: „Aristoteles über Kunst, besonders über Tragödie“; F. Zelle: „Der Unterschied in der Auffassung der Logik bei Aristoteles und bei Kant“; W. Vermehren: „Platonische Studien“; S. A. Byt: „Der Hellenismus und Platonismus“; L. Arnold: „Die Unsterblichkeit der Seele, betrachtet nach den vorzüglichsten Ansichten des classischen Alterthums.“ Ueber die Philosophie des Mittelalters liegt in diesem Jahre kein neues Werk vor, desto mehr Beiträge zur Philosophie der neuern Zeit von Spinoza bis Hegel haben wir zu verzeichnen: M. Brasch: „Benedict von Spinoza's System der Philosophie“; D. Caspari: „Leibniz' Philosophie, beleuchtet vom Gesichtspunkt der physikalischen Grundbegriffe von Kraft und Stoff“; F. Bollmer: „Das Verhältniß von Geist und Körper im Menschen nach Cartesius.“ Die Kant'sche Philosophie fährt fort, eine polemische Broschürenliteratur und vielen Staub aufzuwirbeln: Runo Fischer: „Anti-Trendelenburg, eine Dupli“; E. Grapengießer: „Kant's Lehre von Raum und Zeit“; „Runo Fischer und Adolph Trendelenburg“; H. Wolff: „Die metaphysische Grundanschauung Kant's, ihr Verhältniß zu den Naturwissenschaften und ihre philoso-

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Dichtungen eines rheinischen Poeten.

Von
Wolfgang Müller von Königswinter.

Erster Band.

Mein Herz ist am Rheine.
 Liederbuch.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolfgang Müller's Liederbuch „Mein Herz ist am Rheine“ gehört zu den Lieblingsbüchern aller Freunde einer lebensheiteren gemüthvollen Poesie und wird in der vorliegenden vierten, wesentlich vermehrten Auflage sich ohne Zweifel neue Gunst erwerben. Es bildet jetzt den ersten Band von des Verfassers gesammelten Dichtungen, kann aber wie bisher auch einzeln zu obigem Preise bezogen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts und Studien.

Von

Rudolf Gottschall.

Erster und zweiter Band.

Literarische Charakterköpfe.

Zwei Theile.

8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt:

Erster Theil. Byron und die Gegenwart. — Victor Hugo als Dyrker. — Friedrich Rückert. — Heinrich Heine nach neuen Quellen. — Friedrich Hebbel. — Charles Sealsfield. — Adalbert Stifter.

Zweiter Theil. Hermann Lingg. — Robert Hamerling. — Wilhelm Jordan. — Albert Lindner und der Schillerpreis. — Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. — Ferdinand Lassalle. — Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie. — Ein Philosoph des Unbewußten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Religion des Geistes.

Religiöse und philosophische Gedichte
 von

Melchior Meyr.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Dichtungen des durch seine philosophischen Arbeiten, namentlich aber seine „Erzählungen aus dem Nies“ bekannten Schriftstellers beruhen auf so neuen, eigenthümlichen Anschauungen von dem Verhältniß des Menschen zu Gott und stehen auch in der Form so selbständig da, daß sie nicht verfehlt werden mehr als gewöhnliche Beachtung zu finden. In einer längern Einleitung entwickelt der Dichter selbst die Ausgangspunkte seines poetischen Schaffens sowie die hohen Ziele, denen er zustrebt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus zwei Welten:

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Granello.

(Wilhelm Langermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, Pfarrer Langermann zu Unkel in der preussischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsetzt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten“ zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Conflictte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Hettner, Hermann, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In drei Theilen.

Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh.

Erster Theil: Die englische Literatur von 1660 bis 1770.

Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Theil: Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflage.

Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch: Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen, 1648 bis 1740.

Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Zweites Buch: Zeitalter Friedrich's des Großen.

Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.

Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode.

Preis 2 Thlr.

Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität.

Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Hettner, Hermann, Goethe und Schiller.

Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh.

Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode.

Preis 2 Thlr.

Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität.

Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

12. Januar 1871.

Inhalt: Revue des Literaturjahres 1870. (Beschluß.) — Briefwechsel zwischen Läßberg und Uhländ. Von Meinhold Beckstein. — Ein Culturgemälde in Romanform. (Beschluß.) — *Frankleton*. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue des Literaturjahres 1870.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Was die Philosophie betrifft, so ist das Jahr 1870 durch keinen neuen Systembau bezeichnet, wenngleich es nicht an Schriften über allgemeine Fragen der Logik und Metaphysik fehlt. Das bedeutendste Werk des vorigen Jahres, die „Philosophie des Unbewußten“ von E. von Hartmann, ist in diesem Jahre bereits in einer neuen Auflage erschienen; in dritter Auflage Arthur Schopenhauer's Schrift: „Ueber das Sehn und die Farben.“ Eine zweite Auflage erlebten auch die „Elemente der Philosophie“ von G. Hegemann, eine dritte die „Wissenschaft des Geistes“ von G. Biedermann. Von demselben fruchtbaren Autor sind erschienen: „Metaphysik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft“, „Pragmatische und begriffswissenschaftliche Geschichtschreibung der Philosophie“, „Zur logischen Frage“. Unter letztem Titel hat auch H. Ulrici eine Schrift herausgegeben. Außerdem erwähnen wir: J. Bergmann: „Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins“; A. Spir: „Kleine Schriften“; C. Werner: „Speculative Anthropologie vom christlich-philosophischen Standpunkt dargestellt“; J. V. Meyer: „Philosophische Zeitfragen“; A. Kiehl: „Realistische Grundzüge“; J. Mich: „Grundriß der Seelenlehre“; F. Schlegel: „Die Philosophie des Bewußten und die Wahrheit des Unbewußten in den dialektischen Grundlinien des Freiheits- und Rechtsbegriffs“; F. Raab: „Die ethischen Grundideen“; J. E. Veder: „Abhandlungen aus dem Grenzgebiete der Mathematik und Philosophie“; W. Windelband: „Die Lehren vom Zufall“. Werke mit philosophischer Färbung und von mehr reflectirender Haltung sind: R. Fernau: „Das A und D der Vernunft“, und H. Baumgarten: „Natur und Gott“; J. Haber: „Kleine Schriften“; W. Braubach: „Der Naturwille in seinen Grundgesetzen und das Gewissen nach Ursprung, Natur und Verlauf.“

Von allen philosophischen Disciplinen erfreut sich gegenwärtig die Geschichte der Philosophie der eifrigsten

Pflege, wie dies in einer Zeit, welche mit Vorliebe die Resultate der Vergangenheit zusammenfaßt und kritisch beleuchtet, leicht begreiflich ist. Ob die Meinung Goethe's, daß alles Vernünftige schon einmal gedacht sei und es nur darauf ankomme, es noch einmal zu denken, die eigentliche Grundlage dieser Bestrebungen ist, wollen wir unentschieden lassen. Auch die Herbartianer, deren Meister für die Geschichte der Philosophie wenig gethan hat, wenden sich, wie G. Hartenstein's „Philosophische Abhandlungen“ beweisen, jetzt mit Eifer derartigen Studien zu. Ueber „Die Weltanschauung der Buddhisten“ hielt A. Bastian einen geistreichen Vortrag. Schriften über die Philosophie des Alterthums sind: R. Euden: „Ueber die Methode und die Grundlagen der Aristotelischen Ethik“; F. F. Kamppe: „Die Erkenntnistheorie des Aristoteles“; Reinens: „Aristoteles über Kunst, besonders über Tragödie“; F. Zelle: „Der Unterschied in der Auffassung der Logik bei Aristoteles und bei Kant“; M. Vermehren: „Platonische Studien“; S. A. Bhl: „Der Hellenismus und Platonismus“; L. Arnold: „Die Unsterblichkeit der Seele, betrachtet nach den vorzüglichsten Ansichten des classischen Alterthums.“ Ueber die Philosophie des Mittelalters liegt in diesem Jahre kein neues Werk vor, desto mehr Beiträge zur Philosophie der neuern Zeit von Spinoza bis Hegel haben wir zu verzeichnen: M. Brasch: „Benedict von Spinoza's System der Philosophie“; D. Caspari: „Leibniz' Philosophie, beleuchtet vom Gesichtspunkt der physikalischen Grundbegriffe von Kraft und Stoff“; F. Volkmer: „Das Verhältniß von Geist und Körper im Menschen nach Cartesius.“ Die Kant'sche Philosophie fährt fort, eine polemische Broschürenliteratur und vielen Staub aufzuwirbeln: Runo Fischer: „Anti-Trendelenburg, eine Duplit“; E. Grapengießer: „Kant's Lehre von Raum und Zeit“; „Runo Fischer und Adolph Trendelenburg“; H. Wolff: „Die metaphysische Grundanschauung Kant's, ihr Verhältniß zu den Naturwissenschaften und ihre philoso-

phischen Gegner." Außerdem erwähnen wir: R. Quabicker: „Kritisch-philosophische Untersuchungen. Erstes Heft: Kant's und Herbart's metaphysische Grundansichten über das Wesen der Seele"; „Luther's Philosophie von Theophilus. Erster Theil: Die Logik"; F. Frederich's: „Ueber Berkeley's Idealismus"; „Aus Schelling's Leben. In Briefen"; E. L. Michelet: „Hegel, der unwiderlegte Weltphilosoph"; R. Köstlin: „Hegel in philosophischer, politischer und nationaler Bedeutung." Auch die spiritistische Weltanschauung der modernen Swedenborgianer findet nach wie vor ihre Vertreter: Baron L. von Güldenstamme: „Positive Pneumatologie"; A. Graf Poninski, „Ueber den Verkehr der Geister des Jenseits mit den Menschen"; E. Rechenberg: „Der Spiritismus." Eine spiritistische Anhängerin der freien Liebe schildert uns E. Christiamy: „Eva von Butler". Auf den weiten Grenzgebieten zwischen der systematischen Philosophie und der praktischen Weltweisheit tummelt sich eine große Schar volkphilosophischer Francstréure: M. Müller: „Der Zweck erfordert das Mittel. Eine volkphilosophische Betrachtung über die Todesstrafe"; J. Müller: „Das Wirken und Denken des Menschen"; S. Schott: „Ansichten vom Leben"; W. Schuppe: „Das menschliche Denken"; W. Körner: „Ueber die sittliche Werthschätzung menschlicher Größe"; F. Holländer: „Geist und Körper"; D. Krabbe: „Der Mangel philosophischer Studien"; M. Cyffert: „Der Begriff der Zeit."

Die Religionsphilosophie erfreut sich besonderer Pflege; namentlich sind die Grenzgebiete zwischen Religion und Theologie fleißig angebaut, ein Herüberwirken aus theologischen Kreisen, welche, wie der Nekstatalog nachweist, die schreiblustigsten von allen sind. Beiträge zur Religionsgeschichte geben F. Schulze: „Der Fetischismus"; E. von Dunfen: „Die Einheit der Religionen im Zusammenhange mit den Völkerwanderungen der Urzeit und der Geheimlehre"; und J. Braun: „Gemälde der mohammedanischen Welt." Von religionsphilosophischen Schriften erscheint als eine der bedeutendsten: W. Müller: „Religion und Christenthum." Außerdem erwähnen wir: F. A. Müller: „Briefe über die christliche Religion"; D. Warburg: „Briefe über religiöse Dinge"; E. Michaelis: „Wissenschaft, Religion und Kirche"; F. Hitzig: „Zur Kritik Paulinischer Briefe"; H. Wagner und J. Webbe: „Glauben und Unglauben"; „Ein offenes Wort in Sachen der Religion."

Auf dem Gebiete der Geschichte herrscht nach wie vor eine große Mührigkeit und Regsamkeit, welche aber, wie immer, weniger dem abgeschlossenen Werke und der künstlerischen Behandlung zugutekommt, als dem Einheimen von Materialien und den Monographien, welche oft die abgelegenste Specialität mit der größten Breite behandeln. Was unsere historischen Classiker betrifft, so schreitet die Gesamtausgabe von Leopold Ranke's Werken rüstig fort und ist im Laufe dieses Jahres bis zum achtzehnten Bande gebiechen. Von H. von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" liegt die erste Hälfte des vierten Bandes vor, welche diese Geschichte von 1795—1800 behandelt; von J. G. Droysen's „Geschichte der preussischen Politik" ist die vierte Abtheilung des vierten Theils erschienen: „Zur Geschichte Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I.";

von Ebert's „Geschichte des preussischen Staates" der fünfte. Die „Geschichte des 19. Jahrhunderts" von G. G. Servinus scheint gänzlich ins Stocken gerathen zu sein, wie sich dies wol bei einem Historiker der Neuzeit erklären läßt, welcher von dem bevorstehenden Gang der Ereignisse nicht die geringste Ahnung hatte und dessen geschichtliche Prophetie von jedem neuen Jahre gründlicher widerlegt wird. Von L. Häuffer's „Gesammelten Schriften" liegt der zweite Band vor: „Zur Geschichtsliteratur."

Außerdem erwähnen wir von größern Werken: A. von Keumont's „Geschichte der Stadt Rom", von welcher der dritte bis zur Gegenwart reichende Band vorliegt; Ferdinand Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", von welcher der siebente Band erschienen ist; E. von Noorden: „Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert, erste Abtheilung: Der spanische Erbfolgekrieg"; J. Scherr: „Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte" (zweiter Band, erste Hälfte); J. A. Helfert: „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener Octoberaufstandes 1848"; W. Müller: „Politische Geschichte der Gegenwart" (dritter Theil); M. Philippson: „Heinrich IV. und Philipp III., die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa"; „Griechenland geographisch, geschichtlich und culturhistorisch" (acht Bände aus Ersch und Gruber's Encyclopädie). L. Schlesinger's „Geschichte Böhmens" liegt in zweiter Auflage vor.

So wenig es die Aufgabe d. Bl. ist, der Geschichtsliteratur in alle Specialitäten zu folgen und den ganzen archivarischen Kleinraum, den sie zu Tage fördert, die Revue passiren zu lassen, so wollen wir doch, um ein Bild der geistigen Bewegung auch auf diesem Gebiet nach allen Seiten hin zu geben, die historischen Erscheinungen mit annähernder Vollständigkeit mittheilen. Folgendes Register mag die Vielseitigkeit und Productivität unserer Geschichtschreibung beweisen: A. Holm: „Geschichte Siciliens im Alterthum"; K. Pallmann: „Die Cimbern und Teutonen"; R. Unger: „Das Königthum der Dtonen und Salier"; R. Fischer: „Geschichte des Kreuzzugs Kaiser Friedrich's I."; D. Grund: „Die Wahl Rudolph's von Rheinfelden zum Gegenkönig"; K. Hausmann: „Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz von Esthland"; J. P. Pfeiffer: „Historisch-kritische Beiträge zur Geschichte Brun's I., Erzkanzlers, Herzogs von Lothringen und Erzbischofs von Köln"; A. Kirchhoff: „Erfurt im 13. Jahrhundert, ein Geschichtsbild"; J. G. Meyndt: „Beiträge zur Geschichte der ältern Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn"; Watterich: „Der deutsche Name Germanen"; D. Lorenz: „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter"; M. Loepen: „Geschichte Masurens"; W. von Selbern: „Vogtland unter den Bögten"; „Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert. Achter Band: Die Chroniken der oberrheinischen Städte: Straßburg"; J. M. Mayer: „Das Vaiernbuch"; „Die Entstehung des Kantons St.-Gallen"; J. Müller: „Der Aargau"; E. Dsenbrüggen: „Die Urschweiz"; M. Wanner: „Die Revolution des Cantons Schaffhausen im Jahre 1831."

Wir sehen aus diesen letzten Werken, daß die Schweizer für ihre Geschichte sehr thätig sind. Wie sehr sich diese Localgeschichtschreibung in und außerhalb der Schweiz

rührig erweist, beweisen die folgenden Schriften: H. D. Zimmermann: „Leipzigs Vorzeit“; H. Weber: „Die Kirchengemeinde Hönng“; A. Räf: „Geschichte der Kirchengemeinde Pinneberg“; A. von Lorent: „Wimpfen am Neckar“; A. Schilling: „Langenargen“; E. Knothe: „Geschichte des sogenannten Eigenschen Kreises“; E. Lambert: „Die Rathesgesetzgebung der freien Stadt Mühlhausen“; E. Ehrenfechter: „Die Annalen von Niederaltach.“

Die preussische Geschichte nimmt jetzt ein erhöhtes Interesse in Anspruch. Außer den größern Werken von Droysen und Eberth erschienen kleinere neuere oder in neuer Auflage von E. Wolff: „Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates“; R. Dietsch: „Abriss der brandenburgisch-preussischen Geschichte“ (vierte Auflage); W. von St.-Paul: „Kurze Uebersicht der Geschichte Alt-preussens“; A. Schaefer: „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ (zweiter Band, erste Abtheilung); H. Peter: „Der Krieg des großen Kurfürsten gegen Frankreich“; E. D. M. Kirchner: „Die Kurfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern.“

Andere Geschichtswerke sind: Krones: „Zur Geschichte Ungarns im Zeitalter Franz Rakoczi's II.“; L. Grote: „Zur Geschichte Hannovers“; L. Sidel: „Zur Geschichte des Concils von Trient“; E. Jfing: „Die oranische Erbschaft“; H. Goldberg: „Zwanzig Jahre aus der Regierung Sigismund's I., Königs von Polen“; A. von Arneth: „Geschichte Maria Theresia's“ (vierter Band); A. Bivenot: „Ritter von Thugut und sein politisches System“; J. Benedey: „Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik“; R. Usinger: „Deutschland in der französischen Zeit“ und „Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich“; Fr. Schmidt: „Gewalt und List Frankreichs gegen Deutschland.“ Von dem „Europäischen Geschichtskalender“ von H. Schultze liegt der zehnte Jahrgang (1869) vor; von R. Schloffer's „Neuestem Geschichtskalender“, 1869, der erste Jahrgang.

Außer der neuen Auflage von Scherr's „Deutscher Cultur- und Sittengeschichte“ ist auf dem Gebiete der Culturgeschichte das bedeutendste Werk Henne-Am Rhyn: „Culturgeschichte der neuesten Zeit“; der erste Band enthält die Culturgeschichte des Zeitalters der Reformation. Kleinere kulturhistorische Studien und Beiträge sind: E. Hugelmann: „Einfluß Phöniziens auf die Cultur des Orients“; H. W. Stoll: „Bilder aus dem altgriechischen Leben“; E. L. Kochholz: „Drei Gaugöttinnen“; E. Stille: „Untersuchungen über die Gogerichte“; F. F. Kleinlein: „Papst Innocenz der Dritte und seine Schrift: De contempta mundi“; A. von Egel: „Bagabondenthum und Wanderleben in Norwegen“; H. Frischbier: „Fersenpruch und Zauberbann“; W. Pierson: „Aus Rußlands Vergangenheit“; M. Waldeck: „Vom Nordseestrand zum Wüstenland, culturgeschichtliche Bilder“; R. Springer: „Berliner Prosopopee und Physiognomien“; „Die Günstdamen und die Kinder der Liebe im Hause Habsburg.“

Die Culturgeschichte findet ihre Fortsetzung in der socialen Literatur der Gegenwart, welche sich hauptsächlich mit der Arbeiterfrage und der Frauenfrage beschäftigt. Beiträge zur erstern sind, außer dem hervorragenden Werk des Engländers Thornton „Die Arbeit“, das in deutscher Uebersetzung vorliegt, und Julius Fröbel's

größern Wert: „Die Wirthschaft des Menschengeschlechts auf dem Standpunkte der Freiheit idealer und realer Interessen“; Schulze-Delitzsch: „Der industrielle Großbesitz und die Arbeiterbewegung in Deutschland“; „Die Entwicklung des Genossenschaftswesens“; J. Fröhlich: „Der moderne Socialismus und Communismus“; A. E. F. Schaffle: „Kapitalismus und Socialismus“; „Das Kapital und die Arbeit“; F. Bäder: „Unsere Arbeiter der Neuzeit“; M. Wellner: „Volkswirthschaftliche Skizzen“; M. Rittinghausen: „Socialdemokratische Abhandlungen“; J. M. Hägele: „Eine Leuchtkugel in die sociale Dämmerung“; J. Jacoby: „Das Ziel der Arbeiterbewegung“; A. Wagner: „Die Abschaffung des privaten Grundeigentums.“

Beiträge zur Lösung der Frauenfrage sind: Fanny Lewald: „Für und wider die Frauen“; H. von Sybel: „Ueber die Emancipation der Frauen“; Mathilde Reichardt-Stromberg: „Frauenrecht und Frauenpflicht“; R. König: „Zur Charakteristik der Frauenfrage“; R. Weiß: „Der Nothstand unter den deutschen Frauen und die Abhülfe desselben“; Marie Calm: „Die Stellung der deutschen Lehrerinnen“; Ulrike Fenschle: „Zur Frauenunterrichtsfrage in Preußen“; Henriette Goldschmidt: „Die Frauenfrage eine Culturfrage“; Luise Büchner, „Praktische Versuche zur Lösung der Frauenfrage“; Zapp: „Geschichte der deutschen Frauen“; L. Donin: „Die Frau in der Geschichte.“

Die Biographie, Memoiren- und Briefwechsel-Literatur muß in einer Zeit in Blüte stehen, in welcher die Geschichtschreibung sich immer mehr in ihre Atome auflöst und nur wenige Werke künstlerische Composition und Haltung zeigen und umfassende Stoffe mit Gleichmäßigkeit darstellen. Barnhagen von Ense, von welchem sowol der zehnte Band der „Tagebücher“ wie neue „Biographische Porträts“ vorliegen, sollte das große Vorbild für biographische Darstellung bleiben; doch nur wenige, wie Gustav Freytag in seiner Biographie Karl Rathy's, treten in seine Fußstapfen. Selbst Perz gibt in seinem „Gneisenau“, von dem der dritte Band vorliegt, mehr eine reichhaltige Materialiensammlung. Sehr viele dieser biographischen Skizzen erinnern an die oft zerbrochenen Büsten und Statuetten, welche die wandernden Italiener auf einem Bret auf dem Kopfe tragen. Wir haben die literarischen, philosophischen, musikalischen Charakterköpfe bereits erwähnt; das folgende Register zeigt, daß es kaum ein Gebiet geistigen Wissens gibt, aus welchem die biographischen Modellirer nicht ihre Studientypen entlehnt hätten. R. Koesler: „Johanna die Wahnsinnige, Königin von Castilien“; Karl von Weber: „Moriz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich“; E. Kleinert: „Wolfgang Dietrich zu Reichenau, Erzbischof von Salzburg“; E. Fischer: „Michael Caspar Lundorp, der Herausgeber der acta publica“; E. A. Bertholz: „Johannes Breverus, Superintendent von Riga“; R. Perquet: „Charlotte von Lussignan und Caterina Cornaro“; G. Voigt: „Die Denkwürdigkeiten des Minoriten Jordanus von Giano“; E. Solger: „Der Landsknechtsobrist Konrat von Bemelberg“; H. Laugwitz: „Bartholomäus Carranza, Erzbischof von Toledo“; F. Köbiger: „Schultzeiß Wengi von Solothurn“; D. Krabbe: „David Chy-

träus"; C. S. F. Schulz: „Luther's Leben und Wirken“; L. Stähelin: „Philipp Jacob Spener“; L. Krummel: „Johannes Fuß“; F. D. Eichart: „Erasmus von Rotterdam“; E. Pfeiderer: „Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger“; L. Schüding: „Jean Jacques Rousseau, zwei Episoden aus seinem Leben“; J. Großmann: „Des Grafen Ernst von Mansfeld letzte Pläne und Thaten“; W. Peisch: „Vom Kurhut bis zur Krone, Episoden aus dem Leben berühmter Männer und Frauen“; A. von Wagleben: „Leopoldine Marie, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt“; Elise Polko: „Eine deutsche Fürstin, Pauline zur Lippe“; E. S. Sixt: „Hermann Heinrich Frey, Superintendent in Schweinfurt“; A. Kobler: „Pater Florian Baude, ein Jesuit in Paraguay“; J. Pauli: „Roberto dei Nobili“ und Christian Friedrich Schwarz: „Zwei Missionare in Ostindien“; „Aus dem Leben und Wirken des Königs Maximilian Joseph I. von Baiern“; J. S. Pennes: „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg“; D. A. Rosenthal: „Conventenbilder aus dem 19. Jahrhundert“ (dritter Band, zweite Abtheilung); C. von Klinkowström: „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei“; E. Trautwein von Belle: „William Pitt der Jüngere“; F. Freiherr von der Trend: „Memoiren“; F. W. Ebeling: „Friedrich Ferdinand Graf von Beust“; E. Korfi: „Bethel Henry Stroussberg“; W. Bernhardt: „Das Volksbuch vom Grafen Bismarck“; „Waldeck, der Mann des Volks“; „Waldeck, eine biographische Skizze“; M. Vöbinger: „Lafayette“; „Sophie Schröder, wie sie lebt im Gedächtniß ihrer Zeit“; „Erinnerungen an Henriette Hendel-Schütz“; J. Ritter: „Geller's Leben und Wirken“; G. E. A. von Herbst: „Jakob Böhme und die Alchemisten“; R. Guden: „Johann Christian Edelmann“; M. D. Mohl: „Alexander von Humboldt“; „Briefwechsel zwischen Lavater und Hasentamp“; „Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laffberg und Ludwig Uhlend“; „Memoiren des Herzogs von Reichstadt“; „Kaiser Napoleon III., Biographien von Max Ring und Rudolf Gottschall, die letztern in zweiter Auflage“; „Fragmentarischer Briefwechsel der Kaiserin Eugenie“; Quirinus: „Römische Briefe vom Concil“; L. Bamberger: „Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament“; S. Palm: „Karl Gottlob Schönborn“; S. Lesmann: „August Schleicher“; J. Bahlen: „Otto Jahn“; A. Goefchen: „Albrecht von Graefe“; A. Graefe: „Ein Wort der Erinnerung an Albrecht von Graefe“; „Bischof Dr. Ferdinand Walter, Generalsuperintendent von Livland“; F. D. Sanio: „Zur Erinnerung an Heinrich Eduard Dirksen“; F. Schmidt: „Heinrich Pestalozzi“; „Ferdinand Schmidt, Volks- und Jugendschriftsteller“; A. Wiegand: „Wie mir's erging“, autobiographische Skizzen; C. Lender: „Leben und Wirken Ludwig Böhms“; R. Zimmermann: „Samuel Clarke's Leben und Lehre“; F. E. Stöckner: „Samuel Heinicke, Sein Leben und Wirken“; P. Hoffede de Groot: „Ary Scheffer“; A. Ebrard: „Gustav König, sein Leben und seine Kunst.“

Interessante Beiträge zur Biographie Goethe's gewährt die Schrift von F. J. Frommann: „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde 1792—1837“, und

von nicht geringerm Interesse versprechen die „Lebenserinnerungen“ von Adolf Stahr zu werden. Am Schluß erwähnen wir zwei der wichtigsten Biographien, von denen beiden zunächst der erste Band vorliegt: W. Dilthey: „Leben Schleiermachers“, und A. Springer: „Friedrich Christoph Dahlmann.“

Die Kriegsliteratur, die einen immer wichtiger werdenden Theil der neuern Geschichte in diesem eisenklirrenden Säculum bildet, steht in voller Blüte; man heudet das fieberhafte Interesse der augenblicklichen Spannung durch Darstellung eines noch nicht zum Abschluß gediehenen Kriegs aus, ohne jetzt schon die Beherrschung über das nothwendige Material und die Motive der Heerführer zu besitzen. Eine kritische Darstellung des Feldzugs von 1870 ist zunächst noch unmöglich; selbst die bessern Schilderungen können sich nicht über mehr oder weniger verständliche Zusammenstellungen aus den Zeitungen erheben. Gleichwol ist die Masse der bereits in Lieferungen erscheinenden Kriegsliteratur über den Feldzug von 1870 eine ganz überraschende; wir führen hier zum ersten male diesen sich in das neue Jahr hinübergelenden Bandwurm von Lieferungswerten in seiner ganzen Länge auf: W. Küstow: „Der Krieg um die Rheingrenze 1870, politisch und militärisch dargestellt“ (erste Abtheilung); S. Wachenhusen: „Der deutsche Volkskrieg, illustrierte Schilderungen“; Graf Hohenthal: „Vollständige Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870“ (erste Abtheilung); G. Hirth: „Tagebuch des deutsch-französischen Kriegs 1870“; E. von Kessel: „Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich im Jahre 1870“; J. Vönnelen: „Auf nach Frankreich“; „Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870 von J. R.“; „Der deutsche Nationalkrieg 1870“; R. Mülbener: „Deutsch-französischer Kriegschronik“; „Kriegschronik. Gedenkbuch an den deutsch-französischen Krieg von 1870“, von Weber in Leipzig herausgegeben; W. von Trützschler: „Illustriertes Kriegsschauplatz von Deutschland und Frankreich 1870“; „Illustrierte Geschichte des Kriegs von 1870“, von Schönlein in Stuttgart herausgegeben; „Der heilige Krieg 1870“, herausgegeben von Payne in Leipzig; „Deutsche Felder des Kriegs von 1870“, von Dürr in Leipzig herausgegeben; R. Menger: „Geschichte des deutschen Kriegs von 1870“; „Deutsche Kriegszeitung, illustrierte Blätter vom Krieg“; D. Born: „Deutschlands Vertheidigungskampf gegen Frankreich im Jahre 1870“; S. von B.: „Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870, oder Deutschlands Freiheitskampf gegen Frankreichs Gewaltherrschaft“; „Wacht am Rhein, illustrierte Zeitschrift“; „Der Kriegsschauplatz“; M. Kemy: „Der Deutschen Heldenkampf im Jahre 1870 in Wort und Lied“; J. Mühlfeld: „Der deutsch-französische Krieg von 1870“; F. Schmidt: „Der Franzosenkrieg 1870“; A. Frey: „Der deutsche Krieg von 1870 gegen den Erbfeind“; A. Sigl: „Illustrierte Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870“; W. Jahn: „1870. Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich“; R. Schramm's „Kriegsbrotschüren“; L. Griefinger: „1870. Der große Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich“; „Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1870, von einem Landwehrmann“; „Der Krieg von 1870 zwischen Deutschland und Frank-

reich, übersichtlich nach authentischen Acten zusammengestellt"; „Blätter aus dem Tagebuche eines Strasburger während der Belagerung"; F. Schneider: „Acht Tage bei unsern Truppen vor Metz"; „Tagebuch eines Sechsmundstebzigers aus dem Feldzuge 1870"; A. Feld: „Der Antheil der bairischen Armee an dem Nationalkriege gegen Frankreich im Jahre 1870"; „Die Armee Sachsens als XII. norddeutsches Armeecorps im französischen Feldzuge 1870"; „Die Kriegsmacht des norddeutschen Bundes und Frankreichs"; „Zur Orientirung über die französische Armee"; Hundt von Hafften: „Militärisch-politische Briefe über die französische Armee"; E. Du Bois-Reymond: „Ueber den deutschen Krieg"; F. Maurer: „Deutschlands strategische Grenze gegen Frankreich"; F. E. Reichsfreiherr von Fetschenbach: „Deutschland und Frankreich, oder eine deutsche Antwort auf die französischen Herausforderungen"; D. F. Strauß: „Krieg und Frieden."

Auch der Feldzug von 1866 ruft noch in unserer Literatur manches Echo wach. Von E. Knorr's größerm Werke: „Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland", ist der dritte Band erschienen; andere Schriften über diese Campagne sind: A. von Goeben: „Das Gefecht bei Dermbach am 4. Juli 1866"; G. Hilber: „Ein friedlicher Feldzug. Tagebuchblätter aus dem Jahre 1866"; J. Blaenkner: „Die Neunundsechziger von Wien bis Luxemburg im Jahre 1866"; „Praktische Blicke auf den Feldzug von 1866."

Von andern militärwissenschaftlichen Werken erwähnen wir: L. Freiherr von Troschke: „Die Militärliteratur seit den Befreiungskriegen"; „Die Heeresmacht Rußlands"; „Die Insurrection in Dalmatien"; K. Wille: „Die Kriegsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit"; A. Kiese: „Die dreitägige Schlacht bei Warschau 1656"; A. von Bivenot: „Korsakow und die Betheiligung der Russen an der Schlacht bei Zürich 1799"; A. Erhard: „Kriegsgeschichte von Baiern, Franken, Pfalz und Schwaben bis 1273" (erster Band); Thumser: „Schlagfertiger, gefahrloser Uebergang vom stehenden zum arbeitenden Friedensheer"; E. Häffner: „Der Gruppenführer im zerstreuten Gefecht"; von Webershaedt: „Entwurf eines neuen Landesvertheidigungssystems"; K. Jansen: „Der Tag und die Männer von Ederförde"; L. Herwart: „Zwei Jahre Schlüsselsoldat"; G. E. von Nagler: „George Christoph von Nagler"; L. Freiherr von Welben: „Der Feldzug der Oesterreicher gegen Rußland in dem Jahre 1812."

Wie die Kriegsliteratur, steht auch die Publicistik selbstverständlich unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse. Der Abrechnung mit Frankreich wenden sich die folgenden Schriften zu: S. von Treitschke: „Was fordern wir von Frankreich?"; Wolfgang Menzel: „Elsäß und Lothringen sind und bleiben unser"; A. Wagner: „Elsäß und Lothringen"; F. von Löher: „Abrechnung mit Frankreich"; K. Kaiser: „Drei Fragen über den deutsch-französischen Krieg beantwortet"; „Beitrag zum Studium der Frage einen wirklich dauerhaften Frieden herzustellen"; „Der gegenwärtige Krieg, die neutralen Mächte und ihre Interessen"; D. Wohlmann: „Die Friedensbedingungen und ihre Verwerthung." Ueber die deutsche Politik im Anschluß an den Krieg, sowie über die bisherige preussische und norddeutsche Verfassung ist ebenfalls viel geschrieben

worden. Konstantin Franz, ein stets gegen den Strom schwimmender Originalitätspolitiker läßt seiner „Naturlehre des Staates" eine Skizze „Ueber die Schattenseiten des Norddeutschen Bundes" folgen; außerdem erwähnen wir: „Die bundesstaatliche Einigung Süd- und Norddeutschlands unter Preußens Führung"; „Deutschland um Neujahr 1870", „Krieg und Bundesreform", vom Verfasser der Rundschauen; Wolfgang Menzel: „Was hat Preußen für Deutschland geleistet?" G. Graf zu Münster: „Deutschlands Zukunft das deutsche Reich"; „Die Verfassung des deutschen Bundesstaats"; H. Ewald: „Fragen zur Wiederherstellung Deutschlands"; „Europa im Lichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"; A. Winter: „Ueber die Bildung der ersten Kammern in Deutschland." Ueber Oesterreich, Rußland, Polen handeln folgende Schriften: A. Fischhof: „Oesterreich und die Bürgerschaften seines Bestandes"; J. A. Freiherr von Helfert: „Oesterreich und Rußland"; „Die österreichisch-ungarische Monarchie und die Politik des Grafen Deust"; „Panславismus im Gegensatz zum Allslawenthum"; Arloay: „Das Germanenthum und Oesterreich, Oesterreich und Ungarn"; F. Giehne: „Wiener Glossen über laufende Politik"; „Polen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"; „Rußisch-Polen und die osteuropäischen Interessen"; B. G. Werron: „Baltische Briefe"; „Die Deffentlichkeit in den baltischen Provinzen"; General Fabejew: „Ueber Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik"; S. Vámbéry: „Rußlands Machtstellung in Asien"; Hundt von Hafften: „Das Verhältniß der Provinz Posen zum preussischen Staatsgebiete." Andere staatswissenschaftliche und publicistische Schriften sind: „Der Staat und die bürgerliche Gesellschaft. Ein naturwissenschaftlicher Versuch von F. B."; A. K. Haupt: „Die äußere Politik des Euripides"; A. Pfaff: „Das Staatsrecht der alten Eidgenossenschaft"; „Der Staatsstreich vom 2. December 1851 und seine Rückwirkung auf Europa"; A. Bassalli: „Kritische Untersuchungen über die absolute Demokratie."

Die Pädagogik bleibt in keinem Literaturjahr ohne Vertretung; die Pädagogen können ja nur durch das Wort und die Schrift wirken und verschmähen durchaus nicht den zweiten Weg. Auch Philosophen wie J. S. von Fichte sprechen sich über „Die nächsten Aufgaben für die Nationalerziehung der Gegenwart" aus. Den Wanderstab zu einer pädagogischen Rundreise ergreifen wir mit H. Reiferstein: „Pädagogische Streifzüge", und A. Wittstock: „Pädagogische Wanderungen." Von J. F. Klattich's „Leben und Schriften" ist ein Ergänzungsband erschienen: „Pädagogische Lebensweisheit". Die brennende Schulfrage wird behandelt in den „Papierschnitzeln beim Auskehren von meines Busenfreundes Studirstube"; L. T. L. Morich: „Die confessionlose Schule"; K. Richter: „Die Emancipation der Schule von der Kirche"; Wöbden: „Die confessionlose Schule"; W. Krüger: „Die confessionlose Schule"; „Die Schulfrage. Beleuchtung derselben aus dem Gesichtspunkte voller Freiheit und echter Bildung"; „Umsicht und Einsicht." Außerdem erwähnen wir: K. Wöbden: „Die materialistischen Ideen in der modernen Volkserziehung"; M. A. Müller: „Ueber Erziehung und Bildung"; Westermann: „Beobachtung auf dem Gebiete

der Pädagogik"; C. Andraé: „Theorie und Praxis auf dem Gebiete der Pädagogik"; E. Barth: „Ueber den Umgang. Ein Beitrag zur Schulpädagogik"; J. Müller: „Ueber unsere weibliche Erziehung."

Aus dem Gebiete der Reiseliteratur und Ethnographie erwähnen wir zunächst einige größere Werke von Bedeutung: H. von Schlagintweit-Saklinskii: „Reisen in Indien und Hochasien. Zweiter Band: Hochasien. I. Der Himalaya von Bhutan bis Kaschmir"; E. F. Appun: „Unter den Tropen. Erster Theil: Venezuela"; A. von Wrede: „Reise in Hadramaut Beled Beny' Issa und Beled el Hadjar"; F. Fond: „Chile in der Gegenwart"; G. Kofls: „Land und Volk in Afrika"; A. A. E. Halleen: „Drei Monate in Canada"; Freiherr H. von Malhan: „Reise in den Regenthschaften Tunis und Tripolis." Von größern ethnographischen Schriften erwähnen wir die „Anthropologie der Naturvölker" von Waiz, von welcher die zweite Abtheilung des fünften Theils: „Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier", vorliegt; die Schrift von G. F. Ackermann: „Die Indogermanen oder der weißen Menschen Kampf gegen den Weltenfrost"; und das werthvolle statistische Werk von R. Böck: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten."

Weit zahlreicher sind die Reisebilder und Reiseskizzen, sowie ethnographische Sammelwerke. Von Ferdinand Gregorovius' geistvollen Schilderungen „Wanderjahre in Italien" erschien der erste Band: „Figuren", in dritter, der zweite Band: „Lateinische Sommer", in zweiter Auflage. Andere Schriften über Italien sind: H. Börnstein: „Italien in den Jahren 1868 und 1869"; E. Paulus: „Ein Ausflug nach Rom"; W. Klapp: „Aus der Stadt des Concils"; E. Zimmermann: „Rom und seine Umgebungen, mit erläuterndem Text von Kühne", ein Lieferungs-werk; A. Hermann: „Erinnerungen an Rom." Von sonstigen Reiseschriften nennen wir: H. Noë: „Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die schwarzen Berge"; Luise Mühlbach: „Reisebriefe aus Aegypten"; Elpis Melena: „Von Rom nach Kreta"; H. R. Brandes: „Ausflug nach Bombay und Kairo"; H. von Haurowitz: „Erinnerungen an Corfu im Sommer 1869"; W. Brennecke: „Die Länder an der untern Donau und Konstantinopel"; J. Bechtinger: „Ostafrika"; D. Funde: „Reisebilder und Heimatklänge"; „Mexikanische Typen und Skizzen"; H. Dalton: „Ein Tag in St.-Petersburg"; W. Tschirch: „Meine Reise nach Amerika"; E. A. E. G. F. Sicherer: „Lorelei. Plaudereien über Holland und seine Bewohner"; W. Fischer: „Holländische Geschichten"; A. Kerschbaumer: „Reisebilder aus Skandinavien" und „Missionarius apostolicus. Pastorale Photographien, Excursionen und Reisebilder"; P. R. Hofegger: „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande"; E. Bffler: „Aus dem Cosiathale. Schicksale deutscher Ansiedler"; „Unser wiedergewonnenes Land. Beiträge zur Kenntniß des deutschen Gebiets in Elsaß und Lothringen"; L. Neu-

mann: „Die pariser Damen"; F. C. Petersfen: „Genre-bilder aus dem modernen Vabel"; G. Pöbter: „Wanderungen durch Westfalen." Koch erwähnen wir die in mehreren Serien erscheinenden „Charakterbilder schweizerischen Landes, Lebens und Strebens" von W. Senn, „Die Serben an der Adria. Ihre Typen und Trachten", und H. J. Klein: „An den Nordpol. Schilderung der arktischen Gegenden und der Nordpolfahrten."

Was die Naturwissenschaften betrifft, so überwiegen in diesem Jahr aus dem Bereich populärer Literatur bei weitem die astronomischen und physikalischen Schriften. Alexander von Humboldt's „Kosmos" liegt in einer Volksausgabe vor. Wir erwähnen außerdem: J. H. von Mädler: „Neben und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelkunde"; W. Vette: „Unterhaltungen über einige Kapitel der Mécanique céleste und der Kosmogonie"; Hermann: „Kritik Newton'scher Astronomie"; H. Müller: „Die Kepler'schen Gesetze"; H. E. Roscoe: „Die Spectralanalyse", übersetzt von E. Schorlemmer; E. Neumann: „Ueber die Principien der Galilei-Newton'schen Theorie"; E. Puschl: „Ueber eine kosmische Anziehung, welche die Sonne durch ihre Strahlen ausübt"; P. Spiller: „Die Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte"; E. S. Cornelius: „Ueber die Entstehung der Welt"; N. Graeger: „Sonnenschein und Regen"; R. Wagner: „Atomgewicht der Elemente"; Schied: „Ueber atmosphärische Electricität"; F. Dellmann: „Populär-naturwissenschaftliche Vorträge, sechstes Heft: Ueber Luftpolelectricität"; J. R. Währ: „Die Einwirkung der Reibungselectricität auf das Pendel"; L. von Wedelstaedt: „Electricität, Wärme, Licht"; F. H. Goebel: „Die rheinländischen Erdbeben von 1869"; J. Roggerath: „Die Erdbeben im Rheingebiet in den Jahren 1868, 1869 und 1870"; D. Reichenbach: „Die Gestaltung der Erdoberfläche nach bestimmten Gesetzen." In das Gebiet der Zoologie gehört die Schrift von M. Bach: „Die Wunder der Insektenwelt." Die Botanik ist vertreten durch die Schriften: P. Kummer: „Das Leben der Pflanze"; H. Karsten: „Zur Geschichte der Botanik"; E. Landolt: „Der Wald im Haushalt der Natur und der Menschen." Von der trefflichen Schrift E. Hofmüller's: „Der Wald", liegt eine neue elegante Auflage vor; von Leopold von Buch's „Gesammelten Schriften, herausgegeben von J. Ewald, J. Roth und H. Eck", der zweite Band. Wir erwähnen noch: Karl Ruf: „Hauswirthschafts-Lexikon"; W. His: „Ueber die Bedeutung der Entwicklungsgeschichte für die Auffassung der organischen Natur"; G. Wirth: „Die Fortschritte der Naturwissenschaften."

Unsere Revue kann auf denjenigen Gebieten, wo streng wissenschaftliche Fachliteratur und ein auf weitere Kreise der Gebildeten berechnetes Schriftthum sich mit schwankenden Grenzen berühren, auf Vollständigkeit nicht Anspruch machen; auf dem Gebiete der schönen Literatur dürfte dies Ziel eher erreicht sein. Jedenfalls gibt unsere Uebersicht ein ausreichendes Gesamtbild der literarischen Bewegung des Jahres 1870.

Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Franz Pfeiffer's von Karl Dartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, von Laßberg und Uhland. Wien, Braumüller. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Verschiedene Gründe bewogen den Unterzeichneten, in der germanistischen Section der Philologenversammlung zu Weissen im Jahre 1863 mit dem Wunsche und der Anregung hervorzutreten, daß für die „Germania“ von Franz Pfeiffer, das damalige fast einzige Organ der deutschen Philologie, ein Beiblatt, eine Art Feuilleton gegründet werde, welches im Gegensatz zu dem Inhalt des Hauptblattes, das es nur mit unserm Alterthum zu thun habe, den Interessen der Gegenwart einen literarischen Mittelpunkt gewähren könne. Unter den zahlreichen Stoffen, erwähnte ich auch: Personalnotizen und biographische Nachrichten, nicht aber dachte ich damals an Briefwechsel. Pfeiffer ging schon im folgenden Jahrgange (1864) auf meinen Gedanken ein, mit dem Bemerkten, daß solcher Wunsch vielfach mündlich und brieflich an ihn ergangen sei. Er gab diesem Theil, diesem „Sprechsaal für Dinge mannichfachster Art“, den Titel „Miscellen“; in ihm fanden später auch die Berichte über die Philologenversammlungen ihre Stelle. Nachdem einmal ein solcher von den gelehrten Abhandlungen und alten Texten getrennter Raum geschaffen war, bot sich in ihm auch eine Stätte zu lehrreichen und anziehenden Mittheilungen aus der Geschichte der Wissenschaft, wie jung auch ihre Lebenszeit sein mochte. Schon im Jahre 1866, im ersten Jahrgange, brachte Pfeiffer unter dem Titel: „Zur Geschichte der deutschen Philologie“, Briefe von Jakob Grimm, und zwar zunächst Briefe an Franz Pfeiffer. Eingangs gedenkt er seines persönlichen Verhältnisses zu Grimm und hebt dann den objectiven Werth dieser und überhaupt ähnlicher Briefe hervor. Die Fülle treffender Bemerkungen über die alten Autoren, ihre Werke und ihre Ausgaben, welche in diesen Briefen enthalten sind, mache dieselben zugleich zu einer werthvollen Fundgrube für die Geschichte unserer alten Literatur selbst und die Methode ihrer Behandlung.

Dieser ersten Mittheilung, welche mit Beifall und Dankbarkeit aufgenommen wurde, folgten noch andere: Briefe von Jakob Grimm an Hoffmann von Fallersleben, Uhland, R. A. Hahn, Frommann, Bernaleken u. f. w., ferner Briefe von Lachmann an Uhland, Briefe von Schmeller an Hoffmann, Uhland, Frommann, Pfeiffer, schließlich Briefe von Wilhelm Grimm an Frommann, Hahn, Uhland, Schott und Pfeiffer. Als die reichste Fundgrube aber erwies sich der Nachlaß des Freiherrn Joseph von Laßberg auf der alten Meersburg am Bodensee.

Dieser edle, für das deutsche Alterthum hochbegeisterte Mann hatte durch ein halbes Jahrhundert zu den ausgezeichnetsten Vertretern der deutschen Philologie in Beziehung gestanden. Seine Schätze an zum Theil kostbaren Handschriften und Drucken theilte er jedem mit, der zu ihrer Benutzung berufen war. „Durch lange Jahre war des alten Jägermeisters Haus so recht eigentlich der Mittelpunkt für die meisten Bestrebungen auf dem Gebiete der deut-

schen Literaturforschung, namentlich soweit sie sich mit der Glanzepoche der ritterlichen Dichtung befaßte.“ Durch die zuvorkommende Güte der Frein von Laßberg erhielt Pfeiffer die an ihren verstorbenen Vater gerichteten zahlreichen Germanistenbriefe zu literarischer Benutzung. Zur Aufnahme in die „Germania“ waren bestimmt die Briefe von Benede, den Brüdern Grimm, Lachmann und Schmeller, denen sich später Briefe anderer Gelehrten anfügen sollten, die, ohne gerade vom Fach zu sein, doch vielfach ihre lebendige Theilnahme dafür bethätigten, indem sie, von Laßberg angespornt, dessen regem Forschungsstriebe hülfreiche Hand leisteten und dadurch manches zu Tage fördern halfen, was sonst leicht verborgen geblieben wäre. Nur die Briefe Benede's konnte Pfeiffer noch veröffentlichen. Nach Pfeiffer's Tode besorgte die Herausgabe der nächsten Feste der „Germania“ J. M. Wagner in Wien. Unter seiner Redaction gelangten dann die andern genannten Germanistenbriefe an Laßberg zur Veröffentlichung, denen sich auch die von Meusebach anreiheten.

Wie zahlreich auch diese Correspondenzen zum Theil waren, so gestalteten sich doch die Beziehungen des Freiherrn von Laßberg am innigsten und dauerhaftesten zu einem Manne, der ihm von allen wol geistig am nächsten stand und, worauf Laßberg nicht kleine Stücke hielt, oben drein auch ein Schwabe war. Nachdem Pfeiffer durch die Güte von Uhland's Witwe wie in andere an ihren Gatten gerichtete Briefe auch in die des Freiherrn von Laßberg Einsicht genommen, erwachte in ihm der sehr natürliche Wunsch, auch diese Briefe zu verwerthen und mit denen Uhland's an Laßberg zu vereinen. Die Veröffentlichung dieses ganzen Briefwechsels, dieses Denkmals eines echtdeutschen Freundschaftsbundes, konnte nur in gesonderter Herausgabe geschehen. Und so entstand das vorliegende Buch, das letzte, welches Pfeiffer begonnen, welches er aber leider nicht mehr vollendet sehen sollte. Der Herausgabe hat sich dann in aufopfernder Weise J. M. Wagner unterworfen, ohne seinen Namen auf dem Titel zu nennen.

Wie es oft unter Gelehrten zu geschehen pflegt, daß sie, ohne persönlich sich zu kennen, aus Anlaß wissenschaftlicher Fragen miteinander in Verkehr treten, so knüpft sich das Verhältniß zwischen Uhland und Laßberg zuerst an durch die Bitte um Auskunft. Uhland war es, der den ersten Brief schrieb. Mit Walther von der Vogelweide beschäftigte er sich damals, Laßberg hatte in seinem „Liedersaal“ bemerkt, daß zwar nicht mehr bekannt sei, wo Herr Walther in oder bei Sanct-Gallen gehaust habe, wohl aber, daß er oft und lange dort gesungen. Diese Stelle erweckte in Uhland die Hoffnung, über die Heimat des Dichters etwas Bestimmteres zu erfahren. Bei seiner Arbeit konnte Uhland außer der bekannten Manessischen Sammlung auch noch einige Handschriften benutzen. „Sollten nun Euer Wohlgeboren“, so wendet er sich an Laßberg, „nähere Belege über den Ursprung Walther's von der Vogelweide besitzen, oder Gedichte desselben, sowie des Truchsessens von Singenberg zc. zc., welche nicht in den vordemerkten Sammlungen vorkommen, so würde mich

deren gültige Mittheilung zu dem lebhaftesten Danke verbinden.“

Läßberg antwortete umgehend in der freundlichsten Weise. Mit der Anzeige des Empfangs des Schreibens verbindet er das Bekenntniß, daß die Erfüllung eines langgenährten Wunsches, mit Uhländ in nähere Bekanntschaft zu kommen, ein für ihn sehr erfreuliches Ereigniß gewesen sei. Er erteilt auf die an ihn gerichteten Fragen bereitwillig und nach besten Kräften Antwort und fügt hinzu, daß alles, was er an Handschriften, Abschriften oder Urkunden besitze, Uhländ mit herzlichster Bereitwilligkeit zu Diensten stehe. Ein Exemplar des „Nieder-saal“ legte er dem Schreiben bei.

Nachdem so der Verkehr angebahnt, treten sich die beiden Alterthumsforscher immer näher. Fragen und Mittheilungen aus dem Gebiete ihrer Wissenschaft, Bücher-geschenke gehen hinüber und herüber. Dazu gesellt sich dann persönliches Interesse, Theilnahme an den gegenseitigen Familienverhältnissen; die anfänglich förmliche Titulatur und Courtoisie wird zur Freundschaftsbezeugung und die beiden kommen dann in persönliche Verührung, Uhländ genießt gleich so manchem andern die Gastfreundschaft des alten Freiherrn.

Hatte die Correspondenz zwischen Läßberg und Uhländ zunächst hervorragehenden Werth für die Germanisten, so sind in ihr auch so mannichfache, allgemein interessante Gegenstände und Beziehungen berührt, daß auch weitere Kreise sich an ihr erfreuen können. Insbesondere ist in diesem Briefwechsel für alle, welche an Ludwig Uhländ's Leben und Wirken Antheil nehmen, mancher Zug bewahrt, der auf schon bekannte biographische Thatsachen einen milden Schein fallen läßt. So erklärt er sich einmal über seine akademische Thätigkeit (vom 26. September 1830):

Daß es keine allzu leichte Aufgabe, die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter ohne vollständige Vorarbeiten in einem akademischen Semestralvortrage abzuhandeln, habe ich mehr als genügend erfahren.

Ferner sagt er in Betracht seiner Vorlesungen und insbesondere der über das „Nibelungenlied“ (vom 20. Januar 1831):

Mein jetziger Beruf, der mir im ganzen wohl zusagt, hat doch für die erste Zeit das Nachtheilige mit sich gebracht, daß ich etwas stark an das jedesmal vorliegende Pensum gebunden bin, und mich dadurch in der freieren Arbeit, zu der mich gerade die Reizung führen würde, und so auch im brieflichen Verkehr mannichfach beschränkt fühle. . . . Solange ich nicht auf eine schon gehaltene Vorlesung zurückkommen kann, sondern für jedes Semester eine neue auszuarbeiten habe, wird auch jene Gebundenheit mehr oder weniger fortauern. Beim Nibelungenliede, das ich diesen Winter einer geringen Anzahl von Zuhörern vortrage, meint' ich Erleichterung zu finden, habe mich aber darin getäuscht, denn die exegetische Erklärung, bei der man jeden Satz, jedes Wort in Beziehung auf die Sprachformen umdrehen muß, nimmt Zeit und Mühe auf eine Art in Anspruch, wovon ich mir beim Lesen zum freien Genusse wenig Begriff gemacht hatte. Ich bin darum auch noch bei Brunnhilden auf dem Hsnein und werde nur dadurch bis Ostern zum Ziele kommen, daß ich weiterhin nur die schönsten Aen-fären ansche. Ich war eben daran, einen Excurs über Vers und Strophe des Liedes zu beendigen, als abends Ihre gültige Sendung ankam, aus der ich dann sogleich die Facsimiles mit mir nahm, um meinen Zuhörern anschaulich zu machen, wie die verschiedenen Handschriften diese Formen behandelt haben.

Am 10. November 1831 meldet Uhländ unter anderm an Läßberg, es scheine neuerlich, daß er doch wieder in die landständischen Angelegenheiten verwickelt werden solle. Da so manche Männer, von denen man sich Gutes versprechen dürfe, diesmal hinzutreten wollten, so wolle er, wenn die Wahl auf ihn falle, auch noch einmal mitmachen. Einfach, ohne Groll und Anklage berichtet er dem Freunde aus Tübingen unterm 23. April 1834 das Scheiden aus seinem Amte:

Dadurch, daß mir von unserer Regierung der Urlaub zur Annahme der wiederholt auf mich gefallenen Abgeordnetenwahl verweigert wurde, fand ich mich genöthigt, meine hiesige Lehr-stelle anzugeben. Gleichwol habe ich meinen hiesigen Wohnort beibehalten und denke auch nach wie vor die deutschen Studien zu betreiben.

Ueberhaupt ist Uhländ in seinen Briefen immer der Einfache, Milde, Zurückhaltende, bei Läßberg dagegen tritt uns eine gewisse Leidenschaftlichkeit entgegen; er ist reifseliger, inniger, zärtlicher, auch schärfer, wenn es den Tadel gilt; er verräth gar oft auch den Humoristen.

Auf Herrn von der Hagen ist Läßberg nicht gut zu sprechen. Heftig polemisiert er auch gegen Hundeshagen, von dem man sich erzählt, daß er seine Nibelungenhandschrift, die sich seit 1867 in der berliner Bibliothek befindet, nur gegen einen Friedrichsdor Honorar auf einem altarartig bekleideten Pult mit vier brennenden Wach-slichtern zu zeigen pflegte. Mit der Uebersendung zweier Blätter der „Agrippina“, die ihm die Schwester des Herrn Bernhard Hundeshagen in dessen Namen übergeben, schreibt Läßberg an Uhländ:

Sind sie (diese Blätter) gleich schon sieben Jahre alt! ist der Verfasser des Aufsatzes über die Nibelungen gleich ein wenig stark verrückt, sehr unwissend und von allem kritischen Judicium entblößt, so sind doch wieder einige Notizen darin, welche, obgleich verfehlt vorgetragen, doch nicht auf den Boden fallen dürfen. Das Siegel des Heinrich von Ofterdingen allein (wenn ich nur eine Copie davon hätte!) hat mich für die Längeweile entschädigt, welche die Kasereien des Hrn. Hundeshagen jedem vernünftigen Menschen verursachen müssen. Dieser Hr. Hundeshagen that alle 5—6 Jahre einen Schrei in die Welt, um seinen codex picturatus auszutrompeten, wenn Obbe in seinem Beutel und Schmalhans Klüchenmeister in seinem Hause ist; kommt dann jemand, der Lust hätte, ihn zu kaufen, und hat sich indessen die Blut wieder eingestellt, so wird man gewöhnlich mit Aber und Wenn ohne Zahl aufs Weite gewiesen. Aber was muß man denken, wenn das Nibelungenlied zu Bonn von solchen Nebelsungen vorgetragen wird? Und welche Begriffe müssen die Jünglinge, die ihn hören, davontragen? Doch die Sache ist zu toll, als daß sie Schaden anrichten könnte.

Aber auch preisen und schwärmen kann der alte Freiherr. Nachdem Jakob Grimm ihn in Eppishausen nach längerem Besuch verlassen, schreibt er an Uhländ, Grimm sei entschlossen gewesen, ihn in Tübingen aufzusuchen, und setzt hinzu: „Sie haben also auf alle Fälle die persönliche Bekanntschaft dieses ebenso liebenswürdigen als gelehrten Mannes zu machen; ich habe ihn nur acht Tage bei mir gehabt und diese sind entflohen, wie wenn es nur so viel Stunden gewesen wären, sodas ich am Ende mich und ihn fragte: ist es der Mühe werth, beinahe hundert Meilen zu reisen um einer Woche willen? Aber der Mensch ist nie ganz zufrieden, auch wenn er alt ist.“

Im Jahre 1838 vertauschte Läßberg seinen Wohnort Eppishausen, von dem er sich in einigen Veröffentlichungen

Meister Sepp von Eppishausen nannte, mit dem Schlosse Meersburg am Bodensee. Nachdem ihm diese Bestzung für den von ihm gebotenen Preis von der Domänenkammer zu Karlsruhe zugeschlagen worden, meldet er es „in der Freude seines alten, aber noch immer grünen Herzens“ an Uhland und fügt eine Beschreibung nebst einer historischen Belehrung hinzu:

Eine schöne große Burg, wohl erhalten (da vor einem Jahre noch das Hofgericht sammt dem Hofrichter darinnen saß), hell, warm, und in einer Lage, die eine der schönsten Ansichten am Bodensee gewährt. Sagen Sie dies auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertage, von Stuttgart oder Tübingen, wenn man ein wenig frühe aufsteht, mit der Post bequem nach Meersburg kommen kann. Wie viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Bestzung. König Dagobert von Austrasien baute sie, Karl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenstaufen besaßen sie. Wahrscheinlich trat sie Konradin seinem Vormunde, dem biederem Bischofe Eberhard von Waldburg ab. Bischof Nikolaus aus dem Minnesängergeschichte von Rinzlingen, hielt 1334 eine vierzehnwöchentliche Belagerung gegen Kaiser Ludwig den Baier darin aus und nöthigte diesen mit Schimpf abzuziehen. Die Gegend sowie die ganze Nachbarschaft ist fruchtbar, freundlich und wohlangebaut; der Wein, welcher seit einigen Jahren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die vorzüglichsten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir sollen in einer der runden Gemächer der alten Burg, welche die Aussicht auf die blauen Fluten des Bodensaus geben, mehr als einmal die Erfahrung hiervon machen. Jetzt geht es ans Einpacken, das ist mühsam und langweilig; aber das Auspacken und Aufstellen ist hinwieder lustig, und dann will ich auch wieder mit erneutem Muth und Eust arbeiten; denn dort wird mir ein Wunsch gewährt, den ich bisher stets vergeblich nährte, ich kann alle meine Bücher und Handschriften u. s. w. in einem schönen, hellen, gewölbten (ehemaligen Archiv-) Saale beisammen aufstellen und durch die Glasthüre eines anstoßenden geräumigen Arbeitszimmers alles übersehen.

In den vierziger Jahren werden die Briefe seltener. Der letzte Brief ist von Laßberg an Uhland vom 9. Herbstmonats 1854, in welchem er seinem theuern herzlichsten Freunde seine große Freude bezeigt wegen der Zeilen, in welchen er ihm den Namen gab, den sein Herz schon seit bald vierzig Jahren um ihn zu verdienen suchte. Uhland

hatte Laßberg seinen Freund genannt und unterschrieb sich in seinem letzten Briefe: der Ihrige.

Das letzte Stück der Sammlung ist Uhland's Beileidschreiben vom 25. März 1855 an Laßberg's Witwe, das in seiner einfachen Innigkeit und mit seiner poesievollen Schlußwendung bezeugt, daß Uhland hier nicht bloß einer Pflicht der Höflichkeit genügte, sondern daß ihm der Verlust des Freundes wirklich an das Herz gegangen war. Uhland gelobt, daß das Andenken des Freundes bei jedem spätern Besuch der Gegend, wo er von ihm gastfrei aufgenommen worden sei, in ihm lebendig bleiben werde. „Während meiner letzten Anwesenheit in Meersburg saß Laßberg einmal an seinem sonnigen Fenster, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufsuchend, sein ehrwürdiges Gesicht hob sich aus dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab, so steht das Bild des schwäbischen Forschers und Freundes unvergänglich vor dem geistigen Auge.“

Als „Anhang“ sind im Buche mitgetheilt: „I. Briefe Joseph's Freiherrn von Laßberg an Franz Pfeiffer“, sechzehn an der Zahl und „II. Briefe Ludwig Uhland's an Franz Pfeiffer“, gerade in doppelter Anzahl. Auch diese Briefe sind von hohem wissenschaftlichen wie persönlichen Interesse.

Eine werthvolle Zugabe hat ferner das Buch erhalten durch eine Biographie Franz Pfeiffer's von Karl Bartsch; die ausführlichste, die bis jetzt erschienen. Als Anhang ist eine „Uebersicht der literarischen Thätigkeit Pfeiffer's“ gegeben, welche außer den selbständig erschienenen Arbeiten auch die Abhandlungen in Zeitschriften und die Recensionen berücksichtigt. Aus dieser Uebersicht ist zu ersehen, wie fruchtbar und vielseitig dieser seltene Mann gewesen ist.

Das Werk hat in den wohlgetroffenen und gut ausgeführten Bildnissen von Pfeiffer, Laßberg und Uhland einen schönen und passenden Schmuck erhalten.

Wir wünschen, daß das so mannichfach anregende Buch auch außerhalb des Kreises der deutschen Alterthumskundigen Freunde finden möge! **Reinhold Beckstein.**

Ein Culturgemälde in Romanform.

(Schluß aus Nr. 2.)

Hundert Jahre 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. Von Heinrich Albert Oppermann. Rem Theile. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 10 Thlr. 10 Rgr.

Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang bis Ende Februar 1775. Melusine war längst nach Hannover zurückgekehrt, als sie aus England die erste Kunde in den Angelegenheiten der Königin empfing. Das von Georg III. französisch abgefaßte Document, in dem er die Kosten der Wiedereinsetzung der Königin zu erstatten verspricht, ohne schon Vorschüsse zu leisten, und — das war die Hauptsache — die vollbrachte Revolution, sofern es nöthig werden sollte, mittels Kriegsmacht aufrecht zu erhalten sich verpflichtete, fällt durch Unachtsamkeit der Damen dem beiderseitigen Lieblinge Claafing in die Hände, der ebenso

1871. 2.

natürlich gegen eine hohe Summe zum Verräther wird und den sofort eingeleiteten Vergiftungstod (?) der Königin verschuldet.

Vier Wochen später war Claafing Oberstallmeister des Grafen von Wildhausen, aber in Hannover, wo Melusine wohnte, nicht auf dessen Gestüt in Heustedt.

Aus Heustedt wird nunmehr in dem Kapitel „Zunftzopf“ eine schon an und für sich überaus köstliche sogenannte Dorfgeschichte erzählt, wie nämlich ein junger Handwerker in seinem Geschäft ruiniert wird, weil er von seiner Wanderschaft eine schöne Rheinländerin, die Tochter seines Meisters in Mainz, nachkommen läßt und zur Frau nimmt. Trotz seiner und ihrer unbestrittenen Tüchtigkeit in allen Stücken kann er nicht reuflren. Sie ist katholisch, was weiter ausgebeutet wird, um ihn vom Brot

zu bringen; aber ein ernster Fonds steckt in ihm und so hält er sich durch anderweitige Thätigkeit über Wasser und bleibt mit seiner „schönen Mainzerin“ bemüht, ihren Kindern eine möglichst gute Erziehung zu geben. Die Schilderung des Lebens der Knaben ist vorzüglich, ebenso wird die Eifersüchtelei der Vornehmen in klarem Licht gestellt und unsere Theilnahme für den Sohn der „schönen Mainzerin“, Heinrich Schulz, und seinen Freund Karl Haas, den Sohn des Forstschreibers, mit um so mehr Grund erregt, als beide Knaben später als Männer vielfach die Hauptträger des fernern Geschichtsverlaufs werden. Unter den weiter hier eingestochenen, zugleich kulturhistorischen Schilderungen, die mehr ernst gehalten, dabei frisch und anschaulich sind, ist besonders der Eisgang und der Brand in Edernhäusen zu rühmen, beide Epifoden bleiben stets in Beziehung zu den Selben und Selbinnen unserer Geschichte. Unter diesen letztern ist außer der Amme Dummeier deren Tochter Anna bemerkenswerth, die mit ihrer Milchschwester Olga, der Tochter der Gräfin Melusine, erzogen wird und derselben in vielen lebenswürdigen Eigenschaften gleichkommt. Die Charaktere beider Damen sind scharf gezeichnet und mit Wärme colorirt, sodaß wir die weitem Schicksale beider mit Interesse verfolgen. Anna weist den vortrefflichen, aber bescheiden stillen Theologen Schulz ab, um in die Hände des Jüden Claafing zu gerathen, während Olga ihrem Herzen vollends Zwang anthun muß und sich zu einer Scheinheirath mit einem adelichen Herrn, der alle Reize des Genusses bis auf die Hefe ausgelostet, gezwungen sieht. Sie hat vor dem Altare ein „Nein“ ausgesprochen, das aber abthätlich überhört worden ist. Wie nach langen Irrfahrten diese Ehe endlich gelöst wird und einer glücklichen, reinen, in der sie wirkliche individua pars vitae ihres Mannes wird, Platz macht, können wir wie manches andere Familienhafte zu erzählen um so mehr uns ersparen, da der Autor keineswegs, der Vorschritt des Romans getreu, alle wesentlichen Ereignisse und Entwicklungsgänge vor uns bespricht, sondern dabei nach Lust und Laune verfährt, je nachdem die Fäden seiner Geschichte ihm Anlaß zur Entfaltung seiner „Zeit- und Lebensbilder“ geben.

Eine Beschreibung des oft vielfach verbräunten Gerippes seines Werks würde also ebenso verfehlt als unerspriesslich sein. Wie es Menschenlos ist, wird geliebt, gezeugt, geboren, gelebt und gestorben, drei Generationen hindurch, wir haben uns nur an die Bilder zu halten und auf einzelne besonders gelungene und auf die gesammte Richtung und Folge die Leser aufmerksam zu machen.

Das zweite Buch: „Während der Sündflut“, führt uns die mannichsachsten Scenen bis zum 10. August 1792 vor, der für unsere studirenden Heuberger und verschiedene andere Gruppen der Gesellschaft die Bedeutung einer Katastrophe haben sollte. Zuerst treten Univeritätsbilder aus Göttingen vor unsere Augen, das Wirkungsgebiet des alten Staatsrechtslehrers Pütter, der sich anheischig machte:

„wenn er den Umsturz des Deutschen Reichs erlebe, aus den Ruinen des alten ein neues Staatsrecht zu bilden“. Im nächsten Jahre war schon Raftadt da, und bis zur formellen

Auflösung des Reichs dauerte es nur wenige Jahre. Ob der Pütter, der ein neues Reich erbauen könnte, und in Bismarck erkanden ist? Die Siebzehn und die Professoren von 1848—49 sammt allen Mitgliedern des Parlaments wie Vorparlaments haben es nicht gelohnt.

Dann lernen wir den durch Geist und -drastischen Wit gleich ausgezeichneten Lichtenberg in verschiedenen Begegnungen kennen:

Aber Lichtenberg konnte auch ernsthaft sein; als das Gespräch auf die neuesten Begebenheiten in Frankreich kam, sagte er manches scharfe Wort für die junge Aristokratie aus ganz Deutschland, die sich nach und nach um den Popstisch gesammelt hatte. „Die Französische Revolution“, sagte er unter anderm, „wird nicht nur die Reise um die Welt machen, wie mein Freund Mirabeau schon gesagt hat, sie wird auch die Welt umwandeln, und unsere Entel werden es erleben, wie der aus nichts zu etwas gewordene dritte Stand sich, wenn er glaubt auf der Stufe der Herrschaft zu stehen, ebenso gegen den heute noch nicht existirenden vierten Stand vertheidigen muß, wie jetzt das Königthum, der Adel und die Geistlichkeit gegen den dritten Stand.“ Karl dachte die ganze Nacht hindurch an diese Worte. In Göttingen wurden die Eindrücke, welche die Französische Revolution auf die ganze Welt machte, für Studiosen auf jede Weise abgeschwächt und abgedämpft. An einer journalistischen Presse fehlte es in Hannover, das unter einem unerhört harten Censuredict leuchtete, gänzlich; auswärtige Zeitungen waren nur dann erlaubt, wenn sie alles schlecht machten, was von den Freiheitsdrängern in Frankreich geschah; französische Originalblätter kamen nur in die Hände der wenigen Professoren, welche sich von Berufs wegen oder aus eigenem Sinn auch mit dem beschäftigten, was in der Gegenwart geschah. Es war für jedermann schwer, die Wahrheit zu erfahren, da die Facta auch in den französischen Blättern immer nur im Licht der einen oder andern der kämpfenden Parteien erschienen. Wie anders, als im Herbst 1790 die Freunde mit dem schon genannten kleinen Girtanner nach dem Rhein kamen. Dort hatte die Bevölkerung bis auf die Straßenbuben sich schon entschieden, man war Aristokrat oder Jakobiner, und man mochte hinkommen wohin man wollte, in öffentliche oder Privatgesellschaften, überall entweder Enthusiasmus für die neu herausbrechende Zeit, oder Feindschaft und Haß gegen sie. Dort wimmelte es schon von Emigranten, die, königlicher als der König, Complots über Complots schmiedeten, Ludwig XVI. und Marie Antoinette aus den Händen des Mob zu befreien, wie man sich ausdrückte. Es kam über unsere jungen Freunde zum ersten mal das Gefühl der Freude, in einer Zeit zu leben, wo die Menschheit so thätig sich rührte, sie hörten hier zuerst von dem eigentlichen Inhalt der parlamentarischen Kämpfe in Frankreich wie von den leidenschaftlichen Verhandlungen der Clubs. Sie sahen, wie die Discussionen der Nationalversammlung das ganze Gewebe der politischen Verhältnisse offen legten. Alle staatsrechtlichen, bürgerlichen, sittlichen, volkswirtschaftlichen Fragen wurden zu gleicher Zeit erörtert, und die jungen Köpfe wurden ganz verwirrt von der Massenhaftigkeit der vielen neuen, plötzlich auf sie einströmenden Ideen. Dazu kam der überwältigende Eindruck, den der Rhein auf jeden macht, der ihn zuerst sieht. Eine Fußreise von Heibelberg bis Köln, und dann wieder hinauf nach Mainz erquickte die Studiosen an Leib und Seele; wie den jungen Wein trank man die Ideen der Französischen Revolution von Menschenrechten, ureigenen und urtheiligen, von Freiheit und Gleichheit. Girtanner, der Schweizer und Republikaner, war ganz Feuer und Flamme, und mehr als einmal mußte ihn die norddeutsche Kühle und Kraft Karls und Heinrich's aus Conflicten mit aristokratisch gekrunten jungen Lenten ziehen, mit denen er an öffentlichen Orten aneinandergerieth. Drei junge Schwärmer für Freiheit und Gleichheit zogen Mitte October wieder in Göttingens Thore ein, das sie mit ziemlich indifferenten politischen Ansichten verlassen hatten. Von nun an waren Politik und die mannichsachen kleinen Ereignisse der Rheinreise der Gesprächsstoff der Freunde, denen der ältere Kiepenhausen, der wenig von Deutschland gesehen

hatte, eifrig zuhörte, während er rührig Grabstichel und Radirnadel führte.

Weniger befriedigt hat uns die trübe Scene aus Bürger's häuslichem Leben, nicht als ob die Einzelheiten nicht historisch begründet wären, aber wir bekennen offenerzig, daß wir nicht gern immer wieder von neuem den Jammer in Scene gesetzt sehen, den das alberne schwäbische Geschöpf schließlich dem eines bessern Loses würdigen Bürger bereitete.

Verdienstvoll in hohem Grade sind dagegen die am Schluß dieses Bandes mitgetheilten Briefe Vollmann's, einer der wichtigsten historischen Personen. Sie berichten über die Ereignisse in Paris und bringen, wenn auch nicht manches Neue, doch manches neu. Oppermann sagt in einer Anmerkung:

Wie die Briefe Vollmann's bis auf wenige durch die Erzählung bedingte Aenderungen meistens Originalbriefe sind, so ist auch dieser Brief getreu dem Originale, das sich in der reichhaltigsten Autographensammlung, die wir wahrscheinlich in Deutschland haben, nämlich der des verstorbenen Archivraths Restner zu Hannover, befindet. Der Brief ist sehr flüchtig, beinahe unleserlich geschrieben, mit vielen französischen Wendungen und Wiederholungen, und ist nur in stilistischer Hinsicht ein wenig geändert.

Eine vorwiegende Rolle spielt Justus Erich Vollmann in dem dritten Buch, das auch nach ihm benannt ist und um so mehr anspricht, als es uns nur mit geschichtlich bedeutsamen Personen und ihrem Privatleben in fesselnder Weise vertraut macht. Als Arzt wird Vollmann bei der Frau von Staël eingeführt, wird mit Marbonne bekannt, den er so schätzen lernt, daß er ihn einen der liebenswürdigsten Menschen nennt.

Bei einer sehr ausgebreiteten Menschen-, Welt- und Literaturkenntniß, bei einem uner schöpfbaren Fonds von Heiterkeit und Laune, bei einem Geiste, der unablässig durchblüht in allem, was er sagt und thut, zeigt er gänzliche Verleugnung seiner selbst, die anspruchlosste Hingebung an die Umgebung und eine in diesen Tagen so seltene alttritterliche Offenheit.

Eine in ihrer Art unschätzbare Episode, von historisch zu culturhistorisch nicht minder wichtigen Menschengruppen uns hinführend, enthält das Kapitel: „In Eternhausen“, in dem uns das glücklicherweise kurze eheliche Unglück von Claastag's Frau, Anna Dummeier, und ihr gewaltfamer Tod und ihres Vaters ebenso verhängnißvolles Ende erzählt wird. In hellern Farben zeichnet uns „Olmütz“ den Versuch Vollmann's, Lafayette zu befreien, was Ursache seiner Ueberstiedelung und seiner glänzenden Rolle in Amerika wird. Dann machen uns die Kapitel: „Rom“, „Waja“, mit dem damaligen italienischen Leben bekannt und in um so anmuthenderer Weise, als es fast überall alte Bekannte sind, welche diese Kenntniß vermitteln.

Darauf springt die Erzählung von der hannoverschen Heimath wieder nach Nordamerika über, von wo die Berichte Vollmann's aus dem Jahre 1796 am interessantesten sind. Es sei erlaubt, zur Probe einiges aus den für seinen Vater geschriebenen Tagebuchblättern mitzutheilen:

Alles wohl überlegt, bestärkt der Anblick der Neuen Welt in mir den Voratz, mit den Dingen, wie sie sind, zufrieden zu sein, indem unglücklicherweise das Gute sehr oft sich selbst zerstört, und glücklicherweise das Uebel wieder Gelegenheitsursache zum Guten wird. Es gibt in den Vereinigten Staaten,

wie beinahe jetzt überall, zwei Parteien, Freunde und Nichtfreunde des französischen Interesses. Beide Parteien sind und waren nicht viel liberaler als wie in Europa; aber man ist der französischen Nation Dank schuldig, man hat noch kürzlich selbst für die Sache der Freiheit gekämpft; darum äußert sich die gegenseitige Wärme nicht sowol in entgegengesetzten Aeußerungen über die französische Revolution, als vielmehr in Lob oder Tadel der englischen Politik! Das Gouvernement und die Kaufmannschaft gehören im ganzen zur englischen, die Götterbesitzer zur französischen Partei. In dieser letzten gehören gleichfalls im ganzen alle Staaten südwestlich vom Potomac, Virginia, Carolina u. s. w., zu jener die Staaten nordöstlich vom Potomac, Pennsylvania, Newyork, Massachusetts, Connecticut u. s. w. Die letztern sind mehr Handelsstaaten, haben keine oder nur sehr wenige Sklaven, folglich weißen Böbel, sind also weniger demokratisch. Die Einwohner der südwestlichen Staaten bestehen größtentheils aus Gutbesitzern, der größere Theil der Arbeiter sind Sklaven, es gibt da folglich keinen Böbel (denn die Sklaven gehören nicht mehr zur Societät, wie Pferde und Kühe, und sind in ihrem gegenwärtigen Zustande der öffentlichen Ruhe fast ebenso wenig gefährlich), darum sind diese Staaten mehr demokratisch. Sie waren früh während der Revolution, und sind zum Theil noch jetzt der Einrichtung abgeneigt, welche die Legislatur in zwei Kammern, den Senat und das Haus der Repräsentanten, trennt, denn eine solche Ordnung ist weniger demokratisch. Sie möchten die ganze Gewalt lieber in eine einzige Versammlung zusammendrängen, und sie wünschten dies um so viel mehr, weil sie in einer solchen einzigen Versammlung vermöge ihrer größeren Zahl von Repräsentanten leicht das Uebergewicht erhalten würden. Im Senat, wo nicht die Volksmenge jedes einzelnen Staats, sondern die Staatenzahl im ganzen die Menge der Senatoren bestimmt, verlieren sie diesen Vortheil. Aus diesem Grunde nennt man die französische die Oppositionspartei, gewöhnlich die antifederalistische, die englische die Gouvernementspartei oder die federalistische. Diese Benennungen sind richtiger als französische oder Oppositionspartei, da der Senat die individuelle politische Existenz eines jeden einzelnen Staats aufrecht hält; eine einzige Versammlung würde zur Consolidirung in einen einzigen Staatskörper führen, zum Einheitsstaate, vielleicht zur Monarchie, während der Norden nur einen Bundesstaat will.

Trotz der Leidenschaft dieser beiden Parteien, eine Sache, die in einer Republik nothwendig und heilsam, weil sie die große Basis des öffentlichen Wohls ist, Kenntnißverbreitung und Patriotismus befördert, indem sie durch das Interesse der Leidenschaft Geistesthätigkeit und Theilnahme erweckt, steht der innere Friede dennoch unerschüttert. Es befestigen denselben das vorwiegende, jedem sich aufdrängende Interesse des Zusammenhaltens in einem gemeinschaftlichen Staatenverein, gegründet auf das Bewußtsein individueller Schwäche und gegenseitiger Nothwendigkeit, und das vorwiegende Interesse für die Aufrechterhaltung der Ordnung, welches in einem Lande nothwendig stattfinden muß, wo es keine Bettler gibt, keine armseligen Menschen, keine verschiedenen Stände; wo jeder ein Eigenthum hat, wo Eigenthum sicher ist, und sich durch Thätigkeit zuverläßig mit jedem Tage vergrößert; wo Vermögen und Fähigkeit endlich zur Befriedigung aller vernunftmäßigen Wünsche führen. In einem solchen Lande ist Krieg und Störung von Ordnung jedem fürchterlich, keinem annehmlich. In einem solchen Lande regieren die Leute im eigentlichen Sinne sich selbst, und trotz des Parteigeistes, trotz des anscheinenden Kriegs ist alles gegenseitige Nachgeben Fügung, Einverständniß, sobald es zu Handlungen oder zu Maßregeln kommt, die auf Ordnung und Ruhe Bezug haben. Der Ordnungsgedanke und Friedensgeist ist wirklich so groß, daß die gänzliche Vernichtung der executiven und gerichtlichen Gewalt, könnte sie statthaben, einem Reisenden, der die Landessprache nicht versteht, durch keinen Auftritt vernehmbar werden würde. Eine Stadt wie Philadelphia, bewohnt von sechzigtausend Menschen, ohne irgendeine Spur von Sicherheitspolizei, und dennoch ruhig bis zur Abwesenheit des Lärms der Trunkenheit und der Scheltworte, ist

für jeden neuankommenden denkenden Europäer ein auffallendes und anfänglich beinahe unbegreifliches Phänomen!

In unserer Zeit, die mehr und mehr jedem gleichnerischen, auf Aberglauben sich stützenden, eigensüchtigen Wesen den Stab bricht, in welchem Stande es sei, frappirt jeden aufmerksamen Leser ganz besonders die Briefstelle, in der Bollmann kurzweg erklärt, er wolle nicht mehr Arzt bleiben, und frei von der Leber weg die Gründe entwickelt, die ihn, den grundbehrlichen Mann, mit zwingender Nothwendigkeit zu diesem Entschlusse bestimmen:

Denn aufrichtig, lieber Karl, mein Stand als Arzt ist mir zuwider geworden. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß man, um in der Laufbahn eines Arztes glücklich zu sein, entweder keinen Verstand haben, oder seinen Verstand gefangen nehmen und gläubig an ein System werden, oder roh genug sein muß, um von Vorurtheilen der Leute Nutzen zu ziehen, das Geld in die Tasche zu streichen und ins Häufchen lachen zu können. In der Arzneikunst ist bis auf ein paar unwidersprechliche Wahrheiten fast alles Charlatanerie. Wer eine gute Constitution hat, wird bei vernünftiger Diät ohne uns gesund; wer sick ist, den halten wir hin; aber was hilft das Leichenmarschirenlassen? wie Rousseau sagt. Wir haben eine ungeheure Menge von Wahrnehmungen und Erfahrungen, aber wir begreifen fast keine einzige davon, und gegen die Behandlung eines Kranken, von der sich unser Verstand Rechenschaft ablegen kann, müssen wir Hunderte behandeln, wo wir nur geschäftig scheinen, um die Leute zu befriedigen. Von Hippokrates bis heute lassen sich zuverlässig fünfzig Curmethoden aufzählen, die einander offenbar entgegengesetzt sind, und in jeder Methode zählt man große, berühmte, glückliche Aerzte. Ich kann kein Charlatan sein, kann mich nicht verstellen, und würde darum kein gesuchter Arzt werden.

Der vierte Theil spielt während der „Fremdherrschaft“ und ist heutzutage deshalb ein sehr lesens- und beherzigenswerthes Buch, weil viele von uns guten Deutschen vergessen zu haben scheinen, wie die Franzosen uns und unserm Lande mitgespielt haben, wie ihr eitelhafter Hohn allem und jedem einzelnen galt, wie sie sich sogar nicht scheuten, die Königin Luise, die Mutter und Großmutter unserer jetzigen Kriegsfürsten, mit Spott und Schimpf zu verfolgen, Napoleon voran.

Wir verlagen es uns der Dekonomie d. Bl. halber, eingehend zu berichten, und können ebenso nur hinweisen auf das neue Licht und Leben, das nach den Freiheitskriegen wie aus dem Boden quoll und durch keine Drucker und Dämpfer zu bändigen war, das überhaupt nur zu leiten und zu benutzen ist, um segensreicher zu wirken, als alle Belleitäten der Anhänger des Polizeistaates es ahnen können. „Die alte und neue Generation“ (fünftes Buch) versetzt uns in die heterogensten Gegenden und Scenen, und überall treffen wir alte und machen wir neue liebe Bekannte: in Afrika, in Heustedt, in Bremen, endlich in Wien, wo wir sogar in bevorzugter und comfortabler Weise zum Congress eingeladen werden und wenigstens hinter den Coulissen an jenem großartigen politischen Carneval theilnehmen.

Ebenso glauben wir, so lebhaft ist die Darstellung des Verfassers, an dem mancherlei Misere der Scenen aus der „Restauration, Reaction und Revolution“ (sechstes Buch) persönlich theilhaftig zu sein, die nun in unserm Buche wie in unserer eigenen Erinnerung folgen. Aber

wer, der kräftigen Sinnes und opferbereit war, mußte in jener Zeit nicht auf Seite der Pionniere einer besseren Zukunft treten und den Tag heraussführen helfen, der jetzt über Deutschland leuchtet? Wer, der heute lebt, möchte nicht gern alles hingeben, daß die Nacht der fünfundsünfzig Friedensjahre hinfort unserm lieben Vaterlande erspart werde?

Um erkennen zu lassen, wie Oppermann seine Aufgabe auffaßt, wie er z. B. Goethe mit seiner Reproduction des Lebens sich gegenüberstellt, lassen wir ihn selbst sprechen:

Wer die Poesie der Weltgeschichte in dem Umschwunge nicht erkennt, daß der Freund und Rathgeber Baumann's, der kleine verkrüppelte Advocat Detmold, jüdischer Abkunft, der 1840 in Hannover constatirt war, der keinen Schritt und Tritt thun durfte, ohne von Gensdarmen begleitet zu sein, der in seinen Kindermärchen den König als einen Rater darstellte, welcher die Mänschen zum Frühstück verpeiße, und den Hannoveraner-Mänschen die Lehre gab: daß niemand gefressen wird, der sich nicht freffen lassen will — daß dieser Mann Reichsminister wurde und nach Wiederaufhebung des Bundestags Bundesstagsgesandter Ernst August's, wie er, angeblich gegen den Willen des Ministeriums, aber mit Willen des Königs, den Austritt aus dem Dreikönigsbündniß und den Beschluß des Bundestags vom 23. August 1850 beforderte, und dadurch den zweiten Schritt that, den Untergang Hannovers anzubahnen — für den sind diese Zeilen nicht geschrieben. Wer aus einem Roman lieber erfahren will, ob Wilhelm seine erfgeliebte Luise zur Frau, oder Melitta ihren Gardekapitän zum Manne bekommt, oder wie Ottilie dazu gekommen, dem einst geliebten Gatten untreu zu werden, wer das lieber will als einen Einblick gewinnen, wie es geschehen konnte, daß eine Dynastie, die über achthundert Jahre im niedersächsischen Boden gewurzelt, depossidirt werden konnte, und wie ein Königreich von beinahe zwei Millionen von der Landkarte verschwand, der lasse die folgenden Blätter ungelesen. Denn schildern diese auch Leben und Treiben, Freuden und Leiden der Kinder und Enkel unserer bisherigen Helden, so bedingte eben der Charakter der Zeit, wie der Charakter dieser Helden, daß die Lebensschicksale derselben zum großen Theil durch die Tagesereignisse bestimmt wurden.

Mehr und mehr kehrt der Verfasser wieder in die hannoverschen Lande zurück. Bereits ist er selbst in den verschiedenen Figuren, die er schafft und darstellt, der Held der Handlung. Besonders erkennen wir ihn in dem Advocaten Baumann, aber auch durch andere läßt er oft vortragen, was er nur als Vorgänger und Vorkämpfer in öffentlichen Dingen lehren will. Er sagt freilich, es könne nicht seine Absicht sein, alle die verschiedenen Phasen, welche das hannoversche Volk gegen die Vernichtung des Staatsgrundgesetzes durchkämpfte, zu schildern, zumal nach der Entsetzung der Sieben der Widerstand der Universität gebrochen war und die Opposition in Osnabrück durch Stille und Altersleute, in Hannover durch Nummann, Heiliger und Detmold neue Knotenpunkte gewann, die politischen Ereignisse haben für uns nur dann Bedeutung, wenn sie auf das Leben unserer Epigonen einwirken; trotzdem liest sich mehr und mehr das Buch wie eine Familienchronik des denkwürdigen hannoverschen Verfassungskampfs, der schließlich mit dem Untergange des über alle Gebühr prätentösen Welfenhauses endigen sollte und endigen mußte.

„Die Wage schwankt“ ist bereits der Titel des sechsten Buchs, das uns auch wieder die Hoffnungen und Täuschungen, die zahllosen Enttäuschungen des Jahres

1848 vorführt. Hier muß alles vom Leser selbst gelesen werden. Wir citiren nur eine Stelle:

Die Unzufriedenheit mit den Zuständen stieg, aber die Gestaltung der Zukunft schwebte in Dunst und Nebel. Nur Ruge hatte in seinen „Jahrbüchern“ den Gedanken eines Deutschland unter Preußens Führung klar ausgesprochen, aber wie konnte eine Hegemonie Preußens im Süden, dem constitutionellen Sachsen und dem Norden Anfang finden, solange Preußen nicht den Schritt that, constitutionell zu werden, solange es selbst von Metternich's Hand geleitet schien?

Auch die erste Hälfte des achten Buchs ist den Enttäuschungen und der Abkühlung gewidmet, die zweite Hälfte führt uns dagegen in das frischeste, freieste Leben, nach Amerika in den Kampf gegen die Sklavenbarone des Südens, unter die Freimaurer des Nordens gegenüber den falschen Logenbrüdern, welche sich und Welt und Weisheit gleichermaßen verkennen und endlich dem Schicksal anheimfallen, welches sie verdienen. „Bedürfnisse und Interessen regieren bis jetzt die Welt, Amerika aber hat bis jetzt das Bedürfnis nach Freiheit, und das sichert ihm die Zukunft.“

Das neunte Buch berichtet mit vielfach köstlichem Humor „Das jähe Ende weltlicher und den Anfang neuer Dinge“. Es mag den Exkönig Georg trösten, daß auch andere Kiesen und Dynastien zu Grunde gehen, größer wie er. Vierhundert Fuß groß war der umgestürzte Monarch im Sequoias-Haine Californiens, wohin wir dem Verfasser zum Schluß gern folgen:

Die Rückreise machten wir mit einem kleinen Umwege nach Maripaso, um dort die ältesten und gewaltigsten aller Pflanzenproducte der Erde zu sehen, den Sequoias-Hain. Ich hatte viel von diesen Riesendäumen gelesen und gehört, aber ihr Anblick war dennoch im höchsten Grade überraschend. Denke dir 200 Bäume von mehr als 12 Fuß im Durchmesser, 50 von mehr als 16 Fuß, 6 von mehr als 30 Fuß, die über Fichten von 200 Fuß Höhe noch einmal so hoch emporragen. Der größte dieser Kiesen, „der umgestürzte Monarch“, liegt ast- und laublos an der Erde, er hatte einen Durchmesser von 40 Fuß, er war hoch über 400 Fuß. Der ansehnlichste der noch stehenden Bäume, Grizzly-Giant (Graue Riese) genannt, hat einen Umfang, daß 50 Pferde um seinen Kumpf her Platz finden. Zum Glück hat die Gesetzgebung dafür gesorgt, daß sich Menschenhände an diesen Naturwundern nicht verflüchtigen; durch spezielle Congreßacte sind das Yosemitethal und die Big-Trees-Haine von Maripaso von den allgemeinen öffentlichen Domänen ausgeschlossen und dem amerikanischen Volke für ewige Zeiten als Vergnügungsort gewidmet, damit es an der Größe der Natur ein Vorbild nehme, selbst zu wachsen. Zahlen geben keinen deutlichen Begriff, ich will dir daher einen thatsächlichen Anhalt geben, der deiner Phantasie zu Hülfe kommen mag. Der größte Schornstein auf dem pittsburger Klittenwerke ist etwa 200 Fuß hoch und hat an der Erde einen Durchmesser von 16 Fuß. Nun denke dir den Durchmesser verdoppelt und zwei solcher Dampfschornsteine übereinander und du wirst etwa einen Begriff von einem Baume wie der Graue Riese haben. Die höchste Spitze des Sanct-Stephan in Wien ist 435 Fuß, und wenn du dich des Markthurms in Hannover erinnerst, ist der 320 Fuß hoch, die höchsten unter jenen Bäumen sind also so hoch wie die Spitze des Sanct-Stephan, die Höhe des Markthurenturms erreichen schon etwa sechzig Stück. Maripaso liegt etwa in der Mitte zwischen dem Ocean und der Sierra-Neveda, es wird beabsichtigt, vom Sacramento aus nach Süden eine Bahn zu bauen bis an die Grenze von Sonora, die sich bei Fort Yuma nach Westen wendet, an der Südgrenze von Arizona sich nach dem Rio-Grande und El-Paso in Neu-Mexico zieht, dann zwischen diesem und Texas zu Rio-Pecos. Hier wird ein Zweig nach der Westgrenze von Loui-

siانا und dem Golf von Mexico abbiegen, während der andere nach Nordosten zum Red-River und dem India-Territorium, dann nördlich zum Arkansas, und durch den Staat Missouri hindurch nach dem Ohio und Saint-Louis, zum Anschluß an die bestehenden Bahnen geführt werden soll. Das wäre der zweite Weg vom Stillen Ocean zum Atlantischen Meere.

Das ganze Werk schließt ab in Amerika, in Hellungen, einer neuen, von unsern Freunden gebauten und geleiteten Stadt, einem noch kleinen Idealstaate der Zukunft, und edler Geist der Freimaurerei beseelt jedes Wort. Das Rabel hat Amerika und seine Cultur noch fester an Europa und uns geknüpft: Amerika —!

Welch ungeheures Reich! Welch herrlicher Boden dem Wetteifer wohlthätiger Arbeit, dem Kunstfleiß, der freien gesellschaftlichen Entwicklung geöffnet! — Kaiser Karl V. rühmte sich, daß in seinen Staaten die Sonne nicht untergehe. Aber er sah noch bei seinen Lebzeiten die Sonne des Ruhms und Glanzes unter sinken, der Koloss seines Weltreichs ging in Stücken durch den Fluch des Geistesdrucks, womit er die göttliche Macht der Geschichte auszuschöpfen trachtete. Die Riesenmacht des corinthischen Soldaten fiel auseinander, weil sie durch Gewalt die Völker dienstbar machen und zusammenketten wollte. Aber das Reich der Freiheit und des friedlichen Schaffens, bespült von den beiden größten Weltmeeren, über die es seine Hand streckt, wird es auch dahinstreifen und schwinden, wie eine Welle in den Wogen der Geschichte? Nein, das wird nicht geschehen! Ihm winkt eine große Zukunft, es wird der Mittelpunkt werden, von welchem dem abgelebten Osten Asiens wie dem alterten Europa Licht, Lust, Freiheit zugeweht wird! Das neueröffnete Verkehrsgebiet, telegraphisch mit Europa an mehreren Punkten verknüpft, ebenso auf der Seite nach Asien der Telegraphenleitung zugänglich, wird mit seinen großartigen Klittenstrichen durch die Flottenheere des Dampfes und Segels die alte, nun auch über Suez durchbrochene Welt, nach allen Seiten, über beide Weltmeere, die es bespülen, beherrschen, und durch die Stationen des Stillen Oceans ein herrliches Inselreich in seinen Kreis ziehen. Naturschätze und Erzeugnisse des Kunstfleißes werden auf dem Universalmarkte der Menschheit ausgetauscht; noch mehr: die Gedanken, Kenntnisse, Erfindungen und Bestrebungen werden bald Gemeingut in allen Fernen sein, Befestigung durch Arbeit gehoben und verbreitet, die Völker aller Zonen untereinander verbrüderet werden. Der denkwürdige Tag versammelte auch die Freunde, welche unsere Erzählung bis zuletzt begleitet hat. Die pittsburger Nachkommen von Melusine von Wildhausen, von Oskar Baumgarten und Agnese von Rigow, soweit sie noch am Leben, feierten, mit Ausnahme des Mannes im Weißen Hause, diesen Tag in Omaha, um nachmittags vier Uhr mit dem ersten ordentlichen Zuge über die Felsengebirge zu fahren, die Verwandten und Freunde, die Nachkommen von Georg Schulz und der schönen Mainzerin, des Waters Haffan, der Filler-Marthe in der Stadt Hellungen zu begrüßen, und daselbst die Ankunft Franz Ibrahim's mit fünfzig Deutschen zu erwarten. Von Heustedt herüber sendeten Hans Dummeier und seine Frau telegraphische Grüße, ebenso von Wien und aus Ungarn Hermann Baumgarten und Bruno Baumann. Der einstige Redacteur des „Gänseblümchens und Kagenpöschchens“, Professor Gottfried Schulz, hatte aus Göttingen den Entwurf einer Städteordnung für Hellungen eingesandt, wobei er die philosophischen Lehren seines Meisters Krause zu Grunde gelegt hatte, wie sie in dessen „Urbiide der Menschheit“ dargelegt sind und in den sich daranschließenden Rechtsphilosophien seiner Freunde Ahrens (des Schriftführers im Gemeinderath Göttingens von 1831) und Röder in Heidelberg entwickelt waren. Er hatte die dem Denker selten sich darbietende Gelegenheit, seine Ideen ins praktische Leben einzuführen, mit Lust und Liebe ergriffen. Aber weit entfernt, in trüben Nebelbildern zu schwärmen, war die Verfassung, welche er dem neuen Gemeinwesen gab, in allen Stücken den vorhandenen Verhältnissen, den Naturbedingungen, der Weltlage desselben angemessen und er fand Verständniß für seine Ideen und Bereitwilligkeit bei seinen Freunden, sie zu verwirklichen. Ihn hätte Plato

um die schöne Aufgabe eines Gesetzgebers beneiden mögen. In klarer Einsicht der verschiedenen gleich wesentlichen Aufgaben der Gesellschaft, für Recht, Sittlichkeit, Religion, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, zeichnete er einer jeden ihre eigenthümliche und autonome Wirksamkeit vor, und setzte sie zugleich in allseitige Wechselwirkung. Der politischen Behörde wies er ihre bestimmte Sphäre an, die Wahrung und Verwaltung des Rechts, und verwehrte jeden Uebergreif von jeglicher Seite; denn die Rechtsgesellschaft hat nur die Bedingungen für die Erreichung sämtlicher Lebensaufgaben der Menschen herzustellen, nicht aber selbst das ganze gesellschaftliche Leben in die Hand zu nehmen und zu bestimmen. Er entwarf ein durchaus organisches Gemeinwesen, errichtet auf dem Grundsatz freier Vergesellschaftung für sämtliche Lebensaufgaben der Menschheit, weit entfernt von dem Unheil der Omnipotenz des Staats oder der Kirche oder des Industrialismus und der Geldherrschaft. Ja, wer Prophet wäre, wer erschauen könnte, ob nach hundert Jahren, wenn das Fideicommiss der Witwe Claafing ihren amerikanischen Ururenkeln ausgehändigt werden wird, ob dann um den Krystallisationspunkt Hellungen sich ein Leben gebildet hat im Sinn der neuen Gesellschaftslehre? Aber auch ohne Prophet zu sein, kann man wahr sagen, daß, wenn man 2070 schreien wird, in Europa und Amerika wenigstens stehende Heere nicht

mehr zu finden sein werden, ebenso wenig bürokratische Polizeistaaten und unduldsame Priestergewalt. Ob der ewige Friede dann gekommen sein wird? Ob die Völker sich wie Brüder die Hand reichen werden? Ob Europa und Amerika dann, gleich Ärzten des Menschengeschlechts, die erstarrten asiatischen und die unklügeligen und verwahrlosten afrikanischen Völker unter eine aufrichtige civilisatorische Vormundschaft und Erziehung genommen haben? Ob das Völkerrecht (allgemein geworden und das Menschenrecht anerkannt sein wird? Hoffen wir mit Maß, aber mit Zuversicht! Die Völker werden begreifen, daß sie alle gewinnen an Macht und Wohlfahrt, wenn sie sich als Freunde ansehen. Leise, aber mit fester Hand, wird der allwaltende Genius der Menschheit sein Band der Versöhnung, des Friedens, der Liebe und Gerechtigkeit um alle Völker und Rassen schlingen, und jene erhabene Idee des Menschheitsbundes, d. i. eines das ganze Menschengeschlecht dieses Planeten umspannenden wohlgegliederten Gemeinwesens, wie es zuerst in der Loge zu den drei Schwermern unsern Freunden vorge stellt wurde, wird eine lebendige Wahrheit werden; das Licht dieser Wahrheit, welches jetzt nur wie aus der Ferne winkende Sterne im Geiste einzelner Denker und Menschenfreunde leuchtet, wird mit Tageshelle das schöne Rund der Erde umstrahlen.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Leopold von Ranke's Werk „Zur deutschen Geschichte“ sagt die „Saturday Review“ vom 24. December 1870: „Die Geschichte Deutschlands von der Abbanzung Karl's V. bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Kriegs ist dem Genius des ausgezeichneten Historikers, dem wir eine zwar kurze, aber scharf ausgeprägte Skizze derselben verdanken, ganz besonders angemessen. Die Erzählung eines großen oder aufregenden Zeitabschnitts aus Leopold von Ranke's Feder entspricht gewöhnlich, weil es ihm an malerischer Schilderung, Lebendigkeit und Sympathie mit dem Volke gebricht, den Erwartungen nicht. Er ist nur dann in seinem Element, wenn er die verborgenen Handlungen und noch tiefer verborgenen Beweggründe der Fürsten und Staatsmänner ans Licht ziehen kann; doch kann uns die meisterhafte Art und Weise, in welcher der Historiker diesen Theil seiner Aufgabe löst, die vielen gleich wichtigen Seiten der Geschichte, die aus seiner Behandlungsweise ausgeschlossen zu sein scheinen, nicht vergessen machen. Dieser Mangel wird indessen in der Geschichte einer ereignislosen Zeit, wo große Ideen im Verborgenen ruhen und das Volk, mit seiner Lage zufrieden und nur materielle Wohlfahrt erstrebend, die Leitung seiner Angelegenheiten fast gänzlich seinen Herrschern überließ, weniger fühlbar. Zu einer solchen Zeit ist die Geschichte der Diplomatie wirklich die Geschichte des Landes. So verhielt es sich mit Deutschland während der sechzig Jahre friedlichen und ruhmlosen Oedeihens, die Ranke's Werk umfaßt; und es möchte allerdings scheinen, als ob die Unterbrechung dieses ruhigen Zustandes durch den Dreißigjährigen Krieg weit mehr von den unheilvollen Ränken der Staatsmänner als von einer solchen inneren Nothwendigkeit herrührte, wie die, welche einem unwilligen Volke die französische Revolution oder den amerikanischen Bürgerkrieg anzwang und eine feinere Analyse erfordern würde, als wozu Ranke befähigt zu sein scheint. Sein Werk ist daher sehr befriedigend, und der Fleiß und Scharfsinn des Historikers erweisen einigermaßen den Mangel an lebhafterem Interesse in dem verhältnißmäßig dürren Zeitraum, den er schildert. Er hegt eine sehr günstige Ansicht von Ferdinand's Charakter, und sein Porträt dieses Fürsten sowohl, wie der gleichzeitigen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, verdienen als Muster historischer Cabinetmalerei besondere Beachtung. Die Schwäche des gutmeinenden Maximilian II., welcher das ganze Unglück Deutsch-

lands dadurch herbeiführte, daß er sich von den Einflüsterungen Philipp's II. von seinen anfänglich billigen Absichten gegen seine protestantischen Unterthanen abbringen ließ, ist sehr wirksam dargestellt, wozu vielleicht des Verfassers leidenschaftsloser Stil und seine Abneigung, ein sittliches Urtheil zu fällen, besonders mit beiträgt. Was der Autor selbst unterlassen, wird der Leser sicherlich nachholen.“

Ueber den dritten Band des Werks: „Aus Schelling's Leben. In Briefen“, sagt das Blatt: „Er umfaßt einen längern Zeitraum als seine Vorgänger, steht ihnen aber sowohl an Ausdehnung als Interesse bedeutend nach. Waren auch die letzten vierzig Jahre von Schelling's Leben nicht gerade unglücklich oder ungünstig, was seine äußern Umstände betrifft, so bieten sie doch gegenüber der überreichen geistigen Thätigkeit seiner Jugend ein entmutigendes Bild dar. Wie Coleridge trug er sich stets mit einem neuen philosophischen System, welches, so glaubte er, könnte er es nur vollenden und verlegt bekommen, gewiß alle Räthsel lösen, alle Widersprüche versöhnen und die gequälte Menschheit von der Last aller metaphysischen Speculation für immer befreien würde. Der Unterschied zwischen beiden war nur der, daß, während Coleridge's erhabene Speculationen nie so sehr entweiht wurden, niedergeschrieben zu werden, sondern in den Kammern seines Geistes, wie die Speisezeiten in des Irlands Hütte, nur „zur Ansicht“ aufgehängt blieben, Schelling es mit den seinigen vollkommen ernst nahm und bloß deshalb nichts sagte, weil er in der That nichts zu sagen wußte. Nachdem er einmal Spinoza's Axiome in eine Sprache übersetzt hatte, welche für poetisch gestimmte Leser ebenso anziehend wie das Original abstoßend war, hatte er in Wahrheit seine Mission erfüllt. Spinoza's Anschauungen blieben in seinen Händen der Entwicklung unfähig, und der einzige fernere Gebrauch, den er von ihnen machen konnte, war, eine unmögliche Versöhnung zwischen ihnen und einer total entgegengesetzten Ideenreihe zu versuchen. Ein geheimes Bewußtsein von der Unausführbarkeit der Aufgabe erklärt zur Genüge die geistige Thätigkeit seiner letzten Jahre sowie die nervöse Scheu vor der Öffentlichkeit, welche, als endlich Berichte über seine Vorträge veröffentlicht wurden, ihn dazu bestimmte, sie gänzlich einzustellen. Dies war in Berlin, wohin er sich auf des verstorbenen Königs von Preußen Einladung begeben hatte. Schelling genoß bis zuletzt Achtung und Ansehen, seine sociale Stellung war in vieler Hinsicht glänzend; allein sein wenig ausgebeuteter und noch weniger interessanter Briefwechsel ist ein schmerzliches

Zeichen von der Abnahme seines geistigen Einflusses. Die Briefe sind hauptsächlich an Verwandte oder Schüler gerichtet; die bemerkenswertheste Ausnahme hiervon bildet eine Reihe von Briefen an Victor Cousin. In diesen sowohl wie in den übrigen bricht sein Geist auf Hegel auf sehr komische Weise aus. Allerdings war seine Stellung gegenüber seinen früheren Schülern eine sehr schwierige. In den letztern Jahren scheint das Interesse an Schelling's Philosophie sich von neuem zu beleben und die Bewegung wird ohne Zweifel mit einer etwaigen für Deutschland aufbewahrten Erneuerung der Romantik gleichen Schrittes fortschreiten. Wir können indessen vorherzusagen, daß sie sich auf die poetischen Anschauungen seiner Jugend beschränken und die andern mystischen Ueberschwenglichkeiten, sowie das krampfhaft streben nach Originalität in jener spätern Periode, welche seine Blütezeit hätte sein sollen, übergehen werde."

Ueber A. Boden's „Verteidigung deutscher Classiker gegen neue Angriffe“, heißt es ebendasselbst: „Die Wissenschaft hat keinen andern Feind als die Unwissenheit, und der einsichtsvolle Leser wird leicht errathen, daß der Feind, gegen welchen Hr. Boden es unternommen hat, die deutschen Classiker, besonders Goethe und Lessing, zu verteidigen, kein anderer als Wolfgang Menzel sei. Es ist unbedingt wünschenswerth, alles zu erfahren, was gegen geistige Potentaten vorgebracht werden kann, und wir sollten es vielleicht Hrn. Menzel, der eine Art deutschen Beuillots und ein viel besserer Schriftsteller ist, als sein Segner einräumen möchte, Dank wissen, daß er das nützliche aber gefährliche Amt eines advocatus diaboli übernommen hat. Das vermindert indessen durchaus nicht unsere Genugthuung, ihn so wirksam widerlegt zu sehen, wie es hier von Hrn. Boden geschehen ist. Die zurückgewiesenen Beschuldigungen sind hauptsächlich die der Lasterhaftigkeit und übertriebenen Selbstbewunderung, was Goethe, und fanatischen Hasses des Christenthums, was Lessing betrifft.“

Ueber F. Kreyßig's „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ sagt der Recensent: „Hr. Kreyßig ist ein Verteidiger der realistischen Schule in der Dichtung, und Freytag und Fritz Reuter sind seine Helden unter den heutigen deutschen Novellisten. Andere Schriftsteller werden nur insofern mit Achtung behandelt, als sie sich diesen Mustern nähern. So kommen Auerbach, Spielhagen und Hanny Lewald sehr gut weg, während Gutzkow schonungslos bekämpft wird. Im allgemeinen muß man einräumen, daß Kreyßig's Bevorzugung nicht gerade unbedeutend ist, und sein Buch als Leitfaden bei der Lectüre deutscher Romane nützlich sein kann. Wir hätten indessen gern eine ausdrücklichere Anerkennung der Thatfache gesehen, daß ein erfolgloser Schriftsteller, der ein ideelles Streben hat, wenn auch als Romanschreiber weniger befriedigt, doch als Persönlichkeit interessanter sein kann als der treueste Copist des Alltagslebens. Dr. Kreyßig ist jedoch zu wenig poetisch für solche Feinheiten der Kritik, er ist ein Julian Schmidt in Miniatur.“

Julius Sturm's „Kampf- und Siegesgedichte“ geben dem Blatte Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Es ist interessant, eine zuverlässige Schätzung der Anzahl patriotischer Gedichte, welche seit dem Beginn des Kriegs in Deutschland verfaßt worden sind, zu erlangen. Sie belaufen sich bereits auf 600000. Dies wenigstens ist die Berechnung eines der Dichter, Hrn. Julius Sturm's, welcher sagt, sein Vaterland besitze „so viele Lieder wie Bajonnete“. Es hätte ihm beikommen können, daß, wenn dem so sei, es ihm gezieme, sehr vorsichtig zu sein, ehe er ihre Anzahl vermehre. Es wird viel heißen, wenn sich unter den 600000 sechs befinden, die irgendwelche Ansprüche auf Inspiration haben; nicht der sechste Theil von sechs aber wird in dem Bändchen des Hrn. Sturm zu finden sein. Die anständige Gewöhnlichkeit seiner Verse wechselt zuweilen mit wirklichem Pathos ab, wie z. B. wenn, nachdem er den Strasburgern über die Beschickung ihrer Stadt sein Beileid bezeigt hat, er sie auffordert, sich darauf zu freuen, daß sie aus dem Taschen ihrer gewesenen Landolente, der Pariser, eine Entschädigung finden werden.“

„Dr. F. A. Leo“, sagt das Blatt ferner, von seinen „Ge-

dichten“ redend, „leidet entschieden nicht an Gedankenüberfluß. Er braucht sechzehn Zeilen, um einem kleinen Knaben zu sagen, er könne den Rhein nicht mit seinem Fuße aufhalten, und kann einer jungen Dame nicht ohne Anstrichungszeichen versichern, daß sie wie ein Engel singe, als ob die Thatfache etwas so Ueberraschendes an sich hätte. Seine Diction indessen ist gut und seine Verse sind markalisch.“

Ueber Heinrich Kruse's „Wallenweber“ lesen wir: „Es würde genauere Bekanntschaft mit einer dunkeln Periode der deutschen Geschichte erfordern, um positiv zu entscheiden, ob Jürgen Wallenweber, der Bürgermeister von Lübeck um die Mitte des 15. Jahrhunderts, ein Patriot oder Seeräuber war. Er wurde in letzterer Eigenschaft hingerichtet; die Entscheidungen der feilen und unpatriotischen deutschen Prinzen seiner Zeit jedoch stößen den Geschichtsforschern nur wenig Achtung ein, und binden gewiß den dramatischen Dichter in keinerlei Weise. Dadurch, daß Hr. Kruse seinen Wallenweber als den Vertreter des deutschen Seeunternehmens behandelt, hat er nicht ungeachtet eine berechtigte nationale Sympathie für sein Stück erworben und ihm eine Wirksamkeit gesichert, welche dessen literarisches Verdienst allein ihm kaum verschafft haben würde.“

Julius Gross's „Besuch Pabel“ wird sehr anerkennend, doch mit nur vier Zeilen erwähnt. Es sei bedauerlicher Humor darin, heißt es, und der iambische Senar sehr mit großer Wirkung als Träger des Burlesken verwendet. Von Tischschwitz' „Uebersetzung der Shakspeare'schen Sonette“ heißt es, sie seien zwar so genau, wie die irgendeiner ihrer Vorgänger, aber nicht so poetisch wie einige derselben.

Bibliographie.

- Album. Bibliothek deutscher Original-Romane. Unter Bethelligung der ersten deutschen Schriftsteller herausgegeben von A. Meißner. 16ter Jahrgang. 1871. 24 Bde. Leipzig, Günther. 1870. 8. 8 Thlr.
- Bauerfeld, C., Gesammelte Schriften. 1ster bis 3ter Bd. Wien, W. Braumüller. 8. 1 1/2 Thlr.
- Baumhauer, H., Die Beziehungen zwischen dem Atomgewichte und der Natur der chemischen Elemente. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
- Beck, W., Gedichte. Stuttgart, Gräninger. 16. 20 Ngr.
- Berlepsch, A. v., Silber Wein. Heber und Walladen. Leipzig, Matthes. 16. 1 Thlr.
- Bienengräber, A., Aus Krieg und Frieden. Gedichte für Jung und Alt gesammelt. Bernburg, Schilling. Gr. 16. 8 Ngr.
- Bleek, W. G. J., Keinele Fauch in Afrika. Fabeln und Märchen der Eingeborenen. Nach Original-Handschriften der Grey'schen Bibliothek in der Kap-Stadt und anderen authentischen Quellen. Weimar, Böhlau. 1870. 8. 1 Thlr.
- Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von A. Schöne. Nebst einem Anhang bisher meist ungedruckter Briefe. Leipzig, Ditzel. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Brunier, L., Louise. Eine deutsche Königin. Bremen, Rühmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Goebcke und F. Littmann. 4ter Bd.: Dramatische Dichtungen von A. Gryphius u. Herausgegeben von F. Littmann. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr.
- Gilb, W., Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen. 3 Bde. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
- Erbsmann, F., Frida. Märchen in drei Gesängen. Berlin, Henschel. 16. 10 Ngr.
- Evels, F. W., Beitrag zur Säcular-feier des großen deutschen Landkriegers Ludwig van Beethoven. Bonn, Wittmann Nachfolger. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.
- Eye, A. v., Wesen und Werth des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesamtbewußtseins der Menschheit. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Faber, F. W., Gedichte. Aus dem Englischen von C. Schläter und A. Jüngst. Münster, Hessel. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
- Frauen-Album. Charakterbilder aus alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung von Clarissa Lobbe, C. A. Brachvogel, G. zu Putlitz etc. Herausgegeben von Jeanne Marie v. Capette-Georgens u. F. Klette. Berlin, Pabel. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.
- Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 6te vermehrte Aufl. 1ster Bd. — A. u. d. L.: Aus dem Mittelalter. Neuer Abdruck. Leipzig, Ditzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Capette-Georgens, Jeanne Marie v., Oceana. Vier Stufenalter einer Dichterin. Berlin, A. Dunder. 1870. 16. 15 Ngr.
- Germann, W., Missionar Christian Friedrich Schwarz. Sein Leben und Wirken aus Briefen des holländischen Missionsarchivs. Erlangen, Deichert. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Seinemann, D. v., Zur Erinnerung an Gottlob Ephraim Lessing. Briefe und Altensprüche aus den Papieren der herzoglichen Bibliothek und den Akten des herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel. Leipzig, Ditzel. 1870. 8. 20 Ngr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften. Preis jedes Heftes 6 Ngr.

„Unsere Zeit“ wird mit immer größerem Rechte als eine deutsche „Revue des deux mondes“ bezeichnet und erfreut sich auch bereits eines sehr bedeutenden Leserkreises, eines weit größeren als die meisten ähnlichen deutschen Zeitschriften. Sie bietet ein umfassendes Gemälde der Gegenwart, indem sie die politischen Bewegungen durch orientirende Artikel begleitet und ebenso aus fast allen andern Gebieten des Culturlebens das Thatsächliche in sachgemäßen, übersichtlichen Darstellungen vorführt. Der neue Jahrgang 1871 wird es sich besonders mit zur Aufgabe machen, die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870 in der gebiegensten Weise und von den kompetentesten Bearbeitern zur Darstellung zu bringen.

„Unsere Zeit“ empfiehlt sich besonders den Journal- und Lesercirkeln als eine gebiegene Zeitschrift von bleibendem Werth; sie bildet ihrem stofflichen Inhalt nach zugleich eine Weiterführung und fortschreitende Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon.

Das erste Heft des Jahrgangs 1871 ist in allen Buchhandlungen vorrätzig. Dasselbe enthält:

Elßaß und Lothringen. Ein geschichtlicher und culturgeschichtlicher Ueberblick. Von Heinrich Rückert. Erster Artikel. — Die weltliche Herrschaft des Papstes und deren letzte Stunden. Von Dr. A. von Volpi. — Das französische Herz. — Von Karl Gustav von Verneil. — Chronik der Gegenwart: Revue der bildenden Künste.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

HERMES TRISMEGISTUS

AN DIE MENSCHLICHE SEELE.

Arabisch und deutsch herausgegeben von

Prof. Dr. H. L. Fleischer.

4. Geh. 20 Ngr.

Zur Feier des fünfandzwanzigjährigen Bestehens der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft hat der berühmte Orientalist dieses „Sendschreiben“ herausgegeben, dessen Handschrift sich in der leipziger Stadtbibliothek befindet. Der arabische Text erscheint zum ersten mal im Druck, während die früher vom Herausgeber veröffentlichte Uebersetzung hier in wesentlicher marbeitung vorliegt

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neueste Kriegskarten.

Paris als Waffenplatz. Paris und seine Festungswerke. (In mehr als 90000 Abdrücken verbreitet.) 2 1/2 Sgr.

Die deutsch-französischen Grenzen, historisch — politisch — sprachlich. In 5 Farben dargestellt. Entworfen und gezeichnet von Henry Lange. 4 Sgr.

Karte von Frankreich. (Nebst Carton: Umgebung von Paris.) Von Henry Lange. 5 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bunsen's Bibelwerk.

Drei Abtheilungen in neun Bänden.

Gehftet 20 Thlr. Gebunden 23 Thlr. Bibelatlas 1 Thlr.

Neue Ausgabe in 30 Lieferungen.

Erste Lieferung.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 20 Ngr.

Das berühmte Werk liegt jetzt vollendet vor und ist vollständig auf einmal, gehftet und gebunden, oder nach und nach in 9 Bänden oder in 3 Abtheilungen zu beziehen. Außerdem erscheint von demselben, um die allmähliche Anschaffung zu erleichtern, eine Neue Ausgabe in 30 Lieferungen zu je 20 Ngr. Von dieser Ausgabe werden monatlich 1—2 Lieferungen ausgegeben. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Bunsen's Bibelwerk, das schon während seines allmählichen Erscheinens große Verbreitung gefunden hat, ist trotz einzelner Anfeindungen von katholischer und orthodoxer protestantischer Seite allgemein als ein höchst bedeutendes Unternehmen anerkannt worden, das die vollste Beachtung nicht nur der theologischen Welt, sondern der weitesten Kreise des deutschen Volks verdient.

Bunsen's Bibelwerk

nach seiner Bedeutung für die Gegenwart beleuchtet

von

Bernhard Wähling.

Dritte umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Wähling's bereits in zweiter Auflage vorliegende Schrift hat sich als eine vorzügliche Einführung in Bunsen's Bibelwerk bewährt, indem sie mit Klarheit und Schärfe die Beziehungen hervorhebt, wegen deren dasselbe für unsere Zeit von so tiefer Bedeutung ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

BEETHOVEN,

ses critiques et ses glossateurs.

Par Alexandre Oulibicheff.

8. Geh. 3 Thlr.

Beethoven,

seine Kritiker und seine Ausleger.

Von Alexander Ulibischeff.

Aus dem Französischen übersezt von Ludwig Bittschoff.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses Werk des berühmten russischen Biographen Rogart's über Beethoven, im französischen Original wie in trefflicher deutscher Uebersetzung vorliegend, steht in wohlverdientem Ansehen als einer der wichtigsten Beiträge zur Beethoven-Literatur. Aus Anlaß des Jubiläums sei die Aufmerksamkeit der Musiker und Musikfreunde von neuem darauf hingelenkt.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 4. —

19. Januar 1871.

Inhalt: Neue dramatische Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Revue musikalischer Schriften. — Romane und Novellen. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Vom deutschen Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue dramatische Literatur.

1. *Violante*. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Lingg. Stuttgart, Cotta. 1871. 8. 22 Ngr.

Hermann Lingg, der bereits einmal in seinem „*Catalina*“ den Versuch gemacht hat, mit einem Trauerspiel die Bühnen zu erobern, deren Sprödigkeit ein antiker Stoff selten zu bewältigen vermag, wählt den Stoff zu seinem neuen Trauerspiel aus dem Zeitalter der Hohenstaufen, auf deren Bühnenschicksal man bekanntlich den Spruch aus einem der Raupach'schen Kaiserstücke anzuwenden pflegt:

Ich wußt' es wol — es mußte so verlaufen —
Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen.

Indes spielt hier die mit Scepter und Reichsapfel ansgerüstete, über die Alpen hinübergreifende Kaiserfamilie nicht die wichtige historische Rolle wie in jenen Dramenzyklen, in denen das Geschick eines einzelnen Kaisers oft in vier- bis fünfactigen Dramen die Proszeniumslampen erschüttert. Zunächst ist es nur ein Sprößling der Hohenstaufen, der auch von Raupach verarbeitete König Manfred, welcher die historische Hauptrolle spielt, und dann ist es nur eine geschichtliche Episode, welche hier einer Liebestragödie zu Grunde gelegt ist.

Den Mittelpunkt des Stücks bildet der Conflict im Herzen der Violante, welche ihrem Bruder, dem König Manfred, mit inniger Liebe zugethan ist, während ihr Gatte, Graf Richard von Caserta, der Vasall des Königs, diesen an seine Feinde verräth. Der Kampf zwischen Bruder- und Gattenliebe ist gewiß ein tragischer Conflict; dann aber müssen beide Neigungen mit gleicher Wage gewogen werden. Violante aber liebt nur Manfred, schon im zweiten Act erfahren wir von ihr, daß sie sich selbst nur getäuscht hat als sie ihren Gatten zu lieben glaubte.

Wie steht es aber mit dieser Bruderliebe? Will der Dichter uns im Costüm der Hohenstaufenzeit eins jener modernen bedenklichen Probleme vorführen, welche ein psychologisches und sociales Interesse in Anspruch nehmen?

Violante wird von dem eigenen Gatten der „*Blutschande*“ angeklagt — wie steht es mit dieser Liebe im Auge des Dichters? Ist es eine Liebe, welche über die Schranken der Geschwisterliebe hinausreicht? Sind in dem Stück psychologisch feine Züge enthalten, welche eine tragische Schuld der Heldin bestätigen, indem diese die Grenzen von Recht und Sitte in heißlobernder Leidenschaft überschreitet?

Das Psychologische ist bei Lingg's Begabung nicht die starke Seite; das Stück verläuft mehr äußerlich: der äußere Karm, die Dichtersfeste der Hohenstaufen, die päpstlichen Legaten, die in diesen deutsch-mittelalterlichen Gesellschaftsstücken so typisch sind wie die Herolde in den Shalpeare'schen Historien, der Verrath, der wieder verrathen wird, die List der Gefangennehmung, die sich wieder überlisten läßt, Schlachtlärm und Kerker-scenen — das stellt diese innere Entwicklung tief in Schatten; wir hören so viel vom Papst, von Karl von Anjou, von Konradin, daß das Innere *Violante's* und das Geheimniß ihrer Neigung zu ihrem Bruder uns stets in Vergessenheit geräth. Mit einem Wort, die Historie überwuchert das psychologische Problem, in welchem allein doch die Berechtigung dieser Tragödie liegt.

Den Sinn für die eingreifenden Momente, welche gerade dieses Problem betreffen und einen scharfmarkirten Entwicklungsengang der Handlung durchsetzen könnten, verleugnet die Lingg'sche Muse in solcher Weise, daß sie eins der wichtigsten Motive gleichgültig aus der Tasche verliert. Voso, der Jago des *Othello* Richard, sucht das Verhältniß zwischen Manfred und *Violante* in ein zweideutiges Licht zu stellen, erwähnt das Gerücht, daß beide nicht Geschwister wären; sie sehe ihrem Bruder, dem König, nicht ähnlich, auch verrathe kein Zug an ihr die Abkunft von König Manfred. Auf dies wichtige Motiv, auf welches sich eine Tragödie gründen ließ, kommt der Dichter im Laufe des Stücks nicht ein einziges mal zurück.

Es bleibt nur ein beiläufiger Verdachtsgrund, durch welchen Voso seinen Herrn gegen Violante aufzureizen sucht!

Doch wenn wir auch diese Seiten des Themas ignoriren, welche für einen Hebbel und ähnliche Talente eine besondere Anziehungskraft ausüben würden, so bleibt es gleichwol, wenn der Conflict zwischen Bruder- und Gattenliebe uns Theilnahme einflößen soll, unerlässlich, daß nicht die letztere schon von Hans aus erloschen ist. Für Violante ist es ein geringes Weh, ihren Gatten ihrem Bruder zu opfern. Sobald sie merkt, daß der erste auf Verrath sinnt, schwört sie ihm ewigen Haß. Im Grunde aber entscheidet über Manfred's Schicksal nur das Schicksalglück, eine Fortuna auf der rollenden Kugel, deren Entscheidungen für das Epos berechtigter sind als für die Tragödie.

Wir vermiffen in der „Violante“ die scharfe Fassung des Conflicts und jene Energie der dramatischen Spannung, welche uns unlöslich wie mit eisernen Klammern fesselt. Das Stück ist eine Hohenstaufentragödie — und dies ist seit Kaupach's Zeiten ein etwas blaßes Lob.

Daß ein Dichter wie Ringg indeß mit der Energie seiner poetischen Begabung ein Drama vielfach durchleuchten werde und so über das Mittelgut erheben, dem allerdings eine Menge der bloß historischen Scenen unrettbar verfällt, ist selbstverständlich, und so hat der Stil oft jene Sonnenblicke dichterischer Wärme und Inspiration, mit denen uns ein geborener Poet stets zu erquiden weiß. Daß es dem Stück und dem Stil auch an dramatischer Bewegtheit nicht fehlt, beweise der folgende Monolog der Violante, die, von der verrätherischen Absicht des Gatten überzeugt, seine Getreuen auf die Probe setzt:

Er ist erkannt, in ihm

Ist längst schon Abfall und Verrath beschlossen.
Und diesen Mann hab' ich geliebt? Geliebt?
Er konnte so mich täuschen? Nein! Ich selbst
Hab' mich getäuscht, ich hab' ihn nie geliebt.
Und hab' ich es geglaubt in meinem Herzen,
So war es Lüge, und sie rächt sich jetzt.
Wie bin ich doch so ganz allein! Was will,
Was kann ich thun? Wenn ich befehlen wollte,
Wer folgte mir? Wer würde mir ein Vot
Zu Manfred? O ich bin allein, allein!
So sei es denn! Allein will ich's vollenden.
Wie still es ist, als wäre tiefster Friede,
Kein Ruf der Wachen! Alle ruhn, sie schlafen,
Sie schlafen alle dem Verrath entgegen.
Was ist das? Hört' ich was? Nein, nur das Rauschen
Des Garigliano bringt herauf, mir ist's
Als schliche was von allen Seiten her,
Die Lüfte wispern — da und dort durchs Dunkel
Winkt's wie geheimnißvoll hervor, und — nein,
Die Nacht ist mondhell, jede Welle schimmert
Im Licht des herrlichsten Gestirns, die Berge
Wie nah, wie dunkel! Dort! Es scheint, es sprengt
Ein Reiter nach der Brücke, ist's ein Späher?
Ein Feind vielleicht, bemerkt ihn niemand
Als ich? Wo ist er? Dort? Ich sehe nichts mehr,
Und alles still. Ich täuschte mich, mich schreckte
Ein Trugbild meiner bangen Sinne nur.
Da fällt mir ein — wie, wenn ich's wagte, wenn ich
Versuchte, ob wir sicher und bewacht sind
Vor einem Ueberfall? Wag' ich's, soll ich
Die Wachsamkeit, die Treue der Besatzung
Erproben? Halt, was such' ich — hier, ja hier —
Dich Heerschild will ich jetzt erschallen lassen,

Schrei laut und wech', wech' alles auf! Hört mich!

(Schlägt an den Schild mit einem Hammer.)

Noch keine Waffe blinkt, kein Wächter kommt;
Ich will euch stärker rufen.

(Schlägt wiederholt an den Schild.)

Setzt! da blitz!

Dort glitz es her! Sie hörten. Auf, wacht auf!
Hierher, Bajallen, Ghibelinen! Hierher,
Wer König Manfred treu ist und ihm dient.

Ringg's Talent ist mehr episch als dramatisch; er vermag es nicht, die Gegensätze kraftvoll herauszuarbeiten, uns in das Innerste der Charaktere so einzuführen, daß wir das Wachsthum der Leidenschaft miterleben. Die originelle Eigenart seines Talents, die nach anderer Seite hin gravitirt, findet im Drama nur selten Gelegenheit sich zu bewähren. So ist eine große Zahl der Scenen schablonenhaft und verleugnet die Kaupach'sche Richtung nicht, die gegenwärtig mehr Nachfolger hat, als die officiöse Kritik, über welche heutigentags die meisten Poeten gebieten, einzuräumen geneigt ist. Daß aber die Stoffe des deutschen Mittelalters der Bühne der Gegenwart fremdartig sind — diese Wahrheit, welche sowohl theoretisch als praktisch sich leicht feststellen läßt, wird immer wieder von unsern Dramatikern verkannt, um so mehr, als die Kritiker der akademischen Richtung stets von neuem gegen dieselbe ankämpfen. Hat einmal ein solches Drama einen günstigen Bühnenerfolg, so ertönt überall der Triumphgesang über die Niederlage der sogenannten modernen Anschauung, und an alle Poeten ergeht die sehr überflüssige Aufforderung, mittelalterliche oder antike Stoffe zu wählen, im Harnisch oder in der Toga zu erscheinen und der kritischen Hyperweisheit zu lachen, welche für das unbegrenzte Stoffgebiet echter Dichtung kleinliche Schranken aufzustellen sucht. Dies kommt nun den Wütschen unserer Dichter entgegen; denn in der That, wenn alle Bühnen Dramen zur Aufführung kämen, so würde Melpomene immer mit dem Helm auf dem Kopf erscheinen, wenn sie auch aus Versehen wie der Ritter von der Mancha bisweilen ein Barbierbeden dafür ergriffe; es würde von kirkenden Harnischen, Schilden, Speeren ein schreckhaftes tragisches Getöse auf den weltbedeutenden Brettern ertönen, und man würde erst aus dem Datum des Theaterzettels erkennen, daß man im 19. Jahrhundert lebt und daß inzwischen das Pulver erfunden worden ist.

Neuerdings hat ein Drama mit einer dicken mittelalterlichen Atmosphäre auf der berliner Hofbühne solchen Beifall gefunden, daß man darauf fußend glaubte, die Principien moderner Kritik als hinfällig verurtheilen zu dürfen; es war dies:

2. Der Graf von Hammerstein. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt. Berlin, Bloch. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir sind weit davon entfernt, einem mittelalterlichen Stoff die Möglichkeit eines momentanen Bühnenerfolgs absprechen zu wollen, derselbe kann durch das Talent des Dichters sowie durch die theatralische Gewandtheit desselben erreicht werden; wir leugnen nur, daß solche Stücke irgendeine Zukunft haben, daß in ihnen eine Bereicherung der Nationalliteratur liegt, daß der Gedankenkreis, in welchem ihre Helden sich bewegen, der Nation irgendwelche geistige Schätze zu erschließen vermag. Wie verschollen sind

Kaupach's Historien und welche glänzenden Erfolge haben sie auf dem berliner Hoftheater davongetragen!

„Im Marke lebt die sprossende Gewalt“, sagt Schiller's Wallenstein, und dies Mark aller Dichtung ist der Geist. Der Geist großer Dichter aber steht auf der Höhe ihrer Zeit, erfreut sich aller Resultate geistigen Schaffens und baut auf dieser Grundlage die eigene Schöpfung auf. Viele Jahrhunderte zurückgreifen in der Stoffwahl, heißt verzichten auf die Verwerthung aller geistigen Errungenschaften der Neuzeit oder den Anachronismus in Permanenz erklären.

Das Trauerspiel von Adolph Wilbrandt hat ein Thema, welchem das Siegel des Veralteten deutlich aufgeprägt ist. Die Kirche verbietet die Verwandtenehen — dies ist heutigentags ohne Interesse für uns, denn bei uns kann der Coufin die Coufine heirathen. Ob dies zwar immer wohlgethan sei, darüber muß man die Physiologen fragen. Wenn ein beliebiger Pfaffe auftritt und uns mit hochtönenden Worten dies Verbot der Kirche verkündigt als ein Verbot der höchsten Autorität, gegen welche sich aufzulehnen ein Verbrechen ist: so werden wir als Menschen des 19. Jahrhunderts auf dies Verbot nicht das geringste Gewicht legen, nicht den geringsten Antheil daran nehmen; denn was ist uns Hekuba? Wenn aber ein Physiolog auftritt und uns thatsächlich beweist, daß die Verwandtenehen nicht zum Heile der Menschheit gereichen, daß die Circulation des allgemeinen Lebensblutes Störungen erleide durch die wiederholte Beschränkung auf denselben Kreis, daß die Kinder aus solchen Ehen eine höhere Begabung vermissen lassen, ja oft geistiger Beschränktheit verfallen: so würden wir Antheil an der ganzen Sache nehmen, freilich den entgegengesetzten, den der Dichter von uns verlangt, indem wir dem Ritter von Hammerstein wünschen würden, er möchte, um mit dem Philosophen Hegel zu sprechen, seine „subjective Verliebtheit“ zu überwinden suchen im Interesse der künftigen Generation.

Von derartigen profanen Anschauungen ist natürlich in einem „geharnischten“ Stücke nicht die Rede; hier steht auf der einen Seite die Autorität als solche, die leere Form des Verbots, auf der andern die hartnäckige Liebe und Treue des Grafen für seine angetraute Muhme. Sehen wir also auf den geistigen Kern des Stücks, so ist er hohl; der Conflict ist ein rein formaler und geistloser, der Kampf für oder gegen die Verwandtenehe ohne Interesse für das Publikum der Gegenwart, auf welches ein auf der Bühne aufgeführtes Stück immer Rücksicht zu nehmen hat. Gleichwol vermag die Gewandtheit eines dramatischen Dichters bis zu einem gewissen Grade die geistige Nichtigkeit des gewählten Stoffes zu verdecken. Nicht als ob wir hier eine originelle und geniale Charakteristik zu erwarten hätten; doch Wilbrandt besitzt in der Führung der Handlung, in der anschaulichen Gegenüberstellung der kämpfenden Parteien, in der Zuspitzung des dramatischen Conflicts eine unleugbare Gewandtheit — und nicht geringer ist seine Kenntniß der Bühne, was die Wirkung durch scenische Arrangements, durch die Poesie der Gruppierungen und Beleuchtungseffekte betrifft, den theatralischen Effect, der oft, aber nicht immer mit dem dramatischen zusammenfällt. So ist der erste Act außer-

ordentlich belebt, die Trauung Otto's mit Irmgard unter freiem Himmel, das Einschreiten des Bischofs Meinwerk dagegen und dann des Kaisers selbst bringt den ganzen Conflict mit dramatischer Steigerung zur Anschauung.

Hier ist dramatische Wirkung, während der zweite Act, die Klosterscene in der großen Halle, die Blixe und Donnerschläge, die Entführung aus dem Kloster eine theatralische Wirkung ausüben, welche einen mehr opernhaften Reiz besitzt. Opernhaft ist auch Hammerstein's Verkleidung und das minnigliche Lied, das er singt von der gefangenen Hildegunde, welches in seinen Nibelungenstrophen sehr wenig liederartig klingt, aber desto ritterthümlicher; denn es „mahnt an der Vorzeit holbe Romantik“.

Mit dem dritten Act beginnt indeß das dramatische und theatralische Interesse sehr abgeschwächt zu werden. Die Handlung nimmt in der That von jetzt ab einen epischen Verlauf. Das Geheimniß des Dramas ist die Abbreivatur; der ganze Conflict ist aber eigentlich schon mit dem ersten Act erschöpft. Was dann folgt, sind die wechselnden Schicksale der Liebe, Abenteuer, die für die epische Behandlung von Interesse, für das Drama aber nur ermattende Wiederholungen sind.

Im dritten Aufzug sucht Bischof Meinwerk Irmgard zu bereben, daß sie den Gatten zu seinem eigenen Heil verlasse. Irmgard ist bereit zu entsagen; doch Otto bekehrt sie zu besserer Einsicht, und in der belagerten Burg Hammerstein trogen sie der Aufforderung des Kaisers zur Uebergabe. Ein Hin- und Herfluten der dramatischen Handlung ohne entscheidenden Fortgang. Der vierte Act bringt eine Wiederholung desselben Motivs in etwas anderer Variation. Irmgard entflieht; doch Otto bringt sie wieder, und beide wandern einsam mit Kirchenbann und Reichsacht beladen, in die Nacht hinaus. Der günstige Zufall, daß Konrad von Franken, Hammerstein's alter Freund, an Stelle des verstorbenen Kaisers Heinrich deutscher König wird, führt das Stück, nach einer Reihe von Genrebildern, welche im letzten Act am wenigsten an ihrem Platze sind, zu glücklichem Ausgang. Der Inhalt des Schauspiels ist der eines bürgerlichen Märchstücks, dessen Helden sich in Ritter und Priester verkleidet haben. Durch geschickte Benutzung des Effects weiß der Dichter über die Wiederholungen und die Zerflossenheit der drei letzten Acte zu täuschen.

Neben dieser bühnlichen Gewandtheit aber ist die Kraft und Energie der dramatischen Diction hervorzuheben, welche dem ganzen Drama einen kernhaften Stil verleiht. Wilbrandt, ein gewandter Uebersetzer Shakespeare's, hat sich, frei von slavischer Nachahmung, an dem Muster des britischen Dichters herangebildet; und wenn ihm auch die Fülle einer reichen Phantasie fehlt und die tiefe, geniale Weltanschauung, welche den großen Dichter kennzeichnet, so hat er doch gleich ihm sich knapper, energischer Diction beflissen, wo es den gesammelten Ausdruck der Leidenschaft und des Affects gilt. Auch an Stellen von lyrischem Reiz fehlt es nicht; die große Nibelungenballade mit ihrem manierirt altdeutschen Stil dürfte indeß auf poetischen Werth keinen Anspruch machen, wohl aber Scenen wie die folgende des vierten Actes, trotzdem daß auch sie zu sehr auf mittelalterlichem, legendarischem Grund aufgetragen ist:

Otto. Irmgard.

Otto

(Betrachtet Irmgard gerührt; nimmt ihre beiden Hände).
 Mein treuer Hünsting! — Als mein Winter kam
 Und Lerch' und Staar und Schwalbe mich verließen,
 Da bleibst du mir zurück! — Was schenk' ich dir
 Zum Dank für deine Treue, lieber Gast?
 Den holden Sommer deiner Jugendzeit,
 Die Maierwonne gabst du mir dahin;
 Ich kann dir nichts so Goldnes wiedergeben.

Irmgard (tief bewegt).

Was sprichst du, Liebster? Fordr' ich was von dir?
 Ich habe dich; — was könnte Gott mir geben?

(Sie umschlingt ihn; Otto drückt sie ans Herz.)

O du, der all mein Leben in sich faßt, —
 Ich liebe dich als ich mein Wort dir gab;
 Doch lieb' ich dich mit tausendfacher Stärke
 Seit ich dies Wort dir hielt! Herz dir am Herzen,
 Schicksal und Schicksal eins, und Will' und Wille —
 So wuchs erst mein Gefühl und ward zum Baum,
 Der all mein Sein und Denken überschattet!

Otto.

Geliebte du! so jung, so stark geprüßt! —
 In Nacht und Damm! Die Glocken hör' ich, die
 Mich dumpf dran mahnen, daß sie uns verbannten.
 Kein Glöcklein klingt und ruft uns zum Altar;
 Kein Priester segnet uns, kein Weihrauch duftet
 Zur heiligen Wölbung auf, kein Orgelton
 Entflammt die Andacht der bewegten Seele.
 Es hebt sich kein Gesang! In Nacht und Damm
 Stehn wir allein und horchen in die Nacht,
 Als hätte Gott im Himmel uns verworfen.

Irmgard.

O Liebster —!

Otto.

Rein: nicht Gott verwarf uns, Irmgard;

Nur die wie Diebe seinen Namen stehlen,
 Um so geschirmt zu haßen und zu suchen!
 Er, dessen Himmel sternbesä't sich wölbt,
 Unnahbar in der unermessnen Ferne,
 Er lächelt, wenn sie suchen, reich an Gnade,
 Wie sie's an Daß nicht sind, und winkt der Seele,
 Sich ihm getroßt zu nah'n! Und wenn kein Priester,
 Kein Sang noch Weihrauch uns begrüßt, — wir sind
 Die Kinder des geheimnißvollen Vaters,
 Der unsichtbar zur stillen Seele spricht,
 Und seines Geistes Athem wird uns segnen.

(Er nimmt die Kerze und öffnet hinten die große Doppeltür; man sieht in die dunkle Burgkapelle hinein. Er zündet die beiden Kerzen an, die auf dem sonst verbotenen Altar stehen; darüber wird das auf Goldgrund aufgetragene Bild der Dreieinigkeit — oder ein Gemälde ähnlichen Inhalts — sichtbar. Otto kommt zurück und wirft sich mit Irmgard in der Halle auf die Knie, nach der Kapelle gerichtet.
 Das ferne Glockengeläute dauert noch fort.)

Du Unerforschener, Erw'ger, Unerkannter,
 Der du die Thaten wägst, die Seelen öffnest!
 Dein Auge ruht im Dunkel unsrer Brust!
 Nicht was die Lippen fallen, kimmert dich,
 Was sich im Herzen regt, das willst du richten.

Irmgard.

O segne mich, der du die Liebe bist;
 Laß unsre Liebe ihren Haß bezwingen!

Otto.

Durchbringe mich, der du die Wahrheit bist;
 Laß Lug und Trug von unsern Herzen fallen,
 Und laß bestehn, was von der Wahrheit ist!

8. Gustav Wasa oder Maste für Maste. Schauspiel in fünf Acten von Bernhard Scholz. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1871. 8. 24 Ngr.

Auch dies Schauspiel hatte sich wie das vorhergehende des Bühnenerfolgs an einigen ersten deutschen Bühnen zu erfreuen; denn auch ihm ist die Gewandtheit scenischer Anordnung ebenso wenig abzusprechen wie einzelne Situationen von dramatisch durchgreifender Wirkung.

Freilich, beide Dramen sind Schauspiele, und das geschichtliche Schauspiel darf immer mit Misstrauen angesehen werden, selbst wenn man mit Moriz Carriere die verächtliche Mittelform des Schauspiels als eine hochstehende Gattung des Dramas betrachtet; doch dann wird das bürgerliche Leben oder das Reich freier poetischer Erfindung seine Grundlagen bilden müssen. Der Genius der Weltgeschichte ist einmal die Tragödie; er ist nicht zu denken ohne Schuld und Sühne.

So trägt auch „Maste für Maste“ mehr den Charakter eines Intriguenstücks; ja wenn man sich ein historisches Lustspiel im getragenen Stil denken könnte, ein Lustspiel, welches, ohne auf Humor und Witz Anspruch zu machen, durch eine Reihe durchsichtiger Verwickelungen zu heiterm Ziele führt, so würde „Maste für Maste“ dieses Genre vollständig decken. Das Liebesabenteuer von Gustav Wasa steht dabei so in erster Linie, daß derselbe seine geschichtliche Aufgabe als Nebensache behandelt. Als er, wenn auch irrtümlich, annehmen zu müssen glaubt, daß seine Geliebte mit einem andern verlobt sei, so ruft er in bedrohlicher Situation aus:

Und könnt' ich jetzt mit einem Blicke mich,

Mit einem Worte retten, ich will es nicht:

Wer mir den Tod bringt, der ist mir willkommen! —

und später, als man gegen ihn die Schwerter zieht:

Ja, zieht das Schwert! Bohrt es in dieses Herz,

Laucht es so tief, als seine Klinge reicht,

Ich sehne mich zu fallen, denn mein Leben

Liegt schon in Erlümmern! Kommt, Graf Nils! Ich biete

Die Brust Euch dar und ohne Gegenwehr!

Und habt Ihr Euern Meisterstoß gethan,

Und ist Euch Schweben nicht so dankbar, als

Es Ursach' hat, so tröstet Euch damit,

Daß Euch mein Dank um so gewisser ist,

Denn meine Seele ruft nach ihrem Ende!

Ein solcher erster Liebhaber ist als historischer Held verloren, der kurz vorher, ehe er seine große Aufgabe vollständig erfüllt hat, dieselbe mit seinem Leben gegenüber einem Paar stegreicher Flammenaugen als ein Nichts beiseitewirft. Damit sind auch alle Scenen vernichtet, welche einen großen nationalen Aufschwung in der Seele dieses Helden darstellen; denn wer die Sache seines Vaterlandes für ein Liebesabenteuer in die Schanze schlägt, der hat keinen Anspruch auf den Lorber der Geschichte und der Tragödie. Indeß dies war auch nicht die Absicht des Dichters. Sein Gustav Wasa ist immerhin ein unternehmender Ritter, wenn er auch nicht das Zeug zu einem großen König besitzt — und um Minnespiele auf dem Hintergrunde eines kühnen Unternehmens handelt es sich in dem Stück, dessen eigentliche Heldin die Gräfin Anna Nils ist. Diese ist eine begeisterte Anhängerin Gustav Wasas und faßt für seinen eifrigsten Gegner, Graf von Trolle, eine glühende Leidenschaft; es wäre dies ein

dramatischer Conflict, wenn er ernst gemeint wäre, aber die Lösung des Knotens hat der Dichter sich selbst und den Zuschauern von Haus aus sehr leicht gemacht. Graf von Trolle steht nicht mit auf dem Zettel, Gustav Wasa selbst erscheint in dieser Maske, um die Gesinnungen des Adels von Westgothland zu prüfen, auf dem Schlosse Grip des Grafen Nils; man sieht also ohne Herzklopfen dem endlichen Ausgang einer Verwicklung entgegen, welche von dem Dichter allerdings mit großer Geschicklichkeit für einige dramatisch wirksame Scenen ausgebeutet ist.

Wenn Stoff und Anlage das Stück nicht über eine mittlere Bedeutung zu erheben vermögen, so zeigt sich in ihm doch eine Seite des dramatischen Talents, welche für jedes ernstere Drama unerlässlich ist — wir meinen die Macht hinreißender Beredsamkeit, jenen Feuerstrom der Rede, durch den allein die großen Wirkungen des Dramas erzielt werden, mögen auch immer die lakonisch zugeknöpften Bühnentechniker nichts aus der Tasche herausnehmen, weil sie eben nichts darinhaben. In beiden großen Hauptscenen des Schauspiels entfaltet Anna Nils diese Beredsamkeit: in der ersten, wo sie ihre Begeisterung für Gustav Wasa unter einer Maske verbirgt und das Märchen von dem Helden erzählt, wie es eine Großmutter in Dalekarlien ihren Söhnen und Enkeln mittheilt; in der zweiten, wo sie den vermeintlichen Grafen Trolle an den edeln Sinn mahnt, den er auch als Feind hätte bewähren sollen. In jener Situation ist die Maske der alten Dalekarlierin durch eine große Anzahl kleiner Züge immer wieder festgehalten, wenn sie zu entschlüpfen droht vor dem Sturm der innern Begeisterung: ein für die Darstellerin sehr geschickt eronnenes Doppelspiel; von der zweiten geben wir eine Probe.

Anna.

Ihr seid gewichen von Euerem Posten in einem Augenblick, in dem Ihr der Welt, die Euch dereinst des Verraths zeihen wird, hätten beweisen können, daß Ihr nicht nach gewöhnlichem Maße dürft gemessen werden, weil Ihr den Muth hattet, für eine That, die man als verworfen bezeichnet, mit dem Leben einzusetzen. O Graf, die Grenze zwischen Schuld und Größe ist fein gezogen auf dieser Welt und nur wenig Augen kenntlich, aber glänzende Thaten sowie ungeheurere Frevel stehen auf dieser Grenze dicht nebeneinander. Es gilt oft nur ein kühnes Licht darauf zu werfen, und die Schuld glänzt wie die Größe, mindestens kann sie die Welt in Zweifel darüber lassen, wo jene beginnt und diese endet. Wehe, Gustav von Trolle hat es verjäumt, seine That in jenes glänzende Licht des Zweifels hineinzuwickeln!

Gustav.

Was ist das? Und Ihr, Anna, ein Weib, was hättet Ihr gethan für Euch, für Dänemark?

Anna (begeistert).

Für Dänemark nichts, für mich alles!

Gustav.

Anna!

Anna.

Ja, ich hätte den tausend und abertausend Pfeilen der

Schmach, des Spottes, der Verachtung ruhig auf die Spitzen geschaut und ihnen nicht durch meine Flucht das Ziel bezeichnet, das sie treffen und vernichten können. Wenn ich denn ein Verräther war, so hätte ich mir doch die Anerkennung gesichert, daß Ehrgeiz, unendlicher Ehrgeiz mich dazu getrieben, und nicht Feigheit und Niedrigkeit der Gesinnung. Wenn ich zu wählen gehabt hätte, so hätte ich lieber mein Haupt schuldig, aber kühn und todesmuthig der Nachwelt zeigen wollen, als nur gebrandmarkt mit dem Male der Schande, keiner Furcht und keines Mitleids würdig.

Gustav.

Ist das ein Traum?

Anna.

Ich hätte die Stunde des Kampfes ersehnt, gesegnet — doppelt, wenn sie mich kämpfend zum Siege, dreifach, wenn sie mich kämpfend zum Tode geführt. Das Schwert in der Hand, hätte ich mich dorthin gestürzt, wo der Tod am grimmigsten gewüthet, und wären auch meine Landsleute, Schwedens Männer, als Leichen, von meinem Schwerte getroffen, rings um mich gefallen, wäre auch das Blut meines Volkes, von meiner Hand vergossen, mir in Strömen entgegengeföhlet — ich hätte doch das Bewußtsein gehabt, es ehrlicher vergossen zu haben als durch den Henker auf dem Schaffot; ich hätte die Welt und die Enkel derer, die ich gemordet, doch gezwungen zu gesehen, daß ich edler gestorben, als ich gelebt.

Gustav.

Erwache ich denn noch nicht?

Anna.

Ich hätte hoffen dürfen, den Fluch, der auf den Lippen meines Volkes für mich bereitet lag, wenn nicht zu entkräften, so doch zu mildern, ich hätte von meinem Haupte, dem der Ruhm des Helden zwar unwiederbringlich verloren war, doch auch die Verachtung ferne gehalten; ich hätte mein Leben, das bestimmt schien, der Schandfleck in Schwedens Geschichte zu werden, doch noch insoweit geadelt, daß es nur als ein dunkles, unseliges Räthsel darin aufgetaucht und verschwunden wäre. Mein Volk hätte vielleicht, indem es meinen Tod gesegnet, meinem Leben nicht mehr gesehnt. Vielleicht hätte gar, von der Welt unverstanden, ein ehrgeiziges, stolzes Gemüth mein Handeln begriffen und es bewundert. Ja vielleicht hätte ein liebend Herz, welches seine Neigung für mich ersieht, solange es in mir nur den Verräther erblickt, bei der Kunde meines Todes gezittert, wäre unter strömenden Thränen auf die Knie gesunken, hätte mein entzühntes, mein von Schuld gereinigtes Andenken in der Glorie des Unglücks gesehen, und hätte die mühsam darniedergehaltene unendliche Leidenschaft einer entzündeten Liebe in schönen, heiligen Flammen dem Geschiedenen als Tobtenopfer geweiht.

Der Wechsel zwischen Vers und Prosa, selbst wenn man ihn an und für sich gelten lassen wollte, ist in dem Schauspiel ein sehr willkürlicher; ja es sind die wichtigsten Scenen, welche den meisten dichterischen und leidenschaftlichen Schwung haben, in Prosa geschrieben, und viele, welche den Charakter der nüchternen Historie tragen, in Versen. An solchen ist freilich kein Mangel, wie überhaupt die Episoden, z. B. Friederike und ihre Liebe, mit etwas vollen Umrissen skizzirt sind. Nur Junker Hans von Bonde, ein Abkömmling derer von Falstaff, ist mit gesundem Humor charakterisirt.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Revue musikalischer Schriften.

1. Aus meinem Leben. Musikalische Skizzen von Heinrich Dorn. Berlin, Behr. 1870. 8. 20 Ngr.

Der unterhaltend geschriebenen Skizzen sind drei: 1) „An einen Jugendfreund“ (den Sänger Constantin Holland); 2) „Eine musikalische Krise und zwei neue Opern“; 3) „Ritter Gasparo Spontini“.

Dorn ist durch die vielen Beruhungen, welche er vermöge seiner Stellungen mit verschiedenen Korypheen der Tonkunst hatte, wohl berufen, manches Interessante aus dem Schatz seiner Erinnerungen mittheilen zu können. Als Componist hat er es nie zu einem weiter reichenden Einflusse gebracht; seine Opern, lauter geschickte aber etwas kühle Werke, wurden einigemal aufgeführt und waren dann vergessen. Wir erinnern uns der Persönlichkeit des Autors noch recht wohl aus jener Zeit, als er in Leipzig seine Oper „Die Schöffen von Paris“ aufführte. Den Eindruck, welchen seine künstlerische Wesenheit damals auf uns machte, haben wir später bestätigt gefunden. Ueber eine gewisse Linie hinaus sich emporzuschwingen, ist eben nur wenigen gegeben.

Am umfanglichsten ist die zweite Skizze, welche Wagner's „Tristan und Isolde“ und Meyerbeer's „Afrikanerin“ zum Gegenstand hat. Dorn polemisiert stark gegen Wagner's Uebertreibungen und Einseitigkeiten; ihm gilt in der Musik, vorzugsweise aber in der dramatischen, die Verschmelzung der nationalen Elemente als die höchste Aufgabe, eine Aufgabe, die bis jetzt nur Mozart vollständig gelöst habe. Das sind wol bloß Worte, oder meint der Verfasser vielleicht die verschornkelten Bravourarien, zu welchen sich, den Vortragenden zu Gefallen, Mozart hin und wieder herabließ? Von allen Neuern aber, meint Dorn, sei ihrer Lösung Meyerbeer am nächsten gekommen. Wir unsererseits hegen eine ganz andere Auffassung von den Zielen der Tonkunst.

Einzelne Momente in „Tristan und Isolde“ packen, meint Verfasser; aber es ist, wie so oft in Wagner's Opern, der Grassalm in der Wüste. Im ganzen machte die Oper auf ihn einen höchst abspannenden Eindruck. Er erzählt, wie nach der Probe Wagner an den Souffleurkasten trat und sich beim Orchester für die Leistung bedankte, ohne daß dieses die geringste Notiz davon nahm. Die kritische Besprechung Wagner's hinsichtlich Melodie, Harmonie (Verfasser führt einige haarsträubende Beispiele an), Rhythmus, Declamation mögen diejenigen, welche sich dafür interessieren, in dem Büchlein selbst nachlesen.

Der dritte Artikel bespricht, im Gegensatz zu dem noch immer rüstig schaffenden Wagner, einen längst, ja schon lange vor seinem Hinscheiden todtten Tonschopfer. Gasparo Spontini hat bekanntlich seinen Ruhm lange überlebt, da er nicht den genügenden musikalischen Fonds in sich besaß, um sich auf der hohen Stelle, auf welche ihn einige seiner Opern gehoben hatten, zu behaupten. Dorn schildert seine Beruhungen mit ihm in Berlin und später in Wien, wohin Spontini im Jahre 1847, also nach der Entthronung von seiner hohen berliner Stellung, zur Direction des Musikfestes berufen worden war,

ohne bei dem Verfall seiner Kräfte während der Aufgefuhrung mehr als die Overture zu seiner „Olympia“ leiten zu können.

Spontini war allerdings im Gefühl seiner mangelnden schöpferischen Kraft neidisch auf andere Operncomponisten mit Ausnahme seiner eigenen Nachahmer; doch finden wir nicht Aehnliches bei unsern Landsleuten auch? Ist es nicht z. B. von Mendelssohn hinlänglich bekannt, daß er nur denjenigen Compositionsleistungen Mitlebender Geschmack abgewonnen, welche seinem Stile oder seiner Manier huldigten? Wo sind überhaupt die Musikdirectoren, Concertmeister u. dgl. zu finden, welche sich für neue Compositionen interessieren, namentlich wenn sie einige Muße des Einstudirens kosten?

Im ganzen können wir schließlich nicht den Wunsch unterdrücken, daß Dorn, falls er wieder zur Feder greift, uns etwas allgemein Interessanteres geben möge, als er diesmal bot.

2. Meyerbeer's Leben und Bildungsgang, seine Stellung als Operncomponist im Vergleich zu den Tondichtern der Neuzeit. Von J. Schacht. Nebst noch ungedruckten Briefen Meyerbeer's. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser spricht sich in der Vorrede über seine Stellung zu Meyerbeer aus, dessen Opern „ein Ehrenplatz unter den klassischen Meisterwerken gesichert sei“. Dazu hatte ihm Meyerbeer viele Mittheilungen aus seinem Leben und über seine Studien gemacht, so mancherlei Wichtiges und minder Wichtiges erzählt, und ihm nicht bloß jene unvollkommenen Werke zur Durchsicht gegeben, welche schon längst vergessen sind, sondern sogar ungedruckte Producte aus seiner Schulerzeit zur Verfügung gestellt, damit er sachgemäß und wahrheitsgetreu über seinen Studiengang schreiben könne. In dem ersten Abschnitt des Buchs selbst spricht sich der Verfasser noch umständlicher über sein persönliches Verhältniß zu Meyerbeer aus. Schon im Jahre 1856 habe er in der Bod'schen „Berliner Musikzeitung“ einen Artikel über Meyerbeer, der ihm seine Manuscripte u. s. w. dazu mitgetheilt, veröffentlicht, welcher aber damals groÙe Misstimmung in musikalischen Kreisen erregt habe. Schucht erlaube uns zu sagen, daß allerdings Stellen wie die folgenden nicht geeignet sind, überall anzusprechen:

Die Studien des gesammten Nationallebens jener Völker (der Italiener und Franzosen) haben den wesentlichsten und wichtigsten Antheil an seiner mächtig groß gewordenen Schöpferkraft, welche in vielen Situationen bis jetzt noch als unuber-treffbar hinsichtlich der wahrheitsgemäßen dramatischen Darstellung dasteht, und als Muster, als Ideal noch für viele Völker der kommenden Zeiten gelten wird.

Es ist leicht erklärlich, daß der Umgang mit Meyerbeer dem Verfasser schmeichelte und seine Ansichten beeinflusste. Dergleichen Einwirkungen entzieht sich nur ein durchaus selbständiger Geist, der seine eigenen Wege geht. Um aber Meyerbeer auf das hohe Piedestal eines klassischen Musikheros bringen zu können, war es nöthig, von Haus aus dem ganzen Grundbau der Anschauungen eine so verschrobene Richtung zu geben, daß dieselbe mit

deutschen Begriffen von musikalischer Wesenheit in ärgsten Contrast gerathen müssen. So wird von Gluck gesagt, daß er nur in seiner ersten Periode (also in seinen italienischen Opern) schöne, gefühlvolle Melodien und Harmonien, effectvolle Instrumentation, glanzvolle Coloraturen, kunstvolle Triller (sic!) und schwierige Concertpassagen geschaffen habe; in seinen spätern Opern, wo er ein musikalisches Drama intendirte, habe er nichts Ordentliches mehr geleistet, es sei alles kalt und trocken. Die Situationen werden mehr äußerlich, handgreiflich geschildert und weniger psychologisch. Anstatt die Gefühle und Empfindungen, die Situationen der Seele darzustellen, werden Tonmalereien ganz äußerlicher Ereignisse gebracht u. s. w. Schucht hat sich viel mit den Zukunftsmustern herumgezankt; wir gehören gewiß weder zu den sogenannten Zukunfts- noch Vergangenheitsmusikern, aber verheimlichen wollen wir es ihm nicht, eine so gänzliche Unkenntniß des Thatsächlichen ist uns selten vorgekommen. Daß ein Deutscher aufsehen und Gluck, den Meister tiefsten Ausdrucks, der Unfähigkeit Seelenschilderungen zu geben, zeigen könnte, das hätten wir uns denn doch kaum träumen lassen. Die Welt hat längst über die Wirksamkeit Gluck's entschieden. Seine italienischen Opern sind vergessen, sie überlebten überhaupt nicht die jeweilige Saison; „Iphigenia auf Tauris“ versammelt aber noch heute gerade diejenigen Musikfreunde, welche sich an psychologischen Schilderungen tiefster Art erquiden wollen. Welcher Widerspruch übrigens in der Darstellung unsers Autors herrscht, geht daraus hervor, daß er an einer Stelle sagt: in Gluck's Werken kämen zwar großartige erhabene Scenen von wahrhaft erschütternder Geisteswirkung vor, dann aber wieder ellenlange Recitative, die gewöhnlichen Arien-, Duett- und Chorformen mit steifen, kalten Melodien, denen man das „Gemachte“ anhört; und doch bald darauf wieder Gluck's letzte Werke hohe dramatische Meisterwerke nennt.

In dem Abschnitt über Mozart herrscht ein wirres Durcheinander, durchweht mit einer Jeremiade über Verleger und Redacteurs, welche neue und interessante Arbeiten monatelang liegen lassen und sie erst zurückschicken, wenn sie keinen Werth mehr haben. Der Verfasser könnte die gemeinen Individuen nennen, wolle aber keine Streitkämpfe beginnen, u. s. w. Sonderbar genug nehmen sich hier dem früher Gesagten widersprechende Sätze aus, wie: in Gluck's Opern herrscht jene weiße Begrenzung und jenes ästhetische Maßhalten, wie in den Werken der drei großen Tragödiendichter Griechenlands. Gluck und Mozart haben in allen Regionen des Seelenlebens unübertrefflich schöne Scenen geschaffen. Ganz falsch ist, wenn der Verfasser andern nachspricht, daß in Mozart's Opern zuerst bestimmte Individualitäten geschildert würden. Gluck's „Dress“, „Phylades“, und vor allem „Armide“, eine Charakterzeichnung stilvollster Weise, widerlegen ihn. Eine gleiche Uebertreibung ist es, wenn Schucht die Leser überreden will, daß in Duetten, Terzetten, Quartetten, Quintetten, Sertetten, ja in ganzen Chören Mozart'scher Opern gleichzeitig die verschiedenartigsten Individuen, die heterogensten Charaktere und deren Seelenaussagen mit unübertrefflicher Naturwahrheit zur Darstellung gebracht werden. Dergleichen mag wol dilettantischen Ohren schmeichelnd

klingen, der praktische Componist lacht aber dazu, denn er weiß, bis wohin die Grenzen der Tonkunst überhaupt reichen. Es kann nach dem Angeführten nicht verwundern, wenn der Autor sich bis zu dem Sage versteigt, daß Mozart seine Charaktere psychologisch und physiologisch (!) schildere.

Die nächstfolgenden Kapitel behandeln die frühesten Werke Meyerbeer's, ehe er sich dem italienischen Stil zuwandte. Selbst der Verfasser, auf dessen specielle Urtheile über die polyphonische Gewandtheit Meyerbeer's u. dgl. wir keinen Werth legen, muß trotz allem zugeben, daß sie mit Recht durchfielen. Bekanntlich reifte Meyerbeer, mißmuthig über die ungünstigen Erfolge seiner Opern, nach Italien, wo er sich dem dortigen Stil in die Arme warf. Dies gibt dem Verfasser Gelegenheit, im neunten Abschnitt seine Ansichten über den italienischen, französischen und deutschen Stil zu entwickeln, welche in dem Ausspruche gipfeln:

Um das Gefühls- und Gedankenleben verschiedener Völker durch Kunstwerke darstellen zu können, ist es hauptsächlich erforderlich, daß man die engen particularistischen Grenzen des eigenen Nationalgeistes überschreitet und im Denken und Empfinden zum Kosmopoliten wird; d. h. daß man sich in das Gefühls- und Gedankenleben anderer Nationen hineinlebt und es dann zur naturwahren Darstellung bringt.

Das klingt zwar nach etwas, in der Wirklichkeit indes bewährt es sich nirgends. Natürlich wird die Musik, außer der speciellen Charakteristik, auch stets dem allgemeinen Charakter des Gedichts Rechnung tragen müssen, aber alle hervorragenden Componisten von natürlicher Begabung haben ihren Nationalstil beibehalten, mögen es deutsche oder französische gewesen sein. „Don Juan“, „Figaro's Hochzeit“, „Zauberflöte“, „Fidelio“ sind rein deutschen Charakters, ebenso gut wie andererseits ein Boieldieu, ein Auber nie den französischen Stil verlegneten. Unter den Italienern bemerken wir Cherubini und Spontini, welche sich der eine dem deutschen, der andere dem von Gluck angeregten aber modernisirten Stil zuwandten, während Rossini, um eine größere Wirkung zu erzielen als mit seinen frühern italienischen Opern, im „Wilhelm Tell“ eine Verschmelzung aller Stile versuchte, aber damit auch nichts Ganzes schuf. Freilich, den Effectkern bleibt nichts übrig, als überall die Prosamen vom Tisch reichbegabter Geister aufzulesen und sich damit zu füttern. Meint Schucht etwa, daß der Componist, wenn er moderne Italiener auftreten läßt, italienische, wenn ein Franzose auftritt, französische u. s. w. Musik schreiben soll?

Die nächsten Abschnitte verbreiten sich über die italienische Periode Meyerbeer's, deren Erzeugnisse längst verschollen sind.

Ein folgender Abschnitt ist überschrieben: „Die Oper während der Restaurationsperiode in Deutschland, Italien und Frankreich“, und handelt von Weber, Spohr, Rossini, Bellini, Donizetti, Auber, als Einleitung zu der spätern effectreichen Epoche Meyerbeer's, die natürlich am Verfasser einen begeisterten Bewunderer findet. Der „Robert“ ist und bleibt nach ihm für alle Zeiten ein großartiges Meisterwerk. Ueberhaupt sei Meyerbeer der erste Componist, welcher eine wahrhaft historische Musik geschaffen habe. Von den „Hugenotten“ heißt es:

Der echt dramatische Opernstil, welcher die Handlung nach Ort und Zeit schildert, die Charaktere nach ihrer Nationalität und dem Zeitalter, worin sie leben und wirken, kennzeichnet, ist durch die „Eugenotten“ in fast noch höherem Grade vollendet worden als im „Robert“. Sämmtliche Musikformen sind hier ganz und gar den dramatischen Zwecken dienlich gemacht und als Mittel zur naturwahren, psychologischen und historischen Charakterschilderung verwendet worden. Meyerbeer hat also durch die „Eugenotten“ ein Stück Weltgeschichte musikalisch illustriert, stellt Geist und Charakter, Lebensart und Sitten der Eugenottenkämpfe mit psychologischer Naturwahrheit dar, während er in „Robert“ das Mittelalter mit seinem Ritterthum und Klostermessen historisch schilderte. Demnach besteht eine seiner größten Verdienste darin, der Welt durch Thaten gezeigt zu haben, daß die Musik den Geist und Charakter des Zeitalters, die Lebensart und Sitten eines Volks aus irgendeiner Zeit mit psychologischer Naturwahrheit historisch treu zu schildern und also das Volkleben eines Zeitalters nach seiner eigenthümlichen Nationalität zu kennzeichnen vermag.

Wir haben wol für den denkenden Leser nicht nöthig, das Ueberspannte in der hier ausgesprochenen Ansicht hervorzuheben.

Von der Musik zum „Struensee“ meint Schucht, daß Meyerbeer damit der Welt gezeigt hat, daß er eine classische Overture zu schreiben vermag, eine Overture, die unstreitig den ersten Rang unter sämmtlichen classischen Overturen einnehme und mit den Beethoven'schen auf gleicher Stufe stände.

Was sollen wir Musiker zu dergleichen Behauptungen sagen, welche gerade die anerkanntesten, offenbarsten Schwächen Meyerbeer's in Beweise seiner Stärke verkehren will? Nun, wir sind nicht neidisch auf Schucht's Entdeckung dieses neuen classischen Meisterwerks, ebensowenig wie auf seine Begriffe von Polyphonie und thematischer Bearbeitung: Dinge, die ihm überhaupt fremde Welttheile zu sein scheinen. Er bewundert seinen Felden nämlich auch als großen Meister der Polyphonie in seinen Werken.

Mit dem „Propheten“, sagt Schucht, hat Meyerbeer das höchste Stadium seiner Thätigkeit erreicht. „Ditmal treten in einem Drama Nationalitäten auf, Franzosen, Deutsche und Italiener; der Dichter muß also jede Person nach Land und Sitte, nach ihrem eigenthümlichen Nationalleben, sogar ihrer gesellschaftlichen Stellung und Bildung gemäß schildern und naturwahr kennzeichnen.“

Die spätern Opern Meyerbeer's finden natürlich gleichfalls den anerkanntesten Beifall des Verfassers, werden aber kürzer abgehandelt. Im zwanzigsten Abschnitt: „Meyerbeer's Stellung als Operncomponist zu den Tonbildnern der Neuzeit und ganz besonders zu Richard Wagner“, führt der Verfasser in wahrhaft ungeheurer Weise unter den Componisten, welche Meyerbeer's Bahnen folgen, unsern deutschen — Marschner an. Schucht hat also eine Marschner'sche Oper gehört. Wenn er meint, daß ein wildes Rachegefühl nur in Coloraturen ausdrückbar sei, so brauchen wir ihn nur an die Rachearie des Bizarro im ersten Act des „Fidelio“ zu erinnern, um seine Behauptung gründlich zu widerlegen. Richard Wagner läßt übrigens unser Autor Gerechtigkeit widerfahren. Den Schluß der Biographie bildet eine Anzahl von Briefen Meyerbeer's, die immerhin ebenso interessant sind wie so viele andere publicirte von Mendelssohn u. s. w.

Dem ernst und offenbar mit bestem Willen angeleg-

ten, 400 Seiten starken Buche fehlt es trotz aller Ausstellungen, welche wir machen mußten, auch an guten Gedanken nicht. Der Verfasser hat sich eine Aufgabe gestellt, welche einem deutschen Publikum gegenüber unerfüllbar und darum höchst undankbar ist. In Meyerbeer's Werken vermag die deutsche Nation kein Stück ihres eigenthümlichen Geisteslebens zu erkennen und darum ihrem Schöpfer keine innere Sympathie darzubringen, mögen seine Opern auch als Rassenstücke die Theater füllen.

3. Guld und Wagner. Ueber die Entwicklung des Musikdramas. Von Ludwig Kahl. München, L. Fischer's. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wiederholt haben wir unsere Leser mit Ludwig Kahl's Ansichten bekannt gemacht. Sie wissen, daß für ihn nur Wagner und Liszt als Götter existiren, und daß er dieser Richtung mit Exaltation in seinen Schriften huldigt. Nun hat jeder Mensch das Recht, zu denken was er will, und seine Meinungen drucken zu lassen, wenn er einen Verleger findet oder das Geld dafür selbst aufwenden will. Gerath sein Werk aber in die Hände eines Kritikers, der unabhängig von allem Parteitreiben dasetzt, so muß er es sich auch gefallen lassen, daß ihm widersprochen wird und daß er mehr Tadel als Lob einernt. Wir waren leider wiederholt in der Lage, Kahl's Schriften unsere Sympathie vorenthalten zu müssen. Indes sind dieselben nicht im Stande einen schlimmen Einfluß zu üben. Sie enthalten zwar vielen Wortschwall, aber äußerst wenig Kern. Dem Ohre des dilettantischen oder laienhaften Lesers (für ein anderes Publikum sind sie eben nicht berechnet) klingen nun zwar dergleichen verhimmelnde Floskeln sehr einschmeichelnd, eine tiefere Wirkung kann aber nicht zurückbleiben, da eben der des Redeschmucks entbehrende eigentliche Inhalt so dürftig bleibt. Die Rede freilich fließt dem Verfasser wie Honig von den Lippen. Wenn man bedenkt, wie viel Kahl jedes Jahr zu Ehren Wagner's drucken läßt, daß es im Grunde doch nur immer dasselbe enthält und daß alles geschieht mit einem gewissen philosophischen Anstrich ausgeputzt ist, so kann man ihm die Anerkennung seines Fleißes nicht versagen. Schade nur, daß derselbe in so unfruchtbarer und überflüssiger Weise verwerthet wird und daß es Kahl nie darauf ankommt, was er sagt, sondern bloß wie er es sagt. Es fallen einem dabei jene Irren ein, die mit Ausnahme ihrer fixen Idee ganz vernünftig sind.

Unsere Leser wissen schon aus frühern Schriften Kahl's, daß derselbe Wagner auch als großen Dichter betrachtet; sie können sich daher auch nicht wundern, daß das Motto auf dem Titelblatte lautet: „Das Musikdrama ist das deutsche Nationaldrama“, was später in der Schrift selbst noch ausführlicher betont wird. Gewidmet ist das fast 400 Seiten starke Buch: „Dem Andenken des großen Beethoven.“ Beethoven und Wagner seien die einzigen ebenbürtigen Namen. Von Beethoven heißt es: „Er gab uns unser Herz und Wesen erst völlig in die Hand, daß wir nun nach dem von Ewigkeit her in Menschendingen einzig geltenden Pulsschlag des eigenen Innern mit Bewußtsein leben und handeln lernen konnten.“

Das fängt gut an, denken gewiß unsere Leser. Wir könnten ihnen nun freilich eine unendliche Blumenlese solcher (um nicht mehr zu sagen) excentrischen Kraftäuße-

rungen des Autors darbieten, wir beschränken uns indeß darauf, den Inhalt des Buchs summarisch anzugeben und nur noch einige wenige eigenthümliche Behauptungen des Autors zu verzeichnen. In dem einleitenden Vorwort, in dem er seine „Anschauungen über die Entwicklung des deutschen Musikdramas“ niederlegt, finden sich unter anderm Stellen wie: „Von dem Auftreten Wagner's an datirt sich erst so recht eigentlich das Aufblühen der specifisch deutschen Kunst, denn weder Goethe und Schiller, noch Mozart und Beethoven, noch andere Künstler haben uns eine echt und voll deutsche Kunst gegeben.“ Was sagen unsere Leser zu folgender Stelle: „Wie über dem Auge des Rehes oder auch des sinnengebundenen Menschen ein Schleier der Melancholie liegt, der das reine Leuchten des Geistes hemmt, so spricht eine unerforschliche Schmerzmuth aus dem sinnvollen Spiel der Lüne, und je sinnvoller es ist, je mehr“ u. s. w. (Ein Reh und reines Leuchten des Geistes!) „Eine einzige Oper Wagner's wiegt alles Kunstschaffen der Engländer seit Shakespeare's Zeiten auf.“ „Mendelssohn - Bartholby hat fast noch schlimmer und erschlassender auf musikalischem Gebiete gewirkt als Rossini, dem er übrigens durch sein absolutes Melodiewesen nahe steht.“ Ueberhaupt werden (Wagner zu Gefallen) Mendelssohn tüchtig die Leviten gelesen. Der Verfasser kommt von einem aufs andere, auf alles Mögliche. Mit einem male springt er auf den Goethe'schen „Faust“ über und wirft ihm vor, das Volk habe nichts von diesen Scheingebilden des wirklichen Lebens, die bloße Gedankenabstractionen ohne sichern Fest und Halt in unserm wirklichen Dasein seien und darum selbst ohne greifbare Realität. „Goethe's „Faust“ sei im vollkommen gleichen Sinne das letzte deutsche Drama wie Beethoven's Neunte die letzte eigentliche Symphonie.“ „Was für Gestalten sind z. B. dieser Holländer und Lanhäuser“, ruft der Verfasser aus, „und erst Wotan, Siegfried! Wie klein und spielend muß uns das ganze Treiben unserer modernen dramatischen Kunst gegen diese Gestalten vorkommen! Die „Meisterfinger von Nürnberg“ sind das erste vollgültige nationale Lustspiel; der „Ring der Nibelungen“ die wahre deutsche Nationaltragödie und ein Culminationspunkt der gesammten modernen Kunst.“

Wenn einer nicht auf Wagner's Infallibilität schwört, so ist Kahl gleich bei der Hand, ihn vater- und vaterlandslos zu nennen, u. s. w.

Der Verfasser hat sein Buch in drei Abschnitte getheilt. Der erste, „Christoph Wilibald Gluck“ betitelt, enthält folgende Kapitel: 1. „Sonnenfels“ (dessen vor hundert Jahren erschienene Briefe über die wiener Schaubühne Kahl Anregung zu seinem gegenwärtigen Werk gegeben hätten); 2. „Erste Aufführung der Alceste“; 3. „Urtheil über die Oper jener Zeit“; 4. „Gluck, Lessing, Klopstock, Wieland“; 5. „Die Textdichtung der Alceste“; 6. „Sonnenfels über die Composition der Alceste“; 7. „Gluck's musikalisches Können“.

Den zweiten Abschnitt füllen die Kapitel: 8. „Gluck, Mozart, Beethoven“; 9. „Schubert, Schumann, Weber“; 10. „Das Erbe Beethoven's“; 11. „Die musikalischen Naturbildungen“; 12. „Gluck und Wagner“; 13. „Die deutsche Dichtung“; 14. „Das deutsche Wesen“; 5. „Heinrich Heine und Giacomo Meyerbeer“.

Der dritte Abschnitt enthält folgende Kapitel: 16. „Der nationale Gedanke“; 17. „Das nationale Drama“; 18. „Wagner's Entwicklungsgang“; 19. „Die poetischen Stoffe“; 20. „Die dichterische Gestaltung“; 21. „Die musikalische Ausführung“.

Abgesehen von dem Inhalt, der bei Kahl's Schriften überhaupt nicht in Betracht kommt und von dem jeder denken mag was er will, ist das Buch, welches uns übrigens an ununterbrochen laufende Windmühlenflügel erinnerte, unterhaltend geschrieben, natürlich für diejenigen, welche, wie der Verfasser sich die Miene gibt, alles productive musikalische Können in Wagner verkörpert erblicken.

Für die Freunde des Wagner-Cultus hat der Verfasser noch in folgender Broschüre eine Opfergabe gebracht:

4. Richard Wagner. Sein Leben und sein Schaffen. Ein populärer Vortrag von Ludwig Kahl. München, F. Finsterlin. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieser 70 Seiten lange gedruckte Vortrag gibt ein kurzes Bild von Wagner's Leben und Schaffen in dem bezeichneten Sinne.

5. Geschichte des Concertwesens in Wien. Von Eduard Hanslick. Zweiter Theil. — A. u. d. L.: Aus dem Concertsaal. Kritiken und Schilderungen aus den letzten 20 Jahren des wiener Musiklebens, nebst einem Anhang: Musikalische Reisebriefe aus England, Frankreich und der Schweiz. Wien, Braumüller. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel besagt alles. Hanslick's durch Inhalt und Darstellung interessanten Zeitungsberichte (in den beiden wiener „Pressen“) haben sich viele Freunde erworben und wurden immer gern gelesen. Sie erscheinen hier gesammelt als zweiter Theil von des Verfassers „Geschichte des Concertwesens in Wien“, deren ersten Theil wir in Nr. 18 d. Bl. S. 1870 ausführlicher besprochen haben. Freilich sind, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, alle Erscheinungen nur flüchtig berührt, doch drängt sich in kurzen Worten gewöhnlich ein sehr gesundes und scharf treffendes Urtheil zusammen. Der Inhalt ist, wie man sich leicht denken kann, reich und mannichfaltig, er erstreckt sich von Bach bis Bizet und weiter. Die verhältnißmäßig nur einen geringen Raum einnehmenden „Reisebriefe“ erzählen von Besuchen bei Rossini, Auber, Berlioz und von den musikalischen Dingen bei Gelegenheit der beiden letzten großen Weltausstellungen in London und Paris.

6. Musikalische Briefe aus der neuesten Zeit. Von Eduard Krüger. Münster, Busell. 1870. 8. 15 Ngr.

Ein Briefwechsel zwischen Eusebius und Florestan. Wer denkt bei diesen Namen nicht zurück an jene längst entschwundene Periode, wo Schumann seine kritischen Ausflüge unter diesen Namen unternahm und damit so großes Aufsehen in der damaligen philiströsen Zeit machte. Krüger's, eines alten Mitarbeiters der Schumann'schen Zeitung, „Musikalische Briefe“ haben zwar nicht das phantastisch Schwärmerische der Schumann'schen, wie denn jede Zeit ihren eigenen Charakter hat und überdies auch die productive Individualität Schumann's hier keinen Vergleich zuläßt, indeß sind sie voll pikanter Eigenthümlichkeiten. Den Hauptgegenstand der Controverse bildet Brahms' „Deutsches Requiem“.

Romane und Novellen.

1. Walpurgis. Novelle von Gustav zu Putlitz. Berlin, A. Dunder. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit gewandter Feder schildert uns der geistreiche und gemüthvolle Verfasser in „Walpurgis“ ein holdes deutsches Frauenbild, umkleidet aber das einfache Bürgermädchen mit einem romantisch-poetischen Strahlenkranz, indem uns in lebhafter Schilderung der Einfluß höherer Gewalten auf das Schicksal der Menschenkinder vor die Seele geführt wird. Dieses Walten des Fatums, dem niemand entgehen kann, veranschaulicht uns der Verfasser in der räthselhaften Person eines Armeniers, der auf wunderbare Weise der Lenker von Walpurgis' Schicksal wird. Obgleich nun die Macht, welche dieser von arabischer Weisheit erfüllte schweigsame Perlenhändler auf das Geschick der Hauptpersonen der Novelle ausübt, einem sich einer realen Anschauung zuneigenden Leser etwas orientalisir-zauberhaft erscheinen mag, so entwickelt Putlitz doch eine so hinreichende, bisweilen ans Dämonische grenzende Kraft der Darstellung, daß der Leser von dem wunderbaren Gewebe, welches mit tausend feinen Fäden das Schicksal der Walpurgis, ihres Gatten, des deutschen Goldschmieds Volkhard, der feurigen Italienerin Camilla und endlich das des geheimnißvollen Armeniers selbst zu einem gemeinsamen verbindet, gleichsam mit umspinnen wird. Man vermag sich nicht eher wieder davon loszureißen und aus den märchenhaften, poestvollen, orientalisirten Zauberlandschaften wieder in die Welt des praktischen Denkens und Handelns zurückzukehren, als bis am Ende der spannenden Novelle auch die Lösung aller Geheimnisse eintritt, die in geheimnißvollen Verschlingungen bis zur letzten Seite das lebhafteste Interesse des Lesers wach halten.

Die Schilderungen der einzelnen Charaktere sind, wie dies von einem Schriftsteller wie Putlitz nicht anders zu erwarten ist, klar, treffend und treu durchgeführt; die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bald in Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, bald in Venedig sich abspielende Handlung ist spannend, lebhaft und reich an Abwechslung; Stil und Ausdruck sind edel und poetisch; und wenn auch durch die ganze Novelle ein mystisch-dämonisch-fatalistischer Zug geht, so ist dieselbe doch so reich an herrlichen Gedanken und tiefen Wahrheiten, daß die Lektüre der „Walpurgis“ nur zu empfehlen ist. Außerdem hat die Erzählung vor vielen andern Erscheinungen auf dem Gebiet der Roman- und Novellenliteratur noch den Vorzug, auch in der Wahl des behandelten Stoffes eine ganz neue und eigenthümliche Richtung eingeschlagen zu haben.

2. Die Frau Meisterin und ihr Sohn. Erzählung von Marie Giese. Berlin, Jante. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dieser recht anschaulich und lebensvoll geschriebenen Erzählung führt uns die Verfasserin auf das Gebiet der „Dorfgeschichten“. Die Helbin, „die kleine Anna“, ist eine Gestalt ähnlich dem Lorle, das uns Berthold Auerbach in seiner „Frau Professorin“ so anmuthig schil-

dert. Mit dem Lorle theilt die „kleine Anna“ zu Anfang der Erzählung die Einfachheit und innige Hingabe an den Geliebten; das Naturkind aber wandelt sich im Lauf der lebendigen, interessanten Erzählung zur selbstbewußten, opferfreudigen Jungfrau, die von dem grausamen Geschick, das sie ereilt, nicht zu Boden geschmettert, sondern vielmehr geadelt wird. Als durch den Verlust ihres Geliebten ihre Hoffnungen auf irdisches Glück für immer vernichtet sind, wird sie die treue Pflegerin der „Armen und Elenden“ und rettet sich durch ihr opferfreudiges Wirken nicht nur selbst vor Verzweiflung, sondern wird auch zu einem Engel der Erlösung für viele andere. Neben der Gestalt der „kleinen Anna“ fesselt uns zunächst die der „Frau Meisterin“, Anna's Pflegemutter, die eine unbegrenzte Liebe für ihren talentvollen Sohn Ernst an den Tag legt und von ihrer allzu großen mütterlichen Zärtlichkeit sowie von falschem Stolz sich so weit hinreißen läßt, daß sie vor Betrug und Lüge nicht zurückbebt — sie, die bisher rein und makellos geliebt — nur um des Sohnes Glück zu erkaufen. Ihre Schuld fällt jedoch auf sie selbst zurück: denn außer dem niederschmetternden Bewußtsein der Schuld, das sie seit der dunkeln That mit sich herumschleppt, stützt sich ihr Sohn eben infolge ihres unseligen Betrugs in ein ruheloses, freudenleeres Leben, das mit Verzweiflung endet; die „kleine Anna“ verliert dadurch ihr ganzes Erdenglück; ihr zweiter Sohn, Immanuel, kann die Wunde, die der Mutter überreichte That seinem treuen Herzen geschlagen, nie verschmerzen, und die Frau Meisterin selbst wird das Opfer ihrer eigenen Intrigue. Auch die Gestalt der Frau Meisterin ist sehr lebenswahr geschildert und fesselt durch die Conflictte zwischen allgemeiner Menschenliebe und egoistischer Mutterliebe, zwischen Stolz auf ihren Sohn und herzlichem Wohlwollen gegen andere. Außerdem sind auch die übrigen, mehr oder minder in den Gang der Handlung eingreifenden Personen treffend gezeichnet, und auch die Darstellung der Handlung selbst, mag diese nun ihren Schauplatz auf dem einfachen Dorfe oder in der geräuschvollen Stadt haben, fesselt unsere Theilnahme in hohem Grade.

3. Die verschwundene Depesche. Criminalerzählung von Friedrich Friedrich. Berlin, Brieg. 1870. Br. 8. 25 Ngr.

Wie schon der Titel der vorliegenden Novelle andeutet, führt uns der Verfasser in die Irrgänge der Verbrecherwelt einer großen Stadt, zugleich aber auch in die Geheimnisse und Umtriebe der vornehmen Beamtenkreise. Der Autor entledigt sich seiner Aufgabe mit großem Geschick und feinem Verständniß, und obgleich der Rahmen, in welchen das mit lebhaften Farben ausgeführte Gemälde moderner Zustände gefaßt ist, nicht besonders weit genannt werden kann, so wird doch das Interesse des Lesers durch die überraschende Entwicklung der Ereignisse bedeutend in Anspruch genommen. Außerdem ist die Charakteristik der Verbrecher sowol als ihrer Richter und Opfer so fein ausgeführt und mit so vielen anziehenden Nuancen ausgestattet, daß das Urtheil der Kritik über diese Novelle nur ein

anerkenntendes sein kann und dieselbe hiermit allen Liebhabern von Criminalgeschichten empfohlen sein möge.

4. Freigesprochen! Criminalnovelle von Ernst Frize. Halle, Hensdel. 1870. Gr. 16. 25 Ngr.

Auch in dieser Novelle wird dem Leser ein trauriges Bild von den entsetzlichen Folgen der bösen That entworfen, die „fortzeugend, Böses muß gebären“. Der durch das Geschworenengericht „Freigesprochene“ ist ein schlimmer Verbrecher, der unter einer angenehmen Außenseite die Bosheit und Lücke seines Herzens verbirgt. Er fällt natürlich als Opfer seiner Schuld, reißt aber ein edles Mädchen, seine Braut, die sich in ihm getäuscht hat, aus dem Frieden ihres glücklichen Stilllebens. Als sie mit Entsetzen erkennt, welchem Unwürdigen sie ihre Liebe geschenkt, sagt sie sich von ihm los, entflieht in eine abgelegene Gegend und wird Erzieherin in dem Hause eines biedern Mannes, der die Hülflose, die ihm ihren wahren Namen verschweigt, freundlich aufnimmt. Aber auch in dies selbstgeschaffene Paradies dringt der Freigesprochene und bedroht seine frühere Braut sowohl als ihren freundlichen Beschützer auf furchtbare Weise. Da aber ereilt der Tod, den er der früher Geliebten und jetzt Gehähten geschworen, ihn selbst, und noch ehe er dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit, dem er schon einmal entronnen, entfliehen kann, fällt er als Opfer seiner Rachsucht. Seine Braut aber vermählt sich mit ihrem Freund und Beschützer; ihre Selbstverleugnung findet den Lohn in einer glücklichen Ehe. Obgleich Sprache und Stil sowohl als auch die einzelnen Charakterzeichnungen oft an Dreizehnter und Alltäglichkeit leiden, entbehrt doch die Erzählung nicht schöner seelenvoller Momente und fesselnder Scenen.

5. Novellenstraß. Dreizehnter Band: Nachtviole von Karl Zafrow. Leipzig, Kötschke. 1870. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Novelle, die den dreizehnten Band der bei Kötschke erscheinenden und unter dem Namen „Novellenstraß“ bekannten Sammlung von Erzählungen bildet; schildert in der Heldin „Nachtviole“ eine jener zarten Frauengestalten, die unter einer zerbrechlichen Hülle eine starke, entschlossene Seele bergen und selbst in den schwierigsten und traurigsten Lebenslagen noch ruhige Fassung zu behaupten wissen. So findet auch Adele von Eichthal (die Nachtviole) im selbstverleugnenden Wirken für andere das verlorene Gleichgewicht ihres Charakters wieder und vermag frühlich und muthig den Tag zu erwarten, der sie in die Arme ihres Gatten zurückführt; dieser hat in Folge eines grausamen Irrthums an ihrer Keuschheit gezeuvelt, bald aber erkennt er, welche Perle er von sich gestossen, und kehrt reuig zu der angebeteten Gattin zurück. Es fehlt der Heldin dieser Novelle sowohl als den übrigen darin auftretenden Personen nicht an einzelnen fesselnden Zügen, auch hat die vorliegende Arbeit den Vorzug, daß der Verfasser darin kühn eine Lanze für die Selbständigkeit des weiblichen Geschlechts und dessen Berufung zu „etwas Höherem“ bricht: im allgemeinen aber läßt die Ausführung des gewählten Themas noch viel zu wünschen übrig. Vor allem vermiffen wir oft Eleganz und Zartheit des Stils und Ausdrucks, denn leider läßt sich der Verfasser

bei den Schilderungen der höchsten Leidenschaft oft zu Ausdrücken hinreißen, die das feine Gefühl verletzen müssen; so z. B. in den heftigen Scenen zwischen dem Baron Eichthal und seiner verkannten edeln Gattin. Hier hätte der Verfasser nur andeuten, aber nicht mit einem gewissen Wohlbehagen Auftritte ausmalen sollen, die an sich schon widerwärtig genug sind. Die Lösung der gestellten Aufgabe ist dem Verfasser nur theilweise gelungen, sodaß wir uns am Schluß der Novelle weder recht erwärmt noch vollständig befriedigt fühlen können.

6. Die Geliebte des Prinzen. Novelle von E. S. von Dedenroth. Berlin, Brigl. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

In der vorliegenden, ziemlich gewandt geschriebenen Novelle schildert uns der Verfasser die Intriguen des Hoflebens, welche selbst eine tugendhafte und entschlossene Frau, die, von Vorurtheilen geblendet, die Gefahren nicht ahnt, in die sie sich gestürzt, an den Rand des Verderbens führen. Durch den Einfluß und die Liebe eines demokratisch gesinnten Aristokraten, der durch frühere traurige Erfahrungen die ganze Erbärmlichkeit der vornehmen Welt kennen und verachten gelernt, wird die „Geliebte des Prinzen“ jedoch über ihre zweideutige Stellung und die Verleumdungen böser Zungen aufgeklärt und gerettet. Sie reicht dem Retter ihre Hand und wird seine hingebende, beglückende und beglückte Gattin, nachdem sie mit bitterem Schmerz erfahren, welch glänzendes Elend der Purpur birgt und wie sehr die Welt es liebt, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn“. Der Stoff erinnert durchaus an Gustav Freytag's „Valentine“.

7. Die Martinskuppe. Roman von A. S. de Gondécour. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Berlin, Jantke. 1870. 8. 20 Ngr.

In dem vorliegenden Roman versetzt uns der Verfasser theils auf einen alten, weitausgedehnten, reichen Herrnsitz an der Ostküste Englands, theils in die Lasterhöhlen des „modernen Babylon“, und der zwar dankbare, aber besonders in englischen Romanen genugsam erschöpfte Stoff der Erbschleicherei dient ihm zum Gegenstand der Schilderung. Mord, Fälschung, Lüge und Betrug bilden die Fäden eines Netzes, in dem der falsche Neffe des alten Baronets Sir George Franklin, Sir Rashleigh Brandon, der seinen Vetter Arthur Franklin aus dem Herzen und Erbe seines Vaters verdrängen will, sich selbst fängt und zu Grunde richtet. Wenn das Thema dieses Romans nicht zu verbraucht und Stil und Ausdrucksweise nicht zuweilen etwas breit und ungewandt erschienen, so würden wir demselben ein lebhafteres Interesse der spannenden Handlung wegen nicht versagen können; so aber kann unsere Theilnahme nur eine geringe sein.

8. Was Ellen wollte. Eine Erzählung von S. F. Ewald. Aus dem Dänischen von A. B. Peters. Bremen, Köhmann. 1870. 8. 20 Ngr.

Die Tendenz dieser Erzählung, daß ein edler Charakter und gewissenhafte Pflichterfüllung einem Menschen bei weitem höheres Verdienst verleihen, als der Besitz von Reichthümern und erblicher Adel dies vermögen, ist wol an sich üblich und zeitgemäß, allein Held und Heldin der Erzählung (Harald Strom und Ellen Skobby)

bewegen sich zu viel in sentimental-religiösen Nebensarten, als daß diese in jedem Wort zur Schau getragene Frömmigkeit uns wohlthuend berühren könnte. Es ist Leben und Charakter in den Hauptgestalten der Erzählung, allein sie sind, wenn nicht von des Gedankens Blässe, doch von Glaubensschwärmerei angekränelt, und die Lektüre der vorliegenden Arbeit wäre daher nur solchen Lesern zu empfehlen, die sich einer mystisch-religiösen Anschauung zuneigen. Außerdem leiden Stil und Sprache an einer gewissen Ungechtheit; durch eigenthümliche Ausdrücke sowie durch die allzu häufigen Erläuterungen und Nebenbemerkungen in Parenthesen wird die Lektüre dieser ziemlich langweiligen Erzählung noch bedeutend erschwert, so daß nur sehr geduldige Leser im Stande sein werden den Weizen von der Spreu zu sondern.

9. Aus verschiedenen Zeiten. Novellen von Joseph Pape. Paderborn, Kleine. 1868. 32. 10 Ngr.

Diese drei Novellen, die theils im Mittelalter zur Zeit des Kampfes zwischen Welfen und Wäbilingen (1. „Pfalzgrafentochterlein“), theils in der Popszeit (2. „Kur-

fürstliches Gericht“) und endlich in der Neuzeit auf „rother Erde“ (3. „Westfälische Fahrten“) sich abspielen, zeichnen sich durch Anmuth der Sprache, Innigkeit der Empfindung, Lebhaftigkeit der Darstellung und treue, lebenswahre Charakteristik aus und geben jede in ihrer Art ein treffendes Bild der Gebräuche, Sitten und auch Unsitte der Zeit, die der Verfasser zu schildern versucht.

10. Genrebilder von Robert Alexander. Berlin, Habel. 1870. 16. 28 Ngr.

Wie schon der Titel dieses Büchleins erkennen läßt, gibt uns der Verfasser darin keine fortlaufende Erzählung, sondern vielmehr lose aneinandergereihte Blätter, die irgendeinen poetischen Gedanken oder die Schilderung einer originellen Persönlichkeit enthalten. Einzelne dieser Blätter, wie z. B. Nr. IX: „Was ist Seligkeit“; Nr. XX: „Am Weihnachtsabend“; Nr. X: „Der deutsche Auswanderer“; Nr. XXII: „Der Dom zu Köln“, u. s. w., offenbaren tiefes Gefühl, poetische Anschauungen und edle Gedanken, und allen Lesern, die dann und wann bei der Betrachtung eines anmuthigen oder rührenden Genrebildes gern verweilen, wird das Büchlein willkommen sein.

Vom Büchertisch.

1. Genrebilder aus dem modernen Babel von Friedrich Karl Petersen. Stuttgart, Kröner. 1870. Br. 8. 20 Ngr.

Wer unter diesem lockenden Titel, der so recht nach dem Herzen eines speculativen Verlegers ist, sich pikante, amüsante Schilderungen des modernen Babylonertums verspricht, der irrt und wird das vielversprechende Buch enttäuscht aus der Hand legen. Man kann diese Genrebilder dreist den untern Klassen höherer Mädchenschulen in die Hände geben, die obern verlangen meist schon kräftigere Kost und sind in feuilletonistischer Lektüre ziemlich bewandert. Eine wahrhaft ängstliche Zahmheit kennzeichnet diese wässerigen Producte eines Feuilletonisten, der den Anspaz zu einem Jules Janin nehmen möchte und doch schon über die ersten Treppenstufen zum Heiligthum der Presse, die sich „unter dem Strich“ tummelt, stolpert. Von den siebenunddreißig Kapiteln, die das Buch enthält, ist auch nicht eins, von dem der Leser sagen könnte: Herr Petersen ist ein Mann von Geist. Wohl kann der Leser sagen: der Autor dieser Feuilletons ist ein Mann von Beobachtung, aber er hat diese Beobachtung nicht schriftstellerisch zu verwerthen verstanden. Wir Deutschen sind nun einmal seltsame Leute: von Schriften, die sich in leichter loser Form geben, verlangen wir Geist, Esprit, Witz, wie man das „Ding an sich“, was die feuilletonistische Philosophie anbetet, auch nennen mag. Von gelehrten Schriften, von den umfang- und anmerkungreichen Werken der Wissenschaft wäre es Anmaßung, Geist zu verlangen, hier genügt die Ortndlichkeit; im Gegentheil, je mehr Geist ein wissenschaftliches Opus aufweist, desto misstrauischer wird der deutsche Leser gegen die wissenschaftliche Würde des Buchs, desto geneigter ist er, es als oberflächlich zu verurtheilen. Leider müssen wir von diesen neubabylonischen Genrebildern sagen, daß

sie den unendlich reichen Stoff, der vor ihnen lag, nicht ausgebeutet haben, daß sie sich meist bei einer selbstgefälligen Ausmalung von Gegenständen behagen, die für den verwöhnten Leser höchst gleichgültig sind. Am besten haben uns noch folgende Skizzen gefallen: „Eine Arbeiterhochzeit“, „Ein Briefmarkenwechselgeschäft“ (nun auch schon veraltet) und „Pariser Sporttreiben“. Das letztgenannte Sittengemälde ist das einzige Kapitel des ganzen Buchs, das in dem Stile *comme il faut* gehalten ist, nämlich im Stil des Feuilleton, denn mehr wollen diese losen Skizzen doch nicht sein, obgleich sich mit stolzem Selbstgefühl der Autor das Recht der Uebersetzung vorbehalten hat.

2. Feuerseelen. Absonderliche Menschen und Schicksale von Max von Schlägel. Berlin, Brigl. 1870. Br. 8. 25 Ngr.

Ganz anders wirkt dies Zeichen auf uns ein. In diesen Schlägel'schen Fragmenten, aphoristischen, feuilletonistischen Plaudereien und Miniaturnovellen pulst das Leben eines schöpferischen Geistes und großer schriftstellerischer Begabung. Schlägel, der sich als Correspondent berliner Blätter im jüngsten Kriege einen Namen gemacht hat — selbst die Gefangenschaft ist dem unternehmenden Manne nicht erspart geblieben — erweist sich in vorliegendem Werkchen als vielversprechender Autor. So abgeriffen auch das Waldbidyl „Ewig“ gehalten ist, das uns wie ein Gedankenstrich vorkommt, so anmuthig ist das Märchen von der Rose, so originell sind die beiden Schweizernovellen und die Erzählung des Wahnsinnigen von der rothen Maus gehalten. Selbst die Novelle „Blasirt“, aus Berlins Gegenwart, so gewagt sie auch in manchen Punkten erscheint, regt das Interesse an, ohne es zu überspannen. Das ganze Büchlein sei Freunden leichter und unterhaltender Lektüre bestens empfohlen.

3. *Mexicanische Typen und Skizzen.* Von H. v. W. Berlin, Sante. 1870. 8. 20 Ngr.

Der Autor, ein Oesterreicher von Geburt, der die mexicanischen Feldzüge des letzten Decenniums zum großen Theil mitgemacht hat, weiß aus eigener Anschauung sehr hübsch zu erzählen. Es ist das Erzählertalent guter Reisebeschreiber, das uns aus diesen spannenden Blättern entgegentritt. Die Frische der Anschauung, die wohlthuende Sicherheit, mit welcher der Verfasser Land und Leute in wenigen Strichen zu skizziren versteht, berührt sehr angenehm. An Spannung, an schriftstellerischen Effecten und etwas greller Farbengebung ist in diesen Schilderungen eines entschieden verkommenen Volks kein Mangel: immerfort weiß der anonyme Autor das rege Interesse des Lesers wach zu erhalten, ohne zu hyperromanhaften Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Die Wahrheit verschweigt er nie, selbst wenn sie auf Kosten seiner eigenen Partei gesagt werden muß. So kommt die Kaiserin Charlotte in der „Audienz bei der Kaiserin Charlotte von Mexico“ nicht sehr glimpflich weg. Unter den Schilderungen mexicanischen Volkslebens heben wir „Eine Tertulia“ (etwa ein Tanzkränzchen), „Das Guadeloupefest in Mexico“ und „Ein Tag in Veracruz“ besonders hervor. Sehr lebensvolle und farbenreiche Beschreibung mexicanischer Charaktere enthält das Kapitel „Ein Jaguar und zwei Wölfe“, komisch-tragische Erlebnisse das humorvolle „Diligence-Abenteuer“. Suarez erscheint übrigens auch in diesen Typen und Skizzen im günstigsten Licht: es scheint, daß selbst die gegnerische Partei diesem Typus des echten Republikaners nicht den Ruf eines Ehrenmanns verkümmern möchte.

4. *Conversations-Lexikon des Witzes, Humors und der Satire.* Herausgegeben von einer Gesellschaft Humoristen. Erster bis dritter Band. Altona, Verlags-Bureau. 1869—70. 8. In Heften zu 5 Ngr.

5. *Parodien und Travestien zum Vortrag in fröhlichen Kreisen.* Fünf Hefte. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 16. 25 Ngr.

Die Idee eines humoristischen Conversations-Lexikons, die in vorliegendem Werk zu realisiren begonnen ist, muß entschieden als praktisch und annehmlich bezeichnet werden. Es fehlt dem Deutschen noch an jeder Fixirung, an jedem lexikalisch-geordneten Compendium humoristischen Materials, das ebenso gut einer Sammlung und alphabetischen Ordnung bedarf als der Stoff jeder andern Encyclopädie. Mancher Leser dürfte seine anekdotischen Lieblinge, seine Schwänke und Schurken, die er gern weitererzählt und die das Repertoire seines reproductiven Humors bilden, in einer derartig geordneten Encyclopädie des Jocus leichter finden; weshalb soll es nicht auch für die kleinen Ableger und Details der großen Humorwerkstätten eine Niederlage geben, in der, wie die Jean Paul'schen Sentenzen, Witz, Laune, Satire, kurz alles, was in das unermessliche Reich des Humors fällt, in alphabetischer Ordnung, gleichsam schabladenartig zu finden ist? Nicht nur für gewisse Possenfabrikanten findet sich hier der ehrwürdige Schwanz der Großväter wie der frivole Witz der leichtfüßigen Enkel vor, damit der Dramatiker der Vorstadt Bühnen ihn seinen Possenfiguren in den Mund legen kann; auch der ernste Leser, der ohne die Absicht, sich an dem geistigen Eigen-

thum zu versündigen, an die Lektüre des Werks geht und willkürlich darin blättert, wird sich durch heilsame Er-schütterung des Zwerchfells reich belohnt finden. Freilich kann die systematische Ordnung solcher Witzlexika nur eine sehr willkürliche sein: den leitenden alphabetischen Gesichtspunkt wird wol dabei meist die Pointe oder ein Wort derselben aus der betreffenden Anekdote abgeben müssen; die wenigsten Bonmots, nicht einmal die Scherzgebichte haben eine Ueberschrift, und nicht alle Anekdoten und Wize haben eine Pointe. Die Auswahl des betreffenden Materials ist eine befriedigende, nur hätte im Hinblick auf den sehr stark werdenden Umfang des Buchs manches Fabe ausge-merzt werden und dafür den reichverseheneu gediegenen Witzmagazinen mehr Inhalt entführt werden können. So ist der „Kladderadatsch“ eine uner-schöpfliche Fundgrube nicht nur für temporären, sondern für bleibenden guten, treffenden Witz; indessen finden wir dieses köstliche Compendium politischer und socialer Satire fast gar nicht angezogen, im Gegentheil scheint uns eine starke Mis-stimmung des „Conversations-Lexikon“ gegen besagtes Wochenblatt vorhanden zu sein. Wenigstens begegnen wir einer sehr gehässigen und witzlosen Satire auf die Unter-nehmer und Mitarbeiter dieses Blattes (so wird z. B. A. Hofmann als Paschmann, Dohm als Kuppel, Kalisch als Davidchen u. s. w. persiflirt), und statt der witz- und humorreichen Artikel von D. Kalisch und H. Löwenstein begegnen wir nur wiederholt den ziemlich platten und breiten Humoresken in Sapphir'scher Manier von L. Kalisch und A. Löwenstein. Die „Fliegenden Blätter“ scheinen mehr benutzt zu sein als das norddeutsche Witzblatt; sehr stark vertreten findet sich der ehemalige Redacteur der „Gerichtszeitung“, Dr. R. Pöffler, mit meist recht gelungenen Szenen aus dem berliner Leben, zumal aus dem Geheimleben des Gerichtssaals. Wenn wir den Heraus-gebern noch reiche Quellen für Materialgewinnung em-pfehlen können, so wären es die Compilationen des neuen „Demokritos“: Weber hat, allerdings in gewisser psycho-logischer Ordnung, eine Menge köstlicher Anekdoten ge-sammelt, zum Theil historischen Ursprungs, von denen es schade wäre, wenn sie nur dem Leser des „Demokritos“ bekannt blieben. Daß eine Quellenangabe bei einem so groß angelegten und umfangreichen Werk, wie das hier besprochene, nicht consequent durchzuführen ist, geben wir gern zu, indessen wäre es, soweit sich, besonders bei größ-ern Artikeln, die Quelle feststellen ließe, immerhin er-wünscht. So begrüßen wir das vorliegende Werk als eine zwar unritische, aber gutgemeinte und jedenfalls sehr reichhaltige Fundgrube encyclopädischen Humors und wünschen dem Unternehmen, daß sein Fortgang der An-lage des Anfangs entspreche und die oben vermischten Hülfquellen und Materialien mehr benutze. Wie breit angelegt das „Conversations-Lexikon“ ist, geht daraus her-vor, daß bis jetzt schon drei Bände vorliegen, deren letzter erst bis zum Wort „Laune“ geht. Jeder Band enthält sechs Hefte, jedes Heft zu fünf Bogen; das ganze Werk wird dreißig Hefte oder fünf Bände enthalten. Uns dünkt jedoch, daß die zweite Hälfte knapper bedacht ist, als die erste, oder wir thun den zwei demnächst erscheinenden Bänden unrecht, die vielleicht stärker sein und etliche Lieferungen mehr enthalten werden als die ersten.

In dem rührigen Verlage dieses „Conversations-Lexikon“ ist gleichzeitig, wie oben angezeigt, eine Sammlung von Parodien und Travestien in fünf Heften erschienen, die bei weitem nicht den Anforderungen entspricht, die man an eine solche Sammlung zu stellen berechtigt ist. Nicht nur, daß die Anzahl der abgedruckten Stücke sehr klein und der Inhalt derselben fast durchweg trivial und witzlos ist, so ist gerade gegenüber der großen Zahl wirklich guter Parodien und Travestien die Ausstellung sehr am Plage, daß der Redacteur dieser Sammlung, wir wissen nicht ob aus Unkenntniß oder aus Absicht, es versäumt hat, eine geschickte Auswahl unter dem sehr reichen parodistischen Material zu treffen. Vielleicht könnte hier das „Conversations-Lexikon“, das mehrere gelungene Parodien aufweist, die sich in der Specialsammlung nicht vorfinden, anshelfen. Dann dürfte auch die Aufnahme eines Contingents von Parodien in süddeutschen Dialecten, deren idiotische Literatur prächtige Proben travestirenden Genres aufweist, durchaus zweckgemäß sein und zu der Mannichfaltigkeit deutscher Mundart, die sich schon schücktern in der beregten Sammlung geltend zu machen sucht, interessante Belege humoristischer Natur geben.

6. Frauenbilder aus Goethe's Leben von Heinrich Reidt. Mit einem Geleitwort von Otto Volger und dem Jugendporträt Goethe's nach einer Radirung Deser's von 1768. Bremen, Kühnmann. 1870. 8. 1 Thlr.

Das Jugendporträt Goethe's nach der Deser'schen Radirung von 1768 schmückt das anspruchlose Buch, das aus Vorträgen, die im frankfurter Goethe-Hause gehalten worden, entstanden ist. Mit liebevollem sorgsamem Fleiß hat Reidt aus „Wahrheit und Dichtung“, zeitgenössischen Quellen und den üblichen Hilfsmitteln die Bilder der anmuthigen Frauen retouchirt, die in Goethe's Leben auf der Bühne und hinter den Coulissen eine mehr oder minder wichtige Rolle gespielt haben. Friederike von Sefenheim, Lotte Buff, Cornelia die geliebte Schwester, Bili Schönmann, Charlotte von Stein, die schöne Mailänderin und Christiane Vulpiaz spiegeln sich in den Vorträgen des Autors. Daß dieser bei der Darstellung Goethe'scher Liebesverhältnisse die zartesten Rücksichten auf seine Hörer, speciell auf das sicher zahlreich versammelte Damenpublikum genommen, leuchtet aus der discreten Behandlung seiner Themata hervor. Daß Minna Herzlieb, der idyllische Epilog zu den Liebesgedichten, die Goethe erlebt, im Reigen jener begünstigten Frauen fehlt, ist ein empfindlicher Mangel: gerade gegenüber dem neuerdings aufgetauchten Streit zwischen Dünker, Stahr und Frommann über jenes Urbild Ottiliens dürfte die Be-

rücksichtigung der lieblichen Jenerserin von hohem Interesse gewesen sein. Das Buch Reidt's wird aber auch ohne jenes Frauenbild aus Goethe's Leben sicher einen weiten Leserkreis finden, und unter diesem wird das schönere Geschlecht vermutlich gern den Offenbarungen lauschen, die des vielgeliebten Dichters Leben über das „ewig Weibliche“ im Menschendasein gibt.

7. Das Volksbuch vom Grafen Bismarck. Herausgegeben von Wolfgang Bernhardt. Dritte Auflage. Berlin, Bergmann. 1870. 8. 10 Ngr.

Von der Hefekiel'schen Apotheose des volksthümlichen Staatsmannes ist das Bernhardt'sche Büchlein himmelweit verschieden. Während dort ein allzu dienstfertiger Biograph aus dem feudalen Lager alles in rosigem Lichte sieht, was den eisernen Grafen betrifft, so steht Bernhardt etwa auf dem Standpunkt der Volkszeitung und weist energisch schon im voraus jede „Verherrlichung des Redacteurs der deutschen Einheit“ zurück. Ihn kümmert die Jugend- und Privatgeschichte Bismarck's, die Hefekiel außerordentlich beschäftigt, gar wenig: nur Thatsächliches von Olmutz bis zum ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes bringt er bei, nicht ohne widerwillige Anerkennung des Großen, was seit 1866 für Deutschland geleistet ist. Indessen kann man, besonders im Hinblick auf die sachliche und genaue Erzählung des Kriegs von 1866, die klar und populär gehalten ist, dem Büchlein das Lob nicht versagen, daß es seinen Zweck, eine übersichtliche Darstellung der Ereignisse der beiden letzten Decennien zu geben, vollständig erfüllt. Die Charakterisirung Bismarck's ist nicht ohne Schärfe, aber mit richtigem Blick und objectiver Beobachtung der Zustände gegeben. Die Zahlen der 1867 neuformirten norddeutschen Bundesarmeen sind auf S. 154 nicht ganz richtig angegeben. Nicht 118 Infanterie-, 76 Cavalerieregimenter und 18 Jägerbataillone, wie allerdings in vielen Angaben zu lesen, sondern 117 Infanterie-, 74 Cavalerieregimenter und 16 Jägerbataillone bilden den bisherigen Bestand der norddeutschen Linie. Den Schlussworten der Schrift wäre im Hinblick auf die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart wol ein bedenkliches Fragezeichen anzuhängen. „Dem freien deutschen Volke“, sagt Bernhardt in Bezug auf den drohenden Krieg, „würde dieser Krieg nicht drohen. Niemals werden wir durch die militärische Einheit zur Freiheit gelangen, der Weg, den wir zu wandeln haben, ist der entgegengesetzte: durch Freiheit zur Einheit.“ Die Geschichte hat bereits in entgegengesetztem Sinne entschieden!

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Der große deutsch-französische Krieg hat, wie auf alle Verhältnisse, so auch auf die deutsche Bühne großen Einfluß ausgeübt. So bewältigende Ereignisse auf dem großen Welttheater mußten die Theilnahme für die weltbedeutenden Dreter in den Hintergrund drängen. Die Bühne bestrebt sich, ausnahmsweise das zu sein, was sie in Wahrheit immer sein sollte — ein Organ des patriotischen, nationalen Geistes, und griff in Eile nach allem, was sich für solche Kundgebungen zu eignen schien.

Die rasch fertige Production der zweiten Bühnen beeilte sich, für die augenblickliche Weltlage rasch Spiegelbilder auf die Bühne zu zaubern. Eine Menge größerer und kleinerer Stücke sproßten wie Pilze nach dem Regen hervor; der Ausmarsch von der Spree nach dem Rhein, die Einquartierungsleiden und -Freuden in Frankreich und andere Begebnisse, wie sie die Zeit mit sich brachte, wurden in erster und heiterer Form, mit und ohne Gesang, als Burlesken, in welche Kampf- und Siegesfanfaren hineintönten, auf die Dreter gebracht. Ein kernhaft

patriotisches Couplet war im Stande einen ganzen Act von matter Situationskomik glorreich zu illustriren.

Die größern Bühnen mußten unter den der National-literatur angehörigen Dramen eine geeignete Auswahl treffen. Zwei dramatische Classiker, Shakespeare und Goethe, boten nichts für die Situation Passendes, wohl aber Schiller, dessen „Wilhelm Tell“ wieder Träger der patriotischen Begeisterung wurde. Auch „Wallenstein's Lager“ empfahl sich durch seinen soldatischen Geist für die Aufführung; man war so sehr von dem Gedanken des Augenblicks erfüllt, daß man an Bühnen ersten Rangs selbst in das Reiterlied Verse einlegte, welche gegen die Turcos und die Soldaten Napoleon's III. gerichtet waren, ohne das Attentat zu erwägen, welches man damit gegen die Einheit des Kunstwerks beging. Auch Lessing's „Mina von Barnhelm“ hatte genug soldatische Anklänge, um einer kriegerisch bewegten Zeit vorgeführt zu werden.

Von spätern Dramen zeigte sich Volter's „Lenore“, die an den ersten norddeutschen Bühnen, in Berlin, Dresden und Leipzig, zur Aufführung kam, als echtes Soldatenstück, welches, frei von jeder politischen Tendenz, die wechselnden Stimmungen eines kriegerisch bewegten Lebens, den frischen Kampfesmut, die Trauer um hingeschiedene Kameraden getreu wiedergab und damit ein lebhaftes Echo weckte. Kleist's „Prinz von Homburg“ erschien mit seinen somnambulen Arabesken und seiner Seelenmalerei, die uns den Haupthelden, einen hochstehenden Offizier, von nervöser Todesfurcht befallen zeigt, wenig danach angethan, die Sympathien des Publikums zu erwerben; seine „Hermannschlacht“, welche neuerdings am münchener Hoftheater mit Erfolg zur Aufführung kam, durfte sich einer lebendigen patriotischen Wirkung erfreuen, obgleich der Charakter Hermann, der deutsche Nationalheld, mehr doppelzähliger Diplomat als glorreicher Kriegsführer ist.

„Ferdinand von Schill“, von dem Herausgeber d. Bl., wurde in Leipzig und Hannover mit Erfolg aufgeführt, obgleich die elegische Grundstimmung jener Epoche zu der siegesfreundigen der Gegenwart in Contrast steht. Bauernfeld's „Deutscher Krieger“ hatte denselben elegischen Grundton, die Klage über Deutschlands Ohnmacht und Zerfall, und berührte überdies durch die Schlusswendung, das Bündniß des deutschen Kriegsobersten mit der geistreichen Französin, eine im Augenblick missionende Seite. Paul Heyse's „Kolberg“ wurde an mehreren Bühnen wieder aufgenommen und wirkte durch die ansprechenden militärischen und bürgerlich-patriotischen Genrebilder. Auch Hermann Schmid's „Eine deutsche Stadt“ kam mehrfach zur Aufführung, ein Schauspiel, dessen Inhalt, die Kostrennung Straßburgs von Deutschland, von lebendigstem Interesse für die Gegenwart war.

Roderich Benedix, unser verdienter Lustspielsdichter, behandelte mehrere patriotische Stoffe aus der Zeit der Befreiungskriege, ohne indeß mit diesen Stücken die Kunde über die deutschen Bühnen zu machen.

Selbstverständlich konnte, namentlich bei der längern Dauer des Kriegs, die Bühne sich nicht auf patriotische Stücke beschränken; sie mußte dem Schaffen deutscher Dichter und auch dem fernern künstlerischen Bedürfniß des Publikums gerecht werden. Das wiener Burgtheater, welches gewissermaßen außerhalb der Schußlinie stand, brachte zwei Trauerspiele: „Graf Horn“ von Joseph Weilen und „Maryna“ von S. Rosenthal, die Dramen zweier Dichter, deren Stücke an der Burg stets mit Sicherheit auf eine Aufführung rechnen dürfen und die zu den Lieblingen des wiener Publikums gehören. Dem „Graf Horn“ von Weilen rühmt die Kritik einen kräftigen, von romantischer Bereschwommenheit freien Stil nach. Das Stück spielt in Paris, zur Zeit der Regentenschaft und des Lam'schen Finanzschwindsels, und entrollt das Bild einer Epoche, welche mit der Gegenwart und namentlich mit wiener Zuständen eine frappante Aehnlichkeit hat. Weilen hat auf den Rath der Kritik gehört und ein Thema gewählt, welches nicht in der grauen Urzeit spielt, sondern der Gegenwart ans Herz greift. Das Trauerspiel von Rosenthal spielt in der Zeit der „falschen

Demetrius“, die Heldin ist aus Schiller, Hebbel und Laube wohlbekannt; ihr ferneres tragisches Geschick und ihre Beziehungen zu einem neuen falschen Demetrius bilden den Inhalt des Stückes, dessen letzter Act, eine Katastrophe in Flammen, von dem Dichter nach der Aufführung abgeändert wurde.

Adolf Wilbrandt's „Graf von Hammerstein“ und B. Scholz' „Maske für Maske“, welche wir in dieser Nummer unserer Bl. oben besprochen haben, kamen ebenfalls vielfach auf deutschen Bühnen zur Aufführung. Von Lustspielen hat R. Benedix' „Weden muß man“ in Leipzig und München nicht durchgegriffen, während Ludwig Rosen, Otto Girndt u. a. fortgesetzt, eine etwas ledere Richtung des Conversationsstücks mit tumultuarischen heitern Verwickelungen zu pflegen.

Bibliographie.

Abani, C., Im Lager der Franzosen. Briefe eines Augenzeugen über den Krieg in Frankreich 1870. 1ste und 2te Lief. Leipzig, Prochaska. 1870. Gr. 8. 5 Rgr.

Bacmeister, A., Germanistische Kleinigkeiten. — Alte Familiennamen. — Das Fremdwort im Deutschen. — Stab oder Meter? — Stenotelegraphie. — Deutsche Schlect- und Rechtschreibung. — Der Ursprung der deutschen Sprache. Stuttgart, Kröner. 1870. Gr. 8. 20 Rgr.

Bernard, L. G. v., und D. M. Mohl, Die glorreiche Zeit während des deutschen Nationalkrieges gegen Frankreich im Jahre 1870. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 12 1/2 Rgr.

Broffe, J., Gesammelte dramatische Werke. 7 Bde. Leipzig, Wever. 1870. 8. 20 Rgr.

Dempe, J. Ritter v., Der Schwur. Historisch-romantisches Schauspiel. Graz, Moser. 1870. 8. 10 Rgr.

Heßlein, B., Der-rotte Husar oder das Geheiß von St. Helena. Historischer Roman aus dem Kampfe der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit gegen Frankreich's Uebermuth. 1ste bis 6te Lief. Berlin, Koeppen. 1870. Gr. 8. 2 Rgr.

Hildebrandt-Richter, A. M., Ueber Wappen und Banner des deutschen Reiches. Berlin, Richter u. Köhler. 1870. Gr. 8. 10 Rgr.

Hofker, C., Land und See. Novellen. 2 Bde. Dresden, Erewnbi. 8. 3 Thlr.

Huber, J., Die Lehre Darwins kritisch betrachtet. München, Lentner. 8. 1 Thlr. 2 Rgr.

Huppe, S. C., Das sociale Deficit von Berlin in seinem Hauptbestandtheil. Berlin, Guttentag. 1870. Gr. 8. 6 Rgr.

Hurrah, Germania! Deutsche Kriegs-Lieder und Gedichte 1870. Kist. 1870. 16. 3 Rgr.

Jäffing, A., Lieder eines Zwanzigjährigen. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 1 Thlr.

Kahl, J. G., Island, Amerika und das neue Völkchen in Bremen. Eine Reise. Dorpat, Gläser. 1870. Gr. 8. 8 Rgr.

Kradolfer, J., Zwingli in Marburg. Zur Beaufhebung des Unterschiedes von zwinglischer und lutherischer Reformation dargestellt. Berlin, Deibel. 1870. 8. 12 Rgr.

Karara, Ludwig van Beethoven. Biographische Skizze. Leipzig, Weißbach. 1870. 8. 15 Rgr.

Deutsches Leben in Kampf und Sieg. Bremen, Müller. 1870. Imp.-4. 9 Thlr. 15 Rgr.

Innere's Leben. Heidelberg, C. Mohr. 1870. Gr. 16. 12 Rgr.

Lenz, G., Die alten Reichslände Elsaß und Lothringen und ihre Stellung zum neuen Reiche. Eine Skizze. Greifswald, Vamborg. 1870. Gr. 8. 10 Rgr.

Lübbinghausen-Wolff, C. v., Ideen zu einer Metaphysik der Materie. Dorpat, Gläser. 1870. Gr. 8. 8 Rgr.

Meyenberg, S., Gebenklieber aus dem Kriegs-Jahre 1870. Silberbesheim, Nolte u. Schneibler. 1870. 8. 4 Rgr.

Meyer, G., Elsass und Lothringen. Eine volkswirtschaftliche Studie. Bielefeld, Thieme u. Comp. 1870. 8. 7 1/2 Rgr.

Napoleon's III. verhängnißvollstes Jahr: 1870. Enthüllungen über sein Treiben, seine Politik, seinen Sturz und seinen Verrath an der französischen Nation. Aus dem Französischen des Jean de Ché-I. 1ste Lief. Leipzig, Serbe. 8. 5 Rgr.

Roe, S., Bilder aus Südtirol und von den Ufern des Gardasees. München, Lindner. 8. 1 Thlr. 18 Rgr.

Ramenz, R., Lebenswege. Roman in 3 Bdn. Dresden, Erewnbi. 8. 4 Thlr. 15 Rgr.

Rampier, A., Klänge aus Natur und Liebe. Gedichte. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 1 Thlr. 7 1/2 Rgr.

Ruprecht, S., Unter dem Laubbaum. Weihnachtsmärchen. Berlin, Deibel. 1870. 16. 10 Rgr.

Sander, F., Bier Lüge in Weß während und nach der Uebergabe. Vortrag. Darmen, Langewiesche. 1870. Gr. 8. 5 Rgr.

Schramm, S., König Johann von Sachsen. Leipzig, Köhler. 1870. Gr. 16. 7 1/2 Rgr.

Sichter, A., Gedichte. Glas, Sauer. Br. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Shakespeare, W., Romeo und Julie. Drama. Ins Deutsche übertragen von C. G. F. Wien, B. Braumüller. 1870. 16. 1 Thlr.

Stord, F., Gedichte. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 1 Thlr. 15 Rgr.

Strauß, B. v., Das Pfarramt. Die Ehepaare. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 1870. 8. 12 Rgr.

Tennison, A., Königshilfen. Deutsch von S. H. Feldmann. Hamburg, Gröning. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Rgr.

Annzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. C. Hippig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Dollert.

Neue Serie. Fünfter Band. Viertes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Die Gaunerfreige des Fürsten Obelinski aus Petersburg in der Schweiz. (1868—1869.) — Heinrich Wilhelm Künschner, der Mörder des Kaufmanns Carl August Martert. (Leipzig. 1866.) — Die Hexe von Montauban. (1867—1869.)

Als „Fürst Obelinski“ und unter verschiedenen andern Namen brandschätzte ein frecher Betrüger, Israel Gurin aus Rußland, die Badeorte in der Schweiz, bis ihm nach manchem glücklichen Wurf endlich das Handwerk gelegt wurde. In dem Proceß gegen den Mörder Künschner in Leipzig liegt ein juristisch höchst interessanter Indicienbeweis vor. Die „Hexe von Montauban“ endlich bildet ein entsetzliches französisches Seitenstück zu der „Engelmacherin“, jener neuesten cause célèbre der englischen Criminaljustiz.

Mit diesem Hefte schließt der Neuen Serie fünfter Band. Derselbe ist auch als Ein Band zum Preise von 2 Thlr. zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Russlands Machtstellung in Asien.

Eine historisch-politische Studie

von

Hermann Vámbéry,

ord. Professor der orientalischen Sprachen an der königl. Universität zu Pest.

8. Geh. 15 Ngr.

Durch die Gortschakoff'sche Note über den Pariser Vertrag von 1856 ist das Verhältnis Russlands zum Orient wieder eine brennende Tagesfrage geworden. Mit Dank wird man daher gerade jetzt die vorliegende Schrift von Vámbéry, dem gründlichen Kenner der europäisch-asiatischen Grenzlande, entgegennehmen, welche den gegenwärtigen in Europa fast unbekanntem Thatbestand in das rechte Licht setzt und zugleich dringend auf die vom Osten her drohenden Gefahren aufmerksam macht.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sprachvergleichende Studien

mit besonderer Berücksichtigung der indochinesischen Sprachen

von

Dr. Adolf Bastian.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neue Werk des berühmten Ethnographen und Sprachforschers enthält, nebst einer allgemeinen sehr interessanten Einleitung, die folgenden vier Kapitel: I. Das Flüssige schriftloser Sprachen, ihre Wechsel und Mischungen; II. Das Birmanische; III. Das Siamesische; IV. Die Sprachgestaltung. Eine ausserordentliche Fülle neuen werthvollen Stoffes wird darin für die Wissenschaft zu Tage gefördert und in anregender Weise dargeboten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts und Studien.

von

Rudolf Gottschall.

Erster und zweiter Band.

Literarische Charakterköpfe.

Zwei Theile.

8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt:

Erster Theil. Byron und die Gegenwart. — Victor Hugo als Lyriker. — Friedrich Rückert. — Heinrich Heine nach neuen Quellen. — Friedrich Hebbel. — Charles Sealsfeld. — Adalbert Stifter.

Zweiter Theil. Hermann Ringg. — Robert Hamerling. — Wilhelm Jordan. — Albert Lindner und der Schillerpreis. — Das Leben Jesu in den Darstellungen von Reuan, Strauß und Schenkel. — Ferdinand Lassalle. — Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie. — Ein Philosoph des Unbewußten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von K. F. W. Wander.

Erster und zweiter Band. (A—Lehren.)

4. Jeder Band geh. 10 Thlr., geb. 10 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieses Werk ist die vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörtersammlungen; die Zahl der in den vorliegenden zwei Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellenangaben versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 120000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, in welchem die Anschauungen, Ansichten, Urtheile, Irrthümer und Erfahrungen, Rechtsgrundsätze, Klugheits- und Weisheits-, Glaubens- und Sittenlehren der frühern Geschlechter aller Bildungsschichten und Berufsclassen sich abspiegeln, und das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Die Fortsetzung des Werks erscheint in regelmässiger, ununterbrochener Folge (wie bisher in Lieferungen zu 20 Ngr.).

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Paris als Waffenplatz.

Plan von Paris und seinen Festungswerken.

Preis 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Soeben erschien ein neuer verbesserter Abdruck dieses bereits in mehr als 90000 Exemplaren verbreiteten Plans, der das genaueste Bild von Paris und seiner Umgebung gewährt, besonders aber die Lage der Forts und die Umfassungsmauer der Stadt aufs anschaulichste darstellt. Zum Verständniss der Depeschen über die Belagerung und Beschliessung von Paris ist das werthvolle, äusserst billige Blatt nicht zu entbehren.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 5. — 80 —

26. Januar 1871.

Inhalt: Neue dramatische Literatur. Von Rudolf Gottschall. (Fortsetzung.) — Militärischer Blüchertisch. Von Karl Gustav von Berned. — Von der Ewigen Stadt. Von Otto Speyer. — Feuilleton. (Die Grillparzer-Feier in Wien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue dramatische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

4. Danton und Robespierre. Tragödie in fünf Aufzügen von Robert Hamerling. Hamburg, S. F. Richter. 1871. 8. 1 Thlr.

„Die öffentliche Bühnenaufführung dieses Werks ist von seiten des Autors nicht gestattet.“ Diese Verwahrung steht an der Spitze des Werks und wird von dem Autor in dem Vorwort in folgender Weise gerechtfertigt:

Sie entsprang der erst nach Vollendung des Werks dem Autor in voller Klarheit sich aufdrängenden Ueberzeugung, daß bei den eigenthümlichen Verhältnissen des deutschen Theaters, bei dem Umstande namentlich, daß die größern Bühnen Deutschlands höfliche Institute sind, die einen revolutionären Stoff wie den hier behandelten von vornherein ausschließen, nur solche Bühnen damit einen Versuch machen könnten, bei welchen er entschieden misslingen mußte. Zu groß ist die Anzahl der in diesem Stücke auf tretenden Personen, zu beträchtlich des Werkes Umfang selbst, von welchem ohne bedeutende Schwächung der Gesamtwirkung nichts preisgegeben werden kann.

Hamerling's Dichtung gehört der von uns so bezeichneten genialen Kraftdramatik an, obgleich der Dichter dagegen protestirt, „dem romantischen Kraftstil, dessen beständiges Muster in den barock-genialen Revolutionscenen Büchner's vorliegt, die Naturwahrheit des Ausdrucks und der Charaktere geopfert zu haben“. In den Büchner'schen Skizzen fehlt indeß diese Naturwahrheit keineswegs; sie hat oft eine unnachahmliche Schlagkraft, doch ebenso oft ist sie mit grellem Eynismus auf die Spitze gestellt.

Hamerling's Tragödie fordert indeß weniger zum Vergleich mit dem Büchner'schen Drama als mit dem „Robespierre“ Griepenkerl's auf. Beiden ist gemeinsam das Diosturenpaar der Revolutionshelden; sie haben etwas Doppeltöpfiges, wodurch die Einheit des Dramas bedroht wird. Danton verschwindet in beiden Stücken nach dem dritten Act; Robespierre ist also der eigentliche Held, dem zu Liebe die Tragödie noch zwei Acte ansetzt.

1871. 5.

Die Gefahr aber liegt darin, daß Danton bei weitem dramatischer ist als Robespierre und namentlich bei einer Aufführung den Charakter des Advocaten von Arras unbedingt in den Schatten stellen würde.

Der Robespierre Hamerling's ist indeß in den letzten Acten viel bedeutender als derjenige Griepenkerl's, welcher seinen Helden zuletzt in den Königsgräbern von Saint-Denis in elegisch schwächlichen Betrachtungen sich ergehen läßt und den Nerv des geschichtlichen Charakters in bedenklicher Weise gefährdet. Auch hat Griepenkerl unterlassen, den 9. Thermidor und die entscheidende Conventsscene, die Peripetie in der Tragödie „Robespierre“, auf die Bühne zu bringen, vielleicht aus Rücksicht auf die Schwierigkeiten theatralischer Inszenirung. Hamerling scheute diese Schwierigkeiten um so weniger, als er ja von Haus aus auf die Aufführung des Stücks verzichtete.

Der Unterzeichnete hat in seinem Jugendwerke, der Tragödie „Maximilian Robespierre“, sich mehr beschränken zu müssen geglaubt, er läßt das Stück erst nach Danton's Tod beginnen, sodas der äußere und innere Kampf des Helden um die Dictatur den einheitlichen Conflict bildet. Auch er hat die Peripetie der Conventsscene nicht beiseitegelassen, nur hat er sie nach den Regeln dramatischer Architektur in den vierten Act verlegt, während Hamerling sie in den fünften rückt, in den Act der Katastrophe, welche dadurch zu massenhaft und vielgliederig wird.

Die Conventsscene vom 9. Thermidor ist so durchaus dramatisch, daß die im „Moniteur“ mitgetheilten Nebenkaum noch dichterischer Ausschmückung bedürfen; sie haben eine Schlagkraft, die durch Umschreibungen nur abgeschwächt werden kann. Bei Hamerling erscheint uns die Scene etwas zu sehr auseinandergefertigt; am auffallendsten aber ist es wol, daß sich der Dichter solche die Situation erschöpfende geschichtliche Schlagwörter, wie: „Das Blut

Daß dir ein Schauer über'n Rücken läuft —
 Und fängt dann gar der Winkel seines Mundes
 Zu zucken an, und ruft er bitterlich
 In seiner scharfen, schneidigen Manier:
 „Du armes Volk!“ und „Eugendhaftes Volk!“
 Da packt dich was im Herzen wie ein Krampf:
 Du legst die Hand ans Messer, wenn du eins
 Verbirgst an deiner Brust, und möchtest gern
 Dich vor ihm niederwerfen und ihn fragen,
 Wen du zuerst von den verfluchten Feinden
 Der Republik damit durchstoßen sollst.
 Zuweilen aber schweigt er wochenlang
 Und läßt die andern reden. Es geschähe
 Viel Dinge noch, von welchen man nicht weiß,
 Ob sie ihm lieb sind oder leid. Zuweilen
 Lavirt er bloß und wartet auf den Wind.

Hier könnte man annehmen, daß die Bedeutung der Stelle durch den Vers gehoben werden soll. Wenn aber bei dem Fest der Göttin der Vernunft Camille in einem langen Prosalog auf die Frage Danton's, wie es in Notre-Dame ausseht, in Versen antwortet:

Wie in einer Taberne. —

's ist ein Geruch darin
 Von Heringen und von gebrannten Wassern.
 Die Sausculotten tanzen mit den Jungfern
 Als wahre Ohnehosen — nackt die Brust,
 Die Strümpfe niederhängend, Pfeif' im Munde.
 Das Innere des Doms ist angekleidet
 Mit Grün und sieht wie eine ländliche
 Weinwirtschaft aus am Sonntag Nachmittag.
 Getränke, Würstchen und Pastetchen sind,
 Und was man sonst noch wünschen mag, zu haben,
 Aus Kelchen trinkt man Branntwein, und verschlingt
 Aus Opferschalen weiße Maccaroni —

so begreift man in der That nicht, was hier der rhythmisch getragene Ton soll zur Verherrlichung der Heringe und Würstchen, und man kommt zur Ueberzeugung, daß der Dichter überhaupt dann Verse macht, wenn sie ihm zufällig in die Feder fließen.

5. Wullenweber. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Strzel. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser der „Gräfin“ hat sich bereits in diesem ersten Drama als ein mit so martigem Pinsel schaffender Dichter bewährt, daß wir auf jedes neue Werk seiner Muse mit vollem Recht gespannt sind. In der „Gräfin“ hatte die Handlung einen mehr landschaftlichen als großen geschichtlichen Hintergrund; es war deutsches Leben, aber auf provinziellem Boden, wo sich in engem Kreise die Gegensätze feudaler Adels Herrschaft und energisch durchgreifender Landesherrschaft befanden. „Wullenweber“ ist ein Stoff mit weit größern Perspektiven; er vertritt das patricische Bürgerthum der großen deutschen Handelsstädte, die Macht der deutschen Hansa, welche Königen das Gesetz gibt, einen der ruhmvollsten Factoren in der deutschen Geschichte. Daß deutsche Städte solche Uebergriffe in die Thronstreitigkeiten des skandinavischen Nordens wagen, daß sie auf eigene Hand „große Politik“ treiben konnten in einer Zeit, wo die reformatorischen Bewegungen Deutschland spalteten: das zeugt von der unerhörten Fülle deutschen Lebens, dessen Seitensprosslinge selbst nach stolzer Machtentwicklung strebten. Wullenweber erscheint als Vertreter der hanseatischen Glorie und in seiner Ueberstürzung und zu weit

greifenden Kühnheit als tragischer Held, welchem die Nemesis auf dem Fuße folgte.

Weniger günstig liegt der Stoff für die dramatische Technik: er fällt räumlich zu sehr auseinander; die dramatische Gegenbewegung knüpft sich an zu verschiedenartige Charaktere, an bunt zusammengewürfelte Gruppen; es greifen gegen den Schluß hin fremde Elemente in die Handlung ein, welche früher außerhalb derselben standen — und so droht der Stoff für die dramatische Behandlung sich in eine Historie zu verwandeln, wie dies auch bei Gunglow's „Wullenweber“ namentlich im letzten Acte der Fall ist.

Der Hauptvorzug des Kruse'schen Dramas besteht in einer martigen Charakteristik, wie wir sie von dem Dichter der „Gräfin“ erwarten dürfen. Die Helden des Stückes sind keine Puppen, denen Zettel aus dem Munde hängen, sie haben Fleisch und Blut; es sind keine Automaten, denen der Dichter ein Räderwerk eingefügt hat, sie haben selbständige Bewegung von innen heraus. Auch sehen wir sie lebhaftig vor uns stehen; der Dichter versäumt nicht, sie durch den Mund dritter Personen so anschaulich wie möglich darzustellen. Als Wullenweber auf dem Markt erscheint, um vor dem Volke zu sprechen, unterhalten sich der Cardinal Campeggio und der Bischof von Lübeck über ihn:

Cardinal Campeggio.

Der große Demagoge?

Bischof.

Ja, er selbst.

Cardinal Campeggio.

Ein echter Deutscher! Welch ein schöner Kopf!
 Doch dacht' ich mir ihn anders.

Bischof.

Und wie denn?

Cardinal Campeggio.

Er blickt so milde, und die Weltgeschichte
 Arbeitet nur mit eifernem Geräth.

Dem Kaiser Karl schildert ihn mit gleicher lebensfrischer Porträtmalerei der Cardinal:

Kaiser Karl.

Erzählet von dem Wunderkind der Zeit.
 Wer ist der Wullenweber?

Cardinal Campeggio.

Sire, ein Schwärmer!

Kaiser Karl.

Berebt?

Cardinal Campeggio.

Er führt den Donnerkeil im Munde.

Kaiser Karl.

Wie steht er aus?

Cardinal Campeggio.

Klug, sanft und in sich brütend,
 Das Haar ist goldbroth, wie man Heil'ge malt,
 Die Haut höchst weiß und zart und frauenhaft;
 Doch wenn er sich erhitzt, was bald geschähe,
 Sieht über ihn sich lichter Purpur aus,
 Der Nebelschleier sinkt von seinen Augen,
 Die wie Saphire strahlen, und er steht
 Kühn da und göttergleich wie Phaethon,
 Indem er mit dem ersten Geißelschlag
 Die Sonnenrosse in die Lüfte trieb.

Kaiser Karl.

Was will er?

Cardinal Campeggio.

Sire, den Norden umgestalten.

Mit gleicher Lebendigkeit wird uns in dieser Scene Kaiser Karl vorgeführt. Hermann von Wünnies sagt von ihm:

Wie geblickt

Der Kaiser geht! Wie leichenbläß er ist!
Das ist der große Karl der Fünfte! Gott!

Diese Schilderung ergänzt der Kaiser durch seine eigenen Geständnisse:

Granvella.

Die Zeit wird kommen,

Wo die Papiere mit der Unterschrift
Des Kaisers mehr in beiden Welten gelten
Als Perus Minen und Solkondas Schätze.

Kaiser Karl.

O, eitle Hoffnungen! Gottlob, ich bin
Von dieser Würde wenigstens befreit.
Nein, täuscht euch nicht: ich bin der letzte Cäsar.

Cardinal Campeggio.

Durchlauchtigster —

Kaiser Karl.

Ich bin ein Pilgrim, müde,
Wie jener, der mit goldner Pilgertasche
Auf seinem Stuhl zu Aachen eingesent.
O Atlas, lehne deine Schulter mir:
Die Last der Welt wird, fühl' ich, mir zu schwer.

Granvella.

O Herr, Ihr seid noch jung!

Kaiser Karl.

Was nennst du jung?

Das Alter zählet nicht nach Jahren, Freund!
Ich ward bereits mit siebzehn Jahren alt,
Als, ach, ich herrschen mußte! Sorgen ist
Der Fürsten Erbtheil. Doch vergeblich sorgen —
Die Krankheit auch, die in den Gliedern reißt,
Macht mich zum Greise. Eitelkeit der Welt,
Sieh her auf mich, den Spiegel deiner Thorheit!
Hier dieser ist das Haupt der Christenheit
Und der beneidete der Sterblichen!

Cardinal Campeggio.

Mein hoher Herr, betrüget Euch nicht selbst;
Ihr möchtet doch mit keinem andern tauschen.

Kaiser Karl.

Doch, Cardinal! Mit jedem armen Mönch.
(Er entfernt sich langsam, auf seinen Stab gestützt.)

Cardinal Campeggio.

Da wankt es hin, das alte deutsche Reich,
Frisk und lebendig führt sich der hanseatische Held,
der Grobschmied Markus Meyer, in die Handlung ein:

Wullenweber. Ein Ritter (ganz geharnischt, mit goldener Kette um den Hals, tritt ein und bleibt mit niedergeschlagenem Wirt vor ihm stehen).

Wullenweber.

Bist du es?

Markus Meyer (den Helmschutz aufschlagend).

Ja.

Verzbruder, sei gegrüßt!

Wullenweber.

Mein Markus Meyer!

(Sie umarmen sich.)

So gab der Ocean dich lebend wieder,
Der sonst nur Todte an das Ufer speit?

Wir glaubten längst, du lägst am Grund der See,
Die Deinen um dich her.

Markus Meyer.

Mein lieber Freund,

Ich wäre bald zum Himmel aufgeflogen.
An einen Amsterdamer hatt' ich mich,
Ein großes Schiff aus Indien, gemacht,
Und schon geworfen war die Enterbrücke;
Da löst er alle Stüke noch auf uns,
Und wie verzweifelt sehten dir die Kerle.
Kostbarer schien die Ladung als das Leben
Dem zähen Krämervolk. Urpöthlich seh'
Ich hinter mir mein Schiff in Flammen stehn!
Die Lohe klettert rascher als der beste
Matrose schon das Takelwerk hinauf.
Nie sah ich Schöneres in meinem Leben!
Ein wahres Feuerschiff! Die andern gaffen,
Ich spring' ins Meer, und hinter mir sogleich
Fliegt auch die ganze Wirthschaft in den Himmel.

Wullenweber.

Du wurdest aufgefischt?

Markus Meyer.

Natürlich, Freund!

Ich bin der Sohn des Glücks. Fast thut's mir leid,
Die Himmelfahrt nicht mitgemacht zu haben;
Denn wenn mit Pulver nicht hinaufgesprengt,
Kommt Markus Meyer schwerlich in den Himmel.

Der tolle seemännische Humor des süßlichen Stadthauptmanns tritt in den Scenen, wo er den Mitterstolz des Bürgers gegenüber den Feldherrngelüsten des stolzen Grafen Christian von Oldenburg herauskehrt, sowie in den Ehestands-scenen mit der Bürgermeisterwitwe Frau Lunte recht drastisch hervor. Die letztere ist überhaupt eine köstliche, mit fastigem, realistischem Humor gezeichnete Gestalt, wenngleich ihre Bedeutung nur die einer genre-bildlichen Episode sein kann. Von den andern Charakteren ist namentlich Lambert von Dahlen, der Vertreter des Junkerthums und der gegen Wullenweber gerichteten Gegenbewegung, die sonst eine Menge gesonderter Gruppen umfaßt, aber in diesem Charakter sich einigermaßen concentrirt, mit feiner Pinselführung abschattirt.

Ein anmuthiges Frauenbild ist Margaretha, die viel-ummorbene Schwester Wullenweber's, welche mit begeisterter Zuneigung ihrem Bruder treu bleibt, sodas dieser im Scherz sagen kann, er sei mit ihr verheirathet. Auch alle andern Figuren, der intrigante Doctor Oldendorp, der hochfahrende oldenburger Graf, die Herzoge von Holstein und Braunschweig, die Rathsherrn, Bischöfe u. s. f., sind mit jener scharf markirenden Charakteristik gezeichnet, welche durch wenige Züge ein sprechendes Bild hinstellt. Der Lakonismus, der auf den dramatischen Kern geht, schroff, knorrig, markig, überflüssige Verästelungen meidend, ist die eigentliche Seele dieses Dramas und bestimmt auch die Diction, die in einzelnen oratorischen und humoristischen Ergüssen sich freier und schwunghafter bewegt, sonst aber der knappsten Beschränkung und Prägnanz huldigt. In der That war auch eine oft an die Skizze streifende Fassung unerläßlich, um die weitausgreifende Handlung zu bewältigen.

Die politische Exposition des ersten Actes zeigt uns Lübeck im Kampf mit Holland, die versprochene dänische Hilfe, welche Wullenweber in Kopenhagen nachsuchte, aus Scheingründen versagt, und den Volksmann bestrebt

den Krieg auch nach Dänemark zu tragen, indem Lübeck die Sache des gefangenen Königs Christian zu der seinen macht. In der Rathsverammlung intrigirt die Gegenpartei, Geistliche, Bischöfe und Senatoren, gegen den vielwagenden Volksmann. Man beschließt, den Plan des schlauen italienischen Cardinals auszuführen: zwei der Angeesehensten des Raths sollen, als könnten sie des Pöbels Herrschaft nicht länger ertragen, aus der Stadt flüchten, sich beim Kaiser beschweren und ein Restitutionsedict erwirken, das die Zuwiderhandelnden mit der Reichsacht bedrohe.

Der zweite Act führt uns in Wullenweber's Häuslichkeit; wir lernen seine zartstänige Schwester Margaretha kennen, welche dem zurückgekehrten Markus Meyer einen Korb gibt. Wullenweber erhält in ihm einen Felzhauptmann, gleichzeitig aber meldet sich Graf Christoph von Oldenburg. Der Act schließt mit Unruhen, welche in Lübeck ausbrechen in Folge der Flucht der angesehensten Räte.

Im dritten Act treten die Zwistigkeiten zwischen Graf Christoph und Markus Meyer um die oberste Feldherrnstelle in den Vordergrund. Dann folgen: Verhandlungen mit Herzog Christian von Holstein; die scenisch glänzend arrangirte Abfahrt der Flotte, bei welcher Wullenweber als Admiral die schwunghafte, von hanseatischer und deutscher Glorie durchleuchtete Kriegsrrede hält; die Scenen bei Kaiser Karl, in denen Restitution und Reichsacht erwirkt wird.

Zwischen dem dritten und vierten Act hat sich viel begeben. Wullenweber hat Kopenhagen erobert, den Sund, Seeland und Schonen. Inzwischen hat die Gegenbewegung in der Vaterstadt Fuß gefaßt; doch sie zerplittert sich in verschiedene Gruppen, sodaß namentlich in diesem Act die Energie der dramatischen Handlung gefährdet wird. Hierzu kommt kurz gegen den Schluß eine als Genrebild vortreffliche Scene zwischen Markus Meyer und Frau Lunte, die aber das Interesse von dem hauptsächlichsten Fortgang der Handlung ablenkt. Wullenweber wird in Bezug auf die Friedensbedingungen von dem Rath desavouirt. Seine weitem Plane knüpfen sich an den Herzog Albrecht von Mecklenburg — und mit diesem blickt in den Rahmen des Stücks eine Zahl von Charakteren, welche eigentlich außerhalb desselben stehen.

Diese neuen Bekanntschaften im letzten Act, dem Act der Katastrophe, der Gefangennehmung Wullenweber's, wie z. B. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der bis dahin in dem Stücke nicht vorkam, machen den Eindruck einer allzu großen Ausweitung, welche das Drama in die Historie hinüberführt. Freilich, die Größe des Helden tritt gerade im letzten Act, in seinem Proceß bedeutsam hervor; wie in Stein gegraben tönen seine Reden:

Triumph! Des Treibers Stecken ist zerbrochen!
Entgangen bin ich meinen Feinden! Frei!
Nicht mehr mit Lebenshoffnung, Todesfurcht,
Nicht mehr mit allen Marterinstrumenten
Vermögen sie mich armen Mann zu foltern.
Jetzt bin ich wieder jener, der ich war,
Lübeck, der freien Reichsstadt, Haupt und Herzog,
Der Ruhm der Stadt, der Schrecken ihrer Feinde.
Der Kaiser und die Könige Europas

Beschiden mich, um meine Freundschaft bühnend;
Den Städten an der See gebiete ich;
Hier diese königliche Rechte winkt,
Und Flotten segeln, Heere rücken vor!
Mein ist die Däsee! Dänemark, erobert,
Liegt mir zu Füßen! Mir gehorcht der Norden!
Die Wahrheit kann ich reden, und ich will's!

Indes vertruget der große geschichtliche Stoff keine enger zusammenhaltende Fassung, und die Freunde des Shakespeare'schen Historienstils werden unsern Tadel keinesfalls gerechtfertigt finden. Wir aber gehören zu den Dramaturgen der stricten Obervanz, welche meinen, daß die Spannung von der Bühne herab nur durch eine von Anfang an geschlossene, nirgends episch abschweifende Handlung festgehalten werden könne.

Jedenfalls enthält das Stück Scenen von großer dramatischer Energie und glänzendem Geist. Die Fehler sind Fehler des Stoffs, die Vorzüge Vorzüge des Dichters.

6. Der letzte Bürgermeister von Strasburg. Vaterländisches Drama in fünf Acten. Mit einem Epilog aus der Gegenwart. Von Karl Biebermann. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 20 Ngr.

Zwei dramatisirte Bürgermeister von zwei namhaften Redacturen politischer Zeitungen! Der Stoff des Biebermann'schen Dramas ist ein sehr zeitgemäßer, derselbe, den Schmid in seinem Schauspiel: „Strasburg, eine deutsche Stadt“, behandelt hat, die Wegnahme Strasburgs durch die Franzosen; er hat vor dem „Wullenweber“ die größere Concentration in Bezug auf Zeit und Ort und auf eine von Anfang an im gleichen Kreise sich abspielende Handlung voraus. Die Behandlung von seiten des Dichters ist correct und regelrecht, sowol was die Anlage als was die sprachliche und dramatische Ausführung betrifft. Jene markige Charakteristik, welche in Krufe's „Wullenweber“ herrscht und die zugleich eine Fülle lebensvoller Gestaltung und frischen Humors einbindet, würden wir freilich in dem Drama Biebermann's vergeblich suchen. Das dramatische Colorit ist etwas blaß; den Conflicten fehlt tragische Energie, und nur der Geist des Patriotismus, welcher das ganze Werk durchdringt, erhebt sich an einzelnen Stellen zu höherm Schwung, wie in der Schlußrede des Bürgermeisters Dieblich nach der Eroberung Strasburgs:

Ihr aber höret an mein letztes Wort
Gleich dem Vermächtniß eines Sterbenden! —
Es kommen schwere Zeiten über Strasburg,
Wie über Deutschland, doch sie werden enden;
Mir sagt's mein Geist. Dereinst erscheint der Tag,
Wo Deutschland sich erhebt vom tiefen Falle.
Wenn erst das Volk in eigener Kraft sich regt,
Wenn erst der Bürger sich mit vollem Herzen
Anschließt ans Ganze, wenn gering und vornehm
Den gleichen Tod fürs Vaterland nicht scheun —
Dann schickt uns Gott wol einen Fürsten auch,
Der diese Schmach, die jetzt uns knirschen macht,
Von uns hinwegnimmt, jenen stolzen Adler,
Den heut wir vor den Pflügen sinken sahn,
In neuem Glanz zur Sonne fliegen läßt.
Und wenn sich Deutschland jetzt vor Frankreich bengt,
Die Zeit wird kommen, wo ein frank'scher Herrscher
In seinem Schloß am fernem Seestrand
Vor Deutschlands junger Heldekraft erzittert.
Drum haltet fest an deutscher Sitt' und Sprache,
An eurer Väter Glauben haltet fest!

Das andre haben wir nicht retten können,
Dies kann uns niemand rauben. Bleibet Deutsche
In eures Herzens stillen Heiligthum!
Und lehre jeder seine Kinder auch,
Und seine Kindeskinde, auszuharren,
Auf daß, wenn einst der Tag der Freiheit kommt,
Auch die verlorren Söhne wiederkehren
Mit alter Treu ins alte Vaterhaus!

An unsere theilnehmende Empfindung wendet sich vorzugsweise jener innere Conflict in der strasburger Bürgerschaft, welchem der Syndikus Obrecht zum Opfer fällt. Dieser wird zum Tode verurtheilt, weil er sich mit den Franzosen in Verhandlungen eingelassen hat. Der Sohn Obrecht's liebt die Tochter des Bürgermeisters, welcher der Rathsherrung präsidiert, die den Syndikus zum Tode verurtheilt. Doch diesem Conflict ist dadurch die Spitze abgebrochen, daß der Bürgermeister zu Gunsten des angeklagten Fremdes in die Schranken tritt. Wir meinen, der Dichter hätte das Stück wirksamer gestaltet, wenn die Schuld des Obrecht eine so einleuchtende gewesen wäre, daß auch sein Freund Dieblich ihn verurtheilen mußte. Das Drama verlangt die straffte Spannung der Gegensätze. Durch solche Fassung wäre der Held selbst in einen tragischen Conflict zwischen der Freundschaft und dem Gesetz gerathen, und wenn er das Todesurtheil sprach, erschiene er als ein unbeuglicher Held des Letztern. Jetzt wird er einfach überstimmt, was für einen dramatischen Helden immer sein Bedenken hat. Die Haupthandlung geht gleichsam ohne, ja gegen ihn ihren Weg. Die wohlmeinende Gesinnung, welche alle Hauptcharaktere des Dramas befeuert, bietet für den Mangel jener tiefen Schattengebung und schärfern Spannung nicht ausreichenden Ersatz.

Das Stück ist vor längerer Zeit gedichtet, mit den Ereignissen der Gegenwart wird es durch einen, von der Ger-

mania gesprochenen schwunghaften Epilog in unmittelbare Beziehung gesetzt. Wir theilen die erste Hälfte desselben mit:

Er ist gerächt! Und ich auch bin gerächt
Für all den blut'gen Schimpf, den ich so lange
Von dieser Welschen Uebermuth erlitt.
Dab' ich doch tief im Staub gebeugt getrauert,
Den schamerfüllten Blick zur Erde senkend,
Mit mehr denn zweimalhundertjähr'ger Schmach
Mein Haupt bedeckt; zerrissen mein Gewand,
Zerstückelt meine Rüstung, meine Krone
Von diesem schönen Edelstein entblößt!
So oft von meines deutschen Schwarzwalde Höhen
Ich der Vogesen blaue Häupter dämmern,
Des Münsters Prachtbau sah zum Himmel ragen,
Schnitt in die Seele mir der tiefe Schmerz,
Daß meiner Ströme stolzefer, der Rhein,
Nicht, wie vordem, an seinen beiden Ufern
Nur deutsches Land in seinem Lauf begrünzte;
Daß meines deutschen Meisters Erwin Kunst
Des luft'gen Franzmanns Blick ergötzen mußte.
Nun aber ist geendet diese Schmach!
Gekommen ist der Tag, wo sich mein Volk
Aus tiefem Fall erhob zu neuer Größe
Durch eigne Kraft und stark in Einigkeit! —
In hellen Scharen zogen Deutschlands Stämme,
Von Nord und Süd, vom Elb- und Hartrand,
Mit Fahnenwehu und lust'gem Hörnerklang
All' all' zum Rhein, all' üben Rhein hinüber,
Und unter ihrem ehrnen Siegerschritt
Weit hin erdröhnend bebte Frankreichs Boden.
Da fehlt kein Volk und keines Landes Fürst
Im heil'gen Krieg um Deutschlands Ehr' und Freiheit.
Und kühn voran den kampfesunth'gen Scharen
Auf hohem Rosse stürmt der Königsreits,
In dem der alten Kaiser Helbenkraft,
Des alten Reiches Glanz sich will erneuen.

Das Drama trägt durchweg den Stempel eines feingebildeten und edelgestimmten Geistes.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Militärischer Büchertisch.

1. Der deutsche Krieg von 1866. Von L. Fontane. Erster Band. Der Feldzug in Böhmen und Mähren. Erster Halbband. Bis Königgrätz. Mit 7 Porträts, 164 in den Text gedruckten Abbildungen und Plänen in Holzschnitt. Berlin, v. Deder. 1870. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben von dem Verfasser, der sich früher schon durch seine Dichtungen und interessanten Schilderungen von Land und Leuten der Mark Brandenburg einen geschätzten Namen gemacht hat, in d. Bl. bereits ein Werk über den schleswig-holsteinischen Krieg von 1864 mit der Anerkennung besprochen, die es verdient. Jetzt liegt ein solches über den Deutschen Krieg von 1866, wenigstens im ersten Bande vor, und ein drittes, das den Krieg gegen Frankreich behandelt, wird unzweifelhaft folgen, denn der Dichter ist selbst auf den Kriegsschauplatz gegangen, um Studien aus eigener Anschauung zu machen. Leider ist er dabei in französische Gefangenschaft gerathen und sollte anfangs als Spion vor ein Kriegsgericht gestellt werden, doch hat man davon Abstand genommen der gefangene Dichter ist inzwischen wieder ausgewechselt worden.

Betrachten wir sein zweites Kriegsgeschichtliches Werk, so finden wir in ihm alle die Vorzüge wieder, die wir

schon an dem ersten gerühmt haben. Vom rein militärischen Standpunkt ist gegen Form und Fassung manches eingewendet worden, wir meinen aber, daß gerade dadurch, daß der Verfasser eine andere Darstellungsweise als die streng militärische, die nur zu leicht überaus trocken wird, in seinem Werke gewählt hat, dasselbe dem allgemeinen Leserkreise um so lieber sein wird. Eins nur wird dem größeren Publikum minder angenehm sein, der hohe Preis des umfangreichen Werks. Dafür ist es aber so splendid ausgestattet und so reich und trefflich illustriert, wie kaum eine andere neuere Erscheinung der Presse. Es ist mit Recht als ein typographisches Prachtwerk angeklündigt worden.

Nach dem Prospect soll der erste Band den „Feldzug in Böhmen und Mähren“ enthalten, doch liegt uns der zweite Halbband („Königgrätz. Bis vor Wien“ noch nicht vor. *) Im zweiten Bande, mit welchem das Werk schließt, wird der Mainfeldzug enthalten sein. Derselbe wird auch die Abbildungen aller Denkmäler der Gefallenen, nebst be-

*) Es ist jetzt eingegangen und wird in der nächsten militärischen Revue mit besprochen werden.
D. Reb.

schreibendem Text, als Anhang bringen. Sämmtliche Illustrationen — der Prospect berechnet ihre Zahl auf 480 — sind von dem rühmlichst bekannten Geschichtsmaler Ludwig Burger entworfen und gezeichnet.

Der erste Halbband ist 57 $\frac{1}{2}$ Bogen in Veriton-Octav stark. Als Titelbild schmückt ihn das wohlgetroffene Porträt König Wilhelm's, wie sich überhaupt die Bildnisse, welche in dem Werke vorhanden sind, durch große Aehnlichkeit auszeichnen; wir kennen die meisten dargestellten Persönlichkeiten und können es bezeugen. Aufmerksam machen wollen wir aber auch gleich auf die vortrefflichen Initialen der einzelnen Abschnitte, die der Künstler nach geistvollen Conceptionen so genial ausgeführt hat; darin ist er Meister. Wie schön ist gleich die erste, eine Illustration des Anfangsazes: „Der Frieden von 1864 gebar den Krieg von 1866“, und seiner weitern Ausführung, daß der gemeinschaftliche Besitz von Schleswig-Holstein die Keime eines beinahe unausbleiblichen Conflicts enthielt. In der Einleitung, welche die bekannten Thatsachen möglichst objectiv erzählt, verdient der Abschnitt, welcher die Ueberschrift trägt: „Wessen ist die Schuld?“ besondere Beachtung; es wird darin ausgeführt, daß die Haltung von Oesterreich und Preußen gegen den Bund, gegen den sie beide unrecht hatten, nicht zum Kriege geführt, sondern daß wir die Schuld des zwischen den Condominios von Schleswig-Holstein ausbrechenden Conflicts einfach bei dem zu suchen haben, der, auf dem Boden des Wiener Vertrags stehend, seine Befugnisse überschritt und den Mitbesitzer schädigte. Oesterreich hat diese Beschuldigung freilich zurückgewiesen, aber die Vorgänge in Holstein können doch nicht geleugnet werden. Am Schlusse der Einleitung heißt es: „Die Bundesabstimmung vom 14. Juni, wie folgenschwer immer, schuf nicht den Krieg, sie gab einer vorhandenen Situation nur den Abschluß. Sie zeigte einfach, wer für uns und wer gegen uns war, sie entschied über die Allianzen der Mittel- und Kleinstaaten, und sie entleibete den Bund, indem er formale Fehler beging, seines formalen Rechts gegen uns.“

Der erste Hauptabschnitt ist betitelt: „Oesterreich und Preußen rüsten“, der zweite: „Die Occupation von Sachsen und die Manifeste.“ Letztere bieten einen interessanten Vergleich mit denen, welche der Krieg von 1870 hervorrief. Die Occupation von Hannover und Hessen ist dem zweiten Theile, welcher den Krieg im westlichen Deutschland darstellen wird, vorbehalten. Im dritten Hauptabschnitt: „Böhmen und das Pfergebiet; die Kriegspläne“, lesen wir eine gute Schilderung des „alten Schlach- tengrundes zwischen Preußen und Oesterreich“, Böhmens, in dessen östlichem Theile zunächst der Kriegsschauplatz von 1866 sein sollte. Der Besprechung des preussischen Plans geht eine Biographie seines Urhebers, des Generals von Moltke, voraus. Ueber seinen Geburtsort sind neuerdings Controversen entstanden; der General scherzte nach dem Kriege gegen uns darüber: „Man wird es am Ende mit mir machen wie mit Homer.“ Er nannte uns damals ganz entschieden das Rittergut Gnewitz als seinen Geburtsort; die Stadt Parchim, welche diese Ehre für sich in Anspruch nimmt, beruft sich auf eine Inschrift von ihm, möglich, daß er selbst durch irgendein kirchencleisches Document jetzt erst erfahren, wo er eigentlich

geboren ist, während er bisher das Gut seiner Aeltern, wo er seine ganze Kindheit verlebte, als seinen Geburtsort angesehen hat. *) Der preussische Kriegsplan ist von Neidern und Feinden, auch von strategischen Dogmatikern (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1868) angefochten worden. Wir verweisen zur gerechten Würdigung desselben auf das Urtheil von „competenter Seite“, das der Verfasser unsers Werks mittheilt und das wir auch zu dem unserigen machen. Dem österreichischen Operationsplane steht als Initial bedeutungsvoll ein behelmtetes Haupt mit dem Finger auf dem Munde voran. „Benedek's geheimnißvoller Plan“ ist ja seitdem sprichwörtlich und jetzt wieder auf Bazaine angewendet worden.

Der folgende Hauptabschnitt geht zu den Kriegereignissen über und enthält den Feldzug im Pfergebiet bis Gitschin. In diesem wie in den folgenden Abschnitten wird eine Fülle von Einzelheiten erzählt, die man in officiellen und kürzer gefaßten Werken nicht findet; Mittheilungen von Kampfgenossen sind aufgenommen und dienen dazu, die Darstellung anschaulicher zu machen; kleine eingedruckte Situationskärtchen, Bilder von Land und Leuten werden dem Leser sehr willkommen sein.

Im nächsten Abschnitt: „Die zweite Armee bis zur Oberelbe“, ist eine Uebersicht der Kriegslage vorangestellt von dem Augenblick an, wo die Offensivstie feststand. Bis zum 14. Juni war die Defensivstie der strategische Gedanke gewesen, bestimmt durch die Politik. Erst die Bundesabstimmung, welche Preußen von allen andern Rücksichten als der der Selbsterhaltung entband, gab der Strategie die volle Freiheit; und sie ergriff sofort die Offensivstie. Am 25. Juni stand auch die Armee des Kronprinzen zum Einmarsch in Böhmen bereit, nur das sechste Corps (Mutius) blieb in Oberschlesien zurück. Wir lesen hier auch Ausführlicheres als sonstwo über die beiden Landesvertheidigungs-Detachements Knobelsdorff und Graf Stolberg, von welchem letztern ein Theil am 27. Juni das Gefecht bei Dswieczym oder Aufschwitz hatte. Die Gefechte und Treffen der zweiten Armee in Böhmen sind mit Beachtung auch der österreichischen Darstellung erzählt; der Verfasser sucht dabei nach Möglichkeit einen unparteiischen Standpunkt zu bewahren. Ueber einige Punkte, z. B. über das Cavaleriegefecht bei Nachod, gehen freilich die gegenseitigen Berichte sehr weit auseinander. Beim Treffen von Trautenau wird auch die Theilnahme der Einwohner besprochen, welche früher leidenschaftlich, mit haarsträubenden Geschichten behauptet worden ist. Daß die Bürgerschaft und ihre Vertretung von dem ihr angeschuldigten Verrathe freizusprechen ist, steht nun wol ebenso fest, als daß einzelne Einwohner aus den Häusern auf die Preußen geschossen haben. Das wiederholt sich überall und hat sich neuerdings auch in französischen Städten, die sich ohne jeden Widerstand öffneten, wie Nancy und Rheims, wiederholt.

Der Schlußabschnitt: „Vom 1. bis 3. Juli“, betrachtet die Lage und Stellungen der beiderseitigen Heere in dieser Zeit und schildert mit der Ankunft des Königs Wilhelm in Gitschin den Tag vor der Schlacht: eine sinnige Schlußvignette zeigt die fallenden Würfel.

*) Das Document, wonach Moltke in Parchim geboren wurde, ist aufgefunden. Vgl. „Gartenlaube“, 1871, Nr. 4.

Wir werden uns freuen, die Fortsetzung und den Schluß des interessanten Werks besprechen zu können, und verbürgen schon nach dem ersten Halbband die allgemeinste Anerkennung, welche sowol dem in der Form so frischen und anziehenden, im Stoff so gediegenen Texte, als auch Burger's meisterhaften Illustrationen zutheil werden wird.

2. König Wilhelm und seine Zeit. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung des schleswig-holsteinischen und des siebenjährigen Kriegs. Von Gustav Duade. Anklam, Dieke. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Leben und die Regierung des greisen Monarchen, um dessen Stirn sich noch im höhern Alter frische Lorberkränze schlingen, ist neuerdings in mehreren Werken beschrieben worden; ihnen reiht sich Duade's Schrift durch warme Verehrung für den König und patriotische Gesinnung würdig an. Er hat ein Volksbuch, ähnlich der Ardenholz'schen „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ schreiben wollen, das in schlichten Worten im deutschen Volke nah und fern die Ueberzeugung wecken und befestigen soll, daß Deutschland sein Heil einzig und allein von den Hohenzollern, von Preußen zu erwarten habe. Seit der Verfasser sein Buch schrieb, haben die Ereignisse des Jahres 1870 mächtig zu dieser Ueberzeugung gewirkt. Auf dem Titel hätten wir nur den Ausdruck „siebenjähriger“ Krieg nicht gewünscht, er kam damals, den „siebenjährigen“ überbietend, auf, ist aber doch nur eine Hyperbel, denn nach der Schlacht von Königgrätz ist ja noch Blut geflossen und hat der Krieg noch sieben Wochen länger gedauert.

3. Der Landknechtsobrist Konrat von Bemelberg, der kleine Hef. Großentheils nach archivalischen Quellen und alten Druden geschildert von E. Solger. Nördlingen, Ved. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Eine kleine Schrift fleißiger Forschung, die uns in jene Uebergangsperiode des Kriegswesens führt, in welcher sich für dasselbe eine neue Zeit vorbereitete. Konrat von Bemelberg, genannt der „kleine“ oder „kurze Hef“, im Gegensatz zu dem „langen Hef“ Treusch, seinem Freunde und Kriegsgefährten, war bekannt als Locotentent oder Stellvertreter des berühmten Georg von Frundsberg, des „Landknechtsvaters“, als dieser, bei einem Aufruhr seiner ungeberdigen Kinder vom Schlage halbgelähmt, das Heer auf dem Zuge nach Rom verlassen mußte; die Geschichte hat verzeichnet, daß der „kleine Hef“ beim Sturme der Ewigen Stadt der erste auf der Mauer gewesen. Sein Name kommt noch hier und da vor, im ganzen war er aber so ziemlich der Vergessenheit verfallen. Der Verfasser unserer Schrift hat ihn derselben entrisen und das Lebensbild eines Mannes dargestellt, der, wenn er auch nicht zu den Ersten seiner Zeit gehört, doch in derselben eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, dessen Biographie also einen willkommenen Beitrag zur Geschichte der Kriege Karl's V. liefert. Bemelberg hat als Landknechtsobers in Italien, gegen die Türken, in Frankreich und in Deutschland in dem Württembergischen und Schmallaldischen Kriege gekämpft; er hat mit den bedeutendsten Kriegshelden: Sickingen, Frundsberg, Schertlin von Burtenbach u. a., in Verbindung gestanden, und seine Erfahrungen als Truppenführer in einer „Landknechtsordnung“ niedergelegt, die er, vom Kaiser beauftragt, in den Jahren 1544 und 1545

1871. 5.

unter Mitwirkung seines Freundes, des Grafen Reinhard von Solms, schrieb. Das Manuscript befindet sich zu München in der Hof- und Staatsbibliothek und ist mit Abbildungen aller „Knechte“ (Chargen) geschmückt, deren Ausführung Bemelberg überwachte; auch ließ er einigen derselben Porträtähnlichkeit mit Männern seiner Kampfgenossenschaft geben. Er dringt in dem Werke vorzüglich auf Disciplin, was in der Zeit der zuchtlosen Landknechte bemerkenswerth ist; die Erfahrungen, die er in dieser Beziehung selbst gemacht, und sein Streben, nach Kräften unter seinen Scharen Mannszucht zu halten, haben ihn zu jenen Stellen in seiner „Kriegsordenong“ veranlaßt, von denen der Verfasser unsers Werks einige mittheilt. Bemelberg war auch kaiserlicher Rath und wurde von Karl V. mit wichtigen Sendungen beauftragt, z. B. nach Beendigung des Feldzugs von 1546 in Süddeutschland an den Landgrafen Philipp nach Kassel, um denselben zu erklären, an welche Bedingungen die kaiserliche Beziehung sich knüpfte. Der Landgraf fertigte ihn barsch ab: „Das sei ihm unmöglich!“ worauf Bemelberg erwiderte: „Der Kaiser habe ihm befohlen, zu entgegnen, der Landgraf möge dann den Kaiser für keinen gnädigen seiner Person ansehen.“

Interessant mit Beziehung auf den jetzigen Krieg in Frankreich war es uns, daß Bemelberg 1544 an der Spitze von zehn deutschen Fähnlein Meaux, das 1870 viel genannt worden ist, mit stürmender Hand genommen hat, während der Kaiser bis Soissons vorgebrungen war und so den Frieden erzwang, und daß der kleine Hef später an der erfolglosen Belagerung von Metz, welches damals eben erst dem Deutschen Reiche entrisen worden war, theilgenommen hat. Es ist überhaupt in der Schrift viel Interessantes zu lesen, daher wir sie Geschichtsfreunden empfehlen.

4. Zwölf Jahre Soldatenleben in Indien. Zusammengestellt aus den Briefen des verstorbenen Major W. S. R. Hobson, herausgegeben von seinem Bruder George S. Hobson. Autorisirte Uebersetzung von B. von Wigleben. Leipzig, Kormann. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Um den ausgezeichneten englischen Offizier, dessen kriegerische Laufbahn hier aus seinen eigenen Briefen geschildert ist, deutschen Lesern näher zu bringen, erwähnen wir, daß er es war, der am Schlusse des unglücklichen Aufstandes im englischen Ostindien an der Spitze eines aus Sikhs selbstgebildeten Reitercorps den König von Delhi und seine Söhne gefangen nahm. Der indische Krieg mit seinen Greueln hat seinerzeit in ganz Europa großes Aufsehen erregt; in England wird er unvergessen bleiben, weil er dessen Machtstellung gefährdete, Deutschlands Interesse ist aber seitdem von näherliegenden Ereignissen in Anspruch genommen worden. Doch sind wir mit dem Uebersetzer des vorliegenden Buchs einverstanden, daß es auch bei deutschen Lesern große Theilnahme finden wird. Aus den Briefen, welche Hobson während seiner Dienstzeit in Indien bis zu seinem frühen Tode geschrieben und die sein Bruder gesammelt hat, ist das Buch zusammengestellt worden. Hobson trat als junger Mann von 24 Jahren in den Dienst der Ostindischen Compagnie und reiste im Jahre 1845 nach Ostindien ab, wo er in einem Sepoyregimente bald nach seiner Ankunft

den Feldzug gegen die Sikhs mitmachte. Die Feigheit und Undisciplin der Sepoys bewogen ihn, sich zu einem englischen Regiment versetzen zu lassen. Im October 1846 begleitete er den britischen Agenten, Oberst Lawrence, zu dem Maharadscha von Lahore, der eine Armee versammelt hatte, um den rebellischen Scheich von Kaschmir zu unterwerfen. Wie frisch und lebendig Hobson zu schildern und wie gut er zu charakterisiren weiß, möge nachstehende Stelle beweisen; wir sehen nur nicht ein, warum der Uebersetzer, wie er erklärt, überall die englische Orthographie der indischen Namen beibehalten und nicht die längst angenommene, nach deutschen Lauten berichtigte Schreibweise gewählt hat:

Unser Zelt ist auf dem Gipfel eines kleinen Höhenvorsprungs aufgeschlagen, und unter uns lagern in wunderbar malerischer Unordnung über das Thal und die kleinen treppenartigen Reisfelder zerstreut die vereinigten Kriegsvölker von Lahore und Jummo. Der schwächliche stahlkräftige Sikh mit seinem graulichen Barte und blauen Turban von möglichst geringem Umfange dicht neben dem starkgegliederten Afghanen mit gewaltiger Kopfbedeckung und vielfarbiger Kleidung. Der stolze Brahmin in denselben Gliede mit den leidenschaftlichen „Kindern der Gläubigen“, der kleine thätige Hügelbewohner, der derbe, zwerghafte, plattnasige Sipoorka und der schlantgebaute Hindoo, alle in denselben Zelten zusammengetrieben und gleichmäßig in eine Caricatur der britischen Uniform gekleidet. Der Maharadscha ist ein hübscher, großer, stattlicher Mann, mit einem äußerst ausdrucksvollen Gesicht, angenehmen Manieren und wohlklingendem Organ — überhaupt der lebenswürdigste Aflate, den ich noch gesehen habe — dem Anschein nach der Sanfteste unter den Sanften und der aufrichtigste, wahrheitsliebendste Charakter, den es gibt: in seiner Lebensweise ist er wirklich exemplarisch; aber er ist der pfiffigste Heuchler, den es gibt, scharfsichtig und schlau, von Geiz und Ehrgeiz verzehrt und, wenn er gereizt wird, furchtbar grausam. Seine Neigung, Menschen lebendig zu schinden, ihnen Nasen, Ohren und Hände abzuschneiden u. s. w., scheint nahe an das Unverzeihliche zu streifen. Man beschuldigte ihn, 12000 Menschen geschunden zu haben; er behauptete erzählt, dies sei eine ungeheuerer Verleumdung, da er nur drei abgehäutet habe: später bekannte er sich zu 300. Aber er ist nicht um ein Paar schlechter und in vieler Hinsicht unendlich besser als die meisten der eingeborenen Fürsten.

Hobson wurde in der Zeit des Friedens zu verschiedenen Geschäften verwendet: zu Terrainaufnahmen, zur Prüfung der Steuerlisten und Eingänge, zum Räuberfange, selbst zum Bau eines Asyls für englische Soldatenkinder. Später erhielt er den Befehl über eine Abtheilung Guiden und war mit dieser im Beginne des großen Aufstandes von 1849 thätig. Sein Urtheil über die halben Maßregeln der Regierung ist ebenso scharf als treffend. Natürlich bieten seine Briefe erst von dieser Zeit an ein besonderes Interesse, von den frühern hätte mancher in der deutschen Ausgabe als gleichgültig weggelassen werden können. Für seine „ausgezeichneten Dienste“, die der Generalgouverneur in mehr als einer Depesche gerühmt, wurde Hobson nach der Annexion des Pendschab, das er als Commissar verwaltet hatte, zu den Guiden zurückgeschickt, um Rekruten zu exerciren:

Jetzt bin ich täglich früh und abends auf einem Reine stehend zu sehen, um ihr afghanisches Gemüth von der Wahrscheinlichkeit und Eleganz des Günsmarsches zu überzeugen. Es liegt eine Art erheiternder Abgeschmacktheit darin, vom Minister einer Provinz bis zum Exerciersergeanten herabzustufen. Doch habe ich euch vielleicht mit nächster Post meine Verwandlung in ein neues Thier zu melden.

So geschah es auch. Er wurde als Commissar-Assistent bei der neuen Verwaltungsbehörde angestellt, wäre jedoch lieber im Militärdienst geblieben. Er schrieb seinem Vater:

Ich bekenne, daß ich den militärischen Beruf unendlich vorziehe, obgleich der Civildienst der Weg zu gutem Einkommen ist. Militärischer Rang und Auszeichnung haben mehr Reiz für mich als Rupien, und ich möchte mir lieber meinen Weg zu Ruh und Armuth mit dem Schwerte hauen, als mir den zu Reichthum mit der Feder erschreiben.

Sein Wunsch wurde erfüllt, indem er bald nachher das Commando des Guidencorps erhielt, das 1 Bataillon und 1½ Schwadronen stark war, mit fast despotischer Disciplinargewalt, da er eingeborene Offiziere degradiren und avanciren konnte. Nicht zwei Compagnien von demselben Volkstamme waren dabei, um eine Verschwörung zu verhindern. Er leistete mit seinem Corps wiederum ausgezeichnete Dienste, über welche sein Bruder alle ehrenvollen Berichte mittheilt. Wie klar auch sein politisches Urtheil war, spricht sich in mehr als einem der Briefe aus. So sagt er einmal:

In Indien müssen wir fern bleiben — oder verschlingen. Unsere ganze Geschichte zeigt, daß früher oder später die Verührung mit uns den Untergang bringt. Der Sonnenschein ist nicht verhängnisvoller für den Thautropfen als unsere Allianz für ein asiatisches Königreich.

Hobson's Emporstreigen und Glück hatte ihm aber, wie es in Indien immer geschieht, viele Feinde und Feinde erweckt, welche die Unordnung in seinen Regimentsrechnungen — die sein Vorgänger verschuldet hatte — benutzten, um ihn zur Untersuchung ziehen und von seinem Commando entfernen zu lassen. Er hatte 24 Stunden nachdem er dasselbe erhalten, ohne Uebergabe und Vergleichung der Rechnungen mit seinem Vorgänger, der sogleich nach England abgereist war, zu einem Feldzuge ausrücken müssen; später war es unmöglich gewesen, die Confusion in den Rechnungen vollständig aufzuklären. Zwei Jahre zog sich die Untersuchung hin, ohne daß ihm eine Schuld zu beweisen gewesen wäre; der Ausbruch der Empörung in Mirat, nach welchem fast unmittelbar ganz Indien in Flammen stand, machte dem Proceß ein Ende und führte Hobson an die Spitze seines Corps zurück. Seine Briefe aus dem Feldzuge gegen die Rebellen sind für die Specialgeschichte desselben von Wichtigkeit, wir können hier nicht näher darauf eingehen. Die Insurgenten hatten die Stadt Delhi besetzt und den alten neunzigjährigen König, dessen Söhne dort die Blut- und Greuel-scenen veranlaßt hatten, zum Kaiser von Hindostan ausgerufen. Ein kleines englisches Corps belagerte Delhi; Hobson, welcher aus den Sikhs eine Schar von Reitern ausgehoben hatte, befand sich bei demselben und versah zugleich eine Zeit lang die Generalquartiermeister-Geschäfte, so daß er das ganze Nachrichtenwesen leitete. Ueber die Führer urtheilt er ungünstig: „Diese Leute sind persönlich brav, wie die Löwen, aber ihre Herzen und Köpfe sind nicht stark genug für die Zeit ernster Verantwortlichkeit. Dieses Wort ist der Popanz, welcher alle unsere Maßregeln hemmt.“ Es lagen freilich in Delhi 70—75000 Combattanten, während das britische Belagerungscorps nur 3000 Mann zählte, worunter noch 1500 Eingeborene. In allen Ausfallgefechten aber wurden die Rebellen

geschlagen, und Hobson an der Spitze eines Reiterregiments zeichnete sich besonders aus. Man nannte dasselbe wegen seiner rothen Turbans und Schärpen „die Flamingos“. Bei dem Sturme, der endlich nach eröffneter Bresche erfolgte, konnte die Reiterei natürlich nicht mitwirken, doch nahm Hobson acht Tage später den alten König und seine Favoritgemahlin gefangen und tödtete am folgenden Tage seine beiden Söhne und einen Enkel desselben mit eigener Hand; „jene Vöswichter“, schreibt er, „welche die Abschächtung unserer Frauen und Kinder befohlen und dabei gestanden haben, um dieser schenklischen Barbarei zuzuschauen, ihre Körper liegen jetzt auf demselben Platze, wo die jener unglücklichen Damen ausgestellt waren.“ Mit hundert erlesenen Reitern hatte er sie aus dem Grabmale des Kaisers Humaryun geholt, wo sie mit 6—7000 Bewaffneten eine Zuflucht gesucht hatten; er wollte sie in Delhi hängen lassen, aber ein Befreiungsversuch, der auf die Escorte gemacht wurde, und die Frage: „Wir oder sie“, ließ ihn einen Carabiner ergreifen und „wohlüberlegt einen nach dem andern niederschleusen“. An den weitem Expeditionen nahm Hobson mit seinen Reitern, denen immer mehr Freiwillige zuströmten, einen rühmlichen Antheil, bis er vor Lucknow beim Sturme auf den Palast der Begum, den er ohne persönliche Verpflichtung mitmachte, am 11. März 1858 erschossen wurde, allgemein betrauert in der Armee. Das Buch ist vom deutschen Verleger gut ausgestattet und die Uebersetzung sehr gelungen.

5. Aphorismen über taktische Begebenheiten des Siebenjährigen Krieges von Edmund Hoefler. Würzburg, Stachel. 1869. Gr. 8. 14 Ngr.

Wir haben die im Jahre 1867 erschienene Broschüre des Verfassers: „Zur Taktik der Gegenwart“, mit Interesse gelesen; die jetzt vorliegende bildet eine Fortsetzung und Erweiterung derselben, indem der Autor die Begebenheiten des Siebenjährigen Krieges mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Taktik in Parallele zu setzen und das noch heute Geltende hervorzuheben sucht. Es würde der Verbreitung dieser kleinen Schrift zum Vortheil gereicht ha-

ben, wenn der letztere Zweck auf dem Titel mit einem kurzen Wort bezeichnet worden wäre: das hätte ihm manchen Leser verschafft, der von der Taktik des Siebenjährigen Krieges als einer längst überwundenen nichts mehr hören will und nicht ahnt, welche wichtigen Lehren daraus für die jetzigen Kriegsverhältnisse in der Broschüre, die er unbeachtet läßt, gezogen werden. Der Verfasser sagt sehr richtig, daß es gegenwärtig unter den Taktikern, wie in der Politik, zwei Parteien gibt: eine starr conservative und eine radical fortschrittliche. Wir sind auch darin mit ihm einverstanden, daß nur mit denjenigen Erfahrungen und Grundrissen tabula rasa gemacht werden darf, welche den Erfolgen der jetzigen Waffen nicht mehr entsprechen. Aus diesem Gesichtspunkte sucht er in den Ereignissen des Siebenjährigen Krieges diejenigen Resultate auf, welche auch heute noch in ähnlichen Gefechtslagen sich ergeben müssen, trotz oder zuweilen sogar wegen der verbesserten Feuerwaffen. Zur Beurtheilung der preussischen Kampfweise von 1866 hat er vielfach eine Broschüre: „Taktische Rückblicke“, benutzt; er spricht zwar selbst von Erwiderungen, welche dieselbe auf ihr richtiges Maß zurückgeführt haben, aber die schlagendsten (vom Oberlieutenant Bronsart von Schellendorf) sind seitdem erst erschienen. Für den Verfasser jener Schrift ist vielfach ein hochgestellter Militär gehalten worden, dessen Wort allerdings schwer gewogen hätte, in der That ist es aber nur ein Subalternoffizier gewesen. Die Wahrheiten, welche unleugbar seine Broschüre bei aller Uebertreibung und theilweisen Unrichtigkeit enthält, haben durch diese in der Armee ihren Eindruck verfehlt: die Feinde Preußens natürlich nehmen mit Freuden Act von einem solchen Werke.

Auf die vorliegende Schrift in d. Bl. näher einzugehen, wehrt uns die Bestimmung derselben; wir empfehlen sie jedoch militärischen Lesern, welche darin viele Anregung zum weitem Nachdenken über die wichtigsten Fragen der künftigen Taktik finden werden.

Karl Gustav von Serneck.

Von der Ewigen Stadt.

Mit größerer Spannung als seit langer Zeit sind in unsern Tagen die Augen ganz Europas auf die Metropole der katholischen Christenheit gerichtet. Aber auch schon vor dem 10. December 1869, ehe das wunderbare Schauspiel dort begann, bei dessen Anblick sich die Menschheit des 19. Jahrhunderts verwundert die Augen reibt, um sich zu überzeugen, daß sie nicht träume, schon vor den großen Tagen des October 1870, welche die weltliche Macht des Papstthums zerbrachen, war die Ewige Stadt der Augenpunkt unzähliger sehnsüchtiger Herzen nicht nur im katholischen, sondern auch im protestantischen Lager, und in stets zunehmender Proportion ergießt sich der Strom hyperboräischer Wallfahrer zu ihren mit einem unvergänglichen Nimbus umgebenen Wundern. Ja, wir dürfen dreist behaupten: keine Stadt der Welt übt eine gleiche Anziehungskraft auf Menschen der verschiedenartigsten Richtungen aus, selbst die Welikstadt an der Seine

nicht ausgenommen. Da ist es nun allerdings nicht zu verwundern, wenn in unserm schreibseligen Vaterlande und Jahrhundert auch die Flut der Touristenschriften über Rom immer höher und höher anschwillt, sodaß in der Bezeichnung der „Ewigen Stadt“ dem zu ihrer Lektüre verurtheilten Recensenten wenigstens ein ironischer Doppelsinn verborgen zu liegen scheint. Mit unendlichem Behagen und souveräner Verachtung des Umstandes, daß genau dasselbe schon hundertmal und oft besser und vollständiger von kompetentern Federn beschrieben worden ist, schildert uns jeder Tourist die geschauten Herrlichkeiten, gleichsam als seien sie von ihm neu entdeckt worden, und erzählt uns des Breitere, wie er den „Pater“ angestaunt oder kritisiert, wie er in der Campagna geschwärmt, auf dem Forum philosophirt, in der Palombella Est Est getrunken und schließlich aus der Fontana di Trevi die Birkgschaft der Wiederkehr geschöpft habe. An besonders

und zwingenden Gründen, weshalb er trotz der endlosen Rom-Literatur dem Publikum seine Eindrücke nicht habe vorenthalten dürfen, gebricht es natürlich keinem.

Allerdings ist es richtig, daß sich derselbe Gegenstand in jedem Auge anders spiegelt, und daß die alte Melodie von jedem mit größern oder kleinern Variationen begleitet wird. Insofern können wir diesen Schriften ihre Existenzberechtigung nicht absprechen, wenn sie nur bei wirklich geistvoller Auffassung wesentlich subjectiv gefärbt sind und uns nicht mit der Aufzählung und Beschreibung allbekannter Gegenstände ermüden, zumal wenn ihre Verfasser die eigenen Erlebnisse geschickt mit ihren Schilderungen zu verflechten wissen und neben dem Rom der Kunst und der Vergangenheit zugleich das Rom der lebendigen Gegenwart mit hellem und vorurtheilslosem Blick beobachtet haben.

Von den im Folgenden besprochenen Werken erfüllen wenigstens die von Allmers und Ehler diese Anforderungen in ungewöhnlichem Grade, sie nehmen unter den diesen Gegenstand behandelnden Schriften einen so hohen Rang ein, daß wir es für Pflicht halten, den Leser etwas näher mit ihrem Inhalt bekannt zu machen.

1. Römische Schlenbertage von Hermann Allmers. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Der Verfasser sagt:

In Rom muß man nur schlendern in stiller Freude, betrachten, empfangen und genießen, und vergessen das ferne Weltgetümmel draußen, das Gezänk der Parteien und alle kleinlichen Sorgen des Alltagslebens, die Seele nur geöffnet großartiger Vergangenheit und ewiger Schönheit: das ist die wahre Weise, in der Ewigen Stadt zu leben. In Rom schlendert alles, der Mensch und der Esel, der Heimische und der Ausländer, Hoch und Niedrig, Weltlich und Geistlich, Handel und Wandel, ja die Weltgeschichte selbst schlendert hier seit Jahren ihren Gang ruhig weiter, und nur dann und wann wird ihr wol von außen her ein Ruck oder Stoß verfehlt, wenn sie gar zu sehr in ihrem Schlenbrian hintenan geblieben ist. Und auch ich habe Rom ehrlich durchschlendert, zu allen Stunden, in der Sonnenpracht und Lichtfülle des heitern Tags wie im Mondesglanze der brunnendurchrauschten Nacht, einsam verfunken in ruhigen Träumen und Schauen oder frühlich vereint mit lieben Menschen. Jetzt durchwandere ich sie wieder im Geiste, die alten wohlbelannten Gassen und Plätze, und du, lieber Leser, sollst mit mir wandeln hierhin und dahin und mit mir genießen römische Schlenbertage.

Und es wird den Leser nicht gereuen, Hand in Hand mit dem Verfasser durch die Straßen und ihr eigenartiges Volksleben, zwischen den Ruinen, Kirchen, Gräbern und Bignen von Alt-Rom, durch die Parks der Villen, durch die düstern Irrgänge der Katakomben und die braunen Hügelwellen der Campagna gewandert zu sein. Allmers will weder Kunstkritiken noch archäologische Abhandlungen geben; er macht keinen Anspruch darauf, Neues zu beschreiben oder auch nur das Alte von neuen Gesichtspunkten aus zu beleuchten. Wer aber ein klares und anschauliches Bild römischer Landschaft und römischen Lebens mit echter Naturtreue colorirt und doch wieder so, wie es sich eben in einem verständnißreichen, für alles Schöne empfänglichen Menschengemüthe abspiegelt, in sich aufnehmen, oder wer das Bild, das sich einst in seiner eigenen Seele abgedrückt, mit lebhaften Farben wieder auffrischen will, der wird dies Buch nicht ohne innere Befriedigung aus der Hand legen; der letztere vielleicht mit

einem Seufzer jener Sehnsucht, die er sich einst am Tage des Abschieds aus der Fontana di Trevi getrunken. Gerade das „Heimweh nach Rom“, das aus diesen harmlosen Erinnerungen an glückliche Tage von dem Marschendorf am Schilfumrauschten Weserstrande uns entgegenklingt, gibt der Schrift einen besondern Reiz, den Reiz der Stimmung, durch welche die Bilder, die der Verfasser vor uns vorüberziehen läßt, zu mehr als bloßen Beduten werden. Bildender Künstler und Dichter zugleich, wenn auch vielleicht in beiden nur Dilettant, verbindet Allmers mit einem feinen Gefühl für Natur und Kunst, für das Schöne in der belebten wie in der unbelebten Schöpfung zugleich ein scharfes, klarsichtiges Auge und einen offenen, vorurtheilslosen Sinn für alle Erscheinungen im Reiche der Körper- wie der Geisterwelt. Seine Urtheile sind meist treffend, oft originell; manche feine Bemerkung verkündet den aufmerksamen und geübten Beobachter. So, wenn er die geistige Eigenthümlichkeit der niedern Volksklassen in Italien (wenigstens in Mittel- und Unteritalien) als Knabenhaftigkeit charakterisirt, die Straßenpassion der Italiener der Waldpassion der Deutschen gegenüberstellt, die Entwicklungsgeschichte der italienischen Kunst mit den vier Jahreszeiten vergleicht, die braune Heide seiner Heimat eine ins reifenhaft Nordische übertragene Campagna-Elegie nennt u. a. m.

Das Buch besteht aus Tagebuchblättern und größern unzusammenhängenden Aufsätzen. Als besonders verdienstlich heben wir daraus die klare und übersichtliche, in den meisten derartigen Büchern vermiste Schilderung und Geschichte der Katakomben hervor, bei der nur zu bedauern ist, daß dem Verfasser de Rossi's treffliche „Roma sotteranea“ noch unbekannt war.

Zu einigen Aufsätzen hat der römische Aufenthalt nur die Veranlassung gegeben, während ihr Gegenstand ganz anderer Art ist. So in dem Aufsatz über das Capitol, in dem die gewiß nicht unfruchtbare Idee entwickelt wird, die Kunst in unserm Vaterlande wieder populär zu machen und die mangelnde Wechselwirkung zwischen dem Künstler und dem großen Publikum hervorzurufen durch städtische Kunstgenossenschaften, die sich die Ausschmückung der Heimat durch artistische Denkmäler zum Zweck setzen sollen.

Auch eine Anzahl von Gedichten sind eingestreut, die ebenfalls mit Rom nur in einem sehr mittelbaren Zusammenhang stehen. Sie sind alle originell, zum Theil nicht ohne großen poetischen Werth, oft mit feiner satirischer Pointe, nur größtentheils gar zu langathmig und schwerfällig in der Form.

Bei der Abfassung des letzten Artikels: „Die vergessene Stadt“ (Ninfa am Fuße des Volskergebirgs), scheint ihm Gregorovius' herrliche und eingehende Schilderung dieser wunderbaren, blumenumhüllten Ruinen unbekannt gewesen zu sein.

2. Römische Tage. Von Louis Ehler. Berlin, Guttentag. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nur der Mangel des „Schlenberns“ unterscheidet den Titel des Buchs von dem der vorigen Schrift, wie denn auch der von beiden verarbeitete Stoff wesentlich derselbe ist. Auch zwischen den Verfassern existirt eine gewisse Verwandtschaft; beide zeigen ein inniges Verständniß für

die bildende Kunst, beide sind selbst ausübende Künstler auf einem andern Gebiete: Allmers als Dichter, Ehler als Musiker. Beide haben im wesentlichen die bequeme Form des Tagebuchs beibehalten, um die empfangenen Eindrücke unmittelbar auf den Leser einwirken zu lassen. Aber hier hört die Ähnlichkeit auf: Ehler schlendert nicht durch Rom und die Campagna; ihm ist bei allem Hochgenuß, den er empfindet, das künstlerische Rom ein Gegenstand ernstesten Studiums, ein unvergleichliches Bildungsmittel des Geistes im höchsten Sinne, an dem er auch das große Publikum, dem es versagt ist, die Ewige Stadt selbst zu betreten, nach Kräften durch sein Buch theilnehmen lassen will. Wenn er es als sein Ziel bezeichnet, den poetischen Eindruck Roms zu recht unmittelbarem Ausdruck zu bringen, so ist es doch fast immer nur das künstlerische Rom, das er im Sinne hat. Auch das landschaftliche Element, das Volksleben, die Erscheinungen, die mit Roms Eigenschaft als Hauptstadt des Katholicismus zusammenhängen, werden gelegentlich berührt, aber das erstere nur beiläufig, das letztere stets scharf abweisend. Während Ehler sich über die norddeutsche Kritik sucht mit einschneidendem Tadel ausdrückt und hinzusetzt: „Wir sind Abendmenschen; es ist zu wenig heller Morgen in unserm Blute; in Rom soll man wieder reinen Genuß und Enthusiasmus lernen“, kann er doch selbst der Erscheinung des Papstthums, welches doch wirklich eine magna pars von Rom bildet, nicht nur keinen Geschmack abgewinnen, sondern behandelt dasselbe geradezu mit der größten Geringschätzung. Die gewaltige, noch immer lebendvolle Macht, welche, wie die neueste Zeit wieder schlagend bewiesen hat, dem römischen Katholicismus bis auf den heutigen Tag innewohnt, unterschätzt er durchaus. „Die Symbole sind geliebt; aber der Geist, der diesen kolossalen Organismus einst belebte, ist längst gestorben. Mir ist's als läse ich dies Bewußtsein auf allen Gesichtern, selbst auf dem des Papstes.“... „Die Kirche Roms ist eine alte Kinderfrau, und als solche muß man sie nehmen.“ Das Concil und der gewaltige Einfluß, den die römische Kirche und Curie noch bis in das Herz Deutschlands hin übt, wo sie selbst in Staatsangelegenheiten einer mächtigen, oft übermächtigen Partei das Lösungswort gibt, haben ihn vielleicht schon eines Bessern belehrt.

Im übrigen zeigt der Verfasser einen hellen Blick, eine treffliche Beobachtungsgabe und vor allem in der Kunst ein klares und originelles Urtheil, das sich nicht von traditionellen Auffassungen und Vorurtheilen beherrschen läßt. „Rom sehen, ist wie die Reproduction eines Kunstwerks; man muß etwas Virtuose dazu sein.“ Und diese Virtuosität besitzt der Verfasser in hohem Grade. Er verwahrt sich ausdrücklich gegen jeden Versuch, feindlichen wie freundlichen, seinem Buche in Sachen der Kunst eine kritische Competenz zu vindiciren. In der That läßt er sich nie auf lange Auseinandersetzungen ein; dagegen werden die feinen und scharfsinnigen Bemerkungen, die oft weit von der ausgetretenen Bahn abweichen, auch gewiegten Kunstkennern oft von Interesse sein. So z. B. die kurze Charakteristik der Faun- oder Sathyrstatue in ihrer verschiedenen Auffassung bei den Alten; der Commentar zu den Raffael'schen Fresken in der Farnesina

u. s. w. Dagegen übersteigt seine Begeisterung für Rom selbst und die Koryphäen der bildenden Kunst wie die Meisterwerke der Antike wenigstens im Ausdruck oft alles Maß. Wir gönnen es jedem, für seine Ideale zu schwärmen wie es ihm beliebt; aber auf dem Papiere festgehalten bleibt solche Schwärmerei nicht ohne erkälten den Einfluß auf den Leser. Der vorübergehenden Stimmung des Moments ist hier ein für das Dauernde nicht adäquater Ausdruck gegeben, und es wird so derselbe peinliche Eindruck hervorgerufen, den wir erhalten, wenn eine Thätigkeit, eine Anstrengung, die der Natur der Sache nach nur einen Augenblick dauern kann, durch ein Werk der bildenden Kunst für immer fixirt erscheint. So heißt es beim Eintritt in die Peterskirche: „Schauer der Ehrfurcht schütteln die Seele wie Fieber; ich war nahe daran, in die Knie zu brechen; nur allein, allein in solchem Augenblicke, nichts sagen zu müssen, wenn es wie ein Krampf die Rippen schließt“; oder beim Anblick des belvederischen Apoll: „Ich kann das Maß von Seligkeit, von völligem Rausch nicht beschreiben, das mir das Blut zum Herzen trieb“; oder vor der Juno Ludovisi: „Erste Liebe reicht kaum an die Wonne solchen Glücks.“

Die Ausdrucksweise ist oft noch origineller als die Auffassung selbst: concentrirt, latonisch, oft eine Art Rapidarsstil, dessen aneinandergedrängte Hauptsätze einander zuweilen im Gänsemarsche etwas hart auf die Ferse treten. Die Prägnanz des Ausdrucks in Verbindung mit seiner oft etwas kühnen Bildlichkeit thut zuweilen der Klarheit und Natürlichkeit Abbruch. „Das Leben Michel Angelo's erschien mir wie ein ungeheurer Marmorbruch... Es kommt mir wie eine ungeheuerer Symphonie vor, in welcher die Kreuze der Passion vorgezeichnet sind und die Dämonen das Tempo angeben.“ Ja, er scheint sich in seinen Bildern diesen seinen Heros selbst zum Vorbild genommen zu haben, wenn er z. B. von Anselm Feuerbach sagt, er habe „Nasenflügel“, in denen das Pathos des Bürgengels lauert“. Zuweilen schimmert auch eine gewisse Eitelkeit durch, die einen witzigen oder scharfsinnigen Gedanken, trotzdem er eigentlich in die „Römischen Tage“ durchaus nicht gehört, dem Publikum nicht vorenthalten vermag, wie in den „Gedankenpänen“ oder „Mubeln“ à la Börne und zahlreichen Gesprächen, in denen seine Interlocutoren sehr schlecht wegkommen. Doch nimmt man auch diese hors d'oeuvres gern mit in den Kauf, da sie fast alle pitant, frisch und originell sind, wie wenn er unter anderm von einer singenden Miß sagt, sie habe so viel Stimme gehabt wie etwa Rippe-Detmold in auswärtigen Angelegenheiten, oder die meisten sogenannten gebildeten Leute einen bloßen Nachdruck nennt, „als hätten die Leute sich nicht selbst verfaßt, sondern als wären sie von einem andern geschrieben“. Weniger leicht kann man ihm die Liebhaberei, in fremden Zungen zu reden, verzeihen, zumal er sich dabei schwere Sünden gegen die Orthographie zu Schulden kommen läßt.

Wer Rom aus eigener Anschauung kennt, mag und wird mit dem Verfasser im ganzen wie im einzelnen über vieles zu rechten haben. Seine Anschauung ist eine zu eigenartige und zu apodiktisch im Ausdruck auftretende, als daß sie nicht vielfach zum Widerspruch reizen müßte. Aber niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne

vielfache Anregung dadurch erhalten, ohne manche neue Anschauung daraus gewonnen zu haben. So dürfen wir es sowol denen empfehlen, welche die alte Weltstadt an der Tiber noch in lebendiger Erinnerung tragen, als denen, die sie erst noch zu sehen hoffen, oder, nachdem sie dieser Hoffnung schon entsagt, doch wenigstens im Geiste noch gern, dem alten germanischen Zuge folgend, die besetzte Alpenkette übersteigen.

3. Drei Monate in Rom. Zwei Vorträge, gehalten im literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg von F. Schmeding. Duisburg, Ewich. 1868. 8. 15 Ngr.

Das vorliegende Buch bildet einen noch viel stärkeren Gegensatz zu den „Römischen Schlandertagen“ als das Ehlersche; ja, ein größerer Contrast zwischen zwei Schriften, die denselben Gegenstand behandeln, ist kaum denkbar. Das Verhältniß zwischen beiden gemahnt uns, deductis deducendis, einigermassen an das zwischen den beiden altdeutschen Evangelienharmonien, dem Heland und dem Krist. Dort ein einfaches, aber klares und farbenhelles, möglichst vollständiges Bild der Ewigen Stadt und ihrer Umgebung, das sich in der Seele und den Worten des Verfassers so treu abspiegelt, wie eine Uferlandschaft in einem stillen See; hier die Reflexionen des Autors den objectiven Stoff weithin überwuchernd, ja der letztere eigentlich bloß die materielle Unterlage für die Gedanken des Schriftstellers bildend und ihm die nöthigen Exempel und Beweismittel liefernd.

Als Mentor eines jungen reichen Senfers (des nachmaligen Oberstaatsanwalts Franz Turrettini) nach Italien reisend, sah sich Schmeding in der begünstigten Lage, alle Hilfsmittel benutzen zu können, um die Schätze Roms gründlicher und vollständiger als die große Mehrzahl der Touristen kennen zu lernen; ja es wurde ihm sogar die seltene Günst zu theil, in den Salons einiger Mitglieder der römischen Aristokratie Zutritt zu erlangen. Wir zweifeln nicht — manche Andeutung liefert den Beweis dafür —, daß er diese Günst des Geschicks trefflich benutzte hat. Aber seinen Zuhörern und Lesern kommt wenig davon zugute. Ja wir fürchten sogar, daß, wenn diese beiden Vorträge, zumal der zweite, in derselben Gestalt und Ausdehnung wirklich gehalten worden sind, es den erstern einige Anstrengung gekostet haben muß, die sich unwillkürlich einstellende Thätigkeit ihrer Sahnmuskel im Zaum zu halten. Nicht als ob das, was der Verfasser sagt, im allgemeinen oberflächlich und abgedroschen oder an und für sich langweilig wäre. Aber es fehlt seinen kurzen, fragmentarischen Schilderungen alle und jede Anschaulichkeit und — man fühlt die Absicht und wird verstimmt. Er sagt:

Zu modernen Städten lebt man, um modernes Leben zu sehen und sich an demselben zu betheiligen; man verliert sich in der Welt des Genusses und der Welt der Geschäfte, und will sich darin verlieren; in Rom dagegen tritt die Stadt und das Leben der Gegenwart zurück, und jene idealen Fragen, um derenwillen das Leben lebenswerth ist, treten mit solcher Kraft und Frische an uns heran, daß es dadurch zur interessantesten Stadt der Welt wird.

Das ganze Buch will nun weiterhin gleichsam den Beweis liefern, daß die Ewige Stadt, welche sich bisher nur Historikern, Archäologen, Dogmatikern, Künstlern und Theologen als die ergiebigste Stadt erwiesen habe, erst

dann vollständig erkannt sein werde, wenn ihre Schätze in ähnlicher Weise von der Philosophie ausgebeutet sein würden. In diesem Sinne exemplificirt er mit dem katholischen Rom, um zu zeigen, daß diese Stadt uns die wichtigsten Fragen, die mit der Religion zusammenhängen, entgegenbringe; mit dem antiken, um zu beweisen, daß dasselbe uns auffordere, uns unserer Stellung zum classischen Alterthum bewußt zu werden; mit dem künstlerischen, um das Problem über das Verhältniß der ästhetischen und sittlichen Kräfte im Menschen daran zu knüpfen und über die tiefsten Fragen, die mit der Kunst zusammenhängen, zu raisonniren. Nun braucht man in der That, um alle diese Fragen aufzuwerfen, keineswegs nach Rom zu gehen, und wir fürchten, daß die Anschauung der Ewigen Stadt ihre Lösung nicht sehr erleichtern wird. Der Verfasser selbst thut nichts dazu; er begnügt sich damit, sie zu stellen und anzudeuten, daß er vielfach darüber nachgedacht habe. Vielleicht gibt er uns in einer neuen Schrift die Resultate dieses Nachdenkens; inzwischen besorgen wir, daß seine Zuhörer wie seine Leser eine anschauliche Darstellung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten Roms allen diesen philosophischen Ergüssen vorgezogen haben würden.

Mit den eingestreuten kunsthistorischen Urtheilen des Verfassers mag man im allgemeinen einverstanden sein; seine Schilderungen werden dagegen nur sehr theilweise auf Beifall zu rechnen haben. Wenn er die Zeugnisse des mittelalterlichen Rom deutlicher und ungleich verständlicher findet als die Spuren des Alterthums, so ist dagegen mit Recht die bekannte Thatfache hervorzuheben, daß das Mittelalter kaum in irgendeiner andern Stadt der Halbinsel so zurücktritt wie gerade in Rom, sodas seine Baudentmäler aus dieser Periode — vor allem in Vergleich zu Florenz — an Zahl wie an Werth gleich unbedeutend erscheinen. Was er von den Katakomben sagt, ist sehr oberflächlich und muß in dem Leser eine falsche Vorstellung von denselben erregen. Das eigentliche Volksleben ist nur gegen den Schluß des Buchs flüchtig erwähnt.

Als eine Probe, wie verschieden sich dieselbe Erscheinung in den Köpfen der drei besprochenen Autoren spiegelt und was für entgegengesetzte Urtheile derselbe Gegenstand hervorruft, citiren wir ihre Aeußerungen über den berühmten Chor der sizilianischen Kapelle. Ehlers sagt:

Die unheimliche geschlechtslose Klangfarbe dieser Stimmen raubt dem päpstlichen Chor den letzten Zauber, den die Tradition ihm noch gelassen. Die vorgetragene Musik zeichnete sich ihrem innern Gehalte nach durch eine grauenvolle Monotonie aus, welcher durch eine grelle und barocke Ausführung nachgeholfen werden sollte. Die völlig mittelmäßige Ausführung würde in Hildburghausen oder Gera entschieden Fiasco gemacht haben.

Allmers sagt:

Aber ich muß gestehen, kaum ein einziger Ton drang mir ins Herz, und weit entfernt war der Eindruck von dem des berliner Domchors oder der münchener Hofkapelle. Möchte nun das völlig Neue, Glanzvolle, Ungewöhnliche der ganzen Umgebung daran schuld sein, oder die merkwürdig kalte und oft fast harte Stimmenfärbung, die ganz eigenthümlichen Accorde, Uebergänge und Harmonien, oder die seltsame Art des Vortrags mit ihrer aller und jeder eigenen Theilnahme entbehrenden reinen Objectivität; genug, ich blieb von Anfang bis zu Ende völlig kalt

dabei, so sehr ich auch die hohe Meisterschaft und Präcision des Gesangs ein sah, und wie mir ging es auch meinen Bekannten, die mit mir zum ersten mal die stinische Kapelle hörten. Wir alle vermiften den echten innerlichen Seelenausdruck in diesen Tönen, die eher Instrumenten als einer warmen Menschenbrust zu entfremden schienen. Wohl klangen sie uns stark und rein wie Metall, aber auch herzlos und kalt wie solches.

Bei Schmeding heißt es dagegen:

Denken Sie sich nun in einem solchen Kunstwert (einem Oratorium) die Zugrenztheit des Sinnlichen und Künstlerischen, namentlich des Vocalischen, unendlich verstärkt, Stimmen von unendlicher Klarheit und Lieblichkeit, ein crescendo und decrescendo, wofür die Kehlen unsers Nordens nicht geschaffen sind, Harmonien, so klar und voll und überrascend, Uebergänge, so großartig, gewaltig und doch so einschmeichelnd, wie die bisher von Ihnen gehörte Musik sie nicht kannte; denken Sie kurz den Gesamteindruck des Religiösen fast verschwunden unter dem des Aesthetischen, dann haben Sie die Wirkung des 57. Psalms: der Miserere von Allegri, Palestrina und Montagna.

Die beiden ersten Darstellungen lassen sich zur Noth vereinigen, während Schmeding mit seiner ganz entgegengesetzten Schilderung ziemlich isolirt dastehen dürfte. Der Referent muß sich auch hier wieder vollständig der Allmers'schen Auffassung anschließen.

4. Romfahrt im Sommer 1867. Von J. A. Scheyppach. Augsburg, Franzfelder. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Büchlein enthält auf 46 Seiten den Bericht eines

bairischen Priesters über seine Reise zu den Festen des Centenariums St.-Petri, d. h. der Feier des vor 1800 Jahren, der Tradition zufolge, erfolgten Märtyrertodes des Apostels Petrus, welche in Rom mit höchstem Pompe celebrirt wurde. Die ganze italienische Reise des Autors dauerte, obgleich sie sich bis Neapel erstreckte, wenig über drei Wochen. Er hat sie redlich benutzt, um neben den Kirchenfesten und dem Messelesen noch zu sehen, was sich in so karg zugemessener Zeit sehen ließ. Große Vorstudien zu einer solchen Reise zu machen war ihm am Ende auch nicht zuzumuthen. Rom, seine Kirche und ihr Verhältniß zu Italien betrachtet er natürlich mit dem Auge eines katholischen Priesters, er gehört jedoch nicht eigentlich zu den Ultramontanen vom reinsten Wasser und schüttelt sogar bedenklich den Kopf über die Massenhaftigkeit des geistlichen Elements in der Ewigen Stadt. Das Ganze dürfen wir wol als eine Art Rechenschaftsbericht an seine Vorgesetzten oder seine Öänner ansehen, bei dem der Verfasser kaum an ein größeres Publikum gedacht hat. Und hiermit glauben wir dem harmlosen Schriftchen, das niemand wehe thut, wenn es auch unsere Kenntniß von Rom und Italien eben nicht zu vermehren oder unsere Ansichten über die Verhältnisse jenseit der Alpen zu berichtigen geeignet ist, gerecht geworden zu sein.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Die Grillparzer-Feier in Wien.

Am 14. Januar feierte die Stadt Wien den achtzigjährigen Geburtstag des Dichters Franz Grillparzer, eines der begabtesten Dramatiker unserer nachlassischen Zeit; wir freuen uns, daß Deutschösterreich, frei von den Anstrengungen, Lasten und Kämpfen eines großen Kriegs, Dichterverfeier und so dem stillen Wirken des deutschen Genius huldigt, der sich jetzt in blutigen Schlachten eine Weltstellung erringt. Die ganze wiener Presse brachte größere Artikel zur Würdigung Grillparzer's; der Kaiser schenkte ihm das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens und verlieh ihm eine jährliche Dichterpension von 3000 Gulden; durch das Wirken eines Frauenvereins ist eine Grillparzer-Stiftung zu Stande gebracht worden, zur Förderung der Dichtkunst, über welche dem greisen Dichter die Bestimmung zusteht; im großen Concertsaal des Neuen Musikvereins fand vor einem Publikum von 3000 Personen die eigentliche, musikalisch-declamatorische Festfeier statt, bei welcher Heinrich Laube die Festrede hielt.

Wir schließen uns aufrichtig allen Glückwünschen für den Dichter der „Sappho“ an, welchem die Gunst des Geschicks ein hohes Alter und den Genuß wachsenden Ruhms gewährt. Gleichwol können wir die ästhetischen Tendenzen der Feier nicht billigen, wie sie namentlich mit hoher Ueberschwenglichkeit von dem „Preußen“ Heinrich Laube vertreten wurden. Während die übrigen Artikel der wiener Feuilletons eine gesunde, warme, selbst begeisterte Haltung bewahrten, welcher die deutsche Kritik zustimmen durfte, machte sich schon in dem Feuilletonartikel Laube's eine beifallslästernde Tendenz geltend, in fortwährenden Ausfällen auf die norddeutsche Kritik — und diese Tendenz gipfelte in der Festrede, in welcher Grillparzer als der volle „specifisch österrreichische“ Dichter gefeiert wurde. Wir waren der Ansicht, daß Oesterreich in Grillparzer einen „deutschen“ Dichter feiere. Die Betonung des landschaftlichen Drageschmacks ist eine sehr mißliche Beschränkung des Dichterruhms. Ein specifisch österrreichischer Dichter wird so wenig ein guter deutscher Dichter sein wie ein specifisch preussischer —

alles „Specifische“ ist feind nationaler Kunst. Wenn nun aber gar Laube den „Oesterreicher“ Grillparzer neben den „Schwaben“ Schiller und den „Franken“ Goethe stellt als dritten im Bunde, eine Höhe dichterischer Bedeutung, welche wir ihm nach unserm Maßstab für die Centen ersten Rangs nicht einreichen können: so bleibt er uns doch den Nachweis schuldig, daß Schiller ebenso nur ein „specifischer Schwabe“ und Goethe nur ein „specifischer Franke“ war, und würde durch Vorführung der Schiller'schen Schwabenfreie jedenfalls die Literatur bereichern. Muß es überhaupt die Oesterreicher nicht anwidern, wenn ein preussischer norddeutscher Schriftsteller ihnen so mit dem Beihrauchsaß um die Köpfe schlägt? Doch die Ungeschicklichkeit seiner Verehrer soll dem greisen Dichter nicht seine Lorbern verkümmern; jedenfalls ist er ein hervorragender Vertreter des deutschen Geistes in Oesterreich, das halten wir hoch an ihm, und auf diesen Zusammenhang hinzudeuten war förderlicher, als ihn als Oesterreicher zu isoliren.

Bibliographie.

- Beta, S., Das neue deutsche Reich auf dem Grunde germanischer Natur und Geschichte. Leipzig, C. F. Winter. 8. 8 Ngr.
 Brachvogel, A. C., Glancarth. Roman in 4 Bdn. Hannover, Kämpfer. 8. 6 Thlr.
 Briefe einer Predigerin. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.
 Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. 4ter Bd.: Renaissance und Reformator in Bildung, Kunst und Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
 Düringsfeld, Ida v., u. O. Froh. v. Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch. Branch und Glaube der Hochzeit bei den christlichen Völkern Europa's. Leipzig, Bach. 4. 12 Thlr.
 Gsertz, G., Waldek. Ein Lebensbild. Berlin, A. Marcus. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.
 Gillissen, S., Kriegskimmungen eines Dapfingeblienen. Gedichte. Göttingen, Elffsen. 1870. Gr. 16. 5 Ngr.
 Gub, S. v., Gedichte. Leipzig, Rattkes. 1870. 16. 25 Ngr.
 Faraday, M., Naturgeschichte einer Kerze. Sechs Vorlesungen für die Jugend aus dem Englischen übertragen von F. d. e. Berlin, Oppenheim. 1870. 8. 20 Ngr.
 Fischbach, G., Krieg von 1870. Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Straßburg, Treuttel und Würz. 1870. 8. 20 Ngr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann.
Fünfter Band.

Dichtungen von Hans Sachs.

Zweiter Theil. Sprachgebilde. Herausgegeben von J. Tittmann.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter dem Titel „Sprachgebilde“ gibt dieser Band, im Anschluß an die im vierten Bande enthaltenen „Geistlichen und weltlichen Lieder“, eine wohlgeordnete Sammlung der besten Historien, Schwänke, Fabeln, Sprüche und Gespräche von Hans Sachs, mit Worterklärungen und einer literarhistorischen Einleitung. Der Herausgeber war bestrebt, die reiche Fülle der Stoffe und die Mannichfaltigkeit der didaktischen Richtungen, welche der nürnbergischen Meisterdichter poetisch behandelt hat, in richtiger Auswahl hervortreten zu lassen.

Inhalt des 1.—4. Bandes:

- Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.
Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Erster Theil.
(Nikolaus Manuel. Paul Rebhun. Riehart Kufman. Jakob Funkelin. Sebastian Wild. Petrus Medel.)
Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil.
(Bartholomäus Krüger. Jakob Ayer.)
Dichtungen von Hans Sachs. Erster Theil. Geistliche und weltliche Lieder.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Religion des Geistes.

Religiöse und philosophische Gedichte
von

Melchior Meyr.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Dichtungen des durch seine philosophischen Arbeiten, namentlich aber seine „Erzählungen aus dem Ries“ bekannten Schriftstellers beruhen auf so neuen, eigenthümlichen Anschauungen von dem Verhältniß des Menschen zu Gott und stehen auch in der Form so selbständig da, daß sie nicht verfehlen werden mehr als gewöhnliche Beachtung zu finden. In einer längeren Einleitung entwickelt der Dichter selbst die Ausgangspunkte seines poetischen Schaffens sowie die hohen Ziele, denen er zustrebt.

Ein kompetenter Beurtheiler äußert in einem münchener Blatte über das Buch: „Kein lyrische Klänge der sehnennden, ringenden, im Genuß der Wahrheit beglückten Seele wechseln mit Betrachtungen Gottes, der Natur und Geschichte. Dem Pfaffenhum wie dem geistleugnenden Materialismus tritt der Dichter mit gleicher Entschiedenheit entgegen und erhebt sich und den Leser zu einem Glauben, der sich auf die Wissenschaft und die Lebenserfahrung gründet und in den Wirren und Kämpfen der Zeit die Harmonie der Vollendung läßt. Wir sehen, wie Religion und Freiheit gut zusammengehen, wenn beide echt sind.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbücher der deutschen Sprache für Franzosen.

Ahn, F. Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. 8.

Premier cours. 29^e édition. 8 Ngr.

Second cours. 16^e édition. 10 Ngr.

Troisième cours. 10^e édition. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français. Premier et second cours. 7^e édition. 5 Ngr.

Ahn, F. Grammaire allemande théorique et pratique. 3^e édition. 8. Geh. 24 Ngr.

Ahn, F. L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles. Classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Belloc, L. de. De la formation des mots en allemand. Complément indispensable de toute Grammaire allemande. Geh. 8. 16 Ngr.

Lutgen, B. Dialogues français et allemands, accompagnés d'une traduction interlinéaire, à l'usage des deux nations. 2^e édition, revue et augmentée. 8. Geh. 12 Ngr.

Sesselmann, B. Premier livre de lecture, d'écriture et d'instruction allemande à l'usage de la maison et des écoles. 2^e édition. 8. Geh. 6 Ngr.

Sesselmann, B. Second livre de lecture, de version et d'instruction allemande à l'usage des familles et des écoles françaises pouvant servir de thèmes aux élèves allemands. 2^e édition revue et corrigée. 8. Geh. 12 Ngr.

Deutsch-französische Wörterbücher.

Kaltschmidt, J. H. Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français. — Vollständiges Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Siebente Auflage. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Kaltschmidt, J. H. Dictionnaire Trésor français-allemand et allemand-français. — Praktisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Zweite Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erster Theil: Französisch-deutsch. Geh. 24 Ngr.

Zweiter Theil: Deutsch-französisch. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Zum Gebrauch der drei Nationen. Neunte, vollständig umgearbeitete und verbesserte Auflage. In drei Abtheilungen. 8. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Erste Abtheilung: Français-allemand-anglais.

Zweite Abtheilung: English, German, and French.

Dritte Abtheilung: Deutsch-französisch-englisch.

Vorstehende Lehr- und Wörterbücher, allgemein als vorzüglich anerkannt und zum Theil bereits in zahlreichen Auflagen erschienen, sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 6. —

2. Februar 1871.

Inhalt: Zur Charakteristik Schelling's. Von Alexander Jung. — Neue dramatische Literatur. Von Rudolf Gottschall. (Beischluß.) — Zur Etymologie des Namens Germanen. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Die Benediz-Feyer in Leipzig.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteristik Schelling's.

Aus Schelling's Leben. In Briefen. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 1869—70. Gr. 8. 6 Thlr. 22 Ngr.

Es hat in neuerer Zeit wol nie einen Philosophen gegeben, auf dessen Biographie man mit größerer Spannung hinschauen mußte als auf die Schelling's. Natürlich kann mit dieser Behauptung nur dasjenige Publikum gemeint sein, welches gründlich, vielseitig gebildet genug ist, um zu wissen, was alles sich in dem Namen Schelling vereinigt, welche Wirkung Schelling ausgeübt hat im vorigen wie im laufenden Jahrhundert. Aber etwas anderes kam noch dazu, was die Erwartung bis auf den höchsten Grad steigerte. Schelling, wie früh und jugendlich schnell, mit welchem Feuer der Begeisterung er sich entwickelte, wie ununterbrochen er seinem Genies vertraute und von seiner Mission überzeugt war, Schelling hatte auch wieder die Eigenheit des Zurückhaltens. Er vermochte es über sich, sogar das wieder zurückzunehmen, was bereits im Drucke begriffen, also für die Deffentlichkeit von ihm längst bestimmt war, wie z. B. „Die Weltalter“. Er konnte verheissen, und dennoch lange und mit aller Besonnenheit verweigern. Er konnte, freilich nachdem sein kühnes Vorgehen längst bekannt, sein Ruhm fest begründet war, nachdem er sich die wärmsten, thätigsten Anhänger und Schüler gewonnen hatte, schweigen, eine lange Reihe von Jahren hindurch schweigen, völlig unbekümmert darüber, daß man sagte, er habe sich verfahren, er sei im Begriff sein früheres System zurückzunehmen, für das neue finde er keinen Ausweg. Briefe von Schelling, oder auch nur vereinzelt Mittheilungen aus seinen Briefen, wurden spärlich bekannt; was aber derartiges in die Deffentlichkeit kam, zeigte ihn in voller männlicher Kraft; es war entschieden, ablehnend, bisweilen sogar sehr scharf in der Abweisung, oft höchst bedeutend in aller Kürze des Ausspruchs, überraschend im Ausdruck, stets von allem Hergebrachten abweichend, genial, vornehm-sarcastisch. Von seinen Lebensschicksalen wußte man überaus wenig,

es müßten denn die ehrenvollen Berufungen sein, die er im Laufe der Zeit von verschiedenen Universtitäten her erhielt, mochte er sie annehmen oder nicht. So viel hatte man vielfach erkundet, daß er auf dem Ratheder, Jüngere und Ältere begeistere. Von Besuchern bei Schelling wollte sich auch wenig vernehmen lassen, obgleich es doch die Modernen gern haben, wenn auf dem Wege des Kommens und Gehens, aus dem Zwiegespräche mit Berühmtheiten etwas für ihre Neugier abfällt, da man doch wußte, daß Notabilitäten des In- und Auslandes danach geizten, bei Schelling einen momentanen Zutritt zu erhalten. Schelling, schwer zugänglich, schwieg und schwieg fort. Selbst die Franzosen, die allmählich für deutsche Philosophie ein lebhaftes Interesse gewonnen hatten, zerbrachen sich über Schelling's unerklärliches Gebaren den Kopf und hielten vielfach Umfrage, ob denn kein neues Buch von ihm zu erwarten sei.

Wäre das obenangeführte Werk vor mehrern Jahren erschienen, es hätte ein unglaubliches Aufsehen erregt. Es wird auch gegenwärtig vielen höchst erwünscht kommen, denn diejenigen sind noch immer unter uns zahlreich vertreten, die es ermessen, welche schwerwiegende Bedeutung ein Denker behält, der sein ganzes Leben, unter den größten politischen wie anderweitigen Umwälzungen, der Wissenschaft aller Wissenschaften, der Philosophie gewidmet hat. Und dennoch! Wenn wir die Worte des Titels lesen: „Aus Schelling's Leben“, so fluchen wir mit Recht und sehen unsere gespannteste Erwartung um einiges herabgestimmt. Das kleine Wort „Aus“ bewirkt eine große Enttäuschung. Nun gar noch: „In Briefen!“ Auch das will nicht sonderlich munden, denn in und aus Briefen ein Leben, Schelling's nothdürftig zusammengesetzt zu sehen, will uns nicht entfernt befriedigen; wir halten es weder Schelling's, noch der Nation, noch der civilisirten Welt für würdig. Eine

Biographie Schelling's erwarten wir aus ganzem Stüd, in künstlerischer Fassung und Abgeschlossenheit. Zwar ließ sich bald nach Schelling's Tode verlauten, der Sohn desselben, Dekan Friedrich Schelling, werde eine solche verfassen. Wir hatten über diesen das Rühmlichste gehört. Dennoch, wir gestehen es offen, wünschten wir, und gewiß viele mit uns, das Leben eines Philosophen von solcher Tragweite nicht von einem Theologen, sondern von einem Philosophen geschrieben, aus Gründen, für die hier kein Raum ist. Die Verufensten für eine Biographie Schelling's sind unsers Erachtens Johannes Huber und Hubert Beders, beide in München. Unterdessen müssen wir uns gedulden, bis wir eine vollständige, durch und durch ausgetragene Biographie Schelling's empfangen. Das in Rede stehende Werk enthält nur Fragmente, Vorarbeiten, die sehr dankenswerth sind, aber, wir wiederholen es absichtlich, noch lange nicht genügen, wie denn der Vorredner selbst, G. L. Plitt, Professor der Theologie, das, was er uns bietet, in liebenswürdiger Bescheidenheit „biographische Urkunden“ nennt. Es sind Materialien, die den künftigen Biographen sehr bereichern werden, aber nur relativen Werth in Anspruch nehmen dürfen.

Das Werk beginnt mit dem ebenfalls nur biographischen Fragment von Schelling's Sohne. Dieses gewinnt an Mannichfaltigkeit durch Einflechtung von verschiedenartigen Kleinern und größern Schriften, zum Theil Aufzeichnungen aus der Knaben- und Jünglingsperiode des künftigen Philosophen, zum Theil mit Briefen untermischt. Das biographische Fragment ist eine solide Arbeit, gründlich durchgeführt ohne jede Effecthascherei. Vielleicht wäre hier und da etwas mehr Lebhaftigkeit zu wünschen. Aber man erhält einen überaus klaren Einblick in die Art, wie der junge Schelling seine Zeit wohl benutzte; er zeichnet sich durch gediegenes Fleiß aus, sein Talent macht sich früh bemerkbar, läßt den künftigen Genius ahnen, er beobachtet viel, ergeht sich gern in Beschreibung von Localitäten und Naturgegenständen; er ist ein musterhafter Sohn, ein fleißiger Schüler, der schnell vorwärts rückt, sodaß seine Lehrer durch solche Frühreise fast in Verlegenheit gerathen. Die gelungensten, schätzenswerthesten Partien des Biographiefragments sind unsers Erachtens die, in welchen der Verfasser die ersten Entpuppungen des gewaltigen Genius in den Erstlingsarbeiten seines Vaters nachweist, dessen Verhältnis zu Kant, dessen Beziehung auf Fichte, dessen bereits durchbrechende Selbstständigkeit. Es ist das alles mit so geschickter Hand vom Biographen durchgeführt, daß wir um so mehr bedauern, nicht ein Ganzes vor uns zu haben. Aber auch dem Herausgeber des Werks müssen wir bezeugen, daß er im Spättern in ähnlicher Weise fortfährt, daß er sich streng an die Sache hält, auch nicht ein einziges mal sein subjectiv-theologisches Gutachten abgibt, völlig objectiv darstellt und selbst da, wo nun hintereinander die großen Productionen Schelling's in die Erscheinung treten, vollständig sein Material beherrscht. Auch der minder Unterrichtete erhält durch die vortreffliche Behandlung und Erörterung Plitt's speciellen Einblick in die denkwürdigen Errungenschaften Schelling's, in die kühnen Eroberungen derjenigen Philosophie des ausge-

zeichneten Denkers, die er später als die negative bezeichnete. Wir sehen die Naturphilosophie vor unsern Augen entstehen, das System des transcendentalen Idealismus, wir erfahren es, welche nach allen Seiten hin befruchtenden Ideen der junge Genius auch in seinen Zeitschriften auswirft.

Uebersaus beachtenswerth ist, daß Schelling sich die reichsten positiven Kenntnisse erwirbt, daß er durch philosophische Studien mit Griechen und Römern schon früh vertraut wird, auch den Sprachen des Orients sich zuwendet, daß er anfangs einen Zug zur Theologie verrieth, dann aber, gewiß vielen sehr unerwartet wie ungenehm, mit der Orthodoxie bricht und nun ganz der Philosophie und den Naturwissenschaften obliegt, dabei jedoch nie die Kunst vernachlässigt, im Gegentheil, für diese eine besondere Vorliebe hat. Auch wendet er sich nie vom Leben ab, unterhält vielseitige Verbindungen im unmittelbaren Umgang wie im Briefwechsel, scheint aber stets sehr wählerisch in der Freundschaft gewesen zu sein, gegen Feinde tüchtig gewappnet, in seinem Charakter unbeugsam, immer befähigt die edlern, auserlesenen Geister seiner Zeit herauszuerkennen, sie zu gewinnen, wie sich das an Hülberlin, Hegel, Goethe, Schiller, Steffens u. a. vielfach bewährt.

Um doch eine Stelle aus dem biographischen Bruchstück hier anzuführen, so wählen wir einen Ausspruch Schelling's, der da beweist, daß er bereits über Fichte hinaus war und trotz pantheistischer Anwandlungen, von denen ihn später vor allen Franz von Baader befreite, entschieden auf einen rationalen Theismus zuflueuerte. Er sagt:

Es muß jeder begreifen, daß die Ichheit nicht blos im menschlichen Bewußtsein existirt; denn obgleich Ich, der Mensch, in der ganzen Natur das einzige Wesen bin, welches zu sich sagen kann: Ich bin, so folgt doch nicht daraus, daß ich sagen kann: Ich allein bin. Die Zweideutigkeit liegt darin, daß das Zeitwort sein zu dem Ich in der ersten Person gesetzt ist. Diese Zweideutigkeit verschwindet, wenn man sagt: Ich ist. Denn so das Sein ausgedrückt, ist es wol noch einem andern als dem menschlichen Ich möglich zu sein.

Höchst interessant ist im weitern Schelling's „Aufenthalt in Leipzig“ ein sorgfältig ausgeführter Abschnitt. Schon vorher gewähren uns Briefe von außerordentlichem Gehalt, wie Schelling's überaus lebhaft durchgeführte Tagebücher, die angenehmste Lektüre. Er ist Hofmeister der beiden Barone von Niedesel geworden, die er nach Leipzig führt, um ihre Studien an der Universität zu leiten und selbst Vorlesungen zu hören. Die Hinreise schon ist trefflich beschrieben; für Natur und Gesellschaft hat er das empfänglichste Auge, seine Ueberlegenheit über alles, was sich ihm in aristokratischen wie andern Kreisen kundgibt, tritt in eminenten Weise hervor. Auch ein Abstecher nach Potsdam und Berlin wird gemacht. Ueberall sind die Urtheile aus Schelling's Feder voll Mark und Charakter. Wir befinden uns in den Jahren 1796 und 1797. Der Franzosen wird mehrfach erwähnt. Die Nachwirkungen der Revolution, der Krieg werfen mannichfaltige Schlaglichter auf diese Darstellungen.

Geben wir ein Beispiel, wie scharf er beobachtet:

Raum waren wir abgestiegen, als schon ein Bedienter vom Hrn. Geheimen Rath von Gagert (dem Vormunde der Jünglinge) da war und sich nach unserer Ankunft erkundigte. Wir ließen

uns auf den folgenden Tag die Erlaubniß ausbitten, ihm aufzuwarten. Wir wurden hierauf zum Mittagessen auf den andern Tag gebeten. Der Geheime Rath nahm mich mit sehr vieler Distinction auf. Ich hatte das nicht erwartet, man hatte mir hier gesagt, il a l'orgueil d'un parvenu. Aber mein Aufsatß hatte das bewirkt. Er sagte mir selbst nachher, welche gute Begriffe von mir ihm dieser beigebracht habe. Sonderbar, wie diesen Leuten alles, was geschrieben ist, imponirt. Das kommt daher, weil sie bloß schwagen, aber nicht denken lernen. Ueber Tisch waren wir alle heiter. Ich kühlte mich glücklich auf das heiße Wesen in Heilbronn. Ich hatte etwas Aehnliches erwartet, aber ich sah bald, daß wir bei einem weiland Bürgerlichen — und bei einem ehemaligen Professor in Göttingen zu Tisch seien. Die Frau vom Hause — eine gute, ältliche Dame, die im Reden anßößt, im groben giesner Dialekt spricht und ihre Gasse beinahe zu Tode füttert. Die übrige Gesellschaft — was man Erbärmliches sehen kann. Ich glaube schon öfters bemerkt zu haben, daß angesehene Männer gern in Gesellschaft schwacher, einseitiger, geistloser Leute sind. Sie fürchten ihre bürgerliche Superiorität in freier Unterredung am Tisch und in Gesellschaft nicht behaupten zu können und erlaufen den Triumph ihres Ansehens gern mit der Langenweile und dem Mitleiden, das ihnen solche Creaturen erregen müssen. Sprach über Tisch Se. Excellenz ein Wort, so war alles Ohr, noch sperrten sie dazu Mund und Nase auf, verzogen lächelnd den Mund, und war es gerendigt — respectvoller Beifall, durch eine Verbeugung erklärt! Wie ein sonst vernünftiger und wirklich aufgeklärter Mann sich solchen Creaturen gegenüber superior fühlen kann! Die eine davon war die Figur eines Leibmedicus, die lebendige Aderlaßtafel, die andern zwei Regierungsräthe, von denen einer aussieht wie Freund Lazarus, als er aus dem Schlaf erwachte, der andere kein lautes Wort hervorbringt, endlich der vierte der Dr. Archivath, Rastler der jungen Herren von Kiedeser, ein Wesen, das immer lacht, in seinem Leben wenig Zeit mit Denken verbrochen hat und sich dabei recht geschick und klug fühlt. Alle diese Menschen hatten Hofwegen angeknallt und den unterthänigen Hut unterm Arm.

Einer der Beweggründe, die Schelling gehabt hatte, die Hofmeisterstelle anzunehmen, war, daß sie ihm Aussicht eröffnete, mit seinen Eleven eine Reise nach Frankreich und England zu unternehmen. In Leipzig haben gewiß die Vorlesungen über Physik und Mathematik von Hindenburg großen Einfluß auf unsern biographischen Faden gehabt. Dieser ganze Aufenthalt in Leipzig ist eine der anmüthigsten, lehrreichsten Partien des ersten Bandes, zugleich ist er von dem bedeutendsten Ertrage für unsern Philosophen, producirt er doch bereits so hochwichtige Werke wie: „Ideen zur Philosophie der Natur“, „Von der Weltseele“. Ein überaus mannichfaltiger Briefwechsel drängt sich dazwischen und mitten hindurch. Zwei gewichtige Namen: Hegel und Goethe, außer dem Schelling's bezeichnen was der Leser schon hier zu erwarten hat, einen Reichthum des Briefaustausches, welcher freilich im Spättern noch bei weitem übertroffen wird. Eine besondere Auszeichnung verdienen bereits in dieser ersten Abtheilung die Briefe Schelling's des Vaters, wie des Sohnes an seine Aeltern. Die unsichtigste, reinste Fürsorge für das moralische und wissenschaftliche Fortkommen des Sohnes, das zarteste, weiseste Ueberwachen seiner Studien führen dem Vater die Feder, ob er an ihn oder an einflußreiche Männer für ihn schreibt. Der Sohn hinwiederum ist durchdrungen, so oft er, in Kleinern und größern Ergüssen, an die Aeltern berichtet, von der edelsten, wärmsten Pietät, von der vertrauensvollsten Offenheit; auch in dessen literarischen Anliegen ist er dem Vater behülflich, und wie eifrig bemüht ist er um die

Bildung und den Fortschritt seiner Brüder mit Rath und That, mit Aufopferung und Freudigkeit! An Hegel schreibt Schelling u. a.:

Gewiß, lieber Freund, bist du indeß nicht unthätig gewesen. Ich wartete immer, etwas von den Resultaten deiner Untersuchungen irgendwo zu finden. Oder hast du etwas Größeres unter der Hand, das Zeit fordert, und womit du deine Freunde auch einmal überraschen willst? In der That, ich glaube von dir es fordern zu dürfen, daß du dich auch öffentlich an die gute Sache anschließest. Sie hat indeß mehr Freunde und Vertheidiger bekommen, als ich in meinem letzten Briefe zu hoffen wagte. Es kommt darauf an, daß junge Männer, entschieden alles zu wagen und zu unternehmen, sich vereinigen, um von verschiedenen Seiten her dasselbe Werk zu betreiben — nicht auf einem, sondern auf verschiedenen Wegen dem Ziel entgegenzugehen, überall aber gemeinschaftlich zu handeln über-einkommen, und der Sieg ist gewonnen. Es wird mir alles zu enge hier — in unserm Pfaffen- und Schreiberland. [Er war damals noch in Stuttgart.] Wie froh will ich sein, wenn ich einmal freiere Lüste athme.

Wahrlich, hier sieht man ein so schönes, heiter zusammengehendes Verhältniß zwischen zwei genialen Denkern, zwischen Schelling und Hegel aufblühen, wie es zwischen Goethe und Schiller bestand, seine höchste Blüte erreichte und die reifsten Früchte zeitigte! Schade, daß jenes zwischen Schelling und Hegel später sich vielfach trübte, wenigstens in zwei Systemen weit auseinanderging. Ein Brief Goethe's an Schelling beschließt das Bisherige und leitet zu einer der denkwürdigsten Epochen unsers Philosophen hinüber. Goethe schreibt von Weimar, 5. Juli 1798: „Em. Wohlgeboren erhalten hierbei das gnädigste Rescript abschriftlich, das Serenissimus Thretwegen an die Akademie zu Jena erlassen haben.“

Als Aufenthalt in Jena, 1798—1803, wo nunmehr Schelling an der Universität Professor der Philosophie wurde. Wahrlich, es war ein Reigen der bedeutendsten, verschiedenartigsten Geister, in den Schelling jetzt hineinkam und Gefahr lief in die wildeste Bewegung mit fortgerissen zu werden. Auch tanzten viele mit, denen es nur um Verwirrung, nur darum zu thun war, sich selbst in ihren Kleinlichen oder gar bedenklichen Absichten geltend zu machen. Hatte sich doch auch die Romantik eingefunden, welche der Classik und Philosophie gefährlich zu werden drohte. Und, um die geniale Begeisterung abzukühlen, den elektrischen Strom, der einem Genius wie Schelling sehr erwünscht sein mußte, zu dämmen, wozu möglich abzuleiten, hatte die „Allgemeine Literaturzeitung“ unter C. G. Schütz und Hufeland, wie vortrefflich sie anfangs war, jetzt alle Hände voll zu thun, um die Arbeit von Nicolai's gesunden Menschenverstand fortzusetzen, um eine matte, seichte, insipide Aufklärung nicht stocken zu lassen. Schelling und alle ihm Ebenbürtigen wollten freilich ein ganz anderes Licht verbreiten. Glücklicherweise stand ihm noch Fichte zur Seite. Trogdem war Schelling's Aufgabe eine unendlich schwierige. Hatte doch selbst der große Kant ein warnendes Wort gegen die Gefahren der neuen Weltweisheit in das Schütz'sche Organ hinübergesprochen. Dann wurden wieder andere Stimmen laut in der nächsten Nähe, bleibend oder vorübergehend. Schelling hatte Verührungen mit den beiden Schlegel, mit Gries, Novalis, Paulus, Niethammer, dem Buchhändler Frommann. Auch Ludwig Tieck kam zum Besuch, machte ihn mit Jakob Böhme bekannt. Es ist nicht zu

leugnen, Schelling war mancher Gefahr ausgesetzt, zumal durch die Schlegel. Die Romantik hatte Reize für ihn, um nicht bloß den Dichter in ihm zu bestimmen, auch den Menschen für andere Bahnen als die bisherigen zu gewinnen. Ohnehin war er von jeher feind allem Philistertum, er konnte sich einem gewissen Uebermuth momentan hingeben, der Feuerwein der Jugend brauste stark genug in ihm, um dem jungen Titanen die Umkehr manches Bisherigen erwünscht genug zu machen. Schelling's Gedicht: „Epitürlich Glaubensbekenntniß“, beweist, wie weit er die Grenzen überschreiten konnte. Da war es denn ein Glück, daß auch Weimar für ihn ein Brennpunkt wurde, daß dorthin zwei Sonnensterne ihn zogen, die wahrlich ebenfalls die kühnsten Bahnen beschrieben, ohne doch je ins Excentrische sich zu verlieren. So sehen wir Schelling, ungeachtet mancher stark romantischen Alteration, seinen Beruf als Denker würdig verfolgen. Ueber seine erste Vorlesung zu Jena berichtet man:

Vor einer zahlreichen Versammlung von Professoren und Studenten trat er das Katheder . . . Er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Troziges, breite Backenknochen, die Schläfe traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfing, schien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenstand seiner Rede war derjenige, der damals seine ganze Seele erfüllte. Er sprach von der Idee einer Naturphilosophie, von der Nothwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen; von dem Licht, welches sich über alle Gegenstände werfen würde, wenn man sie aus dem Standpunkte der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte.

Die Worte dieses letzten Citats sind von Heinrich Steffens. Die beiden Schlegel brachten jetzt immer schrillere Mistkühe in die jenaer Gesellschaft, sie führten sogar das harmonische Zusammenwirken der Docenten an der Universität. Schelling fühlte für Auguste Böhmer, die Tochter der Frau A. W. Schlegel's aus ihrer ersten Ehe. Der Partei- und Egoismus, die Intriguen, Cabalen greifster Art nahmen mehr und mehr zu. Schon verwünschte Schelling seine Situation in Jena. A. W. von Schlegel, wenn auch nur ab und zu dasselbst, zog ihn stets entschiedener an sich, bald auch dessen Frau Karoline. Da starb plötzlich ihre Tochter Auguste. Karoline und Schelling waren untröstlich. Bald trat nun auch die Hinterlist, gepaart mit Verleumdung greifster Art von seiten des Hofraths Schütz und der „Literaturzeitung“ in persönlichen Angriffen hervor. Diese, und das was man dagegen unternahm, ziehen sich durch einen großen Theil der Schelling-Schlegel'schen Briefe hindurch. Die obwaltenden Verhältnisse steigern das Romantische hier bis zu der Verwickelung, daß Schelling, nun ihm Auguste entrisen worden ist, zu Karoline, ihrer Mutter, die innigste Liebe faßt, Schlegel auch nicht das mindeste dagegen hat und in die Scheidung willigt, deren Vollziehung mit aller Ueberlegung und nicht ohne lange dauernde, große Schwierigkeiten endlich erreicht wird, so daß Karoline und Schelling einander heirathen. Wir bekennen, daß, wenn wir auch alles und jedes erwägen: drei dichterische Naturen, die ebenso anmuthige wie geistreiche Persönlichkeit Karolinen's, den gemeinsamen Schmerz um die hingegangene Auguste, die damals freier gewor-

dene Sitte auch in Deutschland nach der ersten französischen Revolution, die auch heute wieder in der Gesellschaft sich kundgebende vorurtheilslose Beurtheilung solcher Beziehungen, wir dennoch daran Anstoß nehmen, daß Schelling sich zu einer derartigen Verbindung verstand. Sage man was man wolle, hier betreffen wir den großen Schelling bei einer nicht kleinen Leichtfertigkeit, die er in späterer Zeit allerdings mehr als wieder gutgemacht hat, aber es ist und bleibt eine Verirrung, eine Uebereilung, die wir mindestens undeutsch nennen müssen, die uns weder an dem Verfasser der „Lucinde“ noch an dem Gesellschafter der Frau von Staël überraschen würde, aber an dem Schöpfer der Naturphilosophie stört sie uns, haben wir sie zu rügen. Geht es doch so weit, daß Schelling seinen Besuch mit Karoline, als sie noch nicht seine Gattin war, dem Vater, einem hochachtbaren würdigen Geistlichen, ganz unbefangen ankündigt, obwohl er die Ankündigung zufällig nicht ausführt. Beide werden denn auch später im älterlichen Hause vom Vater getrant.

Aber wir nehmen den Faden des Obigen wieder auf. Unterdessen hatte sich Schelling auch wieder weltlicher Auszeichnung zu erfreuen, die Universität Landshut hatte ihn zum Doctor der Medicin gemacht; er selbst war thätig für seinen wissenschaftlichen Ruhm. War er doch hervorgetreten wieder mit so außerordentlichen Werken als: „System des transcendentalen Idealismus“, „Bruno“, „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“. Dieses letztere Buch schon allein zeigt uns Schelling in seiner ganzen Größe. Man sieht aus demselben, daß das Genie vielen Jahrhunderten vorausseilt. Die Ideen, die hier ausgeworfen, die Ideale, die hier den einzelnen Facultäten, Wissenschaften vorgezeichnet werden, sind, ungeachtet der Vortrefflichkeit unserer deutschen Universitäten, noch lange nicht realisiert. Hier ist das wahre Wesen der Universität methodisch, theoretisch und praktisch in Scene gesetzt, unmittelbar vor die Anschauung gerückt; es ist aber das Ganze so hoch gegriffen, in seinen Constructionen und Forderungen so einzig und großartig, daß das Gros unserer bisherigen Studenten und Docenten noch weit hinter der Erfüllung zurückgeblieben ist. Keine Literatur hat ein ähnliches Werk aufzuweisen.*) Und was wirkte in dieser Zeit Schelling noch außerdem in seinen beiden periodischen Schriften!

Wir machen unsere Leser, was die fernern Briefe betrifft, besonders aufmerksam auf die von Schelling, von Steffens, A. W. Schlegel, Goethe, Eschenmayer, Schiller, Rückhamb, Marcus, auf die Schelling'sche Uebersetzung eines Gesangs von Dante.

Der Brief von Steffens enthält viel Wichtiges über Naturwissenschaft. Es bleibt merkwürdig, wie oft die hervorragendsten Geister sich gar nicht ineinander finden können, und zwar eben in dem Grade, als jeder von ihnen ein Original, eine Einzigkeit ist. Die Differenz indessen hat das Gute, daß bei solcher Gelegenheit wirkliche Mängel gestreift werden und dasjenige dem dritten zur Einsicht gebracht wird, wodurch sich die Differenzen voneinander unterscheiden, was denn freilich darauf hin-

*) Vgl. das Nähere: „F. W. J. von Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München. Von Alexander Jung“ (S. 9 fs.) Leipzig, Fr. Fleischer, 1864).

weist, daß kein menschliches Individuum allein genügt, daß die Individuen sich durch sich selbst zu ergänzen haben, um ein Höheres zu gewinnen, als jedes von ihnen allein geben könnte. So äußert sich Steffens über Novalis:

Ich habe Hardenberg kennen gelernt, und soll ich es gestehen, es hat mich nicht so sehr gefreut, wie ich geglaubt hatte. Er ist ein geistvoller Mensch; aber er hat mich von neuem davon überzeugt, daß selbst die geistvollern Menschen unsers Zeitalters wenig Sinn haben für wissenschaftliche strenge Consequenz. Er will nicht eine Urduplicität, sondern einen Urinfinitismus der Natur haben — so wenig versteht er die eigentliche Tendenz der Naturphilosophie. Seine Denkungsart scheint mir zu jenem fragmentarischen Wesen, wo man die Natur gleichsam auf witzigen Einfällen zu ertappen sucht und alles nur auf ein regelloses Zusammenhäufen solcher Einfälle hinausläuft, kurz auf Schlegelianismus der Naturwissenschaft zu führen.

Einen feinen Spürsinn verräth hier Steffens jedenfalls, zumal wenn man sich ein gewisses dolce far niente mancher Behauptungen Friedrich Schlegel's vergegenwärtigt.

Sehr charakteristisch ist auch das, was Steffens, der bekanntlich von Geburt ein Norweger war, an Schelling über die Dänen sagt:

Meine Landeskute [er denkt wol an Scandinavien] sind Abderiten, die strenge Consequenz der Fichte'schen Philosophie würde ihre gemächliche Ruhe stören, und bald würden sie in die Arme des elenden Pädagogen Christiani und des noch elandern Epitaphiers Marejoll eilen. Es würde sie im Anfange kitzeln, wenn es hieße — die aufklärten Dänen verstehen den allenthalben verfolgten Fichte zu schätzen — aber lange würde es schwerlich dauern; nun könnte vielleicht ein Teufel ihnen zuflüstern, daß Fichte ein Deutscher wäre — und es wäre um ihn geschehen.

Auch Steffens ist Schelling's Bundesgenosse im Kampf gegen die „Allgemeine Literaturzeitung“. Was er von der Wirkung der Schelling'schen Transcendentalphilosophie auf ihn sagt, ist ein interessanter Beitrag zu dem Enthusiasmus jener Zeit, die für die Wissenschaft, für die Eroberungen des Geistes zu einem Feuer aufflammen konnte, welches heutzutage nur noch wenige aus sich aufbringen können. Der gewaltige Panegyrikus entschuldigt sogar, daß der überfelige Thyrsuschwinger, um sich nur abzuzufühlen, in den Pantheismus springt, aus dem er sich jedoch wieder herausrettet.

Ausgezeichnet in jeder Hinsicht, ebenso gehaltvoll an Gedanken wie sicher und treffend im Ausdruck sind Eschenmayer's Briefe an Schelling. Es ist sehr zu bedauern, daß Eschenmayer, ungeachtet seines Anlaufs die Mathematik auf philosophische Untersuchungen anzuwenden, für die Wissenschaft später das nicht geleistet hat, was von ihm zu erwarten stand. Es war in ihm Außergewöhnliches angelegt. Auch an ihm kann man ersehen, welch ein gefährliches Gebiet die Mystik ist. Wer die kostbarsten Perlen und edelsten Metalle, welche sie birgt, lösen und heben will, muß wie ein vorsichtiger Taucher, wie ein umsichtiger Bergmann sich vorher schon geschützt haben, sonst ist er verloren. Hat doch auch Schelling sich großen Gefahren ausgesetzt, nachdem er mit Jakob Böhme bekannt geworden war, zumal als er jenen Schatten, den die Erde in die Sonne warf, für ein Phänomen in dieser nahm, als „dunkeln Grund“ in Gott. Nur mit den stärksten rationalen Mitteln rettete sich Schelling.*)

Ueberaus charakteristisch ist, was Goethe in dieser

Zeit (1800) an Schelling schreibt, indem er seine einzige und doch so empfehlenswerthe Art kundgibt, sich vor philosophischen Systemen, die ein für allemal abschließen wollen, in Acht zu nehmen, dabei aber doch den wahren Gewinn sich nicht entgehen zu lassen, nur sich erst alles zurechtzulegen und zuzusehen wie man dabei in eigener Unabhängigkeit bestehen könne. Da heißt es:

Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umher-schweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinerung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang, sowie durch Ausbildung meiner Eigenheiten ins Allgemeine, früher oder später, zu bewirken hoffe und die um desto reiner werden muß, je langsamer ich zu verfahren, je getreuer ich meiner eigenen Denkart dabei zu bleiben genöthigt bin. Die Einsicht in das System des transcendentalen Idealismus hat Hr. Doctor Niehammer die Gefälligkeit mir zu erleichtern, und so werde ich mir die Deduction des dynamischen Processes immer mehr aneignen können. Alsdann erst wird es Zeit sein, im einzelnen meine Bestimmung oder meine Einwendungen vorzulegen.

Sehr interessant ist der Kampf Schelling's und A. W. Schlegel's gegen Schütz und die „Allgemeine Literaturzeitung“ weiter zu verfolgen, der, schon längst in ihrer beiderseitigen Correspondenz eingeleitet, wohlervogen, nunmehr ein öffentlicher geworden ist. Schelling war von jener Seite her abscheulich behandelt worden und also in vollem Rechte vorzugehen; er besaß auch sonst in derartigen Dingen eine große Umsicht und Gewandtheit. Er wußte sich geltend zu machen, wo es darauf ankam eine größere Wirksamkeit zu erlangen, sein Licht zur Förderung der Wissenschaft auf den rechten Höhepunkt zu stellen. Daß er dabei streng moralisch zu Werke ging, daß er in der Pflichterfüllung auch im kleinsten treu war, beweisen alle Briefe, die hier vorliegen, vom ersten bis zum letzten. Er wußte aber auch von der vollen Diplomatie des Lebens Gebrauch zu machen, dafür zu sorgen daß er nicht von Unbedeutenden, Mittelmäßigen oder gar Elenden verdrängt, übervorthelt würde. Ein Meisterstück solcher streng moralischen, jedoch auch rücksichtslos die Unwürdigkeit aufdeckenden Diplomatie ist Schelling's Brief an den Minister Freiherrn von Zentner, ein Brief, der glänzend darlegt, daß der Verfasser desselben stets in der Lage war sein eigener Sachwalter und Rechtsanwält sein zu können, wenn er auch, wo er keine Zeit zu derartigen Zwecken hatte, auf den Succurs seines Vaters und Marcus' rechnen konnte. Es handelt sich in diesem denkwürdigen Documente um die Stelle eines ordentlichen, öffentlichen Professors der Naturphilosophie an der Universität zu Würzburg. Schelling übt in diesem Briefe die Kunst aus, ohne aufdringlich oder undelicat zu sein, sich selbst für jene Professur dringend zu empfehlen, indem er die gehörigen Lichter auf Schütz, dessen Zeitschrift, seine etwai-gen oder vielmehr sichern Mitbewerber wirft, auf alle die Kränke und Cabalen, welche sie ausbrüten, und vor allem auch darauf, was unsehlbar aus der so herrlich ausblühenden Universität Würzburg werden müßte, wenn es gewissen Eindringlingen gelänge, sich daselbst niederzulassen, bleibend zu habilitiren. Schon was sie in Jena des Widerwärtigen angerichtet haben, wird in und zwischen den Zeilen nachdrücklich zu erwägen gegeben, und daß es jetzt

*) Sgl. über Mystik: „Geheimniß der Lebenskunst. Von Alexander Jung“, I, 191 fg. in „Gebantentomos“ und „Unterredung mit Schelling“ S. 45; Leipzig, Brockhaus).

leugnen, Schelling war mancher Gefahr ausgesetzt, zumal durch die Schlegel. Die Romantik hatte Reize für ihn, um nicht bloß den Dichter in ihm zu bestimmen, auch den Menschen für andere Bahnen als die bisherigen zu gewinnen. Ohnehin war er von jeher feind allem Philistertum, er konnte sich einem gewissen Uebermuth momentan hingeben, der Feuerwein der Jugend brauste stark genug in ihm, um dem jungen Titanen die Umkehr manches Bisherigen erwünscht genug zu machen. Schelling's Gedicht: „Epicurisch Glaubensbekenntniß“, beweist, wie weit er die Grenzen überschreiten konnte. Da war es denn ein Glück, daß auch Weimar für ihn ein Brennpunkt wurde, daß dorthin zwei Sonnensterne ihn zogen, die wahrlich ebenfalls die kühnsten Bahnen beschrieb, ohne doch je ins Excentrische sich zu verlieren. So sehen wir Schelling, ungeachtet mancher stark romantischen Alteration, seinen Beruf als Denker würdig verfolgen. Ueber seine erste Vorlesung zu Jena berichtet man:

Vor einer zahlreichen Versammlung von Professoren und Studenten betrat er das Ratheder . . . Er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Troziges, breite Backenknochen, die Schläfe traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfing, schien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenstand seiner Rede war derjenige, der damals seine ganze Seele erfüllte. Er sprach von der Idee einer Naturphilosophie, von der Nothwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen; von dem Licht, welches sich über alle Gegenstände werfen würde, wenn man sie aus dem Standpunkte der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte.

Die Worte dieses letzten Citats sind von Heinrich Steffens. Die beiden Schlegel brachten jetzt immer schrillere Mistöne in die jenaer Gesellschaft, sie störten sogar das harmonische Zusammenwirken der Docenten an der Universität. Schelling fühlte für Auguste Böhmer, die Tochter der Frau A. W. Schlegel's aus ihrer ersten Ehe. Der Partei- und Cliquengeist, die Intriguen, Cabalen grellster Art nahmen mehr und mehr zu. Schon verwünschte Schelling seine Situation in Jena. A. W. von Schlegel, wenn auch nur ab und zu daselbst, zog ihn stets entschiedener an sich, bald auch dessen Frau Karoline. Da starb plötzlich ihre Tochter Auguste. Karoline und Schelling waren untröstlich. Bald trat nun auch die Hinterlist, gepaart mit Verleumdung größter Art von seiten des Hofraths Schütz und der „Literaturzeitung“ in persönlichen Angriffen hervor. Diese, und das was man dagegen unternahm, ziehen sich durch einen großen Theil der Schelling-Schlegel'schen Briefe hindurch. Die obwaltenden Verhältnisse steigern das Romantische hier bis zu der Verwickelung, daß Schelling, nun ihm Auguste entrisen worden ist, zu Karoline, ihrer Mutter, die innigste Liebe faßt, Schlegel auch nicht das mindeste dagegen hat und in die Scheidung willigt, deren Vollziehung mit aller Ueberlegung und nicht ohne lange dauernde, große Schwierigkeiten endlich erreicht wird, so daß Karoline und Schelling einander heirathen. Wir bekennen, daß, wenn wir auch alles und jedes erwägen: drei dichterische Naturen, die ebenso anmuthige wie geistreiche Persönlichkeit Karolinens, den gemeinsamen Schmerz um die hingegangene Auguste, die damals freier gewor-

dene Sitte auch in Deutschland nach der ersten französischen Revolution, die auch heute wieder in der Gesellschaft sich kumbgebende vorurtheilslose Beurtheilung solcher Beziehungen, wir dennoch daran Anstoß nehmen, daß Schelling sich zu einer derartigen Verbindung verstand. Sage man was man wolle, hier betreffen wir den großen Schelling bei einer nicht kleinen Leichtfertigkeit, die er im späteren Zeit allerdings mehr als wieder gutgemacht hat, aber es ist und bleibt eine Verirrung, eine Uebereilung, die wir mindestens undeutsch nennen müssen, die uns weder an dem Verfasser der „Lucinde“ noch an dem Gesellschafter der Frau von Staël überraschen würde, aber an dem Schöpfer der Naturphilosophie stört sie uns, haben wir sie zu rügen. Geht es doch so weit, daß Schelling seinen Besuch mit Karoline, als sie noch nicht seine Gattin war, dem Vater, einem hochachtbaren würdigen Geistlichen, ganz unbefangen ankündigt, obwohl er die Ankündigung zufällig nicht ausführt. Beide werden denn auch später im älterlichen Hause vom Vater getraut.

Aber wir nehmen den Faden des Obigen wieder auf. Unterdessen hatte sich Schelling auch wieder weltlicher Auszeichnung zu erfreuen, die Universität Landshut hatte ihn zum Doctor der Medicin gemacht; er selbst war thätig für seinen wissenschaftlichen Ruhm. War er doch hervorgetreten wieder mit so außerordentlichen Werken als: „System des transcendentalen Idealismus“, „Bruno“, „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“. Dieses letztere Buch schon allein zeigt uns Schelling in seiner ganzen Größe. Man sieht aus demselben, daß das Genie vielen Jahrhunderten vorausseilt. Die Ideen, die hier ausgeworfen, die Ideale, die hier den einzelnen Facultäten, Wissenschaften vorgezeichnet werden, sind, ungeachtet der Vortrefflichkeit unserer deutschen Universitäten, noch lange nicht realisiert. Hier ist das wahre Wesen der Universität methodisch, theoretisch und praktisch in Scene gesetzt, unmittelbar vor die Anschauung gerückt; es ist aber das Ganze so hoch gegriffen, in seinen Constructionen und Forderungen so einzig und großartig, daß das Gros unserer bisherigen Studenten und Docenten noch weit hinter der Erfüllung zurückgeblieben ist. Keine Literatur hat ein ähnliches Werk aufzuweisen.*) Und was wirkte in dieser Zeit Schelling noch außerdem in seinen beiden periodischen Schriften!

Wir machen unsere Leser, was die fernern Briefe betrifft, besonders aufmerksam auf die von Schelling, von Steffens, A. W. Schlegel, Goethe, Eschenmayer, Schiller, Rößschlaub, Marcus, auf die Schelling'sche Uebersetzung eines Gesangs von Dante.

Der Brief von Steffens enthält viel Wichtiges über Naturwissenschaft. Es bleibt merkwürdig, wie oft die hervorragendsten Geister sich gar nicht ineinander finden können, und zwar eben in dem Grade, als jeder von ihnen ein Original, eine Einzigkeit ist. Die Differenz indessen hat das Gute, daß bei solcher Gelegenheit wirkliche Mängel gestreift werden und dasjenige dem dritten zur Einsicht gebracht wird, wodurch sich die Differenten voneinander unterscheiden, was denn freilich darauf hin-

*) Vgl. das Nähere: „F. W. J. von Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München. Von Alexander Jung“ (C. 9 fg. 3 Leipzig, Fr. Fleischer, 1864).

weist, daß kein menschliches Individuum allein genügt, daß die Individuen sich durch sich selbst zu ergänzen haben, um ein Höheres zu gewinnen, als jedes von ihnen allein geben könnte. So äußert sich Steffens über Novalis:

Ich habe Hardenberg kennen gelernt, und soll ich es gestehen, es hat mich nicht so sehr gefreut, wie ich geglaubt hatte. Er ist ein geistvoller Mensch; aber er hat mich von neuem davon überzeugt, daß selbst die geistvollern Menschen unsers Zeitalters wenig Sinn haben für wissenschaftliche strenge Consequenz. Er will nicht eine Urduplicität, sondern einen Urinfinitismus der Natur haben — sowenig versteht er die eigentliche Tendenz der Naturphilosophie. Seine Denkungsart scheint mir zu jenem fragmentarischen Wesen, wo man die Natur gleichsam auf wihigen Einfällen zu ertappen sucht und alles nur auf ein regelloses Zusammenhäufen solcher Einfälle hinausläuft, kurz auf Schlegelianismus der Naturwissenschaft zu führen.

Einen feinen Spürsinn verräth hier Steffens jedenfalls, zumal wenn man sich ein gewisses dolce far niente mancher Behauptungen Friedrich Schlegel's vergegenwärtigt.

Sehr charakteristisch ist auch das, was Steffens, der bekanntlich von Geburt ein Norweger war, an Schelling über die Dänen sagt:

Meine Landsleute [er denkt wol an Scandinavien] sind Abberiten, die strenge Consequenz der Fichte'schen Philosophie würde ihre gemächliche Ruhe stören, und bald würden sie in die Arme des elenden Pädagogen Christiani und des noch elendern Epitaphiers Marejoll eilen. Es würde sie im Anfange kitzeln, wenn es hieße — die aufgeklärten Dänen verstehen den allenthalben verfolgten Fichte zu schätzen — aber lange würde es schwerlich dauern; nun könnte vielleicht ein Teufel ihnen zuflüstern, daß Fichte ein Deutscher wäre — und es wäre um ihn geschehen.

Auch Steffens ist Schelling's Bundesgenosse im Kampf gegen die „Allgemeine Literaturzeitung“. Was er von der Wirkung der Schelling'schen Transcendentalphilosophie auf ihn sagt, ist ein interessanter Beitrag zu dem Enthusiasmus jener Zeit, die für die Wissenschaft, für die Eroberungen des Geistes zu einem Feuer aufflammen konnte, welches heutzutage nur noch wenige aus sich aufbringen können. Der gewaltige Panegyrikus entschuldigt sogar, daß der überfelige Thyrsuschwinger, um sich nur abzukühlen, in den Pantheismus springt, aus dem er sich jedoch wieder herausrettet.

Ausgezeichnet in jeder Hinsicht, ebenso gehaltvoll an Gedanken wie sicher und treffend im Ausdruck sind Eschenmayer's Briefe an Schelling. Es ist sehr zu bedauern, daß Eschenmayer, ungeachtet seines Anlaufs die Mathematik auf philosophische Untersuchungen anzuwenden, für die Wissenschaft später das nicht geleistet hat, was von ihm zu erwarten stand. Es war in ihm Außergewöhnliches angelegt. Auch an ihm kann man ersehen, welch ein gefährliches Gebiet die Mystik ist. Wer die kostbarsten Perlen und edelsten Metalle, welche sie birgt, lösen und heben will, muß wie ein vorsichtiger Taucher, wie ein umsichtiger Bergmann sich vorher schon geschützt haben, sonst ist er verloren. Hat doch auch Schelling sich großen Gefahren ausgesetzt, nachdem er mit Jakob Böhme bekannt geworden war, zumal als er jenen Schatten, den die Erde in die Sonne warf, für ein Phänomen in dieser nahm, als „dunkeln Grund“ in Gott. Nur mit den stärksten rationalen Mitteln rettete sich Schelling.*)

Ueberaus charakteristisch ist, was Goethe in dieser

Zeit (1800) an Schelling schreibt, indem er seine einzige und doch so empfehlenswerthe Art kundgibt, sich vor philosophischen Systemen, die ein für allemal abschließen wollen, in Acht zu nehmen, dabei aber doch den wahrhaften Gewinn sich nicht entgehen zu lassen, nur sich erst alles zurechtzulegen und zuzusehen wie man dabei in eigener Unabhängigkeit bestehen könne. Da heißt es:

Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umher-schweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang, sowie durch Ausbildung meiner Eigenheiten ins Allgemeine, früher oder später, zu bewirken hoffe und die um desto reiner werden muß, je langsamer ich zu verfahren, je getreuer ich meiner eigenen Denkart dabei zu bleiben genöthigt bin. Die Einsicht in das System des transcendentalen Idealismus hat Hr. Doctor Niet-hammer die Gefälligkeit mir zu erleichtern, und so werde ich mir die Deduction des dynamischen Processes immer mehr aneignen können. Nachdem erst wird es Zeit sein, im einzelnen meine Bestimmung oder meine Einwendungen vorzulegen.

Sehr interessant ist der Kampf Schelling's und A. W. Schlegel's gegen Schütz und die „Allgemeine Literaturzeitung“ weiter zu verfolgen, der, schon längst in ihrer beiderseitigen Correspondenz eingeleitet, wohlherwogen, nunmehr ein öffentlicher geworden ist. Schelling war von jener Seite her abscheulich behandelt worden und also in vollem Rechte vorzugehen; er besaß auch sonst in derartigen Dingen eine große Umsicht und Gewandtheit. Er wußte sich geltend zu machen, wo es darauf ankam eine größere Wirksamkeit zu erlangen, sein Licht zur Förderung der Wissenschaft auf den rechten Höhepunkt zu stellen. Daß er dabei streng moralisch zu Werke ging, daß er in der Pflichterfüllung auch im kleinsten treu war, beweisen alle Briefe, die hier vorliegen, vom ersten bis zum letzten. Er wußte aber auch von der vollen Diplomatie des Lebens Gebrauch zu machen, dafür zu sorgen daß er nicht von Unbedeutenden, Mittelmäßigen oder gar Elenden verdrängt, übervortheilt würde. Ein Meisterstück solcher streng moralischen, jedoch auch rücksichtslos die Unwürdigkeit aufdeckenden Diplomatie ist Schelling's Brief an den Minister Freiherrn von Zentner, ein Brief, der glänzend darlegt, daß der Verfasser desselben stets in der Lage war sein eigener Sachwalter und Rechtsanwält sein zu können, wenn er auch, wo er keine Zeit zu derartigen Zwecken hatte, auf den Succurs seines Vaters und Marcus' rechnen konnte. Es handelt sich in diesem denkwürdigen Documente um die Stelle eines ordentlichen, öffentlichen Professors der Naturphilosophie an der Universität zu Würzburg. Schelling übt in diesem Briefe die Kunst aus, ohne aufdringlich oder undelicat zu sein, sich selbst für jene Professur dringend zu empfehlen, indem er die gehörigen Richter auf Schütz, dessen Zeitschrift, seine etwai-gen oder vielmehr sichern Mitbewerber wirft, auf alle die Ränke und Cabalen, welche sie ausbrütten, und vor allem auch darauf, was unfehlbar aus der so herrlich aufblühenden Universität Würzburg werden müßte, wenn es gewissen Eindringlingen gälte, sich daselbst niederzulassen, bleibend zu habilitiren. Schon was sie in Jena des Widerwärtigen angerichtet haben, wird in und zwischen den Zeilen nachdrücklich zu erwägen gegeben, und daß es jetzt

*) Vgl. über Mystik: „Geheimniß der Lebenskunst. Von Alexander Jung“, I, 191 fg. in „Gebantenlosmos“ und „Unterrebung mit Schelling“ S. 45; Leipzig, Brockhaus).

gelte, kräftig und mit Erfolg denen entgegenzuarbeiten, welche dem jüngern Geschlecht, dem neuen Aufschwunge der Wissenschaft sich mit all ihrer Erbärmlichkeit entgegenstellen. Und dieses Schreiben Schelling's an den Minister hatte denn auch den günstigsten Einfluß, Schelling

erhielt einen Ruf an die würzburger Universität. Am Ende des ersten Bandes theilt der Verfasser die hochwichtige Nachricht in einem Briefe seinen Aeltern mit.

Alexander Jung.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Neue dramatische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 5.)

7. Der deutsche Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Acten von Friedrich Karl Schubert. (Universal-Bibliothek. Band 237.) Leipzig, P. Neclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.

Der Held dieses Trauerspiels, welches durch seinen Titel episch gemahnt, ist Florian Geher, auch ist seine dramatische Bedeutung durchweg so fest gehalten, daß er dem Stücke wohl den Namen geben konnte; denn nur an wenigen Stellen des Dramas zersplittert sich dasselbe ins Epische, im ganzen bleibt die Führung der Handlung einheitlich und energisch genug, um dem Haupthelden unsern dauernden Antheil zuzuwenden.

Wir sehen ihn im ersten Acte noch in Gemeinschaft mit seinen Standesgenossen, den Rittern, auftreten und des Bauernkanzlers Hippler Tochter vor der frechen Annäherung des Ritters Eustach von Thüngen schützen; er flüchtet sie in den Schutz der Braut dieses Ritters, der stolzen Nichte des Bischofs von Würzburg, Hildegard. Dies Motiv, durch welches die Handlung sich am Hofe des Bischofs weiter spinnt, erscheint mißlich, weil schon oberflächliche Menschenkenntniß Florian sagen mußte, daß der Charakter dieser Hildegard sie wenig dazu geeignet macht, ein anderes schönes Mädchen zu beschützen. Dies zeigt sich im zweiten Act so klar, daß die Schutzbefohlene ihre Beschützerin am Schluß bereits ein „fürchterliches Mädchen“ nennen kann. Und mit Recht — denn dieser rasche Wechsel der Empfindungen, oder vielmehr der Berechnungen, wie er sich hier enthüllt, kann selbst dem verwegendsten Ehrgeiz, und mag er der Liebe noch so fremd sein, nicht zugetraut werden. Mindestens mußte uns der Autor zu viel zu, wenn er alle diese Sprünge einer capriciösen Schönheit in einen einzigen Act zusammenbringt. Hildegard tritt auf als Braut des Ritters Eustach; gleich in den ersten Scenen erfahren wir, daß sie diesen Ritter nicht liebt. Bald darauf macht sie dem Helden des Stückes eine feurige Liebeserklärung, indem sie in jedenfalls ungerechtfertigten Träumen ihn bereits mit der Kaiserkrone geschmückt sieht. Noch ehe indeß der Vorhang des Actes gefallen ist, hat sie ein Einsehen, daß dieser Traum der Kaiserherrlichkeit ein allzu weit aussehender ist, und als ihr Onkel, der Bischof, sich bereit erklärt, sich zum weltlichen Herzog zu machen, ist sie augenblicklich bereit, eine weltliche Herzogin zu werden, in der Ansicht, daß ein Sperling in der Hand besser ist als zwei auf dem Dache. Einen solchen weiblichen Proteus, dessen spätere Anwandlungen von Eifersucht und gelegentliche Liebesbetheuerungen für den schwarzen Ritter wenig glaublich sind, hat Gertrud wol das Recht, ein „fürchterliches Mädchen“ zu nennen.

Ritter Florian spielt in dem zweiten Act keine gün-

stige Rolle. Daß Florian sich auf einmal von Liebe zu dieser ehrgeizigen Dame hingerissen fühlt, daß er ausruft: Wenn Ihr mich liebt, hab' ich Titanenkraft; Und dennoch darf ich Euer friedlich Leben Nicht an den ungewissen Ausgang knüpfen. O wäret Ihr die letzte Bauernmagd Und ich ein Königssohn, dann wär't Ihr mein. So aber darf der kleine Ritter nicht Zu eines Fürsten Richte sich erheben —

erscheint durch Charakter und Situation wenig begründet, auch ist diese Liebe nur ein Strohsfeuer, welches zu Ende des Actes schon wieder spurlos ausgebrannt ist. Auch hebt es den Charakter des Ritters nicht, daß er auf eine Intrigue mit eingeht, welche den Zweck hat, ein Zwiesgespräch zwischen dem Bischof und dem Pfalzgrafen Kasimir zu belauschen.

Der dritte Act gipfelt in der großen Scene der Adelsversammlung, in welcher die Ritter dem Kaiser Treue schwören, Florian selbst aber allein die Sache der Bauern vertritt und durch Gertrud und seine schwarzen Ritter und Knappen aus der Gewalt des Adels gerettet wird.

Der vierte Act führt uns die bekannten Scenen vor Weinsberg vor, die Ermordung des Ritters Helsenstein, und zeigt uns am Schluß den Helden, der die Bauern wegen dieser Schandthat zur Rebe stellt, als Ritter gefährdet in der Mitte der misstrauischen Scharen, und von der eigenen Mutter verflucht, als er selbst seinen Rittermantel abwirft, seinen Adelsbrief in Stücke reißt und sich für einen Bauer und ein Glied des Bundschußes erklärt.

Der fünfte Act bringt die Katastrophe, die Belagerung von Würzburg und den Untergang von Geher und Gertrud. Die Composition, deren Schwächen, wie wir gezeigt, im zweiten Act am merklichsten sind, hat im ganzen einen Verlauf, welcher dramatischen Kunstgesetzen gerecht wird. Die Schlussscene des dritten Actes bezeichnet den Höhepunkt der Krisis, diejenige des vierten die Peripetie. Doch die dramatische Ausführung läßt diese wohlentworfenen Contouren nicht überall mit der nöthigen Schärfe hervortreten; sie vertuscht dieselben vielfach durch Nebensächliches, und wenn die Hauptgruppe auch im vollen Lichte steht, so fällt dasselbe volle Licht auch auf die Nebengruppen. Hervorragende geschichtliche Charaktere, wie Götz von Berlichingen und Martin Luther, treten mit auf; doch wenn der erste im ganzen nur eine parodistische Rolle spielt, so ist das Auftreten des letztern in den fünfsten Act verlegt, während wir Episoden von geschichtlicher Bedeutung uns nur in den ersten Acten gefallen lassen, und überdies sehen wir den Reformator hier von einer Seite, die seinen Glanz eher zu verdunkeln vermag. Die

Rolle, die er spielt, ist nicht viel besser als diejenige, welche im zweiten Act der „Räuber“ dem im Namen der Obrigkeit zur Ergebung auffordernden Pfaffen zugetheilt ist — und überdies eine ebenso resultatlose.

Den Charakteren fehlt oft die innere psychologische Vertiefung; das Werden der Entschlüsse ist nicht immer lebendig; auch kann es dem Autor passiren, daß er einem Junker wie Gustach von Thüngen, der sich im ersten Act als roher Mädchenjäger enthüllt hat, im zweiten tief-sinnige Worte wie die folgenden in den Mund legt:

Du bleibst trotzdem was du bist. Im All
Verbreite sich nach außen deine Seele.
Berirrt im ulerlosen Meer des Aethers,
Wo kein gebahnter Weg die Sterne führt,
Entfänke bald dem schwachen Mond die Kraft,
Er riefte stehend nach der Mutter Erde
Und kehrte renig heim in ihre Nähe.

Gleichwol verdient das Stück als Talentprobe alle Beachtung. Ein sehr ausgebildeter Sinn für den thea-tralischem Effect, der die Buchdramatik auf der Bühne lebendig zu machen vermag, ist unverkennbar und spricht sich schon im Arrangement der ersten Höhlenscenen aus. In dem Versteckspiel des zweiten Actes grenzen diese sceni-schen Ueberraschungen ans Rombdienhafte. Dagegen sind die Schlussscenen des dritten und vierten Actes mit thea-tralischem Geschick gestaltet.

Auch die Diction hat eine edle, kräftige Haltung, wenn sie auch nicht immer die gleiche geistige Bedeutung wahr. Als Probe diene der folgende Dialog:

Bischof.

Denn kein Gesetz, das die Natur verkländet,
Und scheint es noch so hart, ist Tyrannie.
Ein Zweck voll Einheit, höchster Harmonie
Verknüpft die Wesen, die geschieden scheinen,
Und die Nothwendigkeit ist keine Fessel,
Wenn sie Bedingung unsers Daseins ist:
Sonst wäre ja die freie Luft ein Kerker
Und unser Herz nur ein mechanisch Mühlrad,
Ein Urding unser innerstes Gewissen
Und das Gebot der Pflicht ein Fluch der Anechtshaft;
Nichts wäre gut, nichts böse, nichts gemein;
Zum alten Chaos löste sich die Welt,
Die ihrer eignen Ordnung widerspräche.

Hildegard.

Nicht friedlich und nicht willig folgt die Welt
Der eisernen Nothwendigkeit Gebot.
In Flut und Ebbe murren laut das Meer
Und folgt gezwungen nur dem Schwung des Festen;
Im Innersten der Erde locht die Glut
Und sprengt die starre Rinde. Mächtig stellt
Der Felsen der Zerföhrung sich entgegen
Und troget zürnend den Jahrtausenden;
Es widersteht im hohen Nord das Eis
Dem Sonnenstrahl, wie er auch locht und schmeichelt.
Am meisten aber widerstrebt der Mensch
Und kämpft und sträubt sich gegen die Natur,
Die ihm allein von allen Erdgebornen
Des sichern Todes Bewußtsein gab und höhnisch
Den Wunsch dazu, in Ewigkeit zu leben.

Ebenso der Monolog des Helden im vierten Act:

Wie locht von weitem doch ein großes Ziel —
Erst scheint es nah, wie das Gebirg, das blau
Und rein vor uns im Sonnenscheine liegt;
Mit frohem Schritt beginnen wir die Wandrung:
Da führt der Weg durch Wald und tiefe Thäler,

Die jede Aussicht hemmen; Sturm und Nacht
Verhüllen uns die Richtung unsrer Reise,
Und ohne Kompaß irren wir dahin;
Die mit uns gehn, verwirren unsre Ruhe,
Denn jeder meint, er hat den rechten Weg
Und jeder glaubt, er hat das beste Ziel.
O könnte man so rein durchs Leben gehen,
Wie man als Kind in seine Pforten tritt!
O wäre jede That der Absicht würdig!
Entschwände nie das Ziel vor unsern Blicken!
Ich hab' die Hand in Blut getaucht; zerbrochen
Liegt hinter mir die Brücke des Vergangnen,
Und eine dunkle Nacht stürzt in die Zukunft,
Die unbekannt, mich hinein! Ich wankte,
Und zweifelnd blick' ich rückwärts zu dem Ausgang!
War etwa Selbstsucht Quelle meines Handelns?
War's Schmerz und Unmuth der getäuschten Liebe?
Nein, nein! Mein Wille war's, das Schicksal sprach.
War's Zufall, der mir jene Augen zeigte
Mit ihrer dunkeln, zauberhaften Glut,
Die wie ein Traumbild räthselhaft mir strahlten,
Wie ein Geheimniß schwarz, und doch so hell
Wie Morgenjonnenschein nach langer Nacht? —
Ich that ihr wehe, wehrte unbewußt
Mich gegen ihres Wesens süßen Reiz,
Wie sie, durch wunderbare Himmelsöffnung,
Gerade sie das Leben mir gerettet.
O laß sie mir, mein Gott! Ihr reines Herz
Ist mir der Leitstern dieser finstern Tage.
In ihrer Seele hat nichts Niedres Raum,
Sie denket groß. So lang sie freundlich lächelt,
Bin ich zufrieden; — aus des Zweifels Schatten
Erhebt sich siegreich meines Lebens Ziel;
Ich fühle, daß mein Streben redlich ist,
Daß meine Mittel nöthig sind dem Zweck!

Das Stück würde bei einer Aufführung, bei welcher psychologische Mängel über dem scenisch Effectvollen leicht übersehen werden, vielleicht Erfolg haben.

8. Olympias. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Marx. (Universal-Bibliothek. Band 231.) Leipzig, Ph. Neclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.
9. Jacobäa von Baiern. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Marx. (Universal-Bibliothek. Band 158.) Leipzig, Ph. Neclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.

Von der Aufführung in Graz her wurde „Olym-pias“ von Friedrich Marx (Nr. 8) vielfach und warm gerühmt, und in der That hat dies Trauerspiel dichterische und dramatische Vorzüge, welche dasselbe hoch über die Alltagsdramatik erheben; es ist edler Schwung und große Haltung in demselben, ohne daß Marmorstarrheit und Marmorkälte die Helden und Heldinnen auf das Piedestal einer mißverstandenen Antike stellt; ja einige der bedeutendsten Situationen sind mit dramatischem Leben ausgeführt.

Gleichwol wird der Stoff immer etwas Fremdartiges für uns haben. Wenn das Alterthum überhaupt auf unsern Bühnen nie heimisch werden wird, so ist gerade die Epoche, in welcher diese Tragödie spielt, eine der ungünstigsten und verworrensten der griechischen Geschichte — das Zeitalter der Diadochen, die Zeit nach dem Tode Alexander's, welche Archidäus in dem Stücke selbst sehr treffend mit folgenden Worten zeichnet:

Du Königsblüte der Hellenenwelt,
Befruchtet hat dich Afiens Schoß empfangen,
Der Bliß erlosch, der Babylon erhellte,
Nun wird es Nacht, nun häufen sich die Schlangen!
Nun zerren toll an deines Purpurs Stücken

Arglistige Satrapen, wüth'ge Weiber,
Und in das Chaos bricht die Welt zusammen!

Olympias, die Mutter Alexander's, sucht das Kind des großen Herrschers gegen die Angriffe der Generale, eines Arrhidäus von Epirus, den sie besiegt, eines Kassander, dem sie am Schluß unterliegt, zu beschützen, und in dem Kinde schützt sie zugleich das Unterpfand eigener Herrschaft und die Bürgschaft, daß Alexander's Gedanke von einem Weltreich, der auch ihre Seele erfüllt, verwirklicht werde. Diesen innersten Kern ihres Strebens, dem sie grausam blutige Opfer geweiht hat, spricht sie in ihrem letzten prächtigen Monolog aus:

Vorhin, in der Waldesöde, sah
Den Traum ich meiner Hochzeitsnacht erfüllt —
Den Blitz, der, sich nach meinem Schosse schlängelnd,
Den ganzen Erdenkreis in Flammen setzte.
Ja, in der Scythenssteppe leuchtete
Der Flammenschein, am heil'gen Gangesstrom,
Im Palmenhain des Ammonstempels wieder!
Da stürzten mit den Thronen auch die Schranken,
Die Ost und West, Barbar und Griechen schieben,
Und nicht bloß Brudervölker gab es — nein,
Ein einzig Volk von Brüdern auf der Erde!

(Die Sonne geht auf.)

Was aber Alexander irrend strebte,
Wofür ich meine Hand mit Blut besetzt
Und reuig nun mein Haupt zur Sühne trage,
Das war — ein neues Weltreich zu begründen,
Wie es vor ihm die Erde nimmer sah!
Es sollte ja das neuerwachte Leben,
Der Völker allgemeine Wohlfahrt nicht
Im Solde eines einzelnen verbluten,
Und an des Weltdespoten Throne nicht
Der jungen Freiheit Siegeslied verkümmern,
Das er zuerst in Aften angestimmt!

(Pause.)

Das Lied war aus, die Saite riß entzwei,
Und keine Hand vermag sie mehr zu knüpfen!
Doch lausch' ich in die Zukunft nun, so klingt
Ein herzerquickend Echo mir herauf!
Wie Wellen in dem Ocean, so drängen
Die Völker sich, und jede Völkerwelle
Singt meines Sohnes, Alexander's Ruhm!

(Begeistert.)

So lang ein König noch die Krone trägt,
So lang noch Männer wo zum Schwerte greifen,
So lang ein frisches Heldenlied erfreut,
Erschallt des Sohnes Preis, den ich geboren!
Es wird der Held der fernsten Zeiten sich
In Alexander's Züge kleiden müssen,
Und doch verzweifeln, je ihn zu erreichen!
Was willst du, Mutterherz, was willst du mehr?
Ein würd'ger Tod ist dir vergönnt, so brich!
Die Sonne steigt, und forschend blickt ans Pella
Kassander's Aug' nach dieser Burg herüber,
Ob mich der Pfeil schon traf, den er versandte.

Mit den Härten und der tyrannischen Gewaltthätigkeit der Helbin sucht von dieser Monolog, indem er das großartige Ziel ihres Strebens hinstellt, auszusöhnen; freilich erscheint diese Olympias dem geschichtlichen Urbild nicht entsprechend, denn in der Geschichte haben wir es mit einer blutbesetzten Gattenmörderin zu thun.

Von glänzender dramatischer Bedeutung und Wirkung sind namentlich zwei Situationen des Stücks: die erste, in welcher Olympias sich in das Lager der Feinde begibt mit Alexander's Sohn und durch die Hoheit ihres Wesens und die Gewalt des großen Namens den Widerstand

bricht; die andere, in welcher Arrhidäus und Eurhice im Kerker ermordet werden. Diese letzte Scene, die Schlussscene des dritten Actes, ist, was die poetische und dramatische Ausführung betrifft, eines bedeutenden Dichters würdig.

Die beiden letzten Acte stehen in der Wirkung zurück; die zersplitterte Führung der Segnerschaft, die in der verworrenen Zeit der Diadochen immer von einem General auf den andern übergeht, schwächt die Theilnahme ab. Siegreich gegen Arrhidäus unterliegt Olympias dann dem Kassander; es ist dies der epische Verlauf der Historie. Auch ist die contrastirende Gruppierung der Frauencharaktere nicht zu künstlerischer Harmonie durchgebildet; das volle Licht des Dramas fällt auf die stolzen Heroinen, einer Olympias tritt eine noch amazonenhafte kühnere Eurhice entgegen, während Thessalonike und Roxane, die Vertreterinnen sanfterer Weiblichkeit, kein gleiches Gegengewicht in die Waagschale legen.

Der Stil der Tragödie hat tragische Energie und Größe, das os magna sonaturum, ohne welches sich kein hervorragender Tragöde denken läßt. Viele Situationen sind in demselben markigen Lapidarstil geschrieben, der die Schlüsselworte kennzeichnet:

Halb Furie, halb Göttin liegt sie da,
Die Sonne leuchtet einer neuen Welt,
Es fiel die letzte vom Geschlecht der Riesen.

„Jacobäa von Baiern“ (Nr. 9) ist eine bei weitem schwächere dramatische Arbeit, welche an zwei Grundfehlern leidet. Einmal überwuchert die historische Haupt- und Staatsaction, der Parteienkampf der Hoeks und Kabelejaus, die Kriege gegen die Burgunder u. s. f., mit einer Fülle nicht vollständig geklärten Beiwerks so den ethischen, dichterisch werthvollen Grundgedanken des Stücks, den Sieg der Liebe über die Herrschsucht, daß derselbe sich erst am Schluß unter dieser erdrückenden Stofffülle herauswinden kann. Dann aber fehlt der Helbin zur Trägerin des Grundgedankens jene Jungfräulichkeit, ohne welche das Thema einen großen Theil seines Interesses einbüßt. Eine Frau, die bereits drei Männer hinter sich hat, von denen der letzte sich während des Stücks und hinter der Scene von ihr lossagt, ohne daß wir seine persönliche Bekanntschaft machen, darf bei einem neuen Liebeshandel auf unsere Theilnahme nicht rechnen; wir gönnen der Vielerfahrenen den vierten Mann, ohne dieser Ehe ein günstiges Horoskop zu stellen.

Jacobäa von Baiern, die regierende Gräfin in Holland, ist übrigens nicht mit der von Kugler u. a. dramatisirten Jacobäa, der Herzogin von Friesland, zu verwechseln, welche eine nicht minder vielliebende Amazone war und wegen ihres wildesten Lebens sogar bei Kaiser und Reich verklagt, doch noch vor Entscheidung des Processes eines Tags erdroffelt in ihrem Bette gefunden wurde. Diese Jacobäa machte das 16. Jahrhundert unsicher; die unsrerige das funfzehnte.

An theatralischem Leben, an Volks- und Kampfszenen, an genrebildlichen Gruppierungen, wie in der Idylle des dritten Actes, fehlt es in dem Stücke nicht; doch das psychologische und ethische Moment, auf welches der Grundplan gebaut ist, wird gerade durch diese theatralische Keußerlichkeit zu sehr verdunkelt. Freilich das Talent

des Dichters verleugnet sich auch in diesem Stücke nicht; die Schlussscene mag dies beweisen. Philipp von Burgund hat Frank von Vorlesles, den Geliebten der Jacobäa, zum Tode verurtheilt; nur wenn sie die Krone aufgibt, wird er begnadigt:

Fünfte Scene.

Der Vorhang in der Mitte der Decoration öffnet sich; man sieht im Schloßhofe den Thron Philipp's schwarz ausgeschlagen. Jacobäa entsetzt taumelt zurück und begleitet, was folgt, im Vordergrunde mit Gebeten. Philipp und sein Gefolge nimmt die bereiteten Plätze ein. Während das Läuten der Armenüberringle in Absätzen fortbauert, bewegt sich Frank unter Bedeckung von Bogenschützen und Lanzknechten aus dem Hintergrunde bis zum Schafot, das dem Zuschauer nur wenig sichtbar ist und von Soldaten umstellt wird. Volk erfüllt alle Räume des Schloßhofs. Philipp, Frank; später Jacobäa, Margareth, Dynter, Bertha, Breberobe.

Philipp.

Bekenne deine Schuld und rette dich!

Frank (am Fuße des Schafots).

Ist es Verrath, sein Vaterland zu lieben,
Ja, so gesteh' ich freudig meine Schuld,
Und so beklag' ich, daß wir deine Herrschaft
Nicht also weggesetzt, wie Frühlingshauch
Der Ströme Eis zum hohen Meer entführt!
Holland zerriß Parteiwuth! Deine Ruthe,
Die schwer es züchtigt, heilt die Wunden nimmer,
Wie Jacobäa's milde Frauenhand!
Sei menschlich, wenn du kannst! Heut oder morgen,
Vielleicht erst über Jahr und Tag, — vielleicht
Erst über ein Jahrhundert wird die Saat,
Die du durch Penten freust, in Salmen stehn.
Dann rafft das Land, ein ein'ger Riesenleib,
Aus hundertjähr'gem Schlammer sich empor.
Der Edeln blut'ge Häupter sind die Rosen,
Die trauernd es zum Siegesfranze reißt.
Du nimmst sein Gold? . . . Es triekt aus Holzpollaken!
Zerbrichst sein Schwert? . . . Es greift zum Bettelstab
Und treibt damit die Unterdrücker aus!

Philipp (sich erhebend).

Was sein wird, sieh, das sicht mich wenig an;
Was ich gewann, das will auch ich behaupten,
Und keine Hölle reißt es wieder los!
Du aber denk an dich! Bekenne nur —
Das Vaterland, von dem du schwagest, war
Nur deiner Fürstin frech erschlichne Gunk?

Frank.

Die Schranke fällt, die Menschenhand gezogen,
Des Grabes Odem weht mich an, und so
Gesteh' ich freudig ein, daß ich sie liebe
Mit aller Innigkeit der Seele, wie
Die Heimat nur, die Freiheit und mein Volk!
Der Glaube an des Vaterlandes Heil,
Die Hoffnung auch der nahen schönern Zeit,
Sie trugen Jacobäa's theure Züge,
Und Seelenhöheit, Lieb' und holbe Trauer
In ihren Augen wohnen sie allein!
So muß der Engel blicken, der mir dort
Die Wohnungen der Freude öf'nen soll.
Des Lebens Geist ist sie, wie du des Todes,
Der Liebe Genius, wie du des Hasses Dämon!
Was sie als Herrscherin verbrach, das hat
Als liebend Weib die Himmlische gebüßt!
Was mir das Leben theuer macht, es grüßt
Mich nur aus ihrem Angesicht! Darum —
Weil hier mein Aug' sie doch vergebens sucht,
Die Binde vor, daß sie dem Aug' des Geistes
In ihrer ganzen Schönheit nun erscheine
1871. 6.

Und, mich geleitend auf der kurzen Flucht,
Im Paradies sich ewig mir vereine!

(Schreitet die Stufen des Schafots hinan. Wie nun angenommen werden kann, daß er auf demselben zum Todesstreich niedertrief, stürzt Jacobäa hinaus und führt Frank rasch vom Hochgericht hinweg in die Mitte der Bogenöffnung, nachdem sie ihm das weiße Tuch von den Augen hinweggenommen hat.)

Frank (vor ihr niederstürzend).

O himmlisches Erwachen — bist du schön —
Verkürter Geist — wie, kamst du mir — zuvor?

Jacobäa (ihn erhebend).

Erwach', mein Frank, das alles war ein Traum!
Ich bin dein Weib!

Frank.

Ja, dies allein sei wahr!

(Lange stürmische Umarmung.)

Jacobäa.

In Glück und Gram dein treu verbunden Weib!

Frank.

Du bist mein Weib und trägst die Krone? — Nein!
O leg' sie ab, daß nicht der Traum entschwinde!

Jacobäa.

Zum letzten mal als Fürstin steh' ich hier.
Und ehrlich mach' ich dich durch meine Hand,
Den Penters Arm berührt! Nun leg' ich ab
Der Krone hohlen Prunk! Es hebt der Mann
Dort mit dem Tigerherzen das Juwel
Selbst aus dem Blut des Hochgerichtes auf.
Als liebend Weib nun führ' ich dich hinweg, —
Du sollst der letzte nicht in Holland sein,
Denn ob mein Diadem zerbrach, so schmückt
Uns unvergänglich doch der Liebe Krone!

(Orgelklang, Frank sinkt vor Jacobäa aufs Knie, Bertha und Breberobe eilen, die Fürstin zu umarmen, herbei, während Philipp mit Margareth und Dynter im Hintergrunde bleibt. Große Gruppe.)

10. Jakob Molay. Ein Drama in fünf Acten von Ludwig Klüben. (Universal-Bibliothek. Band 133.) Leipzig, Ph. Neclam jun. 1870. 16. 2 Bgr.

Der Untergang des Templerordens gehört jedenfalls zu den tragischen Vorgängen der Geschichte; aber er ist schwer dramatisch in fesselnde und spannende Handlung umzusetzen. So ist denn auch das vorliegende Stück nicht viel mehr als eine Haupt- und Staatsaction, welche uns den Helben und sein Geschick menschlich nicht näher zu bringen vermag. Wir sehen das Bündniß des hinterlistigen und gewaltthätigen Königs Philipp mit dem von ihm abhängigen Papst Clemens, der ihm, ehe er durch seine Hülfe Papst geworden, auf die Hostie geschworen hat, fünf Punkte zu erfüllen, von denen die beiden letzten geheim bleiben: der eine ist Vernichtung des Templerordens.

Doch die Motive dieser ganzen Handlungsweise sind nicht mit ausreichender dramatischer Tiefe aus den Charakteren herausgearbeitet; sie bewegen sich mehr auf der Oberfläche. Wohl nimmt hier und dort der Autor den Anlauf zu schärferer Charakteristik; doch es bleibt bei einzelnen Zügen, es ist alles historische Crayonstizze. Jakob Molay besitzt nicht die Größe und den Schwung, die uns für sein Streben erwärmen und hinreißen könnten; er ist überhaupt mehr das Opfer einer Intrigue als ein energisch ringender Held. Die Begeisterung für ein Dogma genügt nicht in der Tragödie; wir

wollen mitstreben mit dem Helben nach einem bestimmten Ziele.

Mit dem Geheimcultus des Ordens weiß Rüben bei weitem nicht die Wirkungen zu erzielen, wie Zacharias Werner in seinen „Söhnen des Thals“. Diese in Gold- und Rosenlicht getauchte Romantik, dies phantastische Gemüth, das sich um die untergehende Sonne thürmt, paßt als Decoration für den untergehenden Orden. Eine derartige Schwärmerei und Schwelgerei in überschwenglicher Lyrik mag sich oft an dem guten Geschmack veründigen; aber sie versetzt uns in eine empfängliche Stimmung, in welcher wir das unheimlich Große in den Mythen des Ordens theilnehmend aufzufassen geneigt sind. Auch hat Zacharias Werner durch den Reiz seiner Erfindungen die Sagen des Ordens zu beleben verstanden. Seine „Söhne des Thals“ sind eine oft von wirrer und bunter Romantik angefränkelte, aber jedenfalls großartige Dichtung.

Die „Historie“ von Rüben ist zu nüchtern, um uns zu fesseln. Einzelne Scenen sind nicht ohne dramatische Kraft, aber das Ganze verliert sich ohne streng fortschreitende Führung der Handlung ins Skizzenhafte. Die Diction ist nicht ohne Nerv, doch hart, schroff, ohne zündendes Feuer. Das folgende Zwiegespräch zwischen Molay und dem Prior im letzten Act, eins der wärmsten im Stück, mag dies beweisen:

Prior.

Laßt nicht in Erißsinn Eure Seele sinken
O Molay, heute werden wir befreit.
Der Uhruf, der so verschieden tönt,
Dient als die Sprache, die von unsern Brüdern
In dies Gefängniß dringt. Die That des Königs
Rief von dem Scheiterhaufen ein Entsetzen
Im ganzen Frankreich wach. Aus allen Ländern
Sind Templer nah, das Volk zum Kampf zu führen.
Die Fahne mit dem rothen Kreuze weht
Bald über unserm Helm, der Tempelorden
Gebietet, setzt den König Frankreichs ab,
Ruft ein Concil, das über Clemens richtet.
Und Philipp ist dann hier an unsrer Stelle.

Molay.

Wir suchten für den Tempelorden Macht
Und Herrschaft zu begründen, fern vom Lande,
Wo seine Helben gleich den Cedern sproßten
Und, hingenken zwar vorm Schwert der Feinde,
Im Ruhm des Ordens leuchten gleich den Sternen,
Die auf den Libanon herniederschauen.
Was wir begonnen und vollbringen wollten
War nicht des Ordens großer Zweck geweiht.

Prior.

Das Blut der Templer ward im Morgenland
Umsonst vergossen. Wo einst Baldwin
Ein Reich gegründet, herrscht der Saragen.
Die Freiheit aller Völker sproßt im Orden
Der Templer auf. Wenn jenes Volk im Osten
Nicht werth der Freiheit ist, soll sie in Frankreich,
Das uns geboren, gegen Tyrannei
Gewaffnet stehn. „Ich mach' euch frei“, sprach der,
Der bei des Volkes Postillanus
Als König einzog in Jerusalem.

Molay.

Der, dessen blutgefärbtes Kreuz wir tragen.

Prior.

Er sprach: „Kommt her zu mir, die ihr beladen,

Ich nehm' von euch die Ketten.“ Mit dem Schwert
Befreiten wir die Wege, daß die Pilger
Aus allen Ländern zu ihm hingelangen,
Die Freiheit zu empfangen. Wie wir sie
In seinem Tempel führten, leiten wir
Sie wieder heimwärts und sind stets bereit,
Die Freiheit mit dem Tempelschwert zu schützen.

Molay.

Das ist die Freiheit nicht, für die am Kreuze
Der Sohn des Menschen starb und Gottes Sohn.
Das Volk der Juden, welches unterjocht war
Von Römerherrschaft, nann' ihn seinen König
Und hätt' auf seinen Wink die Palmenzweige
Vertauscht mit jenen Waffen, die es bald
Nach seinem Tode gegen Titus trug.
Er wollt' es nicht. Der Tempel von Granit
Sank vor der Römer Macht; der Tempel aber,
Den Er zerstörte, um nach dreien Tagen
Verklärt ihn wieder aufzubauen, steht
Für alle Zeit. Der ist des Ordens Tempel! —
In Gottes Geist die Freiheit! Frei die Völker,
Wenn sie zur Macht des Geistes sich erheben.
Im Kerker auch, so wie sie uns befeht,
Nenn' ich mich frei. Dagegen liegt gefesselt
Durch seiner Herrschsucht Wahn auf seinem Thron
Der blutbesetzte Philipp; und es geht
Durch seines Hauses königliche Hallen
Ein Geist, der körperlos ihn beben macht
Und der bald Form, Gestalt und Macht gewinnt.
Das ist der Geist, der aus dem Tempel schreitet,
In dem das rothe Kreuz auf weißen Mänteln,
Der Keinheit unentweites Zeichen, prangt.
Von allen Kronen, die auf Erden sind,
Ist keine größer als die Dornenkrone,
Die auf dem Haupt des Königs lag von Juda,
Als er am Kreuz hing. Rührt Ihr als die wahre,
Die einzige nicht die Märtyrerkron' erkennen.
So laßt hinter Euch des Tempels Pforten.

11. Dramatische Dichtungen von Karl Robert. Tristan und Isolde. David und Bathseba. Berlin, W. Müller. 1870. 16. 1 Thlr.

Unter dem Pseudonym Karl Robert verbirgt sich ein hervorragender philosophischer Schriftsteller, der sich in jüngster Zeit auf diesem Gebiete einen Namen gemacht hat. Jedenfalls ist es von Interesse, einen so geistreichen Denker auch als dramatischen Dichter kennen zu lernen. Daß wir es mit einem Philosophen zu thun haben, beweist gleich das trefflich geschriebene Vorwort: „Ueber ältere und moderne Tragödienstoffe“; eine Abhandlung, die zum Theil an unsere Adresse gerichtet ist. Gleich am Anfang derselben sagt der Verfasser:

Es bedarf der gegenwärtig maßgebenden Kritik gegenüber eines Wortes der Entschuldigung, wenn ein Dichter es wagt, Stoffe, die älter als etwa zweihundert Jahre sind, der dramatischen Bearbeitung zu unterwerfen. Wenn ich die Forderung eines modernen Stoffes für unerlässlich bei der Komödie, für ganz natürlich und berechtigt bei dem bürgerlichen Schauspiel erachte, so scheint sie mir bei dem ernstesten Drama, welches seine Gestalten aus den Spitzen der Gesellschaft, aus mehr oder minder historischer Sphäre wählt, mit wesentlichen Bedenken verknüpft. Unbedingt zuzugehen ist so viel, daß die Behandlung der Fabel und der psychologischen Entwicklung eine moderne sein muß, d. h. daß sie auf streng realistischer Basis nur mit solchen Motiven operirt, welche das moderne Bewußtsein gelten läßt, und ihre Personen nur so von derselben afficirt werden läßt, wie das moderne Bewußtsein empfindet, daß es unter gleichen Umständen afficirt werden würde. Es ergibt sich aus diesem Grundsatz, daß eine Menge antiker und mittelalterlicher Stoffe in der That für die Bühne der Gegenwart

unbrauchbar sind, aber nicht weil sie antil sind, sondern weil sie Motive enthalten, welche das moderne Bewußtsein nicht mehr gelten läßt, oder Gefühlsregungen auf Grund dieser Motive, welche das moderne Bewußtsein zwar in abstracto historisch gelten lassen muß, aber in concreto nachzuspüren nicht mehr im Stande ist. Vermag ein Dichter solchen Stoff von solchen unstatthaften Motiven zu befreien, so steht seiner Benutzung nichts mehr im Wege, wenn das, was übrigbleibt, alsdann noch ein poetisch und dramatisch wirksamer Stoff ist; aber freilich ist die Möglichkeit eines solchen Läuterungsprocesses im gegebenen Fall nur durch den gelungenen Versuch zu erweisen. In die Bekämpfung solcher Stoffe, wo diese Möglichkeit noch nicht durch die That erweisbar ist, werde ich immer einstimmen und halte das Gegengewicht des Modernen, welches das junge Deutschland seinerzeit der unwahren romantischen Schablone entgegenstellte und noch heutzutage der unermüßlich wiederkehrenden Bearbeitung unmoderner antiker Stoffe entgegenstellt, für höchst verdienstlich; — es fragt sich aber, ob diese Kritik nicht ihr Ziel übersteigt, wenn sie alle antiken Stoffe als solche von der modernen Bühne verbannt wissen will.

Diese Zugeständnisse an das von uns verfochtene Princip der Wahl moderner Stoffe wird inbeß im weiteren Verlauf der Abhandlung wieder aufgehoben. Die mimische Repräsentation, vor allem aber die Bereicherung und Verfeinerung des modernen Gefühllebens geben dem Autor Veranlassung, sich gegen moderne Stoffe zu erklären, weil ihnen die für ein einheitliches Kunstwerk unerlässliche Einfachheit fehle. Hierzu komme die Ueberladung mit Gedankenbeiwert; dem modernen Leben fehlten überhaupt die Conflictte ersten Rangs. Hierauf folgen die beliebten Declamationen der akademischen Schule über politische Tendenzmotive, die späte Objectivirung der geschichtlichen Stoffe in unserer Zeit. Wer durchaus modernen Inhalt für die Dichtung der Gegenwart fordert, müsse die Tragödie für eine historisch antiquirte Form halten, an deren Stelle der Roman zu treten habe.

Alle diese Gründe haben nichts Ueberzeugendes; sie beruhen zum Theil auf unhaltbaren Anschauungen über das Wesen des Dramas. Es heißt ja das Drama zur „Geistlosigkeit“ verurtheilen, wenn man es nur auf Conflictte des Gefühls beschränken will. Da ist nur noch ein Schritt weiter bis zum Kunstwerk der Zukunft und der Anschauung Richard Wagner's, daß alles, was nicht werth ist gesungen zu werden, auch nicht werth sei, gedichtet zu werden. In der That erinnern alle diese Deductionen an ähnliche Parallestellen in Wagner's Werken. Eine Poesie, welche eine geistig reiche Zeit arm machen will, um sich zur Geltung zu bringen, müßte doch mit einem unheilbaren organischen Fehler behaftet sein. Die Ueberladung mit Gedankenbeiwert soll störend sein? Wohl, so streiche man vor allem Shakespeare's „Hamlet“ aus der Reihe der echten Tragödien und führe uns dafür die alten Drestien vor. Geist- und Gedankenreichtum ist der unsterbliche Vorzug dieses Dramas und das, was uns moderne Menschen an demselben anzieht. Die Handlung, auf ihre nackte Formel gebracht oder mit antiker Einfachheit vorgeführt, würde uns sehr kalt lassen. Der Autor sagt an einer andern Stelle:

Das Gefühlleben roher Zeiten ist eng umgrenzt, aber eben deshalb tief innig und concentrirt; es dominirt entschieden über das Verstandesleben und ist deshalb wortarm, aber thatkräftig. Das moderne Gefühlleben ist mannichfaltig, aber zer-

spittert, vom Verstandesleben dominirt und deshalb abstract in der Sprache. Die Poesie braucht überwiegendes Gefühlleben und concrete Anschaulichkeit der Sprache, das Drama insbesondere braucht Concentration und wortarme, thatkräftige Handlung; deshalb sind speciell für das Drama ältere Stoffe im allgemeinen günstiger als moderne.

Wo sind denn die großen „wortarmen“ Dramatiker? Etwa Aeschylus, Sophokles, Euripides, die den ganzen Reichtum griechischer Sprache in ihrem Dialog, in ihren Chorgesängen entfalteteten? Etwa Shakespeare, dessen Historien von „gereimten Leitartikeln“, nach der Ansicht dieser Theorie, wimmeln, der über eine glänzende, großartige Beredsamkeit des Affects und der Leidenschaft gebietet? Etwa Schiller, der seine großen Wirkungen auf die Nation solcher Eloquenz, dem Zauber des Worts, der Fülle der Gedanken verdankt? Wo sind sie denn, die Vorbilder für diese Theorien unter den Unsterblichen der dramatischen Walhalla? Hegel sagt, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse; Goethe sagt, daß, wenn der Mensch in seiner Dual verstummt, dem Dichter ein Gott gibt, zu sagen was er leide. Das sind keine großen Dichter, welche nicht über diese Inspirationen gebieten; das sind keine großen Dramatiker, welche nicht den Feuerstrom des Affects und der Leidenschaft mächtig und voll einherfluten lassen. Eine wortarme Dramatik bringt es nur zur Skizze — es kommt nur darauf an, daß das Wort der hinreißende Ausdruck der Situation ist. Will man nur das Leben abschreiben, nicht durch den Geist der Schönheit verklären, so ist alle Dichtung überflüssig. Wozu schreibt man dann überhaupt noch ein Drama in Versen?

Conflictte ersten Rangs gibt es in allen Zeiten; die in der modernen liegen der Sitte, der Cultur, den Gedankenkreisen der Nation am nächsten. Karl Robert denkt zunächst bei modernen Stoffen an das Küßstück und Kameliendamen-Schauspiel; doch die historisch-tragischen Stoffe des Alterthums wiederholen sich auch in unserer Zeit. Es ist eine ganz willkürliche Behauptung, daß sich im Alterthum die Stoffe rascher „objectivirten“, bloß um den Einwand zu beseitigen, den „Die Perser“ des Aeschylus, ein damals zeitgeschichtliches Stück, gegen die irrige dramaturgische Theorie an die Hand geben; es ist ebenso irrig, zu behaupten, daß die Französische Revolution viel zu innig in die Parteinrührungen der Gegenwart hineingreife, als daß es bis jetzt möglich gewesen wäre diese Schätze für die Bühne zu verwerthen. Nur äußere Rücksichten, die mit dem Wesen der dramatischen Kunst nichts zu thun haben, stehen diesen Stoffen entgegen, sowie vielfach der Entwicklung moderner Kunst. „Politische Tendenzmotive“ — das ist eine der wohlfeilsten Anklagen gegen zeitgemäße Dichtung: es gibt schlechte Tendenzstücke mit aufgellebten Phrasen, die solcher Anlage verfallen. Dann trägt aber bloß der Talentmangel des Dichters die Schuld. Dramen, die von echter Begeisterung für das öffentliche Leben oder den nationalen Aufschwung durchdrungen sind, darf man deshalb nicht politischer Tendenzhabscherei beschuldigen. Alle diese Bestrebungen könnten nur dazu führen, die Bühne zu geistigem Tode zu verurtheilen.

Wir kommen also, obwol wir für die Dichtung der Gegenwart den modernen Inhalt fordern, keineswegs zu

wollen mitstreben mit dem Helden nach einem bestimmten Ziele.

Mit dem Geheimcultus des Ordens weiß Rüben bei weitem nicht die Wirkungen zu erzielen, wie Zacharias Werner in seinen „Söhnen des Thals“. Diese in Gold- und Rosenlicht getauchte Romantik, dies phantastische Gewölk, das sich um die untergehende Sonne thürmt, paßt als Decoration für den untergehenden Orden. Eine derartige Schwärmerei und Schwelgerei in überschwenglicher Lyrik mag sich oft an dem guten Geschmac verständigigen; aber sie versetzt uns in eine empfängliche Stimmung, in welcher wir das unheimlich Große in den Mysterien des Ordens theilnehmend aufzufassen geneigt sind. Auch hat Zacharias Werner durch den Reiz seiner Erfindungen die Sagen des Ordens zu beleben verstanden. Seine „Söhne des Thals“ sind eine oft von wirrer und bunter Romantik angekränkelte, aber jedenfalls großartige Dichtung.

Die „Historie“ von Rüben ist zu nüchtern, um uns zu fesseln. Einzelne Scenen sind nicht ohne dramatische Kraft, aber das Ganze verliert sich ohne streng fortschreitende Führung der Handlung ins Skizzenhafte. Die Diction ist nicht ohne Nerv, doch hart, schroff, ohne zündendes Feuer. Das folgende Zwiegespräch zwischen Molay und dem Prior im letzten Act, eins der wärmsten im Stück, mag dies beweisen:

Prior.

Laßt nicht in Erbitterung Eure Seele sinken
O Molay, heute werden wir befreit.
Der Ufurur, der so verschieden tönt,
Dient als die Sprache, die von unsern Brüdern
In dies Gefängniß dringt. Die That des Königs
Rief von dem Scheiterhaufen ein Entsetzen
Im ganzen Frankreich wach. Aus allen Ländern
Sind Tempeler nah, das Volk zum Kampf zu führen.
Die Fahne mit dem rothen Kreuze weht
Bald über unserm Helm, der Tempelorden
Gebietet, setzt den König Frankreichs ab,
Ruft ein Concil, das über Clemens richtet.
Und Philipp ist dann hier an unsrer Stelle.

Molay.

Wir suchten für den Tempelorden Macht
Und Herrschaft zu begründen, fern vom Lande,
Wo seine Helden gleich den Ebern sproßten
Und, hingefunken zwar vorm Schwert der Feinde,
Im Ruhm des Ordens leuchten gleich den Sternen,
Die auf den Sibanon hernieder schau'n.
Was wir begonnen und vollbringen wollten
War nicht des Ordens großer Zweck geweiht.

Prior.

Das Blut der Tempeler ward im Morgenland
Umsonst vergossen. Wo einst Baluin
Ein Reich gegründet, herrscht der Saragen.
Die Freiheit aller Völker sproßt im Orden
Der Tempeler auf. Wenn jenes Volk im Osten
Nicht werth der Freiheit ist, soll sie in Frankreich,
Das uns geboren, gegen Tyrannei
Gewaffnet stehn. „Ich mach' euch frei“, sprach der,
Der bei des Volkes Postannaruf
Als König einzog in Jerusalem.

Molay.

Der, dessen blutgefärbtes Kreuz wir tragen.

Prior.

Er sprach: „Kommt her zu mir, die ihr beladen,

Ich nehm' von euch die Ketten.“ Mit dem Schwert
Befreiten wir die Wege, daß die Pilger
Aus allen Ländern zu ihm hingelangen,
Die Freiheit zu empfangen. Wie wir sie
Zu seinem Tempel führten, leiten wir
Sie wieder heimwärts und sind stets bereit,
Die Freiheit mit dem Tempelerschwert zu schützen.

Molay.

Das ist die Freiheit nicht, für die am Kreuze
Der Sohn des Menschen starb und Gottes Sohn.
Das Volk der Juden, welches unterjocht war
Von Römerherrschaft, nannt' ihn seinen König
Und hätt' auf seinen Wink die Palmenzweige
Vertauscht mit jenen Waffen, die es bald
Nach seinem Tode gegen Titus trug.
Er wollt' es nicht. Der Tempel von Granit
Sanft vor der Römer Macht; der Tempel aber,
Den Er zerstörte, um nach dreien Tagen
Berklärt ihn wieder aufzubauen, steht
Für alle Zeit. Der ist des Ordens Tempel! —
In Gottes Geist die Freiheit! Frei die Völker,
Wenn sie zur Macht des Geistes sich erheben.
Im Kerker auch, so wie sie uns besetzt,
Nenn' ich mich frei. Dagegen liegt gefesselt
Durch seiner Herrschsucht Wahn auf seinem Thron
Der blutbesetzte Philipp; und es geht
Durch seines Hauses königliche Hallen
Ein Geist, der körperlos ihn beben macht
Und der bald Form, Gestalt und Macht gewinnt.
Das ist der Geist, der aus dem Tempel schreitet,
In dem das rothe Kreuz auf weißen Mänteln,
Der Keinheit unentweih'tes Zeichen, prangt.
Von allen Kronen, die auf Erden sind,
Ist keine größer als die Dornenkrone,
Die auf dem Haupt des Königs lag von Juda,
Als er am Kreuz hing. Kennt Ihr als die wahre,
Die ein'ge nicht die Märtyrkrön' erkennen,
So laffet hinter Euch des Tempels Pforten.

11. Dramatische Dichtungen von Karl Robert Trifan und
Hofde. David und Bathseba. Berlin, W. Müller. 1870.
16. 1 Thr.

Unter dem Pseudonym Karl Robert verbirgt sich ein
hervorragender philosophischer Schriftsteller, der sich in
jüngster Zeit auf diesem Gebiete einen Namen gemacht
hat. Jedenfalls ist es von Interesse, einen so geistreichen
Denker auch als dramatischen Dichter kennen zu lernen.
Daß wir es mit einem Philosophen zu thun haben, be-
weist gleich das trefflich geschriebene Vorwort: „Ueber
ältere und moderne Tragödienstoffe“; eine Abhandlung,
die zum Theil an unsere Adresse gerichtet ist. Gleich am
Anfang derselben sagt der Verfasser:

Es bedarf der gegenwärtig maßgebenden Kritik gegenüber
eines Wortes der Entschuldigung, wenn ein Dichter es wagt,
Stoffe, die älter als etwa zweihundert Jahre sind, der drama-
tischen Bearbeitung zu unterwerfen. Wenn ich die Forderung
eines modernen Stoffes für unerläßlich bei der Komödie, für
ganz natürlich und berechtigt bei dem bürgerlichen Schauspiel
erachte, so scheint sie mir bei dem ernsten Drama, welches seine
Gestalten aus den Epigen der Gesellschaft, aus mehr oder
minder historischer Sphäre wählt, mit wesentlichen Bedenken
verknüpft. Unbedingt zuzugestehen ist so viel, daß die Behand-
lung der Fabel und der psychologischen Entwicklung eine mo-
derne sein muß, d. h. daß sie auf streng realistischer Basis nur
mit solchen Motiven operirt, welche das moderne Bewußtsein
gelten läßt, und ihre Personen nur so von derselben afficirt
werden läßt, wie das moderne Bewußtsein empfindet, daß es
unter gleichen Umständen afficirt werden würde. Es ergibt
sich aus diesem Grundsatz, daß eine Menge antiker und mittel-
alterlicher Stoffe in der That für die Bühne der Gegenwart

unbrauchbar sind, aber nicht weil sie antik sind, sondern weil sie Motive enthalten, welche das moderne Bewußtsein nicht mehr gelten läßt, oder Gefühlsregungen auf Grund dieser Motive, welche das moderne Bewußtsein zwar in abstracto historisch gelten lassen muß, aber in concreto nachzuempfinden nicht mehr im Stande ist. Vermag ein Dichter solchen Stoff von solchen unstatthafter Motiven zu befreien, so steht seiner Benutzung nichts mehr im Wege, wenn das, was übrigbleibt, alsdann noch ein poetisch und dramatisch wirksamer Stoff ist; aber freilich ist die Möglichkeit eines solchen Läuterungsprocesses im gegebenen Fall nur durch den gelungenen Versuch zu erweisen. In die Bekämpfung solcher Stoffe, wo diese Möglichkeit noch nicht durch die That erweisbar ist, werde ich immer einstimmen und halte das Gegengewicht des Modernen, welches das junge Deutschland seinerzeit der unwahren romantischen Schablone entgegenstellte und noch heutzutage der unermüdblich wiederkehrenden Bearbeitung unmöblicher antiker Stoffe entgegenstellt, für höchst verdienstlich; — es fragt sich aber, ob diese Kritik nicht ihr Ziel übersteigt, wenn sie alle antiken Stoffe als solche von der modernen Bühne verbannt wissen will.

Diese Zugeständnisse an das von uns verfochtene Princip der Wahl moderner Stoffe wird indeß im weiteren Verlauf der Abhandlung wieder aufgehoben. Die mimische Repräsentation, vor allem aber die Bereicherung und Verfeinerung des modernen Gefühlslebens geben dem Autor Veranlassung, sich gegen moderne Stoffe zu erklären, weil ihnen die für ein einheitliches Kunstwerk unerlässliche Einfachheit fehle. Hierzu komme die Ueberladung mit Gedankenbeiwert; dem modernen Leben fehlten überhaupt die Conflictte ersten Rangs. Hierauf folgen die beliebten Declamationen der akademischen Schule über politische Tendenzmotive, die späte Objectivirung der geschichtlichen Stoffe in unserer Zeit. Wer durchaus modernen Inhalt für die Dichtung der Gegenwart fordern, müsse die Tragödie für eine historisch antiquirte Form halten, an deren Stelle der Roman zu treten habe.

Alle diese Gründe haben nichts Ueberzeugendes; sie beruhen zum Theil auf unhaltbaren Anschauungen über das Wesen des Dramas. Es heißt ja das Drama zur „Geistlosigkeit“ verurtheilen, wenn man es nur auf Conflictte des Gefühls beschränken will. Da ist nur noch ein Schritt weiter bis zum Kunstwerk der Zukunft und der Anschauung Richard Wagner's, daß alles, was nicht werth ist gesungen zu werden, auch nicht werth sei, gedichtet zu werden. In der That erinnern alle diese Deductionen an ähnliche Parallelstellen in Wagner's Werken. Eine Poesie, welche eine geistig reiche Zeit arm machen will, um sich zur Geltung zu bringen, müßte doch mit einem unheilbaren organischen Fehler behaftet sein. Die Ueberladung mit Gedankenbeiwert soll störend sein? Wohl, so streiche man vor allem Shakespeare's „Hamlet“ aus der Reihe der echten Tragödien und führe uns dafür die alten Drestien vor. Geist- und Gedankenreichthum ist der unsterbliche Vorzug dieses Dramas und das, was uns moderne Menschen an demselben anzieht. Die Handlung, auf ihre nackte Formel gebracht oder mit antiker Einfachheit vorgeführt, würde uns sehr kalt lassen. Der Autor sagt an einer andern Stelle:

Das Gefühlsleben roher Zeiten ist eng umgrenzt, aber eben deshalb tief innig und concentrirt; es dominirt entschieden über das Verstandesleben und ist deshalb wortarm, aber thatkräftig. Das moderne Gefühlsleben ist mannichfaltig, aber zer-

splittert, vom Verstandesleben dominirt und deshalb abstract in der Sprache. Die Poesie braucht überwiegendes Gefühlleben und concrete Anschaulichkeit der Sprache, das Drama insbesondere braucht Concentration und wortarme, thatkräftige Handlung; deshalb sind speciell für das Drama ältere Stoffe im allgemeinen günstiger als moderne.

Wo sind denn die großen „wortarmen“ Dramatiker? Etwa Aeschylus, Sophokles, Euripides, die den ganzen Reichthum griechischer Sprache in ihrem Dialog, in ihren Chorgesängen entfalteten? Etwa Shakespeare, dessen Historien von „gereimten Leitartikeln“, nach der Ansicht dieser Theorie, wimmeln, der über eine glänzende, großartige Beredsamkeit des Affects und der Leidenschaft gebietet? Etwa Schiller, der seine großen Wirkungen auf die Nation solcher Eloquenz, dem Zauber des Wortes, der Fülle der Gedanken verdankt? Wo sind sie denn, die Vorbilder für diese Theorien unter den Unsterblichen der dramatischen Walhalla? Hegel sagt, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse; Goethe sagt, daß, wenn der Mensch in seiner Dual verstummt, dem Dichter ein Gott gibt, zu sagen was er leide. Das sind keine großen Dichter, welche nicht über diese Inspirationen gebieten; das sind keine großen Dramatiker, welche nicht den Feuerstrom des Affects und der Leidenschaft mächtig und voll einherfluten lassen. Eine wortarme Dramatik bringt es nur zur Skizze — es kommt nur darauf an, daß das Wort der hinreißende Ausdruck der Situation ist. Will man nur das Leben abschreiben, nicht durch den Geist der Schönheit verklären, so ist alle Dichtung überflüssig. Wozu schreibt man dann überhaupt noch ein Drama in Versen?

Conflictte ersten Rangs gibt es in allen Zeiten; die in der modernen liegen der Sitte, der Cultur, den Gedankenkreisen der Nation am nächsten. Karl Robert denkt zunächst bei modernen Stoffen an das Rührstück und Kameliendamen-Schauspiel; doch die historisch-tragischen Stoffe des Alterthums wiederholen sich auch in unserer Zeit. Es ist eine ganz willkürliche Behauptung, daß sich im Alterthum die Stoffe rascher „objectiviren“, bloß um den Einwand zu beseitigen, den „Die Perser“ des Aeschylus, ein damals zeitgeschichtliches Stück, gegen die irrige dramaturgische Theorie an die Hand geben; es ist ebenso irrig, zu behaupten, daß die Französische Revolution viel zu innig in die Parteigruppierungen der Gegenwart hineingreife, als daß es bis jetzt möglich gewesen wäre diese Schätze für die Bühne zu verwerthen. Nur äußere Rücksichten, die mit dem Wesen der dramatischen Kunst nichts zu thun haben, stehen diesen Stoffen entgegen, sowie vielfach der Entwidlung moderner Kunst. „Politische Tendenzmotive“ — das ist eine der wohlfeilsten Anklagen gegen zeitgemäße Dichtung: es gibt schlechte Tendenzstücke mit aufgellebten Phrasen, die solcher Anklage verfallen. Dann trägt aber bloß der Talentmangel des Dichters die Schuld. Dramen, die von echter Begeisterung für das öffentliche Leben oder den nationalen Aufschwung durchdrungen sind, darf man deshalb nicht politischer Tendenzhascherei beschuldigen. Alle diese Bestrebungen könnten nur dazu führen, die Bühne zu geistigem Tode zu verurtheilen.

Wir kommen also, obwol wir für die Dichtung der Gegenwart den modernen Inhalt fordern, keineswegs zu

dem Resultat, daß die Tragödie eine historisch antiquirte Kunstform sei, sondern wir meinen, daß nur diese Tragödie, wie sie die Akademiker und Karl Robert in seinem Vorwort construiren, allerdings eine antiquirte Kunstform sei; daß die moderne Tragödie, mit aller Fülle des Geistes und Vielseitigkeit des Gefühls und mit den großen Conflicten, wie sie die Gegenwart bietet, den echten Lebenspuls in sich trage, der ihr die Zukunft sichert.

So weichen wir allerdings in den Hauptpunkten wesentlich von den Anschauungen des geistreichen Philosophen ab, dessen Dramen wir mit Interesse gelesen haben. Namentlich war es uns, nach den Auseinandersetzungen des Denkers über die Liebe, interessant, in „Tristan und Isolde“ ein Liebesdrama von ihm zu lesen, in welchem freilich der sinnberückende Zauber und die verderbliche Macht der Liebe, ganz jenen Theorien gemäß, dargestellt werden. In der Vorrede sagt der Dichter, er habe den Stoff von allen unzeitgemäßen Motiven reinigen wollen. Zu diesen opernhafte romantischen Motiven gehört in der Dichtung Gottfried's von Strassburg der Zaubertrank. Joseph Weilen hat sein in dichterischer Hinsicht sehr verdienstliches Trauerspiel „Tristan“ dadurch beeinträchtigt, daß er dies Zaubermotiv nicht ausschloß, wenn er auch den Zaubertrank in einen Zauberring verwandelte; in dem „Tristan“ von Schneegans ist dies opernhafte Motiv gänzlich beseitigt, indem die Liebescene nur von einem Volkslied hinter der Scene begleitet wird, dessen Inhalt die Wirkungen des Liebestrankes sind. Karl Robert nennt mit Recht in der Vorrede solchen Zauber ein „doppelt unstatthafes Agens“.

als abgesehen von dem hierbei sanctionirten Aberglauben der äußere Zwang des Zaubers nimmermehr ein dramatisch-psychologisches Motiv zur Schürzung des Conflicts abgeben kann, weil hierzu nothwendig eine innere Selbstbestimmung erforderlich ist. Obwohl in der vorliegenden Bearbeitung beide Liebende so reis zur Erklärung sind, daß wahrscheinlich die äußere Situation allein hingereicht haben würde um die Sache zum Austrag zu bringen, so ist doch der fragliche Trank insofern von entscheidender Wirkung, als er auf Holdens Bewußtsein als Vorstellung des genossenen Lodestranks wirkt, und durch ihr Weichwerden im Hinblick auf den zu erwartenden Tod nimmermehr (in Verbindung mit der sonstigen Situation) Tristan's Erklärung gleichsam provoziert.

Isolde will den Lodestrank mit Tristan trinken, Brangäne reicht ihr an Stelle dessen den Liebestrank, der die Liebenden zu folgendem Duett begeistert:

Tristan.

Nein, göttlich Weib, ich will dich ewig halten,
Licht wird's — der Schleier fällt — die Augen sehen —
Die ganze Welt um sich scheint zu versinken,
Nur du allein bleibst strahlend vor mir stehn!
Was sehntlich ich gesucht zu allen Stunden,
Was ich nicht fand in Ruhm und Kampfeslust,
Ich hab's in dir, o Königin, gefunden,
Des Lebens Krone winkt an deiner Brust!
Dich liebe ich aus des Gemüthes Tiefen,
Dich liebe ich mit aller Geisteskraft,
Mit höchster Jubruust meiner jungen Seele,
Mit meines Herzens glühndster Leidenschaft!
O stoß mich nicht von dir, du süße Holde,
Siehst du des Meeres lockend stille Ruh? —
Verwirrst du mich, dann, göttliche Isolde,
Dann flieh' ich ihm als der Erlösung zu!
Einst sah ich dich in Mitleid mild erwarmen,

Als du das Racheschwert auf mich gezückt;
O laß dich jetzt das tiefre Leid erbarmen,
Das namenlose Weh, das mich erdrückt!

(Das Gewitter ist schnell näher gekommen und verfinstert mehr und mehr den Himmel. Isolde's Angst ist durch wachsendes Entzücken besetzt, und einer völligen Selbstvergeffenheit und stülberklärten Wonne gewichen.)

Isolde (ziemlich leise mit gefalteten Händen).

Laß mein Feld, o mein Gebieter,
Deine niedre Magd mich sein,
Was ich bin und was ich habe,
Es ist alles, alles dein!
Dir zu Füßen leg' ich nieder
Leib und Seele, Ehr' und Ruhm,
In den deinen find' ich wieder
Mir ein bessres Eigenthum.

(Sie will vor ihm auf die Knie sinken, er fängt sie auf; sie verbirgt das Gesicht an seiner Brust; Brangäne flieht in Verzweiflung nach dem Lande.)

Tristan (in höchster Ekstase).

Ist es kein Traum, was ich höre und sehe,
(Sie betastend)

Bist du's denn wirklich, du theure Gestalt?
Ist's nicht das Werk einer gütigen Fee,
Pact mich nicht Wahnsinnes wilde Gewalt?
Nein, es ist Wahrheit, ich fühle ja schlagen
Dicht an dem meinen dein seliges Herz, —
Götter des Himmels wie soll ich es tragen,
Dieses Entzücken nach bangendem Schmerz!

(Es ist sehr dunkel, heftige Blitze und Donnerschläge.)

Stürze das Himmelsgewölbe zusammen,
Thu' nun die Erde verschlingend sich auf,
Schwinde die Welt in verzehrenden Flammen,
Nehme Vernichtung fortan ihren Lauf!
Will ich doch gern für den Augenblick zahlen,
Wo ich mir göttlichen Lebens bewußt, —
Hatte die Erde nicht Platz meinen Qualen,
Hat nun der Himmel nicht Raum dieser Lust!

Isolde.

Was ich einst liebte, es ist mir vergessen,
Al meine Liebe, dir gab ich sie hin!

Tristan.

Was mir einst werthvoll, ich kann's nicht ermessen,
Nur Ein Gedanke verschlingt meinen Sinn!

Isolde.

Seligster Minne hochschwellendes Blühen,
Du nur und ich im unendlichen Raum!

Tristan.

Sehnender Wonne verzehrendes Blühen,
Sinnlicher, weltenentrückender Traum!

Isolde.

Ewiger Mächte allwaltendes Wehen,
Flammender Blitze hochzeitliche Pracht!

Tristan.

Lösche in Dämmerung den Tag und das Leben,
Heilige, göttliche Liebesnacht!

Wir sehen einerseits, daß es für das Publikum immer zweifelhaft bleiben wird, ob nicht der Genuß des Liebestrankes diese maßlose Ekstase hervorruft, daß also das romantische Motiv nicht in einer überzeugenden Weise beseitigt ist; denn im modernen Drama darf man auch nicht „symbolistren“; andererseits aber sehen wir zur Genüge, daß der Dichter die falsche Theorie von wortarmer thatkräftiger Handlung in seinem Drama selbst am wenigsten befolgt; denn Wortarmuth darf man der

Ausführung dieser Situation gewiß nicht zum Vorwurf machen, es herrscht sogar eine überschwengliche Lyrik darin, wie man sie eher von einem liebebrunnenen Jüngling als von einem Manne der zerlegenden Analyse erwarten dürfte, eine Lyrik, die uns sogar hier und dort undramatisch an einen Operntext zu erinnern und die Zukunftsmusik herauszufordern scheint, sowie sie reich ist an Schiller'schen Reminiscenzen z. B.: „Des Lebens Krone winkt an deiner Brust.“

Im übrigen ist die Einfachheit des Conflicts, auf welche der Autor in der Vorrede solchen Nachdruck legt, vollkommen gewahrt; die Composition des Stücks zeugt von Kunstverstand; die Diction ist warm und lebendig, wenn auch ohne markirte dichterische Originalität. Zu den gelungensten Scenen rechnen wir die erste Begegnung zwischen Isolde und Tristan; sie ist dramatisch scharf ausgeprägt und von großer theatralischer Anschaulichkeit. Der Humor des Narren Melot tritt namentlich in der einen Scene hervor, wo er die bramarbasirenden Vasallen des Königs Marke, einen nach dem andern, verspottet.

Das zweite Stück: „David und Bathseba“, behandelt denselben Stoff wie Alfred Meißner's „Weib des Urias“; ja Karl Robert bekennt in der Vorrede, daß er die Disposition dieses Stücks theilweise benutzt habe. Der Hauptunterschied besteht wol im Charakter der Heldin, welche von unserem Autor innerlicher, gebrochener, reumüthiger als von Meißner aufgefaßt wird. Die „religiös ethische Herbeheit“ der Behandlung, welche Karl Robert in der Vorrede betont, ist in dem Drama unerkennbar; es ist geschlossener, knapper, nicht so lyrisch aufblühend wie „Tristan“; aber dieser „concrete culturhistorische Charakter“ beeinträchtigt nach unserer Ansicht doch „die ins Moderne idealisirte“ Behandlung dieser Stoffe. Sowol das fremdartig Alt-biblische, wie die Wortkargheit der Actschlüsse, die nicht immer frappant und durchschlagend die Situation zusammenfaßt, würden den Bühnenerfolg dieses Stücks beeinträchtigen, wenn nicht schon der physiologische Zustand der Bathseba, die Achse der Handlung, nach den Convenienzen der meisten Bühnen ein unübersteigliches Hinderniß wäre. Selbst Meißner's Drama, das in der Charakterchilderung z. B. des Mephistoseth, dem Darsteller glückliche Handhaben darbietet und schärfer zeichnet als das von Karl Robert, ist nie zur Aufführung gekommen.

12. Julian der Abtrünnige. Trauerspiel in fünf Acten von Hermann Riote. Leipzig 1870.

Ein junger Autor bietet uns in dem vorliegenden Versuch dem Anschein nach sein Erstlingsdrama. Das

Thema ist von großer geschichtlicher Tragik, wengleich der Untergang des Kaisers im Perserriege die Geschlossenheit der Handlung unterbricht und einen epischen Zug in dieselbe hineinbringt. Diese Achillesferse des Stoffs hat auch der Dichter nicht zu überwinden vermocht. Auch das Wiedersehen der Asteria und ihres ihr bisher unbekanntes Vaters Aetius am Schluß nach dem Tode des Haupthelden scheint uns das Interesse, das an diesem festgehalten werden muß, zu gefährden. Im übrigen zeugt das Stück von Talent, es ist in vielen Scenen leidenschaftliche Bewegtheit, in andern eine gewisse zusammengehaltene Prägnanz des Ausdrucks, und die Sprache hat, ohne in den Jambentrab zu verfallen, an vielen Stellen Anspruch auf dichterische Schönheit, wie der Schlußauftritt des ersten Actes beweisen mag:

Julian. Asteria.

Julian (das Schreiben betrachtend).

Du hast es so gewollt. Asteria, deine Hand.
Ich gehe, doch ich gehe nicht umsonst.
Es breche sich der Strom an meiner Brust,
Ich will ihn theilen mit gewalt'gem Arm!
Wer sich dem Löwen in den Rachen wagt,
Der sei bereit zu kämpfen und zu sterben!

Asteria.

Und ich, ich folge dir.

Julian.

Athene, fleh
Den Bund, den wir geschlossen dir zu Ehren!
Die Trümmer jener Burg hab' ich so oft
Mit Thränen schon beneht. Sie waren dir
Geweih't! Nimm sie auch heut als Opfer dar
Und schütze deinen Diener in dem Drang
Der Schlachten! Gib ihm Kraft, dir ganz zu dienen,
Und wenn's der Götter Schluß nicht wäre, daß
Er siegte, laß ihn jetzt hier sterben in Athen,
Dem gottgeweihten, laß ihn enden auf
Dem ewig heil'gen Boden seiner Ahnen!

Auch die Philosophie Julian's findet an vielen Stellen, wie im siebenten Auftritt des dritten Actes, sinnreichen Ausdruck; es ist nicht ganz das antike Heidenthum; es spielt auch oft der Feuerbach'sche Gedanke mit herein, daß der Mensch sich seine Götter schafft. Die Volksscenen in Athen, die Prälatenscenen in Konstantinopel sind bewegt und lebendig; aber der weitreichende Stoff ist nicht energisch genug aus dem weitbauschigen Gewand der Historie zur spannenden Tragödie zusammengegrafft.

Rudolf Gottschall.

Zur Etymologie des Namens Germanen.

Der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer. Eine historische Untersuchung von Walterich. Paderborn, Schöningh. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Datum der Vorrede, der glorreiche 6. August des Jahres 1870, stempelt die vorliegende historische Untersuchung zu einer Gelegenheitschrift, wenn wir das Wort „Gelegenheit“ als „zu rechter Zeit kommend“ verstehen. Denn an sich ist es eine streng wissenschaftliche Arbeit,

eine völlig tendenzlose Prüfung gewisser historischer Zeugnisse und ihrer modernen Erklärungsversuche: nur der Tag und die Stunde ihrer Publication, also ein reiner Zufall, gibt ihr eine eigenthümliche Beziehung zu einer der wichtigsten Fragen unserer nationalen Gegenwart. Doch sei sofort bemerkt, um naheliegende Mißverständnisse abzuschneiden, daß der Titel wenigstens einem deutschen Leser von heute mehr verspricht, als der Inhalt zu

gewähren beabsichtigt. „Die ethnographische Frage vom linken Rheinufer“, dabei denkt doch wol jeder an die gesamten historisch-ethnographischen Vorgänge, durch welche sich die heutigen Nationalitätsverhältnisse in jenem Landstriche vom Beginn der geschichtlichen Kunde an gebildet und festgestellt haben. Auch faßt bekanntlich der heutige Sprachgebrauch den Ausdruck „linkes Rheinufer“ in einem ganz spezifischen Sinne. Aber in diesem Buche handelt es sich nicht um die Gesamtgeschichte des linksrheinischen deutschen Landes, sondern nur um die Frage nach dem Ursprung und der Einwanderung der Belgier in dem von ihnen benannten Theile des alten Gallien. Was seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit sich weiter an dieser Stelle abgesponnen hat, bleibt hier unberührt, und selbst die Zeit des Tacitus liegt eigentlich schon außer dem Bereich der Darstellung. Der Boden aber, den sie berücksichtigt, ist nicht bloß oder nicht einmal vorzugsweise das linke Rheinufer in unserm Sinne, sondern das ganze belgische Land auf der Völkertarte zur Zeit des Cäsar, wo es im Westen bis an die Thore von Paris, im Süden bis zu den Quellen der Maas und der Mosel, im Norden bis an die Mündungen des Rhein und der Maas reichte.

Wer also die heutige Nationalitätsfrage hier beleuchtet zu finden glaubte, würde sehr enttäuscht sein. Denn wenn z. B. auch bewiesen wird, daß vor 2000 Jahren das ganze linke Rheinufer nicht bloß in seiner heutigen Beschränkung von deutscher eingewanderter Bevölkerung occupirt war, so folgt daraus noch gar nichts für die Gegenwart. Nicht bloß im Sinne sogenannter Männer von der Volkspartei, sondern auch im Sinne jedes ehrlichen und verständigen Mannes müßte eine Verurteilung auf ein solches historisches Anrecht als eine Albernheit und ein Verbrechen erscheinen, wie es die deutsche Volksseele niemals auf sich genommen hat und niemals auf sich nehmen wird. Sie überläßt das mit Recht andern Nationen, vor allen den Franzosen, deren ganzer Anspruch auf den Rhein sich bekanntlich auf dieselben, nur wesentlich und leidenschaftlich gefälschten historischen Reminiscenzen einer gänzlich zu Grabe getragenen Urzeit stützt, oder unsern östlichen Aufstößern slawischen Blats, oder auch unsern Stammesvettern im Norden, deren „Dänemark bis an die Eider“ gleichfalls ein solches aus dem Grabe durch Lug und Trug beschworenes Geschichtsgespennst gewesen ist, das wie andere seinesgleichen deutsche Bajonnette und Kugeln nicht vertragen konnte, oder endlich unsern liebenswürdigen Nachbarn im Süden, die zum rechten Dank für die durch das Blut unserer Helden allein ihnen zutheil gewordene Erlösung aus elender gallischer Leibeigenschaft sofort lustern nach den angeblichen alten Grenzen Italiens am Brenner und der Walscher Heide spühen, als wenn es jemals im Laufe der Geschichte ein Italien mit bestimmten Grenzen gegeben hätte! Natürlich ist es das Vorrecht unserer deutschen Volkszertheiler, allen derartigen Reclamen andächtig zuzuhören, nachdem sie den Bannstrahl ihrer sittlichen Entrüstung auf diejenigen ihrer Landsleute geschleudert haben, welche nach ähnlicher, nur nicht ganz so verlogener Logik, wie sie Franzosen, Tschechen, Poladen, Dänen, Italienern u. s. w. geläufig ist, dasselbe Recht für die deutsche Nation zu beanspruchen wagen.

Saben wir so auf negativem Wege den Inhalt des Buchs festgestellt, so wollen wir in der Kürze auch seine positiven Ergebnisse berücksichtigen.

Die Frage nach dem Ursprung und der Herkunft des Wortes Germani, das uns zuerst lateinische Schriftdenkmäler aus der letzten Zeit der Republik überliefern, ist von der linguistischen Seite her seit dem 17. Jahrhundert so häufig ventilirt worden, daß daraus eine eigene Specialliteratur erwachsen ist. Es gehört eine nicht geringe Selbstüberwindung dazu, wenn ein Gelehrter es unternimmt, neben dem Geschwirre aller möglichen Hypothesen noch eine neue zu begründen. Jedenfalls ist es bequemer, sich allen bisherigen gegenüber bloß kritisch-negativ zu verhalten, obwol der Wichtigkeit des Gegenstandes damit nicht viel gedient ist. Denn mit vollem Rechte betont auch dieser neueste Forscher, daß die Wissenschaft hierbei eine nationale Ehrenschild einzulösen habe. Niemand verlangt von ihr, daß sie ihr höchstes Lebensgesetz, rücksichtslose Erforschung der Wahrheit, irgendwie zu Gunsten eines andern, wenn auch in seiner Art noch höher stehenden Gesetzes, der nationalen Ehre und Würde, beeinträchtigen lassen solle, wie es bei allen andern Völkern rings um uns fortwährend zu geschehen pflegt. Denn eben darum, weil dies anderswo geschieht, können wir mit Stolz uns rühmen, daß nur bei uns die echte und wahre wissenschaftliche Forschung zu Hause ist. Aber wir verlangen, daß sie da, wo sie an ein Problem herantritt, das mit der Geschichte der Nation zusammenhängt, es in dem Bewußtsein thue, auf geweihtem Boden zu stehen. Es ist eine Schmach für sie, wenn sie das herbe Wort Jakob Grimm's, das hier als Motto vorgebracht ist, unwiderlegt läßt oder von neuem bestätigt, wenn sie eine sonderbare Genugthuung darin findet, irgendetwas, was unsere Nation selbstverständlich als ihr Eigenthum beansprucht, durch gelehrte Kabulistikerei ihr zu entreißen und Fremden zuzuweisen. Auf unsern Fall angewandt, ist es mindestens wunderbar zu sehen, welche Mühe sich deutsche Forscher gegeben haben, um für den ältesten Namen ihres Volks einen fremden Ursprung herauszutüfteln. Um jeden Preis sollte eine celtische Etymologie geschaffen werden, und doch ist eine solche mit dem größten Aufwande exacten Wissens und scharfsinnigen Umherschpähen in den entlegensten Sprachwinkeln selbst von einem Zeig nicht zu Stande gebracht worden. Noch unpassender Deutungen aus dem lateinischen Abjektivum germanus, wurzeleht. Für einen oberflächlichen Polyhistor zur Zeit des Augustus, wie es Strabo war, mochten sie hingehen, aber daß neuerdings auch noch deutsche Gelehrte von Geist und Wissen, wie Holzmann, sich daran klammern konnten, macht einen komischen Eindruck. Aber auch die ältern und neuern Versuche einer deutschen Etymologie sind ungenügend, setzen wir hinzu, auch dieser neueste. Er knüpft an das schon oft dafür benutzte altdeutsche Wort *ger*, *hasta*, wieder an, aber selbst der splendide Apparat der modernen Linguistik kann ihn nicht rechtfertigen. Ohne uns in weiteres Detail einzulassen, sei nur bemerkt, daß ein altdeutsches Wort *ger* in der Zeit Cäsar's jedenfalls nur als *gair* existiren konnte und von den Römern als *gaer* überliefert werden mußte,

während sich doch niemals gaermani, sondern stets germani findet. Noch dazu ist es fast sicher, daß für gair damals die Form mit dem s gais stand, die ja auch mit der lateinischen Endung um als gaerum ausdrücklich als das deutsche Wort für hasta bezeugt ist. Das gothische gairu, Spizspahl, was auch hier wieder geltend gemacht wird, hat wurzelhaft mit diesem ger, d. h. gais, nichts zu thun, aber auch daraus würde sich kein germani abgeleitet haben, selbst wenn man annehmen wollte, daß es ein allgemein deutscher, schon zu Cäsar's Zeiten üblicher Ausdruck war. Es hätte unabwieslich gaerumani oder gerumani geben müssen, je nachdem wir das ai in gairu für lang oder kurz halten — uns gilt es als kurz. Will man eine deutsche Wurzel finden, so bleibt nur diejenige, aus welcher z. B. die heutigen Wörter Vern, Gier u. s. w. entstanden sind, oder jene räthselhafte Weiterbildung derselben mit angetretenem m, wovon der mythologische Name Garmr das bekannteste, aber nicht einzige Ueberbleibsel ist.

Was dagegen die „ethnographische Frage“ betrifft, so

gibt ihr der Verfasser eine, wie uns scheint, endgültige Lösung. Auch hier regiert seit alter Zeit eine unendliche Confusion. Weil die Belgier zu Cäsar's Zeiten in Sprache und Sitte sich nicht wesentlich von den andern celtischen Galliern unterschieden, was notorisch ist, soll ihre eigene, von Cäsar in den klarsten Worten mitgetheilte geschichtliche Ueberlieferung, daß sie deutschen, nicht celtischen Ursprungs und vom rechten Rheinufer her eingewandert seien, nicht zu Recht bestehen! Der Verfasser weist das Absurde dieser Hyperkritik schlagend zurück und stellt die Authenticität Cäsar's und der belgischen Tradition selbst unwiderleglich her. Es ist wahrhaft seltsam, daß man einen Vorgang, der sich später auf gallischem Boden so oft erneuerte, die Einwanderung und Celtisirung germanischer Stämme, bei den Belgen nicht gelten lassen will. Mit demselben Rechte könnte man auch behaupten, daß Franken, Burgunder, Westgothen u. s. w. ursprünglich keine Deutschen waren, weil sie später Romanen wurden.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Die Benedix-Feier in Leipzig.

Die Verdienste von Roderich Benedix, der am 21. Januar d. J. seinen sechzigsten Geburtstag beging, zu ehren, hatten sich in Leipzig am Abend dieses Tags im Erianoonsaale des Schützenhauses eine große Zahl von Männern und Frauen, städtische Behörden, Dichter und Schriftsteller, Künstler und Künstlerinnen versammelt. Die Feier war um so würdiger, als sie sich von jeder Uebertreibung fern hielt und tüchtige Leistungen in einfach herzlicher Weise anerkannte. Es war nicht darauf abgesehen, in aller Eile einen Classifier bei Lebzeiten fertig zu machen, was man billigerweise den Läuterungsprozessen der Zukunft überlassen darf, oder gar einen „specifischen Leipziger“ zu feiern. Die Literatur, das Theater, die Stadt, die bildenden Künste sprachen dem Lustspieldichter ihre Anerkennung aus, er selbst dankte mit liebenswürdiger Schlichtheit, indem er die Rosen und Dornen des Dichterlebens aus eigenen Erfahrungen schilderte. Ernste und heitere Toaste lösten sich ab; ein Festlied von Franz Hirsch erfreute durch frischen Humor und die sehr treffende komische Verwerthung der Titel Benedix'scher Lustspiele. Der erste Toast, welchen der Herausgeber d. Bl. sprach, lautete: „In einer Zeit, in welcher die Weltgeschichte große Epen und Tragödien dichtet, feiern wir einen deutschen Lustspieldichter, und mit Recht, denn das geistige Leben der Nation verdient nach allen Richtungen hin die gleiche Pflege, und der Lorber vom Schlachtfelde, so wohlverdient er ist, so schön er die Stirn schmückt, darf niemals den friedlichen Lorber der Künste verdrängen. Roderich Benedix, dessen sechzigsten Geburtstag wir heute feiern, verdient um so mehr eine solche Feier in der heutigen Zeit, als er ein echter deutscher Lustspieldichter ist, welcher in allen seinen Stücken den Kern unsers nationalen Wesens nie verleugnet hat. Deutsche Sitte, deutsche Männer, deutsche Frauen finden wir in seinen Lustspielen; nirgends den frivolen Ton geistiger Fremdherrschaft, nirgends die Vorliebe für ausländische Sensationsmotive. Es ist eine ungezwungene Heiterkeit, welche mit frischem Athem diese Schöpfungen durchhaucht. Schlichte, einfache, gemüthvolle Menschen, harmlose Verwickelungen; der Geist, der stets vermeint, hat keinen Theil an ihnen; nichts von den unheimlichen, dämonischen Elementen, welche diese Harmlosigkeit trüben könnten. Und gesund sind die Lebenskreise, in denen seine Gestalten sich bewegen. Es ist das deutsche Bürgerthum, die deutsche Familie, in selbstgewählter Beschränkung wird alles angegeschlossen, was weiter hinausgreift über diese Kreise. Wir

haben Salonlustspiele, wir haben politische und historische Lustspiele, was aber Benedix geschaffen hat, das Lustspiel des häuslichen Herdes, des Blut von innen heraus alles deutsche Leben erheitert und erwärmt. Welche Summe geistiger Wirkung aber ein Dramatiker ausübt, der mehr als 70 Stücke geschrieben hat, das sagt uns jede Statistik des deutschen Theaters. Auf allen großen und kleinen Bühnen, auf Hoftheatern und Liebhabertheatern werden Stücke des Autors aufgeführt, sobald fast an jedem Abend sein Name auf einem Theaterzettel in Deutschland zu lesen ist. Es ist groß, ein Volk zum Siege zu führen; es ist herrlich, eine Nation durch erhabene Gesänge zu begeistern; aber es ist nicht minder hohen Ruhmes werth, Jahrzehnte hindurch ein ganzes Volk in würdiger Weise zu erheitern. Die Propheten ermüden mit der Zeit, die Possenreißer widern an. Aber stets willkommen schlingt mit erquickendem Gleichmaße Thalia freundlich lächelnd ihre Kränze um das vielgeplagte Leben der Menschheit. Und so wünschen dem Dichter Glück zu seinem sechzigsten Geburtstag mit uns zugleich alle, die sich je an den Gaben seiner Muse erquickten. Ein deutsches Dichterleben ist nicht allzu freudenreich! Während es andern die Rosen reicht, bleiben die Dornen an ihm selbst haften. Doch die Gestalten, die der Dichter schuf — es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte. Sie drängen sich um ihn lebensvoll — „Das bemooste Haupt“ und „Der alte Magister“, der böse „Doctor Bespe“ und der gute „Doctor Hagen“, alle die Gelehrten, Künstler, Bürger von deutscher Art; die herzigen Mädchen, die Aschenbrödel und Thurnelken — ein langer, unabsehbarer Zug von Gestalten, lächelnd wie immer, doch heute Vorberkränze in der Hand: sie alle stimmen jubelnd ein in unsern Ruf: Es lebe der wackere deutsche Lustspieldichter! Es lebe Roderich Benedix!“

Bibliographie.

Dobsonstedt, F., Zeitgebilde. Berlin, Piperheide. 1870. 16. 5 Bgr.
 Forbiger, A., Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen und Römer. 1ste Abth. Rom im Zeitalter der Antonine. 1fter Bd. Leipzig, Nees. Gr. 8. 2 Bth.
 Frank, C., Des Evangeliums Verkündigung in Deutschland vor Karl dem Großen. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Bgr.
 Frauenholz, A., Die Sonnenfleden, was sie sind und woher sie kommen. Eine wissenschaftliche Abhandlung begründet auf das Sonnensystem in der Vorzeit. Breslau, Göschorsky. 1870. Gr. 8. 10 Bgr.
 Gerdinus, G. G., Geschichte der deutschen Dichtung. 5te völlig umgearbeitete Aufl. 1fter Bd. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Bth.
 Groß, R., Luthborn. 2ter Thl. Volksleben in Plattdeutscher Dichtung dänischer Mundart. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Bth. 15 Bgr.

U n z e i g e n.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitgenossen.

Biographische Skizzen

von

Alfred von Wurzbach.

In abgeschlossenen Heften à 5—6 Bogen. Minaturformat.
Elegant ausgestattet. Geh. Mit Porträts.

Preis jedes Heftes

30 Kr. ö. W. = 5 Sgr. = 18 Kr. Rhein.

Die erste Serie dieses Unternehmens wird enthalten:

- | | |
|------------------------|-----------------------|
| 1. Ludwig Uhland | 7. Alex. Herzen. |
| 2. Carl Vogt. | 8. Carl Gupkow. |
| 3. Ferd. Lassalle. | 9. Wilhelm Kaulbach. |
| 4. A. Dumas Sohn. | 10. Rich. Wagner. |
| 5. Gioach. Rossini. | 11. Bogumil Dawison. |
| 6. Arth. Schopenhauer. | 12. Gräfin Hahn-Hahn. |

Jedes Heft enthält eine vollständige Biographie und ist apart
künstlich.

Das von Tag zu Tag wachsende Interesse, welches die Gegenwart jenen Charakteren entgegenbringt, die auf irgendeinem Gebiete geistiger Thätigkeit schöpferisch oder belebend gewirkt, macht sich zunächst in dem Verlangen geltend, die nähern Lebensverhältnisse dieser Zeitgenossen kennen zu lernen. Was auch das beste Conversations-Lexikon zu bieten vermag, reicht nicht hin, das Interesse nur dürftig zu befriedigen. Die Journale verzeichnen wol täglich Züge aus dem Leben solcher Persönlichkeiten, die das Interesse noch mehr anregen, aber in ihrer Nothwendigkeit kein Gesamtbild zu geben im Stande sind.

Somit fällt ein Unternehmen, wie das vorliegende, eine Lücke des deutschen Büchermarktes aus, die sich in der steigenden Nachfrage des gebildeten Publikums längst fühlbar gemacht.

In den „Zeitgenossen“ zeichnet Alfred von Wurzbach eine Reihe solcher Charaktere, die entweder auf dem Gebiete der Literatur, Kunst, Wissenschaft, oder dem der Politik, unserer Zeit eine charakterisirende Färbung gegeben.

So sind für die erste Serie:

Uhland, als der größte Lyriker und politische Dichter unserer Zeit; Vogt, als der eifrigste Kämpfer für Wissenschaft und Wahrheit gegen päpstliche Verdummung; Lassalle, als der Urheber der socialen Bewegung in Deutschland; Dumas Sohn, als der Matador der modernen dramatischen Schule; Rossini, als eine der interessantesten schöpferischen Individualitäten im Reiche der Töne; Schopenhauer, als der Philosoph unseres pessimistischen Jahrhunderts; Herzen, als fanatischer Kämpfer für nationale Freiheit; Gupkow, als der bedeutendste Repräsentant des deutschen Romans; Kaulbach, als der hervorragendste Historienmaler der gegenwärtigen Kunstperiode; Wagner, als bahnbrechendes Talent auf dem Gebiete der dramatischen Musik; Dawison, als einer der bedeutendsten darstellenden Künstler der Gegenwart und die Gräfin Hahn-Hahn als typisch höchst interessante weibliche Individualität unserer Zeit ausgewählt worden. Namen, die gewiß durch ihren europäischen Ruf zu der getroffenen Wahl berechtigten.

Zur Verständigung des Gesamtbildes ist jeder der Biographien, die sämmtlich durch Gehalt und Ausstattung gerechten Anspruch auf das Interesse des gebildeten Publikums machen können, ein von künstlerischer Hand ausgeführtes Porträt beigegeben.

Die einzelnen Biographien erscheinen in selbständigen monatlichen Heften von 5—6 Bogen, sodas nach Ablauf eines Jahres die erste Serie abgeschlossen sein wird. — Der äußerst niedrige Preis macht das Werk zu einem dem gesammten Publikum zugänglichen.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin,

Anhaltische Strasse No. 12.

Soeben ist vollständig erschienen:

NEUER HANDATLAS

über alle Theile der Erde

in 45 Karten.

Entworfen und bearbeitet

von

Prof. Dr. Heinrich Kiepert,

Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Zweite vollständig berichtigte und erweiterte Auflage. 1871.

Preis complet in losen Blättern mit Carton 14 Thlr.

Elegant gebunden in dunklem Halb-Lederband mit Goldtitel 16 Thlr. 15 Sgr.

Preis der Einbanddecke allein 1 Thlr. 20 Sgr.

Auswahl von 18 Karten

aus

H. KIEPERT'S HAND-ATLAS

Dritte vollständig berichtigte Ausgabe. 1870.

Preis elegant gebunden 6 Thlr. 20 Sgr.

20 Ergänzungsblätter

zu

H. Kiepert's Hand-Atlas

für die Besitzer der ersten Auflage.

Preis complet in Umschlag 6 Thlr. 10 Sgr.

Ein ausführlicher Prospect steht gratis zu Diensten.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Paris als Waffenplatz.

Plan von Paris und seinen Festungswerken.

Preis 2½ Ngr.

Soeben erschien ein neuer verbesserter Abdruck dieses bereits in mehr als 90000 Exemplaren verbreiteten Plans, der das genaueste Bild von Paris und seiner Umgebung gewährt, besonders aber die Lage der Forts und die Umfassungsmauer der Stadt aufs anschaulichste darstellt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 7. —

9. Februar 1871.

Inhalt: Zur Geschichte der nordamerikanischen Union. Von Rudolf Doehn. — Zur Charakteristik Schelling's. Von Alexander Jung. (Fortsetzung.) — Schriften über die Frauenfrage. — Neue Romane. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Johannesfegen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der nordamerikanischen Union.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Eduard Laboulaye. Deutsche Uebersetzung mit einem Vorwort von J. C. Bluntschli. Erster Band bis dritter Band. Heidelberg, E. Winter. 1868—70. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Von Tag zu Tag bricht sich die Ansicht immer mehr Bahn, daß kaum ein Volk der Erde mehr praktisches Interesse daran hat, sich mit den politischen Zuständen und der Verfassungsgeschichte des nordamerikanischen Staatenbundes bekannt zu machen, als gerade die deutsche Nation. Theils sind es die Bande der Bluts- und Stammesverwandtschaft, theils der in religiösen Dingen vorwaltende protestantische Geist, theils die Liebe zur persönlichen Freiheit, vor allen Dingen aber auch die vielfachen Verfassungskämpfe, welche Deutschland und die Vereinigten Staaten zu ihrem gegenseitigen Vortheile aufeinander hinweisen. Es steht zu hoffen, daß nach Beendigung des gewaltigen Kriegs, welchen französischer Uebermuth über Deutschland und Frankreich heraufbeschworen, neue und wichtige Verfassungsfragen an uns herantreten und ihre Lösung erwarten werden; wir können es daher nur mit Freuden begrüßen, daß das ausgezeichnete Werk Eduard Laboulaye's, welches den Entwicklungsgang der Vereinigten Staaten (von der Colonialzeit an bis zum Ende des Unabhängigkeitskriegs) und die Geschichte ihrer Verfassung in klarer und lehrreicher Weise darstellt, durch eine gelungene Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglicher gemacht worden ist.

Als Laboulaye im Jahre 1849 zum Professor am Collège de France ernannt wurde, sagte er den Entschluß, in dem damals republikanischen Frankreich seinen Zuhörern die staatliche Entwicklung der großen transatlantischen Republik als nachahmungswürdiges Muster vorzuführen. Er ließ sich auch in seinen betreffenden Vorlesungen nicht stören, als Napoleon III. das zweite Kaiserreich gründete. Er war, wie er selbst sagt, in der Schule

der Lafayette, Mathieu Dumas, Malouet und ähnlicher Männer erzogen worden, und die Revolution hatte ihm keinen Widerwillen gegen die Freiheit eingeffloßt. Wie Tacitus seinen römischen Mitbürgern das Bild der alten Germanen vorführte, um auf den Charakter und die Sitten der erstern eine veredelnde Einwirkung auszuüben, so hat — nach J. C. Bluntschli's treffendem Ausdruck — Laboulaye es unternommen, bald in wissenschaftlicher Form, wie in dem in Rede stehenden Werke, bald in satirischem Gewande, wie in der Schrift „Paris in Amerika“, seine Landsleute durch Hinweisung auf amerikanische Tüchtigkeit zur Selbstprüfung und Selbstvervollkommnung anzuregen. Leider scheint er hierin nicht viel glücklicher gewesen zu sein als der römische Republikaner; doch kann uns dies nicht hindern, den ehrenwerthen Bemühungen des hochsinnigen und patriotischen Franzosen die verdiente Anerkennung zu zollen.

Im ersten Bande seines Werks, welcher neunzehn Vorlesungen enthält, gibt der Verfasser die Geschichte der Colonien von ihrer Gründung bis zum Frieden von 1763. Seine Hauptquellen sind dabei die tüchtigen Arbeiten des bekannten amerikanischen Historikers und Politikers George Bancroft gewesen; jedoch hat er auch die Schriften von Hilbreth, Robertson u. a. fleißig benützt. Er nimmt Bezug auf die verschiedenen Gründungsurkunden und charakterisirt in gelungener Weise die besondere Eigenthümlichkeit der einzelnen Colonien, den Geist, der die ersten Einwanderer besetzte, die Einrichtungen, welche sie dem Mutterlande entlehnten, und jene, die sie sich — den localen Verhältnissen und besondern Zeitumständen Rechnung tragend — in freier und selbständiger Entwicklung gaben.

Wir unterlassen es, auf den Inhalt des ersten Bandes von Laboulaye's Werk genauer einzugehen, um so mehr, als die Colonialgeschichte der Vereinigten Staaten

von zwei deutschen Schriftstellern, Karl Friedrich Neumann („Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“, Bd. 1, Berlin 1863) und Wilhelm Kieselbach („Der amerikanische Federalist“, Bd. 1, Bremen 1864) ebenfalls nach den besten Quellen vortrefflich dargestellt worden ist. Von besonderem Interesse aber sind alle jene Stellen, wo der Verfasser auf den schneidenden Unterschied zwischen den französischen und amerikanischen Institutionen aufmerksam macht und bedeutungsvoll hervorhebt, wie in Amerika alles staatliche Leben von der Peripherie nach dem Mittelpunkte strömt, während in Frankreich dieses Leben in ganz entgegengesetzter Weise vom Mittelpunkte nach der Peripherie geht. In Frankreich gewährt der centralisirte Staat den Gemeinden einige spärliche Freiheiten; in Amerika dagegen tritt die Gemeinde dem Staate einige ihrer Souveränitätsrechte ab. Man würde in den Vereinigten Staaten niemand finden, der dem Staate das Recht zuerkennt, sich in die Leitung rein die Gemeinde betreffender Interessen einzumischen; was in Frankreich und andern übermäßig centralisirt regierten Ländern ein politischer Glaubensartikel ist, würde in der nordamerikanischen Union einfach eine politische Kezerei sein. Laboulaye sagt:

Unser Centralisirungssystem, welches das Leben vom Centrum nach den Enden führt, hat anerkannt sehr gewandte Verteidiger und zählt eine noch größere Zahl geheimer Parteigänger; es schmeichelt unserer Nachlässigkeit ebenso, wie es den Ehrgeizigen und Theoretikern gefällt. Es ist ein vortreffliches System für die großen Interessen des Staates, Armee, Marine, Diplomatie, und vielleicht hat seine Anwendung auf die Gemeindeverwaltung ihren besondern Grund gehabt. Napoleon I. hat es am Ausgange der Revolution gegründet; es war eine Reaction gegen die Ausschreitungen der Gemeindebehörden, welche alle durch Uebergriffe in die Centralgewalt Frankreich zerstückelt und das Ansehen des Gesetzes zu nichte gemacht hatten. Die Gemeinde von Paris hatte uns auf lange Zeit mit einem Widerwillen gegen die Freiheit erfüllt. Napoleon betrachtete Frankreich als ein Heer, das er ganz in seiner Hand hatte, dem er durch seine Gedanken Leben gab und das er mit seinem Geiste erfüllte. Zwischen seinem Willen und der Ausführung gab es weder Hinderniß noch Widerstand; ein Befehl aus dem Cabinet des Kaisers mußte in ganz Frankreich ohne Zögern und Murren augenblicklich ausgeführt werden. Für einen Eroberer hat ein solches System seinen Werth. Die Einheit, die behende Ausführung, die Concentrirung aller Streitkräfte Frankreichs in der Hand eines einzigen ist ein wichtiges Verteidigungs- oder Angriffsmittel. Man kann so eine ganze Nation einer Idee oder einer Leidenschaft dienstbar machen; man kann aus einem Lande den letzten Mann und den letzten Thaler heranziehen; aber das alles ist keine Freiheit. Ein Heer kann wol eingerichtet sein gleich einem Reiche wie Rußland, aber niemals wie eine Republik. Die Autorität und das Commando kommt darin allein in Betracht, für die Freiheit gibt es da keine Stätte. In dem Heere bedingt die herrschende Gewalt das Wohl und die Stärke der Soldaten; in der Gesellschaft aber ist es die Tyrannei, was die Bürger niederdrückt und lähmt.

Mit Recht behauptet der Autor, daß die von dem Gründer der Napoleonischen Dynastie inaugurierte Centralisationspolitik die Hauptschuld daran trägt, daß die französische Nation in so vielen Dingen ihren eigenen Angelegenheiten fremd geblieben ist, und daß noch heute, wo das allgemeine Stimmrecht aus allen Franzosen Bürger macht, in Frankreich es im höchsten Grade an jener politischen Erziehung fehle, welche das selbständige Leben

in der Gemeinde allein geben kann. Heutzutage sind die Anerkennung der Rechte des Individuums, die Heilhaltung der größtmöglichen persönlichen Freiheit in Staat und Kirche, die nöthige Einschränkung des bevormundenden Regierungseinflusses die Grundbedingungen eines wohl-eingerichteten Staatswesens. Deshalb sagt auch unser Autor:

Der fundamentale Grundsatz einer Republik oder jeder andern freien Regierung ist immer der, daß der Staat in die Verwaltung der örtlichen Interessen sich nicht einzumischen hat, noch die Gemeinde ihrerseits sich um das bestimmere, was nur den einzelnen angeht. Man spiegelt uns ein allgemeines Interesse vor, das nicht die Gesamtheit aller Einzelinteressen, sondern irgendeine unklare politische Abstraction ist. Ein unseliger Irrthum, der zum Despotismus einer Minderheit führen muß. Das allgemeine Interesse ist alles, was außerhalb der örtlichen Interessen übrigbleibt, und die Verwaltung dieser letztern gehört nur den örtlichen Gewalten, d. h. der Gemeinde. Kurz, ohne selbständige Gestaltung der Gemeinden kann eine Nation sich zwar zur Republik erklären, aber den wahren Geist der Freiheit hat sie nicht und wird ihn nie haben; sie kann sich die Formen und die Außenseite einer freien Regierung geben, aber der Despotismus, wenn auch einen Augenblick unterdrückt, wird doch immer wieder zum Vorschein kommen. Das ist die Geschichte Frankreichs seit mehr als sechzig Jahren, denn so lange schon versuchen wir uns an dem Fels des Sisypheus.

Der zweite Band von Laboulaye's Werk, welchem wie dem ersten eine ausführliche Vorrede des Verfassers vorangeht, enthält in zwanzig Vorlesungen eine Geschichte der Revolution der Vereinigten Staaten vom Jahre 1763 — 83. Mit Meisterhand schildert der Autor sowol die Ursachen wie den ganzen Verlauf des glorreichen Unabhängigkeitskriegs. Während er in treffenden Zügen alle Helden dieses Riesenkampfes charakterisirt, verweilt er mit Vorliebe bei der Darstellung von George Washington's heroischer Erscheinung. So sagt er unter anderm:

Washington hat der Civilisation den größten Dienst geleistet, welchen ihr ein Mensch leisten kann; er hat die politische Ehrenhaftigkeit wieder eingeführt und geheiligt. Nur zu oft war das Genie nichts als der Sieg des Eigennutzes und hatte zu unvermeidlichen Begleitern die Gewalttherrschaft und die Knechtschaft; die großen Politiker, welche die Geschichte thörichterweise bewundert, sind der Fluch der Menschheit gewesen: Washington hat uns gelehrt, wie Genie und Freiheit sich vereinigen lassen, und wie es keine wohlthätigere und schönere Regierung gibt als die eines großen und rechtlichen Mannes.

Wenn wir die Bewunderung und Verehrung, welche Laboulaye für George Washington empfindet und in seinen Werken so häufig, oft vielleicht mit einem etwas zu starken Pathos, zum Ausdruck bringt, vollkommen begreifen, für thatsächlich begründet halten und darum mit ihm theilen, so können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unser Autor wol auch gerade deshalb Washington's Heldengestalt so bedeutend und wiederholt hervorhebt, weil er in den beiden Napoleon, in dem Dheim sowol wie in dem Neffen, den geraden Gegensatz erblicken zu müssen glaubte. Er konnte deshalb sagen:

Wie oft und wie traurig habe ich, wenn ich die Geschichte der amerikanischen Revolution las oder vortrug, auf mein Vaterland geblickt! Wo ist unser Washington? Wo finden sich in Frankreich solche Patrioten, deren Mäßigung ihrer Aufopferung gleichkommt? Wo ist unser Franklin, unser Adams, Camilton, Madison? Man zieht uns auf in der Anbetung der französischen Revolution; auch dies ist ein Vorurtheil, welches bei uns der Freiheit im Wege steht. Die Errungenschaften der Revolution

allerdings, die soll man lieben, die bürgerliche Gleichheit, eine halbe religiöse Freiheit, einen Anfang der politischen Freiheit. Alle diese Freiheiten liebe ich nicht nur, sondern halte sie für noch ungenügend und möchte ihrer gern noch mehrere haben. In diesem Sinne gehöre ich ebenso gut, ja mehr wie irgend-einer, zur Partei von 1789; ich achte die Thaten unserer Väter, aber ich hege keine Bewunderung weder für die Gesellschaft, welche mit der alten Monarchie zu Ende ging, noch auch für jene gewaltthätige Politik, welche in den Jahren von 1790—99 uns durch die Anarchie dem Despotismus zugeführt hat. Vergleicht man die amerikanische Revolution mit der französischen, betrachtet man, wie erstere — dank der Vaterlandsliebe und den Opfern ihrer Staatsmänner — so glücklichen Erfolg hatte, wie täglich die zweite scheiterte durch die Leidenschaften, die Unwissenheit, die Ungerechtigkeit und die Verbrechen jener, welche sie auf Abwege führten, so fühlt man, daß es noththut, dem Völkendienst mit der Revolution ebenso ein Ende zu machen, wie der Anbetung der alten Regierungen. Nicht eitler Erinnerungen bedarf das junge Frankreich, sondern der Einsicht und der Liebe zur Freiheit. Die Vergangenheit ist nicht der Maßstab für die Freiheit; sondern umgekehrt hat man die Vergangenheit nach der Freiheit zu beurtheilen, dieser kommt es zu, zu richten und, wo es nöthig ist, zu verdammen. Sobald man die Rollen vertauscht, verfällt man in thörichte, theatralische Nachahmerie, oder in endlose gegenseitige Vorwürfe. Lassen wir doch die Todten ihre Todten begraben; wir wollen unserer Zeit ganz angehören und der Zukunft gebenten.

Dies sind offene und ehrliche Worte, welche den Franzosen bittere Wahrheiten ins Gesicht schleudern und aus denen auch wir manches lernen können; sie verdienen aber unsere Anerkennung um so mehr, weil sie zu einer Zeit (1866) geschrieben wurden, wo der Arm Napoleon's III. in Frankreich noch allmächtig war und den kühnen Schreiber wegen seiner muthigen Ueberzeugungstreue leicht und empfindlich erreichen konnte.

Wenn Laboulaye meint, daß man in den Vereinigten Staaten noch gegenwärtig die Franzosen vor allen andern Völkern liebe, weil man ihrer bedürfe, so befindet er sich unserer Ansicht nach in einem starken Irrthum. Wol gab es eine Zeit, wo die Namen Washington's und Lafayette's Amerika und Frankreich mit dem Bande enger Freundschaft verknüpften; allein diese Zeit ist längst vorüber. Wol zollt man jenseit des Ocean dem Andenken Lafayette's noch immer volle Anerkennung; Napoleon III. aber hat es verstanden, durch seine mexicanische Politik und seine Sympathien für die rebellischen Sklavenhalter die Erinnerung an die alte Freundschaft zwischen Amerika und Frankreich so ziemlich auszulöschen. Auch hier ist Deutschland an die Stelle Frankreichs getreten; der Name Steuben's wird dort ebenso gefeiert wie der Lafayette's, und in dem letztverflohenen Decennium haben innere und äußere Gründe der verschiedensten Art sehr dazu beigetragen, die Beziehungen zwischen Deutschland und Nordamerika zu den freundschaftlichsten zu gestalten.

Der Verfasser, welcher bei der Darstellung der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten namentlich das werthvolle Werk von J. Story: „Commentaries on the constitution of the United States“, benutzt hat, stellt wiederholt in einer sehr interessanten und belehrenden Weise die verschiedenen Verfassungen von Frankreich und Nordamerika gegenüber; er kritisiert mit Glück die kühnen staatsrechtlichen Ideen John Stuart Mill's und an-

derer Politiker, Philosophen und Staatsrechtslehrer der neuern und neuesten Zeit und hat uns so eine Arbeit geliefert, die durch die ähnlichen Werke von R. F. Neumann, W. Kieselbach, Küttimann, Blunischli, Mohl, Döhn, Dagehot u. a. durchaus nicht überflüssig gemacht worden ist.

Unser Autor unterscheidet in der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten von der Unabhängigkeitserklärung bis zur Verkündigung der — einige wesentliche Zusätze und Abänderungen ausgenommen — noch heute geltenden Unionsverfassung von 1789 drei Zeiträume: 1) von 1776—81 regierte der revolutionäre Congreß, man arbeitete daran, einen Bund der einzelnen Staaten zu bilden; 2) im Jahre 1781 wurden die Artikel eines solchen Bundes, der sogenannten Conföderation, angenommen, und hiermit erhielten die Vereinigten Staaten ihre erste Verfassung; 3) Alexander Hamilton, dessen große Verdienste im Kriege wie im Frieden in Europa noch immer nicht genug bekannt sind, arbeitete am frühesten und eifrigsten darauf hin, den lockern Conföderationsartikeln einen stärkern innern Halt zu geben, und so trat im Jahre 1787 die constituirende Versammlung in Philadelphia zusammen, welche unter Washington's Vorsitz die Constitution von 1789 zu Stande brachte.

Nachdem Laboulaye von S. 74—208 die Entstehung der Conföderation, ihre Mängel und ihren Verfall besprochen, gibt er S. 209—282 in kurzen, treffenden Zügen eine Charakteristik der hervorragendsten Verfassungsmänner der nordamerikanischen Union, um schließlich in der zwölften Vorlesung die Frage von der Scheidung der Staatsgewalten und das Ein- und Zweikammersystem einer genauern Betrachtung zu unterziehen. Bei der Besprechung des Wahlrechts nimmt er Rücksicht auf Thomas Paine's ingeniose, jedoch sehr mechanische Vorschläge; auch weist er darauf hin, daß schon Condorcet lange vor Stuart Mill und dessen Gesinnungsgenossen den Frauen politische Gleichberechtigung eingeräumt habe, und daß man, sobald man von dem natürlichen Rechte ausgehe und in dem Wahlrechte etwas anderes als „eine bloße Function“ erblicke, „nothwendig dahin kommen müsse, den Frauen das Stimmrecht einzuräumen“.

Bei der Charakteristik Alexander Hamilton's berührt er auch schon den Kampf des für Deutschland so wichtigen staatenbündlichen und bundesstaatlichen Princips, wie solches sich in der constituirenden Versammlung zu Philadelphia geltend machte.

Wir schließen unsere Besprechung des Werks mit folgenden, im großen und ganzen sachgemäßen Bemerkungen Laboulaye's:

In Amerika hat man sich nicht damit begnügt, mit der politischen Freiheit das Gebäude nur krönen zu wollen; dort weiß man, daß die Freiheit etwas so Gewichtiges ist, daß sie mit ihrem Gewichte alles zermalmen würde, daß nur sie selbst sich tragen kann. Darum ist man dort der Ansicht, daß eine Urkunde nur ein Stück Papier ist, und daß, solange die Freiheit nicht jedem Bürger zu einer Lebensgewohnheit und einem Herzensbedürfnisse geworden ist, selbst die vollkommenste und freieste Verfassung nur eine gefährliche Chimäre ist. Das spanische Amerika beweist dies durch sein Beispiel zur Genüge. Mit Hilfe der Religion, der Erziehung, der Gemeindeorganisation, des Dienstes in der Landwehr (Miliz) pflanzt man die Freiheit in der Seele des Bürgers. Diese vier Pfeiler stützen

das Gebände der Verfassung. Kirche und Staat sind getrennt, folglich gibt es weder Zänkereien im Innern, noch simonistische Verbindungen; die Erziehung ist nicht Sache des Staats, sondern sie liegt wesentlich der Gemeinde ob und wird als eine Lebensfrage für die Republik betrachtet; eine Nationalmiliz legt die Polizei und die Verteidigung des Staats den Bürgern in die Hand und macht jede ehrgeizige und Eroberungspolitik unmöglich; die Gemeinde allein hat über ihre eigenen Interessen zu gebieten und ist für ihre Fehler und Irrthümer verantwortlich. Das sind die vier wesentlichen Bedingungen der Freiheit, welche die Vereinigten Staaten haben und die uns immer gelehrt haben. Dort tritt das politische Leben nicht periodisch wie eine Krankheit auf, es bildet einen Theil des Alltagslebens. Als Advocat, Industrieller oder Landmann bleibt man doch

immer Bürger. In der Nähe und in der Ferne beschäftigt sich dort jeder mit den Angelegenheiten seiner Kirche, seiner Schule, seiner Gemeinde so gut wie mit seinen eigenen Angelegenheiten. Auch gehen sie ihn ebenso viel an, denn er selbst erhebt, verwundet und überwacht die Fonds, die er bewilligt hat, und er hat Nutzen oder Schaden von der Weisheit oder den Fehlern seiner Mitbürger. So bieten die Vereinigten Staaten ein Bild von jenem öffentlichen Leben, von welchem Griechenland und Rom uns so schöne Beispiele hinterlassen haben; die Gemeinde ist dort eine gegenseitige Schule der Freiheit; vom ersten Lebenstage an gewöhnt sich der Bürger, den Staat als seine eigene Sache zu lieben, und zieht so jenen rechtmäßigen Stolz in sich groß, welcher Republikiten stark und tugendhaft macht.

Rudolf Weyh.

Zur Charakteristik Schelling's.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Aus Schelling's Leben. In Briefen. Drei Bände. Leipzig, Strzel. 1869—70. Gr. 8. 6 Thlr. 22 Ngr.

Während der Lektüre des zweiten Bandes der Schelling'schen Briefe wird man anfangs von der Besorgniß berührt, es könnte derselbe im Reichthum des Inhalts hinter dem ersten um vieles zurückbleiben; bald aber sieht man sich eines andern belehrt. Man wird durch eine Vielseitigkeit, Frische, durch eine Fülle des Interessantesten überrascht, daß man erstaunt, wie der ausgezeichnete Mann, mit umfassenden und kleinern Arbeiten unablässig beschäftigt, so viel Zeit zu gewinnen vermochte, eine so ausgedehnte Correspondenz zu unterhalten. Dabei geizt er so gar nicht, daß er auch seine Briefe mit den fruchtbarsten Gedanken ausstattet. Haben wir wiederholt dem Herausgeber die trefflichste, übersichtlichste Anordnung zugesehen, so erlauben wir uns doch zu bedauern, daß eine erhebliche Anzahl von Briefen, deren Namen schon spannen, daß Briefe von Atterbom, Kreuzer, Georgii, Ories, Olen, Pfister, Ritter, Schubert, Steffens u. a., Briefe, die G. L. Plitt noch dazu selbst „interessant“ nennt, daß solche unterdrückt wurden.

Wir befinden uns in Würzburg. Die kurbaierische Regierung läßt es sich auf jede Weise angelegen sein, die würzburger Universität zu heben, umzugestalten. Schelling bekommt es mit einer doppelten Gegnerschaft zu thun, mit einer falschen, seichten Aufklärung, deren Repräsentanten besonders Salat und Cajetan Weiller sind, und mit dem katholischen Klerus. Das verleidete ihm seinen dortigen Aufenthalt vielfach. Schelling gibt seine „Jahrbücher für Medicin als Wissenschaft“ heraus. Das erste Bedeutende, aber auch höchst Bedeutende, dem wir begegnen, ist der Brief Eschenmayer's an Schelling. Unser Denker beginnt seinen Feldzug gegen die Illuminaten. Auch Wagner, der Philosoph, wird gehörig abgewiesen. Der Brief Schelling's an den Grafen Thürrheim, dem er sein kriegerisches Vorhaben mit aller Offenheit bekennet, ist wieder ein Meisterstück und ein Beweis, mit welcher Umsicht Schelling dergleichen Vorgänge zu behandeln wußte. Er ist auch in allen diesen brieflichen Auslassungen entschlossen, fest, scharf, rücksichtslos, ohne jede Menschenfurcht. Auch gegen langbewährte Freunde hält er mit seinem Urtheil nicht zurück, was deren Schriften betrifft;

man vergleiche sein Schreiben, voll freimüthiger Würde, an Windischmann. Das Verhältniß zu Paulus geht immer weiter auseinander. Vor allem jedoch machen wir aufmerksam auf den trefflichen Brief Schelling's an Alexander von Humboldt; schon hier treffen wir die Klage:

Man hat sich in Deutschland gegen diese Sache (die Naturphilosophie), wie noch immer gegen alles Neue, benommen. Man hat sie erst mißverstanden und verdreht und die größten Borurtheile dagegen verbreitet. Man hat vorgegeben, die Naturphilosophie verschmähe die Erfahrung und hemme ihre Fortschritte, und dies zu gleicher Zeit, als einzelne Naturforscher von den Ideen derselben den besten Gebrauch zu ihren Experimenten machten und diese danach regulirten.

Und nun die Antwort Humboldt's. Was muß die für Schelling gewesen sein! Blickt in diesen Spiegel, ihr heutigen Schwäger, als wäre alles schon mit Stoff und Kraft erklärt! Humboldt sagt unter anderm in seinem herrlichen Schreiben, von Paris aus datirt, welches auch im Ausdruck classisch ist:

Meiner Abreise nach Rom so nahe, und durch chemische Arbeiten, die ich früher vollenden soll, zerstreut, eile ich, Ihnen so schnell als möglich die Versicherung meiner tiefsten Bewunderung und Hochachtung an den Tag zu legen. Herr Walter hat Ihnen unfehlbar gesagt, wie sehr ich mir anzuwünschen wünsche was Sie durch Begründung einer Naturphilosophie in den letzten Jahren Großes und Schönes errungen haben. Was sollte auch in der That mehr meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen als eine Revolution in denjenigen Wissenschaften, denen mein ganzes Leben gewidmet ist. Seit sechs Jahren von Europa abwesend, ohne Bücher, bloß mit der Natur beschäftigt, ist mir eine unbefangene Ansicht gewährt als manchem Physiker, dem durch die Sittenverderbniß, welche die literarischen Kriege nach sich ziehen, seine alten Meinungen lieber als das Object selbst, die Natur, geworden sind. Nein! ich halte die Revolution, welche Sie in den Naturwissenschaften veranlaßt, für eine der schönsten Epochen dieser raschen Zeiten. Zwischen Chemismus und Erregungstheorie schwankend, habe ich stets gehopt, daß es noch etwas Besseres und Höheres geben müßte, auf das alles zurückgeführt werden könne, und dies Höhere verdanken wir nur Ihren Entdeckungen.

Wenn es, wie wir bereits andeuteten, in dem Briefaustausche zwischen Schelling und Windischmann auch zu kleinen Reibungen, zu mancher scharfen Erklärung kommt, so stellt sich doch das gute Einvernehmen bald wieder her, die volle Wärme tritt wieder hervor, wie es denn bemerkenswerth ist, daß das Freundschaftsverhältniß zu Windischmann, Steffens,

Schubert, Wagner (dem Künstler), Georgii, Pfister, denen sich später der schwedische Dichter Atterbom zugesellt, und noch andern durch ein ganzes, vielbewegtes Leben sich gleichbleibt. Dieser ausgeprägte Sinn für Freundschaft, zart, tief, innig, welchem es stets um Verwirklichung höchster Ideale zu thun ist, der sich zu jedem Opfer und Rath freudig bereit zeigt, ist eine der köstlichsten Zierden dieser Briefe, einer der Grundzüge Schelling's, welcher von seinem echt deutschen Gemüthe glänzendes Zeugniß gibt. Im innersten Zusammenhange damit steht die gleichfalls unwandelbare Pietät und Liebe zu seinen Aeltern, Geschwistern, das Bedürfniß eines unausgesetzten Gedankenaustausches auch mit ihnen, in welchem dann besonders hervorleuchtend die Zuschriften an seinen Bruder Karl, den ausgezeichneten Arzt.

Wenn unser Denker, wo ihn nicht offene und heimtückische Anfeindungen verstimmen und kränken, von der heitersten Lebenslust erfüllt ist, so liegen ihm doch auch die großen Gefahren, die dem deutschen Vaterlande drohen und bereits hereinbrechen, unablässig am Herzen und trüben seine Stunden. Schelling hat nie zu jenen abgeschlossenen Gelehrten gehört, die sich vom Leben abwenden, sich in die Unnatur hineinstudiren und nichts von dem wissen, was um sie her vorgeht. Während er den schwierigsten Untersuchungen und Forschungen oblag, beobachtete er auch stets die schwarzen Gewitter der Politik, die immer drohender heranrückten und in dem unglücklichen Jahre 1806 zerschmetternd losbrachen. Dabei ist er gleichwol in der Wissenschaft unermüdet thätig.

Wir wissen, in der Polemik konnte Schelling ein Auserkiesenes leisten. Aber so sehr war er auch Mensch, daß er in den Begegnissen des täglichen Lebens, wo ihm etwas unbequem wurde, allen Sarkasmus loszulassen vermochte, sogar mit einem kleinen Zusatz von Malice. Er stand damals mit F. H. Jacobi noch leidlich, dennoch spürt man schon, als hätte auch er es geahnt, die spätere, ausgebildetste Feindschaft heraus. So heißt es bereits in dem Briefe an seine Frau, S. 85, zuerst: „Jacobi ist in der That ein liebenswürdiger Mann, für die erste Bekanntschaft wenigstens.“ Dann aber lautet es genrebildlich und boshaft genug:

Tiefer in ein wissenschaftliches Gespräch mich einzulassen war nicht Zeit noch Ort. Die alten Jungfern [Jacobi's Schwwestern] sitzen dabei, wie zwei alte Kagen, die sich Gelehrte oft halten und die nicht vom Sofa zu bringen sind, wenn man ihnen gleich eins versetzt, der alten Gewohnheit wegen. Sie sind insbesondere darum fatal, weil sie ein Personificat seines ganzen vergangenen Lebens sind, während er noch wohl gegenwärtig ist. Sie sollen sonst nicht so dabei sitzen, bei mir aber machte es die Neugierde. Die Älteste ist besonders vom Argen, sie schielt auf eine horrible Weise.

Wir sind jetzt mit Schelling in München. Auch mit Franz von Baader befreundet er sich. Schon beginnt das Verhältniß zu Jacobi, dem Präsidenten der Akademie, brüskelig zu werden. Besuche von Notabilitäten kommen oder kündigen sich doch an: Frau von Staël, A. W. Schlegel, Rumohr, Ludwig Tieck. Ein kurchbares Ereigniß trifft Schelling, seine Gattin Caroline stirbt. Dieser Tod hatte zur Folge den Briefwechsel zwischen Schelling und Pauline Gotter, welcher

zu den größten Kostbarkeiten des vorliegenden Bandes gehört. Unser Philosoph arbeitete an den „Weltaltern“, die er immer wieder vornahm, und an denen er sich immer noch nicht genügen konnte. Die Feindschaft mit Jacobi beginnt und bricht in den heftigsten literarischen Kampf aus. Hierher also gehört Schelling's berühmte Schrift: „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen“ (Tübingen 1812). Man wird in diesen Briefen den interessantesten Einblick in den Streit beider Männer erhalten. Schelling ist überzeugt von der Schärfe und der heilbringenden Wirkung seiner Waffen. Die Nachwelt wird jetzt ein richtiges Urtheil fällen. Es ist keine Frage, daß Schelling im wesentlichen recht hat. Dennoch geht er zu weit in der Beurtheilung seines Gegners auch als Menschen. F. H. Jacobi ist und bleibt einer der edelsten Männer Deutschlands. Man weiß wie Goethe zu ihm stand, ungeachtet späterer Trübungen. Wie würde auch Jean Paul ihn so verehrt und geliebt, ihn so hoch gestellt haben, wenn er nicht edel gewesen wäre. Es verhält sich mit der Polemik Jacobi's gegen Schelling vielleicht ähnlich wie mit der „Metakritik“ Herder's gegen Kant; trotz der Irrthümer des erstern verlieren in solchem Zusammenstoß weder Herder noch Kant das Geringste von ihrer Größe.

Schelling war so rührig, daß er von seiner Philosophie aus auch auf die Nation zu wirken alle Anstrengung machte, und sicher mit bedeutendem Erfolg. Dahin schlägt seine Zeitschrift „Von Deutschen für Deutsche“ ein.

Was nun näher den Briefwechsel Schelling's mit Pauline Gotter betrifft, so ist derselbe im höchsten Grade erquicklich. Aus der Art, wie unser Philosoph an sie schreibt, wie sie ihm erwidert, wie Goethe mit ihr ab und zu persönlich verkehrt, ihr die anmutigsten Blättchen aus seiner Feder sendet, ersehen wir, daß Pauline eine ganz außerordentliche Weiblichkeit gewesen ist. Sie war mit der verstorbenen Karoline innigst befreundet, sie allein konnte Schelling den Schmerz nachfühlen, den er nicht zu verwinden vermochte; war es doch ihr Schmerz. Wie ergreifend drückt er in seinen Herzensergießungen den Gram aus, der keine Minute von ihm weichen will; und wie ruft Pauline in jeder Zeile, die sie ihm schreibt, das liebliche Bild der Verklärten in seiner Seele hervor, und siehe da, es lindert seinen Schmerz, der ihn zu vernichten drohte. Pauline, in allem was sie ihm brieflich zugehen läßt, verräth, ohne daß sie es will, Eigenschaften, die in solchem Verein wol selten sich vorfinden. Nie reflectirt sie auf sich, sie lebt nur in andern. Sie ist vielseitig gebildet, sie hat die regste Empfänglichkeit für alles Geistige, sie hat sich eine Natürlichkeit erhalten, deren holder Ausdruck oft hinreißend ist. Der tiefsten Anempfindung an alles Edle, der reichsten Innerlichkeit des Gemüths gesellt sich ein Verstand, eine Klugheit und Umsicht, eine naive Heiterkeit, die schon Goethe an ihr so beglückte, Schelling nun vollends entzückte. Was wir bereits ahnen, geschieht: Schelling wirbt um ihre Hand, sie wird seine Gattin. Die Briefe Schelling's, die solches anbahnen, haben ihn so sehr verändert, daß wir den Mann wieder zum Jüngling, den Philosophen zum Dichter umgewandelt sehen. Es erfüllt ihn aufs neue

eine Werdelust, eine Begeisterung für seine wissenschaftliche Thätigkeit, daß wir erstaunen über die Zaubermacht eines weiblichen Wesens. In dem einen dieser herrlichen Briefe ist es kein Bericht mehr wie es ihm gehe, er gibt keine Nachricht von seinen literarischen Unternehmungen: er stimmt ein hohes Lied der innigsten Liebe an, und wir erleben mit ihm aus dem was folgt, welche eine glückliche Wahl er getroffen hat.

Aus den weitern Briefen geht wieder hervor, welche ein warmes Interesse Schelling an der Befreiung Deutschlands von den Franzosen fühlt, wie sein Patriotismus ihn überall hin begleitet. Sein Vater stirbt. Im übrigen gestaltet sich sein Familienleben in der erwünschtesten Weise. Er entschließt sich, Kränklichkeit halber, zu einem Landaufenthalt in der bessern Jahreszeit, und empfindet schon wieder ein Bangen nach seinem trefflichen Weibe, nach seinen Kindern, wenn sie ihn nicht begleiten, so daß er aufs neue seine Zuflucht zur Feder nimmt, um auf Blättern und Blättchen ihnen die speciellste Einsicht zu verschaffen in seine idyllischen Siebeleien, in seinen Umgang mit der Natur, in seine Abende und Nächte. Seine philosophischen Arbeiten lassen ihm keine Ruhe, er ist unablässig bedacht, in seinen Denkprocessen auch wirklich fortzurücken, wahrhafte Eroberungen auf dem Gebiete der Ideen, der Natur und Geschichte des Geistes zu machen. Seine „Gottheiten von Samothrake“ erscheinen. Jetzt wird ihm auch seine Mutter durch den Tod entzissen. Die überaus blühende Uebersicht des Herausgebers geleitet uns durch den ersten Aufenthalt Schelling's in München bis zu seinem Abgange nach Erlangen.

Die nachfolgenden Briefe dieser Periode erfreuen uns ebenfalls durch große Mannichfaltigkeit. Merkwürdig sind hier Schelling's Aeußerungen und mehrfache Klagen über Friedrich Schlegel. Es heißt in einem Schreiben an Schubert:

Was mich betrifft, so hat F. Schlegel gemeint, mit seiner crassen, höchst allgemeinen und unvollständigen Schilderung des Pantheismus mich zu schildern. Er und seine Anhänger haben diese Vorstellung meines Systems sogar unter dem Bübel der philosophischen Literatur mündlich schon lange verbreitet. Mit solchem Volk, als man bisher gegen mich aufzuheben gesucht, mich einzulassen, habe ich unter mir gehalten. Es war mir daher sehr angenehm, daß er selbst hervorgetreten. Ich habe seiner künstlichen und auf Schrauben gesetzten Polemik eine gerade, unumwundene Erklärung meiner Ansicht entgegengesetzt und betrachte von jetzt an sein ganzes Beginnen und Wesen als eine Sache, der ich mit aller Kraft wissenschaftlich und literarisch auf jedem Wege entgegenwirken werde. Ich wünsche nichts mehr, als daß die Sache durch das, was ich darin gethan, zum offenbaren und entscheidenden Streit komme. Glauben Sie darum nicht, daß ich nicht die größte Hochachtung für F. Schlegel habe. Aber ich halte sein jetziges Wollen (1809) keineswegs für rein, und sein Beginnen in philosophischer Hinsicht für ungenügend. In dem Werk über Indien herrscht nach B.'s Ausdruck eine wahre Gouvernanten-Philosophie. F. Schlegel ist Philolog im höchsten Sinne des Worts; ich betrachte sein jetziges Schreiben als eine Rückkehr zu dieser Bestimmung.

Auch der Brief an Schubert ist höchst charakteristisch und bedeutend. In einigen der Briefe nimmt Schelling einen gewissen höhern, einen Urpantheismus in Schutz. In den Briefen an Philipp Michaelis und an Windischmann tritt uns der ganze Seelenadel Schelling's vor's Auge. Er gedenkt u. a. seiner verstorbenen ersten Gattin,

er gibt uns ein Bild ihres Wesens, dessen Einzelzüge wie Gesamtheit ergreifend sind, ihre ganze Außerordentlichkeit uns veranschaulichen. Die Briefe werden mit jedem Blatte, das wir umschlagen, reicher, gewichtiger. Das Schreiben an Georgii ist wieder für Schelling's philosophische Doctrin und allmähliche Entwicklung von tiefer Bedeutung. Ueber Paulus, den Kirchenrath, wird von Schelling an Schubert bitter geklagt. Später wieder schreibt er an Georgii die merkwürdigsten, bedeutsamsten Worte über den Tod.

Wie warm er sich fortwährend auch für Kunst interessiert, welche gründliche Kenntnisse, seinen Blick, eigenes Urtheil er darüber besitzt, beweisen u. a. alle Briefe an Wagner, den ausgezeichneten Bildhauer, der lange in Rom lebte, jedoch ab und zu nach Deutschland kam. So treffen wir denn auch in dem einen Briefe an Wagner sehr aufhellende Auseinandersetzungen Schelling's über die berühmten äginetischen Köpfe. Während ist in diesen zahlreichen Aeußerungen über Kunst das stete Trachten Schelling's nach Rom, die sichere Annahme unsers Philosophen einer nahen Reise dorthin, welche er dennoch nie zur Ausführung zu bringen vermochte. Auch in München hielt sich Schelling gern zu den Künstlern und war viel beschäftigt, die dortigen, in größter Fülle vorhandenen, herrlichen Schätze der Kunst wieder und wieder in Betracht zu ziehen. Dabei bewahrte er sich stets eine selbständige Ansicht, er ließ seinen Geschmack nie durch das allgemeine Urtheil bestimmen; er war auch in Sachen der Kunst liberal im besten Sinne. So schreibt er einmal von München aus an Wagner:

Was Sie mir von dem Gang der Dinge in Rom geschrieben, wußte ich freilich so ziemlich schon vorher, doch danke ich Ihnen dafür. Wer so in der Nähe ist, kommt bald dahin, sich über nichts mehr zu verwundern. Doch der Laumel der Frühmalkunst und Kunst wird vorübergehen. Bedauernswerther noch scheinen mir andere Dinge, unter anderm der Bau der Sphincter, eines Gebäudes völlig ohne Stil, ohne Consequenz, das sich nicht einmal mit den bessern Gebäuden aus den Zeiten Ludwig's XIV. vergleichen läßt.

Viele unter den Deutschen sind lange in dem Wahne gewesen, daß Schelling der Philosophie des Staats keine besondere Aufmerksamkeit bei seinen so vielseitigen Forschungen geschenkt, daß er am wenigsten den politischen Tagesfragen und Verhandlungen, weder seines engern Vaterlandes noch Deutschlands überhaupt, irgendwelche Theilnahme bewiesen habe, während doch Hegel in seiner Rechtsphilosophie und auch sonst mit seinen Ergebnissen wie mit seinem Urtheil in die Oeffentlichkeit getreten sei. Wie sehr befinden sich jene Deutschen im Irrthum! Schelling hegte immer das lebendigste Interesse für die politische Weitergestaltung seines besondern Vaterlandes, aber auch Deutschlands im großen Ganzen; er verfolgte jedoch auch die politischen Schicksale anderer Völker und sprach sich in kleinerm und größerm Umfange mit allem Freimuth darüber aus. Man vergleiche u. a. den Brief Schelling's an Frn. von Neurath. Das wichtige Schreiben wird uns, ohne Datum, „nach dem Concept“ mitgetheilt, und wir können uns nicht versagen, hier einige Stellen daraus zu citiren, da sie maßgebend für Schelling's politischen Blick und Hochsinn auch in dieser Beziehung sind und unsere Leser bestimmen werden,

auch von der politischen Seite den unvergeßlichen Denker kennen zu lernen. Er sagt:

Sw. Excellenz haben meine Aeußerungen über die württembergische Verfassungsangelegenheit, so unbestimmt und schwankend sie nach dem damaligen Stande der Dinge sein mußten, mit solcher ungemein gütigen Rücksicht aufgenommen, daß in dem Augenblick, wo die letzte Veränderung neue Hoffnungen und damit entschiedenere Aeußerungen verflattet, ich über diesen Gegenstand Ihnen zu schreiben mich gedrungen fühle.

Wir übergehen aus Mangel an Raum was zunächst folgt, um vor allem den also lautenden Worten hier eine Stelle zu geben:

Es ist einmal kein Heil noch Friede als bei dem Recht. Gleichwie die Theilung von Polen noch als Schuld auf Europa lastet, so wird, ehe dem Recht des württembergischen Volks Recht widerfahren, stets ein unberuhigtes und unbefriedigtes Bewußtsein zurückbleiben — und dieser Friede des Bewußtseins geht doch über alles, es ist der Hausfriede im allerengsten Sinn, alles andere ist nur täuschende Ruhe. Gleichwie, wer mit Gewalt von einem andern Präbendenten aus dem Besitz eines Hauses geworfen worden, von jedem Gericht erst wieder eingeseht werden muß, und dann erst der Rechtsgang beginnt, dessen Ende vielleicht ist, daß er es wirklich räumen muß: so werden die Altwürttemberger nie beruhigt sein, ehe ihre alte Verfassung ebenso factisch hergestellt wird, als sie factisch aufgehoben worden — nicht hergestellt um zu bleiben, sondern um als Keim einer neuen zu dienen. Denn dieses ist der Gang der Natur, gegen den keine Menschengewalt etwas vermag. Nichts, das ein Vergangenes wird, hört darum ganz auf zu sein, es lebt in dem Gegenwärtigen fort, dem es zum Entwicklungsgrunde dient. Die Zeit hat der altwürttembergischen Verfassung ihre Befestigungskraft entzogen; aber ehe sie ins Grab gelegt wird, diese von so vielen geliebte Mutter, muß sie ein Kind gebären, eine neue, aus ihrem Fleisch, ihrem Blut erwachsene Verfassung.

Es ist bemerkenswerth, daß Schelling beim Beginne der spätern Entwicklung seiner Weltanschauung den neuern Umgestaltungen der Philosophie in Frankreich nicht blos seine Aufmerksamkeit zuwandte, sondern in mancher Beziehung auch eine gewisse Zustimmung andeutete. Hier ist die berühmte Vorrede Schelling's zu: „Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Hubert Beckers“ (Stuttgart und Tübingen 1834) zu vergleichen, wie Karl Rosenkranz: „Schelling“ (Danzig, 1843, S. 354 fg.). Vielleicht legte Schelling ein zu großes Gewicht auf Cousin, der doch in keiner Weise ein schöpferischer Geist ist. Beide Männer hatten zu München einen persönlichen Verkehr gehabt. Cousin hatte sich mit derselben französischen Schnelligkeit und raschen Umwandlung der Schelling'schen Philosophie jetzt zukehrt, wie er früher

ein Bewunderer und Anhänger Hegel's gewesen war. Wir lassen es unentschieden, ob es Schelling entging, daß Cousin weder in ihn noch in Hegel tief einzudringen vermochte. Schon unsere Sprache dürfte für den Franzosen ein zu unübersteigliches Bollwerk gewesen sein, als daß er sich einen Zugang hätte verschaffen können in die Felsenschlösser der beiden genialen Denker, um die darin niedergelegten Ideenschätze sich zur Anschauung zu bringen. Wir finden übrigens gegen das Ende vorliegender Briefsammlung ein äußerst interessantes Schreiben Schelling's an Cousin.

Eine der liebendwürdigsten Notabilitäten aus dem unmittelbaren und brieflichen Verkehre Schelling's ist jedenfalls der schon erwähnte schwedische Dichter Atterbom. Solches spiegelt sich auch in dem Schreiben des Philosophen an denselben auf S. 428 fg. aufs klarste ab. Was von dem Einflusse, welchen auf jeden seine Zeit übt, gesagt wird, wie hier auch Ungünstiges zu überwinden ist, um sich in seinem Schaffen über alles, was der Vergänglichlichkeit angehört, hinauszuschwingen, wird von Schelling bei Gelegenheit seiner „Weltalter“ höchst eindringlich in Erinnerung gebracht, und mancher unserer Leser wird sich daran orientiren und für sein eigenes Erfahren eine Veruhigung finden. Schelling sagt:

Niemand geht so rein durch seine Zeit, daß sich ihm nicht vieles anhängt, was seinem eigentlichen Wesen gar nicht angehört. Diese Schlacken wegzuläutern, sich von allem Fremden, Hemmenden loszumachen und so in völlige Freiheit zu setzen, ist eigentlich das Schwere; und indeß das Positive meines Werks [er meint eben die „Weltalter“] mit Leichtigkeit und gleichsam im selbigen Genusse schnell und fertig sich bildete, hat jenes negative Geschäft mich Jahre gekostet und nicht wenig Mühe. Denn immer blieb noch etwas Störendes zurück, das meinem Ideal eines durchaus unbesangenen, in Stoff und Form lauteren und, daß ich so sage, allgemein menschlichen Werks entgegen war; und es kostete Arbeit, dies zu entdecken. Nun aber ist auch dies überwunden.

Das Totalbild, welches diese Briefe aus vergangenen Tagen zurückwerfen, dessen Einzelzüge jede Zeile zeichnet, colorirt, vervollständigt, entspricht völlig dem Eindrucke, welchen wir vor einer langen Reihe von Jahren unmittelbar von dem großen Denker empfingen, und hat uns aufs lebhafteste die unvergeßliche Stunde vergegenwärtigt, in der wir das Glück hatten, in Schelling's nächster Nähe zu weilen, seine sich tief einprägende Stimme zu vernehmen.*)

Alexander Jung.

*) Vgl. „V. W. J. von Schelling und eine Unterredung mit demselben zu München. Von Alexander Jung“ (Leipzig 1864).

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Schriften über die Frauenfrage.

1. Zwei Vorträge gehalten bei der Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins am 19. und 20. September 1868 zu Braunschweig von Auguste Schmidt und Henriette Goldschmidt. Leipzig, Reiner. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Für und wider die Frauen. Bierzehn Briefe von Fanny Lewald. Berlin, Janka. 1870. 8. 15 Ngr.
3. Die sociale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen von Otto Augst. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1868. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
4. Das Recht der Frauen auf Arbeit und die Organisation der

- Frauenarbeit von Karl Thomas Richter. Zwei Vorträge, gehalten im Frauenerwerbs-Verein zu Wien. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1869. 8. 12 Ngr.
5. Ueber die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frauen. Vortrag gehalten von F. von Solkendorff. Berlin, Lüderitz. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.
 6. Ueber die Emancipation der Frauen von Heinrich von Sybel. Bonn, Cohen u. Sohn. 1870. 8. 5 Ngr.
 7. Frauenrecht und Frauenpflicht. Eine Antwort auf Fanny Lewald's Briefe „Für und wider die Frauen“ von Ma-

- thilbe Reichardt Stromberg. Bonn, Cohen u. Sohn. 1870. 8. 15 Ngr.
8. Die Frauenfrage eine Culturfrage. Vortrag, gehalten zu Leipzig am 6. April 1870 von Henriette Goldschmidt. Leipzig, Leiner. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.
9. Die Frauenfrage in den verschiedenen Culturländern. (In „Unsere Zeit“, VI, 1, 542; Leipzig, Brockhaus, 1870.)
10. Geschichte der deutschen Frauen. Vier Vorträge, gehalten in Berlin im Winter 1870 von Japp. Berlin, Henschel. 1870. 8. 1 Thlr.

Ein Blick auf die Autoren vorliegender Schriften zeigt in bunter Reihe neben Männern, deren Namen an bedeutende Leistungen der Wissenschaft erinnern, neben Frauen, die sich bereits schriftstellerischen Ruhm erworben, auch solche Autoren, deren Herausreten auf den Markt des literarischen Verkehrs weder mit einem durch eine Facultät geprüften noch mit einem durch künstlerische Leistungen bewährten Schilde gedeckt ist. Auch belehren uns die Titel der Schriften, größtentheils Vorträge, daß sie nicht dem Fleiße streng wissenschaftlicher Forschungen noch dem geheimnißvollen Besuche der Muse ihr Dasein verdanken. Diese einer Zeitfrage gewidmeten Arbeiten erscheinen fast auch wie ein kämpfendes, sich einen Weg bahndendes Heer, das seine Streiter und seine Waffen aus allen Ständen und Arsenalen holt. Die Arbeit in Reih und Glied ohne Unterschied des Ranges und Standes, die sich im deutschen Kriege so glänzend bewährt, ist auch nothwendig für die Kämpfe, für die Fragen auf socialem Gebiet. Längst hat man eingesehen, daß der praktische Blick des gewöhnlichen Mannes und seine Erfahrungen ein werthvolles Material dem Forscher zuführen und dessen Theorien erst lebensfähig machen.

Der Zusammenhang in den verschiedensten Gestaltungen des Lebens, der sich dem Denkenden so leicht aufdrängt, der sich auch in der in den obigen Schriften behandelten „Frauenfrage“ zeigt, läßt es daher immer mehr als eine ernste Pflicht der Presse erkennen, die auftauchenden Erscheinungen auf diesem Gebiet zu beachten. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen daß die gewaltige Zeit, die so viel Manneskräft gebraucht und verbraucht hat, die Frauenfrage in noch fragwürdigerer Gestalt wird erstehen lassen. „Die Blutarbeit hört auf, die Thränenarbeit beginnt.“ Eine Thränenarbeit in vieler Beziehung ist das Los des alternden unversorgten Mädchens, der verwitweten Frau auch in Friedenszeiten. Aber eben weil die Arbeit der Frau schon in Friedenszeiten aus dem schweren Druck der Noth sich zu befreien strebte, deshalb werden wir in der Erscheinung des Kriegs nicht die zufällige Ursache für die verschärfte Form finden, in der die Frauenfrage unbedingt jetzt auftreten wird. Der Krieg an sich hat keine zehrende Kraft; er treibt nur die vorhandenen Zustände gewaltfam hervor und beleuchtet sie schärfer und greller. Weder hat der Dreißigjährige Krieg noch die Befreiungskriege eine Frauenfrage geschaffen, trotzdem es gewiß nach diesen Kriegen genug der Witwen und Waisen gab. Deutlich wäre schon daraus zu erkennen, daß die Frage nach Beruf und Stellung der Frau, nach ihrem Recht auf Arbeit gemäß individueller Befähigung eine Culturfrage und nicht eine bloße Drostfrage sei.

Sehen wir uns jetzt die obengenannten Schriften näher an, so finden wir durchgängig zwei leitende Gesichtspunkte, die wie rothe Fäden sich durch dieselben hindurchziehen: die Stellung der Frau in der Familie einerseits, und ihr selbständiger Erwerb andererseits. Wir möchten den erstern — die Frau in der Familie — den poetischen, den selbständigen Erwerb den praktischen Theil der Frauenfrage nennen. Und da bei uns in Deutschland wenigstens bisher das poetische Element überwog, so hat auch dieser als größte Ausgeburt des Materialismus verschrieene Gegenstand, namentlich von seiten der Frauen, eine mehr poetische als sachliche Darstellung gefunden.

Zur Bestätigung sei an Luise Otto erinnert, die auf der äußersten Linken in Bezug auf die Bestrebungen deutscher Frauen steht. Schon der Titel des Buchs: „Der Genius des Hauses“, zeigt, wohin die Blicke dieser als extrem betrachteten Vorkämpferin sich richten. Wie nam gemüthlich, wie poetisch, ja wie fromm die deutsche Frau diese Frage behandelt, ergibt ein Blick auf die französischen Kämpferinnen für Frauenrecht. Wir machen nur auf Frau d'Hericourt, Fräulein Daubié und André Léon vergleichsweise aufmerksam.

Wie Luise Otto hat auch Auguste Schmidt (Nr. 1) den Blick mehr ins weibliche Gemüth als nach außen gerichtet; ihr Vortrag im Rathhaussaale zu Braunschweig hat etwas Predigtartiges. Sie redet eindringlich zu den Frauen und beansprucht, daß sie „ein höheres Princip reiner Sitte“ verwirklichen sollen als die Männer. Das „ewig Weibliche“ durchzieht und beschließt ihren Vortrag und hat die leichtere Aufgabe, himmelan zu ziehen, da das Leben der Frau nach der Verfasserin Ansichten ohne Sünde und Fehl sich strebend bewähren soll.

Fanny Lewald's „Für und wider die Frauen“ (Nr. 2) unterscheidet sich von den früher genannten Schriften nur insofern, daß sie statt Lehrpoesie Lehrprosa enthält. Sind Luise Otto und Auguste Schmidt weibliche Prediger, so ist Fanny Lewald Moralphilosophin, wobei allerdings die Moral eine größere Rolle als die Philosophie spielt. Nicht „der Genius“ und „das ewig Weibliche“, sondern der Verstand und das „ewig Gestrige“ — nicht die Wahrheit, sondern die Wirklichkeit mit ihrer täglichen Erfahrung und den damit zusammenhängenden Erscheinungen und Schlussfolgerungen beschäftigen Fanny Lewald. Auch sie will die Frauen besser und tüchtiger machen, und da sie sich zu dem Standpunkt einer der anerkanntesten Roman-schriftstellerinnen emporgearbeitet hat, so tragen ihre Worte den Stempel dieses Bewußtseins. Im ganzen gibt sowol die Kanzel wie das Katheder den Lehrenden ein erhöhtes Bewußtsein und etwas Protectorartiges. Dies „Protégiren-wollen“ von seiten der vorgeschrittenen Frauen könnte die an Geist und Geld ärmern nicht mit Unrecht zu dem bekannten Heine'schen Stoßseufzer veranlassen: „Gaben mir Rath und gute Lehren“ u. s. w. Dennoch ist der relative Werth dieser Schriften nicht zu unterschätzen; sie haben ihre Bedeutung in dem relativ niedrigen Bildungszustand und dem empfänglichen Gemüth unserer Frauen und sind eine Vorstufe für eine sittliche Bildung und geistige Vertiefung des weiblichen Geschlechts.

Etwas anders als die Genannten verfährt Otto August (Frau von Litrow-Bischhoff): „Die sociale

Bewegung auf dem Gebiete der Frauen" (Nr. 3). Handwerk und Gewerbe wird betont, und geschichtlich nachgewiesen, daß die Ausübung beider in alten Zeiten den Frauen in größerem Umfange gehörte und erst durch die Ausbildung des Kunstwesens ihnen genommen wurde. Zeichen- und Gewerbeschulen fordert sie namentlich für die weibliche Jugend; in Deutschland verschulde der Mangel an Ausbildung des Formenstuns Mangel an Geschmack und wurde dadurch Veranlassung zu einer Unterschätzung der Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeiterin.

Vorgearbeitet in Bezug auf die geschichtliche Behandlung der Gewerbe hat R. Th. Richter, dessen Schrift: „Das Recht der Frauen auf Arbeit" (Nr. 4), zu dem Werthvollsten gehört, was bis jetzt über diese Frage in Deutschland geschrieben wurde. Die allgemeinen Gesichtspunkte sind mit Klarheit und Unbefangtheit gezeichnet, unberührt von der kleinlichen Rücksichtnahme auf bestehende Vorurtheile oder Gedankenlosigkeit. Das Princip: „Das Weib hat gleich dem Manne den Anspruch auf die Freiheit seiner wirtschaftlichen Existenz", ist consequent und stets im Zusammenhang mit den allgemeinen Kulturverhältnissen durchgeführt. Richter sagt: „Die wirtschaftliche Arbeitskraft der weiblichen Mittelklasse ward durch die Kunst vernichtet." Und weiter: „Die politische Verfassung der Staaten bestimmt nicht nur die Würde des Mannes, sondern auch die Sitte des Weibes." In der kleinen 80 Seiten umfassenden Schrift kann sich jeder Belehrung holen, der über die Frauenfrage Aufschluß haben will. Die Behandlung des Gegenstandes zeichnet sich auch neben der wissenschaftlichen Bedeutung durch eine wohlthuende humane Wärme aus, die der Lektüre vielen Reiz verleiht.

In gleicher Weise kämpft F. von Holzendorff in seinem Vortrage „Ueber die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frauen" (Nr. 5) für Reformen auf diesem Gebiete. Doch bewegt er sich nicht so bedingungslos, so unbefränkt wie Richter; er verlausulirt sich öfters und meint: „die Frauenfrage sei eigentlich eine Jungfrauenfrage" — dadurch wird der Standpunkt verengt und beschränkt sich auf das Gebiet der Brotfrage. In Widerspruch damit äußert er freilich, es dürfe heute das Princip, daß das Weib um des Mannes willen geschaffen sei, nicht mehr gelten. Holzendorff sagt:

Die Entartungen des modernen Materialismus treten darin sehr deutlich hervor, daß man in Uebereinstimmung mit den rohesten Formen halbbarbarischer Zeiten die Frauen als Instrumente für individuelle Lebenszwecke der Männer zu betrachten sich gewöhnt hat, bestimmt, dafür zu sorgen daß die höhern Anlagen der männlichen Natur sich in freier Weise und unbekümmert um die Vorgänge der Alltäglichkeit dem öffentlichen Leben zuwenden können.

Nicht im Bunde, sondern als Professor der dritte unter den genannten Autoren befindet sich Heinrich von Sybel. Sein Vortrag „Ueber die Emancipation der Frauen" (Nr. 6) sollte „Gegen Emancipation der Frauen" heißen. Hiermit haben wir seinen Standpunkt bezeichnet, der berechtigt wäre, hätte es sich der Professor nicht gar so bequem mit der Beweisführung gemacht. Ist es schon an und für sich bequem, die Durchführung eines sich geltend machenden Principes als unmöglich hinzustellen,

1871. 7.

indem man es in seiner schärfsten Ausprägung und mit allen möglichen Consequenzen zeichnet, so ist es namentlich bei dieser Frage bequem, wo die Gegnerschaft nicht sowol im Lager der Gedankenlosen als auch der Zartfühlenden vorhanden ist. Stuart Mill mit seinen extremsten Forderungen muß das Schreckbild für die maßvollen deutschen Bestrebungen hergeben. Weil Mill politische Rechte für die Frau verlangt, soll sie nach Sybel nicht einmal als Rechtspersönlichkeit im Familienleben gelten, denn „das englische Eherecht", das die Frau als solche nicht anerkennt, sei dem Princip nach ganz folgerichtig. Gar ein „weiblicher Advocat, Literat oder Zeitungsschreiber" verursacht nach des Verfassers Ansichten jedem „Schütteln"; er sieht dabei „den charakteristischen Reiz der Weiblichkeit zu Grunde gehen". Und da (was übrigens noch zu beweisen ist) jeder sich über solche Thätigkeit der Frauen „schüttelt", muß jedes Mädchen nach genossenem Schulunterricht nur „eine Hochschule, das Kellerehaus, nur einen Professor, die Mutter", haben, um für die Ehe und Familie sich vorzubereiten. Nur „die übrigen, die unverheirathet bleiben", dürfen ein Fachstudium betreiben. H. von Sybel vergißt nur einige Kleinigkeiten anzugeben: welches Mädchen sich als „übrig Bleibende" betrachten, und in welchem Alter sie anfangen soll sich als solche zu betrachten, um die Lehrzeit für das Fach zu beginnen. Da wir Schriften, die eine praktische Frage behandeln, besprechen, so ist die Bemerkung gestattet, daß Männer von wissenschaftlicher Bedeutung eine um so größere Verantwortlichkeit auf sich laden, wenn sie es sich mit einer „Tagesfrage" bequem machen. Nicht blos der Geist der Wissenschaft — auch der Geist der Zeit ist ein heiliger, und die Sünde gegen ihn ist um so größer, je glänzender der Name ist, der die Sünde deckt. Unmöglich konnte Professor von Sybel wissen, wie groß die Zahl der „Uebrigbleibenden" bereits im Jahre 1864, also vor dem österreichisch-preussischen Kriege bei uns war. Sie stellte sich in Preußen folgendermaßen heraus: „Unverheirathete männliche Personen über 24 Jahre gab es 976000; unverheirathete weibliche Personen über 16 Jahre 1,827441; in Sachsen betrug in demselben Jahre 1864 die Zahl der unverheiratheten Männer in dem Lebensalter zwischen 30 und 40 Jahren 27185, während die Zahl der Jungfrauen in dem Lebensalter von 20—30 Jahren 120280 betrug."

Wenn wir jetzt die Professoren verlassen und uns zu den Laien wenden, so steht Frn. von Sybel in Anschauung und Princip Frau von Stromberg (Nr. 7) am nächsten. Gilt diesem Stuart Mill als Vertreter des Frauenrechts par excellence, so ist für Frau Stromberg Fanny Lewald die verkörperte Frauenemancipation. „Frauenrecht und Frauenpflicht. Eine Antwort auf Fanny Lewald's Briefe" nennt sie ihre Schrift. Frau Stromberg ist vielleicht die erste Frau, die so geharnischt öffentlich gegen die Reformen auftritt; die Gegner gehören sonst gewöhnlich zu den „Stillen im Lande". Indes wer an der geistigen Befähigung der Frauen zweifelt, könnte sich von dieser Gegnerin der Emancipation eines Bessern belehren lassen. Sie weiß die Waffen gut zu führen; sie ist geistreich, wissenschaftlich gebildet und hat eine scharfe Logik. Ihr Buch ist, abgesehen von jeder Tendenz, eine interessante Lektüre. Eine im Grunde

gesunde Naturanschauung läßt sie häufig Bilder für ihre Ansichten aus dem Gebiete des Naturlebens entnehmen, und dies gibt der Darstellung Originalität und Frische. Sie stellt die gleiche geistige Befähigung der Geschlechter in Abrede und meint, „das Edelgeweih sei dem Hirsche nicht auf der Stirn, sondern aus dem Gehirn herausgewachsen“, daher habe die größere Gehirnthatigkeit beim Manne einen innern, keinen äußern Grund. Ueberhaupt magt es Frau Stromberg, Dinge zu sagen, die keine für Emancipation kämpfende Frau riskiren würde. Sie meint z. B., die pariser Arbeiterinnen, die 1848 auf das Stadthaus zogen und Arbeit begehrten, um sich ehrlich ernähren zu können, hätten jede „einen Mann von Fleisch und Wein, einen breitschultrigen, starkarmigen und klaraugigen Mann verlangen sollen, einen Mann, der die Arbeit ums Brot ihnen aus der Hand genommen und für sie gethan, das hätte ihr Herz mehr erwärmt als alle Ehre, die in der arbeitsamen Armuth liegt“.

Betont Fanny Lewald die Selbständigkeit der Frau vielleicht zu einseitig vom bloßen Standpunkt des Erwerbs, so vergißt Frau Stromberg wiederum, daß Ehe und Familie keineswegs Institute sind, in die jedes Mädchen eintreten kann, das den guten Willen dazu hat. Selbst die Begeisterung für die Madonna, die Frau Stromberg der bleichen verkümmerten Lehrerin gegenüberstellt, beweist nichts, da keine Frau, nicht einmal eine Mutter ihr ganzes Leben lang zur ästhetischen Befriedigung der Menschheit mit dem Rinde auf dem Arme dastehen kann.

Was die Schriften „Die Frauenfrage eine Culturfrage“ von Henriette Goldschmidt und „Die Frauenfrage in den verschiedenen Culturländern“ (Nr. 8 und 9) betrifft, so hat sich die Verfasserin bemüht, den Zusammenhang culturhistorisch nachzuweisen, in dem die Frauenfrage mit der Gesamtentwicklung des Volks und der Zeit sich befindet. Sie geht dabei auf das Princip zurück, aus dem die moderne Anschauung im Staats- und Gesellschaftsleben entspringen ist. Im Gegensatz zum Alterthum, das nur im Volks-, Staats- und Familienganzen seine Ausprägung fand, heißt das moderne Princip: Entwicklung des Individuums zur größtmöglichen Freiheit. Diese Freiheit beschränkte sich bisher bei der Frau auf das Gefühlsleben und documentirte sich bei der Gattenwahl. Folge dieser einseitigen Freiheit ist ein gefährliches Ueberwuchern romantischen Phantasie- und Traumlebens, das nicht weniger als die veränderten national-ökonomischen Verhältnisse zur Entstehung der Frauenfrage beigetragen. Abgesehen davon, daß darin ein Grund für die Ehelosigkeit in den gebildeten Ständen zu suchen ist, erzeugten sich in dem „in relative Freiheit“ gesetzten Gemüthe der Frau andere Triebe, die sich mit dieser Freiheit nicht stillen lassen. Herz und Geist sind in dem Menschen nicht so getrennte Begriffe wie in einer „psychologischen Analyse“. Die gemüthlichen und geistigen Kräfte der Frau streben nach Entfaltung, und es ist ebenso wol im Interesse der Frauen als im Interesse der Gesellschaft, die alle vorhandenen Kräfte brauchen kann, wenn die denkenden Frauen bessere Erziehung und freiere Bahn für die Entfaltung dieser Kräfte verlangen. Die Erscheinung, daß die Frauenfrage in den verschiedenen Ländern verschiedene Formen annimmt, daß auch das Auftreten der Frauen für die Emancipation

ihres Geschlechts bedingt ist von der eigenthümlichen Entwicklung des Gesamtlebens, ist in dem betreffenden Artikel in „Unsere Zeit“ eingehend nachgewiesen.

Der zweite Vortrag in Braunschweig von derselben Verfasserin in der unter Nr. 1 angeführten Schrift bezeichnet Mittel und Wege zur Lösung der Frauenfrage. The right of Petition ist auch ein Recht der Frauen, und sie sollen sich desselben bedienen. Staat und Gemeinde und nicht bloß der gute Wille und das edle Herz der Frauen sollen diejenigen Anstalten gründen, die zum selbständigen Erwerb befähigen. Gemeindegewerkschaften sollen den Frauen überwiesen werden, damit sie sittlich erstarken und einen Einfluß auf die socialen Zustände gewinnen.

Vier Vorträge von Dr. Zapp behandeln die „Geschichte der deutschen Frauen“ (Nr. 10). Selbstverständlich konnte der Stoff in vier Vorträgen nur in aphoristischer Weise bewältigt werden. Auch gesteht der Verfasser, daß er sein Buch weniger aus wissenschaftlichem Interesse geschrieben, als damit es „mitten in den Rauch und Dampf, den diese brennende Frage aufwirbelt, sich hinauswagen, um den Brand noch mehr zu beleben und anzufachen“. In Wahrheit bringen diese Vorträge vielleicht etwas mehr Rauch und Dampf aber kein Licht in die Sache. Der geschichtliche Hintergrund, auf dem sie sich aufbauen, und der von den Germanen, wie sie Tacitus schildert, bis auf unsere Zeit reicht und Thunelida und Beleda, Fanny Lewald und Lina Morgenstern umfaßt, bietet doch wenig Material für die „heutige brennende Frage“. Bei der Fülle des Stoffs erscheint es daher um so sonderbarer, daß der Verfasser sechs Druckseiten der Beschreibung einer wälschen Spielhölle in Amerika gewidmet, wenn er nicht dabei die Tendenz gehabt hätte, die übeln Folgen der Selbständigkeit der Frauen in Amerika zu zeigen. Nichtiger schiene es uns jedenfalls, wenn der Verfasser der deutschen Bewegung geschichtlich gerecht geworden wäre; er konnte das um so eher, da er den oben erwähnten Artikel in „Unsere Zeit“ so trefflich zu nutzen verstand. Die selbständige Inangriffnahme und die persönliche Vertretung dieser „brennenden Frage“ von seiten deutscher Frauen ist jedenfalls für uns in Deutschland bedeutamer als die amerikanische Spielhölle, die im Dunkel mitternächtigen Spats ihr Wesen treibt. Ehe noch an eine Selbständigkeit der Frauen gedacht wurde, gab es Höllen und Höhlen, wo die Sünde und Sünderinnen ihr unheimliches Wesen um so ungehinderter treiben konnten, je weniger die sittlichen Kräfte das Recht der freien Existenz hatten. Man hat Mönche und Nonnen Unzucht aller Art im stillen treiben lassen, und man hat Fuß verbrannt. Von Zapp's Buch läßt sich kurzweg sagen: das Gute darin ist nicht neu, und das Neue nicht interessant.

Wir schließen das Referat mit der Bemerkung, die wir demselben vorangeschickt, daß der Werth der besprochenen Schriften in der Wichtigkeit des Gegenstandes, den sie behandeln, liegt. Eine umfassende Arbeit über die Frauenfrage existirt in Deutschland noch nicht. Wie im allgemeinen die Franzosen in Behandlung praktischer Fragen einen Vorsprung vor uns haben, so ist es auch in dieser Hinsicht. Außer dem obengenannten Fräulein Daubié, die in ihrem „La femme pauvre du dix-neuvième siècle“ (1860) die Frage mit wissenschaftlichem

Ernst behandelt, sind es Laboulaye und Legouvé, die vor mehr als 20 Jahren sie schon einer gründlichen Untersuchung unterzogen haben. Wie aber die Franzosen selten über das Empirische hinauskommen und dem tiefen, wissenschaftlichen Eindringen des deutschen Geistes weichen

mussten, so wird es auch wol bei diesem Gegenstande sein. Wäge diese wissenschaftliche Arbeit bald beginnen: es ist dies für uns Deutsche um so nothwendiger, da wir uns erst nach der theoretischen Durcharbeitung einer Frage zu deren praktischer Gestaltung entschließen.

Neue Romane.

1. Das Erbe Toska's. Erzählung von L. S. Braun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Eine gelungene Cur. Erzählung von L. S. Braun. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Pablo oder das Leben in den Pampas. Von E. de Garcia. Aus dem Französischen übersezt von Johanna Moellenhoff. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.
4. Der Roman eines Gefolterten. Aus den Sklaventagen Siciliens. Von Chevalier de Vincenti. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.
5. Nicht auf immer. Erzählung aus alten deutschen Grenzlanden von Bernd von Gusef. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Vor der Piazza del Popolo. Novellen-Cyklus aus Rom, von Wilhelm Bergsje. Mit Genehmigung des Verfassers verdeutsch von Adolf Strodtmann. Drei Bände. Berlin, F. Dunder. 1870. 8. 4 Thlr.
7. Ein Drama in Californien. Roman von Almeida. Nach dem Spanischen frei bearbeitet. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.
8. Zwei Hölle. Roman von Ludwig Habicht. Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1870. 8. 5 Thlr.

„Das Erbe Toska's“, von L. S. Braun (Nr. 1), ist nicht etwa Geld oder Geldeswerth, sondern der in der Brust dieser jungen Romanheldin befindliche böse Dämon, den sie theils von ihrem Vater, der ein Raubmörder war und sich im Gefängnisse selbst entleibte, theils von ihrer Mutter, der ehebrecherischen Frau eines Executors, geerbt hat. Toska ist im Gefängnisse geboren. Eine zufällig durchreisende Fürstin nimmt sich des unglücklichen Kindes an und übergibt dasselbe der Familie eines Majors von Wiesen, wo es mit deren Tochter Eva erzogen wird und eine sorgfältige, den vornehmsten Lebenskreisen angepaßte Ausbildung erhält. Toska kennt ihre wahre Herkunft nicht, sondern meint mit der ganzen übrigen Welt, daß der Major ihr Vater und Eva ihre Schwester sei. Der Roman beginnt mit dem Tode des Majors, der zum Erkennen der beiden Mädchen nicht das geringste Vermögen hinterlassen hat. Beide sehen sich deshalb genöthigt, ihren Lebensunterhalt als Gesellschafterinnen bei fremden Leuten zu erwerben. Ihre Wege trennen sich, und für immer, weil Toska in der Folge durch eine sattnahme Verketzung von Zufälligkeiten, und zwar durch Andeutungen von ihrer eigenen Mutter, die nach fünf- und zwanzigjähriger Gefangenschaft als altes Bettlerweib ihr in den Weg tritt, ihre Herkunft und ihr dässeres Geschick erfährt. In halber Verzweiflung sagt sie sich hierauf von allen ihren bisherigen Freunden los und, da ihr von der wohlthätigen Fürstin ein Vermögen von 12000 Thalern ausgelegt ist, verschwindet sie, mit dem Entschlusse, den Feind in ihrem Blute: ihre dämonische Natur und ihren Hang zum Diebstahl, zu besiegen, „die Sünden der Aeltern abzuwaschen, den Fuß zu stellen

auf Fluch und Schande und sie in Segen zu verkehren“. Sie lebt fortan unerkannt und in Verborgenheit.

Die Enthüllung concentrirt sich auf den letzten wenigen Blättern des Romans und macht einen um so gewaltigern Eindruck auf den Leser, da wir Toska bis dahin nur als Tochter des Majors von Wiesen, als ein lebensfrohes, mit seltenen Geistesgaben ausgestattetes, die Köpfe der Männer berückendes, seltsames, schönes Mädchen kennen gelernt haben, das in Luxus und sogar noch weit über den Stand des Majors hinaus erzogen worden ist.

Der Faden der Erzählung wird in ruhigem Ton fortgesponnen, ohne alle Effecthascherei; nur die unerwartete und im höchsten Grade überraschende Entwicklung könnte an solche erinnern, wenn der Verfasser sich nicht selbst in der Vorrede dagegen verwahrt und sich damit entschuldigt hätte, daß er diese Verhältnisse und Ereignisse nicht erfunden habe, sondern daß dieselben trotz ihres erschütternden Charakters ein Stück wirklichen Lebens seien. Wir haben den Roman mit Interesse gelesen und sind überzeugt, daß er auch andern Lesern Vergnügen bereiten und, wie es der Verfasser wünscht, in ihnen gute und milde Empfindungen zurücklassen werde.

Die Erzählung: „Eine gelungene Cur“ (Nr. 2), von demselben Verfasser, spielt in dem kleinen romantisch gelegenen und wenig besuchten, erst im Jahre 1857 eröffneten Badeorte Le Pese in Graubünden. Mehrere meist eingebilbete Kranke beiderlei Geschlechts, ein Witwer mit zwei heirathsfähigen Töchtern, ein älterer Hagestolz, zwei Witwen und zwei Jünglinge, treffen zufällig daselbst zusammen, werden nach und nach miteinander bekannt und verlieben sich gegenseitig ineinander. Der erwähnte Hagestolz ist ein steinreicher Engländer, der vermittels seiner Schätze, die er mit vollen Händen vergendet, verschiedene, von den beiden Jünglingen ausgesonnene Ueberraschungen bereitet und somit für die Zerstreung der Gesellschaft sorgt. Die eingebilbete Kranke werden gesund, und eine allgemeine gegenseitige Verheirathung ist natürlich das Ende vom Liede. Die Erzählung, ohne Ruhepunkt fortgesponnen, fällt einige Stunden ganz angenehm aus, auf literarischen Kunstwerth kann sie aber keinen Anspruch machen.

In ganz ähnlicher Weise, ohne alle romanhafte Verwickelungen, ist der einbändige Roman „Pablo oder das Leben in den Pampas“ von E. de Garcia (Nr. 3) gehalten, ja, seine Handlung ist noch dürftiger, trockener und schleppender als die der vorigen Erzählung. Da er aber das Leben, besonders die socialen und politischen Verhältnisse in den Pampas der Argentinischen Republik schildert, so ist er allen denen zu empfehlen, welche sich für die

zerrütteten Zustände jener Republik, die sich allerdings dennoch in mancher Hinsicht wesentlich von denen der übrigen Freistaaten Südamerikas unterscheiden, interessieren und welche ihre Specialkenntnisse in geographischen und ethnographischen Dingen bereichern wollen. Die Uebersetzung ist fließend und liest sich wie ein Originalwerk.

Was den „Roman eines Gefolterten“ von de Vincenti (Nr. 4) betrifft, so wissen wir nicht, ob dieser Roman ursprünglich italienisch geschrieben und dann ins Französische überetzt wurde; aber einerlei, er ist in der auf Ueberraschung berechneten, abspringenden, echt französischen Schreibweise verfaßt. Man wird förmlich aus einem Kapitel ins andere gehetzt, und der Leser könnte sich selber für den „Gefolterten“ des Romans halten, zumal er in unterirdische schaurige Gefängnisse geführt wird, mit Dolchen und Gift Bekanntschaft macht, von Zauberei und Vermummten umgeben ist und ihm selbst das Schauspiel einer in einem unterirdischen Gefängnisse stattfindenden Tortur zutheil wird. Kann man noch mehr verlangen? Selbstverständlich wird dabei gegen die Wahrheit der Natur sowie alle natürlichen Zustände fortwährend gesündigt. Alles ist wunderbar und zauberhaft, wie in den alten Ritter- und Räuberromanen seligen Andenkens. Diese Erzählung hat die Tendenz, uns mit den Zuständen vor der bekannten Garibaldi'schen Eroberungsfahrt in Sicilien, besonders in Palermo, wo der Roman spielt, bekannt zu machen, namentlich mit der bourbonischen Polizeiwirtschaft, sowie auch mit den Hauptpersonen des die Erhebung vorbereitenden Geheimbundes unter der Oberleitung Mazzini's, der seine Fäden sogar bis in die Mönchsklöster gelegt hatte. Der „Gefolterte“ ist eben ein junger Mönch, der diesem Geheimbunde angehörte, während einer nächtlichen Zusammenkunft mit einem Agenten Mazzini's ergriffen, eingekerkert, gefoltert und gerade während der Tortur von den hereinbrechenden Garibaldianern befreit wird. Die weibliche Hauptfigur dieser Erzählung heißt Serpentina, die, wie schon ihr Name sagt, ein schlangenartiges, dämonisches Weib, natürlich ein Hirngespinnst des Verfassers ist, denn in Wirklichkeit würde man solch ein Zerrbild von Weib nicht finden. Als sie ihre Rolle ausgespielt hat, sinkt sie, nachdem sie Gift genommen, plötzlich todt zusammen. Es muß dies eine sonderbare Art von Gift gewesen sein, ebenso gefährlich als — in Hinsicht auf den ästhetischen Geschmack — der „Roman eines Gefolterten“ selbst.

Die Erzählung „Nicht auf immer“ (Nr. 5) gehört zu den besten, die Bernd von Guseck je geschrieben. Ueberdies ist sie sehr zeitgemäß, indem uns darin nicht allein ein anschauliches Bild von den Zuständen des Elsaß gegeben wird, sondern auch insbesondere die feste Zuversicht des Haupthelden, eines elsassischen und deutschgesinnten Fabrikbesizers, ausgesprochen und motivirt wird, daß dieser uns einst so schmählich geraubte Landestheil „nicht auf immer“ entrissen bleiben werde. Die prophetischen Worte, welche der Verfasser seinem Helden in den Mund legt, sind im Hinblick auf die jüngsten Kriegsergebnisse und die Zurückeroberung des Elsaß geradezu frappirend, und man könnte fast vermuthen, sie wären post eventum geschrieben, wenn wir nicht wüßten, daß der Roman noch mehrere Monate vor dem so plötzlich ausgebrochenen Kriege

erschienen wäre. Die hauptsächlichste hierauf bezügliche Stelle können wir unsern Lesern nicht vorenthalten, sie lautet also:

Der Entscheidungslampf zwischen Frankreich und Deutschland muß doch einmal geschlagen werden, um dem ungerechtigten Uebermuth des gallischen Hahns ein für allemal den Kamm zu legen! Schon spötteln sie drüben über die friedlichen Thronreden meines Königs und meinen wol gar, es sei die Furcht, die uns veranlaßt, den Frieden zu wünschen! Sie werden über kurz oder lang schon einen Anlaß, mag er auch noch so nichtig sein, zum Kriege mit Preußen finden; dann aber können sie sich auch darauf verlassen, daß alles zum Austrag gebracht wird, was seit Jahrhunderten zwischen Deutschland und Frankreich unerledigt geblieben ist, daß Falken's Wahlspruch: „Nicht auf immer!“ an den alten deutschen Grenzlanden in Erfüllung geht und dem königlichen Sieger die deutsche Kaiserkrone wie eine reife Frucht zufällt, um sein lorbeerumkränzt's Haupt damit zu schmücken!

Daß in dem Romane auch das Spionwesen der agents provocateurs — der geheimen Polizei — des zweiten Empire eine nicht unbedeutende Rolle spielt, und daß auch die Verhältnisse aufgewiegelter Fabrikarbeiter auf folgerichtige Weise und ohne alle Effecthascherei mit hineinverflochten sind, gibt dem Ganzen einen durchaus neuzeitigen Anstrich und stellt den Roman in die Reihe der besten Unterhaltungsschriften der Gegenwart.

Der Verfasser des Werks: „Vor der Piazza del Popolo“ (Nr. 6), hat dasselbe, obgleich es von Anfang bis zu Ende ein einheitliches Ganzes — einen Roman — bildet, als einen „Novellencyclus“ bezeichnet, und mit Recht, denn die Fabel des eigentlichen Romans erleidet durch die Haupthelden desselben (durch dänische Künstler in Rom, die theils selbst handelnd auftreten, theils als Erzähler uns vorgeführt werden, verschwinden und unerwartet später wieder auftreten) häufige Unterbrechungen und Abschweifungen, die an und für sich wieder neue Erzählungen bilden und zwar so sorgfältig durchgearbeitete, daß sie für sich als kleine Kunstwerke gelten können, aber auch zugleich als nothwendiges Gefüge zum Ganzen von diesem nicht zu trennen sind. Ohne diese innere Zusammengehörigkeit der einzelnen Theile würden wir den Novellenranz mit einem Potpourri in der Musik — dieser widerlichsten Verirrung und geschmacklosesten Spielerei in der Kunst, die es gibt — vergleichen, aber wir wollen ihn lieber den Erzählungen der Scheherazade aus „Tausendundeine Nacht“ an die Seite stellen, von denen immer die eine wieder aus der andern mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit entspringt. Die Uebersetzung, wahrscheinlich eine sehr freie, läßt nichts zu wünschen übrig. Wir können diesen Novellencyclus aus voller Ueberzeugung allen Freunden einer gediegenen Lektüre empfehlen.

Man wird beim Lesen des Romans von Almeida: „Ein Drama in Californien“ (Nr. 7), unwillkürlich an „Lederstrumpf“ erinnert, insofern derselbe die Anfänge der Civilisation (in Californien), also insbesondere die Kämpfe der Spanier mit den Indianern und wiederum jener und dieser unter sich selbst schildert. In der That würde er wegen seiner Fülle der wunderbarlichsten und blutigsten Abenteuer, wie sie nur die erfindende Phantastie eines Schriftstellers von romanischem Geblüt erzeugen kann, sich eher für Knaben als für Männer eignen. Wie in den spanischen Tragödien, so fließt auch in den Romanen dieser

an die unmenschlichen Schauspiele der Stierkämpfe gewöhnten Volks zu viel Blut; diese Novelle, welche mit einem Morde beginnt, endet auch mit mehreren Mordthaten, die sich überhaupt wie ein rother Faden durch das Ganze ziehen. Dazu denke man sich noch: eine Menge von Flucht- und Verfolgungsscenen, die zum Theil durch Blutrache oder Eifersucht veranlaßt werden; Kämpfe, welche die Verfolgten mit wilden Thieren in der Prairie und mit der Flut wilder Gewässer zu bestehen haben; das Leben und Treiben der Schmuggler am Strande, die von den Indianern geraubte Kupferbarren in Empfang nehmen; ein allen nur denkbaren Gefahren ausgesetztes Liebespaar; und zwischen dem allen einen bejahrten Klostergeistlichen, der wie ein alter Ueberall und Nirgends gleichsam eine zweite Vorsehung repräsentirt — und man hat ein getreues Bild dieses Romans, dessen Uebersetzung eben keine Vereinerung unsers Büchermarkts ist.

Ludwig Habicht's Roman: „Zwei Hölle“ (Nr. 8), ist einmal wieder ein Werk, an dem man sich wahrhaft erquiden, das man ohne allen Rückhalt loben kann. In dieser Fassung, ja, wir dürfen es dreist gestehen, Uebersetzung, haben wir auch das Buch zur Hand genommen,

wohl wissend, daß uns Ludwig Habicht nichts Gewöhnliches bieten werde. Die naturwahre Fabel des durchweg auf der Höhe der Kunstwahrheit gehaltenen Romans ist dem Leben und Treiben zweier kleinen Duodezstaaten entnommen und schildert uns die uns allen noch wohlbekannten Zeiten des Wendepunkts zwischen dem lächerlichen Kleinstaatlichen Absolutismus und der Neuzeit mit ihren Kämpfen um Volksvertretung. Der Verfasser, obgleich ein Großstädter, zeigt, daß er mit den Verhältnissen der kleinen Hölle vollständig vertraut ist, ja, daß er die Komödien derselben sogar hinter den Coulissen belauscht hat. Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Inhalt des dreibändigen Romans auch nur in seinen äußersten Umrissen hier wiedergeben. Nur so viel sei noch gesagt, daß mit dem reichen Inhalt auch die prächtige Sprache desselben die Leser einnimmt, und daß der poetische Hauch, der uns aus ihm anweht, zur Erhöhung seines Werths ebenso viel beiträgt wie die Gedankenfülle und die vielfachen ästhetischen Urtheile über Leben und Kunst, besonders Poesie. Die Charaktere sind vortrefflich und consequent gezeichnet. Der Roman gehört ohne Frage zu den besten der Gegenwart.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die beiden letzten Bände der „Tagebücher“ von Barnhagen von Ense sagt die „Saturday Review“ vom 21. Januar d. J.: „Sie bringen ein Werk zu Ende, welches, obgleich leider viel zu lang, doch als Fundgrube für eine aneddotenartige Beleuchtung des Zustandes der öffentlichen Angelegenheiten in Preußen während einer der am wenigsten befriedigenden Zeiträume seiner Geschichte stets werthvoll sein wird. Heiterkeit und Gemüthlichkeit kann man schwerlich von dem, welcher über läble Tage berichtet, erwarten, und man wird es Barnhagen daher weniger hoch anrechnen, daß kaum irgendein ähnliches Werk mehr Skandal und Böswilligkeit enthält als das seine. Der natürlichen Verdrießlichkeit des Greisenalters kann man manche Verbitterung verzeihen; vieles kann als Ausdruck eines edeln Unwillens über die Schwäche und den Mangel an Freisinnigkeit in der Regierung entschuldigt, ja sogar gepriesen werden. Dennoch ist die allgemeine Wirkung eine unangenehme, und es läßt sich nicht leugnen, daß Barnhagen's Manier, verkleinernde Gerächte fortwährend zu wiederholen, ohne je eine Quelle für dieselben anzudeuten, unbillig gegen die angegriffenen Personen und für die Zuverlässigkeit eines Werks nachtheilig sei. Gewiß ist, daß die unzähligen den verstorbenen König von Preußen betreffenden Anekdoten theils wahr, theils falsch sein müssen; die Unmöglichkeit aber, sie irgendeiner Prüfung zu unterwerfen, setzt sie alle der Verwerfung aus. Im besten Falle dienen sie dazu, den gewöhnlichen Ton der Unterhaltung in liberalen Kreisen zu kennzeichnen. Barnhagen's eigene Erinnerungen und Notirungen aus Gesprächen sind allerdings zuverlässig genug und im allgemeinen sehr interessant. Von einigen von ihnen läßt es sich schwer annehmen, daß sie für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen seien. Nicht wenige sind augenscheinlich in einem Anfall von Unmuth niedergeschrieben worden, wie z. B. die Aumerlungen zu Schleiermacher's Briefwechsel, welche, Tag für Tag während der Durchlesung der Bände verzeichnet, mit übler Laune und Skandal beginnen und als der Gesamteindruck des Werks endlich Zeit gehabt hat seine Wirkung hervorzubringen, mit einem schönen, dem Adel des Charakters Schleiermacher's gezollten Tribut enden. Die zahlreichen Notizen über Bettina von Arnim sind auch meistens unter dem

Einflusse äußerster Kerkers über die Gefühlsüberschwenglichkeit der Dame und ihre unerträgliche Zudringlichkeit geschrieben; was indessen sowohl mit Barnhagen's Ausspruch über Bettina als auch der wirklichen Bekandtheit seiner Achtung vor ihr in Widerspruch steht. Man muß einräumen, daß Bettina dem Leser schließlich fast ebenso langweilig wird, wie sie es augenscheinlich Barnhagen wurde. Hier war eine einsichtsvolle Redaction dringend notwendig. Es mag sonderbar scheinen, wenn wir behaupten, daß ein schon um mehrere Bände zu langes Werk noch eines letzten bedarf; es kann aber keiner Frage unterliegen, daß ein gutes Register ihm sehr wünschenswerth wäre. Eine der unterhaltensten Episoden in diesen Bänden ist der Besuch bei dem Fürsten Plücker-Ruskau. Die Bezugnahme auf englische Bücher und Schriftsteller ist gewöhnlich interessant; die Carlyle betreffenden Anekdoten sind charakteristisch, und der vortreffliche Eindruck, welchen Lewes' Biographie Goethe's auf das deutsche Publikum gemacht, ist in schönen Worten anerkannt. Gladstone's Homer wird als das Werk eines bloßen Pedanten schonungslos verurtheilt. Der angegebene Grund, nämlich Gladstone's Verwerfung der Wolff'schen Hypothese, wird in England allgemein als Beweis des Gegentheils angesehen werden.“

Ueber den zwar in englischer Sprache geschriebenen, aber in Deutschland erschienenen Commentar zum zweiten Theile des Goethe'schen „Faust“ von William Kyle heißt es ebendasselbst: „Er verfährt nach derselben Hypothese wie Swedenborg's Auslegung der Heiligen Schrift, indem er nämlich einen innern geistigen Sinn, der durch systematischen Gebrauch von Wörtern mit doppelter Bedeutung verschleiert wird, annimmt. Mr. Kyle hat sich die Mühe gegeben, ein langes Verzeichniß dieser doppel sinnigen Ausdrücke aufzustellen, und durch Anwendung dieses Schlüssels findet er, daß der zweite Theil des „Faust“ eine dramatische Behandlung der neuern Geschichte Deutschlands sei. In Wahrheit jedoch ist des Erklärers Auffassung von dem Zwecke des Werks eine würdigere und weitere als dies, und muß man ihm diejenige Anerkennung zollen, welche der Verschwendung nicht unbedeutenden Scharfsinns gebührt. Er sagt uns, er sei zu seiner Auslegung durch die Entdeckung geführt worden, daß das Meer im vierten Aufzuge die Religion bedente —

ein Umstand, den wir bloß deshalb erwähnen, um die Stelle als eine der merkwürdigsten Beispiele von der Art anzuführen, wie die Inspirationen des Dichters den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung zuvorkommen. Mr. Grove sagte der British Association im Jahre 1866, daß die Flutwelle ein großes Verhältnis von bisher fast unbenutzter Kraft sei. Er wußte wahrscheinlich nicht, daß dieselbe Idee bereits in prachtvollen Versen im zweiten Theile des „Faust“ ausgedrückt worden:

Sie schleicht heran, in abertausend Enden,
Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schwillt's und wächst und rollt und überzieht
Der wüsten Straße widerlich Gebiet.
Da herrscht Well' auf Welle kraftbegeistert,
Steht sich zürst — und es ist nichts geleistet.
Was zur Verzweiflung mit bedängigen Wante!
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!

In „Les Travailleurs de la Mer“ findet sich eine fast ähnliche Stelle.“

Ueber den dritten Band der „Gedichte“ von Hermann Lingg lesen wir: „Er weist dieselben Vorzüge auf, welche seinem ersten Verhältniß erworben; doch sind sie nur im Zustande eines leisen Ergusses von zartem, phantastischem Gefühl, welches dem an und für sich wesentlich alltäglichen Inhalt einen schwachen, wenn auch echt dichterischen Charakter verleiht, vorhanden; träumerische Sehnsucht mit einem Anfluge ausgelassener Phantasie war das Hauptkennzeichen der ersten Schöpfungen Lingg's, aber dort trat es mit einer Intensität hervor, welche, durch eine glückliche Wahl der Gegenstände unterstützt, die Schöpfung vieler bemerkenswerthen und stets denkwürdigen Gedichte zur Folge hatte. Im vorliegenden Bande indessen ist wenig mehr als eine allgemeine Atmosphäre unbestimmten poetischen Gefühls, selten oder fast nie zu etwas Bestimmtem und Dauerhaftem verdichtet vorhanden. Der Dichter scheint stets im Begriff zu sein etwas Schönes zu sagen; allein er sagt es nicht. Die Form ist wie gewöhnlich vorzüglich, und daher sind die zahlreichen Sonette, bei denen es mehr als anderswo auf die Form ankommt, der gelungenste Theil des Bandes. Die freie Uebersetzung der „Mosella“ des Ausonius ist eine Curiosität. Sie zeichnet sich durch bedeutende Eleganz aus, würde aber mehr Befriedigung gewähren, wäre Lingg dem Original genauer gefolgt und hätte er das Versmaß derselben beibehalten.“

Johannes Segen.

Ein sehr interessanter Johannes Segen in niederdeutscher Sprache hat sich in einer Handschrift der schwabacher Kirchenbibliothek gefunden und wurde von Konrad Hofmann in den Sitzungsberichten der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften zu München, 1870, II, Heft 1, S. 15, nebst Emendationen und Verbesserungen bekannt gemacht. Nach der Schrift gehört die Handschrift in das 14. Jahrhundert, der Johannes Segen ist aber gewiß von viel älterer Abfassung, da er in seinen Reimen noch theilweise das freiere System des 12. Jahrhunderts zeigt. J. B. Zingerle, dessen Monographie über Johannes Segen und Gertundenminne (Sitzung der Wiener Akademie vom 16. Juli 1862, Sitzungsbericht, S. 177) das Umfassendste ist, was über diesen Gegenstand existirt, hat dem Herausgeber mündlich die Versicherung gegeben, der vorliegende Segen sei gänzlich unbekannt und der einzige seiner Art.

Ein kurzer Eingang ist in Prosa abgefaßt, dann folgen Verse, die sich dem Gedankeninhalte nach in einzelne Strophenartige Absätze zerlegen lassen. Nach Mittheilung des Textes und seiner Erklärung gibt Hofmann den Inhalt summarisch folgendermaßen an:

„1. Einleitung. Ausrufung der vier Evangelisten und der Dreieinigkeit gegen Wind und Wetter, Anfang des Segens, Gott und Johannes sollen uns an allen Orten gegenwärtig sein. — 2. Uns beschützen vor Noth und Waffen der Feinde, unsere Waffen allein sollen schneiden. — 3. Christi Blut soll uns den Sieg über unsere Feinde geben, weil es St. Julian errettet hat. Schluß des eigentlichen Segens. — 4. Wurde je

ein Johannes Segen kräftiger gesprochen, so möge sich seine Kraft mit der des unsrigen vereinen. — 5. Wer St. Johannes Minne getrunken hat, ist vor dem Tode durch Wasser geschützt. Wenn aber etwa der Tod durch das Entfallen des Kelches oder Verschütten des Weines vorherverklündet wird, der bleibe im Hause [wo in der Kirche], für ihn gibt es keine andere Rettung. — 6. Nun ist der Wein geweiht, nun greifet fröhlich zu und trinket, Männer und Frauen, und laßt den Becher weiter gehen, damit wir reich und froh auf Erden und selig im Himmel werden.“

Was den Inhalt betrifft, so ist er sicher nichts anderes als der wirkliche Spruch, den der Geistliche bei Segnung des Johannesweins an die Versammlung richtet. Die kirchliche Benediction des Johannesweins ist heute noch in einzelnen katholischen Districten im Gebrauch. Der Johanneswein wird in kleinen wohlverschlossenen Fläschchen in solcher Höhe aufgehängt, daß Kinder und Thiere ihn nicht beschädigen können, und dient unter anderm auch als Mittel gegen den Mias. Seine zwei Haupteigenschaften aber sind Schutz gegen Tod durch Wasser, weil Johannes der Täufer durch das Schwert starb, und Schutz gegen Gift, weil Johannes der Evangelist zu Ephesus auf Anstiften eines heidnischen Priesters einen Becher voll Gift ohne Schaden austrank. Hofmann weist auch auf die besondere Eigenthümlichkeit dieses niederdeutschen Johannes Segens hin, daß in ihm statt der heiligen Gertrud der heilige Julian, der Patron der Reisenden, hereingezogen sei.

Bibliographie.

- André, B., Die Kouifade oder Napoleon III. Ein protestantisches Heldengedicht. Berlin, Rippertsche. 1870. Gr. 16. 17/2 Ngr.
 Bauz, A., Königsgrenadiere. Zeitbild in 1 Aufzug. Berlin, Cassar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
 Bazain, Summarischer Bericht über die Operationen der Rhein-Armee vom 13. August bis zum 29. October 1870 erhalten. Aus dem Französischen von H. Meis. Berlin, Simon. 1870. Gr. 4. 7/4 Ngr.
 Belli-Gonzarb, Maria, Vor mehr als hundert Jahren. Merkwürdige und interessante Abbrüche aus den in ganz Deutschland zuerst erschienenen Zeitungen. Frankfurt a. M., Alt. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
 Berthold, A., Der deutsch-französische Krieg 1870 nach dem inneren Zusammenhange dargestellt. Mit vollständiger Ordnung der bataillie der deutschen und französischen Armeen, Karten und Schlachtenpläne. 1ste Hef. Mit der ersten Ordnung der bataillie der französischen und deutschen Armeen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7/4 Ngr.
 Buchwald, D., Gesunde Naturen. Roman. 4 Bde. Hannover, Hämpfer. 8. 6 Thlr.
 Bülan, F. A., Aus stillem Hause. Drei Sonettenkränze. Bern, Huber u. Comp. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.
 Carl XV., König von Schweden und Norwegen, Gedichte. Uebersetzt von G. v. Leibniz. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1870. 8. 18 Ngr.
 Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1871. Herausgegeben von Frazer Hilarius (E. Feitisch). 6ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Corvinius, G., Kriegsalieder. Kattowitz, Schwina. 1870. Gr. 16. 2 Ngr.
 Garbt, J., Jungenssitz und Altblaubisch. Pöstliche und culturgeschichtliche Aufsätze. Leipzig, Dunder u. Hummel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
 Gieser, D., Die Nacht am Rhein. Dramatisches Gedicht. Berlin, Cassar. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
 Gassenrath, J., Den deutschen Feldern von 1870. Kriegs- und Gesehlieder. 6te abemals vermehrte Aufl. Leipzig, Mayer. 1870. 8. 18 Ngr.
 Fried, D., Der Begriff der Nationalität und die deutsche Nation. Berlin, Rauch. 1870. 16. 6 Ngr.
 Gerold, A., Eidenlaub. Berlin, Rippertsche. 1870. 16. 5 Ngr.
 Grotzbe, S., Deutschland. Ein Gedicht. Wien, Gerold's Sohn. 8. 20 Ngr.
 Hartung, A. v., Gedichte. Gesammelt und herausgegeben von A. Hartung. Leipzig, Dürsch'sche Buchh. 1870. 16. 1 Thlr.
 Helena, Nömlisches Familien- und Sittemgemälde aus dem ersten Jahrhundert. Aus dem Englischen. 3 Bde. Basel, Schneider. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Heder, D., und F. Otto, Das große Jahr 1870. Neues satirisch-ländliches Ehrenbuch. Große Lage aus Deutschlands neuester Geschichte. Ein Gedächtnisbuch an die wichtigsten Ereignisse des nationalen Krieges im Jahre der deutschen Einigung. Stuttgart, Spamer. Gr. 8. 1 Thlr.
 Hoffmeister, J., Das Königs-Bilderbuch. Mit Reimversen. Berlin, Allg. deutsche Verlags-Anstalt. 1870. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Kalb ed., R., Aus Natur und Leben. Gedichte. Dresden, Göschen. 8. 25 Ngr.
 Klein, J., Nach Helgoland. Landeshut. 1870. 8. 5 Ngr.
 Kellisch, C., Ein geistlich und ein weltlich deutsches Lied für den Helgoland. Holzminden, Müller. 1870. Gr. 8. 1 Ngr.
 Konrad von Würzburg Partonopier und Mellior. Torsai von Nantheilz. — Sant Nicolaus. — Lieder und Sprüche. Aus dem Nachlasse von Fr. Pfeiffer und Fr. Roth. Herausgegeben von K. Bartsch, Wien, W. Braumüller. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Reybig, F., Vorträge über den deutschen Roman der Gegenwart. Literar- und culturhistorische Studien. Berlin, Nicolai. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Ein Wort zur Realschulfrage. Paffel, Ludw. 1870. Gr. 8. 7/2 Ngr.

Deutscher Kriegerfang. Aus Pommern gewidmet dem deutschen Heere. Danzig, Rasemann. 1870. 16. 3 Ngr.

Kron es, F., Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II. 1740—1790. Geschichtliche Studien im Bereiche des inneren Staatslebens. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 24 Ngr.

Kron es, F., Zur Geschichte Ungarns im Zeitalter Franz Rákóczi's II. Historische Studie nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 2te Abth. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 16 Ngr.

Rupf, C., Unter dem rothen Kreuz. Hülfsleistungen vom Kriegsschauplatz über Liebesgaben, Vertheilung, Krankenpflege und Geseinnisse der Hülfs-Bereine. Berlin, Kortkamp. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Kästor, H., Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen. 1ster Cyklus. Die einfachsten Tonformen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pham, S. R., Familien-Chronik des adeligen und freiherrlichen Geschlechts von Pham. Nach authentischen Quellen. Leipzig, Teubner. 1870. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rang, P., Martin Luther, ein religiöses Charakterbild. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Liebrecht, S., Bayern's Unglück. Der bayerische Premierminister nach den Worten in seinem planmäßigen Wirken für Preußen. Ditzingen, Weger. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Rings, P., Bismarck. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 8. 22 Ngr.

Marlowe's Faust, die älteste dramatische Bearbeitung der Faustsage. Uebersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von A. v. d. Wiebe. Dresden, Göschen. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Reer, A., Die Kaiserkrone einst und jetzt. Zwei Vorträge. Dresden, Gericke u. Co. 1870. 8. 3 Ngr.

Reiners, C., Die Kirchen des Saal- und Butzingerlandes im Wohlthatigen Ueberbau. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchen im Saal- und Butzingerlande. Bremen, Kühnmann u. Comp. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Rosenthal, S. P., Maria. Sittliches Drama. Leipzig, Weidmann. 1870. 8. 24 Ngr.

Röser, A., Lobtenopfer. Gneisenau's Entel, dem Grafen Lothar von Hohenhausen zum Gedächtniß. Canzone. Halle, Barthel. 1870. 16. 5 Ngr.

Rötel, J., 1870. Kriegs- und Siegeslieder. Deutschlands tapferen Krieger gewidmet. Bremen, Kühnmann u. Comp. 1870. 16. 3 Ngr.

Dehnen (Schläger), A., König Helge. Eine Nordlands-Sage. Uebersetzt von G. v. Reinburg. III. Die Draods-Sage. Ein Roman. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1870. 8. 27 Ngr.

Dehner, E., Der Siegeszug der deutschen Ider. Blide von dem Kurfürsten auf das Innere. Berlin, A. Duncker. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Erste Ordre de bataille der preussischen Armee im Kriege gegen Frankreich. Berlin, Müller u. Sohn. 1870. 8. 4 Ngr.

Derl, J. J., Theodor Meyer-Werlan. Ein Lebensbild. Nebst einem Anhang von den Gedichten des Verstorbenen. Basel, Georg. 1870. 8. 24 Ngr.

Dejer, E., Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen. Nach charakteristischen Proben. Für gebildete Leser. 3te Aufl. nachhergebeut von J. B. Schaefer. 2 Thlr. Leipzig, Brandstetter. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Ditjen, F., 1870. Kriegsgeichte. Wiesbaden, Limbardi. 1870. Gr. 16. 5 Ngr.

Oestlinger, E. M., Die Weltgeschichte in einem Brief-Ouvert. Historisch-geographisches Handwörterbuch enthaltend die hervorragendsten Ereignisse und Thatachen der Weltgeschichte geordnet nach der Reihenfolge der Städte. 2te wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Denike. 1870. Gr. 16. 6 Ngr.

Ditte, Louise, Privatgeschichte der Weltgeschichte. 5ter Bd. Neu-französisches und Aldeutsches. Ein Beitrag zu den Ereignissen von 1870. Leipzig, Matthes. 1870. 8. 1 Thlr.

Perels, W., Klänge aus Böhmen. Zeitgeichte. Eine Apotheose zu Alf. Meißners: „Billa.“ 3te Aufl. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 25 Ngr.

Pfissmaier, A., Ueber den Text eines japanischen Dramas. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Planck, K. C., Seele und Geist, oder Ursprung, Wesen und Thätigkeitsform der psychischen und geistigen Organisation, von den naturwissenschaftlichen Grundlagen aus allgemein fasslich entwickelt. Leipzig, Fues. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Plöban, P., Das Meisterstück. Die geheimnißvolle Scheibe. Der brave Sohn. Drei Erzählungen für Jung und Alt. Regensburg, Manz. 1870. Gr. 16. 7/2 Ngr.

Poll, G., Kluge, Märchen, Phantasien und Skizzen. 1fte und 2te Reihe. Leipzig, Barth. Gr. 16. 2 Thlr.

Prestel, M. A. F., Der Boden der ostfriesischen Halbinsel nebst der Geschichte der Veränderung des Bodens und des Klimas der Nordsee seit der Eiszeit. Ein Beitrag zur Geognosie und Geologie von Nordwest-Europa. Emden, Haynel. 1870. Lex.-8. 1 Thlr.

Pröhl, Hedwig, Das Glöcklein. Eine Erzählung. Dresden, Neumann. Gr. 8. 1 Thlr.

Pröhl, S., Deutsche Lieder und Denen aus dem Zeitraum zwischen dem Staatsstreich Napoleons und der Gefangenahme desselben durch den König Wilhelm. 3te durchgesehene Aufl. Berlin, Rippert. 1870. 16. 5 Ngr.

Raushug, J., Preussenselbige Schlagschritte. Zur Würdigung der Staatsverhältnisse in Preußen und seiner europäischen Mission. Zürich, Schönböck. Gr. 8. 15 Ngr.

Richter, A., Deutsche Sagen. Kaiser Otto mit dem Barte. — Der gute Herr. — Der gute Graf. — König Dietrich. — Der Graf im Pfing. — Der gute Weidger. — Roland. — Wartburgkrieg. — Lannhäuser. — Rungwin. Erzählt und erläutert. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Reflexionen über die Kriegsentfähigungsfrage. In 2 Briefen. (Von Gräfin v. Ponińska.) Leipzig, Matthes. 1870. Gr. 8. 1 Ngr.

Riegel, P., Italienische Blätter. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Riggenbach, C. J., Hieronymus Annoni. Ein Abriss seines Lebens sammt einer Auswahl seiner Lieder bearbeitet. Basel, Detloff. 1870. 8. 10 Ngr.

Robert, C., Dramatische Dichtungen. Tristan und Isolde. — David und Bathseba. Berlin, W. Müller. 1870. 16. 1 Thlr.

Rochau, A. S. v., Geschichte des deutschen Landes und Volkes. 1ster Thl. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Rodenberg, J., Kriegs- und Friedenslieder. Berlin, Rippert. 1870. 16. 5 Ngr.

Saranow, C. v., Russlands kommerzielle Mission in Mittelasien. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 20 Ngr.

Schab, C., Klänge vom Main. Berlin, Rippert. 1870. 16. 5 Ngr.

Schaffel, J. B., Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers erzählt. Mit Kritik von Ant. v. Werner. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr. 28 Ngr.

Scherenberg, C. F., Signy. 4te Aufl. Berlin, Fays's Erben. 1870. 16. 10 Ngr.

Schiller, J., Nach Gelbe gefreit. Eine Dorfgeschichte. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.

Schottky, C., Saul. Trauerspiel. Breslau, Göschen. 1870. 8. 24 Ngr.

Schröder, A., Schicksale der Protestanten in Frankreich und drohende Gefahren. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Schwabe, P., Betrachtungen über die Volkstheile von Berlin. Berlin, Gutschalk. Gr. 8. 6 Ngr.

Stern, A., Fünfzig Jahre deutscher Dichtung 1820 bis 1870. Mit biographischen-kritischen Einleitungen. Leipzig, Wartig. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Strauß, B. v., Der Prediger in der Wüste. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2/2 Ngr.

Strohmann, A., Immortellen Heinrich Heine's. Berlin, H. Lesfer. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Trebitz, R., Kreuznachall. Sammlung deutscher Lieder gesungen im deutschen Kriege wider Frankreich 1870. Mit Beiträgen von Arndt, Auerbach, v. Blomberg u. Jena, Doebereiner. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

— Heinrich Trost. Eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 16 Ngr.

Trendelenburg, A., Lügen im Völkerecht. Betrachtungen und Vorlesungen aus dem Jahr 1870. Leipzig, Engel. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Universal-Bibliothek. 20ster Bd.: Die Rose vom Kaukasus. Dramatisches Gedicht von R. Gutschalk. Leipzig, Fb. Neclam Jun. 1870. 16. 2 Ngr.

Die Ursachen der Capitulation von Sedan. Von einem Franzosen. Aus dem Französischen von A. Weiss. Berlin, Simion. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Varnhagen v. Ense, Tagebücher. Aus dem Nachlaß des Verfassers. 13ter und 14ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1870. Gr. 8. a 3 Thlr.

Veit, J. G., Stechpalmen. Erzählungen, Novellen und vermischte Aufsätze. Wien, W. Braumüller. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Viehoff, J., Zeitgeichte. Berlin, Rippert. 1870. 16. 5 Ngr.

Vivenot, A., Ritter v.. Zur Geschichte des Rastatter Congresses. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Politik Oesterreichs während der Kriege gegen die französische Revolution. October 1797— Juni 1799. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Gesammelte naturwissenschaftliche Vorträge. Wien, W. Braumüller. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vogt's, C., politische Briefe an Frdr. Kolb. Biel, Steinheil. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Wagner, F., Beethovens Leben und Werke. Leipzig, Tendler. 1870. Gr. 8. 7/2 Ngr.

Wagner, J. M., Hoffmann v. Fallersleben. (Nachtrag.) Dresden, Schönfeld. 1870. Gr. 8. 4 Ngr.

Wagner, H., Beethoven. Leipzig, Frisch. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Wallner's allgemeine Schaubühne. 3te bis 5te Hef. Erfurt, Bartholomäus. 1870. Gr. 8. a 7/2 Ngr.

Oesterreichische Weltbühnen. Gesammelt von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1ster Bd. Wien, W. Braumüller. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Wer sind sie denn eigentlich, Herr N. oder Herr M.? Enthüllungen einer seltsamen Geschichte im Oktober 1870 während der Belagerung von Metz. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, A. Abel'sdorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Wichert, C., Das eiserne Kreuz. Lebensbild in 1 Auflage. Berlin, Rassar. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiedemann, F., Kriegs-Scenen aus dem Jahre 1870. Dresden, Meinhof u. Söhne. 1870. 4. 18 Ngr.

Wigger, P., Geschichte der Familie v. Bücher. 1ster Bd. Schwebrin, Stillner. 1870. Lex.-8. 5 Thlr.

Wolff, C. W., Pflicht um Pflicht. Erzählung aus den Arbeiterkreisen. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.

Wurzach, A. v., Zeitgenossen. Biographische Skizzen. 1tes und 2tes Heft: 1. Ludwig Uhland. 2. Carl Vogt. Wien, Hartleben. 1870. 16. a 5 Ngr.

Zeise, S., Kampf- und Kriegslieder. Berlin, Rippert. 1870. 16. 5 Ngr.

Zettel, R., Münchener lachende Bilder. Lyrische Humoresken. Eichstätt, Krüll. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Zimmermann, R., Samuel Clarke's Leben und Lehre. Ein Beitrag zur Geschichte des Rationalismus in England. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zingerle, Frdr., Kinder- und Hausmärchen aus Tirol. Herausgegeben von S. B. Zingerle. 3te vermehrte Aufl. Gera, Amthor. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Zirkoff, S., Blüthenknoten aus den Stunden der Andacht. Herausgegeben von Müller von der Werra. Jena, Bran. 1870. 16. 10 Ngr.

A n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brodthaus in Leipzig.

Dichtungen eines rheinischen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erster Band.

Mein Herz ist am Rheine.

Liederbuch.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolfgang Müller's Liederbuch „Mein Herz ist am Rheine“ gehört zu den Lieblingsbüchern aller Freunde einer lebensheiteren gemüthvollen Poesie und wird in der vorliegenden vierten, wesentlich vermehrten Auflage sich ohne Zweifel neue Gunst erwerben. Es bildet jetzt den ersten Band von des Verfassers gesammelten Dichtungen, kann aber wie bisher auch einzeln zu obigem Preise bezogen werden.

Verlag von S. A. Brodthaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdling's.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Dritte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, zählt in Deutschland wie im Auslande, besonders in England (wo es auch übersezt worden), so viele Freunde, daß bereits zwei Auflagen davon vergriffen sind. Die jetzt vorliegende dritte Auflage erscheint in neuem, noch ansprechenderem Gewande und empfiehlt sich um so mehr zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von S. A. Brodthaus in Leipzig.

BEETHOVEN,

ses critiques et ses glossateurs.

Par **Alexandre Oulibichoff.**

8. Geh. 3 Thlr.

Beethoven,

seine Kritiker und seine Ausleger.

Von **Alexander Ulibichoff.**

Aus dem Französischen übersezt von **Ludwig Bischoff.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses Werk des berühmten russischen Biographen Mozart's über Beethoven, im französischen Original wie in trefflicher deutscher Uebersetzung vorliegend, steht in wohlverdientem Ansehen als einer der wichtigsten Beiträge zur Beethoven-Literatur. Aus Anlaß des Jubiläums sei die Aufmerksamkeit der Musiker und Musikfreunde von neuem darauf hingelenkt.

Zeitgeschichtliche Werke

aus dem

Verlag von S. A. Brodthaus in Leipzig.

Die nachstehenden Werke haben durch die Ereignisse der Gegenwart neues und erhöhtes Interesse erlangt, weshalb sie hier in übersichtlicher Zusammenstellung aufgeführt werden.

Blankenburg, Heinrich. Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. Mit Karten und Plänen. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Charras. Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne. Avec cartes spéciales. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

— **Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland.** Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit 2 lithographirten Karten. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

— **Histoire de la campagne de 1815. Waterloo.** 5^{me} édition, revue et augmentée de notes en réponse aux assertions de M. Thiers dans son récit de cette campagne. 2 Vols. Avec un atlas nouveau. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Klippel, Georg Heinrich. Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

König Jérôme und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von **Ernestine von L.** 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Scherer, S. Der Raub der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun im Jahre 1562 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im Westfälischen Frieden.

— **Der Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahre 1681.** **Benedey, Jakob.** Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters **Michel Benedey** dargestellt. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brodthaus in Leipzig.

Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Granello.

(Wilhelm Langermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, **Pfarrer Langermann** zu Ustel in der preussischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsezt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten“ zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Konflikte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brodthaus.** — Druck und Verlag von S. A. Brodthaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 8. — 86 —

16. Februar 1871.

Inhalt: Historische Schriften. — Zur Charakteristik Schelling's. Von Alexander Jung. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. — Vom Bäckertisch. — Feuilleton. (Der zweite Theil von Karl Ritter's Biographie.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Historische Schriften.

1. Das Baiern-Buch. Geschichtebilder und Sagen aus der Vorzeit der Baiern, Franken und Schwaben. Von Joseph Maria Mayer. München, Lindauer. 1869—70. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Wer die modernen Bajuvarier, jene Jörg, Greil und Kuland in den Debatten der bairischen Abgeordnetenkammer über die Adresse an den König, über den „Culturstat“, über die versäulter Verträge reden gehört hat, der mußte zu der Ansicht kommen, diese Leute seien etwas ganz Besonderes oder halten sich wenigstens dafür, dieses Baiernvolk sei in Deutschland etwa gerade so das ausermählte Volk Gottes wie die Franzosen in ganz Europa. Dieses Land, diese Verfassung, dieses Königthum soll rein erhalten werden vom Ausland, am allermeisten von dem jenseit des Main. Und wer zum ersten mal München durchwandert, bekommt wol leicht, nur in anmuthiger Weise als durch jene Reden, den Eindruck eines großen mächtigen Staats. Da ist ein Siegesthor und eine Feldherrnhalle, kaum ein freier Platz ohne Monumente bairischer Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, eine bairische Geschichtsgalerie im bairischen Nationalmuseum, der 100 Fuß hohe Obelisk zum Andenken an die in Rußland umgekommenen Baiern, die Bavaria und die Ruhmeshalle, und was in andern Ländern einfach und schlicht die Erste Kammer oder das Herrenhaus heißt, wird in Baiern die Kammer der Reichsräthe genannt. Ueberall etwas ganz Apartes, Schwungvolles, das Bewußtsein von Größe und der Drang nach Größe. Und liest man das Mayer'sche „Baiernbuch“, so muß man gestehen, diese Baiern haben eine reiche Geschichte, dieser Bau des bairischen Staats ist von Anfang an groß angelegt, und was ihm fehlt, das weiß die Sage zu ersetzen, aus andern Ländern in ihr geliebtes Baiern zu verpflanzen. Nach der im „Annoliede“ mitgetheilten Baiersage stammen die Baiern aus Armenien von einem der Söhne Noah's, Namens Luitich, der nach Europa wanderte und

bei Köln die Burg Deug erbaute. Einer seiner Nachkommen gründete Regensburg (Hermannsheim), ein späterer, König Bayer, beherrscht das nach ihm benannte Baiern und erbaut die Fleden Bayersberg, Bayerndorf, Bayerbrunn, Bayreuth und Bojodurum (jetzt Passau). Dies geschah etwa zur Zeit Moses'. Diese Baiern eroberten viele Länder: Ungarn, Äthiopien, einen Theil von Asien, kämpften mit Alexander dem Großen und mit den Römern. Die Geburt Karl's des Großen kann nach der bairischen Sage nur in Baiern stattgefunden haben, und zwar in der Weismühle am Würmsee. Auch beigesezt in dem Dome zu Aachen läßt ihn die bairische Sage nicht, sondern beide leben fort in altbairischer Erde, im Untersberg in der Gegend von Reichenhall, wozu im Jahre 1527 ein Bürger von Reichenhall den Eingang gefunden hat.

Da sah er in einem großen Saale den Kaiser Karl den Großen, im kaiserlichen Ornat mit Krone und Scepter, mit einem langen Silberbart, einsam sitzend an einem großen steinernen Tische; ist einmal der Bart so lang gewachsen, daß er zum zweiten mal um die ganze lange Tafel herumreicht, so bricht für Deutschland eine neue Zeit an, es wird dann ein großes, einiges, starkes Reich werden.

Nach der Ansicht der Herren Jörg und Consorten scheinen dem kaiserlichen Barte immer noch einige Zoll bis zu dieser respectablen Länge zu fehlen.

Der Verfasser des „Baiernbuch“ ist in der glücklichen Lage, aus dem Vollen schöpfen und uns ein farbenreiches Bild entrollen zu können. Er hat eine sehr interessante Auswahl getroffen und spricht nicht bloß von Königen und Prinzessinnen, von Theudelinde und dem Lombardenherzog Autharis, von dem letzten Agilolfingen Thassilo, der auf Karl's des Großen Befehl ins Kloster wanderte, von der Nonne Maria von Brabant, die von ihrem eifersüchtigen Gemahl, Herzog Ludwig, enthauptet wird, von Kaiser Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen, an deren Thaten und Schicksale manch schöne Sage sich knüpft;

sondern er führt uns auch in das Culturleben des bairischen Mittelalters ein. Die Schilderung der Klöster, welche einige Jahrhunderte hindurch in Baiern, wie überall, die Sitze aller Bildung, die Sitze alles landwirthschaftlichen, gewerblichen und commerziellen Fortschritts waren, veranlaßt den Verfasser, den Leser mit manchem hervorragenden Namen vertraut zu machen. Die Nonne Diemud, welche eine ganze Bibliothek, mehr als 40 Werke, abschreibt, ist eine gar interessante Figur; der Geschichtsschreiber Lambert von Aschaffenburg, der Abt Hermann der Gebrechliche, der Bischof Albert der Große waren glänzende Sterne des 11., 12. und 13. Jahrhunderts. Hielt man doch den letztern wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit für einen Zauberer! Sehr viel sagt uns der Verfasser von dem reizenden Kloster Tegernsee, in dessen Räumlichkeiten jetzt der süddeutsche Feldmarschall von 1866, Prinz Karl, weilt. Bedeutend und überall geschätzt war die Glasmalerei von Tegernsee, ebenso die Bibliothek, welche so reichhaltig war, daß man Kaisern und Königen damit Geschenke machen konnte. Diese wissenschaftlichen Schätze wanderten nach der Klostersecularisation vom Jahre 1803 alle in die Hof- und Staatsbibliothek in München. Der Entwicklung des Handels, wie er sich namentlich nach den Kreuzzügen gestaltete, dem Aufkommen der Städte Augsburg, Nürnberg, Regensburg, später auch München, ist ein besonders eingehendes Kapitel gewidmet. Nicht vergessen sind die Dichter, Wolfram von Eschenbach, einer Stadt zwischen Ansbach und Gunzenhausen, und Walther von der Vogelweide, den der Verfasser, im Gegensatz zu Franz Pfeiffer, der ihn für einen Tiroler erklärte, gleichfalls in das heitere Frankenland versetzt. Auch auf diesem Gebiete zeichneten sich die Mönche von Tegernsee aus: der vielgereiste Mönch Froumund beschreibt in seinem „Ruodlieb“ in lateinischen gereimten Hexametern die Fahrten und Abenteuer eines ritterlichen Helden, und der dortige Weltpriester Wernher dichtete seine drei Gefänge von der Jungfrau Maria: „Driu liet von der maget.“ Und daß diese Tegernseer Mönche auch im Sentimentalen etwas leisten konnten, zeigt ein in einen gelehrten Codex eingeschriebenes wunderbar liebliches Liedchen:

Du bist min, ich bin din,
des solt du gewis sin.
Du bist beslozen
in minem Herzen;
verloren ist daz sluzzelein:
du muost immer drinne sin.

Sehr angenehm zu lesen ist ein Auszug, welchen der Verfasser von einer im 13. Jahrhundert auf bairischem und fränkischem Boden spielenden Dorfgeschichte gibt. Sie ist betitelt: „Maier Helmbrecht“, verfaßt von „Wernher dem Gartenären“, und schildert sehr anschaulich und ergreifend die übeln Folgen des Bauernhochmuths, dem nicht mehr sein Pflug und seine Scholle, sondern nur noch das unste und wüste Ritter- und Knaubleben genügt.

2. 1848—1868. Zwanzig Jahre Weltgeschichte für das deutsche Volk. Von Julius Mühlfeld. Zweite Auflage. Erster und zweiter Band. Leipzig, Neischedel. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte der letzten Jahrzehnte hat eine Reihe von Darstellungen gefunden, theils von solchen, welche

diesen ganzen Zeitraum behandeln, theils von solchen, welche einzelne Partien desselben in eingehender Detailirung hervorheben. Zu den erstern gehört das Mühlfeld'sche Buch, das binnen Jahresfrist bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Der erste Band umfaßt auf 638 Seiten die Februarrevolution in Frankreich, die deutsche Revolution vom Jahre 1848, Italiens Erhebung und Niederlage, Ludwig Napoleon als Präsidat und Kaiser, Deutschland bis zu der neuen Constituierung mit dem alten Bundestage, den Krieg im Orient und Deutschlands stille Jahre; dieselben schließen mit dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm IV. und dem Regierungsantritt des jetzigen Königs Wilhelm von Preußen. Mehrere der bedeutendsten Ereignisse dieser Epoche, wie die Februarrevolution, die Aufstände in Wien, Berlin, Dresden, der Napoleonische Staatsstreik sind nach den Angaben bedeutender Zeitgenossen oder nach den Referaten von Augenzeugen geschildert, wodurch die Darstellung ein sehr lebhaftes Colorit erhält. Der Verfasser hat sich die Mühe des Nachschlagens, Prüffens und Sammelns nicht verbrießen lassen, obgleich diese gerade bei der Beschreibung der zeitgenössischen Geschichte keine geringe ist. Das Buch liest sich recht gut, ist klar, faßlich geschrieben, hüllet sich vor Extremen, gibt ein richtiges, maßvolles Urtheil. Die Uebersichtlichkeit würde bedeutend gewinnen, wenn, statt daß die Ueberschrift „Februarrevolution in Frankreich“ durch zwei Lieferungen hindurchgeht, fortlaufende Ueberschriften die Entwicklung des politischen Dramas bezeichnen. Die S. 451 angeführte Aeußerung von Prutz, daß der Großherzog von Baden, statt am 13. Mai 1849 zu fliehen, mit dem Beispiel von Muth und Standhaftigkeit seinem Volke hätte vorangehen, ja allenfalls für die Ehre seiner Dynastie und die Consequenz seiner Grundsätze hätte sterben sollen, wäre besser ungedruckt geblieben. Einem aufgehetzten, disciplinlosen Soldatenhaufen gegenüber hatte der Heroismus eines Fürsten keinen Zweck. Bei einigen andern Punkten hätte der Verfasser vielleicht seiner Darstellung noch eine wünschenswerthe Erweiterung geben können. S. 90 konnte auf den gewaltigen Unterschied, ob der Präsident der französischen Republik durch die Nationalversammlung oder direct vom Volke gewählt werden sollte, auf die Cassandra-Rede des Dichters Felix Pyat aufmerksam gemacht werden. Die zwei Schüsse vom 18. März in Berlin werden unbedingt dem Militär zugeschrieben. Dagegen haben sich gewichtige Stimmen erhoben und die Urheberschaft derselben der Umsturzpartei zugeschrieben, die damit einen ähnlichen Erfolg wie am 23. Februar vor dem Guizot'schen Hotel zu erzielen gehofft habe. Die Wahrheit wird schwer zu ermitteln sein; beide Angaben haben ein Recht auf Beachtung. Warum der Verfasser bei Anführung der Deputation der Nationalversammlung an König Friedrich Wilhelm die Aeußerung des Königsbergers Jacoby übergangen hat, ist unklar. Bei Erwähnung der Ermordung des Ministers Grafen Rossi in Rom wäre noch beizufügen, daß derselbe der extrem hierarchischen Partei ebenso verhaßt war als den Anarchisten, und daß bei seiner Ermordung ganz bedenkliche Symptome von einer Mitwissenschaft jener an den Tag kamen.

Der Charakter des Königs Karl Albert von Sar-

dimin, dieses Gemisch von Vigoterie, Absolutismus und dynastischem Ehrgeiz, konnte mit einigen Pinselstrichen noch mehr veranschaulicht werden. Seine zweite Waffenergreifung im März 1849 hatte ihren Grund nicht bloß in seiner Hoffnung, sich doch noch zum Herrn von Oberitalien zu machen, wie S. 246 gesagt ist, sondern wesentlich auch in dem Drängen der radicalen Partei in Turin, dem er, die Demüthigung von 1848 nicht verschmerzend, halb willig, halb verzweifelt nachgab. Die Notiz, daß er in Dporto gestorben, ist nicht gerade absolut nothwendig, wird aber doch von der historischen Correctheit gefordert. Der Anschluß Sardinien an die Westmächte wird mit dem Satze abgefertigt: „Sardinien ließ ein Corps von 15000 Mann zu den Verbündeten in der Krime stoßen, die dem italienischen Namen Ehre machten.“ Das ist offenbar zu wenig. Das Bündniß vom 26. Januar 1855 war für den Krieg von 1859 von solcher Bedeutung, daß auf den Zusammenhang beider nothwendig hätte hingewiesen werden sollen. Mit diesem Vertrage erkaufte Cavour seinem Lande die Bundesgenossenschaft Frankreichs und das Wohlwollen Englands, was schon die Verhandlungen beim pariser Friedensvertrag bewiesen haben.

3. Die Reaction in Deutschland gegen die Revolution von 1848 besüchtet in socialer, nationaler und staatlicher Beziehung. Von Bernhard Becker. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1868—69. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser erzählt im Vorwort, daß er im Jahre 1864 zwei Theile einer Geschichte der deutschen Bewegung des Jahres 1848 in Berlin herausgegeben habe, in der Absicht, noch zwei weitere Theile nachfolgen zu lassen, wovon der eine die Geschichte der Reaction, der andere die „Beziehungen zu der Bewegung der Gegenwart“ behandelt haben würde. Weil er aber die „geschichtliche Wahrheit respectirt und dieselbe nicht nach Art mancher deutscher Geschichtsprofessoren zu Gunsten der preussischen Politik entstellt und verbrennt hatte“, so schritt die berliner Staatsanwaltschaft, „indem (!) der Verfasser nicht in Preußen wohnhaft war“, gegen seinen Verleger ein. Darauf begab sich der Verfasser selbst nach Berlin, ließ als damaliger Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins eine gegen die „Gewaltmaßregeln der preussischen Regierung“ gerichtete Resolution ergehen und berief in Berlin selbst eine Volksversammlung gegen das Ministerium Bismarck. Die Folge davon war seine Ausweisung aus Preußen. So entschloß sich nun der Verfasser, statt der angekündigten zwei Theile als Fortsetzung des mit Beschlag belegten Geschichtswerks, ein neues selbständiges Werk zu schreiben und fand für dieses einen wien'schen Verleger. Er sagt hierüber am Schlusse des Vorworts, eine für Preußen geradezu vernichtend klingende Parallele ziehend:

Es ist ein schlimmes Zeichen für Preußen, den gepriesenen Staat der Intelligenz, daß man in dem geschmähten Oesterreich drucken lassen muß, was in Preußen, ohne auf willkürliche Weise unterdrückt zu werden, nicht erscheinen kann. Wenn in solcher Vergewaltigung der deutsche Beruf Preußens besteht, wie nicht mehr zu bezweifeln ist, dann ist er sicherlich keinen Pfifferling werth und wird bald vom deutschen Volke mit der gebührenden Enttäuschung und Verachtung zurückgewiesen werden.

Das Jahr 1870 mit seiner Einigung Deutschlands

und seiner hohenzollernschen Kaiserkrone hat einstweilen dem socialdemokratischen Propheten an der Donau die thatsächliche Antwort gegeben. Nach einer Menge von „Einleitenden Bemerkungen“ bespricht er die sociale, die nationale, die staatliche Reaction. In den „Bemerkungen“ erwähnt der Verfasser, daß König Friedrich Wilhelm IV. durch seine Erklärung am 18. März, er übernehme die Leitung des deutschen Volks für die Tage der Gefahr, unzweideutig die Absicht ausgedrückt habe, sich an die Spitze der Reaction zu stellen. Diese Absicht lag damals nicht vor. Dem Verfasser erscheint alles als Reaction, was andere Menschenkinder, die sich auch ein wenig auf Freiheit verstehen, staatliche Ordnung nennen. Daher beklagt er es, daß die Arbeiterbevölkerung in Wien und in Berlin es nicht verstanden habe, sich in den Besitz der Staatsgewalt zu setzen, um die Arbeiterschaft von ganz Deutschland unter ihre Leitung zu nehmen und dieselbe im Klassenkampfe zu führen; beklagt es, daß im Jahre 1848 die zahme Parole „Freiheit und Einheit“ statt des socialen Feldgeschreies „Freiheit und Gleichheit“ ausgegeben; daß die Bewegung aus einer socialen (was sie übrigens von Anfang an ja nicht war) in eine verschwommen politisch-nationale umgewandelt worden sei, und daß die süddeutschen Revolutionäre, die viel von der Natur der bloßen Krakeelmacher an sich gehabt hätten, nicht einen Marat, Danton, Robespierre, Camille Desmoulins zum Muster genommen hätten, „deren Revolution so gründlich wurde, weil sie sich auf fester socialer Basis aufrichtete“. Also das ist des Pabels Kern, der langen, auf 490 Seiten gehaltenen Rede kurzer Sinn: das siegreiche Auftreten des vierten Standes, ein republikanisches Reichsministerium, allenfalls unter der Präsidenschaft Bernhard Becker's, die Lösung der socialen Fragen im Sinne und zu Gunsten der Arbeiter, Ausbeutung der Reichen, dabei eine starke Dosis Communismus, Anarchie bis zum Excess! Von der Einheit Deutschlands, von dem neuen zu gründenden nationalen Staat ist nirgends die Rede. Die Tausende, welche diesem Ziele in den letzten Jahren nachgestrebt haben, sind dem Verfasser politische Laaien und Krakeelmacher. Solche Fragen sind ihm vollständig Nebensachen; die Hauptsache ist ihm, daß die „Fahne der europäischen Freiheit“ ausgepflanzt, die Republik der Vereinigten Staaten von Europa errichtet werde. Die Begründung der deutschen Einheit haben wir gottlob mitten im Kriege mit den Franzosen erlebt; eine deutsche Arbeiterrepublik oder gar eine europäische wird der Verfasser selbst wenn er steinalt wird, nicht erleben, auch nicht wenn die Franzosen ihre Republik vom 4. September behalten. Der fortwährende Hinweis und Vergleich mit den Franzosen gehört zu den großen Thorheiten der an Thorheiten reichen deutschen Fanatiker. Unser Krieg mit Frankreich hat den ungeheuren Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen, nicht bloß, um die Dreitheilung des Verfassers nachzuahmen, in socialer, nationaler und politischer Beziehung, sondern geradezu, möchte man sagen, in jeder Beziehung so klar dargelegt, daß es geradezu Unsinn ist, irgendetwas politische Möglichkeit für Deutschland daraus abzuleiten, darf der französische Boden dafür empfänglich war.

Unter solchen Umständen wird es niemand wundern,

wenn der Verfasser den Funzigierverschuß in Frankfurt für die leidhaftige Reaction, seinen Aufruf gegen Hecker und Struve für eine Don-Quixoterie hält; daß er empört ist, weil die liberalen Zeitungen sich nicht schämten, in dem General Friedrich von Gagern, der in dem Treffen bei Randern fiel, einen der edelsten Söhne Deutschlands zu betrauern; daß er es auffallend findet, wenn „der Tod der beiden Reactionäre Lichnowsky und Auerswald als ein gräßliches Verbrechen ausgemalt werde“, und daß er ein inniges Behagen empfindet, als die Kaiserdeputation oder, wie er sich ausdrückt, „die Kronhausierer“ am 3. April 1849 vor dem König von Preußen „wie begoffene Fudel“ dastanden. Daß das deutsche Bürgerthum mit den großen Volksmassen sich nicht identisch fühlte, mit ihnen nicht gemeinschaftliche Sache gegen die alte Aristokratie machte, hält der Verfasser für den Grundfehler, an dem die ganze Bewegung scheiterte. Wenn das Bürgerthum die Wahl hat, entweder mit der Aristokratie oder mit den Volksmassen zu gehen, allenfalls auch, entweder von der Aristokratie oder von den Arbeitermassen sich beherrschen zu lassen, so wird sie immer noch besser fahren, wenn sie von dieser entseßlichen Alternative den ersten Theil ergreift. Uebrigens steht die Sache ja gar nicht so. Daß das Bürgerthum in Deutschland eine Macht ist, und was für eine Macht es ist, das weiß jedermann; und wer es nicht weiß, der darf nur die Verhandlungen des norddeutschen Reichstags lesen, um, wenn er nicht gerade zu der Fraction Bebel und Liebknecht gehört, sich gründlich belehren zu lassen.

4. Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte von Johannes Scherr. Zweiter Band. Leipzig, D. Wigand. 1869—70. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

In dem zweiten Bande, um dessen Besprechung allein es sich hier handelt, läßt der Verfasser die Ereignisse des Jahres 1848, vom März bis December, Revue passiren. Das mit großem Aufwand von Geistreichtum und Sachkenntniß geschriebene Buch macht einen ähnlichen Eindruck auf den Leser, wie auf den Zuschauer die Abwicklung eines Marionettentheaters, in welchem jede Figur ihren „Treff“ bekommt. Der Verfasser ist dafür bekannt, daß er eine ungemeine Belesenheit besitzt, den Stoff mit Sicherheit beherrscht und geschichtliche und literarische Belege und Parallelen leicht zur Hand hat; nicht minder oder vielleicht noch mehr dafür, daß er einen ganz absonderlichen, keineswegs unschönen Stil besitzt und in der Fabrication neuer Wörter, die wie mit einem Schläge seinen Gedanken bezeichnen und den humoristischen Ton des Ganzen immer in der gleichen Höhe erhalten, etwas Erledliches leistet. „Rückwärtserei“, „Metternichtigkeit“, „Preßjauchesprigen“ sind Ausdrücke, wie wir sie auf der nächsten besten Seite aufgreifen können. Gar gewählt sind sie nicht gerade immer. Ton und Anschauungen des Verfassers mögen aus folgendem Probestück verdeutlicht werden:

Die Flüsterblicke und Wisperworte seiner Umgebung thaten das übrige; besonders dann, als der König, aus dem „revolutionären“ Berlin nach Potsdam übergesiedelt, wieder ganz in der höfisch-absolutistisch-pietistischen Atmosphäre athmete. Es war einer der größten Fehler, eine der verhängnißvollsten Schwächen des Ministeriums Camphausen, daß es diese Berpotsdamung des Monarchen zugelassen hat. In Potsdam war

es, wo das Werk der Wiederstrammung Friedrich Wilhelm's so recht ungehört mit Bedacht, Methode und Eifer betrieben wurde, und ein unbefangener Beurtheiler muß zugeben, daß die Hof-, Militär-, Bonzen- und Mandarinen-Rückwärtsereipartei dieses Geschäft mit vollendeter Geschicklichkeit verrichtete. Der Punkt, von welchem sie dabei ausging, war der bekannte Mythos von der „Kotte fremder Bösewichte, Franzosen, Polen und Juden“, welche die berliner Revolution gemacht hätte. Hatte man erst den König — wie es ja wirklich glückte — zum unerschütterlichen Glauben an diesen Mythos gebracht, so vermochten ihr die Hände, welche das Strammungsgeschäft besorgten und unter denen sehr weiße, weiße und weihwasserfeuchte waren, unschwer von Stufe zu Stufe zu der Ueberzeugung hinaufzuhäufeln, daß es seine königliche Schuldigkeit und patriotische Pflicht sei, sein angeflammtes Land und Volk aus den revolutionären Teufelstrahlen der besagten bösewichtigen Kotte zu erlösen.

Der Verfasser hätte gewünscht, daß die deutsche Bewegung von 1848 zu einer Republik geführt hätte. Daß es nicht dazu gekommen ist, ist Deutschlands Glück, in seinen Augen aber die ungeheuere Schuld aller derer, die bei der Aufführung jener „Komödie der Weltgeschichte“ theilhaftig waren. Wer hat in jenem Jahre immer klar gesehen und richtig gehandelt? Wol keiner, den Verfasser mit eingeschlossen. Nun macht er sich aus der ganzen Sache eine Art Carneval, setzt eine Narrenkappe auf, springt bald auf diese, bald auf jene männliche oder weibliche Figur zu, wirft ihr ein paar kritische Broden ins Gesicht und hat seine Freude daran, wenn alles zusammenbricht. Hecker und Struve kommen bei ihm im Grunde gerade so schlecht weg wie Römer und Mathy, denn beide Paare haben große politische Fehler begangen: diese, daß sie sich der Republik in den Weg gestellt; jene, daß sie dieselbe nicht durchzusetzen vermocht haben. Nur sollte der Verfasser, welcher zur Republikanisirung Deutschlands gewiß sehr drastische Mittel gewählt hätte, denjenigen, welche in derselben ein Unglück für ihr Vaterland sahen, die Nichtanwendung solcher Mittel nicht zum Vorwurf machen. Ob die Verhaftung Fidler's durch Mathy ein Verbrechen oder ein Verdienst gewesen ist, darüber sind gegenwärtig wenige im Zweifel. Auch sonst geht manchmal die Tadelsucht und das Allesbesserwissen etwas zu weit. Er heißt den Beschluß des preussischen Ministeriums, daß die preussische „Nationalversammlung“ zur gleichen Zeit mit der deutschen tagen sollte, einen schändlichen Verrath an der Nation. Bekanntlich haben sämmtliche Ständerversammlungen der deutschen Staaten zur gleichen Zeit mit dem frankfurter Parlament getagt, und zwar sicherlich nicht gerade zur größten Freude der damaligen Minister, noch viel weniger in Folge ihrer verrätherischen Absichten. In jedem einzelnen Staate wollte das Volk die Märzerrungenschaften so rasch als möglich eingeführt wissen, hatte auch sonst noch manches auf dem Herzen, was seine Vertreter öffentlich verkündigen sollten, und dazu brauchte es ebenso eine preussische als eine bairische, württembergische, sächsische National- oder Ständerversammlung. Wenn man mit der Einberufung derselben hätte warten wollen, bis das frankfurter Parlament, in welchem eine Menge von „Kneipgenies“ sich plötzlich zu Volksführern berufen fühlte und sämmtliche deutsche Professoren als „Staatsmänner“ auftraten, die Verhandlungen also etwas lange dauerten, seine Aufgabe gelöst haben würde, so hätte man länger warten müssen, als die

Gebuld nicht der Minister, sondern des Volks und seiner Führer ausreichte.

Indem der Verfasser alle Parteien tadelt, alle mitwirkenden Personen — fast alle ohne Ausnahme — wegen ihres schlechten Spiels zur Rede stellt, weder in Paris noch in Frankfurt, weder in Berlin noch in Wien, weder in Mailand noch in Rom den rechten Stoff für Republikaner findet, liefert er eine äußerst pikante Lektüre. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß er zuweilen den Nagel auf den Kopf trifft. In der Beschreibung des „Radeky-Marsches“ oder des österreichisch-sardinischen Kriegs gibt er eine treffliche Schilderung des Charakters des Königs Karl Albert und des Maulheldenthums der Mailänder und anderer Italiener. Bei der frankfurter Nordscene vom 18. September ist sein Urtheil über Richnowsky und Auerswald ein gerechtes, seine Entrüstung über die Mörderbande wahrhaft wohlthuend. Wegen des Jacoby'schen Wortes: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen“, hätte, meint er, Friedrich Wilhelm sich gar nicht so sehr zu erbofen gebraucht. Er wäre ja ganz in seinem Rechte gewesen, wenn er gesagt hätte: „Dah, es ist nicht weniger das Unglück der Völker als der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen, und Sie selbst, mein lieber Hr. Jacoby, sind ja so unglücklich, die Wahrheit nicht hören zu wollen, daß Ihre preussische Volkssouveränität ein tolereres Märchen ist, als irgendeins im Talmud steht.“ Und wenn er endlich sagt, daß die Conservativen und Liberalen am besten daran gethan hätten, nicht erst im März 1849, sondern gleich im ersten Anlauf der deutschen Bewegung im Mai und Juni 1848 das preussische Kaiserthum offen auf ihre Fahnen zu schreiben und die Reise nach Berlin anzutreten, da damals weder im Inland noch im Ausland jemand die Macht gehabt hätte, diesem Kaiserthum sich entgegenzustemmen, so hat er gleichfalls recht, wenn es ihm gleich für seine weltgeschichtliche Komödie nicht so sonderlich gepaßt hätte.

5. Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl von Noorden. Erste Abtheilung: Der Spanische Erbfolgekrieg. Erster Band. Düsseldorf, Buddeus. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Zweck und Aufgabe des Verfassers ist, „die leitenden Ereignisse der europäischen Politik während der ersten vierzig Jahre des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang darzustellen“. Der Spanische Erbfolgekrieg und der große nordische Krieg in ihren Ursachen, ihrem Verlauf und ihren Folgen für die politische Gestaltung Europas sollen zur Darstellung kommen. Der vorliegende erste Band bespricht auf 587 Seiten all die verschiedenen Gründe, welche zur großen Coalition gegen Frankreich führten und schildert die Entwicklung des Erbfolgekriegs bis zur Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704. Mit der detaillirten Beschreibung dieser Schlacht und der Angabe ihrer nächsten Wirkungen schließt der erste Band, welchem, wie der Verfasser sagt, zunächst möglichst rasch zwei weitere Bände folgen werden, die den Faden bis zur Unterzeichnung der Utrechter Friedensverträge führen sollen. Wir haben es also hier mit einem Geschichtswerk erster Klasse zu thun, dessen Verfasser mit staunenswerthem Fleiß das reiche Material herbeischafft,

in London die Manuscriptsammlungen des Britischen Museums und des Record office durchgeht, die Privat- und Staatsarchive in Holland und das berliner Staatsarchiv, mit seinen besonders wichtigen diplomatischen Berichten aus London und Wien, durchforscht, von andern Quellen, die zu einem solchen Werke in Menge aufzusuchen und herbeizuschaffen sind, nichts zu sagen. Da in die oben angeführten beiden Kriege sämtliche europäische Staaten, von Lissabon bis zur Nawa und zum Goldenen Horn, verwickelt waren, so erhalten wir durch deren Schilderung eine vollständige, werthvolle Darstellung der damaligen europäischen Politik. Es ist zugleich eine Geschichtsschreibung im großen Stil wie im Detail. Denn wie der Verfasser nicht versäumt, den großen Gang der geschichtlichen Epochen uns darzulegen, so geht er die Verhältnisse aller der Staaten, welche auf diesem Schauplatz auftreten, auch im einzelnen durch, ihre materiellen und geistigen Kräfte, ihre Verwaltung, ihren Verkehr, ihre innern Parteien, ihre politischen und commerciellen Beziehungen zu andern Staaten und ihre leitenden Männer. Die Schilderungen der großen Charaktere, welche zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine Rolle spielen, bilden Glanzpunkte dieses Werks. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Entwicklung der englischen Zustände. In lebensvollen Gemälden führt er uns die Bilder Wilhelm's von Oranien und des Herzogs von Marlborough vor, ihnen zur Seite stellend die der Königin Anna und ihrer Freundin Sarah Jennings, der Gemahlin des Herzogs. Er sagt:

In diesem schweigmamen und melancholisch blickenden Jüngling gewann der Gedanke einer großen antifranzösischen Allianz, und zwar des gemeinsamen Widerstandes aller Schwächern gegen den einen Ueberlegenen, persönlichen Ausdruck. Die Sorge um sein halbverlorenes Vaterland und die Schlachtfelder des Coalitionkriegs hatten ihn zu männlicher Reife gezeitigt, und schon im Jahre 1674 wußte Wilhelm III. sich als den Mittelpunkt der Allianz gegen Frankreich. Mit Einseitigkeit und Leidenschaft, wenn das Verhängniß die Wahl nicht ließ, sogar unbellümmert um das sittliche Urtheil der Zeitgenossen wie um die Bedenlichkeiten des eigenen reizbaren Gewissens förderte er sein Werk: den Widerstand der Fürsten, der Völker und der Bekenntnisse gegen den einsüßigen Despotismus der katholischen Militärmonarchie Ludwig's XIV.

Vergleicht man mit diesen der Charakterschilderung Wilhelm's von Oranien entnommenen Worten das Urtheil, welches der Verfasser über die Bedeutung des Tags von Höchstädt abgibt, so glaubt man, nicht eine Schilderung der Anfänge des 18. Jahrhunderts zu lesen, sondern mitten im Jahre 1870 zu stehen. Nach einer Beschreibung der Schlacht, in welcher Marlborough's geniale Umformung des Angriffsplans gerade im kritischen Momente und ein letzter Angriff des Prinzen Eugen den lange streitig gemachten Sieg erringt, sagt der Verfasser:

Die Fürsten und Völker, welche gegen Ludwig XIV. in Waffen standen, mochten aus dieser Niederlage zweier Marschälle Frankreichs die Erkenntniß gewinnen, daß auch französische Heere überwindlich, daß auch die französische Monarchie verwundbar, und daß es nur der pflichttreuen Anstrengung der Beschädigten und einer selbstsuchtlosen Hingabe an die gemeinsame Aufgabe bedürfe, um in einem abendländischen Befreiungskriege das französische Supremat auf dem Continente in Trümmer zu brechen und die Weltherrschaft der Bourbonen dem Schicksale früherer Weltmonarchien zu überliefern.

Im übrigen machen wir aufmerksam auf die Porträtirung Marlborough's, welcher, nach des Draniers Urtheil, den kühnsten Kopf mit dem wärmsten Herzen vereinigte; auf die treffliche Parallele zwischen dem englischen Feldherrn und dem Prinzen von Savoyen, die sich trotz aller Verschiedenheiten der Charaktere einander doch so rasch, so leicht und so vollständig verstanden und dies mehrere Jahre lang bewiesen; auf die Schilderung des lebenswürdigen Benehmens des ersten gegen den nachgerade etwas mürrischen Cunctator, den alten Markgrafen von Baden. Bei der Charakterisirung der einzelnen deutschen Höfe, von wo sich allenthalben der Teufel in Gestalt französischer Agenten eindringt (ganz so, wie wir dies unter dem Napoleonenthum zu erfahren gehabt haben), verweilt der Verfasser mit Interesse bei der arglistigen Diplomatie des bairischen Kurfürsten Max Emanuel, seine Stellung, seine Pläne und Hoffnungen beleuchtend, und mit Vorliebe bei der leuchtenden Gestalt des Großen Kurfürsten von Brandenburg, des Schöpfers eines ersten deutschen Staatswesens, welcher seinem freilich ziemlich anders angelegten Sohne, König Friedrich I., ein festes Gemeinwesen und eine so renommirte Armee hinterließ, daß vor dem Ausbruch des Kriegs der habsburgische Kaiser und der bourbonische König, Schweden und Polen um die Gunst und die Hülfe des Brandenburgers sich bewarben. Wie schlecht das wiener Cabinet durch seine Gesandten bedient wurde, und wie es stets bereit war, deutsche Provinzen gegen italienische umzutauschen, zeigt der Verfasser an dem ungeschickten, plumpen Auftreten der beiden Grafen Harrach in Madrid, welche dem französischen Gesandten, Grafen d'Harcourt, sein ränkefüchtiges Spiel sehr erleichterten, und an den Verhandlungen, welche der österreichische Gesandte in Paris, Graf Sinzendorf, mit der dortigen Regierung hinter dem Rücken der Seemächte führte, um König Ludwig gegen einige Abtretungen zum Verzicht auf Spanien zu vermögen. Graf Sinzendorf bietet dem König die Festung Luxemburg und das Herzog-

thum Lothringen gegen Mailand und anderweitige Gebiete an. Wie es in Wien selbst ausfiel, wie man dort die Kunst verstand, Verlegenheiten nicht aus dem Wege zu räumen, sondern sich selbst zu schaffen, mit der einen Hand halbe Zugeständnisse zu gewähren und mit der andern neue Wunden zu schlagen, weder mit ganzem Ernst zu strafen, noch mit voller Milde zu verfühnen — ein Fehler, der sich an der mittlern Donau zu einer chronischen Krankheit ausgebildet hat —, schildert der Verfasser bei der Erzählung der Ereignisse des Jahres 1703, in welchem die österreichische Regierung, trotzdem daß sie fast bei keinem Banquier mehr Geld bekam, daß sie ihren Soldaten in Italien und am Rhein keinen Proviant, keine Bekleidungsstücke zuschicken konnte, doch den ungarischen Aufstand immer mehr anwachsen ließ, bis Eugen, die Gefahr erkennend, aus Italien nach Wien eilte, die hölzernen Cabinetsträthe in die alte Kumpelkammer schiedte, das Präsidium der Kriegsangelegenheiten selbst in die Hand nahm und im Lauf eines einzigen Jahres zeigte, was mit Geist und Energie ausgerichtet werden kann.

Wenn wir zum Schluß noch hinzufügen, daß der Verfasser eine ebenso schöne als lichte und klare Darstellung hat, daß er seinen Sazbau ebenso künstlerisch abzurunden als Ereignisse und Personen natürlich und geschmackvoll zu gruppiren weiß, so haben wir den Grund angegeben, weswegen wir dem Erscheinen der nächsten Bände, in welchen uns der Verfasser seine Ausbeute besonders aus den französischen Actenstücken und den österreichischen Archiven mitzutheilen verspricht, mit dem regsten Interesse entgegensehen. Wer sich ein deutliches Bild von jener großen, bewegungsvollen Zeit machen will, kann das Noorden'sche Werk nicht entbehren und wird um so begieriger danach greifen in einer Zeit, in welcher, wie der Altmeister der Geschichtschreibung, Ranke, dem fahrenden Unterhändler Thiers im vorigen Herbst zu Wien so treffend bemerkt hat, Deutschland mit Ludwig XIV. Krieg führt.

Zur Charakteristik Schelling's.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Aus Schelling's Leben. In Briefen. Drei Bände. Leipzig, Einzel. 1869—70. Gr. 8. 6 Thlr. 22 Ngr.

Was den dritten Band dieses Werks betrifft, so ist es nicht bloß die Zahl der Briefe, welche hinter der der frühern Spenden bedeutend zurückbleibt, auch der Inhalt, auch die Mannichfaltigkeit bieten uns nicht ganz die Ausbeute, welche wir erwartet hatten. Dem entspricht auch der Ueberblick, welchen der Herausgeber uns gewährt. Wir hätten, namentlich was den Aufenthalt Schelling's während der letzten Zeit in Berlin betrifft, ein größeres Detail gewünscht. Schließen wir aus dem, was uns seinerzeit darüber hier und da bekannt geworden, und zwar aus zuverlässigen Mittheilungen, so hätten wir wol etwas reichlicher bedacht werden können. Doch wir vermögen alles das hinlänglich zu erklären, und der Herausgeber selbst geht uns mit Andeutungen an die Hand. Schelling, der unermüdet Thätige, den schwierig-

sten Forschungen Obliegende, hatte in den letzten Jahren Wichtigeres zu thun als Correspondenzen zu führen, und der Herausgeber wollte lieber kurz sein, als Unhistorisches berichten.

Wir sind beim Beginne des Bandes mit unserm Philosophen in Erlangen. Wir freuen uns, unter denen, welche in Schelling's Nähe traten, unter andern dem Dichter Platen zu begegnen, der damals Student war, auf den unser Denker viel gab, sodas er den reich ausgestatteten Jüngling auch gern in seinem Familientreise sah. Auch Rückert finden wir im Umgange mit Schelling. Dieser wird vielfach in seinen Arbeiten unterbrochen durch Kränklichkeit. Die Ausflüge nach Karlsbad werden um so nothwendiger.

In dem Briefe an Kreuzer wird wieder der „Weltalter“ gedacht, die, wie sie ihm vorliegen, Schelling noch immer nicht genügen. Auch über Hypochondrie klagt er.

Die Familienbriefe in diesem Bande sind zahlreich und sind wieder der Ausdruck des besorgtesten Lebens in andern, dazu der edelsten Frömmigkeit. Seine zarteste Fürsorge in der Familie erstreckt sich bis auf die Diensthöten. Ehe wir es glaubten, sehen wir Schelling schon wieder nach München übersiedeln. So ist sein Aufenthalt in Erlangen, nicht was seine wissenschaftlichen Leistungen betrifft — denn er hielt auch hier die gehaltvollsten Vorlesungen —, sondern was die Briefe angeht, etwas dürftig vertreten.

Es folgt der zweite Aufenthalt in München, von 1827 ab. Zahlreiche, ausgezeichnete Freunde, wie Schubert, Niehammer, Thiersch, Ringsis, Boisseree u. a., machten Schelling die Rückkehr nach der Königsstadt höchst erwünscht. Von allen Seiten war das Verlangen überaus groß, ihn vom Katheder aus wieder sprechen zu hören. War ihm doch auch der Ruf vorausgegangen, daß er in seiner philosophischen Weltanschauung ganz neue Standpunkte erobert habe, ohne jedoch mit den frühern zu brechen. Der Kronprinz Maximilian, ein ebenso geistvoller wie durch und durch edler Fürst, dem er Lehrer in der Philosophie war, fühlte sich von Schelling in jeder Hinsicht angezogen.

Wir begegnen vielen Briefen Schelling's an Cousin. Er fährt fort, auch auf diesen Mann sehr viel zu geben, sowol in Bezug auf dessen eigene Arbeiten, als was er zur Vermittelung deutscher Philosophie mit französischer zu thun vorzugsweise berufen sei. Auch von Erlangen her hatte er ihm geschrieben. Es ist in allen diesen Briefen schon viel von der Philosophie der Mythologie die Rede. Daß Schelling rege Hoffnungen hegte, sein eigenes System, und zumal die positive Philosophie, durch Cousin auch in Frankreich vorzubereiten, sei es durch Zeitschriften, durch selbständige Arbeiten, sei es durch Uebersetzung, muß man ganz in der Ordnung finden. Da sind es denn besonders Cousin's „Philosophische Fragmente“, die den Weg bahnen sollen. Die berühmte Vorrede Schelling's zu diesem Werke in der Uebersetzung spiegelt aufs deutlichste ab, wie viel Gewicht der deutsche Denker auf die Richtung legte, welche die französische Philosophie in neuester Zeit genommen hatte. Schelling kündigt das Erscheinen seiner „Philosophie der Mythologie“ als nahe bevorstehend an. Er sieht auch seinen Freund überall auf rechtem Wege, muntert ihn auf, ertheilt ihm reichliches Lob. Wichtig ist, daß jedoch in allen diesen Rundgebungen und Zugeständnissen Schelling die Ueberzeugung nicht vorenthält, wie er sich allem Empirismus überlegen wisse und diesen gleichwol hinlänglich schähe. Er arbeitet auf eine wahrhafte Vereinigung der Speculation mit der Empirie hin. Es spricht sich in diesen Mittheilungen an Cousin ein starkes Selbstbewußtsein, eine grandiose Zuversicht zu sich selbst aus. Mit ausgefuchter Feinheit gibt Schelling auch hier das Gefühl seiner Ueberlegenheit dem Franzosen zu erkennen, theils in, theils zwischen den Zeilen, macht es aber auch dadurch wieder gut, daß er ihm nicht bloß Artigkeiten sagt, sondern ihm genugsam ausdrückt, wie hoch er ihn stelle, welche außerordentliche Mission er habe. Es fehlt denn auch keineswegs an Seitenblicken auf Hegel und dessen Anhänger, an einer Polemik, deren Schärfe in keiner

Weise zurückbleibt hinter frühern Zurechtweisungen und Feldzügen unsers Denkers. Es mußte Cousin die wirksamste Genugthuung gewähren, sich von Schelling selbst in Schutz genommen zu sehen gegen die Angriffe, welche er von der Hegel'schen Schule erfahren hatte, und wir zweifeln keineswegs, daß er vollständig beruhigt darüber war, da er bei allen Befehdungen von dort her einen so berühmten Bundesgenossen an seiner Seite sah. So viel ist gewiß, den Abfall Cousin's von Hegel durfte man von jetzt ab als Thatsache betrachten. Auf den Franzosen wirft das kein vortheilhaftes Licht. Schelling durfte ihm imponiren, er brauchte deshalb Hegel, dem er viel verdankte, nicht treulos zu werden.

Der Brief Goethe's an Schelling ist mit der gewohnten Zierlichkeit geschrieben, mit Einschluß seines Dankes für die „schmachhaft vegetabilischen Gaben“, die ihm zutheil geworden, aber auch in dem gemessenen Ausdruck seiner spätern Periode, welcher dem Philosophen gleichwol die größte Hochachtung und Aufmerksamkeit kundgibt. Ein anderer Brief Goethe's an Schelling offenbart uns seine ganze persönliche Würde, die über alle Angriffe hinans war, von welcher Seite sie auch kommen mochten, und ist ein herrlicher Beweis, daß derjenige, welcher auf der Höhe der Menschheit steht, keine Entgegnung für nöthig erachtet, wenn die Niedrigkeit sich gegen ihn herauswagt. Goethe schreibt:

In meinen hohen Jahren muß die unverbrüchliche Maxime sein: durchaus und unter jeder Bedingung im Frieden zu leben. Was sollte aus den schönen mir noch gegönnten Lebenstagen werden, wenn ich Notiz nehmen wollte von allem, was in dem lieben Vaterlande gegen mich und meine Nächsten geschieht! Unserm werthen Freunde [Niehammer] ist wahrscheinlich mehr wie mir bekannt, was für Redereien und Lügen, Unarten, Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten gegen mich ausgehen; ich weiß nur davon was manchmal ein gegenwärtiger theilnehmender Freund, oder wohlwollende Correspondenten erwähnen. Hat man jemals von mir eine Reclamation deshalb vernommen? auch nur einen Laut?

Unter den folgenden Briefschaften Schelling's, unter denen sich auch ein höchst werthvolles Schreiben des Ministers Eichhorn an den Philosophen befindet, zeichnen sich durch allgemeines und besonderes Interesse, durch charakteristische Züge, durch Gemüthsfülle, Scharfblick, schwerwiegenden Inhalt aus die Briefe an seinen Sohn Fritz, seinen Bruder Karl, an Weiße, an Beders, an Brandis, Dorf Müller, J. E. Erdmann, Dunsen, Schubert, Steffens, Waiz, Henning, Reander. In der weitern Fortbildung, welche Schelling seiner Philosophie gab, standen ihm vorzugsweise nahe Hubert Beders und Dorf Müller, der erstgenannte bis zum Tode des Denkers. Schelling betrachtete Beders nicht bloß als einen seiner gründlichsten Schüler, sondern fühlte für ihn auch die wärmste Freundschaft. Und er hatte ihn richtig erkannt. Der von ihm so Gewürdigte hat seinem Lehrer und Meister die treueste Anhänglichkeit bewiesen, wie wir ihm denn auch zu dem vorliegenden Bande reiche Beisteuer und Beleuchtung manches einzelnen verdanken. Hubert Beders ist gegenwärtig sicher der Hauptrepräsentant der ganzen Weltanschauung Schelling's, er ist nicht allein der genaueste Kenner der negativen wie positiven Philosophie, somit des ganzen Systems, er besitzt die seltene Gabe des Zusammenschauens, jene wahrhaft intellectuelle Anschauung,

welche Schelling bekanntlich zur Hauptbedingung alles wissenschaftlichen Verfahrens in letzter, entscheidender Instanz machte. Dabei ist Veders ein Virtuose in der populären, überaus klaren Darstellung und gleich gewandt in der strikten Zusammenfassung aller Hauptmomente der so schwierigen Potenzenlehre, wie in der blüthigen Erklärung, in der Reduction auf den kürzesten Ausdruck, endlich aber auch der feinste Aesthetiker in Nachweisung all der großen Schönheiten Schelling'scher Sprache, sowohl in der Kunst des Dialogs, wie selbst in der metaphysischen Prosa. Eine Gesamtdarlegung des Schelling'schen Systems, eine vollständige Biographie Schelling's, mit Einarbeitung der hervorragenden Briefstellen, aus Veders' Feder geben wir hiermit, sicher im Namen vieler, als dringendsten unserer Wünsche kund. *)

Der Brief Eichhorn's an Schelling ist überaus bedeutend. Die Auslassungen über Schleiermacher enthalten die wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des großen Theologen, Philosophen und Menschen; sie ergänzen um vieles das Treffliche, was über ihn bereits veröffentlicht worden ist, und zeigen ihn uns auch in seinen letzten Stunden, wie er immerdar in andern lebte und darauf bedacht war, sie zu beruhigen, ihnen Schmerzen zu ersparen, ihnen die Innigkeit seiner Liebe kundzugeben. Auch wird hier ein Umstand vollständig aufgeheilt, der seinerzeit von unedeln Leuten durch falsche Berichte vor dem Publikum in Erwähnung gebracht worden ist, ein Umstand, der, wie er hier von Eichhorn zur Sprache gebracht wird, das herrliche Gemüth des Dahingegangenen auch noch kurz vor seinem Tode im reinsten Lichte offenbart. Aber auch der ganze Bildungsengang, den Schleiermacher genommen hat, wird uns in seinen entscheidenden Momenten vor's Auge gebracht, wie es auch von hohem Interesse ist, zu vernehmen, wie Schleiermacher eigentlich zu Goethe stand. Kurz, das Schreiben ist durchweg inhaltvoll, gediegen, geistreich, und läßt uns erkennen, wie werth und theuer Schleiermacher unserm Schelling gewesen sein muß.

Unterhaltend, ja pikant für manchen noch lebenden Anhänger der äußersten linken Seite der Hegel'schen Schule, wie für manchen der Hegeligen, dürfte eine Aeußerung Schelling's in einem der Briefe an Veders sein, und zwar auf Veranlassung eines Schülers der äußersten Rechten, in welcher es heißt:

Unter den Hegelianern ist es jetzt namentlich Götchel, der sich bemüht, aus Paragraphen der Hegel'schen „Encyclopädie“ (NB. erst in der dritten Ausgabe hinzugefügten) Dinge herauszuklauben, an die keiner aus dieser Klasse vor Bekanntmachung meiner Ideen gedacht hat. Daß die Hegelianer von allen Enden und Orten zusammenlaufen würden, um mich, wenn nicht durch die Macht der Gründe, wenigstens durch die der Zahl zu unterdrücken, war vorauszusehen, zumal nachdem sie sich bedroht glaubten, daß ich wol selbst in ihr bisheriges Centrum einbringen könnte, worüber sie doch wol hätten ruhig sein können; denn in einem Alter wie das meinige entschließt man sich nicht so leicht zu einer so großen Veränderung, seien die Anträge auch noch so annehmlich und reizend. Indes je ärger es diese Sekte treibt, desto schneller wird es mit ihr enden; ihre Stunde hat geschlagen, und es ist nicht dieses Treiben, es

*) Wir machen noch besonders aufmerksam auf die vortrefflichen Arbeiten von Veders, z. B. über Schelling's Metaphysik, Naturphilosophie, Unsterblichkeitslehre u. s. w., in den „Abhandlungen der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften.“

sind die Umstände, unter denen ich hier existire und die nicht hinderlicher für wissenschaftliche Thätigkeit sein könnten, als sie besonders seit einigen Jahren (der Brief ist aus dem Jahre 1835) sich gefaltet haben, die mich allein anfechten.

Man sieht, der Gedanke nach Berlin zu übersiedeln, bewegt ihn schon mächtig.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist in einem Briefe an C. F. Weiße die ausdrückliche Erklärung Schelling's, daß der vielbesprochene Aufsatz, der in die Schriften Hegel's aufgenommen worden: „Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt“, nicht von Hegel, sondern von Schelling ist. Dieser sagt: „Es ist darin — in jenem Aufsätze — kein Buchstabe von Hegel, ja er hat ihn vor dem Abdruck nicht gesehen.“

Daß des wackern Steffens' „Religionsphilosophie“ veröffentlicht worden sei, wird, gewiß nicht mit Unrecht, von Schelling im Briefe an Brandis bedauert. Sehr wichtig ist ferner Schelling's Brief an Bursen, nebst einem Beiblatte; es handelt sich um Berlin. Von Stahl heißt es:

Mit Stahl möchte ich nicht zusammentreffen. Er hat sich, wie Sie selbst finden werden, einem ganz beschränkten Orthodoxismus ergeben; demgemäß sind auch seine kirchenrechtlichen Ansichten. Er übersteht, daß der Protestantismus nothwendig insofern etwas Fliegendes ist, als er ein ihm Entgegenstehendes zu überwinden, allmählich innerlich und ohne äußere Mittel zugleich mit sich in das Höhere (die zukünftige Kirche) zu verklären hat. Der Protestantismus für sich ist so wenig die Kirche als der Katholicismus für sich. Stahl, den Sie als meinen Schüler ansehen, ist durch meine Vorlesungen nur eben hindurchgegangen und hat, zu eitel, um für sein übrigens unleugbares Talent mehr nöthig zu halten, blos Allgemeinheiten darans benützt; die Philosophie der Offenbarung hat er nie gehört, und er kennt meinen letzten Sinn durchaus nicht.

So sind wir denn jetzt mit Schelling in Berlin, wo er eben im Begriff ist, den Lehrstuhl zu besteigen, im Jahre 1841. Der erste Brief, dem wir von hier aus begegnen, ist an Dorfsmüller gerichtet. Man sieht, Schelling ist in Ansehung seines Wirkens in der preussischen Residenz von unendlichen Hoffnungen erfüllt. Mit höchster Begeisterung beginnt er seine Vorträge an der Universität. Gleich die erste Vorlesung (sie erschien sofort im Druck), mit scharfer Betonung, mit einer für alles zu Erwartende spannenden Perspective, classisch auch in der Darstellung, machte einen eminenten Eindruck. Doch, wie bald sollte es sich wenden! Man weiß, wie schon damals die Zeit aufgeregter war; nicht bloß die extremsten Richtungen in dem, was man für Wissenschaft ausgab, nicht bloß die kleinlichsten literarischen Coterien, auch die politischen Parteiungen brachten ein wildes Durcheinander hervor. Auch in solchem Wirrwarr hatte Schelling bewährte Männer auf seiner Seite, auch Freunde hatte er gewonnen, aber die Feinde mehrten sich mit jedem Tage. Mit ihnen wäre er schon fertig geworden, denn er wußte was er wollte, und daß er von sich, dem Früheren, weder im wissenschaftlich Rationellen, noch in seinem Freimuth in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten des staatlichen Lebens abgefallen war; was ihn jedoch kränkte, ihn empörte, war, daß ein Mann, den er schon in früher Zeit als seinen Widersacher erkannt hatte, mit schönster Willkür gegen ihn verfuhr. Daß der Geheimen Kirchenrath Panluis sich erdreistete, nachdem er sich in den Besitz einer noch dazu mangelhaften, wol gar verfälschten Nachschrift der

Vorlesungen Schelling's: „Philosophie der Offenbarung“, gesetzt, dieselbe drucken, veröffentlichen zu lassen, mußte Schelling tief verletzen. Wir haben damals uns darüber und dagegen entschieden ausgesprochen, daß Paulus in keiner Weise ein Recht dazu hatte.*) Schelling führt unter anderm auch unser Urtheil, in dem Briefe an Dorf Müller, an. Er verklagte den Leichtfertigen, und lebte noch der Hoffnung den Proceß zu gewinnen. Es heißt in jenem Briefe mit Einfügung eines allerliebsten Caletourgs:

Bei dieser Gelegenheit hoffe ich des alten Bsjewichts nebst seinem ihm allein noch geliebten Schild-K(n)appen einmal für immer los zu werden. Recht muß doch Recht bleiben und die Wahrheit endlich durch das, wenn auch noch so dicke Gewebe von Lügen und Verleumdungen hindurchdringen.

Schelling verlor den Proceß. Wir wissen nicht, wie die Gerichte ihr Urtheil motivirt haben. Wahrscheinlich unterlag ihre Entscheidung den noch vielfach zu verbesserten Bestimmungen des Gesetzes über Nachdruck und dem Verwandtes. Denn nach unserer subjectiven Ansicht gehörte das Verfahren des Hrn. Paulus, ungeachtet er sich einen Vordruck hatte zu Schulden kommen lassen, in die Kategorie des Nachdrucks und somit in das Gebaren des heute vollends unverfälscht gewordenen literarischen Communismus. Kurz, das vermessene Verfahren des Hrn. Paulus und der für Schelling verlorene Proceß haben ohne Zweifel unsern Denker tief gekränkt und manches dazu beigetragen, ihm seine fernere Wirksamkeit in Berlin zu verleiden.

Schelling gibt an Hrn. von Henning nochmals die bestimmte Erklärung ab, daß jener oben von uns bereits erwähnte Aufsatz über Naturphilosophie von ihm selbst, nicht von Hegel ist. Wie anwidernd die tumultuarische Bewegung jener Tage auf ihn wirkte, ungeachtet er am deutschen Vaterlande den lebhaftesten Antheil nahm, den wahrhaften Fortschritt der Menschheit stets im Auge hatte, sich aber auch nach Stille sehnte, um seine wissenschaftlichen Arbeiten zum Abschlusse zu bringen, das spricht er entschieden in einem Briefe an seinen Bruder Karl aus, Berlin 1846. Die Stelle lautet:

Es ist doch alles nur eitel und nichts außer diesem Umgang unsers Geistes mit den höchsten Gegenständen. Diese Lage hörte ich aus zuverlässiger Quelle von einem vertrauten Schreiben des Fürsten von Metternich, worin dieser mit ergreifendem Schmerz seinen Ekel an Staatsgeschäften ausdrückt, und der greise, in den größten Staatsbündeln grau gewordene, mächtige Mann sich nichts wünscht als ganz der Philosophie leben zu können. Wer hätte dies gedacht? Aber die Zeit drängt von selbst dahin, und die letzte aus der gegenwärtigen Noth, Mittelmäßigkeit und Erbärmlichkeit hinausführende Entscheidung wird doch nur eine geistige sein können. Sonne auch du noch die die Frist, in deiner wahren Heimat, welche von je her die Innenwelt war, zu leben, und wirf die ganze Philisterei von dir, der du nie nach deines Herzens Neigung, sondern nur aus Nothwendigkeit gebiet hast.

Als hätte er die Zukunft geahnt, die eben daran ist Gegenwart zu werden zur endlichen Verwirklichung eines einigen Deutschland, schreibt er an Wais, nachdem er vorher von zwei nicht sicherstellenden Elementen in der Politik gesprochen, und ein drittes fordert: „Dieses dritte, gleichberechtigte (aus der Reihe der Könige genommene)

Oberhaupt wäre der wahre Kaiser, der Erkorene der Nation, der eigentliche Gegenstand ihrer Liebe.“

Günther in Wien, der bekannte Weltpriester, der, nicht des Geistes ermangelnd, mit seiner Speculation auch Humor zu verbinden pflegte, wird sehr scharf abgewiesen. Wenn aber auch ein überaus edler scharfer Denker, der hoch über alle gewöhnliche Theologie hinausragt und die Wissenschaft vorwärts gebracht, ihr einen ganz andern Sehkreis eröffnet hat, als der ist, welcher sich durch so viele Lehrbücher nichts sagend hindurchschleppt und die Engherzigkeit und Denkscheu bestens cultivirt, wenn selbst Nothe (damals in Bonn, später in Heidelberg) von Schelling kurz abgefertigt und hart angegangen wird, so ist das höchst bedauernswerth, und wieder ein trauriger Beleg dazu, daß oft der Bedeutende den Bedeutenden verkennt.

Wie wahrhaft politisch liberal im größartigsten Sinne des Wortes Schelling ist, spricht er aufs klarste und unumwundenste in dem Schreiben an seinen Bruder Karl aus. Unser Denker erweist sich auch in dieser Stelle als einen Mann, der nach den Ereignissen urtheilt, und sich in keiner Weise dazu versteht, mit subjectiver Willkür das Thatsächliche zu leugnen oder gar zu verbrehen. Wie ausgedehnt ist er jetzt wieder mit den Deutschen, er, der ein Todfeind aller Wühlereien, alles Umsturzwesens war, wenn er im Jahr 1850 an Dorf Müller schreibt: „Aus dem Allergrößten und Nohesten sind wir nun freilich heraus, und wenigstens mit der anschaulichen Erkenntniß bereichert, welche ein Fonds von edler, ehrenhafter und tapferer Gesinnung in dem lebenswürdigen deutschen Volke bisher verborgen gelegen.“

Schelling ist gegen das Ende auf Reisen. Der Brief an seinen Sohn Fritz ist von Wilhelmshöhe datirt, 1852. Ebenso zwei andere Schreiben an Dorf Müller und Beckers 1853. Wie würde sich Schelling wol geäußert haben, wenn man ihm gesagt hätte, nach nicht langer Zeit würde auf derselben Wilhelmshöhe, wo er jetzt den großen Anschauungen seiner Philosophie sich hingäbe, der neu creirte Kaiser Napoleon, als Erkaifer, in andere Anschauungen versinken, in die seiner verlorenen Schlachten, seines Sturzes, seiner Gefangenschaft, durch welche er dem Schirmherrn und Haupt eines einigen Deutschland, dem deutschen Kaiser, den Schelling vorausgesehen und gesagt hatte, den glorreichen Weg bahnen würde? Unser Denker würde leicht den, welcher also gesprochen hätte, einen deutschen Schwärmer genannt haben. Und doch hat der vermeinte Schwärmer, dem Himmel sei Dank, die Zukunft richtig erkannt.

In den „Nachträgen und Berichtigungen“, mit denen der dritte Band schließt, findet sich unter anderm noch ein sehr inhalttiefer Brief an Georgii, aus dem Jahre 1811, in welchem die wichtigsten Gesichtspunkte über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele uns angedeutet werden.

Uebersichten wir nun das Ganze dieser Schelling-Briefe, so müssen wir behaupten, daß sie unsere an sich schon überaus reiche Briefliteratur um ein Bedeutendes bereichern und für eine künftige Biographie und Charakteristik des herrlichen Mannes unendlichen Stoff darbieten. Zur gerechten Beurtheilung Schelling's des Menschen, des Denkers, des Dichters bringen sie die dankens-

*) Bgl. das von uns damals redigirte „Königsberger Literaturblatt“, Nr. 31 (23. September) f. 1843.

werthesten Materialien, aber sie sind auch ganz und gar geeignet, gemüthvolle Naturen, solche, die über die erhabensten Dinge Aufschluß, auf Lebensfragen Antwort in populärer Form haben wollen, ebenso zu belehren wie zu erquicken. Sagen wir alles in allem: die Briefe reihen sich aufs würdigste an den köstlichen Briefwechsel Goethe's mit Schiller, wie Schiller's mit Körner. Nicht wenige haben gewiß ein durchaus falsches Bild von Schelling in ihrer Seele. Sie stellen sich seine Persönlichkeit vor als schwer zugänglich, ablehnend, eingenommen von sich, aristokratisch-abgemessen. Freilich hatte es auch Schelling in Erfahrung gebracht, daß gegen eine gewisse

Zubringlichkeit und Unverschämtheit egoistischer Zumuthung nur Vornehmheit Abwehr ermöglicht, und er machte mit Recht davon Gebrauch. Wo er aber mit edelgearteten Menschen zusammentam, mit solchen, die Verlangen nach echter Seelennahrung hatten und den Werth der Zeit zu schätzen wußten, da war er voll Hingebung und Liebenswürdigkeit. Die vorliegenden Briefe sind nun ganz besonders geeignet, das eigentliche Wesen Schelling's jedem Gebildeten zu erschließen. Ein Solcher wird gut thun, einen so außerlesenen Umgang sich zu verschaffen durch die Lectüre des Werks.

Alexander Jung.

Unterhaltungsliteratur.

1. Das Fest zu Arpadvar. Roman von Mariam Tenger. Zwei Theile. Berlin, Hansfreund-Expedition. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein ungewöhnliches Talent offenbart sich in der Conception und Ausführung dieser Dichtung; logisch und consequent, wie eine männliche Feder es sonst nur vermag, ist der Plan entworfen trotz einiger Ueberstürzungen am Schluß.

In einer vortrefflichen Vorrede gibt die Verfasserin in kurzen Zügen die Grundidee ihres Romans an. Es ist das romantische und pittoreske Ungarland, welches sie schildern will mit dem wilden urwüchsigem Menschen-schlage, der es bevölkert, Räuber und Ritter, Adel und Bauernstand, Zigeuner, Walachen, Szeller und wie die Mischvölker alle heißen, sind in typischen Figuren dem bunten Charakterbilde dieses originellen Romans eingereiht. Die Zeit ist ebenso glücklich gewählt wie die Farbe, es sind die Tage der Aufregung und Gärung vor den Revolutionen von 1848; denn man kann nicht mehr von einer sprechen, wo so viele stattfanden und jedes Volkstammchen in Desterreich seine eigene haben wollte.

Die ersten Kapitel des Romans sind ganz tadellos; das Fest auf Arpadvar beginnt mit einem charakteristischen Einladungsschreiben an den hohen Adel des hader Comitats. Graf Arpad Arpady auf Arpadvar ladet seine Standesgenossen zu einem Fest oder vielmehr zu einem geselligen Landaufenthalt ein, wie ähnliche Gastfreiheit etwa nur in England gebräuchlich ist, in kleinerem Stil jedoch auch in deutschen Gutsbesitzerfamilien vorkommen mag bei Hochzeiten und Jagdpartien. Der junge schöne ungarische Magnat versammelt die Gäste bei sich mit der Nebenabsicht, unter ihren Töchtern sich eine Lebensgefährtin zu wählen. Die Verfasserin benützt die Schilderung des geselligen Lebens bei den Festlichkeiten auf Schloß Arpadvar dazu, eine Menge Persönlichkeiten aus der Wirklichkeit mit wenig veränderten Namen ihrem Romane einzuverleiben. Auch der englische Schriftsteller Paget, der über Ungarn geschrieben hat und dort mit einer vornehmen Eingeborenen verheirathet ist, wird mit dem Anagramm seines Namens Gapet öfter redend eingeführt.

Nach dem ersten Duzend Kapitel ändert sich leider der objective Ton der Autorin, die künstlerische Ruhe kommt ihr abhanden, und die übrigen Kapitel überstürzen sich in Abenteuerlichkeiten und verbrauchten Romaneffecten;

umgetauschte Kinder sind denn doch wirklich nicht mehr erlaubt, und sollten von einem Talent wie Mariam Tenger nicht benützt werden.

2. Grüne Sträucher aus dem Schweizerlande. Erzählungen und Novellen von Arthur Bitter. Neue Folge. Zürich, Verlags-Magazin. 1870. Br. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wieder eine Verherrlichung der Heimat wird uns hier von Frauenhand geboten; denn „Arthur“ heißen jetzt mehr oder weniger alle schreibenden Damen. Ein so schönes Stückchen Erde wie die Schweiz würde man gern sich schildern lassen, aber Arthur Bitter erzählt „Dorfgeschichten“, wie sie nicht dort, sondern nur in Romanen vorkommen. Diese Breneli mit ihren salonmäßigen Liebesgeschichten im Bauernhause sind wirklich nicht mehr an der Zeit. Einige Novellen behandeln indessen auch einen höhern Gesellschaftskreis, aber die Originalität fehlt auch ihnen und die „heimatliche Schweiz“ wird fast nur durch die eigenartige Schreibart der Verfasserin vertreten. So sagt sie „Procedern“ statt Verfahren, „hablich“ statt wohlhabend. Einzelne ihrer Erzählungen mögen in Tageblättern als flüchtige Feuilletonnovellen gern gelesen worden sein, aber in einer Sammlung kommt ihre Werthlosigkeit mehr zu Tage. Diese „Grünen Sträucher“ werden bald verwelken und sich keinen bleibenden Namen in der Unterhaltungsliteratur machen; doch sind sie immerhin frisches Futter für Leihbibliotheken!

3. Man to! Historischer Roman von A. Ferrari. Hannover, Kämpfer. Vier Bände. 1870. 8. 5 Thlr.

Die ganze Reihe der historischen Begebenheiten zur Zeit der Befreiungskriege ist in diesem etwas sehr langathmigen Romane als rother Faden benützt, um einige Liebesgeschichten und Charakterbilder daranzuknüpfen. Wie verdorben muß der Geschmack des Volks sein, daß es noch immer nothwendig ist, die wichtigsten Ereignisse in romantische Süßigkeiten zu hüllen, um sie ihm mundrecht zu machen, und wie langweilig müssen unsere Historiker erzählen, daß so oft noch der schlechteste Romanschreiber als Berichterstatter ihnen vorgezogen wird! A. Ferrari gehört übrigens ohne Zweifel noch zu den bessern Romanschreibern, er arbeitet nicht ganz nach der Schablone des historischen Ragout. Es ist Individualität, Eigenartigkeit in seiner Darstellungsweise. So ist namentlich der Eingang voll von dem Reiz wirklichen Lebens und anschaulicher Naturwahrheit. Er muß ein Bewohner des

norddeutschen Heidelandes gewesen sein, um es so treu schildern zu können und die Schöpfer des westfälischen oder eigentlich des hessischen Adels werden ihm auch wol bekannt sein, sonst hätte er die wenigen Originalfiguren seines Romans nicht dort finden können. Die Schilderung von Kassel, der schönsten Stadt Deutschlands, Berlin und Dresden nicht ausgenommen, ist als besonders gelungen zu loben. Die hessischen Namen, die theilweise genannt sind, hätten noch durch viele andere aus jener Zeit vervollständigt werden können. So wäre es z. B. interessant gewesen, die Dichterin Philippine Engelhard in ihrer originellen Erscheinung vorgeführt zu sehen, ebenso die Gräfin Hessenstein, die Geliebte des damaligen Kurfürsten. Auch hätte der Autor bei der namentlichen Einführung des Generals Baron von Dohs wol noch die rührende Geschichte erzählen können, wie demselben beim Uebergang über die Beresina die Rettung des Sohnes in so wunderbarer Weise gelang.

Kleine Unrichtigkeiten sollen dem Autor nicht angerechnet, sondern als poetische Freiheiten nachgesehen werden. Namentlich ist es unhistorisch, daß König Jerôme im Schloß zu Kassel anwesend war, als es abbrannte; auch wurde das Marmorbad, ein wunderschönes Kunstwerk, aber keine Badeanstalt, niemals von ihm zu Orgien benutzt. Schloß Wilhelmshöhe und das feenhafte Gebäude von Wilhelmshöhe — damals Napoleonshöhe — hätten übrigens auch noch in den Kreis der Schilderungen gezogen werden müssen.

Man to! Nur zu! soll eigentlich heißen: vorwärts, und belundet die deutsche Gesinnung des Autors trotz seines ausländisch klingenden Namens.

4. Nahes und Fernes. — Die Spuren eines Romans. Unter den päpstlichen Zuaven. Von F. W. Hackländer. Stuttgart, E. Hallberger. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Der Name des Autors hat einen so guten Klang, daß man mit Vertrauen dem unbestimmten Titel zum Troß das Buch in die Hand nimmt. „Die Spuren eines Romans“ heißt die erste der wieder abgedruckten Novellen; wir dürfen diese Spuren nicht angeben, um dem Leser die Spannung nicht zu benehmen! Es ist ein beinahe fertiges Lustspiel, das mit Mißverständnissen und Verwechslungen anfängt und mit einer Heirath endet. „Unter den päpstlichen Zuaven“ heißt die zweite Novelle, die auf ernstem Grunde ein nicht minder fesselndes Lebensbild gibt. Hackländer bewahrt in seinen Stoffen stets einen glücklichen Griff.

5. Der Ankläger von Strasburg. Historische Novelle von Max Ring. Berlin, R. Lesser. 1870. 8. 10 Ngr.

Eine kleine Episode aus dem großen Buche der Fran-

zösischen Revolution ist von dem federgewandten Max Ring für Leihbibliotheken zurechtgemacht. Man kann dieses Verfahren nicht loben, es verdirbt dem ungebildeten Leser allen Geschmac an der einfachen Kost der Geschichte und wird dem gebildeten keinerlei Unterhaltung bieten. Durch weiterschweifige Dialoge wird die Begebenheit in die Breite gezogen; wirkliche Charakterschilderungen sind gar nicht vorhanden, nur Schattengehalten, die keine Sympathien erwecken können. Es ist indessen anzuerkennen, daß Max Ring der Moral und der geschichtlichen Wahrheit nicht ins Gesicht schlägt, wie dies leider so viele seiner literarischen Collegen thun.

6. Ein Geheimniß. Roman aus dem Französischen des Saint-Georges. Deutsch von Th. W. Zwei Bände. Jena, Hermisdorf. 1870. 8. 1 Thlr.

Eine crasse Sensations-Ehebruchsgeschichte auf historischem Hintergrunde aus der Zeit des ersten Kaiserreichs. Die Uebersetzung ist sehr mangelhaft; „die in Lebensgröße in dem ganzen Glanze ihrer Jugend und Schönheit gemalte Herzogin strahlte wie ein Feuerherd inmitten des düstern, ernsten Zimmers“ heißt es unter anderm. Arme deutsche Lesewelt, die aus solchem Nachwerk Unterhaltung und Bildung schöpfen soll!

7. Tsch und Pinstag. Ein chinesisches Familienroman in fünf Büchern von Haoh Ksch. Deutsche Söcular-Ausgabe. Bremen, Kührtmann. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein komischer Roman ist überhaupt für unsere ernste Zeit etwas mißlich, und nun gar in chinesischem Maskenanzuge wie dieser! Wir glauben nicht, daß es viele Leser gibt, die so viel Geduld und so viel Scharfsinn besitzen, um ihn durchzulesen; schon die Vorrede von 30 Seiten wird abschrecken, obgleich sie voller Witz ist. Das Buch ist der Dame Kritik gewidmet, doch auch diese hat heutzutage nicht über so viel Zeit und Raum zu gebieten, um den Wunsch des Verfassers, „scharf abzuurtheilen“, erfüllen zu können.

8. Madonna Sixtina. Roman von Ferdinand Sonnenburg. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 3 Thlr.

Die Intentionen des talentvollen Verfassers waren echt künstlerisch, aber die Ausführung ist dilettantenhaft; mit dem dritten Bande langt der enttäuschte Leser bei einer ganz gewöhnlichen Liebesgeschichte an, die so trivial wie möglich endigt. Zwei Paare „kriegen sich“, und ein himmelftürmendes fährt zur Hölle durch Mord und Ehebruch, aber das tragische Element hat keine Kraft mehr nach dem Verlauf von drei Bänden, deren Stoff höchstens für eine Novelle ausreicht.

Vom Büchertisch.

1. Die Abschaffung des privaten Grundeigentums von Adolf Wagner. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Als der bedeutendste Aufsatz unter den drei Excursen über national-ökonomische Thematata, die das vorliegende Buch enthält, ist uns die vortreffliche Untersuchung über das Grundeigentum am Grund und Boden nach russi-

sehen Erfahrungen erschienen. Auch in dem interessanten Artikel, der die Debatte über das Grundeigentum vor dem im September 1869 tagenden socialdemokratischen Arbeitercongreß bespricht und der sich scharf gegen die communisistischen Phantastereien der Socialdemokratie wendet, kommt Wagner auf sein Lieblingssthemata, Rußland und seine national-ökonomischen, speciell agrarischen Ver-

hältnisse, zu sprechen. Er findet eine große Vergleichbarkeit zwischen der russischen und der socialdemokratischen Agrarverfassung, die auf der Abschaffung des Privateigentums beruht. Beide Systeme, sagt Wagner, halten das persönliche Privatinteresse, welches in unserm System (dem geltenden System des Privatgrundeigentums) den Eigentümer und Bewirthschafter an seinen Boden fesselt, für entbehrlich zum Zweck ordentlicher Bewirthschaftung und für positiv schädlich in allgemeiner ökonomischer und socialer Beziehung. Wagner legt auf den Zusammenhang zwischen den Wählern der Socialdemokratie und den moskowitischen Bestrebungen mehr Gewicht, als auf die europäische Furcht vor den agrarischen Einrichtungen Rußlands, die den Occident bedrohen sollen. Allerdings habe Cavour einmal zu einem petersburger Diplomaten gesagt: „Der gleiche Antheil, den ihr Russen jedem eurer Bauern am Grund und Boden einräumt, ist uns gefährlicher als alle eure Armeen.“ Aber, meint der deutsche Volkswirth Wagner, man möchte nach den bisherigen Erfahrungen, vollends seit Aufhebung der Leibeigenschaft, das Wort eher umkehren: das russische Reich mit seinen vielgenannten 80 Millionen Bewohnern und seiner Million Soldaten — auf dem Papiere bleibt nach wie vor 1861 ein Koloss mit thönernen Füßen, solange ein communistisches Princip die Grundlage des landwirthschaftlichen Gewerbes in einem großen und dem maßgebenden Theile des Reichs, in Großrußland, bildet. Ja, die Gefahr des Panflawismus, mit der es auch sonst noch gute Wege hat, bedeutet für Westeuropa noch weniger, weil die Einführung des Gemeindeeigentums mit periodischer Boden-theilung bei den Westslawen, den culturlich den Großrussen doch weit überlegenen Polen und Czechen, demselben Widerstande wie bei Germanen und Romanen begegnete.

Der zweite Aufsatz schildert das Privateigentum am Grund und Boden in seiner gesellschaftlich nothwendigen und berechtigten Entwicklung. Auch hier kommt der Verfasser zu einer Warnung vor den russischen Erfahrungen in dieser Beziehung, die er im dritten, bereits erwähnten Artikel noch des Nähern begründet und ausführt. Uebrigens erklärt Wagner die russische Agrarverfassung nicht für ein Ueberbleibsel des Nomadenthums, eine Auffassung, die schon der russische Historiker Tschitscherin bekämpft hat, sondern als eine nothwendige Folge der Staatsgesetze des 17. und 18. Jahrhunderts. Auch in dieser äußerst scharfsinnigen Untersuchung, in der Wagner historische und logische Waffen glänzend ins Feld führt, zeigt sich die Abneigung des Autors gegen das russische System unverhohlen. Nach Wagner ist es, angesichts der wirklichen Lage in Rußland, ein wahrer Hohn, das Gemeindeeigentum am Boden ein Rettungsmittel gegen das Proletariat zu nennen, höchstens könne man es als Sicherungsmittel gegen Vermögensungleichheiten der ländlichen Bevölkerung bezeichnen. Beherzigenswerth für unsere modernen Gracchen im Westen, die mit Adergesetzen nach russischen Principien die ländlichen Tagelöhner und Kleinbauern aufheben wollen, bleibt Wagner's Schlufwort:

In Rußland hat sich gezeigt, wohin ein ökonomisches System führt, welches einseitig die möglichst gleiche Vertheilung der in der Volkswirtschaft erzeugten Güter ins Auge faßt, ohne zuvor für eine ordentliche Production und hierdurch dafür zu sorgen, daß etwas Ordentliches zu vertheilen ist. Zuerst

ein tüchtiges Productionssystem, welches in der Landwirtschaft das private Grundeigentum zur Voraussetzung hat, alsdann möglichst Fürsorge für die gute Distribution der Güter. Das ist der richtige Weg zum Ziel, auf welchem sich der Occident befindet.

Ueberall leuchtet aus Wagner's Buch der klare Blick und die seltene Kenntniß des rühmlich bekannten Verfassers hervor, der sich neuerdings wieder durch seine Schrift über „Elsaf und Lothringen“, die von allen dahin einschlägigen Arbeiten den praktischen Theil, die volkswirthschaftlichen Interessen des Gaues erörtert, als fleißiger Arbeiter auch im Gebiet politischer Oekonomie gezeigt hat. Der Verlagehandlung aber gebührt das Verdienst, in neuester Zeit einen Specialverlag über russische Culturverhältnisse begründet zu haben, auf dessen Werth wir nur durch die Autorennamen der betreffenden Verlagsartikel: Eckardt, Bod, Schirren, Pierson u. a. m., hinzuweisen brauchen.

2. Die Oeffentlichkeit in den baltischen Provinzen. Leipzig, Brodhans. 1870. Gr. 8. 15 Nr.

Der durchweg von seinem Gegenstand erwärmte anonyme Verfasser weist mit gebiegender Sachkenntniß und freier Auffassung nicht nur die Angriffe der russischen Partei zurück, sondern auf die Einseitigkeit hin, die in den Behauptungen und Forderungen jener Hezer und Wähler liegt. Den Kernpunkt alles dessen, was den Ostseeprovinzen abgeht, findet der Autor in dem Mangel einer freien Presse. Hätten die Ostseeprovinzen dieselbe, so wäre all der Kampf, der jetzt seit Jahren die Gemüther in Rußland erhitzt und verwirrt, die Zerrißtheit im Reich, die Unlust, der Widerwille mehrerer Provinzen, die Unsicherheit der Zukunft, das Mißtrauen in sich selbst und in die Regierung, alles das wäre nicht eingetreten. Andererseits beschönigt der Autor den Hochmuth, der den Adel der baltischen Provinzen zur Unterdrückung der Eingeborenen getrieben, durchaus nicht: überhaupt ist die Schrift in unparteiischer Weise gehalten. Fortwährend betont sie die Uebelstände, die in den Ostseeprovinzen durch Niederhaltung der freien öffentlichen Meinung hervorgerufen sind. Wie der Slave beim Wahl des Perferkönigs das μέγεθος τῶν Ἀρχαίων, so ruft der Autor immer wieder, so auch zum Schluß die Mahnung an: „Gebt den Provinzen die Oeffentlichkeit, beseitigt die Censur, verbannt die Geheimnißthuererei, und der gesunde Trieb, das Gute zu bewahren und neues Gute zu beschaffen, wird unsere innere Lebenskraft und unser Recht auf Eigenart erweisen.“ Und die letzten Worte der sehr lesenswerthen Arbeit zeigen klar den Weg, den das riesige Staatswesen im Osten zu wandeln hat: „Es thut nicht noth, daß Rußland Fronte gegen Europa macht; seinem Volke wäre besser, es ginge mit Europa Hand in Hand, und dazu bedarf es frei organisirter Grenzmarken mit der ihnen eigenen germanischen Cultur.“

3. Karl Friedrich Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzi's, sein Verhältniß zum Philantropinismus und zur neuen Pädagogik. Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts von S. Lehser. Zweite verbesserte Auflage. Reusnadt a. d. S., Gottschid-Witter. 1870. Gr. 8. 20 Nr.

Seit lange ist uns auf unserm Büchertisch kein so gründliches und dabei so anziehendes Buch begegnet als das vorliegende, von dem schon in kurzer Zeit eine zweite

Auflage nöthig geworden ist. Bisher war dem Literarhistoriker die wunderliche Gestalt Bahrdt's, den selbst Goethe der Parodirung für würdig erachtete, interessanter als dem Pädagogen. Der sehr unterrichtete und in der Culturgeschichte des Rococozeitalters offenbar gut Bescheid wissende Verfasser führt nicht nur in das Zeitgeschichtliche mit sicherer Hand den Leser ein, sondern er gibt auch mit Benutzung bisher sehr obscurer Quellen einen so klaren Ueberblick über das Leben des merkwürdigen philanthropischen Abenteurers, daß wir, besonders bei der eingehenden Schilderung des Bahrdt'schen Philantropinums in Seidesheim in der Pfalz, über die pädagogische Thätigkeit Bahrdt's, die Anschauungen der Mitwelt und die Intriguen, die sich gegen die Inventionen des „Propheten mit der eisernen Stirn“ geltend machten, genau unterrichtet werden. Im Anhange befinden sich Proben aus zwei seltenen literarischen Nachwerken. Das eine sind zwei Scenen aus Bahrdt's Pasquill: „Das Religionsedict, ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Nicolai dem Jüngern“, das dem denuncirten Autor ein Jahr Festungsarrest eintrug. Das andere ist von Kosebutz's damals noch jugendlicher Feder, wendet sich gegen Bahrdt und Genossen und steht an cynischer Gemeinheit nur den Fastnachtspielen des Mittelalters etwas nach. Nicht nur viel werthvolles Material steckt in Leyser's Monographie, sondern auch ein literarhistorisches Darstellungstalent, das den Fettner'schen Untersuchungen über die geistigen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts wenig nachgibt.

4. Johann Christian Edelmann. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Kirchengeschichte im 18. Jahrhundert. Vortrag im Evangelischen Verein zu Hannover von Karl Guden. Hannover, Meyer. 1870. 8. 10 Ngr.

Oben möchten wir das Lob, das wir der Leyser'schen Arbeit erteilt haben, auch auf die sehr flüchtig gehaltene Darstellung Guden's anwenden. Aber gerade Fettner, den wir vorhin erwähnten, würde am wenigsten seine Freude daran haben können. Er gerade hat uns für das Bild des pantheistischen Schwärmers Edelmann, den selbst Strauß in seinem „Leben Jesu“ noch nicht kannte, eine so mustergültige Zeichnung gegeben, daß geradezu behauptet werden kann, jede andere Auffassung als die sehr objective Fettner's sei ungerecht. Karl Guden hat es am wenigsten verstanden, dem deutschen Freidenker, der meist mit den englischen Deisten in einen Topf geworfen wird und doch von ihnen wesentlich verschieden war, gerecht zu werden. Er hebt noch immer die rohe Seite von Edelmann's Wesen hervor, ja er beschuldigt den kühnen Mann der Perfidie, tiefer innerlicher Gemeinheit u. dgl. m. Den Beweis ist uns Guden schuldig geblieben, was um so mehr auffällt, als er gerade gegenüber dem fälschlich „gefeierten“ Mann eine objective und gründliche Untersuchung zu geben verspricht, die jedoch auf den 34 Seiten der kleinen Schrift nirgends den Eindruck größter Oberflächlichkeit vermischt, die nur trocken Biographisches und eifernde pastorenhafte Polemik beibringt.

5. Das Licht der Geschichte. Mittheilungen aus Johannes von Müller's Werken. Von Julius Hamberger. Götta, F. A. Perthes. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Trotz der unleugbaren Ueberschätzung, die Johannes von Müller noch bis in die Zeiten neuester Geschichts-

forschung hinein zutheil geworden ist, kommt eine Sammlung von „Lichtstrahlen“, von Aussprüchen des bedeutenden Historikers, die nach ihrer ethischen Bedeutung classificirt sind, immer gelegen. Der Sammler hat sich es denn auch vorzugsweise angelegen sein lassen, sorgsam zu sondern und allgemein Bleibendes nicht mit momentan Zeitgemäßem zu mengen. Den nüchternen Kenner und Schüler der heutigen Historik muß doch häufig ein Lächeln überkommen, wenn er den emphatischen Stil liest, in dem Müller damals die mit Vorliebe als rückwärts gewandte Prophetie aufgefaßte Geschichte tractirt. Dennoch fehlt es dem großen Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft nicht an Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks, den er ja oft wie Tacitus bis zur lakonischen Kürze zusammenpreßt. Manche Sentenz gemahnt als wäre sie für unsere Tage geschrieben, so die folgende:

In den Bojoaren ist Kern; man sieht beide Extremitäten der Barbarei und Aufklärung nebeneinander, aber das Vaterland lieben doch alle, zumal wenn man ihm seine Würde eines unabhängigen Staats nehmen will.

Oder die Betrachtung, die gewiß auch für die jüngste französische Republik gilt:

Männer von den glänzendsten Eigenschaften, besonders von großer Beredsamkeit, suchten in Athen durch Volksgunst zu erregen, was Pericles aus seinem Innern genommen. Die (sic!) Gemeinde wurde geschmeichelt; die leitende Hand war nicht mehr. Die Gemeinde glaubte, selber zu herrschen, und war der Spielball der Leidenschaften einiger Parteiführer.

Wer denkt da nicht an Gambetta, Trochu u. s. w.! Und wie recht hat der alte Meister Johannes, wenn er gleich weiter sagt:

Keine Tyrannei ist unmenschlicher als die im Namen des Volks und gemeinen Wohls. Wenn, wie andere Uebel der Natur und Gesellschaft, ihr auf ewig vorzubeugen unmöglich wäre, so müßte wenigstens die bürgerliche Freiheit mit unzähligen Formen umjäumt werden, um ihr das abscheuliche Werk doch möglichst zu erschweren.

6. Das Verhältnis der Provinz Posen zum preussischen Staatsgebiet. Von S. v. S. auf L. Berlin, Kortkamp. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Von einer Schrift wie der vorliegenden kann man nur wünschen, daß ihresgleichen recht oft geschrieben werden möchte. Wenn jeder intelligente Grundbesitzer, der jahrelang beobachtet und Material gesammelt hat für Exposé über seine Provinz, seine Beobachtungen, Gedanken und Vorschläge niederschreiben würde wie S. von S., wir erhielten sehr schätzenswerthe Beiträge zur Würdigung provinzieller Uebelstände und berechtigter Eigenthümlichkeiten. Der Verfasser bringt über die Provinz Posen durchaus Richtiges und gesund Gedachtes bei. Die bisherige Beamtenregierung der Provinz wird durch die Charakterisirung der hervorragendsten Oberpräsidenten von Flottwell bis Königsmark (1830—70), der polnische Adel und die Bevölkerung der Provinz durch ethnographische und statistische Schilderung, meist aber durch eigene Beobachtung ins rechte Licht gesetzt. Mit einer Anschauung, die S. v. S. vertritt, befindet er sich im Gegensatz zu der bisherigen Provinzialpolitik der preussischen Regierung: er betont, daß es keine größeren Germanifiktoren der Provinz gebe als Eisenbahnen und Schulen. Besonders der letztern nimmt er sich warm an und fordert die Errichtung einer Universität für die Provinz. Nicht

den Polen würde damit in die Hände gearbeitet, sondern den Deutschen. Mit der Begründung einer posenschen Hochschule und der Verbesserung des Unterrichts, welche die geistige Integrität der Provinz sicherstellt, würde sich auch — und dieser Meinung schließen wir uns an — die Gemeinde-, Kreis- und Provinzialvertretungsfrage in der Praxis leichter lösen lassen, weil sich dann die Verständigungsmittel zwischen Polen und Deutschen vermehren; die Universität allein begründe die Möglichkeit, mit der Zeit selbst das zur Germanisirung taugliche Material an Ort und Stelle heranzubilden und zur Verfügung zu stellen, und die posenschen Beamten würden dadurch gewinnen. Denn man könne die Polen am besten mit ihren eigenen Waffen schlagen, wenn die deutschen Beamten der polnischen Sprache, die H. v. H. mehr im Schulunterricht berücksichtigt wünscht, mächtiger werden als sie es sind, und der Provinziale seine eigene Hochschule besitze, ohne daß er nach Breslau oder Berlin zu gehen brauche. Die Gesetzgebung der Provinz muß nach dem Verfasser dahin streben: die Confession von der Religion, die Kirche von

der Schule, die Feiertage von den Arbeitstagen, die Realasten von dem Grund und Boden abzulösen.

7. Berlin und Wrotenburg. Ein Rothbuch herausgegeben von + + + (einem Kreuzritter). Zweite Auflage. Brünn, Karafiat. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein nachgeahmter Laboulaye, nach dessen „Paris in Amerika“, ist dies sehr animose Büchlein zu nennen, dem der Witz nicht mangelt, wol aber die Objectivität der Anschauung und vor allem die Sachkenntnis in Beziehung auf berliner Zustände, denen gegenüber es „Haß und Verachtung“ erregen will, wie sich ein literarischer Staatsanwalt bei der Confiscirung der Schrift ausdrücken würde. Das beißende, sichtlich gehässige Pasquill macht den Eindruck, als ob es von einem Socialdemokraten oder einem enthusiastischen Abonnenten der „Zukunft“ verfaßt wäre. Wenigstens berechtigt das achte, von der berliner Presse handelnde Kapitel zu dieser Auffassung, denn es läßt bei seiner Zeitungschau nur an Schweizer's „Socialdemokrat“ und der Jacoby'schen „Zukunft“ ein gutes Haar.

Feuilleton.

Der zweite Theil von Karl Ritter's Biographie.

Die Biographie Karl Ritter's von G. Kramer ist erst jetzt mit dem Erscheinen des zweiten Theils zum Abschluß gekommen. Der erste Theil wurde schon 1864 ausgegeben und mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen, daß man zuversichtlich eine baldige Fortsetzung erwarten konnte. Der Verfasser entschuldigt diese ungewöhnliche Verzögerung durch seine schwer zu bestehende Scheu vor der würdigen Darstellung und Beurtheilung des großen Mannes in seiner höchsten Vollendung als epochemachenden Gelehrten seines Fachs. Er sah darin eine seine Kräfte übersteigende Aufgabe. Das ist ein freimüthiges Geständniß, dem wir unsere ehrenwerthe Anerkennung nicht versagen wollen, und dies um so weniger, als der endlich gebrachte Schluß in jeder Hinsicht vortrefflich ist und den gehegten Erwartungen vollkommen entspricht. Wir haben nun ein tief eingehendes, überall abgerundetes, naturgetreues Lebensbild von unserm unsterblichen großen deutschen Meister vor uns, das mit den edelsten Farben der Liebe und Hochachtung ebenso gemüthlich als frisch und treu gemalt worden ist. Lassen wir es also dahingestellt sein, ob der Verfasser für manche Leser nicht kritisch genug in die wissenschaftlichen Leistungen Ritter's eingedrungen sei, und begnügen wir uns mit der festen Ueberzeugung, daß derselbe was er ursprünglich hat geben wollen wirklich zu Stande gebracht hat, nämlich ein Lebensbild von Karl Ritter, dem genialen Schöpfer unserer heutigen Geographie. Ueber die speciell gelehrten Arbeiten haben ebenbürtige Fachmänner, unter denen Leopold von Buch und Alexander von Humboldt als Sterne erster Größe glänzen, längst und ausreichend gründlich geurtheilt. Auch ist die von Ritter geschaffene neue Methode des geographischen Forschens und Lehrens ein allgemein gekanntes und von allen gebildeten Nationen gehörig gewürdigtes Verdienst, welches der ausführlichen Besprechung in einer Biographie nicht bedarf. Haben wir doch von Ritter selbst eine reiche Fülle von gedruckten Einleitungen, Entwürfen und Auffügen, in denen das, was er will, für jeden Denker klar und verständlich entwickelt worden ist. Die Biographie hat nur nöthig hierauf hinzuweisen; und das ist geschehen.

Der Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theile des Werks liegt einfach in der Darstellung des allmählich werdenden und des schließlich gewordenen großen Mannes. Wenn dort das Vorführen der Lebenswege und Lebensstadien, der charakteristischen geistigen Entwicklungsperioden als klar erkennbarer Ursachen für die gewichtigen Folgen ausreichte, so konnte

dies hier nicht mehr genügen, es mußte auch auf die angestauten Thatfachen hingewiesen werden, und aus diesem Grunde hat der Verfasser sehr wohl gethan, noch einen namhaften Anhang von Reisebriefen beizufügen. Hierdurch erhält der Leser ein von Ritter selbst geschaffenes Lebensbild, worin sich alles lieblich, schön und wahr abspiegelt, was aus dem fertig gebildeten Meister zuletzt Großes und Herrliches geworden ist. Gerade für diesen Anhang, der weit mehr als die Hälfte des zweiten Theils ausmacht, wo der Verfasser das Wort ausschließlich an Ritter selbst abgibt, sind wir ihm ganz besonders zu Dank verpflichtet. In diesen Briefen herrscht eine Tiefe des Geistes, eine Wärme des Gemüths, eine Treue der Bescheidenheit, wie sie sich durch das beschreibende Wort eines andern gar nicht wiedergeben läßt.

Die erste Hälfte des vorliegenden zweiten Theils zerfällt wieder in zwei Abschnitte, wovon der eine die Erlebnisse Ritter's in Berlin bespricht, während der andere das Lebensende und die Begräbnißfeier zur Darstellung bringt. Man sieht daraus, daß der Uebergang von Frankfurt nach Berlin in der That eine Erlösung Ritter's aus der drohenden Gefahr einer Verkümmernng für das ganze Leben war. Von den hervorragenden Geistesverwandten Savigny, Weiß, Lichtenstein, Wilhelm von Humboldt, Leopold von Buch u. a. wurde er auf das herzlichste bewillkommt und ehrenvoll in den dortigen Gelehrtenkreis eingeführt. Auch kam er hier wieder mit seinen beiden ältern Brüdern zusammen, von denen der eine dicht bei Berlin Pfarrer in Wilmersdorf und der andere Chef der Nicolai'schen Buchhandlung war. Doch am meisten freute er sich über das Zusammentreffen mit seinem geliebten Bögling August Hüllweg, den man zum Professor der Universität ernannt hatte, der erst kürzlich verheirathet war, und zwar mit einer höchst lebenswürdigen Frau, zu welcher die junge Gemahlin Ritter's in jeder Beziehung vortrefflich paßte. Seine Wirksamkeit an der allgemeinen Kriegsschule, welche durch ihn sehr bald zu einer Akademie erhoben wurde, war sogleich mit den glücklichsten Erfolgen gekrönt. Die jungen Officiere wurden begeistert für die ganz neuen geographischen Ideen Ritter's. Er hatte das Glück, eine große Reihe ausgezeichnetener Schüler zu bilden, unter denen z. B. der jetzige Graf Molke und der Kriegsminister von Poon in dem gegenwärtigen Kriege ebenso gut wie in dem vom Jahre 1866 eine die ganze Welt in Staunen setzende Bewahrheitung gegeben haben. In kurzer Zeit war man auf der allgemeinen Kriegsschule ganz entzückt über die geistreiche

Behandlung der Geographie durch Ritter. Die Art und Weise, wie er die jungen Offiziere zum geographischen Denken anregte, war ganz neu, und fesselte um so mehr, als der Unterricht mit seinem Takte hauptsächlich nur den höhern militärischen Zwecken angepaßt wurde. Wie sehr dieser Beifall nach allen Seiten, besonders aber nach oben hin wirkte, ging aus der Aufforderung, den Prinzen Albrecht zu unterrichten, hervor. An diesen Lehrstunden nahmen gar bald die sämtlichen Prinzen des königlichen Hauses mit dem lebhaftesten Interesse theil. Das war die Veranlassung zum Bekanntwerden mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigem König Friedrich Wilhelm IV., wodurch unserm Ritter so viele schöne Freudenpunkte entsprungen sind. Er bewunderte das umfangreiche gründliche Wissen dieses strebsamen edeln Prinzen, und hatte die Freude, von ihm nicht bloß beachtet, sondern auch richtig verstanden und ehrenvoll gewürdigt zu werden. Die geistige Verwandtschaft beider kulpierte ein Seelenband der erhabensten Freundschaft. Da kam unserm Ritter auch der Auftrag, der Kronprinzessin Vorträge über die Geschichte der geographischen Entdeckungen zu halten, und es ist bekannt, wie diese Vorlesungen jedesmal zu einer Familienzusammenkunft und Freude des königlichen Hauses wurden.

Auf der Univerſität wurde unserm Ritter die Anerkennung und das Emporkommen nicht so leicht. Man fühlte noch nirgends das Bedürfnis zu einer wissenschaftlichen geographischen Ausbildung. Für das Wintersemester 1820—21 hatte er eine Vorlesung über allgemeine Erdkunde angekündigt. Es meldete sich nicht ein einziger Zuhörer. Erst am Ende November kam Wilhelm von Hellenberg, der Sohn des berühmten Emanuel von Hellenberg, mit welchem Ritter in Hofswohl bekannt geworden war, und auf den besondern Wunsch dieses jungen Mannes wurde die Vorlesung noch begonnen und dauerte vom 4. December bis zum 21. März. Das Merkwürdige dabei war, daß sich neben dem einen ordentlichen Zuhörer sogleich noch 60 Hospitanten einstellten, welche bis zu Ende getreu aushielten. Für den Sommer hatte er eine Vorlesung über Afrika angekündigt. „Soll meine Vorlesung in der Univerſität anfangen“, schrieb er am 3. Mai in sein Tagebuch, „aber nur drei Vögel.“ Den 10. Mai heißt es dort: „Das Collegium auf der Univerſität kommt nicht zu Stande.“ Endlich glückte der dritte Versuch für das Winterhalbjahr 1821—22, aber doch nur mit mäßiger Zuhörerschaft. Er las über sein Lieblingsthema der „allgemeinen Erdkunde“, und hatte die Freude, die jungen Leute dafür empfänglich zu machen. Die Theilnahme wurde nun mit jedem Semester rasch größer, und noch zwei Jahre später heißt es in seinem Tagebuch: „Volltes Auditorium; ich muß ein größeres nehmen.“ Die Anerkennung und Geltung steigerte sich rasch so sehr, daß er für beständig das größte Auditorium wählen mußte, um für 3—400 Zuhörer Raum zu haben. Karl Ritter gehört zu haben, hielt nun jeder strebsame Mannesohn für eine Ehrenpflicht der wissenschaftlichen Bildung. Und diese ehrenvolle Auszeichnung dauerte durch das ganze Leben des genialen Meisters ungestört fort. Im Jahre 1822 wurde Ritter zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewählt; 1825 ernannte man ihn zum ordentlichen Professor; 1828 wurde durch Ritter's Vertrieh die jetzt weltberühmte „Geographische Gesellschaft zu Berlin“ ins Leben gerufen. Daneben war er beständig thätig, um seine umfassenden Werke über Afrika und Asien herauszugeben, welche ihm als Gelehrten einen Namen von immer höher gesteigerter Berühmtheit gaben. Doch hiervon, wie von der vielfachen Auszeichnung durch Gelehrtencorporationen, welche ihn zum Mitgliede wählten, wollen wir in unserer Notiz nichts erwähnen, und verweisen einfach auf das Buch selbst, im Fall man mehr davon zu erfahren wünschen sollte. Ebenso enthalten wir uns Ritter's Stillleben in seiner gemüthlichen Händlichkeit eingehend zu erwähnen, wovon gerade der Verfasser als Schwager Ritter's und als mehrjähriger Hausgenosse des edeln Mannes, den er früh verwaist wie seinen Vater verehrte, ein sehr anziehendes liebevolles Lebensbild entwirft, das niemand ungelesen lassen sollte, der ein Freund, ein Verehrer des großen deutschen

Erdkundigen ist. Wir machen gerade hierauf mit Nachdruck aufmerksam.

Im Jahre 1859 am 28. September entschummerte der achtzigjährige Greis sauft und friedlich, ohne von den Leiden einer eigentlichen Krankheit befallen zu sein, und ohne Abbruch seiner geistigen Thatkraft, denn er hatte noch wenige Tage vorher den zweiten Band von „Kleinasten“ zum Abschluß gebracht und in seinem Tagebuche mit rührender Dankbarkeit gegen Gott notirt. Schließlich bringt das Buch auch noch die beiden ausgezeichneten Reden von dem Oberhofprediger Dr. Strauß und dem Generalsuperintendenten Dr. Hoffmann, welche sie am Sarge und Grabe des Verstorbenen gehalten haben.

Bibliographie.

- Dammert, F. L., Anton Nock, Dr. der Philosophie, grossherz. badischer Geheimer Hof-Rath, Professor und Lyceumsdirector, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen. Ein Lebensbild. Freiburg im Br., Wagner, 1870. Gr. 8. 9 Ngr.
- Dempff, G. A., Novellen. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Droste-Hülshoff, Annette Freiin v., Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter. 2te Aufl. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Foglar, L., Beethovens. Legenden. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.
- Ein Frauen-Album. Illustriertes Jahrbuch mit Kalender für das Jahr 1871. Herausgegeben von Elise Polko. Mit Original-Beiträgen von S. Augustin, M. Berger, L. Grzeski u. c. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
- Fuллертон, Lady Georgiana, Mrs. Gerald's Nichte. Autorisirte Uebersetzung. In 3 Bdn. München, Rüssel. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Goßthall, R., Krieglieder. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.
- Griconi, Marquis v., Die Begegnungen Frankreichs zu Deutschland unter Napoleon III. Aus dem Französischen von A. Meiss. Rassel, Kay. 1870. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Grieben, H., Zeitstimmen. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2 1/2 Ngr.
- Groß, J., Wiber Frankreich. Altes und Neues. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.
- Gustow, R., Der Wärfel. Historische Erzählung. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.
- Hammerling, R., Danton und Robespierre. Tragödie. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.
- Henrichs, Emilie, Novellen. 2 Bde. Hannover, Schulze. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Herzog, H., Schweizersagen. Für Jung und Alt dargestellt. Marau, Sauerländer. 1870. Gr. 8. 28 Ngr.
- Heßel, L., Sie sollen ihn nicht haben. Weiteres aus erster Zeit. Leipzig. 8. 20 Ngr.
- Hirsch, F., Vom deutschen Elsaß. Briefe an einen Freund. Leipzig, Vahne. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.
- Hoffmann, L., Ein Programm zu Beethoven's neuerer Symphonie. Berlin, Grasser. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.
- Holtei, R. v., Lieder eines Alten. Berlin, Lipperheide. 1870. 2 1/2 Ngr.
- Hoppe, J., Das Entbeden und Finden. Ein Beitrag zur Lehre von der empirischen Forschung. Freiburg, Herder. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.
- Hofmann, W., Euphrosyne. Christiane Amalie Louise Weder, geb. Neumann (geb. 1778—1797). Dessau, Barth. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.
- Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie. Wien, Faesy u. Fricke. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.
- Jensen, W., Lieder aus dem Jahre 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2 Ngr.
- Kemmler, G., Deutsche Lieder. Stuttgart, Lindemann. 1870. 8. 6 1/2 Ngr.
- Kühle, G., Aus dem heiligen Kriege 1870. Deutsche Lieder. Eichstätt, Krüll. 1870. Gr. 16. 2 Ngr.
- Kunze, R., Das Babel des Orens. Bilder aus dem Wiener Leben. Würzburg, Boel. 1870. 8. 27 Ngr.
- Lieder des Trostes. Delzweige auf Soldatengräber. Stuttgart, Rischke. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
- Lingg, H., Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2 1/2 Ngr.
- Löhn, Anna, Gesammelte Novellen. 2te vermehrte Aufl. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 2 Thlr.
- Marbach, D., Das Halbjahr Deutschlands. Klänge und Lieder. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 10 Ngr.
- Meißner, A., Zeitklänge 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2 1/2 Ngr.
- Meßner, G. v., Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.
- Müller von Königswinter, W., Durch Kampf zum Sieg. Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 10 Ngr.
- Nordmann, J., Der zerbrochene Spiegel. Eine Weihnachtsgeschichte nach den Aufzeichnungen eines Freundes. Wien, v. Waldheim. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.
- Ramsborn, C., Weihnachtbilder. Leipzig, Weber. 1870. 16. 1 Thlr.
- Simrod, R., Deutsche Krieglieder 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.
- Spießhagen, F., Deutsche Pioniere. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Berlin, Jank. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
- Träger, A., 1870. Sechs Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2 1/2 Ngr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschienen:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von Moriz Carriere.

Vierter Band.

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carriere's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwicklung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Die gesammte Bildungsgeschichte von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wie sie durch die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die Wiedererweckung des Alterthums und die religiöse Bewegung bedingt ist, wird uns in dem soeben erschienenen vierten Bande lebendig klar geschildert. Die Künstlerpersönlichkeiten eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Rubens, Ariost und Laffo, Cervantes und Calderon, Rabelais und Molière, Shakespeare und Milton stehen in ihrer individuellen Herrlichkeit neben Luther, Machiavelli, Pascal, Cartesius; im Zusammenwirken der Germanen und Romanen vollzieht sich die große Culturarbeit, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberführt.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: Das Mittelalter. (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

Neueste Kriegskarte

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschienen:

Karte von Frankreich.

Neue Ausgabe.

Mit der Demarcationslinie und dem occupirten Gebiet in Farbendruck.

5 Ngr.

Die von Henry Lange entworfene Karte von Frankreich erscheint hier in einer neuen Ausgabe, welche die durch den Waffenstillstand vereinbarte Demarcationslinie und das von den deutschen Heeren occupirte französische Gebiet in Farbendruck zur Anschauung bringt: ein Blatt von grösstem augenblicklichen Interesse wie von bleibendem Werth für die Geschichte dieses denkwürdigen Kriegs.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschienen:

Biographische Portraits

von

Varnhagen von Ense.

Nebst Briefen von Koseff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

8. Geh. 2 Thlr.

In der augsbürger „Allgemeinen Zeitung“ heißt es über dieses neue Werk aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense: „Das Buch ist eine Gabe, die uns ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte unserer neuern Literatur und zur Kenntniß jenes glänzenden gesellschaftlichen Lebens in der Metropole Norddeutschlands zu sein scheint, dessen Mittelpunkt so lange Zeit das Varnhagen'sche Haus war. Aus diesem Kreise sind denn auch die Gestalten genommen, deren biographische Portraits uns Varnhagen's Feder in kurzen charakteristischen Zügen mit jener Meisterschaft vorführt, die er bereits in der „Galerie von Bildnissen“ gezeigt hat.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

HERMES TRISMEGISTUS

AN DIE MENSCHLICHE SEELE.

Arabisch und deutsch herausgegeben von

Prof. Dr. H. L. Fleischer.

4. Geh. 20 Ngr.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft hat der berühmte Orientalist dieses „Sendschreiben“ herausgegeben, dessen Handschrift sich in der leipziger Stadtbibliothek befindet. Der arabische Text erscheint zum ersten mal im Druck, während die früher vom Herausgeber veröffentlichte Uebersetzung hier in wesentlicher Umarbeitung vorliegt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von K. F. W. Wander.

Erster und zweiter Band. (A—Lehren.)

4. Jeder Band geh. 10 Thlr., geb. 10³/₄ Thlr.

Dieses Werk ist die vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörteransammlungen; die Zahl der in den vorliegenden zwei Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellenangaben versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 120000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, in welchem die Anschauungen, Ansichten, Urtheile, Irrthümer und Erfahrungen, Rechtsgrundsätze, Klugheits- und Weisheits-, Glaubens- und Sittenlehren der frühern Geschlechter aller Bildungsschichten und Berufsklassen sich abspiegeln, und das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Die Fortsetzung des Werks erscheint in regelmässiger, ununterbrochener Folge (wie bisher in Lieferungen zu 20 Ngr.).

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 9. —

23. Februar 1871.

Inhalt: Johannes Scherr's literatur- und culturgeschichtliche Schriften. Von Rudolf Gottschall. — Romane und Novellen. — Das Riechliche Wanderbuch. — Vom theologischen Büchertisch. Von Gustav Hauff. — Sentenzen. (Neue Auflagen; Johannes Rothe's Gedicht von der heiligen Elisabeth.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Johannes Scherr's literatur- und culturgeschichtliche Schriften.

1. Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in zwei Bänden, umfassend die nationalliterarische Entwicklung sämtlicher Völker des Erdkreises. Von Johannes Scherr. Dritte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Comrad. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
2. Bilderjaal der Weltliteratur. Von Johannes Scherr. Zweite, umgearbeitete, vervollständigte und bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Kröner. 1869—70. Gr. 8. 4 Thlr.
3. Deutsche Cultur- und Sittengeschichte. Von Johannes Scherr. Vierte, durchgesehene, ergänzte und vermehrte Auflage. Leipzig, D. Wigand. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Alle diese Werke von Johannes Scherr erscheinen in so wesentlich umgearbeiteter Gestalt, daß sie sichtlich auf die Rücklicht Anspruch machen können, welche die Kritik sonst neuen Erscheinungen schuldet. Hierzu kommt, daß der Stoff, den sie behandeln, die universelle Literaturgeschichte und die Culturgeschichte, trotz der großen Wichtigkeit dieser wissenschaftlichen Zweige, im ganzen noch in Deutschland einer nur stiefmütterlichen Pflege anheimgegeben ist. Die Literatur spiegelt hierin nur den geringen Antheil wider, welchen der Staat auf seinen Universitäten diesen Wissenschaften widmet. Nur die ältere deutsche Literatur, und zwar nicht vom literarischen, sondern vom philologischen Standpunkt aus betrachtet, wird von den Germanisten fachwissenschaftlich gepflegt; dasselbe gilt von der orientalischen und griechisch-römischen Literatur, welche als Appendix zu den betreffenden Sprachstudien mit vorgetragen wird, in der Regel aber nur für die exclusiven Kreise, welche ihr Leben solchen Studien widmen wollen. Die allgemeine Literaturgeschichte, ein so wichtiges Element allgemeiner Bildung, bleibt an unsern Universitäten verwaist, und gerade die neueste Literatur, in welcher mehr oder weniger alle gesellschaftlichen Kreise heimisch sind, wird an den Universitäten als vollkommenstes Beiwerk angesehen, das höchstens einmal ein Privatdocent oder ein außerordentlicher Professor in den Bereich seiner Vor-

lesungen zu ziehen wagt, auf die Gefahr hin, dadurch seine wissenschaftliche Würde zu beeinträchtigen. Selbst unsere deutsche classische Literatur gehört auf das Repertoire der gelegentlichen Vorlesungen, die an der Grenze stehen, wo der Lector den Docenten ablöst und der akademische Keit-, Tanz- und Fechtunterricht beginnt. Mit der Culturgeschichte verhält es sich ebenso. Wenn aber die Universitäten der Herd der humanen Bildung sein sollen, nicht blos Dressuranstalten für Staatsanstellungen, so darf die Specialität niemals diejenigen wissenschaftlichen Zweige überwuchern, welche der Bildung weite Perspektiven geben und den ganzen Menschen fördern. Der jetzige Lektionsplan ist daher sehr einseitig; allgemeine und neuere Literaturgeschichte dürfen das gleiche Recht wie die philosophischen Disciplinen und die Weltgeschichte in Anspruch nehmen, ja sogar ein Vorzugsrecht vor den ersten, da Logik und Metaphysik nach alten Schablonen gelehrt werden und als todte und öde Zwangscolliegen für die Collegenhefte keine Theilnahme zu wecken vermögen.

Die wissenschaftliche Literatur ist von den Universitäten sehr abhängig; sie weist mit ihnen dieselben Lücken auf, wie auf der andern Seite dieselbe Ueberfüllung in den begünstigten Facultätswissenschaften. Die universelle Literaturgeschichte geht in den Refskatalogen oft ganz leer aus — natürlich, die Lehrer lehren sie nicht und die Schüler brauchen keine Compendien darüber. Der letzte Universitätsprofessor, der sich durch derartige Collegen auszeichnete, war der würdige Wachler in Breslau, dessen „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte“ auf Jahrzehnte hinaus das einzige nennenswerthe Werk auf diesem Gebiete geblieben ist. Die geistvollen Geschichten der Poesie von Rosenkranz und Fortlage umfaßten zwar auch das universelle Gebiet, doch mehr von philosophischem Standpunkte aus, vortrefflich orientirend und glücklich in der Gruppierung der literarischen Erscheinungen nach ihrer nationalen und geschichtlichen Bedeutung, doch schon nach

ihrer Anlage und Tendenz nicht alle Anforderungen erfüllend, die man an eine allgemeine Literaturgeschichte stellen darf.

Das Werk von Johannes Scherr: „Allgemeine Geschichte der Literatur“ (Nr. 1) ist daher einzig in seiner Art. Gegenüber der ersten Auflage hat es in der vorliegenden dritten seinen Umfang fast verdoppelt, und zwar nicht auf Umkosten der kräftig kurzen Fassung und der Betonung des Wesentlichen. Die allgemeine Literaturgeschichte hat sehr fließende Grenzen gegenüber der speciellen einer jeden einzelnen Nation; inwieweit man die Namen und Werke der Letztern in die erstere aufnehmen soll, ist immer eine offene Frage, und da jeder Abschnitt der erstern zu einem großen selbständigen Werke anschwellen kann, so gehört viel Takt und feiner Sinn für das Hervorragende hinzu, abschwächende Ausweitungen zu vermeiden und im literarischen Entwicklungsgang die wichtigsten Stationen festzuhalten. Auf der andern Seite geben allzu häufige Nomenclaturen der Darstellung etwas Lebloses; gleichwol lassen sie sich nicht ganz umgehen; auch in dem Scherr'schen Werke finden sich oft solche schattenhafte Dichtercohorten, Namen, an welche sich kein Bild knüpfen läßt, die durch keine Charakteristik mit Lebensblut erfüllt werden. Doch darf man bei einer univversellen Geschichte der Literatur darüber mit dem Autor nicht rechten; er muß auf eine gewisse Vollständigkeit Rücksicht nehmen und darf einzelne Namen wie Wechsel auf Sicht ausgeben, welche erst von der speciellen Literaturgeschichte eingelöst werden — wenn er nur die Gruppen im ganzen charakteristisch beleuchtet; den einzelnen Charakterkopf aus ihnen wieder herauszuheben, darf billigerweise der schärfer eingehenden Darstellung der nationalen Literaturgeschichte überlassen bleiben.

Der vergrößerte Umfang des Werks ist zum Theil hervorgegangen aus der größeren Belebung durch bezeichnende Beispiele, durch charakteristische Züge gerade bei den hervorragenden Dichtern; ferner aus der fleißigern Ausarbeitung einzelner Abschnitte, sowie sich auch ganz neue geschriebene Abschnitte in der neuen Auflage finden. Sehr stiefmütterlich war z. B. in der ersten Auflage als „Anhang zum zweiten Hauptstück“ „Das Christenthum“ behandelt, während die neue Auflage uns an Stelle dieses Abschnitts geistvoll ausgeführte Entwicklungen bietet über das Christenthum, die Poesie der Kirche und die neulateinische Dichtung, über den Romantismus, die Romantik und das Ritterthum und das mittelalterliche Theater. In der Vorrede sagt der Verfasser, daß kein Kapitel, ja fast keine Seite des Werks von der Umarbeitung unberührt geblieben sei. Ueber seine Tendenzen spricht er sich in folgender Weise aus:

Das Publikum hat, wie ich dankbar anerkenne, verstanden und wohlwollend begrüßt, was ich mit diesem Buche wollte: — nämlich nicht ein staubtrockenes, die Geistesöde hinter den Mantelalten hochgelehrten Granbezga verdeckendes Compendium für Fachleute mühseligst zusammensoppeln, sondern vielmehr ein Buch schreiben, ein lesbares Buch, welches allen wirklich und wahrhaft Gebildeten oder nach wirklicher und wahrhafter Bildung Strebenden die Universalgeschichte der Literatur nahezubringen und vertraut zu machen vermöchte. Diese meine Absicht erklärt auch, warum ich der orientalischen und der antiken Literatur eine möglichst knappe, dagegen namentlich der deut-

der französischen und der englischen eine möglichst ein-

lässliche Behandlung zutheil werden ließ. Wissenende brauche ich nicht darzulegen, wie schwierig es war, immer auf den Raum von wenigen Bogen die literarische Geschichte eines Volks zusammenzubringen, ohne irgendwelches Wesentliche oder auch nur Bemerkenswerthe zu übersehen oder zu übergehen. Unwissende aber würden diese Darlegung doch nicht verstehen. Wäre mein Buch auf ebenso viele Bände angelegt gewesen, als es Kapitel zählt, so hätte ich selbstverständlich die Literaturhistorie wesentlich culturgeschichtlich behandelt. Man wird jedoch zugeben müssen, daß ich auch in den jetzigen Raumverhältnissen des Werks mich bemühte, zu zeigen, daß die Literatur kein von den übrigen Daseinsbedingungen und Lebensmächten losgelöstes Abstractum sei. Im übrigen wünsche ich, dieses Buch möge, wie es ihm auf seinem bisher zurückgelegten Wege geglättet ist, auch auf seinem weitern manche, viele, recht viele antreffen, welche zum Glauben an das Ewigjunge, Ewigwahre und Ewigschöne sich bekennen und den Gläubigen der in unsern Tagen triumphirenden Stumpfsüßstirigen, geist- und götterverlassenen Utilitätsreligion wie einen abweichenden Schild die Worte Mephisto's entgegenhalten:

Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht nützt, das meint ihr, gelte nicht!

Der Vorzug des Werks besteht in der That in seiner sehr lebendigen Darstellung, welche keinen trockenen Notizenkram bietet, sondern scharfsinnigere Charakterköpfe, auch nicht bloß kritische Censuren antheilt, sondern anschauliche Bilder gibt und zwar mit festen, sichern Zügen. Der Autor verschmäht das Beispiel und die Anekdote nicht, um uns eine Dichtung und einen Dichter näherzuführen. Weit entfernt ist er von jener schlechten Literaturgeschichtschreibung, welche nur Linien zeichnet, nur geistige Richtungen angibt, oft sogar nur Richtungen, die in dem eigenen Kopf des Literaturhistorikers spulen; von jenem philosophisch abstracten Schematismus, der in dem Bereiche der Dichtkunst wie in dem jeder Kunst ein Umling ist. Die Schöpfungskraft des Künstlers ist das A und O aller Kunst; wer nicht davon ausgeht, zuerst die Persönlichkeit des Dichters zu schildern, seinen individuellen Genius, der wird, wenn er Literaturgeschichte schreibt, stets das Pferd am Schwanz aufzukümmern.

Die Charakteristik der wahrhaft großen Dichter alter und neuer Zeit wird von Scherr mit Liebe und Feinsinn allzu compendiarisch ausgeführt; die Porträts eines Dante, Tasso, Shakspeare, Schiller, Goethe, Byron, Victor Hugo sind nicht bloße in die Arabesken hinein gezeichnete Brustbilder; überdies befeißigt sich Scherr keiner Schulmeisterei, wie etwa Julian Schmidt, und ruft nicht die Größen des Parnasses zur Ordnung wegen irgendwelcher kleiner Versehen, die nicht in den Kram des Literaturhistorikers passen; seine Anerkennung des Bedeutenden ist warm, voll und begeistert. Nur verleugnet Scherr nicht immer den politischen Parteistandpunkt, und so kann es kommen, daß er z. B. über Goethe's „Tasso“ das folgende Urtheil fällt: „Es ist ein widerlich serviles Product durch und durch, das siebenfach destillirte deutsche Hofrathethum in süßfüßigen Jamben, das Hohelied der deutschen Bedientenhaftigkeit.“

Ähnlich lautet das Urtheil über die Ranke'sche Geschichtschreibung:

Sie hat nur sachmännische Bedeutung, keinen ethischen und nationalen Werth. Nirgends gibt sie ein volles und ganzes Gemälde des Wesens und Lebens einer Nation oder einer Epoche.

Unergleichlich meisterlich, oft nur mittels weniger Striche weist uns Ranke diesen Fürsten oder jenen Minister zu zeichnen. Es gibt historische Porträts von ihm, die hinsichtlich geistreicher Auffassung und Feinheit der Farbengebung oder vielmehr der Silberstiftzeichnung ganz einzig dastehen. Aber daß Ranke auch nichthöflichen Lesern — und wir können doch nicht lauter Wohnzimmerlinge sein — zumuthet, immer und immer nur in Gesellschaft von Königen und Königinnen, Maitressen, Ministern, Diplomaten, Cavalieren, Generalen und allenfalls noch Hofpredigern, Hofprofessoren und Hofmalern zu sein, immer und immer nur in Räumen und Kreisen, deren dumpfe Luft und unforme Eleganz nie von einem Hauch und Zug des Volkslebens erfrischt und belebt werden, das macht die meisten seiner Bücher in die Länge so eintönig, bis zur Langweiligkeit eintönig. Immer nur den Hofmann sprechen zu hören, und wäre er die Blume aller Hofmänner, das ist mehr als Fleisch und Blut von denkenden Männern ertragen kann. Die wohlparfümirte Hofsalbe wird über alles und jedes hingestrichen, über Luther wie über Cromwell, über die Vorgias wie über Katharina von Medici. Die zarte Glattstreichelung der letztgenannten Figur mit dem Sammthandschuh Ranke'scher Hofhistorik (in der „Französischen Geschichte“) ist ein sprechendes Beispiel, wie diese Historik mit der Geschichte umspringt. Die bluttriefende Reize erscheint bei ihm als eine höchst respectable Dame, und der ganze Greuel der Bartholomäusnacht nimmt sich in seiner Darstellung aus als wäre etwa von einer vornehmen Jagdpartie die Rede. Weil Ranke den Inhalt der Geschichte vorwiegend oder ausschließlich in den höflichen und aristokratischen Kreisen sucht, so ist es folgerichtig, daß er zunächst für diese Kreise Geschichte schreibt, die Geschichte für den Geschmack solcher Leser zurechtzichtet. Erstes Geſetz muß hierbei sein, die „Dehors“ zu wahren und alles und jedes, was es auch sei, mit einer gewissen gleichmäßig lächelnden Ruhe vorzubringen. „Pas de zèle!“ Nur keine moralische Erreiferung! Denn erstens ist es plebejisch, laut zu sprechen, und zweitens ist das Sittengesetz beläutlich nur für die „Canaillie“ und die „Roture“ da, nicht aber für Menschen, d. h. für Geschöpfe vom Baron oder Geheimrath aufwärts. Die Weltgeschichte ist keineswegs das Weltgericht, bewahre! Sie ist vielmehr ein Diplomatenſalon, wo Schärten und Scheufale, vorausgesetzt daß sie höflich, auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit den Befehlten und Edelsten condescendiren. Diesen vollständigen Mangel an sittlichem Gefühl, diese erschreckende Gleichgültigkeit in Betreff der Unterscheidung von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verbrechen preisen die Bewunderer Ranke's als „historische Objectivität“. Die Nachwelt wird das Ding ohne Zweifel anders und richtiger bezeichnen, obzwar etwas unhöflicher.

Gegenüber der verständnißlosen Auffassung Jean Paul's von Seiten eines Gerwinus und seiner Nachtreter berührt Scherr's feinsinnige und warme Charakteristik des großen humoristischen Schriftstellers sehr wohlthuend. Das Register der neuern deutschen Schriftsteller ist ein ziemlich vollständiges; einzelne sind liebevoll charakterisirt, keiner vornehm todgeschwiegen oder einseitig unterschätzt. In Gruppierung und Rangordnung bei den neuesten Dichtern mag man vielfach von dem Literarhistoriker abweichen: man wird indeß das Streben anerkennen müssen, auch minder Beachtetes zur Geltung zu bringen. Sehr hoch wird Julius Rosen gestellt, sein „Ahasver“ eine der kühnsten Unternehmungen und gehaltvollsten Leistungen der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert genannt.

Emanuel Geibel's Nibelungentragedie „Brunhild“ wird unter die besten Gaben der tragischen Muse im 19. Jahrhundert gezählt. Auch des „Ahasvers“ von S. Keller wird mit Anerkennung gedacht. Ungünstig lautet das Urtheil über Hebbel:

Viel titanisches Wollen, wenig erfreuliches Vollbringen. Als Lyriker zeigte er Gedankenfülle, aber auch eine völlige

Melodiosigkeit. Sein Witz als Komödie („Der Diamant“, „Der Rubin“ u. a.) ist frohlich wie Gletscheris. In seinen Trauerpielen („Judith“, „Genoveſa“, „Mariamne“, „Maria Magdalena“, „Die Nibelungen“) sind große Würde und Anklänge, die aber meist halbwegs zu Boden fallen. Eine unerquickliche Originalitätssucht hat überall in Hebbel's Schaffen eingegriffen und hat aus seinen Schöpfungen weit mehr Bizarriren und Grotesken als Kunstwerke gemacht.

Von den neuern französischen Schriftstellern ist die George Sand mit einer fast unverhältnißmäßigen Ausführlichkeit und bewundernden Anerkennung besprochen. Von Victor Hugo heißt es mit Recht: „Er war ein Mann von Genie, ein Poet jeder Zoll“; ein Lob, das vollkommen berechtigt ist und die deutsche Miniaturkritik ihm nie freitig machen wird.

Das Werk von Scherr verfolgt die allgemeine Literaturgeschichte am Faden der Literaturgeschichte der einzelnen Völker; es ist dieselbe Methode, welche Klein in seiner „Geschichte des Dramas“ durchgeführt hat. Soweit es sich um den in vieler Hinsicht zeitlosen, weil mit dem Maßstab unabsehbarer Weltjahre messenden Orient, soweit es sich um die antike Welt handelt, in welcher Rom den Faden der geistigen Entwicklung aufnimmt, wo ihn Hellas fallen läßt, kann man diese Eintheilung unbedingt billigen; auch würden die mehr anhangsweise zu behandelnden Nationen, deren Literatur keine tonangebende geworden ist, wie die slavischen Länder, Ungarn, Neugriechenland, die moldo-walachische Sprache und Literatur, selbst die Niederlande und Scandinavien, welche Scherr alle mit großer Belesenheit und eingehend bespricht, eine solche selbständige Literaturchronik wol vertragen.

Anders dagegen erscheint es uns in Betreff Frankreichs, Italiens, Spaniens, Deutschlands und Englands. Hier hätten wir der universellen Literaturgeschichte eine Eintheilung nach geschichtlichen Epochen gewünscht, in denen die eine oder die andere Nation die Führung übernimmt, wie im Mittelalter Italien und Spanien, Dante und Calderon, letzterer als der große Meister und Vollender des Passionsſchauspiels, wie am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts England mit der Blüte einer aus protestantischem Geist hervorgegangenen Dramatik, in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts Frankreich mit seiner regelrechten Tragik, gegen Ende des 18. Jahrhunderts Deutschland u. s. w. Der Vorzug einer zusammenhängenden Darstellung der einzelnen Nationalliteraturen scheint uns weniger in das Gewicht zu fallen, als der allgemeine geschichtliche Ueberblick, der uns lehrt, welche Nation das Jahrhundert beherrschte, und welches die Wechselbeziehungen der Nationen waren.

Als Pendant zu dieser „Allgemeinen Geschichte der Literatur“ ist nun in zweiter umgearbeiteter Auflage der „Waldersaal der Weltliteratur“ von Johannes Scherr (Nr. 2) erschienen, ein Werk, welches bei jeder andern Nation als der deutschen eine Unmöglichkeit wäre und seine Existenz nur der glänzenden und vielseitigen deutschen Uebersetzungskunst verdankt. Hier tritt uns, in Uebersetzungen, die Production aller Nationen entgegen: Morgenland und Abendland mit ihren eigenen treu nachgeahmten Formen, die Slosas und Malamen wie die Sestinen, Redondillos und Spenserstrophen. Kann gibt

es einen namhaften Dichter aus irgendeiner Nation, dessen Werke nicht der deutschen Sprache angeeignet worden wären. Eine Sammlung wie die von Scherr beweist nicht nur den Fleiß des Herausgebers, sondern auch die Universalität unserer literarischen Bildung. In der Einleitung sagt Scherr, daß die Sammlung der „hochedeln, deutschclassischen Idee der Weltbürgerlichkeit dienen solle“, also neben seiner literarisch-lehrhaften auch eine culturhistorische, ja geradezu eine „sittlich-politische Tendenz“ haben solle. Der Bildersaal soll ein Gesamtbild des dichterischen Schaffens sämtlicher Culturvölker alter und neuer Zeit geben, „eine umfassende Geschichte der Poesie in Beispielen“.

Die kurzen Einleitungen geben ein zum Verständniß genügendes Charakterbild der einzelnen Nationen und ihrer literarischen Thätigkeit, dessen Ergänzung freilich in der Allgemeinen Literaturgeschichte zu suchen ist. Die Auswahl der Proben selbst wie diejenige der Uebersetzungen erscheint uns alles Lobes werth. Es gibt für den Freund der Dichtkunst kaum eine interessantere Lektüre als diejenige dieser so eigenartig aufblühenden Poesie aller Völker und Zeiten; sie hat nicht nur ein dichterisches, sie hat zugleich ein historisches, culturhistorisches, ethnographisches Interesse; es ist nicht nur die Wanderung durch einen Bildersaal, es ist eine poetische Pflanzengeographie, die uns die Verbreitung einzelner Dichtgattungen in den verschiedenen Zonen lehrt und uns vertraut macht mit dem Darwinismus, der auch in Bezug auf die Dichtarten fortwährende Mischungen und Metamorphosen erzeugt. China, Indien, Arabien, Persien, die hebräische Poesie — welch eine Fülle exotischer Blüten der Dichtkunst! Eine Probe der chinesischen Dramatik, die allenfalls aus Bazin's französischer Uebersetzung der chinesischen Stücke hätte ins Deutsche überetzt werden können, wäre wünschenswerth gewesen, um die Poesie des Reichs der Mitte auch von dieser Seite zu zeigen. Die übrigen orientalischen Länder sind vielseitig vertreten; namentlich hat es uns gefreut, aus der in ihrer Art meisterhaften Uebersetzung der „Sitagobinda“ von Rückert, die im ganzen wenig bekannt ist, da sie nur in einem orientalistischen Fachjournal stand, eine glänzende Probe zu finden. Der Abschnitt „Hellas und Rom“ bietet einen reichen dichterischen Blütenstrauch aus allen Gebieten, der Ethik, Lyrik, Dramatik, Didaktik, Idyllik; unter den Uebersetzern ist Boß nicht mehr vertreten, wie überhaupt die mitgetheilten Proben beweisen, welche Fortschritte die neuere Uebersetzungskunst gemacht hat; wir vermiffen indeß einige der wichtigsten Uebersetzer, wie Jordan und Mindwiz.

Was Frankreich betrifft, so ist die Classik und die Streiptoesie des 18. Jahrhunderts zur Genüge vertreten; ebenso die Romantiker und die andern modernen Dichter; von Lamartine, Victor Hugo (Lyrik und Drama), Branger, Ruffet sind anziehende Proben in gelungener deutscher Form gegeben. Das Drama des second empire ist durch einen Neoclassiker, durch Bonnard, und seine „Lucrece“ vertreten. Gewiß wäre indeß hier eine Probe aus einer Sittenkomödie des second empire, von dem jüngern Dumas oder von Augier, willkommen gewesen zur Charakteristik der jüngsten Epoche.

Von den italienischen Epikern begegnen wir nicht nur

Dante, Tasso und Ariosto, sondern auch Pulci, Bojardo, Fortiguerra und Casti, dem Thierespiker; von den Dramatikern: Alfieri, Manzoni und Bellico. Hier vermiffen wir Niccolini, der doch der bedeutendste Tragiker des neuern Italien ist. Die zahlreichen Proben aus den Gedichten des genialen Satirikers Giusi erscheinen dagegen bei der originellen Bedeutung des Dichters gerechtfertigt. Unter den spanischen Dichtern nehmen im „Bildersaal“ die ältern Dramatiker, Cervantes, Lope, Calderon, Moreto, den hauptsächlichsten Platz ein. Die Größen der englischen Literatur sind vollständig in diesem literarischen Pantheon versammelt; Shakspeare ist außer durch Scenen aus seinen Stücken durch eine reichhaltige Blumenlese von Sentenzen vertreten. Doch hätten wir eine Probe aus dem Dramatik des 18. Jahrhunderts, aus einem Trauerspiel von Rowe, Addison's „Cato“, aus einem Lustspiel von Congreve und Farquhar, sowie namentlich von Sheridan als Beweis für die durch französische Einflüsse in eine andere Bahn lenkende Entwicklung der englischen Dramatik willkommen geheißen. Die Auswahl aus den niederländischen Poeten wird deutschen Lesern meist Neues bieten.

Die deutsche Literatur nimmt den bei weitem größten Theil des zweiten Bandes ein; die skandinavische, slawische und ungarische bilden eigentlich nur einen Anhang. Der kosmopolitische Literaturhistoriker bewährt durch den breiten Raum, den er der deutschen Literatur gönnt, seinen Patriotismus. Daß Proben der altgermanischen Poesie aus „Nibelungen“, „Gudrun“, „Tristan“ in Uebersetzungen mitgetheilt sind, erscheint für die gleichmäßige Haltung des Werks geboten. Nachdem indeß durch die Pfeiffer'sche Ausgabe mittelalterlicher Classiker Sinn und Verständniß altdeutscher Sprache und unserer poetischen Alterthümer in weitesten Kreisen verbreitet ist, würde an und für sich die Mittheilung derselben im Original wol keinen Leser befremden. Mit großer Ausgiebigkeit ist die neueste Dichtung vertreten. Wir glauben vor dem Verdacht einer Unterschätzung derselben gesichert zu sein, meinen aber doch, daß ein „Bildersaal der Weltliteratur“ sich hier engere Schranken setzen mußte und nicht eine Menge Dichter aufnehmen durfte, deren Bedeutung selbst für die eigene Nationalliteratur noch eine zweifelhafte ist. Auch vermiffen wir hier öfter bei den mitgetheilten Auszügen das durch die Bedeutung der Poeten bestimmte Maß sowie die Heraushebung solcher Dichtungen oder Scenen, welche für die Eigenthümlichkeit der Dichter charakteristisch sind.

Die „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte“ von Johannes Scherr (Nr. 3), die in vierter Auflage vorliegt, verdient diesen Erfolg, einmal weil sie eins der wenigen Werke ist, welche diesen noch fast jungfräulichen Boden wissenschaftlich zu bearbeiten versuchen, dann aber wegen der Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Auch die Culturgeschichte läuft Gefahr, zu sehr sublimirt zu werden, als eine Geschichte geistiger, ethischer, volksthümlicher Richtungen, die freilich hier berechtigter ist als auf dem Gebiete der schönen Literatur. Auch die geistreichen englischen Culturhistoriker haben sich, wenn auch nicht zu philosophischen Constructions, doch zu allerlei geistreichen Reflexionen verleiten lassen, statt eine Gruppierung des reichhaltigen Materials, eine Fülle

von Anschauungen und beweiskräftigen statistischen Thatsachen den Lesern mitzutheilen.

Scherr's Stil ist zwar nicht ganz von aller Manier frei, er liebt das Kräftige bis zum Forcirten und hat für Andersgefinnte eine recht derbe und bis auf die Knochen bringende Art der Abfertigung; aber er ist klar, scharf, lebensvoll und läßt das Interesse nirgends einschlafen. Ein tüchtiger Beifaz gesunden Humors gibt dieser Darstellungsweise erst das rechte Mark. Das Werk von Scherr ist hinlänglich bekannt, sodaß wir uns hier eine Besprechung der einzelnen Abschnitte ersparen können. Kapitel, welche mit einem gewissen reformatorischen Eifer geschrieben sind, wie dasjenige über den mittelalterlichen Hexenproceß, wie überhaupt über die spätern religiösen Verirrungen mystischer Sekten, zeichnen sich durch besonders Lebendigkeit aus. Sehr interessant ist auch die Darstellung, welche Scherr

von der ritterlichen Minne gibt; natürlich bleibt von dem Heiligenschein derselben nicht viel übrig, wie ja auch schon eine Charakteristik der französischen Troubadours und ihrer Dichtungen die Sinnlichkeit ritterlicher Liebespoesie und Liebespraxis zur Genüge ergibt.

Der Kunst und Literatur ist in der Scherr'schen Culturgeschichte der gebührende Platz eingeräumt; hier ist die Grenze eine fließende und nur der Takt des Autors setzt bestimmte Grenzsteine fest. Literatur und Kunst und Kultur sind in beständiger Wechselwirkung; aber der Kulturhistoriker darf sich nie in den Literaturgeschichtsschreiber verwandeln; nicht das literarische Porträt darf er in sein Werk aufnehmen, wenn es nicht zufällig ein culturgeschichtliches Phänomen ist, sondern nur die Summe geistiger Wirkungen, die durch eine fortwährende Endosmose aus der Literatur in das Culturleben der Nationen übergehen.

Rudolf Gottschall.

Romane und Novellen.

Indem wir von den Romanen und Novellen, die uns zur Besprechung vorliegen, dasjenige zusammenfassen, was seinem Inhalt oder seiner Bestimmung nach zueinander gehört, beginnen wir mit einem Buch, das in der Reihe der andern eine Art für sich bildet, nämlich mit einer Volksschrift:

1. Sagen aus Oberhessen. Dem deutschen Volk erzählt von Heinrich Scharfenberg. Frankfurt a. M., Seyder und Zimmer. 1869. 8. 15 Ngr.

Von dem Inhalt der beiden Erzählungen, die sich in dem Buche finden, dürfen wir absehen, da dieselben nichts Bemerkenswerthes darbieten, und namentlich die erste Erzählung, in der Vorzeit spielend, die Elemente eines gewöhnlichen Ritterromans enthält, nur daß dabei die christliche Tendenz in starker Weise in den Vordergrund gestellt wird. Es kommt uns vielmehr darauf an, den Volkston kennen zu lernen, in dem das Buch geschrieben ist, um daran seine Bestimmung als Volksschrift zu prüfen. Wenn der Verfasser, der sich es zur besondern Ehre anrechnet, daß er seines Volkes Landesart und Sitte von Kindesbeinen an getreulich kenne und darum wie ein Hausgenosse aus eigener Anschauung und Erfahrung zu reden vermöge, den Volksmund jener Gegend gern selbst reden läßt und seine eigene Art zu reden damit in Verbindung zu setzen sucht, so verschmilzt sich ihm beides zu einer Art von alterthümlich pastoraler Redeweise, die in dem Bestreben volkstümlich zu sein leicht in einen trivialen Ton fällt. Ein paar Proben seines Stils mögen den Beweis liefern. „Sie schlugen die Trommel, das Tamburin und den Triangel, daß es einen wahren Höllenschrei absetzte.“ „Die andern hielt noch ein lustiger Tanz zurück, so blieb denn keine andere Wahl, als allein die Straße unter die Füße zu nehmen.“ „Jedermann hatte seine Zeit zur Arbeit dick zu brauchen und zu müßigen Gedanken keinen Raum.“

Ist das volkstümlich? Es ist platt. Wohl bemerkt, so läßt der Verfasser nicht etwa die Personen seiner Erzählung reden, sondern so redet er selbst. Wenn man uns fragt, ob dem Verfasser in der angegebenen Weise sein

Versuch gelungen sei, uns Land und Leute in Oberhessen und zwar sowohl in Vergangenheit als Gegenwart in ihrem eigenthümlichen Volksleben lebendig vorzuführen, so müssen wir antworten, sein mißlungener Versuch belehre uns aufs neue, daß man den Geist einer Zeit oder eines Volks noch nicht beschwört, wenn man ihn in seinem Idiom anruft.

Die nächstfolgenden drei Werke gehören insofern zusammen, als sie theils an die weibliche Jugend, theils an die deutschen Frauen überhaupt gerichtet sind. Wir nennen zuerst:

2. Goldene Mitte. Von Clara Cron. Stuttgart, Schmid und Spring. 1869. 16. 1 Thlr.

Die Verfasserin will der schon geistig vorgeschrittenen, mit dem Weltleben vertrauten Jugend die Lehre geben, daß zwischen nichtigem Welttreiben und frömmelnder Weltentfugung oder, wie sie es allgemeiner ausgedrückt nennt, zwischen der Verirrung zur Thorheit und der Uebertreibung des Guten die goldene Mitte zu halten sei. Diese Lehre wird veranschaulicht und eingepreßt durch eine ausgeglichene Erzählung und deren Ergebnis, denn „Goldene Mitte“ führt den Bräutigam heim, während die Vertreterinnen der andern beiden genannten Richtungen ihr Lebensglück verfehlen — das ist der ziemlich einfache Inhalt des Buchs. Da die Verfasserin sich in ganz bestimmter Weise und mit einer ganz bestimmten Lehre an die Jugend wendet, so glauben wir an die Beurtheilung ihres Buchs nicht bloß den ästhetischen, sondern auch den pädagogischen Maßstab anlegen zu sollen. Wird nun das Buch in erzieherlicher und sittlich anregender Weise die Jugend ausrüsten, daß sie, wie die Verfasserin selber es wünscht, ihren Idealen näher komme? Nur in eingeschränktem Maße. Wenn nach einem bekannten pädagogischen Wort der Jugend, wozu wir auch die geistig vorgeschrittene rechnen, das Beste gehört, so müssen wir es beklagen, daß unsere Jugend so vielfach mit Jugendschriften fürliebnehmen muß, die zwar nicht werthlos sind, aber im ganzen mehr negative als positive Tugenden aufzuweisen haben.

3. Denkmäler der Liebe. Für die weibliche Jugend von Mathilde Schulte. Mit zwei Titelbildern. Wismar, Hinrichs. 1869. 8. 1 Thlr.

Die Verfasserin will ihren Leserinnen nicht bloß eine Lehre geben, sondern sie zu einer ganz bestimmten Thätigkeit anregen. Wir haben deshalb ihr Buch aus zwei Rücksichten uns näher anzusehen: um der Intention willen, die sie leitete als sie sich zum Schreiben nieder setzte, und um des Stoffs willen, den sie uns bietet. Die Verfasserin findet, daß, während die Weltgeschichte uns die Biographien hervorragender Geister aufbewahrt, wir oft so wenig von dem Leben der eigenen Aeltern und derer wissen, die uns die Nächsten im Leben sind, und daß es deshalb eine hohe und schöne Aufgabe einer jeden Frau wäre — da des Mannes ganze Kraft und Zeit durch seinen Beruf in Anspruch genommen werde —, ihre Ruhestunden dem Liebeswerte zu weihen, den kommenden Generationen das Leben der Lebenden oder der schon Dahingegangenen aufzuzeichnen und so zu den „himmlischen Rosen ins irdische Leben“ auch das Vergißmeinnicht „zu flechten, zu weben“. Mit andern Worten also, die Verfasserin will ihre Leserinnen anregen, Familienchroniken zu schreiben. Findet ihre Stimme Gehör, mag dann vieles von dem, was auf diesem Gebiet geleistet wird, an die gereimten ungereimten Chroniken früherer Zeit erinnern, mag die Tagebuchs-Schreibseligkeit in der Aufzeichnung von Geringfügigkeiten sich selbst zu genügen suchen — solange es in dem Schoß der Familien bleibt, hat die officielle Kritik weder das Recht noch die Veranlassung, ihr Urtheil darüber abzugeben; auch wird jene Thätigkeit für den, der sie treibt, nicht ohne Nutzen sein, wenn er auch nur in der erlangten Einsicht bestünde, daß überall nur der schreiben können und wollen, der etwas zu sagen hat. Vorläufig müssen wir constatiren, daß die Verfasserin für ihren Plan mit Begeisterung einsteht, und es ist immer schön, jemand zu finden, der für eine Idee erwärmt ist.

Die Verfasserin überschreitet nun aber mit ihrem Buch die Schranken, die sie jener Thätigkeit gezogen wissen will, indem sie über den Familienkreis hinaus die Erlebnisse ihrer Familie der Oeffentlichkeit darbietet, um einen Beweis von der Ausführbarkeit ihres Plans zu liefern und zur Nachahmung zu ermuntern, und das nöthigt uns, diese Probe ihres Vorschlags uns näher anzusehen. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen: „Meiner Mutter Lebensgeschichte, von ihr selbst erzählt“, und „Meiner Mutter Lebensgeschichte, von mir (der Verfasserin) vollendet“. In jener werden in gewandter, fast zu gleichmäßig dahinfließender Diction die Leiden und Freuden einer würdigen Frau erzählt, die auch in den herbsten Schicksalschlägen sich die ruhige Fassung, ja Heiterkeit des Gemüths bewahrt. Der Inhalt der zweiten Abtheilung gibt das nicht, was die Ueberschrift verheißt, denn er gibt weniger eine Fortsetzung der Lebensgeschichte der Mutter, als den Lebens- und Bildungsgang der Tochter (der Verfasserin) und eines Sohnes, dessen von der Festung Silberberg, wo er in der Zeit der Demagogenvorfolgung längere Jahre gefangen gehalten wurde, geschriebene Briefe einen großen Theil des Buchs einnehmen. Auf den Inhalt näher ein-

zugehen, dürfen wir uns nicht gestatten; hervorheben wollen wir nur jenes mit größerer Wärme geschriebene Kapitel, wo die Verfasserin uns in das Haus Eduard Digig's in Berlin, dessen Gast sie selbst ein Jahr lang gewesen, einführt und uns mit den Gliedern dieses Hauses, sowie des nächsten Freundestreffes, mit Chamisso, dem Musiker Louis Berger u. a., in lebendiger Weise bekannt macht. Nach diesem raschen Blick über den Inhalt haben wir nun noch unsere Meinung darüber auszusprechen, ob das, was die Verfasserin gibt, als eine gelungene Lösung ihrer Aufgabe betrachtet werden darf. Wir müssen bekennen, daß das, was das Buch bietet, immerhin der Aufzeichnung und auch der Veröffentlichung werth war, daß man in unserer realistisch gestimmten Zeit ein Stück wirklich erlebten Lebens vielleicht gern hinnehmen wird, daß insonderheit für die weibliche Jugend, für die das Buch zunächst geschrieben ist, sich manches Anziehende und Lehrreiche darin findet, daß aber, ob und inwieweit das Beispiel der Verfasserin nachzuahmen sei, nur in jedem einzelnen Fall entschieden werden kann.

4. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1870. Begründet von Aloys Schreiber und fortgesetzt von Frater Hilarius. Fünfundfunzigster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1870. Gr. 16. 2 Thlr.

Tritt in den vorgenannten beiden Werken eine bestimmte Tendenz hervor, mit der sich die Verfasserinnen an ihren weiblichen Leserkreis wenden, so will das vorliegende Buch lediglich der ästhetischen Unterhaltung dienen; aus diesem Gesichtspunkt betrachten wir deshalb das Buch. Es liefert dreierlei: Bilder, Gedichte, Novellen. Wir haben es besonders mit den beiden letzten zu thun. Von den Gedichten, die übrigens in der Form sämmtlich untadelig sind, ist nur das graziose Widmungsgebet erwähnenswerth. Die Novellen beweisen, daß sie für Frauen geschrieben sind, sowol durch die Anmuth ihrer Form als durch die Feinfühligkeit ihres Inhalts, was namentlich von der zweiten und umfangreichsten Novelle: „Aus der Tiefe“, von E. Fentisch, gilt. Als Mittel einer gebildeten und gewählten Unterhaltung wird das Buch seinem Zweck entsprechen.

Den letztbesprochenen Büchern schließt sich auf eine natürliche Weise das nachfolgende an, in welchem ein Frauencharakter unser Interesse und unsere Sympathie in besonderm Grade in Anspruch nimmt:

5. Der Hausgeistliche. Nachtrag zu Bilder aus meiner Praxis. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines schwedischen Arztes. Von Anders Lundberg. Deutsch von August Kreyßmar. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 1 Thlr.

Ein junger Geistlicher, der in einem gräflichen Hause Schwedens als Hausprediger und zugleich als Seelsorger für die Arbeiter des Stättenwerks angestellt ist, liebt die Tochter des Hauses, die, da ihre Liebe bei den Ihrigen Widerspruch findet, am gebrochenen Herzen stirbt. Das ist freilich in der Sache nichts unerhört Neues und in der That eine dürftige Wiebergabe des Inhalts. Wir haben damit aber auch gar keine Inhaltsangabe liefern wollen, sondern haben jene nackten Thatfachen nur hingestellt, um eine Grundlage zu gewinnen, an die wir unsere Bemerkungen anknüpfen können. Der schwedische

Autor sagt in der Vorrede, die in der Erzählung auftretenden Persönlichkeiten seien sammt und sonders geeignet, zu fesselnden Charakterstudien einzuladen. Obwohl wir diese Verheißung unsererseits nicht in ihrem vollen Umfang bestätigt finden, so müssen wir doch gestehen, daß die beiden Hauptpersonen ein tieferes Interesse einzuschließen vermögen, und zwar sowohl wegen ihrer Charaktereigenthümlichkeit als wegen ihrer hohen geistigen Begabung. Aber sind ihre Charaktere wirklich so unergründlich, daß sie erst längerem nachdenkenden Betrachtend sich erschließen? Uns will das nicht scheinen. Dem Verfasser, der als Augen- und Ohrenzeuge berichtet und das an andern Erlebte in lebenswürdig geistreicher Weise, aber ohne Reflexion wiedergibt, ist augenscheinlich selbst noch vieles halbverschleiert. Hätte er das Wesen seiner Menschen in ihrem Grunde erfaßt, so würde auch ihr Schicksal ihn weniger verwundern haben; denn Schicksal und Gemüth sind synonyme Begriffe. Complicirt und räthselvoll könnte vornehmlich der Charakter des Hausgeistlichen erscheinen, der, mit den höchsten Kräften des Willens und Geistes begabt, voll ungemessenen, fast dämonischen Ehrgeizes überall rücksichtslos auf sein Ziel losgehend, zuletzt eine Deute theologisch-philosophischer Grillen wird und nur noch mit dem Feibe auf der Erde wandelt; und doch wird ein so angelegter Charakter wie der seinige, wenn er mit allen seinen Bestrebungen Schiffbruch gelitten hat, nicht einem todtten Schmerz verfallen, aber er wird in der Gefahr stehen, ein transcendenter Schwärmer zu werden. Immerhin bildet das einen nicht geringen Reiz des Buchs, daß es den Leser zur Selbstthätigkeit herausfordert, während es so viele Bücher gibt, mit denen man, sobald man das letzte Blatt umgewendet hat, in der That auch fertig ist.

Es folgen drei Werke mit historischem Hintergrunde, wir nennen als erstes:

6. Die Juden von Köln. Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen. Hensburg, Expedition der Hensburger Norddeutschen Zeitung. 1869. 8. 1 Thlr.

Eine zwiefache Natur beherrscht das ungebildete Denken des Mittelalters. Religiöser Fanatismus, der die Güter der Erde von sich wirft und verachtet, besteht neben dem ergrimmtsten Haß gegen diejenigen, welche durch ausdauernden Fleiß und Sparsamkeit sich jene Güter aneignen und vermehren. So richtete sich von zweien Seiten im alltäglichen Leben die Erbitterung wider die Juden. . . . Und in diesen Bündstoff muß durcheinandergemengter Vorstellungen und Empfindungen fiel der Schwarze Tod.

In diesen Worten, die in die Erzählung gelegentlich eingestreut sind, finden wir die Voraussetzung oder den Grundgedanken, von dem der Verfasser ausgeht, die poetische Intention, die ihn leitet, und die Situation, in der das, was er sagen will, zur Erscheinung kommt. Es ist richtig, daß das Mittelalter eine Zeit unvermittelter Gegensätze war, in der die verschiedensten und entgegengesetztesten Strömungen unveröhnt nebeneinander liefen, in der aus tiefer Nacht hier und da helle Sterne aufleuchteten; aber falsch ist es, das Volk der Juden, das in seinen Ghettos ein misachtetes und verfolgtes Dasein lebte, zu Trägern der Humanität und echten Religiosität zu machen, und dem Volk der Christen den Fanatismus und die Barbarei zuzuweisen. In die Zeit, die der Ver-

fasser uns schildert, fällt die Blüte der christlichen Mystik, die nicht nur in die in scholastischen Formeln erstarrte Theologie neues Leben gehaucht, sondern auch nach außen in heroischem Ernst des Lebens das Wünschenswerthe geleistet hat; auch die christliche Kunst hatte ihre Schwingen entfaltet, in dem Pestjahr 1348 stand bereits ein Theil des Kölner Doms, dessen Plan Meister Gerhard hundert Jahre früher, nämlich 1248 gezeichnet hatte. Es ist geschichtlich nicht gerechtfertigt, in einem Zeit- und Localgemälde, wie der Verfasser es uns liefern will, das alles zu vergessen, wie es andererseits auch poetisch nicht gerechtfertigt ist, auf der einen Seite alles Licht zu häufen und auf der andern allen Schatten.

Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Bemerkung der nähern Betrachtung des Buchs zu, so finden wir vor allem, daß das, was der Verfasser über die Zeit und ihre Sitte erwähnt, auf gründlichen Vorstudien beruht, nur daß das Antiquarische und Sittengeschichtliche oft in zu großer Breite in den Vordergrund tritt, wie z. B. in jener beinahe durch zehn Seiten gehenden, mit reichlichen lateinischen Floskeln gespickten Disputation zweier ärztlichen Charlatane über einen Pestkranken; an andern Stellen wiederum finden wir das Wesentliche von dem, was der Zeit gehört, mit prüfendem Geschmac hervor gehoben und mit Geschick und weiser Beschränkung in die Handlung verflochten. Statt weiterer Bemerkungen über das Buch lassen wir noch eine Stelle aus demselben folgen, wo der Verfasser uns in das Haus des reichen Juden Caleb führt:

So führte Charah den Bruder in das obere Gemach; es war finster darin, durch die dunkelschweren Vorhänge fiel aus der dumpfen Indengasse kaum mehr ein leiser Schimmer. Doch im Augenblick, als sie eintraten, entzündeten die vorausgeeilten Mägde hellausleuchtende Flammen, die in der Luft zu schwimmen schienen und das Zimmer mit geheimnißvoll lieblichem Schein übergoßen. Ein fremder Wohlgeruch wie Spezerei des Ostens strömte mit ihnen aus und durchwürzte die Luft, es wurde heller und heller, und man sah, daß die Flammen aus schwebenden Ampeln aufstiegen, die, kunstvoll wie ein zierlicher Blumenkelch aus Metall gebogen, an Seidenschürren vom Plafond herabhingen, und aus ihrer Tiefe blühte das sanfte Naphthelicht auf, wie eine biegsame Kfengefalt, die in blauem Gewande neckisch emporsteigt.

Wir haben diese Stelle hergesetzt, nicht bloß um eine Probe des sauber durchgearbeiteten poetischen Stils zu geben, sondern auch als einen Beleg dafür, wie der Verfasser in der Schilderung das Hell-dunkel der Färbung liebt. Sollen wir unser Gesamturtheil in wenigen Worten hinstellen, so ist es dies, daß wir dem Buch noch mehr Maß in der künstlerischen Form und mehr Gerechtigkeit in der Vertheilung von Licht und Schatten wünschen, daß wir dafür aber auch zwei Dinge in demselben finden, die unsere Aufmerksamkeit von Anfang an erregt und bis zum Ende festgehalten haben, nämlich tüchtige Arbeit und entschiedenes Talent.

7. Die Todten stehen wieder auf. Novelle von J. Krüger. Altona, Verlagsbureau. 1870. 8. 25 Ngr.

Auf die Kunst des Vortrags macht dieses Buch, das eine Jesuitengeschichte unter König Jakob II. von England erzählt, wol selbst keinen Anspruch; denn wie kann von Kunst die Rede da sein, wo die Rücksicht auf die äußere Erscheinung so sehr aus den Augen gelassen ist, wie es

hier geschieht? Die Hast und Flüchtigkeit der Production, die sich überall verräth, die große Zahl von groben sprachlichen Fehlern und Nachlässigkeiten des Stils, die zu entfernen keine feile Hand sich gefunden, zeigen es allzu deutlich, daß das Buch von vornherein darauf angelegt war, das gewöhnliche Lesebedürfniß zu befriedigen. Wir würden die gerügten Mängel auch bei einem Werk mit großen geistigen Vorzügen nicht übersehen dürfen; bei einem Buch, welches von diesen Vorzügen nichts besitzt, müssen wir ein tadelloses Aeußeres um so mehr verlangen.

8. Die Erbgrafen. Roman von J. D. S. L e m m e. Vier Bände. Leipzig, G. L. C. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch nennt sich einfach „Roman“, es könnte mit gutem Recht näher bezeichnet werden als „historischer Roman“, denn das Jahr 1806, die Zeit vor der Schlacht bei Jena, schaut mit ihrem Angesicht überall in den Roman herein. Es würde auch nicht zu gewagt sein, ihn als „historisch-politisch“ zu bezeichnen, denn nicht nur daß die Zeit und ihre Verhältnisse den allgemeinen historischen Hintergrund und die Motive der Handlung abgeben, es findet sich auch überall eine scharfe politische Parteinahme seitens des Verfassers; namentlich fallen herbe satirische Seitenblicke auf preussische Zustände, die nicht blos der Zeit von 1806 gelten. Hat überhaupt, die Frage drängt sich hier auf, der Verfasser einen politischen Gedanken, den er zur Darstellung bringen will? Hören wir, was die Vorsteherin eines Nonnenklosters bei der Aufhebung desselben durch die Preußen spricht; wir glauben darin das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers zu finden:

Der Herr hat es gefügt, und er hat es gut gemacht in seiner unendlichen Weisheit. Der Mensch muß weiter und immer weiter geführt werden in seiner Entwicklung zu dem Ebenbilde Gottes. Es hängen noch so viele irdische Schladen an ihm; sie müssen von ihm abgestreift werden. Er kann von ihnen sich nur reinigen durch neue Formen, in neuen Bahnen. Das Alte, das Vordaher gewordene muß sterben, dem Neuen, dem Bessern Platz machen. Das kann nur geschehen durch Stürme. So sprach schon jener Weltweise des Alterthums, daß die Leidenschaften aufgeregt werden müssen, um gereinigt zu werden. Das Alte muß fallen, der Sturm muß es wegfeigen. Was den Fortschritt hemmen will, muß von dem Sturme vernichtet werden. In dem Sturme ist die Hand Gottes. Sie zertrümmert die alten Reiche, vernichtet die Völker, die faul geworden sind, stürzt die Throne der Könige um, wirft die Schranken und Kästen nieder, die der Hochmuth und die Eitelkeit der Menschen zwischen diesen selbst aufgebaut; dann endlich sollen alle Menschen Brüder sein, Brüder in der Liebe Christi, in der Verehrung Gottes. Die Hand des Herrn zerstört auch die Klöster, vielleicht, weil auch sie zu alt geworden sind, um ihrem ersten erhabenen Zweck zu dienen, vielleicht um jener Reinigung und Läuterung willen, zu der es des wilden Sturms bedarf. . . . — Keine Stände, keine Schranken mehr, keine Klöster, keine Könige mehr!

Doch es ist Zeit, daß wir von der Historie und Politik zur Hauptsache, d. h. zum Roman übergehen. Um die Ufer des Schwälensees in dem vormaligen Kurfürstenthum Hannover erheben sich: das Schloß Werdenburg, die Residenz eines regierenden Reichsgrafen, der hier mit allem Selbstgefühl des Gottesgnadenthums regiert; nicht weit davon ein zweites Schloß, das Wirthschaftsgut des jungen Erbgrafen, der von Paris die Ideen der Französischen Revolution mitgebracht hat; ihm gegenüber auf dem andern Ufer das dazugehörige Vorwerk,

mit dem Inspector und seiner Nichte, der Jugendgepielin und Geliebten des jungen Erbgrafen, seiner künftigen Gattin; endlich auf einem Hügel die preussische Festung Sparrenberg, deren Offiziere am Schluß die Annexion Hannovers vollziehen; in der Nähe des Sees ein katholisches Städtchen mit einem Mönchs- und einem Nonnenkloster, deren Abt und Abtissin, nachdem sie beinahe fünfzig Jahre nebeneinander gelebt, sich schließlich als Jugendliebende erkennen. Hier haben wir die Orte der Handlung übersichtlich in einem engen Raum nebeneinander gruppiert, mit ihnen zugleich die Elemente des Romans. Man erkennt aus dem Angeführten, daß hier eine bunte Welt zusammengewürfelt ist: Romantik und Politik, mittelalterliche Belleitäten und moderne Tendenzen, alte und neue Zeit.

Sehen wir uns nach der Zeit des Romans um. Sie umfaßt den Zeitraum von Mittwoch vor Ostern bis Charfreitag Abend. Die bestimmte Begrenzung des Ortes und der Zeit gibt dem Roman in seiner Anlage wie in dem Verlauf der Handlung etwas Geschlossenes. In dieser engen Begrenzung der Zeit liegt es zum Theil wol auch, daß das Werk größtentheils nur Lösungen gibt, deren Verwickelungen bereits in der Vergangenheit liegen und durch erzählende Rückblicke nachgeholt werden müssen: eine Form der Darstellung, die allerdings im Roman berechtigt ist. Achten wir auf die Art, wie sich die Verwickelungen lösen, und auf die Resultate dieser Lösung, so gibt uns das, um noch einmal auf die Tendenz des Romans zurückzukommen, die Berechtigung zu der Ansicht an die Hand, als habe der Verfasser, ehe das Schicksal in der Gestalt der Schlacht von Jena über Deutschland hereinbrach, uns das ganze Leben vor dieser Katastrophe vor Augen führen wollen, um daran die Lehre zu knüpfen, daß das, was sich nicht freiwillig in den Dienst der neuen Ideen stellt, der vernichtenden Gewalt derselben verfällt.

Werfen wir noch einen Blick auf die formelle Seite der Ausführung. Der Verfasser bewegt sich in kurzen Sätzen, dadurch erhält die Darstellung etwas Kurzes und Knappes, beinahe Lakonisches, nicht selten erscheint sie geradezu trocken. Satte Farben, Wärme des Colorit, prächtige Schilderungen, schwunghafte Darstellung, Dinge, über die in der Regel nur die Jugend und das reifere Mannesalter zu gebieten pflegen, finden sich in dem Buche nicht, doch ist überall ein tüchtiges Darstellungstalent unverkennbar. Ganz indessen sind dem greisen Verfasser die Farben der Jugend nicht verloren gegangen: ein Hauch frischer Jugendlichkeit umspielt immer noch das hübsche Bürgermädchen Evchen Treue, ein tüchtiger Humor spricht aus dem wohlbeleibten und weindürstenden Knechtmeister von Bachow. Wenn wir bedenken, daß wir hier das Buch eines Mannes von siebzig Jahren vor uns haben, so können wir der Geisteskraft, die sich darin ausspricht, unsere Achtung nicht versagen. Möge sein Beispiel jüngern producirenden Kräften nicht verloren sein, wie denn überhaupt das frühwachsende und früherschöpfte Geschlecht dieser Zeit nicht an der Jugend, sondern an dem frischen und thatkräftigen Alter sich vornehmlich aufzurichten hat.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das Riehl'sche Wanderbuch.

Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Viertes Band: Wanderbuch (als zweiter Theil zu „Land und Leute“) von W. S. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Daß Riehl mit Nutzen für sich und seine Leser zu „wandern“ versteht, hat er durch sein „Land und Leute“ genugsam bewiesen. An der Spitze dieser neuen Schrift theilt er uns nun auch sein Handwerksgeheimniß mit: die Regeln, welche er befolge, um über ein Land und seine Bewohner ein gründliches Urtheil zu gewinnen. Vor allem müßte man natürlich wirklich wandern, nicht etwa nur mit Eisenbahn und Dampfschiff die Gegend durchfliegen wollen. Es sei ferner erforderlich, allein zu wandern, nur mit den Leuten des Landes selbst verkehrend, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk. Das sei denn wol eine lustige Arbeit, aber keineswegs ein lustiges Spiel. Vorher aber müsse man sich schon eine so genaue Kenntniß des Terrains erworben haben, daß man nicht nach dem Wege zu fragen brauche, und müsse ebenso die Geschichte und die gegenwärtigen Zustände des Landes schon genauer kennen als die Mehrzahl seiner gebildeten Bewohner. Auch dürfe man sich nicht zu viel vornehmen: nur kleine Gebiete könne der Wanderer sich ganz zu eigen machen; aus dem Kleinen setze sich dann allmählich das Große zusammen. Ein sorgfältig geführtes Tagebuch sei dabei unentbehrlich, und doch auch wieder recht gefährlich. „Ich beginne darum kein solches Buch ohne den festen Vorsatz, so viel als möglich auf die weißen Blätter einzuzichnen und so wenig als möglich von dem Eingezichneten drucken zu lassen.“ Es dürfe eben nur die subjective Grundlage zu der objectiven Schilderung bieten. Schwerer noch sei es, die Anekdote, das einzelne Beispiel eines einzelnen Charakterzugs richtig zu verwerthen, und doch sei sie oft von großem Werth, „denn im Volksleben ist nichts Klein, was auf's Ganze, auf den geistigen Gehalt des Volksthum's zielt. . . Anekdoten zu erleben, ist leicht; die wichtigen zu behalten und die unwichtigen zu vergessen, schon schwerer; am schwersten aber ist es, den richtigen Gedanken in einer erlebten Anekdote zu finden und zu deuten.“ Die Anekdote solle eben nicht generalisirend beweisen, sondern individualisirend schildern.

Mit wohlgefülltem Tagebuch ist der Wanderer heimgelehrt in seine Studirstube. Aber seine Vorbereitungen sind noch nicht zu Ende. Jetzt beginnt das Studium der Monographien, der entsprechenden Schriften gelehrter Vereine, die zahllosen Artikel in den Zeitschriften, welche Volks- und Landesart schildern. Von den sogenannten Dilettanten gibt es hier oft mehr zu lernen, als von den Männern von Fach. Jedenfalls lernt sich von ihnen meist weit angenehmer. Denn „in der Handhabung des Rothstifts und des Papierkorbes sind die Gelehrten, zumal die Mitarbeiter an den historischen Vereinen, meist vollendete Dilettanten“.

So gerüstet, dürfen wir nun an die Darstellung unsers Gegenstandes gehen, wenn es uns nicht vergnügt ist (was das Beste wäre), nach unsern Specialstudien noch einen Revisionsgang durch das zu schildernde Gebiet zu

machen. Die nun beginnende Lust des frischen Schaffens wird getragen und gefördert durch den Gedanken, daß wir mitwirken zur Kenntniß unsers Vaterlandes. Auch das Kleinste im Volksleben wird Gegenstand unserer liebevollen Hingebung. „Alles wird bedeutend, wenn wir nur den rechten Gedanken mitbringen, um jede Thatsache in ihrem tiefern Zusammenhang zu erfassen und an ihren rechten Ort zu stellen. Das ist das letzte und feinste Meistergeheimniß, welches sich aber nicht lehren läßt.“

Das der Einleitung folgende Vorwort ist bestimmt, uns über die leitenden Ideen des Verfassers bei der Abfassung der einzelnen Aufsätze aufzuklären.

In „Land und Leute“ hat Riehl zahlreiche Wanderstrecken verarbeitet, um den Zusammenhang von Volk und Landesart, das organische Erwachen des Volksthum's aus dem Boden nachzuweisen. Wie großen Anklang jene Schrift gefunden, ist bekannt. Der Verfasser kann mit Stolz darauf hinweisen, wie viele seiner Darstellungen und Gedanken Aufnahme in größere geographische Schriften und Sammelwerke gefunden haben. Das spornte ihn zu neuen Entdeckungsfahrten, um wenig bekannte Glieder des deutschen Nationalkörpers aufzusuchen und ans Licht zu ziehen. Diesem Streben verdanken die Aufsätze über das Taubenthal, das Gerauer Land, die Holledau und die Bischofsstadt Freising ihre Entstehung. Die Darstellungsart ist hier wesentlich dieselbe wie in „Land und Leute“; doch bemerken wir insofern einen Unterschied zu Gunsten der vorliegenden Schrift, als in der frühern die eigenthümliche historisch-politische Auffassung und Denkweise des Verfassers, sein nicht ganz von Romantik freier Conservatismus hier und da etwas zu sehr in den Vordergrund trat. Man fühlte Abstoß und man ward verstimmt. Die Schilderungen des „Wanderbuchs“ vermeiden diese Klippe; sie sind in dieser Beziehung objectiver gehalten und tragen um so unverkennbarer den Stempel innerer Wahrheit und Zuverlässigkeit.

Aber außer dem angegebenen verfolgt die Schrift noch einen zweiten Zweck. Sie soll eine Probe der praktischen Anwendung der in der Einleitung entwickelten Theorie liefern; der Verfasser will dann die Methode seiner Volksstudien darlegen. „Deshalb ist jeder Abschnitt in anderer Art, mit anderer Absicht geschrieben und will mit einem andern Maße gemessen sein.“

Der erste Aufsatz: „Auf dem Wege nach Holland“, weist die allmählichen Uebergänge deutschen und holländischen Wesens an der Nordseeküste und am Rhein nach. Der Verfasser verwahrt sich gegen die Unterstellung, als sei dieser einigende Grundgedanke schon vor der Durchwanderung des Landes dagewesen: er habe sich ihm erst nachher von selbst dargeboten. In der That liegt er sehr nahe; doch scheint uns Riehl zu viel Gewicht darauf zu legen. Da die Holländer gleichen Stammes sind wie ihre östlichen und südsüdlichen Nachbarn, so ist es zumal bei dem regen Verkehr der Grenzprovinzen selbstverständlich, daß sich allmähliche Uebergänge finden.

Zunächst schildert uns der Verfasser den „friesischen Weg“, längs der Nordküste von Euzhaven an westlich

wandernd, dann den „rheinfränkischen“, sowohl im Rheintal wie auf dem „Höhenwege“ von Xanten nach Rymwegen. Die eigenthümliche Erscheinung, daß in Holland der Bauer dem deutschen ähnlich ist, der Stadtbewohner dagegen ein scharf ausgedrücktes nationales Gepräge zeigt, während in der Schweiz genau das Umgekehrte stattfindet, erklärt sich ohne Zweifel dadurch, daß die holländische Nationalität, dem Landschaftscharakter und der Bodengestaltung entsprechend, aus und in den ummauerten Städten erwuchs, während in der Schweiz ebenso naturgemäß das spezifische Volksthum sich aus den Dörfern und einsamen Gehöften der Bauern im Gebirge hervorbildete und bis in die neueste Zeit hinein in dem Bauernstande seine charakteristische Vertretung fand. Schwerer ist die freilich nicht alleinstehende Erscheinung zu erklären, weshalb an der großen deutsch-holländischen Verkehrsader, dem Rhein, die beiden benachbarten Volksthümlichkeiten weit schärfer geschieden sind als im Norden, wo die den „friesischen Weg“ meist fast rechtwinkelig schneidenden Flußläufe nicht vereinen, sondern trennen zu sollen scheinen. Die historische Entwicklung wird eben nicht allein, ja nicht einmal immer vorherrschend von der Bodengestaltung bedingt, wie das eine gewisse historisch-geographische Schule noch immer als Axiom festzuhalten scheint. Charakteristisch ist der Gegensatz des Fügelswegs gegen den Thalweg längs des Rhein. Solange Berge und Wälder vorherrschen, begleitet uns deutsches Wesen, „wir spüren Deutschland in Holland“; in der breiten Thalebene hingegen ragt holländisches Wesen tief nach Deutschland hinein.

Der Leser würde sich sehr getäuscht finden, wenn er in diesem wie in den meisten andern Aufsätzen des Buchs Detailschilderungen der durchwanderten Gebiete zu finden erwartete. Nur einzelne charakteristische Züge der Gegend und des Volkslebens sind an einem Faden aufgereiht, gleichsam um den gefundenen Grundgedanken zu illustriren. Aber die scharfe Beobachtungsgabe, der weite Blick, das feine Gefühl des Verfassers für jede Eigenthümlichkeit des Landes und seiner Bewohner verleiht sich keinen Augenblick. Daß bei einem derartigen Buche die Gedanken von dem unmittelbar vorliegenden Ziele hier und da abzuweichen, ist natürlich. So finden wir z. B. eine Reflexion über die zukünftige nationale Entwicklung Deutschlands mit Bezug auf seine Stellung zu Holland. Nachdem Niehl den Fall erörtert hat, daß sich die nationale Einigung friedlich und schrittweise vollziehen könne, heißt es weiter:

Oder es kommt eine große kriegerische Katastrophe, in welcher Deutschland das Recht seiner ganzen eigenartigen nationalen Entwicklung gegen das Ausland behaupten muß und, so Gott will, geehrt und siegreich behaupten wird. Dann wird Deutschland aber auch nicht stehen bleiben bei den von 1648—1815 aufgedruckten Grenzen. Jedes große Culturvolk strebt heutzutage nicht bloß nach nationaler Einigung, sondern auch nach dem Vollbestand seines ganzen nationalen Gebiets.

Der Verfasser denkt an einen großen europäischen Krieg, bei dem kleinere Staatengebilde wie Holland leicht zerrieben werden könnten. Er will zwar keine Eroberung; aber er glaubt, daß die deutsche Nation, wenn sie erst einmal wieder zu ihrer vollen Kraft und Gesundheit ge-

lange, die früher abgelebten Elemente zuerst ethnographisch, dann auch politisch zu sich heranziehen werde. Er denkt sich die große deutsche Zukunft in Gestalt eines neuen Bundes, in welchem der Nordbund, der Südbund, Deutsch-Oesterreich, die deutsche Schweiz und Holland die organischen Glieder bilden würden.

Wir sehen, die nationale Phantasie des Verfassers hat einen weiten, für uns zu weiten Flug. Wir fürchten, daß dies Achtzig-Millionen-Reich, dieser eingeschachtelte Verein monarchischer und republikanischer Staaten zu Bundesstaaten und dieser wieder zu einem Staatenbunde alles eher sein würde als ein lebenskräftiger Organismus. Der Anfang der Probe wird jetzt gemacht. Der große Krieg (wenn auch noch „localisirt“), die Einigung des außeroesterreichischen Deutschland sind da; die Grenzen von 1815 sind überschritten und werden es bleiben; aber die Idee des Südbundes ist gefallen; was frei zu Deutschland kommen will, muß in den Organismus des Bundesstaats eintreten, und damit hat es für Deutsch-Oesterreich und noch mehr für Holland und die Schweiz gute Wege.

In der Schilderung des Tauberthals kommt das landschaftliche Element mehr zur Geltung als in den übrigen Skizzen des Buchs, während „die Leute“ mehr zurücktreten. Im Mittelpunkt der Schilderung steht das alte Städtchen Rotenburg, welches die Gotik des Mittelalters noch reiner zur Schau trägt als selbst Nürnberg. Auch Leben und Verkehr des obern Taubergrundes erinnern fast noch mehr an das Mittelalter, als an das Jahrhundert der Eisenbahnen, und bieten dem Verfasser einen um so dankbarern Stoff.

Das „Bauernland mit Bittgerrechten“ bringt eigentlich keine Wanderung, sondern einen rechts- und culturgeschichtlichen Abriss. Von einem andern Standpunkt aus hat Niehl diesen gesegneten und vielbeschriebenen Landstrich, dem Rheingau, schon in „Land und Leute“ geschildert. Damals war es „ein Bild des Volkscharakters in seinem weindurchleuchteten Colorit“, welches er zu entwerfen bemüht war; hier erscheint es als sein Zweck, die Eigenart der Menschen aus ihren Einrichtungen und ihrer historischen Entwicklung zu erklären. Die eigenthümliche rechtliche und örtliche Abgeschlossenheit des Rheingaus, seine vielfach bevorzugte Sonderstellung unter den kurmainzischen Territorien und die aus seinen Privilegien hervorgehenden städtischen Institutionen, vermöge deren der ganze Gau gleichsam eine große, in Dörfern zerstreute Stadt bildete, während doch die Beschäftigungen der Bewohner im wesentlichen bäuerliche blieben — Einrichtungen, die vom 12. bis 16. Jahrhundert eine ebenso hervorragende wie eigenthümliche Culturblüte hervorriefen —, genügen auch heute noch, um wenigstens zum großen Theil die Eigenart der Rheingauer zu erklären.

Von Freising, einer Stadt mit spezifischer katholisch-geistlichem Charakter als irgendeine andere in Mitteleuropa, Gnesen vielleicht ausgenommen, entwirft der Verfasser in quellenmäßiger Darstellung ein ohne Zweifel sehr getreues, aber keineswegs sehr annuthendes Bild. Er schließt die Skizze mit den Worten:

Wie Freising noch immer, wenn man es nicht gar zu streng nimmt, eine geistliche Stadt heißen kann, so fühlt man auch heute noch aus dem Charakter des altbairischen Volks heraus,

daß im alten Baiernlande vor allem zwei Herren stark gewesen sind: der Herzog und der Priester. Wer darum Freising nicht gesehen hat, der kennt Altbaiern nicht, und wäre er auch sonst schon weit im Land umhergereist; denn eine Stadt, die so lange und so rein eine geistliche Stadt geblieben, war nur möglich auf der bairischen Hochfläche, und durch die Geschichte Freising's erfahren und begreifen wir erst, welche tiefe Wurzeln die geistliche Macht über ein Jahrtausend im bairischen Volksleben geschlagen hat und heute noch schlägt.

Die Schilderung der Hollebau, d. h. des bairischen Hügellandes zwischen Amper, Isar, Donau, Alben und den moosburg-landeshuter Fiarhöhen bietet uns überall nur das Gesamtergebnis der Wanderung ohne alle Detailmalerei. Früher war der seitab von allen größern Verkehrs wegen gelegene Landstrich nur durch seine Uncultur, durch die massive Grobheit seiner Bewohner und durch ihre Neigung zum Pferdediebstahl bei den Nachbarn, in der übrigen Welt gar nicht bekannt; jetzt ist die Hollebau der Sitz einer rasch an Bedeutung zunehmenden Hopfencultur und mag deshalb die Aufmerksamkeit der Bierproduzenten in ganz Deutschland auf sich ziehen. Als ein kleiner Zug in der Physiognomie des Baiernlandes hat auch sie ohne Zweifel ihre Bedeutung; doch gesteht der Referent, daß selbst Niehl's Kunst der Schilderung ihm kein großes Interesse dafür einzusprechen vermocht hat.

Eine ganz andere Theilnahme nimmt die Schilderung des Geraner Landes, d. h. der Gegend im Südosten der Mainmündung, in Anspruch. Nicht etwa der wunderbaren Erderschütterungen wegen, welche nach Abfassung der vorliegenden Schrift Großgerau in aller Mund gebracht haben, sondern wegen der großen Erinnerungen aus der Kaiserzeit, denen Niehl mit besonderer Liebe nachspürt. Während das Land seiner äußern Gestalt nach jede Spur romantischen Reizes verloren hat, „lebt und webt es dort im Geiste des Geschichtsforschers von romantischen Erscheinungen“. Auf die Spuren von einer alten Vereinigung des Neckar und Main, die man dort entdeckt haben will, gründet Niehl eine Hypothese über die Lage der alten Kaiserpfalz zu Tribur, fügt mit Beziehung auf die bekannte Stelle in Uhland's „Herzog Ernst“ eine

eingehende, aber nicht immer sehr überzeugende Auseinandersetzung über den Ort hinzu, wo die Wahl Konrad's II. stattgefunden habe, und schildert dann die Schwedensäule (den er selber Obelisk) und die Spuren der von dem großen Schwedenkönige errichteten Gustavsburg, die einst eine Zwingburg für Westdeutschland zu werden bestimmt war, dort wo jetzt die stattlichen Montalembert'schen Thürme die neue Eisenbahnbrücke bedecken. Er nennt das gerauer Ländchen ein Land der Phantasie — nicht als ob es nicht wirklich existierte oder weil es einen phantastischen Anblick böte, sondern weil es in der nüchternen Prosa seiner Gegenwart, so erstaunlich reich an historischen Erinnerungen und so erstaunlich arm an historischen Denkmälern, der Phantasie ein reiches Feld für ihre lustigen Gebilde darbietet.

Der letzte Aufsatz: „Aus dem Leithawinkel“, bringt weit weniger, wie man erwarten sollte, eine Charakteristik des österröichisch-ungarischen Grenzlandes und seiner Bewohner, als vielmehr eine Skizze der Entwicklung Haydn's, der hier in Rohrau geboren und in Eisenstadt, dem Besitzthum der Esterházy am Neusiedlersee, am längsten wirkte; freilich hauptsächlich, soweit diese Entwicklung mit der Eigenthümlichkeit der landschaftlichen Umgebung und ihrer Bewohner in Verbindung steht. Es war ihm auch vergönnt, in dem außerordentlich reichen eisenstädter Musikarchiv den musikalischen Nachlaß Haydn's zu prüfen und hier noch verschiedene ungehobene Schätze zu entdecken. Mit politischen und ethnographischen Vorgeanken hatte er sich der Leitha genähert, und mit musikgeschichtlichen Culturstudien kehrte er wieder heim. Gleichsam als Gratiszugabe erhalten wir außerdem eine geschichtliche Skizze der Familie Esterházy.

Man sieht, das Buch enthält eine bunte Mischung von Beiträgen zur deutschen Topographie und Culturgeschichte; keiner davon ganz ohne Verdienst und Interesse. Und doch können wir nicht leugnen, daß nach der Lektüre von „Land und Leute“ uns die vorliegende Schrift unwillkürlich den Eindruck der Nachlese nach bereits abgehaltener Haupternte gemacht hat.

Vom theologischen Büchertisch.

1. Die lateranische Kreuzspinne, oder das Papstthum als Hemmschuh der Völkermohlsahrt. Eine volkstümliche Studie von Franz Huber. I. Die Päpste als Menschen-schächter. Zweite Auflage. Bern, Haller. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes. Von Otto Flügel. Leipzig, Perini'sch. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste Schrift: „Die lateranische Kreuzspinne“ von Franz Huber, welche nach öffentlichen Blättern im Königreich Baiern verboten worden ist, kennzeichnet sich schon durch ihren Titel als Parteischrift. Das Motto derselben ist das Wort Ulrich von Hutten's: „Wenn Deutschland frei und glücklich werden will, so muß es vor allem die Fesseln der römischen Tyrannei zerreißen und sich die erdrückende Last des faulen Pfaffen- und Mönchthums vom Halse schaffen.“ Ein Sonett fordert

so dann die Völker auf, aus Fürstenbrud und Pfaffenkrallen sich muthig loszuringen und in tausend Fesseln die Fäden zu reißen, womit der Römeling dreißt sich angemaßt, die Heerden zu umnehen. Die Vorrede bezeichnet als Hauptzweck der Schrift die Schilderung der mittelalterlichen Kegerthat:

Ein römisches Weltreich suchten sie (die Päpste) zu gründen, worin die weltlichen Fürsten und Regierungen nur als willenlose Automaten der päpstlichen Allmacht Geltung haben sollten. Der crasseste Aberglaube überwucherte bald die letzten menschenfreundlichen Blüten hellenischer Kunst und Cultur, das Licht der Vernunft wurde verdammt und verfinstert, und die heidnische Duldbarkeit im Glauben artete schnell zur wildesten Verfolgungssucht Andersdenkender aus. Das Papstthum als solches kann und wird nie einen andern Glauben neben sich anerkennen, sondern immer nur bemüht sein, Rom's Herrschaft auf den Trümmern der zerstörten Reformation im alten Glanz wiederherzustellen, auf den Ruinen der Civilisation das Reich

der Finsterniß und des Aberglaubens zu begründen und so die Zeit der Barbarei, der Inquisition und der Autos de Fé wieder herbeizuführen.

Das erste Kapitel gibt eine Rechtfertigung des Titels, der übrigens durchaus nicht originell ist; nach Scherr's „Deutscher Cultur- und Sittengeschichte“, 3. Aufl., S. 156, hat schon früher ein deutscher Autor gesagt, Rom habe im Mittelpunkt der mittelalterlichen Welt geseßen wie eine ungeheuerere Kreuzspinne in ihrem Neze; darin hätten sich die Lust und Licht suchenden Mücken unversehens verfangen, und die Spinne hätte ihnen das Herzblut ausgesogen.

Das zweite Kapitel: „Non possumus“, schildert Pius IX. als Papstkönig, Jesuitenknecht und Mörder der italienischen Freiheit. Der Standpunkt der Schrift ist, wie man namentlich aus dem dritten Kapitel: „Die Päpste als Menschenschlächter“, ersieht, durchaus pessimistisch; die christliche Kirchengeschichte, wenigstens bis zur Reformation, die schon Goethe als Mischmasch von Irrthum und Gewalt bezeichnet hat, erscheint im Vergleich mit der angeblich freisinnigen Praxis des Heidenthums und Judenthums als ein ungeheurerer Rückschritt. So voll der Verfasser hier den Mund nehmen und so sehr er über der Schattenseite die Lichtseite jener Zeiten übersehen mag, so sagt er doch manche heilsame, von den Mittern des orthodoxen Buchstabens übersehene oder geflissentlich verschwiegene Wahrheiten; so z. B., daß der von beiden Kirchen so sehr verehrte Augustin aus den Worten der Schrift: „Nöthige sie hereinzukommen“, die gewaltsame Bekehrung der Abergläubigen und die Ketzerverfolgung herausgekügelte hat. Die Kreuzzüge, die spanische Inquisition, die Judenverfolgungen, die Religionskriege, die Ketzerverfolgungen, insbesondere die Hexenprocesse liefern dem Verfasser reichen Stoff zu dem von ihm entworfenen Nachgemälde. Was aber die Hexenprocesse betrifft, so kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er die Thatsache, daß auch die Protestanten an Hexen und Hexerei geglaubt, Ketzer und Hexen gemartert und gemordet haben, zugibt, aber zugleich bemerkt:

Denn konnten sie dafür, daß päpstlicher Aberglaube und mönchische Verdummungssucht, gestachelt oft von spitzbüßigem Eigennutz, funfzehn Jahrhunderte lang den Ketzerhaß, Teufelswahn und Hexenglauben gelehrt und gemehrt hatten? Die Päpste sind vor dem hehren Tribunal der unparteiischen Geschichte auch verantwortlich nicht nur für die selbstbegangene Blutschuld, sondern principiell wenigstens auch für jene Blutschuld, welche unmittelbar nach der Reformation seitens der Protestanten aufgekauft wurde; denn kein Mensch kann sich von allem eingepflanzten Vorurtheil und eingebläuten Aberglauben mit einem Athemzuge frei machen.

Dies ist ganz falsch. Der Hexenproceß beginnt in Deutschland gegen das Ende des 15. Jahrhunderts und kommt vorher nur sporadisch vor. Gerade im Reformationsjahrhundert und in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wüthete er mit der größten Heftigkeit, und zwar nicht allein bei den Katholiken, sondern ebenso auch bei den Protestanten, welche in diesem Punkt der orthodoxen Lehre und Praxis nicht hinter den Katholiken zurückbleiben wollten. Der Hexenproceß ist die praktische Seite des Teufelsglaubens, und wer diesen Glauben aus dem System der altprotestantischen Dogmatik ohne schwere Beeinträchtigung des ganzen Systems herausnehmen zu

können glaubt, ist in einer großen Selbsttäuschung befangen. Die altprotestantischen Theologen wußten die Lehre von den Teufelsbündnissen und von der Pflicht, die Zauberer am Leben zu strafen, genau aus der Bibel zu beweisen. Warum haben sich denn die Reformatoren von andern Vorstellungen, die sie mit der Muttermilch eingesogen hatten, nach und nach freigemacht, aber an dem Hexenglauben festgehalten? Diese Frage möge sich der Verfasser beantworten und das Papstthum nicht schwärzer malen, als es vorher schon ist.

In diesem Kapitel findet sich auch die irrige Bemerkung, die Schrift des Nonius Palearius „Ueber die Wohlthat Christi“ sei völlig verschwunden und nicht mehr aufzufinden; in Rom habe man ganze Scheiterhaufen voll von weggenommenen Exemplaren verbrannt. Dies ist nicht richtig. Diese von Cardinal Reginald de la Pole gebilligte, in Venedig 1542 gedruckte und ohne den Namen des Verfassers innerhalb sechs Jahren in 40000 Exemplaren verbreitete Schrift ist allerdings von der Inquisition so vernichtet worden, daß man längst die Hoffnung aufgegeben hatte, sie wiederzufinden; aber 1843 wurde von Cambridge aus gemeldet, daß in der dortigen Bibliothek des Sanct-Johannescollegiums noch ein Exemplar der italienischen Ausgabe sei; 1855 wurde sie neu abgedruckt und auch ins Deutsche übersetzt.

Das vierte Kapitel hat die Ueberschrift: „Die Päpste sind unverbesserlich“, mit dem Motto aus Voltaire:

Die da glauben, die Zeiten schändlicher Verbrechen, wie sie der Aberglaube und Fanatismus verübt haben, seien vorüber, erweisen der menschlichen Natur zu viel Ehre. Der Giftstoff ist noch da, wenn auch das Gift nicht wirkt. Die Zeit kann ihn entwickeln und als verheerende Seuche über die Erde senden.

Es beschäftigt sich gegen den Schluß mit dem gegenwärtigen Papst und weissagt den baldigen Sturz des Papstthums. Damit glauben wir das Buch hinlänglich charakterisirt zu haben. Mehr Ruhe, Klarheit und Ordnung wäre manchmal zu wünschen, wie denn z. B. das Wesen der Hexerei zweimal zur Sprache kommt. Immerhin ist das Buch ein Wort zu seiner Zeit.

Auch die zweite Schrift: „Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes von Otto Flügel“, ist ein Wort für die Gegenwart; das Wunder, von dem sie handelt, ist in der christlichen Religion so wichtig, daß diese, wenn man sie nicht zum Deismus oder zur Moral verdünnen will, mit dem Wunder, namentlich der Auferstehung Christi, steht und fällt. Das Wunder ist, wie der Verfasser bestimmt hätte hervorheben sollen, vom Dogma unzertrennlich; jedes Dogma ist mehr oder weniger ein Wunder — wie dies Feuerbach zu seiner Zeit bemerkt hat. Die Erörterung über die Möglichkeit des Wunders führt, wie der Verfasser in der Vorrede mit Recht bemerkt, von selbst auf die Erörterung der Idee Gottes (als des Wesens, dem die Wunder zugeschrieben werden) und des Erkenntnißwerths unserer Bestimmungen über das Wesen und das Wirken Gottes.

Die Veranlassung zu der Schrift war laut der Vorrede ein Vortrag, den der Verfasser auf einer Pastoralconferenz zu Freiburg an der Unstrut zu halten hatte. Selbstverständlich ist die Tendenz des Werks apologetisch.

Der Verfasser bringt über das Wunder viele scharfsinnige Bemerkungen. Er sucht sodann die Möglichkeit des Wunders bei der Unabänderlichkeit der Naturgesetze zu beweisen, läßt sich aber hier auf einem längst ausgefahrenen Gleise treffen. Die Naturgesetze sind nach dem Verfasser unabänderlich; das Naturgesetz ist der strengste Ausdruck der Nothwendigkeit; hier gibt es weder eine Ausnahme noch eine Beschränkung. Die Naturgesetze sind rohe, unbiegsame Gewalten, welche weder Moral noch Gemüthlichkeit kennen. Darin stimmt der Verfasser ganz mit Moleschott, Büchner, Vogt überein. Dennoch behauptet er die Möglichkeit von Wundern:

Jedes Ereigniß in der Natur — sagt er — ist nicht bloß durch eine, sondern durch mehrere Ursachen bedingt, welche alle gleich wichtig sind, obgleich in der Regel nur die am meisten in die Augen fallende oder auch die zuletzt hinzutretende genannt wird. Durch absichtlich vorgenommene Veränderungen und Bedingungen läßt sich nun die Wirkung selbst abändern, beziehungsweise aufheben, ohne daß dadurch ein Naturgesetz für immer oder auch nur für den Augenblick aufgehoben würde.

Der Verfasser führt dafür mehrere Beispiele an und schließt a minore ad majus von den Wundern der menschlichen Industrie auf die Wunder der göttlichen Allmacht, zieht die Bonnet'sche Präformationshypothese herein, wagt aber keine bestimmte Antwort zu geben, wie Gott die gewöhnliche Wirkung der Naturkräfte aufhebe oder modifizire; überhaupt kommen wir ja, wie Verfasser an einem andern Orte sagt, mit unsern Vorstellungen von Gott nie über einen verfeinerten Anthropomorphismus hinaus. Flügel betrachtet nun eins der schwierigsten Wunder der evangelischen Geschichte, die Verwandlung des Wassers in Wein, und bemerkt:

Alle Elemente, welche zur Bildung des Weins erforderlich sind, finden sich im Wasser, in der Erde und in der uns umgebenden Luft vollständig vor. Um Wein zu geben, kommt es nur darauf an, daß sie aus diesen ihren Verbindungen ausgeschieden und dann von neuem in gehöriger Weise miteinander verbunden werden. Wie, wenn es irgendeinen andern Proceß gäbe als den gemeinen Naturproceß, mittels dessen es möglich wäre, jene Grundelemente des Weins auf die nämlichen Zustände zu bringen, die ihm erforderlich sind? Dann bedürften wir nicht der Weinrebe, des Kelterns, der Gärung und Ablagerung. Man darf nicht meinen, daß jedes Naturereigniß bloß auf eine Weise geschehen könne; oft gibt es noch andere, vielleicht gar kürzere Wege, um das Nämliche zu erzielen. [Das ist ja Lushanzen's bescheidener Naturproceß!] Die menschliche Industrie stellt oft ein dem Wein täuschend ähnliches Getränk her, ohne daß darin ein Tröpfchen Traubenjaft enthalten war.

Ähnlich macht Neander den Wein zu Kana zu einem stark mineralhaltigen Wasser. Aus einer Anmerkung erfahren wir, daß Laute in seiner „Religionsphilosophie“ in ähnlicher Weise alle Wunder Jesu besprochen hat. Ueber das Hochzeitswunder in Kana bemerkt Laute:

Das Evangelium sagt, Wasser wurde in Wein verwandelt; jedoch behauptet es nicht, daß die umschließende Luft, die Wärme und das Licht des Himmels von dem Wasser abgesperrt blieben; ebenso wenig fehlte es an Kohlenstoff, auch nicht an Stickstoff, zumal wo viele Menschen wie auf einer Hochzeit beisammen waren, um den Wein in Gärung zu bringen. Alle Weinelemente finden sich schon in der bloßen Atmosphäre und schweben in ihr frei umher, so daß es sogar eine große Verablassung von selten des Himmels zu den gewöhnlichen Vorstellungen der Menschen gewesen ist, daß er nicht geradezu Wein aus der Luft herabregnen, sondern ihn aus Wasserkrügen schöpfen ließ. Das Wasser diente dem Wunder allein zur Anknüpfung und vertrat

bei ihm die Stelle des Weinstocks. Der Wunderwein ist so vorzüglich gut ausgefallen, weil alle schleimigen, rohzuckerartigen, unreifen, harten und herben Theile, welche dem Pflanzenwein gewöhnlich anhaften, hier gänzlich wegfielen u. s. w.

Ein tiefer Blick in die Natur! Sieht denn der Verfasser nicht, daß, wollte man auch seine Hypothese annehmen, das Wunderbare eben darin besteht, daß die neue Verbindung der bekannten Bedingungen ohne alle Handanlegung bloß durch den Willen Jesu und zwar in außerordentlich kurzer Zeit erfolgt wäre? Wo bleibt denn hier die Ähnlichkeit des göttlichen Wirkens mit dem menschlichen, wo der Schluß a minore ad majus, wenn das göttliche Wirken ohne alle Arbeit und Anstrengung vor sich geht? Außerdem vergleiche der Verfasser gegen seine Umdeutung, nicht Rettung des Wunders, was Strauß über diese „keineswegs neue“ Hypothese im „Leben Jesu“ bei dem Hochzeitswunder von Kana vorgebracht hat.

Weit gelungener und wirklich reich an treffenden Bemerkungen ist die nachfolgende Untersuchung, die sich weit mehr abwehrend als billigend gegen die bezüglichen Aufstellungen der modernen theologischen Speculation verhält. Der Verfasser sagt:

Hätte man erkannt, daß es eigentlich nur die Alternative gibt, entweder einen überweltlichen Gott anzunehmen, dessen Substanz nicht die Substanz der Welt ist, oder einen mit der Welt identischen Gott, so würde die Wissenschaft, namentlich die Philosophie und speculative Theologie längst auf bessern Bahnen sein und auf festern Grundlagen ruhen. Auch hier beständig es sich: veritas citius ex errore, quam ex confusione emergit. Der Name der Immanenz hat, wie eine Zauberformel, die Philosophie und speculative Theologie der Neuzeit in eine Verwirrung gesetzt, aus welcher sie sich nicht so bald wieder zu erholen scheint.

Der Verfasser wendet sich mit scharfer Kritik gegen diesen proteischen Begriff, bei dem nicht nur das Wunder, sondern auch das Wesen Gottes zu kurz kommt. Er kommt zu dem Ergebnis, daß nur die theistische Lehre, wonach die Natur zwar selbständig, von dem außerweltlichen Gott geschieden, aber doch beständig mit ihm verbunden ist, und Gott als allwissend und allmächtig, als persönlich, frei und lebendig aufgefaßt wird, daß nur ein solcher Theismus dem Begriff einer Schöpfung wie des Wunders einen haltbaren Sinn gibt. Dieser Abschnitt ist gegen unklare Confusionstheorien gerichtet und von diesem Gesichtspunkt aus sehr zu empfehlen.

Auch der zweite Abschnitt des Buchs zeugt von bedeutendem Scharfsinn und dient vielleicht manchem dazu, sich auf dem betreffenden Gebiet zu orientiren. Der Verfasser sucht, durchaus in apologetischem Interesse, zu beweisen, daß weder in dem menschlichen Selbstbewußtsein als solchem, noch in einzelnen Momenten desselben eine Unterlage geboten werde, auf welcher mit Sicherheit und Evidenz auf das Dasein Gottes geschlossen werden könne. Die menschliche Seele ist ihm eine tabula rasa, welche von außen her, d. h. durch übernatürliche göttliche Offenbarung beschrieben wird. Unter den Beweisen für das Dasein Gottes erkennt er nur dem teleologischen eine gewisse Beweisraft zu. Dieser Beweis eignet sich nach ihm zur Unterstützung des Offenbarungsglaubens und der christlichen Schöpfungslehre (S. 165) sowie auch der Möglichkeit der Wunder. Hätte der Verfasser nur den

teleologischen Charakter des Wunders mehr ins Auge gefaßt und zwischen den Wundern bestimmter unterschieden, zu welchem Zweck freilich das Hochzeitswunder in Kana am wenigsten als Vertreter des Wunderbegriffs überhaupt hätte angeführt werden dürfen! Damit ist die Sache doch nicht abgemacht, daß man sagt, es sei Gottes Absicht gewesen, den Menschen durch Christus zu helfen, er habe aber vorausgesehen, daß Christus ohne Wunder seine Sendung nicht würde erfüllen können, daher die Wunder Christi um der Schwäche der Menschen willen geschehen seien. So betrachtet hätte das Wunder nur eine vorübergehende Bedeutung. Der Verfasser hätte, wie oben bemerkt, auch das Wunder in den Dogmen,

z. B. Menschwerdung Gottes, Auferstehung Christi, künftige Auferstehung ins Auge fassen und im Zusammenhang mit der Gottesidee würdigen sollen. Ueber der Lehre von Gott kommt die Wunderlehre und Wunderteleologie zu kurz. Wir hätten noch über einige Punkte mit dem Verfasser zu rechten, z. B. über das von ihm übergangene Verhältnis der christlichen Offenbarung zu den nichtchristlichen Religionen, und über die von ihm behauptete allgemeine Faßlichkeit der christlichen Offenbarungslehre. Doch sei es an dem Bisherigen genug. Wir empfehlen das Buch nochmals allen, denen es um Selbstständigkeit, Klarheit und Folgerichtigkeit in ihren wissenschaftlichen Ueberzeugungen zu thun ist. Eustav Hauff.

Feuilleton.

Neue Auflagen.

Von dem vortrefflichen Werke: „Der Wald, den Freunden und Pflägern des Waldes geschildert von E. A. Koszmäxler“, ist eine zweite, von M. Willkomm durchgesehene, ergänzte und verbesserte Auflage (Leipzig, C. F. Winter, 1871) erschienen. Man darf dem Bearbeiter der neuen Auflage wohl zustimmen, wenn er in dem Vorwort sagt, daß die Literatur keiner andern Nation ein ähnliches Buch aufzuweisen habe, und daß sein Verfasser durch dasselbe allen Gebildeten, welche der deutschen Sprache mächtig sind, ein unvergleichliches Hülfsmittel in die Hand gegeben habe, um sich eine klare Einsicht in das Wesen der Forstwirtschaft zu verschaffen und die hohe national-ökonomische Bedeutung des Waldes verstehen zu lernen. Willkomm hat sich darauf beschränkt, nur solche Stellen des Textes zu ändern, deren Darstellung dem gegenwärtigen Stande der Pflanzenphysiologie entschieden widersprach, und es sonst vorgezogen, etwaige Meinungsverschiedenheiten sowie ergänzende Zusätze in Anmerkungen unter dem Texte beizufügen. Eine Umgestaltung haben namentlich die Abschnitte über den Bau und das Leben des Baums erfahren.

Das Buch von Koszmäxler ist nach allen Seiten hin eine Bereicherung unserer Literatur; es athmet einen poetischen Hauch, der unsere oft sehr im Blinden tappende Waldlyrik beschämen könnte, ohne im mindesten in leichtes belletristisches Geschwätz zu verfallen. Einzelne Abschnitte, wie die über „Die Architektur der Waldbäume“, über „Die Formen des Waldes“, würden jeder Aesthetik zur Zier gereichen und sind zugleich mit den durch seltene Treue ausgezeichneten Kupferstichen den Landschaftsmalern zu empfehlen. Die Beschreibung der einzelnen Bäume, durch Holzschnitte, welche Blatt, Blüte, Befruchtungsorgane, Früchte u. s. f. darstellen, gibt eine durchaus klare Anschauung; so sind z. B. Fichte und Tanne so scharf in ihren Unterschieden geschildert, daß die von vielen Laien beliebte Verwechslung nach Durchlesung dieser Abschnitte zur Unmöglichkeit wird. Doch auch die Grundzüge der Forstwissenschaft werden in einleuchtender Weise auseinandergesetzt; das Werk ist gründlich nach allen Seiten hin, ohne die Gründlichkeit in ungesenkter Aufführung von Materialien, Kunstausdrücken, Citaten zur Schau zu tragen. Auch hat es sein sittliches Pathos: warme Begeisterung für den Wald und den Schutz dieses segenspendenden Naturheiligtums gegen jede Art unverständiger Verwüstung durchweht alle Abschnitte des Werks, das den Kreisen des gebildeten Publikums nicht warm genug empfohlen werden kann.

Von E. von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“, einem Werke, dessen Bedeutung d. Hl. zuerst von allen deutschen Journalen und den philosophischen Fachblättern vorgehend anerkannt haben, ist bereits eine neue Auflage erschienen (Berlin, C. Duncker 1871), was bei einer Schrift von solcher schweren Wucht des geistigen Inhalts immerhin als ein Ereignis betrachtet werden kann. Die bei aller Tiefe anziehende und durch zahlreiche Beispiele den Gedankengang erläuternde Dar-

stellung hat jedenfalls solche Anziehungskraft auf weitere Kreise ausgeübt. Die zweite Auflage hat mehrere nicht unwichtige Zusätze aufzuweisen: neue Auseinandersetzungen mit der Schopenhauer'schen Philosophie; mit dem Theismus über das eigene persönliche Bewußtsein Gottes, über die Tendenzen der neuen Philosophie, die nicht zur Entzweiung, sondern zur vollen Versöhnung mit dem Leben führen soll, über die Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens u. a. Der neuen Auflage ist ein größeres Register beigegeben, welches auch alles Thatsächliche, Empirische, z. B. aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, soweit es in dem Werke selbst erwähnt wird, enthält. Wir zweifeln nicht, daß die neue Auflage dieser aus dem Reich gegebener Erfahrung zu den Höhen der Metaphysik sich fortentwickelnden Philosophie in noch weitem Kreisen als die erste Anklang finden wird. Es liegt schon in der Aufnahme der ersten einschlagende Widerlegung der Anschuldigung, welche unser deutsches Publikum der Gegenwart der Antheillosigkeit in philosophischen Dingen zeih.

In einer Gesamtanfrage erscheinen Ferdinand Freiligrath's Dichtungen (6 Bde., Stuttgart, Göschen). Von den vorliegenden Bänden enthält der erste diejenigen Gedichte, welche die Muse Freiligrath's zuerst zum Liebigen des deutschen Publikums gemacht haben — die prächtigen, stimmungsvollen, erotischen Schilderungen. Der zweite Band bringt die Uebersetzungen aus neuern französischen, englischen, italienischen Dichtern, Proben einer seltenen, glänzenden Formgewandtheit, und die Sammlung: „Zwischen den Garben“; der dritte wiederum Uebersetzungen englischer Gedichte aus neuerer Zeit; der vierte eigene Gedichte aus den Jahren 1852—70, darunter die vollständig gewordenen prächtigen Kriegeslieder, dann Uebersetzungen neuer Dichter, namentlich aber Victor Hugo's. Fast muß man befürchten, daß in der Gesamtanfrage die secundäre Thätigkeit des Uebersetzers, und zwar eines ausgezeichneten Uebersetzers, wenigstens dem Umfang nach, die eigene Production des Dichters in den Schatten drängt. Diese ist stets eine sehr mächtige gewesen; doch in der Beschränkung zeigt sich der Meister; sie hat dafür unserer Nationalliteratur Bleibendes geschaffen.

Johannes Rothe's Gedicht von der heiligen Elisabeth.

Johannes Rothe, den man nicht mit Unrecht den Herodot des thüringer Landes genannt hat, ist in letzter Zeit vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen. Vor allen hat Fedor Bach in Pfeiffer's „Germania“ eine Reihe von Abhandlungen über ihn und über seine beiden Werke, die Thüringische Chronik und das Gedicht von der heiligen Elisabeth veröffentlicht, welche zu den überraschendsten Ergebnissen führten und außer den historischen und biographischen Verhältnissen auch die Sprache dieses Schriftstellers in eingehender Weise berücksichtigten. Ueber „Das Leben der heiligen Elisabeth von

Johannes Rothe" speciell handelte zuletzt August Witzschel im jüngst erschienenen vierten und letzten Hefte des siebenbändigen der „Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde“ (Jena, Frommann, 1870). Witzschel bekräftigt die allgemeine Ansicht, daß beide Werke, die Chronik und das Gedicht, wirklich von Johannes Rothe herrühren; dagegen tritt er der Aeußerung Silencron's, daß das Gedicht das ältere Werk sei, entgegen und sucht aus dem Prolog, der verschiednen Überlieferung ist, sodann aus einer großen Menge von einzelnen Stellen den Beweis zu führen, daß Rothe umgekehrt die Legende nach der Chronik verfaßt habe. Diesem literarhistorischen Theile folgt in Witzschel's Aufsatz ein sprachlicher, der einen beachtenswerthen Beitrag zur Kenntniß des mitteldeutschen, speciell thüringischen Dialekts des 15. Jahrhunderts liefert, auf den um so mehr aufmerksam gemacht sein mag, als er sich in einer wenig verbreiteten Zeitschrift befindet.

Bibliographie.

Baur, W., 1813 und 1870. Ein Vortrag. Bremen, Müller. 1870. 2. 5 Ngr.
 Bernstorff, A. Graf v., Die evangelische Bewegung in Spanien. Reisebericht. Berlin, Matthies. 1870. 8. 5 Ngr.
 Billig, G., 1870. Die Furien des Krieges. Geschichtliche Darstellung der Ereignisse auf den deutsch-französischen Schlachtfeldern. Ein Gebetbuch für das deutsche Volk. 1ste und 2te Hef. Dresden, Görner u. Engelmann. 1870. 2. 2 1/2 Ngr.
 Bismarck-Schönhausen, Graf v., Neben. Ne Sammlung. Berlin, Kortkamp. Gr. 8. 20 Ngr.
 Biancacci, J. C., Das moderne Völkerrecht in dem französisch-deutschen Kriege von 1870. Eine Rectoratsrede. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 6 Ngr.
 Der neue deutsche Bund. Ein Beitrag zum Verständnis und zur Geschichte seiner Verfassung. Von einem Süddeutschen. Anhang: Die neue deutsche Bundesverfassung und die Verträge mit Bayern, Württemberg, Baden und Hessen. Stuttgart, Neiger. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.
 Carneri, B., Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
 Clason, O., Deutschland und die Kaiseridee. Eine historisch-politische Untersuchung. Bonn, A. Marcus. 1870. Gr. 8. 2 Ngr.
 Conci-Lieder von I. Paffenlob. Leipzig, Serig. 1870. 8. 5 Ngr.
 Deutschlands Felder oder der Kampf gegen Frankreich. Eine Chronik des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und zusammengestellt von einem früheren sächsischen Militär. 1ste und 2te Hef. Dresden, Münchmeyer. 4. a 3 Ngr.
 Dittich, W., „Das Va Banquet“ Louis Napoleons III. oder der Kampf mit Deutschlands Erbfeind. Gebetbuch des Krieges mit Frankreich im Jahre 1870. Dem deutschen Volke gewidmet. 1ste und 2te Hef. Dresden, Münchmeyer. 4. a 3 Ngr.
 Eifel, R., Sagenbuch des Bistgandes. Gera, Griesbach. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
 Entwürfen aus den Zuliferien. Die geheimen Papiere des zweiten Kaiserreichs, gesammelt und veröffentlicht von der durch die Regierung der nationalen Vertheidigung erwählten Commission. 1stes Hef. Berlin, Stabe. Gr. 8. 10 Ngr.
 In Feindesland. Ein Stück aus dem Krieg. Weimar, Geographisches Institut. 1870. 16. 5 Ngr.
 Feldbrief an deutsche Soldaten vom Verfasser des Kreuzuges gegen den Basken. (Alban Stolz.) Freiburg i. Br., Verber. Gr. 8. 20 Gr. 4 Ngr.
 Die deutsche Frage. Deren Entwicklung und Lösung. Rück- und Vorschau eines Unparteiischen. Leipzig, Serig. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Gaebele, H., In Kampf und Sieg. Gedichte. Rostock, Stiller. 16. 7 1/2 Ngr.
 Genfischen, D. F., Gedichte. Ne durchgesehene Aufl. Berlin, Grotzer. 1870. 16. 20 Ngr.
 Gottschall, R., Napoleon III. Eine biographische Studie. Ne vermehrte und verbesserte Aufl. Regnitz, Ruhlmech. 8. 15 Ngr.
 Hartmann, J., Schwaben-Spiegel aus alter und neuer Zeit. Stuttgart, Bogler u. Weinbauer. 8. 18 Ngr.
 Heigel, R., Des Kriegers Frau. Scene aus der Gegenwart. Berlin, Hoffar. Gr. 8. 20 Ngr.
 Hoffmann, F., Bilder römischen Lebens. Münster, Ruffell. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Hofmann, F., Ueber den Verlobungs- und den Trauring. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 6 Ngr.
 Im neuen Reich. Wochenchrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von A. Dove. 1ster Jahrgang. 1871. 32 Hrn. Leipzig, Ditzel. Gr. 8. Halbjährlich 4 Thlr.
 Kaiser, F., Ein Pfaffenleben. (Abraham a Sancta Clara.) Historischer Volkstroman. 1stes und 2tes Hef. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. a 5 Ngr.
 Kaiser, E., Deutschlands Feldentkampf 1870. Ein patriotisches Gebetbuch für Jung und Alt im ganzen deutschen Vaterlande. 1ster Thl. Eberfeld, Wittmann. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Kayser, G., Unter Palmen. Literaturbilder. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
 Karajan, T. Ritter v., Zu Seiffried Helbing und Ottaeker von Steiermark. Zwei Vorträge. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 4 Ngr.

Der Krieg des Jahres 1870. Vom militärischen Standpunkt dargestellt. Von ***. 1ste Hefte. (Bis zur Kapitulation von Sedan.) Berlin, E. Dunder. Gr. 8. 15 Ngr.
 Der deutsch-französischer Krieg 1870 in officiellen Kriegsnachrichten. Oldenburg, Schütze. 32. 5 Ngr.
 Der Krieg um Metz. Von einem preussischen General. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 5 Ngr.
 Ruffelle, A., Rapodium-Lieder. 3te, stark vermehrte Aufl. Bremen, Tannen. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.
 Ruger, J. G., Der deutsch-französischer Krieg im Jahre 1870 mit besonderer Rücksicht auf die Waffenthaten der sächsischen Corps. Ein patriotisches Gebetbuch. 1stes Hef. Von Ems bis Paris. Regnitz, Ruhlmech. 8. 6 Ngr.
 Reitenberger, Johanna, Eten. Gedichte. Mit einem Vorworte von H. Amerling. Graz. 1870. 8. 16 Ngr.
 Reyer, J., Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters. Neustadt a. d. S., Gottschid-Wittner. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.
 Reyer, O., und W. Scherer, Geschichte des Eisasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bilder aus dem politischen und geistlichen Leben der deutschen Westmark. In zusammenhängender Erzählung. 1ster Teil. Berlin, E. Dunder. Gr. 8. 15 Ngr.
 Reyer, L., Der jübische Kongreß in Ungarn, historisch beleuchtet. Beitrag zur Rechts-, Religions- und Kulturgeschichte. Pest, Kagner. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.
 Röwe, R., Gott und das All, Christenthum oder Professorenthum, eine ernste Anfrage an die Gewissen. Zugleich als Studie zur Zeitgeschichte mit Bezug auf Prof. Volkmar's jüngste Schriften. Zürich, Meyer. Gr. 8. 12 Ngr.
 Roewenthal, C., Das preussische Völker- Dresden-System und die europäische Föderativ-Republik der Zukunft. Zürich, Erdtrec. 8. 7 Ngr.
 Rudolph, F., Der Jesuiten Hölle oder Berrath über Berrath. Roman aus jüngster Zeit. 1ste und 2te Hef. Dresden, E. Hoff. Gr. 16. 2 1/2 Ngr.
 Rüdiger, G., Ludwig van Beethoven. Ein musikalischer Charakterbild. Leipzig, Tendler. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Michaelis, F., Kant vor und nach dem Jahre 1770. Eine Kritik der gläubigen Vernunft. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 1 Thlr.
 Rühlener, R., Zur Vorgeschichte des Krieges 1870. Halle, Herrmann. Gr. 8. 12 Ngr.
 Rühlens, J., Im Damm der Schuld. Roman. 3 Bde. Gumbinnen, Kranefeld. 8. 2 Thlr.
 Zürcher Aufsätze von F. Semperverens. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 16. 1 Thlr.
 Orisk, J. G., Laras Grigorievicz Sjewegenko, ein kleinrussischer Dichter. Dessen Lebenszüge sammt Anhang, bestehend aus Proben seiner Poesien, in freier Nachahmung. Czernowitz, Czernowit. Gr. 8. 8 Ngr.
 Osterwald, W., Deutschland's Auferstehung. Vaterländische Dichtungen aus dem Jahre 1870. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 20 Ngr.
 Pass, A., La grande nation in ihren Tugenden und Thaten von Anfang bis Ende des Krieges verglichen mit den Tugenden und Thaten des deutschen Volkes. Eine chronologische Zusammenstellung mit einem Vorworte. (1ste Abth.) Rassel, Kay. Gr. 8. 15 Ngr.
 Pfeiffer, L., Aus dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Rest eines Anhangs: Das rothe Kreuz und die „Schlachtenbummler“. Eßfen, Schettler. Gr. 8. 15 Ngr.
 Der italienische Raubzug über Rom im September 1870. Von einem Augenzeugen. Münster, Ruffell. 8. 15 Ngr.
 Reissmann, A., Lehrbuch der musikalischen Komposition. 2ter Bd. Die Instrumentationslehre. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 3 Thlr.
 Reumont, A., Pro Romano pontifice. Rückbild und Abwehr. Bonn, Henry. Gr. 8. 5 Ngr.
 Rußland und die Türkei. Von ***. Berlin, E. Dunder. Gr. 8. 5 Ngr.
 Schlotter, H., Ueber die Bewegung des Wassers in Leitungsröhren. Beweise für die Energie des Luftdruckes. Gera, Griesbach. Gr. 8. 10 Ngr.
 Schlafer, A., Herbstmonate in Oberitalien. Ne vermehrte Aufl. Oldenburg, Schütze. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Stark, C., König Lear. Eine psychiatrische Shakspere-Studie für das gebildete Publicum. Stuttgart, Lindemann. Gr. 16. 18 Ngr.
 Stollberg, A. Graf zu, Rom's Septembertage im Jahre 1870. Aus verschiedenen Berichten zusammengestellt. Soeff, Rasse. 1870. 8. 5 Ngr.
 Struve, G., Ein's Fürsten Jugendliebe. Drama. Wien, Wallishausser. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.
 Tilly, J. B., Athens dreißig Tyrannen. Roman. Pest, Kauffer. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
 Trautmann, F., Asten und Rosen, Disteln und Mimosen. Aus der Kriegszeit 1870. Berlin, Ripperheide. 1870. 16. 5 Ngr.
 Bay, Catharina, Adelma Bay und Lbba Bay, Weiß, Kraft und Stoff. Wien, Lehner. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.
 Weiß, R., Geschichte der Stadt Wien. 1ste Hef. Wien, Lehner. Gr. 8. 10 Ngr.
 Wiede, J. v., Kriegsbilder des Jahres 1870. Hannover, Kämpfer. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Wegand, W., Euboria, Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II. Ein culturhistorisches Bild zur Vermittelung des Humanismus und des Christenthums. Worms, Krüger. Gr. 8. 10 Ngr.
 Offene Wunden oesterreichisch-ungarischer Volkswirtschaft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.
 Zapp, Geschichte des Krieges 1870. Ein Gebetbuch unter Benennung sämtlicher amtlichen deutschen und französischen Depeschen und Schriftstücke, sowie der bedeutendsten Correspondenzen bearbeitet. (Bis zur Gerührung von Paris.) Berlin, Weiß. 8. 10 Ngr.
 Zinzow, A., Sineta und Palastote, der nordische Tell. Pyritz, Bode. Gr. 8. 15 Ngr.

A n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der
Schätze der deutschen Nationalliteratur,
von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart heraus-
gegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von
Bartsch, Biedermann, Buchner, Carriere, Dünker, Ebeling,
Frenzel, Gerwinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler,
Hermann Kurz, Max Müller, Moriz Müller, Oesterley,
Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Söl-
ner und Andern. 3

Soeben erschien der 30. Band:
**Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und
Lieder.** Mit Einleitung herausgegeben von Karl
Biedermann.

Die erschienenen Bände (1—29) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Dünker;
Musäus's Volksmärchen, von Moriz Müller (Doppelband);
Kortum's Johstade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose, Poetisches Tagebuch, von
Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, von
Hettner;
 Wieland's Oberon, von Köhler;
Kaiser Müller's Dichtungen, von Hettner (zwei Theile);
Körner's Peier und Schwert, Iriny, Rosamunde, von
Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner (zwei Theile);
Herder's Eid, von Julian Schmidt und Karoline
Michaëlis;
Senne's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte von Max Müller (zwei Theile);
Goethe's Faust, von Carriere (zwei Theile);
Bürger's Gedichte, von Tittmann (Doppelband);
Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, von Julian
Schmidt (drei Bände);
Bosch' Luise, Idyllen, von Goedeke;
Schleiermacher's Monologen, Die Weihnachtsfeier, von Carl
Schwarz;
Mosès Mendelssohn's Phädon, Jerusalem, von Arnold
Bodel.
Hölty's Gedichte, von Karl Palm.

Ein Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwand-
band 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind
nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen 30 Bände sind nebst einem Prospect
über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Ferdinand
Freiligrath, Otto Gildemeister, Georg Herwegh,
Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Friedrich Bodenstedt.

In 38 Bändchen. Jedes Bändchen geh. 5 Ngr., cart. 7 1/2 Ngr.
30. und 31. Bändchen.

Das Wintermärchen. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Perikles, Fürst von Tyrus. Uebersetzt von Nico-
laus Delius.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den nam-
haftesten deutschen Dichtern und Textkritikern herausgegebenen
neuen Shakespeare-Uebersetzung sind allgemein anerkannt, wes-
halb die Ausgabe sich auch einer fortwährend steigenden Ver-
breitung erfreut. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges
Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden An-
merkungen. Die noch fehlenden 7 Bändchen befinden sich be-
reits im Druck, so daß die Sammlung binnen kurzem vollstän-
dig vorliegen wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philosophisch-ästhetische Studien von
Victor Granella.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, Pfarrer W. Langemann in Unkel, hat in den
religiösen Gedankenreihen dieses Buchs — das sich bereits zahl-
reiche Freunde erworben hat — mit tiefer Einsicht auf den
Dualismus zwischen der Geistesfreiheit des Evangeliums
und der Unfreiheit des kirchlichen Standpunkts hin-
gewiesen und die Ideale ewiger Wahrheit, Schönheit und Liebe
mit durchsichtiger Klarheit beleuchtet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr.,
auf Belinpapier 5 Thlr.

Als neue Fortsetzung des Werks erschien soeben der 90.
Theil der I. Section (A—G) enthaltend die Artikel Gregorius
(Heilige, Kirchenväter und Gelehrte) — Grezin.

Die Artikel über Griechenland sind bereits in den Thei-
len 80—87, von welchen auch eine Separatausgabe erschien,
enthalten.

Früheren Subscribenten auf das Werk, welchen eine
größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als
Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten
Bedingungen zugesichert.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 10. —

2. März 1871.

Inhalt: Komische Epen. Von Rudolf Gottschall. — Zur Kant'schen Philosophie. Von Eduard von Hartmann. — Romane und Novellen. (Beschluß.) — Deutsche Lustspiele. Von Emil Stricker-Samsweg. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Komische Epen.

1. Durch alle Wetter. Roman in Versen von Adolf Friedrich von Schack. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Verz. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Besch Parbel. Ein modernes Epos in zehn Gesängen. Hilpah und Schalum. Eine vorläufige Geschichte, gesungen in der langathmigen, geschwürkelten, chinesischen grünen Theeweis. Von Julius Grosse. Halle, Barthel. 1871. 16. 10 Ngr.
3. Die moderne Gesellschaft. Episches Gedicht von Ludwig von Mertens. Hamburg, J. F. Richter. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Die Kouifade oder Napoleon III. Ein grotesk-komisches Heldengedicht von Wilhelm Andraé. Mit einem Titelbilde und 38 Illustrationen von Arnold Schröder. Berlin, Lipperheide. 1870. Gr. 16. 17½ Ngr.
5. Der Heedelberger-Dräger-Wachtmeister. Ein humoristisch-satirisches Saldotatbild von Heinz Dewils. München, Braun und Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Das in der „Poetik“ des Unterzeichneten empfohlene Genre des komischen Epos findet in der Gegenwart immer lebhaftere Pflege. Wir haben erst vor kurzem das humoristische Epos von Ernst Eckstein: „Schack die Königin“, besprochen; wir können heute wieder mehrere komische Epen, zum Theil von namhaften Autoren, verzeichnen. Freilich, einen sichern Stil hat diese Gattung noch immer nicht aufzuweisen; die Dichter experimentiren mit den verschiedensten Formen. Die komische Mythologie mit ihrer satirischen Erfindung wird von ihnen verschmätzt; was sie geben, sind meistens humoristische Novellen in Versen, in denen einfache Begebnisse durch die Arabesken einer nach allen Weltgegenden hinausschweifenden Komik einen frisch-glänzenden Barockrahmen finden. Alle Vers- und Reimformen blühen uns dabei im bunten Strauß entgegen, ottave rime, vierfüßige Trochäen und sechsfüßige Jamben, während wir jene freien Oberonstrophen oder die Jamben, in denen Wieland die Satiren des Horaz übersetzt hat, gereimte Jamben mit wechselnden Füßen, für das geeignetste Versmaß halten.

1871. 10.

Was die bedeutendste dieser Dichtungen, den Roman in Versen: „Durch alle Wetter“, von Adolf Friedrich von Schack (Nr. 1), betrifft, so könnte man zweifelhaft sein, ob sie in den Bereich der komischen Epen gehöre, da der Inhalt allgemein poetischer Art und der Stoff der Stoff einer Novelle ist. Doch sowohl die Behandlungsweise des Dichters, welche sich alle Freiheiten eines in den letzten Arabesken sich ergehenden Humors nimmt, durch fortwährende Interpolationen und durch das witzige Spiel mit dem Entlegensten erheiternde Wirkungen erzielt, als auch einige der wichtigsten Katastrophen der Handlung, denen, wie der ersten und zweiten Entführung der Helbin durch den Liebhaber und den Theaterentrepreneur, ein stark komisches Element beigelegt ist, lassen wol keine Zweifel übrig, daß die Kubrik des komischen Epos auch für diese Dichtung zupassend ist. Freilich, man muß sich der tiefpoetischen Episode der Haydee in Byron's „Don Juan“ erinnern, um die glänzenden dichterischen Partien dieser silberwandten Schöpfung Friedrich von Schack's auch innerhalb eines humoristischen Epos für berechtigt zu erklären.

Die Vorzüge der Dichtung sind in erster Linie Vorzüge descriptiver Art, welche mit Freiligrath's exotischem Colorit wetteifern. Mit seltener Formgewandtheit vereinigt sich eine Pracht der Farbengebung, wie sie nur aus vollkommener Herrschaft über den Stoff, aus genauer Kenntniß fremder Landschaft und ihrer Eigenthümlichkeit hervorzugehen vermag. In dieser Hinsicht sind besonders zwei Gesänge: „Die Pacific-Eisenbahn“ und „Im Urwald“, als vorzüglich hervorzuheben. „Die Pacific-Eisenbahn“ enthält die glänzendsten Schilderungen, und „Im Urwald“ ist eine Walbidylle, welche sich mit der Strandidylle in Byron's „Don Juan“ messen darf. Das Vorurtheil gegen die Landschafterei, das der Dichter selbst in satirischen Versen bekämpft, ist doch nur dann berechtigt, wenn es sich um gereimte naturwissenschaftliche Beschrei-

19

bungen handelt, ohne stimmungsvollen Hauch, ohne tieferes Naturempfinden. Ist dies letztere, ist der Einklang mit der Weltseele vorhanden, dann gehört solche Naturpoesie zu den höchsten Gattungen der Lyrik.

Wir könnten zahlreiche Proben solcher meisterlicher tropischer Schilderungen aus der Dichtung vorführen, denn wir brauchen nur ins Volk zu greifen; wir führen indes nur die Schilderung der Tropennacht und des Tropenmorgens an:

O dieses Blau, ein nie erschöpfter Brunnen
Von Glanz und Licht, ein Strahlenocean,
In ewig-sel'ge Klarheit hingeronnen,
So rein, wie es die ersten Menschen sahn!
Und leuchtend, funkelnd droben, groß wie Sonnen,
Das silberne Gewölbe des Magellan,
Und der Centaur und jenes Kreuz, das hehre,
Der Segler Leitstern durch des Südens Meere!

Die ehemals, ihr göttlichen Gebilde,
Am Himmel unsers Nordens ihr gekreist,
Warum, nur noch die tropischen Gefilde
Erleuchtend, ließt ihr unsre Nacht verwaist?
So wie verirrete Schiffer, wenn durch wilde
Sturmnacht kein Pol, kein Stern sich ihnen weiß,
Sehnt, euch zu schaun, vergebens sich ein später
Nachkomme der beglückten Aelterväter.

Gleich Fahnen einer großen Siegesfeier,
Die triumphirend über Grab und Tod
Selige schwingen, wehen Silberschleier
Hin durch den Himmel; aber dunkelroth
Im Osten glimmt's, wie wenn ein Feuerpeier
Aus seinem Krater Flammenausbruch droht,
Und bis an den Zenith empor schwingt, hohe
Pflanzgarben schleudernd, sich die glühnde Lohe.

Und herrlich hebt sich aus den Freudenfeuern
Der Mondesball in lauterem Strahlengold;
Blickt nicht, ihr Nordlandsjöhne, auf den euern,
Wenn ihr der Nächte König schauen wollt,
Seht diesen, der gleich einer ungeheuern
Leuchtkugel funkelnd durch den Himmel rollt,
Indessen Strahlengüsse, roth und grün
Und violett, nach allen Seiten sprühn!

Natt wird der Schein den anderen Gestirnen,
Und in der Kiste schimmernden Kryskallen
Aufleuchten Felserrassen, Wälder, Firnen,
Und bei der Strahlen Steigen oder Fallen
Scheint mit den Zaden, Strömen, Gletscherfirnen
Die Erde selbst zu wogen und zu wallen,
Daß Berg und Wald und eisgewölbte Dome
Zerrinnen in des Lichtes mächt'gem Strome.

Der Inhalt des Romans in Versen läßt sich mit wenigen Worten angeben. Ein junger Diplomat verliebt sich in eine Sängerin, entführt sie von der Bühne, noch im Costüm, reist mit ihr nach Baden-Baden, wo er verschiedene Duellabenteuer erlebt, und nach London, wo ein Theater-Inspector die Sängerin vi, clam et precario nach Amerika mit dem Schiffe entführt, welches das Paar nach Neapel bringen soll, während der Gesandtschaftsattaché eine unfreiwillige Spaziersfahrt in die entlegensten Gegenden von London und seiner Umgebung macht. Die Primadonna findet sich in ihr Schicksal so gut es gerade geht, concertirt in Amerika, reist nach San-Francisco über die Pacific-Eisenbahn, erlebt bei der Rückfahrt ein Erdbeben in Centralamerika und die obenerwähnte Urwaldsibylle. Ein junger Seecadet, der ihr von Newyork in platonischer Liebe folgt, ist der Mitgenosse all dieser

Abenteuer, ihr Pfleger und Ketter im Urwald; er legt, um ihr, ohne die Verleumdung herauszufordern, nach Europa folgen zu können, Frauenkleider an und begleitet sie nach Neapel, wohin sie die Sehnsucht nach dem einzig Geliebten treibt. Dieser hat inzwischen in Parthenope vergeblich die gefeierte Primadonna gesucht, ist bei einem Ausflug von Räubern gefangen genommen worden und erlebt dort Schauerliches, was zum Theil wahren Berichten aus den Kreisen des Brigantaggio entnommen ist, in der übertreibenden Darstellung aber einen stark parodistischen Beigeschmack erhält, wie die Anrufung der Autoren, welche die Musen des Räubertums vertreten, schon in Aussicht stellt:

Zum zweiten euch anruf' ich, Spieß und Cramer!
In dies Kapitel haucht des Geistes Kraft,
Mit der ihr manchen Tag voll wunderbarer
Entzückungen dem Gymnasiafen schaffst,
Indem er, statt aufs Schreibstift voll insamer
Vocabeln, auf die gelben Blätter gaffst
Und sich gehoben fühlst zu allen Himmeln,
Die all von Räubern und Banditen wimmeln.

Selbst den! ich an die Zeit mit Bonneschauer,
Als ich — es war, da ich in Tertio saß —
Die „Schandernächte an der Teufelsmauer“,
„Urach den Wilden“ mit Begeisterung las;
Als neben Spieß Homer uns nur ein stauer
Gesell schien und wir von der Ilias
Sehnsüchtig nach dem Rinaldini schielten,
Den wohlversteckt wir unterm Schultisch hielten.

Als dritten in der Zahl der hohen Meister
Noch nenn' ich dich, erhabner Vulpinus!
Nehmt diesen späten Dant, verklärte Geister,
Für den mir früh gebotenen Genuß
Und steht zur Seite mir als Hülfesleister,
Nun Victor's Schicksal ich berichten muß.
Authentisch, ich betheur' es, in exacten
Auszügen geb' ich alles nach den Acten.

Die Tochter des Räuberhauptmanns, Pippa, die den Kezer und Inglese anfangs mit Ruthenhieben mishandelt hat, verliebt sich in ihn, befreit ihn und folgt ihm in Knabenkleidern nach Neapel.

Da haben wir eine jener in symmetrischen Linien sich bewegenden Doppelhandlungen, wie sie die altenglische Dramatik liebt und die sich wie Doppelsterne um eine und dieselbe Achse der Erfindung drehen. Symmetrisch wird auch die Handlung dem Ziele zugeführt. Die Liebenden finden sich wieder; dem Entzücken folgt auf beiden Seiten Eifersucht über die zweideutige Begleitung, versuchter Selbstmord, wobei statt des Giftes nur ein Schlaftrunk gewählt wird, und endliche Versöhnung, indem der Seecadet und das Räubermädchen sich die Hand reichen.

Der „Roman in Versen“ ist reich an dichterischen Schönheiten ersten Ranges; wo die ernste Muse nicht mit vollen Accorden in die Saiten greift, da schüttelt ein weltweiter Humor das Kaleidoskop seiner bunten Bilder zu immer wechselnden Figurationen durcheinander; dem Dichter gehorchen die ottave rime bei allen kühnsten Wendungen ohne das geringste Widerstreben. Gegen die Gattung selbst könnte man vielleicht einwenden, daß die einheitliche Stimmung nicht durchweg gewahrt wird, daß durch den parodistischen Ton, der selbst die Hauptkatastrophen antränkelet, jene ernstere Theilnahme ausgeschlossen

ist, welche doch wieder die Hauptpersonen und die prachtvollen Zwischenspiele der poetischen Schilderung in Anspruch nehmen. Trotz dieser Ausstattung bleibt die Dichtung immerhin eine Perle unter unsern neuesten poetischen Productionen und stellt dem vielseitigen Talent des Dichters ein glänzendes Zeugniß aus.

Julius Grosse hat zu seinem Epos „Pesach Bardel“ (Nr. 2) den Trimeter gewählt, wahrscheinlich um durch den Gegensatz des volltönenden, pomphaften Verses zu dem leichtgeschürzten Inhalt einen parodistischen Reiz auszuüben, wie gleich der Eingang beweist:

Dem Pesach Bardel donnert dieses Heldenlied: —
Auf, feiert mit mir seinen Ruhm! War's auch ein Sohn
Des Judastammes — was läg' daran, wenn Romeo
Rosaisch war und Julia ein Kaufmannskind!
Ob Alalard verschossen war im Doctorhut —
Ob in Venedig Liebe koste ein Mohrenherz —
Ob Uriel Acosta selbst den Kopf verlor:
Gleich ebenbürtig taumelt echte Leidenschaft
Von Himmeln hoch zum tiefsten Seelenuntergang.
Geschliffne Dolche, Feuerwaffen, Schierlingslast,
Sie schaden, wie dem Juden, Christ und Muselman;
Doch aller Uebel größtes ist, wenn Amor's Pfeil
In Eulenblut der Pallas süßlich eingetaucht,
Davon uns Pesach Bardel ein Trampel gibt.
Er fiel durch Liebe! Philosophenstübchenluft
Anrünstete sein Heldenherz. Es ging dahin,
Wie Jordanrosen welken in dem Abendland.

Der Held ist ein Jude, als Waise und Gemeindefind in einem Indendorf aufwachsend. Wegen seiner guten Anlagen wird er von einer Association der vermöglichen Gemeindeglieder in die Stadt geschickt, um Wissenschaft zu studiren und gewaltig und hochberühmt zu werden:

Dem Nordpolfahrer oder Stockfischfänger gleich
Beschränkt mit Harpunen, leerer Tonnen Last:
So fährt nun Pesach Bardel aus auf Bildungsfang
Zur Restbenz, Kulturjud' und Gemeindefind.
Mit Garberob' gerüstet ist er, wie sich's ziemt.
Jedweder gab ein Stückchen her, wenn auch nicht neu,
Schwätzig doch durch Alter und im Sturm bewährt:
Ein Hut, ein Pelz, ein reichlich weiter Sonntagsfrack,
Dazu ein großer Siegelring mit rothem Stein,
Ein altes kostbar Kleinod, — auch zum Hausbedarf
Ein hübsches Tännchen Gänsefett nebst welchem Obst.
So fuhr nun Pesach Bardel wohlgerüstet aus
Zum Heringszug — zum Walfischfang der Wissenschaft.
Glückliche Reise! rufen wir dem Edeln zu.
Gar manche solcher Pesachs ziehen jährlich aus,
Gleichviel von welcher Confession und welchem Land.
Ihr aller Schicksal fing' ich hier im Urbild nur.

Was Pesach Bardel nun bei dieser Culturfahrt lernt und erlebt, das ist der Inhalt der humoristischen Dichtung, deren Gesänge Parzen, Furien und Musen auf ihrem Titellopf tragen. Pesach verliebt sich in die schöne christliche Kaufmannstochter Laura, macht ihr auf dem Rasenball eine Liebeserklärung, und als dieselbe wider Erwarten erfolglos bleibt, ergeht er sich in einer Strafpredigt, welche Tumult erregt und ihm eine Ohrfeige einträgt. Er verschwindet, kehrt aber wieder und schießt ein Terzerol ab auf die Glenden, die ihn gekränkt haben. Er kommt vors Schwurgericht, wird indeß freigesprochen. Später lebt er als Einsiedler in der Wildniß, nachdem er eine reiche Erbschaft gemacht. Laura besucht ihn dort; man liebt sich und lebt in freier Liebe zusammen. Pesach

wirkt als Theateragent, und stirbt vor Entzücken, als er vier Briefe von Meyerbeer, Offenbach, Rosenthal und Dawson erhält. Die Betheiligung der Koryphäen krönt sein Werk.

Man sieht, der Stoff ist dürftig genug; doch es ist ja das Recht der Komik, ein anscheinendes Nichts zu einem geistreich schimmernden Etwas herauszuputzen; daß das Culturjudenthum in des Wortes weiter Bedeutung durch das Theateragententhum vertreten ist, erscheint auch als eine wenig erschöpfende Beschränkung eines reichhaltigen Stoffes, es ließen sich demselben wol nach allen Seiten hin mehr bligende Facetten abschleifen. Die Behandlungsweise ist eine eigenthümliche; schlaghafter Witz und frischer Humor fehlt ihr, dagegen ist eine satirische Ader nicht zu verkennen, welche mit den Verstelzen ganz geschickte komische Gesticulationen macht. Die Verse sind dabei von tadelloser Correctheit, oft von ernstem Schwung, der eben durch die Nichtigkeit des Inhalts komisch wirkt. Die Fülle der Beziehungen erscheint bisweilen gesucht — namentlich dürfte sich kaum ein Name unserer neuesten Literatur finden, der nicht in diesen spielerischen Trimetern untergebracht wäre. Daß diese Verse oft dichterischen Hauch athmen, mag die folgende Stelle beweisen, die uns einen hellen Blick in Pesach's Inneres gewährt:

Pesach ist überglücklich. Niemand weiß es zwar.
Was liegt daran! Nun, Himmelszauber, steh mir bei,
Geheimes Liebesleben, dich zu schildern, ganz
So lieblich, so idyllisch, so verführerisch,
Wie solches ihm beschieden war. — O, lächelst nur
Ungläubig — ganz Unendliches hat er erlebt
In dieser Winterschneezzeit! War' es erlaubt,
Ich säng' euch wol von mancher süßen Wasserfahrt
Im blauen Golf. Von Ritterspielen säng' ich euch,
Von Falkenbeizen, Mummenschanz und Postturnier;
In blankem Stahle reiten licht die Ritter ein,
Auf Hestballonen schimmert bunt der Frauenfranz,
Zehn Ritter streckte Pesach in den Sand bereit,
Dann suchte er selbst mit Stieren kühn als Matador,
Und seine Dame reichete ihm den Siegespreis.
Von stiller Lage Landidyllen säng' ich euch
An blauen Seen des Hochgebirgs, im grünen Wald,
Wo Hliederdolben rauschen überm Farrenkraut,
Bergab im Thal Nußbäume blühen — die Wolken ziehn,
Und über Aehrenselbern summt ein Bienenschwarm.
Dort saß Herr Pesach, auf der Stirn den Erbeerkrantz,
Im Schoß der Heißgeliebten Haupt. So kostete sie,
Wie Rühchen mit dem edeln Graf in Kleist's Gedicht.
Und endlich säng' ich rauschender vom Wintersturm.
Schwarz steht der Wald. Auf weißen Bahnen geisterhaft
Hinsauft Geläut der Schlittenfahrt. Im Jodelpeß
Warm eingehüllt das Liebchen lacht — und hintenauf
Die Peitsche Pesach Bardel's knallt wie Feuerwerk.
Da stürmt ein Rudel Wölfe heran mit Nordgeheul,
Dann Schuß auf Schuß wie Bligesschrahl. Schon wälzen sich
Im blut'gen Schnee die Bestien. Und zum sichern Port
Errettet er sein süßes Gut aus Todesnoth. —

Das alles hat in Wahrheit unser Freund erlebt: —
Durch Leid und Freude ungetrennlich fühlt er sich
Mit Laura schon verbunden. Zwar ihr lacht er kaum,
Wie solches menschenmöglich sei, und wie's geschah.
Doch tröstet euch. Berarment wir an Thatendrang,
So sind wir an Gedanken reich. Genügsamkeit
Sie wütht uns jeden Selbentraum zur Wirklichkeit:
Im Geist allein hat Pesach alles dies erlebt;
Glückselig war er — hony soit, qui mal y pense —

Verlobt ist er mit Lanra längst auf Ewigkeit,
 Und sprach er auch kein Sterbenswörtlein noch mit ihr.
 Hohn jedem kalten Spötter, der die Aeheln züdt;
 Unschuld und Schuld, sie gelten nicht nach Thatbestand.
 Intelligenz, sie rechnet stets nach Möglichkeit;
 Imaginär sind überall Besitz und Recht.
 Betrachtet eure Schätze nur. Was ist? — Papier,
 Im besten Falle schimmerndes Metall, doch todt
 Und ungemessbar. Alles ist nur Anweisung,
 Die auf dem Markte der Natur nur eigener Werth
 Euch honorirt; den letzten Rest zahlt erst der Tod.
 Geht, richtet nicht den Splitter, die ihr Ballen tragt
 Im Aug' und oft im Herzen, was noch schlimmer ist.
 Nur der ist Narr, der ruhen läßt sein Kapital
 Und nicht die Zinsen nießbraucht in Behaglichkeit;
 Das nur ist wahrhaft Eigenthum, was unsichtbar
 Im Innern ruht. Und alles andre ist nur Tand.

Es ist indeß nicht zu leugnen, daß die parodistische
 Wirkung dieser Trimeter oft versagt, und daß wir dann
 nur den Eindruck einer etwas prätenstösen Formentunst
 erhalten, welche mit dem schleppenden Berggewand nichts-
 sagenden Staub aufwühlst.

Die vorläufige Geschichte: „Hilpah und Schalum“,
 ist in gereimten trochäischen Tetrametern geschrieben; sie
 ist im grotesken Stil gehalten, im Stil des „bezopften
 Grandiosen“. In jener Zeit blühte man mit siebzig Jahren
 zur Jungfrau auf; zweihundertfünfzig Jahre ist das
 Blütenalter; zehn Jahre trauert man um die Todten;
 siebzig Jahre lang klagt man um verlorene Liebe; und
 zu einem Diner geht man mit tausend Gästen, Kamelen
 und Elefanten, und feiert vierundzwanzig volle Monate
 lang das „seltene Fest“. Diese kolossalen Zahlen, wie
 sie die alten Indier auch in ihren ernstesten Götter- und
 Heldenliedern noch weit thurmhoher aufzuhäufen pflegen,
 geben dem Humor wol etwas Vorsündflutliches, decken
 aber seine Unkosten in ziemlich wohlfeiler Weise. Der
 Inhalt dieser „grünen Theeweis“ ist aus Addison's
 Zeitschrift „The spectator“ entnommen, die Liebe eines
 Riesen zu einer Riesin, des Schalum zur jugendschönen
 Hilpah, des Herrn der Berge zu der Herrin der Wiesen —
 eine Volksfage, welche offenbar eine naturmythologische
 Bedeutung hat und die Befruchtung des Flachlandes durch
 das Waldgebirge symbolisch ausdrückt. Auf dies Sinnig-
 Poetische legt indeß Grosse's Muse kein Gewicht, nur die
 groteske Einkleidung hat Anziehungskraft für sie, wie gleich
 die Einleitung beweist:

Dieses war im Lande China, in den quellenreichsten Strichen,
 Als in Schöpfungslindheit noch Jahraufende vorüberzölichen,
 An dem Fuß des Hochgebirges, seines Namens Terizah,
 War es, als vor fernem Sündflut Tagen Folgendes geschah:
 Von den hundertfünfzig Töchtern Hilpah's aus Cohn Geschlechte
 War die allerschönste Hilpah; blond war ihres Jopfes Flechte,
 Ohne Chignon höchst beträchtlich; Busen, Wangen, Kinn und
 Mund

Wie ihr Wuchs — in allem war sie ganz urzeitlich und
 gesund.
 Ihrer Füßchen, ihrer Händchen Maß, es war im Stil der
 Riesen,
 Und ingleichen vorsündflutlich war ihr Schnarchen und ihr
 Niesen.

Als mit siebzig Jahren rosig sie zur Jungfrau ausgeblüht,
 Ist wol manches Enachsohnes hundertjährig Herz erglüht.

Und unter den verschiedenen Moraletiketten, welche
 der Dichter seiner Erzählung am Schluß anheftet, fehlt

der Hinweis auf jenen poetischen Zug der wenn auch
 barock aufgepuzten chinesischen Volksfage:

Frage dich jedoch zum Schluß dieser nützlichen Geschichte
 Nach Moral und Sinn und Weisheit tief verborgen im Gedichte
 — Weisheit selbst noch vom Genuße fordert jeder kluge Mann,
 Daß er sich in gleichem Falle nutzbar was entnehmen kann —,
 Möcht' ich sagen: in der Liebe muß man siebzig Jahre leiden;
 Und zum andern: bei den Weibern kann nur Mammon rasch
 entscheiden;

Und zum dritten: Herzenswahl ist immer was Versüßliches;
 Oder schließlich: thu im Leide nimmer Ueberschwängliches,
 Sondern mach dich nützlich, sei's im Säen, sei's im Cultiviren,
 Eines Tags dann wird dein Schicksal ganz erstaunlich pro-
 speriren.

Freilich solche weise Lehren dünken dem Philister schal —
 Güt' er Hilpah sitzen lassen, schien ihm besser die Moral;
 Doch die edleren Naturen spiegeln sich an den Chinesen,
 Die mit Thränen heut zum Theetrank derlei alte Sagen lesen.
 Freund, dort pflücht' ich sie und geb' sie gleichsam dir als
 grünen Thee;

Willst du andres, willst du bessres, nun so lies die Odysee.
 Dir doch nah' ich nun mit Ehrfurcht, höchstgeschätzter Diebemeier;
 Laß sie ruhn auf deinem Grabe, meine ausgegangne Leier.
 Laß mich weihen deinen Namen dies beschreibene Gedicht,
 Unerreichbar schwebt dein Genius in Elysiums Rosenlicht!

Beide Gedichte sind feinsinnige, in formeller Hinsicht
 tabellose Schöpfungen, oft von treffender Wirkung im
 Ironischen und Satirischen. Doch sie haben gleichwol
 einen stark akademischen Zug, und dem Humor des Dich-
 ters fehlt das Urwüchsige. Der humoristische Nachdruck
 ruht mehr auf der Form als auf dem Inhalt.

Was das epische Gedicht von Ludwig von Merrens:
 „Die moderne Gesellschaft“ (Nr. 3), betrifft, so überwiegt
 in demselben auch die Satire und Ironie, die schon in
 dem Sprühregen der vierfüßigen reimlosen Trochäen nach
 Heine's Vorgang schälernd herniederplätschert. Im Grunde
 haben wir es auch hier mit einer Novelle in Versen zu
 thun, die zum Theil ganz ernste Anläufe nimmt und im
 ersten Gesang „Am Sterbebette der Mutter“ sogar mit
 elegischen Klängen beginnt. Ueber den Inhalt gibt die
 Vorrede Auskunft:

Dieses kurze Heldengedicht, mein lieber Leser, führt dich
 auf kein berühmtes Schlachtfeld und auch nicht in jene lau-
 schigen stillen Haine, welche romantische Liebe verklärt hat.
 Solche Dinge wären ja gänzlich wider den heutigen Geschmack,
 und ein Poet, welcher sich dagegen versündigen wollte, verdiente
 in den Augen des modernen Publicums ein Separatzimmer in
 der Dante'schen Hölle. Folge daher getroßt dem Helden dieses
 Gedichts in den Palast des plötzlich reich gewordenen Ver-
 waltungsrathes, in das Boudoir der schönen Dame, in das
 geheime Cabinet des Kirchenfürsten. Du wirst in diesen glän-
 zenden Gemächern manches bekannte Gesicht finden — — —
 Die moderne Gesellschaft, welcher auch du, lieber Leser, ange-
 hörst, ist eitel und blüht gern in den Spiegel, um sich selbst
 bewundern zu können. Dieses kleine Buch ist ein kleiner, ganz
 kleiner Spiegel —.

Der Held ist ein etwas socialistisch angeflogener
 Marquis Posa mit Pinsel und Palette, der für die
 arbeitenden Klassen die wärmsten Sympathien hegt, den
 Reichen und den Geistlichen gründlich die Wahrheit sagt,
 sich dabei aber fortwährend in den Salons und Boudoirs
 bewegt und zwar in den letztern mit besonderm Glück.
 Seiner Liebelei mit der Bankiersfrau von Meyer sind
 zahlreiche Trochäen gewidmet. Die etwas tragisch an-
 gelegte Frau von Gruber, eine Art von Potiphar, ver-
 giftet sich, als ihr der Vater nur seinen Mantel läßt,

Frau von Meyer liebt inzwischen anderweitig. Bemerkenswerth sind zwei Situationen des Gedichts. Die eine spielt in dem Cabinet des Kirchenfürsten, der sich in seinen Mußestunden mit der Lesung materialistischer Schriften beschäftigt und dafür einige heftige Philippiken von dem sittlich erzürnten Maler erleiden muß; die andere spielt im Park, wo der Maler einen Dichter, der sich eben mit Selbstmord beschäftigt hatte, vom Zweige abschneidet.

Wenn wir dies Gedicht mit den Mustern des römischen Epos, mit den Dichtungen von Boileau, Pope, auch Zacharia verglichen, so fällt uns als großer Unterschied auf — es fehlt in den neuen Epen die römische Situation, abgesehen von der römischen Mythologie, die wir keineswegs für veraltet erklären. Charaktere, Reflexionen — alles sollte sich um diese Grundlage der Handlung gruppieren, wie sich die Atome lagern um die Achse des Krystalls. Die Bedeutung jener kunstgerechten Muster ist inzwischen durch ein neues verbunkelt worden — durch Byron's „Don Juan“, dessen ins Breite ergossene Satire, dessen weltumfassender Conversationshumor schon den Abschluß des Gedichts vereitelte, das aber doch wenigstens alle die Geschosse seiner satirischen Mitrailleurien auf einen einzigen Punkt schleudert — auf die Sitte in der Liebe und die buntschillernde Mannichfaltigkeit derselben, welche ihre Gebote wieder ironisch auflöst. Der reflectirende Ton und die biographische Fassung ist seitdem in unsern römischen Epen Mode geworden, zu Ungunsten einer energischen Wirkung, die doch immer nur aus einer geschlossenen Handlung hervorgeht.

So ist auch in dem Gedicht von Mertens aller Nachdruck auf die satirischen Reflexionen zu legen, welche die novellistischen Begebenheiten umrahmen. Der Ton ist bald ironisch scherzend, wobei die Trochäen in der beliebten Heine'schen Manier behandelt sind, bald nimmt er Pathos an und sittlichen Ernst, wie in der monologischen Bergpredigt des Helben:

„Einen König nann' ich mich des Lebens!
Ueber Menschen meint' ich zu gebieten, und ich war ein Werkzeug ihrer Lüste, war und bin ein Spielball meiner Lüste.
Was ich Kühn erstrebt in stolzer, Siegesmuthiger Entrüstung,
Hab' ich nur erreicht durch Waffen,
Die der Starke, die der List'ge Schwingt,
Den Schwachen zu betriegen.
Nichts hab' ich erreicht und alles;
Denn im Kreise dreht die Welt sich,
Und gehoben aus dem Dunkel werd' ich,
Um ins Dunkel wieder zu versinken.
Meine Seele Sieht die Schatten schon des Abgrunds.“

„Gutes wollt' ich schaffen, unter Menschen in Erbarmung und in Reges Thatkraft aus dem Füllhorn Meiner Freude Freude schütten,
Ketten wollt' ich stolz zerbrechen Und des Elends fetsgewordne Ketten sprengen und zertrümmern.
Aber — ein moderner Hamlet Geh' ich thatenlos und zweifelnd Meinen Weg, vergeblich winkt mir Das Gespenst der bleichen Armuth,

Rasselt mit der rost'gen Kette Bettelnd um Erlösung — und ich Schwelge feig auf weichen Kissen.“

„Doch was such' ich hier auf Bergen?
In der Einsamkeit? Es treibt mich Das Gewissen, das Bewußtsein Meiner Nichtigkeit hervor aus Glänzendem Palaste. — Nirgends Find' ich Raft, ein ewig Suchen Doch nicht Finden ist das Schicksal Meines Herzens, unbefriedigt Blicb und bleibt mir stets die Seele.“

„Jähnend wollt' ich, in erträumter Riesenkraft, die Räder hemmen Jenes goldnen Wagens, der im Gleißenden Triumphe prunkend Die Gesellschaft, die moderne, Trägt und unter wucht'gen Rädern Rasch zermalmt, was ihm begegnet.
Ungebändigt sind die Roffe Jenes rollenden Palastes:
Selbstsucht, Hochmuth und Genußsucht, Reichthum, Bödsinn ist ihr Name.
Welch ein Gott kann sie bemeistern?
Und ich träumte sie zu knechten;
Nach dem Jügel griff ich, und ich Schwang mich kräftig auf den Wagen.
Ich — ein eitler Künstler! Und die Roffe zogen im Triumph mich,
Die Gesellschaft applaudirte.“

„Nichts hab' ich erreicht, gewagt nichts;
Ein Sardanapal im kleinen Schwelgt' ich, und — ich stehe rathlos.
Der Jahrtausende bedurft' es,
Bis der Mensch sich stolz emporhob Zum Gedanken seiner Freiheit Von den dunkeln Erdenmächten.
Der Jahrtausende bedurft' es,
Bis die Arbeit, nimmer rastend, Ihn zum Fürsten der Naturkraft Krönte; — doch die Menschenliebe, Thätiger Gemeinssinn wird ihn Erst zum Bürger dieser Erde Nach Jahrtausenden erheben.“

Die Diction hat oft Schwung und Geist; aber der Widerspruch zwischen den weltumgestaltenden Intentionen des Künstlers und seinem zwischen Malen, Lieben und Predigen getheilten Wirken macht einen römischen Eindruck, den der Dichter kaum beabsichtigt hat.

Anspruchsloser sind die beiden letzten Dichtungen, welche sich auf den Boden eines volkstümlichen Humors stellen und durch Naivetät und Mutterwitz zu wirken suchen.

„Die Louistade“ von Wilhelm Andrä (Nr. 4), der trotz des Titels keinen Wettgefang mit Camoëns wagt, sondern nur einen Pendant zu unserer deutschen „Johstade“ geben will, verherrlicht in Knittelversen das Leben Napoleon's III. und erinnert oft an die studentischen Kundengefänge und an die Lieder, die auf Rünpffel, Fieschi, den Bürgermeister Eschsch seinerzeit gedichtet wurden. Kapitel für Kapitel folgen wir der Biographie des Cäsars, und burleske Illustrationen, aus denen ein gesunder Mutterwitz bisweilen recht schalkhaft hervorblickt, erläutern uns die wunderbaren Begebenheiten. Diese „Louistade“ ist oft ganz amüsant und erfüllt damit ihren Zweck. Wir

theilen zur Probe den Bericht mit, den der Kaiser in einem Briefe an Eugenie über Lulu's erste Heldenthat erstattet:

„Liebe Eugenie! Ich thue dir kund und zu wissen,
Daß wir den Feind aus Saarbrücken geschmissen;
Saarbrücken ist eine rheinische Stadt,
Die als Festung kaum ihresgleichen hat.

„Dem Feinde war sehr schwer beizukommen,
Denn er hatte außerdem noch feste Stellung genommen
Hinter Schanzen, und Gott weiß wo noch —
Aber er mußte heraus aus dem Loch.

„Aber nicht nur durch die Festungswerke,
Sondern auch durch numerische Stärke
War er uns überlegen gar weit —
Nur nicht an Courage und Tapferkeit.

„Von den Chassepots und Kugelsprigen
Sah ich jede Kugel sitzen,
Ein Beweis, wie sicher man damit schießt,
Und wie gut jede der Waffen ist.

„Beide haben Wunder verrichtet
Und halbe Regimenter vernichtet,
Haben die feindlichen Truppen verwirrt
Und schon völlig demoralisirt.

„Es kann uns also gar nicht mißlingen,
Den Feind bald gänzlich zu bezwingen,
Zumal unserer Truppen Heldenmuth
Noch mehr Wunder als das Chassepot thut.

„Doch da ich einmal von Wundern berichte,
So vernimm noch folgende Wundergeschichte!
Die, das weiß ich sicher und fest,
Dir Freudenthränen auspreßt.

„Mit Genugthuung nämlich kann ich dir melden,
Daß der bravste von allen Helden
Unser Lulu war, der kleine Soldat,
Der die Bluttaufe erhalten hat.

„Er stand im dicksten Kugelregen
Ohne zu zucken und sich zu bewegen,
Er drehte die Mitrailkufe und war
Ausgesetzt der größten Gefahr;

„Sodas er bald getroffen wäre
Durch eine Kugel aus dem Händnadelgewehre;
Er hob sie aber auf ohne große Müh'
Und wird dir später mitbringen sie.

„Die Soldaten rings, sogar die alten,
Konnten sich der Thränen nicht enthalten
Und weinten vor Rührung ohn' Unterlaß,
Sodas das ganze Schlachtfeld wurde naß.“ —

Diese Zeilen, nachdem Eugenie sie vernommen,
Sind sofort in die Zeitungen gekommen,
Und das ganze Frankreich begann
Bitterlich zu weinen dann,

Und unternahm in seiner Rührung
Eine allgemeine Illuminirung,
Eugenie aber unternahm
Ein Dankopfer in Notre-Dame.

„Der Heedelberger-Dräger-Wachtmeister“ von Fein Dewils (Nr. 5) ist Kasernenpoesie und zugleich Dialekt-dichtung, zur größern Hälfte in kunstvollen Sonetten, deren rhythmische Architektur zu dem volkstümlichen Ton in offenbarem Widerspruch steht. Die soldatische Naivität kommt oft in sehr erheiternder brüsker Weise zum Durchbruch; doch das Gedicht ist viel zu lang für einen im ganzen dürftigen Stoff; denn des Wachtmeisters Heldenthaten sind gering, und die Genrebilder des soldatischen Friedenslebens, die Liebeleien, der Humor des Gamaschen-dienstes, die kleinen Vortheile, welche die Stellung mit sich bringt, die Familienbilder u. dgl. m. reichen für so ausgiebige Behandlung nicht aus. Das Werk zerfällt in mehrere sehr umfangreiche Abschnitte: „Der Wachtmeister im Friede“, „Der Wachtmeister im Krieg“, „Der Wachtmeister im Wirthshaus und im Tode“. Hieran folgt „Das Manuscript des Wachtmeisters“, offenbar nach dem Vorgang Schepffel's im „Trompeter von Sättigen“ gedichtet, welcher auch die Liebesflora seines Helden einen breiten Raum einnehmen läßt: „Des Wachtmeisters Soldate-, Wain- und Liebeslieder“, 145 an der Zahl, und „Des Wachtmeisters Spruch und Sporestich“. Es findet sich in dieser Blumenlese viel Schallhaftes und mütterlich-wichtig Naives, aber auch manches Triviale. Von den Sonetten, in denen die Biographie des Wachtmeisters geschrieben ist, theilen wir dasjenige mit, in welchem er, am ersten Abend nach dem Einrücken dem Stadtschreiber im Döhlen die Taktik und Strategie mit Schwefelhölzchen erklärt:

Was Taktik isch, will ich dir explizire:
Es isch die Kunst, das Kriegsvolk zu bewege,
Acht Stund des Tags mit ihm zurnt zu lege,
Und kimmt der Feend, den Kop nit zu verliere.

Als Regel gilt: erscht mußt du ufmarschire,
Und das zwar so, daß dir der Wind und Rege
Absollumang thut in den Rucke streeche;
Isch das geschehn, dann loßt du kananire!

Stellt sich der Feend in deine rechte Flanke,
Dann mußt du selbst dich eppes linksich stelle,
Und will er auch die linke nit verschone,

So dürfft du nit lang zaudre oder schwanke,
Dein scharfer Blick, man heeßt ihn den Coup Dölle,
Der gibt dir dann die nöth'ge Inschtruktione.

Das humoristische Gedicht wird unter den Anhängern der Dialektpoesie seine Freunde finden; wir können diesen Seitenströmungen unserer Nationalliteratur nur eine sehr eingeschränkte Bedeutung einräumen.

Rudolf Golttschall.

Zur Kant'schen Philosophie.

1. Kuno Fischer und sein Kant. Eine Entgegnung von Adolf Trendelenburg. Leipzig, Hirzel. 1869. Gr. 8. 8 Ngr.
2. Anti-Trendelenburg. Eine Gegenschrift von Kuno Fischer. Jena, Deistung. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Kant's Lehre von Raum und Zeit; Kuno Fischer und Adolf Trendelenburg. Von C. Grapengießer. Jena, F. Mauke. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.
4. Kuno Fischer und Trendelenburg von C. Bratuschek, in Bergmann's „Philosophischen Monatsheften“, Band 5, Heft 4. (Berlin, Löwenstein, 1870.)
5. Die metaphysische Grundanschauung Kant's, ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften und ihre philosophischen Gegner dargestellt und beurtheilt von H. Wolff. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 12 Ngr.

In meiner Besprechung der Liebmann'schen Schriften in Nr. 19 d. Bl. f. 1870 hatte ich gezeigt, wie wichtig eine Prüfung und Umgestaltung der Grundlagen der Kant'schen Philosophie sei, und schon dort auf Trendelenburg's Aufsatz: „Ueber eine Lücke in Kant's Beweis von der ausschließenden Subjectivität des Raums und der Zeit“ in dem 1867 erschienenen dritten Bande seiner „Historischen Beiträge“ hingewiesen, in welcher dieser eine schon in seinen „Logischen Untersuchungen“ niedergelegte, aber keineswegs ihm eigenthümliche Auffassung näher dargelegt und begründet hatte. Kuno Fischer beantwortete diese Darlegung in der zweiten Auflage seiner „Geschichte der neuern Philosophie“ im Jahre 1869 mit einigen ungeeigneten persönlichen Bemerkungen, welche nichts zur Sache beibrachten, aber sich sehr heftig gegen Trendelenburg's Vorwürfe verwahrten, daß Fischer seiner Darstellung Kant's Unkantisches beigemischt habe. Hierauf schrieb Trendelenburg die unter Nr. 1 genannte Broschüre, welche scharf, aber maßvoll und würdevoll zurückweist. Sein Gegner antwortete mit der Schrift unter Nr. 2 in heftiger und gereizter Weise. Beide Broschüren drehen sich nicht sowohl um die Kant'sche Principienfrage, als um das Kantische oder Unkantische der Fischer'schen Darstellung, was die Leser d. Bl. weniger interessieren dürfte. Namentlich bringt Fischer in seinem „Anti-Trendelenburg“ nicht das Geringste vor, um Trendelenburg's Einwürfe gegen die Kantischen Principien zu entkräften; offenbar hat er den Sinn dieser Einwürfe mißverstanden. Wenn dies einerseits mit Rücksicht auf die von Kant nur ausnahmsweise (Werke, ed. Rosenkranz, II, 719 fg.) gebrauchte und jedenfalls zweideutige Terminologie Trendelenburg's in dem fraglichen Aufsatz verzeihlich erscheint, so ist es doch andererseits um so wunderbarer, als Fischer's Meister Hegel in dieser Frage wesentlich denselben Standpunkt einnahm wie Trendelenburg. Aber Fischer documentirt seine Hinnegung nach der subjectiv-idealistischen Seite schon dadurch, daß er Kant zum Idealisten in einem Sinne stempelt, der noch weit über die erste Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“ hinausliegt und beinahe Fichte berührt. Dies läßt ihn denn die wahre Bedeutung Kant's so sehr verkennen, daß er glaubt, es bliebe von derselben gar nichts übrig, wenn Trendelenburg recht hätte.

Noch vor Fischer's Duplik erschien die Broschüre Nr. 3, deren Verfasser sich als einen Anhänger von Fries

bezeichnet. Er versteht die Bedeutung der Trendelenburg'schen Einwürfe und ihrer Konsequenzen durchaus nicht, oder erlaubt sich doch, ihrem angezeigten wahren Sinn zuwider, sie immer wieder mißzuverstehen in einer den Leser wahrhaft ermüdenden Weise. Das Beste aber ist, daß er selbst diejenigen Stellen seines Meisters Fries anführt, in welchen derselbe die Möglichkeit der Trendelenburg'schen Ansicht auf das Unzweideutigste ausspricht (Nr. 3, S. 60 und 64); obwol er das naive und ehrliche Geständniß hinzusetzt: „Ich gestehe, diesen Satz im Munde Fries' begreife ich nicht“ (S. 63), so weiß er sich doch mit der Nebenart zu trösten: „Duo si faciunt idem, non est idem.“ Wie kann man verlangen, daß er einen Satz im Munde und in der Sprache Trendelenburg's begreifen solle, den er im Munde und in der Sprache seines eigenen Meisters nicht begreift!

Einen ausgezeichneten vorläufigen Abschluß hat der ebenso unerquickliche als lehrreiche literarische Streit zwischen Fischer und Trendelenburg durch die Abhandlung Nr. 4 erhalten. Der Verfasser recapitulirt die Hauptpunkte der Differenz so übersichtlich, daß für den Leser dieser Abhandlung fast die Lektüre der Streitchriften selbst überflüssig erscheinen kann, und übt das Schiedsrichteramt zwischen den Streitenden mit gleichviel gründlicher Sachkenntniß, Klarheit, Prägnanz, Unparteilichkeit und selbständigem Denken, sodaß er z. B. in einigen Streitpunkten beiden Parteien unrecht gibt. Nur in einem Punkte will mir scheinen, daß er der Auffassung Fischer's nicht völlig gerecht wird, hinsichtlich der Größenbegriffe (z. B. Kreis) und Kategorien. Die erstern werden immer durch Abstraction erzeugt, gleichviel ob ich den Begriff von fertigen Einzelschauungen abstrahire, oder ob ich ihn geneitisch mit fortwährender Abstraction von der Singularität der productiven Anschauung erzeuge. Die letztern, d. h. die Kategorien, sind als bewußte Begriffe auch innere Abstractionen aus Einzelschauungen, unbeschadet des Umstandes, daß sie als unbewußte Ideen ein jenseit des Bewußtseins liegendes Prins der Einzelschauungen sind, aus denen das Bewußtsein sie abstrahirt. Dieser Erkenntniß stehen Kant und Fischer sehr nahe, was Trendelenburg und Bratuschek zu verkennen scheinen.

Die gut und klar geschriebene Inauguraldissertation Nr. 5 ist ein erfreuliches Zeichen für den tiefgreifenden und günstigen Einfluß Kant's auf die gegenwärtig studierende Jugend. Indem der Verfasser sich auf S. 38 fg. zu einer Umgestaltung und Ergänzung der Kant'schen Lehre genöthigt sieht, welche, von der Verschiedenheit des Ausdrucks abgesehen, wesentlich mit den Forderungen Trendelenburg's übereinstimmt, liefert er zugleich den praktischen Beweis für Kuno Fischer, daß eine mit der seinigen im Gegensatz stehende Auffassung Kant's die lebendige Bedeutung dieses Meisters für die Gegenwart keineswegs aufhebt sondern nur noch erhöht; denn er beweist zugleich mit Benutzung seiner gebiegenen Kenntnisse der neuesten Leistungen in der Physiologie der Sinneswahrnehmung, daß diese und nur diese Auffassung Kant's im Stande ist mit der naturwissenschaftlichen Denkweise

der Gegenwart sich in Uebereinstimmung zu setzen. Die kleine Schrift, die auf den fraglichen literarischen Streit keinen Bezug hat, ist zur Orientirung für Laien über die gegenwärtige Harmonie der Grundanschauungen von Philosophie und Naturwissenschaft in Bezug auf das Erkenntnißproblem bestens zu empfehlen.

Ich will nun zum Schluß versuchen, die wichtige Principienfrage, um die es sich in den besprochenen Schriften handelt, in gemeinverständlicher Form darzustellen.

Der naive Realismus, dem instinctiv noch heute jeder Ungebildete huldigt, zweifelt nicht daran, daß der gesehene Tisch der Tisch selber sei. Mag eine kindliche Wissenschaft die hier angenommene unmittelbare Berührung des Bewußtseins mit der jenseitigen Realität durch das Bild ausgestreckter geistiger Fühläden sich verdeutlichen, welche den Tisch erreichen, oder durch Ausstrahlungen des Tisches erklären, welche in den Wahrnehmenden hineinströmen, oder durch eine Combination beider Bilder — immer bleibt das bestehen, daß der Bewußtseinsinhalt mit den jenseitigen Dingen bis zu einem gewissen Grade identificirt wird. Erst Berkeley räumte im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Reste dieser kritiklosen Auffassung gründlich auf, indem er zeigte, daß alles Gesehene, Gefühlte, Gehörte u. s. w. nur Affectionen des Wahrnehmenden (ähnlich wie Lust und Schmerz), also ein durchaus subjectiver und idealer Inhalt der Function des Wahrnehmungsvermögens seien. Durch diese richtige Einsicht wurde nun offenbar die frühere naive Voraussetzung hinfällig, daß die Wahrnehmungsbilder zugleich die wirklichen Dinge seien; aber diese Consequenz entging Berkeley, und durch das irrthümliche Festhalten an diesem von ihm selbst widerlegten Satze kam er zu einem völlig verkehrten System. Er schloß nämlich so: Die Gesamtheit des Gesehenen, Gefühlten, Gehörten u. s. w. ist subjectiv-idealer Vorstellungsinhalt; die Gesamtheit des Gesehenen, Gefühlten, Gehörten u. s. w. ist die Gesamtheit des Wirklichen; folglich ist der subjectiv-ideale Vorstellungsinhalt die Gesamtheit des Wirklichen; d. h. mit andern Worten: es gibt nichts als die vorstellenden Subjecte mit ihren Vorstellungswelten, und keinesfalls gibt es Dinge außerhalb oder jenseit der menschlichen Vorstellung.

Hiermit war dem einseitigen Realismus ein ebenso einseitiger subjectiver Idealismus entgegengestellt, und Kant fand die Aufgabe vor, zwischen beiden die rechte Vermittelung zu finden. Er löste dieselbe, indem er die coordinirte Berechtigung des Wahrnehmungsbildes und des jenseit der Wahrnehmung liegenden Dinges an sich aussprach; aber er traf nicht die rechte Mitte, sondern neigte, besonders in der ersten Auflage seiner „Vernunftkritik“, so sehr nach der Seite des Idealismus hinüber, daß Fichte das Recht hatte, als die wahre Consequenz der Kant'schen Voraussetzungen den reinen Idealismus in einer Berkeley noch übertreffenden Einseitigkeit zu entwickeln.

Der Grund für dieses Verfehlen der rechten Mitte war der, daß auch Kant sich noch nicht ganz von dem gemeinen Vorurtheil, das wir als ein dem naiven Realismus und dem Berkeley'schen Idealismus gemeinsames erkannten, losgesagt hatte, daß nämlich das Gesehene, Gefühlte u. s. w. das Wirkliche sei, daß den Wahrneh-

mungsbildern Realität zukomme, welche doch bloß den Dingen selber eignet. Freilich haben die Wahrnehmungsbilder ein reales Dasein als Inhalt der real existirenden Vorstellungen eines real existirenden Subjects; aber nach dieser Realität fragt hier niemand, sondern danach, ob ihnen eine von der Vorstellung des Subjects unabhängige Realität innewohnt, oder ob, wenn ersteres denn doch verneint werden muß, ihnen wenigstens eine mittelbare inhaltliche Realität in dem Sinne zugeschrieben werden kann, daß sie treue und wahre Abbilder oder subjective Repräsentanten von wirklichen Dingen sind, die jenseits und unabhängig von den Vorstellungen eines Subjects real existiren.

Sind die Wahrnehmungsbilder vollkommen treue Abbilder der Dinge an sich, so sind sie wahrhafteste subjective Repräsentanten der jenseitigen Realität; entspricht ihnen hingegen (wie bei Berkeley) gar kein Ding an sich, so sind sie schlechthin unwahre Illusionen und trügerischer Schein; sind sie endlich zum Theil wahre, zum Theil verzerrte und gefärbte Abbilder der Dinge an sich, so schreibt man ihnen so viel mittelbare Realität zu, als sie Wahrheit enthalten, und ist in Bezug auf den trügerischen Theil der Wahrnehmungsbilder zu einer Correctur durch den abstracten Gedanken genöthigt, an welcher die Naturwissenschaft unablässig arbeitet. Nur nach dieser Realität seiner Wahrnehmungsbilder und nach keiner andern fragt der Mensch. Kant aber verleugnet diese Thatsache und schreibt den Wahrnehmungsbildern in demselben Athem und in derselben Beziehung objective (empirische) Realität zu, wo er sie für falsche und trügerische Abbilder der wirklichen Dinge erklärt, und geht in dieser Verdrehung so weit, daß er sogar, ganz wie Berkeley, die Bezeichnung „Ding“ für das Wahrnehmungsbild in Anspruch nimmt, was ganz und durchaus unzulässig ist, während er das wirkliche Ding nun durch den andernfalls überflüssigen Zusatz: „an sich“, kenntlich machen muß. Der Mensch redet aber, wenn er von dem Dinge redet, immer nur und ausschließlich von dem Ding an sich, welches vom wahrnehmenden Subject unabhängig, sich selbst gleich, dauernd und numerisch einzig für alle es wahrnehmenden Subjecte ist (vgl. Kant's Werke, ed. Rosenkranz, III, 58 unten), niemals von dem Wahrnehmungsbilde, welches durch das wahrnehmende Subject bedingt, veränderlich, intermittirend und für jedes der vielen wahrnehmenden Subjecte numerisch und inhaltlich verschieden ist. Insofern meine Vorstellung von dem Ding an sich von dem wirklichen Ding an sich inhaltlich verschieden ist, insofern ist sie unwahr, illusorisch, d. h. unreal.

Dies ist aber nach Kant in jeder Hinsicht der Fall; aller Inhalt meiner Vorstellung von dem Dinge kommt nach Kant dem wirklichen Ding an sich nicht zu, also ist nach Kant meine Vorstellung von dem Dinge (die er das Ding nennt) schlechthin unreal und kann in keiner Weise irgendwelche objective oder empirische Realität beanspruchen, da der Umstand, daß die Veränderungen meiner illusorischen Wahrnehmungsbilder einer gewissen unvermeidlichen und gesetzmäßigen Regelmäßigkeit unterworfen sind, mit der Frage nach der Realität derselben gar nichts zu thun hat. Der (vielleicht aus dieser Regelmäßigkeit der Veränderung entspringende) instinctive Glaube an eine

objectiv Realität wäre vielmehr als eine Täuschung enthält, und die subjective Erscheinung als falscher Schein erkannt, dem das Sein in keiner Beziehung entspricht.

Indem sich so herausstellt, daß Kant mit Unrecht den Ausdruck „objectiv Realität“ auf die Wahrnehmungsbilder anwendet und falsche Vorurtheile durch diesen unberechtigten Ausdruck erweckt, bleibt doch von dem bisher Gesagten die Frage unberührt, ob seine sachlichen Ansichten richtig seien, welche sich dahin zusammenfassen lassen, daß dem wirklichen Ding, oder dem Ding an sich, keine von allen den Bestimmungen zukommen könne, welche wir an unserer Vorstellung von dem Dinge finden, insbesondere aber, daß ihm nicht die Formen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit und nicht die Kategorien zukommen können.

Was die Kategorien betrifft, so kann man nach Kant von dem Ding an sich weder behaupten, daß es eins, noch daß es ihrer viele seien, weder daß es möglich, noch daß es unmöglich sei, weder daß es Realität, noch Dasein habe, weder daß es subsistire, noch daß es Einwirkungen ausübe oder empfangen (Causalität). Es liegt aber auf der Hand, daß ein grammatisches Subject, dem alle diese Prädicate abgesprochen werden, nicht nur ein nonens, eine absolute Null, sondern ein nonsens ist. Ich kann nicht nur niemals etwas von einem solchen Dinge wissen, da es nie mit mir in causale Berührung treten und mich afficiren kann, sondern ich kann auch nicht mehr von ihm sprechen, da ich ihm Realität, Dasein und Subsistenz bereits abgesprochen habe. Man sieht hier, wie Kant's Prämissen das Ding an sich vernichten und zum reinen Idealismus hintreiben. Nun ist aber ein Ding an sich, ein Existirendes unabhängig von allem bewußten Vorgefelltwerden, eine schlechthin unentbehrliche Annahme für jeden vernünftigen Erklärungsversuch der Welt, und zwar ein solches, welches im Stande ist die wahrnehmenden Subjecte vermittelst „wirklicher Eindrücke“ zu „afficiren“ (Kant's Werke, III, 37; II, 31), auf welche Weise allein uns „die Materie der Anschauung a posteriori gegeben“ sein kann (II, 32). Ohne diese Annahme bliebe es unerklärlich, wie viele wahrnehmende Subjecte gleichzeitig Anschauungen oder Wahrnehmungsbilder von übereinstimmendem Inhalt (z. B. ein Pferd) als gegeben vorfinden könnten, während ein analoges Afficirtwerden durch ein unabhängig existirendes Ding an sich (Pferd an sich) dies sehr einfach erklärt (vgl. Kant, III, 58). Ebenso sehr liegt es auf der Hand, und auch Schopenhauer räumt dies ein, daß unsere Wahrnehmungsbilder von einem Pferd und einer Rose deshalb verschieden sind, weil das Ding an sich des Pferdes und das Ding an sich der Rose unsere Wahrnehmungsvermögen verschieden afficiren, und zu dem Behuf selbst verschieden sein müssen, da das Wahrnehmungsvermögen unverändert bleibt. Nur deshalb sehen alle Menschen das Pferd nicht als Rose und die Rose nicht als Pferd, weil das Ding an sich des Pferdes und das Ding an sich der Rose zwei verschiedene Dinge sind. Das Afficirtwerden des Wahrnehmungsvermögens durch das Ding an sich, in Folge dessen es mit einem bestimmten gegebenen Anschauungsinhalt erfüllt wird, ist nun aber offenbar eine causale Beeinflussung; in der Fähigkeit zu afficiren und in der Ausübung dieser Fähigkeit entfaltet das Ding an sich Cau-

salität. Damit es aber causal afficiren kann, muß es zunächst da sein, als reale Existenz da sein, da es ohne Realität, d. h. Wirklichkeit, nicht wirken kann. So haben wir bereits Vielheit, Causalität, Dasein und Realität als unerlässliche Prädicate gefunden. Man sieht, daß das Ding an sich die ihm von Kant abgesprochenen Kategorien energisch für sich zurückfordert. Warum auch nicht? Kant hat ja gezeigt, daß, ehe wir uns dieser reinen Verstandesbegriffe bewußt werden, sie schon als constitutive Gedankenelemente in den Erzeugungsproceß unserer Vorstellungen eingehen, denen sie gleichsam wie ein für allemal aufgepflanzte Merksteine eine bestimmte Direction geben.

Wenn nun in dem Menschen, der doch auch ein Ding an sich sein will, von der ewigen gesetzgebenden Vernunft solche Regeln und Werkzeuge eingegraben sind, warum nicht auch in den andern Dingen an sich, auch dann, wenn sie nicht im Stande sind, dieses „diamantene Reg“ der reinen Verstandesbegriffe nachträglich durch Abstraction sich zum Bewußtsein zu bringen, wenn nur ihr Dasein und ihr Wirken denselben Gesetzen des einen überall gleichen Logos folgt! Ist doch der bewußte Vorstellungsinhalt und die bewußte Denkfunktion ganz ebenso wie das unbewußt bleibende Dasein und Wirken nur ein Resultat von zu Grunde liegendem unbewußtem Wesen und unbewußten logischen Processen, wie könnte es da anders sein, als daß im Denken wie in den Dingen dieselben logischen Formen als bestimmende Normen sichtbar werden! Wie wunderbar wäre es im Gegentheil, wenn die Grundformen auf verschieden hohen Stufen der Schöpfung verschieden wären!

Ganz ebenso verhält es sich aber mit den andern Formen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit.

Der naive Realismus hatte dieselben als wesenseigenthümliche ursprüngliche Formen des Daseins und Wirkens der wirklichen Dinge angesehen, aber es war ihm nie der Gedanke eingefallen, daß sie gleichzeitig auch ursprüngliche Formen der Anschauung sein könnten, sondern er hatte es als selbstverständlich betrachtet, daß die Anschauung diese Formen von den wirklichen Dingen und mit diesen empfängt und entlehnt. Kant stellte nun die Behauptung auf, daß Räumlichkeit und Zeitlichkeit nicht hintennach (a posteriori) von den Dingen her in unsere Wahrnehmung hineingelangen können, sondern daß sie von vornherein (a priori) und vor aller Bethätigung als wesenseigenthümliche und ursprüngliche Formen in unserm Anschauungsvermögen gelegen sein müssen. Nun fiel ihm aber wiederum der Gedanke nicht ein, daß, unbeschadet ihres apriorischen und subjectiven Ursprungs für die Anschauung, sie gleichzeitig auch wesenseigenthümliche Formen des Daseins und Wirkens der Dinge an sich sein könnten (vgl. Werke, II, 713). Diese Annahme war ihm vielmehr durch das Vorurtheil des naiven Realismus so eng und unmittelbar mit der aposteriorischen, empirischen Aufnahme dieser Formen von außen her verknüpft, daß ihre Ausschließung durch die Annahme der Apriorität dieser Formen ihm selbstverständlich erschien. Halten wir aber als die große Errungenschaft Kant's das fest, daß Räumlichkeit und Zeitlichkeit nicht receptiv von den Dingen aus in ein passives Anschauungsvermögen hineinspazieren, sondern als ursprüngliche und wesenseigenthümliche Formen in demselben liegen

und von demselben selbstthätig in die bewußte Anschauung hineingelegt werden, so liegt doch hierin auch nicht der allermindeste Grund, um zu bestreiten, daß diese Formen ebenso wohl Formen des Daseins und Wirkens der Dinge an sich seien. Kant ist in seinem Vorurtheil so festgewachsen, daß er nirgends auch nur den leisesten Versuch macht, das zu begründen, was ihm als schlechthin selbstverständliche Rehrseite des von ihm Bewiesenen gilt, während es in Wahrheit gar nichts damit zu thun hat. Der Mangel dieser Begründung ist es, was Trendelenburg ausführlich nachgewiesen hat.

Freilich ist nicht zu verkennen, daß wir unmittelbar nichts davon wissen können, ob die Formen unserer Anschauung auch Formen der wirklichen Dinge sind; falls wir dies positiv behaupten wollen, liegt uns die Beweislast ob — ein Punkt, den Trendelenburg und seine Anhänger wenigstens nirgends direct ausgesprochen haben. Nun sahen wir aber oben, daß dem Ding an sich Causalität zukommen muß, und die Causalität ist unmöglich ohne Zeit. Das Ding an sich des Pferdes afficirt nicht jetzt, darum habe ich das Wahrnehmungsbild eines Pferdes jetzt; das der Rose erst 10 Secunden nachher. Somit sind und wirken die Dinge an sich zu bestimmten Zeitpunkten. Aber ihr Wirken ist auch zeitlich, d. h. es fällt eine gewisse Zeitdauer; denn nur dadurch ist Causalität möglich, daß die Ursache das zeitliche Prius der Wirkung, und diese als neue Ursache wiederum das zeitliche Prius ihrer Wirkung ist, und so fort in ununterbrochener Zeitreihe und Causalreihe. Den Dingen an sich kommt also nothwendig die Form der Zeitlichkeit zu. Da Zeitlichkeit und Räumlichkeit immer parallel als coordinirte Formen behandelt werden, so ist schon daraus zu schließen, daß den zeitlichen Dingen an sich wol auch die Form der Räumlichkeit zukommen wird.

Es ist letzteres aber auch noch deutlicher zu zeigen. Wir sahen nämlich, daß es viele Dinge an sich geben müsse, d. h. daß die Welt der Dinge an sich in realer Individuation sich befindet, daß also gleichzeitig in demselben Moment viele Dinge nebeneinander existiren und nebeneinander oder zusammen wirken können. Will man dieses Nebeneinander nicht räumlich fassen, so ist ersichtlich, daß man anstatt der Räumlichkeit nothwendig eine andere Form für das Auseinanderhalten und doch Auf-

einanderwirkenkönnen der vielen braucht; denn irgendeine zweite Form neben der Zeitlichkeit verlangt der Begriff der realen Individuation, um die gleichzeitige Vielheit möglich zu machen. Man versetzt sich also dadurch in die Lage, ein bekanntes und ausreichendes Erklärungsprincip (die Räumlichkeit) beiseitezumerfen, um ein unbekanntes und unerkennbares, also auch nichts erklärendes dafür zu substituiren, und dabei noch zu Gunsten dieser wunderlichen Substitution die Harmonie der Schöpfung im allgemeinen und die Analogie mit Zeitlichkeit und Kategorie im besondern außer Acht zu lassen und zu zerstreuen. Noch wunderlicher wird diese Substitution, wenn man bedenkt, daß aus der Gravitation und sonstigen empirischen Gesetzen der Mechanik die Nothwendigkeit folgt, daß auch die die Form der Räumlichkeit in der Welt der Dinge an sich vertretende Form nicht mehr und nicht weniger als drei Dimensionen haben müsse.

Das Bedürfnis, die Erfahrung zu erklären, aus welchem ja auch Kant alle seine Behauptungen demonstret, fordert hiernach gebieterisch die Annahme, daß Räumlichkeit, Zeitlichkeit und Kategorie ebenso wol wesenseigenheitliche und ursprüngliche Formen der Dinge an sich als der subjectiven Anschauung sind. Der naive Realismus hat mit dem erstern, Kant hat mit dem letztern recht; nur die Vereinigung beider Seiten gibt die Wahrheit. Aber der naive Realismus hatte nur deshalb recht, weil er seinem intellectuellen Instinct folgte, und es blieb die Aufgabe der Wissenschaft, diesen vorläufig unbegründeten Instinctglauben in wissenschaftliche Erkenntnis zu verwandeln. Dies aber konnte nur auf dem Wege geschehen, daß man sich zunächst der wissenschaftlichen Grundlosigkeit dieses unmittelbaren Glaubens bewußt wurde, und der überraschenden Enthüllung dieser Durchgangsstufe liegt es nahe, die mittelbare Berechtigung der instinctiv angenommenen Dogmen zu verkennen, und deshalb sogar die Wahrheit derselben zu bestreiten. Die weiter fortschreitende Wissenschaft aber restituirt wie überall so auch hier den dogmatischen Glauben der intellectuellen und praktischen Instincte, welche bei vorläufiger Ermangelung einer wissenschaftlichen Legitimation ihre unerschütterliche Wahrheit aus einem tiefern Grunde schöpfen, aus der unfehlbaren Vernunft des Unbewußten.

Eduard von Hartmann.

Romane und Novellen.

(Beschluß aus Nr. 9.)

9. Der Major. Criminalnovelle von Ernst Fritze. Halle, Siedel. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

Wir lassen mit Absicht diese Criminalnovelle der Reihe der historischen Romane und Erzählungen folgen, um es von vornherein auszusprechen, daß dasselbe Verhältnis, welches hier das Historische zum Roman einnimmt, dort das Criminalistische zum Novellistischen einzunehmen hat. Wie nämlich in dem historischen Roman das Historische nicht Selbstzweck ist, sondern nur den Hintergrund und die Motive für die Handlung abzugeben hat, so darf auch in der Criminalnovelle das Criminalistische nie zum

Schaden des Novellistischen oder Poetischen in den Vordergrund treten. In der vorliegenden Novelle ist das richtige Verhältnis gewahrt. Die Schilderung und Entwicklung der Charaktere, die angemessene und kunstvolle Verknüpfung der Handlung bildet die Hauptsache und verschont uns mit Auseinandersetzungen, die in das Gebiet der juristischen Praxis gehören. Führt uns auch der Verfasser mit dem, was er uns sagt, nirgends auf eine Höhe und nirgends in eine Tiefe, fehlen der Art, wie er es uns sagt, die hervorstechenden Züge eigenartiger Darstellung, so ist doch das, was er uns gibt, klar,

verständnis, gereist, und eben diese Reise in der Kenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse, diese Fertigkeit in der Art der Darlegung, mit einem Wort, diese Beherrschung des Stoffs nach Inhalt und Form gewähren uns einen reinern Genuß, als Werke anderer Art, die zwar nach der einen Seite verheißende Züge an sich tragen, aber nach der andern um so mehr den Stempel der Unreife.

Wir haben schließlich noch zwei Erzählungen zu erwähnen, deren Besprechung wir zum Theil zusammenfassen, nicht bloß weil sie einen und denselben Verfasser haben oder die Vorzüge, die wir hervorzuheben oder die etwaigen Ausstellungen, die wir zu machen haben werden, beiden Werken gemeinsam sind, sondern auch weil sie einer und derselben Gattung von Erzählungen angehören, insofern sie beide uns in bestimmte Gesellschaftsklassen einführen:

10. Zwei Familien. Eine Erzählung in zwei Bänden von Edmund Hoefler. Breslau, Trewendt. 1869. 8. 3 Thlr.
11. In der Welt verloren. Eine Erzählung von Edmund Hoefler. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1869. 8. 4 Thlr.

Erledigen wir zuerst kurz das, was beiden Werken gemeinsam ist. Da beide sich kurzweg als „Erzählung“ anknüpfen und es dem Leser überlassen, sie entweder in das Gebiet des Romans oder der Novelle einzureihen, so glauben wir nicht zu irren, wenn wir für sie mehr den Namen der letztern in Anspruch nehmen, denn die feste innere Geschlossenheit der Handlung, die Gruppierung eines reichgegliederten Stoffs um ein Ganzes, das wir bei dem Roman nicht aus dem Auge verlieren wollen, tritt weniger in den Vordergrund als die novellistische Erzählung des einzelnen Erlebnisses oder die sorgfältig ausgeführte Schilderung der Situation. Der Verfasser betrachtet die Form des Romans nicht als ein Gebiet, das man mit allen möglichen eingestreuten Gedanken und Betrachtungen ausfüllen darf, seien es eigene Gedanken oder Gedanken der Personen der Erzählung, er bleibt in der That immer bei der Sache, aber er liebt Ausmalungen und erweiternde Züge des Darzustellenden. Diese Ausmalungen scheinen uns jedoch oft das Maß des Berechtigten zu überschreiten und haben nicht immer selbständigen Werth genug, um die Abschweifung von dem stetigen Gang der Handlung zu entschuldigen; die Erzählung verliert sich oft in eine Breite der Darstellung, die den Charakter behaglicher Plauderei hat, wie wir denn, namentlich in Beziehung auf die zweite der genannten Erzählungen, die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß das, was der Dichter zu sagen hatte, in kürzerer Form gegeben werden konnte, ohne daß dem Werth des Ganzen dadurch Abbruch geschehen wäre. Uns auf die Vorzüge der Hoefler'schen Darstellungsweise des Weitern einzulassen, halten wir nicht für nöthig, da wir dieselbe als bekannt voraussetzen dürfen. Eine nicht bloß zutreffende, sondern seine Charakteristik ist auch in den genannten Erzählungen zu finden; mit überraschender Sicherheit weiß der Verfasser den rechten Ton zu treffen und den rechten Zug in der Charakterschilderung hervorzuhoben, dabei sind die Personen seiner Erzählungen wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, die wir vor unsern Augen leben und handeln sehen; rechnet man dazu

eine Verknüpfung der Handlung, die unsere Spannung bis zum Ende gefesselt hält, so hat man alle Erfordernisse einer guten Erzählung.

Die erste der beiden Erzählungen: „Zwei Familien“, ist ein Familienroman in dem besten Sinne des Wortes. Hier bewegt sich der Verfasser auf einem Terrain, auf dem er offenbar zu Hause ist. Zwei Familien, and zwar eine Patricierfamilie und eine bürgerliche Handwerkerfamilie, sind es, deren wechselnde Schicksale in Leid und Freude erzählt werden. Wie die Häuser des Präsidenten und des Tischlermeisters aneinandergrenzen, so sind beide Familien von jeher miteinander befreundet gewesen. Die Erzählung, die mit ihrem Schluß bis in die jüngste Gegenwart hereinreicht, wird bis in das 16. Jahrhundert zurückgeführt. Die erzählenden Rückblicke, in denen dies geschieht, sind reich an kurzen Andeutungen, die erst in der Folge klar werden. Ueberhaupt begegnen wir bei dem Verfasser der Gewohnheit, gewisse Dinge halbverhüllt zu lassen, Gedanken, ehe sie klar ausgesprochen, Thatfachen, ehe sie vollständig enthüllt sind, kurz abzubrechen. Wir wissen nicht, ob dies von dem Verfasser absichtslos geschieht und er unbewußt dem Leser, dem er halbenthieltene Dinge sich zu ergänzen aufgibt, ein wenig zu viel zumuthet, oder ob es mit Absicht geschieht, um des Lesers Aufmerksamkeit und Spannung nach allen Seiten hin wach zu rufen. Die Erzählung gestaltet sich mit der Zeit zu einer Criminaltragödie, die tief in das Leben der beiden Familien eingreift, bis am Schluß die beiden von jeher befreundeten, dann durch die Macht der Verhältnisse und die Verschiedenheit der Lebensstellungen getrennten Familien durch eine Heirath wieder vereinigt werden. Die Schilderung des Lebens in dem Hause des Präsidenten de Gore hat etwas durchaus Anheimelndes, wir finden darin die Menschen einer nun vergangenen Zeit, bürgerlich in ihrer Denkweise und ihren Tugenden, voll Selbstgefühl im Blick auf den Glanz einer frühern Zeit. Wir begegnen auch bedeutender angelegten Naturen, wie z. B. der alten Blaubine, der Mutter des Präsidenten, die an Selbstbeherrschung, würdevollem und stolzem Auftreten, an durchdringendem Scharfsinn in der Entwirrung der verwickeltesten Schwierigkeiten, an Welt- und Menschenkenntniß offenbar als ein diplomatischer Charakter in bürgerlichen Lebenskreisen erscheint.

In eine andere Gesellschaftsklasse führt uns die zweite Erzählung: „In der Welt verloren.“ Wenn es auf einer der letzten Seiten des Buchs heißt, daß „gerade in der sogenannten guten und vornehmen Gesellschaft die tiefe Fäulniß furchtbarer wuchert als irgendwo sonst“, so ist in diesen Worten die Welt bezeichnet, in die wir eingeführt werden, aber auch zugleich was wir in dieser Welt finden. An einem der Nebenflüsse des Rhein wächst in dem Schloß eines alten Freiherrngeschlechts das einzige Kind des Hauses, eine blühende Tochter voll der herrlichsten Eigenschaften der Seele heran; ohne Hoffnung, dem Manne zu gehören, den sie liebt, reicht sie einem Verwandten ihres Hauses die Hand zur Ehe, verläßt mit ihm ihre Heimat, wird in die sogenannte große Welt eingeführt, in Neapel, wo ihr Gatte der Gesandtschaft accreditiert ist, in Rom u. s. w., kehrt nach wenigen Jahren

ier unglücklich, mishandelt und beschimpft in ihre Heimat

zurück und lebt hier, ohne daß es ihr gelingt, die verleumderischen Gerüchte der Welt über sie zu entkräften, Tage einer würdevollen Resignation, „in der Welt verloren, daheim und in sich selber gerettet“ — das ist der Inhalt des Buchs. Anfang und Schluß führen uns in die Heimat am Rhein, der bei weitem größte Theil des Buchs läßt uns in den hohen und höchsten Kreisen der Gesellschaft weilen, und was wir in diesen Kreisen finden, ist wenig erbaulich. Warum, fragten wir uns, als wir die Lektüre des Buchs beendet, verläßt der Dichter den Boden, auf dem er sich in der erstgenannten Erzählung bewegt, wo ihm die Farben und Töne so meisterlich zu Gebote stehen, deren Menschen er so liebenswerth und warmblütig uns vorzuführen versteht, in deren Schilderung seine eigentliche Begabung zu liegen scheint, und betritt hier eine Welt, für die er selbst so wenig Sympathie mitbringt. Oder wollte er vor allem uns das Leben einer edeln Frau zeichnen und glaubte sie in um so hellerem Licht zu zeigen, wenn er neben sie den Contrast der sie umgebenden Welt stellt? Dann ist ihm sein Versuch wenig gelungen, denn diese edle Frau macht in solcher Umgebung den Eindruck wie in einem Feld voll Unkraut und Giftpflanzen eine edle Blüte, die hier ein kümmerliches Dasein fristet und nur dadurch gerettet werden kann, daß sie schnell in einen andern Boden verpflanzt wird, um nicht der verpestenden Atmosphäre zum Opfer zu fallen. Wir finden wenig Erquickendes darin, immer von neuem blafte Existenzen vorgeführt zu sehen, doch wollen wir diesen individuellen Geschmack nicht zum Maßstab der Beurtheilung machen; aber wir glauben bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen, die uns von weiterm Belang zu sein scheint, nämlich die, daß dem Dichter, der sich in der Schilderung raffinirter Sitten und Kulturzustände gefällt, die Gefahr nahe liegt, selber einem Raffinement in der künstlerischen Behandlung derselben zu verfallen. Verlangt nicht jeder Stoff seine eigenartige Form, bedingen sie sich nicht einander,

ist es gleichgültig, an welchen Stoffen ein Dichter seine Kraft versucht? An großen und edeln Stoffen baut er sich auf, unedle ziehen ihn herab. Der Dichter soll seinen Stoff beherrschen, umgekehrt wird in gewissem Sinne immer auch der Stoff den Dichter beherrschen. Die Dinge, mit denen wir uns beschäftigen, erlangen eine stille Gewalt über uns und führen uns, indem wir schreiben, den Griffel, wo wir in gemessener Objectivität ihnen gegenüberzustehen meinen. An der Beschaffenheit der Stoffe, die von den Dichtern behandelt werden, markirt sich der Aufschwung und Verfall der Kunst, und so läßt es sich an ganzen Literaturepochen nachweisen, wie die fortgesetzte Schilderung der Unnatur immer auch zum Verderben der Kunst geführt hat.

Kehren wir nach dieser Bemerkung zu unserer Erzählung zurück. Daß in dem Buch manches Schöne und Ansprechende, namentlich manche treffende Charakteristik zu finden sei, können wir von dem Autor nicht anders erwarten. Man höre z. B. das erschauerte Entzücken einer überschwenglichen vornehmen Dame über die gute Tournüre ihrer Nichte: „Aber ich erstaune mehr und mehr“, sprach sie mit einer gewissen Emphase, „sie ist ja ganz, ganz wundervoll, deine Charlotte! Wie sie den Felix abwies, stand, blickte, lächelte, sich verbeugte und entfernte, nun dort den Weg hinabschwebt, wie sie sich kleidet, sich bewegt, es ist tabellos, entzückend! Sie bezieht ihre Toilette aus Paris?“

Solche Stellen von durchschlagender Charakteristik sind indessen in dem Buche nicht allzu häufig, und doch will es uns scheinen, als müßte dem Verfasser bei größerer Concentrirung seiner Kraft noch Bedeutenderes gelingen. Ueberall merken wir, daß wir es mit einem Autor von nicht gewöhnlicher Begabung zu thun haben, der mit Recht einen bedeutenden Rang in der Unterhaltungsliteratur einnimmt, den wir deshalb und zwar auch um unserwillen immer auch auf dem rechten Boden zu finden wünschen, der seiner Begabung der zuträglichste ist.

Deutsche Lustspiele.

Unsere Besprechung der nachfolgenden Bücher erfolgt inmitten großer Weltbegebenheiten, welche auch für unsere deutsche Bühne, namentlich für das heitere Bühnengenre, von großer Nachwirkung sein können. Wir sagten lieber sein müssen als sein können, denn das „können“ scheint einen Zweifel an der guten Sache unserer Bühne in sich zu schließen. Einerseits aber, was wenigstens das tägliche Theaterfutter der Bühnen zweiten Ranges betrifft, werden wir nach wie vor immer noch zu viel auf den Abhub der französischen Literatur angewiesen sein; andererseits pflegen häufig genug große, aber schnell vorüberziehende Weltbegebenheiten auf die Bühne keine andere Wirkung auszuüben als die stüchtige, ihr die Anregung zu patriotischen und Gelegenheitsstücken von oft sehr zweifelhaftem ästhetischen Werthe zu bieten. Hinsichtlich der Nachwirkung des gegenwärtigen patriotischen Aufschwungs auf unsere nationale Bühne wird deshalb eine

gewisse abwartende Stellung gerechtfertigt sein. Wir können diese Stellung hier offen gesagt nicht ganz verleugnen; sie legt uns für die nachfolgenden Bücher eine gewisse Zurückhaltung auf, besonders für die Stücke aus jüngster vaterländischer Geschichte, welche wir heute selbst in d. Bl. wol kaum nach ihrem rein dramatischen Werthe messen dürften. Eine große Genugthuung, daß wir hier wenigstens nur deutsche Originale in Händen halten; legen wir deshalb für heute den Hauptaccent auf diese ihre deutsche Eigenthümlichkeit.

1. *Summ ouique*. Lustspiel in drei Acten von Edmund Genoumont. Düsseldorf, Schaub. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

Wie dieses mag wol die Mehrzahl der Lustspiele ausgelesen haben, welche bei dem letzten wiener Preis-ausschreiben zum Staube des Archivs verurtheilt wurden. Schade darum, daß, wenn ein solches Stück im Druck

erscheint, es bestenfalls einige freundliche Worte der Kritik davonträgt und gleichwol verloren ist. Da zeigt sich in diesem Lustspiele nicht bloß guter Wille, sondern auch ein gewisses Talent, wenigstens das Streben, eine Idee zu verarbeiten, und das noch löblichere, Rede und Gegenrede mit Vermeidung der spießbürgerlichen Trivialität im Dialoge in gewisser Weise dialectisch folgen zu lassen: und doch ist das Stück nicht rechter Art. Unglückselige Klippe für den deutschen Lustspielbildner, daß wenn er die Trivialität zu vermeiden sucht, er nur zu leicht ins Doctrinaire, in den Doctententum verfällt. An dieser Klippe ist Genoumont's Talent nicht gerade zerfchellt, diese Klippe hat aber dem Stücke, dem lebendigen Fortgange der Handlung Abbruch gethan. Wir weisen nur auf den zweiten Auftritt des zweiten Actes hin. Wenn da nicht der Bleistift des Regisseurs anfängt unruhig zu werden und noch mehr das Publikum auf den Bänken, so geht es wunderbar zu. Das letztere läßt sich in einem Lustspiele auch wol eine pathetische Stelle gefallen, aber sie muß entweder mit Sentimentalität verbrämt sein, oder allgemein menschlichere Interessen berühren als in dem Zwiegespräche zwischen Schellborn und Wallroth. Was geht das Publikum trotz der lugauer und anderer Bergwerksunfälle das „gefährliche Einschachtelssystem an, das durch die steten Veränderungen in den Felsgebirgschichten bei einem Einsturze so leicht Tod und Verderben über Hunderte von Arbeitern bringen kann“! Petuba! Petuba! Uebrigens mag sich der Verfasser nicht einschüchtern lassen. Auch wer Beruf zu einem Lustspielbildner in sich fühlt, muß sich doch oft genug damit begnügen, Niete auf Niete zu ziehen.

2. Gesammelte dramatische Werke von Julius Rosen. Erster Band. Berlin, Cassar. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den Lustspielbildnern jüngern Datums sind nur wenige, welche sich hinsichtlich des schnellen äußern Erfolgs mit Rosen messen können. Und gleichwol eröffnet auch er seine gesammelten dramatischen Werke mit einem Stoßseufzer an Herrn von Hülsen über das unsichere Los eines Dramatikers. „Unter allen deutschen Bühnenvorständen“, sagt er, „sind Sie der einzige, welcher der deutschen Production ein Asyl gewährt, in welchem sie nicht verhungern muß; für Sie gibt es nicht nur Classiker und Franzosen, sondern auch einen ganz respectablen deutschen Nachwuchs.“ Rechnen wir denn Rosen selbst zu diesem respectablen Nachwuchs. Hören wir weiter, wie er seine Bedeutung als Dramatiker mit einem gewissen lebenswürdigen Freimuthge feststellt. „Ich weiß recht gut“, setzt er sich mit Kritik und Publikum auseinander, „daß das Theater einen Culturzweck und einen Unterhaltungszweck hat, daß ich öfter in freventlichem Uebermuthe meiner Laune den erhabenen Culturzweck der Unterhaltung opferte, daß ich es vorzog, die Leute lachen zu machen, und es manchmal verschmähte, sie ästhetisch gähnen zu lassen.“ Es ist freilich billig, sich in dieser Weise von dem höhern Streben freizusprechen, wenn man den Erfolg für sich hat; allein die Eigenartigkeit des Rosen'schen Talents mag diese Freisprechung rechtfertigen. In den vier Stücken dieses ersten Bandes, in den beiden größern Lustspielen: „Die Compromittirten“

und „Hohe Politik“, wie in den Schwänken: „Il bacio“, und „Garibaldi“, waltet eine Kühnheit in den Situationen vor, welche vor keinem Hindernisse zurückschreckt. Das mag gehen, solange sich die Situationen nicht wiederholen. Unter der Voraussetzung, daß wir von Rosen immer etwas Neues, etwas Ueberraschendes, Forttreißendes erhalten, werden wir uns seines Talents gern erfreuen, Im übrigen glauben wir, er kritisiert sich selbst am besten, wenn er naiverweise eingesteht, er werde so lange schreiben, als das deutsche Publikum ihm Wohlwollen entgegenbringe und ihm — etwas einfalle. Der auf dem Gebiete der Theaterliteratur unermüdblich thätige berliner Verleger macht, glauben wir, mit der Veröffentlichung der Rosen'schen Komödien keinen Fehlgriff, indem diese Stücke für die Bühnen mittlern Ranges zur Bereicherung des Repertoires wesentlich beitragen.

3. Lustspiele von Gisbert Freiherrn Vincke. Erster Band. Münster, Brunn. 1869. 8. 24 Ngr.

Den Lustspielen des Freiherrn Vincke fehlt zwar das Packende in den Situationen, wie es Rosen liebt, dafür appelliren sie aber wol nicht mit Unrecht an den gebildeten Geschmack. Sie wollen wirklich Lustspiele, keine sich aus Zufälligkeiten und allerlei witzigen Einfällen zusammensetzenden Possenstücke sein. Wie die Stücke von Benedix und von vielen andern Lustspielbildnern spielen auch sie in der bürgerlichen Sphäre, welche Ideenreichtum oder glänzenden Esprit nicht zuläßt. Daher erscheinen sie etwas handsachen; weniger aus Schuld des Dichters, als vielmehr wegen der Dastis, auf der sie sich aufbauen.

Dieser erste Band enthält die drei Stücke: „Theorie und Praxis“, „Eine Ehe mit Bedingungen“, „Die Feuerprobe“. Wir geben dem letztern vor den beiden andern den Vorzug, nicht weil es das längste unter ihnen ist, ein dreiactiges, während die andern nur einactig sind. Es gibt eben den Beweis, daß der Verfasser die Handlung zu gliedern und im größern Maße zu componiren versteht. Die beiden einactigen würden gewinnen, wenn sie sich schneller abspielten. Wie sich die Stücke von der Bühne herab machen würden, wollen wir dahingestellt sein lassen; unser modernes Publikum ist allzu sehr an gepfefferten Witz gewöhnt, und den vermiffen wir hier. Der Humor des Verfassers ist allzu zahmer Natur, er scheint nichts mehr zu fürchten als über den Strang zu schlagen, und hält deshalb an sich.

4. Helden von Königgrätz. Lustspiel in fünf Acten von Albert Jäffing. *) Wien, Geitler. 1870. 8.

5. Dramatische Genrebilder aus der vaterländischen Geschichte von Paul Froberg. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1870. 8. 2 Thlr.

Das Jäffing'sche Lustspiel gleicherweise wie die Froberg'schen Genrebilder verdanken den letzten großen deutschen Kriegen ihre Entstehung. Das haben die Bücher gemeinsam; unterschieden sind sie aber dadurch, daß, während Froberg aus ihnen nur die Anregung zu historischen Bildern schöpft, Jäffing die Idee, die Motive des großen Kriegsdramas in seinem Stücke verkörpern will. Ist das nun schon an und für sich mislich, mit Blut

*) Der noch sehr jugendliche Verfasser dieses Lustspiels ist als Held in dem großen deutsch-französischen Kriege gefallen. D. Red.

und Eisen in einem heitern Stücke gleichsam Spiel zu treiben, so ist es um so mißlicher, wenn das weltgeschichtliche Ereigniß der Gegenwart noch zu nahe liegt, als daß es schon volles historisches Gewand tragen könnte. Wie in journalistischen Kriegsberichten Zufälligkeiten und Detail die Hauptrolle spielen, so wird auch einem Drama aus der Zeitgeschichte, und zwar aus so ernster wie der böhmische Krieg war, immer etwas von einem Gelegenheits- oder Tendenzstücke anleben. Bei dem ersichtlichen Eifer und der nicht zu unterschätzenden Begabung des Verfassers muß man bedauern, daß so viele Kraft an einen unreifen oder trockenen Stoff verschwendet ward. Nur das eine: jetzt wo hinsichtlich unserer sächsischen und süddeutschen Brüder ganz andere Luft als Anno 66 weht, was soll da auf der Bühne der Nachweis, daß jene erst durch den Krieg aus particularistischen Gesinnungen herausgerüttelt werden mußten! Kurz gesagt: der Stoff ist in der Weise, wie ihn der Verfasser behandelte, durch die Geschichte von heute überholt, er ist momentan interesselos. Aber der Verfasser hat sich leidlich genug aus der Affaire gezogen. Wie die meisten Bücherdramatiker steht er mit Kritik und Publikum auf sehr gespanntem Fuße. Er hatte denn auch so vieles auf dem Herzen, daß er seinem Lustspiele schlechterdings eine Nachschrift, voll des absonderlichsten Galgenhumors, anhängen mußte. Der Anfang dieses feltamen Schreibens wird die forcirte Sucht nach Witz und Witzeleien fattsam kennzeichnen:

Meine Feder, welche die Fuß- und Bummelreise auf den geschnürtesten Buchstabenwegen und Straßenzeilen dieser Komödie kaum zurückgelegt, spaziert eben etwas breitspurig und spahenbeinig auf dem Nagel meines Daumens einher und beschäftigt den träumenden Autor mit nachfolgenden getreulich zu Papier gebrachten Originalspitzbubengedanken, die wie das Rutschleder dem Bergmanne, so hier trotz jeder militärischen Ordnung den Helben von Königgrätz hinten an geheset werden sollen.

Es kommt noch besser. Wir wollen aber schweigen, sonst müßten wir verrathen, daß ihm (Zäffing) nach seinen eigenen Worten „eine Stock- und Handgemeinheit auf dem Buckel eines nach Linte und Autorenblut schmeißbrennigen Recensenten so wohl thue als dem Ami eine geräucherte Blutwurst“.

Da versteht es Paul Froberg besser. Der hütet sich vor solchen Ausfällen, der ist freilich auch trotz seines jungen Namens kein Neuling in der Literatur, der weiß, womit man auf die patriotische Gesinnung wirkt, und daß, wenn er kommt, er gewiß die berliner Hofbühne für sich offen findet. Das Geheimniß ist längst gelöst: es verbirgt sich hinter Froberg der Verfasser des Lebens der Königin Luise, Adams. Welche Luft diese Genrebilder durchweht, brauchen wir nicht weiter auszusprechen. Es sind ihrer vier: „Der Hollandgänger“, „Seeleute oder Deutsch und Dänisch“, „Freund und Feind“ und „Die Kroaten in Berlin“. Die drei ersten wurden mit mehr oder minder glücklichem Erfolge zuerst auf dem berliner Hoftheater aufgeführt; das erste, „Der Hollandgänger“, ist noch jetzt gern gesehenes Repertoirestück und verdient das Glück, abgesehen von der übermäßig carikirten Figur des Voltaire, wegen der gelungenen Mischung von Gemüthlichkeit und Socialität. Das letzte: „Die Kroaten in Berlin“, dagegen erlebte zur Zeit des böhmischen Kriegs auf dem

Ballnertheater zu Berlin unserm Ermessens unverdienterweise nur einen einzigen Abend, es machte totales Fiasco; die Stimmungen des Publikums sind eben unberechenbar. Mit Recht nennt Froberg seine Stücke Genrebilder; den drei ersten nämlich fehlt ein Etwas, um wirkliche Lustspiele zu sein, und gleicherweise dem letzten etwas, als daß es ein drastischer Schwank wäre. Im ganzen verdienen die Stücke ihrer maßvollen Haltung wegen Lob; wo sich Ausschreitungen zeigen, wie bei der oben schon bezeichneten Figur des Voltaire, da verschuldet dies die Tendenz, eine Tendenz, welche dem bestimmten patriotischen Zweck, und nicht etwa bloß in Zeiten wie den gegenwärtigen, den Kunstzwecke gern und leicht opfert. Wo man mit Froberg sympathisirt und die Genrebilder als solche ansieht, werden sie willkommene dramatische Gaben sein. Wir dürfen uns wol auf eine Fortsetzung dieser Sammlung gefaßt machen, denn die gegenwärtigen Weltläufe werden Froberg hinlänglich Stoff und Anregung zur weitem Bethätigung seines Talents bieten.

Wir schließen an diese Stücke ein Buch, welches mit seinem durchaus ernsten Tone nicht recht in die Reihe der Lustspiele hineinpaßt:

6. Dramen von Feodor Wehl. V. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 1 Thlr.

Die vier ersten Theile der Wehl'schen dramatischen Werke enthalten eine ziemlich große Zahl größerer und kleinerer Stücke heitern Genres. Hier nun, in dem fünften Theile, macht der Dichter einen Abstecker auf das ernste Gebiet, selbst bis zur hohen Tragödie in fünffüßigen Jauben. Wollte er uns einen Maßstab von der Tragweite seines dramatischen Talents geben, so könnte er die Auswahl nicht besser treffen. Wir erhalten in diesem Theile ein bürgerliches Drama, dann ein sogenanntes Literatur- oder Künstlerdrama, drittens eine historische Tragödie.

Das erste, ein Volksschauspiel, „Ein Bubenstreich“ betitelt und nach einer von Joseph Rant erzählten Begebenheit gedichtet, steht etwas auf fatalistischem Grunde, indem es, reich an crassen Gegensätzen, die handelnden Personen fast willenlos auf ein tragisches Ziel losstreibt. Die crassen Gegensätze mögen in der Erzählung gemildert erscheinen, im Drama dagegen zeigen sie sich in ihrer vollen Unversöhnlichkeit. Daher möchte der „Bubenstreich“ von der Bühne weniger erschütternd, was der Verfasser sicher beabsichtigte, wirken, desto mehr aber abstoßend. Das zweite Stück „Hülberlin's Liebe“, von Wehl dramatisches Gedicht genannt, führt uns den unglücklichen deutschen Dichter vor, den wir bedauern müssen, auch wenn wir nicht umhin können die Schuld für seine Zerrissenheit zum größten Theile ihm selbst aufzubürden. Wir werden in Wehl's Gedicht unwillkürlich an „Lasso“ erinnert, das kann für dasselbe kein Vorwurf sein. Wie Wehl das Ringen des Dichters zugleich als ein Leiden darstellt und wie er den unglücklichen Poeten mit Schonung und Milde umgibt, wirkt wohlthuend.

An „Constantin oder der Sieg des Christenthums“, ein christlich-historisches Drama in fünf Acten, setzte der Dichter gewiß sein Bestes. Leider aber ist die Gegenwart nicht die Zeit für dergleichen Stücke. Auch Wehl,

ein wie bedeutender Bühnenpraktiker er sein mag, hat doch mehr eine sogenannte akademische Studie als ein lebens- und wirkungsvolles Stück geschaffen. Bei allen einzelnen Schönheiten in vielen Scenen bleiben uns selbst die Personen, mit welchen wir sympathisiren sollen, mehr

oder weniger gleichgültig. Das christlich-historische Drama erscheint uns wie ein Glaubensbekenntniß des Dichters selbst, und da möchte die eigene Befriedigung an der Dichtung den höchsten Werth derselben ausmachen.

Emil Müller-Samswergen.

Feuilleton.

Notizen.

Die „Bibliothek pädagogischer Classiker. Eine Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit“ (Langensalza, Beyer, 1869—70) beginnt mit „Pestalozzi's-ausgewählten Werken“. Der Herausgeber sagt in der Vorrede:

„Wenn wir unsere «Bibliothek pädagogischer Classiker» mit Pestalozzi, dem Vater der neuern Pädagogik, beginnen, so bedarf dies wol keiner weitern Rechtfertigung. Ist er es doch, der jene mächtige Bewegung hervorgerufen hat, durch welche die Pädagogik erst eigentlich zur Wissenschaft erhoben worden ist. Er nöthigte die Pädagogenwelt, auf dem Wege, den sie wanderte, einmal stille zu stehen, um sich allen Ernstes über ihre eigentliche Aufgabe Nachsicht abzugeben und über das wahre Wesen und die Bestimmung des Menschen nachzudenken, wie über den Weg, auf dem jene Bestimmung mit den dem Menschen von Natur verliehenen Mitteln zu erreichen sei. Es war ihm ebenso sehr darum zu thun, für alle Erziehungsthätigkeit eine feste psychologische Grundlage, wie ein wahres ethisches Ziel zu finden. Und wie er es einerseits erst zur vollen Anerkennung brachte, daß die Familie die wichtigste Stätte der Erziehung, daß insbesondere die Mutter die einflußreichste Erzieherin und Lehrerin sei, so hat er andererseits dadurch, daß er die eigentlich bildende dynamische Methode zur Geltung brachte, auf dem Gebiete der Didaktik der Volksschule sich unsterbliche Verdienste erworben.“

Die beiden ersten uns vorliegenden Bände enthalten „Lienhard und Gertrud“ nach der neuesten Ausgabe, da Pestalozzi belanntlich an diesem Werk immer fortgearbeitet hat und, als er eine Fülle neuer pädagogischer Anschauungen in dasselbe hineingetragen hatte, sich genöthigt sah, auch den historischen Unterbau zu erweitern. In einem Anhang werden die Änderungen der Anordnung und der historischen Grundlage kurz bezeichnet, und da wo dieselben bedeutend sind, die parallelen Kapitel der verschiedenen Ausgaben nachgewiesen; ebenso die pädagogischen Kapitel der ersten Ausgabe vollständig mitgetheilt.

Eine „Pädagogische Bibliothek“, welche Karl Richter im Verein mit Gefinnungsgenossen herausgibt (Berlin, Klönne) beginnt in den ersten Heften ebenfalls mit einer Schrift von Pestalozzi: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Dann folgen Schriften von Salzmann: „Noch etwas über Erziehung“ und „Märchenbüchlein“, J. A. Comenius' „Große Unterrichtslehre“ u. s. w.

Alice Salzbrunn hat eine Festgabe herausgegeben: „Das Wort Gottes in Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern“ (Leipzig, Frieße, 1871). Es sind Aphorismen und Gedichte über Gotteswort, welche sie zum Konfirmationsgeschenk für den Sohn einer befreundeten Familie anschrrieb. Das Werkchen enthält Stellen nicht nur aus den Schriften der Kirchenväter und Reformatoren, Herber's und Hamann's, Gerlach's, Hoffmann's, Luthardt's und aus „Eritis sicut dens“, sondern auch aus den Werken großer Heiden, wie aus Goethe und Friedrich dem Großen. Die neueste religiöse Lyrik, Spitta, Julius Sturm u. a., ist in sehr zahlreichen Ergüssen und Sentenzen vertreten.

Bibliographie.

Wiedlich, H., Das Nothlicht. Nach den Resultaten der neuesten Forschungen. Berlin, Cronbach. Gr. 16. 5 Ngr.
 Bloch, G., Theater-Correspondenz. Nr. 10.: Kandel's Gardinenpreitigen. Lustspiel von G. v. Moser. Berlin, Cassar. 8. 20 Ngr.

Brachvogel, H. G., Der fliegende Holländer. Roman. 4 Bde. Berlin, Jantke. 8. 6 Thlr.
 Brentano, C., Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. Berlin, Feinerdorff. 16. 12 1/2 Ngr.
 Brentano, F., Allelei Pech. Humoristische Erzählungen. Cassel, Luchardt. Gr. 8. 25 Ngr.
 Bürger, M., Sam und Sedan oder ein Thron auf Leiden. Großer historisch-politischer Roman aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. 1ste Aufl. Wien, Benedikt. Gr. 8. 4 Ngr.
 Denhard, B., Die Verfassungen der Franzosen an dem deutschen Reich bis zum Ende des siebenjährigen Krieges. Drei Vorträge. Cassel, Luchardt. Gr. 8. 10 Ngr.
 Dinkel, A., Waldmeister, Mäsch und Mejerich ut Metelborg un de Kawerksch. Berlin, Feinerdorff. 8. 20 Ngr.
 Essingen, D. F., Vom deutschen Kaiser. Zweif. Heber. 2te Aufl. Berlin, Grosse. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Gerol, F., Eigenlaub. Deutsche Gedichte aus dem Jahre 1870. 2te, vermehrte Aufl. Berlin, Lipperheide. 16. 5 Ngr.
 Granbaur, H., Mozart's Don Juan. Nach dem italienischen Text des Lorenzo da Ponte für die deutsche Bühne neu bearbeitet und scenirt. München, Ackermann. 8. 12 Ngr.
 Franz Grillparzer. Ein Festschrift zur achtzigjährigen Geburtsfeier. Prag, Bartel. Gr. 16. 4 Ngr.
 Heller, R., Primabonna. Roman aus der sächsischen Vergangenheit. 2 Bde. Berlin, Jantke. 8. 3 Thlr.
 Jäger, S., Gedichte. Tübingen, Olsander. 1870. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Fünfundsanzig Jahre aus Napoleon's III. Leben. Eine vollständige Geschichte dieses merkwürdigen Usurpators und seiner Zeit. 1tes Heft. Wien, Benedikt. Gr. 8. 5 Ngr.
 Kemmler, G., Deutsche Lieder. Stuttgart, Lindemann. 1870. 8. 4 Ngr.
 Lütolf, A., Forschungen und Quellen zur Kirchengeschichte der Schweiz. — A. u. d. T.: Die Glaubensboten der Schweiz vor St. Gallus. Luzern, Käber. Lex.-8. 2 Thlr.
 Maur und Brecher, W., Die deutsche Frage 1813—1815. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Ngr.
 Paar, Mathilde, Deutschland's Fürbitter. Ein vaterländisches Gedicht verfertigt in den ersten Tagen des August 1870. Cassel, Luchardt. 1870. 8. 2 1/2 Ngr.
 Peterfen, Marie, Die Irrelieten. Ein Märchen. 17te Aufl. Berlin, G. Dunder. 16. 27 Ngr.
 Pfizmalder, A., Die Lebensverlängerungen der Männer des Weges. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 9 Ngr.
 Phillips, G., Die Etlwanderung der Jborer in die pyrenäische Halbinsel. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 6 Ngr.
 Pratorius, W., Delicias Prussicas oder preussische Schaubühne. In wörtlichem Auszuge aus dem Manuscript herausgegeben von W. Pierson. Berlin, G. Dunder. 8. 1 Thlr.
 Rosbach, J. J., Geschichte der Gesellschaft. 4ter Thl. Die Mittelklassen in der Culturzeit der Völker. 2te Abth. Würzburg, Stuber. 8. 1 Thlr.
 Sarasa, A. de, Die Kunst immer zufrieden zu sein. Regensburg, Pustet. 32. 3 Ngr.
 Schöffel, J. B., Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein. 1ste Aufl. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr.
 Segesser, A. P. v., Studien und Glossen zur Tagesgeschichte. — Das Ende des Kaiserreichs. Schwyz. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.
 Zwei Soldatenlieder: König Wilhelm sah ganz heiter ic. und Jubelnd sei' der Welt verkläret ic. Bremen, Lannen. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.
 Spielhagen, F., Deutsche Pioniere. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 2te, durchgesehene Aufl. Berlin, Jantke. 8. 2 Thlr.
 Stiefel, J., Die deutsche Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts. Kritische Studien. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
 Deutsches Theater. 14tes Bdn.: Das Duell ober: Angeführt, Lustspiel von H. Julius. Altona, Verlags-Bureau. 8. 7 1/2 Ngr.
 Binder, G. Frsch., Anno 1870. In drei Heften. Münster, Brunm. 1870. 16. 3 Ngr.
 Vivenot, A. Ritter v., Thugut und sein politisches System. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Politik des österreichischen Kaiserhauses während der Kriege gegen die französische Revolution. II. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.
 Waldmüller-Duboc, H., Des wohlfeiligen Eusebius Kupfer, vulgo Heuschreck, einseitige Selbstbekenntnisse. Zur Erholung von dem Ernst der eisernen Zeit mitgetheilt. Hamburg, Richter. 8. 10 Ngr.
 Weber, L., Lessing und die Kirche seiner Zeit. Ein Vortrag. Darmen, Klein. 8. 6 Ngr.
 Winterfeld, R., Herrn Zappelmann's heitere Berichte vom Kriegeschauplatz. 1tes und 2tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Wo ist Europas Zukunft? Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 10 Ngr.
 Wolf, K., Die Aufhebung der Klöster in Innerösterreich 1782—1790. Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Joseph's II. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.
 Ein Wort an's deutsche Volk von einem Deutschen jenseits der Grenze. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 4 Ngr.

N u z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Kutschkeliied auf der Seelenwanderung.

Mit einer Hieroglyphen-Tafel.

Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung
von

Wilhelm Ehrenthal.

8. Geh. 10 Ngr.

Das schwungvolle Kriegeslied des Kutschliars Kutschke „Was kraucht da in dem Busch herum?“ hat den gelehrten Verfasser vorliegender Schrift begeistert, den Quellen des Gedichts mit deutscher Gründlichkeit nachzuforschen und dessen Ursprünge bis ins graue Alterthum zu verfolgen. Er gelangte zu den überraschendsten Resultaten, die hiermit unsern Archäologen und Schriftkundigen zur weitem Prüfung, dem verehrlichen Publikum aber zum ergötzlichen Genuß übergeben werden. Der Ertrag ist für die Deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik.

Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Benedek
dargestellt von

Jakob Benedek.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Memoirenwerk des kürzlich verstorbenen Verfassers füllt eine Lücke in der Geschichtsschreibung aus, indem es über eine bisher dunkle Partie in den politischen Geschehnissen des deutschen Volks helleres und authentischeres Licht verbreitet. Die harten Kämpfe der deutschen Bevölkerung von Strassburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier u. s. w. zu Ende des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Darstellung, welche theils auf eigener Forschung des Verfassers, theils auf zeitgenössischen Erinnerungen fußt.

Wiederholt ist von der Kritik auf die große Wichtigkeit hingewiesen worden, welche das Benedek'sche Werk durch die neuesten politischen Vorgänge in Frankreich gerade für unsere Gegenwart gewonnen hat.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Irland. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

England. Drei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Soeben erschien ein neuer (der 30.) Band von
Brockhaus'

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts:

Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und Lieder. Mit Einleitung herausgegeben von Karl Wiedermann.

Die erschienenen 30 Bände sind nebst einem Prospect über die ganze Sammlung in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Jeder Band geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Supplement zur ersten Auflage des

Conversations-Lexikon.

Encyclopädische Darstellung der neuesten Zeit
nebst

Ergänzungen früherer Artikel.

In Heften zum Preise von 5 Sgr.

Erstes Heft.

(Nachen — Arbeiterbewegung.)

Das „Supplement“ ist zunächst eine Fortführung der im Jahre 1868 vollendeten ersten Auflage des Conversations-Lexikon bis zur unmittelbaren Gegenwart und deshalb für jeden Besitzer dieser letzten Auflage unentbehrlich. Wegen der vollständigen, übersichtlichen Darstellung der jüngsten Zeitgeschichte in ihren Thatfachen und Persönlichkeiten dient es aber zugleich als willkommene Ergänzung zu früheren Auflagen des Conversations-Lexikon und zu andern Encyclopädien, sowie es sich auch als ein in sich abgeschlossenes Conversations-Lexikon der neuesten Zeit zur Benutzung für jedermann empfiehlt.

Der Umfang des Ganzen wird voraussichtlich 12 Hefte zu 5 Sgr., also einen Band in der Stärke der Bände des Conversations-Lexikon, nicht überschreiten.

In allen Buchhandlungen ist das erste Heft vorrätzig und werden Subscriptionen auf das Werk angenommen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena; vorrätzig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Kriegsbilder eines Nachzüglers

aus dem

deutsch-französischen Kriege

von

Friedrich Gerstäcker.

(Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. VIII. Band.)

In elegantem Buntdruck-Umschlag. Preis 15 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Philosophische Paradoxa.

Von **Heinrich Ritter.**

8. Geh. 2 Thlr.

Unter obigem Titel veröffentlichte der berühmte göttinger Philosoph eine Reihe von Aufsätzen, welche untereinander in enger Verbindung stehen, indem sie alle von der Erkennbarkeit der Welt handeln und die besondern Bedingungen, unter welchen dieselbe steht, hervorheben. Das Buch ist als eine nothwendige Ergänzung zu den frühern Werken des Verfassers anzusehen, wird aber auch dem für ernstere Lectüre empfänglicheren größern Publikum Interesse gewähren.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 11. —

9. März 1871.

Inhalt: Tutti-frutti neuerer Lyrik. Von G. Herfurth. — Politische Broschüren von 1870. — Zur Schopenhauer-Literatur. Von David Asber. — Romane und Erzählungen. — Ferkleton. (Ludwig Eckardt.) — Bibliographie. — Anzeigen

Tutti-frutti neuerer Lyrik.

Wenn die Resignation, mit der sich in Heine's „Atta Troll“ die inmitten der Wilden Jagd durch den Geisterhöhlweg ziehende Diana in die modernen Verhältnisse gefunden hat, auch den Mufen bewohnt, wenn auch von ihnen das Wort gilt:

Und die Quantität ersetzt ihr
Seht vielleicht die Qualität —

so haben dieselben, vor allem Erato, genügende Ursache, mit der Neuzeit zufrieden zu sein. Allein es ist dies doch höchstens jene Zufriedenheit, von welcher es in den „Zahmen Kenien“ heißt: „Zufrieden bin ich, aber es ist mir nicht wohl dabei!“ Denn wenngleich die Massenhaftigkeit der lyrischen Production auch die kühnsten Erwartungen übertrifft, so bleibt die Qualität der Producte doch oft hinter den bescheidensten Anforderungen zurück. Der Katalog der schönen Literatur gestaltet sich immer mehr und mehr zu einem Völkerverste: „Wer kennt die Völker, zählt die Namen?“ Und insbesondere die modernen Lyriker sind kaum noch einzeln zu zählen, sondern nur nach Duzenden; ihre Gedichte sind ja meist nur Duzendwaare, und von den Dichtern kann man mit einem alten Sprichwort sagen, daß nicht bloß zwölf auf ein Duzend gehen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Diese Früchte sind aber zu häufig noch ganz unreif und unschmackhaft, ja ungenießbar; nur selten bieten sie uns Labung und Erquickung auf der ermüdenden Wanderung auf dürre Heide, während sich herbe Schlehen und Holzapfel und saure Südfrüchte unter den Tutti-frutti der neuern Lyrik nur zu häufig vorfinden.

Als solche Schlehen und Holzapfel sind zunächst folgende Producte zu bezeichnen:

1. Der Bahnhof auf Golgatha. Eine kleine Weltausstellung in Liedern von Albert Jäging. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.
 2. Dichtungen von Ernst Hesse. Bremen, Müller. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.
1871. 11.

3. Von Meer und Insel. Liebertrauß zur Erinnerung an Norberney, Sylt, Rügen von F. Sundermann. Zurich, Duntmann. 1869. 32. 7½ Ngr.
4. Die Angels-Lieder des Aguis-Säit. Frei aus dem Orientalischen überfetzt. Leipzig, Matthes. 1868. 16. 7½ Ngr.

Ein splendid gedrucktes Bändchen Gedichte in kohlschwarzem Umschlage, darauf steht mit Silberschrift geschrieben: „Der Bahnhof auf Golgatha“ von Albert Jäging (Nr. 1) und als Erläuterung: „Eine Weltausstellung in Liedern“! Ja freilich, das ist pikant, das muß doch Effect machen! Tritt man aber in diesen Bahnhof ein, so findet man nur eine Reihe höchst geschraubter und schwülftiger Keimereien de rebus omnibus et quibusdam aliis, und zur Rechtfertigung des Titels nur die vier Zeilen:

Es war, daß ich im Geiste sah
Einen Bahnhof stehn auf Golgatha;
Und Dampfeszüge zur Weltenlichtung
Fortbrausten daselbst nach jeder Richtung!

Es ist also nur ein barocker Einfall, der zur Reclame benutzt wird. Freilich, da der Verfasser, wie seine in raschster Reihenfolge erschienenen, in d. Bl. bereits besprochenen Publicationen: „Saitenlänge“ (1868), „Vorgefühle“ (1869) und „Der Bahnhof auf Golgatha“ (ebenfalls 1869), beweisen, nach dem obigen Grundsatz die Qualität durch die Quantität zu ersetzen sucht, so ist ihm die Reclame auch sehr nöthig, und deren Gebrauch seiner Begeisterung für alle Erfindungen der modernen Zeit ganz entsprechend. Von eigentlicher Lyrik ist hier keine Spur zu finden; der Autor verschmäht es, wie die Einleitung und das Schlußwort ausdrücklich besagen, zu singen wie im Zweig der Vogel singt; Leid- und Liebeslieder sind ihm zu altmodisch, er hat sich stolz „die kühnere Ode des Zeitgesangs“ erkoren. Er preist „aller Weltenfirmen grüßte: Menschenthät und Menschengestalt“, und zwar in einem Tone und mit solchem Eifer, als ob er von dieser Firma als Commis-

Die kleine Sammlung von 17 Liedern von Franz Preßern (Nr. 7) enthält einige hübsche Gedanken, größtentheils aber in fast ungenießbarer Form; doch trifft die Schuld allerdings anscheinend weniger den Dichter als den Uebersetzer, dessen Verse nicht nur holperig sind, sondern dessen Ausdrucksweise den Eindruck macht, als ob ihm Deutsch eine fremde Sprache sei, in der er nur mit Mühe und kaum correct sich zu verständigen vermöge. Verse, wie z. B. folgende:

Es lau hat im Netz dich ein anderer gefangen,
 'S wankende Herze, es ist nicht mehr mein;
 Etwas doch macht, daß an mir du mußt hängen,
 Was es ist, wissen kaum wir zwei allein! —

oder:

Wozu auch wurdest du mir gesandt,
 Liebliches Kind, himmlisches Pfand!
 Mir armen jungen Mägdelein,
 Der unverschämten Mutter dein? —

sind wol dem Uebersetzer zur Last zu legen, während für die Trivialitäten des Inhalts, welche auch häufig genug, z. B. in dem Lobe des Soldatenlofes vorkommen, der Dichter verantwortlich bleibt.

Etwas ansprechender, wenngleich das Niveau der Mittelmäßigkeit nur wenig überragend sind:

8. Grütze aus Tirol. Gedichte von Angelika von Hörmann. Gera, Amthor. 1869. 8. 10 Ngr.
9. Gedichte von F. Wilden. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 5 Ngr.

Die „Grütze aus Tirol“ von Angelika von Hörmann (Nr. 8) enthalten eine Reihe von Liebesliedern, von denen die meisten unbedeutend sind, einige jedoch durch anmuthige Form und den lebendigen Ausdruck eines warmen Gefühls recht ansprechend wirken; z. B. „Hattest dir das Glas gefüllt“, „Schneeflocken“ und „Vorgefühl“:

Frühmorgens ist hellrothe Blut
 Dort über den Bergen gelegen;
 Ich kenne das Zeichen: es ist nicht gut,
 Es deutet auf Sturm und Regen.

Ich hab' an meine Liebe gedacht;
 Es kam das Lieben und Sehnen
 Wie helles Frühroth nach dunkler Nacht —
 Und brachte mir Leid und Thränen!

Eigenthümlich ist auch die sehr unbefangene Antwort auf die Frage:

Ob ich geliebt schon und geküßt
 An unbelauschter Stelle?

Zwischen diesen Liebesliedern findet sich noch eine Anzahl Naturschilderungen, welche zum Theil, z. B.: „Gratsch bei Meran“ und das Festlied: „Am Berg Isel“ bei Eröffnung der Brennerbahn, von poetischem Hauche durchweht sind, ohne jedoch der Erhabenheit der alpinen Natur ganz gerecht zu werden.

Die Hälfte des Bündchens der „Gedichte“ von F. Wilden (Nr. 9) wird von drei Sonettenkränzen von je 15 Sonetten eingenommen, an deren Spitze jedesmal ein Sonett steht, dessen 14 Zeilen sich zweimal, in den Anfangs- und Schlußzeilen der folgenden 14 Sonette wiederholen. Die erste und zweite Zeile des Hauptsonetts bilden die Anfangs- und Schlußzeile des zweiten, die zweite und dritte Zeile die Anfangs- und Schlußzeile des

dritten Sonetts u. s. w., bis in der Schlußzeile des letzten Sonetts die Anfangszeile des ersten wiederkehrt und die Sonettenschlange sich in den Schwanz beißt.

Der Dichter löst diese Aufgabe mit großem Geschick und überwindet die selbstgeschaffenen Schwierigkeiten mit vieler Kunst; allein es ist doch mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, das er uns bietet, und wenn er das erste Sonett als Thema bezeichnet, so sind die folgenden eben nur Variationen ohne selbständige Bedeutung. Namentlich dem erstern dieser Sonettenkränze: „Dichters Lieb und Leid“, fehlt es an einer fortschreitenden Entwicklung des Grundgedankens, der in den Combinationen und Permutationen der Verszeilen beinahe erlischt, und man hat beim Lesen das Gefühl, daß der Pegasus gezwungen wird, den spanischen Tritt zu gehen. Die Ausdrucksweise ist dabei häufig unklar und geziert; so klingt z. B. die Zeile:

In dem Krysalbett (sc. des Meers) will ich Frieden machen —

doch etwas zu bergmännisch. Die Abtheilung: „Bilder der Geschichte“, von denen der Dichter sagt:

Auf der Welt hieroglyphen
 Wunderbaren Zauberinn
 Werf' ich meiner Liebesadel
 Blutig rothe Strahlen hin,
 Füge zu dem Geist des Lebens
 Kun der Dichtung schönern Geist,
 Wie er hell und frisch gewaltig
 Mir durch Nerv und Aderu kreist —

wirkt sehr ansprechend durch ihre schöne und kräftige Diction.

Noch Besseres und zwar wirklich Gutes bieten:

10. Mußestunden von Antonie Brehmer-Gaffron. Triest. 1869. 16.
11. Neuer Frühling. Brautlieder von Gustav Zahn. Zweite Auflage. Ragdeburg, Heinrichshofen. 1868. Gr. 16. 22½ Ngr.

Der Titel der Gedichte von Antonie Brehmer-Gaffron: „Mußestunden“ (Nr. 10), findet seine Erklärung in der Schlußstrophe des Einleitungsgebichts, in welcher die kleinen Lieder zu der Dichterin zurückkehrend (aber nicht als sogenannte Krebsse) zu derselben sprechen:

Wir bleiben fest mit dir verbunden,
 So lange warm dein Herze schlägt,
 Und bilden deine Mußestunden,
 Bis man dich einst zur Ruhe legt!

Allein die Dichterin hätte fogar nicht unbefugt „Mußestunden“ schreiben können, da sie Musis amica und viele ihrer Gedichte wirkliche Musenklänge sind, welche eine dichterische Begabung unverkennbar bekunden; z. B. „Mädchenlieder“: „Die Dämmerstunde sinkt hernieder“, „Oh, frage nimmer du mit bangem Blicke“, und S. 20:

Wenn seine dunkeln Lasten
 Der Himmel ausgeweint,
 Der Regenbogen lächelnd
 Als Friedensgruß erscheint.

Ich hab' so viel geweint,
 Seit mir mein Glück geraubt. —
 Wann wölbt ein Friedensbogen
 Sich über meinem Haupt?

Auch das patriotische Lied: „An Preußen im Jahre 1866“, zeichnet sich durch dichterischen Schwung und schöne Diction aus. Daneben findet sich freilich auch eine Anzahl Gedichte, die theils nüchtern, theils etwas gesucht und schwülstig sind, z. B.: „Die Sterne“, „Unermeidlich“, die Schilderung eines widerwärtigen Familienlebens: „Wen erhörst du?“ „Wenn ihr an Gräbern stehet, die doch nicht Gräber sind?“ Den Gedichten sind noch Uebersetzungen aus dem Italienischen und Englischen beigelegt, die jedoch zum Theil, z. B. die Manzoni'sche Ode: „Der fünfte Mai“, nur wenig gelungen sind.

Die Brautgedichte: „Neuer Frühling“, von Gustav Jahn (Nr. 11), haben bereits eine zweite Auflage erlebt, und mit Recht. Denn diese bald dem Bräutigam, bald der Braut in den Mund gelegten Gedichte bekunden in wohlthuender Weise einen frommen Sinn, ein warmes, wenn auch nicht sehr kräftiges Gefühl und eine anmuthige Formgewandtheit. Einzelne derselben, z. B. das als Vorwort dienende Gedicht: „Lenz im Winter“, „Die beiden Freundinnen“, „Der Besuch“, verdienen besonders hervorgehoben zu werden; andere sind freilich auch etwas alltäglich, zuweilen sogar unschön, z. B. die Apostrophe: „Nach der Trauung“:

O du, nicht Braut mehr, Gattin, Mannin, Weib!

An diese rein lyrischen Producte schließen sich eine Anthologie und drei epische Dichtungen an:

12. Harz und Kyffhäuser in Gedichten, Schilderungen und Aufsätzen von Bürger, Goethe, Göltz, Klopstock, Müdert, Ernst Schulze, Stolberg u. a. Mit einer literarhistorischen Einleitung von Heinrich Pröhle. Berlin, Moeser. 1870. 8. 15 Ngr.
13. Drei poetische Erzählungen von G. R. Wilhelm Sigbert. Frankfurt a. M., Aufferth. 1869.
14. Kloster Arkadi auf Kreta. Gedicht von E. Hoeslin. Athen, Bilberg. 1869. Gr. 16. 6 Ngr.
15. Achtehnhundertunddreißig. Ein Lobtentanz am Teutoburgerwalde. Leipzig, Naumann. 1869. Br. 8. 15 Ngr.

Die unter dem obigen langathmigen Titel herausgegebene Harz-Anthologie von Heinrich Pröhle (Nr. 12), als dessen schriftstellerische Domäne der Harz schon seit Jahren gilt, will die Poesie des Harzes als einen Theil der Nationalliteratur in einem engeren Rahmen zur Geltung bringen. Auf den Ruhm der Vollständigkeit hat der Autor, in dessen Seele der Kritiker über den Bibliographen geseigt, von vornherein verzichtet, und will derselbe durch eine strenge kritische Auswahl nur Vorzügliches bieten, wobei jedoch die Aufnahme von Bruchstücken, z. B. der Walpurgisnacht aus Goethe's „Faust“, ausgeschlossen bleiben soll. Allein diese selbstgegebene Regel ist bei der Compilation nicht festgehalten worden; aus Heine's „Harzreise“ wird z. B. das kleine durchaus unbedeutende Fragment über „Osterode“ gegeben, und ebenso Bruchstücke aus Andersen's Werken und D. Roquette's „Herr Heinrich“.

Einzelne der aufgenommenen Gedichte und Schilderungen in Prosa haben fast gar keinen oder doch nur einen sehr entfernten Bezug auf den Harz, z. B. die Ode auf Klopstock's Geburt vom Grafen Friedrich Leopold Stolberg, in welcher sich eine Harzreminiscenz nur in der Erwähnung der Vode findet. Ebenso paßt der Excurs von Kohl „Ueber unsere

Freude an Bergen und Thälern“ auf jedes andere Gebirge gerade so gut wie auf den Harz. Neues oder bisher nur wenig Bekanntes bringt diese Anthologie nur in sehr beschränktem Umfange; von den eigenen Gedichten des Herausgebers sind die meisten schon in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt gewesen; die neu hinzugefügte Sage von dem „Habelberger“, dem „wilden Jäger“, ist eine Ballade in ansprechendem Volkston. Die literarhistorische Einleitung bringt einige interessante Notizen, namentlich über die Bearbeitung der Sage von der „Walpurgisnacht“ durch die pseudonymen Anchorano Struppiato Cantatelli und Berlindo.

Von den „Drei poetischen Erzählungen“ von Wilhelm Sigbert (Nr. 13) verdient die erste, die in fließenden Hexametern geschriebene Erläuterung des Spruchs: „Wo Barthel Most holt“, den Vorzug. Die Schilderung der Götter im Exil, des in der Nähe eines Klosters angefeindeten Dionysos mit seinem Gefolge von Satyrn, Faunen und Bacchantinnen, denen sich der Klosterbruder Barthel zugesellt, ist ganz behaglich und voll frischen Humors. Der tiefern Bedeutung dieser Sage, der Beziehungen des Mittelalters zu der lebensfrohen Sinnlichkeit des Alterthums geschieht keine Erwähnung.

Die beiden andern Erzählungen in gereimten Jamben: „Die neue Eva“ und „Der Student von Helmsiedt“, enthalten nur ein unbedeutendes Genrebildchen und eine phantastische Episode aus dem Dreißigjährigen Kriege mit einer sehr ausführlichen Schilderung einer Hexen-Brödenfahrt. Als Probe führen wir die Moral der zweiten Erzählung an:

Stark ist der Tod, doch will das Leben
Sich seiner Rechte nicht begeben,
Und stark ist Liebe wie der Tod
Und überwindet Angst und Noth, —
So sagt der weise Salomo,
Der selber war des Lebens froh,
Und der mit hellem Jubelklang
Das hohe Lied der Liebe sang,
Und spät nach ihrem Vollgenuß
Erst sprach in seinem Ueberdruß,
Daß eitel sei das ganze Leben,
Das seine Fülle ihm gegeben!

Das kleine Epos: „Kloster Arkadi auf Kreta“, von E. Hoeslin (Nr. 14), dessen Erlös zu Gunsten der kretenser Flüchtlinge bestimmt ist, hat eine Episode aus dem letzten Aufstande in Kreta zum Gegenstande, indem es schildert, wie die Vertheidiger des Klosters Arkadi sich nach der Einnahme desselben durch die türkische Armee mit den eingebrungenen Siegern in die Luft sprengen. In dieser Schilderung ist die Erzählung von dem an der Spitze der Arnauten fechtenden Renegaten Achmet eingeflochten, welcher seine Jugendgeliebte Irene in diesem Kloster wiederfindet und, nach vergeblichen Versuchen ihr Herz zu erweichen, schließlich von ihrer Hand erstochen wird. Das kleine Epos, eine schwache Nachahmung von Byron's „Belagerung von Corinth“, hat einzelne gelungene Stellen, im ganzen aber etwas Unreifes; die Diction ist zuweilen sehr hölzern, z. B.:

Dort weiden Kasse — Pioniere
Die Zelte richten — Offiziere
Vertheilen Posten rings. — Es pflanzen
Auf rasch nur halb erbauten Schanzen

Nach dem Befehl der Offiziere
Die Feuerflünde Kanoniere.

Die pathetische Prophezeiung des Vorworts, daß nur unter den Trümmern Kretas die Revolution begraben werden könnte, hatte schon vor dem Erscheinen des Buchs ein Dementi erhalten.

Der anonyme Verfasser des den Manen von August von Harthausen-Büdenborff, zu Paderborn gewidmeten Todtentanzes am Teutoburgerwald: „Achtzehnhundert- unddreißig“ (Nr. 15), hat sich die Aufgabe gestellt, in sechs Gesängen in Hexametern paderborner Reminiscenzen aus dem Jahre der Julirevolution aufzufrischen, und

Zu entfalten uns nun die Fülle des stattlichen Unsinns,
Welchen die Pader gesehen, fürwahr höchst stattlichen Unsinns,
Theils dem Boden entflammt, dem festen Natur- und Ge-
schichtsgrund,
Theils von loserer Art und mehr moderner Entstehung,
Größtentheils jedoch von beiden ein lieblicher Mischmasch!

Bei Heine, Börne und Obilon Barrot werden die Schatten jener Zeit heraufbeschworen und zum Theil unter Pseudonymen, die jedoch für den Localkundigen ebenso durchsichtig sind wie die Anonymität des „rothen“ Verfassers (M.), zum Theil unter ihrem wirklichen Namen porträtiert, auch wol häufig carikiert. Trink- und Ballgeschichten von rein localem und persönlichem Interesse bilden den Hauptinhalt, der mit wenig Wiß und viel Behagen erzählt wird und häufig geradezu in Klatsch ausartet. Daneben finden sich aber auch recht humoristische Schilderungen, z. B. die Proben der paderbornischen Mundart, der Excurs über das Culturmwort „eben“ u. a., sowie kleine amufante Genrebilder, z. B. „Der antikatolische Hauptfalarier-Kassenrendant“, der „Doctor Bode“ u. s. w.

Von etwas allgemeinerem Interesse ist der fünfte Gesang, in welchem in dem Tone und von dem Standpunkte des „kleinen Reactionärs“ gegen die Verjüngung des christlich-germanischen Staats, gegen Synodalverfassung und Grundsteuer, gegen Aufhebung der Wucher-gesetze und der Schuldhast, gegen Gewerbefreiheit und die neue Maß- und Gewichtsordnung polemisiert wird. Die volle Schale des Horns aber entladet sich über Constitutionalismus und Liberalismus und den hiervon angeäuerten Reichstag:

Wird vom Reichstag nicht, dem breit grundlagig gewählten,
Wo um die Wette man läuft allseits im Liberalismus,
Centralistisch erdrückt der alte geschichtliche Plunder
Und beseitigt zugleich die rückwärts wirkende Schraube,
Drauf so redlich sich mühen die alten besetzten Herren?
Wird zu verkürzen die Zeit der langanhaltenden Sitzung,
Alle Jahr am Gesetz und am magenvertretenden Budget
Nicht so tapfer gewirkt, daß gleich dem Krebs der Staat auch
Jährlich wechselt das Kleid, und zugleich mit dem Kleide den
Magen,

Vorbehaltlich des auch demnächst zu wechselnden Hauptes?
Liegt in ihm nicht der Keim des sonderbaren Congresses,
Der nothwendig bereinkt die Republik muß gebären,
Denn dann Preußen zergeht, wie Butter zergeht in der Pfanne,
Wenn die edle Partei der Fortschrittsnationalen
Nur zu partem verkehrt und Ueberfüllung vermeidet?
Und sind trefflich nicht dort die deutschen Stämme vertreten
Durch viel Männer semitischen Bluts, ansehnliche Männer
Mit schwarzglänzendem Haar und intelligenter Venanzug?

Wir finden hier also eine in Hexameter gefetzte Ex-
pectoration der Herren von Brndelwitz und Strudelwitz,
und wird auch in der Weise der letztern die Sprache be-
handelt und zuweilen mißhandelt. Der Verfasser, der
mit dem stolzen Wort: „Anch' io sono pittore“ sein
Epopöe schließt, rühmt sich:

Frisch drum fließt mir der Vers, und die Form gehorcht dem
Gedanken,

Zwingend zum Rhythmus sogar culturbarbarische Phrasen,
Ismen jeglicher Art, Stäten, Ionen und Ien
Nicht zu vergessen das It von Hydraulik, Mechanik und Nauit,
Und von der Intelligenz die vielen endlichen Enten,
Neben den Aken und Ellen und Iken aus vielerlei Ismen,
Daß in der Höflichkeit sie dienen der Fülle des Schönen!

Alein die Hexameter, in die diese culturbarbarischen
Worte, wie Exterritorialität, Constitutionalismus u. s. w.
hineingezwängt werden, lesen sich auch holperig genug,
und mancher Holzkopffloß muß als Daktylus gelten,
mancher Hexameter sogar auf fünf Füßen einherhinken
(z. B. „Schwarzenberg sagt, man hat Drummel zum Ru-
ster genommen“). Als Curiosum mag noch erwähnt
werden,

... wie Franz Gehlen, Horaz verdeutschend, odi profanum
Vulgus et arceo also in Vers und in Reim bringt:
Ich haß' all die Canalge und halte sie weit mir vom Balge,
Was sehr kräftig klingt im paderbornischen Hochdeutsch!

War nun schon dieser Todtentanz eine ziemlich selb-
stame Frucht, so erscheint sie doch noch bei weitem nicht
so „wunderlich absunderlich“ wie

16. Lieder eines Patreyla. (Diesjährige.) Hamburg, Gräning.
1869. 8. 15 Ngr.

17. Erläuterungen zu den Liedern eines Patreyla. Hamburg,
Gräning. 1870. 8. 10 Ngr.

Wenn der Verfasser der „Lieder eines Patreyla“
(Nr. 16) es erforderlich gefunden hat, den „schönen ro-
mantischen Liedern, gedruckt in diesem Jahr“ „Erläute-
rungen“ (Nr. 17) nachzusenden, so hat ihn dazu wol die
Wahrnehmung veranlaßt, daß dieselben dem common
sense der Leser größtentheils unverständlich geblieben sind.
Allein dieses Los theilen nicht minder die Erläuterungen
selbst; auch sie wecken häufig die Vermuthung, daß der
Verfasser „in fremden Zungen“ rede, und gar mancher
möchte in Erinnerung an die Deutung des Pflingstwan-
ders auch von dem Patreyla annehmen, er sei „des süßen
Weines voll“ und habe diese Lieder und Erläuterungen
in jenem Weinrausch geschrieben, von dem er selbst sagt,
daß derselbe „als Mittel zum Innwerden der Bedeutung
des Augenblicks fürs Ganze an jeder Wendung des Le-
bens in besonders feierlicher Weise durch die Sitte vor-
geschrieben sein sollte, und theilweise ja auch wirklich schon
vorgesprochen wird“!

Freilich trifft jeden Zweifler an der Vorzüglichkeit
dieser Lieder sofort das Anathema des Autors, der in
seiner Unfehlbarkeit erklärt, wenn man aus dieser Unver-
ständlichkeit einen Mangel der Lieder demonstrieren wolle,
so „heißt das die Hias tabeln, weil sie, im Urtext vor-
gelesen, auf unsere Waschweiber keinen Eindruck machen
würde“. Schon der Titel ist wol für die meisten Leser
ein Räthselwort, welches die Erläuterungen in folgender
Weise erklären: „Das Wort «Patreyla» bedeutet in der

buddhistischen Terminologie, einen Menschen, welcher, nicht im Zusammenhang der auf die Welterlösung abzielenden göttlichen Einrichtungen stehend, auf eigene Faust ein befriedigendes, eigenthümliches Arrangement seiner Beziehungen zu Himmel und Erde erlangt. . . Er ist der Stifter einer Kirche, die mit ihm ausstirbt."

Dieser neue hamburger Patreya, welcher, aus seiner Anonymität heraustretend, sich am Ende der Erläuterungen Johannes Wedde unterzeichnet, bringt nun ein Bündchen Lieder, von deren überwiegender Mehrzahl er nicht „amhin kann zu meinen, ein Leser, der sie wirklich verstehe, ohne unter den linken Rippen warm zu werden, habe in Beziehung auf seine Ohren bedenkliche Aehnlichkeit mit einem gewissen durchgefallenen Recensenten und Herrscher aus Phrygien".

Einige Proben aus diesen Liedern, welche der Verfasser als „das volle und reine Echo seiner befriedigten Geistesstimmung" bezeichnet, sind am besten geeignet, diese Selbstkritik zu illustriren. In der im Local der altdeutschen Wasserhülle Dvelgunni spielenden Scene Friaware spricht die Verdammte „unhörbar jedem Ohr für sich mit Donnerstimme":

Auch Nachtigallen sind den Rücken Eulen;
Der Wig ist allbekannt;
Hans Quast mag singen, Peter Pump wird heulen!
Die Welt ist so bewandt
Nun 'mal: Haut-godt für die blasirte Korne,
Compot von Seelentausch, Mustard von Wuth und Zorne!

Sie streckt den Hals und schreit: „Herren, nicht blöde,
Ihr Schlangen, voici moi!" Es haßt die Pöllendöde!

In dem Lied: „An eine Jungfrau", welches nach den Erläuterungen kein Liebeslied, sondern nur „ein rein und voll empfundener Dank gegen eine der herrlichsten Mädchen-biliten Hamburgs" sein soll, lautet Strophe 9:

Large mit dem Gnadenhake,
Härte schimpft die Jungfrau nicht:
Schön genügt sie ihrem Plage
Als ein marktverzehrend Licht,
Des gemeinen Säbelmaße
Goldnen Strahls die Brust durchsticht,
Dran verbluten mag die Fraße,
Wenn der Wunsch nicht eher bricht!

In den Apostrophen an Victor Schöffel, R. Simrod und R. Nothe wendet sich der Autor mit folgenden Worten zu dem einen (Victor Schöffel):

Ostafde laß mich sein bei deinem Banner,
Kein Kinsor zwar und weiser Geisterbanner,
Kein Sanct Brandan, Wafonanz, noch eh'r ein Maston —
zu dem andern (R. Simrod):

An jener Brüder Seite tritt uns entgegen, Seliger,
Und stärke uns, vor Jakob zu stehen und vor Wilhelm.
Wo jedes Haders Misant verhält in Bragi's Harfe,
Wo Hagen froh verwundert der jüngeren Weisheit zuhört,
Wo Beneke, der milde führt Müllenhoff zu Pfeiffern,
Wo Holzmann und Lachmann die Hände lachend schütteln:
Der alte Konrad selbst verhönte diese Kämpfer! —

und zu dem dritten (R. Nothe):

Doch hoch ob der Scherbenwelt, dem Taggequül entnommen,
Standst du auf granitemem Thurm, vom Morgenstrahl be-
glossen!

Die Schlusstrophe des für die Manchester'sche be-
stimmten Hymnus „An die Smithiten", d. h. die Anhän-
ger Adam Smith's, lautet:

Drum Prolete, wenn dich hungert,
Wenn dein Bauch nach Futter lungert,
So crepir' frisch, fromm, froh, frank:
'S ist ja nur ein Uebergang:
O großer alter Adam!

Ein Nonplusultra bringt das „den Viederwännern" gewidmete Gedicht; dasselbe bietet eine solche überschwengliche Fülle von kräftigen, saftigen Schimpfreden, daß ein Duzend der mundfertigsten Fischweiber kaum etwas Aehnliches leisten könnten. Wenn die den Kritikern im allgemeinen bestimmte Strophe lautet:

Du Kasselbande
Zu Deutschlands Schande
Der Tagesmeinung gewaltig,
Bourgeoisihums Blüten!
Wie drollig wüthten
Müßt ihr, weil ein wenig schelt' ich!
Gespißt die Feder!
Es zeit vom Leder!
Heran mit dem blechernem Sturmzeug!
Kasperles, klappert!
Parnassisch plappert!
Gib mir ein Schauspiel, o Wurmzeug! —

und wenn in den „Erläuterungen" im speciellen die Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung" als „reiner Schwefelwasserstoff" bezeichnet wird, so muß es uns der Autor schon verzeihen, wenn wir in diesen Gedichten, die nach dem Grundsatz: „Naturalia non sunt turpia", bis zum geradezu Obscönen (z. B. S. 46) und Gemeinen (z. B. S. 54) sich ver steigern, auch nicht überall „Rosenöl und Moschus" zu riechen vermögen. Allein ebenso wenig soll verschwiegen werden, daß unter all dem Wust und totem Zeug sich eine Menge recht witziger geistreicher Einfälle, pikanter Wendungen und bedeutender Gedanken vorfinden. Dieses Lob verdienen der Hymnus an die „Noth", und namentlich die polemischen Gedichte: das Pasquill auf die Nationalliberalen, die „Kammerlinge der Königin Germania" (abgesehen von dem obscönen Schluß), die humoristische Schilderung der bairischen Patrioten, der „maulenden Schmollanten", die sich die Geschichte anders gedacht, und denen Klio 'nen Querstrich gemacht (S. 48):

Einstweilen aber sigen wir hier
Und gehn nicht vom Flecke und trinken den Bier!

Ebenso die Charakteristik der Lassalleaner und ihrer Katastore (S. 50):

Ein rauchend Weib und ein verloffner Junker,
Das sind die wahren Führer dieser Schar!

Dahin gehört auch das Kenion an die Materialisten, mit der Schlusstrophe (S. 57):

Langt zu! Es lohnt euer Thun
Lewiatan-Mayonnaise,
Portwein und Stilton-Käse
On doomsday dinner in the afternoon —

von welcher es in den „Erläuterungen" (S. 30) heißt, „daß diese Einladung doch nur für den Ditterkeit enthalten könne, der am chronischen Magentatarrrh leide". Von der „scherzliebenden" Klio wird David Strauß zugerufen (S. 30):

Laß! Sie ist ein Mädchen!
Ihre Spinnwebchen
Mußt du gönnen ihr!
Reißt du kraus die Dinger,
Schlägt sie auf die Finger
Mit dem Sticken dir!

Dies sind aber doch nur vereinzelte Goldkörner in dem Sande und Gerölle, welches der trübe schäumende Strom dieser Patryka-Dichtung mit sich führt. Bei der großen Mehrzahl der Gedichte und den im anmaßendsten Tone der Selbstüberhebung geschriebenen philosophischen Exkursen der „Erläuterungen“ möchte man mit dem Cardinal von Este fragen:

Wo des Himmels, Meister Ludwig,
Habt ihr all das tolle Zeug
Aufgegabelt?

Sie gleichen meistens den Räthseln, und zwar auch darin, daß sie jedes Interesse verlieren, sobald man die

Abfäng gefunden. Der Autor mag sich mit der Erwägung trösten, daß in fernere Zukunft

Kommen die Deutschen einst wieder zu Sinnen,
Jetzt sind vernünftig ein Duzend ja kaum —

auch seine Patryka-Lieder werden besser gewürdigt werden; jeder Leser der Jetztzeit, natürlich mit Ausnahme des einen Duzend der Vernünftigen, wird sie mit Kopfschütteln aus der Hand legen, und den „Erläuterungen“ nur in dem Ausrufe beistimmen: „Unser Herrgott hat doch wunderliche Heilige unter seinen Kostgängern!“

E. Hersfurth.

Politische Broschüren von 1870.

1. Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament (1868, 1869, 1870). Von Ludwig Bamberger. Breslau, Günther. 1870. 8. 20 Ngr.

Seitdem Ludwig Bamberger am 29. Mai 1870 die vorliegende Ausgabe seiner Zollparlamentsbriefe Arnold Ruge dedicirt hat, ist im schnellen Fortschritte der Zeitereignisse der große politische Zweck des Zollparlaments, den auch Bamberger vertritt, in geschichtliche Erfüllung gegangen. Wir haben durch die versailer Verträge endlich ein geeinigtes Deutschland, statt des norddeutschen einen gesamtdeutschen Bund mit einheitlicher Spitze; wir haben endlich ein protestantisches, ein preussisches, ein echt deutsches Kaiserthum, das weder römisch noch österreichisch ist. Die Philosophie der deutschen und der preussischen Staatsgeschichte ist zur Wirklichkeit geworden, und diejenige selbständige Constatuirung eines nationalgermanischen Reichs, die von der fürstlichen Reichsopposition seit 350 Jahren so oft und immer vergeblich angestrebt worden, sie ist, auf einem weiten Umwege zwar über die entlegensten nordöstlichen Reichsmarken, aber doch offenbar nach einem für Jahrhunderte angelegten weisen Plane, nun vollendet. Was einst durch die Entfugung eines Kurfürsten, Friedrich des Weisen von Sachsen, verfehlt blieb, was der Schmalkaldische Krieg und das Fürstenbündniß unter Kurfürst Moriz von Sachsen, was im Dreißigjährigen Kriege die Bundeshülfe eines fremdländischen königlichen Helden und die diplomatische Tapferkeit eines Bernhard von Weimar nicht erreichen konnten, was ein bairischer Kaiser Karl VII. *) nur für wenige Jahre und nur zum Scheine zu repräsentiren versuchte — das hat der December 1870 erfüllt. Wenngleich im vollen Gegensatz zu der staatlichen Entwicklung, die wir in den vielfach einseitigen Centralisationsprocessen von England, Frankreich, Spanien und Italien vor uns sehen, hat nun die germanische Nation dennoch, und zwar entsprechend dem humanistischen Rechtsbewußtsein und föderativen Charakter ihrer historischen Vergangenheit, sich ebenfalls zu einem Staate, zu einem einheitlichen Reiche constituirirt.

Für diese Gipfelung und Vollendung unsers nationalen Staatsbaues ist das berliner Zollparlament insofern

*) Gewählt 1742 am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrich's des Großen.

von entscheidender Wichtigkeit gewesen, als es neben der partikularen Nationalrepräsentation des norddeutschen Reichstags über die Zwischenzeit von 1866—70 die Form einer Vertretung der deutschen Gesamtinteressen erhalten und weiter fortgebildet hat. Von dem bisherigen norddeutschen Reichstage zu einem zu erwartenden allgemein deutschen Reichstage bildete das provisorische Zollparlament die „Mainbrücke“, mit welchem Namen die Partei in demselben bezeichnet wurde, welcher Bamberger in den drei Sessionen der Vertretung des Zollvereins angehört. Bamberger ist Süddeutscher, hessen-darmstädtischer Unterthan, war 1848 compromittirt, lebte darauf fünfzehn Jahre als Flüchtling in Paris, kehrte 1866 nach Deutschland zurück und gibt in diesen seinen freimüthigen Bekenntnissen ein Document von einer solchen Verhältnissen entsprechenden politischen Charakterentwicklung, das einem jeden Patrioten, der aufrichtig eine Ausgleichung der Differenzen von Nord- und Süddeutschland wünscht, von bleibendem Interesse sein muß. Während andere Zeitbroschüren durch die schnell fortgeschrittenen Ereignisse in den Hintergrund gedrängt sind, gehört diese zu denjenigen, deren Werth dadurch erhöht ist.

2. Die Schattenseite des Norddeutschen Bundes vom preussischen Standpunkte betrachtet. Eine staatswissenschaftliche Skizze von Konstantin Frank. Berlin, Stille und van Meppen. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

In seiner gerade jetzt sehr lesenswerthen Schrift: „Preußens deutsche Politik: die Dreifürstenbünde von 1785, 1806 und 1849“ (Berlin 1850 und wiederholt aufgelegt), sagte Professor Adolf Schmidt:

Friedrich der Große bezweckte durch den Fürstenbund keine Vergrößerung Preußens auf Kosten Deutschlands, keine Verdrängung der Fürsten aus ihren angestammten Ländern. Der Bund selbst schnitt jeden Weg gewaltthätiger Aneignung, jede Aussicht auf Eroberung für die Dauer ab, denn er verbürgte vielmehr jedem Staate seinen dermaligen Besitzstand und hielt nur das Recht der Haus-, Familien- und Successionsverträge aufrecht. Und eben deshalb fand das Dreifürstenbündniß in dem specifischen Preußenthum seinen entschiedensten und erbittertesten Gegner.

Die vorliegende berliner Broschüre, welche die Schattenseiten des 1866 realisirten norddeutschen Fürstenbundes beleuchtet, nimmt nicht diesen Standpunkt eines verächtlichen specifischen Preußenthums von 1785 ein. Im

Gegentheile vertheidigt der Verfasser die gewissenhafte und rechtliche deutsche Politik Friedrich's des Großen aus demselben Gesichtspunkte, den Professor Adolf Schmidt an ihr hervorhebt. Konstantin Franz hat seine Broschüre vor dem Kriege veröffentlicht, und die seitdem eingetretenen Ereignisse haben ihm insofern recht gegeben, als sie ja über das unvollkommene Provisorium des Norddeutschen Bundes zu neuen vollkommeneren Verhältnissen bereits hinausgebrängt haben. Im übrigen scheint die sophistisch klügelnde und mäkelnde Haltung des Verfassers in einer ängstlichen Vorsicht ihren Grund zu finden, die im Hinblick auf die vieljährigen Mißerfolge der deutschen Politik Preußens allerdings ihre zeitweilige Rechtfertigung in der Uebergangszeit von 1866—70 gehabt hat. Darum betrachtet der Verfasser den „deutschen Verfall“ Preußens mit Besorglichkeit, zählt sich nicht zur „Kaiserpartei“ und setzt einem preussisch-deutschen Kaiserthume logische Bedenken entgegen, die vor der Consequenz der Thatfachen seitdem freilich in sich verfallen sind. Seine hypochondrische Sorge, ob Preußen nach Auflösung des ehemaligen Deutschen Bundes sich noch auf die gesammte Congressacte und die Garantien der europäischen Verträge von 1815 berufen können, kann in der unter der folgenden Nummer von uns aufzuführenden Veröffentlichung eine wenigstens theilweise Beruhigung finden.

3. Zur französischen Grenzregulirung. Deutsche Denkschriften aus den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens. Berlin, Laderig. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Die deutschen Heere, wenn sie Elsaß und Lothringen dem deutschen Reiche wieder vereinigen wollen, erkämpfen das, was die hervorragendsten preussischen Diplomaten vor fünfundsünfzig Jahren verlangt haben. Der erste Pariser Friede ließ Frankreich in den Grenzen von 1792. Als der Weltfriede dann aber durch die unerwartete Rückkehr Napoleon's von Elba und die hundert Tage seiner nochmaligen Herrschaft wiederum unterbrochen gewesen war, bewirkte die Wahrnehmung der ungenügenden Sicherheit Deutschlands sowie der andern Nachbarländer Frankreichs, daß bei dem zweiten Pariser Frieden von den preussischen Staatsmännern die seit 1552 dem Reiche verloren gegangenen Grenzländer mit Nachdruck reclamirt wurden. Oesterreich schien anfangs dasselbe Ziel ins Auge zu fassen, wandte sich dann aber von demselben ab, als der Plan, aus Elsaß und Lothringen eine österreichische Secundogenitur zu schaffen, mißlungen war. Die Denkschriften, in welchen Wilhelm von Humboldt, General von Knefbeck, Fürst Hardenberg und Freiherr von Stein im August 1815 das Interesse der deutschen Sache vertreten haben, sind hier, soweit sie schon der Oeffentlichkeit angehören, zusammengestellt.

4. R. Schramm's Kriegsbroschüren: I. Die europäische Diplomatie, die deutsche Volkvertretung und die allgemeine Entwaffnung. Leipzig, D. Wigand. 1870. 8. 5 Ngr.

Auch Rudolf Schramm ist, wie Ludwig Bamberger, ein Compromittirter von 1848. Er hatte funfzehn Jahre im Auslande, meist in England gelebt, und kehrte dann 1863 nach Berlin zurück, woselbst er sich alsbald gedrängt fühlte, in einer Broschüre: „Die rothe Fahne von 1848 1871. 11.

und die schwarzweiße Fahne von 1863“ (Berlin, Walter), sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Er sagt dort unter anderm:

Als geborener Rheinländer bin ich in meiner Jugend, wie fast alle meine Landsleute, die ich damals kannte, stark mit rheinischer Stammthümlichkeit behaftet gewesen, die sich gegen das Aufgehen in Preußen sperrte; es war ein völlig werthloses Gefühl, denn was hatten wir von der vorprenussischen Zeit unter dem Krummstabe? Aber dieses Gefühl lag wie ein kalter Rebel auf dem Herzen; jetzt ist derselbe allmählich geschwunden u. s. w.

Schramm erklärte sein achtundvierziger Demagogenthum für sein politisches Fuchsfemester, perhorrescirte sowohl die Feudal- als die Fortschrittspartei und hoffte auf die Bildung einer dritten neuen Partei. Die glücklich heranwachsende äußere Politik Preußens, die vorwiegenden öffentlichen Interessen und Ansichten mit sich fortreisend, hat eine solche in der Gesamtheit der preussisch-deutschen Nation, soweit dieselbe mit der Gegenwart vorwärts leben will, in der That seit 1864 herangebildet.

Die vorliegende neue Broschüre ist Mitte August 1870 verfaßt und gehört in die ganz unentbehrliche Klasse jener Publicistil, die man als die „rührende“ bezeichnen sollte, d. h. als diejenige, der es in Zeiten, wo neue Aufklärungen verlangt, aber doch nicht direct ermöglicht werden, zunächst nur darauf ankommt, Thatfachen, Ansichten, Parteirichtungen, Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen durcheinander zu rühren, zu schütteln und zu rütteln, um so zum allerwenigsten auf Sachen, um die es sich handelt, aufmerksam zu machen und der Leser Selbstdenken anzuregen. Die Publicistil dieser Art muß oft das Gegentheil von dem sagen, was sie meint, und führt bisweilen Gründe an, die das Entgegengesetzte von dem beweisen, was der Autor zu demonstrieren scheint. Aber wenn nur überhaupt Facta und Motive recht frappant hingestellt sind, so wird der selbständige Denker um so mehr eigenthümliche Gedanken dabei haben, je weniger die Rührebroschüre selbst eine absolut logische Anordnung und aufrichtige Aufklärung offenbaren kann. Darum wollen wir über manche Fraglichkeiten in dieser Darstellung, z. B. den Hardenberg und W. von Humboldt gemachten Vorwurf, nicht rechten, aber z. B. die Bemerkung notiren: „Nicht der erste Napoleon, sondern der Bourbone Ludwig XIV. hat der französischen Nation den Stachel eingepflanzt, der sie ruhelos zu immer tieferm Vordringen in deutsches Land anspornt.“ Nicht nur dem großen Publikum, auch Diplomaten von Fach ist die Lectüre dieses led anregenden Raisonnements zu empfehlen. Daß der Verfasser in der Hauptsache einen recht klaren Begriff von der Tragweite der Ereignisse damals bereits gehabt hat, geht allein aus folgender Stelle seiner Einleitung schon hervor:

Diese kleine Schrift und diejenigen, die ihr unter gleichem Gesamttitel folgen werden, sollen die neuen Ordnungen Deutschlands und Europas ins Auge fassen, welche nach beendigtem Kriege nothwendig werden, von deren Hauptprincipien eines darin bestehen wird, auf Kosten des jetzigen französischen Staates sämtliche angrenzende deutsche und nicht deutsche Staaten so zu verstärken, daß sie fortan mehr in eigener Kraft als in Verbriefungen der europäischen Diplomatie die Sicherstellung ihres Bestandes und ihrer Unabhängigkeit finden,

während die innewohnende Gewalt der Dinge von selbst bewirkt, daß das eigentlich politische Geschäft der Führerrolle des gesammten westlichen Europa auf die demnächst unter den Hohenzollern und den Reichsfürsten neu zu organisirte deutsche Nation übergeht.

5. Deutsche Antwort auf welsche Projecte. Ein nach authentischen Quellen entworfenenes Promemoria über das germanische Problem und über das, was noch zu thun erübrigt. Dritte vervollständigte und commentirte Auflage. — A. u. d. L.: Entschlüsse über die Palastrevolution im Vatican und den Feldzugsplan der Jesuiten gegen Deutschlands Neugestaltung. Von Georg Rüberle. Stuttgart, Vogler und Weinhaner. 1870. 8. 15 Ngr.

Der Inhalt dieser Schrift ist nicht so haarsträubend, als der Titel vielleicht erwarten läßt. Georg Rüberle, Sohn einer katholischen Bürgerfamilie in Augsburg, hatte das Glück gehabt, als junger Mensch zur Vollendung seiner Schulbildung in den Jahren 1838 und 1839 in das „Deutsche Colleg“ der Jesuiten, in der Casa professa zu Rom, aufgenommen zu werden. Als er aber nach abgelaufenem Provisorium sich zur Aufnahme in den Jesuitenorden entscheiden sollte, konnte er sich zu dem nöthigen Eide nicht entschließen, verlangte Entlassung, wurde in allen Gnaden verabschiedet und setzte in Deutschland seine Studien fort. Die Aufzeichnung seiner Erlebnisse in Rom hat er später 1845 in den „Grenzboten“ und 1846 in einem Separatabdruck veröffentlicht. Georg Rüberle selbst vergleicht diese Schrift mit Eugen Sue's bekannten Angriffen gegen die Jesuiten in seinem Romane „Der ewige Jude“; doch müssen wir ganz ehrlich gestehen, daß in uns selbst die von Rüberle gemachte Schilderung einen so gar großen Abscheu vor einem derartigen Wohlthätigkeitsinstitute kaum hat erwecken können. Wir möchten sogar annehmen, daß die dadurch weiter verbreitete Kenntnissnahme von der Existenz und Tendenz einer solchen Anstalt derselben an sich nur förderlich gewesen ist. Was im allgemeinen die zum Theil theatralischen Ceremonien des Katholicismus betrifft, so können dieselben auch einem sehr aufrichtigen Protestanten möglicherweise nicht ganz so leer und bedeutungslos erscheinen, als ein großer Theil der entgegengesetzten öffentlichen Meinung vielleicht vorauszusetzen pflegt. Könnte man doch sagen, daß gerade mit seinen vielgescholtenen Aeußerlichkeiten der Katholicismus so recht eigentlich eine „sichtbare Kirche“ ist; und darum schon, weil deren symbolische Gliederung und Ausschmückung ein Bild der socialen Architektur der Wirklichkeit bis in tiefste und höchste Lebensgeheimnisse darbietet, ist er gewissermaßen offenbarungsvoller als diejenige Gemeindeform, welche nur eine unsichtbare Kirche repräsentiren will. Der Blick, den diese Broschüre in Zustände der geistlichen Metropole thun läßt, ist jedenfalls allgemein interessant und anregend, und der Umstand, daß der Verfasser nicht irgendeine Bemerkung macht über etwa insolge der Eidesverweigerung erlebte Anfechtungen, gibt seiner gesammten Darstellung doch schließlich eine versöhnliche Haltung.

Zur neuen Herausgabe haben den Verfasser die gegenwärtigen Kriegereignisse, in einer freilich etwas weit ausgeholten Ideenverbindung, veranlaßt. Er behauptet nämlich:

Die Casa professa im Palazzo al Gesu ist die Geburtsstätte des Unfehlbarkeitsdogmas, und nichts fest die Berechtigung des deutschen Emancipationenkampfes schlagender außer Zweifel als eine gründliche Kenntniss der dort heimischen Grundsätze.

Georg Rüberle ist ein entschiedener Gegner der Infallibilität, und da er im übrigen sich als guter Katholik ausspricht, so gibt er mit der Tendenz seiner Schrift ein Beispiel für die in seiner Confession neu erwachenden Glaubensdifferenzen. Er sagt:

Das jüngste Dogma, die Erhebung eines gebrechlichen Menschen zum gottähnlich unfehlbaren Wesen, nöthigt unser vor einem Vierteljahrhundert verfaßten Aufzeichnungen jetzt unwillkürlich einen Charakter auf, welchen dieselben zur Zeit, als wir sie niederschrieben, noch gar nicht besaßen. Damals konnte in ihnen nicht der geringste Verstoß gegen den Katholicismus gefunden oder in sie hineingeklügelt werden. Jetzt stehen sie in unausgleichbarer Opposition gegen die römische Kirche. . . . Vor 25 Jahren war der Orden, dessen wissenschaftliche und Religionsbegriffe hier geschildert werden, der unterthänige Diener des Papstes; er galt noch für ein selbst in der katholischen Kirche nur geduldetes Extrem. . . . Jetzt hat sich durch einen Staatsstreich, der eher eines Napoleon als eines Nachfolgers Jesu würdig zu sein scheint, der Jesuitismus aus der bescheidenen Stellung des geduldeten Söbldlings der päpstlichen Gewalt emporgeschwungen zur oligarchischen Beherrschung der katholischen Kirche. Der Katholicismus, sowie derselbe seit fast sechzehn Jahrhunderten gelehrt und von unzählbaren Millionen geglaubt wurde, dieser Katholicismus besteht in Rom nicht mehr. An dessen Stelle trat jetzt der autokratische Selbstvergötterungswahn, mit dem einst auch der barbarische Christenverfolger Nero decretirte: Fürder soll außer mir auf Erden keine Vernunft bestehen.

Zwischen diesem usurpatorisch infallibeln Pontificat und dem revolutionären Neu-Cäsarismus Napoleon's III. will Georg Rüberle im neuesten Anzuge seiner neuen Ausgabe verwandtschaftliche Beziehungen nachweisen. Er sagt mit dem Datum des 1. October 1870:

So ist denn der Tag, an welchem der Epigone des cörsischen Cäsars unsere nationale Unabhängigkeit mit Africas entmenschten Banden und mit welschem Vanditengestübel verächtlich wollte, zum herrlichsten Auferstehungstage unserer nationalen Ermannung geworden. So lange ein Deutschland bestehen wird, so lange werden noch unsere spätesten Enkel des 18. Juli 1870 gedenken und von ihm den Beginn der neuen Aera datiren. Am 18. Juli trug der Telegraph die Kunde durch die Welt, daß die letzten Vermittlungsversuche der Neutralen (!) am Starrsinn des pariser Cabinets gescheitert seien und Napoleon den Krieg an Preußen officiell erklärt habe. Diese Kunde war das Signal für unsern ersten entscheidenden Sieg, denn sie verwischte wie mit einem Zauberstrich plötzlich die Mainlinie, baunte all die Kleinigkeiten Zwistigkeiten, welche die deutschen Bruderstämme noch bis dahin voneinander getrennt hatten, und reichte die deutschen Südstaaten zu einträchtiger Abwehr des französischen Uebermuths dem deutschen Nordbund an. Aber ebenderselbe Tag brachte noch ein anderes Ereigniß, dessen unheilbrohende Saat unter dem betäubenden Klange bisher wenig beachtet wurde (?), obgleich es nicht minder als Ludwigo Napoleon's Angriff der einmüthigen Abwehr deutschen Männermuthes versallen muß. Am 18. Juli erreichte nämlich die Demoralisation des persönlichen Regiments, welche zu Paris in der Kriegserklärung gegen die deutschen Einigkeitstreue gipfelte, auch in Rom ihren Gipfelpunkt. Denn der 18. Juli war es, an welchem Papp Pius IX. officiell sich an die Spitze einer kirchlichen Revolte (!) gegen die gesellschaftliche Ordnung Europas stellte, indem er das neue Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit proclamirte, durch welches implicite die Vernichtung des bisherigen Katholicismus (mit dem patriarchalischen Constitutionalismus seiner Kirchenverfassung) zu Gunsten der

Fundamentallehre der Jesuiten ausgesprochen und der Kultur des Jahrhunderts der Gehbehandschuh auf Tod und Leben hingehindert ist.

Wenn die politischen Consequenzen eines etwaigen univerealen Revolutionsversuchs unter der Regide des infallibeln Pontificats jetzt schon in der Hauptsache überwunden sind, so können wir Protestanten uns beim Gefangenen von Sedan bestens bedanken. Und wenn dadurch die solchem Versuche entgegengesetzte katholische Fraction in das deutsche Einigkeitlager unter der preussischen Spitze geleitet wird, so werden wir sie aufrichtig willkommen heißen mögen, ohne sie protestantisch oder uns katholisch belehren zu wollen.

5. Die Tendenz der Großstaatenbildung in der Gegenwart. Eine politische Studie von Karl Theodor von Inama-Sternberg. Innsbruck, Wagner. 1869. 8. 12 Ngr.

Principiell wäre die historische Universalstaatsidee auf den Katholicismus, schon diesem seinem Namen nach, zurückzuführen. Nachdem die katholische Kirche im verfloffenen Menschenalter sichtbarlich dem Particularismus der Staaten manchen Vorschub geleistet und namentlich doch im römischen Musterstaate des Pontificats selbst bis vor kurzem gegen alle Fortschritte auch der Industrie, insbesondere gegen Eisenbahnen und Telegraphen sich gestäubt hatte: ist es jetzt zu erwarten, daß die nach allgemeiner Einführung beider Erfindungen trotzdem ins Unberechenbare erweiterten Verkehrsmittel der Nationen nun gerade das praktische, weltliche Ideal der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche, also die geistige Machtentfaltung einer einheitlich organisirten Priestercorporation über möglichst alle Nationen und Erdtheile in einem früher ungeahnten Grade, werden der Realisirbarkeit entgegenführen können. Die protestantische Kirche, die seit ihrer Emanzipation sich im vollen Gegensatz dazu durch Decentralisation und Localisirung duldsam und wohlthätig zu erweisen versucht hat, wird als eigentliche Kirche und Corporation, abgesehen von den allgemein geistigen Vorzügen der protestantischen Nationen, mit jener univerealistischen Tendenz vielleicht kaum zu concurriren im Stande sein. Wenn die Geschichte aus den Zeiten Kaiser Karl's V. und König Ludwig's XIV. den Gedanken eines Universalstaats behandelte, so frug es sich damals immer nur nach einem particularen Staate, der die Tendenz hatte, zum europäischen Universum seine politischen Ziele theilweise in ein Verhältniß zu setzen. Bei den Erweiterungen der Verkehrsmittel aber, die wir etwa in 100 oder schon in 50 Jahren zu erwarten haben, wird alsdann der Gedanke eines wirklichen Weltstaats, in der einen oder der andern Form, gar nicht mehr außerhalb der möglichen Berechnungen liegen. Alle Politik wird im kommenden Zeitalter in der Kosmopolitik ihre Grundlage finden. Die Broschüre des Hrn. Inama-Sternberg kommt zum Schluß in der That auf diese Idee hinaus; obgleich wir sie als ein Erzeugniß der katholischen Wissenschaft anzusehen haben, so ist doch jede confessionelle Wendung aus ihrem Texte entfernt gehalten, und wir finden in ihrem Stile die classische elegante Einfachheit und Klarheit der modernsten philosophischen Darstellung. Auch in Betreff der politischen Principien, welcher Fortschritt nicht nur gegen die ultramontane, sondern auch

gegen die orthodox protestantische Wissenschaft noch vor zehn Jahren! Gleich in der Einleitung adoptirt der Verfasser den Standpunkt der Volksabstimmung und des constitutionellen Parlamentarismus, und weiterhin sagt er:

Zwar die Verträge, welche das zerrüttete europäische Staatswesen im Jahre 1815 wieder in Ordnung bringen mußten, erscheinen noch vielfach als Nachklang jener frühern bereits damals überlebten naturwidrigen Gleichgewichtstheorie, wie sie auch das Princip der Legitimität und des Absolutismus auf ihre Fahne geschrieben hatten; aber sie sind auch der Schwanengesang der Principien, und mit ihnen schließt die Periode des Absolutismus, der Legitimität und des sogenannten politischen Gleichgewichts. Sobald der europäische Staatskörper von der auf die Kriege gefolgten Abspannung sich erholt hatte und wieder in Thätigkeit überzugehen begann, zeigte sich, daß ganz andere Principien, ganz andere Kräfte wirksam wurden als im vorigen Jahrhunderte; schon beruht Frankreich, schon Italiens Herrschaft auf dem Volkswillen, und auch streng legitimitätliche Regierungen wie die preussische haben das Princip des suffrago universael anerkannt und sich thatächlich von dem Legitimitätsprincip losgesagt.

6. Die Zukunft Oesterreichs von einem deutschen Standpunkte. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser unterzeichnet Gustav B.-D. Ist er mehr Diplomat oder mehr Publicist? Als Publicist würde er kaum bedeutend sein, wenn das, was er von Projecten aufstellt, nur seine persönlichen Einfälle wären, denn ins Blaue hinein unmögliche Projecte aufzustellen, ist keine hohe Publicistik. Als Diplomat aber könnte er allerdings groß sein, in dem Falle, daß er Vollmachten oder Handhaben zur Realisirung der aufgestellten Projecte besäße. Auf S. 41 sagt er:

Jedes Gelüste auf italienische Herrschaft ist selbstverständlich, aber auch jeder Traum von deutschem Supremat ein für allemal von Oesterreich zu verabschieden.

Gott gebe das! so fügen wir Norddeutschen ein; und die preussische Enthaltbarkeit von allem österreichischen Gebiete im Jahre 1866 hat das wahrlich verdient.

Letzteres um so mehr, als eine Lebensfrage Oesterreichs, die positive Verstärkung seines deutschen Elements und zwar, um es offen herauszusagen, einfach durch deutsches Gebiet, nur ganz allein durch rüchhaltlose Verständigung mit Preußen zu erreichen ist.

Unter solchem für Oesterreich erreichbarem Gebiete versteht der Verfasser nämlich das des bairischen Königthums. Doch ist er gnädig gegen die Erben von Wittelsbach, er will ihr Land nicht erobern oder stehlen, er will es nur austauschen und zwar gegen das Fabelland eines neuen Königreichs Polen. Eine allerdings problematische und umfangreiche Anweisung auf die Gnade des Kaisers von Rußland! Der Verfasser weiß sehr wohl, daß das Project eines Austausches für Baiern bereits im vorigen Jahrhundert von der officiellen Diplomatie Oesterreichs in Gang gebracht worden ist, und zwar 1777, und namentlich im Januar 1785, wo es sich darum handelte, dafür die österreichischen Niederlande, verbunden mit dem blendenden Titel eines Königs von Burgund, zu bieten (vgl. in Häusser's „Deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen“, 4. Aufl., S. 173). Die dadurch drohende Störung des Gleichgewichts der deutschen Staatsverhältnisse hatte damals, 1785, die Gründung des Fürstenthums durch Friedrich den Großen

während die innerwohnende Gewalt der Dinge von selbst bewirkt, daß das eigentlich politische Geschäft der Führerrolle des gesammten westlichen Europa auf die demnächst unter den Hohenzollern und den Reichsfürsten neu zu organisirte deutsche Nation übergeht.

5. Deutsche Antwort auf welsche Projecte. Ein nach authentischen Quellen entworfenes Promemoria über das germanische Problem und über das, was noch zu thun erübrigt. Dritte vervollständigte und commentirte Auflage. — A. u. d. L.: Enthüllungen über die Palastrevolution im Vatican und den Feldzugsplan der Jesuiten gegen Deutschlands Neugestaltung. Von Georg Rüberle. Stuttgart, Vogel und Weinhaner. 1870. 8. 15 Ngr.

Der Inhalt dieser Schrift ist nicht so haarsträubend, als der Titel vielleicht erwarten läßt. Georg Rüberle, Sohn einer katholischen Bürgerfamilie in Augsburg, hatte das Glück gehabt, als junger Mensch zur Vollendung seiner Schulbildung in den Jahren 1838 und 1839 in das „Deutsche Colleg“ der Jesuiten, in der Casa professa zu Rom, aufgenommen zu werden. Als er aber nach abgelaufenem Provisorium sich zur Aufnahme in den Jesuitenorden entscheiden sollte, konnte er sich zu dem nöthigen Eide nicht entschließen, verlangte Entlassung, wurde in allen Gnaden verabschiedet und setzte in Deutschland seine Studien fort. Die Aufzeichnung seiner Erlebnisse in Rom hat er später 1845 in den „Grenzböten“ und 1846 in einem Separatabdruck veröffentlicht. Georg Rüberle selbst vergleicht diese Schrift mit Eugen Sue's bekannten Angriffen gegen die Jesuiten in seinem Romane „Der ewige Jude“; doch müssen wir ganz ehrlich gestehen, daß in uns selbst die von Rüberle gemachte Schilderung einen so gar großen Abscheu vor einem derartigen Wohlthätigkeitsinstitute kaum hat erwecken können. Wir möchten sogar annehmen, daß die dadurch weiter verbreitete Kenntnißnahme von der Existenz und Tendenz einer solchen Anstalt derselben an sich nur förderlich gewesen ist. Was im allgemeinen die zum Theil theatralischen Ceremonien des Katholicismus betrifft, so können dieselben auch einem sehr aufrichtigen Protestanten möglicherweise nicht ganz so leer und bedeutungslos erscheinen, als ein großer Theil der entgegengesetzten öffentlichen Meinung vielleicht voraussetzen pflegt. Könnte man doch sagen, daß gerade mit seinen vielgescholtenen Aeußerlichkeiten der Katholicismus so recht eigentlich eine „sichtbare Kirche“ ist; und darum schon, weil deren symbolische Gliederung und Ausschmückung ein Bild der socialen Architektur der Wirklichkeit bis in tiefste und höchste Lebensgeheimnisse darbietet, ist er gewissermaßen offenbarungsvoller als diejenige Gemeindeform, welche nur eine unsichtbare Kirche repräsentiren will. Der Blick, den diese Broschüre in Zustände der geistlichen Metropole thun läßt, ist jedenfalls allgemein interessant und anregend, und der Umstand, daß der Verfasser nicht irgendeine Bemerkung macht über etwa infolge der Eidesverweigerung erlebte Anfechtungen, gibt seiner gesammten Darstellung doch schließlich eine versöhnliche Haltung.

Zur neuen Herausgabe haben den Verfasser die gegenwärtigen Kriegereignisse, in einer freilich etwas weit ausgeholten Ideenverbindung, veranlaßt. Er behauptet nämlich:

Die Casa professa im Palazzo al Gesu ist die Geburtsstätte des Unfehlbarkeitsdogmas, und nichts sagt die Berechtigung des deutschen Emancipationskampfes schlagender außer Zweifel als eine gründliche Kenntniß der dort heimischen Grundzüge.

Georg Rüberle ist ein entschiedener Gegner der Infallibilität, und da er im übrigen sich als guter Katholik ausspricht, so gibt er mit der Tendenz seiner Schrift ein Beispiel für die in seiner Confession neu erwachenden Glaubensdifferenzen. Er sagt:

Das jüngste Dogma, die Erhebung eines gebrechlichen Menschen zum gottähnlich unfehlbaren Wesen, nöthigt unsen vor einem Vierteljahrhundert verfaßten Aufzeichnungen jetzt unwillkürlich einen Charakter auf, welchen dieselben zur Zeit, als wir sie niederschrieben, noch gar nicht besaßen. Damals konnte in ihnen nicht der geringste Verstoß gegen den Katholicismus gefunden oder in sie hineingeflügelt werden. Jetzt stehen sie in unausgleichbarer Opposition gegen die römische Kirche. . . . Vor 25 Jahren war der Orden, dessen wissenschaftliche und Religionsbegriffe hier geschildert werden, der unterthänige Diener des Papstes; er galt noch für ein selbst in der katholischen Kirche nur gebildetes Extrem. . . . Jetzt hat sich durch einen Staatsreich, der eher eines Napoleon als eines Nachfolgers Jesu würdig zu sein scheint, der Jesuitismus aus der bescheidenen Stellung des gebildeten Söldlings der päpstlichen Gewalt emporgeschwungen zur oligarchischen Beherrschung der katholischen Kirche. Der Katholicismus, sowie derselbe seit fast sechzehn Jahrhunderten gelehrt und von unzählbaren Millionen geglaubt wurde, dieser Katholicismus besteht in Rom nicht mehr. An dessen Stelle trat jetzt der autokratische Selbstvergötterungswahn, mit dem einst auch der barbarische Christenverfolger Nero decretirte: Fürder soll außer mir auf Erden keine Vernunft bestehen.

Zwischen diesem usurpatorisch infallibeln Pontificat und dem revolutionären Neu-Cäsarismus Napoleon's III. will Georg Rüberle im neuesten Anhang seiner neuen Ausgabe verwandtschaftliche Beziehungen nachweisen. Er sagt mit dem Datum des 1. October 1870:

So ist denn der Tag, an welchem der Epigone des cæsarschen Kaisers unsere nationale Unabhängigkeit mit Africas entmenschten Banden und mit welschem Dauditengestindel vernichtet wollte, zum herrlichsten Auferstehungstage unserer nationalen Ermannung geworden. So lange ein Deutschland bestehen wird, so lange werden noch unsere spätesten Enkel des 18. Juli 1870 gedenken und von ihm den Beginn der neuen Aera datiren. Am 18. Juli trug der Telegraph die Kunde durch die Welt, daß die letzten Vermittlungsversuche der Neutralen (!) am Startran des pariser Cabinets gescheitert seien und Napoleon den Krieg an Preußen officiell erklärt habe. Diese Kunde war das Signal für unsern ersten entscheidenden Sieg, denn sie verwickelte wie mit einem Zauberstrahl plötzlich die Mainlinie, bannte all die kleinlichen Zwistigkeiten, welche die deutschen Bruderstämme noch bis dahin voneinander getrennt hatten, und reichte die deutschen Südstaaten zu einträchtiger Abwehr des französischen Uebermuths dem deutschen Nordbund an. Aber ebenderjelbe Tag brachte noch ein anderes Ereigniß, dessen unheilbrohende Saat unter dem betäubenden Klange bisher wenig beachtet wurde (?), obgleich es nicht minder als Ludwig Napoleon's Angriff der einmüthigen Abwehr deutschen Männermuthes versallen muß. Am 18. Juli erreichte nämlich die Demoralisation des persönlichen Regiments, welche zu Paris in der Kriegserklärung gegen die deutschen Einigkeitstreue gipfelte, auch in Rom ihren Gipfelpunkt. Denn der 18. Juli war es, an welchem Papst Pius IX. officiell sich an die Spitze einer kirchlichen Revolte (!) gegen die gesellschaftliche Ordnung Europas stellte, indem er das neue Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit proclamirte, durch welches implicites die Vernichtung des bisherigen Katholicismus (mit dem patriarchalischen Constitutionalismus seiner Kirchenverfassung) zu Gunsten der

Fundamentallehre der Jesuiten ausgesprochen und der Cultur des Jahrhunderts der Fehdehandschuh auf Lob und Leben hingekleidet ist.

Wenn die politischen Consequenzen eines etwaigen universalen Revolutionsversuchs unter der Regide des infallibeln Pontificats jetzt schon in der Hauptsache überwunden sind, so können wir Protestanten uns beim Gefangenen von Sedan bestens bedanken. Und wenn dadurch die solchen Versuche entgegengesetzte katholische Fraction in das deutsche Einigkeitlager unter der preussischen Spitze geleitet wird, so werden wir sie aufrichtig willkommen heißen mögen, ohne sie protestantisch oder uns katholisch befehlen zu wollen.

5. Die Tendenz der Großstaatenbildung in der Gegenwart. Eine politische Studie von Karl Theodor von Inama-Sternberg. Innsbruck, Wagner. 1869. 8. 12 Rgr.

Principiell wäre die historische Universalstaatsidee auf den Katholicismus, schon diesem seinem Namen nach, zurückzuführen. Nachdem die katholische Kirche im verflochtenen Menschenalter sichtbarlich dem Particularismus der Staaten manchen Voranschub geleistet und namentlich doch im römischen Mutterstaate des Pontificats selbst bis vor kurzem gegen alle Fortschritte auch der Industrie, insbesondere gegen Eisenbahnen und Telegraphen sich gesträubt hatte: ist es jetzt zu erwarten, daß die nach allgemeiner Einführung beider Erfindungen trotzdem ins Unberechenbare erweiterten Verkehrsmittel der Nationen nun gerade das praktische, weltliche Ideal der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche, also die geistige Machtentfaltung einer einheitlich organisirten Priestercorporation über möglichst alle Nationen und Erdtheile in einem früher ungeahnten Grade, werden der Realisirbarkeit entgegenführen können. Die protestantische Kirche, die seit ihrer Emancipation sich im vollen Gegensatz dazu durch Decentralisation und Localisirung duldsam und wohlthätig zu erweisen versucht hat, wird als eigentliche Kirche und Corporation, abgesehen von den allgemein geistigen Vorzügen der protestantischen Nationen, mit jener universalistischen Tendenz vielleicht kaum zu concurriren im Stande sein. Wenn die Geschichte aus den Zeiten Kaiser Karl's V. und König Ludwig's XIV. den Gedanken eines Universalstaats behandelte, so frug es sich damals immer nur nach einem particularen Staate, der die Tendenz hatte, zum europäischen Universum seine politischen Ziele theilweise in ein Verhältniß zu setzen. Bei den Erweiterungen der Verkehrsmittel aber, die wir etwa in 100 oder schon in 50 Jahren zu erwarten haben, wird alsdann der Gedanke eines wirklichen Weltstaats, in der einen oder der andern Form, gar nicht mehr außerhalb der möglichen Berechnungen liegen. Alle Politik wird im kommenden Zeitalter in der Kosmopolitik ihre Grundlage finden. Die Broschüre des Hrn. Inama-Sternberg kommt zum Schluß in der That auf diese Idee hinaus; obgleich wir sie als ein Erzeugniß der katholischen Wissenschaft anzusehen haben, so ist doch jede confessionelle Wendung aus ihrem Texte entfernt gehalten, und wir finden in ihrem Stile die classische elegante Einfachheit und Klarheit der modernsten philosophischen Darstellung. Auch in Betreff der politischen Principien, welcher Fortschritt nicht nur gegen die ultramontane, sondern auch

gegen die orthodox protestantische Wissenschaft noch vor zehn Jahren! Gleich in der Einleitung adoptirt der Verfasser den Standpunkt der Volksabstimmung und des constitutionellen Parlamentarismus, und weiterhin sagt er:

Zwar die Verträge, welche das zerrüttete europäische Staatswesen im Jahre 1815 wieder in Ordnung bringen mußten, erscheinen noch vielfach als Nachklang jener frühern bereits damals überlebten naturwidrigen Gleichgewichtstheorie, wie sie auch das Princip der Legitimität und des Absolutismus auf ihre Fahne geschrieben hatten; aber sie sind auch der Schwanen- gesang der Principien, und mit ihnen schließt die Periode des Absolutismus, der Legitimität und des sogenannten politischen Gleichgewichts. Sobald der europäische Staatkörper von der auf die Kriege gefolgtten Abspannung sich erholt hatte und wieder in Thätigkeit überzugehen begann, zeigte sich, daß ganz andere Principien, ganz andere Kräfte wirksam wurden als im vorigen Jahrhunderte; schon beruht Frankreich, schon Italiens Herrschaft auf dem Volkswillen, und auch streng legitimitätliche Regierungen wie die preussische haben das Princip des suffrage universel anerkannt und sich thatsächlich von dem Legitimitäts- princip losgesagt.

6. Die Zukunft Oesterreichs von einem deutschen Standpunkte. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 10 Rgr.

Der Verfasser unterzeichnet Gustav B.-D. Ist er mehr Diplomat oder mehr Publicist? Als Publicist würde er kaum bedeutend sein, wenn das, was er von Projecten aufstellt, nur seine persönlichen Einfälle wären, denn ins Blaue hinein unmögliche Projecte aufzustellen, ist keine hohe Publicistik. Als Diplomat aber könnte er allerdings groß sein, in dem Falle, daß er Vollmachten oder Handhaben zur Realisirung der aufgestellten Projecte besäße. Auf S. 41 sagt er:

Jedes Gellüste auf italienische Herrschaft ist selbstverständlich, aber auch jeder Traum von deutschem Supremat ein für allemal von Oesterreich zu verabschieden.

Gott gebe das! so fügen wir Norddeutschen ein; und die preussische Enthaltensamkeit von allem österreichischen Gebiete im Jahre 1866 hat das wahrlich verdient.

Letzteres um so mehr, als eine Lebensfrage Oesterreichs, die positive Verstärkung seines deutschen Elements und zwar, um es offen herauszusagen, einfach durch deutsches Gebiet, nur ganz allein durch rücksichtslose Verständigung mit Preußen zu erreichen ist.

Unter solchem für Oesterreich erreichbarem Gebiete versteht der Verfasser nämlich das des bairischen Königthums. Doch ist er gnädig gegen die Erben von Wittelsbach, er will ihr Land nicht erobern oder stehlen, er will es nur austauschen und zwar gegen das Fabelland eines neuen Königreichs Polen. Eine allerdings problematische und umfangreiche Anweisung auf die Gnade des Kaisers von Rußland! Der Verfasser weiß sehr wohl, daß das Project eines Austausches für Baiern bereits im vorigen Jahrhunderte von der officiellen Diplomatie Oesterreichs in Gang gebracht worden ist, und zwar 1777, und namentlich im Januar 1785, wo es sich darum handelte, dafür die österreichischen Niederlande, verbunden mit dem blendenden Titel eines Königs von Burgund, zu bieten (vgl. in Häuffer's „Deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen“, 4. Aufl., S. 173). Die dadurch drohende Störung des Gleichgewichts der deutschen Staatsverhältnisse hatte damals, 1785, die Gründung des Fürstenbundes durch Friedrich den Großen

zur Folge. Es ist natürlich, daß, wie vor hundert Jahren nach den Kriegen Friedrich's des Großen, so nach dem Kriege von 1866 Vorschläge zu Entschädigungen für die österreichischen Verluste aufstauen. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß der Verlust des Jahres 1866, die Einbuße der officiell diplomatischen Führerschaft Deutschlands, keine thatsächliche Machtverkleinerung ist, denn jene Führerschaft war ja nur eine titulare und imaginäre. Hr. Gustav B.-D., der übrigens von der Annahme des Kaisertitels von Seiten Preußens abräth, sagt selbst:

Damit ist der Bruderkrieg (von 1866) für den Norden als der wahrste, edelste und eichteste Befreiungskrieg zu achten, indem er dessen geistigem Uebergewichte und seiner wirklichen Macht und Bedeutung auch die ihnen gebührende äußere Stellung und Anerkennung verschafft und die seinen weitem Aufschwung belästigenden Hemmnisse entfernt hat. Aber auch für das ganze Deutschland verdient er diesen Namen, da er dasselbe von dem schweren Drucke einer unerträglichsten Nebenbuhlerschaft der beiden Großmächte befreit hat, unter dem es gänzlich zu verkümmern im Begriffe war. Endlich kann ihn auch das besiegte Oesterreich als solchen — als Befreiungskrieg — begrüßen, weil es von der kostspieligen und undankbaren

Aufrechterhaltung veralteter, unzeitgemäßer und geradezu verderblicher Ansprüche erlöst ist, und Zeit und Mittel gesunden, auf gesündere Bahnen einzulenken.

Mit Recht macht der Verfasser fernerhin darauf aufmerksam, wie Oesterreichs Unglück darin beruhe, daß es bisher wol geschickte Diplomaten, nicht aber eigentliche Staatsmänner gesucht habe. Die beglückendste Aufgabe aber des wahren Staatsmanns beruht in der innern Regierungskunst, in der Ausbildung der realen Ertragsfähigkeit eines Landes, für welche kaum ein anderes Reich in Europa solchen Fortschritten, als gerade Oesterreich, noch Gelegenheit bietet.

Als eine Beeinträchtigung des Deutschthums in Oesterreich seit 1866 beklagt der Verfasser den „Deutschen Ausgleich mit Ungarn“. Wir werden in nächster Nummer eine interessante Schrift aufführen, die sich in ähnlichem Sinne ausführlicher mit diesem internationalen Verhältnisse beschäftigt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Schopenhauer-Literatur.

Kurz nach Schopenhauer's Heimgang im Jahre 1860 schrieben wir in einem ihm gewidmeten Nachruf (in den „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ von Franz Brendel und K. Pohl, 11. Heft, November 1860) folgende Worte:

Ein Stern erster Größe ist mit seinem Hinscheiden erloschen — doch nein, nicht erloschen. Im Gegentheil wird er erst jetzt anfangen, Tausenden zu leuchten, wird erst jetzt sein Licht, von dem sich viele absichtlich abgewendet, und das andere noch nicht erkannt haben, in vollem Glanze strahlen und die Dunkelheit aufklären. Der gewaltige, Kühne und freie Geist, der seine Schriften durchweht und kennzeichnet, wird nun erst sich Bahn brechen und zur vollen Geltung kommen.

Diese Prophezeiung ist bekanntlich längst eingetroffen, und täglich mehrten sich die Zeichen, wie man es endlich erkennt, welcher Schatz von Wahrheiten in seinen Werken aufgespeichert oder verborgen liegt, und wie man sich jetzt alles Ernstes dazu anschickt, diesen Schatz zu heben. Wer würde erwarten, wenn er den Titel liest: „Beethoven“ von Richard Wagner (2. Aufl., Leipzig, Fricksche), daß ihm auch in dieser Schrift Schopenhauer begegnen würde? Und doch ist dem so. Wagner versenkt sich hier in eine tiefere Betrachtung der Musik und will dem deutschen Volke bei Gelegenheit der Jubelfeier seines größten Musikers das Wesen der göttlichen, von ihm gepflegten Kunst erschließen. Dies führt ihn auf Schopenhauer, welcher, wie ich bereits 1856 in einer in obengenannter Zeitschrift veröffentlichten Abhandlung nachgewiesen, eine ganz neue und höchst originelle Ansicht über die Musik aufgestellt und in sein System eingefügt hat. Die Klarheit, welche Wagner Schopenhauer mit Recht nachrühmt, hätte man seiner Darlegung dieser tiefstinnigen Theorie des Meisters wünschen können; denn in dieser Hinsicht gibt die sonst gebiegene und tief durchdachte Schrift des Componisten Anlaß zum Tadel: auch ist zu bedauern, daß sich im weiteren Verlaufe der-

selben gewisse Absichten entdecken lassen; indessen ist es meines Amtes nicht, über diese Schwäche des Autors zu Gericht zu sitzen, noch bin ich befugt, über den mehr technischen Theil der Schrift ein Urtheil abzugeben; niemand aber wird sie aus der Hand legen, ohne seine Anschauungen über die Musik als Kunstgattung vertieft und gehoben zu finden und ohne Beethoven's Genius in verklärter Gestalt sich vorschweben zu sehen. Wie sehr sich Schopenhauer gefreut hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, bei seinen Lebzeiten seine Philosophie der Musik von einem so bedeutenden Componisten wie Richard Wagner anerkannt und verwerthet zu sehen, möge man seinen eigenen Worten entnehmen. So schrieb er mir in Bezug auf die oben erwähnte Abhandlung:

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für das mir übersandte Journalheft und noch mehr für Ihren darin enthaltenen Aufsatz, welcher mir viel Freude gemacht hat, zumal gerade dieser Theil meiner Lehre, auf die ich besondern Werth lege, bis jetzt fast gar nicht besprochen worden ist, nämlich, so viel ich weiß, bloß von Noack, vor ungefähr fünf Jahren, in einer Metaphysik (habe den Titel vergessen) auf einer halben Seite, aber so concis, daß alles darin enthalten ist, — ein besonderes Kunststück. (Vgl. „Deutsches Museum“, von Robert Prutz, Nr. 34, 1865, S. 276 und die Anmerkung daselbst.)

Und hieran anknüpfend sei eine andere Stelle aus seinen Briefen an mich hier angeführt:

Eine Katastrophe, bestehend im Triumph der Goethe'schen Farbenlehre, nebst meiner, kommt allmählich heran. Sie werden wissen, daß in Berlin in der Polytechnischen Gesellschaft, die Sache zur mündlichen Debatte gekommen ist, Vortagung von Dr. Wolff pro Newtono, von Dr. Grävell dagegen und für Goethe: letztere ist gedruckt: „Charakteristik der Newton'schen Farbenlehre“. . . . Die Goethe-Patrie ist eben in höchster Culmination. Man wird die Acten revidiren und dann vae victis!

Auch diese Prophezeiung ist eingetroffen. Die Acten sind revidirt worden, und zwar von einer unserer ersten physiologischen Autoritäten, und das Verdict ist zwar

wider Goethe, desto glänzender aber zu Gunsten Schopenhauer's ausgefallen. Es liegt mir ein Abdruck aus dem vorjährigen Juliheft des Sitzungsberichts der königlichen Akademie der Wissenschaften, zweite Abtheilung, vor, eine Abhandlung folgenden Titels: „Ueber Schopenhauer's Theorie der Farbe. Ein Beitrag zur Geschichte der Farbenlehre. Von Professor Johann Czermak in Leipzig, correspondirendem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (vorgelegt in der Sitzung am 7. Juli 1870).“

Der berühmte Physiolog, der Schopenhauer den „gewaltigsten Denker seit Kant“ nennt, scheidet hier das, was irrig an dessen Farbenlehre, von dem, was brauchbar und originell an ihr ist, aus, läßt dabei Newton volle Gerechtigkeit widerfahren und sagt dann von der Schopenhauer'schen Farbentheorie, sie sei

eine eminent physiologische, die unverkennbar, mit unsern heutigen, in ihrem Detail und ihrer Exactheit allerdings ungleich höher entwickelten Anschauungen hinsichtlich gewisser Hauptzüge und deren allgemeinsten Formulirung, in wahrhaft wunderbarer Weise übereinstimmt, was um so staunenswerther und unerwarteter erscheinen muß, als ihr Autor niemals aus der unzurechnungsfähigen, absoluten Opposition gegen den Newtonismus und gegen die exacte naturwissenschaftliche Methode überhaupt herausgekommen war, und nur ein höchst dürftiges und beschränktes empirisches Material — die Nachbilder — noch dazu ganz einseitig bearbeitet hat. Und wenn auch Young's wirklich epochemachende Hypothese, welche die moderne Farbenlehre ausschließlich begründet hat, schon 14 Jahre vor dem Erscheinen der Schopenhauer'schen Theorie gedruckt zu lesen war, so bleibt es doch Schopenhauer's Verdienst, in der Farbenlehre einen so neuen und an sich richtigen Weg eingeschlagen, und durch eine physiologische Theorie die allgemeinste und wesentlichste Grundlage jeder wahren Farbenlehre aufgefunden zu haben —

und deshalb muß Schopenhauer's Theorie, obschon sie erst nach der Young'schen erschienen, und niemals eine Bedeutung und Wirksamkeit erlangte, mindestens als eine sozusagen philosophische Anticipation unserer heutigen Anschauungen betrachtet werden.

Damit der mit den Werken Schopenhauer's unbekanntere Leser nun auch erfahren, welches die Schopenhauer eigenthümliche Erklärung der Farbe im wesentlichen sei, so mag hier die auch von Czermak als solche aus Schopenhauer's Schrift: „Ueber das Sehen und die Farben“ (Leipzig, Brockhaus, 3. Aufl., S. 32) citirte Stelle folgen:

Die Farbe ist die qualitativ getheilte Thätigkeit der Netzhaut. Die Verschiedenheit der Farben ist das Resultat der Verschiedenheit der qualitativen Hälften, in welche die Thätigkeit auseinandergehen kann, und ihres Verhältnisses zueinander.

Sofern davon freilich, seinen Meister in diesem Zweige zu Ehren gebracht zu haben, erhält zwar Schopenhauer die Verheißung, einen Ehrenplatz in jeder vollständigen Geschichte der Farbenlehre einzunehmen, Goethe's Farbenlehre aber wird als physikalisch völlig sinnlos bezeichnet.

Die „Saturday Review“ vom 24. December 1870 widmet dem Schriftchen: „M. Rénan et Arthur Schopenhauer. Essai de critique par Alexandre de Balche“ (Leipzig, Brockhaus, 1870) eine eingehende Besprechung, die sich vorzugsweise mit der von Balche im Auszug mitgetheilten Ansicht Schopenhauer's über den Staat beschäftigt; und im „Journal of the Anthropological Society of London“ ist im Januarheft d. J. (Nr. III) ein vom Unterzeichneten verfaßter Aufsatz: „Schopenhauer and Darwinism“, der des erstern Metaphysik der Geschlechtsliebe behandelt, erschienen.

David Asher.

Romane und Erzählungen.

1. Eine seltsame Cur. Erzählung von L. S. Braun. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Er ist durch und durch gefällige und wenn auch mit einer etwas großen Zahl Hochzeiten schließende, doch keinenwegs übel angelegte kleine Arbeit des fleißigen Verfassers. Seine Gestalten haben alle Fleisch und Blut und bewegen sich ganz mit unsern Anschauungen und Empfindungen auf einem Boden und vor und in Katastrophen, die uns aus eigener Erfahrung oder hinreichend verwürgten Berichten genau bekannt sind. Besonders ist es der Engländer, der uns interessiert. Er ist mit allen den oft barocken Details ausgestattet, die dem englischen Gentleman zukommen, aber er ist nicht caricirt und bis zum Schluß so gezeichnet, daß wir ihn lieb gewinnen müssen.

2. Das Erbe Toska's. Erzählung von L. S. Braun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser hat es sich bei der Anlage dieses Romans nicht leicht gemacht und doch seine Aufgabe glücklich genug gelöst. Die Hauptheldin, durch eine seltsame Verkettung von Ereignissen in eine ihr bei der Geburt nicht voraussehende höhere Lebenssphäre geworfen, entwickelt sich an Geist und Charakter in bedeutender Weise. Als

sie dann durch den Tod ihres Pflegevaters wieder in dürftige Verhältnisse gestoßen und darauf hingewiesen wird, für ihre Subsistenzmittel selbst Sorge zu tragen, wagt sie in jeder, fast abenteuerlicher Art den „Kampf um das Dasein“ und — erliegt. Die atavistischen Gewalten sind es, denen sie nicht gewachsen bleibt, und so müssen wir das Unglaubliche erleben, daß die geistvolle, träumerische, reizende Toska — stiehlt. Aber weshalb soll eine lebenswürdige junge Dame nicht auch einmal im Ringen mit angeborener Diebsnatur gezeichnet werden? In dieser schlechten Welt ist alles möglich, und wenn wir mit dem Verfasser rechten sollen, so ist es, weil er den Roman nicht zu Ende geführt hat, sondern mit einer Katastrophe abschließt, die Toska nur in eine neue Phase ihres verworrenen Daseins einführt.

3. Todtes Kapital. Roman von Luise Ernesti (M. von Humbrecht). Vier Bände. Jena, Costenoble. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Von allen Werken unserer heutigen Besprechung müssen wir diese neue Gabe der Frau von Humbrecht als die unbefreitbar bedeutendste und in sich reichste bezeichnen, reich an Schilderungen immerhin interessanter Localitäten, und zwar sind diese so erkennbar genau, daß wir uns

zur Folge. Es ist natürlich, daß, wie vor hundert Jahren nach den Kriegen Friedrich's des Großen, so nach dem Kriege von 1866 Vorschläge zu Entschädigungen für die österreichischen Verluste aufstauen. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß der Verlust des Jahres 1866, die Einbuße der officiell diplomatischen Führerschaft Deutschlands, keine thatsächliche Machtverkleinerung ist, denn jene Führerschaft war ja nur eine titulare und imaginäre. Hr. Gustav B.-D., der übrigens von der Annahme des Kaisertitels von seiten Preußens abräth, sagt selbst:

Damit ist der Bruderkrieg (von 1866) für den Norden als der wahrste, edelste und echteste Befreiungskrieg zu achten, indem er dessen geistigem Uebergewichte und seiner wirklichen Macht und Bedeutung auch die ihnen gebührende äußere Stellung und Anerkennung verschafft und die seinen weitem Aufschwung belästigenden Hemmnisse entfernt hat. Aber auch für das ganze Deutschland verdient er diesen Namen, da er dasselbe von dem schweren Drucke einer unerprießlichen Nebenbuhlerschaft der beiden Großmächte befreit hat, unter dem es gänzlich zu verkümmern im Begriffe war. Endlich kann ihn auch das besiegte Oesterreich als solchen — als Befreiungskrieg — begrüssen, weil es von der kostspieligen und undankbaren

Aufrechterhaltung veralteter, unzeitgemäßer und geradezu vererblicher Ansprüche erlöst ist, und Zeit und Mittel gefunden, auf gesündere Bahnen einzulenken.

Mit Recht macht der Verfasser fernerhin darauf aufmerksam, wie Oesterreichs Unglück darin beruhe, daß es bisher wol geschickte Diplomaten, nicht aber eigentliche Staatsmänner gesucht habe. Die beglückendste Aufgabe aber des wahren Staatsmanns beruht in der innern Regierungskunst, in der Ausbildung der realen Ertragsfähigkeit eines Landes, für welche kaum ein anderes Reich in Europa solchen Fortschritten, als gerade Oesterreich, noch Gelegenheit bietet.

Als eine Beeinträchtigung des Deutschthums in Oesterreich seit 1866 beklagt der Verfasser den „Deutschen Ausgleich mit Ungarn“. Wir werden in nächster Nummer eine interessante Schrift aufführen, die sich in ähnlichem Sinne ausführlicher mit diesem internationalen Verhältnisse beschäftigt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Schopenhauer-Literatur.

Kurz nach Schopenhauer's Heimgang im Jahre 1860 schrieben wir in einem ihm gewidmeten Nachruf (in den „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ von Franz Brendel und K. Pohl, 11. Heft, November 1860) folgende Worte:

Ein Stern erster Größe ist mit seinem Hinscheiden erloschen — doch nein, nicht erloschen. Im Gegentheil wird er erst jetzt anfangen, Tausenden zu leuchten, wird erst jetzt sein Licht, von dem sich viele absichtlich abgewendet, und das andere noch nicht erkannt haben, in vollem Glanze strahlen und die Dunkelheit ausfüllen. Der gewaltige, Kühne und freie Geist, der seine Schriften durchweht und kennzeichnet, wird nun erst sich Bahn brechen und zur vollen Geltung kommen.

Diese Prophezeiung ist bekanntlich längst eingetroffen, und täglich mehren sich die Zeichen, wie man es endlich erkennt, welcher Schatz von Wahrheiten in seinen Werken aufgespeichert oder verborgen liegt, und wie man sich jetzt alles Ernstes dazu ansieht, diesen Schatz zu heben. Wer würde erwarten, wenn er den Titel liest: „Beethoven“ von Richard Wagner (2. Aufl., Leipzig, Fritzsche), daß ihm auch in dieser Schrift Schopenhauer begegnen würde? Und doch ist dem so. Wagner versenkt sich hier in eine tiefere Betrachtung der Musik und will dem deutschen Volke bei Gelegenheit der Jubelfeier seines größten Musikers das Wesen der göttlichen, von ihm gepflegten Kunst erschließen. Dies führt ihn auf Schopenhauer, welcher, wie ich bereits 1856 in einer in obengenannter Zeitschrift veröffentlichten Abhandlung nachgewiesen, eine ganz neue und höchst originelle Ansicht über die Musik aufgestellt und in sein System eingefügt hat. Die Klarheit, welche Wagner Schopenhauer mit Recht nachrühmt, hätte man seiner Darlegung dieser tief sinnigen Theorie des Meisters wünschen können; denn in dieser Hinsicht gibt die sonst gebiegene und tief durchdachte Schrift des Componisten Anlaß zum Tadel: auch ist zu bedauern, daß sich im weitern Verlaufe der-

selben gewisse Absichten entdecken lassen; indessen ist es meines Amtes nicht, über diese Schwäche des Autors zu Gericht zu sitzen, noch bin ich befugt, über den mehr technischen Theil der Schrift ein Urtheil abzugeben; niemand aber wird sie aus der Hand legen, ohne seine Anschauungen über die Musik als Kunstgattung vertieft und gehoben zu finden und ohne Beethoven's Genius in verkürzter Gestalt sich vorzuschweben zu sehen. Wie sehr sich Schopenhauer gefreut hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, bei seinen Lebzeiten seine Philosophie der Musik von einem so bedeutenden Componisten wie Richard Wagner anerkannt und verwertet zu sehen, möge man seinen eigenen Worten entnehmen. So schrieb er mir in Bezug auf die oben erwähnte Abhandlung:

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für das mir überlieferte Journalheft und noch mehr für Ihren darin enthaltenen Aufsatz, welcher mir viel Freude gemacht hat, zumal gerade dieser Theil meiner Lehre, auf die ich besondern Werth lege, bis jetzt fast gar nicht besprochen worden ist, nämlich, soviel ich weiß, bloß von Noad, vor ungefähr fünf Jahren, in einer Metaphysik (habe den Titel vergessen) auf einer halben Seite, aber so concis, daß alles darin enthalten ist, — ein besonderes Kunststück. (Vgl. „Deutsches Museum“, von Robert Prutz, Nr. 34, 1865, S. 276 und die Anmerkung daselbst.)

Und hieran anknüpfend sei eine andere Stelle aus seinen Briefen an mich hier angeführt:

Eine Katastrophe, bestehend im Triumph der Goethe'schen Farbenlehre, nebst meiner, kommt allmählich heran. Sie werden wissen, daß in Berlin in der Polytechnischen Gesellschaft, die Sache zur mündlichen Debatte gekommen ist, Vorlesung von Dr. Wolff pro Newton, von Dr. Grävell dagegen und für Goethe: letztere ist gedruckt: „Charakteristik der Newton'schen Farbentheorie“. . . . Die Goetho-Patrie ist eben in höchster Culmination. Man wird die Acten revidiren und dann *vae victis!*

Auch diese Prophezeiung ist eingetroffen. Die Acten sind revidirt worden, und zwar von einer unserer ersten physiologischen Autoritäten, und das Verdicht ist zwar

wider Goethe, desto glänzender aber zu Gunsten Schopenhauer's ausgefallen. Es liegt mir ein Abdruck aus dem vorjährigen Juliheft des Sitzungsberichts der königlichen Akademie der Wissenschaften, zweite Abtheilung, vor, eine Abhandlung folgenden Titels: „Ueber Schopenhauer's Theorie der Farbe. Ein Beitrag zur Geschichte der Farbenlehre. Von Professor Johann Czermak in Leipzig, correspondirendem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (vorgelegt in der Sitzung am 7. Juli 1870).“

Der berühmte Physiolog, der Schopenhauer den „gewaltigsten Denker seit Kant“ nennt, scheidet hier das, was irrig an dessen Farbenlehre, von dem, was brauchbar und originell an ihr ist, aus, läßt dabei Newton volle Gerechtigkeit widerfahren und sagt dann von der Schopenhauer'schen Farbentheorie, sie sei

eine eminent physiologische, die unverkennbar, mit unsern heutigen, in ihrem Detail und ihrer Exactheit allerdings ungleich höher entwickelten Anschauungen hinsichtlich gewisser Hauptzüge und deren allgemeinsten Formulirung, in wahrhaft wunderbarer Weise übereinstimmt, was um so staunenswerther und unerwarteter erscheinen muß, als ihr Autor niemals aus der unzurechnungsfähigen, absoluten Opposition gegen den Newtonismus und gegen die exacte naturwissenschaftliche Methode überhaupt herausgekommen war, und nur ein höchst dürftiges und beschränktes empirisches Material — die Nachbilder — noch dazu ganz einseitig bearbeitet hatte. Und wenn auch Young's wirklich epochemachende Hypothese, welche die moderne Farbenlehre anschließend begründet hat, schon 14 Jahre vor dem Erscheinen der Schopenhauer'schen Theorie gedruckt zu lesen war, so bleibt es doch Schopenhauer's Verdienst, in der Farbenlehre einen ganz neuen und an sich richtigen Weg eingeschlagen, und durch seine physiologische Theorie die allgemeinsten und wesentlichsten Grundzüge jeder wahren Farbenlehre aufgefunden zu haben —

und deshalb muß Schopenhauer's Theorie, obgleich sie erst nach der Young'schen erschien, und niemals eine Bedeutung und Wirksamkeit erlangte, mindestens als eine sozusagen philosophische Anticipation unserer heutigen Anschauungen betrachtet werden.

Damit der mit den Werken Schopenhauer's unbekanntes Leser nun auch erfahre, welches die Schopenhauer eigenthümliche Erklärung der Farbe im wesentlichen sei, so mag hier die auch von Czermak als solche aus Schopenhauer's Schrift: „Ueber das Sehen und die Farben“ (Leipzig, Brodhaus, 3. Aufl., S. 32) citirte Stelle folgen:

Die Farbe ist die qualitativ getheilte Thätigkeit der Netina. Die Verschiedenheit der Farben ist das Resultat der Verschiedenheit der qualitativen Hälften, in welche die Thätigkeit auseinandergehen kann, und ihres Verhältnisses zueinander.

Sofern davon freilich, seinen Meister in diesem Zweige zu Ehren gebracht zu haben, erhält zwar Schopenhauer die Verheißung, einen Ehrenplatz in jeder vollständigen Geschichte der Farbenlehre einzunehmen, Goethe's Farbenlehre aber wird als physikalisch völlig sinnlos bezeichnet.

Die „Saturday Review“ vom 24. December 1870 widmet dem Schriftstücken: „M. Rénan et Arthur Schopenhauer. Essai de critique par Alexandre de Balche“ (Leipzig, Brodhaus, 1870) eine eingehende Besprechung, die sich vorzugsweise mit der von Balche im Auszug mitgetheilten Ansicht Schopenhauer's über den Staat beschäftigt; und im „Journal of the Anthropological Society of London“ ist im Januarheft d. J. (Nr. III) ein vom Unterzeichneten verfaßter Aufsatz: „Schopenhauer and Darwinism“, der des erstern Metaphysik der Geschlechtsliebe behandelt, erschienen.

David Asher.

Romane und Erzählungen.

1. Eine gelungene Eur. Erzählung von L. S. Braun. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine durch und durch gefällige und wenn auch mit einer etwas großen Zahl Hochzeiten schließende, doch keineswegs übel angelegte kleine Arbeit des fleißigen Verfassers. Seine Gestalten haben alle Fleisch und Blut und bewegen sich ganz mit unsern Anschauungen und Empfindungen auf einem Boden und vor und in Katastrophen, die uns aus eigener Erfahrung oder hinreichend verbürgten Berichten genau bekannt sind. Besonders ist es der Engländer, der uns interessirt. Er ist mit allen den oft barocken Details ausgestattet, die dem englischen Gentleman zukommen, aber er ist nicht caricirt und bis zum Schluß so gezeichnet, daß wir ihn lieb gewinnen müssen.

2. Das Erbe Toska's. Erzählung von L. S. Braun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser hat es sich bei der Anlage dieses Romans nicht leicht gemacht und doch seine Aufgabe glücklich genug gelöst. Die Hauptheldin, durch eine seltsame Verlethung von Ereignissen in eine ihr bei der Geburt nicht voranzusehende höhere Lebenssphäre geworfen, entwickelt sich an Geist und Charakter in bedeutender Weise. Als

sie dann durch den Tod ihres Pflegevaters wieder in dürftige Verhältnisse gestoßen und darauf hingewiesen wird, für ihre Subsistenzmittel selbst Sorge zu tragen, wagt sie in fester, fast abenteuerlicher Art den „Kampf um das Dasein“ und — erliegt. Die atavistischen Gewalten sind es, denen sie nicht gewachsen bleibt, und so müssen wir das Unglaubliche erleben, daß die geistvolle, träumerische, reizende Toska — sticht. Aber weshalb soll eine lebenswürdige junge Dame nicht auch einmal im Ringen mit angeborener Diebsnatur gezeichnet werden? In dieser schlechten Welt ist alles möglich, und wenn wir mit dem Verfasser rechten sollen, so ist es, weil er den Roman nicht zu Ende geführt hat, sondern mit einer Katastrophe abschließt, die Toska nur in eine neue Phase ihres verworrenen Daseins einführt.

3. Todtes Kapital. Roman von Luise Ernesti (M. von Humbrecht). Vier Bände. Jena, Costenoble. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Von allen Werken unserer heutigen Besprechung müssen wir diese neue Gabe der Frau von Humbrecht als die unbestreitbar bedeutendste und in sich reichste bezeichnen, reich an Schilderungen immerhin interessanter Localitäten, und zwar sind diese so erkennbar genau, daß wir uns

A n z e i g e n.

Neue Romane und Novellen aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.
Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

<p style="text-align: center;">Todtes Capital. Roman von Louise Ernesti. 4 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 4 Thlr.</p>	<p style="text-align: center;">Nach 15 Jahren. Ein Strauß Geschichten von Adolph Ewald. Zweite Ausgabe. 2 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 3 Thlr.</p>	<p style="text-align: center;">Voreley. Roman von Egon Fels. 4 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 5½ Thlr.</p>
<p style="text-align: center;">Holländische Geschichten von Wilhelm Fischer. 2 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 3 Thlr.</p> <p style="font-size: small;">Zeichnen sich durch Feinheit der Beobachtung, gesunden Humor und ein richtiges, zartes, sittliches Gefühl aus.</p>	<p style="text-align: center;">In Mexico. Charakterbilder aus den Jahren 1864—67 von Friedrich Gerstäcker. 8 Theile in 4 starken Bänden. 8. Eleg. brosch. Preis 6 Thlr.</p> <p style="font-size: small;">Das Werk schildert das Trauerspiel in Mexico bis zur Erhebung des Kaisers Maximilian durch Berrath Napoleon's und Bagaine's.</p>	<p style="text-align: center;">Nach dem Schiffbruch. Nord-Australische Abenteuer von Friedrich Gerstäcker. Preis 10 Egr.</p>
<p style="text-align: center;">Der schlimmste Feind. Historischer Roman von Gerud von Guseck. 2 Theile in einem Band. Preis 22½ Egr.</p>	<p style="text-align: center;">Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman von Ewald August König. Verfasser des preisgekrönten Romans „Durch Kampf zum Frieden“. 3 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 4 Thlr.</p>	<p style="text-align: center;">Reisebriefe aus Aegypten von Louise Mühlbach. Preis 2¼ Thlr. 2 Bände. 8. Eleg. brosch.</p> <p style="font-size: small;">Das morgenländische Leben am Hofe des Khebid, dessen Gast die Verfasserin war, feste bei den Prinzessinnen, Dinern an samalle beim Khebid, die Harems etc. bilden den höchst interessanten Inhalt dieses Buchs.</p>
<p style="text-align: center;">Wat möt, dat möt. Eine lustige Geschichte in niederländischer Mundart von Wilhelm Fricke. 2 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 1½ Thlr.</p>	<p style="text-align: center;">Das Wrack des Piraten. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Preis 15 Egr.</p>	<p style="text-align: center;">Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman von Leopold von Sacher-Masoch. Zweite Ausgabe. 3 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 4 Thlr.</p>

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

LIBRI APOCRYPHI VETERIS TESTAMENTI GRAECE.

Recensuit et cum commentario critico edidit

Otto Fridolinus Fritzsche.

Accedunt Libri Veteris Testamenti pseudepigraphi selecti.

8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als Apokryphische Bücher bezeichneten alttestamentlichen Schriften erscheinen hier in einer neuen

kritischen, reichlich mit Anmerkungen versehenen Ausgabe von Oberbibliothekar Professor Fritzsche in Zürich, dem bekannten Verfasser des „Exegetischen Handbuch zu den Apokryphen“. Beigefügt sind vier der merkwürdigen Pseudepigraphen, die noch in keinem ähnlichen Werke gesammelt vorliegen.

Von letztern wurde zugleich eine Separatausgabe veranstaltet unter dem Titel:

LIBRI VETERIS TESTAMENTI PSEUDEPIGRAPHI
SELECTI. Recensuit et cum commentario critico edidit
O. F. Fritzsche. 8. Geh. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 12. —

16. März 1871.

Inhalt: Zur neuen Kriegslyrik. Von Rudolf Gottschall. — Dante-Literatur. Von Theodor Paul. — Politische Broschüren von 1870. (Beschluss.) — Skizzen. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur neuen Kriegslyrik.

1. Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. Gesammelt und herausgegeben von Franz Lipperheide. Mit einer Titelzeichnung von Ludwig Burger. Dritte Sammlung. October bis December 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 4. Drei Lieferungen 1 Thlr.
2. Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. — A. u. d. Titeln: Zeitgedichte von Friedrich Bodenstedt. 5 Ngr. — Eichenlaub von Karl Gerol. 5 Ngr. — Kriegslieder von Rudolf Gottschall. 5 Ngr. — Zeitsimmen von Hermann Grieben. 2½ Ngr. — Wider Frankreich. Altes und Neues von Julius Grosse. 5 Ngr. — Lieder eines Alten von Karl von Holtei. 2½ Ngr. — Lieder aus dem Jahre 1870 von Wilhelm Jenfen. 5 Ngr. — Zeitgedichte von Hermann Lingg. 2½ Ngr. — Das Halljahr Deutschlands. Klänge und Lieder von Oswald Marbach. 10 Ngr. — Zeitklänge. 1870, von Alfred Meißner. 2½ Ngr. — Durch Kampf zum Sieg. Zeitgedichte von Wolfgang Müller von Königswinter. 10 Ngr. — Zeitgedichte von Gustav von Meyern. 5 Ngr. — Bleibt einig! Von Wilhelm Osterwald. 5 Ngr. — Deutsche Tage, Zeitgedichte aus Tirol von Adolf Pichler. 2½ Ngr. — Deutsche Lieder und Oden von Heinrich Pröhle. Zweite Auflage. 5 Ngr. — Kriegs- und Friedenslieder von Julius Rosenberg. 5 Ngr. — Klänge vom Main von Christian Schab. 5 Ngr. — Kriegslieder, 1870, von Karl Simrod. 5 Ngr. — Aßern und Rosen, Disteln und Mimosen von Franz Trautmann. 5 Ngr. — 1870. Sechs Zeitgedichte von Albert Traeger. 2½ Ngr. — Zeitgedichte von Heinrich Viehoff. 5 Ngr. — Kampf- und Kriegslieder von Heinrich Zeise. 5 Ngr.
3. Den deutschen Helden von 1870. Kriegs- und Siegeslieder von Johann Fasteurath. Sechste abermals vermehrte Auflage. Leipzig, Mayer. 1871. 8. 18 Ngr.
4. Deutschlands Anfersehung. Vaterländische Dichtungen aus dem Jahre 1870. Von Wilhelm Osterwald. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. 8. 20 Ngr.
5. 1870. Kampf- und Sieges-Gedichte von Julius Sturm. Halle, Barthel. 1870. 16. 6 Ngr.
6. Das hohe Lied von 1870. Patriotische Dichtungen eines deutschen Offiziers. Ulm, Stettin. 1871. 16. 7½ Ngr. 1871. 12.

7. 1870. Kriegs- und Siegeslieder. Deutschlands tapferen Kriegern gewidmet von Julius Nötel. Bremen, Kühnemann u. Comp. 1870. 16. 3 Ngr.
8. Lieder von einem der nicht mitdarf. Kriegslieder 1870. Von Karl Weithrecht. Stuttgart, Neff. 1870. 8. 9 Ngr.
9. Krieg und Sieg. Deutsche Lieder von Gustav Beck. Zweite vermehrte Auflage. Görlitz, Kemmer. 1871. 16. 5 Ngr.
10. Deutsche Sturmlieder gegen die Franzosen. Von Rudolf Genée. Dresden, Schulbuchhandlung. 1870. 8. 3 Ngr.
11. Wider den Erbfeind. Deutsche Lieder in Versen, von Gustav Gerstel. Freiburg i. Br., Poppen und Sohn. 1870. 4. 7½ Ngr.
12. Während des Kriegs. Poetische Klänge von Heinrich Schwarzschild. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Auffarth. 1870. 8. 7½ Ngr.
13. 1866 und 1870. Vaterlands-, Kriegs- und Sieges-Gedichte von Marie Thering. Aarich, Duntmann. 1870. 8. 7½ Ngr.
14. Deutschland. Ein Gedicht von Hermann Stottbei. Wien, Gerold's Sohn. 1871. 8. 20 Ngr.

Die Friedenstauben fliegen, der Krieg von 1870 gehört bald der Geschichte an, die Kriegslyrik von 1870 der Literatur; die außerordentliche lyrische Productivität und Sangesrührigkeit deutscher Nation hat sich wiederum in überraschender Weise bewährt. Es ist erfreulich, daß das deutsche Gemüth bei jeder Erregung so zahlreiche Blüten treibt, mag nun der Hauch des Frühlings oder der Sturm des Kriegs den deutschen Dichterwald, in welchem es von allen Zweigen singt, bewegen. Früher mochte man diese Sangeslust verspotten als üppigen Seitensproßling deutscher Hamletsnatur und thatenarmer Gemüthslosigkeit; jetzt, nachdem das Volk von Denfern und Dichtern einen mächtigen Feind in glorreichen Siegen zu Boden geworfen hat, darf es mit um so größerm Stolz sein Denken und Dichten betonen, dem so glänzende Thaten zur Seite stehen.

Freilich, die Empfindung ist stets dichterisch schlagfertig in einer „gebildeten Sprache, die für uns dichtet

und denkt", und so sind nur von den wahrhaft begabten Sängern von Gottes Gnaden Gedichte geschaffen worden, welche in der Literatur eine bleibende Stätte finden werden. Im übrigen muß die Besinnung zunächst das Deficit an Kunst und Originalität bedenken.

Wir haben bereits in den Feuilletons des vorigen Jahrgangs d. Bl. die hervorragenden Erscheinungen der Zeitlyrik, namentlich die Gedichte von Freiligrath und Geibel besprochen; wir haben mehrfach auf die „Lieder zu Schutz und Trutz“ (Nr. 1) als ein umfassendes Repertorium der Zeitlyrik, als ein literarisches Denkmal der Empfindungen und Bestrebungen hingewiesen, welche der deutsch-französische Krieg von 1870 in Deutschland hervorgerufen hat. Der ästhetische Maßstab muß hier dem culturgeschichtlichen weichen; selbst in manchen trivialen Gedichten ohne Formgewandtheit und Bedeutung des Inhalts ist doch einer oder der andere Gedanke enthalten, welcher im Bewußtsein des Volks lebendig war und sonst nirgends in so prägnanter Weise zum Ausdruck gekommen ist.

Von der Lipperheide'schen Sammlung liegt jetzt die dritte Sammlung vor. Wir finden in derselben einige der werthvollsten Gedichte, namentlich die vorzügliche Romanze von Ferdinand Freiligrath: „Die Trompete von Gravelotte“:

Sie haben Tod und Verderben gespürt:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergelitten.
Die Säbel geschwungen, die Bäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengeprengt, —
Kraßere wir und Mannen.
Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Fiebeln,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.
Die Brust durchschossen, die Stirn zerklüft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!
Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein —
Der Trompete verlagte die Stimme!
Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die Wunde!
Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mart und Wein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.
Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachfeuer lohten;
Die Roffe schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten!

Wir halten dies Gedicht für die Perle unter den Kriegsliedern von 1870, es ist eine Ballade von stimmungsvollem Hauch, und eine solche aus dem Arm der neuern Schlachten mit ihren Massenentfaltungen und taktischen Manövern herauszufischen, dazu gehört die Laucherglocke eines echten Dichters. Ebenso gehört zu den vor-

züglichen Gedichten Emanuel Geibel's „Am dritten September 1870“, wegen des wohlgestimmten lyrischen Glockengeläutes, welches siegesfestlich einherbraust. Die kurz aufeinander folgenden Reime gemahnen weder an zwangvolle Nöthigung, noch an klappenden Dreschflegeltakt; sie klingen harmonisch voll wie eherner Stimmen der Begeisterung zusammen, wie die Schlußstrophen beweisen:

Nun hebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lobet
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr drückt uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Gleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Das vortreffliche Gedicht: „Deutsch-Oesterreich“, von Hamerling, welches ebenfalls in der dritten Sammlung mitgetheilt ist, findet einen Pendant in Ludwig August Frankl's „Kranichzug“:

Herbstabend hat sich sonnig rings ergossen,
Die Heerden ziehen heim, des Landmanns Pflug,
Hoch in der Luft, von feuchtem Glanz umflossen,
Bewegt sich schattenhaft ein Kranichzug.
Nur einer bleibt zurück von den Genossen,
Den es noch jetzt hoch durch die Wolken trug,
Ein Jäger hat den Flügel ihm durchgeschossen,
Er flattert noch, wenn auch gelähmt sein Flug.
Doch müd muß er auf einen Baum sich senken,
Er blickt den Flüggenossen nach mit Schmerz,
Die um ihn unbekümmert weiter lenken,
Zu reichen Lorberhainen, südenwärts.
Der Zug verschwand, es dunkelt — und mein Herz
Es mußte trauernd Oesterreichs gedenken.

Im übrigen finden wir in diesem Heft die „Napoleonischen Xenien“ von Friedrich Bodenstedt, „Das rothe Kreuz“ von dem Herausgeber d. Bl., „Die Wacht am Rhein bei Chateaubun“ von Adolf Strodtmann, eine dichterisch illustrierte Kriegsanekdote, „Heilige Zeit“, von Hermann Lingg, nicht ohne Stimmung, doch im ganzen unbedeutend, „Drum auf“ von Mendorf, der die Männer deutscher Einheit „die Junst der Edelinge“ nennt. Tief gefühlt ist das „Gebet“ von Emil Rittershaus, ein Gebet für den Frieden, mit dem schönen Vers:

Nicht länger wird um jedes Saatenfeld
Ein Wald von Speeren immer starren müssen;
Freiheit und Frieden müssen dann der Welt
Vom rothgeweinten Aug' die Thräne küssen!
Das sei der Segen von dem Waffenzug:
Nach langem Schwanken endlich echter Frieden,
Daß ruhig mag der Hammer für den Pflug
Statt für das Schwert fortan das Eisen schmieden!
Außerdem finden sich Gedichte von Ignaz Hub,

Johann Fastrath, Karl August Mayer, Wilhelm Schröder, Joseph Streiter, Julius Sturm, Bayard Taylor („Jubellied eines Amerikaners“), Julius Wolff, Godfried Wandner, Ida von Düringsfeld, R. Elze, Karl Gerol, Karl Simrod, Max Ring u. a.

Was die in einzelnen Hefen erschienene Sammlung: „Für Straßburgs Kinder, eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern“, betrifft (Nr. 2), so hat dieselbe vor dem Repertorium der „Lieder zu Schutz und Trutz“ den großen Vorzug voraus, daß jedes einzelne Heft uns die Erzeugnisse eines und desselben Dichters im Zusammenhang vorführt, und so uns zugleich das Bild dichterischer Eigenthümlichkeit gibt. Hier hebt sich das Bedeutende leichter aus der Masse hervor, während allerdings auch die minder frappanten Züge alltäglicher Dichtweise um so unverkennbarer sind. Zu bedauern ist nur, daß infolge äußerer Rücksichten die Gedichte von Freiligrath, Geibel und Rittershaus, die jedenfalls mit den ersten Platz in der Zeitkritik einnehmen, in diesen Hefen nicht vertreten sind. Bei Freiligrath und Rittershaus war offenbar der Grund, die Vornahme der Gedichte für die eigenen, angeklagten Sammlungen zu vermeiden. Obwol einige unserer lyrischen Matadore fehlen, finden sich in der Sammlung doch viele Gedichte von dauerndem Werth und andere, welche wenigstens das Interesse der Gegenwart in Anspruch nehmen dürfen. Wenn gleich eine kritische Sichtung für einen der Mitstrehenden mißlich bleibt, so wird es ihm doch vergönnt sein, mindestens ein subjectives Urtheil über die Leistungen derselben zu fällen.

Zu den schwunghaftesten Gedichten gehören ohne Frage diejenigen von Julius Groffe, welcher durch den „großen Stil“ seiner Dichtweise wirkt. Ihre pompaste Erwandlung zeigt sich auch hier in den Terzinen des „neuen Inferno“, sowie in den Pinbarisch freien Obenrhythmen des Gedichts: „Auf die Kniee, Frankreich!“ In den Terzinen ist rhetorische Kraft, welche selbst dies Schleppkleid der Strophen und Reime gewaltsam zusammenrafft und durch die stets wiederkehrenden Anaphora: „Ihr habt's gewollt“ kräftig wirkt, wie besonders die Schlußterzinen beweisen:

Ihr habt die Langmuth Gottes lang mißbraucht,
Doch endlich voll ist seines Hornes Schale
Von Blut und Thränen, denen Tod enthaucht.

Ihr habt's gewollt! Zermalmt zum letzten male
Ihr erret Lüge Macht und Herrlichkeit,
Die Drachensaat erwirgt mit kaltem Stahle! —

Auf eurer Größe Trümmern mag in Leid
Das Aug' euch aufgehn ob der Hölleklüfte,
Die nur der Schlachtbank euer Volk geweiht.

Ihr habt's gewollt! — gewollt zu unserm Glücke:
Der Einheit heiliges Banner ist entrollt,
Germanias Urkraft schmettert euch in Stücke,

Den Cäsar und sein Reich! Ihr habt's gewollt!

Ebenso schwunghaft tönen die Pinbarischen Rhythmen aus:

Auf die Kniee, Frankreich!
Biel hat des Himmels Gnade und Langmuth
Dir gewährt zum leuchtenden Vorbild:
Fodernden Heldensinn gegen die Knechtschaft,
Heißigen Todesmuth menschlicher Freiheit,
Die du errungen in hundert Stürmen,

Sprühende Geister voll Witz und Scharfsinn,
Künste des Friedens und blühenden Handels
Steigende Wohlfahrt — Biel gab der Himmel,
Doch mehr gab die Hölle:
Frevelnder Anmaßung eberne Stirnen,
Gewissenloser Selbstsucht Hochmuth und Habgier,
Prahrender Eitelkeit tolle Berauschung,
Starrer Unwissenheit eigne Vergötterung —
Sklavensinn, Hundesinn
Für den meineidigen schuftigen Teufel,
Den Mörder der Freiheit, den Spender des Ruhms.
Drum folgest du blindlings
Der tückischen Hinterlist
Frecher Gewaltthat deines Tyrannen;
Ströme von Helldenblut edelster Völker
Ruchlos zu opfern! —

Auf die Kniee, Frankreich!
Bissen wirst du nun
Vor den Jahrhunderten
Die namenlose Blutschuld. —
Gefüllt längst die Schalen sind
Zermalmenden Horns aufstehender Völker,
Den geöffnet die Schleusen
Unabsehbaren Kriegs.
Von den zuckenden Schultern
Wird man dir reißen
Den geschändeten Purpur.
Im Staub an den Haaren
Wird man dich schleifen
Zum Altar der Menschlichkeit,
Die du verleugnet.
Barfuß im Bürgerhemd
Sollst du am Pranger
Stehen der Freiheit,
Ehrlos geächtigt
Mit schimpflichem Brandmal,
Verworfen vor Gott
Und den Völkern der Erde!

Groffe's Muse behagt sich in diesen stolz wogenden Rhythmen; so liebt er auch die achtsüßigen reimlosen Trochäen, in denen er eine Art nächtliche Heerschau des second empire schildert: „Auch eine Augustnacht“:

Lautlos rauscht die Flut des Hades, lautlos ziehn die Todten-
nebel,
Doch es hallt wie tausendstimmig Bimmern aus den Abgrund-
klüften,
Aus den schattenblaffen Fluren und vom Strand des schwarzen
Styr.

Warum wachst du noch, Orsini, sind die Furien schon gestorben?
Schreitest riesenhaft bergaufwärts in die Wolkennacht Europas,
Schreitest über feuchte Meere, über blutgetränkte Lande,
Winkest stumm in alle Winde, pochst mit deinem Botenstabe
Auf die Gräfte von Magenta, auf die Sümpfe von Cayenne,
Auf die Höhlen von Arabien, auf die Hügel in der Krim.
Und sie steigen und sie kommen hunderttausend, aber tausend —
Bleich und dürr in hellen Scharen aus der rothen Flut der Alma,
Aus des Malakoff Ruinen — Tausende und aber tausend
Aus dem Wüstenland von Algier, aus den Gräften Solferinos,
Aus den Ebenen Mexicos und aus dem Kirchhof Père la Chaise.
Tausende und aber tausend kommen mit zerhaunten Schädeln,
Hoch zu Koffe in Schwadronen und zu Fuß in Bataillonen,
Trauernd mit umflorten Adlern, trommelwirbelnd Sturmschritt
schlagend,

Blüthenjäger, Lanzenreiter, braune Turcos, Kaisergarben
Und ertrunkene Matrosen, noch das Haar voll grünem Seetang,
Leichen hingestürzt in Schlünde, tief in Rußlands Schnee erfroren,
Ober in Paris erschossen, hingeschlachtet, hingerichtet
Für das Kaiserreich des Friedens, für den Resten von Saint-
Cloud.

Das Gedicht „Generalmarsch“ erwähnten wir schon — es erinnert an den lyrischen Champagner Verranger's. Auch eine Zahl früher gedichteter „Zeitbilder“ ist der Sammlung eingereicht; unter diesen stellen wir das Gedicht „Ein neuer Macbeth“ am höchsten. Die Parallele ist geistreich durchgeführt; das Gedicht, welches mehrfach eine prophetische Ader verrät, schließt mit dem Verse:

Keit' heim, noch bist du mit Blut gefeilt.
Die Nachwelt ist fern, dein Gewissen ist weit;
Noch dampfen die Leichenhügel am Po,
Stürz' um den Löwen von Waterloo!
Stürz' um das Babel am Themestrom!
Stürz' um den Felsen am Petersdom!
Wir sehen uns wieder im Wetterschein
In Deutschlands Wäldern — am grünen Rhein!

Das ebenfalls 1859 gedichtete Lied „Von den Turcos“ ist noch vollkommen zeitgemäß, nur daß es dem Cäsar nicht gelang, seine Bestien wie einst die Löwen, die gelben Hunde des Commodus, in Deutschland zu importiren. Die Genrebilder in Hexametern, die trotz wohlthnenden Falls nicht den Trochäus verschmähen: „Auf der Fahrt“ und „Sommerbild“, sind sehr anziehend. Das zweite enthält die inhaltreichen Schlußverse:

Deutsche Geschichte, was war sie einst? Ein endloses Säen;
Aber die andern Völker zumeist, sie schnitten die Garben,
Die wir gepflanzt, und heimten sich ein manch prangende Ernte.
Aber Germania las in dem grauen Kleide der Armut,
Was vom Felde, wie Ruth, die einzeln verlorenen Aehren.
Bis sich vielleicht ein mächtiger Mann erbarmt der Armen,
Kommen wird er dereinst, der große Freier von Deutschland,
Wird sie führen als Braut, das misachtete Achenbrüdel,
In sein herrliches Zelt. An solche Zeiten gedenkend,
Nidet sie ein und verschläft die bösen Tage des Hundes.
Schlafen auch wir mit ihr, bis ein frischer Morgen sie aufweckt.

Der Dithyrambus auf „Blut und Eisen“ erklingt uns mit seinen Binnenreimen, die nicht immer ganz rein sind („saßen, blaffen“, „Säbel, Nebel“) doch etwas zu „blutdürstig“, denn Blut und Eisen werden hier um ihrer selbst willen, nicht als die dira necessitas der Geschichte gefeiert.

Die Gesänge zweier namhafter und begabter Poeten, Hermann Lingg's und Friedrich Bodensiedt's, stehen weit hinter denen von Grosse zurück; sie sind im ganzen farb- und bedeutungslos. Lingg ist kein Dichter für sonnenhelle Tagesereignisse, denen die Beleuchtung der dämmernden Mythe, der träumenden Geschichtsbetrachtung fehlt; er braucht für seine Gedichte den Duft der Ferne, die weiten Perspektiven durch dahinrollende Jahrhunderte. Der Stern seiner Muse ist der Sirius, nicht als der Stern hirnerbrannter Hundstagen, sondern als der Leiter des ägyptischen Weltjahrs. Daß die Völker sich ablösen, die einen aufblühen, die andern verwelken — dieser Grundgedanke einiger Gedichte, wie „Ablösung“ und „Bei Wörth“, ist in wenig schlaghafter Form ausgesprochen; ja selbst das Metrum erlahmt mit dem Gedanken, wie im Schlußverse des Gedichts „Bei Wörth“:

Der Friede wird kommen, gesunken ins Grab
Sind längst die Gefallen; die Kronen
Verschwinden, versinken — es wellen ab
Die einen und aufblühen die andern Nationen.

Das gelungenste Gedicht der Sammlung ist das Sonett „Zum Andenken an Theodor Körner“.

Von Bodensiedt's Kriegsgeboten haben wir schon

früher einzelne, wie das „Neue Kriegslied“ erwähnt; der lebenswürdige Dichter des „Mirza Schaffy“ will uns in dem Streben nach volksthümlichem Kriegsliederton nicht glücklich erscheinen; er verfällt oft in eine etwas triviale Dünkelfängerei:

Wenn der Kaiser wadelt auf seinem Thron,
Läßt er stolz seine Kampfhähne tollern.
Hier handelt sich's nicht um Spaniens Kron'
Und den Prinzen von Hohenzollern:
Wir kämpfen für Freiheit und Vaterland
Und schlagen dem Räuber das Schwert aus der Hand.

Was gehn uns die Kaiser von Frankreich an,
Die nicht leben können in Frieden?
Mehr gilt uns ein richtiger deutscher Mann
Als alle Napoleoniden!
Drum fort die Franzosen vom Rheine gefegt
Und den Räubern das Handwerk auf immer gefegt!

Refrains wie:

O nein, o nein,
Der Grund zum Krieg muß größer sein —
dürftest wol kaum sich dem Gedächtniß des Volks ein-
prägen. Zur Charakteristik der „Napoleonischen Zeiten“
genügen die zwei Proben:

Hätt' ich gefegt, wär' ich bewundert
Als größter Mann im ganzen Jahrhundert;
Ich wurde besetzt — nun werd' ich verhöhnt;
Doch ich bin, gottlob! an alles gewöhnt.

Und:

Mac Mahon.
Ein großer Feldherr war ich nicht,
Doch that ich als Krieger meine Pflicht,
Und als ich fiel auf Sedans Feld,
Durfte man sagen: Hier fiel ein Held!

Am besten scheint uns noch der Prolog zu einem Concert für die Wittwen und Waisen unserer Krieger gelungen.

Zu den bessern Gedichten der „Kriegslyrik“ gehören auch die „Lieder aus dem Jahre 1870“, von Wilhelm Jensen, ein Dichter, dessen Talent in vielen Sätzen, in Novelle und Lied, gleich gerecht ist und sich stets in geschmackvollen künstlerischen Formen ausdrückt. Auch gehören seine Gedichte nicht der geistesleeren formalistischen Schule an, sondern es ist in ihnen ein geistiger Inhalt, der nicht in ausgefahrenen Gleisen sich bewegt. So ist eine ganz glückliche Idee, wenn er den Inhalt der Ahland'schen Ballade, wo Eberhard der alte Kaufmann von dem „gleißenden Wolf“ überfallen wird, umdichtet für den diplomatischen Ueberfall, welchen der greise König von Preußen in Ems erleben mußte. Das Gedicht mit seinen modernen Nibelungenstrophen durch die geschickt ausgeführte Parallele einen anmutenden Eindruck.

Schwunghafter und an die Gedichte von Grosse innernd ist „Lutetia“. Jensen fragt Lutetia, das laute Kind Aëtia's, wen sie anklage, wenn die Rache des Jahrhunderts ihren Glanz mit Trümmern bedecken, wenn ihre letzte Stunde auf Erden schlagen würde:

Die falschen Götter klage dann, zu denen du vergebens ruffst:
Den wichtigen Schein dann klag' du an, den statt der Wirk-
lichkeit du schuffst,

Die Lüge, die am Busen du genährt, der du Gallathea
An tausend von Altären fangst — sie klage an, Lutetia!

Und klage an den hohen Brunk, den deiner Eitelkeit du dankst,
Und klage an der Wollust Trunk, den du zur tiefsten Hefe

Die Feilheit, die dein Mark entnerbt, die sich zum Götzen-
bild erschah

Die Trinität: Gold, Macht und Rang — sie klage an, Lutetia!

Die falsche Tugend, die sich dem Erfolg der Schande stets
gebüßt,

Die feige Selbstsucht, die ein Blick des mächt'gen Schurken
stets beglüht,

Die Sklavenseele, die aus dir nach Freiheit schrie, und wenn
sie nah,

Dem Bastard Willkür sie verlanft — sie klage an, Lutetia!

Und wenn du solche Klag' erhobst — den Hochmuth, der dein
Hirn zertraß,

Die Narren eitelleit alsdann, die wahngeblendet sich vermaß,
Trotz alledem auf dem Altar der Welt, die dich als Fetisch

Als Heiligthum dich zu erhöhn — sie klage an, Lutetia!

Dich selbst und dich allein klag' an, wenn selbst die Lohse dir
entsteigt,

Wenn um dich her der Erde Mark erbebt und über dich sich
neigt,

Wenn ausgebrannt zur Schlacke du dereinst, ein andres Capua,
Mit Asche stiebend selbst bestreust dein stolzes Haupt, Lutetia!

In den zwölf „Sonetten“ überwiegt ein nicht immer
poetisch verkürter Reflexionston; der Inhalt ist eine hin-
und hergehende Dialektik, welche auf schwankender Wage
das Weltgeschick und das Geschick des einzelnen wägt
und die Opfer, welche das erstere verlangt, mit dem An-
recht auf Glück in Einklang zu bringen sucht, welches mit
jedem einzelnen geboren wird.

Umfang- und inhaltreich ist die Gedichtsammlung von
Kövald Marbach: „Das Halljahr Deutschlands.
Klänge und Lieder.“ Daß dieser Kranz von 71 Sonet-
ten, welche die großen Geschehnisse des denkwürdigen Jahres
begleiten, nicht aus Blumen gewunden worden ist, welche
in aller Eile in den Treibhäusern des Zeitgeistes gezogen
wurden, das beweisen die bereits früher verfaßten Ge-
dichte des „Anhangs“, in denen sich derselbe patriotische
Geist ausspricht, wie in der „Prophezeiung aus dem Jahre
1864“, aus dem Lustspiel „Herodes“, z. B. in der pro-
phetischen Stelle:

Das Cäsarenthum — ist Völlertod —,
Ist Fäulniß, ist Verwesung, ist Weltuntergang!
Schon hat die Jagd, die Menschenjagd begonnen; laut
erschallt des schlaunen Jägers Pfiff im Menschenwald,
Es lört der Freiheit Lockruf ihm das Edelwild,
Im Nebel kirren Waffen! Und die Meute bellt!
Halloh! Erwache, Deutschland! Auf! es naht der Feind!
Der Freiheit gilt's! O hör' auf deiner Dichter Ruf
Wie einst vor funfzig Jahren! Auf, ermanne dich!
Zu Berg! auf deine Sängeralpen steig hinauf,
Wo dir die Geistessonne strahlt ins Angesicht,
Wo der Begeisterung Stürme wehn, das Edelweiß
Der Freiheit blüht — wie schön du bist im Alpenglühn! —
Lief unter deinen Füßen zieht der Nebel hin,
Mit ihm der Feind, nun stürz' herab den Felsenblock
Des Völlertods zermalmend auf des Feindes Haupt!

Die „Sonette“ geben sich den üppigen Reimuschlin-
gungen nicht mit weichlichem Geberdenspiel hin, es ist
Kraft und Mark in ihnen; sie gehören in das Genre der
„Beharnischten Sonette“, wie sie Rückert zur Zeit der
Befreiungskriege gesungen hat. Marbach stellt oft bizarre,
selbsterfundene Wörter, denen es nicht an trotziger Kraft

fehlt, in den Reim, wie z. B. in dem Sonett „An Victor
Hugo“:

Ich liebte dich, weil du den Kaiser haßtest,
Ihm wagtest led ins Angesicht zu schlagen,
Als feig die Franzosen ihm zu Füßen lagen,
Und wie ein Bulldogg an der Kehle ihn faßtest.

Doch was du jetzt prahlst ansest und phantastest,
Das wendet alle Herzen um und Magen,
Es können die Gefunden nicht vertragen,
Wie du mit Redensarten dich bequastest.

Als Frosch nun plätschernd im pariser Sumpfe
Blähst du zum Stier dich, glokest, pustest, quatest,
Bis mit der ersten Bombe du wirst plazen.

Mit abgeschriebnen Gänsefüßes Stumpfe
Dein lezt Gedicht du schnatterst, zischest, galest,
Bis ganz du Schwulst nur, Schwindel, Schwall und Schwagen.

Noch lecker und sonderbarer sind die folgenden Reime:

Ihr sollt behalten ihn als Herrn im Lande,
Mit seines Ruhmes Last euch überbürden
Und wenn er hustet, Plebiscite oüien.

Bezahlet euer Unglück, eure Schande,
Bezahlet ihn auch nach Verdienst und Würden,
Accompagnirend wollen wir dann püien.

Gegen Rom und Paris, gegen das Empire richtet
Marbach die eisernen Stacheln seiner Reime. Napoleon
wird angedeutet mit den folgenden Kraftwendungen:

Bastard von Frankreich! Schuftiger Imperator!
Gefelle dich zu deinen Legionen,
Zu Spahis, Turcos, Zuavenbataillonen,
Der Schakalhundbe würdiger Dictator!

So tritt hervor als Weltcivilisator
Mit Nitraileusen, Chassepots, Kanonen,
Um auf Europas Trümmern einft zu thronen
Als ruhmgelründer stolzer Triumphator.

Auch gegen die heimatlosen „Weltrepublikaner“, gegen
die „heulenden Poeten“ an den Wassern der Seine, gegen
die „französische Kriegführung“ wendet sich die Muse
Marbach's; dann aber lenkt er seine Sonetten-Duabriga
blumenausstreurend an den Helden und Fürsten Deutsch-
lands vorüber.

Uns sagen die scharfen Nügelieder besser zu als die
Lob- und Preislieder, obgleich auch unter ihnen sich einige
von kräftigster Haltung befinden und hier die Parforce-
reime eines mit der Peitsche bewehrten Humors ver-
mieden sind.

Nicht minder umfangreich ist das Bündchen der „Zeit-
gedichte“: „Durch Kampf zum Sieg“, von Wolfgang
Müller von Königswinter. Auch hier findet sich
eine große Zahl patriotischer Gedichte von älterem Datum.
Schon im Jahre 1859 dichtete Müller ein Gedicht an
den Prinz-Regenten: „Führ' uns, o Hohenzoller“, mit dem
Schlußvers:

Noch lebt in uns der Väter Geist!
Kein Teufel soll uns höhnen.
Die Wahrheit siegt, der Wahn zerreißt,
Auf, laßt die Lösung tönen:
Ein deutsches Land in Waff' und Wehr,
Ein deutscher Fürst, ein deutsches Heer,
Ein Deutschland einig, machtvoll, hehr,
Führ' uns, o Hohenzoller!

In der „Mahnung des Rhein“ heißt es:
Laßt keinen Franzmann mir herein,
Der sich im Glanz der Waffen naht!
Es tränke nie im deutschen Rhein
Sein Roß der Ungar und Kroat!

Dein Heil ist nicht in Ost und West,
Rein Volk, es ist in deiner Hand!
Durch Freiheit mach' die Einheit fest!
Gott schirm' das heil'ge Vaterland!

Die Gedichte: „Victoria“, „Die Gräber in Böhmen“, „Ein Sylvestertag“, knüpfen an den deutschen Krieg von 1866 an. Das zweite Gedicht hat den einfach wehmüthigen Schlußvers:

Es rauscht im Böhmerwalde,
Scharf geht die Winterluft,
Im Grund und an der Halbe,
Da reißt sich Gruft an Gruft,
Euch Helden, Ruh' und Frieden,
Schlaff wohl in Ewigkeit,
Ihr lebt im deutschen Liede
Hochherrlich alle Zeit!

„Zum heiligen Krieg“ heißt das von Müller gedichtete Kriegslied für 1870, mit dem Refrain:

Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsewolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Rückert hat bekanntlich derbvolkstümliche Spottlieder auf die Franzosen und ihre Marschälle, auf Vandamme, „welchen Gott verdamme“, auf Ney u. a. gedichtet. Dieselben Vorbilder nach singt Wolfgang Müller einige Lieder, deren Stil einen holzschnittartigen Charakter hat: „Gegen den uralten Feind“, „Wir schlagen dich, wir jagen dich“, „Du willst uns civilisiren“, „Die wilde Jagd“:

Oyäne, Bajaine in Mexicos Gau, hurrah!
Du wurdest geprügelt ganz grün und ganz blau, hurrah!
Du hast nur gepoltert, dann bist du geflohn,
Du feiner, du kleiner, gemeiner Patron!
Hurrah, hurrah, hurrah,
Die deutschen Schützen sind da!

Und Herr Palisao, genannt Montauban, hurrah!
Gold stahlst du in China und auch Porzellan, hurrah!
Die Schätze, die frech du zusammengerauft,
Die hast du den Herren Parisern verkauft.
Hurrah, hurrah, hurrah,
Die deutschen Schützen sind da!

Le Boeuf, der Dohse im Deutschen es heißt, hurrah!
Du bist im französischen Speere der Geist, hurrah!
Gloire, wie ochsig! Komm nur ins Revier,
Wir fassen am Horne das geistreiche Thier.
Hurrah, hurrah, hurrah,
Die deutschen Schützen sind da!

Dagegen werden König Wilhelm, Graf Bismarck, der junge Fritz in Lobgesängen gefeiert.

Auch die „Kriegs- und Friedenslieder“ von Julius Rodenberg gehören in der Mehrzahl einer frühern Zeit an. Die Sammlung beginnt mit einem Tagebuchblatt: „Auf den Trümmern Strasburgs“; es folgen sechs Odenlieder zum 18. October 1857: „Trutz Frankreich“, die bereits damals bei Hoffmann und Campe erschienen waren. Die Verleihung der Helenamedaille an deutsche Krieger begeisterte Rodenberg's Muse zu diesen poetischen Kriegserklärungen gegen den Napoleonismus, von denen die beiden letzten: „In dem Dom der Invaliden“ und „Geisterappell“, offenbar den meisten Schwung haben. Der zweite Theil: „1866“, enthält ein „Lied vom Kaiser“

und einen lyrischen Kalender mit „Denkversen“, die sich an die einzelnen Monate knüpfen. In der Abtheilung „Zwischen Krieg und Frieden“ findet sich das kräftige Gedicht: „Was uns noththut“, dessen drei letzte Verse lauten:

Wir stehn hier und bekennen,
Daß uns ein Band vereint,
Das keine List zertrennen
Und lösen soll kein Feind!
Wir stehn nicht, weil wir dürfen
Nach eitlem Siegesruhm:
Wir stehn mit unsern Fürsten
Für Deutschlands Heiligkeit!
Als Wächter und als Hüter
Stehn wir auf diesem Platz,
Für unsre besten Hüter,
Für unsern besten Schatz.
Freiwillig nicht — — getrieben
Stehn wir mit nacktem Schwert:
Für alles, was wir lieben,
Für alles, was uns werth!

— Noch ist kein Wort gesprochen,
Noch steht der Schuß im Lauf,
Noch ist kein Pact gebrochen
Doch kommt der Tag — dann auf!
Dann mag die Trommel rollen
Zu Leben oder Tod:
Wir wissen, was wir sollen,
Und wollen, was uns noth!

Das Hauptgedicht Rodenberg's aus dem Jahre 1870: „Nach Paris“, haben wir bereits im Feuilleton d. Bl. erwähnt; ebenso das beste unter den sechs Zeitgedichten von Albert Traeger: „Cäsar, die Todten grüßen dich.“ Das Gedicht: „Vergeßt die Freiheit nicht“, schließt mit dem Verse:

Der letzte Kampf um alle höchsten Hüter,
Daheim wie draußen sei er ausgefochten,
Des Rechtes sind wir und der Wahrheit Hüter,
Und ihnen wird des Sieges Kranz geflochten;
An jenem Thron erkennet das Gericht:
Gewalt und Meineid hat auf ihm gebreitet,
Von feiler Knechte Eignucht behütet, —
Wo sind sie, nun er morsch zusammenbricht?
Vergeßt, vergeßt die Freiheit nicht!

Von den „Zeitgedichten“ von Gustav von Meyern haben einige durch die „Gartenlaube“ eine weltweite Verbreitung gefunden:

Herunter vom Sattel den Reiter,
Du feurig französisches Roß!
Auf, bäume dich, trag' ihn nicht weiter,
Denn lange dein Herzblut floß.

„Die Schmiede von Weissenburg“ ist ein kräftiges Lied deutscher Freiheit:

Das war die rechte Schmiede,
Die Schmiede von Weissenburg,
Da glühte der goldene Friede
Der Deutschen durch und durch!

Das war die erste Feier,
Die glückliche Lage derheißt —
Da wurden der Preusse und Baiers
Im Feuer zusammengeschweißt!

„Europas Riesenkofette“, Paris, wird, wie Lutetia von Wilhelm Jensen, besungen:

Bersäuberisch Ungehener,
Nun zeige des Zaubers Gewalt,
Nun sprühe der Augen Feuer:
Die Blitze, sie treffen kalt!

Nun laße die Minen springen
Und schürze den Gürtel fest,
Den Gürtel mit siebenzehn Ringen,
Daß keiner dich verläßt,

Denn würde von ihnen allen,
Die böser Zauber dir gab,
Ein einziger Ring nur fallen,
So fällt auch der Gürtel herab,

Und an derselben Stätte,
Die deinen Triumpfen geweiht,
Hast du, sündhafte Kolette,
Zur ewigen Reue Zeit!

Das „Soldatenlied“, „Das Völkerschach von 1870“, „Vor Metz“ haben gesunden Humor, der nur hin und wieder in den Bänkelsängerton verfällt. Zart empfunden ist das Gedicht: „Die Kinder der Nacht“; schwunghaft „Germania“:

Wenn die Feuer lodern in dunkler Nacht
Auf todesbangem Gesicht,
Und der Deutsche lagert zur Völkerschlacht —
Was träumt er so süß in die Flammenpracht,
Als sah' er ein Zauberbild?
Eine Jungfrau, schön wie sein Heimatland,
Den Adler zu Füßen, den Kranz in der Hand,
Germania, leuchtet ihm vor.

Ansprechend wie die Gedichte von Meyern sind auch die „Zeitstimmen“ von Hermann Grieben, es weht ein frischer Hauch vom Rhein durch diese Gesänge. Da steht der Dichter im Rheingau die schattenhaften Gestalten der Kaiser, die Geister Stein's und Arndt's vorüberziehen und mahnt, gegenüber den verschiedenen Stimmen, die ihm ertönen, endlich einmal die Fehde „um des Kaisers Bart“ zu schließen. Er liebt überhaupt die alte Reichs- und Kaiserromantik nicht, und wenn er den Königsstuhl von Renfe besingt, so ruft er am Schluß aus:

Schon kommt, ich hab's vernommen,
Im Sturm der Waffen naht
Willkommen, allwillkommen
Der Mann der neuen That,
Der hoch im Königsstuhle
Als deutscher Siegesheld
Mit Schwert und Federspule
Das neue Reich bestellt.

Auf der „Burg zum Stein“ besingt er den alten Freiherrn:

Dies ist der Deutschen Edelstein
Und Eckstein im Gewitter,
Wie Sonnenschein so makelrein,
Der beste deutsche Ritter.

Ebenso besingt der Dichter Ernst Moritz Arndt. Von edler Haltung sind die Gedichte: „Blut und Eisen“ und „Allerseele“.

Unter den „Klagen vom Main“ von Christian Schad findet sich ein wohlgelungenes Gedicht: „Kriegerhort“, dessen erste Verse wir hier mittheilen:

o sommergrünes deutsches Land
Vom Alpenfirn zum Dünenstrand —
Wo hoch im Blau die Adler fliegen
Bis wo im Forst die Reiher liegen —
Du unausdenkbar schönes Reich,
Dem keines steht auf Erden gleich:
Rufft deine Jungen, deine Alten,
Des Kriegeramtes recht zu walten.

o Armbrustsehne, Hochlandfuß,
o Männerwall zu Schutz und Trutz;

Du Auge, fest und fallenhelle;
Herz, hoch und frei wie Meeresswelle;
Du felsenstarke, sichere Hand;
Ihr knüpft ein Band ums Vaterland;
Gegrüßt von nah, gegrüßt von ferne,
Steht ihr geschart dicht wie die Sterne.

In den übrigen Gedichten verknüpft sich meist modernes Naturgefühl mit kriegerischer Begeisterung, z. B. in den Liedern: „Nerche, stell' dein Singen ein“, und „Lann' und Eiche zittern sehr“. Die Ballade: „Bazeilles. Zween Schüsse“, hätte durch gedrungener Fassung gewonnen, Vorliebe für altdeutsche Wendungen und Bilder spricht sich mehrfach in den Gedichten aus; so nennt der Dichter die „Stillen, dunkeln Schwestern“ Walkyren der neuen Zeit.

Ein anderer, mit Vorliebe altdeutscher Dichtung zugewendeter Poet, Karl Simrod, schwingt seinen Vershammer wie Wieland der Schmied; er stugt meist in derbem, muskelkräftigem Stil, unbekümmert um melodischen Fluß. Das Gedicht: „Chilberich und Vastna“, hält in einer Romanze aus der Frankenzeit den spätern Herrschern Frankreichs einen unwillkommenen Spiegel vor. Den Franzosen wird mit deutschen „Hieben“ tüchtig zugesetzt, Lucretia nicht in prophetisch schwunghaften Strophen angeklagt, sondern ganz sans façon behandelt:

Sä't Salz hinein, wenn nun die alte Babel
Im Rothe liegt, von dem sie Namen hat,
Streut reichlich Salz, indem des Pfluges Schnabel
Den Boden rigt der eiteln Sündenstadt,
So reichlich Salz, daß man bis an den Nabel
Durchwaten kann die viel entweichte Statt,
Oh' ein Geschlecht so ungesalzner Thoren
Wie diese wieder werde draus geboren.

In dem Gedicht: „Voyage en Espagne“, wird die französische Geographie verspottet; in „Kugelsprizencultur“ das Marschiren an der Spitze der Civilisation; in „Alle miteinander“ die Neutralität der Völker mit dem Stichwort: „Der Teufel ist neutral.“ In dem Gedicht: „Frage und Antwort“, wird der Rhein sehr treffend als unser „heil'ger Mittelstrom“ bezeichnet.

Der Veteran schlesischer Dichtkunst, Karl von Holtei, erscheint in den „Liedern eines Alten“ als der Taufpate der Sammlung: „Für Strasburgs Kinder“, und als der eigentliche Festredner; er pflanzt ein „Strasburger Tannenbäumchen“ am Eingang auf; er nennt es „Deutschlands erste nächste Pflicht“, durch Liebe sich verständlich zu machen:

Dazu ist dieses Fest geeignet,
Der Liebe Fest in deutschen Gaun;
Ihr sollt auf kleinen Tannenbäumchen
Die Weihnachtskerzen fröhlich schau'n.

Noch wißt ihr nicht, was sie bedeuten,
Doch nur Geduld, ihr lernt es bald,
Wie's heut aus unserm Wald erschallet,
Schall's einst zurück aus euerem Wald.

Dann sagt ihr wol am heil'gen Abend,
Beschenkend Kind und Kindeskind:
„An solchem Abend war's, wo wieder
Zu Deutschen wir geworden sind!“

Holtei pflegt in den mitgetheilten Gedichten die Anekdoten und das Genrebild. Ein „Nichtiger von der großen Nation“ fragt, wo die „Provinz Landwehr“ liege, der Dichter gibt ihm über diese „ziemlich große Provinz“ die

nöthige Auskunft und rüth der „groß-erhabenen Nation“ am Schluß, die „Klippeschulen zu verbessern“ und fran- zösische Knaben lernen zu lassen, „wo sie's Land Land- wehr“ zu suchen haben. Merktlieb ist das kleine Genrebild: „Als ich Freitags gegen Abend.“ Der Dichter wandelt am Oderufer hin und sieht aus einem leeren Fisch- kasten kleine Kinderköpfe hervorgucken:

Ei, die „spielen Fische“, dacht' ich,
Aber als ich näher sah,
Auf den Grund des Kastens blickend, —
Nathet, was entdeckt' ich da?

Kerulich, sauber doch bekleidet
Hodten ihrer fünfze hie
Wie in einem Nest beisammen,
Und sie zupften still Charpie.

Reinewaschne Leinwandflecken
Hielt die schwache Ninte fest,
Eifrig zupfte dran die Rechte,
Schweigend saß das ganze Nest.

Aus den Kinderangefächtern
Leuchtete ihr deutliches Herz,
Gleich wie wenn es ahnend fühlte
Unser tapfern Dulder Schmerz.

Gleich wie wenn sie mitempfinden,
Welche ernste, heil'ge Pflicht
Ihre Fingerchen vollbrachten,
Für ein Spiel galt's ihnen nicht.

Und als der Dichter ihnen keine Münzen zuwarf,
rufen die dünnen hellen Stimmchen:

Hurrah, das kommt in die Büchse,
Unterm schwarzen Krenze dort!

Dies Genrebildchen ist vielleicht das ansprechendste und
rührendste in der Kriegslieberpoesie des Jahres 1870.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Dante-Literatur.

1. Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke.
Von J. A. Scartazzini. Biel, Steinheil. 1869. Dr. 8.
2 Thlr. 12 Ngr.

Nach Wegele's anerkanntem Werke ist dies der zweite tapfere Anlauf, Zeitalter, Lebensentwicklung und Wirken Dante's vollständig und zusammenhängend darzustellen; neben beiden ist kein drittes deutsch geschriebenes Werk der Art zu nennen. Wegele's und Scartazzini's Leistungen unterscheiden sich indeß schon in der Aufgabe, die sie verfolgen, wesentlich voneinander; denn während jener die Erscheinung Dante's lediglich vom weltgeschichtlichen Standpunkt als Glied in der Kette der mittelalterlichen Culturentwicklung auffaßt, deshalb über manches einzelne sich weniger in die Breite ausläßt und den ganzen Stoff bündiger zusammenhält, geht die Absicht des Verfassers vorliegender Schrift gerade auf möglichste Vollständigkeit nach allen Seiten hin, zugleich aber darauf, durch populäre Haltung einen viel weitem Leserkreis für den Gegenstand zu gewinnen, als es dem Wegele'schen Werke bei seiner streng wissenschaftlichen Tendenz möglich wurde. Doch ist letzteres nicht mißzuverstehen. Scartazzini fußt meistens auf eigener Quellenforschung und seine Arbeit bietet keineswegs bloß das Bekannte vollständig und in ansprechender Form, sondern der Verfasser nimmt auch über verschiedene unsichere Punkte, ohne Beeinträchtigung des Hauptzwecks, die Untersuchung neu auf und führt sie selbständig zum Ziel.

Die Einrichtung des Buchs entspricht sowol den praktischen Zwecken des Unternehmens als tiefer begründeten Rücksichten des zur Behandlung kommenden Stoffs. Dieser zerlegt sich in sieben Hauptabschnitte: dieselben umfassen der Reihe nach die allgemeinen Zeitverhältnisse in poetisch-kirchlicher und culturgeschichtlich-literarischer Hinsicht in Italien wie speciell in Florenz; das Jugendleben des Dichters, seine erste Entwicklung, Studien, Freundschaften, Liebe und Liebespoesie; Dante als Krieger, Bürger und Staatsmann bis zur Verbannung aus der Heimat; seine innere Entwicklungsgeschichte im Zusammenhänge,

samt ihren Conflicten zwischen irdischer und überirdischer Liebe, zwischen Philosophie und Glauben; seine schriftstellerische Thätigkeit im Bereiche der Dichtkunst, der Sprachforschung und literarischen Aesthetik, der Philosophie und Politik, sowie die Bedeutung seines Briefwechsels; die Wanderungen des Verbannten, die getäuschten Hoffnungen auf Verwirklichung seines national-politischen Ideals und auf Heimkehr in die Vaterstadt, Tod und Charakterbild des Mannes; zuletzt sein Lebenswert, die „Commedia“, nach ihrem Ursprunge, ihrer poetischen Form, ihrem sittlich-religiösen Grundgedanken und der Gestaltung desselben in den organischen Bestandtheilen der Dichtung. Jedes dieser sieben Bücher bildet etwas Abgeschlossenes, und doch greifen sie mit ihren Fäden so tief ineinander, daß sie fortwährend sich gegenseitig ergänzen, erläutern, in das richtige Licht stellen. Dante's Werke z. B. spielen ihre verschiedene Rolle in sämmtlichen Abschnitten, je nachdem sie als Quelle für die äußere oder die innere Lebensgeschichte des Dichters, oder zum Belege für seine schriftstellerische Entwicklung dienen, oder ein jedes selbständig in seiner literargeschichtlichen Bedeutung gewürdigt wird. Mit sinniger Auswahl hat der Verfasser alle fünfzig Kapitel, in welche sein Buch einschließlich der allgemeinen Einleitung zerfällt, mit bezugreichen Mottos aus Dante's Schriften ausgestattet, dazu die ganze Darstellung mit Beweisstellen von Dante, besonders aus der „Commedia“, durchwebt, überhaupt den Dichter allenthalben, wenn es irgend anging und dem Zwecke förderlich schien, für sich selbst sprechen lassen.

Wo die Dinge nicht klar vorliegen, geht der Erzähler zu kritischer Erörterung über, legt die wesentlichen Momente des Widerstreits einfach und deutlich zur Entscheidung vor und trifft diese in möglichst unbefangener Weise. Man muß sagen, diese Lebensgeschichte Dante's ist so objectiv, als sie nach Art des Gegenstandes und Beschaffenheit der vorhandenen Quellen und Vorarbeiten nur sein kann. Ueber die letztern beiden gibt der Verfasser bei mehreren Gelegenheiten zusammenhängende Nachenschaft,

unter andern zu Anfang des zweiten Buchs, mit welchem die Darstellung des Lebens beginnt. An manchen Stellen wäre die Angabe der Quelle unter dem Texte, wenn nicht für den gewöhnlichen Leser, doch für denjenigen, der sich ernstlicher mit der Sache beschäftigt erwünscht gewesen; denn auch einem solchen wird es nicht gerade gegenwärtig und doch von Interesse sein, wo er z. B. die Mittheilung Landino's von einem gelehrten und berebten Nachkommen Dante's noch im 15. Jahrhundert in Ravenna zu suchen habe: jedenfalls sieht er zuerst vergebens in der „Vita“ nach, bis er sie nach längerem Suchen in dem Commentar zu „Inferno“, XXVII, 40 vorfindet. Um mit dem Aeußerlichen des Buchs abzuschließen, sei bezüglich des Stils, der im allgemeinen klar und fesselnd ist, bemerkt, daß demselben an manchen Stellen eine bündigere Form zu wünschen wäre, wodurch das Maß des Ganzen, ohne Einbuße an Deutlichkeit, einige Kürzung erfahren hätte. Daneben mag noch die consequent festgehaltene Schreibweise „ptolemäisch“ anstatt „ptolemäisch“, gewiß nur ein Druckfehler, als solcher außerdem auf der Geschlechtsstafel S. 98 das Geburtsjahr „1267“ anstatt „1265“, zur Verbesserung empfohlen werden.

Nun einige Bemerkungen, welche den materiellen Inhalt des Werks betreffen. Zuerst bedarf einiges wenige der Berichtigung. Wenn in dem Verbannungsdecret gegen Dante vom 27. Januar 1302 die Geldstrafe zu 8000 Lire angegeben wird, so stimmt dies nicht mit dem urkundlichen „de libris quinque millibus florenorum parvorum“ bei Fraticelli, „Vita di Dante“, S. 150; auch Wegele („Dante's Leben und Werke“, S. 142) berichtet mit der Verfasser, trotzdem er am Schlusse den Wortlaut der Urkunde mittheilt. Beide scheinen ihre Summe nicht der Urkunde selbst, sondern der urkundlich nicht belegten Angabe in „Pelli memorie“ (1823, S. 105) entnommen zu haben. An eine Gleichheit beider Werthe ist doch wol nicht zu denken. Ferner ist S. 420 das Datum des letzten Rückberufungsdecrets vom Jahre 1316 aus dem 11. September in den 11. December umzuändern (Fraticelli, „Vita“, S. 255). Dann in der von Boccaccio entlehnten Charakterisierung, wo es heißt: „Sehr begierig war er nach Ehre und Prunk, zufällig noch mehr, als es sich seiner ausgezeichneten Trefflichkeit geziemt haben würde“, mußte das per avventura des Originals offenbar nicht mit „zufällig“, sondern mit „vielleicht“ übersetzt werden.

In einigen Stellen scheint der Verfasser mit zu großer Sicherheit vorzugehen, aus der bloßen Wahrscheinlichkeit ohne rechte Befugniß Gewißheit zu machen. So mehrere mal im dritten, vierten und sechsten Kapitel des sechsten Buchs, wo er von den Zeitpunkten des Aufenthalts in Paris, in Lucca und Verona mit einer Bestimmtheit spricht, als ob darüber gar keine Zweifel laut werden dürften. Ebenso wird der Brief Dante's an die Cardinale, der in chronologischer und sachlicher Beziehung noch immer räthselhaft bleibt, als ein zweifellos klarer Text behandelt und im vierten Kapitel des genannten Buchs verwendet. Höchst unsicher ist auch im zweiten Buch die Behauptung von Brunetto Latini, dem Jugendlehrer Dante's, er habe in seinen Werken die Sternedeutung verdammt, und die daraus für die Interpretation von „Inferno“, XV, 55 gezogene Folgerung, daß der Lehrer

demgemäß wol nicht seinem Schüler aus den Sternen geweißt habe, wie einige der ältesten Commentatoren bezeugen. Vielleicht folgte der Verfasser hierin der Bemerkung von Philalethes zu dieser Stelle; Brunetto verdamme in seinen beiden Werken die Sternedeutung. Es läßt sich aber weder in dem betreffenden Kapitel des „Trésor“ (ed. Chabaille, S. 148) noch in dem des „Tesoretto“ (Kap. 10) eine Verdamnung der Astrologie finden, vielmehr dort nur ein Schweigen davon, während ohne weiteres der nothwendige Einfluß des Laufs der Gestirne auf Entstehen und Untergang aller irdischen Dinge festgestellt wird; hier eine geflissentliche Rückhaltung, den Gegenstand zu berühren, indem der Dichter die „Natura“ sagen läßt, daß sie zur Vermeidung von Irrthümern sich nicht darüber aussprechen wolle, ob außer dem natürlichen Einfluß der Gestirne ihnen noch eine andere vorausbestimmende Macht verliehen sei.

Wichtiger ist die Bestimmung der Chronologie einiger Schriften Dante's, insbesondere der „Monarchia“. Während die gewöhnliche Meinung, nach dem Vorausgange Boccaccio's, dahin geht, daß die Schrift in Zeit und Anlaß mit dem Römerzuge Heinrich's VII. zusammentreffe, schließt sich der Verfasser den Gründen R. Witte's an, welche sich für einen viel frühern Ursprung, bis in die Jahre vor der politischen Wirksamkeit Dante's zurück, entscheiden. Aber weder die bescheidenen Anfangsworte des Buchs, welche nur für einen angehenden Schriftsteller passen sollen, noch die Versicherung, der Gegenstand sei von andern bisher nicht behandelt worden, wogegen sich aus den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts allerdings einige Schriften des Inhalts vorfinden, noch auch das Fehlen der Bezugnahme auf die Bulle „Unam sanctam“ von Jahre 1302 vermögen einen so frühen Ursprung glaublich zu machen; denn das eine wie das andere gestattet immer noch eine abweichende Erklärung. Freilich sind die Gegengründe, welche sich anführen lassen, ebenso wenig durchschlagend, aber sie scheinen jenen doch wenigstens die Wage zu halten und geeignet, die Entscheidung weiter zu suspendiren. Zuerst setzt die Andeutung des politischen Gesinnungswechsels beim Beginn des zweiten Buchs und die Unterscheidung von anfänglich oberflächlicher Betrachtung, nachher tieferm Eindringen in den Gegenstand wol einen längern Zeitverlauf dazwischen voraus, als daß beides zugleich in die Jugendzeit des Dichters gesetzt werden könnte; dann aber drängt die Uebereinstimmung zwischen dem zweiten Buch, Kap. 3—5, und „Convito“, IV, Kap. 4, 5, welche beiderseits von der Kaisertheorie handeln, in einer Weise, wonach letzteres als ein erster Entwurf, jenes als die weitere Ausführung erscheint, zu der Annahme, daß die „Monarchia“ später und zwar nicht lange nach dem „Convito“ abgefaßt sei; auch der Brief Dante's an die Florentiner vom Jahre 1311 entwickelt in Kürze dieselbe Auffassung. Empfiehlt es sich da nicht, diese drei Stücke in der Zeit möglichst nahe zusammenzuhalten? Und wenn das „Convito“, worauf bestimmte aus ihm selbst entnommene Zeugnisse hinweisen, etwa in das Jahr 1309 zu stellen ist, kommt es dann nicht bezüglich der „Monarchia“ ungewollt auf die alte Annahme hinaus, daß erst das Erscheinen Heinrich's VII. den Anlaß zu einer vollständigen Entwicklung der Kaisertheorie geboten habe?

Noch auf einen besondern Punkt im „Convito“ und in der „Monarchia“ ist zur Bestimmung der Zeitfolge beider Schriften Gewicht gelegt worden, nämlich auf die Aussprache bezüglich des Adels. Dort wird im vierten Tractat die landläufige Meinung verworfen, daß altererbter Besitz, seine Sitten und lange Geschlechtsfolge abelich machen, und statt dessen der Satz begründet, Adel sei da, wo Tugend; in der kurzen Stelle der „Monarchia“ dagegen (II, Kap. 3) heißt es: die Menschen werden durch das Verdienst der Tugend, sei es der eigenen oder der der Vorfahren, geadelt, mit dem nicht gerade harmonirenden Zusätze: denn Adel ist Tugend und alter Reichthum. Wegele („Dante's Leben“, S. 191) hält jene Auffassung für die jugendlich ideale, die letztere für die gereifte des politischen Mannes und folgert daraus die spätere Abfassung der „Monarchia“. Indes genauer angesehen, verschwindet im wesentlichen der angenommene Unterschied. Derselbe wäre vielleicht vorhanden, wenn der Dichter in der Canzone des „Convito“ sich darauf beschränkte, zu sagen: „E gentilezza dovunque virtute“: er fügt jedoch ausdrücklich hinzu: „Ma non virtute ov' ella“, womit er das Vorhandensein des Adels auch außer der Tugend zugeibt, und erläutert dies in Kap. 19 mit bestimmten Worten dahin, daß der Adel sich weiter erstreckt als die Tugend und auch in mancherlei andern Trefflichkeiten Frucht treibe. Es stimmt also nicht mit Dante's Worten und Meinung, wenn unser Verfasser sagt, im vierten Tractat des „Convito“ sei das Wesen des Adels nach der Formel entwickelt: „Wo Tugend, da Adel, wo keine Tugend, kein Adel.“ Hiernach scheint Dante im „Convito“ keineswegs ernstlich Adel mit Tugend als identisch zu fassen, sondern er richtet nur mit poetischer Energie die Mahnung an den Adel, er möge sich, um seiner Idee zu entsprechen, stets durch Tugend auszeichnen, übereinstimmend mit der Anrede an seinen Ahnherrn Cacciaguida in der ersten Terzine „Paradiso“, XVI, wo er das eigene adeliche Blut nicht geringachtet, aber zugleich den Adel einem rasch sich verkürzenden Mantel vergleicht, wenn demselben nicht täglich neue Verdienste zuwachsen. Jene Worte der „Monarchia“, in welchen Dante nicht als philosophischer Dichter, sondern als Staatsmann, und zwar nicht eben mit logischer Schärfe, von dem Adel spricht, wollen auch nichts anderes sagen, als daß der Adel seinen Ursprung in Tugend oder Trefflichkeit habe und mit ihr verbunden sein müsse. Schon Dante's Lehrer, Brunetto Latini, hatte in seinem „Trésor“ (ed. Chabaille, S. 343) das Wesen des rechten Adels in der Erhebung über die gemeinen menschlichen Dinge, in dem vernünftigen Willen und in der Tugend gesehen und war doch gewiß so wenig wie sein großer Schüler jemals willens, dem Adel im Staate seinen Bestand abzuspochen oder denselben zu einer Charaktereigenschaft zu verflüchtigen. Die erwähnten Stellen im „Convito“ und in der „Monarchia“ scheinen also nicht dazu angethan, aus ihnen die Zeitfolge beider Werke herzuleiten; die Frage aber nach dem frühern oder spätern Ursprung der „Monarchia“ mag noch bis auf weiteres als eine offene gelten.

Endlich ein Wort der Bestimmung und des Zweifels über die Art, in welcher der Verfasser das schwierige Verhältniß der Liebe und Untreue Dante's in buchstäb-

licher und symbolischer Beziehung auseinandersetzt. Es ist höchst ansprechend, wie er an mehreren Stellen so warm für die Wirklichkeit der Liebe Dante's zu einer irdischen Jungfrau eintritt, so entschieden die kalte Einbildung derjenigen zurückweist, die darin schlechterdings nichts anderes als ein dichterisch eingekleidetes Symbol sehen wollen, und dann so schön und wahr den leisen Uebergang vom Sinnlichen zum Ueberstunlichen zu finden weiß. Aber die verschiedenen Stellen, welche davon handeln, stimmen nicht genau miteinander überein. Während der Verfasser das eine mal ausruft: „Auf immer würde ich meinen Dante von mir werfen, wenn ich bei den einfach rührenden Gedichten der „Vita nuova“ nicht an ein menschliches, reelles Wesen, sondern nur an eine abstracte Personification denken müßte“, ist er anderswo doch geneigt, des Dichters Jugendliebe in erster Linie auf eine Idee zu beziehen, welcher die sterbliche Beatrice nur zur Unterlage diene, sodaß seine Liebe zu ihr nicht sinnlicher, sondern geistiger Natur gewesen sei. Wer aber die drastisch-naturwahre, dabei scholastisch-zergliedernde Schilderung der einzelnen Symptome, in welchen nach dem Bericht der „Vita nuova“ bei Dante sich die erste Empfindung der Liebe verrieth, physiologisch erwägt, der muß die Anschauung gewinnen, daß die Wirkung bei ihm keine andere gewesen, als die unser moderner Goethe ebenso naturwahr in den Worten schildert:

Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide —

also eine so sinnliche Wirkung, wie sie nun einmal der liebe Gott seinen Menschenkindern in diesem Verhältnisse, sei es auch das reinste, verliehen hat. Es ist wahr, Dante pflegte von früh auf neben dem buchstäblichen stets noch einen allegorischen Sinn im Auge zu behalten, und so war es seiner Natur und Stimmung, wie der des Zeitalters überhaupt ganz gemäß, hinterher im „Convito“ und in der „Commedia“ seine Liebe in das rein Geistige zu erheben und dieselbe als Sinnbild der göttlichen Lehre zu dem entscheidenden Factor in der dichterischen Beherrschung seiner Geistesgeschichte zu machen. Auch seine Untreue gegen Beatrice und die schließliche Rückkehr zu ihrem Andenken werden von dem Verfasser mit vollkommenem Rechte als ihrem Ursprunge nach wirklich und persönlich, dann erst von dem Dichter symbolisch für seine poetischen Zwecke verwendet angenommen; nur muß entschiedener Protest eingelegt werden gegen das wiederholte strenge Urtheil über Dante wegen dieser begangenen Untreue. Was soll der weniger kundige Leser sich darunter vorstellen, wenn der Verfasser in moralischer Entrüstung ausruft: „Wir möchten freilich dieses schwarze Blatt aus der Geschichte seines Lebens entfernen“, wenn er gar von einem „Kaster“ redet, welchem Dante „gefröhnt“? Muß er nicht irgendeine Schändlichkeit vermuthen, anstatt daß wir nur so viel wissen, er habe nach dem Tode Beatricens einige Zeit lang Neigung für eine andere Jungfrau gefaßt, ohne den mindesten Grund zu dem Verdacht, daß diese Neigung in das Unehrenhafte ausgeartet sei? Sie scheint im Gegentheil ebenso anspruchlos gewesen zu sein wie die Liebe zu Beatrice. Und könnte denn jemand im Ernst, der das schriftstellerische Schaffen Dante's als das natürliche Ergebnis seiner Geistes- und Gemüthsentwicklung

betrachtet, aus der letztern jenes „schwarze Blatt“ hinwegwünschen und damit alle die herrlichen Blätter aus der „Vita nuova“ und der „Commedia“, die von der Untreue und der Neue darüber so entzückend berichten, herausreißen wollen? Der Verfasser will das sicherlich nicht, aber sein rigoroses Urtheil müßte folgerichtig ihn dahin führen.

Abgesehen von diesem und noch einem andern Punkte ist die innere Entwicklungsgeschichte des Dichters im vierten Buche meisterhaft entworfen. Der andere Punkt betrifft die Deduction von Liebe, Glauben und Hoffen als den wesentlichen und gleichberechtigten Elementen, die, miteinander ringend und sich in ihre Gegenbilder verkehrend, nach Ausweis der „Vita nuova“, in dem Jugendleben Dante's wirkend erscheinen sollen. Ohne Künstlichkeit läßt sich diese Ausführung nicht begründen: in der genannten Schrift

herrscht vielmehr entschieden die Liebe, der Glaube meldet sich schüchtern unter Verhüllungen, die Hoffnung aber ist ohne alle selbständige Geltung nur insoweit vorhanden, als sie naturgemäß an der Liebe haftet. Nach des Verfassers Entwicklung gewinnt es den Anschein, als ob die drei Cardinaltugenden zusammen der eigentliche Gegenstand der „Vita nuova“ wären; dieser Anschein entspricht jedenfalls nicht dem richtigen Sachverhältniß. Freilich ist der Stoff des vierten Buchs ein so subtiler, in lustigen Regionen schwebender, daß feste Griffe hier nicht ohne Wagniß zu thun sind, und so darf wiederholt werden: der Abschnitt gehört zu den vortrefflichsten des Werks, wie dieses selbst in seiner ganzen Ausdehnung als eine wesentliche Bereicherung unserer Dante-Literatur bezeichnet werden muß.

Theodor Paur.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Politische Broschüren von 1870.

(Beschluß aus Nr. 11.)

7. Das Germanenthum und Oesterreich. Oesterreich und Ungarn. Eine Fackel für den Völkereit. Von Artolay. Darmstadt, Bern. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Inhalt dieser 282 eng gedruckten Seiten, getragen von modern principiellern Bewußtsein, erfüllt von einem unerschöpflich erscheinenden, historisch diplomatischen Raisonnement, ist anzusehen als eine Stimme derjenigen wilden, antipreußisch-deutschen Politik, in welcher Preußens Gegner bei der Kriegserklärung vom Juli vorigen Jahres offenbar eine Allianz erwartet haben und auch gefunden hätten, wenn nicht eine höchste Weisheit nationaler Vorsehung es bestimmt hätte, daß — als ein fast einziges Beispiel in deutscher Geschichte — ein mächtiger, scheinbar unbeflegbarer Feind der fast vollständigen Gesamtheit Deutschlands, trotz des noch so frischen Bruchs von 1866, in einem hochdisciplinirten Lager offenbar unflüchtbarer Einheit begegnen sollte.

Dem Verfasser, der in den letzten zehn Jahren mit militärischen Schriften über „Gezogene Geschütze“, „Taktik der Neuzeit“ und „Mysterien der Artillerie, kritisch-didaktisch-historische Analyse des Kartätschenschusses glatter Rohre als Grundlage der Dreiwaffen-Taktik für Offiziere aller Waffen“ aufgetreten ist, steht jene Disciplin der historischen Wissenschaft vornehmlich zu Gebote, die man Völkerpsychologie nennt.

Die Veranlassung zu seiner Schrift ist keine andere, als die Sachlage, in welche die österreichisch-deutschen Interessen in Oesterreich durch die Ausschließung seines Einflusses einerseits aus Italien im Jahre 1859, andererseits aus dem deutschen Reiche im Jahre 1866 und endlich seitdem durch die föderalistische innerösterreichische Politik des Reichskanzlers Grafen Beust, ganz vornehmlich durch die seit 1849 für absolut unmöglich gehaltene Tendenz des national-veröhnlichen „Ausgleichs mit Ungarn“, auch noch bis auf den heutigen Tag gerathen zu sein scheinen.

Der Artillerist Artolay ist zwar durchaus nicht mit den Fortschritten Preußens einverstanden; er nennt im

Gegensatz zu den „Geschichtsverfälschern“ Treitschke, Sybel u. s. w. die Erfolge von 1866 ein „politisches Verbrechen“, und die aufgehißten Nordbundsfarben einen „Frevel“, solange das Germanenthum „da unten“, in Oesterreich, mit Trauer seine Fahnen senkt; daß er aber dennoch eine sehr voraussichtsvolle politische Einsicht besitzt, ersehen wir, bei der seit Abfassung dieser Schrift eingetretenen neuen großen Situation, aus dem Hinweis auf dieselbe, wie er ihn schon auf seinen ersten Seiten gibt. Er sagt:

So wie das politische Deutschland, ähnlich wie in der besseren Epoche der Kaiserzeit, wieder mehr ein Ausdruck des gesammten Germanenthums wird, fallen vermöge der stärkern politischen Anziehungskraft die losgelösten Stücke ganz von selbst an den Hauptkörper zurück; insbesondere wird dies von der Schweiz und von Holland gelten; ebenso kann dann Frankreich die schmächtig gestohlenen deutschen Perlen Elsaß und Lothringen bloß so lange noch halten, als Deutschland dies erlaubt.

Und weiterhin lesen wir die gleichfalls sehr wahre Bemerkung:

Die politische Zerrissenheit Deutschlands war allerdings ein Unglück; aber sie beweist durchaus nichts gegen die Bestimmung und die Zukunft des Germanenthums. . . . Aus diesem Contrast zwischen Deutschlands äußerem Nimbus und seiner innern Kraft, den das Ausland selbstgefällig ignorirte, sind eine Menge historischer Lustspiele ohne und mit Kanonendonner entstanden, wovon hier als Orte der Handlung nur das Lechfeld, Zornsdorf, Rosbach und Leipzig genannt werden sollen. Es kann sogar ein großes Glück bedeuten, daß die Germanen so lange an der vollen Entwicklung ihrer Kraft nach außen verhindert wurden, daß sie diese wider Willen schonen und für eine entferntere Zukunft aufsparen mußten, während die Romanen ringsum fertig sind, von den Slaven aber niemand weiß, ob sie noch im Kindes- oder ob sie schon im Greisenalter stehen — vermuthlich das letzte! Ist mit dem zerrissenen Deutschland selbst Napoleon I. nicht fertig geworden, so wird das geeinte Deutschland der Meister Europas sein.

Zwar dünkt mich, der Verfasser verspräche in diesen letzten Worten etwas zu viel; dennoch aber wäre eine intellectuelle und föderalistische Meisterschaft des gegenwärtigen neuen Deutschland für das seit 1830 liberal gewordene Westeuropa, bei glücklicher Benutzung der gegen-

wärtigen Situation der Principien, keine blaue Unmöglichkeit.

In einer Schrift, die sich selbst eine „Fackel für den Völkerstreit“ nennt, ist natürlicherweise nicht durchgehend eine correcte und zartfühlende Stilistik zu erwarten. Dennoch ist die Tendenz des Buchs so innerösterreichisch, daß die Angriffe gegen Preußen nicht vorwiegend sind, wenn gleich der Verfasser das „große Massengeheimniß“ enthüllt, daß Preußen ein slawischer Staat und als solcher ein Gegner des Germanenthums sei:

Und ein solches Volk soll berufen sein, an der Spitze des reinen Germanenthums zu stehen? Nimmermehr! Preußen kommt nicht zu diesem Ziele, so wahr es einen Gott im Himmel gibt und ein deutsches Volk auf Erden!

Noch energischer und um vieles umfangreicher ist die Polemik gegen den Regenerator Oesterreichs, Grafen Beust, und das angeblich mit ihm gleichfalls gegen das reine Germanenthum verschworene Magyarenvolk. Artolay sagt, daß er „1848 und 1849 als junger Mensch begeistert für die ungarischen Siege, erfreut über die österreichischen Niederlagen war“; und im Jahre 1870 ruft er aus:

Kann es einen größern politischen Wahnsinn geben als den, dem an sich ohnmächtigen Magyarenthum mit österreichischer Hilfe das Ansehen und die Bedeutung eines Halbstaaes zu verschaffen, damit es dann, zwanzigfach teuflischer wie der Teufel selber und Undank zum Danke stempelnd, dasselbe Oesterreich zerföhren hilft? . . . Zum Denker mit einer solchen asiatischen Akerdemokratie, die zu ihren Aufschlägen und Zukunftsplänen — fürstliche Archive braucht! u. s. w.

Wehe uns Herz muß dem Freunde dieser Zeit werden, wenn er also Völkerwunden, die er gerade jetzt geheilt glaubte, von unerwarteter Seite wieder aufbrechen sieht. Eine Fackel in der That ist dies Buch, eine Beleuchtungsfackel, die unheimlich phosphorescirende Lichter auf des Germanenthums wichtigste Grenzpartien wirft. — Schnell ein anderes Bild!

8. Das politische Deutschland seit dem Prager Frieden 1866 — 70. Von Victor Cherbuliez. Bern, Haller. 1871.

Wie sympathisch plaudert diese Darstellung der deutschen Zustände vor dem Kriege mit uns! Der Verfasser des französischen Originals gehört einer der angesehensten Intelligenzfamilien der Schweiz an. Deutsche wissenschaftliche Anschauungsweise und französische elegante Darstellungsmanier vereinigen sich in seinem Buche. Nur jemand, der die Zeit mit uns durchlebt und durchdacht hat, kann so ins Detail eingehend, mit solcher historischen und diplomatischen Einsicht, mit solchem Verständniß bis in die kleinen Klauen selbst unsers Parteilebens die Periode der geschichtlichen „Mainbrücke“ schildern. Und doch wieder muthet aus der Art des Vortrags jener Reiz des Fremden uns an, jene schmeichelhafte Aufmerksamkeit, die aus der Ferne unsere Zustände beachtet, jene weltmännische Galanterie der — einst — großen Nation, die dem publicistischen Stoffe kosmopolitische Bedeutsamkeit abzugewinnen weiß. Diesem Buche sind schon früher, wie die Vorrede sagt, und auch Anfang 1871 wieder Vorwürfe gemacht, es sei nicht preußenfreundlich; und doch erscheint es uns, in Ansehung der Weltlage vor 1870, gerade so preußenfreundlich, als es vom Standpunkte einer 1866 neutral gebliebenen Nationalität nur irgend sein konnte.

Zum Beleg für diese Behauptung citire ich nur die Stellen, wo der Verfasser sein gebiegenes Verständniß dieser Uebergangszeit von der Zollvereinigung zur Reichseinheit darlegt, indem er bemerkt: wie Europa gestaunt hätte, wenn Preußen am 26. Juli 1866 im österreichischen Waffenstillstande zu Nikolsburg diejenigen Grundsätze ausgesprochen hätte, unter denen es jetzt — in Bezug auf die innerdeutschen Verhältnisse — ein neues Reich errichtet! Der Verfasser sagt, daß damals für Preußen selbst die Sprache dieser föderalistischen, national-legitimen Principien eine „unmögliche“ gewesen sei: und ihm will man von Preußen aus nun vorwerfen, daß er seine eigenen großpreussischen Grundsätze nicht immer in directer Aussprache, sondern bisweilen diplomatisch zwischen Anführungszeichen zu referiren versuchte?

Im Schlußkapitel behandelt der Verfasser allerdings die „ehrgeligen Bestrebungen und die Gefahren der preussischen Politik“ und wirft derselben vor: daß sie, „nicht zufrieden, Preußen auf Kosten Deutschlands zu machen, sich vorzubehalten scheine, Deutschland auf Kosten der öffentlichen Ruhe zu machen“. Wenn es scheinen sollte, als sei diese Besorgniß durch den gegenwärtigen Krieg bestätigt worden, so kann man wenigstens sagen, daß das nationale und liberal-dynastische Deutschland mit den bisherigen Erfolgen zufrieden zu sein Ursache habe. Die Versöhnung Europas aber mit der nicht direct durch unsere Veranlassung eingetretenen Störung der öffentlichen Ruhe braucht aus den noch bevorstehenden Entwicklungen auch nicht ausgeschlossen zu sein. Bei der gegenwärtigen preussisch-deutschen Machtstellung wäre es doch wol nicht mehr nöthig, der neutral-internationalen Intelligenz die Preußenfreundlichkeit gar so schwer zu machen?

9. Wie wir wieder ein Volk geworden sind. Von Hermann Baumgarten. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Hirzel. 1870. 8. 12 Ngr.

Hermann Baumgarten ist die deutsche Autorität in Betreff der neuern Geschichte von Spanien. Der Umstand, daß die spanische Frage die Veranlassung des gewaltigen gegenwärtigen Kriegs geworden ist, muß die vielleicht zu sehr vernachlässigte Aufmerksamkeit auf den Südwestpfeiler des europäischen Staatenbaues von neuem beleben. Wir möchten sagen, man habe nur nöthig, Meyerbeer's „Afrikanerin“ anzuhören, um an das Problem erinnert zu werden, das in den Culturentscheidungen beruht, durch welche die Iberische Halbinsel für Europa andere Welttheile einerseits eröffnet und andererseits verschlossen hat. Jedenfalls darf man behaupten, daß der Geschichtsfreund, welcher sich von Hermann Baumgarten's „Geschichte Spaniens seit dem Ausbruch der Französischen Revolution“ angezogen fühlt, das Geheimniß des ältern Napoleonismus in anderer Beleuchtung betrachten wird, als die banale Geschichte der Befreiungskriege sonst anzuwenden beliebt.

Die Stimme eines solchen Historikers über unsere heimische Nationalitätsfrage muß gerade unter den gegenwärtigen Zeitereignissen von hoher Wichtigkeit sein. Einer Ansicht, die in dem Buche von Cherbuliez eine Grundlage bildet (z. B. Vorrede, S. xxiii), begegnen wir auch hier: „Was 1866 in offener Feldschlacht miteinander

rang, das bekämpfte sich in Wahrheit unter uns seit drei Jahrhunderten.“ Doch ist Baumgarten kein unbedingter Verehrer der Reformation, denn „von da ab gab es keine deutsche Geschichte für Deutsche mehr“. Wie aus der damit begonnenen Zerklüftung heraus die deutsche Einheit durch die Entwicklungen des letzten Jahrhunderts in Staats- und Literaturleben von neuem gegründet worden ist, das ist der Inhalt des vorliegenden Aufsatzes. Die Wichtigkeit Preußens für eine solche Geschichtsaufgabe tritt auch hier in den Vordergrund. Daneben werden die liberalen Bestrebungen Süddeutschlands, die früher unbedingt antipreußisch erschienen, von einem zeitgemäßen höhern Standpunkt gewürdigt. Von unserer unglücklichen Revolution vor 22 Jahren ist gesagt: „Der Krieg von 1866 war das eigentliche Resultat der nationalen Erhebung von 1848.“ Das Vorwort dieser zweiten Auflage ist datirt: „Karlsruhe, Anfang November 1870.“

10. Kaiser oder König? Beitrag zur Klärung einer Tagesfrage. Von Ferdinand Zielmeier. Hamburg, Grünig. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre ist datirt: „Hamburg, November 1870.“ Sie hat mit ihren Wünschen nicht viel Glück, denn sie ist gegen den „Reichswahn“ und „will den Kaiser aus dem Spiele lassen“:

Wie man aber in dem protestantischen Norddeutschland an ein Kaiserthum denken kann, ist schlechterdings unbegreiflich. Einen protestantischen Kaiser hat es nie und nirgend gegeben. Ein solcher wäre ein innerlich unwahres Wesen u. s. w.

Diese Auffassung des Verfassers rührt daher, daß er die zwiefachen Grundrechte des römisch-deutschen Kaiserthums als eines ultramontan-universalen und eines national-germanischen nicht hinreichend sondernt. Im Gegenheil, es ist erst von dem Augenblick an, wo Deutschland seinen Kaisertitel einem protestantischen Fürsten anvertraut hat, ein rein deutsches, also echt nationales Kaiserthum möglich, denn nur mit einem solchen, durch die Religion nicht nach Rom verpflichteten Souverain hört die Tendenz seines Titels zur Abhängigkeit von der römischen Infallibilität und zur Annäherung etwaiger univ erseller Ansprüche über andere Nationen auf. Die innerdeutsche katholische Kirche an sich ist damit nicht im geringsten gefährdet; sie kann vielmehr unter einem Kaiserthum von paritätischen Religionsgrundsätzen erst diejenige decentralisirte und nationale Selbständigkeit erlangen, deren Mangel nicht nur die gallianische, sondern auch die hispanische Kirche bisweilen empfunden hat.

Als Motto führt der Verfasser die Worte der Lehmann'schen Weissagung an: „Recipit Germania regem.“ Abgesehen davon, daß wir diese kabbalistische Literaturcuriosität in ihrer Auslegungsfähigkeit nicht für so ganz unbedenklich halten, daß sie uns eine sozusagen kanonische Prophezeiung sein sollte, so ist dennoch der Begriff rex im mittelalterlichen Staatsrechtsinne vielleicht deshalb dort angewandt, weil darunter der erwählte deutsche Imperator ohne die päpstliche Bestätigung verstanden wurde: bei dem ersten protestantischen Imperator aber fällt die Nothwendigkeit dieser Bestätigung eben fort. Uebrigens verweise ich hier auf S. von Sybel's Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“, die schon 1859 in München entstanden ist.

11. Ueber Wappen und Banner des deutschen Reichs. Von A. M. Hildebrandt-Riese. Berlin, Mitscher und Köpfl. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese wenigen Blätter regen mit Recht zu der Bemerkung an, daß Schwarz-roth-gold eigentlich die Vereinigung der österreichischen Farben mit dem bedenklichen Roth seien. Für das neue Reich wäre darum vielleicht eine Zusammenstellung von Schwarz-Weiß mit Gelb oder Gold zu empfehlen.

Der Herausgeber fügt eine Tafel der Farben der deutschen Bundesstaaten bei, die aber unvollständig ist. Möchte ein intelligenter Buntdrucker uns nicht auf ein paar Bogen übersichtlich die Flaggen auch der einzelnen Provinzen und Städte anschaulich machen, damit das Publikum auf zukünftigen Nationalfesten namentlich sich leicht orientiren könne?

12. Die alten Reichslande Elsaß und Lothringen und ihre Stellung zum neuen Reiche. Eine Skizze von Gustav Lenz. Greifswald, Bamberg. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift, ausgegeben am 22. November 1870, ist eine wohlmeinend raisonnirende Wiederholung der in Nr. 1 d. Bl. aufgeführten Geschichtsdarstellungen von Treitschke, Menzel, A. Schmidt und Ufinger. Der Verfasser will die genannten Provinzen „wieder ungetrennt in den Schoß des neuen Reichs aufnehmen“ und schließt seine Broschüre mit Hutten's oft citirten Worten: „O Zeit, o Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben!“ Gerade mit Lothringen aber könnten sich Consequenzen verknüpfen, die nicht der dilettirende Publicist, sondern nur der systematische Diplomat zu beurtheilen vermag! Der Verfasser sagt:

In diesem Belgien, das uns die Erhaltung seiner absoluten Neutralität zu danken hat — wenn die Conservirung einer solchen zwitterhaften Selbständigkeit Dank verdient —, hat man, so wenig auch eine verlogene Presse es wahr haben will, unseren verwundeten Helben von Sedan Schimpf angethan und ihnen jede Labung verweigert.

Dies führt uns zum folgenden Hefte:

13. Bernfung Belgiens auf das ruhige und billige Urtheil Deutschlands. Brüssel, Muquardt. 1870.

Diese Broschüre spricht im Namen Belgiens. Weil es den Belgiern zu Ohren gekommen ist, „daß deutsche Publicisten mit bitterer Empfindlichkeit ihnen vorwerfen, gegen die deutschen Soldaten grobe, ja feindselige Gesinnungen und dagegen für Frankreich eine Vorliebe an den Tag gelegt zu haben, die mit der Sorge um Belgiens nationale Selbständigkeit für unvereinbar erachtet werden dürfte“, darum ist dieses Schriftstück der Neutralitätspolitik erschienen. Den erstern Vorwurf weisen mitgetheilte Zeitungsartikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, sowie gerichtliche, persönliche und diplomatische Documente vollständig zurück. In Betreff des zweiten Vorwurfs, der verdächtigen Vorliebe für Frankreich, zumal in der Haltung der belgischen Presse, macht die Broschüre beachtungswerthe Bemerkungen, namentlich über die „Independance Belge“: Preußen habe, sich über die Schwankungen dieses Blattes zu beklagen, viel weniger Grund als Napoleon III., den dasselbe nach seinem Sturze mit leidenschaftlichem Eifer verfolgte; man finde in der jetzigen Haltung der „Independance“ viel weniger Feindseligkeit gegen Preußen,

A n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.

Von
Baron Joseph Eötvös.

Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersezt.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Baron Eötvös, der ungarische Staatsmann, der vor kurzem tiefbetrauert von seinem Volke aus dem Leben geschieden ist, entwickelte in diesem Werke seine wissenschaftlichen Theorien über die Begriffe Gleichheit, Freiheit und Nationalität und über deren Anwendung auf den modernen Staat. Wie das Werk bei seinem Erscheinen (1854) ungewöhnliches Aufsehen erregte, verdient es auch dauernde ehrenvolle Beachtung nicht bloß von Seiten der Freunde des Verfassers, sondern in allen politischen, rechtsphilosophischen und volkswirtschaftlichen Kreisen Deutschlands.

Von dem Verfasser erschien (anonym) in demselben Verlage:

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Rutschlied auf der Seelenwanderung.

Mit einer Hieroglyphen-Tafel.

Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung
von

Wilhelm Ehrenthal.

Dritte Auflage.

8. Geh. 10 Ngr.

Das schwungvolle Kriegslieb des Hüßlers Rutschli „Was krancht da in dem Busch herum?“ hat den gelehrten Verfasser vorliegender Schrift begeistert, den Quellen des Gedichts mit deutscher Gründlichkeit nachzuforschen und dessen Ursprünge bis ins graue Alterthum zu verfolgen. Er gelangte zu den überraschendsten Resultaten, die hiermit unsern Archäologen und Schriftkundigen zur weiteren Prüfung, dem verehrlichen Publikum aber zum ergößlichen Genuß übergeben werden. Der Ertrag ist für die Deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die deutsch-französischen Grenzen historisch — politisch — sprachlich.

In fünf verschiedenen Farben dargestellt.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Preis 4 Sgr.

Eine sehr interessante Karte der deutsch-französischen Grenzgebiete, unentbehrlich zur Orientirung bei allen Erörterungen und Verhandlungen über die Frage der neuen Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich, indem sie 1) die bisherige französische Grenze, 2) die historische Grenze von Elsass, 3) die historische Grenze von Lothringen, 4) die Sprachgrenze, 5) die deutsche Westgrenze mittels verschiedener Farben aufs anschaulichste markirt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Weihgeschenke zur Confirmation.

Illustrierte Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bende-
mann, Overbed, Kethel, L. Richter, Schnorr von Ca-
rolsfeld, Steinte, Strähuber u. a. Groß-Quart. Geh.
7½ Thlr. Geb. in Halbfranz 9½ Thlr., in Leder mit
Goldschnitt 10 Thlr., in Chagrinkleber 11 Thlr.

Hausbibel.

Klein-Quart. Geh. 3¼ Thlr. Geb. in Halbfranz 4 Thlr.,
in Leder 5 Thlr., in Leder mit Goldschnitt 5½ Thlr.

Das Neue Testament und der Psalter.

Mit Photographien nach Zeichnungen der ersten Künstler
Deutschlands. Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in
Chagrinkleber 6 Thlr.

Die Länder und Stätten der heiligen Schrift.

Von Friedrich Adolph Strauß und Otto Strauß.

Mit hundert Bildern nach Zeichnungen von Halbreiter,
Bernaz u. a., drei Karten, und einem Titelbilde von Strä-
huber. Groß-Quart. Geh. 9 Thlr. Geb. in Leinwand
11½ Thlr., in Chagrinkleber 12½ Thlr.

Diese aufs würdigste ausgestatteten, von den hervorragend-
sten deutschen Künstlern illustrierten Bibelwerke (früher
Verlag der Bibelanstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung)
sind besonders als Fest- und Weihgaben zu Weihnachten und
Ostern, bei Jubiläen, Hochzeiten, bei der Confirmation u. s. w.
zu empfehlen und in einfachen wie in kostbaren Einbänden
durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Granelia.

(Wilhelm Tangermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand,
wurde dessen Verfasser, Pfarrer Tangermann zu Unkel in der
preussischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das
Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes
entsezt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle
„Aus zwei Welten“ zur Hand nehmen, in welcher der Autor
mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Conflict des kirchlichen
Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien
Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische
Studien.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 18 — Nr. 13. — 1871 —

23. März 1871.

Inhalt: Zur neuen Kriegsliteratur. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Essays von Scherr. — Dante-Literatur. Von Theodor Paul. (Beschluß.) — Ferkleton. (Das Rutschelied.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur neuen Kriegsliteratur.

(Beschluß aus Nr. 12.)

1. Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. Gesammelt und herausgegeben von Franz Lipperheide. Mit einer Titelzeichnung von Ludwig Burger. Dritte Sammlung. October bis December 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 4. Drei Lieferungen 1 Thlr.
2. Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. — A. u. d. Titeln: Zeitgedichte von Friedrich Bodenstedt. 5 Ngr. — Eichenlaub von Karl Gerol. 5 Ngr. — Kriegslieder von Rudolf Gottschall. 5 Ngr. — Zeitstimmen von Hermann Grieben. 2½ Ngr. — Wider Frankreich. Altes und Neues von Julius Grosse. 5 Ngr. — Lieder eines Alten von Karl von Holtei. 2½ Ngr. — Lieder aus dem Jahre 1870 von Wilhelm Jensen. 5 Ngr. — Zeitgedichte von Hermann Klings. 2½ Ngr. — Das Halbjahr Deutschlands. Klänge und Lieder von Oswald Marbach. 10 Ngr. — Zeitklänge. 1870, von Alfred Meißner. 2½ Ngr. — Durch Kampf zum Sieg. Zeitgedichte von Wolfgang Müller von Königswinter. 10 Ngr. — Zeitgedichte von Gustav von Meyern. 5 Ngr. — Bleibt einig! Von Wilhelm Osterwald. 5 Ngr. — Deutsche Tage, Zeitgedichte aus Tirol von Adolf Pichler. 2½ Ngr. — Deutsche Lieder und Oden von Heinrich Pröhle. Zweite Auflage. 5 Ngr. — Kriegs- und Friedenslieder von Julius Rosenberg. 5 Ngr. — Klänge vom Main von Christian Schad. 5 Ngr. — Kriegslieder, 1870, von Karl Simrod. 5 Ngr. — Afters und Nolen, Disteln und Mimosen von Franz Trautmann. 5 Ngr. — 1870. Sechs Zeitgedichte von Albert Traeger. 2½ Ngr. — Zeitgedichte von Heinrich Viehoff. 5 Ngr. — Kampf- und Kriegslieder von Heinrich Zeise. 5 Ngr.
3. Den deutschen Helden von 1870. Kriegs- und Siegeslieder von Johann Fasteurath. Sechste abermals vermehrte Auflage. Leipzig, Mayer. 1871. 8. 18 Ngr.
4. Deutschlands Auferstehung. Vaterländische Dichtungen aus dem Jahre 1870. Von Wilhelm Osterwald. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. 8. 20 Ngr.
5. 1870. Kampf- und Sieges-Gebichte von Julius Sturm. Halle, Barthel. 1870. 16. 6 Ngr.
6. Das hohe Lied von 1870. Patriotische Dichtungen eines deutschen Offiziers. Ulm, Stettin. 1871. 16. 7½ Ngr. 1871. 13.
7. 1870. Kriegs- und Siegeslieder. Deutschlands tapfern Kriegern gewidmet von Julius Rötel. Bremen, Kriegermann u. Comp. 1870. 16. 3 Ngr.
8. Lieder von einem der nicht mitdarf. Kriegslieder 1870. Von Karl Weithrecht. Stuttgart, Neff. 1870. 8. 9 Ngr.
9. Krieg und Sieg. Deutsche Lieder von Gustav West. Zweite vermehrte Auflage. Götting, Kemmer. 1871. 16. 5 Ngr.
10. Deutsche Sturmlieder gegen die Franzosen. Von Rudolf Genée. Dresden, Schulbuchhandlung. 1870. 8. 3 Ngr.
11. Wider den Erbfeind. Deutsche Lieder in Versen, von Gustav Gerstel. Freiburg i. Br., Poppen und Sohn. 1870. 4. 7½ Ngr.
12. Während des Kriegs. Poetische Klänge von Heinrich Schwarzschild. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Anstalt. 1870. 8. 7½ Ngr.
13. 1866 und 1870. Vaterlands-, Kriegs- und Sieges-Gebichte von Marie Thering. Zurich, Duntmann. 1870. 8. 7½ Ngr.
14. Deutschland. Ein Gedicht von Hermann Glottbeil. Wien, Gerold's Sohn. 1871. 8. 20 Ngr.

Unter den Lipperheide'schen Liederheften „Für Straßburgs Kinder“ begegnet uns auch Heinrich Viehoff, der sich als formgewandter Uebersetzer englischer und französischer Dichter sowie durch seine Schriften zur Interpretation deutscher Dichter, zur Poetik und Metrik einen Namen gemacht hat. Diese Formgewandtheit verleugnen auch die eigenen Gedichte Viehoff's nicht, mag er nun Napoleon mit einem Herodotus vergleichen,

der in grauer Nacht
Zu Ephesus aus Namenssucht die Brände
Geschleudert hat auf heil'ge Tempelwände —
oder „Weißenburg und Wörth“ in zwei Sonetten, oder den „Empfang der Verwundeten“ in Hexametern besingen, oder gegen die „Vermittler“ eine Kriegserklärung schleudern.

Die Uebersetzungen in der Viehoff'schen Lieder Sammlung sind von besonderm Interesse; sie geben uns ein Bild französischer Stimmungen in Betreff der Kriegs- und Friedensfrage, von dem berückichtigten Gedicht Alfred

de Ruffet's: „Wir haben ihn gehabt“, an, in welchem der Dichter höhrend von der Spur spricht, welche die Hufe französischer Kofse unserm Volke eingepägt haben, und den Deutschen räth, im freien deutschen Rhein ihre Livreen zu waschen, bis zu Lamartine's „Friedensmarfellaife“ und Véranger's „Heiliger Bund der Völker“, zwei Gedichte, welche der Friedensbrecher von 1870 und seine uniformirten Senatoren, ehe sie dem Friedensbruch zujauhten, als den Ausdruck des edeln französischen Geistes sich hätten ins Gedächtniß zurückrufen sollen. Da singt Lamartine, als Prophet einer in Träumen rosig schimmernden Zukunft, welche die Wirklichkeit noch einmal blutig anhauchen sollte:

Nicht Ström' und Meere sind's, nicht Berge mehr und Zonen,
Was Völkereigenthum noch aneinanderhält;
Der Geister Schranken nur noch trennen Nationen,
Durch Licht und Weisheit hebt zur Einheit sich die Welt.
Mein Vaterland ist rings, so weit nur Frankreich strahlet,
So weit sein Geist, sein Wort fruchtbaren Boden fand;
Mit jedem bin ich Freund, Mitbürger und verwandt,
Auf dessen Stirne sich Gedankenfreiheit malet,
Die Wahrheit ist mein Vaterland.

Und Véranger läßt die „Friedensgöttin“ ausrufen:

In eurer Nachbarn Häuser werft ihr Flammen,
Der Sturm erwacht — hell glänzt der Lohe Schein!
Und stürzt zuletzt die Stut in sich zusammen,
So deckt den Grund verstümmeltes Gebein.
Wo eure Staaten ineinanderstießen,
Trant Menschenblut jedwede Scholle Land —
Eilt, Völker, einen heil'gen Bund zu schließen,
Und reichet euch die Hand!

O, wälzt den Kriegsalp von der Menschen Busen,
Mit dichten Schleier deckt Vergangenheit!
Bestell die Flur beim Chorlied meiner Musen;
Der Künste Weihrauch sei nur mir geweiht!
Laßt meinem Schos den Ueberfluß entspringen,
Und tausendfach verknüpf' euch Hymen's Band!
Eilt, Völker, einen heil'gen Bund zu schließen,
Und reichet euch die Hand!

Als Vorläufer Victor Hugo's und seiner „Châtiments“ singt Barbier seine zornflammende Rhapsodie: „Frankreich und die Napoleone“:

Erst hegt' er Volk auf Volk, sich wechselseits zu schwächen,
Schrieb auf die Fahnen Völkerverheil
Und Freiheit, heischte dann mit höhnlichem Erbrechen
Bom Siegespreis sich einen Theil,
Umspann die Welt umher mit Trug, und Arglistnetzen,
Und wagte nun, sein kriegerisch Roß,
Das ihm gefährlich ward, auf unser Volk zu hezen,
Deß frühlich Wachsen ihn verdross.
Doch hier, will's Gott, ereilt an einem Schlachtentage
Auch ihn ein strenges Strafgericht,
Daß ihm sammt seinem Roß, gefüllt von deutschem Schlage,
Im Sturz Genid und Rippe bricht.

Die „Deutschen Lieder und Oden“ von Heinrich Bröhle haben wir schon früher besprochen.

Die „Kampf- und Kriegslieder“ des holsteinischen Dichters Heinrich Zeise sind schlicht und einfach, correct in der Form. Das gelungenste ist das Gedicht:

Wie oft hat mich in seinen trauten Schatten
Der kühle Wald gelodt und still gebannt,
Ich lagerte mich auf die grünen Matten,
Die Wipfel schirmten vor der Sonne Brand.

Mein weiches Polster waren Rasenkissen,
Denn Fels und Bäume hielt das Moos umäumt,
Wie oft hab' ich, dem lauten Markt entrisfen,
Der Jugend schönste Träume dort geträumt!

Ich sah die Eichen stolz gen Himmel ragen,
Die Buchen prangten in dem frischen Orkn,
Und Bilder aus den längst verschwundenen Tagen;
Sah ich im Geiste vor mir auferblühn.
Ich sah es nicht in Glend und in Blöße,
Ich sah die deutschen Banner siegreich wehn,
Ich sah das Vaterland in seiner Größe,
Als weltgebietend, mir vor Augen stehn!

Auch die darauf folgenden Strophen sind als wohl-
gelungen zu bezeichnen.

Karl Gerol, der fromme Palmensänger, theilhaftig sich als Dichter des „Eichenlaub“ an den Kriegsgefangenen; er beginnt die Sammlung gleich mit einem Widmungs-
gedicht: „Palmen und Eichen“:

Einft haben Judas Palmen
Zu Häupten mir geraucht,
Entzücht hab' ich den Palmen
Des Morgenlands gelaucht,
Und hehren Schritts durchschwollen
In goldnem Dämmerchein
Prophetische Gestalten
Den hohen Palmenhain.

Nun aber hör' ich brausen
Den deutschen Eichenwald,
Im heil'gen Sturme saufen
Die Wipfel mit Gewalt,
Ich sehe Helben schreiten
Umlirrt von Waffenklang,
Ich hör' in neuen Zeiten
Des alten Gottes Gang.

In dem „Aufgebot an die Prediger“ läßt er die alten Kraftgestalten uns in den heiligen Streit führen und macht Josua, David, Desaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel poetisch mobil, denen er in dem nächsten Gedicht: „Die Geister der Helben“, auf schraubenden Rossen die profanen Helben der Befreiungskriege: Blücher, Saxe-
nau, York, Kleist, Schill und „Württemberg's tapferen Sohn“ folgen läßt, den letzten „auf grauem getigerten Hengst“. Der Menagerie der Turcos widmet Gerol ein Spottgedicht. In zwei „Alten Geschichten“ bringt er Parallelen zur Neuzeit herbei: Otto II., der gegen den welschen Schelm und Räuber Lothar und seinen tüchtigen Ueberfall rüstet und mit den deutschen Fürsten im Bunde Paris erobert, und Marich, welcher, vor Rom stehend, den Friedensboten, die ihm viel Gold bieten wenn er zurückkehrt und der Stadt geweihten Bau nicht bricht, wo wie Gras Mann an Mann und Speer an Speer stehen, entgegnet:

Mann an Mann und Speer an Speere? mich geküßet's euch
zu sehn;
Wo das Gras am dicksten grünert, ist's am leichtesten zu
mähen.

Diese beiden deutschen Fürsten erscheinen als Vorbü-
der des preussischen Helbenkönigs, der den Ueberfall des welschen Lothar glorreich zurückschlägt und vor dem „hei-
ligen Paris“ nicht zurückbebt. Auch Max Schneckenbur-
ger's Schatten wird poetisch heraufbeschworen.

In den Gerol'schen Gedichten, die wenigstens originelle,
nicht in den Zeitungspalten verbrauchte Gesichtsbilder

mit in ihre Strophen verweben, fallen nur hier und dort triviale Wendungen störend auf; z. B.: „Still verduften die Gesandten“ — oder:

Ist dies die Stadt, wo Goethe
Voll Jugendmuth gehauft,
Im Herzen seine Orete,
Im Kopfe seinen Faust.

Von den deutsch-österreichischen Sängern, welche nicht wie Moriz Hartmann Spottlieder auf den deutschen Kaiser singen, sondern Deutschland mit voller Sympathie begrüßten, fehlt Robert Hamerling mit seinem dithyrambischen Gruß in der Sammlung; wol aber sind Alfred Meißner und Adolf Pichler in ihr vertreten, jener mit „Zeitklängen“, dieser mit Zeitgedichten aus Tirol: „Deutsche Tage.“

Meißner läßt in dem Gedicht: „Vor der Entscheidung“, den Franzosenkaiser wie Macbeth schlaflos sich auf seinem Purpurkissen wälzen, während Germania segnend den grauen deutschen Heldenkönig lobt, daß er ohne Zagen die Wahl getroffen; sie rühmt das deutsche Volk:

Wie mein Volk ehrt keins den Frieden und ein reines Menschentum,
Keins sucht weniger hienieden in den Waffen blut'gen Ruhm,
Keins ist sanfter und gerechter, keins wird ernster, wenn der Fuß,
Höchste Güter zu vertheid'gen, über Leichen schreiten muß —
und prophezeit noch am Schluß ihrer Rede:

Noch bevor das Jahr sich wendet, ist hier der Vulkan verbrannt,
Aber dort der Bau vollendet, der zu Stausenzeiten stand;
Bis sie wieder Trauben lesen, wird das Reich beisammen sein,
Deutsch muß sein, was deutsch gewesen, Grenze werden die Vogesen,
Wieder zwischen deutschen Ufern stark und ruhig fließt der Rhein!

Das Prophezeien ist den deutschen Sängern, die sich als vates glänzend bewährten, diesmal leicht gemacht worden; so schnell und großartig erfüllten die deutschen Heere die prophetischen Verkündigungen der Dichter.

In dem Gedicht: „An die Deutsch-Österreicher“, das in seiner Haltung weniger schwunghaft, mehr publicistisch ist, drückt Meißner seine Mißstimmung über die Haltung Österreichs während des deutsch-französischen Krieges aus und nennt Böhmen „ein östliches Elsaß“.

Adolf Pichler beklagt ähnlich in seinem Lied: „Am Ahensee“, daß Tirol nicht den Brüdern zum Gruß die Fahne Hofer's entrollen darf. In dem Gedicht an Garibaldi klagt er diesen Helden an, daß er, gepriesen als ein Vorbild für die Jugend, zum Flibustier geworden und in des Frankenreiches Sumpf gefallen sei. In dem schwunghaftesten Gedicht der Sammlung: „Gallia“, läßt Pichler das Wort des Weltenrichters ertönen über das wahnwitzig wilde, thränenreiche Weib:

„Deine That ist deine Strafe,
Deine That ist deine Buße:
Das erkenne! und der Himmel
Neigt versöhnt sich dir zum Strafe.
Aus den Tiefen des Gewissens
Mußt du wieder auferstehen,
Und in strahlender Verjüngung
Wird die Welt aus neu' dich sehen!“
Nacht und Schweigen! vor die Wälle
Frankreichs rücken Deutschlands Heere,

Lorber schmückt jedes Banner,
Und gefeit ist jede Wehre.
Fahl, hohlängig, zähnefletschend
Kriecht der Hunger auf die Mauern
Und erfüllt die Prachtpaläste
Mit des Pesthauchs kalten Schauern.
Wie einst die Posaune bröhnte
Fürchtbar aus des Sinai Wettern,
Hebt sich aus dem ehernen Kreise
Plötzlich der Trompete Schmetter.
Rings im weiten Bogen trachen
Drauf die Salven der Kanonen,
Daß in Schutt zerbröselnd fallen
All' die stolzen Bastionen.
Selbst im Sturz noch schön und prächtig,
Muß die hohe Frau erbleichen,
Denn der Todesengel drückt ihr
Auf die Stirn des Fluches Zeichen.

Die Gedichte von Franz Trautmann: „Aster und Rosen, Disteln und Mimosen. Aus der Kriegszeit 1870“, sind etwas kraus und verzwick; sie hätten eher Cactus als Disteln getauft werden sollen; denn es sind vorzugsweise Stachelgewächse in bizarren Formen, aber hin und wieder mit einer duftigen Blüte, wie das Schlußgedicht „An Frankreich“ mit den ersten Strophen:

Die Stunde der Bergeltung kam.
Du stehst vernichtet da,
Berhüllt das gramgebengte Haupt,
O bleiche Gallia!

Bereust du deinen Siegeswahn,
Den Tod der Tausende,
Der eignen Kinder Mörderin,
Du neue Niobe?

Ja ja, die ewig rächende,
Sie kam, der Sühne Zeit —
Hinweg von deinem Angesicht
Das thränenfeuchte Kleid!

Dein ausgestorbnes Auge lenk'
Zum Himmel du empor,
Es schwand dein Stern, er schwand dahin,
Ein blutig Meteor.

Das „Neueste Rutschke-Napoliens-Lied“ erscheint uns etwas forcirt:

Gann dich aufs Capitolium,
Arglistiges Trifolium,
- Sammt deinem Mitrailloium —
Zuavolium,
Tureolium,
Zephrolium,
Chassepolium,
Bazaine- und Leboenfolium —
Vorans Macmahonolium!
Hast jetzt dein Rheimbundolium,
Preußen-verkleinerolium
Und uns Entehrenwolium?

Im übrigen dichtet Trautmann humoristische „Kriegslegenden“, in denen Gott Vater, oder Lucifer, oder selbst schwarz-roth-weiße Engel eine Rolle spielen.

Die „Kriegslieder“ vom Herausgeber d. Bl. enthalten außer den Gedichten: „An Victor Hugo“, „Das rothe Kreuz“, „Kriegslied“, „Das Lied von Waterloo“, „Hymne“, mehrere Prologe, das „Requiem“, dessen erste Strophe lautet:

Müht die Trommeln ernst und dumpf,
Senkt die Fahnen feierlich!
Jedem Heil, der im Trionph
Für das Vaterland verblüht!

In der fremden Erde Schoß
Ruhst er nimmer heimatlos,
Der die Heimat unvergessen
Sich in unsern Herzen schuf!
Eine Thräne den Cypressen,
Doch den Lorbern Jubelruf!

Ferner zwei Oden „An den Cäsar“, in jenen gereimten antiken Strophen, welche auf der Grundlage der alcäischen aufgebaut sind, wie die Schlusstrophen der zweiten Ode beweisen mögen:

Dein war die Zukunft, welche das Herz befreit!
Jetzt lastet schwer auf dir die Vergangenheit
Mit Trümmern, Leichen, Schmach und Flüchen;
Sie hat mit dumpfen Zaubersprüchen
Dich unentrinnbar schmerzlichem Los geweiht.

Weh über den Besiegten — du hast's gewollt!
Wie rasch den Gang hinunter die Krone rollt,
Ein Nebelstreif der Traumgeschichte,
Ins Schattenreich der Weltgeschichte,
Wo bleiche Ohnmacht mit dem Verhängniß grohlt.

Die Weltbeglückter, die nur sich selbst beglückt,
Die nur ihr Schwert dem eigenen Ruhm gezückt,
Begräbt der Dom der Invaliden —
Kein Cäsar stört den Völkerfrieden,
Der sich mit neuen blühenden Lenzen schmückt.

Die „Kriegs- und Siegeslieder“ von Johann Faustenrath, die bereits in sechster, abermals vermehrter Auflage vorliegen (Nr. 3), wachsen lavinenartig mit jeder neuenervielfältigung; die Zusätze zu den früher bereits besprochenen Auflagen sind meist muntere und lecke Improvisationen. Die fortwährenden Siege erhalten den Poeten bei der besten Laune, und in diesem heitern Frühlingserwetter schlägt alles aus, was von poetischer Triebkraft in ihm ist, in Blättern, Blüten und oft sonderbaren Kästchen. Jede durch die Zeitungen laufende Anekdote wird augenblicklich angehalten und für ein Liedlein oder Sprüchlein in dem lyrischen Bademeum des Autors angeworben. Gleichberechtigt neben der Anekdote steht der Calambourg — und neben dem Nichtigem und Treffenden ist auch viel des Nichtigen und Affendenden. Das Ganze aber hat einen jovialen Charakter, welcher erquickend auf die Leser wirkt und sie in ein Behagen versetzt, das zu kritischer Musterung wenig angelegt ist. Da sehen wir den „Halle'schen Professor“ als Rekrut, dem sein Lieutenant ein bißchen den Fuß trägt, damit ihm das Gewehr nicht zu schwer wird; wir sehen, wie im Lande der Blinden der Einäugige König ist; bekanntlich hatte sich Gambetta in seiner Jugend ein Auge ausgestochen. Wir erfahren, daß man Urheber und Werkzeug in diesem Krieg gefangen hat, nicht nur den Kaiser Napoleon sondern auch Le Sourd, der die Kriegserklärung nach Berlin brachte, und schließlich auch den Tisch, an dem der Kaiser das Schicksalswort geschrieben, den der Geheimrath Louis Schneider aus den Trümmern von St.-Cloud forttrug; wir erfahren ferner, daß dieser Dichter der Blutte: „Der Kurmärker und die Picarde“, der selbst früher in dem Stille den Kurmärker spielte, seine Picarde vergeblich sucht, da sie zwar nach Versailles gezogen, aber dort vor den Preußen geflohen ist. Wie Graf Bismarck im Krieg zu einem neugeborenen Kindlein gekommen ist, wird ebenfalls wahrheitsgemäß erzählt; „dies wunderschöne Kindlein heißt Elsaß“ — lautet die Moral dieser Anekdote. „Die Uhr im

Schloß von St.-Cloud“ steht still, „4. Septembre, Dimanche“, und zeigt das Ende der Dynastie. Die Baiern schicken ihrem musikkundlichen König das Schloß des Postillons von Lonjumeau als einen Ton deutscher Zukunftsmusik; ein bairischer Trompeter Freund bläst den Franzosen das Signal „Rückwärts“, das er in einem französischen Signalbuch gefunden hat; der preussische Major, der irrthümlich um 8 Uhr nach Strassburg befohlen ist, das noch die Franzosen besetzt halten, klettert über das Stadthor und bringt mitten durch die Franzosen bis zum General Ulrich. Das ist eine kleine Auswahl aus den Anekdoten, welche Faustenrath's Muse frisch in Verse gebracht hat. Dazwischen tummeln sich kleine Sprüche und Snonen, kurzathmig, oft scharf treffend, oft harmlos plaudernd.

Auch an geschichtlichen Perspektiven und Parallelen fehlt es nicht. Das Jahr 870, in welchem der deutsche Ludwig dem französischen Karl dem Kahlen Elsaß und Lothringen abnahm, wird mit dem Jahre 1870 verglichen; Strassburg mit Gubrun, der von Ludwig geraubten Königstochter. Im „Lied vom von der Tann“ wird die „Pucelle“, deren Stadt Orleans ist, nicht vergessen; dem alten Ludwigslied, das den Frankenkönig Ludwig III. feiert, wird ein neues Ludwigslied an die Seite gestellt, geweiht dem Baiernkönig:

Dem Ludwig gilt's, der unverweilt
Aufs deutsche Kästli hingeeilt.

Die meisten dieser Gedichte, auch wo sie mit historischen Gewichten belastet sind, erscheinen anspruchlos und geben sich leicht und munter; einige indeß schlagen auch ernstere und gewichtigere Klänge an. So das Lied: „An Giuseppe Garibaldi“, mit den ersten Strophen:

Wo ist der Tag von Marjala,
Da du mit deinen Tausend
Daherfuhrst durch Italia
Wie Sturmwind Gottes brausend,
Als du dem König deinem Herrn
Ein Reich gelegt zu Füßen,
Als dich dein Volk, dein Volk als Stern
In dunkler Nacht mocht' grüßen?

O Held, der um die Freiheit freit,
Sich nur in Freiheit sonnte,
Wo ist die Zeit selbst, die voll Leid,
Der Tag von Aspromonte,
Da deines Blutes ach ein Strom,
O Märtyrer, gestossen?
Doch für dein Volk trittst du in Rom,
Drob mußt' dein Lorber sprossen!

Wo ist — sie ruf' ich lieber wach —
Wo ist die Zeit von Como?
Wo ist der sonnig-stichte Tag
Des rd galantuomo?
Der Preußen Bruder warst du da,
Uns war Fortuna gnädig:
Die Königin der Adria
Ward frei, frei ward Venedig!

Auch Roma jetzt, die Stadt so hehr!
Jetzt juble, Cincinnatus:
Nicht in der ew'gen Stadt herrscht mehr
Der Papst und sein adlatus.
Frei wurde Rom, da Frankreich sank:
Es trug Alldeutschlands Wage
Italia's Geschid, jetzt dank'
Uns Cäsar's Niederlage!

Das deutsche Volk, ein Bruder, grüß',
Das mit dem Helden Schwerte
Von Frankreichs Thron stieß Dionys
Und Freiheit euch bescherte! —
Was aber seh' ich! Ach, du kehrt
Gen dieses Volk den Degen,
Gleich einem Parricida fährst
Germania du entgegen!

Noch stimmungsvoller gehalten sind die Gedichte:
„Allerseelen“ und „Der Auszug der Kaisergarde aus Metz“,
mit den Schlusstropfen:

Und der Regen gießt in Strömen und es heult der Wind so
schaurig:

Noch ist nie ein Zug gewesen, nie ein Leichenzug so traurig!
Durch die porte Serpenvisse zieht die alte Kaisergarde;
Die sie ablößt, dort die Wache, trägt die preußische Cocarde!

An der porte Serpenvisse abgelößt sind drei Jahrhunderte:
Was der Kaiser nicht errungen, Karl der Fünfte hochbewun-
dert,

Heut' zuerst ward es gewonnen, Gott war mit der deutschen
Sache!

Au der porte Serpenvisse hält die neue Zeit die Wache!

Eine nicht minder umfangreiche Sammlung: „Deutsch-
lands Auferstehung“ (Nr. 4), hat Wilhelm Osterwald
herausgegeben, aus welcher ein Auszug ins Festsche der
Sammlung „Für Strasburgs Kinder“ einverleibt ist; es
wechseln in derselben die kunstvollsten Versverschlingungen
der Canzone, der Spenserstrophe und des Sonetts mit
sehr volksthümlichen Liedern, sogar in Dialekten, im schwä-
bisch-alemannischen, bairischen und altmärkisch-plattdeut-
schen. In der großen Frühlingscanzone: „Deutschlands
Wiedergeburt“, leitartförmig eine trotz aller Reimglocken
oft ziemlich schwunglose Reflexion, welche nur durch die
von lebendiger Anschauung zeugenden Bilder aus der
Zeit der Schlacht bei Langensalza mehr Blut und Leben
erhält. Die Verkettungen der Gedanken und Strophen
sind nicht immer von prosaischen Bindegliedern der Syntax
frei. Eine der besten Stellen der Canzone ist die fol-
gende:

Ja wie ein erstes Frühlingswetterleuchten
Die Dünste scheucht, die auf der Erde schleichen
Und Fiebergift in ihrem Schosse hegen:

So mußten jäh die Feinde Preussens weichen,
Die sich zuvor so gut gesichert dächten,
Wenn lauernd sie im Hinterhalte lagen,

Als blant der Preußen Degen
Gezogen ward, und als die blanke Frage:
Für oder wider? in geschriebnen Blitzen
Nach den vier Herrenstühlen
Geschlendert wurde am St.-Vitus-Tage,
Um ihnen wie in Römertogafalten
Zur Auswahl Krieg und Frieden vorzuhalten.

Der „Wartburgsgruß“ in Spenserstropfen hat etwas
von dem erbanlichen Ton einer Homilie. Unter den
Sonetten am Schluß finden sich einige wohlgelungene:
„Der Demos von Paris“, „Der Todescanon“, auch „Ein
Waldegang im November“ mit dem homerischen Schluß-
gedanken:

Viellieber Wald, „andächt'ger Ansehalt“
Auch „meiner Lust und Schmerzen“, lang', ach! lang'
Hast du mir nicht gerauscht auf meinem Gang;
Nun streicht entgegen mir novembertalt

Der Wind durch dein Gezweig, viellieber Wald,
Und singt durch dürres Laub so trüb und bang
Das Grablied der Natur, den Herbstgesang,
Der auch dem Menschen so verständlich schallt.

Die Tanne hüllt sich in ihr ernst Gewand,
Kahl starrt die Buche, nur die Eiche hält
Das Laub noch fest mit ihrer zähen Kraft,
Der doch der Wind schon Blatt auf Blatt entrast. —
Ach! die Geschlechter auch der Menschenwelt
Wie Waldes Blätter streift des Todes Sand.

In einer Canzone polemisiert Osterwald gegen die
zweifelhafte Ehre des deutschen Kaisertums, und er sucht
dem König die deutsche Krone zu wahren; in einem
der Sonette dagegen heißt es:

Gebt Wilhelm's Kron' den schönsten Edelstein,
Macht ihn zum Kaiser, wenn es denn muß sein,
Zum deutschen neuen, nicht zum röm'schen alten,
Und schaffet, daß im neuen Reiche müssen
Sich Macht und Freiheit froh die Wage halten
Und Fried' und Recht im Land einander küssen.

Was die Lieder mit dem „berben Kriegshumor“, na-
mentlich die Dialektlieder betrifft, so werden sie gewiß
ihre Freunde finden; uns ist keins als besonders schlag-
kräftig und kernig durchgreifend aufgefallen.

In den „Kampf- und Siegesgedichten“: „1870“, tritt
Julius Sturm (Nr. 5) als lyrischer Feldprediger,
Kreuz und Schwert zugleich schwingend, in fließenden
Versen auf. Der oberste Kriegsherr ist ihm „Herr Ze-
baoth“. Den trauernden Müttern ruft der geistliche
Sänger zum Troste zu:

O weine still dich aus
Und den' ans Vaterhaus;
Es harret das Kind der Mutter droben:
Und wenn du ausgeweint,
Wirst du mit ihm vereint
Am Throne Gottes danken nur und loben.

Napoleon wird als ein Va banque-Spieler von Haus
aus geschildert; das „Deutsche Kriegslied“ schließt mit
der beschwingten Strophe:

Adler, nun flieg!
Kreisend mit rauschenden Schwingen
Hoch über blühenden Klüngen
Führ' uns zum Sieg!

Neben manchen Liedern von alltäglicher Haltung trotz
sonntäglicher Intentionen und von matten Pointen finden
sich auch getragene und gelungene, wie das Gedicht
„Auf!“:

Laßt die deutsche Fahne wehn
Ueber allen Fahnen,
Und es wird ein Reich erstehn
Würdig großer Ahnen!
Soll die Noth erst Nord und Süd
Aneinanderச்weissen?
Wer für Deutschlands Ehre glüht,
Soll uns Bruder heißen.

Ebenso die Ode in sapphischen Strophen: „Deutsch-
land“, deren erste lauten:

Scham ergriff mich, dacht' ich in Liebe deiner,
Vaterland, wie glühend in Scham die Wangen
Flammt dem Bräut'gam, der die erkorne Braut mit
Schande bedeckt sieht.

Trauernd abseit legt' ich die goldne Harfe;
Möge, rief ich, Staub dich bedecken, Spinnweb'
Ueberziehn dich schlafender Saiten Goldglanz,
Kost dich zerfressen!

„Das hohe Lied von 1870“ (Nr. 6), die Dichtungen eines deutschen Offiziers, begrüßen wir mit Freuden; denn nachdem uns die Fülle von Liedern und Hymnen, in denen die bleiche Farbe der Reflexion oft das lebendige Bild antränkelet und die Phrase oft an Stelle des Gedankens tritt, übermüdet hatte, stießen wir hier einmal auf eine größere, epische Schilderung, auf ein Schlachtbild und zwar eins von großer Anschaulichkeit; keins jener Gobelins, zu welchem nur Namen und todt Daten den durchgewirkten bunten Faden hergeben. Der Dichter schildert, wie es scheint aus eigener Anschauung, „Die Garben bei St.-Privat“, in fünf Abschnitten: „Die Neutralen“, „Die Garben“, „St.-Marie auf Chènes“, „Der Sturm“, „Der Halt im Feuer“, „Vor Metz“. Die Form sind fünffüßige Jamben, meist reimlos und nur gelegentlich gereimt. Die Darstellung aber verdient alles Lob; die Bilder sind stimmungsvoll und klar gezeichnet und frei von der Maniertheit der Scherenberg'schen Schule. Von künstlicher Frische sind die ersten Lagerbilder; sehr lebendig das Bild des Prinzen Friedrich Karl, des schwarzen Reiters in der reich mit Silber verbrämten Jacke:

Sonst alles dunkel:

Der Hock, das Pferd, der todeschwangre Blick —
Nur an der Mücke weiß der Todtentopf,
Der von Entschliffen eines Helms spricht.

Nachdenklich überschaut der Reiter den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, ihre Feuerkrone St.-Privat:

„Es muß genommen werden!“ richtet er
Das Wort der Ueberzeugung an den Mann
In seiner Nähe, der Befehl erwartet.
„Es muß genommen werden!“ wiederholt
Fest und bestimmt den Auftrag sein Gefährte
Und wendet ruhig nach der Front sein Pferd.
Da hebt im Innersten Prinz Friedrich Karl,
Der schwarze Prinz von Preußen, seine Hand
Fast nach des raschen Freundes Hügel, ihn
Zurückzuhalten — wenn es menschenmöglich.
Noch einmal ruht auf St.-Privat sein Auge
Und prüft und sucht — da steht der Berg in Feuer
Und weit, auf funfzehnhundert Schritte weit,
Stürmt, Schlag auf Schlag, ins Heer das Ungewitter.
Vor- oder rückwärts heißt die Lösung nur —
Und „vornwärts“ ruft der Prinz: „Ans Werk mit Gott!
Die Stunden sind gezählt — nicht darf die Nacht
Ein Hinderniß uns sein, dem Feinde nicht
Die Flucht begünstigen!“ Es salutirt
Der Commandeur der Garde, Württembergs
Furchtloser Prinz. — „Es muß genommen werden“ —
So ruft er über die Colonnen hin —
Und wie der Blitz den Pulverturm entzündet,
Daß er ins Angesicht des Himmels fährt
Und weithin der Vernichtung Kunde trägt —
Erschallt des Heeres Antwort: „Drauf mit Gott!“
Der Helme Spigen leuchten blutroth auf
Und es beginnt der schwarze Kar zu flattern;
Mit schmetternd tönendem Parademarsch,
Als ging' es über Potsdams freies Feld,
Entwickeln sich die Garben — musterhaft
Ist ihre Ordnung, ihre Haß geordnet.
Zuerst die Grenadiere — stolzes Volk,
Ein Schritt und Tritt, als wie aus Stahl gegossen
Und fortgeschoben wie durch Feuerkraft!
Die goldenen Dornen, ihrer Röcke Schmuck,
Die Sterne, ihrer Helme Siegeszeichen,
Sie werden heute oder nie verdient!
So neu und blank macht die Erinnerung

An Leuthen und an Leipzig sie nur werth;
Doch haben sie die Linie passirt,
Sind erst der Hauch von St.-Privat darüber,
Der jeden Flitter brennt zu echtem Gold —
Dann gilt der Grenadier des Königs Wilhelm
So viel als jener galt des Alten Fritz,
So viel als dessen Entelsohn gegolten
Der Leipzigs Schlachten schlug und Waterloo. —

Die „Kriegs- und Siegeslieder“: „1870“, von Julius Rötel (Nr. 7) sind meistens für den Gesang gebichtet, entweder nach frühern Melodien oder für selbständige Composition, die ihnen auch zutheilt wurde. Neue Gedanken oder Bilder finden sich nicht in ihnen, doch sind sie von Wärme der Empfindung besetzt. Jäger- und Reiterlieder lösen sich ab. Der Kronprinz von Preußen und Prinz Friedrich Karl werden poetisch verherrlicht. Am lebendigsten ist das letzte Gedicht: „Der Königsritt“, auf dem Schlachtfeld von Sedan:

Das Schlachtgefilde ist weit, ist groß —
Greif aus, greif aus, du edles Ross,
Dich hindre nicht Ort, nicht Stätte!
Greif aus mit deinem erhabenen Herrn!
Er reitet so feurig, er reitet so gern
Mit dem brandenden Sturm um die Wette.

Die „Kriegslieder“ von Karl Weitbrecht (Nr. 8), die jetzt selbständig erschienen sind, rühmten wir schon, als wir die Sammlung süddeutscher Lieder „Deutschland über alles“ besprachen (vgl. Nr. 48 b. Bl. f. 1870). Ein Treffer, ein glücklicher Wurf ist das Gedicht: „Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!“ eins der besten der neuen Kriegslyrik. Auch in den meisten andern ist Schwung und Leben; doch sind sie ungleich an Werth:

Wie hat es gefaßt, wie hat es getracht
Auf Gravelottes blutigen Feldern —

ist offenbar keine geschmackvolle Duverture. In demselben Gedicht heißt es:

Wir wachen, wir halten getrene Wacht,
Daß nimmer möge zerreißen
Der Bund, der für heut und ewig gemacht
In euerm Blute, dem heißen.

Einen „Bund machen“ ist undeutsch und nur des Reims wegen gewählt. So findet sich häufig in diesen Gedichten Unfertiges neben Wohl gelungenem.

Die deutschen Lieder „Krieg und Sieg“ von Gustav Beck (Nr. 9), sind ebenfalls ungleich an Werth. Der Dichter hat eine große Vorliebe für das daktylische Versmaß; wenn er die „Sörliger Jugend“, „Deutschland“, „Straßburg“ u. a. in Daktylen besingt, so ist das sein gutes Recht, das wir ihm nicht verkümmern wollen, aber elegische Klänge „An deutschen Gräbern“ können nicht in hülfenden Daktylen ertönen, so gelungen diese Strophen an und für sich sind:

Ueber die bleichen
Kiefigen Leichen
Wehte der Friede der feiernden Nacht.

Das ist als ob ein Componist ein Requiem im Takt und Tempo einer Galopade componiren wollte. Das beste Gedicht der Sammlung ist: „Sedan“, dessen zwei erste Strophen das rhetorisch Wuchtvolle des Ganzen hier vertreten mögen:

Das war der Herr! — um unsre Stirnen brauß
Die Glut der Himmel, die gewitterjäh,
Der Geistersturm, vor dem der Erde grauß —
Wir fahren auf, und ahnen seine Nähe!
Das war der Herr! — das Schwert des Gideon,
Das Siegeslied im Munde der Deborah,
Die heil'ge Flamme, die vor alters schon
Im Felsenbauch begrub die Rote Korah!

Und wieder Korah! — wirbelnd hat die Flut,
Verschlungen sie der weite Schoß der Lande,
Und dem Propheten ihrer tollen Wuth
Sich aufgethan das tiefe Grab der Schande.
Im Rausche feierend des Triumphes Tag,
Am Mantel zerrend dem verhassten Gotte,
Und hingeschmettert nun von Einem Schlag —
So fiel der Sünder, so des Sünders Rote!

Die „Deutschen Sturmlieder“ von Rudolf Genée (Nr. 10) gehörten anders Wissens zu den ersten lyrischen Ergüssen der deutschen Muse gegen den an die Grenze rückenden Feind; sie sind dictirt von der eifrigsten Entrüstung:

Es ist die große Nation,
Ist das Verbrechen auf dem Thron,
Bewesung an der Seite,
Die Schandthat im Geleite.

Auf Lulu wird das folgende Spottlied gesungen:

Lulu ist schon groß geworden,
Lulu kann schon reiten,
Lulu soll nun mit dem Säbel
Wider Preußen streiten.
Lulu muß sich früh erproben,
Denn Papa wird älter,
Raum in seinen milden Händen
Noch sein Scepter hält er.
Lulu, Lulu, führ' uns an,
Wie Papa schon oft gethan!

Das kräftigste dieser Gedichte ist „Deutsches Volk in Wehr“. Es fehlt indeß in ihnen nicht an uncorrecten Metaphern, wie wenn von dem „grünen Klauschen“ des Vaters Rhein die Rede ist, oder derartige prosaische Wendungen wie:

Der erste Sieg! das war nach dumpfer Schwüle,
Nach mancher sorgenvoll durchlebter Stunde
Befreiung unsrer innigsten Gefühle.

„Die deutschen Hiebe“ von Gustav Gerstel (Nr. 11) werden in fließenden Versen ausgeheilt! In dem Gedicht: „Komm' an!“ nimmt der Poet eine energische Fehthepostur ein; die Strophen sind kräftig gegliedert; nur hier und dort stört die gereimte Prosa, wie in den zwei ersten Zeilen des folgenden Verses:

Ihr maßt euch an, den strebenden Nationen
Erprobte Führer zur Cultur zu sein —
Im Dienentorb Europas seid die Drohnen
Seit langer Zeit, Franzosen, ihr allein!
Die junge Freiheit gabt ihr Charlatanen
Oen eitel Blendwerk willig hin zum Tausch,
Frank! sind im Reich nur eure Courtisänen —
Die Zeit ist um, wir dämpfen euren Rausch!

Die „deutschen Hiebe“ treffen den Cäsar in den Gedichten: „Cäsar, hör' an!“ und „Nemesis“. Der Kern des letztern ist ein dramatisch bewegter Monolog mit schreckhaften Visionen, die den Kaiser auf Wilhelmshöhe heimsuchen. Das Gedicht: „In der zwölften Stunde“, ist am schwinghaftesten, wie die folgende Strophe beweisen mag:

Doch was an Sorgen auch das Herz uns preßt —
Wir haben nie ein schöner Wort vernommen:
Du deutsches Volk, es ist dein Weihnachtsfest
In stolzer Pracht und überreich gekommen!
Dein Weihnachtsfest! Nun tritt, mein Volk, heran,
Der Fieber beste laß sie hell erklingen, —
Die Eiche braußt, es rauscht der dunkle Tann:
Deutsch wieder ist das Elsaß und Lothringen!

Ebenso fließend sind die „Poetischen Klänge“ von Heinrich Schwarzschild: „Während des Kriegs“ (Nr. 12), obgleich sie keine scharf ausgeprägte poetische Pshylognomie zur Schau tragen und an prosaischen Wendungen reich sind z. B.:

Auch wenn, nach edler Philanthropen Lehre,
Zur Sage wüß' das Mordsystem der Feere.

Schwarzschild wendet sich auch an Johann Jacoby, den er einen edeln „Dulder und Märtyrer der Tugend“ nennt, den er aber doch poetisch zur Ordnung ruft, weil er auf Elsaß und Lothringen Verzicht leisten will:

Nun muß das ein'ge Vaterland erstarken
Zu Groß' und Macht bis an die fernsten Marken.

Auch eine Dame mischt sich unter die Kriegsfräulein, und legt nicht bloß poetische Charpie auf die Wunden, obgleich sie auch dem rothen Kreuz „als dem hehren Bild ew'ger Liebe“ eine Hymne weihet. Marie Thering feiert in ihren Gedichten „1866 und 1870“ (Nr. 13) die Heldenthaten der deutschen Krieger in den zwei großen Feldzügen. An Kriegs- und Siegeshymnen fehlt es in der Sammlung nicht; die Losung „Vorwärts“ wird verherrlicht; einem „Gebet vor der Schlacht“ folgte in „Victoria“ nach dem Sieg. Die Gedichte zeugen alle von warmer Empfindung, auch wo sie sich in ausgefahrenen Gleisen bewegen. Die besten sind diejenigen, in denen ein elegischer Zug vorwiegt, sodaß das „ewig Weibliche“ auch hier zu seinem Rechte kommt, wie „Nachruf an die Gefallenen“ und namentlich „Auf den Trümmern des Glücks“ mit der einleitenden Strophe:

Leb' wohl, du mein verlornen Himmel,
Rein Häuschen, grün umrankt von Wein!
Mir ließ das wilde Kriegsgetümmel
Ein Häuschen Asche nur allein!
Nings rauchen noch die schwarzen Trümmer,
Verheert sind Garten, Feld und Wald,
Des Fleißes Frucht dahin auf immer,
Des Jammers Klage dumpf verhallt.

„Deutschland“, ein Gedicht von Hermann Glottbei (Nr. 14) ist uns als ein Ausdruck der Sympathie für deutschen Geist und deutsches Wesen aus Oesterreich willkommen, obgleich die Haltung des Gedichts etwas von jenem Halbdunkel hat, wie es die allzu farbenreiche Glasmalerei der Anastasius Grün'schen Muse liebt, und den klaren Gedankengang vermissen läßt, dessen tragende Säulen auch aus allen lyrischen Umrankungen fest und scharf hervortreten müssen. Die Distichen des Widmungsgedichts sind zum Theil unstandbar:

Spannt um mich die schillernden Fittigel, o sinnende Geister,
Deutschen Volkes Leid, wer kennt es besser als ihr?...
Jetzt wo das was gut ist, muß erst Probe bestehen.

Das Gedicht beginnt mit einem Hymnus auf Deutschland, mit einer Schilderung des Rheingaus, des Schwarzwaldes, der deutschen Städte; die Schilderung eines

Abendgangs durch eine deutsche Stadt ist die stimmungsvollste Partie des Gedichts; in den Harzwäldern feiert der Sänger die Vorkämpfer für die deutschen Ideale, doch bleibt ihm die Frage, wo ihr wirklich Leben sei. Hierauf begeben wir uns ins Reich der Edda zu den alten Gotttern und vernehmen am Schluß die Verkündigung einer neuen, schönern Welt:

Den Thron nimmt wieder die Schönheit ein,
Wo lang gethront die Nacht;
Der Damrung Dunkel ist zerstreut,
Ein ew'ger Morgen lacht.

In neuem Glanz die Welt erseht,
Das Gute wird ewig bluhn;
Ein immer klarer Himmel blaut,
Die Fluren sind ewig grün.

Die Sonne heller flammend strahlt,
Wie je sie dort geglanzt;
Des Menschen Blick durchmischt die Welt,
Vom Raume nicht begrenzt.

Allvaters Auge segnend ruht
Auf dieser Welt des Lichts;
Der bösen Sünden Kette bricht
Und sinkt ins alte Nichts.

Die Form des Gedichts ist nicht immer correct, wie der folgende Vers mit der eines Fußes herabdruckten Zeile und dem unreinen Reim beweisen mag:

Im Winkel dort das Grotchen lauscht,
Die blauen Augen innig strahlen,
Und Dorothea neben ihr
Kagt schlant hervor aus allen.

Es war eine lange Wanderung durch das Gebiet der uberfruchtbareren neuen Kriegselyril, die wir hinter uns haben. Gestimmung und Phrase spielen allerdings eine große Rolle in derselben, ebenso die gebildete Sprache, die für uns dichtet und denkt. Doch finden sich auch einige hervorragende Gedichte unter denselben, und wenn von tausend deutschen Liedern nur sechs auf die Nachwelt kommen, so ist das für unsere poetische Statistik immerhin ein sehr günstiges Verhältniß. Rudolf Gottschall.

Essays von Scherr.

Farrago. Von Johannes Scherr. Leipzig, D. Wigand. 1870. 8. 2 Thlr.

Im Juvenal finden sich, im ersten Buch der „Satiren“, die Verse:

Quidquid agunt homines, votam, timor, ira, voluptas,
Gaudia, discursus, nostri farrago libelli est.

Scherr hat sich für das historische Allerlei, das er uns in seinem neuesten Werk aufischt, jenes Juvenalische Wort zum Titel gewählt und gibt uns ein Gemenge von pikanten Histörchen, ein Ragout von den Schilderungen jener Leidenschaften, die der römische Satiriker in dem citirten Verse aufhurt, kurz, einen Abhug von der Tafel der weltgeschichtlichen Haupt- und Staatsactionen, wie ihn Scherr liebt und wie ihn nur er mundgerecht zu machen versteht. Daß Scherr sich mit einer gewissen Lüsternheit Stoffe aus der Historie herausnimmt, um sie unter dem Mantel entrusteter Sittlichkeit mit anatomisch-psychologischer Gewissenhaftigkeit zu zergliedern und unter die Lupe Schloffer'scher Moralhistorie zu nehmen, wobei freilich so manches Stückchen Schmutz an derselben kleben bleibt, sind wir an dem eifrigen Auslehrer sittengeschichtlichen Unraths schon gewohnt. Den Eingang seines neuesten Buchs läst Scherr jedoch diesmal von einer reinen Frauengestalt hüten, von der germanischen Thusnelde. Auch in der Schilderung dieser unantastbar leuschen Gestalt, von der uns wenig mehr als die Umrisse ihres Wesens überliefert sind, verleugnet der Autor von „Michel“ und der „Waise von Wien“ nicht die Phantastie des Romanschreibers. Die magere Notiz des Tacitus („Annal.“, I, 55): „Arminius filiam eius (Segestis) alii pactam, rapuerat“, gibt Scherr den Anlaß zu einer stimmungsvollen Entfuhrungsbildung. Sonst weiß Scherr über den Sieger der Teutoburger Schlacht, über sein Helidenweib und seinen verkommenen Fechtersohn weder Neues noch kritische Beleuchtung des bekannten Alten beizubringen. Im Gegentheil ist ihm die typisch

gewordene altgermanische Frauengestalt Thusnelde's und die ihres mythischen Heldengemahls nur eine willkommenere Gelegenheit, um auf zehn Seiten und länger (der ganze Aufsatz zählt 38 Seiten) gegen die Gefinnungsstuchtheitsleiermanner, gegen alle Welt loszuziehen, die nicht zu den „Gefuhlspolitikern“ und „Principienreitern“ gehört, zu denen Scherr in dem wohlbekanntesten Eigensinn und Jagrimm der subdeutschen Radicale, die man bei der Begründung des deutschen Einheitsstaats nicht zu Rathe gezogen, sich selbst zu zählen scheint. Ihm, der sich doch so oft seines historischen Verstandnisses rühmt, ist die Idee des deutschen Staats „die des ordinären Militar- und Polizeistaats, unter dessen Joch man sich selber unterthänigst beugt“. „Ist es wirklich unseres Geschlechts höchstes Ziel“, fragt der Kenner deutscher Schwäche und Zerissenheit, „daß wir, statt freie Menschen, harmonisch entwickelte, selbst sich bestimmende und selbst sich beschränkende Persönlichkeiten zu werden, uniformirte Staatsatome, willenlos brauchbares und verbrauchbares Staatsvieh seien?“

Der zweite Aufsatz des Buchs behandelt „Elagabal“ so nennt er den casarenwahnsinnigen Baalspriester, der den Erdball in seinen Händen gehalten, indem er statt der griechisch-semitischen Form Heliogabal, das hebräische El oder das arabische Elah mit dem semitischen Wort Gabal (Berg), also Elagabal gleich Berggott, verbindet. Erst hier kommt der Autor in sein eigentliches Element. In solchen Zersezungsprocessen der culturgeschichtlichen Welt ist Scherr Kenner und Meister der Beschreibung. Kein Arzt kann eine richtigere und scharfsinnigere Diagnose über die Krankheit einer Zeit oder eines Menschen stellen, als Scherr: den syrischen verrückten Jungen, von dem Gregorovius sagt, daß er darüber sinnlos wurde, als er eines Tags die Welt zu seinen Füßen fand, und daß er die Erde wie ein Ei auf einmal hätte ausschlurfen mögen, diesen bepurpurten Verbrecher, auf den man das in neuester Zeit so beliebt geworden

Princip der Unzurechnungsfähigkeit brillant anwenden konnte, schildert Scherr mit Geist, Witz und der ägenden Eigenschaft moralphilosophischen Spottes, mit der Wohlgefälligkeit des skandalösen Details, aber ohne tendenziöse Seitenhiebe auf die Gegenwart.

Die dritte culturhistorische Skizze beschäftigt sich mit der merkwürdigen Erscheinung der Jeanne d'Arc. Da diese Arbeit der unveränderte Abdruck eines Vortrags ist, so gebot die Form hier wesentliche Beschränkungen. Gerade für eine schriftstellerische Natur wie Scherr ist es sehr schwer, nicht alles zu sagen, was man weiß. Und über das Mädchen von Orleans läßt sich gerade, ohne daß man in den Ton Voltaire's geräth, sehr Pitantes aus dem unerschöpflichen Vorn des ewig Zweideutigen beibringen. Natürlich stützt sich Scherr auf Jules Quicherat und seine Apologie der Ketterin der französischen Gesellschaft von 1428. Leider gibt es außer dem genannten Werke des Franzosen noch keine streng actenmäßige Darstellung der wunderbaren Französin, und so müssen wir die, wahrscheinlich einseitig patriotisch gefärbte, französische *fablie convenue* noch immer auf Treu und Glauben als Quelle hinnehmen. Scherr stellt Jeanne d'Arc denn auch nicht abweichend von der Tradition dar: ihm ist sie ein reines, schönes, gläubiges Mädchen, das in zartester Jugend (vermuthlich sechzehnjährig) voll glühenden Enthusiasmus für die Lilien Dynastie auszieht, um ihr Vaterland von der englischen Invasion zu befreien. Mit Vorliebe verweilt Scherr bei dem Proceß der Heldin und ihrem Ende, ohne doch, wie wir erwartet, uns von den kriegerischen Unternehmungen des weiblichen Dictators näher Kunde zu geben. Aber der Autor, der ein klares und übersichtliches Bild der Buccelle, wie sie selbst von einer sie verherrlichenden dichterischen Zeitgenossin genannt wird, gibt, ist doch bescheiden genug, den trefflichen Monographien Hase's (der unser's Wissens Quicherat noch nicht vollständig kannte) und Sidel's den ersten Rang in Beziehung auf gründliche und kritische Verarbeitung des Stoffes zuzuerkennen. Dagegen scheint Scherr die gediegene Arbeit Eysell's (Regensburg 1864) über Jeanne d'Arc nicht gekannt zu haben.

Der folgende Essay: „Zwei Königinnen“, behandelt in weniger knapper Form als der ebenbesprochene Vortrag die Staatshändel der jungfräulichen Königin mit ihrer Staats- und Privatfeindin Maria Stuart. Das poetische Gemüth Scherr's neigt sich entschieden mehr der schottischen Circe zu, während er betreffs der Elisabeth die richtige Bemerkung macht: „Wer mit Engländern verkehrt hat, weiß, daß über zwei Dinge sich nicht mit ihnen reden läßt: über die Bibel und die Königin Elisabeth.“ Scherr führt des weitern aus, wie die Idolatrie mit englischen Nationalgötzen den Briten gegen andere Größen seines Volks, wie Cromwell, Byron, Shelley u. a. m., geradezu ungerecht mache. Aber wenn der Verteidiger souveräner Freiheit, der auch ein Herz für die Größe einer Nation haben will, in der Begründerin der britischen Großmacht nur ein Schoskind des Erfolgs, eine Hieselsteinhartherzige (sic!) Tyrannin, eine grausame Klette, männerföchtige Nichtjungfer, blutige Verfolgerin Andersdenkender u. s. w., kurz das Urbild der englischen Heuchelei, Scheinheiligkeit und „Respectability“ sehen will,

1871. 13.

so müssen wir doch entschieden gegen eine derartige Auffassung protestiren, in deren Vormürfen ein gut Theil Wahrheit enthalten, jedoch so weit ins Extrem gesteigert ist, daß es unwahr und durchweg übertrieben wird. Es ist richtig, daß Elisabeth mehr eine *virago* als eine *virgo* gewesen zu sein scheint; aber der Mangel letzterer Eigenschaft, sowie die durch nichts zu vertheidigende verbrecherische Frivolität der schönen Schottin, die Scherr mit jesuitischem Geschick von einer Menge Anklagen zu reinigen versucht, war doch wahrhaftig auch keine Tugend der schottischen Maria. Es war nicht in dem Grade persönliche Feindschaft, die Elisabeth gegen Maria vorgehen ließ, wie man bisher gemeint hat: es war vielmehr eine unabweisbare Pflicht der unerbittlichen Staatsraison, die der englischen Königin ihr Verhalten gegen Maria Stuart vorschrieb. Der Scherr'sche Aufsatz zeigt, daß Schiller in seiner „Maria Stuart“ mehr der Geschichte gefolgt ist, als man bisher zu glauben geneigt war. Was jedoch das „kätische“ falsche Verhalten Elisabeth's vor der Bestätigung des Todesurtheils der Maria Stuart anbelangt, so scheint Scherr auf Treu und Glauben hier den parteiischen Verteidigern Maria's wie dem romanisirenden und römisch gesinnten Jules Gauthier gefolgt zu sein.

Geht Scherr in dem ebenerwähnten Aufsatz dem Vorurtheil von der großen Queen Bess zu Leibe, so ist sein Zweck in der kleinen Skizze: „Ein Prophet“, die sich mit dem segensreichen Wirken des neuenglischen Predigers der Gewissensfreiheit Roger Williams beschäftigt, die Bibel und ihre Auslegung von streng puritanischer Seite her in ein unliebsames Licht zu stellen. Von Roger Williams, der sich der puritanischen Orthodoxie der Pilgerväter so wacker entgegenstellte, erhalten wir ein sorgfames Lichtbild, während uns „Der verzauberte Kurfürst“ ein Nachtstück aus den Zeiten hochfürstlicher Maitressenwirthschaft aufdeckt, wie es eben nur Beshie in trockner actenmäßiger Weise und Scherr in blühender üppiger Malerei zu reproduciren versteht. Es ist die kurze romanhafte Geschichte der schönen Sibylle von Neißschütz und ihres Verhältnisses zu dem, wie die Volksmeinung überzeugt war, von ihr verzauberten sächsischen Kurfürsten Johann Georg IV. Der romantische Schleier, der lange über der Gestalt der schönen „Neißschützkin“ lag, wird erbarmungslos hinweggezogen und die bislang sentimental gefärbte Affaire wird zur widerlichen Intrigue einer kupplerischen Mutter und einer verführten Tochter gestempelt.

Sehr unbedeutend ist der Stoff des letzten Essay: „Eine Mutter Gottes“. Es ist eine Episode aus der Zeit Robespierre's, die den Schreckensmann als bigote und abergläubische Seele hinstellt, und die andererseits zeigt, wie man in der Zeit vor dem 9. Thermidor aus einer Mücke vortrefflich einen Elefanten zu machen verstand, wenn es galt, ein unliebsames System und seine Vertreter zu stürzen. Aber Scherr läßt den Leser, der bei dem geistvollen Autor immer Fesselung seines Interesses findet, nicht scheiden, ohne der großen jüngsten Zeit gerecht zu werden. In dem angehängten „Tagebuch vom Berge“, das nur zu sehr in seinen prophetischen Ergüssen an ein Niederschreiben *post festum* gemahnt, finden wir Scherr, den Radicalen, den Feind der deutschen Staatsidee, die aus Blut und Eisen geboren ist,

26

mit vollem Herzen den Ereignissen der letzten Monate folgen, und was noch mehr ist, er weiß sie in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu würdigen.

Vielleicht wäre mancher Passus des „Farrago“ ungeschrieben geblieben, wenn die zweite Hälfte des Jahres 1870 den Beginn jener Arbeit gesehen hätte. Die Polemit, mit welcher Karl Braun gegen Scherr jüngst aufgetreten ist, hat den alten Cato von Zürich sichtlich geärgert, und im Vorwort des Buchs bekommt der nassauische Nationale harte Worte von dem schwäbischen Radicalen zu hören: uns aber dünkt, daß angesichts der versöhnenden Ereignisse der letzten Monate die beiden Männer, die, freilich von verschiedenen Standpunkten aus, ihre Zeit und ihre Nation begriffen haben, des Habers müde sein und sich die Hände reichen sollten. Mit wie vielem wir auch in

Scherr's jüngstem Buch nicht einverstanden sein können, so sehr wir auch ein verblendetes Verkennen der Realpolitik und eine oft willkürliche Zuschneidung geschichtlicher Stoffe tabeln müssen: immer leuchtet aus seinen Schriften ein sittlicher Ernst hervor, der den Mangel an Würde aufwiegt; immer erfreuen wir uns bei Scherr an der gedankenreichen Arbeit eines vielseitigen Geistes, der die bedeutungsvollste That der Welt- und Culturgeschichte wie das bedeutungsloseste Nichts, von dem die Quellen spärliche Kunde geben, interessant und, wenn dies ein Lob sein soll, pikant zu machen weiß. Der Leser setzt sich bei Scherr an eine reichbesetzte Tafel, an der Salz und Pfeffer nicht vergessen ist: aber er muß sich auch von dem starken Hautgout mancher Gerichte nicht abschrecken lassen.

Dante-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 12.)

2. Dante Alighieri und die Göttliche Komödie. Eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Philosophie der Geschichte. Von S. R. Hugo Delff. Leipzig, Teubner. 1870. 8. 24 Ngr.

Die Tendenz der Schrift ist von dem Verfasser richtig bezeichnet, wenn er in der Vorrede sagt, dieselbe wolle in die Intima des Dante'schen Geistes einführen. Und sie thut dies in so strenger Weise, daß sie diejenigen Leser, welche es ernst mit dem Studium des Dichters meinen, ebenso dauernd an sich fesseln als diejenigen sich fern halten wird, welche von Dichtern und ihren Commentatoren nur nach oberflächlichem Behagen Notiz zu nehmen pflegen. Der Verfasser hat auf dem Wege, den er zur Erklärung der ideellen Grundlage und des geistigen Ursprungs der „Commedia“ einschlägt, einen unmittelbaren Vorgänger an Anton Lubin in Graz: beide führen in den Kreis jener tiefstünigen Anschauungen der mittelalterlichen Mystik ein, welche im Gegensatz zum dürren Formelwesen der Scholastik das geistig nährnde Mark des Zeitalters bildeten und nun auch als eine Hauptquelle für Dante's schöpferische Poesie erkannt werden müssen. Zeigte Lubin diesen Zusammenhang an einigen bestimmten Punkten, so leitet der Verfasser gegenwärtiger Schrift Dante's gesammte Weltanschauung, wie sie uns besonders in dem Buche „Von der Monarchie“ und in der „Commedia“ entgegentritt, aus den Einflüssen der Mystik her. Den Begriff derselben faßt er weiter, als dies gewöhnlich geschieht, insofern nach seiner Auffassung die mystische Theologie des Mittelalters im wesentlichen nichts anderes ist als die erfüllende Reproduction der platonischen und neuplatonischen Philosophie. Doch macht der Verfasser den Dichter nicht etwa zum Plagiator der nachgewiesenen Parallelen von Philo, Plotin, dem Areopagiten, Meister Eckhart, Tauler, Bonaventura, St.-Bernhard, Hugo und Richard von St.-Victor, so überraschend auch die Verwandtschaft, manchmal bis zum Wortlaut, sich ausnimmt, vielmehr läßt er uns die in sich harmonisch verschmischten Gedanken und Anschauungen der Genannten als die Atmosphäre erkennen, in welcher der Geist des Dichters frei

athmend aus eigener Tiefe seine Welten schuf und selbständig ausbaute. So erscheinen die Elemente der Theologie, der Kosmologie, der Anthropologie, der Religions- und Sittenlehre in Dante's „Commedia“, sowie der allgemeine Grundriß derselben, auch seine Stellung gegen die Entartung der sichtbaren Kirche, durchaus vorgebildet in einer Reihe von Aussprüchen früherer und späterer Mystiker, unter deren Einwirkung wir das Dichterwerk in einem ganz neuen aufklärenden Lichte erblicken. Manches davon war schon früher bekannt; die zusammenhängende, das Wesen der Sache bis zu einem relativ ausreichenden Maß erschöpfende Kenntniß des Verhältnisses verdanken wir erst der vorliegenden Schrift. Die alten Commentatoren haben wenig von den tiefer liegenden Quellen der „Commedia“ gewußt und überliefert; den Zeitlebenden blieb es vorbehalten, die geheimen Fasern bloßzulegen, durch welche Dante's Dichtung mit der Gedankenwelt seiner und der vorangegangenen Zeit verwachsen ist, und daran zu zeigen, wie gerade das erhabenste Dichterwerk aller Jahrhunderte sich am wenigsten von der festgeschlossenen Kette des Entwicklungsgesetzes ablösen und als etwas Besonderes auffassen läßt. Erst durch solche Vorarbeiten werden wir befähigt, die schöpferische Arbeit des Dichters zu würdigen, indem wir erkennen, wie er den überlieferten, noch schwankenden Geistesgebilden Einheit und festgegliederte, harmonische Form leiht, ihnen als belebendes Centrum eine ewige Idee einbildet und so ein Werk gestaltet, das aus der Zeit erwachsen alle Zeiten überragt.

Der Verfasser führt sein Material in zwei Theilen vor. In dem ersten allgemeinen entwickelt er Dante's Weltanschauung und ihr Verhältniß zur Mystik, in dem zweiten speciellen den Gedankengang der „Göttlichen Komödie“ nach ihrer Dreitheilung als „Hölle“, „Fegfeuer“ und „Paradies“. Bei seinen Auslegungen folgt er dem Worte von Carus, daß man Dante nicht tief genug nehmen könne, und wahrlich mit Recht; denn bei irgend ernstlichem Studium dieses Dichters wird man bald gewahr, wie jedes seiner Worte sich an berechneter Stelle befindet, jede seiner Andeutungen, auch die leiseste, tiefere Bezügen

folgt. Aber eben darin liegt auch die Gefahr für den Ausleger, fehl zu greifen, eine Gefahr, die indeß in jedem Falle gewagt werden muß, wenn das Verständniß des Dichters gefördert werden soll. Gegen die eine Auslegung des Verfassers sei es erlaubt, Bedenken zu äußern. Wenn als der Unbekannte im „Inferno“, III, 60, welcher den großen Verzicht gethan, an Stelle von Papst Cölestin, den fast übereinstimmend die alten Commentatoren nennen, mit apodiktischer Gewißheit Pilatus angenommen wird, so ermangelt dies jedes bestimmten Grundes, indem vielmehr einerseits die persönliche Trefflichkeit Cölestin's den Dichter nicht im mindesten hindern konnte, die Handlungsweise desselben durch Einreihung in die Klasse der Unentschiedenen, die noch der Vorhülle angehört, zu charakterisiren, während er so viele andere treffliche Männer, eben auch lediglich zur Charakteristik, in die Hölle selbst versetzt, andererseits die bedeutame Verschweigung des Namens weit eher für eine bekannte nahe stehende Persönlichkeit als für eine der grauen Vergangenheit angehörende spricht. Die vergleichende Namensanspielung im „Purgatorio“, XX, 91, scheint ebenfalls nicht vereinbar damit, daß der Dichter den gran rifiuto dem Pilatus habe vorwerfen wollen. Vollständiger ist derselbe Gegenstand in Nr. 14 d. Bl. f. 1868 bei Besprechung eines Aufsatzes von Böschel zur Erörterung gekommen. Noch gegen eine Ungenauigkeit scheint ein Wort der Verständigung erforderlich. Im zweiten Kapitel des ersten Theils, welches von den politisch-kirchlichen Ansichten Dante's handelt, wird der Dichter, auf Grund seines Buchs „Von der Monarchie“, als ein Verfechter der Freiheit des Staats von der Kirche dargestellt. Hiergegen ist zu bemerken, daß Dante sich nirgends darauf einläßt, das Verhältniß des kirchlichen Einflusses auf die Leitung des Staats überhaupt zu bestimmen; allenthalben spricht er in dem betreffenden letzten Abschnitt des genannten Werks ausdrücklich nur von dem Papstthum gegenüber dem Kaiserthum, von dem römischen Pontifex gegenüber dem Weltmonarchen, unter dessen Scepter nach seiner Vorstellung die Einzelstaaten mit ihren verschiedenen Verfassungen stehen sollen — ob daraus auch die Consequenz auf die kaiserliche Herrschaft des Einzelstaats zu ziehen sei, darüber enthält sich Dante der Entscheidung, sodas man von ihm wol nicht allgemeinhin sagen kann, „sein Ruf an die Zeit und an die Geschichte sei auf Freiheit des Staats von der Kirche ergangen“.

Der Verfasser versichert im Vorwort, seine Abhandlung mit besonderer Liebe ausgeführt zu haben; in der That, dies ist Kapitel für Kapitel zu erkennen, und es muß schließlich die Erklärung abgegeben werden, daß die Schrift zu dem Bedeutendsten gehört, was in den letzten Jahren über Dante's „Commedia“ und die geistige Entwicklung des Dichters geschrieben worden.

3. Dante. Vorlesungen über die Göttliche Komödie, gehalten in Krakau und Lemberg 1867 von J. J. Kraszewski. Ins Deutsche übertragen von S. Włodanowicz. Dresden, Kraszewski. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Interesse dieser Vorlesungen über Dante haftet vornehmlich an dem Umstande, daß sie in zwei polnischen Städten von einem hervorragenden polnischen Literaten —

es ist ohne Zweifel der rühmlichst bekannte Romanschriftsteller dieses Namens — in der Landessprache gehalten worden sind. Wir erfahren auf diese Weise zugleich, wie und inwieweit bisher auch Polen sich an dem Studium des Dichters betheiligt hat. Der Vortragende gesteht selbst ein, daß die „Göttliche Komödie“ und ihr Schöpfer in seinem Vaterlande bis in die neueste Zeit fast unbekannt geblieben seien, was er sich um so schwerer erklären könne, als gerade diese Dichtung vielleicht nirgends besser als von seinen Landesgenossen hätte verstanden und geschätzt werden können. Warum? Das bleibt unserer Ahnung überlassen. Indes ist des bisher Geleisteten doch nicht gar so wenig, besonders im Vergleich zu dem Nachbarlande Ungarn, wo nach Keribeny's Mittheilungen im ersten Bande des „Dante-Jahrbuch“ so gut wie gar nichts auf diesem Gebiete gethan worden. Die früheste Erwähnung Dante's in Polen geschieht von einem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, woraus wenigstens so viel ersichtlich, daß der Dichter damals im Original gelesen wurde. Dann fehlt freilich jede Kunde von Dante bis in die jüngste Zeit; aus dieser aber sind, abgesehen von einer Anzahl bruchstückweiser Uebersetzungsversuche, nicht weniger als acht vollständige polnische Uebersetzungen der „Commedia“, darunter eine von J. J. Kraszewski selbst, zu verzeichnen: nur die eine von J. Korjak liegt gedruckt vor, eine andere befindet sich unter der Presse. Außerdem sind die französischen und deutschen Studien über Dante von Djanam, Fauriel und Blanc, theils überarbeitet, theils übersetzt, unter anderm durch Klaczko, dem polnischen Publikum bekannt geworden; sonst existirt aus dem Jahre 1817 eine selbständige kurze Abhandlung von J. Sentowski im „Wilnaer Tageblatt“, wozu sich nun noch die vorliegende umfassendere Arbeit Kraszewski's gesellt.

Leider, entspricht der schönen Ausstattung des Buchs von seiten des Verlags, welcher sammt Druck dem Verfasser selbst angehört, nicht in gleicher Art das Gelingen der deutschen Uebersetzung. Man merkt hier nur zu sehr den der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtigen Landmann des Autors. Außer Versehen gegen die Rechtschreibung und Zeichensetzung, begegnen dem Leser an verschiedenen Stellen nicht bloß unbequeme, sondern unmögliche Constructionen. Andere Versehen mögen auf sachlicher Unkenntniß beruhen: wenn z. B. Mantua das Vaterland „Marona's“ statt „Maro's“ genannt, wenn von den Albigenfern als von der Sekte „eines gewissen Albigen“ gesprochen wird. Verschiedene Druckfehler gesellen sich dazu, um die Lektüre des Buchs unbehaglich zu machen.

Was neben diesen Mängeln, die dem Uebersetzer zur Last fallen, den materiellen Werth der Schrift selbst anlangt, so ist nicht zu verkennen, daß in dem Abschnitt von der cultur- und literargeschichtlichen Vorentwicklung des Zeitalters, in der Bestimmung der Grundidee der „Commedia“, in der Exposition und Parallelisirung der drei Haupttheile derselben, in der Hervorhebung bedeutamer Momente, sowie in der Charakteristik der eigenthümlichen Darstellungsform und Architektur des Gedichts manche treffende und geistreiche Bemerkungen vorkommen

und den seit Jahrhunderten aufgespeicherten Stoff von Anschauungen des Gegenstandes bereichern. Das Biographische ist nicht im Zusammenhange gegeben, sondern an geeigneten Stellen in das Ganze verflochten. Zur Charakterisierung hat das Material unbeglaubigter Anekdoten, wie deren von Boccaccio und Franco Sacchetti herrühren, einen allzu reichlichen Beitrag liefern müssen: einiges ist dazu noch willkürlich frei ausgeführt, z. B. das Erscheinen Dante's vor dem Kloster del Corvo, bezüglich dessen der Brief des Frate Mario, woraus das Geschichtchen stammt, kein Wort von der Abendzeit, von der geöffneten Kirche und dem Herumgehen Dante's in derselben vor den Altären und Bildern zu erzählen weiß. Noch anderes ist ungenau oder ermangelt der Begründung. So wird Brunetto Latini, der Lehrer Dante's — gewiss ohne genügende Berechtigung — „ein leichtfertiger verderbter Mensch voller Fehler“ genannt. Dann soll Dante mit andern Verbannten Bittbriefe nach Florenz geschrieben haben, in denen er sich zum Behufe der Rückberufung anheischig macht, alle feindlichen Schritte und Ränke gegen die siegreiche Partei, die ihn gestürzt, zu unterlassen; es kann hier nur das Antwortschreiben der verbannten Ghibellinen und ihres Anführers Alessandro da Romagna auf die zum Frieden ermahnende Botschaft des päpstlichen Legaten Bischofs Nikolaus von Ostia gemeint sein. Hier wird indeß unter rhetorischer Verbrämung nichts weiter als die ergebene Geneigtheit kundgethan, die Schwerter niederzulegen und sich dem Richter-spruch des Friedensvermittlers zu unterwerfen. Das lautet doch etwas anders. Als Abfassungszeit des „Convito“ wird mit der Wendung: „schrieb er in diesem Jahr“, ein Termin bezeichnet, der sich in dem unmittelbar vorangehenden nicht findet; soll es etwa das am Schluß des Abschnitts zuvor angegebene Jahr 1306 sein, so wäre dies jedenfalls ein mit Unrecht als fest angenommener Zeitpunkt. Der Gesichtsbildung Dante's wird — entgegen dem ausdrücklichen Wortlaut der betreffenden Quellen — eine hervorragende Oberlippe, statt einer solchen Unterlippe, zugeschrieben. An Stelle eines nicht existirenden Dante-Bildnisses von Orcagna in der Kirche Maria Novella zu Florenz wäre das eine oder andere existirende anzuführen gewesen; auch das Vorhandensein der Todtenmaske in San-Donofrio ist eine irrthümliche Angabe. Ferner geschieht des von Michel Angelo's Hand illustrierten Exemplars der „Commedia“ in einer Art Erwähnung, als wenn es nicht verloren gegangen wäre, was bekanntlich der Fall ist.

Genauigkeit fehlt noch in andern Punkten: ist mündlich gehaltenen Vorträgen, wenn das Ganze dafür entschädigt, manches nachzusehen, so erscheint doch Strenge gegenüber den durch den Druck veröffentlichten geboten. Von den einzelnen Gesängen der „Commedia“ wird gesagt, daß sie an Länge „kaum um einige Verse“ voneinander abweichen: in Wahrheit aber differirt der kürzeste („Inferno“, VI) von dem längsten („Purgatorio“, XXXII) um nicht weniger als 45 Verse, und die übrigen variiren auf- und absteigend zwischen diesen beiden Extremen. Zur Schilderung der Scene vor der Höllestadt gehören die Worte: „In Rauch und Flammen schwimmen (!) über ihnen“ — den beiden Wandelnden — „Tausende von Teu-

seln. Drei Eumeniden fliegen (!) den Ankommenen entgegen“; man vergleiche damit die Originalstellen in „Inferno“, VIII, 82 und IX, 37, und wird da weder etwas von „schwimmen“, noch von „entgegenfliegen“ finden. Eine prosaische Uebersetzung der Dante'schen Canzone: „O patria degna di trionfal fama“, wird mitgetheilt und dieselbe für treu ausgegeben; die Zusammenstellung mit dem Original erweist jedoch, daß sie in verschiedenen Stellen nichts weniger als wortgetreu ist, auch wenn man abweichende Lesarten in Anrechnung bringt. Mit Recht ist auf die Legende vom Ritter Lumbalus als eine der Sagenquellen für Dante's „Commedia“ hingewiesen, doch entschieden zu viel behauptet, wenn hinterher von ihr gesagt wird, sie habe dem Dichter „unbedingt zum leitenden Faden gebient“. Sehr unbestimmt erscheint ferner an den verschiedenen Stellen, wo davon die Rede ist, das Verhältniß des Papstthums und des Kaiserthums aus Dante's Schrift „Von der Monarchie“ entwickelt, als ob hiernach einerseits der Statthalter Gottes über Kaiser und Königen stehen, andererseits die kaiserliche Monarchie als Despotismus gegen das Uebel der Zügellosigkeit und Anarchie wirken sollte. Weder das eine noch das andere ist im Sinne Dante's, welcher vielmehr feststellt, daß Papst und Kaiser im wesentlichen voneinander gesonderte, coordinirte Stellungen als Regenten der Menschheit, der eine in geistlichen, der andere in weltlichen Dingen, einzunehmen haben, ferner daß die Gewalt des Kaisers keine despotische, sondern eine in gesetzlichen Schranken sich haltende, und zwar nicht gegen die Anarchie an sich, sondern gegen den Zwiespalt und die Uebergrieffe der Einzelherrschaften, seien es Fürsten oder Freistaaten, sein solle. Vor allen bedarf ein anderer Punkt der Berichtigung, wenn man lieber will, der Klärung.

In dem Abschnitt über den mittlern Theil der „Commedia“ heißt es bezüglich des zehnten Gesangs, der Dichter gelange hier zum Haupttheile des „Purgatorio“, wo diejenigen, welche in der Liebe kein Maß gekannt, ihre Buße vollenden. Das muß nothwendig von dem unkundigen Leser mißverstanden werden. Wichtig ist, daß der Dichter im siebzehnten Gesang die Verschuldungen des Menschen, nicht ohne scholastische Spitzfindigkeit, von zu heftiger oder zu lauer oder übel angebrachter Liebe, deren Begriff hier mit Trieb oder Verlangen schlechthin gleichbedeutend ist, herleitet; aber bei der eigentlichen Ausführung legt er auf diese gezwungene Genesis keinen Werth mehr und schildert unabhängig davon eine jede der Sieben Todsünden nach ihrer individuellen Erscheinung. Man kann also nimmermehr sagen, wenn man Dante's Vorstellung richtig geben will, er lasse in den Hauptträumen des „Purgatorio“ das Unmaß in der Liebe büßen. Uebrigens beruht es außerdem auf einer Verwechslung mit der Eintheilung des „Inferno“, wenn der Verfasser für die Untertheilung der Sieben Todsünden im „Purgatorio“, die rein kirchlichen Ursprungs ist, die „Etjit“ des Aristoteles als Quelle annimmt. Von den vielfach in den Text eingestreuten Belegstellen aus der „Commedia“ ist schließlich zu erwähnen, daß sie der deutschen Uebersetzung von Philaethes entlehnt sind.

Aus den gerügten Mängeln, deren Zahl sich leicht noch vermehren ließe, geht zur Genüge hervor, daß

Krafczewski's „Dante-Vorlesungen“ in der gegenwärtigen deutschen Bearbeitung, obwohl um ihres Ursprungs willen von Interesse und auch nicht arm an fesselnden und beachtenswerthen Bemerkungen, doch keineswegs demjenigen deutschen Leser zu empfehlen sind, welcher ohne Vorbereitung an Dante herantritt und eine vollkommen sichere, in allen Einzelheiten genaue Kenntniß von dem Gegenstande erlangen will.

4. Dante Alighieri's göttliche Komödie. Erste Abtheilung: Die Hölle. Neu metrisch übertragen mit Erläuterungen von H. Baron. Oppeln, Reiserwih. 1870. Br. 8. 28 Ngr.

Zu den seit dem Dante-Jubiläum 1865 in den verschiedensten Formen so überaus zahlreich erschienenen deutschen Uebersetzungen der „Divina commedia“ immer noch neue — wen muß das nicht in Erstaunen setzen! Denkt man sich für jede derselben, abgesehen von den bis zum genannten Jahre vorhandenen, zum Theil wieder neu aufgelegten, ein besonderes Lesepublikum, das doch im Interesse des Herausgebers und Verlegers anzunehmen ist, so erblickt man eine Verbreitung des schwierigsten aller Dichterwerke im deutschen Volke, mit welcher kein anderes fremdländisches gleichen Schritt gehalten hat. Jedenfalls liegt darin ein erfreuliches Zeichen für den ernstgestimmten Sinn des gebildeten Theils unserer Nation. Die vorliegende Uebersetzung der „Hölle“ wetteifert, dies muß von vornherein anerkannt werden, mit den besten der bisher erschienenen an Vorzügen in Form und Inhalt, was indeß nicht ausschließt, daß noch mancherlei kleine Mängel an ihr zu rügen sind, die bei einer wiederholten Auflage leicht gehoben werden könnten.

Zuerst ein Wort über die metrische Form. Der Verfasser hat es mit Recht aufgegeben, die gereimte Terzine des Originals nachzubilden, weil dies nicht ohne zu große Einbuße des Sinnes geschehen könne, und bei keinem Dichter es so sehr wie bei Dante darauf ankomme, „am Worte knapp und streng festzuhalten“. Den reimlosen iambischen Fünffüßler, zu welchem Philaethes, Kopisch, Witte, Blanc, Eitner gegriffen, mochte er auch nicht anwenden, da es „eine harte Zumuthung sei, so und so viel tausend Verse Dante'scher Poesie reim- und unterschiedslos in fünffüßigen Jamben lesen zu sollen“. Das ist nun freilich Geschmacksache. Hat nicht aber auch Milton sein „Verlorenes Paradies“ in reimlosen Jamben gedichtet? Der Unterzeichnete kann seinerseits versichern, daß er gerade diese schlichteste, zugleich der deutschen Sprechweise gemäteste aller Versformen zur Wiedergabe und bequemern Auffassung eines so gewichtigen Inhalts für besonders geeignet hält, auch darum, weil gerade sie die innigste Anschmiegun an Wort- und Gedankenrhythmus des Originals gestattet, so zwar, daß — ohne Reim — selbst die mit der Terzinenform verflochtene und durch sie bedingte Satzbildung auf keine andere Weise besser zum Ausdruck gelangt. Der Hexameter, welchen statt dessen der Verfasser in seine Uebersetzung einführt — unsers Wissens der erste Versuch dieser Art in Deutschland — ist in seiner unruhigen, vielgliedrigen Bewegung entschieden weniger vermögend, der bezeichneten Aufgabe nachzukommen. Man vergleiche und sehe nur, wie der Uebersetzer genöthigt war, die rhythmischen Satzgefüge des

Originals aufzulösen, um die einzelnen Bestandtheile in dem Gefäße von ganz andern Maßen unterbringen zu können! Wenn er sich zum Nachweise der Berechtigung des heroischen Versmaßes auf den wesentlich epischen Inhalt der „Commedia“ und darauf beruft, wie Dante im vierten Gesange der „Hölle“ sich als sechster dem Kreise der Hexameterdichter des Alterthums anschließt, so hat der Dichter selbst doch die Zumuthung von literarisch befreundeter Seite, sich des lateinischen Hexameters zu bedienen, von sich gewiesen, wol ein Fingerzeig für uns, daß er das anspruchsvolle Einerschreiten des Hexameters der Tendenz seines Gebichts nicht gemäß fand.

Der Verfasser hat es also unternommen, das Wort in metrischer Beziehung neu einzuschmelzen und die Materie in eine andere Form zu gießen. Es ist nicht zu leugnen, der Umguß ist im ganzen vortrefflich gelungen, und wer sich jene unvermeidlichen Mißstände formeller Art nicht ansechten läßt, wer lediglich dem Stoffe der Dichtung nachtrachtet und denselben in jedem einzelnen Zuge genau wiedergegeben, eine nicht bloß gewissenhaft treue, sondern auch frische und anmuthig lesbare Uebersetzung verlangt, der darf sich von der vorliegenden alle Befriedigung versprechen. Die Lesbarkeit leidet nur an wenigen Stellen durch Hiaten, z. B. halte ich, wäre es, durch harte Elisionen, wie: Ach' des Sichäus, in Folg' seiner, und durch falsche Betonungen, z. B. Seneca den Moralisten, Penelope, Cocytus; Antenor. Daß letzteres überdies im zweiunddreißigsten Gesange an Stelle der Dante'schen Ortsbezeichnung Antenora gesetzt ist, kann nicht gut geheißen werden, ebenso wenig daß im dreiunddreißigsten Gesange das *l'altro sol* des Originals, das in der Bedeutung „der andere Tag“ noch sonst öfter vorkommt, ohne Grund durch das uns gänzlich fremde „der folgende Sol“ wiedergegeben worden. Ein Uebelstand, freilich von geringfügiger Art, liegt ferner in der Differenz der Versbezeichnung von der des Originals mit seinen kürzern, folglich zahlreichern Versen; es wäre gut gewesen, die geltenden Ziffern an geeigneter Stelle mit beizufügen.

Für das Verständniß der einzelnen Gesänge ist durch nachfolgende Erläuterungen gesorgt, die auf Grund der Commentare von Philaethes und Bianchi, dessen Originaltexte der Autor auch gefolgt ist, kurz doch ausreichend vollständig demjenigen Leser, welcher größere Werke entbehrt, die erforderliche Belehrung über historische, literarische, und allegorisch-symbolische Fragen darbieten. Es scheint noch einiges der nachbessernden Revision entgangen zu sein. So finden sich in den geschichtlichen Bemerkungen über den Grafen Ugolino zum dreiunddreißigsten Gesange, die der historischen Skizze bei Philaethes entlehnt sind, einige geringfügige Abweichungen, die wol nicht auf andern Quellen beruhen, sondern einfach der Berichtigung bedürfen, z. B. daß Ugolino zuerst auf ein, dann auf zwei — anstatt auf zehn — Jahre zum Podestà gewählt wurde; daß die Würde des Podestà neben dem Richter auch das Feldherrnamt umfaßte, welches letztere vielmehr davon getrennt dem Capitano zustand —, Ugolino aber wurde mit beiden Würden zugleich bekleidet; daß Ugolino den Neffen des Erzbischofs Ruggieri darum tödtete, weil dieser ihm wegen der Hungersnoth Vorstellungen zu machen

wagte, während er dagegen aus diesem Grunde den eigenen Enkel verwundete, dann erst den Neffen des Erzbischofs tödtete, welcher ihn wegen jener Verwundung zur Rede stellte. Dergleichen erscheinen indef unter-

geordnet gegen die Vorzüge des Buchs in der Hauptsache; dasselbe ist jedenfalls hinlänglich empfehlenswerth, um die Fortsetzung zu wünschen.

Theodor Paul.

Feuilleton.

Das Rutschlied.

Das populärste Lied von allen Kriegsliedern des Jahres 1870 ist das „Rutschlied“, das wir zunächst hier nach authentischer Angabe seinem Wortlaut nach mittheilen wollen:

Was trauet da in dem Busch herum?

Ich glaub', es ist Napoleon.

Was hat er rum zu tranchen dort?

Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

Dort haben sich im offenen Feld

Noch rothe Hosen aufgestellt.

Was haben die da rum zu sehn?

Drauf los! die müssen wir beschn!

Mit den Kanonen und Ramell'n

Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n

Was haben die da rum zu knall'n?

Drauf, Kameraden, bis sie fall'n!

Napollum, Napollum,

Mit deiner Sache geht es trumm!

Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei

Mit deiner ganzen Kaiserrei!

Und die französ'sche Großmaulschaft,

Auf ewig wird sie abgeschafft.

Auf, nach Paris! den richt'gen Lohn

Dort geben wir der grande nation.

Während die oberflächliche moderne Quellenforschung unserer Publicisten von heute und gestern unter den Fälschern des deutschen Heeres den Verfasser sucht, wie es sich von einer mit dem Wesen des Volkslieds wenig vertrauten, den Grundsätzen des „Kunstlieds“ auch auf dem Gebiete der Kunst huldigenden Penny-a-liner-Aesthetik erwarten läßt, hat die tiefstnunnige Forschung, die den im verborgenen rauschenden Quellen der Volksdichtung nachgeht, jetzt das „Rutschlied“ in seinen culturhistorischen Zusammenhängen und seiner mythischen Bedeutung erforscht. Jene Verstandesrichtung, die auf das Nachweisbare, auf das polizeilich Legitimationsfähige geht, zeigt mit den Fingern bald auf diesen oder jenen uniformirten Sterblichen als den Träger, in welchem der Genius des Feldzugs von 1870 seine poetische Menschwerdung gefeiert hat. So führt das „Neue Blatt“ in seiner Nr. 11 als den „wahren Rutsch“ den jetzigen invaliden Grenadier im 1. westpreussischen Grenadierregiment Nr. 6 S. Hoffmann aus See bei Niesky an, der sich durch Vorlegung seiner Manuscripte und seines Tagebuchs legitimirt habe. Dieser Hoffmann-Rutsch ist am 11. November 1844 (an dem Tage, den man längere Zeit für Schiller's Geburts-tag hielt) in dem Dorfe See in der Oberlausitz als Sohn des Schullehrers geboren worden und erbt von seinem Vater, dem Gelegenheitsdichter, das Verfemachen. Den Krieg von 1866 machte Hoffmann im 46. Infanterieregiment mit, näherte sich später mit dem Vertrieb von Büchern auf dem Lande, machte dann den Feldzug 1870 mit, erhielt bei Sedan einen Schuß durch den Oberkiefer und wurde als Invalid mit dem Civilversorgungsschein und dem eisernen Kreuz entlassen.

Nach andern Nachrichten wieder ist das Rutschlied in seinem ersten, aus dunkeln Quellen entsprungenen Vers bereits vor Jahren gesungen worden, und ähnlich, wie dies bei Studentenliedern der Fall ist, z. B. bei dem berühmten Lied vom Rümpfel, hat jeder sangeslustige Fälscher einen neuen Vers dazugegedichtet. Das „Dahem“ nimmt die Erwähnung der Person eines „Fälschers Rutsch“ für einen seiner Kriegsberichterstatte in Anspruch.

Längst aber hat die große Lehre von der Volksdichtung derartige Untersuchungen überflüssig gemacht. Wie es keinen

Homer gibt, sondern nur eine Schar von Rhapsoden, deren Gesänge blindelweise zusammengebunden wurden, so gibt es auch keinen Rutsch, und was Schiller von den Homeriden singt, paßt auch auf die Dichter dieser neuen Ilias für die Westentasche:

„Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weill's ihm so gut schmecht,

Ist hier von Heyne ein Paß göttiger Würste für ihn.“ —

„Mir her! ich sang der Könige Zwist!“ — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!“ —

„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah.“ —

„Freude! zerreißt mich nicht! Die Würste werden nicht reichen,

Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen verzehn.“

So würde auch hier der eine Rutsch für den im Busch herumtranchenden Napoleon seine Würst verlangen, der andere für die abgeschaffte französische Großmaulschaft, der dritte für die zu Ende gehende Kaiserrei.

Doch auch dieser Standpunkt einer gleichzeitigen Ziellosigkeit des dichterischen Genies ist überwunden; auf die Höhe der Wissenschaft, für welche Rutsch als ein durch die Weltgeschichte hindurchgehender Mythos erscheint, erhebt uns erst die bis jetzt bereits in vier Auflagen erschienene Schrift: „Das Rutschlied auf der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Rutschlieds im grauen Alterthume nebst alten Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Mit einer Hieroglyphentafel. Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenanstalt von Wilhelm Ehrental“ (Leipzig, Brodhause, 1871). Hier ist es als Resultat der Untersuchung ausgesprochen, „daß Rutsch ein bereits bei den ältesten Völkern gefeierter Heros war, in welchem wir symbolisirt sehen die mit heiterem Humor schön gepaarte, von Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache durchdrungene, unüberwindliche Kraft, mit welcher ein friedliches Volk zur Vertheidigung des Vaterlandes aufsteht, wenn es von räuberischen Feinden angefallen wird. Darum finden wir auch das Rutschlied auf einer förmlichen Seelenwanderung durch alle Culturvölker. Darum verstummt es in Zeiten der Erschlaffung, und erhebt dann wieder seine Stimme, sobald sich der Volksgesinnung von neuem Raum, wie im Jahre 1813, wo bereits die beiden ersten Verse von unsern Kriegern gesungen wurden. Jetzt, in dem neuen großen Befreiungskriege, erschallt es in vollen Tönen durch das ganze deutsche Land, und der Held des Liedes erscheint von neuem herrlich verkörpert in der Gestalt eines braven Fälschers, oder vielmehr eines Heeres von Hunderttausenden todesmüthiger Kämpfer. Ihr fleggewohnter Kriegsherrzog, Kaiser Wilhelm, führt sie an, den Lorberkranz im Silberhaar, Barbarossa's Schwert in der Helmschale.“

Dieses Resultat schwebt aber nicht in der Luft als eine jener philologischen oder culturgeschichtlichen Hypothesen, welche bei aller Haltlosigkeit doch wegen ihrer Ähnlichkeit einen Anspruch auf Unsterblichkeit geben; wir selbst sind in den Stand gesetzt, aus den tiefsten Quellenstudien die gleiche Folgerung zu ziehen. Zwar der griechische Text, den wir mitgetheilt finden, verleiht kein modernes Gepräge nicht, als das Product der Mussestunden eines sprachkundigen Landwehrleutnants; die erste Strophe lautet:

Τι κραύχεται περί δρυῶν;

Ὅτε μοι δοκεῖ, Νάπολιον.

Τι κείνος κραύχεται ὄχιως;

Φοβείτε μὴ καρπαλίμως!

Doch schon der lateinische Text ist entlehnt einem codex membranaceus minio eleganter scriptus, dessen schöne Majuskelschrift auf das dreizehnte Säculum hinweist, und der in einer alten Klosterkirche des Ostseerandes gefunden worden, mit Varianten

von verschiedenen Händen und Tinten. Rutschke hat eine Copie dieses Textes, die als Schreibvorlage wegen der schönen Handschrift dient, vielleicht als Einwickelung einer von seiner Frau ihm nachgeschickten Mettwurst gefunden und auf Vorpapier übersezt. Der erste Vers des lateinischen Originals lautet:

Quid repit illis per lucum?
Ni fallor, est Napoliun.
Quid tandem repat? Agite,
Commilitones, pellite!

Daß dieser Text die lateinische Vulgata eines hebräischen Kriegspsalms sei, ergab sich aus einer, von dem gelehrten Rabbiner Jakobson entdeckten, stark verschimmelten und von den Tempelmäusen geschändeten Schrift, welche den hebräischen Text enthielt. Bei näherer Untersuchung wird man durch die „rothen Folen“ auf den Propheten Nahum geführt; denn es heißt bei diesem 2, 4: „Sein Heeresvolk siehet wie Purpur.“ Eine andere Mittheilung erwähnt den Fund des Rutschkeliedes in persopolitanischer Keilschrift, ja in Hieroglyphenschrift auf einem Gebälk- und Säulenfragment auf den Tempelresten zu Karnak. Imponierend ist der Scharfsinn der Untersuchungen der ägyptischen Abtheilung; der geflügelte, gekrümmte, in gekrümmter Bewegung dargestellte Mann, der behelmte ägyptische Krieger mit seiner einem Ländnadelgewehr ähnlichen Waffe, der Napoleon mit dem Krokodilloskopfe, die weibliche Figur mit schönen Formen und chignonartiger Haartracht, mit der Handpauke und auf dem Haupt die Ruhhdörner mit der Sonnenscheibe — das Thiersymbol der Hathor, der Herrin des Tanzes und Scherzes — jedenfalls der Gemahlin des krokodillospigen Mannes — wie scharfsinnig ist das alles erklärt, wie unwidersprechlich nachgewiesen, ja auch das Orphenus und Rutschke nur Eine Person sind, wird aus den Bildern der zweiten Säule erläutert. Nehmen wir dazu die allerfrüheste Fassung des Rutschkeliedes aus einem hieratischen Papyrus aus der Glauzepoche des neuen Reichs (14. Jahrhundert v. Chr.), das Professor Ebers einsanbte; die Sanskritprophete, die Professor Brockhaus von einem Mitgliede der Asiatic Society of Bengal erhielt; den arabischen Versfreier, welchen Professor Fleischer von dem Kriegsgefangenen Ben Mohammed erhandelte, der ihn bei Wörth als Amulet auf der Brust trug; das aus Isband eingeschickte Lied eines Stabes; die altfranzösischen, provenzalischen und mittelhochdeutschen Rutschkelieder — so erhalten wir eine Summe von Belegen für die mythisch-symbolische Bedeutung des Rutschkeliedes, die kein Raisonnement zu entkräften vermag. Von Interesse sind auch die Uebersetzungen des Liedes in das Holländische, Dänische, Englische, Russische, Polnische, Litauische, Oberwendische, Italienische, Spanische, Französische.

Jeder Dichter der Gegenwart ist durch den heftigen Stand der Wissenschaft wie Rutschke der Gefahr ausgesetzt, sich in einen „Mythos“ zu verwandeln. Ist der Ruhm sehr vieler doch nur eine Mythe, an die sie selbst allein glauben, und ihre Werke sind oft mit der neuesten Jahreszahl in den Händen der Buchhandlungen und später auf den Lagerböden so gut verborgen, wie in irgendeinem Paskimpfest oder Papyrus! Die kleine Schrift wird jedermann eine heitere Stunde bereiten und sie um so mehr der allgemeinsten Theilnahme empfehlen, als ihr Ertrag für die Deutsche Invalidenpflanzung bestimmt ist. Der Preis der Schrift beträgt nur 10 Ngr.

Bibliographie.

Baumgarten, M., Der Krieg und die Reichstagswahlen. Eine kirchliche Stimme an das westdeutsche Volk. Köln, Lubn. 8. 6 Ngr.
 Bernhardt, F., Fiddle. Wien, F. Beck. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Bernhardt, R., Die Sprachgrenze zwischen Deutschland und Frankreich ermittelt und erläutert. Kassel, Freyschmidt. Gr. 8. 6 Ngr.
 Bernheim, A., Ursprung der Sagen von Abraham, Izaak und Jacob. Kritische Untersuchung. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 15 Ngr.
 Braun, K. (Wiesbaden), Gegen G. G. Gervinus. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.
 Camillo, C. S., Kriterien über die moderne Gesangskunst und den Gesangsunterricht der Neuzeit. Wien, F. Beck. 8. 16 Ngr.
 Cratz, C., Der Gegensatz-Standpunkt gegen die aufgestellten Zweck-standpunkte der gestorbenen Menschen. Wiesbaden, Keller u. Zocks. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
 Dittich, F., Ehre sei Gott in der Höhe! Geistliche Gedichte. Bamberg, Beyer u. Geisler. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.

Florencourt, F. v., Katholische Briefe. 1stes Heft. Wien, F. Beck. Gr. 8. 6 Ngr.
 Die Augensburger Frage. Trier, Ling. 8. 3 Ngr.
 Patriotische Gedichte. Nr. 2 und 3. Speyer, Rang. Gr. 8. à 1 Ngr.
 Gläser, C., Weihnachtsgruß. Neue Lieder nach bekannten Melodien im Kreise von 1870. Breslau, Friedbatsch. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Grandaur, F., Don Juan. Nach dem italienischen Text des Lorenzo da Ponte für die deutsche Bühne neu bearbeitet. Musik von Mozart. München, Adermann. 8. 3 1/2 Ngr.
 Gräßhoff, W. Wilhelm v. Freyh. v., Onkel Hagestolz. Original-Eustspiel. Kassel, Jungklaus. 8. 7 1/2 Ngr.
 Grove, W. R., Die Verwandtschaft der Naturkräfte. Deutsche autorisirte Ausgabe nach der 5ten Aufl. des englischen Originals herausgegeben durch E. v. Schaper. Mit einem Anhang enthaltend die Rede des Autors „über den ununterbrochenen Zusammenhang in der Natur“, gehalten als Präsident der British Association zu Nottingham 1866, nebst einem Vorworte zur deutschen Uebersetzung von R. Clausius. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Halländer, F. W., Geschichten in Zwi-Zad. 1ste Lief. Stuttgart, C. Hallberger. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Hammer, P., Leitsterne zur Orientirung in politischen Fragen für die Katholiken aller Stände. Brixen, Weger. 1870. 8. 25 Ngr.
 Höfler, C., Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs unter den Kaisern Leopold I., Josef I., Karl VI. I. Zum ungarischen Ausgleich im Jahre 1705. Nach den Actenstücken der diplomatischen Correspondenz des Grafen Wenzel Gallas, kaiserlichen Gesandten in London. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 12 Ngr.
 — Anna von Luxemburg, Kaiser Karl's IV. Tochter, Königin Richard's II. Gemahlin, Königin von England 1382—1394. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 3 Ngr.
 Hoppe, J., Das exakte Denken oder die jedesmalige vollständige inductive Zusammenbringung und Anordnung der Thaten. Rebt einer Revidirung gegen den Herrn Prof. Dr. Reusch und Herrn Dr. Weber. Bielefeld, Schöner. Gr. 8. 8 Ngr.
 Jellinek, A., Zeitstimmen. Neben. II. Wien, Herzfeld u. Bauer. 8. 20 Ngr.
 Klein, S. J., Populäre astronomische Encyclopädie. Astronomisches Wörterbuch für Freunde der Himmelskunde. 1ste Lief. Berlin, Grieben. Gr. 8. 8 Ngr.
 Kohnt, A., Alexander von Humboldt und das Judenthum. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Pardubitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Lauchhard, Pädagogische Studien für Eltern und Lehrer. Neuküppin, Dehmsigle. Gr. 8. 25 Ngr.
 Mayer, L., Sturmboten und Sturmböden der Weltgeschichte oder: Gedanken über den deutsch-französischen Krieg von 1870. Wien, Gerold's Sohn. 1870. 8. 10 Ngr.
 Molefshott, J., Von der Selbstkennung im Leben der Menschen. Rebe. Gießen, Roth. 8. 10 Ngr.
 Naturgesetz und Menschenwille. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Illustrierte Natur-Wissenschaft. Redacteur S. Auerbach. Nr. 1. Berlin, Grieben. Gr. 4. pro Nr. 1—13 1 Thlr.
 Patruban, Hermine v., Erinnerung an Oberammergau vom Jahre 1870. Wien, Risch. 8. 18 Ngr.
 Die friedfertige Politik der Regierung Preussens gegenüber Frankreich vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Ein Beleg für den besondern Charakter der deutschen Politik. Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsmannes. Hamburg, Beyer u. Geisler. Gr. 8. 10 Ngr.
 Der Redacteur. Manuscript für Herausgeber und Redaktionen von Zeitungen, Zeitschriften, Unterhaltungsblättern. Jahrgang 1871. 36 Nrn. Leipzig, Sebe. 4. Halbjährlich baar 4 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Rosenbergs, C., Das Gedächtniß. Vortrag. Gotha, Gläser. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Rößler, E., Graf Bismarck und die deutsche Nation. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.
 Rostow, W., Der Krieg um die Rheingrenze 1870 politisch und militärisch dargestellt. Mit Kriegskarten und Plänen. 2te u. 3te Abth. Zürich, Schulthess. Gr. 8. à 27 Ngr.
 Sachau, E., Zur ältesten Geschichte des muhammedanischen Rechts. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 5 Ngr.
 Schepers, C., Bilder und Einblicke aus einer achtwöchentlichen Dienstzeit als freiwilliger Feldprediger im Sommer 1870. Bonn, A. Marcus. 8. 10 Ngr.
 Schröder, K. J., Wörterbuch der Mundart von Gottschee. II. Weitere Mittheilungen über die Mundart von Gottschee. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 18 Ngr.
 Straeter, B. T. M., Oliver Cromwell. Ein Essay über die englische Revolution des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Froberg. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Streckfuß, A., Der tolle Hans. Criminal-Novelle. Berlin, Brigg. Br. 8. 25 Ngr.
 Stricker, W., Die deutsch-französischen Grenzgebiete in historischer und nationaler Beziehung. Zwei Vorträge. Frankfurt, Aufferb. Gr. 8. 6 Ngr.
 Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. 8ter Bd.: Kriegsbilder eines Kriegeres aus dem deutsch-französischen Kriege. Von F. Gerstäcker. Jena, Gossnoble. Gr. 16. 15 Ngr.
 Bernalezen, L., Hauptgrundsätze aus der allgemeinen Unterrichtslehre. Rebt eingehenden Erörterungen über den Sprachunterricht in der Volk- und Bürger-Schule. Wien, Beck. 8. 14 Ngr.
 Wessendon, Mathilde, Friedrich der Große. Dramatische Bilder (nach F. Augler.) Berlin, Lipperheide. 16. 12 1/2 Ngr.
 Ein Wort über die österreichisch-ungarischen Heeresverhältnisse. An die Mitglieder der Delegationen zum Neujahr 1871. Pest, Aigner. Gr. 8. 8 Ngr.
 Zettel, C. A., Denkschrift auf Christ. Erich Hermann v. Meyer. München, Franz. 1870. 4. 18 Ngr.

N u z e i g e n .

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biederwinn.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung war während des nunmehr glücklich beendigten Kriegs bemüht, den erhöhten Anforderungen nach allen Seiten hin zu entsprechen: durch Zugabe einer täglichen Extra-Beilage, vermehrte telegraphische Depeschen, Originalberichte vom Kriegsschauplatz, Mittheilung der amtlichen Berichte aus den Hauptquartieren, Beigabe von Karten und Plänen, tägliche Leitartikel und Uebersichten. Sie hat auch die Genugthuung gehabt, daß die Zahl ihrer Abonnenten bedeutend stieg und aus der Mitte derselben mehrfach die vollste Befriedigung über die Reichhaltigkeit und die ganze Haltung des Blattes ausgesprochen worden ist.

Auch bei den an die Stelle der Kriegsergebnisse tretenden Friedensverhandlungen wird sie es ihr eifrigstes Bestreben sein lassen, ebenso rasch und gesichert zu berichten, wobei ihr mehrseitige zuverlässige Verbindungen zur Seite stehen. In gleicher Weise wird sie dem neuen Reichstage eine noch größere Aufmerksamkeit in demselben Maße zuwenden, wie solcher als der erste gesamtdeutsche Reichstag das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. Sie darf daher hoffen, daß der von ihr neu gewonnene Leserkreis ihrem alten Stamme getreuer Leser und Abonnenten daneben hinzutreten werde.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 3 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5 Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen“ 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingekauft“ 2½ Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sprachvergleichende Studien

mit besonderer Berücksichtigung der
indochinesischen Sprachen

von

Dr. Adolf Bastian.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neue Werk des berühmten Ethnographen und Sprachforschers enthält, nebst einer allgemeinen sehr interessanten Einleitung, die folgenden vier Kapitel: I. Das Flüssige schriftloser Sprachen, ihre Wechsel und Mischungen; II. Das Birmanische; III. Das Siamesische; IV. Die Sprachgestaltung. Eine ausserordentliche Fülle neuen werthvollen Stoffes wird darin für die Wissenschaft zu Tage gefördert und in anregender Weise dargeboten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Christian Carl Jofias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von
seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von
Friedrich Rippold.

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Roeting und einem
Generalregister.

8. Geh. 3 Thlr., Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)

Dieser soeben erschienene Band vollendet das in jeder Hinsicht interessante und bedeutende Werk. Wenn schon die Biographie eines so vielseitig thätigen Staatsmannes und Gelehrten wie Bunsen für sich allein die Theilnahme der Leser in hohem Grade fesseln muß, so bietet die vorliegende Lebensbeschreibung außerdem einen umfassenden Einblick in die politischen und kirchlichen Bewegungen Deutschlands, welche den Boden für die gegenwärtige Erhebung und Einigung bereiteten. Bunsen war, wie sich aus den hier mitgetheilten Briefen und Aufzeichnungen ergibt, einer der kräftigsten Förderer der neuen Zeitepoche.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Friedrich Bodenstedt.

In 38 Bändchen. Jedes Bändchen geh. 5 Ngr., cart. 7½ Ngr.

30. und 31. Bändchen.

Das Wintermärchen. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Perikles, Fürst von Tyrus. Uebersetzt von Nicolaus Delius.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten deutschen Dichtern und Textkritikern herausgegebenen neuen Shakespeare-Uebersetzung sind allgemein anerkannt, weshalb die Ausgabe sich auch einer fortwährend steigenden Verbreitung erfreut. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Die noch fehlenden 7 Bändchen befinden sich bereits im Druck, sodaß die Sammlung binnen kurzem vollständig vorliegen wird.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 14. —

1. April 1871.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 2½ Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Karl Wiedermann. Erster Artikel. — Religionsphilosophie und Religionsgeschichte. — Neue englische Romane. Von Franz Pfeif. — Zur Psychologie. Von Julius Franckstädt. — Feuilleton. (Deutsche Sprichwörter aus dem 14. Jahrhundert; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

Erster Artikel.

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Drittes Buch. Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Braunshweig, Vieweg und Sohn. 1869—70. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Wir sind dem rüstig voranschreitenden Werke Hettner's mit immer steigendem Interesse gefolgt und freuen uns jetzt mit dem fleißigen Verfasser der Vollendung desselben, die uns ein abgeschlossenes Ganzes von reicher und schöner Ausbeute für unsere deutsche Literaturgeschichte, und nicht nur dies, sondern, zusammengenommen mit den vorausgeschickten zwei Bänden über die englische und die französische Literatur im gleichen Zeiträume, auch für die allgemeine Literaturgeschichte der neuern Zeit liefert.

Hettner hatte im ersten Buche der „deutschen Literatur“ die Periode vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1648—1740), im zweiten das Zeitalter Friedrich's des Großen (bis mit Lessing) geschildert; das vorliegende dritte Buch, dessen überreiches Material nur in zwei, jedoch bald aufeinander gefolgtten Abtheilungen bewältigt werden konnte, führt uns durch die Sturm- und Drangperiode bis zu Goethe's und Schiller's Meisterwerken und zu Kant's gewaltiger philosophischer Reform, somit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, ja theilweise noch darüber hinaus.

In der „Einleitung“ zu diesem letzten Bande bezeichnet Hettner es als „den Ruhm und unvergängliche geschichtliche Bedeutung“ dieser letzten Epoche der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, „das trotz all seiner Größe noch beschränkte und einseitige Lebensideal des Zeitalters der Aufklärung zum Lebensideal des vollen und

ganzen, reinen und freien Menschenthums, zum Ideal vollendeter und in sich harmonischer Humanität vertieft und verklärt zu haben“.

Er unterscheidet „zwei verschiedene Entwicklungsstufen dieser großen Epoche“. Die eine, „das erste kühne, aber noch phantastisch unklare Aufleuchten des neuen gesteigerten und vertieften Lebensideals“ ist die sogenannte „Sturm- und Drangperiode“, die zweite ist „das eigentlich classische Zeitalter der deutschen Literatur, die kritische Philosophie Kant's, die von dem Ideal wiedergeborenen Hellenenthums getragene Dichtung Goethe's und Schiller's“.

Hierauf charakterisirt Hettner das Wesen und die Entwicklungsurfachen der Sturm- und Drangperiode. Das durch Windelmann wieder erschlossene Alterthum einerseits, Shakespeare andererseits hätte einer strebenden Jugend „eine ganz neue, bisher ungeahnte Welt von Kraft und Leidenschaft erschlossen, die mit unwiderstehlicher Allgewalt ihr ganzes Wesen ergriff und ihre Phantasie mit den machtvollsten Gestalten erhöhten Menschendaseins erfüllte“. Dieser Drang sei noch geschärft worden durch die unbefriedigende Wirklichkeit, die verkommenen und verderbten politischen und gesellschaftlichen Zustände. Mannichfache literarische Anregungen von außen, von Young, Ossian, Percy, vor allem jedoch von Rousseau hätten übereinstimmend zu der einen gemeinsamen Quelle hingeführt: Natur, Ursprünglichkeit, Verjüngung, Wiedergeburt der veralteten, verschobenen Menschheit. Daher ein heißes Dursten und Hungern nach tieferer Gemüthsinnerlichkeit, ein zornmüthiges Anklumpfen gegen alles Beengende, aber auch vielfach eine Verzerrung von wahrer Gemüthstiefe in bloße Gefühlsophisterei, eine neue Einseitigkeit an Stelle der alten.

Die Jahre der Sturm- und Drangperiode sind die Hegeljahre der deutschen Bildung, um so ungeberdiger, je mehr die Enge und Stille des Daseins Phantasie und Gemüth ganz auf sich selbst wies, und bei der Erstorbenheit aller öffentlichen Dinge jedes Gegengewicht einer bedeutenden Wirklichkeit fehlte.

Hettner will es nicht gelten lassen, erklärt es vielmehr für ungeschichtlich, „wenn man, wie gerade neuerdings wieder vielfach geschehen ist, die Sturm- und Drangperiode nur als Abfall von der Höhe der bereits erzwungenen Bildung und als bedauerliche Trübung der großen Aufklärungsziele des 18. Jahrhunderts betrachtet“. Es sei eben ein Gärungsproceß gewesen, wobei es freilich „eine Frage war auf Leben und Tod, ob sich der gärende Most klären, ob der Kern des neuen, gesteigerten und vertieften Lebensideals die trübenden Schlacken von sich abstoßen, ob sich der unversöhnte Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, zwischen Herz und Welt zu innerer Versöhnung und Selbstbefriedigung, zu Ruhe und Gleichgewicht befreien werde“.

Verweilen wir hier einen Augenblick, um uns mit dem geistvollen Verfasser über eine wichtige Principfrage, die er selbst anregt, auseinanderzusetzen! Er will, man solle die Sturm- und Drangperiode nicht als einen „Abfall“ von der vorausgegangenen Aufklärungsperiode betrachten. Zu Anfange des zweiten Buchs der „Deutschen Literatur“ hat Hettner sich die Worte Kant's angeeignet, daß „das Zeitalter der deutschen Aufklärung“ als „das Jahrhundert Friedrich's des Großen“ zu bezeichnen sei. Er hat eben dort, und gewiß mit vollem Recht, an den Eingang dieses Zeitalters der Aufklärung Friedrich den Großen selbst als dessen Schöpfer, an den Ausgang aber Lessing als dessen literarischen Hauptträger und Vollender gestellt. Die Frage möge nun gestattet sein: in welches Verhältnis zur Fridericianischen Periode und speciell zu Lessing setzt der Verfasser die Sturm- und Drangperiode? Erblickt er darin, gegenüber jener Entwicklungsstufe unserer Literatur, einen Vor- oder einen Rückschritt?

Oern hätten wir darüber eine Andeutung in dem Hettner'schen Buche gefunden. Was dahin etwa bezogen werden kann, ist zu wenig und zu sehr nur beiläufig gesagt, als daß es uns über des Verfassers Ansichten in diesem Punkte eine genügende Aufklärung gewährte. Wir lesen wol in der Einleitung zu diesem Abschnitt, daß Friedrich II. „mit dem zunehmenden Alter nur immer herrischer und gewaltthätiger geworden“; aber wenn wir uns erinnern, was im vorhergehenden Bande über des großen Königs Bedeutung für das deutsche Geistesleben im allgemeinen und die deutsche Literatur im besondern gesagt war, wie darin der bekannte Goethe'sche Ausspruch, daß mit Friedrich II. erst ein wahrer nationaler Gehalt in die deutsche Poesie gekommen, seine Bekräftigung und Erläuterung fand, so wünschten wir gern zu erfahren, ob nach des Verfassers Ansicht dieser nationale Gehalt, den Friedrich II. der deutschen Poesie gegeben, derselben wieder verloren gegangen war, und wodurch und wie, oder ob der Verfasser meint, auch dieser Gehalt sei doch nur ein beschränkter und unzureichender gewesen im Vergleich zu dem, was die Sturm- und Drangperiode gesucht, die sogenannte „classische“ Zeit wirklich gefunden habe. Was Lessing

betrifft, so hören wir wol, daß „die letzten Schranken moralisirender Absichtlichkeit, in welche selbst Lessing noch gebannt war,“ durch Herder und Goethe als die Führer der Sturm- und Drangperiode, beseitigt worden seien. Allein dieser Anflug „moralisirender Absichtlichkeit“, den wir allerdings hier und da noch bei Lessing finden, war doch nur ein äußerliches Beiwerk, machte das eigentliche Wesen Lessing's nicht aus, weder des Kritikers noch des Dichters. Auch Hettner hat dies gewiß nicht sagen wollen — dafür stellt er selbst Lessing viel zu hoch, weist ihm einen viel zu gewichtigen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Literatur an. Aber eben darum wüßten wir gern, wie Hettner sich diesen Lessing'schen Einfluß durch den Herder'schen und Goethe'schen entweder überflügelt und beiseite geschoben, oder ergänzt, bekräftigt, verstärkt denkt.

Wir lesen bei Hettner, „es nehme wahrlich nicht wunder, wenn Lessing von diesen ungeheuerlichen Erscheinungen (der Sturm- und Drangperiode), welche die ganze Arbeit seines Lebens wieder in Frage stellten, verlegt und unmutig sich abwendete, sodas er in diesem gerechten Aerger sogar die großartige Bedeutung der gewaltigen Jugenddichtungen Goethe's verkannte“.

Es könnte hiernach scheinen, als ob Lessing auch gegen „Göz“ und „Werther“ sich nur in einem Anfall von Unmuth über die Nichtbeachtung der von ihm aufgestellten Regeln erklärt habe, während doch wenigstens sein bekanntes Urtheil über „Werther“ offenbar einen viel tiefern Grund hat, nämlich die specifische Verschiedenartigkeit der Lessing'schen Lebensanschauung von der Goethe'schen.

Daß in der Sturm- und Drangperiode ein neuer Trieb des deutschen Geistes- und Gefühllebens ansetzte, daß die classische Zeit unserer Literatur ihre Thätigkeit vorzugsweise der Pflege und Veredlung dieses zuerst etwas wilden Schößlings widmete, und daß wir dieser Thätigkeit viele und herrliche Schöpfungen unserer Poesie verdanken, wird nicht gelengnet werden können; ebenso wenig aber auch, daß diese ganze neue Richtung ein Bruch mit der durch Lessing inauguirten, wesentlich auf dem Boden der Zeit und der Thaten Friedrich's des Großen stehenden Literaturrichtung war. Die Literaturgeschichte wird sich daher der Aufgabe nicht entziehen können, festzustellen, ob dieser Bruch berechtigt oder unberechtigt war, ob er unserer Literatur zum Heile gereichte oder nicht, ob er hätte vermieden werden können, oder ob er erfolgen mußte, und weshalb.

Es ist hier der Ort nicht, eine Lösung dieser und ähnlicher Fragen zu versuchen; aber aufwerfen mußten wir sie, um anzudeuten, nach welcher Seite hin wir noch einige weitergehende Erörterungen in dem vorliegenden Werke gewünscht hätten. Der verehrte Verfasser mag uns dies verzeihen: es ist eben eine Unart der menschlichen Natur, daß sie, je mehr ihr geboten wird, desto mehr verlangt. Bei einer weniger gründlichen und vielseitigen Literaturgeschichte als dieser Hettner'schen, würden wir auf solche unbescheidene Wünsche wahrscheinlich gar nicht verfallen sein.

Hiermit verlassen wir vorläufig das Gebiet allgemeiner Betrachtungen, auf welches der Verfasser uns einlei-

tungsweise führte, und wenden uns zu den einzelnen Charakterbildern, in denen derselbe die Sturm- und Drangperiode abschilderte.

An der Spitze derselben steht das mit großer Liebe, Wärme und Klarheit ausgeführte Bild Herder's. Die Entwidlung Herder's, insbesondere sein Streben nach dem Natürlichen und Volksthümlichen, führt der Verfasser — vielleicht allzu ausschließlich — auf Rousseau zurück. Uns scheint, der Hamann'sche Einfluß hatte doch größern Antheil daran, als Hettner, der wol zu sehr bloß Hamann's pietistische Seite ins Auge faßt, zugeben will. Das positiv Berechtigte und Befruchtende in den ursprünglichen Kundgebungen des Menschen- und Volksgeistes tritt bei Hamann stärker hervor als bei Rousseau, bei welchem letztern mehr die negative Seite, die Abwendung von der Ueberkultur vorwiegt; gerade jenes Positive aber, die urschöpferische Kraft der Volksgeister, bildet auch die Grundlage der dichterischen und kritischen Anschauung Herder's.

Mit Recht hat Hettner die liebevolle Würdigung der verjüngenden und erfrischenden Kraft der Volkspoesie als den lebendigen Mittelpunkt der Bestrebungen und der Verdienste Herder's um unsere Literatur hervorgehoben. Aber auch die Schranke dieser Bestrebungen hat er angedeutet, daß dieselben nämlich vorzugsweise der Lyrik zugute kommen und so der ganzen Dichtung einen Impuls nach der lyrischen Seite hin geben, während Lessing ausdrücklich die dramatische Dichtung als den Höhe- und Zielpunkt aller Poesie bezeichnet und gepflegt hatte. Daß bezüglich des Dramas Herder den Irrthum beging, Einheit der Person mit Einheit der Handlung zu verwechseln, und wie verhängnißvoll dieser Irrthum für die Dichter der Sturm- und Drangperiode wurde, ist sehr richtig nachgewiesen.

Ebenso durchsichtig und liebevoll eingehend ist bei Hettner die Schilderung und Würdigung der geschichtsphilosophischen und der religiös humanen Wirksamkeit Herder's. Mit besonderer Vorliebe wird hier, wie auch schon (im zweiten Buche) bei Lessing, den Einflüssen spinozistischer Denkweise auf unsere großen Geister nachgespürt. Ueberhaupt erscheinen in diesem Theile der Hettner'schen Darstellung die Geistesrichtungen der beiden großen Männer, die in der Poesie wesentlich divergiren, wieder ungleich mehr convergirend, ja in der Hauptsache einstimmig.

Gleich Lessing betonte auch Herder aufs schärfste den rein menschlichen Ursprung der biblischen Evangelien. Indem Herder in diese Untersuchungen den Begriff der Volksdichtung einführt, bezeichnet er in den Abhandlungen vom Erlöser des Menschen und von Gottes Sohn als der Welt Heiland die Evangelisten ohne Bedenken als Ahasyoden der mündlichen Ueberlieferung und apokalyptischen Sage, der heiligen Epöpe, welche, ehe noch eins unserer Evangelien geschrieben wurde, als lebendiger Glaube der neuen Gemeinde längst vorhanden gewesen. Gleich Lessing bekämpfte auch Herder aufs schärfste die kirchliche Forderung, die Wunder und Weissagungen Christi als Kennzeichen und Beglaubigung der Wahrheit seiner Lehre und seiner göttlichen Sendung zu betrachten. Die Wahrheit, sagt Herder, muß sich selbst beweisen, aber alles Zusammenreffen alter Propheten, alle ehemals geschehenen Wunder sind für uns ungesagt und ungeschehen. Gleich Lessing unterschied auch Herder aufs schärfste zwischen der christlichen Religion, wie sie ungewiß und vieldeutig die Kirchenlehre sei, und zwi-

schen der Religion Christi, wie Christus als Mensch in höchster Vorbildlichkeit sie erkannte und übte, und wie sie jeder mit ihm gemein haben könne und solle. Der kirchliche Glaube war ihm nur Hülfe, in der die Frucht erwuchs, nur Schale, die den Kern festhielt, war ihm, selbst mit dem feinsten Dogma übersponnen, bloß ein historischer Glaube. Das Christenthum aber war ihm nicht Lehre allein, sondern ein lebendig wirkendes Institut, nicht Schule, sondern thätige Gemeinde. Das Christenthum, fortgehend durch alle Zeiten und Nationen, war ihm eine über allen Nationalismus erhöhte Menschen- und Völkreligion, nicht nur Religion also, sondern die einzige Religion der Menschheit, höchste Tendenz und Bestimmung der menschlichen Natur, Humanität.

Wenn Hettner es auch nicht besonders anmerkt, so hat er doch sicherlich hierbei Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“ im Auge, wo ebenfalls als höchste und letzte Blüte aller religiösen Erziehung des Menschengeschlechts durch die Offenbarung in ihren verschiedenen Stadien die Humanität, gleichsam die reine Sichselbstbestimmung und Sichselbstbestimmung des Menschen erscheint.

Von besonderm Interesse ist endlich noch, weil in den gewöhnlichen Literaturgeschichten kaum oder gar nicht berührt, was Hettner über das Verhältniß Herder's zur bildenden Kunst und speciell über seine Ansichten von den Stilverschiedenheiten der Plastik und der Malerei gesagt hat. Wir begnügen uns hier, darauf zu verweisen.

Auf Herder folgt Gerstenberg, zwar ihm längst nicht vergleichbar, aber ebenfalls, „wenn nicht ein Begründer, so doch ein Vorläufer der Sturm- und Drangperiode“.

Hier haben wir es, anders als bei Herder, vorzugsweise mit der Richtung auf das Drama zu thun, theoretisch sowol als praktisch. Ersteres namentlich in dem „Versuch über Shakspeare's Werke und Genie“, letzteres im „Agolino“.

An jenem „Versuch“ hebt Hettner sehr richtig hervor, daß Gerstenberg zwar auf der einen Seite dem großen Genie Shakspeare's vollkommen gerecht geworden, indem er ihm die seltene Kraft zuschrieb, alles was nur in den Bereich des menschlichen Geistes falle, die Natur in Ruhe und die Natur in Bewegung, das Komische und das Ernste, mit der gleichen Fähigkeit zu umfassen, zugleich jeden Gegenstand in der ihm zukommenden, ihm natürlichen Sprache auszudrücken; daß er aber auf der andern allerdings ihn doch nur einseitig erfaßte, indem er die Schilderung der Sitten und der Charaktere ihm als sein größtes Verdienst anrechnet, dagegen feste Einheit der Composition als außerhalb des Zwecks seiner Dichtung liegend bezeichnete.

Gegen diese Auffassung Shakspeare's, die rückwirkend zu einer Legitimation der Regellosigkeit wurde, erhob sich Lessing in seiner „Dramaturgie“; allein „für die ausschweifende Genialitätssucht des jungen Geschlechts, das jetzt in die Literatur trat (die Männer des Sturmes und Dranges), war die wuchtvolle Einrede Lessing's in den Wind gesprochen“.

Gerstenberg machte zu jener Theorie von Shakspeare und vom Drama die praktische Probe in seinem „Agolino“, wo er „alle Kunst in die Aufgabe setzte, das Kommen und Wachsen des Hungers und der brennenden Verzweiflung mit lebendigster Anschaulichkeit Schritt vor Schritt vor Augen zu stellen, scharf individualisirt und verschieden-

artig abgestuft, je nach der Empfindungs- und Altersverschiedenheit des Vaters und der jüngern Söhne". Hettner findet, daß der „Ugolino“, obgleich als Drama natürlich gänzlich verfehlt, dennoch „ein Werk von ergreifender Plastik der Schilderung“ sei. Wir möchten ihm selbst diesen Vorzug nur sehr theilweise zugestehen. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß bei aller Uebertreibung des Gräßlichen der „Ugolino“ von andern Shakspearistrenden Versuchen oder vielmehr Misversuchen der Sturm- und Drangperiode, die bisweilen ins platt Triviale verfallen, sich wenigstens durch eine gewisse ernste Größe des Gedankens vortheilhaft unterscheidet.

Werfenberg's „Ugolino“ war die erste Dichtung jenes ungebundenen, ungefüllen dramatischen Stils, der fortan immer mehr in die Mode kam, und den die Stürmer und Dränger mit prahlerischer Selbstgefälligkeit Shakspearistren nannten. Nicht in der Weise von Lessing's „Emilia Galotti“, die sich mit bewußter Gegensätzlichkeit dem neuen Stil Werfenberg's scharf entgegenstellte, straffe, gemessene Führung einer stetig fortschreitenden, folgerichtig einheitlichen dramatischen Handlung, sondern einzig und allein oft bis zur Rohheit drastisch natürliche Ausmalung der fessellos hervordrührenden menschlichen Leidenschaft.

Im dritten Kapitel wird uns „Goethe bis zur italienischen Reise“ vorgeführt. Zuerst die drei Vorstufen seiner Entwicklung: Leipzig, Strasburg, Wezlar. Hettner folgt hier einfach jener Prädestinationstheorie, welche man ja auf Goethe ganz besonders und fast ausschließlich angewendet zu sehen gewohnt ist, jener Prädestinationstheorie, wonach dieser Götterliebhaber mehr denn irgendein anderer Dichter vor und nach ihm gleichsam fertig aus dem Haupte des Jupiter (mit dem man ihn selbst so oft verglichen) hervorgefprungen wäre. Jung Stilling's, Ostfner's, Heinse's, Jacobi's, Klinger's und Wieland's Aussprüche über das „Dämonische“ in Wesen und Erscheinung des Jünglings Goethe werden mitgetheilt und dann fortgefahren:

Von Kindheit auf war der Grundzug seines Wesens unbeirrbar in ihm ausgesprochen. Wie Goethe in seinem Alter eine volle und in sich abgeschlossene Persönlichkeit vorzugsweise „eine Natur“ zu nennen liebte, so geht auch bereits durch das vielthätige, oft scheinbar ziellos umherschweifende Lernen und Treiben des Knaben der dunkle, aber nichtbedenklicher sich des rechten Wegs bewußte Drang, den vollen und ganzen Menschen in sich herauszubilden und dieses freie Menschenthum unbedingt und rückhaltlos auf die ungestörte Gesundheit und Entfaltung der reinen Natur zu stellen.

Wir hätten gleichwol gewünscht, daß über die Genesis dieses bedeutenden Geistes, an welcher immerhin auf die Außenwelt, das Aelternhaus, die Eigenart von Vater und Mutter, die ersten Umgebungen, Jugendindrücke, später dann bewußte Strebungen und Anlehnungen, kurz Bildungseinflüsse verschiedener Art ihren gewiß nicht gering anzuschlagenden Antheil hatten, einiges gesagt worden wäre. Besonders der leipziger Aufenthalt bietet, dünkt uns, nach Goethe's eigenen Aufzeichnungen dafür manche nicht unwichtige Anhaltspunkte. Ueber diesen ist hier fast allzu rasch hinweggegangen.

Etwas mehr erfahren wir von den Anregungen und Anbahnungen der strasburger Periode. Im ganzen doch auch nur das schon Bekannte. Besonderes Gewicht legt Hettner auf die Einwirkungen Rousseau's, zu viel, scheint uns, auf einzelne Anklänge von Spinozismus in der

damaligen Denkweise Goethe's. Um so auffallender ist, daß Hettner die vorausgegangene Episode von Goethe's Umgang mit Fräulein von Klettenberg in Frankfurt a. M. und dem etwas mythischen Christenthum, welches der phantastereiche Jüngling in diesem Geistesverkehr sich anferbaute, gar nichts erwähnt, obschon doch die Nachklänge dieser Stimmungen in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“, auch sonst in gewissen Partien des „Wilhelm Meister“ wiederzuerkennen sind.

Auch „Wezlar“ ist meist nur eine Mosaik von Aussprüchen Goethe's selbst über sich und anderer über ihn. Wir möchten gern noch mehr diesen Genius, dessen Schaffen vor allem so sehr ein Selbsterleben war, vor unsern Augen werden und wachsen und das aus sich heraus Gebären sehen, was uns bald darauf als fertige Dichtung vorgeführt wird.

In den folgenden (zweiten) Abschnitt: „Frankfurt“, fallen bekanntlich die für Goethe's Eigenthümlichkeit, soweit er der Sturm- und Drangperiode angehört, bezeichnendsten Werke: „Werther“, „Götz“, „Prometheus“, die Anfänge des „Faust“. Hettner sagt:

In ihren Stoffen und Motiven sind diese Jugenddichtungen Goethe's durchaus echte Kinder der Sturm- und Drangperiode. Und zwar um so mehr, je mehr jener innige und unverbrüchliche Zusammenhang zwischen Leben und Dichten, welcher der Grundzug seiner Natur ist, ihm schon jetzt mit klarster Bewußtheit tiefste Lebensnothwendigkeit und höchstes Kunstgesetz war. . . . All das schrankenlos Emporstrebende, Grollende, Wühlende, was diese gärende Zeitstimmung gegen die Enge und Starrheit der herrschenden Meinungen und Zustände auf dem Herzen hatte, strebt, großt, wühlt, schafft und arbeitet auch in Goethe. Aber wo alle die andern nur an der Oberfläche haften, nur lallen und stammeln, oder sich listig aufschwimmen und sich in sinnlosen Schwulst verlieren, da erfaßt der durchdringende Tiefinn und die sittliche Sicherheit und Klarheit Goethe's sogleich den innersten Kern, spricht das letzte, entscheidende Wort aus und schafft gestaltskräftig rein und allgemein menschliche und darum ewig gültige Typen und Ideale. Im „Werther“, im „Prometheus“, vor allem im „Faust“ vertieft sich die Grundstimmung der Sturm- und Drangperiode, der himmelstürmende Titanismus und die überschwengliche Gefühlsmühsamkeit, zur erschütternden Tragik des unlösbaren Widerspruchs zwischen dem angeborenen Unendlichkeitsstreben und der angeborenen Endlichkeit und Begrenzung. Es ist ein Ringen und Kämpfen um die letzten und höchsten Ziele des Daseins. Alle die Dichtungen der andern Stürmer und Dränger sind zerflossen wie Spreu; Goethe's Jugenddichtungen dagegen sind die wesentlichsten Grundlagen unsers tiefsten Bildungslebens. Unser ganzes Denken und Empfinden wäre ein anderes, wären „Werther“ und „Faust“ nicht.

Was hier über Goethe's spezifischen Unterschied von und seinen unendlichen Vorzug vor den andern Dichtern des Sturms und Drangs gesagt ist, unterschreiben wir natürlich Wort für Wort. Wenn aber Hettner in diesen Dichtungen Goethe's, im „Werther“, im „Faust“, nicht bloß das Höchste dichterischer Gestaltung, sondern auch muster-gültige Typen, wesentliche Grundlagen alles sittlichen und Bildungslebens erblickt, so müssen wir dagegen gewisse Vorbehalte machen.

Bekannt ist Lessing's Ausspruch, daß ein Grieche selber einem Mädchen kaum die Schwäche verzeihen haben würde, die an Werther als Seelenstärke gepriesen und poetisch verherrlicht wird. Die große Zeit, deren Zeugen und Genossen zu sein uns Jetztlebenden vergönnt ist, diese große Zeit, die uns die Möglichkeit nicht nur, sondern auch

Kreiz und Sporn zu Bestrebungen, Thaten und Opferungen für ein Allgemeines gibt, bringt jenen Ausspruch Lessing's zu Ehren und lehrt uns die sittliche Aufgabe des Menschen und die wesentliche Grundlage menschlichen und nationalen Bildungstrebens in etwas andern erkennen, als in einem Quietismus und Egoismus bloßer Gefühlschwelgerei, wie es doch wesentlich der Grundzug des Werther ist.

Der Dichtung „Werther“ wird dadurch von ihrem untergänglichen Werthe als wahrheitsgetreues Spiegelbild ihrer Zeit und der sie bewegenden Stimmungen nichts gerammt, aber freilich als Spiegelbild einer kranken Zeit und krankhafter Stimmungen, die wir heute nicht mehr als muntergültige, typische hegen und pflegen, sondern als überwundene lebiglich noch mit einem culturgeschichtlichen Interesse ansehen können, mit einem ähnlichen Interesse wie das, womit der Patholog eine merkwürdige Verbildung des gesunden Organismus betrachtet und zergliedert.

Und einen eben solchen pathologischen Charakter, nur in ungleich großartigern, ja den denkbar großartigsten Dimensionen, hat auch der „Faust“. Jenes Ringen nach dem Unendlichen, jener Drang nach absolutem Wissen, jenes Sehnen, hinabzusteigen in die Tiefen der Natur, wird auch heute und in alle Zukunft hochstrebenden Geistern vielfach nahe treten und vielleicht keinem ganz erspart sein. Aber nicht in den Zauberformeln der Magie, noch in den Tiefen der Sinnlichkeit und dem stets bereiten Wunder zur Erfüllung jedes ausschweifenden Wunsches wird fernhin die Heilung solcher innern Wehen und Wirren gesucht und gefunden werden, sondern in der stetig forschenden Wissenschaft, die sich bescheidet, immer nur Endliches und Bedingtes, aber dieses immer vollständiger zu erfassen, in der rastlosen Arbeit, „die Sandkorn nur zu Sandkorn reicht, doch von der Schuld der Ewigkeiten, Minuten, Tage, Jahre streicht“, kurz in jener „That“, die Faust selbst als das Höchste preist, nur daß er für sein Theil nicht in ihr, vielmehr — darin der Zwillingbruder Werther's — im bloßen egoistischen Genuße, auf Kosten fremden Glücks und mit Verachtung der allgemein

gültigen sittlichen Ordnung die höchste Bestimmung des Menschenlebens und die höchste Verwerthung der Menschkraft erkennt.

Ein solches pathologisches Element in der gesammten Sturm- und Drangperiode anzuerkennen und unter diesem Gesichtspunkte ihre Ergüsse, also auch die Goethe'schen Dichtungen, die dahin gehören, zu betrachten, wird sich unsere Literaturgeschichte je länger je weniger entbrechen können, wenn sie den wahren Gesetzen nationaler Cultur-entwicklung gerecht werden will. Sie wird zu constatiren haben, daß die Sturm- und Drangperiode wirklich ein Abbrechen (wenn man den Ausdruck „Abfall“ zu hart findet) von dem durch Lessing angebahnten Wege war, um nachzuweisen, warum sie dies nach den ganzen Culturverhältnissen jener Zeit und speciell unsers Volks sein mußte. Sie wird deshalb keinen Stein auf jene Stürmer und Dränger selbst zu werfen brauchen, sie wird der gerechten, unvergänglichen Bewunderung Goethe's nichts entziehen; aber sie wird doch zu beklagen haben, daß der Geist jener Zeit nicht verstattete, die männliche, thatkräftige, charaktervolle Poesie, zu der Lessing den Anstoß gegeben, fortzusetzen und weiter auszubilden.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser unserer Ansicht, die von der Feltner'schen Anschauung allerdings wesentlich abweicht, uns im Einklange zu befinden mit einem andern bedeutenden Literaturhistoriker der neuesten Zeit, dem leider verstorbenen Roberstein. Er schrieb uns nicht lange vor seinem für die Wissenschaft noch zu frühen Tode:

Wie oft bin ich bei meinen Studien und Arbeiten in der vaterländischen Literaturgeschichte der Neuzeit trübe gestimmt worden, wenn ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß unsere großen Dichter zu Ende und zu Anfang des vorigen und jetzigen Jahrhunderts den Weg nicht innegehalten, auf welchen Lessing unsere literarische Entwicklung gebracht, wie dieses Streben nach einer sogenannten idealen Kunst, die aus dem wirklichen Leben herausgehoben werden sollte, und nun, um eines Ausdrucks von Herder mich zu bedienen, wie ein fußloser Paradiesvogel in der Luft schwebte, die Kräftigung und Volkstheilnlichkeit unserer Literatur verhindert hat.

Karl Biedermann.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Religionsphilosophie und Religionsgeschichte.

1. Lob und Schimpf des Jesuitenordens, im Interesse der bürgerlichen Wohlfahrt historisch dargelegt von Franz Huber. Bern, Goller. 1870. Gr. 8. 12½ Ngr.
2. Pascal, sein Leben und seine Kämpfe. Von J. G. Dreydorff. Leipzig, Dunder und Humblot. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Diese beiden Bücher lassen sich insofern zusammenstellen, als sie beide in der ausdrücklichen Bezugnahme auf diejenige Richtung unserer Zeit übereinstimmen, die im letzten vaticanischen Concil ihren Ausdruck gefunden hat. Denn es ist ja wol keinem Einsichtigen zweifelhaft, daß dort, wie überhaupt in den leitenden Kreisen der römischen Kirche, der Jesuitismus dominirt und daß das Unfehlbarkeitsdogma keine andere Bedeutung hat, als in bezeichnender Weise eine Centralstelle zu schaffen, von

der aus die von den schauerlichsten Zukunftshoffnungen berauschten Armeen schwarzer Streiter die bindendsten Commandos erhalten: es bedeutet Unterwerfung aller Mächte, Organismen und Glieder der katholischen Kirche unter den Jesuitenorden.

Stimmen nun in dieser polemischen Tendenz beide Schriften zusammen, so unterscheiden sie sich doch wesentlich in Stoff und Ausführung und in der Gattung von Publikum, für die sie bestimmt sind. Franz Huber's Buch: „Lob und Schimpf des Jesuitenordens“ (Nr. 1), ist eine kernige populäre Streitschrift. Er nennt sich auf dem Titel Verfasser der „Vaticanischen Kreuzspinne“ und stellt in der Vorrede eine dritte Schrift: „Jesuitenmoral“, in nahe Aussicht. Schon die äußere Ausstattung der keinen Droschküre ist in die Augen fallend, wie es bei

den fürs größere Publikum bestimmten Sachen zu sein pflegt. Den Inhalt bilden hauptsächlich zahlreiche, in ziemlich bunter Reihenfolge ausgeführte testimonia wider den Jesuitenorden. Alle erdenklichen Zeugen aus vier Jahrhunderten und drei Welttheilen lassen uns aus ihren Ausfagen die gleiche diabolische Frage entgegenrinsen, die wie eine märchenhafte Unmöglichkeit aus der Weltgeschichte herausschaut. Oder hätte etwa bis heute ein Schriftsteller vermocht, das Wachsen und Anschwellen dieses wunderbaren Abscesses am Leibe der Civilisation, in den sich alle Känkefucht und Verschlagenheit vornehmlich der romanischen Rasse in einen Giftmäuel zusammengezogen zu haben scheint, pragmatisch darzustellen? Das Schlußtableau bildet der Sonderbundskrieg. Merkwürdigerweise finden wir Pascal nicht unter der Schar der aufgeführten Zeugen; wahrscheinlich hat sich der Verfasser diesen fetten Bissen für seine „Jesuitenmoral“ aufgespart.

Auch J. G. Dreydorff will mit seinem „Pascal“ (Nr. 2), dessen Kampf gegen die Jesuiten er in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, in die Reihen der Kämpfer gegen das schwarze Schreckniß unserer Tage treten.

„Keine Zeit ist für das Verständniß dieses Kampfes Pascal's besser vorbereitet als die gegenwärtige, keine dringender aufgefordert, davon zu profitieren“, schreibt er in der Vorrede. Und an einer andern Stelle:

Die Meinung, daß die Jesuiten ihre schlechte Moral verbessert haben, wesentlich verbessert, ist durch sie selbst widerlegt worden. Widerlegt durch das auf deutschen Lehranstalten gebrauchte Compendium der Moral vom Jesuiten Gury (Ratisbonae 1868, 1014 Seiten), ein Buch, von dem ich hier noch einmal erkläre, daß es ganz nach Verdienst zu behandeln deshalb schwer ist, weil sich gerade das, was es am meisten kennzeichnet, gravirt und den Arm des Staatsanwalts in Bewegung setzen sollte, anstandslos in keine der lebenden Sprachen, am wenigsten gottlob in unser gutes Deutsch übertragen läßt.

Dreydorff gehört, wie auch sonst bekannt, der Richtung des Protestantenvereins an und datirt seine Vorrede: „Berlin, während des vierten deutschen Protestantentags, gegenüber der heute kirchengeschichtlich gewordenen „Turnhalle“, am 6. October 1869.“ Wenn sich auch sein Werk nun mit manchen von ähnlicher Richtung berührt, so muß hier ganz besonders anerkannt werden, wie sehr der freie Geist des Verfassers in jener überlegenen Ironie, mit der sowohl die Schwächen des Jansenismus wie der verächtliche Machiavellismus der Jesuitenmoral tractirt wird, der gesammten Behandlung zugute kommt.

Das Buch ist kritisch geschrieben; viele Züge des Lebens Pascal's werden hier zum ersten mal auf ihren festen geschichtlichen Boden gestellt. Es ist geistvoll und frisch gehalten und behandelt jeden Punkt, der von allgemeiner Bedeutung ist, mit universellem Ausblick.

Es zerfällt in drei Bücher. Das erste Buch berichtet die Entwicklung des Wunderkinds, seine „Bekehrung“, seinen Eintritt in die jansenistische Genossenschaft zu Port-Royal und sein Leben in dieser Genossenschaft bis zu seinem Eintritt in den Kampf der Jansenisten wider die katholische Orthodoxie.

Den Leitern dieser Gemeinschaft fehlt der aggressive Heroismus reformatorischer Naturen: sie haben Concessionen gemacht, sind Schritt vor Schritt aus ihren Positionen heraus- und endlich an die Wand gedrängt wor-

den. Da fällt es ihnen bei, auf die öffentliche Meinung zu recurriren, und der geistreiche Pascal ist der Ausgesehene, um diesen Kampf zu führen. So entstehen die „Lettres provinciales“, das größte stilistische Meisterwerk des Jahrhunderts. Unter der Maske eines heitern Weltmanns und mit weltmännischer Ironie stellt der Dreißigjährige in dem ersten zu Anfang 1656 erschienenen seiner pseudonymen „Briefe“ seine vergeblichen Versuche dar, über die Streitpunkte ins Klare zu kommen, welche die theologischen Perrücken der Sorbonne in Harnisch gebracht haben. Der Erfolg ist ein beispielloser, ebenso beim zweiten und dritten Brief, die den gleichen Segnern gewidmet sind. Erst der vierte wendet sich gegen die Jesuiten, und erst mit dem fünften wird der Kampf von den Händeln der Jansenisten auf den allgemeinen Boden der jesuitischen Morallehre hinübergespielt.

Vortrefflich ist die Darstellung, wie Pascal vor seinem Briefsteller, der dabei die Rolle des überraschten Dummen spielt, einen Jesuiten seine sämmtlich mit den bewährtesten Citaten belegten „casuistischen Schurkereien“ entwickeln läßt. Der Zweck des ganzen ungeheuerlichen Systems, Herrschaft über die Gewissen um jeden Preis, auch um den der gesammten Moral, tritt in die schärfste Beleuchtung. Der dicke Strick, aus Beichte, Absolution und Pönitenz geflochten, mit dem der sündhafte Mensch an die Autorität der Kirche gekoppelt ist, wird hier in lauter dünne Zwirnsfäden auseinandergezerrt, die besonders dem „vornehmen Sünder“ jeden erdenklichen Spielraum, bis zu Mord und Meineid hin, gewähren. Sehr ergötzlich ist besonders die Darstellung, wie der jesuitische Beichtiger, wenn das Beichtkind weder Reue zeigt, noch Besserung in Aussicht stellt, noch sich zu einer Pönitenz versteht, seine Absolution — denn absolvirt muß werden, um das Band mit der Kirche nicht zu zerreißen — um jeden Preis losschlägt.

Am Schluß des zehnten Briefs verwandelt sich dann der harmlose Schüler, der seinen Jesuiten nur immer in schwaghafter Laune zu erhalten suchte, plötzlich in einen strafenden Propheten voll sittlicher Entrüstung, und es beginnt eine fulminante, direct an die Jesuiten adressirte Polemik, zu der sich jene ironisirende Behandlung nur wie ein Kampfspiel vor einem wirklichen Kampfe verhält.

Aber wie vorher sein weltmännischer Spott, so wurde nachher die Energie seiner Angriffe den ascetisch-engerzigen und furchtsamen Vätern von Port-Royal unbequem; er erntete Undank bei seinen eigenen Schülern — ein Vorspiel der „Enttäuschungen“, die, wie schon die Unterschrift des dritten und letzten Buchs der Biographie anzeigt, den Charakter der letzten Lebensjahre Pascal's — er starb mit 39 Jahren — ausmachen.

Ein Dorn von Christi Dornenkrone verrichtet im Sommer des Jahres der „Provinzialbriefe“ in Port-Royal Heilungswunder: für die Partei wie für Pascal selbst eine Ursache triumphirenden Selbstbewußtseins, bis ihnen die Polemik der Jesuiten begreiflich macht, daß diese Wunder keineswegs als das anzusehen seien, wofür sie ihnen galten, als ein direct göttliches Zeugniß für die Gerechtigkeit ihrer Sache. Immer blündigere Erklärungen ihrer Orthodoxie werden den Vätern von Port-Royal zur Unterschrift vorgelegt, und mit immer gewundenerer Sophistik

bedenken sie die Kernpunkte ihrer Ueberzeugungen hinein und unterschreiben. Pascal's Lieblingschwester Jacqueline, gleich ihm Wunderkind und gleich ihm in Port-Royal in klösterlicher Abgeschlossenheit lebend, stirbt infolge von Gewissensnoth wegen abgepreßter Unterschrift; er selbst ermannt sich zu dem Gedanken, daß auch der Papst irren könne, sagt sich von jenen schwachmüthigen Vätern los und appellirt an einen zukünftigen Papst und eine zukünftige Kirche. Gleichzeitig versinkt er mehr und mehr in äußerliche Andachtsübungen und in eine engherzig ascetische Gestanung, in der ihm die wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Jugend nur als eine Jugendstunde und selbst die auf die „Provinzialbriefe“ verwendete Zeit als den Armen geraubt erscheint. Und so endet denn ein früher Lob am 19. August 1662 dieses offenbar von Hans aus krankhaft und pessimistisch angelegte Leben, von dem uns hier ein ganz vortreffliches und lebhaftes Bild gegeben wird.

3. Ueber das Böse und seine Folgen. Von Heinrich Ritter. Götta, F. A. Perthes. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir haben es mit einem opus posthumum des bekannten, am 3. Februar 1869 verstorbenen göttinger Philosophen und Geschichtsschreibers der Philosophie zu thun, dem es nur noch vergönnt war, die ersten Bogen dieser Schrift gedruckt zu sehen. In einer ausführlichen Einleitung (xxvi Seiten) weist der Herausgeber, Peipers, nach, wie das Problem des Bösen während der ganzen Zeit der schriftstellerischen Thätigkeit des Verewigten ein Haupt-, um nicht zu sagen ein Lieblingsgegenstand seines Nachdenkens gewesen ist. Und eine wichtige Stellung darf es ja wol in dem Interesse jedes tiefer Denkenden einnehmen; ganz abgesehen von der religiösen Bedeutung hat es seine Stelle in der Psychologie und in der Ethik, und auch eine tiefgreifende Socialwissenschaft kann sich ebenso wenig der Untersuchung entschlagen, inwieweit das Böse eine Macht in der menschlichen Natur und Gesellschaft ist, wie sie im Stande sein wird, eine dauerhafte Heilung für die Schäden der Gesellschaft lediglich auf Grund des Egoismus und ohne Zuhilfenahme des Princips zu finden, das der Erfinder der Socialwissenschaft, Adam Smith, „sympathy“ nennt.

In der Ritter'schen Schrift nun finden wir im allgemeinen eine eigenthümliche Mischung von Speculation und Reflexion; jener Speculation, die sich gemüthlich hinsetzt und beweist, zwei Krametsvögel wären drei, denn eins steckt ja in zwei; die mit wichtiger Miene mit Begriffen taschenpielert, in dem stolzen Bewußtsein, damit der Welt des Seins draconische Gesetze vorzuschreiben; und einer Reflexion, die zwar nicht scharf gespannt, nicht realistisch ist, aber in ihrer kühlen, quietistischen Klarheit oft treffliche Ausführungen bringt, z. B. über den Unterschied des Menschlichen vom Thierischen im Streben nach Genuß, und über verderbte Phantasie.

Der Stil ist vortrefflich, klar, ebenmäßig, deutsch; aber ohne Leben und individuelle Färbung und ohne scharf markirten Gedankenfortschritt. Und so ist denn auch der Inhalt vielfach verschwommen oder dem Leben abgewandt, eine Offenbarung aus der nirwanistischen Wolke des deutschen Professorenhimmels.

Der Standpunkt des Verfassers ist der einer theologisirenden Metaphysik; er ist Theist und bekennt sich zur Dreieinigkeit. Gleich im zweiten Kapitel finden wir, wie er, nenngleich nach seiner Ansicht der Zwischenraum zwischen dem höchsten Princip alles Seins und der Sinnenwelt, den die Theologie in löblicher Absicht mit allerlei guten und bösen Mittelwesen ausfüllt, für die Vernunft mit Finsterniß umhüllt ist, die Möglichkeit eines übermenschlichen Reichs des Bösen nachdrücklich einräumt. Dabei nimmt er aber zum Dogma eine völlig freie Stellung ein; er leugnet ein geoffenbartes Sittengesetz und übernatürliche Gnadenwirkungen und proclamirt emphatisch die „Wiederbringung aller Dinge“. Auch befindet er sich mit seiner ganzen Auffassung des Bösen in offenem Widerspruch gegen das christliche Dogma von Sündenfall, Erbsünde und Grundverderbtheit der Natur.

Das Resultat seiner Untersuchungen über die Natur des Bösen nämlich ist eine überraschend milde Auffassung derselben:

Weder der Trieb zum sinnlichen Begehren noch der Trieb zur Selbstliebe darf als ein Trieb zum Bösen oder als Grund des Bösen von uns angesehen werden. . . Vermögen und Trieb haben wir empfangen, sei es von Gott oder von der Natur. Wir würden einen von beiden beschuldigen müssen, daß sie etwas Böses in uns angelegt hätten, wenn wir zu seiner Erklärung auf eine ursprüngliche Anlage und einen ursprünglichen Trieb zum Bösen zurückgingen.

Vielmehr werden „die Entwickelungen unsers Lebens erst durch einen ihnen anhaftenden Mangel zu etwas Bösem“, und wir haben „das Böse in einer Form der Verbindung zu suchen, welche an sich gute Elemente in eine böse Verwickelung bringt“. So bleibt im Bösen immer noch ein guter Bestandtheil, vermöge dessen es sogar geeignet ist die Entwicklung des Guten zu fördern, und selbst der im zweiten Kapitel stipulirte Teufel ist nicht ohne gute Elemente.

Als den Hauptmangel dieser Untersuchungen möchten wir bezeichnen, daß sie nicht von einem das ganze Leben, Wollen und Handeln umfassenden und gestaltenden Idealprincip des Sittlich-Guten ausgehen, wobei sich ganz von selbst alles hinter der Verwirklichung dieses Princips Zurückbleibende als das Nichtgute ergeben würde, während es so dem Verfasser nicht gelungen ist, ein einheitliches Princip des Nichtsittlichen aufzufinden. Damit hängt als ein zweiter Mangel zusammen die Verquickung religiöser Begriffe, wie Sünde und Erlösung, mit sittlichen.

Da es nicht dieses Ortes ist, eine eingehende Auseinandersetzung über die hier einschlagenden Fragen, Standpunkte und Principien zu bewerkstelligen, so genüge das Gesagte, das Buch der Beachtung aller werer, die sich für die Frage interessiren, zu empfehlen.

4. Liebe, Traum und Teufel. Drei Vorträge aus dem Gebiete der Mythologie, Psychologie und Dämonologie. Von Julius Landsberger. Darmstadt, Jongsjans. 1869. Gr. 16. 18 Mgr.

Wie der Verfasser in der Vorrede mit Recht bemerkt, haben von diesen drei populären, vor einem gemischten Publikum in Darmstadt gehaltenen Vorträgen wenigstens der zweite und dritte insofern noch ein besonderes Interesse, als sich in ihnen manches Neue findet, „das zumeist aus

den dunkeln Schachten des orientalischen Schriftthums zu Tage gefördert worden". Sämmtliche drei Vorträge gehören mehr oder weniger dem Gebiet der allgemeinen Religionsgeschichte an; der Verwandtschaft mit dem vorigen Gegenstande wegen beginnen wir mit dem dritten, dessen genauere Ueberschrift lautet: „Samiel oder die Teufelsidee in der Geschichte.“ Ausgehend von der bekannten Gestalt in Weber's „Freischütz“, über dessen nächste Quelle wir schätzenswerthe Mittheilungen erhalten, gibt der Verfasser hier eine Uebersicht über die Entwicklung des Dämonenaberglaubens bei den hauptsächlichsten Völkern des Alterthums und durchs Mittelalter hindurch bis auf die neuere Zeit hin. Der Glanzpunkt des Vortrags ist die Darlegung des altjüdischen Teufelsglaubens in den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt, der bekanntlich ein Erbstück der Jendreligion aus der Zeit nach der Eroberung von Babylon durch Cyrus war. Durch Zusammenstellung der Vorstellungen des Parsismus mit Stellen aus den spätern Schriften des Alten Testaments, mit neutestamentlichen und Talmudstellen, wird es zur vollsten Evidenz gebracht, wie die Vorstellungen des Neuen Testaments, besonders der Evangelien, vom Argen, z. B. die Besessenheit, die Versuchung, durchaus der Religion Boroaster's entstammen. Nebenbei erhalten wir genauere Nachweisungen sowol über Samiel, der keineswegs, wie Friedrich Kind erklärte, vom Samum abstammt, sondern von Sammael, dem altjüdischen Oberteufel, als auch über die Lilith der Goethe'schen „Walpurgisnacht“, über den Asmodi des Buches Tobias und den Beelzebub des Neuen Testaments.

Der erste Vortrag: „Eros und Psyche“, gibt eine hübsche Inhaltsangabe des Märchens oder, allegorischen Romans von Amor und Psyche nach Apulejus nebst einer Uebersicht über die hauptsächlichsten Deutungen und einem eigenen Deutungsversuch, wobei jedoch der Umstand stärker hätte hervorgehoben werden sollen, daß das allegorische Gespinnst größtentheils aus echtem Volksmärchenstoff zusammengewoben, wo nicht ganz und gar nur ein wenig umgestaltetes Volksmärchen ist. Auch die hauptsächlichsten künstlerischen Darstellungen des Mythos aus alter und neuer Zeit werden erwähnt.

Der mittlere Vortrag über „den Traum“ enthält neben kurzen psychologischen Betrachtungen hauptsächlich eine reiche Fülle interessanter Notizen über den Glauben der Alten Welt an die divinatorische Kraft des Traums, wobei wieder merkwürdige und werthvolle Mittheilungen aus altjüdischen Quellen zahlreich mit unterlaufen. Sämmtliche drei Vorträge sind sehr flüssig und lesbar stilisirt.

5. Paulus, der Apostel der Heiden. Vorträge gehalten in den Protestantenvereinen zu Dresden und Leipzig. Von Max Krenkel. Mit einer Karte. Leipzig, Dunder und Humblot. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser führt in der Einleitung Klage über eine „noch vielfach geltende conventionelle Regel, die dem gebildeten Nichttheologen gegenüber den Größen der Bibel und Kirchengeschichte Gleichgültigkeit zur ersten Pflicht macht; die es verschuldet, daß die Propheten Israels, die Heroen des Urchristenthums, die Glaubenszeugen der alten und mittelalterlichen Kirche in den Hallen der Geschichte

vereinsamt stehen, indeß sich um die Helbengehalten des alten Hellas und Rom eine rege Menge voll freudiger Bewunderung schart“. Dieser Klage gegenüber erkennen wir bedingungslos die Verpflichtung der modernen Bildung an, jene Erscheinungen semitisch-orientalischer Geistesart, die durch das Christenthum und den Islam eine so ungeheure Einwirkung auf den Gang der Weltgeschichte geübt haben, geschichtlich zu verstehen. Wir erkennen die Verpflichtung an, in dem so oft barocken orientalischen Wesen, in dem die mehr passiven, vom Object wie von einer beherrschenden Macht tyrannisirten Seelenkräfte, Gefühl und Phantasie, einseitig vorherrschen, eine wenn auch einseitig entwickelte Seite des allgemein Menschlichen zu würdigen und dadurch unser Verständniß der Menschen-natur überhaupt zu vertiefen und zu erweitern.

Aber man erkenne auch die ungeheuern Schwierigkeiten eines solchen Verständnisses an! Dieselben liegen einmal in der Fremdartigkeit des Gegenstandes selbst, andertheils aber in der Behandlung, die man demselben bisher hat angedeihen lassen, und die zwischen den wundergläubigen Zumuthungen der Orthodoxie und der unhistorischen, verflachenden Modernisirung der Aufklärung, wie sie schon Goethe in der Person Bahrdt's verspottet, hin- und hergeschwankt hat. Ohne Zweifel ist die kritische Theologie unserer Zeit berufen, das wirklich historische Verständniß der Bibel und ihrer Charaktere den Gebildeten zu vermitteln; und da unter ihnen sowol nach seiner geschichtlichen Bedeutung als nach dem Reichthum gesicherter Quellen Paulus eine hervorragende Stellung einnimmt, so heißen wir eine weitem Kreisen zugängliche geschichtliche Würdigung dieser Persönlichkeit gern willkommen.

Freilich verlangen wir dann aber auch diesen sonderbaren Schwärmer und Visionär nach der ganzen wunderlichen Gestalt seines Geisteslebens, wie er überall übernatürliche Einsprachen und Stimmen, in allen starken Regungen seines Gemüths- und Phantasielebens Einflüsse der Gottheit wahrnimmt, wie er vermöge einer gründlichen Verschrobenheit seiner Anschauungen von der nächsten Zukunft gleichsam alle menschlichen Verhältnisse auf den Kopf gestellt erblickt, und wie er umgeben ist von einer Atmosphäre schwärmerischer Wunderlichkeiten, die z. B. in der üppigen Seestadt Korinth ein förmliches neues Bacchantenthum erzeugt: dies alles verlangen wir in den lebhaften und grellen Localtönen, die der Gegenstand erfordert und die wahrhaftig nicht grell und fremdartig genug gewählt werden können, gemalt zu sehen. Es muß zugestanden werden, daß bei aller Methodenlosigkeit und Unwissenschaftlichkeit denen diese orientalische Localfärbung oft ausgezeichnet zu treffen weiß. Hierin wie in der fesselnden Lebhaftigkeit seines Stils können die deutschen Theologen noch viel von ihm lernen.

Auch Krenkel ist es noch nicht in dem erwünschten Maße gelungen, seinen Gegenstand in seiner ganzen geschichtlichen Eigenartigkeit wiederzugeben. Wesentliche psychologische Motive, wie z. B. der Visionsvorgang bei der Bekehrung des Paulus, das wunderliche Treiben, das zur Ausendung der ersten Heidenmission von Antiochia aus führt (Apostelgeschichte 13), u. s. w. kommen nur zu einem abgeschwächten Ausdruck, wie überhaupt das ganze in Ekstase und Wunder getauchte Geistesleben, die ganze

barocke, nach modernem Maßstabe gemessen stockfanatische Denkweise des Mannes nicht lebhaft genug zur Darstellung kommt. Es ist offenbar ein gewisses pietätvolles Autoritätsgefühl, das hier unbewußt dazu beigetragen hat, das Fremdartige abzuschwächen und dem eigenen modernen Wesen zu assimiliren oder wenigstens näher zu bringen.

Im übrigen hat die Schrift alle Vorzüge einer freisinnigen und wahrheitsliebenden, ernstlichen und gebiegeneren Forschung, einer sorgfältigen Ausarbeitung und klaren correcten Darstellung und wird von dem über diesen Gegenstand der Belehrung Bedürftigen nicht ohne reichen Gewinn aus der Hand gelegt werden.

Neue englische Romane.

Wir haben diesmal über eine größere Anzahl von Romanwerken, die jenseit des Kanals erschienen sind, als im vorigen Jahr zu berichten; wir theilen die eingelaufenen Novitäten in Gruppen, denen wir einzeln Berücksichtigung zuwenden werden. Die auf unsern Roman Tisch gelagerten Bücher zerfallen nach ihrem Inhalt in folgende Gattungen: in den Sensations-, den Familien-, den religiösen, und den historischen Roman. Beginnen wir mit der ersten Species. Da begegnen uns:

1. Charlottens Erbschaft. Roman von M. E. Braddon. Aus dem Englischen überfetzt von August Kresschmar. Vier Bände. Berlin, Jante. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Doppelt falsch. Roman von Mrs. Ann S. Stephens. Deutsch von August Kresschmar. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Cora, die Königin der Gauflertruppe. Vom Verfasser von „Die Afrikanerin“, „Das vergiftete Halsband“. Nach dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Sensations-Novellen. Aus dem Englischen von John Harwood Esq. u. a. Herausgegeben von Diefried Mylius. Autorisirte Ausgabe. Erster Band. Stuttgart, Bogler und Weinbauer. 1869. 8. 20 Ngr.

Nach dem Englischen! Das war für die deutsche Lesewelt von Walter Scott bis Dickens die Parole zur Erstürmung der Leihbibliotheken (denn Romane schafft sich der sparsame Deutsche nicht an), das Gesprächsthema in den Kaffeekränzchen, das Behagen der Verleger und die Dual der im Schweiß ihres Angesichts arbeitenden Uebersetzungsmaschinen. Aber seit der große Unbekannte, seit Dickens todt sind, seit Pulver seine Feder beiseitegelegt hat, an der noch die glänzende Goldtinte seines letzten Romans: „Was will er damit machen“, klebte, seit der edle Lord sich toxytischen und mystischen Liebhabereien hingeeben, ist es still geworden im Reiche des gediegenen englischen Romans, und weder die brunette südlische Muse der englischen George Sand, der Evans-Elliot, noch die blonde bescheidene Romanphysiognomie der Wood'schen Schriften haben die epische Prosa der britischen Gegenwart vor dem Vorwurf der Effecthascherei einerseits und der Seichtigkeit und trivialen Weitschweifigkeit andererseits retten können. Den erstgenannten Vorwurf, den der Effecthascherei, der absichtlichen Bevorzugung der um jeden Preis spannenden Handlung, verdienen denn auch die heute zu besprechenden Sensationsdichtungen in hohem Grade.

„Charlottens Erbschaft“ von M. E. Braddon (Nr. 1) ist kein selbständiger Roman, es ist nur die Fortsetzung von dem in Nr. 28 d. Bl. f. 1869 von uns besprochenen Roman derselben Verfasserin „Raubbögel“. Vielleicht gibt es doch noch einige gedächtnißstarke Leser, die sich erinnern,

1871. 14.

daß die „Raubbögel“ eine ehrenwerthe Sorte von Galgenstricken waren, die sich bemühten, die reiche Erbschaft eines hübschen Mädchens, Charlotte Halliday, an sich zu bringen. Der Roman schloß ohne Schluß, d. h. er gab uns ein Räthsel, mit dem Hinweis: „Auflösung folgt“ in einem neuen Roman. Dieser neue Roman: „Charlottens Erbschaft“, dessen Inhalt, statt in vier Bänden breitgetreten zu werden, ganz gut in einem fünften Bande der vierbändigen „Raubbögel“ hätte erzählt werden können, handelt nun von den nächsten rechtmäßigen Erben der verhängnißvollen Erbschaft, von Philipp Shelbon's unheilvollen Ränken, die bis zur Vergiftung seiner Pflegetochter Charlotte führen, von den Liebesverhältnissen Gustav Lenoble's zu Diana Paget, und Charlotte Halliday's zu Valentin Hawlehurst, dem Schriftsteller. Schließlich erbricht sich das Laster Philipp Shelbon, und die Tugend Charlotte setzt sich zu Tisch, aber ohne ihre Erbschaft. Denn ein näherer Intestaterte, Gustav Lenoble, der Gatte Diana Paget's, hat sich zu der Erbschaft, die von einem gewissen Matthew Haygarth stammt, gefunden; Gustav, großmüthig wie er ist, verzichtet auf die Erbschaft, oder will doch wenigstens mit Charlotte und ihrem Gatten Valentin theilen. Aber auch Valentin, der nach Verühmtheit strebende Schriftsteller, der schon einige Leser zu seinen Essays gefunden hat, ist stolz und entsagend: er lehnt das Anerbieten Gustav's ab, um von seiner Feder und seiner Liebe zu leben, als ob er zu den Scribenten gehörte, die eiserne Geldschränke besitzen:

Nach allem Herumsuchen in staubigen Aufzeichnungen vergangener Jahrhunderte, nach aller gedulbigen Aufsuchung der schwachen Spuren, welche Matthew Haygarth's Füße im Sande der Zeit zurückerlassen, bestand Charlottens Erbschaft in einem Herzen, dessen Unschuld und Liebe das Haus zu einem irdischen Paradies machte und den gewöhnlichsten Dingen des Lebens einen Reiz lieh, welchen alles jemals in Californien gefundene Gold ihnen nicht hätte geben können. Dies war Charlottens Erbschaft — das zärtliche, selbstverleugnungsvolle Gemüth der Haygarths und der Hallidays —, und für diese Mitgift würde ihr Gatte sie nicht gegen die reichste Erbin vertauscht haben, deren Vermählung jemals in den aristokratischen Journalen gemeldet worden.

Die Intrigue, die geheimnißvolle Verwickelung ist alles in den Romanen der Braddon, die Charakteristik der Personen wenig oder nichts, wie bei Wilkie Collins und Charles Reade. Aber auch die Form beginnt saloper und bequemer zu werden: es ist nicht mehr die strenggeschlossene Arbeit, die wir in „Henry Dunbar“ anerkennen müssen; die letzten Arbeiten der Braddon machen schon den Eindruck der Viel- und Schnellschreiberei. Die sehr häufig angewandte Briefform, die flüchtige Art der Dialogarbeit machen sich schon störend bemerkbar. Auch

28

die typischen Figuren des jüngsten englischen Romans, die reiche Erbin, der verbrecherische Arzt, der spitzfindige Advocat, der ein Mittelglied zwischen Gut und Böse ist, sind nicht mehr mit der alten Gewandtheit benutzt und mit der berechnenden Sorgfalt Collins' ausgeführt. Allerdings hat, wie wir ihn in „Charlottens Erbschaft“ und mehreren andern uns jetzt vorliegenden Romanen vorfinden, auch die Braddon einen neuen Typus im Romanliebhabersfach verwendet, den Schriftsteller, der indes häufiger im Familien- als im Sensationsroman anzutreffen ist. Dr. Valentin Hawkehurst ist einer von der Kunst: wir haben schon in den „Raubbögeln“ sein Bild geschildert; nun ist er älter geworden, die Zahl seiner Rockknöpfe ist vollständiger und seine Gedanken über Wein und Dein sind geregelter geworden. Er verkehrt nicht mehr mit dem Lumpen Horatio Paget, dem Muster schäbiger Sentilität, er ist gescheiter, mit einem Wort, er ist ein Ehemann geworden. Dieser Valentin könnte ein interessanter Charakter sein, wenn er nicht in den letzten Bänden zu verblasst gehalten wäre. Dagegen müssen wir der Zeichnung des Philipp Sheldon das Lob ertheilen, scharf und interessant zu sein, ein Lob, welches wir im Hinblick auf die Flüchtigkeiten und die Breite des Romans diesem selbst nur unter Vorbehalt ertheilen können.

Die Verfasserin von „Doppelt falsch“, Mrs. Ann S. Stephens (Nr. 2), ist eine Amerikanerin, und in Amerika spielt auch der spannende Roman, der sich durch gute Diction, ruhige Führung der Charakterschilderung, ja sogar durch poetische Schilderungen auszeichnet, denen wir in den hier zu besprechenden Romanen nichts Ähnliches an die Seite stellen können. Das Buch beginnt gleich mit der Beschreibung eines auf offener See verbrennenden Schiffs. Dergleichen Szenen sind für den Pinsel des Dichters oft schwerer als für den des Malers, und man verzeiht eine etwas zu grelle Ausführung, eine schreiende Farbe gern. Mrs. Stephens hat jene Auswüchse künstlerischer Phantasie glücklich vermieden, und ein ergreifendes, wahrheitsgetreues Bild der gräßlichen Situation geschaffen. Weiterhin, im vierten Bande, erinnern wir uns einer reizenden Idylle, die so stimmungsvoll gehalten ist, wie eine Waldlandschaft der Düsseldorf'schen Schule. Es ist das zweiundvierzigste Kapitel des vierten Bandes: „Ein Herbstspitnik im Walde.“ Und nicht nur die zarte Saite der Naturschilderung und deren Zusammenhang mit den menschlichen Stimmungen, auch die Leidenschaft, die derbern Farben der Sinnlichkeit fehlen nicht. Diese Cora Lander, eine schönes intrigantes Weib, das voller Lügen und Künste ist, um sich Vermögen und Liebe zu erschwindeln, diese rücksichtslose Frau, die vor der Bigamie nicht zurückschauert, und von der jemand sagt, „daß es in ihren Augen von Klapperschlangen wimmelte“, wie ist diese Gestalt der Verfasserin gelungen! Es ist wahr, die Stephens ist eine Frau, gerade so wie die Braddon: aber die Amerikanerin übertrifft die Engländerin an Talent für Charakterschilderung um eines klugen Kopfes Länge, wenn auch das Erzählungstalent der Verfasserin von „Henry Dunbar“ in den frühern Romanen fast unübertrefflich war. „Doppelt falsch“ gipfelt, wie alle neuern Romane angelsächsischer Rasse, auch in Erbschaftsangelegenheiten, im Kampf um ein Erbe, aber es ist ein

einheitsvollerer Plan in „Doppelt falsch“ bemerklich, als in „Charlottens Erbschaft“. Es ist wahr, die Frau steht in dem Roman der Amerikanerin oft stark hervor: so in der liebevollen Detaillirung weiblicher Toiletten und dem Schwelgen im Beschreiben häuslichen Comforts wie in dem stark ausgeprägten Bestreben, schwache unentschiedene Männergestalten neben energische willensstarke Frauen zu stellen: eine Neigung, die bekanntlich in den Romanen der Elliot unverkennbar ist.

So ist Alfred Seymour, der Gatte Cora's, der Typus männlicher Willensschwäche, und selbst Clarence Brooks, der Geliebte des guten Geistes, Virginia, leidet nicht gerade an starkem Entscheidungs- und Unterscheidungsvermögen. Allein der Eindruck, den der effectvolle, aber nicht unnatürliche Roman hinterläßt, ist, wenn auch kein nachhaltiger, so doch ein befriedigender, und selbst eine gestrenge Kritik wird sich im Hinblick auf die originell und kräftig gezeichnete Cora Lander über manche Unebenheiten amerikanischer Lebensanschauung hinwegsetzen können. Der Uebersetzung des Braddon'schen wie des Stephens'schen Romans, die von August Krefschmar herrührt, der auch bereits als selbständiger Novellist aufgetreten ist, können wir großes Geschick und angemessenen Ausdruck nachrühmen.

So sehr uns Cora Lander, die Heldin von „Doppelt falsch“, interessiert, so wenig können wir uns mit „Cora, der Königin der Gauklertruppe“ (Nr. 3) befreunden, einem Räuberroman, wie ihn Spieß und Cramer nicht würdiger hätten liefern können. Das ganze Nachwerk wimmelt von so viel Unnatürlichkeiten, phantastischen Gaunerabenteuern und banalen Gemeinplätzen, daß es für die abenteuerlüsterne Phantasie eines mit schwacher Gehirncapacität begabten Rähmädchens noch immer zu schlecht wäre. Selbst dem biedern Gottfried Wasse in Queblinburg wären ob den Schandthaten, die der Autor der „Africanerin“ und des „Vergifteten Halsbandes“ seine Helden verüben läßt, die nachsichtigen Augen übergegangen.

Von ähnlichem Schlage wie „Cora“ sind die „Sensations-Novellen“ von John Harwood (Nr. 4), vier an der Zahl. Die erste Novelle: „Hazard“ betitelt, ist in drei Acte und mehrere Szenen eingetheilt und handelt natürlich wieder von einer Erbschaft, von Mord und Betrug und dergleichen. Friedlicher präsentirt sich uns „Eine Frauenrache“, ein Lebensbild aus der englischen vornehmen Welt. „Auf Urlaub in Mexico“ ist eine spannende geschriebene Reiseskizze im Stile der französischen Feuilletons; desto unbedeutender ist das „Eine unangenehme Verwechslung“ betitelt Reiserlebniß aus Griechenland. Weniger roh als Stil und Inhalt von „Cora“ bewegen sich doch alle diese Sensationsnovellen in den Bahnen romanhafter Unwahrscheinlichkeit, in vergifteten socialen Verhältnissen, die nicht eine organische, sondern nur eine abhegende überpitante Steigerung der Handlung und einen unbefriedigenden enttäuschenden Schluß zulassen. So rasch wie die Männer schreiben die Frauen doch noch nicht: Mrs. Braddon und Mrs. Stephens wollen uns verzeihen, daß wir ihre respectablen Persönlichkeiten mit den literarisch zweideutigen Autoren der „Cora“ und der „Sensationsnovellen“, die jetzt auf den Büchertischen von

Ball Mall und Westminster Mode zu sein scheinen, zusammengeführt haben.

Leider scheint es, als ob der Sensationsroman die gute altenglische Specialität des Familienromans in den Augen des lesenden Publikums überflügelt habe. Allerdings leistet auch dieses Gebiet epischer Prosa nicht mehr das, was es zu den Zeiten der Bulwer, Thackeray und Dickens für das literarische Amusement der ganzen Welt gethan, zu derselben Zeit, als Dumas und Sue für das Plaisir der halben Welt sorgten. Der Humor der Thackeray und Dickens liegt mit jenen fröhlichen Geistern in Westminster begraben: es ist nicht mehr das Wogen des Meers, das um die freie Insel rauscht, sondern meist das eintönige Nieseln eines flachen Binnengewässers, das wir aus dem englischen Roman heraushören. Sehen wir einmal zu, was wir von dem Genre des behaglichen Familienromans, den Urenteln des „Tom Jones“, der Smollet'schen, Fielding'schen und Richardson'schen Romane, hier vor uns haben. Es sind die folgenden Werke:

5. Hilary St.-Ives. Roman von W. Harrison Ainsworth. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Schilde. 1870. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
6. Klein Blondel. Roman von James Payn. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schilde. 1870. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
7. Henrietta's Wunsch oder die Sucht zu herrschen. Eine Erzählung von Miss Yonge. Aus dem Englischen übersetzt von Maria Heine. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Anna Severin. Roman von Frau Augustus Craven, geb. La Ferronays. Deutsch von Silvan. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Kuffell. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Alle diese autorisirten Uebersetzungen sind sorgfältiger und gewissenhafter gearbeitet als die Originale, die sämmtlich an bedauerlicher Oberflächlichkeit leiden. Wir wissen nicht, sind wir oder ist die Welt so viel älter geworden in ein paar Jahren. O, Mr. Ainsworth, was waren Sie für ein amusanter Herr, als Sie Ihre ersten Romane schrieben, die Ihnen die londoner Verleger, noch ehe sie das Manuscript eingesehen, mit vielen Hundertpfundnoten bezahlten! Aber wie alt müssen Sie jetzt geworden sein, mein werther Sir, und wie sehr muß Ihr Kapital an Phantasie und Gedankenreichtum gelitten haben! Es wäre besser gewesen, Sie hätten wieder historische Phantastien oder einen so amüsanten Schelmenroman verfaßt wie „Jack Sheppard“, Mr. Ainsworth, als daß Sie uns ein Nachwerk über den Kanal schicken, in welchem neben vielem Essen und Trinken nichts gethan wird, als endloses Papier vergendet. „Hilary St.-Ives“ (Nr. 5) ist der Sohn eines Colonel und eines ränkesüchtigen Weibes aus deren heimlicher Ehe. Hilary St.-Ives weiß nichts von seinen Aeltern, die sich nicht um ihn bekümmert haben. Hilary ist Maler. Hilary ist einundzwanzig Jahre alt, als wir ihn kennen lernen, und sehr schön. „Seine ganz überraschende Schönheit war dunkler Art; die Gesichtszüge regelmäßig und schön geformt, die Haut von olivenfarbigem Anflug und seine Locken glänzend schwarz gleich Jet; die dunkeln Augen beschatteten lange Wimpern, welche

deren Feuer dämpften, und der schwarze Bart nahm sich weich und glänzend aus wie Seidengepinst. Man konnte sich keinen schöneren jungen Mann vorstellen.“

Es ist bemerkenswerth für die neuern englischen Romanhelden, daß sie meist statt des bisher üblichen angelsächsischen Blondkopfs das normannische Schwarz aufweisen: vielleicht ein tiefsinniges Symbol dafür, daß der neuenglische Roman die guten Traditionen germanischer Epik, die sorgsame Charakterschilderung über der lohnendern romantischen Jagd nach Effecten vergessen hat. Man könnte „Hilary St.-Ives“ recht gut den Roman der Herzlosigkeit nennen. Der Vater Hilary, obwohl er den Maler für seinen Sohn hält, verleugnet ihn, und statt sich um sein einziges Kind zu kümmern, geht er auf Freiersfüßen und macht der schönen Lady Richborough die Cour, die ihrerseits den jungen Hilary, den Sohn des Obersten Delacombe, gar nicht übel findet. Der Bruder der Lady, Sir Charles Alminster, soll auf Wunsch ihres Großvaters, die liebliche May Radcliffe heirathen, eine hübsche Blondine, die den malerischen Helben gleichfalls dem ältern Baronet vorzieht. Die Mutter May's hat früher mit dem Colonel ein solides Verhältniß gehabt, hat aber Mr. Radcliffe von Hazlemere heirathen müssen, in dessen Hause sich als Wirthschafterin eine Mrs. Sutton befindet; diese Sutton ist die Gattin Oberst Delacombe's, die er todt wähnt, und die Mutter Hilary's — Umstände, von denen niemand etwas weiß. Die Sutton ist die Intrigantinnen des Romans. Von dem Moment an, wo Hilary, im Walde vor Hazlemere von Strolchen überfallen verwundet und nach Hazlemere zur Pflege gebracht, von seiner Mutter erkannt wird, bemüht sich die Sutton, dem Sohne eine Existenz und eine gute Partie zu schaffen. Der Zufall kommt der würdigen Dame zu Hülfe. Mr. Charles verunglückt, die gute May wird frei, der Oberst fühlt, nachdem seine Bewerbung um Myrtille Richborough, welche Marquise Hartpoole wird, ihm nicht sonderlich geglückt, ein menschliches Mithen: Hilary St.-Ives, der Vaterlose, wird Alberic Delacombe, der Mutterlose, da die Sutton es für besser hält, sich durch den Tod der aristokratischen Gemeinschaft, in die ihr Sohn eintritt, zu entziehen, und Alberic, welcher Baronet wird, führt mit May in der Ehe hoffentlich kein so langweiliges Leben, als er es das ganze Buch hindurch thut.

Es geschieht so gut wie gar nichts im ganzen Roman: durch drei Bände hindurch quält sich der Leser, fortwährend in Gefahr, an einer Magenüberladung zu Grunde zu gehen. Denn was in Ainsworth's Roman gegessen und getrunken wird, wie liebevoll die Wein- und die Speisekarte jedes Dinners und Soupers aufgeführt werden, das ist unglaublich einladend; schade, daß wir, wie wir anfangs beabsichtigt, wegen Raumangel es haben aufgeben müssen, einen Auszug jener gastronomischen Genüsse zu geben. Die Sprache des Buchs ist die trivialste, die es gibt: statt der Baronets und Lords glauben wir oft mit Stallknechten zu thun, oder das Werk eines unzurechnungsfähigen Oberquartaners vor uns zu haben, der nach dem Vorbilde Karlchen Niekniel's einen Roman zu schreiben versucht. Der einzige Charakter des Buchs unter all den Schatten, die man uns für Männer, und den Haubenstücken, die man uns für Frauen ausgehen will — die

einzigste Figur, vor der wir Respect haben, ist der treffliche alte Mr. Thornton, May's Großvater und Großhändler in der höhern Kuppel: ein Gentleman, der „seine Flasche Portwein nach Tische verträgt, ohne sich am nächsten Morgen im geringsten davon belästigt zu fühlen“. Es ist schade, daß solche Viedermänner aussterben und infolge davon der englische Roman immer nüchterner wird.

Müssen wir gegen die Poesie von „Silary St.-Ives“ und Consorten energische Verwahrung einlegen, so können wir dem James Payn'schen Werk „Klein Blondel“ (Nr. 6) höhere Bedeutung zusprechen. Den Roman hat der Verfasser „seiner besten Freundin, seiner Frau“, gewidmet. Seiner Frau wagt denn ein Schriftsteller auch nicht so viel zuzumuthen wie einem geduldrigen Publikum, das ihn nichts angeht. Die göttliche Frechheit, mit der der leichtsinnige Ainsworth ein literarisches Kind in die Welt setzt, das an einem riesigen Wassertopf von Langeweile leidet, suchen wir bei James Payn vergebens. Dieser Autor ist einer von den Detaillisten des menschlichen Herzens, er tritt bescheiden auf und weiß für seine Helden, deren Schicksale er in gewählter Sprache erzählt, lebhaftes Interesse zu erwecken. Er leidet nicht an der leider immer mehr um sich greifenden Epidemie, reinliches weißes Papier mit Schriftzeichen zu verderben, die in dem Leser von Anfang bis Ende das nicht gerade erhebende Gefühl der Trivialität aufkommen lassen. Klein Blondel ist ein Weiler an der Südküste Englands, in welchem unsere Geschichte spielt. Es ist eine einfache Geschichte, eine Geschichte, in der die Laster einiger wenigen vor der Fülle lebenswürdiger Charaktereigenschaften der handelnden Personen gar nicht zur Rede kommen. Käthe Irby erhält ihren braven Maurice Glyn zum Gatten, und der böse Better Richard erhält seinen verdienten Lohn. Auch hier ist wieder ein Testament im Spiel, um dessen Besitz intriguiert wird. Mit der Erzählung dieser Umtriebe, die, wie gesagt, in den englischen Romanen chronisch geworden sind, wollen wir unsere Leser nicht behelligen. Es genüge hier, zu constatiren, daß der Gang der Handlung in „Klein Blondel“ einfach und natürlich ist; daß die Charaktere nicht skizzirt, sondern sorgsam ausgemalt sind; daß jene kleinen Züge nirgends mangeln, die uns romanhafte Menschen wahrscheinlich und der Wirklichkeit näher gerückt erscheinen lassen; daß die Verbrecher nicht teuflisch, sondern menschlich fehlen, und daß die Guten aus ihrer Tugend kein Kapital machen und sich nicht pharisäerhaft benehmen. Es sind eben Menschen germanischen Gemüths, die der Autor uns vorführt: dieses anmuthige Käthchen, das mit Vorliebe Deutsch treibt, der wadere Maurice, der weichherzige Pfarrer Milton, die alte ehrliche Dame Irby, der haltlose verdeckte Richard, das sind lebensvolle Figuren, die man uns in eine sonnige Landschaft Englands gestellt hat, in eine Umgebung, in der es uns recht gesund zu Muth wird. Nur der Schluß klingt etwas seltsam. Payn bemerkt, nachdem er pflichtschuldig seine verlobten Paare zum Altar geführt hat, Folgendes: „Die beiden Bräute — ich weiß wirklich nicht, welche die schönste war — boten einen Anblick, der einen armen Junggesellen dazu verleiten konnte, zu wünschen — sich zu verheirathen? Nein! — aber Bigamie zu treiben. Dieses Thema ist zu gewaltig — zu eng verwoben mit den Inter-

essen der Gegenwart — als daß wir es hier noch weiter verfolgen dürften.“

Ei, ei, Mr. Payn, was sind das für feyerliche Gedanken! Zum Glück sind Sie verheirathet und, soviel wir wissen, kein Mormone.

Wenn wir hier noch zwei Frauenarbeiten englischer Feder erwähnen, so vermissen wir sowohl in „Anna Severin“ als in „Henrietta's Wunsch“ das, was männliche Leser fesseln kann. Von dem letztern, dem Buch der Miß Yonge (Nr. 7), das mehr eine Jugendschrift im Stil der Hoffmann'schen und Nieritz'schen Erzählungen zu nennen ist, können wir nichts sagen, als daß es jungen Mädchen vom zehnten bis fünfzehnten Jahr unbedenklich zur Lectüre empfohlen werden kann: ältere Leserinnen dürften sich weniger für die Geheimnisse englischer Puppenstuben interessieren, zumal in dem ganzen Buch kein Wort von Liebe, desto mehr aber von unschuldigen Kinderspielen die Rede ist. Das Thema, bei einem Mädchen die Neigung, den eigenen, augenblicklichen Empfindungen alles andere unterzuordnen, allmählich zu unterdrücken, ist für die Vorsteherinnen höherer Töchterschulen höchst interessant: auf unsern Romantisch hat es sich wol nur durch Zufall verirrt.

Weniger harmlos, aber nicht weniger frauenhaft gedacht und geschrieben als „Henrietta's Wunsch“ ist der Roman der Frau Augustus Craven, geb. La Ferronays: „Anna Severin“ (Nr. 8). Weichlich und sentimental gehalten vermag die flache Weltanschauung der Verfasserin ihrer nicht ungebühten Feder doch keinen Halt zu geben, mag die Handlung, wie im vorliegenden Roman auch wie ein Springer auf dem Schachbret bald in England, bald in Frankreich oder in Italien spielen. Aber in dem Stil und der Richtung der Verfasserin von „Anna Severin“ haben wir bereits den Uebergang zu der religiösen Romanogattung, die jetzt in den drei Inselreichen stark um sich greift. Fromme Gesinnung lassen wir uns gern auch in einem Roman gefallen, sobald der Kern des Kunstwerks nicht durch eine kirchlich strenge Tendenz leidet. Bei der Craven ist es noch eine ziemlich confessionlose Frömmigkeit, die durch ihren Roman das Thema durchklingen läßt, das im Schlußgebet des Buchs seinen Ausdruck findet, den frommen Wunsch: „Vereinige, o Gott, in Einem Glauben alle jene, welche hier auf Erden gleiche Hoffnung und gleiche Liebe tragen.“ Die Verfasserin von „Henrietta's Wunsch“ soll uns aber noch Gelegenheit geben, jene Art englischer Frömmigkeit kennen zu lernen, die sich die Vertheidigung einer strengen Sonntagsfeier und gewisser mit dem Katholicismus sympathisirender Neigungen auch in ihren Romanen angelegen sein läßt: Miß Yonge, die in „Henrietta's Wunsch“ einen pädagogischen Roman geschaffen hat, der noch nicht die Sammtpfötchen kirchlicher Begeisterung heraussteckt wie:

9. Die Jünger des heiligen Johannes. Von Miß Yonge. Nach dem Englischen von P. Neandert. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Gotha, Schölkmann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In einem ausführlichern Vorwort gibt Miß Yonge den Grundsatz an, nach welchem das Buch abgefaßt wurde. Dasselbe folgt, nach der Erklärung der Verfasserin, soweit als möglich dem Leben des Apostels selbst, geht

dann auf die unmittelbaren Jünger desselben und von diesen auf die Männer über, die von den Letztern unterrichtet wurden. Von da ab zeigt Miß Yonge, wie die so gebildeten Kirchen Heimfuchungen und Verfolgungen erfahren, und gibt eine Skizze von den Wechselfällen ihrer Geschichte bis auf die gegenwärtige Zeit. Von den Lesern verlangt die Verfasserin, daß ihnen ihr Buch „als Antrieb diene, wenn sie es nicht schon sind, selbst Jünger des heiligen Johannes zu werden, dieses einfachsten, lieblichsten und erhabensten Schriftstellers, dessen gewaltiger Aufschwung und sorgsame Liebe durch den Adler, welchen er neben dem Throne sah, versinnlicht wird“. Dies Buch, eine Art romanhafter Kirchengeschichte, eine culturgeschichtliche Phantase über das Leben der ersten Christen, ist in seiner Tendenz wol genügend gekennzeichnet, wenn die Verfasserin es als Theil einer Sonntagsbibliothek angesehen wissen will. Die fromme Miß sagt:

Der Geist unserer Zeit arbeitet darauf hin, diesen Tag zu verweltlichen. Allein, wenn man religiöse Bücher nicht an Sonntagen liest, so liest man sie in der Regel gar nicht(?), und es ist doch wahrhaftig gut, daß dieser Wochenabschnitt sich in eine Art Osterweiche kleide, daß er fröhlich begangen werde ohne Leichtfertigkeit, und daß man thünlichst (ein Lieblingswort der Verfasserin) den irdischen Geist des Alltagslebens von ihm fern halte.

In der That ist es erstaunlich, was eine Frau, die selbst eingesteht, daß ihr die klassischen Sprachen ein Buch mit sieben Siegeln seien, aus ihrer Aufgabe, die jene Kenntniß fast unbedingt erfordert, gemacht hat. Miß Yonge gibt uns ein lebensvolles treues Bild des johanneischen Zeitalters. Gleich zu Anfang die Schilderung des Dianenwampels zu Ephesus und des Paulinischen Tumults in demselben ist ein episches Meisterstück. Die Charakteristik des Jüngers, den der Herr lieb hatte, im dritten Kapitel, die Genesis des Evangeliums, das seinen Namen trägt, im fünften, die Beschreibung des Erils auf Patmos sind nicht minder gelungen, als die Geschichten der ersten Bekenner, welche die Verfasserin, freilich oft ohne Kritik und ziemlich romanhaft, aber wahr empfunden reproducirt. Ignatius, Polycarp, die Blutzengen in Gallien alle jene Bewegungen der ersten christologischen Zeit, die für die epische Phantase so viel Verlockendes hat, werden uns mit frischen Farben und ungemein rührender Theilnahme vorgeführt. Der Bericht des Eusebius über den Osterabend in Smyrna, wo der Kaiser Philippus mitten unter die feiernden Christen tritt, die Ereignisse mit den christlichen Gefangenen von Smyrna, die für ihren Glauben bluten sollten, können kaum anschaulicher geschildert werden als in dem „Die Trübsal in Smyrna“ betitelten sechzehnten Kapitel. Und dennoch ist das merkwürdige Buch, das Zeugniß gibt, wie eine Frau ohne historische und philologische Kenntnisse einen Abschnitt der Geschichte religiöser Bestrebungen mit wunderbarer Phantase zu beleben und jene Zeit in lebendiger Darstellung uns vorzuführen weiß, kein Roman, allerdings auch keine Geschichte im deutschen Sinne. Freilich hätte eine geringere Dosis kirchlicher Anschauung dem Verdienst des gebiegenen Buchs,

das an weitschweifigen Tiraden frommen Inhalts krank, keinen Eintrag gethan.

Uebrigens muß Miß Yonge ein literarisches Chamäleon sein. Wir haben sie oben als pädagogische Schriftstellerin, jetzt als kirchengeschichtliche Romancière gesehen; auch mit einem historischen Roman vom reinsten Mühlbach'schen Wasser kann die vielgewandte Dame aufwarten. Der historische Roman der productiven Engländerin führt den Titel:

10. Die Perlenkette oder der weiße und die schwarze Ribamont. Roman von Miß Yonge. Aus dem Englischen übersezt von A. Bartels. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Berlin, Jante. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman spielt in Frankreich und handelt von den Schicksalen einer picardischen Adelsfamilie, den Ribamonts. Zur Zeit Heinrich's II., des Eroberers von Metz, Toul, und Verdun, gehen alle jene abenteuerlichen und ritterlichen Geschichten vor, die den Inhalt von vier umfangreichen Bänden bilden. Es ist etwas von der Mühlbach und etwas von Walter Scott in der Darstellung der Yonge. Die bessere Hälfte, das Erbtheil Walter Scott's, das sich besonders in den treuen Costümen und Geräthschilderungen documentirt, überwiegt entschieden. Bis in die Zeiten Heinrich's von Navarra reicht der Stoff der Erzählung: manche Scenen, z. B. der Tod Karl's IX., der im dritten Kapitel des dritten Bandes geschildert ist, reichen an das Beste, was die Muse des großen Unbekannten geschaffen. Daß der Roman viel zu lang ausgesponnen ist, gereicht ihm in den Augen vieler deutschen Leser, welche die Geschichte lieber im dünnen Theeaufguss des historischen Romans, als im starken Wein streng wissenschaftlicher Darstellung kosten wollen, vielleicht nicht zum Nachtheil. Alles in allem müssen wir dem vielseitigen Geist der Miß Yonge das aufrichtige Compliment machen, daß wir selten auf dem Gebiet des Romans einer Frau begegnet sind, die dem strengen Willen, sich männliche Gründlichkeit und männliches Wissen anzueignen, so gelungene literarische Thaten wie die vorliegenden folgen zu lassen vermochte.

Mit dieser rückhaltslosen Anerkennung schließen wir für heute unsere Romanbesprechung. Der Bemerkung können wir uns indeß nicht verschließen, daß die guten Zeiten des englischen Romans mit Dickens, dem letzten Inhaber der großen albritischen Erbschaft, welche Humor, Geist, Stil und unübertreffliche Charakterschilderung, den Vorzug der Wahrheit und Natürlichkeit in sich begreift, zu Grabe gegangen sind. Es scheint, als ob, gleichwie das englische Theater sichtlich im Sinken begriffen ist, auch dem englischen Roman ein starker Niedergang, der mit der Hinneigung der tonangebenden Sensationier zum französischen Geist zusammenhängt, beschieden sein sollte. Vielleicht, daß sich der englische Roman einst trefflicher wieder durch das frisch aufspritzende Reis deutscher Romanliteratur so auffrischt, wie weiland der deutsche Familienroman an den unvergesslichen Leistungen der Fielding, Smollet, Goldsmith und Sterne.

Franz Hirsch.

Zur Psychologie.

Die Vorstellungen im Geiste des Menschen. Von E. Dlawstj. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Rgr.

Anfängern, seien es Primaner oder angehende Studenten, die Einsicht in die Erfahrungsseelenlehre zu erleichtern und ihre Theilnahme für diese Wissenschaft zu wecken, das ist, wie der Verfasser in der Vorrede erklärt, der Zweck der vorliegenden Schrift. Der Verfasser steht auf Herbart'schem Standpunkt. Um die Herbart'sche Psychologie mit ihrer Leugnung der Seelenvermögen populär zu machen, sucht er durch Beispiele, die er aus dem Leben und aus der Literatur greift, nachzuweisen, daß Gefühle und Strebungen in unserm Innern kein selbständiges Dasein haben, sondern alle ohne Ausnahme von den Vorstellungen abhängig sind, diese aber den Grundstock des Geistes bilden.

Sehr populär nun ist allerdings die Darstellung des Verfassers. Die von ihm aus der Literatur, Geschichte und dem Alltagsleben gewählten Beispiele zur Erläuterung der Herbart'schen Grundlehren sind interessant, ja mitunter pikant. Aber ein Irrthum wird durch populäre Darstellung nicht zur Wahrheit, und die Herbart'sche Zurückführung aller psychischen Erscheinungen auf Vorstellungen als die ursprünglichen Seelenkräfte müssen wir für einen Irrthum erklären. Gerade je populärer der Verfasser die Herbart'sche Leugnung der Seelenvermögen zu machen sucht, desto mehr leuchtet der Irrthum derselben ein. Vorstellungen sind keine ursprünglichen Kräfte, sondern erhalten Kraft erst dadurch, daß ein Wille da ist, auf den sie als Motive wirken. Ohne einen solchen Willen bleiben die Vorstellungen ganz kraft- und wirkungslos. Eine und dieselbe Vorstellung, z. B. des Reichthums, oder der Ehre, läßt oft den einen ganz kalt, während sie den andern in starken Affect versetzt und ihn zu kräftigen Entschlüssen und planvollen Handlungen anregt — ein Beweis, daß Gefühle und Strebungen keineswegs, wie der Verfasser behauptet, „bloße Eigenschaften der Vorstellungen sind, die diese unter gewissen Umständen annehmen“.

Der Verfasser spricht von einem Streben und Widerstreben der Vorstellungen, wodurch diese sich als die eigentlichen die Seele in Bewegung setzenden Kräfte kundgeben, und führt dafür folgendes populäre Beispiel an:

Ein Mädchen, in dem die Vorstellung der Liebe eines Mannes zu ihr so fest wurzelt, daß das geistige Bild von seiner leiblichen Erscheinung und mit ihm zugleich das Bild von seinen geistigen Eigenschaften in ihr Bewußtsein, wenn auch auf kurze Zeit verdrängt, immer wieder zurückkehrt — was wird in seinem Innern thätlich vorgehen, wenn die neue, der ältern schmerzhaft entgegengesetzte Vorstellung an das Mädchen sich herandrängt: daß sie dem Manne im Grunde doch gleichgültig und eine andere ihm lieber sei als sie selber? Antwort: Die ältere Vorstellung wird zunächst aus ihrem Bewußtsein nicht wanken und weichen wollen. Alle der ältern verwandte Vorstellungen von dem frühern freundlichen Gebaren des Mannes gegen sie, von seinen liebevollen Worten, häufigen Besuchen im älterlichen Hause, glücklich mit ihm verlebten Tagen — alle diese aufgeregten Vorstellungen werden der ältern hülfreich beispringen und diese im Bewußtsein des Mädchens zurückhalten suchen. Aber die gesürchteten, nicht geahnten

Thatsachen sprechen endlich doch zu laut und deutlich, die neue Vorstellung von diesen Thatsachen bringt endlich bis an die Schwelle des Bewußtseins vor, um sich dadurch, daß sie die ältere Vorstellung des Mädchens daraus verreibt, nunmehr selbst in ihm festzusetzen. Dieses Streben und Widerstreben der neuen und der ältern Vorstellung hat natürlich immer Gefühle zu Begleitern; diese haben also im Geiste gar keine Existenz an und für sich; denn sie wären ja in ihm ohne den Widerspruch der Vorstellungen überhaupt nicht vorhanden. Ist aber einmal ein solcher Widerstreit ausgebrochen, dann gilt es bisweilen einen Kampf um die Gesundheit des Leibes oder Geistes, einen Kampf auf Leben und Tod.

Das angeführte Beispiel, das den von Herbart behaupteten Primat der Vorstellungen beweisen soll, ist vielmehr geeignet, den von Schopenhauer behaupteten Primat des Willens zu beweisen. Denn zu einem Widerstreit der Vorstellungen würde es in dem Mädchen gar nicht kommen, wenn in ihm nicht der Wille wäre, von dem Manne geliebt zu werden. Wäre das Mädchen gegen den Mann gleichgültig, schlage kein Gefühl für ihn in ihrem Herzen, wäre kein Trieb in ihr, von ihm geliebt zu werden, so würde der Gegensatz der neuern gegen die ältere Vorstellung wahrlich keinen Kampf in ihr hervorrufen, würde sie nicht in Affect versetzen. Entgegengesetzte Vorstellungen rufen nur unter der Bedingung einen Seelenkampf hervor, daß ein Streben, ein Wille da ist, dem die eine der beiden entgegengesetzten Vorstellungen gemäß, die andere zuwider ist. Ohne den Willen kommt es zu keiner freudigen oder schmerzlichen Erregung der Seele durch Vorstellungen. Unzählige Vorstellungen gehen wirkungslos an uns vorüber, rufen weder ein Gefühl noch ein Streben in uns hervor, weil ursprünglich kein auf ihren Gegenstand gerichteter Wille in uns ist. Frauen werden durch ganz andere Vorstellungen erregt als Männer, Kinder durch andere als Erwachsene, verschiedene Stände, Nationen u. s. w. werden ebenfalls durch verschiedene Vorstellungskreise in Bewegung gesetzt — ein Beweis, daß die Macht und Wirksamkeit der Vorstellungen keine ursprüngliche, sondern eine secundäre ist. Schopenhauer hat das Verdienst, die Herrschaft des Willens über die Vorstellungen zum Bewußtsein gebracht zu haben. Sein Kapitel vom „Primat des Willens“ im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“ hebt die Herbart'sche Psychologie aus den Angeln. Schopenhauer hat die Erfahrung für sich; die aus der Erfahrung geschöpften Beweise der Herbartianer hingegen beweisen nur scheinbar, was sie zu beweisen vorgeben, daß nämlich Vorstellungen die ursprünglichen Kräfte der Seele seien. In Wahrheit beweisen sie, daß Wille die alleinige ursprüngliche Kraft ist, und Vorstellungen nur die Motive des Willens bilden. Daß aber und welche Vorstellungen überhaupt Motive für den Willen sind, das hängt von der ursprünglichen Beschaffenheit und Richtung des Willens ab.

Auf diesem Grunde allein, aber nicht auf dem Herbart'schen, läßt sich eine wahre, der Erfahrung entsprechende Seelenlehre erbauen.

Julius Frauenstädt.

Feuilleton.

Deutsche Sprichwörter aus dem 14. Jahrhundert.

Die älteste gedruckte Sprichwörterammlung in deutscher Sprache rührt bekanntlich von Antonius Tunnicius her. Sie erschien in Köln im Jahre 1514. Vor kurzem ist das seltene Buch von Hoffmann von Fallersleben, nachdem er schon früher im „Weimarschen Jahrbuch“ darüber gehandelt, neu herausgegeben worden unter dem Titel: „Tunnicius. Die älteste niederdeutsche Sprichwörterammlung von Antonius Tunnicius gesammelt und in lateinische Verse übersetzt. Herausgegeben mit hochdeutscher Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch“ (Berlin, Oppenheim, 1870). In Handschriften begegnen schon vorher kleinere Sammlungen, auf die noch mehr, als bis jetzt gesehen, geachtet werden müßte. Neuerdings ist sogar eine deutsche Sprichwörterammlung aus dem 14. Jahrhundert entdeckt worden, wenn auch die Handschrift, in der sie erscheint, in eine etwas jüngere Zeit gehört. Konrad Hoffmann hat sich durch die Veröffentlichung dieser für uns nun ersten und ältesten Sammlung (in den „Sitzungsberichten der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München“, 1870, Bd. 2, Heft 1, S. 25 fg.) um so mehr ein Verdienst erworben, als er sich öfter in der Lage sah, die Uebersetzung kritisch zu berichtigen.

Eine schwabacher Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, aus 37 Blättern bestehend, enthält in einer lateinischen Predigt-sammlung, welche, wie sich aus einer Stelle ergibt, dem 14. Jahrhundert zugewiesen werden muß, diese deutschen Sprichwörter, 162 an der Zahl. Wir wollen hier zur Probe einige ausheben, und zwar solche, die jetzt noch all- rein gäng und gebe sind, wenn auch einzelne Formveränderungen sich in der Zeit herausgestellt haben: Nr. 10. Gute red vint ein gut stat. — 14. Eine kroo (Krähe) cluckt der andern nit dye augen aus. — 24. Ess wirt selten so kleyn gespannen, es kumet an dye sunnen. — 38. Ein guter weg vmb, Hat kein krum. — 42. Es ist nit alles golt das do geleisset. — 44. Wenn dem esel zu wol ist, so get er auff das eyas tanzen. — 53. Geleich sammelst sich gern. — 105. Wer ee zu der mul kumpt, der melt ee. — 121. Man darf den teffel nit an dy want molen, er kumpt wol selber in das hauss. — 137. Wem nit zu roten ist, dem ist auch nit zu helfen. — 152. Wenn das endt gut ist, so ist alles gut. — 158. Allzu scharff wirt gern schertig.

Es ist zu hoffen, daß diese älteste Sprichwörterammlung in den neuern Werken, die auch auf die ältere Zeit Rücksicht nehmen, beachtet und an schicklicher Stelle ausgebeutet werde.

Notizen.

Von der „Bibliothek der deutschen National-literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig, Brockhaus, 1871) liegt der dreißigste Band vor, welcher Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Lieder und Oden enthält, mit Einleitung herausgegeben von Karl Biedermann. Der Herausgeber hat in seinem Werk über „Deutschland“ bereits eine zutreffende Charakteristik Gellert's, namentlich in seinem Zusammenhang mit der damaligen Cultur gegeben. Auch hier werden seine Anläufe und Erfolge im reformatorischen Sinne, wie sie nur aus der Erkenntniß der damaligen Zeit herausbegriffen werden können, nachdrücklich betont; es wird hervorgehoben, daß er der Lehrer seiner Zeit war, „nicht bloß in der einfachern, leichtern und freieren Form des Schreibens — nach der pedantisch steifen Gottschew's und der erkünstelten der höflichen Schriftsteller —, sondern auch in der Befreiung des natürlichen Selbsts aus den Banden conventioneller Sitte, in einer vorurtheilslosern und edlern Behandlung der wichtigsten Lebensverhältnisse der Menschen, in der Uebung aller jener sanften Tugenden, welche, in Folge der verderbten öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, dem damaligen Geschlechte zum großen Theil abhanden gekommen

waren, des natürlichen Wohlwollens im Umgange mit andern, der Keuschheit gegen Geringere, der religiösen Duldung, der Achtung der Menschenwürde in Personen jedes Standes und Glaubens“. In die Sammlung selbst sind die „Fabeln“ und „geistlichen Lieder“ Gellert's aufgenommen.

Von der durch Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Uebersetzung von „William Shakespeare's dramatischen Werken“ (Leipzig, Brockhaus) liegt das dreißigste und einund-dreißigste Bändchen vor, welches „Das Wintermärchen“, übersetzt von Otto Gildemeister, und den „Pericles, Fürst von Tyrus“, übersetzt von Nicolaus Delius enthält. Gildemeister ergeht sich in der Einleitung namentlich über das Verhältniß des Shakespeare'schen Stücks zu der Erzählung Robert Greene's, „Pandosto, der Triumph der Zeit“, welche dem Dramatiker den Stoff zu seinem Werke, die eigentliche Fabel hergab, während Delius in der Einleitung zum „Pericles“ die bekannten Untersuchungen des Shakespeare-Jahrbuchs über den Antheil Shakespeare's an diesem Stücke wiederholt, als dessen eigentlicher ursprünglicher Verfasser ein Herr Willims, verloschener Andenkens, von neuem der Unsterblichkeit empfohlen wird.

Bibliographie.

- Acton, Lord, Zur Geschichte des vaticanischen Concils. München, Rieger. Gr. 8. 12 Ngr.
- Barndt, J., Pias-Hymnen. Sonette. Schwelbitz, Kaiser. Gr. 16. 12 Ngr.
- Bloch's, C., Dilettanten-Bühne. Nr. 67.: Zwischen Thür und Angel. Salon-Plaudereien. Nach H. v. Roulet frei bearbeitet von H. Jahn. Berlin, Rastar. Gr. 16. 7/8 Ngr.
- Bookenheimer, K. G., C. Th. v. Dalberg's Aufenthalt in Paris in den Jahren 1807—1808. Vortrag. Mainz, v. Zabern. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.
- Brentano, L., Die Arbeitergilden der Gegenwart. Ister Bd. Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Dronke, A., Julius Plücker, Professor der Mathematik und Physik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.
- Dühring, K., Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Berlin, Grieben. Gr. 8. 3 Thlr.
- Engelmann, F., Dabeim. Wählhausen, Heinrichshofen. 1870. 8. 6 Ngr.
- Prinz Eugen und der Geistesfieber. Roman von Verfasser von „Maria Theresia und der schwarze Papst“. 1tes und 2tes Heft. Wien, Hartleben. Gr. 8. 4 Ngr.
- Kluckhohn, A., Zwei päpstliche Gesandtschaftsberichte über den französischen Hof und die Hugenotten 1567 und 1574. München, Franz. 1870. Gr. 4. 20 Ngr.
- Das hohe Lied von 1870. Patriotische Dichtungen eines deutschen Offiziers. Nim, Stettin. 16. 7/8 Ngr.
- Lieder aus dem Thüringer Walde. Ein Blumenkranz von Mädchenhand. Gotha, Thienemann. 32. 12 Ngr.
- Mühlbach, Louise, Die Opfer des religiösen Fanatismus. Epigrammatische Roman aus dem dreißigjährigen Krieg. 1te und 2te Hef. Prag, Benfänger. Gr. 8. 4 Ngr.
- Oosterley, H., Niederdeutsche dichtung im mittelalter. Als zwölftes buch der deutschen dichtung im mittelalter von Karl Goedeke. Dresden, Ehlermann. Lex.-8. 15 Ngr.
- Allgemeine deutsche Realencyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 11te umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Aufl. Supplement. 1tes Heft. Leipzig, B. Jans. Gr. 8. 5 Ngr.
- Rohlf, G., Afrika 1869. In 40 Photographien nach der Natur aufgenommen von E. Allingré. Berlin, Lichtwark. Gr. Fol. 40 Thlr.
- Rossegger, P. R., Geschichten aus Steiermark. Pest, Fedenaß. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Rußland und Deutschland. Von ***. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.
- Schramm, S., u. F. Otto, Illustrirte Chronik des deutschen Nationalkrieges im Jahre der deutschen Einigung. Leipzig, Spamer. Hoch 4. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Sturm, J., und H. Hagen, Friedensgruß. Gebetsblatt an den Frieden 1871. Dem deutschen Volke zur Erinnerung. Gera, Rautk. Fol. 3 Ngr.
- Ueber die Nothwendigkeit der Entfernung des Religionsunterrichtes aus der Volksschule. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.
- Barthas, K., Geschichte des ungarischen Freiheits-Kampfes. Pest, Fedenaß. 1869. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Baal, H. de, Die Streiter des heiligen Vaters. Episode aus der jüngsten Geschichte der Eroberung Roms (20. September 1870). Schauspiel. Regensburg, Fink. Gr. 16. 5 Ngr.
- Edo, Fran Henry, Georg Canterbury's Testament. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, Guntter. 8. 3 Thlr.

Anzeigen.

Neueste Kriegs- und Friedenskarte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Karte von Frankreich.

Neue Ausgabe.

Mit der neuen deutschen Grenze,
der Demarcationslinie und den Occupationsgebieten
in Farbendruck.
5 Ngr.

Diese neueste Ausgabe der von Henry Lange entworfenen Karte von Frankreich zeigt in deutlichem Farbendruck: 1) die neue Grenze zwischen Deutschland und Frankreich; 2) die Demarcationslinie während des Waffenstillstands; 3) das Gebiet am linken Seineufer, welches nach Ratification des Friedensvertrags von den deutschen Truppen geräumt wird; 4) das nach erfolgter Zahlung von $\frac{1}{2}$ Milliarde Frs.; 5) das nach Zahlung von 2 Milliarden Frs. der Kriegscontribution zu räumende Gebiet; 6) die als Pfand für die übrigen 3 Milliarden Frs. mit 50000 Mann des deutschen Heeres besetzt bleibenden Departements.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

15 Bände. 8. Geh. 25 Thlr., in Leinwandband 29 Thlr., in Halbfranzband 30 Thlr. (Auch in 150 Heften zu 5 Sgr.)

Brockhaus' Conversations-Lexikon, bereits in 300,000 Exemplaren verbreitet, ist bekanntlich das beste populär-encyklopädische Werk. Seit Anfang 1871 erscheint:

Supplement zur II. Auflage des Conversations-Lexikon.

In etwa 12 Heften zu je 5 Sgr.

Das „Supplement“ enthält den in den letzten Jahren, einschliesslich 1870—71, hinzugekommenen Stoff und bildet einen integrierenden Bestandtheil des Conversations-Lexikon.

Ältere Auflagen

des Conversations-Lexikon werden beim Umtausch gegen die elfte Auflage mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen.

Preisermäßigung.

Histoire de la révolution française

par

M. A. Thiers.

6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schöngeprägten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von Moriz Carriere.

Vierter Band.

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.
8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carriere's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwicklung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Die gesammte Bildungsgeschichte von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wie sie durch die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die Wiedererweckung des Alterthums und die religiöse Bewegung bedingt ist, wird uns in dem soeben erschienenen vierten Bande lebendig klar geschildert. Die Künstlerpersönlichkeiten eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Rubens, Ariost und Tasso, Cervantes und Calderon, Mabelais und Molière, Shakespeare und Milton stehen in ihrer individuellen Herrlichkeit neben Luther, Machiavelli, Pascal, Cartesius; im Zusammenwirken der Germanen und Romanen vollzieht sich die große Culturarbeit, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberführt.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: Das Mittelalter. (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

LIBRI APOCRYPHI VETERIS TESTAMENTI GRAECE.

Recensuit et cum commentario critico edidit

Otto Fridolinus Fritzsche.

Accedunt Libri Veteris Testamenti pseudepigraphi selecti.

8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als Apokryphische Bücher bezeichneten alttestamentlichen Schriften erscheinen hier in einer neuen kritischen, reichlich mit Anmerkungen versehenen Ausgabe von Oberbibliothekar Professor Fritzsche in Zürich, dem bekannten Verfasser des „Exegetischen Handbuch zu den Apokryphen“. Beigefügt sind vier der merkwürdigen Pseudepigraphen, die noch in keinem ähnlichen Werke gesammelt vorliegen.

Von letztern wurde zugleich eine Separatausgabe veranstaltet unter dem Titel:

LIBRI VETERIS TESTAMENTI PSEUDEPIGRAPHI
SELECTI. Recensuit et cum commentario critico edidit
O. F. Fritzsche. 8. Geh. 24 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 15. —

6. April 1871.

Inhalt: Neue Schriften von Melchior Meyr. Von Alexander Jung. — Anthologisch-kritische Sammelwerke. Von Rudolf Gottschall. — Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Karl Wiedermann. Erster Artikel. (Beschluß.) — Skizzen. (Hermann Kurz über Gottfried von Strassburg; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Schriften von Melchior Meyr.

1. Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.
2. Die Fortdauer nach dem Tode. Von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 20 Ngr.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir Schriften Melchior Meyr's mit der vollsten Aufmerksamkeit begleitet, wir haben sie gelesen, wiederum gelesen, miteinander verglichen, auch bereits an verschiedenen Orten unser beifälliges Urtheil über dieselben abgegeben. Wir wüßten keinen Autor, mit dem wir stärkere Sympathien hegen, als mit Melchior Meyr. Wir sehen uns in unsern eigenen Productionen durch ihn befestigt, reichlich ergänzt, und wenn die Eigenthümlichkeit auch stets ihre besondern Wege führt, man trifft zuletzt bei den gleichen Ergebnissen, bei demselben Ziele an. Was Melchior Meyr vor allem charakterisirt, und was als Grundzug auch seiner beiden hier zu beurtheilenden Schöpfungen hervortritt, ist, daß er nie Nebenwerke verfolgt, daß er immer des Gegenstandes selbst wegen darstellt, daß er Autor mit ganzer Seele ist, sich stets auf derselben Höhe der Begeisterung hält, sich ganz und gar von dem unabhängig macht, was der Tagesgeschmack erheischt. Gleichwol wird man nie ihn beschuldigen dürfen, daß er die Gegenwart überspringe, im Gegentheil, er beobachtet sie unangeseht, er will sie aber zugleich fördern, er huldigt nicht dem Zeitgeist, wird ihm jedoch auch gerecht, wo es sich um dasjenige handelt, was verwirklicht werden soll und muß. In Melchior Meyr haben sich zu vollständiger Durchbringung Denker und Dichter in der seltensten Weise zusammengefunden. Wahrheit und Schönheit künstlerisch zu vereinen, das ist sein Streben, und er folgt nie einem andern Gebot. Ihm bleibt daher auch alles fern, was man Tendenz nennt, er kennt keine äußern Rücksichten. Er schöpft aus einem Quelle Begeisterung, der nirgends in der Natur, nirgends in der Geschichte sprudelt, am wenigsten aus ephemeren Umständen

und Vorgängen dürftig hervorfidert: er schöpft sie allein aus dem Geiste der Geister, der mehr als Muse, mehr als ein ganzer griechischer Götterhimmel ist, und was er schöpft, ist ein Labetrant, der ihn eben zu unendlicher Werdelust im Denken und Dichten begeistert. Aber der Gott unsers Dichterphilosophen ist freilich keine abstracte Substanz, kein wüßtes Aleins. Meyr verkündet und offenbart in seinem Denken und Dichten mehr, als den Begriff irgendwelcher Schule, irgendwelches Systems, er ist im Besitze der Gottesidee, sein Gott bringt es nicht bloß zur Gestaltung einer Welt, er ist in sich selbst eine überzeitliche, überräumliche, ewige Welt von unerschöpflicher Gestaltung. Mit diesem Gotte zu verkehren, auch im Erkennen der Wahrheit, auch im Anschauen der Schönheit, in der Production unablässig zu verkehren, auch andere in solchen Umgang zu ziehen, ist die Religion unsers Dichterphilosophen.

Wenn Melchior Meyr kühn genug ist, in Gott selbst einen Organismus zu schauen, ein unmittelbares Sein, ein Natur-Sein, welches sich gleichwol vermittelt und Geist im eminenten Sinne des Wortes ist, so werden wir dabei allerdings an kein Materielles zu denken haben, wohl aber bedenken, daß alles geistig Vollendete organisch sein muß, wie denn alles Leben auch im Leiblichen bereits im Werden auf den Organismus hinarbeitet, und wir werden daraus schließen dürfen, daß ein Geist solcher Art auch im eigenen Schaffen organisch verfährt, daß all seine Werke in organischem Zusammenhange stehen. Und so ist es bei unserm Autor in der That. Es bewährt sich das beim Größten und Kleinsten dem Umfange nach, was er uns bis dahin gegeben hat. Wir werden uns hier nur auf zwei andere, der Bedeutung nach seiner größten Schöpfungen beziehen, um zwei so köstlichen Productionen wie die vorliegenden: „Die Religion des Geistes“, „Die Fortdauer nach dem Tode“, einigermaßen gerecht zu werden.

Die beiden Werke Meyr's, welche hier besonders in Anschlag kommen, und aus denen seine religiösen Poesien und seine Unsterblichkeitslehre organisch hervorgewachsen, sind: „Gott und sein Reich“ (Stuttgart 1860) und seine lyrischen „Gedichte“ (Berlin 1856). Vor allen ist die erstere dieser beiden Schöpfungen entscheidend, denn sie bietet uns bereits die ganze philosophische Weltanschauung unsers Denkers in genetisch ausgeführter Darstellung. Aber auch die frühere Lyrik des Dichters ist schon mit der frischesten Triebkraft eines holden Frühlings thätig. Das, was aus dieser Kraft sich zeitigt, herausbildet, sind die reifsten, köstlichsten Früchte obiger „religiösen und philosophischen Gedichte“. Und schwerlich würde unser Autor das Problem der „Fortdauer nach dem Tode“ in einer so lichtvollen Weise haben lösen können, wenn er nicht schon vorher das Dasein eines persönlichen Gottes mit einer solchen Selbstständigkeit, nicht bloß in Bezug auf das Daß, sondern auch auf das Wie consequent entwickelt hätte. Hatte der Denker in „Gott und sein Reich“ das Sein Gottes in der tiefsten Tiefe erkannt, sodann das Leben der Creaturen im Proceß der Natur und Geschichte, aber auch im Verhältniß zum Schöpfer, betrachtet, Göttliches und Menschliches, jedes für sich, dann beide im Vereine des Gott-Menschlichen, in Untersuchung gezogen, eine wahrhafte Theodicee als Ergebnis gewonnen; und hatte der Dichter mit einem echt deutschen Gemüth, mit einer Phantasie, die in ihrer Malerei überall den Herzpunkt der Schönheit trifft, uns die Natur vorgeführt, wie sie noch immer Paradiese uns eröffnet, in denen glückliche Menschen wohnen, nicht bloß der Kinder Unschuld, auch der Erwachsenen Vollglück, der Liebenden Wonne, der Freunde Zwiegespräch und tausend noch übriggeliebene Eden uns begegnen, indem auch hier schon das Religiöse zum Ausdruck gelangte: so mußte man unendlich gespannt sein, was ein solcher Denker und Dichter uns offenbaren werde, wo er recht eigentlich an den Wassern des Lebens weilt, wo er zu den höchsten Höhen der Andacht, und noch dazu der denkenden Andacht, der religiösen Anschauung, zu der für den Menschen letzten und höchsten Instanz sich erhebt. Was er hier vernommen, gehört, geschaut, er hat es nicht für sich behalten, er läßt uns vollauf daran theilnehmen in seinem neuesten Werke.

Auch darin hat der Dichter eine sinnige Anordnung getroffen, daß er für seine „Religion des Geistes“ uns erst die rechte Weihe erteilt, indem er ein kurzes „Vorwort“, sodann einen einleitenden Aufsatz voranschickt: „Zur Einführung.“ Beide sind von hoher Wichtigkeit, und niemand wolle sie ungelesen lassen. Der Verfasser gibt uns einen überaus interessanten Einblick in seinen Bildungsgang, in sein Verhältniß zur Gegenwart, wie er allmählich, nach Zurücklegung einer vielfach andern Periode seines Schaffens, zu dieser Schöpfung religiöser und philosophischer Gedichte gekommen sei. Schon hier, im zweiten Abschnitt, ist der Grundcharakter unserer Zeit mit Meisterstrichen gezeichnet, die Gegensätze sind bestimmt und mit aller Schärfe herausgestellt, aber der Verfasser bekennt auch aufs entschiedenste, daß es ihm um die endliche Versöhnung der Streitenden, die nur zu oft dreinreden, ohne zu wissen was sie wollen, zu thun ist. Wir lesen es nicht bloß zwischen, wir lesen es in den

Zeilen schon dieser trefflichen Einleitung, daß der Dichter sicher mit seinen Poesien nicht hinarbeiten gedenkt auf eine exclusive, sogenannte Religion für Gebildete. Wir lesen es, daß er mit uns ein Todfeind ist jener von Abnismischem Wasser durchbüstelten, belletristisch und rationalistisch verquickten religiösen Dichtung für gebildete Töchter und Söhne edler Herkunft, in welcher das süßliche und doch so leichte Maß theelöffelweise eingenommen wird; ebenso jener gereimten Tractätchen, welche den halb todben Buchstaben durch das ganze Alphabet spruchweise, salbungsvoll und nicht minder süßlich, vollständig zu Lobe hegen; nicht minder jenes saden modernen Pantheismus, orientalistisch aufgeschmückt, der Islam und Allah in der Schenke anbeten lehrt, um dann doch zu guter Letzt, wenn es zum Sterben kommt, so gar antimohammedanisch in ein übes gestaltloses Urelement, in nichts zu verschwimmen. Das alles verachtet der Verfasser schon in der Einleitung. Er dichtet religiös und philosophisch für die Mündigkeit des Menschen, für ein mündiges Volk, für die mündige Gemeinde der Auserwählten. Er dichtet und denkt zunächst für sich selbst, aber auch für alle die, welche für solches Brot und solchen Wein empfänglich genug sind.

Mit Recht klagt der Autor darüber, daß selbst in Deutschland in neuerer und neuester Zeit die religiöse Poesie vielfach vernachlässigt worden sei; er ist aber auch überzeugt, daß sie jetzt, da Germanien für eine große Zukunft auch anderweitig über alles Romanische siegt, in ein neues Stadium treten werde, und zwar mit Veranlaßung durch die großen Errungenschaften der heutigen Wissenschaft, besonders der Philosophie, trotz dessen, daß diese gegenwärtig von leeren Köpfen und noch leerern Herzen misachtet werde. Nur die Philosophie könne den heutigen Gegensatz, ja Widerspruch von Glauben und Wissen, von todter Sägung und wahrhaftem Erkennen vermitteln. Wenn der Verfasser darüber Beschwerde führt, daß er von seiten der Aufnahme eines größern Publikums, wie des Verständnisses manche traurige Erfahrung gemacht habe, wenn er bemerkt, daß unter Umständen der Autor für sich selbst einzutreten verpflichtet sei, das Bewußtsein, welches er von seinen Leistungen besitze, selbst aussprechen dürfe, so geben wir ihm darin unsere vollste Beistimmung. Ein solches Geständniß ist gar kein Selbstlob, es ist das Recht der Selbstvertheidigung, das Zeugniß für die Wahrheit, wie es die größten Genien aller Zeiten stets abgelegt haben. Doch treten wir ins Heiligthum.

Schon das Inhaltsverzeichnis legt dar, daß die Aufeinanderfolge der Gedichte ebenso sinnig wie neu und originell ist. Sie werden uns in achtzehn „Reihen“ vorgeführt. „Religiöse Gedichte“ eröffnen den Reigen und zwar in fünf solcher Reihen. Die nächsten vier haben die vielverheißenden Ueberschriften: „Beobachtung und Mahnung“, „Zeit und Ewigkeit, Verlust und Ertrag“, „Der Diener Gottes“, „Zur Aufklärung“. Die zehnte Reihe bringt „Philosophische Dichtungen“. Nun folgen wieder drei Reihen: „Religiöse Gedichte“. Die nächste Reihe bezeichnet sich: „Philosophischer Kampf.“ Dieser schließen sich die letzten vier Reihen an: „Persönliches

und Allgemeines“, „Moral“, „Zu bedenken!“ „Zur Ehre Gottes“.

Bereits im Vorausblicke läßt diese ureigene Wahl der Zusammenstellung Bedeutendes vermuthen. Sie ist keine zufällige sondern eine innerlich gebotene. Da der Dichter in seinem Umgange mit Gott es nicht blos mit Gefühlen, vielmehr mit Gedanken hält, die freilich aus der innersten Tiefe seines verlangenden Gemüths aufsteigen, recht eigentlich emporsteigen in der Bedeutung nicht allein einer räumlichen und zeitlichen, sondern der intelligibeln Welt, sodas hier Lauterkeit der Gesinnung, Sehnsucht, Liebe zum höchsten Gut, welches es gibt, auch von der Schönheit, Erhabenheit, Herrlichkeit solches Gutes beschwingt werden, um demselben immer näher zu kommen, es in der Gegenwart zu schauen; und da der Dichter uns mit emporziehen will: so wird er die höchste Errungenschaft, zu der er gelangt ist, nicht gleich am Anfange, wenn auch nur in einzelnen Anklängen, geben. Gäbe er sie uns, wir würden das, wonach er ein Menschenleben hindurch gesucht, um was er gekämpft, was zuletzt er gewonnen hat, das, worin er heimisch ist, noch nicht zu fassen vermögen. Es ist schon von vornherein eine der größten Schönheiten dieser religiösen und philosophischen Gedichte, das der Poet, der hier unser Führer zu den herrlichsten Offenbarungen ist, von denen so mancher Vielbessene auch nicht die entfernteste Ahnung hat, das er mit unserer Schwachheit Nachsicht übt, das er uns allmählich heranzuführt, das seine Poesien, die uns zu dem Geiste der Geister hinauftragen werden, in einem so ruhigen, nichts übereilenden Schritte ansteigen. Und doch würde es uns, selbst im günstigsten Falle, vielleicht ähnlich begegnen, wie es Dante erging, als auf der kühnsten aller Wanderungen ihm immer Stärkeres zugemuthet wurde. Und Dante hatte Virgil und Beatriz zur Seite, und selbst der große Florentiner wollte dennoch oft erliegen. Wir werden uns alsbald überzeugen, das auch unser deutscher Dichter auf seinen Weg zu den verborgenen Regionen sich mit aller Umsicht versteht, das er der kundigste der Führer ist. Auch das müssen wir höchlich anerkennen, das er auf unserer Wanderung für die mannichfaltigste Abwechslung der Eindrücke gesorgt hat.

Doch wir müssen uns erst näher orientiren, damit wir von dem, was unser wartet, nicht dennoch überwältigt werden. Wie die indischen Büßer und Brahmanen zu den heiligen Gangesquellen wallfahrten, oder Gesetzgeber und Weise auf Gebirgshöhen in ungestörter Beschauung die höchsten Offenbarungen empfingen, Christus selbst oft Berge bestieg, von hier aus zum Volke sprach, auf einem Berge versucht, aber auch verklärt wurde, wie Theosophen und große Mystiker ihre Gedankenrevolutionen als „Ströme“ und „Berge“ kennzeichnen, so dürfen wir das auch auf unsern Dichter in Anwendung bringen. Ist es uns doch, indem wir dem Verlaufe dieser Poesien folgen, als würden wir auf einem Strome sanft dahingeführt. Auf beiden Seiten ein liebliches malerisches Gelände, voll regen Lebens der Vegetation, der Thiere und menschlicher Betriebsamkeit. Die Fahrt geht so allmählich vor sich, das wir, wie der Gebanke uns fesselt, zu stehen meinen; dagegen die Landschaft rechts und links, die Hügel, die

Wälder bewegen sich, sie fliegen an uns vorüber, doch wir bewegen uns, nicht sie, und gleichwol treten die Ufer immer weiter auseinander, der Strom wird immer statlicher, der Wellenschlag lebendiger, als ohne der Strom schon das Meer, nach dem ihn ein Heimweh erfasst. Er spiegelt die Gegenstände zu beiden Seiten stets reiner ab, verklärt sie, und wirklich — das Meer, es winkt uns aus der Ferne, es rauscht und braust stets vernehmlicher, je schneller wir ihm zustiegen. Die Ufer weichen zurück, der Strom mündet in die Unendlichkeit; das Meer hat ihn in sich aufgenommen. Oder es ist uns, während wir lesen, als bestiegen wir an der Hand des Dichters ein Gebirge, an jähem düstern Abgründen vorbei. Auch hier geht der Anstieg zuvörderst langsam. Und wie oft wir anhalten, uns rückwärts wenden, die Aussicht erquickt uns stets überraschender. Mit jedem Schritte ist sie eine andere geworden, der Gesichtskreis hat sich um ein Beträchtliches erweitert. Welche Lichter, welche Schatten, das Wechselspiel beider! Und wie wir weiter schreiten, umfängt uns droben ein grenzenloser Horizont. Fast ist uns die Erde geschwunden, ungeachtet wir auf einer ihrer höchsten Spitzen weilen. Alles und jedes ist anders geworden, unter eine ganz andere Beleuchtung getreten. Wir glauben, während die Nacht uns umfängt, den südlichen Himmel zu schauen, mit der ganzen Pracht anderer Gestirne, die uns mit jenem Wunderglanze entgegenleuchten, wie ihn einst Alexander von Humboldt in den Tropenländern voll Entzücken geschaut und gemalt, wie ihn Sealsfield hingerissen angestaunt und geschübert hat, als das Sternbild des Kreuzes zum ersten male vor seinen Augen flammte.

Wer als Religiöser, als Dichter und Denker den Beruf fühlt, die Mystereien der Existenz zu eröffnen, der wird alsbald entdecken, das die Gedanken keiner Zufälligkeit unterliegen, das sie ihrem Ursprunge nach nicht der Endlichkeit angehören, das sie in ihrer Unerforschlichkeit schon ohne menschliches Zutun eine gesetzmäßige Ordnung bilden. Besonders gilt dieses von den Ideen, als den ewigen Urbildern alles Lebens, als den Urtypen alles dessen, was sein soll, daher ewigerweise auch allein ist, und zwar ideal und real zugleich, als Bewußtsein. Das Nichtseinsollen, ob als Gedanke oder gar als That, spricht nicht dagegen sondern dafür; der Mangel setzt die Fülle, das Uebel das Gut, das Böse das Gute, das Unbewußte das Bewußtsein voraus. Kurz, wer schon als Religiöser, sei es im Dichten oder im Denken, über allen Schein hinaus bis zum Wesen vordringt, der ist dessen inne geworden, das das Sinnenall sich nicht selbst erklärt, das es einer Erklärung bedarf, das diese allein sich ergibt aus einem Geiste, der alles in allem, Ursprung aller Gestaltung in und außer sich, und dennoch unterschieden vom Weltganzen ist. Aus diesem ergibt sich dann auch ein geistiger Kosmos, ein Gedankenorganismus, der schon in dem Sein Gottes gesetzt ist, der aber auch in den Organismus der Sinnenwelt mehr als blos hineinreicht. Ferner ergibt sich, das der Kosmos der Gedanken, wiefern sich das Nichtseinsollen verwirklicht, also jener Umsturz erfolgt, von dem nicht blos das Alte Testament spricht, sondern auch Inder, Griechen (Sturz der Titanen), alle Völker, die einen Mythenproceß ausbildeten, die auch

nur eine Ahnung von Metaphysik hatten, Kunde erhielten, ein Umsturz, den selbst Schopenhauer respectirt — es ergibt sich, daß schon der Kosmos der Gedanken ein Infernales, eine Läuterung, eine Zurückführung auf das Vollkommene durch Kampf, durch Bewährung reflectirt. *) Schon Dante hat diese Anschauung gehabt und aus ihr den ganzen Organismus seines erhabenen Gedichts geschaffen.

Nun hat Melchior Meyr in seinem „Gott und sein Reich“ es wissenschaftlich in großartiger Weise bewiesen, daß er in jenen drei Sphären kein bloßer Beobachter gewesen ist, sondern er hat in demselben Werke solche Regionen sogar zu einer speculativen Darstellung gebracht; und so ist es eine notwendige Folge, daß sich Infernales, Läuterung und Rückführung auf das Vollkommene auch in den religiösen und philosophischen Gedichten geltend machen, von der stillen Einkehr in sich selbst, vom Zwiegespräche mit dem, welcher der Herzenskündiger in jedem Betracht ist, von der Anbrüchigkeit der Creatur, welche jeder auch an sich wahrzunehmen vermag, von der Ansprache an die Leidensgenossen, von der entgegenvollen Anschauung, wie sich der Proceß des hereingebrochenen Uebels in Natur und Geschichte, in Raum und in Zeit austobt, bis zum Miß und thatsächlichen Abfall, den vollends die Geisterwelt bezeugt, als Ursprung alles Uebels, von den Wunden, die geheilt, von den Zweifeln, die gehoben, von den Abgründen, die ausgefüllt werden sollen, aber auch bis zur Wiedererhebung, bis zum Siege des Guten über das Böse, der Verjahung über die Verneinung, bis zum Triumphe Gottes über den Bösen als solchen, bis zur Wiederbringung aller Dinge und Personen, bis zur Vollendung eines alleinigen und ewigen Gottesreichs.

Wir haben es bereits an einem andern Orte ausgesprochen, daß der Fall der Geister ein überaus fruchtbares Thema für Denker und Dichter wie für Maler ist. Kein Talent freilich reicht dazu aus, nur der Genius ist solchem Gegenstande gewachsen. Schopenhauer würde auch darin Außerordentliches geleistet haben, wenn er nicht dem seltsamen Wahn eines absoluten Pessimismus verfallen wäre. Den Umsturz in Scene zu bringen, eigneten sich bis dahin unter den Dichtern zumal Dante und Lord Byron, unter den Malern Michel Angelo. Aber auch der Musiker fände hier ein unendliches Feld, wenn wir uns die großen Tonschöpfungen Haydn's, Händel's, vor allen aber Beethoven's vergegenwärtigen. Was unser Autor darin als Denker und Dichter zu schaffen vermag, hat er in „Gott und sein Reich“ glänzend gezeigt. Da er in seinen religiösen Gedichten sich auf das ganz neue Stadium einer innigen, zugleich gedankenvollen Andacht erhebt, durfte er anfangs noch nicht bei dem Sturze der Geister verweilen, obwohl er uns auf einigen der höchsten Höhen seiner Gottesfeier den Abgrund der Gottvergessenheit auch schon in Sicht bringt; da indessen, wo sein Flug den höchsten, den Culminationspunkt erreicht, malt er die Gestürzten vortrefflich. Was er nun vollends zu schaffen vermag in der Darstellung des wiedergewonnenen

Paradieses, des Himmels, des Zustandes der Seligen, wir werden es sehen und bewundern.

Sehen wir nun auf die Einzelbetrachtung vorliegender Gedichte ein, so ist zu bekennen, daß dem überaus reichen Inhalt durchweg eine reine und wahrhaft schöne Diction entspricht. Die Mannichfaltigkeit, der Wechsel des Versbaues ist hier bis aufs Kleinste dem Gedanken gemäß. Auch hier baut sich die Seele selbst ihren Leib, empfängt ihn nie von außen. Der Rhythmus ist zu vernehmen als Bewegung, als Athemzug, als Tonfall und Hebung des tief innersten Lebens, und gibt dem Gehör das als Wohlklang kund, was der Sänger in unserm Gemüthe des Beseligenden erregt hat. Der Dichter spricht zu uns halb in reimlosen Jamben, halb in sinnig vertheilten Reimen verschiedener Maße, er legt ein Sonett ein, er beschleunigt seinen Flug durch die Ode, er wählt dann wieder den episch ruhigen und doch so erhabenen Gang der Terzine, er entzückt unser Ohr vollends wo er wieder zu neuen Höhen sich aufschwingt. Auch hier, was die Sprache betrifft, ist es als besondere Schönheit zu rühmen, wie der Dichter seinen Enthusiasmus durch Besonnenheit zu mäßigen weiß, wie er seinen Ausdruck vor jeder excentrischen Abschweifung züchtig bewahrt, um sich nicht zu überstürzen, um seine Kraft und Begeisterung für den höchsten Schwung aufzubewahren und erst gegen das Ende, dann aber auch in den vollsten Hymnen sie vernehmen zu lassen. Er faltet da, wo er didaktisch, contemplativ wird, absichtlich die Flügel seiner Phantasie zusammen, wie man beim Gebete unwillkürlich die Hände faltet, um sich zu sammeln, um sich jener heitern Ruhe anzuvertrauen, welche schon einer der Grundzüge der griechischen Antike ist, wie auch die größten Theosophen aller Zeiten „Gelassenheit“ sich gebieten, von einem „Stillehalten“ so bedeutsam sprechen, wie ja auch der Geometer darauf bedacht ist, daß sein Meßsich nicht schwanke, der Forscher, daß sein Instrument nicht vibriere, die rechte Lage einhalte, wenn er in die Sternennräume des Firmaments eindringt:

Du staunst, mein Herz, du kannst es nicht begreifen,
Daß neben Schein, ja neben Häßlichkeit,
Wahrheit und Schönheit ohne Verfall bleiben
Und jene, die sie spenden, ohne Lohn?
Wahrheit und Schönheit kann nur Gott belohnen.
Er lohnt sie durch die Wonne der Erzeugung —
Und durch den Hinblick auf die Lichtgestalt —
Er lohnt sie durch das Heil des Schaffenden,
Der ihn darstellend sich zu ihm erhöht! —
Was neben diesem ist der Lohn der Welt?
Vom göttlichen durchdrungen und erquickt
Ist's ein Vergnügen dir, die Lebenden,
Den Lärm erhebend ihrer Lobgefänge,
Zum Scheingebild in Scharen wallen sehn,
Derweil du holder Stille dich erfreust
Im himmelhoch gelegnen Heiligtum.

Viele dieser kleinern Gedichte, in denen der Dichter den Leser und sich selbst erst vorbereitet zu einem Fluge durch die Unendlichkeit, um noch mehr als diese zu erreichen, und zwar aus verschiedenen „Reihen“, besonders der „religiösen“ Poesien mit ihrer ruhigen Gedankenfeier, gemahnen uns wie jene Sonnen in ungemessenen Weltfernen, die uns dennoch ihr Licht zusenden, die still zu stehen scheinen, gleichwol um ein gemeinsames Centrum

*) Bol. „Das Geheimniß der Lebenskunst. Von Alexander Jung“ (Leipzig, 1856), Th. 1 und zwar: „Der Gedankenkosmos“ und „Bewältigung des Gedankens“, S. 159 fg., S. 268 fg.

ihre Bahnen beschreiben. So rotiren auch diese didaktischen oder beschaulichen kleinen Dichterwelten nicht bloß um einen äußern Mittelpunkt, um ein ausgeführteres, größeres Gedicht, sondern auch um die Centralsonne aller Geister, welche die Grundidee, der Lebensspender des Sternennalls dieser „Religion des Geistes“ ist, obwohl jene kleinern Gedankensphären auch ihr einstweiliges besonderes Centrum haben, welches aber nur der zeiträumliche Widerschein des ewigen ist. Dieses einstweilige Centrum, um welches auch die nach demselben aufgeführten kleinern Reigen kreisen, leuchtet in aller Pracht hervor aus der „Vierzehnten Reihe“, in dem Gedicht: „Den Pantheisten“, empfängt aber auch sein Licht aus dem Mittelpunkt des Geisteralls:

Das ew'ge Wesen, das lebendig ist,
Es handelt, geht — und geht nach allen Seiten.
Es geht mit seiner höchsten Kraft empor
Ins Centrum seines Lebens und es ist
Der Geist, der selbstbewußte Herr des Seins.
Es breitet sich nach allen Seiten aus

Und ist sein eigner Umkreis — ist des Geistes,
Des Herrschenden, vollkommenes Dienende.
Das nennen wir den ganzen Gott, den Einen,
Der Mittelpunkt zugleich und Umkreis ist.
Ihr seht von diesem Ganzen nur den Umkreis;
Die Geister, die sich euch entgegenstellen,
Erblicken nur den Mittelpunkt in ihm:
Wir aber sehn den einen in dem andern,
Wir sehen ihn, den wahren, ganzen Gott,
Der Einer ist als Herr und herrschend alles.

Selbst da, wo unser Dichter, scheinbar abstract, der „Moral“ eine ganze Gedichtreihe widmet, handelt es sich nicht um Vorschriften, um Pflichten, die erst erfüllt werden sollen, sondern um jene wahrhafte Gottseligkeit, in der erst alle Tugenden das sind, was man sonst eine einzelne Tugend zu nennen pflegt, sodaß, wer in Gott lebt, Gott liebt, an keine einzelne Tugend mehr denkt. Die wahrhafte Sittlichkeit versteht sich in der Religion von selbst; das Abstracte ist abgeborgt, nothdürftig zusammengeführt und todt.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Anthologisch-kritische Sammelwerke.

1. Fünfzig Jahre deutscher Dichtung. 1820—70. Mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Wartig. 1871. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Deutsche Dichter und Denker der vaterländischen Jugend und ihren Freunden ausgewählt und durch literarhistorische Charakteristiken eingeleitet von Friedrich Schwald. Mit Titeltupfer von Mosdorf und zahlreichen Porträts. Zwei Bände. Altenburg, Bonde. 1871. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Eine Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus dem Schatze der lyrischen Epik nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter unter Berücksichtigung der namhaftesten kritischen Stimmen von Ignaz Hub. Dritter Band. Erste Abtheilung: Die Gegenwart. Vierte, neubearbeitete und stark vermehrte Auflage. Karlsruhe, Kreuzbauer. 1870. Hoch-4. 1 Thlr.

Da die Literatur von Geschlecht zu Geschlecht mehr heranwächst und lavinenartig auf die Häupter der Nachgeborenen rollt, so macht sich auch täglich mehr das Bestreben geltend, durch Auswahl aus der Masse der Erzeugnisse die Kenntniß des Wünschenswerthen und überhaupt Werthvollern zu erleichtern. Außer den eleganten Miniaturanthologien, welche vorzugsweise für die Toiletentische der Damen bestimmt sind, werden auch größere Sammlungen veranstaltet, in denen die Auswahl nicht bloß auf das Lyrische gerichtet ist und in denen namentlich der Salon- und Boudoirgeschmack nicht ausschließlich berücksichtigt, sondern auch höherer geistiger Bedeutung Rechnung getragen wird. Wie schwankend indeß noch die Urtheile über die Rangstellung der zeitgenössischen Dichter sind, ersehen wir daraus, daß Poeten, die in der einen Sammlung als poëtae laureati, als gottbegnadigte Träger der Literatur gefeiert werden, in der andern gänzlich fehlen, daß hier einer mit einer heilküßigen Censur höchstens als erwähnenswerth verzeichnet wird, dessen Name dort in einem kritischen Brillantfeuerwerk strahlt.

Die Klärung dieser Urtheile gibt die Zeit und rascher

als man gewöhnlich glaubt. Zwar werden dann nicht die ersten die letzten und die letzten die ersten sein; aber ein bedeutender Umschwung in der Schätzung der Dichter wird nicht ausbleiben, um so weniger, als der Geschmack des Tags jetzt in einseitiger Richtung Poeten als Literaturkönige auf den Schild hebt, denen gerade alles dasjenige fehlt, was in der Blütenepoche unserer Poesie, nach der Theorie und Praxis unserer classischen Dichter vorzugsweise die dichterische Bedeutung begründete.

In der ersten Sammlung von Adolf Stern: „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung“ (Nr. 1), gibt sich das rühmliche Bestreben kund, nicht die hervorragenden Poeten dadurch herabzudrücken, daß sie auf ein Niveau mit den mittelmäßigen gestellt werden. Denn bei aller Vollständigkeit sind doch die bedeutendern Dichter durch eingehende Charakteristik und weit reichere Auswahl aus ihren Dichtwerken vor den Mitteltreibern hervorgehoben. Zugleich erwähnen wir als einen Hauptvortrag der Sammlung, daß diese Auswahl fast immer mit kundiger Hand das wahrhaft Gelungene und Charakteristische trifft, worin sich Bedeutung und Eigenthümlichkeit der Dichter am schärfsten ausdrückt, während wir in sehr vielen Anthologien, namentlich in denjenigen, die als lyrische Toilettenbüchsen anzusehen sind, oft mit einem bewundernswürdigen Ungeschick von namhaften Dichtern gerade dasjenige mitgetheilt finden, was sie als schlafende Homere gedichtet haben und worin alle Verfertiger formgewandter Nichtigkeiten mit ihnen wetteifern können.

Adolf Stern sagt in der Vorrede, daß der Gedanke zu seiner Sammlung sich ihm aus den Vorträgen ergeben habe, die er über die Entwicklung der deutschen Dichtung in der Neuzeit und bis zur unmittelbaren Gegenwart für die Studirenden des königlichen Polytechnicums in Dresden hielt:

Bei diesen Vorträgen nun zeigte sich der Mifstand, an dem unsere gesammte Literaturgeschichte je länger je mehr krankt —

und der die Frage, ob Literatur- und Kunstgeschichte das Verständnis der Dichtung und Kunst nicht eher hindern als fördern, durchaus nicht müßig erscheinen läßt. Jede einigermaßen vollständige und ausgeführte historisch-kritische Darstellung der Literatur setzt die Kenntniß zahlreicher Schöpfungen voraus, und doch mußte ich mir, wie jeder, der aufrichtig sein will, eingestehen, daß die Kenntniß bei vielen Hörern meiner Vorträge nicht vorhanden und im vollen Umfange auch nicht zu fordern sei. Zu zahlreich sind die Bestrebungen und Leistungen, zu sehr hängt es vom Zufall und äußern Umständen ab, welche Dichter und Dichtungen der einzelne kennt, welche nicht. Wollte ich nicht in den Fehler des subjectiv willkürlichen Herausgreifens einiger wenigen Namen und Werke verfallen (deren Kenntniß dann natürlich leicht zu vermitteln ist), so stellte ich nur der Weg einer Auswahl dar. Dem traurigsten Resultat literarhistorischer Werke und Vorträge: der Kenntniß von Namen und Titeln, dem Besitz von überlieferten Urtheilen, ohne jede selbständige Empfindung, konnte diese Sammlung vorbeugen helfen. Und darum verstand es sich von selbst, daß auch Bruchstücke aus größern epischen, aus dramatischen Werken mitgetheilt werden mußten. Auch minder bedeutende und wieder verschollene Poeten, sofern sie einer in ihrer Zeit vielgeltenden Richtung angehörten und die Charakteristik dieser Richtung vervollständigen halfen, waren, unter dem literarhistorischen Gesichtspunkt, keineswegs auszuschließen. Indem ich aber solchergehalt diese Auswahl für einen nächsten bestimmten Zweck veranstaltete, zeigte sich, daß, trotz zahlloser Anthologien, eine einigermaßen vollständige, alle wesentlichen Richtungen und Erscheinungen der neuern deutschen Poesie charakterisirende Sammlung nicht vorhanden sei. Und indem ich mir vergegenwärtigte, daß das oben geschilderte Mißverhältniß zwischen der Kenntniß von Namen und Leistungen in großen und weiten Kreisen des Publikums vorhanden sei und überall die gleiche Rechtfertigung habe, ergab sich die erfreuliche Möglichkeit, für die bessere Kenntniß, die gerechtere Würdigung der neuern, dichterischen Bestrebungen auch in weitem Kreise wirken zu können. Für diese hauptsächlich wurden die kurzen biographisch-kritischen Skizzen und Notizen bestimmt, deren ich für den ersten und nächsten Zweck hätte entzathen können.

Durch diese biographisch-kritischen Notizen, durch die Gruppierung der Dichter, durch die Bestimmung der Gruppen, welche zugleich die Entwicklungsphasen unserer neuesten Literatur anzeigt, gewinnt die Anthologie von Stern die Bedeutung eines literarhistorischen Leitfadens, und da der Standpunkt des Herausgebers sich in diesen Bestimmungen scharf ausprägt, so fordern gerade sie in erster Linie die Beachtung der Kritik heraus.

Das Werk zerfällt in drei Bücher:

Das erste Buch umfaßt den Zeitraum zwischen 1820—30, die Periode, in welcher die, im Beginn des 19. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangte Romantik noch im Vorbergrunde des literarischen Lebens stand und die schaffenden Dichter mehr oder minder beherrschte und beeinflusste, während eine, theils von den Nachwirkungen der classischen Dichter herkommende, theils aus dem unmittelbaren Leben und Fühlen der Zeit entsprungene Gegenströmung sich schon mehrfach fühlbar machte. . . .

Das zweite Buch umfaßt im wesentlichen den Zeitraum zwischen 1830—48, die Periode der Gärung und des revolutionären Dranges in der deutschen Literatur, der bald zum Bruch mit aller Poesie, bald zum Anspruch führte, die Poesie auf völlig neue Grundlagen zu stellen und die ganze seitherige deutsche Dichtung als überwunden anzusehen.

Das dritte Buch umfaßt die Dichter von 1848 an.

Im allgemeinen kann man diese Zeitabschnitte gelten lassen, wenn auch ihre Grenzen vielfach fließende sind; mannichfache Bedenken richten sich aber gegen die Gruppierung der Poeten innerhalb dieser Zeitgrenzen, Bedenken, welche der Herausgeber selbst im Vorwort als vielfach berechtigt anerkennt. Die Unterabtheilungen des ersten

Buchs sind: „Die Romantik nach den Freiheitskriegen“, „Die schwäbische Dichterschule“, „Die Dichter der Uebergangszeit“, „Die österreichische Dichtergemeinschaft“, „Die Poeten der Abendzeitung“, „Heine, Platen, Zimmermann“. Hier scheint es zunächst nicht zu billigen, daß Ludwig Uhland nicht der schwäbischen Dichterschule beigezählt wird, deren Haupt und Führer er ist; in gleicher Weise gehört ihr jedenfalls Justinus Kerner an. Den Urtheilen über die einzelnen schwäbischen Dichter kann man meistens nur beistimmen. Zu hoch wird Mörike gestellt:

Mörike gehört zu den bedeutendsten unter den schwäbischen und den neuern deutschen Dichtern überhaupt: seine dichterische Bedeutung beruht auf der vollendeten, vom leisesten Zug der Abstraction oder Reflexion freien Unmittelbarkeit seiner Empfindung und Anschauung, sowie auf der Fülle poetischen Details in seinen größern Werken wie in seinen kleinen Gedichten.

Sehr erwünscht und geschmackvoll ausgewählt sind die formschönen Beiträge aus Wilhelm Waiblinger's Gedichten, die im ganzen wenig bekannt und gewürdigt sind.

Der Abschnitt: „Die Dichter der Uebergangszeit“, zeigt eine etwas bunte Gruppe, die unter dieser toleranten Rubrik untergebracht ist. Rückert, Scherer, Stieglitz konnten doch als Führer der orientalischen Lyrik zusammenge stellt werden; freilich mußten dann von den Spätern Bodenstedt, Daumer u. a. mit hinzutreten — und da zeigt sich allerdings die Eintheilung in Epochen von engern Lustren, welche die einzelnen Bücher bestimmt, vielfach als eine Schranke, in der die einzelnen Richtungen über dieselbe hinübergreifen.

Ausnehmend zahlreich sind die dichterischen Proben aus Rückert, doch ist dies durch die Bedeutung und Productivität des Dichters gerechtfertigt. Warum Grillparzer, Zedlig, Egon Ebert nicht der folgenden, österreichischen Dichtergemeinschaft beigezählt sind, ist uns fraglich; Grillparzer ist ja erst vor kurzem als der specifisch österreichische Dichter gefeiert worden. Stern's Urtheil über den Nestor der österreichischen Poesie, den er ganz ähnlich wie der Unterzeichnete in seiner „Nationalliteratur“ einen der berühmtesten Nachfolger unserer classischen Dichter, namentlich auf dramatischem Gebiete nennt, wird begründet durch die folgenden Bemerkungen:

Seine poetischen Vorbürfe, seine Menschengestalten, seine Schilderungen der Leidenschaft bezeugen überall den echten Dichtergeist, welcher das Ideal geläuterten Menschenthums vor Augen hat und dem bei allem Idealismus der Blick für die Breite und Fülle der Welt, die charakteristische Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nicht fehlt. Die Schranke, welche Grillparzer's Talent an der höchsten und letzten Entfaltung stellenweise hinderte, lag in den heimathlichen Verhältnissen. Die eigenartige Sinnesweise und Gemüthsrichtung seiner österreichischen Landesleute, der Einfluß des wiener Hofburgtheaters verathen sich in der Neigung des Dichters, gewisse psychische Consequenzen und die unerbittliche und eberne Nothwendigkeit der Tragik zu umgehen, an die Stelle der echten, leidenschaftlichen Gesühlsäußerung die theatralische Phrase zu setzen.

Gefreut hat uns die, wenngleich bedingte Anerkennung eines ganz vergessenen Dichters, Joseph Freiherrn von Auffenberg's, der mindestens hinter keinem der Dramatiker jener Epoche, auch nicht hinter dem von Stern ungünstiger beurtheilten Raupach zurücksteht. Stern sagt von Auffenberg:

Als Dramatiker von ungemeiner Fruchtbarkeit („Sämmtliche Werke“ in 21 Bänden, Wiesbaden 1843—47) repräsentirt

er die effektische Unsicherheit der meisten Bühnenschriftsteller der zwanziger Jahre, die sich bald an die spanischen Dramatiker, an die Romantiker, bald an das Muster der Schiller'schen Tragödien anlehnte. Bei Aussenberg kamen überdies Eindrücke und Nachwirkungen der neufranzösischen Romantik, Byron's und Walter Scott's hinzu, die er alle äußerlich aufnahm und die abwechselnd in seinen Dramen hervortreten. Wo er am selbständigsten erscheint, wie in der „Alhambra“, die der Dichter ein Epos in dramatischer Form nennt, finden wir die volle Formlosigkeit und die Detailschwelgerei der Romantiker, in andern Dramen entwickelt er entschiedenes Talent für Charakteristik und Aufbau einer Handlung, daneben freilich viel äußerliche Bühnenvorstellung und hohle Rhetorik. Unter seinen Dramen haben „Die Friburger“, „Ludwig XI. in Peronne“, „Die Schwestern von Amiens“ wol die meisten Vorzüge.

Eine wenig beachtete, aber geschickt zusammengestellte und für die Epoche der Theatrischästhetik charakteristische Gruppe sind die „Poeten der Abendzeitung“, bei denen klassische wie romantische Elemente bis zur Trivialität abgeschwächt erschienen; sie umfaßt die Dichter: Theodor Hell, Friedrich Kind, Roswitha Kind, Friedrich Adolf Kuhn, Otto Heinrich Graf von Voeben, Selmina von Chezy, Eduard Gehe und Karl Förster.

Es war die Reaction gegen das leichte poetische Theatregeschmack der Abendzeitungs-Dichter, welche in Heine's Schriften und Dichtungen wie in denen seiner Gegner, Platen und Immermann, gleichmäßig sich geltend machte, die Satire in Prosa und Versen herausforderte. Die Charakteristik dieser drei hervorragenden Autoren ist eine zutreffende, namentlich was über Platen gesagt ist, erscheint sehr glücklich im Ausdruck:

Zunächst sind es die Reinheit und Schönheit der Formen, die Kraft und der Wohlklang der Sprache, welche in seinen Liedern, Sonetten, Balladen und Romanzen, seinen Oden, Epögen, Idyllen und Hymnen wirken und erheben. Keineswegs aber war Platen, wie seine Gegner bis auf den heutigen Tag behaupten, nur der Dichter der marmorglatten Form. Wenn ihm leidenschaftlicher wie weichere Gefühle verschlossen sind oder nur ein flüchtiger Hauch derselben einzelne Gedichte durchdringt, so leidet er vielen starken männlichen Empfindungen, dem Gefühl der Entschlossenheit, der Würde, ernster Schmerzbesiegender Fassung, edler Trauer, solem Freiheitsinne, den ergreifendsten und schönsten Ausdruck. Was der Gesamteindruck Platen's und namentlich seinen größern Werken mangelt, ist die sinnliche Fülle und der Reichthum des Lebens, und er kann in dieser Beziehung sehr wohl mit jenen Kunstreformatoren verglichen werden, die zuerst wieder Adel und Schwung der Linien, Bestimmtheit des Ausdrucks zu gewinnen trachten und darüber den Reiz und Reichthum der Farben verlieren. Nach formeller Seite hin wurden seine Gedichte mit Recht muskergültig, und die stolze Begeisterung, mit der er sich der Kunst völlig ergab, blieb zum Glück für die neuere deutsche Dichtung nicht vereinzelt und wirkungslos.

Das zweite Buch zerfällt in die Abschnitte: „Das junge Deutschland“, zu welchem auch der österreichische Dramatiker Eduard Bauernfeld gerechnet wird, während diese Kategorie eine durch einen Bundestagsbeschluss politisch bestimmte ist und keine offenen Grenzen hat, die „Epigonen Heine's“ (Gaudy, Rousseau, Ferrand), „Die dramatischen Stürmer und Dränger“ (Grabbe, Büchner, Alexander Fischer, F. Marlow), „Die descriptive Dichtung“ (zu welcher Karl Beck mit Unrecht gezählt wird, der durchaus mehr dem folgenden Abschnitt angehört), „Die politische Lyrik“, „Didaktische Dichter der Gärungsperiode“ (Duller, Sallet, Titus Ulrich u. a.), „Der oppositionelle Humor“ (Glazbrenner, Solger, Dohm),

„Die naive Dichtung der jungdeutschen Periode“ (Simrod, Kopisch, Holtei, Reinick, Gruppe u. a.), „Rosen, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau“, „Die österreichischen Dramatiker“ (Friedrich Palm, Rosenthal, Joseph Weilen), „Nachklänge und Klärung der Gärungsperiode in der spätern Dichtung“ (Griepentherl, Meißner, Hartmann, Betty Paoli, Adolf Strodtmann und der Unterzeichnete).

Wir haben bereits einige Bedenken gegen die Unterbringung einzelner Poeten in diesen Rubriken erwähnt; sie lassen sich wesentlich vermehren. Holtei z. B. gehört doch nicht der naiven Dichtung der jungdeutschen Epoche an; er ist in allen drei Epochen gleich productiv gewesen, und der Schwerpunkt seines Wirkens als Dramatiker fällt in die erste, als Romandichter in die letzte Epoche. Die Urtheile über die einzelnen Autoren sind meistens zutreffend, Guklow ist indeß kaum nach Verdienst gewürdigt. Von Laube heißt es:

Vor dem Aufgehen in der tendenziösen Reflexion und dem fragmentarischen Journalismus bewahrte ihn ein realistischer Zug, der am modernen Leben und der Fülle seiner Erscheinungen an sich Wohlgefallen hatte und ihn befähigte, in Romanen und Dramen die Außerlichkeiten dieses Lebens frisch, lebendig und mit entschiedener Effectneigung darzustellen. Psychologische Vertiefung, wahrhaft poetischen Gehalt weisen seine Werke nur selten auf, seine Lieblingshelden sind die genialen Abenteurer, deren er eine ganze Reihe in den Tragödien „Monaldeschi“, „Struensee“, „Effer“, „Montrose“ verkörperte. Unter den jungdeutschen Dramatikern erlangte Laube die bedeutendsten Bühnenwirkungen, weil seinem Naturell die Concessionen an den Theatereffect und die Darstellertraditionen nicht widerstreben.

Am wenigsten sagen uns die Gruppierungen des dritten Buchs zu; es besteht meistens aus Supplementar-rubriken: „Die neuesten Lyriker“, „Lyrisch-epische Dichter“, „Die neuesten Dramatiker, Epiker, Romandichter“, in denen die verschiedenartigsten Begabungen und Richtungen etwas bunt durcheinandergewürfelt sind. Unter einer Ueberschrift finden wir Bodenstedt, Samerling, Heise, Lindner, Ringg, Max Waldau, der mit Hartmann, Meißner u. s. w. in eine Gruppe gehört, versammelt.

Am meisten Bedenken aber muß der erste Abschnitt des dritten Buchs: „Die Rückkehr zur Kunst“, erregen, der sich überdies von dem letzten des zweiten: „Nachklänge und Klärung der Gärungsperiode in der spätern Dichtung“, nicht unterscheidet. Soll aber dieser ganze Poetenschweif, der hinter der „Rückkehr zur Kunst“ buntschillernd nachschleppt, eine künstlerische Wendung der Literatur gegenüber dem vorausgehenden Stadium bezeichnen, so muß man entschieden dagegen protestiren; denn mit wenigen Ausnahmen sind diese frommen, erbaulichen und blumistischen Lyriker Poeten, die weit gegen die dichterischen Begabungen der vorigen Epoche zurückstehen. Durch diese Bezeichnung bringt sich das Werk von Stern in Verdacht, die akademische Richtung zu bevorzugen. Die tendenziöse, in welcher die Tendenz sich nicht zum künstlerischen Grundgedanken einheitlicher Kunstwerke abgeklärt hat, ist gewiß ebenso einseitig; aber nur die den Geist des Jahrhunderts in abgeklärter schöner Gestalt mit unvergänglichem Gepräge tragenden Dichtungen bezeichnen den Fortschritt der Nationalliteratur. Die geistig nichtsagende Poesie ist ein Rückschritt, die akademische Formalismus und Dilettantismus.

Sehr begeistert ist Stern für Friedrich Hebbel, welchen

er die größte, ursprünglichste, ernsteste und unablässig auf das Höchste der Kunst gerichtete Dichterkraft der letzten Jahrzehnte nennt. Richard Wagner als Dichter wird von ihm offenbar überschätzt; die Stil- und Geschmackslosigkeit seiner Dichtungen sowie der Mangel derselben an geistiger Bedeutung und Tiefe sind unüberlehnbar, das theatrale Geschick kommt den musikalischen Aufführungen zugute, ist aber für die literarische Bedeutung untergeordnet.

Eine der Hauptgruppen dieses Buchs ist „Der Realismus in der Dichtung“, als dessen Führer Gustav Freytag erscheint; Stern sagt über die Dramen desselben:

Die feine Mischung geistvoller, selbst frivoler Ironie und warmer Empfindung, die Sicherheit der Gestaltenzeichnung und die geschmackvolle Virtuosität, mit der er seinen unerhöpften Reichtum charakteristischer Details wirkungsvoll zu verwerthen weiß, der frische Humor und die künstlerisch-sorgsame Durchbildung der Sprache sicherten diesen Werken bleibenden Werth. Mit seinen Romanen „Soll und Haben“ (Leipzig 1856, zahlreiche Auflagen) und „Die verlorene Handschrift“ (Leipzig 1864, spätere Auflagen) gewann Freytag eine stets gesteigerte Theilnahme des Publikums und eine literarische Bedeutung ersten Ranges, sodaß er von der eigentlich realistischen Schule als der maßergültigste Dichter der Gegenwart gepriesen wurde. Auch in ihnen waltete die genannten Vorzüge des Autors: der künstlerische Ernst, die Sicherheit und Feinheit der Gestaltenzeichnung, die charakteristische Darstellung der verschiedensten Lebenskreise, die Virtuosität der Genremalerei und die Frische des Humors, der anmuthige Reiz des Stils; sie litten aber unter der Einseitigkeit der realistischen Doctrin, welche den Schwung der Empfindung, die Energie der Leidenschaft, den Idealismus der Lebensanschauung bekämpfte und in der Ueberschätzung der bürgerlichen, äußerlichen Respectabilität in die moralisirende Poesie zurückverfällt. Daß diese Einseitigkeit eine gesunde Reaction gegen den vagen, haltlosen Idealismus war, darf dabei ebenso wenig vergessen werden, als daß sie nicht das letzte Wort der deutschen Dichtung sein kann.

Otto Ludwig wird mit Wärme anerkannt; bei Scherzberg hätten wir eine Probe aus „Waterloo“ den mitgetheilten einzelnen Gedichten vorgezogen.

Auch die Charakteristiken der zahlreichen neuern Dichter zeugen von feinem Verständniß und dem Streben nach Unparteilichkeit, sind im Ausdruck meistens maßvoll und prägnant und machen diese Sammlung, welche allerdings die Prosaisker von Bedeutung und die Proben aus ihren Werken ausschließt — eine Einseitigkeit, die der Herausgeber durch eine ergänzende Sammlung der Prosaliteratur aufheben will —, durchaus empfehlenswerth für jeden, welcher ein Bild von dem Entwicklungsgang der Literatur und den einzelnen Dichtern nicht bloß aus kritischer Analyse, sondern aus dem Studium der Gedichte und dramatischen Scenen selbst gewinnen will.

Die Sammlung von Friedrich Schrwald: „Deutsche Dichter und Denker“ (Nr. 2), unterscheidet sich wesentlich von derjenigen Adolf Stern's. Einmal greift sie weiter zurück und umfaßt unsere ganze classische Epoche mit, sodaß die neuere nur in einzelnen Hauptvertretern und andern, etwas willkürlich hinzugewählten Lieblingsdichtern des Autors vertreten ist; auch scheidet die Eintheilung von dem Entwicklungsgang der Literatur gänzlich ab und bringt die Poeten, deren Charakterköpfe, Gedichte und Sentenzen sie mittheilt, unter alphabetischer Ordnung; dann aber vermeidet sie gerade die Proben aus Dramen und ist dagegen überaus reich an prosaischen Beiträgen

ja wir rechnen es ihr als ein Hauptverdienst an, daß sie unsere großen Philosophen alle mit ihrer oft classischen, oft charakteristischen Prosa mit in ihren Bereich zieht. Stern hatte sich in der Vorrede gegen die Aufnahme sogenannter Gedankenpläne, einzelner Maximen und Sentenzen aus Prosawerken erklärt, weil dieselben äußerst selten eine dichterische Persönlichkeit charakterisiren und der Vorliebe des deutschen Publikums für die sogenannten schönen Stellen, eine Vorliebe, welche den Sinn für künstlerischen Organismus vielfach sehr unentwickelt gelassen hat, nicht Rechnung getragen werden sollte. Schrwald dagegen schließt aus dem gleichen Grund alle Bruchstücke aus Epen und Dramen aus, da er stets bestrebt sei ein dichterisches Ganzes zu geben, das auch für sich allein schon verständlich sein würde. Dies ist allerdings bei den Scenenfragmenten aus größern Dramen nicht der Fall.

Was die Sentenzen und Anregungen betrifft, so stellen wir uns, ohne damit Chrestomathien, geistige Effenzen u. dgl. m. zu billigen, doch auf Schrwald's Seite. Namentlich für die Jugend liegt sehr viel Förderliches in geistigen Aussprüchen, in denen doch auch die wahre geistige Bedeutung eines Autors sich ausprägt. So gering denken wir von dieser Probe auf dieselbe durchaus nicht — Shakespeare, Schiller, Goethe, Jean Paul bestehen sie glänzend — ein Zeugniß ihrer geistigen Größe; man versuche aber einmal eine Chrestomathie aus unsern Akademikern und namhaftesten Realisten herzustellen — man wird kein anderes Resultat erzielen als dasjenige, was der Coupletvers von Kalisch ausdrückt: „Ach wie dünne!“

Schrwald theilt von jedem Autor, der auch Dichter ist, zuerst Lieder mit, dann Sprüche und Anregungen. Ueber diese beiden letzten Abschnitte sagt er in der Einleitung:

Die zweite Abtheilung enthält Sprüche, deren Inhalt meist ethisch, zuweilen ästhetisch ist. Unsere Literatur besitzt einen sehr reichen Schatz derselben, der für die Jugend bis zum Augenblicke so gut wie nicht gehoben war. Die alten Griechen, die auch auf dem Gebiete der Spruchdichtung als Muster und Meister dastehen, haben ihre Sprüche besser in Ehren gehalten und mehr dafür gesorgt, daß sie, was mit ihnen ja so leicht zu erreichen, da sie dem Gedächtniß sich gern einzuschmeicheln pflegen, auch wirklicher, stets präzenter Besitz der Jugend wurden, dem man, wo es galt, die treffendste Antwort oder den besten Rath oder die zureichendste Erklärung für Erscheinungen und Erfahrungen des Lebens entnehmen konnte. Je höher wir den Werth des Spruchs anschlugen, um so mehr hielten wir uns für berechtigt, den von Lessing einst im Auszuge herausgegebenen und gepriesenen Dichter Logau in diese Sammlung mit hereinzunehmen, obgleich derselbe der Zeit nach nicht in sie gehörte, ebenso wenig wie Luther und Gerhard, die wir in den übrigen Abtheilungen ebenfalls nicht übergehen zu dürfen glaubten. Logau hat, wenn irgendeiner, ein Recht auf ein unvergängliches Gedächtniß im Herzen des deutschen Volks. Die dritte Abtheilung nannten wir Anregungen. Sie enthält meist kurze, zuweilen auch längere Stellen aus den prosaischen Schriften unserer großen Dichter; bei den Philosophen ist sie selbstverständlich die einzige Abtheilung. Die Stellen, welche wir auswählten, sollten nicht bloß dazu dienen, Streiflichter auf den Charakter, die Studienweise und individuelle Lebensanschauung der einzelnen Schriftsteller zu werfen. Mehr noch lag uns daran, eine Sammlung der schönsten und gediegensten Aussprüche unserer großen Schriftsteller zusammenzubringen, die um ihrer Gesinnung, Wahrheit, Schönheit willen einen

ewigen Werth behalten und auf Herz und Geist der Jugend belebend und anregend einwirken müßten. Es ist unnützig zu bemerken, daß eine Sammlung solcher Stellen die Lektüre der ganzen Werke, denen sie entnommen sind, nicht überflüssig machen kann noch soll. Belohnt aber werden wir uns für unsere Mühe erachten, wenn mancher, der vielleicht bis jetzt nur wegwerfend von manchen Schriftstellern urtheilte oder sie kaum weiter als dem Namen nach kannte, sich einer gewissen Bewunderung nicht sollte erwehren können und das Verlangen plötzlich verspürte dort weiter zu schöpfen — koste das Verständniß auch schwere Mühe und Zeit —, wo wie in den trefflichsten Dichtungen der edelste Geist weht und die herrlichsten Gestaltungen sich ausgesprochen haben. Gerade diese Abtheilung bietet der Anregung zu eigener geistiger Thätigkeit sehr viel. Jede der ausgesuchten Stellen wird uns die Frage vorlegen, wie kam der Schriftsteller auf solche Gedanken, wie weit stimmen dieselben mit unsern eigenen Erfahrungen überein. Manche Stelle, die uns heute noch nichtsagend oder unverständlich erscheint, wird infolge eines eigenen glücklichen Gedankens, vielleicht auch infolge einer bitteren Erfahrung — denn Schmerz ist, um mit dem englischen Dichter zu reden, Erkenntniß — morgen uns wie aus der Seele gesprochen dünken. Andere werden im kleinsten Raume uns zeigen, wie man einen Gedanken geistvoll entwickeln und durchführen könne und so uns Vorbild und Schlüssel in der Kunst zu denken und zu schreiben werden.

Doch hat der Herausgeber versäumt, eine solche Blumenlese von Sentenzen auch aus neuern geistreichen Autoren zusammenzustellen, wie z. B. Börne, Immermann, Auerbach, Gutzkow, Kühne, Schopenhauer u. a. Von den Vertretern der frühern Epochen sind die namhaftesten mit aufgenommen. Wenn wir unter den Neuern die Häupter unserer Lieben zählen, so fehlt manch theures Haupt. Zwar Dräxler-Mansfred, Ida von Düringsfeld, Karl Gerok, August Kopisch, Robert Keinic, Emil Rittershaus, Otto Noquette und andere, selbst Seidl und Vogl sind vertreten, wo bleiben aber, außer den oben angeführten Prosaiskern, Dingelstedt, Herwegh, Karl Bed, Lingg, Heyse und viele andere, die doch zum Theil bedeutender sind als die aufgenommenen? Hamerling und Meißner werden in einem Nachtrage: „Lieder aus der Zeit des deutsch-französischen Kriegs“, nachträglich besprochen.

Wir hoffen, daß in der nächsten Auflage, die wir der sonst wohlangelegten Sammlung wünschen, die Erwägung über die aufzunehmenden und auszuschließenden Dichter mit größerer Konsequenz in Bezug auf den Grundgedanken des Werks sich entscheide. Neben den großen Philosophen verdienen die wahrhaft geistreichen Dichter in erster Linie zu stehen — Poeten wie Kopisch, Keinic u. a. müssen zum mindesten gegen die Begabtern und Bedeutendern zurücktreten.

Im übrigen ist die Charakteristik der einzelnen Dichter und Schriftsteller eine wohlwogene und unparteiische. Auch den schwierigsten Theil dieser Aufgabe, die bündige und verständliche Darstellung der Philosophen und ihrer Systeme, hat der Herausgeber in angemessener Weise gelöst. Bei Schelling wird die geniale Auffassung der Welt, der Charakter, das Poetische in seiner Denkweise mit Recht hervorgehoben:

Es ist höchst bezeichnend für den Philosophen, dessen Denken später sich vorzugsweise um die alten kosmogonischen Mythen drehen sollte, daß er, wenn auch zum Theil verfrüht, eine wahrhaft geistvolle Naturbetrachtung anstellte und dadurch den Anstoß gab, gegenüber den immer tiefer eindringenden

Einzelstudien der Naturwissenschaft den Zusammenhang des Ganzen festzuhalten und ein geistiges Bild des Kosmos zu versuchen. Nicht minder charakteristisch ist für ihn, der in seinem intellektuellen Schauen, in seiner halb poetischen Intuition alle Gegensätze durch seine Lehre von der Identität zu vereinigen strebte, daß er so großes Interesse an der Kunst nahm und somit auch der erste Begründer der neuern Kunstphilosophie werden konnte. In der Kunst erscheint die Vereinigung des Idealen und Realen thatsächlich verwirklicht. Aber auch seine Natur- und Kunstphilosophie zeigen es wieder recht deutlich, wie seine innerste Natur Poesie, und vorzugsweise Goethe es gewesen war, der seinem Denken eine bestimmte Richtung gegeben hatte.

Die Vorzüge der Herbart'schen Philosophie werden mit Wärme anerkannt, die Schranken derselben freilich nicht genügend hervorgehoben. Treffend ist bei ihm der innige Zusammenhang seiner musikalischen, mathematischen und pädagogischen Neigungen mit seinen Lebensschicksalen und Beschäftigungen nachgewiesen. Sehr viel Schönes und Treffendes enthält auch die Charakteristik Hegel's. Scherwald wendet auf ihn an, was Goethe von Aristoteles sagte, daß er zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher, stehe. Die Kritik der Dichter ist zum Theil scharf, wie bei Heine, bei Freiligrath, bei Heibel, welchen Adolf Stern offenbar überschätzt. Mit vieler Liebe ist Platen's Charakterbild entworfen; Prutz wird einer der geistvollsten und gelehrtesten Dichter und Literaturkenner unserer Gegenwart genannt.

Jedenfalls verdient das Buch von Scherwald, schon weil es einen reichen Gedankenschatz enthält, auch aus jenen Kreisen der Literatur, welche in den gewöhnlichen Anthologien nicht vertreten sind, Anerkennung und Verbreitung.

Von dem außerordentlich fleißigen Werk von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter“ (Nr. 3), liegt in vierter neubearbeiteter Auflage des dritten Bandes erste Abtheilung vor. Wir finden in ihr eine große Anzahl namhafter Dichter vertreten. Anastasius Grün, Karl Bed, Franz von Dingelstedt, Adolf Böttger, Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel, Johannes Mindwiz, Friedrich von Sallet, Wolfgang Müller von Königswinter, Friedrich von Schack u. a.; die fehlenden, darunter Bodenstedt, Lingg, Hartmann, Meißner, Heyse, Hamerling u. a. werden in der zweiten Abtheilung nachfolgen. Wir müssen indes bekennen, daß das Princip der Anordnung, die weder nach alphabetischer oder chronologischer Reihenfolge, noch nach Richtungen und Gruppen, auch nicht nach der Bedeutung der Dichter stattfindet, uns ein Geheimniß geblieben ist. Dagegen sind die charakterisirenden Einleitungen mit feinem Verständniß geschrieben, die biographischen Notizen genau, die bibliographischen Angaben erschöpfend, und die zur Biographie und Charakteristik angegebenen Schriften und Aufsätze zeugen von einem sorgfältigen Studium der neuen Journalistik. Sehr ausführlich sind Geibel, Dingelstedt, dessen „schönes und vielseitiges Talent mit Recht anerkannt wird“, mit vieler Vorliebe sind auch Karl Bed und Johannes Mindwiz behandelt, der ein Uebersetzer ersten Ranges genannt wird, und von dem es heißt, daß er sich auch mit seinen eigenen poetischen Erzeugnissen auf eine Zinne unser Parnasses geschwungen habe. Auch sind weniger bekannte Dichter, zum Theil mit hier zum ersten mal

erscheinenden Originalbeiträgen in die Sammlung aufgenommen, wie Hermann Hölty und Joseph Roth, dessen mitgetheilte Gedichte in der That durch ein glänzendes Freiligrath'sches Colorit sich auszeichnen. Ohne Frage wird die Sammlung von Hub nach ihrer Vollenbung

einen so reichhaltigen, so gründlich und geschmackvoll erläuterten Schatz deutscher Balladendichtung bieten, wie ihn in gleicher Weise kein anderes Volk aufzuweisen hat.

Rudolf Gottschal.

Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Fettner. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Drittes Buch. Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1869—70. Gr. 8. 4 Thlr. 26 Rgr.

Fettner selbst hat in der Analyse des „Werther“ zugestanden, daß dessen „Grundmotiv“ krankhaft sei, „aber doch“, setzt er hinzu, „von unzerstörbarer Wirkung, veraltet und doch unveraltet“. Es komme dies daher, „daß der unverbrüchliche Idealismus des Herzens hier nur in der unreifen und unklaren Form eigensüchtiger Phantastik auftritt, und daß diese unreife und unklare Phantastik in der dichterischen Darstellung doch mit aller Höhe und Unbezwinglichkeit des wahren und echten Idealismus erfüllt und durchglüht ist“. Das gerade sei „die eigenste Größe und der mit nichts vergleichbare Reiz dieser Dichtung, daß sie nichtsdestoweniger zugleich voll des gesunden kraftstrotzenden Lebensgefühls ist“.

Freilich ist jener stürmende unglückliche Jüngling Phantast; aber er ist nicht bloß Phantast, untrennbar neben und in seiner Ueberspannung und Krankhaftigkeit, durch die er sich untergräbt und vernichtet, liegt so viel echter und kräftiger Idealismus, so viel rein und allgemein Menschliches, so viel gesunder revolutionärer Born gegen Unnatur und Unvernunft, so viel spornendes Verlangen nach Poesie und Ursprünglichkeit, daß wir immer wieder in die tiefste Mitleidenschaft des Helden gezogen werden, daß wir trotz aller seiner trüben Leidenschaftlichkeit ihn immer wieder als einen Theil unserer selbst, und zwar nicht als den schlechtesten empfinden, ja daß jeder einmal im Leben eine Epoche hat, in welcher ihm der „Werther“ vorkommt als sei er eigens für ihn geschrieben.

Diese innere Nothwendigkeit des Wertherthums — als ob dasselbe eine natürliche Entwicklungsphase jedes Menschen in jeder Zeit sei — können wir dem Verfasser nicht zugeben, während wir ihm die äußere Nothwendigkeit vollständig zugeben, das heißt, das Wertherthum als natürliche Consequenz einer bestimmten Zeit, nämlich einer an großen Thaten, großen Interessen, großen Zielpunkten für menschliche Kraftentwicklung armen Zeit. Auch das „unveraltetbar“ scheint uns daher nur halb richtig; unveraltetbar ist der Werther nach der Seite seiner künstlerischen Vollenbung, aber nicht nach der Seite seines stofflichen Inhalts und des daraus entspringenden sympathischen Interesses. Wir glauben die Beobachtung gemacht zu haben, daß schon die jetzige Generation, auch die jüngere, nicht mehr in jene „tiefe Mitleidenschaft des Helden gezogen wird“ wie eine frühere, allerdings noch nicht sehr ferne, daß sie das Wertherthum nicht mehr „als einen Theil ihrer selbst empfindet“, und wir denken, daß diese

Abwendung vom Wertherthum „nicht die schlechteste Seite“ der neuesten Wendung unseres menschlichen und nationalen Bildungsstrebens ist.

Fettner nennt unter den erregenden Factoren der Wertherperiode auch „Shakespeare's gewaltige Dichtung“, die „eine Welt voll Kraft und Leidenschaft entrollte“. Wir möchten diese Geistesverwandtschaft nicht zugestehen, selbst in „Hamlet“ ist kaum etwas Wertherhaftes. Dagegen vermissen wir unter den hier Aufgezählten einen Schriftsteller, der zweifelsohne einen wichtigen, auch von Goethe selbst (in „Dichtung und Wahrheit“) zugestandenen Einfluß auf dessen Sinnesweise geübt hat — Wieland.

Was über „Oß“ und „Clavigo“ nach der Seite der dramatischen Composition gesagt wird, bekundet ganz jene feinsinnige Kenntniß des Dramas und seiner Gesetze, die wir schon an andern Schriften Fettner's sowie an seinen Betrachtungen über Lessing (im zweiten Buche) schätzen gelernt haben.

Ungleich strenger als gegen den Werther erweist sich der Verfasser gegen „Stella“. Und doch ist das innerste Motiv hier und dort das gleiche, nämlich die souveräne Berechtigung subjectiver Leidenschaft. Aber freilich an künstlerischem Reize steht „Stella“ unendlich hinter „Werther“ zurück, ja sie hat selbst in der Form etwas Unschönes, Unfertiges. Fettner gesteht zu, daß „Stella“ „ganz und gar in der Wertherstimmung wurzelt“. Nichtsdestoweniger sei „Stella“ „das Krankhafteste, was Goethe geschaffen hat“. „Goethe's „Stella“ ist ein schlagender Beweis, daß das Unstille auch immer unkünstlerisch ist.“ Dies gilt zunächst der ersten Bearbeitung des Stückes, wo Ferdinand leben bleibt und eine Doppelsehe à la Graf Gleichen führt. Erst später wandelte Goethe bekanntlich dies zu dem tragischen Ausgange um. Aber — sagt Fettner — „kann eine veränderte Dachkrönung einem von Grund auf verfehlten Bau anshelfen“?

Vorüber an den „satirischen Possen und Fastnachtsspielen“, den Fragmenten des „Mohammed“ des „Ewigen Juden“, des „Prometheus“, die er mit interessanten literargeschichtlichen Bemerkungen und Verweisungen illustriert, führt uns Fettner zum „Faust“, dieser gewaltigsten Dichtung Goethe's und in gewissem Sinne vielleicht der gewaltigsten aller Zeiten. Es ist sehr dankenswerth von Fettner, daß er uns die einzelnen Entstehungsphasen dieser Dichtung deutlich vergegenwärtigt, das schon 1774 Entstandene, das in dem 1790 zuerst veröffentlichten Fragment, und endlich das in der Ausgabe von 1808 Hinzugekommene genau auseinanderhält, und doch auch wieder die kunstvolle Ineinanderfügung des zu verschir-

benen Zeiten Geschaffenen zu einem organischen Ganzen überzeugend nachweist. Was ließe sich im übrigen noch Neues über den „Faust“ sagen? Hettner schließt den Abschnitt darüber mit den Worten:

Die Lösung und der Abschluß der Faustdichtung ist unmöglich, weil niemals der Augenblick eintreten kann, in welchem das aufstrebende Unendlichkeitsgefühl und die tatsächliche Endlichkeit bruchlos ineinander aufgehen. . . . In seinem Dreißigeralter ward Goethe dieser Einsicht ungetreu. Der sogenannte zweite Theil des „Faust“ bietet sich nicht bloß als Fortsetzung, sondern als Abschluß. Doch ist dieser vermeintliche Abschluß nicht eine organische Krönung des hochragenden Baues, sondern nur ein dürftiges Nothdach.

Im „Egmont“, dem letzten der Dramen aus der frankfurter Zeit Goethe's (wenigstens seinem ersten Entwurfe nach), bewundert Hettner die Charakterzeichnung und den „realistisch-germanischen“ Stil. Im Helben erblickt er ein Abbild Goethe's von der Seite seiner „Froh natur“, seiner Leichtlebigkeit und Liebenswürdigkeit, tadelt aber (mit Schiller) die Mängel der Composition und schließt:

Den eigentümlichen Gehalt des gewählten Stoffes, das große politische Pathos der niederländischen Freiheitskämpfe, hatte der Dichter von sich gewiesen, weil dieses Pathos seinem Denken und Empfinden fremd war; er modellierte seinen Helden einzig nach seinem Ebenbild. Die Folge war, daß er nicht eine große historische Tragödie schuf, sondern nur ein historisches Charaktergemälde.

Aber sogleich setzt er hinzu:

Gewiß ist, daß uns nicht bloß eine trotz aller ihrer Schwächen ewig bewundernswürdige Dichtung, sondern auch ein sehr wesentlicher Zug im Jugendbild Goethe's fehlen würde, fehlte uns die hochherzige, leichtlebige, liebenswürdige Selbengefalt Egmont's.

Goethe's „erste zehn Jahre in Weimar“ leitet Hettner ein mit den Worten: „Wie mit Friedrich dem Großen der Geist der Aufklärung des Zeitalters, so war mit Karl August der Geist der deutschen Sturm- und Drangperiode auf den Thron gestiegen.“ Es ließe sich mancherlei sagen über diesen bedeutsamen, im ganzen wol nicht unrichtigen Gegensatz: es ist zugleich der Gegensatz groß- und kleinstaatlichen Wesens mit den entsprechenden Rückwirkungen sowohl auf das nationale Leben als auch auf die Gestaltungen der Literatur. Hettner verweilt vorzugsweise bei dem anmuthigen Bilde persönlichen, individuellen Zusammenlebens Karl August's und Goethe's, berührt dann mit einigen Zügen Goethe's geschäftliche Thätigkeit in ihren unmittelbaren Wirkungen und ihren Einflüssen auf seine poetische Lebensanschauung (letztere hat Schöll bekanntlich in einem Aufsatze in den „Preussischen Jahrbüchern“ sehr ausführlich erörtert), charakterisirt dessen dichterische Leistungen und die Ansätze zu größern Werken im idealen Stil, wie „Iphigenie“ und „Tasso“, sowie die Anfänge seiner naturwissenschaftlichen Studien aus dieser Zeit, und kommt endlich zu dem Ergebnis:

Nicht ein Rückschritt oder eine Schädigung Goethe's waren diese vielgeschmähten ersten weimarer Jahre, sondern sie waren für ihn recht eigentlich die entscheidende erste Schule des Lebens, seine sittliche Zügelung und Läuterung, die Erfüllung und Erweiterung seines Denkens und Wissens, die Klärung und Vertiefung seiner gesamteten Lebens- und Weltanschauung.

Der Abschnitt schließt mit den Worten:

Eine große, epochemachende Wendung war geschehen. Die Sturm- und Drangperiode in Goethe war abgethan.

Das vierte Kapitel ist überschrieben: „Die Goethianer Lenz, Klinger, E. Wagner.“ Vornehmlich diese drei wurden schon von den Zeitgenossen als „Goethianer“ bezeichnet. Hettner charakterisirt sie zusammen in den folgenden Worten:

Dieselben Anschauungen und dieselben Ziele, aber ohne Tiefe des Gehalts, ohne die entsprechende dichterische Gestaltungskraft, ohne die Wünschelruthe sichern Schönheitsgefühls. Man meinte den Kern zu haben, indem man die tumultuarische Manier Goethe's veräußerlichte und verrohte.

Was sodann im einzelnen zuerst über Lenz gesagt ist, dem können wir nur vollkommen beistimmen, sowol in dem ungünstigen Urtheile über dessen eigene dichterische Versuche, wie in dem wenigstens theilweise günstigeren, das über seine theoretischen Ansichten vom Drama gefüllt wird.

Ebenso richtig finden wir im ganzen die Charakteristik Klinger's, der zwar (in seiner damaligen Periode) ebenso wüßt und verzerrt wie Lenz war, aber doch das Talent tieferer Auffassung und markigerer Gestaltung wenigstens in einzelnen Zügen schon ahnen ließ, welches in seinen spätern Arbeiten zum Theil zu Tage trat. Bei der Besprechung der „Spieler“ Klinger's wäre noch anzumerken gewesen, daß Klinger den Schluß in der spätern Ausgabe geändert hat.

Der dritte, E. Wagner, kommt hauptsächlich nur wegen seiner „Kindesmörderin“ hier in Betracht, welcher das Motiv des Gretchen aus dem „Faust“ zu Grunde liegt.

Ein besonderes Kapitel hat Hettner dem sogenannten „Maler Müller“ gewidmet, den er ziemlich hochstellt, fast zu hoch, will uns scheinen. Wir möchten glauben, daß Müller's künstlerische und kunstkennerische Bestrebungen, die gegen den Schluß seines Lebens zur Bethätigung kamen, unsern Verfasser, der nach dieser Seite hin die gleiche geistige Wahlverwandtschaft hat wie nach der literarhistorischen, für denselben eingenommen und auch sein Urtheil über die dichterische Seite Müller's gemildert haben. Allerdings hatte Müller mehr Gestaltungstalent als Lenz und Klinger; allein weder seine antifikierenden noch seine im Klopstock'schen Geiste verfaßten Ibyllen haben das Interesse bahnbrechenden Dranges, welches den, wenn auch formell noch so verunglückten Versuchen jener andern beiwohnt; seine „vollstümlichen“ Ibyllen sind, bis auf einzelne wenige Züge darin, ziemlich trivial. Dasselbe gilt von seinem „Faust“. In dem Drama „Golo und Genoveva“ endlich, welches Hettner „neben Goethe's „Götz“ das bedeutendste Werk der Sturm- und Drangperiode“ nennt, vermiffen wir sogar zum großen Theil jenen Vorzug individualisirender Charakteristik, der uns in manchen der kleinern Dichtungen Müller's begegnet; am allerwenigsten können wir einstimmen, wenn Hettner darin „die überraschendste Lebensfülle der eigenartigsten Charaktere, die markigste Zeichnung der schreckenvollsten Abgründe menschlicher Leidenschaft, zugleich der holdesten Unschuld und Lieblichkeit, und über dem Ganzen einen Duft und Zauber lyrischer Innerlichkeit, wie sie nur das Vorrecht eines echten Dichtergemüths ist“, findet.

Heinse, der vielberufene Verfasser des „Ardinghello“, ist in seinen Schwächen und Stärken gut geschildert als der Schiller und Anhänger zugleich Wieland's mit

seinem weislichen Eudämonismus und Rousseau's mit seinem weltumstürzenden Evangelium der Natürlichkeit und Freiheit.

Auf die dichterischen Stürmer und Dränger folgen bei Hettner „Die Gefühlphilosophen und die pietistischen Schwärmer“, dort Hamann und Jacobi, hier Lavater, Jung Stilling, Claudius, die Fürstin Gallizin. Dieses Kapitel, mit Ausnahme etwa Hamann's, der ziemlich eingehend charakterisirt ist, scheint uns für die Fülle und Bedeutung des Stoffs, der hier zu behandeln war, zu knapp gehalten. Um ein möglichst allseitiges Bild der „Sturm- und Drangperiode“ in ihren Verzweigungen und Wechselwirkungen mit der ganzen Stimmung der Zeit und mit verwandten Strebungen auf andern Lebens- und Wissensgebieten zu geben, mußte, dünkt uns, viel weiter ausgeholt werden. Schon Jacobi war minder kurz abzuthun; seine Gegenstellung namentlich zu Kant's „kategorischem Imperativ“ (nicht im „Alwill“ bloß, sondern ausgeführter in seinen philosophischen Schriften) ist bezeichnend für einen tiefen Gegensatz, der durch die ganze damalige Zeit geht, und auf dessen einer Seite als Geistesverwandter Jacobi's selbst Goethe steht, wie scharf auch immer dieser von der einseitigen Jacobi'schen Gefühlweise sich abscheiden mag. Bei Lavater vollends hätten wir eine breitere Farbengebung gewünscht. Lavater's Tagebuch auf der einen Seite, seine Apostelreise durch Deutschland auf der andern, nicht minder sein Briefwechsel nach den verschiedensten Seiten hin, katholischen wie protestantischen, hätten Farben genug dafür geliefert. Auch seine „Phylognomie“ ist für die Erkenntniß gewisser Strebungen der damaligen Zeit als Symptom interessanter als wegen der Frage nach ihrer größern oder geringern Wissenschaftlichkeit. Zu einem Gesamtbilde der Zeit gehörte es sodann wesentlich, daß Figuren wie der Kraftmensch Kaufmann, Erscheinungen wie dessen Aufnahme bei den Herders und Faust, daß ferner die Propheten eines praktischen Wunderglaubens, die Mesmer, Schröpfer, Cagliostro u. s. w., nicht bloß in zwei Worten angebeutet, sondern nach ihrer Stellung zu den bewegenden Factoren des Zeitgeistes im allgemeinen in ein scharfes Licht gestellt wurden; gehörte endlich eine Hinweisung darauf, wie auch auf scheinbar ferner liegenden Lebensgebieten, z. B. der Pädagogik, dieselbe Ursprünglichkeit und Natürlichkeit gleichfalls nach Rousseau'schen Anregungen plaggriff, und mit der eingestandenen oder stillschweigenden Absicht einer Reform der ganzen Gesellschaft von diesem Punkte aus (zum Theil in ganz ähnlicher Weise wie in der Dichtung) mit „Sturm und Drang“ zur Welt kam. Dabei möchte denn auch der eigenthümliche und interessante Umstand seine Erklärung finden, wie diese zum Theil in ihren letzten Zielen so ganz verschiedenen „Propheten“ zeitweilig zusammengingen, oder sich doch auf ihren Wegen berührten, wie schon Goethe in seinem bekannten „Prophete rechts, Prophete links“ von Lavater und Basedow andeutet, was aber auch noch auf manche andere dieser Propheten Anwendung leidet. Das ganze Denken und Empfinden der Zeit war mit Elementen jener pridelnden Unruhe durchsetzt und durchäuert, welche, das eigene kleine Ich zum Mittelpunkt der ganzen Welt machend, bald mit Sehersblick ins Innerste der Natur und die Geheimnisse der

Gottheit zu bringen, oder mit magischen wunderthätigen Geheimkräften übermenschliche Wirkungen auszuüben, bald die Menschenwelt, die Gesellschaft, mit leichter Mühe reformirend umzugestalten, oder doch durch den Zauber der eigenen genialen Persönlichkeit zu beherrschen sich vermaß. Daraus entstand denn jener, bei so viel Trefflichem und Tüchtigem doch auch wieder theilweise innerlich hohle, zerfahrene, charakterlose, bei so viel äußerem Scheine größter Aufrichtigkeit und Natürlichkeit doch mit so viel Unnatur, Unwahrheit, absichtlicher oder unabsichtlicher Selbsttäuschung und Gleichnerei versetzte Zustand der Geister, dem Kant sein unerbittliches Pflichtgebot und die bis zur Schroffheit strenge Forderung der Wahrhaftigkeit als nothwendigen Damm gegen einen moralischen Verfall der Gesellschaft entgegenwarf.

Auch den „Göttinger Dichterbund“ rechnet Hettner insofern zur Sturm- und Drangperiode, als darin neben dem allerdings vom Anfang an überwiegenden Klopstock'schen Einfluß auch Anknüpfungen an Herder und dessen Hinweisungen auf das Volkslied zu erkennen seien. Das ist richtig. Was dagegen die Göttinger in ihrem Grundwesen von jener Richtung der Sturm- und Drangperiode scheidet, die in Goethe's „Werther“ und Aehnlichem ihren Ausdruck fand, das ist theils ihr entschiedener, ja fanatischer Gegensatz zu Wieland's Eudämonismus, theils ihre Hinneigung zu einem gewissen politischen und auch socialen Demokratismus, beides zusammenhängend mit ihrem Klopstock-Cultus.

Mehr isolirt steht Reizewitz, der Dichter des „Julius von Tarent“. Hettner erkennt in Sprache und Composition dieses Dramas „den Schüler Lessing's“. Dennoch rechnet er Reizewitz zu den Stürmern und Drängern, weil das Grundmotiv der Dichtung „dämonische Leidenschaft“ ist, auch viele Anklänge Rousseau'scher Polemik gegen Staat, Kirche, Gesellschaft darin vorkommen.

Schiller wird den Dichtern der Sturm- und Drangperiode auf der einen Seite als Geistes- und Strebensverwandter (besonders wegen seiner Schwärmerei für Rousseau) angereicht, auf der andern aber von ihnen unterschieden durch die vorwiegend politisch-socialen Richtung, die bei ihm dieser Sturm und Drang nahm. Sowol dieses Factum als auch die bedingenden Factoren desselben sind von Hettner richtig gekennzeichnet.

Auf dem Jüngling lastete der Druck harter und despotischer Erziehung. Täglich umgab ihn die wilde Tyrannenwirthschaft des Herzogs Karl Eugen, der Männer wie Moser und Schubart jahrelang schuldlos und unverhört im schrecklichsten Kerker hielt, seine Landeskinder für schnödes Blutgeld nach Amerika verkaufte, den üppigen Hofhalt von Versailles zu überbieten trachtete u. s. w. Und dies alles in einer Zeit, wo die Großthaten der nordamerikanischen Freiheitskriege allmählich auch in Deutschland den erkorbene politischen Sinn wieder zu wecken begannen, und in einem Lande, wo die agitatorischen Aufstachelungen Beckersin's und Schubart's in allen edelsten Gemüthern lebendig fortklangen. . . Während alle die andern Stürmer und Dränger, in deren Leben Despotenwillkür nicht so unmittelbar eingegriffen hatte, in der dichterischen Darstellung des Gegensatzes zwischen der ursprünglichen Menschennatur und der Verderbtheit der Wirklichkeit viel meist nur auf die stillen Fragen und Anliegen der Sitte und Bildung beschränkten und die großen öffentlichen Dinge entweder gar nicht oder doch nur sehr vorübergehend und oberflächlich berühren, hielt Schiller gepreßten Herzens sich fast ausschließlich an die politische

Seite Rousseau's und richtete den Ruf nach Erlösung und nach Wiederherstellung der verlorenen, unverlierbaren Menschenwürde gegen die Zustände und die Schäden des bestehenden Staatslebens selbst.

Den literarischen Anregungen und Vorbildern der „Räuber“, die Feltner hier aufzählt, ist noch aus dem frühern Kapitel über Klinger die Hinweisung auf dessen „Falsche Spieler“ hinzuzufügen, woneben wol auch desselben „Zwillinge“ mit in Betracht kommen. Das Thema der Erstgeburt mit ihren Vorrechten und der Verdrängung des einen Bruders durch den andern aus eigensüchtigen Motiven war damals ein beliebter Gegenstand dichterischer Behandlung — eine Folge des der Zeit anhaftenden Begehrens nach mühelosem Besitz und Genuß von Lebensgütern und nach möglichster Alleinberechtigung des eigenen Ich.

Den „Fiesco“ bezeichnet Feltner seiner Idee nach als eine „Verherrlichung republikanischer Größe und Freiheit“ durch den „rousseaubegeisterten Jüngling“. Zugleich aber weist er nach, wie in der Ausföhrung im einzelnen diese „Verherrlichung“ dem Dichter gleichsam unter den Händen verloren ging und umschlug in eine Darstellung des Scheiterns republikanischer Bestrebungen — „ich gehe zum Andreas“, sagt Verrina nach Ermordung des Fiesco —, ja wie schon bei der Anlage der Charaktere das republikanische Element in den Verschworenen eine nichts weniger als verherrlichende Auffassung erföhrt. Feltner scheint geneigt, diesen störenden Gegensatz der Ausföhrung zur Idee nur auf Rechnung der verfehlten Wahl eines ungünstigen Stoffes zu setzen. Wir möchten darin noch etwas anderes sehen. Schiller, der anscheinend in so hohem Grade „demokratische“ Dichter, war doch im tiefsten Grunde seiner Seele aristokratisch und monarchisch gesinnt. Nicht aus politischer Parteinahme, sondern vermöge jenes ästhetischen Grundzugs der Sturm- und Drangperiode, der auch ihm eigen war, nach Verherrlichung der Individualität, des einzelnen Helden als eines mit souveräner Macht und Ueberlegenheit über alle seine Umgebungen hinausragenden und gebietenden. Darum ward der mit den Köpfen wie mit den Herzen genial spielende, alles in Schatten stellende, alles mit einem Winke lenkende Fiesco Schiller's Lieblingsfigur; seine Verherrlichung, nicht die der Republik, trat als Hauptfache in den Vordergrund, das andere ward nur Folie für den Helden.

Daß Schiller diesen Tic für das monarchische Element, für die Bevorrechtung der Einzelpersönlichkeit im Politischen und Socialen auch später vielfach bekundet: in seiner schon früh entschiedenen Abneigung gegen die Französische Revolution, die bis zu der Anwandlung stieg, für Ludwig XVI. in einem Mémoire einzutreten, in Stellen wie die oft citirte: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn“ u. dgl., ist hinlänglich bekannt. Ja selbst in der scheinbar zweifellosesten Verherrlichung republikanischer Freiheit und Gleichheit, im „Tell“, ist es eigenthümlich, wie Schiller, allerdings theilweise in Uebereinstimmung mit der Geschichte oder der geschichtlichen Sage — aber doch nur theilweise — das Hauptverdienst der Befreiung der Schweiz von Tyrannenmacht einem einzelnen zuweist, während das eigentlich demokratische oder Massen-

element zwar in höchst idealer und schwungvoller Weise, aber doch mehr nur äußerlich decorativ, als wirklich activ zur Geltung kommt. Denn die Verschwörung auf dem Rütli bringt es nur zum Reden und Berathen, nicht zum Handeln, da sie dieses Handeln so lange verschoben hat, bis unterdessen Tell's Einzelthat den schlimmsten Feind der Freiheit unschädlich gemacht; die übrigen Tyrannen fallen, soweit dies im Drama angedeutet ist, theils durch ein ohne Zuthun des Schweizervolks ihm zu Hülfe kommendes äußeres Moment, die Ermordung des Kaisers, theils wiederum durch den Entschluß eines einzelnen, und zwar eines Aristokraten, des Rudenz, der auf seine Hand es unternimmt die Burgen der Bügte zu brechen, und dem die andern folgen.

Dagegen hat Feltner vollkommen recht, „Cabale und Liebe“ als eine durch und durch „revolutionäre“ Tragödie zu bezeichnen. Hier steht wieder das Individuum (wie in den „Räubern“) mit seinen Ansprüchen von Herz und Natur allein gegenüber den conventionellen Verhältnissen einer verderbten Gesellschaft.

Daß die „Räuber“ und „Cabale und Liebe“ ihrer dramatischen Anlage nach bloße „Intriguenstücke“ seien, können wir nicht ganz zugeben. Wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem es (ebenfalls nach Feltner's Urtheil, dem wir dort ganz beipflichten) Lessing's „Miss Sara Sampson“ und „Emilia Galotti“ sind. Die bloße Einschlebung eines intriguenhaften Mittels in die Ver- oder Entwicklung (wie des untergeschobenen Briefs in den „Räubern“, des der Luise dictirten Briefs in „Cabale und Liebe“) macht an sich diese Stücke noch nicht zu Intriguenstücken (wenn auch der Gebrauch jener Mittel getadelt werden muß), da offenbar in ihnen eine wirkliche innere Spannung tragischer Gegensätze vorhanden ist, welche zu einer Katastrophe hindrängt.

Vollkommen stimmen wir dem bei, was Feltner über den schon in diesen ersten Stücken Schiller's, ja in ihnen zum Theil entschiedener als in den spätern, formell mehr abgeklärten, sich zeigenden dramatischen Nerv, über das Padende einzelner Situationen, über den raschen Fortgang der Handlung u. dgl. sagt.

Neben jenen ersten Dramen athmen auch die lyrischen Gedichte Schiller's aus der gleichen Zeit (die „Anthologie“) eine theils verbüßerte, theils wildrevolutionäre Stimmung im Sittlichen, Socialen, Politischen. Auch von dem „Spinozismus“ (auf den Feltner mit besonderer Liebhaberei überall fahndet) werden bei Schiller Spuren gefunden.

Den „Don Carlos“ betrachtet Feltner als den „Abschluß der Schiller'schen Jugenddramen“. Er verhält sich zu den „Räubern“, zu „Fiesco“, zu „Cabale und Liebe“ wie das Ziel zum Wege. Dort der Kampf gegen die bestehenden Zustände, hier der Kampf für die Verwirklichung bestimmter Zukunftsideale. Dabei ist Feltner nicht blind gegen die künstlerischen Mängel des Stücks, das „Verfahrene und Verworrene in der Charakterzeichnung“, die bisweilen „mit allen Gesezen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit in den schreiendsten Widerspruch tritt“ — ein Vorwurf, von dem „gerade die berühmteste und gehaltvollste Scene, das Zwiegespräch zwischen König Philipp und Marquis Posa, am schwersten getroffen wird“.

Auch zwei sonst wenig beachteten Arbeiten Schiller's — Fragmenten — aus dieser frühern Zeit, dem „Geistesfeind“ und dem „Menschenfeind“, wendet Hettner größere Beachtung zu, dem erstern als einem Kampfe gegen die zelotische Herrschsucht und Proselytenmacherei, dem zweiten als einem wenn auch unfertig gebliebenen Denkmal eines innern Klärungsprocesses des Dichters selbst.

Diesen innern Ablklärungsproceß setzt Hettner in den dreßdener Aufenthalt und den vertrauten Umgang Schiller's mit der Familie Körner:

Schiller's phantastische Ueberschwenglichkeit ernüchterte sich an der klaren und maßvollen Besonnenheit Körner's. Es war das erste mal, daß er das ruhige Glück eines geordneten Familienlebens genoß. Der Bruch mit der Sturm- und Drangperiode vollzieht sich mit vollster und klarster Bewußtheit. Das Titanenthum ist geläutert, Einsicht in die Unerlässlichkeit der Beschränkung, aber innerhalb dieser um so festeres Streben nach Rettung und Verwirklichung des unaufgebaren Ideals reiner und schöner Menschlichkeit.

Das letzte (zehnte) Kapitel in Hettner's Buch ist „Theater und Roman“ überschrieben und faßt ein reiches Material in engem Rahmen zusammen: erst die Bestre-

bungen Schröder's und Fleck's für Veranschaulichung der Shakespeare'schen Gestalten auf dem deutschen Theater, dann die eigenen theatralischen Schöpfungen Schröder's, Pfiffel's u. a. mit ihren politisch oder social-demagogischen Pointen, andererseits die „Ritter- und Räubergeschichten“ nach Goethe's und Schiller's Vorgang; ferner den Roman in seinen freilich nur erst schwachen Anfängen, Poppel's sternsirende „Versuche“, Müller's „Siegwart“, das abgeblaßte Nachbild Werther's, den Ritter- und Räuberroman, endlich die Familiengemälde von Rich- tenberg und Merck. Das Buch schließt mit einer Hindeutung auf die „neue Wendung“ im deutschen Roman, die der „Wilhelm Meister“ bezeichne, „wo die Besten und Trefflichsten den Kampf und Zwiespalt der Sturm- und Drangperiode überwandten und das Ideal nicht außer und über dem Leben, sondern im Leben selbst suchten“.

Diese „neue Epoche“ schildert Hettner in dem letzten Theile seines verdienstlichen Werks unter dem Titel: „Ideal der Humanität.“ Mit diesem wollen wir uns in einem besondern Artikel beschäftigen.

Karl Siedermann.

Feuilleton.

Hermann Kurz über Gottfried von Strasburg.

Die beiden sehr beachtenswerthen Studien von Hermann Kurz: „Zum Leben Gottfried's von Strasburg“ und „Gottfried von Strasburg und das Gottesurtheil seiner Zeit“, welche er im Feuilleton der nun eingegangenen Wochenansgabe der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ (im Jahrgang 1868; vgl. Nr. 11 d. Bl. f. 1869) niederlegte, konnte Reinhold Beckstein in der Einleitung zu seiner „Kristan-Ausgabe“ berücksichtigen und verwerthen. Natürlich ließen sich in dem engen Rahmen einer Einleitung nur die Hauptpunkte und die Resultate hervorheben. Beckstein bemerkte in derselben, Kurz habe die Ergebnisse seiner Forschungen an einem Orte niedergelegt, wo sie der Fachmann nicht suchen würde. Bei der Unzugänglichkeit eines solchen Zeitungsorgans ist dieser Ort zugleich ein solcher, den der Fachmann nicht immer finden wird. Deshalb begrüßen wir es als eine sehr dankenswerthe Maßregel, daß Karl Bartsch den Wiederabdruck der Abhandlung oder vielmehr der Abhandlungen von Kurz in seiner „Germania“ veranlaßte. Unter der Ueberschrift: „Zum Leben Gottfried's von Strasburg“, finden wir dort im funfzehnten Jahrgang (1870) im zweiten und dritten Hefte nicht allein die gleichbetitelt erste Studie sondern auch die über das Gottesgericht vereinigt. An einzelnen Stellen hat der Verfasser Zusätze gemacht oder leise geändert. Nicht nur die Fachgelehrten werden durch diese Abhandlung Anregung und Belehrung empfangen, sondern jeder Literaturfreund wird sich an ihr erfreuen können. Sachgemäße Gelehrsamkeit bietet Kurz in vollem Maße, wenn sie auch bei ihm nicht im Junstzopf erscheint; dabei hat er es verstanden, seine Arbeit mit einem so freundlichen Gewande auszustatten und zu schmücken, daß ihre Lectüre zum Genuße wird.

Notizen.

„Ausgewählte Schriften“ von R. A. Barnhagen von Ense erscheinen im Verlag von Brodhans in Leipzig, ein Unternehmen, welches bei dem wohlverdienten Ruhm dieses Autors, ein Vertreter unserer classischen Prosa zu sein, ganz abgesehen von den reichhaltigen Beiträgen zur Geschichte unsers Jahrhunderts, die in diesen Schriften des vielgenannten Diplomaten enthalten sind, gewiß auf allgemeine Theilnahme rechnen darf. Die Sammlung zerfällt in drei größere Abtheilun-

gen, welche „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, „Biographische Denkmale“ und „Bermischte Schriften“ umfassen. Die Verlagsbuchhandlung sagt in dem Prospect des Werks mit Recht: „Barnhagen von Ense ist als einer der hervorragendsten Schriftsteller in der deutschen Literatur geschätzt und anerkannt. Seine Lebensbeschreibungen von Kriegshelden, Staatsmännern, Dichtern und Gelehrten, ausgezeichnet durch glänzende Charakteristik wie durch gewissenhafte Treue, haben ihm die erste Stelle als Biographen angewiesen, und vielfach ist ihm der Name des deutschen Plutarch zuertheilt worden. Die Erzählung seiner eigenen Denkwürdigkeiten eröffnet einen umfassenden Einblick in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er durchlebte, und die ihn mit fast allen großen und einflußreichen Persönlichkeiten dieser Epoche in Beziehung brachte. In den Bermischten Schriften entfaltet er eine erstaunliche Vielseitigkeit productiver Begabung. Alle seine Aufzeichnungen aber sind wichtige Beiträge zum Verständnis der Gegenwart, während sich zugleich die Höhe seines überaus reichen Geistes wie die Tiefe seines edeln, für Vaterland, Freiheit, Wissenschaft, Poesie, Liebe und Freundschaft erglühenden Herzens in ihnen abspiegelt. Barnhagen war Patriot im vollen Sinne des Worts; in den Verwickelungen der Ereignisse stets nur seiner reinsten Ueberzeugung folgend, widerstand er, sobald sie mit seinen Principien nicht übereinstimmten, den glänzenden Anerbietungen, wie sie seinen außerordentlichen Talenten nicht fehlen konnten. Viele seiner Werke sind bereits vergriffen und dadurch der jüngern Generation unzugänglich geworden; eine Sammlung seiner Schriften konnte aber aus dem Grunde bisher nicht erscheinen, weil das Verlagsrecht derselben nicht in Einer Hand vereinigt war. Nachdem es nunmehr der Verlagsbuchhandlung gelungen, das Eigenthum sämmtlicher hier in Betracht kommenden Werke Barnhagen's zu erwerben, veranlaßt sie eine Sammlung ausgewählter Schriften desselben, welche den so gehaltvollen und echt vaterländischen Schriftsteller dem deutschen Volke in neuem und vervollständigtem Gewande vorzuführen bestimmt ist. Im Interesse einer allgemeinen Verbreitung ist der Preis der Sammlung möglichst niedrig gestellt worden. Diese Sammlung erhält noch besondere Bedeutung und doppelten Werth dadurch, daß viele Aufschlüsse und Ergänzungen von Barnhagen's Hand, die aus politischen Rücksichten, oder weil zarte und stürmische Herzensbeziehungen des Verfassers

darin berührt wurden, bei den früheren Ausgaben zurückbleiben mußten, hier zum ersten male eingefügt sind, indem jetzt der Zeitpunkt erreicht ist, den Barnhagen selbst für deren Veröffentlichung in Aussicht genommen hatte."

Der vorliegende erste Theil beginnt mit den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, die in dritter vermehrter Auflage vorliegen. Ueber diese sagt Ludmilla Kissing in der Einleitung: „Sie eröffnen die Anschauung in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er selbst durchlebte; die große französische Revolution, der deutsche Befreiungskrieg, die auf ihn folgende Unterdrückung von innen, die Kämpfe und Bestrebungen deutschen Freiheitsfinnes und deutschen Geistes, das Fest des Fürsten von Schwarzenberg in Paris, der Wiener Congreß, Kobernue's Ermordung und ihre Folgen ziehen in wechselnden Bildern an uns vorüber. Mit den meisten großen und einflussreichen Persönlichkeiten seiner Epoche wurde Barnhagen durch die Ereignisse und durch seine Stellung in Verbindung gebracht, und so treten sie alle in buntem Wechsel vor uns hin: Prinz Louis Ferdinand, Blücher und Lettenborn, Napoleon und Metternich, Stein, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich August Wolf, Fichte, Goethe, die beiden Schlegel, Chamisso, Geyß und Adam Müller, Rahel und der genial geistreiche Kreis, der sie umgab, Frau von Staël u. s. w. Diese Namen mögen genügen; aber noch viele wären zu nennen, denen man in diesen Aufzeichnungen begegnet!"

Ein auf weiteste Kreise berechnetes Repertorium der neuen Kriegeslyrik ist die von Ernst Wachsmann herausgegebene „Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870“ (Berlin, Liebheit und Thiesen). Der Vorrede zufolge macht sie auf möglichste Vollständigkeit Anspruch, insoweit eine solche durch die Zufindung der in Zeitungen abgedruckten Gedichte an die Redaction des „Staatsanzeiger“ zu erreichen war. Außer dem „nach Inhalt oder Form völlig Ungenießbaren“ fehlen indeß, jedenfalls aus zufälligen Gründen, auch einige der poetisch bedeutendsten Gedichte der Epoche, wie z. B. die meisten von Julius Groffe u. a. Dagegen findet sich viel kunstlos volkstümliches, trivial Gefinnungstüchtiges, aber auch manches frische und wenig bekannte Lied. Da die Zeit kritischer Sichtung für die massenhafte Kriegeslyrik von 1870 noch nicht gekommen scheint, so ist eine solche möglichst vollständige und durch Angaben über Verfasser, Register u. s. w. wohl orientirte Sammlung, die nach Ausstattung und Preis für weiteste Kreise bestimmt ist, gewiß willkommen.

Bibliographie.

Kinsworth, B. S., Talbot Garland. Roman aus den Tagen Karl II. Aus dem Englischen von Fina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schöde. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 An Deutschland! Eine Festgabe zur Gründung seines neuen Reiches im Jahre 1871. Von einem alten Zeitgenossen aus dem dreizehnten Jahr. Leipzig, Literarisches Institut. Gr. 8. 2 Ngr.
 Auerbach, B., Wieder unser! Gedenkblätter zur Geschichte dieser Tage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.
 Benezit, R., Das Trauosenstüm. Ein Spiegelbild aus dem letzten Kriege. Leipzig, D. Wigand. 16. 5 Ngr.
 Boffé, L. W., Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes. Nr. 277: Mone und Lambour. Genrebild mit Gesang von A. F. Hugo. Berlin, Hays's Erben. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
 Dünker, W., Beethoven. Ein Lebensbild. Jahr. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.
 Gerstl, G., Gottlieb. Ein Stilleben. Leipzig, Engelmann. 16. 30 Ngr.
 Gohn, L., Die Humanisten-Periode. Vortrag. Potsdam, Cropsius. Gr. 8. 6 Ngr.
 Gahn, F., Mactis imperator! Heil dem Kaiser. Gedicht. Berlin, Müller u. Sohn. 32. 2 1/2 Ngr.
 Hoff, K. H., Die Idee der göttlichen Komödie. Eine Studie. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.
 Die Lage, G. v., Durch die Zeitung. Roman. 2 Bde. Leipzig, Schöde. 8. 3 Thlr.
 Eras, W. S., Handelspolitische Aufgaben nach dem Kriege und bei der Annexion des „Generalgouvernement Elsaß“. Berlin, Kortkamp. Gr. 8. 5 Ngr.
 Fechner, G. T., Zur experimentalen Aesthetik. 1ster Thl. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 20 Ngr.
 Fischbach, G., Krieg von 1870. Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Die Anf. Straßburg, Schanenburg. 8. 20 Ngr.
 François, Louise v., Die letzte Redenburgerin. Roman. 2 Bde. Berlin, D. Jante. 8. 2 Thlr.

Fries, R., Die Frau des Manen. Eine kleine Erzählung aus der großen Gegenwart. Isehoe, Ruffert. 8. 12 Ngr.
 Frohnhäuser, L., Geschichte der Reichshat Wimpfen, des Ritterstifts St. Peter zu Wimpfen im Thal, des Dominicanerklosters und des Hospitals zum heiligen Geist zu Wimpfen am Berg. Nach Urkunden zusammengestellt. Darmstadt, Jonghaus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
 Funk, Marie, Das Vermächtniß der Signora. Roman. 2 Bde. Berlin, D. Jante. 8. 2 Thlr.
 Gensichen, D. F., Dorf. Schauspiel. Berlin, Großer. 8. 15 Ngr.
 Giesebrecht, W. v., Deutsche Reben. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.
 Hanserecense. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen (bayerischen) Academie der Wissenschaften. 1ster Bd. Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256-1430. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Hoch 4. 4 Thlr.
 Hofmann, A. W., Zur Erinnerung an Gustav Magnus. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 28 Ngr.
 Die Kaiserfarben. Eine geschichtliche Untersuchung. Wiesbaden, Simbarth. Gr. 8. 10 Ngr.
 Die Kameradschaft. Festspiel in 2 Aufzügen. Bernigerode. 8. 5 Ngr.
 Klein, J. L., Geschichte des Drama's. VIII.: Geschichte des spanischen Drama's. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.
 Knoschenauer, L., Geschichte Thüringen's zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039-1347.) Mit Anmerkungen herausgegeben von R. Mengel. Mit Vorwort und einer Lebenszuge des Verfassers von R. Hüfner. Göttingen, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.
 La Fontaine, F., Paris während der Belagerung. Aus dem Tagebuche eines Belagerten. Leipzig, Webel. 8. 5 Ngr.
 Lammer, A., Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu einem Programm nationaler Politik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.
 Lieder aus Frankreich von einem deutschen Soldaten (aus dem Jahre 1870). Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 20 Ngr.
 Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges in dem Jahre 1870 und 1871. Gesammelt und herausgegeben von F. Zipperheide. 10te bis 12te Lief. Berlin, Lipperheide. Hoch 4. 1 Thlr.
 Machiavelli, A., Die Selbin von St. Remp. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870. 1ste und 2te Lief. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.
 Marburg, O., Briefe über religiöse Dinge. 1ste Folge. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.
 Meyer, C. F., Romane und Bilder. Leipzig, Haessel. Gr. 16. 10 Ngr.
 Minckwitz, J., Dem neuen Kaiser. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 6 Ngr.
 Ruffet, A. de, Gedichte. Aus dem Französischen. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 25 Ngr.
 Reumeyer, R., Dabeim in Deutschland und Rumänien. Dichtungen und Uebersetzungen. Queblinburg, Basse. 8. 20 Ngr.
 Riu Inker mol. Plattdeutsche Erzählungen und Anekdoten im Faderborner Dialekt. Aus dem Leben gegriffen und niedergeschrieben von einem Sohne der rothen Erde. Nebst einer Zugabe von plattdeutschen Gedichten. Gelle, Schulze. 8. 12 Ngr.
 Noack, L., Aus der Jordanwiege nach Golgatha. Darstellung der Geschichte Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen über das Evangelium und die Evangelien. 2tes Buch: Ermittlung zweier evangelischer Grundschriften aus dem Zeitalter der Apostel. Mannheim, Schneider. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution. Vertraute Briefe des Preussischen Generals von Rogow an den Preussischen Generalpostmeister von Nagler. Herausgegeben von Ernst Lehner und Karl Wendelsohn-Wartbold. Leipzig, Brodhaus. 8. 24 Ngr.
 Prutz, F., Kaiser Friedrich I. 1ster Bd. 1152-1165. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Ranke, L. v., Die deutschen Mächte und der Fürstenthum. Deutsche Geschichte von 1780-1790. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Lex.-8. 2 Thlr. 24 Ngr.
 Röhrich, W., Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft oder allgemeinen Handelslehre. Zum Gebrauche in Handelsschulen. Die Aufl. Leipzig, Brodhaus. 8. 10 Ngr.
 Rogge, A., Eugenie von Montijo auf dem Throne Frankreichs. Historisch-romantisches Zeitgemälde. 1ste und 2te Lief. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.
 Schmeidler, W. F. C., Europa und der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871. 1ster Bd. Bis zur Capitulation von Sedan und Proclamation der Republik in Paris. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Schmidt, J., Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Neue Folge. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Schuchardt, C., Lucas Cranach des Aelteren Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 3ter Thl. Leipzig, Brodhaus. 8. 2 Thlr.
 Schütze-Dehijsh, Briefe an die italienischen Patrioten über den deutschen Krieg und seine Folgen. Berlin, Jante. 8. 2 1/2 Ngr.
 Sieratowski, C. v., Erinnerungen eines Schwerverwundeten an 1868. Berlin, Hays's Erben. Gr. 8. 5 Ngr.
 Sternknuppen, gefallen vom politischen Himmel des Jahres 1870. Eine Chronika in hochdeutschen Reimen von Hermanns. Bleicherode. Gr. 16. 3 Ngr.
 Ein Tropfen im Meer, (Gedichte) von E. W. Breßlau, Friedbatsch. 16. 5 Ngr.
 Wachenhusen, F., Tagebuch vom französischen Kriege. 1ste Lief. Berlin, Hansfreund-Expedition. 8. 3 Ngr.
 Wattenbach, W., Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Weitzrecht, R., Lieder von Einem der nicht mitdarf. Kriegslieder 1870. Stuttgart, Neff. Gr. 16. 9 Ngr.
 Weitzel, W., Münchener bei Wendisch Buchholz. Ein Streifzug in die Wissenschaft und Märkische Kirchengeschichte. Berlin, Müller u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Auch zwei sonst wenig beachteten Arbeiten Schiller's — Fragmenten — aus dieser frühern Zeit, dem „Geistesfeind“ und dem „Menschenfeind“, wendet Peltner größere Beachtung zu, dem erstern als einem Kampfe gegen die zelotische Herrschaft und Proselytenmacherei, dem zweiten als einem wenn auch unferdig gebliebenen Denkmal eines innern Klärungsprocesses des Dichters selbst.

Diesen innern Klärungsprocess setzt Peltner in den dreßdener Aufenthalt und den vertrauten Umgang Schiller's mit der Familie Körner:

Schiller's phantastische Ueberschwenglichkeit erklärte sich an der klaren und maßvollen Besonnenheit Körner's. Es war das erste mal, daß er das ruhige Glück eines geordneten Familienlebens genoß. Der Bruch mit der Sturm- und Drangperiode vollzieht sich mit vollster und klarer Bewußtheit. Das Titanenthum ist gekütert, Einsicht in die Unerläßlichkeit der Beschränkung, aber innerhalb dieser um so festeres Streben nach Rettung und Verwirklichung des unaufgebbaren Ideals reiner und schöner Menschlichkeit.

Das letzte (zehnte) Kapitel in Peltner's Buch ist „Theater und Roman“ überschrieben und faßt ein reiches Material in engem Rahmen zusammen: erst die Bestre-

bungen Schröder's und Fleck's für Veranschaulichung der Shakspeare'schen Gestalten auf dem deutschen Theater, dann die eigenen theatralischen Schöpfungen Schröder's, Pfund's u. a. mit ihren politisch oder social-demagogischen Pointen, andererseits die „Ritter- und Räubergeschichten“ nach Goethe's und Schiller's Vorgang; ferner den Roman in seinen freilich nur erst schwachen Anfängen, Poppel's sternstrebende „Versuche“, Müller's „Siegwart“, das abgeblaßte Nachbild Werther's, den Ritter- und Räuberroman, endlich die Familiengemälde von Richterberg und Merck. Das Buch schließt mit einer Hindeutung auf die „neue Wendung“ im deutschen Roman, die der „Wilhelm Meister“ bezeichne, „wo die Besten und Trefflichsten den Kampf und Zwiespalt der Sturm- und Drangperiode überwandten und das Ideal nicht außer und über dem Leben, sondern im Leben selbst suchten“.

Diese „neue Epoche“ schildert Peltner in dem letzten Theile seines verdienstlichen Werks unter dem Titel: „Ideal der Humanität.“ Mit diesem wollen wir uns in einem besondern Artikel beschäftigen.

Karl Biedermann.

Feuilleton.

Hermann Kurz über Gottfried von Strasburg.

Die beiden sehr beachtenswerthen Studien von Hermann Kurz: „Zum Leben Gottfried's von Strasburg“ und „Gottfried von Strasburg und das Gottesurtheil seiner Zeit“, welche er im Feuilleton der nun eingegangenen Wochenansgabe der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ (im Jahrgang 1868; vgl. Nr. 11 d. Bl. f. 1869) niederlegte, konnte Reinhold Beckstein in der Einleitung zu seiner „Eristan-Ausgabe“ berücksichtigen und verwerthen. Natürlich ließen sich in dem engen Rahmen einer Einleitung nur die Hauptpunkte und die Resultate hervorheben. Beckstein bemerkte in derselben, Kurz habe die Ergebnisse seiner Forschungen an einem Orte niedergelegt, wo sie der Fachmann nicht suchen würde. Bei der Unzugänglichkeit eines solchen Zeitungsorgans ist dieser Ort zugleich ein solcher, den der Fachmann nicht immer finden wird. Deshalb begrüßen wir es als eine sehr dankenswerthe Maßregel, daß Karl Bartsch den Wiederabdruck der Abhandlung oder vielmehr der Abhandlungen von Kurz in seiner „Germania“ veranlaßte. Unter der Ueberschrift: „Zum Leben Gottfried's von Strasburg“, finden wir dort im funfzehnten Jahrgang (1870) im zweiten und dritten Hefte nicht allein die gleichbetitelte erste Studie sondern auch die über das Gottesgericht vereinigt. An einzelnen Stellen hat der Verfasser Zusätze gemacht oder leise geändert. Nicht nur die Fachgelehrten werden durch diese Abhandlung Anregung und Belehrung empfangen, sondern jeder Literaturfreund wird sich an ihr erfreuen können. Sachgemäße Gelehrsamkeit bietet Kurz in vollem Maße, wenn sie auch bei ihm nicht im Junstzopf erscheint; dabei hat er es verstanden, seine Arbeit mit einem so freundlichen Gewande auszustatten und zu schmücken, daß ihre Lectüre zum Genuße wird.

Notizen.

„Ausgewählte Schriften“ von R. A. Barnhagen von Ense erscheinen im Verlag von Brodthaus in Leipzig, ein Unternehmen, welches bei dem wohlverdienten Ruhm dieses Autors, ein Vertreter unserer classischen Prosa zu sein, ganz abgesehen von den reichhaltigen Beiträgen zur Geschichte unsers Jahrhunderts, die in diesen Schriften des vielgenannten Diplomaten enthalten sind, gewiß auf allgemeine Theilnahme rechnen darf. Die Sammlung zerfällt in drei größere Abtheilun-

gen, welche „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, „Biographische Denkmale“ und „Bermischte Schriften“ umfassen. Die Verlagsbuchhandlung sagt in dem Prospect des Werks mit Recht: „Barnhagen von Ense ist als einer der hervorragendsten Schriftsteller in der deutschen Literatur geschätzt und anerkannt. Seine Lebensbeschreibungen von Kriegshelden, Staatsmännern, Dichtern und Gelehrten, ausgezeichnet durch glänzende Charakteristik wie durch gewissenhafte Treue, haben ihm die erste Stelle als Biographen angewiesen, und vielfach ist ihm der Name des deutschen Plutarch zuertheilt worden. Die Erzählung seiner eigenen Denkwürdigkeiten eröffnet einen umfassenden Einblick in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er durchlebte, und die ihn mit fast allen großen und einflussreichen Persönlichkeiten dieser Epoche in Beziehung brachte. In den Bermischten Schriften entfaltet er eine erstaunliche Vielseitigkeit productiver Begabung. Alle seine Aufzeichnungen aber sind wichtige Beiträge zum Verständniß der Gegenwart, während sich zugleich die Höhe seines überaus reichen Geistes wie die Tiefe seines edeln, für Vaterland, Freiheit, Wissenschaft, Poesie, Liebe und Freundschaft erglühenden Herzens in ihnen abspiegelt. Barnhagen war Patriot im vollen Sinne des Wortes; in den Verwicklungen der Ereignisse stets nur seiner reinsten Ueberzeugung folgend, widerstand er, sobald sie mit seinen Principien nicht übereinstimmten, den glänzendsten Anerbietungen, wie sie seinen außerordentlichen Talenten nicht fehlen konnten. Viele seiner Werke sind bereits vergriffen und dadurch der jüngern Generation unzugänglich geworden; eine Sammlung seiner Schriften konnte aber aus dem Grunde bisher nicht erscheinen, weil das Verlagsrecht derselben nicht in Einer Hand vereinigt war. Nachdem es nunmehr der Verlagsbuchhandlung gelungen, das Eigenthum sämmtlicher hier in Betracht kommenden Werke Barnhagen's zu erwerben, veranlaßt sie eine Sammlung ausgewählter Schriften desselben, welche den so gehaltvollen und echt vaterländischen Schriftsteller dem deutschen Volke in neuem und vervollständigtem Gewande vorzuführen bestimmt ist. Im Interesse einer allgemeinen Verbreitung ist der Preis der Sammlung möglichst niedrig gestellt worden. Diese Sammlung erhält noch besondere Bedeutung und doppelten Werth dadurch, daß viele Aufschlüsse und Ergänzungen von Barnhagen's Hand, die aus politischen Rücksichten, oder weil zarte und stürmische Herzensbeziehungen des Verfassers

darin berührt wurden, bei den früheren Ausgaben zurückbleiben mußten, hier zum ersten male eingefügt sind, indem jetzt der Zeitpunkt erreicht ist, den Barnhagen selbst für deren Veröffentlichung in Aussicht genommen hatte."

Der vorliegende erste Theil beginnt mit den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, die in dritter vermehrter Auflage vorliegen. Ueber diese sagt Ludmilla Assing in der Einleitung: „Sie eröffnen die Anschauung in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er selbst durchlebte; die große französische Revolution, der deutsche Befreiungskrieg, die auf ihn folgende Unterdrückung von innen, die Kämpfe und Bestrebungen deutschen Freiheitsfinnes und deutschen Geistes, das Fest des Fürsten von Schwarzenberg in Paris, der Wiener Congreß, Kohebeue's Ermordung und ihre Folgen ziehen in wechselnden Bildern an uns vorüber. Mit den meisten großen und einflussreichen Persönlichkeiten seiner Epoche wurde Barnhagen durch die Ereignisse und durch seine Stellung in Verührung gebracht, und so treten sie alle in buntem Wechsel vor uns hin: Prinz Louis Ferdinand, Blücher und Lettenborn, Napoleon und Metternich, Stein, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich August Wolf, Fichte, Goethe, die beiden Schlegel, Chamisso, Genz und Adam Müller, Rahel und der genial geistreiche Kreis, der sie umgab, Frau von Staël u. s. w. Diese Namen mögen genügen; aber noch viele wären zu nennen, denen man in diesen Aufzeichnungen begegnet!"

Ein auf weiteste Kreise berechnetes Repertorium der neuen Kriegsliteratur ist die von Ernst Wachsmann herausgegebene „Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870“ (Berlin, Liebheit und Thiesen). Der Vorrede zufolge macht sie auf möglichste Vollständigkeit Anspruch, insoweit eine solche durch die Zulassung der in Zeitungen abgedruckten Gedichte an die Redaction des „Staatsanzeiger“ zu erreichen war. Außer dem „nach Inhalt oder Form völlig ungenießbaren“ fehlen indeß, jedenfalls aus zufälligen Gründen, auch einige der poetisch bedeutendsten Gedichte der Epoche, wie z. B. die meisten von Julius Groffe u. a. Dagegen findet sich viel kunstlos volkstümliches, trivial Besinnungstüchtiges, aber auch manches seltene und wenig bekannte Lied. Da die Zeit kritischer Sichtung für die massenhafte Kriegsliteratur von 1870 noch nicht gekommen scheint, so ist eine solche möglichst vollständige und durch Angaben über Verfasser, Register u. s. w. wohl orientirte Sammlung, die nach Ausstattung und Preis für weiteste Kreise bestimmt ist, gewiß willkommen.

Bibliographie.

Kinsworth, W. S., Talbot Garland. Roman aus den Tagen Karl II. Aus dem Englischen von Fina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schilde. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 In Deutschland! Eine Festgabe zur Gründung seines neuen Reiches im Jahre 1871. Von einem alten Zeitgenossen aus dem dreizehnten Jahr. Leipzig, Literarisches Institut. Gr. 8. 2 Ngr.
 Auerbach, B., Wieder unser! Gedankblätter zur Geschichte dieser Tage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.
 Benezit, R., Das Franzosenthum. Ein Spiegelbild aus dem letzten Kriege. Leipzig, O. Wigand. 16. 5 Ngr.
 Boffé, L. W., Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes. Nr. 277: Mane und Lambour. Genrebild mit Gesang von A. F. Hugo. Berlin, Hays's Erben. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
 Buchner, W., Beethoven. Ein Lebensbild. Jahr. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.
 Cerri, C., Gottlieb. Ein Stilleben. Leipzig, Engelmann. 16. 30 Ngr.
 Cohn, L., Die Humanisten-Periode. Vortrag. Potsdam, Cropsius. Gr. 8. 6 Ngr.
 Dahn, F., Mactis imperator! Heil dem Kaiser. Gedicht. Berlin, Mittler u. Sohn. 32. 2 1/2 Ngr.
 Delfs, K. H., Die Idee der göttlichen Komödie. Eine Studie. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.
 Dinlage, E. v., Durch die Zeitung. Roman. 2 Bde. Leipzig, Schilde. 8. 3 Thlr.
 Eras, W. J., Handelspolitische Aufgaben nach dem Kriege und bei der Annexion des „Generalgouvernement Elßaß“. Berlin, Kortkamp. Gr. 8. 3 Ngr.
 Fechner, G. T., Zur experimentalen Aesthetik. 1ster Thl. Leipzig, Hitzel. Hoch 4. 30 Ngr.
 Fischbach, G., Krieg von 1870. Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Die Aufl. Straßburg, Schauenburg. 8. 20 Ngr.
 François, Louise v., Die letzte Redenburgerin. Roman. 2 Bde. Berlin, D. Jante. 8. 2 Thlr.

Fries, R., Die Frau des Manen. Eine kleine Erzählung aus der großen Gegenwart. Ipehoe, Ruffen. 8. 12 Ngr.
 Fröhlich, E., Geschichte der Reichshabt Wimpfen, des Ritterkiste St. Peter zu Wimpfen im Thal, des Dominicanerklosters und des Hospitals zum heiligen Geist zu Wimpfen am Berg. Nach Urkunden zusammengestellt. Darmstadt, Jonghaus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
 Funk, Marie, Das Vermächtniß der Signora. Roman. 2 Bde. Berlin, D. Jante. 8. 2 Thlr.
 Gassen, D. F., Dorf. Schauspiel. Berlin, Großer. 8. 15 Ngr.
 Giesebrecht, W. v., Deutsche Reden. Leipzig, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.
 Hanserecesse. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen (bayerischen) Academie der Wissenschaften. 1ster Bd. Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256-1430. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Hoch 4. 4 Thlr.
 Hofmann, A. W., Zur Erinnerung an Gustav Magnus. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 28 Ngr.
 Die Kaiserfarben. Eine geschichtliche Untersuchung. Wiesbaden, Elmbarth. Gr. 8. 10 Ngr.
 Die Kameradschaft. Festspiel in 2 Aufzügen. Bernigerode. 8. 5 Ngr.
 Klein, J. L., Geschichte des Drama's. VIII.: Geschichte des spanischen Drama's. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.
 Knochenhauer, L., Geschichte Thüringen's zur Zeit des ersten Randgrafenhauses (1039-1247.) Mit Anmerkungen herausgegeben von R. Menzel. Mit Vorwort und einer Lebensläge des Verfassers von R. Hüfner. Göttingen, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.
 Laboulaye, F., Paris während der Belagerung. Aus dem Tagebuche eines Belagerten. Leipzig, Webel. 8. 5 Ngr.
 Lammer, A., Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu einem Programm nationaler Politik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.
 Lieber aus Frankreich von einem deutschen Soldaten (aus dem Jahre 1870). Berlin, Dunder. Gr. 16. 20 Ngr.
 Lieber zu Schuß und Krug. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges in dem Jahre 1870 und 1871. Gesammelt und herausgegeben von F. Lipperheide. 10te bis 12te Lief. Berlin, Lipperheide. Hoch 4. 1 Thlr.
 Machiavelli, A., Die Selbin von St. Remy. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870. 1ste und 2te Lief. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
 Marburg, O., Briefe über religiöse Dinge. 10te Folge. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.
 Meyer, C. F., Romanzen und Bilder. Leipzig, Paessel. Gr. 16. 10 Ngr.
 Minckwitz, J., Dem neuen Kaiser. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 6 Ngr.
 Ruffet, A. de, Gedichte. Aus dem Französischen. Berlin, Dunder. Gr. 16. 25 Ngr.
 Reumeister, R., Dabeim in Deutschland und Rumänien. Dichtungen und Uebersetzungen. Queblinburg, Basse. 8. 20 Ngr.
 Riu Inlet mol! Plattdeutsche Erzählungen und Anekdoten im Faderborner Dialekt. Aus dem Leben gegriffen und niedergeschrieben von einem Sohne der rothen Erde. Nebst einer Zugabe von plattdeutschen Gedichten. Gelle, Schulze. 8. 12 Ngr.
 Noack, L., Aus der Jordanwiege nach Golgatha. Darstellung der Geschichte Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen über das Evangelium und die Evangelien. 2tes Buch: Ermittlung zweier evangelischer Grundschriften aus dem Zeitalter der Apostel. Mannheim, Schneider. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution. Vertraute Briefe des Preussischen Generals von Rochow an den Preussischen Generalpostmeister von Regler. Herausgegeben von Ernst Lechner und Karl Wendelschönart-Holdy. Leipzig, Brodhans. 8. 24 Ngr.
 Prutz, G., Kaiser Friedrich I. 1ster Bb. 1152-1165. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Rante, E. v., Die deutschen Mächte und der Fürstenthum. Deutsche Geschichte von 1780-1790. 1ster Bb. Leipzig, Dunder u. Humblot. Ter.-8. 2 Thlr. 24 Ngr.
 Röhrich, W., Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft oder allgemeinen Handelslehre. Zum Gebrauche in Handelsschulen. Die Aufl. Leipzig, Brodhans. 8. 10 Ngr.
 Rogge, A., Eugenie von Montijo auf dem Throne Frankreichs. Historisch-romantisches Zeitgemälde. 1ste und 2te Lief. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
 Schmiedler, W. F. C., Europa und der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871. 1ster Bb. Bis zur Capitulation von Sedan und Proclamation der Republik in Paris. Leipzig, Grimow. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Schmidt, J., Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Neue Folge. Leipzig, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Schuchardt, C., Lucas Cranach des Aelteren Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 2ter Thl. Leipzig, Brodhans. 8. 2 Thlr.
 Schulze-Delitzsch, Briefe an die italienischen Patrioten über den deutschen Krieg und seine Folgen. Berlin, Jante. 8. 2 1/2 Ngr.
 Sierakowski, C. v., Erinnerungen eines Schwerverwundeten an 1868. Berlin, Hays's Erben. Gr. 8. 5 Ngr.
 Sternschnuppen, gefallen vom politischen Himmel des Jahres 1870. Eine Chronika in hochdeutschen Reimen von Gernann. Bernigerode. Gr. 16. 3 Ngr.
 Ein Tropfen im Meer, (Gedichte) von E. W. Bredlau, Friedbatsch. 16. 5 Ngr.
 Wachenhusen, F., Tagebuch vom französischen Kriege. 1ste Lief. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 3 Ngr.
 Wattenbach, W., Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Weitzrecht, R., Lieber von Einem der nicht miltbar. Kriegslieder 1870. Stuttgart, Neff. Gr. 16. 9 Ngr.
 Wieselte, W., Münchener bei Wendisch Buchholz. Ein Streifzug in die Weissenste und Märkische Kirchengeschichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Auch zwei sonst wenig beachteten Arbeiten Schiller's — Fragmenten — aus dieser frühern Zeit, dem „Geistesfeher“ und dem „Menschenfeind“, wendet Hettner größere Beachtung zu, dem erstern als einem Kampfe gegen die zelotische Herrschsucht und Proselytenmacherei, dem zweiten als einem wenn auch unfertig gebliebenen Denkmal eines innern Klärungsprocesses des Dichters selbst.

Diesen innern Ablärungsproceß setzt Hettner in den dresdener Aufenthalt und den vertrauten Umgang Schiller's mit der Familie Körner:

Schiller's phantastische Ueberschwenglichkeit ernüchterte sich an der klaren und maßvollen Besonnenheit Körner's. Es war das erste mal, daß er das ruhige Glück eines geordneten Familienlebens genoß. Der Bruch mit der Sturm- und Drangperiode vollzieht sich mit vollster und klarer Bewußtheit. Das Titanenthum ist gekütert, Einsicht in die Unerfaßlichkeit der Beschränkung, aber innerhalb dieser um so festeres Streben nach Rettung und Verwirklichung des unaufgebaren Ideals reiner und schöner Menschlichkeit.

Das letzte (zehnte) Kapitel in Hettner's Buch ist „Theater und Roman“ überschrieben und faßt ein reiches Material in engem Rahmen zusammen: erst die Bestre-

bungen Schröder's und Fleck's für Veranschaulichung der Shakespeare'schen Gestalten auf dem deutschen Theater, dann die eigenen theatralischen Schöpfungen Schröder's, Ifland's u. a. mit ihren politisch oder social-demagogischen Pointen, andererseits die „Ritter- und Räubergeschichten“ nach Goethe's und Schiller's Vorgang; ferner den Roman in seinen freilich nur erst schwachen Anfängen, Hippel's sternsirende „Versuche“, Müller's „Siege wart“, das abgeblaßte Nachbild Werther's, den Ritter- und Räuberroman, endlich die Familiengemälde von Lichtenberg und Merck. Das Buch schließt mit einer Hindeutung auf die „neue Wendung“ im deutschen Roman, die der „Wilhelm Meister“ bezeichne, „wo die Besten und Trefflichsten den Kampf und Zwiespalt der Sturm- und Drangperiode überwandten und das Ideal nicht außer und über dem Leben, sondern im Leben selbst suchten“.

Diese „neue Epoche“ schildert Hettner in dem letzten Theile seines verdienstlichen Werks unter dem Titel: „Ideal der Humanität.“ Mit diesem wollen wir uns in einem besondern Artikel beschäftigen.

Karl Siebermann.

Feuilleton.

Hermann Kurz über Gottfried von Strasburg.

Die beiden sehr beachtenswerthen Studien von Hermann Kurz: „Zum Leben Gottfried's von Strasburg“ und „Gottfried von Strasburg und das Gottesurtheil seiner Zeit“, welche er im Feuilleton der nun eingegangenen Wochenansgabe der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ (im Jahrgang 1868; vgl. Nr. 11 d. Bl. f. 1869) niederlegte, konnte Reinhold Beckstein in der Einleitung zu seiner „Tristan-Ausgabe“ berücksichtigen und verwerthen. Natürlich ließen sich in dem engen Rahmen einer Einleitung nur die Hauptpunkte und die Resultate hervorheben. Beckstein bemerkte in derselben, Kurz habe die Ergebnisse seiner Forschungen an einem Orte niedergelegt, wo sie der Fachmann nicht suchen würde. Bei der Unzugänglichkeit eines solchen Zeitungsorgans ist dieser Ort zugleich ein solcher, den der Fachmann nicht immer finden wird. Deshalb begrüßen wir es als eine sehr dankenswerthe Maßregel, daß Karl Darsch den Wiederabdruck der Abhandlung oder vielmehr der Abhandlungen von Kurz in seiner „Germania“ veranlaßte. Unter der Ueberschrift: „Zum Leben Gottfried's von Strasburg“, finden wir dort im fünfzehnten Jahrgang (1870) im zweiten und dritten Hefte nicht allein die gleichbetitelt erste Studie sondern auch die über das Gottesgericht vereinigt. An einzelnen Stellen hat der Verfasser Zusätze gemacht oder leise geändert. Nicht nur die Fachgelehrten werden durch diese Abhandlung Anregung und Belehrung empfangen, sondern jeder Literaturfreund wird sich an ihr erfreuen können. Sachgemäße Gelehrsamkeit bietet Kurz in vollem Maße, wenn sie auch bei ihm nicht im Junfzopf erscheint; dabei hat er es verstanden, seine Arbeit mit einem so freundlichen Gewande auszustatten und zu schmücken, daß ihre Lektüre zum Genuße wird.

Notizen.

„Ausgewählte Schriften“ von R. A. Barnhagen von Ense erscheinen im Verlag von Brockhaus in Leipzig, ein Unternehmen, welches bei dem wohlverdienten Ruhm dieses Autors, ein Vertreter unserer classischen Prosa zu sein, ganz abgesehen von den reichhaltigen Beiträgen zur Geschichte unseres Jahrhunderts, die in diesen Schriften des vielgenannten Diplomaten enthalten sind, gewiß auf allgemeine Theilnahme rechnen darf. Die Sammlung zerfällt in drei größere Abtheilun-

gen, welche „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, „Biographische Denkmale“ und „Bermischte Schriften“ umfassen. Die Verlagsbuchhandlung sagt in dem Prospect des Werks mit Recht: „Barnhagen von Ense ist als einer der hervorragendsten Schriftsteller in der deutschen Literatur geschätzt und anerkannt. Seine Lebensbeschreibungen von Kriegshelden, Staatsmännern, Dichtern und Gelehrten, ausgezeichnet durch glänzende Charakteristik wie durch gewissenhafte Treue, haben ihm die erste Stelle als Biographen angewiesen, und vielfach ist ihm der Name des deutschen Plutarch zuertheilt worden. Die Erzählung seiner eigenen Denkwürdigkeiten eröffnet einen umfassenden Einblick in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er durchlebte, und die ihn mit fast allen großen und einflussreichen Persönlichkeiten dieser Epoche in Beziehung brachte. In den Bermischten Schriften entfaltet er eine erstaunliche Vielseitigkeit productiver Begabung. Alle seine Aufzeichnungen aber sind wichtige Beiträge zum Verständniß der Gegenwart, während sich zugleich die Höhe seines überaus reichen Geistes wie die Tiefe seines edeln, für Vaterland, Freiheit, Wissenschaft, Poesie, Liebe und Freundschaft erglühenden Herzens in ihnen abspiegelt. Barnhagen war Patriot im vollen Sinne des Wortes; in den Verwicklungen der Ereignisse stets nur seiner reinsten Ueberzeugung folgend, widerstand er, sobald sie mit seinen Principien nicht übereinstimmten, den glänzendsten Anerbietungen, wie sie seinen außerordentlichen Talenten nicht fehlen konnten. Viele seiner Werke sind bereits vergriffen und dadurch der jüngern Generation unzugänglich geworden; eine Sammlung seiner Schriften konnte aber aus dem Grunde bisher nicht erscheinen, weil das Verlagsrecht derselben nicht in Einer Hand vereinigt war. Nachdem es nunmehr der Verlagsbuchhandlung gelungen, das Eigenthum sämmtlicher hier in Betracht kommenden Werke Barnhagen's zu erwerben, veranlaßt sie eine Sammlung ausgewählter Schriften desselben, welche den so gehaltvollen und echt vaterländischen Schriftsteller dem deutschen Volke in neuem und vervollständigtem Gewande vorzuführen bestimmt ist. Im Interesse einer allgemeinen Verbreitung ist der Preis der Sammlung möglichst niedrig gestellt worden. Diese Sammlung erhält noch besondere Bedeutung und doppelten Werth dadurch, daß viele Aufschlüsse und Ergänzungen von Barnhagen's Hand, die aus politischen Rücksichten, oder weil zarte und stürmische Herzensbeziehungen des Verfassers

darin berührt wurden, bei den frühern Ausgaben zurückbleiben mußten, hier zum ersten male eingefügt sind, indem jetzt der Zeitpunkt erreicht ist, den Barnhagen selbst für deren Veröffentlichung in Aussicht genommen hatte."

Der vorliegende erste Theil beginnt mit den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, die in dritter vermehrter Auflage vorliegen. Ueber diese sagt Ludmilla Assing in der Einleitung: „Sie eröffnen die Anschauung in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er selbst durchlebte; die große französische Revolution, der deutsche Befreiungskrieg, die auf ihn folgende Unterdrückung von innen, die Kämpfe und Bestrebungen deutschen Freiheitsstammes und deutschen Geistes, das Fest des Fürsten von Schwarzenberg in Paris, der Wiener Congreß, Rogebue's Ermordung und ihre Folgen ziehen in wechselnden Bildern an uns vorüber. Mit den meisten großen und einflußreichen Persönlichkeiten seiner Epoche wurde Barnhagen durch die Ereignisse und durch seine Stellung in Berührung gebracht, und so treten sie alle in buntem Wechsel vor uns hin: Prinz Louis Ferdinand, Blücher und Leitenborn, Napoleon und Metternich, Stein, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich August Wolf, Fichte, Goethe, die beiden Schlegel, Chamisso, Senz und Adam Müller, Rahel und der genial geistreiche Kreis, der sie umgab, Frau von Staël u. s. w. Diese Namen mögen genügen; aber noch viele wären zu nennen, denen man in diesen Aufzeichnungen begegnet!"

Ein auf weiteste Kreise berechnetes Repertorium der neuen Kriegsliteratur ist die von Ernst Wachmann herausgegebene „Sammlung der deutschen Kriegs- und Volklieder des Jahres 1870“ (Berlin, Liebheit und Thiesen). Der Vorrede zufolge macht sie auf möglichste Vollständigkeit Anspruch, insofern eine solche durch die Zusendung der in Zeitungen abgedruckten Gedichte an die Redaction des „Staatsanzeiger“ zu erreichen war. Außer dem „nach Inhalt oder Form völlig Ungenießbaren“ fehlen indeß, jedenfalls aus zufälligen Gründen, auch einige der poetisch bedeutendsten Gedichte der Epoche, wie z. B. die meisten von Julius Groffe u. a. Dagegen findet sich viel kunstlos Volkstümliches, trivial Genüßstüchliches, aber auch manches frühe und wenig bekannte Lied. Da die Zeit kritischer Sichtungen für die massenhafte Kriegsliteratur von 1870 noch nicht gekommen scheint, so ist eine solche möglichst vollständige und durch Angaben über Verfasser, Register u. s. w. wohl orientirende Sammlung, die nach Ausstattung und Preis für weiteste Kreise bestimmt ist, gewiß willkommen.

Bibliographie.

Winstorff, W. S., Talbot Harland. Roman aus den Tagen Karl II. Aus dem Englischen von Lena Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schilde. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Im Deutschland! Eine Festgabe zur Gründung seines neuen Reiches im Jahre 1871. Von einem alten Zeitgenossen aus dem dreizehnten Jahr. Leipzig, Literarisches Institut. Gr. 8. 2 Ngr.

Kerbach, P., Wieder unser! Gebensblätter zur Geschichte dieser Lage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Benebit, R., Das Franzosenthum. Ein Spiegelbild aus dem letzten Kriege. Leipzig, D. Wigand. 16. 5 Ngr.

Boh's, R. W., Bühnen-Repertoire des In- und Auslandes. Nr. 277: Mane und Lambour. Genesbild mit Gesang von A. F. Hugo. Berlin, Daps Erben. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Dachner, W., Beethovens. Ein Lebensbild. Rahr. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Ferré, C., Gottlieb. Ein Stillleben. Leipzig, Engelmann. 16. 20 Ngr.

Lohn, L., Die Humanisten-Periode. Vortrag. Potsdam, Cropsius. Gr. 8. 6 Ngr.

Dahn, F., Macta imperator! Heil dem Kaiser. Gedicht. Berlin, Müller u. Sohn. 12. 2 1/2 Ngr.

Delff, K. H., Die Idee der göttlichen Komödie. Eine Studie. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Dieilage, E. v., Durch die Zeitung. Roman. 2 Bde. Leipzig, Schilde. 8. 3 Thlr.

Erass, W. S., Handelspolitische Aufgaben nach dem Kriege und bei der Annexion des „Generalgouvernement Elsaß“. Berlin, Kortkamp. Gr. 8. 8 Ngr.

Fechner, G. T., Zur experimentalen Aesthetik. 1ster Thl. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 20 Ngr.

Fischbach, O., Krieg von 1870. Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. 2te Aufl. Straßburg, Schauenburg. 8. 20 Ngr.

François, Louise v., Die letzte Redenburgerin. Roman. 2 Bde. Berlin, D. Janke. 8. 2 Thlr.

Fries, R., Die Frau des Manen. Eine kleine Erzählung aus der großen Gegenwart. Iphoe, Ruffler. 8. 12 Ngr.

Frohnhäuser, E., Geschichte der Reichshadt Wimpfen, des Mitterklosters St. Peter zu Wimpfen im Thal, des Dominicanerklosters und des Hospitals zum heiligen Geist zu Wimpfen am Berg. Nach Urkunden zusammengestellt. Darmstadt, Bonghaus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Funt, Marie, Das Vermächtniß der Signora. Roman. 2 Bde. Berlin, D. Janke. 8. 2 Thlr.

Genfichen, D. F., York. Schauspiel. Berlin, Gröber. 8. 15 Ngr.

Giesbrecht, W. v., Deutsche Reden. Leipzig, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Hanserecess. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen (bayerischen) Academie der Wissenschaften. 1ster Bd. Die Recess und andere Akten der Hansetage von 1256-1430. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Hoch 4. 4 Thlr.

Hofmann, A. W., Zur Erinnerung an Gustav Magnus. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Kaiserfarben. Eine geschichtliche Untersuchung. Wiesbaden, Limbarts. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Kameradschaft. Festspiel in 2 Aufzügen. Bernigerode. 8. 5 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. VIII.: Geschichte des spanischen Drama's. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Knochenhauer, L., Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039-1347.) Mit Anmerkungen herausgegeben von R. Renzel. Mit Vorwort und einer Lebenszuge des Verfassers von R. Hüniger. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Labouchère, P., Paris während der Belagerung. Aus dem Tagebuche eines Belagerten. Leipzig, Webel. 8. 5 Ngr.

Lammers, A., Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu einem Programm nationaler Politik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Lieber aus Frankreich von einem deutschen Soldaten (aus dem Jahre 1870). Berlin, A. Dunder. Gr. 16. 20 Ngr.

Lieber zu Schuß und Fuß. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges in dem Jahre 1870 und 1871. Gesammelt und herausgegeben von F. Zippertheide. 10te bis 12te Lief. Berlin, Zippertheide. Hoch 4. 1 Thlr.

Macchiavelli, N., Die Felsin von St. Remp. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870. 1ste und 2te Lief. Berlin, Seidemann u. Comp. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Marpurg, O., Briefe über religiöse Dinge. 1ste Folge. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Meper, E. F., Romane und Bilder. Leipzig, Haessel. Gr. 16. 10 Ngr.

Minckwitz, J., Dem neuen Kaiser. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 6 Ngr.

Muffet, A. de, Gedichte. Aus dem Französischen. Berlin, A. Dunder. Gr. 16. 25 Ngr.

Reumelker, R., Dabeim in Deutschland und Rumänien. Dichtungen und Uebersetzungen. Queblinsburg, Basse. 8. 20 Ngr.

Rin Isperit woll! Plattdeutsche Erzählungen und Anekdoten im Paderborner Dialekt. Aus dem Leben gegriffen und niedergeschrieben von einem Sohne der rothen Erde. Nebst einer Zugabe von plattdeutschen Gedichten. Celle, Schulze. 8. 12 Ngr.

Noack, L., Aus der Jordanwiese nach Golgatha. Darstellung der Geschichte Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen über das Evangelium und die Evangelien. 2tes Buch: Ermittlung zweier evangelischer Grundschriften aus dem Zeitalter der Apostel. Mannheim, Schneider. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution. Vertraute Briefe des Preussischen Generals von Kochow an den Preussischen Generalpostmeister von Nagler. Herausgegeben von Ernst Rechner und Karl Wendelsohn-Dartold. Leipzig, Brodhaus. 8. 24 Ngr.

Prutz, S., Kaiser Friedrich I. 1ster Bb. 1152-1165. Danzig, Rasemann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ranke, L. v., Die deutschen Mächte und der Fürstentum. Deutsche Geschichte von 1780-1790. 1ster Bb. Leipzig, Dunder u. Humblot. Lex.-8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Röhrich, W., Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft oder allgemeinen Handelslehre. Zum Gebrauche in Handelsschulen. 2te Aufl. Leipzig, Brodhaus. 8. 10 Ngr.

Rogge, A., Eugenie von Montijo auf dem Throne Frankreichs. Historisch-romantisches Zeitgemälde. 1ste und 2te Lief. Berlin, Seidemann u. Comp. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Schmeidler, W. F. C., Europa und der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871. 1ster Bb. Bis zur Capitulation von Sedan und Proclamation der Republik in Paris. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, J., Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Neue Folge. Leipzig, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schwarz, C., Lucan's Kranach des Keitern Leben und Werte. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 2ter Thl. Leipzig, Brodhaus. 8. 2 Thlr.

Schulze-Delitzsch, Briefe an die italienischen Patrioten über den deutschen Krieg und seine Folgen. Berlin, Janke. 8. 2 1/2 Ngr.

Sierawski, E. v., Erinnerungen eines Schwerdewundeten an 1863. Berlin, Daps Erben. Gr. 8. 5 Ngr.

Stierichgruppen, gefallen vom politischen Himmel des Jahres 1870. Eine Chronika in hochdeutschen Reimen von Germanns. Bleichrode. Gr. 16. 3 Ngr.

Ein Tropfen im Meer. (Gedichte) von E. W. Breslau, Priebsch. 16. 5 Ngr.

Wagenhufen, P., Tagebuch vom französischen Kriege. 1ste Lief. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 3 Ngr.

Wattenbach, W., Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Weitrecht, L., Lieber von Einem der nicht mitdarf. Kriegskieder 1870. Stuttgart, Neff. Gr. 16. 9 Ngr.

Wiesfle, W., Münchener bei Wendisch Buchholz. Ein Streifzug in die Pfaffen- und Märktische Kirchengeschichte. Berlin, Müller u. Sohn. 8. 15 Ngr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Schriften

von

H. A. Varnhagen von Ense.

In Bänden von 20—25 Bogen. Jeder Band geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erster Band.

Die hiermit beginnende Sammlung der besten Werke Varnhagen's, seiner geistreichen Memoiren, seiner klassischen Biographien, der pitanten Aufsätze über Politik, Literatur und gesellschaftliches Leben, darf gewiß auf allgemeinste Theilnahme rechnen, da von diesen der deutschen Nationalliteratur angehörigen Werken mehrere gänzlich vergriffen sind, die übrigen aber nur in ungleichen, veralteten und theuern Drucken vorliegen. Sie wird in drei Abtheilungen die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ (in dritter vermehrter Auflage), die „Biographischen Denkmale“ und die „Vermischten Schriften“ (ebenfalls meist in zweiter oder dritter Auflage) enthalten. Gefälliger Druck und wohlfeiler Preis dienen der Sammlung zur weitem Empfehlung.

Der erste Band ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats = Recht der Preussischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Köne,

Appellations-Gerichts-Vize-Präsident a. D., und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

In zwei Bänden von je zwei Abtheilungen.

Diese, mit den neuesten Gesetz- und Verfassungsänderungen vermehrte dritte Auflage des berühmten Werks wird in 16 Lieferungen zum Preise von je 20 Ngr. ausgegeben. Der erste Band, das Verfassungs-Recht, liegt vollständig vor und kostet geh. 5½ Thlr., in Halbfranzband 6 Thlr.; vom zweiten Bande, das Verwaltungs-Recht enthaltend, ist bereits die erste Abtheilung erschienen, der Schluß des Ganzen befindet sich im Druck.

Das Werk darf namentlich auch den Mitgliedern des Deutschen Reichstags empfohlen werden, da es zugleich das Verhältniß Preußens zum Norddeutschen Bunde sowie zum Deutschen Reiche eingehend behandelt.

In allen Buchhandlungen ist das Erschienene vorrätzig und ein Prospect über die dritte Auflage gratis zu haben.

Histoire de la révolution française

par

M. A. Thiers.

6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schöngeprägten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung S. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Weihgeschenke zur Confirmation.

Illustrierte Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Wendemann, Overbeck, Reibel, L. Richter, Schnorr von Carolsfeld, Steinle, Strähuber u. a. Groß-Quart. Geh. 7½ Thlr. Geb. in Halbfranz 9½ Thlr., in Leder mit Goldschnitt 10 Thlr., in Chagrinfleder 11 Thlr.

Hausbibel.

Klein-Quart. Geh. 3½ Thlr. Geb. in Halbfranz 4 Thlr., in Leder 5 Thlr., in Leder mit Goldschnitt 5½ Thlr.

Das Neue Testament und der Psalter.

Mit Photographien nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands. Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Chagrinfleder 6 Thlr.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von Friedrich Adolph Strauß und Otto Strauß.

Mit hundert Bildern nach Zeichnungen von Halbreiter, Bernaz u. a., drei Karten, und einem Titelbilde von Strähuber. Groß-Quart. Geh. 9 Thlr. Geb. in Feinwand 11½ Thlr., in Chagrinfleder 12½ Thlr.

Diese aufs würdigste ausgestatteten, von den hervorragenden deutschen Künstlern illustrierten Bibelwerke (früher Verlag der Bibelanstalt der S. G. Cotta'schen Buchhandlung) sind besonders als Fest- und Weihgaben zu Weihnachten und Ostern, bei Jubiläen, Hochzeiten, bei der Confirmation u. s. w. zu empfehlen und in einfachen wie in kostbaren Einbänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Rippold.

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Roeting und einem Generalregister.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)

Dieser soeben erschienene Band vollendet das in jeder Hinsicht interessante und bedeutende Werk. Wenn schon die Biographie eines so vielseitig thätigen Staatsmannes und Gelehrten wie Bunsen für sich allein die Theilnahme der Leser in hohem Grade fesseln muß, so bietet die vorliegende Lebensbeschreibung außerdem einen umfassenden Einblick in die politischen und kirchlichen Bewegungen Deutschlands, welche den Boden für die gegenwärtige Erhebung und Einigung bereiteten. Bunsen war, wie sich aus den hier mitgetheilten Briefen und Aufzeichnungen ergibt, einer der kräftigsten Förderer der neuen Zeitepoche.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 16. —

13. April 1871.

Inhalt: Kunst und Cultur im Reformationszeitalter. Von Rudolf Gottschall. — Neue Schriften von Melchior Meyr. Von Alexander Jung. (Beschluß.) — Vom Bäckertisch. — Romane aus dem Englischen. — Skizzen. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kunst und Cultur im Reformationszeitalter.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Von Moritz Carriere. Viertes Band. Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das große Werk von Moritz Carriere, eine interessante Verschmelzung der Kunst- und Culturgeschichte unter gemeinsamen philosophischen Gesichtspunkten, schreitet rüstig seiner Vollendung entgegen. Wir haben die frühern Bände bereits einzeln bald nach ihrem Erscheinen in d. Bl. besprochen und dabei auch ein Gesamtbild von der eigenthümlichen Physiognomie des Werks zu geben versucht*); wir möchten es wiederholt als eine Fortführung und Ausfüllung von Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ bezeichnen. Mindestens ist es dem Herder'schen Werk, wie überhaupt dem Herder'schen Genius geistig verwandt, wengleich Herder die großen Epochen der Geschichte mehr nach ihrem politischen Inhalt zu bestimmen und abzugrenzen suchte und sich nicht zur Charakteristik einzelner hervorragender Gestalten, wie sie die Kunstgeschichte nicht entbehren kann, herabließ. Aber die gleiche Wärme und Lebendigkeit der Darstellung, der gleiche Glaube an den Fortschritt der Menschheit und der gleiche milde, humane Geist, voll Empfänglichkeit für das Schöne und sinniger Auffassung desselben in allen seinen Gestaltungen durchweht das Werk von Carriere, dessen Lectüre ebenso anregend wie befriedigend wirkt. Es wäre thöricht, den Werth desselben messen zu wollen nach dem Werth der Einzel Forschungen, die es enthält, nach dem Gewicht, mit dem es in die Waagschale der Fachgelehrsamkeit fällt. Die deutsche Wissenschaft muß sich endlich von dem Wahn emancipiren, daß nur die Specialität ein Anrecht gibt auf wissenschaftliche Geltung, daß die Entdeckung neuer Quellen, neuer Lesarten, die Pichtung und neue Feststellung des historischen und philologischen Details allein die

gelehrte Würde wahre. Die großen Verdienste solcher Thätigkeit darf man nicht überschätzen, am wenigsten zu den alleinseligmachenden im Reiche der Wissenschaft stempeln. In der bildenden Kunst herrscht das umgekehrte Verhältniß: man schätzt den Marmorarbeiter geringer, der das Material bewältigt und die ersten Blöcke zurechthaut, als den Bildhauer, der in den bereits geformten Stein die künstlerische Idee, das Bild der eigenen Seele haucht. So möge man in der Wissenschaft beide wenigstens gleichschätzen, den tüchtigen Fachgelehrten, der in die Schachten hinabsteigt und neues Erz zu Tage fördert, und den Denker, der den eroberten Schätzen die feine künstlerische Fassung gibt und sie nach höhern Gesichtspunkten gruppirt. Je begründeter die Klage ist, daß die deutsche Wissenschaft und Geschichtschreibung nur zu sehr noch eine künstlerisch geadelte Form der Darstellung verschmährt, noch zu sehr von der Fülle des Stoffs beherrscht wird, statt diese zu beherrschen: desto höher muß man Werke stellen wie das von Carriere, welche durch eine geschmackvolle, durchsichtige Darstellung die weitesten Kreise der Gebildeten für ihre wissenschaftlichen Aufgaben zu interessiren wissen.

Ueber Auffassung und Inhalt des vorliegenden Bandes, der eine Fülle des wichtigsten noch für unsere Zeit bedeutungsvollen Stoffs behandelt, sagt Carriere in der Vorrede:

Mein Buch ist auf den Glauben an die sittliche Weltordnung begründet, die sich ja während dieses Sommers dem ganzen Volke sichtbar bezeugt und handgreiflich bewährt hat; in einem großen europäischen Geschick ist ihr Walten uns zur eigenen Lebenserfahrung geworden: so darf wol das Bestreben, Gott in der Geschichte vornehmlich im Gebiet des Schönen nachzuweisen, auf ein willfähriges Verständniß rechnen. Im Sieg des Deutschthums wollen wir uns nicht überheben, sondern Mäßigung und Gerechtigkeitsinn bewahren. Die Blüte der italienischen und deutschen Malerei, das Drama der Spanier und Engländer sind Höhenpunkte der Kunst; jeden in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen war ich bedacht, aber auch die

*) Sgl. erster Band in Nr. 34 d. Bl. S. 1863; zweiter Band Nr. 15 S. 1866; dritter Band Nr. 40 S. 1868. D. Reb.

Renaissance und Reformation überhaupt hoffe ich unbefangenen gewürdigt zu haben. Nicht minder die französische Nationalliteratur. Wir brauchen uns heute nicht mehr von ihrer Zwangsherrschaft zu befreien wie zu Lessing's Zeit, wir können jetzt ihr Verdienst, ja einen weltgeschichtlichen Fortschritt in ihr anerkennen; Descartes und Molière stehen in erster Reihe; Pascal, Corneille, Racine sollen ihre Ehre haben. Mein Buch zeigt, wie Frankreich seit Heinrich IV. emporstieg, und der Schlußband wird das im 18. Jahrhundert weiterführen; aber schon hier ist auch das Nachtheilige der alles regelnden Centralisation betont. Wie Deutschland aus seiner Erniedrigung sich durch innere Sammlung und unverdroffene Arbeit wieder erhob, so hoffe ich auch für Frankreich nach seinem Sturz eine Auferstehung durch Selbsterkenntniß und sittliche Zucht, durch die Schule der Selbstverwaltung im Gemeindeleben. Es wird wieder Friede werden; Germanen und Romanen haben fortwährend voneinander zu lernen, einander zu ergänzen; das Gesamtbild des europäischen Geistes, wie ich es hier von der Vergangenheit entworfen habe, wird das auch für die Zukunft als nothwendig erscheinen lassen.

In allgemeinen Umrissen sind hier schon die Stoffe bezeichnet, welche der vorliegende Band der culturhistorischen Kunstgeschichte Carriere's enthält. Der Geist der Epoche selbst ist derjenige der Emancipation von der toten Herrschaft der Ueberlieferung, der Drang nach persönlicher Selbständigkeit und rein menschlicher Bildung. Es war gleichsam die Morgendämmerung geistiger Freiheit, welche über diesem Zeitalter emporstieg, und als Morgenstern funkelte über ihm der wiederkehrende Abendstern, welcher vor der langen Nacht geleuchtet hat — die classisch-humane Bildung des Alterthums, der Humanismus der Wissenschaften, die Renaissance der Künste.

Zutreffend ist die Charakteristik, die Carriere von den allgemeinen Grundzügen der Epoche im Leben und in der Kunst gibt; er weist nach, wie die Menschheit in das eigene Innere herabstieg, die eigene Vergangenheit wieder ans Licht beschwor und sich auch in der Natur heimisch fühlte, obgleich die Beobachtung und Forschung noch mit der Einbildungskraft und ihren Wundern verwoben bleibt, Astrologie und Astronomie, Magie und Physik noch ineinander spielen. Treffend ist auch die folgende Bemerkung:

Wenn es die Art des Frühlings ist, in der Natur wie in der Geschichte das Eis im Sturme zu brechen, so wird uns das gewaltige Ringen, der heftige Kampf im Uebergange aus dem Mittelalter in eine neue Epoche nicht befremden; erstaunlich aber bleibt immer die Menge groß und reich angelegter Persönlichkeiten auf allen Gebieten, uns wieder zum Beweis, daß eben der Durchbruch der Individualität als solcher, ihre Befreiung und harmonische Gestaltung der Wille der Vorsehung war. Luther und Columbus, Leonardo da Vinci und Michel Angelo, Dürer und Rafael, Machiavelli und Descartes, Shakespeare und Cervantes, Cromwell neben Milton, Ludwig XIV. neben Molière, Jordan Bruno und Jakob Böhme, wie bewundernsworth ist ihre Begabung, wie mannichfach ihr Wirken, und wie alles doch von ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit getragen, die nun nicht so sehr das Musterbild des Nationalcharakters ist, wie im Alterthum es mit großen Männern der Fall war, sondern zugleich eben eine Specialität, eine originale Wesenheit für sich darstellt. Von vielen haben urtheilsfähige Zeitgenossen gesagt, daß der Mensch größer in ihnen gewesen sei als die Werke, die sie hervorgebracht.

Der allgemeinen Einleitung folgen zwei Abschnitte, in denen „Der Humanismus und die Gelehrtenbildung“ und die „Volkslieder und Volksbücher“ behandelt werden. Anziehend ist die Charakteristik der Humanisten, sowol der italienischen wie der deutschen, eines Erasmus, Reuchlin,

Butten, der letzte der kampfmuthigste Herold einer neuen Epoche, deren Programm er in die schlagkräftigen Worte faßte:

Nach langer Blindheit ist Deutschland wieder sehend geworden: es erstarren die Künste, es gebehen die Wissenschaften; die Barbarei ist verbannt und die Geister erwachen. Der Kerkel ist gesprengt, der Würfel ist geworfen, zurückgehen können wir nicht mehr. Den Dunkelmännern habe ich den Strich gezeigt, wir sind die Sieger!

Von den Hauptwerken der Humanisten gibt Carriere, ohne in ein todes Registriren zu verfallen, ein anziehendes, inhaltreiches Bild. Was Einzelheiten betrifft, so möchten wir die lateinische Poetik von Justus Scaliger höher stellen als Carriere; denn obgleich der Vergleich dieses Werks mit den Werken der damaligen Botaniker und Zoologen, welche die Arten der gesammelten Pflanzen und Thiere nach getrockneten Herbarien und Bälgen beschrieben, ein durchaus begründeter ist, so findet sich doch bei Scaliger auch manche scharfsinnige Bemerkung und zutreffende Gruppierung der Begriffe. Auch ist es die Aufgabe der „Poetik“, gerade das Detail in Betreff der Bilder, Tropen u. s. w. zu sondern und zu klären, und nach dieser Seite hin ist das Werk von Scaliger noch heutigentags empfehlenswerth.

Die Charakteristik der „Volkslieder und Volksbücher“ verweilt nicht allein bei den deutschen, sondern geht auf die englischen und schottischen Balladen, auf die dänischen und norwegischen Volksgedichte, auf die spanische Romanzendichtung, auf die corthischen Todtenklagen u. a. näher ein in einer vergleichenden Darstellung, deren Vorzüge uns auf ein Hauptverdienst in der Anordnung des Carriere'schen Werks hinführen. Es ist dies die wahrhaft historische Darstellung, welche nicht, wie dies Scherr in seiner „Allgemeinen Literaturgeschichte“ gethan und Klein in seiner „Geschichte des Dramas“ ebenfalls thut, eine universelle Geschichte durch das Zusammenfügen der einzelnen Specialgeschichten zu erreichen sucht, indem sie die Entwicklung der Literatur oder des Theaters bei jeder einzelnen Nation von ihren ersten Anfängen bis zum neuesten Abschluß durchführt. Nicht bloß das Synchronistische ist dadurch ausgeschlossen, das über das orientirende gleiche Datum hinaus den höhern Werth besitzt, den Geist einer bestimmten Zeit in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen begrifflicher abzuspiegeln, auch jene geschichtsphilosophische Auffassung, welche die einzelnen Nationen dann auf die Weltbühne führt, wo sie die geistige Führerrolle übernehmen, und so nicht bloß die Wechselbeziehungen der Völker, sondern auch den Fortschritt der Menschheit selbst in seinen Hauptstationen weit anschaulicher macht. Carriere befolgt in seinem Werk diese richtige Methode; der Gang der Entwicklung selbst, der Genius der einzelnen Epochen tritt dadurch markirt hervor; es ist die echte universalgeschichtliche Darstellungsweise, für deren große Abtheilungen die Jahrhunderte und nicht die einzelnen Nationen den abschließenden Rahmen geben.

Wie hätte, bei der Beschränkung auf specielle Völkergeschichten, Carriere in den Abschnitt über „Staat und Geschichte“ einen Thomas Morus neben einen Campanella, in denjenigen über „Die Naturanschauung und die Entdeckungen“ einen Columbus, Copernicus und Kepler, einen Bacon von Verulam und Galilei nebeneinander

Kellen und in der Gemeinsamkeit ihres Strebens charakteristischer können?

Ebenso führt er uns in der Abtheilung: „Auffschwung der bildenden Kunst im 15. Jahrhundert“, den deutschen Realismus seit van Eyck, dann die Blüte der Kunst in Italien, die deutsche Kunst der Reformationszeit an einem zusammenhängenden Faden vor. Dieser Abschnitt ist von dem Verfasser mit besonderer Vorliebe ausgeführt; die Charakteristik eines Hubert van Eyck, eines Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Correggio, eines Dürer und Lukas Kranach gibt warm colorirte Charakterköpfe der großen Künstler. Das Urtheil Carriere's weicht zwar nicht ab von dem allgemeingültigen; auch beruft er sich mehrfach auf Autoritäten des Fachs, wie Burckhardt und Lübke; dennoch bewahrt die geschmackvolle Darstellung Carriere's selbständigen Werth durch die Zusammenfügung der gegebenen Züge zu einheitlichen Bildern, welche künstlerische und sonstige persönliche Eigenthümlichkeit lebensvoll verschmelzen. So ist namentlich der Charakterkopf Michel Angelo's vortrefflich gelungen.

In dem nächsten Abschnitt: „Die Poesie der Renaissance“, bewegt sich Carriere vielfach auf demselben Boden mit Klein, der ihm für die Schilderung der damaligen Tragödie und Komödie, eines Trissino, Bibiena, Pietro Aretino als Quelle dient. Doch auch einen Tasso, Ariosto, Laffo hat Klein, so wenig bedeutend ihre Stellung in der Entwicklung des Dramas ist, doch mit einer fast monographischen Ausführlichkeit behandelt. Vergleicht man die Darstellungen von Klein und Carriere, so muß man dem erstern den größern Reichthum an Farben und Details und eine markige satte Darstellung einräumen, während bei Carriere die ästhetische Würdigung eine feinsinnigere ist. Die Analyse des „Nasenden Roland“ namentlich betrachtet das Werk aus neuen Gesichtspunkten. Carriere nennt Ariosto den vorzüglichsten aller Unterhaltungsdichter, gefällt ihn aber nicht den größten Genien zu:

Dem die höchsten Anschauungen seiner Zeit, die tiefsten Seines- und Gemüthsstürme derselben hat er nicht ausgesprochen, die Konflikte und Schmerzen der Menschenbrust nicht so aufgeschlossen, geklärt und versöhnt, die Charaktere nicht so energisch und gründlich gezeichnet und durch Thaten und Leiden entfaltet, daß wir ihn einem Michel Angelo oder Rafael ebenbürtig erachten oder den Dichtern gleich stellen könnten, die später vollbrachten, was wir schon von ihm fordern möchten, wie Shakespeare und Cervantes, Goethe und Schiller. Seine Muse ist nicht die Lehrerin, Erbsäterin und Führerin der Menschheit auf ihrem ernstesten Lebenswege, sondern sie will in geselligem Kreise in Stunden der Erholung auf eine gefällige Art mit leichtem Scherz erheitern und durch lustiges Geplauder ein sinnlich anmuthiges Behagen erwecken.

Wenn Carriere den Ariost einen Kunstdichter wie Virgil nennt, so wird dieser Vergleich doch alsbald durch den weit treffendern mit Dvid in den Schatten gestellt. Ueber Abhängigkeit der Dichtung Ariost's wie der ganzen gleichzeitigen Dichtung von der herrschenden Kunst der Epoche, der Malerei, sagt Carriere:

Ariost ist Dichter: er gestaltet alles zu lebendigen Vorgängen, der Strom seiner wohlklingenden Octaven bewegt die Gestalten stets in fortschreitenden Handlungen, und wo er beschreibt, da ist doch stets die Schilderung mit der vorrückenden Begebenheit verschmolzen. Indes ist nirgends klarer als bei ihm zu erkennen, daß die Malerei die höchste und die tonangebende

Kunst seiner Heimat und seiner Zeit war, denn auch er ist vor allem ein großer Maler, auf sinnliche Schönheit oder schöne Sinnlichkeit gerichtet, weiß er durch sein Wort das Bild der Dinge vor unsere Anschauung zu zaubern und verweilt er am liebsten bei der Darlegung einer ansprechenden Situation. Damals ward es sprichwörtlich, die Poesie eine lebende Malerei, die Malerei eine stumme Dichtkunst zu nennen. Aus Ariost's Schilderung Alcina's haben Italiener Vorschriften für den Zeichner und den Coloristen abgeleitet; Lessing zeigte, wie er sich in das Gebiet des bildenden Künstlers begeben, aber zugleich die Schönheit, deren Beschreibung uns kalt lassen würde, in Reiz verwandelt habe; denn Reiz ist Schönheit in Bewegung, und was uns im Gemälde Alcina's gefällt und rührt, ist Reiz. Ihre Augen werden nicht bloß schwarz und feurig genannt, sie bewegen sich auch langsam und blicken holdselig; Amor schießt aus ihnen seine Pfeile. Ihr Mund entzückt, nicht weil zwei Rosenlippen ansehnliche Perlen umschließen, sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, das ein Paradies auf Erden öffnet, weil von hier aus Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen; ihr Busen bezaubert weniger, weil Milch und Eisenbein und Aepfel uns seine niedliche Figur vorbilden, als vielmehr weil wir ihn sanft auf- und niederwallen sehen wie die Welle am Uferstrand, wenn ein Paphros hauch leise das Meer erregt. Angelika an der Klippe läßt uns Ariost mit Albigier's Augen sehen, und bringt durch die Bewegung, die er hervorhebt, Leben in die Gestalt.

Wohl bänkt' ihm sicherlich die nackte Schöne
Ein Marmor- oder Marmorbild,
Das hier an dieser rauhen Felsenlehne
Des Künstlers handige Hand dem Blick entzückt,
Nüßt' er nicht auch zugleich die helle Thräne,
Wenn zwischen Rosen sie und Lilien quillt,
Der frisch'n Aepfel holbes Paar betrauen,
Das goldne Haar im Wind geschwält schauern.

Homer geht wie ein Plakiter auf in seinem Werk, Ariost wählt wie ein Maler seinen Standpunkt und läßt uns von demselben aus die Dinge betrachten, wie er sie sieht. Er ist subjectiv. Bei ihm entsteht nicht Begebenheit aus Begebenheit, sondern wie in der Seele die Vorstellungen sich hervorrufen, jetzt nach dem Contraste und jetzt nach der Sympathie, so ordnet er die Gestalten und Begebenheiten und bricht einen Faden jetzt ab, um später ihn wieder aufzunehmen, scheinbar nach Laune, im Grunde aber um der Hörer willen, die er niemals durch Eindringlichkeit ermüden, sondern durch bunte Fülle unterhalten und ergötzen will, und nach dem Gesetze der Symmetrie. Güt malerisch ist aber die bunte Fülle des individuellen Lebens und seiner willkürlichen Triebe, sobald die Waags des Ebenmaßes doch durchschimmert.

Bei Tasso, findet Carriere, sei die Blüte der Malerei noch deutlicher nachzufühlen als bei Ariost; aber seine Empfindung sei so ganz in die Sache ergossen, daß sie auch unergreife, zumal umwoben von dieser Musik der Verse, die den vollsten Wohlklang der italienischen Sprache erklingen lassen. Das Gefühl der Liebe in den mannichfachen Situationen aus der Seele und durch den Mund der Liebenden selbst erklingen zu lassen, sei Tasso's Stärke, viel schwächer die Darstellung des Weltgeschichtlichen; hier hemme ihn eine religiöse Befangenheit, die ihn im Mohammedanismus nur heidnischen Wahn oder Trug erblicken lasse.

Daß die Poesie der Renaissance indeß nicht bloß in Italien, sondern auch, außer in Portugal und Spanien, in den „Lusiaden“ von Camoens und der „Araucana“ von Ercilla, in England Blüthen trieb, das beweist ein Blick in Spenser's „Feenkönigin“:

Wie die Karl-Sage in Italien durch Ariost, so fand die mittelalterliche Arthur-Dichtung in England durch Spenser gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine abschließende Darstellung im Sinne der Renaissance, der sie als eine Welt des schönen

Scheins vom geschichtlichen Boden abgelöst und mit Gestalten der antiken Mythologie verwoben behandelt, und ihr durch die nahegelegte allegorische Deutung einen sittlichen Gehalt gibt. Schon der Titel „Königin“ verweist uns in die Gebiete der Phantasie; aber zugleich ist in jener die Königin Elisabeth verherrlicht, und ihr Name Gloriana stellt sie als die Krone des ritterlichen Lebens dar:

Nur ihr ward aller Glanz zum Eigenthume,
Nichts gleicht an Kamuth ihr und tiefem Wissen,
Drum heißt Gloriana diese stolze Blume;
Lang, Gloriana, sei dein Leben voll von Ruhme!

Mit dem Geist und der philosophischen Entwicklung des Reformationszeitalters ist Carriere seit langer Zeit vertraut, wie sein bereits früher über dies Thema verfaßtes Werk beweist. Was er daher über Luther, die Reformation und am Schluß des Bandes über Bruno und Campanella, über Jakob Böhme und Descartes sagt, das darf als die Frucht langjähriger Studien betrachtet werden. Gleich interessant sind die Abschnitte über „Kirchenmusik und Gemeinbesang“, über den Humor und die Satire des Zeitalters (Sebastian Brant, Rabelais, Fischart, Mendoza, Cervantes), über die Restauration der Kunst, den Jesuitenstil und Marinismus in Italien, wie über die bildende Kunst der Niederländer mit der sehr gelungenen Charakteristik von Rembrandt und der niederländischen Genremalerei, sowie über die bildende Kunst Spaniens mit dem Charakterkopf Murillo's.

Einer der wichtigsten Abschnitte des Werkes handelt von dem „Nationalen Drama der Reformationszeit“, und zwar zuerst von dem spanischen, dann von dem englischen Schauspiel. Das erstere hat eigentlich zu dem Reformationszeitalter gar keine Beziehungen; es schiebt sich nur äußerlich in dasselbe hinein als die Nachblüte des mittelalterlichen Dramas; denn Calderon's Stücke sind im Grunde nur die höchste Vollendung des mittelalterlichen Passionsstücks. Die Kritik Calderon's, an welcher die Jünger der Romantik sich nicht erbauen werden, ist eine scharf einschneidende, bei aller Anerkennung seines bewundernswürdigen Talents; das Conventuelle bei Calderon, das schon Goethe rügte, die Theaterreihette, die Vergöttlichung des Absurden, die Herrschaft des kirchlich Äußerlichen, wird nach Gebühr hervorgehoben. So sagt Carriere z. B. von der „Andacht am Kreuz“:

„Die Andacht am Kreuz“ verlegt das sittliche Gefühl wie das denkende Selbstbewußtsein durch die abergläubische Wechselung von Symbol und Begriff, durch die Trennung von Religion und Moral, wodurch die Religion zu einem Spangen an kirchlichen Gebräuchen und zur Verehrung der Kreuzfigur, d. h. zum Fetischdienste wird, und die entsetzliche Lehre hervorkommt, daß der Mensch die ärgsten Frevel begehen kann, wenn er nur an den einmal geheiligten Äußerlichkeiten hängt.

Bei Lope wird mit Recht die schöpferische Freudigkeit des Dichters, das volle Bewußtsein volkstümlichen Schaffens betont, welches auch in der Wahl der Stoffe das vaterländische Interesse, ja den frischesten Zeitstoff begünstigt. In seiner „Entdeckung Amerikas“ stellt er das noch nahe liegende Ereigniß in seiner weltgeschichtlichen Größe dar, und während der russische Demetrius noch lebte, machte ihn Lope zum Helden eines Dramas.

Einer der gelungensten Abschnitte des Werks ist derjenige, der über „Das englische Schauspiel“ handelt; wir erhalten ein frisches Bild von jener geistig regsamen

Blüthenepoche des englischen Theaters, in deren Mittelpunkt Shakespeare's Genius als eine welterleuchtende Geistessonne strahlt. Großes Gewicht legen wir auf die liebevolle Charakteristik dieses Dichters, der wir vor manchen sehr ausführlichen Commentaren desselben den Vorzug geben, da bei wärmster Anerkennung des Bewundernswürdigen in den großartigen Schöpfungen doch kein bloßes Lichtbild mit überschwenglicher Farbenglut der Apotheose uns dargeführt wird, sondern auch leise und grazios die Schatten, wie sie zum Theil im Charakter und in den künstlerischen Schranken des Zeitalters liegen, in das Dichterbild hineingezeichnet werden. Hierbei kommt auch Kämelin vielfach zu seinem Rechte, den die Shakespeareweisheit der stricten Obervanz in Grund und Boden zu verwerfen pflegt. Carriere findet zunächst in Betreff der „Historien“ mit Recht, daß hier der Stoff vermengt, daß die Wucht und der Reichthum der Ereignisse und des Herzenantheils, den das Volk an den Helden seines Landes nimmt, mitunter einen Erfaß für die Freude an der formalen Schönheit, an der Einheit und Geschlossenheit des Kunstwerks gewähren muß, und daß das epische Element vorherrsche. Das allgemein Menschliche in Haß und Liebe stehe im Vordergrund, die Ereignisse würden dichterisch frei als die Thaten drangvoll kühner Persönlichkeiten dargestellt, die theils in Shakespeare's Zeit und Sitte wurzeln, theils auf dem Boden der Phantasie stehen. Weil Shakespeare in einem Zeitalter des Gemüths lebte, so habe er die Dinge nicht nach ihrer an sich seienden Objectivität dargestellt.

Es bleibt darum auch richtig, was Kämelin betont, daß Shakespeare im „König Johann“ der ihm abgetroffenen Magna charta, dieses Grundsteins der englischen Verfassung, gar nicht erwähnt, daß wir nicht sehen, wie Sachsen und Normannen zu einer Nation zusammenwachsen, wie neben dem Adel und gerade in dessen Parteilichkeit das Bürgerthum der Städte emporkommt.

Wenn aber Carriere verlangt, daß Shakespeare und also der Dramatiker überhaupt die maßgebenden Unterschiede des Orients, des Griechens- und Römerthums, der Feudalzeit und der modernen Bildung geschichtsphilosophisch als besondere Stufen im Emporgange der Menschheit würdigen und jedes Volk und jede Epoche in deren originaler Wesenheit schildern solle, und dies als die Aufgabe eines großen Dramatikers der Zukunft erfaßt, so müssen wir doch bekennen, daß wir von der Bühne der Gegenwart und der Zukunft keine inscenirte Geschichtsphilosophie verlangen, die Atmosphäre einer fremden Cultur überhaupt von ihr verbannt wissen, nur den modernen Geist, den Geist des eigenen Volks und der eigenen Zeit und was ihm verwandt und ohne alle gelehrten Vermittelungen faßlich und wirksam ist, dort heimisch und eingebürgert sehen wollen. Shakespeare's genialer Instinct traf hierin das Richtige.

Die Charakteristik der einzelnen Historien enthält viele treffende Bemerkungen; namentlich sind die beiden Theile von „Heinrich IV.“ mit Liebe geschildert. Wenn es indeß von „Richard II.“ heißt, die Composition sei locker, aber das Stück reich an dichterischen Schönheiten, so möchten wir im Gegentheil behaupten, daß diese Tragödie in ihrer Anlage die kunstgerechteste von allen Historien sei, wenn sie auch „in der erschütternden Gewalt und erhebenden Weiße des Tragischen“ sich nicht mit „Richard III.“ messen

kann. Die Werbescene um Anna in dem letztern Trauerspiel erklärt indeß auch Carriere für unwahrscheinlich, übertrieben und ein Wagniß jugendlichen Dichterübermuths. Von den Lustspielen erscheinen ihm „Ein Sommernachts-traum“ und „Was ihr wollt“ als die vorzüglichsten; die Kritik der übrigen ist bei aller Kürze meistens bezeichnend. Welche Lustspiele man für die besten erklärt — das dürfte sich in der Regel kaum durch ästhetische Gründe rechtfertigen lassen, sondern wird immer nur von persönlichen Neigungen und Stimmungen abhängen.

„Hamlet“ wird liebevoll eingehend analysirt; Carriere gibt indeß Rämelin zu, daß Elemente der altnordischen Geschichte und Zeit neben denen einer modernen Bildung und Gemüthswelt stehen geblieben sind, zu denen sie nicht passen, und daß dadurch eine Unklarheit in das Werk gekommen ist, die bei der Fülle genialer Züge in der Zeichnung der Charaktere einen in den einzelnen Aussprüchen immer wieder zur Betrachtung reizt.

Ueber die Meisterwerke der zweiten Periode Shakspeare's spricht sich Carriere folgendermaßen aus:

Der Tiefblick in die Natur der Dinge und des Geistes, der Mannesernst in der Würdigung des Lebens führte Shakspeare in der zweiten Periode seiner Meisterschaft vornehmlich zur Tragödie. Er dichtet den „Othello“, den „Lear“, den „Macbeth“. Er steht auf der Höhe seiner poetischen Kraft und Kunst; der sächsisch oder germanische Ton hat vollständig das Uebergewicht über den romanischen gewonnen, aber die Schönheitslinie wird oft vom charakteristisch Schroffen durchbrochen, die Wucht des Gehalts gilt mehr als die Anmuth der Form, und der leichte Fluß der Sprache weicht einer Gebrungenheit, die in kühnen Metaphern auch das Entlegene zusammenballt und den Vers sich unterordnet statt sich ihm einzuschmiegen. Dabei ist der Plan der Stücke verwickelter, aber zugleich mit erstaunlicher Einfachheit entworfen, der Verstand, das bewußte Urtheil, das Nachdenken scheint mit den Eingebungen des Genius um die Palme zu ringen. Die Charaktere werden außerordentlich tief angelegt, und ebenso reich ist die Entfaltung jedes einzelnen als ihre Verschiedenheit voneinander bewundernswert. Aber Shakspeare legt jetzt den Nachdruck auf die Gefahr der Größe, daß sie den Menschen zur Selbstsucht, zur Ueberhebung verleitet und dadurch schuldig werden läßt; es ist als ob die Helden mit allem Herrlichen zum Opfer geschmückt würden. Er gibt die umfassendste Lösung der schwersten Probleme, und wie die griechischen Tragiker ihre erhabenen typischen Gestalten unter den Titanen und im Heroengeschlechte der Vorzeit gesucht, so wendet Shakspeare sich nun zur nordischen Sage, um in einer auf das Schwert gestellten Zeit die menschliche Leidenschaft in ihrer ganzen Furchtbarkeit rückhaltlos hervorzubrechen zu lassen, sie dann aber auch einem um so erschütternderen Gericht, einer um so durchdringenderen Reinigung zuzuführen. Der leichtgeflügelte sprudelnde Scherz der Lustspiele hat ein Ende, oder wird zur bitteren Satire, und in „Maß für Maß“ ist der Ernst so schwer, mit dem die tugendstolze Sicherheit zu Falle kommt, daß uns das Lachen vergeht und wir lieber mit dem Böllner des Evangeliums an unsere Brust schlagen.

„Cymbelin“ wird von Carriere überschätzt, auch „Der Sturm“ trotz seines dichterischen Tiefsinns; denn

wenn unser Autor ihm die spannende Kraft der Handlung abspricht, so ist dies ein durch keine andern Vorzüge aufzuwiegender Mangel im Drama.

Das Gesamtbild Shakspeare's ist bedeutsam und doch farbenprächtig mit reicher Fülle des Details ausgefüllt. Gleiches Lob verdient die Charakteristik der mitstreibenden Zeitgenossen, Vorgänger und Nachfolger, eines Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Marlow u. a. Für denjenigen, welcher Shakspeare am nächsten kommt, und wenn er ihn auch nicht an geistiger Tiefe erreicht, so doch in Bezug auf kunstgerechten Aufbau der Stücke, auf geschmackvollen und doch schwunghaften dichterischen Ausdruck sich über das Niveau seiner Zeit erhebt, haben wir stets Massinger gehalten. Carriere sagt von ihm:

Einige Dichter erwachsen unter dem doppelten Einflusse Shakspeare's und Ben Jonson's, und ohne sich zu jenem zu erheben, kommen sie diesem durch Kunstverstand und Bildung gleich und fördern manches Interessante zu Tage. So Massinger, der das Tragische in einer Leidenschaft suchte, die durch ihre Maßlosigkeit vernichtend wirkt, den aber das Streben nach dem Großen und Außerordentlichen ins Forcirtre und Abnorme trieb, während der Plan des Dramas regelmäßig, die Sprache voll Adels und rhetorischen Schwunges ist. Von Anfang an faßt er das Ziel ins Auge und gemessenen Schrittes erreicht er's, wodurch er die Einheit des Ganzen erlangt. Gegen das Ende hin weiß er durch Entdeckungen, Enthüllungen auf eine unerwartete Weise die Spannung zu lösen. Dies ist wirksam und dramatisch, wenn wir ein Geheimniß im Hintergrunde ahnen; es ist unstatthaft; wenn uns erst der fünfte Act über die Motive des anfänglichen Handelns aufklärt. Vaudissin wollte den Dichter mit Schiller vergleichen; viel treffender verweist A. Blücher auf Hebbel.

Die weitem Hauptabschnitte des Werks behandeln „Die italienische Oper“, „Die Renaissance und Nationalliteratur in Frankreich“ mit treffenden Charakteristiken von Corneille, Racine, Molière, und bezeichnenden Parallelen zwischen der dichtenden und malenden Kunst der Epoche, die „Fremdherrschaft und Anarchie in Deutschland“, den „Sieg der Freiheit in England“, ein Abschnitt, der durch die Charakterbilder Cromwell's und Milton's sein Licht erhält, und „Die Philosophie“ (Jakob Böhme, Giordano, Bruno, Descartes).

Alle diese Abschnitte beweisen von neuem die glückliche Anlage des Werks, welches die Entwicklung der Künste durch die geistige, politisch-soziale und religiöse Bewegung der Zeit zu erläutern vermag, überdies die eine Kunst durch die andere beleuchtet, das Gemeinsame auf verschiedenen Gebieten überzeugend gruppirt, und in den sich ablösenden Völkern und Epochen, die nacheinander den Faden der menschheitlichen Entwicklung aufnehmen, die geeigneten Karpatiden für die schwunghafte Architektur der ganzen echt historischen und geschichtsphilosophischen Darstellung findet.

Rudolf Gottschalk.

Neue Schriften von Melchior Meyr.

(Beschluß aus Nr. 15.)

1. Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.
2. Die Fortdauer nach dem Tode. Von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 20 Ngr.

Unser Dichter läßt auf seinem Fluge auch die gemeine Wirklichkeit nicht außer Acht. Dieselbe Saite seiner Harfe, welcher er die süßesten Töne entlockt, wird ihm zur Senne des Vogens, von der er die herbsten, schärfsten Pfeile absendet. Mit Recht züchtigt der Poet jene anmaßungsvoll, herrschsüchtig Elenden, welche von den Schätzen nichts wissen, welche sie als stumpfe Wächter behüten, jene bloßen Wardeine, jene Custoden, welche in memorirter Rede das ansprechen, was sie vorzeigen und umschleichen. Der Dichter, der zu solcher Andacht und Erhebt, verwaltet in Würden ein heiliges Priestertum; den würdigen Geistlichen, den wahrhaften Priester weiß er aufs höchste zu schätzen. Er selbst ist ein Priester im umfassendsten Sinne des Wortes. Um so mehr hat er Recht und Beruf, denen, welche in dünkler Weise, in ihrem geistlichen Stolze einerschreiten, denen, welche das Heiligthum nicht kennen, am wenigsten, vielmehr gar nicht die Schätze, die es enthält, mehren, da sie dumpf und öde durch und durch sind, er hat das Recht, ihnen die reine Wahrheit zu sagen. Und mit welcher Ueberlegenheit sagt er sie ihnen! Man vergleiche das Gedicht: „Den Pfaffen“; es ist erfüllt von dem köstlichsten Salze. Doch unser Dichter hat seine Mission zu vollenden. Er dringt weiter hinaus, als Raum und Zeit reichen. Er hält mit dem ganzen Werdeproceß der heutigen Natur und Geschichte Abrechnung. Er darf sich bei denen nicht aufhalten, die niedrig und irdisch verloren genug sind, daß sie an den „Treibern“ der Sinnlichkeit schon genug haben, wiefern das angebetete Glück und der dumme Zufall es ihnen vergönnen, solche Kost noch recht lange zu genießen. Sie könnten als Söhne des Hauses, als Kinder desselben Vaters, die Erquickungen der Himmlischen schon jetzt in sich aufnehmen, der Herrlichkeit Gottes schon jetzt inne werden, aber sie wollen es nicht. Sie schwagen von Wissenschaft und haben dennoch nichts dagegen, daß auch die erkannte Wahrheit für sie drausgeht, wenn mit dem Tode alles aus ist; sie schwagen von Kunst und ereifern sich gleichwol für den Wahn, daß alle Schönheit vergänglich ist, da auch sie den Wurm des Todes in sich trägt, im Fall sie bloßer Schein ist.

Doch unser Dichter trachtet nach dem unwandelbaren, ewigen Sein. Er hat es erkannt, daß sogar die Materie nicht aus dem Nichts hervorging und daher auch nicht wieder zu nichts werden kann. Schon hienieden hat er sich überzeugt, daß es auch eine Verkörperung der Leiblichkeit gibt. Religion, Wissenschaft, Kunst geben auch dem Leiblichen einen höhern geistigen Ausdruck. Aber die ganze Sinnenwelt soll ihn wieder erhalten, wie sie ihn ursprünglich gehabt hat. Daher alle Annäherungen dazu genügen noch nicht. Der Dichter sehnt sich, das All verküret zu schauen. Raum und Zeit, Natur und Ge-

sichte, schon weil sie dem Werden unterliegen, gewähren jenes Anschauen nicht. Daher zieht es den Dichter ins Intelligible, es zieht ihn in jene Glorie, in der alle Sinne aufgehört haben Schranken zu sein, es zieht ihn zum Geiste der Geister, durch welchen alle Ausdehnung und Dauer, alles Aufeinander der Körper und Nacheinander der Ereignisse ihr Finsteres, ihre Schwere, ihre Macht der Trennung und Berendlichkeit verloren haben. *)

Diejenigen Gedichte des vorliegenden Buchs, in denen dieser Geist sich ausspricht, beginnen mit den „Philosophischen Dichtungen“, welche von uns bereits oben, in der Inhaltsangabe namhaft gemacht worden sind. Der Dichter wählt mit sicherem Takt des Talents die Terzinenform. Im erhabensten Pathos verkündet er Gott, das erhabenste Wunder aller Existenz. Die Begeisterung allein durch Gott, die Sehnsucht nach ihm, die Liebe zu ihm macht den Dichter zum Seher, macht sein Auge so stark, daß es auch vor dem Empyreum nicht zurückbebt:

Du Gott, bist alles! Alles ist nur Einer,
Ein Wesen! Und dies Wesen nennen wir
Mit deinem Namen, sonst genügte keiner.

Du bist der Herr! Doch alles kommt von dir
Und alles ist lebendig dir verbunden,
Wie meines Leibes Gliederung mit mir.

Im ganzen Menschen ist dein Bild gefunden!
Selbst ist der Mensch, der Geist regiert in Glanz,
Wenn er die Glieder liebend überwand.

Und so schreitet in epischer Hoheit, mit aller Energie und allem Wohlklang deutscher Sprache ausgestattet, dieses Gedicht fort bis zu den nächsten drei Reichen „religiöser Gedichte“, die zusammen eine Geistergruppe bilden und uns zu jenem schon erwähnten „Philosophischen Kampf“ führen, der wie ein letztes Purgatorium uns in seine Region aufnimmt, als: „Himmel und Erde“, „Ueberwindung“, „An die bewährten Geister“, „Unerforschliche Freude“, „Der Helfer“, „Magie des Glaubens“, „Suchen und Finden“, „Das Kind des Hauses“, „Das Vermögen des Menschen“, „Alles überschreitend“, „Alles von oben“, „Hingabe“, „Im Geiste“.

Tieffinnig, allein einer Symphonie von Beethoven zu vergleichen, ertönt dann das Responsorium „Seelenstrafen“:

Allgemeines Heil verkünd' ich — auf den Grund der Wahr-
heit gründ' ich
Nach dem letzten der Gerichte jenes hehrste der Gesichte.
Wolltet ihr im Erdenleben nun euch fühner nur ergeben
Euerem schlimmen Eigenwillen, leidet eure Lüste füllen? —

*) Ich verweise auf folgende meiner Schriften, in denen sich die vollsten Sympathien mit obigen Anschauungen kundgeben: „Frauen und Männer“ (Königsberg 1847); „Charaktere und Charakteristiken“ (Lebenbasel 1848); „Hölle“ (Stuttgart 1848), zumal was den Aether und das Verhältnis des Theismus zum Pantheismus betrifft; „Ueber Goethe's Wanderjahre“ (Mainz 1854), besonders in Bezug auf Arafar und das literarische Leben; „Der Bettler von James Bart“ (Leipzig, Weber), eine Novelle, besonders ist das Tagebuch des Bettlers zu vergleichen, und alles, was die crasse Starbeit der Orthodorie der anglikanischen Theologie angeht; „Das Geheimniß der Lebenskunst“ (Leipzig 1858), zumal die drei „großen Mythen“; endlich der Roman: „Rosmarin“ (Lebenbasel 1862), vorzüglich die ganze Weltanschauung des Lord Euphrosine, die dort ihre Darstellung findet.

Täuscht euch nicht, ihr schänden Sünder, hört ihn ganz
den Heilverkünder —
Vor den allerletzten Zwecken kündigt er der Seele Schrecken!

Man hat mit Recht behauptet, daß es noch keinem Maler, keinem Dichter gelungen sei, den Himmel, den Zustand der Seligen ebenso reich und gewaltig darzustellen wie die Hölle. Und dennoch heißt es in der Heiligen Schrift: „Das Himmelreich leidet Gewalt.“ Woher kommt jenes Unvermögen? Es kommt aus der gegenwärtigen Natur des Menschen. In jedem ohne Ausnahme liegt das Infernale auf der Lauer. In der durchschnittlichen Gesamtheit unsers Geschlechts hat es sogar noch die Uebermacht. Dies ist der nicht wegzuleugnende Pessimismus der Erde. Daher gelingt es in der Regel auch den größten Malern, den Satan und sein Gelichter in tiefendern Zügen, in größerer Mannichfaltigkeit, selbst al fresco darzustellen, als Gottes Herrlichkeit; eine Wandmalerei, die bekanntlich, was die Hölle betrifft, gewisse Zeloten auch auf der Kanzel vortrefflich handhaben. Und doch soll man den Teufel nicht an die Wand malen. Was die Maler anlangt, so darf man nur den Namen Höllebreughel nennen. Und die bisherigen Dichter? Dante steht in seiner Art und in vielen Beziehungen für alle Zeiten unübertroffen da, auch im „Paradiese“. Wer den Reiz des Gedankens kennt, wird eingestehen müssen, daß der Dialog in Dante's Himmel den höchsten Idealismus Platon's mit allem Zauber der Sprache durchführt, und wo Dante nicht philosophirt, da reißt er Durchsichten auf, die uns unendlich über alles Erdenglück hinausdrücken; er gewährt uns aber nie die ausgeführte Symphonie der Seligkeit. Melchior Meyr hat sie uns zweimal, ohne sich je zu wiederholen, in hinreißenden Weisen gegeben: in „Gott und sein Reich“ im neunten Abschnitt, und in „Religion des Geistes“ in der „Achtzehnten Reihe“. Mögen seine herrlichen Gedichte von Hand zu Hand, von Herzen zu Herzen gehen!

Ziehen wir jetzt die zweite der obenangeführten Schriften Melchior Meyr's in Betracht: „Die Fortdauer nach dem Tode.“ Man könnte den bekannten Ausspruch des Archimedes, in Bezug auf unsern Gegenstand, so verändern und erweitern: Gebt mir die Gewißheit eines außerweltlichen, persönlichen Gottes — denn der zugleich innerweltliche würde sich dann von selbst verstehen —, und ich hebe euch die ganze Erde aus den Angeln der Vergänglichkeit, und ich sprengte euch die Fesseln des Grabes und entreiße den Menschen allen chemischen Mächten der Zersetzung und Verwesung.

Wer die speculativen Entwicklungen unsers Autors in „Gott und sein Reich“ mit völligem Verständniß in sich aufgenommen, wer das Dasein Gottes nicht bloß im allgemeinen sondern als eine unendliche Welt für sich, als selbständigen Organismus, aus jenen wissenschaftlichen Erörterungen vollständig erkannt hat, der wird die Gewißheit der Unsterblichkeit des Menschen aus denselben als folgerichtiges Resultat gewinnen. Aber auch selbst wenn er jenes Werk nicht in sich aufgenommen hätte, er würde aus der hier zu beurtheilenden Schrift dennoch die Seelenunsterblichkeit als sicheres Ergebnis erhalten, so selbständig, tief und klar für jeden Gebildeten ist von dem Verfasser auch hier sein Gegenstand durchgeführt. Unser

Autor beobachtet eine vortreffliche Methode. Schon die Vorrede ist, bei aller Kürze, ausgestattet mit wichtigen Andeutungen, „Missverständnisse“ zu beseitigen, zumal was das „Vorurtheil“ und die „geistige Trägheit“ betrifft. Die Einleitung nun vollends hebt uns auf den angemessenen Standpunkt für die nachfolgenden Entwicklungen. Diese kleinen Abschnitte, mit jedesmaligen Ueberschriften, machen das Ganze ebenso überschaulich, wie sie den Leser, ohne ihn je zu ermüden, für das einzelne lebhaft erregen und abwechselnd beschäftigen, in einer Sprache, die den Gedankenreiz immer stärker hervorbringt. Auch die Gegensätze, wie sie scharf einander gegenübergestellt werden, die gründlichen Aufstellungen so vieler Ausdrücke, die Mode geworden und gleichwol bei den meisten nur Phrasen sind, da die Schwäger im Gebrauche derselben gar nichts dabei denken oder sich mit durchaus falschen Vorstellungen begnügen, bewähren sich so sehr, daß aus jenen ein drittes hervorgeht, welches nun jedem Zweifel gegenüber standhält und als baarer Gewinn übrigbleibt. Wir machen hier nur auf einige solcher Lebensnerven der Untersuchung und Gegensätze aufmerksam: „Der Glaube“, „Der Zweifel und der Unglaube“, „Die falsche und die wahre Folgerung“, „Was ist der Geist?“, „Geist und Körper“, „Die Wunder des Geistes“, „Der menschliche Organismus und der Leichnam“, „Das Jenseits und das Ziel der Entwicklung“, „Das Leben und Denken im Jenseits“, „Die Vollendung des Einzelnen“, „Empirie, Theologie, Philosophie“.

Das ist gewiß, daß man aus dieser Schrift lernt, was eine zureichend wissenschaftliche Erklärung auf sich hat. Die einseitigen Empiriker verrathen es als eine ihrer schwächsten Seiten, daß sie nicht einsehen, was eine wissenschaftliche Erklärung ist; jede, die sie aufstellen, bedarf selbst wieder einer Erklärung, die zweite einer dritten, und so ins Endlose fort. Denn wer sich stets nur auf die Erscheinung bezieht, kein Wesen kennt, auch nicht einmal zufällig bis auf das Wesen der Dinge eindringt, um zu merken, daß es nun doch etwas gibt, was man bis dahin für ein bloßes Gespenst des Aberglaubens erklärt hat, was aber erst der Träger und Herd der wahren Wirklichkeit ist, ein solcher wird sich einbilden, daß Beobachtungen, Hypothesen, Experimente, mathematische Formeln schon Erklärungen, Wissenschaft seien. So sind denn auch die hartnäckigsten Gegner unsers Autors und jeder Unsterblichkeit, welche Seele, Bewußtsein, Persönlichkeit vom Sterben unabhängig macht, gerade diejenigen, die nie eine wahrhafte Erklärung eines Phänomens zu Stande bringen.

Der Verfasser treibt im Organismus des Buchs die Gegensätze und deren Repräsentanten, ihnen überlegen, so aneinander, daß sie sich gegenseitig vernichten und, was den Gegenstand selbst betrifft, ihm auch nicht entfernt gewachsen erscheinen. Wir erhalten eine kurze Hinweisung auf die Geschichte der Unsterblichkeitsansichten. In Bezug auf die unbedingten Gegner der Seelenfortdauer, die sich für den Uebergang ins pure Nichts förmlich ereifern, möchten wir noch erinnern, daß solcher Eifer bisweilen auch in dem subjectiven Widerwillen seinen Grund hat, daß man an gewisse Selbstbelastungen des eigenen Erdenlebens in einer andern Sphäre der Existenz irgendwie könnte gemahnt werden. Was aber noch die blafirte

Furcht vor Langerweile in einem ewigen Sein angeht, so spiegelt sich darin so recht die unendliche Leerheit solcher Genüßgier, die schon deshalb das Daß der Unsterblichkeit leugnet, weil sie von dem Wie derselben auch nicht die matteste Vorstellung hat. Sie verstehen es gar nicht, daß das Ich keineswegs das bloß zur Gewohnheit gewordene Facit der Gehirnfunktionen ist; daß Ich zum Kopfe seines Cadavers, der einst die Wohnung desselben Ichs war, in einer höhern Ordnung der Dinge sagen könnte: du bist einmal mein Kopf gewesen, wie ein menschliches Individuum zu dem amputirten Fuße vor ihm sprechen könnte: du bist früher mein Fuß gewesen; der Unterschied zwischen edlern und unedlern Organen ändert daran gar nichts. Und wenn Denker schon oft auf die stetige Fortdauer eines und desselben Ich unter allen Veränderungen des Lebens hingedeutet haben, so ist dabei noch zu erwägen, daß dasselbe Ich, welches mit dem Bewußtsein von mir eins ist, auch durch äußere, physische Zwischenfälle, als da sind: Schlaf, Ohnmacht, Betrunktheit, Wahnsinn, Alterschwäche, Betäubung durch Arzneien, Vergessen von Zahlen, Namen, Erlebnissen, im Wissen von sich zwar unterbrochen wird, jedoch so, daß es zum Bewußtsein von sich zurückkehrt und nicht zweifelt, daß es dasselbe frühere Ich (Person) ist, welches jene Erfahrungen, ohne gleichzeitig etwas davon zu wissen, gemacht hat. Auch ist zu bemerken, daß oft das menschliche Ich, wenn es wieder zu sich selbst kommt, gerade da das Bewußtsein wieder anknüpft, wo ihm dessen Faden früher entfallen war.

Melchior Mehr ist ein so gründlicher, consequenter Denker, daß er bei allem Nachdruck, den er auf Seele und Geist mit Recht legt, nie einem abstracten Spiritualismus huldigt. Er ist freilich auch der entschiedenste Feind alles groben Materialismus, jedoch er weiß die Bedeutung des Körperlichen vollauf zu schätzen, er erkennt aber auch erschließt die Nothwendigkeit einer verklärten Leiblichkeit wie Natur. Es pflegen auch nur noch Dilettanten in der Philosophie zu sein, welche einem einseitigen Spiritualismus beipflichten, wie denn aller eigentliche Materialismus eine totale Unbekanntheit mit der Welt der Ideen voraussetzt.

Wenn unser Denker sagt: „Kein Etwas kann Nichts werden, es kann sich nur verwandeln, in eine andere Form des Seins gehen“, so ist dieser unwiderlegliche Ausspruch bei ihm eins der Hauptargumente für die Fortdauer nach dem Tode; er gilt aber keineswegs bloß vom Stofflichen, Leiblichen, er gilt auch vom Seelischen, Geistigen. Die höchste wissenschaftliche Evidenz erreicht der Gang der Untersuchung bei Mehr, unsers Erachtens, in der Idee der Vollendung, des Vollkommenen. (Vgl. „Gott und sein Reich“, wie „Die Religion des Geistes“.)

Von großem Erfolg ist es, wenn vom Autor die Widerlegung und der Angriff gerade auf den Punkt des Gegners gerichtet wird, wo dieser sich für unbesiegt hält; es ist der Einwand, daß der Mensch ohne Gehirn und Gehirnfunktion nicht denken, daß die Intelligenz ohne Kopf nach dem Tode nicht mehr sein könne. Daß der naturgemäße Tod kein Verlust sondern Gewinn ist, fällt den Vertretern solcher Anschauung nicht ein. Wie sollen sie auch nur die Möglichkeit einräumen, daß die unend-

liche Natur, das Universum, nach dem Tode das unendliche Gehirnorgan des Menschen sein werde? Und so bleibt es für sie dabei: mit dem Tode ist alles aus.

Schlagend weist der geistvolle Autor die Gebrechen und Mängel der groben Materialisten und rohen Empiriker nach. Auch schärft er mit Recht ein, daß man den Menschen überhaupt in seiner dermaligen Beschaffenheit doch ja nicht zu hoch stellen solle. Er sagt vortrefflich:

Der Mensch denkt von allen denkenden Wesen am unvollkommensten, dies ist begreiflich und erweist sich jedem durch die unzweifelhafte Thatsache, daß er von allen denkenden Wesen das niedrigste ist. Denn der irdische Mensch reicht dem Thiere die Hand, welches kein denkendes, selbstbewußt denkendes Wesen mehr ist; er ist das thierähnlichste denkende Wesen, das nur eben noch zum Denken gekommene, das unterste denkende Wesen. Der irdische Mensch ist mit der Fähigkeit zum Selbstbewußtsein geboren; aber es kostet ihn große Mühe, dieses zu erlangen; es hat die Menschheit ungeheure Mühe gekostet, dieses in ihrer Weise zu erlangen, und noch ist sie darin nicht übermäßig weit vorgeschritten.

Also, wir haben allen Grund zur Bescheidenheit. Auch werden die Besten stets die Bescheidensten bleiben. Es ist daher eine kümmerliche Selbstzufriedenheit, die alle Materialisten mit sich haben, wenn sie ihr beschränktes Denken schon für das einzig mögliche halten; wie dieselbe Krüge auch den Buchstabenjotismus einiger aufgeblasenen Theologen trifft. Deshalb bleibt die wirkliche Größe und ewige Bedeutung des Menschen völlig unangefochten, vom Genies ab bis zum wahrhaft Religiösen. Weiterhin greift die Unsterblichkeitslehre unsers Denkers in die erhabenen Anschauungen seiner religiösen und philosophischen Gebichte ergänzend ein. Und was nochmals den Genies betrifft, so ist zu behaupten: von Dem lebt ihr alle, weil er ein Gottgesandter ist, ob ihr euch Naturforscher, Theologen, Philologen, Staatsmänner, Aesthetiker oder geradewegs Philosophen nennt.

Der Eifer für die Nichtunsterblichkeit ist bei vielen Modernen theils aus einem grenzenlosen Indifferentismus gegen alles Geistige zu erklären, theils aus dem Phlegma ihres Temperaments. Aus diesem Doppelten erwächst dann bei ihnen eine Stumpfheit, eine Verslossenheit gegen alles Wahre, Große, Schöne, Herrliche der Existenz; es versteht sich bei ihnen alles von selbst. Sie sind keiner Bewunderung, keines Enthusiasmus fähig; sie sterben allem Wesen ab, sie vegetiren nur, sie verwesen schon bei lebendigem Leibe. Ihr Erdphlegma ist so vorherrschend, daß ihre Schlassucht nicht bloß wie beim Siebenschläfer für sieben Jahre, sondern für das Nichtsein der ganzen Ewigkeit ausreicht. Sie schlafen schon jetzt größtentheils, und wollen auch künftig nur schlafen, um absolut zu schlafen: eine Starrheit, welche die des Steins übertrifft, denn dieser ist, was er sein kann und sein soll. Ein solches Murmelthier in Menschengestalt läßt unser Denker da, wo vom Sterben die Rede ist, charakteristisch sagen: „Ich werde eben wieder, was ich gewesen bin.“ Und sicher, er gähnte schon wieder nachdem er jene Worte gesprochen hatte, schon nach der Anstrengung, nach dem Aufwande von Gehirn und Phosphor, den jene ergebene Aeußerung gekostet hatte.

Nie ist wol die Metamorphose von Raupe, Puppe und Schmetterling in ihrer wunderbaren Symbolik überzeugender für die Unsterblichkeit ausgelegt worden als

vom Verfasser, und mit welchem köstlichem Humor in der Beziehung auf Karl Vogt. Zu der Stelle haben wir ein Bedenken zu äußern: „Und wenn Gott das erste Spiel verloren, jedenfalls nicht ganz gewonnen hat: das zweite und letzte gewinnt er, und er gewinnt es ganz. Da er nun dies vorher weiß“ u. s. w. Vom Standpunkt des Anthropomorphismus aus stimmen wir auch hier mit unserm Denker völlig überein, nur in Bezug auf Gott als solchen ist ein verlorenes Spiel völlig undenkbar. Und was das „Vorher“ betrifft, gehört zu einem solchen vor allem Zeit. Ist denn aber Zeit für Gott?

In der großartigsten Weise hebt der Verfasser die unwandelbare Gerechtigkeit und Würde der Wissenschaft hervor. Wenn es heißt: „Der Kosmos ist die Rettung des Gefallenen“ (wo Kosmos offenbar als Sinnenall zu nehmen ist), so trifft diese Ansicht ganz mit der Franz von Baader's zusammen, nach welchem sogar der Leib, die Körperlichkeit des einzelnen Menschen der Seele Schutz, Sicherheit und Rettung für den Verlauf des Processes in Raum und Zeit gewährt. Wie sich uns eine erhabene Durchsicht in die Ferne der Zukunft eröffnet, und daran die herrlichsten Schlussfolgerungen gereicht werden, so muß man unserm Denker allen Preis zuerkennen für die Darlegung eines solchen Totalzwecks der Natur wie der Geschichte, des Daseins im vorüberfliegenden Neben- und

Nacheinander der Erscheinungen. Auch die Bewegung aller Sternensysteme, des Weltalls deutet auf Meyr's Anschauungen hin, denn die Bewegung der Sphären beweist ein Werden, welches zum Zwecke eines ewigen, vollkommenen Seins eilt.

Was wir schon am Anfang unserer Anzeige hervorhoben, hat sich bis zum Ende unserer Lektüre im höchsten Grade bewährt, daß es bei geistigen Schöpfungen ein himmelweiter Unterschied ist, ob der Producent seine Begeisterung dem Anrufe der Muse oder gar nur dem Zeitgeiste entnimmt, oder ob er offen bekennet, daß er aus Gott die Ideen bezogen habe, welche die echte Wissenschaft, Kunst und Religion constituiren. Dieses Bekenntniß hat Melchior Meyr in beiden obigen Schriften rückwärtslos ausgesprochen, und es gereicht ihm auch das zu aller Ehre.

Endlich erlauben wir uns noch, den bringenden Wunsch auszusprechen, daß Leser von deutscher Empfänglichkeit, deutschem Gemüth, deutscher Vielseitigkeit der Bildung Werke wie „Die Religion des Geistes“ und „Die Fortdauer nach dem Tode“ zu eigenem Besitz ihrer Haus- und Familienbibliothek einreihen möchten, auf daß sie immer wieder zu solchem Labequell zurückkehren.

Alexander Jung.

Vom Büchertisch.

Den Raum unsers heutigen Büchertisches nehmen ausschließlich Vorträge ein, die entweder unter der wohlrenommirten Flagge der Virchow-Holzkendorff'schen Sammlung segeln, oder auf eigene Gefahr sich auf den Literaturmarkt hinauswagen. Wir beginnen unsere Besprechung mit den uns vorliegenden neuesten Hefen obengenannten Sammelwerks:

1. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holzkendorff. Berlin, Lüderig. 1870. Gr. 8. In Hefen zu 5 Mgr.

Von der vierten Serie meldet sich noch als Nachzügler:

Heft 92. Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. Von Ferdinand Römer.

Der Redner will in seinem eingehenden Vortrage wenn auch nicht ein vollständiges Bild von den ältesten Formen der urweltlichen Fauna, so doch eine ohne paläontologische Kenntnisse verständliche Skizze von denselben geben, und es ist ihm in der That gelungen, den Hörer für die seltsamen Formationen zu interessiren, deren Ausläufer sich noch in der heutigen Thierwelt, namentlich in der niedern vorfinden. Wichtig und für den gerechten Stolz wissenschaftlichen Fortschritts bezeichnend ist immerhin die aus diesem Vortrage hervorgehende Erkenntniß von der Hervollkommnung paläontologischen Wissens in unserm Jahrhundert, zumal dem Anfange unsers Säculums gegenüber; denn damals waren, wie Römer bemerkt, kaum die Irrthümer früherer Jahrhunderte, welche in den Verbesserungen entweder nur Naturspiele oder Reste der

1871. 16.

mosaikischen Flut erblickten, beseitigt, und aus den dem Steinkohlengebirge im Alter vorausgehenden Ablagerungen, dem damals sogenannten Uebergangsgebirge, waren nur vereinzelte, meistens auch falsch gedeutete fossile Organismen in so geringer Zahl bekannt, daß sie nur etwa genügten, das Vorhandensein des Thierlebens zur Zeit des Abfuges dieser Schichten auf der Erde nachzuweisen, nicht aber eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Umfange und der Art dieses Thierlebens zu gewähren.

Von der fünften Serie folgen hier mehrere Hefte verchiedensten Inhalts:

Heft 104. Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen von Jakob Nöggerath.

Gegenüber der mehr abstracten Behandlung eines geologischen Themas, wie es der Breslauer Professor gegeben, liefert die Darstellung, die der rheinische Berggrath von dem Vulkanismus der Laacher Seeumgebungen gibt, ein anschauliches concretes Bild. In anregender Weise führt uns Nöggerath in Umgebung, Sage, Geschichte des Sees sowol, als auch in den geologischen Charakter jener ausgebrannten Vullangegend ein, die er mit wissenschaftlicher Sonde nach den mannichfaltigsten Richtungen hin durchdringt. So wird auch die Industrie, die sich um die Gesteinablagerungen des Sees gebildet, genau berücksichtigt; überhaupt erhält die Gegenwart jener Grauwackeformationen, aus der die Vulkane der Laacher See-Gruppe ausgebrochen sind, nicht minder eine ethnographische, als die Vergangenheit eine paläontologische Berücksichtigung.

Heft 105. Die nationale Staatenbildung und der moderne deutsche Staat von J. C. Bluntschli.

Das ist ein gerade für die staatenbildende Gegenwart lehrreicher Essay, von kompetenter Autorschaft. So viel das moderne Staatsrecht auch bereits den Erörterungen Bluntschli's zu verdanken hat, so viel des Beherzigenswerthen enthalten diese 46 Seiten, auf denen der Verfasser von der Berechtigung des Nationalitätsprinzips handelt. Dem Erwachen dieses Prinzips, dessen Genesnis Bluntschli einer eingehenden Untersuchung unterwirft, gingen die Staatsbegriffe vergangener Epochen voran; der Staat Ludwig's XIV. war die Obrigkeit, der Rousseau's die Gesellschaft. Auch Napoleon I. hatte noch kein Verständniß für die Eigenart der Nationen und ist denn auch schließlich diesem nationalen Widerstand erlegen. Erst unser Zeitalter darf das der nationalen Staatenbildung genannt werden. „Neue Reiche — sagt Bluntschli, ohne damals noch an das deutsche neue Reich zu denken — werden gebildet kraft des nationalen Gedankens, der die zerstreuten Gliedmaßen einer Nation sammelt und zu einem Staatskörper organisiert. Noch ist dieser nationale Drang nicht zur Ruhe gelangt. Ueber sein Recht und über die Ausdehnung dieses Rechts mag man streiten, seine Macht aber ist unzweifelhaft.“ Ursprünglich bedeutet übrigens der Ausdruck Nation nicht einen Rechts- oder Staatsbegriff. Auch nicht die Begriffe Volk und Nation decken sich, ebenso wenig wie die Staatsgrenzen nicht die Grenzen der Nation sind. Die Nationen sind Bildung der Geschichte. Man kann eine Nation nicht plötzlich durch eine freie Uebereinkunft von Individuen schaffen, noch durch ein Staatsgesetz ins Leben rufen. Zum Wesen der Nation gehört die Erblichkeit, und fortgepflanzt wird sie durch die Rasse. Die Religion ist nie maßgebend für die Nationalität. So sind die deutschen Protestanten und Katholiken mit den deutschen Juden zu einer Nation zusammengewachsen und scheiden sich national von den französischen Katholiken, Protestanten und Juden. Viel früher schon hatte die chinesische Nation die Unterschiede der Religion durch ihre gemeinsame Kultur überwunden. Vorerst ist der Begriff der nationalen Gemeinschaft noch wesentlich in der Gefühls- und Geistesgemeinschaft zu suchen und wird nur in der rassenmäßigen Fortpflanzung wirksam. Die Begründung des politischen Nationalitätsprinzips liegt darin, daß die Nation ihren Willen als wirksame Macht bethätigt, daß sie den Staat bestimme oder zum Staate werde. Bluntschli gibt auch eine absolute Fassung des Nationalitätsprinzips. Es ist diese:

Jede Nation ist berufen und daher berechtigt, einen Staat zu bilden. Die Nation ist die natürliche und culturmäßige Anlage zu dem politischen Volk. Die Volksperson ist die Erfüllung dieser Anlage. Die volle Konsequenz dieses Gedankens wäre die: Wie die Menschheit in eine Anzahl von Nationen getheilt ist, so soll die Welt in ebenso viele Staaten zerlegt werden. Jede Nation ein Staat. Jeder Staat ein nationales Wesen.

Auch einen Einwand, den man im Hinblick auf die neuesten Ergebnisse der deutschen Reichsgestaltung machen könnte, entkräftet der berühmte Staatsrechtslehrer. Ein nationaler Staat — sagt er — kann auch entstehen und

dauern, wenngleich nicht die ganze Nation in denselben aufgenommen wird. Die nationale Staatenbildung erfordert nur die Erfüllung mit einem so großen und so starken Theil der Nation, daß derselbe die Kraft hat, ihren Charakter und ihren Geist in dem Staate ganz und voll zur Geltung zu bringen.

Den vierten Abschnitt „Die deutsche Nation und der deutsche Staat“ möchten wir am liebsten hier ganz wiedergeben. Aber der Raum d. Bl. ist ein zu beschränkter, als daß wir aus dem interessanten Vortrage noch mehr herausheben könnten als die auch für die Thätigkeit d. Bl. ehrende Anerkennung:

Wie in unsern Tagen das Nationalbewußtsein kräftiger und lebendiger geworden ist als je zuvor, so haben die Werke der Sprache, so hat die Literatur, und ganz vorzüglich die periodische Presse den erheblichsten Antheil an dieser Erscheinung. Die nationale Bewegung hat zumeist ihre Impulse von der nationalen Literatur empfangen, welche die Gemeinschaft des Denkens und Empfindens vermittelt und den geistigen Gemeinbesitz erweitert.

Heft 106. Aufgaben und Leistungen der modernen Thierzucht. Von S. Settegast. Mit einem Titelbild.

In einer Stellung, die den praktischen Blick und die übersichtliche Kenntniß derartiger Materien mehr mit sich bringt als irgendeine andere — der Autor ist Director der landwirthschaftlichen Akademie Proskau — wird es Settegast nicht schwer, die Bedeutung der Thierzucht für den Haushalt des Menschen nachzuweisen. Zur Geschichte der Rassen bietet auch der vorliegende Vortrag, der des Belehrenden und praktisch zu Beherzigenden ungemein viel enthält, eine Menge Beispiele und interessante Untersuchungen, die nicht nur für den Landwirth sondern auch für den Zoologen von großer Anziehungskraft sein dürften.

Heft 107. Lord Palmerston. Von Theodor Bernhardt.

Der jüngst von uns besprochenen Biographie Cobden's, die auch in dieser Sammlung erschien, stellt sich des englischen Staatsmanns biographische Beleuchtung, wie sie Bernhardt unter scharfen Seitenblicken auf das britische Staatsleben überhaupt gibt, würdig zur Seite. Von dem modernen England erhält der Leser hinsichtlich seiner staatlichen, politischen Physiognomie ein treues Bild, das sogar so eingehend und mit Vorliebe gezeichnet ist, daß man wünschen möchte, der Verfasser hätte mehr den biographischen Charakter seines Helben, von dem man sehr wenig erfährt, erörtert. Stilistisch nehmen sich einige Wendungen, die aus dem frühern Vortrage stehen geblieben sind, als z. B.: „Vergönne mir der hochverehrte Leser“ u. a. m., seltsam genug aus.

Heft 108. Das Eisenhüttenwesen. Zweite Abtheilung: Darstellung des Stahls und Schmiedeeisens. Von S. Wedding. Mit 3 Holzschnitten.

Während sich die erste Abtheilung dieser Monographie die Erzeugung des Roheisens zur Erörterung gewählt hatte, beschäftigt sich die hier vorliegende zweite Abtheilung mit der Darstellung des Stahlerzeugungsverfahrens, und gewährt so anschauliche Einblicke in die Fabrikation eines wichtigen Zweigs der heutigen Hüttenindustrie. Nur schade, daß uns der Verfasser keinen Einblick in die Beurtheilung der Frage „Gußstahl oder Bronze“, die doch

heute zur brennenden Frage geworden, gewährt und überhaupt der Gußstahlfabrikation nur eine sehr kurze Erwähnung zuteil werden läßt. Statistisch bemerkenswerth ist die Thatsache, daß die jährliche Ziffer des in Preußen verarbeiteten Schmiedeeisens 15,592000 Centner beträgt, und daß das Eisenhüttenwesen daselbst ohne Hinzurechnung der davon abhängigen Arbeitsquellen im ganzen über 83000 Menschen beschäftigt, welche gegen 166000 Familienglieder ernähren.

Heft 109. Die Beziehungen der Gewerbezeichenschulen zur Kunstindustrie und zur Volksbildung von Bruno Meyer.

Die Bestrebungen zur Hebung der Kunstindustrie erfreuen sich in den letzten Jahren einer regen Förderung. Vom Standpunkt der Hereinziehung des Aesthetischen in den Kreis des Unterrichts und der Erziehung als einer innern Nothwendigkeit erklärt der Autor die Berücksichtigung des künstlerischen Elements in den Zeichenschulen als unumgänglich nothwendig. Die Wirkung dieser Schulen, meint Meyer, bleibe nicht nur auf die gesellschaftlichen Kreise der Gewerbetreibenden beschränkt. Durch sie und über sie hinaus pflanze sie sich fort durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch, indem zunächst die Kunst als etwas Beachtenswerthes und größerer Pflege, als ihr bisher gewidmet, Würdiges erscheinen müsse, wenn ihre bis zum Können gesteigerte Kenntniß zu einem Bedürfnis selbst auf den niedrigsten Graden der Bildung geworden sei. Manche deutlichen Seitenhiebe werden bei diesem Excurs ausgetheilt, so wenn es heißt:

Der Materialismus ist das unumsößliche Regulativ und Grundprincip der Forschung, namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiete, aber wenn er sich erklüht, die Thatsachen des Geistes zu beurtheilen oder gar zu leugnen, so hat die Menschheit ihm zuzurufen, wie Apelles jenem Schabkünstler, der, nachdem seine Bemerkung über eine Sandale den Künstler zu einer Aenderung an seinem Bilde bewogen hatte, am folgenden Tage nun auch an dem Beine zu mädeln anfing: „Schuster — bleib bei deinem Leisten!“

Eine andere Tonart, als die von freier Forschung inspirierten gelben Birchow-Holzendorff'schen Hefte schlagen die grauen Hefte eines andern Vortragsammelwerkes an, dessen Autoren meist der Kanzel näher stehen als dem Lehrstuhl oder der praktischen Wissenschaft, und auch mit Vorliebe Themata aus der theologischen Sphäre zur Erörterung bringen. Es ist dies die

2. Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. Berlin, Feinersdorff. 1870. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.

von der uns folgende Hefte vorliegen:

Heft 4. Der Protestantismus und der Jesuitenorden, von Karl Semisch.

Eine der richtigsten Beurtheilungen der jesuitischen Maximen, ihres Organismus und ihrer Bestrebungen, die, wenn auch nicht Neues, so doch klar Auseinandergesetztes bringt, das mit historischem Blick und nicht einseitig protestantischer Engherzigkeit nicht nur dem Material nach gesichtet ist, sondern auch eine geschmackvolle, fesselnde Bearbeitung aufweisen kann. Der Verfasser findet übrigens, daß man sich täusche, wenn man die Jesuiten von heute nicht ihrem Wirken nach für ebenso schädlich halte wie zur Zeit der Jugend und Blüte ihres Ordens.

Heft 5. Ueber die Sage vom ewigen Juden. Von Ferdinand Vöfler.

Schon vor einigen Jahren haben wir in d. Bl. die Behandlung dieser Sage von geistlicher Seite her (Pfarrer Dalton in Petersburg) besprochen, und damals die Leichtfertigkeit getadelt, mit der die Polemik des Autors die mythenbildenden Stoffe der Sage verkannt hat. Jetzt gibt uns Vöfler ein sorgsameres Bild von der Genesis der Sage, folgt auch den Spuren derselben bis ins 18. Jahrhundert, ist aber doch nicht gründlich genug, die genauern Belege zu erwähnen und kritisch zu sichten, die sich außer Paulus von Etzen's Bericht finden und die wir seinerzeit (vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1868) in unserer Besprechung ausführten. Ihm ist Ahasver die Personification, die Allegorie des vom Heil ausgeschlossenen Judenthums. Unangenehm, weil tendenziös, wirkt der Schluß des Vortrags, der, wie nicht verschwiegen werden soll, auch die dichterischen Versuche, die Sage zu gestalten, vorzugsweise indeß nur Goethe's Fragment erwähnt.

Heft 6. Das Christenthum in seinem Verhältniß zu den modernen Weltanschauungen von Gustav Carus.

Dem Publikum, dem Carus vorgetragen hat, ist etwas viel zugemuthet worden an Geduld und Denkeinfältigkeit. Eingegangen wird nirgends des Näheren auf die Ursachen der Entfremdung vieler vom Kirchentum (das Autoren wie Carus leider noch immer mit Christenthum identisch zu sein scheint) unserer Zeit. Der Rationalismus erhält in diesem Vortrag derbe Schläge. Wir sind nie dem Rationalismus hold gewesen, wo er in seiner Platttheit auftrat, aber gegen die Gesinnung des Vortragenden müssen wir ihn doch in Schutz nehmen. Carus hat das große Verdienst, das hoffentlich der Logik nicht verloren gehen wird, „das Kreuz des Denkens“ erfunden zu haben. Hören wir den Autor selbst:

Hochgeehrte Versammlung! Wir sind bei der Taufe gezeichnet mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes an Stirn und Brust, an der Brust, als dem Sitz des Herzens, dem Herde des Lebens, und an der Stirn, als dem Sitz des Verstandes. Es gibt auch ein Kreuz des Denkens, das gewiß nach einem weisheitsvollen Rath der ewig treue Gott über uns Menschenkinder im gegenwärtigen Prüfungszustand verhängt hat.

Diese Probe genügt wol. Die Lämmlein, die im Wasser des Lebens baden, die Krone, die aus dem Kreuz erblüht, das sind nur schwache Beispiele aus der Fülle christlicher Phrasologie, die aus diesem salbungsvollen Vortrag bis zur Geschmacklosigkeit hervorbühen.

3. Ueber den buddhistischen Nihilismus. Vortrag, gehalten in Kiel am 20. September 1869 von Max Müller. Kiel, Schwes. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dieser Vortrag ist vor der allgemeinen Kieler Philologenversammlung im September 1869 gehalten worden. So wenig umfangreich er auch ist (20 Octavseiten), so liebevoll eingehend in die Seele der „Religion der Majorität der Menschheit“ ist er gehalten, daß er nicht nur philologische Hörer, sondern auch jeden gebildeten Leser zu fesseln und sein Denken anzuregen vermag. Die tief-sinnige, mit Christi Lehre so auffälligen Zusammenhang zeigende Buddhalehre, die schon den starken und tiefen

Geist eines Schopenhauer so nachhaltig zu befruchten vermochte, erfährt auch in dem geschmackvollen Aufsatz des deutschen Sprachforschers auf englischem Boden eine sorgliche ethische Würdigung. Derselbe sei dem deutschen Publikum, trotzdem er als Manuscript gedruckt ist, angelegentlich empfohlen.

4. Das Fremdwort in seiner culturhistorischen Entstehung und Bedeutung. Vortrag zu Wiesbaden am 7. Januar 1870 gehalten von August Volk. Berlin, Gärtners. 1870. 8. 6 Ngr.

Derartige Untersuchungen und populäre Zurechtmachungen sprachwissenschaftlicher Thematata, wie die vorliegende, werden immer häufiger werden, erscheinen auch gerade jetzt, nach dem deutsch-französischen Kriege am wenigsten unzeitgemäß und werden stets ihr aufmerksames Publikum finden. Was sich von sprachgeschichtlicher Darlegung nur immer in den engen Raum eines (in Wiesbaden 1870 gehaltenen) Vortrags zusammendrängen läßt, das hat der gelehrte Autor redlich geleistet. Leider kann eine Besprechung derartiger Vorträge weniger kritisch als vielmehr exzerpierend ausfallen, wenn es überhaupt möglich ist, die Quintessenz der in großer Menge beigebrachten Beispiele auszuheben. Die Definition des Begriffs Fremdwort findet Volk als ein Wort, das nicht formell eingebürgert ist. Der Völkerverkehr, sagt er, setzt es in Umlauf, und setzt es wieder außer Kurs wenn es veraltet und unbeholfen dasieht. Folgende Philippica gegen den Mißbrauch der Fremdwörter können wir indessen unsern Lesern nicht ersparen:

Aber ebenso gewichtige Gründe haben wir auch dem Mißbrauche mit dem Fremdworte zu steuern, der lavinenartig

heranwächst, unsere schöne reiche Sprache vernichtet und sie zu einem Hungerleider stempelt, der sich mit den Brosamen begnügen mag, die von üppiger Herren Tische fallen, und der vornehmlich durch die schnell arbeitende Tagespresse, sowie durch den nach altem Schema arbeitenden Kaufmanns Stil und endlich durch die ganz auf fremden Mustern beruhenden, oft im armseligsten Deutsch geschriebenen Modejournale gefördert wird, und der seinen letzten Grund fast immer nur im Mangel an Zeit bei den vielgeplagten Journalisten, bei allen übrigen aber im Mangel an geistiger Vertiefung und nationaler Sprachweise hat.

Wir haben — in den gesperrt bezeichneten Worten — jedoch im Stil des Eiferers gegen das Fremdwort, in diesem kurzen Passus sieben Fremdworte gefunden, die sich wol durch rein deutsche Worte hätten ersetzen lassen. Die Konsequenz müßte doch der erste Grundsatz des Autors sein, der gewiß weniger beschäftigt ist als die vielgeplagten Journalisten.

Wenn man aus der vorliegenden Vortrageliteratur ein Résumé nach Stil, Inhalt und Form zieht, so gibt dasselbe der deutschen Redenliteratur doch noch viel zu bedenken. Keiner unter allen Rednern, die hier ihre Vorträge der Presse übergeben, reicht an die schwingvolle und dabei klare, gründliche, kernige Art britischer Vortragender heran, oder auch nur an die geistreiche Behandlung des Stoffs, die man von den Franzosen gewohnt ist. Ueberall machen die deutschen Redner den Eindruck, als ob sie sich mit leichten Flügeln vom Boden schwerfälliger Gelehrsamkeit abheben möchten und doch nicht fort können. Nur Max Müller, der von den Briten gelernt hat, macht eine rühmliche Ausnahme.

Romane aus dem Englischen.

1. Die Leute von Oldtown. Roman in vier Bänden von Frau Beecher Stowe. Aus dem Englischen von F. N. Seydritsch. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Jantke. 1870. 8. 4 Thlr.

Man kann wol sagen, daß der Roman „Onkel Tom's Hütte“, welcher vollständig zuerst 1852 in Boston erschien und alsbald in Hunderttausenden von Exemplaren über die Welt verbreitet worden, die erste durchgreifende Veranlassung gewesen ist, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die nordamerikanischen Sklavenzustände zu richten, und somit gewissermaßen eine anbahnende Veranlassung zu dem Sklavenbefreiungskriege selbst. Eine solche offenbar historisch eingreifende Wirkung wird der vorliegende neue Roman jedenfalls nicht haben; aber um so mehr tritt er unserm eigenen europäischen Leben und Denken nahe und wird selbst den ausgewähltesten und verwöhntesten Kreisen unserer Leser durch seine ästhetische Vollendung und zugleich durch eine energische und eigenthümliche Sittenrichtung hohe Befriedigung gewähren.

Noch vor ihrem Sklaven-Emancipationsromane hatte Frau Beecher Stowe eine Sammlung von Novellen und Kulturbildern unter dem Titel: „The Maillower“, erscheinen lassen. Diesen Namen hatte sie entlehnt von dem Schiffe „Die Maiblume“, welches im Jahre 1620 die ersten puritanischen Auswanderer von England nach Neu-

england gebracht hatte; Scenen und Charaktere aus dem Leben der Nachkommen jener „Pilgerväter“ schilderte sie in ihren ersten Novellen in engen, skizzenhaften Umrissen. Aus ebendenselben geschichtlich socialen Stoffe hat sie die umfangreiche Darstellung ihres Romans: „Die Leute von Oldtown“, entnommen. Derselbe versetzt uns in den östlichen nordamerikanischen Staat Massachusetts, woselbst Frau Beecher Stowe einen Theil ihrer Jugend und auch die Jahre seit 1850 verlebte hat. Die Zeit, welche sie hier schildert, ist die nach Beendigung des nordamerikanischen Befreiungskriege, bis über die französische Revolution hinausreichend, also diejenige, in welcher das puritanische Lebenselement in dem emancipirten Neuengland zuerst völlig selbstständig sich constituiren konnte. Nicht eigentlich die öffentlichen, politisch historischen Erscheinungen jener Jahre sind es, die hier zur Schilderung kommen, sondern vielmehr die allgemeinen bürgerlichen Gemeindezustände, wie sie sich bis zur Zeit der Maschinen und Eisenbahnen, also noch bis in Frau Beecher Stowe's eigene Lebenserfahrung, wol ziemlich unverändert erhalten hatten. Es ist natürlich, daß in Amerika, wo die Gemeindezustände sowol bei ihrer Begründung als bei ihrer Befreiung darauf angewiesen waren, sich unmittelbar aus den thatsächlichen Bedürfnissen heraus selbstständig zu gestalten, das praktische Bewußtsein der Nothwendigkeiten

und Möglichkeiten ihres Zusammenhangs viel energischer und evidenter sich bethätigt, als in unserer seit Jahrhunderten traditionell und langsam sich entwickelnden Cultur. Daß in dieser letztern ein großer Theil vielleicht gerade der intelligentesten Bevölkerung dem unabweislichen Gemeindefaschinen zusammenhange entfremdet und entwöhnt ist, dürfte zum Nachtheil sowohl eines solchen Bevölkerungstheils als der thatsächlichen Gemeinden selbst gereichen.

Unsere deutsche schöngeistige Literatur ist im allgemeinen gewöhnt, den Menschen vornehmlich als individuelle oder historische Persönlichkeit aufzufassen; vielleicht ist es ein neuer Fortschritt der realistischen Kunst, daß amerikanische Romane an Zuständen, die eine gewissermaßen schöpferische Nachbildung unserer Cultur sind, uns auf mannichfaltige wichtige Beziehungen des bürgerlichen Gesamtlebens aufmerksam machen.

2. Blüthebale. Ein Roman von Nathanael Hawthorne. Deutsch von A. B. Peters. Bremen, Kistmann und Comp. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman knüpft ziemlich nahe an die Zustände des ebenerwähnten an. Auch er spielt im Staate Massachusetts, in Boston und seiner Umgebung, verlegt uns aber in neuere Zeit, wo neben der von Frau Beecher Stowe geschilderten, unmittelbar aus der orthodoxen europäischen Tradition hervorgegangenen Gesellschaftschöpfung sich die philosophirend socialistische Freigemeinderichtung geltend macht. Die Zustände eines ländlichen Gegenstandesinstituts zur principiellen Entwicklung der gemeinsamen Arbeits- und Genußfähigkeit, eines Antiklosters könnte man sagen, sind hier nach offenbar sorgfältigen Beobachtungen vom Standpunkt der gegenwärtigen Gesellschaftswissenschaft in Novellenform geschildert. Stilistik und Erfindung sind für das große Lesepublikum nicht so anziehend und glänzend wie bei Frau Stowe. Aber niemand, der sich mit dem Socialismus beschäftigt hat, welcher Richtung immer er angehört, wird ohne Interesse dieses Buch lesen.

3. Der Ausbruch des Sturms. Von der Verfasserin von „Mademoiselle Mori“. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Zwei Bände. Leipzig, Schilde. 1871. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der hier geschilderte „Sturm“ sind Scenen der Revo-

lution von und nach 1789 in der französischen Provinz Béarn. Es ist nicht ohne Interesse, die Wirkungen jener großen weltgeschichtlichen Ereignisse in Paris auf die ländlichen und kleinstädtischen Gemeindeverhältnisse, insbesondere auf die Beziehung zwischen aristokratischer Schloßherrschaft und emancipationsbedürftigen Unterthanen nachgewiesen zu sehen. Die Anschauungen, die der Verfasser darüber niederlegt, sind mannichfache und zum Nachdenken anregende. Der eigentliche Held der Erzählung, Monsieur Gavarnie, ist aus Nordamerika nach Frankreich zurückgekehrt und hat, obgleich für die Revolution gestimmt, Gelegenheit, sich der im ausbrechenden Sturm gefährdeten Familie des Grafen Lestelle als Beschützer anzunehmen. Ein anderer, plebejischer Anhänger der Schloßherrschaft, ein „Cagot“, d. i. Mitglied einer im Westen Frankreichs existirenden, verachteten, von den alten Gothen abstammenden blonden Rasse, geht in den Ereignissen zu Grunde. Der sehr alte Herr Graf stirbt ebenfalls, und am Schlusse geht der jacobinische Gavarnie mit seiner Verlobten, der Grafentochter Marcelle, über die spanische Grenze.

4. Die Paragreen's auf ihrem Ausfluge nach Paris. Von J. Kuffini. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schilde. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese recht lehrreiche Novelle ist humoristisch criminalistisch. Sie schildert den Dampf- und Eisenbahnausflug einer englischen Kaufmannsfamilie von London nach Paris zur Welt-Industriestaustellung im August 1855, als zur selben Zeit die Königin Victoria von England, noch während des Orientkriegs, dem damaligen Kaiser Napoleon einen Besuch abstattete. Die humoristischen Elemente der ersten Kapitel beruhen vornehmlich in dem schlechten Verständniß der französischen Sprache von seiten des Mr. Sylvester Paragreen. Später concentriert sich die Handlung in dem Interesse für einige dieser Herrn durch eine Gaunerei in die Hände gespielte große pariser Bankbilletts, die sich als gefohlene erweisen und ihm eine vorübergehende Verhaftung zuziehen. Der Verfasser hat offenbar polizeiwissenschaftliche Kenntnisse und entwickelt eine feine, selbst elegante novellistische Darstellungsmannier.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Nach einigen Bemerkungen über die von dem Standpunkt der russischen Regierung abweichende Ansicht der russischen Bevölkerung, das neu errichtete deutsche Reich und die für Rußland daraus erwachsenden Besorgnisse betreffend, sagt die „Saturday Review“ vom 18. März: „Zwei sehr bemerkenswerthe Bücher, eins von Julius Eckardt verfaßt, das andere von ihm übersetzt, werden diesen Besorgnissen wahrscheinlich neue Nahrung geben. Seine Uebersetzung des höchst wichtigen Werks des Generals Fabejew über „Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik“ (Leipzig, Brockhaus) ist vielleicht das bedeutendere von beiden Werken. Der Uebersetzer erklärt ausdrücklich, daß er sich der Aufgabe im Hinblick auf einen möglichen Bruch unterzogen habe, und lenkt mit Recht die besondere Aufmerksamkeit des Lesers auf die außer-

ordentliche Abneigung und das Mißtrauen gegen Deutschland, welche sich in den Aeußerungen des Generals Fabejew geltend machen. Dies ist um so wichtiger, als der General derjenigen Partei angehört, durch welche die öffentliche Meinung in Rußland in letzter Zeit vorzugsweise beherrscht worden, und als sein Werk ursprünglich in dem von Katoßoff, dem einflußreichsten russischen Publicisten, redigirten Journal, erschienen ist. Die Art und Weise, wie diese nationale oder panslawistische Partei die Oberhand gewinnt, wird von Eckardt in den zwei ersten Aufsätzen seines eigenen Werks „Sungrussisch und Altvländisch. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze“ (Leipzig, Dunder u. Humblot), die sich gleichsam beide ergänzen, sichtlich erklärt. Der erstere analysirt die Fortschritte der russischen Reformen von 1856—63 und weist nach, wie diese durch den festigen Rückschlag, welcher der schlechtberathenen polnischen Empörung

des letztern Jahres folgte, unglücklicherweise aufgehalten wurden. Der zweite setzt auseinander, wie eine ähnliche Ursache die socialistische Aufwiegelung Alexander Herzen's, welche der Regierung eine lange Reihe von Jahren hindurch so gefährlich war, vernichtet hat. Herzen war ein kosmopolitischer Republikaner mit wenigen specifisch russischen Charakterzügen; er war ein Apostel der allgemeinen Revolution, und die Sympathie, welche er in dieser seiner letztern Eigenschaft für die polnische Erhebung zu erkennen gab, beraubte ihn jedes, sei es auch des geringsten Einflusses auf seine Landsleute. Alle Meinungsrichtungen waren jetzt zu einer nationalen Partei verschmolzen, deren zweifaches Ziel es war, alle Glieder der slawischen Rasse zu einem großen Körper unter russischer Leitung zu vereinigen und alle widerpenstigen Nationalitäten entweder zu absorbiren oder auszuhozen. Daher die müthende Verfolgung der Polen, und der lästige Druck, dem die deutschen Bewohner der Ostprovinzen unterworfen worden sind. Die Versuche, das Nationalleben Polens zu tilgen, sind nach Ehardt's Meinung fehlgeschlagen. Die eingezogenen Güter finden wenig Käufer, und der erzwungene Gebrauch der russischen Sprache auf Gymnasien und in amtlichen Schriftstücken nützt nur wenig dazu, sie zur gewöhnlichen Verkehrssprache zu machen. Es gibt inoffen einen Winkel in der Welt, wo die russische Propaganda thätig und erfolgreich ist. Dies ist der südliche, von den Ruthenen, einem Zweige der russischen Nation, bewohnte Theil Galiziens. Die Schilderung der Reise des Verfassers durch Galizien, besonders aber sein Bericht über Lemberg und die umliegende Gegend, ist eine der besten Partien in seinem Buche. Nach ihm waren die Ruthenen gute Oesterreicher, so lange die Verwaltung Galiziens in deutschen Händen blieb; die neuliche Uebertragung derselben an die Polen inoffen hat sie heftig aufgebracht, und sie sind jetzt zur Annexirung an Rußland ganz bereit. Viel muß man freilich auf Rechnung der patriotischen Gefühle des Verfassers setzen, welche augenscheinlich durch das officielle Uebergewicht der Polen und die Bereitwilligkeit, mit welcher seine eigenen Landsleute die Sprache der weniger civilisirten Rasse annehmen und sich deren Sitten fügen, verlezt werden. Ähnliche Bedenken halten uns davon ab, seiner ungünstigen Ansicht, was die Wirkung der russischen socialen Reformen betrifft, vollständig beizutreten. Es gibt wenig Fragen, in Bezug auf welche die Ansagen der Zeugen gegenwärtig sich so widerstreiten. Man kann jedoch kaum bezweifeln, daß die Reformen die Kriegsmacht Rußlands bedeutend vergrößert haben, und dies ist auch die Ansicht des Generals Fadenjens, der triumphirend die großartigen militärischen Hülfquellen seines Vaterlandes betont. Er schweigt inoffen über den schwachen Punkt der russischen Organisation, die Finanzen, und sein Nachweis, daß Rußland fähig sei einen Verteidigungskrieg eine unbestimmte Zeitdauer hindurch zu führen, beweist deshalb durchaus noch nicht, daß es im Stande sein würde sich seiner polnischen oder livländischen Provinzen wieder zu bemächtigen, wenn sie von einem Feinde besetzt wären, der auf die Sympathie der Bevölkerung zählen könnte. Des Generals Werk ist reich an interessanten Einzelheiten, die wir nicht näher berühren wollen, theils wegen ihres technischen Charakters, theils weil man nicht weiß, welche Modificationen sie durch die nun nach preußischem Muster vorgenommene Umgestaltung des Heers erlitten haben mögen."

Ueber Wolfgang Menzel's „Geschichte des französischen Kriegs“ sagt dasselbe Blatt: „Sie ist natürlich ein Sieges- und Triumphlied, mit unedler Schmähung des besiegten Feindes vermengt. Menzel's Ansichten und Art sind wohlbekannt, Großmuth von einem solchen Manne würde nur Heuchelei sein; es ist inoffen ebenso unmöglich, ihm das Verdienst vollkommener Consequenz wie die Berechtigung seines Frohsiodens streitig zu machen. Würde ein freisinniger Historiker in demselben Stil schreiben, so würde man eine ganz andere Kritik gegen ihn ausüben. Was die Darstellung betrifft, so ist diese haßige Compilation der gelübten Feder des Autors unwirklich; das Buch ist ziemlich schlecht und zuweilen lächerlich geschrieben. Schwereck würde man den Antiklimax, der in folgender Stelle liegt, übertreffen können: „Eine Stimme jedoch erkante von

England, gleich dem erkanten Jehova: der ehrwürdige Stopford Brookes (sic). Dann folgt ein langer Auszug aus Dr. Brooke's Predigt, welcher Menzel bequem über die nächste Seite hinwegführt.“

Ueber „Aus zwei Welten. Wahrheit und Dichtung.“ Von Victor Granella (W. Tangemann) (Leipzig, Brockhaus), lesen wir in demselben Blatte: „Aus zwei Welten, eine Reihe philosophischer und ästhetischer Abhandlungen, von einem sehr schwachen Faden romantischer Erzählung zusammengehalten, ist als das Werk eines römisch-katholischen Geistlichen, welcher wegen seiner Einwendungen gegen das Unselbbarkeitsdogma von seinem Vorgesetzten suspendirt worden, beachtenswerth. Er scheint sich für hart behandelt anzusehen: doch wenn man es auch schwer finden würde, irgendeinen einschiedenen legerischen Satz aus dem Buche zu ziehen, so ist doch des Verfassers geistiger Standpunkt offenbar der eines Protestanten. Das Werk scheint vor seiner Suspension geschrieben und gedruckt worden zu sein, und die versprochene Folge wird der kirchlichen Behörde wahrscheinlich die Mühe ersparen, ihr Verfahren zu rechtfertigen. Der Autor dürfte zwar als Gegner der römischen Kirche nicht sehr zu fürchten sein; seinen Beobachtungen fehlt die Originalität und seinem Stille die Kraft; nichtsdestoweniger macht ihm seine Sympathie für das Schöne, wo immer es sich offenbart, sei es in der sittlichen, intellectuellen oder ästhetischen Welt, Ehre, und seine sentimentale Zärtlichkeit, die vielleicht zuweilen etwas zu wortreich, nie aber widerlich oder krankhaft wird, erinnert auf eine angenehme Weise an die idealisirende Schule der deutschen Dichtung, die durch den wachsenden Ernst des Alltagslebens und die Förderung einer realistischen Darstellung seiner gewöhnlichsten Seiten jetzt fast ausgefordert ist.“

Weiter heißt es: „Klaus Groth's „Quidhorn“ ist jedoch ein Beweis, daß die gewöhnlichsten Details des wirklichen Lebens in den Händen eines Dichters poetisch werden können, und daß die Elemente des Pathos und der Phantasie ebenso reichlich bei den niederen wie bei den gebildeten Klassen der Gesellschaft vorhanden sind. In allen wesentlichen Punkten gleicht der zweite Theil dieser reizenden Sammlung von Volksliedern und Volksdichtungen dem ersten, welcher bereits hinlänglich bekannt ist. Humor, Zärtlichkeit und Wahrheit des Gefühls sind seine Hauptzüge, und die metrischen Stücke besitzen jene natürliche, dem Vogelgesang ähnliche Melodie, welche sich gewöhnlich einer frischen poetischen Stimmung zugesellt. In dieser und andern Hinsichten haben die Gedichte viel Verwandtschaft mit denen unferer englischen ländlichen Laureaten, Mr. Barnes. Mit einer minder feinen und tiefen Menschenkenntniß gedichtet und in der Landschaftsbildung ihnen weit nachstehend, sind sie vielleicht noch einfacher und directer, durchaus ungefuchter und von einem mehr volkstümlichen Tone. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die niederdeutsche Mundart, in der sie geschrieben sind, für den Philologen höchst interessant ist; während deren Eigenthümlichkeiten demjenigen, der das gewöhnliche Deutsch zu lesen vermag, keine großen Schwierigkeiten bieten.“

Die von G. Haller in Halle herausgegebene „Bibliothek humoristischer Dichtungen“ gibt Anlaß zu folgenden wenig zutreffenden Bemerkungen: „Es gibt vielleicht keine Nation, deren allgemeiner Maßstab für Witz und Humor so niedrig ist wie der der Deutschen, wenigstens ist kein anderes Volk so leicht mit mittelmäßigen Witz zu unterhalten. Die deutsche Literatur ist reich an Humor; es ist aber gewöhnlich die Art Humor, welche, da sie in der allgemeinen Auffassung eines Charakters oder einer Situation besteht, sich in ausgedehnter Weise entfalten muß. Daher excelliren deutsche Dichter selten in humoristischer Poesie, für welche Kürze und einschneidende Schärfe in der Regel unentbehrlich ist. Dieselbe Unfähigkeit zur Gedrängtheit, welche die besten literarischen Leistungen des deutschen Bestes im Gebiete der Gelehrsamkeit benachtheiligt, macht sich auch da bemerkbar, wo Langweiligkeit gleichbedeutend mit Mislungen ist. Die Herausgeber der kleinen Sammlungen humoristischer Poesie in Haller's hübsch gedruckter kleiner Bibliothek haben daher eine undankbare Aufgabe, bei welcher Erfolg kaum zu erwarten sein konnte. Sie scheinen sich derselben gleichwol

mit Geschick entleibt und manches gesammelt zu haben, was selbst außerhalb Deutschland ein Lächeln hervorrufen dürfte, wenn man auch hinzufügen muß, daß viel mehr in der Bibliothek enthalten ist, dem eine solche Wirkung hervorzubringen gewiß nicht gelingen wird. Der angenehmste Theil der Arbeit ist den Uebersetzern zugefallen: Herrn Westphal, der eine Uebersetzung der „Acharner“ und eine Auswahl der humoristischen Poesie der Alten beiträgt, und Herrn Willagen, welcher Solberg's vortreffliches Lustspiel: „Der politische Kannegießer“ übersetzt hat.“

Schließlich lesen wir über „Geschichte des deutschen Landes und Volkes“ von A. L. von Kochow: „Zu den Vortheilen, welche die Consolidirung der deutschen Einheit zur Folge hat, kann man auch den zählen, daß die deutsche Geschichte sich künftig viel leichter schreiben lassen wird. Die Uneinigkeit und Verwirrung früherer Zeiten beeinträchtigen die einem großen Werke nothwendige epische Einheit, außer bei solchen alles absorbirenden Epochen wie die der Reformation oder des Dreißigjährigen Kriegs. Hr. von Kochow hat bei der Verfassung der gedrängten Geschichte seines Vaterlandes für alle Gebildeten sein Bestes gethan, einem großen und schwierigen Thema Einheit der Handlung und einen zusammenhängenden Plan zu verleihen, und hat seinen Zweck zum großen Theil und zwar dadurch erreicht, daß er geringfügigere Details unbeachtet gelassen und sich streng an die großen Züge seines Gegenstandes gehalten hat. Das Werk ist genießbar und verspricht sehr nützlich zu werden. Nach des Verfassers eigener Angabe ist ihm seine Voraussicht des gegenwärtigen Standes der Dinge sehr zu statten gekommen, und diesem, als dem logischen Schluß der ganzen Reihenfolge der Begebenheiten vom Anfange an, hat er sich denn auch bemüht den allgemeinen Ton und Geist seiner Erzählung anzupassen. Das ist ihm allerdings gelungen; doch kann man wol mit Sicherheit vorhersehen, daß diese Anpassung im zweiten und Schlußbände sich bemerkbarer machen wird als im ersten, welcher bis zum Sturze des Hauses Hohenstaufen hinabreicht.“

Notizen.

In der „Nuove poesie di Benedetto Prina“ (Ver-gamo, Pagnoncelli, 1870) finden sich, wie in der frühern Sammlung dieses Dichters, neben eigenen formgewandten Gedichten auch zahlreiche Uebersetzungen neuer deutscher lyrischer Productionen — ein Beweis dafür, daß die literarischen internationalen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien in wünschenswerther Blüthe stehen. Prina beginnt seine Uebersetzungen mit Theodor Körner's „Ligow's wilder Jagd“, die er in einer Anmerkung eins der gefeiertsten Nationalgesänge dieses Jahrhunderts nennt. Die veränderte Strophen- und Versform, welcher der dactylische Schwung fehlt, vermißt indes etwas das Gepräge der Körner'schen Dichtung. Zwei andere Körner'sche Gedichte erscheinen uns gelungener übertragen. Es folgen Uebersetzungen Nikolaus Lenau'scher Gedichte („I sogni della giovinezza“, „Le lagrime“, „Alla mia patria“, „Fantasia vespertina“), des Platen'schen Gedichts „Luca Signorelli“, des Seibel'schen „Il garzone nella foresta“, des Gedichts von Anastasius Grün „L'ultimo poeta“, und anderer Gedichte von Fischer, Löwe, Schanz, Rebmig, Seidl, Vogl, A. Silberstein, Othen-Sacken. Von dem Herausgeber d. Bl. sind drei Gedichte übersetzt: „Imagine della vita“, „Sal Taano“, „Ritorno in patria“. Wir theilen zur Probe der lebensvollen Aneignung, welche diese Uebersetzungen charakterisirt, das letzte mit:

Sbuffano i corridor, vacilla il ponte!
M' inchina il pellegrino
Per l' obol che gli diedi. Ecco di fronte
Scorgo la villa al raggio vespertino,
Chè da cento cristalli
Luccica ripercosso. Ite, o cavalli!

Ecco la vecchia porta, ecco gigante
Sorge la torre annosa
Della grigia muraglia omal crollante:
E sugli ardui pinuoccoli si posa

Una nube leggiera,
Che si dissolve in pioggia passeggera.

Ecco riveggo l'adorato ostello,
Schiuso le imposte è ancora
Veggio il mazzo di fior' sul veroncello.
Qui lieti sedevamo in sull' aurora
Nel nostro amor beati,
Guardando a' verdi campi interminati.

O d' un tempo che fu dolci pensieri!
Perchè alla porta in faccia
D' improvviso s' arrestano i corsieri?
Un brivido di morte il cor m' agghiaccia.
Pieno gli occhi di pianto,
Sprono i fidi cavalli al camposanto.

Bibliographie.

Angerstein, W., Geschichte des deutschen Krieges gegen Frankreich in den Jahren 1870 und 1871. Eine übersichtliche und populäre Darstellung der Kriegs-Ereignisse, ihrer Ursachen und Folgen, nebst Mittheilungen über die Petres-Einrichtungen und über Bewaffnung, als Gedent- und Erinnerungsbuch allen Zeitgenossen und Mitkämpfern gewidmet. Berlin, Einion. Gr. 8. 10 Ngr.

Balzer, E., Unter dem Kreuz des Krieges. Betrachtungen über die Ereignisse von 1870-71 in gleichzeitigen Aufzeichnungen. Nordhausen, Förstmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Bertold, G., Interessante Fahrten und Abenteuer dreier Schönheiten oder die Opfer der Liebe. — Prinz Liechens Fahrten und Abenteuer. — Müllerröthen. — Margaretha Otto aus Ederberg genannt: das schöne Gretchen hinterm Berge und Ritter Nikolaus von Dornspach. 1868 bis 10tes Fest. Dresden, Littel. 8. à 2/4 Ngr.

Buchner, K., Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Literatur und deutschen Buchhandels. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Conselvi, S., Remoiten. Paderborn, Junfermann. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cuno, J. G., Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde. 1ster Thl. Die Skythen. Berlin, Bornträger. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Felszug von 1859. Das Vorbild zu den Ereignissen von 1866 bis 1870. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Festler, J., Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste. Zur Aemehr gegen Prof. Dr. Schulte. Wien, Sartori. Gr. 8. 10 Ngr.

Froschammer, J., Die Unfehlbarkeit des Papstes. Offenes Sendschreiben an den Erzbischof von München-Freising Gregor von Söerr betreffend den Hirtenbrief vom 26. Dezember 1870. München, Kadenmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Fraas, F., Französische Stoßreuser und deutsche Reflexionen eines Ausgewiesenen. Antwort an George Sand (Aurore Dubouant). Mainz, v. Zabern. 8. 10 Ngr.

Hartmann, K. v., Das Ding an sich und seine Beschaffenheit. Kantische Studien zur Erkenntnistheorie und Metaphysik. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 20 Ngr.

Hefel, G., Gegen die Franzosen. Preussische Kriegs- und Kämpflieder. 2ter Bd. Berlin, Schweigger. 16. 10 Ngr.

Knecht, J. F., Ueber die Anwendung von Strafen bei der Erziehung. Augsburg, v. Jenisch u. Stange. 8. 3 Ngr.

Der Krieg von 1870/71. Nach den besten Quellen vom militärischen Standpunkte dargestellt von A. R. 1ste Abth. Vom Beginn des Krieges bis zur Kapitulation von Sedan. Mainz, v. Zabern. 8. 1 Thlr.

Pöwenitz, J., Culturgeschichtliche Beiträge. Wien, Braumüller u. Sohn. Gr. 16. 20 Ngr.

Rejer, D., Der Freiherr von Stein über deutsche Einheit und deutsches Kaiserthum. Ein Vortrag. Moskau, Stiller. 16. 10 Ngr.

Reumann, K., Der Grenadier von Weissenburg oder Deutschland's Niesenkampf für Einheit und Kaiserkrone. Historischer Roman nach wahren Begebenheiten aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870-1871. 1ste und 2te Hef. Berlin, Sacco Nachfolger. Gr. 8. à 3 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, H. Delius, F. Freiligrath u. c. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von H. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. 30tes und 31tes Bbch. Das Wintermärchen. Uebersetzt von O. Silbemeier. Perles's. Hfz von Tyrus. Uebersetzt von H. Delius. Leipzig, Brockhaus. 8. à 5 Ngr.

Sommers, C., Gedichte. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.

Stade, H., Vom Musikalisch Schönen. Mit Bezug auf E. Sanlitz's gleichnamige Schrift. Leipzig, Rabut. 8. 7/4 Ngr.

Strodtmann, A., „Atheismus“, in Frankreich hinein! Kriegserinnerungen. 1ste Hälfte. Von Berlin bis Versailles. Berlin, A. Dunder. Gr. 8. 25 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich v. Kanmer. Herausgegeben von W. H. Mehl. 45ste Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Wilmars, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 14te vermehrte Aufl. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Wadsak, E., Die im Kriege 1870 gefallenen deutschen Buchhändler. Portraits und Biographien. 1stes Heft. Stuttgart, Wadsak. Gr. 16. 20 Ngr.

Wie es um das Jahr 1871 aussah. Gedentblätter für das deutsche Volk. Dresden, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Wie sollen wir wählen! Grundzüge eines neuen Wahlsystems entworfen von E. R. R. Berlin, Kortkamp. Gr. 8. 8 Ngr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution.

Vertraute Briefe des Preussischen Generals von Mochow
an den Preussischen Generalpostmeister von Nagler.

Herausgegeben von

Ernst Rechner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-
Bartholdy.

8. Geh. 24 Ngr.

Die hier zum ersten mal veröffentlichten Briefe eines hochgestellten preussischen Militärs an den preussischen Bundestagegesandten zu Frankfurt a. M., von August 1830 bis Juni 1832, haben bedeutenden geschichtlichen Werth, da sie die Gesinnungen, mit welchen das officielle Preussenthum die französische Julirevolution betrachtete, in prägnantester Weise zum Ausdruck bringen. In der ausführlichen Einleitung gibt Professor Mendelssohn-Bartholdy einen interessanten Ueberblick über die damalige politische Lage Preußens und Deutschlands im Vergleich zur Gegenwart.

Meyers Reisebücher — Osternovität 1871.

ROM und MITTEL-ITALIEN.

Reisehandbuch von *Geell-Fells*.

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen. 2 Bände,
geh. 6 Thlr.

Der Verfasser schrieb diesen Führer, in *Allem und Jedem die Frucht eigener Anschauung und Studien*, weder als Archäolog noch als Künstler, sondern suchte an seine Person und an sein Buch den *Maassstab allgemeiner Bildung* zu legen.

Wer gegenwärtig Italien bereist, wünscht *sachliche Anleitung*, nicht bloß aufzählende Erwähnung, zum nachhaltigen und verständigen Genuss des Sehenswerthen.

Der Verfasser glaubt für diese Anleitung das richtige Maas getroffen zu haben. Er hat kein Wort geschrieben, das der Beschauer nicht geradezu verlangt oder doch zu seiner Kenntniss hinzuzufügen erfreut ist. *Die Resultate der allerneuesten Kunst-Forschungen sind gesichtet*; bei sehr wichtigen Fragen und Differenzen sind für die Eingeweihtern auch die autoritätlichen Meinungen in kurzen Citaten angeführt.

Alles über die *Geschichte und Kunstgeschichte Roms und Mittel-Italiens* Eingeflochtene beruht auf Benutzung der *besten Quellen*; aus eigener Erfahrung glaubt der Verfasser mit solcher Herbeiziehung des culturgeschichtlichen und künstlerischen Moments den meisten der *gebildeten Besucher Italiens* von vornherein einen Wunsch zu erfüllen, den andere derartige Bücher ignoriren.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neueste Kriegs- und Friedenskarte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Karte von Frankreich.

Neue Ausgabe.

Mit der neuen deutschen Grenze,
der Demarcationslinie und den Occupationsgebieten
in Farbendruck.

5 Ngr

Diese neueste Ausgabe der von Henry Lange entworfenen Karte von Frankreich zeigt in deutlichem Farbendruck: 1) die neue Grenze zwischen Deutschland und Frankreich; 2) die Demarcationslinie während des Waffenstillstands; 3) das Gebiet am linken Seineufer, welches nach Ratification des Friedensvertrags von den deutschen Truppen geräumt wird; 4) das nach erfolgter Zahlung von $\frac{1}{2}$ Milliarde Frs.; 5) das nach Zahlung von 2 Milliarden Frs. der Kriegscontribution zu räumende Gebiet; 6) die als Pfand für die übrigen 3 Milliarden Frs. mit 50000 Mann des deutschen Heeres besetzt bleibenden Départements.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Leitfaden

für den Unterricht in der

Handelwissenschaft

oder allgemeinen Handelslehre.

Zum Gebrauch in Handelsschulen.

Von

Wilhelm Röhrich,

Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

Dritte Auflage.

8. Geh. 10 Ngr.

Röhrich's „Leitfaden“ hat sich beim Unterrichte bewährt und ist in einer Reihe von Lehranstalten eingeführt worden. In der vorliegenden zweiten Auflage erfuhr das Buch noch verschiedene Erweiterungen und Vermehrungen, welche dessen Brauchbarkeit wesentlich erhöhen; der billige Preis ist unverändert geblieben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Laufende Rechnung oder das Kontokorrent. Die Aufstellung, die verschiedenen Wege zur Berechnung der Zinsen, und der Abschluß. 8. Geh. 8 Ngr.

Handbuch des kaufmännischen Rechnens. 8. Geh. 1 Thlr.

Die Volkswirtschaft in Lehre und Leben. Ein Leitfaden für den Unterricht. 8. Geh. 1 Thlr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 17. — 80 —

20. April 1871.

Inhalt: Neue lyrische Gedichte. — Zur Charakteristik der Insel Sardinien. Von Otto Speyer. — Englische und deutsche Romane. — Spanisch-Deutsches. — Skizzen. (Ein Seitenstück zur „Gräfin“ von Kruse; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue lyrische Gedichte.

1. Gedichte von Eduard Baumbach. Zweite veränderte Auflage. Mitau, Besthorn. 1870. 8. 1 Thlr.
2. Gedichte von Karl Christian Tenner. Darmstadt, Zernin. 1870. Gr. 16. 24 Ngr.
3. Aus Natur und Leben. Gedichte von Karl Kalbed. Breslau, Göschorsky. 1870. 8. 25 Ngr.
4. Vermischte Gedichte von Johann Müller. Leipzig, Leiner. 1870. 16. 1 Thlr.
5. Lieder eines Heimgegangenen. Bries, Bräuer. 1870. 32. 15 Ngr.
6. In stiller Stund'. Dichtungen von George Freiherr von Dyherrn. Berlin, Schindler. 1870. 8. 1 Thlr.
7. Gedichte von Theodor Altwasser. Breslau, Trewendt. 1870. 16. 25 Ngr.
8. Washington. Historisch-epische Dichtung in vier Gesängen von Joseph Janisch. Nebst geschichtlichen Erläuterungen. Mit Washington's Bildniß. Leipzig, M. Schaefer. 1870. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gut sei jeglicher Mensch, nicht jeder ein Künstler, und deshalb Sei man im Kunsturtheil streng, und im Sittlichen mild: Menschliche Schwäche verdient Nachsicht in der Sphäre des Handelns;

Wer im Gesange schwach, schlage die Eier entzwei.

Diese Platen'schen Distichen figuriren an der Spitze der „Gedichte“ Eduard Baumbach's (Nr. 1), desjenigen Dichters, mit dem wir unsere diesmalige lyrische Revue eröffnen, — goldene Worte, welche auch wir als Motto unserer Besprechung adoptiren, wir finden keine zutreffendern: Der Kritiker sei „im Kunsturtheil streng“, doppelt streng in einer Zeit, wie es die heutige ist, wo ein schnellfertiger Dilettantismus und eine alles ankränkelnde Physiognomielosigkeit auf fast allen Gebieten der Kunstproduction so erschreckend breite Dimensionen eingenommen haben; er „schlage die Eier entzwei“ allen jenen zirpenden und säuselnden Poetlein, welche heutzutage dugendweise den Büchermarkt überschwemmen, denjenigen sowol, welche in den Tonarten der Pognißhirten ihren

1871. 17.

zahmen Poesien eine noch zahmere captatio benevolentiae an den Leser als Prolog voraussenden, wie auch denjenigen, welche, schlechte Schüler eines großen Meisters, das edle Selbstbewußtsein eines Platen in eine dummsüßige Selbstgefälligkeit fälschen — ihnen allen schlage der Kritiker die Eier entzwei, damit auf dem deutschen Parnass Raum werde für die männlichen, ausgewachsenen Dichtergehalten, an welchen unsere Zeit keineswegs so arm ist, wie eine pessimistische Fraction der Kritik der Gegenwart es zu behaupten liebt. Indem wir uns durch diese Sätze auf das bestimmteste für die Handhabung einer rigoristischen Kritik gegenüber allen Unzulänglichkeiten dichterischer Production bekennen, freut es uns, daß wir auf die heute zur Besprechung vorliegenden Sammlungen von Poesien diese äußerste Strenge und Schärfe der Kritik nur stellenweise anzuwenden brauchen, da die meisten derselben zwischen Gut und Schlecht eine mittlere Werthhöhe behaupten. Nur eine einzige Sammlung unter den obenverzeichneten sinkt bis zur absoluten Werthlosigkeit herab, aber freilich auch nur eine einzige unter diesen sieben lyrischen Novitäten erhebt sich über das Niveau des Ephemeren bis in jene reinern Regionen, wo wir die werthvollen Kunstleistungen zu suchen haben.

Wir beginnen also die Revue mit einer Beurtheilung der „Gedichte“ von Eduard Baumbach. Diesem Poeten schlagen wir die Eier nicht entzwei, denn seine Gedichte bieten manche hübsche Talentproben, wenngleich sie in ihrer Mehrtheit nicht halten, was das oben citirte stolze Motto, das sie an der Stirn tragen, verspricht. Die Baumbach'sche Sammlung, welche durch gewissenhaftere Sichtung nicht unerheblich gewonnen haben würde, wird im großen und ganzen am treffendsten durch die Etilette „Leichte Waare“ charakterisirt. Der Dichter hat unverkennbar dichterisches Gemüth und weiß seine Producte im einzelnen mit Wärme zu durchbringen und ihnen ein lebhaftes Colorit anzuhauchen, im allgemeinen aber geht

ihnen, wo er gestaltet, Prägung und Energie, wo er reflectirt, Größe und Originalität ab. Besser gelingen ihm Poesien, welche sich in der reinen Empfindungssphäre bewegen, also die lieberartigen Gedichte. Unter ihnen hat uns besonders das „Wiegenlied“ angesprochen. Die „Vermischten Gedichte“ bringen wenigstens von Bedeutung. Dagegen zeichnen sich die Sonette durch Wohlklang und eine gewisse architektonische Rundung aus. Anerkennenswerthes leisten auch die „Epischen Gedichte“, unter denen die schöne Elegie „Schloß Chillon“ den Preis verdient, sowie die Terzinen, mit Ausnahme des ersten Gedichts dieser Rubrik, „Die Trauung“, welchem durchaus der Charakter des Unfertigen und Unklaren aufgeprägt ist. Das Bedeutendste und am meisten Vereifte leistet der Verfasser ohne Frage in seinen, formell freilich sehr tadelnswerthen „Distichen“. Wir heben aus der Zahl derselben die folgenden Epigramme als Proben der Daumbach'schen Poesie hervor:

Der Schwäher.

Weil er, Gewandtheit im Ausdruck besitzend, nicht Größeres bietet,

Als der gewöhnliche Mann selber besitzt und versteht,
Festelt er eben die Menge; sie hört sich ja selber nur plappern:
Wer aber hört sich nicht gern, wer aber liebt sich nicht selbst?

Das gelehrte Weib.

Warum meist ein gelehrtes Weib ein so widerlich Zerrbild?
Weil es nicht kann was es will, weil es nicht will was es soll.

Entweder — oder.

Saben die Künste nicht absolute Berechtigung, so sind ja
Künstler und Dichter Hansnarr'n, daß sie sich also bemühen.
Ja, sie sind um so größere Narren, je mehr sie geleistet —
Scheint die Begeisterung selbst dann nicht verdächtig zu sein?

Ferner siehe hier noch dasgegen die bekannte Goethe'sche Sentenz polemisirende, metrisch ganz uncorrecte Epigramm:

Nicht allein nur ein Lump ist bescheiden; unbescheiden
Ist aber ganz gewiß einzig allein nur ein Lump.

Der Pleonasmus: „einzig allein nur“, muß als ein höchst unglücklicher bezeichnet werden.

Die den Schluß der Daumbach'schen Gedichte bildenden Uebersetzungen aus dem Russischen sind gewandt und ansprechend und bekunden auch in der Auswahl Geschmack und Geschick.

Wenn die „Gedichte“ von Daumbach ein Talent vertragen, welches im Epigramm seine Stärke hat, so beweisen dagegen diejenigen von Karl Christian Tenner (Nr. 2) eine hübsche Beanlagung für das sangbare, vollstimmliche Lied. Der im Jahre 1866 zu Darmstadt verstorbene Verfasser eiferte nach dieser Richtung hin den größern Vorbildern eines Moore und Burns nicht unglücklich nach. Es sind die heitern Züge eines in jeder Lebenslage zufriedenen Sanguinikers, welche uns aus diesen leichtgeschürzten Liedern gutmüthig anlächeln, und es ist bezeichnend für den Dichter, wenn er sagt:

O, wie bedarr' ich euch, ihr lieben Dichtergenossen,
Die ihr der Muse Geschenk achtet hiemieden als Fluch!
Mir hat die Göttin, bekränzt sie auch nicht das Haupt mir
mit Lorbern,

Immer nur Freude bisjezt, immer nur Segen verliesh.

Wer ein Leben voll Sonnenschein, ohne befruchtendes Unwetter, kann, wenn es eine poetische Ernte liefert, keine vollen Aehren zu Tage fördern. Wahre Genien gedeihen nur auf einem wechselvollen, mannichfach zerklüfteten Lebenswege, und die echte Hebamme des wahrhaft Großen ist einzig der Schmerz, ein Schmerz, welcher uns seine Spuren mit eisernem Griffel in die Seele schreibt und uns abet, indem er uns bis ins Tiefste hinein, bis in jene Regionen des Gefühlslebens erschüttert, welche das profane Leben unberührt läßt. Die Tenner'schen Lieder haben nirgends die Spuren dieses Schmerzes aufzuweisen, welcher allein Bedeutendes hervorbringt — darum werden sie klanglos zum Orcus herniedersteigen. Zu den bessern Stücken der Sammlung rechnen wir: „Novemberwetter“, „Das Mädchen im Garten“, „Das chinesische Mädchen“, „Mutter und Tochter“, „Mit Gott“, „Einst und jetzt“ und „Mein Heimatland“, ganz besonders aber die beiden folgenden tiefgefühlten Lieder, welche unter den übrigen Gedichten Tenner's eine Ausnahmestellung einnehmen:

Letztes Bild.

Sie lag so blaß, sie lag so krank,
Ich hob sie zitternd auf;
Sie neigt' an meine Brust ihr Haupt,
Ich weinte still darauf.

Sie drückte lächelnd mir die Hand,
Sie sah so treu mich an;
Sie küßte sanft die Thräne weg,
Die mir vom Auge rann.

Es war ihr letzter Händedruck,
Es war ihr letzter Blick,
Es war ihr letzter Liebeskuß —
Es war mein letztes Bild.

Und:

Nachruf.

Ich sah dich kaum in sel'gem Traum
An meinem Busen blühen;
Da nicktest du mir traurig zu,
Und welktest schnell dahin!

Doch war auch mir so kurz mit dir
Der sel'ge Traum verfliehn:
O Kind im Nicht, ich gab' ihn nicht
Um alle Welten hin!

Es ist eine süße, das Herz bewegende Musik in diesen elegisch durchzitterten Versen. Möge ein begabter Musiker die Tenner'schen „Gedichte“ in die Hand nehmen! Er findet in ihnen ein reiches Repertorium für musikalische Composition.

Höbern Flug als die eben charakterisirten Poesien Tenner's, einen freieren, kühnern Aufschwung nehmen die Gedichte von Karl Kalbed: „Aus Natur und Leben“ (Nr. 3). Der Verfasser gebietet über eine reiche Phantasie und große Formgewandtheit, Gaben, welche ihm namentlich für das erzählende Gedicht zugute kommen. So ist das schöne Gedicht „Friedhof in den Bergen“ ein wahres Cabinetstück schildernder Poesie, welches uns tiefe Blicke in ein düsteres Verbrecherleben thun läßt. Nicht minder schön ist „Ein Tag aus Märchens Leben“. Es war bei seinem schildernden Talent ein richtiger Instinct, welcher den Verfasser von „Natur und Leben“ auf einen Pfad

lenkte, den zuerst beschritten, beziehungsweise entdeckt zu haben, ein Verdienst des Herausgebers d. Bl. ist — wir meinen den Pfad der durch den Schmud des Reims belebten antiken Ode. Trotz der grandiosen Versuche Platens und anderer auf dem Gebiete der antiken Ode hat dieselbe im Deutschen etwas Kaltes, Marmornes. Aber die frischen Blütenranken des modernen Reims, kunstvoll hinaufgezogen an dem Spalier griechischer Metren, nehmen diesem architektonisch gegliederten Strophengebäude alles ihm sonst anhaftende Starre und Stagnierende und machen es zu einem ebenso gefügigen wie kräftigen Organ sowohl für die descriptive Poesie wie für die monumentale Gedankenkritik. Das beweist namentlich die folgende Kalbed'sche Ode:

Die zerfallene Kirche

Was weiß die Welt von deiner geheimen Pracht,
Zerfallne Kirche tief in des Waldes Nacht?

Entzückt sah ich dich vor mir liegen,
Als ich hinunter ins Thal gestiegen.

Knöchelt'gen Sinnes Schritt ich in dein Portal,
Geführt vom sonnengoldigen Abendstrahl,
Der deine gothisch ernsten Bogen
Prächt'ig mit Purpur und Gold bezogen.

Zu rothen Glutten war der Altar entflammt,
Gehalten ward ein feierlich Seelenamt
Dem Frühling, welcher in die Lüfte
Sterbend verhauchte die letzten Blüthe.

Der Wind durchrauschte rings die Gebüsche all,
Das Klang wie mächtig bronzender Orgelschall;
Und blaue Blumen, tief erschrocken,
Schwangen die zitternden Blüthenglocken.

Von Rosenkelchen fielen die Blätter ab,
Wie lichte Thränen auf ein geliebtes Grab,
Und hoch aus den verfallnen Hören
Sankten sich Gräser zu Trauerflören.

Auf allen Halmen glänzte geweihtes Raß,
Die blüh'nde Linde schwenkte das Weihrauchfaß,
Und Klagesänge ließ erschallen
Schluchzend die letzte der Nachtigallen.

Unmäßig schwand des sinkenden Tages Schein,
Und durch die Fenster glänzte der Mond herein.
Der Lenz war todt; doch durch die Fernen
Schwebte sein Geist zu den lichten Sternen.

Es liegt ein poetischer Duft über diesem Gedicht, welches dem Talent Kalbed's alle Ehre macht, wie denn überhaupt jedes Probestück der vorliegenden Sammlung eine unleugbare dichterische Begabung bekundet, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Daß Kalbed auch die Geißel der Satire zu schwingen versteht, möge folgendes Sonett darthun:

Den Poeten.

Sieh der Poeten mächtiges Geschwader!
Hei! alles greift nach seiner Autorfeder:
Apoth bewohnt Comptoire wie Rathgeber,
Es wird gereimt vom König bis zum Bader.

In tausend Aeste ist verzweigt die Ader
Der Poesie: besetzt fühlt sich jedweder.
Umsonst zieht die Kritik ihr Schwert vom Leder —
Besungen wird Chassépot und Hinterlader!

Der Himmel selbst steigt zu der Erde nieder,
Seklentend stammt der Poesie Geloder
In Vater, Mutter, wie in Schwester, Bruder.

O große Zeit, gesangreich, voller Lieder! —
Fort Schiller, Goethe! Ihr seid längst zu Moder! —
Hallelujah! Gedichte ganze Fuder!

Möge diese Satire beherzigen Hr. Johann Müller (Nr. 4)! dieses große Wort „Gedichte ganze Fuder!“ Denn die sogenannten Gedichte dieses Herrn entziehen sich unserm Erachtens jedem andern Maße und lassen eben nur das rein quantitative des Fuders zu. Was will Hr. Johann Müller mit seinen „Vermischten Gedichten“? Wir greifen ein beliebiges Poesie aus der Sammlung heraus. Hier ist eins:

Lied.

Lüftelein, Sonnenschein! —
Vögelein, Blümelein:
Macht es euch froh?
Freudenvoll, wonnevoll
Schmelz' allen Gram und Groll! —
Mensch, stimmt es so?

Sonne weck's Blümelein,
's Vögelein, recht froh zu sein:
Mensch, sprich, wer dich?
Schau', all die Herrlichkeit
Dienet zur Lust und Freud':
Sprich, 's ist für mich!

Du hast die Welt erblickt
Und dich hat Gott beglückt,
Herrlichem Sinn (!).
Willst du zufrieden sein,
Rufe die Welt hinein:
Gottheit — ich bin!

Sonnenschein, Mondenschein;
Vögelein, Blümelein,
Schön ist die Welt!
Freude ist, das zu sehn,
Was drin durch das Gesehn,
Das sie erhält.

Was soll diese unklare Mystik?

Ueber den „Liedern eines Heimgegangenen“ (Nr. 5) liegt die milde Temperatur eines warm empfindenden Herzens ausgebreitet. Sie bringen viel Tiefgefühltes und Ansprechendes in correcter Form, lassen aber den Reiz des Eigenartigen durchaus vermissen. Auch phantastische Momente finden sich in der Sammlung. Als Probe dafür dieses Lied:

Schon ruhte die Nacht an der stillen Brust
Der frühlingeduft'gen Erde,
Da wurde gesattelt und gezäumt
Und in kurzem saß ich zu Pferde.

Es stoben die Funken, es flog das Ross,
Und der Reiter saß fest im Sattel,
Doch hinter ihm, wol riesengroß,
Der Gram mit schwarzem Geflügel.

„Wo reitest du hin, o Reitersmann?“
Begann das Gespenst zu fragen,
„Glaub' mir's, du kommst noch zeitig an,
Auch ohne Kennen und Zagen!“

Und wie's das Gespenst vorausgesagt,
So ist's in der That geschehen:
Ich hatte noch zwei Tage Zeit,
Mein Liebchen im Sarge zu sehen.

Auch den „Liedern eines Heimgegangenen“ dürfen wir trotz ihres gemüth- und phantastischen Gehalts und ihrer

ihnen, wo er gestaltet, Prägnanz und Energie, wo er reflectirt, Größe und Originalität ab. Besser gelingen ihm Poesien, welche sich in der reinen Empfindungssphäre bewegen, also die liederartigen Gedichte. Unter ihnen hat uns besonders das „Wiegenlied“ angesprochen. Die „Vermischten Gedichte“ bringen wenigstens von Bedeutung. Dagegen zeichnen sich die Sonette durch Wohlklang und eine gewisse architektonische Rundung aus. Anerkennenswerthes leisten auch die „Epischen Gedichte“, unter denen die schöne Elegie „Schloß Chillon“ den Preis verdient, sowie die Terzinen, mit Ausnahme des ersten Gedichts dieser Rubrik, „Die Trauung“, welchem durchaus der Charakter des Unfertigen und Unklaren aufgeprägt ist. Das Bedeutendste und am meisten Gereifte leistet der Verfasser ohne Frage in seinen, formell freilich sehr tabelnswerthen „Distichen“. Wir heben aus der Zahl derselben die folgenden Epigramme als Proben der Baumbach'schen Poesie hervor:

Der Schwächer.

Weil er, Gewandtheit im Ausdruck besitzend, nicht Größeres bietet,

Als der gewöhnliche Mann selber besticht und verkehrt,
Fesselt er eben die Menge; sie hört sich ja selber nur plappern:
Wer aber hört sich nicht gern, wer aber liebt sich nicht selbst?

Das gelehrte Weib.

Warum meist ein gelehrtes Weib ein so widerlich Zerrbild?
Weil es nicht kann was es will, weil es nicht will was es soll.

Entweder — oder.

Saben die Künste nicht absolute Verehrung, so sind ja
Künstler und Dichter Hansnarr'n, daß sie sich also bemüh'n.
Ja, sie sind um so größere Narren, je mehr sie geleistet —
Scheint die Begeisterung selbst dann nicht verdächtig zu sein?

Ferner stehe hier noch dasgegen die bekannte Goethe'sche Sentenz polemisirende, metrisch ganz uncorrecte Epigramm:

Nicht allein nur ein Lump ist bescheiden; unbescheiden
Ist aber ganz gewiß einzig allein nur ein Lump.

Der Pleonasmus: „einzig allein nur“, muß als ein höchst unglücklicher bezeichnet werden.

Die den Schluß der Baumbach'schen Gedichte bildenden Uebersetzungen aus dem Russischen sind gewandt und ansprechend und bekunden auch in der Auswahl Geschmack und Geschick.

Wenn die „Gedichte“ von Baumbach ein Talent verrathen, welches im Epigramm seine Stärke hat, so beweisen dagegen diejenigen von Karl Christian Tenner (Nr. 2) eine hübsche Beanlagung für das sangbare, vollstimmliche Lied. Der im Jahre 1866 zu Darmstadt verstorbene Verfasser eiferte nach dieser Richtung hin den größern Vorbildern eines Moore und Burns nicht unglücklich nach. Es sind die heitern Züge eines in jeder Lebenslage zufriedenen Sanguinikers, welche uns aus diesen leichtgeschürzten Liedern gutmüthig anlächeln, und es ist bezeichnend für den Dichter, wenn er sagt:

O, wie bedaur' ich euch, ihr lieben Dichtergenossen,
Die ihr der Muse Geschenk achtet hienieden als Fluch!
Mir hat die Göttin, bekränzt sie auch nicht das Haupt mit Lorbern,
Immer nur Freude bisjezt, immer nur Segen verleiht.

Aber ein Leben voll Sonnenschein, ohne befruchtendes Unwetter, kann, wenn es eine poetische Ernte liefert, keine vollen Aehren zu Tage fördern. Wahre Genien gehen nur auf einem wechselvollen, mannichfach zerklüfteten Lebenswege, und die echte Hebamme des wahrhaft Großen ist einzig der Schmerz, ein Schmerz, welcher uns seine Spuren mit eisernem Griffel in die Seele schreibt und uns abet, indem er uns bis ins Tiefste hinein, bis in jene Regionen des Gefühlslbens erschüttert, welche das profane Leben unberührt läßt. Die Tenner'schen Lieder haben nirgends die Spuren dieses Schmerzes aufzuweisen, welcher allein Bedeutendes hervorbringt — darum werden sie klanglos zum Orcus herniedersteigen. Zu den bessern Stücken der Sammlung rechnen wir: „Novemberwetter“, „Das Mädchen im Garten“, „Das chinesische Mädchen“, „Mutter und Tochter“, „Mit Gott“, „Einst und jetzt“ und „Mein Heimatland“, ganz besonders aber die beiden folgenden tiefgefühlten Lieder, welche unter den übrigen Gedichten Tenner's eine Ausnahmestellung einnehmen:

Letztes Glück.

Sie lag so blaß, sie lag so krank,
Ich hob sie zitternd auf;
Sie neigt' an meine Brust ihr Haupt,
Ich weinte still darauf.

Sie drückte lächelnd mir die Hand,
Sie sah so treu mich an;
Sie küßte sanft die Thräne weg,
Die mir vom Auge rann.

Es war ihr letzter Händedruck,
Es war ihr letzter Blick,
Es war ihr letzter Liebeskuß —
Es war mein letztes Glück.

Und:

Nachruf.

Ich sah dich kaum in sel'gem Traum
An meinem Busen blühen;
Da nicktest du mir traurig zu,
Und welktest schnell dahin!

Doch war auch mir so kurz mit dir
Der sel'ge Traum verliehn:
O Kind im Licht, ich gab' ihn nicht
Um alle Welten hin!

Es ist eine süße, das Herz bewegende Musik in diesen elegisch durchzitterten Versen. Möge ein begabter Musiker die Tenner'schen „Gedichte“ in die Hand nehmen! Er findet in ihnen ein reiches Repertorium für musikalische Composition.

Höher'n Flug als die eben charakterisirten Poesien Tenner's, einen freieren, kühnern Aufschwung nehmen die Gedichte von Karl Kalbed: „Aus Natur und Leben“ (Nr. 3). Der Verfasser gebietet über eine reiche Phantasie und große Formgewandtheit, Gaben, welche ihm namentlich für das erzählende Gedicht zugute kommen. So ist das schöne Gedicht „Friedhof in den Bergen“ ein wahres Cabinetstück schildernder Poesie, welches uns tiefe Blicke in ein düsteres Verbrecherleben thun läßt. Nicht minder schön ist „Ein Tag aus Klärchens Leben“. Es war bei seinem schildernden Talent ein richtiger Instinct, welcher den Verfasser von „Natur und Leben“ auf einen Pfad

lenkte, den zuerst beschritten, beziehungsweise entdeckt zu haben, ein Verdienst des Herausgebers d. Bl. ist — wir meinen den Pfad der durch den Schmutz des Keims belebten antiken Ode. Trotz der grandiosen Versuche Platen's und anderer auf dem Gebiete der antiken Ode hat dieselbe im Deutschen etwas Kaltes, Marmornes. Aber die frischen Blütenranken des modernen Keims, kunstvoll hinaufgezogen an dem Spalier griechischer Metren, nehmen diesem architektonisch gegliederten Strophengebäude alles ihm sonst anhaftende Starre und Stagnirende und machen es zu einem ebenso gefügigen wie kräftigen Organ sowohl für die descriptive Poesie wie für die monumentale Gedankenthyrik. Das beweist namentlich die folgende Kalbed'sche Ode:

Die zerfallene Kirche

Was weiß die Welt von deiner geheimen Pracht,
Zerfallne Kirche tief in des Waldes Nacht?
Entzückt sah ich dich vor mir liegen,
Als ich hinunter ins Thal gestiegen.

Andächt'gen Sinnes schritt ich in dein Portal,
Geführt vom sonnengoldigen Abendstrahl,
Der deine gothisch ernsten Bogen
Prächtig mit Purpur und Gold bezogen.

Zu rothen Gluten war der Altar entflammt,
Gehalten ward ein feierlich Seelenamt
Dem Frühling, welcher in die Nische
Sterbend verhauchte die letzten Nische.

Der Wind durchrauschte rings die Gebälke all,
Das Klang wie mächtig bransender Orgelschall;
Und blaue Blumen, tief erschrocken,
Schwangen die zitternden Blütenglocken.

Von Rosenkelchen fielen die Blätter ab,
Wie lichte Thränen auf ein geliebtes Grab,
Und hoch aus den verfallnen Eöhren
Senkten sich Gräser zu Trauerstößen.

Auf allen Palmen glänzte geweihtes Raß,
Die blühnde Linde schwenkte das Weihrauchfaß,
Und Klagegesänge ließ erschallen
Schluchzend die letzte der Nachtigallen.

Allmählich schwand des sinkenden Tages Schein,
Und durch die Fenster glänzte der Mond herein.
Der Lenz war todt; doch durch die Fernen
Schwebte sein Geist zu den lichten Sternen.

Es liegt ein poetischer Duft über diesem Gedicht, welches dem Talent Kalbed's alle Ehre macht, wie denn überhaupt jedes Probestück der vorliegenden Sammlung eine unleugbare dichterische Begabung bekundet, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Daß Kalbed auch die Geißel der Satire zu schwingen versteht, möge folgendes Sonett darthun:

Den Poeten.

Sieh der Poeten mächtiges Geschwader!
Heil alles greift nach seiner Autorfeder:
Apoll bewohnt Comptoire wie Ratheder,
Es wird gereimt vom König bis zum Bader.

In tausend Aeste ist verzweigt die Ader
Der Poesie: besetzt säßt sich jedweder.
Umsonst zieht die Kritik ihr Schwert vom Feder —
Beknagen wird Chaffepot und Hinterlader!

Der Himmel selbst steigt zu der Erde nieder,
Hellenchtend flammt der Poesie Geloder
In Vater, Mutter, wie in Schwester, Bruder.

O große Zeit, gesangreich, voller Lieder! —
Fort Schiller, Goethe! Ihr seid längst zu Moder! —
Hallelujah! Gedichte ganze Fuder!

Möge diese Satire beherzigen Hr. Johann Müller (Nr. 4)! dieses große Wort „Gedichte ganze Fuder!“ Denn die sogenannten Gedichte dieses Herrn entziehen sich unserm Erachtens jedem andern Maße und lassen eben nur das rein quantitative des Fuders zu. Was will Hr. Johann Müller mit seinen „Vermischten Gedichten“? Wir greifen ein beliebiges Poesm aus der Sammlung heraus. Hier ist eins:

Lied.

Nistelein, Sonnenschein! —
Bögelein, Blümelein:
Macht es euch froh?
Freudenvoll, wonnevoll
Schmelz' allen Gram und Groll! —
Mensch, stimmt es so?

Sonne weck's Blümelein,
's Bögelein, recht froh zu sein:
Mensch, sprich, wer dich?
Schau', all die Herrlichkeit
Dienet zur Lust und Freud':
Sprich, 's ist für mich!

Du hast die Welt erblickt
Und dich hat Gott beglückt,
Herrlichem Sinn(!).
Willst du zufrieden sein,
Kufe die Welt hinein:
Gottheit — ich bin!

Sonnenschein, Mondenschein;
Bögelein, Blümelein,
Schön ist die Welt!
Freude ist, das zu sehn,
Was drin durch das geschehn,
Das sie erhält.

Was soll diese unklare Mystik?

Ueber den „Liedern eines Heimgegangenen“ (Nr. 5) liegt die milde Temperatur eines warm empfindenden Herzens ausgebreitet. Sie bringen viel Tiefgefühltes und Ansprechendes in correcter Form, lassen aber den Reiz des Eigenartigen durchaus vermissen. Auch phantastische Momente finden sich in der Sammlung. Als Probe dafür dieses Lied:

Schon ruhte die Nacht an der stillen Brust
Der frühlingdunst'gen Erde,
Da wurde gesattelt und gezäumt
Und in kurzem saß ich zu Pferde.

Es stoben die Funken, es flog das Roß,
Und der Reiter saß fest im Sattel,
Doch hinter ihm, wol riesengroß,
Der Gram mit schwarzem Geflügel.

„Wo reitest du hin, o Reitersmann?“
Begann das Gespenst zu fragen,
„Glaub' mir's, du kommst noch zeitig an,
Auch ohne Kennen und Jagen!“

Und wie's das Gespenst vorausgesagt,
So ist's in der That geschehen:
Ich hatte noch zwei Tage Zeit,
Mein Liebchen im Sarge zu sehen.

Auch den „Liedern eines Heimgegangenen“ dürfen wir trotz ihres gemüth- und phantastischen Gehalts und ihrer

netten Form keinen höhern Grad anweisen als den des Mittelgutes.

Dasselbe gilt, aber in bei weitem beschränktem Maße, von den Dichtungen „In stiller Stund“ von George Freiherr von Dyherrn (Nr. 6), in welchen in der That etwas von echtem Dichterblut pulstet, und denen wir nur deswegen unser vollstes Lob — wir thun es ungern — versagen, weil wir, wie in den vorher besprochenen Sammlungen, so auch in ihnen jenes Einzig-Eine, jenes individuelle Colorit vermissen, welches wir heutigentags, gegenüber den farblosen Erscheinungen, welche alljährlich ein stattliches lyrisches Contingent auf den Büchermarkt stellen, als das eigentliche Merkzeichen einer die Masse überragenden Begabung von jedem bedeutendem Talent notwendig fordern müssen. Obgleich nun dieses Merkzeichen des Individuellen den Dyherrn'schen Dichtungen fehlt, so heißen wir sie dennoch von Herzen willkommen, weil ihnen ein Ernst der Gestimmung, eine Tiefe des Gefühls und eine Fülle des Gedankens innewohnen, welche sie trotz alles Mangels an einer scharf hervortretenden persönlichen Färbung vor den ephemeren Producten banaler Duodezpoeten rühmlichst auszeichnen. Die Verse Dyherrn's haben etwas Aristokratisches in des Wortes bester Bedeutung. Sie vermeiden alle Trivialitäten des alltäglichen lyrischen Marktes; ihre Form ist elegant. „Das Gebet der Mutter“, „Auf das Grab meiner Mutter“ und „Swantowit“, letzteres aus der „Illustrierten Zeitung“ in weitem Kreise bekannt, sind unsers Ermessens Gedichte von dauerndem Werth. „Sylvesternacht“ ist ein düsteres Nachtstück von großer psychologischer Wahrheit und echt poetischer Wirkung, welches wir seiner Länge wegen hier nicht hersetzen zu dürfen bedauern. Statt seiner mögen wenigstens zwei Lieder Dyherrn's von fast Goethe'schem Duft eine Stelle finden:

Wenn die Abendglocken klingen,
Mag ich gern auf leichtem Kahn
Gleiten über meines Weibers
Silberhelle Wasserbahn.

Ferne taucht die Sonne nieder,
Ihre Sterne bringt die Nacht —
Alles stille, nur das große
Auge dort am Himmel wacht.

Und im Nebelgrau verschwimmen
Dorf und Wiesenplan und Hain —
Und umhüllt von grauem Nebel
Fühl' ich selig mich allein.

Welch ein Schmelz in diesen Versen! Man höre ferner die folgenden:

Flüstere nur mit deinen süßen Worten,
Lächle nur mit deinem Engelsmunde;
Denn dein Flüstern öffnet Traumespforten,
Und dein Lächeln macht daß ich gesunde.

Sanft verführend wirket deine Nähe
Wie die heiligen Orakelhaine,
Macht, daß aus dem Herzen alles Wehe
Ich in selig heißen Thränen weine.

Meinem Herzen kommt ein leises Ahnen
Von der Zukunft Tagen, die verborgen —
Flüstere nur! Dein Flüstern ist ein Mahnen,
Daß ich ruhig harre auf den Morgen.

Das ist echte Poesie! Möge Dyherrn, welcher unsers Wissens mit den vorliegenden Gedichten debutirt, sich

immer mehr bestreben, nach Inhalt und Form nur Dri-ginelles in seinen Poesien zu geben, eine Aufgabe, welcher er in diesen Erstlingsproducten noch nicht ganz gerecht geworden ist — und, wir zweifeln nicht daran, er wird das Erfreulichste leisten. Eine bewegliche Phantasie und jene undefinirbare vis poetica, welche die Herzen gewinnt, gibt ihm schon jetzt die Anwartschaft auf eine ehrenvolle Stellung unter den heutigen Lyrikern.

Wir wenden uns zu den „Gedichten“ von Theodor Altwasser (Nr. 7), ohne Frage den weitaus bedeutendsten unserer heutigen kritischen Revue. Wenn wir oben gelegentlich der Besprechung der Tenner'schen Gedichte sagten, der Schmerz sei die Hebamme alles Großen in der Poesie, so bewahrheitet sich dieser unser Ausspruch, indem wir die Altwasser'schen Poesien betrachten. In ihnen blüht uns aus dem reinen Gefäß einer kristallhellen Kunstform die Passionsblume eines tiefen Schmerzes entgegen — dieser Schmerz aber drückt ihnen das Gepräge des Bedeutenden auf, er erfüllt sie mit einem wahrhaft priesterlichen Ernst der Reflexion. Nun sind aber jedem Ernst, weil die Erden Dinge dem höchsten Maßstabe, mit dem er mißt, niemals Genüge thun können, die Sehnsucht und die Wehmuth verschwifert. So bewegen sich denn auch die Altwasser'schen Gedichte vorwiegend in diesen beiden Gefühlsphären und charakterisiren sich dadurch als zu derselben poetischen Richtung der Kenzeit gehörig, welche man treffend die Poesie des „Weltschmerzes“ genannt hat. Unsere im Bewußtsein ihrer praktischen Welt-tätigkeit fröhliche und lebensfrohe Zeit hat ihr Anathem über den Weltschmerz ausgesprochen und fordert von ihren Poeten einen lebensfrischen, die siegende That, welche im Leben triumphirt, auch in die Dichtung einführenden Ton — gewiß eine berechnete Forderung, in deren Verwirklichung jeder gesunde Poet der Gegenwart seine höchste Aufgabe erkennen muß. Aber wie berechtigt diese Zeitforderung auch sei, die Besonderheit des Individuums muß dennoch ihr Recht behalten, zumal in der Lyrik, deren Element ja eben das Individuelle ist. Sei das Zeitprogramm welches es wolle — audiat et altera pars: auch in der Poesie hat der Weltschmerz seine Berechtigung, wie man sie ihm in der Philosophie längst zugesprochen hat. Führt doch jede Speculation — und die moderne Lyrik, soweit sie sich zum Organ der zeitbewegenden Ideen macht, kann eben nur eine vorwiegend speculative sein — in ihrem letzten Facit, wenn sie mit den Factoren des realen Lebens ehrlich rechnet, zu der Einsicht in die Nichtigkeit des Daseins, zum Gefühle des creatürlichen Schmerzes! Hat doch die zeitgemäße Philosophie den Schmerz des Lebens in ein geschlossenes System gebracht — die Philosophie Arthur Schopenhauer's! Und in der That, in demselben Maße wie die Altwasser'sche Dichtung in ihrer formellen Seite sich mit Glück an Platen, so lehnt sie sich ihrem innern Wesen nach an Schopenhauer an, dem sie denn auch drei vortreffliche Sonette widmet. Die Liebe, die Schönheit und das ewig räthselhafte Jenseits sind die großen Gegenstände der Altwasser'schen Speculation. Theodor Altwasser ist ein Lyriker des Gedankens und darum ein tief melancholischer Dichter, dem die Liebe nur als ein flüchtiger Sonnenblick erscheint, welcher in die dunkeln Schatten des Lebens fällt, ein Dichter, der

in der Schönheit, wie reizend sie auch sei, schon die künftige Verwesung ahnt, und der gegenüber den Fragen des Jenseits an Stelle blinden Glaubens die ganze Macht einer scharfsinnigen Dialektik setzt. Seine drei Sonette an Arthur Schopenhauer lauten:

1.

Was ist der Mensch? Ein flüchtiges Gebilde
Des Geistes der Natur, ein Punkt im Raume,
Ein Blättchen kaum an einem Riesenbaume,
Ein Sandkorn auf unendlichem Gesilde!
Ihn läßt der Weltgeist wie im Spiel entstehen
Und gibt als Erbe ihm ein quälend Sehnen,
Ein mattes Lächeln und ein Meer von Thränen.
Er ist, er träumt — und schon muß er vergehen.
Wie bald, wie bald ist solch Gebild vergessen!
Es gleicht der Uhr, vom Meister aufgezo-gen,
Der nur nach Stunden ward ihr Lauf gemessen.
Und doch muß jeder Mensch mit tiefen Leiden
Dies Sein bezahlen, das ihm Glück gelogen,
Bis er erbßt — im bittern Tod darf scheiden!

2.

Erhebe, wenn du leidest, stets die Blicke
Von deinen Leiden zu den allgemeinen,
So wird, was unerträglich dir will scheinen,
Versöhnen dich dem eigenen Gescheide.
Erkenne dich als Beispiel stets des Ganzen,
Denn Schmerz ist aller Sterblichen Genosse,
Er wechselt nur durch Zufall die Geschosse:
Hier sticht mit Nadeln er, und dort mit Lanzen.
Wer fühlt, daß Leid die Wesenheit des Lebens,
Wird still sein Haupt und in Ergebung neigen;
Der Weisheit nahe, litt er nicht vergebens.
Ergebung macht vom Schmerz, dem Zufalls-spiele
Der Welt, uns frei und lehrt erhabnes Schweigen.
Ehrwürdig sehn wir so am letzten Ziele.

3.

Es sind die Freude und das Glück hienieden
Vom Zufall uns auf kurze Zeit geliehen;
Nichts ist beständ'ger als des Glückes Fliehen,
Oft hört ein Augenblick der Seele Frieden.
Das Leben selbst ist nichts denn ew'ges Sterben,
Ein jeder Athemzug nur Todesbringen!
O, Täuschung, das als herrlich zu besingen
Und schön, was nächstens bricht ein Hauch in Scherben!
Es schmückt die Schönheit Bilder nur des Lebens,
Wenn edle Kunst und Dichtung sie verklären
Im Sternenszuge höchsten Jugendstrebens.
Die Kunst erbßt vom Leben. Es nicht kennen,
Und jung schon fliehn zu ihren lichten Sphären:
Dies wäre wol das höchste Glück zu nennen!

Theodor Altwasser gemahnt uns lebhaft an Albert Mäser, einen viel zu wenig gewürdigten Lyriker großen Stils, welcher im Jahre 1865 zuerst mit einem Band Gedichte an die Öffentlichkeit trat. In beiden lebt der elegische Geist eines Hölderlin, eines Platen. Beide haben die Sehnsucht nach dem Schauen des Vollendeten gemein. Auch in einem äußern Moment begegnen sich beide, in der Vorliebe für die Form des Sonetts. Aber in Mäser finden wir die dichterischen Eigenschafsten Altwasser's noch potenzirter und ausgesprochener wieder. Sein Kunststil hat einen noch feinern Schliff als der Altwasser's. In beiden liegt ein Zug edelster dichterischer Klasse. Von den Altwasser'schen Gedichten erwähnen wir als besonders ge-

lungen die folgenden: „Dichtermuth“, „Glück“, „Stoiker“, „Zweiter Tod“ und den Sonettencyclus: „Urwaldleben“. Als Beweis dafür, daß Altwasser kein bloßer Reflexionslyriker ist, sondern auch mit Geschick zu schildern versteht, möge das folgende farbenprächtige Gedicht dienen:

Nilfahrt.

Pfeilschnell tanzt das schwanke Fahrzeug durch des Niles gelbe
Fluten,
Drüber schwimmt Aegyptens Himmel, aufgelöst in goldne
Gluten.
Von den dunkellaub'gen Ufern rauschen laut die Sykomoren,
Wellen hüpfen um die Barke, murmeln wie im Traum ver-
loren,
Brechen sich in weißem Schaume an des Schiffes schwarzen
Planen.
Schweigend ruhn die grünen Ufer, träumend ruhen die Ge-
danken.
Tiefe Stille auf dem Strome; schwach nur klingt der Tau-
ben Girren,
Die in wolkenlichten Zügen hoch durch goldne Rüste schwirren.
Weiße Segel in der Ferne; längs des Strandes Palmenhaine,
Deren schlanke Stämme glänzen roth im Abend-schnein.
Scharen von Flamingos wandeln stolz in üpp'gen Wald-
gefil-den.
Fliegen auf beim Raqn der Barke, gleichend ro'sgen Dunst-
gebilden.
Fernhin schimmern prächt'ge Villen, hingefüt am heil'gen
Strome,
Dort Kairos mächt'ge Bauten, Minarets und spitze Dome.
An der gelben Wüste Saume ragen Sixehs Pyramiden,
Hochgetürmte Riesensürge, ewig wie des Todes Frieden!
Und der alte Nilstrom flüßert von versunknen, grauen Zeiten,
Die der träumerischen Seele wie im Flug vorübergleiten,
Vom Geheimniß seiner Quelle und von Thebens Numien-
grüsten,
Von dem Memnon, dessen Weisen nimmer klingen in den
Rüsten.
Und die Welt der Monumente steigt herauf vor unsern Blicken;
Von den Pyramidenwänden steife Götterbilder nickn;
Aus dem Höhlengrabe Ramses' schallen laute Harfenklänge,
Wilde Klagen todt'er Kön'ge und der Priester Grabgesänge.
Hoch aus gelber Wasserfläche taucht mit prächt'gen Säulen-
hallen
Auf der Isis heil'ger Tempel, drin die Göttin scheint zu
wallen,
Behr in weißem Grabgewande, gramesbleich, mit Händeringen,
Während zwischen düstern Klippen Priester Weihrauchfässer
schwingen.
Ur-geschichte träumt die Seele, lösend alte Zaubersiegel,
Wenn das schnelle Schifflein gleitet auf des Niles goldnem
Spiegel.

Diese wuchtigen Trochäen Altwasser's haben etwas Monumentales, dessen Reiz der Leser sich schwerlich entziehen wird. Dasselbe gilt von dem schönen Gedicht: „Nachts am Nilufer“, aus welchem uns, wie aus dem eben citirten, die Tropenluft des Orients sinnbestrickend und fast dämonisch anweht. Ehe wir von Altwasser's Gedichten scheiden, können wir uns nicht versagen noch ein vortreffliches Sonett dieses Dichters hier folgen zu lassen, welches uns charakteristisch für die Altwasser'sche Dichtweise erscheint:

Glück der Thoren

Zu sehn, wie in der Welt Millionen Narren
Hochmüthig sich mit Rang und Bildung brüsten
Und Götzencultus weihn den eignen Büsten,
Bis Selbstsucht macht ihr Herz zu Eis erstarren;

Zu sehn, wie andre Thoren Lasten karren,
Die doch verstaun an den flüg'lichen Küsten:
Beschleicht uns da nicht Eltel, nicht Gellisten
Nach jener Grube, wo sie uns verscharren?

O, Freund, ein Unglück ist's, geboren werden
Mit dem Bewußtsein von den Nichtigkeiten
Des saden Lebens! Glaube mir — auf Erden
Ist glücklich nur der Thor für alle Zeiten;
Ihm macht das Gift des Denkens nie Beschwerden,
Das tiefste Pein dem Denker muß bereiten.

Die Altwasser'schen Poesien tragen durchweg den
Stempel des Männlichen, des Gereiften; wir haben es
mit einem nicht mehr jungen Poeten zu thun, wie er denn
auch in dem „Vorwort an den Leser“ sagt:

Was ich im Lenz geliebt — ich sah es sterben;
Was ich im Lenze sang — es ist verklungen;
Was mir geliebt, sind Erinnerungen,
Da meine Tage herblich nun sich färben.

Es ist ein wohlthuendes Gefühl für den Kritiker, einem
Dichter mit so prägnanter Physiognomie, einem Dichter,
der eines so hohen Ernstes und einer so edeln Gesinnung
voll ist, auf den Höhen der Poesie zu begegnen, ein um
so wohlthuenderes Gefühl, als gegenüber der heute so gang-
baren leichtgeschürzten Lieberpoesie die Lyrik großen Stils
fast auf dem Aussterbeetat steht. Möge das Publikum
unserm Dichter gegenüber beweisen, daß es noch Sinn
hat für schwer wiegende dichterische Leistungen und ihn so
ermuthigen, fortzustreben auf diesem nicht dornenlosen Wege!

Wir schließen unsere diesmalige kritische Umschau, in-
dem wir der Beurtheilung der im Vorhergehenden be-
sprochenen Lyriker diejenige einer historisch-epischen Dich-
tung in ottavo rime anschließen. Es thut uns leid, den
„Washington“ von Joseph Janisch (Nr. 8) als ein im
ganzen verfehltes Product bezeichnen zu müssen. Von
einer episch-historischen Dichtung fordern wir in erster
Linie plastische Gruppierung der handelnden Hauptcharak-
tere und lebhafteste Massenbewegung der sie umgebenden
Gestalten neben einer streng componirten und durch scharf
markirte Einschnitte gegliederten Handlung; außerdem eine
lebendig in die Augen springende Scenerie, große historische
Perspectiven und einen gewissen Freskenstil in der Dar-
stellung — Eigenschaften, welche der „Washington“ von
Joseph Janisch leider nur allzu sehr vermissen läßt. Keine
einzig der handelnden Personen tritt in diesem „Washing-
ton“ mit scharf sich abzeichnender Prägnanz hervor. Dazu ist
die Schilderung der Begebenheiten in den beiden ersten Ge-
sängen matt und nicht einmal an allen Stellen klar. Erst
im dritten und vierten Gesang schwingt sich die Diction
einigermaßen empor und bringt es zu einem lebhaftern
historischen Colorit. Aber das Ganze bleibt im Chroniken-
haften stecken und überschreitet in keiner Weise die Rang-
höhe einer sich leidlich lesenden Heimchronik. Wozu aber
bei einer Geschichtserzählung, welche ihrem Wesen nach
prosaisch ist wie die vorliegende, das poetische Gewand?
Für die Prosa des Ganzen können einzelne poetischere
Partien des „Washington“, wie die im Folgenden mit-
getheilte, die Schlacht bei Yorktown behandelnde Episode,
nicht genügend entschädigen. Diese Episode möge zugleich
eine Probe des keineswegs kunstvollendeten Stils des Ver-
fassers liefern:

Nacht ist's. Es ruht das Heer in stillem Frieden
Auf Yorktowns meerbegrenztem Kampfgefild;
Im Schlafe finden Kräftigung die Mäden
Zum heißen Kampfe, dem es morgen gilt.
Auch er, dem Ruhe unterm Baum beschieden,
Washington schlummert sanft, bedeckt vom Schild
Des Glaubens, daß ein Gott im Himmel wacht
Und Sieg verleihe der gerechten Sache.

Da schläft das Heer, das tapfere, das treue,
Zu einem großen Werke ausersehn;
Es hat empfangen seine Todesweibe,
Um unerschütterlich dem Feind zu stehn.
Wol viele wird das Auge in der Reihe
Der Lebenden am Abend nicht mehr sehn.
Heil ihnen! Wimmer stirbt, wer hier sein Leben
Für Vaterland und Freiheit hingegeben.

Der Tag bricht an — es schlägt die ernste Stunde
Des letzten Kampfs für Unabhängigkeit.
Mit Frankreichs Flotte und dem Heer im Bunde
Entwickelt sich Washington's Thätigkeit.
Um Yorktown und um Gloucester in der Runde
Stehn Heer und Flotte schon zum Kampf bereit.
Und nun erdröhnen furchtbar die Geschütze,
Tod und Verderben sprühen ihre Blitze.

Ein Donner ist es, daß die Erde bebt,
Und mächt'ger brausen Strom- und Meeresfluten;
Das Heer bringt vor, vom höchsten Muth belebt,
Und Englands „Charon“ steht in Flammengluten.
Die Siegeshoffnung kräftigt und erhebt,
Ob Helben auch aus Todeswunden bluten.
Yorktown! Dir ist ein herrlich Los beschieden;
Hier wird Amerikas Geschick entschieden.

Ununterbrochen, Tag' und Nächte währt
Der Donnersturm aus des Geschützes Munde;
Die Flamme loht, der Bomben Wucht zerflört,
Und vielen Briten schlägt die letzte Stunde.
Zwei der Rebouten, stark vom Feind bewehrt,
Sind jetzt das Ziel des Freiheitshers im Bunde.
Der Angriff wird entschlossnen Muths begonnen,
Und beide ruhmvoll rasch mit Sturm gewonnen.

Befehligt ward die eine Sturmcolonne
Von Lafayette — und von Biomenil
Die andere. Hamilton strahlt als Sonne
Den Siegespfad voran zum hehren Ziel.
Und Löwenthön, durchglüht von Helbenwonne,
Hat jede Schar gekämpft im Sturmgewühl.
So wurde dieses Bollwerk denn bezwungen,
Cornwallis' Händen siegreich es entrunnen.

Die ottavo rime des Gedichts sind, wie diese Probe
beweist, im ganzen fließend, doch fehlt ihnen jeder poetische
Abel, und prosaische Ausdrücke, welche sich hier und da
einmischen, geben ihnen oft eine Stellung völlig außerhalb
der Poesie. Ob die Form der ottavo rime überhaupt
die dem deutschen Epos der Gegenwart gemäße ist, möch-
ten wir trotz des Vorgangs von Hermann Ringg u. a.
bezweifeln. Ein iambisches Maß mit freien Reimver-
schlingungen, wie es z. B. der Herausgeber d. Bl. in sei-
nem Epos „Carlo Zeno“ in Anwendung gebracht hat,
scheint uns der Natur des modernen epischen Gedichts
angemessener zu sein als die unbequeme und oft hem-
mende Fessel der ottavo rime. Der „Washington“ von
Joseph Janisch erscheint in prachtvoller Ausstattung und
ist dem bekannten ungarischen Patrioten Franz von Delaf
gewidmet.

Zur Charakteristik der Insel Sardinien.

Reise auf der Insel Sardinien. Nebst einem Anhang: Ueber die phönizischen Inschriften Sardiniens. Von Heinrich Freiherrn von Malkan. Leipzig, Dyl. 1869. 8. 2 Hft. 15 Rgr.

Wir sind nicht gewohnt, Frn. von Malkan in Europa zu begegnen. Wer so kühn ist, sich mit Gefahr des eigenen Lebens unter die Pilger zur Kaaba zu mischen, wer die Wüsten Afrikas und Arabiens zu durchziehen gewohnt ist, für den pflegen die zahmen Schönheiten, die alltäglichen Abenteuer und der durchspülte Boden des alten Europa keinen Reiz mehr zu haben. In der That erzählt uns der Verfasser im Vorworte, er habe es sich geradezu zur Regel gemacht, nie etwas über Italien zu veröffentlichten, weil er nicht hundertmal Gefagtes wiederholen wolle. Aber vor einer Epidemie aus Afrika nach dem nahen, ihm noch unbekanntem Sardinien geflohen, fand er, daß die Insel in mancher Beziehung überhaupt noch weniger bekannt als Nordafrika und der Orient, vor allem in der deutschen Literatur bis jetzt fast ganz unberücksichtigt geblieben sei. Zugleich übten, wie es scheint, die vielen und interessanten Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie, welche zum Theil neue Streiflichter werfen auf die alte Geschichte der Insel und der vielen Völkerschaften, welche dort Fuß gefaßt und Herrschaft geübt haben, einen großen Reiz auf den Verfasser aus, der hier als gewiegter Fachmann auftritt, während den Touristen die mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten der Bewohner in Wohnung und Tracht, in Sitte und Herkommen anlocken dürften.

Man möchte glauben, daß diese Insel gar nicht in Europa läge, so wenig kümmert man sich um sie. Namentlich in Deutschland scheint man dies interessante Stück Erde sehr zu unterschätzen. Daß das Land einige landschaftliche Schönheiten besitzt, daß es eine interessante Fauna aufzuweisen hat, und daß sich daselbst große, geheimnißvolle, thurmartige Denkmäler, die Nurhagen, befinden, das wäre so ziemlich alles, was man in unserm Vaterlande von Sardinien wissen dürfte. Vielleicht hat auch hier und da ein Speculant von den Bergwerken gehört. Daß aber die Insel in allen Naturreichen höchst Interessantes bietet, daß sie außerdem archäologische Schätze der mannichfaltigsten Art, aus dem phönizischen, römischen und griechischen Alterthum, daß sie zahlreiche Ruinenstädte, daß die Hauptstadt ein in seiner Art einziges Museum besitzt, davon haben nur wenige eine Ahnung.

Italiener, Franzosen und Spanier haben sich von jeher als nahe Nachbarn mehr um die Insel bekümmert als die Deutschen, freilich keineswegs immer aus ganz selbstlosen Motiven. Aber alle bedeutendern Schriften über diesen Gegenstand sind aus der ersten Hälfte, ja zumeist aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts, während eine nicht geringe Anzahl wichtiger Entdeckungen sowohl auf dem Gebiete der Archäologie und der Geschichte wie der Productenkunde des Landes erst im letzten Jahrzehnt gemacht worden sind. So sind nicht nur Bücher wie Valéry's „Voyage en Sardaigne“ (Paris 1833) und die „Historia general de la isla y regno de Cerdena“ (Barcelona 1833), sondern auch Alberto Lamarmora's großes sechsbändiges Werk „Itinéraire de la Sardaigne“, (von Spano ins Italienische übertragen), wenn auch in vieler Hinsicht noch immer und vielleicht für immer das

Beste, was über Sardinien existirt, theilweise veraltet. In nicht minderm Grade ist dies bei dem einzigen deutschen erwähnenswerthen Werke über Sardinien der Fall (Hörffelmann, „Geschichte, Geographie und Statistik der Insel Sardinien“, Berlin 1838), dessen Existenz dem Verfasser des vorliegenden Buches unbekannt geblieben zu sein scheint.*)

Fr. von Malkan landete, von Palermo kommend, am 10. Februar 1868 im Hafen der südlichen Hauptstadt Cagliari, ehemals die Residenz des Vicekönigs, jetzt des Präfecten. Er beschreibt uns ihre Lage, Bauart und Umgegend, berichtet uns über die Schätze ihres an nationalen Erzeugnissen aller Art sehr reichen Museums, die Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner und der Todtenstadt des alten Karales. Dann begleiten wir ihn westwärts in den Minenbistric von Iglesias, einer neu geöffneten Quelle des Lebens und Reichthums für die Bewohner der Insel. Von der Südwestspitze, wo die Insel Sant'Antioco noch die Spuren — man kann kaum sagen Trümmer — des alten Sulci birgt, führt er uns nordwärts über Oristano, das alte Tharros mit seiner mächtigen schätzereichen Metropolis, und Paulolato nach Macomar, in dessen Nähe die zahlreichsten und bedeutendsten jener wunderbaren Bauwerke, der Nurhagen, stehen, und weiter über Bosa und Torralba nach Sassari, der bereits stark italianisirten Hauptstadt des Nordens. In leichtern Umrissen flüchtiger Skizze zieht dann die Nordküste, einschließlich ihrer Inseln (darunter auch Garibaldi's Eigenthum und Wohnort Caprera), und die unwirthliche Ostküste, an der den Reisenden der kleine Dampfer entlang führt, welcher allwöchentlich die Insel umsegelt, an unsern Blicken vorüber. Dieser Reisebeschreibung, welche jedoch von zahlreichen, zumal archäologischen Excursen unterbrochen ist, folgen zusammenhängende Darstellungen der sardinischen Volksdichtung, der nationalen Geschichte des Landes, seiner geognostischen Verhältnisse und mineralogischen Producte, seiner Flora und Fauna einschließlich der Bodencultur und Viehzucht; endlich ein freilich nur für den Fachmann interessanter Anhang über einige theils neu interpretirte, theils neu edirte oder bisher unedirte phönizische Inschriften.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, „auf das weniger allgemein Bekannte in Bezug auf Sardinien aufmerksam zu machen“. Diese Absicht stimmt allerdings nicht ganz mit dem oben angeführten, unzweifelhaft auf Wahrheit beruhenden Ausspruch, daß für das größere deutsche Lesepublikum Sardinien geradezu eine terra incognita sei. In der That soll in diesen Worten wol nur eine Rechtfertigung dafür liegen, daß die neuern archäologischen Forschungen und Entdeckungen nebst der mittelalterlichen Geschichte der Insel so vorzugsweise eingehend behandelt wurden. Das ganze Werk erhielt aber dadurch einen unharmonischen Charakter und ein unsymmetrisches Gefüge; es ist keine Reisebeschreibung mehr, und doch keine Monographie geworden.

*) Auch Alfred Meißner hat eine interessante Reiseskizze über Sardinien veröffentlicht.
D. K. v. b.

Allerdings hatte der Verfasser, abgesehen davon daß er selbst auf diesem Felde vollständig zu Hause und ein scharfer Beobachter ist, noch einen besondern Grund, den archäologisch-historischen Theil seines Buchs so in den Vordergrund zu rücken. In der Person des Kanonikus Spano in Cagliari, des gelehrtesten unter allen Lebenden Sardinern, fand er einen ebenso uneigennütigen wie eifrigen und intelligenten Helfer auf diesem Gebiete. Spano ist ein typisches Exemplar einer Gattung, die sich auf italienischem Grund und Boden ungleich häufiger findet als daheim bei uns. Ebenso erfüllt von glühender Heimatsliebe wie von dem reinsten Interesse für die Wissenschaft, widmet er sein Leben beiden zugleich, indem er sein engeres Vaterland nach allen Seiten hin, vor allem freilich seine Geschichte, aufs gründlichste durchforscht und es durch Schriften und Sammlungen, die er mit der größten Uneigennützigkeit und Liberalität zum Gemeingut macht, zu bereichern und über sich selbst aufzuklären und ebenso in den Augen des Auslandes zu heben sucht. So war er auch sofort bereit, Malzan überall und auf alle Weise zu unterstützen, ganz besonders damit man auch in Deutschland seine heimatliche Insel besser als bisher kennen und würdigen lerne.

So erklärt es sich, daß sein archäologisches Stedenpferd mit dem Verfasser bei mehreren Gelegenheiten durchgeht. Abhandlungen wie die über die sardinischen Götzenbilder, oder der mit großem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit geführte Beweis, daß Tharros eine phönizische, nicht eine ägyptische Colonie gewesen sei, oder gar die Inschriftendeutungen des Anhangs gehören in ein wissenschaftliches Werk, nicht aber in eine dem ganzen gebildeten Publikum bestimmte Touristenschrift, was unser Buch, wenn auch im besten Sinne, doch immerhin ist und sein soll. Dasselbe gilt von dem Kapitel: Nationale Geschichte Sardinens, im wesentlichen einem Auszuge aus dem Pergamene d'Arborea, den von dem cagliaritanischen Bibliothekar Martini herausgegebenen, von Pillitu entzifferten, aus dem 9.—14. Jahrhundert stammenden Pergamenten aus dem alten Archiv von Arborea, der Hauptstadt eines der vier Fürstenthümer (Judicate), in die das mittelalterliche Sardinien getheilt war. Kein Zweifel, daß unsere Kenntniß des sardinischen Mittelalters durch diese Beiträge wesentlich verbessert und vervollständigt wird; aber wer anders als ein specieller Fachmann hat für diese trodene Aufzählung von Namen und Daten, für diese obskuren Tetrarchen und ihre für den Gang der europäischen Völkerentwicklung absolut einflußlosen Schicksale irgendein Interesse, selbst abgesehen von der mehrfach behaupteten Unechtheit gerade der ältesten und wichtigsten unter diesen Documenten? Nur die Nationalheldin Eleonore von Arborea, eine der ausgezeichnetsten purpurtragenden Frauen des Mittelalters, deren Name noch heute, nach fast einem halben Jahrtausend, im Munde der Bewohner des nordwestlichen Sardinens lebt, erweckt sowol durch ihren sieggeläuterten Unabhängigkeitskampf gegen das mächtige Arragonien, wie durch ihre weise und erleuchtete Regierung im Innern auch heute noch unsere lebhafteste Theilnahme.

Daß uns der Verfasser über die Nurhagen eine eingehende, durch treffliche, aus den Schriften von Lamar-

mora und Spano entnommene Holzschnitte illustrierte Abhandlung liefert, wird hingegen den meisten Lesern des Buchs willkommen sein. Allerdings gehören diese räthselhaften Bauwerke zu den wenigen Merkwürdigkeiten der Insel, die mindestens dem Namen nach auch auf dem europäischen Continente ziemlich allgemein bekannt sind. Aber seit Spano gegen die bisher herrschende Meinung, welche sie für Grabdenkmäler erklärte, ihnen die Deutung als Wohnungen, beziehungsweise Festungen der Ureinwohner gegeben hat, haben diese Ruinen ein neues Interesse gewonnen. Die Nurhagen*) sind thurmartige, aus mächtigen, ziemlich roh behauenen Steinen massiv aufgeführte Gebäude von der Gestalt eines oben abgeflachten Kegels. Ihre Größe ist sehr verschieden; sie sind ein- oder zwei-, in einzelnen Fällen dreistöckig, jedes Stockwerk mit einem kreisförmigen nach oben spindelförmig sich zuspitzenden Gemach, ohne Fenster und Rauchfang, innen mit Wendeltreppen versehen, das zweite Stockwerk jedoch auch mit besonderer äußerer Eingangstür. Oben endeten sie wahrscheinlich in ein flaches Dach, wenigstens ist nirgends eine Spitze, die übrigens der ganzen Anlage anscheinend besser entsprechen würde, vorhanden. Die Nurhagen finden sich gruppenweise zumal über den ganzen Westen der Insel vertheilt; im ganzen zählt man ihrer gegen 4000, zum Theil noch trefflich erhalten.

Malzan findet nun zwar die Erklärung Spano's, die Nurhagen seien die ersten Wohnungen der Ureinwohner des Landes gewesen, nachdem diese aufgehört hatten in den in manchen Gegenden Sardinens wie Siciliens noch sichtbaren Höhlentammern zu hausen, so klar und einfach zugleich, daß er sie dem Ei des Columbus vergleicht und sehr geneigt scheint, jeden Zweifel daran als eine Kezerei zu betrachten. Aber der eigenthümlich ausgebildete Gewölbekonstruktion, die große Festigkeit, die klare und kunstgerechte Anlage des Ganzen, welche auf einen höher entwickelten Kulturzustand der Erbauer zu deuten scheinen; dazu der phönizische Name, der absolute Mangel an Licht- und Rauchöffnungen — Referent gesteht, daß ihm zwar die bisher geltende Gräberhypothese keineswegs zusagen, aber auch die Spano'sche Theorie, soweit sie sich aus der vorliegenden Schrift beurtheilen läßt, durchaus nicht als unzweifelhaft bewiesen erscheinen will. Sicher hat der sardinische Gelehrte dagegen recht in der scharfen Scheidung zwischen diesen Bauwerken und den früher oft damit vermengten Tumbas de sus Gigantes, den Riesengräbern, wie sie das Volk nennt, die, ganz unsern Hünengräbern entsprechend, nur häufig mit Monolithen in verschiedener Form als Denkmäler bezeichnet, ebenso wol wie die des Nordens menschliche Gebeine, und ebenso wenig wie diese die eines Riesenvolkes enthalten.

Kein Land Europas ist seit einer langen Reihe von Jahrhunderten so wenig von der allgemeinen Kulturbewegung berührt wie Sardinien. Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß wir noch heutzutage so deutlich die Spuren der verschiedenen Völkerschaften wahrnehmen, die seit Jahrtausenden nach- oder miteinander diesen Boden bewohnt haben. Zu den Nurhagen der Autochthonen (?),

*) Der Name scheint phönizischen Ursprungs zu sein, von nur, Licht, Feuer, und hag oder vielmehr enag, Opfer, Heiligthum, was allerdings der Deutung als Wohnung der Autochthonen nicht eben günstig ist.

den rothen Öfenbildern einer spätern barbarischen Bevölkerung, den geheimnißvollen Alterthümern mit ägyptischem Typus, den phönizischen, karthagischen und endlich den Resten aus der römischen Kaiserzeit kommen eine nicht geringe Anzahl von Denkmälern des Mittelalters, zumal eine Menge von Kirchen im Nordwesten der Insel, um welche die dazu gehörigen Wohngebäude spurlos verschwunden sind, während die Gotteshäuser zum großen Theil vollkommen erhalten blieben. Malzan erblickt in denselben Producte eines eigenthümlichen, selbständigen Baustils, eine Annahme, welche uns jedoch die zahlreich in den Text eingedruckten trefflichen Holzschnitte selbst genügend zu widerlegen scheinen. Dieselbe romanische Architektur, wie sie die Kirchen und andere öffentliche Gebäude des 11. und 12. Jahrhunderts an der gegenüberliegenden Küste des Festlandes zeigen, mit ihren Rundbögen, abgeordneten Thürmen und bunten Marmorfacaden, tritt uns auch hier wieder entgegen, was um so weniger zu verwundern ist, als Pisa im 11. Jahrhundert den größten Theil der Insel eine Reihe von Jahren hindurch beherrschte.

Die sardinische Sprache betrachtet der Verfasser, wie uns scheint mit Recht, nicht als einen italienischen Dialekt, sondern als einen eigenen Hauptast am Stamme der romanischen Sprachen, zwischen Spanisch und Italienisch etwa die Mitte haltend. Allerdings gibt es auf der Insel selbst zwei Hauptmundarten, die wieder in eine Anzahl von Unterdialekten zerfallen, wie das bei einem Lande, dessen Theile bis auf die neueste Zeit so wenig in Verkehr miteinander gestanden haben, natürlich ist; aber die gemeinsamen Elemente sind doch, mit Ausnahme des dem Genuesischen sehr verwandten Dialekts in dem italianisirten Sassari, weit überwiegend. Vom Italienischen unterscheidet sich das Sardinische auffallend durch die vollen Formen der dort verstümmelten Wörter (*voci tronche*, wie *libertà* für *libertate*, *è* für *est*, u. s. w.); durch die aus dem lateinischen *ipso* gebildeten Artikel *su*, *sa*, statt des italienischen, aus *illo* gebildeten *il*, *la*; durch die vielen kräftigen consonantischen Wortendungen u. s. w. Es nähert sich deshalb ungleich mehr dem Lateinischen, wie folgende Probe beweist, die zugleich Sardinisch und (freilich schlechtes) Lateinisch ist:

O Deus, qui es in sanctitate,
Te adoro et servo cum amore;
Maria, qui es in puritate,
Te rogo, libera nos a malo! —

oder wenn ein Bewohner der *Barbagia*, einer Landschaft der Westküste, zum Nachbar spricht: „*Columba mea est in casa tua.*“

Eine sardinische Literatur zu schaffen, ist der neuesten Zeit aufbehalten geblieben. Bis eine Gesellschaft sardinischer Patrioten vor wenigen Jahren eine bündereiche Sammlung sardinischer Poesien aus allen Gebieten der Dichtkunst veranstaltete, lebten dieselben, selbst die dramatischen (freilich nur *Mysterien*) nicht ausgeschlossen, nur im Munde des Volkes, von Generation zu Generation sich vererbend und dabei natürlich wie ein lebendiges Gewächs sich fortwährend verzweigend und metamorphosirend. Die erwähnte Sammlung enthält übrigens auch eine große Menge neuerer Gedichte, vielleicht von den Compilatoren

1871. 17.

derselben verfaßt, die durchaus keine Volkslieder sind, zum Theil sogar einen gelehrten Charakter tragen. Götter- und Heldensagen und darauf gegründete Volksepen fehlen gänzlich; auch die lyrischen Volks-, zumal Liebeslieder, sind offenbar fast alle modernen Ursprungs oder doch wenigstens so verändert, daß die ursprüngliche Form ganz verloren gegangen ist. Die Form der lyrischen Gedichte ist außerordentlich künstlich: wir begegnen auf Schritt und Tritt der *Sestina*, der *Decime* und ähnlichen raffinierten Bildungen, während bei den satirischen Poesien, von denen uns Malzan zahlreiche Proben mittheilt, die *ottava* und *sesta rima* vorzuherrschen scheinen. Im ganzen können wir in den mitgetheilten Mustern wenig Originalität und nur geringen poetischen Werth entdecken; in ersterer Beziehung unterscheiden sie sich von den entsprechenden Poesien des italienischen Festlandes nur durch die Sprache, sonst erinnern Form und Inhalt, Geist und Ausdruck derselben sehr lebhaft an die italienischen Dichtungen des *Seicento*; in letzterer Hinsicht aber können sie, zumal wenn wir hier, wie anzunehmen, eine Auswahl vor uns haben, mit den bessern venetianischen, toscanischen, neapolitanischen und sicilianischen Volksliedern keinen Vergleich aushalten. Dagegen versichert uns Malzan, daß in keinem Lande die Stegreifdichtung in höherer Blüte stehe als in Sardinien, nicht von Improvisatoren in *Frac* und *Glacéhandschuhen*, sondern von Bauern mit berben Fäusten, von Analphabeten, d. h. Leuten ohne alle Schulbildung gepflegt und geübt. Da finden denn auch noch Wettkämpfe statt, die etwa die Mitte zu halten scheinen zwischen einem Freisingen in *Nürnberg* oder *Augsburg* und dem Sängerkriege auf der *Wartburg*. Charakteristisch ist es dabei, daß Leute, die seit dem zweiten Lebensjahre blind sind, in glühenden wohlgedrechselten Versen die Schönheit der Frauen besingen, und daß die Landesitte auch einem frommen Pater gestattet, sich bitter über *Amor's* Lücken zu beklagen. Wer in diesen „Volksliedern“ Naturtöne zu vernehmen, wer aus ihnen des Volkes *Freud' und Leid' und Haß* herausklingen zu hören erwartet, wird sich arg getäuscht finden. Das Volk übt hier die edle freie Sangeskunst wie weiland unsere Meisterlänger — das Dichten, d. h. in Reimen und Rhythmen reben, und das Singen ist ein Zeitvertreib, zu dem dies Volk besonders große Neigung und Begabung hat und der ihm trefflich ansteht.

Wer an mannichfach wechselnden, alterthümlichen und originellen Sitten und Trachten Freude hat, wird in Sardinien reiche Befriedigung finden.

Der aus vier aneinandergenähnten zottigen Schaffellen bestehende Mantel über dem rothen albanesischen Wams und dem kurzen, an die griechischen *Fustanelle* erinnernden Faltenrock, weite bauchige Leinwandhosen, die in eng-anliegenden Samaschen stecken, und die fast nie abgelegte, in ihrer Form an die phrygische erinnernde Mütze sind die wesentlichen Bestandtheile des übrigen im Norden der Insel schon verschwindenden Nationalanzugs der Männer. Sehr mannichfaltig dagegen, aber alle höchst eigenthümlich, sind die weiblichen Trachten, am schönsten die der Umgegend von *Sassari*. Nur mit großer Mühe gelang es dem Verfasser, einige Photographien sicilianischer Frauen in ihrer Nationaltracht zu erlangen —

beiläufig wahre Urbilder der Säßlichkeit, obwol nach Malgans Versicherung der Frauentypus Sardiens, im geraden Gegensatz zu den meisten Gegenden Italiens, den männlichen an Schönheit weit übertreffen soll.

Fügen wir zu solchen eigenartigen und malerischen Gewändern die großen, fensterlosen, nach der Straße sich öffnenden und gleichsam auf die Straße sich fortsetzenden Wohnstuben, in denen der Esel als Familienglied noch heute die Hausmühle dreht wie vor 2000 Jahren; die bezahlten Heulweiber, die eine förmliche mehractige Pantomime im Sterbezimmer aufführen; die in einer Reihe origineller Scenen sich abwickelnde Vermählungsgeschichte eines jungen Paares von der ersten Werbung an bis zu dem Hochzeitmahle, wo die Neuvermählten von Einem Teller mit Einem Löffel essen, oder gar bis zum ersten Wochenbette der jungen Frau, wo der Herr Gemahl sich auf einige Minuten in Gegenwart der Verwandten und Freunde zu ihr legen muß, um dieselbe Ceremonie zu wiederholen; die eigenthümlichen Tänze und Kampfspiele: — wozu eine reiche Fundgrube für unsere Maler, welche Erlösung von den endlos wiederkehrenden Ziegenhirten der Campagna, den Pifferari der Pontinischen Sümpfe, der schönen Albaneserin oder Genueserin, den Fischern von Capri oder Nettuno, den Bettlern der Spanischen Treppe!

Sardinien ist noch immer das Land der Blutrache und Selbsthülfe. Infolge dessen fehlt es in den Bergen nicht an Banditen, d. h. Geächteten, vor dem Arme des Gesetzes Flüchtenden, die aber durchaus nicht mit den briganti oder malviventi des Festlandes, den gewerbmäßigen Straßenräubern, zu verwechseln sind. Die letztern sind höchst selten; die Banditen dagegen sind nur ihren Feinden oder den sie verfolgenden Dienern des Gesetzes gefährlich.

Erst in der neuesten Zeit beginnt die Bevölkerung — dank theils der Entwicklung der nationalen Idee, welche auch hier, wenigstens in den Städten, die Gemüther entzündet und den alten bitteren Haß gegen Piemont, als dessen gezwungene Vasallen sie sich betrachteten, getilgt hat, theils dem allmählich tiefer eindringenden Volksunterricht, und ganz besonders den seit 50 Jahren von der Regierung, anfangs gegen den entschiedensten Widerstand sowol des Feudaladels wie der niedern Volksschichten, gebauten Verkehrsstraßen — sich den modernen Begriffen von Recht und Gesetz anzubequemen, als Angehörige eines größern Staatswesens zu betrachten und überhaupt der Civilisation des Jahrhunderts bei sich Eingang zu gestatten. Das Aufblühen der Industrie, und die Möglichkeit die Producte des Landes rasch zu verwerthen, wird auch den lange vernachlässigten Landbau wieder heben. Ob freilich die halbe Million Bewohner (Malgan spricht sogar nur von 400000) wieder auf das Vierfache, eine Zahl die im Alterthum erreicht worden sein soll, heranwachsen werde, möchte man nach des Verfassers Angaben über das mörderische Klima der Insel bezweifeln. „Sardinien ist überall ungesund“, sagt er, „selbst seine gesunden Gegenden zeigen sich reich an speciellen klimatischen Krankheiten.“ Von einer ganzen Reihe von Ortschaften erzählt er, ihr Klima sei für den Fremden absolut tödtlich, für Einheimische kaum mit Beobachtung der strengsten Vor-

sichtsmaßregeln zu ertragen. Nach den bisherigen Berichten galten nur die Küstengegenden für Sitze der Malaria und Heimat der Wechselfieber, das Innere und zumal die Gebirgsgegenden dagegen für gesund; unser Verfasser macht jedoch keinerlei Ausnahme zu deren Gunsten.

Die letzten Kapitel des Buchs beschäftigen sich mit der physikalischen Beschaffenheit des Landes und mit seinen Producten. Die einzelnen Naturmerkwürdigkeiten, wie die 3000 Fuß lang den Berg durchsetzende, jetzt von einer Straße durchzogene natürliche Grotte von San-Giovanni d'Acqua ritta, das Säulenvorgebirge (Capo delle colonne), säulenförmig aufgeschichtete Trachytmassen auf der Insel Sant'Antioco, der tanzende Stein (sa perda ballerina) von Nuoro, werden, wenn sie der Verfasser auf seiner Reise berührt, beiläufig beschrieben. Bei solchen Naturschilderungen vermischt man eine gewisse Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Der Stil des Verfassers bleibt sich in seiner nüchternen Einfachheit und schmucklosen Anspruchslosigkeit stets gleich — gewiß eine Tugend in unserer Zeit, die in mancher Beziehung wieder in Gefahr scheint, dem Bombast des 17. Jahrhunderts, wenn nicht gar seinen Concetti wieder anheimzufallen. Aber eine gar zu schroffe Tugend wirkt abstoßend, und ein gar zu eintönig trockener Lehrstil wird endlich langweilig.

Die physikalische Beschreibung des Landes und seiner Producte, die auch nur etwa den zwölften Theil des Werks ausmacht, ist im ganzen die schwächste Seite desselben. Nur der mineralogische Theil ist hier von Bedeutung; theils scheint der Verfasser selbst einigermaßen Fachmann, theils boten ihm hier die gründlichen Forschungen Lamarmora's vollkommen ausreichendes Material.

Malgan pflichtet der wie es scheint ziemlich allgemein angenommenen Meinung bei, daß Sardinien früher mit Corsica zusammengehungen habe, die Straße von San-Bonifacio also entweder durch ein gleichmäßiges Sinken beider Inselhälften oder durch ein plötzliches gewaltsames Naturereigniß entstanden sei. Diese Ansicht ruht hauptsächlich auf dem Umstande, daß eine offenbar aus derselben Spalte wesentlich gleichzeitig hervorgetretene Granitkette in der Richtung der Erdaxe beide Inseln durchzieht, gleichsam ihr Rückgrat bildend. Der Verfasser hat diese Bergkette, welche sich in dem Culminationspunkte der ganzen Insel, dem Monte-Gennargentu, fast 6000 Fuß hoch erhebt, nicht besucht. Auch sie mag noch viel unbenutztes Erz enthalten, da schon in den weit besser bekannten und cultivirten Gegenden des Westens die letzten Jahre scheinbar unerschöpfliche Lager von Blei- und Zinkerzen erschlossen haben, welche die fremden Speculanten trotz des tödtlichen Klimas zu Tausenden auf die Insel locken und rascher als alles andere dazu beitragen, sie aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit zu reißen.

In Bezug auf die Flora der Insel nimmt Malgan drei Zonen an: das Gebirgsland im Innern, welches in seinen botanischen Producten mit Süddeutschland, das Hügelland und die wüthliche Ebene, welche mit Toscanas übereinstimmen, und die südliche Ebene, deren Flora einm ganz nordafrikanischen Charakter aufweise. Als für die Physiognomie dieser Zonen charakteristische Gewächse be-

zeichnet er für die erste die Eiche*), für die zweite den wilden und den angepflanzten Delbaum, für die dritte den Feigencactus. Interessant ist die allerdings in den meisten Fällen zutreffende Bemerkung, daß die Orange (Apfelsine) nur an den Westküsten gut gedeihe. Die von Milis an der Westküste Sardinien's stellt der Verfasser den besten portugiesischen und majorcanischen zur Seite, sowohl was die Höhe und Stärke der Bäume als was die Vollkommenheit der Früchte betrifft. Die Aufzählung charakteristischer Pflanzenformen beruht natürlich auf einer ziemlich willkürlichen Auswahl. Allerdings hat Sardinien, obgleich im ganzen mit Sicilien einerseits, mit Corsica und Mittelitalien andererseits sehr übereinstimmend, auch eine Anzahl eigenthümlicher Formen, wie jenen Isoetes, zu dessen Auffindung berliner Botaniker vor einigen Jahren einen Ausflug nach dem 39. Breitengrade unternahm. Aber dergleichen einzelne Seltenheiten haben nur Interesse für den Botaniker von Fach. Was die allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen kann, sind nur einestheils die durch Größe und Schönheiten imposanten Formen, oder und vor allen diejenigen, welche durch massenhaftes Auftreten die Physiognomie ganzer Landstriche bestimmen: so an Sardinien's Westküste die Buschwälder von Terebinthen, die mächtigen Cacteen und Agaven der Uferfelsen und Bergabhänge, die weiten Fluren mit den großen weißen Blüten der Asfodillie (*Asphodelus ramosus*, die Malgan hartnäckig *rhamnosus* nennt u. a.) oder jene finstern, fast undurchbringlichen Wälder, wie sie die blattwechselnden Eichen im höhern Gebirge, die immergrünen (Stein-, Korl- und Kermes-)

*) *Quercus ruber* L., in welcher wir auch ein Symbol unsers deutschen Vaterlandes zu sehen lieben", S. 300) soll wol heißen *Qu. robur*, und wird demnach Qu. *pedunculata* darunter zu verstehen sein; *Qu. suber*, die Korkiche, und die nordamerikanische *Qu. rubra* können nicht gemeint sein.

Eichen und Faulbäume (*Rhamnus alaternus*), von Waldreben und wildem Wein lianenartig durchwoben, an den Abhängen und in den Thalschluchten bilden.

Am Schlimmsten sieht es um den faunistischen Theil des Buchs aus. Hier fehlt es wahrscheinlich überhaupt noch an tüchtigen Vorarbeiten, und der Verfasser, welcher, soweit es sich nicht um Pferde, Rindvieh, Schweine, Schafe und Ziegen handelt, dermaßen laie ist, daß er die Seehunde unter die Amphibien rechnet, See- und Landschwalben (*Sterna* und *Hirundo*) zu verwechseln scheint, und Pap. Hospiton (den sardinischen Schwalbenschwanz) als dem Dor. Apollo sehr ähnlich bezeichnet, ist hier, wie der Leser, ziemlich verlassen. Interessant sind dagegen seine Berichte über die Hausthiere und deren Zucht. Schweine und Ziegen bilden die Hauptnahrung des Sardiniers; sie leben zum größern Theil, wie das übrigens auch auf dem italienischen Festlande vorkommt, in halbwildem Zustande, und der Eingeborene liebt es sich seinen Braten zu schmecken, sei es ein wilder Ruslon, oder eine zahme Ziege, oder selbst eins seiner eigenen Schweine. Von den drei einheimischen Pferderassen ist das echte sardinische Pferd, ein Seitenzweig der andalusischen Rasse, ein herrliches Thier. Schafe und Rindvieh sind klein, entartet und unergiebig, wie die erstern an Wolle, so die Kühe an Milch.

Wir schließen hiermit unser Referat über eine Schrift, deren reicher und interessanter Inhalt in hohem Grade die Aufmerksamkeit aller derjenigen verdient, welche sich für die Kenntniß fremder Länder und Völker und hier insbesondere eines uns räumlich so nahen und doch bisher so unbekanntem Bruchstücks unsers eigenen Welttheils interessieren.

Otto Sprengel.

Englische und deutsche Romane.

Vor uns liegt zur Besprechung eine Reihe von Romanen, von denen zwei aus dem Englischen übersezt sind, während die größere Anzahl der heimischen Literatur angehört. Es liegt nahe, die beiderseitigen Erzeugnisse einander gegenüberzustellen, vielleicht daß bei dieser vergleichenden Betrachtung sich ein tieferer Unterschied der Autoren und ihrer Werke ergibt. Sämmtliche Romane gehören in das Gebiet der Zeitromane, doch ist ihre Behandlung eine verschiedene. Den englischen Romanschreibern steht eine größere Fülle von Anschauungen aus dem äußern Leben zu Gebote; was den deutschen hieran mangelt, das suchen sie durch Wärme der Empfindung und durch Ausmalung des einzelnen zu ersetzen; jene stehen ihrem Werke objectiver gegenüber, bei diesen verkennt sich schwer der innere Antheil an demselben; der Engländer läßt seinen Gegenstand sprechen, der Deutsche spricht gern selbst mit; die Darstellung des englischen Autors athmet den Charakter epischer Ruhe und Gelassenheit, die des deutschen ist nicht selten mit starken lyrischen und didaktischen Elementen versezt; und wie der Genius eines Volks auch in den Erzeugnissen, in denen der Wogenshlag sei-

nes Geistes nur an der Oberfläche sich kräufelt, immer noch erkennbar sein wird, so findet sich in den englischen Romanen eine entschiedene Anlage zum Weltblick, in den deutschen einige Ansätze zum Tiefblick. Da nun der Roman in das Gebiet der epischen Darstellungen gehört, so scheint in den englischen Romanen der epische Grundton besser getroffen zu sein. Indem wir dies im allgemeinen zugeben müssen, fügen wir jedoch sogleich hinzu, daß wir trotzdem dort drüben nicht eine ursprünglich höhere Begabung für das Fach des Romans zu erkennen vermögen, sondern nur die Vortheile, die eine vielseitigere Bildung gewährt und das Anschauen eines reichen öffentlichen Lebens mit weitblickenden Perspektiven, dessen einzelne Dinge man von gesicherter Stellung aus mit ruhigem Auge erfäßt, während die Deutschen das, was ihnen das Leben bisher versagt hat, zumeist in sich selber haben finden müssen.

Indem wir nach diesen einleitenden Bemerkungen an die Besprechung der einzelnen Werke gehen, lassen wir den englischen Romanen den Vortritt.

1. *Sirell, die Tochter des Calvinisten.* Roman von John Saunders. Aus dem Englischen von A. Kresschmar. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sir John Cunliff thut nach einem wüsten Leben, und nachdem er ein schönes, edles und reichbegabtes Mädchen, die Tochter eines methodistischen Calvinisten, deren Liebe er sich gewonnen, in unerhörter Launenhaftigkeit und Härte von sich gestoßen, am Schluß der Erzählung eine schwere religiöse Buße, die nach des Verfassers Intention den Bruch mit seinem vorigen Leben und den Beginn eines neuen Daseins bezeichnen soll. Man ersieht aus der kurzen Inhaltsangabe, daß wir es hier mit einem Roman zu thun haben, der sich auf religiösem Boden bewegt. Wir wollen ihn damit keineswegs mit den in neuer Zeit vielfach Mode gewordenen sogenannten christlichen Romanen in gleiche Linie stellen. Ist überhaupt der christliche Roman berechtigt? Wenn der Roman die Aufgabe hat, das Leben in seiner ganzen Breite zu spiegeln, und dabei eine bestimmte Idee durchzuführen versuchen darf, so ist nicht einzusehen, warum er nicht auch ein Stück christlicher Welt darstellen und von einem christlichen Grundgedanken getragen sein dürfte. Fehlerhaft wird er nur sein, wenn er in tendenziöser Weise in dem Dienste einer bestimmten Doctrin arbeitet oder seinen Inhalt mit Abhandlungen füllt, die in den Raum einer theologischen Fachzeitschrift gehören. Die genannten Fehler sind in dem vorliegenden Roman glücklich vermieden; er entlehnt nur gewisse christliche Lebenskreise, auf deren Boden er sich bewegt, und gewisse unzulängliche christliche Erfahrungsthatfachen, die er als Hebel der Handlung benutzt; im übrigen verschwindet der Verfasser hinter seinem Werke in so strenger Epik, wie dieselbe bei einem Romane nur selten zu sein pflegt.

2. *Ein muthiges Weib.* Von der Verfasserin von „John Galtfar“. Aus dem Englischen von Sophie Berena. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin, die uns in dem Prolog des Buchs mit einer siebzigjährigen Greisin bekannt macht, deren Lebensgeschichte sie sodann erzählt, sagt, „die richtige und volle, in allen Einzelheiten wahre Beschreibung eines Menschenlebens zu geben, sei unmöglich; weder die Weltgeschichte könne es, noch die Biographie, nicht einmal die Autobiographie, und so paradox es klingen möge, sie habe oft gedacht, daß die nächste Annäherung an die Wahrheit die Dichtung bringe“. Wir hätten hiernach erwarten dürfen, daß die Verfasserin in der Wiedergabe ihres Gegenstandes möglichst den Gesetzen dichterischer Darstellung folgen würde. Möchte sie immerhin vor allem der historischen Treue ihr volles Recht widerfahren lassen, es mußte ihr hauptsächlich auf Ausscheidung des Unwesentlichen und Zufälligen ankommen, auf die Beschränkung des reichen Materials auf das wirklich Charakteristische, auf Ausmalung des einzelnen, was sie hervorzuheben für gut fand. Statt dessen finden wir jenes Streben nach materieller Vollständigkeit, das „alle Einzelheiten des Falls“ wiederzugeben bemüht ist, jenes Aufzählen vieler Facta derselben Art, das einer Wiederholung gleich sieht, jenes Häufen von Detailzügen, welche die Klarheit eines Bil-

des oft mehr beeinträchtigen als es in das Licht stellen. Wir haben mit diesen Ausstellungen um so weniger zurückhalten wollen, als hier ein schöner und darstellenswerther Stoff vorliegt, der im übrigen mit großer Beweglichkeit des Geistes und mit nicht geringem Talent behandelt ist.

3. *Ueber Alles die Pflicht.* Roman von Sophie Berena. Drei Bände. Berlin, Jantke. 1870. 8. 4 Thlr.

Man ersieht bereits aus dem Titel des Buchs, daß die Verfasserin lehren will. Dies geschieht, indem sie ein Lebensbild vor uns entrollt, in welchem das oben angeschlagene Thema in den verschiedensten Variationen widerklingt. Dadurch erhält der Roman von vornherein ein didaktisches Gepräge. Ein sittlich ernster Sinn erweist sich überall in dem Buche, auch müssen wir das Bestreben anerkennen, die Moral, die dem Werke äußerlich an die Stirn geschrieben ist, in Fleisch und Blut desselben übergehen zu lassen. Die beste Partie des Buchs ist Menatens Lebensgeschichte, die in einfach ansprechender Weise erzählt ist.

4. *Der Friedensengel.* Roman von Philipp Salen. Drei Bände. Berlin, Jantke. 1870. 8. 6 Thlr.

Die Repräsentanten zweier Adelsfamilien in Norddeutschland beenden ihre von den Vorfahren ererbte Feindschaft und reichen sich die Hand zum Lebensbunde, weil beide in selbstloser Liebe sich zu dem Kinde einer armen Frau hingezogen fühlen, welches keiner der beiden Theile missen will. Die Idee ist schön und poetisch und könnte unter den gegebenen Verhältnissen den Inhalt zu einer artigen Erzählung von geringem Umfange hergeben. Statt dessen ist der Stoff in die ungebührliche Breite eines Romans von drei umfangreichen Bänden ausgesponnen. Wenn, nach einem Ausdruck Schiller's, des Dichters Held der Busenfreund des Dichters sein soll, so macht der Verfasser von dieser poetischen Regel in ziemlich äußerlicher Weise einen überreichen Gebrauch. Er theilt uns gewissenhaft mit, wie oft sein Held Appetit nach einem guten Mittag- oder Abendessen hat, wie oft er spazieren geht oder reitet, es werden uns aus den Gewohnheiten seines Lebens Züge berichtet, die nicht bloß für den Fortgang der Handlung wie für die Charakterisirung von Menschen und Zuständen, sondern auch an sich völlig bedeutungslos erscheinen. Wenn der Verfasser trotzdem unser Interesse festzuhalten weiß, so liegt der Grund in einem Vorzug, der trotz der geringen Mängel immer wieder zu Tage tritt, nämlich darin, daß er ein unzulängliches Erzählertalent besitzt.

5. *Des Königs und der Königin Soldat.* Roman von Graf Stanislaus Grabowski. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser erzählt in der Form der Autobiographie seine Erlebnisse als Offizier zuerst in preussischen, sodann in englischen Diensten während des Krimkriegs. Wir lassen uns bei der Eigenartigkeit des Stoffs den vollen Realismus der Darstellung, den das Buch überall athmet, sehr wohl gefallen, mehr als jene andere Art der Darstellung, die, den Boden der Realität verlassend und unfähig die Höhen der Idealität zu erklimmen, jenes Zwi-

terding zwischen Poesie und Prosa schafft, das den Werth und Geschmac von halbgegotenem Weine hat. Aber hat der Verfasser damit auch die Aufgabe gelöst, die er sich gestellt? Er nennt sein Buch ausdrücklich „Roman“, und sofern wir darunter eine Kunstform verstehen, müssen wir von hier aus unser vorhin ausgesprochenes Urtheil zu einem guten Theil einschränken. Eine poetische Verklärung des durchaus realistischen Stoffes können wir freilich nicht verlangen, wohl aber eine künstlerische Verbindung des Gegebenen. Der Verfasser streut zur Belehrung der Leser politische Rückblicke ein, die in dem Stile der Zeitung geschrieben und, anstatt dem Ganzen verwebt zu sein, demselben äußerlich angehängt sind; andere Partien des Buchs sehen so aus als seien sie aus einem seinerzeit geführten Tagebuch wörtlich reproducirt. Es fehlt somit dem reichen und immerhin anziehenden Material die künstlerische Verarbeitung. Wie interessant auch immer diese Berichte von fremden Ländern und Zuständen sein mögen, wir müssen an einen Roman, in welchem der Autor zugleich der Held desselben ist, die unerlässliche Forderung stellen, daß wir alles, was er uns zeigt, durch sein Auge sehen.

6. Durch Leid zum Licht. Preisgekrönte Erzählung von E. Rudorff. Zwei Bände. Berlin, Voeltcher. 1870. 8. 3 Thlr.

Das Buch bildet einen lehrreichen Gegensatz zu dem vorhin besprochenen. Hier trägt der Held des Romans gleichfalls in der Form der Selbstbiographie seine Lebensgeschichte vor; aber wie ganz anders geht er dabei zu Werke. „Beinahe alles in der Erzählung Geschilderte ist wahr“, sagt der Verfasser, „wenn auch nichts davon in der Verbindung und Reihenfolge sich zugetragen hat, wie es hier vorliegt.“ Man steht aus diesen Worten sogleich, daß er ein mehr dichterisches als historisches Interesse verfolgt. Es kommt ihm darauf an, daß seine Erzählung als ein Ganzes erscheine, dessen einzelne Theile sich zu einem nicht mehr trennbaren Gebilde vereinen. Der Held des Romans bleibt der lebendige Mittelpunkt des Ganzen, und was wir von der ihn umgebenden Welt sehen, das ist zu ihm in Beziehung und Stimmung gesetzt. So erscheint als das besondere Merkmal dieser Erzählung, wodurch dieselbe in die Sphäre dichterischer Darstellung erhoben wird, die Geschlossenheit sowol des Inhalts wie der Form, und das eben ist es, was einen Roman von einer Biographie unterscheidet.

Spanisch-Deutsches.

Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonette, Romane und Märchen. Von Johann Fassenrath. Zwei Bände. Leipzig, E. S. Mayer. 1871. 8. 3 Thlr.

Die Schrift Fassenrath's erinnert uns an ein altes historisches Internationalitätsverhältniß. Bekanntlich waren die Kronen von Spanien und Deutschland vierzig Jahre auf dem Haupte unseres habsburgischen Kaisers Karl's V. vereinigt. Nach ihm trennten sich die deutsch-habsburgische und die spanisch-habsburgische Linie, die letztere beginnend mit jenem Philipp II., von dem Schiller in seinem „Don Carlos“ ein dramatisches, nicht mißzuverstehendes Bild gegeben hat. Es war die Folge der deutschen Reformation und der gesammten europäischen Conscience-spaltung, daß in jenen fast vollen 200 Jahren, in denen die deutsche und die spanische Nation durch die erwähnte Stellung der Habsburger in Verhältniß zueinander standen, diese äußerlich so günstige spanisch-deutsche Beziehung als eine freiheitsfeindliche, dynastisch-despotische, selbst gegen Deutsches Reich und Deutsches Recht anti-nationale angesehen worden ist. Der bei weitem überwiegende Theil unserer Literatur und öffentlichen Meinung nimmt noch heute in Ansehung des Schmalkaldischen Kriegs, der Befreiung der Niederlande und aller der hier in Frage kommenden Staats- und Religionsinteressen des 16. und 17. Jahrhunderts entschieden Partei gegen die spanische Richtung der politischen und confessionellen Tendenzen. So konnte es gewissermaßen als der Sieg eines etwaigen Liberalismus angesehen werden, als mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts die spanischen Habsburger ausstarben und die Seitenlinie der französischen Bourbonen den Thron zu Madrid bestieg.

Wir dürfen wol annehmen, daß heute eine aus politischen Verhältnissen früher hervorgegangene nationale

Abneigung Deutschlands gegen die spanische Nation, bei den allgemeinen europäischen Fortschritten der Aufklärung und Glaubensfreiheit, keine besondere Veranlassung mehr habe. Aus diesem Grundverhältnisse vermuthlich ist seit Anfang der dreißiger Jahre eine ganz ansehnliche deutsche Touristenliteratur über Spanien von mehr als zwanzig Werken erschienen, unter denen die eigenen Aufzeichnungen eines habsburgischen Sprößlings, des Erzherzogs Maximilian, des unglücklichen Kaisers von Mexico, wol die gewichtvollste Stelle einnehmen. Die übrige deutsche geschichtliche und literargeschichtliche Literatur über Spanien ist nicht gerade sehr zahlreich, doch will ich bemerken, daß alles was davon existirt seit den Ereignissen von 1868, und namentlich von 1870—71 einen außerordentlich erhöhten Werth und Reiz gewonnen hat. Ich mache die Leser darauf aufmerksam, daß dies namentlich von den Novellen und Erzählungen der spanischen Dichterin Fernan Caballero gilt, deren Werke um 1860 in deutscher Uebersetzung erschienen sind; es gehört nur geringe Orientirung über die jetzt so wichtigen spanischen Geschichtsverhältnisse dazu, um diese gesellschaftlichen und vorgeschichtlichen Culturzeichnungen mit hohem ästhetischen und selbst politischem Interesse zu lesen.

Ein ganz ähnliches Verhältniß stellt sich bei den Werken Johann Fassenrath's heraus. Derselbe hat in den letzten Jahren erst, vor dem oben genannten Werke, im selben Verlage fünf andere Bücher mit spanisch-deutscher Poesie erscheinen lassen: einen „Spanischen Romanzenkranz“, „Klänge aus Andalusien“, „Wunder Sevillas“, „Hesperische Blüten“ und „Immortellen aus Toledo“. Darin sind übersezt oder nachgebildet Dichtungen der spanischen Poeten Garcilaso, Herrera, Lope, Villegas,

Cetina, Gongora, Caro, Alcazar, Rojas, Melendez, Quintana, Friarte, Trueba und Herzog von Nivas. Die letztgenannte Schrift (Leipzig 1869) enthält auch eine Uebersetzung der „Diego-Hymne“, d. i. der spanischen Marschallaise, sowie Oden an Serrano und Novales und an die Schlacht von Alcolea.

Nach Herausgabe ebenerwähnter fünf Bände unternahm Fastenrath im Februar 1869 eine neue Reise nach Spanien. Eingeführt und empfohlen durch eben diese Schriften, knüpfte er in Madrid und in den Provinzen literarische und wissenschaftliche Bekanntschaften an, von den hervorragenden Persönlichkeiten und Instituten auf die ehrenvollste Weise aufgenommen und erwarb sich die schmeichelhafte Mitgliedschaft der ersten spanischen Akademien. Das Resultat dieser Reise- und Studienverlehnisse ist vorliegendes lyrische Werk. Dasselbe enthält zum Theil eigene, in und durch Spanien angeregte Dichtungen des Herausgebers, zum Theil Uebersetzungen von neuesten spanischen Dichtungen, für die auch persönliche Beziehungen ihm besondere Theilnahme erwecken konnten.

Unter den spanischen Dichtern, die damit bei uns

eingeführt werden, ist Eugenio Hartenbusch zu nennen, der Sohn eines nach Spanien eingewanderten deutschen Handwerkers, ein Dichter, der ganz besonders um die Ausbildung des modernen spanischen Dramas sich Verdienste erworben hat. Als neuere Lyriker lernen wir ferner hier kennen: Don Juan Balera, Don Antonio Ferrer del Rios, Don Ramon de Campoamor, Don Ramon Torres Muñoz de Luna, Don Pedro Maria Barrera, Don José Zorrilla („Miramar“), Marqués de Molins, Don Juan Bueno, Don José Lamarque de Novoa, Don Francisco Rodriguez Zapata, Don Juan Ricasso Gallego, Don Fernando de Gabriel y Ruiz de Apodaca, Don Manuel Villar y Macias u. a. Auch zwei Dichterinnen werden aufgeführt. Dem Saragoßaner Don Gerónimo Borao ist ein ganzer Abschnitt gewidmet. Der zweite Band enthält das spanische Hochzeitsalbum der Kaiserin Eugenie. Beide Bände sind reich an Mittheilungen und Bildern aus den religiösen, geschichtlichen, literarischen und neuzeitlich politischen Traditionen und Sympathien des spanischen Nationalbewußtseins. Zahlreiche Anmerkungen erhöhen das stoffliche Interesse dafür.

Feuilleton.

Ein Seitenstück zur „Gräfin“ von Kruse.

Die Geschichte Ostfrieslands ist eine neuentdeckte Quelle dramatischer Stoffe; Weilen's „Eda“ und Kruse's „Gräfin“ bezeugen es.

Auf dem Boden dieses eigenthümlichen Landes entwickeln sich, besonders in der Uebergangszeit des 15. Jahrhunderts, wo der sich bildende Staat mit anarchischen Elementen, wo Civilisation mit Barbarei kämpft, eine Menge charakteristischer Gestalten, die sich der dramatischen Behandlung von selber bieten. Der starre Unabhängigkeitsinn der freien Friesen, ihre alterthümlichen Sitten und Gebräuche, das Städteleben mit Handel und Seefahrt, die Seeräuberei, das Walten der Hünplinge auf ihren wasserumgebenen Burgen, ihre Kämpfe und Fehden untereinander und mit den benachbarten Fürsten, ihre Bündnisse für und gegen die emporstrebende Dynastie, das alles hat ein besonderes Gepräge, selbst die baumlose Landschaft mit ihren Marschen, Mooren und einsamen Heiden hat ein eigenthümliches Colorit. Hierzu kommt, daß die Specialchroniken des Landes bald mit naiver Breite, bald in energischer Kürze eine Fülle von Thatfachen und charakteristischen Zügen enthalten, aus welcher der Dichter nur zu schöpfen braucht, um seinen Darstellungen individuelles Leben zu verleihen. Schon vor mehreren Decennien hat ein gewisser C. A. Weinhöfer, der zeitweilig Lehrer in Jever und Schauspieler in Bremen war, aus dieser Quelle den Stoff zu einer Trilogie entnommen. Seine den Aufstieg und die Befestigung des Hauses Cirfena, der ostfriesischen Grafendynastie, behandelnden Geschichtsdramen heißen „Der guade (böse) Balte“ (Leer 1842), „Ezard der Große“ (Emden 1840) und „Almuth und Engelmann“ (Emden 1836). Letzteres Stück schließt sich an die Haupthandlung der „Gräfin“ an. Der alte Wiarda in seiner ostfriesischen Geschichte empfiehlt den Stoff als zu einem vaterländischen Drama besonders geeignet, und ein niederländischer Dichter, Arno de Jong, hat ihn 1832 zu einem Epos „Almede an Engelmann“ verwendet. Weinhöfer, das zeigt sich auf jeder Seite, ist ein dramatischer Dilettant; um regelrechte Technik kümmert er sich nicht, er hat sich aber mit Liebe und Begeisterung in die Geschichte Ostfrieslands versenkt und mit außerordentlichem Fleiß die alten Chroniken studirt; was sie dramatisch Ergiebiges boten, hat er benutzt, dialogisirt und in Scene gesetzt. An interessanten Situationen, markigen Gestalten, bunt bewegten Volksscenen, kurz an historischem Leben und selbst an romantischen Zügen

fehlt es in seiner Darstellung nicht, und was er beabsichtigt, das celebrare domestica facta des römischen Dichters, hat er erreicht. Wir zweifeln nicht, daß für seine ostfriesischen Leser diese Inszenetzung ihrer Geschichte sehr anregend gewesen ist, vielleicht noch mehr, als es historische Romane zu sein vermocht hätten. In dieser Hinsicht läßt sich ihm bedeutendes Verdienst nicht abprechen. Schlimm ist nur, daß seine Sprache gar zu breit, verschwommen und höhlklingend ist. Er laborirt an jener gespreizten Rhetorik, welche die Nachahmer Schiller's charakterisirt, und gefällt sich daneben in mißverstandenen Schaffpeareisiren, doch haucht uns hier und da in lyrisch gehobenen Stellen ein warmer poetischer Hauch an, und manchmal stoßen wir auf tiefgedachte Motive und geistvolle Intentionen; aber das alles ist zu wenig ausgegoren und abgekärt, kurz, Kunstwerke sind diese Geschichtsbilder nicht, und auf den Namen eines Dramas können sie bei ihrem mangelhaften Aufbau keinen Anspruch machen. Das einzige der drei Stücke, bei dem von einheitlicher Handlung, Fortschritt, Steigerung und Delineation die Rede sein kann, ist eben „Almuth und Engelmann“, es ist beinahe ein Drama, aber freilich kein aufführbares. Sollte Kruse es gekannt haben, so verdankt er ihm höchstens Anregung, aber auch nicht mehr. Gerade die Vorzüge in Schärfe der Charakteristik und Gedringtheit der Knappen aber doch poetischen Sprache, die der „Gräfin“ ihren Erfolg gesichert haben, gehen dem Weinhöfer'schen Stücke ab. Wir theilen in Kürze den Inhalt desselben und den Gang der Handlung mit. Es wird sich den Kennern der „Gräfin“ zeigen, daß der Schwerpunkt des Ganzen ein anderer ist und sich beide Stücke nur in einzelnen Punkten begegnen.

Eda, Gräfin von Ostfriesland, Witwe des Grafen Ulrich, verwaltet während der Minderjährigkeit ihrer Söhne als Regentin das Land und sucht, voll Ehrgeiz den Spuren ihres Mannes folgend, durch Bündnisse und Verbindungen ihre Herrschaft zu befestigen. Gelegenheit bietet ihr dazu die Vererbung des Grafen von Schaumburg um die Hand ihrer Tochter Almuth. Ein westfälischer Edelmann, Engelmann von der Forst, der sich ihre Gunst erworben und ihr bedeutende diplomatische Dienste geleistet hat, wird zum Vermittler ausersehen. Er aber liebt im stillen Almuth, die ihm ihr Bruder Graf Enna schon versprochen hatte, und wird von ihr geliebt. Den beiden Liebenden bleibt, um dem Horn der Gräfin, die das Geheimniß entdeckt hat, zu entgehen, nur die Flucht übrig. Sie entweichen

auf die Grenzfestung Friedeburg, die dem Engelman als Droß von der Gräfin anvertraut worden war, lassen sich dort vom Kaplan trauen und hoffen auf Vergebung und Veröhnung. Da aber greift eine vom Dichter erfundene Person in die Handlung ein und schürt den tragischen Knoten. Es ist dies Ipo von Saloma, der Sproß eines alten herabgekommenen Häuptlingsstammes. In ihm personificirt sich die Unzufriedenheit aller Häuptlinge, die sich vor der Ueberlegenheit der Cirkfesen haben beugen müssen, doch hat er auch persönliche Motive zum Haß gegen die Gräfin. Jetzt ist für ihn der Augenblick der Rache, die Veranlassung zum Aufstande da. Er setzt ein Schreiben an die Häuptlinge von Ems und Jever und an den Grafen von Oldenburg auf und ruft dieselben zum Entschluß der Burg, für die er eine Belagerung voraussieht, herbei. Engelman, zu loyal gesinnt, weigert sich das Pergament zu unterschreiben, aber Ipo sendet es dennoch in seinem Namen und mit seinem Siegel ab. Der Bote wird von den zur Belagerung der Burg herandrückenden Brüdern Almut's, den Grafen Enno und Ezzard, aufgefangen, und jetzt erscheint Engelman als überwiegener Empörer und Landesverräther. Bevor die Erstürmung der Burg beginnt, kommt es jedoch noch zu einem Angleichungsversuch. Engelman und Enno treten zum Parlamentiren auf dem Eise des Burggrabens einander gegenüber. Die Witte desselben hat der heimtückische Ipo aufhauen lassen, sie ist nur von einer dünnen Kruste verrätherisch überdeckt, es kommt zwischen den beiden Unterhändlern zum Zwist, der unbewaffnete Engelman schießt vor dem mit dem Schwerte auf ihn eindringenden Enno, und dieser stürzt, um nicht wieder empor zu tauchen, mit zwei Begleitern in den Schlund. Die Burg wird von den durch die vermeintliche Hinterlist Engelman's in die äußerste Wuth versetzten Gräflichen erstürmt, und Almut wird gefangen genommen, während ihr Geliebter, ihren Bitten weichend, flieht. Der rachebürstige Ipo springt mit einem Beil hervor und trifft damit das Haupt Ezzard's, um in ihm den letzten Sproß des Hauses Cirkfesa zu vernichten. Dies die Katastrophe des vierten, dramatisch bewegten und an erschütternden Scenen überreichen Act's.

Der fünfte führt uns wieder nach Auriich. Ezzard, tödtlich verwundet, schwebt in Lebensgefahr, Enno ist auf immer dahin, Engelman ist entflohen, und Almut, auf deren Verbindung mit dem fremden Fürsten die Gräfin Eheba so stolze Hoffnungen setzte, geht ins Kloster. Das Schicksal hat furchtbar gehandelt, und Eheba beugt sich seiner Macht, sie kommt zur Einsicht in sich selbst und hört des Abtes Beninga strenges Richterwort gebulbig an. Er sagt ihr:

Ihr habt mit Muth in diesem Land geherrscht,
Ihr konntet Almut, wie dies Land beglücken,
Es galt ein Wort — und weiter wulstet ihr
Ist in der Klüber hochentzündetem Kreise;
Doch angelockt vom kalten Hochzeitsstimmer,
Gedendet von der Ehrsucht eitlem Glanz
Habt Ihr die schönsten Freuden hingeworfen
Und trauert trostlos um des Sohnes Sarg.
Erkenntet des Almut'sigen Strafgericht
Und gebt der Demuth Raum in Eurem Herzen.

Sie gewinnt es sogar über sich, auf die Bitte ihres Sohnes Ezzard, dessen Verwundung sich als nicht gefährlich herausstellt, und in dem die Zukunft der Dynastie gerettet ist, das Todesurtheil Ipo's in ein Verbannungsurtheil zu verwandeln. Der Schluß des Ganzen ist ein anderer als bei Kruse. Das letzte Wort der Gräfin ist nicht: „Ich blieb auf meinem Sinn bestehen“ — sie wird durch mehr als eine bloße Thräne mit der Menschheit angezöhnt.

Die Motive ihrer Handlungsweise sind nicht bloß starrer Eigensinn, dem sie ziel- und zwecklos das Glück ihrer Kinder opfert, sie hat, wie wir sahen, Grund, in dem Geschehenen ein beachtliches Verbrechen zu sehen, und verleugnet bei aller Herrschsucht und allem Ehrgeiz und Eigensinn nie die Mutter und das Weib. Hat ihr Bild nicht so scharfe, markige und pikante Züge wie das von Kruse gezeichnete, so zeigt es doch auch keine solche Abnormität und ist menschlich wahrer.

Auch die beiden Liebenden, die dem Stücke ihren Namen

gegeben haben und welche die eigentlichen Helden desselben sind, erscheinen in einem andern Lichte; sie erliegen dem Verhängniß, das Ipo's Hinterlist heraufbeschworen hat, dieser aber ist ein dem Dichter wohlgelungener Charakter, der in gut motivirter Weise den eigentlichen Factor der Handlung bildet. Sie beruht nicht bloß auf einem mütterlichen, tyrannischen Eigensinn, den wir bei aller Bewunderung für die Vorzüge der Kruse'schen Dichtung nicht als ein ausreichendes tragisches Motiv ansehen können.

Wie mangelhaft Weinböser's Leistung auch sei, wie wenig sie dem heutigen nach Kürze und Concentration verlangenden Geschmack entsprechen möge, so verdient sie doch als Vorläuferin eines preisgekrönten und schon in dritter Auflage erschienenen Trauerspiels noch immer Beachtung; auch sie zeigt, worauf wir eingangs aufmerksam machten, daß die wenig bekannte ostfriesische Geschichte reich an Gestalten und Ereignissen ist, die der Verwerthung harren.

Notizen.

Friedrich Bodenstedt, der Dichter des Mirza-Schaffy, dessen Theatercarrière durch seinen Zurücktritt von der Intendanz zu Meiningen zunächst abgeschlossen erscheint, und der auch bald das große Unternehmen der neuen deutschen Shakspeare-Uebersetzung, die er herausgibt, zu Ende geführt haben wird, hat in neuester Zeit Mühe gefunden, sich mit Roman-dichtung zu beschäftigen. Eine Reihe seiner Romane und Erzählungen wird im Laufe dieses Jahres im Verlage von Hermann Kostenoble in Jena erscheinen, zwei sollen binnen kurzem ausgegeben werden: „Aus deutschen Sagen“, 2 Bde., und „Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's“ 2 Bde. Der letzte Roman spielt in einer Epoche, welche Bodenstedt durch seine Shakspeare-Studien und seine Beschäftigung mit der altbritischen Dramatik auf das genaueste kennt.

Die Verlagsbuchhandlung von Franz Lipperheide in Berlin veranstaltet eine Volksausgabe der „Lieder zu Schatz und Trug“. Ueberhaupt mehrten sich die Anthologien, in denen eine Auswahl aus der überflutenden Lyrik des Jahres 1870 getroffen wird. Solche Sichtung ist unerlässlich, wenn die richtige Schätzung des Seltenen zu allgemeiner Geltung gelangen soll. Denn es ist leicht, das Kind mit dem Bade auszuschütten und zu behaupten, die politische Lyrik des Jahres 1870 sei ohne alle künstlerische Bedeutung, wenn man die vielen tausend verfehlten, matten, unreifen Gedichte, die dennoch in das Licht der Oeffentlichkeit gedrungen sind, zum Maßstab nimmt und sich nicht die Mühe gibt, die bessern und trefflichen aus diesem Wust herauszugraben. Hier thut eine kritische Anthologie noth.

Von L. Klein's „Dramatischen Werken“ veranstaltet die L. D. Weigel'sche Verlagsbuchhandlung eine Gesamtausgabe, von welcher der erste Band vorliegt. Er enthält die Dramen „Maria von Medici“ und „Luines“. Die Sammlung ist auf ungefähr sechs Bände berechnet und um so willkommener, je weniger die Klein'schen Dramen von der Bühne herab dem Publikum bekannt geworden sind und je weniger Verbreitung vereinzelte dramatische Werke zu finden pflegen. Das eigenartige Talent des Dichters wird nach dem gesammten Ueberblick seiner Schöpfungen erst in seiner Bedeutung gewürdigt werden können, die von einigen Literaturhistorikern, wie von Sonegger, sehr hoch angeschlagen wird.

Bibliographie.

- Fontane, L., Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Berlin, v. Decker. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.
 Freiberg, G., Silberrand und Schirmer. Berlin, H. Duncker. Gr. 16. 15 Rgr.
 Gantzhorn, W., Löwenwirt Peter Peter. Merkle von Kefarjulin und Kaufmann Sid. Ein von Heilbronn, die Genossen des am 26. August 1806 erschossenen Buchhändlers Palm von Nürnberg. Nach mündlichen Mittheilungen und schriftlichen Uebersetzungen. Heilbronn, Scherlen. Gr. 8. 4 Rgr.
 Magau, O., Das Lied vom neuen deutschen Kaiser, das Lied vom Kaiser Wilhelm. Berlin, Bahlen. Gr. 16. 2/2 Rgr.
 Jesell, Ludovica, Herz Schabewacht. Historischer Roman aus der brandenburgischen Geschichte. 4 Bde. Berlin, Jantke. 8. 4 Thlr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben
von

W. S. Niehl.

Fünfte Folge. Erster Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Etschische Culturstudien. Von W. S. Niehl. — Carlo Filangieri Fürst von Santiano. Von Alfred von Neumont. — Das Project einer süddeutschen Republik im Jahre 1800. Von Karl Theodor Heigel. — Jean Broffart und seine Zeit. Von Georg Weber. — Der Weissagungsglaube und das Prophetentum in der christlichen Zeit. Von J. von Döllinger. — Hölzerin der Dichter des Pantheismus. Von Adolf Wilbrandt.

Nach dem Rücktritt Friedrich von Raumer's, des verdienstvollen Begründers und bisherigen Herausgebers des „Historischen Taschenbuch“, von der Redaction übernahm dieselbe vom vorliegenden 41. Jahrgang an der berühmte Culturhistoriker Professor W. S. Niehl in München. Der neue Herausgeber wird bestrebt sein, dem Werke nicht bloß die Theilnahme der gelehrten Kreise zu bewahren, sondern auch immer mehr die des größern Publikums dafür zu gewinnen — ein Ziel, das die Verlags-handlung durch Ermäßigung des Preises auf nur 2 Thlr. für den Jahrgang (statt bisher 2½ Thlr.) auch ihrerseits wesentlich zu fördern hofft.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Erste Auflage.

15 Bände. 8. Geh. 25 Thlr., in Leinwandband 29 Thlr., in Halbfranzband 30 Thlr. (Auch in 150 Heften zu 5 Sgr.)

Brockhaus' Conversations-Lexikon, bereits in 300,000 Exemplaren verbreitet, ist bekanntlich das beste populär-encyklopädische Werk. Seit Anfang 1871 erscheint:

Supplement zur II. Auflage des Conversations-Lexikon.

In etwa 12 Heften zu je 5 Sgr.

Das „Supplement“ enthält den in den letzten Jahren, einschliesslich 1870—71, hinzugekommenen Stoff und bildet einen integrierenden Bestandtheil des Conversations-Lexikon.

Ältere Auflagen

des Conversations-Lexikon werden beim Umtausch gegen die erste Auflage mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena; vorrätzig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Durch Kampf zum Frieden.

Preisgekrönter Roman
von

Ewald August König.

4 Bände 8. Brosch. Preis 4 Thlr.

Vorstehendem Werke wurde durch competente deutsche Preisrichter einstimmig der erste Preis zuerkannt, welchen das Belletristische Journal in Newyork für den vorzüglichsten deutschen Roman ausgeschrieben hatte.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Atlas der Physik.

Nebst einem Abriss dieser Wissenschaft.

Von

Dr. Johann Müller.

10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In bequemer, compendioser Form umfasst dieser von dem berühmten Physiker Professor Johann Müller in Freiburg entworfene und mit erläuterndem Text versehene Atlas correcte Abbildungen aller zum Studium der Physik erforderlichen Gegenstände. Er ersetzt in seiner systematischen Vollständigkeit größere, kostspielige Werke und empfiehlt sich bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise sowohl zum Gebrauch beim Unterricht als zur Selbstbeschäftigung mit dieser interessanten so vielfach ins praktische Leben eingreifenden Wissenschaft.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Biographische Portraits

von

Barnhagen von Ense.

Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz.

Aus dem Nachlaß Barnhagen's von Ense.

8. Geh. 2 Thlr.

In der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ heißt es über dieses neue Werk aus dem Nachlaß Barnhagen's von Ense: „Das Buch ist eine Gabe, die uns ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte unserer neuern Literatur und zur Kenntniß jenes glänzenden gesellschaftlichen Lebens in der Metropole Norddeutschlands zu sein scheint, dessen Mittelpunkt so lange Zeit das Barnhagen'sche Haus war. Aus diesem Kreise sind denn auch die Gestalten genommen, deren biographische Portraits uns Barnhagen's Feder in kurzen charakteristischen Zügen mit jener Meisterschaft vorführt, die er bereits in der „Galerie von Bildnissen“ gezeigt hat.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Lucas Cranach des Ältern Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von

Christian Schuchardt,

Director a. D. der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar.

Dritter Theil.

8. Geh. 2 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1851) haben gleichen Preis.

Die von allen Kunstkennern hochgeschätzte Arbeit Schuchardt's über Lucas Cranach findet mit diesem dritten Theile, der nach dem Tode des Verfassers erscheint, ihren ergänzenden Abschluß.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 18. —

27. April 1871.

Inhalt: Aus Varnhagen's Nachlaß. — Versuch einer neuen Staatstheorie von Konstantin Frank. Von Rudolf Doehn. — Deutschlands historische Volkslieder und ihre Melodien. Von Metahold Beschkeu. — Romane und Novellen. — Klaus Groth und sein Quickborn. Von Petrus Käcker. — Feuilleton. (Notizen.) — Anzeigen.

Aus Varnhagen's Nachlaß.

1. Biographische Porträts von Varnhagen von Ense. Nebst Briefen von Koresff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz. (Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.) Leipzig, Brodhaus. 1871. 8. 2 Thlr.
2. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. (Aus dem Nachlaß des Verfassers.) Zehnter bis vierzehnter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1868—70. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Eine so unererschöpfliche Schreibmappe, wie sie Varnhagen von Ense besaß, hat etwas Märchenhaftes; die Memoiren und Biographien, ein Gebiet, welchem dieser Autor seine klassische Bedeutung verdankt, scheinen in allen Taschen und Täschchen derselben versteckt zu sein, und es bedarf nur des Zauberstabes, den die glückliche Besitzerin dieser Schätze, Ludmilla Assing, mit Eifer schwingt, um irgendeinen neuen Band ans Licht zu fördern. Zwar die vielbesprochenen „Tagebücher“ haben mit dem vierzehnten Bande ihr Ende erreicht, aber wie viele Aufzeichnungen in anderer Form noch über die Epoche vorhanden sein mögen, deren genaue Chronik sie bilden — wer kann dies wissen, bei einer so stilleisrigen Feder, wie sie Varnhagen führte, der jedes Erlebnis rasch zu befestigen suchte, indem er es mit den eleganten Zügen seiner Handschrift aufs Papier warf, sowie er für jede Gestalt, die ihn interessirte, rasch die kundige Silhouetten-Ischere bei der Hand hatte?

Den Inhalt der neuen „Biographischen Porträts“ gibt Ludmilla Assing selbst in dem Vorwort mit bezeichnender Kürze an:

Der Kreis der eigenthümlichen und anziehenden Persönlichkeiten, der sich um Varnhagen und Kachel bildete, hat mannichfach das Interesse und den Antheil der Nachlebenden erweckt. Varnhagen, der so viele Bilder seiner Zeitgenossen mit befeierter Treue zeichnete, hat auch in dem hier dargebotenen Bande, wie früher in der „Galerie von Bildnissen“, in wenigen Meisterzügen eine Reihe von Charakteristiken geliefert, die von psychologischer, literarischer und gesellschaftlicher Wichtigkeit sind. Koresff, Varnhagen's Jugendgenosse, der berühmte Arzt und

Magnetiseur und Vertraute des Staatskanzlers Hardenberg, in welchem Abenteuerlichkeit und Gelehrsamkeit, Schatten und Licht sich seltsam mischten; Clemens Brentano, der genial verrückte Bruder Bettinens, mit seinen verzerrten Streichen und Ungeheuerlichkeiten; Karoline von Fouqué, die Schriftstellerin, die schöne Frau voll bedenkliger, sich freuzender Kraft- und Schwächeäußerungen; Graf Kleist vom Loß, der über alles spottende Bornehme; die fränkische, leidenschaftliche, unglücklichen Geschickslosen hingeebene Gräfin Josephine von Pachta — sie alle treten hier lebendig vor den Leser hin. Briefe von den Freunden Kachel's: Henri Campan, dem Sohne der berühmten Madame Campan, und Scholz, sowie ein Aufsatz Varnhagen's über den vielbesprochenen Streit zwischen Boß und Stolberg, der jedem Literaturfreunde und Literaturforscher willkommen sein wird, bilden den Schluß. Das ganze Manuscript war bereits von Varnhagen's Hand druckfertig gemacht.

Von den hier charakterisirten Persönlichkeiten haben nur Koresff, und dieser in bescheidenem Maße als Mitglied des Dichterbundes, dessen Zeichen der Polarstern war, Clemens Brentano und Karoline von Fouqué literarische Bedeutung; die andern sind mehr oder weniger Privatpersonen, die durch Geist, Lebensschicksale und Beziehungen unsern Antheil erwecken. Freilich dürfte man fragen, ob diejenigen, die nie nach dem Lichte der Desfentlichkeit getrachtet, in der Camera-obscura dieser Biographien eingefangen und so mit ihrem Bilde verewigt, nicht gegen diese Ausstellung in der Varnhagen'schen Porträtgalerie Protest erheben würden, wenn sie von derselben noch Kunde haben könnten? Doch der Memoirenschreiber, der Biograph und Autobiograph kennt solche Rücksichten nicht; wer mit ihm oder mit seinen Helden in Beziehung kam, der muß es sich gefallen lassen, wenn sein Bild zur Erläuterung des dargestellten Lebensgangs von Interesse ist, abconterfeit zu werden, mag er nun gerade eine günstige oder ungünstige Postur einnehmen in dem Augenblicke, in welchem jene Beziehungen eintreten. Außerdem hat der Salon nicht das Unantastbare des Privatgemachs; der Salon ist ein gesellschaftlicher Mittelpunkt; wer die Gesellschaft schildern will, der schildert

ihn und kann dies nur, indem er sich an die Charakterköpfe hält, die sich in ihm zusammensinden. Die berühmtesten Vertreterinnen der pariser Salons des vorigen Jahrhunderts waren keine Schriftstellerinnen, sondern nur geistreiche Damen. Von der vielgeliebten Ninon de Lenclos, deren Autorschaft der kleinen Schrift: „La coquette vengée“, eine bezweifelte ist, bis zu Madame Récamier, deren „Souvenirs“ doch nur aus ihrer Correspondenz zusammengestellt sind, waren diese Salonköniginnen nicht Schriftstellerinnen; und auch die Rachel selbst hat doch nur Briefe und Tagebücher geschrieben: eine Privatbeschäftigung, der sehr viele Frauen huldigen, ohne damit auf den Markt der Literatur herauszutreten. Der Salon nimmt also das Recht der Deffentlichkeit auch für sie in Anspruch, und Anspruch auf die Bedeutung des Salons erhoben doch immer nur wenige Kreise in Deutschland, die Cirkel Barnhagen's und einige geistesverwandte. Wer diesen gefährlichen Boden betrat, der mußte von Haus aus darauf gefaßt sein, gelegentlich einmal unter die photographischen Gläser zu gerathen und irgendeinem Album anvertraut zu werden, das später seine Blätter an das Licht des Tages fördert.

Die biographischen Einleitungen zu den mitgetheilten Briefen sind von Barnhagen mit der gewohnten Eleganz abgefaßt, wobei, wie immer bei ihm, nicht zu verkennen ist, daß die anscheinend glatte Form der Schärfe des Urtheils keinen Eintrag thut. Von Koreff, den Barnhagen einen der begabtesten Menschen nennt, sucht er allerdings eine Ehrenrettung zu entwerfen, in welcher auch die Schattenseiten des Charakters, die zu Verunglimpfungen Anlaß geben könnten, zurücktreten oder ihre rechtfertigenden Erläuterungen in der Eigenthümlichkeit des Gesamtbildes finden. Koreff, ein jüdischer Arzt, der sich lange in Paris aufhielt, hat sich literarisch nur in französischen Versen und Aufsätzen und in einer Uebersetzung des Tibull versucht; seine unter den Strahlen des „Polarsterns“ gedichteten Poëme blieben Handschrift. Er war ein Sonderling, der von vielen für einen Prahler und Lügner gehalten wurde, während nur seine Gutmüthigkeit und seine allzu rege Phantasie ihn dazu brachten, die überschwenglichsten Leistungen zu versprechen. Als Hausgenosse und Freund des Ministers Hardenberg nahm Koreff lange Zeit eine hervorragende Stellung ein, die ihn noch in politische Mishelligkeiten verwickelte. Als eine Staatsstellung in der Kanzlei des Staatskanzlers mislieblich geworden war, begab er sich mit unbestimmtem Urlaub und bei dem Fortbezug eines ansehnlichen Jahrgelds wieder nach Paris, wo er als schon berühmter Arzt eine glänzende Stellung fand; er curirte auch oft mit dem Lebensmagnetismus und zeichnete sich bei Bekämpfung der Cholera aus. Ein mißlicher Honorarproceß, bei dem er der Form nach im Rechte war, aber durch eine allzu weitgehende Forderung alle Kreise der Gesellschaft wider sich einnahm, machte sein späteres Wirken minder erfreulich; er starb am 14. Mai 1851. Von seinen großartigen Versprechungen, Ausflüchten und Verleugnungen erzählt Barnhagen manche interessante Probe.

Aus Koreff's mitgetheilten Briefen ersehen wir, daß der Verfasser ein geistreicher Kopf war, der indeß vielfach in der damaligen Naturphilosophie befangen scheint und

bei poetischem Sinn doch anmuthende Klarheit vermissen läßt. Gleich in dem ersten Briefe an Barnhagen (Juni 1804) gemahnen einzelne Stellen an Abschnitte aus Schelling's Schriften und den damaligen speculativen Journalen der Physik, wie z. B. wenn er an den Freund schreibt:

Dir bin ich nicht verloren in der Ferne — im Gegentheil, reiner Gewinn ist dir meine Entfernung. So kann ich ruhiger dich in deinem Wesen und Treiben anschauen, kann sehen, welche Theile noch am meisten schlafen in unentwickelter Unschuld tieferer Organisation, wohin ich am besten den elektrischen Lebensstrom zu leiten habe, um mit Licht und Liebeswärme Bindungen zu entlocken aus den harten unorganischen Fäskchen, an welchen andere sich bloß wund stoßen. So in der Ferne allein ist es möglich, eine Richtung, die für notwendig erkannt ist, ruhig fortzusetzen, ohne mich von dem Kampfe der Assimilation, welchen die Gegenwart zu mächtig aufbringt, in meinem progressiven Eindringen in dich stören zu lassen — so kann ich dir doppelt heilsam werden, indem ich dich ruhiger Selbstbildung und unruhiger Selbsterkörung dich selbst überlasse — ich kenne deine gute Natur zu gut, um bei dem Ausbruch der Flammen über Brand und Tod zu befürchten, und dann, wenn dich die Kraft je verlässe in einem Augenblicke mit diesen Flammen zu kämpfen, wozu hast du deinen Glauben, wozu Freunde, wozu mich? Hätte ich nicht Glauben, Liebe, Freunde und dich — glaube mir, ich würde manchen Kampf unversucht lassen, würde mich in manchen Abgrund nicht wagen, so aber gehe ich getrost hinein und weiß, daß irgendein Abglanz unsers Polarsterns mich sicher aus jeder Höhle freundlich zur schönen sichern Erde führen wird. Darum sei ruhig und warte sicher fort. Aber auch wissenschaftlich will ich dich aus dem Schwanken reißen, das ich nur zu gut aus Erfahrung kenne, und das mich oft genug noch in Recidiven unglücklich macht — dadurch will ich dieser Unruhe ein Ende machen, daß ich dir eine bestimmte Richtung durch einen bestimmten Weg gebe, und so die indifferente Bildsamkeit des Wassers zur differirenten, magnetischen Bildung des Products erhöhe.

Heutigtags würde man solchen Briefstil sehr geschmacklos und überspannt finden; freilich, wenn uns die philosophischen Kunstausdrücke befremdlich vorkommen, dürfen wir nicht vergessen, daß aber auch die geistreiche und tiefe Lebensauffassung dieser Tage vielfach einer leicht materialistischen gewichen ist.

Politische Urtheile sind selten in diesen Briefen; nur ein scharfes Urtheil über die Männer der Februarrevolution von 1848 dürfte, bei den erneuerten republikanischen Anläufen der jüngsten Zeit in Frankreich, von Interesse sein:

„Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!“ rufe ich täglich aus. Hier ist der schwache Lamartine so in der öffentlichen Meinung gesunken, daß sie in das entgegengesetzte Extrem übergegangen ist. Ich kann ihn durchaus für keinen Verräther halten; ich sage mir stets mit Schiller: „Er hat der Lyra zarte Saiten, und nicht des Bogens Kraft gespannt.“ Sein böser Genius war Ledru-Rollin. Humboldt's Freund, Arago, hat sich wie ein altes Weib benommen — nur gestern hat er wenigstens persönlichen Muth gezeigt, und war leuchtender bei seinem Untergang als im Zenith seiner Bahn. Sein Nepotismus war empörend und hat alles in dieser Art aus Ludwig Philipp's dardn so reichen Zeiten übertraffen. Ihr habt in Berlin ein Pröbchen davon, das ihr hoffentlich bald los werden mögt. Nie haben Menschen rückichtsloser, planloser, alberner gehandelt. Nichts war ihnen leichter, als eine herrliche Republik zum Muster Europas hinzustellen — sie haben diese schönste Aufgabe der Menschheit wieder für ein Jahrhundert vielleicht unmöglich gemacht. Sie fanden keinen Widerstand von keiner Seite, und haben ihn künstlich erst erschaffen. Nie sah man mehr Unfähigkeit, Unredlichkeit, despotische Willkür, Beschränktheit, Mangel an Staatsmaximen, als an diesen improvisirten Staatsmännern.

Für die Literaturgeschichte von größerm Interesse ist das Charakterbild des Romantikers Clemens Brentano, des Bruders der Bettina, der mit dieser das genial Zersahrene und Halblose gemein hatte. Wir wußten zwar immer, daß Brentano eine etwas wüste Genialität auch in allen Lebensverhältnissen, zur Schau trug; neu ist indeß Barnhagen's Mittheilung, daß er eigentlich der Allerweltssprügeljunge war:

Sich zur romantischen Schule haltend, war er doch ein so undisciplinirtes Mitglied derselben, daß er immerfort in Verwarnung oder Strafe fiel. Das Honorar für den Roman „Godwi“ hatte er Friedrich-Schlegel, der in Noth war, überlassen, zugleich aber solche Widrigkeiten und Spöttereien unter die Leute gebracht, daß dieser ihm, nicht das Geld, aber das Buch zurücksandte, mit den eingeschriebenen Worten: der Autor verdiene hundert Stockprügel; und hiermit war die Sache von beiden Seiten aus. Mit Steffens ergab sich eine andere Geschichte; Brentano hatte den Einfall, sich mit einigem Ansehen von Kaster schmücken zu wollen, er meinte sich vortrefflich auszunehmen, wenn ihn die Leute mit etwas Schauer ansähen, und gab daher zu verstehen, er triebe gar sittenlose Dinge, und als er nun auch sagen sollte, wer seine unsaubern Genossen wären, nannte er in der Verlegenheit auf gut Glück Steffens, der aber, als ihm das schmachliche Vorgeben zu Ohren kam, dem tollen Erfinder eine thätliche Zurechtweisung zubachte, die nur dadurch unterblieb, daß der Bedrohte sich längere Zeit nicht sehen ließ. Auf ein ähnliches Aeußerste hatte Brentano es mit Görres gebracht, der sich ihm jedoch in der Folge als Freund verbinden mochte. Dergleichen Geschichten erzwang er mit fast unwiderstehlicher Bestissenheit immerfort, und jedesmal ließ er sie ein so erbärmliches Ende nehmen. Er hatte die gräßlichste Furcht und Angst vor jeder Thätlichkeit, ruhte aber nicht, bis er sie erlitten hatte; mit unerträglichem Steigerung riß er jeden Umgang, jedes Verhältniß auf, und nachdem er verzüßrerlich durch Antheil, Schmerz, Vertrauen und Neigung dies alles hervorgehockt, misachtete und zerstörte er freventlich alles wieder, verletzte in willkürlicher Laune sich und andere schamlos, und wenn die Folgen seiner Ungebühr dann hart ihn selber getroffen, erweckte er wieder neues Erstaunen und oft neue Theilnahme durch die Qualen und den Jammer, die er hierauf mit dichterischer Meisterschaft aus sich herausspann, doch immer lauernd bereit, das Erhabene und Ruhrende, bei erstem Schimmer der Gefährlosigkeit, durch Schalkheit und Lüge zu unterbrechen.

Barnhagen selbst hatte viel unter Brentano's Unarten zu leiden und sah sich einmal genöthigt, wenn auch mehr in symbolischer Weise, Hand an ihn zu legen. Es ist bekannt, daß Brentano in spätern Jahren eine Art von Heiliger wurde und die Offenbarungen der Nonne von Dülmern der Welt verkündete. Was es mit seiner Frömmigkeit für eine Bewandniß hatte, das mag folgende Anekdote beweisen:

Nachdem er bei der wunderbaren Nonne von Dülmern mehrere Jahre zugebracht, alle ihre Gesichte und Ausagen umständlich aufgeschrieben, und zuletzt ihre zum Theil ekelhaften Reliquien sorgfältig gesammelt, kam er mit diesen Schätzen an den Rhein, that äußerst heilig geheimnißvoll damit, und rechnete es seiner Schwester Bettina als eine besondere Günst an, daß er dies alles vor ihr entsaltete. Unter andern hatte er auch Zeichnungen nach den Gesichten der Nonne verfertigt, und diese sollten das echte, genaue, durch Offenbarung überkommene Bild solcher Zustände und Vorgänge sein, von welchen die Evangelien gar keinen oder doch nur allgemeinen Bericht geben. So behauptete er, in einer dieser Zeichnungen sei die Kleidung und überhaupt das ganze Aussehen der Apostel mit unwiderprechlicher Treue abgebildet, ganz wie die Nonne in der Verzückung sie anzuschauen begnadigt worden, und es dürfe daher auch nicht an dem kleinsten Einzelnen irgendetwas Zweifel

haften. Nun hatte Brentano in früherer Zeit einmal einen sonderbaren und lächerlichen Tabaksbeutel gehabt, einen Tabaksbeutel, von dem alle seine Bekannten gewußt und oft gesprochen hatten und mit dem allerlei lustige Geschichten begegnet waren — auch Bettina hatte den Tabaksbeutel wohl gekannt, aber seit langer Zeit vergessen. Plötzlich erhebt sie ein helles Gelächter, und als Clemens unwillig ihr die Unheiligkeit verweisen will, ruft sie lachend: „Aber Clemens! da hat ja der Apostel Petrus deinen Tabaksbeutel als Reisetasche umhängen!“ So hatte er seine Pöffen unter die Heiligkeiten gemischt und lachte nun, als er sich ertappt sah, ganz munter mit! Dies eine Stüd möge statt aller andern dienen, die er in ähnlicher Weise gemacht, und die sehr für seine Laune, aber wenig für seine Frömmigkeit zeugen.

In den Briefen Brentano's findet sich vielfach die alberne Witzhascherei des „Ponce de Leon“, wie wenn er Rachel eine Toppina nennt:

Das „Topp!“ hat mich auf die Topina in meiner Geschichte gebracht, und ich wünschte auch einen solchen Namen für Sie, weil mir das Robert mit Vater Robert's Ermahnungen an seine Kinder, das Levi mit dem Levitenlesen zu viel Verkürzung hat. Auch Rachel mag ich Sie nicht nennen, Spiritus asper wäre wol gut, aber zu scharf accentuirt; Columbus aber stellte das Ei auf die Spitze, und Sie heißen zum ewigen Gedächtniß Topp! Als Beiname (suchen Sie selbst) paßt nichts dazu als Miss Topp, und ich führe Sie nach Italien, und nenne Sie Toppina mit zwei p. So werde ich Sie in Zukunft in Briefen und Gedanken nennen, deren ich mit Ihnen auszuwechselfeln gedenke.

Die Bilder sind oft sehr gesucht, namentlich aus dem Gebiet des Schauerlichen, welches seine Specialität ist. „Die innerlich gräßliche Geschichte hatte ich begraben; sie gespenstete nicht, denn sie hatte keine Seele, aber eine wandelnde Leiche ist schrecklicher, und sie ruht nicht, bis man ihr einen Pfahl durch das Herz schlägt.“ „Ich kenne keinen Umgang als einen vertrauten; anderer ist ein liederlicher, ein schändlicher, ein entsetzlicher aber ist, wo einer sich schlafend stellt und todt ist, oder wenn ein Rastat ein schuldloses Mädchen heirathet.“ Dergleichen Absonderlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten sind in diesen Briefen ganz an der Tagesordnung, dazwischen auch manche bei aller Seltsamkeit geistreiche Wendung:

Wie ich zwischen Menschen trete, die zu den Gebildeten oder Geistreichen gehören, wird mir angst und bange, und es erzeugt sich unwillkürlich zwischen mir und ihnen, ich möchte sagen, eine Art von Eisenwasser, und ich lasse tausend Blasen aufsteigen, in denen ich wol das schöne bunte Spiegelbild der Welt bewundere, aber, wie sie zerplagen, auch beweine. Der Tropfen, der niedersfällt, ist eine Thräne, die ich verbeisse oder am Abend in der Stille noch weinen muß. Verflucht sei aller Witz und die Langeweile, die diese artigen Satanisken erfindet, um ein ganzes herrliches Leben einer schönen Empfindung, wie einen Krametervogel, dem die Beine durch die Augen gestoßen sind, in einer grausam komischen Stellung zu fressen; den aber nenne ich einen glütigen, weisen und edeln Freund, der ein Herz zu schonen und zu ehren weiß, das sich ganz und in ganzer Menschlichkeit in jeder Minute hingeben muß, oder einsam sein.

Hierzu kommen Spielereien, wie wenn er geometrische Figuren zeichnet, welche sein Wesen und das Wesen der Rachel und ihre gegenseitige Berührung erläutern sollen, und hinzufügt:

Das Ganze wäre ein artiger Stern, und ein unartiger Kern. Beides hab' ich gern, steht es rein vor Gott dem Herrn. Beide sind wir fern, vollkommen eine Kugel zu sein; denn diese ist die einzige rechte Figur, der Schöpfer, die Liebe, die Natur. Lassen Sie uns fleißig bemüht sein, ein paar recht artige Ku-

gesn zu werden, dann werden wir auch Kugel und Regel zugleich werden und, eins der Räthsel Batis, lösend, im Schoße Gottes spielen.

Das Ganze ist eine unerquickliche Lektüre; man muß sich den Weg durch einen Urwald voll confuser Mystik und voll geistlichimmernder Irrlichter bahnen. Man hat immer das Gefühl, daß der Autor an der Grenze des Wahnsinns steht. In seinen Unarten wie in seinen drolligen und oft genialen Einfällen hat Brentano viel Ähnlichkeit mit Heinrich Heine, der freilich alles Mystische gänzlich abgestreift hatte.

Das nächste Bild in der Barnhagen'schen Porträtgalerie ist die Gattin Fouqué's, des Urdinen-Dichters, Frau von Fouqué, geborene von Driest. Sie war geboren als einzige Tochter ausgezeichnete Kelter in Kennhausen, dem Gute derselben:

Ihr Geist verband schwärmerische Weichheit und scharfe Verstandigkeit, regen Aufschwung und stilles Beharren. Mit allem andern schien sie leichter fertig zu werden als mit sich selber; ihre innern Bewegungen, Ansprüche und Richtungen blieben ihr räthselhaft. Groß und schön gewachsen, kräftig und ausdrucksvoll, in der Gesichtsbildung dem Apollo von Velobere ähnlich, mußte sie für eine herrliche Erscheinung gelten, der man gezwungen war zu huldigen. Früh wurde ihre Hand begehrt, und sie entschied sich mit jugendlicher Neigung für Frn. von Kochow, der in der Nachbarschaft begütert war, aber als Offizier seinen Standort in Potsdam hatte.

Doch die Ehe mit Kochow war nicht glücklich; es entstanden Zerrüttungen, welche das gemeinsame Leben mehr und mehr auflösten. Kochow hatte sich der Leidenschaft des Spiels ergeben; nach manchen erschütternden Erlebnissen zog Frau von Kochow mit ihren herangewachsenen Kindern sich wieder auf das Gut ihres Vaters zurück und leitete die Scheidung von ihrem Gatten ein, der indeß, durch wiederholtes Unglück im Spiel bewogen, sein Leben durch einen Pistolenschuß endete.

In Kennhausen war reger geistiger Verkehr; der Philosoph Hülsen, August Wilhelm Schlegel, Bernhards brachten angenehme Tage in diesem Landleben hin, ebenso Baron von Fouqué, der dem Kriegsdienste wegen leidender Gesundheit entsagt und sich der Dichtkunst gewidmet hatte. Er faßte, ob schon verheirathet, eine lebhaftes Neigung für Frau von Kochow, ließ sich von seiner Frau scheiden, trat ein kleines Gut, das er besaß, willig der Geschiedenen ab, heirathete Frau von Kochow und zog bei seinem Schwiegervater in Kennhausen ein. Hier widmete er sich unter dem Dichternamen Pellegrin der Dichtung und fand Beifall im Kreise der Schlegel'schen Schule. Sein erstaunlich fruchtbares Talent wirkte bestimmend auf seine Frau, welche den bequemern Ausdruck in Prosa wählte, da es ohnehin niemand einfallen konnte, an Leichtigkeit mit Fouqué zu wetteifern, was den Ausdruck in Versen betraf.

Ein merkwürdiger Unterschied ergab sich bald. Fouqué's Arbeiten waren leicht, glatt und gefällig, aber schwach an Gehalt, ohne strenge Gedanken und tiefe Richtung; seine Poesie drückte im ganzen ein schattenhaftes, unwirkliches Leben aus. Böllig das Gegentheil zeigte sich bei Frau von Fouqué. Ihr erster Roman „Rodrig“ ist rau und ungelent, aber aus festem Stoff und in scharfem Bewußtsein gearbeitet, und so kräftig und bestimmt, daß er vielleicht das einzige Buch dieser Art ist, das seinen Ursprung von Frauenhand durch keine der Schwächen verräth, an welchen sonst die weibliche Feder doch immer er-

kannt zu werden pflegt. An Naturell, Charakter, Lebenssinn war Frau von Fouqué ihrem Manne weit überlegen; ihre Gedanken und Urtheile, ihr Wollen und Handeln wurden daher auch nur von ihr selbst bestimmt; ihr Verstand wie ihre Gemüthskraft erhielten sich frei; ihre Poesie ging aus starker Wirklichkeit hervor und in sie zurück; das Dichterische war nur eine farbige Beleuchtung, in welche sie die kühnen Bilder ihres Innern rückte. Für das wirkliche Leben erschien ihr in der That Fouqué nur wie ein Kind, das entweder gar nicht oder doch ohne Bedeutung mitredet, an dessen Spielen man theilnimmt, aber mit Lächeln und ohne sie weiter gehen zu lassen, als es der Laune beliebt. In keiner Weise konnte der kräftige, aber schwache Brust klagende, nur im Schreiben rüstige Dichter ihr genügen. Sie hatte dies nicht gefehlt, nahm sich offen jede Freiheit und die volle Herrschaft, und dies erschien unter den gegebenen Umständen nicht nur statthast, sondern auch nothwendig und erprießlich für alle Theile.

Eine bedauerliche Richtung nahm indeß Frau von Fouqué, indem sie, bei aller sonstigen Ueberlegenheit doch ihre poetische Fähigkeit Fouqué unterordnend, auch in seine Donquixoterien, in seine Vorliebe für Ritterthum, Abelswesen, Mittelalterstte, in alle schneidenden Standesvorurtheile, äußerlichen Religionszeifer und erhigte Hof- und Herrscherverehrung verfiel, was alles, nach der Stärke ihres Wesens, bei ihr noch einen herbem und angreifendern Charakter annahm. An den Schiefheiten und Uebelständen ihrer falsch gewählten Richtung krankte ihr Talent; in den Hoffreisen fand dasselbe nur Verspottung und Misachtung. Zurückgesetzt in ihrem Ehrgeiz, durch die wenig glänzenden Verhältnisse ihrer Kinder keineswegs befriedigt, als Frau veraltet, als Schriftstellerin vergessen, beschränkt in ihren Mitteln, mit schmerzlichen Krankheitsleiden kämpfend, starb Frau von Fouqué in Kennhausen, von ihrem Gatten lebhaft beweint, in der Hofwelt und im Publikum unbeachtet.

Die mitgetheilten Briefe der Frau von Fouqué sind vielleicht die geistvollsten der vorliegenden Sammlung; es sind sehr verschiedenartige Töne in ihnen angeschlagen, von den Erörterungen des gelehrten Blaustromps, der über nordische und griechische Mythologie Tabellen herausgibt, bis zu warmen Herzensergüssen, aber alles hat einen gewissen strengen Stil, markig-gedungen, originell-kräftig. Wir wollen einige Sentenzen aus diesen Briefen herausheben:

Das Eigenthümliche kann auch bei edeln Naturen einseitig und dann, mindestens, langweilig werden. Auch das Beste im Menschen fordert unaufhörlich eine höhere Durchdringung, und deshalb kann man sich auch des Besten nur bescheiden freuen. . .

Bernunft und individuelle Natur! wie hart stoßen sie oft zusammen! Es ist nicht schwer, in Momenten, wo sich alles um und in uns ruhig fügt, weise zu sein! Aber in Zeiten, wo sich das Schicksal vorgenommen zu haben scheint, uns außer Fassung zu setzen, da gilt es, diese zu behaupten! . . .

Wo ist Reinheit ohne Klarheit? Und was ist Sünde, wenn es nicht Verwirrung in der Erkenntniß des Rechts und Mangel der Kraft im Festhalten desselben ist? . . .

Ich bin, wie sehr viel andere regsame Menschen, durch fremde Einwirkung umgetrieben worden, und falsche Verstandesconsequenz, unverdaute Philosophie, gemachte Religiosität, an mich gerissener Katholicismus, und katholische Poesie, alles ist momentan der Rüber gewesen, mich mir selbst zu veräußern. Unglücklicherweise spielte mir das Schicksal dabei in die Hände, und diese Stimmungen veranlaßten Begebenheiten, die zu wirklichen Thaten wurden. Hier der Schrei über das Unabänderliche! . . .

Das Leben lacht nicht jedem; auch kann nicht jeder über das Leben lachen. Vielen schneidet es Wunden in das Herz, daß es schreien muß! Wenn wir nur die Absicht des Lebens begreifen, dann ist es am Ende doch gut, und jede Prüfung wird eine Blume im Märtyrerkranz! . . .

Gewiß ist es, mir droht eine trübe Zeit, und glauben Sie mir, eine Umgestaltung alles bisher Bestandenen. Der Mensch tritt nie auf dieselbe Weise in seine Umgebungen zurück, als er sich davon losriß. Er reißt dabei so vieles ab, was nachher nicht wieder zusammenpaßt, die Zeit nagt an den Fäden der alten Verbindung, sie werden mürbe und lassen sich nicht zusammenknüpfen. Ich habe das oft erlebt! Das Gewesene lehrt nicht wieder. Das Neue kann besser sein, aber ich bin nicht mehr jung genug, mich darauf zu freuen. . .

Mein Denken und Fühlen verhalten sich zueinander wie das heftig bewegte Meer, und der ebene ruhige Spiegel des Wassers. Dem Einen hingegeben, bin ich leidenschaftliches, inniges, glühendes Leben, heftig, unklar, bis zur Vernichtung hingehend, oder gewaltfam an mich reißend. Durch das Andere gehalten, spiegelt sich der eigentliche Grund des Daseins auf der ruhigen Oberfläche zurück, ich werde ernst in That und Wort, feierlich, melancholisch, oft unbeweglich! — So erscheine ich im Leben, so in meinen Schriften, doch auf alle Weise wahr. Vielleicht ist der Contrast zwischen Temperament und Erkenntniß dessen, was sein soll, bei wenigen so schneidend, daher ähnliche Disparate seltener in der Erscheinung und Dichtung. Doch ist das ruhige Meer weniger Meer als das schäumende? Ist dieser wie jener Zustand dem Charakter des Ganzen widersprechend?

Die Schilderung des Grafen von Kleist vom Loß ist eine geistreiche und sein psychologische, doch ist der Held derselben kaum mit solcher Bedeutung in das öffentliche Leben getreten, daß der Biograph ein unbestreitbares Recht dazu hätte, sein feinstes Seelenleben der Oeffentlichkeit preiszugeben. Die Charakteristik ist sehr pikant; wir erhalten das Bild eines echten Aristokraten, welches durch die Parallele mit dem Fürsten Büdler erst sein volles Licht erhält:

Man könnte leicht versucht sein, Kleist mit Büdler zu vergleichen. Die Ausführung würde aber ihre Schwierigkeiten haben und sehr weit aussehende Untersuchungen erfordern. Die äußern und innern Aehnlichkeiten würden gegen größere Unterschiede bald verschwinden. Jedem geschähe Unrecht, wenn man ihn mit dem Maßstabe des andern messen wollte. Sie lieben einander nicht und mügen sich gegenseitig nicht anerkennen. In ihrem eignen Sein begegnen sie sich auch wol nie, so wenig wie sie in ihren äußern Bahnen Nebenbuhler sind. Für Kleist ist die Gefahr vorhanden, daß, wenn seine Außenzeiten eingingen, er selbst sie beschränkte und veränderte, alsdann ein Philistertum hervorträte, welches noch immer ein großes bebagliches Dasein bleiben könnte, jedoch den Schimmer des Ausgezeichneten mehr und mehr schwinden ließe. Ueber diese Gefahr ist Büdler hinaus, sein Park und seine Schriften geben ihm für immer ein höheres Verhältniß zur Welt. Was ihn bedrohen kann — denn keine Gunst und Begabung der Götter wandelt ohne Nemesis — ist anderer Art. Büdler kann zu viel thun, zu vielerlei, sein Ziel überfliegen; Kleist aber bei zu wenigem stehen bleiben, sein Ziel nicht erreichen.

Was wir von Josephine Gräfin von Pachta geborene Gräfin von Canal-Mallabaila erfahren, ist der Lebensroman einer geistreichen Frau, von welcher der Fürst Ligny ein Porträt in pointenreichen Versen entwarf, als sie in der Blüthenepoche ihrer strahlenden Schönheit sich befand. Durch ihre Beziehungen zu Rahel wurde sie unter das Seyrohr Barnhagen's gerückt. Ihren Steckbrief verfaßt Rahel selbst mit gewohnter Prägnanz, „eine der liebenswürdigsten Creaturen, blond, blauäugig, mit Physiognomie, Wuchs, Grazie, Charakter, Ausdruck“.

Der Lebensroman dieser Dame bestand darin, daß sie ein Liebesverhältniß mit ihrem Hauslehrer, Meinert, hatte, der gleich ihr ein eifriger Anhänger der Kant'schen Philosophie war, ein Liebesverhältniß, welches sie kühn eingestand und das nicht ohne Folgen blieb. Barnhagen knüpft hieran die folgende Bemerkung:

Wir wollen keinem Urtheile hierüber vorgreifen, aber als Thatsache dürfen wir feststellen, daß in jener Zeit unter den Gebildeten eine Religion der Liebe galt, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen welches jeder Einspruch unberechtigt war, jedes andere Verhältniß zurückstehen mußte. Diesem Gefühl zu folgen war heilige Pflicht, ihm aus Gründen, die nicht gelten sollten, zu widerstreben, hieß Gemeinheit. Nur in dieser Voraussetzung, daß eine solche Ansicht weit verbreitet herrschte und von geistvollen Dichtern und Denkern — den Romantikern, aus denen nachher die kirchlich Frommen erwachsen — kühn ausgesprochen und gepriesen wurde, nur in dieser Voraussetzung können wir uns die Seelenruhe und heitere Zufriedenheit erklären, mit welcher die in solcher Art Verbundenen sich zueinander und zu der umgebenden Welt verhielten. Sie glaubten vor dieser ohne Scheu bekennen zu dürfen, was ihnen als ein innerer Beruf, als ein Gebot des Geistes erschienen war. Diese Denkart ist heute zurückgedrängt, aber nicht ausgestorben, und wird in einzelnen Fällen immer wieder vordringen, uns aber muß hier genügen, sie als eine damals in vielen ansehnlichen Beispielen mächtige zu bezeichnen.

Es folgte darauf eine Trennung von dem Grafen Pachta nach freundlichem Abkommen, da eine Scheidung der katholischen Kirche unbekannt ist. Die Gräfin, im Besitz der Einkünfte ihrer Güter, führte mit dem Professor Meinert längere Zeit ein glückliches Leben, das nur durch dessen Härten und Schroffheiten bisweilen gestört wurde. Eine junge Schwägerin, Namens Mollly, Gefährtin einer mit dreizehn Jahren verstorbenen Tochter der Gräfin, blieb auch nachher im Hause und wurde die Heldin eines Gouvernantenromans, indem sie des Hausherrn Liebe gewann, der sich von der Gräfin trennte und Mollly heirathete.

Diese Familiengeschichte ist ganz pikant — aber sollten die zufälligen Beziehungen der geistreichen Frau zu Rahel genügen, um diese doch zum Theil absichtlich geheim gehaltenen Privatverhältnisse dem großen Lesepublikum bekannt zu machen?

Die französischen Briefe Henri Campan's an Rahel (von 1807—19) haben im ganzen kein tieferes Interesse. Der Sohn der berühmten Madame Campan ist nicht ohne Geist, aber es ist im Grunde mehr französischer Esprit. Auch an echt französischen Urtheilen fehlt es nicht in diesen Briefen. So mag es z. B. für die Denkweise Rahel's und ihre unbedingte Goethebewunderung kein geringer Anstoß gewesen sein, daß Campan, indem er sich bei ihr danach erkundigt, ob Goethe noch lebt, hinzusetzt, er habe ihm vor einigen Jahren einen Roman geschickt, „Die Wahlverwandtschaften“, den niemand begriffen habe; es müsse für Rahel doch sehr schmerzlich gewesen sein, den Autor „Ihres geliebten Wilhelm“ so in Verfall zu sehen.

Die Briefe von Scholz enthalten Salonberichte aus Madrid und Rom, Privatbesuchen eines jungen Diplomaten nicht ohne manches anziehende Detail.

Der Schlusssatz Barnhagen's über Voss und Stolberg nimmt mit voller Entschiedenheit die Partei

des erstern, als er die denkwürdige Schrift über seines Freundes Stolberg „Unfreiwerden“ herausgegeben hatte; er ist mit jener stilistischen Meisterchaft geschrieben, welche Barnhagen zu einem unserer ersten Prosaiter macht, denn markige Gesinnung vereinigt sich mit einem seltenen Adel des Ausdrucks. Die Quintessenz des Aufsatzes ist wol in der folgenden Stelle enthalten:

Unig verbunden haben sich Pfaffenhum und Ritterthum, um in Kirche und Staat ein Vorrecht und Alleinrecht zu behaupten, das der Vernunft widerstreitet: innig verbunden sind hierarchische und aristokratische Umtriebe gegen jede Besserung des kirchlichen und politischen Gesellschaftszustandes; und während wesenlose demokratische Umtriebe überall mit scharfer Untersuchung erforscht und verfolgt werden, genießen jene in ausgebildeter Wirklichkeit sichern Frieden und Begünstigung. Daß nur niemand sich über den Inhalt unserer Zeit durch gutmüthige Verblendung täusche, daß nur niemand die Uebel unserer Tage in ihrer gleichenden Gestalt erkenne, ihre Einfluchtung in das Gute für ihre Milderung und Heilung halte! Die sanften gemäßigten Seelen, deren Kraft nie zu den letzten Gründen steigt, die bequemen und selbstsüchtigen, deren eigenes Wohl auch mit fremdem Wehe sich verträgt, die kühnen und heldenmüthigen, denen der Schaden selbst nur als eine Anweitung auf reichlichsten Ertrag gilt, alle diese weigern sich nur

allzu oft, das Uebel zu erkennen, ihm seinen Namen zu geben, und es zu bestreiten. Wer aber das rechte Maß der Einsicht und des Muthes besitzt, der täuscht sich durch keine Vorspiegelung, der scheidet Lüge und Wahrheit auch in ihrer lockendsten Mischung, und bestreitet das Uebel unter seinem wahren Namen. So Boß, der hier den Verein des Kirchenwahns und des Adels in seiner ganzen Blöße hinstellt. In der That ist es diese Zusammenfassung zweier bisher meistens getrennt gehaltener Uebel, welche dieser Schrift den eigenthümlichen Werth und die gewaltige Wirkung gibt, die sie bei vereinzeltem Angriffe nicht in solchem Grade gehabt hätte.

Auch diese „Biographischen Porträts“ sind wichtige Beiträge zur Menschenkenntniß, sie stellen hervorragende Menschen dar, die für eine bestimmte Epoche als typisch betrachtet werden können. Charaktere wie Koroff, Gräfin Pachta, sind eigentlich kein Gegenstand für Lichtbilder, auch ist das Ende der „Genialen“ meist unbefriedigend und traurig; doch lehrreich bleibt stets die Betrachtung, wie solche Lebensschicksale im Zusammenhang stehen mit geistigen Richtungen und Lebensmächten und Epochen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Versuch einer neuen Staatstheorie von Konstantin Frank.

Die Naturlehre des Staats als Grundlage aller Staatswissenschaft. Von Konstantin Frank. Leipzig, C. F. Winter. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die gewaltigen politischen Ereignisse, welche in der Gegenwart und überhaupt in der neuesten Zeit die Alte und die Neue Welt bewegten, mögen — je nach dem Standpunkte des Beurtheilers — verschiedene Urtheile hervorrufen: in zwei Punkten aber werden alle unbefangenen Beobachter übereinstimmen, nämlich darin, daß einerseits die alte Ordnung der Dinge einem tiefgreifenden, allgemeinen Zerfetzungsprocesse unterliegt, während andererseits die neue Ordnung noch keine Form und Gestalt gewonnen hat, welche hinlängliche Sicherheit und Dauer verspräche. Auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans, in Amerika wie in Europa, ändert und bessert man fortwährend an den bestehenden Staatsverfassungen; und es kann einem aufmerksamen Auge nicht entgehen, daß z. B. in Europa nicht nur die verschiedenen Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft und die besondern Verfassungen der einzelnen Staaten, sondern auch das europäische Staatensystem im großen Ganzen einer wesentlichen Umwandlung entgegengeht. Wir leben in einer entschiedenem Uebergangsperiode und der allgemeine Charakter der heutigen Zustände ist offenbar provisorischer Natur; möge die Zeit nicht allzu fern sein, wo diese mehr oder weniger unsichern Verhältnisse wenigstens in Bezug auf Deutschland zu einem befriedigenden Abschluß gelangen und unser staatliches Leben zum Wohle des Einzelnen wie des Ganzen eine dauerhafte Basis gewinnt.

Die Schrift von Konstantin Frank ist unter dem Eindrucke geschrieben, daß wir uns in staatlicher Beziehung mehr in einem Provisorium als in einem Definitivum befinden.

Nach dem Verfasser gibt es vornehmlich zwei Grundprincipien, um welche sich das politische Denken und

Streben der letzten Menschenalter vorzugsweise bewegte, die Volkssouveränität einerseits und das göttliche Recht andererseits. Die Volkssouveränität bezeichnet er als das eigentliche Revolutionsprincip, dem er die treibende Kraft, soweit es auf bloße Beseitigung des alten Zustandes ankommt, nicht abspricht, da der Volkswille darin seine unbestreitbare Macht beweise. Während aber der Volkswille die besten Proben davon abgelegt habe, daß er jede gegebene Verfassung unzulänglich im Stande sei, habe er sich hinsichtlich der Gründung neuer Verfassungen nur um so schwächer bewiesen. Der Autor meint, das Gelingen neuer Verfassungen werde dem Princip der Volkssouveränität auch wol niemals gelingen, weil der Volkswille nur die reine Veränderlichkeit repräsentire, worauf überhaupt keine Verfassung beruhen könne. Und eben dieser Punkt sei es, worauf sich dann andererseits die Theorie des göttlichen Rechts berufe, als das eigentliche Reactionsprincip; und wie auf jede Action die Reaction folge, so erscheine das Auftreten dieses Gegensatzes insoweit auch ganz naturgemäß. Der Verfasser sagt:

Die Vertreter der Theorie des göttlichen Rechts behaupten ganz mit Recht, daß die Grundlage des Staats etwas von dem Volkswillen Unabhängiges sein müsse. Und was ließe sich nun Imponirenderes denken als der Wille Gottes, der jeden Widerspruch niederschlägt! Wenn man nur im gegebenen Falle auch nachzuweisen vermöchte, welche Verfassungsformen denn unser Herrgott vorgeschrieben habe, statt dessen jeder Versuch eines solchen Nachweises nur zu vagen Behauptungen führt, die, ohne irgendwelche Erkenntniß zu gewähren, sich nur an das fromme Gefühl richten. Keine Möglichkeit irgendeines bestimmten Inhalts, außer etwa die Eingebungen aller derjenigen, die sich dann eben für die Verkündiger des göttlichen Willens erklären, sich dadurch selbst zu Herren machend, und wodurch natürlich alle wirkliche Volksherrschaft verschwindet. Wie haltungslos dabei solch theokratisches Gebahren in sich selbst ist, haben wir von der Frucht der Stahl'schen Lehre gesehen, wo der darauf sich stützende Conservatismus mit kurzer Wendung selbst in die Revolution überging.

Als in der Mitte zwischen den beiden entgegengesetzten Lehren der Volkssouveränität und des göttlichen Rechts und ihnen beiden entgentretend bezeichnet der Verfasser das sogenannte Vernunftsystem, welches beanprucht, einerseits die Nachteile zu überwinden, welche durch das veränderliche Belieben des Volkswillens hervorgerufen würden, andererseits die Unfreiheit aufzuheben, zu welcher die Theorie des göttlichen Rechts führe. Man hat vielfach die Dauerhaftigkeit, ja Ewigkeit der Verfassungen gerühmt, welche das Vernunftsystem zur Basis nahmen; allein die Proben, welche man in Frankreich in dieser Richtung anstellen sah, trugen nichts Ewiges an sich. In rascher Folge wechselten hier die Verfassungen, namentlich wurde dem mit der Volkssouveränität in Verbindung getretenen Vernunftsystem wiederholt durch den Stül der Napoleoniden ein Ende gemacht. Aehnlich erging es den in Deutschland gemachten Versuchen; sie offenbarten nur zu häufig dieselbe Wandelbarkeit vorgeblich ewiger Wahrheiten. Der Verfasser sagt:

Denn anders sprach die reine Vernunft durch Kant, anders durch Fichte, anders durch Schelling, anders durch Hegel. Und gerade so veränderte sich auch die mit der jedesmaligen Philosophie zusammenhängende Staatslehre, in mancher Hinsicht bis zum directen Gegensatz, sodas die Nichtigkeit der Vernunft-Staatslehren für jedermann, der nicht absichtlich die Augen dagegen verschließen will, durch die Thatfachen selbst vor Augen liegt.

Konstantin Frank gesteht zu, das diese drei Hauptprincipien der modernen Staatslehre, die Volkssouveränität, das göttliche Recht und das Vernunftsystem, nicht nur bei den eigentlich philosophischen Schriftstellern mit vollem Bewusstsein durchgeführt sind, sondern das sie auch die ganze politische Wissenschaft und selbst das politische Denken des Publikums durchdrungen haben. Da sie aber doch so äußerst mangelhaft seien, so sei, damit ein willklicher Fortschritt in der Staatslehre eintreten könne, ein neues Princip erforderlich, um eine durchgreifende Reform der Wissenschaft nach Inhalt und Methode einzuleiten. Worauf es aber dabei vor allen Dingen ankomme, werde am besten aus der Unzulänglichkeit und den Misserfolgen der bisherigen Theorie und Praxis selbst zu entnehmen sein. Es sei klar, das es nichts Schwankenderes geben könne als den Ocean des Volkswillens. Das reine Denken der Vernunft erscheine zwar fast als ein Bild der ewigen Ruhe im Vergleich zu jenem brandenden Ocean; indessen diese Vernunft sei in ihren verschiedenen Entwürfen nahezu ebenso veränderlich und unberechenbar wie der Volkswille, in gewisser Hinsicht habe letzterer sogar noch etwas mehr Realität als das reine Vernunftprincip. Die Theorie des göttlichen Rechts endlich baue ihr Staatsgebäude nicht nur in die Wolken hinein, sondern vielmehr von oben herab aus den Wolken heraus. So sind denn nach Frank alle drei genannten Theorien im eigentlichen Sinne des Wortes bodenlos; ein Princip aber müsse man in der Staatslehre befolgen, oder man gerathe ganz und gar auf Abwege. Als den richtigen und festen Boden aber für eine gesunde Staatslehre bezeichnet der Verfasser die Natur; mit diesem neuen Ausgangspunkte werde ohne Zweifel auch ein neuer reformatorischer Standpunkt in theoretischer und praktischer Hinsicht gewonnen. Unter „Natur“ will hier der

Verfasser nach seiner eigenen Definition (Einleitung, S. X) die „Natur des Staates“ verstehen; das eigenthümliche Wesen des Staates sei eben seine Natur, und nur eine „physiologische“ Auffassung und Behandlung der Staatswissenschaft gewähre einen realen Boden für dieselbe.

Nach dieser kurzen, nicht ganz befriedigenden Definition geht der Autor an die weitere Ausführung seines „neuen Standpunktes“. Sein Buch besteht aus fünf Hauptabschnitten, die als besondere Abhandlungen in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (Juliheft 1868 bis Juliheft 1869) erschienen und hier mit einigen Veränderungen zu einem Ganzen verbunden sind. Sie handeln: 1) „Von der Aufgabe und Methode der Naturlehre des Staates“; 2) „Von den Bestandtheilen des Staates“; 3) „Von den Staatsgewalten“; 4) „Von der Volksvertretung“; 5) „Von der auswärtigen Politik.“ Der Verfasser verbindet mit der Entwicklung seiner eigenen Anschauungen eine Kritik mancher bisher geltenden Staatsrechtslehren und bezweckt mit der, wie er sagt, von ihm „hier begründeten Naturlehre zugleich eine allgemeine Reform der Staatswissenschaften“.

Wir lassen es dahin gestellt, ob der Autor diesen seinen Zweck mit dem in Rede stehenden Buche wirklich erreichen wird; denn eine ausführliche Untersuchung dieser Frage würde uns hier viel zu weit führen. Ebenso müssen wir darauf verzichten, die einzelnen Hauptabschnitte seines Werkes genau und gründlich durchzugehen. Auf der andern Seite aber können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, das uns die Mittel, welche der Verfasser zur Erreichung seines Zweckes angewandt hat, nicht ganz ausreichend erscheinen, und das er in der Bekämpfung der Ansichten seiner Gegner nicht allemal sehr glücklich gewesen ist. Dies hindert uns indessen nicht, das Bestreben des Verfassers als ein durchaus zeitgemäßes und in verschiedenen Punkten erfolgreiches und richtiges anzuerkennen, weshalb wir dem sich für politische Dinge interessirenden Publikum seine Schrift entschieden empfehlen dürfen.

Nachstehende Bemerkungen mögen dieses unser Urtheil rechtfertigen.

Konstantin Frank gesteht selbst, das sein Buch kein vollständiges System der von ihm als neu aufgestellten Naturlehre des Staates enthält; er tröstet sich damit, das „alles Neue unvermeidlich zuerst nur in einer gewissermaßen embryonischen Gestalt“ auftritt und spricht die Hoffnung aus, das seine „neue Denkweise nur allmählich und durch die Arbeit vieler zur systematischen Durchführung gelangen wird“. Es entgeht ihm auch nicht, das physiologische Betrachtungen des Staatswesens der Sache nach schon alt sind, das bereits Aristoteles, Machiavelli, Montesquieu, Burke, Haller u. a. m. wichtige Beiträge zur politischen Physiologie lieferten; als neu aber nimmt er den Gedanken für sich in Anspruch, die Naturlehre des Staates „zu einer eigenthümlichen Wissenschaft zu entwickeln, welche neben der Rechtslehre und Sittenlehre einen besondern Zweig der Staatswissenschaft zu bilden hätte“.

Raum haltbar erscheint uns die Behauptung des Verfassers, das durch seine physiologische Betrachtungsweise

des Staates, die vielfach an die Richtung der historischen Schule erinnert, in praktischer Hinsicht ein Standpunkt begründet werde, der aus allem Parteiwesen heraustreite. Dann aber seine in Rede stehende Arbeit, die offenbar vorzugsweise einen negativen und kritischen Charakter trägt, macht selbst wiederholt Front gegen die centralisirende Richtung, die seit 1866 gewisse politische Parteien in Deutschland verfolgen, und empfiehlt aufs angelegentlichste, namentlich für Deutschland, eine auf föderativer Grundlage beruhende Verfassung. Er bekämpft bitter die herrschenden constitutionellen Lehren und die daraus hervorgegangenen Verfassungen; er wirft Kant, Fichte, Hegel und vielen andern Denkern vor, daß sie, was ihre staatsrechtlichen Deductionen anbetrifft, wenig deutsche, aber viel französische Ideen in sich aufgenommen hätten; er verdammt den Constitutionalismus, der aus den Ideen von 1789 entsprungen ist, weil er zur Centralisation führe, und diese wiederum den drückendsten Militarismus ins Leben rufe. Und somit glauben wir zu dem Zweifel berechtigt zu sein, ob die staatsrechtliche Betrachtungsweise unsers Autors im Stande sei, in praktischer Hinsicht einen Standpunkt zu begründen, der uns über allen und jeden Parteihader hinweghebe.

In dem vierten Hauptabschnitte seines Buchs bespricht Frank die verschiedenen Systeme der Volksvertretung und macht dabei unleugbar manche treffliche Bemerkungen; nicht selten aber zeigt sich auch ein starker historischer Jopf, so z. B. wo er das Wahlrecht und die Wählbarkeit nur den im Staate vorhandenen Körperschaften überlassen will, sodas jeder Deputirte unmittelbar nur seine Körperschaft und erst mittelbar, d. h. als Mitglied der Kammer, auch das ganze Volk vertreten soll. Der Autor zieht eben eine besondere Ständevertretung einer allgemeinen Volksvertretung vor. Auffällig ist uns unter allen Umständen, daß der Verfasser fast gar nicht das Moment der Bildung bei der Volksvertretung in Betracht gezogen hat.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Staatsgewalt zu den verschiedenen Bestandtheilen des Staates äußert sich der Verfasser dagegen in treffender Weise also:

Um sich der Centralgewalt gegenüber geltend machen zu können, dazu gehören selbst schon in kleinen Staaten selbständige Gemeinden und Corporationen. Mag die Centralgewalt im Cabinet eines absoluten Monarchen, oder in einer constitutionellen Kammer, oder in einem souveränen Convente ruhen, das ändert sehr wenig an der Sache. Immer bleibt die politische Freiheit haltungslos und kaum mehr als ein frommer Wunsch, solange die Gemeinden, Kreise und Provinzen nicht auf eigenen Füßen stehen. Ist dies nicht der Fall, so muß man sie auf eigene Füße zu stellen suchen, und nur insoweit dies gelingt, wird politische Freiheit Wurzel schlagen. Eben in solcher Autonomie der Gemeinden, Kreise und Provinzen liegt das Wesen des föderativen Princips, das sich übrigens in sehr verschiedener Weise gestalten kann und keineswegs an das Muster der Schweiz oder Nordamerikas gebunden ist. In diesem Sinne behaupten wir die Nothwendigkeit föderativer

Grundlagen. Und wenn die seit zwei Menschenaltern versuchten Constitutionen bisher so wenig Erfolg hatten, so ist die Nichtbeachtung dieser Wahrheit eine der Hauptursachen davon.

Von den übrigen Punkten, welche der Autor mit mehr oder weniger Geschick bespricht, erwähnen wir nur noch kurz folgende: Der Staat entsteht durch natürliche Kräfte und ist nach seiner Grundlage ein „Naturproduct“. Nicht Freiheit, sondern Nothwendigkeit bildet die Basis der Staaten, und dies gilt nicht nur für die Alte Welt, sondern auch für die Neue Welt. Die Kirche ist ein Lebensgebiet für sich, von Staat und Gesellschaft gleich verschieden und sich doch über beide verbreitend, wie die Atmosphäre Land und Meer umspannt; das Wesen der Kirche näher zu untersuchen, kommt nicht der Staats- oder Gesellschaftslehre, sondern der Religionslehre zu. Wo die Aristokratie keine entscheidende Macht mehr besitzt, da ist eine erste oder aristokratische Kammer (Herrenhaus) ein Anachronismus; ein Staatsrath mit einem öffentlichen Charakter sollte an deren Stelle treten. Für die einheitliche und freiheitliche Entwicklung Deutschlands ist die Reichsidee lebenskräftiger als die Staatsidee. Nur eine allgemeine Conföderation der europäischen Staaten würde ihre gegenseitigen Eroberungstendenzen für immer beseitigen und den Militarismus gründlich vernichten.

Was schließlich die Stellung der Naturlehre des Staates zur Rechts- und Sittenlehre anbetrifft, so meint der Verfasser, daß man die Naturlehre als den realen Theil des Systems bezeichnen dürfe, weshalb sie den Ausgangspunkt bilden müsse; die Sittenlehre hingegen sei der ideale Theil, der das Ziel der Entwicklung enthalte, während die Rechtslehre als der formale Theil dazwischen liege. Denn durch die Form werde das Reale dem Idealen zugeführt, oder das Ideale in das Reale hineingebildet. In der synthetischen Darstellung der Wissenschaft gehe also der Fortschritt vom Natürlichen zum Rechtlichen, und von da zum Sittlichen; nicht so in der analytischen Untersuchung, wo das Rechtliche vielmehr als Drittes erscheine, weil erst aus dem Verhältniß des Sittlichen zum Natürlichen die innere Nothwendigkeit des Rechts begriffen werden könne. Eine gründliche Erkenntniß erfordere die Verbindung beider Methoden.

Wenn aber der Verfasser wähnt, daß die Natur des Staates, wie er dieselbe definirt, eine realere und dauerndere Basis für die Staatslehre abgeben werde als etwa das Princip des Rechts, der Moral und der Freiheit, so mag er sich daran erinnern, daß es auf dieser Erde, wo „alles im ewigen Wechsel kreist“, gar nichts absolut Festes und unwandelbar Dauerhaftes geben dürfte, ausgenommen etwa die urenigen Geseze, wonach der Kreislauf des Entstehens und Vergehens aller irdischen Dinge sich im Weltall abspielt; ganz abgesehen davon daß über die Natur des Staates selbst, je nach den verschiedenen Standpunkten der Beurtheiler, sehr verschiedene Meinungen herrschen.

Rudolf Doehn.

Deutschlands historische Volkslieder und ihre Melodien.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13.—16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von N. von Liliencron. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Baiern, Maximilian II., herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. Dritter und vierter Band. Nachtrag, enthaltend die Löhne und das alphabetische Verzeichniß. Leipzig, Vogel. 1867—69. 7. u. 8. 7. u. 8. 25 Ngr.

Das bedeutende Werk liegt nun abgeschlossen vor. *) Die in den beiden ersten Bänden enthaltenen Lieder erstreckten sich bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Hatte schon das vorausgegangene 15. Jahrhundert eine reiche, immer zunehmende Fülle von historisch-politischen Dichtungen hervorgebracht, so wächst im Jahrhundert der Reformation der Liederschatz zu immer höhern Fluten an. Die beiden letzten nicht minder starken Bände umfassen die Jahre 1507—54, also nur den Zeitraum eines halben Säculums. Und keineswegs sind diese Bände in derselben Weise vollständig wie die frühern. Denn Liliencron hat mit gutem Bedacht die ganze reichhaltige poetische Literatur der kirchlichen Bewegung ausgeschlossen. Einen stichhaltigen äußern Grund, weshalb der Herausgeber sich diese Beschränkung auferlegte, finden wir mit ihm in dem Umstande, daß von den auf die Reformation bezüglichen Gedichten sehr vieles neuerdings bereits wieder gedruckt worden, und z. B. in den drei Bänden der Schade'schen Pasquillensammlung in bester Gestalt. Aber auch innere Gründe sprachen dafür, die eigentlich historisch-politischen Dichtungen von den oft nur allgemein gehaltenen kirchlichen zu trennen. Nur auf diese Weise war es überhaupt möglich, „innerhalb des für die Sammlung der historischen Volkslieder gewährten und dem Leser gegenüber zulässigen Raumes einen doch einigermaßen abrundenden Abschluß zu erreichen“.

Werden alle Einsichtigen mit Liliencron's Verfahren übereinstimmen, so werden sie schwerlich in gleicher Weise mit einer andern Beschränkung, mit der zeitlichen, sich zufrieden erklären. Von dem ursprünglichen Plane, die historischen Lieder und Sprüche bis zum Anfang des Dreißigjährigen Kriegs in dieser Sammlung zu vereinen, war Liliencron von vornherein abgegangen. Aber daß er schon mit dem Jahre 1554 schließen würde, wird niemand erwarten haben. Schon in der Einleitung zum dritten Bande war das Jahr 1554 als eine Art Grenzstein markirt. Nach 1554, heißt es da, sehen wir die dichterische Fruchtbarkeit, welche ihre Höhepunkte in den zwanziger und vierziger Jahren erreichte, sowol in Beziehung auf die Menge als auf den Werth ihrer Erzeugnisse rasch erlahmen.

Nur noch einzelne Begebenheiten, welche die öffentliche Meinung tiefer erregen, treiben dann auch wieder anziehendere, oder wenigstens, wie die Türkennoth, zahlreichere Dichtungen hervor. Die Masse zwar kommt überhaupt, vermöge der nun einmal festgewurzelten Gewöhnung des Volks an diese Lieder und fliegenden Blätter vom Jahre, bald wieder ins Wachsen, aber an Bedeutung des von überall her zusammengeholten Inhalts und an Frische des Tons steht das meiste hinter den Ereignissen der frühern Zeit gar sehr zurück. Wo im Inn- und Ausland die Politik nichts der öffentlichen Theilnahme

dieser ermatteten Zeit Anlockendes bot, da müssen die Fluten und Feuersbrünste, die Misgeburten, Wunderthiere und Kometen ausbilden. So geht es fort, bis dann für die Niederlande mit ihren Freiheitskriegen, für Deutschland selbst mit dem Dreißigjährigen Kriege eine fast überreiche Grummeternte politischer Volksepöe beginnt.

In der Einleitung zum vierten und letzten Bande sucht der Herausgeber die innern Gründe, welche es nicht allein räthlich, sondern auch nothwendig erscheinen ließen, mit dem Jahre 1554 die Sammlung zu beenden, noch genauer zu entwickeln; und es kann nicht gelehnet werden, daß, wenn einmal inmitten des 16. Jahrhunderts abgebrochen werden sollte, dieser Termin ein wohlberechtigter ist. Aber diese Sammlung konnte auch recht gut aus der nicht geringen Liederfülle der Vorbereitungszeit zum Dreißigjährigen Kriege wenigstens die bedeutendsten Stücke, wie die Dichtungen auf die Grumbach'schen und Kölner Händel, mit ausheben. Für den Dreißigjährigen Krieg sind wir allerdings schon gut versorgt, aber wer gibt uns die Bürgschaft, daß die politischen Dichtungen der vorausgehenden Periode gesammelt werden und, wenn es geschieht, daß sie so vorzüglich edirt und erläutert werden wie in dem Liliencron'schen Werke? Der Herausgeber hat uns so verwöhnt, daß wir gerade von ihm auch diese weniger dankbare Partie behandelt wünschten. Mögen die Dichtungen dieser Periode weniger poetisch und selbst im einzelnen weniger wichtig sein, so gehören sie doch nothwendig zur Vervollständigung des ganzen Bildes. So bleibt vielleicht auf lange Zeit eine Lücke. Für das wichtige Unternehmen hätten getrost noch ein paar Bände verwendet werden können, ohne daß es an Interesse verlor.

Aber im Hinblick auf dieses stattliche vierbändige Werk, im Hinblick auf die außerordentliche Leistung der Herausgeber, möchte selbst die Äußerung dieses Wunsches unbeschaiden klingen. Freuen wir uns vielmehr des Dargebotenen! Alle Vorzüge, welche die ersten Bände auszeichneten, finden wir auch wieder in den letzten. In der Textbehandlung sind im ganzen die Grundsätze eingehalten wie vorher; den einzelnen Liedern oder Liederguppen sind wieder historische Erläuterungen vorgestellt, welche in ihrer meisterhaften Kürze und Klarheit uns ein vollständiges Bild der betreffenden geschichtlichen und politischen Situation geben; wo es nöthig war, sind kurze Erläuterungen des Textes beigelegt. Manche der Begebenheiten sind so anschaulich geschildert, daß bei der Lectüre sich unwillkürlich der Gedanke aufdrängt: hier ist ein Stoff für den Dichter.

Der dritte Band umfaßt die Begebenheiten von 1507—29. Unter den großen und kleinen Ereignissen, welche in Lied und Spruch gesungen und gesagt werden, heben sich immer bestimmte Gruppen oder auch einzelne Gedichtschöpfungen heraus, welche erhöhtes Interesse erwecken. Da wir in dieser Anzeige unmöglich uns über den gesammten Inhalt des so reichhaltigen Sammelwerks verbreiten können, so sei es gestattet, auf solche einzelne uns besonders wichtig oder anziehend erscheinende Stücke hinzuweisen.

*) Vgl. Nr. 37 d. Bl. f. 1867. 1871. 18.

In den Jahren 1507—29 begegnen uns zuerst wieder die Türken, welche im letzten Viertel des vorausgegangenen Jahrhunderts, mit dem sich der zweite Band beschäftigt, keinen Anlaß zu dichterischen Hervorbringungen gaben. Die wenigen Dichtungen, die wir über diesen Gegenstand bereits kennen lernten, waren allgemein gehalten oder bezogen sich auf eine Begebenheit, die, wenn auch unter Betheiligung deutscher Krieger, im fernem Auslande vor sich ging. Solche Berichte werden nun häufiger, von den Türken ist überhaupt mehr und mehr, auch beiläufig die Rede; ihre Macht rückt immer näher, und als diese gefährdeten Heiden auch deutsches Land angreifen und fort und fort bedrohen, werden die Dichtungen über diese Kämpfe, die Lieder über die Türkengefahr, die sogenannten Türkenkreie, immer zahlreicher. Später haben diese, weil sie eben häufig und beinahe zu einer feststehenden Gattung werden, nicht mehr das Interesse wie die ersten Regungen der Angst oder des Jubels über den erfochtenen Sieg. Da ist zuerst „Das Lied vom Türken“ vom Jahre 1521 (Nr. 348 der Sammlung) zu nennen. Dann die zum Theil sehr lebendigen Dichtungen vom König Ludwig von Ungarn und seinem Tod im Kampfe gegen die Türken im Jahre 1526 (Nr. 402—404). Das „Klagelied der Königin“ ist allerdings allgemein gehalten, aber es wurde doch mit Recht in die Sammlung aufgenommen. Das andere: „Mag ich Unglück nicht widerstan“, welches so oft zum Vorbild für andere Lieder diente, hätte aber die Aufnahme gleichermaßen verdient. Eine ganze Reihe von Liedern und Spruchgedichten, von denen einige von Hans Sachs verfaßt sind, beschreiben die erste Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 (Nr. 411—419), meist in anschaulicher Weise.

Bildet die Türkennoth in der Literatur der historisch-politischen Lieder einen fortgesetzt benutzten, beinahe typischen Stoff, so hat eine andere weltgeschichtliche Bewegung, denn Begebenheit läßt sich nicht sagen, mit ihren vielen nicht an einen Ort gebannten und lange andauernden Kämpfen auch eine Fülle von Liedern und Sprüchen hervorgerufen: die Bauernbewegung, welche schon länger vorbereitet und durch Vorgänge in der Schweiz und Holstein gefördert, im Jahre 1525 zu hellem Aufbruch ausluderte.

Unter den Händeln inmitten kleinerer Territorien wird die hildesheimer Stiftsfehde im Jahre 1519 immer zu den bedeutendern zu zählen sein. Die zahlreichen ihr gewidmeten Gedichte zeichnen sich durch Frische, selbst durch Leidenschaftlichkeit aus.

Wahrhaft dramatisch ist der württembergische Handel vom Jahre 1516, der, zum Theil in persönlichen Motiven wurzelnd und eine Landesangelegenheit betreffend, doch auch weitere Kreise in Mitleidenschaft zog und, selbst Kaiser und Reich eingreifen lassend, erst im Jahre 1534 völligen Austrag fand.

Die Lieder auf Ulrich Hutten und sein eigenes: „Ich hab's gewagt mit Sinnen“ werden in diesem Bande mit zu den vornehmsten Stücken zu rechnen sein.

Der vierte Band umfaßt die Jahre 1530—54, die Zeit vom Augsburger Reichstag bis zum Ende des großen deutschen Kriegs. Ist er den frühern Bänden auch an Mannichfaltigkeit des Inhalts nicht gleich, so steht er

ihnen, wie Liliencron treffend urtheilt, an Interesse weit voran, sodas man sagen muß, die politische Volksdichtung desjenigen Zeitabschnitts, dem diese Sammlung gewidmet ist, erreicht in diesen letzten 25 Jahren ihre bedeutendste Anspannung und ihren Höhepunkt. Alle hervorragenden Momente der Geschichte finden in der Dichtung ihren Widerschein. Selbst die wenigen zunächst nur lokalen Vorkommnisse, welche unter den Dichtungen dieses Bandes vertreten sind, lassen dennoch immer sofort wieder den Zusammenhang mit den großen allgemeinen Ereignissen erkennen. Auf eine merkwürdige Erscheinung macht Liliencron noch aufmerksam. Wie sehr sich alle Fäden, groß und klein, zum einheitlichen Ganzen verweben, geht sich aus dem Gebrauche des Wortes „deutsch“ kund, was man aus dem Artikel „Deutschland“ der Namensverzeichnisse ersuchen könne, in welchem der Herausgeber eben deswegen solche Stellen der Dichtungen zusammengetragen habe, in denen sich das Gefühl der nationalen und politischen Einheit des Vaterlandes ausdrückt:

Der zweite Band gab dazu noch keinen Anlaß, der dritte nur wenige Stellen. Wunderbar und erfreuend, wie sich dann jetzt mitten unter den Spaltungen des großen Bürgerkriegs in den Gemüthern das Bewußtsein einer aus allen Zerwürfissen der Politik und der Kirche zu rettenden deutschen Einheit trüft erhebt!

Eben wegen der Beziehung der einzelnen Begebenheit zum großen Ganzen ist es in diesem Bande schwieriger, besondere Einzelheiten hervorzuheben. Außer den immer fortgesetzten Türkenangelegenheiten nehmen die vielen braunschweiger Händel einen besonders ausgedehnten Raum ein. An dramatischen Zügen reich ist die Geschichte von Jörgen Wullenweber. Der Schmalkaldische Krieg und das tragische Geschick der Kurfürsten Johann Friedrich und Moritz von Sachsen findet in den Liedern einen überaus lebendigen Ausdruck. Das Gedicht von Hans Sachs auf die Schlacht von Mühlberg, welches ich aus der Schulyschen Handschrift zum ersten mal in meinem „Deutschen Museum“ (Neue Folge, Bd. 1, Leipzig 1862) mittheilte, hat Liliencron nicht aufgenommen; es ist allerdings nicht besonders lebendig gerathen, weil der Dichter zur Partei der Besiegten gehörte und dazu den Bericht eines Gegners benutzte; aber um des Dichters willen, dessen sonst aufgenommene Dichtungen auch nicht alle hervorragend sind, hätte es doch Berücksichtigung verdient.

Liliencron gibt in der Einleitung zum letzten Bande auch einen Ueberblick über die nach 1554 folgenden Lieder, die er bei der Sammlung des Stoffes kennen lernte oder die auch schon anderwärts bekannt waren. Sie betreffen vielfach ausländische Begebenheiten, aber daneben laufen auch solche her, welche sich auf deutsche Händel und Ereignisse beziehen.

Hat der Herausgeber diese „Grummeternte“ unserer historisch-politischen Volksdichtung, wie er es nannte, für uns nicht eingeholmt, so sind wir von ihm mit einer andern sehr werthvollen Gabe bedacht und erfreut worden, mit einem Supplementbände, einem Nachtrage, der außer dem alphabetischen Verzeichniß der Liederanfänge die Töne, d. h. die Melodien enthält, und außer dieser musikalischen Bereicherung des dichterischen Liederschatzes eine lehrreiche, hochinteressante Einleitung über die musikalischen Verhältnisse der Lieder.

Liliencron weist eingangs hin auf die bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts bestandene Zusammengehörigkeit von Wort und Weise eines Liedes. Lieder zum bloßen Lesen gab es vor Opitz' Zeit nicht. Außer neuen Melodien erhalten die neugeschaffenen Lieder auch ältere entlehnte, wenn sie schön und beliebt waren; andererseits bestimmte die Wahl eine Verwandtschaft, eine Beziehung des neuen Liedes zu dem ältern, mochte diese in einer Ähnlichkeit oder in einem witzigen Gegensatz bestehen. Liliencron bringt aus der Literatur des historischen Volksliedes gleich einige treffende Beispiele bei:

Wenn z. B. das Lied auf den bei Mühlberg gefangenen Kurfürsten (Nr. 557) auf die Melodie des Luther'schen Liedes von den zwei protestantischen Märtyrern zu Brüssel gesungen ward, so liegt die Deutung dieser Bezugnahme auf der Hand: der Kurfürst wird dadurch als heiliger Märtyrer für seine Kirche bezeichnet. Dem Liede (Nr. 180) auf Anna von Bretagne, deren Vermählung mit König Maximilian durch Karl VIII. von Frankreich zerrissen ward, erweckte der Dichter eine welche Stimmung in seinen Hörern, indem er es auf die Melodie eines Liebesliedes sang, welches die Klagen zweier Scheidenden enthält, und eben diese selbe Melodie dient wieder zu einer witzigen Wendung, indem sie für ein Lied auf die Auflösung der Pique von Cambrai (Nr. 273) verwendet wird, wobei also der österreichische Pfau und die französische Kiste als die klagenden Liebenden, welche nun voneinander lassen sollen, erscheinen.

Vor dem 16. Jahrhundert sind wir fast bei allen Liedern ohne Kunde von ihrer Melodie. Die Melodie eines Liedes kennen wir, wenn sie uns in einer handschriftlichen oder gedruckten Aufzeichnung vorliegt, oder wir schließen auf sie, wenn uns gesagt ist, in welchem Tone das Lied gesungen wurde. Ist dieser Ton bekannt, dann führt jene Tonangabe zu sicherem Resultat. Ist eine Tonangabe nicht vorhanden, dann muß uns der Strophenbau ein Kriterium bieten. Auf den fliegenden Blättern sind die Noten öfters mit abgedruckt. Dieser ursprünglichsten Quelle stellen sich im 16. Jahrhundert auch größere Liederfassungen mit Melodien an die Seite. Weiterhin dienen die ältesten Gesangbücher der protestantischen Kirche. Es ist bekannt, daß für viele der ältesten Kirchenlieder die Melodien von Volksliedern benutzt wurden. Umgekehrt wurden auch Melodien aus der Kirche auf die Gasse getragen. Die reichhaltigste Quelle aber, wenn sie auch für die Sammlung der historischen Lieder keine so erhebliche Ausbeute bot, sind die gedruckten Stimmhefte mehr-, d. h. vier- bis achtsimmiger Lieder, welche 1512 mit der bei Neglin in Augsburg erschienenen Sammlung anhebend, sich in einer, bei der Kostspieligkeit damaliger Drucke überraschenden Menge durch das ganze Jahrhundert ziehen. Sie enthalten hauptsächlich Volkslieder, welche von den Meistern des Jahrhunderts in mehrstimmigen Sätzen contrapunktisch bearbeitet sind. Eine Anzahl solcher Quellen sind vom Herausgeber mit ihren Abkürzungen zum Zwecke der Citirung zusammengestellt.

Sehr lehrreich und gewiß für die meisten Leser völlig neu werden Liliencron's Erörterungen sein über die Art und Schwierigkeit dieser künstlerisch gestalteten Volksmusik. Weiterhin schiebt er über Auffassung der von ihm mitgetheilten Melodien noch einige Bemerkungen voraus, welche er an eine Erörterung über die Geschichte der alten Musik knüpft. Hier wird es freilich nicht jedem

möglich sein, und ich gestehe gern selbst meine Schwäche zu, dem Herausgeber bis ins einzelne folgen zu können. Die musikalische Durchschnittsbildung, die am Ende heutzutage fast jeder besitzt, reicht hier bei weitem nicht aus, die Belehrungen über die Tonarten, über die Textverhältnisse sich vollständig zu eigen zu machen, wenn man nicht die Zeit hat, sie gründlich zu studiren, und nicht die Möglichkeit, einen eingeweihten Musiker zur Seite zu haben.

Was nun die Sammlung der Melodien selbst betrifft, so hat der Herausgeber folgendes Verfahren beobachtet. Er hat in den Fällen, wo ein Lied in einer einstimmigen weltlichen Aufzeichnung vorlag, dieser immer als der am meisten authentischen Quelle des Volksliedes den Vorrang sowohl vor den Tondren (d. h. Melodienführung, cantus firmus) mehr stimmiger Sätze, als auch vor den einstimmigen kirchlichen Melodien gegeben, sofern sich das Lied neben der erstern Form auch in einer der letztern oder in beiden vorfand. Die Melodien der andern Quellen sind aber in solchen Fällen zur Vergleichung mit abgedruckt. Doch hat er davon abgesehen, die ganzen mehrstimmigen Sätze abzudrucken. Wo sich dagegen eine Melodie nur als Tenor eines mehrstimmigen Satzes fand, da ist dieser ganze Satz hinten als Beilage mitgetheilt und im Text nur eine Uebersetzung der Melodie gegeben. Die sämtlichen Partituren in den Beilagen hat der Conservator J. Maier in München, welcher den Herausgeber auch sonst bei der Sammlung unterstützte, in dankenswerthester Weise aus den Stimmheften zusammengesezt und bereitwillig zur Verfügung gestellt. Auf diese Beilagen möge ganz besonders aufmerksam gemacht sein. Die aus den Liederbüchern entnommenen Melodien und mehrstimmigen Sätze sind auf unser heutiges System gebracht, dadurch also allgemein verständlich. Wie jetzt mit Vorliebe alte kirchliche Gesänge gepflegt werden, so wäre es auch eine schöne Aufgabe für unsere Gesangsvereine, Singakademien oder wie sie heißen, dem ältern Volksliede auch wieder eine Stätte zu bereiten. Freilich werden, worauf, wie angedeutet, Liliencron hinwies, mehrere dieser Compositionen für die Kunstfertigkeit unserer Gesangsvereine zu schwierig sein, andere aber mögen von den geübtern Genossenschaften gewiß überwunden werden.

In Liliencron's Sammlung folgen die Melodien alphabetisch aufeinander, und zwar je nach der Art, wie sie in den Tonangaben angeführt werden, nach ihrem Namen (Benzener, Bruder Veit, Herzog Ernst, Lindenschmid, Pavier u. s. w.), oder nach der Eingangszeile ihres Textes („Ach du armer Judas“, „Die sonn mit klarem scheine“, „Was woll wir aber heben an“ u. s. w.). Zu jedem Tone hat der Herausgeber zunächst bemerkt, bei welchen Liedern der Sammlung er in der Tonangabe als Melodie angeführt wird, und dazu kurze geschichtliche Bemerkungen über die Melodie gefügt, wo ihm deren zu Gebote standen.

Die Melodien selbst sind erst in vollkommen unverändertem Abdruck aus der Quelle gegeben; dann folgt eine nur die Schreibung berührende Uebersetzung der Melodie in das heutige Notensystem. Inwieweit hier Liliencron das Richtige getroffen oder nicht getroffen, muß der Entscheidung von Kennern der alten Musik überlassen werden.

Durch diesen musikalischen Nachtrag hat nicht nur Liliencron's großartige Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen eine wichtige Ergänzung und Bereicherung gefunden, sondern er erstreckt sich zugleich, da die Melodien nicht ausschließlich der politischen Poesie anheimfallen, auch auf andere Sammlungen, in denen das Musikalische, ja selbst die literarische Seite der Töne unberücksichtigt blieb, wie auf Uhland's Volksliedersamm-

lung und Wadernagel's Sammlung der deutschen Kirchenlieder. Nicht allein die Germanisten und alle Freunde der deutschen Literatur, sondern auch die Musiker haben sich bei Liliencron zu bedanken, daß er hier ein Feld erschloß, welches bisher eine terra incognita gewesen. Zu weitem Forschungen, weitem Deutungen ist durch Liliencron's mühsame und sinnige Arbeit mächtige Anregung gegeben.
Reinhold Beschlein.

Romane und Novellen.

1. In der Schweiz. Reisebilder und Novellen von Max Ring. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Demjenigen Leser, welcher im Geiste die Höhen und Thäler der schönen Schweiz besuchen will, während er leiblich an eine kleine oder große Stadt oder an die ländlichen Gefilde des deutschen Vaterlandes gefesselt ist, möchten wir die genannten Reisebilder und Novellen nicht empfehlen. Des Verfassers Feder hat von den duftigen Phantasien, von den schimmernden Träumen und von dem tiefsten Verständniß geographischer und historischer Geseze, welche die Schweiz in seinem Geiste erwecken mußte, ein ungemein dürftiges Bild gegeben, einen kalten, prosaischen Abklatsch vor des Lesers Augen gebracht.

Das Buch ist sehr richtig angelegt, gleichmäßig und gewandt durchgeführt, nach allen Regeln über Effect „gemacht“, eine Dichtung ist es nicht. Wir sehen den Verfasser mit Notizbuch und Feldstecher seine Reise antreten, hübsch um sich schauen, nach allem Interessanten sich sorgfältig erkundigen, Gespräche mit Reisenden und Eingeborenen anknüpfen, „wie ein verständiger Mann klüglich die Reise benutz“. Wir sehen das Notizbuch fleißig gehandhabt auf Bergen und in Schluchten. Nähern wir uns dem kristallhellen See oder dem strahlenden Gipfel, so nähern wir uns einem neuen Kapitel; wir werden befangen, ein Etwas legt sich erkältend um unser Herz, wir bleiben kritisch, gebildet und empfinden zugleich eine unstillbare Sehnsucht, diese Gegend einmal allein, ungestört, für uns besuchen zu dürfen — wir fürchten, sehr unhöflich gegen den Begleiter werden zu müssen, welcher unaufhörlich sich bemüht, mit Schlagwörtern, die der poetischen Redeweise entnommen sind, uns auf die Schönheiten dieser großen Natur aufmerksam zu machen.

Sehr selten sind die Stellen in den „Reisebildern“, an denen der Verfasser nicht eiskalt geblieben ist. Häufig verräth inmitten einer hochpoetisch angelegten Schilderung eine Wendung, ein Wörtchen, ein urprosaischer Gedanke die ungerührte Stimmung des Schildernden und zerstört die Illusion, in welche wir vertrauensvoll soeben gerathen waren.

Noch eine Bemerkung über den Gebrauch des „wir“ gelegentlich der „Reisebilder“. Das „wir“ des Schriftstellers ist eine Bescheidenheitsform, welche die Aufmerksamkeit des Lesers vom Medium auf das Object lenken soll, indem sie das Medium, den Schriftsteller, verallgemeinert. In einer Reisebeschreibung aber, wo die kleinen Erlebnisse des Reisenden eine große Rolle spielen, wo sich

der Leser identificirt mit dem Schriftsteller, um der Güte des Weins oder der Härte des Bettes ein Interesse abzugewinnen, da ist unzweifelhaft das „ich“ ganz nothwendig, zumal wenn ein Irrthum über die Anzahl der Reisenden nahe liegt, wenn ungewiß bleibt, ob eine Reisegesellschaft oder ein Reisender gemeint ist.

So heißt es z. B.:

Wir ließen uns vor der Thür auf einer Holzbank nieder und genossen mit dem besten, von der zehrenden Gebirgsluft geschärften Appetit unser Frühstück, mit dem uns die gute Frau Enderlin versorgt hatte. Im Angesicht der entzückenden Natur nahmen wir ein wahres Göttermahl ein, das wir mit keinem fürstlichen Diner der Welt vertauscht hätten, obgleich wir weder Keller noch Gläser voranden. Wir tranken den Weilliner aus einem Topf von zweifelhafter Reinlichkeit, ohne daß er uns darum schlechter mundete. . . Den Beschluß machte der genannte Käse, den uns ein anderer Herr vorsetzte, als Präsentirteller seine nichts weniger als reinliche Hand gebrauchend. Trotzdem griffen wir tapfer zu.

Nur Vermuthungen kann der Leser darüber hegen, ob der Verfasser in Gesellschaft oder allein ist.

Die „Novellen“, welche die zweite Hälfte des zweiten Bandes bilden, lesen sich besser als die „Reisebilder“, obwohl sie schablonenmäßig behandelt sind. Alle drei spielen in der Schweiz, von der Färbung und dem Originalduft der Schweiz haben sie indessen nichts. Wenn es bei Berlin Berge gäbe, könnten sie der Charaktere wegen ebenso gut bei Berlin spielen.

Die erste, „Die Steinbrecher“, behandelt die Liebe und das glückliche Zusammenkommen eines Paares, welches durch die Härte eines geldstolzen Vaters an Erreichung seiner Wünsche gehindert wird.

„Eher stürzt der alte Hochberg ein, als daß ich meinen Sinn ändere“, erklärt der Vater des Mädchens dem betribnen Liebenden, einem Grubenaufseher. Der alte Hochberg stürzt aber richtig ein und verschüttet den Vater. Der Grubenaufseher arbeitet ihn heraus und erhält den Segen des Geretteten. Dieser Grubenaufseher wird als ein so wackerer und tüchtiger Mann geschildert, daß der Leser nicht ohne böse Ahnungen für seine Zukunft ihn verläßt; denn die von ihm Geliebte zeichnet sich nur durch sehr unweibliche Redensarten aus und scheint ganz nach ihrem Vater zu arten.

Die zweite Novelle, „Auf hoher Alp“, spielt in der Zeit der Kämpfe mit den Franzosen und behandelt recht anziehend die Rettung zweier Flüchtlinge durch ein liebenswürdiges Mädchen.

Die dritte Novelle, „Eine kleine Täuschung“, ist ganz amüsant. Eine alte für Legitimität schwärmende gräßliche

Narrin, welche hochmüthig gegen alle Welt ist, glaubt die Eroberung eines vornehmen französischen Legationisten gemacht zu haben, welcher sich zuletzt als Chef de cuisine des Hotels in Interlaken entpuppt. Es ist schade, daß sich um diese komische Idee die Ereignisse gar zu mager gruppiren; etwas mehr eingehende Behandlung, eine kleine Verwickelung würden der Erzählung vortheilhaft gewesen sein.

2. Liebeszauber. Historische Novelle von Claire von Glümer. Berlin, H. Lesfer. 1870. 8. 10 Ngr.

Eine interessante, sehr gewandt geschriebene Novelle, welche die Gräfin Kosel, Geliebte des Königs August des Starken, als Heldin vorführt. Die Rache des Künstlers an der Gräfin, welche seiner begeistertsten Liebe gespottet, ist echt dramatisch und bezeugt in ihrer Vorbereitung und ganzen Anlage das poetisch gestaltende Talent der Verfasserin.

3. Der Vizco. Roman von Lucian Viart. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Jank. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Betrachtet man diesen Roman indem man absieht von allen Gesezen der Ethik, welche für die literarischen Producte einer gebildeten Gesellschaft gelten, so hat man es mit einer unterhaltenden Schilderung zu thun. Die Erzählung gehört unter jene große Klasse der See-, Wald- und Prairienromane, deren größter Vorzug in der Wahrhaftigkeit und Treue ihrer ethnographischen und geographischen Darstellungen besteht; und allerdings macht die vorliegende Erzählung den Eindruck, als sei sie dem Leben entnommen. Sie ist eine mexicanische Idylle.

Ein zartes dunkeläugiges Mädchen, welches bewunderungswürdig reitet, schöne Pferde, wilde Stiere, Hängematten, Chocolate und Cigarren, bunte schillernde Vögel und die glühende Sonne der Tropen: das sind die farbenkräftigen Gegenstände der Darstellung. Acht Personen werden ermordet, darunter drei Verlobte der Heldin. Sie heirathet den Vierten, nachdem sie ihn von der Todesstrafe errettet hat. Ihr Vater, ein jovialer alter Herr, war in seiner Jugend Straßenräuber. Der „Vizco“, auf deutsch der Schielende, ist ein intimer Freund des Vaters, ein achtungswerther mexicanischer Gutsverwalter, welcher aus Eifersucht und Liebe die Verlobten der Heldin der Reihe nach ermorden läßt. Das wird ihm aber durchaus nicht verdacht, der Verfasser scheidet mit Bedauern von ihm. Es mag in Mexico wol so zugehen.

4. Die Scornati. Eine römische Familiengeschichte aus der Gegenwart. Frei nacherzählt von Fridolin Hoffmann. Zwei Theile. Paderborn, Schöningh. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

5. Die Tochter des Hauses. Eine Familiengeschichte aus der englischen Gesellschaft. Der Lady Charles Thynne frei nacherzählt von Fridolin Hoffmann. Paderborn, Schöningh. 1870. 8. 1 Thlr.

Sind die beiden „frei nacherzählten“ Geschichten wirklich den Originalen ähnlich, so muß man in der That bedauern, daß solche Perlen der Dichtkunst nicht ausschließliches Eigenthum der italienischen und englischen Literatur geblieben sind. Es ist zu beklagen, daß ein deutscher Schriftsteller die große Menge werthloser Pro-

ducte der deutschen Literatur noch um diese beiden Stücke vermehrt hat. Beide sind in hohem Grade unbefriedigend, sie hinterlassen einen wahrhaft unangenehmen Eindruck.

In der einen wie in der andern Geschichte handelt es sich um die Verwechslung von kleinen Kindern, durch welche diesen unschuldigen Wesen, sowie andern schuldvollen und schuldlosen Personen, eine Menge von Verdrießlichkeiten zugezogen werden, welche zu erzählen nicht der Mühe werth war. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit führt der Verfasser in einer oft schwerfälligen und zuweilen vulgären Sprache alle Scenen lang und breit durch, und am Schlusse verlaufen die Verwickelungen im Sande. Es sind lauter trostlose Begebenheiten. Keine einzige Persönlichkeit weiß die warme Sympathie des Lesers zu fesseln, denn keine ist gut und keine ist schlecht — es sind Alltagsmenschen trivialsten Schlags.

Der Verfasser oder vielmehr Nacherzähler hat sich offenbar vor Unwahrscheinlichkeiten, vor der Schilderung übertriebener Leidenschaften hüten wollen, und das ist an und für sich ein löbliches Bestreben. Sollte er jedoch meinen, in seiner kalten Darlegung der allgemeinen menschlichen Niedertracht den Spuren Thackeray's zu folgen — und es will uns bedünken, eine derartige Idee habe ihm vorgeschwebt —, so können wir dazu nur die Achseln zucken. Die menschliche Schwäche so darzustellen, daß wir den Menschen lieb behalten, während wir seine Schwäche verachten oder hassen, das ist eine Kunst, welche Fridolin Hoffmann nicht besitzt.

„Die Scornati“ sind reich an landschaftlichen Schilderungen und historischen Bemerkungen, welche allerdings mit dem Gange der Erzählung wenig oder nichts zu thun haben, aber als Schilderungen vortrefflich sind. Sie verrathen Belesenheit, Urtheil und gesunde Logik. Eigenschaften, welche auch in dem zweiten der genannten Werke sich kundgeben. Es scheint uns, als habe der Verfasser ein gewisses Talent zum Geschichtschreiber oder politischen Schriftsteller, zum Romancier hat er, den erwähnten Erzählungen nach zu schließen, keins.

6. Rammon und Marmor. Roman von Gustav Höder. Zwei Bände. Nürnberg, Richter und Kappler. 1870. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Höder hat Phantasie, Talent zum Erzählen und fließenden Stil; von wirklicher gestaltender Kraft sowie von der nothwendigen Deconomie in Behandlung des Stoffes ist dagegen in dem Romane nichts zu entdecken. Es ist ein Chaos von zusammenhanglosen Begebenheiten; die Anzahl der überflüssigen Ereignisse wird nur von der Anzahl der überflüssigen Personen erreicht; dazu ist die Erzählung überreich an Ungereimtheiten. Es ist schade, daß so manches brauchbare Motiv nicht gehörig ausgenutzt und in den Vordergrund gezogen ist, daß einzelne gutangelegte Charaktere so gar nicht zur rechten Geltung kommen. Ein eigentlicher Gang der Handlung existirt überhaupt nicht, die Dinge poltern einem Ende zu, welches eintritt weil doch einmal ein Ende gemacht werden mußte. Die beiden Hebel des Verfassers, um Verwickelungen zu schaffen und zu lösen, sind vorzüglich Indiscretionen und Träume. In Betreff dieser letztern werden dem Leser förmlich Fallen gestellt. So wird zum Beispiel der Tod

einer Person unter so deutlich erzählten Umständen vorgeführt, daß der Arglose nicht umhin kann, an den Tod zu glauben. Nachher aber erscheint die gestorbene in vollem Leben wieder, und der Leser erfährt, daß es sich vorhin um einen Traum gehandelt hat. Derartige Ueber-

raschungen wollen mit großer Kunst ins Werk gesetzt werden, um nicht das Ansehen eines Taschenspielerstückchens zu erhalten. Möge der Verfasser gebiegene Vorbilder studiren und lernen, seine natürlichen Gaben künstlerisch auszubilden.

Klaus Groth und sein Quickborn.

Quickborn. Zweiter Theil. Volksleben in plattdeutscher Dichtung dithmarscher Mundart, von Klaus Groth. Leipzig, Engelmann. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Viele Leser dieser Blätter kennen und lieben den ersten Theil dieses unsers Quickborns, und bei ihnen bedarf ein zweiter keiner Empfehlung. Noch weniger bedarf ein Dichter wie Klaus Groth bei dem großen deutschen Publikum einer solchen. Sein origineller Werth ist so allgemein anerkannt, daß ihm gegenüber selbst das Urtheil gewisser kritischer Richtungen, welches die ganze Gattung der mundartlichen Poesie abschätzig betrachtet, sich nur mit einer gewissen Schüchternheit und nur mit bedingtem Tadel hervorgetraut hat.

Eben deshalb kann es hier weniger unsere Aufgabe sein, den Inhalt dieses neu eröffneten Quickborns genauer zu analysiren, weil wir damit nur den Lesern vorgreifen würden, die selbst daraus zu schöpfen begierig sind. Es sei nur bemerkt, daß sich drei Hauptbestandtheile in der diesmaligen Gabe unterscheiden lassen: eine längere Erzählung in poetischer Form „Der Heisterkog“, eine profaische von noch größerer Ausdehnung „Um die Heib“, endlich ein Strauß kleinerer lyrischer Gedichte, eine Nachlese zu dem ersten Theil und zu dem liebenswürdigen Büchelchen „Vor de Thoren“, aus welchem auch hier mehrere zum zweiten male abgedruckt sind, weil sie, wie der Dichter glaubt, dem größern Publikum wenig bekannt geworden, womit unsere eigene Erfahrung allerdings nicht stimmt.

Dagegen halten wir es aus vielen Gründen für angezeigt, bei dieser Veranlassung überhaupt einmal die Stellung unserer modernen Dialektpoesie, oder der schönen Literatur im Gewande der Mundart, zur Verständigung eines zahlreichen und wohlgesinnten Leserkreises etwas zu beleuchten, freilich nicht erschöpfend zu beurtheilen. Die Veranlassung dazu liegt in dem gegebenen Falle um so näher, weil ja Klaus Groth selbst sein eigenstes Werkzeug, die Mundart seiner Heimat, nicht bloß zu handhaben versteht wie keiner vor ihm und neben ihm, sondern auch, unbeschadet seiner dichterischen Weiße, dasselbe nach allen Seiten hin mit vollem Bewußtsein und scharf eindringender Analyse kritisch zu ergreifen und zu durchdringen versucht hat. Unterschreiben wir nun auch nicht alle die Ergebnisse, zu welchen seine systematischen Deductionen in den Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch gelangen — sie sind übrigens auch schon 1858 geschrieben —, so läßt sich doch daran anknüpfen, um im Hinblick auf das theoretische System des Dichters seine insofern als lebendige Proben und Belege desselben zu betrachtenden Schöpfungen an diesem und beide zusammen an einem allgemeiner gültigen Maßstab zu messen.

Unsere hochdeutsche Schriftsprache ist so tief gegründet und fest geschlossen, daß ihr die denkbar üppigste

Entfaltung der mundartlichen Literatur keinen Schaden und keine Störung, sondern nur Förderung und Kräftigung zuführen wird. Es ist nicht zufällig, daß die neue Phase, in welche die letztere getreten ist, gerade in der Zeit eintreten mußte, wo die erste auf lange hinaus in der classischen Periode ihr festes Gepräge erhalten hat. Mit Hebel und Vosß beginnt bei Ober- und Niederdeutschen das neue Leben in unserer mundartlichen Poesie, und beide sind durch ihr ganzes Wesen zugleich Hauptvertreter — wenn auch nicht eigentlich tonangebend, selbst Vosß nicht, obgleich er häufig in dieser Hinsicht überschätzt wird — des specifisch classischen Typus unserer Literatur. Auch das ist charakteristisch, daß der eine von ihnen, Vosß, auch als mundartlicher Dichter seine Kunstmittel durchhaus reflectirend verwendet, der andere, Hebel, als ein genialer Naturalist oder subjectiver Effektiker mit ihnen schaltet. Um aber auch hier die Dreizahl voll zu machen, gehört noch der nitzenberger Gröbel dazu, ein eigentlicher Volksdichter, d. h. im Gegensatz zu seinen beiden, einer höhern oder höchsten Sphäre ihrer Zeitbildung angehörigen Genossen.

Hebel und Vosß haben sofort den natürlichen Kreis, den die mundartliche Dichtung als ihr gehörig beanspruchten aber auch nicht überschreiten darf, umschrieben. Es ist die Idylle im classischen Sinne dieses Begriffs, nicht in dem der Geyner'schen Kunst. Hebel, wie überall von seinem natürlichen Instinct geleitet, Vosß, an den Mustern der Alten geschult, und mit deutlicher, oft genug betonter Beziehung auf das große Vorbild des Theokrit. Von der tief gestimmten Elegie bis zu dem heitern Schwanke umspannt die Sphäre der Idylle eine unendliche Zahl von echten und ihr zugehörigen Tönen, und wer möchte behaupten, daß alle davon etwa schon von Hebel angeschlagen worden seien? Daß es von Vosß nicht geschehen ist, versteht sich bei dessen relativ eng begrenztem productivem Inhalte von selbst. Aber beide sind darin wieder einander ebenbürtig, daß sie ihre Idyllik genau auf dieselbe Höhe der künstlerischen Reife, der innern und äußern Formvollendung zu heben verstanden, wie sie die Kunstforderungen der Schriftsprache innerhalb ihres größern Bereichs als Kanon aufgestellt hatten.

Daß der dritte im Bunde, Gröbel, in dieser Hinsicht eine Separatstellung einnimmt, ist bekannt. Auch er ruht auf dem Fundamente der höhern Bildung seiner Zeit oder der classischen Periode, aber nur insofern dieses schon zum allgemeinen Eigenthum aller begabtern Geister der Nation geworden war. Er verhält sich dazu nur receptiv, und zwar unbewußt receptiv, und wenn er, wie gelegentlich, auf den Einfall geräth, auch productiv als hochdeutscher Dichter aufzutreten, wieder leer und geschmacklos. Eben deshalb muß er seinen Standpunkt bedeutend tiefer als

die andern nehmen: der volkstümliche Schwank, d. h. volkstümlich nicht in jener derbsten und nächsten Bedeutung des Wortes, wie er noch jetzt von Mund zu Mund umgeht und einstmals im 15. und 16. Jahrhundert bis auf die Oberfläche der allgemein gültigen Literatur vordrang, sondern jene durch einen Bildungsanflug von allen Seiten und durch die Rücksichten einer vielfach verschränkten Lebensstellung sehr gemäßigte und gedämpfte Laune des mittlern und Kleinbürgertums, das ist der Kreis, der ihm gehört, und den er auch in seiner Enge meisterlich ausgebeutet hat.

Ueberblickt man die weitere Entfaltung jener ersten Sprossen dieser Literatur bis auf heute, so läßt sich auch wol erkennen, daß ihre weithin schattenden Aeste, sofern sie gesund sind, dem ursprünglichen Typus treu in die Höhe und Breite gewachsen sind, und daß aus ihnen

nichts im Wesen anders geworden ist, als es ihnen von der Natur bestimmt war. Jeder Versuch, diese Grenzen zu überschreiten, hat immer nur unfruchtbare Zwittergebilde erzeugt, deren Scheindasein am wenigsten von denen bemerkt zu werden pflegt, auf deren Gunst es angewiesen ist. Idylle und der Schwank, und zwischen beidens eine gewisse mittlere Region der Lyrik — darüber hinaus wird keiner der Dialektschriftsteller sich wagen, wenn er seinen Vortheil versteht. Innerhalb dieses Kreises hat er zwar jetzt noch die volle Concurrenz mit der Schriftsprache zu bestehen, die alle diese Gattungen auch in der ihr eigenthümlichen Massenproduction vertritt, aber wie nahe liegende Beispiele beweisen, neigt die Waagschale immer mehr zu Gunsten der Mundart, sodaß sie schon jetzt wenigstens als gleichberechtigt neben ihrer vornehmern Schwester gelten darf.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Notizen.

Zu der neuern Kriegsliteratur darf man auch die „Concillieder“ von Ignaz Pfaffenlob (Leipzig, Serig, 1870) rechnen, und zwar sind derartige Fehdelieder bei dem jetzigen Gebaren der römischen Curie vollkommen berechtigt. Das erste der Concillieder: „Im December 1869“ enthält eine Parallele zwischen dem edeln amerikanischen Menschenfreund Peabody und dem Papste; das zweite ist den „Vätern Jesu“, das dritte der „Opposition“ geweiht; die andern Lieder sind „Anathema sit“, „Der päpstliche Suae“, eine Art von Concillabade, „Unsehbar“, „An Michel“. Der Ton und die Ausdrucksweise in diesen Liedern ist meist energisch und markig, doch sind sie ungleich in Bezug auf die künstlerische Feile.

Ein anderes Heftchen „Anathema sit, zwölf Zeit- und Streifenette von L. Blarman“ (München, L. Adermann, 1871) ruft ebenfalls zum Kampf gegen die Feinde der Freiheit, die Genossen der Nacht, in correcten Versen und bringt den „Kaben“ und „Eulen“ ein Vereat.

Die Veröffentlichung der „Briefe deutscher Gelehrten an den Kaiser Napoleon“ in den „Preussischen Jahrbüchern“ hat viel Aufsehen gemacht und zu manchen misliebigen Beurtheilungen Veranlassung gegeben. Doch möge man dabei den Grundsatz: „Audiatur et altera pars“ nicht außer Augen lassen. Wir entnehmen einer als Manuscript gedruckten Verteidigung der betreffenden deutschen Gelehrten, namentlich Friedrich Ritschl's, die folgenden Stellen: „Alle diese Briefe betreffen ausschließlich Gegenstände der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit und beziehen sich namentlich auf Napoleon's „Vie de Jules César“ und seine dahin einschlagenden Studien. Insbesondere darf aus authentischer Information mitgetheilt werden, daß Ritschl bereits seit dem Jahre 1860 in fortgesetztem, vom Kaiser selbst veranlaßten Briefwechsel mit Napoleon stand, worin er mit diesem — gerade wie es auch sonst zwei Gelehrte miteinander thun — die verschiedensten Fragen der römischen Staats- und Verfassungsgeschichte eingehend verhandelte; und dieser Briefwechsel wurde noch lebendiger, als Ritschl auf Napoleon's Wunsch die Revision der deutschen Uebersetzung des „Leben Cäsar's“ übernahm und im Laufe der Arbeit vom Verfasser mehrfache eigenhändige Aufklärungen und Erläuterungen über die Auffassung dieser oder jener Stelle seines Werkes empfing.“ Weiterhin erwähnt die Verteidigung, daß der Vorwurf „byzantinischer“ Unterwürfigkeit vollkommen unbegründet sei, indem jene Gelehrten in ihren Schreiben, wie jeder verständige und gebildete Mann thut, die conventionellen Formen und traditionellen Phrasen eingehalten haben, in denen sich der Verkehr von Privatpersonen mit gekrönten Häuptern zu bewegen pflegt. Dann heißt es in der Verteidigungsschrift: „Aber das Maß dieses illoyalen Verfahrens wird noch weit überboten durch die schmähliche Perfidie, mit der auch aus einem reinen

Privatbriefe Ritschl's an eine Madame Hortense Cornu, während beider Lebzeiten, ein Bruchstück abgedruckt wird, worin er in der vertraulichsten Weise und einem Tone, der die einzelnen Worte nicht auf die Goldwaage legt, ganz momentanen Stimmungen unbefangenen und löbren Ausdruck gibt, wie es in jeder Freundescorrespondenz alle Tage geschieht, ohne daß der Schreiber wünschen oder darauf gefaßt sein kann, seine Äußerungen vor das große Publikum gezogen zu sehen, vor dem sie naturgemäßerweise in einem ganz andern Lichte erscheinen. Man ist auch hier in der Lage, aus authentischer Kenntniß zu versichern, daß das dabei in Betracht kommende persönliche Verhältniß das einer zwanzigjährigen intimsten, auch den jetzigen Kriegs- und Volkshass getreulich überdauernden Familienfreundschaft ist, geknüpft in einer Zeit, als die Empfängerin solcher Briefe zum Kaiser Napoleon in Folge des Staatsreichs in der offenkundigen Opposition stand; daß ferner diese Frau — eine selten gebildete, selbst von der Académie des inscriptions et belles-lettres ausgezeichnete und in Paris hochgeachtete Persönlichkeit, die übrigens nie zum Hofe gehörte — als sie sich nach Jahren mit dem Kaiser wieder ausgehört hatte, diese erneuerte Verbindung stets nur zu den geistig und moralisch liberalsten Zwecken in der uneigennützigsten Weise benutzte. Und was ist es denn nun eigentlich, was ihr Ritschl vertraulich schreibt und was bei seinen Gegnern einen so gelotischen Zorn erregt? Daß Napoleon (1865) als der mächtigste Monarch bezeichnet wird. Aber war er das damals nicht? Daß er ferner der wissenschaftlich gebildetste und gelehrteste der regierenden Fürsten genannt wird, mit einziger Ausnahme des Königs von Sachsen. Aber das wird Ritschl noch bis auf den heutigen Tag aufrecht halten, und kann es mit sehr gutem Gewissen, sollten wir meinen.“ Am Schluß wird noch erwähnt, daß Ritschl von Rommen's römischer Geschichte gesagt, sie trage den Charakter eines verbissenen Parteistandpunktes an sich: „Eine solche unmaßgebliche Privatmeinung von dem übrigens so hervorragenden Werke zu hegen wird wol kein Verbrechen sein, wenigstens nicht in den Augen der sehr vielen, die sie theilen.“ Wir sind der Ansicht, daß der Verkehr, den der französische Kaiser mit deutschen Gelehrten angebahnt, der deutschen Wissenschaft nicht zur Unehre gereichen kann, sondern daß in ihm eine Auszeichnung derselben vor denjenigen des eigenen Landes liegt. Ein politisches oder moralisches Urtheil über den Kaiser Napoleon kam ja dabei gar nicht in Betracht und ist auch in jenen üblichen Phrasen nicht enthalten. Ueberdies war das Urtheil über Napoleon stets ein schwankendes, es gab Epochen, wie die nach dem Krimkrieg und dem italienischen, wo man ihn als Vorkämpfer politischer und nationaler Freiheit betrachtete. Der patriotische Zugendpurismus hat jedenfalls bei dieser Gelegenheit wieder einmal über das Ziel hinausgeschossen.

einer Person unter so deutlich erzählten Umständen vorgeführt, daß der Arglose nicht umhin kann, an den Tod zu glauben. Nachher aber erscheint die gestorbene in vollem Leben wieder, und der Leser erfährt, daß es sich vorhin um einen Traum gehandelt hat. Derartige Ueber-

raschungen wollen mit großer Kunst ins Werk gesetzt werden, um nicht das Ansehen eines Taschenspielerstückchens zu erhalten. Möge der Verfasser gebiegene Vorbilder studiren und lernen, seine natürlichen Gaben künstlerisch auszubilden.

Klaus Groth und sein Quickborn.

Quickborn. Zweiter Theil. Volksleben in plattdeutscher Dichtung bismarcker Mundart, von Klaus Groth. Leipzig, Engelmann. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Viele Leser dieser Blätter kennen und lieben den ersten Theil dieses unsers Quickborns, und bei ihnen bedarf ein zweiter keiner Empfehlung. Noch weniger bedarf ein Dichter wie Klaus Groth bei dem großen deutschen Publikum einer solchen. Sein origineller Werth ist so allgemein anerkannt, daß ihm gegenüber selbst das Urtheil gewisser kritischer Richtungen, welches die ganze Gattung der mundartlichen Poesie abschätzig betrachtet, sich nur mit einer gewissen Schüchternheit und nur mit bedingtem Tadel hervorgetragen hat.

Eben deshalb kann es hier weniger unsere Aufgabe sein, den Inhalt dieses neu eröffneten Quickborns genauer zu analysiren, weil wir damit nur den Lesern vorgereifen würden, die selbst daraus zu schöpfen begierig sind. Es sei nur bemerkt, daß sich drei Hauptbestandtheile in der diesmaligen Gabe unterscheiden lassen: eine längere Erzählung in poetischer Form „Der Heisterkrog“, eine prosaische von noch größerer Ausdehnung „Um die Heide“, endlich ein Strauß kleinerer lyrischer Gedichte, eine Nachlese zu dem ersten Theil und zu dem lebenswürdigen Büchelchen „Vor de Thoren“, aus welchem auch hier mehrere zum zweiten male abgedruckt sind, weil sie, wie der Dichter glaubt, dem größern Publikum wenig bekannt geworden, womit unsere eigene Erfahrung allerdings nicht stimmt.

Dagegen halten wir es aus vielen Gründen für angezeigt, bei dieser Veranlassung überhaupt einmal die Stellung unserer modernen Dialektpoesie, oder der schönen Literatur im Gewande der Mundart, zur Verständigung eines zahlreichen und wohlgesinnten Leserkreises etwas zu beleuchten, freilich nicht erschöpfend zu beurtheilen. Die Veranlassung dazu liegt in dem gegebenen Falle um so näher, weil ja Klaus Groth selbst sein eigenstes Werkzeug, die Mundart seiner Heimat, nicht bloß zu handhaben versteht wie keiner vor ihm und neben ihm, sondern auch, unbeschadet seiner dichterischen Weiße, dasselbe nach allen Seiten hin mit vollem Bewußtsein und scharf eindringender Analyse kritisch zu ergreifen und zu durchdringen versucht hat. Unterschreiben wir nun auch nicht alle die Ergebnisse, zu welchen seine systematischen Deductionen in den Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch gelangen — sie sind übrigens auch schon 1858 geschrieben —, so läßt sich doch daran anknüpfen, um im Hinblick auf das theoretische System des Dichters seine insofern als lebendige Proben und Belege desselben zu betrachtenden Schöpfungen an diesem und beide zusammen an einem allgemeiner gültigen Maßstab zu messen.

Unsere hochdeutsche Schriftsprache ist so tief gegründet und fest geschlossen, daß ihr die denkbar üppigste

Entfaltung der mundartlichen Literatur keinen Schaden und keine Störung, sondern nur Förderung und Kräftigung zuführen wird. Es ist nicht zufällig, daß die neue Phase, in welche die letztere getreten ist, gerade in der Zeit eintreten mußte, wo die erste auf lange hinaus in der classischen Periode ihr festes Gepräge erhalten hat. Mit Hebel und Voß beginnt bei Ober- und Niederdeutschen das neue Leben in unserer mundartlichen Poesie, und beide sind durch ihr ganzes Wesen zugleich Hauptvertreter — wenn auch nicht eigentlich tonangebend, selbst Voß nicht, obgleich er häufig in dieser Hinsicht überschätzt wird — des specifisch classischen Typus unserer Literatur. Auch das ist charakteristisch, daß der eine von ihnen, Voß, auch als mundartlicher Dichter seine Kunstmittel durchaus reflectirend verwendet, der andere, Hebel, als ein genialer Naturalist oder subjectiver Effektler mit ihnen schaltet. Um aber auch hier die Dreizahl voll zu machen, gehört noch der nürnbergische Gröbel dazu, ein eigentlicher Volksdichter, d. h. im Gegensatz zu seinen beiden, einer höhern oder höchsten Sphäre ihrer Zeitbildung angehörigen Genossen.

Hebel und Voß haben sofort den natürlichen Kreis, den die mundartliche Dichtung als ihr gehörig beanspruchen aber auch nicht überschreiten darf, umschrieben. Es ist die Idylle im classischen Sinne dieses Begriffs, nicht in dem der Gessner'schen Kunst. Hebel, wie überall von seinem natürlichen Instinct geleitet, Voß, an den Mustern der Alten geschult, und mit deutlicher, oft genug betonter Beziehung auf das große Vorbild des Theokrit. Von der tief gestimmten Elegie bis zu dem heitern Schwan umspannt die Sphäre der Idylle eine unendliche Zahl von echten und ihr zugehörigen Tönen, und wer möchte behaupten, daß alle davon etwa schon von Hebel angeschlagen worden seien? Daß es von Voß nicht geschehen ist, versteht sich bei dessen relativ eng begrenztem productivem Inhalte von selbst. Aber beide sind darin wieder einander ebenbürtig, daß sie ihre Idyllik genau auf dieselbe Höhe der künstlerischen Reife, der innern und äußern Formvollendung zu heben verstanden, wie sie die Kunstforderungen der Schriftsprache innerhalb ihres größern Bereichs als Kanon aufgestellt hatten.

Daß der dritte im Bunde, Gröbel, in dieser Hinsicht eine Separatstellung einnimmt, ist bekannt. Auch er ruht auf dem Fundamente der höhern Bildung seiner Zeit oder der classischen Periode, aber nur insofern dieses schon zum allgemeinen Eigenthum aller begabtern Geister der Nation geworden war. Er verhält sich dazu nur receptiv, und zwar unbewußt receptiv, und wenn er, wie gelegentlich, auf den Einfall geräth, auch productiv als hochdeutscher Dichter aufzutreten, wieder leer und geschmacklos. Eben deshalb muß er seinen Standpunkt bedeutend tiefer als

die andern nehmen: der volksthümliche Schwank, d. h. volksthümlich nicht in jener derbsten und nächsten Bedeutung des Wortes, wie er noch jetzt von Mund zu Mund umgeht und einstmals im 15. und 16. Jahrhundert bis auf die Oberfläche der allgemein günstigen Literatur vordrang, sondern jene durch einen Bildungsanflug von allen Seiten und durch die Rücksichten einer vielfach verschränkten Lebensstellung sehr gemäßigte und gedämpfte Laune des mittlern und Kleinbürgerthums, das ist der Kreis, der ihm gehört, und den er auch in seiner Enge meisterlich ausgebeutet hat.

Ueberblickt man die weitere Entfaltung jener ersten Sprossen dieser Literatur bis auf heute, so läßt sich auch wol erkennen, daß ihre weithin schattenden Aeste, sofern sie gesund sind, dem ursprünglichen Typus treu in die Höhe und Breite gewachsen sind, und daß aus ihnen

nichts im Wesen anders geworden ist, als es ihnen von der Natur bestimmt war. Jeder Versuch, diese Grenzen zu überschreiten, hat immer nur unfruchtbare Zwittergebilde erzeugt, deren Scheindasein am wenigsten von denen bemerkt zu werden pflegt, auf deren Gunst es angewiesen ist. Idylle und der Schwank, und zwischen beiden eine gewisse mittlere Region der Lyrik — darüber hinaus wird keiner der Dialektschriftsteller sich wagen, wenn er seinen Vortheil versteht. Innerhalb dieses Kreises hat er zwar jetzt noch die volle Concurrenz mit der Schriftsprache zu bestehen, die alle diese Gattungen auch in der ihr eigenthümlichen Massenproduction vertritt, aber wie nahe liegende Beispiele beweisen, neigt die Waagschale immer mehr zu Gunsten der Mundart, sodas sie schon jetzt wenigstens als gleichberechtigt neben ihrer vornehmern Schwester gelten darf.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Notizen.

Zu der neuern Kriegeslyrik darf man auch die „Concillieder“ von Ignaz Pfaffenlob (Leipzig, Serig, 1870) rechnen, und zwar sind derartige Fehbelieder bei dem jetzigen Gebaren der römischen Curie vollkommen berechtigt. Das erste der Concillieder: „Im December 1869“ enthält eine Parallele zwischen dem edeln amerikanischen Menschenfreund Peabody und dem Papste; das zweite ist den „Vätern Jesu“, das dritte der „Opposition“ geweiht; die andern Lieder sind „Anathema sit“, „Der päpstliche Suave“, eine Art von Concillabade, „Unsehbar“, „An Michel“. Der Ton und die Ausdrucksweise in diesen Liedern ist meist energisch und martig, doch sind sie ungleich in Bezug auf die künstlerische Feile.

Ein anderes Festchen „Anathema sit, zwölf Zeit- und Straßonette von R. Blarman“ (München, T. Ackermann, 1871) ruft ebenfalls zum Kampf gegen die Feinde der Freiheit, die Genossen der Nacht, in correcten Versen und bringt den „Kaben“ und „Eulen“ ein Verzet.

Die Veröffentlichung der „Brieftausche deutscher Gelehrten an den Kaiser Napoleon“ in den „Preussischen Jahrbüchern“ hat viel Aufsehen gemacht und zu manchen mißliebigen Beurtheilungen Veranlassung gegeben. Doch möge man dabei den Grundsatz: „Audiatur et altera pars“ nicht außer Augen lassen. Wir entnehmen einer als Manuscript gedruckten Vertheidigung der betreffenden deutschen Gelehrten, namentlich Friedrich Ritschl's, die folgenden Stellen: „Alle diese Briefe betreffen ausschließlich Gegenstände der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit und beziehen sich namentlich auf Napoleon's „Vie de Jules César“ und seine dahin einschlagenden Studien. Insbesondere darf aus authentischer Information mitgetheilt werden, daß Ritschl bereits seit dem Jahre 1860 in fortgesetztem, vom Kaiser selbst veranlaßtem Briefwechsel mit Napoleon stand, worin er mit diesem — gerade wie es auch sonst zwei Gelehrte miteinander thun — die verschiedensten Fragen der römischen Staats- und Verfassungsgeschichte eingehend verhandelte; und dieser Briefwechsel wurde noch lebendiger, als Ritschl auf Napoleon's Wunsch die Revision der deutschen Uebersetzung des „Leben Cäsar's“ übernahm und im Laufe der Arbeit vom Verfasser mehrfache eigenhändige Aufklärungen und Erläuterungen über die Auffassung dieser oder jener Stelle seines Werkes empfing.“ Weiterhin erwähnt die Vertheidigung, daß der Vorwurf „byzantinischer“ Untermüßigkeit vollkommen unbegründet sei, indem jene Gelehrten in ihren Schreiben, wie jeder verständige und gebildete Mann thut, die conventionellen Formen und traditionellen Phrasen eingehalten haben, in denen sich der Verkehr von Privatpersonen mit gekrönten Häuptern zu bewegen pflegt. Dann heißt es in der Vertheidigungsschrift: „Aber das Maß dieses illoyalen Verfahrens wird noch weit überboten durch die schmähliche Perfidie, mit der auch aus einem reinen

Privatbriefe Ritschl's an eine Madame Hortense Cornu, während beider Lebzeiten, ein Bruchstück abgedruckt wird, worin er in der vertraulichsten Weise und einem Tone, der die einzelnen Worte nicht auf die Goldwaage legt, ganz momentanen Stimmungen unbefangenen und lägeren Ausdruck gibt, wie es in jeder Freundescorrespondenz alle Tage geschieht, ohne daß der Schreiber wünschen oder darauf gefaßt sein kann, seine Äußerungen vor das große Publikum gezogen zu sehen, vor dem sie naturgemäßerweise in einem ganz andern Lichte erscheinen. Man ist auch hier in der Lage, aus authentischer Kenntniß zu versichern, daß das dabei in Betracht kommende persönliche Verhältniß das einer zwanzigjährigen intimsten, auch den jetzigen Kriegs- und Volkshaß getreulich überdauernden Familienfreundschaft ist, geknüpft in einer Zeit, als die Empfängerin solcher Briefe zum Kaiser Napoleon infolge des Staatsstreichs in der offensten Opposition stand; daß ferner diese Frau — eine selten gebildete, selbst von der Académie des inscriptions et belles-lettres ausgezeichnete und in Paris hochgeachtete Persönlichkeit, die übrigens nie zum Hofe gehörte — als sie sich nach Jahren mit dem Kaiser wieder angeknüpft hatte, diese erneuerte Verbindung stets nur zu den geistig und moralisch liberalsten Zwecken in der uneigennützigsten Weise benutzte hat. Und was ist es denn nun eigentlich, was ihr Ritschl vertraulich schreibt und was bei seinen Gegnern einen so zelotischen Born erregt? Daß Napoleon (1865!) als der mächtigste Monarch bezeichnet wird. Aber war er das damals nicht? Daß er ferner der wissenschaftlich gebildetste und gelehrteste der regierenden Fürsten genannt wird, mit einziger Ausnahme des Königs von Sachsen. Aber das wird Ritschl noch bis auf den heutigen Tag aufrecht halten, und kann es mit sehr gutem Gewissen, sollten wir meinen.“ Am Schluß wird noch erwähnt, daß Ritschl von Mommsen's römischer Geschichte gesagt, sie trage den Charakter eines verbissenen Parteistandpunktes an sich: „Eine solche unmaßgebliche Privatmeinung von dem übrigens so hervorragenden Werke zu hegen wird wol kein Verbrechen sein, wenigstens nicht in den Augen der sehr vielen, die sie theilen.“ Wir sind der Ansicht, daß der Verkehr, den der französische Kaiser mit deutschen Gelehrten angebahnt, der deutschen Wissenschaft nicht zur Unehre gereichen kann, sondern daß in ihm eine Auszeichnung derselben vor denjenigen des eigenen Landes liegt. Ein politisches oder moralisches Urtheil über den Kaiser Napoleon kam ja dabei gar nicht in Betracht und ist auch in jenen üblichen Phrasen nicht enthalten. Ueberdies war das Urtheil über Napoleon stets ein schwankendes, es gab Epochen, wie die nach dem Krimkrieg und dem italienischen, wo man ihn als Vorkämpfer politischer und nationaler Freiheit betrachtete. Der patriotische Zugendpurismus hat jedenfalls bei dieser Gelegenheit wieder einmal über das Ziel hinausgeschossen.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Preußen und Frankreich

zur Zeit der Julirevolution.

Vertraute Briefe des Preussischen Generals von Rochow
an den Preussischen Generalpostmeister von Nagler.

Herausgegeben von

Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-
Bartholdy.

8. Geh. 24 Ngr.

Die hier zum ersten mal veröffentlichten Briefe eines hochgestellten preussischen Militärs an den preussischen Bundestagsgefangenen zu Frankfurt a. M., von August 1830 bis Juni 1832, haben bedeutenden geschichtlichen Werth, da sie die Gesinnungen, mit welchen das officielle Preussenthum die französische Julirevolution betrachtete, in prägnantester Weise zum Ausdruck bringen. In der ausführlichen Einleitung gibt Professor Mendelssohn-Bartholdy einen interessanten Ueberblick über die damalige politische Lage Preußens und Deutschlands im Vergleich zur Gegenwart.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.

Von

Baron Joseph Eötvös.

Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen überfetzt.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Baron Eötvös, der ungarische Staatsmann, der vor kurzem tiefbetrauert von seinem Volke aus dem Leben geschieden ist, entwickelte in diesem Werke seine wissenschaftlichen Theorien über die Begriffe Gleichheit, Freiheit und Nationalität und über deren Anwendung auf den modernen Staat. Wie das Werk bei seinem Erscheinen (1854) ungewöhnliches Aufsehen erregte, verdient es auch dauernde ehrenvolle Beachtung nicht bloß von seinen Freunden des Verfassers, sondern in allen politischen, rechtsphilosophischen und volkswirtschaftlichen Kreisen Deutschlands.

Von dem Verfasser erschien (anonym) in demselben Verlage:

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Vierte
Ausgabe. 8. Geh. 24 Ngr.

Histoire de la révolution française

par

M. A. Thiers.

6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schöngeprägten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung S. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preussischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Köne,

Appellations-Gerichts-Vize-Präsident a. D. und Mitglied des Hauses
der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

In zwei Bänden von je zwei Abtheilungen.

Diese, mit den neuesten Gesetz- und Verfassungsänderungen vermehrte dritte Auflage des berühmten Werks wird in 16 Lieferungen zum Preise von je 20 Ngr. ausgegeben. Der erste Band, das Verfassungs-Recht, liegt vollständig vor und kostet geh. 5½ Thlr., in Halbfranzband 6 Thlr.; vom zweiten Bande, das Verwaltungs-Recht enthaltend, ist bereits die erste Abtheilung erschienen, der Schluß des Ganzen befindet sich im Druck.

Das Werk darf namentlich auch den Mitgliedern des Deutschen Reichstags empfohlen werden, da es zugleich das Verhältnis Preußens zum Norddeutschen Bunde sowie zum Deutschen Reiche eingehend behandelt.

In allen Buchhandlungen ist das Erschienene vorrätzig und ein Prospect über die dritte Auflage gratis zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von K. F. W. Wander.

Erster und zweiter Band. (A—Lehren.)

4. Jeder Band geh. 10 Thlr., geb. 10½ Thlr.

Dieses Werk ist die vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörter-sammlungen; die Zahl der in den vorliegenden zwei Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellenangaben versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 120000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, in welchem die Anschauungen, Ansichten, Urtheile, Irrthümer und Erfahrungen, Rechtsgrundsätze, Klugheits- und Weisheits-, Glaubens- und Sittenlehren der frühern Geschlechter aller Bildungsschichten und Berufsklassen sich abspiegeln, und das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Die Fortsetzung des Werks erscheint in regelmässiger, ununterbrochener Folge (wie bisher in Lieferungen zu 20 Ngr.).

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Grove, Dr. W. R., Die Verwandtschaft der Naturkräfte.

Deutsche autorisirte Ausgabe nach der fünften Auflage des englischen Originals durch E. von Schaper. Mit einem Anhang, enthaltend die Rede des Autors „über den unterbrochenen Zusammenhang in der Natur“, gehalten als Präsident der British Association zu Nottingham 1866, nebst einem Vorworte zur deutschen Uebersetzung von Professor R. Clausius in Bonn. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 186 — Nr. 19. — 1871 —

4. Mai 1871.

Inhalt: Gedichtsammlungen vor dem Kriege. Von Eduard Grisebach. — Aus Barnhagen's Nachlaß. (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Frühlings. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gedichtsammlungen vor dem Kriege.

1. Alte Bilder und junge Blätter. Sonette von Georg von Dergen. Bismar, Hinckorf. 1869. 8. 20 Ngr.
2. Lieder und vermischte Gedichte von Werner Bergmann. Berlin, G. Reimer. 1870. 8. 15 Ngr.
3. Gedichte von Heinrich Falland. Wien, Faesy und Friedl. 1870. 16. 1 Thlr.
4. Bunte Bilder von Karl F. A. Geerling. Leipzig, Mayer. 1869. 16. 15 Ngr.
5. Dämmerungen. Sentimentale und burschilose Lieder von August Hinüber. Göttingen, Ellissen. 1870. 16. 12 Ngr.
6. Bergmannsleben. Bergmännische Dichtungen von S. M. Reichelt. Schneeberg, Goedsche. 1869. 16. 7½ Ngr.

Wir erwarten von dem großen Nationalkrieg auch die tiefsten Einwirkungen auf die deutsche Kunst. Ganz besonders erhoffen wir, daß von 1871 eine neue Epoche der seit Heine's Tode stagnirenden Lyrik datiren wird. Diese neue Lyrik wird ganz erfüllt sein von dem deutschen Tiefen, der, alle Weisheit aller Jahrhunderte im Haupte, unablässig vor dem Bilde der Isis brütet, sie wird noch concreter und lebensvoller das deutsche Gemüth widerspiegeln, welches die Irrwege tiefster Leidenschaft kennt, aber auch der reinsten Erhebungen fähig ist, jenes Gemüth, das die Sprache der mütterlichen Natur am innigsten versteht und deutet und in zwei Jahrtausenden nichts von seiner schönsten Eigenschaft, der Treue, verloren hat, diese Lyrik wird dem begeistertsten Fluge eines der größten und herrlichsten Völker folgen, das soeben seine politischen Ideale endlich in Erfüllung gehen sieht.

Nach dem so bedeutungsvollen Abschnitt nationaler Geschichte sollte man meinen, daß kein Unberufener mehr wagen würde, die Aufmerksamkeit eines mit den erhabenen Aufgaben beschäftigten Volks zu beanspruchen für die versificirten Leitartikel, die gereimten Alltagsgefühle, die poetischen Geschichten ohne eine große dichterische Idee, kurz für die gesammte langweilige Mittelmäßigkeit, welche die interessantesten Conflict des socialen Lebens

1871. 19.

und die tiefen Abgründe des Denkens so wenig kennt wie das Hochgefühl nationaler Begeisterung und historischer Größe.

Inzwischen wollen wir die Sonette: „Alte Bilder und junge Blätter“ von Georg von Dergen (Nr. 1), als ein gutes Omen für eine bessere Epoche der Dichtkunst immerhin acceptiren. Sie bieten in den weichen Formen Petrarca's einen männlichen Inhalt. Bismarck, dessen Gemahlin das Buch gewidmet ist, wird von dem mecklenburgischen Edelmann mit dem Hamlet-Worte gefeiert: „Er war ein Mann“ und

überragt des Volkes Allgemeinheit

Um mehr als Saul: um eines Willens Größe.

Der patriotische Sinn und der jugendlich energische Zorn gegen Hohlheiten der Gesellschaft und Lächerlichkeiten des Adels erinnern an den Grafen Strachwitz. Als Motto für des Verfassers dichterisches Streben mag die Terzine gelten:

Drum, kämpfend Herz, sei kein Windmühlensechter!
Die Wirklichkeit bringt Gold und Gift entgegen,
Aus ihrem Schoß gewinne dir den Segen.

Dem wirklichen Leben sind denn auch in der That einzelne treffende Züge abgelauscht. So ist es eine feine Naturbeobachtung, wenn vom Novembersturm gesagt wird:

Die Schlummernden, wenn er sie küßt, erbleichen,
Nur tiefem Elend dankt sein Zorn versöhnend:
Es ruht in ihm und ahnet seinesgleichen.

Die Juninacht wird an einer andern Stelle geschildert:

Manchmal verräth Guitarenklang, und dort
Ein Uhrenschlag, ein zärtliches Gefose,
Ein durch die Gassen hergerufnes Wort,
(Daß) flüchtig nur der Erde Schlaf...

Ein tiefer Herzensklang tönt uns aus dem Sonett „Ehrlich, nicht romantisch“ entgegen:

Und ob dies Auge, diese blaue Seele,
An die ich einst dahingab all mein Alles,
Und ob dein Mund, in Worten tauben Schalles,
Den stillen Zauber alten Glücks verhehle,

epoche von 1848—58 nicht als eine der am wenigsten ruhmvollen in der preussischen Geschichte betrachtete; namentlich durch die großen Ereignisse seit 1866 ist sie in einen so tiefen Schatten gerückt worden, daß die Stimmung Barnhagen's, die doch nur aus warmem preussischem Patriotismus hervorging, jetzt auf allgemeines Verständniß rechnen darf, und daß die fragmentarische Aufzeichnung all des Kleinlichen und Gehässigen, was in jener Epoche zu Tage kam, die Chronik der Unterdrückungen der freieren geistigen und religiösen Regungen, des Gezänkes unter den herrschenden Parteien, der diplomatischen Niederlagen u. s. f. vom Standpunkte der jüngsten glorreichen Erfolge aus als eine Geschichtschronik betrachtet wird, deren düstere Färbung unserer heutigen Anschauung jener Zeit entspricht.

Doch nicht allein in solcher Chronik, so unheimlich bezeichnend die Summe dieser Mißlichkeiten, wenn man sie Tag für Tag zusammenaddirt, für die ganze Epoche ist, liegt der Werth der Barnhagen'schen Memoiren; sie enthalten zahlreiche stilistisch gehobene Stellen, in denen sich geistreiche Weltbetrachtung in musterhafter Form ausdrückt, und welche überdies das Bild des Autors selbst in wohlthuender Weise beleuchten; sie werfen Streiflichter auf die literarische Entwicklung der Epoche, welche den kundigen Blick des fein gebildeten Jüngers von Goethe bewähren, und geben überdies die Porträts hervorragender Persönlichkeiten, die, bei aller skizzenhaften Haltung, doch die scharfen Umrisse der Silhouette nicht verleugnen. Von allgemein menschlichem Reiz sind die zahlreichen Stellen, in denen wir in Barnhagen's Gemüthsleben und in seinen persönlichen Lebensverlehr eingeführt werden. Zwar was den letztern betrifft, wäre die Ausschcheidung des Trivialen, sich fast täglich Wiederholenden von seiten der Herausgeberin wünschenswerth gewesen. Es darf uns kein Interesse dafür zugemuthet werden, wie oft Barnhagen abends Thee getrunken oder mit Ludmilla Schach gespielt hat; auch die Mittheilung gleichgültiger Besuche, die oft nur eine Notiz für das Gedächtniß des Tagebuchautors sind, wäre besser unterblieben, und selbst die Chronik der Träume, so phantasievoll dieselben oft sind und von so großem psychologischen Interesse eine consequente Beachtung und Aufzeichnung dieser Nachtstudien unserer Seele sein mag, suchen wir gerade in Barnhagen's Memoiren nicht. Was aber den reichen Geist des gealterten Mannes bewegt, diese Träume der Erinnerung, diese Spiegelungen der Vergangenheit, diese Hingabe an ihre persönlichen Einflüsse und geistigen Mächte, diese ganze sich frei entbindende Lyrik des Gemüths, die zwar die gebundene Form verschmäht, aber die künstlerisch geabelte Prosa mit poetischem Hauch besetzt — das alles darf des warmen Theils gewiß sein, den wir auch in einem minder feinfühligem Zeitalter dem reichen Seelenleben eines begabten, geistig in unserer classischen Epoche wurzelnden Schriftstellers zuwenden.

Die Pietät für Rahel steht in erster Linie; sie erfüllt Barnhagen's ganzes Gemüth; er bestrbt sich oft, was der spätern Zeit angehört, mit Rahel's Augen zu sehen; rührend ist die Anhänglichkeit, mit welcher er stets von neuem Kränze der Erinnerung auf ihr Grab legt. Wie

oft liest er in Rahel's Briefen und hebt die herzerregenden geisterhebenden Stellen hervor. Den 19. Mai 1853 schreibt er:

Gesegneter Tag! Rahel, ihr Andenken sei gesegnet! — In Julian Schmidt's „Deutscher Literaturgeschichte“ ist der Artikel Rahel wohlgemeint, aber von ihrer Person, Erscheinung und Wirksamkeit hat der Verfasser keinen Begriff, und kann keinen haben, weil er Aehnliches nicht gesehen hat. Solch unmittelbar auf Gott und Natur ruhendes Dasein! Ihr Betrachter ihrer selbst, ihr Bewunderer ihrer selbst — wie Julian Schmidt es nennt — war nur die nothwendige Folge ihres Umschauens, sie fand alle andern Menschen so verschieden von sich, zudem war es keine Hauptsache, nur Nebensache, gleichsam der Abfall ihres Thuns. Denn vor allem war sie thätig, jeden Tag thätig im Helfen, Nutzen, Rathen, Besorgen, Erheitern, sie leistete darin Unermessliches, und ohne den Schein davon, wie zum Vergnügen, und doch oft mit peinlichster Selbstopferung. Bei ihren Betrachtungen und Bekennnissen muß man an Augustinus, J. J. Rousseau, Saint-Martin, Goethe denken; diesen fehlte die Gabe nicht, Werke der Wissenschaft und Dichtkunst zu liefern, und doch schrieben sie über sich selbst, Rahel, ohne jene Gabe, hatte keinen andern Stoff. Und was sie schrieb, schrieb sie nicht für die Oeffentlichkeit. Daß ihre Sachen zu dieser gelangt sind, habe nur ich zu verantworten.

Den 6. Juli 1853:

Gestern vergaß ich, an Wagram zu denken; heute fällt mir's ein. Vor vierundvierzig Jahren, wie anders sah die Welt aus! Nicht besser als jetzt, in keinem Betracht! Aber ich war vierundzwanzig Jahr alt und hatte Rahel!

Am 20. Juli 1853 knüpft er seine Erinnerung an Rahel an eine treffende allgemeine Bemerkung:

Es gibt Menschen, die eine für ihren Geist und Sinn viel zu reiche, zu hohe, zu freie Sprache haben; das kann recht angenehm sein, bei Einzelnen wie bei Völkern, z. B. den Franzosen, sie haben Antheil an größerem Gemeingut, das die Vorfahren und Genossen erworben haben. Wo die Sprache enger ist als der Geist und Sinn, da fehlt viele Anmuth, der Mensch ist innerlich vielleicht um so höher, aber äußerlich minder brauchbar. Die Uebereinstimmung des Außern und Innern, die Angemessenheit des Ausdrucks ist das Rechte, das Erfreuliche. Alle großen Dichter haben das, Goethe vor allen andern. Wenn andere Personen sich die Ausdrücke von Rahel aneignen und sie gebrauchen, selbst ohne damit für sich eitel zu wollen, so überläuft es mich ganz eilig und ich empfinde das größte Unbehagen mit den Leuten weiter zu reden. Es ist als ob jemand ein schweres Musikstück nachspielen wollte, das er nicht bewältigen kann. Nur wenn es so recht aus dem Herzen kam, wie bei Gräfin Bertha York, oder Fräulein Brandt von Lindau, oder Lußine, dann erquidte und entzückte mich eine Anführung von Rahel's Worten oder eine Anspielung darauf. — Wenn K. F. wie Rahel sprechen wollte, war es geradezu empörend, so bei noch vielen andern, die mir wol gar dadurch zu schmeicheln meinten.

Weiterhin heißt es:

„Und rus' auf mich in schöner Gegend!“ Dieses Wort von Rahel, an ihren Bruder Ludwig als hinterlassenes gerichtet, macht auf mich den tiefsten, herzerregendsten Eindruck, ich vergehe in Wehmuth, wenn ich mich ihm hingebel Ludwig Robert starb vor Rahel, er konnte den Auftrag nicht erfüllen. Ich übernehm' es nun statt seiner. Und auch hier wieder. Sonderbar aber scheint er mir unerfüllt, wenn ich nicht wirklich ihren Namen laut in die Gegend hineinrufe.

In Baden-Baden am 1. August schreibt Barnhagen:

Alles hier ruft mir unaufhörlich den Namen Rahel zu, und alle Empfindungen und Eindrücke drängen sich in mir zu dem tiefen, schmerzhaft-theuern Bewußtsein zusammen, daß sie die Mitte, die eigentliche Bedeutung meines Lebens war, und daß sie mir fehlt! Alles, was ich später von Neigung geföhlt, von Streben und Sinnen, hat seine tiefste Verbindung mit ihr,

ging von dem geistigen Leben ihres Wesens aus oder führte dahin zurück.

Am 9. Mai 1855 heißt es:

Die eigene Lebensgeschichte der Frau von Dubevant hat für mich einen Reiz wie kein anderes Buch. Wie kein anderes Buch erinnert es mich unaufhörlich an Rahel, wegen der großen Ähnlichkeit beider Frauen — trotz aller großen Verschiedenheit —, wegen der strömenden Gedanken und Bilder, die mich bei diesem Lesen begleiten. Immer muß ich vergleichen, Lebensverhältnisse, Gemüths- und Sinnesart, Geistesrichtung, Wahrheitsliebe, Entschlossenheit. Immer muß ich mir die Frage aufwerfen, mit welchem Sinn, mit welcher Freude würde Rahel dies lesen, mit welchen überraschenden Worten ihre Eindrücke wiedergeben!

Und am 22. August 1854:

Bei allem, was mir begegnet, ist mein erster Gedanke doch immer Rahel, bei allem Freudigen der Schmerz, daß sie es nicht theilt, bei allem Schlimmen eine Genugthuung, daß sie davon nicht berührt wird. Ihr Andenken gibt mir Stärke; wenn ich erwäge, was sie alles gelitten und ertragen hat, so schäm' ich mich, minder standhaft zu sein. Sie nannte ihr Unglück eins ohne Titel, und für die Welt hat es noch immer keinen; wenige Menschen sind fähig, ein solches Leid einzusehen, dazu gehört schon ein verwandtes Dasein. Ihre ganze Umgebung, von frühester Zeit bis zur letzten, widersprach ihrem innersten Wesen, den lauten, gerechten Ansprüchen ihres feinen edeln Sinnes, alle ihre Verhältnisse waren misgestellt und das längste Leben hätte nicht ausgereicht, sie zurechtzustellen, für ihre herrlichsten Gaben fehlte fast immer das Element, in dem sie leben und wirken konnten. Damit wäre eine Art Titel ausgedrückt, aber für die rohe Menge noch immer unverständlich.

Am 23. Juli 1854:

Nachmittag in sehr weicher Stimmung, bei schwermüthigen Erinnerungen, die der breite, stille Nachmittagssonnenschein so sehr begünstigt, griff ich zum „Wilhelm Meister“; ich nahm dasselbe Exemplar, das mir vor vierundfunfzig Jahren Madame Philippine Cohen schenkte, in das ich die An- und Beistriche von Rahel übertrug, das mich seitdem überall hin begleitet und seinen äußern Glanz verloren hat, nicht aber den innern. Ich habe keinen Ausdruck für die Wehmuth, die ich beim Lesen empfand, alle Jugendblüthen schienen wieder aufzubrechen, eine abgeschiedene Zeit sich zu erneuern. Ob heutigentags wol jemand es begreifen kann, was jenes Buch uns in jener Zeit war? Ein herrlicher Blumen- und Fruchtgarten ohnegleichen, alle Schätze der Bildung, der Poesie und der Wirklichkeit fanden wir darin, wir lebten in ihm die schönsten Tage, wir Jüngern nöthigten selbst ältere Personen theilzunehmen an diesem Zauberkreise. Und seit der langen Zeit hat das Buch nichts verloren, es rechtfertigt noch heute seine damalige Wirkung, man muß sie anerkennen, verehren.

Wir könnten von diesen sich durch die zahlreichen Bände wie ein rother Faden hinziehenden Stellen, die dem Andenken an Rahel gewidmet sind, noch eine große Zahl mittheilen, deren wehmüthige Stimmung sich unwillkürlich dem Leser mittheilt. Dasselbe ist der Fall mit den Betrachtungen über das Alter, für dessen Vereinsamung inmitten einer oft andersdenkenden Zeit Barnhagen oft den bezeichnendsten Ausdruck findet, z. B.:

Daß man im Alter die Welt der eigenen Jugend nur noch als Geheimniß hat, das man allein weiß, das kein anderer versteht, dieses Entbehren der Mittheilung, der mitleidigen Gemeinschaft, ist eine der schwersten Bürden, die uns auferlegt sind. Ein aufsprühendes Feuer, dem stets Wasser entgegenströmt, dem Erlöschen nahe, und doch nicht erlöschend! Wie oft erkirbt mir das Wort im Munde, wie oft bereu' ich das ausgesprochene! Wer beim Spazierengehen freie Bahn vor sich zu haben meinte und dann bei jedem Schritt plötzlich ein Hinderniß fände, ein

sich quer vorlegendes, der würde bald das Spazierengehen selbst lieber aufgeben.

Eindringliche Lebensbetrachtungen über Welt und Menschen, Alter und Jugend, Vergangenheit und Gegenwart; das Gefühl, der Sinn, ganz noch dieselben wie früher, die Einsicht und das Urtheil sehr verschieden. Den Spruch: „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius“, muß auch ich anerkennen, und dies „andere lesen“ gehört mit zu den Freuden, die dem Alter zugetheilt sind; denn des frischen Zugendeindrucks erinnert man sich, und die reife Frucht der Erfahrung hat man als Zugabe. Das Merkwürdigste im Laufe der Welt dünkt mich jetzt das beständige Fließen der Erscheinungen, der unaufhörliche Wechsel der Gebilde, wobei denn doch immer so ziemlich dieselben wiederkehren. Zeit ist eine Verzauberung, in der wir uns befinden; wird dieser Bann einmal gelöst, dann geht was Neues an! Wir dürfen nicht denken, daß die Menschheit das letzte Wort der Schöpfung sei! Für uns allerdings das letzte, bis wir ein anderes hören, falls wir dies zu hören gewürdigt sind.

Eine Menge ähnlicher Betrachtungen über das eigene Leben und Wesen, über den Gang der Lebensschicksale, mit antheilheischender Wärme und aus einem Gemüth hervorgegangen, welches sich stets im Mittelpunkte der geistigen Interessen und der menschheitlichen Entwicklung fühlt, verleiht den „Tagebüchern“ Barnhagen's eine sich stets erneuernde Anziehungskraft. Wir führen einige dieser geistvollen Reflexionen hier an:

In diesen traurigen Zeiten, unter dem schweren Druck, den Willkür, den Ungerechtigkeit, Dunkel, Frechheit und Selbstsucht uns auslegen, bei der allgemeinen Verdunkelung weit umher, bei der Aussichtslosigkeit für unsere innern Zustände, ja bei den drohenden Gefahren unsers bürgerlichen Daseins, erfahre ich in mir dennoch ein tiefes Wohlgefühl, das von allen diesen Dingen unabhängig, durch sie nicht die geringste Finde- rung erleidet. Es ist ein Gefühl des Antheils und der Freude an allem rein und echt Menschlichen, ein dankbares Erkennen des vielen Guten und Schönen, das in der Welt ist und mir durch Liebe mitgetheilt. Mich dünkt, ich sehe die Natur reiner und höher als sonst, und was nur in Vorzeit und Gegenwart als edlere Menschengestalt mir erscheint, erweckt mir die beglückendste Neigung. Am frühen Morgen und späten Abend empfinde ich dies Wohlgefühl am hellsten und bin oft von ihm so durchdrungen und erhoben, daß ich ein anderes und neues Leben zu führen glaube. Der laute Tag mit seinen Aufgaben, Eindrücken und Nachrichten bringt dann wol eine verminderte Stimmung, bringt Unwillen, Verdruß und Haß, aber unter dieser Hülle strömt doch das Wohlgefühl leise fort, und wenn sie mit dem Tage abfällt, ist dieses voll und frisch wieder da. Heute gerade, wo die Empfindung besonders lebhaft ist, muß ich doch wieder einmal etwas davon aufschreiben.

Ich habe heute in stillen Stunden Veranlassung gehabt, auf meine bisher durchlaufene Lebensbahn prüfend zurückzuschauen. Ich habe wiederholt in großen Gefahren gestanden, die ich als solche nicht erkannte und nur jetzt erst vor ihnen zurückschrecke, da sie längst vorüber sind, viele eifrige Wünsche, deren Erfüllung mir mein Glück zu sein schien, wurden mir nicht gewährt, zu meinem Glück, denn dieses lag nicht in ihnen sondern in andern Dingen. Begehrte Wege, auf denen ich schöne Ziele erreichen konnte, mußte ich aufgeben, um Besseres zu erlangen. Ich stieg unaufhörlich, selbst durch Unfälle, zu Erfolgen, und bis zu Rahel's Tode war alles mir steigender Gewinn. Seitdem aber nur einiges. Mein Beruf hat sich noch ferner behauptet und erhellt; das Glück aber blieb stehen als Andenken und Erinnerung! — Wenn ich auf meine Jugend zurückblicke, auf diese Zurückungen und Anläufe, so muß ich mir sagen, es ist alles weit besser geworden als ich es dachte, das Ganze ein leidliches Schauspiel, das so nicht zu werden ver sprach.

Ich bin wie ein Schiff auf stürmischen Wogen hin und her geworfen. Ich habe keinen Halt als in mir selber; solange ich den behaupte, bin ich nicht verloren. Aber es ist

eine harte Aufgabe, ohne allen Beistand von außen, ohne alle Ermunterung nur eine schwere Pflicht zu erfüllen, ohne Vergnügen, ohne Reiz! Ich habe keine Gemeinde und gehöre zu keiner, meine Sache hat keine Fahne, keine Vertretung, keinen gesicherten Boden. Ich stehe ganz vereinzelt, ohne andern Zusammenhang mit der Welt als dem allgemeinen geistigen, der im ganzen freilich fruchtbar und wirksam ist, aber im praktischen Tagesleben nichts Augenblickliches vermag.

Schwierigkeit, die Menschen richtig zu behandeln, ich habe es noch immer nicht gelernt! Die Einsicht habe ich wol, aber die Ausübung bleibt mangelhaft. Maß halten ist eine Hauptsache, nicht nur in der Strenge, auch in der Güte, in der Liebe, in der Umgebung. Eine vorhandene Ueberlegenheit, sei es des Geistes, der Stellung, des Talents, soll man nicht verleugnen oder ausgeben, gerechte Anforderungen nicht nachlassen — oder man wird schon sehen, was daraus erfolgt! Aber der Tadel mag alles beobachten, was die Klugheit besteht, recht wohl ist uns doch nur, wenn wir sie ganz außer Acht lassen, folge daraus was da wolle! Nur mit Kindern darf man sich nicht völlig gehen lassen, hier ist es Pflicht gegen sie, Maß und Ordnung zu halten, und wie selten nur geschieht das!

Unter manchen Lebensbetrachtungen, die mich dieser Tage beschäftigten, war auch die, wie häufig die vortrefflichsten Männer durch ungeeignete Frauen leiden, mit denen sie sich verbunden haben. Die Beispiele des Generals von Mühlle, Herber's, Pegel's u. s. w. traten mir lebhaft vor Augen. Daß ein ausgezeichnete Mann durch seine Frau wirklich gefördert und gehoben wird, ist ein seltener Fall; ich rechne natürlich die äußere Förderung nicht. Mir bestätigt sich bei weiterem Nachdenken immer mehr der Ausspruch Rahel's, daß solche Männer wie Voltaire, Jean Jacques Rousseau, Goethe mit der Würde von Ehefrauen verschont bleiben müssen.

In Bezug auf die Literatur fühlt sich Barnhagen, bei warmer Anerkennung des Gelungenen, nicht in Einklang mit der jüngsten Zeit; er klagt oft, daß sie keine Dichter, keine Denker von Bedeutung habe, während er in seinem unantastbaren Goethecultus jeden Angriff der spätern Literaturhistoriker und Kritiker von dem großen Dichter mit eifriger Beflisshenheit, oft mit unverhohlenem Unmuth abwehrt. Aus den fast täglichen Mittheilungen über die Lektüre sieht man, daß Barnhagen fleißig die alten Classiker studirte, namentlich die lateinischen Dichter, und außerdem auch Goethe's Werke ebenso oft zur Hand nahm. Seine Bewunderung des großen Dichters ist eine vollkommen uneingeschränkte:

Das geringste Wort von Goethe wirkt belebend auf mich, nicht nur des Gefühls oder Gedankens wegen, die es ausdrückt, sondern hauptsächlich auch wegen der Sicherheit, die ich empfinde, daß jedes Wort von ihm wahr, richtig und echt ist, daß er immer die Sache sieht, die ganze Sache, die er nennt, mit allen Beziehungen derselben. Rahel hat wol recht, wenn Goethe sagt: Natur, Liebe, Wahrheit, Einsicht, so ist es ganz anders als wenn ein anderer solche Worte gebraucht.

Selbst Werke Goethe's, welche durchaus unpopulär sind und lebhaftem Tadel auch bei seinen sonstigen Bewunderern begegnen, finden bei Barnhagen warme Anerkennung:

In Goethe's „Eugenie“ gelesen. Welch ein edles, großartiges, durch Gehalt und Gestalt bezauberndes Gedicht! Wie elend erscheinen die stumpfsinnigen Tadel desselben, Ludwig Tied und Friedrich Schlegel! Sie haben das Werk nicht verstanden und nicht einmal den goldenen Nebelhauch empfunden, in welchem das Ganze strahlend hinströmt. Der gesellschaftliche Zustand Frankreichs, die Nothwendigkeit der drohenden Revolution, das Geschick des Einzelnen mit dem Allgemeinen unaufkündlich verflochten — alles ist darin von Meisterhand abgebildet.

Festig erklärt sich Barnhagen gegen die Tadel Goethe's:

Von Julian Schmid's „Deutscher Literaturgeschichte“ ist eine neue umgearbeitete Auflage erschienen. Wie der Mensch über Goethe spricht! mit vollem Unverstand. Man sollte glauben, aller Gewinn an Bildung, Geist, Einsicht, den die Deutschen seit achtzig Jahren gemacht, sei wieder verloren gegangen. Selbst die Helbenthat der „Xenien“ — es war wirklich eine — wird getadelt, gelästert, in Antrieb und Wirkung gänzlich verkannt! Vermag ein Geschichtsschreiber sich nicht besser in den Sinn und die Bedeutung der Erscheinungen zu versetzen, von denen er spricht? Er und sein Freund Freitag verdienen selber in den „Xenien“ vorzukommen, mit ihrer engherzigen Aektheit und ihrer noch engherzigeren Moral, auf die sie sich so viel einbilden! Sie scheinen ein Gefühl davon zu haben, daß alles Große, Frische, Geniale gegen sie mit gerichtet ist.

Auch von Gerwinus heißt es, daß er durch seine Beschränktheit, sein Nichtverstehen und Mißverstehen Goethe's verderblich sei. Barnhagen freut sich sogar, daß noch immer Goethe's Sprüche in den parlamentarischen Verhandlungen vorkommen; alle Parteien citirten ihn und gewöhnlich trafen seine Worte gut. Und wenn Barnhagen den „Julian“ von Freiherrn von Eichendorff, „ein unabhingiges Gedicht, Folge von Romanzen“, durchgelesen hat, so liest er darauf in Goethe zur Erquickung. Er meint, das Bedürfnis, Goethe's Briefe in einem Körper gesammelt zu sehen, werde immer fühlbarer: „Welche Schatzkammer von Lebensweisheit und Lebensreizen, Gefühlen und Gestalten!“ Fast nie unterläßt er es, Goethe's Geburtstag mit einem Segensruf für den großen Dichter zu begrüßen. So schreibt er am 18. August 1855:

Heute Goethe's Geburtstag! Ruhm und Ehre seinem Namen! Dank und Heil und Segen allem, was er gethan, gewirkt! — Wunderbar, wie viele Widersacher gegen den großen und guten Mann sich immer noch aufstellen! Aber sie können ihm wider ihren Willen, sie halten die Verehrung und Liebe für ihn wach und thätig. Wir Deutsche haben keine allgemeinen Helden, keine von der ganzen Nation anerkannten, immer entzieht ein Theil der Nation sich dem Cultus. Wir haben keinen Washington, keinen Shakespeare, keinen Cervantes, keinen Heinrich IV. von Frankreich u. s. w.

Und am 7. April 1855 heißt es:

Gegen die Ungerechtigkeit der Zeitgenossen beruft man sich zwar auf die gerechtere Nachwelt. Ich finde genug Fälle, in denen man sich gegen die verkennende Nachwelt auf die einsichtigeren Zeitgenossen berufen könnte. Goethe besonders wäre dazu berechtigt. Je weiter seine Werke sich von ihrem Ursprung entfernen, desto weniger Verständniß, Sinn und Liebe für sie bleibt übrig. Gerade jetzt ist für ihn eine kalte Winterzeit. Auch für Rahel scheint weniger Sinn und Liebe vorhanden als vor zwanzig Jahren. Aber es schadet nicht! Diese Jahreszeit geht vorüber, und Frühling und Sommer lehren zurüd. Dies sind wechselnde Stimmungen, die man ertragen muß. Zuletzt kommt denn doch eine Zeit, wo nur berufene und edle Geister den Werth ihrer Vorgänger feststellen, wo man den Autor wenigstens im Zusammenhange mit seinen Zeitgenossen steht und beurtheilt. Dies hindert nicht, daß die Gemeinheit auch nach zweitausend Jahren noch bisweilen schreit, Platon sei ein dummes Schwärmer, Homeros ein langweiliger Schwärmer.

Am 26. Februar 1856 sagt Barnhagen:

Der Pöbel der Literatur wird nicht müde, von Goethe's Egoismus zu reden, und meint recht viel zu thun, wenn es ihn einen großartigen Egoismus nennt! Wo solche blinde Verkennungen, solches gedankenlose Fortpflanzen von Stichelwörtern, solche Nachsprechereien herrschen, da ist es im Innern weder hell noch rein.

Ohne Frage trägt so unermüdbliche Bewunderung begabter Männer wesentlich dazu bei, eine Dichtergroße der Nation zu sichern. Vielen stand der jugendliche Goethe hoch, der gealterte galt ihnen wenig; es bedurfte einer Verehrung, die bedingungslos den Mann in seiner Ganzheit anerkannte, um das Gegengewicht zu geben gegen vielfach bedenkliche Ausstellungen. Der Kadel-Barnhagen'sche Kreis hat wesentlich dazu beigetragen, Goethe's geistige Souveränität zu etabliren wie einen rocher de bronze. Gleichwol muß man sich fragen, wie Barnhagen seine demokratische Gesinnung mit den politischen Meinungen Goethe's in Einklang bringen konnte. Irgend eine derartige Dissonanz findet sich nicht in seinen Aufzeichnungen; keine Nuance der Meinungsverschiedenheit, alles ist voll ausgeglichen in hingebender Bewunderung.

Nächst Goethe sind es die ältern französischen Autoren, denen Barnhagen warme Anerkennung widmet, Rousseau und namentlich Voltaire, und zwar auch die ernstern, meistens über die Achseln angesehenen Dichtungen des letztern, deren geschmackvolle Form ihm zusagte. Er hatte sogar einmal die Absicht, ein Buch über Voltaire zu schreiben, wie aus der folgenden Stelle hervorgeht:

Ich lese jetzt öfters in Blättern und Büchern, daß es recht gut sei, wenn die Deutschen sich in Staats- und Literaturwissenschaften von den Franzosen ab- und den Engländern zuwenden. Ein großer folgenreicher Irrthum! Von den Franzosen kommt Freiheit und Geschmack, liebenswürdige edle Sitten, von den Engländern bekommen wir — nicht ihr Bestes, das bleibt daheim — nur Pedanterei und Beschränktheit, ohne das was bei ihnen beides noch einigermaßen erträglich macht. Wenn ich nur früher Hand angelegt hätte, mein beabsichtigtes Buch zu schreiben! Es wäre vielleicht nützlich geworden; jetzt ist es zu spät.

In einer andern Stelle heißt es:

Hätte ich einem jungen Literaten, der zwar auf sein Gewerbe angewiesen ist, aber dabei doch nicht sich zu überheben braucht, einen Rath zu geben, so wäre es der, sich auf den Theil der Literatur zu werfen, der jetzt ganz vernachlässigt ist, auf die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, besonders auf die französischen Schriftsteller, die jetzt niemand mehr bei uns liebt, besonders auf Voltaire, aber auch auf alle Schöngeister seiner Zeit. Man fände da Schätze der seltensten Art, die bei einer gehörigen Umprägung mit dem außerordentlichen Erfolge wirken würden. Der vom Gewerbe unabhängige Schriftsteller bedarf keines Rathes, der durchaus abhängige kann keinen brauchen in der täglich erneuten Hitze. Doch der Mittelklasse wüßte ich nichts Bortheilhafteres.

Ähnlich schreibt Barnhagen am 15. October 1856:

Zu gleicher Zeit empfangen ich zwei Bücher, die mir sehr willkommenere Erscheinungen sind: „Voltaire und Rousseau“, von Jürgen Bona Meyer, Berlin, 1856, und „Geschichte der französischen Nationalliteratur“, von Eduard Arnd. Berlin, 1856. Erster Band. In beiden wird die französische Literatur endlich einmal wieder mit Kenntniß und Gerechtigkeit behandelt, und in der erstern Schrift namentlich Voltaire als Menschenfreund und Wahrheitsfreund anerkannt. Mir sehr unerwartet und sehr erfreulich! Die unwissende Unmaßlichkeit im Verurtheilen und Verwerfen dieser auch uns heilsam gewordenen und gerade jetzt wieder sehr beachtenswerthen französischen Größen hat mich lange genug geärgert.

Und am 10. December 1856:

Vor mehr als dreißig Jahren las ich, durch ein Wort von Kadel angeregt, zum ersten mal die vielbändige Briefsammlung Voltaire's aufmerksam durch, mit größtem Vergnügen und reichstem Ertrag. Seitdem habe ich dasselbe Lesen zweimal wiederholt, das letztemal in der Deuchot'schen Aus-

gabe, wo die Briefe zwanzig Bände füllen. Unzählige mal habe ich diese Briefe mündlich empfohlen und angepriesen als die reinste und ergiebigste Quelle zur Erkenntniß Voltaire's, als das frischeste Lebensbild des achtzehnten Jahrhunderts, als einen Schatz Voltaire'scher Geistesfülle, dessen Werth sich dem seiner besten Werke gleichstellt, ja diesen übertrifft. Nun habe ich die Genugthuung, diesen unter Franzosen und Deutsche reichlich ausgekreuten Samen hin und wieder aufgehen zu sehen, in letzter Zeit sind mir in der Literatur wiederholt solche Aeußerungen begegnet, die ich dreist als die meinigen ansprechen darf.

Selbst den Cynismus Voltaire's vertheidigt Barnhagen:

Rosenkranz hat meines Erachtens die Leichtfertigkeiten und anstößigen Scherze Voltaire's so wie auch die Schläpfrigkeiten und sinnlichen Rohheiten Feine's nicht richtig aufgefaßt. Er darf freilich als Professor der Philosophie und Lehrer der Jugend dergleichen nicht vertheidigen, kaum entschuldigen, aber er konnte darüber hingehen; in Wahrheit jedoch hat er die Sache nicht verstanden. Von jeher ist der erste Anlauf zur Freiheit, der erste Widerspruch gegen heuchlerische und pedantische Autorität auf diesem Gebiete des Sinnlichen geschehen, hier ist der Kampf am sichersten gewonnen, weil die Gegenseite selbst dafür die zahlreichsten Kräfte liefert, die Vornehmen und Reichen, die sich von den Fesseln der Sittlichkeit längst befreit haben. In allen Zeiten sind diese Waffen gebraucht worden, von Aristophanes, Boccaccio, Kadelais, Friedrich Schlegel, von den Franzosen am meisten. Die haben aber überhaupt am meisten für die Freiheit gethan. Für Voltaire wäre noch ganz besonders zu sagen, seine „Fucelle d'Orléans“ ist eine Streitschrift, eine der Scharen, die er unaufhörlich in seinen großen Kampf aussendet. Wer sich nicht in jene Zeit, in ihre Atmosphäre ganz versetzen kann, vermag nicht über dies Werk zu urtheilen. Alles Sinnliche und Verbe ist die kräftigste Berufung auf die Natur. Goethe selbst kann nicht umhin diese Kraftsprache bisweilen zu reden. Und Shakespeare? Und Luther?

Barnhagen's mißvergnügtes Urtheil über die damalige gleichzeitige Literatur ist indeß nicht allein von seiner ausschließlichen Verehrung unserer großen Dichter abhängig, mit deren Maß gemessen ihm die spätern gering und epigonenhaft erscheinen; es wird gerechtfertigt durch den Rückschlag, welchen die engherzige und niederdrückende Politik des Tages damals auf die Literatur ausübte, so daß der modische Geschmack sich gehaltloser Lyrik oder einem einseitigen Realismus zuwendete, indem jeder höhere Aufschwung der Dichtung durch die Mißstimmung der Geister niedergehalten wurde. Damit erklären sich Beobachtungen wie die folgenden:

Ueber unser Literaturwesen nachgedacht; wir wanken hin und her, wir verstehen nicht an unsern Größen — unserm Erworbenen — festzuhalten, wir nehmen das Geringere statt des Besten und machen uns arm, wo wir reich sein konnten, thun schlechte Arbeit, wo die gute längst für uns gethan ist. Wir sind im Grunde ein leichtsinniges Volk.

Bezeichnend ist auch die folgende Bemerkung:

Die deutschen Dichter sind bei der großen Krise der Weltzustände stumm. Sehr natürlich! Begeistern kann man sich nur für einen persönlichen Felden, für die Freiheit, für das Vaterland; eine Persönlichkeit, für die man sich begeistern könnte, gibt es in ganz Deutschland nicht, und Freiheit und Vaterland sind bei dieser Krise gar nicht im Spiel. Das Bestimmen der Dichter ist ganz in der Ordnung.

Am 15. März 1857 heißt es:

Uebelstände der deutschen Literatur, die auf das ganze Volkswesen nachtheilig einwirken: Neid und Geßißigkeit, Mangel an Verbindung, Versplitterung aller Kräfte, nie vereinigte Gesamtwirkung! Ich finde mit allem ernstlichen Suchen auf

diesem Gebiete keine sichern Wege, auf denen diesen Uebelständen abzuwehren, keinen festen Boden, auf dem ihr Gegentheil zu begründen wäre. Immer aufs neue gereizt, hier etwas zu thun, muß ich immer aufs neue zu dem Ergebniss kommen, daß hier nichts zu thun ist! Die literarischen Uebel sind ganz eins mit den politischen. Ueberdies herrscht gerade jetzt ein betriebloses Geschlecht gemeiner Literaten, von wenig Bildung, von großer Unwissenheit, von dunkelhafter Selbstsucht; diese rohen Burche müssen erst verstummt sein, ehe findet das Besere nicht Raum.

Am 4. April 1857:

Betrachtungen über unsere Literatur. Wir haben der gelehrten, der geistigen Arbeit eine Ueberflut, die ihr eigenes Wachsthum hindert, ihre eigene Wirksamkeit erstickt und großentheils unfruchtbar vergeht. Nicht nur die oberflächlichen Thätigkeiten erliegen diesem Geschick, sondern auch die gründlichen, wissenschaftlich ernstesten. Die Art der Arbeit ist nicht die rechte, die Schriftsteller schreiben meist nur für einander, ohne Bildung, ohne Schönheit, ohne gefällige Deutlichkeit, und da die Schriftsteller untereinander sich am wenigsten gelten lassen, einer den andern kaum lesen mag, als insofern er ihn kritisiert oder benutzt, so kommen die Bücher auch innerhalb dieses engern Kreises nicht oft zu rechter Wahrung, sondern verkommen auf dem Bücherbret oder in der Kumpfkammer. Daher hilft es nichts, daß eine Wahrheit längst ausgesprochen sei, es bleibt unbeachtet und muß hundertmal wiederholt werden, womit man erst fertig zu werden pflegt, wenn das Gesagte selber schon wieder in den Zeitumständen veraltet ist und eine andere Wahrheit zu sagen nöthig geworden ist. Ich weiß nicht, wie dieser Schaden zu bessern ist, aber wo ich kann, suche ich ihn zu mindern, alles Stückwerk auf ein Ganzes hinzuleiten, alles Augenblickliche mit Vergangenheit und Zukunft in Zusammenhang zu setzen. Sei es auch nur wenig, das Rechte ist es gewiß.

Am 20. August 1854:

Wer unbefangenen Blickes ist, der kann es den Schriften leicht ansehen, ob sie im Strome der Zeiten unterfluten oder oben schwimmen werden. Der augenblickliche Erfolg oder Misserfolg entscheidet darüber nicht. Der tiefe und reiche Gehalt rettet sich immer, aber meist indem er Namen und Flagge wechselt. Das wahre geistige Eigenthum behauptet sich nur in edler und schöner Gestalt. Wo dieser aber kein Inhalt beigegeben ist, verschwindet sie wie täuschendes Nebelgebild. Von wie wenigen deutschen Schriftstellern wird die Nachwelt etwas wissen wollen!

In einer Zeit, in welcher die Miniaturlyrik herrschte und den vergänglichsten Begabungen gewaltig ausposaunte Erfolge verschaffte, mußte es sehr angemessen erscheinen, wenn Barchagen gegen diese Uebertreibungen die folgende Bemerkung richtete:

Lyrische Gedichte! Schon vor fünfzig Jahren schrieb mir Friedrich von Schlegel, sie genühten nicht mehr einen Dichter zu machen, später hat auch Goethe goldene Worte gesagt, daß die Sprache und die Bildung zu sehr fortgeschritten sind, um nicht ihre Handhabung auch in Versen zum Gemeingut zu machen. Wie viel mehr ist das jetzt der Fall; Dichten ist jetzt, wie ehemals Lesen und Schreiben war, eine empfehlende Eigenschaft, die allgemein verlangt wird. Und doch wird der Genus auch in diesem Gebiete sich zum Höchsten aufschwingen; Uhlund und Heine werden am literarischen Himmel ewig als schöne Sterne glänzen.

Die tonangebende kritische Autorität der Reactionsepöche waren die „Grenzboten“. Politisch liberal, waren sie ohne Gefühl für das dichterische Bedeutende, kleinlich mäkelnd, pedantisch philisterhaft und dabei überschwenglich in der Schätzung der Productionen eines hausbadenen Realismus, der bei der ausgenücherten Zeitstimmung allerdings sich großer Erfolge zu erfreuen hatte. Von diesem Standpunkt aus

mußten sie an den Hauptvertretern unserer classischen und romantischen Schule viele Ausstellungen machen, gegen welche Barchagen's ästhetisches Gewissen sich sträubte. Wir sehen schon oben, wie er sich Julian Schmidt gegenüber zum Anwalt Goethe's machte; über den zweiten Band von Julian Schmidt's „Literaturgeschichte“ schreibt er:

Selbst auf- und niederschaukelnd auf den bewegten Bogen, meint er einen festen Standpunkt zu haben, um das Schwanken anderer zu beurtheilen! Er verliert im Gegentheil allen Ueberblick, alle Richtung und flüchtet in den Rothhafen einer flüchtigen Sittlichkeit, weil er den Sturm der Poesie nicht vertragen kann. Gothaer und Philister, das erklärt alles. Sonst hat er viel gute Meinung und will von seinem falschen Standpunkt aus möglichst gerecht sein. Im ersten Theile war er besser, es geht ihm wie Kante, er kann das Neueste nicht vertragen, das Frischeste und Lebendigste nicht! Auch hat er gar kein Maß der Behandlung — Kürze und Ausführlichkeit wechseln ohne Grund. Bei so vielem guten Sinn so viel Beschränktheit! Es ärgert mich und schmerzt mich.

Und weiterhin heißt es:

Zu Hause noch eine längere Sitzung, zu der Julian Schmidt meist den Stoff zu leihen hatte. Der Hauptfehler seines Buchs ist, daß er immer zant, an den Leuten und Schriften zerrt, auch an den größten und besten; ferner schreibt er ganz aus einer Tagesstimmung heraus, und aus seiner Einzelstellung, ohne Maß und Ordnung, als Gothaer, als Demokratenfeind, das ganze Buch ist mehr ein Pamphlet als eine Geschichte. Auch im Thatsächlichen greift er ganz fehl; wie bringt er Görres, Fouqué und Jahn zusammen! Wie läßt er Heine durch Rahel und mich in die philosophische Dialektik eingeweicht werden! Nicht eine Spur von solcherlei! Der Einfluß von Rahel und mir auf Heine bestand nur einzig darin, seinen Ernst zu stärken und seine Scherzausbrüche zu mäßigen, und darin hat besonders Rahel viel gethan, wenn es auch manchen wenig merkbar sein kann, denn allerdings blieb er immer noch zu scharf und wild.

Von dem gepriesenen Musterroman der realistischen Richtung sagt Barchagen:

In dem Freitag'schen Roman „Soll und Haben“ ist das Handwerkswesen vorgestellt. Ja, es ist, als hätte man aus dem Gewebe des „Wilhelm Meister“ einen der dünnern Fäden herausgezogen und daraus — aus dem Werner — einen neuen Roman gemacht.

Die Urtheile über andere neue Dichter sind nicht allzu häufig. Für Uhlund und Heine bleibt Barchagen begeistert, wie überhaupt persönliche Beziehungen nicht ohne Einfluß auf sein literarisches Urtheil waren. Außerdem wird günstig geurtheilt über Gottfried Keller, Max Ring, welcher Barchagen vielfach an Korreff erinnert, Hermann Grimm, doch nur den Novellisten, nicht den Dramatiker, Tempelley u. a. Wir wollen hier auch das Urtheil einfügen, welches Barchagen über eine Dichtung des Herausgebers d. Bl. über „Carlo Zeno“ fällt:

Um halb 8 Uhr ins Englische Haus zu Dr. Gottschall's Vorlesung seines „Carlo Zeno“. Eine reiche Dichtung, fortschreitend in einer Fülle herrlicher, neuer, glücklicher Bilder. Größte Aufmerksamkeit. Gräfin von Ahlefeldt und General Palm dort, Geh. Rath Böck, Rauch, Meyerbeer, Ring, Rüsscher, Karl Beck, die schöne herrliche Fräulein Biered, Fräulein Ada Treslow, Schasler, Sivers, Sternberg, Stahr und Fanny Lewald, wol 150 Zuhörer. Vortrefflicher Eindruck; aber unreine, zaghafte Urtheile!

Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau) wird ein braver, eifriger Mann genannt, doch dabei eins der wilden Talente, deren Klärung schwerlich zu hoffen ist — gewiß

mit Unrecht, bei Max Waldau's großem und feinem Formeninn. Ueber Börne heißt es:

Wunderbar! Sachen, die uns vor vierzig, dreißig Jahren den größten Reiz hatten und die angenehmste Bürge dünkten, erschienen mir heute ganz abgestanden und schall! Ich hatte nach Börne's Schriften gegriffen, in der Meinung, ergötliche, frische Unterhaltung zu finden, aber mit jeder Seite mehr wuchs meine Enttäuschung! Ich konnte das widrige Gefühl nicht lange ertragen und mußte das Buch mit größter Verstimmung weglegen. Ich kann mir doch wol erklären, wie der Eindruck von heute dem frühern so ganz entgegensteht. Börne gehörte dem Tage, dem Tage mit allen Verhältnissen und Bedingungen desselben an, was er sagte, traf diese Zeitumstände, war diesen gemäß; ihnen entriekt, hat es nichts Treffendes mehr, im Gegentheil erscheint nur noch das Unreife, Wegfallende, Ueberbotene und dazu noch ein größeres, nicht auszugleichendes Uebel, nämlich man merkt, daß Börne selber in seiner kurzen Laufbahn ein anderer wird, als der er zuerst war; anfangs zeigte er edeln Ernst, frische Theilnahme des Herzens, Sinn fürs Allgemeine, nach und nach wird daraus bitteres Mißwollen, düstlerhafte Selbstsucht, freche Willkür. Ein sittlicher Kern fehlt zuletzt ganz und gar. Ganz verkehrt sind die Urtheile, die zuletzt über Börne und Feine von den Schriftstellern gefällt wurden; in Börne wollten sie strenge Tugend verehren, in Feine den Mangel derselben beklagen; ganz umgekehrt! Feine hat bis zuletzt einen tiefen sittlichen Kern gelegt, Börne ihn frivol weggeworfen, wie seine Verachtung Deutschlands, seine Schmähung Goethe's, seine Eitelkeit und Willkür zeigen. Ich machte beim Lesen diese bittere Erfahrung, daß der einstige Lieblingschriftsteller mir nichts mehr ist. Ich möchte, daß auch andere diese Probe anstellten!

Von den neuern französischen Dichtern werden Victor Hugo und George Sand begeistertsten Lobes theilhaft; ungünstig dagegen urtheilt Barnhagen über Alexandre Dumas den Jüngern und seine „Kameliendamen“, ein widerwärtiger Stoff, durch die mitgetheilten Einzelheiten und den das Buch begleitenden Schimmer von sittlichem Zweck erst recht widerwärtig.

Mit den Historikern der Neuzeit, auch mit den namhaftern, ist Barnhagen keineswegs zufrieden. Ranke hat ihm zu wenig Besinnung; von Leo sagt er sehr treffend, er sei eigentlich ein Jakobiner, der sich nur im Stoffe vergriffe, und es sei noch die Frage, da Wülthen einmal sein Fach sei, ob er nicht am liebsten gegen Fürsten und Bornehme wüthete. Von Sybel's „Revolutionsgeschichte“ heißt es:

Der zweite Band von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit“ befriedigt mich noch weniger als der erste. Delsner oder Schlabrendorf hätten die Geschichte der französischen Revolution schreiben können; mir ist sonst kein Deutscher bekannt, der sich an diese Aufgabe hätte machen können. Im allgemeinen fehlt ganz und gar das Verständniß der großen Bewegung. Mit Fleiß und Sorgfalt, die ich gewiß nicht entbehren will, ist es allein nicht gethan. Berichtigungen, genaue Einzelheiten mögen wir heibringen, Ungerechtigkeiten, Ueberreibungen zurückweisen; aber das Ganze darzustellen fehlt unsern Schriftstellern der hohe freie Standpunkt, das starke Gefühl der waltenden Lebensverhältnisse, der beherrschende große Dichtersinn, die den französischen Schriftstellern mehr innewohnen als den unsern. Sybel betrachtet zu sehr die einzelnen Rollen, die Absichten der Menschen, und damit kommt man nicht weit, wo alles im kämpfenden Gedränge einer unwiderrücklichen Nothwendigkeit folgt, mehr getrieben wird als treibt. Diese Macht empfanden die mächtigsten Gestalten der Revolution immerfort, nicht nur Keder und Lafayette, sondern auch Mirabeau, Danton, Robespierre, und selbst Bonaparte. Der deutsche Professor, selbst wenn er fähig wäre das Beste über die französische Revolution zu sagen, dürfte er es denn sagen?

Einige Bände von Thiers' „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs“ werden kritisch analysirt, aus eigener Kenntniß und Erfahrung vielfaches Detail berichtet. Von Lamartine's „Girondisten“ ist Barnhagen ebenso wenig zufrieden gestellt, er findet, daß er von Band zu Band fader und matter wird: „Er spricht alles mit schönen Redensarten zurecht und schmeichelt nach allen Seiten, besonders aber den Bourbons, deren Glendigkeit er höflich aufspitzt, deren Wortbrüchigkeit er verschweigt oder entschuldigt.“ Mit großer Bewunderung spricht Barnhagen dagegen stets von Grote's „Geschichte Griechenlands“.

Von den deutschen großen Philosophen denkt Barnhagen keineswegs nach Art der Neuerer gering; er bewundert Kant und Fichte und nimmt Hegel in Schutz gegen die Angriffe Haym's, dem er durch die unzweideutigsten Ausdrücke seine Geringschätzung bezeugt. Dagegen befindet er sich in getheilter Stimmung; sein Geist zieht ihn an, sein Mysticismus stößt ihn zurück; er sagt von dem siebenten Bande seiner Schriften:

Diese von Geist und tiefen Einsichten sprudelnden Schriften sind mir verleidet durch Baader's eigene spätere Zwangeneheit, sich eng an die katholische Kirche anzuschließen, und durch das Bemühen des Herausgebers, diesen Anschluß als einen innerlich gebotenen und wesentlichen vorzuspiegeln. Eigentlich nur Baader ein Freidenker, der mit den Dogmen der Kirche nur umging wie Kant mit Bibelsprüchen. Er mußte im Katholischen dasselbe Gefühl erfahren, das Schleiermacher im Protestantischen erfuhr; beide wollten sich unabhängig von der Kirche bewegen, beide wurden auf sie zurückgebrängt und mußten sich mit dem verbinden, was sie bestritten wollten. Das macht die spätere Erscheinung beider so widrig, so zum Gegentheil dessen, was ihre frühere gewesen. Wie Baader noch 1823 in Berlin mit mir sprach, und 1827 in München — wie verschieden von diesen Schriften! Freilich waren die Zeitumstände und Lebensverhältnisse andere geworden.

Ähnlich steht er Schleiermacher gegenüber; er tadelt ihn sehr scharf, nachdem seine Biographie in Briefen erschienen war, in welchen viele wichtige Erscheinungen und Verhältnisse ganz verschwiegen wurden; er findet ihn in seinen Briefen oft weiterschweifig, schwächlich, kindisch, entdeckt in ihnen viel Biererei, Bildungsbiererei, Frömmigkeitsbiererei; er meint, er war für die Theologie gar nicht geartet, war ganz Weltlichkeit, Sinnlichkeit:

Es hilft nichts, daß man die Briefe sorgsam gewählt und gesichtet, den Rest verbrannt hat, damit nun ein glattes, schönes Liebeswesen möglichst rein erscheine; es haben gute Zeugen die noch vollständigen Briefe an die Predigerin Grunow gelesen und mit Erstaunen darin die fleischlichste Leidenschaft und Begier, eine wahrhaft Lucindische Ausdrucksweise gefunden. Hiermit stimmen auch die spätern Erzählungen Friedrich Schlegel's von seiner mit Schleiermacher verlebten Jugendzeit, ja des letztern Bewunderung dieses wilden Romans, seine gedruckten Briefe darüber. Ich mache Schleiermacher aus dieser seiner Natur gewiß kein Verbrechen, so wenig wie Rousseau, aber der falsche Schein, der darüber geworfen wird, empört mich, und die Verwickelungen, in die sein Leben auf dem Irrwege gerieth, finde ich tief beklagenswerth.

Dann rühmt er wieder von ihm, wie er alle Lebenskämpfe mit Schmerz, Muth und hohem Geiste bestanden habe, hebt seine Pflichttreue, seine Unverbroffenheit hervor und nennt ihn in Summa einen der besten seiner Zeit.

Die Heldin dieser letzten Jahrgänge der Barnhagen'schen „Tagebücher“ ist Bettina von Arnim; der sehr lebhafteste Verkehr mit dieser Dame füllt eine große Zahl von

Blättern mit Schilderungen und Bemerkungen. Varnhagen war ihr Rathgeber und hülfreich thätig bei Herausgabe der Arnim'schen Werke. In seinen Urtheilen über sie ist er sehr schwankend, oft rühmt er ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit, oft gibt er unerbitterlicher Enttäuschung Ausdruck über ihre Widersprüche, ihre Unklarheiten, ihre Kofetterien u. s. w. Das Gesamtbild Bettina's, das uns aus dem Rahmen dieser Tagebücher entgegentritt, ist kein geschmeicheltes zu nennen. Ihre fixen Ideen, namentlich wegen des Goethe-Monuments, ihre Confusion in allen Geschäftssachen, ihre verspäteten Rindlichkeiten und ihre Eitelkeiten erscheinen unerquicklich, werden aber durch Alter, Kränklichkeit und Lebensschicksale einigermaßen gerechtfertigt.

Wir wollten durch alle diese Mittheilungen die Reichhaltigkeit der Varnhagen'schen „Tagebücher“ an geistvollen Betrachtungen auch außerhalb der eigentlichen Zeitchronik nachweisen. Was diese letztere betrifft, so umfaßt sie die letzten Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm IV., von dem sie zahlreiche, oft unterhaltende, oft wehmüthig stimmende Anekdoten mittheilt, und schließt ab mit dem Antritt der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen, dem gegenüber Varnhagen keine günstige Vormeinung zeigt, der aber doch durch die Mittheilungen dieser letzten Jahre in ein volles, günstiges Licht gerückt wird.

Es ist merkwürdig, daß Varnhagen aus der Welt scheidet gerade bei dem Anbruch einer neuen Epoche der preussischen Geschichte, die zu den glorreichsten derselben gehört und deren glänzenden Aufschwung mitzuerleben dem eifrigen Patrioten und Anhänger des großen Friedrich nicht vergönnt war. Als solcher bewährt sich Varnhagen mit vieler Consequenz, wie er ebenso der unerbittlichste Gegner des dritten Napoleon bleibt, den er fortwährend in einer Weise bezeichnet, welche die Herausgeberin glaubte durch Gedankenstriche wiedergeben zu müssen. Auch der siegreiche Krimfeldzug und die Weltmacht Napoleon's stimmen Varnhagen nicht um; der Kaiser bleibt ihm verhaßt, und für die Huldigungen, welche die europäischen Fürsten ihm darbringen, hat er nur den bittersten Tadel.

Das Getriebe der Hof- und Parteintriguen wird durch Varnhagen's Aufzeichnungen klar an den Tag gelegt, mag auch im einzelnen vielleicht dem vorübergehenden Klatsch zu viel Recht eingeräumt sein. Wer sich die Signatur der von Varnhagen mit einer Fülle von Detailzügen geschilderten Epoche zurückerufen will, dem geben wir dazu folgende Anhaltspunkte: Kampf zwischen der Kreuzzeitungspartei und Manteuffel; das Raumer'sche Kultusministerium, die Chicanen gegen die Freien Gemeinden, Nees von Esenbeck u. a.; Hinkeldey als berliner Polizeichef und preussische Staatsmacht fällt im Duell gegen Kochow, nachdem er das Junkerthum gegen sich aufgebracht; Lindenbergh als Held des Tages, Spion und Werkzeug in den Intriguen gegen den Prinzen von Preußen, der berüchtigte Depeschendiebstahl u. s. w. In diese schwüle und trübe Atmosphäre tritt die neuschatteller Frage, die Kampfstellung gegen die Schweiz, der russische Krieg, die Neutralitätsdebatten u. a. Ueber die Vorgänge bei Hofe war Varnhagen durch Humboldt,

Oberstallmeister von Willisen u. a. im ganzen wol gut orientirt. Außer diesen finden wir Fürst Pückler, General Pfuell u. a. häufig in diesen Denkwürdigkeiten erwähnt und geschildert.

Anstoß werden besonders die „göttlichen Grobheiten“ erregen, an denen diese Tagebuchblätter reich sind, denn auf eine Injurie mehr oder weniger kommt es dem Diplomaten bei seinen Selbstgesprächen nicht an. Er entschuldigt sich hierüber in folgender Weise:

Beim Durchsehen dieser meiner Blätter fällt mir auf, daß ein reichlicher Vorrath von Schimpfworten darin wiederholt vorkommt; aber es ist sehr natürlich, denn Schimpfworte sind einmal die bequeme Abkürzung mancher Bezeichnungen, die in anderer Art allzu weitläufig ausfallen würden, und dann sind sie überhaupt jetzt in verstärktem Gebrauch, sie sind aus dem untern Volke zu den gebildeten Klassen heraufgerückt und besonders am Hofe gäng und gebe. Wie kann man sich vor solchen Anstößungen genug hüten! Manche Namen werden gar nicht ausgesprochen ohne den Zusatz Schweinehund, Rader oder Canaille, und woher solche Worte kommen, dahin lehren sie auch wieder zurück.

An einer andern Stelle sagt Varnhagen:

Ich prüfe mich täglich, ob ich in meinen Urtheilen nicht zu hart bin, nicht ungerecht gegen Personen und Verhältnisse, für die gewiß manches zur Entschuldigung sich sagen läßt; aber ich muß mich doch in diesem Betreff ziemlich freisprechen. Ich würde vielleicht in vielen Fällen nichts Besseres thun als die Getadelten, aber mein Urtheil würde dann auch gegen mich selbst ebenso streng ausfallen. Die Erkenntniß der Wahrheit läßt sich nicht herabstimmen und mildern, allein im Benehmen, wo es auf kein eigentliches Handeln ankommt, bin ich so nachsichtig, mild und verständig, als irgendetwem, den ich kenne.

Die gewichtigste Entschuldigung liegt wol in den folgenden, nicht zu übersehenden Zeilen:

Ich soll alles leicht übertreiben, im Guten wie im Schlimmen, man wirft es mir vor. Es ist wahr, ich ergreife alles mit Lebhaftigkeit, lasse mich durch einzelne Eindrücke sehr erschrecken zu Vorliebe oder Abneigung bestimmen, stelle meine Urtheile oft scharf und grell hin; aber diesem Fehler, wenn es einer ist, geht seine Ausgleichung unmittelbar zur Seite, die Fähigkeit, neue Eindrücke rein aufzunehmen, die sich nicht, bei neuer Thatsache, von vorgesehener Meinung abwehren oder verflummern lassen, und dann das mir tief eingepflanzte Bestreben nach Maß und Mäßigung. Dieses fühlte ich schon in frühesten Jugend, und eine Ode von Klopstock, welche auch in der Poesie sichere Maßbestimmung verlangt, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Daher vermißt man auch jenen Fehler in meinen Schriften größtentheils, denn bei diesen kam Zeit und Ueberlegung stets zu Hülf; anders aber ist es in mündlichen Aeußerungen, wo nicht etwa strenge Form, oder gar gesellschaftlicher Zwang waltet, in freundschaftlichen Briefen, in Aufzeichnungen für mich selbst. Aliud est enim epistolam, aliud historiam, aliud amico, aliud omnibus scribere.

Den Mitlebenden und zunächst Nachfolgenden wird in der Rückhaltlosigkeit der Mittheilungen, in der ungemilderten Schärfe der Urtheile, in der Aufnahme der Skandalgeschichten des Tages vieles mißlich und anstößig erscheinen, neben all dem Geistvollen und Liebenswürdigen, was diese Bände enthalten. Sobald aber für dies Werk und die Epoche, die es schildert, die fortgeschrittene Zeit die Möglichkeit streng historischer Betrachtung bietet, wird es als bedeutame culturgeschichtliche Quelle, geklärt von allen Mißständen, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in Anspruch nehmen dürfen.

Vom Büchertisch.

1. Geschichte der deutschen Frauen. Vier Vorträge, gehalten in Berlin im Winter 1870 von Dr. Zapp. Berlin, Henschel. 1870. 8. 1 Thlr.

Die Zahl der Vorträge über die deutschen Frauen ist Legion. Glücklicherweise gehört der Verfasser vorliegender Schrift nicht zu den einseitigen Verehrern der Frauenemancipation, die jede historische Deduction über die Stellung der Frauen färben und trüben, sondern es ist ihm nachzurühmen, daß er mit vieler Unparteilichkeit an seine Aufgabe herangegangen ist. In vier Vorträgen, die im Anfange des verfloffenen Jahres in Berlin vor einem zum größern Theil aus Frauen bestehenden Zuhörerfreise gehalten wurden, beleuchtet Zapp die hervorragenden Persönlichkeiten der deutschen Frauenwelt, wirft Seitenblicke auf die sociale Stellung des Weibes in den verschiedenen Zeitaltern und nimmt entschiedene Stellung zu den Bestrebungen der Frauenemancipation im letzten Decennium. Sehr richtig erkennt der Autor das Ziel der socialen Bewegung unter der Frauenwelt nicht darin, daß man die Frau möglichst loslöse vom Leben des Mannes, daß man sie von ihrem hauptsächlichsten Berufe der Gattin, Hausfrau und Mutter emancipire, sondern daß man sie vor allem für denselben tüchtig mache. Zapp sagt hierüber:

Das hindert nicht, daß man außerdem die Frauen in den Stand setze, selbst ihre Existenz zu gewinnen, daß man sie arbeits- und erwerbsfähig mache; beides aber wird nur durch eine vernünftige Erziehung und durch einen die Frau für das thätige Leben und ihren Beruf in dieser oder jener Weise vorbereitenden und wirklich bildenden Unterricht zu erreichen sein, und darum ist auf diesen bei Beantwortung der Frauenfrage das größte Gewicht zu legen.

Es ist immerhin ein Stück Geschichte, Culturgeschichte deutscher Frauen, wenn man will, das in Zapp's Buch geboten wird, wenn auch in ganz anderm Sinne als etwa Scherr's „Geschichte der deutschen Frauen“, die übrigens Zapp fleißig benutzt hat. In chronologischer Reihenfolge, bei der besonders die geschichtliche Verknüpfung der Zeitaltern untereinander zu loben ist, bringt der Vortragende dem Hörer — die Vortragsform ist durchweg beibehalten — die Korpphären unter dem deutschen Frauen, in denen die Zeit sich spiegelt, zur Anschauung, wenn auch hier und dort die Auswahl eine willkürliche zu nennen ist. Auch an Fehlern, die mehr als Druckerrata sind, mangelt es nicht: Sonnenfeld wird fortwährend Sonnenfeld geschrieben, das Todesjahr der Sophie Müller falsch angegeben u. dgl. Seltsam nimmt sich die Bemerkung aus, Rachel Levin hätte für den Prinzen Louis Ferdinand eine heiße Liebe gehegt, doch mußte sie derselben wegen der nicht zu überwindenden Vorurtheile, die sich einer Verbindung entgegenstellten, entsagen. Was die Erörterung specifisch geschlechtlicher Verhältnisse betrifft, so behauptet der Autor zu unserer Verwunderung durchaus nicht den Rückhalt, den man einem vorwiegend aus Damen bestehenden Publikum gegenüber erwarten sollte. Sehr fesselnd ist die Schilderung hervorragender Frauen — meist auf literarischem Gebiet der jüngsten Zeit — gehalten. Manche Ueberschätzung, z. B. der Luise Mühlbach, der Elise Polko und anderer Treibhausblüthen des neuern Literaturgartens

läuft da mit unter, aber im ganzen ist die Darstellung würdig, fließend und klar. So ganz ohne Concession gegen das schöne Geschlecht, dem man in seinen Literaturgrößen ein Compliment machen will, geht es bei einem Vortragenden doch nicht ab, der den Eindruck macht, als frage er zu viel bei edeln Frauen an, wenn er wissen wolle, was sich ziemt. Aber lesbar bleibt, wie gesagt, das Buch immer und lehrsam genug für diejenigen Leserinnen, welche die Bestimmung ihres Geschlechts noch in der Familie, im Hause, und nicht im Hörsaal oder auf der Tribüne suchen.

2. Die Personennamen in Albrecht Dürer's Briefen aus Venedig. Von Georg Wolfgang Karl Kochner. Nürnberg, Korn. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Es handelt sich hier um einen zeitgeschichtlichen aufklärenden Beitrag, der eine Art onomastischen Commentars zu Dürer's acht Briefen an Pirtheimer geben will. Eine Fülle von Anspielungen auf Personen und Zustände des Ausgangs des Mittelalters, speciell nürnbergischer Heimatsgehörigkeit, bringt die Ermittlungen des fleißigen, spürsamen Commentators bei. Auch Kochner wirft sich übrigens zum Ketter der viel verleumdeten Frau Agnes, Dürer's Gattin, auf, die er durchaus nicht als Kantippe, die sogar an des Gatten Tod schuld gewesen, behandelt sehen will. Offenbar ist Kochner von der Ehrenrettung der Frau Agnes durch M. Thamsing (im Jahrgang 1868 der „Zeitschrift für bildende Kunst“) angeleitet; ganz glaubwürdig will uns diese Rettung noch immer nicht erscheinen, und wir stehen mit diesem Unglauben durchaus nicht isolirt da.

3. Pädagogische Studien für Kellern und Lehrer. Von E. F. Lauchhard. Neuruppin, Dehmgüte. 1871. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser selbst nennt diese „Studien“ ein Seitenstück zu seinem vor sechs Jahren erschienenen „Pädagogischen Skizzenbuch“. Als tüchtiger, in Theorie und Praxis bewährter Schulmann ist Lauchhard bekannt, und es fehlt auch dem vorliegenden Sammelwerk weder die pädagogische Erfahrung noch der feine Takt, der sich gerade auf dem erzieherischen Gebiete sichtlich und urtheilend erweisen muß, wenn das Empfohlene Autorität genießen soll. Das Buch hat drei Abtheilungen, 1) für das Haus, 2) für die Schule, 3) für Schule und Haus. Gleich der erste Aufsatz im ersten Abschnitt: „Erziehungsredensarten“, in dem der pädagogischen Phrase muthig zu Leibe gegangen wird, fesselt das Interesse und bietet des Beherzigenswerthen nicht wenig. Ueber die Temperamente, über zwei Dämonen des kindlichen Paradieses, die Gemüthsruhe und die Schadensfreude, über die hervorsteckendsten Fehler und Unarten des Kindes weiß Lauchhard sachgemäß, mit warmem Eifer für den Gegenstand und tiefer Kenntniß des pädagogischen Bodens, auf dem jenes Unkraut auszurotten ist, zu reden, zu tadeln und die Wege zur Abhilfe anzugeben. Den Unterricht in der Schule betreffend, will der Autor zuvörderst die Anschaulichkeit alles Unterrichts als Nothwendigkeit betont wissen. Auch auf das deutliche, richtige Sprechen und Lesen wünscht er das

Blättern mit Schilderungen und Bemerkungen. Barnhagen war ihr Rathgeber und hülfreich thätig bei Herausgabe der Arnim'schen Werke. In seinen Urtheilen über sie ist er sehr schwankend, oft rühmt er ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit, oft gibt er unverhohlener Enttäuschung Ausdruck über ihre Widersprüche, ihre Unklarheiten, ihre Koketterien u. s. w. Das Gesamtbild Bettina's, das uns aus dem Rahmen dieser Tagebücher entgegentritt, ist kein geschmeicheltes zu nennen. Ihre fixen Ideen, namentlich wegen des Goethe-Monuments, ihre Confusion in allen Geschäftssachen, ihre verspäteten Rindlichkeiten und ihre Eitelkeiten erscheinen unerquicklich, werden aber durch Alter, Kränklichkeit und Lebensschicksale einigermaßen gerechtfertigt.

Wir wollten durch alle diese Mittheilungen die Reichhaltigkeit der Barnhagen'schen „Tagebücher“ an geistvollen Betrachtungen auch außerhalb der eigentlichen Zeitchronik nachweisen. Was diese letztere betrifft, so umfaßt sie die letzten Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm IV., von dem sie zahlreiche, oft unterhaltende, oft wehmüthig stimmende Anekdoten mittheilt, und schließt ab mit dem Antritt der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen, dem gegenüber Barnhagen keine günstige Vormeinung zeigt, der aber doch durch die Mittheilungen dieser letzten Jahre in ein volles, günstiges Licht gerückt wird.

Es ist merkwürdig, daß Barnhagen aus der Welt schieb gerade bei dem Anbruch einer neuen Epoche der preussischen Geschichte, die zu den glorreichsten derselben gehört und deren glänzenden Aufschwung mitzuerleben dem eifrigen Patrioten und Anhänger des großen Friedrich nicht vergönnt war. Als solcher bewährt sich Barnhagen mit vieler Consequenz, wie er ebenso der unerbittlichste Gegner des dritten Napoleon bleibt, den er fortwährend in einer Weise bezeichnet, welche die Herausgeberin glaubte durch Gedankenstriche wiedergeben zu müssen. Auch der siegreiche Krimfeldzug und die Weltmacht Napoleon's stimmen Barnhagen nicht um; der Kaiser bleibt ihm verhaßt, und für die Huldigungen, welche die europäischen Fürsten ihm darbringen, hat er nur den bittersten Tadel.

Das Getriebe der Hof- und Parteintriguen wird durch Barnhagen's Aufzeichnungen klar an den Tag gelegt, mag auch im einzelnen vielleicht dem vorübergehenden Klatsch zu viel Recht eingeräumt sein. Wer sich die Signatur der von Barnhagen mit einer Fülle von Detailzügen geschilderten Epoche zurückrufen will, dem geben wir dazu folgende Anhaltspunkte: Kampf zwischen der Kreuzzeitungspartei und Manteuffel; das Kaumer'sche Cultusministerium, die Chicanen gegen die Freien Gemeinden, Nees von Esenbeck u. a.; Hinkeldey als berliner Polizeichef und preussische Staatsmacht fällt im Duell gegen Kochow, nachdem er das Junkerthum gegen sich aufgebracht; Lindenbergh als Held des Tages, Spion und Werkzeug in den Intriguen gegen den Prinzen von Preußen, der verächtliche Depeschendiebstahl u. s. w. In diese schwüle und trübe Atmosphäre tritt die neuschateller Frage, die Kampfstellung gegen die Schweiz, der russische Krieg, die Neutralitätsdebatten u. a. Ueber die Vorgänge bei Hofe war Barnhagen durch Humboldt,

Oberstallmeister von Willisen u. a. im ganzen wol gut orientirt. Außer diesen finden wir Fürst Pückler, General Puel u. a. häufig in diesen Denkwürdigkeiten erwähnt und geschildert.

Anstoß werden besonders die „göttlichen Grobheiten“ erregen, an denen diese Tagebuchblätter reich sind, denn auf eine Injurie mehr oder weniger kommt es dem Diplomaten bei seinen Selbstgesprächen nicht an. Er entschuldigt sich hierüber in folgender Weise:

Beim Durchsehen dieser meiner Blätter fällt mir auf, daß ein reichlicher Vorrath von Schimpfworten darin wiederholt vorkommt; aber es ist sehr natürlich, denn Schimpfworte sind einmal die bequeme Abkürzung mancher Bezeichnungen, die in anderer Art allzu weitläufig ausfallen würden, und dann sind sie überhaupt jetzt in verstärktem Gebrauch, sie sind aus dem untern Volke zu den gebildeten Klassen heraufgerückt und besonders am Hofe gäng und gebe. Wie kann man sich vor solchen Ansehnungen genug hüten! Manche Namen werden gar nicht ausgesprochen ohne den Zusatz Schweinehund, Rader oder Canaille, und woher solche Worte kommen, dahin lehren sie auch wieder zurück.

An einer andern Stelle sagt Barnhagen:

Ich prüfe mich täglich, ob ich in meinen Urtheilen nicht zu hart bin, nicht ungerecht gegen Personen und Verhältnisse, für die gewiß manches zur Entschuldigung sich sagen läßt; aber ich muß mich doch in diesem Betreff ziemlich freisprechen. Ich würde vielleicht in vielen Fällen nichts Besseres thun als die Getadelten, aber mein Urtheil würde dann auch gegen mich selbst ebenso streng ausfallen. Die Erkenntniß der Wahrheit läßt sich nicht herabstimmen und mildern, allein im Benehmen, wo es auf kein eigentliches Handeln ankommt, bin ich so nachsichtig, mild und verfühlich, als irgendetwas, den ich kenne.

Die gewichtigste Entschuldigung liegt wol in den folgenden, nicht zu übersehenden Zeilen:

Ich soll alles leicht übertreiben, im Guten wie im Schlimmen, man wirft es mir vor. Es ist wahr, ich ergreife alles mit Lebhaftigkeit, lasse mich durch einzelne Eindrücke sehr erschließen zu Vorliebe oder Abneigung bestimmen, stelle meine Urtheile oft scharf und grell hin; aber diesem Fehler, wenn es einer ist, geht seine Ausgleichung unmittelbar zur Seite, die Fähigkeit, neue Eindrücke rein aufzunehmen, die sich nicht, bei neuer Thatsache, von vorgefaßter Meinung abwehnen oder verklammern lassen, und dann das mir tief eingepflanzte Bestreben nach Maß und Mäßigung. Dieses fühlte ich schon in frühesten Jugend, und eine Ode von Klopstock, welche auch in der Poesie sichere Maßbestimmung verlangt, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Daher vermißt man auch jenen Fehler in meinen Schriften größtentheils, denn bei diesen kam Zeit und Ueberlegung stets zu Hülfe; anders aber ist es in mündlichen Aeußerungen, wo nicht etwa strenge Form, oder gar gesellschaftlicher Zwang waltet, in freundschaftlichen Briefen, in Aufzeichnungen für mich selbst. Aliud est enim epistolam, aliud historiam, aliud amico, aliud omnibus scribere.

Den Mitlebenden und zunächst Nachfolgenden wird in der Rückhaltlosigkeit der Mittheilungen, in der ungemilderten Schärfe der Urtheile, in der Aufnahme der Skandalgeschichten des Tages vieles mißlich und anstößig erscheinen, neben all dem Geistvollen und Liebenswürdigem, was diese Bände enthalten. Sobald aber für dies Werk und die Epoche, die es schildert, die fortgeschrittene Zeit die Möglichkeit streng historischer Betrachtung bietet, wird es als bedeutsame kulturgeschichtliche Quelle, geklärt von allen Mißständen, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in Anspruch nehmen dürfen.

Vom Büchertisch.

1. Geschichte der deutschen Frauen. Vier Vorträge, gehalten in Berlin im Winter 1870 von Dr. Zapp. Berlin, Henschel. 1870. 8. 1 Thlr.

Die Zahl der Vorträge über die deutschen Frauen ist Legion. Glücklicherweise gehört der Verfasser vorliegender Schrift nicht zu den einseitigen Verehrern der Frauenemancipation, die jede historische Deduction über die Stellung der Frauen färben und trüben, sondern es ist ihm nachzurühmen, daß er mit vieler Unparteilichkeit an seine Aufgabe herangegangen ist. In vier Vorträgen, die im Anfange des verfloffenen Jahres in Berlin vor einem zum größern Theil aus Frauen bestehenden Zuhörerkreise gehalten wurden, beleuchtet Zapp die hervorragendsten Persönlichkeiten der deutschen Frauenwelt, wirft Seitenblicke auf die sociale Stellung des Weibes in den verschiedenen Zeitaltern und nimmt entschiedene Stellung zu den Bestrebungen der Frauenemancipation im letzten Decennium. Sehr richtig erkennt der Autor das Ziel der socialen Bewegung unter der Frauenwelt nicht darin, daß man die Frau möglichst loslöse vom Leben des Mannes, daß man sie von ihrem hauptsächlichsten Berufe der Gattin, Hausfrau und Mutter emancipire, sondern daß man sie vor allem für denselben tüchtig mache. Zapp sagt hierüber:

Das hindert nicht, daß man außerdem die Frauen in den Stand setze, selbst ihre Existenz zu gewinnen, daß man sie arbeits- und erwerbsfähig mache; beides aber wird nur durch eine vernünftige Erziehung und durch einen die Frau für das tägliche Leben und ihren Beruf in dieser oder jener Weise vorbereitenden und wirklich bildenden Unterricht zu erreichen sein, und darum ist auf diesen bei Beantwortung der Frauenfrage das größte Gewicht zu legen.

Es ist immerhin ein Stück Geschichte, Culturgeschichte deutscher Frauen, wenn man will, das in Zapp's Buch geboten wird, wenn auch in ganz anderm Sinne als etwa Scherr's „Geschichte der deutschen Frauen“, die übrigens Zapp fleißig benützt hat. In chronologischer Reihenfolge, bei der besonders die geschichtliche Verknüpfung der Zeitepochen untereinander zu loben ist, bringt der Vortragende dem Hörer — die Vortragsform ist durchweg beibehalten — die Koryphäen unter den deutschen Frauen, in denen die Zeit sich spiegelt, zur Anschauung, wenn auch hier und dort die Auswahl eine willkürliche zu nennen ist. Auch an Fehlern, die mehr als Druckerrata sind, mangelt es nicht: Sonnensfeld wird fortwährend Sonnenfeld geschrieben, das Todesjahr der Sophie Müller falsch angegeben u. dgl. Seltsam nimmt sich die Bemerkung aus, Rachel Levin hätte für den Prinzen Louis Ferdinand eine heiße Liebe gehegt, doch mußte sie derselben wegen der nicht zu überwindenden Vorurtheile, die sich einer Verbindung entgegenstellten, entsagen. Was die Erörterung specifisch geschlechtlicher Verhältnisse betrifft, so behauptet der Autor zu unserer Verwunderung durchaus nicht den Rückhalt, den man einem vorwiegend aus Damen bestehenden Publikum gegenüber erwarten sollte. Sehr fesselnd ist die Schilderung hervorragender Frauen — meist auf literarischem Gebiet der jüngsten Zeit — gehalten. Manche Ueberschätzung, z. B. der Luise Mühlbach, der Elise Polko und anderer Treibhausblüthen des neuern Literaturgartens

läuft da mit unter, aber im ganzen ist die Darstellung würdig, fließend und klar. So ganz ohne Concession gegen das schöne Geschlecht, dem man in seinen Literaturgrößen ein Compliment machen will, geht es bei einem Vortragenden doch nicht ab, der den Eindruck macht, als frage er zu viel bei edeln Frauen an, wenn er wissen wolle, was sich ziemt. Aber lesbar bleibt, wie gesagt, das Buch immer und lehrsam genug für diejenigen Leserinnen, welche die Bestimmung ihres Geschlechts noch in der Familie, im Hause, und nicht im Hörsaal oder auf der Tribüne suchen.

2. Die Personennamen in Albrecht Dürer's Briefen aus Venedig. Von Georg Wolfgang Karl Lochner. Nürnberg, Korn. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Es handelt sich hier um einen zeitgeschichtlichen aufklärenden Beitrag, der eine Art onomastischen Commentars zu Dürer's acht Briefen an Pirtheimer geben will. Eine Fülle von Anspielungen auf Personen und Zustände des Ausgangs des Mittelalters, speciell nürnbergischer Heimatsgehörigkeit, bringt die Ermittlungen des fleißigen, spürsamen Commentators bei. Auch Lochner wirft sich übrigens zum Retter der viel verleumdeten Frau Agnes, Dürer's Gattin, auf, die er durchaus nicht als Kantippe, die sogar an des Gatten Tod schuld gewesen, behandelt sehen will. Offenbar ist Lochner von der Ehrenrettung der Frau Agnes durch M. Thansing (im Jahrgang 1868 der „Zeitschrift für bildende Kunst“) angesteckt; ganz glaubwürdig will uns diese Rettung noch immer nicht erscheinen, und wir stehen mit diesem Unglauben durchaus nicht isolirt da.

3. Pädagogische Studien für Aeltern und Lehrer. Von E. F. Lauchhard. Neuruppin, Dehmgte. 1871. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser selbst nennt diese „Studien“ ein Seitenstück zu seinem vor sechs Jahren erschienenen „Pädagogischen Skizzenbuch“. Als tüchtiger, in Theorie und Praxis bewährter Schulmann ist Lauchhard bekannt, und es fehlt auch dem vorliegenden Sammelwerk weder die pädagogische Erfahrung noch der feine Tact, der sich gerade auf dem erzieherischen Gebiete sichtlich und urtheilend erweisen muß, wenn das Empfohlene Autorität genießen soll. Das Buch hat drei Abtheilungen, 1) für das Haus, 2) für die Schule, 3) für Schule und Haus. Gleich der erste Aufsatz im ersten Abschnitt: „Erziehungsredensarten“, in dem der pädagogischen Phrase muthig zu Leibe gegangen wird, fesselt das Interesse und bietet des Beherzigenswerthen nicht wenig. Ueber die Temperamente, über zwei Dämonen des kindlichen Paradieses, die Gemüthsroheit und die Schadenfreude, über die hervorsteckendsten Fehler und Unarten des Kindes weiß Lauchhard sachgemäß, mit warmem Eifer für den Gegenstand und tiefer Kenntniß des pädagogischen Bodens, auf dem jenes Unkraut auszurotten ist, zu reden, zu tadeln und die Wege zur Abhülfe anzugeben. Den Unterricht in der Schule betreffend, will der Autor zuvörderst die Anschaulichkeit alles Unterrichts als Nothwendigkeit betont wissen. Auch auf das deutliche, richtige Sprechen und Lesen wünscht er das

Augenmerk des Lehrers gerichtet zu sehen; ferner erklärt er Turnen und Singen als zwei Lehrobjecte, an denen nicht nur der Schüler, auch der Lehrer in psychologischer Hinsicht viel lernen kann. Der Geschichte hätten wir freilich mehr Berücksichtigung und Bedeutung zugesprochen gewünscht, als es geschehen: dafür sühnt uns aber im dritten Abschnitt die verständnisvolle Beurtheilung der Bedeutsamkeit des Märchens für die Pädagogik mit jenem Mangel wieder aus. Das ganze Buch, warm und mit echt humaner Theilnahme verfaßt, wie es ist, sollte nicht nur von der pädagogischen Lehrwelt berücksichtigt werden: auch Aeltern und Erziehern dürfte manche Frucht aus dem Garten der Erfahrung frommen, die in jenen Studien in ansprechender, nicht ermüdender Form niedergelegt ist.

4. Die oberdeutschen Familiennamen von Ludwig Steub. München, Oldenbourg. 1870. 8. 1 Thlr.

In der ausgeburger „Allgemeinen Zeitung“ hat der rüstige Tourist, Ethnograph und Culturhistoriker seinerzeit den Grundstock dieser nunmehr erweiterten Untersuchung veröffentlicht, die als werthvoller monographischer Beitrag zur deutschen Namensgenese nun dem Publikum vorliegt. Als eine ergänzende Arbeit zu Pott's und Förstemann's umfangreichen Untersuchungen und Collectaneen über die Herkunft deutscher Familiennamen ist das tüchtige Werkchen aufzufassen, das wieder den redlichen Forschergeist und die markige Schreibweise seines Urhebers documentirt. Besonders sind es die althochdeutschen Familiennamen, denen Steub seine von tiefen germanistischen Kenntnissen zeugende Aufmerksamkeit zuwendet. Gar wunderliche Sprünge der Namensentstehung gewahren wir da, und doch, mag der Proceß der Entpuppung des modernen Namens aus der Larve althochdeutscher Form und Bedeutsamkeit auch noch so seltsam vor sich gehen, man muß schließlich dem Etymologen recht geben — freilich mit etlichen Ausnahmen. Denn die Willkür hat auf dem etymologischen Gebiet bekanntlich freien Spielraum, und auch das Steub'sche Buch, so gründlich es ist, ist nicht von dergleichen ungläublichen Namensklärungen frei geblieben. Im wesentlichen beschäftigt sich der Autor nur mit den charakteristischen Namen des bairischen Stammes, aber es fallen doch so viele Streiflichter auf norddeutsche

Namensbildungen, daß man ganz gut die Entstehungstheorie deutscher Geschlechts- und Familiennamen, deren Gesetze Steub herausfindet, auch auf die deutschen Familiennamen im allgemeinen anwenden kann. Solche aufklärende Bücher über Themata, die der Gesellschaft und dem Interesse aller Zeiten nahe liegen, sollten recht oft geschrieben werden. Freilich sind auch nicht immer klare Köpfe und scharfsinnige Geister, wie Steub, die Pfadfinder zur Quelle ethnologischer und sittengeschichtlicher Etymologien.

5. Drei Monate in Rom. Zwei Vorträge, gehalten im literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg von Fr. Schmieding. Duisburg, Ewich. 8. 15 Ngr.

Es hätte diesen Vorträgen ebenso wenig wie den oben besprochenen Zapp'schen schaden können, wenn sie weniger subjectiv gehalten wären, weniger den oldenburgischen Schulmann, der eine Reise durch Italien macht und doch nicht recht den Schulstaub abschütteln kann, hervortreten ließen. Nicht nur der sehr locale Eingang, der jedenfalls einer Redaction hätte unterworfen werden müssen, auch zahlreiche andere Stellen im Text berühren unangenehm durch ein selbstgefälliges oder doch mindestens ungehöriges Vorschreiben der eigenen Persönlichkeit, von dem „Herrn Turettini in Genf und den oldenburgischen Schulbehörden“ zu geschweigen, die dem Verfasser den Aufenthalt in Italien ermöglichten und nun wo möglich auf jeder Seite in loyaler Dankbarkeit genannt werden. Im übrigen ist der schulmännische Tourist auch nicht ganz ohne weltmännische Augen: es soll nicht geleugnet werden, daß viele Urtheile und Beobachtungen künstlerischer Zustände in Italien von gutem Geschmack zeugen. Aber das kann Fr. Schmieding uns doch nicht übel nehmen, wenn wir ihn fragen: Was um alle Welt beschenkt du, Mann des Katheders, die deutsche Lesewelt und diesen Büchertisch mit einem stilistisch untadelhaften, sogar gewandten Touristenfliegenwerk, in dem nichts Neues geschaut, nichts Neues gedacht, nichts Neues beschrieben wird? Die Anzahl italienischer Reisewerke zu bereichern, liegt durchaus keine Nothwendigkeit vor für jemand, dem trotz aller Correctheit der Auffassung und Beschreibung doch jener unsagbare Blick und jener malerische Griffel mangelt, der nun einmal von dem Begriff eines geistvollen italienischen Reisebeschreibers unzertrennlich ist.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Philosophische Zeitfragen“ von Jürgen Bona Meyer sagt die „Saturday Review“ vom 15. April d. J.: „Ein deutscher Philosoph, der heutzutage Muth genug hat, durch treues Festhalten an Kant den Tadel auf sich zu laden, unmodern zu sein, muß mindestens ein selbständiger Denker und starker Geist sein. Und wirklich ist es auch männliche Energie des Gedankens, welche in hervorragender Weise die philosophischen Erörterungen Bona Meyer's kennzeichnet, und neigen sich seine Betrachtungen stets zu denjenigen Ansichten hin, die nicht ohne die größte moralische und geistige Anstrengung gebildet und aufrecht erhalten werden können; seine Psychologie ist spiritualistisch, seine Ethik hehr und streng. Besonders die

Aufsätze über die Willensfreiheit und das Gewissen hauchen den echten Geist Kant's. Eine noch bemerkenswertere Gruppe behandelt Fragen, welche gegenwärtig durch ihre enge Verbindung mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Entdeckung, was die Verhältnisse zwischen den niedrigeren Thieren und dem Menschen, Stoff und Gedanken, was die Definition des Lebens und den Ursprung der Arten betrifft, ein besonderes Interesse erlangen haben. Die endgültige Lösung dieser Fragen nun liegt zwar außerhalb des Bereichs der Metaphysik; ihr Anspruch aber, darüber vernommen zu werden, ist dadurch gerechtfertigt, daß viele der wichtigsten Theorien über diese Fragen ursprünglich von Philosophen ausgegangen, wie sie auch später durch die Beobachtung näher begründet und bestätigt worden sind. Bona Meyer ist im allgemeinen antidarwinisch gesinnt, und Männer

der Wissenschaft von jedweder Meinungsrichtung werden wahrheitsgemäß darin übereinstimmen, daß er fern davon ist, den wirklichen Beweisen der Wissenschaft genügende Rechnung zu tragen. Andererseits ist er befähigt ihn die von einer philosophischen Schulung erlangte logische Präcision sehr wohl dazu, einige schwache Punkte der neueren wissenschaftlichen Theorien, besonders aber der Neigung, allgemeine Schlüsse aus unzulänglichen Daten zu ziehen, zu be- und verurtheilen."

Das mit einem ellenlangen Titel versehene Werk *Plan's* „Seele und Geist“ u. s. w. wird in folgenden Worten besprochen: „Plan's Behauptung, daß die Philosophie in seinem Buche allgemein faßlich entwickelt sei, kann man nur mit bedeutendem Abzug gelten lassen. Ja, die Auseinandersetzung, die uns hier geboten wird, bedarf zu ihrem Verständniß einer doppelten Vorbereitung, und zwar in der Metaphysik sowohl wie in den Naturwissenschaften. Der Grundzug der Philosophie des Verfassers ist sein Realismus, sein Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne und die Wirklichkeit der Erscheinungen mit Einschluß der beiden Kategorien Zeit und Raum. Die Naturwissenschaft bildet daher einen wichtigen Factor in seinem System, und seine kurze Darstellung des Fortschritts der Entwicklung von den ersten Anfängen organischen Stoffs bis zum menschlichen Geiste und den Regungen des Herzens, wenn auch zuweilen etwas schwierig zu verfolgen, ist schlagend und anregend. Leider geräth Plan häufig in Collision mit herrschenden wissenschaftlichen Lehren, wie z. B. mit der Wellentheorie des Lichts. Die Gründe seiner Opposition sind gewöhnlich zu transcendend, um einen Eindruck auf wissenschaftlich gebildete Leser hervorzubringen, und es wäre zu wünschen, daß der Verfasser sich darauf beschränkt hätte, den innigen Zusammenhang zwischen den beiden großen Wissenszweigen, die er erörtert, zu beleuchten, ohne sich auf Details einzulassen, mit denen er augenscheinlich nicht vertraut ist. Der ethische Ton seines Buchs ist ein sehr hoher; und des Verfassers häufige Mahnung an seine Landsleute, ihre Kulturmission nicht gegen eine der Erbarmung zu vertauschen (wenn wir wirklich seine Meinung richtig aufgefaßt haben), findet unsern ungetheilten Beifall."

Ueber *Julian Schmidt's* „Wider aus dem geistigen Leben unserer Zeit“ heißt es ebendasselbst: „Der Ruf, welchen *Julian Schmidt* als verständiger, klar denkender, aber profaischer und phantastischer Kritiker erlangt hat, wird durch diese zweite Folge seiner «Wider» zeitgenössischer Schriftsteller nur befestigt werden. Der interessanteste Aufsatz für den englischen Leser wird der über *Dicens* sein, welcher zugleich eine sehr charakteristische Probe von *Schmidt's* Art zu kritisieren ist. Man findet darin schwerlich einen einzigen Satz, der nicht zutreffend, aber auch ebenso wenig einen einzigen, der etwas mehr als Gemeinplatz wäre. Wir lesen mit Zustimmung, empfinden aber zugleich einen gewissen Verdruss darüber, daß die Kritik, deren Aufgabe es ist, die öffentliche Meinung zu leiten und zu berichtigen, in diesem Falle sich darauf beschränkt hat, ihre Schlüsse zu ratificieren. Der Essay über *Fernando Caballero* ist noch unbefriedigender. Der englische Romanschreiber wird nach allen Seiten hin und sehr ausführlich behandelt; seine spanische Zeitgenossin aber wird umgangen. Eine dürftige Analyse zweier von *Caballero's* Dichtungen erklärt nicht das scheinbare Mißverhältniß zwischen ihrem weitreichenden Einfluß und ihren weniger hervorragenden, wenn auch allerdings nicht unbedeutenden Verdiensten. Statt einer Lösung dieses Räthfels, welche freilich eine größere und genauere Bekanntschaft mit den Verhältnissen des heutigen Spaniens erfordert hätte als man von einem preussischen Schriftsteller erwarten kann, gibt uns *Dr. Schmidt* eine lange Erörterung über die Einflüsse der spanischen Literatur auf die romantische Schule Deutschlands. Er bemerkt mit Recht, daß die für letztere gehegte Begeisterung zum großen Theil eine erkünstelte gewesen und, soweit sie echt war, der enthusiastischen Bewunderung, welche der spanische Freiheitskrieg erregte, viel zu verbanen hatte. Der Aufsatz über *Heine* ist der beste in dem Bande; er ist sehr gefällig geschrieben, lehrt uns aber nur wenig Neues über den Dichter und läßt uns keinen tieferen Einblick in die Eigentümlichkeiten seines Genies thun." (Der Recensent hätte übrigens auch hinzufügen können, daß der Aufsatz gerade zur Hälfte aus bloßen Auszügen aus *Heine's* Werken besteht!) „Eine Anzahl kurzer Kritiken über neuere französische Schriftsteller zeichnet sich durch gesunde Menschenverstand und gewissenhafte, vielleicht allzu peinliche Unparteilichkeit aus. Die Mäßigung bei seinen häufigen Bezugnahmen auf den letzten deutsch-französischen Krieg macht dem Verfasser Ehre, und in einer kurzen Abhandlung über *Ludwig Napoleon's* Charakter zeigt er einen offenkundigen Wunsch, die günstigste Seite desselben hervorzuheben. Freilich wird dieses nüchterne Urtheil durch Mangel an Phantasie begünstigt. Beide Eigenschaften treten in seinen Bemerkungen über *Victor Hugo* scharf hervor."

Bibliographie.

- Auerbach*, L., Das neue deutsche Reich und seine Verfassung. Berlin, Springer. Gr. 8. 24 Ngr.
- Briefe über Berliner Erziehung. Zur Abwehr gegen Frankreich. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.
- Du Bois-Reymond*, E., Das Kaiserreich und der Friede. — Leibniz'sche Gedanken in der neuen Naturwissenschaft. Zwei Festreden in öffentlicher Sitzung der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften gehalten. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Bücker*, F., Zwei Jubilarinnen. Berlin, A. Dunder. 16. 15 Ngr.
- Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein, *Leonora Christiana*, vermählten Gräfin *Ulfeldt* aus ihrer Gefangenschaft im blauen Thurm des Königschlosses zu Copenhagen 1663—1685. Nach der dänischen Originalhandschrift im Besitze des Herrn *Joh. Grafen Waldstein*. Herausgegeben von *J. Ziegler*. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Fontane*, E., Der Krieg von 1866. 2ter Bd. Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland. Berlin, v. Deder. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.
- Godin*, *Amélie*, Wally. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.
- Gsell-Fels*, T., Rom und Mittel-Italien. 2 Bde. Hildburghausen, Exped. von „Meyer's Reisebücher“. 8. 6 Thlr.
- Hansen*, A., Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 24 Ngr.
- Hausrath*, A., Die oberheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte. Heidelberg, Wassermann. 8. 5 Ngr.
- Hiltl*, G., Eine Cabinet's Intrigue. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- In der zwölften Stunde. Ein ernstes Wort in erster Zeit. Wien, Cronmeyer. Gr. 8. 10 Ngr.
- König*, E. A., Durch Kampf zum Frieden. Preisgekrönter Roman. 4 Bde. Jena, Cotta. 8. 4 Thlr.
- Der Kronprinz von Preußen. Ein Bild seiner Thaten und seines Wirrens. Für das deutsche Volk. Von einem Wehrmann. Bielefeld, Thiele u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.
- Lenz*, R., Unsere Konatinis über den früheren Lauf des Amu-Daria. St. Petersburg. 1870. Imp.-4. 25 Ngr.
- Palacky*, F., Zur böhmischen Geschichtschreibung. Actenmäßige Aufschlüsse und Worte der Abwehr. Prag, Tempky. Gr. 8. 1 Thlr.
- Reber*, F., Kunstgeschichte des Alterthums. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr.
- Röber*, L., Die Fortbildung der Gesellschaft zur wahren Freiheit und zur Herrschaft des Rechtes. Zwei Vorträge. Prag, Tempky. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.
- Scheubner*, E. G. F., Das Leben Jesu nach den vier Evangelien in zehn Gesängen. Leipzig, Cnobloch. Gr. 8. 12½ Ngr.
- Schmidt-Sommerfeld*, G. A. B., Gedichte. Münsterberg, Sauer. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Schäffing*, L., Deutsche Kämpfe. Zwei Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes, mit Rücksicht auf die deutschen Universitäts-Bibliotheken. Geschrieben am 24. Februar 1871. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Sydell*, F. v., Der Frieden von 1871. Düsseldorf, Bubbens. Gr. 8. 16 Ngr.
- Temme*, J. D. F., Bantrott. Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Wagenhufen*, S., Vom armen ägyptischen Mann. Festsch.-Leben. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Wie die Franzosen Krieg führen! Ein Beitrag zur Sitten- und Kultur-Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von * * *. Berlin, E. Dunder. Gr. 8. 5 Ngr.
- Wolf*, G., Geschichte der kaiserl. königl. Archive in Wien, Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Zimmermann*, R., Ueber Kant's mathematisches Vorurtheil und dessen Folgen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.
- Zejdowit*, G. v., Der Pädagog *Heinr. Pestalozzi*, ein Mann der Hoffnung unseres Volkes in großen Tagen. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 Ngr.
- Birngiebl*, E., Das vaticaniſche Concil mit Rücksicht auf Lord *Actons* Sendschreiben und Bischof von *Kettlers* Antwort kritisch betrachtet. München, Kiermann. Gr. 8. 4 Ngr.

A n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Atlas der Physik.

Nebst einem Abriss dieser Wissenschaft.

Von

Dr. Johann Müller.

10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In bequemer, compendioser Form umfaßt dieser von dem berühmten Physiker Professor Johann Müller in Freiburg entworfene und mit erläuterndem Text versehene Atlas correcte Abbildungen aller zum Studium der Physik erforderlichen Gegenstände. Er ersetzt in seiner systematischen Vollständigkeit größere, kostspielige Werke und empfiehlt sich bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise sowohl zum Gebrauch beim Unterricht als zur Selbstbeschäftigung mit dieser interessanten so vielfach ins praktische Leben eingreifenden Wissenschaft.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Rippold.

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Roeting und einem Generalregister.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)

Dieser soeben erschienene Band vollendet das in jeder Hinsicht interessante und bedeutende Werk. Wenn schon die Biographie eines so vielseitig thätigen Staatsmannes und Gelehrten wie Bunsen für sich allein die Theilnahme der Leser in hohem Grade fesseln muß, so bietet die vorliegende Lebensbeschreibung außerdem einen umfassenden Einblick in die politischen und kirchlichen Bewegungen Deutschlands, welche den Boden für die gegenwärtige Erhebung und Einigung bereiteten. Bunsen war, wie sich aus den hier mitgetheilten Briefen und Aufzeichnungen ergibt, einer der kräftigsten Förderer der neuen Zeitepoche.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lucas Cranach des Aelteren Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von

Christian Schuchardt,

Director a. D. der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar.

Dritter Theil.

8. Geh. 2 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1851) haben gleichen Preis.

Die von allen Kunstlern hochgeschätzte Arbeit Schuchardt's über Lucas Cranach findet mit diesem dritten Theile, der nach dem Tode des Verfassers erscheint, ihren ergänzenden Abschluß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Graella.

(Wihelm Langermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, Pfarrer Langermann zu Anfel in der preussischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsetzt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten“ zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Conflicte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik.

Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Benedey dargestellt von

Jakob Benedey.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Memoirenwerk des kürzlich verstorbenen Verfassers füllt eine Lücke in der Geschichtsschreibung aus, indem es über eine bisher dunkle Partie in den politischen Geschehnissen des deutschen Volks helleres und authentischeres Licht verbreitet. Die harten Kämpfe der deutschen Bevölkerungen von Strassburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier u. s. w. zu Ende des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Darstellung, welche theils auf eigener Forschung des Verfassers, theils auf zeitgenössischen Erinnerungen fußt.

Wiederholt ist von der Kritik auf die große Wichtigkeit hingewiesen worden, welche das Benedey'sche Werk durch die neuesten politischen Vorgänge in Frankreich gerade für unsere Gegenwart gewonnen hat.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Irland. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

England. Drei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Helmholtz, H., Populäre wissenschaftliche

Vorträge. II. Heft. Mit 25 in den Text eingedruckten Holzstichen. Gr. 8. Fein Velinpapier.

Geb. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Inhalt: Die neuern Fortschritte in der Theorie des Sehens: I. Der optische Apparat des Auges. II. Die Gesichtswahrnehmungen. — Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuern Ermittlungen der Physik. — Ueber die Erhaltung der Kraft. — Ueber das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 20. —

11. Mai 1871.

Inhalt: Dilthey's Leben Schleiermacher's. Von Karl Fortlage. — Ein neuer Roman von Hackländer. Von Franz Storch. — Italienische Reiseliteratur. — Zur Geschichte des französischen Reichs. Von Petrus Mäker. — Ein publicistischer Dithyrambus. — Skulpturen. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dilthey's Leben Schleiermacher's.

Leben Schleiermacher's von Wilhelm Dilthey. Erster Band. Berlin, G. Reimer. 1870. 8. 3 Thlr.

Im Decennium der zwanziger Jahre wirkten in Berlin Hegel und Schleiermacher zusammen, um den entgegengegesetzten Strömen des gewaltig dahinbrausenden und die Geister befruchtenden Kantianismus ihre regulären Flußbetten zu graben, deren sie bedurften, um weder im Wilden sich zu verlieren, noch im Unbedeutenden und Flachen zu verlanden. Gegen die letzte Gefahr, welche in der ältern Kantischen Schule gedroht hatte, schützte der hochgehende Schilling'sche Wogenbrand, aber er verlangte je länger je mehr von innen nach einer exacten Regelung, von außen nach einer vorsichtigen Hinleitung gegen das religiöse Volksbewußtsein, dasselbe zu heben, zu stärken, zu veredeln und für Neubildungen eines höhern Lebens aufzuschließen. Hegel übernahm die innere Aufgabe, Schleiermacher die äußere. Gelang es Hegel, eine logische Formel zu finden, exact genug, um dem damaligen wissenschaftlichen Leben als kenntliches Unterscheidungszeichen zu dienen, aber auch elastisch und dehnbar genug, um dem Reichthum der wildwogenden Ideen ein geräumiges Bett zu graben, so war Schleiermacher bestrebt, den neuen Ideenreichthum in Verbindung zu setzen mit allem Höchsten und Edelsten, was die religiösen Kämpfe innerhalb der protestantischen Kirche seit den Zeiten der Reformation zu Tage gefördert hatten. Sein eigener Großvater hatte zu Elberfeld wegen Verwicklung in die Eller'schen Streitigkeiten um seines Glaubens willen Verfolgung erduldet; durch seinen Vater wurde er im strengen Herrnhutismus erzogen und im tiefsten Gemüth von Jugend auf durch die Gefühle dieser höchsten Blüte des protestantischen Gemeindelebens geweiht und befruchtet. Da drangen in seinen Geist die frühesten Strahlen der Wissenschaftslehre ein wie eine aufdämmernde Morgenröthe. Und in diesem milden ahnungsvollen Glanze predigte, kämpfte und philosophirte er, lebte er und starb er.

Schleiermacher's Jugendentwicklung bis in sein vier- unddreißigstes Jahr, ganz besonders aber sein an Kant sich lehrender philosophischer Bildungsgang, welcher ihn befähigte, sich hernach mit seinem Gegner Hegel in die Beherrschung des philosophischen Berlins zu theilen, bildet in diesem ersten Theile seiner Lebensbeschreibung das Thema. Die Ausführung desselben trägt in allen Theilen die Spuren einer innigen und hingebenden Versenkung des Biographen in seinen Gegenstand, indem er in der Aufsuchung des verschiedenartigsten Quellenmaterials die größte Sorgfalt verwendet hat, welche nicht allein nöthig war, um das Leben von Schleiermacher's eigener Person in das deutlichste Licht zu stellen, sondern auch im weitesten Umfange zu zeigen, wie ganz zerstreute Elemente der Cultur, welche durch gesellschaftliche und sittliche Zustände, Einwirkungen von Vorgängern und Zeitgenossen gegeben waren, in der Werkstatt dieses einzelnen Geistes verarbeitet und zu einem originellen Ganzen ausgebildet wurden, das wiederum schöpferisch in das Leben der Gemeinschaft eingriff.

Selten wol hat auch dem Biographen eines großen Mannes ein so umfassendes und wohlgeordnetes Material, als hier benutzt werden konnte, zu Gebote gestanden. Denn außer dem von Jonas zum Druck vorbereiteten und nach dessen Tode vom Biographen selbst herausgegebenen Briefwechsel Schleiermacher's mit seinen Freunden stand demselben noch der ganze wohlgeordnete handschriftliche Nachlaß Schleiermacher's im Besitze von dessen Tochter, der Frau Gräfin Schwerin-Puzar zur freiesten Benutzung geöffnet. Böcking gewährte die Durchsicht des Nachlasses von August Wilhelm Schlegel, Dörner theilte Briefe Schleiermacher's aus dem Nachlasse Alexander Dohna's mit, Stark steuerte bei aus Böck's Papieren, Waiz sandte aus dem Nachlaß von Karoline Schlegel Briefe und Auszüge aus Briefen. Außerdem ist aber auch für die verschiedenen Perioden seines philosophischen Bildungs-

gangs, seine herrnhutische Erziehung, sein Studium in Halle, sein Leben im Dohna'schen Hause, sowie auch für die Zustände Berlins im vorigen Jahrhundert eine ausgedehnte Literatur sorgfältig benützt worden. Wir sehen sonach alle die Einflüsse der Freunde, Gleichgesinnten, Gegner und Zeitgenossen, welche auf den vielverschlungenen Entwicklungsgang des großen Mannes eingewirkt haben, bis in das Kleinste verfolgt und für das Verständnis seines Lebens verwertet. Es konnte nicht fehlen, daß hierdurch ein auf die Hauptsache gespannter und etwas ungeduliger Leser sich dann und wann auf zerstreute Abwege geleitet sieht, doch selten ohne dabei durch unermutete Ansichten überrascht und erfreut zu werden, welche uns manchmal in interessante äußere und innere Erlebnisse bedeutender Zeitgenossen, eines Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Fichte, Schelling, Hardenberg, Tieck, Wackenroder, tiefe Blicke thun lassen. Ein solches mikroskopisches Studium hervorragender Charaktere, literarischer Bestrebungen, socialer Zustände, Freundschaften und innerer Erlebnisse, verbunden mit einer Veranschaulichung der damaligen Lebensscenerie in den vaterländischen Bildungskreisen, ist von überaus großem Werthe in unserer Zeit, welche von Jahr zu Jahr sich jenen Zuständen mehr und mehr zu entfremden beginnt. Je näher die Zeit an uns herantritt, wo das, was dort gort und wuchs, nach vollendeter Blüte als gereifte Frucht in unser Zeitalter sich hineinsetzen und einleben soll, um desto wünschenswerther, ja nothwendiger ist es, daß allen, welche an diesem Bildungsproceß mitzuarbeiten haben, ein möglichst deutlicher und anschaulicher Einblick in jene Entwicklungszustände eröffnet wird. Und das ist hier in Beziehung auf manche wichtige, auch auf manche dunkle Vorgänge insbesondere aus jener merkwürdigen Zeit geschehen, wo der achtundzwanzigjährige Schleiermacher, nachdem er als Prediger an der Charité in Berlin eine ärmliche Anstellung gefunden hatte, mit wißbegierigem Geiste sich in die literarischen Cirkel Berlins einlebte; wo er des Abends durch ein ungepflastertes und unerleuchtetes Stadtviertel den Weg zum Hause des Dr. Marcus Herz, des wohlgeschulten Kantianers, wanderte in jenen berühmten Filzpantoffeln, welche seine ihn überlebende Freundin, die Witwe Herz, noch in ihrem Alter gern allen sie besuchenden Fremden als Andenken an unvergeßliche schöne Zeiten zu zeigen pflegte. (Schreiber dieser Zeilen betastete die alten Schuhe ehrfürchtvoll im Jahre 1837.) Dabei enthält auch vorzüglich alles das, was hier mitgetheilt wird über das wichtigste Ereigniß aus Schleiermacher's Bildungsleben, seine innige und aufopferungsvolle Freundschaft zu Friedrich Schlegel, viele seine und bemerkenswerthe Züge.

So z. B. heißt es in einem handschriftlichen Briefe Friedrich Schlegel's an seinen Bruder August Wilhelm aus dem December 1797:

Schleiermacher ist ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er freilich für mich in eine höhere Klasse; Tied z. B. ist doch nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, der ein seltenes und sehr ausgebildetes Talent hat. Er (Schleiermacher) ist nur drei Jahre älter als ich, aber an moralischem Verstand übertrifft er mich unendlich weit. Ich hoffe noch viel von ihm zu lernen. Sein ganzes Wesen ist moralisch, und eigentlich

überwiegt unter allen ausgezeichneten Menschen, die ich kenne, bei ihm am meisten die Moralität alles andern.

In einem Briefe an Schleiermacher vom Sommer 1798 ruft Friedrich ihm zu:

Du mußt mich in der Mitte der Menschheit selbst festhalten. Was für mich so unerschöpflich fruchtbar an dir ist, das ist, daß du existirst. Du bist mir für die Menschheit, was mir Goethe und Fichte für die Poesie und die Philosophie waren.

Ganz übereinstimmend mit dieser frühen Charakteristik des Mannes sagt Barnhagen vom spätern Schleiermacher in seinem „Tagebuche“:

Die Seite Schleiermacher's, von der er am merkwürdigsten und bedeutendsten ist, hat noch gar keine Beachtung gefunden. Was er als Gelehrter, als Prediger, als Schriftsteller, überhaupt als Mann von Geist und Wissenschaft war, lasse ich gern in seinem höchsten Werthe gelten, doch erschien es mir immer als die glänzende Ausstattung, die er zu seinen eigentlichen Lebensgeschicken mitbrachte. In diesen letzten, in den Aufgaben, die er als Mensch in der Sphäre des rein Menschlichen zu verarbeiten hatte, liegt seine höhere Bezeichnung, sein größtes Interesse für die Welt.

Dieses specifisch Moralische, dieses rein Menschliche tritt uns in der Fülle innerer Ereignisse, welche die Biographie zeichnet, lebendig vor Augen in Gestalt einer herculischen Arbeitskraft von unermüdblicher Ausdauer, verbunden mit einem rastlosen Bildungsstriebe, Empfänglichkeit für Neues, Zuverlässigkeit im Halten gegebener Versprechen, hilfreichem und treuem Festhalten in der Freundschaft, schonendem Partgefühl, Rücksicht, Verschwiegenheit, Toleranz, Uneigennützigkeit, Friedfertigkeit und Unparteilichkeit. In keiner dieser humanen Eigenschaften stand Schleiermacher irgendeinem seiner Freunde nach, in vielen derselben that er es allen zuvor.

Solche hochschlagende moralische Lebenspulse traten damals mit paradoxer Simplicität mitten hinein in eine Zeit tiefer sittlicher Verwahrlosung, eines unbegrenzten Dranges, seinem Dasein in schrankenlosem Genuß und schrankenlosem Streben Werth zu verleihen. Rahel schrieb damals an Pauline Wiesel, diese im Sinnengenuß untergegangene Frau („Aus dem Nachlaß Barnhagen's von Ense. Briefe von Chamisso, Sneyenau u. a.“):

Sie leben alles, weil Sie Muth haben und Glück hatten; ich denke mir das meiste, weil ich kein Glück hatte und keinen Muth bekam; aber groß verfuhr die Natur in uns beiden. Und wir sind geboren, die Wahrheit in dieser Welt zu lieben; in den Krieg möchte man ziehen, um Nahrung für den Anspruch zu suchen, mit dem einen die Natur ins Dasein geschickt hat.

Als Jean Paul in Weimar 1799 die neue Gesellschaft sah, schrieb er, daß im Herzen der Welt eine Revolution vor sich gehe, größer, geistiger als die man im Westen gesehen. Friedrich Heinrich Jacobi sagte im „Woldemar“, es sei in dieser Gesellschaft nichts mehr, wofür man etwas thun könne, als Wollust und Reichthümer; eine große Revolution zum Bessern müsse vor der Thür sein, oder der Jüngste Tag.

Dieser in ihren socialen Grundfesten erschütterten Gesellschaft befreundete sich nun Schleiermacher aufs innigste, was nur allein dadurch möglich war, daß er in seinem eigenen Innern im Grunde fortwährend Herrnhuter blieb. Dilthey sagt vortrefflich:

So oft die schlechten Leidenschaften der Welt, die ihm bis

zur Unverständlichkeit fremdartig war, auf ihn eingedrungen sind, hat sich in Schleiermacher der Herrnhuter erhoben, die Sehnsucht nach dem Frieden der weltfremden Gemeinden.

Denn obgleich er sich bereits sehr früh genüthigt gesehen hatte, mit dem dogmatischen System des Herrnhutismus zu brechen und zu einer freieren Ansicht der göttlichen Dinge überzutreten, so blieb er doch immer mit seinem Herzen und Gefühl der gottinnigen Gemeinschaft dieses Brudertums, dieser modernen Auflage urchristlichen Gemeindelebens, zugethan. Ja wenn man bedenkt, wie er selbst bei seinen fremdartigsten Erlebnissen in den freigeistlichen Kreisen der Hauptstadt fortwährend mit seiner Schwester Charlotte im Schwesternhause zu Gnadenfrei im innigen Briefwechsel verharret, in welchem er der Schwester nichts von allen seinen erlebten Abenteuern verhehlt, vielmehr zu ihrer fortwährenden Belehrung und innern Entwicklung vollständige, ihrer Fassungskraft angemessene Berichte erstattet, ihr auch nebenbei, so viel er irgend erübrigen kann, materielle Hülfe zukommen läßt: so bekommt man in der Seele das schöne Bild eines in tiefem unverlierbaren Seelenfrieden aufgewachsenen Klosterbruders, welcher auf eine Mission in die friedelose Welt ausgezogen ist, sowol in der Absicht sie zu belehren, als von ihr zu lernen. Er hat das richtige Gefühl, daß sein Kloster nicht auf starken Fundamenten ruht, daß ein Sturmwind es zerstören kann und wahrscheinlich einmal zerstören wird, und er sucht nach einem festern Grunde, nach einem unerschütterlichen Felsen, das Haus Gottes, dessen Frieden unzerstörbar ist, neu zu bauen. Er findet philosophische Genossen, welche dasselbe Ziel suchen, nach demselben unerschütterlichen Felsen der Vernunftreligion trachten, aber dabei den Seelenfrieden nicht kennen, den er kennt, sich darum nach kurzer Zeit der Einigung in Feindschaft zerwerfen und zerstreuen. Vergebens sucht er mit aufopfernder, seinen eigenen Ruf aufs Spiel setzender Gewalt das Band der Freundschaft kramphast festzuhalten. Es gelingt ihm nicht. Verlassen und angefeindet von allen wandert er zuletzt resignirt und einsam weiter auf freudlosem Pfade:

Die Charaktere schieden sich. Unbewußt seiner Kräfte, weltfremd, auf sich selber in persönlichen und abstracten Begriffen zurückgezogen: so war Schleiermacher von Friedrich Schlegel gewissermaßen entdeckt worden. Eine Freundschaft der Ungleichen hatte begonnen, in der er sich unterordnete. Sein eigenes Wesen hatte sich in der freien Welt, in welche der Freund ihn führte, in klarem Zusammenhange entfaltet; aber obwol er mit dem schönsten selbstvergeffenen Idealismus das Edle in dem Charakter und Lebensplan des Freundes durchschaute und hegte, mit Opfern aller Art ihm das vom ersten Entwurf ab unselbige Verhältniß zur Welt zu bessern bemüht war: der Charakter des Freundes gedieh nicht zur Reife, sein wissenschaftlicher Plan nicht zur consequenten Durchführung, sein Leben nicht zu gemessenem Gang, sein Verhältniß gegenüber der Welt nicht zum Frieden. Von keinem der verhängnißvollen Schritte auf der abgleitenden Bahn seines Lebens vermochte ihn Schleiermacher zurückzuhalten. Immer herber trat sein rasches heftiges Wesen, seine unendliche Reizbarkeit und seine tiefe nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn hervor. Mit sich selber beständig beschäftigt, beurtheilte er die Menschen in Liebe und Haß, je nach der Art, wie sie sich zu seinen momentanen Bestrebungen stellten, argwöhnisch, wo ihm Offenheit störend gegenübertrat, leichtgläubig, wo der Schein rückhaltlos eingehen seinem Selbstgefühl genügt, und so machte

er es selbst Schleiermacher zu dessen tiefem Schmerz unmöglich, ganz offen mit ihm umzugehen. Seit dem Sommer 1801 war in Schleiermacher ein ganz klares Bewußtsein dieser Stellung zu dem alten Freunde.

Schleiermacher's philosophische Ansichten jener Zeit theilten mit denen Friedrich Schlegel's den Charakter des Ektecticismus. Gegen das Jahr 1800 haben, wie Dilthey nachweist, alle Denker, deren Ergebnisse in seinem System benutzt sind, Plato, Aristoteles, Spinoza, Leibniz, Kant, Jacobi, Fichte, Schlegel, Schelling allesammt bereits ihren Einfluß auf ihn zu üben begonnen. Doch war dieses nicht ein Ektecticismus von oberflächlicher Art, wie er bei manchen Popularphilosophen der damaligen Zeit vorkam, sondern die Seele desselben bestand in einem unaufhörlichen Abwägen zweier Interessen gegeneinander, der aus dem Kantischen Idealismus entspringenden Religionsbegriffe mit den aus dem herrnhutischen Gemeindeleben entspringenden Religionsgefühlen. Sein Verfahren glich dem eines Musikers, welcher zwei verschieden gestimmte Instrumente durch gegenseitiges Temperiren allmählich in eine Tonart umzustimmen bestrebt ist. In dieser Grundstimmung seiner Thätigkeit war er, mit Auswahl aller möglichen Hülfsmittel, bereit, jeden Tag so zu denken, zu leben und zu handeln, wie es der Genius eingab und die Umstände verlangten. Seine philosophischen Arbeiten dieser Zeit sind daher Erzeugnisse des Augenblicks, tragen mehr den Charakter von Gelegenheitschriften als vollendeten Ausarbeitungen. Seine höchst bewegten und zerstreuten Lebensverhältnisse trugen ebenfalls dazu bei, daß sie so werden mußten. Nachdem er von seinen berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ die zwei ersten niedergeschrieben hatte, bei denen ihn der Schwung einer günstigen Stimmung hob und trug, wurde er plötzlich von Berlin nach Potsdam berufen, um dort das Amt des alten Hofpredigers Bamberger auf einige Monate interimistisch bis zur Wiederbesetzung der Stelle zu versehen. So mußte jene gehobene Stimmung jählings erlöschen. Aber seine Standhaftigkeit und eiserne Arbeitskraft setzte das Werk dennoch, sogar in gedrückter Stimmung und folglich schlechterer Stilisirung und matterer Durchführung fort. In seinen „Monologen“ suchte er die poetische Sprache, deren er wenig mächtig war, zu ersetzen durch eine Annäherung seiner Prosa an den fünffüßigen Jambus, Inversionen in der Construction und gesuchte Ausdrücke, an welchen der Leser Anstoß nimmt, während doch im Innern derselben ein lauterer Born wahrhafter Geistesgefühle quillt. Daher entstand denn von philosophischer Seite her bei ihm nichts Vollendetes, und überall fehlte ein Thaler, wie er sich selbst hierüber scherzend ausdrückte.

Und wie hätte es anders sein sollen! Die beiden großen Lebensadern, welche bei ihm wunderbar zusammenfloßen, waren beide noch unfertigen Wesens und ließen das bedeutsame Endziel, auf welches beide mit gleicher Gewalt zusfloßen, nur erst undeutlich erkennen. Trotzdem war die Wirkung sowol seiner „Reden“ als seiner „Monologe“ eine gewaltige. Es war wie ein durchschlagender elektrischer Funken; es war eine weit sich verbreitende Gemüthserschütterung, zuerst in den Kreisen der damaligen Poesie

und Philosophie, hernach in denen der Theologie. Philosophen, welche anfangs sich von den „Neben“ feindlich berührt fanden, wie Schelling, entzogen sich später ihren Wirkungen nicht. Dichter, wie Novalis, wurden durch sie aufs höchste entflammt. Theologen, wie Saß, welche sich in ihre Originalität keineswegs finden konnten, empfanden bei ihnen doch etwas wie vom Wehen des Heiligen Geistes, und wagten kein Verdammungsurtheil. Kurz, diese philosophischen Ergüsse, so unvollkommen sie waren als Werke, so stark wirkten sie als Ereignisse. Friedrich Schlegel schilderte den Eindruck, den die „Neben“ auf ihn selbst machten, in folgendem Sonett:

Es steht der Mufen Freund die offene Pforte
Des großen Tempels sich auf Säulen heben,
Und wo Pilaster ruhn und Kuppeln streben,
Nacht er getroßt dem kunstgeweihten Orte.

Drin tönt Musik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im schönen Kreise ewig schweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich scheint's, als wollten Geister gerne
Den schon Geweihten höhre Weihe zeigen,
Getäuscht die Fremden lassen in der Blöße;

Der Vorhang reißt, und die Musik muß schweigen,
Der Tempel auch verschwand, und in der Ferne
Zeigt sich die alte Sphinx in Riesengröße.

Man ist recht wohl im Stande, dem Schlusse dieses Sonetts eine sehr deutliche Auslegung zu geben. Das Reißen des Vorhangs im Tempel bedeutet die plötzliche Abberufung Schleiermacher's nach Potsdam und dadurch eingetretene Störung seiner Arbeit; das Schweigen der Musik die infolge derselben eingetretene Verschlechterung des Stils; das Verschwinden des Tempels die getäuschte Erwartung des Lesers, und die alte Sphinx in Riesengröße die schließlich zurückbleibende riesige Unklarheit der Grundbegriffe.

Schleiermacher war eine religiös angelegte, überaus feine, receptive, dabei mit eminentem Verstand ausgerüstete Natur, offen stehend allen Einflüssen reiner Vernunft und aufrichtiger Wahrheitsforschung, insbesondere auch der Kantischen „Kritik der praktischen Vernunft“. Aber sein herrnhutisches Gemüthsleben litt dennoch nicht, daß er die Kantischen Schriften unbefangen auf sich wirken ließ. Seine im Anhang theilweise mitgetheilten frühreifen Aufsätze darüber geben Kunde davon, daß er dieselben niemals mit eigentlicher Hingabe, sondern immer nur mit disputirender und sich darüberstellender Gemüthsverfassung las, daher er auch ihren Sinn bis in die ganze Tiefe an keinem einzigen Punkte völlig durchdrungen hat. Weber das, was Kant den intelligibeln Charakter nannte, noch was er unter Postulaten des reinen Vernunftglaubens verstand; weder die eigentliche Tragweite von der Kantischen Behauptung zweier Welten vermöge des Freiheitsgesetzes in seinem Gegensatz zum Naturgesetz, noch die Bedeutung der Doppelbetermination des Willens durch beide Gesetze; weder die Priorität der reinen Anschauungen vor den Empfindungen, noch der Erkenntnißproceß

der empirischen Objecte ist ihm im innern Verständniß aufgegangen. Er hat die Kantische Lehre nicht in sich reproducirt, sondern nur recipirt, um sie als äußere Anregung zu einem Wissenschaftsbau zu benutzen, welcher sich mehr auf Spinozischer als auf Kantischer Grundlage erhob.

Nichtsdestoweniger und wol gerade um dieses Umstandes willen ist sein Einfluß auf die Weiterbildung des Kantianismus ein höchst erfolgreich gewesen. Es war von großer Wichtigkeit, zu erfahren, wie sich die Kantischen Ideen in einem von herrnhutischer Frömmigkeit durchdrungenen Gemüth abspiegelten, und was von einem solchen Gemüth hauptsächlich an ihnen vermißt wurde, besonders wenn ihm ein so klarer Verstand wie bei Schleiermacher zur Seite stand. Denn ein solcher konnte die religiösen Desiderata nicht nur genau formuliren, sondern auch zugleich positive Vorschläge und Entwürfe zu deren Befriedigung damit verbinden, welche von den gleichzeitigen Philosophen nicht überhört, sondern mit dem besten Willen, ja in manchen Stücken wol nur allzu bereitwillig benutzt und befolgt worden sind.

Denn den genauen Nachweisungen Dilthey's zufolge ist das Verhältniß der Abhängigkeit Schleiermacher's von Schelling lange nicht so groß, als man dieses auf Grund seines spätern Entwurfs der Dialektik leicht vermuthen könnte. Im Gegentheil wurde die unklare Idee einer intellectuellen Anschauung des Univerfums, welche der Schelling'schen Schule so verhängnißvoll geworden ist, erst durch Schleiermacher's „Neben“ in Verbindung mit Friedrich Schlegel's Behauptung eines mystischen Anschauungsvermögens intuitiver Erkenntnisse eingeleitet und griff von hier aus wie eine Krankheit in der ganzen Schelling'schen Schule um sich. Erst Hegel war es, welcher die wild umherschwärmenden Geister durch ein methodisches Zurückgehen auf die Principien der Fichte'schen Wissenschaftslehre wieder zur klarern Selbstbesinnung brachte und einen bedeutenden Schritt zur tiefern Einsicht in die durch Kant eröffneten unerschöpflichen Erkenntnisquellen rückwärts that. Ohne diesen heilsam angelegten Zügel würde sich die wilde Bewegung der sich überstürzenden Freunde und Genossen theils ins Phantastische verloren, theils ins Willkürliche zersplittert, in jeder Richtung aber ihren eigentlichen Lebensnerv, den Zusammenhang mit dem Kantischen Urquell, eingebüßt haben. Daher verdient Hegel in Beziehung auf die wild in Wogen gehende philosophische Bewegung seiner Zeit den Namen eines Netters in der Noth. Es war dieses Zurückgreifen hinter Schelling und Schleiermacher auf Fichte und Kant zwar ein scheinbares Rückwärtsgehen, dennoch wurde ein wirklicher Fortschritt dadurch eingeleitet, in einer ähnlichen Weise, wie dreihundert Jahre zuvor die reformatorische Bewegung im Christenthum ebenfalls einen scheinbaren Rückschritt von sogar anderthalb Jahrtausenden machte, einen Rückschritt von verwilderten Zuständen der Kirche in primitive und unentwickelte, in welchem aber die Keime eines wirklichen soliden Fortschreitens verborgen lagen.

Karl Forllage.

Ein neuer Roman von Hackländer.

Der letzte Bombardier. Von F. W. Hackländer. Vier Bände. Stuttgart, Krabbe. 1870. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman von Hackländer ist für die Lesewelt immer ein Ereigniß, das der Besprechung werth befunden wird. Dies gilt um so mehr von dem vorliegenden, als der Leser bisher gewohnt war, in den letzten Romanen des thätigen und beliebten Autors nicht mehr den alten Boden vorzufinden, auf dem Hackländer's Lorbern gewachsen sind, und nun wieder im jüngsten Roman das alte gern gehörte Thema die militärischen Zustände romanhaft behandelt sieht. Es ist wieder ein zum größten Theil artilleristischer Roman, den uns der Autor der „Wachstudenabenteuer“ bietet. Diese Specialität Hackländer's, dieser saftige Realismus eines Mikrokosmos der Geschützröhren und ihrer Angehörigen, ist immer eine Domäne des Dichters gewesen, und er zieht, wie wir aus dem „letzten Bombardier“ ersahen, noch immer reichen poetischen Ertrag aus jener ergiebigen Domäne. Hackländer hat den militärischen, speciell den Artillerieroman erfunden, wie nach ihm Winterfeld und Wiedebe die Infanterie- und Cavalerie-novellist.

Der letzte Bombardier fällt in eine Zeit, wo jedem Leser der Begriff einer Bombe und eines Bombardements deutlich geworden ist. Aber der Name „Bombardier“ dürfte selbst der jetzigen kriegerischen Generation befremdlich klingen. Was ist ein Bombardier? fragt vielleicht schon der eben in die Batterie eingestellte Volontär. Die Charge des Bombardiers, die zwischen einem Artillerie-unteroffizier und Kanonier stand und etwa dem Befreitenrang bei der Infanterie entsprach, ist Anfangs der funfziger Jahre durch Cabinetbefehl in der preussischen Armee abgeschafft worden. Einen dieser letzten Bombardiere, den letzten dieses „zahlreichen, gewaltigen Geschlechts“, eines jener eigenthümlichen Wesen, „die nicht Unteroffizier, nicht Gemeiner, nicht Fisch, nicht Fleisch, ein Zwischengeschöpf und deshalb wol auch nicht fortpflanzungsfähig waren“, wie der Autor bemerkt, hat sich der vorliegende Roman zum Helden gewählt.

Erich Freiberg ist der Name dieses Helden. Er ist der einzige Sohn eines ehemaligen Artillerieunteroffiziers, eines Untergebenen des aus dem „Soldatenleben im Frieden“ wohlbekannten Obrist von Luchsen, der eine Civilversorgung als reitender Jollausseher an der Grenze erhalten hat. Erich's Mutter ist früh gestorben, der Knabe ist sich selbst überlassen und zeigt schon früh vielseitige Anlagen. Die Neigung des Sohnes zum Militärleben bestimmt den Vater, an seinen alten Gönner, einen Artilleriehauptmann, eine Anfrage wegen der Aufnahme des Sohnes in den Artilleriedienst zu richten. Vom Hauptmann Heingelmann kommt nun eine charakteristische Antwort, die in folgenden unterbläutten Aeußerungen gipfelt:

Was soll ich Ihnen in Betreff Ihrer Anfrage sagen? Vor allen Dingen, daß ich selbst mit einer magern Pension in den Ruhestand versetzt bin, und daß ich jeden Tag denke: Sol' der Teufel diese langjährige Strafarbeit, die man Militärdienst nennt! Hätte ich einen Sohn, lieber Freiberg, so sollte er sich

wahrlich nicht zu diesem glänzenden Ende bekennen dürfen, oder er müßte es selbst ganz absonderlich wollen, große Kenntnisse haben, militärischen Esprit besitzen und unter mächtigen Protectionen stehen.

Kurz nach dieser nicht sehr tröstlichen Antwort stirbt Erich's Vater. Der begabte, natürlich wie alle Romanhelden auch äußerlich bevorzugte Jüngling ist nun eine mittellose Waise. Da er sich durch sein vorzügliches Orgelspiel die Gunst des Schullehrers erworben hat, empfiehlt ihn dieser selbst nach dem nicht weit entfernten Zwingenberg, einem Dorfe der Rheinprovinz, die, wie wir wol annehmen dürfen, der Schauplatz des ersten Actes des Romans ist, als Schullehrergehülfsen. Dort kommt Erich unter die Curatel eines stark unter dem Pantoffel stehenden Pfarrers, der außer einer originellen Liebhaberei für die Trommel, eine Kantippe von Frau und einen rothhaarigen aber zu freundlichen Engel von Tochter hat, der sich zu dem hübschen Schullehrergehülfsen sehr hingebend verhält und die projectirten Klavierstunden gern zu Schäferstunden umwandeln möchte. Aber obwol ein eifersüchtiger junger Geistlicher, der die hochblonde Selma gern in den Hafen einer christlichen Ehe führen möchte, findet, daß Selma und Erich in einer dieser Stunden sehr nahe nebeneinander auf dem Sofa sitzen, bleibt Erich, unschuldsvoll wie er ist und wie es einem gehaltlosen Schullehrergehülfsen ziemt, doch unempfindlich für die Lockungen der Sirene vom Pfarrhause. Erich strandet nicht am Gestade der Sirene, sondern verläßt, nachdem man ihm gekündigt hat, Zwingenberg, um ein kleines Abenteuer zu erleben, das ihm das Manöver bringt, welches sich auf seinem Wege entwickelt. Er leistet der einen Partei gute Recognoscierungsdienste, während er in Gefahr ist, von der andern als Spion behandelt zu werden, eine Auffassung, die der Husarenlieutenant Graf Seefeld, mit dem Erich ein unliebsames Rencontre hat, zu theilen scheint. Zweien Zigeunermädchen — von denen die eine noch ein Kind ist — leistet, während dieselben vor dem Divisionsstabe ihre Künste im Vivual machen, Erich Ritterdienste, und auch hier ist er gewissermaßen dem Grafen Seefeld im Wege, welcher der reizenden tanzenden Zigeunerin, Esmeralda — ein sehr aufdringlicher Anklang an die Heldin des „Göldners von Notre-Dame“ — zweideutige Anträge macht. Unterdessen hat ein ehemaliger Doctor, jetzt Müller Durbus, den emeritirten Schullehrergehülfsen auf seine Mühle eingeladen, und Erich folgt dieser Einladung, läßt aber einen dort einquartierten Artillerie-unteroffizier seine unbesiegbare Neigung für die Artilleriewaffe merken, worauf dieser wieder, wie oben der Hauptmann, eine abschreckende Antwort gibt. Ja, sagt der Lieutenant Schramm, eine Uniform sieht gut aus, das glänzt, strahlt, raffelt und klirrt, und in den Büchern wird viel gelogen von dem lustigen, glücklichen, ungebundenen Soldatenleben. Aber — — und nun kommt eine Jeremiade gegen das Soldatenleben, die ganz das Gegentheil einer oratio pro domo ist, den leidenschaftlichen Erich aber nicht abschreckt, in die Artillerie einzutreten.

Nach einer Episode, die ihn in den Verdacht der

Wildbibierei und zur Bekanntschaft der gräflichen Familie Seefeld gebracht hat, lernt Erich in der Brigadeschule die artilleristischen Elemente und wird ein tüchtiger Kanonier, der sich, ausgenommen die Zuneigung seines intriguanten Batteriechefs, die Achtung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten und Kameraden erwirbt. Daneben führt ihn sein abenteuerliches Geschick in zartere Bande und romantischere Kreise, als die Pferdehülle und Kasernen der Artillerie in der Hauptstadt. Er sieht die schöne Esmeralda als gefeierte Kunstreiterin Kolma wieder und wird abermals wider Willen der Rival des Grafen Seefeld. Aber Erich, der auch die platonische Zuneigung der schönen Kolma noch platonischer erwidert, soll erst in der Residenz, in die er versetzt wird, die Schauer der ersten Liebe kosten. Während sein Freund, der phantastereiche Bombardier Schmoller, der in seinem Genre an bekannte Gestalten früherer Hackländer'scher Militärmuse erinnert, mit nahrungreichen Köchinnen ein grausames Spiel treibt, erwächst die für Erich bestimmte Pflanze, das Wunderkind aus dem Bivouat, in einer vornehmen Pension der Residenz als Miss Price, deren Familienverhältnisse mysteriöser Natur sind und ihr nur durch den schmeichelhaften Verdacht, als natürliche Tochter irgendeiner allerhöchsten Persönlichkeit zu gelten, Aufnahme in das Pensionat verschafft haben. In den kleinen Leiden und Intriguen der Pension zeigt sich Wanda Price als charakterfestes Mädchen, deren Herz nicht minder hervorragend ist als ihre Schönheit. In einem Jagdschloßchen, wo Erich und Wanda auf abenteuerliche Weise zusammentreffen, lernen sich die beiden kennen und lieben. Wie Wanda aus den Intriguen des Pensionats, so ist Erich aus den Intriguen seiner Stubenkameraden in der Kaserne siegreich hervorgegangen. Er wird aber auch der Retter seines Mädchens: denn wieder ist es der böse Dämon Erich's, Graf Seefeld, ein sehr weitherziger Libertin, dessen schlechte Anschläge auf Wanda unser Held zu Schanden macht. Aber indem Erich seine Wanda entführen, oder vielmehr nach Zwingenberg zu Burebus bringen will, der für das Mädchen sorgen soll, geräth der wackere letzte Bombardier in den Verdacht eines Verbrechens. Als Erich die Geliebte auf geheimen Wegen zu ihrem Bestimmungsort zu befördern sucht, kommt ihm Graf Seefeld dazwischen und will Wanda in seinem Wagen entführen. Von Verzweiflung getrieben schießt Erich auf den Grafen — wie man glaubt, wenigstens kracht ein Schuß und man findet ein Zerzerol bei dem unseligen Bombardier. Dieser kommt wegen mörderischen Attentats auf einen Vorgesetzten auf die Festung, wo ihn Selma, die ihn schon in der Residenz als Gattin jenes jungen Geistlichen versucht hatte, vergebens zu verführen trachtet: die Versuche der rothhaarigen Potiphar prallen an dem treuen Herzen des artilleristischen keuschen Joseph ab, und Joseph wird dafür belohnt. Er wird zwar nicht ägyptischer Reichskanzler, aber doch frei und zwar durch einen andern Joseph. Ein Försterbursche dieses Namens hat auf den Grafen geschossen, und Erich's Unschuld, der selbst über den plötzlichen Schuß erschreckt war, wird glänzend offenbar. Aber seine Wanda ist plötzlich zur Gräfin geworden, sie ist ein Grafenkind und die Base des jungen Grafen Seefeld, der Wanda's lustige Freundin

Clotilde heirathet. Erich aber wird ein wackerer Gutsbesitzer und heirathet seine Wanda.

Ob der Leser das Buch befriedigt aus der Hand legen wird? Vielleicht nicht befriedigt, wenn er an den sehr schnell und willkürlich herbeigeführten Schluß denkt. Jeder Leser hatte gewiß irgendeinmal im Buche ein Rencontre des Helben mit seinem Widersacher dem Grafen Dagobert erwartet: statt dessen benimmt sich Erich im entscheidenden Augenblick dem Nebenbuhler gegenüber fast servil, und der wüste Graf, der eine sehr pikante Scene im Wagen mit der entführten Wanda hat, wird plötzlich ein gutmüthiger und gemüthlicher Mensch, der keinem Jammern etwas zu Leide thut, geschweige denn einem schönen jungen Mädchen. Die Schwächen des Romans liegen auch hier in der Charakteristik. Erich selbst ist doch nur ein landläufiger Typus von blonder Gemüthsfärbung, etwa im Stil von Gustav Freytag's Anton Wohlfarth. Auch Wanda hat wenig Blut und läßt weniger von sich hören, als sonst Hackländer'sche Heldinnen pflegen. Der Graf Dagobert ist psychologisch richtig angelegt, er mangelt aber an vielen Stellen der charakteristischen und detaillirten Ausführung. Am besten sind dem gewandten Autor die artilleristischen Persönlichkeiten in ihrem Kleinleben und die durchaus nicht carrirten Dickens'schen Figuren des Pensionats gelungen.

Aber es weht ein stark realistischer Zug voll Eost und Frische, voll Klarheit der Anlage und Wahrheit der Ausführung in dem neuesten Roman Hackländer's. Und auch die Romantik geht nicht leer aus. Die köstlichen Kapitel des letzten Bandes, welche die unschuldige Entführung Wanda's durch Erich schildern, die auf Schleich- und Fugwegen bewertfelligt werden muß, sind voll von gelungener Naturmalerei und dem geheimnißvollen süßen Reiz, den die poetische Verbindung erwachenden Liebeslebens mit den stürmischen Aeußerungen der Natur hervorruft. Wir geben eine Probe, die Stelle, wo Erich seine holde Last, die er, da sie ermüdet ist, halb stützt, halb trägt, unter einem überhängenden Felsen in wilder Schlucht auf einem Baumstamme ausruhen läßt:

Er legte Wanda's Kopf, den er auf der Schulter trug, für sie auf dem Baumstamme zusammen; dann setzte sich Wanda und legte ihren Kopf an seine Schulter, worauf er sie mit seinem Arm umschlang und sanft an sich drückte. — „Du frierst doch nicht, Wanda?“ — „O nein, aber das Ausruhen erregt mir ein so behagliches Gefühl, daß es mich leicht durchschauert!“ — So saßen sie still nebeneinander, ohne zusammen zu sprechen, wie ein paar harmlose Kinder, und fühlten sich so glücklich, wie sie in ihrem Leben nicht gewesen waren. Zu ihren Füßen rauschte und toste das Wildwasser, vor ihnen segte der Wind die Schlucht hinab, nicht nur dünne Buchen und Birken beugend, sondern selbst hohe schlante Tannen bewegend, und schien recht zornig zu sein, daß er den Beiden nichts anhaben konnte, welche, von der muldenförmigen, ausgehöhlten Steinwand geschützt, wie in einem kleinen Häuschen saßen. Doch oben zogen die Wolken und wurden jetzt durch die stark leuchtenden Blitze in ihren einzelnen Schichten sichtbar; dazu rollte der Donner über ihren Häuptern und klang um so majestätischer, da ihn ein vielfaches Echo aus den Felswänden nachbrüllte und wiederholte.

Da flüstert Erich seine Liebe Wanda ins Ohr, während das Gewitter schier die Felswände auseinander sprengt; und dann heißt es weiter:

Sie rückten näher zusammen, selig in dem Bewußtsein des

Gesandnisses ihrer reinen ungeschuldbollen Liebe, Hand in Hand geschlungen fest aneinander geschmiegt; und als Blanda jetzt ihr Haupt erhob, ihn mit einem glücklichen Blicke anschauend, da lächelte sie mild und freundlich, als er Miene machte, seinen Mund auf ihre leicht geöffneten Lippen zu drücken, und litt es gern und willig, daß er sie küßte. „Bist du doch mein und ich dein“, sagte sie dann, sich aufrichtend — „und der Himmel hat es gehört und zürnt uns nicht, denn der Donner rollt nur noch schwach dahin, und der Wind ist kaum mehr im Stande mein Haar zu bewegen.“

Ist diese Scene nicht wie ein Miniaturbild zu dem großen Meistergemälde der Höhlenidylle in Meister Gottfried's „Eristan und Isolde“? Auch das Kapitel, in welchem der Autor Dagobert die geängstete Blanda in seinem Wagen mit sich fortführen läßt, ist meisterhaft und überall in den Grenzen gehalten, die für dergleichen pikante Situationen nöthig sind und die Hackländer immer einhält. Das farbenfrische Genrebild des Bivouaks bei dem Manöver, die humoristischen Kreuz- und Querszüge des liebegirrenden eiteln Bombardiers Schmoller, das Pfarrhaus in Zwingenberg, alles das sind so sorgsam

gemalte, interessant aufgefaßte Scenen, daß man mit Vergnügen der immer unterhaltenden Feder des Autors folgt. Es ist ein biographischer Roman, den Hackländer ja schon im „Eugen Stillsried“ mit Glück cultivirt hat; dieser „letzte Bombardier“, der, ohne besondere Steigerung und Verwidelung, ohne die Kunstgriffe raffinirter Roman-technik, doch nicht verfehlen wird, in die gute Laune des Lesers Bresche zu schießen. Den „letzten Bombardier“ stellen wir entschieden zu den besten Romanen Hackländer's, um so lieber, als er nicht an den in den letzten Arbeiten des thätigen Dichters häufig bemerkbaren Breiten leidet. Während wir diese Zeilen schreiben, erscheint schon wieder ein neuestes Werk Hackländer's „Sturmvogel“, ein Seeroman, im Druck. Mag auch dieser Roman dazu beitragen, dem Autor des „letzten Bombardiers“ den Namen des deutschen Dickens immer mehr zu befestigen, den er durch den Humor und die liebevolle Behaglichkeit seiner Schilderungen sich bereits erworben hat.

Franz Hirsch.

Italienische Reiseliteratur.

Italien in den Jahren 1868—69 von Heinrich Brnke. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Italien in den Jahren 1868 und 1869 — wir müssen hier die Leser von vornherein vor einem Irrthum warnen, zu dem sie vermuthlich so gut wie der Referent durch diesen Titel verleitet werden würden. Sie werden danach eine Auseinandersetzung der staatlichen, kirchlichen und socialen Zustände der Halbinsel, auch wol der politischen Rolle, welche Italien in diesen beiden Jahren gespielt hat, erwarten. Statt dessen finden sie eine Anzahl von Reisebriefen, den Bericht über die Erlebnisse und Beobachtungen des Verfassers auf einer neunmonatlichen Tour von den Alpen über Mailand, Genua, Florenz und Rom nach Neapel, und über Rom, Florenz, Bologna, Venedig und Triest wieder zurück gen Norden. Allerdings zeigt der Verfasser nicht nur einen klaren Blick und eine scharfe Beobachtungsgabe für die Herrlichkeiten der hesperischen Natur und Kunst und für die äußerlich hervortretenden Seiten des Volkslebens: er hat sich auch bemüht, die innern Verhältnisse des Landes und Volks in politischer, religiöser und gesellschaftlicher Beziehung tiefer zu erfassen als das bei den gewöhnlichen Touristen der Fall zu sein pflegt, sowol durch eigene Beobachtungen und Erkundigungen als durch geeignete Lectüre. Aber von einem einigermaßen vollständigen Totalbilde derselben ist darum doch keine Rede; den bei weitem größten Raum nimmt auch hier theils die Erzählung des Selbsterlebten, theils die Schilderung und Beschreibung des hundertmal Beschriebenen und Geschilderten ein. Dabei wollen wir dem Verfasser gern das Zeugniß ausstellen, daß er nichts weniger als ein gedankenloser Nachtreter seiner Vorgänger ist, daß er mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat; daß er sich ein selbständiges und unabhängiges Urtheil bewahrt, und vor allem,

daß seine, in behaglicher epischer Breite sich entfaltende und doch zugleich lebendige und anschauliche Darstellung trefflich gezeichnete und scharf umrissene Bilder des Geschautes und Erlebten bietet, auf das Mannichfaltigste von historischen und unhistorischen Anekdoten, wie von Betrachtungen über Zustände und Personen, über Kunst und Leben durchflochten und gewürzt. So gewinnen die Schilderungen altbekannter Dinge und Vorgänge, wie des Lebens und Treibens auf den Straßen von Rom und Neapel, des römischen Carnevals, der, nach seiner Darstellung jetzt eigentlich nur noch eine galvanisirte Leiche, wesentlich von Fremden und für die Fremden aufgeführt wird, der Feierlichkeiten der Charwoche, des Lotto-spiels, der Tombola u. s. w., einen neuen Reiz, der sie selbst für den durch die zahllosen Schilderungen der Art einigermaßen Bläsrten noch anziehend macht. Daß der Verfasser stets unter dem unmittelbaren Eindruck des eben Gesehenen und Erlebten schreibt, gibt seiner Erzählung eine wohlthuende Frische, wenn auch hier und da eine gewisse Weitschweifigkeit, eine Wiederholung, sogar hier und da ein Widerspruch mit sich selbst mit unterläuft, wie wenn er (I, 320) Houwald's Wort für sich in Anspruch nimmt:

Auch wer als Mann Neapel erst gesehen,
Wird nie mehr glücklich, wenn er es verläßt —

und an einer andern Stelle sagt, daß sich dieselbe Stadt doch auf einer zu niedrigen Culturstufe befinde, als daß sich ein Mensch, der in den Keimlichkeits- und Ordnungsbegriffen unserer Zeit aufgewachsen sei, auf die Länge heimisch fühlen könne. Auch ein factischer Irrthum findet sich hier und da, wie wenn er behauptet, daß in Sicilien vor 1859 noch gar keine Landstraßen vorhanden gewesen seien, während deren doch schon von Palermo nach Catania quer durch die ganze Insel, von Messina bis Roto längs der ganzen Ostküste und verschiedene kürzere

Strecken (Palermo - Monreale; Girgenti - Caltanissetta) existirten; wenn er von den im Januar (statt Juni) blühenden Oleanderbüschen spricht; vom Epomeo auf Ischia aus die schneebedeckten Gipfel der Abruzzen und die Höhen von Terracina und Gaeta (!) hinter dem im Süden gelegenen Vesuv sucht; den Eisenbahnpaß über die Apenninen oberhalb Pistoja zu 5—6000 statt kaum 3000 Fuß Höhe angibt; wenn er von den fast dreiviertel Millionen Bewohnern Neapels (statt höchstens einer halben) spricht, oder wenn er meint, daß es in Florenz keine Bäume und Gärten gebe, während das Innere weniger ummauerter Städte so reich daran sein dürfte, u. s. w.

Vörrstein ist ein Deutsch-Amerikaner, und es macht, so natürlich es übrigens sein mag, bei seiner echt deutschen Ausdrucks- und, fügen wir hinzu, Anschauungsweise einen eigenthümlichen Eindruck auf den deutschen Leser, wenn er selbst in den Anglo-Amerikanern viel mehr seine Landsleute sieht als in den Bewohnern unsers Vaterlandes. Auf die alte Heimat ist er nicht besonders zu sprechen; an Seitenhieben, verdienten und zuweilen auch unverdienten, läßt er es nicht fehlen. Was er von der schrecklichen Vorstellung sagt, die man sich in Deutschland von einem Italiener mache, ist im wesentlichen ganz veraltet, und er ist sehr im Irrthum, wenn er glaubt (wie es den Anschein hat), daß trotz Goethe, Stahr, Gregorovius u. a. die Mehrzahl der Deutschen in ihren Anschauungen von Italien noch auf dem Nicolai'schen Standpunkt ständen. Es ist in dieser Beziehung seit 1859 ein unverkennbarer Umschlag in der öffentlichen Meinung diesseit der Alpen eingetreten, der sich keineswegs auf die politischen Verhältnisse beschränkt. Es gab allerdings eine Zeit, wo der bekannte Ausspruch, Neapel sei ein Paradies auf Erden, aber von Teufeln bewohnt, so ziemlich die Anschauung der meisten Deutschen von dem ganzen Lande und Volke jenseit der Alpen ausdrückte. Aber das ist längst vorüber. Wir Deutschen hatten übrigens früher auch keine Ursache, besonders gut auf unsere Nachbarn zu sprechen zu sein: sie gaben uns unsere schlimme Meinung, unsere Vorurtheile gegen sie mit Zinsen zurück. Die Deutschen waren vor 1848 in Italien im ganzen und großen ebenso verhaßt wie wenig geachtet. Die Tedeschi, unter denen man in erster Linie die Oesterreicher, einschließlich der Kroaten, Ungarn, Serben u. s. w., in zweiter alle Deutschen verstand, galten für die Handlanger des Despotismus, für wahre Barbaren im Gegensatz zu der eigenen Nation, die ja nach Gioberti noch immer den Primat unter den civilisirten Völkern behaupten sollte. Dabei redeten die Gelehrten und Gebildeten überhaupt freilich viel von der *dotta Germania* — etwa in der Weise wie jetzt die „Moskauer Zeitung“ —, aber von den Deutschen als Volk, als Nation wollte man nichts wissen. Auch das hat sich geändert: die Urtheilsfähigen Männer der entschiedenen liberalen Partei haben sich uns zu- und in demselben Maße von ihren alten Freunden, den Franzosen, abgewandt. Aber das gute Verhältniß zwischen den beiden Völkern ruht im wesentlichen nur auf dem Verstande, nicht auf dem Gefühl; eine natürliche Sympathie ist kaum zwischen ihnen vorhanden. Die Italiener fühlen sich unwillkürlich immer mehr zu ihren

Stammverwandten im Westen und Nordwesten hingezogen als zu den Germanen. Hätten wir noch eines Beweises dafür bedurft, die letzten Monate hätten ihn uns geliefert. Nicht nur daß der König und die herrschende Partei, die sogenannte Consorteria, zu Frankreich neigen — das beruht zum Theil wenigstens auf allerdings sehr verkehrten politischen Combinationen und Berechnungen —, auch der unabhängige Theil des Volks wendet sein Herz unwillkürlich dem in seinem Besitzstande bedrohten Vetter zu und von dem erprobten Freunde ab, mag derselbe auch noch so sehr im Rechte sein. Es ist nicht nur das Zaubermotiv Republik, was Garibaldi und die Seinen nach Frankreich gelockt, es ist der natürliche Zug des Herzens. Die Italiener haben ein ungleich größeres Verständniß für die tönenden Phrasen Gambetta's und Jules Favre's als für die nüchternen Erklärungen Bismarck's, die knappen, wortkargen Aeußerungen des deutschen Hauptquartiers und die einfache fromme Sprache in den Proclamationen König Wilhelm's. Dazu kommt freilich das Gefühl der Demüthigung, daß sie Rom und Venedig den deutschen und nicht den eigenen Waffen verdanken, oder, nach der classischen Darstellung des „Kladderadatsch“, daß Preußen den Baum geschüttelt hat, von dem die beiden großen Birnen Rom und Venedig dem König Victor Emanuel in den offen gehaltenen Mund herabfielen. Dankbarkeit ist eine große, aber bekanntlich eine seltene Tugend, und einem eiteln und ehrgeizigen Volke erscheint die empfangene Wohlthat zugleich als eine drückende Last, ja gewissermaßen wie eine Art Attentat gegen die Nationallehre.

Doch genug; ich wollte nur darthun, daß man in Deutschland die Italiener vielleicht mit günstigeren Augen ansieht als in Italien die Deutschen. Daß die Art der Kriegführung im Jahre 1866 und das Verhalten seit dem Juli 1870 das Vertrauen auf die leitenden Kreise in Florenz und die Zuverlässigkeit des frühern Bundesgenossen gerade nicht gestärkt haben, ist begreiflich; daß man bei der Zerrüttung, die in den öffentlichen Angelegenheiten der Halbinsel herrscht, nicht von Bewunderung für den neuen Staat und seine Lenker erfüllt ist, ist auch ziemlich natürlich; daß man bei aller Achtung vor den Fortschritten, die das Land seit 20 Jahren fast nach allen Richtungen hin gemacht hat, es weder in Bezug auf seinen allgemeinen Culturzustand noch in Rücksicht auf seine socialen Verhältnisse mit Deutschland auf einer Stufe stellen will, ist durchaus in der Ordnung. Der Referent, welcher Italien aus vieljähriger eigener Anschauung kennt, gehört zu denen, welche überzeugt sind, daß das schöne Land auch in dieser Beziehung bereinigt wieder in den Reigen der leitenden Nationen des Welttheils eintreten, daß es alle die Hindernisse und Gefahren, mit denen es jetzt noch ringt, endlich überwinden werde. Aber diese Zeit ist noch nicht gekommen, und die lebende Generation wird darüber hinwegsterben, ehe sie eintritt. Ein durch jahrhundertlange despotische Misregierung aller Selbständigkeit wie jeder strengen geistigen Thätigkeit entwöhntes, theilweise planmäßig demoralisirtes Volk, dem größern Theile nach durch ein unbedingt gebietendes Pfaffenenthum im größten Aberglauben und der finstersten Unwissenheit erhalten, während die Minderheit im Gegensatz dazu zum größten Theil in Unglauben, Materialismus,

Nihilismus, Indifferentismus oder excentrischem Radicalismus verirrt war, kann in ein bis zwei Jahrzehnten nicht zur vollen Wiedergeburt gelangen. Wie bei den Israeliten, die aus Aegypten zogen, muß, in Mittel- und Unteritalien wenigstens, das alte Geschlecht erst einem jungen, unverbordenen Platz gemacht haben.

In der That ist das Bild, welches sich aus den Mittheilungen des Verfassers selbst über die öffentlichen Zustände des Landes vor uns entrollt, nichts weniger als ein heiteres. Der Re galantuomo und die herrschende Familie haben ihr „Prestige“ längst verloren und sind in den annectirten Provinzen wenig beliebt, während die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz dem König zum Theil wenigstens selbst die Liebe der Piemontesen geraubt hat. Die herrschende Partei ist unter sich selbst uneins, von kleinlichen Eifersüchteleien regiert, ohne Vertrauen beim Volke, in vielen ihrer Glieder der Bestechlichkeit dringend verdächtig. Die ganze Kammer ist in zahllose Fractionen und Fraktionchen zerplittert, ohne hervorragende Capacitäten auf der rechten wie auf der linken Seite. Die Opposition richtet sich mehr gegen die Personen als gegen die Sachen, ist in sich selbst uneins, in ihren Zielen unklar, stark nur in der Negation. „Die unbärtige Jugend führt das große Wort, Raisonneurs und Phrasenmacher herrschen in den Journalen, und ein großer Theil der italienischen Jugend scheint den Begriff der Freiheit mit dem der Zügellosigkeit zu verwechseln.“ Die Beamtenwelt ist noch immer mit dem Vorwurf der Corruption behaftet; die Disciplin der Flotte und des Landheers, deren höchste Befehlshaber wenig Beweise von Tüchtigkeit gegeben haben und sich selbst untereinander die ärgsten Vorwürfe ins Gesicht schleudern, ist gelockert; die Straßen sind unsicher, das Brigantenwesen steht, in einzelnen Gegenden wenigstens, noch immer in Blüthe. Und dazu die traurigen Finanzverhältnisse! 49 Lire (Franken) Steuern auf den Kopf, 3430 Millionen Staatsschulden, in kaum zehn Jahren ein Deficit von fast 3600 Millionen — ist es da zu verwundern, daß das unwissende Volk, welches dem neuen Königreich und seinen Institutionen außerdem die steigenden Preise der Lebensbedürfnisse wie die Handels- und Industriekrisen in die Schuhe schiebt, immer unzufriedener wird und sich theilweise sogar nach den Fleischböden Aegyptens zurückkehrt? Man möchte da wirklich mit Guerazzi, dem bekannten Dictator Toscanas von Anno 1849, ausrufen: „Si stava meglio, quando si stava peggio“ — es ging uns besser, als es uns schlechter ging! Und doch handelt es sich nur um ein unvermeidliches Durchgangsstadium. Es wäre freilich vielleicht besser gewesen, hätte der Norden Zeit gehabt, sich die Mitte und den Süden ganz allmählich im Laufe von Jahrzehnten zu annectiren und zu assimiliren. Aber auch so wird eine bessere Zeit kommen, wenn der Uebergang auch schwieriger und borniger ist; ja sie ist in mehr als einer Beziehung bereits im Werden.

Börnstein gibt uns aus Marc-Monnier's trefflichem Aufsatz in der „Revue des deux mondes“ eine Uebersicht der Verbesserungen und Fortschritte Italiens auf dem socialen Gebiet, besonders auf dem des Handels und Verkehrs seit 1860. Die Zeit ist jetzt schon vorüber, wo (1861) von 21 Millionen Einwohnern des Königreichs

17 Millionen weder schreiben noch lesen konnten. Der Unterrichtsminister Natoli hat Großes geleistet. In der Stadt Neapel ist beispielsweise seit der Annexion die Zahl der öffentlichen Schulen von 42 auf 111, die der Schüler von 3000 auf 17000 gestiegen. Statt 1472 Kilometer Eisenbahn gibt es in Italien jetzt 7400. Nicht weniger als 588 Millionen hat die Regierung für öffentliche Arbeiten ausgegeben. Das ist eine Saat, die bereits ihre Ernte zu liefern beginnt. Wenn erst einmal der unendlich reiche Boden Unteritaliens und Siciliens dem Verkehr und der Industrie erschlossen und das Volk dafür gewonnen ist, werden sich auch die Finanzzustände wieder heben. Wie es jetzt mit dem Menschen- und Güterverkehr in jenen Gegenden noch bestellt ist, zeigt unter anderm der Umstand, daß ein Kilometer Eisenbahn im Norden 25000 Francs, in Mittelitalien 12000, im Süden gar nur 6000 Francs jährlich einbringt. Freilich, das Beamten- und Priesterheer muß und wird sich entsprechend vermindern. Auf 700000 Kaufleute 550000 Doctoren, Advocaten und mit freien Künsten Beschäftigte, 174000 Beamte, und etwa ebenso viel Priester, die sich nur vom Messelern ernähren, abgesehen von den angestellten: das sind Zahlenverhältnisse, die klar genug auf den faulen Fleck und auf den verkehrten Weg deuten, auf den die regierenden weltlichen und geistlichen Herren die Nation seit Jahrhunderten allmählich gebrängt hatten. Auch die vielen großen todtten Städte, wie Pisa, Ferrara, Ravenna, Cremona, Padua, Venedig selbst und verschiedene andere, das Entzücken romantischer Touristen und ein Unglück für das Land, werden verschwinden — mögen sie wieder lebendige Glieder am Leibe des Staats oder ganz amputirt werden; Handel und Industrie werden einen neuen Aufschwung nehmen; der entwerthete Grundbesitz wird im Preise steigen wie die jetzt brachliegende Arbeitskraft, und es wird nicht mehr eine Stadt geben, wo, wie jetzt in Venedig, von 100000 Einwohnern 25000 in die öffentlichen Armenlisten eingetragen sind.

Besonders groß fand Börnstein die Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen in Neapel, obgleich hier die seit dem Sturze der Bourbonenherrschaft eingeführten Verbesserungen gerade auffällig hervortreten. Aber diese Verbesserungen selbst, zumal die, welche darauf hinzielen, das Volk zur Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit hinzuführen, erscheinen den an unbedingte Bevormundung, Leitung und Fürsorge von oben gewöhnten Bewohnern zum Theil vielmehr als eine drückende Verschlimmerung ihres Loses. So wurde früher bei allen Handels- und Industriekrisen Neapel gegen die Außenwelt abgesperrt; dafür standen denn Handel und Industrie natürlich auf einer sehr niedrigen Stufe; jetzt muß das Land auch in dieser Hinsicht an dem Wohl und Wehe des übrigen Europa theilnehmen: da klagen die Consumenten nicht minder als die früher privilegierten Producenten. Die Beamten sollen nicht mehr von Bestechungen leben; die Sinecuren sind aufgehoben; das Volk soll arbeiten: alles das mundet der großen Masse schlecht. Die bourbonischen Legitimisten, die von Rom aus instruirten und unterstützten Pfaffen, Ultraradicalen und Mazzinianer, die ehrlichen Anhänger Garibaldi's und Crispi's — alle schüren die Unzufriedenheit mit den neugeschaffenen Zu-

ständen. So erscheint es natürlich, daß, wie uns Börnstein erzählt, der Kronprinz Humbert mit seiner jungen Gemahlin, die in Neapel residiren sollten, wie der König selbst von der Bevölkerung der größten Stadt des Landes sehr kalt empfangen wurden, sodaß der letztere, höchst aufgebracht über seine Minister, die ihn zu dieser Reise überredet hatten, fast ohne Aufenthalt wieder nach Florenz zurückkehrte.

Börnstein verkennt nicht, daß, was heute bereits zur Wirklichkeit geworden ist, früher oder später eintreten müsse — daß Italien Rom zu seiner Hauptstadt machen werde. Allein er hält das keineswegs für ein Glück. Abgesehen davon, daß die Römer, welche bisher weniger Steuern zahlten, nicht kriegsdienstpflichtig und an das Regiment des Krummstabs, unter dem ja nach dem Sprichwort gut wohnen ist, seit Jahrhunderten gewöhnt waren, sich in der Mehrzahl nicht sehr danach sehten, Italiener zu werden, könne die Stadt mit ihrer seit einem Jahrtausend ihr anerzogenen Wesenheit unmöglich der Leistung des übrigen Italien werden. „Rom hat keine innere Lebensfähigkeit, keine innere Nothwendigkeit des Bestehens; es ist eine einbalsamirte Mumie mit automatischer Bewegung . . . Rom ist gewesen.“ *) Um eine moderne Hauptstadt zu machen, bedürfte es einer vollständigen Umwälzung nach allen Richtungen hin. Wenn er übrigens meint, daß die Italiener Rom nur um einer historischen Reminiscenz willen zur Hauptstadt verlangten, so ist er entschieden in einem, freilich in Deutschland sehr verbreiteten Irrthum befangen. Es ist vielmehr vor allem die richtige Erkenntniß, daß die Hauptstadt Rom das verbindende und bindende Element für die auseinanderfallenden Theile des neuen Einheitsstaats sein werde, während jede andere, die Eifersucht verschiedener anderer wirklich oder doch in den Augen ihrer Bewohner gleichberechtigter Städte erregend, vielmehr ein Element der Trennung als der Einigung sein würde.

Als eine Probe der frischen und anschaulichen Detailschilderungen italienischen Volkslebens, an denen das Buch, wie gesagt, sehr reich ist, geben wir zum Schluß die Beschreibung des neapolitanischen Weihnachtsmarktes:

Ich habe große Märkte gesehen, wie den Marché des Innocents in Paris, aber von einem solchen Treiben wie das hiesige, wo die ganze Stadt zu einem einzigen großen Marke wird, hatte ich doch keinen Begriff. Schon am 14. December hatten Proclamationen der Municipalität bekannt gemacht, daß vom 16. December an es allen Kleinverkäufern von Papier, Büchern, Galanteriewaaren, Glas, Geschirr u. s. w., und vom 21. December an auch den Verkäufern von Eßwaaren erlaubt sei, auf dem Trottoir der Hauptstraßen ihre Waaren anzubieten — und von dieser Erlaubniß ward freigebig Gebrauch gemacht. Schon zu gewöhnlichen Zeiten sind beide Seiten des Toledo mit ambulanten Verkäufern besetzt, die „alles und noch einiges mehr“ feilbieten — jetzt entwickelten sich zu beiden Seiten des Trottoirs lange Reihen von Tischen und Ständen, an denen alles, was man sich nur immer als begehrensworth denken kann, zum Verkauf ausgesetzt wurde — von den neuesten Erzeugnissen der italienischen Literatur und den Uebersetzungen von Alexandre Dumas' Romanen, von Gemmen, Cameen und Korallen, von Gold- und Silberschmuck an, bis zu Zündhölzern, Nachtlichtern, Zahnstochern u. dgl. m. Es war das schon ein arges Gewirr und ein heilloser Lärm, als aber am 21. December nun auch die Eßwaarenhändler hinzukamen und ihre fliegenden Butiken auf dem Fahrwege aufschlugen, wurden Gedränge, Geschrei, Geheul wahrhaft entsetzlich. Die Tausende von Fischern aus Barra, Portici, Torre, Castellamare, Sorrento, Mergellina, Posillipo, Bagnoli, Pozzuoli, Bajä und andern Orten kamen alle herbei, alle in ihrer malerischen Tracht, mit den rothen oder braunen Sackmägen, dem auf der Brust offenen Hemd, unter dem das Amulet hervorsteht, den kurzen Schwimmoosen, den bloßen Beinen und dem kurzen, über die Schultern geworfenen braunen Mantel; sie kamen und schleppten Eimer und Zuber herbei, voll von Austern, Muscheln und Seesrüchten (frutti del mare), Seesternen, Seesigeln und Seespinnen, sie brachten Körbe mit riesigen Hummern und Fischen der wunderbarsten Arten und Gattungen, wie sie nur die südlichen Meere in solcher Mannichfaltigkeit und Farbenpracht bieten. Und nun bildeten sie mit ihren Waaren in den Straßen eine Gasse, neben der sich nur mühsam und vorsichtig die Wagen vorbeiwandten, in deren Mitte der dichtgedrängte Strom der Käufer hin- und herwogte. Neben den Fischern schlugen die Verkäufer von Würsten und Käsen, von Gurken, Oliven, Kappern und andern Eßigfrüchten, von Zuckerwerk und Bäckereien ihre Stände auf; jedes preiße seine Waare aus voller Kehle und ruft die Käufer herbei: „Oh che bella cosa! Oh che bellissima cosa!“ Und nun folgt eine lange Anpreisung der unzähligen vortrefflichen Eigenschaften seiner Würste, Käse, Gurken oder Bonbons; einer sucht den andern zu überschreien, die Käufer müssen ebenfalls mörderisch schreien, um sich in diesem Höllenlärm verständlich zu machen: und so schwillt denn dieser Straßenlärm zu einem betäubenden, verwirrenden, ohrenzerreißenden Geheul an, das schon manche schwachnervige Engländerin in Angst und Schrecken versetzte, sodaß sie um Gotteswillen bat, nach Hause zurückgeführt zu werden.

*) An einer andern Stelle heißt es freilich: „Rom wird aus einer geistlichen Provinzialstadt immer mehr zur Weltstadt.“

Zur Geschichte des fränkischen Reichs.

Jahrbücher des fränkischen Reichs 714—741. Die Zeit Karl Martell's. Von Theodor Breyfig. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1869. 8. 24 Ngr.

Außerst kurze Angaben über die Ereignisse in den einzelnen Jahren, geschrieben von Mönchen mit sehr engem Gesichtskreis, kleine Chroniken, in denen schon die dynastischen Parteiinteressen den Thatfachen ihre Farben verleihen, Klostergeschichten und Lebensbeschreibungen einiger Heiligen, in denen die allgemeine politische Geschichte nur sehr geringe Beachtung findet, nebst wenigen Urkunden und Briefen — das ist der Stoff, aus denen die Geschichte Karl Martell's entnommen werden muß. Eine

solche wahrheitgemäße Charakteristik des Quellenmaterials, wie sie der Verfasser an die Spitze seines Buchs stellt, gibt die beste Rechtfertigung der streng kritischen Methode, welche hier in der Darstellung befolgt ist. Für eine bloß unterhaltende Lektüre bietet ein solcher Stoff keine Handhabe, er ist überhaupt nur für eigentliche Belehrung gemacht, aber keineswegs nur für den engen Kreis der Fachgenossen. Denn in dem schlichten und hier und da beinahe dürftigen Referat der Thatfachen, wie es genau an die urkundlichen Belege angeschlossen, gleichsam nur als eine in das Licht des gegenwärtigen wissenschaftlichen Bewußtseins gerückte Paraphrase oder Erläuterung der-

selben uns hier vorgeführt wird, liegt für den denkenden Freund und Kenner der Geschichte ein eigenthümlicher Werth. Er darf nicht erst das Gestrüppe eigenmächtiger Combinationen, künstlich verflochtener Hypothesen niederhauen, um zu dem Kerne des wirklich Geschehenen vorzubringen. Dieser selbst steht in jedem Falle so offen und zugänglich vor ihm, daß er zu jeder Art von selbständiger Verarbeitung sofort brauchbar ist. Auf diese Weise mag sich also ein jeder die innere Belebung des Stoffes selbst schaffen, und er ist in der That so geartet, daß er alle Kräfte des Geistes energisch in Anspruch nimmt.

Einmal ist es schon die Persönlichkeit des Mannes, der seiner Zeit ihren Namen gibt, welche trotz aller Mängel der Quellen und trotz aller Geistesstumpfheit ihrer Autoren doch in hinlänglich deutlicher Plastik, man darf wohl behaupten, in allen der Erkenntniß wesentlich notwendigen Zügen vollkommen deutlich heraustritt. Sein Beinamen Martell, den ihm übrigens nicht seine Zeitgenossen sondern erst spätere Jahrhunderte ertheilen, gibt der landläufigen Vorstellung von ihm doch nicht das ganz zutreffende, mindestens ein sehr einseitiges Gepräge. Gewiß war er vor allem ein „Hammer“ seiner Feinde, ein Perkschmetterer der Heere, aber doch noch mehr als das, und vielleicht eben dies andere, was er nach dem Zuschnitte seiner Zeit nur neben seinem Hauptberuf als Soldat und Feldherr sein durfte, mit noch größerer Virtuosität, nämlich ein reiflich abwägender, fein combinirender und weitausblickender Staatsmann. Er theilt diesen Zug mit seinem großen Vater Pipin und vererbte ihn auf seinen ebenso großen Sohn gleichen Namens. In dem Enkel Karl, dem allein die Nachwelt das Prädikat des Großen zugestanden hat, ist wol auch noch jener dem ganzen Hause gemeinsame Typus zu erkennen, aber doch versetzt mit einigen fremdartigen Elementen. Sie sind es vorzugsweise gewesen, die ihn zu dem Helben seiner Zeit und des ganzen Mittelalters gestempelt haben, aber mit den Augen des heutigen verständigen Beurtheilers von Menschen und Dingen angesehen, werden sie uns zwar merkwürdig und weltgeschichtlich fruchtbar im höchsten Maße, aber keineswegs als das Kennzeichen einer besonders hervorragenden Intelligenz und eines eminenten Charakters erscheinen. Der romantische Idealismus, der die Seele Karl's des Großen nicht ausschließlich erfüllte, aber in ihr doch neben seinen reellern Hauseigenschaften als Soldat und Staatsmann einen bestimmten Platz behauptete, hat ohne Zweifel eine neue Zeit im Gegensatz zu der hart und ausschließlich prosaischen und realistischen seiner Ahnen heraufbeschworen; aber er hat auch, freilich ganz unbewußt, aber nichtsdestoweniger doch das meiste dazu gethan, um das große Werk des Schwertes und des Verstandes seiner Ahnen innerlich auszuhöhlen, während er es äußerlich durch die Macht seines Glückes und seiner phantasievollen, um nicht zu sagen phantastischen Combinationen mit einer so glänzenden Farbenpracht ausschmückte, daß es als etwas ganz Neues, nicht als das Erbtheil der Vorzeit, sondern als sein eigenes und persönlichstes ausfiel und den Zeitgenossen und der Nachwelt unbedenklich dafür galt. Neben ihm mußte nicht bloß die Gestalt seines Vaters Pipin, sondern noch mehr

die seines Großvaters Karl erblicken, oder vielmehr, ohne daß man dabei genöthigt wäre, an eine bewußte Tendenz der Geschichtsfälschung zu denken, wie sie etwa in unserer Zeit von zügellosen politischen und religiösen Parteigängern systematisch betrieben wird, die Gestalt Karl Martell's mußte neben einem Karl dem Großen sich in dessen gegensätzliche Folie umgestalten. Alles was an dem Enkel als groß, erhaben, einzig, als Vorbild für alle Zeiten galt, verzerrte sich an dem Großvater zu einer wüsten Caricatur. Er wurde der mit dem Fluche der Kirche und der frommen Gesinnung überhaupt gestempelte Klopfsechter von Profession, dem nichts heilig und ehrwürdig war, der keine andern Ziele als die der augenblicklichen rohen Laune und des augenblicklichen Vortheils kannte, der die Rechte aller, mit Vorliebe aber die besonders geheiligten, unter seine und seiner wüsten Spießgesellen Füße trat. Dies ist der Karl Martell der frommen Missionäre des 9. und 10. Jahrhunderts, und ihr Auge mußte ihn darum natürlich in dem tiefsten Höllenschlunde braten sehen, obgleich er der leibliche Ahnherr ihrer demüthigt beräucherten königlichen Patrone war.

Sieht man die Thatfachen mit dem nüchternen Blicke des modernen Verstandes an, so wird, wie schon angedeutet, das zwischen den beiden großen Karolingern abwägende Urtheil gerade zu dem entgegengesetzten Resultat kommen, aber es würde ebenso wenig ein wahrhaft geschichtliches sein, wie das des Verfassers der „Vicio Wettini“. Es kann dazu nur erhoben werden, wenn es nicht den Mann und seine Thaten an sich, sondern im Zusammenhang mit dem Zeitgeist und den großen Entwicklungsreihen seiner Umgebung zu erfassen sucht. Und in diesem Falle erscheint er allerdings nach der einen Seite hin ebenso groß und reich an geistigem Fonds und Thatkraft, wie nach der andern doch wieder beschränkt und hinter seiner Zeit zurück. Wo er als Soldat auftritt, da ist er, soweit man heute in diese unserm Urtheile am weitesten entrückten Verhältnisse hineinzusehen vermag, unvergleichlich, nicht bloß wegen des Glückes, das sich überall an seine Fahnen fesselte, sondern noch viel mehr wegen der sichtbaren Unterordnung der Gesichtspunkte und Neigungen des ritterlichen und stets vom Siege gekrönten Haudegens unter die Interessen des allgemeinen Wohls oder des Staates. Er hat fast jedes Jahr einen Feldzug gemacht, aber jeder Feldzug ist ihm nicht durch sein kriegerisches Gelüste oder durch idealistische und romantische Eroberungstendenzen entloßt, sondern durch die eifernde Nothwendigkeit, durch die unabwendbare Consequenz großer, von seinem Willen ganz unabhängiger Verhältnisse abgenöthigt worden. Unbedingt das größte militärische Genie unter allen Karolingern, und darin namentlich seinem Enkel unendlich überlegen, hat er doch nie einen wirklichen Angriffskrieg, ja selbst nicht einmal einen Krieg außerhalb der Reichsgrenzen geführt, wenn man nur festhält, daß z. B. das Land der Friesen, auf dessen Boden er öfter kämpfte, nominell doch auch als ein Zubehör des fränkischen Reiches oder wenigstens von einem pflichterfüllten Beherrscher des Letztern als ein solcher angesehen werden mußte, und daß auch die Sachsen schon seit Jahrhunderten in einem freilich von ihnen selbst meist mit blutigem Hohne zurückgewiesenen

ständen. So erscheint es natürlich, daß, wie uns Börnstein erzählt, der Kronprinz Humbert mit seiner jungen Gemahlin, die in Neapel residiren sollten, wie der König selbst von der Bevölkerung der größten Stadt des Landes sehr kalt empfangen wurden, sodaß der letztere, höchst aufgebracht über seine Minister, die ihn zu dieser Reise überredet hatten, fast ohne Aufenthalt wieder nach Florenz zurückkehrte.

Börnstein verkennt nicht, daß, was heute bereits zur Wirklichkeit geworden ist, früher oder später eintreten müsse — daß Italien Rom zu seiner Hauptstadt machen werde. Allein er hält das keineswegs für ein Glück. Abgesehen davon, daß die Römer, welche bisher weniger Steuern zahlten, nicht kriegsdienstpflichtig und an das Regiment des Krummstabs, unter dem ja nach dem Sprichwort gut wohnen ist, seit Jahrhunderten gewöhnt waren, sich in der Mehrzahl nicht sehr danach sehnten, Italiener zu werden, könne die Stadt mit ihrer seit einem Jahrtausend ihr anerzogenen Wesenheit unmöglich der Leistung des übrigen Italien werden. „Rom hat keine innere Lebensfähigkeit, keine innere Nothwendigkeit des Bestehens; es ist eine einbalsamirte Mumie mit automatischer Bewegung . . . Rom ist gewesen.“ *) Um eine moderne Hauptstadt daraus zu machen, bedürfe es einer vollständigen Umwälzung nach allen Richtungen hin. Wenn er übrigens meint, daß die Italiener Rom nur um einer historischen Reminiscenz willen zur Hauptstadt verlangten, so ist er entschieden in einem, freilich in Deutschland sehr verbreiteten Irrthum befangen. Es ist vielmehr vor allem die richtige Erkenntniß, daß die Hauptstadt Rom das verbindende und bindende Element für die auseinanderfallenden Theile des neuen Einheitsstaats sein werde, während jede andere, die Eifersucht verschiedener anderer wirklich oder doch in den Augen ihrer Bewohner gleichberechtigter Städte erregend, vielmehr ein Element der Trennung als der Einigung sein würde.

Als eine Probe der frischen und anschaulichen Detailschilderungen italienischen Volkslebens, an denen das Buch, wie gesagt, sehr reich ist, geben wir zum Schluß die Beschreibung des neapolitanischen Weihnachtsmarktes:

Ich habe große Märkte gesehen, wie den Marche des Juno-

*) An einer andern Stelle heißt es freilich: „Rom wird aus einer geistlichen Provinzialstadt immer mehr zur Weltstadt.“

cents in Paris, aber von einem solchen Treiben wie das hiesige, wo die ganze Stadt zu einem einzigen großen Markte wird, hatte ich doch keinen Begriff. Schon am 14. December hatten Proclamationen der Municipalität bekannt gemacht, daß vom 16. December an es allen Kleinverkäufern von Papier, Büchern, Galanteriewaaren, Glas, Geschirr u. s. w., und vom 21. December an auch den Verkäufern von Schwaaen erlaubt sei, auf dem Trottoir der Hauptstraßen ihre Waaren anzubieten — und von dieser Erlaubniß ward freigeig Gebrauch gemacht. Schon zu gewöhnlichen Zeiten sind beide Seiten des Toledo mit ambulanten Verkäufern besetzt, die „alles und noch einiges mehr“ feilbieten — jetzt entwickelten sich zu beiden Seiten des Trottoirs lange Reihen von Tischen und Ständen, an denen alles, was man sich nur immer als begehrensworth denken kann, zum Verkauf ausgesetzt wurde — von den neuesten Erzeugnissen der italienischen Literatur und den Uebersetzungen von Alexandre Dumas' Romanen, von Gemmen, Cameen und Korallen, von Gold- und Silbergeschmuck an, bis zu Zinnobergläsern, Nachtluchtern, Zahnstochern u. dgl. m. Es war das schon ein arges Gewirr und ein heillosor Lärm, als aber am 21. December nun auch die Schwaaenhändler hinzukamen und ihre stiegenden Butiken auf dem Fahrwege aufschlugen, wurden Gedränge, Geschrei, Geheul wahrhaft entsetzlich. Die Tausende von Fischern aus Barra, Portici, Torre, Castellamare, Sorrento, Mergellina, Posillipo, Bagnoli, Pozzuoli, Baja und andern Orten kamen alle herbei, alle in ihrer malerischen Tracht, mit den rothen oder braunen Sackmägen, dem auf der Brust offenen Hemd, unter dem das Amulet hervorsticht, den kurzen Schwimmschößen, den bloßen Beinen und dem kurzen, über die Schultern geworfenen braunen Mantel; sie kamen und schlepten Eimer und Zuber herbei, voll von Austern, Muscheln und Seesrüchten (frutti del mare), Seeesteren, Seeigeln und Seespinnen, sie brachten Körbe mit riesigen Hummern und Fischen der wunderbarsten Arten und Gattungen, wie sie nur die südlichen Meere in solcher Mannigfaltigkeit und Farbenpracht bieten. Und nun bildeten sie mit ihren Waaren in den Straßen eine Gasse, neben der sich nur mühsam und vorsichtig die Wagen vorbeiwandten, in deren Mitte der dichtgedrängte Strom der Käufer hin- und herwogte. Neben den Fischern schlugen die Verkäufer von Würsten und Käsen, von Gurken, Oliven, Kappern und andern Essigfrüchten, von Zuckerwerk und Badereien ihre Stände auf; jedes preis feine Waare aus voller Kehle und ruft die Käufer herbei: „Oh che bella cosa! Oh che bellissima cosa!“ Und nun folgt eine lange Anpreisung der unzähligen vortrefflichen Eigenschaften seiner Würste, Käse, Gurken oder Bonbons; einer sucht den andern zu überschreien, die Käufer müssen ebenfalls mörderisch schreien, um sich in diesem Höllenlärm verständlich zu machen; und so schwillt denn dieser Straßenlärm zu einem betäubenden, verwirrenden, ohrenzerreißenden Geheul an, das schon manche schwachnervige Engländerin in Angst und Schrecken versetzte, sodaß sie um Gotteswillen bat, nach Hause zurückgeführt zu werden.

Zur Geschichte des fränkischen Reichs.

Zahrbücher des fränkischen Reichs 714—741. Die Zeit Karl Martell's. Von Theodor Dreyfig. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1869. 8. 24 Ngr.

Neuerst kurze Angaben über die Ereignisse in den einzelnen Jahren, geschrieben von Mönchen mit sehr engem Gesichtskreis, kleine Chroniken, in denen schon die dynastischen Parteiinteressen den Thatsachen ihre Farben verleihen, Klostergeschichten und Lebensbeschreibungen einiger Heiligen, in denen die allgemeine politische Geschichte nur sehr geringe Beachtung findet, nebst wenigen Urkunden und Briefen — das ist der Stoff, aus denen die Geschichte Karl Martell's entnommen werden muß. Eine

solche wahrheitsgemäße Charakteristik des Quellenmaterials, wie sie der Verfasser an die Spitze seines Buchs stellt, gibt die beste Rechtfertigung der streng kritischen Methode, welche hier in der Darstellung befolgt ist. Für eine bloß unterhaltende Lektüre bietet ein solcher Stoff keine Handhabe, er ist überhaupt nur für eigentliche Belehrung gemacht, aber keineswegs nur für den engen Kreis der Fachgenossen. Denn in dem schlichten und hier und da beinahe dürftigen Referat der Thatsachen, wie es genau an die urkundlichen Belege angeschlossen, gleichsam nur als eine in das Licht des gegenwärtigen wissenschaftlichen Bewußtseins gerückte Paraphrase oder Erläuterung der-

selben uns hier vorgeführt wird, liegt für den denkenden Freund und Kenner der Geschichte ein eigenthümlicher Werth. Er darf nicht erst das Gestrüppe eigenmächtiger Combinationen, künstlich verflochtener Hypothesen niederhauen, um zu dem Kerne des wirklich Geschehenen vorzudringen. Dieser selbst steht in jedem Falle so offen und zugänglich vor ihm, daß er zu jeder Art von selbständiger Verarbeitung sofort brauchbar ist. Auf diese Weise mag sich also ein jeder die innere Belegung des Stoffes selbst schaffen, und er ist in der That so gearbet, daß er alle Kräfte des Geistes energisch in Anspruch nimmt.

Einmal ist es schon die Persönlichkeit des Mannes, der seiner Zeit ihren Namen gibt, welche trotz aller Mängel der Quellen und trotz aller Geistesstumpfsheit ihrer Autoren doch in hinlänglich deutlicher Plastik, man darf wol behaupten, in allen der Erkenntniß wesentlich notwendigen Zügen vollkommen deutlich heraustritt. Sein Beinamen Martell, den ihm übrigens nicht seine Zeitgenossen sondern erst spätere Jahrhunderte ertheilen, gibt der landläufigen Vorstellung von ihm doch nicht das ganz zutreffende, mindestens ein sehr einseitiges Gepräge. Gewiß war er vor allem ein „Hammer“ seiner Feinde, ein Berschnitter der Heere, aber doch noch mehr als das, und vielleicht eben dies andere, was er nach dem Zuschnitte seiner Zeit nur neben seinem Hauptberuf als Soldat und Feldherr sein durfte, mit noch größerer Virtuosität, nämlich ein reiflich abwägender, fein combinirender und weitausblickender Staatsmann. Er theilt diesen Zug mit seinem großen Vater Pipin und vererbte ihn auf seinen ebenso großen Sohn gleichen Namens. In dem Enkel Karl, dem allein die Nachwelt das Prädicat des Großen zugestanden hat, ist wol auch noch jener dem ganzen Hause gemeinsame Typus zu erkennen, aber doch verjagt mit einigen fremdartigen Elementen. Sie sind es vorzugweise gewesen, die ihn zu dem Helben seiner Zeit und des ganzen Mittelalters gestempelt haben, aber mit den Augen des heutigen verständigen Beurtheilers von Menschen und Dingen angesehen, werden sie uns zwar merkwürdig und weltgeschichtlich fruchtbar im höchsten Maße, aber keineswegs als das Kennzeichen einer besonders hervorragenden Intelligenz und eines eminenten Charakters erscheinen. Der romantische Idealismus, der die Seele Karl's des Großen nicht ausschließlich erfüllte, aber in ihr doch neben seinen reellern Hauseigenschaften als Soldat und Staatsmann einen bestimmten Platz behauptete, hat ohne Zweifel eine neue Zeit im Gegensatz zu der hart und ausschließlich prosaischen und realistischen seiner Ahnen heraufbeschworen; aber er hat auch, freilich ganz unbewußt, aber nichtsdestoweniger doch das meiste dazu gethan, um das große Werk des Schwertes und des Verstandes seiner Ahnen innerlich auszuhöhlen, während er es äußerlich durch die Macht seines Glückes und seiner phantasievollen, um nicht zu sagen phantastischen Combinationen mit einer so glänzenden Farbenpracht ausschmückte, daß es als etwas ganz Neues, nicht als das Erbtheil der Vorzeit, sondern als sein eigenes und persönlichstes ansah und den Zeitgenossen und der Nachwelt unbedenklich dafür galt. Neben ihm mußte nicht bloß die Gestalt seines Vaters Pipin, sondern noch mehr

die seines Großvaters Karl erblichen, oder vielmehr, ohne daß man dabei genöthigt wäre, an eine bewußte Tendenz der Geschichtsfälschung zu denken, wie sie etwa in unserer Zeit von zügellosen politischen und religiösen Parteigängern systematisch betrieben wird, die Gestalt Karl Martell's mußte neben einem Karl dem Großen sich in dessen gegensätzliche Folie umgestalten. Alles was an dem Enkel als groß, erhaben, einzig, als Vorbild für alle Zeiten galt, verzerrte sich an dem Großvater zu einer wüsten Caricatur. Er wurde der mit dem Fluche der Kirche und der frommen Besinnung überhaupt gestempelte Klopfsechter von Profession, dem nichts heilig und ehrwürdig war, der keine andern Ziele als die der augenblicklichen rohen Laune und des augenblicklichen Vorteils kannte, der die Rechte aller, mit Vorliebe aber die besonders geheiligten, unter seine und seiner wüsten Spießgesellen Füße trat. Dies ist der Karl Martell der frommen Missionäre des 9. und 10. Jahrhunderts, und ihr Auge mußte ihn darum natürlich in dem tiefsten Höllenschlunde braten sehen, obgleich er der leibliche Ahnherr ihrer demüthigt beräucherten königlichen Patrone war.

Sieht man die Thatfachen mit dem nüchternen Blicke des modernen Verstandes an, so wird, wie schon angedeutet, das zwischen den beiden großen Karolingern abwägende Urtheil gerade zu dem entgegengesetzten Resultat kommen, aber es würde ebenso wenig ein wahrhaft geschichtliches sein, wie das des Verfassers der „Vicio Wettini“. Es kann dazu nur erhoben werden, wenn es nicht den Mann und seine Thaten an sich, sondern im Zusammenhang mit dem Zeitgeist und den großen Entwicklungsreihen seiner Umgebung zu erfassen sucht. Und in diesem Falle erscheint er allerdings nach der einen Seite hin ebenso groß und reich an geistigem Fonds und Thatkraft, wie nach der andern doch wieder beschränkt und hinter seiner Zeit zurück. Wo er als Soldat auftritt, da ist er, soweit man heute in diese unserm Urtheile am weitesten entrückten Verhältnisse hineinzusehen vermag, unvergleichlich, nicht bloß wegen des Glückes, das sich überall an seine Fahnen fesselte, sondern noch viel mehr wegen der sichtbaren Unterordnung der Gesichtspunkte und Neigungen des ritterlichen und stets vom Siege gekrönten Haudegens unter die Interessen des allgemeinen Wohls oder des Staates. Er hat fast jedes Jahr einen Feldzug gemacht, aber jeder Feldzug ist ihm nicht durch sein kriegerisches Gelüste oder durch idealistische und romantische Eroberungstendenzen entlockt, sondern durch die eifernde Nothwendigkeit, durch die unabwendbare Consequenz großer, von seinem Willen ganz unabhängiger Verhältnisse abgenöthigt worden. Unbedingt das größte militärische Genie unter allen Karolingern, und darin namentlich seinem Enkel unendlich überlegen, hat er doch nie einen wirklichen Angriffskrieg, ja selbst nicht einmal einen Krieg außerhalb der Reichsgrenzen geführt, wenn man nur festhält, daß z. B. das Land der Friesen, auf dessen Boden er öfter kämpfte, nominell doch auch als ein Zubehör des fränkischen Reiches oder wenigstens von einem pflichterfüllten Beherrscher des letztern als ein solcher angesehen werden mußte, und daß auch die Sachsen schon seit Jahrhunderten in einem freilich von ihnen selbst meist mit blutigem Hohne zurückgewiesenen

Abhängigkeitsverhältniß dazu standen. Wäre er auch nur um einen Zoll weniger Kriegsheld gewesen, so hätte damals, als die Araber an der Rhone und die Sachsen am Rheine standen, die letzte Stunde des Frankenreichs geschlagen, und insofern ist er nicht bloß providentiell in seinen Kriegsthaten, sondern es war auch die absolute Nothwendigkeit für ihn selbst und seinen Staat gegeben, daß er sie gerade so durchschlagend und gewaltig vollbrachte, wie er es that. Aber sein Verdienst wird durch diese Betrachtung nicht gemindert, wohl aber durch die andere erhöht, daß er keinen Schritt über das nothwendigste Maß hinaus that. Welche Aussicht für einen Soldaten und Fürsten des 8. Jahrhunderts, als der Papst ihn mit den Ehrenbezeichnungen gleichsam überschüttete, die sein Sohn Pipin und sein Enkel Karl von den Nachfolgern jenes Gregor III. als eine theuer erkaufte Gabe mühsam erbat, bloß um ihn dazu zu bewegen, seine defensiv Stellung aufzugeben, und ihm durch einen unzweifelhaft zum Siege führenden Schlag gegen die Longobarden und zugleich gegen die Byzantiner Lust zu machen. Karl aber ließ sich weder durch den Pomp des Patriats, noch durch das Consulat, noch durch die Flut ränkevollster Schmeicheleien aus seiner kühlen Position drängen: er sandte seinen eigenen Sohn demselben Longobardischen König Ruitprant, durch dessen angefohrene Vernichtung er schon ein halbes Jahrhundert früher den kaiserlichen Purpur seinem Hause hätte erwerben können, damit dieser ihm seine Locken schere und damit sein Aboptivvater werde. Niemals hat ihm Rom diese Kienitz vergessen, die freilich für den Augenblick das Dasein eines selbständigen Kirchenstaates, der ewigen Grundbedingung für das Dasein des Papstthums, ganz in Frage stellte. Karl selbst aber hat damit keineswegs der Mission seines Hauses und Volkes etwas vergeben, er hat sie nur auf seinen Sohn und Enkel vererbt, denen er durch seine Entscheidung die Kraft verlieh, sie so durchzuführen, daß damit eine neue Epoche der Weltgeschichte begann.

Ganz dasselbe gilt von seiner persönlichen Stellung

zu der Kirche seines Volkes und Reiches und zu den großen in ihr sich damals vollziehenden Bewegungen. Auch hier nimmt er eine völlig kühle, zuwartende Haltung ein, und es wird begreiflich, wie ihn die erhöhte Phantasie der streng hierarchischen Richtung zu dem großen Kirchenzerstörer, Urheber systematischer Verraubung der Kirche, Beschützer aller Mißbräuche und nichtswürdiger Glieder in ihr machen konnte. Sein großer Zeitgenosse Bonifacius hat mancherlei Förderung von ihm erfahren, Geld, Schmuckgegenstände, nachdrückliche Empfehlungsbriefe erhalten, so viel er anständigweise verlangen konnte, aber auch nicht mehr. Alles was in seiner Thätigkeit auf eine durchgreifende Umgestaltung der heillosen kirchlichen Zustände hinwies, fand bei Karl nur hßliche Ablehnung. Er wollte und konnte nach seinem ganzen Wesen und den Mitteln, in deren wirklichem Besitz er sich wußte, auch hier nur sozusagen in der Defensiv bleiben oder den bisherigen Zustand, mit dem sich sein Vater und er hatten behelfen müssen, erhalten, zur Noth in einzelner, wo es seine andern Interessen zu ermöglichen schienen, auch einmal etwas im Sinne der Reform thun, aber mit dem Vorbehalt, in jedem Augenblicke, wo es seine Politik erheischte, Männer wie den berühmten Milo oder Wido in der Kirche für seine Zwecke zu verwenden. So ist und bleibt er, trotz des Gepräges glänzender Thaten und seiner persönlich imposanten fürstlichen Repräsentation — hat er ja doch ganze vier Jahre nicht einmal die bisherige officielle Repräsentation der höchsten Staatsmacht in der Person eines Königs aus dem altgeweihten Merovingischen Hause neben sich für nöthig befunden, sondern den Thron als ein bloßes Stück Holz mit Sammt bezogen behandelt —, doch durchweg nüchtern und trocken verständig und insofern in gewisser Weise hinter dem Geiste einer Zeit zurück, die einem wenn auch noch so roh gefaßten Idealismus immer entschiedener zustrebte. Er ist und bleibt also ein Wegebahner, etwa so wie Friedrich Wilhelm I. es für Friedrich den Großen war.

Heinrich Rückert.

Ein publicistischer Dithyrambus.

Der Siegeszug der deutschen Idee. Blicke von dem Aeußern auf das Innere. Von Theodor Delsner. Berlin, A. Duncker. 1870. Gr. 8. 6 Bgr.

Nicht bloß der Inhalt der zu einer Zeit erscheinenden Schriften, auch ihre Titel sind beachtenswerth, namentlich wenn man sie an dem Inhalt prüft. Was für Vorstellungen hätte der Titel „Siegeszug der deutschen Idee“ noch im vorigen Jahre in uns erweckt? Gattenberg's Erfindung, Luther's Reformation, Lessing's Kampf und Sieg? Oder die Philosophie — vielleicht auch die deutsche Kunst in Wort und Lied? Unsere Goethe und Schiller, unsere Mozart und Beethoven, es war doch Idee in ihnen und zwar deutsche Idee. Und wenn wir gerecht sein wollen, so können wir nicht leugnen, daß sie bereits einen Zug durch die Lanze gethan, der der deutschen Idee einen Siegeszug verhieß. Wer nur das eine französische Blatt, die „Revue des deux Mondes“ in den letzten Jahren

gelesen, konnte sich überzeugen, daß sie allerdings hinten in der „Revue politique“ la Prusse et Mr. Bismarck in eng gedruckten und gedrückten Spalten, in „patriotisch beflommener“ Weise angriff, daß sie aber in den Hauptartikeln in großen Schriftzeichen offenes Verständniß, eingehende Besprechungen, neidlose Anerkennung den deutschen Dichtern und Denkern widmete. Es steht zu erwarten, daß in der nächsten Zeit „der Siegeszug der deutschen Idee“ auch vom Auslande so verstanden werden wird, daß Bismarck und Moltke und die deutschen Heereszüge die Hauptartikel mit großen Schriftzeichen bilden werden und daß man ganz hinten in eng gedruckten kleinen Spalten auch etwas von deutscher Kunst und Literatur erfahren wird.

So ist „Der Siegeszug der deutschen Idee“ von Delsner nur ein anderer Titel für „Der deutsche Krieg“ von Dubois Reymond, „Was haben wir zu fordern von Frank-

reich?" von Treitschke, „Elsaß und Lothringen“ von Wagner. Die Widmung an Treitschke bezeichnet auch klar den Geist der Idee, der Delsner's Feder führt. Insoweit steht die Schrift im Geiste der Zeit und inmitten des Heres „der Herren vom eigenen Geiste, in dem die Zeiten sich bespiegeln“. Ja es klingen die Worte dieser Helden mit der Feder auch wie Sporengelirr, wie Säbelgerassel, wie Granaten, wie 80- oder 120-Pfünder. Die Deutschen, die Germanen — der Wortklang ist zu weich für unsere harte Zeit. „Unsere Jünglinge ziehen ins Feld wie die Cherusker, die Marsen, die Chatten.“ Selbstverständlich erklärte sich auch Delsner für die Festhaltung von Elsaß und Lothringen, sowie für die energischste Fortführung des Kriegs; somit reißt sich die Schrift ihrem Inhalt nach vollständig dem großen Heer geistiger Kämpfer an, die daheim den Rücken unserer tapfern Brüder decken und Fühlung mit ihnen behalten. Fühlung! Es wird einem ordentlich wohl bei diesem weichen Worte, das ein zeitgemäßeres ist als das „accomodiren“ von Bullentals, und auch ein echt soldatenmäßiges. Es ist

nothwendig, daß verschiedene Stimmen sich im Vaterlande vernehmen lassen, damit aus ihnen der Grundton als Herzenston des deutschen Volkes erkannt werde, dem das Schwert und die Diplomatie nur zum Ausdruck verhilft.

Ein solch frischer, heller, kräftiger Herzenston klingt in der angezeigten Schrift; ist auch der Inhalt aus dem Bewußtsein der Zeit geschöpft, die Form ist eine dem Verfasser eigenthümliche. Er ringt oft schwer mit ihr und beweist dadurch am besten, daß er den fertigen Inhalt nicht als ein Fertiges weiter trägt, sondern daß er ihn in sich verarbeitet und ihm dadurch ein eigenthümliches Gepräge gegeben hat.

Den Wunsch des Verfassers, daß die Schrift dazu beitragen möge, auch bei „vorurtheilsvollen Lesern klar zu stellen, daß ein geschichtsgewaltiges, sittliches, gottgewolltes Princip“ in dem deutsch-französischen Kampfe ausgekämpft wird, theilen wir von Herzen. Gleichgestante werden diesen „Siegeszug der deutschen Idee“ gewiß theilnehmend begrüßen: es thut gerade in diesen Tagen ein frisches Wort der Ermuthigung auch dem tapfersten Herzen noth.

Vom Büchertisch.

1. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine Beleuchtung von Eduard Pelz. Götta, Stollberg. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Hauptsächlich polemischer Art und gegen Friedrich Kapp gerichtet ist die vorliegende Broschüre, die den eingewanderten Deutschen des Staates Minnesota specielle Theilnahme zuwendet. Friedrich Kapp hat einmal erklärt: „Die Ursachen, warum Leute auswandern, sind einerseits in der Verfolgung der Regierungen, andererseits in den übeln gesellschaftlichen Verhältnissen zu suchen. Nur der Arme und der in religiöser oder politischer Hinsicht Getäuschte verläßt sein Vaterland.“ Und ein andermal: „Die deutsche Kleinstaaterei trage insbesondere zur Auswanderung bei.“ Pelz will aber dem Auswanderungstriebe andere Ursachen vindiciren, und in der That ist jene Behauptung, wenn sie Kapp überhaupt wirklich in dieser Form ausgesprochen hat, sehr einseitig zu nennen. Der Autor weist denn auch diese Einseitigkeit nach, nicht gerade schlagend — dazu ist die Schrift zu allgemein und zu wenig statistisch gehalten —, aber doch mit überzeugendem Eingehen auf die Grundbedingungen deutscher Auswanderung und deutscher Bevölkerungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten. Specieell für Minnesota und die deutsche Einwanderung dahin zeigt sich indeß Hr. Pelz oft in einer so befremdenden Weise enthusiastisch eingenommen, daß man meinen könnte, der Autor vorliegender Broschüre wäre ein Agent für deutsche Einwanderung in den Staat Minnesota, der von jedem einwandernden Kopf seine Procente erhielt.

2. Ursprung der Sagen von Abraham, Isaaß und Jakob. Kritische Untersuchung von A. Bernstein. Berlin, F. Dunder. 1871. 8. 15 Ngr.

Auch als Mythenforscher verleugnet der verdienstliche Autor populär-naturwissenschaftlicher Aufsätze nicht den Ehrerfsten, der ihn auf jenem mit so vielem Glück be-

bauten Felde kennzeichnet. Der Orthodoxie wird es freilich wenig behagen, wenn sie gewahrt, wie Bernstein mit unerbittlicher Kritik — er scheint auch ein gelehrter Kenner hebräischer Alterthumskunde zu sein — den mythischen Schleier lüftet, der über der sagenhaften „Geschichte“ der Patriarchen liegt. Bernstein findet vor allem, daß zwischen den drei Patriarchen Abraham, Isaaß und Jakob nicht eine Harmonie besteht, sondern daß jeder derselben ursprünglich einen scharf ausgeprägten politisch-religiösen Gegensatz zu den andern gebildet habe. Solange die Spaltungen zwischen dem Königreich Jehudah und dem Königreich Israel existirten, lebte an den zwei Hauptcultusstätten auch im Volksmund ein heftiger Kampf um den echten Patriarchen, wobei man den unechten als „Betrüger“ bezeichnete. Endlich, als die anfangs heftigen Kriege und später die Eifersucht der Königreiche aufhörten und die Bevölkerung mehr und mehr vom Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit belebt wurde, verlor sich nach und nach der Kampf um den echten Patriarchen. Als dann das Reich Israel ganz unterging, fingen die Sagen an sich zu verschmelzen und bildeten sich schließlich zu einer Familiengeschichte in harmonischem Zusammenhang aus. Abraham, Isaaß und Jakob, die ursprünglich Gegensätze zueinander waren, wurden nach und nach: Vater, Sohn und Enkel. Sie erhielten erst jetzt, durch Mittelglieder der Erzählungen und ein künstliches Hinüberführen von Local zu Local, jenen Zusammenhang, der sich jetzt als „Geschichte“ präsentirt. Die Beweise für diese Thesen ist dann auch Bernstein, ein Meister logischer Deduction, nicht schuldig geblieben. So schweres gelehrtes Geschütz der Autor aber auch beibringt, immer ist es die Klarheit des Gedankens und der Rede, die dem Leser den wohlthuendsten Eindruck macht, Vorzüge, die schon bei Bernstein's naturwissenschaftlichen Volksbüchern zu rühmen waren.

3. Litauische Dichtungen von Christian Donalitus, nach den Königsberger Handschriften mit metrischer Uebersetzung, kritischen Anmerkungen und genauem Glossar herausgegeben von G. F. Kesselmann. Königsberg, Sühner u. Metz. 1869. 8. 2 Thlr.

Litauens einziger Nationaldichter, der um Mitte und Ende des vergangenen Jahrhunderts lebende Landpfarrer Donalitus (Donaleitis, Donalys oder Donalies in latinisirter Endung) erfährt in vorliegender Textrevision und Uebersetzung eine neue Herausgabe, die der Professor der orientalischen Sprachen an der Königsberger Universität, G. Kesselmann, besorgt hat. Weit über das provinzielle Interesse hinaus ragt „das Jahr“ des litauischen Lukrez, Virgil und wenn man will Homer, so sehr auch diese Vergleiche hinken, durch realistische Dichtungsart, durch einen, wir möchten sagen, Vossischen Weigeschmack hervor. Je mehr das urlitauische Volksthum in den nördlichen Kreisen des Gumbinner Regierungsbezirktes seinem Untergange entgegengeht, je näher die Pflege der litauischen Sprache dem Verhängniß ist, auf den Aussterbeetat gesetzt zu werden, desto verdienstlicher ist eine Restauration der Donalitus'schen Dichtungen, die sogar die Aufmerksamkeit Goethe's zu fesseln wußten. Die älteste Rhefa'sche Ausgabe wird durch Kesselmann überflüssig gemacht. Freilich läuft bei den kritischen Seitenhieben, die der Königsberger Professor seinem Vorgänger auf dem Katheder und mit der Feder angedeihen läßt, auch manche herbe Ungerechtigkeit gegen die unstreitig großen Verdienste mit unter, die sich Rhefa um die Wiederbelebung litauischer Studien — wir erinnern an die Dainos — erworben hat. Auch Schleicher, der 1864 eine neue kritische Ausgabe des Donalitus versuchte, wird von Kesselmann in einer nicht zu billigen Weise abgefertigt. Wenn Kesselmann Schleicher ohne weiteres nur für ein einseitiges Formgenie erklärt, so hat er eben Schleicher nicht gelannt, oder — nicht verstanden. So wenig wir aber mit dem überhebenden Ton einverstanden sein können, den Kesselmann oft gegen seine immerhin verdienstlichen Vorgänger anschlägt, so sehr können wir der glatten, runden Uebersetzung, die lesbar ist, ohne den kernigen Inhalt zu verwässern, unbedingtes Lob ertheilen. Es geht nicht immer sehr fein und zart bei den Bauerngelagen, die Donalitus schildert, her, wenn auch nicht eine unkeusche Schilderung die oft rumpeligen Hexameter verunziert: allein der Uebersetzer hat die Sache beim rechten Namen genannt, ohne doch, wie es Voss in seinen Uebersetzungen gethan, eine nicht schöne Sache mit einem häßlichen Namen zu nennen. Ein sorgliches Glossar nimmt die Hälfte des 23 Bogen starken Werkes ein. Kritische und erklärende Anmerkungen hat der Herausgeber nicht unter, sondern hinter den Text gesetzt, ein nur zu billiges Verfahren. Die neue Ausgabe des litauischen Lehr- und Naturdichters wird in dem neuen geschmackvollen Gewande sicher nicht verfehlen, ihren aufmerksamen Leserkreis zu finden, der auch über die Studirenden des litauischen Seminars in Königsberg hinausgeht.

4. Gustav König. Sein Leben und seine Kunst. Von August Erhard. Erlangen, Deichert. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Dem sogenannten „Lutherkönig“, dem religiösen Maler des Protestantismus — einen protestantischen Over-

beck möchten wir ihn nennen — läßt ein für seinen Gegenstand erwärmter Biograph, der, irren wir nicht, sich auf theologischem Gebiet vielfach hervorgethan hat, Gerechtigkeit und noch etwas mehr widerfahren. Denn unerquicklich, weil einseitig confessionell, bleibt in König's Wesen doch vieles, wenn auch der Biograph darin gerade eine anmuthige Eigenthümlichkeit dieses Wesens sehen will. Die große künstlerische Thätigkeit König's wird indessen sachgemäß gewürdigt und in ihrem eigensten Organismus vorgeführt. Den Briefwechsel König's mit Rietschel, aus welchem hervorgeht, welch großen Antheil König an der Ausführung des Lutherdenkmals in Worms gehabt hat, theilt Erhard mit. König war es, der den Blick des wormser Comités auf Rietschel lenkte und diesen mit warmer Empfehlung vorschlug, der dem dresdener Freunde eingehende Rathschläge für die würdige Ausführung des großartigen Monumentes gab. Er empfiehlt Rietschel zu diesem Zweck Ranke's „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ und „Luther's Leben“ von Meurer zu lesen. Ferner verspricht König dem Freunde, Porträts von Reformationshelden, deren er gegen 200 gesammelt, durchzeichnen und sie ihm schicken zu wollen. Auch was König über einen monumentalen Luther in der — projectirten — Mönchs-kutte seinem Freunde Rietschel räth, ist der Beachtung werth:

Nimm dich vor dem Moment auf dem Wormser Reichstag in Acht. Die Worte, die Luther damals sprach, müssen zwar in jedem Momente seines Lebens ihm auf der Stirn geschrieben sein, aber darum brauchen sie auch nicht an jenen bestimmten Moment geknüpft zu sein. Luther trug damals noch seine Kutte; einen Luther in der Mönchs-kutte aber gibst für uns gar nicht; vielmehr ist er der Befreier von jeglicher von Menschen zugeschnittenen Kutte. So eine Idee mag den Wormsern schmeicheln; Luther aber gehört der ganzen Welt an. Auch in Bezug auf Jugend magst du ihn im kräftigen Mannesalter geben, aber doch nur so, wie wir ihn kennen, wie ihn das Volk kennt. Auf dem Reichstag in Worms war er noch so dürr und mager, daß man (wie ihn Mosellanus bei der leipziger Deputation beschreibt) alle Knochen an ihm zählen konnte, was von seiner früher geübten mönchischen Ascese herkam. Dergleichen Dinge aber gehören zu den Curiositäten seines Lebens, nicht zu seiner Characteristik.

Es weht ein tiefes Verständniß für die Natur des Freundes und Künstlers uns aus diesen Blättern entgegen, die Erhard dem Andenken des am 29. April 1869 geschiedenen Freundes gewidmet hat. Selbst hier und da auftauchende confessionelle Sonderideen, und termini theologici können uns nicht diesen wohlthuend anmuthenden Eindruck trüben.

5. Betrachtungen über die Volksseele von Berlin. Von F. D. Schwabe. (Separatdruck aus „Berlin und seine Entwicklung“. Städtisches „Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik. Herausgegeben vom statistischen Bureau der Stadt Berlin. Vierter Jahrgang.) Berlin, Gutentag. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Als schätzenswerther Beitrag zur Volkskunde ist diese fleißige und anregende Monographie anzusehen, die nicht nur statistisches Material trocken herbeischleppt und wie ein Rechenexempel aufführt, sondern aus der Volkszählung eine lehrreiche Volksbeschreibung in nuce zu gestalten weiß. Gerade die Kunde von dem Wesen der Bewohnerschaft der neuen deutschen Kaiserstadt — der bevölkerterten Kaiserstadt Europas — ist von allgemeinstem Interesse. Schwabe sagt:

Bei der Erklärung der Dinge, wie und auf welche Weise sie so geworden, haben sich die eigentlichen Statistiker bisher vorherrschend, ich möchte sagen, auf physischem Gebiete bewegt. Doch läßt sich nicht in Abrede stellen: wer für gesunde Thatsachen die letzten wirkenden Factoren und Motive zu erforschen sucht, der gelangt nothwendig auf das Geistesleben, oder mit andern Worten auf psychologische Gründe. Es genügt nicht, daß die Statistik die äußern concreten Erscheinungen des Volksebens darstellt, es kommt darauf an, sie psychologisch zu erklären. Denn sowohl das wirtschaftliche und materielle wie das geistige und ethische Leben reichen mit ihren letzten Wurzelsfasern in das Gebiet der Vorstellungen, in die einfachsten und unabänderlichen Triebkräfte des menschlichen Geistes zurück.

Die Vergleiche, die Schwabe mit den Verhältniszahlen der Bevölkerung anderer Landschaften aufstellt, nimmt er aus Thüringen und Württemberg, also aus Mittel- und Süddeutschland. Eine eigenthümliche Erklärung für den Mangel an irgendwelchen Autoritätsglauben, den man den Berlinern nachsagt, findet der Autor, der im städtischen statistischen Bureau der Kaiserstadt eingehende Studien gemacht hat, in dem Umstande, daß in Berlin weniger alte Leute leben als verhältnismäßig anderswo. In der berliner Bevölkerung sind von sämtlichen Altersklassen, die Schwabe mit Zahlen auführt, die lebensfrischesten, kräftigsten und strebsamsten, nämlich die 20—30jährigen, am stärksten vertreten. Dieses Altersverhältniß bedingt nun, wie Schwabe ausführt, vielfache psychologische Wirkungen. In Württemberg kommen auf 10000 Lebende 1710 Personen, die über 50 Jahre alt sind, in Thüringen 1661, in Berlin aber nur 1377. Die relativ geringe Anzahl alter Leute in Berlin würde daher zur Folge haben, daß sie weniger Einfluß gewinnen, und da diese ein conservativer ist, daß die Bevölkerung der Großstadt zu rascherem Fortschritt und Wechsel geneigter

ist als eine Bevölkerung, in der verhältnismäßig viele alte Leute sind. Die Greise nehmen, nach Schwabe, eine bestimmte Autorität in Anspruch, und je weniger Greise, desto weniger Autorität. Was die Verheiratheten und Ehelosen anbetrifft, so steht in Berlin der verhältnismäßig geringen Zahl der Verheiratheten eine verhältnismäßig sehr große Zahl von Unverheiratheten gegenüber (Verheirathete von 10000: 5796 Männer und 4538 Frauen; Unverheirathete: 3702 Männer und 4107 Frauen). Die Consequenzen dieser Thatsachen führt Schwabe sehr eingehend aus. Er meint, je größer die Anzahl der Hagestolze und ehelosen Frauen ist, desto mehr wird der Gesammttypus der Bevölkerung nach Egoismus, Einseitigkeit und geistiger Armuth hingedrängt, wenn nicht Vorkehrungen dagegen getroffen würden, und diese ließen sich in das Wort: Bildung zusammenfassen. Ein interessanter Abschnitt ist auch der von den Geschiedenen und Verwitweten. Es verheiratheten sich von neuem mehr verwitwete Männer als verwitwete Frauen; so kommen denn in Berlin auf 59 geschiedene Männer 101 geschiedene Frauen. Die Anzahl der geschiedenen Frauen ist aber verhältnismäßig geringer als die der verwitweten. Ueber die industrielle Bevölkerung, von welcher der Autor dem Proletariat eine vorherrschende Sinnlichkeit (nach dem Vorgange von Michelet) vindiciren will (?), wie über die Confessionen erhalten wir lehrreiche psychologisch-statistische Aufschlüsse. Von dem großen Bildungstribe der Juden legt beispielsweise folgendes Factum einen Beweis ab: von 358 berliner Familien, die sich Unterrichtspersonal im Hause halten, kommen 243 auf die Evangelischen, 12 auf die Katholischen, 100 auf die Juden, während die normale Verhältniszahl der letztern 14 sein würde.

Feuilleton.

Notizen.

Von dem von Hermann Mendel herausgegebenen „Russischen Conversations-Lexikon. Eine Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften für Gebildete aller Stände, unter Mitwirkung der literarischen Commission des berliner Tonkünstlervereins, sowie der Herren Musikdirector Willert, Concertmeister David, Custos A. Dörffel, Kapellmeister Prof. Dorn, G. Engel, Prof. F. Seyer, L. Hartmann, Director L. Hauptner, Prof. E. Mach, Prof. Dr. E. Naumann, Dr. Oscar Paul, A. Reiskmann, Prof. E. F. Richter, Prof. W. H. Riehl, Musikdirector Dr. W. Rust, W. Tappert, Director L. Wandelt u. a.“ (Berlin, Oppenheim) liegt uns der erste Band in zehn Lieferungen vor, welche die Gründlichkeit und Gediegenheit des Werks hinlänglich bezeugen. Dieser erste Band reicht bis zum Artikel „Viol“; das Werk ist also sehr umfangreich angelegt und verspricht, die Musikwissenschaft nach allen Seiten hin, soweit dies encyclopädisch möglich ist, zu erschöpfen. Sehr reichhaltig ist der biographische Theil, er enthält auch einzelne eingehende Charakteristiken, wie diejenige von Auber, Bach, Beethoven, Berlioz u. a. Die musikalischen Kunstausdrücke sind mit Prägnanz erklärt; auch finden sich philosophische Bestimmungen von Begriffen, welche für die Kunst von Bedeutung sind, z. B. „Anlage“, „Antithese“ u. a. Die Beschreibung der einzelnen Instrumente ist eine sehr genaue, dergleichen sind die Beiträge zur Geschichte der Kunst bei den einzelnen Völkern „Assyrische Musik“, „Babylonische Musik“ u. a. gründlich aus den Quellen geschöpft. Von größern musikalischen Artikeln erwähnen wir „Applicatur“, „Anschlag“, „Auf-

lösung“, „Balg“, „Begleitung“, „Bewegung“ u. a., die alle für selbständige und lehrreiche Abhandlungen gelten können.

Folgende Einladung, die sich an die deutschen Dramatiker wendet, empfehlen wir denselben zur Berücksichtigung:

Einladung. Alle deutschen Urheber von dramatischen und dramatisch-musikalischen Werken, welche über ein Aufführungsrecht selbständig zu verfügen haben und sich für das auf freie Vereinbarung und Selbsthilfe gegründete Unternehmen interessieren, werden auch hierdurch zu der am 15. Mai a. c., vormittags 9 Uhr in Nürnberg stattfindenden Generalversammlung, mit der Bitte, ihr Erscheinen vorher schriftlich post-restante Nürnberg anzumelden oder einen Bevollmächtigten zu bezeichnen, ergebenst eingeladen durch den interimistischen Schriftführer der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten: Carl W. Bag.

Wiesbaden, im April 1871.

Bibliographie.

Berlepsch, A. v., Bilder Wein, Acker und Balladen. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Dunder u. Humblot. 16. 1 Zhr. 24 S. 8. „Der Stumme von Sevilla. Romisches Epos. Stuttgart, Kröner. 8. 20 Ngr.
Erziehung des Volkes zur Freiheit. Eine Serie pädagogisch-socialer Briefe. Zur Aufklärung und Mahnung für das Volk und seine Freunde. Leipzig, Fiedel. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Gelfenstein, L., Der Rothbart. Trauerspiel. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 20 Ngr.
Ring, R., Lebensweisheit und Menschenkenntnis in Sprüchen von Rochefoucauld, Chamfort, Lichtenberg, Jean Paul und Börne gesammelt und herausgegeben und mit biographischen Einleitungen versehen. Berlin, Poewenfein. Gr. 16. 1 Zhr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschienen:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Bilibald Alexid).

Fortgeführt von Dr. A. Volkert.

Dritte Folge. Zweite wohlfeile Auflage.

Erster Theil.

8. Geh. 1 Thlr.

Im Anschluß an die Erste und Zweite Folge beginnt hiermit auch von der Dritten Folge des „Neuen Pitaval“ eine zweite, wohlfeile Auflage zum Preise von nur 1 Thlr. für den Theil, um dieser Reihe der beliebtesten Sammlung ebenfalls den Weg in noch weitere Kreise und namentlich in den Privatbesitz zu eröffnen.

Der erste Theil ist nebst einem Prospect über die drei Folgen in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Sobald erschienen und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:

G. S. Lewes,

Verfasser von „Goethe's Leben“,

Geschichte der alten Philosophie,

Bd. I Der Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte.

34 1/2 Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 2 1/2 Thlr.

Die geistvolle, klare und leicht verständliche Darstellung verschaffte diesem Werke in England, wo es stereotypirt wurde, einen nach vielen Tausenden zählenden Absatz.

Berlin.

Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Schriften von Melchior Meyr.

Erzählungen aus dem Ries. Zweite Auflage. Drei

Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner

Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb.

2 Thlr. 10 Ngr.

Die Fortdauer nach dem Tode. 8. Geh. 20 Ngr. Geb.

1 Thlr.

Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Ge-

dichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter der Presse befindet sich:

Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung. Vierzig

Briefe.

Melchior Meyr, am 25. April d. J. zu München verstorben, ist den besten Schriftstellern der neuern Zeit beizuzählen. Am glücklichsten bekundete sich sein Talent in den anmutigen, durch Frische und Lebenswahrheit fesselnden Vorgeschichten aus seiner Heimat, dem Allgäu, die unter dem Titel: „Erzählungen aus dem Ries“ erschienen und allgemein bekannt sind. Originelle Auffassung der gegenwärtigen Culturverhältnisse charakterisirt die „Gespräche mit einem Grobian“, und hoher sittlicher Ernst seine religionsphilosophischen Schriften. Zu letztern gehört auch das unter der Presse befindliche Werk, an welches er noch kurz vor seinem Tode die letzte Hand gelegt hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von
Lenning's Encyclopädie der Freimaurerei.

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 3 Thlr. 25 Ngr.
(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)

Dieses allmählich in Lieferungen erschienene Werk liegt nunmehr vollständig vor. Es enthält in alphabetischer Ordnung die Geschichte, Statistik, Ortskunde, das Logenrecht, die Ritualistik und Symbolik, die Lehren und Grundsätze der Freimaurerei sowie der verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Völker und liefert somit ein Gesamtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde, wie es so übersichtlich und bis auf die Gegenwart fortgeführt von keinem andern Werke geboten wird. Aber nicht nur für jedes Mitglied des Freimaurerbundes, sondern namentlich auch für weitere, der Freimaurerei fernstehende Kreise ist das Werk in culturgeschichtlicher Beziehung von hohem Interesse.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes in 15 Lieferungen zu 20 Ngr., in 3 Bänden zu 3 Thlr. 10 Ngr., oder auf einmal, geheftet und gebunden, zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die deutsch-französischen Grenzen

historisch — politisch — sprachlich.

In fünf verschiedenen Farben dargestellt.

Entworfen und gezeichnet von Henry Lange.

Preis 4 Sgr.

Eine sehr interessante Karte der deutsch-französischen Grenzgebiete, unentbehrlich zur Orientirung bei allen Erörterungen und Verhandlungen über die Frage der neuen Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich, indem sie 1) die bisherige französische Grenze, 2) die historische Grenze von Elsass, 3) die historische Grenze von Lothringen, 4) die Sprachgrenze, 5) die deutsche Westgrenze mittels verschiedener Farben aufs anschaulichste markirt.

Sobald erschienen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alexander von Humboldt

und

das Indenthum.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Von

Adolf Hofst.

Zweite Auflage.

Preis 1 Thlr. 15 Gr.

Welches Interesse obiges Werk erregt hat, beweist, daß innerhalb sechs Wochen die erste Auflage vollständig vergriffen und eine zweite Auflage nöthig wurde, die wir hiermit dem Publicum aufs neue empfehlen.

Leipzig, April 1871.

F. W. Pardubik'sche Buchhandlung.

F. Korber.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 21 —

18. Mai 1871.

Inhalt: Romane von Gustav vom See. Von Rudolf Gottschall. — Der deutsch-französische Krieg. Von Karl Gustav von Berner. Erster Artikel. — Literaturgeschichtliches. Von Wilhelm Buchner. — Aufzeichnungen eines gelehrten Sonderlings. Von Heinrich Mäker. — Feuilleton. (Lebrecht Drees; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane von Gustav vom See.

1. Valerie. Roman in vier Theilen von Gustav vom See. Breslau, Trewendt. 1869. 8. 6 Thlr.
2. Radowa. Roman von Gustav vom See. Vier Bände. Hannover, Klümpler. 1871. 8. 6 Thlr.
3. Falkenrode. Roman in vier Bänden von Gustav vom See. Hannover, Klümpler. 1871. 8. 6 Thlr.

Neben einer Romanabichtung, welche culturgeschichtliche Tendenzen, sociale Probleme, historische Charaktere in den Vordergrund stellt und auf eine geistige Bedeutung Anspruch macht, die aber oft dichterisch nicht in Fluß gebracht ist, sondern über der eigentlichen Erzählung wie Del auf dem Wasser schwimmt, geht eine anspruchslosere einher, welche in gefälliger Form die Theilnahme der Leser für spannende, dem Leben entlehnte Begebenheiten zu gewinnen sucht und deren Zweck kein anderer als anregende, würdige Unterhaltung ist.

Als Vertreter der letztern Richtung muß Gustav vom See in seinen zahlreichen Romanen erscheinen, die, wenn auch ungleich an Werth, sich doch alle über das Niveau der gewöhnlichen Romanfabrikation erheben; denn sie tragen das Gepräge einer feinen, aller Verhältnisse kundigen Weltbildung und zeigen in einzelnen Schilderungen auch dichterische Anmuth in geläuterter Form und Annäherung an die graziöse Behaglichkeit des Goethe'schen Stils. Auch ist damit, daß sie auf die Durchführung gemachter oder bedenklicher Probleme verzichten, keineswegs ausgesprochen, daß sie gänzlich aus der Strömung der Zeit, aus der geistigen Bewegung derselben herausfallen oder sich in jenem Element des bequem Gedankenlosen behagen, in dessen Fahrwasser ein großer Theil der Leihbibliotheksliteratur umhertreibt. Im Gegentheil, die Beziehungen zum politischen und socialen Leben, so wenig aufbringlich sie erscheinen mögen, sind stets wach gehalten; auch ist die Erzählung oft genug mit Reflexionen durchwirrt, welche eine lebendige Betheiligung des Autors selbst an allen für die Menschheit wichtigen Fragen verrathen, wenn auch

der Hauptnachdruck nicht auf diese, keineswegs immer durch Originalität und Prägnanz hervorragenden Betrachtungen, sondern auf die eigentlichen Vorzüge des Erzählers zu legen ist.

Die Romane Gustav's vom See lassen sich in zwei Klassen theilen: Romane mit historischem Hintergrund, und solche, deren Handlung sich in neuester Zeit und ganz auf dem Boden freier Erfindung bewegt. Zu der erstern Klasse gehören: „Zwei gnädige Frauen“, „Vor fünfzig Jahren“ u. a., von den vorliegenden Romanen: „Valerie“ und „Radowa“; zu der andern „Die Egoisten“, „Wogen des Lebens“, „Herz und Welt“, und von den letzten Romanen „Falkenrode“.

Wir sind nicht im Zweifel, welcher Gattung wir im allgemeinen den Vorzug zu geben haben, um so weniger, als die nähere Betrachtung der einzelnen Romane dies allgemeine Urtheil bestätigt. Die freierfundenen Romane verdienen sicher in erste Linie gestellt zu werden; denn die andern sind eigentlich keine geschichtlichen Romane, sondern nur Familienromane auf geschichtlichem Hintergrund. Die Verknüpfung des Historischen mit den Geschehnissen derjenigen Persönlichkeiten, für welche der Autor unsere besondere Theilnahme zu wecken sucht und die nur seiner Phantasie angehören, bleibt immer eine lockere, das Interesse ein getheiltes, bald dem geschichtlichen Tableau zugewendet, das sich selbständig in die Erzählung einschleibt, bald wieder von der Familiengeschichte ausschließlich in Anspruch genommen. Der geschichtliche Roman beginnt da, wo die Helden selbständig in den Gang der Weltbegebenheiten eingreifen, wie dies in Walter Scott's Romanen, auch bei freierfundenen Helden, wie Quentin Durward, Waverley u. a., der Fall ist. Davon ist in diesen Familienromanen nicht die Rede; die Geschichte gibt hier nur die Draperie her; die Helden nehmen Kriegsdienste, machen Feldzüge mit, und was ihnen selbst im Felde begegnet, was sich während ihrer Abwesenheit in

ihren Familientreuen zu Hause zuträgt, das bildet die ineinanderverschlungenen Fäden der Erzählung.

Ungefähr nach derselben Schablone sind die beiden Romane: „Valerie“ und „Madowa“ verfaßt; es sind Varianten der gleichen Erfindung. Während die jungen Helden des Romans für das Vaterland kämpfen, werden ihre in der Heimat zurückgelassenen Bräute ihnen abwendig gemacht, dort durch ein Künsteleispiel von Intriguen, hier durch die geistige Ueberlegenheit des neuen Freiers. Dort ist die Untreue der Braut eine Folge des *dépit amoureux*, eine Rache für die vermeintliche Untreue des Geliebten, hier die Folge einer neu erwachenden, mächtigeren Leidenschaft. Im übrigen schweifen um diese Grundlinien beider Romane zahlreiche, sehr verschiedenartige Arabesken, welche in ihrer bunten Zeichnung dem oberflächlichen Blick die innere Verwandtschaft beider Romane wol zu verhüllen geeignet sind.

„Valerie“ (Nr. 1) übt deshalb eine größere Anziehungskraft aus, weil die geschichtlichen Ereignisse, die hier schon an und für sich lebendiger in die Handlung des Romans verwebt sind, aus einer der am meisten sympathischen Epochen unserer Geschichte, aus der Zeit der Befreiungskriege entlehnt sind. Zahlreich sind die geschichtlichen Tableauz, welche der Autor hier mit lebenswarmen Farben uns vorführt: der Auszug der Freiwilligen aus Berlin im Jahre 1813, die Schlacht bei Großbeeren, der Einmarsch in Paris im Jahre 1814, das Siegesfest in Berlin, die Schlacht bei Vigny u. s. w. Auch an den Hof der Bourbons werden wir versetzt, und Ludwig XVIII. erscheint selbst mit seinen Getreuen auf der Scene. Der legitimistische Adel in Frankreich mit seinen Tendenzen und Verschwörungen ist in einigen Hauptrepräsentanten geschildert; das Schloß des Vicomte am Meere, der Anstieg auf die Insel bilden anmuthig gezeichnete Episoden.

Als „Valerie“, der älteste der vorliegenden Romane, erschien, schlummerte der große deutsch-französische Krieg noch im Schoße der Zukunft. Viele Kapitel des Romans haben durch diesen Krieg gegenwärtig ein erhöhtes Interesse gewonnen; denn die Abenteuer, welche deutschen Soldaten und Offizieren damals in Frankreich begegneten, haben sich in neuester Zeit vielfach wiederholt, und mit ähnlichen Betrachtungen, wie sie der Held des Romans, Friedrich, in der eroberten Hauptstadt des feindlichen Landes anstellte, mag mancher deutsche Offizier in Paris sich beschäftigt haben:

Seines stolze Gebäude waren die Tuilerien, der Palast des allmächtigen Kaisers, aus dem er die meisten seiner welterschütternden Decrete erlassen; jetzt hing die weiße Fahne der Bourbons feucht und regungslos oben an einer Stange, als ob sie es scheue, hier, wo noch vor wenigen Tagen die stolze Tricolore geflattert, sich ganz und frei zu entfalten. Welch ein Stillstehen ungeheurer, thatenvollster Weltgeschichte war in den letzten fünfundsiebzig Jahren durch die Räume dieses Gebäudes hingeraucht oder in demselben geboren worden! In diesem jetzt so friedlich daliegenden Gebäude, dessen Zinnen und Fenster in der Morgen Sonne erglänzten, als ob sie sich zu einem bevorstehenden Feste geschmückt hätten! Er stand an den Stamm einer verwilteten Linde gelehnt und ließ seinen Blick hinaus-schweifen bis an das Ende der weiten Champs-Elysées zum Arc-de-Triomphe, welcher die Größe des jetzt entthronten Kaisers verherrlichte. Die Vendôme Säule leuchtete gleichzeitig mit

der Arche Madelaine herüber — auf jeder Hand der Kaiser im römischen Kaiserornate, und die Madelaine, diese fremdartig griechische Kirche, war einer seiner tausend verkörperten Gedanken. Es kam ihm das alles wie ein Traum vor; die weiße Fahne auf den Tuilerien, welche jetzt der Morgenwind entrollte — der Arc-de-Triomphe, der Kaiser auf der Vendôme Säule und die Madelaine und die im Frühlingschmuck prangenden Bäume und er selbst, der hier Rank und stehen konnte in der Uniform eines preussischen Hauptmanns, friedlich und ungehindert — als ob es in Berlin sei, in der Hauptstadt seines eigenen Landes!

Die Liebe des Romanhelden Friedrich zu Valerie wird durch den Krieg in bedenklicher Weise gestört. Die lange Abwesenheit, die Intriguen einer Circe, der Staatsrätin Lubin, welche einzelne Briefe des Abwesenden unterschlügt, allerlei Mißverständnisse, die Kunde von den Abenteuern Friedrich's in Frankreich, der einer liebenswürdigen Französin das Leben gerettet — Absicht und Zufall wirken zusammen, um das Verhältniß der Liebenden zu unterhöhlen, bis die Braut einem andern Verehrer, den sie nicht liebt, dem Franz von Nesselbach, die Hand reicht, mit der etwas auffallenden Bedingung, daß er von seinen ehelichen Rechten keinen Gebrauch mache.

Das zufällige Wiedersehen von Valerie und Friedrich am Genesersee zerreißt den kaum geschlossenen Ehebund. Die alte Liebe lodert in hellen Flammen empor; süßend die frühere Untreue durch eine neue gegen das gekleidet geheiligte Bündniß, folgt Valerie ihrem Geliebten über den See hinüber in ein savoyisches Städtchen. Der Ehemann aber hat die Gerichte aufgeboten, verfolgt die ungetreue Gattin, und auf der Flucht vor ihm, die sie hinaus-treibt in den sturmbewegten See, kommen Valerie und Friedrich in den Fluten um. Die tragische Katastrophe ist mit großer Lebendigkeit geschildert.

Das Interesse dieses Romans ist in erster Linie ein psychologisch-ethisches, und sein Problem: wie treue Liebe durch die Umstände und namentlich durch die Eifersucht zur äußern Untreue gedrängt werden kann. Wenn Valerie den auf sie einstürmenden Einflüssen unterliegt, so geschieht dies nur nach langen innern Kämpfen aus dem Trotz gekränkter Leidenschaft, keineswegs aber infolge jener weiblichen Schwächen, welche Frau von Lubin, die ippige Sirene, dafür verantwortlich zu machen sucht:

Halten Sie sich überzeugt, wenn sie sich auch noch wehrt und sträubt, sie unterliegt doch den anhaltend auf sie einwirkenden Einflüssen. Solchen lebhaften, immer gleich auflockern den Charakteren fehlen die Eigenschaften, aus denen die Treue sich rekrutirt. Dazu gehört Ausdauer, Beharrlichkeit, ruhiges Empfinden und träges Blut. Die Treue ist nichts als Bedauerie, ein Festhalten an dem Gewohnten und ein Sichabschließen gegen die Zugluft oder die schmeichelnden Einwirkungen anderer Eindrücke. Lebhaft, heißblütige Menschen sind alle untreu, bei denen, die es nicht in Wirklichkeit, sondern nur in Gedanken sind, steht allein die Verlockung und die Gelegenheit im Thut. Mag Ihnen das immerhin paradox klingen, es ist doch so. Es liegt für jeden begabten und nicht träge empfindenden Menschen schon ein hoher Reiz in der Untreue, namentlich bei dem schwächer und sensibler organisierten Weibe, vielleicht auch deshalb, weil man von jeher ihre Ehre mit ihrer Treue auf eine widernatürliche Weise identificirt hat.

Wenn nun in einer Dichtung, welche ein solches Problem des Herzens zum Hauptinhalt hat, ein so großer Raum von der breiten epischen Schilderung geschichtlicher Vorgänge, der Haupt- und Staatsactionen, der Marsch,

Schlachten, Ceremonien in Anspruch genommen wird, so ist theils die Zersplitterung des Interesses unvermeidlich, theils kann auf die innere und äußere Motivirung der Vorgänge, welche den eigentlichen Herzensroman bilden, nicht die ganze unumgängliche Sorgfalt gewendet werden, sobald sie nicht durchweg niet- und nagelfest erscheint. Die Motivirung der Briefunterschlagung z. B. läßt einige Zweifel übrig, und gegen den Schluß hin hätte wol auch näher begründet werden können, in welcher Weise Franz das heimliche Versteck der Liebenden erfahren hat.

In „Radowa“ (Nr. 2) treten die geschichtlichen Ereignisse weniger in den Vordergrund. Der Feldzug der Oesterreicher gegen die Franzosen im Jahre 1799 bildet hier die im ganzen wenig interessante historische Folie des Romans, der einen düstern Charakter trägt und die üblichen Sensationsmotive der Effectromane nicht verschmäht. In der That glaubt man oft das Rauschen der böhmischen Wälder aus Schiller's „Räubern“ zu vernehmen — es sind unheimliche Thaten und Gestalten, welche uns hier entgegenreten; es wird uns oft ganz zigeunerhaft zu Muth. Ein Graf, der seines Bruders Tochter rauben läßt, um sich der Erbschaft zu bemächtigen, der Theilnehmer und Rathgeber bei diesem Frevel, welcher mit der Frau Gräfin ein leidenschaftliches Verhältniß hat und von dem Grafen erschossen wird, treten besonders mit düstern Farben in den Vordergrund. Die Valerie dieses Romans ist die Comtesse Manuela, welche dem ins Feld gerückten Bräutigam, dem Grafen Lothar, untreu wird, nicht ans gekränkter Liebe, sondern weil der Hauslehrer, ein Anhänger des Materialismus und Schopenhauer's, ein früherer Offizier, wie der Hauslehrer in Auerbach's „Landhaus am Rhein“, ihr Herz umstrickt hat.

Wenn der Vorzug des Romans in der einheitlichen Ausführung dieses düstern, stimmungsvollen Colorits besteht, namentlich auch in landschaftlicher Hinsicht, so daß der dunkle Höllegrund und des Schwarzwalds mit den alten Burgtrümmern ebenso passend dafür ausgewählt scheint wie die unheimlichen Wälder Böhmens: so paßt dieser Waldburg mit seinem Materialismus und seiner glühenden Genüßphilosophie, deren Scepticismus alle Gefühlsblüten Manuela's grausam entblättert, ebenfalls in die Beleuchtung des ganzen Werkes hinein. Der Dichter folgt mit besonderer Vorliebe den Gedankengängen dieses Anhängers von „Kraft und Stoff“, und gibt seine Kritik der biblischen Ereignisse und Offenbarungen, durch deren zersetzende Macht er Manuela's Herz gewinnt, mit genauer Ausführlichkeit wieder. Alle die von ihm aufgestellten Sätze enthalten für den Kenner des neuen philosophischen Radicalismus und der Junghegel'schen Kritik wenig Neues, werden aber doch auf einen großen Theil des romanlesenden Publikums als eine Art Compendium des modernen Unglaubens ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der geraubten Wanda, diesem seltsamen Kinde, dem wir zuerst und gleich am Anfange des Romans unter den Burgtrümmern des Schwarzwalds begegnen, und welches der großen Familie der „Mignons“, „Flämmchen“ u. s. w. angehört, merkt es der Instinct der Romanleser von Hause aus an, daß es zu einer großen Rolle bestimmt ist, vielleicht sogar dazu, das Herz des Helden zu erobern,

wie dies am Schlusse der Fall ist, nachdem Manuela's Untreue ihn von seinen Verpflichtungen gegen die Braut frei gemacht hat. Die Erzählung des abermaligen Raubes der Wanda und ihrer Befreiung durch Lothar ist sehr lebendig.

Sowol in „Valerie“, wie in „Radowa“ überstürzen sich die Ereignisse etwas gegen den Schluß hin; doch ist dies auch bei dem Meister der Romandichtung, bei Walter Scott, in der Regel der Fall. Dies beschleunigte Tempo des Romans gegen das Ende desselben hängt oft mit äußerlichen Rücksichten zusammen. Die Autoren halbigen der epischen Breite und dem behaglich schlendernden Gang, den der Roman zuläßt und selbst verlangt, in dem größten Theile des Werks so sehr, daß sie, um nicht die stöliche Bändezahl zu überschreiten, zuletzt genöthigt sind, dasselbe Verfahren einzuschlagen, wie die Locomotivführer und Postillione, wenn sie die verkümmerte Zeit „einbringen“ müssen.

Der Roman „Falkenrode“ (Nr. 3), welcher ganz auf freier Erfindung beruht, ist offenbar von den vorliegenden der beste. Die Erfindung selbst scheint uns am glücklichsten, und obschon man die Lösung der Verwickelung früh erräth, so bleibt doch immer die Spannung lebendig auf die Wege, welche der Autor uns führen wird. Wenn in den beiden frühern Romanen die Helden im Grunde nur „erste Liebhaberrollen“ durchführen, deren Bedeutung durch ihre militärische Carrière wenig erhöht wird, und sich im ganzen mehr passiv verhalten, während den ungetreuen Bräuten die Aufgabe zufällt, den Faden des Romans von der Spule abzuwickeln: ist der Held von „Falkenrode“ nicht nur an und für sich eine weit interessantere Erscheinung, indem ihn ein äußerlich und geistig bewegtes Vorleben, politische Verwickelungen, ein Aufenthalt in Amerika, von Hause aus unserer Theilnahme empfehlen; er erobert sich auch seine Braut, indem er die Keinheit und Wärme ihrer Gefühle küßt auf die Probe stellt und erst dann die Maske abwirft, als er ihrer uneigennützigsten Liebe gewiß ist. Und wenn auch das Wagniß in vieler Hinsicht Tadel verdient, wenn auch die Braut nach der entscheidenden Enthüllung anfangs die Miene einer Griselbis annimmt, die sich von ihrem Percival wegen der unwürdigen Proben, auf die er sie gestellt, losagen will — eine indeß nur vorübergehende Stimmung —: immerhin wird man dem Erben von Falkenrode ein weit regeres Interesse zuwenden, als einem Friedrich in „Valerie“, einem Lothar in „Radowa“, die zwar tapfere und treue Jünglinge sind, aber im Roman selbst durch kein Beginnen und Unternehmen spannender Art und kühner Selbstbethätigung uns zu den antheilvollen Genossen ihrer Pläne machen. Die Entföhrung der Valerie und die Rettung der Wanda, in denen Friedrich und Lothar sich entschlossen und eingreifend zeigen, spielen erst in den letzten Kapiteln; es sind Unternehmungen, denen „der lange Athem“ fehlt; sie bezeichnen schon die Katastrophe der Romane.

Doch noch größer ist der Vorzug des Romans, daß er unsern Antheil nicht fortwährend durch Erörterungen politischer Verhältnisse, durch Mittheilung kriegerischer Ereignisse, durch Schilderung großer Haupt- und Staatsactionen, die in die Handlung nur von fern her ihren

Schatten werfen, von dieser ablenkt, daß diese lockern Einfügungen verschmährt sind und dafür der Knoten des Romans selbst um so fester geknüpft ist.

Man hat in vielen Shakespeare'schen Stücken die concentrischen Kreise der Handlung gerühmt, in denen sich einer und derselbe Grundgedanke spiegelt, die gleichsam Einen geistigen Mittelpunkt und nur verschiedene Radien haben. In der That hat solche geistige Verbindung einer äußern Handlung architektonischen Werth und erhebt die Composition über Werke, in denen nur äußerliche Verknüpfung herrscht, oder in welche willkürliche Episoden eingefügt sind. Obschon dem Roman hierin größere Freiheit zusteht und die Geschlossenheit des dramatischen Kunstwerks für ihn nicht unerlässlich ist: so werden doch Romane von so symmetrischer Architektur, daß gleichsam der eine Flügel dasselbe künstlerische Motiv wie der andere, nur in verschiedener Ausführung, zeigt, jedenfalls mehr Zusammenhalt haben und einen befriedigendern Eindruck hervorrufen als andere, in denen die Begebenheiten nur durch den Zufall miteinander verknüpft sind und die Handlung sich gleichsam in gerader Linie mit einigen willkürlichen Seitenschößlingen fortbewegt.

In „Fallenrode“ ist der künstlerische Aufbau unverkennbar und erfreut um so mehr, als er sich nicht auf einmal aufdringlich dem Blicke darbietet, sondern wir erst allmählich im Verlauf der Erzählung und am Schluß derselben die Symmetrie der Anlage überschauen.

Es handelt sich um zwei große Erbschaften. Der Besitz von Schloß Fallenrode ist durch den Tod des Freiherrn erledigt, sein Sohn, wegen politischer Verwicklung nach Amerika entflohen, ist in jüngster Zeit verschollen, ja es kommt zuletzt die Nachricht von seinem Tode, da er sich auf einem Schiff nach Europa eingeschifft hat und dies Schiff untergegangen ist. Ein anderer Verwandter des Freiherrn kommt, um von Schloß Fallenrode Besitz zu ergreifen. Eines im Wege stehenden Testaments hat sich der Wirthschaftsdirector bemächtigt, um daraus Kapital zu schlagen; er verständigt sich mit dem muthmaßlichen Erben über eine glänzende Abfindung — und beide verbrennen dann das Testament.

Die zweite Erbschaft hat ein altes Fräulein Schudder in der Residenz hinterlassen. Es ergibt sich, daß von derselben ein Kind lebt, die Frucht einer unerlaubten Liebe. Sie hat es, unter Mitwissen einer Hebamme, einer Freundin untergeschoben, die, getäuscht in ihren Hoffnungen, die sie auch bei ihrem abwesenden Mann erregt, diesen selbst durch das untergeschobene Kind zu täuschen sucht. In einem Tagebuch, welches ihre Tochter nur in der höchsten Noth öffnen und lesen soll, weicht sie dieselbe in ihre Geheimnisse ein. Die Tochter ist Abelheid von Norden, die Gattin eines Spielers, der sich selbst aus Verzweiflung ums Leben bringt, und die Mutter der reizenden Paula, in welche sich der Erbe von Fallenrode verliebt, als er in ihr Haus als schlichter Wirthschaftsinspector kommt. Abelheid beschließt, so schwer es ihr wird, ihre Ansprüche auf die Schudder'sche Erbschaft, ihrer Tochter wegen, zu behaupten; sie beauftragt mit der Führung dieser Sache einen Justizrath, dessen Herz sie überdies gewinnt, dessen Hand sie aber ausschlägt.

Die beiden, bei denen sich diese großen Erbschaften

vereinigen sollen, Paula und der junge Graf in seinem Incognito, machen sich indeß das Leben abwechselnd süß und schwer durch ihre Liebe. Diese Schilderungen sind dem Autor trefflich gelungen; sie durchweht der warme Hauch der Empfindung, und die landschaftlichen Stimmungungen schlingen sich als passende Arabesken um diese Liebesidylle. Der junge Inspector hat den Verdacht zu widerlegen, daß der Gewinn der großen Erbschaft, die Paula zu machen im Begriff ist, mit in der Wagschale seiner Neigung liegt. Doch die Bewegung und Gegenbewegung dieser großen Erbschaftsfragen ist von dem Dichter mit vielem Geschick geleitet. Die erwarteten Schätze der Braut versinken wie ein Traumbild, der Schudder'sche Erbschaftsproceß geht in der höhern Instanz verloren; der einfache, verfolgte Deconom aber erweist sich als der berechtigte Erbe von Fallenrode. Wir haben es den Romanen von Gustav vom See stets nachgerühmt, daß sich eine tüchtige Kenntniß der realen Lebensverhältnisse, der administrativen Staatseinrichtungen, der juristischen Bestimmungen in ihnen kundgibt. Diese Grundlage gibt dem Leser ein Gefühl voller Sicherheit; er überläßt sich dem Spiel der Erfindung und der Phantasie ohne Furcht, ins Halt- und Bodenlose fortgerissen zu werden. Auch in „Fallenrode“ ist diese Grundlage ebenso unverkennbar, wie unerlässlich weil der Roman wesentlich auf juristischen Verwickelungen aufgebaut ist. Gewisse Lizenzen der Phantasie sind gleichwol unvermeidlich. Die spannend durchgeführte Testamentintrigue beruht doch auf der Voraussetzung, daß auch ein nicht gerichtliches Testament Geltung hat, eine für Preußen und die meisten norddeutschen Staaten bekanntlich nicht zutreffende Voraussetzung. Daß der Schudder'sche Erbschaftsproceß für Frau von Norden verloren geht, ist, wie wir sehen, eine für die ästhetische Führung des Romans sehr glückliche Wendung: gleichwol erscheint die Thatfache juristisch nicht genugsam motivirt; wir haben die Grundlagen des Processes selbst so genau, fast actenmäßig kennen gelernt, daß wir die Ueberzeugung mit dem Justizrath theilen, er könne nicht verloren gehen; wir verlangen daher einen überzeugenden Gegenbeweis, nicht bloß flüchtige Andeutungen, wodurch die Entscheidung des Gerichts bestimmt wurde.

Der Roman beginnt mit einer kleinstädtischen Idylle, die sich weiter in die Haupthandlung hineinverzweigt. Der Bauinspector Rimberg, der Verführer des Fräulein Schudder, mit seinem Schüttelfrost, seine Hauswirthin Brettschneider, die ihn zu heirathen beabsichtigt, seine Tochter Alwine, die sich von dem Doctor Baum entföhren läßt — das sind alles Gestalten, wie wir sie aus Langbein'schen Romanen kennen, aber mit etwas schwerfälliger Schere ausgeschnittene Silhouetten. Trotz einzelner amusanter Partien vermissen wir hier den feinem Humor; die Komik hat etwas Veraltetes, ähnlich wie in den Hutmacher- und Hundescenen in Freitag's „Verlorner Handschrift“. Der Schwank drängt sich unermittelt in eine Darstellung, deren Grundcharakter nicht wie bei Dickens und Thackeray durchweg durch das freie Spiel des Humors bestimmt ist.

Als Probe der Darstellungsweise Gustav's vom See, theilen wir die folgende Stelle aus dem zweiten Bande

von „Falkenrode“ mit; die eigentliche Heldin des Romans, Paula, die Tochter des Spielers von Norden, der sich das Leben genommen, und ein Schützling des Freiherrn von Falkenrode, der sich ihrer Mutter und der zerrütteten Familienverhältnisse großmüthig annimmt, besucht das Grab ihres Vaters:

Unter der Linde angelangt, setzte sie sich auf die Bank und starrte gesenkten Hauptes mit einem langen, tiefen, schweren Seufzer vor sich hin. Ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen, sie kam sich einsamer, verlassen und unglücklicher vor denn je. Die Sonne schien heiter aus dem blauen Himmel hernieder, zu ihren Füßen spielten die durch das herbstliche Laub des Baumes, unter dem sie saß, hindurchfallenden kleinen Fächler, die Luft war warm und elastisch, die Erdruchte lächelnd unter dem Kusse des Herbstes, oben hoch zog ein Flug Kraniche dem Süden zu, in den Heden spielten und zwischerten die Drosseln, und die von ihr gepflanzten, noch übrig gebliebenen Blumen, Astern und Verbänen, hoben ihre vom Thau feuchten Kelche empor und sonnten sich wohlthig in den warmen Strahlen des lebenspendenden Gestirns. Es war ein Morgen, ein Tag, den die Natur zur Freude und zum Wohlergehen ihrer Geschaffenen erstehen läßt, für alle diejenigen, bei denen sie selbst nicht den Reim dazu in andern Tagen, Stunden oder auch nur Augenblicken vorher zerfällt hat. Ihre Gedanken schweiften, wie immer in solchen Momenten, wirr durcheinander. Von der Umgebung beeinflusst, reflectirten darin die Bilder und Erinnerungen derjenigen Ereignisse, welche hier einst Gegenwart gewesen, jetzt zur Vergangenheit geworden. Die Stunde, in welcher sie zum letzten Male mit ihrem Vater an dieser Stelle gesessen, als sie ihm Trost zugesprochen, er aber dennoch hoffnungslos geschieden, dann plötzlich der Freiherr erschienen war, freundlich und gütig mit ihr geredet und ihr die Erfüllung all ihrer Wünsche zugesagt. Das Bild des Freiherrn trat lebhaft und lebendig in ihre Vorstellung, es war ihr, als müsse er auch jetzt wieder wie damals aus dem Gebüsche hervortreten und trübend zu ihr reden. Unwillkürlich blickte sie sich um; sie wünschte es, sie schaute sich nach ihm wie nach einem Vater — seine Sprache, sein Trost würde sie beglückt haben. Aber es blieb still und ruhig um sie her, nur die Blätter der Linde flüsternd miteinander, vom Wind leise bewegt, und aus dem nahen Walde ertönten die Rufe eines Jähers. Langsam stand sie auf und schlüpfte mit bebenden Händen und oft vor Schmerz aufstehenden Lippen die noch vorhandenen Blumen. Ach, wer ihr gesagt hätte damals, zur Zeit des Frühlings, als sie den Samen dazu der Erde anvertraute, daß die erblühten Blumen zum Kranze für das Grab ihres Vaters von ihr gewunden werden sollten! Wie viele Reime, wie viele Hoffnungen legen

wir in den Boden der Zukunft, welche niemals zur Wirklichkeit erblühen oder, kaum entstanden, wieder untergehen! Als der Kranz, von ihren Thränen benetzt, endlich fertig war, schritt sie langsam und traurig dem Walde zu. Es war ihr so weh um das Herz, ihre Brust drückte ein so schweres, pressendes Band, sie vermochte nur mit Anstrengung weiter zu gehen. Nachdem sie eine Zeit lang gewandert und den Wald erreicht hatte, wurde sie plötzlich von einer beängstigenden Unruhe erfaßt; sie glaubte etwas zu versäumen und sich beeilen zu müssen, um nicht zu spät zu kommen. Geflügelten Schrittes eilte sie weiter. Aber an dem Ausgange des Waldes angelangt, an einer Stelle, von welcher man das Schloß Falkenrode erblicken konnte, blieb sie erschrocken stehen, von der Ahnung eines neuen Unglücks erfaßt. Von der Linde des Schlosses wehte die schwarze Trauerfahne. Schwerfällig hing sie an der hohen Stange, nur zuweilen wurde sie von dem leichten Winde mühsam entrollt, sank aber sogleich wieder herab, als ob der Wind sich scheue, sie zum Gegenstande seines Spieles zu machen. Sie hielt die Hand mit dem Todtenkranze vor die Augen, weil die Sonne sie blendete, und starrte mit gesteigerter Angst auf die unheilverkündende Fahne, welche soeben wieder langsam und müde sich im Winde entfaltet. Es kam eine alte Frau aus dem Walde, welche dürres Holz gesucht und unter ihrer Last gebückt dem Dorfe zuzug. Paula kannte sie, öfter hatte sie ihr eine Kleinigkeit geschenkt, selbst kaum Entbehrliches mit ihr getheilt; die Armen kannten und liebten sie alle. „Was bedeutet das?“ fragte sie, die Hand mit dem Kranze nach der Richtung des Schlosses ausstreckend. „Was bedeutet die schwarze Fahne?“ „Wissen Sie das nicht, Fräulein“, erwiderte die Alte, während sie ihr Holzbündel an den aufsteigenden Rand des Weges lehnte — „der Freiherr von Falkenrode ist todt, hat sich gestern auf der Jagd selbst erschossen, oder vielmehr ein vor ihn hingestelltes Gewehr hat es gethan. Ja, die Reichen müssen auch sterben, so gut wie wir Armen, darin macht der liebe Gott keinen Unterschied — aber das ist auch das einzige.“

Der Stil des Autors ist, wie wir sehen, leicht und anmüthig, hier und dort von poetischem Hauch beseelt, schlicht in Schilderungen und Reflexionen, nirgends überschwenglich und hypergenial, und wenn er bisweilen an die Grenzen des Trivialen streift, so ist dies bei einer Handlung, welche häufig in die breite Lebensprosa alltäglicher Verhältnisse verläuft, kaum zu vermeiden. Jedenfalls nehmen die Romane von Gustav vom See unter der Unterhaltungsliteratur, die man gebildeten Lesern empfehlen darf, einen hervorragenden Rang ein.

Rudolf Gottschall.

Der deutsch-französische Krieg.

Erster Artikel.

Der glorreiche Krieg ist beendet. Das deutsche Volk, ohne irgendeinen Anlaß gegeben zu haben, frevelhaft dazu herausgefordert, hat in der Stunde der Gefahr wie durch ein Wunder seine langersehnte Einheit gefunden und in siegreichen Kämpfen gezeigt, daß seine alte ureigene Kraft, trotz jahrhundertlanger politischer Ohnmacht, zu welcher es durch seine Lenker verurtheilt gewesen, nicht erloschen ist. Es hat seinen Erbfeind niedergeworfen, dessen Rimbus zerstört und ihm einen Theil des frühern Raubes zur Sicherstellung gegen neue Anfälle wieder abgenommen. Daß dieser Krieg eine überreiche Literatur, größer als der von 1866, hervorrufen würde, stand zu erwarten, und liegen bereits viele Anfänge erscheinender Werke vor und

wir beeilen uns, darüber eine erste Rechenenschaft abzulegen. Es sind allerdings nur noch Anfänge, da sie sämmtlich bald nach dem Ausbruch des Kriegs begonnen wurden, aber die bis jetzt erschienenen Lieferungen lassen, wenn sie Werke bewährter Schriftsteller eröffnen, schon sehen, was man diesmal von ihnen zu erwarten hat, und bei minder bekannten Namen wenigstens erkennen, in welchem Geiste sie geschrieben sind. Zuerst können natürlich alle diese Werke, die mitten im Strome der Begebenheiten, nach Telegrammen und Zeitungsnachrichten, ohne Kenntniß der wahren Triebfedern der Kriegshandlungen, verfaßt werden, nicht sein, der Scharfsinn, die politische Routine und die Intuition helfen da nicht aus, und ein späteres

Werk, zu welchem sich mehr authentische Quellen, diplomatische und Kriegsacten erschlossen haben, wird sie an Werth und Gebiegenheit übertreffen; dafür tragen jene aber das Gepräge der ersten frischen Eindrücke, und das Publikum wird sich ihnen gern zuwenden. Sehen wir also, was bis jetzt erschienen ist.

1. Der Krieg um die Rheingrenze 1870 politisch und militärisch dargestellt von W. Küstow. Mit Kriegskarten und Plänen, sowie einer vollständigen Ordre de bataille. Zürich, Schultheß. 1870—71. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In der politisch-militärischen Einleitung, welche den ersten Abschnitt des Werks bildet, stellt der Verfasser zunächst das Verhältniß Frankreichs zu den Erfolgen Preußens im Jahre 1866 und die luxemburgische Frage dar. Er zeigt, daß der Kaiser Napoleon III. am Ende des Jahres 1859 auf der Höhe gestanden, die ihm zu erreichen vergönnt sein sollte, und daß von da an ein Hinabstufen des zweiten französischen Kaiserreichs begonnen hat. Schon die Ereignisse von 1860 in Italien vollzogen sich größtentheils gegen den Willen Napoleon's. Ende 1861 stürzte er sich in die mexicanische Operation, welche ihm und dem Kaiserreich wahrhaft verderblich werden sollte, seit 1863 kam in Europa die polnische und 1864 die dänische Frage wieder auf, ohne daß Frankreich seinen Einfluß geltend machen konnte. Napoleon, um sich auf dem Throne zu erhalten, hatte nun die Wahl, den Cäsarismus aufzugeben und Frankreich innere Freiheiten zuzugestehen, oder es durch glänzende äußere Erfolge zu betäuben und so das Princip des persönlichen Regiments zu retten. Er wählte das letztere und suchte zunächst Allianzen zu gewinnen, sowie seine zersplitterten militärischen Streitkräfte zu concentriren. Dazu gehörte Zeit und Friede. Er rechnete dabei auch auf Preußen, das seiner Hilfe bei dem drohenden Kriege mit Oesterreich bedürfen werde, er hoffte dabei das linke Rheinufer zu gewinnen, wofür er ihm eine Ausgleichung in Norddeutschland bot. Preußen lehnte das ab, und der Krieg von 1866 nahm einen solchen Verlauf, daß Napoleon es aufgeben mußte, sich bei der Schwäche seiner militärischen Organisation thätig einzumischen, und das Unabänderliche geschehen ließ. Er ging jetzt an die Reorganisation seines Heers, welche hier ausführlich besprochen wird, und sann zugleich darauf, die anticäsarische Partei, welche immer mehr erstarkte, durch Zugeständnisse „zur Ordnung des Gebäudes“ zu versöhnen. Diese Entwicklung der innern Verhältnisse Frankreichs, die luxemburgische Frage, die fehlgeschlagenen Unterhandlungen wegen der belgischen Eisenbahnen schildert Küstow mit der ihm eigenen Schärfe des Urtheils. So sagt er mit gerechter Anerkennung: „Das ruhige und bis zu einer nicht zu überschreitenden Grenze hin nachgiebige Verhalten Bismarck's in der luxemburgischen Angelegenheit wird stets eins der schönsten Blätter in der Geschichte dieses Staatsmannes füllen.“ Benedetti wird dagegen für sein unglaublich ungeschicktes Verfahren mit dem Entwurf einer Offenallianz zwischen Frankreich und Norddeutschland, welche erstern die Erwerbung Luxemburgs und Belgiens gegen den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund sichern sollte, scharf gegeißelt: es ist das der bekannte Entwurf, der in Bismarck's Händen blieb, von diesem gegen niemand

erwähnt und erst nachdem er zwei Jahre später von der „Times“ enthüllt worden, den fremden Gesandten im Original der Benedetti'schen Handschrift vorgelegt wurde.

Ueber die französische Armee ist Küstow genau unterrichtet, er hat in den letzten Jahren von jedem mindestens vier Monate in Frankreich zugebracht, und französische Offiziere haben ihm gesagt, daß er von dem Ganzen ihrer Armee mehr wisse als sie. Ob er nach dem weiteren Verlauf des Kriegs noch aufrecht halten wird, was er im Beginn desselben niederschrieb: daß keine der beiden Nationen den Krieg gewollt habe?

Dem Abschnitt über die Kriegsmacht Frankreichs zu Lande und zur See folgen die über die Entwicklung der deutschen Geschichte und des deutschen Heerwesens von 1866—70. Ehe der Verfasser dann den unerwarteten Kriegsfall bespricht, trägt er die bedeutendsten Zeichen der friedlichen Stimmung in Frankreich zusammen, welche Döllmer, den Minister, noch am 30. Juni in der Kammer erklären ließen, daß niemals der Friede Europas gesicherter gewesen sei als eben jetzt, und daß keine schwebende Frage ihn bedrohe. „Noch am 30. Juni“, sagt Küstow, „konnte kein Mensch in Europa ahnen, daß die französische Regierung einen Vorwand des Kriegs gegen Preußen binnen einer Woche vom Zaune brechen werde!“ Diese „unglückliche Angelegenheit“ verfolgt er dann bis in die Einzelheiten und verurtheilt sie mit schneidender Schärfe:

Der König von Preußen sollte beleidigt werden, die Mehrzahl der Pariser verkündigte es laut. Solange monarchische Regierungen bestehen, muß eine abschließliche Beleidigung des Monarchen, der an der Spitze des Volks steht, dem ganzen Volk als eine ihm zugefügte Beleidigung gelten. Einem Republikaner steht es wohl an, dieses zu sagen. Kein Republikaner würde sich auch nur einen Augenblick besinnen, es für eine ihm widerfahrne Beleidigung zu halten, wenn der Präsident seiner Republik officiell vom Auslande beleidigt würde.

Von der Thronrede des Königs Wilhelm bei Eröffnung des norddeutschen Reichstags sagt der Verfasser: „Würden jemals beim Beginn eines großen Kampfes zwischen zwei Nationen von dem Haupte einer dieser Nationen wahrere und edlere Worte gesprochen? Nie, solange es eine Weltgeschichte gibt, nie!“ Damit die erste Abtheilung schließend, wendet er sich in der zweiten der Erzählung der Kriegsereignisse zu.

Die kurze Darstellung der französischen Feldzugsideen ist ebenso anschaulich, als ihre Kritik treffend:

Für Frankreich lagen zwei Hauptfälle vor: entweder es bekam mit Preußen allein zu thun, oder die Süddeutschen schlossen sich Preußen und Norddeutschland an. Im ersten Falle war das Centrum und die Linie von Metz auf Mainz die Hauptsache, der erste Flügel (Mac Mahon) aber eigentlich überflüssig; die Aufstellung des Corps Douay bei Belfort bleibt aber ein Räthsel, man kann sie nur aus historischen Reminiscenzen erklären, und aus dem Werthe, welchen Kaiser Napoleon in Folge seiner Forschungen in der alten Geographie dem „Roche (trouée) von Belfort“ beilegte.

Küstow mißt demselben die strategische Wichtigkeit also nicht bei, welche während der Belagerung von Belfort so sehr hervorgehoben wurde. Nach der Rückgabe der Festung an Frankreich ist sie freilich wieder officiell verkleinert worden. Weiter heißt es:

Dagegen behielt der französische linke Flügel eine besondere Wichtigkeit. Er sollte aus zwei Elementen bestehen, der mit

zahlreichen Landungstruppen ausgerüsteten Flotte und einem Beobachtungscorps gegen Belgien, welches sofort nach den ersten Siegen des Centrums über die Preußen in dieses Land einzufallen hätte. Die Flotte sollte der Berechnung nach in Dänemark, das alles wiederzugewinnen hatte, und in Hannover, der sapponirten preussischen Vendée, Bundesgenossen finden, die Landungstruppen, durch Dänen und Deutsche verstärkt, große Erfolge im Rücken der preussischen Rheinarmee gewinnen und ihr dadurch das Ausharren am Rhein unmöglich machen. Wenn der zweite Fall eintrat, die Verbindung der Süddeutschen mit den Norddeutschen, so behielten Centrum und linker Flügel ihre alte Bedeutung, der rechte Flügel nur wurde von größerer Wichtigkeit. Unmittelbar nach den Siegen des Centrums sollte er über den Rhein in der Gegend von Strasburg vordringen und über Süddeutschland herfallen, um dessen Streitkräfte aufzuwickeln. Für das Corps bei Belfort finden wir aber auch dann keine Rechtfertigung. Es hätte einen Grund zum Bestehen gehabt, wenn Oesterreich als Bundesgenosse Frankreichs sich in den Krieg einmischte, und wenn die österrichischen und französischen Armeen sich über Süddeutschland hinweg die Hand reichen wollten. Nach allem wird man finden, daß die Klarheit und Entschiedenheit des militärischen Gedankens in der ersten Aufstellung alles Nothwendige vermissen läßt, daß die Confusion herrscht. Alle Elemente: Kraft, Zeit und Raum sind vernachlässigt.

Dies wird dann weiter erörtert, mit dem Schlusse: „Gewiß, nie ist ein Krieg frivolster und mit unsinnigerer Berechnung heraufbeschworen worden.“

Von den Corpsführern beider Mächte lesen wir in kurzen Umrissen die Personalien; Bemerkungen über sie werden später verheißt. Die Ordre de bataille der deutschen Armeen, welche hier am Platze gewesen wäre, konnte noch nicht gegeben werden, weil sie damals noch nicht veröffentlicht war. Beim Gardecorps ist aber keine Infanteriedivision Solleben gewesen, es muß Bape heißen. Der erste Kriegsschauplatz findet eine treffliche Darstellung, Metz ist genau mit dem sichern Urtheil des gewesenen Ingenieuroffiziers geschildert. In seiner klaren realistischen Weise, die allen Anspitz von Situationsbildern verschmäht, erzählt der Verfasser die Kriegsbegebenheiten von der „Komödie von Saarbrücken“ bis zur Schlacht von Gravelotte, womit die zweite Abtheilung schließt. Politische Exurse unterbrechen die Erzählung da, wo die Veränderung der Lage in Paris Einfluß auf den Gang der militärischen Ereignisse gehabt hat. Die Verwendung der preussischen Cavalerie und Artillerie, welche im Kriege von 1866 vielfach getadelt worden, nennt Rüstow in dem von 1870 tabellos. „Das ruhige Anerkennen der Fehler, welche man — vielleicht auch ohne eigene Schuld — begangen hat, ist allein schon ein Sieg!“ Ueber die hier auf 120000 Mann angeschlagene Stärke der Bazaine'schen Armee bemerken wir, daß sie unterschätzt ist, da bei der Capitulation von Metz Ende October 173000 Mann Kriegsgefangen wurden. Zwei Abtheilungen des Werks liegen uns bis jetzt nur vor; wenn uns die übrigen bis zum Schlusse zugegangen sein werden, hoffen wir auf dasselbe noch zurückkommen, um von den Ansichten des Verfassers über den ganzen Krieg und seine Resultate berichten zu können.

2. Geschichte des französischen Kriegs von 1870. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Krabbe. 1870—71. 8. In Lieferungen zu 6 Mgr.

Leider auch nur bis jetzt zwei Lieferungen, die wir erhalten haben, sie gehen aber weiter als Rüstow's Werk,

nämlich bis zur Katastrophe von Sedan. Wie man bei dem Werke des letztern wußte, was man von ihm zu erwarten hatte, so ist das fast noch mehr bei Menzel der Fall. Beide stehen in allen großen Fragen der Politik, der staatlichen, religiösen und socialen Angelegenheiten im schärfsten Gegensatz, eine Versöhnung oder nur eine Milde rung ist hier unmöglich. Auch über den letzten Krieg denken sie verschieden: Rüstow schätzt und liebt beide Nationen und hält diesen Krieg, wie er auch ausfallen möge, für einen unglückseligen; Menzel's Franzosenhaß, aus historisch gewonnener Ueberzeugung, ist bekannt. Ueber die feindseligen Absichten, welche sich in den letzten Jahren in Frankreich hinter dem äußern Schein des Friedens versteckten, urtheilt er:

Kaiser Napoleon III. hatte, indem er den französischen Thron bestieg, die traditionelle Politik Frankreichs gegen Deutschland und insbesondere die ruhmvollen Erinnerungen seines Oheims geerbt, aber die Geschichte Frankreichs seit der Revolution hatte ihn auch belehrt, daß nichts unsicherer sei als der Besitz des französischen Throns. Zweimal war sein Oheim, zweimal waren die Bourbons älterer Linie, einmal die der jüngern Linie von dem französischen Throne herabgestoßen, zweimal dieser Thron durch die Republik zertrümmert worden. Und das alles seit noch nicht drei vollen Menschenaltern. Wie sollte er nun selber den Thron behaupten und auf seinen Sohn vererben? Er hatte sich, wovon man nachherhand die Gewißheit erhielt, zur fixen Idee gemacht, die unruhigen, nie zufriedenen Franzosen würden sich seine Dynastie nur dann länger gefallen lassen, wenn er ihren Lieblingewunsch, den Erwerb der Rheinlande und Belgiens, erfüllen könne. Nach diesem Ziele nun trachtete er unausführlich.

Bei dem bekannten Conventionsentwurfe Benedetti's führt der Verfasser als dessen ipsissima verba an: „Die Dynastie ist verloren, wenn sie diese Compensation nicht erreicht“, und fügt hinzu: „Diese Enthüllung wirft ein helles Schlaglicht in das Tuileriencabinet und auf das geheimste Motiv des Kriegs von 1870.“ Vorzugsweise, wie auch der Prospect sagt, hat das Werk auf die Motivirung der Ereignisse und den diplomatischen Hintergrund des militärischen Vordergrundes Bedacht genommen. Daher wird, nachdem die Kriegserklärung und ihre Wirkung in Deutschland und Frankreich besprochen worden, das Verhalten der andern Mächte und ihre Politik beim Ausbruch des Kriegs ausführlich dargestellt, wobei namentlich die Perfidie der italienischen Regierungspresse in ein grelles Licht gesetzt wird.

Im vierten Buche, „Die ersten Siege der deutschen Südarmer“, lesen wir zunächst Bemerkungen über das französische Heer. Ueber dasselbe ist bereits so viel geschrieben worden, daß wir hier wenig Neues erwarten können. Einen nachtheiligen Einfluß auf die sittliche Disciplin der Armee findet der Verfasser in der Kameradschaft mit den schwarzen Afrikanern wie überhaupt in der Afrikanisirung eines Theils auch der europäischen Truppen Frankreichs, der Zuaven. General Trochu hat sich in seiner bekannten Schrift ganz in ähnlicher Weise ausgesprochen. Vom Offiziercorps sagt Menzel:

Die frühere Auszeichnung der Ritterlichkeit des Mannes dem Manne gegenüber, wie der arten Galanterie gegen das weibliche Geschlecht, hat einer erbauenden Verwilderung des socialen Verkehrs Platz gemacht. Arroganz, Rücksichtslosigkeit haben die allfranzösische Grazie beim männlichen Geschlecht, Eigenmuth und Schamlosigkeit beim weiblichen verdrängt. Die

heutige pariser Demi-Ronde ist nur die natürliche Ergänzung des Africanerthums in der Armee.

Dem zweiten Kaiserreich wird vorgeworfen, daß es, statt Afrika zu civilisiren, vielmehr die Barbarei von dort in das civilisirte Europa verpflanzt hat; es sei eine Kuchlosigkeit vom Kaiser der Franzosen, Bestien wie die Turcos in einen europäischen Krieg zu bringen. Darüber hat die allgemeine Stimme wol gerichtet. Der Verfasser erzählt bei spätern Gelegenheiten noch viele Geschichten zur Charakteristik dieser Horden. Die Kriegsbegebenheiten trägt er nach den damals erst vorliegenden Zeitungsberichten vor; der militärische Leser wird hier fast alle strategischen Elemente, wir meinen die Idee, den Plan und die Ausführung der Operationen, vermissen, welche doch für eine Geschichte des Kriegs die Grundlage bilden müssen. Dem allgemeinen Publikum aber werden die Schilderungen der Thatfachen auf den Gefechtsfeldern, denen noch viele Auszüge aus Privatbriefen und Zeitungs-correspondenzen hinzugefügt sind, vielleicht genügen, ogleich die Schlachten bei Metz sehr dürftig behandelt sind namentlich die von Mars-la-Tour, und aus der von Gravelotte nur durch Correspondenzartikel einzelne Momente mehr hervorgehoben werden. Wir finden aber die wörtliche Wiederholung solcher langer Artikel in einem kriegsgeschichtlichen Werke nicht gerechtfertigt, sie thut dem selbständigen Charakter desselben Eintrag; die Detailmalerei der Schlachtfelder, welche hinterher von den Correspondenten besucht worden sind, hätte immerhin der Journalistik überlassen bleiben können. Mit der aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ entnommenen Schilderung der Walsstatt von Beaumont bricht die zweite Lieferung ab; die folgenden haben wir noch nicht erhalten, aus ihnen erst wird sich beurtheilen lassen, inwieweit dies Werk den frühern seines berühmten Verfassers würdig an die Seite gesetzt werden kann.

3. Der deutsch-französische Krieg 1870 nach dem innern Zusammenhang dargestellt von A. Borstädt. Mit vollständiger Ordre de bataille der deutschen und französischen Armeen, Karten und Schlachtplänen. Berlin, Mittler und Sohn. 1871. 8. Erste Lieferung 7 1/2 Ngr.

Auf authentische Quellen gestützt, welche dem Redacteur des preussischen „Militär-Wochenblatts“ zu Gebote standen, haben wir hier jedenfalls von dem Verfasser ein ebenso gediegenes Werk zu erwarten, wie das über den Krieg von 1866, das in Deutschland wie im Auslande gerechte Anerkennung gefunden, fünf Auflagen erlebt hat und in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden ist. Bis jetzt (am Schlusse des Kriegs) ist nur eine Lieferung erschienen; der Verfasser will keine flüchtige, unsichere und einseitigen Tagesberichten entnommene Arbeit, sondern eine durchaus wahre und correcte Geschichte des großen Nationalkampfes geben. Der ersten Lieferung liegt aber schon die vollständige Ordre de bataille der verschiedenen Heere bei, welche den Anfängen aller übrigen Werke fehlt. Im Eingange wird die politische Vorgeschichte und Entstehung des Kriegs dargestellt. Das selbständige Urtheil des Verfassers tritt überall hervor:

Nach der Beseitigung der so schimpflich endenden Dynastie der Orleans war das französische Volk seinem Selbstbestimmungsrecht wiedergegeben und wählte zunächst den Ausweg der Republik zum zweiten male, trotz aller Gefahren und alles Elends, welche die

erste Republik ihm gebracht. Auf diesem vulkanischen Boden wuchs, gestützt auf den chauvinistischen Geist in Frankreich, der Einfluß und die Präbendenschaft Napoleon's empor. Der die republikanischen, nicht chauvinistischen Gegner mit allen Waffen wortschüttiger Ueberlistung und nichts schonender brutaler Gewalt niederwerfende Staatsstreich begründete mit Blut und Vernichtung das zweite Kaiserreich. Aber dem schlauen und waghalsigen Sieger flogen, weil er das tiefgebemüthigte, noch immer leidenschaftlich verehrte Napoleonische Banner wieder emporgebracht, die Herzen der meisten Franzosen entgegen, und bald sah er seine fast unumschränkte Herrschaft in Frankreich dergestalt besetzt, daß er nunmehr zu der Verwirklichung seiner im Gefängniß zu Ham niedergeschriebenen Napoleonischen Ideen schreiten konnte.

Die Vorgänge bis zur Kriegserklärung, die Begeisterung des deutschen Volks in allen Ecken, die bis zur Exaltation und zum wüthendsten Haffe aufgeregte Stimmung in Frankreich werden geschildert und die Gegensätze trefflich hervorgehoben. So auch in den Kriegsgesängen:

Welche Contraste, die vorwärts stürmende, alles niederwerfende „Marseillaise“, und die nur den Schutz des Vaterlandes besingende „Wacht am Rhein“! Während aber das französische Stürmlied nicht einmal bis an den Rhein vorzudringen vermochte, begleitete das deutsche Schützlied unsere siegreichen Truppen bis unter die Mauern von Paris, und die Franzosen mußten es überdies mit anhören, daß die Musikchöre ihrer Feinde bei feierlichen Siegeseinzügen in große Städte mit schneidender Ironie die Marseillaise anstimmten.

Die Proclamation des Königs an sein Volk schließt den ersten Abschnitt des Werks. Dann gibt der Verfasser mit durchaus zuverlässigen Angaben und vollkommener Sachkenntniß eine vergleichende Darstellung der französischen und deutschen Streitkräfte nach ihrer Heeresorganisation, um die Grundursachen zu ermitteln, welche mit dazu beigetragen haben, den deutschen Armeen in dem Kriege von 1870 unausgesetzt den Sieg zu sichern, der französischen Armee dagegen Niederlage auf Niederlage zu bereiten. Diese Vergleichung wird sowohl den Militär wie den Laien im hohen Grade befriedigen. Besonders interessant ist die Zusammenstellung der Gesamtstreitkräfte beider Nationen, welche folgendes Resultat ergibt: 1) Die Friedensstärke der französischen Armee (379000 Mann incl. Offiziere) überstieg die der nord- und süddeutschen Heere (364000 Mann incl. Offiziere) um 15000 Mann. 2) Die für den Krieg aufzustellende Feldarmee (427000 Mann) war um 241000 Mann schwächer als die deutsche (668000 Mann). 3) Die Ersatztruppen (87000 Mann) betrug 139000 Mann weniger als die in Deutschland (226000 Mann). 4) Die außerhalb der Feldarmee disponibel zu machenden Besatzungstruppen sind in Frankreich (157000 Mann) um 84000 Mann weniger als in Deutschland (241000 Mann), trotzdem daß dort keine Besatzungstruppen für Algier, Paris, Lyon von der Feldarmee abgerechnet sind. 5) Deutschland konnte mithin, ungeachtet seine Friedensarmeen um 15000 Mann schwächer sind als die französische, im ganzen mehr anbieten als Frankreich 464000 Mann; ein neuer schlagender Beweis, daß die deutsche Heeresorganisation die französische bei weitem übertrifft.

In der vergleichenden Charakteristik der beiderseitigen Heere sagt der Verfasser:

Der Krieg von 1870 hat bewiesen, daß auch Truppen mit gleich guten, wenn nicht noch bessern Feuerwaffen ausgerüstet,

von einem durch nichts zu erschütternden Gegner besiegt und niedergeworfen werden können. Nicht die mehr oder minder gute Waffe, sondern die Qualität des sie führenden Soldaten ist und bleibt das Entscheidende. Und das ist eine stolze Lehre, welche die deutschen Truppen der Welt gegeben haben!

Die zweite Lieferung wird die Mobilmachung, den Aufmarsch der Heere und den ersten Abschnitt des Kriegs umfassen und mehrere Specialarten bringen. Rühmen wollen wir noch die einfache populäre Schreibart und den präcisen, alle Weitschweifigkeiten vermeidenden Stil; schon diese Vorzüge, nächst der Zuverlässigkeit des Werks, werden ihm wieder einen weiten Leserkreis sichern.

4. Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870. Nach den besten Quellen historisch dargestellt von H. v. B. Mit Porträts, Holzschnitten, Karten und Plänen. Elbing, Neumann-Hartmann. 1870. 8. Erster Band 1 Thlr.

Der anonyme Verfasser hat ebenfalls schon über den Krieg von 1866 ein Buch geschrieben, das von vielen Seiten Anerkennung gefunden hat; und auch der Anfang des gegenwärtigen, von welchem wir vier Lieferungen haben, ist, wie auf dem Umschlag mitgetheilt wird, von mehreren Organen der Presse günstig beurtheilt worden. Es stellt sich auf einen andern Standpunkt als die drei bisher besprochenen Werke, indem es ein Volksbuch sein will. Darum geht es auch mehr auf Einzelheiten ein, bringt in der Einleitung, welche die politische Entwicklung des Kriegs behandelt, Kammerverhandlungen, Parlamentsreden, lange Zeitungsartikel u. s. w., und wiederholt bei der Darstellung der Kriegereignisse besonders die Berichte sogenannter Augenzeugen und Specialcorrespondenten mit ihrer Detailmalerei, was für viele Leser anziehend sein wird, wenn sie auch diese Berichte schon in Zeitungen und Journalen gefunden haben. Zu der Uebersicht der beiderseitigen Streitkräfte haben dem Verfasser wol keine authentischen Quellen zu Gebote gestanden, sie enthält manche Ungenauigkeit und bringt auch in der Charakteristik manche irrige Angabe. Die Spahis sind keineswegs französische Abkunft und Sträflinge, sondern eingeborene Reiter; Dragoner und Lanciers bilden nicht 12, sondern 20 Regimenter (12 Dragoner-, 8 Lanciersregimenter), und die Husaren nicht 12, sondern nur 8 Regimenter, wozu noch 12 Chasseurregimenter kommen. Ueber die Artillerie ist gar nichts gesagt.

Bei den Schilderungen der kleinen Vorpostengefechte und Reconoscirungen, mit welchen die Feindseligkeiten eröffnet und bis Ende Juli fortgesetzt wurden, erzählt das Werk ausführlich alle jene Geschichtchen, welche ihrerzeit die deutschen Leser, in Erwartung der Dinge die da kommen sollten, unterhielten; nach diesem Maßstabe hätte später freilich die Darstellung der größern Gefechte und Schlachten riesige Dimensionen annehmen müssen, was doch nicht durchzuführen war. Die Tage von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken und vor Metz werden vielmehr in der richtigen Beschränkung geschildert, welche der für das Werk in Aussicht genommene Umfang bedingte. Den Sieg bei Wörth benützt der Verfasser, um seinen politischen Standpunkt klar zu machen. Nachdem er früher schon den „hochherzigen Männern der äußersten französischen Linken“ eine Lobrede gehalten und seine deutschen Leser ermahnt, „ihre Namen mit heiliger Verehrung (!)

1871. 21.

ihrem Gedächtniß einzuprägen“, äußert er: „Mögen diese Tage einst daran mahnen, daß es eine schwere Kränkung des Vaterlandsgefühls ist, wenn dem Volke die freiheitliche Entwicklung in seinem innern Staatsleben aus dem Grunde vorenthalten wird, damit das Princip der Souveränität und die Hoheit des Herrscherrechts nicht beeinträchtigt werden!“ Wir finden eine solche Tirade hier sehr überflüssig.

Nach der Erzählung der drei ersten Siege wird eine kurze strategische Skizzirung der Operationspläne eingeschoben, diese wäre aber schon bei Eröffnung des Feldzugs an ihrem richtigen Platze gewesen. Mit der Schlacht bei Gravelotte bricht die vierte Lieferung ab, die letzten werden unser Endurtheil erst bestimmen.

5. Der deutsche Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870. Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen bearbeitet von Friedrich Dörr. Mit Porträts und einer Kriegskarte. Berlin, A. Duncker. 1870—71. Gr. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Von diesem Werke liegt der erste Band vollendet vor, der in acht Lieferungen (über 28 Bogen stark) erschienen ist und bis zur Einschließung von Metz geht. Wir sehen schon daraus, daß wir hier eine sehr ausführliche Geschichte des Kriegs zu erwarten haben. Der Verfasser verspricht auch eine solche im Vorwort; er will „bemüht sein, dem Werke die größtmögliche Vollständigkeit zu geben, sodas, wenn es auch selber nicht als eine wissenschaftlich-historische Arbeit gelten darf, es doch einer solchen später als zuverlässigste und ergiebigste Quelle dienen kann“. Deshalb sollen auch diejenigen Documente und Actenstücke, deren Wortlaut vollständig mitgetheilt zu werden verdient, ohne daß derselbe im Text des Buchs Aufnahme finden konnte, in einem Anhang zur Mittheilung gelangen. Wir würden es überhaupt zweckmäßig finden, wenn das grundsätzlich im Anhang und nur, wo es nöthig, im Text geschähe, der letztere könnte dadurch an raschem Fortgang nur gewinnen. In dem schön geschriebenen, von wärmster patriotischer Gesinnung belebten Abschnitte, „Die nationale Bewegung in Deutschland“, hätten von den vielen mitgetheilten Adressen immerhin einige ausgelassen werden können.

Um die Eintheilung des Stoffs in diesem Werke, die sich übrigens durch den Gang der Ereignisse ziemlich von selbst ergibt, zu übersehen, mag der Inhalt des ersten Bandes hier folgen. Er ist in folgende Abschnitte getheilt: „Die Vorgeschichte des Kriegs“; „Die Hohenzollernsche Throncandidatur“; „Die Kriegserklärung“; „Die nationale Bewegung in Deutschland“; „Die Rüstungen und das Vorspiel des Kriegs“; „Die Erstürmung von Weißenburg“; „Die Schlachten bei Wörth und bei Saarbrücken-Forbach am 6. August“; „Paris nach den ersten Niederlagen“; „Der Vormarsch der deutschen Heere und die Kämpfe um Metz (14., 16. und 18. August)“. Die Darstellung der Heeresformationen ist ungenau, weil die richtigen Quellen noch nicht eröffnet waren. Auch ist es ein Irrthum, der aber damals geglaubt wurde, daß der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, Oberst Baron Stoffel, den Kaiser durch oberflächliche und geringschätzige Berichte über die preussische Armee irregeleitet habe; seine

Berichte liegen jetzt vor und geben ihm das Zeugniß eines feinen und scharfen Beobachters, der durchaus richtig geurtheilt hat. Ein großer Theil dieser Berichte soll allerdings uneröffnet und ungelesen liegen geblieben sein. Schon 1868 sagte er sein Urtheil in folgende Sätze zusammen:

1) Der Krieg ist unvermeidlich und nur von einem unbedeutenden Umfange abhängig; 2) Preußen hat nicht die Absicht Frankreich anzugreifen, es wünscht keineswegs den Krieg und wird alles mögliche thun, um ihn zu vermeiden; 3) aber Preußen hat einen hinreichend klaren Blick, um zu erkennen, daß der Krieg, den es nicht wünscht, unvermeidlich zum Ausbruch kommen wird, und es bietet alle seine Kräfte auf, um nicht überrascht zu werden, wenn der verhängnißvolle Fall eintreten wird; 4) Frankreich dagegen hat wegen seiner Sorglosigkeit, Unbedachtsamkeit und vor allem wegen seiner Unkenntniß der Lage nicht denselben klaren Blick wie Preußen.

Wenn der Kaiser getäuscht worden, so ist es von seinem Kriegsminister Leboeuf gewesen, der ihm und vor der Kammer erklärte, zum Kriege „überbereit“ zu sein, während die Armee doch nichts weniger als kriegsfähig war.

Mit dem Gefecht bei Weißenburg beginnt in unserm Werke die Schilderung der Kriegsbegebenheiten. Die Bezeichnung: „Erfürmung von Weißenburg“, ist nicht ganz ausreichend, da nicht diese, sondern die Erfürmung des Gaisbergs das Treffen entschied. In der Darstellung werden immer erst die Telegramme der Siege, dann Privatberichte, und zuletzt die officiellen Relationen gebracht — so war der Gang vor dem Publikum, und wir finden ihn, nach dem Zwecke des Buchs, auch in diesem ganz gerechtfertigt. Für denselben sind auch wiederum Specialcorrespondenzen und einzelne Mittheilungen aus Briefen vom Kriegsschauplatz überreich gesammelt. Nach den ersten Schlachten folgt eine ausführliche Betrachtung des weitern Kriegsschauplatzes vom historischen, topographischen und militärischen Standpunkte aus. Von dem letztern aus ist nur wenig gesagt, der Verfasser befindet sich hier wol nicht auf sicherem Boden, darum vermiffen wir auch ein selbständiges und kritisches strategisches Element in seinem Werke. Desto reichhaltiger sind die Schilderungen aus den Gefechten, und der Verfasser macht ja, wie er in dem Vorwort selbst sagt, keinen Anspruch darauf, eine vollständige Geschichte des Kriegs zu geben, die einer spätern Zeit vorbehalten bleiben muß.

6. Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870. Politisch-strategisch dargestellt von Eduard Küffer. Prag, Grogg und Dattel. 1870—71. Gr. 4. In Lieferungen zu 4 Ngr.

Was wir in der vorigen Schrift von unserm Standpunkte aus vermiffen, das strategische Element, das finden wir im vollsten Maße in Küffer's Werk. Es ließ sich dies schon nach den frühern Schriften des Verfassers erwarten (vgl. Nr. 26 d. Bl. f. 1870); und wer diese kennt, der weiß im voraus, daß er in der vorliegenden eine höchst interessante Lektüre haben wird. Das scharfe und geistreiche Urtheil, durch gründliche Studien der Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft gewonnen, die unerbittliche, oft wahrhaft vernichtende Kritik, die sich auch des bitteren Humors und der Satire bedient, als charakteristisch von uns bei Besprechung der frühern Schriften hervorgehoben, findet sich auch in der neuen in frappantester Weise. Eine Fülle

treffender Bemerkungen, zum Theil als Noten unter dem Text gegeben, begleitet die Darstellung der politischen Vorgänge und Kriegereignisse. Wir machen unsere Fachgenossen ganz besonders auf die strategischen und taktischen Bemerkungen aufmerksam, die vielfach auf Aussprüche großer Meister der Kriegskunst gestützt sind; sie werden ihnen lehrreich sein. Ueber den Krieg im allgemeinen denkt der Verfasser anders als die Friedensfreunde um jeden Preis:

Ueberblicken wir die Geschichte der Menschheit, so gewahren wir, daß die Saat des Fortschritts und der höhern Kultur-entwicklung fast immer nur aus mit Blute von vielen Tausenden gebängten Schlachtfeldern emporgewachsen ist. Wie ein jeder Krieg ist daher auch der jetzige von diesem freien, unumwollten Standpunkte aufzufassen, an den sich verschwendend die Hoffnung knüpft, daß schließlich aus all dem Grauel der Zerstörung und Verwüstung doch wieder ein Fortschritt zur Gerechtigkeit für die europäischen Völker hervorgehe, die gegenwärtig noch an den Fesseln so vieler und schwerer Ungerechtigkeiten zu tragen haben.

Ueber den Kriegsschauplatz, das künstliche Vertheidigungssystem, die Festungen Frankreichs und die Communicationen im französischen Kriege lesen wir allgemeine Bemerkungen, welche zum Verständniß der Kriegsbegebenheiten dienen. Die Heereskraft der Gegner und ihre Ordre de bataille wird nach den damals noch unvollkommenen Quellen angegeben. In Hervorhebung des Gegensatzes zu der von deutscher Seite gebrauchten Vor- sicht sagt der Verfasser:

Derselbe unbegreifliche Leichtsin, der sich vom Beginn des Kriegs an im Vorpastendienste der Franzosen kundgab und so oft die Erfolge der deutschen Waffen erleichterte, manifestirte sich auch schon vor dem Ausbruche der eigentlichen Feindseligkeiten in den Anordnungen und der Wirksamkeit ihres Großen Generalstabs, der sich durchaus nicht mit jenem Schleier kriegerischen Geheimnisses umgab, der im modernen Kriege so nöthig ist um den Feind zu verhindern, unsere eigenen Absichten und Pläne, unsere wahre Stärke und Aufstellung zu errathen.

Ein anderer Gegensatz: die rasende Eile, mit welcher Napoleon alle irgend verfügbaren Truppen an die Grenze warf und ihnen das gesammte Kriegsmaterial, das sie erst kampfs- und lebensfähig macht, stohweise und nicht in bester Ordnung nachschickte, — und die Ruhe und Ordnung Preußens, das seine Regimenter gleich in ihrem Standorten vollständig ausrüstete, um sie dann ohne Aufenthalt schlagfertig mit den Eisenbahnen nach dem Kriegsschauplatz zu schicken, wird ebenfalls scharf hervorgehoben. Leboeuf kommt bei Küffer sehr schlecht weg:

Da Leboeuf es hauptsächlich gewesen, dessen Rath den Ausschlag zu jenem diplomatischen Ueberfall und jener übereilten Kriegserklärung gegeben, die ganz Europa mit Recht in Stutzen versetzt hatte, so war es eine sehr gerechte Malice des Schicksals, dem guten Leboeuf nun auch Gelegenheit zu geben, sich vor ganz Europa in einer der deutschen Uebersetzung seines Namens würdigen Weise als Strategen zu entpuppen.

Wie lebendig und anschaulich der Verfasser Schlachten zu schildern weiß, bekundet er bei denen von Wörth und Saarbrücken-Forbach. Er rügt auch die Fehler, die nach seiner Ansicht auf deutscher Seite gemacht worden sind und sagt mit Recht: „Da die Kriegsgeschichte der unerschöpfliche Vorn ist, aus welchem die Kriegskunst das wahre geistige Leben trinkt, so muß bei der Darstellung

jeder ihrer Phasen die freie Forschung und ein freies Wort gestattet sein.“

Wir haben bis jetzt nur drei schwache Lieferungen, deren Raum noch durch viele Illustrationen beschränkt ist; die dritte schließt mit dem Treffen bei Saarbrücken. Wie

viel mehr Stoff werden die folgenden Kriegserzählungen dem Verfasser zu freier Forschung und freien Worten bieten!

Karl Gustav von Bernck.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Literaturgeschichtliches.

1. Geschichte der niederländischen Literatur. Von B. J. A. Jonckbloet. Autorisirte deutsche Ausgabe von Wilhelm Berg. Mit einem Vorwort und einem Verzeichniß der niederländischen Schriftsteller und ihrer Werke von Ernst Martin. In zwei Bänden. Erster Band. Leipzig, Vogel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Obwol nur Uebersetzung, mag dieses Werk, als das gediegenste der zur Besprechung vorliegenden, den Reigen führen. Jonckbloet's Werk ist von Wilhelm Berg, Pseudonym der in Rotterdam lebenden deutschen Schriftstellerin, Fina Schneider, ins Deutsche übertragen; Professor Ernst Martin zu Freiburg i. B. hat die Uebersetzung mit einem Vorworte begleitet. Ein stattlicher Band, welcher die Literaturgeschichte der Niederländer etwa bis zum Jahre 1600 herabführt. Mannichfache Berührung mit der mittelhochdeutschen Literatur — wir erinnern nur an Heinrich von Veldeke, an Reinhart Fuchs —, das gemeinsame Wurzeln in der altfranzösischen Dichtung, die ziemlich gleichzeitige und gleichartige Pflege des Lehrgedichts und des geistlichen Dramas: diese und andere verwandtschaftliche Beziehungen zwischen der ältern deutschen und niederländischen Literatur machen das Buch für jeden bedeutsam, welcher eine genauere Kenntniß unserer ersten Literaturblüte in ihrer Höhe und ihrem Aussterben erstrebt. Ein genaueres Eingehen auf den Inhalt dieser wir uns bei einer Uebersetzung wol ersparen; die deutsche Bearbeitung selbst läßt nichts zu wünschen übrig.

2. Entwicklung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's und Goethe's Werken, mit steter Beziehung auf ihre Darstellung. Von Heinrich Theodor Röscher. Hannover, Kämpfer. 1869. 8. 1 Thlr.

Der nun verstorbene Altmeister der Dramaturgie tritt uns hier entgegen mit einem Buche, welches die bedeutendsten Gestalten unsers nationalen Dramas beleuchtet. Die Anschauungen, von welchen der Verfasser ausgeht, mag das Vorwort am besten zeigen:

Die große Anerkennung und Theilnahme, deren sich unsere ästhetischen Bestrebungen sowohl in der literarischen als in der Künstlerwelt zu erfreuen hatten, veranlaßt uns, wieder mit einem Werke dieser Art in die Öffentlichkeit zu treten. Auch das gegenwärtige Werk übergeben wir der Künstlerwelt mit der Zuversicht, daß man hier die herrlichsten Gestalten unserer drei großen dramatischen Dichter zu klarem Verständniß entwickelt finden wird. Denn wir haben nicht nur das Gold dieser Gestalten aus dem Schacht an das Licht gezogen, sondern auch bisher verborgene Schönheiten enthält. Der darstellende Künstler wird sich daher durch die Beschäftigung mit unserm Buche vor Irrthümern und Fehlgriffen gründlich bewahren und, wenn er sonst Genie besitzt, das hier Entwickelte in Fleiß und Eifer übersetzen können.

Daß das Gold dieser Gestalten zuerst durch den Verfasser aus dem Schacht ans Licht gezogen worden, behauptet das Vorwort nicht, sodas andere Schriftsteller, welche dieselben Dichtergestalten beleuchten, nicht das Bewußtsein völlig überflüssiger Bemühung zu haben brauchen; daß darstellende Künstler durch die Beschäftigung mit dem Buche vor Irrthümern und Fehlgriffen gründlich bewahrt werden, ist außerst wünschenswerth, wenn auch nicht in allen Fällen wahrscheinlich. Das Buch hat das Verdienst, die hauptsächlichsten Gestalten des deutschen nationalen Dramas eingehend zu beleuchten, manche mit besonderer Ausführlichkeit, andere nur in kurzen stichhaften Zügen. Das Werk müßte nicht von Röscher sein, wenn es nicht sowol für die Erkenntniß der Charaktere gar manches Geistreiche und Neue brächte, wie auch dem Darsteller derselben eine große Menge bedeutsamer Winke erteilte; diese letztere Seite des Buchs möchten wir sogar als ganz besonders der Hervorhebung würdig betrachten. „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth“, sagt der Prinz in „Emilia Galotti“. So werden denn vornehmlich unsere Künstler in dem Buche eine Menge feiner Bemerkungen finden. Ueber einzelnes mag man verschiedener Ansicht sein. Der Berichterstatter z. B. erlaubt sich zu bemerken, daß ihm in der sonst vorzüglichen Charakteristik der Drisina ein Zug übergangen zu sein scheint, welchen der Prinz bezeichnet mit „Anseh zu trübstaniger Schwärmerei“, Drisina selbst mit den Worten: „Wahnwitzige? Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? Nun, nun, es mag leicht keine von seinen größten Lügen sein. Ich fühle so was! Und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.“ Drisina ist ohne Zweifel aus gekränkter Liebe gemüthlich gestört, wenn sie auch geistig ihre ganze Spannung behalten hat; gerade darin erkennen wir das Dämonische ihrer Erscheinung, daß sie, über die erfahrene Misachtung tief schweremüthig, in ihrer Ueberreiztheit zwischen tiefer Melancholie und totem Humor auf und ab schwankend, an der Grenze des Irrsinns stehend, klaren Blick genug behält, um durch ihre Mitwirkung die ganze Tragödie zu vollenden, freilich nicht in dem Sinne wie sie erwartete und — wie wol neun Zehntel der Leser und Hörer erwarten.

3. Frauenbilder aus Goethe's Leben. Von Heinrich Reidt. Mit einem Geleitwort von Otto Volger und dem Jugendporträt Goethe's nach einer Radirung Deser's von 1768. Bremen, Kistmann. 1870. 8. 1 Thlr.

Wie das Vorwort, unterzeichnet von Otto Volger, berzeit Obmann des Freien deutschen Hochstifts zu Frank-

furt, uns mittheilt, hat der Verfasser des Buchs längere Zeit die Bibliothek der genannten gelehrten Gesellschaft verwaltet. Zu den Vorträgen; welche das Hochstift zu veranstalten pflegt, gehörten auch diejenigen von Keidt; im Winter 1866—67 gehalten, sind sie in diesen „Frauenbildern“ dem größern Leserkreise zugänglich gemacht. Friederike, Lotte, Cornelia, Lisi, Charlotte von Stein, Christiane — das sind die Frauen, deren Beziehungen zu dem Dichter dargelegt werden, mit eingehender Kenntniß, in freundlicher gewinnender Darstellung. Die schwerfällige Gelehrsamkeit anderer ähnlicher Bücher ist hier in bequeme Schemen umgewandelt, und wir verlieren dabei nicht; der Verfasser hat sich frei gehalten von einseitiger Verehrung wie Verurtheilung des Dichters, dessen Liebesleben immerhin seine eigenthümlichen Seiten hat. Das frisch geschriebene Buch liest sich gut und faßt, was von Goethe's Herzensbeziehungen als das Bedeutendste erscheint, lebendig und klar zusammen. So werden die in Aussicht gestellten weiteren Darstellungen: über Goethe's Mutter, über die Herzoginnen Anna Amalia und Luise, über Auguste von Stolberg und Ottilie von Goethe, sicherlich auch freundliche Aufnahme finden. Goethe's Porträt von 1768 in gutem Stahlstich ist beigegeben.

4. Zu Goethe's Gedichten. Von Wolde mar Frhrn. von Diebemann. Leipzig, Serbe. 1870. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser hat sich bereits als Kenner von Goethe's Leben und Wirken in seinem umfassenden Werke „Goethe und Leipzig“, 1865, bewiesen. Das vorliegende Schriftchen ist ein erweiterter Wiederabdruck einer in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung“ 1869, Nr. 87—90 abgedruckten Beurtheilung von Strechle's Ausgabe der Gedichte Goethe's, welche bei Hempel in Berlin erschienen ist. Die Gedichte werden in Bezug auf Zeit und Anlaß ihrer Entstehung kurz besprochen, dabei manche streitige Frage berührt, mancher Irrthum berichtigt.

5. Lessing's „Minna von Barnhelm“. Von Eduard Niemeyer. Historisch-kritische Einleitung nebst fortlaufendem Commentar. Dresden, Söckner. 1870. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser hat schon früher in einem Commentar zu Lessing's „Nathan“ seine genaue Bekanntschaft mit den Werken des Dichters bekundet. Diese Arbeit über „Minna“ besteht aus zwei Theilen, deren erster die in mehrere Abschnitte zerfallende Untersuchung über Entstehung und theatralischen Erfolg des Stückes, über Charakter und Bedeutung desselben umfaßt. Dem Verfasser steht eine reiche Belesenheit zu Gebote; die etwas trodene Darstellung scheint darauf hinzudeuten, daß das Werkchen, wie es gelegentlich des Unterrichts entstanden ist, so vornehmlich als Leitfaden für Lehrer der Literaturgeschichte bestimmt ist; die Zusammenstellung der hier gebotenen literarhistorischen Notizen ist ganz verdienstlich. Etwa 50 Seiten nimmt der Commentar in Anspruch, von welchem dem Berichterstatter nicht recht verständlich ist, für wen derselbe eigentlich bestimmt sein soll; wenigstens scheint es uns, als ob, wer die „Minna“ überhaupt zu lesen vermag, den allergrößten Theil dieses Commentars ohne Verlust entbehren könne.

6. Grundzüge zur Geschichte der neuern deutschen Dichtung. Von Schiller's Tod bis zur Gegenwart. Von F. Wolfram. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Leipzig, Matthes. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Buch stellt sich, wie das Vorwort mittheilt, „die Aufgabe, für die Zwecke höherer Lehranstalten, wie zum Selbstunterricht, in ein seither wenig beachtetes Gebiet einzuführen“, da der literarhistorische Vortrag „leider in den meisten Fällen die Zeit der Classiker nicht zu überschreiten, die Bildungsbedürftigen für die Zeit der Romantik wie der spätern Entwicklungen ohne jeden Anhalt zu lassen, oder einzelne dürftige zufällige und zusammenhanglose Namensnachweise zu geben pflege.“ Wir halten diese Ansicht für nicht begründet; nicht bloß die Romantiker und Nachromantiker, sondern auch die Dichter und Schriftsteller der Gegenwart haben längst in den wissenschaftlichen wie in den populären Behandlungen der deutschen Literaturgeschichte vielseitige Würdigungen und Darstellung gefunden. Wenn Wolfram dasselbe thut und sich kräftig gegen die Auffassung unserer Zeit als einer Periode des Epigonthums verwahrt, so ist das ganz naturgemäß, aber das Verdienst, Neues damit zu bringen, wird schwer zu erweisen sein. Das Buch leidet an dem nicht unbedenklichen Mangel, daß es nicht deutlich genug zeigt, für welchen Leserkreis es bestimmt ist. Es soll für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht geschrieben sein; was sollen solche Leser aber anfangen mit einem Buche, welches, ausgehend von Jean Paul und den Romantikern, die Nachromantiker, die Schwaben und Oesterreicher, Rückert, Platen und Immermann behandelt und schließlich bei Heine stehen bleibt? Die Schule so wol als der sich selbst Unterrichtende begehrt auch Aufklärung über Früheres und Späteres, und die Aussicht, welche das Vorwort auf eine Weiterführung des Werkes bis zur Gegenwart eröffnet, kann diesen Mangel nicht ersetzen. Der Stoff ist nicht frei und geistvoll genug behandelt, um dem reifern Leser zu genügen; er ist einestheils zu umfassend, andertheils zu beschränkt für die Benutzung einer Lehranstalt. Von diesen praktischen Bedenken abgesehen, gibt das Buch für den behandelten Zeitraum der deutschen Literatur das Erforderliche in der wünschenswerthen Ausführlichkeit und Uebersichtlichkeit.

7. Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. Von Otto Lange. Biographisches Repertorium der Geschichte der deutschen Literatur. Berlin, Gärtnner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Während das Buch von Wolfram nur ein sehr beschränktes Gebiet der deutschen Literatur darstellt, umfaßt das vorliegende Werk von Lange den ganzen Umfang derselben, und zwar also: Lange hat bereits früher herausgegeben einen kurzen „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte“ und eine dazu gehörige Musterammlung, den „Sprachschatz der deutschen Literatur“. Da jener Grundriß den für die Schule erforderlichen Stoff nur in kürzestem Auszug darbieten konnte, so gibt der Verfasser zur Ergänzung in dem vorliegenden Werke einen umfassenden biographischen und bibliographischen Stoff, doch ohne geschichtliche Gliederung, in lediglich alphabetischer Reihenfolge. Es ist also, wie der Verfasser selbst bemerkt, ein

„Nachschlagebuch“, welches von Abraham a Santa Clara bis Zwingli in einer der Bedeutung der Persönlichkeiten entsprechenden, größern oder geringern Ausdehnung alle nennenswerthen Namen der deutschen Literatur aufzählt, ihr Leben kurz darstellt, ihre Hauptwerke kritisch würdigt.

Das Buch ist sehr reichhaltig, mit großem Fleiße zusammengetragen, steigt bis zu den Dichtern und Dichtwerken der jüngsten Zeit herab, und entspricht seinem Zwecke, als Hülfsmittel für den Unterricht und Nachschlagebuch für das Haus zu dienen, vollkommen. Wilhelm Buchner.

Aufzeichnungen eines gelehrten Sonderlings.

G. F. E. Schönborn's Aufzeichnungen über Erlebtes. Mit Einleitung und Beigabe. Von Karl Weinhold. Kiel, 1870.

Schönborn gehört zu den Menschen, welche mehr die Ahnung als die Gewißheit ihres Werthes geben. Niebuhr schrieb bei der Kunde seines Todes:

Auch da ist ein schönes Leben durch Schicksale größtentheils nutzlos geworden. Es war noch mehr im innern Kern, als in Laub und Blüte. Wir möchten nur sagen, weniger die Schicksale, als eigene Schuld warf den Keil über den Stahl; denn wenn ihn auch seine fast dreißigjährige Entfernung von Deutschland vielfach hinderte, die Hauptschuld an dem Stedenbleiben im Kern trug die unbegrenzte Trägheit. Ihm fehlte der Ehrgeiz und die Strebetraft. Er war einer der gelehrten Sonderlinge, welche am Bewußtsein reichen Wissens und tüchtiger Gaben selbstgefällig sich begnügen und die Pflicht nicht anerkennen, zu dem allgemeinen Volksschatz beizusteuern.

Eine solche Erscheinung, wie sie hier Weinhold in scharfen Zügen umreißt, verdiente wol kaum einer besondern Beachtung von seiten unserer Literaturhistorie. Es genügte, könnte es scheinen, wenn nur die zufälligen Beziehungen, die einen Mann dieser Art mit einigen hervorragenden Größen unserer classischen Periode verknüpft haben, nicht um seiner willen, sondern um dieser willen, zur möglichst allseitigen und vollständigen Abrundung ihres Bildes beleuchtet und festgestellt werden. Wir haben ein Bedürfnis, zu wissen, wer Schönborn war, wenn wir Goethe's, Klopstock's, Herder's und anderer Briefe an ihn ganz verstehen, wenn wir die gelegentlichen Aeußerungen eines Claudius, der Stolberg, Niebuhr's und anderer nach ihrem wahren Gewicht und insofern auch als Aufschlüsse über deren eigenes Empfinden, Denken und Urtheilen abschätzen wollen.

Doch gibt es vielleicht auch noch eine andere Seite, von der aus gesehen der seltsame Mann nicht bloß als pedissequus der Heroen seiner Zeit unsere Theilnahme erregt. Wir meinen nicht das individuell psychologische Moment. Dafür bieten die urkundlichen Zeugnisse seines Daseins, die er selbst hinterlassen oder die von andern herkommen, doch zu wenig Boden. So interessante Einzelblicke sie auch gewähren mögen, das Detail in seinen feinen und feinsten Schattirungen und Uebergängen, worauf es hier doch ausschließlich ankommt, wenn man eine psychologische Studie machen wollte, reicht dafür nicht aus. Das Material ist zu einförmig; alle seine Correspondenzen und Freunde bringen es eben nicht weiter, als daß sie, ähnlich wie Niebuhr, wenn auch mit andern Worten, den scharfen Gegensatz zwischen dem Laub und den Blüten, und dem innersten Kern des wunderlichen Gewächses betonen: aber wie denn eigentlich die Markzellen dieses Kerns beschaffen waren, das haben sie entweder nicht sehen wollen oder nicht sehen können. Darum

darf man auch die an die Spitze gestellte psychologische Charakteristik des neuesten Biographen — falls man ihn einen solchen nennen will — als erschöpfend bezeichnen, so kurz sie auch ausgefallen. Auch die ausführlichsten Lobredner und Bewunderer Schönborn's haben auf vielen Seiten nicht mehr gesagt, und es ist auch aus den bezeichneten Gründen unmöglich, mehr, d. h. der Sache nach mehr und tiefer Eingehendes zu sagen.

Wol aber genügt das, was wir von Schönborn wissen, ihn als Typus eines ganzen Geschlechts ähnlich gearteter Erscheinungen seiner Zeit zu studiren und daraus nicht unwichtige Einblicke in einen Bereich der innern deutschen Entwicklung und des deutschen Culturlebens zu gewinnen, der sich sonst dem Auge der Nachwelt aus dem einfachen Grunde zu entziehen pflegt, weil seine Zugehörigen in ihrer vegetirenden Passivität nichts dafür gethan haben, dauernde Zeugnisse ihres Daseins zu hinterlassen.

Solchen Naturen wird die Nachwelt immer im gewissen Sinn unrecht thun müssen, „weil sie“, wie Weinhold sagt, „die Pflicht nicht anerkennen, zu dem allgemeinen Volksschatz beizusteuern“. Die Mitwelt, der die lebendige Persönlichkeit in ihrer unendlichen Fülle gegenübersteht, vermag, scheint es, ebendeshalb ihnen gerechter zu werden, aber in ihre eigentliche Genesis kann sie weniger eindringen als wir Spättern, denen sie in geschichtlicher Form und Objectivität begreiflich sich darstellen. Formuliren wir zunächst die eigentliche Grundfrage: warum haben die Leute dieses Schlags, nicht Schönborn allein, so wenig Productivität entwickelt? Nicht aus naiver Trägheit und Bequemlichkeit, aus egoistischer Verstockung gegen die großen Interessen der Zeit, sondern eher aus dem Gegentheil davon. Sie wollten alles und jedes leisten, und deshalb haben sie nichts geleistet. Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne pflegen solche Seelen allerdings nicht zu kennen; und wenn ohne diesen überhaupt keine That, sei es im praktischen Leben, sei es in der Wissenschaft oder Kunst, möglich ist, dann sind sie schon deshalb zur Thatlosigkeit prädestinirt gewesen. Aber es fragt sich doch, ob nicht auch ohne dies Gewürz und Reizmittel das Größte gethan werden kann, wenn es auch das gewöhnlichste Ingredienz menschlicher Handlungen sein mag. Die eigentliche Triebfeder der Productivität ist doch noch eine ganz andere, es ist der unwiderstehliche Drang, sich von den Bildern und Gestalten des Innern durch die Herausarbeitung in die That zu befreien, weil sie sonst die Seele zerdrücken würden. Weder das Interesse der eigenen Ehre, der Anerkennung bei andern, noch die Reflexion auf das Interesse der andern, das Pflichtbewußtsein der Welt nützlich sein zu müssen, wird bei dieser elementarsten Dialektik aller thätigen Schöpferkraft zunächst mit im

Spiele sein, sondern es pflegt nur das eine oder das andere, häufig beide zusammen in den verschiedensten Mischungsverhältnissen, als secundäres Moment hinzuzutreten, falls überhaupt eine Natur wirklich und entschieden productiv angelegt ist. Wo sie dies nur theilweise ist, da mühen und müssen jene secundären Momente die Führerrolle übernehmen, und die Mehrzahl der concreten Leistungen in aller Welt wird ohne Zweifel mehr durch sie als durch die eigentliche Urkraft der Productivität bestimmt sein. Stehen nun jene nur theilweise productiv angelegten Naturen durch Zufall inmitten einer besonders lebhaften Strömung des zeitgenössischen Lebens, so werden auf sie unendlich viele Kräfte aus dem Centrum heraus mit ungefähr gleicher Stärke wirken. Einem davon ausschließliche Einwirkung zu verstaten, kann ihnen nicht in den Sinn kommen; dazu sind sie, wenn man das nicht mißverstehen will, zu ehrlich und unschuldig. Sie mühen sich daher, jeden der Funken, die von allen Seiten auf sie fallen, zu einem Flämmchen anzublafen, aber diese kleinen Flämmchen geben zusammen noch kein Feuer, um aus den zähen Schlacken des spröden und ungeformten Stoffs das edle Metall eines vollen und ganzen Werks herauszuschmelzen. Je nachdem die Art der Zeit, die Grundneigung ihres Geistes ist, werden es bald diese, bald jene Interessen sein, welche solche halbshürige Naturen nicht sowol erfüllen, sondern gefangen nehmen, aber in jedem Falle ein ganzes Conglomerat davon. So läßt

sich an unserm Schönborn leicht nachweisen, wie ihn alles, was damals die innerste Substanz des deutschen Geisteslebens bildete, in gleicher Stärke berührte und anregte. Wie er im Bereich der speculativen Philosophie von den verschiedensten Systemen von dem Spinozistischen ebenso sehr wie von dem Wolfischen, oder als Dichter ebenso sehr von Klopstock wie von Claudius zu eigenen Schöpfungen hin- und hergezogen wurde und dabei doch nicht bloß passiv oder nach- und unempfindend genannt werden kann, so sind es auch die damaligen großen praktischen Interessen der Humanität und der Wiederherstellung der Natürlichkeit auf allen Gebieten des menschlichen Daseins, die seine Seele nicht bloß begeistern, sondern gelegentlich zu den abenteuerlichsten Plänen thätigsten Eingreifens bestimmen, die natürlich alle im Wunde verwehen. Daß aber endlich aus solchem allseitigen und rücksichtslosen Verbräuche eines von Anfang an nur sehr mäßigen Productivvermögens eine Art passive Erstarrung hervorgehen muß, die der naiven Involenz des geistlichen oder raffinierten Genieklings äußerlich ganz ähnlich sieht, aber aus einer grundverschiedenen Wurzel stammt, versteht sich von selbst. Der Instinct der Selbsterhaltung, der dem Geist so gut wie den Körper aller individuellen Existenzen beherrscht, macht endlich seine Ansprüche geltend und setzt sie auch durch, da keine einseitig gesteigerte Gewohnheit fruchtbarer Thätigkeit sie beiseiteschiebt.

Richard Rückert.

Feuilleton.

Lebrecht Dreves.

Im December vorigen Jahres starb zu Feldkirch in Borsberg nach langem und schmerzlichem Leiden ein deutscher Dichter, dessen poetische Schöpfungen dem größern Publikum weniger bekannt sein mögen, wohl aber verdienen es zu werden: Lebrecht Dreves. Der ihm innig befreundete Freiherr von Eichendorff hatte im Jahre 1849 die erste Ausgabe seiner gesammelten Dichtungen herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, welches auf den „erfrischenden Eindruck“ der Dreves'schen Poesien hinwies; seit 1867 waren dieselben in den Verlag von Barthel in Halle übergegangen, wo sie nunmehr in dritter, noch vom Dichter selbst sorgsam revidirter Ausgabe erschienen sind.

Lebrecht Dreves (geb. am 12. September 1816 zu Hamburg), von Fach Jurist und Verfasser einer Reihe meist kirchlicher Schriften, steht als Dichter durchaus auf dem Boden der romantischen Schule. Durch alle seine Dichtungen weht der Duft der blauen Blume. Die politischen Bewegungen seiner Zeit ließen ihn unberührt, der neue, sich Bahn brechende Geist des „jungen Deutschland“ blieb ihm fremd, und für die Lieber der „Lebenden an die Todten“ hatte er keine Sympathie und kein Verständniß. Er verläßt die große Herrstraße, auf welcher die Söhne des Sturmjahres daherdrängen, und sucht sich in ein stilles Thal, wo er sich, ungehört durch den Donner der Zeitkämpfe, mit voller Reinheit und Innerlichkeit des Gemüths der Beobachtung und dem Genuße des Naturlebens hingeben kann.

Der „Cultus des Genius“, jener Grundzug der Ältern Romantiker, welcher aus der ängstlichen Furcht vor der Theilnahme an dem nationalen Leben und den bewegenden politischen Fragen der Zeit hervorging, brachte zwei Consequenzen mit sich: eine jedem natürlichen Geseß höhnsprechende geniale Willkür, welche nichts neben und nichts über sich

erkennt, und zugleich eine in sich unbefriedigte und krankhafte Schwärmerei.

Von diesen beiden Zügen ist der jüngere Romantiker Dreves frei geblieben. Gerade das „Sichselbstbestimmen und künstlerische Ebenmaß“ rühmt Eichendorff seinen Liebern nach, welcher die Schwächen der romantischen Schule bereits mit durchdringender Klarheit erkannte. Nicht das Bewußtsein, mit dem realen Leben gebrochen zu haben, oder das eitle Streben, in einer selbstgeschaffenen Phantasiwelt Genüge zu suchen, trieb Dreves in das Revier der Romantik, sondern die reine, stille, fast kindliche Freude an der Natur, die dankbare Hingabe an das Naturleben und seine Erscheinungen, in welchen sich ihm die göttliche Liebe immer von neuem und mit gleicher Herrlichkeit offenbarte, und die Sehnsucht, jenes „Geheimniß der Schönheit“, von welchem Eichendorff so oft redet, in dieser Offenbarung zu finden. Er war nicht von Tendenz sondern von Natur romantisch, nicht mit dem Bestreben, der Schule zu dienen, sondern um seiner selbst willen. Darum weiß er auch die wahre Heiterkeit des Gemüths zu finden, welche nichts von dem zweifeltigen und zweideutigen Humor verräth, den wir die „Fronie“ der Romantiker nennen. Und auch in seinen „dunkeln Stunden“ bemächtigt sich des Dichters nichts von jener ungesunden romantischen Zwitterstimmung, jenem „Weltschmerz“, den Feine als die „Kolluß des Schmerzes“ bezeichnen. Das melancholische Element in seinen Dichtungen ist sehr wohl mit einer gesunden Lebensanschauung vereinbar; es ist der heimliche Schauer über den Wechsel der Dinge im Leben und in der Natur, der jedem tiefer Fühlenden oft plötzlich nahe tritt, es ist die Wehmut über die Vergänglichkeit der zeitlichen Erscheinungen, welche zugleich die Sehnsucht nach dem Ewigen und Unwandelbaren erweckt.

Auch der fromme Zug in Dreves' Liebern hat nichts mit jenem Koketterie mit religiösen Begriffen und Anschauungen

gemein, welches unter den Romantikern nicht Seltenes war. Zwar gehörte er zu denen, welche zum katholischen Glauben übertraten. Auch die katholischere Richtung war eine Konsequenz des romantischen Systems. Es ist charakteristisch, daß die katholischen Führer der Romantik fast durchweg Convertiten waren. Aber dieses Verfahren blieb meist ein äußerliches. Es war eine verzweifelte Flucht in den Schoß einer religiösen Welt, welche, entgegengesetzt dem Aukthornern und strengern Protestantismus, wie keine geeignet schien, eine überschwengliche und sinnliche Phantasie zu reizen und zu sättigen. Nicht der Kern und das Wesen des katholischen Glaubens, sondern der äußere Glanz der Kirche, der blendende Pomp ihres Cultus, das Kolossalmäßige ihrer Institutionen, der poetische Reiz des Mariendienstes waren die bestimmenden Motive. So entstand jene Keignung, sich religiöser Stoffe zum Zwecke eines äußerlichen Phantasienspiels zu bemächtigen, über welche sich Eichendorff auf das Schärfste äußerte, indem er sowohl das „Verständeln in der Religion“, als das „Verpoetisieren und Verflüchtigen ihrer einkünftigen Wahrheiten“ verwarf. Er stellte es dem Dichter anheim, ob er sich überhaupt mit kirchlich-religiösen Stoffen befassen wolle, dagegen verlangte er, daß sich der poetische Inhalt in einer christlichen Atmosphäre bewege, die man unbewußt atmet und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der Dinge von selbst durchscheinen lasse. So auch Dreyes. Mag er sich bisweilen mit Vorliebe dem poetischen Mariencultus widmen — die Religiosität, welche seine geistlichen, welche alle seine Dichtungen durchdringt, fließt aus einem Glauben, welcher kein Schema, kein poetisches Reizmittel, sondern eine lebendige Thatfache, die Wurzel ist, aus welcher seine Lebensanschauung erwächst. Religion und Poesie durchdringen einander; das Element, das sie verschwifert, ist die Liebe.

So schuf der Dichter eine Fülle sinniger Lieder des Frühlings, des Waldes, der Wanderlust, Lieder der Liebe, Bilder und Romanzen. Sie tragen den Stempel des Selbstempfindens oder der Selbsterlebens; Gewandtheit der Form zeichnet sie aus, und größeren Theils sind sie langbar. Nicht selten trifft er mit Blick den volksthümlichen Ton, wie in dem vielgelungenen: „Vor Jena“ und in dem „Reigern von Prag“, welche Eichendorff aus der Seele geschrieben scheinen. Seine Lieder wurzeln in einer mit Lehensgefühl und gläubigem Sinn erstobten Darstellung der Natur und des Lebens. In den Erscheinungen, welche sich dem forschenden Blicke im Naturleben offenbaren, sieht er ein Bild von dem bewegten Verlaufe des menschlichen Daseins in seinem Wechselgange zwischen Freud und Leid, Reizen und Belen, Geburt und Tod. Kein Wunder, daß diese Dichtungen, welche zu einer Zeit entstanden, in der die romantische Richtung schon theilweise vergessene, ja verpöht war, nicht auf den großen Markt gelangten. Es sind Lieder eines lebenswürdigen und wahren Dichters, welcher den Ruhm des Tages nicht gefunden, aber auch nicht gesucht hat. Bäumen des Frühlings sind sie, im fernem Waldthal erwachsen, und nur der stille Wanderer steht sie am Rande des Baches blühen und frent sich ihrer Schöne!

Notizen.

Von den Gedichten von Emil Rittershaus soll zu Gunsten des Dichters, dem seine Lebensverhältnisse nicht den freien Cultus der Muse gestatten, auf Subscription, bei Ernst Keil, dem Herausgeber der „Gartenlaube“, eine Ausgabe erscheinen, welche dem Publikum von einer großen Zahl angesehener Namen empfohlen wird. Wir zweifeln nicht, daß diese Empfehlung und die weitreichende Protection der „Gartenlaube“ den gewünschten Zweck erreichen werden. Emil Rittershaus, der Sängler des Wuppertals, gehört zu den frischesten Dichtern der Neuzeit; seine Muse ist reich an Improvisationen von anmuthiger Färbung und lebendigem Schwung. Auch seine „Kriegsgedichte“ in jüngster Zeit haben bewiesen, daß er volksthümliche Klänge anzuschlagen weiß, die in weitesten Kreisen ein lebhaftes Echo zu wecken vermögen.

Von der „Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht

und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Von Hermann Weiß“ (Stuttgart, Ebner u. Seubert) liegt die neunte und zehnte Lieferung vor, welche das Costüm des 16. Jahrhunderts abschließt und eine Darstellung des Costüms des 17. Jahrhunderts mit einer werthvollen geschichtlichen Uebersicht einleitet; dann werden die Trachten dieser Zeit in Spanien, Frankreich, England und Deutschland mit gewohnter Gründlichkeit besprochen und durch mannichfache Stellen aus den Werken zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller illustriert.

Der Verfasser der in Nr. 17. d. Bl. besprochenen Gedichte „Aus Natur und Leben“ heißt nicht Karl Kalbed, sondern Max Kalbed, was wir auf den Wunsch des Dichters selbst hiermit berichtigen.

Bibliographie.

- Bergsöe, W., Aus der alten Fabrik. Deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Frisch. 8. 3 Thlr.
- Böcher, W., Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nebst einem Abriss der deutschen Sprachgeschichte. 3te verbesserte Aufl. Mainz, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.
- Darwin, C., Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. In 2 Bdn. 1ster Bd. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 2 Thlr. 30 Ngr.
- Brdmann, J. B., Ernste Spiele. Vorträge, theils neu theils längst vergessene. Ne zur Gesamtausgabe aller seiner populären Vorträge vollständigste Aufl. Berlin, Hasser. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Sackländer, F. W., Sorgenlose Stunden in heiteren Gesähten. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Schubert, F., v. Voltaire und Friedrich II., du Bois Reymond und Droysen. Kein Widerspruch sondern Fortschritt. Altona, Bauer. Gr. 8. 9 Ngr.
- Söll, J., Schwert und Parze. Gedichte. Berlin, Lippenschilde. 16. 29 1/2 Ngr.
- Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. 3ter Bd. Mit einer photographischen Tafel und einem Plan von Rom. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.
- Kapp, F., Friedrich der Grasse und die Vereinigten Staaten von Amerika. Mit einem Anhang: Die Vereinigten Staaten und das Seerückrecht. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Klein's, J. L., dramatische Werke. I. Maria von Medici. — Einnes. Leipzig, L. D. Weigel. 8. 1 Thlr.
- Das Kutschelied auf der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Kutscheliedes im germanischen Alterthum, nebst alten Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Herausgegeben von Dr. Heinrich Invaldenstiftung von Wilhelm Schröter. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.
- Lehmann, S., Lagedbuch während der Belagerung von Paris. Deutsche autorisirte Ausgabe. In 2 Bänden. 1ste Klaf. Leipzig, Bde. 8. 1 Thlr.
- Lecky, W. B., Die Stellung der Frauen. Deutsch von H. Jolowicz. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 12 Ngr.
- Reinhold, J., Johann, gesammelte Werke. Neue weibliche Ausgabe. 1ster bis 3ter Bd. Neues Lebensgeschichte. 3 Bde. Berlin, Jandt. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Rever, G. S., Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Deutsch nach der dritten Ausgabe von 1867. 1ster Bd. Geschichte der alten Philosophie. Berlin, Dybenheim. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
- Rings, J., Gedichte. 1ster Bd. 7te Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.
- Löhner, F. v., Aus Natur und Geschichte von Elsass-Lothringen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.
- Ramath, F., Die Frau auf dem Schilde des modernen deutschen Romans. Historisch-kritische Studien. Bremen, Schöner. 8. 10 Ngr.
- Mendelssohn-Bartholdy, F., Acht Briefe und ein Facsimile. Leipzig, Grunow. Gr. 16. 14 Ngr.
- Mertens, L., Bilder die Fremdwörter. Hannover, Helwing. Gr. 8. 10 Ngr.
- Die europäische Mission Ugarns und Franz Deak. Aus dem Ungarischen. Pest, Gebr. Rosenberg. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.
- Otto, F. W., Arbeit und Christenthum. Eine zeitgeschichtliche Studie. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 12 Ngr.
- Polke, Elise, Neue Novellen. 12te Folge. Freiburg und Leibold. Leipzig, Schöner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Ranke, L. v., Sammtliche Werke. 19ter Bd.: Englische Geschichte vornehmlich im 17. Jahrhundert. 6ter Bd. 2te Aufl. Leipzig, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Rau, S., Deutschlands Kassandra. Der Raub des Elfaß und die Verwüstung der Pfalz unter Ludwig XIV. Historischer Roman. Stuttgart, Vogel u. Weinbauer. 8. 2 Thlr.
- Rohlf, G., Von Tripolis nach Alexandria. Beschreibung der im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preussen in den Jahren 1865 und 1869 ausgeführten Reise. 2 Bde. Bremen, Kuhnmann u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Sanders, D., Fremdwörterbuch. 2 Bde. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Stöckl, A., Grundriß der Kesthetik. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 Ngr.
- Historisches Taschenbuch. Begründet von Frdr. v. Raumer. Herausgegeben von W. G. Riehl. 5te Folge. 1ster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschienen:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von Franz Pfeiffer.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zehnter Band:

Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel.
Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweiter Theil.

Diese Ausgabe des ganzen *Parzival* ist der erste Versuch, die gewaltigste und gedankentiefste Dichtung des deutschen Mittelalters, das Meisterwerk Wolfram's von Eschenbach, dem Verständniß heutiger Leser im Originaltext zugänglich zu machen. Franz Pfeiffer hatte sich bereits viel mit den Vorarbeiten zur Herausgabe beschäftigt; als er aber seinen Tod herannahen fühlte, überließ er das von ihm gesammelte reiche Quellenmaterial seinem gelehrten Freunde Karl Bartsch, der nun im Sinne des Verstorbenen das schwierige Werk vollendete. Wegen der Verwandtschaft des Stoffs wurden auch die erhaltenen Bruchstücke von Wolfram's *Titurel* in die Ausgabe mit aufgenommen.

Inhalt des I.—IX. Bandes:

- I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritte Auflage, herausgegeben von Karl Bartsch.
- II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
- III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
- IV.—VI. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.
- VII. VIII. **Gottfried's von Strassburg Tristan.** Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile.
- IX. **Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Theil.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Kutschlied auf der Seelenwanderung.

Mit einer Hieroglyphen-Tafel.

Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung
von

Wilhelm Chrenthal.

Sechste Auflage.

8. Geh. 10 Ngr.

Das schwungvolle Kriesslied des Hülfiers Kutsche „Was traucht da in dem Busch herum?“ hat den gelehrten Verfasser vorliegender Schrift begeistert, den Quellen des Gedichts mit deutscher Gründlichkeit nachzuforschen und dessen Ursprünge bis ins graue Alterthum zu verfolgen. Er gelangte zu den überraschendsten Resultaten, die hiermit unsern Archäologen und Schriftkundigen zur weitem Prüfung, dem verehrlichen Publikum aber zum ergötzlichen Genuß übergeben werden. Der Ertrag ist für die Deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Schriften von Melchior Meyr.

Erzählungen aus dem Ries. Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Fortdauer nach dem Tode. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter der Presse befindet sich:

Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung. Vierzig Briefe.

Melchior Meyr, am 25. April d. J. zu München verstorben, ist den besten Schriftstellern der neuern Zeit beizuzählen. Am glücklichsten bekundete sich sein Talent in den anmutigen, durch Frische und Lebenswahrheit fesselnden Dorfgeschichten aus seiner Heimat, dem Algäu, die unter dem Titel: „Erzählungen aus dem Ries“ erschienen und allgemein bekannt sind. Originelle Auffassung der gegenwärtigen Kulturverhältnisse charakterisirt die „Gespräche mit einem Grobian“, und hoher sittlicher Ernst seine religionsphilosophischen Schriften. Zu letztern gehört auch das unter der Presse befindliche Werk, an welchem er noch kurz vor seinem Tode die letzte Hand gelegt hat.

Gotdenopfer.

Canzone von Albert Mörser.

16. 1/2 Bogen, elegant cartonirt. Preis 5 Sgr.

Heinrich Kurz (Gesch. d. deut. Literatur. IV. S. 14 u. 28) nennt Albert Mörser unter denjenigen Dichtern, bei welchen die Form der Canzone in „großer Vollendung“ erscheint. Die vorliegende, durch den Tod eines jüngern — bei Mars-la-Tour gefallenen — Freundes veranlaßte Canzone befähigt dieses Urtheil im hohen Maße und wird nicht verfehlen, diesem bedeutenden Lyriker neue Freunde zu erwerben. Es liegt nicht etwa ein gewöhnliches Gelegenheitspoem vor, sondern eine bedeutende Dichtung von bleibendem Werthe, die das von dem Dichter in seiner Canzone „An den Tod“ angeschlagene Thema in ergreifender Weise variirt.

Halle, Verlag von G. Emil Barthel.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkercunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie. In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von Karl Andree. 4. Fein Velinpapier. Geh.

Neunzehnter Band. Preis 3 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint viermal im Monat in Nummern von je 2 Bogen. 24 Nummern bilden einen Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 25 — Nr. 22. —

25. Mai 1871.

Inhalt: Neue Dramen. Von Theodor Wehl. — Der deutsch-französische Krieg. Von Karl Gustav von Berner. (Beschluß.) — Eine Biographie Kuchlin's. Von Moritz Carriere. — Philosophische Schriften. — Feuilleton. (Melchior Meyer; Heinrich Theodor Rötcher.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

Aus den zumeist in den Jahren 1869 und 1870 erschienenen, uns vorliegenden dramatischen Arbeiten mußthet uns eigentlich keine so an, daß wir uns unumwunden und leichten Herzens zu der Meinung bekennen könnten, ein epochemachendes und bedeutendes Talent darin wahrgenommen zu haben. Einige wenige von ihnen befunden allerdings etwas wie eine ursprüngliche Begabung, einige andere verrathen Bildung und Geschmack, einige weitere Geist, aber die große Mehrzahl erscheint denn doch zum Theil geschmacklos, zum Theil sogar stümperhaft und plump.

Stellen wir die Bessern voran und lassen wir stufenweise die schwächeren, mit Ausnahme der Uebertragungen, die wir abgefordert an den Schluß gebracht haben, folgen, so wird sich im ganzen und großen etwa nachstehende Reihenfolge ergeben:

1. Demetrius. Tragödie von Karl Hardt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Tragödie ist ein jedenfalls originelles Werk, das vollständige Bühnendrama, d. h. es erscheint in einer Fassung und Ausführung, welche die Darstellung geradezu unmöglich machen. Aber es weist überraschende, zu Zeiten großartige Züge auf. Es liegt ein Stück Grabbe in dieser Arbeit, die ebenso unzusammenhängend und kühn hingeschleudert erscheint wie die Trauerspiele jenes gigantischen Dramatikers, aber dabei zugleich fesselt und spannt, weil eine Fülle von eigenthümlichem und frappantem Leben darin pulst. Nur freilich ist das Leben auch hier nicht überall wahr und gesund. „Demetrius“ ist die Tragödie im Fieber, d. h. bald voll Aufschwung, Erregung und Feuer, bald wieder in ganz niedergeworfenem lethargischen Zustande. Gleichmäßigkeit und Ausgeglichenheit fehlen vollkommen. Man wird ebenso oft hingeworfen, als man verdußt und fast beleidigt wird.

Das Vorspiel rollt sich am polnischen Hofe zu Krakau unter den Augen König Sigmund's III. ab, der 1871. 22.

Demetrius in seinen Ansichten und Plänen begünstigt und mit Marina verlobt.

Der erste Act spielt an der polnisch-russischen Grenze und zeigt Demetrius im Kampf gegen die Russen, seinen eigenen polnischen Anhang und die Strenge eines furchtbaren Winters. Es fehlt nicht viel, daß er mit den Seinen im Schnee umkommt.

Der zweite Act führt Boris Godunow in Moskau vor, den sein böses Gewissen gegen seine Umgebung wüthen macht, besonders nachdem er vernommen, daß Demetrius Putiwel durch Ueberrumpelung in seinen Besitz gebracht. Ein feiner und geistvoller Zug ist hier, daß Axinia, die Tochter des Zaren, sich in ein Conterfei des Prätendenten verliebt, das auf dem Schlachtfelde von Dobrinitz gefunden und in Boris' Hände ausgeliefert worden ist. Boris hat es unachtsam liegen lassen, und Axinia es gefunden, ohne zu ahnen, wen es vorstellt. Etwas ungeheuerlich ist es, daß vorher der Kronleuchter von der Decke bricht und Boris beschädigt. Dieser Vorgang hat keine andere Folge, als daß der Zar seine tief sinnigen Betrachtungen über den Knopf anstellt, der, vom Rost zerfressen, die ganze Herrlichkeit zu Boden stürzen machte. Dann begibt er sich in ein Irrenhaus, wo er denjenigen in Verwahrsam halten läßt, dem er einst aufgetragen, Demetrius zu ermorden. Er will Gewißheit haben, ob dies geschehen oder nicht geschehen, und nähert sich zu diesem Ende dem Gitter, hinter welchem der für irrstinnig erklärte und wol in der That irrstinnig gewordene Heronow weilt. Dieser, von Boris Godunow inquirirt, streckt plötzlich seine Knochenhände aus dem Gitter hervor und erwürgt den Zaren. Diese Scene ist schrecklich, aber zu flüchtig in der Ausführung.

Im dritten Act ist nun Demetrius siegreich in Moskau eingezogen und gekrönt; die Zwistigkeiten zwischen den polnischen und russischen Großen beginnen und die Zusammenkunft zwischen Demetrius und Marfa, seiner

Mutter, findet statt, ohne daß es zur Anerkennung kommt. Vergebens bringt er in sie, sich für seine Echtheit zu entscheiden; als er schließlich fragt:

Bei allen Qualen des Gekreuzigten:
Bin ich Eur' Sohn? —

wirft sich ein starker Donnerschlag ins Mittel; alle Fackeln verlöschen, Marfa sinkt ohnmächtig am Beistuhl nieder; Demetrius taumelt einige Schritte zurück — so schließt der Act, also frappant genug, aber mit einer künstlichen Aushülfe im höchsten Wurf der Katastrophe.

Der vierte Act zeigt uns Demetrius schon halbwegs gebrochen und irre an sich selbst. Er forscht nun über seine Vergangenheit, soweit sie ihm unklar ist, nach, ohne ins Reine zu kommen. Inzwischen beginnt man auch bereits gegen ihn zu conspiriren. Der letzte Lichtblick, der ihn trifft, ist Aginia's Liebe, die als heilige Reliquie das Bildniß des Demetrius verwahrt. Der Usurpator findet dasselbe, als er ein Kästchen gewaltsam öffnen läßt, das sie stets bei sich trug und worin er wichtige Documente in Bezug seiner Herkunft vermuthete.

Im fünften Act kommt, um die Verwirrung voll zu machen, Marina mit ihrem polnischen Anhang und reizt die russische Bevölkerung durch ihren Hochmuth, ihren Troß und ihren ausländischen Pomp besonders auf. Der lange hingehaltene Groll und Aufstand gelangt zum Ausbruch, und Demetrius fällt, von der mörderischen Kugel getroffen.

Dies die Tragödie, die sich in lauter einzelnen, oft äußerlich wenig zusammenhängenden Auftritten, wirrig und tumultuarisch, aber wie gesagt oft in großartigen Momenten fesselnd und spannend abspielt. Mit dem Schiller'schen Fragment hält sie keinen Vergleich aus; aber dafür ist sie eigengeartet und von entschieden kühnem Wurf, welchem allein Ausgleichung und künstlerische Läuterung mangeln, um von wirklicher Bedeutung zu sein.

2. *Sakuntala*. Schauspiel in fünf Aufzügen, frei nach Kalidasa's altindischem Drama von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Schwerin, Stiller. 1869. 8. 20 Ngr.

Der Autor bietet uns eine Bearbeitung jenes Liebesdramas, das man das „Romeo und Julie“ des Orients genannt hat. Seine Bearbeitung ist mit wahrnehmbarer Lust bewerkstelligt und nicht ohne dichterisches Geschick, aber mit zu wenig Rücksicht auf Wirkung und ohne die nöthige Beobachtung unserer dramatischen Geseze ausgeführt. Abgesehen davon, daß der Stoff an sich etwas zu lyrisch ist und sich mehr zu einem Operntexte oder einem Balletbuche eignet, hätte jedenfalls die Handlung in dem, was man Intrigue nennt, mehr Spannung und kühnern Wurf der Gestaltung erfordert, um dem Stücke Theilnahme und Erfolg zu sichern. Eingang und Auslauf desselben sind sinnig und von anziehendem Reize, aber da, wo sich der Höhe- und eigentliche Knotenpunkt des Ganzen befindet, hat sich der Verfasser leider zu eng an das indische Original angeschlossen, dessen Motive für uns nicht mächtig genug sind.

König Duschyanta hat auf der Jagd im Büßerhain, am Fuße des Himalaja, Sakuntala, die Pfliegerochter des Kanwa, des Haupts einer Einsiedler- und Büßersekte, kennen und lieben gelernt. Diese Bekanntschaft und Liebe erscheint

nicht ohne den Hauch und Duft zarter Empfindung und Poesie. Duschyanta will Sakuntala gleich zu seiner Gattin erklärt und auf den Thron gesetzt wissen; aber der weise Kanwa verlangt, daß die Liebenden sich erst in ihren Gefühlen auf die Probe stellen sollen, wozu sich namentlich der König schwer entschließt. Endlich jedoch fügt er sich, indem er Sakuntala einen Ring ansteckt, der die Eigenschaft hat, sich ihr vom Finger zu lösen, sobald sie ihm die Treue bricht.

Dies sind die Vorgänge der beiden ersten Acte und diese Vorgänge athmen, wie bereits gesagt, dichterischen Hauch und anmuthigen Schwung. Jedenfalls werden sie bei gefälliger Darstellung einen gewinnenden Eindruck hervorbringen.

Nun aber leider hebt die Schwäche des Stücks an. Man erwartet ein bedeutungsvolles Hervortreten des Kanwa und der Prüfungen; aber diese bleiben entweder ganz aus oder treten zum mindesten nicht derart in die Erscheinung, wie es zu einer durchschlagenden Wirkung nothwendig wäre. Kanwa ist es, der die Proben verlangt hat; nun müßte er selbstverständlich es auch sein, der sie an die Liebenden herantreten macht. Auf seine Veranstaltung hin hätte es zu geschehen, daß z. B. Sakuntala die Unersehbarkeit ihrer Neigung bekundete, daß Duschyanta, durch andere Anerbietungen versucht, seine Treue bewährte. Auch den Ring hätte Kanwa der Sakuntala zu entweben, um zu sehen, ob der König trotz des Nichtvorhandenseins desselben an Sakuntala's Unschuld glauben würde. Daß Kanwa's Pfliegerochter den Ring beim Waschen im Ganges verloren, und daß ein Fischer ihn darin findet und dem König wiederbringt, ist ein zu zufälliges Motiv, um die Wendung und Katastrophe des Schauspiels veranlassen zu können.

In diesen Punkten hätte Alfred von Wolzogen selbständig eingreifender verfahren und dadurch dem Stück in seinem dramatischen Aufbau mehr Gipfelung und sichere Auswölbung verschaffen sollen. Es würde in diesem Falle an Lebendigkeit, an Bedeutung und Wirksamkeit wesentlich gewonnen haben. Wie es jetzt ist, spielt es sich zu breit und zu aufschwungelos ab, als daß es bei einer Darstellung dauernd zu fesseln und die volle Theilnahme der Zuschauer rege zu erhalten im Stande wäre. Man wird aber immer in der Arbeit einen edeln Geschmack, einen lautern Geist und poetische Begabung anzuerkennen haben.

3. *Rienzi*, der Tribun. Von Emil Pirazzi. Frankfurt a. M., 1868.

Dieses fünfactige historische Trauerspiel aus dem mittelalterlichen Rom ist nicht ohne Großartigkeit in der Composition, nicht ohne Schwung in der Sprache, läßt aber doch Vertiefung und Innerlichkeit vermissen. Das Stück erscheint in seiner ganzen Fassung und Durchführung zu äußerlich, zu sehr auf Ausstattung und prächtige Bilder abgesehen. Es ist sozusagen im Wagner'schen Opernstil gedichtet, aber doch immer gedichtet, sodaß dem Werk ein überwältigendes und oft hinreißendes Pathos nicht absprechen läßt. Wo es mit Aufwand und Pomp in Scene gesetzt wird, wo sich ihm bedeutende rhetorische Talente zur Verfügung stellen, da dürfte es sicher nicht

ohne Wirkung bleiben, wenn diese Wirkung auch wol kaum eine nachhaltige und dauernde sein möchte, weil der Dichtung der hochtragische Conflict und die kunstvolle Gipfelung gebricht.

Kienzi, der für die Größe und Macht Italiens schwärmt, der die großen Adelsgeschlechter Roms besiegt und verbannt, erlahmt und verzagt plötzlich an seiner Mission, weil er erfährt, daß er nicht der natürliche Sohn Heinrich's VII., des deutschen Kaisers, ist, wie man ihm vorgespiegelt und er geglaubt hat. Ist es schon an und für sich nicht gerade für den Geist eines Helven sprechend, daß dieser mit dem Fehltritt seiner Mutter prunkt und Ruhm darin sucht, der Bastard eines Fürsten zu sein, so ist es vollends abschwächend für die Bedeutung des Stücks, daß er, der für das Volk auftritt und kämpft, den Muth für diesen Kampf und dieses Auftreten in dem Augenblick verliert, wo er erfährt, daß er das rechtmäßige und unbescholtene Kind armer Leute aus eben diesem Volke ist. Ein Kronprätendent, der für die Rechte seiner Geburt ins Feld gerückt, mag verzagen und zusammenbrechen, wenn er erkennen muß, daß man ihm die königliche Abstammung nur vorgespiegelt, um durch eine solche Vorspiegelung ihn zum Spielball ehrgeiziger Pläne zu machen. Kienzi aber, der römische Tribun, der nur für die Freiheit und die Unabhängigkeit Italiens strebt, bedarf für dieses Streben durchaus den Glauben nicht, von einem Kaiser gezeugt worden zu sein, und jedenfalls ist, wenn er in diesem Glauben sich gestärkt, dies keineswegs eine tragische Schuld, sondern einfach eine Thorheit.

In diesem Punkte liegt die dramatische Schwäche des Trauerspiels, eine Schwäche, die sich dadurch verschärft, daß die gegnerische Macht, die ihn bekämpft und schließlich stürzt, nämlich die Kirche, in keinem eigentlichen Vertreter sichtbar wird. Kienzi sieht nur von seinem Fenster aus beim Strahl des Blitzes, wie draußen die große Excommunication, das Anathem von Schergen der Hierarchie angeheftet wird, und gleich danach dringt das Volk herzu, um ihn zu ermorden. Da nun der Adel bereits früher aus Rom ausgewiesen und dadurch also gleichfalls aus dem Stück entfernt worden ist, so hat natürlicherweise die Architektur des Dramas wesentlich gelitten und zeigt uns zwar einen stattlichen Aufbau, dem aber jede imponirende Gegenstellung gebricht — ein Gebrechen, das der Dichtung empfindlichen Abbruch thut. Kienzi ringt zu wenig sichtlich mit einer Gegenpartei und geht schließlich an einem Wahne zu Grunde, der etwas Knabenhaftes hat. Eine kurze Inhaltsangabe mag das belegen.

Im ersten Acte wird Kienzi's Schwester, Beatrice, von Romano Orsini mit schändlichen Anträgen verfolgt und soll von dessen Anhang eben gewaltsam entführt werden, als sich eine andere Adelspartei, die der Colonna's, dazwischenwirft und den Handel stört. Mitten in diesen Hader tritt Kienzi, befreit die Schwester und ruft das Volk zur Rettung auf. Petrarcha kommt und eifert den Patrioten an, seine großen Vorsätze auszuführen und die einmal ausgebrochene Aufregung und Unruhe in Rom dazu zu benutzen.

Im zweiten Acte hält Kienzi eine große Volksver-

sammlung und setzt in dieser die Verbannung der Adelsgeschlechter durch.

Im dritten Acte ist dieselbe erfolgt, Kienzi Tribun von Rom und auf dem Gipfel seiner Macht. Er hat gegen die Barone gekämpft, sie besiegt und die Häupter gefangen genommen. Sie sollen eben den Tod durch Henkershand erleiden, da erscheint Atalante Colonna, eine Jugendliebte Kienzi's, die man von ihm getrennt, um für ihren Gatten zu bitten. Kienzi läßt sich erweichen und verzeiht den Colonna's und Orsini's.

Im vierten Acte befindet sich Kienzi schon im Sinken. Die Schwierigkeiten, die Misstände, die Wankelmüthigkeit des Volks reiben seine Kräfte auf und er sieht nur Heil in der Herbeiziehung des deutschen Kaisers, zu dessen Geschlecht er zu gehören glaubt. Diesen Glauben nimmt ihm Spinello, sein Geheimschreiber, der ihm bekennet, daß er jenen ihm nur beigebracht, um ihn zu reizen und aufzustacheln. In seiner Wuth ersticht Kienzi Spinello.

Im fünften Acte ist unser Held erschöpft, von seiner That erdrückt, schwankend, krank und nicht mehr im Stande, die Aufrührer und Meuterer im Zaume zu halten — er fällt, kurz vor dem Einzuge der herbeigerufenen Deutschen, das Opfer der ausgebrochenen Empörung.

4. Witekind. Schauspiel in fünf Aufzügen von Böhl. München, Lentner. 1869. 8. 16 Ngr.

Das Stück hat die bekannte Befreiung und Bekehrung Witekind's durch Karl den Großen zum Vorwurf: ein Vorwurf, der schon manchen Dichter gelockt, aber noch für keinen zu einer wahrhaft durchschlagenden Schöpfung Veranlassung geworden. Auch das vorliegende Werk dürfte, trotz mancher Schönheit und der Aufstellung eines wahrhaft glücklichen und fleghaft menschlichen Motivs für den Religionsübergang des Helden, doch wol keine allzu weitgreifende Geltung gewinnen. Es mangelt dazu tüchtner Wurf in der ganzen Handhabung des Stoffes, Mächtigkeit der Ausführung und Größe der Sprache. Der Verfasser hat allerdings gute Muster vor Augen gehabt und erinnert in seinen Versen zuweilen durch schlichte Einfachheit und dabei doch gesunde Fülle des Ausdrucks an Grillparzer, aber um mit diesen Vorzügen zu packen und hinzureißen, dazu gebricht es doch an lebhafter Charakteristik und an der Wahrheit echten dramatischen Lebens. Karl mit seiner Familie erscheint zu gewöhnlich hausbacken bürgerlich, und Witekind mit seinem Hause zu wenig düster und imponirend. Der Dichter ist sich nicht genug bewußt geworden, daß hier gleichsam zwei verschiedene Weltanschauungen aufeinanderplagen und ein helles, liches Jahrhundert mit einem dunkeln und finstern zu kämpfen hat. Die Gegensätze treten sich nicht voll und nicht in Gestalten entgegen, die uns anziehen und entweder mit Bewunderung oder Entsetzen erfüllen. Alles erscheint und zieht sich zu glatt und gleichmäßig nebeneinander hin. Selbst die glückliche Hauptwendung des Dramas, die Bekehrung Witekind's zum Christenthum, legt sich nicht so breit und bezwingend, wie es sich wol hätte gestalten lassen, in die Handlung ein. Den grausen Sachsenherzog belehren nämlich weder die Siege noch die Heldenthaten seiner Gegner, sondern einzig die Milde und Veröhnlichkeit eines christlichen

Priesters, der von Witekind selbst geschlagen und verwundet, den geschlagenen und verwundeten Witekind hegt und pflegt, bis er dem Leben wiedergegeben ist. Diese Samaritertthat und die Güte und Milde der christlichen Religion und ihrer Befenner bezwingen den großen Heiden und führen ihn schließlich Karl und dem Christenthume zu.

Dieser Zug wäre entschieden noch höher zu heben und wirksamer auszubeuten gewesen, als es hier geschieht.

Immerhin aber verdient das Stück, trotz dieser und anderer Mängel und Versehen, Achtung und Anerkennung, denn es läßt überall schönes Maß und bei durchaus edler Gesinnung einen feinen und künstlerisch wohlgeschulten Geist erkennen.

5. Isole. Tragödie in drei Acten von Albert Schreke. Berlin, Heimann. 1869. 8. 12 Ngr.

Dies ist eine Arbeit, welche uns in der Behandlung des Verses wie des ganzen Stoffs den Mann von feiner Bildung und von edelm Geiste, nur nicht durchweg von geläutertem Geschmac erkennen läßt. Namentlich fehlt auch sichere dramatische oder, hier vielleicht richtiger gesagt, theatralische Erfahrung. Die bei unsern Lesern wol als bekannt vorauszusetzende Handlung bedünkt uns weder weise genug angeknüpft noch durchgeführt, ihr Gang zerfahren und zu keiner rechten Gipfelung gebracht. Besonders zu beklagen ist, daß die tragische Katastrophe verpufft, keine rechte Wendung gibt und den Tod des Helden unbedeutend werden läßt.

Tristan zweimal an den Hof von Irland zu führen, erst als verwundeten Spielmann und später als Abgesandten des Königs Marke, ist dramatisch werthlos, wenn dazwischen nicht etwas wie ein Fatum gebracht wird, für das der Dichter die zwei ausgefallenen Acte hätte benutzen sollen. Tristan müßte geflohen sein, um Isole, deren Vater er im Kampfe getödtet, vor der Liebe zu bewahren, die er selber für sie im Herzen trägt. An den Hof Marke's zurückgekehrt, hätte er dann durch seine begeisterte Schilderung der Geliebten Marke's Herz zu entzünden und diesen zu dem Wunsche einer Ehe mit ihr zu entflammen. Zuerst würde Tristan über diese Wirkung seiner Worte zu erschrecken, dann aber sie gutzuheißen haben, weil er dadurch meint, sich auf ewig von Isole zu scheiden. In welchem Conflict aber käme er dann, wenn er erfährt, daß Marke ihn ausersuchen, sein Werber zu werden. Allen Einwendungen und Entschuldigungen zum Troß müßte Marke auf seinem Willen bestehen und somit also Tristan gezwungen sein, zu Isole zurückzukehren. Hier müßte nun die Erklärung erfolgen, Isole ihn anzulagen, daß er sie verlassen, und er endlich in dem Schmerze der Verkennung sich verrathen. Um sein Benehmen zu entschuldigen und Isole vor der Liebe zu wahren, hätte er selbst nun sich als den Mörder ihres Vaters angeben, und Isole hierauf, ihr Gelübde zu erfüllen, seinen Tod zu wollen. Wenn jetzt Isole den Trank, von dem sie meint, daß er Haß erzeuge, mit Tristan theilte, so wäre hier der rechte Augenblick dazu. Statt Haß zu erzeugen, müßte aber der Trank die Liebe nur steigern, und Tristan's Tod im Augenblick der höchsten Seligkeit erfolgen, entweder weil Isole den Mar-

shall zur Ermordung Tristan's angepornt, oder weil jener selbst aus Eifersucht den Mord vollführt.

Im Stück selbst ist dieser Marschall von Irland jedenfalls eine unerquickliche, allzu theatralische Figur, der Böfewicht wie er im Buche steht. Auch der Geist des getödteten Morold ist unwesentlich in der Art, wie er verwendet worden. Soll er von Wirkung sein, so müßte er mehrfach und zwar stets sichtbar sein, wenn Tristan sich in Liebe an Isole wendet. Dieser Geist will verhüten, was Tristan selbst verhüten wünscht. Er müßte die Tochter warnen. Um ihn nur einmal erscheinen zu lassen, ist die Situation, in der es geschieht, nicht ausdrucksvoll genug.

Alles in allem genommen ist das Stück als Stück nicht bedeutend, aber doch ein Beweis von Talent, das gepflegt zu werden verdient.

6. Don Sylvio's Brautsahrt. Ein Fastnachtspiel in sieben Bildern von Wilhelm Posäus. Paderborn, Klein. 1870. 16. 12 Ngr.

Dies Stück zeigt in Behandlung des Stoffs wie des Verses den wohlgeübten dramatischen Schriftsteller. Nur schade, daß dem Ganzen frischquellenender Humor und einigermaßen die Originalität abgeht. Daß ein junger Mann durch ein Testament genöthigt sein soll, um Herr eines bedeutenden Vermögens zu werden, sich binnen drei Tagen zu verheirathen, ist ebenso wenig neu, als daß derjenige, in die er sich verliebt, ihm zuerst in der Verkleidung eines Mannes entgegentritt und als vermeintlicher Freund ihn abhält, sich in eine andere zu verlieben, bis sie, von seiner Treue überzeugt, sich entpuppt und ihm selber die Hand reicht.

Das Stück ist an sich munter und artig, aber gerade als Fastnachtspiel weder in seiner Laune übermüthig, noch in der Fassung überraschend und toll genug. Es ist ein romantisches Lustspiel, das sich in gefälliger Sprache und zum Theil in fließenden Versen anmüthig genug, nur für eine durchschlagende Wirkung in zu langsamer Handlung und zu ausdrucksloser Charakteristik abspielt. Immerhin aber dürfte Wilhelm Posäus auch mit dieser Arbeit sich als ein Autor bewiesen haben, von dem die Bühne noch glückliche Gaben zu erwarten hat.

7. Die Stütin der Bernunft. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Herp. 1870. 8. 25 Ngr.

Es thut uns aufrichtig leid, dies Drama nicht höher als unter die zwar liebenswürdig geschriebenen, aber darum nicht weniger verfehlten Werke stellen zu können. Der reichbegabte und in der Novelle wie in Lyrik und Epik so vielfach glückliche Dichter hat einen immerdar heitern Stoff der großen Französischen Revolution zwar mit warmer Hingabe, aber so oberflächlich aufgegriffen, daß damit eine durchschlagende oder imponirende Wirkung hervorzubringen unmöglich war. Die Handlung würde eine reizende Novelle gegeben haben; als Trauerspiel ist sie matt und blaß und in der Sprache von nur schwächlicher Constitution. Es fehlt der feste, sichere, wohlgegliederte Bau, die großen Züge und jede frappante Charakteristik. Heloise Armand, eine junge Schauspielerin in Strasbourg, ist die natürliche Tochter eines Marquis von Beaupré und einer Bürgerlichen, die der Vater verlassen und die

außerdem von einem andern Adlichen, einem Grafen d'Aubigny, in ihrem Herzen verrathen worden ist.

Zur Zeit als Eulogius Schneider öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal in Strassburg ist, haben Marquis und Graf einen royalistischen Aufstand im Elsaß im Sinne, werden aber ausgespürt und verfolgt und retten sich in die Wohnung der Heloise Armand, der Freundin Schneider's, die sie beide verbirgt und schützt. Den ehemaligen Geliebten erkennt sie sogleich, den Vater erst später. Sie söhnt sich mit beiden aus, und um sie zu retten, willigt sie in Schneider's Bitte, die Götin der Beraunst bei dem feierlichen Aufzuge im Münster vorzustellen. Diese Handlung empört Vater und Geliebten, die sich von ihr lossagen wollen, aber schließlich, in dasselbe Schicksal mit ihr verflochten, mit ihr sterben. Graf d'Aubigny und Heloise beschreiten das Schaffot; der Marquis von Beaupré stirbt vorher an einer Wunde, die ihm Ludwig Stauf, Organist am strassburger Münster, beigebracht. Dieser letztere ist nämlich der Großvater Heloisens von mütterlicher Seite, der den Raub und die Schande seiner Tochter an dem Aristokraten rächt, ohne seine Enkelin zu kennen. Auch er wird zum Schaffot verurtheilt, stirbt aber an der Seite Beaupré's, nachdem er dessen Verzeihung erlangt.

Man sieht, die Handlung ist ziemlich verwickelt, doch in dieser Verwicklung nicht allzu interessant, weil sie nicht genug dramatisch abgeklärt und wirksam ausgebetet ist. Es schiebt und wischt sich alles zu leicht, zu lose, zu schamhaft aneinander vorüber; die Personen gehen und kommen, ohne recht getrieben und gedrängt zu sein; es ist ein beständiges Drehen um einen Fleck; kein straffer Fortgang und Aufbau. Immer indeß bleibt ersichtlich, daß das Stück einen echten Dichter zum Verfasser hat. Der Stil ist anmuthig, gefällig; die Sprache leicht und zuweilen von echt poetischem Reize.

8. Saul. Von H. A. B. Bremen 1870.

Der ungenannte Autor dieses Stücks befand sich in seiner Arbeit auf sehr richtigem Wege, indem er diesen oft behandelten, aber nie zu echt dramatischer Wirksamkeit erhobenen Stoff aus der biblischen Ueberlieferung heraus in das Weben und Wallen des historischen Lebens dadurch versetzte, daß er, von dem göttlichen Einfluß absehend, der Handlung durchweg menschliche Beweggründe untersah. Sein Saul wurde dadurch eine Art Macbeth, und wenn er das nicht voll und ganz geworden ist, so liegt die Schuld ohne Zweifel in einem Mangel echt dramatischer Gestaltungskraft. Daß Saul einen Bruder erwordet hat und mit Blutschuld beladen auf den Thron steigt, gibt für seinen düstern Charakter einen entsprechenden Hintergrund und erklärt die Strafe des Himmels, der wir ihn anheimfallen sehen; allein, da jener Brudermord gar keine Beziehung zu dem Inhalt des Stücks hat, so verliert er für dieses an Werth, wie dasselbe denn überhaupt wesentliche Einbuße dadurch erleidet, daß die Motive für die Handlung weder tiefgreifend genug angelegt noch ausgetragen sind. Saul wird als ehrgeizig, ruhmstüchtig und stolz angenommen, aber von diesen Eigenschaften kommt doch wenig recht zur Erscheinung. Die Art, wie er dazu gelangt zum König gewählt zu

werden, entbehrt aller großen und interessanten Züge. Saul und Samuel einerseits, und andererseits David und Saul plagen nicht recht dramatisch aufeinander; und ebenso wenig werden die Conflict zwischen Saul und Jonathan, zwischen David und Michal recht zum Austrag gebracht. Alle eben genannten Personen sind Hauptfiguren des Stücks, ohne daß sie jedoch eigentlich Gelegenheit erhalten, sich als solche auch in das gehörige Licht und Ansehen zu setzen. Vor allen Dingen wird Saul nicht der erhabene Mittelpunkt, um den sich alle sonstigen hervorragenden und untergeordneten Gestalten gruppieren. Er verliert sich mit seinem Schicksal allzu sehr unter das der andern, er tritt zurück, ohne daß dadurch die Gesamtheit gewönnne und einen mächtigen Eindruck erhielt. Es mangelt die große, echt tragische Katastrophe, die erschüttert und zugleich erhebt, und so kann es nicht fehlen, daß schließlich das Ganze in lauter Einzelheiten zerfasert und seinen Erfolg verpufft.

9. Saul. Trauerspiel in fünf Acten von E. Marinelli. Wien, Wallishäuser. 1869. 16. 15 Ngr.

Dies Drama, mit demselben Helden wie das vorhergehende, ist in seiner Form wie Handlung wol etwas zusammengekommenener und fester, aber für die Bühne kaum glücklicher und wirksamer. Im ersten Acte beschwören die Juden Samuel, ihnen einen König zu geben, da sie, des priesterlichen Regiments müde, einen Krieger über sich haben wollen, der sie zum Sieger über ihre Nachbarn macht. Da kommt Saul aus dem Felde zurück, wo er die Ammoniter geschlagen, und Samuel, von einer göttlichen Eingebung getrieben, salbt ihn unter dem Jubel des Volks zum künftigen Herrscher.

Im zweiten Act ist nun Saul König und von den besten Absichten befeelt; doch fühlt er seine Abhängigkeit von Samuel, die er selbst mitten im Kriege gegen die Amalekiter und Philister drückend genug zu empfinden hat. Vor dem Heer der letztern höhnt Goliath die Juden, was bis in das Zelt des Königs hinein vernommen wird. Da erscheint David, der mit Saul's Sohn Jonathan befreundet ist und seine Tochter Michal liebt. Er erbittet sich die Gunst, mit Goliath zu streiten, und erschlägt, nachdem sie ihm gewährt worden, den Riesen.

Im dritten Act wird Saul auf David's Ruhm nach und nach eifersüchtig und vollends ergrimmt auf ihn, als er aus Samuel's Benehmen wohl merken kann, dieser habe die Absicht, den Hirtenknaben zu seinem Nachfolger zu machen. David nämlich unterwirft sich in allem Samuel, während Saul immer Neigung hat, sich gegen den Propheten und Richter aufzulehnen. Am Ende dieses Actes kommt es zum offenen Ausbruche zwischen dem König und Samuel, und David muß mit letztem fliehen.

Im vierten Acte entzweit sich Saul mit seinen Kindern, weil sie es mit David halten, und dieser letztere, von dem König verfolgt, trifft mit ihm in der Höhle zusammen, in der David des Herrschers Leben nicht nur selbst schon, sondern auch gegen die Nachstellungen seiner Feinde verteidigt.

Im fünften Acte sucht Saul die Wahrsagerin auf, die sich weigert, ihm Geister erscheinen zu lassen, und vor seinem Grimme in dem Augenblick entflieht, wo Samuel's Gestalt ihm erscheint. Diese Gestalt zerbricht vor seinen Augen das Königscepter und zeigt ihm David's Harfe von einer Krone überragt. Durch solche Erscheinungen im Innersten gebrochen, stürzt Saul in die Schlacht mit den Philistern und wird beslegt. Jonathan fällt und Saul erstickt sich. David erscheint, um die freigewordene Krone sich auf das Haupt zu setzen.

Aus dieser Inhaltsangabe erfieht unser Leser wol zur Genüge, daß das Trauerspiel in der Bewältigung des biblischen Stoffs nicht gerade neue und überraschende Gesichtspunkte aufzubringen vermocht hat; es hält sich im allgemeinen an das Gegebene, indem es selbst dieses, wie den Kampf David's mit Goliath, den Zwiespalt zwischen Saul und David, die Erscheinung des Geistes von Samuel und das Ende des Königs, zum Theil wenig beschickt, zum Theil geradezu unbedeutend verwerthet. Es mangelt dem Drama an großen Zügen, an scharf ausgeprägter Charakteristik, an frappanten Momenten und gewaltiger Sprache, ja selbst nur an imponirender Ausdrucksweise oder geistvollen Aussprüchen. Ein gewisses, für die tragische Wirkung unerlässliches epigrammatisches Element gebriecht vollständig, und in Folge dessen bleiben die Hauptscenen und Schlußacte ohne die nöthige und zu wünschende erschütternde und schlagende Wirkung. Das Aufeinanderprallen von Saul und Samuel, also von Kirche und Staat, David's Schonung von Saul's Leben, sowie endlich der Ausgang der Tragödie sind ohne rechte Zuspißung, breit und schwerfällig in der Handlung und deren Entwicklung.

Alles in allem genommen, so ist auch diese dramatische Arbeit ein schätzenswerther Versuch, ein Versuch, der von Bildung, von gutem Willen und ernstem Streben Zeugniß ablegt, aber nicht von großem Talent und schaffender Gewalt. Der Verfasser ist zunächst noch durchaus Dilettant und dürfte erst nach angestrengtem Studium und unermüdbarem Fleiße zum wirklichen Dramatiker werden.

10. Ulrich von Hutten. Historisches Nationaldrama in fünf Acten, von Hermann Ethé. Leipzig, Rösche. 1870. Gr. 8. 10 Rgr.

Den schon oft zum dramatischen Vorwurf genommenen und dafür auch wohl geeigneten Ulrich von Hutten hat der Dichter zu einem neuen „historischen Nationaldrama“ verwendet, ohne indeß bei dieser Verwendung einen gerade glücklichen Wurf gemacht zu haben. Das Werk ist mit sichtlichlicher Liebe, auch mit einer gewissen Feinsinnigkeit und poetischen Hingabe geschrieben, sodaß es zuweilen erwärmt und hinreißt, nur gebriecht ihm zu durchschlagender Wirkung die nöthige durchgreifende und kühn schaffende Gestaltungskraft. Hutten erlangt ebenso wenig wie die sonst in dem Drama auftretenden Figuren voll ergreifendes und zündendes Leben. Nirgends, auch in Münzer nicht, offenbart sich uns eine irgendwie originelle, eigenartige Menschennatur. Von dem Hauche und Wesen, wie sie uns z. B. in Goethe's „Götz“ entgegenquellen, zeigt sich hier keine Spur. Die Handlung vollzieht sich durch das gewohnte Theaterpersonal,

b. h. durch Leute, die wandeln und reden, ohne rechte Menschen zu sein — ein Vorwurf, der freilich dem größten Theile unserer dramatischen Literatur nicht erspart werden kann. Die einfache Inhaltsangabe wird das belegen.

Im ersten Act wird Hutten von Kaiser Maximilian in Augsburg als Dichter gekrönt; er will sich bei dieser Gelegenheit auch mit Konstanze Peutinger verloben, opfert mit Zustimmung seiner Geliebten dieses Glück jedoch auf, um der guten Sache Streiter zu werden, zunächst am Hofe Albrecht's, des Kurfürst-Erzbischofs von Mainz, „der viele der freiesten Geister“ um sich sammelt.

Im zweiten Act scheidet er jedoch bereits wieder von diesem, da er sehen muß, daß sein Mäcen um äußern Vortheils wegen sich dem Papste zu- und dem Lutherthume abneigt.

Der dritte Act spielt auf der Ebernburg Sickingen's, wo die Männer der Freiheit den Entschluß fassen, den Kampf mit den Gegnern im offenen Felde aufzunehmen. Konstanze erscheint hier wieder, um den Geliebten für diesen Kampf anzueisern und zu segnen. Davon begeistert, declamirt Hutten:

Und ob wir siegen — ob wir untergehn,
Der Geist, der uns besetzt, wird nie bezwungen.
Einst wird im Buche der Geschichte stehn,
Daß für die höchsten Güter wir gerungen:
Gedehn und Blühen der Kunst und Wissenschaft,
Die Menschenruhm und Menschenwürde schafft,
Der Kirche Keinheit, Deutschlands Einigkeit,
Ein freies Brudervolk in Ewigkeit!

Im vierten Acte mißglückt dieser Kampf; Sickingen und andere Helden fallen; Hutten entflieht, um im fünften Act auf der Insel Ufnau im Zürichersee einsam und rührend in Konstanze's Armen zu sterben.

Das alles ist, wie gesagt, hübsch, glatt und sauber, aber im gebräuchlichen Zuschnitt, ohne poetische und charakteristische Vertiefung.

11. Catilina. Trauerspiel von Georg Wecker. Frankfurt a. M. 1869.

Der Dichter hat sich einen recht interessanten Vorwurf zu einem fünfactigen Trauerspiel erwählt, und da er durch Hinstellung seiner historischen Gestalten (Cicero und Cajus Julius Cäsar) sowie seiner aus der Phantasie geschaffenen Figuren (Cyphar, Spiuther) schätzenswerthes Talent zur Charakteristik zu Tage legt, so würde ein immerhin treffliches und wirrkames Stück sich ergeben haben, wenn der Autor über mehr Geschick im dramatischen Aufbau und in der sogenannten theatralischen Maché zu verfügen gehabt hätte. Aber hierin gerade liegt seine Schwäche, die bereits im Titel documentirt ist; denn nicht kurzweg „Catilina“, sondern „Die Verschwörung Catilina's“ müßte das Stück benannt sein, weil doch diese recht eigentlich den Inhalt desselben bildet. Freilich ist eben dieser Inhalt nicht gehörig genug verarbeitet und verwerthet worden. Die Unternehmung Catilina's zieht sich zu lange hin, wird zu lässig gefördert und plagt endlich viel zu unbedeutend und nicht-sagend auf den Gegenpart, um von imponirender Wirkung werden zu können. Auch ist Catilina selbst keineswegs die glücklichste Erscheinung in dem Werke. Das

Liederliche, Abgelebte, Abenteuerliche, Waghalsige dieses Menschen tritt viel zu wenig ins Licht, viel zu wenig offenbaren sich die Beweggründe für seine That. Seine Leidenschaft für Aurelia Drestilla und deren politischer Dilettantismus sind jedenfalls nicht Triebkräfte genug, oder wenn sie es sein sollten, so mußten beide wenigstens wichtiger und bedeutsamer in die Handlung verarbeitet werden. Das Erscheinen des Catilina in der Senatsitzung im Vorhofe des Jupitertempels ist natürlich der Höhepunkt des Trauerspiels und vom Verfasser auch dafür angesehen und angelegt; allein in der Ausführung wird die Absicht keineswegs erreicht. Das Auftreten des Helden ist für die breite Vorbereitung nicht fulminant, nicht gewaltig genug, und das schließliche Wiederkommen des Catilina nach seiner Niederlage vollends verfehlt. Diese Niederlage gehört in den vierten Act und wäre entschieden in engerm Anschluß an Catilina's Erscheinen in Cäsar's Hause zu bringen gewesen. Ueberhaupt ist das, was bereits die Exposition des Stückes beeinträchtigt, auch die Beeinträchtigung des ganzen Abschlusses und der Katastrophe, nämlich die Weiterschweifigkeit und Umständlichkeit in der Entwicklung der Vorgänge. Hier wäre entschieden stär-

kere Zusammenfassung der Handlung notwendig; ebenso wäre es notwendig, daß Aurelia's Herzenswandlung lebhafter und stärker zur Erscheinung käme. Diese emancipirte vornehme Römerin, die nur ziemlich lose durch das Drama hindurchschreitet, hätte Catilina durch ihren Hohn, durch ihre Verachtung, die sie dem in Sinnlichkeit verlorenen Staatsmanne und Ritter zutheil werden läßt, zu fackeln und zu treiben, und nachdem man bereits an ihrer Neigung für den Helden verzweifelt, müßte diese plötzlich und unerwartet in dem Augenblicke wahrnehmbar werden, wo Catilina, von ihr angetrieben, in sein Unglück stürzte.

Der Dichter hat diesen Moment wol erfaßt und benutzt, nur nicht in eclatanter Art genug ausgebeutet. Ueberhaupt ist die Schwäche der Arbeit eine gewisse Unbestimmtheit der Fassung und Durchführung. Für den mangelnden großen historischen und politischen Stil könnte nur knappe und sichere Mache entschädigen, die aber leider ebenfalls fehlt und die Dichtung, wenn auch nicht geradezu unbedeutend, doch im allgemeinen ausdruckslos und wirkungslos macht.

Seedor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Der deutsch-französische Krieg.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 21.)

7. Der Krieg des Jahres 1870. Vom militärischen Standpunkte dargestellt. Von *** (Verfasser der Heeresmacht Rußlands). Erste Hälfte. (Bis zur Katastrophe von Sedan.) Berlin, C. Duncker. 1871. 8. 15 Ngr.

Wir bedauerten schon bei dem Werke über die „Heeresmacht Rußlands“, daß der Verfasser sich nicht genannt, da es ihm Ehre machte; noch mehr hätten wir gewünscht, daß er dem jetzigen seinen Namen vorangesezt hätte; er mag aber wol zu seiner Anonymität Gründe haben. Im kurzen Vorwort sagt er: „Eine Darstellung des denkwürdigsten aller Kriege, geschrieben während noch der frische Eindruck der wunderbaren Begebenheiten die Seele füllt, mußte, so schien es uns, als treues Spiegelbild des Geschehenen auch für die Zukunft von bleibendem Werthe sein.“ Gewiß! Alle bis jetzt erschienenen Werke sind mitten im Laufe der Ereignisse niedergeschrieben. Den militärischen Standpunkt festhaltend, geht der Verfasser, die politische Vorgeschichte als bekannt voraussetzend, gleich an die Darstellung der französischen Armeereorganisation nach 1866. Ueber die Unkenntniß Napoleon's von der kolossalen Macht und Nachhaltigkeit der preussischen Heeresordnung und den Zustand seines eigenen Heers heißt es treffend: „Die hohle Phrasenmacherei, welche er selbst ins System gebracht hat und welche das ganze französische Gemeinwesen durchbringt, bürgerte sich auch in den Bureaux des Kriegsministeriums ein.“ Hier, wo der nüchternste Verstand, die kälteste Berechnung am Platze gewesen wäre, machte sich Eigendünkel, Uebertreibung und leeres Geschwätz über die Vortrefflichkeit der französischen Einrichtungen breit. „Die Franzosen kümmern sich nicht um die Institutionen fremder Armeen“, sagte dem Verfasser ein hoch-

gestellter Beamter des Kriegsministeriums, „sie haben selbst in allen Richtungen das Beste und werden es sich stets zu verschaffen wissen.“

Die vergleichende Charakteristik der beiderseitigen Heere ist vortrefflich, hier befindet sich der Verfasser, welcher auch die Armeen der andern Großmächte genau kennt, ganz auf seinem Terrain. Ueber den Einfluß der Stellvertretung in Frankreich, welche der Armee die bevorzugten und gebildeten Klassen fast gänzlich entzieht, sagt er treffend:

Nun ist es eine bekannte Sache, daß die untern Schichten des französischen Volks, welche fast ausschließlich das Menschenmaterial zur Armee liefern, auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehen, wenn ihnen auch eine gewisse geistige Aufgewecktheit nicht abzuspochen ist. Dies wirkt aber zurück auf die Beschaffenheit des ganzen Heers; der echte moralische Halt, welcher ohne geistige Bildung nicht erzeugt noch gehegt werden kann, geht der französischen Armee fast gänzlich ab. Die Leute sind findig und recht verständig, sie sind ehrgeizig und schlagen sich tapfer, um Ruhm und Auszeichnung sowie materielle Vortheile zu erlangen; allein ein höheres Ziel haben sie nicht und sie thun nichts um der Sache willen, und deshalb können sie auch Niederlagen und überhaupt Misgeschick nicht ertragen, leicht lodern sich bei solchen Gelegenheiten die Bande der Disciplin. Es ist über nichts so viel gefabelt worden als über die Vortrefflichkeit der französischen Soldaten, und nicht am wenigsten in Deutschland, woran die Bergbitterung französischen Wesens hauptsächlich die Schuld trägt.

Sein Urtheil bestätigt er durch das eines französischen Schriftstellers, Laboulaye, in der „Revue des deux mondes“, welcher das Pflichtgefühl der deutschen Soldaten hoch über die Liebe zur Gloire der französischen setzt. „An welchen Halt soll der Franzose sich klammern, wenn ihm die Gloire nicht mehr voranleuchtet?“ Doch läßt der

Verfasser den unbestrittenen guten Eigenschaften, namentlich der französischen Infanterie, auch volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Ueberlegenheit der deutschen Cavalerie ist bekanntlich darin begründet, daß sie bessere Reiter und Pferdepfleger sind. Neu war uns die Bemerkung, daß die Deutsch-Oesterreicher eine auffallende Ausnahme von ihren Stammgenossen in Bezug auf die Behandlung der Thiere, namentlich der Pferde, machen sollen und man nirgends in der Welt — selbst in Paris nicht! — Zeuge von so empörenden Roheiten gegen Pferde sein könne als in Wien. Der preussischen Artillerie haben selbst Napoleon und General Wimpffen die höchste Anerkennung gezollt. „Die Einführung der gezogenen Geschütze muß unbedingt den Franzosen zugeschrieben werden. Nur sind sie auf derselben Stufe, welche sie schon vor zehn Jahren einnahmen, stehen geblieben. Das Geschützmaterial, welches damals das Beste der Welt war, ist jetzt so ungefähr zum schlechtesten geworden.“

Einverstanden sind wir mit dem Urtheil über die französische Kriegsführung vor 1870, trotz der Erfolge, welche sie nicht bloß gegen wilde Völker, sondern auch gegen Armeen gehabt, die für die Besten Europas galten:

Wir können nicht erkennen, daß sich bei den Franzosen irgendein bedeutendes strategisches Talent gezeigt habe; wir finden nichts Geniales an der Aufstellung bei Balakawa mit dem Rücken gegen das Meer, oder an dem Planenmarsche nach der Sefia, sozulagen unter den Augen der Oesterreicher, oder an dem Vormarsch gegen das Festungsviereck in Oberitalien, mit dem linken Flügel an die Alpen streifend. Einem umsichtigen und energischen Feinde gegenüber hätten diese Dinge dem französischen Heere zum Verderben gereichen müssen. Dagegen fehlt es vielen französischen Generalen nicht an taktischem Geschick. Sie verstehen Angriffe gut einzuleiten und sie mit Energie durchzuführen, das Terrain benutzen sie auf die verständigste Weise, und sie behaupten die einmal eingenommenen Positionen sehr hartnäckig.

Unparteiisch rechtfertigt der Verfasser dann auch mehrere Generale gegen die ihnen gemachten Vorwürfe, so Frossard bei Saarbrücken und Mac-Mahon bei Wörth. Hier gibt er auch für Blumenthal, welchen Klüffer heftig angegriffen, die Erklärung ab, warum erst am 7. August hätte geschlagen werden sollen, nämlich weil am 6. August die 3. Armee eine Rechtschwenkung beabsichtigte, wodurch nicht allein der rechte feindliche Flügel umgangen worden, sondern die Armee auch mit der des Prinzen Friedrich Karl schon auf gleiche Fronte gekommen wäre, wie es später geschah. Ebenso widerlegt er das Gerücht, als ob Steinmetz wegen des Angriffs auf die Speicherer Höhen in Ungnade gefallen sei: der alte Held hat denselben weder angeordnet noch geleitet, ist vielmehr erst gegen Ende des Gefechts auf das Schlachtfeld gekommen. Mac-Mahon aber macht er einzig und allein verantwortlich für die Katastrophe von Sedan, indem seine Expedition, wenn er etwas mehr Thatkraft entwickelt und nicht acht Tage zu seinem Zuge von Rheims nach Rouzon gebraucht hätte, gelungen wäre. Die später veröffentlichten Aufklärungen werden dies Urtheil des Verfassers wol modificirt haben.

8. Im Lager der Franzosen. Bericht eines Augenzeugen über den Krieg in Frankreich 1870. Von Karl Abani. Teschen, Prochaska. 1871. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Als Bürger eines neutralen Staats erklärt der Verfasser, die Fähigkeit und gleichsam die Berechtigung zu

haben, beide streitende Parteien mit Wohlwollen zu betrachten, als Soldat, gewöhnt ohne Abneigung zu kämpfen, im Stande zu sein ohne Zuneigung zu loben und, allein die Sache vor Augen, der Wahrheit nachzustreben. Dies Streben nach Objectivität ist anerkanntenswerth, hat aber sein Ziel doch nicht erreicht, weil der Verfasser zu denen gehört, die in Oesterreich noch immer schroff preußenfeindlich gefinnt sind: eine Feindschaft, die nicht erst seit den Niederlagen von 1866 datirt. Gleich in der Einleitung gibt er diese Niederlagen „den treulosen Verbündeten Oesterreichs schuld, und tabelt, daß man es veräumt hatte, ihre Hilfe sich mit jener Rücksichtslosigkeit dienstbar zu machen, womit Preußen 1870 die süddeutschen Staaten an sich kettete“. Das heißt doch wol, den wirklichen Verlauf der Dinge, die einmüthige nationale Erhebung Deutschlands nicht begreifen. Preußen wird dann vorgeworfen, die Friedensbedingungen in der Hauptsache nicht gehalten, die ihm factisch unterworfenen Länder des Norddeutschen Bundes unterjocht und jeden activen und passiven Widerstand derselben zum Schweigen gebracht zu haben, um ihre Wehrkräfte seinen Zwecken dienstbar zu machen. Das nächste Ziel sei die vollständige Heranziehung auch der Südstaaten gewesen. Dazu habe es eines national klingenden Vorwandes, eines Anstoßes von außen bedurft und des Kampfes mit einem Volke, welches den Deutschen durch Tradition als gemeinsamer Feind erschien. Doch wir wollen den rothen Faden, der sich durch das ganze Werk zieht, nicht weiter verfolgen. Wenn der Verfasser im Widerspruch mit allen Thatfachen schreiben kann: „Es war der erste Krieg, den Napoleon aus andern als aus persönlichen Gründen unternommen und angestrebt hatte; es war der erste, welcher ihm, wenn auch indirect, von seinem Gegner aufgezwungen wurde“, so kennzeichnet das die Tendenz und den Geist seines Werks. Es heißt ja auch: „Im Lager der Franzosen.“ Hier aber gibt er von dem, was er beobachtet hat, einen guten Bericht; er hat einen klaren und scharfen Blick nicht bloß für die Lichtseiten, sondern auch für die Mängel und Uebelstände, die er nicht verschweigt. Auch er hebt den nachtheiligen Einfluß der „Hochschule in Afrika“ auf die Disciplin und Gefechtsordnung der Truppen, sowie auf deren Führung, und ferner die völlige Unkenntniß von der preussischen Heeresorganisation und Taktik als Hauptursachen der Niederlagen von 1870 hervor. In der Vernachlässigung der Details der Kriegsführung, z. B. des Vorpostendienstes, des Nachrichtenwesens, der Marschsicherung und der Auskundschaftung des Feindes, hat er Unglaubliches gesehen und theilt Beispiele davon mit. Eine Hauptquelle des Uebels findet er aber darin, daß auch in der französischen Armee längst jene schöne „Gepflogenheit“, daß Kenntnisse und Talent allein zu rascherem Aufsteigen führen, nicht mehr gehandhabt wird. Darauf mustert er die preussisch-norddeutsche Armee; er ist über dieselbe genau orientirt und zollt ihr volle Anerkennung. Eine solche lassen auch wir dem rein militärischen, nicht von politischer Voreingenommenheit beeinflussten Theile des Buchs widerfahren.

Weniger befriedigt wird jeder, der die Persönlichkeiten und ihre Verhältnisse kennt, von der Charakteristik der Heerführer sein; wir können z. B. nicht errathen, welches

Misgeschick im Kriege Steinmetz die Gnade des Königs geraubt haben soll, da wir im ganzen Feldzuge überhaupt nur ein einziges ungünstiges Gefecht kennen, das vor Orleans, und selbst dies gereicht den Baiern, welche hier gegen erdrückende Uebermacht gekämpft haben, zum großen Ruhme. Wie man aber in Bezug auf die spanische Throncandidatur die aberwitzige Fabel eines französischen Blattes, daß Prim, ein ehemaliger preussischer Unteroffizier, von Bismarck im preussischen Interesse am spanischen Hofe angestellt sei, ganz ernsthaft nur anführen kann, ist unbegreiflich. Ueber die Vorgänge in Ems ist der Verfasser sehr geneigt, die von übereinstimmenden Zeugenaussagen bestätigte Beschimpfung Benedetti's zu glauben, welche die ganze Schuld des Kriegs auf Preußenwälzen würde.

Der Leser mag die Consequenzen im Buche weiter verfolgen; wir wenden uns lieber den Kriegsbegebenheiten zu, deren Darstellung vom militärischen Standpunkte den Verfasser, der theilweise Augenzeuge des taktischen Verlaufs auf französischer Seite war, gelungen ist. Er ist der Berichterstatter der „Oesterreichischen Wehrzeitung“, dessen drastische Schilderung des Rückzugs von Wörth damals die Kunde durch alle Blätter machte; wir finden sie hier, für eine Kriegsgeschichte anders redigirt, wieder. Daß er die preussische Kriegführung allzu methodisch und langsam, des genialen Schwungs ermangelnd nennt, ist eine Ansicht, die sich vielleicht, wenn alle leitenden Motive bekannt wären, modificiren würde. Einstweilen kann Deutschland zufrieden sein. Mit der Behauptung, daß der Gewinn von Elsaß und Lothringen als Kraftverlust für das zu gründende Reich zu betrachten und die bisherige Grenze überaus stark gewesen sei, wird man sich schwerlich einverstanden erklären.

Der uns in d. Bl. zur Verfügung stehende Raum macht es unmöglich, alle Werke über den Krieg von 1870 eingehend zu besprechen; wir müssen uns begnügen, einen großen Theil derselben, ohne ihrem Werthe zu nahe treten zu wollen, nur übersichtlich anzuzeigen:

9. 1870. Der große Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich, geschildert von Theodor Griesinger. Mit vielen Abbildungen. Stuttgart, Vogel und Weinbauer. 1870—71. 4. In Lieferungen zu 4 Ngr.

Für den größten Leserkreis bestimmt, auf einen nicht unbedeutenden Umfang berechnet (die neunte Lieferung schließt mit der Einleitung der Schlacht bei Gravelotte), in populärster Weise geschrieben, ohne mit Worten zu geizen und die Ausdrücke abzuwägen, wird dies Werk gewiß gern gelesen werden. Es ist vom wärmsten deutschen Vaterlandsgefühl getragen und schildert sehr anschaulich und lebendig sowol Thatfachen als Zustände.

10. Der Franzosenkrieg 1870. Von Ferdinand Schmidt. Berlin, Lohed. 1870—71. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.

Der Verfasser, welcher sich als Volksgeschichtschreiber bereits einen rühmlich bekannten Namen erworben hat, beginnt eine Geschichte des neuen deutsch-französischen Kriegs, die sich gewiß würdig seiner Geschichte der Freiheitskriege anschließen wird. Leider haben wir erst drei Lieferungen des Werks gesehen, die nur bis zur Eröffnung des Reichstags gehen, sie erwecken die günstigsten Erwartungen, können aber noch kein Urtheil begründen. Die

edle patriotische Gesinnung des Verfassers ist bekannt, seine kräftige und anziehende Darstellungsweise zeigt sich auch hier — wir können dem Buche, wenn es erfüllt, was sein Anfang verspricht, nur die weiteste Verbreitung wünschen.

11. Der Krieg von 1870. Dem deutschen Volk erzählt von Gustav Jahn. Erste Abtheilung. Halle, Rühlmann. 1871. 8. 12 Ngr.

Die kleine Schrift soll in zwei Abtheilungen vollendet werden, da aber die erste, bis jetzt erschienene nur bis zum Vormarsch von der Saar zur Mosel geht, so zweifeln wir, daß die zweite die Schlußabtheilung sein werde. Der Verfasser gibt vor allem Gott die Ehre für die großen Erfolge und will durch seine Blätter zu der Erkenntniß beitragen, daß die köstlichste Siegesfrucht in einer sittlichen Erneuerung unsers Volks und einer Erneuerung guter deutscher Sitte liege. Darum beginnt er die Geschichte dieses Kriegs mit einem Bußbekenntniß. Mögen sich diejenigen, die nicht auf demselben streng kirchlichen Standpunkt stehen, nicht dadurch abhalten lassen, das Buch zu lesen, das, in Wahrheit für das deutsche Volk geschrieben, demselben viel Beherzigenswerthes sagt.

12. Der deutsch-französische Krieg von 1870. Chronik der Ereignisse von Julius Rühlfeld. Zum Besten der Verwundeten und Hinterbliebenen. Bielefeld, Thieme und Comp. 1870—71. Br. 8. In Lieferungen zu 4 Ngr.

Was die Zeitungen vereinzelt berichten, sollte hier vom Beginn des Kriegs an zu einer übersichtlichen Chronik vereinigt werden, damals „jedem Patrioten ein willkommenes Gast und hoffentlich ein Siegesbote, später aber eine liebe Erinnerung an eine schwere, aber große Zeit“. Das Werk erscheint für ungeduldige Leser nicht nur lieferungs-, sondern auch bogenweise, wöchentlich 1—2. Wie weit es jetzt gekommen ist, wissen wir nicht, uns sind nur 11 zugegangen, deren letzter bis zum Gefecht von Saarbrücken am 6. August geht, es steht also noch eine längere Reihe zu erwarten. Die Chronik hat in der That ihre Absicht einer Vereinigung der Zeitungsnachrichten und des Interessantesten aus der Tagespresse zweckmäßig durchgeführt, selbst das „Napoliumlied“ nicht vergessen und ist gewiß, den Ereignissen schnell folgend, gut aufgenommen und, da sie wirklich mit „warmem, patriotischem Herzen“ geschrieben, gern gelesen worden.

13. Fundament und Krone des deutschen Kriegs von 1870. Fasliche Vorstudie zur gründlichen Betrachtung und Geschichte dieses Kriegs. Vom Verfasser der Biographie „Marschall Vorwärts“. Barmen, Langewiesche. 1871. 8. 10 Ngr.

Die Biographie Blücher's, welche hier wieder in Erinnerung gebracht wird, ist vor etwa 35 Jahren erschienen und damals von der Presse, wie auf dem Umschlage des jetzigen Hefts zu lesen, sehr günstig aufgenommen worden. Wir haben es nur mit letztem zu thun. Es soll ein Vorheft, eine Vorergänzung zu den meisten der im Erscheinen begriffenen Geschichten dieses Kriegs sein; auch der Verfasser will eine solche folgen lassen, wenn ihm genügende Quellen zugänglich seien. Fast alle erscheinenden Werke haben aber eine Vorgeschichte des Kriegs gebracht. Im Prospect des Hefts war eine

Darstellung der historischen, politischen und militärischen Grundlage versprochen, letztere ist jedoch ziemlich dürftig ausgefallen; dafür lesen wir mancherlei Auslassungen über den Krieg im allgemeinen, Gottes Zulassungen, über Regierungsformen, das Jahr 1848, den traurigen Conflict u. s. w. Ob unsere constitutionellen Leser mit dem Verfasser die constitutionelle Monarchie schon deshalb für die beste Regierungsform halten werden, weil sie mit der Weltregierung Gottes beziehungsweise die meiste Ähnlichkeit hat, müssen wir ihnen zur Erwägung geben. Die „winkende Krone“ des Kriegs ist, seitdem der Verfasser das niederschrieb, wenn auch noch nicht in dem ganzen Umfange der Hoffnungen, aus denen er sie zusammensetzte, zur Wirklichkeit geworden.

Auch Monographien finden sich bereits ein, welche meist erst später in größerer Zahl zu erscheinen pflegen:

14. Die Belagerung und das Bombardement von Strasburg, von Gustav Fischbach. Strasburg, Schauenburg. 1871. 8. 20 Ngr.
15. Blätter aus dem Tagebuche eines Strasburgers während der Belagerung in den Monaten August und September 1870. Altona, Verlagsbureau. 1870. 8. 10 Ngr.

Beide Broschüren haben ziemlich gleichen Inhalt, auch die erstere bringt keine militärische Darstellung, sondern, wie die zweite, nur eine innere Geschichte von Strasburg während der Leidenstage der unglücklichen Stadt, traurig zu lesen. Jene ist gleich für die Deffentlichkeit niedergeschrieben, diese ursprünglich nicht; beide zählen täglich die Unglücksfälle und Drangsale auf, welche die Stadt betroffen haben, die letztere nennt die Opfer sogar namentlich. Daß sie Geschütz und Geschosß verwechselt und ganze Haubitzen auf Dächer fallen oder durch Mauern dringen läßt (statt Granaten), nimmt sich allerdings wunderbar aus! Der französische Standpunkt tritt in der erstern noch sehr entschieden hervor; wir wollen es dem Verfasser nicht verdenken: die Gesinnung wechselt man nicht über Nacht.

16. Der Antheil des zweiten Bataillons vom Magdeburgischen Füsilierregiment Nr. 36 an den Kämpfen um Metz. Mit einem Anhang patriotischer Gedichte aus dem Jahre 1870. Halle, Barthel. 1870. 8. 5 Ngr.

Hervorragend ist dieser Antheil nicht besonders gewesen, wenn die tapfern Krieger auch wie alle im Feuer ihre Schuldigkeit gethan haben. Den Kampfgenossen des Verfassers, eines Reserveunteroffiziers, wird aber dies Erinnerungsblatt lieb sein. Den größten Theil des Festes füllen die patriotischen Gedichte, eine Auswahl, die der Verleger gemacht hat und unter denen mehrere hier zum ersten male abgedruckt sind.

Wer „Enthüllungen“ liebt, den verweisen wir auf ganz pilante, wenn auch nichts weniger als verbürgte in:

17. Napoleon's III. verhängnisvollstes Jahr 1870. Enthüllungen über sein Treiben, seine Politik, seinen Sturz und seinen Verrath an der französischen Nation. Aus dem Französischen des Jean de la Ch—l, ehemaligem Postbeamten des Pietri'schen Cabinets. Leipzig, Serbe. 1871. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Einen andern und ernstern Zweck verfolgt:

18. La grande nation in ihren Reden und Thaten von Anfang bis Ende des Kriegs verglichen mit den Reden und

Thaten des deutschen Volks. Eine chronologische Zusammenstellung mit einem Vorwort von Adam Pfaff. Erste Abtheilung. Kassel, Kay. 1871. 8. 15 Ngr.

Das Gedächtniß der Menschen ist so kurz und im Drange der Ereignisse vergißt sich so leicht der Anfang und Verlauf noch vor dem Ende! Namentlich ist es von der vergeßlichen Gutmüthigkeit des deutschen Volks sehr zu besorgen, daß es aus unzeitigem Mitleid jenen falschen Propheten sein Ohr leihe, die es schon jetzt um die Frucht seiner theuer erkaufte Siege beschwären möchten. Zu einer solchen Auffrischung des Gedächtnisses erschien es dem Verfasser am zweckmäßigsten, in chronologischer Folge und gedrängter Kürze die interessantesten Nachrichten, Reden und Zeitungsartikel von beiden Nationen seit dem ersten Beginn des Streits zusammenzustellen und somit die Ereignisse selbst durch den Mund ihrer eigenen Urheber auf den Leser nochmals einwirken zu lassen.

Der hier ausgesprochene Vorsatz ist consequent durchgeführt, der Verfasser hat sich einer gewissenhaften Kritik befleißigt und sich eigener Bemerkungen fast gänzlich enthalten oder dieselben, wo ihm Erklärungen nöthig schienen, als Noten unter den Text gesetzt. Wir legen aber auf sie besondern Werth. Er macht uns auch sonst einige Mittheilungen, welche interessant genug sind. Schon im Mai und Juni v. J., lange bevor der spanische Vorwand sich bot, wurden bei einem dem Verfasser befreundeten schweizerischen Fabrikanten große Bestellungen von den viel abgelegneten Explosionsgeschossen gemacht (aber von demselben nicht ausgeführt). Ueber die Pläne der ultramontanen Partei ist ihm vor kurzem von einem in die römischen Dinge eingeweihten und höchst vertrauenswerthen Manne mitgetheilt worden, daß unter den römischen Jesuiten ein engerer Club (zu dem aber nicht alle Jesuiten und vielleicht kein einziger selbst der ultramontan gestante Bischöfe gezogen worden) die politischen Unternehmungen verabredet habe, welche mit der päpstlichen Unfehlbarkeits-erklärung Hand in Hand gehen und die Restauration der römischen Kirchenherrschaft in Europa herbeiführen sollten. In erster Linie habe ein Krieg Frankreichs gegen Preußen, eine Revolutionirung Süddeutschlands und eine katholische Liga zwischen Frankreich, Oesterreich und Baiern gestanden. Wir bezweifeln, daß derartige Pläne schon eine praktische Bedeutung gewonnen hatten, es mögen wol nur „fromme“ Wünsche gewesen sein; doch ist es immerhin genug, wenn sie sich geäußert haben. Die erste Abtheilung der Schrift geht bis zum Sturze des Kaiserreichs, die zweite haben wir noch nicht gesehen.

19. Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Nebst einem Anhang: Das rothe Kreuz und die „Schlachtenbummler“. Von Karl Pietzcher. Röhren, Schettler 1870. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser, ein berliner Student der Theologie, erließ in Verbindung mit Hans Droyßen, stud. hist., am 15. Juli am schwarzen Brete der Universtität einen Aufruf an seine Commilitonen zur Bildung freiwilliger Sanitätscompagnien, welche sich durch Vermittelung der Feldbatalionie den militärisch organisirten Hülfvereinen der Johanniter eng anschließen sollten. Er hatte die Freude, daß sein Aufruf eine große Zahl von Studirenden bewog sich zur Verfügung zu stellen, und wurde mit einer Abtheilung als Zugführer der Südbarmee überwiesen. Seine Erlebnisse und Erfahrungen, auf dem Marsch und den

Gefichtsfeldern, sowie überhaupt in Bezug auf die freiwillige Krankenpflege in diesem Kriege schildert er in einer frischen und ansprechenden Weise, sodas sein Buch zu diesem in andern Berichten der Presse vielfach erörterten

Thema einen nicht unwesentlichen Beitrag liefert. Auch der Anhang, in welchem viele ungerechtfertigte Vorwürfe zurückgewiesen werden, ist sehr lesenswerth.

Karl Gustav von Bernck.

Eine Biographie Reuchlin's.

Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke. Von Ludwig Geiger. Leipzig, Dunder und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Bde. 24 Bgr.

Wir hatten in Deutschland zwei Geschlechter der Humanisten. Die Aeltern ergriffen mit Sehnsucht die Elemente der neuen Bildung, des Sprachstudiums, der antiken Literatur, wie sie in Italien eben wieder erweckt ward; sie waren und blieben Theologen, und suchten die Religion innerlicher aufzufassen und besser zu verstehen, ohne sich in offene Gegnerschaft mit der Kirche zu setzen. Die Jüngern waren kühn, angriffslustig, in der Abenteuerlust eines bewegten Lebens die Vorseher des deutschen Nationalgefühls und der Trennung von Rom durch die Reformation. Unter jenen ragt Agricola, unter diesen Ulrich von Hutten hervor. In der Mitte beider stehen zwei Männer, die man frühe schon als die Lichter und Augen Deutschlands bezeichnete: Reuchlin und Erasmus. Man hat sie als die Väter und Begründer der neuern Geistesrichtung laut gepriesen, und ebenso herb getadelt, weil sie sich derselben nicht mit voller Seele angeschlossen, ja, wie namentlich Erasmus, in Kampf mit derselben verstrickt worden sind. Allein hier sollte man zweierlei im Auge haben. Einmal waren sie Männer der friedlichen Forschung, der ruhigen Bildung, nicht der That, und bereits in einem Alter, wo es die Art der Menschen ist, das gewonnene Gut zu bewahren und es nicht durch neue Wagnisse in Frage zu stellen; und dann läßt sich nicht leugnen, daß die Reformation ihr Befreiungswerk nur halb vollbrachte, daß sie sehr rasch selbst wieder dogmatisch wurde, sich an den Buchstaben der Bibel band und alte Conciliensatzungen und scholastische Dogmen in Menge beibehielt, ohne zu prüfen, ob denn die Annahme derselben irgend in der eigenen Erfahrung, im eigenen Gewissen begründet werden könne, oder zum Heil der Seele das geringste beitrage. Man kann es einem Erasmus wahrlich nicht verargen, daß er da nicht mitthun wollte; das Stürmische und Gewaltfame misbehagte ihm, wie Goethe bei der Französischen Revolution, und in der lutherischen Dogmatik sah er einen Rückschritt gegen die humane Geistesbildung. „Die Wahrheit nur bete ich an als Gott“, war Reuchlin's Losung. Er ist ihr treu geblieben, zur Zeit des Parteihaders und der Verleugungssucht ein Mann der Gerechtigkeit und des Wohlwollens.

Das vorliegende Buch über Reuchlin ist eine gründliche, maßvolle, reinliche Arbeit, wie wir eine ähnliche über Erasmus wünschen möchten; beide würden sich dem „Ulrich von Hutten“, dem meisterhaften Werke von Strauß, würdig und ergänzend anschließen. Der Biograph begleitet seinen Helden auf dessen Studien- und Wanderjahren. Reuchlin tritt dann als Jurist in das staatliche

Leben, er wirkt als Berather von Fürsten in mancherlei Verhältnissen, aber die Hauptsache bleibt die Thätigkeit des Gelehrten. Er begründet für Deutschland das Studium der griechischen und hebräischen Sprache und wird dadurch bahnbrechend, zunächst für das Verständniß des Alten und Neuen Testaments, dann für die Aufnahme des Hellenenthums überhaupt in unser Gemüth und unsern Geist. Sein eigenes Philosophiren wird hauptsächlich durch jene alexandrinische Bildung bestimmt, welche Orient und Occident, hebräische und griechische Traditionen in einer mehr mystischen und phantastevollen als verstandescharfen und wissenschaftlichen Weise miteinander verquidt und verschmolzen hat. Seine Bücher „Ueber das wunderthätige Wort“ und über die „Kabbala“ geben das schon durch ihre Titel kund. Phantastische Befangenheit und geniale Blicke eines freien Sinnes durchkreuzen sich auch bei ihm. Den Menscheng Geist zu Gott emporzuführen, im Zeitlichen eine Offenbarung des Ewigen anzuschauen und in der Einigung der Seele mit dem Unvergänglichen Frieden und Freude zu finden, ist sein Ziel. Schon Wieland hat treffend bemerkt:

Reuchlin sprach zur orientalischen Literatur das Machtwort: Stehe auf, komme herauf, Todter! Der Todte kam, wie er war, mit rabbinischen Grabklütern umwunden und sein Haupt mit dem Schweistuch der Kabbala verhüllt; das zweite Wort war und ist ungleich leichter: Löset ihn auf und laßt ihn gehen! Und das ist das gelobte Verdienst der Folgezeiten Reuchlin's gewesen.

Seine Kenntniß der jüdischen Bücher und seine unbefangene Liebe für dieselben verwickelten Reuchlin in einen Kampf, welcher die ganze gebildete Welt bewegte und von Deutschland aus in Paris und Rom fortgeführt wurde. Ein getaufter Jude Pfefferkorn war es, welcher darauf drang, endlich die Halsstarrigkeit seines Volks zu brechen und es zum Christenthum zu bekehren: der Wucher sollte den Juden verboten, ihre Bücher, die Hauptursache ihrer Verstocktheit, sollten ihnen genommen und sie selbst zum Anhören christlicher Predigten gezwungen werden. Der Fanatiker erwarb sich von den kerrichterischen Dominicanern die Vollmacht, jüdische Bücher einzuziehen, und verlangte, daß Reuchlin ihn auf der Confiscationsreise begleite. Jakob van Hoogstraten, der Kölner Regiermeister, griff thätig ein; aber ein Gutachten Reuchlin's nahm sich der Juden an. Einige Schmachschriften nahm er aus, aber Talmud, Kabbala, Predigt- und Gesangbücher, wissenschaftliche Werke gaben keinen Grund zur Verfolgung, sondern seien schätzenswerth. Die Juden seien Mitbürger des Deutschen Reichs, nur auf dem Wege der Bildung und Ueberzeugung, nicht durch Zwang sollten sie Christen werden. Die Universitäten Heidelberg und Erfurt schlossen an Reuchlin sich an, aber Köln und Mainz waren für Pfefferkorn. Mehr und mehr entwickelte sich der

allgemeinere Kampf des Rechts freier Meinungsäußerung gegen inquisitorische Verleserungssucht. Gegen Reuchlin's Gutachten gab Pfefferkorn einen „Handspiegel“ heraus, hämisch und leidenschaftlich gegen den milden und einsichtsvollen Geist, der jenen befeelte. Es war ein Mißgriff, daß Reuchlin einwilligte, die Sache vor den Kaiser zu bringen. Die Sache, bemerkt Geiger treffend, erhielt dadurch eine unheilvolle Wendung, ein dem Idealen entfremdetes Aussehen. Ein geistiger Kampf läßt sich nicht richterlichen Sprüchen nicht entscheiden, ein auf Erzwingung der wissenschaftlichen Freiheit gerichtetes Streben darf den weltlichen Arm nicht anrufen. Auch brach Reuchlin das Schweigen, das sich bis zur richterlichen Entscheidung geziemt hätte, und schrieb seinen „Augenspiegel“, in welchem er manche schöne und kühne Aeußerung seines Gutachtens kügelnd abschwächte und begrenzte; aber die Hoogstraten und Lungen waren um so erbitterter. Vergewens suchte Reuchlin zu beschwichtigen. Sie erwiderten, daß er das Einschreiten des Kaisers gegen die Juden verhindert habe, dieselben in ihrem Kampf gegen das Christenthum bestärke, ja selber jüdischen Unglaubens verdächtig sei. Reuchlin solle sich unterwerfen und selbst den „Augenspiegel“ vernichten. Da war seine Geduld erschöpft. Reuchlin gab seine Schriften nun deutsch heraus, und Pfefferkorn ließ einen „Brandspiegel“ folgen, und forderte auf, die alten Juden zu vertreiben oder an einsamen Flecken auszusetzen, die Kinder aber ihnen zu entreißen und gewaltsam zu taufen. Reuchlin wandte sich nun an den Kaiser Maximilian: kaiserliche Erlasse und das kanonische Recht verlangten menschliche Behandlung der Juden, und wenn der Kölner Ortwinus Gratius die Jungfrau Maria mit alma Jovis mater anfinde, so sei das eine ärgere Kezerei, als wenn man Gutes im Talmud und in der Kabbala finde. Seine Rache solle sein, die Namen seiner Gegner in Marmor ausgehauen der Nachwelt zu überliefern. Und dies großartige Wort hat sich erfüllt.

Der Kaiser legte beiden Parteien Stillschweigen auf. Aber die Kölner holten Facultätsgutachten in Löwen, Mainz und Paris gegen Reuchlin ein, und in Mainz,

in Speier, in Rom ward der Proceß jahrelang hin- und hergezogen, Sidingen nahm sich Reuchlin's mannhaft an, indeß am Ende ward in Rom doch gegen Reuchlin entschieden; sein „Augenspiegel“ sollte unterdrückt und ihm selber ewiges Stillschweigen geboten sein. So 1520. Aber die Kölner verfolgten ihren Sieg nicht und Reuchlin blieb unangefochten. Denn die öffentliche Stimme der Nation hatte ihm recht gegeben; die streitlustige Jugend war auf seine Seite getreten, und die „Epistolae obscurorum virorum“, die Hutten und Crotus herausgaben, machten die pfäffische Beschränktheit lächerlich, während dieser scherzhaften Satire Reuchlin ein ernstes Gegenstück in den „Epistolis illustrium virorum“ gegenüberstellte, den wörtlichen Briefen berühmter und erleuchteter Männer an ihn zur Billigung und Vertheidigung seiner Sache.

Goethe liebte es, sich mit Reuchlin zu vergleichen; jener „zähmen Kenie“, welche die Bewunderung des Dichters für den Gelehrten ausspricht, fehlt indeß offenbar ein Vers. Geiger theilt in der eingeklammerten Zeile eine von Theodor Creizenach vorgeschlagene Ergänzung mit; vielleicht findet einer der vielen Goethe-Freunde, die jetzt mit der Herstellung kritischer Ausgaben beschäftigt sind, das Original:

Reuchlin! wer will sich ihm vergleichen,
Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürsten- und das Städtewesen
Durchschlangelte sein Lebenslauf,
[Er lehrte uns die Griechen lesen],
Die heiligen Bücher schloß er auf.
Doch Pfaffen wußten sich zu rühren,
Die alles breit ins Schlechte führen,
Sie finden alles da und hie
So dumm und so absurd wie sie.
Vergleichen will mir auch begegnen;
Bin unter Dache, laß es regnen.
Denn gegen die obskuren Lutten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sidingen nicht fehlen.

Moriz Carriere.

Philosophische Schriften.

1. Das A und das O der Vernunft. Von Rudolf Fernau. Leipzig, D. Wigand. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Diese ultrarabidale Schrift schließt sich an ein anderes, bereits in zweiter Auflage erschienenenes Buch des Verfassers an: „Das Christenthum und das praktische Leben.“ Waren dort vorzugsweise die praktischen, so sind hier die theoretischen Lehren des Christenthums Gegenstand der Kritik. Der Verfasser behandelt zunächst „Die Mythe des jüdisch-christlichen Religionsystems“, in welcher der Charakter des hauptsächlichlichen Inhalts der Bibel an den hervorragend schwachen Punkten beleuchtet wird. Alsdann gibt er die Resultate der historischen Kritik über die Bücher des Alten und Neuen Testaments, wobei keine Gelegenheit zu Ausfällen gegen die Helden der Erzählung oder deren Verfasser unbenutzt bleibt. Endlich wird an die Hauptdogmen des christlichen Religionsystems der

Maßstab rationalistischer Beurtheilung angelegt; die „Schöpfung des Menschen und der Welt“, die „Stellung des Menschen in der Natur“, die „Existenz Gottes“ und die „Sünde und Erbsünde“ werden stets im genauen Anschluß an die urkundlichen Lehren der Bibel, aber ohne hinreichende Sonderungen des so wesentlich verschiedenen Lehrstandpunktes verschiedener Bücher und Zeiten, einer strengen Beurtheilung unterworfen.

Sieht man von der Anforderung eines Eingehens in die apologetischen Winkelzüge der Theologie ab und begnügt sich mit einem für den gemeinen Menschenverstand des Laien geschriebenen Plaidoyer, so wird man sagen dürfen, daß die vorliegende Schrift in der Aufdeckung der Widersprüche der Bibellehren untereinander oder gegen die gesunde Vernunft, sowie der Noheit des Bildungsstandes ihrer noch in tiefer Nacht des Aberglaubens befan-

genen Verfasser und der sich theilweise documentirenden barbarischen Gefühllosigkeit der Abfassungszeit vielleicht alles bisher Geschriebene an Schärfe und Vollständigkeit übertroffen habe. Aber abgesehen davon, daß sich des Verfassers Kritik, namentlich in dem ersten Abschnitt, allzu sehr in kleinliche Nörgeleien verliert und allzu oft durch den Ausdruck der Entrüstung und des Efels unterbrochen wird, macht es ihm sein rein materialistischer, jedes Ueberflüssige schlechthin leugnender Standpunkt zur Unmöglichkeit, irgendetwas Positives an jenen Lehren zu entdecken, und die exklusive Negativität der Kritik wirkt schließlich ermüdend. „Zwischen Vernunft und verdummendem Aberglauben, wo sich derselbe auch finden möge, gibt es keinen Vergleich, keine Ausöhnung, keinen Frieden. Der Kampf kann nur aufhören mit Sieg oder Vernichtung der einen oder der andern Seite.“

Daß in allem Irrthum ein Körnchen Wahrheit ist, und daß man den Irrthum nicht geißeln soll, ohne auch die in ihm enthaltene Wahrheit anzuerkennen, daß die geschichtlichen Thatfachen eine Reihe beständig wechselnder Kompromisse zwischen Aberglauben und Vernunft zeigen, und daß der Segen wahren Fortschritts nur bei ruhiger Stetigkeit der historischen Entwicklung gedeiht — dies alles sind für den Verfasser unbekannte Dinge. Der noch Gläubige wird sein Buch nach geleiteter Einleitung fortwerfen; der bereits aufgeklärte Gebildete wird die positive Seite darin vermissen: die historische Bedeutung jener Lehren für ihre Zeit, das geschichtliche Hervorwachsen derselben aus den gegebenen Bedingungen, respective die psychologische Entstehung in den Köpfen ihrer Erzeuger. Die Exzerpte des Schlussworts über den „vernunftwidrigen Barbarismus der stehenden Heere“ und den Monarchismus als den Urquell unserer Uebel werden schwerlich für den Mangel eines positiven philosophischen Standpunktes entschädigen.

2. Leibniz' Philosophie, beleuchtet vom Gesichtspunkt der physikalischen Grundbegriffe von Kraft und Stoff. Ein historischer Beitrag zur neuern Philosophie und zur Geschichte der Naturwissenschaft von Otto Caspari. Leipzig, Bohn. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfasser, der sich bereits durch seine Abhandlung „Ueber die psychophysische Bewegung“ als gründlichen und fleißigen Forscher empfohlen hat, liefert in der vorliegenden Schrift eine achtungswerthe Studie zur Geschichte der neuern Philosophie, indem er mit klarem Verständniß und anerkennenswerther Sorgfalt den Entstehungsgang der naturphilosophischen Grundideen Leibniz' aus den damals gegebenen philosophischen Standpunkten und der Individualität des Leibniz selbst zu ergründen sucht, wobei sich erweist, daß die Leibniz'schen Conceptionen allerdings ein Fortschritt über das damals Gegebene waren, aber doch selbst wieder nicht im Stande sind das Problem erschöpfend zu lösen, sondern vielmehr der weiteren philosophischen Entwicklung neue Fragen stellen. Besonders Werth erhalten diese Betrachtungen dadurch, daß die moderne Naturwissenschaft einen ähnlichen Entwicklungsproceß hinsichtlich der Begriffe Kraft und Stoff durchgemacht, wie die Philosophie zu Leibniz' Zeit, und daß deshalb erstere an diesem parallelen Entwicklungsgange behufs ihrer eigenen Begriffsklärung wol Interesse nehmen sollte.

Die tonangebenden naturphilosophischen Lehren waren zu Leibniz' Zeit die Corpuscularphilosophie des Gassendi und die mechanische Theorie des Descartes. Gassendi verwickelte sich mit seinem Dualismus von passiven Stoffatomen und ihnen inhärenten activen Kräften dadurch in Widersprüche, daß er die Wirkung in die Ferne durch einen leeren Raum hindurch doch nicht zu behaupten wagte. Descartes hingegen konnte Leibniz in doppelter Hinsicht nicht genügen: erstens weil letzterer erkannte, daß nicht die Ausdehnung sondern die räumliche Wirksamkeit das Wesen des Körpers ausmacht, und die Wirksamkeit oder Action auf einer Kraft beruhen muß, und zweitens weil er die Unzulänglichkeit einer bloßen mathematischen Mechanik und die Nothwendigkeit metaphysischer Beziehungen unter den Körpern (wie Ursachlichkeit) einsah. Beide konnten das Aufeinanderwirken der Körper nicht begreiflich machen. Spinoza stellte zwar die innere Verbindung der Einzel Dinge durch die Eine gemeinsame Substanz her, aber er setzte die Einzel Dinge zu unselbständigen Modis und ihr Aufeinanderwirken zu leerem Schein herab. Aristoteles, der von den nachgeborenen Scholastikern noch immer an den Universitäten den neuen Lehren gegenüber hochgehalten wurde, konnte zwar mit seinem Begriff der Entelechie oder Energie ausbelfen, aber doch auch nur dann, wenn man diese individualisirt als selbständiges Einzel Ding faßte. Mit Aristoteles stimmten einige Neuere (Henry More, Cudworth, Glisson) überein, welche das Wesen der Substanz in einer lebendigen Kraft suchten und von passiver Ausdehnung oder tothem Stoff nichts wissen wollten. Verbindet man so gewissermaßen Aristoteles mit Demokrit, Spinoza mit Gassendi, diese Engländer mit den von Giordano Bruno aufgestellten Monaden, so erkennt man, wie Leibniz dazu kam, die Substanz als Kraft, aber als bestimmt individualisirte Kraft, als Monade, zu bestimmen. Leibniz versteht unter Kraft ganz dasselbe wie Schopenhauer unter Wille; es ist die gemeinsame Grundbestimmung von Geist und Körper, von immaterieller und materieller Natur.

Aber Leibniz setzt die vielen Monaden als starr-ge sonderte Substanzen, und seine Ehrlichkeit ist so groß, daß er zugesteht, die absolut getrennten Monaden könnten keine Verbindungen oder Beziehungen zueinander haben: eine Höhe der Einsicht, zu der sich unsere heutigen Pluralisten keineswegs empor schwingen können. Diese starre Abschließung der Monaden gegeneinander macht wiederum das unmöglich, was Leibniz erklären wollte, das Aufeinanderwirken, und verwandelt es, um nicht in den mechanischen Occasionalismus des Malebranche und Genliuz zu verfallen, in eine prästabilirte Harmonie, d. h. in einen Parallelismus der Entwicklungsgeschichten der einzelnen getrennten Monaden. Da der Verfasser sich selbst zur starren Vielheitslehre bekennt, so tritt diese Partie nicht in hinreichende Beleuchtung. Der Verfasser verspricht am Schluß, in einem folgenden Theile die Fassung des Substanzbegriffs und des Wechselwirkungsproblems vom Gesichtspunkte des Criticismus zu behandeln, und bitten wir ihn, sich in dieser Fortsetzung einer gedrängtern Fassung in Darstellung und Stil zu befleißigen.

3. Das menschliche Denken. Von Wilhelm Schuppe. Berlin, Weber. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Erkenntnistheorie, nicht die Logik, ist der vorwiegende Inhalt dieser Schrift, welche in lichtvoller Weise, von dem unmittelbaren Bewußtseinsinhalt ausgehend, Schritt für Schritt die Welt zu erbauen sucht. Die prononcirte Betonung des subjectivistischen Ausgangspunktes, welche in der Erkenntnistheorie völlig berechtigt ist, bringt eine harte Beurtheilung jener logischen Lehrbücher mit sich, welche, wie Ueberweg's „System der Logik“, das Resultat der vollendeten Erkenntnistheorie anticipirend, sofort mit jener Weltanschauung beginnen, welche die wirkliche Welt der vorgestellten gegenüberstellt. Der Verfasser hält sich frei von dem Fehler, das an sich Seiende durch das Vorstellen unmittelbar ergreifen zu wollen (wie dies z. B. J. Bergmann in seinen „Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins“ [Berlin, Pöwenstein, 1870] durch die Kategorie der Gegenständlichkeit oder Objectivität versucht); er ergreift die allein richtige Vermittelung der Causalität, welche von der Erscheinung auf eine an sich seiende Ursache der Erscheinung schließen läßt. Aber indem er es versäumt, die scheinbare Causalität der Erscheinungen untereinander in ihrer völlig illusorischen Beschaffenheit aufzudecken (ob-

wol er S. 145 nahe genug daran ist) und gänzlich auf Causalität der den Erscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen zurückzuführen, versperrt er sich der Nothwendigkeit einer Annahme von vielen an sich seienden Ursachen, ohne welche die Vielheit individualisirter wirkender Willen (also auch menschlicher Personen) unmöglich ist. Ferner hätte ihm der Bruch mit Kant's Lehre von der Apriorität der Anschauungsformen den Gedanken nahe legen können, daß dieselben zugleich Daseinsformen des der Erscheinung zu Grunde liegenden seien; und die Einsicht, daß die Wirksamkeit der Kategorien, also auch der Causalität im Geiste eine zunächst und ursprünglich unbewußte sei, hätte ihn dazu führen sollen, die instinctiv angenommene Realität aller Wahrnehmungen durch eine unbewußte transcendente Beziehung derselben auf die der Erscheinung zu Grunde liegende Ursache zu erklären. Obwohl die Schrift sonach in den wichtigsten Fragen auf halbem Wege stehen bleibt, so ist sie doch durch das Ergreifen des einzig förderlichen Princips, der Causalität, ein schätzenswerther Fortschritt über die Leistungen jener subjectivistischen Seite der Kant'schen Schule hinaus, welche sich dieser Einsicht bis jetzt hartnäckig verschließt.

Feuilleton.

Melchior Meyr.

Melchior Meyr starb nach langen Leiden am 22. April. Es waren zwei Richtungen, welche in der literarischen Production Meyr's bald gesondert nebeneinander herliefen, bald einheitlich ineinander ausgingen: die dichterische und die philosophische. Meyr, der Dichter, prägte bald seinen religiösen Ideengehalt in einer Reflexionsstylit großen Stils aus, die freilich nicht immer das philosophisch Abstracte zum poetisch Concreten zu erklären verstand, bald verwertete er das Leben seiner schwäbischen Heimat zu volkstümlichen Erzählungen oder machte die Novelle zum Träger seiner metaphysischen oder socialen Ideen; — Meyr, der Philosoph, gab seine theils aus Jakob Böhme'schen und Schelling'schen Theoremen erwachsenen, theils durchaus eigenartigen Speculationen in den Dienst einer geistvollen Vermittelung des Pantheismus mit dem Theismus und suchte unter scharfer Betonung des Sittlichen sich gegenüber dem Volke zum Religionslehrer, gegenüber den Gebildeten aber zum religionsphilosophischen Interpreten der höchsten menschheitlichen Probleme zu machen. In diesen beiden Richtungen seines literarischen Wirkens ist die Bedeutung dieses edeln Dichters und Denkers für die Gegenwart zu suchen.

Melchior Meyr wurde am 28. Juni 1810 in Ehningen bei Nördlingen im schwäbischen Riesgau geboren, besuchte die Gymnasien zu Ansbach und Aueburg und studirte zu Heidelberg und München Philosophie und Literaturgeschichte. Später privatisirte er in München, Erlangen und Berlin, bis er im Jahre 1852 seinen dauernden Wohnsitz wieder in München nahm, wo er bis zu seinem Tode blieb. Er trat zuerst mit einer Erzählung in Hexametern unter dem Titel „Wilhelm und Rosine“ (1835) in die literarische Arena. Diesem Erstlingswerke folgte ein mit vielem Geist geschriebener Essay über „Die Weisheit des Brahmanen von Rädert“ (1836) und eine literarhistorische Studie „Die poetischen Richtungen unserer Zeit“ (1838), welche letztere einige feine entworfenen Charakterköpfe aus der Literatur, wie diejenigen Heine's, Platen's, Uhland's und Rädert's enthält. Sein Drama „Franz von Sickingen“ zeigt zu sehr die Tendenz, historisch sein zu wollen, als daß es poetisch erwärmen könnte. Bedeutender wirkt sein im Jahre 1852

zuerst in Berlin auf der königlichen Hofbühne zur Aufführung gekommenes dramatisches Gedicht „Herzog Albrecht und Agnes Bernauer“. In weitem Kreise bekannt wurde Meyr erst durch seine trefflichen „Erzählungen aus dem Ries“ (1856), welche früher im Stuttgarter „Morgenblatt“ zum Abdruck gekommen waren. Dieselben sind in der Charakterzeichnung höchst realistisch, in der Composition von technischer Vollendung und, was ihren geistigen und sittlichen Gehalt betrifft, bedeutend und eigenartig. Sie schildern das schwäbische Bauernleben mit plastischer Lebenswahrheit und mischen Ernst und Humor mit seinem künstlerischen Takt. Diesen Erzählungen ließ Meyr seine „Gedichte“ folgen, in denen das Contemplative und Onomische das rein Lyrische und Stimmungsvolle überwiegt. Ein Werk von schwerwiegendem Gedankengehalte warf Meyr in die literarische Zeitwage, als er im Jahre 1860 sein Werk „Gott und sein Reich“ publicirte, in welchem der Verfasser das Leben des Menschen und des Kosmos philosophisch betrachtet und das creatürliche Dasein mit dem Wesen Gottes vermittelt und veröhnt. An dieses Werk schlossen sich zwei spätere an: „Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit“ und „Die Unsterblichkeit der Seele“. Wenn Meyr nun versuchte, die philosophischen Ideen, welchen er in diesen systematischen Schriften Ausdruck ließ, in seinen Romanen und Novellen, wie in „Vier Deutsche“ (1861) und „Ewige Liebe“ (1864) poetisch zu incarniren und durch Gestalten des wirklichen Lebens zu illustriren, so ist das eine Aufgabe, welche ihm nicht durchweg gelang, vielleicht aus inneren Gründen nicht gelingen konnte. Die Meyr'sche Tragödie „Karl der Kühne“ (1862), welche in München und Stuttgart gefiel und in der Titelrolle eine Lieblingspartie Gruner's wurde, excelsirt durch ihren dramatischen Wurf und prächtige Diction. Großes Aufsehen machten Meyr's anonym erschienene „Gespräche mit einem Grobian“ (1866). Sie sind wol das Bedeutendste aus der Feder unsers Autors: der vielseitigste Novellist und der tiefstinnige Philosoph vereinigen sich in ihnen, um der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie ihr leibhaftiges Bild erschaut, umrankt von den Arabesken des Witzes, des Humors, der Satire, aber nicht ohne das Orphenst der

kräftigen Nemesis im Hintergrunde, welches der „Grobian“ herausbeschwört durch die von ihm geschleuderten Blitze des Zorns und der Gerechtigkeit. Die letzte Publication Meyr's waren seine Gedichte „Die Religion des Geistes“, Reflexionspoesien, welche sich nach allen Richtungen hin in Welt und Leben betrachtend vertiefen und aus beiden ihre objectiven religionsphilosophischen Resultate ziehen, ohne das geistige Bild des Dichters, wie wir es namentlich aus seinen philosophischen Prosachriften kennen, durch wesentlich neue Züge zu vervollständigen. Als ein posthumes Werk des nunmehr Dahingegangenen sind nächstens Briefe über „Die Religion und ihre Fortbildung“ zu erwarten.

In Melchior Meyr ist ein Vorkämpfer für die „Poesie des Geistes“ von uns geschieden, der in allen seinen Werken, die des echt Poetischen so vieles bieten, stets jenen vertrauenden Muth und jene unbeugsame Wahrhaftigkeit bewiesen hat, welche einzig aus einer durch innere Arbeit an sich selbst gefestigten und geäderten Gesinnung fließen können.

Heinrich Theodor Röscher.

Nach langen Leiden starb am 9. April zu Berlin Heinrich Theodor Röscher, ein mehr als halb vergessener und doch um das Kunstleben und die Kunsttheorie so hochverdienter Mann. War er doch der erste, welcher in Deutschland die Schauspielkunst nach Maßgabe einer principuellen und systematischen Behandlungsweise in das Gebiet kunstphilosophischer Betrachtung hinübergezogen und ihr dadurch feste und scharf umgrenzte Gehege geschaffen hat.

Am 20. September 1803 zu Mittenwalde in der Provinz Brandenburg geboren, besuchte Röscher das Graue Kloster in Berlin und bezog dann die Universitäten Berlin und Leipzig, auf welchen er, dort unter Böckh und Hegel, hier unter Hermann und andern, philologische und philosophische Studien trieb. Später habilitirte er sich an der berliner Universität. „Aristophanes und sein Zeitalter“ (1827) war der Titel der ersten größeren von ihm publicirten Arbeit. Dieselbe trug ihm einen Ruf als Gymnasialprofessor nach Bromberg ein, dem er Folge leistete. In den dort von ihm geschriebenen „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst“ (1837—42) bestrebt er sich, der darstellenden Kunst festere ästhetische Gesichtspunkte abzugewinnen, indem er nach eingehenden Untersuchungen über das Verhältniß der Philosophie zum Kunstwerke eine Analyse Shakespeare'scher und Goethe'scher Musterdramen vornahm und daraus allgemeine Gesetze zu abstrahiren suchte: ein Unternehmen, welches in mehr als einer Beziehung zu positiven Resultaten führte, die für die Kunsttechnik von weittragender Bedeutung wurden. Hatte er nun mit diesem Werke eine systematische Behandlung der technischen Interpretation dramatischer Kunstwerke bezweckt, so versuchte er in der „Kunst der dramatischen Darstellung“ (1841—46) die Schauspielkunst von ästhetischen Gesichtspunkten aus in ihrem Wesen zu erfassen und somit den darstellenden Künstlern einen Leitfaden in ihren Leistungen und erziehenden Coder zu liefern. Bald nach dem Erscheinen des letztgenannten Werks siedelte Röscher, um unter der unmittelbaren Anregung eines dramatischen Kunstinstituts zu leben, nach Berlin über. Tied interessirte sich für die Röscher'schen Ideen, und er sowol wie der Minister Eichhorn legten die Vorarbeiten für Einrichtung eines Instituts zur Heranbildung von Schauspielern auf Staatskosten in seine Hände. Alles war geordnet, dem thätigen Röscher war die Leitung des Instituts bereits zugesagt, als das Bewegungsjahr 1848 hereinbrach. In den Stürmen der Revolution kamen die Röscher'schen Pläne in Vergessenheit und blieben auch später unausgeführt.

Lange Jahre war Röscher als Recensent des berliner Hoftheaters an der „Spener'schen Zeitung“ thätig. Die in diesem Blatte von ihm veröffentlichten Kritiken, oft von bedeutendem Gehalte, sagte er in den „Dramaturgischen Skizzen und Kritiken“ (1847) und den „Dramaturgischen Abhandlungen und Kritiken“ (1859) zusammen. Seit dem Jahre 1851 stand Röscher der berliner Hofbühne ganz fern. Zu nennen sind noch von seinen ältern Arbeiten die interessante Schrift „Das Schauspielwesen“

(1843), die geistvolle Arbeit „Ueber Byron's Manfred“ (1844) und das schätzenswerthe biographische Denkmal „Seidelmann's Leben und Wirken“ (1845). Von seinen drei neuesten Werken „Shakespeare in seinen höchsten Charaktergebilden“ (1864), „Dramaturgische und ästhetische Abhandlungen“ (1864), und „Dramaturgische Blätter“ (1865) hätte namentlich das erstgenannte Buch, weil es des Trefflichen und Neuen zur Würdigung des großen Briten vieles bringt, eine größere Beachtung verdient, als es gefunden hat.

Röscher hat durch sein rastloses Wirken für die Wissenschaft der Dramaturgie dazu beigetragen, der dramatischen Dichtung klarere Ziele vorzusetzen, die Schauspielkunst aber aus dem Reiche der subjectiven Willkür in die Sphäre objectiver Gesetzmäßigkeit zu erheben — das ist ein Verdienst, welches die Nachwelt ihm nicht vergessen sollte.

Bibliographie.

- Baumgarten, M., Der deutsche Protektantenverein, ein heiliges Panier im neuen deutschen Reich. Berlin Henschel. 8. 15 Ngr.
- Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet v. Frz. Pfeiffer. 10ter Bd.: Wolfram's v. Eschenbach Parival und Titurel. Herausgegeben von Karl Bartsch. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.
- Conrad, G. (Prinz Georg von Preußen), Dramatische Werke. 3ter und 4ter Bd. Berlin, Schuber. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Curtius, K., Der Geburtstag des deutschen Kaisers. Feste in der Aula der Friedrich-Wilhelm-Universität am 22. März 1871 gehalten. Berlin, Besser. Gr. 4. 7/8 Ngr.
- Deeken, C. von der, Deutsche Fragen. Hannover, Brandes. Gr. 8. 6 Ngr.
- Döllinger's, J. v., Erklärung an den Erzbischof von München-Freising. München, Dibenbourg. Gr. 8. 4 Ngr.
- Ebeling, A., Thürine. Eine bretonische Dorfgeschichte. Berlin, R. Lefter. 8. 15 Ngr.
- Elaß und Löhringen. Geschichtliche Rückblick in gemeinschaftlicher Darstellung von einem Schwelger. Bern, Mann u. Wachlin. 8. 15 Ngr.
- Ernst, E. W., Aus Ruhestunden. Wiesbaden, Neuber. Gr. 16. 15 Ngr.
- Festler, J., Die wahre und die falsche Unschicklichkeit der Päpste. Zur Abwehr gegen Dr. Prof. Dr. Schulte. 2te Aufl. Wien, Sartori. Gr. 8. 10 Ngr.
- Frankreich und seine Stellung zu den anderen europäischen Mächten vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1870. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
- Frenzel, R., La Pucelle. Roman in 3 Büchern. 3 Bde. Hannover, Klumpker. 8. 5 Thlr.
- Friedrich, J., Documenta ad illustrandum concilium Vaticanum anni 1870. 1ste Abth. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 2/3 Ngr.
- Gayette-Georgens, Jeanne Marie v., Sich selbst erobert. Ein Mädchen-Roman in 6 Büchern. 3 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.
- Hartmann, S., Bilder aus Westfalen. Sagen, Volks- und Familienleben, Gebräuche, Volksaberglaube und sonstige Volksthümlichkeiten des ehemaligen Fürstenthums Ostwestfalen. Ostwestfalen, Radborf. Gr. 8. 1 Thlr.
- Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. Jahrgang 1870. Wiesbaden, Neuber. Gr. 8. 16 Ngr.
- Janitz, R., Das deutsche Kriegeslied. Eine literarhistorische Studie. Berlin, Rippert. 8. 15 Ngr.
- Köwe, F. A., Ueber den Fall von Paris und die heutige Weltlage. Zwei Vorträge. Zürich, Meyer. Gr. 8. 7/8 Ngr.
- Kapoleon III., Bemerkungen über die militärische Organisation des norddeutschen Bundes. Aus dem Französischen von A. Meis. Berlin, Simon. Gr. 8. 1 Thlr.
- Klemm, J. A., Deutsche Gedichte zur deutschen Sage und Geschichte. 2te verbesserte und sehr vermehrte Aufl. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 25 Ngr.
- Kredwitz, D. v., Das Lied vom neuen deutschen Reich. Einem ehemaligen Kaiserlichen Jägers Vermächtniß ans Vaterland. Berlin, Perz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Kothenburg, R., Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und ein Auszug aus seinen Schriften mit besonderem Hinwelse auf die Neugestaltung Deutschlands und die Volkserziehung. Minden, A. Volkering. Gr. 8. 9 Ngr.
- Knack, A. F. v., Durch alle Weiter. Roman in Versen. 2te verbesserte Aufl. Berlin, Perz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Schmidt's, R., Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Für Schul- und Pädagogik-Candidaten, für Volksschullehrer, für gebildete Aelteren und Erzieher übersichtlich dargestellt von Dr. Richard Lange. 2te Aufl. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Langemann, W., Die römisch-jezuitische Neuerung. Mit Beziehung auf das Verfahren des Herrn Erzbischofs von Köln gegen den Pfarrer von Antel, zugleich als Denkschrift für das königl. Staatsministerium. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.
- Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Haumer. Herausgegeben von W. G. Niehl. 2te Folge. 18ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.
- Wachenhufen, S., Tagebuch vom französischen Kriegeschauplatz 1870—1871. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Zöllner, R., Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz. Dresden, Buchsch. Gr. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Porträts und Studien.

Von

Rudolf Gottschall.

Dritter und vierter Band.

Paris unter dem zweiten Kaiserreich.
Culturbilder.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Den ersten zwei Bänden des Werks, in welchen der Verfasser eine Reihe „literarischer Charakterköpfe“ als Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit vorführte, schließen sich hier pariser „Culturbilder aus dem zweiten Kaiserreich“ an: Schilderungen von Zuständen, die jetzt bereits der Geschichte angehören, deren getreue Abspiegelung daher für die Gegenwart um so werthvoller geworden ist. Leichtere Skizzen und ernstere Abschnitte wechseln miteinander, alle haben den frischen Reiz des unmittelbar selbst Gesehenen und Erlebten. Die im vierten Bande enthaltene Darstellung des französischen Dramas und Theaters dieser Epoche ist das Eingehendste, was bisher in Deutschland wie in Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von Moriz Carrière.

Vierter Band.

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carrière's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwicklung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Die gesammte Bildungsgeschichte von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wie sie durch die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die Wiedererweckung des Alterthums und die religiöse Bewegung bedingt ist, wird uns in dem soeben erschienenen vierten Bande lebendig klar geschildert. Die Künstlerpersönlichkeiten eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Rubens, Ariost und Tasso, Cervantes und Calderon, Rabelais und Molière, Shakespeare und Milton stehen in ihrer individuellen Herrlichkeit neben Luther, Macchiavelli, Pascal, Cartesius; im Zusammenwirken der Germanen und Romanen vollzieht sich die große Culturarbeit, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberführt.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: Das Mittelalter. (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

Im Verlage von Franz Kipperheide in Berlin sind soeben folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutscher Frühling

1871.

Politische Dichtungen zum Theil in den Formen des Minnefangs von

Franz Leibing.

32 Seiten, elegant geheftet. Preis 6 Sgr.

Schwert und Harfe.

Zeitgedichte

von

Johannes Müll.

180 Seiten, elegant geheftet. Preis 22½ Sgr.

Gedichte

von

Gustav Gerstel.

250 Seiten, elegant geheftet. Preis 1 Thlr. Elegant gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

Histoire de la révolution française

par

M. A. Thiers.

6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schöngeprägten Bänden bestehend, wurde von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

In der Luchhardt'schen Verlagsbuchhandlung (Fr. Luchhardt) in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Malerleben. Roman in drei Büchern von W. Bennecke. 1 Thlr.

Gedichte von W. Bennecke. Eleg. brosch. 15 Ngr.; fein gebunden 25 Ngr.

Zur Agitation für ein deutsches Theatergesetz. Vortrag über Theatergesetze u. gehalten am 29. April 1871 von Dr. Franz Krüchel, königl. Opernsänger in Cassel. Preis 2½ Ngr.

Soeben erschien:

Reinhold Lenz. Novelle von W. Bennecke. 1 Thlr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 23. — 86 —

1. Juni 1871.

Inhalt: Zur Literatur der Gegenwart. Von Rudolf Gottschall. — Neue Dramen. Von Theodor Wehl. (Beschluß.) — Benvenuto im Jahre 1868. — Feuilleton. (Georg Gottfried Herwig; Jakob Benedek.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur der Gegenwart.

1. Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Literar- und culturhistorische Studien von F. Kreyßig. Berlin, Nicolai. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Das deutsche Kriegelied. Eine literarhistorische Studie von Karl Jancke. Berlin, Lipperheide. 1871. 8. 15 Ngr.

Daß unsere literaturgeschichtliche Kritik nicht mehr bloß die Werke der Classiker bespricht, sondern auch die neueste Production der Beachtung werth hält, ist immerhin ein glänzendes Zeichen für die steigende Geltung der neuen Literatur. Selbst Männer wie Kreyßig, welche bisher nur das vornehme Roß der Shakspeare-Kritik tummelten oder der neuen französischen Culturentwicklung ihre Aufmerksamkeit zuwenden, beschäftigen sich auch einmal mit den neuesten Erzeugnissen deutscher Schriftsteller. Wie Julian Schmidt wählt auch Kreyßig mit besonderer Vorliebe den Roman aus. Für eine Betrachtung der Literatur von culturgeschichtlichen, ethischen, philosophischen und den beliebten andern Standpunkten ist der Roman das willkommenste Thema, da er zu einer Fülle geistreicher Reflexionen den meisten Anlaß bietet und diese Art von Kritik doch nur den Nagel sucht, an den sie ihr eigenes Bild hängen kann. Für die ästhetische Kritik dagegen bleibt der Roman mit seinen überwiegenden stoffartigen Reizen und Interessen nach wie vor das am wenigsten befriedigende Thema.

Etwas Wahres muß doch in dem Ausdruck Schiller's sein, welcher den Romanschriftsteller nur den Halbbruder des Dichters nennt; denn wir erhalten treffliche Romane von sehr gebildeten Autoren, denen doch das dichterische Talent nur in geringem Maße verlihen ist. Der Roman bietet eben die meisten Surrogate für das fehlende Talent, und wir trinken hier am ehesten Eichorie statt Kaffee, ohne es zu merken, wenn uns nur der Trank erwärmt. Die unpoetischen Köpfe, welche sich in Deutschland damit abgeben, Literaturgeschichte zu schreiben, finden bei dem Roman am meisten ihre Rechnung. Hatte doch Niehl

schon vor 20 Jahren verkündigt: die Zeit sei da, in der die Staatsmänner zu ihrer Belehrung auch Romane lesen müßten, und der künftige Geschichtschreiber unserer Tage werde neben den Dickens, Eugen Sue u. s. w. auch von den großen deutschen Romanschreibern zu reden haben, die zur Zeit noch auf den Quintanerbänken unserer Gymnasien saßen.

Seitdem wir aus Hefekiel's Buch vom Grafen Bismarck wissen, daß dieser Staatsmann sich sogar in den böhmischen Krieg französische Romane nachschicken ließ, scheint die erste Prophezeiung Niehl's in Erfüllung gegangen zu sein; doch zweifeln wir, daß Graf Bismarck diese Romane gerade zu seiner „Belehrung“ gelesen habe. Viel wichtiger ist die Thatsache, daß auch Julian Schmidt zu seiner Belehrung oder vielmehr zu unserer Belehrung, wie die neueste Auflage seiner Literaturgeschichte beweist, in welcher die einzelnen Romane seitenlang besprochen, die Lyriker und Dramatiker entweder gar nicht erwähnt oder mit ein paar Zeilen beseitigt sind, sich einer sehr ausgedehnten Romanlectüre hingegeben hat. Romane zu lesen erniedrigt nicht mehr einen Mann von Kopf.

Auch Kreyßig verräth in seinen „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ (Nr. 1) eine sehr eingehende Beschäftigung mit Romanlectüre und kann gewiß, was die Masse des nicht neugierig, sondern wißbegierig verschlungenen Materials betrifft, mit den eifrigsten Reihbibliothekentigern und -Tigerinnen wetteifern. Freilich, was bei diesem stoffhungrigen Publikum nur unverbaute Malakatur bleibt, das wird bei ihm ein Ferment für die Cultur der Epoche, und selbst wo der Roman sich in die Kloake verläuft, da bereitet aus so schauzigem Inhalt der kundige Forscher noch das Gaude-Millesieurs vornehmer Weltanschauung und culturgeschichtlicher Reflexionen. Ueber Standpunkt und Zweck seines Werks spricht er sich selbst deutlich in der Vorbemerkung aus:

Diese zwanglosen Darstellungen, welche auf bibliographische Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen, wenden sich mit Vorliebe jenem Grenzgebiete zu, auf welchem die Geschichte der Bücher in den Dienst der Geschichte der Menschen und Dinge tritt. Ein guter Theil des Interesses, welches der deutsche Roman der Gegenwart für uns hat, liegt eben in seinem von Lust zum Lust sich wahrer und wirklicher gestaltenden Verhältnisse zu unserm Leben: nicht nur zu der stofflichen Wirklichkeit unserer Zustände, dem Rohmaterial der Geschichte, sondern zu der Bildungs- und Fortschrittsbewegung des Volks und der Zeit. Dies Verhältniß, ein nicht zu unterschätzendes Symptom nationaler Erklarung, möchten wir zum Bewußtsein bringen, aus den Massen der Production neben dem künstlerisch Werthvollen das culturhistorisch Lehrreiche hervorheben, das so weit verbreitete und täglich wachsende Bedürfniß der Unterhaltungsliteratur zu unsern höhern Lebensaufgaben in fruchtbare, bewußte Beziehung bringen.

Und am Schluß der Vorbemerkung sagt er:

Der deutsche Literatur bedarf wahrlich keiner Entschuldigung, wenn er die vaterländische erzählende Dichtung der Gegenwart mit der Liebe und Achtung und mit der Genugthuung behandelt, zu der ein großes und fortschreitendes Volk seinen geistigen Arbeiten und seinem geistigen Besitz gegenüber berechtigt und verpflichtet ist. So würden denn diese Darstellungen an ihrem Theile sich die Aufgabe stellen, die Wechselbeziehungen zwischen Leben und Literatur auf dem bezeichneten, immerhin engen Gebiete zum Bewußtsein zu bringen, das geleistete Treffliche, aber auch das nur Charakteristische, Beschreibende und Warnende aus der Masse der Production hervortreten zu lassen, dem Unterhaltungsbedürfnisse mit gutem Rath zu Hülfe zu kommen und dabei lobend und tadelnd durch Sachlichkeit und Maß zu verfahren.

Wir wollen sehen, inwieweit Kreyßig diesem Programm treu geblieben ist.

Er sondert in seiner Besprechung den historischen und socialen Roman; jene theilt er wieder in den vaterländischen Geschichtsroman, dem er sonstige historische Romane an die Seite stellt. Jene erste Gattung bezieht er indeß nur auf die neueste Epoche, indem er Laube's „Deutscher Krieg“ und ähnliche Werke nicht zu den vaterländischen Geschichtsromanen rechnet. Bei dem socialen Roman unterscheidet er die objective Darstellung deutschen Lebens und den socialen Tendenzroman der Gegenwart, zwei Kategorien mit sehr fließenden und verschwimmenden Grenzen. Das Schlußkapitel behandelt den „socialen Roman in den Händen der Frauen“. Die Eintheilung ist, wie wir sehen, weder lichtvoll, noch bedeutend; es handelt sich also in erster Linie um die einzelnen Charakterköpfe, die der Autor uns vorführt. Mit Wärme werden die Verdienste von Wilibald Alexis hervorgehoben, dessen Roman: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, zuerst wieder die volle Theilnahme der Lesewelt unserer erzählenden Dichtung zugewendet habe:

Es mag von dem künftigen Culturhistoriker dieser Epoche nicht vergessen werden, daß der erste durchgreifende Erfolg auf diesem Gebiete, nach den Tagen von Olmütz und Bronzell, einem ersten vaterländischen Geschichtsroman gehört hat, einer Dichtung, die es nicht darauf absah zu zerstreuen, zu schmeicheln, die an schwere nationale Verirrungen und Leiden nachdrücklich mahnte, den Lebenden den warnenden Spiegel einer ersten, nahe liegenden Vergangenheit vorhielt, und in dem Cultus des vaterländischen Gedankens über den Streit der Parteien und die Noth des Augenblicks sich rein und kräftig erhob.

Ungünstiger lautet das Urtheil über Koenig's „Jerôme's Carnaval“, namentlich im Vergleich zum „Siegim“:

Hier wie dort ist der nationale Gedanke die Seele des Gedichts. Aber wie matt, wie gemacht ist seine Durchführung auf diesem Terrain und in diesen Umgebungen! Welche aneddotenhafte, an die Mühlbach'sche Schule erinnernde Behandlung der Zeitgeschichte und des historischen Costüms, welche kaum verheilte, behagliche Freude an der bunten Außenwelt dieser immerhin lustigen, pikanten, üppigen Fremdherrschaft! Der Leser hängt mit Vergnügen an dem Munde des gewandten Erzählers, er wird seine vaterländische Gesinnung anerkennen und ehren, der bewährten Kunst des Verfassers in den eingestauten Landschaftsbildern und Sittenschilderungen die Anerkennung nicht weigern. Aber wo bleibt der große Zug des historischen, vaterländischen Romans, der geschichtliche Pultschlag, der Ernst der Auffassung! Man fühlt überall durch, daß die Entscheidung ganz anderswo lag als in diesen klein-staatlichen Intriguen und Stimmungen, und so sinkt denn auch Stil und Behandlungsweise unvermerkt von den kühnen und reichen Formen der historischen Malerei zum Genre herab.

Es wäre indeß wol billig gewesen, nicht bloß den letzten Roman Koenig's herauszugreifen, sondern eine wenn auch kurze Entwicklungsgeschichte des Dichters selbst zu geben, dessen „Hohe Braut“, „Clubisten von Mainz“, namentlich aber „William's Dichten und Trachten“ ihre hervorragende Geltung verdienen. Zur Massenproduction des historischen Romans werden außer der entschlossenen und sprachgewandten Erzählerin Luise Mühlbach, der glücklichen Birch-Pfeiffer des deutschen Geschichtsromans (beiläufig eine unserer „Nationalliteratur“ entlehnte Parallele), Brachvogel, Heribert Nau, Max Ring, Kretcliffe u. s. w. in bunter Reihe flüchtig erwähnt. Kretcliffe verdiente gerade für den culturgeschichtlichen Standpunkt scharf gezeichnet zu werden; auch ist der außerordentliche Phantastereichtum und die Fülle von oft actenmäßigen Detailkenntnissen aus dem Bereich der Zeitgeschichte, zugleich mit der Meisterschaft in üppig frivoler Darstellung ganz geeignet, als ein nicht uninteressantes Phänomen betrachtet zu werden. Thatsache aber ist, daß gerade unsere vornehme Damenwelt in der Lektüre Kretcliffe's geschwelgt hat. Wenn indeß Kreyßig die Romane Galen's, namentlich „Die Tochter des Diplomaten“, rühmend hervorhebt, den kräftigen epischen Zug der Darstellung, den Blick und Sinn für das äußere handelnde Leben, die schönen klar und correct gezeichneten Bilder norddeutscher Natur und norddeutschen Landlebens, so wollen wir zwar die Verdienste dieses Autors nicht gerade verkleinern, müssen uns aber doch wundern, warum Max Ring, dessen „Berlorenes Geschlecht“ sich jedenfalls mit allen Romanen Galen's messen kann, und Emil Brachvogel, der bei aller Geschmacklosigkeit und Verworrenheit seiner Darstellungsweise doch an Reichthum der Erfindung und genialen Gedankenwürfen Galen überlegen ist, sich bei einer höchst beiläufigen Erwähnung beruhigen müssen? Erlaubt ist wol die Vermuthung, daß Kreyßig eben die Romane Galen's gelesen und die von Brachvogel und Max Ring nicht gelesen hat. Kreyßig's kritischer Gesinnungsgegenosse, Julian Schmidt, bediente sich auch bei Werken, die man in jeder Leihbibliothek erhalten konnte, in solchem Falle der vornehmen Wendung, sie seien ihm nicht zugänglich gewesen.

Dies muß doch auch bei Kreyßig mit den Romanen Gustav's vom See der Fall gewesen sein; er rühmt zwar den sehr gut geschriebenen Roman „Vor fünfzig Jahren“, der die Jahre des Unglücks und der Erhebung nach der

provinziell schlesischen Ueberlieferung anschaulich und mit schönem freisinnigen Patriotismus schildere; aber er vergißt, da es sich um Romane aus der Franzosenzeit handelte, die „Valerie“ desselben Autors zu erwähnen. Ueberhaupt aber verrückt die Einreihung Gustav's vom See unter die historischen Romanschriftsteller die Bedeutung dieses Autors, dessen geschichtliche Romane nicht zu seinen besten Werken gehören. Wir mußten ihn wiederfinden unter den socialen Romandichtern; denn seine gelungensten Productionen: „Die Egoisten“, „Herz und Welt“ und neuerdings „Fallenrode“, gehören diesem Gebiete an. Wo es die neueste Literatur gilt, machen sich indeß unsere Literatoren von Fach aus der Ungründlichkeit kein Verbrechen; und doch verlangt gerade die Gegenwart um so mehr wenigstens eine möglichst vollständige Registerführung, als die Urtheile über die Autoren nicht den Werth abschließender Endurtheile in Anspruch nehmen können.

Von Edmund Hofer heißt es, daß er, wo er in den Bahnen von Willibald Alexis wandle, sein Vorbild nicht entfernt an epischer Kraft, an Tiefe des Gedankens, an Kraft und Reinheit des politischen Pathos erreiche. Der „Verlorene Sohn“ freilich verdient noch herbere Kritik wegen seiner Skizzenhaftigkeit und Zerissenheit; es ist überdies ein in seinen Grundzügen mißlungener Roman. In dem bessern Roman: „Altermann Nylke“, wird die an Einzelschönheiten reiche idyllische Schilderung behäbigen, norddeutsch-hanseatischen Kaufmannslebens im Stil der alten Zeit mit Recht hervorgehoben, während mit gleichem Recht der fühlbare Mangel an dramatischer Spannung und kräftiger epischer Strömung betont wird. Scharf ist das Urtheil über die Tendenz der Felskel'schen Romane und über die Entlehnungen aus Willibald Alexis, die sich dieser Autor zu Schulden kommen läßt.

Von den andern historischen Romanen wird Schefel's „Eckhard“ gelobt, schon als Gegensatz zu den mittelalterlichen Phantastebildern der Romantik, indem der Dichter sich weit mehr an der tüchtigen Naturkraft der germanischen Jugendzeit erfreut habe, als an den phantastisch-ascetischen Anwandlungen, welche sie heimsuchten. Der Verfasser des beliebten „Trompeter von Säckingen“ belebt die bekannten Ueberlieferungen des Klosters St.-Gallen unter fleißiger und geschickter Benützung anderweitigen culturhistorischen Materials zu einem anziehenden Bilde alemannischen Kloster-, Schloß- und Waldlebens aus der Zeit der Ottonen.

Laube's Roman: „Der deutsche Krieg“, eine Arbeit von monumentalem Umfange, erhält warmes Lob:

Laube versenkt sich mit der ganzen Gewalt seines Geistes in die großen Interessen und Gedanken und in die maßgebenden Charaktere der darzustellenden Epoche, er läßt jene in dem Thun und Treiben der freierfundenen Gestalten, welche den Vordergrund der Dichtung füllen, sich klar und natürlich abbilden, hält das Ganze in seinen großen Zügen auch äußerlich im Farbenton der Epoche, ohne durch Ueberladung mit antiquarischem Detail das historische Bild zum Stillleben zu machen, und weiß dabei durch reicherfundene und munter fortschreitende Erzählung zu spannen und zu unterhalten, ohne dem großen historisch-politischen Zuge des Ganzen zu vergeben.

Dennoch stellt Kreyhig die Romane von Willibald Alexis höher, weil Laube nicht ebenso gut eine der gefährlichsten Klippen des historischen Romans vermieden habe:

Das durch ästhetische Zwecke nicht gerechtfertigte Uebergreifen aus dem poetischen Gebiete in das der Geschichte, die Ausfüllung wichtiger, in den Aufzeichnungen der letztern vorhandenen Lücken, die Beantwortung gewichtiger schwebender Streitfragen durch fingirte, mit historisch-treuen Berichten willkürlich gemischte Erzählung. Eine zahlreiche Klasse von Lesern wird es immerhin pilant und „belehrend“ finden, wenn der gefällige Dichter sie in die geheimsten Beratungen der Feldherren, der Staatsmänner, der Fürsten einführt, sie spielend zu Zeugen, Kennern und Richtern welthistorischer Vorgänge macht, über deren innersten Zusammenhang die „schwerfälligen Gelehrten“ sich mit bescheidenen Vermuthungen begnügen müssen. Wir halten das aber für einen Mißbrauch des Einflusses, welchen der Dichter als Lehrer und Führer des Volks dem Geheimnisse der künstlerischen Form verdankt, und für eine nicht erlaubte Methode, der persönlichen Anschauung und Hypothese in weiten Kreisen Eingang zu schaffen. Wenn der Dramatiker sich historische Charaktere und Vorgänge für die Zwecke des Kunstwerks beliebig zurechtmacht, so verfährt er wenigstens ehrlich, macht auf Geltung als Ausleger und Beranschaulicher der Geschichte keinen Anspruch — kommt, wo es um populäre, im lebendigen Bewußtsein des Volks fortlebende Gestalten und Ereignisse sich handelt, doch auch leicht genug den billigen Grenzen seiner Freiheit zu nahe. Im vorliegenden Falle erlaubt sich der Verfasser eine oft recht lähne Idealisierung seiner geschichtlichen Hauptfiguren. Nicht nur sein Junker Hans, bei dem das ganz in der Ordnung ist, sondern auch sein Waldstein und sein Herzog Bernhard könnten manchen Abgeordneten des Norddeutschen Reichstags über Nationalstimm und Vaterlandsliebe belehren.

In Kobenberg's Roman „Von Gottes Gnaden“ wird die milde Unparteilichkeit, gegenüber den geschichtlichen Gegensätzen, die edle, kräftige, correcte Sprache, die reiche und kräftige Handlung, die organische Hinein- und Hinausarbeitung des antiquarischen Materials gelobt. Freytag's Manier vergleicht Kreyhig mit dem leichten Oriffel Koenig's in „Jerôme's Carneval“ und hebt hervor, wie der Autor sich mit künstlerischem Behagen in das lustige, abenteuerliche, aristokratische Treiben des „philosophischen Jahrhunderts“ verliert. Dem günstigen Urtheil, welches Kreyhig über diese einzelnen Autoren, wie über den Fortschritt des historischen Romans überhaupt äußert, können wir nur zustimmen; er sagt mit Recht: „Es weht durch die maßgebenden, von wirklichem Erfolge getragenen Productionen ein Geist warmer Vaterlandsliebe und reisenden politischen Verständnisses, in dem nur krankhafte Mißstimmung den Zug einer aufsteigenden Entwicklung verkennen könnte.“ Gleichwol sind wir der Ansicht, daß die künstlerische Architektur Walter Scott's von den Nachfolgern noch nicht erreicht ist, wenngleich eine freiere und reichere Weltanschauung in ihren Werken nicht verkannt werden darf.

In der Vorlesung: „Der sociale Roman“, und zwar nach der Seite der objectiven Darstellung des Lebens, werden nach einer Analyse von Niehl's „Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft“ Freytag's Romane einer außerordentlich eingehenden und liebevollen Analyse unterworfen. Niehl gilt als wissenschaftlicher Vorgänger Freytag's, indem es überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung unserer Literaturentwicklung sei, daß wiederholt entscheidenden Leistungen der erstern eine bahnbrechende wissenschaftliche That, fast wie ein theoretisches Programm vorausging. Wenn Niehl der wissenschaftliche, so ist jedenfalls Dickens der poetische Vorgänger Freytag's — die Nachwirkungen dieses englischen Humoristen sind bei Freytag

ebenso wenig wie bei Hackländer zu verkennen; gerade die allerliebsten Genrebilder, der Badfischball, die humoristische Schilderung der Vertreter der Schröter'schen Firma erinnern deutlich an das britische Vorbild. Es ist der englische Realismus, der in Deutschland Schule gemacht hat. Und noch ein dritter Vorgänger, welchen Krehlig unter den Vertretern des socialen Tendenzromans behandelt, darf hier nicht unerwähnt bleiben — es ist Max Waldau in seinen Werken: „Nach der Natur“ und „Aus der Junkerwelt“, ein vorzüglicher Darsteller aller derjenigen Kreise, in denen die Handlung von „Soll und Haben“ spielt, des schlesischen Adels, des schlesischen Judenthums, des Lebens und Treibens in den deutsch-polnischen Districten. Sagt doch Krehlig selbst von Max Waldau's „Nach der Natur“:

Wir haben in flüchtiger Skizze so ziemlich die Scenerie des zweiten Theils von „Soll und Haben“ vor uns. Auch Frau von Fint, den stehenden Gast in den socialen Romanen und Dramen jener Tage, oder doch einen ältern Vetter desselben, erkennen wir ansaher. Er heißt hier Baron von Weigelsdorf, ist überall und nirgends zu Hause, spielt wunderbar schön Klavier, plaudert geistreich, farfästisch, lehrt in der Gesellschaft das Unterste nach oben, ist über alles hinweg, und hat in der Gefahr dann doch Kopf und Herz immer auf dem richtigen Fied: der wahre Typus einer reichen, vielseitig angeregten, aber nicht in den großen Verhältnissen des staatlichen und nationalen Lebens geschulten Bildung, wie die gährenden vierziger Jahre sie in den höhern Mittelklassen der Bureauekratie des patriarchalischen Staats schon gegenüberstellten.

Und weiterhin heißt es von dem Roman „Aus der Junkerwelt“:

Merkwürdig ist übrigens auch hier wieder die Uebereinstimmung vieler Motive mit denen von „Soll und Haben“, bei der man selbstverständlich keine Ursache hat, an Nachahmung von seitens Freytag's zu denken, vielmehr an eine zwingende Gewalt des realistischen Zugs, der in unserer Dichtung seit dem Anfang der fünfziger Jahre mehr und mehr die Oberhand gewinnt. Wie einzelne Baummassen und Berggipfel aus einer in Wolken gehüllten Gebirgslandschaft ragen schon bei Max Waldau, dem Landsmanne Freytag's, aus dem Nebelmeer der Reflexionen scharfgezeichnete Typen und Bilder der Zeit hervor: der oberschlesische Landadel mit seinen Bauern, die verschiedenen Varietäten des modernen Geldmenschen, vom jüdischen, gemeinen Bucherer bis zum noch viel schlimmern „frommen“ Bankier aus der allerbesten christlich-germanischen Gesellschaft; endlich die glänzenden, aber auf ihren materiellen Grundlagen schwankenden hocharistokratischen Kreise.

Der Stoff ist hier verwandt, die Behandlungsweise allerdings gänzlich verschieden. Max Waldau ist bei aller feinen Beobachtung des Lebens und herzlich zugreifenden Darstellung ein Idealist, der so thöricht ist, noch den Glauben an eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts zu hegen; er ist, wie Krehlig selbst sagt, der „feinfühlende, von dem Herdenführer seiner Zeit durchzitterte Dichter“, welcher alle „Stimmungen, Wünsche, Zweifel und Hoffnungen der vormärzlichen Höhezeit“ ausspricht; es ist überdies in seinen Schilderungen Feuer, Leidenschaft und jener geniale Humor, der über eine Fülle geistreicher Beziehungen gebietet und die Dinge dieser Welt durch kühne Combinationen verbindet. Der Realist Freytag dagegen schaut die Dinge wie sie sind und stellt sie dar mit photographischer Treue oder mit überlegener Ironie, nirgends Arabesken, die über den Rahmen des Bildes hinauswachsen; keine Ziele des Strebens, keine Ideale, nirgends die

Blut der Empfindung und der Leidenschaft — das Genrebild erklärt sich in Permanenz, aber es ist mit Meisterschaft gezeichnet, mit Grazie und künstlerischem Behagen.

Krehlig's Lob von „Soll und Haben“ erscheint uns überschwenglich, wenngleich er mit vollem Recht die einseitige Behandlung des Judenthums in dem Roman rügt. Doch auch die Genüßfähigkeit in Betreff des Freytag'schen Humors ist unter den Sterblichen eine verschiedene. Es muß erlaubt sein, den sehr junkerhaften Humor des Frau von Fint durchaus nicht liebenswürdig, und die Unterhaltungen zwischen dem Aufläder und seinem Sohn, die unserm Kritiker als das achte Weltwunder des Humors erscheinen, langweilig, trivial und ungenießbar zu finden.

Sehr scharf ist Krehlig's Kritik der „Verlorenen Handschrift“; doch dürften hier auch die Vorzüge einzelner homerisch schöner Kapitel des ersten Bandes mehr hervorgehoben werden. Auf der andern Seite vermiffen wir den Tadel jener Einseitigkeit, welche einen Vertreter des philologischen Handwerks als Repräsentanten deutscher Wissenschaft hinstellt. Wir wiesen schon einmal darauf hin, daß deutsche Uebersetzung und das classische Vorbild nur einen hochstrebenden genialen Faust dafür gelten lassen, niemals einen pedantischen, von seinen „würdigen Pergamenten“ verzüchteten Wagner.

Noch wärmer als die Anerkennung Freytag's ist diejenige von Fritz Reuter, obgleich auch diesem der Vorwurf nicht erspart wird, daß er wenig mit der Gabe ausgerüstet sei, eine Handlung zu erfinden, künstlerisch zu ordnen und in spannender Lebendigkeit durchzuführen. Unter den sonstigen Versuchen und Schattirungen objectiv-realistischer Darstellung deutschen Lebens werden die komischen und humoristischen Romane von Holtei, Hackländer, Zeitung, die Dorfgeschichten nach 1848 von Auerbach, Joseph Kant, Melchior Meyr, Kompert's Judenromane, deren Verdienste mit Wärme hervorgehoben werden, und der deutsch-amerikanische Abenteuerroman von Gerstäder und Armand rubricirt. Karl von Holtei möchten wir indeß nicht zu den Realisten zählen, sowenig wie man Jean Paul dazu zählen darf, bei aller Schärfe in der Beobachtung des Lebens und bei aller glänzenden Detailschilderung. Bei ihnen wird die Realität in das Reich des Gemüths erhoben, umspinnen mit den tausend Fäden der Empfindung und Phantasie — es sind Idealisten des deutschen Gemüths, keine Realisten de pur sang, welche in der Camera-obscura ihres Herzens nur die Bilder der Außenwelt treu und geschickt aufzufangen wissen. Ihnen fehlt das Fischblut, welches der Realismus besitzen muß.

Nach den Lichtbildern folgen nun die Schattenbilder: der sociale Tendenzroman der Gegenwart, zunächst vertreten durch Karl Gutzkow's „Mitter vom Geist“ und „Zauberer von Rom“. Hier machen wir nun dem Autor den Vorwurf einer höchst parteiischen Einseitigkeit, trotz der epitheta ornantia eines feingebildeten, talentvollen, persönlich höchst achtungswerthen und wohlgesinnten und fast übermenschlich fleißigen und fruchtbaren Schriftstellers, die er Karl Gutzkow zukommen läßt; denn diese auszeichnenden Beiwörter wie die spätern Bemerkungen über den höchst kenntniß- und talentreichen, vielfach verdienten Schriftsteller können dagegen nicht blind machen,

daß der Ton, in welchem Kreyßig diese Romane bespricht, von dem sonst durchgängigen Ton seines Werks abweicht, etwas Herabsetzendes, Verächtliches, vornehm Ueberlegenes hat und so bereits der Ausdruck eines Vorurtheils ist, welches nie zu überzeugen vermag. Diesen Ton von Haus aus den Werken Gutzkow's gegenüber anzuschlagen, halten wir aber für einen Fehler, um so mehr, als seine Romane vor denen Freytag's große und glänzende Vorzüge voraushaben und bei allen Schwächen doch von einem unbefangenen Kritiker keineswegs eine geringschätzigere Behandlung verdienen. Noch bedenkllicher und bedauerlicher wird diese Tonfärbung, wenn sie sich in Sätzen zeigt, wie der folgende:

Ist es etwa nicht wahr, daß diese Kunstwerke unsers „modernen Classicismus“ als maßgebende, monumentale Leistungen von einer wohlorganisirten und nicht etwa mit leichtem Herzen anzugreifenden Phalanx von mehr oder weniger aufrichtigen Bewunderern der Mit- und Nachwelt angepriesen wurden und werden?

Der Ausdruck „wohlorganisirte Phalanx“ soll den Schein erwecken, als ob das Lob Gutzkow'scher Romane nur von einer Coterie ausgehen könne. Es zeigt dies wieder eine ebenso gehässige wie abgeschmackte Einseitigkeit von seiten des Autors. Gutzkow mag in seiner Jugend viel durch Coteriewesen gesündigt haben; seit langen Jahren hat er weder eine journalistische Erabantenschaft noch eine politische Parteigenossenschaft, welche bei ihrer Umwandlung in eine literarische Coterie die bedenklichste Sorte derselben bildet. Eher darf man annehmen, daß die Gegner Gutzkow's einer literarischen Coterie angehören; denn wenn man einen sprechen hört, hat man sie alle gehört. Julian Schmidt und Kreyßig stimmen bis aufs Jota überein und gerade der Ingrim in ihrem ganzen Auftreten deutet auf einen wohlorganisirten Hebeimbund, der seine Gegenkönige aufs Schild hebt. Wie gesagt, es sind nicht die innern Gründe, es ist der perfidirende und unwürdige Ton der Besprechung, der dies Kapitel über Gutzkow geradezu widerwärtig macht. Dazu kommt, daß der humoristisch sich geberdende Magister oft eine andere Heiterkeit erweckt, als er beabsichtigt. Nirgends werden die Vorzüge der Gutzkow'schen Romane mit Wärme hervorgehoben, die außerordentlich feinen geistigen Schattierungen und Nuancen, der reiche innere Kosmos, den sie entrollen. Jedenfalls stehen sie schon durch ihre Intentionen auf einem höhern, für die Fortentwicklung der Literatur bedeutsamern Standpunkt, als der flache und öde Realismus, der in einer Epoche geistiger und politischer Niedergeschlagenheit eine Rolle spielen mochte, dessen Stunden aber bei jedem höhern Aufschwung der Nation gezählt sind.

Als Probe, wie sich Gutzkow'sche Dichtungen in der Kreyßig'schen Darstellungsweise ausnehmen, geben wir die folgende Inhaltsangabe des „Uriel Acosta“.

„Uriel Acosta“ (1846) entzückte ein gebildetes, aufgeklärtes Publikum als eine, vielleicht über die Absicht des Verfassers hinaus gelungene Incarnation der Tagesstimmung. Der Held des Trauerspiels, von seinen verfolgten verfolgungslüchtigen Glaubensgenossen verachtet, verschmäht es, unter dem Jubel demonstrierender Zuschauer und „opferfreudiger“ vormärzlicher Zuschauer, durch gleichnerischen Uebertritt zur herrschenden Kirche den Schutz der Mächtigen zu erkaufen. Zwar widerrief er nachher seine Ueberzeugungen, ließ in der Synagogen Thür auf

sich treten und speien, um seine blinde, alte Mutter nicht zu sehr zu betrüben und nebenbei — eine reiche Brant zu gewinnen. Aber dafür nahm er auch auf der Stelle seine gründliche Revanche, und sagte den Kegerrichtern, was ihnen zukam, als es sich ergab, daß error facti vorhanden, die Mutter tobt, die Brant schon vergeben war. Für nichts ist nichts, darüber kann unter Kindern des 19. Jahrhunderts kein Streit sein. Und wäre ja noch bei irgendeinem ungläubigen Thomas ein Zweifel an der Energie dieses Charakters und der Gründlichkeit dieser Ueberzeugungen zurückgeblieben, so mußte ja die prachtvolle, in Judith's Hochzeit hineinplagende Coleranzrede alles mit sich fortreißen, zumal es niemand benommen war, bei dem nachher draußen fallenden Schusse sich das Tragischste und Heroischste zu denken. Es war und ist großartig.

Vergleichen Kladderadatsch-Parodien und Perfflagen gehören in kein anständiges literaturgeschichtliches Werk. Nicht viel besser ergeht es den „Rittern vom Geiste“. Die Geschichtsklitterung soll zugleich die Kritik enthalten; aber sie ist ja von Haus aus parodistisch angelegt. In solcher Weise werden zwar einzelne Schwächen der Composition drastisch herausgeholt; aber eine Auffassung vom Standpunkt der Intentionen des Dichters kann nicht zu ihrem Rechte kommen. Es ist allerdings schwieriger, ein Dichtwerk um ein Gedankencentrum zu gruppieren als die Wirklichkeit einfach abzuschreiben. Dies gelingt sehr nüchternen Köpfen; jenes führt oft die begabtesten zu Irrthümern. Man mag diese Mängel und Fehlgriiffe einer zu weit greifenden Composition nachweisen; aber wir verlangen solchen Nachweis in einer gründlich eingehenden Kritik, welche den Zusammenhang der Handlung sorgsam verfolgt, nicht in einer witzhaschenden und dabei ziemlich hölzernen Darstellungsweise, welche einzelnes herausgreift und ihrer Gehässigkeit in dem fortwährenden Auskramen hämischer Stichwörter Genüge thut. Am Stichwort erkennt man die Coterie. Hören wir, wie Kreyßig Gutzkow „durch sich selbst“ zu kritisieren sucht:

Den Schuß ins Schwarze aber thut der Verfasser, wenn er sich (im siebenten Bande) gegen den Ausfall unserer (auch heutzutage doch erst halb überwundenen) geistigen Uebercultur wendet: „Seht diese Geistreichen! Wie sie sich reden und dehnen, um wunderbare Figuren zu Stande zu bringen! Und der gerade, schlante Wuch der Ueberzeugung fehlt. Diese Menschen sind unser Unglück. Alle ihr Geiß befruchtet nichts, schafft nichts, gestaltet nichts. Nicht einmal ein Gedicht kommt zu Stande mit ihren an alles sich anpinselnden Wahrnehmungen.“ — Gewiß, nicht einmal ein Gedicht. Geschweige ein socialer Roman großen Wurfs, eine dichterische Lösung des Räthfels, an dem die Welt sich abarbeitet. Der Dichter muß fühlen, sehen, glauben, wollen, und mit seinem Volke. Und was hätte das Literatengeschlecht, an dessen Spitze der Verfasser der „Ritter vom Geiste“ einherschreitet, was hätte es genau gesehen und ernstlich gefühlt, als die unruhige Geschäftigkeit, die kleinen Leiden und Freuden einer abstracten Geistesarbeit, was so recht gewollt als — reussiren, „durchschlagen“, was geglaubt als — Garnichts!

Da haben wir das berühmte Stichwort: „Literatengeschlecht!“ welches lange Zeit das Palladium einer ganzen Coterie war. Wie verächtlich behandelten Julian Schmidt und Consorten — die Literaten, während sie selbst nie etwas anderes waren als Literaten, und zwar nicht etwa schöpferische Dichter, sondern jene parasitischen Literaten, die durch die Schöpfungen anderer, auf denen sie herumkriechen, ihre Existenz fristen. Wohl hatte man ein Recht, dem einen Stichwort ein anderes, dem

„Literaten“ den „Magister“ gegenüberzustellen; man verstand unter „Magister“ unpoetische und unproductive Köpfe, welche der Teufel des Dilettantismus veranlaßt, das Steckenpferd der Literatur zu reiten, statt Vocabularien oder Herbarien anzulegen und ihre kritische Weisheit auf die Correctur etwaiger Schulhefte zu verwenden. Die Magister haben der Literatur viel geschadet; durch sie ist der Schutzgott zweier Jahrzehnte nicht der Gott „Humanus“ unserer Classifier geworden, sondern jener „Leberne“ der Tied’schen „Vogelschenke“, jenes umherwandernde leberne Gefäß, welches Vorlesungen hält über Aesthetik und den Sterblichen imponirt — und der anbetende Chorus singt dazu:

Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß — —
Das ewig Leberne
Zieht uns hinan!

Für sie alle ist zur Mythe geworden „des Dichters Aug“, in schönem Wahnsinn rollend“. Was weiß ein Magister vom schönen Wahnsinn der Dichtung? Ja, wenn dieser Wahnsinn classisch geworden ist — dann, Dauer, ist es etwas anderes; dann schreibt man selbst dicke Bände voll nachgestammelter Dithyramben über diese Meisterwerke, und ein Stück wie „Hamlet“, das man, wenn es jetzt erschienen wäre, so wohlfeil kritisiren könnte, indem man den Inhalt dieser zerfahrenen Handlung mit dem haltlosen Helden à la Uriel Acosta in einer kleinen Parodie für die Westentasche dem Gelächter preisgibt, erfährt dann eine glänzende Verherrlichung, und wo das Stück doch zu fragmentarisch erscheint, da werden die Lücken zugestopft nach dem Recept des bekannten Feine’schen Verses:

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrocken
Stopft er die Lücken des Weltalls aus.

Es ist ein eigen Ding um die Classicität — niemand weiß, von wannen sie kommt. Die Zeitgenossen haben sich zu bescheiden mit solcher Bestimmung — selbst wo es ihre Lieblinge gilt. Gleichwol finden wir den wiederholten Spott Kreyßig’s auf den „tonangebenden Classifier“ Gutzkow doch gänzlich ungerechtfertigt. Kreyßig bemüht sich, Beiträge zu einer „Clavis Gutzkowiana“ zu geben, mit welcher uns irgendetwas jugendlicher Adept des Neo-Classicismus hoffentlich nächstens beschenken werde, indem er verschiedene Incorrectheiten und Auswüchse des Gutzkow’schen Stils zusammenträgt. Das ist ein gutes Recht der Kritik; aber nicht minder ist es ihre Pflicht, auch die Vorzüge dieses Stils hervorzuheben, überhaupt seine Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. In der That sind einzelne Partien des Gutzkow’schen Werks meisterhaft stilisirt! Was aber die gerügten Wendungen betrifft, so ist ein Theil derselben wol gegen die kritische Ueberweisung zu rechtfertigen. Wir selbst verlangen stilistische Reinheit als eine Grundbedingung schriftstellerischen Wirkens; doch wird solcher Forderung nicht einmal von einem gestrengen Kritiker wie Kreyßig überall Genüge gethan. Sätze wie der folgende sind doch entschieden undeutsch und mit einer levis notae macula zu behaften: „Wir

können uns nicht helfen als die Ueberzeugung aussprechend.“ Dies Particip erinnert an den bekannten bavarischen Lapidarstil.

„Der Zauberer von Rom“ wird nicht so ganz verworfen wie „Die Ritter vom Geiste“ — wenigstens komme hier der Stoff dem Dichter unendlich günstiger entgegen. Wer sich mit dem Zauberer von Rom und seinen Heerschaaren beschäftigt, habe es leider mit sehr greifbaren, wirklichen, wohlbekannten Gestalten zu thun, nicht etwa mit Einbildungen, Schatten und Schwemen. Doch nach der anerkennenden Einleitung gewinnt die hämische Beurtheilung wieder die Oberhand. Am Schluß seiner Kritik über Gutzkow’s Romane ruft Kreyßig aus: „Vielleicht fragt jemand: Wozu der Lärm? Wer schießt denn auf Todte?“ und hat damit seine Beurtheilungsmannier treffend geschildert. Es ist keine Charakteristik und Würdigung der Romane; es ist ein kritisches Scheibenschießen — und damit hinlänglich verurtheilt.

Für Max Waldau hat Kreyßig dann auch einige Worte der Anerkennung; indefs war Waldau ein Dichter und ein genialer Kopf — Grund genug, daß diese Anerkennung von seiten jenes Kritikers eine sehr unvollkommene bleiben muß.

Unparteiischer ist die Analyse der Romane von Spielhagen und Auerbach; er sieht in ihnen zwar auch noch Gutzkow’sche Art und Unart vertreten, aber doch einen erfreulichen Fortschritt zu plastischer Kraft und Fülle der Darstellung wie zu energischer Klarheit in Charakterzeichnung und Gedankenentwicklung.

Spielhagen wird in seinen ersten Werken als Kenner und Darsteller, nicht als Complice vormärzlicher Blasirtheit betrachtet. „In Reich und Glied“, „Hammer und Amboss“ werden eingehend analysirt. Auerbach’s „Landhaus am Rhein“ erfährt eine etwas scharfe Beurtheilung gegenüber dem ersten Roman: „Auf der Höhe“; es heißt von ihm, es sei kaum in glücklicher Stunde empfangen. Die Summe des Urtheils über diese beiden Autoren lautet:

Wir haben es in Spielhagen’s und Auerbach’s socialen Romanen durchaus mit einsichtsvollen, feinsühlenden dichterischen Vertretern der humanen Fortschrittsarbeit unserer Epoche zu thun. Der maßgebende Impuls des deutschen, zeitgenössischen Lebens, das Hindrängen auf Veröhnung zwischen Erkenntniß und That ist ihnen gemeinsam. Spielhagen zeigt sich von den Gegensätzen, die er darstellend bekämpft oder vermittelt, stärker im eigenen Herzen berührt, als sein süddeutscher Kunstgenosse. Er kann eine gewisse ästhetische Vorliebe für die von ihm doch ernstlich genug befehdeten „problematischen Naturen“ nicht los werden. Dafür hat er den freieren Blick, den vollern, frischern Griff für Darstellung des durch die That bewegten Lebens, während Auerbach sich mehr in der Ruhe idyllischen Seins und in den Tiefen der philosophischen Betrachtung gefällt, und dabei die Erbünde des deutschen Romans, das übermäßige Dociren und Conversation-Machen in seinen Zeitromanen nicht immer vermeidet; der eine wie der andere bei alledem Vertreter eines erfreulichen Fortschritts deutschen Empfindens und Denkens, wie deutscher Darstellungskunst.

Außerdem werden noch Hermann Grimm und Levin Schücking und im Schlußkapitel die Romanschriftstellerinnen, namentlich Fanny Lewald, dann Julie Barow, Marlitt, Adelheid von Auer, Elise Polko, Ottilie Wildermuth gewürdigt — die Wage des Urtheils neigt sich dabei

stets zu Gunsten der nüchternen Verstandesautoren. Im übrigen ist das Register der schriftstellenden Frauen sehr unvollständig.

Die Kritiken der Gutzkow'schen Romane beweisen, daß Kreyßig das Programm der Einleitung, „lobend und tabelnd durch Sachlichkeit und Maß zu verfühnen“, keineswegs innegehalten hat. Es finden sich manche treffende Bemerkungen, doch wenig Neues in diesen „Vorlesungen“, und selbst in der Mißhandlung Gutzkow's zeigt sich Kreyßig nur als einen Nachtreter Julian Schmidt's.

Karl Janide's „literarhistorische Studie“: „Das deutsche Kriegeslied“ (Nr. 2) behandelt zwar nicht blos die Kriegeslyrik der neuen Zeit, doch ist der Schwerpunkt der Keinen Schrift wol in der Analyse der Lyrik der Befreiungskriege und derjenigen vom Jahre 1815 bis zur Gegenwart zu suchen. Die vorausgehenden Abschnitte: „Das Mittelalter und die Reformationszeit“, „Vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen“, die Jahre 1740—1807 haben nur den Werth einer Einleitung. Auch hat sich ohne Frage die neueste Kriegeslyrik des 19. Jahrhunderts zu einer bedeutendern Höhe erhoben als diejenige der vorausgehenden Literaturepochen, und die Kriegeslieder von Gleim und Neander können sich mit denjenigen eines Theodor Körner nicht messen. Das Urtheil, welches Janide über die Lyriker der Befreiungskriege und über die des Jahres 1870 fällt, stimmt im ganzen mit demjenigen überein, welches wir in dem Aufsatz „Die Kriegeslyrik von 1813 und 1870“ in „Unsere Zeit“ in einer kritischen Parallele der Zeiten und ihrer Sänger ausgesprochen. Nur haben wir die Spottlieder Rückert's auf die französischen Marschälle stets als Gassenhauer betrachtet, während Janide geneigt ist, ihnen wegen echt volkstümlicher Komik und launigen Spottes den Vorzug vor den „Beharnischten Sonetten“ zu geben. Ebenso scheint er Schenkendorf vor Körner zu bevorzugen; die Form des erstern ist unklarer, schwungloser, sein Gedankenshorizont voll von romantischen Nebelbildern, so groß auch bei ihm die Innigkeit des Gemüths ist, die seine Klänge durchzittert; aber Körner ist ein größerer Kriegesliederdichter von hinreißender Energie.

Die Tendenzen und Stimmungen der Lyrik von 1870 werden von Janide auf Grundlage einzelner, oft minder bekannter Lieder eingehend analysirt. In der That lassen sich die durchgängigen Gedanken, die antinapoleonische

Wendung und das Streben nach deutscher Einheit, sowie verwandte Lebensäußerungen des nationalen Geistes in dieser Lyrik leicht nachweisen. Schwieriger ist es, bei der unglaublichen Masse dieser Liederproduction, das Hervorragende und Dauernde von den Kindern einer vergänglichen Laune und schnellfertigen Improvisation zu sondern. Doch wird sich auch hierüber wol bald eine kritische Uebersimmung erzielen lassen und in den Literaturgeschichten einbürgern. Einzelne minder bekannte Gedichte hebt auch Janide mit Recht hervor; so „Eutetia“ von Wilhelm Jensen, das er „ein edles, stilvolles Gedicht“ voll markdurchdringender Wahrheit nennt. Den ersten Preis unter den neuern Dichtern möchte er Geibel, Freiligrath, Grosse, dem Herausgeber d. Bl. und noch einigen wenigen andern zuerkennen. Die eigentlichen Kriegeslieder charakterisirt er in der folgenden zutreffenden Weise:

Das Kriegeslied von E. Geibel (Lieder, Bief. 3, S. 103), das die überlieferten Formen für Gedichte dieser Art nicht verläßt, sagt, ohne in den Fehler eines falschen Pathos zu fallen, in edler poetischer Begeisterung die stiltlichen Ideen des Kampfes von 1870 zusammen. Anders die Gedichte von Freiligrath. Das verzehrende Feuer seiner Poesie aus den vierziger Jahren bricht wol noch hier und da hervor, aber meistens ist es einer erquickenden Wärme gewichen. Lebendig, farbenreich und doch nicht überladen, von wirklich plastischer Schönheit in den einzelnen Bildern ist sein „Hurrah, Germania“ (Lieder, Bief. 5, S. 59). Es gehört unbestritten zu dem Vorzüglichsten, was die neueste Kriegesdichtung aufzuweisen hat. Ähnlich, und doch durchaus originell, ist der Geist, der in Grosse's Gedichten herrscht. Auch sein Name wird von der Lyrik unsers Siegesjahres unzertrennlich bleiben. Seinen „Generalmarsch“, den er mir nur um einen Ton zu hoch gegriffen zu haben scheint, nebst dem bereits erwähnten „Ihr hab's gewollt“ — und namentlich dieses — möchte ich von seinen Dichtungen obenau stellen. Außer den Kriegesliedern von Gottschall, Rittershaus und vielleicht Müller von Königswinter, sowie manchen des „Kadaverdatsch“, dürfte mit einigem Rechte nur noch eine geringe Anzahl den Anspruch erheben auch von den spätern Generationen Beachtung zu finden.

Von den volkstümlichen Gedichten hebt er hervor „Das Kutschelied“, das Lied: „König Wilhelm saß ganz heiter“, dessen Verfasser ein Arzt im Fürstenthum Waldeck, Dr. Krenkler ist, und das von Rudolf Löwenstein gedichtete „Chassepottlied“ hervor.

Die Schrift von Janide gibt eine anspruchlose und willkommene Uebersicht über das deutsche Kriegeslied und seine Hauptvertreter, in schlichter und warmer Darstellung und mit unparteiischer Kritik, welche es wohl versteht, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Rudolf Gottschall.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 22.)

12. Dmitri Iwanowitsch. Drama von Adolf Wilhelm. Leipzig, Gebhardt. 1869. 8. 12 Ngr.

Der angebliche Bruder Feodor's, Sohn Iwan's des Schrecklichen, ist die Hauptgestalt des Dramas, welches entschieden ein schwaches und auf unsichern Füßen stehendes Product ist. Dieser Dmitri, dessen Echtheit oder Unechtheit hier ganz aus dem Spiele bleibt, liebt Xenia und wird von ihr wieder geliebt; da er aber seine, dem

polnischen Könige Sigismund gegebenen Versprechungen halten, im festen Bündniß mit Polen bleiben und Marina, die Tochter des Palatin von Sandomir, Mnieszek, heirathen will, so treibt er seine Bojaren zu einer Verschwörung gegen sich und Xenia durch Eifersucht dahin, daß sie Fürst Schuisli zur Ermordung Dmitri's anspornt und selbst die Hand dazu bietet.

Das alles geschieht aber, ohne daß die Handlung sich

zu irgenbeiner dramatischen Mächtigkeit und Größe erhebt. Die Personen und Gegensätze gehen so lau und gemessen aneinander hin und so wenig treten die Leidenschaften sich gegenüber, daß man schließlich ganz überrascht ist, einen Lobten auf der Scene zu finden. Die Sprache ist leicht und gebildet, aber ebenso ausdruckslos wie die Handlung.

13. Ludwig van Beethoven. Ein dramatisches Charakterbild in vier Aufzügen, mit einem Epilog zur Feier von Beethoven's hundertjährigem Geburtstage am 16. December 1870. Von einem Bonner. Leipzig, Reiner. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Das ist eine wohlgemeinte, aber ziemlich verfehlte Jubelschrift, was sich schon dadurch belegt, daß unsers Wissens dieses Festspiel am hundertjährigen Geburtstage des unsterblichen Meisters nirgends zur Darstellung gelangt ist. Es zeigt uns Beethoven in seiner Jugend zu Bonn, wo der später so berühmte gewordene Schredensmann Eulogius Schneider ihn der Revolution zu gewinnen und in deren Strudel zu ziehen versucht, ein Versuch, der aber an des Componisten reinem und treu deutschem Herzen scheitert.

Dieser Vorgang wird mit großer Umständlichkeit, aber nur in wenig ergreifender Weise vorgeführt. Es befindet sich manches wahre und bezeichnende Wort, mancher historisch geistreiche Zug in der Arbeit, aber die Arbeit ist zu sehr bloße Abhandlung und zu wenig dramatische Conception, um für die Bühne von Bedeutung zu sein.

14. Struensee. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von S. B. Berlin, Köppen. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Stück behandelt das Leben und den Tod des bekannten dänischen Staatsmannes, die bereits von Michael Beer und Heinrich Laube mit Erfolg für die Bühne bearbeitet worden sind. Daß das auch in vorstehendem Werke geschehen, sind wir nicht im Stande zu sagen. Struensee's Emporkommen bei Hofe, seine Liebe zur Königin Karoline Mathilde, sein Sturz und seine schließliche Hinrichtung, das alles wird in diesem Stücke langsam und umständlich, aber nirgends recht wirksam vorgeführt. Vor allen Dingen fehlt es an einer rechten Katastrophe. Es wird immer darauf hingearbeitet, eine solche zu erzeugen, aber sie kommt nie zu Stande, sondern die Handlung stolpert, wenn es so weit ist, ungeschickt und links an ihr vorüber, ohne ihrer Herr oder Meister werden zu können. Das Gaukelspiel, das mit dem halb blödsinnigen Könige dadurch getrieben wird, daß man eine Schauspielerin ihm, als alte Hexe und Wahrsagerin verkleidet, entgegenstellt, ist zu plumpe eingefädelt und durchgeführt, um Interesse erwecken zu können; überhaupt ist Kaugau's ganze Art, Struensee anzuspornen und emporzubringen, zu wenig geistvoll und erfindungsreich, um Antheil zu erwecken. Dasselbe gilt von der Intrigue der Königin Juliane Marie und ihres Anhangs, sowie von der Verhaftung Struensee's. Der einzige Umstand, der hier zu loben, ist, daß der Verfasser den Moment dramatisch verwerthet hat, in welchem der König zu der Gefangennahme Struensee's und der Königin genöthigt und gezwungen wird. Die sonstigen Bearbeiter

des Stoffs haben sich diese wichtige und sicher höchst charakteristisch zu gestaltende Scene entgehen lassen. Daß unser Autor sie festhielt, ist an sich ein glücklicher Wurf, nur daß er eben nicht sehr glänzend ausgebeutet worden ist. Die Abführung des Helben und der Helbin am Ende des vierten Actes ist bedeutungslos, unnützig und zerfahren, jedenfalls so, daß damit gar kein erheblicher Eindruck hervorgebracht wird. Sehr links ist der Auftritt, in welchem das Bekenntniß eines sträflichen Umgangs mit Struensee den Lippen der armen Königin von Mathlow nur deswegen erpreßt wird, weil die unglückliche Frau den Geliebten damit zu retten glaubt, so hinter die Scene verlegt, daß dieses ganze Bekenntniß nur von einer auf der Bühne befindlichen Hofdame gehört und dem Publikum übermittelt wird. Dieser hochwichtige und dramatische Auftritt gehört selbstverständlich vor die Augen und Ohren des Publikums. Der Abgang Struensee's zum Blutgerichte ist ziemlich würdelos und schwach gehalten; auch die Erzählung seiner Hinrichtung dürfte wenig Sympathie erwecken. Die Königin Mathilde tritt mit dem Abschiede von ihrem Kinde wol etwas rührender aus der Handlung; indeß dürfte auch sie nur wenig Bewegung zu erzielen im Stande sein; das ganze Stück und namentlich der Schluß verpuffen sozusagen ins Leere und Wirkungslose.

Die Sprache und Handhabung des Verses ist nicht schlecht, aber zugleich doch auch ohne feinen poetischen Schwung und Adel: sie ist vorwiegend gewöhnlich.

15. Danton. Trauerspiel von Otto Franz Senfichen. Berlin, Feimann. 1870. 8. 15 Ngr.

Das Stück zeigt Momente aus der großen französischen Revolution und dem Leben des berühmten Schredensmannes mit einem gewissen Geschick menschlicher und geschichtlicher Folgerichtigkeit aneinandergereiht, ohne indeß mit dieser Folgerichtigkeit auch zugleich ein sich in der dramatischen Entwicklung steigendes Theaterstück darzubieten. Der erste Act spielt am Abend des 10. März 1793 im Salon der Madame Roland, die hier noch immer in Barbaroux verliebt dargestellt wird, während man doch heute historisch documentirt weiß, daß ihre Liebe Buzot galt. Nachdem Madame Roland und Barbaroux über ihr Verhältniß ziemlich sonderbare Dinge gesagt, ersterer z. B. sich auf Plato berufend verlangt:

Den Hütern eines Staates sollten stets
Gemeinsam sein die Weiber —

treten Roland, Bergniaud, Lanjumeau, Lafource, Buzot, Pétion und Guadet auf, um gegen Danton zu wettern, der die Einsetzung eines Revolutionstribunals durchgesetzt und durch dieses die Girondisten bedroht. Noch eben über diese Bedrohung eifernd, erscheint Danton, um sich dieser Partei zu verbinden, was sie indeß abweist, ebenso wie den Vorschlag der hereinpolternden D'Almy de Songes: den Frauen gleiche Rechte wie den Männern zu geben. Während diese davoneilt, um sich mit einem Geden, der sie beleidigt, im Duell zu schlagen, verläßt Danton die Staatsmänner mit den Worten:

Wohlan, so rüftet euch zum letzten Kampf.
Ich wollt' euch retten, doch ihr wählt den Tod,
Es gilt. Wir sehn uns im Convente wieder!

Gleich nach Danton's Abgang hört man das Läuten der Sturmglocken, das Wirbeln des Generalmarsches, das Schreien des Volks, welches den Tod der Gironde verlangt; die Gironde aber setzt sich während dessen hin, um einer schwermüthigen Musik Pétion's zu lauschen.

So schließt der erste Act.

Der zweite beginnt mit dem 23. März 1793 in der Wohnung Desmoulins', wo Danton unerwartet Sophie Gély kennen lernt, die Danton verabscheut, aber gleich bei der ersten Begegnung sich doch von ihm bezaubern und zur Verlobten erklären läßt. Dann folgt in der zweiten Scene der 9. April 1793, an welchem Danton das Massenaufgebot des Volks gegen die fremden Tyrannen, d. h. die Bedränger der Republik proclamirt. Frauen in Amazonentracht sehen ihm zur Seite. Darunter auch Théroigne de Méricourt, die aber dem Volke auf einmal zu aristokratisch vorkommt und dadurch bei diesem unbeliebt wird. Im übrigen fördert dieser Act die Handlung nicht, denn es erfolgt nichts weiter, als daß die Gironde weitere Thorheiten begeht, oder eigentlich nur spricht, und dadurch veranlaßt, daß Robespierre und Marat sich mit Danton verbinden, die Girondisten zu stürzen.

Dieser Sturz selbst erfolgt im dritten Act, der den 2. Juni 1793 zum Inhalt hat. Das Volk vor dem Conventsaal verlangt die Verhaftung und Anklage jener Partei, und weil Théroigne de Méricourt dem widerspricht, wird sie vom Volke mißhandelt. Die Furien erzählen:

Frei, wie sie mit den Schenkeln ampelte
Bei unsern Dieben. Schade, daß sie nicht
Ersäuft ward.

Infolge dieser Mißhandlung wird Théroigne wahnsinnig. Die Scene endigt mit der Verhaftung der aus dem Convent tretenden Girondisten.

Die zweite Scene dieses Actes zeigt uns, wie am 13. Juli 1793 Robespierre und seine Freunde gegen Danton conspiriren, führt sodann Danton in einem idyllischen Gespräch mit seiner Sophie und schließlich die gefesselte Corday mit dem verzückten Adam Luv vor.

Im vierten Act wird Danton's schäferliches Liebesleben in Arcis-sur-Aube noch weiter ausgemalt und dann seine letzte Zusammenkunft mit Robespierre am 29. März 1794 dargestellt. In dieser erklärt er sich für Mäßigung, eine Erklärung, die Robespierre und St.-Just veranlassen, ihn dem Tode zu weihen.

Der fünfte Act bringt in seiner ersten Scene Danton's Verhaftung in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1794, in seiner zweiten Danton und Desmoulins am 5. April des gleichen Jahres im Verhaft der Conciergerie mit der Abführung zum Tode.

Dies ist das Trauerspiel, das sich bei weitem nicht mit dem gleichnamigen von Büchner messen darf, welches in seinem ganzen Wurf sowohl wie in seiner lebendigen und herausfordernden Sprache bei weitem mehr Geist und Größe der Anschauungsweise erkennen läßt. Die Jamben Genßichen's sind ohne Kühnheit und Kraft, meist matt und ausdruckslos, oft geradezu platt. So rufen unter anderm die Furien der Théroigne zu:

1871. 23.

Wir möchten Euch

Die bunten Höschchen sonst vom Leibe reißen
Und Eure unsichtbaren Theile peitschen.

Aus diesen Furien der Guillotine wie aus den Sansculotten eine Art Chor zu machen und sie in Masse lange Tiraden sprechen zu lassen, ist eine theatrale Ungeheuerlichkeit, und ebenso ist es eine solche, wenn der Verfasser, um Robespierre zu einem Monologe zu verhelfen, diesen im Hause Desmoulins', Desmoulins und Danton ganz ohne Grund voraus in das Beratungszimmer treten heißt.

Die geschichtlichen Momente sind nirgends für eine große und imponirende Handlung ausgebeutet und ebenso wenig erscheinen die Charaktere bedeutsam und wichtig ausgeprägt. Kurz das ganze Stück ist ein dramatischer Versuch, der sich wegen mangelnder Fertigkeit in der theatrale Gestalt der Bühne entzieht und als Lesedrama Eindruck zu machen versäumt, weil der Arbeit ein geniales und wahrhaft großartiges Gepräge gebricht.

16. Das Liebespaar von Andernach. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Pape. Paderborn, Kleine. 1869. 16. 12 Ngr.

Das Stück behandelt denselben Grafen Hammerstein in seiner Liebe zu Irmgard von Andernach, seiner Anverwandten, den Adolf Wilbrandt zum Gegenstand eines wirksamen Schauspiels gemacht hat, nur in einer viel weniger ansprechenden und glücklichen Weise. Die vorliegende Tragödie ist mit wenig dramatischem Geschick, unbeholfen und gleichsam nur am Richtigen vorbeitappend geschrieben. Sie erinnert an die romantischen Ritterschauspiele Fouqué's, die meist einen nicht uninteressanten vaterländischen Stoff zwar in eisengepanzelter Wichtigkeit lärmend, aber doch zugleich auch nichtsagend und sogar läppisch genug abspielen. Graf Otto von Hammerstein ist in diesem Trauerspiel ein durchaus schwankender, unklarer und wenig thatkräftiger Mann. Irmgard vielmehr ist hier die Hauptgestalt und diejenige, die alles erdenkt, anregt und zum Vollaufe bringt. Da sie aber zum Kampfe gegen die Kirche aufstachelt, so kann es natürlich nicht fehlen, daß sie und ihr Geliebter in diesem Kampfe erliegen. Otto vergiftet sich und sie küßt dem Todten das Gift von den Lippen, um ebenfalls zu sterben. Daß der Geist eines Cluniacensermonchs Irmgard erscheint, um sie zur Buße aufzufordern, ist geradezu eine Abgeschmacktheit, denn dieser Mönch ist nur mit wenigen Worten in der Exposition erschienen und steht mit der eigentlichen Handlung in gar keiner weiteren Beziehung, als daß er den etwas weltlich gesonnenen Burgpfaffen Hammerstein's zur strengen Rechtgläubigkeit ermahnt hat. Ueberhaupt ist wenig dramatische Weisheit und Kunst in dem Stücke wahrnehmbar. Heinrich II., Kunigunde, seine Gemahlin, der alte Graf Hammerstein und wer sonst in der Tragödie auftritt, sie alle sind mehr oder weniger Gestalten, die hohl und leblos, in legendenhafter Fragwürdigkeit erscheinen. Ein etwas bigoter Hauch, der über der Dichtung liegt, ist das einzig Faßbare daran, ohne daß ihr damit jedoch ein eigentlicher Reiz gewonnen wäre. Das Ganze ist wie lallende und taumelnde Romantik, die, längst überwunden, sich noch lebensfähig zu zeigen versucht.

Etwas Aehnliches ist der Fall bei:

46

17. Oboardo. Romantisches Schattenspiel in fünf Aufzügen von F. G. Poggi. München, Adermann. 1869. 32. 7½ Ngr.

Das Stück ist ebenfalls ein Nachklang der romantischen Schule, gibt diese aber doch gewissermaßen im Lobelgeschmack zum besten. Das Schattenspiel tractirt die Tendenz: „wer lediglich einem Ideale nachjagt, geht elendiglich zu Grunde“, in leicht hingehauchter Poesie und mit einem Humor, der nicht viel wesenhafter ist. Ein Prinz, der eine Waldnymphe liebt und in dieser Liebe seinen Untergang findet, dies ist die Fabel, die in Liebend, lebenden Bildern und in etwas gezwungenen drolligen Explicationen sich blaß und schattenhaft abspielt. Das ganze Werkchen ist tänzelnd und spielerisch, athmet aber eine gewisse poetische Liebeshwürdigkeit, wie sie allen Schöpfungen des Grafen Poggi eigen zu sein pflegt.

18. Victor. Drama in fünf Aufzügen vom Verfasser der „Weizenähre“. Wien, Mayer u. Comp. 1870. 8. 10 Ngr.

Mit diesem Drama, in welchem singende Engelschöre und die ersten Märtyrer des Christenthums unter Kaiser Maximian erscheinen, geht es uns wie mit den Heiligenbildern der Neuzeit: „Man hört die Botschaft wohl, allein es fehlt der Glaube.“ Es ist in allen Dingen auf die Dreier gestellten Blutzügen unserer Religion viel frommes Wortgepränge, viel Salbung und Schwung, allein durchaus nicht mehr jene Unbefangenheit und Naivetät, wie in den alten Mythen, in den Dramen Bonnel's oder des Hans Sachs. Die ganze Sache nimmt sich ziemlich gemacht und gezwungen aus. Victor, der christliche Kirchenheld, steigert sich in seinem Märtyrertum zu wenig und nimmt einen viel zu legendenhaften Ausgang, um spannendes Interesse und steigende Theilnahme erwecken zu können. Das Werk ist ein Bücherdrama und als solches auch nur für einen überaus engen Leserkreis geeignet. Für das große Publikum ist es zu bigot und zu wenig wirksam und für die Kenner und Leute von Geschmack zu trocken und poesielos. Das Ganze ist ein dramatisches Altarbild in Holzschnitt.

19. Die Schlacht bei Räfels. Drama in acht Bildern von Victor Schneider. Olarus, Vogel. 1868. Gr. 16. 23 Ngr.

Das Drama ist, wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, „der Erstlingsversuch eines Dilettanten“, und als solches ein Werk, dem alle Fehler und Gebrechen des Dilettantismus anhaften. Zunächst und vor allen Dingen ist es kein richtiges und volles Schauspiel, sondern ein Zwitter von Trauerspiel und Epos geworden, in welches letztere überzuschlagen es unausgesetzte Reizung zeigt. Es ist von breiter, weisshewiger Anlage, langsamem Fortgange und namentlich da dramatisch ganz ausdruckslos, wo die Handlung zu gipfeln hat, also etwa in der „Kornnacht von Wefen“ und in der eigentlichen Schlacht von Räfels, welche letztere, obschon das Hauptbild, in der Ausführung doch das kürzeste und blasseste ist. Es rollt sich fast nur in einigen Ausrufen und Klammerbemerkungen ab.

Das Ganze darf man als eine mit wahrnehmbarer Liebe, aber mit wenig Erfahrung und Kenntniß unternommene Arbeit bezeichnen, als eine Arbeit, die sich wol

die Antheilnahme aller Freunde schweizerischer Geschichte, aber nicht den Dank des großen Theaterpublikums zu erwerben im Stande ist.

20. Berend von der Borch. Drama aus der Geschichte Kurlands in fünf Aufzügen von Ernst von Reinthal. Dorpat, Schäfer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir haben hier eine in breiter Umständlichkeit in Scene gesetzte historische Erzählung vor uns, die ohne Mark und Schwung, langsam und oft ziemlich trivial am Geiste des Lesers vorüberzieht. Der gute Wille des Autors und seine genaue Kenntniß von Land und Leuten haben nicht hingereicht, ein wirklich lebensfähiges Stück zu schaffen. In Gestalt einer geschichtlichen Studie oder eines Essay würde dieselbe Arbeit vielleicht höchst schätzenswerth erscheinen. In der vorliegenden Form ist sie ein verfehltes Werk, was bereits die kurze Wiedergabe der Fabel erkennen läßt.

Berend von der Borch hat ein Fräulein Agnes von Ebbwen auf einem Turnier kennen und lieben gelernt. Er will sich eben mit ihr vermählen, als ein Nebenbuhler durch falsche Documente aussprengt, Borch's Braut sei eine natürliche Schwester von ihm. Zwar wird schließlich dies Lügengespinnt entdeckt, aber erst als der Ritter bereits deutscher Ordensritter geworden und als solcher das Gelübde der Keuschheit gethan. Das arme, um ihre Liebe betrogene Fräulein stirbt und Borch wird zuletzt Meister des Ordens. Geschichtliche Vorgänge des letzteren schlingen sich in die Handlung ein, ohne indeß derselben Aufschwung und Reiz verleihen zu können. Schade um Fleiß und Mühe, die in anderer Art dargeboten, ohne Zweifel etwas Schätzenswerthes zu Wege gebracht haben würden.

21. Die Babenberger. Geschichtliches Drama in fünf Handlungen von Wilhelm Paul Chr. Graf. Kofod, Stiller. 1870.

Es ist derselbe Stoff, den schon Brachvogel einmal und wir müssen sagen glücklicher behandelt hat. Das in Rede stehende Werk ist breit, ungelent und verschwommen; es hat zu viel Fett in Worten angelegt, sodaß die Figuren und Charaktere fast darunter verschwinden. Dazu kommt, daß auch die Handlung zu viel hin- und hergeschoben erscheint und des rechten Mittel- und Höhepunktes entbehrt. Ein plumper Cynismus macht sich zu Zeiten widerwärtig und verlegend breit. So sagt z. B. Wippo an einer Stelle, wo er beweisen will, daß am menschlichen Körper doch eigentlich nichts unanständig sei:

Sowenig unanständig Nas' und Ohren,
Sowenig sind's die Waden unterm Kleid
Und das, woraus ein jeder Mensch geboren.

Der Arbeit fehlt Schlantheit der Form und des geistigen Wesens; es ist eine schlotterige und plumpe dramatische Wulstuppe, die schwerfällig her- und hingewälzt wird, nie recht Gang und Bewegung gewinnt und ohne eigentlich wahres und echtes dramatisches Leben bleibt.

22. Moriz von Dranien-Rassau. Historisches Drama in fünf Acten von Karl Wilhelm Bag. Leipzig, Matthes. 1870. 8. 1 Thlr.

Wir können über dies Drama nicht viel günstiger urtheilen, denn dasselbe bietet den geschichtlichen Conflict

zwischen Moriz von Dranien und Oldenbarneveldt in so romantischer Auspflasterung und Verwickelung, daß darunter das tragische Schicksal eines ganzen Landes und einer ganzen Geschichtsepöche gleichsam den Erstickenstod stirbt. Karl Bag hat sich bemüht, uns ein Stück niederländischer Historie gleichsam in der Manier der niederländischen Malerschule zum besten zu geben. Er malt mit einem erstaunlichen Detail: er gibt die Zeit in einem Costüm, woran jeder Knopf, jede Schleife genau und umständlich abconterfeit sind; aber auch nur in diesen äußerlichkeiten excellirt dies Conterfei; über den Anzug hat der Autor die Menschen vergessen. Nicht diese, nur ihre Kleider agiren. Kurz und mit wenig Worten gesagt: Bag gibt ein dramatisches Bild, das mit geschichtlichen Daten, Anekdoten und Charakterzügen erfüllt ist, aber unter allen diesen historischen Garderobestücken kein quellendes Leben und keine natürliche Bewegung zeigt. Aus lauter Besessenheit und Streben, ein historisches Drama zu schreiben, ist etwas ganz Unhistorisches und Undramatisches geschrieben worden. Moriz und Oldenbarneveldt treten sich wie Gliederpuppen in einem Schauspiel von Nürnbergerspielzeug entgegen. Es kommt zu keinem einzigen Kernwort, zu keinem einzigen Lebensact. Wir kennen Karl Wilhelm Bag persönlich und respectiren seinen guten Willen und seine ernste Absicht vollkommen, aber daß er in diesem Drama das Richtige getroffen und auf dem Wege sei, der ihn auf die Bühne und in das Herz seines Volks führe, das sind wir zu sagen leider nicht im Stande.

23. Graf Strafford. Trauerspiel in fünf Acten von Theodor Straeter. München. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Ein mißlungener dramatischer Versuch. Behandlung des Stoffes, Sprache, Charakteristik — das alles erscheint linksch, ungenau und wie aus Holz gemacht. Man könnte sagen: das Drama werde hier geradebrecht, so fehlt alle Geübtheit der Form und Wache. Daneben macht sich aber eine Noheit breit, die für jedes feinere Gefühl beleidigend sein muß. Gleich bei seinem ersten Auftreten zeigt sich der Held von einer wenig empfehlenden Seite. Seine Gattin kommt, um ihn zu beschwören, eine andere Bahn in seinen politischen Maßnahmen einzuschlagen. Er begrüßt sie mit dem Ausrufe: „Nun auch noch dies Moralgerippe“, und endlich „faßt er sie heftig an der Brust, wirft sie links auf den Divan und geht mit einem stolzen Blicke rückwärts rasch hinaus“. Als der Thürsteher im Hause des Lords den Minister nicht einlassen will, fährt ihn Strafford an:

Was untersteht Ihr Euch, verdamnter Kümmer!

Diese wenigen Züge werden genügen, darzuthun, wie plump der Held sich darstellt. Karl I., Oliver Cromwell, John Hampden, Pym präsentiren sich nicht viel günstiger, oft sogar als läppische Streifend, jedenfalls nicht derart, daß sich irgendein imponirender Eindruck ergäbe. Die Handlung springt unruhig her und hin, ohne irgend je einen wahrhaft großartigen Auftritt zu erzeugen.

Der Verfasser muß unter allen Umständen noch viel studiren und in dieser poetischen Schöpfungsart sich üben, ehe er vor die Oeffentlichkeit mit einigem Erfolg zu treten vermag.

24. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Ponholzer. Dritte Folge. Augsburg, Kranzfelder. 1868. 8. 18 Ngr.

Diese Dramen sind biblische oder religiöse Schauspiele mit Dialog, Chören und Schaubildern, d. h. sogenannten Tableaux oder lebenden Bildern, von denen der Verfasser in vorliegendem Bande die dritte Folge veröffentlicht. Er will damit die Möglichkeit jener Schausstellungen erhalten, die in gewissen Theilen von Süddeutschland, der Schweiz und Tirol im Schwange sind und nicht wenig dazu beitragen, die religiösen Stimmungen und Vorstellungen unter dem Volke zu begünstigen. Es ist gleichsam die Kirchenkomödie des Mittelalters, die hier in modernem Geiste und mit den Hülfsmitteln der neuen Zeit gepflegt wird. Ob bei dieser Pflege der bloßen Schaulust und Versrecitation nicht zu viel Zugeständnisse gemacht werden, wollen wir dahingestellt sein lassen und im übrigen gern eingestehen, daß es nicht schaden kann, wenn man dieser ganzen Richtung, die namentlich auch in England von Cardinal Wiseman vertreten ward, einige Aufmerksamkeit zuwendet. Daß sie indeß bisher eine poetisch bedeutsame Ausübung gefunden, können wir freilich nicht sagen, auch diesen „Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung“ gegenüber nicht. Bartholomäus Ponholzer's Talent ist im ganzen doch nur ziemlich ungenau und frostig, wie die erste beste Probe beweisen mag. In einem „Moses“ z. B. singt ein Chor:

Vor Gottes Angesicht

Kniet Moses in dem Staube;

Es betet fromm sein Glaube.

Jehovah liebend spricht:

Moses! Moses! vernimm mein Wort:

Zum Himmel drang des Volkes Flehn;

Ich hab' sein Elend angesehen;

Du führe uns ins Heimaland!

Sieh, ich regiere deine Hand!

Geh hin! verkünde dies mein Wort:

Vertrauet! Ich bin Herr und Hort!

Du ruhest mich? Herr! Treu ergeben

Der Diener den Befehl vollzieht.

Dein Volk ersteht zum neuen Leben,

Und schöner ihm die Zukunft blüht. —

Seht! Moses aus der Wüste eilt,

Dem Volk zu Kluden unverweilt:

Vorüber sind die Trauertage;

Es löst ins Loblied sich die Klage!

Das ist Holzschnittdichtung und dieser Dichtung entsprechend sind Handlung, Gang und Charakteristik der Stücke.

25. Zar Fedor Iwanowitsch. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alexis Grafen Tolstoy. Aus dem Russischen übersetzt von Karoline von Pawloff. Dresden. 1869.

Ein bühnengeschicktes Stück, das wol eine Darstellung wenigstens da verlohnt, wo man sich zu einem Cyklus von Vorstellungen aus der russischen Geschichte verstehen will. Da Graf Tolstoy bereits einen „Iwan den Schrecklichen“ veröffentlicht, und dieser „Zar Fedor Iwanowitsch“ sich an jenen anschließt und zu Boris Godunow und dem falschen Demetrius hinüberleitet, so haben wir die Vermuthung, daß dieser Autor bereits auf dem Wege zu einem solchen Cyklus ist, zu dem er auch entschieden Begabung sowol als Kenntniß besitzt. Ist sein „Iwan“

17. Odoardo. Romantisches Schattenspiel in fünf Aufzügen von F. G. Poggi. München, Ackermann. 1869. 32. 7/8 Ngr.

Das Stück ist ebenfalls ein Nachklang der romantischen Schule, gibt diese aber doch gewissermaßen im Lovelygeschmack zum besten. Das Schattenspiel tractirt die Tendenz: „wer lebiglich einem Ideale nachjagt, geht elendiglich zu Grunde“, in leicht hingehauchter Poesie und mit einem Humor, der nicht viel wesenhafter ist. Ein Prinz, der eine Waldnymphe liebt und in dieser Liebe seinen Untergang findet, dies ist die Fabel, die in Liedern, lebenden Bildern und in etwas gezwungen drolligen Explicationen sich blaß und schattenhaft abspielt. Das ganze Werkchen ist kandelnd und spielerisch, athmet aber eine gewisse poetische Lebenswürdigkeit, wie sie allen Schöpfungen des Grafen Poggi eigen zu sein pflegt.

18. Victor. Drama in fünf Aufzügen vom Verfasser der „Weizenähre“. Wien, Mayer u. Comp. 1870. 8. 10 Ngr.

Mit diesem Drama, in welchem singende Engelschöre und die ersten Märtyrer des Christenthums unter Kaiser Maximian erscheinen, geht es uns wie mit den Heiligenbildern der Neuzeit: „Man hört die Botschaft wohl, allein es fehlt der Glaube.“ Es ist in allen diesen auf die Dreier gestellten Blutzügen unserer Religion viel frommes Wortgepränge, viel Salbung und Schwung, allein durchaus nicht mehr jene Unbefangenheit und Raubetät, wie in den alten Mysterien, in den Dramen Bondel's oder des Hans Sachs. Die ganze Sache nimmt sich ziemlich gemacht und gezwungen aus. Victor, der christliche Kirchenheld, steigert sich in seinem Märtyrertum zu wenig und nimmt einen viel zu legendenhaften Ausgang, um spannendes Interesse und steigende Theilnahme erwecken zu können. Das Werk ist ein Bücherdrama und als solches auch nur für einen überaus engen Leserkreis geeignet. Für das große Publikum ist es zu bigot und zu wenig wirksam und für die Kenner und Leute von Geschmack zu trocken und poesielos. Das Ganze ist ein dramatisches Altarbild in Holzschnitt.

19. Die Schlacht bei Nüfels. Drama in acht Bildern von Victor Schneider. Clarus, Vogel. 1868. Gr. 16. 23 Ngr.

Das Drama ist, wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, „der Erstlingsversuch eines Dilettanten“, und als solches ein Werk, dem alle Fehler und Gebrechen des Dilettantismus anhaften. Zunächst und vor allen Dingen ist es kein richtiges und volles Schauspiel, sondern ein Zwitter von Trauerspiel und Epos geworden, in welches letztere überzuschlagen es unausgesetzte Neigung zeigt. Es ist von breiter, weitschweifiger Anlage, langsamem Fortgange und namentlich da dramatisch ganz ausdruckslos, wo die Handlung zu gipfeln hat, also etwa in der „Norbacht von Wesen“ und in der eigentlichen Schlacht von Nüfels, welche letztere, obschon das Hauptbild, in der Ausführung doch das kürzeste und blasseste ist. Es rollt sich fast nur in einigen Ausrufen und Klammerbemerkungen ab.

Das Ganze darf man als eine mit wahrnehmbarer Liebe, aber mit wenig Erfahrung und Kenntniß unternommene Arbeit bezeichnen, als eine Arbeit, die sich wol

die Antheilnahme aller Freunde schweizerischer Geschichte, aber nicht den Dank des großen Theaterpublikums zu erwerben im Stande ist.

20. Berend von der Borch. Drama aus der Geschichte Ewlands in fünf Aufzügen von Ernst von Reinthal. Dorpat, Schäfer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir haben hier eine in breiter Umständlichkeit in Scene gesetzte historische Erzählung vor uns, die ohne Mark und Schwung, langsam und oft ziemlich trivial am Geiste des Lesers vorüberzieht. Der gute Wille des Autors und seine genaue Kenntniß von Land und Leuten haben nicht hingereicht, ein wirklich lebensfähiges Stück zu schaffen. In Gestalt einer geschichtlichen Studie oder eines Essay würde dieselbe Arbeit vielleicht höchst schätzenswerth erscheinen. In der vorliegenden Form ist sie ein verfehltes Werk, was bereits die kurze Wiedergabe der Fabel erkennen läßt.

Berend von der Borch hat ein Fräulein Agnes von Ebbwen auf einem Turnier kennen und lieben gelernt. Er will sich eben mit ihr vermählen, als ein Nebenbuhler durch falsche Documente ausprengt, Borch's Braut sei eine natürliche Schwester von ihm. Zwar wird schließlich dies Lügengespinnt entdeckt, aber erst als der Ritter bereits deutlicher Ordensritter geworden und als solcher das Gelübde der Keuschheit gethan. Das arme, um ihre Liebe betrogene Fräulein stirbt und Borch wird zuletzt Meister des Ordens. Geschichtliche Vorgänge des letztern schlingen sich in die Handlung ein, ohne indeß derselben Aufschwung und Reiz verleihen zu können. Schade um Fleiß und Mühe, die in anderer Art dargeboten, ohne Zweifel etwas Schätzenswerthes zu Wege gebracht haben würden.

21. Die Babenberger. Geschichtliches Drama in fünf Handlungen von Wilhelm Paul Chr. Graff. Kofod, Stiller. 1870.

Es ist derselbe Stoff, den schon Brachvogel einmal und wir müssen sagen glücklicher behandelt hat. Das in Rede stehende Werk ist breit, ungelent und verschwommen; es hat zu viel Fett in Worten angefetzt, sodaß die Figuren und Charaktere fast darunter verschwinden. Dazu kommt, daß auch die Handlung zu viel hin- und hergeschoben erscheint und des rechten Mittel- und Höhepunktes entbehrt. Ein plumper Cynismus macht sich zu Zeiten widerwärtig und verlezend breit. So sagt z. B. Wippo an einer Stelle, wo er beweisen will, daß am menschlichen Körper doch eigentlich nichts unanständig sei:

Sowenig unanständig Nas' und Ohren,
Sowenig sind's die Waden unterm Kleid
Und das, woraus ein jeder Mensch geboren.

Der Arbeit fehlt Schlantheit der Form und des geistigen Wesens; es ist eine schlotterige und plumpe dramatische Wulstpuppe, die schwerfällig her- und hingewälzt wird, nie recht Gang und Bewegung gewinnt und ohne eigentlich wahres und echtes dramatisches Leben bleibt.

22. Moritz von Oranien-Rassau. Historisches Drama in fünf Acten von Carl Wilhelm Bag. Leipzig, Matthes. 1870. 8. 1 Thlr.

Wir können über dies Drama nicht viel günstiger urtheilen, denn dasselbe bietet den geschichtlichen Conflict

zwischen Moriz von Dranien und Oldenbarneveldt in so romantischer Auspöflerung und Verwickelung, daß darunter das tragische Schicksal eines ganzen Landes und einer ganzen Geschichtsepöche gleichsam den Erstickungstod stirbt. Karl Baz hat sich bemüht, uns ein Stück niederländischer Historie gleichsam in der Manier der niederländischen Malerschule zum besten zu geben. Er malt mit einem erstaunlichen Detail: er gibt die Zeit in einem Kostüm, woran jeder Knopf, jede Schleife genau und umständlich abconterfeit sind; aber auch nur in diesen Aeußerlichkeiten excellirt dies Conterfei; über den Anzug hat der Autor die Menschen vergessen. Nicht diese, nur ihre Kleider agiren. Kurz und mit wenig Worten gesagt: Baz gibt ein dramatisches Bild, das mit geschichtlichen Daten, Anekdoten und Charakterzügen erfüllt ist, aber unter allen diesen historischen Garderobestücken kein quellendes Leben und keine natürliche Bewegung zeigt. Aus lauter Besessenheit und Streben, ein historisches Drama zu schreiben, ist etwas ganz Unhistorisches und Undramatisches geschrieben worden. Moriz und Oldenbarneveldt treten sich wie Gliederpuppen in einem Schauspiel von nürnbergischer Spielzeug entgegen. Es kommt zu keinem einzigen Kernwort, zu keinem einzigen Lebensact. Wir kennen Karl Wilhelm Baz persönlich und respectiren seinen guten Willen und seine ernste Absicht vollkommen, aber daß er in diesem Drama das Richtige getroffen und auf dem Wege sei, der ihn auf die Bühne und in das Herz seines Volks führe, das sind wir zu sagen leider nicht im Stande.

23. Graf Strafford. Trauerspiel in fünf Acten von Theodor Straeter. München. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Ein mißlungener dramatischer Versuch. Behandlung des Stoffes, Sprache, Charakteristik — das alles erscheint linksch, ungelent und wie aus Holz gemacht. Man könnte sagen: das Drama werde hier geradabrecht, so fehlt alle Geübtheit der Form und Mache. Daneben macht sich aber eine Noheit breit, die für jedes feinere Gefühl beleidigend sein muß. Gleich bei seinem ersten Auftreten zeigt sich der Held von einer wenig empfehlenden Seite. Seine Gattin kommt, um ihn zu beschwören, eine andere Bahn in seinen politischen Maßnahmen einzuschlagen. Er begrüßt sie mit dem Ausrufe: „Nun auch noch dies Moralgerippe“, und endlich „faßt er sie heftig an der Brust, wirft sie links auf den Divan und geht mit einem stolzen Blicke rückwärts rasch hinaus“. Als der Thürsteher im Hause des Lords den Minister nicht einlassen will, fährt ihn Strafford an:

Was unterseht Ihr Euch, verdammter Kümme!

Diese wenigen Züge werden genügen, darzuthun, wie plump der Held sich darstellt. Karl I., Oliver Cromwell, John Hampden, Pym präsentiren sich nicht viel günstiger, oft sogar ans Klappische streifend, jedenfalls nicht derart, daß sich irgendetwas imponirender Eindruck ergäbe. Die Handlung springt unruhig her und hin, ohne irgend je einen wahrhaft großartigen Auftritt zu erzeugen.

Der Verfasser muß unter allen Umständen noch viel studiren und in dieser poetischen Schöpfungsart sich üben, ehe er vor die Doffentlichkeit mit einigem Erfolg zu treten vermag.

24. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Ponholzer. Dritte Folge. Augsburg, Krauzfelder. 1868. 8. 18 Ngr.

Diese Dramen sind biblische oder religiöse Schauspiele mit Dialog, Chören und Schaubildern, d. h. sogenannten Tableau oder lebenden Bildern, von denen der Verfasser in vorliegendem Bande die dritte Folge veröffentlicht. Er will damit die Möglichkeit jener Schausstellungen erhalten, die in gewissen Theilen von Süddeutschland, der Schweiz und Tirol im Schwange sind und nicht wenig dazu beitragen, die religiösen Stimmungen und Vorstellungen unter dem Volke zu begünstigen. Es ist gleichsam die Kirchenkomödie des Mittelalters, die hier in modernem Geiste und mit den Hülfsmitteln der neuen Zeit gepflegt wird. Ob bei dieser Pflege der bloßen Schaulust und Versrecitation nicht zu viel Zugeständnisse gemacht werden, wollen wir dahingestellt sein lassen und im übrigen gern eingestehen, daß es nicht schaden kann, wenn man dieser ganzen Richtung, die namentlich auch in England von Cardinal Wiseman vertreten ward, einige Aufmerksamkeit zuwendet. Daß sie indeß bisher eine poetisch bedeutsame Ausübung gefunden, können wir freilich nicht sagen, auch diesen „Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung“ gegenüber nicht. Bartholomäus Ponholzer's Talent ist im ganzen doch nur ziemlich ungelent und frostig, wie die erste beste Probe beweisen mag. In einem „Moses“ z. B. singt ein Chor:

Vor Gottes Angesicht
Kniet Moses in dem Staube;
Es betet fromm sein Glaube.
Jehovah liebend spricht:

Moses! Moses! vernimm mein Wort:
Zum Himmel drang des Volkes Flehn;
Ich hab' sein Gland angesehen;
Du führe uns ins Heimaland!
Sieh, ich regiere deine Hand!
Geh hin! verkünde dies mein Wort:
Vertrauet! Ich bin Herr und Hort!
Du ruhest mich? Herr! Treu ergeben
Der Diener den Befehl vollzieht.
Dein Volk erstcht zum neuen Leben,
Und schöner ihm die Zukunft blüht. —

Seht! Moses aus der Wüste eilt,
Dem Volk zu künden unverweilt:
Vorüber sind die Trauertage;
Es ist ins Loblied sich die Klage!

Das ist Holzschnittdichtung und dieser Dichtung entsprechend sind Handlung, Gang und Charakteristik der Stücke.

25. Zar Fedor Iwanowitsch. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alexis Grafen Tolstoy. Aus dem Russischen übersetzt von Karoline von Pawloff. Dresden. 1869.

Ein bühnengeschichtes Stück, das wol eine Darstellung wenigstens da verlohnt, wo man sich zu einem Cyltus von Vorführungen aus der russischen Geschichte verstehen will. Da Graf Tolstoy bereits einen „Iwan den Schrecklichen“ veröffentlicht, und dieser „Zar Fedor Iwanowitsch“ sich an jenen anschließt und zu Boris Godunow und dem falschen Demetrius hindüberleitet, so haben wir die Vermuthung, daß dieser Autor bereits auf dem Wege zu einem solchen Cyltus ist, zu dem er auch entschiedene Begabung sowol als Kenntniß besitzt. Ist sein „Iwan“

ein unbezweifeltes kühnes und geniales Drama, so zeigt sein „Zar Fedor Iwanowitsch“ zum mindesten seines Geschick der Charakteristik und kluge Behandlung des ganzen, an sich freilich nicht allzu bedeutenden Stoffs. Es kann und konnte dem geistvollen Verfasser hier nur darauf ankommen, zu zeigen, wie unter dem rührend gutmüthigen und schwachen Zar Fedor der schlaue, staatskluge und energische Boris Godunow sich seinen Einfluß zu verschaffen, und nachdem er seine Gegner aus dem Felde geschlagen, sich selbst zum regierenden Haupte aufzuschwingen vermochte. Es ist eine Art russischer Richard III., der uns hier entgegentritt und welchen der Dichter mit ebenso interessanten als wirksamen Zügen in einer Ausführung ausgestattet, die uns erkennen läßt, daß wir es mit einem Mann von Kopf und Geschmac zu thun haben. Die Uebersetzung der Frau von Pawloff ist glatt und geschickt.

26. Der Millionär und der Künstler. Drama in vier Acten aus dem Italienischen des Paolo Giacometti von Ernest Freyer. Karlsruhe, Bielefeld. 1868. Gr. 16. 20 Ngr.

Ein Schauspiel, das etwas trocken in der Farbe und frostig im Ton, sonst aber in ebenso stil- als planvoller, nur etwas weitschweifiger und umständlicher Ausführung vor uns tritt. Es ist die Arbeit eines italienischen Iffland. Ein Millionär hat einem armen, jungen Maler die Hand seiner einzigen Tochter versagt und sie einem spanischen Grafen gegeben, der ihn und sein Kind mit Hochmuth und Launen plagt und endlich noch als Skavenhändler entlarvt wird, während der verstoßene Künstler zu Namen und Ansehen gelangt, eine Freundin der Tochter heirathet. Diese letztere bewerkstelligt freilich aus edelm, durch Schmerz und Erfahrung geklütetem Herzen heraus noch selbst diese Heirath, die durch Eifersucht der leidenschaftlichen Braut auf dem Punkte stand, vereitelt zu werden.

Es ist etwas veraltet, dieses Drama, aber nicht ohne Verdienst in seiner klaren und verständigen, freilich, wie schon gesagt, etwas zu breiten Anlage und Ausstrahlung.

27. Jephtha. Trauerspiel in fünf Acten von Joost van den Bondel. Aus dem Holländischen bearbeitet von Ferdinand Grimmelt. München, Kuffell. 1869. Gr. 16. 12 Ngr.

Grimmelt hat in dieser Herausgabe aufs neue seine

Verehrung für den holländischen Dichter, sowie sein Geschick für die Uebertragung desselben bekundet. Joost van den Bondel hat sich genau nach der biblischen Ueberlieferung gerichtet und in seiner steifen und umständlichen Art ein Stück geliefert, das uns durch Größe des Ausdrucks und bedeutenden Inhalt wol zu imponiren im Stande ist. Man hat den Dichter den Calderon der Niederländer, auch wol den holländischen Shakespeare genannt; allein uns scheint, man sollte ihn eher einen Corneille oder Racine heißen, denn im allgemeinen ist sein Stil doch der französische Tragödienstil, welcher uns eine dramatische Handlung in der Weise der Gartenanlagen des Lenôtre, d. h. in immer künstlichem, aber doch ziemlich pedantisch beschnittenem Zustande vorführt. Die Vorgänge und Katastrophen sind nicht ohne Mächtigkeit, aber doch selbst im Ausbruche der höchsten Leidenschaft nicht ohne einen gewissen Zwang in der Form. Die mit der Gartenschere zugefügten Larvengänge werden überall sichtbar und geben der ganzen Schöpfung etwas sehr Gemachtes und Abgezirkeltes, das erlähmend wirkt, ohne indeß das ursprüngliche Genie des Dichters völlig verdecken zu können. Immer und überall offenbart sich eine glänzende Begabung, die uns nahe gerückt und würdig verbolmetst zu sehen, den aufrichtigen Dank der Literaturfreunde verdient.

28. Moses. Dramatisches Gedicht von Theodor Frommüller. Duderom, Buchhandlung des Lehrerraisenhanjes. 1870. Gr. 16. 16 Ngr.

Das epische Gedicht hat der Verfasser ein dramatisches curiöserweise wol nur deswegen genannt, weil es zum Vortrag geeignet ist und weil im Verlauf der Erzählung einzelne Personen redend eingeführt sind. Ein wirklich dramatisches Leben, eine wirklich dramatische Handlung sind nicht darin, wie denn auch eine irgendwie eminente poetische Begabung nirgends daraus hervortritt. Es ist eine in bester Absicht und mit gutem Willen zu Stande gebrachte Arbeit: eine Arbeit, die nichts Widerliches, nichts Abgeschmacktes enthält, aber auch an keiner Stelle den überzeugenden und durchschlagenden Beweis eines dichterischen Talents wahrnehmen läßt.

Fredor Wehl.

Venezuela im Jahre 1868.

Die Blauen und Gelben. Venezolanisches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868. Von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Sena, Costenoble. 1870. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Ein jeder Krieg droht, der Natur der Sache nach, in seinem Gefolge sogenannte „reactionäre“ Konsequenzen, namentlich in Bezug auf die Rechte der freien und öffentlichen geistigen Entwicklung, mit sich zu führen. Mächten diejenigen, die aus den neuesten glorreichen Kriegen der deutschen Waffen eben solche Konsequenzen über die nächste Zukunft etwa verhängt wissen wollen, es gestatten, hier in kurzer allgemeiner Vorbemerkung auf die moralischen Eroberungen hinzuweisen, welche die deutschen Kriege

von 1864—71, im Anschluß an die allgemeine deutsche Nationalentwicklung seit 1840, uns für den geistigen Fortschritt und die thatsächliche Culturansdehnung schon gebracht haben und noch ferner bringen können.

Im Schreck über die verunglückten Ausschreitungen und Welterschütterungen der pariser Revolution nach 1789 hatte die vielbelobte Restauration von 1815 die gesammte europäische Geschichte gewaltsam gebannt in die diplomatischen Fesseln des sogenannten legitimistischen Systems mit der Devise der Solidarität der vermeintlich conservativen Interessen. Unter dem Drucke dieses unlösbar erscheinenden magischen Bannes hatten Preußen und Deutschland ein halbes Jahrhundert hindurch kaum

einen Erfolg der gouvernementalen Erstarkung und Ausdehnung ihrer Rechte und Besitztümer, ihrer Macht und ihres Einflusses nach außen nachweisen können. Ueber jeden politischen Fortschritt, über jede internationale und kosmopolitische Entwicklung sollte die Feme der europäischen Clausur verhängt sein, und was in der nun doch einmal nicht zu ertödtenden Völkergeschichte im Inlande und im Auslande allen Welttheilen nicht direct nach dem Commando jenes Stabilitätssystems vor sich gehen wollte, ward principiell als ein Verbrechen, das kaum politische Würde beanspruchen konnte, gebrandmarkt. Was aber zur Aufrechterhaltung der denn doch auch existirenden Solidarität der fortschreitenden Culturinteressen in Griechenland, Frankreich, Italien, Spanien und in der damaligen terra incognita der südamerikanischen Unermesslichkeit trotzdem geschah, schien keine andere Bedeutung zu haben, als daß es gegen die allein und unfehlbar als moralisch und gesetzlich gelten wollende Weltordnung keiserlich verstieß.

Denen, die in den Kriegen von 1864—71 unterlegen sind, hat das gegenwärtige Deutschland indirect es zu danken, daß diese unsere kriegerischen Erfolge uns für die Weltgeschichte und zugleich auch die Weltgeschichte für uns wieder erobert, daß sie uns die Theilnahme an der Geschichte der Neuzeit, das Recht des Interesses an der kosmopolitischen Entwicklung der gegenwärtigen civilisatorischen Nationen neu erschlossen haben. Es ist dieses die in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Situation der Gründung des neuen deutschen Kaiserreichs, daß mit ihm, bei all der Wucht seiner historisch-conservativen Elementarbildung nach der einen Seite hin, zugleich nach der andern die lebendig fortschreitende Geschichte des Jahrhunderts eine moralisch culturberechtigende, eine völlerrechtlich legitime geworden ist.

Was von der Geschichte selbst gilt, gilt von der Geschichtschreibung. Und auch Friedrich Gerstäcker, der uns zu dieser Betrachtung durch sein neuestes Buch Gelegenheit gibt, wird in der Zukunft einmal, obgleich er nur Tourist und Romanschreiber ist, als eine ganz gewichtige Quelle der Historiographie über diese unsere wahrlich einzig interessante Uebergangsperiode angesehen werden.

Sonst fielen die Romanschreiber über einen geschichtlichen Stoff mit ihren händereichen Bearbeitungen her, sobald die Geschichtswissenschaft ihn der Öffentlichkeit unheimgegeben hatte. Die photographische oder stereotypische Romanschöpfung der Gegenwart nimmt für sich das Recht in Anspruch, der Geschichtschreibung vorauszuweichen. Soviel ich mich im Augenblick orientiren kann, ist das neueste Geschichtswerk über Venezuela, und zwar von Thirion, 1867 in Paris erschienen; sowie aber die Historienmaler wenige Monate nach einer gewonnenen Bataille dem Publikum ein porträtirendes Schlachtgemälde vorstellen können, so kann ein Gerstäcker im Jahre 1870 mit allem Recht einen historischen Roman über das Jahr 1868 erscheinen lassen.

Gerstäcker, der Weltumsegler, der Südamerika dreimal um- und durchkreist hat, kennt den Schauplatz seiner „Blauen und Gelben“ sehr wohl, denn er hat ihn, als ein Pionnier der weltgeschichtlichen Zeitereignisse, auf sei-

ner vierten Amerikareise von 1867 in Augenschein genommen und in seinen „Neuen Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela“ (3 Bde., Vena 1868—69) mit seiner gewohnten Anschaulichkeit geschildert. Die Revolution zwischen den „Blauen und Gelben“, die er damals als bevorstehend bezeichnete, ist seitdem wirklich ausgebrochen und auch zum Abschluß gebracht.

Venezuela (d. h. Kleinvenedig) ist derjenige Theil von Südamerika, der sich zuerst (1810) vom spanischen Mutterlande losgesagt hatte, und war, nach den blutigen Kämpfen unter Miranda und Bolivar (seit 1821), ein Bestandtheil der Föderativrepublik Columbia, bis sich dieselbe 1831 in drei selbständige Freistaaten, Venezuela, Neugranada und Ecuador, auflöste. Aus den mehrfachen Rassengegensätzen, welche die Losreißung der zur Selbstentwicklung herangereisten Colonialstaaten vom alten spanisch-bourbonischen Absolutismus zum Theil erleichtert hatten, ging 1846 ein innerer Parteienkampf hervor, der mit mannichsamem Hin- und Herschwanke der Erfolge bis in die Neuzeit fortgedauert hat. Der Präsident Ladoe Monagas hatte 1848 den theilweise nach dem Muster der spanischen Verfassung von 1812 bestehenden Repräsentantencongress dictatorisch auseinandergejagt, und zehn Jahre wußte sich seine Familie im Besitze der Gewalt zu erhalten. General Castro restituirte 1858 die Verfassung und Freiheit der Republik, wurde aber doch wieder von den Oligarchen und Föderalisten, der Partei Monagas, nach einem Straßenkampfe in Caracas gegen die Liberalen gestürzt, worauf der alte frühere Präsident der Republik, Paez (bis 1843), einen Compromiß mit den Föderalisten zu Stande brachte und 1863 dem Haupte derselben, Juan Chrisostomo Falcon, die Präsidentschaft einräumte. Falcon wurde nach mancherlei Gegnerschaft von dem zu Caracas eröffneten Congress am 18. März 1865 zum „Großmarschall“ der Republik ernannt.

Den Sturz dieses Machthabers schildert Gerstäcker's vorliegender Zeitroman. Die Partei Falcon's, die der „Gelben“, die hauptsächlich auf der durch die Independenz- und Bürgerkriege erstarkten Uebermacht der militärischen Elemente fußte, scheint dem Lande besonders durch die unverhältnißmäßige Menge der Offiziere, namentlich der Generale, zum Theil aus der Negerrasse, lästig geworden zu sein. Die „Blauen“, die sich auch Reconquistadoren, d. h. Wiedereroberer, nennen, sind die Revolutionäre der Provinz gegen die Hauptstadt Caracas.

Die kriegerischen Ereignisse beginnen im Frühjahr 1868 mit dem Angriff des „gelben“ Regergenerals Colina auf die von den „Blauen“ besetzte Stadt Las Ajuntas am Bergstrom Guayra, wobei Colina, bisher der Schrecken des Landes, zurückgeschlagen wird. Beim Heranrücken der „Blauen“ gegen Caracas flieht am 5. Mai der Großmarschall Falcon nach dem Hafenplaz der Resbenz, nach La Guayra, und geht von dort mit dem Kriegsdampfer Bolivar zur See.

Mit dem vollen Reize tropischer Landschaftlichkeit und aller Lebendigkeit des vielbewährten Gerstäcker'schen Compositionstalent's wird uns die Guerrillaschlacht bei Chacao geschildert und der siegreiche Sturm der „Blauen“ auf Caracas, woselbst von diesen unter dem früher antiliberalen

General Monagas eine neue liberale und repräsentative Regierung eingesetzt wird.

Wir erfahren unter anderm von Gerstäcker, daß bei der Erstürmung von Caracas die „schwarz-weiß-rothe“ Fahne des Norddeutschen Bundes, die Anfang April feierlich eingeführt war, während des blutigen Straßenkampfes von sämtlichen Deutschen aufgepflanzt und als die Farbe einer neutralen Nationalität auch respectirt worden ist. Der Roman schließt im September 1868 mit der That- sache, daß das Land begann, der Wohlthaten des Friedens sich in Sicherheit erfreuen zu können. Die letzte Nachricht des Buchs ist die, daß der greise General José Tadeo Monagas, gerade als die siegreichen „Blauen“ aller Orten ihn zum Präsidenten wählen wollen, erkrankte und in Caracas starb: „Was er früher in Venezuela gefün-

dig hatte, ist vergessen; er hat seinen Namen rein gewaschen von jeder Schmach und wird von jetzt an in der venezuelanischen Geschichte als ein Mann gelten, der sein Vaterland liebte und es von dem ärgsten Drucke befreite.“

Ich bemerke noch, daß die Spanier in Amerika es selbst lieben, ihre neueste selbsterlebte Geschichte alsbald in Romanform zu porträtiren. Das „Jahrbuch für romanische und englische Literatur“ zeigte in seinem zweiten Bande, von 1860, als „ersten historischen Roman im spanischen Südamerika“ an: „Amalia“, von José Mar- mol, in Buenos-Ayres 1855 erschienen, und im vierten Bande von 1862 die Novelle „Lucia“ (Buenos-Ayres 1860) aus der argentinischen Geschichte, von Frau Fer- nanda Garcia, der Schwefertochter des Dictators Juan Manuel Rosas.

Feuilleton.

Georg Gottfried Servinus.

Auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Bestrebungen starb am 18. März Georg Gottfried Servinus, der Geschichts- schreiber der deutschen Nationalliteratur und des 19. Jahr- hunderts. Servinus war ohne Zweifel ein Kopf von den eminentesten Gaben: neben großer Schärfe und Ursprünglich- keit des Urtheils verfügte er nach den verschiedensten Richtungen des geistigen Lebens hin über weitgreifende und gründliche Kenntnisse und eine glänzende Darstellungs-gabe. Im politischen und staatlichen Leben bewies er eine zähe Unabgamsamkeit der Gesinnung, aber nicht immer war sein Blick unbefangen und vorurtheilsfrei, nicht immer sein Temperament ruhig und leidenschaftlos. Er war in der Politik ein einseitiger Doctrinär, der außer sich gerieth, als die Geschichte nicht in den Bahnen seiner Doctrin wandelte. In der Wissenschaft bekundete er neben einer bewunderungswürdigen Arbeitskraft eine geniale Combinations- und Deductions-gabe, welche durch einen das gesammte Gebiet antiker und moderner Gelehrsamkeit beherr- schenden historischen Weltblick unterstützt wurde — aber gewisse einseitige Parteistandpunkte und vorgefaßte Meinungen, welche einer voraussetzungslosen Beurtheilung nicht Stand halten, so- wie ein für die Schönheiten der Poesie unempfindliches Ge- müth verbunkeln die glänzenden Eigenschaften dieses geistreichen Gelehrten.

Georg Gottfried Servinus wurde am 20. Mai 1805 zu Darmstadt geboren, besuchte das dortige Gymnasium, wurde dann für den Kaufmannsstand bestimmt, und widmete sich erst nach mannichfachen innern und äußern Kämpfen im Jahre 1824 den Wissenschaften. Er studirte zuerst in Gießen, dann in Heidelberg, wo er Schloffer persönlich nahe trat. Während der Jahre 1828—30 war Servinus Lehrer an einer Erziehungs- anstalt zu Frankfurt a. M. Alsdann nach Heidelberg zurück- gekehrt, habilitirte er sich an der dortigen Universität mit der Schrift „Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick“ (1830). Infolge der Herausgabe seiner „Historischen Schriften“ (1833) wurde er im Jahre 1835 zum außerordentlichen Professor zu Heidelberg ernannt. Schon im nächsten Jahre folgte er indessen einem Rufe als ordentlicher Professor der Geschichte und Literatur- geschichte nach Göttingen. Als einer der sieben Professoren, welche die Protestation gegen den hannoverschen Verfassungs- bruch unterschrieben hatten, wurde er bekanntlich im Jahre 1837 aus Göttingen verwiesen und lebte anfangs in Darmstadt, dann in Heidelberg. Im Jahre 1838 unternahm er eine Reise nach Italien. Von dort nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Heidelberg und hielt daselbst seit dem Jahre 1844 als Honorarprofessor Vorlesungen. Tief in das tagespolitische Leben griff er ein, als er im Sommer 1847 in Gemeinschaft mit Marby, Rittermaier und Häuffer in

Heidelberg die „Deutsche Zeitung“ gründete, ein Organ, welches fortan die Principien des constitutionellen Repräsentativsystems vertrat. Das Jahr 1848 brach herein. Der Großherzog von Hessen bot Servinus ein Ministerportefeuille an, das er aus- schlug, die Freien Städte erwählten ihn zu ihrem Vertrauens- mann beim Bundestage und der preussische Kreis Wanzleben bei Magdeburg erlor ihn zum Vertreter in der deutschen Nationalversammlung. Servinus wies in der Paulskirche und namentlich in seiner „Deutschen Zeitung“ darauf hin, daß eine Vereinbarung mit den Regierungen nothwendig sei. Da in- dessen alle seine Bestrebungen für die Realisirung dieses Ge- dankens resultatlos waren, trat er im August des Jahres 1848 der Versammlung aus, aus in der er sich vereinsamt fühlte. Erst nach einer Reise nach Italien von mehreren Monaten theilte er sich wieder an dem politischen Leben, indem er in mehreren Broschüren die Lage der Dinge mit großer Klarheit beleuchtete. Das klägliche Ende des deutschen Parlaments, die neuen preussischen Unionsbestrebungen und die gottsaer Ver- handlungen verstimten ihn dermaßen, daß er sich dem öffent- lichen Leben von da ab fast ganz entfremdete. Eine in gleichem Maße ablehnende Stellung nahm er auch den neuen und neu- sten Zeitbewegungen gegenüber ein. Er hatte sich von der Idee einer deutschen Hegemonie Preußens, für welche er im Jahre 1847 so energisch eintrat, immer mehr losgesagt und sich end- lich offen zum Liberalismus bekannt. Wegen den jüngsten Krieg, den deutsch-französischen, hat er in der Vorrede zur neueren Auflage seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ laut das Wort erhoben und sich dadurch zum Zielpunkt einer viel- stimmigen Polemik gemacht, welche, namentlich durch Karl Braun's Schrift: „Wider Servinus“, noch in seine letzten Lebensstage hineinscholl.

Außer den bereits genannten haben wir noch eine ganze Reihe von Schriften von Servinus zu erwähnen, unter ihnen seine beiden Hauptwerke. Das erste dieser Hauptwerke ist: „Die Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ (5 Bde., 1835—42), welches seit der vierten veränderten Auflage unter dem Titel: „Geschichte der deutschen Dichtung“ (1853) erschien. Dieses Werk muß eine Leistung von weittragender Bedeutung genannt werden; denn es ist großartig in seiner Anlage, gediegen und klar in seiner Durchführung und beherrscht mit Souveränität ein großes Gebiet des Wissens. Trozdem sind seine Mängel zahlreich: es ist einseitig, tendenziös, oft barock im Urtheil, nicht selten nächtern und fast immer von einem moralisch-politischen Doctrinarismus dictirt, welcher sich namentlich in der Beurtheilung Goethe's und einer vornehmen Nichtbeachtung der aus dem Geiste der Gegenwart erwachsenen Literatur kundgibt. Im Auszuge ließ der Verfasser dieses Werk als „Handbuch der Geschichte der Nationalliteratur“

(vierte Auflage, 1849) erscheinen. An weiteren Schriften von Servinus nennen wir ferner: „Grundzüge der Historik“ (1837), „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel“ (1836) und „Kleine historische Schriften“ (1838). Unmittelbar durch die Tagesereignisse angeregt wurden: „Mission der Deutschkatholiken“ (1846), die „Heidelberger Adresse an die Schleswig-Holsteiner“ (1846) sowie einige andere Schriften. Vieles Aufsehen machte Servinus' Werk „Shakspeare“ (4 Bde., 1849—50); aber dem im Grunde seiner Seele prosaischen Servinus ist es nicht gelungen, in diesem Werke in die Mythen der Shakspeare'schen Genies einzudringen; obwol diese geistvollen Studien in vielen Punkten belehren, lassen sie doch im ganzen kalt, und die kritische Apotheose des britischen Dichters sogar auf Kosten unserer deutschen Classiker macht einen anwidernenden Eindruck. Dem „Shakspeare“ ließ Servinus die Einleitung zu seinem zweiten Hauptwerke folgen, die „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“ (1853). Der Grundgedanke derselben ist dieser: der demokratische Geist ist das Agens in den Entwicklungen und Reibildungen der Gegenwart; seine Reaction vermag denselben zu hemmen; er wird siegen und herrschen. Das Werk selbst, welches durch diese Schrift nur eingeleitet werden sollte, die „Geschichte des 19. Jahrhunderts“, ist, da Servinus aus politischer Verstimmung die Lust an dieser Arbeit verlor, leider fragmentarisch geblieben. Zu den letzten Publicationen von Servinus gehört sein viel getadeltes Buch „Händel und Shakspeare“ (1870), eine Parallele dieser beiden Kunstheroen, welche an der geringen Kenntniß der Musik und ihres Wesens scheiterte, die Servinus besaß.

Servinus hat einen bedeutenden Einfluß auf die Politiliteratur und Wissenschaft der letzten Jahrzehnte ausgeübt; dieser Einfluß ist aber keineswegs ein bloß heilsamer gewesen. Sowie die sich fortentwickelnde Zeitgeschichte, mußte auch die Poesie, wenn sie sich zu bedeutenden Zielen fortentwickeln wollte, den Bann brechen, welchen die nüchternen und eigensinnigen Weltanschauung dieses hochgelehrten und charakterfesten, aber durch die christliche Mauer der Doctrin von dem poetischen Leben und den realen Bedürfnissen der Zeit abgesperrten Mannes ihr auferlegt hatte.

Jakob Benedey.

Am 8. Februar starb zu Oberweiler bei Badenweiler Jakob Benedey. Das Charakterbild dieses ausgezeichneten Vorkämpfers für die Idee der politischen und sozialen Freiheit in Deutschland erscheint im Lichte der Gegenwart als dasjenige eines Repräsentanten einer Zeit, welche für uns nur noch ein historisches Interesse hat, einer Zeit, welche, obgleich von der ehrlichsten Begeisterung für ihre Ideale getragen, dennoch von manchen unklaren Tendenzen, von manchen später durch gesündere Anschauungen corrigirten Bestrebungen erfüllt war. Benedey darf als ein wahrer Prototyp dieser Zeit betrachtet werden. Er hatte von ihr das idealistisch aufflammende Feuer einer enthusiastischen Hingabe an die großen reformatorischen Aufgaben jener Tage und die sanguinische Ueberschätzung der Tragkraft und realen Leistungsfähigkeit der damals herrschenden freiheitlichen Ideen; er hatte von ihr die biedere Ehrlichkeit eines respectablen Charakters, aber auch die schwankende Beweglichkeit eines allzu leicht bestimmbareren Temperaments. In seinem politischen Wirken wurde er von der größten Uneigennützigkeit und dem redlichsten Willen, in seinem literarischen Streben von den edelsten Gesinnungen und den humansten Zwecken geleitet — darin liegen seine Verdienste.

Jakob Benedey wurde am 24. Mai 1805 zu Köln a. Rh. geboren, begann 1824 zu Bonn seine juristischen Studien und schloß sie zwei Jahre später zu Heidelberg ab. Nachdem er eine Zeit hindurch am Bureau seines Vaters, eines Advocaten in Köln, gearbeitet, zwangen ihn im Jahre 1832 politische Verfolgungen, welche er durch die Herausgabe einer Broschüre „Ueber Geschworenengerichte“ (Köln 1832) auf sich gezogen hatte, die preussischen Landes zu verlassen. Später machte er von sich reden gelegentlich seiner hervorragenden Theilnahme an dem verhängnißvollen Hambacher Feste, infolge welcher er am Aus-

gang des Jahres 1832 zu Mannheim inhaftirt wurde. Zu Frankenthal gefangen gehalten, entfloß er nach Frankreich. Strasburg, Nancy und Paris waren die Städte, in denen er sich hauptsächlich aufhielt. In Paris redigirte er vom Jahre 1835 an die Monatschrift „Der Gekerkte“. Die radicale Sprache dieses Blattes zog ihm die Ausweisung aus der französischen Metropole zu. Er begab sich nach Havre, lehrte indessen sehr bald wieder nach Paris zurück, bis er im Jahre 1837 noch einmal einer Ausweisung weichen mußte und abermals nach Havre ging. Die Möglichkeit einer Rückkehr nach Paris auf die Dauer erwirkte ihm erst die wohlwollende Aufnahme, welche die pariser Akademie seiner Schrift „Ämerthum, Christenthum, Germanenthum“ zu Theil werden ließ. Mit einigen Unterbrechungen, welche durch Reisen nach England, wo er 1843—44 sich aufhielt, nach den Pyrenäen und nach Brüssel, welche Gegenden er 1846 und 1847 besuchte, herbeigeführt wurden, lebte er fortan, journalistisch thätig, in Paris. Das Bewegungsjahr 1848 rief ihn nach Deutschland zurück. Eifrig betheiligte er sich an den politischen Reformen, welche damals in Deutschland in Scene gesetzt wurden. Er nahm Theil am Vorparlament, wo er einer der eragirtesten Gegner Decker's war, gehörte dem Fünfzigerausschusse an und vertrat in der Nationalversammlung als einer der Führer der Linken einen Wahlkreis Hessen-Pommerns. Mit der Versammlung siedelte er nach Stuttgart über und war bei der bellagenerischen Auflösung derselben gegenwärtig. Nachdem er sich zum Dienste in Holstein zur Disposition gestellt hatte, aber abgewiesen worden war, lebte er nach vergeblichen Versuchen, in Berlin oder Breslau ein dauerndes Domicil zu finden, in Bonn, ging im Jahre 1853 nach Zürich, wo er sich als Docent der Geschichte habilitirte und machte im Jahre 1855 Heidelberg zu seinem Wohnsitz. Auch hier war aus politischen und andern Gründen seines Bleibens nicht lange. So zog er sich denn im Jahre 1857 nach Oberweiler bei Badenweiler zurück, seine Zeit zwischen Landbau und Schriftstellerei theilend. Hier hat er, mit manchen Sorgen um seine materielle Existenz kämpfend, bis an sein Ende gelebt. Der deutsch-französische Krieg hatte anfangs nicht seine Sympathien, wie er denn stets ein Gegner der Führerschaft Preußens war. Als aber später die Socialdemokraten mit ihm in dasselbe Horn stießen, lenkte er in die Bahnen einer mehr nationalen Auffassung des Kriegs ein.

Jakob Benedey hat auf sehr verschiedenen Gebieten schriftstellerisch gewirkt. Wir heben aus der großen Zahl seiner Werke außer den bereits erwähnten noch die folgenden auszeichnend hervor: „Reise- und Raftage in der Normandie“ (1838), „Die Preußen und das Preußenthum“ (1839), „La France, l'Allemagne et la Sainte-Alliance“ (1842), „Die Deutschen und Franzosen in Sprache und Sprichwort“ (1843), „John Hampden“ (1843), „Irland“ (1844), „England“ (1845), „Das südliche Frankreich“ (1846), „Dierzehn Tage Heimatsluft“ (1847), „Schleswig-Holstein im Jahre 1850“ (1850), „Geschichte des deutschen Volks“ (1854—62), „Machiavelli, Montesquieu und Rousseau“ (1862) und „Franklin und Stein“ (1868). Alle diese Schriften Benedey's tragen die Signatur einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung und eines die realen Dinge mit Scharfsinn erfassenden Geistes.

Bibliographie.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 31ster Band: Neben an die deutsche Nation. Von J. G. Fichte. Mit Einleitung herausgegeben von J. G. Fichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Bojanowski, P. v., Geschehenes und Geschriebenes. Tagebuchblätter eines Journalisten aus den Kriegsmonaten der Jahre 1870 und 1871. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 20 Ngr.

Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 4ter Bd.: Hartmann v. Aue. Herausgegeben von F. Bach. 1ster Thl. Erec der Wunderbare. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr.

Hergt, C. E., Geographie des Gelobten Landes. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Mählysch, Louise, Mohammed Ali und sein Haus. Historischer Roman. 4 Bde. Jena, Cotta. 8. 6 Thlr.

Shakspeare's Sonette übersezt von D. Silbemeister. Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bibel-Lexikon.

Realwörterbuch zum Handgebrauch
für Geistliche und Gemeinbeglieder.

Zu Verbindung mit Dr. Bruch, Dr. Diesel, Dr. Willmann,
Dr. Frißche, A. Surrer, Dr. Cas, Lic. Hausrath, Dr. Hübner,
Dr. Holzmann, Dr. Keim, Dr. Lipsius, Dr. Mangold,
Dr. Merx, Dr. Nöldeke, Dr. Reuß, Dr. Roskoff, Dr. Schrader,
Dr. C. Schwarz, Dr. A. Schweizer, Dr. Stark,
Dr. Steiner und andern der namhaftesten Bibelforscher

herausgegeben von

Kirchenrath Professor Dr. Daniel Schenkel.

Mit Karten und in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

In 40 Heften oder 5 Bänden;

Jedes Heft 10 Ngr.; jeder Band geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.,
gebunden 3 Thlr.

Dritter Band. (Heiligkeit — Kyrene.)

Schenkel's „Bibel-Lexikon“, das erste deutsche Werk,
welches sich die Aufgabe stellt, die Ergebnisse der Bibelforschung
gleichmäßig der Geistlichkeit und der Gemeinde dar-
zubieten, hat bereits die allgemeinste Theilnahme in den Kreisen
der Gelehrten wie der Laien, sowie die lobendste Anerkennung
seitens der Kritik gefunden.

Von allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen
angenommen und ist das Werk auf einmal oder Lieferungs-
weise, in Heften oder in Bänden zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

SHAKESPEARE-GALERIE.

Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen.

Gezeichnet von

Max Adamo, Heinrich Hofmann, Hanns Makart, Friedrich
Pecht, Fritz Schwoerer u. a.

36 Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht.

Quart. In 12 Lieferungen zu je 1 Thlr. 10 Ngr.

Zweite Lieferung:

Der Sturm. Gez. von Hofmann. — Julius Caesar. Gez.
von Adamo. — Cymbeline. Gez. von Schwoerer.

Die „Shakespeare-Galerie“ reiht sich den bekannten
aus demselben Verlage hervorgegangenen Prachtwerken
„Schiller-“, „Goethe-“, „Lessing-Galerie“ an. Für den
Werth der Compositionen bürgen die Namen des Heraus-
gebers Friedrich Pecht und der mit ihm vereinigten Künst-
ler; der Stich wurde anerkannten Meistern in ihrem Fache
anvertraut.

In allen Buch- und Kunsthandlungen werden Unter-
zeichnungen angenommen und ist die erste Lieferung
nebst einem Prospect über das Werk vorrätzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von Franz Pfeiffer.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zehnter Band:

Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel.
Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweiter Theil.

Diese Ausgabe des ganzen Parzival ist der erste Ver-
such, die gewaltigste und gedankentiefste Dichtung des
deutschen Mittelalters, das Meisterwerk Wolfram's von
Eschenbach, dem Verständniß heutiger Leser im Original-
text zugänglich zu machen. Franz Pfeiffer hatte sich
bereits viel mit den Vorarbeiten zur Herausgabe beschäftigt;
als er aber seinen Tod herannahen fühlte, überliess er das
von ihm gesammelte reiche Quellenmaterial seinem gelehr-
ten Freunde Karl Bartsch, der nun im Sinne des Ver-
storbenen das schwierige Werk vollendete. Wegen der
Verwandtschaft des Stoffs wurden auch die erhaltenen
Bruchstücke von Wolfram's Titurel in die Ausgabe mit
aufgenommen.

Inhalt des I. — IX. Bandes:

- I. Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von
Franz Pfeiffer. Dritte Auflage, herausgegeben
von Karl Bartsch.
- II. Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite
Auflage.
- III. Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl
Bartsch. Zweite Auflage.
- IV. — VI. Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fe-
dor Bech. Drei Theile.
- VII. VIII. Gottfried's von Strassburg Tristan. Heraus-
gegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile.
- IX. Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel.
Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Theil.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Leben des Generals von Scharnhorst.

Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen
dargestellt von

Georg Heinrich Klippel.

Dritter Theil.

Fünftes und sechstes Buch. 1801 bis 1813.

8. Geh. 4 Thlr.

(Der erste Theil kostet 1½ Thlr., der zweite Theil 2 Thlr.)

Mit dem dritten Theil (der 52 Bogen umfaßt) liegt das
werthvolle Werk abgeschlossen vor. Es gelang dem Verfasser,
durch sorgfältige Sammlung und Benutzung eines reichen
Quellenmaterials ein ebenso klares als vollständiges Bild von
Scharnhorst's Lebensgang, von seinen Leistungen und Verdien-
sten zu entwerfen. Der Geist, welchen Scharnhorst dem deut-
schen Heere eingebläht, wirkt heute noch lebendig in demselben
fort, und angesichts der jüngst vollführten glänzenden Thaten
ziemt es sich gewiß, auch seiner, des „Waffenschmieds der
Deutschen“, mit erneuter Verehrung zu gedenken.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 24. —

8. Juni 1871.

Inhalt: Zur Culturgeschichte der neuern Zeit. Von Rudolf Doehn. — Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde. Von Heinrich Strauß. — Erzählende Literatur. — Skizzen. (Hermann Fürst Pückler-Muskau; Karl August Kurzel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Culturgeschichte der neuern Zeit.

Culturgeschichte der neuern Zeit. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart. Von Otto Henne-Am Rhyn. Erster Band. Leipzig, D. Wigand. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß in den letzten Jahren neben der politischen Geschichte der einzelnen Völker auch das Feld der Culturgeschichte mit Fleiß und Talent bebaut worden ist. Es fehlt sogar nicht an gewichtigen Stimmen, welche meinen, die Culturgeschichtschreibung habe bereits einen solchen Höhepunkt erreicht, daß sie als eine besondere, selbständige Wissenschaft zu betrachten und berechtigt sei, auf unsern Hochschulen durch besondere Lehrstühle vertreten zu sein. Wir unsererseits zögern keinen Augenblick, diesen Ansichten beizustimmen; wir zögern um so weniger, als selbst Kaiser Wilhelm I. in seiner Proclamation an das deutsche Volk, die er am 17. Januar 1871 von Versailles aus erließ, den denkwürdigen Ausspruch gethan:

„Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott die Kraft verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.“

Diese Worte des greisen Heldenkönigs beweisen, daß er wohl begriffen hat, wie die Stärke und Kraft einer Nation nicht allein in äußerer Machtfülle zu suchen ist, sondern ebenso sehr in Hebung und Pflege geistiger Güter. Wenn aber das Oberhaupt der deutschen Nation mitten im wilden Kriegsgetümmel der culturgeschichtlichen Fortentwicklung unsers Volks das Wort rebete, so ist es sicherlich für alle Männer der Wissenschaft eine heilige Pflicht, auch ihrerseits mit aller Kraft dahin zu arbeiten, daß mit der äußern Machtstellung Deutschlands auch der Fortschritt in „Freiheit und Gerechtigkeit“ gleichen Schritt halte. Und von diesem Standpunkte aus können wir das in Rede stehende Werk von Otto Henne-Am Rhyn nur mit Freuden begrüßen.

1871. 24.

Die Einleitung zu dem vorliegenden Buche, welche dessen Idee und Zweck auseinandersetzt, die Erfordernisse und Elemente der Culturgeschichte darlegt und deren Inhalt skizzirt, ist bereits im Anfang des Jahres 1869 unter dem Titel „Die Culturgeschichte im Lichte des Fortschritts“ erschienen und in Nr. 44 d. Bl. f. 1869 besprochen worden. Treu den damals ausgesprochenen Grundsätzen hat nun der Verfasser den ersten Band seines Werks, welcher die Culturgeschichte des Zeitalters der Reformation vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs umfaßt, angeordnet, eingetheilt und bearbeitet. Die Culturgeschichte ist ihm mit vollem Recht keineswegs durchaus identisch mit der Geschichte als solcher, sondern nur bis zu einem gewissen Grade. Die gewöhnlich sogenannte Geschichte, richtiger die politische Geschichte, gruppirt nach seiner Ansicht alle historischen Ereignisse um diejenigen Thatsachen, welche die staatlichen Verhältnisse und Staatsordnungen der verschiedenen Völker betreffen. Die Culturgeschichte dagegen verfolgt in gewisser Hinsicht einen höhern Zweck. Ihr sind die specifisch politischen Ereignisse weiter nichts als Kämpfe um den Besitz der Macht, also bloße Aeußerungen einer menschlichen Leidenschaft, z. B. der Herrschsucht, die je nach Umständen mit dem Ehrgeize, oder der Habsucht, oder mit beiden verbunden ist. Alle diese Kämpfe bringen, sobald sie kein edleres, humaneres, die höchsten Ziele der Menschheit betreffendes Motiv haben, die Menschheit nicht eigentlich weiter, sie tragen wenig oder gar nichts zu ihrer Vervollkommnung bei, fördern oft die Ideen des Wahren, Schönen und Guten nicht, ja sie thun vielmehr ihr Möglichstes, sie an ihrer wohlthätigen Einwirkung auf die Menschheit zu verhindern und ihrer Verwirklichung durch unsterbliche Werke Hemmnisse entgegenzustellen. Die Culturgeschichte läßt alle jene leidenschaftlichen Anstrengungen um den reinen Machtbesitz in den Hintergrund treten und berücksichtigt ihre

47

Resultate, die Staatsverfassungen und Staatsordnungen, nur insofern, als sie untersucht, ob dieselben den Ideen, in deren Verwirklichung das wahre Glück der Menschheit besteht, entsprechen oder nicht. Der Verfasser sagt:

In den Vordergrund ihrer Weltbühne stellt sie dagegen die Bemühungen, jene Ideen zu verwirklichen, nach ihrem Verlaufe und ihren Folgen, deren Anordnung unter sich theils von der Zeit, in welcher sie eintraten, theils von ihrer größern oder geringern Bedeutsamkeit und Wirksamkeit abhängt.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, macht es sich der Autor zur Aufgabe, in dem vorliegenden Werke ein zusammenhängendes Bild der neuern Zeit vor uns zu entrollen, in welchem keine Seite der menschlichen Geistesthätigkeit fehlt und ein anschaulicher Ueberblick dessen geboten wird, was geschehen ist, um Bildung und Gesittung in stufenweise fortschreitendem, nie ruhendem Ringen an die Stelle der Barbarei und der vorwiegenden zerstörenden Leidenschaften zu setzen. Daß er dabei kein ungeheureres Material von sittengeschichtlichen Specialitäten aufspeichert, vermögen wir nicht zu tabeln, da eine vollständige Erschöpfung dieses Materials nach dem Urtheile aller Verständigen doch zu den Unmöglichkeitkeiten gehören dürfte; der Zweck seines Buchs wird als erfüllt gelten müssen, sobald es ihm gelungen ist, die Hauptmomente treffend hervorgehoben zu haben, welche in der That die culturgeschichtliche Entwicklung Europas in dem bezeichneten Zeitraume bestimmten und förderten oder wenigstens illusirten. Ebenso wenig mißbilligen wir es, daß er vermied, die Leser durch eine Masse gelehrter Citate und langathmiger Anmerkungen zu ermüden, obschon wir nicht leugnen können, daß hier und da eine reichere und genauere Angabe von Belegstellen aus wichtigen und zuverlässigen Quellenwerken wünschenswerth gewesen wäre. Ob der Verfasser daran gut gethan, daß er nur das „culturhistorische Europa“, zu welchem er den größten Theil von Rußland u. s. w. nicht rechnet, in den Kreis seiner Beurtheilung und Darstellung gezogen und von allen übrigen Erdtheilen abgesehen hat, ist eine Frage, die wir hier nicht weiter untersuchen wollen; jedenfalls ziehen wir eine weise Beschränkung des zu bearbeitenden Stoffs unter allen Umständen einer weiterschweifigen Untersuchung schwer zu bewältigender und aus allen Welttheilen zusammengeschuchter Culturgeschichteobjecte vor. Der Werth der alten Regel: „Est modus in rebus“, ist niemals zu unterschätzen. Auf der andern Seite aber hätte es nicht schaden können, wenn von dem Verfasser schon in dem Titel seines Werks die Grenzen desselben irgendwie angedeutet worden wären.

Nach einem kurzen, den Zweck und Inhalt des ganzen Werks noch einmal in gedrängter Weise andeutenden Vorworte geht der Verfasser auf die Bearbeitung des ersten Bandes über, der, wie gesagt, das Zeitalter der Reformation vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs umfaßt. Dieser Band zerfällt in neun Bücher, welche folgende Ueberschriften tragen: 1) „Staat und Kirche am Ende des Mittelalters“; 2) „Das Wiederaufleben der Wissenschaften“; 3) „Die Kirchentrennung“; 4) „Die Gegenreformation“; 5) „Recht und Unrecht. Zauberei und Aberglaube“; 6) „Die Männer der freien Forschung“; 7) „Die

Klänge der Dichtung“; 8) „Die Blüten der bildenden Kunst“; 9) „Geselliges Leben und Treiben“. Als Beilagen sind die Stammtafeln der Medici von Florenz und der Este von Ferrara beigelegt.

Das erste Buch schildert in drei Abschnitten die politischen Zustände Italiens, das Papstthum und die Opposition gegen die politischen und kirchlichen Verhältnisse der italienischen Halbinsel. Mit Recht beginnt unser Autor seine Darstellung mit Italien, wo wir neben dem schönsten Schmuck der Natur den höchsten Triumph der Kunst suchen und finden können. Nach Italien müssen aber auch unsere Blicke gerichtet sein, wenn wir die Werkstätte der Geschichte, wenn wir die kaffendsten Wunden und strengsten Gegensätze der politischen und der religiösen Entwicklung der Völker kennen lernen wollen; und diese Gegensätze treten selten oder niemals so schreiend hervor, wie im Beginne der Zeit, die man als die „neue“ zu bezeichnen pflegt. Auch damals behauptete Italien den Vorrang als diejenige Stätte, von wo seit vielen Jahrhunderten alle entscheidenden Bewegungen des Lebens der Menschheit ausgegangen waren; denn die Geschichte Italiens war vom Untergange der hellenischen Freiheit bis zum Untergange der päpstlichen Allmacht — bis zu einem hohen Grade — die Geschichte der Welt.

Nachdem der Verfasser die verschiedenen italienischen Republiken (Florenz, Venedig u. s. w.), den Kampf der Guelfen und Ghibellinen, den Aufenthalt der Päpste in Avignon, das Schisma und die furchtbare Demoralisation des Papstthums besprochen, handelt er ausführlicher über die drei Päpste Alexander VI., Julius II. und Leo X. Er schildert den Charakter und das Wesen dieser drei Kirchenhäupter treffend so:

Unter Alexander VI. hatte das Laster in Rom geherrscht unter Julius II. die Politik, unter Leo X. herrschte die Kunst und Wissenschaft des classischen Alterthums. War es ein Wunder, daß unter drei solchen Päpsten, denen ihr eigentlicher Beruf gleichgültig war, welche nur Fürsten von Rom oder Protectoren von Italien sein wollten, für andere Nationen aber kein Herz hatten, die Kirche wanken, sinken und endlich auseinanderfallen mußte? Leo's X. Vorgänger hatten wenigstens ein politisches System gehabt, wenn auch Alexander bloß ein egoistisches, Julius aber ein patriotisches, und hatten dadurch ihrer Stellung ein gewisses äußeres Ansehen verschafft; Leo aber hatte kein System, er schwankte zwischen Frankreich, Spanien und Deutschland, zwischen der Schweiz und Venedig hin und her; hielt keinem Verbündeten Treue und ging gegen keinen Feind energisch vor, und so fielen die tapfern Alpenjöhne dieser elenden Politik zum Opfer, indem sie, verrathen und verlassen, bei Marignano (1515) der französischen Uebermacht erlagen und ihren Kriegsrühm als europäische Macht einbüßten, ohne daß ihnen später Gelegenheit wurde, ihn wieder herzustellen. Sie schlossen einen ewigen Frieden mit Frankreich, von welcher Macht sie von da an — unter den verschiedensten Regierungen — gerade drei Jahrhunderte lang (bis 1814) abhängig blieben.

Den Schluß des ersten Buchs bildet eine interessante Parallele zwischen zwei hervorragenden Florentinern, dem schwärmerischen Mönche Girolamo Savonarola und dem schlaun berechnenden, vielfach verkannten Staatsmanne Niccolò Machiavelli. Der Verfasser läßt Machiavelli als Dichter, Geschichtschreiber und Staatsmann volle Gerechtigkeit widerfahren, verfehlt aber nicht zu bemerken, daß sich „der Fluch unredlicher Mittel, auch wenn sie zu guten Zwecken führen sollen, niemals verleugnet“. Wir

berweisen bei dieser Gelegenheit auf eine treffliche Biographie Machiavelli's aus der Feder Richard Treitschle's; dieselbe ist enthalten in den „Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst“ (Bd. 5, Hft. 2, S. 113 fg.). Auch Treitschle erklärt Machiavelli a. a. D. für einen großen Dichter und bedeutenden Staatsmann, „der die Herstellung der nationalen Einheit Italiens wollte, allerdings um jeden Preis“.

In dem zweiten Buche seines Werks behandelt der Verfasser das Wiederaufleben der Wissenschaften, vornehmlich in Italien und Deutschland; andere Staaten ignoriert er fast vollständig. In dem ersten Abschnitte schildert er zunächst die große humanistische Wirksamkeit von Dante, Petrarca und Boccaccio, dann die Verdienste, welche sich Männer, wie Emanuel Chrysoloras, Johannes von Ravenna, Aldus Manutius, Poggio Bracciolini, Niccolò Niccoli, Rombaldoni, Guarino, Theodor Gaza, Demetrius Chalcondylas u. a. um die klassischen Studien erworben. Nachdem er den Einfluß der Platonischen und Aristotelischen Philosophie besprochen, geht er auf die Geschichtschreibung der damaligen Zeit über und hebt vornehmlich die Verdienste von Francesco Guicciardini (1482—1540), Filippo Nerli (1485—1556) und Giacomo Karbi (1494—1531), jenem unerschütterlichen Republikaner aus Florenz, hervor, ohne die Venetianer Pietro Bembo und Paolo Paruta zu vergessen. Zum Schluß erwähnt er kurz Leo's X. Günstling Paolo Giovio (Jovius) aus Como, der eine allgemeine Geschichte seiner Zeit schrieb, und den Mantuaner Baldassare Castiglione, welcher durch ein eigenthümliches Werk für die Sittengeschichte seines Zeitalters Bedeutung erlangt hat. Castiglione's Werk, „Il Cortigiano“ betitelt, bildet nämlich in mancher Hinsicht einen ruhigen und gleichsam ehrlichen Gegensatz zu dem von zerrissener Stimmung zeugenden und in grellen Widersätzen die Unredlichkeit auf den Thron erhebenden Machiavelli'schen Fürstenbuche. Das Hßlingswesen war übrigens zu jener Zeit in Italien allmächtig; es beherrschte fast alle Stände, sodas man die damaligen Italiener sehr wohl, wie es auch gesehen ist, je nach ihrem offeneren oder verschlossenern Wesen in Machiavellisten oder Castiglionesen eintheilen kann.

Der zweite Abschnitt des zweiten Buchs enthält die Entwidlung und die Blüte des deutschen Humanismus. Hier gibt der Verfasser nichts Neues, doch ist das, was er gibt, gut und mit Wärme dargestellt. Er sagt:

Aus der Region der Citronen und Orangen gelangen wir in jene der Aepfel und Birnen, bescheidenerer, doch nahrhafterer Früchte; aus jener der gefälligen, aber kalten Kamine in jene der schwerfälligen, aber traulichen und soliden Deseen. Statt glänzender Paläste und schmutziger Hütten umfassen uns einfache, aber reinliche Häuser mit hohen Siebeldächern und seltsamen Schnitzereien. Es umweht uns kältere und trockenere Luft, aber es schlägt ein treues und biederer Herz in den Bewohnern.

Am Schluß des zweiten Buchs macht der Verfasser mit einer treffenden Charakteristik von Willibald Pirckheimer und Ulrich von Hutten, welche Männer der Feder und des Schwerts zugleich waren, den Uebergang vom Humanismus zur Reformation. Auch finden wir eine kurze, aber äußerst interessante Schilderung des Zustandes der Schulen der damaligen Zeit.

Das dritte Buch, welches die Kirchentrennung behandelt, zerfällt in drei Abschnitte und schildert das Auftreten der Reformation in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz, in England und in Schottland. In den culturhistorischen Ausführungen des ersten Buchs sehen wir, wie im Wunderlande Italien die religiöse und politische Wiedergeburt des Landes scheiterte, ein Mislingen, das der Verfasser in dem erfolglosen Auftreten Savonarola's und Machiavelli's nachzuweisen versucht. Als auf theilweisen Ersatz hierfür wird auf das Wiederaufleben antiker Wissenschaft und Kunst hingewiesen. Italien hatte sich jedoch in diesem Wiederaufleben vielfach und wesentlich nur reproductiv verhalten. Ein wahrhaft neues, eigenthümliches Moment trat, nach der Ansicht unsers Autors, weder in seinen wissenschaftlichen noch in seinen künstlerischen Leistungen zu Tage; es war eben die eigentliche „Renaissance“ des Alterthums, keine Geburt neuer Gestaltungen des Ideals der Schönheit und der Weisheit. Die Werke der antiken Wissenschaft wurden bloß neu herausgegeben, die Leistungen der antiken Kunst bloß mit dem belebenden Hauche der Farbe umkleidet. Anders sahen, wie Henne-Am Rhyn meint, die Dinge in Deutschland aus. Er sagt in dieser Beziehung:

Das weniger zierliche und feine, aber gründlichere und tiefere Volk des Nordens begnügte sich nicht mit bloßer Reproduction und Auffrischung schon dagewesener Formen; es schuf aus seiner ureigenen, reichen Phantasie heraus neue, noch nicht dagewesene, wenn auch anfangs oft märchenhafte und phantastische Gestalten. Rafael's Madonnen waren verkristalligte Sötinnen des Alterthums, Tasso's „Jerusalem“ ist eine verkristalligte Ilias und Odyssee, und wo ein gigantischer Geist wie Michel Angelo über jene Reproduction hinausstrebte, war die Himmelsstürmung sein individuelles Unternehmen, das im Geiste der Nation keine Grundlage hatte und keinen Widerhall fand. Die Deutschen des Reformationszeitalters dagegen traten in Masse selbständig und schöpferisch auf, und diese Art der Thätigkeit wurde auch nach ihrer durch die Barbarei des 17. Jahrhunderts herbeigeführten Unterbrechung in neuester Zeit wieder aufgenommen. Auch Deutschland scheiterte zwar, wie Italien, in seinem Versuche einer politischen Wiedergeburt, der aber nicht von einem einzelnen Machiavelli, sondern von dem vereinten Bauernstande gewagt worden war; dafür siegte es im religiösen Kampfe über das entartete römische Glaubensweltreich. Luther blieb nicht Mönch wie Savonarola, und das Feuer, in welches er die päpstliche Bulle warf, brannte härter und intensiver als jenes, in welchem zu Florenz die Gegenstände der Eitelkeit und Sinnenlust aufflammten. Im Gebiete der Religion, für welche die deutsche Reformation bestimmt war, hat die letztere zwar nicht viel mehr genügt, als daß sie statt einer Anstalt für den Glaubenszwang deren mehrere schuf, dafür es aber möglich gemacht, daß in Kunst und Wissenschaft ein neues Leben aufging, was ohne die Verkündigung der freien Forschung und ohne den Bruch mit einer geisttödtenden Hierarchie niemals gelungen wäre. Die deutschen und niederländischen Maler standen auf dem Boden der Reformation, und derselbe Boden war es auch, aus dem die Blüte der deutschen Poesie und Philosophie im 18. und 19. Jahrhundert emporwuchs. Die Deutschen sind, in ihrer politischen Zersplittertheit wie in ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Ursprünglichkeit und Fruchtbarkeit, die Hellenen der Neuzeit.

Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, ob der Verfasser in seiner Vorliebe für deutsches Wesen und deutsches Verdienst Italien gegenüber hier und da nicht etwas zu weit gegangen ist; fast scheint es so. Wir wenden uns vielmehr zu seinem, gerade für die Gegenwart nicht

uninteressanten Urtheile über die culturgeschichtliche Entwicklung der Franzosen:

Der Gang der culturhistorischen Bewegung seit der Reformationszeit führt uns nun zu einem dritten Volke, welches die beiden bisher betrachteten (Italiener und Deutschen) gewissermaßen ergänzt, indem es dasjenige zu Stande bringt, was jenen fehlt, die politische Einheit. Wenn es dagegen, neben diesem Gelingen, sich keiner selbständigen, ja nicht einmal erfreulichen reproductionen Pflege der Kunst und Wissenschaft fähig gezeigt hat, so berechtigt uns beides, die Franzosen als die Römer der Neuzeit zu bezeichnen. Wie im alten Rom, so ist im neuen Frankenreiche die Centralisation der Lebenskeim des Staats; und wenn auch in veränderter Reihenfolge, so hat doch dieser Staat in vollkommen analoger Weise unter Ludwig XIV. ein verklärtes, überströmtes Augusteisches Zeitalter, in seiner großen Revolution die Kämpfe der Gracchen, des Marius und Sulla, unter Napoleon die Dictatur Cäsar's, und in der Eroberung Algeriens den gallischen Krieg reproducirt. Schon die merovingischen Könige vertauschten das altdeutsche Königthum mit der römischen Imperatorenwürde und wurden aus Volksführern Reichsbeherrscher. Das gleiche Streben erhielt sich in ihren Nachfolgern oder, wenn diese unfähig waren, in deren Ministern. Die französische Geschichte des Mittelalters ist ein Kampf zwischen dem centralisirenden und nivellirenden Königthum und dem gegen diese Tendenz reagirenden Adel. Einen nicht gering zu schätzenden Bundesgenossen hatte das Königthum in diesem Kampfe an der Kirche, deren ebenfalls centralisirende und nivellirende Tendenzen in den Feudalherren das größte Hinderniß erkannten. Die Orthogorie, welche die französischen Könige seit Chlodwig stets zur Schau trugen, knüpfte diesen Bund noch fester und ließ ihn zugleich als einen solchen gegen die mit dem Papstthume um die Herrschaft der Welt ringenden deutschen Kaiser erscheinen. Neben den durch ihre Geistesgaben hervorragenden Königen erschienen daher stets Priester als Apostel der französischen Reichseinheit und als Belämpfer des vielköpfigen Drachens der Feudalität.

Auch hier möchten wir nicht jedes Wort als richtig unterschreiben. Hatte die Bezeichnung der Deutschen als „Hellenen der Neuzeit“ manches für sich, so dürfte die Charakterisirung der Franzosen als der „Römer der Neuzeit“ doch in vielfacher Hinsicht als zu gewagt erscheinen. Geistreiche Vergleiche blenden, aber überzeugen nicht. Weil die Franzosen das mächtigste romanische Volk sind, kann man sie noch lange nicht als moderne Römer bezeichnen. Was übrigens die politische Centralisation Frankreichs anbelangt, so verweisen wir auf die sachgemäßen und geistvollen Ausführungen von Henry Thomas Buckle in dessen „Geschichte der Civilisation in England“ (deutsch von Arnold Ruge, Bd. 1, Abth. 2, Kap. 8—12).

Der uns zugemessene Raum zwingt uns, den reichen Inhalt der sechs folgenden Bücher nur ganz kurz anzugeben.

Die drei Abschnitte des vierten Buchs, welches in scharfen und kräftigen Zügen ein Bild der Gegenreformation entrollt, schildern die Wiedererhebung des Katholicismus, die Entstehung der Inquisition, Spaniens flamende Scheiterhaufen (Torquemada, Ximenes, Philipp II.), die Jesuiten und ihr Wirken, die katholischen Eroberungen mit Hilfe der Jesuiten u. s. w. Die Jesuiten sind eben die romanische Antwort auf die germanische Reformation, und der Hauspolitik der spanisch-habsburgischen Dynastie auf dem Throne von Oesterreich verdankt Deutschland vornehmlich seine unglückselige Entnationalisirung. Hoffen wir, daß das im Jahre 1871 neuerstandene deutsche

Kaisertum das neue deutsche Reich, wie in Macht und Herrlichkeit, so in Recht und Freiheit stärken und erhalten werde!

Das fünfte Buch enthält in drei Abschnitten eine zwar kurze, doch interessante Schilderung des Rechtswesens in Deutschland, Frankreich, England, Italien u. s. w. Es bespricht den altdeutschen Strafproceß, das Folterwesen, den Hexenglauben, die Hexenproceße und verschiedene Arten von unblutdürstigem und blutdürstigem Aberglauben, wie z. B. Astrologie, Alchemie, Chirromantie, Thier- und Geisterbeschwörung, Wermölse, Vampyre u. s. w.

Eine der bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten der „neuern Zeit“ ist das Erwachen und Aufblühen der Naturwissenschaft, von welcher das Mittelalter nur schwache, fast kindliche Ahnungen hatte. Und so führt uns denn der Verfasser im sechsten Buche „die Männer der freien Forschung“ vor, wie sie in der Wissenschaft der Natur und auf dem Gebiet der Philosophie und Pädagogik neue Bahnen öffneten. Zunächst kommen die geographischen Fortschritte zur Sprache, wie solche durch Columbus, Behaim, Vespucci, Sebastian Münster, Georg Bauer genannt Agricola u. a. durchgeführt wurden; dann folgt die Wissenschaft der Astronomie (Nikolaus Kopernicus, Tycho de Brahe, Johannes Kepler, Galileo Galilei u. s. w.); dieser schließen sich die Naturkunde und die Medicin an (Konrad Geseiner, Vesal, Fallopio, Eustachio, William Harvey u. s. w.). Der zweite Abschnitt des sechsten Buchs behandelt die Philosophie, und zwar die Leistungen der italienischen Pantheisten (Giordano Bruno, Tommaso Campanella und Lucilio Vanini), der deutschen Theosophen (Jakob Böhme) und der englischen Empiriker (Francis Bacon). Der dritte Abschnitt endlich bespricht die pädagogischen Ansichten und Lehren von Luther, Melancthon, Trogenndorf, Michael Neumann genannt Neander, Johannes Sturm u. s. w. Mit Recht werden hier die Verdienste hervorgehoben, die sich Michel de Montaigne um das Erziehungswesen in Frankreich erwarb.

Das siebente Buch schildert in anziehender und ziemlich ausführlicher Weise die Geschichte der Poesie in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, England und Schottland.

Das achte Buch enthält eine gedrängte Uebersicht der bildenden Kunst, wie sich dieselbe in den Werken der vorzüglichsten italienischen, spanischen, deutschen, niederländischen, französischen und englischen Künstler offenbarte.

Im neunten und letzten Buche endlich finden wir, nach einem kurzen Rückblicke auf die geistigen Thaten während der ganzen Periode vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, eine höchst gelungene Darstellung des geselligen Lebens und Treibens in den hohen und niedern Ständen, in Krieg und Frieden, von der Wiege bis zur Bahre. Was z. B. die Beerdigung der Verstorbenen anlangt, so sagt der Verfasser darüber:

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts wurden in Deutschland fast allgemein die Todten bloß in Leinwand eingewickelt und ohne Sarg begraben, ja an manchen Orten noch bis in das 17. Jahrhundert, zu dessen Anfang in Nürnberg Geistliche ausnahmsweise in einer „Truhe“ begraben wurden. Vornehme Herren indessen wurden schon früher in Särgen und ausgemauerten Gräbern beisetzt. Begrub man ohne Sarg, so

trug man den Todten offen auf einer Bahre zum Friedhofe. Unter frommen Leuten oder solchen, die es scheinen wollten, war es bis zur Reformation (bei den Katholiken wol auch nachher) Sitte, sich in Kutten der Bettelmönche begraben zu lassen, weil letztere unter dem Bolle den Glauben verbreiteten, wer in ihren Kutten begraben werde, habe nur kurze Zeit im Fegfeuer zu bleiben. Die Leichenbegängnisse waren bei Reichen äußerst pomphaft; das Trauerhaus war ganz schwarz bekleidet, und lange Reihen Schwarzgekleideter folgten der Bahre. Wollte jemand an einem andern Orte, als wo er starb, begraben werden, so konnte diese Gunst von der Geistlichkeit nur mit den größten Opfern erkaufte werden, widrigenfalls man den Leichnam einfach im Hause liegen und verkaufen ließ. Leichenreden wurden erst nach der Reformation von den Protestanten (in Augsburg 1565) eingeführt. Bei Bestattungen von Kaisern und Königen kamen noch heidnische Gebräuche vor, wie z. B. namentlich die Pferdeopfer. Als Kaiser Karl IV. beerdigt wurde (1378), opferte man 26 Pferde, und auf dem letzten derselben ritt ein wohlgewappneter Ritter unter goldenem Trag-

himmel und — wie, erfahren wir nicht — „opferte sich mit dem Rosse!“ Bei der Leichenfeier des Kaisers Maximilian II., 1577, fünf Monate nach seinem Tode, wurden an seinem Grabe zu Prag die Pferde zwar nicht mehr getödtet, aber als „Oblate der Domkirche“ behalten.

Das in Rede stehende Werk trägt zwar einen entschiedenen wissenschaftlichen Charakter, doch verleugnet es den politischen und religiösen Standpunkt des Verfassers auf keiner Seite und verbietet wol das Motto: „Der Geist ist schärfer als die Klinge.“ Es ist „allen socialen, wissenschaftlichen, literarischen und religiösen Reformvereinen und allen treuen Kämpfern für Fortschritt und Aufklärung“ gewidmet. Unter allen Umständen gehört es zu den bedeutendern Erscheinungen, die uns in neuester Zeit auf dem Gebiete der Culturgeschichtsschreibung entgegengetreten sind.

Rudolf Woehn.

Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde.

1. Sonnenschein und Regen und ihre Einflüsse auf die ganze Schöpfung. Eine populäre Witterungskunde für Nicht-meteorologen von N. Granger. Mit einem Vorwort von S. W. Dove. Nebst einer Karte und eingedruckten Holzschnitten. Weimar, V. F. Voigt. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Eine populäre Wetterkunde ist schon lange ein allgemein und tief gefühltes Bedürfnis gewesen; es sind auch schon viele Versuche gemacht worden, demselben zu genügen, aber bis jetzt ohne vollkommen befriedigenden Erfolg. Die Aufgabe ist, wie es scheint, schwer zu lösen. Das vorliegende Werk ist nun in vielfacher Hinsicht ganz vortrefflich, besonders in dem Punkte einer sachverständigen gewissenhaften Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Meteorologie, allein es fehlt ihm noch eine wichtige Eigenschaft, nämlich der eigentliche populäre Zuschnitt. Wir erwarten von einer solchen Schrift, daß sie alles auf eine leichtfaßliche Weise so bespreche, daß der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung befriedigend zur klaren Anschauung gebracht wird. Der Verfasser ist unverkennbar ein gründlich gebildeter Wetterkennner, er weiß über vieles allgemein verständlich zu sprechen, berührt auch ziemlich alle wesentlichen Punkte, nur versäumt er das tiefere Eingehen gerade an den Stellen, wo die Wissenschaft außerordentliche Fortschritte errungen hat, aber das Popularisiren sehr schwierig ist. Da wird denn der Leser damit abgefertigt, daß die Sache für sein Fassungsvermögen viel zu hoch liege. Und eine ähnliche Wirkung macht auch das Anführen mancher Regeln, Thatsachen und Resultate, wenn dabei versäumt wird, die Gründe anzugeben, warum dies gerade so ist und nicht anders sein kann. Wir haben das Buch übrigens liebgewonnen und sind der festen Ueberzeugung, daß es sich einen großen Kreis von Lesern erringen wird. Sollte dann aber, wie wir es hoffen, eine zweite Auflage nöthig werden, so wird der Verfasser gewiß auch unsere Winke nicht unberücksichtigt lassen. Zu einer solchen wirklich populären Wetterkunde, wie wir sie in Gedanken haben, gehört indeß ein ganzer Fachmann, und wenn wir aufrichtig sein wollen, so können wir nur wünschen, daß sich Dove, der Schöpfer

unserer heutigen Meteorologie als Wissenschaft, selbst dazu verstände, Hand anzulegen. Wir haben auf diese Weise die besten populären Astronomen von Laplace, Arago und Bessel, die besten populären Chemien von Davy, Liebig und Hofmann, die besten populären Physiken von Faraday, Tyndall und Helmholtz erhalten. Haben diese großen Männer auch nicht überall das Ganze geben können, so liegt doch in dem Gegebenen ein meisterhaftes Vorbild zur Nachahmung. Und in Bezug auf die Wetterkunde ist auch gerade Dove schon mit ganz vortrefflichen Beispielen vorangegangen. Es ist aber bekannt, wie sehr ihn die wissenschaftliche Begründung der Meteorologie, gestützt auf die Verwerthung der Beobachtungsergebnisse von allen jetzt über die ganze Erde verbreiteten meteorologischen Stationen in Anspruch nimmt, sodaß ihm nur Zeit bleibt für gelehrte Abhandlungen und akademische Reden. Hat er doch noch nicht einmal die Zeit gehabt, eine seinen Forschungen entsprechende gelehrte Meteorologie im Zusammenhange herauszugeben, sondern immer nur Bruchstücke vom Ganzen; es ist also nicht zu verwundern, wenn er zu einer populären Bearbeitung der gesamten Wetterkunde noch weniger Muße gefunden hat.

Das auf die Leistung unsers Verfassers bezügliche Vorwort Dove's lautet:

Dr. Dr. Granger, der sich seit mehreren Decennien an der Arbeit des preussischen meteorologischen Instituts mit der größten Ausdauer betheiligte, hat in der vorliegenden Schrift ein so klares Bild des atmosphärischen Lebens entworfen, daß dieses nur der Anschauung, nicht meiner Empfehlung bedarf. Wenn ich sie dennoch in voller Ueberzeugung ausspreche, so geschieht es deswegen, weil man nicht voraussetzen berechtigt ist, daß ein auf dem Gebiete der Chemie anerkannter Schriftsteller sein Interesse gleichzeitig einer andern Disciplin mit gleichem Erfolge angewendet hat.

Damit ist der Schrift wie ihrem Verfasser eine ehrenvolle Begutachtung zu theil geworden, welche wir nach innerer Ueberzeugung begründet finden.

Außer der Einleitung vertheilt sich der Inhalt des Werks auf sechs Kapitel. Das erste bespricht die Atmosphäre

in physikalischer und chemischer Beziehung. Das zweite behandelt die Gesetze der Thätigkeit der Wärme in der Atmosphäre und in der Oberfläche der Erde. Das dritte bespricht die Winde. Das vierte erklärt den Kreislauf des Wassers. Das fünfte bringt alles in einen gesetzlichen Zusammenhang, was in dem Luftkreise auf Wetterveränderung Bezug haben kann. Das sechste beschreibt und erklärt alle hauptsächlichsten meteorologischen Instrumente. Vielleicht wäre es wol besser gewesen, dies letzte Kapitel zum ersten zu machen, da es gerade das in sich schließt, für das Verständniß der andern nicht entbehrt werden kann.

Wenn der Verfasser bei der physikalischen Untersuchung unserer Atmosphäre die Ansicht ausspricht, daß dabei eigentlich gar nicht von einer obern Grenze die Rede sein könne, so freuen wir uns darüber und stimmen ihm gern bei. Nur thut es uns leid, wenn derselbe, wie in einer Anwendung von Reue, dennoch wieder einlenkt in die haltlose alte Auffassung:

Daß aber eine, wenn auch nicht genau bestimmbare Grenze vorhanden sein müsse, ergibt sich, außer aus den Gründen, durch welche oben die Schwere erwiesen wurde, auch daraus, daß, wenn die Atmosphäre sich bis ins Unbestimmte im Welt-raum erstreckte, alsdann alle übrigen Planeten, vermöge ihrer Anziehung auf dieselbe, sich eines dieser Anziehung entsprechenden Theils derselben bemächtigt und, indem sie diese An-nerzionen fortsetzten, die Erde um ein gutes Theil der ihr ursprünglich zugehörenden Atmosphäre beraubt haben wür-den. Von diesem allen ist aber bis jetzt nichts wahrgenommen worden.

Wie gesagt, wir hätten es lieber gesehen, wenn der Verfasser mit dieser Beweisführung gar nicht ans Licht getreten wäre, da sie im Grunde nur dafür spricht, wie unklar und schief das eigentliche Wesen der Erdat-mosphäre hier aufgefaßt worden ist. Der Verfasser hat von Dove recht viel gelernt, aber in dem eben berührten Punkte muß er von seinem großen Meister doch noch zulernen.

Die Hygrometrie behandelt das Werk gut. Das Ganze wird auf das bekannte August'sche Psychrometer gestützt:

Von der Oberfläche der befeuchteten Kugel findet nämlich so lange Verdunstung statt, als die Atmosphäre nicht vollkom-men mit Wassergas gesättigt ist. Die hierzu nöthige Wärme wird der Kugel des feuchten Thermometers entzogen; dieses steht also immer um etwas niedriger als das mit der nicht umhüllten freien Kugel. Der Temperaturunterschied zwischen den beiden Thermometern ist also zugleich das Maß für den Grad der stattfindenden Verdunstung und, da diese um so leb-hafter ist, je trockener die Atmosphäre bei der herrschenden Tem-peratur ist, auch für den Trockenheitszustand der Atmosphäre. Für diejenigen, die sich nur über den eben herrschenden Feuch-tigkeitszustand der Atmosphäre im allgemeinen unterrichten wollen, genügt ein einfaches Ablesen der beiden Thermometer, bezie-hentlich des Psychrometers. In der Meteorologie pflegt man den Wassergehalt nach der Quecksilberhöhe des Barometers zu bezeichnen, welchem das vorhandene Wassergas das Gleichgewicht zu halten vermag. Auf diese Berechnung, die etwas unpräzise ist, haben wir hier nicht Rücksicht zu nehmen, und bemer-ken nur noch, daß jeder Temperatur eine gewisse Menge Gas entspricht, über die hinaus bei dieser Temperatur die Luft kein Wasser mehr aufnehmen kann. Diese Temperatur ist der Thau-punkt. Erst bis auf diesen abgekühlt, trübt sich in Folge nieder-schlagenden, tropfbar flüssigen Wassers.

Hier wäre es gewiß wünschenswerth gewesen, wenn der Verfasser seine Darstellung nicht gar zu knapp

gehalten hätte, wenn er dabei hingewiesen auf Erfah-rungsbeispiele, welche innerhalb der Beobachtung der Leser lagen.

2. Die Gestaltung der Erdoberfläche nach bestimmten Gesetzen. Von D. Reichenbach. Mit einer Karte. Berlin, Paderb. 1870. Gr. 8. 15 Rgr.

Diese Schrift kommt weit her, von Philadelphia, ist aber dennoch gar nicht weit her. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, 1843 und 1849 zwei „Weltgebäude“ in die Welt gesetzt zu haben und führt sein Werk als Bruchstück aus einem System ein, an dessen Vervoll-machung er schon einige dreißig Jahre gearbeitet habe. Das ist eine lange Zeit, aber doch nicht lange genug, um ihn zu der Einsicht zu bringen, daß er eine vergebliche Arbeit unternommen hat. Alexander von Humboldt hat irgendwo einmal den Ausspruch gethan, daß weder in den himmlischen Künsten noch in den Formen der Continente der Erde ein allgemeines Gesetz aufgefunden worden sei. Unser Verfasser ist dagegen durch sein Nach-denken zur umgekehrten Ansicht gekommen:

Die Fläche des Landes ist zu der des Meeres wie 1:2,33. Die Dichte des Meeres ist zur durchschnittlichen des Landes bis zur Durchschnittstiefe des Meeres wie 1:2,33. Die Ausdehnungen von Land und Wasser sind umgekehrt wie deren Dichten . . . Der Meridiankreis zerfällt in vier natürliche Bogen, zwei polare, je 46° 56', und zwei äquatoriale, je 133° 4' lang; aber 2. 46° 56': 2. 133° 4' gerade wie 1:2,33.

Und nun wird gesucht und gefunden, daß überall bei der Gestaltung der Erdoberfläche dasselbe Gesetz in dem Verhältniß von 1:2,33, oder 1:(2,33)², oder 1:(2,33)³, oder 1:√2,33, oder 1:(√2,33)³ gelte. Hiernach sollte man fast glauben, der Verfasser sei ein tüchtiger Mathe-matiker, aber dem ist nicht so, und er verwahrt sich gleich selbst dagegen, und zwar mit folgenden merkwürdigen Worten:

Ich lasse die Mathematik aus. Ich bin der Aufgabe nicht gewachsen, sie einem so verwickelten Problem gegenüber anzu-wenden. Ein Gauß oder ein Laplace würde Fertigeres liefern, er würde vielleicht blenden, wo wenige folgen können. Doch führt die Formel bisweilen die Gedankenverbindung. Ist die Prämisse falsch, stempelt sie das Falsche wahr und wird zum Gemüth. Die wichtigsten Gesetze sind ohne vollkommene An-alyse entdeckt worden.

Der Verfasser nennt seine Methode des Forschens eine philosophisch-empirische und stützt dieselbe auf fol-gende Grundsätze:

Alles hat nur Sinn und Maß durch Gegensatz. Das Product ungehörten Zusammenwirkens proportionaler Kräfte muß regelmäßig sein. Solange ich nicht gegen den Geist der Gesetze der Schwere verstoße, bin ich auf dem Wege der Wahrheit.

Schroff, kurz und absprechend zu sein ist ein durch-greifender Charakterzug des ganzen Buchs. Damit wür-den wir uns indeß schon vertragen können, wenn diese Eigenschaften nur gehörig mit geistigem Gehalte gepaart wären; doch wir können in dem Werk nur Originalitäts-sucht entdecken.

3. Unterhaltungen über einige Kapitel der Mécanique céleste und der Kosmogonie von W. Bette. Mit einer litho-graphirten Tafel. Halle, Neber. 1870. Gr. 8. 20 Rgr.

Es fehlt dieser Schrift nicht an klar ausgesprochenen Gedanken, an tief gehendem Wissen und Können, wobei

sogar die Mathematik bis zu ihren höchsten Stufen nicht ausgeschlossen wird —, und dennoch macht sie einen höchst unangenehmen Eindruck, weil sie diese vortrefflichen Eigenschaften nur dazu benutzt, um unsere astronomischen größten Größen, Newton, Laplace, Gauß, Bessel, Leverrier u. a., herabzuwürdigen, ja sogar der Betrügerei zu beschuldigen. Wie mögen sich Franz und Schöpffer voll innerer Lust und Freude die Hände reiben, endlich auch einen Mitkämpfer aus dem feindlichen Lager an ihrer Seite zu haben! Der Verfasser führt eine gewandte kritische Feder, und es ist daher sehr zu beklagen, daß dieselbe auf keinen ehrenwerthen Zweck hinarbeitet. Es gibt Naturen, welche sich darin gefallen, stets gegen den Strom zu schwimmen, welche in dem ewigen widerhaarigen Kampfe ihr Element des Lebens und Wirkens finden, welche nichts Höheres kennen als sich selbst und als von sich reden zu machen. Dies Gepräge trägt auch die vorliegende Schrift. Ihr Zweck wäre vielleicht ein verfehlter, wenn man sich nur entschließen könnte, sie todzuschweigen; die Erfahrung hat aber leider gelehrt, daß derartige Autoren ein solches Schweigen ebenfalls zu ihren Gunsten auszubenten verstehen, und daß ihnen erst recht der Ramm wächst, wenn sie gar keine Widerrede oder Zurechtweisung erfahren. Wir müssen uns daher doch dazu verstehen, Notiz davon zu nehmen.

Gleich im Anfange redet der Verfasser von Newton noch mit großer Verehrung, er nennt ihn den unsterblichen Verfasser der „*Philosophiae naturalis principia mathematica*“, worin versucht wird, den Causalzusammenhang aller Erscheinungen des Weltganzen durch die Annahme einer einzigen alles beherrschenden Grundkraft der Bewegung zu erfassen, sodas die gesammte physische Astronomie zu einem Problem der Mechanik gestempelt werde:

Man kann durchaus nicht in Abrede stellen, daß auf diesen sich durch seine Einfachheit empfehlenden Grundsatz der Gravitationslehre sich eine Menge von Erscheinungen zurückführen lassen, und daß der Verdruß des großen Meisters die Geister wach rief. Den Augen der staunenden Zeitgenossen erschloß sich gewissermaßen eine ganz neue Welt, ein nicht geahntes Wunderland. Indessen ist es mir doch einigermaßen wahrscheinlich, daß sich Newton's Theorie mit der Zeit wird einige Einschränkungen gefallen lassen müssen, und ich möchte raten, in dem nun einmal zum guten Tone gehörenden Newton-Cultus sich wenigstens von einer gewissen abgöttischen Ueberschwenglichkeit fern zu halten, und sich nicht gar zu weit zu wagen auf dem Drahtseile, welches, diesseits an den Pfeiler des Gravitationsgesetzes geknüpft, das ferne Ufer jenseit des Abgrundes vielleicht nur scheinbar erreicht.

Das ist gut und verständig gesprochen. Darauf wird nun die Sache kritisch, sogar mit tüchtiger mathematischer Unterstützung erwogen; doch kommen bald hier bald dort schon allerlei Bedenken vor. Und wenn er nun gar auf Laplace's „*Mécanique céleste*“ zu sprechen kommt, so findet er eine Fülle von Unsicherheiten und ungerathfertigten Trugschlüssen, welche ihn nicht bloß stutzig machen, sondern sogar zu dem Entschlusse treiben, diese ganze himmlische Mechanik für erfolglos und unnütz zu halten. Damit geht er nun weiter in seiner Untersuchung, und findet, weil er es wünscht, immer neue Widersprüche:

Also, selbst die ruhmgekrönten, glänzenden Erfolge, welche

Männer wie Leverrier und Adams durch ihre gelehrten Forschungen erzielt haben, sind nicht im Stande, uns zu unbedingten gläubigen Jüngern unserer integralreichen Himmelsmechanik zu bekehren, und das Misstrauen zu verschonen, mit welchem wir manche ihrer Lehrsätze und Orakelsprüche betrachten.

Man sieht, die Sprache des Verfassers wird allmählich immer gereizter, angreifender. Zuletzt tritt sie aber im vermeinten Siegesmuthe verhöhrend, verlachend und herabwürdigend auf. Da verschmäh't er denn auch nicht, seine ursprüngliche Hochachtung und Verehrung gegen Newton ganz aus dem Auge zu lassen und auf den großen Todten unbarmherzig loszuschlagen. Bei der Gelegenheit hält er es nicht einmal unter seiner Würde, die erbärmliche Anekdote von dem Apfelsfall auf Newton's Nase anmüthig zu nennen und sie mit innerm Behagen an den Mann zu bringen. Bekanntlich soll Newton durch diesen Zufall auf den Gedanken gekommen sein, daß der Mond nach demselben Gesetze wie der Apfel zur Erde zu fallen strebe, und da derselbe die Erde nie erreichen kann, so müsse nothwendig noch eine Seitenkraft auf ihn einwirken, welche dieses Nichttreffen veranlasse:

Aber gerade diese zweite bewegende Kraft hat uns noch kein aus Newton's Schule hervorgegangener Astronom einigermaßen erklärt oder nur begreiflich gemacht, obgleich sie doch augenscheinlich die Hauptsache, das eigentliche Agens ist, während man die Attraction des Centralkörpers blos die perturbirende Kraft nennen sollte, welche also den Mond z. B. nöthigt, auf seiner elliptischen Bahn um die Sonne eine Anzahl von Pendelschwüngen zu machen, und so statt einer Ellipse ein Duzend flacher und langgestreckter Epicycloiden zu beschreiben. Wie sich auch die Planeten drehen und wenden, sie kommen nicht über die ein wenig aus Romische streifende Erklärung hinaus, daß jeder Planet bei seiner Erschaffung oder einige Tage später durch einen gnädigen Fußtritt aus dem Paradiese gestoßen worden ist, sodas er nun rahelos umherwandern muß bis ans Ende der Tage.

Das ist eine leichtfertige, sehr jugendliche Sprache. An einen Mann von reifer Verstandesbildung, an einen Mathematiker von scharfer Denkraft und würdevollem Ernst denkt dabei kein Mensch. Doch sind diese lächerlichen Jugendauswüchse nicht immer da. Das Buch bringt auch ab und zu ganz vortreffliche, sogar beherzigenswerthe Gedanken, jedoch sehr sparsam, als wollte es diese eble innere Seite ja nicht gern erkennen lassen.

Wir geben auch zu, daß gegen die allgemeine und unbedingte Gültigkeit der Newton'schen Theorie noch mancherlei Bedenken vorkommen können; sogar die anerkannt größten astronomischen Analytiker haben solche schon ausgesprochen, aber sie haben es nie anders als mit Würde und Achtung vor dem unsterblichen Begründer gethan, und stets nur da, wo sie Gelehrte vor sich hatten, die sie vollständig begreifen konnten; sie würden sich gewiß nie dazu verstanden haben, ihre Einreden zu einer belustigenden Unterhaltung für das große Publikum zu machen, wie es der Verfasser gethan hat.

4. Populäre naturwissenschaftliche Vorlesungen von Georg Firsich. Königsberg, Bon. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Nach dem Unmuthe, den die vorangegangene Schrift hervorrief, wirkt diese wie ein wohlthuernder Balsam auf eine schmerzhafteste Wunde. Ihr Inhalt ist

vortrefflich und die Art der Behandlung leicht faßlich, voll Gemüth und widerwilliger Ruhe.

Die erste von den vier Vorlesungen, welche das Buch enthält, spricht „Ueber den Zusammenhang der wissenschaftlichen und der religiösen Naturanschauung“; die zweite „Ueber Genuß und Berausigungsmittel“; die dritte „Ueber das Klima und seinen Einfluß auf den Menschen“; die vierte „Ueber Leben und Lebenskraft“. Man sieht, es sind dies schon oft behandelte, sehr zeitgemäße Kapitel; dennoch gewähren sie ein frisches Interesse durch die eigenthümliche Art der Durchführung, wie durch die verständige Milde der Abwägung aller Ansichten. Der Verfasser ist durchweg ein einsichtsvoller gerechter Richter. Damit könnten sich eigentlich alle Parteien friedfertig die versöhnende Hand reichen. Aber zu einem solchen Utopien wird die Gelehrtenwelt wol nie gelangen, weil der rechtshaberische Hochmuth mit seiner gereizten Empfindlichkeit eine nie vollständig zu heilende Krankheit ist. Wir bemerken nur noch, daß der erste Vortrag schon 1860 in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, die drei andern 1865—68 vor einem gemischten Publikum zum Besten eines Reisestipendium-Fonds für Studierende gehalten worden sind; daß der ehrwürdige Verfasser „diese harmlosen Blätter“ statt einer Jubeldissertation in die Welt schickt, da die Zeit seiner medicinischen Doctorpromotion im November 1869 sehr nahe 50 Jahre erreicht hatte. Wir bringen ihm nachträglich den herzlichsten Glückwunsch!

In der ersten Rede wird zunächst über die bedeutsame Alternative, ob bei den höchsten, allgemeinsten und fundamentalsten Abstractionen der Naturwissenschaft wesentliche Punkte übersehen worden sind oder nicht, so entschieden, daß das erste mit vollkommener Ruhe und Ueberzeugung verneint wird. So spricht sich der Verfasser auch für einen Schöpfungsanfang der Welt aus. Hat indeß die Wissenschaft in diesem Punkte sich mit der Bibel geeinigt, so ist es ihr doch in vielen andern orthodoxyen Auffassungen rein unmöglich, ihren Widerspruch aufzugeben, und bei dieser Gelegenheit kann der Verfasser es nicht unterlassen, sich über einige klägliche neuere Versuche zur Ausgleichung lustig zu machen:

Wenn in einer dieser Arbeiten das Problem, wie in der Arche Noah's das Futter für so viele Thiere habe Platz finden können, dadurch erklärt wird, die Thiere hätten bei dem Mangel an Motion und der unvermeidlichen Seekrankheit weniger Appetit gehabt; wenn in einer andern das Stillstehen der Sonne im Thal von Ajalon dadurch begreiflich gemacht werden soll, Josua habe freilich, da er es nicht besser verstanden habe, das Stillstehen der Sonne ersehnt, Gott aber habe schon gewünscht, wie es gemeint sei, und das Gebet durch Stillstehenlassen der Erde erhört. . .

Wir geben dem Verfasser vollkommen recht, daß die strenge Bibelgläubigkeit, welche sich mit solchen Erklärungen abfinden läßt, wobei die Würde der Schrift noch viel mehr als die der Wissenschaft leidet, durchaus nicht Ursache habe, sich über die Flachheit des alten Rationalismus zu beklagen. Der Heilighaltung der Bibel sollte eigentlich nie zugemuthet werden, daß sie zugleich als Lehrbuch der Physik, Astronomie und Geologie zu dienen hätte. Zuletzt kommt er zu folgendem Schlussergebnisse in

der Untersuchung über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur religiösen Weltanschauung:

In ihren Einzelforschungen spricht sie nie von Gott und soll nicht von ihm sprechen, weil sie sonst den Namen Gottes mißbrauchen würde; denn ihre Aufgabe ist nicht die Erklärung des Mytheriums, wie die Welt entstand, und die Gesetze, nach denen sie geschaffen ist, sondern das Verständniß dieser Gesetze und das Zurückführen alles Geschehenden auf sie. Es wäre aber unberechtigt und engherzig, deswegen die Naturforschung als dem Gottesbewußtsein fremd oder gar feindselig anzusehen: richtig verstanden, führt sie gerade demselben zu. Geben wir der Wissenschaft, was der Wissenschaft ist, und Gott, was Gottes ist.

In ähnlicher Weise sind die andern Vorlesungen durchgeführt. Alles hält die verständige Mitte. Der Verfasser wünscht aufrichtig ein allseitiges friedliches Zusammenwirken der Gelehrten bei ihrem Streben nach Aufklärung und Belehrung des menschlichen Geistes.

5. Bilder und Skizzen aus der Naturkunde. Gesammelte populäre Aufsätze des G. Anton Martin. Mit 50 Holzschnitten. Zweite Auflage. Wien, Lehner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das ist ein sehr gutes Buch. Es enthält viel, was für sich jung und alt gleich lebhaft interessiert. Alles, was es bringt, ist kurz und bündig behandelt und, was es sein kann, auch gelegentlich ein treffendes Wortchen Spatz und Witz eingestrichen. Es scheint auch der Werth des Buchs rasch erkannt worden zu sein, da schon nach kaum zwei Jahren eine zweite Auflage nöthig wurde.

Die Aufsätze beziehen sich auf die Erforschung der Natur mit Hilfe des Mikroskops und des Fernrohrs, auf Mittheilungen aus den Gebieten der Physik und Meteorologie, aus der praktischen Naturgeschichte und der Technologie. Das Ganze bildet eine Sammlung von Besprechungen solcher Gegenstände, welche durch allerlei Zeitereignisse angeregt worden und worüber das denkende große Publikum gern ein verständiges Wort der Erklärung entgegennimmt. Die Darstellung ist nirgends flach, freilich auch nicht gelehrt und wissenschaftlich erschöpfend.

Es macht uns Vergnügen, etwas aus dem Werk herauszunehmen, was zur angenehmen Unterhaltung unserer Leser dienen wird. Der Aberglaube in der Naturwissenschaft ist dem Verfasser wie jedem vernünftigen Menschen sehr zuwider. Besonders unangenehm scheint ihm aber das Beibehalten des astrologischen Wahnsinns im Volkskalender zu sein. So theilt er aus einem Kalender für das Jahr 1852 folgenden Unsinns mit:

Der Planet für das Jahr 1852 ist der Mond. Er ist sonst an der Farbe lieblich, eine Zierde der Nacht, die Mutter des Thaues, mit Hilfe der Feuchtigkeith, wird unter die glücklichsten Planeten gezählt, ist von Natur kalt und feucht, scheint jedoch, daß er die Feuchte mit etwas Wärme vermehrt. Er regiert die Geburt des Menschen, das Hirn, an dem Manne das rechte, an dem Weibe das linke Auge. In der Stunde des Mondes ist listig auf Finanz zu gebrauchen (?).

Dann wird auch mitgetheilt, wie ein Kalendermacher in Salzburg auf den geistreichen Gedanken gekommen ist, den jedesmaligen hundertjährigen Kalender zu fabriciren. Derselbe schrieb ganz gemächlich für jeden Monat des kommenden Jahres das Wetter gerade so, wie es hundert Jahre vorher gewesen war, prophetisch nieder, sodaß wir

z. B. im Jahre 1871 dasselbe Wetter wieder haben wie im Jahre 1771. Wie Menschen mit klarem Verstande sich solchen Kalenderschmaus aufstischen lassen und ihn mit treuem Glauben genießen können, ist schwer zu begreifen. Doch gibt es in dieser Art noch viel andere ungläubliche Dinge, meint der Verfasser, und erinnert an den prophetischen Zank und Streit bei dem Umstoßen eines Salzfaßes; an das Unheimliche, zu dreizehn zu Tische zu sitzen; an das Lächeln, wozu eine Freundin die andere auffordert, wenn sie ihr eine Stecknadel leiht; an das Niedersetzen eines Besuches, um den Schlaf nicht fortzutragen; an die Heilwirkung durch Besprechen u. s. w. Einiges wollen wir indeß ausführlicher geben, weil es für manche gläubige Seelen von Nutzen sein könnte:

Mittel gegen das kalte Fieber: Man schreibe die Anfangsbuchstaben der Namen des Patienten auf eine bittere Mandel und lasse sie den Kranken stillschweigend verzehren. — Mittel gegen Zahnweh: Man schreibe die beiden Vor- und den Zunamen des Leidenden in drei Zeilen, in dreifacher Ordnung, z. B. Karl Fritz Mayer — Fritz Karl Mayer — Mayer Karl Fritz —, auf ein Blättchen Papier und nagele es mit einem kleinen Nagel an die Zimmerthür. — Mittel gegen die Gicht: Man gehe drei Tage des Morgens vor Sonnenaufgang zu einem Fliederbaume, fasse ihn an und spreche: „Flieder, ich habe die Gicht und du hast sie nicht — nimm sie mir ab — damit ich sie auch nicht hab.“

Um jedoch nicht zu sehr zu ermüden, wollen wir mit dieser geheiligten Dreizahl von Beispielen schließen, sonst möchte sich die Sympathie in Antipathie gegen den Verfasser dieses Aufsatzes verwandeln, wenn er es nicht verstände, zur rechten Zeit abzubrechen.

Wir lenken die Aufmerksamkeit nun auf einen interessanten Aufsatz mit der Ueberschrift: „Ueber Aquarien.“ Der Verfasser ist der Meinung, daß sie jetzt ein wesentliches Hülfsmittel zur naturhistorischen Belehrung abgeben und neben den Botanischen und Zoologischen Gärten einen gleichberechtigten Platz der Nothwendigkeit und Wichtigkeit einnehmen. Das sind Ansichten, worüber sich streiten läßt, und obgleich wir ihm gern recht geben, so glauben wir doch, daß dabei ein bißchen Mode mitredet, besonders wenn die Sache so großartig theatralisch angelegt ist wie in Berlin, Hamburg und andern großen Städten. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß

eine Menge naturhistorische Individuen im Meere leben, bei denen die Naturforscher die Frage noch nicht entschieden hätten, ob sie zu den Thieren oder zu den Pflanzen zu zählen seien:

Vor allem sind es die Anemonen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es gibt eine Menge Arten derselben, die sich wesentlich voneinander unterscheiden. Im allgemeinen bestehen sie aus einer fleischigen Walze, die mit einem Ende am Felsen sesshaft, während am andern Ende zahlreiche Fühlfüßen in mehreren Reihen hervorstechen. Diese Fühlfüßen vermag das Thier auszubreiten und wieder einzuziehen. Im erstern Falle gleicht es einer Blume, daher auch der Name. Selbst über dieses Thier hat man gestritten, ob es wirklich Thier, oder doch nur Pflanze sei; die Anatomie desselben entschied aber zu Gunsten der ersten Meinung. Diese Thiere besitzen einen Magen, welchem sie die Nahrungstoffe durch die Fangarme zuführen. Johnston erzählt nach Laves einen sehr interessanten Fall. Er besaß einmal ein Exemplar der *Actinia crassicornis*, die ursprünglich zwei Zoll im Durchmesser haben mochte, aber es dahin gebracht hatte, die Schale einer großen Kammuschel von dem Umfange einer mäßigen Untertasse zu verschlingen. Die Schale hatte sich quer im Magen so festgesetzt, daß sie denselben vollständig in zwei Hälften schied, und der Leib war so kraff darüber gespannt, daß er dünn und glatt war wie ein Eiertuch. Jede Verbindung zwischen dem untern Theile des Magens und der Mundöffnung war natürlich aufgehoben; aber statt abzumagern und an Atrophie zu sterben, hatte das Thier den sehr widerwärtigen Vorfall als gute Gelegenheit sich zu Nutzen gemacht, um seine Geißel zu vermehren und seine Mahlzeiten zu verdoppeln. Es eröffnete sich an der Grundfläche ein neuer Mund mit zwei Reihen unzähliger Fühlfüßen, der zu der untern Hälfte des Magens führte, und so war es zu einer Art flammesthem Zwilling geworden, nur daß die gemeinsamen Partien enger zusammenhängen und ausgedehnter waren. Die Gesträngtheit eines solchen Thiers ist so groß, daß es alles und jedes Ding geraden Wegs in den Magen führt, es dort versucht und erst nach erwiesener Unverträglichkeit wieder auswirft.

Von den neuesten Fortschritten der Wissenschaften nimmt das Werk indeß noch wenig oder gar keine Notiz. So wird z. B. von dem unterseeischen Telegraphen nur bis zum Jahre 1865 Bericht erstattet. Das hinzugefügte Schlusswort: „So lauteten die damaligen Berichte; heutzutage telegraphirt man frischweg von einer Hemisphäre zur andern, und kosten 20 Worte 100 Gulden“, ist durchaus nicht befriedigend.

Heinrich Birnbaum.

(Der Beschuß folgt in der nächsten Nummer.)

Erzählende Literatur.

1. Dornen. Erinnerungen und Ahnungen in drei Romanen von Emil Vacano und Emerich Graf Stadion. Zwei Bände. Pesth, Federnast. 1869. 8. 2 Thlr.
2. Novellen-Bazar. Salonplaudereien von Emil Mario Vacano. Berlin, Lassar. 1869. 8. 1 Thlr.
3. Auf dornigem Pfade. Eine Künstlernovelle von K. E. Stab. Berlin, v. Decker. 1869. 8. 1 Thlr.
4. Neue Novellen. Von Gustav vom See. Hannover, Klümpler. 1869. 8. 1 Thlr.
5. Zwei heitere Geschichten. Von Adolf Mühelburg. Berlin, Origl. 1869. Br. 8. 25 Ngr.
6. Reflexe der Zeit. Novellen von Lina Bagt. Zweiter Band. Zerbst, Kömer und Eigenstodt. 1869. 8. 1 Thlr.
7. Rebelbilder. Skizzen von Lina Freifrau von Berlepsch. Mannheim, Schneider. 8. 20 Ngr.
8. Das schöne Kuisle oder Dreimal verlobt. Eine Erzählung von Gustav Jahn. Halle, Mühlmann. 1870. 8. 20 Ngr. 1871. 24.
9. Die Arbeitseinstellung. Lebensbild aus unserer Zeit. Frei nach dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
10. Fährstengebüchten. Von Schmidt-Weissenfels. Berlin, Hansfreund-Expedition. 1869. 8. 20 Ngr.
11. Erzählungen aus dem Taunus. Von H. von Moellendorff. Erste Sammlung. Mainz, von Zabern. 1869. 8. 1 Thlr.

Der Roman „Dornen“ (Nr. 1) überrascht uns mit der auf dem Gebiete des Dramas zwar heute selbst in Deutschland nicht mehr ungewöhnlichen, auf dem der Erzählung hier aber doch noch neuen Erscheinung einer Autorschaft von zwei Verfassern, Emil Vacano und Emerich Graf Stadion. Welcher Antheil an derselben diesem, welcher jenem zufällt, wissen wir zwar nicht, glauben aber nicht zu irren, wenn wir den Löwen-

antheil, die künstlerische Ausarbeitung der Charaktere und Situationen, überhaupt die ganze Detailarbeit an dem in Erfindung der Handlung, Schürzung und Lösung des Knotens nur unbedeutenden und in seinem letzten Buche sogar größtentheils in hohle Phantastik zerfahrenden Roman dem zuerst genannten, seit mehreren Jahren durch zahlreiche pitante und farbenfrische Schilderungen in Novellen und Feuilletons bekannt gewordenen Vacano zu schreiben, dessen eigenartiger Stil sich fast auf keiner Seite des vorliegenden Werks verleugnet.

Es treten uns hier aus dem modernen Gesellschaftsleben der österreichisch-ungarischen Aristokratie Persönlichkeiten und Verhältnisse mit einer Lebenswahrheit der Details entgegen, die uns den frappirenden, allerdings nicht immer gerade ästhetischen Eindruck photographisch getreuer Aufnahme von wirklichen Existenzen macht. Leider ist dies minutiös geschilderte Treiben von Comtesse und Baronessen, von Magnaten und Schlossherren, von hochadelichen Husaren- und Jägerlieutenants u. s. w. überwiegend flach, schal und frivol. Im Mittelpunkt dieser gesellschaftlichen Misère stehen, sich nur wenig über sie erhebend, die beiden Heldinnen des Romans: die eine, die zartbesaitete, nervöse, jeden Augenblick „sterbende“ Gräfin Elmerice, um gebrochenen Herzens darin unterzugehen; die andere, die hartgestählte, grobstämmige, immer hochgeschminkte und „brüllende“, bedenklich in die Demi-Monde-Sphäre hinüberschillernde Baronin Valero, um ihr mit jeder Stirne bis zum letzten Athemzuge Trost zu bieten. Die Charakteristik dieser beiden blaublütigen Frauen, von denen die letztere wie ein böser Dämon in das Leben der erstern eingreift, ist in ihren schroffen Gegensätzen mit vielem Geist und Humor durchgeführt, während in den tragischen Wendepunkten auch die Saiten des Gemüths und des Herzens nicht unberührt bleiben.

Das erste Buch des in drei Bücher abgetheilten und „den Verarmten im Herzen“ gewidmeten Romans, welches den ganzen ersten Band füllt und den bezeichnenden Separattitel führt: „Die Camellien der Gräfin Elmerice. Capriciöser Roman. Unsern lieben Freunden in der kais. königl. österreichischen Armee gewidmet“, schildert in vorwiegend humoristischer Haltung, mit einem wahren Sprühfeuer von Witz und Laune die gewagten Abenteuer der beiden Heldinnen vor ihrer Verheirathung, resp. Wiederverheirathung und hat hauptsächlich eine galizische Garnisonstadt zum Schauplatz. Hier zeigt sich Vacano's frappante realistische Darstellungsgabe von der glänzendsten Seite, wenn sie auch häufig bis an die äußerste Grenze des Erlaubten, mitunter sogar darüber hinausgeht. Das ästhetische Gefühl wird denn doch gar zu empfindlich verletzt durch Schilderungen wie die folgende:

Es hatte geregnet, während sie im Kaffeehause gewesen waren. — „Nun?“ fragt die Valero, indem sie ihr rothes Seidenkleid durch die Pfützen schleift. — „Er ist wunderschön! Er“ — „Wer?“ ruft die Valero entrüstet mit kleinen Augen und bleibt mitten in einer Pfütze stehen, daß sich der Roth an ihrem Kleide handhoch seiffaucht. — „Nun, er, Ivo!“ sagt Elmerice, ohne stehen zu bleiben. „Ich war albern heute, ich habe mich ungeschickt benommen, er hätte sich sonst gewiß zu unserm Tisch gesetzt.“ — „Natürlich“, brüllt die Valero,

schnell unter den Laternen weiterschlagend mit ihrer Pfütze. „Ich habe dich nicht begriffen. Ich habe mein Ansehung sicher, dieser Rede ist die Krone der Garnison, und er wird mir Sonntags seine Aufwartung machen. Du suchst fertig zu werden, wie du vermagst. Deinen Schwarzen hast du dir vertrieben für immer!“

Das zweite, den größern Theil des zweiten Bandes füllende Buch, betitelt: „Elmerice von der Düne. Der Roman einer kinderlosen Frau“, und die Widmung tragend: „A Madame la Princesse Marie Storzeno-Harcourt“, führt das Schicksal benannter Heldin, auf die sich schon im ersten Buch unser Hauptinteresse concentrirt, zum tragischen Abschluß und damit auch im Grunde den ganzen Roman.

Nach dem Tode Elmericens kann die Weiterentwicklung der Lebensschicksale der frivolen Valero nur noch ein untergeordnetes Interesse haben. Sie bildet den Inhalt des dritten Buchs, das den Titel führt: „Auf schwindelnder Höhe. Ein geheimnißvolles Buch“, und die Widmung: „A Monsieur Gustave Doré, artiste célèbre et poète au crayon.“ Dies „geheimnißvolle“ Buch ist, wie wir schon oben andeuteten, die schwächste Partie des ganzen Werks. Unser Autor, der Realist par excellence, wird hier vielfach zum Phantasten. Am ergötzlichsten in der Zeitrechnung. „Achtzehn Jahre“, beginnt dies Buch, „waren seit dem Tode der Frau von der Düne vergangen.“ Da uns nun aber im ersten Buch aus Elmericens Reisepaß das Jahr „1840“ als ihr Geburtsjahr bekannt geworden (I, 45) und wir im zweiten Buch wenige Monate vor ihrem Tode ihren letzten Geburtstag, den „dreißigsten“, mit ihr feierten (II, 131), so befinden wir uns im dritten Buch nach Adam Riese bereits im Jahr der Zukunft 1888 und haben den seltenen Genuß, ein halbes Zukunfts-Menschenalter, das uns schließlich den 1870 noch in der Wiege schlummernden Sohn Elmericens als glücklichen Gatten der Valero'schen Tochter zeigt, im anticipirten Tempus praeteriti durchzumachen. Die Valero, obgleich äußerlich eine fromme Gläubige und sogar Mitglied des Ordens Jesu geworden, ist die unverbesserliche alte frivole Natur geblieben; sie schminkt sich selbst noch auf ihrem Sterbebette.

Eine klare sittliche Idee tritt uns aus diesen „Dornen“ nicht entgegen, obschon ein kurzes Vorwort sich bemüht, ihnen nachträglich eine solche unterzulegen mit den Worten: „Verflucht und unerbittlich sind die Dornen, auf denen die Selbstsucht wandelt; gesegnet und knospengrün sind die Dornen, die die Liebe sich um die demüthige Stirn windet.“ Nur annäherungsweise läßt sich das erstere auf das Lebensbild der Valero, das letztere auf das der Gräfin Elmerice anwenden.

Einen für Herz und Gemüth nicht minder unerquicklichen weiblichen Lebensabriß aus der aristokratischen Salonsphäre bietet die Novelle „Momentane Wahrheiten“ in Vacano's „Novellen-Bazar“ (Nr. 2). Hier ist es die emotionsbedürftige blasirte Frau Prinzessin Georgina Paläologos, welche, nachdem sie eine Reihe von Liebesverhältnissen mit eleganten Cavalieren eins nach dem andern, zuletzt auch ihr eheliches zu dem Gemahl und seitdem noch wieder ihre allerneueste Passion für den jungen Grafen Rafael als Illusionen, als nur „momentane Wahrheiten!“ erkannt und leichten Her-

zens abgebrochen hat, an der Erkenntniß einer tiefen, endlich einmal Dauer für die ganze Lebenszeit verheißenden, aber leider hoffnungslosen Liebe zu einem katholischen Priester verzweifelt, indem sie sich vor dessen eigenen Augen erschließt und so par force diese letzte Liebe zu einer „ewigen Wahrheit“ stempelt. Wie affectirt und manierirt! Ungleich sympathischer sind die auf einfachern Lebensverhältnissen basirenden, aber an wirklich poetischen Zügen reichen Erzählungen: „Um seinetwillen“, „Das Testament des Doctor Irnerius“, letztere namentlich von prächtiger charakteristischer Haltung, sowie die Idylle „Röschen im Walde“. Das Phantasiestück „Der arme Hans“ zengt ebenfalls von poetischer Auffassungskraft, bis auf die Vision des sterbenden verwaisten Knaben, die sich zu realistisch gibt, um der elegischen Situation ganz zu entsprechen. Diese Novellen erschienen einzeln schon früher in Zeitschriften.

N. L. Stab's Novelle „Auf dornigem Pfade“ (Nr. 3) zeigt mit Vacano's „Dornen“ nur im Titel Verwandtschaft. Aus der ihren stofflichen Kern bildenden künstlerischen und sittlichen Entwicklung der jungen Schauspielerin Anita Förster tritt uns überall eine achtungswerthe ethische Tendenz entgegen, die gegenüber den vielfachen Gelegenheiten zu frivolen Schilderungen, wie sie das schlüpfrige Terrain des Theaterlebens bietet, einen doppelt wohlthuenden Eindruck macht. Gleichwol ist den berechtigten Anforderungen der Realität nichts vergeben. Die Schattenseiten der theatralischen Laufbahn, namentlich für das Weib, die unsichere, schwankende Existenz der Künstlerin, die rasche Aufreibung ihrer physischen und geistigen Kraft, die Cabalen neidischer Colleginnen, die unlauteren Motive, die so oft ihrer Behandlung seitens der Directoren zu Grunde liegen, das gewissenlose Treiben der Mehrzahl der Theaterrecensenten und Agenten, die leichtfertigen Vorurtheile des Publikums gegen das Weib in der Künstlerin, die schamlosen und perfiden Anschuldigungen, denen sie immer und immer wieder ausgefetzt ist: diese Schattenseiten alle werden von dem in den Theaterverhältnissen wohlbewanderten Verfasser zu lebendiger Anschauung gebracht, aber mit jener Schonung des Hartgefühls, welche die Lectüre unbedenklich auch dem schönen Geschlecht gestattet. Da wir möchten Stab's Novelle sogar ausdrücklich allen jungen Damen empfehlen, welche ein „unbezwinglicher Trieb“ zur Bühne treibt, damit sie eine richtige Idee erhalten von dem, was sie auf diesem „dornigen Pfade“ erwartet, und wenn sie besonnen geachtet nicht zurückschrecken, dann wenigstens doch wissen, wie sie sich am besten gegen diese Dornen zu schützen haben.

„Neue Novellen“ des altbewährten trefflichen Erzählers Gustav vom See (Nr. 4) werden jenem Lesepublikum, das für Geist und Gemüth gleichmäßige Anregung und zwar in einer künstlerisch geklärten Form sucht, stets willkommen sein. Als die bedeutendste der hier gebotenen drei Novellen erscheint uns diejenige, die den Titel „Der Rittmeister“ führt und über ihren Helden, den Märtyrer einer unglücklichen Ehe, sehr geschickt den Schleier eines romantischen Geheimnisses breitet, um ihn erst nach dem Eintritt des entscheidenden Wendepunktes zu lüften.

„Dämonisch“ ist ein in der Künstlersphäre spielendes, ergreifendes Lebensbild mit tragischer Katastrophe, wie es eine große Haupt- und Residenzstadt nur zu oft in der Wirklichkeit bietet. Gleichsam die heitere Rehrseite zu demselben bildet die reizende Erzählung „Scheherasade“, die mit harmlosem Humor die Médifance kleinstädtischen Gesellschaftslebens geißelt.

Mit letzterer Erzählung wetteifert an heiterster Laune die erste der „Zwei heitern Geschichten“ von Adolf Mügelburg (Nr. 5). Sie führt den Titel: „Ein Sohn, der seinen Vater belagert“, und hat den durch seine barocke Kunstliebe und seine phantastischen Feste auf Gut Rogwald berühmt gewordenen geistvollen schlesischen Sonderling Joseph Grafen von Hobitz (geb. 1706, gest. 1771) zum Helden. Das übermüthige Abenteuer, das hier aus dem Jahre 1734 von dem damals 28 Jahre zählenden, nur kürzlich erst mit der Schwester Friedrich's des Großen, der verwitweten Markgräfin Sophie von Baireuth, vermählten Hobitz erzählt wird und in welchem auch Sophie eine bedeutende Rolle spielt, bildet, indem es den finanziell Ruinirten noch zu des Vaters Lebzeiten und gegen dessen Willen in den Besitz von Rogwald setzt, gewissermaßen den Abschluß der tollen Jugendstreiche dieses phantastischen Querkopfes. Weniger angesprochen hat uns, im Stoff wie in der Darstellung, die sich beide etwas trivial geben, die zweite Geschichte: „Lord John und Lodoiska“, welche die Schwindeleien eines modernen Gannerpaars in einem süddeutschen Bade zum Gegenstand hat.

Die gesunde, vorurtheilslose Auffassung von Menschen und Verhältnissen, die eingehende, feine Charakteristik, die geistige Vertiefung inmitten anmuthender künstlerischer Gestaltung des Stofflichen, die wir vor Jahresfrist an dem ersten Bande von Lina Bagt's Novellenammlung „Reflexe der Zeit“ zu rühmen hatten (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1869), macht sich auch in dem uns jetzt vorliegenden zweiten Bande (Nr. 6) geltend. Die Novelle „Ein Fürst“ gibt ein Zeitbild aus der deutschen Bewegungsperiode von 1848—50, das wir als ein treffendes bezeichnen dürften, wenn nicht die tragische Schlußkatastrophe, der Selbstmord des regierenden Landesherrn, zu welcher unsere moderne Fürstengeschichte keinen analogen Vorgang bietet, ein störender Anachronismus wäre, der um so mehr auffällt, als es zu einer entsprechenden Lösung der novellistischen Verwicklung am wenigsten eines so wichtigen, in keinem Verhältniß zu seinen Motiven stehenden tragischen Effects bedurfte. Die in Rom spielende Novelle „Charitas“ schildert mit glühendem Colorit in dem Uebertritt eines jungen protestantischen deutschen Geistlichen zum Katholicismus den dämonischen Zauber des geschichtlichen und kirchlichen Rom, dem sich in letzterer Beziehung, der kirchlichen, wol noch ein weiteres charakteristisches Moment hätte abgewinnen lassen, wenn die frivole römische Schöne, deren bestrickende Sinnenliebe das Hauptmotiv für die Verlehrung und die später aus ihr hervorgehende Seelenströmung des jungen Deutschen abgibt, als Werkzeug der römischen Kirche dargestellt wäre. Als Gegenstück zu dieser zum geistigen Ruin führenden Verlehrung vollzieht sich in der folgenden, „Fektit der Gedanken“ betitelten Novelle der Uebertritt eines katholi-

schen Geistlichen zum Protestantismus und damit zugleich dessen Heilung von einer chronischen Krankheit unsers Zeitgeistes, die Lina Vagt Hektik der Gedanken nennt. Uebrigens ist Pater Eustachius nicht die einzige „moderne Hamletsnatur“, an welcher die Verfasserin die Symptome dieser geistigen Krankheit, mehr oder weniger charakteristisch, zu schildern versucht. Es geschieht dies auch noch an dem lyrischen Dichter Moritz Sanders, der, nicht so glücklich wie jener, an ihr zu Grunde geht, und wol am meisten charakteristisch an dem Gelehrten Dr. Kurzius — einer der gelungensten Charaktere Lina Vagts —, welchem die Liebe zu der die Hauptrolle in der Erzählung spielenden Heldin Stella volle Genesung bringt. „Himmel und Erde“ ist eine Conversationsnovelle nach dem Muster Tiedts, in der eine gesellschaftliche Debatte zwischen Idealisten und Realisten den Mittelpunkt bildet und schließlich eine veröhnende Ausgleichung findet auf Grund zweier als demonstrationes ad oculos eingeschachtelter kleinerer Novellen, von denen die eine, „Ein Geiger“ betitelt und in Venedig spielend, ein Opfer des auf die Spitze getriebenen Idealismus, die andere, „Ein modernes Weib“ betitelt und in Paris spielend, ein Opfer des exklusiven Realismus schildert.

In Bezug auf den Stil können wir nicht unterlassen, die geschätzte Verfasserin auf häufig vorkommende, das Verständniß nicht minder wie den Wohlklang beeinträchtigende Härten ihres Periodenbaues aufmerksam zu machen, die hauptsächlich bei Häufung von Zwischenfägen durch allzu ferne Dislocation der betreffenden Zeitwörter und zu ihnen gehörigen Partikeln, sowie durch deren unmittelbare Aufeinanderhäufung am Schluß der Periode entstehen.

Manches Wahlverwandte mit Lina Vagt hat eine andere Debutantin auf belletristischem Gebiete, Lina Freifrau von Verlepsch, die sich mit einer Reihe kleinerer Erzählungen, Novellen, Genrebildern und Skizzen unter dem anspruchslosen Sammeltitel „Nebelbilder“ (Nr. 7) einführt. Nur zeichnen sich diese Erstlinge weniger durch bedeutenden geistigen Gehalt und bestimmt hervortretende Tendenzen, als durch Gemüthlichkeit, natürliche Frische und Anmuth der Darstellung aus. Vorzüglich gelungen sind der Verfasserin „Ein Tischgebet“ und „Nur Ein Tropfen“, beides humoristische Erzählungen aus dem schwäbischen Volksleben, welche die glücklichste Laune athmen und zugleich eine hübsche Moral enthalten. Auf den romantischen Ton gestimmt sind die Novellen „Unterm ewigen Licht“, „Aus unserer Zeit“ und „Das Gespenst im alten Herrenhause“. „Stella“ ist eine auf fünf Seiten sich beschränkende anregende Skizze, von der wir nur bedauern, daß sie nicht zu einer Novelle von ebenso viel Bogen ausgedichtet wurde. Auch das nur elf Seiten haltende frische Genrebild „Im bairischen Hochland“ hätten wir gern zu größerem Umfang erweitert gesehen, und dafür bereitwillig die ziemlich unbedeutenden Erinnerungsblätter „Callenberg“, „Aus der Kindheit“, „Ein Weihnachtsabend in München“ preisgegeben, die wol mehr Interesse für die Verfasserin selbst als für das Publikum haben. Allerdings scheint es fast, als ob Frau von Verlepsch ihre Gaben ursprünglich nur für einen engern Leserkreis bestimmte, indem sie dieselben ihren

„lieben Dienenfreunden zur Feier des fünfundsanzwanzigjährigen Bestehens der (von ihrem Gatten redigirten) Dienen-Zeitung“ widmet. Ihre poetischen Schwingen dürften aber kräftig genug sein, um sich über den Dilettantismus hinaus zu höherm Fluge zu erheben.

Einen neuen Beweis entschiedenen Verufs zum Volksschriftsteller liefert der schon durch seine frühern, in mehrfachen Auflagen erschienenen kleinern „Erzählungen fürs Volk“ bewährte Gustav Fahn mit der vorliegenden größern Erzählung „Das schöne Luise oder dreimal verlobt“ (Nr. 8). Ihre einfache, aber bis ans Ende spannende Handlung gibt die praktische Lehre: „Ein Mann muß sich nicht eher verloben, als bis er im Stande ist, den eigenen Herd zu gründen, und ein Vater sollte seine Einwilligung nicht früher geben, als bis sich auch absehen läßt, wann die Hochzeit sein kann.“ Uebrigens kommt die „Dreimal Verlobte“ schließlich doch noch zu einem glücklichen Ziel, denn „Gottes Wege sind wunderbar“, und eben in dieser ausdrücklich betonten „Leitung Gottes“ offenbart sich die tiefer liegende religiöse Tendenz der Erzählung, die in dem vertrauensseligen Spruche gipfelt: „Es kann uns nichts geschehen, als was Gott hat versehen.“ Daß von einem solchem Gottvertrauen innerlich jedenfalls hoch beglückt den realen Lebensanforderungen gegenüber aber auch nur allzu leicht zu einem schlaffen Sichgehenlassen verleitet, welches sämmtliche Personen der Erzählung erfüllt, bis auf eine einzige, den skeptischen Freigeist Gerhard, und daß zu guter Letzt selbst auch dieser noch zu demselben bekehrt wird, darf uns nicht befremden. Spielt doch die Geschichte, von der übrigens der Verfasser versichert, daß sie „nicht erfunden, sondern dem wirklichen Leben entnommen“ ist, in dem frommgläubigen Halle um die Blütezeit der „christlichen Wiedererweckung“, wo die „Stillen im Lande“ sich auch außerhalb der Kirche in zahlreichen Conventikeln zu gemeinschaftlichen Andachten vereinigten, sich mit besonderer Vorliebe in Bibelcitaten oder frommen Kernsprüchen ergingen und voll Begeisterung für die Mission zur Bekehrung der Heiden schwärmten, wie denn auch einer der drei jugendlichen Freier der schönen Luise Schwärmer genug ist, der „Heidenmission“ zu Liebe mit blutendem Herzen seiner Verlobten zu entsagen. Ein getreues Zeit- und Lebensbild aus dieser eigenartigen Epoche überschwenglichen Gemüthschriftenthums, das noch viele der ältern Zeitgenossen in der Rück Erinnerung anheimeln dürfte, wenn es auch bei der nüchtern verständigen, im Realismus, resp. Materialismus wurzelnden Generation von heute nur wenig Sympathie finden wird, ist „Das schöne Luise“, zugleich ein kleines Meisterstück populärer Erzählungskunst in seiner lebensvollen, plastischen Schilderung der ausschließlich kleinbürgerlichen Charaktere, vor allem des biedern „Vater Hebler“, in seinen gründlichen und correcten Motivirungen der stetig sich entwickelnden Handlung, in seinem echt volkstümlichen und doch nie das ästhetische Gefühl verlegenden Stil. Nur hätten wir eine größere persönliche Reserve des Erzählers gewünscht, der an gewissen Stellen doch eine allzu merkwürdige Parteinahme für seine „Stillen im Lande“ an den Tag legt.

Den entschiedensten Gegensatz zu diesem einfachen, auf

die engen Grenzen des Familienkreises sich beschränken und vorzugsweise die Saiten des Gemüthslebens anschlagenden deutschen Lebensbilde bietet das mit effecthaschen Massenwirkungen von Figuren und Scenerie operierende englische „Die Arbeitseinstellung“ (Nr. 9), dessen Verfasser ungenannt geblieben. Der Titel ließe wol mit Recht als eigentlichen Kernpunkt dieses Lebensbildes eine tiefergehende Erörterung und Lösung der gerade jetzt wieder in zahllosen Arbeitseinstellungen allerorten in England, Frankreich und Deutschland so bedrohlich entbrennenden und überaus wichtigen socialen Frage des sittlich-rechtlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erwarten. Wir erhalten hier aber nur eine oberflächliche, rein äußerliche Schilderung der großen allgemeinen Arbeitseinstellung der Fabrikarbeiter von Manchester, und auch diese nur als Grundlage für den Aufbau eines großartigen Sensationsdramas mit allen möglichen Knalleffecten von Complot, Straßenkampf, Brandstiftung, Ver- und Entführung, Diebeshöhlen, Mord, Criminalproceß, Schwurgerichtsverhandlung, Todesurtheil und schließlichem — Triumph der Unschuld.

Was der bekannte Publicist Schmidt-Weisenfels in seinen „Fürstengeschichten“ (Nr. 10) bietet, ist eine Sammlung kurz und populär gehaltener politisch-historisch-biographischer Essays über Regenten und fürstliche Personen des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts, die mehr durch ihr wandelbares, wo nicht selbst tragisches Geschick oder durch ihre enge Verknüpfung mit großen geschichtlichen Katastrophen und Persönlichkeiten, als durch eigene hervorragende Bedeutung berühmt wurden. Der Verfasser ordnet diese Essays, die vereinzelt schon früher in Zeitschriften erschienen, in drei Gruppen. Die erste, mit der Ueberschrift „Verlorene Kronen“, umfaßt die vier Hauptmaitressen August's des Starken: Gräfin Königsmarck, Fürstin Lubomirska, Gräfin Kosel und Gräfin Orjelka, die allerdings, solange sie den König beherrschten, gewissermaßen auch Kronen trugen; Theodor von Corsica; Karl Stuart; König Murat; Karoline von England; Dom Miguel; Oberst Gustafson. In der zweiten Gruppe, überschrieben „Bourbon und Orleans“, figuriren der letzte Condé, die Herzogin von Berry, Karl X., Heinrich V. und Schloß Claremont; in der dritten Gruppe: „Die Napoleoniden“, die Stammutter Lätitia, der Enkel Herzog von Reichstadt, Kaiserin Eugenie, Prinz „Mon-Blon“, Prinzess Mathilde und Lucian Bonaparte der Cardinal.

Die stoffliche Behandlung ist im allgemeinen vielleicht zu anekdotenhaft und aphoristisch, fesselt aber durch geistvolle Aperçus, treffende Parallelen und die scharfe Betonung des sittlichen Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung im Walten der geschichtlichen Nemesis. Die Darstellungsweise ist klar, lebendig, charakteristisch und pitant. Daß sich mitunter in einigen stoffverwandten Essays, wie in der „Herzogin von Berry“ und „Heinrich V.“, in „Eugenie“ und „Prinzess Mathilde“ Wiederholungen finden, die stellenweise selbst bis zum gleichen Wortlaut des Ausdrucks gehen, rührt augenscheinlich daher, daß die einzelnen Artikel nach und nach in längern Zwischenräumen geschrieben wurden, was jedoch bei der Zusammenstellung derselben zu einem Buche dem Verfasser nicht den Vorwurf allzu sorgloser Revision ersparen kann.

Ebenso hätten billigerweise mit untergelaufene geschmacklose hohle Phrasen wie: „die Adressen schwammen leuchtend in einem Meer schlammiger Seligkeit“ verbessert werden sollen.

„Erzählungen aus dem Taunus“ (Nr. 11) sind die poetische Ausbeute sorgsamem Studiums, das H. von Moellendorf, Mitglied des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, auf das nur spärlich vorhandene und zerstreute Material an Chroniken, Urkunden und Abhandlungen über die Geschichte dieses an zahlreichen Ueberresten ehrwürdiger Baudenkmale aus grauer Vorzeit ebenso wie an landschaftlichen Schönheiten reichen und vielbesuchten Waldgebirgs zwischen Rhein und Lahn verwandt hat. Diese Erzählungen haben, indem der Verfasser Sage und Specialgeschichte mit der allgemeinen Zeitgeschichte zu verflechten, die vielfachen Lücken der erstern aus der Phantasie zu ergänzen und das Ganze dichterisch zu illustriren versucht und auch in der äußern Form sich der gebundenen Rede bedient, einen entschieden epischen Charakter.

Die erste der im vorliegenden Bande, welcher der bekanntesten Dichterin Adelheid von Stolterfoth, jetzigen Freiin von Zwiernlein gewidmet ist, veröffentlichten vier Erzählungen verherrlicht den imposanten Bergriesen „Altkönig“ und verbindet die uralte Volks Sage von der Geisterschlacht an diesem Berge mit der Geschichte des deutschen Königs Ariovist. Die zweite Erzählung feiert die Feste Königstein und zerfällt in zwei Theile: „Die Gründung“, die mit der Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig zum Christenthum in Beziehung gebracht wird, und „Der Untergang“, das Werk der Franzosen im Revolutionskriege von 1796. Die dritte Erzählung gilt dem „Feldberg“ und hat die grimme burgundisch-austraische Königin Brunhilde, die Todfeindin der noch grimmern Fredegunde, zur Heldin, der zu Ehren noch heute ein Quarzfels den Namen Brunhildenstein führt. Die vierte Erzählung, an den zweiten Kreuzzug und die heilige Hildegard anknüpfend, erzählt die Entsetzung der Feste Kronenberg und führt uns die Taunusritter Hartmuth von Alsborn, den Erbauer Kronenbergs, Graf Gerhard von Nürings, den Gründer des Nonnenklosters Kellers oder Ketteresse (heutiger Röderhof), und Ritter Schelm Kuhwin von Bommersheim vor. Eingeleitet werden diese vier kleinen Epopöen, die sich übrigens in verschiedenartigen, dem jedesmaligen Stoffe angepaßten Versstrophen bewegen, durch ein beschreibendes Gedicht: „Die Aussicht vom Hartberge“, das einen allgemeinen topographischen Ueberblick über die hervorragenden und in den Erzählungen eine Rolle spielenden Punkte des Taunus gewährt. Diesem Einleitungsgebidicht geht noch wieder voraus ein Prolog in Versen mit der Ueberschrift: „In den Taunus!“

Leider ist die in diesen Dichtungen zu Tage tretende poetische Kraft des Verfassers nicht stark genug, dem hier behandelten ziemlich spröden Stoff eine lebensvolle, künstlerische Gestaltung abzugewinnen und unsere Theilnahme irgendwie bedeutend über das rein Historische, Traditionelle, Antiquarische und Topographische emporzuheben. Häufig genug sinkt sogar die Dichtung bis zu trivialer Bänkel-

fängerei herab, wie namentlich im „Untergang der Feste Königlein“.

Wir haben jedoch billigerweise zu berücksichtigen, daß wir es mit einem Dilettanten in der Poesie zu thun haben, denn als solcher bekennt sich der Verfasser ausdrücklich

und mit rühmlicher Bescheidenheit in einem ausführlichen Vorwort über Entstehung und Tendenz dieser ursprünglich nur „zu eigenem Vergnügen unternommenen“ und erst „auf vielfache Zusprache von Freunden und Bekannten“ in Druck gegebenen Arbeit.

Feuilleton.

Hermann Fürst Pückler-Muskau.

In Hermann Fürsten Pückler-Muskau, welcher am 5. Februar aus diesem Leben schied, ist einer der eigenartigsten unter den Charakteren des modernen deutschen Schriftthums hingegangen. Es waren nicht sowohl glänzende und imposante geistige Eigenschaften als vielmehr scharf prononcirte und energisch durchgreifende persönliche Besonderheiten, welche die Erscheinung des Fürsten Pückler in der deutschen Literatur auf lange Zeit hinaus zum Querschnitt einer neuen geistigen Strömung machten. Mitten in die jungdeutsche Sturm- und Drangperiode hinein, in die Epoche, da von jenseit des Rheins der Liberalismus zu uns herüberwehte und die Romantik im Sterben lag, in die Säkularperiode, da am literarischen Zeithimmel in Deutschland ein ungewisses Feuer flammte, von dem man nicht wußte, ob es das Spätroth einer untergegangenen oder das Frühlicht einer aufgehenden Zeit sei, mitten in diese Epoche hinein stellte der abenteuernde Patronatsherr aus der Lausitz seine led emancipirte Persönlichkeit. Ausgestattet mit einem chevaleresken Wesen, welches die Gefahr und den Genuß gleich liebte, mit einer optimistischen Freigeisterei der Weltanschauung, welche sich bald factisch, bald phantastisch ausließ, trat der Fürst Pückler im Anfange der dreißiger Jahre in die literarische Arena und setzte, indem er diese Eigenschaften nicht ohne einen gewissen aristokratischen Tic in die Form geistvoll brillirender Reisebriefe zum Ausstrag brachte, dem hohlen Pedantismus und dem anmaßenden Philistertum, der physognomielosen Verschommenheit und der wässrigen Unklarheit der Literatur jener Tage die fest und bestimmt markirte, ebenso ritterliche wie freimüthige Persönlichkeit des modernen Touristen, des ersten deutschen Touristen von selbständiger Signatur entgegen.

Hermann Fürst Pückler-Muskau wurde am 30. October 1785 zu Muskau in der Lausitz geboren, widmete sich während der Jahre 1800—3 an der Leipziger Universität der Jurisprudenz und trat alsdann in sächsische Militärdienste, die er jedoch bald wieder verließ. Er unternahm nun eine Reise über Wien nach Frankreich und Italien und kehrte dann gerade früh genug in die Heimat zurück, um nach dem bald eintretenden Tod seines Vaters den ihm zufallenden Besitz der Stabsbesitzerschaft Muskau und eines großen Vermögens persönlich antreten zu können. Das Jahr 1813 fand ihn zuerst als Major in russischen Diensten, dann als Adjutant beim Herzog von Sachsen-Weimar und schließlich als Oberstlieutenant und Militär- und Civilgouverneur zu Brügge. Schon vor dem Kriege hatte er unter Beihilfe Schinkel's in Muskau großartige Verschönerungen, namentlich Parkanlagen unternommen. Nun, nach geschlossenem Frieden, ging er auf ein Jahr nach England und lag dort weitem Gartenstudien ob. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er bald in Muskau, bald in Dresden, bald in Berlin, vermählte sich im Jahre 1817 mit der geschiedenen Reichsgräfin von Pappenheim, der Tochter des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, von der er sich später scheiden ließ, und verweilte, nachdem er auf mehrere bedeutende Vorrechte seiner Adelsstellung verzichtet hatte und dafür im Jahre 1822 vom Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben worden war, während der Jahre 1830—31 wieder in England. Nach zweijährigem Aufenthalte in der Heimat ging er 1834 wiederum auf Reisen und lebte bis zum Jahre 1836 abwechselnd in Südeuropa, Nordafrika und Vorderasien. Heimgekehrt hielt er sich in Muskau bis 1845 auf und führte dann in Deutschland und Italien ein jahrelanges

Wanderleben. Sein eigentlicher Wohnsitz war um diese Zeit das Schloß Branitz im Kreise Cottbus, da er Muskau wegen nicht ausreichender Vermögensverhältnisse hatte verkaufen müssen. Auch Branitz verschönerte der Fürst durch herrliche Parkanlagen. Seit dem Jahre 1863 hatte er Sitz im Herrenhause. Bis an sein Ende war er körperlich gesund und geistig frisch und thätig.

Fürst Pückler debutirte in der Literatur mit den 1830 und 1831 erschienenen „Briefen eines Verstorbenen“, ein Pseudonym, welches er bei seinen spätern Veröffentlichungen beibehielt. Der Inhalt der „Briefe eines Verstorbenen“ setzt sich aus dem besten Rosairt harmlosen Geplauders, philosophischer Speculationen, farbenprächtiger Naturschilderungen, interessanter Porträts von bedeutenden Persönlichkeiten, politischer und ästhetischer Betrachtungen und namentlich vortrefflicher Sittenschilderungen aus England, Deutschland, Holland, Irland und Frankreich zusammen. Den Reisebriefen folgten im Jahre 1834 fast gleichzeitig mit den „Andeutungen über Landschaftsgärtneri“ die „Tamfratti“, fünf Bände kleiner Aufsätze von verschiedenem Werthe. „Jugendwanderungen“ (1835) waren die nächstfolgende Veröffentlichung Pückler's, die oben erwähnte Reise des Fürsten nach Italien schildernd. In demselben Jahre erschien „Semilasso's vorletzter Weltgang“. Aus den Papieren eines Verstorbenen“. Mit diesem Werke eröffnete der aus einem englischen Touristen zum kostantragenden Muselman gewordene Fürst die lange Reihe seiner Semilassoschriften. Dem eben genannten Reisewerke folgten: „Semilasso in Afrika“ (1836), „Die Vorläufer“ (1838), „Stüblicher Bilderjaal“ (1840), „Aus Rehemeh-Ali's Reich“ (1844) und „Die Rückkehr“ (1846—48). Gaben uns die „Briefe eines Verstorbenen“ reiches Material zur Beurtheilung der Zustände des Occidenten in den zwanziger und dreißiger Jahren an die Hand, so liefern uns die Semilassoschriften solches zur Würdigung der Verhältnisse des Orienten. Wie jene ergreifen sie mit großer Originalität ihre Gegenstände, und leihen diesen Gegenständen neben dem Reize, welchen sie objectiv besitzen, noch den subjectiven Zauber der selbständig ausgeprägten Individualität desjenigen, der sie schildert. Als die bedeutendsten dieser orientalischen Reisewerke des Fürsten Pückler müssen „Semilasso's vorletzter Weltgang“ und „Semilasso in Afrika“ bezeichnet werden.

Nach diesen Semilassoschriften hat Pückler nichts von Bedeutung mehr veröffentlicht. Unter der Einwirkung der Revolution von 1830 und den vorhergehenden Bewegungen hatte der „Verstorbene“ sein literarisches Wirken begonnen, unter derjenigen des stürmischen Jahres 1848 schloß „Semilasso“ es ab. Der orientalische Quietismus des „Halbmliden“ konnte nicht mehr gedeihen in der revolutionären Atmosphäre, in welcher ein neues Geschlecht seine ersten Thaten versuchte.

Die Literaturgeschichte wird den Namen des Fürsten Pückler-Muskau als denjenigen eines Mannes in Ehren halten, welcher das Seinige zur Emancipation der deutschen Literatur vom Wank der Romantik und zur Einleitung derselben in die Bahnen einer lebensstärkern Bethätigung beigetragen hat. Denn mögen die Fehler des literarischen Strebens Pückler's, zu denen in erster Linie manche stilistische Marotten und eine gewisse Zerfahrenheit der Compositionsweise gehören, noch so groß gewesen sein — der Geist seiner Schriften ist ein Ferment für die Entwicklung der Literatur geworden, welches nicht hoch genug angeschlagen werden kann: es war der erwachende

Geist des modernen Zeitbewußtseins, welcher aus diesen Schriften sprach.

Karl August Kurlzel.

Nicht immer ist der laute Ruf, der sich an einen Namen knüpft, der einzige Gradmesser einflußreicher literarischer Thätigkeit; es gibt Verdienste, die im Stillen bleiben und doch allgemeiner Anerkennung würdig sind.

Karl August Kurlzel, der langjährige Redacteur des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon“, der am 24. April 1871 verstorben ist, hat nur wenige literarische Arbeiten mit seinem Namen erscheinen lassen und zwar eine Kritik von Raumer's „Leben und Briefwechsel George Washington's“ in Ruge's „Halle'schen Jahrbüchern“ und zwei Aufsätze in Raumer's „Historischem Taschenbuch“ für 1843 und 1846: „Der Jesuit Strard und seine Heilige“ und eine „Geschichte der Law'schen Finanzoperation“; doch seine anonyme encyclopädische Thätigkeit übte dafür einen so weitreichenden Einfluß aus, daß viele namhafte Autoren ihn darum beneiden durften.

Kurlzel war als der Sohn eines kleinen Bürgers am 30. Juni 1808 in dem Städtchen Marktsta geboren, besuchte, unterstützt von einem Onkel, das Gymnasium in Orlitz und seit 1829 die Universität Breslau, wo er Theologie und Philosophie studirte. Seine Theilnahme an den burschenschaftlichen Bestrebungen verwickelte ihn 1834 in die damaligen demagogischen Untersuchungen; er wurde zu sechs Jahren Festung verurtheilt, aber nach einer Haft von wenigen Monaten, die er in Silberberg abbüßte, begnadigt. Vom preussischen Staatsdienst ausgeschlossen, wurde er Hauslehrer in einem adelichen Hause und gab sich seit 1838 in Leipzig literarischer Beschäftigung hin. Im Jahre 1847 erlangte er die sächsische Staatsangehörigkeit und die philosophische Doctorwürde von der Universität Marburg.

Seine Hauptthätigkeit widmete er den großen encyclopädischen Werken des Brockhaus'schen Verlags, indem er als Hauptredacteur die zehnte und elfte Auflage des „Conversations-Lexikon“ herausgab, als Mitredacteur sich an der neuen Auflage des Rotted-Weidner'schen „Staats-Lexikon“ betheiligte und überdies die an das „Conversations-Lexikon“ sich anschließenden Sammelwerke: „Die Gegenwart“ und die Erste Folge von „Unsere Zeit“, herausgab. In dieser erschienen von ihm mehrere sehr werthvolle Abhandlungen über „Die Kanallirung des Nihmus von Suez“ und über „Die Memoiren des Herzogs von Ragusa“.

Kurlzel war nicht nur eine seltene Arbeitskraft, er war ein Kopf von großer Präcision des Denkens, großer Schärfe der Logik. Es ist dies kein geringer Ruhm in einer Zeit, in welcher das Salbadern und Schönbreden in der Presse einen so breiten Raum einnimmt. In seiner Stellung hatte er hinlänglich Gelegenheit, diese Untugenden der jetzigen schriftstellerschen Generation kennen zu lernen, und überdies als Redacteur eines die höchste Präcision des Ausdrucks erfordernden Werks, wie das „Conversations-Lexikon“, die schwierige Pflicht, alle Ergüsse der Mitarbeiter auf die knappste und gedruckteste Form zurückzuführen. Welche Fülle von einer, wir möchten sagen „latenten“ Kritik ein Werk wie das „Conversations-Lexikon“ in der Würdigung aller Größen alter, neuer und neuester Zeit enthält, bedarf nicht erst der Erwähnung.

Kurlzel war ein gewissenhafter Kritiker, mochte er nun die Porten des Nachruhm's einer neuen Verklammertheit eröffnen oder eine bereits „vergilbte“ der frühern Auflagen aus dem literarischen Pantheon verweisen. Stets geschah es anspruchslos, niemals kletterte der Pfortner der Encyclopädie mit seinem Schlüsselbund. Kurlzel war überdies durchweg ein humaner Mann, der die angeborene schlesische Gemüthlichkeit nicht verleugnete. Mit ihm ist einer der „besten Köpfe“ geschieden — und gerade die „guten Köpfe“ sind seltener in unserer Zeit, als es den Anschein hat; denn in unserer Literatur machen wir oft nicht dem bedeutenden Kopf, sondern nur dem „Sut auf der Stange“ Reverenz.

Bibliographie.

Benede, B., Gedichte. Leipzig, Luchardt. 8. 15 Ngr.
 Fick, A., Die Welt als Vorstellung. Academischer Vortrag. Würzburg, Stabel. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.
 Freiligrath, F., Gedichte. Wohlfeile Ausgabe 10te Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.
 Friedberg, E., Der Staat und die katholische Kirche im Großherzogthum Baden seit dem Jahre 1860. Mit amtlichen Aktenstücken. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
 Für das Recht der freien Forschung. Vorträge. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1870. 8. 6 Ngr.
 Gerstel, G., Gedichte. Berlin, Lipperheide. 16. 1 Thlr.
 Glas, R., Prolog mit Musik und lebenden Bildern zur Eröffnung des herzoglichen Hoftheaters zu Altenburg am 16. April 1871. Altenburg, Schnapf. Gr. 8. 2 Ngr.
 Götzinger, E., Wahrhaftige neue Zittung des jungst vergangenen tutschen Kriegs. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 10 Ngr.
 Hartmann von Aue, Sechs Lieder und der arme Heinrich herausgegeben und mit Anmerkungen und einem Glossar versehen von B. Schulz. Leipzig, Teubner. 8. 7 1/2 Ngr.
 Hausbibliothek der Weltliteratur. 1ster Bd. 1stes Heft: Lessing's humanistische Schriften. Herausgegeben von M. Moltke. 1stes Bdehn. Die Erziehung des Menschengeschlechts. — Ernst und Falk. Leipzig, Deutsche Volksbuchhandlung. Gr. 16. 3 Ngr.
 Henrich, S., Deutsches Volkslied und deutsches Christenthum. Vortrag. Bremen, Müller. Gr. 8. 5 Ngr.
 Iken, J. F., Die evangelische Kirche Frankreichs. Ein Blick auf ihre Geschichte und ihre Bedeutung. Vortrag. Bremen, Müller. Gr. 8. 5 Ngr.
 Kist, L., Amerikanisches. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.
 Krügel, F., Zur Agitation für ein deutsches Theatergesetz. Vortrag über Theatergesetz und über die Ursachen der gegenwärtigen Lage der Theaterangehörigen etc. Leipzig, Luchardt. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Leibing, F., Deutscher Frühling 1871. Poetische Dichtungen zum Theil in den Formen des Minneangs. Berlin, Lipperheide. 16. 6 Ngr.
 Lemcke, C., Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit. 1ster Bd. Von Opitz bis Klopstock. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.
 Lotz, S., Ephemeren. Zeitgedichte. Augsburg, Kranzfelder. 16. 4 Ngr.
 Mürdter, J. F., 14 Briefe über christliche Erziehung. Eltern und Lehrern gewidmet. Stuttgart, Belfer. Gr. 16. 12 Ngr.
 Nie mann, C., Ueber Toleranz. Vortrag. Bremen, Müller. Gr. 8. 5 Ngr.
 Pauli, C., Ueber Familiennamen. II. Münden, Augustin. 4. 8 Ngr.
 Plönnies, Luise v., Maria Magdalena. Ein geistliches Drama. Heibelberg, Winter. Gr. 8. 28 Ngr.
 Pohl, C. F., Denkschrift aus Anlass des hundertjährigen Bestehens der Tonkünstler-Societät, im Jahre 1862 reorganisiert als „Haydn“, Witwen- und Waisen-Versorgungs-Verein der Tonkünstler in Wien. Auf Grundlage der Societäts-Acten bearbeitet. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.
 Regnet, R. A., Münchener Künstlerbilder. Ein Beitrag zur Geschichte der Münchener Kunstschule in Biographien und Charakteristiken. 2 Bde. Leipzig, L. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.
 Religion, Staat und Kirche in ihrem Verhältnis der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Ansprache an den Orthodoxismus aller ConfeSSIONen von einem alten Historiker. Hannover, Brander. Gr. 8. 10 Ngr.
 Richter, F., Denkwürdigkeiten aus Louis Napoleon's Leben und Regierung. Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.
 Richter, F., Die Hauptformen des Glaubens an Unsterblichkeit und die Gründe dieses Glaubens. Ein Vortrag. Jülich, Richter. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Ring, M., Seelenfreunde. Roman. 3 Bde. Berlin, Jantke. 8. 4 Thlr.
 Rougemont, F. v., Die wohlthätigen Rathgeber des Königs Wilhelm. Aus dem Französischen von E. A. R. Güterstob, Berteismann. Gr. 8. 10 Ngr.
 Sandboß, F., Offener Brief an den Verfasser der Schrift: „Der ideale und der geschichtliche Christus“ Herrn Dr. S. R. Hanne Lic. theol. Berlin, Bohne. 8. 5 Ngr.
 Schlosser's, K., neuester Geschichtskalender 1870. 2ter Jahrgang. 2te Abth. (August — December.) Nebst einem Register der Verstorbenen 1869 und 1870 und einem chronologischen Register nach den Städten geordnet. Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 16. 1 Thlr.
 Schmidt, H. R., Die Bedeutung unserer Zeit nebst einem Anhang. C. W. Arnt und Zeitgedichte. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 10 Ngr.
 Sohn, R., Die alteutsche Reichs- und Gerichtsverfassung. 1ster Bd. Die Fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Thlr.
 Strodtmann, A., „Altddeutschland in Frankreich hinein!“ Kriegserinnerungen. 2te Hälfte. Vor und in Paris. Berlin, A. Dunder. Gr. 8. 25 Ngr.
 Tischendorf, C. v., Die Sinaibibel. Ihre Entdeckung, Herausgabe und Erwerbung. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Lex.-8. 24 Ngr.
 Blane Weissen. Gedichte von Josephine. Hamburg, Niemeier. 8. 24 Ngr.
 Vorträge zum Besten der deutschen Invaliden gehalten im Gewandhaussaal zu Leipzig während der Monate Januar bis März 1871 von W. Köcher, G. Baur, G. Curtius, J. Egerma, G. Voigt, G. Ebers und F. Eredner. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 27 Ngr.
 Weber, H., Wider den Bettel. Ein Vortrag. Zürich, Herzog. Gr. 8. 4 Ngr.
 Werber, W. J. A., Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung. Mit einer Einleitung: Des Menschen Stellung in Natur und Geschichte. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 12 Ngr.
 Wernicke, B., Elsaß und Lothringen. Ein Vortrag. Münster, Ruffell. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschien:
**Leopold Schmid's
 Leben und Denken.**

Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben
 von
Bernhard Schroeder und Friedrich Schwarz.
 Mit einer Vorrede von Friedrich Rippold.
 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sehr zu gelegener Zeit kommt dieses biographische Werk über den im Jahre 1869 verstorbenen Professor der Philosophie Dr. Leopold Schmid, der bekanntlich zum Bischof von Mainz gewählt, aber als scharfer Gegner des Ultramontanismus vom Papste nicht bestätigt worden war. Denn er hat, wie Prof. Rippold in längerer Vorrede darthut, namentlich durch seine Schrift: „Ultramontan oder katholisch?“ den ersten Anstoß gegeben zu der Bewegung der Geister, welche jetzt auf katholischem ConfeSSIONSgebiete so lauten Nachhall findet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Atlas der Physik.

Nebst einem Abriss dieser Wissenschaft.

Von
Dr. Johann Müller.

10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text.
 Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.
 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In bequemer, compendioser Form umfaßt dieser von dem berühmten Physiker Professor Johann Müller in Freiburg entworfene und mit erläuterndem Text versehene Atlas correcte Abbildungen aller zum Studium der Physik erforderlichen Gegenstände. Er erregt in seiner systematischen Vollständigkeit größere, kostspielige Werke und empfiehlt sich bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise sowohl zum Gebrauch beim Unterricht als zur Selbstbeschäftigung mit dieser interessanten so vielfach ins praktische Leben eingreifenden Wissenschaft.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts und Studien.

Von

Rudolf Gottschall.

Dritter und vierter Band.

Paris unter dem zweiten Kaiserreich.
 Kulturbilder.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Den ersten zwei Bänden des Werks, in welchen der Verfasser eine Reihe „literarischer Charakterköpfe“ als Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit vorführte, schließen sich hier pariser „Kulturbilder aus dem zweiten Kaiserreich“ an: Schilderungen von Zuständen, die jetzt bereits der Geschichte angehören, deren getreue Abspiegelung daher für die Gegenwart um so werthvoller geworden ist. Leichtere Skizzen und ernstere Abschnitte wechseln miteinander, alle haben den frischen Reiz des unmittelbar selbst Gesehenen und Erlebten. Die im vierten Bande enthaltene Darstellung des französischen Dramas und Theaters dieser Epoche ist das Eingehendste, was bisher in Deutschland wie in Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von
J. E. Hitzig und W. Häring (Bilibald Alexis).
 Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Sechster Band. Erstes Heft.
 8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Eine Fabrik falscher Autographen in Paris und die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften über diese Autographen. (1863 und 1870.) — Das letzte Bekenntniß des Mörders John Vecker. (Pancaker in Pennsylvania. 1872.)

Wol noch nie hat in der Gelehrtenwelt ein Vorfall so peinliches Aufsehen erregt, wie der Betrug des Schwindlers Brain Lucas, welcher dem Akademiker Michel Chasles von ihm selbst gefertigte Autographen berühmter Persönlichkeiten aus allen Jahrhunderten verkaufte und sich nach und nach die Summe von 140000 Francs dafür bezahlen ließ. Der Proceß wider den Fälscher wird hier mit allen seinen merkwürdigen und interessanten Einzelheiten erzählt.

Der „Neue Pitaval“ ist in Heften zu 15 Ngr., die auch einzeln verkäuflich sind, oder in jährlichen Bänden zu 2 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lucas Cranach des Ältern Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von

Christian Schuchardt,

Director a. D. der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar.

Dritter Theil.

8. Geh. 2 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1851) haben gleichen Preis.

Die von allen Kunstlern hochgeschätzte Arbeit Schuchardt's über Lucas Cranach findet mit diesem dritten Theile, der nach dem Tode des Verfassers erscheint, ihren ergänzenden Abschluß.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschien:

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band.

Von Ravenna bis Mentana.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser schließt mit dem vierten Bande seine italienischen Wanderungen ab, die mit vollem Recht den anziehendsten und gediegensten Werken über Italien beigezählt werden. Geschichtsbilder aus älterer wie aus der neuesten Zeit, landschaftliche Schilderungen, Architektur- und Kunstbetrachtung bilden den mannichfaltigen und immer fesselnden Inhalt dieses Schlußbandes. Die drei ersten Bände haben den gleichen Preis und sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 8 — Nr. 25. — 8 —

15. Juni 1871.

Inhalt: Reisebilder aus Tirol und Dalmatien. Von Rudolf Gottschall. — Zur Roman- und Novellenliteratur. Von J. J. Pöngger. — Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde. Von Heinrich Birnbaum. (Beschluß.) — Feuilleton. (Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Reisebilder aus Tirol und Dalmatien.

1. Bilder aus Südtirol und an den Ufern des Gardasees. Von Heinrich Roë. München, Lindauer. 1871. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge. Von Heinrich Roë. Wien, Hartleben. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Man darf es als eine Eigenthümlichkeit unserer neuesten literarischen Production aussprechen, daß sich auf allen ihren Gebieten Specialitäten ausbilden, die ein bestimmtes Genre mit künstlerischer Vollendung pflegen. Der alte Satz: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister“, kann hier eine neue Bestätigung finden. Auch auf dem Gebiet der Reiseliteratur ist die Thatsache unverkennbar; wir haben dabei nicht schwerwiegende wissenschaftliche Werke von Entdeckungsfreisenden im Auge, deren Verdienste nach ganz anderm Maßstabe gemessen werden, sondern die leichtere touristische Literatur, welche einen leisen künstlerischen Anflug hat, indem der schildernde Autor als solcher mit seiner ganzen Persönlichkeit, seiner Weltanschauung und seinem Darstellungstalent hier nicht minder auf unsern Antheil rechnet, als die Gegenstände, die er schildert.

Auf diesem touristischen Gebiete ist Heinrich Roë eine Specialität, ein Landschafts- und Genremaler aus dem Hochgebirge, der nicht bloß die bairischen und österreichischen Berg- und Seepanoramen, sondern auch die dalmatinischen und montenegrinischen Berge bis in alle ihre Falten und Schluchten hinein mit einem farbenreichen und treuen Colorit vor uns hinzaubert und den Naturbildern ebenso getreue Bilder der Volksstimmung anreicht. Indes gibt es mehrere Touristen, welche die gleiche Vorliebe für Bergscenerien zeigen. Was Roë von ihnen unterscheidet, das ist die eigenthümliche Stimmung seiner Gemälde, die traumhafte Beleuchtung derselben; es finden sich, mitten in den lebendigen Schilderungen zerstreut, Worte tief sinniger Weltanschauung — und gerade dadurch unterscheiden sich die Skizzenbücher Roë's von denjenigen Kiehl's, mit denen sie das gemein haben, daß

sie Entdeckungsfreisen im Innern des Landes schildern, Wanderungen über wenig beachtete Landstriche, durch versteckte, unbekanntere Thäler, daß sie Land und Leute mit Aufmerksamkeit beobachten und mit treuer Detailmalerei darstellen. Doch Kiehl ist dabei ein Realist, dem nur ein poetischer Sinn, derjenige für idyllische Beschränkung, beiwohnt, der sonst die Dinge schildert, wie sie sind und wie sie einem nüchternen Beobachter erscheinen, der außerdem für alle landschaftlichen Besonderheiten eine hartnäckige Vorliebe hegt und in ihnen die Grundlage für eine social-conservative Politik sucht. Im Gegensatz hierzu zeigt Roë ein reiches poetisches Gemüth, welches über die Welt den eigenen Farbenzauber breitet, eine Begeisterung für das Naturschöne, welche, wie an der folgenden Stelle, selbst dem Schiller'schen Idealismus huldigt:

Wenn ich so manchmal des Morgens unter den hohen Regföhren der Aue von Höhlenstein stand, deren behaute Zweige in Regenbogentropfen funkelten, und die weißen Wolken betrachtete, die um die „Zinnen“ zogen, hier und da ein durchschimmerndes Stück der rothen Wände hoch oben durch den Himmel tragend, während auf dem breiten ebenen Schemel, von welchem sie sich erheben, die dünnen Morgennebel als goldklüfftige Flammen um sie herumzüngelten — da fiel mir der weltweise Hegel ein, welcher von seiner Stube in Berlin aus „das Naturschöne“ leugnete. Mit welcher verschrobene, ihm nicht minder wie mir unverständlichen Rede hätte mich wol der Mystagog abgepeißt, wenn ich denselben, plötzlich hierher entlickt, an meiner Seite über seinen trockenen Satz zur Verantwortung gezogen hätte? Ein wohlthunendes Gefühl erregte dagegen die Erinnerung an den großen Dichter des optimistischen Idealismus, welchem, als er die herrlichen Worte niederschrieb, die hier folgen, eine Gestalt in seiner Einbildungskraft vorgeschwebt haben muß, die hier von der „rohen Natur“ als triumphirende Verkörperung des kühnen Poetentraums in Stein und Eis für Aeonen dauerhaft aufgebaut worden ist:

Zwei Zinten ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Gleichwol fehlt dem Autor in der Betrachtung der Welt und der Völker auch jener tief sinnige Pessimismus nicht, welcher von dem Orient herüber bis in die neuesten deutschen philosophischen Systeme seine tiefen Schatten wirft. Dabei genügt ihm nicht immer das einfache Genrebild, sondern er schreibt dafür kleine Novellen, in denen das Genrebild gleichsam in Fluß kommt und alle seine löslichen und latenten Stoffe bei der lebhaftern Bewegung entbindet. Der Autor vermeidet es, den Volkscharakter zu fixiren und in der Gestalt anatomischer Präparate seinen Lesern vorzuführen; in der Novelle, deren Pointen oft einfachster Art sind, die aber stets an irgendeine Grundlage der besondern Volkssitte anknüpft, tritt das Eigenthümliche derselben in markirtern Umrissen vor die Phantasie.

Die „Bilder aus Südtirol“ behandeln das Trentino, das Welschtirol, welches bei den letzten Freischarenzügen Garibaldi's eine so große Rolle spielte und noch immer die Sehnsucht der Italianissimi ist und zwar, sobald man Nationalität und Sprachgrenze für die Abrundung der Staaten als entscheidend hinstellt, nicht ohne Grund.

Ueber Zweck und Inhalt des Buchs spricht sich Noë in dem Vorwort aus:

Ich versuche es hier zum ersten male, umfangreichere Bilder und Darstellungen aus der Natur sowie aus dem Leben desjenigen Landes im Süden des Hauptwalls der Alpen zu geben, welches man das italienische Tirol, Welschtirol, nennt. Die Italiener haben denselben in neuerer Zeit auch die Bezeichnung „Trentino“ oder trienter Gebiet gegeben, ein Wort, welches zu politischen Zwecken erfunden worden ist und weder vor einer geschichtlichen, noch weniger aber geographischen Prüfung Stich hält. Es werden in meiner Darstellung merkwürdige Landschaften aus den Flußgebieten der Etsch, des Giese, der Brenta, der Piave, vor allem aber des Gardasees gezeigt, dessen Ufer durch ihren Reiz immerhin die anziehendsten Reiseziele bleiben. Kleine Scenen aus dem Dorfleben, aus dem Treiben der Fischer und Hirten habe ich dareingemengt, weil solche Bilder erwünschte Ruhepunkte im Wandel der vorüberziehenden Natureindrücke sein werden. Auch läßt sich in solcher Fassung manche merkwürdige Einzelheit in den Gewohnheiten und der Sinnesart der Menschen beibringen, welche bei allgemein schillernder Behandlung des Stoffes als zu kleinlich in der Mappe des Autors verbleiben müßte. Das italienische Tirol ist wol klein, aber nicht minder mannichfaltig als die andern Thalgebiete der Südalpen. In der Entfernung weniger Meilen findet man Wüsteneien von ewigem Eis und warme Gestade, von welchen das Grün nie schwindet. In dieser Hinsicht möchte man wol in den Alpen kaum ein Beispiel von solcher Wirksamkeit finden, wie die Einöden des Val Genova, welche von den Ufern des Gardasees aus in einem Tage erreicht werden können — ein Uebergang aus südlicher Herrlichkeit zu der Natur des Polarkreises. Wie meine andern Bücher über die Alpen ist auch dieses weder ein Begleiter noch ein Reisehandbuch. Ich stellte mir ein anderes Ziel vor Augen, welches mehr mit den Aufgaben ästhetischer Naturbetrachtung zusammenhängt. Ich bringe weder eine Karte, noch Kataloge der Naturalien, noch einen Leitfaden der Landeskunde, sondern Studien, wie sie der Maler anfertigt, der ein Dertchen gefunden hat, an welchem sein Auge durch irgendwelche Lockungen zum Schauen und Schaffen angeregt wird. Auch wird man, wie in jenen andern meiner Bücher durch die Landschaft zu verschiedenen Jahreszeiten geführt. Es ist jedem Reisenden bekannt, wie nothwendig ein solches Verfahren ist, um im Unsteten der Beleuchtungen, der Eindrücke, der Farben das Wesentlichere zu erkennen.

Unser Autor ist indeß weit entfernt, mit den Wüstungen der Italianissimi zu kokettiren. Gleich in dem ersten

Kapitel, wo er die Sumpflandschaft der Etschumündungen schildert, führt er uns in ein Wirthshaus in Salurn, wo ein Franciscaner, ein Gutbesitzer, eine Dame und ein Kaufmann sich über die Nationalitätenfrage in Welschtirol streiten. Der erstere beansprucht das Land bis zu jener Grenze, die der Ewige selbst mit seinem Finger auf dem Scheitel der Alpen gezogen hat; mit noch größerer Verebtheit erklärt sich die Dame gegen die österreichische Mißregierung:

Schaut hinaus und betrachtet auch die Moräste dieses großen Flusses! Was gegen solche Plage geschehen ist, hat das von Steuern bedrückte Volk selbst gethan. Zeigt uns eine deutsche Akademie, zeigt uns einen Anziehungspunkt eures geistigen Lebens, mit dem ihr über Gebühr prahlt, in diesen südlichen Marken! Womit habt ihr uns immer und allezeit halten wollen? Durch eure böhmischen Mittel, durch euer unterwürdiges Beamtenvolk, durch eure Festungen, durch eure fremden Soldaten, durch den Unverstand, durch die Faust! Was haben wir in euren parlamentarischen Versammlungen zu suchen? Ihr führt unsere Abgeordneten nach Innsbruck in eine Versammlung, in welcher sie der Ueberzahl der unwissenden und bigotten Bauern eurer nordischen Thäler gegenüber stets in kläglicher Minderheit bleiben werden. Ihr redet vom Einflusse des deutschen Geistes und wollt uns den veralteten Grillen der Dorkaplane und eurer Schreiber dienbar machen, von denen ich meinerseits zweifle, ob sie ihren eingetrichterten Gedanken in deutscher Sprache selbst fehlerfreien Ausdruck zu geben vermögen. War es im Namen der Freiheit und des Lichts, daß ihr unsere edelste Jugend in euerm Kaffeein habt vermodern und in unsern Citadellen niederschleusen lassen? Ihr habt vorhin selbst davon gesprochen, daß fremde Eroberung am Wesen und am Rechte eines Volks nichts zu ändern vermag. Nun wohlan! Seht in unser edles Trent, betrachtet seine Kirchen, seine Paläste, beschaut auch die Leute bei ihrer Arbeit, hört sie in ihren Häusern, auf ihren Straßen reden, und dann erklärt mir den Zusammenhang, in welchem sie sich mit den ungarischen Soldaten befinden, welche euren deutschen Geist darstellen und in ihren Kasernen selbst keinen andern Wunsch haben, als ihre Zwangsjacke ausziehen und in ihre Heimat zurückkehren zu können. Wir sind Italiener, wir gehören nicht nur der Sprache nach unserer Mutter an, für welche wir ohnehin zu viel gelitten haben, um sie vergessen zu können.

Der Gutbesitzer allein, weit entfernt die österreichische Regierung zu rechtfertigen, betont doch die Zugehörigkeit der Welschtiroler zu Deutschland und zwar mit einem Hinblick auf die deutsche Zukunft:

Warum wollt ihr euch von Oesterreich trennen? Weist ihr jahrzehntelang albern regiert worden und von der Schwäche des Staats überzeugt seid, von dem man einen Felsen nach dem andern abgerissen hat. Ihr wollt ein neues Venetien werden. Ihr seid übermüthig und anmaßend gegen eine Regierung, die euch mehr Geringschätzung als Haß einflößt. Gegenüber einem Staate wie Frankreich würdet ihr es unterlassen, gegen den Stachel zu lecken. Aber seid zufrieden — euer Wunsch wird in anderer Weise in Erfüllung gehen. Oesterreich hebt euch einstweilen für unsern deutschen Staat auf, und der wird in nachdrücklicherer Weise dafür sorgen, daß seine Südgrenzen nicht zerbröckeln. Seid ihr einmal in diesen einverleibt, so wird sich seine deutsche Anziehungskraft auf euch in anderer Weise geltend machen als die Oesterreichs, welches nicht einmal einen Mittelpunkt besitzt und widerstrebende Völker nicht einem eigenthümlichen Wesen assimiliren kann, das bei ihm selbst nicht vorhanden ist. Ihr habt von der Welt gesprochen, die nach Norden verschlossen, nach Süden offen ist. Das gilt heute nicht mehr. Die Locomotive führt euch ebenso rasch und sicher über den Brenner als hinan nach Verona und Venedig. Wir aber werden uns wegen euch paar Welschen da nicht wieder einen neuen Riß in unsere Berge hinein machen lassen, oder

noch am Ende gar noch Bauern unsers Stammes in die Hände liefern. Erst wenn ihr mit dem wirklichen deutschen Staate bekannt geworden seid, werdet ihr die Lust verlieren, um jeden Preis bei euerm Widerstande zu beharren, und euch willig in eine Ordnung der Dinge fügen, bei der ihr besser gedeihen werdet als bei euerm Königreich dort, aus welchem Unordnung, Unruhe, schlechte Wirtschaft und Schlandrian von unten bis oben noch in vielen Menschenaltern nicht verschwinden werden.

Noë selbst verläßt keine Gelegenheit, in dem Trentino den großen Unterschied zwischen deutscher und welscher Cultur nachzuweisen, wozu die durch die Sprachgrenze des Rosbachs getrennten Ort- und Landschaften zunächst eine willkommenen Gelegenheit bieten. Da liegen sich Deutsch-Nez und Welsch-Nez gegenüber — das erste kennzeichnet in allem den deutschen Sinn für häusliche Behäbigkeit und menschenwürdige Wohnung:

Da ist nichts zu sehen von kahlen und schmutzigen Wänden, von lothbedeckten Böden, von der blöden Farblosigkeit und der Verwahrlosung, welche das welsche Haus in diesen Thälern kennzeichnen. Viele Zimmer in ihm sind herrlich mit edelm Holz getäpelt, und die Decken sind mächtige Mauerwerke, mit Säulen und Figuren anmuthig verziert. In großen, kühlen, saubern Hallen stehen Bänke aus Zirbenholz mit ungeheuerlichen Nistkissen an der weißen Mauer, welche für die Gelage unserer Ahnen in Walsal geschnitten worden zu sein scheinen. Manche Stubendecke ist inmitten ihrer Holzkleidung von einem bunten Gemälde geschmückt, und neben dem großen Speisesaale steht auch die gewölbte Kapelle nicht, welche der freigebige Herr der Andacht seines Gesindes erbaut. Kieselchränke, in welchen wol ein Duzend Menschen sich verbergen könnten, nehmen manche Wand ein, und die Thüren der Zimmer sind von solcher Festigkeit, als hätten sie eine Schatzkammer. Da ist nichts von jenem welschen luftigen Schmutz- und Lotterzeug, durch welches der Zugwind pfeift, und in welchen gelangweilte, hungerige Geschlechter herumgähnen. Wer sich den Unterschied italienischen, hier welsch-tirolischen Lebens dagegen vor die Augen stellen will, der gehe nur hinüber über den Rosbach nach Mezzo-Cambardo, wo große Inschriften schmutzige und öde Kaffeehäuser anblenden und die Wohnhäuser sich zu den Herrensitzen drücken verhalten wie welscher Schlandrian zu deutscher Gestattung.

Derfelbe Gegensatz kennzeichnet aber auch die Volkssitte, namentlich was die Pietät, die Pflege der Gärten, das Stilleben mit dem bekränzten Jahre und den Tanz der Horen, die Feier der Feste betrifft. Sehr interessant sind Noë's Auslassungen über diesen Gegensatz:

Echt südlich dagegen ist die Gemüthlosigkeit des Volks, welches von der bedeutungsvollen Feier, die in diese Tage fällt, nur Kenntniß nimmt, um sich das Almosen „der armen Seelen“ zu erbetteln. Da sieht man nicht die kummervollen Gesichter, die Kränze und Lichter, die Betenden, die Thränen auf den Friedhöfen der Dörfer wie im südlichen Deutschland. Freilich, wie vermöchten auch die Hinterbliebenen der Ruhesätte der Vorangegangenen sichtbar zu gedenken, wenn die meisten Gräber nicht einmal durch ein Holzkreuz bezeichnet sind und das Gras alles gleichmäßig überwuchert hat, daß die einzelnen Hügel nimmer wahrgenommen werden? Wenn es ein zu großes Opfer ist, ein winziges Kreuz aufzupflanzen, so wird Schmutz und frommer Bierath noch viel weniger niedergelegt werden. Es müßte denn jemand sein, welcher ein ansehnliches Erbe hinterlassen hat — diesem muß ein Denkstein in der herkömmlichen Inschriftenaphrasologie der Italiener gesetzt werden, weil es der Reiz der übrigen so von dem Erben verlangt. Zwischen einem deutschen Schindanger oder Krautacker und einem welschen Dorf Kirchhof ist in der That wenig äußerer Unterschied wahrzunehmen, außer der eine und andere weiße Stein, der in die verlotterte Umfassungsmauer eingestakt ist. Alles übrige ist von Gras und Kräutern bedeckt, und ohne jene paar Steine, ohne

die Nähe der Kirche, läme schwerlich jemand auf die Vermuthung, hier eine christliche Todtenstätte vor sich zu haben. Kein Besuch — keine wandelnde Menge — keine betrübten Kinder und Gatten. Warum? Die Erbschaftsangelegenheiten sind ja abgemacht, und dem sentimentalsten Theile der menschlichen Beziehungen ist hinlänglich Rechnung getragen durch die landesübliche Redensart, hat mein „verstorbenen“ Vater, Bruder u. s. w. mein „armer“ zu sagen. Hier wächst buchstäblich dichtes Gras wie über den Hügel der Verstorbenen so im Andenken der Menschen an diejenigen, welche in das allgemeine Sein zurückgekehrt sind. Kein Geräusch auf der Stätte als das Geflüster des kühlen Morgenwindes in den Oliven und das Schwirren der Gräser in dem welligen Biedel. Bei dieser Gelegenheit mag die Bemerkung angebracht werden, daß in diesen Theilen Italiens das Volk überhaupt gar keinen Sinn für das Mitleben mit dem Jahre, seinen Festen und wechselnden Erscheinungen hat. Vergleicht man dagegen, wie in den großen katholischen Städten des südlichen Deutschland solche Einschnitte und bezeichnende Feste von der ganzen Bevölkerung beachtet werden, wie auch die Gleichgültigen sich von ihnen anregen lassen, wie die Religion zur Sitte geworden ist, so hat man sich abermals einen Zug jenes germanischen Wesens vergegenwärtigt, bei welchem das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zur Erde und all ihrem Wandel unvergleichlich mächtiger geblieben ist als bei den lateinischen Rassen, welche durch den römischen Einfluß aus einem Natur- zu einem Municipal-, Stadt-, Gesellschaftsvolk umgeformt worden sind. Wer in Wien oder München am Nachmittag vor dem Osterfeste, in den letzten Stunden des Jahres, am Tage vor Pfingsten und so fort die Straßen durchwandert, der braucht keinen Blick in den Kalender geworfen zu haben, um zu erkennen, daß die um ihn her eilende Menge heute von andern Gedanken bewegt wird als gewöhnlich. In Rom ist Aehnliches zu finden, aber dort steht alles einem Theater gleich. Nur der Germane feiert sein Weihnachten und sein Ostern in Faust'scher Weise, weil wirksamster sein Jul und seine Ostara in ihm sich regt, als die umgetauften Feste mit dem christlichen Namen. Wir sind noch mehr Feiern und Bauern als jene von Kirche und Städtewesen der alten arischen Anlage stark entfremdeten Völker.

Die Landschaftsbilderungen aus Südtirol und namentlich von den Ufern des Gardasees sind von großem Reiz. Wir sehen den Venacus des Virgil in wechselnder Bewegung und Beleuchtung; überhaupt scheint Noë geneigt, dem Gardasee vor dem Comersee und dem Lago-Maggiore den Vorzug zu geben. Der Venacus, sagt er, hat alles und jegliches, was jene besitzen, aber er hat es in einer weit mehr glorreichen Fassung und von vielen gewaltigen, an Abwechslung und Farbenpracht reichern Erscheinungen umgeben als jene:

Auch die Boromäischen Inseln, um derentwillen allein viele, von den falschen, in trügerischem Lichte gleißenden Beschreibungen gewöhnlicher Romanschreiber und urtheilsloser Altagerreisender verführt, nach den Gestaden des Verbanus pilgern, schwimmen von Herrlichkeit umstrahlt im Gardasee, und niemand, welcher Augen hat, wird behaupten wollen, daß einige Magnolia, einige Orangenkübel und einige Cedern, welche man auf dem vielberühmten Eiland des Lago-Maggiore bemerkt, den Eindruck des Wassers und des Hochgebirgs ersetzen können, wie es sich um die Isola di Garda herum als weites Rundgemälde ausbreitet.

Wir meinen gleichwol, daß sich eine entzückendere Landschaft nicht denken läßt, als sie der Lago-Maggiore von Stresa aus darbietet, wenn man vor sich die Boromäischen Inseln, rechts und links die mannichfache Uferscenerie mit ihren zum Theil in mächtiger Gestalt vorspringenden Bergen, im Hintergrunde aber den Felsenpaß des Gotthard, wie seitwärts den des Simplon erblickt — eine ebenso zauberisch schöne wie großartige Landschaft,

die im südlichen Farbenduft schimmernd einen unwiderstehlichen Reiz ausübt.

Die Schilderungen des Gardasees und seiner Ufer sind mannichfach und anziehend: die Fahrt auf dem Gardasee, der Südsturm u. s. w. sind mit einer Menge feiner Detailzüge dargestellt. Wir erinnern nur an die Zeilen, welche das Herannahen des Sturms schildern:

Es dauerte nur wenige Augenblicke und der Spiegel trübte sich, indem das Wasser merklich zu zittern und sich in auffälligen Linien, als ob plötzlich unsichtbare Fäden darüber hingezogen würden, nach Norden zu bewegen begann. Mit einem mal schwirrte und sauste die Luft daher, als wenn wir uns nicht auf dem weiten Gewässer, sondern im hohen deutschen Buchenwald befänden, in welchem die Vorboten eines Gewitters einbrechen. Wir konnten selbst deutlich bemerken, wie die Nebelbäume am Ufer von Tempesta, dem wir jetzt schon ziemlich nahe gekommen waren, plötzlich ihre Farbe änderten, indem sie, welche bis jetzt einen langen dunkeln Streifen längs des Ufers gebildet hatten, plötzlich licht aufwallten, wie ein Saatkorn im Juni. Es war der Wind, der die hellen Rehrseiten ihrer Blätter zu oberst lehrte. „Dra! Dra!“ riefen zu gleicher Zeit Filippo und Genio, und ihr Gesicht lachte 'ob des heftigen Sturms, der alltätlich um diese Stunde den See bei sanftem, unbewußtem Himmel aufwölkt. Hier und da ragte noch, von Vorgebirgen beschützt, ein ruhiges silbernes Dreieck in die erregte Fläche hinaus. Aber einem dieser Dreiecke nach dem andern ward die Spitze abgebrochen und endlich verschwanden sie alle miteinander in der tiefen erregten Farbe. Einmüthig und in immer mächtigeren Reihen drängten nunmehr zahllose Wellen gegen Norden. Es dauerte nicht lange und wir sahen überall aus dem Blau perlende Schaumbüschel aufblitzen.

Wie anschaulich ist die einer Geschichte vom Gardasee entnommene Schilderung eines Olivenhains:

Wenn, wie es vor Zeiten geschah, Menschen durch Zaubersprüche plötzlich in Bäume verwandelt werden können, so stellt mancher Olivenhain eine Schar taumelnder Betrunkener dar, welche der Wahn eines Olympiers sich mit einer Rinde überziehen und in ihnen absonderlichen Stellungen hat festnageln lassen. Bei manchem der Bäume beginnt der zusammenhängende Stamm erst etwa eine Klafter vom Erdboden entfernt und wird bis dahin von grauen Säulen getragen, von denen man nicht sofort zu unterscheiden im Stande ist, ob sie Luftwurzeln oder gespaltene Stücke des Stammes selbst sind. Indem sie mitunter weite Bogen bilden, verstärken sie die Nehmlichkeit des Stammes mit einem Menschen, der im Ausgleiten einen Fuß in die Höhe hebt. Andererseits bilden die gekrümmten Berrenkungen unter dem Stamme selbst nicht selten bauschige Bühlen, die groß genug sind, um einen Mann zu verbergen; unter andern Stämmen sind sie so mächtig, daß es unmöglich ist, zu sagen, ob der Baum am Ende nicht aus zwei Pflanzen, die sich aus der Entfernung von einigen Fuß gegeneinander neigten, allmählich zusammengewachsen sei.

Das Panorama des Gardasees tritt in wechselnder Beleuchtung vor uns hin, und wo die Schilderung vielleicht nicht ganz ausreichend erscheint, da ergänzt sie die Novelle, wie das Lebensbild vom Gardasee „Castell Benebe“, wie „Eine Geschichte vom Gardasee“, oder die „Erzählung von den verborgenen und offenen Quellen“. Die letztere, so einfach ihre Erfindung an die ursprünglichsten Neigungen und Gelüste des Menschenherzens anknüpft, behandelt doch eine für jene Gegenden wichtige Culturfrage:

Arme Berge und Thäler an der untern Eise, am mächtigen Gardasee! Wie dürr und sonnenverjengt steht ihr da unter der Glut des Erntemonats! Der Unverstand hat die Wälder eurer Hänge vernichtet — es vermag sich kein Wasser mehr an euren erhitzten Steinhalben zu sammeln. Selbst der Kastanien-

baum mit seinen köstlichen Früchten ist unter der Art des Verderbers gefallen. Wie ärmlich mußte sich einer eurer Ansiedler fühlen, wenn er hinküberwanderte in die wasserdurchrauschten Gefilde, die sich von der Höhe der Schweizeralpen gegen Italien hinabziehen. Auch dort reist die Sonne löstliche Weine, auch dort prangt vor der niedrigen Bauernblütte die rothe Granate und erhebt sich die Cypresse über unansehbaren Gärten. Aber die Berge, welche das Thal begrenzen, sind nicht zerbröckelte, kahle, niedrige Schuttmauern. An den heißesten Tagen des Sommers glüht es noch dort oben unter den Wolken von Wasser, das über den Schiefer rieselt — vor wenigen Tagen lag ein Schneefeld an der Stelle — und auch von weiten Schneeanen oben und weit hinab, und blinten von ihnen die vielgetheilten Bäche über stäubende Tiefen nieder. Und im Thale rinnen sie beruhigt allerorten blaugrün durch die getränten Wiesenanger. Wenige der Kastanienbäume miteinander bilden einen Wald, wie die fabelhaften Eichen Germaniens. Ueberall walt es, leise wie ein sinkender Schiefer oder donnernd wie ein zusammenstürzendes Gebirge, von den weißen Siebeln herab. Mächtige Farnkräuter und undurchdringliche Büsche erheben sich über dem dichten Grasboden, vom Kastanienwald überschattet. Im Busch aber, der hier und da eurer tiroler Berge überzieht, erheben sich Staubsäulen hinter den Füßen des Wanderers. Wo sich da bei euch im östlichen Gebirge der Süden aufhüt mit seinen Fruchtstämmen, da haben sich die Höhen schon verflacht und bilden nimmer hohe Eismälle und unvergängliche Schneefelder die Schatzkammern des Wassers, den Schutz frischen Grüns der Niederungen. Dort drüben aber, im Westen, ragen Nord und Süd ineinander hinein. Wol hat Tirol mächtige Berge und Gletscher, große Forste und immergrüne, vom warmen Südhauß belebte Niederungen. Aber sie liegen alle durch Entfernung oder durch dazwischengeschobene Quersüge voneinander getrennt, und von der Herrlichkeit, welche, um ein Beispiel herbeizuziehen, das Mesocochal zeigt, dessen Wasser zum Langensee hinabirruen, haben die Landschaften des Tiroler- und Venetianergebirgs nicht das mindeste Vergleichbare aufzuweisen. Wo in Tirol die weißen Stürze über alle Felsenwände herabhängen, wo es neben den Pfaden tobt, wo aus jeder Bergklüfte die langen Silberstreifen naher Gletscher hervorblenden, dort sind die Gründe gar weit entfernt, auf denen der mächtige Kufbaum seinen Schatten über die gelbe Saat ausbreitet, wo unter glänzenden Maulbeerblättern die Rebe reist, wo der Blick, im Thale umherstreichend, vom Grün des Kastanienwaldes sich nur die Rosenbäume und die Althäfen der den weißen Häusern abheben sieht. Die tiroler Gletscher schauen nur in Wüßnisse herab, und ihre Wasserflüsse rinnen weithin durch kühle Fichtenwälder und feuchte Alpentristen, bis ihre grafsen Gefilde von Kastanien überschattet werden. Von diesem Mangel schneetragenden Hochgebirgs, welches sich gerade über den niedrigeren Hängen erhebt, dann von der Vernichtung thau- und regenansammelnder Wälder auf ihnen rührt die Dürre her, unter welcher im südlichen Theile des Landes, wo das Hochgebirge sich stündig bis zu den italienischen Ebenen hinaus abflacht, die meisten Ansiedlungen während des Sommers leiden. Kennt noch irgendwo in einer der Riten des Schiefer-, Porphyr- oder Kalkgebirgs ein spärliches Wasserlein, so wird es von dem Gestein lauwarm gekocht, und zur heißesten Zeit verschwindet es gar und läßt von seinem Dasein keine andern Spuren zurück als das Geschiebe in der Schlucht, welches von seinem trüben und mächtigen Schwall in winterlichen Regentagen herabgewälzt worden ist.

Den Aufenthalt am Gardasee glaubt Noë den Leiden mehr empfehlen zu können als denjenigen in Merano und Bozen, schon wegen der lauen und weichen Luft, der üppigen Vegetation der Campagna von Riva, welche ein anderer Tourist das Hesperien Deutschlands nennt, wo im dunkeln Laube die Goldfrucht glüht. Auch Noë meint, Riva sei unser Nizza und Mentone, der einzig warme Erdwinkel innerhalb der deutschen Grenze. Die Schattenseiten sind nur das Frösteln an winterlichen

Regentagen und die nächtlichen Stechfliegen des Sommers. Das Programm des Winters von Riva kann man sich wol gefallen lassen:

Riva hat keinen Regenhimmel, das heißt es regnet am Nordufer des Gardasees weit weniger als draußen in der lombardischen Ebene, am Rande des Meers, wo der feuchte Sirocco sich an den Bergen niederschlägt und in den Thälern der mittlern Alpen. Fällt aber nicht Regen vom Himmel, so ist das Winterklima durch die schützenden Berge und ihre wärmezurückstrahlenden Hänge von selbst gegeben. Mühle des Morgens und des Abends — sommerlicher Sonnenschein in den Mittagstunden, blauer Himmel, und in noch tieferer Bläue sein Abbild der gegen Süden endlose Seespiegel — Vogelgezwitscher im lichten Delhain, nie rastendes Wachstum, Blütengeruch zu einer Zeit, in welcher die Wasserbeden auf der Nordseite des Gebirgs noch mit Eis bedeckt sind: das ist der wirkliche Winter des Ufers.

Außer dem Gardasee schildert uns Noë die romantischen Nebenthäler der Etsch, die er alle durchwandert hat bis zu den hohen Bergjochen, die sie abschließen. Hierin kann er für einen Entdeckungsreisenden gelten; denn gerade in die Heimlichkeit dieser oft majestätischen Schönheiten bringt der große Troß der Reisenden nicht und nur selten ein mit der Feder bewaffneter Wanderer. Nicht bloß das Hauptthal der Etsch durchwandern wir von Egna nach Salurn, von dem schöngelegenen Roveredo bis Trient; wir besuchen auch das von blutrothen Porphyrbergen umrahmte Cembrathal, das Fleimser- und Fassathal bis an das Sellajoch, und übersteigen dasselbe im Vollgenuß seiner erhabenen Bergpanoramen, bis wir in dem herrlichen Gröden echte tiroler Volkssttte studiren; wir durchwandern das Val di Ledro mit seinem hochgelegenen Alpensee, das Val de Conzei, durch welches 1866 die Garibaldiner bringen wollten und in dem sie blutige Kämpfe lieferten; ferner das südtiroler Paradies, die Gegend von Bezano bis Arco, welcher Noë indes ihren Ruf streitig macht. Eine der anziehendsten Schilderungen des Werks enthält das Schlußkapitel: „Frühlingstage im Ampezzanergebirge“, Landschaftsmalereien von großer Farbenfrische. Wir befinden uns auf der Wasserscheide zwischen der Adria und dem Schwarzen Meere, den Flußgebieten der Etsch und der Donau, wo das Toblacher Kreuz sich auf sanftgewölbter Fläche erhebt; wir besetzen hier den Prager Wildsee, besteigen den Monte-Piano, einen Damenberg, wie ihn die Bergsteiger von Fach nennen, der aber doch um mehrere hundert Fuß höher ist als der Simplon, Mont-Cenis, Julier und Gotthard. Gleich die Wanderung zum Prager Wildsee gibt dem Touristen Gelegenheit zu einem Naturdithyrambus, der uns an ähnliche Schilderungen Jean Paul's erinnert:

Der gegen Süden gerichtete Nordabhang des pusterthaler Mittelgebirgs, die „sonnseitigen“ Hänge, die „Solbaken“, wie man in Norwegen sagt, tragen viele Anstedenungen, vereinzelte Häuser inmitten von Aedern und Saatsfeldern oder Dörfer mit spitzdachigen Kirchtürmen. Es mag denjenigen, welche das Pusterthal besuchen, empfohlen werden, nach den Höfen emporzusteigen, die überall zwischen den Wäldern, Matten und Getreidefeldern der „sonnseitigen“ Hänge liegen. Sie werden von dort fast überall nach den wilden Faden der Dolomite im Süden hinüberschauen können. Auf unserm Gange aber kühlen den Wanderer überall Lärchenwälder, und wenn von drüben her Stoden schallen, so ergötzt uns hier Finkenschlag oder der seltsame Ruf des Kuckuks. Drüben sind die Steinernen, hier die großen, grünen Kirchen mit den duftigen Säulen und dem

durchbrochenen Gewölbe, durch welches die Unendlichkeit herabschaut, und auf deren weichem Boden die weißen Sterne in den blauen Gentianenkelchen uns mehr anmuthen als diejenigen, welche gläubige Kunst auf den blauen Deckengewölben der Basiliken anbringt. Die schlehfarbenen, schwarzblauen Schatten des Bergs im Nadelwald — die harten Schneeflecke in mancher Grube, die im Lichte der Sonne dampfen — die spärlichen Ueberreste mancher Lavine mitten auf strohfarbenem Rasen, noch von den allerersten Blüthen des erwachenden Jahres, den tulpenähnlichen Kelchen der Crocus mit breitem, blauweißem Bande eingefaßt — die schillernden Thautropfen an den Nadelspitzen der mannshohen Fegföhren — das eilige Wasser, von dem es überall auf dem Boden des Unterholzes stümmert — geben uns die rechte Frühlingseinstimmung.

Ähnliche duft- und farbenreiche Natur- und Landschaftsbilder enthält auch das zweite Reisetagebuch Noë's: „Dalmatien und seine Inselwelt.“ Auch hier treten die Aufgaben ästhetischer Naturbetrachtung in den Vordergrund und unterscheiden dies Reisetagebuch von den frühern über Dalmatien, wie z. B. den interessanten Reisebüchern von Ida von Düringsfeld. Diese war mehr bestrebt, ein vollständiges Bild des Landes zu entwerfen, und verweilte namentlich eingehend bei der Schilderung der Städte, dem gesellschaftlichen Leben derselben und ihren eigenen persönlichen Beziehungen zu hervorragenden, namentlich geistigen Repräsentanten dalmatischer Cultur. Das Werk der Düringsfeld ist größer angelegt, umfassender, anspruchsvoller. Noë will nur eine Galerie von Stereotypen aus Natur- und Menschenleben vorführen. Er sagt in der Vorrede:

Es ist unmöglich, in einem Umfange, wie es der mir vorgeschriebene ist, von seiner Nord- bis zur Südgrenze, durch mehr als zwei Breitengrade hindurch, allseitig ein Land zu behandeln, dessen Lebensbedingungen sich so sehr von den Verhältnissen des westlichen Europa unterscheiden. In der Erkenntniß dieser Unmöglichkeit habe ich mich bestrebt, die einzelnen aus dem Gesamtbilde ausgehobenen Profile, Bedeutungen und Scenen mit Genauigkeit und Fleiß auszumalen, damit durch die Farbenwirkung des deutlich geschilderten Kleinen sich in der Einbildungskraft des Lesers ein Abbild des Großen erhebe. Ich habe bei diesem Versuche beispielsweise an die Bilder der niederländischen Schule gedacht, welche man in allen Gemäldesammlungen Europas findet. Aus ihren Marinern, Dorfstirchweihen, Kanalansichten, Kneipscenen, Stilleben lernt man die Niederlande besser kennen, als an der Hand irgendwelcher breitprunigen und mit Tausenden von Notizen prunkenden Reisebeschreibung. Aus eben dieser Erwägung habe ich mich auch mehrfach vom belehrenden und beschreibenden Ton des Vortrags entfernt und die künstlerische Form der Erzählung erwählt. In dieser werden zahlreiche Erscheinungen, welche ohne Zusammenhang aufzuführen ermüdend wäre, dem Leser durch eine Fabel verknüpft, für welche ich außerdem noch das Verdienst beanspruche, daß sie sich nur in unwesentlichen Dingen von wirklichen Vorgängen unterscheide.

Was diese Erzählungen betrifft, so knüpft ihre Grundlage in der Regel an irgendeine Eigenthümlichkeit der Volkssttte an; einige freilich sind auch romantisch-freie Erfindungen und als selbständige Novellen betrachtet nicht ohne künstlerisches Verdienst. Die „Episode von den Scoglien“ ist nicht ohne jene Spannung, welche die ältern italienischen Novellen charakterisirt. „Die Hero von Sant' Andrea“ dagegen gemahnt wie eine Uebersetzung von Paul Heyse's „Margherita Spoleitina“ in die Novellenprosa. Räuber und Sensdarmen, jene in einem Rationalcostüm, welches von demjenigen Fra Diavolo's wesentlich abweicht, sind die Helden mancher Geschichten und des dalmatinischen

Volllebens im allgemeinen. Auf die Beamten, namentlich auf die Würdenträger italienischer Zunge ist Noë schlecht zu sprechen, er rügt ihr Formelwesen, ihre Gedankenlosigkeit und Faulheit. Was die Räuber betrifft, so verfahren sie allerdings nach spanischem und italienischem Comment, indem sie den Besitzern der Landhäuser Briefchen zustellen, daß man ihr Eigenthum zerstören, ihr Haus verbrennen, ihre Delbäume niederhauen werde, wenn nicht binnen einer gewissen Zeit Geld an einem bezeichneten Orte für die Räuber hinterlegt sei. Die Criminalstatistik Dalmatiens liefert bedauerliche Resultate:

Der Kreis Zara zählt 157000 Einwohner. In den Jahren 1851—63 wurden unter dieser Bevölkerung 2659 „Handlungen öffentlicher Gewaltthätigkeit“ verübt und 1919 Menschen schwer an ihrem Leibe geschädigt. Ohne weiteres ermordet aber wurden 507 Menschen. Noch ärger ist es freilich in der Verlista bestellt. Dort treffen auf eine Bevölkerung von 8400 Menschen 766 blutige Verbrechen, sodaß sich unter je 21 Menschen ein Mörder oder Todtschläger befindet.

Die Nähe der türkischen Grenze, hinter welcher Räuber und Mörder leicht Schutz und Versteck finden, die Armuth des Morlakenvolks und sein angeborenes rohes wildes Wesen erklären diese Zustände und die traurige Thatsache, daß, obgleich Oesterreich seit einem halben Jahrhundert seine Heere an der Küste stehen hat, ohne die Dampfschiffe des Lloyd kein Gelbbrief unangefochten von einer Stadt zur andern befördert werden könnte.

Die landschaftlichen Schilderungen Noë's in seinen dalmatinischen Reisebildern haben dieselbe Anziehungskraft, wie diejenigen in seinen südtirolischen Skizzen, nur daß hier noch eine farbenreiche Seemalerei die Alpenbilder ergänzt. Namentlich aber werden die Scogli, die Felseninseln des dalmatinischen Meers mit großer Anschaulichkeit und in wechselnder Beleuchtung geographisch und novellistisch geschildert. Von den Städten Rovigno, Pola, Zara, Ragusa, Cattaro erhalten wir zwar anschauliche Beutagen; doch schildert uns der Autor mit größerer Vorliebe das von ihm durchwanderte Land; denn er pilgerte auch durch das Innere, während viele Reisende nur Küstentouristen sind. Sehr interessant ist namentlich die Fußwanderung, welche Noë von Sebenico durch die Boraja, eine der jammervollsten Wüsten des Landes, nach den gefeierten Troghir (Trau) und nach dem blühenden Garten der fünf Castelle unternahm; ebenso die Wanderung durch den Landstrich der sogenannten „Zaworje“, die Schilderung der breiten Niesencascade der Kerla und der umgebenden romantischen Landschaft. Der Ausflug in die Schwarzen Berge nach der montenegrinischen Residenz Cetinje hat einen abenteuerlichen Reiz; wir begleiten den Reisenden über die in 62 Windungen ansteigende Bergstraße, die zu den Schwarzen Bergen emporsteigt:

Es gibt wol keinen höhern Reiz als den ersten Reisetag in einem merkwürdigen Lande, über welches man sich vorher viel in Schriften unterrichtet hat. Der Geist ist fortwährend angeregt und beschäftigt, die von der Einbildungskraft im voraus gestalteten Formen nach der Wirklichkeit, welche hier vor die Sinne tritt, mehr oder minder umzubilden. Alles erscheint uns neu und doch längst bekannt. Aber das einzelne, die bestimmten, abgegrenzten Bilder kann sich die Phantasie doch nicht schaffen, sie müssen gesehen werden. In dieser Beziehung sind vor allem die Halsteilen merkwürdig, an welchen diejenigen, welche zum Schwarzen Berge ansteigen, zu rasten

pflegen. Der erste dieser Rastplätze ist Kervava poljana, „der blutige Ort“, eine kleine Steinmulde auf dem Berge, welche ihren Beinamen mit vielen andern Dertlichkeiten des Landes gemein hat. Für einen Maler gibt es keinen bezeichnenderen Ort, um ein bedeutungsvolles Genrebild zu entwerfen. Da rasteten, als ich mich auf einem Steine niedersetzte, Maulthiere, welche Pulver in Holzlisten hinausschleppten, zwei jugendliche Soldaten mit braunem Gesicht und blühenden Augen, welche die Fracht begleiteten, und ein Lastträger, welcher ein großes Bret, das zum Bau eines neuen Hauses in Cetinje gehörte, in die waldlose Cerna Gora hinausschleppen sollte. Wenn man diese Menschen und Thiere, sobald die grauenvolle Wildheit des Alpenlandes und die grellen Lichter, die über dem tiefen Meere und an den nackten Bergen liegen, betrachtet, so wird der Eindruck kaum gesteigert, wenn man zugleich von den Soldaten erfährt, daß die Maulthiere von den Leichen erschlagener Türken weggenommen sind und das Kreuz des einen die Belohnung für einen gelungenen Hinterhalt ist. Zur rechten Hand zieht sich, als unheimliche Erläuterung zu den Reden, welche da gepflogen werden, einer jener Schlünde (gerli) in der Bergwand hinab, welche, wie der dichterische Geist des Sprachgebrauchs durch seine Vergleichung grauenhaft deutlich andeutet, mit nichts mehr Aehnlichkeit haben als mit der Kehl, der Halsöhle —, eine glatte, runde, von den Wassern der Jahrtausende ausgewaschene Röhre, deren Abgrund sich dem Blicke entzieht, weil der Boden in hauchiger Rundung jäh in eine unbekannte Tiefe abfällt. Diese gerli kommen überall häufig in den Gebirgen von Cerna Gora, Albanien und Griechenland vor und spielen in der düstern Kampfgeschichte dieser Länder eine furchtbare Rolle. Der von der Uebermacht erdrückte Feind rollt durch den glatten Trichter hinab und stürzt in die Tiefe, wo er zerschmettert, während die Sieger oben am Rande ihr Triumphgeheul anstimmen.

Der Bereich der „Bora“, die in dieser Höhe in den Winter- und Frühlingsmonaten fast unablässig hinweht, daß die Steine raselnd über die kalten Wände rollen, macht diese Bergwanderung sehr beschwerlich:

Die Bora auf solcher Höhe ist kein Wind, den wir mit dem Unwetter unserer deutschen Gegenden vergleichen können, wenn wir uns nicht etwa auf die winterliche Jochhöhe einer unserer hohen Alpenketten beziehen wollen. So oft man den Fuß aufhob, wodurch der Körper nur mehr auf einen, den andern nämlich zu stehen kommt, drohte die Gefahr des Hinabgeschleudertwerdens. Glücklicherweise kann man den mangelnden Stützpunkt durch die Hand ersetzen, welche sich am unebnen Felshang anklammert. Doch sahen wir nie ohne einiges Zagen der nächsten Windung des Wegs entgegen, denn an den Windungen ist die Gewalt des Sturms am allerheftigsten. Aufrecht zu gehen ist dort unmöglich. Man muß sich in der Stellung eines Menschen, welcher im Begriffe steht in eine niedrige Höhle hineinzukriechen, mit beiden Händen an den Felsen tastend, um solche Eden herumschlagen.

Sehr zu bedauern sind die armen Weiber des Fürstenthums, welche unglaublich schwere Lasten von den Haupterzeugnissen des Landes, Erdäpfeln und Kohl, nach Cattaro und in die andern Städte am Meer hinschleppen. Die Männer arbeiten nichts; ihr Beruf ist das Tabakrauchen und das „Junactwo“, das Selbenthum. Auf dem höchsten Punkte des Wegs nach Cetinje erblickt man im fernen Süden den Spiegel des Stutarisees,

dessen Ufer mehr als alle andern Gründe des Felslandes im Laufe der Jahrhunderte vom Blute der unversöhnlichsten aller Feinde, der cernogorischen Serben und der Osmanen, welche die Herren von Albanien sind, besucht wurden. Kein Gewässer wird in den Helbenliebern neben der Moratscha, dem Hauptflusse des Berglandes, häufiger erwähnt als dieses. Von keiner Seite her aber drohen der Cerna Gora auch mehr Gefahren, als von diesem albanischen See her, von welchem der Zugang ungleich leichter ist, als von jeder andern niedern aus.

Cetinje selbst ist auf steiniger Halbe gelegen, gleich einem Städtchen im Innern von Dalmatien, wobei man sich nur jede Spur italienischer Bauart wegdenken muß, oder noch besser einem Dorfe der kroatischen Militärgrenze. Die Häuser bestehen meist nur aus einem Erdgeschos; die roth angestrichene Burg des Fürsten, rings von einer ziemlich hohen Mauer umgeben, gleicht einem Gefängniß. Die Justiz in Montenegro hält Noë für besser als die in Dalmatien; der Schutz der Person und des Eigenthums ist größer. In den Gesprächen mit den Montenegrinern, mit serbischen Offizieren und slawischen Feiern aus Dalmatien trat dem Reisenden die ungeheure Bedeutung nahe, welche dem heiligen Rußland dereinst bei der Ordnung der Dinge des Ostens zukommen wird. Ueber diese politische Frage hat sich Noë bereits früher eingehend ausgesprochen, er betont den Unterschied des slawischen und italienischen Wesens, die in ganz Dalmatien wie Wasser und Del getrennt sind; er zweifelt nicht, daß dem heiligen Rußland die Zukunft in allen diesen Gegenden gehört:

Die Werke der Baukunst sind italienisch, das Volk ist slawisch; das ist der Eindruck, welcher uns nicht mehr verläßt bis zum Berge Dubawizza, dem südlichen Grenzsteine des Landes. Ich habe die Bauern an der Küste, welche die Burgeskämme eines abgetriebenen Waldes ausgruben, mit den Matrosen eines russischen Kriegsschiffs reden gehört, welches

drangen auf dem Meere ankerte. Sie unterhielten sich beiderseitig ohne irgendwelche Verwunderung über das ungeführte Verständniß, mit welchem die Männer der fernen Steppe die Klippenbewohner des südlichen Meers begriffen. Ich habe die Denkmünzen auf der Brust der Morlaken gesehen, welche zur tausendjährigen Erinnerung an die Gründung des russischen Reichs geprägt worden sind. Und wer an allem dem noch zweifeln wollte, der vergleiche den Gedankenkreis der groß- oder weißrussischen Volksdichtung mit den Liedern der Dalmatiner und Bosniaken. Man wird bemerken, daß sich Völker, welche so denken, in ihrem innersten Wesen näher stehen, als die Bewohner der norddeutschen Düne und der Hochlande von Tirol. Sollte einmal jene verhängnißvolle Zeit über unsern Erdtheil hereinbrechen, in welcher sich die Völker unbekümmert um die Ergebnisse der Geschichte mit Nichtachtung aller künstlichen Schranken, ihren fremden Herren zum Trost, als gleichartige zu gleichartigen stigen und durch solches Aneinanderschließen ungeheuerliche Staatenbildungen darstellen, dann wird man sehen, wohin die Slawen der thrakischen Halbinsel und ihr Primorje (ihr „am Meere“) mit ihnen, ihre Wünsche senden.

Das Werk von Noë über Dalmatien bietet durch seine farbenustigen Naturschilderungen, seine frischen Genrebilder und Novellen um so mehr eine anziehende Lektüre, als sein Stil originell und anmuthig ist und die Tiefe philosophischer Weltanschauung überall durch die Darstellung von Land und Leuten hindurchblickt.

Rudolf Gottschall.

Zur Roman- und Novellenliteratur.

Lebens- und Familienbilder, Stamm- und Zeitgemälde, psychologische Entwicklungen und Charakterdarstellungen, zum überwiegend größten Theil aus dem Leben und Treiben unserer unmittelbaren Gesellschaftswelt oder der nahen Vergangenheit und mit ausgesprochenem Bezug auf ihre Probleme: das sind die bekannten Felder, auf denen die Romanschriftstellerei der letzten vier Jahrzehnte und bis auf diesen Augenblick mit ganz besonderer Vorliebe sich tummelt. Diesem Boden entnimmt sie ihre besten und ihre schlechtesten Motive; auf ihm feiert sie ihre Triumphe und spielt ihre Orgien ab; er ist ihr unbegrenzter Kampfsplatz. Bald liebt sie es in kleinen Genrezeichnungen einzelne Seiten dieses Lebens novellenartig zusammenzufassen; bald führt sie die Bilder in großen Compositionen aus und durch einen langen Proceß hin. Wir werden heute diese beiden Arten des Schaffens an uns vorüberziehen lassen. Es sind einzelne Namen von weithin tönendem Klang, die uns begegnen, in ihrer Mehrzahl feststehende Namen, deren Träger zumeist schon über die Mittagshöhe ihres Lebens und Wirkens hinausgerückt sind. Wir beginnen also mit Novellen.

1. Neue Novellen von Adolf Wilbrandt. Berlin, Herz. 1870. 8. 2 Bde.

Es sind vier Stücke: „Narciss“; „Die Geschwister von Portovenere“; „Johann Ohlerich“; „Die Reise nach Freienwalde“. Das erste bewegt sich auf einem Boden, den sonst die ganze Romanliteratur des Jahrhunderts nur zur höchsten Seltenheit betritt, und für welchen unser

durch und durch modernistischer Sinn im allgemeinen nicht eben viel Sympathie oder Verständniß zeigt; es führt uns ins römische Alterthum zurück, und zwar in der Art, daß es unter modificirter Anwendung der griechischen Localsage von Narcissos an die Verschüttung von Herculannum und Pompeji die Geschichte einer zum Glück auslaufenden Charakterumwandlung anschließt. Myosillos, so schön wie eben der sagenhafte Griechenjüngling gewesen sein soll, wird, ebenso eitel wie dieser, in der vornehmen Welt zu Rom, in die man ihn einführt, noch vollends verzogen und büßt ganz ebenso alle wahre Liebe zu den Mitmenschen ein, selbst zu seiner Jugendgeliebten und Verlobten Erinna. Nachdem er aber durch die noch eitere und nicht minder schöne vornehme Römerin Sempronia, in deren Schönheit er sich verliebt, gedemüthigt worden, geht er in sich, wandert nach Pompeji zurück, trifft am Tage des furchtbaren Besuansbruchs ein, rettet seine Geliebte und deren alte Mutter und wird ein glücklicher Gatte. Die Charakteristik ist normal, die Färbung gemäßig, die Zeichnung correct, der mit durch die Schuld des Geliebten eingetretene gewaltsame Tod von Erinna's Bruder und die große Katastrophe mischen dem in seiner Gesamtheit ruhig ablaufenden Ton das höhere Interesse des Tragischen bei.

Auf demselben Boden Italiens, aber in anderer Zeit bewegt sich die zweite Erzählung; es ist die Periode der tunisischen Seeraubfahrt nach Horuk Barbarossa. Auf der Burg von Portovenere an der italienischen Küste wird der eben zum Jüngling gereifte Gaetano erzogen, als eine

Waise, die weder Aeltern noch Vaterland kennt, neben Nina, der Grafentochter. In beiden ist heftige Liebe groß gewachsen; nun ist die Zeit da, daß sie sich trennen und er hinaus soll in die Welt. Im Verlaufe zeigt sich, daß Gaetano eben desselben Grafen Sohn, und daß seine unglückliche Mutter des gefährdeten Forst-Schwester war, die dem vornehmen Christen in Liebe folgte und hernach von ihm verlassen ward, da er eine stolze Genueserin heirathen wollte. Der alte finstere Graf gibt sich dem Sohn erst zu erkennen, da es zu spät und das nicht mehr zu bezwingende Gefühl in beiden jungen Herzen weit über Geschwisterliebe angewachsen ist, und nun fluchen sich Vater und Sohn, und dieser zieht als Feind von der Burg. Unterdessen sind die Barbaren wieder eingefallen; der umherirrende Gaetano fällt in ihre Hand und wird von ihnen versucht, gegen die Christen gemeinsame Sache zu machen; aber die bessere Natur siegt, er weiß die Bedrohten zu warnen und selbst zu ihrer Rettung herbeizueilen; im Kampfe kommen die drei Unglücklichen um, der Vater und die Geschwister, und der schwere Conflict ist mit dem Tode gelöst.

Es war kaum anders möglich; das psychologische Problem, so gestellt, forderte eine blutige Lösung; es ist übrigens rein und edel gehalten. Das Ganze hat einen stark idealistischen und in Haltung und Anlage einen weitaus romanhaftern Anstrich als die erste Erzählung, und noch viel frappanter wird der Abstand gegenüber den zwei folgenden. Es ist — und das mag als der hervorsteckendste künstlerische Vorzug bezeichnet werden — eine ganz natürlich mit dem Entwicklungsgang der Geschichte zusammenhängende Farbensteigerung bis zum finstern Schwarz der Todesnacht: wir heben an mit einer jugendlich weich anklingenden idyllischen Scene, in welche aber bereits das drohende Düstern der Zukunft einen bedrückenden Schmelz hineinträgt; der Contrast der beiden Geschlechter, des lebensfreudigen, neckischen und doch so innig liebenden Mädchens mit dem schwer in die einsamen und unklaren Fernen der Zeit hinausblickenden ernstern Jüngling ist ganz glücklich.

Das Schönste ist als Einleitung ein Naturbild der Bucht von La Spezzia:

Wo sich der Golf von La Spezzia gegen Südwesten öffnet, breitet sich wie ein im Meere schwimmender begrünter Walmorberg die Insel Palmaria neben dem Festland hin, und ihre grauen Klippen bilden mit der schwärzlichen Felsenzunge, die das Land in die Flut hinausstreckt, ein mächtiges Thor, hinter dem sich die sanfte, schmale Bucht von Palmaria entfaltet. Hier grünen Reben, Del- und Feigenbäume an den Hügeln hinauf, und hart am Wasser, auf den Uferklippen des Festlandes, erhebt sich in getrepten Gassen übereinander die kleine Fischerstadt Portovenere, aus sechs- und siebenstöckigen schmalen Häusern eng zusammengedrängt, überragt von verböten und zerfallenden Zinnen und gegen das offene Meer im Westen verteidigt durch die phantastische Trümmerwelt einer verlassenen Burg. Wo jene schwärzliche Felsenzunge endet, steht man wie in einer Ruinenstadt. Dede Fenster und hohle Mauern glänzen in der Sonne. Die runden, grauen, abgedeckten Thürme ragen nur noch wie Brunnenöffnungen aus dem nackten Gestein; schwarze Schafe klettern am Berg hinauf der mageren Weide nach. Ueber den breiten Burghof, in dem vielleicht ein Fischer seine Netze sticht, steigt man zum verfallenen Peterkirchlein hinan, das den äußersten Vorsprung krönt, tritt unter die zerbrochene Wölbung, in die der lichte Himmel niederschaut, steht durch die Fensterbogen auf das blaue, dunkelroth gekümmte

Meer hinaus und hört unter sich die Brandung rauschen und aus den tief gehöhnten Grotten donnernd heraufhallen. In diesem wunderbaren Ort ist die Natur immer ernst und groß, auch in ihrer Seiterkeit . . . das übermächtige Licht, das von der Himmelswölbung herabstrahlt, die krySTALLENE Tiefe, die hagen Pinien auf den grauen Höhen, das ernste Grün der Oliven, die marmornen Felsen, die ein Meisenmeißel mit geheimnißvoller Kunst geformt hat, die dunkeln, triefenden Grotten — und mitten darin die verlassene Trümmerwelt. Unmittelbar spricht hier zur Menschenseele die stumme, verschwiferte Seele der Natur. . . .

Doch wir verweisen den Leser auf das ganze Bild, von dem wir hier doch bloß ein Drittheil der bezeichnendsten Züge ausheben durften; dann hat er von dem Besten, was Wilbrandt gibt, aber auch von dem Seltenen.

Mit den zwei letzten Stücken gesund realistischen Inhalts treten wir auf einen ganz andern Boden; es ist durchaus gewohntes, modern bürgerliches, mit jedem Zug unserm neuzeitlichen Thun und Treiben nahe gerücktes Leben. „Johann Dherich“, der wackere Steuermann von Warnemünde, ein von Herzensgrund tüchtiger, aber jähzorniger und auf sein hübsches junges Weib während der langen Reisen unnützlich eifersüchtiger Mann, ist eine prächtige stämmige Figur aus nordischem Leben, ein Charakter, wie man sich nur viele solche wünschen möchte. Ein jeder Streich von ihm, den wir als den besten Einfall der Welt bezeichnen mögen, bringt ihn selbst gegenüber seinem nicht minder tüchtigen, aber stark eigenwilligen Weibe ein für allemal zur Ruhe, die Frau aber zum ernstern Nachdenken und in Folge davon zum freudlicherem Nachgeben, setzt einem jungen Manne, der etwas leichtsin auf dem Wege war sich in die Frau zu vernarren, den Kopf zurecht und bringt ihn überdies auf die für ihn passende Carrière. Der Eindruck ist ein durch und durch gesunder, von der zwingenden Vernunft regiert, die dem tüchtigen Kopf und Herzen innewohnt; wir möchten diesen Dherich umarmen und söhnen uns schließlich auch mit den andern Personen vollständig aus. Als Kunstproduct spricht die Erzählung nicht eben große Bedeutung an.

„Die Reise nach Freienwalde“ ist noch leichter: wie einer auf der Eisenbahn eine Frau findet, indem er die sich unglücklich führende und aus Familienrückichten zu einer Heirath, welche sie nach Amerika führen soll, Gedrängte dem brutalen Bräutigam, der sich ohnehin als verstedter Mormonen entpuppt, abjagt. Das Ganze der Erzählung wickelt sich ab an den hunderterlei Einzelheiten des Begegnens und dem Stimmungswechsel, die ein so eigenthümliches Abenteuer mit sich bringt.

Von dem Deutschen gehen wir zu einem der Meister, ja Großmeister der russischen Sittenzeichner über, deren die neueste Literatur dieses Volks eine namhafte Reihe besitzt, zu Iwan Turgenjew. Er wird sich uns in seiner Lebendigkeit der Erzählung, in der Reife eines zwar eigenrichtigen Humors, in der Frische des Ausdrucks und der bis ins Plastische gehenden Vollendung der Zeichnung, vor allem aber in der bizarren Originalität einer meist dem Seltsamen, gar oft wunderlichen Seelenrichtungen nachjagenden Phantastie als derselbe erweisen, wie man ihn seit seinen „Memoiren eines Jägers“ allgemein gewürdigt hat. Was jene Productionen als Sittenbilder von Werth erscheinen läßt, das sind die besondern Züge

aus dem uns Westländern so wenig bekannten Guts- und Landleben der Russen. Wir haben von ihm in deutscher Uebersetzung zwei Bände „ausgewählter Werke“ vor uns:

2. Iwan Turgenjew's ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. Zweiter und dritter Band. Mitau, Behre. 1869—70. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr 15 Ngr.

Die beiden Bände enthalten folgende Novellen: „Eine Unglückliche“; „Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow“; „Ein Briefwechsel“; „Assja“; „Rudin“; „Drei Begegnungen“; „Rumu“.

„Eine Unglückliche.“ Ja wohl, unglücklich! Es ist ein Lebensdrama der allerfinsternsten Sorte, das dieser Susanna Iwanowna. Die Tochter einer nicht minder unglücklichen Mutter, die von einem ganz gemeinen russischen Gutsbesitzer verführt worden; von Jugend auf eine verlassene Seele, in die Hände eines Menschen gegeben, der sie mit allem Instinct eines elenden Subjects haßt und verfolgt; zweimal des kurzen Lichtschimmers, den die Liebe in ihr dunkles Dasein geworfen, rettungslos beraubt, das erste mal durch den Tod, das zweite mal durch die Schurkereie eines Mitgliedes der sauberen Familie ihres Peinigers, nun diesem letzten Schlag erliegend und (wahrscheinlich an Gift) sterbend — es ist eine Zeichnung von schwärzester Färbung. Auch sie hat, neben „Rudin“, am meisten Werth durch die Schilderung des russischen Gutslebens. Turgenjew hat die ganze dramatische Gewalt eines Meisters der Zeichnung hingelegt, gleich von der originellen Einleitung an. Eine saubere Scene russischen Treibens, die durch ihre widrig komische Gemeinheit die tragische Umbüsterung, welche ob dem Ganzen liegt, nur noch erhöht, ist die Bestattungscene der „Unglücklichen“, mit dem obligaten Ende einer Sauferei und Prügelei.

Noch weit sonderbarer berührt die zweite Geschichte, ein Unicum ganz seltsamer Erfindung, obgleich dieses Abenteuer des Lieutenants Jergunow im Grunde nichts weiter ist als eine verschmizte Gaunergeschichte. Aber die ganze Einkleidung ist so höchst sonderbar, so mysteriös, so orientalisches Märchenhaft, daß wir in einer fortwährenden Spannung gehalten werden zwischen Lust und Grauen und schließlich immer noch eine Art Geheimniß über manchen dieser Vorkommnisse schweben bleibt. Die Spitze des Ungeheuerlichen bilden die Phantastengebilde des durch einen stark narrotischen Trank sinnlos Gemachten, zusammenhangslose Traum- und Wahngestalten, genau wie man sagt, daß sie im Kopf eines tüchtig berauschten Opiumtrinkers auftauchen. Man sehe einmal die Sprünge dieser aus Rand und Band getriebenen Phantasie:

Jergunow hatte eine seltsame, ungewohnte Empfindung; er fühlte sich frei, leicht, ja fast zu leicht. Er hatte keinen Körper mehr und schwamm im unendlichen Raum. Dabei glitten ihm kleine kalte Ameisen den Rücken entlang; eine unsagbare angenehme Mattigkeit entkräftete seine Beine, und Schläfrigkeit kitzelte ihm die Mund- und Augenwinkel. Er wünschte nichts mehr, dachte an nichts mehr; es kam ihm vor, als ob er sanft gewiegt werde, und er murmelte nur noch mit dem Munde der Lippen: „O, mein Jonjouchen!“ Von Zeit zu Zeit schien das Gesicht seines „Jonjouchens“ sich zu verschleiern. Warum denn, fragte sich der Lieutenant. Ach, es ist der Rauch, hier ist . . . ja . . . blauer Dunst. Und es näherte sich ihm jemand, der ihn wiegte und ihm angenehme Worte ins Ohr

flüsterte, Worte, die ansingen und nicht endeten. Plötzlich aber sah er die Augen seines Jonjouchens sich in einer maßlosen Größe wie die eines Brückenbogens öffnen; die Guitarre entrollte ihren Händen, und am Boden anschlagend gab sie einen Ton von sich, der aus den letzten Tiefen des Abgrundes widerzuhallen schien. Ich weiß nicht, welcher intimste Freund des Lieutenants ihn jählich und kräftig von hinten umarmte und ihm die Knoten seiner Halsbinde in Ordnung brachte. . . . Dann plötzlich gewahrte er hart an seinem Gesicht den dichten Schnurrbart, die Adernase und die durchdringenden Augen des Unbekannten mit den drei silbernen Knöpfen, und obwohl die Augen die Stelle des Schnurrbarts und der Schnurrbart die Stelle der Augen einnahm, obwohl die Nase ebenfalls umgedreht war, so verwunderte sich der Lieutenant gar nicht darüber. Er saub sogar, daß das so sein müsse, und war schon im Begriff zu der Nase zu sagen: „Guten Tag, Bruder Gregor“; aber er gab die Absicht auf und zog es vor . . . zog es vor unverzüglich mit Colibri nach Konstantinopel zu reisen, um dort ihre Hochzeit zu feiern. Colibri war ja Türkin, und der Kaiser hatte ihn zum Rang eines Muselman erhoben. . . . Das war um so leichter, als sich ihm ein kleines Schiff darbot. Er stieg ein, setzte sich auf eine kleine Bank im Hintertheil und begann denselben großen Fluß hinabzuschwimmen, der sich unter dem Namen Strom der Zeit in den Gymnasien von Nikolajew angeheftet findet und direct nach Konstantinopel führt. Diese Wasserfahrt machte ihm ungeheures Vergnügen. Jeden Augenblick begegneten ihm große, rothe Friesenten, die sich leider nicht nahe kommen ließen und sofort untertauchten, nichts als breite, wie Blut gefärbte Flecken an ihrem Plage zurücklassend.

So meint er nach Konstantinopel zu kommen; alles taucht auf und ab, kommt und verschwindet, Häuser und Türken, und am Ende seine Begleiterin Colibri selbst, sie wird immer kleiner und kleiner und ist nicht mehr sie, sondern ein Edelknaue in runder Jade und er sein Hofmeister, und nun ist er gezwungen hinter jenem her in das Innere eines Fernrohrs zu kriechen, das immer enger und enger wird; man kann sich darin nicht mehr bewegen, weder vor- noch rückwärts; man kann nicht mehr athmen, und ein ungeheures Gewicht stürzt sich auf seinen Rücken; er hat den Mund voll Erde. . . .

„Ein Briefwechsel.“ Derselbe beruht auf einer auffallenden Geistesdisposition. Alexei Petrowitsch S. stand einst mit der Schwester der Maria Alexandrowna B. in einem vorübergehenden Neigungsverhältniß, das er aber bald löste; kurz darauf tritt er mit Maria selbst in einen Briefwechsel, der fast nur darauf angelegt scheint, als sollte der Mann darin sich und ihr Aufschluß geben über die psychologischen Einfälle und Wunderlichkeiten eines zwecklos verpufften Daseins. Im Verlaufe wird die Sprache gegenseitig herzlicher, das Verständniß tiefer, wir ahnen schon ein folgenreich werdendes geistiges Band zwischen den zweien; da, auf einmal, unvorbereitet und unvorhergesehen, bricht der Briefwechsel ab. Jahre vergehen, endlich kommt der letzte Brief an Maria, worin Alexei ihr meldet: er habe sich — wie? begreife er heute selbst nicht — kurz nach seinem Schlußschreiben in eine nichtsnutzige Tänzerin vernarrt, sei ihr willenlos als eine Art Spielzeug gefolgt und habe sich in diesem unwürdigen Sklavendienste den frühen Tod geholt, dem er entgegengehe, ohne nur im Leben etwas genützt oder vollbracht zu haben. Es ist das wirklich ein Schicksal, wie es etwa einen blasirten vornehmen Russen, dem weder der Bildungszustand noch die öffentlichen Verhältnisse seines Landes einen Lebenszweck bieten, treffen mag; so faßt es

denn auch der Autor, wenn er zur Erklärung beifügt: „Wir Russen haben keine andere Lebensaufgabe als die, unsere eigene Persönlichkeit immer aufs neue durchzuarbeiten, und kaum haben wir die Kinderschuhe ausgetreten, so beginnen wir schon damit“ u. s. w., und wenn er auf die geistigen Misgeburten, die nichtigen Existenzen verweist, die aus dieser ziel-, regel- und glaubenlosen Arbeit herauspringen. Die Psychologie, die sich da entfaltet, ist leer und trostlos.

„Affja“. Die kurze und rasch sich abwickelnde Geschichte einer eigenthümlich aufgekeimten Liebe im Herzen eines Weibes, das nach Ursprung und Wesen wieder zu den Seltenheiten zählt. Die Entwicklung ist einfach die, daß der Mann, dem das unverfälschte Mädchenherz in seiner ersten vollen Erschließung entgegengetragen wird, zu langsam empfindet, zu spät seines eigenen Gefühls klar wird, im rechten Augenblicke nicht das rechte Wort, das Wort Liebe, findet und so das eigenartige Wesen für immer verliert, um einsam als Hagestolz von der halb süßen, halb schmerzenden Erinnerung zu zehren.

„Rubin“, die größte und consequentest durchgeführte dieser Compositionen, ist ein ganz eigentlich so zu nennendes Seelenbild. Es behandelt das Leben eines Mannes, der mit großen geistigen Gaben ausgestattet ist, ohne doch etwas mit ihnen auszurichten oder zu prosperiren. Dmitri Rubin, ein armer Edelmann von weltmännischer Feinheit, überraschender Verebbarkeit, vielem Wissen und leicht auflodernder Begeisterung, sucht doch sein ganzes Leben über herum, ohne daß er's zur That brächte; denn ihm fehlt es an Sinn für die realen Bedürfnisse, an Consequenz und festem Beharren. In einem vornehmen Hause besticht er durch seine Vorzüge die Tochter, die liebend ergeben mit ihm fliehen will; er selbst aber zögert und zaudert und kommt zu keinem Entschluß, bis er mit Schimpf aus dem Hause abziehen muß. Dann greift er, unaufhörlich mit Entwürfen beschäftigt, alles Mögliche an; aber nichts gedeiht, nichts wird hinausgeführt; er selbst wird immer ärmer, alt, äußerlich und innerlich vereinsamt, und endlich macht bei der pariser Junirevolution von 1848 ein Schuß auf den Barricaden seinem Leben ein Ende. Wir kennen diese Existenzen, die wir mit Turgénjew die Invaliden der Gedankenarbeit nennen möchten; es sind wahrlich nicht die schlechten, sondern die nobelen Seelen, aber zu ideal und unbeständig, und immer ist ihr Sein in der Welt ein schweres. Turgénjew hat die Zeichnung mit Meisterhand getroffen, sowol was die Vorzüge wie die Mängel eines solchen Menschenbafens betrifft.

„Drei Begegnungen.“ Wieder geheimnißvoll. Ein stolzes Prachtweib, das zum ersten mal unter dem glühenden Himmel von Sorrent ihren Geliebten erwartet, das zum zweiten mal in einem der entlegensten russischen Gouvernements von Glück strahlend mit ihm durch die Wälder und Steppen fliegt, das zum dritten mal auf einem Mastenball in Petersburg wie eine zu Stein gewordene Galatea den Ungetreuen, der sie verlassen, mit ihren bohrenden Blicken verfolgt und dann für immer unsern Augen entschwindet — ein glück- und leidenschweres Meteor.

„Mumu.“ Gut russisch. Die Geschichte eines riesen-

starken stummen Gutbedienten und seines treuen Hundchens Mumu, die sich besser verstehen als die Menschen untereinander, bis die Bosheit ihn zwingt, seinen Liebling selbst zu ertränken. Es ist ein trotz des mitspielenden Humors ins Düstere gemaltes Idyll, ein echt Stück russischen Herren- und Leibeigenenlebens, der Held selbst übrigens wieder ein Original.

Wir kehren nach Deutschland zurück und nehmen die neueste Production von Fanny Lewald auf, der durch seine Beobachtung des Lebens, Kenntniß des Herzens, offenen und freien Sinn für die Räthsel und Probleme der modernen Gesellschaft bedeutsamen und bewährten Frau, die uns auch hier mitten in die neuesten Gesellschaftsfragen einführt:

3. Nella. Eine Weihnachtsgeschichte von Fanny Lewald. Berlin, Jante. 1870. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Fabel des Stücks ist höchst einfach: wie der Sohn eines reichen Fabrikanten eine arme schöne Weberstochter aus dem Geschäft seines Vaters liebgewinnt und sie den Vorurtheilen der Welt und den Erschütterungen seiner Familie als Gattin abringt. Das ist alles, aber allerdings genug, um einen größeren Rahmen zu füllen und beiläufig die schweren Wirren und Kämpfe unsers heutigen Gesellschaftslebens allgemein hineinspielen zu lassen. Der Conflict ist zugespitzt durch den Umstand, daß Nella, offenbar die Lieblingsfigur der Schriftstellerin, mit allen Vorzügen ausgestattet wird, die den socialen Widerstreit lohnen: neben Schönheit des Körpers Adel der Seele, durch besondere Umstände und die Gunst der Fabrikherrin selbst erworbene höhere Bildung, Feinheit des Benehmens; ganz besonders aber besticht die ideal ihr zugeschriebene Großmuth, wonach sie, um den Frieden der beiden Familien wiederherzustellen, aus freien Stücken sich selbst das schwerste Opfer anferlegt, ihrer Neigung und ihrem Lebensglück entsagt, bis die Entschiedenheit des jungen Mannes, die diesem nicht minder gut steht als dem Weibe die Resignation, den Knoten durchhaut. Das Interesse ist ferner gesteigert durch das besonders nahe Verhältniß der doch nach ihrem gesellschaftlichen Range so weit auseinanderstehenden Personen und durch die Zeichnung der Charaktere, die alle ein sehr bestimmtes Gepräge haben, aus welchem ihr Handeln sich entwickelt. Es geht das bis auf den alten Webermeister herab, der in der streitenden Stellung gegen seinen Herrn jenes sehr oft dem Arbeiterstand innewohnende zähe, ja trotzige Rechtsgefühl festhält, auf dem für diese Leute ein starkes Stück innern Haltes und Selbstbewußtseins ruht. Ein dritter Hebel des erhöhten Interesses liegt darin, daß im Schicksal der Tochter des Fabrikdirectors und eines einfachen Arbeiters derselbe Conflict hineingewoben und zuvor, da die Hauptfrage erst noch in der Ferne steht, gelöst wird, diesmal aber anders, nämlich mit dem Selbstmorde der beiden unglücklich Liebenden. Wenig Gewicht legen wir auf einen vierten Specialumstand im Gemälde, daß nämlich der ehrgeizig gewordene Fabrikherr sich adeln läßt. Allgemeine Bedeutung hat die für unser Zeitleben im ganzen überstandene und nur noch in beschränkten Köpfen arbeitende Manie nicht, speciell für unsere Geschichte allerdings dadurch, daß sie die Schwierigkeiten der Situation erhöht.

Im ganzen und wenige Momente abgerechnet, bewegen wir uns nicht auf einem romanhaften, sondern auf dem realen Boden unserer Tage. Die Charakterzeichnung ist allerdings etwas idealisirt, und doch sind die Grundlagen auch hier durchaus der Wirklichkeit des Lebens entnommen, es sind die Menschen, wie sie sich lebhaft vor uns bewegen und in sich den schweren Kampf der Ständeverhältnisse durchfechten. Die Haltung der Schriftstellerin selbst ist eine ruhig abwägende, ohne Voreingenommenheit nach der einen oder andern Richtung, einer kühl gemäßigten Bedankenbetrachtung und Lebensbeobachtung entsprechend, aber auch ohne Entschiedenheit. Die verschiedenen Seiten der Frage werden von den einzelnen Repräsentanten überlegt und durchgesprochen. Die Reflexion tritt überwiegend hervor, und der Ton der Ausführung ist ein von Anfang bis zu Ende gleichmäßiger, gefestigter, vielleicht zu sehr und bis auf einen Grad, welcher das Gewicht der Wirkung eher verringert.

Nun erst gehen wir auf das Gebiet des eigentlichen Romans über, und zwar mit dem Werke eines leider vor kurzem verstorbenen Autors:

4. Duell und Ehe. Roman von Melchior Meyr. Zwei Bände. Leipzig, Dürr. 1870. 8. 2 Thlr. 7/8 Ngr.

Es ist die alte, bei Studenten und Militärs immer noch ihren Spatz treibende Geschichte vom Duell als einer Ehrensache an zwei parallelen Lebensläufen illustriert.

Adolf, der Jurist, ein gemäßigter Corpsbursche, der den Comment und das Duell als hergekommene und zum Studentenleben gehörige Dinge mitmacht, hat von Jugend auf in Philipp, einem Kaufbolde, welcher als gefürchteter Degen zum Senior einer Studentenverbindung aufrückt, herab sich aber ein in der Welt sich herumtreibender Taugenichts wird, einen unter halber Freundesmaske versteckten Feind und schlägt sich mit ihm auf der Universität. Einmal im Leben stehend und Professor der Rechte geworden, hat er zugleich eine liebenswürdige Frau gewonnen, doch hat sich nach den ersten Jahren, da der ins Studium versenkte Mann dem lebenslustigen, nach mehr Gesellschaft und Genuß verlangenden Weibe nicht genügt, ein Mißverständniß in die Ehe geschlichen. In diesem Moment kommt aus fernen Ländern Philipp zurück und als Verwandter der Frau in Adolf's Haus; er unterhält die Frau und sucht sie zu verführen; enttäuscht

weist sie ihn ab und theilt sich ihrem Manne mit. Als dann die beiden Männer sich Aug' in Auge gegenüberstehen, höhnt der freche Philipp und will Adolf durch Schimpf zum Duell zwingen; dieser wallt in einem Zornausbruch auf und stößt den ehrlosen Eindringling mit einem Dolche nieder, stellt sich darauf dem Richter, erhebt in glänzender Verteidigung seinen Specialfall zum Werth eines allgemeinen Kampfes gegen das Duell, büßt mit einer zweijährigen Festungshaft und kehrt dann als geachteter Mann wieder in sein früheres Wirken zurück. Eine doppelte Genugthuung begleitet diese ernste Wendung seines Lebens: erstlich ist seine Frau, deren Liebe denn doch in dem gesuchten Weltgenuß etwas schwankend geworden, fest und geläutert nun erst wieder zum rechten Eheglück ihm zurückgegeben, und ferner darf er mit Erfolg sich als einen Kämpfer betrachten gegen das eingewurzelte Vorurtheil und für die erkannte Wahrheit. Unterdessen hat der Philosoph Paul, der geborene „Obscurant“, welcher nie in eine Verbindung getreten und nie das Duell mitgemacht, nach sehr gebliebenen Studien im Leben Glück gehabt, eine treu ergebene Seele zum Weibe gewonnen und mit ihr genug Wohlhabenheit, um unabhängig seinem Wirken als geachteter Denker und Schriftsteller zu leben. Er und sein Weib sind die guten Geister in des Freundes Adolf's Hause und haben auch bei jener entscheidenden Katastrophe die tiefere Einsicht, den Frieden und die Ruhe der Gemüther wieder zurückbringen helfen.

Wir möchten nun nicht darüber entscheiden, ob der Stoff den Aufwand von zwei Bändchen Text lohnt, und ob die Geschichte nicht durch Reden und Betrachtungen zu weit ausgesponnen ist. Die ganze Entwicklung ist allerdings eine durchaus naturgemäße; wir mögen den Lebensläufen und Seelenentwicklungen, wie sie an den zwei Paaren uns vorgeführt werden, die Wahrheit nicht absprechen; aber sie fassen uns nicht recht, es geht alles auch gar zu verstandesmäßig her, es wird für uns zu reflectirt und unwillkürlich monoton, und selbst das mit Anwendung auf eine allgemeine Wahrheit gebrachte Opfer will uns nicht recht packen, das Herz fühlt sich allzu wenig interessirt. Sollten wir die Schätzung des Stücks in einen einzigen Ausdruck zusammendrängen, so würden wir's als Mittelgut bezeichnen.

J. J. Honegger.

Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde.

(Beschluß aus Nr. 24.)

6. Biographien aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Von A. B. Grube. Erste Reihe. Sechste verbesserte Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1870. Gr. 8. 27 Ngr.

Der längst auf dem Felde der naturgeschichtlichen und geographischen Unterhaltungslectüre rühmlich bekannte Verfasser ist nun schon seit Jahren eifrigst bemüht, seine immer aufs neue vergriffenen Werke so zu verjüngen, daß sie den Anforderungen der Zeit vollkommen entsprechen. Wir kennen kaum ein zweites Beispiel von einer solchen

literarischen Fruchtbarkeit, wie sie der Verfasser mit Geschick und Glück an den Tag gelegt hat. Und obgleich es ihm jetzt wahrlich nicht an Concurrrenz fehlt, so weist er sich doch immer noch frisch und kräftig in erster Linie neu zu erhalten.

7. Arznei-, Farbwaren und Schönheitsmittel. Von Carl Ruß. Breslau, Trewendt. 1869. 8. 1 Thlr.

Es ist dies der dritte Theil der „Waarenkunde für die Frauenwelt“. Der Verfasser ist ein sehr fruchtbarer,

denn auch der Autor, wenn er zur Erklärung beifügt: „Wir Russen haben keine andere Lebensaufgabe als die, unsere eigene Persönlichkeit immer aufs neue durchzuarbeiten, und kaum haben wir die Kinderschuhe ausgetreten, so beginnen wir schon damit“ u. s. w., und wenn er auf die geistigen Misgeburten, die nichtigen Existenzen verweist, die aus dieser Ziel-, regel- und glaubenlosen Arbeit herauspringen. Die Psychologie, die sich da entfaltet, ist leer und trostlos.

„Affja“. Die kurze und rasch sich abwickelnde Geschichte einer eigenthümlich aufgekeimten Liebe im Herzen eines Weibes, das nach Ursprung und Wesen wieder zu den Seltenheiten zählt. Die Entwicklung ist einfach die, daß der Mann, dem das unverfälschte Mädchenherz in seiner ersten vollen Erschließung entgegengetragen wird, zu langsam empfindet, zu spät seines eigenen Gefühls klar wird, im rechten Augenblicke nicht das rechte Wort, das Wort Liebe, findet und so das eigenartige Wesen für immer verliert, um einsam als Hagestolz von der halb süßen, halb schmerzenden Erinnerung zu zehren.

„Kubin“, die größte und consequenteste durchgeführte dieser Compositionen, ist ein ganz eigentlich so zu nennendes Seelenbild. Es behandelt das Leben eines Mannes, der mit großen geistigen Gaben ausgestattet ist, ohne doch etwas mit ihnen anzurichten oder zu prosperiren. Dmitri Kubin, ein armer Edelmann von weltmännischer Feinheit, überraschender Beredsamkeit, vielem Wissen und leicht auflobernder Begeisterung, sucht doch sein ganzes Leben über herum, ohne daß er's zur That brächte; denn ihm fehlt es an Sinn für die realen Bedürfnisse, an Consequenz und festem Beharren. In einem vornehmen Hause bezieht er durch seine Vorzüge die Tochter, die liebend ergeben mit ihm fliehen will; er selbst aber zögert und zaudert und kommt zu keinem Entschluß, bis er mit Schimpf aus dem Hause abziehen muß. Dann greift er, unaufhörlich mit Entwürfen beschäftigt, alles Mögliche an; aber nichts gedeiht, nichts wird hinausgeführt; er selbst wird immer ärmer, alt, äußerlich und innerlich vereinsamt, und endlich macht bei der pariser Junirevolution von 1848 ein Schuß auf den Barricaden seinem Leben ein Ende. Wir kennen diese Existenzen, die wir mit Turgenjew die Invaliden der Gebantenarbeit nennen möchten; es sind wahrlich nicht die schlechten, sondern die nobeln Seelen, aber zu ideal und unbeständig, und immer ist ihr Sein in der Welt ein schweres. Turgenjew hat die Zeichnung mit Meisterhand getroffen, sowol was die Vorzüge wie die Mängel eines solchen Menschenbafens betrifft.

„Drei Begegnungen.“ Wieder geheimnißvoll. Ein stolzes Prachtweib, das zum ersten mal unter dem glühenden Himmel von Sorrent ihren Geliebten erwartet, das zum zweiten mal in einem der entlegensten russischen Gouvernements von Glück strahlend mit ihm durch die Wälder und Steppen fliegt, das zum dritten mal auf einem Maskenball in Petersburg wie eine zu Stein gewordene Galatea den Ungetreuen, der sie verlassen, mit ihren bohrenden Blicken verfolgt und dann für immer unsern Augen entschwindet — ein glück- und leidenschweres Meteor.

„Mamu.“ Gut russisch. Die Geschichte eines riesen-

starken stummen Gutsbedienten und seines treuen Hündchens Mamu, die sich besser verstehen als die Menschen untereinander, bis die Bosheit ihn zwingt, seinen Liebling selbst zu ertränken. Es ist ein trotz des mitspielenden Humors ins Düstere gemaltes Idyll, ein echt Stück russischen Herren- und Leibeigenenlebens, der Held selbst übrigens wieder ein Original.

Wir kehren nach Deutschland zurück und nehmen die neueste Production von Fanny Lewald auf, der durch seine Beobachtung des Lebens, Kenntniß des Herzens, offenen und freien Sinn für die Räthsel und Probleme der modernen Gesellschaft bedeutsamen und bewährten Frau, die uns auch hier mitten in die neuesten Gesellschaftsfragen einführt:

3. Nella. Eine Weihnachtsgeschichte von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1870. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Fabel des Stückes ist höchst einfach: wie der Sohn eines reichen Fabrikanten eine arme schöne Weberstochter aus dem Geschäfte seines Vaters liebgewinnt und sie den Vorurtheilen der Welt und den Erschütterungen seiner Familie als Gattin abringt. Das ist alles, aber allerdings genug, um einen größern Rahmen zu füllen und beiläufig die schweren Wirren und Kämpfe unsers heutigen Gesellschaftslebens allgemein hineinspielen zu lassen. Der Conflict ist zugespitzt durch den Umstand, daß Nella, offenbar die Lieblingsfigur der Schriftstellerin, mit allen Vorzügen ausgestattet wird, die den socialen Widerstreit lohnen: neben Schönheit des Körpers Adel der Seele, durch besondere Umstände und die Gunst der Fabrikherrin selbst erworbene höhere Bildung, Feinheit des Benehmens; ganz besonders aber besticht die ideal ihr zugeschriebene Großmuth, wonach sie, um den Frieden der beiden Familien wiederherzustellen, aus freien Stücken sich selbst das schwerste Opfer anferlegt, ihrer Neigung und ihrem Lebensglück entsagt, bis die Entschiedenheit des jungen Mannes, die diesem nicht minder gut steht als dem Weibe die Resignation, den Knoten durchhaut. Das Interesse ist ferner gesteigert durch das besonders nahe Verhältniß der doch nach ihrem gesellschaftlichen Range so weit auseinanderstehenden Personen und durch die Zeichnung der Charaktere, die alle ein sehr bestimmtes Gepräge haben, aus welchem ihr Handeln sich entwickelt. Es geht das bis auf den alten Webermeister herab, der in der streitenden Stellung gegen seinen Herrn jenes sehr oft dem Arbeiterstand innewohnende zähe, ja trotzig Rechtsgefühl festhält, auf dem für diese Leute ein starkes Stück innern Haltes und Selbstbewußtseins ruht. Ein dritter Hebel des erhöhten Interesses liegt darin, daß im Schicksal der Tochter des Fabrikdirectors und eines einfachen Arbeiters derselbe Conflict hineingewoben und zuvor, da die Hauptfrage erst noch in der Ferne steht, gelöst wird, diesmal aber anders, nämlich mit dem Selbstmorde der beiden unglücklich Liebenden. Wenig Gewicht legen wir auf einen vierten Specialumstand im Gemälde, daß nämlich der ehrgeizig gewordene Fabrikherr sich adeln läßt. Allgemeine Bedeutung hat die für unser Zeitleben im ganzen überstandene und nur noch in beschränktem Köpfe arbeitende Manie nicht, speciell für unsere Geschichte allerdings dadurch, daß sie die Schwierigkeiten der Situation erhöht.

Im ganzen und wenige Momente abgerechnet, bewegen wir uns nicht auf einem romanhaften, sondern auf dem realen Boden unserer Tage. Die Charakterzeichnung ist allerdings etwas idealisirt, und doch sind die Grundlagen auch hier durchaus der Wirklichkeit des Lebens entnommen, es sind die Menschen, wie sie sich lebhaft vor uns bewegen und in sich den schweren Kampf der Stände-Verhältnisse durchfechten. Die Haltung der Schriftstellerin ist eine ruhig abwägende, ohne Voreingenommenheit nach der einen oder andern Richtung, einer kühl gemäßigten Bedankenbetrachtung und Lebensbeobachtung entsprechend, aber auch ohne Entschiedenheit. Die verschiedenen Seiten der Frage werden von den einzelnen Repräsentanten überlegt und durchgesprochen. Die Reflexion tritt überwiegend hervor, und der Ton der Ausführung ist ein von Anfang bis zu Ende gleichmäßiger, gefeilter, vielleicht zu sehr und bis auf einen Grad, welcher das Gewicht der Wirkung eher verringert.

Nun erst gehen wir auf das Gebiet des eigentlichen Romans über, und zwar mit dem Werke eines leider vor kurzem verstorbenen Autors:

4. Duell und Ehe. Roman von Melchior Mehr. Zwei Bände. Leipzig, Darr. 1870. 8. 2 Thlr. 7/8 Rgr.

Es ist die alte, bei Studenten und Militärs immer noch ihren Spul treibende Geschichte vom Duell als einer Ehrensache an zwei parallelen Lebensläufen illustriert.

Adolf, der Jurist, ein gemäßigter Corpsbursche, der den Comment und das Duell als hergekommene und zum Studentenleben gehörige Dinge mitmacht, hat von Jugend auf in Philipp, einem Kaufbolde, welcher als gefürchteter Degen zum Senior einer Studentenverbindung aufrückt, herrschend aber ein in der Welt sich herumtreibender Taugenichts wird, einen unter halber Freundesmaske versteckten Feind und schlägt sich mit ihm auf der Universität. Einmal im Leben stehend und Professor der Rechte geworden, hat er zugleich eine lebenswürdige Frau gewonnen, doch hat sich nach den ersten Jahren, da der ins Studium versenkte Mann dem lebenslustigen, nach mehr Gesellschaft und Genus verlangenden Weibe nicht genügt, ein Mißverständnis in die Ehe geschlichen. In diesem Moment kommt aus fernen Ländern Philipp zurück und als Verwandter der Frau in Adolf's Haus; er unterhält die Frau und sucht sie zu verführen; entrißet

weist sie ihn ab und theilt sich ihrem Manne mit. Als dann die beiden Männer sich Aug' in Auge gegenüberstehen, höhnt der freche Philipp und will Adolf durch Schimpf zum Duell zwingen; dieser wallt in einem Zornausbruch auf und stößt den ehrlosen Eindringling mit einem Dolche nieder, stellt sich darauf dem Richter, erhebt in glänzender Verteidigung seinen Specialfall zum Werth eines allgemeinen Kampfes gegen das Duell, büßt mit einer zweijährigen Festungshaft und kehrt dann als geachteter Mann wieder in sein früheres Wirken zurück. Eine doppelte Genugthuung begleitet diese ernste Wendung seines Lebens: erstlich ist seine Frau, deren Liebe denn doch in dem gesuchten Weltgenuß etwas schwanke geworden, fest und geläutert nun erst wieder zum rechten Eheglück ihm zurückgegeben, und ferner darf er mit Erfolg sich als einen Kämpfer betrachten gegen das eingewurzelte Vorurtheil und für die erkannte Wahrheit. Unterdessen hat der Philosoph Paul, der geborene „Obscurant“, welcher nie in eine Verbindung getreten und nie das Duell mitgemacht, nach sehr gebliebenen Studien im Leben Glück gehabt, eine treu ergebene Seele zum Weibe gewonnen und mit ihr genug Wohlhabenheit, um unabhängig seinem Wirken als geachteter Denker und Schriftsteller zu leben. Er und sein Weib sind die guten Geister in des Freundes Adolf's Hause und haben auch bei jener entscheidenden Katastrophe die tiefere Einsicht, den Frieden und die Ruhe der Gemüther wieder zurückbringen helfen.

Wir möchten nun nicht darüber entscheiden, ob der Stoff den Aufwand von zwei Bändchen Text lohnt, und ob die Geschichte nicht durch Reden und Betrachtungen zu weit ausgesponnen ist. Die ganze Entwicklung ist allerdings eine durchaus naturgemäße; wir mögen den Lebensläufen und Seelenentwicklungen, wie sie an den zwei Paaren uns vorgeführt werden, die Wahrheit nicht absprechen; aber sie fassen uns nicht recht, es geht alles auch gar zu verstandesmäßig her, es wird für uns zu reflectirt und unwillkürlich monoton, und selbst das mit Anwendung auf eine allgemeine Wahrheit gebrachte Opfer will uns nicht recht packen, das Herz fühlt sich allzu wenig interessirt. Sollten wir die Schätzung des Stücks in einen einzigen Ausdruck zusammenbringen, so würden wir's als Mittelgut bezeichnen.

J. J. Honegger.

Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde.

(Schluß aus Nr. 24.)

6. Biographien aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Von A. B. Grube. Erste Reihe. Sechste verbesserte Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1870. Gr. 8. 27 Rgr.

Der längst auf dem Felde der naturgeschichtlichen und geographischen Unterhaltungslectüre rühmlich bekannte Verfasser ist nun schon seit Jahren eifrigst bemüht, seine immer aufs neue vergriffenen Werke so zu verjüngen, daß sie den Anforderungen der Zeit vollkommen entsprechen. Wir kennen kaum ein zweites Beispiel von einer solchen

literarischen Fruchtbarkeit, wie sie der Verfasser mit Geschick und Glück an den Tag gelegt hat. Und obgleich es ihm jetzt wahrlich nicht an Concurrnz fehlt, so weiß er sich doch immer noch frisch und kräftig in erster Linie neu zu erhalten.

7. Arznei-, Farbwaaren und Schönheitsmittel. Von Carl Ruß. Breslau, Treves. 1869. 8. 1 Thlr.

Es ist dies der dritte Theil der „Waarenkunde für die Frauenwelt“. Der Verfasser ist ein sehr fruchtbarer,

gewandter Schriftsteller, der es vortrefflich versteht, sich ein passendes Feld seiner Thätigkeit auszuwählen und darauf zeitgemäß zu adern. Er kennt die Bedürfnisse seiner Zeit, und er benützt sein ebenso vielseitiges als gründliches Wissen mit großer Geschicklichkeit, um Befriedigung zu gewähren. Was er uns hier bringt, ist wieder auf die naturwissenschaftliche praktische Ausbildung der Frauenwelt berechnet und kann dieser als eine interessante, belehrende Lektüre bestens empfohlen werden, verdient aber auch von den Männern Beachtung, welche diese Bildung zu überwachen und zu fördern haben.

Wir lenken zunächst die Aufmerksamkeit der Leser auf die Toilettengegenstände, welche den Namen Verschönerungsmittel führen, und beschränken uns auf solche Fabrikate, wobei das Provencerröl die Hauptgrundlage bildet:

Ebenso wie Schmalz für alle steifen Pommaden u. s. w., so ist das Provencerröl für alle flüssigen Haaröle u. s. w. als der wichtigste Grundstoff anzusehen. Selbstverständlich sollte für diesen Zweck nur das reinste und vorzüglichste Provencerröl gebraucht werden. Im Gegentheil, gerade zu den feinsten und kostbarsten Haarölen wird häufig das schlechteste Provencerröl genommen oder, noch viel schlimmer, man braucht als Ersatz verschiedene andere durchaus nicht empfehlenswerthe Öle.

Es wird nun nachgewiesen, welche Eigenschaften ein solches Öl in unterfälschten besten Zustände besitzen muß, wie die Verfälschung mit Rüßöl, Mohndöl, Schmalzöl u. s. w. zu erkennen ist; doch wird auch nicht verfehlt, auf die Unsicherheit aller dieser Prüfungen hinzuweisen, sodas man schließlich sich nur auf die Redlichkeit der Verkäufer stützen kann.

Unter den im Handel jetzt vielfach angepriesenen Toilettengegenständen kommen auch Haarfärbungsmittel vor, welche nicht blos schädlich sondern meistens auch sehr giftig sind. Der Verfasser warnt besonders vor Blei- und Silberpräparaten, welche sogar zu Unglücksfällen Veranlassung geben können. Er empfiehlt das jetzt unter dem Namen Raffine im Handel vorkommende Färbungsmittel, welches aus einer Auflösung des übermangensauren Kali besteht, wovon er schon früher bei der Bereitung eines guten Mundwassers gesprochen hat:

Die Anwendung dieses trefflichen Mittels ist sehr leicht. Die Haare werden mit Seifenwasser sorgfältig durchwaschen, um sie von allem Fett zu befreien, dann werden sie, sobald sie in einigen Stunden vollständig lufttrocken geworden, mit der Auflösung vermittels einer weichen Bürste sorgfältig und gleichmäßig durchseucht. Dabei muß man sich jedoch hüten, daß man weder die Kopfhaut noch die Wäsche damit beschmutze. Die in diesem Falle hervorgebrachten Flecke sind, nebenbei bemerkt, durch Wasser und Seife nicht zu entfernen; sie müssen vielmehr sogleich in verdünnte Salzsäure getaucht und dann schleunigst mit reinem Wasser ausgewaschen werden. Die Färbung der Haare tritt sofort ein und kann desto dunkler hervorgebracht werden, je häufiger man das Durchseuchten wiederholt.

In ähnlicher Weise werden dann auch die Mittel zum Vertilgen der Haare besprochen und das Böttger'sche Depilatorium als das unschädlichste empfohlen. Es wird dazu frisch gebrannter Kalk mit wenig Wasser zu einem Brei gelöscht und ein Strom von Schwefelwasserstoffgas hineingeleitet, bis vollständige Sättigung eintritt. Dieses Schwefelcalciumhydrat läßt man auf Filtpapier abtropfen, vermischt es etwas mit Stärkemehl, Stärkezucker und Citronen- oder anderm wohlriechenden Del:

Von diesem dicklichen Brei bringt man eine Lage auf die behaarten Stellen und schabt nach 20—40 Minuten mit einem hölzernen Spatelchen das Mittel sammt den Haaren wieder fort. Zu bemerken ist, daß man dieses Enthaarungsmittel am zweckmäßigsten von einem zuverlässigen Chemiker, Apotheker u. s. w. kauft, den unangenehmen Geruch für die kurze Zeit zu überwinden sucht, und nach dem Gebrauch die Stellen stets sorgfältig mit Cold-Cream des Abends einreibt.

Bei dieser Gelegenheit wird auch Belehrung erteilt: wie man sich ein billiges Pulver zum Poliren der Nägel bereiten kann; welche Ingredienzen zu einem Hühneraugenpflaster am besten zu empfehlen sind, u. s. w. Man sieht, der Verfasser ist überall zu Hause, sorgt gehörig für Gesundheit und Sparsamkeit.

Auch der vorliegende Theil besitzt wie seine beiden Vorgänger ein ausführliches alphabetisches Sachregister, sodas er als Nachschlagebuch zu benutzen ist.

8. Wunder der Körperkraft und Geschicklichkeit des Menschen. Historische Darstellung der Leibesübungen bei den alten und neuen Völkern von Guillaume Depping. Aus dem Französischen von Robert Springer. Mit 69 Illustrationen. Berlin, Sacco Nachfolger. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dies Werk kann besonders den heutigen Turnfreunden als ein vortreffliches empfohlen werden. Es schließt auch das Kriegsturnen, das Tanzen, Fechten und Reiten nicht aus, und besitzt in historischer Hinsicht Vorzüge, mit denen sich kaum ein anderes Werk messen kann. Es zeigt überall eine ungemeine Belesenheit und ein Bekanntheit mit allem, was in diesem Fache Tüchtiges geleistet worden ist. Wir stimmen aber dem Uebersetzer nicht vollkommen bei, wenn er sagt:

Ein besonderer Vorzug ist die spannende, unterhaltende und durchsichtige Behandlung eines Stoffes, welcher einer deutschen Feder leicht Gelegenheit zu einer trockenen wissenschaftlichen Darstellung geboten hätte. Durch diesen Vorzug eben empfiehlt sich das Werk dem weitesten Leserkreise, und um diesem Zweck nicht durch einen Anschein von Gelehrsamkeit entgegenzuarbeiten, hat der Uebersetzer die Gelegenheit, welche sich zu ergänzenden oder erläuternden Anmerkungen darbot, nur spärlich benützt.

Bei weiterer Prüfung können wir indeß Robert Springer nur Dank dafür sagen, daß er ein gutes französisches Buch auf deutschen Grund und Boden verpflanzt hat.

Um unsern Lesern irgendeine Unterhaltung aus dem Buche zu geben, wählen wir aus dem Kapitel des englischen Vozens den Kampf, welchen Broughton mit Glac, einem Schlächter, durchgeführt hat:

Der Kampf fand am 10. April 1750, an einem Dienstage statt. Broughton war anfangs unfehlbar überlegen. Die Werten zu seinen Gunsten fanden zehn gegen eins. Aber dieser Vortheil war nicht von langer Dauer. Nach Verlauf von zwei Minuten wendete sich das Geschick gegen ihn. Glac, der sich bald von dem heftigen Streichen seines Gegners erholt, stürzte sich mit einem Sprunge auf ihn und verfehlte ihm einen Streich zwischen die Augen, auf den Broughton nicht gefaßt war. Er blieb davon wie verduht und erblindet. Es verflossen einige Minuten, ehe die Zuschauer des Vorfalls gewahr wurden. Sie hatten nur gesehen, daß Broughton sich nicht wie gewöhnlich ins Zeug warf, daß er sich vielmehr auf die Vertheidigung beschränkte, und sein Schutzherr, der Herzog von Cumberland, rief ihm in ernstem Tone zu: „Was fehlt dir denn, Broughton? Du kannst nicht kämpfen — du bist besiegt!“ — „Ach, gnädiger Herr“, erwiderte der Unglückliche, „ich kann meinen Gegner

nicht sehen, ich bin blind, aber nicht geschlagen; stellen Sie mich ihm nur gegenüber und Sie werden sehen!" Broughton befand sich in einem bejammernswürdigen Zustande. Die Zuschauer im Amphitheater gingen plötzlich von der Bewunderung zur Verachtung ihres Bösen über; sie machten lange Gesichter und wechselten die Farbe, sagt ein Augenzeuge, denn sie hatten hoch gewettet und, wie gesagt, zehn gegen eins. Glad behauptete sein Uebergewicht und trug binnen 14 Minuten den Sieg davon.

Raum eine Viertelstunde hatte hingereicht, um den größten Meister in der Kunst des Vorens, den eigentlichen wissenschaftlichen Begründer dieser rohen englischen Faustkämpfe, in Vergessenheit zu bringen.

Mit besonderem Wohlgefallen verweilt auch das Auge auf den gut angelegten und durchgeführten Illustrationen.

9. Wegweiser in die Chemie. Eine Vorkurse dieser Wissenschaft für Studiengenossen und Freunde der Naturkunde. Von Emil Savare. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.

An Wegweisern fehlt es uns jetzt wahrlich nicht, aber hier treffen wir mit einem zusammen, der unsern ganzen Beifall gewonnen hat, und zwar hauptsächlich dadurch, daß er wirklich das ist, was er sein will. Mit anregender klarer Sprache macht er zunächst die Bedeutung und den Standpunkt der Chemie deutlich und geht dann unmittelbar zu dem Erklären der Urstoffe über, redet von der chemischen Verwandtschaft, der Affinität, und kommt dann auf die Verbindung der Elemente nach bestimmten Gewichtsverhältnissen und auf die Äquivalente und Nomenclatur. Alles ist übersichtlich, kurz und dabei doch leicht verständlich gehalten. Natürlich wird niemand durch ein solches Büchlein ein fertiger Chemiker, aber er bekommt dadurch doch eine Uebersicht und einen Halt für ein nachfolgendes gründliches Studium. Besonders ist es aber denen zu empfehlen, welche ein erfolgreiches Repetitorium für ein erstes Studium in der Chemie anstellen wollen, zur Vorbereitung für ein zu bestehendes Examen in der Elementarchemie.

10. Studien zur Naturgeschichte des Menschen und der Thiere. Von Otto Rößlin. Stuttgart, Nebler. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Auch dies ist ein Buch, welches seine Leser augenblicklich zu fesseln versteht, sowie sie nur einen flüchtigen, prüfenden Blick hinein thun. Der Autor weiß entschieden, was er will, und besitzt auch die Kunst, recht angenehm und klar an den Mann zu bringen, was er weiß. Eigentlich haben wir es hier mit einer populären Anthropologie im beständigen vergleichenden Hinblick auf die Thierseelenlehre zu thun. Aber das Ganze ist sehr geistreich und fesselnd geschrieben. Von tiefgehender Philosophie hält es sich dem äußern Scheine nach ganz entfernt, und dennoch wäre es nicht recht, wenn man ihm den philosophischen Gehalt absprechen wollte. Das ganze Werk liest sich einfach, überall verständlich, und man merkt es ihm gar nicht an, wie es manchmal tief und gründlich in der Psychologie arbeitet. Die sämtlichen Studien, welche uns hier vorliegen, sind eigentlich Vorträge, welche der Verfasser in den Abendversammlungen des Vereins für Naturkunde Württembergs gehalten hat, nur der Studie über Thierstaaten liegt eine Gymnasialrede zu Grunde. Ueberall herrscht der Zweck vor, wichtige Fragen der Naturgeschichte

des Menschen und der Thiere auf populäre Weise dem allgemeinen Verständniß der Gebildeten näher zu bringen. Und vor allem ist es dem Verfasser gelungen, sich vor engherziger Parteilichkeit zu bewahren, was besonders in unsern Tagen eine schwere Aufgabe ist.

Die zehn Vorträge haben folgende Ueberschriften: 1) „Der Schlaf des Menschen und der Thiere“; 2) „Hirn und Seele“; 3) „Hirn und Schädel“; 4) „Die Physiognomie des Menschen und der Thiere“; 5) „Die Einheit des Menschengeschlechts“; 6) „Das Alter des Menschengeschlechts“; 7) „Ausgestorbene Thiere“; 8) „Hausthiere, ihre Eigenschaften und ihr Ursprung“; 9) „Ueber Thierstaaten“; 10) „Mensch und Affe“.

Wenn wir bei dem ersten Vortrage stehen, so wird zunächst auf die Schwierigkeit der Begriffsfeststellung des Schlafs hingewiesen, und der Unterschied und das Uebereinstimmende zwischen Menschen- und Thierschlaf dargelegt, auch der Winter- und Sommerschlaf einiger Thiere behandelt. Dann wird der Somnambulismus, Träse und Hellsehen, der magnetische Schlaf und Hypnotismus verständlich besprochen. Diese letztgenannten Formen des Schlafs hält der Verfasser für Aeusserungen eines kranken, überreizten Gehirns oder Nervensystems:

Sie nehmen also ihren Ausgangspunkt von demselben Organe wie der gesunde Schlaf; aber je schärfer sie hervortreten, desto mehr entwickelt sich ihr krankhafter Charakter, und in vielen Fällen sind sie durch unmerkliche Uebergänge mit den eigentlichen Geisteskrankheiten verbunden. Daher ist es durchaus unpassend, diese Zustände auf künstliche Weise hervorzurufen oder zu befördern; sie müssen vielmehr, wenn sie von selbst entstehen, möglichst bald gehoben werden. So fährt denn auch diese Untersuchung zu dem Schlusse, daß der tiefe, regelmäßig eintretende Schlaf, welcher den Menschen vor allen Thieren auszeichnet, als der allein gesunde betrachtet werden muß. Dieser allein bringt dem Nervensystem an jedem Tage neue Ruhe und Erholung und stärkt das Gehirn immer aufs neue zum Dienste der höhern menschlichen Seelenthätigkeit.

Der zehnte Vortrag hat in unsern Tagen, wo man den Menschen vom Affen abstammen lassen will, ein ganz besonderes Interesse. Der Verfasser zeigt in der rein materiellen Natur beider das Uebereinstimmende und wesentlich Verschiedene. Hierhin gehört der aufrechte Gang, die Hand als freies Greif- und Tastorgan, die artikulirende Zunge. Der größte Unterschied liegt aber in der psychischen Natur beider. Der Verfasser warnt vor zu leichtfertigem Betreten des Feldes der Hypothesen und Ahnungen und stellt dann das, was mit Sicherheit aus den Thatfachen geschlossen werden kann, so zusammen:

In Bezug auf seine körperliche Bildung ist der Mensch in die Klasse der Säugethiere und zwar in die Nähe der höchsten Affen zu stellen. Die Einrichtung seiner äußern Glieder trennt ihn vom Affen als die besondere Ordnung der Zweihänder — vom Thiere überhaupt: das Selbstbewußtsein und die drei Thätigkeitsweisen, welche mit jenem unmittelbar zusammenhängen, Intelligenz, Moralität und Religiosität. Sofern diese höhern Formen der psychischen Thätigkeit gleichfalls Gegenstand der äußern Beobachtung werden, dürfen sie nicht außer Acht gelassen werden, wenn die Stellung des Menschen innerhalb der umgebenden Natur zur Erörterung kommt. Sie weisen dem Menschen innerhalb der Schöpfung einen eigenen Platz an, und man hat daher recht, dem Thierreiche und dem organischen Reiche überhaupt ein besonderes Menschenreich gegenüberzustellen.

So sucht der Verfasser mit Hilfe der Thatfachen überall nachzuweisen, daß Mensch und Thier durch die Bande der Organisation aufs engste verknüpft, aber

durch die besondere Entwicklung ihrer Thätigkeit wieder streng voneinander geschieden sind.

Heinrich Birbaum.

Feuilleton.

Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.

Der auf den 15. Mai d. J. nach Nürnberg ausgeschriebene Genossenschaftstag deutscher Dramatiker war nur schwach besucht, so anerkenntwerthe Mühe sich der interimistische Geschäftsführer Dr. Bag gegeben hatte, eine ansehnliche Versammlung zusammenzubringen. Das zur Vorlage dienende Statut war jedenfalls in zu großartigem Stil entworfen, und statete z. B. die Genossenschaft mit einer Maschinerie von Ausschüssen aus, als ob es sich um eine große Actiensocietät mit vielen tausend Theilnehmern handle. Auch war die obligatorische Verpflichtung, sich der der Genossenschaft beigeordneten Generalagentur zu bedienen, noch dazu mit der unmöglichen Bedingung einer zehnprocentigen Provision für den Vertrieb der Werke, ganz geeignet, die Autoren von der Berathung einer so wenig angemessenen Vorlage jurlich abzuschrecken. Unter den in Nürnberg anwesenden Autoren und Vertretern von Schriftstellern (Paul Heyse, von Willern, Wichert, Mautner, Bag) befanden sich indess zwei tüchtige Juristen, der Gerichtspräsident von Willern und der Stadtgerichtsrath Wichert, und Schriftsteller von Ruf, denen die Bedürfnisse der Dramatiker wohl bekannt waren. So haben sie mit vielem Fleiß die Statuten auf durchaus annehmbarer Grundlage neu redigirt, indem sie den Verein zunächst ausschließlich zur Aufrechterhaltung des Rechtschutzes constituirten, der Agentur nur eine facultative Bedeutung gaben, die Provision freier Uebereinkauf überließen und einen festen, aber mäßigen Beitrag bestimmten. Sie gingen von dem richtigen Grundsatze aus, daß es zunächst genüge, die dramatischen Autoren und Componisten Deutschlands unter Einen Hut zu bringen und eine Association von den bescheidensten Anfängen aus, doch mit Anknüpfungspunkten weiterer Fortbildung und ungehemmter Entwicklungsfähigkeit zu begründen. Die einzige Schwierigkeit dürfte darin liegen, ob das Genossenschaftsvermögen zur Deckung der Kosten ausreichen wird, da außer den Eintritts- und Jahresbeiträgen der Mitglieder alle andern Beiträge, aus denen es sich zusammensetzt, eventuellder Art sind. Erst durch fünfzig Beitrittserklärungen ist die Genossenschaft constituirte. Den dramatischen Schriftstellern und Componisten Deutschlands sind die Statuten zugesandt worden, zugleich mit der folgenden erläuternden Ansprache:

„Wenn schon die zum 15. Mai c. nach Nürnberg einberufene constituirende Versammlung nur schwach besucht war, so haben sich doch die Unterzeichneten für verpflichtet gehalten, in die Berathung des Statuts einer deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten einzutreten, zumal vielfache Zuschriften schon jetzt die Bereitwilligkeit zum Beitritt mit mehr oder weniger Entschiedenheit zu erkennen gaben, andererseits aber sich hoffen ließ, daß auch mancher von denen, die sich bisher fern gehalten oder nur unbestimmt erklärt hatten, für die Sache gewonnen werden könne, wenn sich dieselbe in passenderer Form bei ihm einführe, auch die Erschienenen theils mit unbedingter, theils mit bedingter Vollmacht einer größern Zahl von Interessenten aus den verschiedensten Kreisen Deutschlands und Oesterreichs versehen waren. War bei der bisherigen Förderung der Angelegenheit nicht jeder Schritt ganz zweckentsprechend gewesen, so hatten wenigstens auf diesem noch neuen Felde die verschiedensten Meinungen sich gegeneinander auszusprechen Gelegenheit erhalten, sodas sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen ließ, innerhalb welcher Grenzen ihrer Thätigkeit eine zu begründende Genossenschaft Hoffnung habe, einer möglichst großen Zahl von dramatischen Autoren und Componisten wirksame Dienste zu leisten. Wenn im ersten, ganz allgemeinen Entwurf vom Frühjahr 1870 ein engerer Verein geschäftlich verbundener Fach-

genossen ins Auge gefaßt war, der durch Prüfung bei der Aufnahme neuer Mitglieder und bei der Annahme neuer Stücke zur Verfeinerung sich selbst und dritten Personen besondere Garantie zu leisten befähigt werden sollte, so stellte sich bald heraus, daß die bei solcher Anlage unvermeidliche Beschränkung der Freiheit der einzelnen die etwa zu erwartenden Vortheile unannehmbar mache, und daß eine viel breitere Grundlage gefunden werden müsse. Eine solche schien sich von selbst zu ergeben, wenn die Genossenschaft sich den Hauptzweck stellte, eine große und womöglich alle beglücklichen Interessen umfassende Verkehrsanstalt zur Verfügung über Ausführungsrechte mit einer Centralstelle im Mittelpunkte Deutschlands zu bilden, zu welcher der Eintritt jedem Dramatiker und Componisten freistehende, und die es ohne weitere Prüfung nur mit der Verfeinerung von Ausführungsobjecten, Verabredung der Entschädigungen und Einziehung derselben für die Auftraggeber zu thun habe. So entstand durch Vereinbarung der im allgemeinen diesem Ziele zugewandten Ansichten der Statutenentwurf, welcher vor Einberufung der Versammlung ausgetheilt ist, um der Berathung zu Grunde gelegt zu werden.

„Auf dem nunmehr in Nürnberg vom 15. bis zum 17. Mai abgehaltenen Genossenschaftstage wurde es indessen sofort klar, daß auch dieser Entwurf zu ängstliche Beschränkungen auferlegte, um Vortheile zu sichern, und daß deshalb beim Festhalten an demselben eine allgemeine Betheiligung nicht vorauszusetzen sei. Man fand es vor allen Dingen sehr un bequem und wenig ersprießlich, daß die Genossenschaft jedes ihrer Mitglieder sollte nöthigen können, sich ihrer Agentur für alle seine Erzeugnisse zu bedienen, war auch darüber einig, daß ein gleichmäßiger Abzug von 10 Procent Provision für die Genossenschaftskasse unbillig und den realen Verhältnissen nicht entsprechend sei, daß dann gerade die namhaftern Autoren, welche erhebliche Leistungen bezüben, bei ganz un verhältnismäßigen Abzügen von der Genossenschaftsagentur nur Schaden hätten. War somit außer Zweifel gestellt, daß sich aus diesen Grundprincipien des Entwurfs der gewünschte Verein nicht werde constituiren lassen, so konnte allerdings zunächst fraglich scheinen, ob mit dem Aufgeben der obligatorischen Agentur nicht das ganze Unternehmen seinen Boden verliere. Es mußte dies jedoch nach eingehender Berathung sehr entschieden verneint und dagegen behauptet werden, daß eine Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, ganz abgesehen von dem geschäftlichen Interesse, sehr wichtige Zwecke verfolgen und sehr erhebliche Vortheile erreichen könne, die sie jedem Mitgliede werth machen müsse. Das beigelegte Statut weist die Resultate einer, wie wir glauben sehr glücklichen und alle Interessen berücksichtigenden Vereinbarung nach. Es sind darin folgende Grundsätze durchgeführt:

„1) Zweck der Genossenschaft ist vor allem der Rechtschutz, dessen sie ihre Mitglieder theilhaft zu machen sucht, indem sie a) fortlaufend ein möglichst vollständiges statistisches Material (Theaterzettel und sonstige Belege) sammelt und ordnet, aus welchem sich die Aufführungsorte der im Register der Genossenschaft eingetragenen Werke, sowie die Zahl der Wiederholungen ergeben, und diese Zusammenstellungen vierteljährlich zur Kenntniß der Mitglieder bringt; b) in Betreff aller bei ihr angemeldeten Werke auf Grund der im Statut erteilten Vollmacht die Verfolgung der Entschädigungsansprüche ihrer Mitglieder bei unbefugten Aufführungen gleichsam von Amte wegen und auf ihre Kosten übernimmt.

„Die Genossenschaft wird aber auch die Einwirkung auf die Theatergegebung und auf die allgemeinen Verkehrsverhältnisse mit den Bühnenvorständen in den Kreis ihrer Thätigkeit ziehen müssen und können, wobei dann die wichtige Frage, ob durch

staatliche Hilfe oder im Vertragswege ein Lantienrecht erlangt und genügend gesichert werden könne, und welcher Lantien- oder Honorarsatz der angemessene sei, zum Austrag kommen wird. Hierüber schon bestimmte Forderungen in das Statut zu setzen, schien der formellen Natur eines solchen entgegen; es wird den spätern Generalversammlungen obliegen, nach genügender Vorarbeit des Vorstandes, diese materiellen Punkte zu ordnen.

„Die Betheiligung bei der Genossenschaft innerhalb vorsehender Grenzen ihrer Thätigkeit wird erreicht durch Unterschrift des Statuts, Zahlung eines Eintrittsgeldes von 5 Thalern und eines Jahresbeitrags von 3 Thalern vom zweiten Jahre ab. Jedes Mitglied wird durch seinen Beitritt außerdem zu nichts Weiterem verpflichtet, als der Genossenschaft die Rechtsverfolgung seiner Ansprüche aus unbefugten Ausführungen gegen Provision von $\frac{1}{2}$ der eingezogenen Entschädigungen oder Geldbußen unbedingt zu überlassen.

„Facultativ ist dagegen die Benützung der Genossenschaftsagentur, welche unter Controlle des Vorstandes durch den Geschäftsführer betrieben wird. Es steht in dem Belieben jedes Mitglieds, nicht nur ob es sich derselben bedienen will, sondern auch mit welchen Werken und für wie lange Zeit dies geschieht, und der Provisionsatz, von welchem $\frac{1}{2}$ zur Genossenschaftskasse fließt, während $\frac{1}{2}$ dem Geschäftsführer für seine Kosten und Müheverwaltung zufallen, wird durch besonderes Abkommen jedes Mitglieds mit letzterem festgesetzt. Der Austritt aus der Agentur der Genossenschaft ist demnach ohne Folgen für die Mitgliedschaft im allgemeinen. Ist damit die Freiheit des Geschäftsbetriebs jedes einzelnen nach allen Richtungen hin gewahrt, so kann doch angenommen werden, daß die Benützung der Genossenschaftsagentur, sobald sich dieselbe bewährt, bald eine allgemeine werden wird, da keine andere Agentur dieselbe Garantie einer beauftragten Kassensführung bietet, die Provisionsätze sich auch mit dem wachsenden Umfang des Geschäfts mindern müssen.

„Endlich ist, was gewiß allgemeine Anerkennung finden wird, im Statut vorsehender, daß auch Mitglieder, welche ihre Stelle selbst nicht der Agentur der Genossenschaft anvertraut haben, doch gegen eine geringe Incassoprovision von 2 Procent die Einziehung von Honoraren, eventuell im Wege des Proccesses, durch die Genossenschaft, allerdings auf eigene Gefahr und Kosten bewirken lassen können, sodas gerade da, wo der einzelne bisher machtlos war, Anshilfe eintreten kann, ohne daß sich daraus weitere Verpflichtungen ergeben.

„2) Eine Genossenschaft der vorbestimmten Art wird alle diejenigen in sich aufnehmen können, welche Ausführungsrechte zu vergeben haben, also nicht nur dramatische Autoren und Operncomponisten, sondern auch Componisten überhaupt, die ja durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 die rechtliche Befugnis erlangt haben, ihre Compositionen durch einen Vorbestalt gegen unbefugte Concertaufführungen zu schützen und die deshalb ein sehr naheliegendes Interesse haben, im Verein mit Gleichbetheiligten Sicherung ihrer Entschädigungsansprüche zu suchen. Auch wenn die Genossenschaft vorläufig noch außer Stande sein wird, auch für Concertaufführungen ein vollständiges statistisches Material zu beschaffen, so kann doch schon der Vortheil, sich der Hilfe derselben bei Verfolgung von Entschädigungsansprüchen bedienen zu dürfen, durch den geringen Jahresbeitrag von 3 Thalern als sehr billig erstanden angesehen werden. Es ist deshalb eine sehr zahlreiche Betheiligung von Urheberern musikalischer Werke wahrscheinlich. Daß Erben und Rechtsnachfolger dieselben Rechte genießen müssen, wie die Urheber selbst, ist selbstverständlich.

„3) Zum Sitz der Genossenschaft ist Leipzig gewählt. Es war dabei die Erwägung maßgebend, daß ein derartiges Institut nur in einer Stadt errichtet werden könne, die möglichst in der Mitte Deutschlands liege, selbst ein bedeutenderes Theater habe, dem literarischen und geschäftlichen Verkehr Erleichterungen gewähre und eine größere Zahl von dramatischen Autoren und Componisten zu Mitbürgern habe, aus denen der Vorstand, soweit seine Mitglieder am Orte wohnhaft sein müssen, gewählt

werden könne. Keine größere Stadt Deutschlands gewährt in gleichem Maße alle diese Vortheile. Es kommt aber dazu, daß das Genossenschaftsgesetz des Königreichs Sachsen unserm Vereine gefaltet, die Rechte einer juristischen Person, ohne welche jede Geschäftsführung unmöglich wäre, lediglich durch Eintragung in das gerichtliche Genossenschaftsregister zu erlangen, nicht aber die Uebernahme einer solidarischen Verbindlichkeit der einzelnen Mitglieder verlangt, freilich aber auch die Bedingung stellt, daß sich der Sitz der Genossenschaft in Sachsen befinde.

„Dürfen diese wesentlichsten Grundsätze, wie wir erwarten, sich einer allgemeinen Zustimmung erfreuen, so wird eine nähere Motivierung der einzelnen Statutparagrafen nicht erforderlich scheinen, zumal Meinungsdivergenzen über Specialitäten nie gänzlich und allseitig ausgeglichen werden können. Wir haben uns jedoch, um zugleich jedem einzelnen Beitretenden eine vom Anfang an zahlreiche Mittheilnehmerchaft zu sichern, entschlossen, die Genossenschaft auf Grund des Statuts erst dann für constituirte anzusehen, wenn sich mindestens 50 Theilnehmer zum Beitritt fest verpflichtet haben. Es geschieht dies zunächst lediglich durch eigenhändige Unterschrift des überlieferten Statutentemplars, während der Beitrag später zu entrichten sein wird, wenn der Vorstand und Geschäftsführer gewählt sind.

„Jeder, der dieser Genossenschaft als Mitglied beitreten will, wird deshalb ersucht: das Statut eigenhändig mit Vor- und Zunamen und Angabe des Wohnorts und Datums zu unterschreiben und spätestens bis zum 15. Juni c. an Dr. Paul Heyse in München (Arcisstraße Nr. 9) einzusenden.

„Sobald 50 Beitrittserklärungen eingegangen sein werden, soll die Einberufung der ersten statutenmäßigen Generalversammlung nach Leipzig erfolgen, welche den Vorstand und die Kassenscommissoren zu wählen, über die Verlehrsverhältnisse mit den Bühnenvorständen zu berathen, namentlich aber auch dem bisherigen interimistischen Schriftführer Hrn. Karl W. Bag die Rechnung über seine Auslagen abzunehmen haben wird.

„Exemplare des Statuts zu Beitrittserklärungen können von Dr. Paul Heyse und von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig franco bezogen werden.

München, den 17. Mai 1871.

Dr. Paul Heyse in München, von Hillern, Kreis- und Hofgerichtsdirector in Freiburg im Br. Eduard Mautner in Wien. C. Wichert, Stadtgerichtsrath in Königsberg i. Pr. Karl W. Bag in Wiesbaden.“

Bibliographie.

- Benebig, R., Das Franzosenthum. Ein Spiegelbild aus dem letzten Kriege. 2te Aufl. Mit Nachträgen und Zusätzen. Leipzig, D. Wigand. 16. 5 Ngr.
- Bibliobibel für Haus und Reise. 12ter Bd.: Wer ist von Gottes Gnaden? Humoristische Erzählung von R. Neumann-Streica. Berlin, Volkshandl. Nr. 8. 15 Ngr.
- Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 41: Der Rarr des Gills. Lustspiel von C. Wichert. Berlin, Cassar. Gr. 8. 28 Ngr.
- Bruden, H. v., genannt Hod, Das Wesen Gottes und der Welt, ihre Begründung und die geschichtliche Entwicklung der Idee über beide. 2 Bde. Berlin, Deutscher. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Fiedler, H., Mitdeutschlands Krieg gegen den deutschen Erbfeind 1870 und 1871. Kleine Kriegschronik in Versen für Deutschlands Volk und Jugend herausgegeben. Halle, Niemeyer. 16. 3 Ngr.
- Ganne, J. R., Der ideale und der geschichtliche Christus. 2te Aufl. Berlin, Deutscher. 8. 10 Ngr.
- Geisler, C., Lazarus Geiger. Sein Leben und Denken. Frankfurt a. M., Aufferb. Gr. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Die Präfectur in Blois. Tagebuch-Skizzen. Hamburg, D. Reifner. Gr. 8. 12 Ngr.
- Koth, J., Das Jesuitenthum. Eine Zeitfrage. Leipzig, D. Wigand. 8. 5 Ngr.
- Siegen, C., Lorbeerkränze. Deutschlands tapferen Kriegern gewunden. Weimar, Kühn. 8. 10 Ngr.
- Walberdorff, H., Graf v., Joseph Rudolph Schuegraf, der verdiente bayerische Geschichtsforscher. Ein Lebensbild. Mit Nachrichten über den österreichischen Erbfolgekrieg und die französischen Kriege 3c. Stadtsamhof. Gr. 8. 22 Ngr.
- Werner, A., Herder als Theologe. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie. Berlin, Deutscher. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Winter, H., Aus der Franzosenzeit. Bilder aus der Vergangenheit Schönebeck's. Schönebeck, Berger. Gr. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Wiskemann, H., Der Krieg. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Wittwer, W. C., Die Moleculargesetze. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Neue, schön ausgekattete, correcte Ausgaben der
Schätze der deutschen Nationalliteratur,
von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart heraus-
gegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Bartsch, Biedermann, Bodek, Buchner, Carriere, Münher,
Ebeling, Fichte, Frenzel, Goedeke, Gottschall, Hettner,
Köhler, Max Müller, Moriz Müller, Oesterley, Rüdert,
Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und
Andern.

Soeben erschien der 31. Band:

Fichte's Reden an die deutsche Nation. Mit Einleitung
herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte.

Die frühern Bände (1—30) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Dünker;
Muspä's Volksmärchen, von Moriz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobstabe, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose, Poetisches Tagebuch, von
Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, von
Hettner;
 Wieland's Oberon, von Köhler;
Kaler Müller's Dichtungen, von Hettner (zwei Theile);
Körner's Leier und Schwert, Briny, Rosamunde, von
Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner (zwei Theile);
Herder's Eid, von Julian Schmidt und Karoline
Michaëlis;
Senne's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte von Max Müller (zwei Theile);
Goethe's Faust, von Carriere (zwei Theile);
Bürger's Gedichte, von Tittmann (Doppelband);
Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, von Julian
Schmidt (drei Bände);
Bos' Luise, Idyllen, von Goedeke;
Schleiermacher's Monologen, Die Weihnachtsfeier, von Carl
Schwarz;
Mosès Mendelssohn's Phädon, Jerusalem, von Arnold
Bodel.
Hölty's Gedichte, von Karl Salm.
Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und Lieder,
von Karl Biedermann.

Ein Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwand-
band 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.
Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind
nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen 31 Bände sind nebst einem Prospect
über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: Shakespeare's Sonette

übersezt von

Otto Gildemeister.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Durch diese neue Uebersetzung, welche engsten Anschluß
an das Original mit sprachlichem Wohlklang und poetischer
Wiedergabe verbindet, hat der berühmte Uebersetzer die jetzt so
vielsprochene Shakespeare'schen Sonette ganz auf deutschen
Boden verpflanzt. Zudem ist in der ausführlichen Einleitung
sowie in den einzelnen Erläuterungen alles beigebracht, was
zum nähern Verständniß dieser Dichtungen dienen kann.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Tyndall, John, Die Wärme betrachtet als eine
Art der Bewegung. Autorisirte deutsche Aus-
gabe. Herausgegeben durch H. Helmholtz und
G. Wiedemann nach der vierten Auflage des
Originals. Mit zahlreichen in den Text eingedruck-
ten Holzstichen und einer Tafel. Zweite vermehrte
und verbesserte Auflage. Gr. 8. Fein Velin.
Geh. Zweite Abtheilung. (Schluss.) Preis
1 Thlr. 20 Sgr. Preis des complete Werks 3 Thlr.

Histoire de la révolution française

par

M. A. Thiers.

6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der
Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs
starken schöngeprägten Bänden bestehend, wurde von der Ver-
lagshandlung S. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wün-
schen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im
Preis ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu
dem ermäßigten Preise.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geographie des Gelobten Landes,

bearbeitet von

Dr. C. E. Hergt.

Mit einer Karte von Palästina.

8. Geh. 1 Thlr.

Der inzwischen verstorbene Verfasser, zugleich Theolog
und Schulmann, hatte sich durch vieljährige Studien wie
durch eigene Reisen eine genaue Kenntniß des Heiligen
Landes erworben. Diese auf einfache, methodische Weise
namentlich auch der Jugend beizubringen, war sein Zweck
bei Abfassung des vorliegenden Lehrbuchs.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

22. Juni 1871.

Inhalt: Ein Lied vom neuen Deutschen Reich. Von Rudolf Gottschall. — Eine neue Charakteristik Luther's. — Romane und Novellen. — Eine Reise in Arabien. Von Richard Andree. — Zur Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Von Petrus Häder. — Smilkeon. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Lied vom neuen Deutschen Reich.

Das Lied vom neuen deutschen Reich. Eines ehemaligen Elgow'schen Jägers Vermächtniß ans Vaterland. Von Oskar von Redwitz. Berlin, Herz. 1871. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gehe wir uns mit der ästhetischen Kritik dieser von echt patriotischer Gesinnung durchdrungenen Dichtung beschäftigen, wollen wir die erfreuliche Thatsache erwähnen, daß sie die Veranlassung gegeben hat zur Anerkennung dichterischer Bestrebungen der vaterländischen Muse von seiten des Deutschen Kaisers und seiner höchsten Würdenträger. Den Thronhimmel des neuen Reichs sollen auch die Musen tragen, dieselben Musen, welche mit begeistertem Wort das Herz der Krieger zu muthiger That entflammten. Daß sie aber von den Mächtigen in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt werden, daß auch die Lyra neben dem Schwert Geltung und Anerkennung findet, das ist ein immerhin für die deutsche Zukunft günstiges Zeichen; denn das siegreiche Volk, das in Waffen sich abzuwehren erwiesen und zu einer mächtigen Nation aufgeschwungen hat, soll nicht aufhören, ein Volk von Denkern und Dichtern zu sein und in solchem Werk des Friedens seine wahre Größe zu suchen.

Oskar von Redwitz hatte sein „Lied vom neuen Deutschen Reich“ dem Kaiser Wilhelm, dem Reichskanzler Fürsten Bismarck und dem Grafen Moltke eingeschickt und dafür folgende Antwortschreiben erhalten, die wir in d. Bl. als einem literaturgeschichtlichen Archiv mitzutheilen nicht verkümmern wollen. Kaiser Wilhelm richtete an den Dichter das nachstehende Handschreiben:

Ich habe Ihr Gedicht „Das Lied vom neuen Deutschen Reich“, worin Sie, anknüpfend an die Zeiten der Freiheitskriege und die damaligen Hoffnungen, mit patriotisch-freimüthigem Sinne und poetischem Schwunge die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart besingen, mit dem wärmsten Interesse entgegengenommen. Die hochgeachtete Dichterstimme, welche in diesem Liede die Großthaten der vereinten deutschen Heere in erhabender Weise verherrlicht und die langersehnten Errungenschaften mit inniger Freudigkeit und eingehendem Verständnis begrüßt, wird nicht verfehlen, den in den Herzen der Nation lebenden

Widerhall kräftig und nachhaltig zu bewahren. Möge es ihr vergönnt sein, in den deutschen Stämmen, welche in der Abwehr des stärksten Widersachers deutscher Einigung einen unvergeßlichen Wetteifer betätigt haben, die Einmüthigkeit auch gegenüber den nunmehr sich ergebenden friedlichen Zielen zu stärken und zu befestigen. Ich hege die Zuversicht, daß bei Lösung dieser Aufgaben, bei der gemeinschaftlichen Arbeit am Ausbau des wieder aufgerichteten Deutschen Reichs das in den Fürsten und Völkern Deutschlands gleich stark ausgeprägte Pflichtbewußtsein sich in demselben Maße wirksam erweisen wird, wie es uns jüngst mit Gottes Hilfe auf dem Schlachtfelde zum Siege verholfen hat. In gegenseitigem Vertrauen, in treuer Hingebung an die gemeinsamen Zwecke, in freier Thätigkeit zum Heil und Segen des gesammten Vaterlandes werden sich hinfort die deutschen Fürsten und Völker verbunden fühlen, und so dürfen wir hoffen, daß in Erfüllung gehe, was Sie in Ihrer Dichtung ersehnen: das neue Deutsche Reich, mächtig nach außen hin und einig im Innern, es möge der Friede, es möge das Reich der dauernden Versöhnung sein! Das wolle Gott!

Berlin, 14. Mai 1871.

Wilhelm.

Der Reichskanzler Fürst Bismarck schrieb an den Dichter:

... In dem ich Ihnen diesen Dank ausspreche, sehe ich über alles hinweg, was Ihre Worte Fremdliches für mich enthalten; aber ich reiche Ihnen freudig die Hand als einem Mitarbeiter an dem Aufbau dieses Reichs. Sie sind das schon lange gewesen; denn jedes echte Dichterwort, in Nord und Süd gleich erklingend, fördert das Gemeingefühl des deutschen Volks. Jetzt aber klingt aus dem Liede, das der süddeutsche Sänger dem alten norddeutschen Freiheitskämpfer in den Mund legt, die Stimme der ganzen Nation voll und kräftig mir entgegen, und wie es des Dichters doppelte Aufgabe ist, der Mund seines Volks zu sein und seine eigene Begeisterung ihm zu leihen, so sehe ich in dem „Lied vom neuen Deutschen Reich“ nicht nur ein neues schönes Zeugniß von der in Nord und Süd gleich tief empfundenen Einheit dieses Reichs, sondern zugleich eine frische und kräftige Geistes that, um die lebendige Einheit in der reichen Mannichfaltigkeit des deutschen Geisteslebens verwirklichen zu helfen. Die Nation wird die Worte des Dichters, der ihren Schmerzen wie ihrer Begeisterung und vor allem ihrer deutschen Pietät für Kaiser und Reich so lebenswahren Ausdruck leiht, freudig vernehmen und sich daran erbauen; und sie wird das, was in Ihrem Liede noch prophetisch ist, zur

Erfüllung bringen. Daran lassen Sie uns, jeder an seiner Stelle, mitarbeiten, und nicht müde werden im Dienste des Vaterlandes.

Der Eisenau der Kriege von 1866 und 1870, Graf Moltke, sprach seinen Dank in folgenden Worten aus:

Der Dichter darf verschwenderisch sein; er gibt mit vollen Händen Diamanten und Perlen, die Sterne des Himmels und die Blüten der Erde — so auch spendet er das Lob. In diesem Sinne fasse ich es auf, wenn Ihr Lied mich mit den großen Männern der Vergangenheit vergleicht. Denn diese waren groß auch im Unglück, und vorzugsweise eben da; wir haben nur Erfolge gehabt. Mag man das nun Zufall, Glück, Verhängnis oder Fügung Gottes nennen — die Menschen allein machten es nicht, und so riesenhafte Erruungenschaften sind wesentlich das Ergebnis von Verhältnissen, welche wir weder schaffen noch beherrschen. Der treffliche, aber unglückliche Papst Fabrian ließ auf sein Grab die Worte setzen: „Welch ein Unterschied der Zeitabschnitt, in den das Wirken auch des besten Mannes fällt!“ An der unüberwindlichen Gewalt der Verhältnisse ist schon oft der Tüchtigste gescheitert, von ihr der minder Tüchtige getragen worden. Wenn ich so, nicht aus falscher oder eitlem Bescheidenheit, ein gutes Theil des mir gespendeten Lobes für unverbient halten muß, so bin ich deshalb nicht minder empfänglich für dasselbe, denn Verse wie die Ihrigen mögen leicht manches Denkmal aus Erz oder Marmor überdauern. Gehen Sie meinen herzlichsten Dank und die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu unterzeichnen ergebenst.

Sraf Moltke.
Die Gesinnung des Dichters verdient solche Anerkennung, um so mehr, als der Sänger der „Amaranth“ im Namen Süddeutschlands spricht und überhaupt erst so zu sprechen vermag, nachdem er eine bedeutende innere Wandlung durchgemacht hat; denn es ist ein weiter Weg für den Sänger der mit der Kirchenfadel des Fanatismus einhererschreitenden „Amaranth“ bis zum Loblied auf den protestantischen deutschen Kaiser. Wol kann er sagen, was er seinen Lützower Jäger sagen läßt:

Und furchtlos will ich's ehrlich eingestehen —
Denn nie bringt Schande die erkannte Wahrheit,
Doch schimpflich ist's, auf falschen Trost zu pochen —
In andern Licht lern' ich die Welt besehen;
In manches dunkle Wirrsal kam mir Klarheit.
Manch hartes Wort, jetzt bleib' es ungeprochen.

Es ist ein undankbares Amt der Kritik, ein Werk schöner Begeisterung, das dem Dichter das Lob unserer größten Helden und Staatsmänner eingetragen hat, hinterdrein auf der Goldwaage nach seiner Echtheit zu prüfen; doch im Interesse des Fortschritts unserer Dichtkunst ist solche Prüfung unerlässlich: die Kritik würde sich selbst aufgeben, wenn sie bei Werken namhafter Dichter nicht den strengsten Maßstab anlegte. Freilich ihr Lob der Dichtung würde so uneingeschränkt sein wie das der Gesinnung, aus der sie hervorgegangen, wenn die mehr als 500 Sonette, in welche sich dies „Lied“ gliedert, denselben poetischen Duft athmeten wie die beiden Schlussonette, welche das Lob des großen Strategen rechtfertigen:

Vom schönen Thale.

Es liegt vor mir aus Kurfürst Erthal's Zeiten
Des „schönen Thales“ wundertrauter Gaiu.
Um malerisch zerfallenes Gestein
Auf stiller Flut zwei prächt'ge Schwäne gleiten.
Wie liebt' ich's doch, hier stunnend durchzuschreiten!
Und auch vom Fenster schaut' ich gern herein,
Sah märchenhaft ich oft im Abendchein
Die Silberflügel dort sich flatternd spreiten.

Jetzt freilich ist es dufflos, stumm und kahl.
Doch, liegt mein Zanberstab nicht stets bereit? —
So schwing' ich ihn — so werd' es Matenzeit!
Und sieh, wie grünt und blüht mein liebes „Thal“!
Welch duff'ge Pracht im Wipfel wie im Hag! —
Und hört ihr auch den Nachtigallenschlag?

O daß doch neidlos prächtig immerdar
Die deutschen Stämme grünten so wie hier!
Sie alle nur des einen Waldes Bier,
Gar stolz umkreist vom kaiserlichen Mar!
Und friedlich, wie die Schwäne silberklar
Durchschwimmen hier dies blühende Revier —
Auf deutscher Gelftesflut ohn' Neidbegier
Sei Nord und Süd ein leuchtend Schwänenpaar!
Des heil'gen Krieges Opfer, Noth und Schmerz,
Werd' einstens, wie ein Bild aus Heldeusagen,
Der lenzumbusteten Ruine gleich!

Der Nachtigall Gesang sei Deutschlands Herz! —
Und in dies Herz, sowie mir's aufgetragen,
Senz' ich dies Lied vom neuen Deutschen Reich.

Die große Mehrzahl der Sonette läßt indeß diesen poetischen Duft sehr vermissen; wir finden hier und dort gereimte und nicht einmal schön gereimte Prosa. Wenn auch der warme Ausdruck innigster Ueberzeugung oft einen an das Poetische streifenden Reiz bewahrt, wenn auch hier und dort Töne echten Gemüths angeschlagen sind: so überwiegt doch das Raisonnement, das oft dichterisch eingekleidet ist, ohne seinen verstandesmäßigen und leitartikelförmigen Zusammenhang verhüllen zu können; es fehlt namentlich an dichterischer Anschauung, und so viel von Schlachten und Heldeu die Rede ist — wir finden kein Schlachtenbild, welches mit Scherenberg'scher Genialität gezeichnet wäre, und bei den Bildern der Heldeu tritt uns selten eine in großen Zügen herausgemeißelte Plastik entgegen; die poetische Unterschrift muß das poetische Bild vertreten. Es ist dies der Fehler einer an die Improvisation grenzenden Hyperproductivität. Ein Duzend Sonette, wie diejenigen Platen's auf Venedig, vermag die Kunst des Dichters in Athem zu halten; aber jede dichterische Begeisterung, die einige hundert Bierzeuzeiler hintereinander recitirt, muß zuletzt außer Athem kommen. Es sind eben alles Herzensergüsse, politische Meinungen, Ansichten, Anschauungen in lyrischer Form; doch solche lyrische Gallerte, wenn sie uns ohne epische Zwischengerichte fortwährend vorgefetzt wird, macht zuletzt einen wabbeligen Eindruck. Für ein Gedicht wie Freiligrath's „Trompete von Gravelotte“ geben wir ein Duzend solcher Sonette.

Der Dichter spricht indeß nicht aus eigenem Mund, der unerschöpfliche Sonettist ist ein alter Lützow'scher Jäger, der uns sein Leben mittheilt, ein Förstersohn und Pfarrersneffe, im Pfarrhause mit zähen Broden Latein genährt, dann in Jena auf der hohen Schule mit Franzosenhaß, bis er die Büchse ergreift, um gegen Napoleon zu kämpfen. Genosse Körner's, schildert er uns dessen Heldeutod und feiert den Sänger. Daß aber der Lützow'sche Jäger die Schlacht bei Müdern mitmacht, ist wol ein historischer Schnitzer. Unsers Wissens war das Lützow'sche Freicorps dem Corps Tettenborn's an der unteren Elbe zugetheilt.

Nach Beendigung des Kriegs sehen wir den Heldeu

bei der Burschenschaft, er läßt das schwarz-roth-goldene Banner wehen und macht das Wartburgfest mit:

Der vierte Jahrtag war's der Völkerschlacht,
Als auf die Wartburg uns der Ruf beschied,
Als Deutschlands Blüte dort in Reich' und Glied,
Noch einmal tagte als der Freiheit Wacht.

Die Berge glühten von der Feuer Pracht,
Nachdem uns träbunflort die Sonne mied.
Dort klang des deutschen Geistes Schwanenlied! —
Dann ward's für immer — immer stumm gemacht.

Wie wir mit Wort und Sang, wir armen Thoren,
Die alten Zeiten auch herausbeschworen,
So Wort wie Lied, 's ging alles uns verloren.

Und wollten wir im Feuer auch verdammen
Der Freiheitsfeinde Bücher all zusammen —
Ach, all ihr Geist stieg höh'nend aus den Flammen!

„Zwischen Festungswällen“ lautet der zweite Abschnitt. Jene Detailmalerei, jenes Stilleben der Gefangenschaft, das wir in Byron's „Gefangenen von Chillon“, Saintine's „Piccola“ und dem „Schutt“ von Anastasius Grün finden, fehlt diesen Sonetten; sie enthalten meist burschenschaftliche Reflexionen, die sich oft ins Phrasenhafte verlieren, oft aber auch edeln Schwung athmen. Das gelungenste Sonett dieser Gruppe ist das folgende:

Als einzige Maske in diesen Mauern
Bist mir, wenn nachts die Frühlingsflürme wüthen.
Wie lauch' ich dann auf sie in sel'gem Brüten,
Bergeffend ganz, daß ich auf Stroh muß kauern!

Dann treibt in solchen wilden Sturmeschauern
Rein Bann der Träume schüchtern wieder Blüten.
Ich schaue Sterne, die mir längst verglühten;
Und überbraust wird all mein Gram und Trauern.

Denn wie der Freiheit Siegeshymnenchöre
Klingt mir der Sturm; wie Gottes Fluch ich's höre,
Hindonnernd über all die Schergenbanden.

O braust, ihr Stürme, braust! Fegt dürre Blätter
Und kalte Wolken weg! Schafft Oherwetter!
Braust: „Hallelujah, Deutschland ist erstanden!“

Die burschenschaftliche Empörung gegen den „Unkenruf der Diplomatennoten“, gegen die „Schleicher in den Staatskanzleien“, „die Polizeityrannei“, „das Spürhundheer“ findet oft sehr energischen Ausdruck.

Der zweite Theil (1870) führt uns in die neueste Zeit. Der Lützower ist 75 Jahre alt geworden, er hat inzwischen sogar sich mit dem deutschen Professorenparlament 1848 in kühnster Freiheitschwärmerei verloren, wollte aber nach dieser Enttäuschung der Politik gänzlich fern bleiben. Das gelungenste Sonett dieser Gruppe: „Vor dem heiligen Kriege“, spricht diese Wendung aus:

Ahrwahr, nach solchen Völkersturmes Toben,
Wie's dort an unser staunend Ohr geschlagen,
Wem hätt' es nicht zu neuen Frühlingstagen
Das winterliche Herz emporgehoben?

Ja, wie dort stolz der Freiheit Rosse schnoben
Vor jener neuen Zeit bekränzt'm Wagen,
Der unsrer Einheit Bild einhergetragen,
Von kaiserlichem Diadem umwoben!

Da stand kein Thurm, dran nicht der Sturm gerüttelt
Und Risse bloßgelegt; da war kein Baum,
Dran nicht ein dürrer Ast ward abgeschüttelt.

Aussprang des Völkerglückes Zaubertruhe.
O wie verzeihlich war mein Frühlingstraum! —
Jetzt aber laßt mir meines Winters Ruhe!

Doch als der welsche Erbfeind von neuem drohte, da entbrennt das Herz des alten Lützowers von neuem; der Sohn zieht in den Krieg; schwer trennt sich der Vater von dem Liebling.

Damit enden des Lützowers eigene Erlebnisse, in denen ein warmes, von der Redwig'schen Muse vollkommen beherrschtes Gemüthsleben vorwiegt; von jetzt ab steht der alte „Veteran Schildwacht, um sich mit großem Blick die neue, große Zeit anzusehen“. Die ergänzende Chronik der Gegenwart geben zum Theil die Feldpostbriefe des Sohnes. Die nächsten Abschnitte: „Von Ihm und uns“, „Vom Heer und Bundesfeldherrn“, „Vom neuen Deutschen Reich“, „Vom Grafen Bismarck“, stellen gleichsam die Bildsäulen auf in der Walhalla des neuen Deutschlands. Doch hier erscheint die Pietät des Dichters größer als seine darstellende Kraft, namentlich ist die Kriegschronik nur mit dürftigen Arabesken ausgeschmückt. Die Episode von Saarbrück, „Der Kaiser selbst mit Lulu seinem Sohn“ — das ist nicht mehr als gereimte Zeitungsnotiz. Von den Schlachten bei Metz erhalten wir kaum ein anschauliches Bild, wie wir es bei so verschwendlicher Fülle von Gedichten erwarten durften:

Victoria, dreifacher Sieg bei Metz!
Nach unerbittlich eisernem Geßez,
Welch unerhörte Riesenwaffenthat!

Dies ist mehr rhetorische Phrase als lebensvolle Darstellung. Kaiser Napoleon, „der Völker Furchtopanz“, wie eine Verszeile ihn, fast holiambisch auslautend, nennt, ist im ganzen doch auch mit blaffen Umrissen gezeichnet, nicht mit tieferer Intuition. Besser gelingt dem Dichter das Bild des Bundesfeldherrn, dessen Pflichttreue er mit begeisterten Worten feiert. Der dem Grafen Bismarck gewidmete Abschnitt beginnt mit dem Bekenntniß, wie der Lützower die Diplomatenstippe haßt, die nur Champagner nippt, mit schönen Frauen schwagt und nur durch ihr Wappenschild zu Würden kommt. Er will gern „seines alten Grolles Tornister“ nicht „auspacken“, widmet aber doch dem Grafen Bismarck die folgende vierzeilige Confession:

Doch ihn auch hatt' ich minder nicht gehaßt,
Der wahrlich weder geistesblind noch stumm,
Deß Kampf verheßt nie war, deß Weg nie krumm,
Der, was er will, mit ernzer Faust erfaßt.

Auf troh'gem Nacken trägt er Riesenlast.
Nie hängt er sich der Feigheit Mantel um.
Doch für der deutschen Freiheit Heiligthum
Hatt' er zum Hüter niemals mir gepaßt.

Dem Adler war er immer mir vergleichbar,
Dem auch das höchste Ziel gar leicht erreichbar,
Der aber nie mit heiterm Wohlgefallen

Sich wiegt in hehrer Freiheit Aetherschimmer,
Und auf dem Horste nur voll Streitlust immer
Auslugend schärft den Schnabel und die Krallen.

Jetzt aber preist er das Geschick, welches den Willen selbst, einen ganzen Mann von starrem Eisen in diesem Völkersturme aus Ruder stellte. Er nennt Bismarck „den König aller Diplomaten“, einen „großen Mann“, den Bannerträger unserer Einheit, doch er fordert ihn auf, auch unserer Freiheit Hort und Pfleger zu sein, des deutschen Volkes Versöhner, die Eigenart der Stämme zu pflegen; er appellirt an das Herz des Reichskanzlers, das

sich in oft weichen Tönen in seinen Briefen ausspreche. In diesem Sonettencyklus findet sich auch ein ziemlich prosaisches Sonett, das an die Adresse Oesterreichs gerichtet ist und deshalb als Ausdruck süddeutscher Stimmung von Interesse ist:

Und siehe, mit noch größern Siegeschren
Bermögen wir jetzt Frankreichs Macht zu brechen
Und seines Leichtsinns Friedensbruch zu rächen;
Selbst Oestreichs Kriegsmacht fehlt noch unsern Heeren.

Und dennoch besser, Oestreich jetzt entbehren,
Soweit des Stämme deutsche Sprache sprechen,
Als mit Slowaken, Magyaren, Tschechen,
Gemeinsam Deutschlands Siegesbecher leeren!

Sind nicht auch sie, so gut wie die Franzosen,
Todfeind jedweden deutschen Geistesleben?
Nie trüg' uns solche Feindehälfe Rosen.

Sie mögen ihren Haß zur Spitze treiben,
Und ihrer Hoffart list'ge Ränke weben!
Gleichviel! — Nur mögen sie vom Leib uns bleiben!

„Den Lauen und Furchtsamen“ spricht Redwitz im sechsten Abschnitt Muth zu; er erklärt sich gegen das altkluge Kritteln, das kleinliche Nörgeln und Verzagen; der drohenden Knechtschaft werde sich ein so todeskühnes Volk stets siegreich erwehren:

Wo thront der Fürst und wenn's der Kaiser wäre,
Der noch einmal der Freiheit Knechtschaft wagte,
Nach solchem Krieg und unter solchem Volke!

In dem Abschnitt „Von der neuen Mainbrücke“ will der als alter Litgower verkleidete Sängler Nord und Süd miteinander versöhnen. Einen fast postfaktischen Einbruch macht es, wenn Redwitz in dem einen Sonett den deutschen Südländern vorwirft, daß sie zu viel ins Wirthshaus gehen. Von dem Kronprinzen von Preußen singt er:

Und hättest du nicht einen Sieg errungen,
Du kehrest doch als Sieger uns zurück,
Denn du, du haßt des Südens Herz bezwungen.

Die nächsten Abschnitte sind: „Von Seban und Wilhelmshöhe“, weltgeschichtliche Excurse, mit einem Bedauern für Mac-Mahon, einem Loblied Molite's und einigen Spottsonetten auf den gefangenen Cäsar, „Ein Heldenbrief“, persönliches Erlebnis des mit dem eisernen Kreuz geschmückten Sohnes des Litgower's, „Nach Seban“, „Ein Volksprophet“, der am meisten drastische und lebensvolle Abschnitt, „Wieder heimgeholt“, ein der alten Reichsstadt Strasburg gewidmeter Gesang: „Welche Sünden und deutsches Mitleid“, „Vom Geist des Vaterlandes“, „Vom Erntetag und Schnitterlohn“, austönende Dithyramben. Der Anhang: „Zwei Helden“, enthält einige der stimmungsvollsten Gedichte, wie z. B. das folgende:

Ein Reich wird's werden in der Völker Mitte,
Wie keins des Himmels Wölbung noch umschloß,
Ein Bau der Macht, kein thönerer Koloß,
Des Säulen Glaube, Bildung, Fleiß und Sitte.

Gesetzt mit solch edeln Blutes Ritte,
Wie's Deutschlands bestes Leben jetzt vergoß,
Darein solch heil'ger Strom von Thränen floß —
Wär's möglich, daß der wieder Schaden litte?

Und daß nicht allzeit hoch auf dessen Zinnen
Der Freiheit Fahne flög, die blutertaufte,
Mit also bitterm Thränenquell getaufte? —

O nein, laß furchtlos scheiden mich von hinnen,
Und Segen nur für Reich und Kaiser sprechen!
Nur Gott allein verbleibe Fluch und Rächen!

Nach einem Bericht, welcher das Gelingenste und Trefflichste einer überreichen Sammlung heraushebt, wird auch strenge Kritik nicht den Vorwurf der Parteilichkeit fürchten dürfen. Diese wird zunächst die Form des Sonetts als ungeeignet für eine so umfassende Dichtung verwerfen müssen. Ein Sonettencyklus darf nie eine bestimmte Grenze überschreiten; denn da jedes Sonett ein abgeschlossenes und zwar streng geschlossenes Ganzes ist, so läßt sich wol mit feinem künstlerischen Verständnis eine mäßige Zahl von Sonetten zu einem größern Ganzen zusammenreihen, in welchem alle vereinzelten Pointen sich zu einer gemeinsamen vereinigen; aber ein großes, wenn auch nur locker zusammenhängendes Gedicht läßt sich nicht in Sonetten abfassen, ohne daß die fortgehende Reflexion gänzlich verschwommen und ermüdend wird. Denn ein epischer Faden läßt sich nicht von Sonett zu Sonett schlingen, ohne die Bedeutung der selbständigen künstlerischen Architektur des einzelnen Gedichts zu gefährden. Dafür ist das Sonett zu gut, das heißt zu kunstvoll gegliedert. Als Karyatide von Anekdoten, Erzählungen, wie z. B. in dem Abschnitt: „Der Heldenbrief“, eignet es sich durchaus nicht. Die Erzählung wird schleppend, die Form des Sonetts unfrei.

Ebenso wenig wie für epische Darstellung, die deshalb in dem Gedicht von Redwitz kaum über die leichtesten Crayonstizzen hinausgeht, eignet sich das Sonett für geharnischte Kriegspoetik, eher für weltgeschichtliche Betrachtungen von elegischem Zug, die auch bei Redwitz der Form der Sonette gleich höhere Harmonie verleihen. Rückert's „Geharnischte Sonette“ sind paradox und verdienen nicht Nachahmung. Gleichwol schweben sie dem Dichter vor:

„Geharnischt“ sangst du, Rückert, uns Sonette,
Herausgeholt aus tiefstem Sängerborn,
Und hängtest sie mit gottgeweihtem Born
Dem deutschen Volk uns Herz als Perlenkette!

O wie bewehrt mit diesem Amulete
Es dann verschärft noch seiner Rache Dorn,
Als du zum Sieg in erster Reihe vorn
Dein Volk entflammt, du singende Bedette!

Rückert, der übrigens keine „singende Bedette“ war, sondern diese Gesänge als poetischer Nachzügler nach vollbrachter Kriegsarbeit dichtete, besaß sich keineswegs, das sammtweiche italienische Sonett mit seiner glatten Amuth nachzubilden; die stählerne Härte der Form erschien ihm dem Stoff angemessen, und so ließ er die Reime wie Schwerter aufeinander schlagen. Redwitz ahmt ihm oft hierin nach, „wenn er, als der Reimschmiedkunst Gesell umschülrt“, an den Sonettenszeilen hämmert. Die Mehrzahl der Sonette ist Probe solcher Reimschmiedkunst, es fehlt ihnen die Reinheit der Form; sie sind reich an harten Apostrophirungen, ungraziösen Constructionen, prosaischen und trivialen Wendungen. Wir verlangen vom Reim im Sonett Bedeutung und Harmonie; denn darin liegt die einzige Rechtfertigung des Reimlurus. Wie oft aber stellt Redwitz ganz unbedeutende Wörter und Flickwörter wie „schier“ u. a. in den Reim:

Die Herrn Franzosen, gar so schlau und fein,
Sie hielten oftmals uns für Zauberer gar.
Wenn Stundenweit sie wähten Feindsgefahr,
Da sprengten wir urplötzlich mitten drein.

Auch Interjectionen wie „hei“ (S. 12), „ach“ (S. 17)
machen im Sonett einen schwächlichen Eindruck.

Gefangen ist Mac-Mahon's ganzes Heer —
An achtzigtausend Mann! — Und gar noch Er,
Er legt sein Schwert in König Wilhelm's Hand.

Auch hier ist das Pronomen aus dem „Kladderadatsch“
ein schwacher Träger des Reims. Ueberreich sind die
Sonette an harten Apostrophirungen, namentlich in
den an und für sich schon harten Conditionalen und
Conjunctiven:

Doch daß für unsre heil'ge deutsche Sache
Sich nur nicht fremdes Schwert auch müßt' erheben!
Vor deutscher Macht allein sollt' er erbeben.

Ober:

Daß mancher altgewohnte Schlandrian,
Durch neuer Ordnung Zucht werd' abgethan.

Ober:

Und hätt' urplötzlich dann im Zauberbann,
Als wäre Geisterhand droh ausgestreckt,
Ihm lauschend ganz Paris das Ohr gerecht.

An trivialen Versen, an gereimter Prosa ist ebenfalls
ein bedauerlicher Ueberschuß in der Dichtung — Rehrich
für die Kritik, den hier zusammenzulehren es uns an Raum
gebricht. Nur wenige Proben mögen genügen:

O wie dir Angst jetzt ward, Napoleon!
Der du so gerne doch im Blute watest,
Wie du zur selben Nacht um Frieden batest,
Als Kaiser Franzens treuer Schwiegersohn!

Doch deinem Betteln sprach man weißlich Hohn.
Für alle Frevel, die du an uns thatest,
Für alles Recht, das allzeit du verrathest, (!)
Empfang nun den verdienten Sündenlohn!

Ober:

Doch kaum ich ernstlich ans Studiren kam,
Ja, welch Gericht! Des Billerrechts Verächter,
Napoleon, der Menschheit Feind und Schlächter,
Auf Rußlands Schneefeld — wie ward er zahm!

Ober:

Und also bitt' ich, nord'sche Stammgenossen:
O werdet ihr auch kluge Streiteschlächter!
Thut nicht, als sei euch durch besondern Richter
Die Fälle höchsten Geistes eingegossen!

Bilderreichtum ist nicht die Eigenthümlichkeit des
dichterischen Stils von Redwig; an origineller Schlag-
kräftiger Bildlichkeit fehlt es ihm. Und wenn er danach
strebt, wird er leicht schief und forcirt:

Liebhaver der Natur, wie ich es bin,
Vermähle sich nur ihr als Königin
Ein freier Herrscher in der Forschung Thule.

Solch ein wissenschaftlicher König von Thule, der
ultima Thule, macht doch einen komischen Eindruck. An
fast ebenso entlegene japanesische Sitten mahnt der fol-
gende Vers:

Verlacht ward all der Staatskanzlei'n Gekleister,
Nur Hohn gibt's für des Censors Rippenstöße,
Und in des Bureaokratensleibs Gekrüße
Stieß man des Geistes Schwert nur immer dreister.

Wie man das bildliche Schwert des Geistes dem
Bureaokraten in den wirklichen Leib und noch dazu in sein
Gekrüße stoßen kann, bleibt uns unaufgeklärt, abgesehen
von der Geschmacklosigkeit des Bildes.

Auf jede Nase kam ein Duzend Messeln,
Wie rochen wir uns dran die Nasen wund!
Sie legten auf der Freiheit einzig Pfund
Fürsorglich zehne list'ger Klauselfesseln.

Ward das ein Paragraphenbabelbau!
Mistran'n und Neid, sie maßen dran genau,
Und Angst vor Freiheit war das Kranentau.

In dieser ausnahmsweisen Bilderfülle wird uns angst
und bang. Zehn Fesseln auf ein Pfund Freiheit —
die Angst als ein Kranentau! Ebenso geschmacklos klingt:
„Man wühlt im Schmutz nach Verdacht gleich Eröffeln.“
Der vierspännige Reimvers trägt die Schuld, daß oft
solche lahme Mähren von Bildern mit angespannt werden.
Uebrigens ist die zweite Hälfte der Dichtung bei weitem
correcter als die erste.

Die Dichtung enthält, wie wir sehen, neben anerken-
nenswerthen Schönheiten viel Unfertiges und Triviales,
Uncorrectes und Geschmackloses. Wir können dem Dich-
ter nur den etwas nach den gewaltsamen Heilmitteln des
Hippokrates schmeckenden Rath erteilen, bei einer nächsten
Ausgabe die 500 Sonette auf 100 zurückzuführen; dann
wird das Bestechend Schöne bei weitem überwiegen und
das Ganze einen wohlthuenden, harmonischen Eindruck
machen.

Rudolf Gottschall.

Eine neue Charakteristik Luther's.

Martin Luther. Ein religiöses Charakterbild von Heinrich
Laug. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte Redacteur der „Zeitstimmen aus der refor-
mirten Schweiz“ und Verfasser der „Religiösen Charaktere“
will uns hier nicht sowol eine biographische als eine künst-
lerisch kritische Zeichnung des großen Reformators liefern.
Es ist ihm dies zum größern Theil gelungen, wünschon
sein Buch bei manchem Leser den Gesamteindruck zu-
rücklassen dürfte, daß es wol den Negationen Luther's,
nicht aber auch seinen Positionen vollständig gerecht ge-
worden und die rationell praktische Richtung und Leistung

Zwingli's vor der ethisch und gemüthlich tiefen An-
schauung Luther's zu stark bevorzugt habe. Im übrigen
kann es nicht fehlen, daß der geistvolle Verfasser der Auf-
fassung der eigenartigen Persönlichkeit seines Helden völlig
gewachsen ist. Davon gibt er gleich anfangs einen Beleg
mit der Bemerkung:

Wenn die verschiedenen Geistesrichtungen, die sich um die
Ehre der Bundesgenossenschaft Luther's reizen, sich in die Zipfel
seines Rocks getheilt haben, so bleibt von dem Mann erst noch
das größte und beste Stück übrig, das man nicht theilen kann:
der naive Mensch, das kindliche Herz, das naturwüchsiges Genie,
das Dichtergemüth, die sorglos heitere ungelünstelte Frömmigkeit,

das sinnige Auge für Welt und Natur, der Gatte und Hausvater, der Lehrer und Vater des Volks, dessen Sprache und Bedürfnisse er verstand wie selten einer, weil er selbst ein Bauernkind blieb sein Leben lang, dessen Schmerzen er fühlte und theilte.

Vortrefflich ist Luthers stimmungsreiche Anlage, welche der ganzen Scala der Stimmungen mit Ausnahme der Furcht mächtig war, das weiche Gemüth des im schriftlichen Verkehr so wenig und in der mündlichen Begegnung so leicht tractablen Mannes, seine bei allen Verirrungen und Misgriffen grundgute Natur, seine wirkliche, große Gutmüthigkeit, seine Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft, seine thüringische Stammesart, seine intensive Genialität, sein eminentes Scharfblick, sein Natur- und Weltstann, sein unergleichlicher Humor neben seiner weltbezwingenden Verbheit und Unnachgiebigkeit und seiner großartigen Einseitigkeit gewürdigt. Wie treffend ist nur in letzterer Beziehung auf die üble Sitte des Reformators, die gegnerischen Schriften nicht ganz auszulesen, auf seine Virtuosität, den Feind mit einer grotesken Maske, einem Zielpunkt seines Redens und Hörens, zu umgeben, auf seine Argwöhnung, das eine und dasselbe Bild des ihm gründlich antipathischen Papstthums in allem und jedem, was ihm entgegenstand, zu erblicken, den „albösen Feind“ im Streit mit Karlstadt, Erasmus, Zwingli immer und immer wieder sein verhaftes Haupt erheben zu sehen, hingewiesen.

Es ist seit Karl Hagen's grundlegenden Arbeiten über die Reformationsgeschichte üblich geworden, bei Luther und seinem Werke die Zeit des frischen Aufblühens und der Abnahme der ursprünglichen Triebkraft, oder die beiden Abschnitte der revolutionären und der restauratorischen Entwicklung der Reformation streng auseinanderzuhalten.

So gut es nach solchen Vorgängen geschehen konnte, hat der Verfasser seinen Stoff in die drei Hauptabschnitte: Luther als Mönch, als Reformator, als Kirchenstifter zerfällt. Aber die Anerkennung einer Luther obliegenden Aufgabe, eine Kirche zu stiften, hätte ihn hier und da etwas billiger gegen ihn machen dürfen. So wird von seinem Stehenbleiben seit Worms gesprochen und ihm in seiner Stagnation der bis ans Ende neuem Licht entgegenstrebende Goethe gegenübergehalten. Als ob, ungeachtet der partiellen dogmatischen Verfinsternung, die wir dem Verfasser bereitwillig zugeben, in Luther laut seiner exegetischen, homiletischen, polemischen Leistungen seine reformatorischen Gedanken seit dem Tage von Worms nicht an Vertiefung und Ausweitung gewonnen hätten, und als ob der in eine praktische Laufbahn eigentlich ohne seinen Willen gestoßene Mann den Beruf des fortgesetzten wissenschaftlichen Forschens, wie ihn der Gelehrte hat, vollständig hätte beibehalten sollen! So wird ihm ferner aus dem Uebergehenlassen der Kirchengewalt von den Händen der Gemeinde in die der Landesfürsten, aus der Anbahnung des „schrecklichen“ Grundsatzes: *cujus regio, ejus religio*, aus der Einschrumpfung des weitanschauenden Reformationsanfangs in die Enge einer Separatkirche ein Vorwurf gemacht. Als ob in dem Deutschland, das sich sogar in seiner neuesten Phase vor unsern Augen als ein exorbitant monarchisches Land bewährt, etwas viel anderes als eine immerhin durch die Betheiligung des Laienelements in der Zuziehung des Fürsten temperirte Geistes-

lichkeitskirche möglich gewesen wäre! Nicht so sehr Luther hat die Misentwicklung der deutschen Kirche bestimmt, als vielmehr ihn die Misentwicklung des Deutschen Reichs in seiner Aufstellung eines neuen Kirchengebäudes bestimmt hat.

Nicht verhält es sich so, wie der Verfasser behauptet, daß jene Bestrebungen der Puritaner, die einen der glorreichsten Abschnitte der Geschichte Englands bezeichnen, an der übermächtigen Gewalt erlegen sind, mit welcher Luther seine Zeit fortrif und ihr den Stempel seines Wesens auf Jahrhunderte hinaus aufgedrückt hat. Nein, nicht er riß seine Zeit mit sich fort, sondern die Situation Deutschlands riß ihn mit fort. Man kann darüber streiten, was wünschenswerther sei, die freie Gemeindeentwicklung der Schweiz oder die Constitorialkirche Deutschlands. Man wird immerhin gegen das Formelle der regen Selbstbetheiligung der Gemeinde dort das Materielle der Einordnung des Religions- und Kirchenwesens in das gesammte Culturgebiet des Staats hier halten können.

Man wird gern mit dem Verfasser das größere praktische Geschick Zwingli's anerkennen; aber man wird auch die ungleich schwerere Aufgabe Luthers in der Praxis und die Unvereinbarkeit hervorstechender Aktionskraft mit seiner energischen Denkerkraft zugeben müssen. Von diesen Gesichtspunkten aus müßten wir auch Luthers Benehmen gegen Karlstadt und die wittenberger Bilderstürmer sowie gegen die sogenannten „Schleicher und Winkelprediger“ milder beurtheilt wissen, als es Lang thut. Zum voraus gibt der Verfasser uns selber mit der feinen Bemerkung, daß Luther zwar seinen Gegner zu verbannen, aber nie ihn zu verbrennen fähig gewesen sei, an die Hand, daß in ihm nicht der Regerrichter, sondern der Mann der äußern Ordnung, der Legalität im edlern Sinn überwog. Ja, das ist's: rücksichtvolles Gerechtwerden allen Interessen der Personen und Sachen, was neben allen Schattenseiten die Lichtseite des von Luther angebahnten Staatskirchentums bildet. Es ist denn doch zu beachten, daß Luther mit Recht in seiner ersten Predigt gegen die Bilderstürmer über die Indiscretion klagt, mit völliger Umgehung seiner Person, die wenigstens brieflich so leicht auf der Wartburg zu erreichen gewesen wäre, gehandelt zu haben. Es mindert unsern Tadel über sein scheues Zurückbeben vor Einführung der Theorie in die Praxis, angeblich aus Rücksichten auf den schwachen Bruder, wenn wir bedenken, daß er auf dem öffentlichen Boden Deutschlands sich sachgemäß auf dem Boden der Compromisse fühlen konnte. Wenn er mit seinem Gutachten gegen die Eindringlinge in die Predigtfunctionen auf das rite ordinatus dringt, so ist er damit allerdings der Schutzredner für eine zünftige Geistlichkeit geworden. Wer will aber verkennen, daß er mit der Verwerfung des Anachronismus eines alttestamentlichen Prophetenthums, das Karlstadt für seine Zeit statuirte, mit der Betonung des Amtscharakters für den Prediger, mit der Beschützung der „Pfarrherren“ gegen eine Controle von Unberufenen einer drohenden religiösen Oligarchie begegnet ist und in einem wesentlichen Interesse der Cultur die öffentliche Religion in den Kreis der sonstigen Sphären des Lebens eingeraht hat? Den Fortschritt der

Forschung hat hiermit Luther nicht gehemmt, wie ihm der Verfasser schuld gibt, sondern nur, was freilich vom Standpunkt des formellen Rechts nicht gutgeheißen werden soll, das Ueberwuchern der religiösen Schwärmerei und des religiösen Phantasiebens. Eine Glaubens- und Gewissensfreiheit in juridischem Sinne hat er allerdings nicht anzuerkennen vermocht, aber „die durch ihn wieder voll in Blüte gekommene Hierarchie“ war, ungeachtet der dem Verfasser zuzugebenden Schuld Luther's an der protestantischen Orthodorie, zum mindesten durch Motive der Cultur und Humanität constitutionell eingeschränkt. Jedenfalls beweist seine Berufung auf sein Doctorat, das allein ihm persönlich den moralischen Muth für sein Reformwerk gibt, das ihn tröstet, nicht ohne Beruf und Befehl sich eingeschlichen zu haben, daß er unter gut traditioneller Form auf die Würde der Wissenschaft etwas hält, daß er die Gelehrtenrepublik als eine Art Forum anerkennt. Will der Verfasser auch hier, wie er so gern thut, in Luther den Mönch herbordrücken sehen — gut; der Mönch, dem das Wissen imponirt, thut besser daran, als die Tausende von evangelischen Geistlichen und Religiosen, die heutzutage nichts mehr auf das Wissen geben.

Der wundeste Fleck in Luther's Leben war, wie unser Verfasser nicht verschweigt, sein Betragen im Bauernkrieg. Unser Buch läßt nur nebenher andere Motive zu und befestigt darauf, hier habe der Mönch aus dem Innersten des Katholicismus gesprochen, nicht der Reformator aus dem Geiste einer neuen Zeit. Aus diesem katholischen Keß, der als Folge seiner religiösen Entwicklung so tief in Luther's Wesen zurückgeblieben war, erkläre sich allein seine Stellung zum Bauernkrieg. Aber, ist z. B. Spener's in unsern Tagen doppelt herzlos klingender Trostbrief an einen Freund in Strassburg, die französische Occupation sei eben ein Rathschluß Gottes, durch den er einen von der thörichten Selbstliebe und dem Hängen an den Scheingütern zur Liebe seiner selbst und zum Hängen an den wahren himmlischen Gütern bringen wolle, etwa auch aus einer frühern katholischen oder gar mönchischen Laufbahn zu erklären? Nein, bei Luther und Spener handelt es sich hier um einen specifisch lutherischen Spiritualismus und Quietismus, theilweise zu erklären aus der monarchischen Atmosphäre Deutschlands und bei Luther überdies im Bunde mit der nicht bloß modernen Gelehrtenaristokratie und aus einem Doctrinarismus, der bei Gelehrten vorherrschend werden kann, bei beiden im Zusammenhang mit einer gewissen Unfähigkeit der Theologen, von ihrem Boden der Gnade aus sich unbefangen auf das Gebiet des concreten Rechts zu versetzen.

Nachdem wir im Bisherigen die Anschauung des Ver-

fassers über mehrere dunkle Punkte im Leben und Wirken Luther's durch Aufstellung neuer Gesichtspunkte nicht so sehr zu berichtigen als zu ergänzen bemüht waren, können wir uns um so getroster der vollen Anerkennung seines herrlichen Werks hingeben. Es sind im allgemeinen ziemlich ausgefahrene Gleise, in denen sich eine Darstellung Luther's zu bewegen hat. Der Verfasser hat die Klippen, oft Gesagtes noch einmal sagen zu müssen, durch die Begrenzung, die er seiner Aufgabe gegeben hat, durch seine Aufmerksamkeit auf bisher übersehene und nicht gebührend ausgeführte Partien im Leben und Wirken des Helden, durch die, wenn auch etwas einseitige Einseitigkeit in der Auffassung seines Mannes vollständig vermieden. Sein Buch, immer fesselnd und ansprechend, sei es zum Mitdenken und Mitfühlen, sei es zum Andersdenken und Andersfühlen anregend, jedenfalls immer Gemüth und Phantasie in angenehmer Beschäftigung erhaltend, ist in gleichem Maße für Männer von Fach wie für das größere Publikum belehrend. Wir dürfen nur die einzelnen Abschnitte anführen, um den Beweis zu liefern, daß hier eine gewandte, geistreiche Feder die Leitung hat und daß die Arbeit dem dramatischen Interesse, das in dem großartigen historischen Material an und für sich liegt, in vollem Maße nachgelommen ist. Die rein innerliche, durch zehnfach dargebotene äußere Incitamente im Augenblick nicht berührbare Entwicklung Luther's ist mit Meisterhand in den Abschnitten: „Der Weg zum Kloster“ und „Im Kloster“ verfolgt. Sehr durchsichtig und lichtvoll ist die ziemlich complicirte Geschichte der Reformationsarbeit von 1517—21 im zweiten Theil in den Abschnitten: „Der Ablasshandel“; „Das Entscheidungsrecht in Sachen der Wahrheit“; „Die drei grundlegenden Schriften der Reformation“; „Der Held der Nation“. Im dritten Theil ist die ästhetisch gelungene Vertheilung von Licht und Schatten unter dem Vorwiegen des Lichteindrucks bei dem Leser zu bewundern. Könnte man in den Abschnitten: „Die Bilderstürmer“; „Die himmlischen Propheten“; „Segen die Bauern“; „Wider Erasmus“; „Wider Zwingli“ — an seinem Luther irre werden, man fühlt sich aufs neue mit ihm emporgehoben „auf Koburg“, wo er den alten Höhepunkt von Worms wieder erreicht. Man erfährt wieder einige Enttäuschung bei den „Nachwirkungen von Koburg“, um in der Betrachtung von „Luther's Privatleben und Lebensabend“ die gemüthliche und elegische Seite des eigenen Wesens desto lebhafter angesprochen zu finden. Dabei ist Diction und Stil durchweg gleichmäßig, edel, neben aller Belebtheit gehalten und würdig, elegant und kräftig, auf dem Niveau des dargestellten, gewaltigen Gegenstandes.

Romane und Novellen.

1. Woher? und Wohin? Roman von Franziska Gräfin Schwerin. Zwei Bände. Leipzig, Kormann. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman, der in zwei Bänden eine außerordentliche Fülle von Stoff bietet, ist keiner jener Unterhaltungsromane, die wir nur zur Hand nehmen,

um müßige Stunden durch die Lektüre derselben zu verkürzen, sondern vielmehr ein Tendenzwerk, welches in der Absicht geschrieben worden, unsere Gedanken zu ernsten, philosophisch-religiösen Betrachtungen anzuregen. Die Verfasserin hält uns in der Geschichte einer längst verschwundenen Vergangenheit einen Spiegel vor, in dem

wir unsere Zeit mit ihren Vorzügen und ihrem Fortschritt, aber auch mit ihren Gebrechen und Schattenseiten erkennen sollen.

Wir werden in diesem Roman auf das Gebiet der römischen Geschichte zur Zeit der Kaiser Caligula und Claudius bis zur Regierung des Titus und Domitian, also in das 1. Jahrhundert n. Chr., versetzt. In das Geschick der Helden und Heldinnen des Romans ist zugleich das der verschiedenen Religionsgemeinden, die sich zu jener Zeit bildeten und deren Hauptvertreter sie sind, verflochten; in persönliche Erlebnisse und individuelle Kämpfe zwischen Haß und Liebe, Unglauben und Glauben, Humanität und Selbstsucht ist auch der Kampf des untergehenden Heidenthums mit dem strengen, finstern Judenthum und dem siegreich durchdringenden Christenthum verwebt; und allen diesen phantastereichen und lebenswahren Schilderungen liegt die Idee zu Grunde, daß die Religion der Liebe allein uns zu freien Menschen erhebt, die ganze Menschheit zu einer großen Brüdergemeinschaft vereinigt, und die Schranken, welche durch die Satzungen des Hochmuths, des selbstgerechten Pharisäerthums und der Eitelkeit zwischen den Menschen aufgerichtet worden, allein niederzureißen im Stande ist. An alle ihre Leser erläßt die Verfasserin den Mahnruf, durch Duldsamkeit und Menschenliebe gegen den orthodoxen Buchstabenglauben zu Felde zu ziehen und sich der Erforschung des Ewig-Wahren mit Begeisterung hinzugeben.

Diese abstracten Ideale, welche der Verfasserin bei der Entstehung ihres Werks vorschwebten, gewinnen nun in den Hauptgestalten desselben gleichsam feste Form; sie treten in die sichtbare Erscheinung, sobald wir fast jede Hauptgestalt des Romans einen personificirten Begriff nennen möchten. So tritt uns in der feurigen Römerin Sempronia das übersättigte Heidenthum in seiner entsetzlichen Hohlheit, Grausamkeit und Willkür entgegen; wir sehen in Sempronia ein echtes Kind ihrer Zeit mit allen ihren Launen und Irrthümern, ihrer Langeweile, ihrer frivolen Genußsucht und Ueppigkeit; nachdem aber das unglückliche Weltkind durch den Einfluß der eigenthümlichsten Verhältnisse in alle Kämpfe jener an Conflicten so reichen Zeit hineingeschlendert worden und sich nach qualvollen, bangen Zweifelsstunden endlich für die Religion der dienenden Liebe entschieden hat; nachdem die hochmüthige Aristokratin unter bitteren Schmerzen hat erkennen müssen, daß die Tugend allein den Werth des Menschen bestimmt, und ihr leidenschaftliches, unbefriedigtes Herz in den Trostsprüchen der christlichen Religion endlich Frieden und Erhebung gefunden, verwandelt sich die Königin der rauschenden Feste des genußsüchtigen alten Roms in eine Märtyrerin ihres Glaubens, eine büßende Magdalena, die nun ebenso groß und muthig im Dulden und Entfagen ist, wie sie früher klein und schwach in eitler Selbstvergötterung war.

Wir können hier nicht ausführlicher auf die Schilderung der übrigen Hauptgestalten eingehen und den Leser daher nur darauf aufmerksam machen, daß auch die übrigen Personen des außerordentlich fleißigen Werks mit lebenswahren, fesselnden Zügen ausgestattet sind. Wir greifen unter diesen meist charaktervollen, anziehenden zahl-

reichen Gestalten hier besonders heraus: die strenge, zwischen Haß und Liebe schwankende Essäerin Zenobia oder Josepha, den liebeblühenden, feurigen Sklaven Lyfander, den eingelebte aristokratischen Römer Alpinus, den Bruder Sempronia's, den von falschem Ehrgeiz verblendeten und an den Abgrund moralischen Untergangs geführten Ephoron, die edle Christin Lätitia, sowie endlich den schwärmerischen Juden Nathanael, der um seines Glaubens willen freudig den Märtyrertod leidet.

Sowie wir nun die Zeichnung dieser einzelnen Charaktere im ganzen lobend anerkennen müssen, da sie meistens treffend und consequent durchgeführt ist, so müssen wir auch die Schilderung der damaligen Zeitverhältnisse, welche den dunkeln Hintergrund des phantastereichen Gemäldes bilden, in politischer, religiöser und socialer Beziehung nicht nur als anziehend und geschichtlich trenn bezeichnen, sondern auch betonen, daß gerade die Sittenschilderungen jener Zeit ein tiefes Studium der Geschichte, ein reiches Wissen und große Liebe und Ausdauer bei der Ausführung des entworfenen Plans verrathen, sodaß der lehrreiche Roman Liebhabern einer ernstern Lectüre gewiß zu empfehlen ist. Der einzige Tadel, den wir, einige Unbequemlichkeiten im Stil abgerechnet, auszusprechen haben, ist der, daß an den Stellen des Romans, in denen uns Zustände oder Gefühle geschildert werden, nicht nur oft eine Wiederholung bereits berührter Punkte stattfindet, sondern daß überhaupt die Beschreibungen und Betrachtungen im allgemeinen an einer Breite leiden, die auf den Leser ermüdend und lähmend wirken muß. Wir können daher trotz aller Vorzüge des Romans kaum die Spannung und das Interesse bis zur letzten Seite des umfangreichen und in doppeltem Sinne gehaltvollen Buchs wach halten. Wir vermiffen häufig Bündigkeit, Kürze und Klarheit des Ausdrucks; die Verfasserin hat sich von ihrem Eifer fortreißen lassen und des Guten zu viel gethan. Ein denkender Leser aber wird sich durch dieses „Zwiel“ nicht abschrecken lassen, und wenn er sich bis zum Ende durchgearbeitet hat, manches goldene Körnlein, manche edle Perle des Geistes in dem allzu breit dahinstutenden Nebelstrom entdecken.

2. Neue schlichte Geschichten von George Gesekiel. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der fleißige, der Leserswelt bereits rühmlich bekannte Verfasser der „Neuen schlichten Geschichten“ gibt uns, wie schon der Titel des zweibändigen Werks erkennen läßt, einfache Lebens- und Sittenbilder verschiedener Zeiten. Er „greift hinein ins volle Menschenleben, und wo er's packt, da ist's interessant“, und hebt aus neuerer und neuester Geschichte, aus Hof- und Aristokraten- wie aus Bürgerkreisen, aus bewegter Zeit und friedlichem Stillleben solche Charaktere mit meist glücklichem Griff heraus, deren eigenthümliches Schicksal oder kühne Thaten sie zu Helden erheben, oder deren originelle Eigenart sie vor der Menge alltäglicher Menschen auszeichnet, sodaß sie, wenn auch nicht hervortragend durch ein großes Geschick, doch bedeutend genug erscheinen, um in den Rahmen eines Genrebildes oder einer Novelle gefaßt und so entweder gefeiert oder wenigstens der vollständigen Vergessenheit entziffen zu werden.

Im ersten Bande dieser „Neuen schlichten Geschichten“ haben uns von neun verschiedenen Erzählungen besonders angesprochen: „Frobenia“, ein vaterländische Erzählung, welche den kühnen Stallmeister der Großen Kurfürsten, Emanuel von Froben, verherrlicht, der bekanntlich durch seinen Opfertod in der blutigen Schlacht bei Fehrbellin dem Kurfürsten das Leben rettete und sich in der brandenburgisch-preussischen Geschichte ein ehrenvolles Denkmal setzte.

Dann heben wir die Novelle: „Die Witwe Lautenspihl“ hervor, da gerade hier der fast in allen übrigen Erzählungen dieses Bandes angeschlagene Chronikentwurf, der bei zu häufiger Anwendung etwas Monotonies annimmt, einem frischen, natürlichen, lebendigen Nebenfluß weicht, und wir durch anmuthige Hebungen und Senkungen in den Gefühls-, Situations- und Charakterschilderungen bis zu einem heitern Schluß geführt werden, der nicht nur das Wohlgefallen des Lesers und der Heldin, sondern auch das des Lesers erregt.

Fast noch mehr als die Erzählungen des ersten Bandes haben uns die Skizzen und Genrebilder des zweiten angesprochen. Wir beschränken uns hier darauf, auch diesen zweiten Band der Leservelt zu empfehlen und heben daraus besonders hervor: „Morgenstern's erste Liebe“, ein anmuthiges Genrebild mit vielen feinen Zügen; „Der Bär von Berlin“, ein culturhistorisches Gemälde aus dem 15. Jahrhundert voll markiger märkischer Gestalten; „Fritz Schenffelhut“ oder, wie wir hinzufügen, „Erlebnisse und Abenteuer eines politischen Flüchtlings von 1812“; „Hans Joachim“, eine muntere Fusarengeschichte, der jedoch der blutig-düstere Hintergrund des Kriegs nicht fehlt; und endlich das Lebensbild der ebenso schönen als unglücklichen Schwedenkönigin Friederike, die 1826 in der Schweiz auf einer Reise nach Italien starb und zwar als Verbannte und Entthronte, nachdem sie auf den Höhen der Menschheit gewandelt.

Die „Neuen schlichten Geschichten“ Hefekiel's zeichnen sich meistens durch eine glückliche Wahl des Stoffes, eine lebendige Darstellung, feine Ausarbeitung der Charaktere und geschickte Situations- und Zeitmalerei aus; Stil und Ausdruck sind klar und treffend; und nur das häufige Anknüpfen an die „Chronik“, der einzelne Charaktere entlehnt sind, wirkt besonders bei den düster gehaltenen Bildern ermüdend, während eine frischere Darstellung das Grausige und Schauerliche gemildert hätte und das Einfache und Ausspruchlose wirkungsvoller hervortreten ließe.

3. Holländische Geschichten von Wilhelm Fischer. Drei Bände. Jena, Cotta. 1870. 8. 3 Thlr.

Da wir einmal bei der Betrachtung von Genrebildern verweilen, wollen wir die Besprechung der „Holländischen Geschichten“ folgen lassen. Der Verfasser versteht uns in seinen Schilderungen, die dem bürgerlichen Leben entnommen sind, gewissermaßen auf ein neues Gebiet der Roman- und Novellenliteratur, denn wenn auch das holländische Leben in seinen verschiedenen originellen und markigen Zügen schon häufig dargestellt worden ist, ja vielleicht im ganzen jetzt nicht mehr so viel des Inter-

essanten und Fesselnden bietet, als in jener großen Vergangenheit der Niederlande, in der uns die Blüte des holländischen Handels und die Pracht der reichen Bürger der großen, gewerbstheiligen Städte von ehedem anzieht, so ist im allgemeinen dieser Stoff doch weniger erschöpft worden. Wenn wir daher dem vorliegenden Werke keine besonders hervorragenden Eigenschaften nachrühmen können, so hat es doch den großen Vorzug, ein weniger verbrauchtes Thema zu behandeln, als dies leider in so vielen Romanen und Novellen der neuesten Literatur der Fall ist. Es ist dem Verfasser gelungen, mit Ausnahme einiger Erzählungen, die mit ihrer düstern, bigoten Färbung nicht in den Rahmen der übrigen, vorwiegend tragikomischen Schilderungen passen, ziemlich anziehende „Bilder aus dem alltäglichen Leben“ zu zeichnen und durch eine lebhaft, besonders in den komischen Situationsmalereien glückliche Darstellung erheiternd zu wirken. Lebensklugheit, Menschenkenntniß, praktischer Sinn, dem aber eine gewisse Begeisterung für höhere Interessen nicht abgeht, sprechen sich in den Charakteren aus, die uns in der vorliegenden Novellensammlung vorgeführt werden, und da, wo der Verfasser Ironie und Witz entfalten kann, breitet sich ein ganz besonderes Behagen über die Situation, welches theilweise auch auf den Leser übergeht, wenn dieser für das heitere oder vielmehr das komische Element der Darstellung empfänglich ist. Wir vermuthen in dem Verfasser ein Talent, das auf dem Gebiet des Humoristischen und Komischen nicht ohne Wirkung und Bedeutung schaffen dürfte; für ernstere Conflicte und große Leidenschaften aber fehlt es ihm an Tiefe und Glut der Empfindung, sowie an Lauterkeit und Anmuth des Stils.

Von den holländischen Genrebildern, die wir jedoch den Liebhabern einer leichten Lektüre immerhin lobend erwähnen, führen wir als besonders gelungen an: „Nyops oder ein friedliches Junggesellenleben“, das mit einer glücklichen Heirath endet, „Tausendundein Gulden“ und „Die Brüder“.

4. Der Sternkrug. Criminalnovelle von Adolf Streckfuß. Berlin, Brgl. 1870. Br. 8. 25 Ngr.

Die vorliegende Novelle, in welcher die Verfolgung und schließliche Entdeckung zweier Verbrecher, die drei schwere Mordthaten verübt haben, in spannender Weise geschildert wird, gehört mit zu den besten Criminalnovellen der Gegenwart. Mit einfachen Mitteln erzielt der Verfasser, der in die Geheimnisse der Criminalpolizei tief eingedrungen zu sein scheint, eine bedeutende Wirkung, und wir verfolgen daher die lebendige, sich klar und logisch entwickelnde Handlung vom Anfang bis zum Ende mit dem größten Interesse. Dasselbe concentrirt sich auf den Verfolger der Mörder, den Polizeirath Werder, der als Handlungsreisender unter dem Namen Steinert sich in der Gegend, wo die Mordthaten begangen worden sind, einführt, in dem Gasthause zum Sternkrug (der Höhle der Verbrecher), dem Mittelpunkt des Verkehrs auf einer Landstraße, die zwischen zwei kleinen Landstädtchen durch die sogenannte „Diebsheide“ führt, sich die genauesten Nachrichten über die Verhältnisse, die Lebensweise und den Charakter der muthmaßlichen Mörder zu

verschaffen weiß und endlich bei seinen Wanderungen in der Umgegend so deutliche Spuren der Verbrecher findet, daß sie ihm die Lösung des dunkeln Geheimnisses bedeutend erleichtern. Der Polizeirath Werder wird uns aber nicht nur als ein pflichtgetreuer Beamter, als strenger Richter und unerbittlicher Rächer der bösen That geschildert, sondern der Verfasser hat es auch verstanden, ihn mit liebenswürdigen gefelligen Talenten, mit einer glänzenden Unterhaltungsgabe, mit Witz und Geist, und vor allem mit einem warm empfindenden Herzen auszustatten, sodaß uns nicht nur der pflichtgetreue Beamte ehrenwerth, sondern auch der Mensch achtungs- und bewunderungswürdig erscheinen muß. Weil nun aber Werder noch nicht so vollständig in seinem zwar ehrenvollen, doch unendlich schweren und oft peinlichen Beruf aufgegangen ist, daß es für ihn nichts Höheres und Beglückenderes geben könnte als eben die strengste Erfüllung seiner Amtspflichten, so geräth sein Herz gar bald mit seinem Verstand in Streit — die Liebe tritt in stärksten Widerspruch zu seiner Pflicht, und während er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Verbrecher verfolgt, liebt er mit der ganzen Blut eines edeln, für das Gute und Schöne gleich begeisterten Herzens die unschuldige Tochter des in seinen Augen so verabscheuungswürdigen Vaters. Dieser Conflict zwischen Pflicht und Liebe ist fesselnd geschildert. Wir dürfen jedoch die Lösung dieser eigenthümlichen, aufregenden Verwickelungen hier nicht weiter verrathen, um der Novelle nicht ihren größten Reiz, den einer fortwährenden Spannung, zu nehmen, und wollen daher zum Schluß nur noch erwähnen, daß auch die Schilderung der übrigen Charaktere (Vater und Sohn Erwald, der Brüder Heiwald, der schönen Ida von Heiwald, des Wirthes Braun, des Polizeicommissars Erwald u. s. w.) fein und klar durchdacht und ausgearbeitet erscheint. Auch löst das Ende der unterhaltenden Novelle, deren Stil im ganzen correct und der Handlung und den auftretenden Personen angemessen ist, versöhnend und wohlthuend alle Wirren und Räthsel.

5. Auf eigenen Füßen. Erzählungen für Deutschlands Töchter von Emma Laddey. Stuttgart, Kröner. 1870. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Die Verfasserin hat die vorliegenden sieben Erzählungen, die eine didaktische Färbung haben, in der Absicht geschrieben, die heranwachsende weibliche Generation für eine vernünftige „Emancipation“ zu begeistern und den Segen der selbständigen Arbeit, der Ausübung eines bestimmten Berufs für das weibliche Geschlecht zu schildern. Emma Laddey gibt uns in den verschiedenen Bildern recht anschauliche und gemüthvolle Schilderungen aus dem Frauenleben der Gegenwart, und während sie in der Novelle: „Die Emancipirte“, vor einer falsch verstandenen Verachtung ehrwürdiger Satzungen warnt, die das Weib zur Priesterin des Hauses weihen, führt sie uns in den übrigen Erzählungen, unter denen uns besonders Nr. 3 „Die arme Sarah“ und Nr. 4 „Zwei Frauen“ angesprochen haben, wirkungsvoll vor die Seele, daß es jeder Frau nur zur Ehre gereicht, wenn sie gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, und daß sie recht gut ihren Lebensunterhalt erwerben kann, ohne die Pflicht-

ten einer Hausfrau und Mutter darüber zu vernachlässigen oder ihrer weiblichen Würde etwas zu vergeben. Die vorliegenden Erzählungen entsprechen jedenfalls einem Bedürfniß unserer Zeit, und da die Verfasserin sich der Aufgabe, ihr Geschlecht durch diese Novellen dem Traumben und der thatenlosen Stille, in welche dasselbe zum größten Theil versunken ist, zu entziehen, mit Ernst und Liebe unterzogen und mit Geschick entledigt hat, so können wir allen denen, die sich für die Beredlung und eine freie, gesunde Entwicklung des weiblichen Geschlechts interessieren, diese Erzählungen warm empfehlen. Sie enthalten neben gemüthvoller Darstellung so manchen praktischen Wink und manchen verständigen Rath: Früchte einer reichen Lebenserfahrung, einer gesunden, vernünftigen, zugleich edeln und durchgeistigten Weltanschauung.

6. In der Nonnenschule. Aus den Papieren einer Verstorbenen. Herausgegeben von Adolf Strodtmann. Berlin, A. Duncker. 1871. 8. 20 Ngr.

Der Titel des vorliegenden Buchs klingt so geheimnißvoll, daß mancher Leser dasselbe vielleicht mit heimlichem Grausen zur Hand nimmt und sich auf die furchtbarsten Entdeckungen und haarsträubendsten Klostergeschichten gefaßt macht; allein wir werden glücklicherweise mit Schanergeschichten à la Barbara Ubryst verschont und erfahren nur die Eulenspiegelereien und Schelmenstreiche, die ein übermüthiges, keckes, aber gutherziges Mägdelein in der Klosterschule einer rheinischen Stadt, wo es den täglichen Schulunterricht genöß, ausführte. Diese einfachen, naiven Schulanekdoten sind im ganzen unterhaltend und erheitern erzählt, und wir können diese „Kinderphilosophie“ nicht aus der Hand legen, ohne herzlich zu lachen, aber auch zu ernstern Betrachtungen über den Einfluß der Kirche auf die Erziehung und Entwicklung der heranwachsenden Jugend angeregt zu werden. Sprache und Stil sind einfach und dem behandelten Stoff angepaßt; kindliche Einfachheit ist der Grundton des Ganzen, und Freunde einer naiv-unbefangenen Lektüre, die auf eine Stunde erheitert, ohne den Geist zu ermüden, werden gern in diesen „Eulenspiegelereien eines Mädchens“ blättern.

7. Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlinges, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Max Müller. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1871. Br. 8. 1 Thlr.

Dieses jetzt in dritter Auflage erschienene Werk enthält die poetische und sinnige Schilderung der schwärmerischen Liebe, die ein zwar in höfischen Kreisen erzogener Mann, in dessen Adern aber trotzdem kein Fürstenblut rollt, für eine Prinzessin des Fürstenhauses empfindet. Diese Liebe zu der sanften, engelgleichen Maria beginnt schon in seinen Knabenjahren, wo er Spiegelgefährte des Erbprinzen ist, sie begleitet ihn auf seine Studien- und Wanderjahre, und als er dann in die Heimat zurückkehrt und seine „Heilige“ wieder sieht, da bricht die alte Blut mit neuen mächtigen Flammen hervor und er lebt nur ihr. Die Fürstin ist eine von den „schönen Seelen“; schweres, körperliches Leiden fesselt sie seit Jahren ans Lager, die äußere Welt ist so gut wie todt für sie; sie hat sich aber im eigenen Herzen eine Welt gegründet,

ihre reine Seele versenkt sich in die Werke großer Denker, ihr edles Herz findet im Verkehr mit dem theuern Freunde, der aus den Tiefen ihres wunderbaren Geistes Licht und Leben geschöpft, das schönste Glück. Der Zauber ihrer frommen, gläubigen Zuversicht, ihrer reinen Weltanschauung und der zarten Weiblichkeit ihres ganzen Wesens in Wort und Blick ist so veredelnd, so läuternd, daß auch der Freund in eine schönere Welt des Gedankens emporgetragen wird und männlich seine Leidenschaft bezwingt. Maria ist in ihrer Huld für ihn so anmuthig-weiblich, so zart abwehrend, daß das Wort Liebe nicht über seine Lippen kommt, und erst dann, als sie selbst verräth, was sie für den Freund empfindet, und ängere Verhältnisse die Harmonie des Herzensbundes stören, der ohne Geständniß seit Jahren schon für die Ewigkeit geschlossen war, entreißt die drohende Gefahr beiden Liebenden das lang verschwiegene süße Geheimniß. Jetzt aber, wo der treue hingebende Freund die Erfüllung seiner feurigsten, kühnsten Jugendträume vor dem entzückten Auge steht, wird ihm die Braut, das Kleinod, das zu besitzen er sich nie würdig erachtet, durch den Tod geraubt und er von der höchsten Höhe des Glücks in eine fürchterliche Tiefe des Jammers geschleudert. Erschüttert bricht er unter der Last einer solchen Prüfung fast zusammen; die Heimat, in der sein Name durch das Verhältniß zur Fürstin ohnehin fast den alten guten Klang verloren hat, erscheint ihm öde und leer; er nimmt den Wanderstab und zieht in die Fremde hinaus, um da sein Leid nicht zu vergessen, aber zu überwinden. Immer umschwebt ihn der selige Geist der Geliebten, die ihm hienieden schon Engel gewesen, und eingedenk ihres Scheidewortes „Wie Gott will“ fügt er sich in das Unvermeidliche. Es endlich auch seine Stunde schlägt, scheidet er in Frieden mit sich und der Welt, und die Liebe, die ihm schon in der Kindheit Leitstern gewesen, führt ihn auch hienüber in jenes dunkle Land, von welchem keiner zurückkehrt.

Ueber dieser Erzählung ruht ein Hauch der Schwer-

muth und Sentimentalität, wie er für unsere sturm- bewegte, thatenreiche und thatkräftige Zeit nicht mehr recht passen will; aber stillen, sanften, beschaulichen Naturen mag dieses anmuthige Stilleben zwei reiner Herzen, zweier selten begabten und gebildeten Menschen, die sich die Einsalt des Gemüths bewahrt, empfohlen sein, besonders da auch Stil und Ausdruck, sowie die Schilderung der einzelnen, ideal aufgefaßten Hauptcharaktere poetisch-einfach gehalten sind.

8. Die List der Liebe. Novelle von J. Krüger. Altona, Verlagsbureau. 1870. 8. 25 Ngr.

Leider müssen wir der eben besprochenen poetischen Erzählung jetzt diese Novelle folgen lassen, die vor dem Richterstuhl der Kritik nicht bestehen kann, da sie zu den ganz mittelmäßigen Erzeugnissen der Romanliteratur gehört. „Die List der Liebe“ läuft auf eine Täuschung hinaus, die drei Bräute ihren zukünftigen Gatten bereiten, um diese von der falschen Anschauung, daß eine gebildete Frau auch stets eine verbildete sein müsse, zu heilen; allein die Durchführung dieses unschuldigen Betrugs entbehrt vollständig der graziosen, geistvollen Liebenswürdigkeit, die bei Schilderung solcher Verwickelungen nöthig ist. Ebenso fehlt es den meisten Charakteren an Lebenswahrheit; die Handlung ist schleppend, eintönig und dabei unwahrscheinlich, und dem jüdischen Dialekt, welcher die Langweiligkeit des Stils vielleicht mindern sollte, fehlt es an der humoristisch-satirischen Färbung, die man ihm bei aller Unschönheit doch geben kann. Wenn wir einmal Jargon hören sollen, so muß derselbe wenigstens in seinen originellsten Ausdrücken wiedergegeben werden. So aber lesen wir nur schlechtes Deutsch und schlechtes Jüdisch. Die Absichten des Verfassers, als er diese Novelle schrieb, mögen ganz gut gewesen sein; allein sein Talent ist so weit hinter dem guten Willen zurückgeblieben, daß uns die Mühe leid thut, die er an dieses misrathene Kind seiner Nase verschwendet hat.

Eine Reise in Arabien.

Adolf von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled Beny 'Oth und Beled el Hadhschar. Herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von 'Obne versehen von Heinrich Freiherr von Walsan. Nebst Karte und Facsimile der Inschrift von 'Obne. Braunschweig, Bieweg und Sohn. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Reise, welche im verflossenen Jahre der Schweizer Berner Munzinger von Aden aus in das Innere der südarabischen Landschaft Hadhramaut unternahm, hat nicht verfehlt großes Aufsehen unter den Geographen zu erregen. Sind bisher auch über dieselbe nur erst kurze Notizen in die Oeffentlichkeit gebrungen, so erkennt man doch jetzt schon, daß durch dieselbe unsere Kenntniß Arabiens wesentlich gefördert wird, und daß andererseits die Reise des einzigen Vorgängers, welchen Munzinger hatte, die des Westfalen von Wrede, ihre volle Bestätigung erhält.

Burdhardt, Niebuhr, Seetzen, Wellsted haben viel für die Erforschung Arabiens gethan; als hauptsächlich Entdeckungsfreisende in der noch so wenig bekannten Halbinsel wurden aber der Franzose Arnaud und der Engländer Palgrave genannt. Ebenbürtig stellt sich ihnen als dritter der Deutsche Wrede an die Seite, dessen Reise vor nun 25 Jahren stattfand und trotz ihrer Bedeutung so gut wie in Vergessenheit versunken war. Ein eigenes Manuscript geherrscht; er scheint zu jenen Menschen gehört zu haben, denen das Unglück mit seltener Beständigkeit treu bleibt, die trotz aller Verdienste es zu keiner Anerkennung bringen können. Verbittert und misanthropisch kehrte er dem Vaterland den Rücken, um in Texas 1852 sich eine neue Heimat zu suchen. Dort ist er verschollen.

In Deutschland konnte Wrede keinen Verleger für

sein Manuscript finden, ja Männer wie Humboldt zweifelten seine Wahrhaftigkeit an, während Karl Ritter und der Franzose Fresnel ihn bewunderten. „Nie ist“, schrieb der letztere, „eine interessantere Reise gemacht worden als die des Herrn von Brede, und dieselbe muß in der geographischen Wissenschaft Epoche machen.“ In England, wo der unglückliche Mann sein Werk übersetzen lassen wollte, gingen die Zeichnungen und Karten zu demselben verloren, und ein dürftiger Auszug im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft war alles, was über die Reise veröffentlicht wurde. Freiherr von Malzan schreibt hierüber:

Durch einen Zufall gelangte vor kurzem Brede's Manuscript in meine Hände. Anfangs war ich nicht geneigt, ihm große Bedeutung beizumessen, da ich nicht zu denken vermochte, daß man etwas wirklich Bedeutsames ein Vierteljahrhundert lang im Verborgenen schlummern lassen könne. Aber je mehr ich mich in dessen Lektüre vertiefte, desto deutlicher erkannte ich den unzweifelhaften Werth, die außerordentliche Wichtigkeit dessen, was hier geboten wurde. Brede's Manuscript offenbarte mir gleichsam eine neue Welt, eine Fülle von Thatsachen und Erscheinungen, die den Ethnographen Räthsel gelöst waren: es klärte den Scheiter von einem Theil jenes großen unbekanntes Landes, Arabiens, von einem Theil desselben, über den ich bis jetzt selbst in den arabischen Autoren umsonst Aufklärung gesucht hatte, denn diese geben uns über die an den Indischen Ocean grenzenden Landschaften, und namentlich über deren Inneres, nur die allerdürftigsten, kaum nennenswerthen Aufschlüsse.

Wir sollten denken, dieses Urtheil einer Autorität müßte genügen, um die große Bedeutung von Brede's Reise festzustellen. Und je mehr auch wir uns in die Lektüre des Buchs vertiefen, desto mehr kamen wir zu derselben Ansicht. Es mag daher gerechtfertigt sein, diese neue alte Reise hier anzuzeigen, die durch ihren interessanten Verlauf, durch die Fülle merkwürdiger Abenteuer und Gefahren, welche der kühne Reisende zu bestehen hatte, auch solche Leser zu fesseln vermag, denen wissenschaftliche Reisebeschreibungen ferner liegen. Das Unternehmen war eins der gefahrvollsten, welche in diesem Jahrhundert vollbracht wurden. Schon nach Mekka vorzubringen, ist bekanntlich nicht leicht, aber dort verschwindet der verkleidete Pilger in dem bunten Völker-

gemisch; in Hadhramaut aber reist niemand, der nicht aus diesem Lande selbst stammt, und der Fanatismus ist dort nicht minder mächtig als in der heiligen Stadt des Propheten. Die Ankunft eines Fremden dort ist ein fast beispielloses Ereigniß, von welchem die Kunde sich von einem Ende des Landes bis zum andern sofort wie ein Lauffeuer verbreitet, alle Köpfe beschäftigt und auf die abenteuerlichste Art gedeutet wird. Aber Brede unternahm das Wagniß dennoch. Daß er seine Eigenschaft als Christ und Europäer verheimlichen mußte, verstand sich von selbst; ebenso daß er der arabischen Sprache vollkommen mächtig sein mußte. Brede hatte in den dreißiger Jahren als Offizier in griechischen Diensten gestanden und dann sich lange in Aegypten aufgehalten, wo er die Sprache und die Sitten des Landes genau kennen lernte. Aber selbst seine angenommene Rolle als Aegyptier sicherte ihn nicht vor dem Argwohn der Sübaraber. Er wurde oft für einen Spion des Vicelkönigs Mehemed - Ali gehalten. Zudem war ein Aegyptier als Reisender in Hadhramaut eine Seltenheit; auch der Handel konnte nicht als Vorwand dienen, da er dort ausschließlich in den Händen der Einheimischen ist. Es blieb also nur übrig, eine Wallfahrt vorzuschützen, als denjenigen Reisezweck, welchen der abergläubische Araber am leichtesten begreift.

Brede ist denn auch als gläubiger Pilger nach dem wunderthätigen Grabe des in Hadhramaut begrabenen Propheten Hüd gezogen und hat dabei den größern Theil des Landes kennen gelernt, freilich nicht ohne mehr als einmal in Lebensgefahr zu gerathen. Das Ergebnis ist nun das vorliegende, namentlich in ethnographischer Beziehung reiche Werk, in dem wir das Leben der südarabischen Beduinen eingehend geschildert finden. Die naturwissenschaftlichen Resultate der Reise sind dürftig, auch fehlen die topographischen Aufnahmen. Jedenfalls wird durch Brede's Werk eine Lücke in unserm geographischen Wissen ausgefüllt, und das ist das wesentlichste Verdienst des Reisenden. Freiherr von Malzan, der ihn wieder ans Licht gezogen, ist gegenwärtig, Brede's Spuren nachgehend, selbst auf einer Reise in Südarabien begriffen.

Richard Andree.

Zur Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.

Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland von Rudolf von Raumer. München, Oldenbourg. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das große Unternehmen, einer „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“, das hauptsächlich auf Leopold Ranke's Anregung entstanden und durch die reichen Mittel der Historischen Commission rüstig gefördert wird, bleibt auch in dem oben angezeigten Werke, das den neunten Band desselben bildet, seiner eigenthümlichen Tendenz treu. Da die frühern Bände, soviel wir uns erinnern, in d. Bl. nach Gebühr gewürdigt worden sind, so bedarf es nur eines kurzen Wortes der zusammenfassenden Hinweisung auf die eigentliche Aufgabe des ganzen Unternehmens, womit zugleich auch die allgemeine Stellung dieses einzelnen Bandes umschrieben ist.

Es handelt sich hier nicht um eine Geschichte der ein-

zelnen Wissenschaft, etwa der protestantischen oder katholischen Theologie, der Aesthetik, Mineralogie, Geographie und was bis jetzt zur Darstellung gelangt sein mag, für den Kreis der Fachgenossen allein oder auch nur hauptsächlich für ihn. Dazu ist schon der durchschnittliche Umfang jedes einzelnen Werks — ein starker Octavband — nicht angethan, falls es nicht auf ein bloßes Repertorium der betreffenden Literatur abgesehen wäre. Die Aufgabe ist eine weitere und allgemeinere: das gesammte wissenschaftlich gebildete Publikum soll an der Hand zuverlässiger Führer Gelegenheit erhalten, sich über den innern Organismus und die Entwicklungsgeschichte einzelner Disciplinen und, wenn das ganze Werk vollendet ist, über die Gesamtheit der Leistungen unserer deutschen Wissenschaft gründlich zu unterrichten. Die hohe Bedeu-

tung eines solchen Unternehmens bedarf keiner weitem Ausführung; längst ist es von den verschiedensten Seiten her als erwünscht, ja als notwendig bezeichnet worden, und gewiß, wenn es dereinst vollendet sein wird, darf es als würdige Lösung einer großen Aufgabe bezeichnet werden. Die Reihenfolge der einzelnen Bände hängt natürlich von dem Maße der verwendbaren Kräfte ab und ist insofern eine zufällige. Das allgemeine Schema ist von vornherein festgesetzt, und es kommt wenig darauf an, in welcher Zeitfrist seine einzelnen Theile zur Ausführung gelangen. Fünf bis sechs Jahre freilich, die nach dem ursprünglichen Programm zur Vollendung ausreichen sollten, werden voraussichtlich nicht genügen; auch wird das anfängliche Schema nur als ein vorläufiges zu betrachten sein und nach manchen Seiten hin erweitert werden müssen, falls wirklich die Totalität der gegenwärtigen deutschen Wissenschaft darin umfaßt werden soll.

Daß die Geschichte der germanischen Philologie zwar nicht an der Spitze, aber doch noch ziemlich im Vordergrund der bisherigen Theile steht, wird zunächst dem rüthigen Fleiß und der Thätigkeit ihres Bearbeiters zu verdanken sein. Wir sind überzeugt, daß nicht bloß den eigentlichen Fachgenossen, sondern auch dem größern Publikum, welchem ja das Werk so gut wie jenen gehört, mit der raschen Förderung der Arbeit gedient ist. Denn eine gewisse freundliche Theilnahme weiterer Kreise gerade an diesem Wissenszweige wird jeder, der nicht aus vorgefaßter Meinung in der Gegenwart alles schwarz zu sehen beliebt, gerne constatiren. Statt aller andern Symptome darf man nur auf den Erfolg der von Franz Meißner begründeten „Deutschen Classifier des Mittelalters“ und der andern in ähnlichem Geiste geförderten Abtheilungen der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur“ hinweisen. Er hat selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen und ist überwiegend nicht durch die Fachgenossen selbst, die sich gelegentlich wol eher ablehnend als förderlich dazu verhielten, sondern durch das sogenannte gebildete Publikum zu Stande gekommen, auf welches das ganze Unternehmen von vornherein berechnet war, ohne daß jedoch auch die Männer der strengen Kunst sich über eine Vernachlässigung ihrer Interessen mit Recht beklagen könnten.

Den letzten Grund dieser erfreulichen Erscheinung wird man in der vorzugsweise nationalen Bedeutung unserer Wissenschaft unschwer finden. Nicht als wenn andere Wissenschaften, weil ihre Aufgaben nicht in directer Beziehung zu der Individualität des deutschen Wesens stehen, keinen Anspruch auf die Bezeichnung „national“ hätten. Eine solche bornirte Auffassung würde sich am wenigsten in der Mitte der deutschen wissenschaftlichen Strömung, deren individuelle oder nationale Signatur gerade in ihrer universalistischen Tendenz besteht, halten lassen. Aber vorzugsweise national darf unser Fach sich immerhin nennen, nicht bloß weil sein Stoff identisch ist mit der unmittelbarsten und charakteristischsten Aeußerung des deutschen Volksgeistes, der Sprache an sich und als Darstellungsmittel der Literatur, sondern auch noch aus einem andern Grunde.

Die germanische Philologie ist in Deutschland selbst doch eigentlich erst eine Schöpfung des allgemein wiedererwachenden Nationalbewußtseins in seiner modernsten

Fassung, wie es gegenwärtig den Geist der Nation beherrscht und erfüllt. Die Namen, an welche sich die Gründung dieser Wissenschaft anschließt, in erster Reihe die Brüder Grimm, sind zugleich die hervorragenden Vertreter des echten deutschen Patriotismus auf allen Gebieten des praktischen Lebens gewesen. Die Germanistik und der nationale Gedanke sind gleichzeitig, aus einer Wurzel, an derselben Stätte erwachsen und haben auch später und bis zu diesem Tage ihre innigste Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit bethätigt. Im eminentesten Sinne des Wortes ist diese Wissenschaft von jeher politisch gewesen, d. h. sie hat immer auf die reale Durchführung der nationalen Ideale und Postulate den unmittelbarsten Einfluß geübt, auch ohne daß sie es eigentlich beabsichtigte, und jedenfalls ohne daß unter ihren Meistern und Jüngern die Zahl derjenigen Leute, die man Politiker von Profession nennt, besonders stark vertreten gewesen wäre. Aber weil sie, wie aus dem nationalen Gedanken geboren, so auch später mit den fortschreitenden Gestaltungen desselben gleichsam durch Naturnothwendigkeit engste Fühlung behielt, mußte sie auch, ohne es zu wollen, mächtig in die thatsächliche Gestaltung der Geschichte unsers Volks eingreifen. In diesem Sinne darf z. B. jene Germanistenversammlung zu Frankfurt vom Jahre 1846, die zwar nicht bloß von deutschen Philologen besucht wurde, in der aber der eigenthümliche Typus der germanistischen Wissenschaft, ihre unmittelbarste Beziehung zu dem Kerne der nationalen Idee vollkommen klar hervortrat, als ein politisches Ereigniß von größter Bedeutung gelten. Denn hier zuerst schossen ganz von selbst in der persönlichen Berührung so vieler von gleichem Sinne erfüllter und nach gleichem Ziele strebender Männer die Strahlen zusammen, aus denen sich die idealistisch-nationale Erhebung des Jahres 1848, soweit sie überhaupt gesund und berechtigt war, gestaltete. Die Teilnehmer dieser Versammlung bildeten den eigentlichen Stock des deutschen Parlaments, eine Erscheinung ohnegleichen auf politischem Gebiete, da die meisten von ihnen dem politischen Handwerk als solchem ganz fern standen. Es gehörte damals zu der wohlfeilsten Gassenweisheit, das Wüstlingen jener anfänglich so hoffnungsvoll scheinenden Bestrebungen gerade aus diesem Umstand abzuleiten, und wenn auch heute der Hohn über das Professorenparlament und die Professorenminister etwas verklungen ist, so gab es doch eine Zeit, wo kaum ein Wort der Vertheidigung oder Entschuldigung laut werden durfte, ja auch heute noch ziehen allerlei unsaubere Demagogen von der socialistischen oder jesuitischen Clique oder von beiden zusammen, wie es jetzt immer häufiger wird, dieses Register zur tiefsten Befriedigung ihres Publikums, wenn kein anderes zur Verdächtigung ihrer Gegner herhalten will. Unsere Wissenschaft mag sich das gern gefallen lassen. Keine andere neben ihr hat das Recht, die Ehre solcher Schmähungen für sich in Anspruch zu nehmen. Und wenn es auch an sich nicht in dem Bereiche einer Wissenschaft liegt, Politik zu treiben, so war es doch durch die besondern Umstände der Zeit, durch die allerwärts systematisch betriebene Fesselung des Volksgeistes und die methodische Zersplitterung der Volkskraft in der Periode des seit 1815 herrschenden angeblich legitimistischen

Systems dahin gekommen, daß das durch alle Gemüther verbreitete dumpfe Sehnen und Wollen, das in der Tiefe der Volksseele verschüttete Ideal ihres eigenen Berufs, nur in diesen Männern einen berechneten Ausdruck fand, der dann sofort von dem ganzen Volke als das wahre und rechte Wort der Erlösung verstanden wurde. Mehr konnten und sollten sie nicht thun: einen Bau, der dem praktischen Bedürfnis genügt und in sich die Bürgschaft einer soliden Dauer getragen hätte, konnte nur der kindliche Unverstand oder die kindliche Naivetät einer politisch ganz rohen Zeit von ihnen erwarten. Es war genug,

daß sich einmal die Stimme des Volks in lauten und reinen Klängen, scharf unterschieden von dem wirren schlaftrunkenen Gestrammel der elementaren Masse, darstellte. Sobald das rechte Wort einmal gesprochen war, konnte es nicht mehr zu Grunde gehen, und die weiteren Jahre bis heute haben gezeigt, daß, was damals von dem Hochmuth des nüchternen Praktikers als phantastische Träume stubegelehrter Theoretiker und Idealisten verspottet wurde, realere und handgreiflichere Wirklichkeit geworden ist, als alles, was früher auf sein reales Bestehen so trotzig pochte.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Notizen.

Die trefflich redigirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ hat eine mit sinnigen Illustrationen ausgestattete „Kaisernummer“ herausgegeben, welche mit einem Gedicht von Emanuel Geibel „An Deutschland“ beginnt; die ersten schwunghaften Strophen des Gedichts lauten:

Nun wirf hinweg den Wittwenschleier!
Nun gürt dich zur Hochzeitfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entfagen
Durch vierundsechzig Jahr' getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin.

Die Zeit der Zwietracht und Beschwerde,
Die du am durchgeborstnen Herze
Im Staube sahest tiefgebücht,
Und kaum dein Lieb mit leichem Weinen
Mehr fragte nach den Edelsteinen,
Die einß dein Diadem geschmückt.

Wohl glaubten sie dein Schwert gebrochen,
Wohl zuckten sie, wenn du gesprochen,
Die Kugel kühl im Bösterrath;
Doch unter Thränen wuchs im Stillen
Die Sehnsucht dir zum heil'gen Willen,
Der Wille dir zur Kraft der That.

Und endlich satt, die Schmach zu tragen,
Zerriffest du in sieben Tagen
Das Reich, das tödlich dich umschürt,
Und heischtest, mit beerztem Schritte,
Hintretend in Europas Mitte,
Den Platz zurück, der dir gebührt.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker“ (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1871) liegt eine Reihe von Hefen vor (120—132), welche das anerkanntenswerthe Bestreben der Herausgeber bekunden, ein vielseitiges Bild der ausländischen Dichtungen den Lesern vorzuführen. Da finden wir eine amerikanische Anthologie von Adolf Strodsmann, welcher ein literarhistorisch-kritischer Bericht über die amerikanische Literatur und eine Charakteristik der hervorragendsten Dichter vorausgeht. Es handelt sich meist um die neuesten amerikanischen Poeten, von ältern ist außer Bryant und Longfellow nur noch Po: vertreten, welchen Strodsmann den originellsten Geist der amerikanischen Literatur nennt. Strodsmann's Formgewandtheit zeigt sich wiederum in diesen Uebersetzungen. Die Namen der meisten dieser Dichter, Stoddard, Whittier, James Piatt, John Dorgan, sowie der ebenso zahlreichen Dichterinnen Stuart Sterne, Sargent Osgood u. a. sind bisher in Deutschland so gut wie unbekannt.

Von der französischen Literatur erschienen Rousseau's „Bekenntnisse“ in einer Uebersetzung von Levin Schlicking und La Bruyère's „Charaktere“ überfetzt von Karl Citner, jedenfalls eine zu billigende Wahl. Von Shakespeare liegt in Karl

Simrod'scher Uebersetzung vor: „Troilus und Cressida“ und „Ende gut, alles gut“, von Byron: „Korzar“, „Mazeppa“ und „Beppo“, überfetzt von Wilhelm Schaffner. Die sehr interessante Sammlung: „Spanisches Theater“ von Moritz Rapp bringt den sechsten und siebenten Band: „Schauspiele“ von Calderon, und „die letzten Blüten der altspanischen Bühne aus dem 16. Jahrhundert“, Stücke von Moreto, Marcon u. a. Das Interesse für das spanische Theater, das bekanntlich Friedrich von Schad in einem vortrefflichen Werke behandelt hat, wird außer durch die Rapp'schen Uebersetzungen von neuem wach gerufen durch das große Werk von L. Klein. Seine „Geschichte des Dramas“ (Leipzig, L. O. Weigel, 1871) beginnt mit dem achten Bande eine „Geschichte des spanischen Theaters“, die nicht minder umfangreich wie die des italienischen zu werden verspricht.

Wir haben oben die auszeichnenden Briefe erwähnt, welche Oskar von Redwitz von Kaiser Wilhelm und preußischen Staatsmännern und Feldherren erhalten hat. Auch der Großherzog von Mecklenburg, einer der hervorragendsten Feldherren des Kriegs, hat, unter warmer Anerkennung der Verdienste, welche sich die mitkämpfende Kriegeslyrik erworben hat, den Dichtern Julius Grosse, Julius Sturm und dem Herausgeber d. Bl. die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst, dem Dichter Wilhelm Jensen die goldene Verdienstmedaille verliehen.

Von dem „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte“ von Paul Möbius (Leipzig, Weber, 1870) liegt eine neue verbesserte und vermehrte Auflage vor. Die Vermehrung bezieht sich hauptsächlich auf bibliographische Angaben. Das Werkchen ist sehr vollständig, eingehend in der Würdigung der classischen, selbständig im Urtheil über die modernen Dichter, die im ganzen nach Verdienst gewürdigt werden.

In zweiter vermehrter Ausgabe liegen die „Transatlantischen Visionen“ von E. Bisger (Leipzig, E. Fleischer, 1871) vor uns. Nachdem dies Werk in d. Bl. von unserm geschätzten Mitarbeiter Alexander Jung eine so hervorhebende Würdigung gefunden, daß die neue Auflage des Werks selbst sich mit keiner bessern Empfehlung als mit dem Abdruck dieser Kritik einzuführen sucht, bedarf es an dieser Stelle nur des Hinweises auf die Jung'sche Kritik, um das Buch dem Publikum in die beste Erinnerung zurückzurufen.

„Die Alpen in Natur- und Lebensbildern dargestellt“ von S. A. Berlepsch (Jena, Costenoble, 1871) sind in einer neuen sehr vermehrten und verbesserten Auflage erschienen. Neuerdings sind dem Texte beigelegt die beiden letzten Abschnitte: „Des Alpenvolkes Dorfkostüme“ und „Mythe und Sage in den Alpen“, ferner einige treffliche Illustrationsblätter nach Rittmeyer's Zeichnungen. Das bereits in d. Bl. als trefflich anerkannte Werk, das sich nirgends auf eingehende Topographie einläßt, dafür aber stimmungsvolle, mit gründlicher Kenntniß gezeichnete Naturbilder und Volksgegenrebilder bietet, ist bereits ins Englische von Leslie Stephen (1867) über-

legt worden und im Jahre 1868 auch in einer französischen Uebersetzung erschienen.

In dritter Auflage (zweiter billiger Prachttausgabe) liegt eins der anmuthigsten populär-naturwissenschaftlichen Werke vor uns, mit dessen poetischem Reiz zu weitestern unsern Naturlyrikern nicht leicht fallen dürfte: „Die vier Jahreszeiten“ von E. A. Rossmüller (Leipzig, Leuckart, 1871). Getreue und geschmackvolle Illustrationen erläutern den Text. Das Pflanzenleben geordnet nach den Angaben des Willkatalenders, mit der wechselnden landschaftlichen Beleuchtung und Stimmung, bildet den Mittelpunkt des Werks, während es nicht in der Absicht des Verfassers lag, näher auf die Thierwelt einzugehen. Welch trefflicher Landschaftsmaler der Verfasser ist, das beweisen Abschnitte wie: „Ein Maitag“, „Sumpfr“, „Moosbruch und Heideland“ u. a. So sei dies ohne belletristische Schönrederei geschmackvoll und kundig ausgeführte Werk auch in seiner neuen Gestalt der Leswelt empfohlen.

Bibliographie.

Aebi, J. L., Die Buchdruckerei zu Beromünster im 15. Jahrhundert. Eine Festschrift zur Jubelfeier im Jahre 1870. Einsiedeln, Benziger. Gr. 8. 16 Ngr.

Allies, L. W., Entstehung und Fortbildung des Christenthums. Mit besonderer Berücksichtigung der griechischen und römischen Culturzustände. Antiquarische Uebersetzung. München, Neudorff. 1870. Gr. 8. 2 Ngr.

Graf Andrassy und seine Politik. Wien, F. Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Die sächsische Armee im deutsch-französischen Kriege 1870/71. Ein Vorbild für den unverwundlichen Kampfmantel sächsischer Waffenkammern mit dem Portrat des Kronprinzen. Nach offiziellen Quellen bearbeitet. Pirna, Müller u. Sohn. 8. 5 Ngr.

Andert, P., Die Universität Moskau. Rede. Moskau, Kasn. 8. 6 Ngr.

Aus Südtirol. Von einem Tiroler. Parham, Wehdmann. 16. 7/2 Ngr.

Baron, R., Der Deutsche Krieg und Sieg in Frankreich 1870—1871. Ein Buch für Volk und Schule. Duppeln, Reisswitz. 8. 12 Ngr.

Baumgart, R., Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 6 Ngr.

Baur, G., Schlichtermacher als Prediger in der Zeit von Deutschlands Erniedrigung und Erhebung. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Beaulieu-Marcconard, E. Freih. v., Der Subertusburger Friede. Nach archivalischen Quellen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig van Beethoven. Denkschrift in Rede und Dichtung zur Erinnerung an die Singular-Vorleser des Tonmeister am 16. December 1870. Dresden, Mehnhold u. Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Kritische Betrachtungen über die Niederlagen der Armee des zweiten Kaiserthums. Berlin, Erped. der „Militärischen Blätter“. Gr. 8. 12 Ngr.

Beuthner, E., Victoria. Nach dem Ruhmesfranze unserer deutschen Krieger-Idole. Reuztal a. O., Lange. 8. 5 Ngr.

Birkner, P., Idee der religiösen Orden. Chur, Grubenmann. 1870. 2 Ngr.

Billiker, J., Geschichte Benedigs von seiner Gründung bis auf die neue Zeit. Triest, Coen. 8. 1 Thlr.

Blancazio, M., Krieger- und Siegeslieder 1870 und 1871. Düsseldorf, Effer u. Reistorf. 2. 7/2 Ngr.

Blumauer's, A., gesammelte Schriften. Neueste Gesamtausgabe. Stuttgart, Neiger. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bönniken, J., Der Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870 und 71. Altona, Verlagsbureau. 8. 5 Ngr.

Braun, R., Während des Kriegs. Erzählungen, Skizzen und Studien. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Brunner, W., Albrecht Dürer. Ein Lebensbild. Lahr, Schauenburg. Gr. 16. 7/2 Ngr.

— — — — — Weissenau. Ein Lebensbild. Lahr, Schauenburg. Gr. 16. 7/2 Ngr.

— — — — — Odz von Verdingen. Ein Lebensbild. Lahr, Schauenburg. 7/2 Ngr.

Buddens, L., Humanes Christenthum. In Briefen. Obedruff, Stadtmann Jun. Gr. 8. 22/2 Ngr.

Busch, M., Die Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's manuel d'histoire ancienne de l'Orient bearbeitet. 2te Aufl. 1te Hef. Leipzig, Abel. Gr. 8. 10 Ngr.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. 1ter Bd. Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. 2te vermehrte und neu durchgearbeitete Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Chronika des deutsch-französischen Niesenkampfes in den Jahren 1870 und 1871 in geläufigen Reimen erzählt von Berthold. Götha, F. A. Verhey. 8. 12 Ngr.

Dempsch, E. A., Die Bayern in Frankreich 1870—1871. Münchener Lebensbild für das bayerische Volk und Herz. 1te Hef. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt. Ver.-8. 4 Ngr.

Deutschlands Geschichte bis auf den heutigen Tag kurz und schlicht erzählt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 16. 15 Ngr.

Dierauer, J., Ruotger und der Aufstand von 953. Eine kritische Untersuchung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Gelling, M. v., Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich 1870—1871. 1ter Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr.

Chrenthal, W., Das Kutschelied auf der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Kutscheliedes im grauen Alterthume nebst alten Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. 6te vermehrte Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Erlebnisse während einer Reise zu unseren Truppen vor Paris im November und December 1870. Ein Tagebuch von M. Dresden, Burdach. Gr. 8. 10 Ngr.

Freiheit und Kirchenregiment. Meinungsstreit zwischen Bischof Freih. W. C. v. Kettler und Prof. Geh.-R. S. C. Bluntschli. Hildesberg, Bafsermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Friedrich, F., Ausgehört. Erzählung. Berlin, Brill. 8. 25 Ngr.

Fröbel, J., Die Erzieher des Sozialismus. Leipzig, D. Wigand. 8. 7/2 Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 10ter Bd. 1ste Abth.: Die Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit von H. Lipp. 1ste Abth. Die Entwicklung der Chemie vor und durch Lavoisier. München, Oldenbourg. Gr. 8. 20 Ngr.

Haupt, L., Vom deutschen Volksthum. Ein Vortrag. Breslau. Gr. 16. 5 Ngr.

Hauptmann, E. G., Gebichte. 4te vermehrte und verbesserte Aufl. Sebnitz. 8. 5 Ngr.

Haurowitz, H. v., Die organische Entwicklung des Menschen nach den neuesten Naturforschungen. Wien, Czermak. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Holland, P., Theodor Horschelt. Eine biographische Skizze. München, Manz. Gr. 8. 6 Ngr.

Klein's, J. L., dramatische Werke. II. Zenobia. — Die Herzogin. Leipzig, L. D. Weigel. 8. 1 Thlr.

Krause, P., Wollenweber. Trauerspiel. 2te Aufl. Leipzig, Hirzel. 8. 20 Ngr.

Livonius, D., Unsere Flotte im deutsch-französischen Kriege. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Rosenthal, S. S., Die lustigen Weiber von Windsor. Komisch-parodistische Oper mit Tanz. Nach Shakespeare's gleichnamigem Lustspiel. Musik von D. Nicolai. Wien, Wallsthauser. Gr. 16. 7/2 Ngr.

Müller, K., Wie kam das linke Rheinufer an Deutschland? Celle, Capau-Karlowa. Gr. 4. 7/2 Ngr.

Oppenheim, P. B., Friedenslosungen zum Kriegsjahre. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pont-Fer, R. de, Die Campagne von 1870 in der Nord- und Ostsee. Aus dem Französischen. Mit Berücksichtigung und Zusätzen von einem deutschen Geographen. Bremen, Behse. Gr. 8. 24 Ngr.

Richter, P., Die Hauptformen des Glaubens an Unsterblichkeit und die Gründe dieses Glaubens. Ein Vortrag. Jülich, Richter. Gr. 8. 7/2 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, P. v., Das entlarvte Judenthum der Neuzeit. II. Die Juden in Bayern. Jülich, Verlags-Magazin. 8. 15 Ngr.

Scherzen, Entschon. Oden und Sonette. Bonn, Wittmann's Nachfolger. 16. 15 Ngr.

Scherr, J., Dämonen. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leopold Schmid's Leben und Denken. Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben von B. Schröder und F. Schwarz. Mit einer Vorrede von F. Ripold. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmitz, P., Europäischer Geschichtskalender. 11ter Jahrgang. 1870. Mit einer Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1870 von W. Duden. Nordlingen, Bed. Gr. 8. 2 Thlr. 7/2 Ngr.

Schlecht, R., Geschichte der Kirchenmusik. Zugleich Grundlage zur vorurtheilsfreien Beantwortung der Frage: „Was ist echte Kirchenmusik.“ Regensburg, Cöppenrath. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Seidel, P., Der Rosenkönig. Berlin, H. Hoffmann. 16. 1 Thlr.

Shakespeare-Galerie. Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen. Gezeichnet von Max Adamo, Heino, Hoffmann, Hanns Makart, u. A. 26 Blätter in Stahlstich. Gestochen von Bankel, Goldberg, Raab, u. A. Mit erläuterndem Text von F. Pecht. 2te Lief. Leipzig, Brockhaus. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Streckfuß, A., Der Herr Präsident. Criminal-Novelle. Berlin, Brill. 8. 25 Ngr.

Deutsches Theater. 15tes Bdchen: Die Blumengeister oder: Das Räthsel des Glücks. Romantisch-komisches Lauberspiel von E. Gasmann. Altona, Verlag-Bureau. 8. 10 Ngr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie. 1ster Thl. Das Alterthum. 4te verbesserte und mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Vassalli, A., Das Gute und das Böse. Eine philosophische Abhandlung in der Form eines Gesprächs. Jülich, Verlags-Magazin. 8. 5 Ngr.

Vom Fels zum Meer. Genealogie der Hohenzollern von Burggraf Friedrich von Nürnberg bis Kaiser Wilhelm von Deutschland. (1132—1871.) Bremen, Kühnmann u. Comp. Imp.-Pol. 10 Ngr.

Weyhe-Eimke, A. Freih. v., Octavio Piccolomini als Herzog von Amalfi, Ritter des goldenen Hliefes, deutscher Reichsfürst und Gemahl der Prinzessin Maria Theresia Franziska von Sachsen-Cauenburg. Quellen-Studie aus dem Schloß-Archive zu Rathob. Wilsen, Steinhauser u. Korb. Gr. 8. 8 Ngr.

Wiese, L., Deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart. Ein Vortrag. Berlin, Wigand u. Grieben. 8. 8 Ngr.

A n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.

Von
Friedrich von Raumer.
Vierte Auflage.

In 24 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 7½ Ngr.

Erste Lieferung.

Seine Majestät der Deutsche Kaiser hat die Widmung dieser vierten Auflage des rühmlichst bekannten Geschichtswerks angenommen. Der berühmte Verfasser glaubte seine Geschichte des durch ein tragisches Schicksal untergegangenen deutschen Kaisergeschlechts der Hohenstaufen jetzt am geeignetsten „dem Schöpfer der neuen Helden- und Friedenszeit, dem Hohenzollern Wilhelm“ widmen zu sollen.

Wenn je, so darf gegenwärtig, wo das Deutsche Reich und das Deutsche Kaiserthum vor unsern Augen zu neuem Leben erstanden sind, wo der Conflict zwischen geistlicher und weltlicher Macht mit erneuter Heftigkeit zum Ausbruch gekommen, und für jedermann das größte Interesse vorhanden ist, die Lehren der Geschichte auf diesen Gebieten sich nutzbar zu machen, Raumer's lichtvolle Darstellung der Hohenstaufenzeit die lebendigste Theilnahme in allen Kreisen der Nation erwarten.

Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, erscheint die vierte Auflage, deren wohlfeiler Preis ihre weiteste Verbreitung ermöglicht, in 24 Lieferungen zu 7½ Ngr., wovon monatlich 2-3 zur Ausgabe kommen. Die erste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Verlag von F. Henschel, Berlin.

Soeben erschien:

Krenkel, Dr. Max: Der Apostel Johannes. 1 Thlr.
Werner, Pfarrer: Herder als Theologe. 2 Thlr.
10 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wanderjahre in Italien.

Von
Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band.
Von Ravenna bis Mentana.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser schließt mit dem vierten Bande seine italienischen Wanderungen ab, die mit vollem Recht den ausgiebigsten und gebiegensten Werken über Italien beigezählt werden. Geschichtsbilder aus älterer wie aus der neuesten Zeit, landschaftliche Schilderungen, Architektur- und Kunstbetrachtung bilden den mannichfaltigen und immer fesselnden Inhalt dieses Schlussbandes. Die drei ersten Bände haben den gleichen Preis und sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von Moriz Carriere.
Vierter Band.

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carriere's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwicklung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Die gesammte Bildungsgeschichte von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wie sie durch die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die Wiedererweckung des Alterthums und die religiöse Bewegung bedingt ist, wird uns in dem soeben erschienenen vierten Bande lebendig klar geschildert. Die Künstlerpersönlichkeiten eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Rubens, Ariost und Tasso, Cervantes und Calderon, Rabelais und Molière, Shakspeare und Milton stehen in ihrer individuellen Herrlichkeit neben Luther, Machiavelli, Pascal, Cartesius; im Zusammenwirken der Germanen und Romanen vollzieht sich die große Culturarbeit, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberführt.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: Das Mittelalter. (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Porträts und Studien.

Von
Rudolf Gottschall.
Dritter und vierter Band.
Paris unter dem zweiten Kaiserreich.
Culturbilder.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Den ersten zwei Bänden des Werks, in welchen der Verfasser eine Reihe „literarischer Charakterköpfe“ als Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit vorführte, schließen sich hier pariser „Culturbilder aus dem zweiten Kaiserreich“ an: Schilderungen von Zuständen, die jetzt bereits der Geschichte angehören, deren getreue Abspiegelung daher für die Gegenwart um so werthvoller geworden ist. Leichtere Skizzen und ernstere Abschnitte wechseln miteinander, alle haben den frischen Reiz des unmittelbar selbst Gesehenen und Erlebten. Die im vierten Bande enthaltene Darstellung des französischen Dramas und Theaters dieser Epoche ist das Eingehendste, was bisher in Deutschland wie in Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1871.

Zweiter Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1871.

Zweiter Band.

Juli bis December.

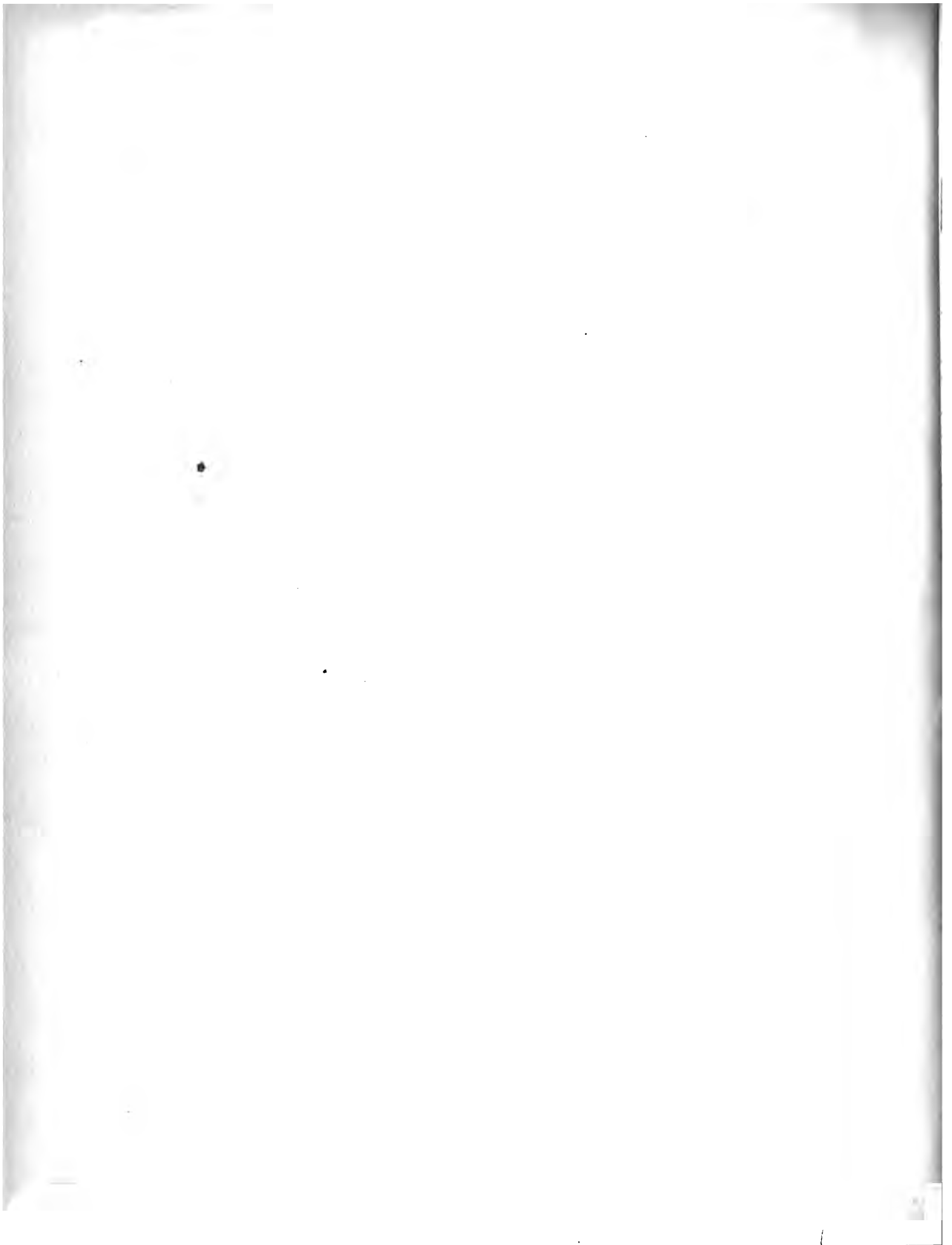
(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—
1871.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 28 — Nr. 27. — 1871 —

1. Juli 1871.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thirn. jährlich, 5 Thirn. halbjährlich, 2½ Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. Von Adolf Stern. Erster Artikel. — Hegel - Literatur vom Jahre 1870. — Erzählungen und Novellen. — Eine Dank- und Schmähchrift. Von David Adler. — Eine naturwissenschaftliche Preisschrift. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des 16. Jahrhunderts.

Erster Artikel.

Die Geschichte des 16. Jahrhunderts, desjenigen, welches in seinen Kämpfen, seinem gewaltigen Gestaltungsdrange und seiner Fülle neu an die Menschheit herantretender Erscheinungen viele, stellenweise verhängnisvolle Aehnlichkeit mit unserm eigenen Jahrhundert darbietet, nimmt fort und fort den äussersten Fleiß und Ernst historischer Forschung und alle Kunst historischer Darstellung in Anspruch. Werk auf Werk tritt hervor, welches über die engen Kreise der Historiker hinaus die Theilnahme aller Gebildeten fordert oder wenigstens verdient. Und die große Mehrzahl dieser Werke steht natürlich in Bezug zur Geschichte der Reformation, die mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts nahezu zusammenfällt. Eine erschöpfende Gesamtdarstellung der großen Epoche, die mehr als Ueberflüssig wäre, ist neuerlich nicht wieder versucht worden. Und die Masse der gegenwärtig erscheinenden Specialwerke wird einen spätern Versuch dieser Art theils erleichtern, theils erschweren. Erleichtern, insofern alle wichtigen Quellen erschlossen, viele bisher unbekannte und verborgene Materialien beigebracht werden; erschweren, insofern die individuelle und parteimäßige Verwendung dieses Materials in vielen Fällen eine kritische Revision des künftigen Gesamthistorikers bedingen wird. Die Forschungen und monographischen Darstellungen zur Geschichte des 16. Jahrhunderts erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete; aber auch die räumlich am weitesten getrennten müssen immer in ihrem Verhältnis zu den großen Centralpunkten Rom, Wittenberg und Genf betrachtet werden, und kaum ein Mensch der überreichen Zeit ist ohne einen Bezug zur Reformation zu denken. Unter diesem Gesichtspunkte rücken denn auch historische Schriften, die ohne jede Bezugnahme zueinander entstanden sind, oft dicht zusammen, ergeben gemeinsame Resultate, und so bil-

den sich aus der großen Zahl von neuesten Werken zur Geschichte des 16. Jahrhunderts natürliche Einzelgruppen.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit einer Reihe von Schriften, welche gemeinsam Elemente, Helden, Anhänger der kirchlichen Reform in den romanischen Ländern Europas behandeln und die verschiedenen Schicksale der reformatorischen Bestrebungen — hier siegreichen Kampf gegen den alten wie gegen den restaurirten Katholicismus, dort entschiedenes Unterliegen — zur Darstellung bringen. Das Interesse, welches sich an diese Schriften knüpft, ist ein allseitiges, der Bezug zur unmittelbaren Gegenwart, zu den tiefsten Fragen und Kämpfen unserer Tage fehlt ihm nicht. Neben mancher andern Erkenntniß drängt sich unabweisbar die Betrachtung auf, wie eng die Schicksale der Reformation in den romanischen Ländern mit dem unleugbaren Zug dieser Länder zur Centralisation, zur Abhängigkeit von einer allgültigen Autorität verknüpft sind. Siegreichen Erfolg des reformatorischen Gedankens begegnen wir nur in Genf und bei dem Protestantismus, der von Genf ausgeht und abhängig ist. Aber die Kirche Calvin's ist despotisch, straff centralistisch, im unerbittlichen engsten Bund mit dem Staat, durchaus auf die natürlichen Neigungen der romanischen Völker berechnet; sie tritt auch in Frankreich mit dem Gedanken auf, sich des Staats zu bemächtigen und durch ihn ihre Alleinherrschaft zu sichern. Alle übrigen reformatorischen Anläufe, in Italien und Spanien namentlich, scheiterten. Die blutige Verfolgung, die sie im Beginn traf, hatte daran ihren Antheil; und der Consequenz und zerschmetternden Wucht dieser Verfolgung sind von jeher viele Lobsprüche gewidmet worden. Aber die Verfolgung war nur darum völlig siegreich, weil ihr das innerliche Widerstreben aller

romanischen Naturen, sich dauernd in aussichtsloser Minorität zu befinden, trefflich zu Hilfe kam. Religiöse Verfolgung allein wird stets den Haufen der Gleichgültigen, Aeußerlichen, Launen von der verfolgten Religionspartei abfallen lassen, aber die Minorität der Starken, energisch Ueberzeugten, Opferfähigen nicht anfechten. Der Gedanke an solche Minoritäten ist von früh auf den Männern romanischer Klasse unerträglich gewesen. Und so sehen wir allerdings, daß religiöse Verfolgung hier jederzeit weit durchgreifendere Resultate erzielt als anderwärts. Hierzu kam, daß vielleicht keine Verfolgung systematischer, energischer, klüger, mehr von eigener Ueberzeugung getragen und mehr mit allen Mitteln der Erfahrung und Macht ausgestattet gewesen ist als diejenige, die der restaurirte Katholicismus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den romanischen Ländern eröffnete. Und nichts fiel für das Resultat einer völligen Ausrottung des Protestantismus, einer territorialen Nechtung aller reformatorischen Anschauungen und Regungen schwerer ins Gewicht als die schroffe Unparteilichkeit, die gänzliche Rücksichtslosigkeit der Verfolgung. „Wer immer in Verdacht der Ketzerei kam, gleichviel welches sein Rang, sein Wissen oder sein Ruf war, der mußte, daß er sich zur Befriedigung eines wachsam und strengen Tribunals reinigen oder den Feuertod sterben müsse“ (Macaulay im Essay über Kant's „Römische Päpste“), und die Gleichmäßigkeit des argwöhnischen, unbarmherzig spürenden und verfolgenden Geistes ist es denn auch, der wir zunächst in einer Reihe von Schriften begegnen, die im übrigen als gemeinsamer Beweis dafür gelten können, daß der Protestantismus in Italien und Spanien jederzeit nur einen schwankenden Boden fand. In seinen Anfängen verläuft er mit den spezifisch romanischen, mystischen Reformideen Savonarola's, in seiner Fortentwicklung erscheint er eine Zeit lang mit jenen Bestrebungen der Mitte des 16. Jahrhunderts verknüpft, die schließlich zur Restauration altkirchlicher Strenge, altkirchlichen Eifers führten, erst in seinen Ausgängen scheidet er sich klar, scharf und bestimmt von diesen Bestrebungen. In Spanien war seine Existenz vom ersten Tage an noch bedrohter, der Muth zum Bekenntniß noch vereinzelter, das Märtyrertum freilich auch noch gewisser als in Italien.

Aus der kurzen Geschichte der protestantischen Bewegung in letzterem Lande wird uns ein charakteristisches Lebensbild vorgeführt in der Schrift:

1. Renata, Herzogin von Ferrara. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Mit einem Vorwort von B. von Giesebrecht. Gotha, F. A. Perthes. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Nach dem Vorwort Giesebrecht's ist diese Schrift die historische Arbeit einer Dame, ein Lebensbild nicht auf neue und bisher verborgene, sondern wesentlich auf die gedruckt vorliegenden Materialien gestützt, dessen Bedeutung der berühmte bevormortende Historiker in den Worten darlegt:

Es wird stets einem Manne schwer fallen, das innere Leben einer Frau, wie sie uns hier entgegentritt, mit voller Wahrheit zu schildern. Denn wie sollte er alle Gefühle, welche die empfindlichere und erregbarere Seele des Weibes bewegen, in gleicher Weise misfühlen und ganz verstehen können? Um so

mehr scheint sich hier einer weiblichen Feder eine geeignete Aufgabe darzubieten und die Verfasserin hat offenbar mit entschiedener Sympathie Renata's Leben beschrieben; namentlich zeigt ihre Darstellung der innern Glaubenskämpfe, welche Renata bestanden, die Theilnahme einer verwandten Seele, die in ähnlicher Weise gestritten und gelitten hat und zu ähnlichen Ueberzeugungen gelangt ist.

Wer auch die anonyme Verfasserin der Biographie sei: wir möchten die von Giesebrecht hervorgehobene sympathische Beziehung und Mitempfindung der Schriftstellerin für ihre Heldin weder gering, noch die in den Augen vieler allerdings unverzeihliche Thatsache, daß sich das kleine Buch hauptsächlich auf literarische Hilfsmittel stützt, allzu hoch anschlagen. Denn die zu Zeiten nahezu komische Ueberschätzung des actenmäßigen neuentdeckten Materials, das die kritische Methode unserer jungen Geschichtschreiber allein noch für wissenschaftlich hält, um darüber gelegentlich sehr unkritisch zu werden, läßt uns die Möglichkeit einer vortrefflichen historischen Studie von völliger Selbständigkeit des Urtheils wie der künstlerischen Composition, auch ohne dies Material, von vornherein fremdlich zugeben. Aber freilich ist dabei immer das tiefere Einbringen in das Wesen und den Kern der historischen Erscheinungen, die völlige Vertrautheit mit dem vorhandenen Material und die Unbefangenheit des Urtheils vorausgesetzt. In „Renata von Ferrara“ nun werden diese Eigenschaften wesentlich beeinträchtigt und gemindert durch die subjective religiöse Stimmung und Stellung der Verfasserin.

Liegt für alle Biographie die Versuchung nahe, durchaus in apologetischen Ton zu verfallen, um das allgemeine Urtheil über Menschen und Dinge lediglich auf das Verhältniß derselben zum Helden oder zur Heldin der Biographie zu stellen, so wirkt diese bedenkliche Neigung in dem in Rede stehenden Buche ziemlich stark mit. Das Märtyrertum der evangelisch gesinnten Herzogin, welches freilich dem gegenüber, das andere Genossen und Genossinnen ihrer Ueberzeugungen zu erdulden hatten, noch immer als ein mildes, mäßiges gelten muß, erfüllt die Verfasserin mit gerechter Sympathie, und in dieser Sympathie ist ihre Beurtheilung aller auf der gegnerischen Seite stehenden Persönlichkeiten ziemlich herb. Dazu hat das Buch über seine Heldin hinaus einen Helden: Calvin, den romanischen Reformator. Er erscheint der Verfasserin als die lebendige Verkörperung der Reformation (die er ja in gewissem Sinne fraglos auch ist), zugleich als das lebendige Gewissen ihrer Anhänger, im Verhältniß zu ihm mißt sie selbst ihre Heldin, und es kann natürlich nicht fehlen, daß der strenge Fanatiker, der Mann der unbegrenzten Logik und Consequenz nicht überall die peinliche Situation der Herzogin von Ferrara zu verstehen und zu würdigen vermochte. Wol wäre es unrecht, darauf hinzuweisen, daß Calvin in Genf sicher genug, die hohe Anhängerin seiner Lehren in Ferrara aber unter dem unmittelbaren Druck der neubelebten römischen Inquisition sich befand: er würde ohne Zweifel bereit gewesen sein für das, was ihm als höchste Wahrheit galt, tausend Tode zu leiden. Aber für jede gesunde Empfindung sind die innern Kämpfe Renata's, ihre langen Zweifel, sich voll und offen zum neuen Glauben zu bekennen, ihre Abneigung, sich völlig von ihrem Gemahl und ihren Kindern zu trennen, nicht Schwächen und Halbheiten, sondern unvermeidliche Pflichten-

conflicte die noch viel härter, herber, tiefgehender erscheinen würden, wenn Renata von Frankreich mit Ercole von Este nicht in fürstlicher Zwangsgehe gelebt, sondern ihren Gemahl wirklich geliebt hätte. Während in diesem Punkte die Verfasserin recht wohl bestimmter und weiblich mitleidender für Renata hätte eintreten können, würde eine minder schroffe Beurtheilung derer, welche im Leben das Mißgeschick hatten, dem geistlichen Despoten von Genf zu mißfallen, den historischen Werth ihrer Schrift erhöhen. Die Aussprüche der Verfasserin über Bernardo Dajino, Clement Marot, über Ercole von Ferrara und Anna von Guise, die Tochter Renatens, klingen lediglich wie ein Nachhall von Calvin's anklagenden Briefen.

Von dieser Befangenheit abgesehen, hat die kleine Schrift den Vorzug lebendiger Darstellung, genauer Kenntniß der Zeit und ihrer Zustände und psychologischer Feinheit. Die Hauptschwierigkeit für die Verfasserin lag darin, daß beinahe alle Verhältnisse und Menschen, die sie schildert und beurtheilt, uns in wenigen aber eindringlichen und unverwischlichen Zügen längst durch Ranke's Meisterhand vor Augen gestellt sind.

Als die Herzogin Renata nach dem Tode ihres Gemahls (1560) den Hof ihres Sohnes, des Herzogs Alfons II., verließ, war die protestantische Bewegung in Italien schon vollständig besetzt und beinahe völlig im Sande verlaufen. Mit dem von Gervinus so bitter charakterisirten Instinct der Romanen, „scharf auszuwintern, wohin sich Macht und Gewalt neigen, und sich auf deren Seite zu stellen“, empfand man seit länger als einem Jahrzehnt, daß diesseit der Alpen die Sache des Protestantismus verloren sei, und in diesem Sinne gewann das Scheiden der Herzogin Renata vom italienischen Boden gleichsam eine symbolische Bedeutung. Inzwischen war die Bewegung hier doch tiefer eingreifend gewesen als in Spanien und hatte daher mannichfache Nachklänge, während sie auf der Pyrenäischen Halbinsel einer rasch aufblühenden und mit einer Sturzflut gelöschten Flamme gleicht.

2. Geschichte der spanischen Protestanten und ihrer Verfolgung durch Philipp II. Von Adolfo de Castro. Nach dem Spanischen bearbeitet von Heinrich Herz. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1869.

Das in Spanien vor einigen Jahren erschienene Werk de Castro's verdient um so mehr eine deutsche und überhaupt jede Uebersetzung, als es, auf beinahe völlig neues Material gestützt, das wenige, was über die Regungen und Schicksale des Protestantismus in Spanien bekannt und hauptsächlich Florent's Geschichte der Inquisition entnommen war, ansehnlich vermehrt. Unsere Kenntniß über die Blutzugenden der evangelischen Anschauungen erweitert sich beträchtlich, der Verfasser ist den Schicksalen der spanischen Protestanten des 16. Jahrhunderts mit innerm Antheil nachgegangen. Das Detail seiner Darstellung ist zwar, da es sich wesentlich um die Beurtheilung und Verbrennung wahrhafter oder vermeintlicher Lutheraner durch die Inquisition handelt, grauenerweckend, aber überall interessant. Aus der Verbindung Spaniens mit den Niederlanden und Deutschland, unter der Herrschaft Karl's V., gingen die ersten Einwirkungen von Luther's Lehren und Schriften auf Männer spani-

scher Nation hervor, deren de Castro zu gedenken hat. Und zwar sehen wir auch in der kurzen Geschichte des spanischen Protestantismus die beiden großen Grundmotive der reformatorischen Bewegung, das Herzensbedürfniß nach dem ersten Erkenntniß der christlichen Heilswahrheit, nach fleckenloser Keinheit der sichtbaren Kirche und den weltlichen äußern Ehrgeiz, nebeneinanderwirken. Doctor Augustin Capella, eins der ersten Opfer der Inquisition bei dem großen (von Karl V. aus seiner Klosters Einsamkeit zu San-Juste heraus veranlaßten) Auto de Fe von Valladolid am 21. Mai 1559, legte vor dem Scheiterhaufen das reinige Bekenntniß ab, daß ihn der Ehrgeiz, die Hoffnung, die Welt aufzuregen und in Spanien als ein zweiter Luther gefeiert zu werden, in seine Irrthümer gestürzt hätten. Möglich freilich, daß er mit diesem Eingeständniß lediglich seine hartherzigen Richter zu rühren, sich vielleicht nur die furchtbare „Gnade“ der Inquisition verschaffen wollte, welche den Keuigen vor der Verbrennung erdrosseln ließ, aber auch sonst begegnen wir in den Einzelheiten des de Castro'schen Werks den grundverschiedenen Anlässen reformatorischer Stimmung. Freilich lagen die Dinge in Spanien so, daß hier die weltlichen äußerlichen Motive bald verschwinden mußten und nur noch geistige die Menschen antreiben konnten, der Gefahr qualvoller Untersuchung und peinlichen Todes Trotz zu bieten.

Die Zeugnisse von der Standhaftigkeit der Glaubensmartyrer einerseits, von ihren schweren Conflicten und Seelenkämpfen andererseits sind ergreifend; Episoden wie die des Baccalaurens Perrejuelo und seiner Gattin Leonor de Cisneros sind so erschütternd wie die größte Tragödie.

Es ist aber nur das fleißig und mit Sympathie zusammengetragene Material des de Castro'schen Werks, welches demselben seinen Werth und seine Bedeutung gibt; in der Ausführung steht es minder hoch. Bedenken erregt schon das Bestreben des Verfassers, die Wirkungen des Protestantismus in Spanien viel weitergehend darzustellen, als sie gewesen sein können. Wenn er Bartholome de Carranza, Erzbischof von Toledo, der leserischer Neigungen wegen in langwierige Haft und Untersuchung der Inquisition gerieth, entgegen der allgemeinen Annahme, für einen Protestanten erklärt, so mag das eine offene Streitfrage bleiben, wenn er aber die Katastrophe des Don Carlos darauf zurückführt, daß der Prinz entschiedener Protestant gewesen, ohne dafür andere Belege als einzelne Aeußerungen und vielfache Vermuthungen beizubringen, so wird er wenig Zustimmung erwerben. Wichtig ist in seiner Darstellung der Geschichte des Don Carlos nur ein Moment, indem er gegenüber den Relationen verschiedener Schriftsteller, die im Betragen des Prinzen während seiner Gefangenschaft Beweise des Irrsinns oder ungebändigter persönlicher Laune und Willkür erblicken und namentlich den Gebrauch des Schneewassers gegen seine Fieberzustände anführen, hervorhebt, daß die gesammte spanische Medicin des 16. Jahrhunderts dem Schneewasser Heilkräfte zugeschrieben habe und dasselbe in allgemeinem Gebrauch gewesen sei.

Besonders unerfreulich für deutsche Leser sind schließlich die historischen Parallelen des Verfassers. Die langathmigen Vergleiche zwischen Tiberius und Philipp II., der Beweis, daß Philipp II. ein schlimmerer Tyrann als

Nero und Domitian gewesen, gemahnen — wie sehr man auch zustimmen mag — lebhaft an die Schulerexercitien in lateinischer Rhetorik. Da die deutsche Uebersetzung mehr Bearbeitung als wörtliche Uebersetzung scheint, so hätten uns einige der rhetorischen Anläufe des Spaniers billig erlassen bleiben können.

3. Fray Luis de Leon. Eine Biographie aus der Geschichte der spanischen Inquisition und Kirche im 16. Jahrhundert von E. A. Willkens. Halle, Pfeffer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Biographie steht zwar nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit dem de Castro'schen Buche, aber die Bezüge zu demselben liegen nahe genug. Land und Zeit sind die gleichen, und der düstere Hintergrund zu aller spanischen Geschichte des 16. Jahrhunderts, das unbarmherzige Heilige Amt mit seinen Kerker und Scheiterhaufen, tritt uns auch hier lebendig entgegen. Fray Luis de Leon, 1527 zu Belmonte in der Mancha geboren, Ordensgeistlicher und Universitätslehrer zu Salamanca, einer der wenigen wahrhaften Gelehrten und ernsten Wahrheitsforscher und einer der zahlreichen schwungvollen Dichter Spaniens zu seiner Zeit, mußte durch den Ernst seines Wesens, den geistigen Drang und Schwung seiner Natur, den Einfluß, den er als Lehrer ausübte, der argwöhnischen Inquisition verdächtig werden. Der gemeine Brotneid theologischer und literarischer Concurrenten, dem in Spanien die fürchtbare Waffe einer Denunciation an das heilige Officium zu Gebote stand, heftete sich an Leon's spanische Uebersetzung und Erklärung des Hohen Liedes, an einzelne Aeußerungen und Erläuterungen seiner Universitätsvorträge. Im März 1572 zu Salamanca verhaftet, ward er in den Kerker der Inquisition nach Valladolid gebracht und hatte hier bis zum 15. December 1577, an dem seine Freisprechung erfolgte, fünf Jahre voller Qualen und Seelenkämpfe zu durchleben. Er meinte nie im Glauben geschwankt zu haben, nie den Lehren der alleinseligmachenden Kirche untreu, nie legerischen Vorstellungen zugänglich gewesen zu sein. Ganz Spanien, soweit es urtheilssähig (was freilich nicht weit war), hegte die Uebersetzung seiner Unschuld. Und trotzdem fehlte wenig, daß man auch den gefeierten Dichter und Lehrer im Sanbenito unter den Opfern eines Auto de Fé erblickt hätte. Dem persönlichen Eingreifen des Großinquisitors Gaspar de Quiroga, Erzbischof von Toledo, hatte Leon die schließliche günstige Wendung seines Processes zu verdanken:

Zum zweiten male wurden sebzehn Sätze über Leon's Irrlehren denselben Censoren vorgelegt, die vorher auf ihren Eid ein Votum gegeben, woran, wie sie wußten, das Leben des Gefangenen hing. Und dieselben Menschen urtheilten, wieder auf ihren Eid, über dieselben Thesen fast entgegengesetzt, weil die Intention der Inquisitoren eine andere geworden. Nun hieß es plötzlich, es sei anzunehmen, Leon wolle katholisch sprechen, seine Behauptungen ließen einen katholischen Sinn zu, nur die Worte seien nicht ganz die richtigen, aber eine irrige, verwegene, scandalöse Lehre enthielten sie nicht. Der Fehler liege nur in der Mittheilung an Studenten, unter denen die Borwitzigen, die Frechen, die Freigeister und Unruhigen sie gern aufgegriffen haben würden, die Einfältigen und Schwachen auf unerbauliche Gedanken hätten geführt werden können. So gut auch Argumente und Citate seien, forderten sie doch ein sehr frommes, gelehrtes, aufmerksames Auditorium, um nicht

zur Verachtung der kirchlichen Uebersetzung Anlaß zu geben. Einzelne gefaßt enthielten die Thesen Bedenkliches, das aber durch den Zusammenhang, in dem sie zu nehmen seien, sich sehr mindere.

Darauf hin erfolgte Leon's Freisprechung, seine Rehabilitation in Salamanca. Unangefochten, als Dichter und Lehrer höher wie zuvor geehrt, mit großen Geschäften seines Ordens betraut, durfte Fray Luis den Rest seines Lebens (er starb 23. August 1591) verbringen.

Unzweifelhaft lebten in Leon einzelne evangelische Instincte und Ueberzeugungen. Fünfundzwanzig Jahre zuvor würde er in der Reihe der protestantischen Bekenner und Märtyrer gestanden haben; inzwischen hatte die Inquisition eine so zerschmetternde Gewalt entwickelt und der romanische Sinn sich so ganz von der versemten Sache entfernt, daß Leon nicht daran dachte, seine Kirche zu verlassen. Innerhalb derselben arbeitete er für Reformen, bis die Inquisition ihn belehrte, daß dieser Zug seines Geistes gefahrbringend und bedenklich sei. Das Princip der völligen Erstarrung, der Erstödtung alles geistigen Lebens in der spanischen Kirche war mit Leon's Verfolgung klar ausgesprochen.

Das Willkens'sche Buch stützt sich auf treffliche Studien, ist klar, anschaulich geschrieben. Mehrfache Uebersetzungen gefeierter Dichtungen Leon's sind in den Text verwoben, Proben seiner Gedichte und Uebersetzungen im spanischen Original in einem besondern Anhange mitgetheilt.

4. Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf von F. W. Kampfschulte. Erster Band. Leipzig, Dunder und Humblot. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Der Name Calvin bezeichnet den Höhepunkt, den die Entwidlung der Reformation unter den Romanen erreicht hat, Calvin ist weitaus die bedeutendste Erscheinung unter den Männern der neuen Kirche im lateinischen Europa, dabei eine der gewaltigsten und hervorragendsten Erscheinungen nicht nur der Reformations-, sondern aller Geschichte. So ist es nicht mehr als billig, daß das bedeutendste Buch, welches neuerdings zur Geschichte des 16. Jahrhunderts überhaupt erschienen ist, ihm und seiner Lebensarbeit gilt. Der Verfasser hat zu dem großen Werke, dessen erster Band uns vorliegt, wie kaum gesagt zu werden braucht, die eingehendsten und ernstesten Studien gemacht. So viel von den Geschichtsquellen der genfer Reformation und des calvinischen Zeitalters in neuerer Zeit durch die genfer Historiker — namentlich die beiden Galiffe — veröffentlicht worden ist, so boten doch die genfer Archive in den handschriftlichen Rathsprotokollen, aber auch in anderweitigen öffentlichen Documenten, Staatschriften, Processacten u. s. w. noch reiche, bedeutsame Ausbeute. Auch Archiv und Bibliothek von Bern, in den Tagen Calvin's mit Genf eng und unlöslich verknüpft, lieferten dem Verfasser ungedrucktes, kaum gekanntes Material. Dazu stellte sich die vollständige Kenntniß der ausgebreiteten, hochwichtigen Correspondenz Calvin's, die zwar in der Publication begriffen ist, hier aber erst bis zum Jahre 1532 reicht, daher ihrem größten und für die Geschichte wichtigsten Theile nach handschriftlich eingesehen werden mußte. Nach allen Seiten hin haben sich die Forschungen Kampfschulte's erstreckt, und man darf wol ebenso

annehmen, daß in Bezug auf das Material sein Buch auf den sichersten und umfassendsten Fundamenten ruht, als es in Bezug auf die Darstellung die gesammte seither bekannte Literatur über den genfer Reformator hinter sich läßt.

Das Werk beginnt, der Hauptaufgabe, die sich der Verfasser stellt, gemäß, nicht mit der Jugendgeschichte Calvin's, sondern mit der Darstellung des Terrains, auf dem er seine Kirche und seinen Staat zu errichten vermochte. Denn am Schluß der geistvollen Parallele zwischen Huz, Luther, Calvin, die den ersten Band einleitet, sagt der Verfasser zutreffend:

Die Geschichte ist doch kein bloßer dialektischer Proceß, dessen einzelne Entwicklungsstufen mit solcher Nothwendigkeit aneinanderfolgen. Der Weg, den sie nimmt, ist in der Regel nicht ein so geradliniger und spottet häufig genug unsern Theorien. Der persönliche Charakter der zufällig Handelnden und andere Umstände, die außerhalb jeder Berechnung lagen, haben zu allen Zeiten am Gange der Ereignisse in der Geschichte einen bedeutenden oft hervorragenden Antheil gehabt. Nicht anders war es mit der Entwicklung der Reformationsidee im 16. Jahrhundert. Nicht bloß der persönliche Charakter, die strenge Logik des Gelehrten von Noyon, sondern vielleicht in noch höherem Grade ist der Umstand auf jene Gestaltung des romanischen Protestantismus von Einfluß gewesen, daß Calvin sich schon früh am Genfersee auf einen Schauplatz gestellt sah, der sowohl durch seine Vergangenheit als durch seine geographische Lage an der Grenzscheide der romanischen und germanischen Welt zu einer umfassenden internationalen und reformatorischen Thätigkeit gleichsam prädestinirt schien und auf der andern Seite durch die politischen Verhältnisse die freieste Entfaltung des reformatorischen Princips gestattete. Klar genug haben dies schon die Zeitgenossen erkannt. Während die katholische Bevölkerung der romanischen Lande in der Herrschaft Calvin's über Genf die Ursache alles Uebels erblickte und die vornehmsten katholischen Mächte ihren Sturz sich wiederholt als Aufgabe setzten, sahen die Freunde und Anhänger der Reformation in derselben eine Art providentieller Fügung, an die sie sofort die kühnsten Hoffnungen knüpften. Nicht minder ist Calvin selbst sich dieses Vorzugs seiner äußern Lage vollkommen bewußt gewesen.

Es war nicht die Persönlichkeit des Reformators allein, welche Genf zum „protestantischen Rom“ gemacht hat. Beide, die Person und der Ort, gehörten, darf man vielleicht sagen, zusammen, und der Tag ihrer Vereinigung mußte für das christliche Abendland ein bedeutungsvoller werden. Nicht gehemmt durch den Druck einer kaiserlichen Macht, noch auch durch Nationalitätsideen behindert, konnte der Verfasser der christlichen Institution in „jenem Winkel“ freier als irgendein Reformator des 16. Jahrhunderts seine Gedanken ins Leben treten lassen und am Genfersee jenen merkwürdigen Bau auführen, der einen Augenblick bestimmt schien, die gesammte abendländische Christenheit in sich aufzunehmen, und der, wenn heute auch längst in Trümmern liegend, als die consequenteste Durchbildung und Gestalt des streng biblischen Protestantismus durch alle die folgenden Jahrhunderte hindurch unsere Aufmerksamkeit immer wieder von neuem auf sich lenkt und verdient.

Mit „Blick auf die frühere Geschichte Genfs und seine Bedeutung gegen Ende des Mittelalters“ und einem Abschnitt über die, die alte Freiheit der Stadt bedrohende „Politik des Hauses Savoyen“ orientirt der Verfasser über die Zustände im Beginn des 16. Jahrhunderts. Ausführlicher wird dann der Unabhängigkeitskampf Genfs gegen Karl III. von Savoyen und die zweideutige Haltung dargestellt, welche der Bischof Pierre de la Baume während dieses Kampfes einnahm. Mit wachsender Fülle des Details berichtet der Verfasser (der trotz des spröden widerstrebenden Stoffs trefflich zu erzählen weiß) über die

Anfänge der Reformation in Genf, die unter dem Einfluß des Schutz- und Trutzbündnisses mit Bern rasche Verbreitung und bald ausschließliche Geltung gewannen. In Meisterzügen ist das Auf- und Abschwanfen der Gemüther, die wachsende Bedeutung Farel's, der allmähliche aber entscheidende Sieg der reformatorischen Partei dargestellt. Die täglich sich schwieriger gestaltende politische Lage Genfs, gleichzeitig durch die Feindschaft Savoyens, die geheimen Pläne Frankreichs und die Ausdehnung und Auslegung bedroht, welche das bundesgenössische Bern seinem „Schutze“ zu geben gedachte, legte frühzeitig den Gedanken einer gewissen religiösen und kirchlichen Selbständigkeit, die zunächst Isolirung sein mußte, als eine Bürgerpflicht der kaum errungenen Unabhängigkeit nahe. In dieser Situation der Stadt traf Calvin im Juli 1536 auf der Durchreise in Genf ein. Farel, der Reformator von Genf, damals in völliger Rathlosigkeit den äußern und innern Wirren gegenüber, ward der Anlaß, daß Calvin, der nach Strassburg oder Basel zu gehen gedachte, in Genf blieb.

Hier ist es, wo Kampfschulte die frühere Lebensgeschichte des noch jugendlichen Reformators und seine Auszüge aus dem Calvin'schen Hauptwerk der „Christlichen Institution“ einschaltet. Ohne die Darlegung des strengen und in sich geschlossenen Systems, welches sich Calvin über Kirche und Staat und ihr Verhältniß zur Menschheit gebildet hatte — eines Systems, das ihm völlig und zweifellos feststand, ehe er eine Ahnung hatte, daß er je in die Lage kommen werde, dasselbe als Organisator und Gesetzgeber selbst zu verwirklichen — würde die nun folgende Schilderung der ersten Thätigkeit Calvin's in Genf unverständlich bleiben. Sowol der ungeheure Erfolg, den der systematische und unbeugsame Fanatiker im ersten Anlauf gewann, als die Wucht und die Erbitterung der ihm gegenüber tretenden Opposition erklären sich aus der „Christlichen Institution“, deren Gedanken und Forderungen jetzt in Genf verwirklicht werden sollten. Kein Wunder, daß es nur eines Jahres bedurfte, um einer großen Partei in Genf die Augen darüber zu öffnen, welches despotische und methodische Joch der Republik Genf auferlegt werden sollte. Je tiefer und stärker die Ueberzeugungen Calvin's waren, um so unbarmherziger und rücksichtsloser drang er auf Durchführung seiner Forderungen. Für den Moment siegt die Gegenpartei; 1538 werden Calvin und Farel vertrieben; der erstere findet eine Zuflucht in der deutschen Reichsstadt Strassburg und selbst ein Amt als Prediger der dortigen Gemeinde französischer protestantischer Flüchtlinge. Inzwischen aber rastete seine Partei in Genf nicht, und die Verhältnisse selbst arbeiteten für ihn. Schon im Herbst 1540 dachte man an seine Zurückberufung, 1541 erfolgte dieselbe in der That.

Von hier an beginnt die Herrschaft, die Calvin über die Republik Genf erlangte. Seine Anschauungen, sein Wille wurden die leitende Seele des Staats wie der Gemeinde. Mit eherner Consequenz bildet er sein System durch und verschreitet zu der gewaltsamen Umschmelzung und Umbildung der Bürgerschaft, ohne welche das von ihm erstrebte Verhältniß zwischen Kirche und Staat, die völlige Unterwerfung des Staats unter die kirchliche Doctrin und Disciplin unmöglich gewesen sein würde. Daß auf diesem

Wege sich eine neue, stärkere, weil zur Verzweiflung getriebene Opposition alsbald bilden mußte, ist klar. Seit der Annahme der „Ordonnances ecclesiastiques“ und der Theilnahme Calvin's an den bürgerlichen Ordonnances wurde Genf mit harter, stets wachsender Strenge regiert, alle Gesetze waren mit Blut geschrieben und der genfer Staat gestaltete sich zu einer förmlichen Theokratie um. An diesem Punkte ist es, wo die Bewunderung für den großen organisatorischen Reformator und der Abscheu gegen die logische Kälte, die grausame Härte seiner Natur nicht nur bei den einzelnen Parteien hart aufeinander treffen, sondern in der Seele zahlreicher, gerecht wägender Männer schwere Conflict hervorrufen. Auch Kampfschulte hat es nicht vermeiden können, zu dieser Seite der Natur Calvin's ganz bestimmte Stellung zu nehmen. Und ob schon am Schluß des ersten Bandes die eigentlichen Hauptkämpfe und Hauptflüge Calvin's erst in der Perspective sind und ihre Darstellung den wesentlichen Inhalt des zweiten Bandes abgeben wird, so ist es kaum zweifelhaft, wie sich Kampfschulte zu der großen obschwebenden Streitfrage stellen wird. Während früher die Kämpfe Calvin's mit den Libertinern als Kämpfe eines edeln Reformators gegen verbrecherische Sittenlosigkeit, gegen wildeste, Staat und Kirche mit gleichmäßigem Untergang bedrohende Irrlehren dargestellt wurden, bei denen er sich vereinzelt, völlig entschuldbare Uebergriffe habe zu Schulden kommen lassen, erscheinen sie gegenwärtig und seit den Forschungen der Salisse unzweifelhaft als Kämpfe eines gewaltigen Autokraten, eines geistigen Despoten, der um jeden Preis und mit jedem Mittel entgegenstehende Anschauungen niederzuwerfen trachtete und keine Regung des menschlichen Lebens duldete, als die in den engen Grenzen seines Systems und seiner Sittenlehre Raum hatte.

Die Auslehnung gegen Calvin's Herrschaft mag nach

einer Richtung hin die Auslehnung frecher Zuchtlosigkeit gewesen sein, nach andern wuchs sie zweifellos nur aus den Lebensbedingungen und unabweißbaren Regungen der menschlichen Natur und des menschlichen Herzens hervor. Daher auch die unzweifelhafte Gewißheit, daß jede, auch die gerechteste Beurtheilung der festgestellten Thatfachen Calvin der freudigen Zustimmung und sympathischen Bewunderung beraubt. Sorgfältig wägt der Geschichtsschreiber die einzelnen Momente, überall führt er an, was sich zum Verständniß und zur Entschuldigung der blutigen Härte und unmenschlichen Fühllosigkeit Calvin's sagen läßt. Wo aber die einzelnen Züge sich zum Bilde des ganzen Menschen verbinden, da erwecken sie die tiefinnerste Abneigung, wenig gemildert durch den Respekt vor dem glänzenden Talent, der geistigen Höhe, der persönlichen Sittenstrenge des Begründers der genfer Theokratie. Es ist geschichtlich bedeutsam, daß nach der Durchführung der Calvin'schen Staats- und Lebensordnung noch eine consequente Geschichtsfälschung sich nothwendig erwies, um dem neuen Werte die Zustimmung kommender Generationen zu gewinnen. Schon aus den Anfängen des letzten vergeblichen Kampfes gegen Calvin's Despotie, den der Schluß des vorliegenden ersten Bandes ergibt, wird dies unzweifelhaft.

Die Fortsetzung und der Abschluß des Kampfschulteschen Werks wird nicht nur ein bedeutender Gewinn für die Wissenschaft, sondern das ganze Buch selbst ein Gewinn für die deutsche Literatur im engern Sinne sein. Es tritt ohne den Anspruch auf Classicität auf, aber es ist, soviel sich bisher übersehen läßt, classisch durch die Bedeutsamkeit seiner geistigen Gesichtspunkte, das Gewicht seiner Urtheile und den entschiedenen Zug zu künstlerischer und lebendiger Darstellung eines reichen Materials.

Adolf Stern.

Hegel-Literatur vom Jahre 1870.

1. Hegel. Populäre Gedanken aus seinen Werken. Ein Beitrag zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstags für die Gebildeten aller Nationen zusammengestellt und mit einer kurzen Lebensbeschreibung versehen von Max Schasler. Mit dem Porträt Hegel's. Berlin, Schwesfien. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Hegel in philosophischer, politischer und nationaler Beziehung für das deutsche Volk dargestellt von Karl Köstlin. Tübingen, Laupp. 1870. 8. 24 Ngr.
3. Hegel, der unwiderlegte Weltphilosoph. Eine Jubelschrift von C. L. Micheler. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Von Hegel'schen Jubiläumsblumen sind uns außer diesen drei Broschüren und der in d. Bl. längst besprochenen Rosenkranz'schen Verherrlichung des deutschen Nationalphilosophen nur Journalartikel und Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften zu Gesicht gekommen. Es ist Hegel mit seinem hundertjährigen Geburtstag gerade wie seinerzeit Goethe ergangen: es hat für beide, dank „der Noth der Zeit“, dank „den hohen Interessen der Wirklichkeit und den Kämpfen um dieselben“, zu keiner Feier gereicht. Um wie viel besser waren da Fichte, dessen Andenken mit einer stattlichen Anzahl werthvoller

Festreden gefördert wurde, und Schleiermacher daran, dessen Kenntniß zwar nicht eben durch den Cumulus meist theologisch gehaltener Vorträge, aber um so mehr durch ein eigentliches Jubiläumswerk, die gründliche Dilthey'sche Biographie, bereichert wurde! Und bei Hegel, dem Vergessenen und Zurückgestellten, ist es doppelt schade, daß die leidigen Kriegszeit es unmöglich machten, die frisch im Zug begriffene Begeisterung für ihn rege zu halten und sie zu schätzbaren Beleuchtungen seines Denkerwerthes zu verwenden. Vielleicht daß der erlittene Unfall bei dem letzten großen Philosophen Deutschlands auf eine Aehnlichkeit des Loses mit jenem großen Dichter hinweist, der gleichfalls lange Zeit die Calamität der Vergessenheit und Zurückstellung trug, um auf einmal, vielleicht für Jahrhunderte, vorangestellt zu werden, vielleicht daß das „Shakespeare und kein Ende“ auf ein einstiges „Hegel und kein Ende“ hindeutet!

Um so begieriger nehmen wir das wenige zur Hand, was die Hegel-Literatur des letzten Jahres bietet. Von den drei oben angegebenen Schriften gehören Nr. 1 und 3 dem Norden und Nr. 2 dem Süden Deutschlands an,

und zwar jene beiden dem Bilde rührendster Pietät in der Neuzeit, der Berliner philosophischen Gesellschaft, die um Hegel's Namen in allem Wechsel der Zeiten versammelt bleibt, die Nr. 2 aber dem in Hegel's Fußstapfen mehr selbstständig fortarbeitenden tübinger Kreise. Man weiß nicht, wer ein überzeugterer Schüler des Meisters ist, Schasler, der andere als „Geistesworte“ in Hegel nicht finden kann, oder Michelet, der dessen Methode und Systemsfassung für „unwiderleglich“ ansieht. Der fatale Umstand, daß ihr Philosoph und die Autorität, deren er bei seiner Person ergebensten Jüngern genießt, Widerspruch erfährt, hat ihnen hauptsächlich Hand und Fieber geführt.

Schasler rechtfertigt sein Unternehmen einer Anthologie aus Hegel's Werken mit der Pflicht einer Ehrenrettung dieses Namens gegenüber seiner Verunglimpfung in populären Darstellungen, von denen drei namhaft gemacht werden. Diese Verunglimpfungen sind allerdings der Art, daß ein Gegengewicht gegen sie in einem Buche, das Hegel selbst und nur ihn selbst für sich reden läßt, geboten erscheint. Der Herausgeber greift dies zunächst so an, daß er die heidelberger Inauguralrede vom Jahre 1816, „herrlich im Stil, wie im Inhalt gleich classisch“, einige Sätze aus der „Einleitung zur Geschichte der Philosophie“ und einen Auszug aus der „Philosophie der Geschichte“ mittheilt, für einen etwaigen zweiten Versuch, populäre Abschnitte aus der „Religions-, Kunst- und Naturphilosophie“ in Aussicht stellend. Wir möchten hierbei im Interesse einer noch sicherern Wirkung auf das Publikum auch an die Gymnasialreden und die Briefe erinnern, natürlich ohne die Zweckmäßigkeit der bisher gegebenen Auswahl anfechten zu wollen. Nur dünkt uns das anthropologische Material vielfach in zu kleinen Dosen gereicht, vielfach zu viel zerschnitten und zerhackt worden zu sein. Der Leser hat bei einer Blumenlese mit so kurzen Schnipseln doppelte Mühe, weil er immer wieder bei einem neuen Stückchen seine Aufmerksamkeit frisch auf eine neue Materie richten und anspannen muß. Viel leichter wird es ihm, wenn ihm, soweit es möglich ist, der Stoff unter einheitlichen Gesichtspunkten geboten wird, und zwar unter Gesichtspunkten, die ihm geläufig, die ihm maad- und denkgerecht sein müssen. Es ist z. B. die Ueberschrift S. 9: „Die Wahrheit liegt in der Bewegung des denkenden Geistes“, sogar dem geübtern Denker nicht recht klar; sie will besagen, daß in der Fortbewegung des denkenden Geistes Vernunft ist: ein Gedanke, den der nächste Abschnitt: „Die wahre Ansicht von der Geschichte der Philosophie“, weiter ausführt. Warum nun nicht beide Nummern etwa unter der Rubrik: „Die Vernunft in der Geschichte der Philosophie“, zusammennehmen? Oder warum „das Mythische und das Symbolische“ in der philosophischen Darstellung zerstückeln und es nicht lieber zusammenfassen? Wie leicht ginge es, die drei Nummern: reflectirende, pragmatische, kritische Geschichtsschreibung unter der Einen Rubrik: „Die verschiedenen Geschichtsbehandlungen“, und die zwei Nummern: philosophische Geschichte und religiöse Anschauung von der Weltgeschichte unter der Ueberschrift: „Die richtige Geschichtsauffassung“ unterzubringen!

Michelet, der unermüdlche Agitator für das jetzt endlich

in Berlin aufgerichtete Hegel-Denkmal, der alte streitfertige Ritter im Dienst seines Meisters, secundirt seinem Freund Rosenkranz und dessen „Hegel als deutscher Nationalphilosoph“ mit „Hegel, dem unwiderlegten Weltphilosophen“. Es theilt sich seine Schrift in einen Hauptstamm und einige Nebenschöflinge. Der Hauptstamm ist eine Besprechung der Bedeutung Hegel's für die Philosophie, für den Staat und für die Religion. Bei der Bedeutung für die Philosophie wird der größere Theil des Raums einer Recapitulation der Hegel'schen Logik gewidmet, in der, wie bei dem Lehrer selber, die Lehre vom Wesen mit ihrer naturgemäßen Entwicklung der sogenannten Reflexionsbegriffe ihren fortwährenden Reiz ausübt. Selbständiger decretirt die Köstlin'sche Schrift in der Darstellung, die sie von den Hegel'schen Disciplinen gibt, die Reste der formalen Logik, die Abschnitte vom Erkenntnißproceß und von den Denkformen des Urtheilens und Schließens, als geeignet, „die Lehre von der Idee nur um so undurchsichtiger und scholastischer zu machen“, aus dem Gebiete der Begriffslehre hinaus, will hierdurch der Logik ihren objectiven, sachlichen Charakter als Niederlage der Gedankenbestimmungen, die zugleich Seinsbestimmungen sind, erhalten und vindicirt die Lehre vom Erkennen oder von der Wissenschaft der dritten Sphäre des absoluten Geistes. Diese dritte Sphäre, zu Religion und Kunst hinzu, meint sie, sei nicht, wie Hegel es bezeichne, speciell die Philosophie, sondern die Wissenschaft überhaupt, dieser allgemeine „Weg zur Wahrheit und zur Versöhnung mit dem Universum und mit der Vernünftigkeit desselben“. Demzufolge würde sich an die Philosophie der Religion und der Kunst die Philosophie der Wissenschaft anschließen. Ebenso geht Köstlin bei der Naturphilosophie, bei der natürlich Michelet dem alten Herrn kein geringeres Verdienst zuschreibt als in andern Wissenschaften, in zeitgemäßer Weise auf die Sache ein. Er gibt zu, daß dieser Theil der am wenigsten haltbare und bedeutsame der Hegel'schen Lehre sei und theils unter dem Mangel vollen Naturstans bei ihrem Urheber, theils unter der Gewaltthätigkeit des begrifflichen Construirens leide. Ferner wird der Uebergang von der organischen Welt zum Geist und zum Menschen als ein „wieder hell und Licht werden im System“ begrüßt. Dagegen ist der Verfasser bestrebt, den Vorwurf, daß Hegel auf die erfahrungsmäßige Naturwissenschaft herabgesehen und seine Lehre ohne die nothwendige empirische Grundlage gelassen habe, und andere Vorwürfe durch eigene Citate Hegel's zu entkräften. Treffend ist dabei bemerkt, daß Hegel nie die naturwissenschaftliche Empirie, sondern den philosophischen Empirismus oder die an der Vereinzelung der Gesetze und Kräfte hängen bleibende und die materialistische Theorie bekämpfe. Zugegeben wird auf einen Angriff von Helmholtz, daß diese Naturphilosophie insoweit bedeutungslos sei, als sie unreales logische Verhältnisse an die Stelle realer Naturkräfte gesetzt, also namentlich gegen Newton's Gravitationslehre in verfehlter Weise polemisiert habe. Aber dagegen wird Hegel ein Antheil daran beansprucht, daß jetzt der Sinn für die Genesis, für das Werden der Dinge, in den Geistern so rege geworden sei: er habe zwar noch nicht recht daran wollen, den Gedanken der Entwicklung auch auf die

Natur vollständig angewendet zu sehen, aber er habe diesen Gedanken aufgestellt, und wenigstens auf seinem nächsten Forschungsgebiete, dem des Geistes, durchgeführt. Wohl habe er in der Naturphilosophie sein empirisches Material nicht besonnen genug verwendet, aber andererseits sei ja auch die Naturwissenschaft nicht die ganze Wissenschaft, angesichts der vielen logischen, ethischen, ästhetischen, metaphysischen, ja selbst psychologischen Probleme, die sie nicht beantwortete.

Die Erörterungen über Hegel's „*Naturrecht und Politik*“ sind wol das Lesbarste in der Michelet'schen Schrift. Es sind hier unter andern die politischen Wandlungen des Philosophen in seinen verschiedenen Stadien, zumal in der zweiten und dritten Ausgabe der „*Encyclopädie*“, recht gut verfolgt. Statt der Deduction der Repräsentativverfassung möchten wir aber als das Hauptverdienst unsers Denkers die unendlich tiefere Leistung seiner Construction der bürgerlichen Gesellschaft und seine Hineinstellung des Staats in die sittliche Weltordnung bezeichnet wissen. Ungleich schwächer ist die Behandlung der Religionsphilosophie, bei der gleichfalls Köstlin um ein gut Theil tiefer geht, ausgefallen. Es ist doch gar zu sehr der alte theoretische Standpunkt für die Betrachtung der Religion, wenn Michelet darauf hinauskommt, „die Gemeinde der Philosophirenden bringe das Christenthum des 19. Jahrhunderts dadurch am meisten wieder zu Ehren, daß sie in den ehrwürdigen Symbolen, wie sie unsere Väter anbeteten, die tiefsten Gedanken der Wahrheit eingehüllt behaupten“.

Die Nebenschöpflinge der Michelet'schen Jubelschrift sind: ein Bericht über Runo Fischer's „*Anti-Trendelenburg*“; eine Anzeige von E. von Hartmann's „*Versuch einer Weltanschauung in der Philosophie des Unbewußten*“; ein Aufsatz, „Wie Friedrich Harms in den Abhandlungen der systematischen Philosophie sich auf Hegel's Lehrstuhl ausnimmt“. An sich keine üble Nebenverzierung des Hauptstammes der Schrift — mit Ausnahme der schon durch ihre Inhaltsangabe sich selbst richtenden dritten Piece! Wenn Trendelenburg gegen Hegel recht behält mit seinem Versuch, dessen Logik umzustürzen, so ist der letztere aus der Reihe der großen Philosophen gestrichen. Es gilt alle Anstrengung, gegen diesen Angriff den Meister zu retten. Nur wäre unsers Bedünkens durch den Nachweis, wie nothwendig in psychologischer und sachlicher Beziehung das Denken der Logik unter Begleitung der Anschauung, und die Anschauung der außerlogischen Wissenschaft unter Begleitung des Denkens sei, besser gehalten worden, als es durch die spinösen und abstrusen Darstellungen, die hier nacheinander kommen und Tren-

delenburg zuerst mit Gabler, dann mit Michelet selber, endlich mit dem angeblich völlig siegreichen Runo Fischer im Kampf zeigen, geschehen sein dürfte. Auch das wunderliche, glänzende Gestrirn E. von Hartmann's, das wie ein Meteor aufgetaucht ist, bedurfte Hegel'scherseits eine Beleuchtung, und wirklich hat hier der Verfasser zugleich mit einer befriedigenden Uebersicht über das Hartmann'sche Buch einen Anlauf genommen, diesem naturphilosophischen Subjectivismus und Eudämonismus gegenüber den objectiven, substantiellen Inhalt, den Hegel der Weltordnung und dem Menschenleben gibt, ans Licht zu setzen. Die geschickte Gelegenheit, Hr. von Hartmann nachzuweisen, wie Hegel unter die psychologischen Grundlagen der ethischen Lebensaufgabe längst schon das Unbewußte der auß Sittliche angelegten Triebe und Neigungen aufgenommen habe, und wie die vermeintliche enorme Ueberleistung des egoistischen Geschlechtstriebes durch den ihm aufgedrungenen Zwang, nur den Zwecken der Gattung dienen zu müssen, durch die einfache Inflation des *ζῶον πολιτικόν* sich löse, sowie daß Hegel in noch ungleich tieferer und gründlicherer Weise als Hartmann, die Mythik in der Geschichte, nämlich in deren dialektischem Prozesse nachweise, hätte er sich nicht entgehen lassen sollen.

Soweit die Köstlin'sche Schrift bisher noch nicht zur Besprechung kam, constatiren wir den instructiven Werth derselben, indem sie uns einen ganz genügenden Einblick in das vernünftige Anschauen der Dinge und vernünftige Reflectiren über die Dinge und die sich hierbei ergebenden Gesetze alles Seins und aller Entwicklung bei Hegel gibt. Hieran schließt sich eine klare Uebersicht über das ganze System, eine gedrängte Charakteristik der einzelnen Erzeugnisse und ein gelegentliches Eingehen auf die persönliche Eigenart des Philosophen. Der Politiker und der Patriot Hegel sind nach den Gesichtspunkten der großen Zeit, in der wir leben, dargestellt, und die Stellen, in denen zu Anfang dieses Jahrhunderts Hegel ein Prophet, seine Stimme eine Weissagung für die jetzige Wiedergeburt Deutschlands war, nicht übersehen. Die Defecte in seinem Liberalismus sind nicht vertuscht; nur hätte ihm eine Rüge darüber, daß er den Büchern Freiheit nicht von Rechts wegen, sondern nur von Cultur Gnaden zugesteht, und damit z. B. von einem constitutionellen Belgien Lügen gestraft wird, nicht erspart werden sollen. Die Diction ist durchaus edel und auf der Höhe des Gegenstandes, was sich von Michelet's persönlichen Ausfällen nicht immer sagen läßt; ja sie erhebt sich, wie bei der Apotheose der Familie, zu einem dithyrambischen Schwung.

Erzählungen und Novellen.

1. Fides, eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs von F. Jordan. Hannover, Kümpler. 1870. 8. 1 Thlr.
2. Herzens-Mysterien von Feodor Wehl. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Der Major. Criminalnovelle von Ernst Frihe. Halle, Gendel. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

4. Der stille Speculant. Criminalnovelle von Ernst Frihe. Halle, Gendel. 1870. Gr. 16. 25 Ngr.
5. Novellenstrauch. Achter Band: Victoria regia. Historische Novelle aus dem 18. Jahrhundert von Luise Otto. Leipzig, Kötsche. 1869. 8. 1 Thlr.

Die Erzählung „Fides“ von Pastor Jordan (Nr. 1) trägt das Gepräge des Standes ihres Verfassers. „Du

büfeste Weisrauch", kann man von ihr sagen, obgleich derjenige, mit dem die Geschichte beginnt, gleich dem Verfasser „protestantischer“ Pfarrer ist. Martin Ilderus, so wird uns berichtet, war an der frankenberger Kirche in Goslar, wo auch sein Vater das Amt des Seelenhirten verwaltete, im Jahre 1623 in derselben Weise thätig. Diese wol geschichtlich beglaubigte Thatsache, sowie die Beschreibung der Klöster von Goslar, die sämtliche Einrichtungen, Einkünfte, Beziehungen derselben vom 13. Jahrhundert an umfaßt, hat gewiß ihren Werth, obgleich eigentlich weder Pastor Ilderus noch die frankenberger Kirche in die beschriebenen Vorgänge besonders wirksam eintreten. Indeß der Verfasser meint in seiner Vorrede: „Jeder hat seine Art und alles ist nicht für alle“ — und das Buch hat wirklich Art: d. h. Stil. Es ist sorgfältig und, was die „Art“ zu schreiben anbelangt, geschmackvoll gearbeitet und unterscheidet sich insofern vortheilhaft von der salopen Form vieler Romanfabrikationen. Führt man daher den Entschluß aus, das Buch zu lesen, so wird man mit Befriedigung wahrnehmen, daß eine stilvolle, sinnige Schreibweise, ganz abgesehen von dem Inhalt, einen wohlthuenden Reiz ausübt. So wird auch derjenige, der nicht so glücklich ist, die „Fides“ des Herrn Pfarrers zu besitzen, sich gern ihrem poetischen Eindruck hingeben.

Die Stimmung des Buchs ist eine einheitliche und wir lernen sie gleich auf den ersten Seiten kennen. Das Selbstgespräch des Pastors Martin Ilderus lautet:

Im Glauben geht alles in eins zusammen. Das Gemüth ergreift den, der die Liebe ist, in dem, in welchem er die ganze Liebessüße über uns ausgegossen hat, nachdem es von ihm ergossen ist, und verwendet alles für die Liebe, in welcher er sich selig weiß. O, wie Großes liegt in dem, was wir im Glauben gegenwärtig haben, und wie unendlich mehr liegt noch darüber hinaus, was als das Zukünftige im Glauben immer feher und schöner sich gestaltet! Die Werke, die aus dem Glauben geboren werden, sind gut und gottgefällig; aber das Heil erlangen wir nicht durch sie. Der Grad und die Stärke des Glaubens entscheiden ebenso wenig, auch schwache Hände können Speise nehmen. Das Erfassen dessen, der das Heil uns erworben hat, das ist es, was uns gerecht macht.

Dieser religiöse und sogar specifisch lutherisch-christliche Grundton durchzieht das ganze Buch und stimmt zu der Zeit (Dreißigjähriger Krieg) und zu den Personen, mit denen es sich beschäftigt. Weniger einheitlich ist aber die Erzählung; sie bewegt sich nicht von einem Mittelpunkt aus; sie zerfällt in einzelne Theile, die nur lose aneinandergesüßt sind und fast zufällig nebeneinander hergehen. Abgesehen davon, daß der geschichtliche Theil weder einen festen Hintergrund bildet, auf dem die Phantasie des Dichters die Gestalten schöpferisch hinstellt, noch daß er bestimmend und klar in das Ganze eingreift, haben selbst die Personen der Erzählung, die einzelnen Familien keinen nothwendigen Zusammenhang miteinander, sondern höchstens einen gefälligen.

Pastor Ilderus und sein Ehegemahl Fides unterhalten sich miteinander und mit dem Goldschmied Jost Hennig sowie mit dessen einzigem Töchterlein Margareth. Diese wiederum haben an dem alten Stadtfürster Valentin Schütte einen herzlich guten, alten Freund, der aber nur durch Gespräche und insoweit mit ihnen zusammenhängt, daß er nach dem Tode des Goldschmieds der Margareth

1871. 27.

ein Ayl in seiner Wohnung gewährt. Geschähe das aber nicht, so hätte Dr. Wolf, der schon lange vorher und namentlich bei der Krankheit des Vaters der „lieben Margareth“ theilnahmvoll sich bewiesen, sich früher zu ihrem Verlobten und Gatten erklärt.

Episodisch ist auch das traurige Schicksal der armen Barbara, der früh Verwaisten, eingeflochten, die vor ihrem Tode dem Pastor Ilderus die Beichte von der „alten Geschichte“, die dem, dem sie just passirt, das Herz brechen macht, ablegt. Sinnig ist dabei die Schilderung der jungfräulichen Zeit. Barbara sagt:

Ich war zur Jungfrau herangewachsen. Gott, was ist das für eine wunderfelige Zeit! Man steht da auf des Lebens heller Höhe und schaut stillbeglückt in die Vergangenheit und wonnetrunken in die Zukunft, die wie das Land der Verheißung winkt. Die Ahnungen der Kindheit, die sich allmählich zu Weissagungen ausbildeten, harren ihrer Verwirklichung, und die Samenkörnlein, die unbeachtet im Herzen schlummerten, sind unmerklich zu Pflanzen geworden, an deren stolzem Schaft die schönsten, duftendsten Blüten hängen. O, wieviel hat an ihr, wem sie gewesen ist was sie hat sein wollen, und mit welchem Wehe besaßet das Leben den, der sie vergendete in eitlem Spiel und sündigem Thun.

Diese ethische Betrachtungsweise, die aber des poetischen Duftes nicht entbehrt, gibt dem Buche Inhalt und Werth. So ist die Schilderung des herannahenden Alters bei dem Goldschmied, dem Vater Margareth's, gemüthvoll gedacht und ausgeführt:

Die Werkstatt wurde allmählich stiller und am Ende stumm und todt. Es war für den Vereinsamen die Zeit gekommen, in der die Außenwelt dem Herzen immer kleiner und ärmer, und die Innenwelt, die mit dem Jenseits in geheimnißvollem Bunde steht, immer weiter, reicher, zugänglicher wird; die Zeit, da das Herz im endlichen Leben nicht an der Zukunft sich erlabt, sondern mit besonderer Vorliebe in die Vergangenheit zurückgreift und sich abmüht, dieselbe zur Gegenwart zu verjüngen und sie mit den Blumen auszustatten, die einst in frischer Blüte dufteten. Es ist dann wol mitunter so, als Mühen und wollten die Iekttern noch einmal keimen und von neuem das Haupt erheben wie ein frischer Morgenthau und erglücken in lieblicher Farbenpracht; aber wir täuschen uns, verwelkte Blumen blühen nicht wieder. Nicht um uns, sondern in uns taucht die vergangene Welt empor. Die Perlen, die an den welken Lebensblumen tropfen, sind Thränen, die wir darüber geweint, und das Licht, das so warm sich darüber zu breiten scheint, ist das Licht der Abendröthe, die in dem Herzen leuchtet. Die Sonne sinkt tiefer, der Abenddunst, in dem ihr Strahl so farbenreich sich brach, verdichtet sich zu kaltem, bleichem Nebel, und wo der kalte, bleiche Nebel fällt, da regt sich das Verlangen — nach dem stillen Hause.

In einer Geschichte, die während des Dreißigjährigen Kriegs in einer deutschen Stadt spielt, darf der Jude nicht fehlen. So ist er auch in diesem Buche vorhanden; und zur Vervollständigung treiben noch Zigeuner ihr Wesen. Aber recht klar ist es uns nicht geworden, welche Wichtigkeit der an dem Juden verübte und entdeckte Diebstahl eigentlich habe.

Gleich den andern Personen bewegt sich auch Lewy atomistisch, und es fehlt sogar zur Charakteristik die Familie, ohne die des Heiligen Römischen Reichs heimatlose Kammerknechte fast nie betroffen wurden und die ihnen Reich und Heimat und Freiheit ersetzte. Selbstverständlich können wir hier die politischen Verhältnisse jener Zeit, all die Kämpfe zwischen den großen und kleinen Herren, die um und in Goslar spielten, nicht besprechen:

sie passen auch kaum in den Rahmen einer Erzählung, die den Anspruch eines poetischen Werks erhebt.

Der Verfasser hat neben dem Talent der Darstellung feilischer Zustände ein feines Naturgefühl und die Gabe, die Schilderungen der äußern Natur in Einklang mit dem Gemüthsleben zu bringen; aber die Verknüpfung des Einzelnen mit dem Ganzen, die Verbindung der Thatfachen und der Stimmungen in harmonischer Durchdringung fehlt der „Fides“.

„Sola“, dies Wörtchen, das Pastor Iberus so vorzugsweise liebt, ist die rechte Bezeichnung für die Erzählung des Pastor Jordan. „Sola“, allein, vereinzelt steht jede Thatfache, jede Person.

Das fleißige Studium jener Zeit, die stilistische Begabung des Verfassers befähigten ihn vielleicht, Kulturbilder aus Deutschlands Vergangenheit, etwa in der Art, wie sie uns Gustav Freytag gegeben, zu schreiben.

Die „Herzengymnastien“ des talentvollen Feodor Wehl (Nr. 2) enthalten zum Theil Mythen über den Zusammenhang des Irdischen mit dem Ueberirdischen, und so könnte es scheinen, als ob sie eine Aehnlichkeit mit dem ebendiesprochenen Buche enthielten, als ob „der Hr. Pastor ungefähr dasselbe sagte, nur mit etwas andern Worten“. Dem ist aber nicht so. Aus dem religiösen und sogar spezifisch christlich-lutherischen Grundton jenes Buchs spricht das gesunde, lebens- und entwicklungsfähige Element zu uns, das in jeder durch die Geschichte bewährten Anschauung liegt, selbst wenn es von der Geschichte überwunden wurde. In den „Mythen“ Wehl's ist jenes krankhafte Element vorhanden, das sich an die religiösen Anschauungen angeheftet hat. Diese sinnlich übersinnliche Welt mag der kleinen Zahl der Spiritisten, die ja auch in unserer realistischen Welt ihr Wesen treiben, eine angenehme Erscheinung sein — wer nicht so glücklich ist, zu dieser auserwählten Gemeinde zu gehören, dem macht sie einen unheimlichen Eindruck.

Die erste Erzählung: „Die letzte Nonne von Altenburg“, bewegt sich noch auf irdischem, wenn auch klösterlichem Boden. Schwester Angelika von Beulwitz, die von den meisten für ganz stumpf gehalten wird, erzählt einem jungen Mädchen in völlig klarer, verständlicher Weise ihre Lebens- und Leidensgeschichte. Mit einem reichen Grafen von zarter Jugend an verlobt, erfaßt sie, als sie ihn in Gesellschaft seines Bruders am Tage vor ihrer Vermählung erblickt, eine heftige Leidenschaft zu dem letztern. Doch während sie in Verzweiflung mit sich kämpft und ringt, erlöst der Tod beider Brüder sie von allen ihren Kämpfen und Zweifeln. Bei einer Gondelfahrt, die zu Ehren ihrer Hochzeit veranstaltet worden war, ertranken beide. Sonderbar genug preist die fromme Schwester diesen Zufall, durch den zwei kräftige junge Männer in der Blüte des Lebens vernichtet wurden, als eine besondere Gnade des Himmels, durch die es ihr erlaubt wurde, „beide Brüder zu lieben, ohne daß sie ein Verbrechen beging“.

Die drei folgenden Erzählungen: „Die Bluthand im Spiegel“, „Der Mann der Todten“, „Der Schutz der Todten“, zeigen in den Titeln ihren Charakter. Ein näheres Eingehen auf jede einzelne ist um so überflüssiger, als sie verwandtschaftliche Züge haben. Wir wir in der ersten: „Die Bluthand im Spiegel“, einen Geist kennen

lernen, der den an ihm verübten Mord und den Raub seiner Braut durch seine dem Spiegel aufgedrückte Hand rächt, indem er den Verbrecher bis zur Selbstvernichtung plagt, so treten uns in den andern beiden Erzählungen verklärte, edle Frauengeister entgegen, die ihre Männer liebend und schützend umschweben. Die zarte, durchsichtige Veronika, mit der ihr Mann Oswald nach deren Tode wie mit einer lebenden Gattin in selbstgeschaffenen Visionen verkehrt, ist dem nämlichen Reich entnommen wie Alice und Margaret in dem „Schutz der Todten“. Wir finden hier gleichfalls einen Gatten, der nach dem Tode seiner Frau deren Sessel und Bett in unmittelbarer Nähe behält, für die Frau ein Couvert bei Tische auflegen läßt, mit ihr spricht, ja, ihr seine Predigten vorliest. Ist das letztere eigentlich noch der natürlichste Verkehr, so steigert sich das Mysterium, das vielleicht zwischen zwei Liebenden noch sympathisch durch ihre Sympathie zu wirken vermag, dadurch, daß sich der Schutz der Todten auch auf ihre beiden Zwillingeschwestern erstreckt; ja, als eine derselben im Begriff steht, einem kühnen Verführer zu folgen, wird sie von der todtten Schwester zurückgehalten.

Die Welt hat andere Sorgen — das scheint auch der Verfasser gefühlt zu haben, und so treten wir bei den folgenden vier Erzählungen in die wirkliche, ja sogar in die geschichtliche Welt. Einige derbe Ohrfeigen bewähren sich in der ersten als ein gutes Mittel, Liebe zu erwecken und die leichtfertige Marcelline zu ihrer Pflicht und zu ihrem treuen Geliebten zurückzuführen.

Ein kulturhistorisches Interesse bietet, wie auch der Titel verheißt: „Aus Schutt und Asche der Revolution.“ Es finden sich darin einige Notizen aus dem bekannten, französischen Werke von E. A. Dauban: „Paris en 1794 et 1795.“ Wehl will auf dieses Werk aufmerksam machen, das interessante Aufschlüsse aus jener Zeit bringt. Bedeutsam ist die Stelle aus dem Briefe des amerikanischen Gesandten an George Washington; sie lautet:

Man hat sich in Frankreich in vergeblichen Hoffnungen gemiegt; man ist Hirngespinnst nachgegangen, welche die Gaster abgenutzt und das Land in Elend und Sklaverei verfallen haben. Diese Sklaverei ist um so vernichtender, als sie von Menschen ausgeht, welche die tiefste Verachtung verdienen. Sie wissen, daß ich seit lange einen Despoten vorausgesetzt habe, und Sie haben gesehen, daß Frankreich nahe daran war, einen solchen zu erhalten, nur ein Zufall hat bis jetzt den Staat davor bewahrt. Aber ich bin doch sicher, daß über kurz oder lang die Franzosen diesem Schicksal nicht entgehen werden.

„Mirakel der Liebe“ und „Rache einer Frau“ behandeln kleine Begebenheiten aus der Zeit des großen Hoflebens der französischen Ludwig. Die zweite Erzählung ist ein Beitrag zu der Geschichte der Fäulnis und Verkommenheit zur Zeit Ludwig's XV. Es sind die Tage der Dubarry, die Tage, wo die Gunst oder Ungunst einer Maitresse über Leben und Tod eines Menschen entschied. Ein Frauenzimmer, das von einem jüdischen Bankier, Frn. de Lys, in roher Weise verstoßen, in den Kerker gesteckt und dort gepeitscht wird, schwört ihrem Verfolger Rache, zu deren Ausführung ihr bald ein Ritter verhilft. Bevor die Französische Revolution die „Menschenrechte“ erklärt hatte, war ein Jude, der sich zu einem gerichtlichen Weisiger gemacht hatte, dem Strange verfallen. Fr. de Lys hatte sich aber dieses Verbrechen schuldig

gemacht, indem er verkleidet in das Gefängniß drang, um seine ungetreue Geliebte peitschen zu sehen. Dieses edle Vergnügen sollte er nun mit seinem Leben bezahlen. Mit Hilfe ihres Ritters, eines Orefrier, gelang es der verstorbenen Donna, den Bankier verurtheilen zu lassen und auf offenem Plage hängen zu sehen.

Wir müssen gestehen, daß es dem Verfasser gelungen ist, auf 211 Seiten einigemal den Weg „vom Himmel auf die Erde zur Hölle“ zu durchschreiten, und wir müssen anerkennen, daß er seine höchst gewandte Feder auch hier bewährt hat. Indes warnen nicht die Worte unsers Altmeisters Lessing vor zu großer Geschicklichkeit? „Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.“

Was die Criminalnovellen „Der Major“ und „Der stille Speculant“ von Ernst Frize (Nr. 3 und 4) betrifft, so scheint die Bezeichnung „Criminalnovellen“ diese Erzählungen ganz aus der mythischen Sphäre herauszuheben, in die uns die früher genannten Schriften versetzen; dem ist aber nicht so: die finstern, dämonischen Gewalten, von denen die Titelhelden obiger Novellen beherrscht werden, sind dem gesunden, normalen Menschen ein schwerer zu lösendes Räthsel als die süßen Geheimnisse liebender Herzen und der beseligende Glaube an den Zusammenhang der sichtbaren mit der unsichtbaren Welt. Der Major von Thurngau ist ein abgefeimter Bösewicht, der alle Bande, die den Menschen mit der Gesellschaft verknüpfen, ja sogar die heiligen Bande der Familie zerrissen hat; seine Gesellschafterin Lutka Wonski ist ihm nicht bloß durch den Galgenhumor wahlverwandt; „sie gehört zu jenen leichtfertigen Geschöpfen, welche in ihren Schelmenstücken stets den Grenzen des Verbrechens nahe kommen und nur durch ihren Widerwillen gegen das Laster vor dem völligen Versinken darin bewahrt bleiben“. So ist sie eine jener lebenswürdigen Langenichtse, deren classisches Vorbild wir in Philine und deren romantisches Nachbild wir in Schlegel's Lucia de besitzen. Man kann ihnen nicht böse werden, diesen „Spottgeburten von Dreck und Feuer“.

Diesen beiden im Trüben fischenden, unheimlichen Gestalten ist ein harmonisches, freundliches Familienbild gegenübergestellt. Ein biederer Landjunker Wohlberg, seine sanfte und schöne Frau Bertha, deren reizende, geistvolle, wenn auch überkluge Tochter Helena, und die edle, stille Henriette, Pfliegerochter der Wohlbergs, sie bilden ein feines Familienganze, über das wir nur mit der größten Theilnahme das furchtbare Unglück hereinbrechen sehen, das ihr eigener Vater, der Hr. von Thurngau, ihnen bereitet. Dieser Bösewicht von Vater, der die Frau von Weberstadt, Mutter des Wohlberg, unter dem falschen Titel „Major“ geheirathet und deren Vermögen durch leidenschaftliches Spiel verloren, macht nach dem Tode seiner Frau Ansprüche auf deren Besitzthum Weberstadt, wo seine eigenen Kinder (Wohlberg hatte seine Tochter geheirathet) wohnen. Durch die Weigerung des Schwiegerjohnes gereizt, legt der Major Feuer an das Wohnhaus seiner Kinder an, in der Absicht, eine früher ausgestellte Entfugungsurkunde in dem Tumult zu entwenden. Raub rettet Wohlberg sich und seine Frau; Henriette, die Pfliegerochter Wohlberg's und die natürliche Tochter des Majors,

kommt in den Flammen um. Dieser entgeht der Strafe nur durch die Hilfe des Kobolds Lutka, die ihn als alte verkrüppelte Frau herausstarrt und ihn auf diese Weise der Verfolgung entzieht. Wir erfahren später seinen Tod aus dem Munde Lutka's.

Auch in der zweiten Erzählung: „Der stille Speculant“, handelt es sich um Diebstahl und Mord, ohne daß wir recht begreifen, weshalb dieser Edwin Schwarz eigentlich solch ein furchtbarer Verbrecher geworden, wenn er es nicht deshalb geworden ist, um in dieser Criminalnovelle zu figuriren. Psychologische Motivirung schien dem Verfasser überflüssig. Edwin Schwarz, Goldarbeiter, hat eine lebenswürdige Braut, für welche Tante Zettchen überdies noch Geld spart, das beide erben werden. Darauf zu warten, scheint Edwin zu langweilig, er benutzt also die Abwesenheit der Braut, um die taube Tante zu bestehlen. Da ihm dieser Diebstahl gelingt, setzt er das Geschäft bei einem reichen Onkel seiner Braut fort, und da es die Gelegenheit erfordert, tödtet er den Onkel. So unmotivirt diese Attentate sind, ebenso unwahrscheinlich ist die Beweisführung in Rücksicht auf die Feststellung der Identität des Verbrechers. Ein mit blauer Seide angenähter Knopf an der Weste soll den ersten Diebstahl Edwin's beweisen, weil ein ähnlicher Knopf nach zehn Jahren sich in der Weste von Edwin's Bedienten vorfindet, dessen Ähnlichkeit mit einem in dem Rükfalten der Tante befindlichen constatirt wird.

Das Verschwinden des Betrügers und Mörders an einen nahe gelegenen Ort, seine Heirath unter falschem Namen mit einer reichen Fabrikantentochter erscheint als eine ziemlich naive Lebensgestaltung von solch einem abgefeimten Bösewicht. Wie der Major entgeht auch Edwin dem irdischen Gericht; als er im Begriff steht, sich dem Richterspruch durch die Flucht zu entziehen, wird er vom Gewitter erschlagen.

Das Talent des Verfassers zeigt sich in beiden Novellen in der Zeichnung der Nebencharaktere; namentlich sind in der letzten Erzählung Annette, ihr unglücklicher Anebeter Cyrill, der zuletzt ihr Schutz und Rettung anbietet, Tante Zettchen, Onkel Rawen, Freundin Justine, Dr. Rutsch und Director Fowed lebensvolle Gestalten. Auch stilistische Gewandtheit und eine feine Form müssen wir dem Verfasser zugestehen. Deshalb können wir den Wunsch nicht unterdrücken, er möchte an andern Stoffen sein Talent bewähren, denn wie Macaulay sind wir der Meinung, daß nicht alle Gescheltnisse des wirklichen Lebens zur poetischen Bearbeitung sich eignen.

Wenn die „Victoria regia“, die historische Novelle von Luise Otto (Nr. 5), auch wahr sein mag, dann ist sie immer noch nicht historisch. Von der Signatur des 18. Jahrhunderts, dem sie entnommen sein soll, finden wir keine Spur, auch ist die Begegnung der Helbin der Novelle mit Richelieu keine derartige, daß sie uns den gewaltigen Cardinal und Staatsmann auch nur ahnen läßt. Dieser ist von Feliciens Schönheit bezaubert, wie alle die mit ihr in Berührung kommen. Sie selbst aber, diese Felicia, ist im Grunde eine Abenteuererin, wie es zu allen Zeiten solche gegeben, und ihre Abstammung (sie ist die natürliche Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich) ändert nichts an dem frivolen Treiben, sondern

erklärt es nur. Unerklärlich ist uns der Nimbus, mit dem die Verfasserin dieses eitle, puz- und prunkfüchtige Mädchen ausgestattet, die ohne Kenntniß des Lesens und Schreibens alle Frauen der damaligen französischen Gesellschaft (die bekanntlich durch Geist und Wissen glänzten) überstrahlt haben soll. Erklärlicher ist es, daß diese Felicia, als die Hülfsmittel zu ihrem verschwenderischen Leben ausgeblieben und sie wegen Fälschungen Gefängnißhaft er-

litten, einen Missionar heirathet und mit diesem sich nach den Urwäldern Amerikas begibt, um den Heiden das Evangelium zu predigen. Wir vermögen freilich nicht zu begreifen, woher die Kenntniß ihres Daseins in Amerika der Verfasserin zugetommen, denn sie sagt zum Schluß: „Felicia glich auch darin der Blume (Victoria regia), daß sie verschwand, da sie abgeblüht, und niemand mehr etwas von ihrem Dasein erfuhr.“

Eine Dank- und Schmähchrift.

Alexander von Humboldt und das Judenthum. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Adolf Rohut. Leipzig, Pardubitz. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Einen „Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ bildet das hier angezeigte Buch allerdings, nur in einem andern Sinne, als es der Verfasser gemeint. Julius Groffe erzählt in seinem humoristischen Epos „Parsach Pardel“ von einem Jünglinge, einem „jüdischen Gemeindefinde“, welcher, auf den „Bildungsfang“ ausgehend, eine deutsche Universität besucht, reich heirathet, Theaterunternehmer wird und schließlich vor Freude stirbt, als er die Nachricht erhält, daß Dawison auf seiner Bühne auftreten wolle, und die Meyerbeer, Offenbach und Mosenthal ihm Offerten machen. Die Abenteuer des trefflich gezeichneten „Culturjuden“ kommen natürlich hier nicht in Betracht: wohl aber will es uns bedünken, als ob ein „Jüngling“ wie der Verfasser der vorliegenden Schrift dem Dichter zum Vorbilde seines Selben gedient hätte. Wir sind nun freilich durchaus nicht geneigt, ihm ein Epos zu widmen; seine Leistung reizt eher zu einer ganz andern Dichtungsgattung, und es wäre wirklich schwer, sie nicht zu schreiben, hätte das Buch nicht noch andere Züge, welche den Leser mit Unwillen erfüllen müssen. Schon die Entstehung des Buchs ist eine merkwürdige. Professor Hoffmann in Würzburg, dem es gewidmet ist, schrieb dem Verfasser in unheilswangerer Stunde, Franz Baader habe einst gesagt: „Das Heil kommt uns von den Juden.“ Unser „Jüngling“ — so nennt sich der Verfasser nämlich selbst —, der zwar Theologie studirt hat, wußte nun gleichwol nicht, daß dies nur die Worte des Evangelisten Johannes (4, 22) „ὅτι ἡ σωτηρία ἐκ τῶν Ἰουδαίων ἐστίν“ seien, und wurde so mächtig von dieser ihm neuen Offenbarung ergriffen, daß sie ihn veranlaßte, ein Buch zu schreiben, bei dessen Beurtheilung seine Glaubensgenossen indessen das Gegentheil von dem sagen müssen, was Baader dem Johannes nachgesprochen. Sie nämlich werden bei der Lektüre dieses Buchs die Worte des Jesaias auszurufen geneigt sein: „Destruentes te et dissipantes a te exhibunt!“

Ein Buch zu machen, dazu gehört vor allem Stoff. Der Stoff allein jedoch genügt nicht, Käufer dafür zu gewinnen. Dazu ist das nöthig, was guter Wein sprichwörtlich nicht bedarf — ein Anhängeschild, je verlockender desto besser. Um zu beweisen, daß das Heil von den Juden gekommen, müßte man natürlich ein Leben Jesu schreiben und darin besonderes Gewicht auf seine

Abstammung legen. In dieser Leistung aber hatten dem Verfasser bereits Strauß, Renan, Schenkel und Müller vorgegriffen: er schlägt daher einen andern Weg ein, er schreibt oder vielmehr entwirft ein Buch nicht über das Heil, welches von den Juden ausgeht, sondern — die Dame Logik muß schon ein Auge zudrücken, der unbedingten kann man nicht allemal Rechnung tragen — über das Heil, welches den Juden von Christen zugeflossen ist. Da fällt dem Verfasser der Name Alexander von Humboldt ein — dieser große Menschenfreund war auch den Juden gewogen und hatte mannichfache Verthürungen mit denselben und manche Anregung in deren Kreise empfangen, und so war ein anziehendes Schild gefunden. Er mußte indessen nicht bloß den Titel zum Buche, sondern auch den Stoff dazu hergeben; denn dieser besteht zum größern Theile aus Auszügen aus seinen Werken und aus Briefen desselben. Außerdem bekommen wir als Zugabe noch einige Briefe seines Bruders Wilhelm, nebst aufgelocktem Kohl aus Fürst's „Henriette Herz“, Varnhagen von Ense's „Tagebüchern“ und Hillebrand's Artikel in der „Revue des deux Mondes“ über die berliner Gesellschaft von 1789—1815.

Solches Berggreifen an fremdem Stoffe dürfte schon sehr bedenklich scheinen, herrschte nicht in der literarischen Welt die mildere und mildeste Praxis in dieser Beziehung. Geschieht nämlich dieses Aneignen der Producte anderer ohne Kennung der Quelle, so bezeichnet man solches Verfahren mit dem lateinischen und daher nicht so schroff klingenden Worte Plagiat; wird aber die Quelle dabei angegeben, so verleiht das einem Werke noch obendrein einen Nimbus von ausgebreiteter Belesenheit, ja auch wol gründlicher Gelehrsamkeit. Freilich gilt letzteres in der Regel nur von einfachen Citaten, welche des Autors Text unterstützen und seine Behauptungen erhärten sollen, und die Sache nimmt eine andere Gestalt an, wo der Text selbst das Product anderer, wenn auch genannter Autoren ist; da indessen dieses Verfahren heutzutage auch von berühmten Literarhistorikern nicht gescheut wird, so darf man Rohut seine Art, ein Buch zu machen, nicht zu hoch anrechnen. Weniger verzeihlich dürfte die Art und Weise seines Auftretens, seine jugendliche Ueberschätzung des eigenen Selbst, seine Annäherung allgemein anerkannten Männern, sogar seinen Lehrern gegenüber, seine Schmähsucht und Verunglimpfung nach verschiedenen Seiten hin sein.

Gleich im „Vorwort“ bezichtigt er seine Glaubensgenossen der Undankbarkeit gegen Alexander von Humboldt

und behauptet unter anderm, nur vier jüdische Prediger, deren Namen er anführt, hätten bei Gelegenheit der hundertjährigen Geburtstagsfeier Humboldt's seiner Verdienste um die Juden gedacht. Wir selbst aber wissen von noch zweien, und sicherlich wissen andere von mehreren, welche nach jüdischer Art ihren Wohlthäter in ihren Predigten rühmend und dankbar erwähnt haben. Kohut hätte sich erinnern sollen, daß etwas Negatives schwer zu beweisen sei. Uebrigens widerlegt er sich selbst, wenn er später von den Geschenken und Briefen erzählt, die Humboldt von Juden erhalten hat.

Nächst seinen Glaubensgenossen ist es der Herausgeber der „Gartenlaube“, zumal aber Karl Vogt, „der Affenprofessor“, wie ihn der Verfasser zu nennen beliebt, welche seine Entrüstung hervorrufen und Gegenstand seiner Schmähungen sind. Auch Professor R. Birchow theilt das gleiche Los mit ihnen. Kohut erkennt ihm zwar geistige Bedeutung, ja selbst „Genie“ zu, meint aber auch, ein solches werde und könne ohne die innere Wahrhaftigkeit der Ueberzeugung nie den Thron einnehmen, auf dem ein Humboldt gesessen. Werden die genannten Männer über diese ihnen hier gewordene Zurechtweisung und Verurtheilung sich zu trösten wissen? Vielleicht doch, wenn sie nämlich das weit herbere Verdammungsurtheil lesen, welches Kohut über seine eigenen Lehrer, die Herren Seminardirector Fränkel und Professor Grätz, in einer Anmerkung fällt, um derenwillen allein das Buch zusammengetragen zu sein scheint. Denn schon früher hat ihnen der dankbare Schüler eine besondere Schrift gewidmet, die er im vorliegenden Werke anzuführen Gelegenheit nimmt. Auf Anlaß eines Briefes Alexander von Humboldt's heißt es nämlich im Text: „Was uns in all diesen goldenen Worten besonders

amnthet und tief bewegt, ist die immense Bescheidenheit, man wäre fast versucht zu sagen Demuth des unsterblichen Gelehrten. Nichts von dem Hochmuthsdünkel der deutschen Stubengelehrten“ (Kohut ist Ungar von Geburt), „nichts von der widerlichen Arroganz so mancher jüdischer Forscher!“ Und hierzu schreibt der Verfasser eben jene Anmerkung, welche die größte Schmähung seiner frühern Lehrer am Rabbinerseminar zu Breslau enthält und von nichts weniger als Demuth und Bescheidenheit zeugt. Sie hier wiederzugeben werden wir nicht versuchen, wir würden sonst diese Spalten allzu sehr verunstalten und dem Verfasser durch Verbreitung seiner Verleumdung nur einen Dienst erweisen, zu dem wir keine Lust haben.

Zum Schluß nur noch einen ergötzlichen Zug, und dann sagen wir dem Verfasser hoffentlich auf immer Valet. Gegen das Ende kann Kohut es nicht unterlassen, sich sogar über seinen Selben zu erheben und ihn zu schulmeistern. Das geschieht in dem Kapitel, wo er Humboldt's Behandlung der hebräischen Poesie zur Sprache bringt. Wir halten es nicht der Mühe werth, auf seine Kritik einzugehen, müssen es aber natürlich beklagen, daß Humboldt nicht bei Kohut hat in die Schule gehen können. Nun bleibt seine Größe für alle Zeiten mangelhaft, hat sein Ruhm dunkle Flecken! Doch brechen wir ab, es könnte sonst der bekannte Spruch des Publus Syrus an uns sich bewähren: *Judex damnatur, cum nocens absolvitur*. Was wir gesagt haben, ist indessen nur eine sehr milde Zurechtweisung so großer Vermessenheit und so verletzenden Auftretens wie das des Verfassers, dessen Jugend ihn keinesfalls als innocens erscheinen läßt oder vor der verdienten Strafe schützen kann.
David Asher.

Eine naturwissenschaftliche Preisschrift.

Ueber die Entstehung der Welt mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob unserm Sonnensystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muß. Bekrönte Preisschrift von E. S. Cornelius. Halle, Schmidt. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Ankündigung nach, mit welcher dieses Buch in die Literatur eintritt, verspricht es dem Laien erbauliche Unterhaltung, während es dem Gelehrten eine gründliche Angleichung von Hypothesen und Lehrsätzen bieten soll. Die Bearbeitung geht vom astronomischen, geologischen und biologischen Standpunkt aus mit besonderer Rücksicht auf unser Sonnensystem und darin mit besonderer Beziehung auf die Erde und ihre Bewohner, wie es der großmüthige Preisgeber, ein Privatgelehrter aus Ostpreußen, bestimmte. Der gekrönte Autor ist ein Halenser.

Im astronomischen Theile läßt der Verfasser gleich im Eingange seiner Arbeit den Planeten Mars mit vier Trabanten auftreten, und gibt auch dem Saturn noch einen neuen zu den gewöhnlichen sieben hinzu. Er sät diesen Theil seiner Arbeit wegen der Zweckmäßigkeit, die er im Sonnensystem sieht, auf die Laplace'sche Entstehungshypothese desselben. Für die Tangentialbewegung

der Planeten gibt der Verfasser zu, daß sie sowol als Folge von wirklichen äußern Stößen sowie als primitiv gegebener Zustand angesehen werden kann, weil beides dem Grundgesetz der Mechanik entspricht; für die Rotation der Weltkörper dagegen, behauptet er gelte jenes Grundgesetz nicht. Diese verlangt nach seiner Ansicht unbedingt eine äußere Einwirkung, und zwar einen excentrischen Stoß oder eine Mehrheit von Kräften.

Wir müssen hier nothwendig die Worte des Verfassers selbst hören, es könnte sonst unsere Kritik mißdeutet werden:

Die Achsendrehung ist keine schlechthin einfache, sondern eine zusammengesetzte — in gewisse Elemente zerlegbare — Bewegung. Eine solche Bewegung erfordert nothwendig eine Ursache, und zwar eine äußere Ursache, mag man sich dieselbe nun als eine momentan wirkende Kraft, etwa in Form eines excentrischen Stoßes, oder als irgendeine andere (resp. als eine Mehrheit gewisser Kräfte) vorstellen.

Das Grundgesetz der Mechanik, wonach jeder Körper eine Bewegung, welche er einmal besitzt, von selbst für immer beibehält, gilt nach der Ansicht aller Fachgelehrten nicht bloß für die Translation, sondern auch für die Rotation. Dieser Ansicht tritt unser Autor offenbar bei,

wenn er annimmt, daß die Achsendrehung eines Planeten Folge eines Stoßes sein könne. Wie er demnach behaupten kann, daß eine solche Bewegung nicht primitiv gegeben sein könne, wie die translatorische Tangentialbewegung, sondern eine Ursache bedinge, ist nicht bloß nicht einleuchtend, sondern enthält einen vollendeten Widerspruch in sich. Wir wollen ihm dabei gar nicht zum Fehler anrechnen, daß er die Rotation als Folge eines excentrischen Stoßes betrachtet, weil er sich hierin mit andern Gelehrten in Uebereinstimmung befindet. Wir benutzen diese Gelegenheit nur dazu, um auszusprechen, daß eine vereinzelt Kraft nie eine Rotation erzeugt, sondern nur die Verbindung von zwei gleichen parallelen und entgegengesetzten Kräften mit verschiedenen Angriffspunkten. Das lehrt die Mechanik. Ueberdies sind wir noch der Ueberzeugung, daß diese Kräfte constant sein müssen, wenn die Rotation physische Körper betrifft und gleichmäßig ist.

Auf die Zweckmäßigkeit in der Tangential- und Rotationsbewegung der Körper unsers Sonnensystems und darauf, daß die Rotationskraft nothwendig eine äußere Ursache, daher eine zeitliche sein müsse, gründet der Verfasser den sichern Schluß, daß das Sonnensystem einen zeitlichen Anfang genommen haben muß. Wir wollen dieser Deduction nichts weiter hinzu- und ihr auch nichts entgegensetzen, sie spricht sich deutlich genug selbst das Urtheil.

Um weiter die beliebte Zweckmäßigkeit zu beweisen, begnügt sich der Verfasser indeß nicht mit seinem obigen Resultat über die zeitliche Entstehung des Sonnensystems, sondern weist dieselbe auch nach aus einem einzigen Centralkörper durch fast wörtliche Darlegung der Kant-Laplaceschen Hypothese, ohne diese zu kritisiren oder zu erweitern oder zum Lehrsatz umzustempeln. Er läßt nebenbei sogar der Abschleuderungstheorie Raum, welche doch allen Gesetzen der Mechanik zuwiderläuft. Hier können wir nur erwidern, wie die Astronomen bereits nachgewiesen haben, daß die erwähnte Hypothese auf die Entstehung des Sonnensystems aus einem einzigen Körper aus Gründen der Mechanik nicht anwendbar sei; für ihre Anwendung auf die Entstehung des Weltalls aus einem einzigen

Körper hat es ohnehin nie eine Stimme gegeben. Laplace selbst hat diese Darstellung nur in einem mehr populär gehaltenen Werke vorgetragen, in seinem Hauptwerke erwähnt er nichts davon. Er wollte nämlich mit derselben nichts weniger als die Entstehung des Sonnensystems beweisen, sondern nur eine Vorstellung davon geben, wie man sich dieselbe denken müßte, wenn man die Entstehung der Materie des Sonnensystems und dessen Ausbildung sich getrennt vorstellen wollte. Die ganze Darlegung war ihm nur eine Erklärungs-, aber keine Realhypothese, während sie unser Autor für einen realen Lehrsatz hält. Auch Kant ist in seinen Untersuchungen daran gescheitert und hat durch die Ansicht von der Realität dieser Hypothese den Grenzstein unsers Wissens festgesetzt.

Wir begnügen uns damit, den Leser mit der astronomischen Deduction unsers Preisträgers bekannt gemacht zu haben, weil dieser Theil der Frage allein auf eine sichere wissenschaftliche Behandlung schließen ließ, die aber nicht erfolgte. In der geologischen und biologischen Behandlung der Frage verräth der Verfasser nur geringe Kenntniß der Thatsachen. Bei ihm ist die ganze Welt mit allem, was darin ist und war, aus ewigen Atomen und einer ewigen Intelligenz, daneben durch willkürliche zeitweise Einwirkung derselben in Form von Stößen entstanden.

Wenn etwa Irrlehren der Gegenwart, die jedenfalls ein geregelttes Sein von Anfang an und die Gesetze der Mechanik für sich haben zur Entwicklung eines ewigen Kreislaufs, mit solchen wissenschaftlichen Waffen bekämpft werden sollen, so werden sie selbstverständlich ohne jede Anstrengung Sieger bleiben.

Wir können nicht umhin, zu bemerken, daß sechzehn Bearbeitungen der gegebenen Frage einliefen, daß der Termin der letzte Januar 1870 war, und daß die gekrönte Preischrift in ihrem Drucke auf den April hinweist. Die Ausschreibung der Frage geschah in der „Zeitschrift für exacte Philosophie“, die in Halle redigirt wird. Auch die Preisrichter scheinen wenigstens der Mehrzahl nach Hallenser gewesen zu sein.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In „The Academy“ vom 1. Mai finden wir folgende Notiz: „Die «Blätter für literarische Unterhaltung» (20. April) enthalten eine Besprechung der hoffnungsvollsten Lyriker Deutschlands. Der Recensent bemerkt mit Bedauern den Mangel an Originalität und Kraft unter den von ihm ausgewählten Dichtern, scheint aber nicht zu wissen, daß es ihnen fast ebenso auffallend an Feinheit der Gedanken und Melodie des Ausdrucks gebricht. Er hat keine strengere Rüge als «unklare Mythen» für einfältige Knittelverse über Vögel und Blumen, gegen die Miss Ingelow in ihren schlechtesten Sachen nüchtern, verständlich und musikalisch ist.“*)

*) Es ist uns sehr schmeichelhaft, daß sich „The Academy“ mit d. Bl. beschäftigt; nur wünschten wir, daß dies etwas sorgfältiger und systematischer geschähe. In jenem Artikel sind keineswegs die „hoffnungsvollsten Lyriker Deutschlands“ besprochen, sondern es sind, gemäß unserm Princip, die schöne Literatur möglichst vollständig und erschöpfend zu behandeln,

Ueber „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund“ von Leopold von Ranke sagt die „Saturday Review“ vom 20. Mai: „Der Zeitraum der deutschen Geschichte, den Ranke zum Gegenstande seines letzten Werks gewählt hat, ist besonders passend für ihn, da er durchaus nicht fruchtbar an malerischen Ereignissen ist oder tiefe Strömungen des Volksgefühls ausdrückt, sondern hauptsächlich eine Chronik diplomatischer Handlung und politischer Intrigue ist. Es ist seltsam, ja fast erschreckend, zu beobachten, was für rastlose Thätigkeit wirklich unter der scheinbar glatten Oberfläche der allgemeinen Ruhe vor sich ging, und wie das arglose Europa fortwährend am Rande eines allgemeinen Kriegs sich befand. Die gegenseitige Eifersucht und das Mißtrauen, welches die Gefahr veranlaßte, wendete sie auch eine Zeit lang ab, und als das politische System Europas endlich zusammenbrach, da kam der Schlag aus einer gänzlich

worin die Specialität dieser Zeitschrift besteht, verschiedene neue Beobachtungen von ungleichem Werth, unter denen sich indeß kein namhafter Autor befindet, zusammengestellt und besprochen worden. D. Red.

unvorhergesehenen Oegend. Die Continentalgeschichte der zehn geschäftigen aber ereignislosen Jahre, die Ranke geschildert hat, kann als die der unaufhörlichen Bemühungen Oesterreichs, Preussens und Russlands, sich auf Kosten eines Gliedes des Trio vermittelte Einbernehmens mit dem andern zu bereichern, und der beständigen Bereitelung dieser Absicht durch den Verdacht, den jede Macht gegen des Nachbarn Treulosigkeit hegte und durch das Bewußtsein seiner eigenen, bezeichnet werden. Sobald sie einmal alle einverstanden waren, so war das Ergebnis die Theilung Polens; ein anderes mal gelang es der Kaiserin Katharina, indem sie des österreichischen Kaisers verhältnismäßige Offenherzigkeit benutzte, sich der Krone zu bemächtigen, ohne eine Entschädigung dafür zu geben; im allgemeinen aber diente ihr gegenseitiges Mißtrauen als Schutz der schwächeren Staaten. Man beachte, daß die drei Mächte während dieses Zeitraums zum großen Theile freies Spiel hatten, denn England war durch den amerikanischen Krieg erschöpft und Frankreich durch finanzielle Noth fast kampfunfähig gemacht. Die Quellen, aus welchen die Ereignisse entspringen, liegen daher in einem engen Kreise, und die Geschichte des Zeitalters ist gewissermaßen in vier Biographien zusammengedrängt — nämlich in diejenigen der Kaiserin Katharina, Friedrich's des Großen, Joseph's und seines Miniisters, des Fürsten Kaunitz, von dessen Fähigkeit Ranke eine sehr hohe Meinung hegt. Katharina tritt nur nebenher in Ranke's Werk auf, und die Gestalt des vom Alter gedrückten und von Ruhm gefülligten Friedrich ist eher imponant als hervorragend. Joseph erscheint als leitender Geist der Zeit; was wol einer der Gründe sein mag, weshalb so wenig in derselben vollbracht wurde. Raslos, unternehmend und schwankend, versucht Joseph viel und vollführt wenig, rüttelt an allem und gründet nichts. Seine Intriguen mit Rußland behufs beiderseitiger Vergrößerung auf Kosten der Türkei; seine Bemühungen, sich eines Theils von Baiern zu bemächtigen, welches den Fürstentum ins Leben rief, um seine Macht zu beschränken; seine Streitigkeiten mit Holland, wodurch er schließlich die österreichischen Niederlande einbüßte; seine gutgemeinten aber überstürzten Kirchenreformen — alles zusammen gibt ein Bild von lebhafter aber schlecht geleiteter Thätigkeit ab und läßt Ranke's Erzählung nirgends langweilig werden. Wie gewöhnlich, schreibt der Historiker im Geiste eines Staatsmannes, ohne Leidenschaft oder Parteilichkeit; die durchsichtige Glätte seines Stils wird nur ein einziges mal von einer Wallung aufgeregt; es ist da, wo er mit den Gefühlen eines patriotischen Preußen das Sterbebett Friedrich's des Großen schildert. Wir finden übrigens hier die gewohnte ausgebreitete Benutzung der Archive, worunter vieler ungedruckten Urkunden, und die bekannte Gabe des Verfassers, Resultate mit meisterhafter Gedrängtheit zusammenzufassen"

Ueber „Deutschland nach dem Kriege; Ideen zu einem Programm nationaler Politik“ von A. Lammer, sagt dasselbe Blatt: „Dr. A. Lammer drückt wahrscheinlich die allgemeine Ansicht der deutschen Liberalen aus, wenn er sich darüber beklagt, wie sehr das militärische Element in letztern Jahren den Civilisten in Schatten gestellt hat und erklärt, es sei Zeit, daß die liberale Partei ihren Anspruch auf einen Antheil an der Gestaltung der Geschichte des Vaterlandes geltend mache. Das Verfahren, welches er für die künftige Gesetzgebung vorzeichnet, erscheint im ganzen sehr einsichtsvoll und derart, daß es, ehrlich durchgeführt, viel dazu beitragen würde, diejenigen zu beruhigen, welche von deutscher Kriegeslust Gefahr befürchten. Der Verfasser ist ein entschiedener Vertheidiger des Freihandels; hierin, ebenso wie in einigen andern Punkten, ist er jedoch wahrscheinlich eher der Vertreter einer aufgeklärten Minderheit als der großen Masse der Wähler.“

Ueber das „Lieb von neuen Deutschen Reich“ von Oskar von Redwig lesen wir ebendasselbst Folgendes: „Das wiedererweckte Deutsche Reich ist vielen Gefahren ausgesetzt, die es jedoch zu überwinden erwarten darf; nur eine gibt es oder vielmehr gab es, der zu entrinnen ihm unmöglich war, und von der es bereits mit furchtbarer Strenge ereilt worden ist. Es war nämlich sein offenes Verhängniß, von Oskar Redwig, dem selbst-

ernannten Laureatus des Mittelalters, dem größten lebenden Virtuosen in der Kunst, wohlthunende Gemeinplätze von sich zu geben, dem epische Gedichte weniger Mühe kosten, als andern Menschen Sonette, besungen zu werden. Diesmal hat Dr. von Redwig die Vortheile beider Dichtungsgattungen miteinander verbunden: er hat ein Epos in Sonetten bis zur Zahl von etwa 500 geschrieben. Die mittelalterliche Gestaltung des wiederhergestellten Reichs ist natürlich diejenige Seite desselben, welche Dr. von Redwig mit besonderem Wohlgefallen betrachtet; es ist aber nichts Wirkliches oder Männliches in seinem mittelalterlichen Gebaren; es ist süßlich und geziert, der bloße Bodensatz der Schule Fouqué's. Sein Hauptmittel, seinen Versen Energie zu verleihen, ist die Wiederholung des Wortes „welsch“ in allen denkbaren Verbindungen, wozu noch alle jene pharisäischen Bestimmungen, jene Selbstüberhebung und kleinliche nationale Feindseligkeit sich gesellt, welche die Anwendung jenes unglückseligen Objectiv selbst in dem besagten (1) deutschen Dufay nie zu erwecken verfehlte.“

Nach einer etwas längern Betrachtung Johann Neuchlin's sagt dasselbe Blatt über dessen Biographie von Ludwig Geiger: „Als Gebrüder und jüdischer Gelehrter“ besitz Geiger ungewöhnliche Beschäftigungen dazu, Neuchlin's Leistungen in der talmudischen, rabbinischen und kabbalistischen Literatur — der Hauptbeschäftigung seines Lebens, zu wähligen. Er übersteht jedoch nicht die biographische Seite seiner Aufgabe und gibt uns ein lebendiges Bild, soweit die Unvollkommenheit seines Materials es gestattet, von Neuchlin's vielseitigem Wirken als Rathgeber und Hülfing mehrerer deutscher Fürsten, als Jurist, Professor und Schriftsteller. Die Erzählung der Verfolgung, welcher Neuchlin ausgesetzt war, ist natürlich der ausführlichste Theil des Werks.“

Ueber „Deutsche Reden“ von Wilhelm von Giesebrecht sagt das „Athenaeum“ vom 13. Mai: „Professor Giesebrecht bekleidet seit beinahe zehn Jahren die Professur der Geschichte an der münchener Universität, und die letzte dieser «Reden» hielt er beim Antritt seines Rectorats derselben. Drei der andern wurden zu Königsberg gehalten, wo, wenn wir nicht irren, der Professor früher gewirkt hat. Der Titel des Werks führt vielleicht etwas irre, da wir dabei eher politische Reden als akademische Abhandlungen erwarten. Gegenstände, wie die Entwicklung der neuern deutschen historischen Wissenschaft und des Einflusses der deutschen Universitäten auf die Entwicklung der Nation (wir wählen die schlagendsten Stücke in dem Bande), würden kaum Zuhörer aus dem Volke anziehen. Professor Giesebrecht ist aber ein gelübter und nachdrucksvoller Redner; und selbst wenn er zu Gelehrten spricht, zeigt er sein Geschick in der Anordnung und seine Beherrschung der Sprache. Sowol in den beiden Reden, die wir besonders hervorgehoben haben, wie in den andern, macht sich ein mächtiges Gefühl von der Wichtigkeit der deutschen Einheit geltend, und dieses Gefühl ist es, welches, durch das ganze Buch laufend, ihm seinen besondern Charakter verleiht und seinen Titel rechtfertigt. Die letzte Rede ist eine Feiertagsrede, für welche Professor Giesebrecht so lange gearbeitet hat; und wenn sich am Schlusse einige Zweifel betreffs der Zukunft jener Universitäten erheben, welche ihr Gedeihen dem localen Eifer und der Unterstützung der kleinern Fürsten verdanken, so schmälert das dennoch das Gefühl des Triumphs nicht.“

*) Der Recensent scheint doch den Verfasser, dem wir hiermit keineswegs zu nahe treten wollen, mit dessen Vater, dem Rabbiner Dr. A. Geiger, zu verwechseln. D. Red.

Bibliographie.

Hermann, J., Leben Robespierres, 1ster Thl. (1758—1789) nebst Uebersicht über die Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte der ersten französischen Revolution. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 12 Ngr.
 Meyer, W., Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung. Vierzig Briefe. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.
 Stein, E. von, Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage für Vorträge und Selbststudium mit Vergleichung der Finanzsysteme und Finanzgesetze von England, Frankreich und Deutschland. Die durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Supplement
zur ersten Auflage
des

Conversations-Lexikon.

Encyclopädische Darstellung der neuesten Zeit
nebst
Ergänzungen früherer Artikel.

In Heften zum Preise von 5 Sgr.

Drittes Heft.

(Bancroft — Bismarck — Schönhausen.)

Das „Supplement“ ist zunächst eine Fortführung der im Jahre 1868 vollendeten ersten Auflage des Conversations-Lexikon bis zur unmittelbaren Gegenwart und deshalb für jeden Besitzer dieser letzten Auflage unentbehrlich. Wegen der vollständigen, übersichtlichen Darstellung der jüngsten Zeitgeschichte in ihren Thatsachen und Persönlichkeiten dient es aber zugleich als willkommene Ergänzung zu früheren Auflagen des Conversations-Lexikon und zu andern Encyclopädiën, sowie es sich auch als ein in sich abgeschlossenes Conversations-Lexikon der neuesten Zeit zur Benutzung für jedermann empfiehlt.

Der Umfang des Ganzen wird voraussichtlich 12 Hefte zu 5 Sgr., also einen Band in der Stärke der Bände des Conversations-Lexikon, nicht überschreiten. Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an und haben das Erschienene vorrätzig.

In dem soeben erschienenen dritten Hefte sind besonders hervorzuheben als neue Artikel: Bantingcur, Bapaume, Baradenyssystem, Baugesellschaften, Bauwissenschaft, Beaune, Beaune-la-Rolande, Beckredit, Benedetti, Bessmerstahl, Betuhay-Duc, Landwirtschaftliche Betriebssysteme, Bewässerung, Bismarck-Bohlen; als fortgesetzte Artikel: Banken, Bar-le-Duc, Bazaine, Beauncy, Beaumont, Beethosen, Belfort, Belgien, Belgrad, Benedel, Bennigsen, Berlin, Graf Bent, Bierbrauerei, Fürst Bismarck.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Reden an die deutsche Nation.

Von

Johann Gottlieb Fichte.

Mit Einleitung herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 10 Ngr. Geb. 15 Ngr.

(Bildet zugleich den 31. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Der Sohn Fichte's hat diese neue Ausgabe der „Reden an die deutsche Nation“ in dem jetzigen bedeutenden Wendepunkte der deutschen Geschichte veranstaltet, weil ihr Geist jetzt wieder in neuer Kraft zu wirken berufen ist und sie die höchsten Ziele, denen es von nun an gelten muß, klar und entschieden vor Augen stellen. Mit Recht nennt er in seiner ausführlichen, vielfach interessanten Einleitung die „Reden“ seines Vaters ein politisches Erbauungsbuch, das gleich einem stärkenden Stahlbad den Charakter reinigt und festigt, während es auch wie kaum ein anderes populärphilosophisches Werk ein eigenthümlich anregendes Bildungsmittel darbietet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung hat während des letzten Kriegs und der darauf folgenden Friedensverhandlungen wie auch während der ersten Session des Deutschen Reichstags durch zuverlässige Correspondenzen, telegraphische Depeschen, Leitartikel und Uebersichten ihre Leser fortwährend auf dem Laufenden der Ereignisse erhalten. Sie hat ihre Mühe belohnt gesehen durch eine bedeutende Steigerung der Zahl ihrer Abonnenten. In diesem Bestreben wird sie unermüdet fortfahren, und wenn auch die nächste Zeit voraussichtlich eine äußerlich stillere sein wird, so wird es doch an dem mannichfachen Stoffe interessanter Berichterstattung auch in ihr nicht fehlen.

Die nach allen Seiten hin rasch und kräftig voranschreitende Entwicklung des neugegründeten Deutschen Reichs wird allein schon die lebhafteste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Als ein von jeher diesen allgemeinen deutschen Interessen vorzugsweise zugewendetes Blatt, wird die Deutsche Allgemeine Zeitung jetzt in verdoppeltem Maße ihren Bemühen darin finden, einer nach außen und innen thaten- und erfolgreichen nationalen Politik als Organ zu dienen. Dabei wird sie aber auch den innern Angelegenheiten unsers engeren sächsischen Vaterlandes, die eben jetzt auf dem Gebiete des Staats, der Gemeinde, der Kirche und Schule in mannichfacher Umgestaltung begriffen sind, die ihnen gebührende Theilnahme nicht versagen.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Versendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 3 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5 Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen“ 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen „unter „Eingefandt“ 2½ Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Shakespeare's Sonette

überfetzt von

Otto Gildemeister.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Durch diese neue Uebersetzung, welche engsten Anschluß an das Original mit sprachlichem Wohlklang und poetischer Wiedergabe verbindet, hat der berühmte Uebersetzer die jetzt so vielbesprochenen Shakespeare'schen Sonette ganz auf deutschen Boden verpflanzt. Zudem ist in der ausführlichen Einleitung sowie in den einzelnen Erläuterungen alles beigebracht, was zum nähern Verständniß dieser Dichtungen dienen kann.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 28. — 84 —

6. Juli 1871.

Inhalt: Philosophische Schriften. Von Rudolf Gottschall. — Ueber das Wesen und den Zusammenhang aller Naturkräfte. Von Petrus Birnbaum. — Novellistisches: Nachlese und Erstlinge. — Skizzen. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Philosophische Schriften.

1. Seele und Geist, oder Ursprung, Wesen und Thätigkeitsform der psychischen und geistigen Organisation, von den naturwissenschaftlichen Grundlagen aus allgemein faßlich entwickelt von R. Ch. Pland. Leipzig, Fues. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Gott und die Natur. Von Hermann Ulrich. Zweite neubearbeitete Auflage. Leipzig, L. D. Weigel. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.
3. Gott und der Mensch. Von Hermann Ulrich. I. — A. u. d. T.: Leib und Seele. Grundzüge einer Psychologie des Menschen. Leipzig, L. D. Weigel. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Wir wollen die neue, umfassende Schrift von R. Ch. Pland „Seele und Geist“ (Nr. 1) nicht besprechen, ohne auf zwei etwas Ältere, in d. Bl. noch nicht gewürdigten Werke von Ulrich einzugehen, welche mannichfache Berührungspunkte mit dem Werke von Pland darbieten. Das letztere ist zugleich Naturphilosophie und Psychologie, es vereinigt also den Inhalt der beiden Ulrich'schen Schriften, nur mit dem Unterschied, daß bei Ulrich beides einem höhern Zwecke dient, dem Theismus, dem Nachweis von der Existenz eines freischaffenden Gottes. So nehmen seine Werke jene bei der Philosophie in Miscredit gekommenen Beweise über das Dasein Gottes gleichsam auf breiterer Grundlage wieder auf.

Das Werk von Pland zerfällt in drei Haupttheile:

- 1) „Grundlegender Theil: Ursprung und Grund des Organischen und Geistigen in der Gesamtentwicklung der Natur“; 2) „Psychologischer und anthropologischer Theil“; 3) „Logisch-kritische Begründung des naturwissenschaftlichen Princips oder der Grundbegriff des Realen“. Der letzte Theil ist gleichsam eine Logik und Metaphysik, zu welcher der Verfasser aus der Naturphilosophie und Psychologie hindurchdringt. Es ist das die inductive Methode, wie sie mehr oder weniger auch Hartmann in der „Philosophie des Unbewußten“ und Ulrich in seinen Schriften anwendet — der Aufbau einer „Erkenntnis-

pyramide“, wie Hartmann sagt, auf der Grundlage der Erfahrungswissenschaften.

Von Haus aus tritt Pland der jetzigen atomistischen Theorie der Naturwissenschaften auf das schärfste entgegen, während er selbst an das Gesetz der Schwere als die Grundlage aller Grundformen und Grundverhältnisse der Natur anknüpft; die jetzige naturwissenschaftliche Theorie hat sich von gerade entgegengesetzten Grundlagen aus gebildet. Er sagt:

Während die Schwere in der Concentrirung, in der Zusammenfassung zum Mittelpunkt hin, ihr Wesen hat, so hat dagegen die jetzige Theorie und ihre ganze Grundauffassung des Körperlichen von den expansiven (sich nach der Peripherie hin ausbreitenden) Grundformen der Natur, von Licht und Wärme, ihren Ausgangspunkt genommen; und die Grundannahme, auf der sie ruht, die des überall gleichmäßig verbreiteten Aethers, aus dessen Schwingungen Licht- und Wärmestrahlung erklärt wird, und welchem ebenso die ganze Auffassung der individuellen Körperformen, des Festen, Flüssigen u. s. w., angepaßt wird, steht im geraden Gegensatz zu dem Gesetz der Schwere. Die allgemeine Gültigkeit desselben in dem Sinne, daß alles Materielle und Ausgedehnte der Concentrirung unterworfen sei, wird durch jene Annahme aufgehoben, obgleich die reinen Erscheinungen selbst sonst nur zu einer immer unumschränktern Geltung jenes Gesetzes hingeführt haben. In gleicher Weise tritt dann natürlich die Auffassung des Körperlichen im engeren Sinne, wonach es aus getrennten Atomen bestehen soll, die von jener Aetherhülle umgeben wären, in den directesten Gegensatz zum Gesetz der Schwere. Die Atome wären gesonderte, relativ selbständige Theile, die statt unselbständig zu Einem stetigen Ganzen zusammengefaßt und concentrirt zu sein, an dem Aether vielmehr eine ebenso auseinanderhaltende, der Schwere entgegengesetzte Macht hätten.

Das Gesetz der Schwere gilt für Pland als das Grundgesetz der gesammten Natur, des anorganischen und des organischen Lebens:

Vergleichen wir nämlich das Gesetz der Schwere als allgemeinsten Anfangspunkt der Naturformen mit dem Organischen als dem Schluß der ganzen Naturentwicklung, so ist das Gemeinsame in diesen entgegengesetzten Endpunkten die innere

Concentrirung, die Unterordnung und Beherrschung der einzelnen Theile durch die Einheit ihres Ganzen, oder ihre beherrschende Zusammenfassung in einem Centrum. Vor allem ist ja die vollendete Form des Organischen, der Geist, ebenso zusammenfassendes reines Centrum seiner leiblichen Peripherie, vollendete innere Concentrirung derselben, wie in der Schwere die ganze Peripherie sich im Centrum zusammenfaßt. Allein diese Analogie mit der Schwere gilt auch schon für das Organische überhaupt. In der Schwere wird der einzelne Körper als ein unselbständiger Theil, der nicht für sich bestehen kann, mit dem Ganzen, zu dem er gehört, dem Weltkörper, zusammengefaßt, und wird so zu dem Mittelpunkt desselben hingezogen; und ein Gleiches wiederholt sich im Verhältnis des Weltkörpers zu dem umfassendern Weltganzen. Das Organische aber hat gleichfalls darin sein Wesen, daß jeder seiner Theile seiner inneren Beschaffenheit nach durch alle übrigen (durch das Ganze) bedingt ist, also in diesem Sinne seinem Ganzen unselbständig untergeordnet und von ihm abhängig ist.

Auf diesem Grundgesetze der Schwere, dem Verhältnis des Centrums zur Peripherie, der innern Concentrirung, ist das ganze System von Pland aufgebaut; von diesem Standpunkt aus werden die entgegengesetzten Theorien bekämpft; die Durchführung desselben auch auf psychologische und geistige Gebiete, wo sie oft zur geistreichen Analogie nach Art der frühern Naturphilosophie wird, läßt die Consequenz nicht vermissen, leidet aber doch an einer gewissen Monotonie, die zum Theil ermüdend wirkt.

In dem Abschnitt, welcher von der Begründung der Schwere und der Körperlichkeit handelt, erklärt sich Pland namentlich gegen die jetzige Theorie von Licht und Wärme; die erstere setze „anstatt der reinen Erscheinung des Lichts, anstatt dieser Gegenwart einer fernen Oberfläche in der entferntesten Peripherie etwas ganz Heterogenes, einen Mechanismus von Aetherschwingungen“. Auch habe die jetzige Theorie das Bewußtsein des Unterschieds von Wärme und Licht ganz verloren, die Wärme sei ganz der Schwere analog und ausschließlich die innerlich offene Beziehung und Wirkung des Centrums nach außen.

Noch genauer geht Pland im nächsten Abschnitt: „Schwere, Wärme und Licht nach ihren speciellern Gesetzen“, auf die physikalischen Gesetze von Wärme und Licht ein, und kommt noch einmal bei der Charakteristik der Sinne auf dieselben zurück. Hier begegnet er sich vielfach mit Ulrici, welcher in seinem Werke „Gott und die Natur“ sich ebenfalls gegen die neuere Undulations- und Vibrations-theorie erklärt, die noch keineswegs exact wissenschaftlich festgestellt sei und die nur auf Bewegungen und quantitative Bestimmtheiten die Ursachen der Erscheinungen zurückführe; auch die Wärmetheorie bezeichne sehr verschiedene Dinge unter Einem Namen und beruhe auf unklaren schwankenden Vorstellungen und Annahmen. Doch Ulrici verhält sich hier im wesentlichen kritisch und skeptisch; er läßt die Theorien der hervorragenden Physiker Revue passieren, macht gegen jede derselben kritische Einwendungen geltend, stellt ihnen aber keine neue Theorie entgegen, während Pland auch diesen Naturerscheinungen innerhalb der systematischen Architektur seines Werks eine von dem Princip desselben getragene Stelle einräumt. Ulrici geht in seinen beiden Werken ebenso wie Pland von der naturwissenschaftlichen Forschung aus, er prüft, ob und inwiefern dieselbe auf dem Wege der empirischen Forschung bis zum wahrhaft Seienden vorzudringen vermag:

Die Naturwissenschaften unserer Tage haben sich der Lö-

sung dieser Aufgabe mit großem Eifer und ebenso großem Erfolge gewidmet. Sie meinen sogar, zum letzten Grunde des Seins und Geschehens in der Natur vorgedrungen zu sein. Sie haben wenigstens eine naturwissenschaftliche Ontologie aufgestellt, welche das substantielle Was, aus dem die Dinge der Natur bestehen, wie das geistliche Wie ihrer Entstehung und Bildung darzulegen versucht. An diese Ontologie hat sich die Philosophie zunächst zu halten, von ihr hat sie auszugehen, d. h. sie hat zunächst die Resultate der Naturwissenschaft einfach anzunehmen, ihre Richtigkeit, Gewißheit und Evidenz zu prüfen, und je nach dem Ausfall dieser Prüfung festzustellen, ob und wie weit sie auf die Frage nach dem wahrhaft Seienden und den Gründen des Werdens in der gegebenen Welt der Erscheinungen eine befriedigende Antwort liefern. Dies ist nothwendig der Anfang jeder metaphysischen Untersuchung, jeder Forschung nach dem Sein und Wesen Gottes.

In seinem Werke: „Gott und die Natur“ (Nr. 2), behandelt Ulrici ähnlich wie Pland zuerst die Materie und die Atome, Kraft, Stoff, Gesetz, die allgemeinen physikalischen und chemischen Kräfte, Licht, Wärme, Electricität, die Lebenskraft, für die er eine Lange bricht, die psychische Kraft, indem er die Anerkennung psychischer Functionen durch die ausgezeichnetsten Physiker hervorhebt und gegen die „materialistische Hypothese“ polemisiert; dann behandelt er die naturwissenschaftliche Lehre von Bau und Bildungsproceß der Welt und sucht hierauf nachzuweisen, daß Gott die nothwendige Forderung und Voraussetzung der naturwissenschaftlichen Ontologie und Kosmologie, ja die nothwendige Voraussetzung der Naturwissenschaft selbst sei. Den Schlußabschnitt bildet die „Speculative Erörterung der Idee Gottes und seines Verhältnisses zur Natur und Menschheit“.

In dem Werke „Gott und der Mensch“ (Nr. 3) beginnt Ulrici ebenfalls mit einem physiologischen Theil, der das Wesen des Stoffs und den Begriff des Organismus, das Nervensystem, die Sinnesorgane u. s. w. behandelt; diesem Theil reiht sich ein psychologischer an, der das Bewußtsein als Ausgangs- und Mittelpunkt der Psychologie in seinem Grund und Ursprung, die bewußte Seele in ihrem Verhalten zu ihrem Körper und zu andern Körpern, in ihren Beziehungen zu sich selbst und zu andern Seelen behandelt. Den Schluß bildet wieder „Die Seele in ihrem Verhältnis zu Gott“ — ein Abschnitt, durch welchen das ganze Werk erst seinen Titel rechtfertigt und auch die „Psychologie“ zu einer Säule der Theologie, zu einer beweiskräftigen Stütze des Theismus gemacht wird.

Die sehr umfangreichen Werke Ulrici's haben bereits ihren Weg gemacht; „Gott und die Natur“ liegt in zweiter neubearbeiteter Auflage vor uns; sie verdienen diesen Erfolg durch die Fülle von Anregungen, welche sie in einer lichtvollen Darstellung bieten. Ulrici beherrscht den ganzen Reichthum der Detailforschung, durch welche sich die neuere Naturwissenschaft auszeichnet, und solange er sich auf diesem Gebiete hält, an der Hand der Erfahrung vorgeht, die oft einseitigen Theorien der Physiker kritisch beleuchtet, die Gewalt der Thatsachen und logisch strengeren Folgerungen zur Geltung bringt: solange folgt man seinen Ausführungen mit wachsender Theilnahme. Dies gilt namentlich von allen Abschnitten der Psychologie, welche von den Sinnen, Temperamenten, Geistesstörungen, Lebensaltern, von dem Gefühls- und

Vorstellungslieben der Seele handeln. Doch wol kann man sagen, daß Ulrici bei diesen, in Form und Inhalt sonst vortrefflichen Kapiteln die inductive Methode nicht ganz unbesungen handhabt, indem er durch dieselbe zu Resultaten hinleitet, die ihm bereits feststehen und die er eben beweisen will. Im Gegensatz zu den absoluten Philosophien Schelling's und Hegel's hält Ulrici an dem Princip des Dualismus fest, das er eben als „stringente logische Folgerung“ aus den Thatsachen entwickeln will, sowol was Seele und Leib, als auch was Gott und Welt betrifft. Er selbst sagt in der Vorrede zu „Gott und der Mensch“:

Dieselbe Tendenz, die meine Schrift „Gott und die Natur“ durchzieht, befeelt auch diesen Versuch, weil ich überzeugt bin, daß sie allein zum Ziele führen kann. Mein Streben ist, auf der Grundlage der Ergebnisse der Naturwissenschaften, also auf der Basis festgestellter Thatsachen eine idealistische Lebens- und Weltanschauung aufzubauen, d. h. darzuthun, daß der Seele gegenüber dem Leibe, dem Geiste gegenüber der Natur nicht nur ein selbständiges Dasein, sondern auch die Herrschaft nicht bloß gebühre, sondern thatsächlich zustehe. Man wird von gewissen Seiten her diese Tendenz Dualismus schelten und sie damit abgeurtheilt zu haben glauben. Mich schreckt indeß weder der Vorwurf noch das auf ihn gestützte Urtheil. Denn wäre der Dualismus das Resultat streng wissenschaftlicher Forschung, so müßten wir ihn, wenn er uns auch noch so un bequem wäre, doch gelten lassen und zusehen, wie wir mit ihm ankommen. Ich willig zu beseitigen, ist ohnehin unmöglich; vielmehr involvirt ihn im Grunde jeder Unterschied, und daß die sogenannten psychischen Erscheinungen von den organischen, die geistigen von den natürlichen unterschieden sind, ist eine unleugbare Thatsache. Es handelt sich mithin nur darum, ob der Unterschied zwischen Leib und Seele, Geist und Natur, Gott und Welt zum negativen Gegensatz, zu einer Zerklüftung in ein unvereinbares Haben und Drüben ausschlägt, oder ob er nur Unterschied ist und bleibt, der die immanente lebendige Beziehung des Unterschiedenen in sich trägt. Es handelt sich um den Begriff des Unterschiedes selber, um die Frage, ob nicht der Unterschied und damit eine unterschiedene Urkraft eine ebenso notwendige, ursprüngliche, ewige Bedingung alles Seins ist wie die Einheit.

Die Seele ist diesem Denker eine einige, kontinuierliche, nicht atomistisch zusammengesetzte, fluidumartige Substanz. Von dieser Hypothese aus glaubt er die Erscheinungen des Seelenlebens leichter zu erklären, als auf Grund der Annahme eines Seelenatoms:

Fassen wir die Seele als ein solches Fluidum — und wir sehen kein Hinderniß, warum sie nicht so gefaßt werden könnte —, so ist zunächst ihre Einheit bewahrt und damit die Identität des Bewußtseins, die Einzelheit der Empfindung und Perception erklärt. Es begreift sich ferner, wie die Seele, obwol den ganzen Körper bewohnend, umfassend und seine Moleculen durchdringend, doch im Gehirn ein Centrum ihrer Wirksamkeit haben könne, von welchem aus sie in den Organismus sich ausbreitet, und zu welchem hin alle von letzterem ausgehenden Einwirkungen gerichtet werden müssen, wenn sie eine Reaction (Thätigkeit) der Seele hervorrufen sollen. Damit erklärt sich zugleich jene doppelte Bewegung, welche im Organismus durch die jeden Nervenreiz zum Gehirn hinleitende centripetale Thätigkeit der sensibeln Nervenfasern und durch die Impulse des Willens auf die Muskeln der Gliedmaßen übertragende centrifugale Bewegungskraft der motorischen Nerven repräsentirt erscheint. Denn die sensibeln Nerven sind nothwendig, um die an sich centrifugale Bewegung der Seele in eine centripetale umzuwenden und die Sinnesindrücke (die Vermittler zwischen ihr und der Außenwelt) ihrem Centrum zuzuführen, während die motorischen Nerven die Hauptmedien der centrifugalen Bewegung der Seele bilden, soweit dieselbe als bewegende Kraft der Gli-

der des Organismus auftritt. Damit erscheint zugleich eine durchgreifende Analogie gegeben zwischen der fundamentalen, gleichsam noch physiologischen Wirkungsweise der Seele und den Functionen des Nervensystems in seiner Beziehung zu den psychischen Erscheinungen. Es ist aber auch zugleich der Widerspruch gelöst zwischen der unvermeidlichen Annahme, daß die Seele ihren Sitz (den Centralpunkt ihrer Thätigkeit) im Gehirn haben müsse — weil ja nur hier die Nervenreizung zur Empfindung wird —, und der unzweifelhaften Thatsache, daß wir gleichwol jeden Druck, jede Verletzung eines Körperteils, kurz jeden Nervenreiz nicht im Gehirn, sondern in dem betreffenden Körperteil empfinden. Da nämlich die Seele in jedem Körperteil gegenwärtig ist und in ihm durch die eingetretene Nervenreizung selbst afficirt wird, so erscheint es sehr natürlich, daß sie, nachdem die Affection im Gehirn zur Empfindung geworden, diese Empfindung dahin verlegt, wo sie als bloße Affection durch den Nervenreiz ursprünglich entstanden. Denn indem die Seele die Affection ihrer selbst durch eine reagirende Thätigkeit ihres Centrums in eine Empfindung umsetzt und damit percipirt, empfindet und percipirt sie zugleich die Bewegung, durch welche die Affection ihrem Centrum zugeführt ward. Ebenso endlich löst sich von selbst der zweite Widerspruch, daß verschiedene Gehirnpartien als die Medien für die Ausübung verschiedener Seelenthätigkeiten erscheinen, und doch die Seele selbst an keinen bestimmten Gehirntheil gebunden erachtet werden kann. Denn nach unserer Auffassung durchdringt die Substanz der Seele alle Theile des Gehirns wie des Organismus überhaupt, hat aber das Centrum ihrer Wirksamkeit, wenn auch räumlich im Gehirn, doch an und für sich in ihr selbst und leitet selber zu diesem Centrum alle im Hirn angelangten Nervenreize hin, wie sie von ihm aus alle Willensimpulse den Nerven zuführt.

Von diesem Standpunkt aus entscheidet sich Ulrici dann zu Gunsten der persönlichen Unsterblichkeit. Er gibt zwar zu, daß die Naturwissenschaft in ihrem Rechte sei, wenn sie die Unsterblichkeit in diesem Sinne, d. h. die isolirte, von aller Leiblichkeit getrennte Fortdauer der Seele mit ihrem Bewußtsein und Selbstbewußtsein leugnet, dagegen nimmt er an, daß nach der Scheidung der Seele vom Leibe zwar das Bewußtsein schwinde, aber doch ein Wiedererwachen desselben nicht nur möglich sei, sondern nach Analogie der irdischen Zustände wirklich erfolgen werde, sobald die Seele mit einem gleichen oder ähnlichen Organismus wieder in organische Verbindung tritt. Die Naturwissenschaft wird diesen Schlüssen nicht beistimmen; da müßten vorher noch sehr wichtige Fragen beantwortet werden. Wenn die Seele ein so selbständiges Wesen ist, daß sie sich vom Körper trennen und mit einem ähnlichen Organismus verbinden kann — wo bleibt sie in der Zwischenzeit, bis sie wieder einen andern Organismus findet? Wir haben es ja bei Ulrici mit einer „ausgedehnten Substanz“ zu thun, welche doch den Sinnen Rede stehen, welche, wenn sie den Körper verläßt, doch gleichsam ihr Alibi nachweisen muß; wo bleiben die Wirkungen der „psychischen Kraft“? Die Naturwissenschaft will diese Hypothese weder für wahr noch für wahrscheinlich halten, wie Ulrici hofft.

In dem Schlußabschnitt seines Werks „Gott und der Mensch“ sucht Ulrici die Brücke von der Psychologie zur Religionsphilosophie, den Weg, der von der Seele zu Gott führt, zu finden. Im Grunde ist seine Beweisführung nur eine geistreiche Erneuerung des alten Beweises *o consensu gentium* auf Grundlage einer Gefühlphilosophie, deren Abstammung von der Jacobi'schen Ulrici in Abrede stellt, die aber jedenfalls mit der Schleiermacher'schen einige Verwandtschaft hat. Schon das Gefühl des Sollens, hervorgerufen

durch die von Gott gesetzte Zweckbestimmung des menschlichen Wesens, involvire eben damit zugleich eine Gefühlsperception vom Dasein Gottes. Dies Gefühl des Sollens ist nach Urici nicht identisch mit dem Gewissen, dem Bewußtsein des Sollens, welches allerdings nicht unmittelbar gegeben sei. Die Widersprüche, das Schwankende der Aussagen des Gewissens beziehe sich nur auf den Inhalt, auf die Vorstellungen dieses Bewußtseins; das Gefühl des Sollens werde dadurch nicht berührt. Dies Gefühl nennt Urici die psychologische Grundlage der Sittlichkeit; das specifisch religiöse Gefühl die psychologische Grundlage der Religion. Er muß zwar zugeben, daß die Beschaffenheit des religiösen Gefühls ebenso mannichfach variire, wie der Inhalt des religiösen Glaubens bei den verschiedenen Individuen und Nationen:

Diese Thatsache ist unbestreitbar richtig und bildet eine der Probleme, welche die Psychologie und Religionsphilosophie zu lösen hat. Aber aus ihr folgt keineswegs, daß neben demjenigen Gefühle, welches durch die Vorstellung vom Sein und Wesen Gottes hervorgerufen wird, nicht noch ein Gefühl bestehen könnte, in welchem das Dasein Gottes selbst sich uns manifestirt und welches seinerseits die Grundlage der Vorstellung von Gott sein könnte. Solche Doppelgefühle, von denen das eine die Vorstellung bedingt, das andere von ihr bedingt ist, gehören keineswegs zu den psychologischen Seltenheiten.

Zwischen den Beweisen für das Dasein Gottes und der an sich nur subjectiven Vorstellung von Gott sei demnach wohl zu unterscheiden. Jene setzen das Vorhandensein dieser voraus und seien nur unter dieser Voraussetzung möglich:

Der Mensch, in dessen Bewußtsein die Idee Gottes zuerst aufstauete, konnte mithin weder durch bloße Betrachtung der Natur und der menschlichen Wesenheit noch durch irgendeine Argumentation zu ihr gelangen. Und alle Beweise für das Dasein Gottes, alle Anleitungen zu einer klarern, abstraktern, befriedigendern Fassung der Idee Gottes, wenn sie auch die objectiv gültigen Gründe des Glaubens an Gott, die Beweiskraft (Denknothwendigkeit) des Daseins Gottes in völlig correcter logischer Form darzulegen vermöchten, erscheinen doch insofern ungenügend als sie den ersten Ursprung der Idee Gottes und damit die Grundbedingung unsers Glaubens an Gott nicht nur nicht nachweisen, sondern im Gegentheil zeigen, daß das Erkennen Gottes in Natur und Geschichte, im Wesen und Leben des Menschen wie in den natürlichen Bedingungen desselben, kein ursprüngliches Erfassen der Idee selbst und somit kein erstes Erkennen, sondern nur ein Wiedererkennen, eine Bewährung und Beglaubigung dessen ist, was subjectiv im Geiste, wenn auch ursprünglich nur als dunkle Gefühlsperception, bereits vorhanden war, — ein Wiedererkennen, durch welches dem Inhalte des unmittelbaren Gefühls nur das Siegel der Objectivität und Realität aufgedrückt wird. Allein gerade diese Unmöglichkeit, aus gegebenen objectiven Anschauungen, Betrachtungen, Schlussfolgerungen die Idee Gottes herzuleiten, wird zum stärksten Beweise für das Dasein Gottes, für das Dasein einer schöpferischen überweltlichen Urkraft und Urwesenheit. Denn ist nicht nur die Idee in allgemeiner Verbreitung vorhanden, sondern war sie auch vorhanden seit den ersten Anfängen der Menschheit, von denen die Geschichte Kunde hat, und kann sie gleichwol aus keiner Naturanschauung, keiner Welt- und Selbstbetrachtung entspringen sein, so bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, daß sie in letzter Instanz in einer unmittelbaren Thätigkeit (Einwirkung) Gottes selbst ihren Ursprung habe.

Urici nimmt also ein bestimmtes Gefühl an, eine Affection der Seele, in welcher ihr das Dasein Gottes sich in ähnlicher Weise kundgibt, wie in der Sinnesempfindung das Dasein äußerer Gegenstände. Keinesfalls

scheint er uns indeß die Beschaffenheit dieses Gefühls so klar zu machen, daß wir dasselbe von andern dunkeln Gefühlen unterscheiden könnten; ebenso wenig schlaghaft ist wol die Widerlegung der von ihm selbst angeführten Einwände, daß dies Gefühl vielen Menschen gänzlich mangle, daß dies Gefühl überhaupt etwas Subjectives sei und nicht unmittelbar das reelle Dasein eines Gegenstandes zu bezeugen vermöge. Wir glauben, daß ein Gefühl, welches das Dasein einer „überweltlichen Urkraft“ bezeuge, ein Gefühl, welches diese religiöse Vorstellung hervorrufe und nicht von ihr hervorgerufen wird, wol den meisten Menschen unbekannt sein wird. Mindestens aber kann sich der Pantheismus mit gleichem und größerm Recht auf dasselbe berufen; denn die unmittelbaren Einwirkungen eines innerweltlichen Gottes liegen wol der Seele näher als die eines außerweltlichen; ja daß selbst die atheistische Kritik der Religion an das Gefühl anknüpft und nachzuweisen sucht, wie die religiösen Vorstellungen aus dem Gefühl, aus den Wünschen und Bedürfnissen des Menschen hervorgegangen sind, nicht um die reale Existenz derselben zu beweisen, sondern um sie zu bekämpfen — das ist doch durch Ludwig Feuerbach's Schriften unwiderleglich dargethan.

In ähnlicher Weise spricht sich Urici im Schlußkapitel seines Werks „Gott und die Natur“ aus. In diesem begnügt er sich aber nicht mit der Darlegung, daß das religiöse Gefühl Grund der Vorstellung und aller Erkenntniß Gottes sei; er erneuert hier die ontologischen und kosmologischen Beweise für das Dasein Gottes; freilich bleibt auch dieser Erneuerung gegenüber die Kritik, wie sie Kant und Hegel ausgeübt, zum Theil in ihrem Recht bestehen. Urici selbst ist von der Nothwendigkeit der Beweise für das Dasein Gottes überzeugt:

Die Beweise für das Dasein Gottes, nachdem sie lange Zeit eine große Rolle in der Philosophie und Theologie gespielt haben, sind in neuerer Zeit, besonders seit Kant's berühmter Kritik, in Misachtung gerathen. Es ist seitdem die weit verbreitete Meinung der Gläubigen und Ungläubigen, das Dasein Gottes lasse sich nicht beweisen. Selbst Theologen stimmen dem bereitwillig zu, spotten der vergeblichen Versuche, und wähen damit dem Glauben, den sie predigen, einen Dienst zu leisten. Aber die Beweise für das Dasein Gottes fallen in eins zusammen mit den Gründen für den Glauben an Gott: sie sind eben nur die wissenschaftlich festgestellten objectiven Gründe dieses Glaubens. Gibt es keine solchen Beweise, so gibt es auch keine solchen Gründe, und ein Glaube ohne allen Grund, wenn überhaupt möglich, wäre kein Glaube, sondern eine willkürliche, selbstgemachte, subjective Meinung. Ja, der religiöse Glaube würde auf Eine Linie mit der bloßen Illusion oder der fixen Idee des Geisteskranken herabsinken, wenn ihm alle Objectivität, alle wissenschaftlich feststehenden Thatsachen und eine auf sie gegründete objective Weltanschauung widerspräche. Wie keine Religion je bestanden hat noch bestehen könnte, deren Inhalt den Sätzen der elementaren Mathematik widerstritte, so würde bald niemand mehr an das Dasein Gottes glauben, wenn sich ebenso evident darthun ließe, daß es der Natur der Dinge nach (naturwissenschaftlich) keinen Gott geben könne, wie es kein Dreieck mit drei rechten Winkeln geben kann.

Ausgehend von der Kritik der naturwissenschaftlichen Resultate oder der Ontologie, sucht der Denker nur das wahrhaft Seiende, den letzten Grund des Seins und Geschehens zu erforschen. Das Resultat seiner Untersuchung ist, daß Gott der schöpferische Urheber nun Natur und die absolute Voraussetzung der Natur selbst ist; nach

seiner Ueberzeugung, die er gerade durch eine Kritik der neuen naturwissenschaftlichen Theorien zu begründen sucht, führt die moderne Naturwissenschaft, weit entfernt dem Pantheismus, Materialismus und Atheismus entgegenzuarbeiten, vielmehr in ihren Resultaten und in ihren Grundbegriffen und Consequenzen zu der gerade entgegengesetzten Weltanschauung“.

Es bedürfte für den Gegner Ulrici'scher Beweisführung eines ebenso voluminösen Werks, um die Gründe des Autors zu entkräften, da alle einzelnen Fragen und Probleme der Naturkunde, die naturwissenschaftlichen Grundbegriffe (Kraft, Stoff, Atom), die Theorien über Welt- und Erdbildung, über den chemischen Proceß, die Natur des Lichts, der Wärme, der Electricität, und zwar nach den neuesten Lehrbüchern dargestellt, zur Sprache kommen, und jede einzelne kritische Erörterung zugleich zu einem Baustein wird für die Architektur des neuen Systems des „bewiesenen“ Theismus. Wir können hier nur im allgemeinen andeuten, daß die Kritik, soweit sie die oft ungenügenden und hypothetischen Theorien der Naturgelehrten betrifft, welche in dem Inductionsbeweis nicht immer glücklich und doch stets bestrebt sind, die erfahrungsmäßigen Resultate zu maßgebenden Theorien zu erweitern, durchaus scharf, geistreich und anregend ist, daß aber der theistische Beweis den Glauben voraussetzt und niemand überzeugen wird, der, in den Schulen unserer großen Denker erzogen, von Haus aus der dualistischen Anschauung entfremdet ist.

Auch die Verquickung des Theismus und Pantheismus, der Standpunkt, welchen Ulrici für sich selbst in Anspruch nimmt, wird denen nicht einleuchtend sein, welche in einem jenseitigen, außerweltlichen Gott und einer die Welt durchdringenden Weltseele unvereinbare Gegensätze erblicken. Ulrici sagt über seine vermittelnde Anschauung:

In schroffem Gegensatz standen und stehen nicht nur der atheistische Materialismus und der religiöse Glaube, sondern auch der philosophische sogenannte Theismus und Pantheismus sich gegenüber. Hat sich der Materialismus, wie wir gesehen haben, als wissenschaftlich unhaltbar erwiesen, und entzieht sich der religiöse Glaube als persönliche Ueberzeugung den Erörterungen der Wissenschaft, so würde der Streit geschlichtet sein, wenn der Zwiespalt zwischen Theismus und Pantheismus sich lösen ließe. Sie sind insofern Extreme, als der Theismus Gott seinem Werke, der Welt, geschieden gegenüberstellt, die volle Selbständigkeit und Selbstthätigkeit der Welt annimmt und damit Gott in Ruhestand versetzt oder doch nur von außen in den Gang der weltlichen Dinge eingreifen läßt, der Pantheismus dagegen alle Selbständigkeit der Welt leugnet (und consequenterweise leugnen muß) und sie nur als Ausdruck, Aeußerung, Manifestation des göttlichen Wesens und Lebens faßt. Die gewonnenen Resultate unserer Erörterung ergeben eine vermittelnde Weltanschauung, indem sie zeigen, daß und inwiefern der Theismus gegen den Pantheismus, aber auch der Pantheismus gegen den Theismus recht und unrecht hat.

Bei seinem neuen „kosmologischen Beweis“ für das Dasein Gottes entwickelt Ulrici auch eingehend das Princip, auf welchem Pland sein System aufbaut, das der Centralisation, und nennt ausdrücklich die Kraft der Centralisation nicht eine physische, sondern eine „metaphysische“. Er macht indeß keineswegs die Anwendung hiervon auf das organische und geistige Leben, wie das in dem Werk von Pland geschieht. Das Verhältniß von Centrum und Peripherie ist das durchgängige Schema

dieses Werks; der Stufenbau dieses Verhältnisses führt uns gleichsam die Terrassen hinauf in sein Allerheiligstes. In der Pflanze ist die Wirkung des Centrums auf die Peripherie noch eine geringe; hier herrscht nur noch die vegetative Einheit. Die Theile bilden mehr ein selbständiges und coordinirtes Nebeneinander; im thierischen Leben ist die innere Einigung und Unterordnung der Peripherie unter das Centrum vollständiger durchgeführt, allein auch das thierische Leben bleibt selbst auf seiner höchsten Stufe noch einseitiges Theilleben oder Peripherieleben, da es immer von den bloßen Theilzuständen des Nervenlebens beherrscht wird, und auch das allgemeine Centrum, das Gehirn, ist noch in die bloßen, unmittelbar besondern Theilbeziehungen (auf das Nervenleben) versenkt. Erst das Wesen der geistigen oder menschlichen Organisation beruht durchaus nur in der vollständigen Durchführung dessen, was der allgemeine Grundcharakter der organischen Einheit überhaupt ist. Geist oder unsinnlich selbstbewußte Einheit ist das reine Centrum; Pland unterscheidet indeß auch im menschlichen Gehirn drei Stufen, von der untersten, welche in unmittelbarer Verbindung mit den einmündenden Nervenbahnen ist, bis zur obersten specifisch geistigen Stufe, wo die „eigenthümlich centrale“ graue Masse wieder eintritt, und wo das reine, für sich geschiedene Centrum seinen Sitz hat. Auch die empirische Beobachtung glaubt in der grauen Rindensubstanz der großen Gehirnhemisphären, in den eigenthümlich gewundenen Handwulsten derselben das specifische Organ der höhern geistigen Thätigkeit zu erkennen.

In diesem Stufengang haben wir das Skelet des Pland'schen Werks bloßgelegt, welches in der Ausführung in einzelnen eine geistreiche Auffassung des naturwissenschaftlichen Details und manchen überraschenden Erklärungsversuch bietet, ebenso oft aber auch in die willkürlichen Spielereien verfällt, wie z. B. in den Analogien zwischen der geschichtlichen Entwicklung mit dem Gesetze der Erdentwicklung und organischen Entwicklung, welche die dem Werke eingefügte Geschichtsphilosophie in nuce, der Abschnitt: „Der Ursprung der Menschheit und das Gesetz ihrer Entwicklung“, enthält. Als das Ziel der geschichtlichen Entwicklung erkennt Pland: die Vollendung des religiös-sittlichen Centrums zur geistig-organisirenden Einigung mit den natürlichen und nationalen Bildungsgebieten. In den jüngsten großen Ereignissen erblickt er indeß einen Abfall von dem deutschen Weltberuf:

Jetzt allerdings ist vielmehr noch die Abwendung vom innern Centrum der Dinge und der menschlichen Bildungsaufgabe, und die überwiegend verständige Hinwendung zum Aeußerlichen, zu der mannichfach besondern Ausbildung der Peripherie, der Grundzug der Zeitbewegung und der deutschen Gegenwart. In der Wissenschaft spricht sich dies unmittelbar aus, sofern sie von dem Grundgesetze der ganzen Naturentwicklung, dem der ursprünglichen innern Concentrirung, aus welchem allein ihr ganzer Entwicklungsgang, wie ihre Anlage zum Organischen und Geistigen sich begreift, nichts will, und statt dessen in der geradezu entgegengesetzten atomistisch-mechanischen Auffassungsweise sich bewegt. Auch sahen wir ja gleich im Anfang, wie sie ebendeshalb, statt von dem Grundgesetze der Concentrirung, vielmehr von den expansiven, nach der Peripherie hinausgeleiteten Naturformen aus, Licht, Wärme u. s. w., ihre Theorie sich gebildet hat. Im praktischen Leben aber zeigt sich jener Charakter der Zeit ebenso ausgeprägt darin, daß sie auch hier von dem deutschen Berufe, sich zum geistig und rechtlich einigenden

und organisch belebenden Centrum des Völkerebens zu erheben, sich ab- und zum bloß Rationalen hingewendet hat, daß sie zunächst nur werden will, wie andere Völker umher, eine starke Nation, ein ausgebildetes Glied der Peripherie, gleich allen andern.

In der Vorrede meint Pland nämlich, in den Tiefen des Geistes werde die Schlacht geschlagen um unsern Volks höchstes und bleibendstes Gut, die kernhaft innerliche Arbeit schwäbischen Geistes werde zum menschlich deutschen und univetsellen Ziel führen, was norddeutsche Hegemonie auf dem bloß verständigen und nationalen Wege begonnen hat. Warum sollten aber gerade die Schwaben den deutschen Weltberuf erfüllen, für höhere geistige Thätigkeit besser organisiert sein als andere deutsche Stämme, mehr „graue Kindersubstanz in den Randwulsten der großen Gehirnhemisphäre“ besitzen? Sind es nicht partikularistische Reigungen, welche den Verfasser hier mißmuthig beiseite stehen lassen, während sein Princip, eine centrale Herrschaft über die Peripherie, im deutschen nationalen Leben jetzt zum vollständigen Siege gelangt ist? Fast gewinnt es den Anschein, als halte sich unser Philosoph, wo es die deutsche Frage gilt, an der „Peripherie“.

Am Schluß erklärt sich die Pland'sche Philosophie für eine Philosophie des Realismus, die auf durchgeführter kritischer Scheidung zwischen dem bloßen Denken und dem rein Realen beruht. Das Reale erscheint ihm als ein ausgebehtes Zusammen, als Ganzes, das eben daher auf stetige Weise unmittelbare Einheit und Zusammenfassung ist. So sehr er indeß in der Kritik der Atomistik mit Ulrici übereinstimmt, so wenig ist dies der Fall in Bezug auf die Begrenzung des Theismus, denn Pland erklärt ausdrücklich die rein religiöse Weltanschauung für überwunden, welche das Reich des Geistes noch in widersprechender unmittelbarer Weise „an den vorausgesetzten Grund und Ursprung der Natur, an einen über das Naturgesetz hinausgestellten Grund des All geknüpft hat“. Die Grundtendenz seiner Philosophie ist eine ethische:

Das eben ist das bleibende Ziel, nach dem die ganze Entwicklung der Neuzeit ringt, daß endlich für das Bewußtsein die geistig religiöse und sittliche Wahrheit sich vollständig mit ihren ursprünglichen Naturbedingungen und so auch mit ihren

vollen natürlichen Aufgaben einig, daß aber ebendamit das physische Gesetz und Ziel der Dinge von dem geistig sittlichen sich ganz und wahrhaft scheidet, und damit erst dieses letztere in seine bleibende Veröhnung mit jenem trete. Das physische Gesetz und Ziel der Dinge ist, mit all seiner geistigen Anlage und seiner Entwicklung zum Geiste hin, doch gleich dem physischen Leben des Menschen selbst nur ein Kreislauf, eine aufsteigende Entwicklung des selbständig Individuellen aus dem noch individualitätslosen Centrum, in welcher dieses zwar selbst erst seine vollendete Consequenz erreicht, nämlich aus der anfänglichen noch selbstlos äußerlichen Verenkung in die Peripherie sich zum selbständig innerlichen geistigen Centrum zu vollenden, aber schließlich in der individuellen Einseitigkeit und Erstarrung dieser Entwicklung selbst wieder in das anfängliche Centrum zurückfällt. Allein über diesem Kreislauf und geistig unberührt von ihm steht die rein sittliche Veröhnung, und ihre Gewißheit und Seligkeit bleibt, ob auch Erde und Menschheit vergehen und einer neuen Entwicklung Platz machen, darum doch ewig und unzerstörlich. Denn sie hat ja überhaupt nicht in einem Dasein ihren Zweck, ist also überall nicht an die vorausgesetzten physischen Bedingungen und Grundlagen ihres Daseins geknüpft, sondern an das allein, was des Geistes würdig ist, nämlich solange jene Grundlagen vorhanden sind, an die wahre Selbstthätigkeit des Geistes, an sein sittliches Wollen und Handeln.

Das Werk Pland's, welches namentlich von gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen zeugt, während die geschichtlichen und ästhetischen Gebiete geringe Beachtung finden, und überdies die Kunst, die wol bei dem Abschnitt über die Phantasie eingehend gewürdigt werden konnte, gänzlich leer ausgeht, ist übrigens keineswegs in einem allgemein verständlichen Stil geschrieben; es hat hin und wieder die Geberde der Hegel'schen „Phänomenologie“ und sucht auch die Kunstausbrüche wie Hegel oft durch neue deutsche Wendungen zu gewinnen, so z. B. wenn er von dem Offenheitsverhältniß der Theile, des Centrum zur Peripherie u. s. f. spricht; es fehlt auch nicht an Stellen, in denen der Tiefinn sich in stilistisch verworrenere Form ausspricht. Dagegen ist die Darstellungsweise Ulrici's durchweg lichtvoll; er darf mit Recht von sich sagen, daß er sich bemüht habe, eine Sprache zu reden, die jeder Gebildete zu verstehen im Stande sei, und die doch zugleich den Rechten und Forderungen der Wissenschaft nichts vererbe. In der That bewahrt seine Darstellung durchweg Klarheit, Einfachheit und Angemessenheit des Ausdrucks.

Rudolf Gottschalk.

Ueber das Wesen und den Zusammenhang aller Naturkräfte.

Die Verwandtschaft der Naturkräfte von W. R. Grove. Deutsche autorisirte Ausgabe nach der fünften Auflage des englischen Originals herausgegeben durch E. von Saper. Mit einem Anhang, enthaltend die Rede des Autors „Ueber den ununterbrochenen Zusammenhang in der Natur“, gehalten als Präsident der British Association zu Nottingham 1866, nebst einem Vorwort zur deutschen Uebersetzung von R. Clausius. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk gehört zu den hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der neuesten Naturforschung. Wir freuen uns über seine würdige Verpflanzung auf deutschen Grund und Boden, wo ihm sicher dieselbe glänzende Anerkennung zu theil werden wird, die es in seiner ursprünglichen Heimat gefunden hat. Der Inhalt bezieht sich gerade

auf die Kapitel, für die sich ohne Ausnahme alle Naturforscher und Techniker eben jetzt am lebhaftesten interessieren. Wenn schon die neue mechanische Lehre von der Wärme, deren tiefere wissenschaftliche Begründung wir dem Dr. J. R. Mayer in Heilbronn zu danken haben, allgemeine Beachtung fand, so wird dieselbe dem vorliegenden Werke um so weniger fehlen, da seine scharfsinnig durchgeführten Untersuchungen zu dem bedeutungsvollen Resultate führen, daß alle Naturkräfte in innigster Verwandtschaft zueinander stehen und, ähnlich wie die Kraft der Wärme, eine Bewegung der Materie in ihren kleinsten Bestandtheilen seien. Das ganze Gebiet der Imponderabilien stukt hier in ein unhalbares Nichts zusammen. Nach Grove's Ansicht sind Licht, Wärme, Electricität,

Magnetismus, chemische Affinität u. s. w. verwandte Molecularbewegungen der wirklichen Materie, wovon die eine in die andere übergehen oder dieselbe begleiten, erwecken, hemmen und abändern kann. Nach ihm fällt auch das schon von Newton, Laplace, Gauß, Bessel u. a. so energisch angezeifelte hypothetische Wesen des Weltäthers als unnöthige Dichtung hinweg, und es ist mit meisterhafter Geschicklichkeit gründlich nachgewiesen, wie selbst die ganze Lehre vom Licht auch ohne Aetherschwingungen bestehen und scharf begründet werden kann. Der Verfasser sagt:

Der Unterschied zwischen der von mir verteidigten Ansicht und der Aethertheorie, wie sie gemeinlich verstanden wird, besteht somit darin, daß ich die in den interplanetaren Räumen die Fortpflanzung von Licht und Wärme durch ihre Schwingungen vermittelnde Materie als im Besitze der Eigenschaften der gemeinen, oder wie es zuweilen ausgedrückt wird, der rohen Materie ansehen müßte, vor allem also als Gewicht besitzend.

Damit wird er allerdings auf viele Widersacher stoßen, aber auch recht bald einen noch viel größern Kreis von gleichgesinnten Anhängern für sich gewinnen, denen das unwürdige Hypothesenspiel des Aethers schon längst ein Dorn im Auge war. Denn hielt man es für nöthig, daß zur befriedigenden Erklärung einer Naturerscheinung der Aether elastischer sei, so sagte man von ihm, er sei elastischer; war es nöthig, ihn für weniger dicht zu halten, so sagte man, er besitze geringere Dichtigkeit; erforderte es die Hypothese, ihn für weniger elastisch zu nehmen, so verringerte man auch ebenso bereitwillig seine Elasticität u. s. w. Der Verfasser hat recht, dieses scholastische Ueberbleibsel des finstern Mittelalters aus unserm aufgeklärten 19. Jahrhundert zu vertreiben. Es gehört nicht mehr in unsere Zeit, die sich rühmt, allen Aberglauben gedämpft zu haben.

In ähnlicher Weise, wie der Verfasser bei der Theorie des Lichts und der Wärme nichts vom Aether wissen will, erklärt er sich auch ganz entschieden gegen die elektrischen und magnetischen Fluida, denen man bisher im Grunde dieselben Eigenschaften andichtete wie dem Weltäther, mit der eigenthümlichen Zugabe der Anziehung und Abstoßung. Nach seiner Meinung ist das, was man den elektrischen Strom zu nennen pflegt, nichts anderes als eine Fortpflanzung der chemischen Verwandtschaft von Molecule zu Molecule der betreffenden Materien:

Alles, was wir mit Bestimmtheit davon wissen, besteht darin, daß ein bestimmter Thätigkeitszustand der Materie, oder ein chemischer Wechsel, an bestimmten Stellen des Raums plätschert, und daß dieser an einem Punkte stattfindende Wechsel eine bestimmte Beziehung zu dem Wechsel auf einer andern Stelle hat und die Fähigkeit besitzt, sich auf irgendeinem zwischenliegenden Punkte zu betheiligen.

Und in Bezug auf den überspringenden elektrischen Funken, auf das Bilden der leuchtenden Büschel an Spizen und scharfen Kanten, was man bisher als ein Aus- und Einströmen des elektrischen Fluidums angesehen hat, sagt er:

Ich wage es, dieselben als erzeugt durch eine Ausströmung der Materie selbst, von der sie stammt, sowie von einer molecularen Einwirkung des Gases oder Zwischenmittels, durch welches hindurch sie entsandt werden, herrührend anzusehen.

Dabei bedarf es wol kaum der Erwähnung, daß jeder dieser theoretischen Aussprüche eine sorgfältige Begründung

erhält. Der Verfasser ist überhaupt kein Freund von Hypothesen, zu deren Annahme er nicht durch offen vorgelegte triftige Gründe gezwungen werden kann. Seine ganze Art des Forschens läßt überall den ebenso umfangreich als gründlich gebildeten Fachgelehrten erkennen, dem es aber ernstlich darum zu thun ist, von dem denkenden großen Publikum verstanden zu werden. In diesem Streben geht er vielleicht hier und da ein wenig zu weit und zwar auf Kosten einer streng wissenschaftlichen Kürze und Präcision des Ausdrucks. Der deutsche Bearbeiter hätte gerade hierbei wol etwas freier vorgehen können, da es sich bei solchen Gelegenheiten mehr um das getreue Wiedergeben der Gedanken, als um eine haarscharfe Uebersetzung handelt. Die schon mitgetheilten Stellen aus dem Werke können als Belege für unsere Bemerkung dienen.

Der Magnetismus wird von Grove nach Faraday's Ansichten behandelt. Er ruft Electricität hervor, die aber nur bei seiner Bewegung wahrnehmbar ist, weil er sonst im Zustande des statischen Gleichgewichts auftritt. Er ist selbst eigentlich keine bewegende, sondern bloß richtende Kraft, und wenn also zu ihm keine Bewegung hinzukommt, so kann er auf andere Kräfte nur einen richtenden Einfluß ausüben. Zum leichtern Erkennen dieses schwer anschaulich zu machenden Grundsatzes bedient sich der Verfasser einer vortrefflichen bildlichen Darstellung. Er denkt sich eine Zahl von Windfahnen in Pfeilförmiger Gestalt auf Spindeln, die in einer einzigen geraden Linie liegen und der leichten Bewegbarkeit kein Hinderniß entgegenstellen. Sowie nun ein und derselbe Windstrom gleichzeitig darauf wirkt, so werden sie sich alle mit ihren Pfeilspitzen in dieselbe Richtung drehen und feststellen, wie verschieden auch vorher ihre Lage gewesen sein mochte. Sind die Fahnen sehr leicht um die Spindeln drehbar, so müssen sie auch von dem allerleisesten Winde gedreht und gerichtet werden, aber auch ebenso leicht wieder in die ursprüngliche Unordnung zurückkehren, wenn die Luftbewegung aufhört. Ist dagegen ihre Bewegbarkeit um die Spindelspitzen schwieriger, so gehört auch eine kräftigere Windbewegung zum Drehen und Richten, aber sie werden auch nach dem Wegfall des Windes ihre Richtung dauernd beibehalten. Der erste Fall paßt für weiches Eisen, der andere für gehärtetes Eisen, und für den Luftstrom muß der elektrische Strom an den Platz treten. Es ist übrigens bekannt, daß schon Gauß in dem Schumacher'schen „Astronomischen Jahrbuche“ von 1836 eine ganz ähnliche Grundlage der Magnetismustheorie gegeben hat, welche vielfach auch von andern benützt worden ist.

Der Verfasser unterläßt daher auch nicht, dies auszusprechen. Er kommt dann auf den von Faraday entdeckten Diamagnetismus, welchen einige Naturforscher von dem Magnetismus nur graduell verschieden ansehen, während andere darin eine wesentlich verschiedene Kraft erkennen wollen, sodas die weniger magnetische Substanz durch das sie umgebende Mittel eines stärkern Magnetismus zu einer Querlage gezwungen wird. Er sagt:

Gemäß der obigen Ansicht kann Magnetismus auch durch die übrigen Kräfte hervorgerufen werden, gerade so wie die Fahnen in dem angeführten Beispiel in bestimmter Weise abgelenkt werden; selbst kann er sie jedoch nur mit dem Beding

erzeugen, daß er selbst in Bewegung ist. In diesem Falle muß daher Bewegung als die verursachende Kraft betrachtet werden. Der Magnetismus beeinflusst indessen auch unmittelbar die übrigen Kräfte, wie Licht, Wärme und chemische Anziehung, indem er ihre Richtung oder Wirkungsweise ändert, oder er beeinflusst mindestens die jenen Kräften unterworfenen Materie derart, daß dieselben eine andere Richtung erhalten. Seit der Zeit, wo diese Vorlesungen gehalten sind, hat Faraday eine merkwürdige Kraft in der Ablenkung eines polarisirten Lichtstrahls entdeckt. Läßt man nämlich polarisirtes Licht durch Wasser oder irgendeine durchsichtige Flüssigkeit, respective einen festen Körper gehen, welche die Polarisationsebene in keiner Weise verändern oder seitlich drehen, und man setzt die Säule, z. B. des Wassers, durch die er hindurchgeht, der Wirkung eines kräftigen Magneten aus, so bekommt das Wasser, wenn die magnetische Kraftlinie oder die die Pole verbindende Linie parallel ist der Richtung des polarisirten Lichtstrahls, ähnliche, wenn auch nicht völlig gleiche Eigenschaften als Terpentinöl; die Polarisationsebene nämlich wird gedreht, und zwar ist der Sinn der Drehung ein verschiedener, je nach der Richtung der magnetischen Kraft. Nehmen wir z. B. an, ein polarisirter Lichtstrahl gehe in seiner Bahn zurück am Nordpol des Magneten vorbei, dann wird er zwischen diesem und dem Südpole abgelenkt und nach rechts gedreht; während, wenn er in seiner Bahn erst den Südpol trifft, er auf seinem Wege zwischen diesem und dem Nordpole zur Linken gedreht wird. Ist die Substanz, durch die der Strahl geht, für sich im Stande die Polarisationsebene zu drehen, wie z. B. Terpentinöl, dann wird der Einfluß des Magnetismus diese Drehung vermehren oder vermindern, je nach der Richtung desselben. Eine ähnliche Wirkung ist für die polarisirte Wärme beobachtet worden, wenn das Mittel, durch welches dieselbe fortgepflanzt wird, dem Einfluß des Magnetismus ausgesetzt wird.

Es bleibt hierbei allerdings noch ungewiß, ob diese magnetische Wirkung einen ändernden Einfluß auf Licht und Wärme selbst ausübe oder nur eine moleculare Aenderung der Substanz erzeuge, in welcher Licht und Wärme fortgepflanzt werden. Die Forschungen haben noch zu keinem entscheidenden Resultat geführt. Nur das ist gewiß, daß dieselben Arten der molecularen Bewegungen für Wärme, Licht und Electricität auch für Magnetismus passen.

Von chemischer Affinität hatte man bisher eine sehr unbestimmte Vorstellung. Selbst die Benennung war nicht allgemein zutreffend, sondern nur ausnahmsweise; daher redet der Verfasser nur von einer chemischen Kraft und versteht darunter das, was im Stande ist, verschiedene Stoffe zu neuen Stoffen zu verbinden, welche eine von den ursprünglichen Bestandtheilen wesentlich verschiedene Beschaffenheit besitzen. Es kommt dabei eine Anziehungskraft vor, welche ebenso oft physikalischer als chemischer Natur sein kann, aber doch stets einer Molecularbewegung zu Grunde liegt. Eine solche Kraftthätigkeit ist, soviel wir wissen, immer mit dem Erzeugen der Electricität verbunden, daher hat schon Davy gemeint, daß die chemische Kraft mit der elektrischen in eins zusammenfalle. Diesem Anspruche treten aber vielerlei Bedenken entgegen, sodaß eine Verschiedenheit dieser Kraftäusserungen kaum in Zweifel zu ziehen ist, es fehlt indessen noch ganz unsere genaue Einsicht in das Verhältniß zwischen der chemischen und elektrischen Wirksamkeit hierbei. Der Verfasser sagt:

Denn so nahe auch die Beziehung derselben (Electricität) zu jener (chemischen Affinität) sein möge, so existirt die letztere doch da, wo die erstere nicht vorhanden ist, wie in Metalldrähten, die elektrisirt oder als Electricitätsleiter nicht die ge-

ringste chemische Veränderung erfahren, oder zum wenigsten nicht bemerkbar chemisch geändert werden.

Zum nähern Eingehen in diese sehr interessante Untersuchung wird auf das allgemein bekannte Beispiel aufmerksam gemacht, daß Gold weder von Salpetersäure noch von Salzsäure allein, wol aber durch ein Gemisch beider gelöst werde. In der Salzsäure, einer Zusammensetzung von Chlor und Wasserstoff, besitzt das Gold eine geringere Verwandtschaft zum Chlor wie dieses zum Wasserstoff; kommt nun Salpetersäure hinzu, welche stets eine Menge schwach gebundenen Sauerstoffs enthält, so verbindet sich dieser mit einem Theile des Wasserstoffs der Salzsäure, und das freierwerdende Chlor verbindet sich mit dem Golde zu Chlorgold:

Bringt man nun in der Absicht, diese chemische Kraft in Gestalt von elektrischer Kraft zu zeigen, die Flüssigkeiten, anstatt sie zu mischen, in getrennte Gefäße oder Abtheilungen, doch so, daß sie miteinander in Berührung zu treten vermögen, was durch Anbringung eines porösen Materials, wie unglasirtes Porzellan, Asbest u. s. w., zwischen ihnen erzielt werden kann, und taucht in jede der Flüssigkeiten einen Streifen oder Draht von Gold, so findet, so lange wie diese beiden Goldtheile getrennt bleiben, weder eine chemische noch elektrische Wirkung statt. In dem Augenblick aber, wo sie in metallische Berührung miteinander gebracht werden, entweder unmittelbar oder durch Verbinden beider mittels eines gleichartigen metallischen Drahts, beginnt die chemische Thätigkeit, das Gold löst sich in der Salzsäure, und ebenso tritt elektrische Thätigkeit auf, die Salpetersäure wird durch den zu ihr übergeführten Wasserstoff desoxydirt und man kann einen elektrischen Strom in den Metallen oder dem metallischen Schließungsbogen vermittelst eines Galvanometers oder eines andern zum Entdecken solcher Wirkungen geeigneten Instruments wahrnehmen.

Bei dieser Gelegenheit kommt der Verfasser auch auf die von ihm 1839 erfundene constante Voltabatterie, welche in Hinsicht der Kräftigkeit noch von keiner andern überflügelt worden ist, und er zeigt dabei, wie alle chemische Kraft in elektrische umgesetzt werde, sobald man es nur verhindern könne, daß etwas verschwendet würde, und wie die erzeugte elektrische Thätigkeit in eben dem Maße wie die erzeugende chemische wachse. So führt er seine Leser allmählich zu der Ueberzeugung, „daß volta'sche Thätigkeit nichts ist als chemische Thätigkeit, die in der Ferne platzgreift oder durch eine Kette von Zwischenmitteln fortgepflanzt wird, und daß die chemischen Äquivalentzahlen die Größe der volta'schen Thätigkeit ausdrücken, die den chemischen Stoffen entspricht“. Und wie durch Electricität Wärme, Licht und Magnetismus erzeugt werden können, so muß auch die chemische Kraft ebendiese Kräfte bewirken können, weil sie als Ursache der Electricität anzusehen ist. Darin findet er dann Stoff zur nähern Untersuchung. Auch zeigt er, wie der Schluß aus den unveränderlichen Verhältnißzahlen der Äquivalente auf die untheilbare Größe der letzten Moleculare oder Atome ein unhaltbarer sei. Obgleich nun die gebräuchliche Atomtheorie der Chemiker zu einer solchen Folgerung nicht paßt, so liegt dennoch in der Art der Einwirkung der Kräfte auf Materie ein Etwas, das ganz entschieden auf eine Untheilbarkeit der letzten Moleculare hinzudeuten scheint. Damit können wir also ziemlich wieder auf die so lange und so eifrig bestrittene Idee des großen Leibniz zurück.

In einem kürzern Abschnitt ist auch noch von andern

Kraftarten, wie Schwere, Muskelkraft u. s. w., die Rede und die Ansicht festgehalten, daß auch sie ähnlich wie die vorher besprochenen eine Art der Bewegung der Materie sind. Das Feld der Entdeckung neuer Kräfte, meint der Verfasser, sei noch lange nicht bis zur endlichen Erschöpfung abgeerntet, im Gegentheil, es werde seine Fruchtbarkeit ewig dauern:

So führt die Anstrengung, eine Beobachtung auf sichere Basis zu bringen, zur unvollkommenen Wahrnehmung neuer und weiterer Gebiete für die Untersuchung; und statt daß wir uns einem Ende nähern, scheint in dem Maße, als unsere Entdeckungen fortschreiten, das Gebiet des Unentdeckten sich immer weiter ins Unendliche zu erstrecken!

Dann fügt der Verfasser noch einige Schlußbemerkungen hinzu, in denen er das Ganze überblickt und darauf hinweist, wie zwischen allen uns bis jetzt bekannten Naturkräften eine innige Beziehung, eine Verwandtschaft bestehe:

Die Entwicklung einer Kraft oder Kraftform zu einer andern hat manchen verleitet, die sämtlichen verschiedenen Thätigkeiten der Natur für zurückführbar auf eine Einheit und als entstanden aus einer einzigen Kraft, die die wirksame Ursache aller übrigen wäre, anzusehen. So sucht der eine zu beweisen, daß die Elektricität die Ursache jedes Wechsels in der Materie sei; ein anderer, daß chemische Thätigkeit all und jedes verursache; ein dritter, daß Wärme die allverbreitete Ursache sei, u. s. w. Wenn es, wie ich dargestellt habe, der treue Ausdruck der Wirklichkeit ist, daß eine jede Kraftform fähig ist, die übrigen zu erzeugen, und keine von ihnen anders als durch eine andere ihr vorangegangene Kraft hervorgerufen zu werden vermag, so ist eine jede Ansicht, die eine oder die andere von ihnen als die an und für sich wirksame Ursache aller übrigen hinzustellen, irrig. Diese Ansicht stammt, wie ich glaube, aus einer Vermengung der allgemeinen oder verallgemeinerten Bedeutung des Ausdrucks „Ursache“ und dessen concretem oder besonderm Sinne, da das Wort selbst nämlich ohne Unterschied in diesen beiden Bedeutungen benutzt wird.

Noch wahrscheinlicher hat dabei das Ungenau und Doppeltstünige der Worte die Veranlassung gegeben. Denn mit denselben Worten Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus bezeichnet man einmal die erzeugende Kraft, dann aber auch ebenso oft die durch die Kraft erzeugte Wirkung, sodaß man damit ebenso gut das Subject als das Object der Erscheinung begreift. Soll dies vermieden werden, so müßte man entweder dem freien Sprachgebrauche lästige Schranken anlegen, oder auf das Einführen neuer Wortbezeichnungen sinnen, welchen ausschließlich nur eine Bedeutung beigelegt werden könnte. Das würde aber aufs neue zu einer Unverständlichkeit für nicht Eingeweihte führen, wie wir dies in unserer deutschen Philosophensprache zu wiederholten malen sehr zu beklagen gehabt haben. Darum läßt es der Verfasser auch bei dem Hergebrachten ruhig verbleiben und sucht auf andere Weise die Begriffe so scharf als nur möglich festzustellen und vor Zweideutigkeit zu bewahren. Er erreicht diesen Zweck meistens schon dadurch, daß er alle sogenannten Imponderabilien als eine „Art der Bewegung“ betrachtet und bezeichnet.

Der zweite Theil der vorliegenden Schrift, welcher auf dem Titel derselben als Anhang bezeichnet ist, steht seinem Inhalte nach allerdings mit ihr in vielfacher Beziehung, obgleich er auch gut als für sich bestehend betrachtet werden kann.

Er enthält die 1866 gehaltene Antrittsrede des Verfassers als Präsident der Britischen Gesellschaft zu Nottingham. Es ist eine sehr inhaltreiche großartige Arbeit, in welcher der ununterbrochene Zusammenhang der gesammten Natur mit scharf gezeichneten Grundzügen zur Anschauung gebracht wird. In der bescheidenen Form eines Jahresberichts über die Fortschritte der Wissenschaften entfaltet sich hier ein reiches Bild aller epochemachenden wissenschaftlichen Thaten unsers Jahrhunderts. Welch ein Wissen wird hier entwickelt! Der Verfasser ist tief eingeweiht in die neuesten Forschungen der Astronomie, er zeigt sich als vollberechtigter Mann von Fach in der Physik, Chemie, und steht in allen Gebieten der Naturgeschichte auf einem sichern heimathlichen Boden. Er kennt und berücksichtigt alle Hypothesen, alle Kämpfe und Errungenschaften, und urtheilt mit einer Ruhe und Unparteilichkeit, mit einer Milde und Duldsamkeit, mit einer Mäßigung und Bescheidenheit, wie man sie nur selten bei so hochstehenden Gelehrten anzutreffen pflegt. Es gewährt einen wirklichen Genuß, diese Rede zu lesen. Sie paßt für jeden gebildeten Denker, für Gelehrte und Ungelehrte. Und in Deutschland, wo man von dem Verfasser wenig mehr als die von ihm erfundene und nach ihm benannte Volta'sche Batterie kennt, sollte man besonders diese Rede nicht ungelesen, nicht ungewürdigt lassen, sie hat einen internationalen Charakter, wie die Worte eines großen Geistes, der seine Zeit vollkommen begriffen hat.

Im Eingange der Rede macht der Verfasser auf die gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften und ihrer Anwendung im praktischen Leben aufmerksam, und welche Verdienste hierbei die wissenschaftlichen Vereine haben. Indes ist er doch auch der Ansicht, daß diese Förderung der gelehrten und praktischen Bildung noch mehr gesteigert werden könne, besonders durch ein gründlicheres und frühzeitigeres Einführen der Physik in Schulen. Bei allen Naturforschern von Bedeutung sei bekannt, wie sie schon in ihrer Jugendneigung sich zu dem vorzubilden suchten, was später zu ihrem Lebensberufe gehören sollte. Er verwahrt sich aber sogleich, daß er nicht daran denke, den sprachlichen, historischen und geographischen Studien damit Abbruch thun zu wollen, denn es sei recht gut möglich, für alle Zweige der geistigen Vorbildung Sorge zu tragen, wenn man nur nicht engherzig und einseitig dabei zu Werke gehe. So sagt er:

Es ist niedererschlagend, die große Zahl der sogenannten Gebildeten zu sehen, die mittels der Eisenbahn reisen, auf einem Dampfboote fahren, den Kalender um die Zeit des Sonnenaufgangs oder des Vollmondes zu Rathe ziehen, und nicht die einfachste Kenntniß von einer Dampfmaschine, von einem Barometer oder einem Quadranten besitzen; und wo sollte bei einem halb eingestandenem Glauben an ganz nichtige Wetterpropheteien oder den Kometeneinfluß die Lust hierzu herkommen, so lange als man noch in der crassesten Unwissenheit über die Ursache der Passatwinde oder die Gestalt der Kometenbahnen besangen ist! Lassen Sie uns hoffen, daß das allmähliche Eindringen naturwissenschaftlicher Studien, das jetzt glücklicherweise im Beginn ist, sich immer weiter ausdehne, bis es den ihm zukommenden Platz in der Erziehung der Jugend einnehmen wird, sodaß diejenigen, welche fähig sein mögen, griechisch aus dem π zu reden, sich nicht schämen werden, die Principien kennen zu lernen, nach denen eine Luftpumpe

wirkt und von denen eine Elektrifizirmaschine oder ein Fernrohr abhängt, und solche Kenntnisse nicht, wie es Baco von seinen Zeitgenossen beklagt, als etwas Mechanisches verachtet werden.

Mit Freude begrüßt er das seinem Sinne entsprechende Streben des Observatoriums in Kew als einer Pflegestätte für uneingeschränkte Forschung auf dem Gebiete der Physik. Er wendet sich nun an sein Hauptthema, an die Berichterstattung über die Leistungen der Gelehrten bei Erforschung der Natur bis auf die neueste Zeit, und verknüpft damit zugleich die Lösung der Aufgabe, zu zeigen, wie „alles in einem zusammenhängenden Aufgange zu der erreichten Höhe“ stehe. Der Astronomie schenkt er dabei als ehrwürdiger ältester Schwester den Vorrang. Ueber die ersten Entwicklungsstufen geht er rasch hinweg, und hält sich auch bei den Entdeckungen, die zu der Aufstellung des Copernicanischen Systems geführt haben, nur wenig auf. Mehr verweilt er schon bei den Beweisen, daß die Schwerkraft nicht bloß auf unser Sonnensystem zu beziehen sei, sondern im ganzen Weltall ihre Gültigkeit habe. Das bringt ihn auf das Kapitel der Doppelsterne, welche unserer Sonne ähnlich zu sein scheinen und sich in Regelschnitten um ihren gemeinsamen Schwerpunkt bewegen, wie dies die früheren Präsidenten der British Association, Lord Ross, Lord Wrottesley, schon ausführlicher nachgewiesen hätten. Die Meteore erscheinen am häufigsten periodenweise, wie dies die Beobachtungen Olafsen's zu Greenwich, Adam's zu Cambridge, Alexander Herschel's zu Hawthorpe beweisen. Ueber die Asteroiden-Entdeckungen und -Erforschungen wird besonders das Neueste zur Mittheilung gebracht. Ebenso auch die Bemühungen Leverrier's über das Aufsuchen neuer Planeten zwischen Sonne und Mercur. Dann ist auch von den wichtigen Erfolgen der Anwendung der Spectralanalyse auf die Himmelskörper durch Miller, Suggins u. a. ausführlich die Rede.

Hierauf macht er den Uebergang zu dem, was er im ersten Theile des Werks sehr speciell besprochen hat, zur Molecularphysik, wobei auch über manches Neue berichtet wird. Auch ist bei dieser Gelegenheit von der organischen chemischen Thätigkeit im lebenden menschlichen Körper die Rede, und es wird die wichtige Frage erörtert, welche Nahrung vorzugsweise den Muskel bilde und ersetze, ob Pflanzkost oder Fleischspeise allein ausreichen könne. Der Bericht über geologische Forschungen faßt besonders die Frage ins Auge, ob die wahrgenommenen Lücken bloß von Verschiebungen herkommen, die seit der ursprünglichen Ablagerung der Schichten stattgehabt haben, oder ob eine allmähliche Verschiebung der Ueberschwemmungsflächen die Veranlassung gewesen ist; und der Verfasser neigt sich zu der jetzt aufkommenden Ansicht, daß wir den Ursprung solcher geologischen Erscheinungen in einer Variation des Umlaufs unserer Erde um die Sonne

aufzusuchen haben, wie der ältere Herschel es schon vor beinahe vierzig Jahren ausgesprochen hat.

Eine Untersuchung kommt noch am Schlusse der Rede vor, welche die Naturhistoriker aller Nationen eben jetzt lebhaft beschäftigt; nämlich, ob die sogenannten Species der belebten Schöpfung streng voneinander geschieden sind, oder es ursprünglich waren; ob nicht haltbare Ursachen aufgestellt werden könnten, welche die Organismen so abgeändert haben, als wären sie die Grundlagen zu gesonderten Species. Das Ganze betrifft also eine unparteiische Würdigung der Darwin'schen Hypothese, wobei besonders Gewicht gelegt wird auf die Wirkungen der „Zuchtwahl“. Der Verfasser führt die Gründe an, welche für und gegen die ununterbrochene Reihenfolge als Gegenstand der speciellen Schöpfungsacte sprechen. Der ganze Streit ist von sehr delicateser Natur, daher geht der Verfasser auch höchst vorsichtig zu Werke:

Während sich nun die Beweise zu Gunsten einer Abtheilungshypothese in ihrer Anwendung auf die organischen Wesen von Tag zu Tag zu mehren scheinen, besitzen wir doch noch lange nicht genug Thatfachen, um den Beweis steifern zu können, daß, da jedenfalls die bestehenden geologischen Perioden eine Erforschung ermöglichen, hierbei ein Fortschreiten von einfacheren oder mehr embryonalen Typen zu einem zusammengefügteren stattgefunden habe.

Aber ungeachtet einer solchen sehr verständigen Verwahrung hat der Verfasser doch vielfache heftige Angriffe erleben müssen, welche von der besangenen Ansicht eingegeben waren, als sei er unzweifelhaft der Darwin'schen Theorie zugethan, als leugne er, daß es gewaltjame Veränderungen und Umwälzungen gebe oder gegeben habe. Er hat es indeß nicht der Mühe werth gehalten, darauf etwas zu erwidern. Läßt sich nun auch nicht verkennen, daß er in seiner Rede die allmähliche ununterbrochene Aufeinanderfolge mit einer gewissen Wärme zur Darstellung bringt, so bleibt er doch weit davon entfernt, seinen kritischen Standpunkt parteiisch festzuhalten. Er wird beiden Parteien vollkommen gerecht, und man erkennt aus der wirklich gewissenhaften Prüfung, daß es jetzt noch nicht möglich sei, der einen allein den entscheidenden Sieg zuzuschreiben. Darin liegt nun aber der Grund, weshalb wir recht aufrichtig wünschen müssen, es möchte gerade dieser Theil der ausgezeichneten Rede möglichst viele unparteiische und fachverständige Leser finden. Es thut besonders noth, daß das gebildete große Publikum hierüber nicht bloß solche Aussprüche zu hören bekommt, welche diese Untersuchungen höhniſch bespötteln und ins Lächerliche zu ziehen bestrebt sind, aber doch himmelweit von dem eigentlichen Wesen der Sache entfernt sind. Man sollte es kaum für möglich halten, in der Hypothese Darwin's nichts anderes verstehen zu wollen, als die Behauptung, daß der Mensch vom Affen abstamme u. s. w. Heinrich Birnbaum.

Novellistisches: Nachlesen und Erstlinge.

1. Nachlese. Erzählungen und Plandereien von Karl von Holtei. Zwei Bände. Breslau, Erwendt. 1870. 8. 3 Thlr.
2. Erzählungen von Adalbert Stifter. Gesammelt und dem Nachlaß entnommen. Herausgegeben von Johannes Aprent. Zwei Bände. Pesth, Dedekast. 1869. 8. 2 Thlr.
3. Vermischte Schriften von Adalbert Stifter. Herausgegeben von Johannes Aprent. Zwei Bände. Pesth, Dedekast. 1870. 8. 2 Thlr.
4. Nordische Novellen. Deutsch von P. J. Willaken. Bremen, Rühmann. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.
5. Ein zweiter Anders. Erzählung von Gräfin Mathilde von Reichenbach. Zwei Theile. Leipzig, Pardubitz. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Beste Blätter und Blüten. Einfache Geschichten von Anna Lenor. Bremen, Lannen. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Karl von Holtei, der für die Lazarethe von 1866 unter dem Titel „Charpie“ ältere und jüngere Erzählungen zusammengestellt hatte, bringt den viel tausend deutschen Verwundeten von 1870 und 1871 eine erwünschte Gabe in den vorliegenden zwei Bänden „Erzählungen und Plandereien“ (Nr. 1) dar. Die lebenswürdige Art der Darstellung des Verfassers der „Vagabunden“ und der „Efelsreffer“ ist bekannt genug; sie ist auch dieser „Nachlese“ eigen, welche Holtei seinen Enkeln widmet. Rührend sind die Widmungsschlussworte des greisen Autors:

Im ganzen nehmt die kleine Gabe wohlwollend auf. Habt ihr schon keine Ursache, euch eures Großvaters zu rühmen, der hinter so vielen berühmten und bessern Autoren weit zurückbleibt, ... zu schämen braucht ihr euch seiner auch gerade nicht. Solltet ihr dennoch geringschätzig von ihm und seinen seit mehr dem fünfzig Jahren fortgesetzten literarischen Versuchen sprechen hören, dann bemüht euch niemals, Partei zu nehmen! Wendet euch stillschweigend ab und denkt: Wohl! er noch so unbedeutend sein ... für uns hat er Bedeutung, denn wir hatten ihn lieb. Und er hat euch lieb von ganzem Herzen, und sein Herz ist mehr werth als seine Blätter.

Die den zweiten Band füllenden Novellen bieten nun freilich nichts gerade Hervorragendes; am merkwürdigsten ist eine „Auch eine Criminalnovelle“ überschriebene, mit dem Titel: „Die Stadtlolette.“ Der Verfasser hat für nöthig befunden, eine „Warnungstafel“ davorbruden zu lassen, weil er besonders der Leserinnen wegen nicht ohne Bedenklichkeit gewesen, ob diese aus unreinen Elementen gewobene Erzählung hier veröffentlicht werden dürfe. Er beantwortete sich diese Frage aber sehr richtig:

Wie es im Leben Höhen und Tiefen, Licht und Schatten, Gutes und Schlechtes gibt, so muß auch derjenige Autor, welcher das Leben schildern will und soll, nicht immer auf dem gebornen Pfade des Tags wandeln, sondern sich zuweilen in Nacht und Finsternisse wagen.

Wer daher in Romanen nur „gute Gesellschaft“ um sich zu sehen wünscht, der möge die Geschichte überschlagen. Diese Warnung erinnert uns an Heinrich von Kleist's Epigramm über seine psychologisch so tiefe Erzählung „Die Marquise von O“: „Dieser Roman ist nicht für dich, meine Tochter.“ Wenn der moderne Autor stets darauf Rücksicht nehmen sollte, daß auch die Leserinnen im Stande, sein Werk laut am Theatrisch, im Salon vorzulesen, dann könnte der wahrhaftige sociale Roman gar nicht geschrieben werden. Balzac und George Sand dachten

glücklicherweise anders, und auch Dickens hat den „Oliver Twist“ geschrieben.

Was Holtei's „Stadtlolette“ anlangt, so ist sie eine berliner Prostituirte, der ihr Louis aus Eifersucht die Nase abbeißt. Nebenbei bemerkt will Holtei „Lui“ geschrieben wissen: „In jenes Er (Lui) faßt die Unglückliche zusammen, was ihr vom Ewig-Weiblichen noch einwohnt.“ Diese unhistorische Etymologie hat aber obendrein die Aussprache gegen sich.

So sehr wir nun die Möglichkeit des gedachten Stoffes für den Romancier zugeben, so wenig können wir uns mit der vorliegenden Behandlung befreunden. Sie liest sich wie ein Actenreferat und ist doch im Detail höchst dürftig, die künstlerische Motivirung, Anordnung, Abrundung fehlt gänzlich. Holtei scheint nach der Einfachheit zu streben, mit der etwa der Dichter der „Novelas ejemplares“ dies Sujet ausgeführt haben würde, aber es gebietet ihm an der bezaubernden Naivetät, Anschaulichkeit, Objectivität, der strengen Einheit des Cervantes.

Weit mehr in seinem Fahrwasser befindet sich der Verfasser im ersten Bande, der als eine Ergänzung seiner „Bierzig Jahre“ zu betrachten ist. Namentlich sind hier seine persönlichen Erinnerungen an Goethe von Werth und höchst lebendig vorgetragen. Ebenso interessant ist, was über Johanna Schopenhauer mitgetheilt wird, für die Gegenwart freilich nur deshalb, weil sie die Mutter des großen Philosophen, nicht weil sie „Die Tante“ oder „Gabriele“ oder andere längst antiquirte Sachen geschrieben. Holtei berichtet:

Von dem Sohne, dem Philosophen Arthur, war sie längst völlig geschieden; wie ich versichern hörte, wegen seines unkindlichen Benehmens bei Geld- und Erbschaftsauseinandersetzungen. Ohne ihn ent- oder gar meine selige Freundin beschuldigen zu wollen, glaube ich doch, daß er aus praktischem Gesichtspunkte nicht so ganz unrecht gehabt haben mag. Sie vermied ängstlich von ihm zu reden, ihn erwähnen zu hören; und wurde zufällig, aus Versehen, sein Name genannt, dann schwieg sie, sichtbar verstümmt; sie, deren umgängliche, nachsichtige Heiterkeit sich sonst niemals veränderte. Ich hätte mich sorgfältig, ihr zu sagen, daß ich mit ihm in Dresden, bei Tied, vor einigen Jahren zusammengetroffen war, und weshalb ich mich vor ihm entsetzt hatte. Zwischen ihm und Tied hatten sich Discussionen erhoben über unterschiedliche philosophische Systeme; dies hatte, über Jacobi hinweg, den Tied liebte, nach und nach auf religiöse Streitigkeiten geführt; und als Tied in diesen von Gott gesprochen, war Schopenhauer wie von einer Tarantel gestochen aufgesprungen, sich gleich einem Drummkreisel umherdrehend und mit höhnischem Gelächter wiederholend: „Was? Sie brauchen einen Gott?“ — ein Ausruf, den Ludwig Tied bis ans Ende seiner Tage nicht vergessen konnte.

Holtei hat nachträglich die Briefe der alten Schopenhauer an ihn (Leipzig, Payne, 1870) veröffentlicht.

Von dem inzwischen wirklich verstorbenen „Verstorbenen“ wird ein für Metternich bestimmter Brief mitgetheilt, auf den der Fürst unterm 25. Juli 1849 aus Brighton antwortet:

Die Gefühle, welche der Verstorbene dem Verstorbenen kennt, haben mich erfreut. ... Es wird meine Frau wie mich freuen, wenn wir uns im Leben noch treffen. Das Wann und Wo läßt sich gegenwärtig nicht bestimmen. Ich kenne in der Welt nur zwei Plätze: den auf der Bühne oder den in einer Loge. Von der Bühne abgetreten habe ich die Loge bezogen. In den Coulissen weiß ich nicht zu stehen; im Parterre finde

ich die Gesellschaft zu gemischt, und das Paradies suche ich in der andern, nicht in dieser Welt. Sie wissen sonach, wo ich zu finden bin.

In derselben „Wiener Erinnerung“ wird eine köstliche Geschichte vom Baron von Zedlitz erzählt. Holtei hatte in einer großen Gesellschaft den „Stern von Sevilla“, umgebichtet von Zedlitz, vorgelesen, und die Anwesenden hatten diese Umbichtung so langweilig gefunden, daß der Vorleser nur bis zum Ende des dritten Actes kam. Der Dichter war auch zugegen, und als die Vorlesung geendet, trat Graf Fiquelmont, vormaliger kaiserlicher Votchschafter in Petersburg, an ihn heran und sagte mit erhobener Stimme: „Dites-moi donc, baron, qui a composé ce chien de pièce?“

Fast das Amusanteste des ersten Bandes ist aber: „So war's nicht gemeint“, ebenfalls „aus dem alten Wien“. Wir wollen indessen dem Leser das Beste nicht vorwegnehmen, indem wir den Kern dieser kleinen Novelle verrathen. Der Verfasser hätte aber vor dieser Nummer seine Warnungstafel ebenso gut aufhängen können.

Während man bei Holtei im allgemeinen das Vorbild von Charles Dickens nicht verkennen kann, hat Adalbert Stifter (Nr. 2) seine Walter Scott-Studien auf die österreichische Heimat angewandt. So hebt gleich die erste nachgelassene Erzählung „Procopus“ mit folgender Schilderung an:

Durch das Hauptthal der Fichtau, in welche die Pernitz fließt, ging einmal ein großer Zug von Männern und von Frauen. . . . Es glänzte ein heiterer Morgen auf dem ganzen Walde, alles war erfrischt, und manches nasse Zweiglein, das an dem Wege stand, streifte die Flügel eines Pferdes oder das Gewand eines Reiters. Sie hatten alle die Tracht, die gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gebräuchlich war. Die Männer hatten keine Harnische mehr an, noch hatten sie irgendein anderes Eisenwerk an sich, wol aber trugen sie an ungeheuern bauschigen Schärpen, die um das Lederkoller gingen, Schwerter. . . . An den Stiefeln, deren Mündungen oft lahnsförmig um den Fuß gingen, waren die großrädigen Sporen jener Zeit. Die Frauen hatten klappige Häubchen auf dem Kopfe, gestreifte Ärmel, dünne Leiber, dann weiter unten allerlei Böschungen, und endlich das glänzende, niederfallende Reitkleid.

Diese Detailmalerei, namentlich der Natur, ist bekanntlich Stifter's Domäne. Er überbietet hierin den schottischen Meister noch, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß er ihn übertreffe. Walter Scott, dessen hundertjährigen Geburtstag in diesem Jahre sein dankbares Vaterland feiert, steht noch immer in seiner Eigenthümlichkeit einzig da in der Romanliteratur dieses Jahrhunderts.

Die erwähnte Stifter'sche Novelle „Procopus“, welche dem Illustrator Geiger Anlaß zu einem sehr hübsch ausgeführten Titelbilde gegeben, dürfte wol als die ansprechendste der zahlreichen Novellen gelten, welche sich im Nachlaß des schon lebend vielbändigen Autors befanden. Es ist etwas von Sir Walter's „Antiquar“ darin. Von den Bildern des Niederländers, welcher die Familie, deren in ihrer Einfachheit rührende Schicksale hier berichtet werden, abconterfeit hat, heißt es am Schluß der Erzählung:

So stehen die Bilder in dem grünen Saale; es änderten sich gemacht die Farben derselben, wie es ihre Natur ist, und Staub fiel darauf — und so werden sie stehen, wenn alles an den Urbildern längst in dem Laufe der Zeiten dahin ist. Jetzt werden sie noch immer aus Liebe zu den Personen gereinigt — einstens werden sie aus Liebe zu den Bildern gereinigt werden.

Keine Novelle, sondern eine Touristenfizzi, eine Betrachtung von Jean Paul'schem Anfluge und schon durch den Stoff höchst interessant ist: „Ein Gang durch die Katakomben“, diejenigen nämlich, welche sich in Wien unter dem ganzen riesenhaften Bau des Stephansdome, unter dem Stephansplatz, bis unter die Post, als eine weitläufige unterirdische Todtenstadt, erstrecken:

Wir ließen das Licht unserer Fackeln längs des großen Knochenstoßes hingleiten und beleuchteten bald diese, bald jene Partie, und das sahle verwitterte Grau dieser ausgetrockneten, uralten Gebeine erglühete düsterröth in dem Scheine unserer Fackeln. . . . Auf dem Fußboden war dichter Moder und hier und da ein Splinter, und der Fuß streifte zuweilen an einem Lappen von einst kostbarem und schimmerndem Seidenstoffe. . . . Ich leuchtete den vergessenen Todten ins Antlitz. Es war im Todeskampfe und durch die nachher wirkenden Naturkräfte verzogen — und eben das ist das Erschütternde an Mumien und Leichen, daß sie meistens in ihrer eisernen Ruhe doch auf einen furchtbar bewegten Moment zurückweisen.

Als der Besucher wieder an die Oberwelt zurückgekehrt war, zündete man eben die Abendlichter an:

Kostbar gekleidete Menschen wimmelten an mir vorüber; glänzende Carrossen rollten; der Thurm St. Stephan's stieg riesig empor, und Sprüche und Lachen erscholl ihm gegenüber. . . . Ich aber ging wie im schweren Traum nach Hause, während an mir vorüberhüschte der Strom des unbegreiflichen Lebens der Menschen.

Der übrige Inhalt der beiden Novellenbände hat uns weniger angezogen. Der Herausgeber sagt uns auch nicht, ob denn der verstorbene Verfasser überhaupt alle diese Erzählungen zum Druck oder Wiederdruck bestimmt habe. Wir ersehen ebenso wenig, in welchem Jahre das einzelne entstanden ist. Namentlich das letztere anzugeben, wo es sich nur irgend constatiren läßt, ist aber jeder Herausgeber seinem Autor zum allermindesten schuldig.

Johannes Aprent hat diese Verpflichtung auch in den „Vermischten Schriften“ (Nr. 3), womit der Stifter'sche Nachlaß beschlossen sein dürfte, durchaus erfüllt. Jedem Stück ist das Jahr des ersten Abdrucks vorangestellt.

Im zweiten Bande bieten die „Bilder aus dem alten Wien“ eine sehr genaue und vielseitige Topographie, die, wenn auch im Jahre 1844 geschrieben, doch auch für den gegenwärtigen Besucher oder Bewohner der Kaiserstadt nicht ohne Interesse ist und für den Culturhistoriker jedenfalls beachtenswerthes Material liefert. Die Aufsätze über Schule und Schulbildung, sowie kleine Gelegenheitsarbeiten in der seitdem eingegangenen „Österreichischen Gartenlaube“ verdienen dagegen keinen Wiederabdruck. Noch weniger waren hier zu erneuern die im ersten Bande enthaltenen Sachen über Kunst und Künstler, welche Stifter für die „Einiger Zeitung“ schrieb. Theils sind sie von einer etwas platten Popularität, theils verlieren sie sich ins Phrasenhafte oder Absurd-Falsche. So heißt es z. B.:

Die Kunst ist nicht nur eins der höchsten Dinge der Menschheit. . . . Als die Darstellung des Göttlichen im Reize kommt sie gleich nach dem Höchsten, was der Mensch hat, nach der Religion. Die Wissenschaft, dieses Erhabene des menschlichen Geschlechts, folgt erst nach ihr und wird desto höher, je mehr sie der Kunst dient oder selbst Kunst wird (!). . . Die Chöre des Aeschylus und Sophokles gehören zu dem Erhabensten der Kunst aller Völker, und die Einführung derselben in das neue Drama ist nur eine Frage der Geschicklichkeit (!), nicht der Kunst; denn die Kunst ist bloß an das Ewige gebunden und unterliegt keiner Zeit.

für die Irrlehre von der idealen Kunst, welche nur in einer politisch jämmerlichen Zeit aufkommen und nur in deutschen Aesthetikerköpfen spuken konnte, wird nun wol die letzte Stunde geschlagen haben, da wir wieder eine Nation geworden sind. Die Wissenschaft ist international; eine Kunst, die nicht national ist, ist gar keine.

Für die Freunde des Stifter'schen Hauptwerks, der „Studien“, wird in diesem Bande das Bruchstück aus der „Mappe meines Urgroßvaters“ von Interesse sein. Denn eben diese „Mappe“ erschien zuerst in der „Wiener Zeitschrift“ (1841 und 1842) und wurde später für die „Studien“ wesentlich umgearbeitet. Während des Drucks dieser zweiten Bearbeitung entstand aber in dem Verfasser der Gedanke, die dem Werke zu Grunde liegende Idee vollständig und abgesondert zu bearbeiten. Er wollte nämlich ein allmählich zu innerer Klarheit und Festigkeit und zu schöner, friedlicher Uebereinstimmung mit der Außenwelt gelangendes Menschenleben zur Anschauung bringen. Ganz wie in der „Mappe“ der „Studien“ erzählt auch hier der „Doctor“ seine Erlebnisse. Die vorliegenden Bruchstücke enthalten überhaupt manches aus den „Studien“ Bekannte, aber auch manches Neue. Zum Abschluß ist diese, wie man sieht, dritte Bearbeitung der „Mappe“ nicht gekommen.

Keine Nachlese, aber auch Erzeugnisse eines schon bekannten Autors enthalten die „Nordischen Novellen“ (Nr. 4), deren Hauptbestandtheil zwei historische Erzählungen von Andreas Munch ausmachen. Die erste spielt in dem 1567 von den Schweden zerstörten alten Bischofsitze Hamar. In der Einleitung berichtet Munch sehr anziehend von einer Excursion, die er 1841 nach den Ruinen unternommen. Er nennt es „absichtlich eine Wallfahrt; denn unsere protestantische und glaubenlose Zeit hat wol höhnisch alle wunderthätigen Wallfahrtsörter verlassen, aber die Geschichte hat doch noch ihre Religion und ihre Reliquien, zu denen der Gläubige pilgern und wo er niederknien und sein im Alltagsleben ausgebrühtes Herz stärken kann“. Mit der Wirklichkeit, daß von der einst so blühenden Stadt nur drei einsame Säulen des byzantinischen Doms übriggeblieben sind, contrastirt der Verfasser sehr hübsch einige Stellen der alten Chronik:

Und es war gar lustig im Sommer, wenn man Hamars Stadt umrundete, und alle Pflanzen und Bäume solch herrlichen Duft verbreiteten. . . . Item, wenn es mildes und stilles Wetter war, dann konnte man es in weiter Ferne hören, wenn der Prießer und die Küster in der Kirche sangen und die Töne des Orgelwerks gehört wurden, sodaß der, welcher nicht hatte ein Herz von Stein, weinen mußte über Gottes unaussprechliche Gnade gegen die Menschen.

Die Introduction verspricht aber mehr als die Geschichte hält. Bloße herausgegriffene historische Scenen, im Zeitcolorit geschildert, machen noch lange kein Kunstwerk. Wir verlangen eine durchgehende Idee; irgendeine Seite der Welt, von univervaler Bedeutsamkeit, soll widerspiegelt werden. So stellte der Dichter der „Bride of Lammermoor“ den Conflict eines zu Ende gehenden uralten Adelsgeschlechts mit einer bürgerlichen, aufstrebenden, geschickt intelligenten, politischen Advocatenfamilie in der vielseitigsten Weise dar. Die strenge Einheit der künstlerischen Idee und die wundervoll poetische Ausführung

machen dies Werk zu einem Meister- und Musterwerke der Gattung.

Von dem auch für die kleinere Novelle unbedingt geltenden Gesetze hat sich der norwegische Autor auch in der zweiten, hier übersetzten Novelle nicht leiten lassen. Er empfindet das selbst und sagt am Ende, er habe das historische Dunkel des Dramas nur an einer Stelle für einen Augenblick durch die Fadel der Einbildung zu erhellen versucht, die fernern Gegenstände in ihrem alten Dunkel belassend. Diese fernern Gegenstände waren aber gerade „der Morgen zu jenem Abend“. Wir erhielten nur Bausteine, aber kein Bauwerk.

Den Schluß der „Nordischen Novellen“ bildet „Das Todtenschiff“ von Carit Klar, einem Dänen. Unser Hauff hat diese bekannte Sage in seinen Märchen schon weit hübscher erzählt. Wir hätten diese Uebersetzungen also wol entbehren können.

Zu den in der Ueberschrift dieses Artikels angekindigten Erstlingen gehört zunächst „Ein zweiter Kubens“ von der Gräfin Mathilde von Reichenbach (Nr. 5). Sagen wir nur gleich von vornherein, daß wir dem Buche keine Nachkümmlinge wünschen und keine Nachlesen prophezeien können. Es war eine Herculesarbeit, diese zwei Theile, auf äußerst schlechtem Papier mit zahllosen Druckfehlern — dem Innern entsprach diesmal das Außere — wirklich von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Allein wir haben diese That vollbracht und theilen nun die Fabel mit, weil sie ein classisches Beispiel für die Abwesenheit aller der Erfordernisse ist, die wir vorhin an den Roman stellten.

Der französische Maler P. P. Prudhorn heirathet in Paris eine Gastwirthin, Namens Stichhaube (sic), um welche sich auch der Bibliothekar Bösenmayer (sic) bewarb. Bösenmayer wird infolge dessen der Verfolger des Malers. Der letztere verläßt übrigens nach sechs Jahren seine Frau, weil diese ihn schlecht behandelt und zuletzt sogar seine Lieblingstauben heimlich geschlachtet hat! Er lernt dann auf dem Grabe des Meisters Kreuze (dessen Name mit eiserner Consequenz Grenze gedruckt ist, sowie Guizot: Guiso) dessen Schülerin Malvine von Meran kennen, mit der er ein platonisches Freundschaftsbündniß schließt. Aber Charles von Kenüsa (sic), der Liebhaber Malvines, sowie Bösenmayer, der ebenfalls um diese Malvine anhält, bewirken aus Rache über ihre Abweisung, daß Prudhorn durch den Polizeiminister Fouche (dessen Biographie aus dem „Conversations-Lexikon“ wir erhalten) verbannt wird. Nun leben Prudhorn und Malvine in Interlaken, von wo aus der Maler seinen Freund Canova (wieder Biographie aus dem „Künstler-Lexikon“) besucht. Dann kehren beide nach Paris zurück, wo Malvine sehr fromm wird, den Freund als Protestantin nicht heirathen will und zuletzt in Geisteskrankheit fällt. Warum? Weil der Papst auf Kenüsa's und Bösenmayer's Anstiften den Bannfluch über Malvine ausgesprochen, da sie Prudhorn's Ehe mit der Gastwirthin gestört habe! Die irr-sinnige Excommunicirte läßt sich nun in Interlaken von ihrer frühern Wirthin pflegen, während Prudhorn Bilder für die Kaiserin Marie Luise malt. Voilà tout. Das Detail und der Stil sind dabei so unter der Kritik, daß

wir den Namen der Verfasserin nur für pseudonym halten können. Uebrigens gingen wir, eben wegen jenes Namens, mit den besten Hoffnungen an die Lektüre.

Nach dieser unerquicklichen Erscheinung berühren uns sehr wohlthuend die „Wellen Blätter und Blüten“ (Nr. 6) einer andern Dame, welche sich nach der Vorrede ebenfalls als erste Blüten zu erkennen geben. „Welle Blätter! Ich brach sie einst in sommerlichen Tagen, legte weiße duftige Blüten hinzu, und band ein Sträußchen daraus. Schaust du sie an, mögen sie wieder grünen und blühen vor deinen Augen, möge dich Waldesluft, Frühlingsathem und Jugendlust, frische, fröhliche Jugendlust aus ihnen anwehen.“

Dies alles und noch dazu die Melancholie der Cam-

pagna und die Herrlichkeit des römischen Cultus weht uns auch wirklich aus der Novelle „Margaritha“ entgegen, welche Rafael's Liebe zu einem einfachen Landmädchen behandelt. Römische Eindrücke sind hier so poetisch wiedergegeben, daß man an eine weitere Entwicklung des von der Verfasserin offenbarten Talents wol glauben und sich noch Vereisteres versprechen dürfte. Aber auf diese Erflingsblüten sollten keine Früchte folgen: die lebenswichtige junge Dame, welche uns ihre „einfachen Geschichten“ noch persönlich zur Besprechung anvertraute, ist seitdem ihren mit seltener Geduld getragenen Leiden erlegen. Noch auf dem Todtenbette sprach sie ihre Betrübniß aus, den von ihr beabsichtigten socialen Roman nicht ausführen zu können.

Feuilleton.

Notizen.

Von Otto Henne-Am Rhyn's „Culturgeschichte der neuern Zeit“ ist der zweite Band, das „Zeitalter der Aufklärung“ enthaltend, erschienen (Leipzig, D. Wigand, 1871). Wenn der Verfasser in dem ersten Bande seines Werks seine culturhistorischen Ausführungen über das Zeitalter der Reformation bis zum Beginne des Dreißigjährigen Kriegs fortgeführt hat (vgl. Nr. 24 d. Bl.), so behandelt der zweite Band die Zeit vom Anfange dieses letzten Religionskriegs Europas bis zur ersten französischen Revolution. In sechs Büchern werden uns auf 624 Seiten die Resultate der menschlichen Geistes-thätigkeiten, welche während dieses hochwichtigen Zeitraums die Geschichte der Menschheit bestimmen und fortentwickeln halfen, wie in einem wirkungsvollen Bilde entrollt. Wir können nun gerade nicht sagen, daß uns das Arrangement der einzelnen Theile dieses Bildes überall gelungen erscheint, auch finden wir in demselben keine besonders neuen Partien, allein der Geist, der das Ganze durchweht, und der Totaleindruck, welchen es hervorbringt, sind von der Art, daß wir auch den zweiten Band der Culturgeschichte von Henne-Am Rhyn als ein verdienstliches Werk begrüßen zu müssen glauben.

Der Verfasser ist ein aufrichtiger Freund der Freiheit in Schule, Kirche und Staat, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn er bei der Behandlung seines Gegenstandes einen gewissen Parteistandpunkt einnimmt und in gerechtem Zorn die Sache des von geistlichen und weltlichen Tyrannen misshandelten und zertretenen Volks vertheidigt. Bei dieser Vertheidigung läßt er sich jedoch nie so weit hinreißen, daß er seinem Parteistandpunkt zu Liebe die objective Wahrheit absichtlich verkümmert.

Das erste Buch des in Rede stehenden Werks behandelt in drei Abschnitten die „Sitten und Unsitte“ des Volks, der gebildeten und bevorzugten Stände und der verschiedenen fürstlichen Höfe während des genannten Zeitraums. Daß der Verfasser gerade an dieser Stelle die nationalökonomischen Systeme eines Quesnay, Adam Smith u. s. w. bespricht, scheint uns aus sachlichen und formellen Gründen nicht sehr passend. Das zweite Buch gibt uns unter der Ueberschrift „Aberglaube und Geheimnißsucht“ zunächst eine Darstellung der „Auswüchse menschlicher Thorheit“ in Krieg und Frieden, dann eine Schilderung der verschiedenen religiösen und ethischen Gesellschaften in Großbritannien, Frankreich, Schweden, Deutschland u. s. w. Das dritte Buch enthält eine Darstellung der wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Natur, des Geistes und der Pädagogik; hier tritt uns die dem Dreißigjährigen Kriege folgende „Aufklärung“ als die „Ueberwinderin des Aberglaubens der Theologie“ besonders entgegen. Im vierten Buche finden wir eine gedrängte Zusammenstellung der Rechts- und Staatslehren holländischer, englischer, deutscher, italienischer und

französischer Philosophen und Staatsrechtslehrer (Hugo Grotius, John Milton, Thomas Hobbes, Spinoza, Locke, Sidon, Pufendorf, Leibniz, Thomastius, Wolf, Montesquien, Rousseau, Filangieri u. s. w.). Mit Recht hebt der Verfasser den „Tractatus politicus“ Spinoza's hervor und citirt daraus die schönen Worte, von denen Bluntschli sagt, daß sie es verdienen, mit goldenen Buchstaben über den Thoren der Residenzen und Rathhäuser eingegraben zu werden: „Aus den Grundlagen des Staats folgt, daß der letzte Endzweck desselben nicht sei, zu herrschen, die Menschen durch die Furcht zu bezähmen und unter eines andern Gewalt zu bringen, sondern im Gegentheil einen jeden von der Furcht zu befreien, damit er, soweit dies für ihn möglich ist, sicher leben, d. h. sein natürliches Recht, zu existiren, ohne seinen eigenen und des andern Schaden am besten behaupten möge; es ist nicht der Zweck des Staats, Menschen aus vernünftigen Geschöpfen zu Thieren oder zu Automaten zu machen, sondern daß ihr Geist und Körper ihre Fähigkeiten ungefährdet entwickeln, daß sie sich ihrer freien Vernunft bedienen, nicht in Haß, Zorn und Betrug miteinander streiten und sich gegenseitig befeinden. Der Endzweck des Staats ist also im Grunde die Freiheit.“ Auch die politischen Schriften Friedrich's des Großen werden hier erwähnt, z. B. sein „Antimachiavelli“ und seine „Versuche über die Regierungsformen und die Pflichten der Souveräne“. Bei dieser Gelegenheit sagt der Autor: „Entsprach er (Friedrich II.) den in seinen Schriften niedergelegten Grundsätzen auch nicht immer in seinem Thun, so gleicht er eben hierin allen Menschen, die ja nie hart genug sind, stets so zu handeln, wie ihr Inneres sie antreibt. Friedrich der Große war eine lebendige Verwirklichung der deutschen Träume von bessern Rechts- und Staatszuständen, über ihn hinaus gingen dieselben in der Periode, welche uns gegenwärtig beschäftigt (Zeitalter der Aufklärung), noch nicht.“ Der zweite Abschnitt des vierten Buchs bespricht vornehmlich die religiösen, politischen und socialen Reformen, welche von oben herab durch einzelne europäische Regierungen ins Werk gesetzt wurden (Pombal, Aranda, Tanucci, Joseph II., Struensee, Friedrich II. u. s. w.); zum Schlusse wird auf die amerikanische und französische Revolution und auf Kant's „ewigen Frieden“ hingewiesen.

Das fünfte Buch, „Wahrheit und Dichtung“ überschrieben, behandelt ziemlich ausführlich die Nationalliteratur der romanischen Völker und der englischen und deutschen Nation; in einem Anhange wird auch kurz die niederländische, dänische und schwedische Literatur besprochen. An einer Stelle macht der Verfasser die treffende Bemerkung, daß Frankreich seinerzeit den geduldbigen Deutschen das Elsaß geraubt habe, ohne die Bevölkerung nach ihrer Einwilligung zu fragen. Fiat applicatio!

Das sechste und letzte Buch enthält eine Besprechung der

bildenden und darstellenden Künste und Reflexionen über die „Geschichte und Theorie der Kunst“ überhaupt.

Mag, wie bereits angedeutet, die Art und Weise, wie Otto Heine-Am Rhyn das „Zeitalter der Aufklärung“ vom Standpunkte der Kulturgeschichte behandelt hat, in manchen Einzelheiten mangelhaft und zu tabeln sein, im großen Ganzen bleibt sein Buch doch — und namentlich für die Gegenwart — eine dankenswerthe Arbeit.

Die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung veranstaltet eine Reihe wohlfeiler Volksausgaben deutscher Classiker: Schiller's „Theater“ erscheint in acht Bänden; in einem Band die „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“, die „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ und „Schiller's novellistische Schriften“.

Von der ihrem Abschluß bald entgegenstehenden Uebersetzung von „William Shakespeare's dramatischen Werken“, herausgegeben von Friedrich Bodenstedt (Leipzig, Brockhaus) liegt das zweiunddreißigste und dreiunddreißigste Bändchen vor. Jenes enthält „Julius Cäsar“ übersezt von Otto Gildemeister, dieses „Raß für Raß“, übersezt von dem Herausgeber.

In der Einleitung zum „Julius Cäsar“ nennt Gildemeister es eine verkehrte Auffassung, den Cäsar für den Helden dieses Dramas zu halten. Brutus ist der Held; „aber um dem Brutus seine wahre Höhe zu geben, durfte des Brutus Opfer sein Geringerer sein als der glänzendste Mann der römischen Geschichte. An Cäsar's Gestalt hat der Dichter nicht mehr Pinselftriche verwandt, als erforderlich waren, um uns die ganze politische Wucht der Ermordung eines solchen Gewaltigen zu veranschaulichen und uns zugleich deutlich zu machen, daß Brutus im Cäsar nur die Tyrannei als Institution, nicht den menschlich hassenswerthen Tyrannen verurtheilte. Die geistige Größe Cäsar's wird nur mit einigen wenigen, allerdings höchst eindrucksvollen Strichen geschildert, ganz anders als die sorgfältig und durch immer neue Züge charakterisirte Seelengeschichte des Brutus, die vom ersten bis zum Schlusse des fünften Actes den Mittelpunkt des Ganzen bildet, auf den alles andere sich bezieht, wie beispielsweise die kurze Scene, in welcher die drei Triumvirn kühl und gelassen um den Tod ihrer Freunde martern und die Welt unter sich vertheilen, durch den Contrast die unpraktische Hochherzigkeit des idealistischen Republikaners hervorhebt und dem Zuschauer den Gedanken nahe legt, daß es eben die reine, unselfische, edle Natur des Helden ist, die ihn dem Untergange entgegenführt. Nun kann man allerdings fragen, wie denn Shakespeare dazu gekommen sei, das Stück anstatt „Brutus“ „Julius Cäsar“ zu nennen. Allein im Elisabethischen Zeitalter machte man an die Titel der Bühnenerwerke keineswegs den Anspruch, daß sie im richtigen Verhältniß zum Inhalt stehen sollten. Bekanntlich waren die atheniensischen und die römischen Dramatiker in dieser Beziehung noch sorgloser. Sehr häufig wurden ihre Stücke nach irgendeinem ganz untergeordneten Umstande benannt.“ Gildemeister nennt die Uebersetzung des „Julius Cäsar“ von A. W. Schlegel dessen Meisterwerk, das schlechthin unübertrefflich sei. „Unmöglich“, sagt Gildemeister, „kann es der Zweck einer neuen deutschen Shakespeare-Ausgabe sein, um den Preis geringerer Qualität den zweifelhaftesten und zumal dem Leser ganz gleichgültigen Ruhm der Originalität sich zu sichern. Das Unübertreffliche stehen zu lassen, ist am Ende auch vom literarischen Gesichtspunkte betrachtet rühmlicher, als es verdrängen zu wollen. Ich habe, hiervon ausgehend, es bei Schlegel's Wort bewenden lassen, wo nach meinem Urtheil Schlegel's Wort das richtige war, und bloß da, wo ich eine Verbesserung für möglich hielt, eine solche versucht. Nur an sehr wenigen Stellen erschien es durchaus geboten, den Schlegel'schen Text fallen zu lassen.“

Bodenstedt sagt in der Einleitung von „Raß für Raß“: „Den Titel eines Lustspiels im heutigen Sinne des Wortes verdient das Stück eigentlich nicht, denn die komischen Charaktere und Situationen, welche es enthält, sind von entschieden untergeordneter Bedeutung und haben einen so anrührenden Reizgeschmack, daß sie uns wol ein vorübergehendes Lachen abge-

winnen, sogar abzwängen können, aber eine rechte, sonnige Heiterkeit nicht in uns aufkommen lassen. Der Gang der Handlung ist, der Anlage der Hauptcharaktere entsprechend, ein durchaus ernster, und die komischen Scenen dienen nur dazu, grelle Streiflichter auf die trübe und dunkle Atmosphäre zu werfen, in welcher das Stück spielt. Der Wit ist hier kein Wetterleuchten und Blitzen, sondern gleicht eher dem Flackern von Irrlichtern, wie Sumpf und Morast sie erzeugen. Die vorwiegend ernste, fast peinliche Stimmung, in welche die Schürzung des Knotens uns versetzt, vermag selbst die glückliche Lösung nicht ganz zu heben; denn wenn wir auch Dr. Johnson's frommen Eifer nicht theilen, der in Angelo einen todeswürdigen Verbrecher sieht und dem Dichter einen Vorwurf daraus macht, ihn am Leben zu lassen, so ist doch unsere Befriedigung über seine Rettung ebenso mäßig wie unsere Sympathie für Mariana, dieses klattenhaft treue Anhängsel des treulosen Mannes.“ Wir denken nicht so gering von diesem geistreichen Drama, wie es häufig geschieht, und halten einzelne Scenen desselben für ebenbürtig dem Besten, was Shakespeare gebichtet hat.

Bibliographie.

- Baldi, A., Das deutsch-patriotische und nationale Lied und seine Bedeutung. 1813—1870. Hamburg, Bucher. Gr. 8. 12 Ngr.
- Bender, W., Der Wunderbegriff des Neuen Testaments. Eine historisch-dogmatische Untersuchung. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 20 Ngr.
- Bennede, W., Gedichte. Leipzig, Luchardt. 8. 15 Ngr.
- Reinhold Penz, Eine Novelle. Leipzig, Luchardt. 8. 15 Ngr.
- Bentinek, Graf W., Autobiographien über Maria Theresia. Mit einer Einleitung: über die österreichische Politik in den Jahren 1749—1755. Herausgegeben von A. Beer. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Bicker, F., Arbeit und Capital. Ein Beitrag zum Verständnis der Arbeiterfrage. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Caroline (Schlegel), Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Götter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Watz. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
- Conard, J., Vorber und Cypresse zur Erinnerung an den glorreichen deutschen Krieg von 1870—1871. Berlin, Wohlgenuth. 16. 15 Ngr.
- Dalton, F., Reisebilder aus dem Orient. St. Petersburg, Rittiger. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Decken's, Baron C. C. v. der, Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859—1865. Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden Fürstin Adelheid v. Pleß. 2er Bd. Erzählender Theil. — A. u. d. T.: Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1862—1865. Nebst Darstellung von R. Brenner's und Th. Einzelbach's Reisen zur Feststellung des Schicksals des Verschollenen, 1866 und 1867. Bearbeitet von D. Kersten. Neue Reisen im Innern und an der Küste. Die ostafrikanische Inselwelt (Madagaskar, Seschellen, Réunion, Mosibé und Komoren.) Reisen in den Ländern der Galla und Somali. Leipzig, C. F. Winter. 5 Bde. 4. 7 Thlr.
- Deutsche Ehrenhalle. Die großen Männer des deutschen Volkes in ihren Denkmälern. Mit geschichtlichen Erläuterungen von W. Buchner. Jubel-Ausgabe. 1ste bis 6te Hef. Darmstadt, Verlag und Depot gemeinnütziger Schriften. 5 Bde. 4. 15 Ngr.
- Evels, F. W., Peterklänge! Zur Verherrlichung des Papst-Jubiläums Sr. Heiligkeit Pius IX. herausgegeben. Bonn, Wittmann's Nachf. 8. 6 Ngr.
- Falk, J., Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Auskattung der Wohnung. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
- Geffler, F., Sonette eines Feldsolbaten. Stuttgart, Metzler. 8. 12 Ngr.
- Gottlieb, J., Aus dem Bernerland. Sechs Erzählungen aus dem Emmenthal. 1ste Hef. Berlin, Springer. 5 Bde. 4. 10 Ngr.
- Gregorovius, F., Wanderschaft in Italien. 4ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Heine-Am-Rhyn, O., Kulturgeschichte der neuern Welt. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart. 2er Bd. — A. u. d. T.: Kulturgeschichte des Zeitalters der Aufklärung. Von der Zeit des dreißigjährigen Krieges bis zur französischen Revolution. Leipzig, Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Hefel, G., Vaterländische Romane. Neue, vom Verfasser revidirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Jante. 8. 4 1 Thlr.
- Hilarius, F., und M. Gramming, Der deutsche Volkskrieg gegen die Franzosen in den Jahren 1870 und 1871. 1stes Heft. Darmstadt, G. Lange. Gr. 8. 5 Ngr.
- Schmeidler, W. F. C., Europa und der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871. 2er Bd. Bis zum Frieden von Versailles. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Schmidt-Weissenfels, Straßburg. Historischer Roman aus der Gegenwart. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 1 Thlr.
- Schwarz, Marie Sophie, Die Jugendgefahren. Roman. Nach dem schwedischen Original-Manuscript frei bearbeitet von Jenny Hirsch. Antiquarische Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Jante. 8. 4 Thlr.
- Studer, G., Ueber Eis und Schnee. Die höchsten Gipfel der Schweiz und die Geschichte ihrer Besteigung. 11te Abth. Bernina. Bern, Dalp. Gr. 8. 1 Thlr.

A n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von **Moriz Carriere.**

Erster bis vierter Band.

8. Geh. 14 Thlr. Geb. 16 Thlr.

Carriere's Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwicklung der Menschheit ist als eine der werthvollsten Bereicherungen unserer Literatur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Noch vor Vollendung des umfassenden Werks wurde vom ersten Bande eine (soeben erschienene) zweite Auflage nöthig, die vom Verfasser neu durchgearbeitet und wesentlich vermehrt worden ist.

Die vier Bände haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: Das Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.
4. Band: Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung.

Vierzig Briefe

von

Melchior Meyr.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In Briefen an einen Freund entwickelt der (während des Drucks verstorbene) Verfasser hier mit logischer Klarheit dieselben Gedanken und Ueberzeugungen, welche seine vor kurzem veröffentlichten Gedichte „Die Religion des Geistes“ in poetischer Form verkünden. Wie alle Schriften Melchior Meyr's gewährt auch diese letzte dem Geist und Gemüth der Leser gleiche Befriedigung.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

- Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Die Fortdauer nach dem Tode. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.
- Erzählungen aus dem Aies. Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.
- Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Erster und zweiter Band.

8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Sammlung der besten Werke Varnhagen's wird in drei Abtheilungen seine „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ (in dritter vermehrter Auflage), „Biographischen Denkmale“ und „Bermischten Schriften“ (ebenfalls meist in zweiter oder dritter Auflage) umfassen — Werke, die zu den Zierden der deutschen Nationalliteratur gehören, hier aber zum ersten mal gesammelt, in gefälligem, gleichmäßigem Druck und zu wohlfeilem Preise dargeboten werden.

Die erschienenen Bände sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben.

In unserm Verlage erschien soeben:

Alessandro Manzoni.

Eine Studie

von

E. M. Sauer.

Gr. 8. Preis 16 Ngr.

Wir erlauben uns auf diese sehr interessante Schrift noch besonders aufmerksam zu machen.

Prag, Juni 1871.

Friedr. Ehrlich's Buch- und Kunsthandlung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium mit Vergleichung der Finanzsysteme und Finanzgesetze von England, Frankreich und Deutschland.

Von **Lorenz von Stein.**

Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 25 Ngr.

Stein's „Lehrbuch der Finanzwissenschaft“, das seine Vortuglichkeit als akademisches Compendium wie als Leitfaden zur Selbstbelehrung schon bewährt hat, erscheint in der vorliegenden zweiten Auflage wesentlich vermehrt und mit fast verdoppeltem Umfange. Alle die großen Fortschritte, welche in den letzten Jahren auf diesem Gebiete gemacht wurden, sind vom Verfasser dem bekannten Professor der Volkswirtschaft an der wiener Universität, sorgfältig benutzt und verarbeitet worden, sodaß sein Werk nun ganz auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft steht.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 28 — Nr. 29. — 28 —

13. Juli 1871.

Inhalt: Aus dem Reiche der Mitte. Von Rudolf Gottschall. — Politische Broschüren von 1870 und 1871. — Neue Uebersetzungen. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem Reiche der Mitte.

Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Adolf Bastian. Sechster Band. — A. u. d. T.: Reisen in China von Peking zur mongolischen Grenze und Rückkehr nach Europa. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 8. 5 Thlr.

Von dem großen Reisewerke Adolf Bastian's ist der sechste Band erschienen, der uns Mittheilungen aus dem Reiche der Mitte bringt und den Aufenthalt des Reisenden in Peking sowie die Reise zur mongolischen Grenze schildert. Wir haben die frühern Bände des inhaltreichen Werks seinerzeit eingehend besprochen. In der äußern Fassung unterscheidet sich der vorliegende nicht von ihnen; die Grundform ist wieder die des Notizenconglomerats, welches an einen stets unterbrochenen Faden der Erzählung angereicht wird. In diesem Bande findet zwar die Ablagerung der bunten, in den verschiedensten Sprachen mitgetheilten und oft nur durch die lockerste ethnographische Parallele zusammengehaltenen Notizen in Noten unter dem Text statt; aber die Noten überwuchern nicht nur oft den Text, sondern dieser bietet oft eben solche Notizen, sodaß die Grenzlinie zwischen Text und Noten ins Schwanken geräth.

Wenn so die unhandliche Form, welche viele Leser zurückschrecken mag, auch bei diesem Bande dieselbe geblieben ist, so steht er auf der andern Seite doch an Interesse des Inhalts nicht hinter den frühern zurück. Der Kern der Notizenammlung ist wiederum mythologischer und religiöser Art. Der Autor ist leider nicht dazu gekommen, eine zusammenfassende Geschichte des Buddhismus zu schreiben; aber er liefert in dem Werke selbst und in dem Vorwort neue Bausteine zu derselben. Dies Vorwort ist keine jener gewöhnlichen „guten Vorreden“, welche die böse Nachrede ersparen sollen; sie ist eine umfangreiche Abhandlung, eine Kritik der gegenwärtigen Philosophie und ein Hinweis auf die Philosophie der Zukunft, als deren Grundlage eine verbesserte Psychologie, die vergleichende Ethnologie hingestellt wird, die auf das Völker-

leben angewendete Inductionswissenschaft, welche Bastian den letzten Hoffnungsanker heutiger Weltanschauung nennt:

Der menschliche Geist muß zunächst die Ueberzeugung festhalten, daß er durch objective Betrachtung des Naturganzen, das ihn (ein verschwindendes Pünktchen mit schon auf kurze Entfernung erblickender Lichtsphäre der Erkenntnißhülle) als Unendliches umgibt (also ohne Anknüpfungspunkte für ihre Analyse), daß er durch die stets nur in allgemeinsten Umrissen mögliche Gesamtaufassung des All nie jenes Mysterium durchdringen wird, das ihm in der Entstehung entgegentritt. Die bisher eingeschlagenen Wege, die nach verschiedenartigen kreuzförmigen in kosmologische Ideen verließen und dieselben bald mit mythologischer, bald mit metaphysischer, bald mit angeblich „exacter“ Phrasologie herausputzten, mußten deshalb auch alle erfolglos bleiben und in überflüssiger Wüste des Nichtig-Leeren enden. Wie die Induction ein Wissensgebiet nach dem andern für sich erobert, hat sie dasselbe für ihre Theorien und also auch für die höchste, für die der Entstehung, zu verwerthen gesucht, und da sie jetzt, an die Grenzen der Psychologie gelangt, auch diese letzte Festung des Aprioristischen bald in ihre Gewalt gebracht haben wird, so steht zu erwarten, welche Hilfe sie aus dieser Bundesgenossin zu ziehen vermag, wenn sich auf Grund der von der Ethnologie gelieferten Materialien die Erscheinungen des Seelenlebens gleichfalls in fest umschriebene Formeln fassen lassen würden. Eine günstige Vorbedeutung liegt darin, daß sich hier sogleich ein Anfang präsupponiren läßt, als eine bis dahin freilich noch unbekannte Größe, aber unter solche Combinationen gestellt, daß die baldige Substituierung eines bestimmten Werths in Aussicht zu stehen scheint. Dieser in den unbegrenzten Reihen kosmologischer Causalitäten umsonst gesuchte Anfang ergibt sich bei dem Mikrokosmos des Menschen aus der Wechselwirkung zwischen außen und innen, deren Resultat im Bewußtsein hervortritt. Hat dann der Mensch aus sorgsam sinniger Betrachtung des Pflanzthens psychischen Wachstums, wie es in seinem Innern, im Volksgedanken, keimt, einen Durchblick in Entstehungsgesetze gewonnen, dann mag er die daraus gesicherten Resultate auch wieder als Factoren für umfassendere Rechnungen verwenden, um im Subjectiven das Objective und beider Wurzel zu erklären. Die regere Theilnahme, die sich seit kurzem der ethnologischen Anthropologie zuzuwenden beginnt, wird es möglicherweise schon unserer Generation gestatten, die ersten Fundamente dieser hoffnungsreichen Wissenschaft zu legen, den Keim zu pflanzen eines Weltenbaums, an dem die Erkenntniß-

frucht dem Menschengeschlecht reifen wird, im ewigen Umlauf der Zeiten.

Erst nach genügender Beschaffung des ethnologischen Materials wird die Psychologie als die echte Naturwissenschaft hervortreten, zu der sich eine (psychologisch geschulte) Philosophie verhalten würde wie die reize Mathematik zu den auf ihr basirenden Zweigen angewandter Technik, die erst die für das Leben genießbaren Früchte tragen:

Wer die Psychologie ihrer selbst willen treibt, wird mit leeren Formeln spielen, die dem fernstehenden Laien als mysteriös allegorische Symbole aufgezeigt werden können, die aber einen realen Werth nur so weit gewinnen, als sie in thatsächlich constatirten Manifestationen der Denkgesetze zu Tage treten.

Vastian verurtheilt die rationelle Psychologie und alle ihre Constructionen, welche die Empirie überschreiten; er verlangt die Grundlage der Erfahrung:

Die Erfahrung lernt nie aus, sie kann und darf nie auslernen in dieser dem Menschen noch unverständlichen Welt, und es wäre der Hohn wilder Verweisung, wenn wir uns in höherer Clansur für immer mit jenem jämmerlichen Bettelbrote zu begnügen hätten, das die Philosophie als ihre speculativ zusammengedackene Seele anbietet. Lieber noch länger durch Feld und Wald gebirgt, der Meereswelle, den Stürmen getrogt, den Klüften gefolgt, den tiefen Schacht geprüft, bis wir der Natur genug von ihrem Gabenreichtum abgerungen haben, um bei einem glänzenden Mahl an der mit Wissensschägen beladenen Tafel zu schmelgen.

Geistreiche Beiträge zu dieser vergleichenden Ethnologie sind in dies Vorwort verflochten; auch fehlt es nicht an einer Art von philosophischer Grundlegung. Das Empirische erklärt der Verfasser für den Keim, aus welchem die Erkenntniß hervordringend und organisch sich entfaltet:

Da in unserer Erkenntniß noch über die Erfahrungswelt hinausliegende Ideen (von der Seele, dem Weltall und Gott) sich finden, die aus der Erfahrung nicht gewonnen sein konnten, aber doch nothwendig zu sein schienen, so müßte der Grund dieser Nothwendigkeit gleichfalls in unserer Vernunft liegen (nach Kant). Aber diese Ideen sind immer nur das entsprechende Product der jedesmaligen Erfahrung, und die ethnologischen Thatsachen beweisen es ja eben überall, daß die Ideen von der Seele, von dem Weltall, von Gott, jeder Zeit und jeden Orts, den aus der Erfahrung gegebenen Anschauungen gemäß verschiedenlich und in den mannichfaltigsten Richtungen der Gestaltungen ausgebildet sind.

Weiterhin heißt es:

Die Bewußtseinsentwicklung zum Mittelpunkt zu machen, verbietet schon die excentrische Stellung, die der Mensch im All, soweit er dasselbe durchschaut hat, einnimmt. Die Dinge sind, weil er sie denkt, und er denkt sie, wie sie sind. Wer diese Schlüsseltheile des Bewußtseins mit dem Außen durchbricht, der betritt eine phantastisch verworrene Gedankenwelt, die Streifzüge nach jeder Richtung erlaubt, aber dem verständigen Wissen nie ein Plus hinzusetzen wird. Was das Erkennende und das Erkannte einheitlich vermittelt, ist das Gesetz, das die Natur im Innern des Menschen und draußen von ihm nach gleichen Regeln regiert. Das Gesetz manifestirt sich also in einer bunten Mannichfaltigkeit von Erscheinungen, die mit- und zwischen-einander in partielle Wechselwirkung treten in verschiedener Weite oder Enge der Ausdehnungskreise, die bald viele, bald wenige der Nebendinge umfassen, beim Bewußtsein aber alle; und ob es diesem nun je gelingen wird, aus den ihm bekannt gewordenen Relativgrößen einen absoluten Werth zu berechnen, bleibt von dem weitem Fortschritt der exacten Inductionswissenschaften, die bis jetzt die Grenzen der Psychologie kaum erreicht haben, abhängig, und bis dahin ist alles Speculiren darüber müßige Länderei.

Von der Naturwissenschaft allein erwartet Vastian die Rettung unserer Civilisation:

Die raschen Erfolge der Naturwissenschaft in den letzten Jahren übertreffen die aller frühern Jahrhunderte; aber trotz aller Partialerfolge, die wir hier und da erschaut haben, steht uns doch die Natur im großen und ganzen noch ebenso schroff und starr, noch ebenso stumm gegenüber wie unsern Vorfahren und den kulturlosen Wilden. Diese Hoffnungslosigkeit würde zermalmend für das Bewußtsein sein, wenn sich nicht hier und da einige Durchblicke auf Harmonien ewiger Gesetze eröffnen hätten. Die Civilisation steht an dem Rande eines gefährlichen Absturzes. Gelingt es ihr nicht bald, sich aus der Naturforschung eine neue Grundlage ihrer moralischen Weltanschauung zu bilden, so ist sie rettungslos verloren, denn die Götter, die wiederholt in ihre subjective Entstehung zerlegt sind und in der Dehnbarkeit ihres Begriffs längst die äußerste Grenze erreicht haben, könnten ihr diesmal nicht wieder helfen.

Wenn wir aus diesen, im Durchschnitt lichtvollen und nur von ethnologischen Randverzerrungen umrahmten Prospekt des Werks uns in dasselbe begeben, so müssen wir alle Hoffnung draußen lassen, hier der gleichen Klarheit in der Anordnung des Stoffs oder irgendwelcher einleuchtenden Gruppierung zu begegnen. Die Vorgänge der Reise erfüllen nur das kleine erste Kapitel, welches Shanghay, die Seefahrt, die Einfahrt in den Peiho und die kurze Landreise durch überschwemmtes Land schildert; in dem dritten Kapitel: „Kalgan und die Grenze“, bilden sie wieder den durchgehenden Faden, an den sich die unzähligen Notizen anreihen. Doch in dem Hauptkapitel „Peking“, dem eigentlichen Kern des Bandes, ist die Schilderung der Stadt eine aphoristische, und diejenige der chinesischen Volkssitten ist so mit mythologischen und philosophischen Notizen verquillt, daß man bei den fortwährend über die ganze Erde springenden Parallelen, welche die alte und neue Zeit, Kultur- und Naturvölker bis auf die obscursten Stämme berücksichtigen, stets in Gefahr kommt, den Faden zu verlieren. Bisweilen sind diese Parallelen so wenig durchsichtig, daß sie nur durch weiterreichende Ideenaffinationen erklärt werden können, und oft ist der Zusammenhang zwischen dem Text und den Noten selbst für gründliches Nachdenken nicht leicht zu fassen. Das hier aufgehäuften Material aber ist ein außerordentlich reichhaltiges und für einen künftigen Aufbau vergleichender Völkerkunde höchst beachtenswerth.

Der erste Anblick der Stadt Peking von der Stadtmauer zeigte die folgende Gliederung derselben:

Auf der einen Seite blickte man auf die Latarenstadt, die den in hohen Bauwerken emporsteigenden Palast (dessen Hauptthor nicht geöffnet wird) umgibt, auf der andern Seite der Backsteinmauer breitet sich mit Bäumen zwischen den Häusern die chinesische Stadt aus, die dann wieder durch eine Lehm-mauer umzogen ist. In der Ferne erschien die Spitze des Himmelstempels, und am Horizont zeichneten sich die Umrisse einer Hügelkette ab. Aus den Böschungen über den Thoren sahen die Mündungen gemalter Kanonen hervor. Das mittlere Thor, das zum Tempel führt, wird nur dann geöffnet, wenn der Kaiser in feierlicher Procession für die Opferhandlungen auszieht.

Vastian besuchte dann verschiedene Tempel, den tibetischen Lamatempel Jung-ho-kung, dann den Tempel des Confucius:

In der Nähe der Stadtmauer findet sich in weiter Entfernung der Tempel des Confucius, dessen Hof mit Wagen gefüllt war, da gerade eine Examinationsfeier stattfand und die Verwandten der Theilnehmer in ihren Festtagskleidern dort warteten oder aufgeregert umhergingen. Ein schattiger Gartenhof brachte uns zu den Treppentufen des breiten Eingangsthores und dann

durch einen gepflasterten Hof zu einem langgestreckten Frontgebäude. In einer weiten und hohen Halle, deren flaches Dach von vieredigen Pfeilern getragen wurde, stand in einer erhabenen Nische die Tafel des Confucius, Che Schang lau (Hörsung) darauf geschrieben. Zur Zeit der Anbetung steigt der Geist dort herab. Massive Vieredertische, voneinander isolirt, tragen Räucherkerzen. In andern Nischen auf beiden Seiten fanden sich die Tafeln der vornehmsten Jünger, als Loungsi, Mencius u. s. w. Inschriften, wie der „Mann der Weisheit“, der „Mann ohne seinesgleichen“, „Weisheit in Vollkommenheit“, liefen längs des Gemäuers hin. Ein anderes, niedrigeres Gebäude enthielt die Tafeln untergeordneter Schüler und sonstiger Gelehrten, wie Fonghang, der den Schling aus dem Gedächtniß herausjagen wollte, Kuanantwo, ein Dichter zur Zeit der Han-Dynastie u. s. w. Einige Nischen fanden noch leer, da der Würdige, sie auszufüllen, noch nicht gefunden war. In den Nischen waren unter hohen Steinarkaden große Steintafeln aufgestellt, von Schildkröten getragen, als von dem Kaiser gegebene Ehrenbezeichnungen des Confucius. Steininschriften in den Höfen verherrlichten das Andenken der Gelehrten des Reichs. Die berühmten Urnenbreisfüße sind neben dem Thor aufgestellt.

Interessant ist die Beschreibung des buddhistischen Tempels Hoo-tching-ji (die Vollenbung der Reformation) und seiner verschiedenen Buddha-Bilder. Von der Phantastie der indischen Bildhauer und der grausamen Gestaltung der mythologischen Ueberlieferungen legt besonders das schwarze Bild der Chi-san-tien-mo, der glückbringenden Himmelsmutter, ein wenig anmutendes Zeugniß ab. Diese göttliche Dame erscheint als ein dreiaugiges Weib, das ein Pferd auf einem aus Menschenhaut verfertigten Sattel reitet, einen Menschenleib mit den Zähnen hält, einen Kopf in einer Schale, mit Köpfen umgürtet, und ein Halsband von Schädeln trägt, sowie einen mit Schädeln besetzten Speer.

Ueberhaupt führt uns die Revue der Tempel und Pagoden, welcher sich Bastian mit größtem Fleiß unterzog, zu sehr sonderbaren Heiligen. Neben einem Tempel der Erde, welcher den Genien des Ackerbaues geweiht ist, finden wir einen dem Ahnencultus geweihten Tempel der sieben Generationen, dem es nicht an dem Schmuck von Triumphbogen und prächtigen Terrassen fehlt. Die durch eine Mauer umschlossene kaiserliche Stadt von Peking enthält Gärten, auf welche Plocks und Pavillons von künstlichen Erhöhungen herabsehen, eine Stupapagode und unter verschiedenen Tempeln einen Wolkenempel, in welchem der Gott der Wolken zwischen zwei weißbärtigen Begleitern sitzt. Auch gibt es hier und in der Nähe Tempel des Lichts und des Pferdegottes, Tempel der Sonne und des Mondes, Windtempel und Regentempel. Im Windtempel trägt einer der Begleiter des Gottes als chinesischer Aeolus einen Sack, der die Winde enthält, auf den Schultern. In einem Tempel füttert die Kaiserin jährlich die Seidenwürmer. In einem andern buddhistischen Tempel fand sich eine merkwürdige Auswahl von Bildern: die drei Buddha, der Bergangehenheit, Gegenwart und Zukunft, das vergoldete Figürchen des Hyōshō (des Buddha's hohen Alters) in Schminkekleidung und bemaltem Kopfschmuck in einem Glaskasten, Loza, der Drachenkönig, mit einem Fächer, der vierhändige Olong-Jing mit zwei grenlichen Gesichtern, das kleinere auf dem größeren, der achthändige Ariabala mit einem kleinen Kopf zwischen der Paartracht des größeren,

das vielköpfige Ungeheuer Dumzugga (mit Krone und Gürtel aus Schädeln), in zweien seiner Arme eine Frau umschlungen haltend u. a. Wir bemerken hierbei, daß kaum ein anderer Reisender in China eine solche buddhistische Vorbildung besaß, um alle diese Ölgemälde zu erläutern, ihre Namen, ihre Bedeutung anzugeben, wie das Bastian mit derselben Geläufigkeit thut, mit der ein Buddha-priester seinen Rosenkranz herunterbetet.

Eine sehr bequeme Einrichtung sind die cylinderförmigen Gebeträder, die, mit Sanskritgebeten beschriftet, durch einen Eisengriff zu drehen sind. In der Haupthalle eines Lamaklosters fand Bastian ein kolossales Gebetrad, mit den acht Buddhas in seinen Abtheilungen, welches durch verschiedene Stodwerke emporreicht und von unten durch einen Hebebaum bewegt wird, an den man die Dachsen anspannt!

Nach dieser Schilderung der Tempel beginnen Auseinandersetzungen über die buddhistische Religion, über die Philosophie des Lao-tse, über die historischen Beziehungen Chinas zu Indien, Kambodja, Korea, Japan — und mitten in diese Fülle von Notizen sind einzelne Mittheilungen über chinesische Volksitten, den Ahnencultus, chinesische Kochkunst, Begräbnisse „eingesprengt“, die indeß nur wie Glimmerkörner aus einer Feldspatmasse aus dem „theologischen“ Grundstock der Notizen hervorglitzern. Von den Verstorbenen und der Rangordnung der Wesen berichtet Bastian:

Der Verstorbene, „der die Welt gegrüßt hat“, wird, mit seinen besten Gewändern bekleidet, in dem weiß angeschlagenen Saale in seinem Sarge aufgestellt und empfängt die Huldigungen aller Verwandten, ehe man ihn zur Grabstätte begleitet. In den Provinzen Kiang-nan und Tche-kiang werden die Toten (zur Aufbewahrung der Asche in Urnen) verbrannt, weil (nach Bau Braam) der Boden für das Begraben zu feucht sei. Wenn der Mensch stirbt, heißt er Kwei (Riki). Das, wodurch die Veränderungen und Umwandlungen vollendet werden, sind die Kwei-Schin (nach dem Kiang). Auf dem Hansdache wird die Seele des Verstorbenen eingeladen, zurückzukehren (nach dem Tschuenli). Was den tierischen Stufengrad anlangt, der dem Menschen am nächsten kommt, so sind das die Affen. Die Form ihres Leibes kommt der des Menschen nahe, und ihre Seele ahmt die Thätigkeiten der menschlichen Seele nach. Ebenso auch die trefflichste Pferdeart, denn diese hat Geistesstärke, treffliche Sitten und einen edeln Charakter, und bisweilen misst ein Pferd gar nicht, so lange ein König auf ihm reitet oder in seiner Gegenwart. Auch besitzt es kühnen Muth im Kampf und Ausdauer in Anstrengungen. Ebenso auch der Elefant, denn er versteht die Anrede, und ebenso Befehl und Verbot, gerade wie der verstandbegabte Mensch.

Offenbar haben die Chinesen etwas Ähnliches wie die Mitrailküssen des second empire und auch wie Petrolenmbomben gekannt, wie die folgende Mittheilung beweist:

Außer den Kanonen (ta-chen-tchong) bedienten sich die Chinesen des hundert Angeln spielenden Dienennestes, des Ty-sei oder Erdtonners (mit Pulver gefüllte Eisenkugeln), des Tien-ho-keou (Himmelsfeuerkugel, als griechisches Feuer), des Ho-iao (verzehrendes Feuer), durch Papierdrachen gegen den Feind gesandt.

Es ist keine leichte Aufgabe, sich durch diese ethnologische Notizenmasse hindurchzuarbeiten, doch ist die Mühe in vieler Hinsicht lohnend. Außer einer Menge gelehrter Parallelen findet sich auch so viel des Sonderbaren, daß dies menschheitliche Museum sich oft in ein Curiositäten-cabinet verwandelt.

Gegenüber der neuen Theorie von der Abstammung der Menschen von den Affen glauben die Kaffern, daß die Affen aus Menschen entstanden sind. Hier ist ein ethnologischer Uebergang gegeben zu der Theorie, welcher zufolge Affen und Menschen beide einen gemeinschaftlichen Stammvater haben. Folgende tibetanische Affentheogonie theilt Bastian mit:

Der König der Affen (die Gabe des Ridi Chubighan besitzend) wird durch Chutultu Ridiubar Usättshi als Einstebler (mit den Pflichten eines Büßers) in das Schneereich geschickt und vermischt sich dort (nach der Erlaubniß der beiden Götinnen Dara) mit einem weiblichen Manggus oder Rakshas (eine der wenigen dieser Wesen, die nach der Belehrung durch Ridiubar Usättshi übriggeblieben waren), um wenigstens ihre Vermischung mit einem männlichen Manggus (und so eine neue Fortpflanzung des setubelstigen Geschlechts) zu vermeiden. Als die 500 Nachkommen der sechs Jungen (nachdem alles Obst im Walde aufgefressen) hungrig und heulend umherliefen, siehe der Affe zu Ridiubar Usättshi (auf dem Berge Budala) um Erbarmen und erhielt das Versprechen, daß sein Geschlecht erhalten werden solle. Sich auf den Berg Simeru erhebend, warf Ridiubar Usättshi von der Spitze desselben fünf Sattungen Getreide in Menge herab, das nicht nur zur augenblicklichen Sättigung der verhungerten Affen diente, sondern größtentheils aufwuchs und ihnen auch für die Zukunft einen Vorrath sicherte. Infolge des Genußes dieses Getreides stiegen die Schwänze der Affen und die Haare ihres Körpers an, sich zu verkürzen, und verschwanden endlich ganz. Die Affen stiegen an zu reden, wurden Menschen und bekleideten sich mit Baumblättern, sobald sie ihre Menschheit bemerkten. So waren ein Affe und eine Manggus die ersten Aeltern des Volkes im Schneereich Tsbüt.

Nach einer Ueberlieferung in Ava haben dort sechs Männer vor dem Jahrhundert Gaudama's leserische Ansichten ausgesprochen, welche mit neuen materialistischen und junghegelschen Theorien übereinstimmen. Sie behaupteten selbst Gott zu sein, leugneten, daß es ein Wesen gebe, welches die Welt erschaffen habe und deshalb angebetet werden müsse, daß Menschen je in Thiere oder Thiere in Menschen verwandelt würden; sie lehrten, daß jedes irdische Begegniß dem Zufall seine Entstehung verdankt, daß gutes oder böses Geschick nicht im Zusammenhang stehe mit guten oder bösen Thaten, daß alle lebenden Wesen aus dem Schoß der Mutter hervorgingen und mit dem Tod ein Ende nähmen.

Nach Huc bestimmen die Chinesen Mittag nach den Augen der Katzen, die sich bis dahin verengen, von da ab wieder erweitern.

In der neugriechischen Thierfabel erzählt das Pferd, daß der Esel die vom Olymp geholte Urkunde (die Missethungen durch die Menschen verbietend) beim y-ahnen verschluckt hatte, und daß nun die Esel gegenseitig den Harn beröckhen, um die Urkunde wiederzufinden.

Nach Strabo ernährte man in der Hauptstadt der Bactrier Hunde, welche bestimmt waren, alle diejenigen aufzufressen, welche anfangen durch Alter oder Krankheit schwach zu werden. Die Hyrcanier nährten (nach Cicero) Hunde, um von ihnen nach dem Tode gefressen zu werden. Die Inguischen schwören am heiligen Fels beim Hundebred mit Knochen gemischt.

Eine treffliche Charakteristik überschwenglicher philosophischer Systeme ist die folgende: Fruchtbar an leeren Ideen und wilden Phantasien war die Philosophie jenen unfruchtbaren Weibern nicht unähnlich, welche in dem

Kollern der Darmgase die Bewegungen der Frucht zu hören glauben.

Bei den Kleirussen ist die Cholera ein Weib in rothen Stiefeln, das auf dem Wasser geht und beständig feucht.

Einmal im Jahre, bei dem Fest des Mithras, war der persische König verpflichtet, sich zu betrinken.

Im Kamajana folgen dem Heere Destillirer, trielen die Helden süßen Wein, und wird die ganze Armee bei einem Mahle so betrunken, daß sie Elefanten und Essthiere nicht mehr unterscheiden kann.

Um zweifelhafte Rechtsachen zu entscheiden, besuchen die Kuriten den heißen Strudel auf der Insel Ussajr. Zu dem Ende werden Hobespäne mit dem Messer geschnitten, die ein jeder mit seinem Zeichen bemerkt. Danach werden Breter neben den Sprudel hingelegt, auf welche sich die Streitenden nackt hinlegen. Dann sollen haarige Würmer aus dem Sprudel hervorkommen und über die Leiber der Daliegenden kriechen, wobei die meisten Schrecken und Ohnmacht befällt. Wer es aber ohne Schrecken drei Nächte nacheinander aussteht, behält recht, und ihm sollen nachmals die Geister dienen und zaubern helfen.

Von einem indischen Prometheus erfahren wir: Der weise Einstebler Wigwamitras hatte (um mit Brahma zu wetteifern) versucht, Menschen zu formen und zu befehlen, hatte es aber nicht weiter als bis zu einem unförmlichen Kopfe gebracht, aus welchem ein Kots (Kauçitas) ward.

Satten die Saporoger oder Wasserfallsoaden in der Beamtenwahl nach Vertheilung der Fischereien den neuen Koschewaj bestimmt, so mußte sich dieser Anstands halber weigern, als nicht geeignet. Zwei Kameraden faßten ihn dann unter dem Arm, andere schoben hinten nach, und so wurde er unter Schimpfreden (Hund, Hundesoß u. s. w.) und selbst Faustschlägen, um seinen erheuchelten Widerstand zu besiegen, in die Versammlung zu seinen neuen Ehren geschleppt und mit Lehm beschmiert.

Wir wänten diese bunte Mosaik von ethnologischen Seltensheiten noch durch eine große Menge von Beispielen erläutern. Namentlich zahlreich sind die Wunderlichkeiten der volkstümlichen buddhistischen Mythologie, welche natürlich, je nach den Volksgeistern, welche sie in sich aufnehmen, in Tibet, China, in der Mongolei eine sehr mannichfache Färbung erhielt, indem der Volksglauben in die Lehren der Religion, und zwar einer wesentlich philosophischen Religion, wie der Buddhismus ist, seine oft phantastischen und wüsten Gestaltungen hineinrug. Um so mehr ist es zu bedauern, daß wir nicht das systematische Werk über den Buddhismus, das Bastian in Aussicht stellt, sei es im Zusammenhang mit diesen Reisen oder selbständig, bereits besitzen. Der Reisende ist gewiß der größte Forscher und Kenner des Buddhismus, den Europa gegenwärtig aufzuweisen hat; aber aus seinem Reisewerk ist es schwer möglich, ein in seinen Grundzügen klares Bild dieser tiefstimmigen Religion zu gewinnen, trotz aller Tempelschilderungen, trotz der genauesten Angaben der vielarmigen und vielköpfigen Götzen, der priesterlichen Sitten, der Kosmogonie und Theogonie mit ihren indisch hyperbolischen Zahl- und Zeitbestimmungen,

der Wundergeburten Buddha's u. s. f. Die verwirrende Fülle eines nicht zu beherrschenden und dabei in allen phantastischen Farben spielenden Details macht die Sondernung der Grundlehren von den überwuchernden Phantastiearabesken schwierig, um so mehr, als wir jeden erleichternden Fingerzeig von seiten des Verfassers vermissen. Auch die in den Beilagen gegebene, zusammenhängendere Darstellung des Buddhismus, namentlich in der Gestalt, die er bei den Mongolen und Kalmlücken gewonnen hat, zersplittert sich vielfach in vereinzelt Notizen und entbehrt der Vorzüge einer streng systematischen Entwicklung. Das dritte Kapitel schildert die Reise bis Kalgan und an die Grenze; doch trägt nur der Anfang des Kapitels den Charakter einer Reisebeschreibung, während die zweite größere Hälfte des Kapitels sich theils wiederum mit mythologischen und religiösen Mittheilungen beschäftigt, theils interessante allgemeine Betrachtungen über das Reich der Mitte, seine Standesunterschiede, sein Alphabet und seine Sprache gibt. Selten finden sich Beschreibungen von Land und Leuten, wie die folgende Schilderung der Stadt Kalgan:

In dem Bazar bringen sich die verschiedensten Trachten, der Schafpelz, der gelb gefärbte Bouze, die runde Mütze des Popstüchlers. Die Waaren sind zur deutlichen Ansicht auf der Erde ausgebreitet, und an alten Kleiderverkäufern ist kein Mangel. Ein Drechsler saß auf dem Boden zwischen seinen neben ihm liegenden Werkzeugen, ungestört im Gebränge arbeitend. An bestimmten Standorten finden sich Mietzwagen, um Passagiere aufzunehmen. Packwagen zeigen sich mit drei Pferden in einer Linie voreinander bespannt. Auf einem fand ich eine Mongolin, hinter ihrer Tochter sitzend, beide mit einer Fliegenklappe. Ueber das Menschengewühl ragten die Mongolen hervor, die auf hohem Kamelsitze durch die Straßen hinstapelten. Um einen Handel abzuschließen, verflechten die Mongolen gegenseitig ihre unter den langen Ärmeln verborgenen Hände, und bezeichnen die Zahlen durch Fingerdrücke, wobei sie sich verständigen, ohne daß die Beistehenden wissen, worüber sie eims geworden sind. Ein Ausrufer warnte die Hausbesitzer, die Wasserpfützen vor ihren Thüren baldigst zu entfernen, weil sonst die Strafe des Magistrats nicht ausbleiben würde. Die Händler sind meistens Chinesen aus der Provinz Chanst. Chinesische Güter müssen in die Stadt gebracht werden durch ein niedriges, enges Thor in der Mauer, wo sie von den Beamten gezählt werden. Das Quartier der Gewerbetreibenden wird, als Stadt der Kaufleute, Maimatshin genannt. Die Einwohnerzahl Kalgans wurde auf 50000 angegeben. Kalgan (Thor der Festung) ist der mongolische Name der chinesisch Jan (wachsen) tja (Familienhäuser) to (Eingang) genannten Stadt (Jan-tja-to oder Chang chia tow) am Flusse

Piang-che (dem Flusse der Fremden) gelegen, und zerfällt in Chambo, das obere Quartier (in der Nähe der Mauer) und Siabo (das untere Quartier). Das von Mandshu bewohnte Quartier heißt Mandshu-Difu (der Standort der Mandshu), vom Gouverneur und seinen Leuten bewohnt. Das große Thor wird mit Sonnenuntergang geschlossen. Die besuchenden Mongolen bleiben in den Wirthshäusern der Vorstädte. Eins in der Stadt fährt das Schild: Zu den vier Geistern (Sby thay diagne), ein anderes: Zu den vier Meeren (Sze hai den).

Kalgan liegt dicht an der großen Mauer:

Unserer Wohnung gegenüber sahen wir die große Mauer über die Gebirgskämme fortlaufen, und ich benutzte die erste Gelegenheit, zu ihr hinaufzuklimmen. Sie ist aus rohen Steinen aufgerichtet und die triangulare Böschung meistens eingefallen. Die Thürme bestehen aus Lehmziegeln, die auf Erhöhungen gestellt sind, künstlich mit Steinen angebaut. Von dem der Stadtmauer nächsten Thurme überblickt man das von den Bergen eingeschlossene Thal mit den Quartieren der Stadt längs des Flusses und schaut weiterhin auf die Hügelketten Chinas. Auf der andern Seite begreift die Aussicht die wellig fortlaufenden Gebirge, die dann in der Gleichmäßigkeit der mongolischen Erhebung verschwinden.

Von der weitem Rückreise durch die Mongolei nach Riachta, durch Sibirien, die Kaukasusländer u. s. f. nach Europa finden sich nur die Stationen angegeben. Es wäre zu wünschen, daß Bastian auch diese interessante Reise in zusammenfassender Beschreibung herausgäbe. Könnte dieser geistvolle Forscher sich dazu entschließen, dieselbe organisch zu gliedern und den außerordentlichen Reichtum seiner Aufzeichnungen in einleuchtender Anordnung und Gruppierung zu verwerthen, sei es nun daß er die eigentliche Beschreibung der Reise selbständig vorschickt und dann in zusammenhängenden Abhandlungen die Glaubenssysteme, Sitten und socialen Einrichtungen, jedes für sich, bespricht, sei es daß er an einzelnen Stellen seiner Schilderung an das Erlebnis und das Selbstgesehene ausführlichere Excurse über diese Thematata anknüpft — das Reisetagebuch würde sich lichtvoller und bequemer auch dem großen Publikum darbieten, welches dem höchst interessanten Inhalt wol jetzt seine Theilnahme zuwendet, aber, zurückgestoßen von der Ueberfülle eines Stoffes, der oft ungeordnet erscheint, weil er meistens nur nach den latenten Grundrissen einer vergleichenden Völkerkunde geordnet ist, befremdet von dem vielfach Unerklärten der unbekanntenen Völker- und Völkernamen, nicht die dauernde Spannung sich zu bewahren vermag.

Rudolf Gottschall.

Politische Broschüren von 1870 und 1871.

1. Der Staat und die bürgerliche Gesellschaft. Ein naturwissenschaftlicher Versuch von F. B. Berlin, Kortkampf. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Auf fünf Bogen entwirft der Verfasser das Programm eines neuzeitlichen contrat social, welcher die „Harmonie der Interessen“ zum Zweck hat. Seine wissenschaftlichen Autoritäten sind der Amerikaner Carey („Principles of social science“, Philadelphia 1858, deutsch von Adler, München 1863) und der Franzose Bastiat („Harmonies économiques“, Paris 1849, deutsch von Prince-Smith, Berlin 1850). Das Resultat der Untersuchung geht

dahin, daß „die Erfahrung das köstlichste Gut“, also die Empirie die vollkommenste Wissenschaftlichkeit ist, und daß nach ihr nur „die Gewalt (des Staats) den Weg zur Freiheit führt“.

Auf S. 23 kommt der Verfasser zu der Folgerung: „Der Feind ist rechtlos.“ Könnte ein Gelehrter doch eine neue Philosophie der Feindschaft schreiben, ein humanistisches System vornehmlich über die politischen Gegnerschaften auch durchweg empirisch und thatsächlich auf die höhere Harmonie der Interessen begründen! Ein Grundsatz darin müßte lauten: je größer der Feind, um so größer

der Sieg, und beines Gegners Ehre deine eigene Ehre, und sein Recht ist die moralische Basis deiner Eroberung.

2. Deutschlands Sieg über Frankreich. Rede am 19. October 1870 in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten beim Antritt des Rectorats von Karl Georg Bruns. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1870. Br. 8. 8 Ngr.

Der Redner fragt in Betreff der glorreichen Erfolge des vorjährigen preussisch-deutschen Kriegs: „Wie war es möglich, daß dieses alles vollbracht, dieser Wechsel, dieser Umschwung herbeigeführt wurde?“ und gibt folgende Antwort darauf: „Der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt gewissermaßen in diesem Saale, in unserer Universität, in ihrer Gründung!“ Diese Gründung datirt bekanntlich aus der Stein-Hardenberg'schen Periode der Reorganisation des preussischen Staats, aus dem Jahre 1809. Der Verfasser, der durchaus nicht als Franzosensfreund sich gerirt, kann die Folgerung nicht umgehen: „Wir wollen den Franzosen die Anerkennung nicht versagen, daß ihre Freiheitskämpfe auch für uns wohlthätig gewirkt haben; es ist dadurch bei uns neben der oft gar zu sehr überwiegenden Idee der Ordnung auch die der Freiheit mehr zur Geltung gebracht.“

3. Deutschlands Zukunft, das deutsche Reich. Einige Betrachtungen über die jetzige Lage (September 1870) von G. Graf zu Münster. Berlin, Junke. 1870. Br. 8. 10 Ngr.

Noch in der ersten Hälfte des Jahres 1870 liebten deutsche Zeitungen verschiedener Richtungen von „Reichswahn“, „Kaiserkrankheit“ und „Größenwahnsinn“ irgendwelcher historischer Anschauungen oder politischen Projecte zu reden. Inzwischen mußte Kaiser Napoleon III. in preussische Gefangenschaft gehen, um es zur Thatsache werden zu lassen: „Deutschlands Zukunft — das Deutsche Reich.“ Und zwar ist diese überraschende Neuschöpfung von Reich und Kaiserthum möglich geworden durch den Nebel der allerdings unabsehbaren kosmopolitischen Projecte, die sich durch Realisirung der prinzipal Hohenzoller'schen Candidatur an eine dynastische Beziehung zwischen spanischem und deutschem Regententhum anknüpfen hätten: eine Thatsache, die an Verhältnisse des Spanischen Erbfolgekriegs erinnert, indem Karl VI. von Habsburg die englische Bundesgenossenschaft für seine spanische Prätendentenschaft von der Zeit an verlor, als nach dem Tode seines Bruders Joseph I. (1711) die deutsche Kaiserwahl für ihn ausschlug, worauf die Krone des Heiligen römischen Reichs noch fast 100 Jahre bei der österreichischen Dynastie blieb. Dieses sind die großen Wirkungen von kleinen Ursachen in Scribe's Lustspiel: „Ein Glas Wasser“.

Als die leitenden Organe des neuen Reichs prophezeit Graf Münster ein Reichsministerium, einen Staatsrath, ein Fürstenhaus und — „als Volksvertretung einen Reichstag nach dem jetzigen Wahlgesetze“.

4. Lücken im Völkerrecht. Betrachtungen und Vorschläge aus dem Jahre 1870. Von Adolf Trendelenburg. Leipzig, Siegel. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Der berühmte Professor der Logik hat in seinen zahlreichen Schriften schon ein paar mal den Boden der praktischen Politik betreten, so z. B. in „Machiavell und Anti-

machiavell“, in „Friedrich's des Großen Verdienste um das Völkerrecht im Seekriege“ und „Ueber die Methode bei Abstimmungen“. Die logische Voraussetzung dieser neuen Schrift ist zunächst der Grundsatz: „Es ist die radicale Lücke im Völkerrecht, daß überhaupt Krieg ausbrechen kann.“ Da diese Lücke nun aber weder vermedlich noch heilbar ist, so macht der Verfasser es sich zur Aufgabe, nachzuweisen, wie bei ausgebrochenem Kriege im internationalen Interesse den logischen, sittlichen und praktischen Postulaten des Völkerrechts nach Möglichkeit Rechnung getragen werden könne. Ihre wissenschaftliche Anknüpfung nimmt diese Schrift bei Kant's philosophischem Entwurfe „Zum ewigen Frieden“ vom Jahre 1795, „dem Jahre des Baseler Friedens, durch den Preußen, an sich in schwerer Lage, sich vom Deutschen Reiche getrennt hatte und in eine verhängnißvolle unendliche Neutralität gebrängt wurde, welcher Kriege auf Kriege folgten: das Jahr der Abfassung ist daher wie eine Ironie zum ewigen Frieden, dem Titel der Schrift“.

Aus den erhabenen Principien der Kant'schen Sittlichkeitsgesetze citiren wir hier folgenden Satz: „Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publicität (Oeffentlichkeit) verträgt, sind unrecht. Alle Maximen, die der Publicität bedürfen, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen.“ Mit Stolz können wir sagen, daß die Gegenwart diese Forderung der praktischen Vernunft zur Geltung gebracht hat: „Die constitutionelle Form der meisten heutigen europäischen Staaten entspricht dem, was Kant wollte, und an Oeffentlichkeit fehlt es nicht.“

Auch der große Aristoteliker der berliner Universität erkennt mit diesen Worten die ethische Berechtigung des modernen Verfassungssystems an; er sagt ferner über Kant's Forderungen einerseits einer Repräsentativverfassung und andererseits eines Völkerbundes für die Zwecke des Rechts und des Friedens:

Jene, die eine Repräsentativverfassung verlangt, bezeichnet zu Kant's Zeit eine Lücke im Staatsrecht, heute zum Theil nicht mehr; diese, die für einen Völkerbund einen permanenten Staatencongreß vorschlägt, hat es noch nicht einmal zu einem ernstlichen Versuche gebracht und bezeichnet noch heute eine Lücke im Völkerrecht.

5. Der Militarismus als Ursache der Massenverarmung in Europa und die europäische Union als Mittel zur Ueberflüßigmachung der stehenden Heere. Ein Mahnruf an alle Freunde bleibenden Friedens und Wohlstandes von Eduard Löwenthal. Potschappel, Lüge. 1870. Gr. 8. 2½ Ngr.

Dies ist ein populärer Anhang zur eben besprochenen akademischen Schrift. Wenn man das suffrage universel über Fortbestand der stehenden Heere, sowol inner- als außerhalb derselben, in Anwendung bringen wollte, wir glauben doch nicht, daß sie an sich abgeschafft werden würden!

6. Was für Gedanken durch die gegenwärtigen kriegerischen Ereignisse offenbar geworden sind. Ein Vortrag von einem schweizerischen protestantischen Pfarrer. Zürich, Meyer. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Gedanken, die der ausländische Verfasser hier niederlegt, erscheinen uns als sehr gewissenhafte und im

allgemeinen tolerante und verständige Gedanken. Er fühlt sich gedrängt, über das Verhältniß seines Bewußtseins vom Gottesbegriffe zu den vorjährigen Kriegereignissen Rechnung abzulegen. Er gibt damit ein Zeugniß, daß schweizerische Theologie und moderne Politik wenigstens nicht in absolut unvereinbarer Differenz einander entgegenzusetzen brauchen. Freilich betrachtet er die französische Nation, auch in ihren bisherigen Verhältnissen, nicht als so unbedingt gottlos, wie man dies in Deutschland gewohnt zu sein scheint; er macht vielmehr darauf aufmerksam, daß im Gegentheil die „Verufung auf Gott auf deutscher Seite“ Anstoß erregt habe; daß in den Hauptkatastrophen, wie von Sedan, Gott eigentlich „nichts dabei zu thun hatte“; daß man den „lieben Herrgott“ nicht immer partiisch machen solle, und daß französische Protestanten in der Presse hätten Stimmen erschallen lassen, welche „das Herz aller gottesfürchtigen Christen gewinnen und einen hellen Schimmer der Hoffnung geben für das jetzt unglückliche Volk, in welchem das Evangelium einst so heftig verfolgt war, in welchem aber die Wahrheit sich heldenmüthig ausgesprochen hat und hoffentlich wieder aussprechen wird“. Er citirt Schopenhauer: „Wenn Gott diese Welt gemacht hat, so möchte ich nicht der Gott sein; ihr Jammer würde mir das Herz zerreißen.“ Auch sagt der Verfasser: „Mit Freiheitsbäumen, Marfeillaise und Proclamationen ist es nicht gemacht, auch nicht mit dem Enthaupten eines Königs oder dem Absetzen eines schon gefangenen Kaisers“, und citirt dazu den Propheten Hosea: „Ich gab ihnen einen König in meinem Zorn, und nehme ihn wieder in meinem Grimm.“ In seiner Schlufstendenz faßt er die „Lücke zwischen Religion und Humanität“ auszugleichen, indem er die moderne Humanität als eine „Frucht des Christenthums“ auffaßt.

7. 1813 und 1870. Ein Vortrag gehalten von Wilhelm Bau. Bremen, Müller. 1870. 8. 5 Ngr.

Diese kenntnißreiche, einsichtsvolle und wohlgemeinte Broschüre gibt uns einen Fingerzeig auf die Fortschritte unsers Nationalbewußtseins; sie citirt die Fürstin Eleonore von Ruß, die im Jahre 1813 bei den Siegen über Napoleon I. gesungen hat:

Um Hilfe haben wir geschrien,
Du gabst viel mehr, als wir begehrte,
Und wir bekennen auf den Knien:
O Herr, mein Gott, wir sind's nicht werth!

Heute aber weiß die erstarnte öffentliche Meinung Deutschlands: die Siege über Napoleon III. haben wir verdient.

8. Die friedfertige Politik der Regierung Preußens gegenüber Frankreich vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs. Ein Beleg für den defensiven Charakter der deutschen Politik. Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsmannes. Hamburg, Boyes und Geisler. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Broschüre enthält drei Denkschriften aus den Jahren 1867 und 1868 über die Lage Preußens zu Frankreich. Für das große Publikum sind sie nicht aufällig interessant, wol aber für denjenigen, der einen Blick für die Bedenklichkeiten der politischen Situation während der Periode des Ausbaues der „Mainbrücke“ hatte.

Die Vorrede sagt, daß des Verfassers Rechtfertigung einer friedfertigen Politik für Preußen damals von „competenter“ Seite als zutreffend gebilligt worden ist.

9. Karl Vogt's Politische Briefe an Friedrich Korb. Vom Verfasser autorisierter Separatdruck aus dem „Schweizer Handelscourier“. Biel, Steinheil. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese zwölf Briefe sind datirt aus Genf vom 10.—24. October 1870. Ihr Verfasser, der einstige Professor der Naturwissenschaften in Gießen, ist nun auch ein gut Stück historisches Deutschland, d. h. circa ein Fünfhundertfünfzigstel der deutschen Nationalsoveränität des frankfurter Parlaments von 1848, die man jetzt doch wahrlich eine historische nennen kann, da sie schon 1849 dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserwürde angeboten, die ihm nun der Krieg von 1870 octrohirt hat. Ob Professor Vogt, als Mitglied der linken Fraction „Deutscher Hof“ damals für das preußische Kaiserthum stimmen durfte, wissen wir im Augenblicke nicht; aber seine hier vorliegenden Betrachtungen, namentlich über die Annectirung von Lothringen und Elsaß, verrathen Ehrlichkeit und Vorsicht, sie ziehen die Opportunitätsfrage in Erwägung. In Betreff der Uebertreibung: „so weit die deutsche Zunge klagt“, sagt der Verfasser bereits auf den ersten Seiten:

Im Jahre 1848 verlangten dieselben Schreier Mailand, weil der Rothbart es bezwungen, und damals vertheidigten sie den Rhein am Po, wie sie ihn heute an der Maas und der Scheide vertheidigen wollen. Aber dieses Geschwätz berücksichtigen wir nicht; Deutschland will jetzt, was Bismarck will. Man könnte von ihm sagen, was einst der General Foy von der Constitution: Wer mehr will als die Constitution, weniger will als die Constitution, anderes will als die Constitution, der ist ein Verräther. Setze statt „Constitution“ Bismarck und du hast den Schlüssel der heutigen Lage.

10. Preußenfeindliche Schlagwörter. Zur Würdigung der Staatszustände in Preußen und seiner europäischen Mission. Von F. Kauchfuß. Zürich, Schabelitz. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Dieses ist ein rationalistisches Tractätlein zur Widerlegung mancher Vorurtheile gegen Preußen, wie sie außerhalb Preußens bisher vorwiegend geherrscht haben. Jetzt ist eine solche Volksschrift, welche von liberaler Seite her die Politik Preußens und insbesondere König Wilhelm's I. in Schutz nimmt, hoffentlich endlich an der Zeit. Die Vorwürfe gegen das Preußenthum, die der Verfasser zurückweist, concentriren sich in den beliebten Schlagwörtern: Cäsarismus, Absolutismus, Scheinconstitutionsalismus, Militarismus, Corporalismus, Kasernenenthum, Junkerthum, Muderthum, Großpreußenthum: und preußische Arroganz, mit denen die „Preßjüdlinge des Hrn. von Deußt und der deposebirten norddeutschen Fürsten“ und andere „Neider des preußischen Emporkommens im Auslande unaufhörlich die leichtgläubige Menge erschrecken“. Auch dieser Autor kennt die kleinen Klauen unsers Parteitreibens recht genau, macht darüber manche scharfe und auch manche ehrliche Bemerkung, und wo er zumal in persönlichen Urtheilen nicht parteilos erscheint, könnten wir selbst eine absichtliche Parteilichkeit durch die Opportunität gerechtfertigt finden.

11. Die ersten Regungen eines staatsbürgerlichen und nationalen Bewußtseins in Schleswig-Holstein. Von R. Jansen. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine Festsrede, welche bei der ersten Feier von des Königs Geburtstag seit dem Eintritt der preussischen Herrschaft am 22. März 1869 im Kieler Gymnasium gehalten worden ist, gibt hier beachtenswerthe cultur- und literar-geschichtliche Rückblicke, vornehmlich auf das letzte Jahrhundert der öffentlichen Zustände Schleswig-Holsteins, des Vaterlandes der großen Katharina II., sowie der Ranzau, Bernstorff, Stolberg, Gerstenberg, Niebuhr, Reventlow, Moltke.

12. Vom deutschen Elsaß. Briefe an einen Freund. Von Franz Hirsch. Leipzig, Payne. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Der äußere Buntdrucktitel dieses Schriftchens lautet: „Elsaß und Lothringen, zeitgemäße Plauderei von Franz Hirsch (Franz Freybank).“ Es möchte scheinen, daß dieser bunte Umschlag bereits in der Druckerei bestellt war, als dem Verfasser bei der Correctur seiner ansprechenden feuilletonistischen Betrachtungen noch einfiel, daß bei der Annectirungs-Eventualität von Lothringen noch ganz andere Rückichten zu nehmen waren, als bei der von Elsaß-Lothringen (d. h. das weltliche Gebiet von Oberlothringen mit Nancy) ist bekanntlich das Stammland der jetzigen Kaiser von Oesterreich und wurde von ihnen 1737 gegen das Großherzogthum Toscana ausgetauscht, als Herzog Franz Stephan die Erzherzogin Maria Theresia heirathete und, nach dem Tode ihres Vaters Carl's VI., des letzten Habsburgers männlicher Linie, 1740 die österreichischen Kronen und das Erbe Habsburgs übernahm. Nachdem nun aber das Großherzogthum Toscana 1859 durch König Victor Emanuel von Sardinien annectirt worden ist, wirt sich die Frage auf: würden die directen Nachkommen Franz Stephan's nicht etwa Recurs auf Lothringen nehmen wollen?

13. Sturmboten und Sturmbüchse der Weltgeschichte, oder: Gedanken über den deutsch-französischen Krieg von 1870. Von Ludwig Mayer. Wien, Gerold's Sohn. 1870. 8. 10 Ngr.

Es gibt eine Mystik, die klug, und eine andere, die dumm machen will. Dieser vermeintliche „Sturmbote“ gehört unverkennbar zur letztern Art. Außer von „Sturmbüchsen“ spricht er auch von „Sturmstrümpfen“. Ich schlage, um eine Erklärung dieses Wortes zu finden, Sander's „Deutsches Wörterbuch“ nach, aber vergeblich; über „Blaustrümpfe“ finde ich dort ein hübsches Artikelchen, aber die „Sturmstrümpfe“ hat der Verfasser des uns unbekanntes „Flammenreiters“ allein einzuführen versucht; die bisherige deutsche Literatur hat keine Schuld daran.

14. Rußlands Machtstellung in Asien. Eine historisch-politische Studie von Hermann Bamberg. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 15 Ngr.

15. Rußlands commercielle Mission in Mittelasien. Von Christian von Sarauw. Mit einer Uebersichtskarte. Leipzig, Schilde. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Der ungarische Reisende und Orientalist Bamberg ist eine Autorität über die asiatischen Grenzländer Rußlands. Nachdem er ein „Deutsch-türkisches Taschenwörterbuch“ (Konstantinopel 1858) herausgegeben hatte, machte

er 1863 eine Reise durch Persien in die Bucharei bis Samarkand, worüber er drei Werke veröffentlicht hat: „Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmänische Wüste an der Ostküste des Kaspiischen Meeres nach Chiwa, Buchara und Samarkand“ (Leipzig 1865), „Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien“ (Leipzig 1867) und „Skizzen aus Mittelasien“ (Leipzig 1868). Zur Linguistik Centralasiens hat derselbe Gelehrte „Sagataische Sprachstudien“ (Leipzig 1867), „Uigurische Sprachmonumente“ (Innsbruck und Leipzig 1870) erscheinen lassen. Die Veranlassung zu seiner neuesten hier als Nr. 14 aufgeführten Schrift spricht er selbst aus:

Durch sein jüngstes Auftreten, betreffend die Revision des Pariser Vertrags von 1856, hat Rußland ganz Europa, trotz des gewaltigen Kampfes im Westen, der alle Aufmerksamkeit der Politiker zu absorbiren schien, in nicht geringe Aufregung zu versetzen gewußt. Alle Welt ist nun in politische Combinationen ob dieser Frage vertieft und wünscht mit den innen und äußern Verhältnissen des russischen Reichs vertraut zu werden. Eine kurze Schilderung dieser Verhältnisse, namentlich was Asien anlangt, zu liefern, hat sich dieses Schriftchen zur Aufgabe gestellt.

Das Resultat, zu welchem diese Untersuchung gelangt, ist die Prophezeiung eines Conflicts zwischen Rußland und England in Centralasien:

Rußland mag mit seiner Aggressionspolitik am Dardanelen oder am Hindukusch auftreten, es ist dies immer so viel, wie wenn es Southampton, Liverpool oder London angegriffen hätte. Und da England heute in Amerika nur wenig zu suchen hat, in Afrika dagegen fast gar nichts, so darf es nicht für eine Uebertreibung gelten, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß der Briten auf den Sänen des alten Asien, weungleich nicht pro aris et foculis, doch für die Macht und Größe seines Banners zu kämpfen hat.

Die Broschüre von Christian von Sarauw (Nr. 15) ist zum Theil eine Widerlegung solcher Ansichten; sie sagt:

Eigenthümlich ist es, daß gerade dieser Mann, Professor Bamberg, der die elende Wirklichkeit, wie sie in den mittelasiatischen Khanaten herrscht, wo die Verhältnisse von völliger Barbarei wenig unterschieden sind, am besten kennt von allen Europäern und sie mit so lebhaften Farben schildert — daß gerade dieser Mann dem Vordringen der Russen, welches besser Zustände schafft, die auf die ganze Welt segensreich zurückwirken, so abhold ist. In allen Maßnahmen Rußlands in Centralasien sieht er nur Eroberungspläne und gewinnliche Absichten, und in jedem Schritte, den dieses Land zur Befestigung seiner Macht, also zur Ausbreitung der Cultur in Asien thut, wittert er ein Attentat gegen England, das sich doch seiner großen Verdienste um die Verbesserung der culturfeindlichen Zustände Asiens rühmen kann.

Die ferne terra incognita europäisch-asiatischer Culturconflicte liegt außerhalb der Kritik dieser Blätter. Sie können von dem Factum solcher Polemik nur Notiz geben.

16. Eine Stimme aus Schweden über den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, seine nächsten Ursachen und Folgen. Von General J. A. Hagelius. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Auseinandersetzung über die Situation von Ende 1870, die uns hier auf 48 Seiten vorliegt, trägt den Charakter einer wirklichen Staatschrift, mit seinem Verständniß der Sachlage und seiner Ausdrucksweise für mögliche Consequenzen, von einem Diplomaten von Fach

für Diplomaten von Fach geschrieben: eine höchst schätzenswerthe Widerlegung der Meinung, es habe sich im verfloffenen Kriege die Sympathie Schwedens auf Seiten Frankreichs befunden, und gegen Deutschland herrsche dort allgemeiner Unwille.

Zur Ergänzung meiner Besprechungen über politische Tageschriften, so viel derselben seit Anfang des Jahres in d. Bl. aufgenommen sind, sei es mir gestattet, hier einen Hinblick auf die historische europäische Situation des Kriegs von 1870 und 1871 anzuknüpfen, der jetzt, nach dem soeben erfolgten Abschlusse des Definitivfriedens, auch vor der Oeffentlichkeit seine Berechtigung haben wird.

Zur Zeit der Abfassung der überschriebenen Broschüre konnte auch ein neutraler schwedischer Diplomat dafür noch nicht die Unbefangenheit und Rücksichtslosigkeit entfalten, die uns auf dem neu gewonnenen Geschichtsboden deutscher Reichs- und Rechtszustände hoffentlich garantirt ist; und so erlauben wir uns, hier diejenige Rechtfertigung der deutschen Politik von 1870, welche General Hazellius in Anbetracht der momentanen Bedenlichkeiten nur auf die letzten Ereignisse beziehen konnte, jetzt durch einen Rückblick auf ältere internationale Verhältnisse, gleichfalls von einem liberalen Standpunkte aus, zu ergänzen.

Gleich im Eingange sagt Hazellius: „Weit über Schleswig und über den Grafen Bismarck hinaus müssen wir den Blick erheben; dann erst werden sowohl die nächsten als die entferntern Veranlassungen des Kriegs, welche einen so schaudererregenden Einfluß auf die Leidenschaft geübt, mit welcher derselbe geführt wird, klar werden.“

Noch viel weiter, als es dem Verfasser im November v. J. möglich war, dürfen wir heute den Blick erheben auf die Veranlassungen dieses Kriegs; aber die Richtung dazu hat Hazellius schon damals sehr richtig gekennzeichnet, indem er gleich jene Worte citirt, die der Herzog von Gramont am 6. Juli 1870 — nachdem die Throncandidatur des Prinzen von Hohenzollern am 4. Juli vom spanischen Ministerrathe officiell aufgestellt war — im Corps législatif von Frankreich, behufs der Provocirung des Kriegs, gesprochen hatte: „Frankreich wird nie einer fremden Macht gestatten, einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. zu setzen.“

Es knüpft sich daran zunächst die Frage: welchen Karl V. hat der Herzog von Gramont damit gemeint? Die Geschichte der spanischen Regentenreihe hat zwei Karl V. aufzuweisen, einen Kaiser und einen König, einen Habsburger und einen Bourbonen: jenen Karl, welcher als spanischer König den Namen des I. und als deutscher Kaiser des V. führte und 1516 den spanischen Einheitsstaat Isabella's und Ferdinand's des Katholischen als deren habsburgischer Enkel erbt, und jenen Don Carlos, der, als Bruder Ferdinand's VII., durch Aufhebung des Salischen Gesetzes von der Thronfolge 1833 ausgeschlossen ward und darauf, als Prätendent Karl V. von Spanien genannt, den bis heute verhängnißvollen Insurrectionskrieg des „Legitimismus“ heraufbeschwor.

Diese Frage ist darum interessant, weil der Herzog von Gramont nur einer „fremden Macht“ diesen Thron nicht gönnen will, es sich also darum handelt: identificirt er das Interesse der kaiserlich französischen Politik an der 1871. 29.

spanischen Thronbesetzung mit den angeblich „legitimistischen“ Interessen des Bourbonen Don Carlos, oder gar mit den althistorischen, 1713 verdrängten Rechten Habsburgs, die auf jenen Kaiser Karl V. zurückgehen, und die schon deshalb nicht außerhalb der nächsten historischen Reminiscenzen des Herzogs von Gramont liegen konnten, weil derselbe seit Anfang der sechziger Jahre französischer Gesandter in Wien war?

An die historischen und politischen Consequenzen dieser beiden Karl V. knüpft sich in der That sowohl für Spanien als für ganz Westeuropa das Schicksal der letzten beiden Jahrhunderte und die gesammte hochwichtige Situation der Gegenwart.

Die historische legitimen Rechte Kaiser Karl's V., die im Jahre 1700, nach dem Aussterben seiner Nachfolger im reinen Mannsstamme, an die österreichische Linie seines Bruders Ferdinand hätten heimfallen müssen, wurden durch den Spanischen Erbfolgekrieg (1701—13) diesem deutschen Hause Habsburg abgewandt und von der nach Madrid überstebelnden Nebenlinie der französischen Bourbonen usurpirt. Diese Usurpation war von immenser Bedeutung, weil erstens der Besitz der gesammten spanischen Colonien in Südamerika, bis nördlich nach Mexico, die mit dem gesteigerten Völkerverkehr seitdem unberechenbar an Werth gewonnen haben, damit verknüpft war; und weil zweitens aus Consequenz der 1713 durchgesetzten Erbansprüche die spanische Linie Bourbon 1738, als auch die deutschen Habsburger auszusterben im Begriffe waren, auch noch Neapel, das Königreich Sardinien, als Secundogenitur an sich riß und dieselbe, mit Unterbrechung, bis 1860 zu behaupten vermochte.

Wie nahe die dynastische Potenz Frankreichs damals in der That dem katholisch absolutistischen Ideale einer Universalmonarchie über ganz Westeuropa kam, kann man nur beurtheilen, wenn man bedenkt, daß die 1740 mit dem Gemahle Maria Theresia's auf die österreichisch-habsburgischen Throne gelangte Herzogsfamilie von Lothringen ihren historischen Antecedentien nach vornehmlich Frankreich angehört hat. Ihre jüngere, berühmtere Linie waren jene Herzoge von Guise, die letzten wirklich mächtig antidynastischen Vasallen Frankreichs, die feudalistischen Gegner seiner Staatscentralisation, die Anstifter der Bartholomäusnacht (die mit dem Interesse der katholischen Kirche als solcher denn doch nicht zu verwechseln ist) und zugleich die consequent ultrakatholischen Thronrivalen der Valois: diese „Prinzen von Lothringen“ haben Heinrich III. von Frankreich 1589 gestürzt, und möglicherweise nur, weil sie durch ihre Gewaltthaten zu offenbar compromittirt waren, ging die Krone auf den harmlosern Heinrich IV. von Navarra über, den Stifter des bourbonischen Königsgeschlechts. Die Guisen, die gegen die Bourbonen eine scheinbare Opposition fortsetzten, starben 1675 aus, und als ihre reichen in Frankreich gelegenen Güter nun an die Linie Condé-Bourbon des Königshauses fielen und nicht an ihre eigene ältere Linie, die Herzoge von Oberlothringen, da mußte das berühmte bourbonische Gefühl für ausgleichendes Gleichgewicht diesen letztern denn doch wol eine indirecte Entschädigung zubedenken. Nicht im deutschen, sondern im französischen oder vielmehr noch im speciell bourbonischen Interesse hat es gelegen, als auch

diese Linie Lothringen ihre Besitzungen, und zwar das zum Deutschen Reiche gehörige Herzogthum, an Frankreich abtrat, dafür Toscana übernahm und, durch Verheirathung mit der habsburgischen Erbtochter, nach Oesterreich und Deutschland übertragen wurde. Als ein eigenthümlicher Contrast historischer Entwicklung muß es angesehen werden, daß unser gegenwärtiger Patriotismus, aus Feindschaft weniger gegen das Franzosenthum als gegen den neuesten Napoleonismus, wenigstens theilweise jenes Herzogthum Lothringen wieder erobert hat: während im vorigen Jahrhundert man den von Karl dem Großen abstammenden Herzog von Lothringen dafür, daß er dieses von uns so sehnlich zurückbegehrte, nach historischem Rechte deutsche Herzogthum Lothringen an das als rüberliche verschriene Frankreich abtrat, zum Erben des alten Kaisergeschlechts Habsburg machte und ihm und seinen Nachkommen noch für 60 Jahre (1745—1806) die Krone des Heiligen römischen Reichs anvertraute.

Wenn man in den publicistischen und diplomatischen Debatten der letzten Katastrophen die österreichisch-dynastische Politik häufig eine nicht nationale genannt hat, so hat man von deutscher Seite auch insofern viel Recht dazu gehabt, als die Systempolitik dieser österreichisch-lothringischen Dynastie, namentlich auch in den verwirrten Abwickelungen der Wiener Verträge von 1815, nicht sowol auf deutsche Grundinteressen, als vielmehr auf französisch-bourbonische Abfindungstendenzen zurückgeführt werden kann, und namentlich mit den katholisch-germanischen, also in ihrer Art auch national-deutschen und zugleich universalistischen Traditionen des alten echten Kaiserhauses Habsburg durchaus nicht zu identificiren ist.

Auf diese Art wurde eine halbsoveräne Vasallenfamilie, die in dem so vielfach verdächtigten Frankreich bedenklich und entbehrlich geworden war, die Erbin der mächtigsten deutschen Dynastie, für 125 Jahre die Obermacht und Leitung des germanischen Staatencomplexes und speciell für das halbe Jahrhundert von 1815—66 die Gewalthaberin des Metternich'schen Legitimitätssystems für ganz Europa. Als das summarische Interesse dieses Systems, wenn auch bisweilen mit dem Anscheine von Gegnerschaft, stellt sich denn doch wol keine andere Intention heraus als die Wahrung jenes 1761 durch die Vermittelung des Herzogs von Choiseul abgeschlossenen bourbonischen Hausvertrags: „daß die verschiedenen Häuser der Bourbonen — also Frankreich, Spanien, Neapel und Parma — sich gegenseitig Hülfe leisten und jeden für einen gemeinschaftlichen Feind aller erklären sollten, der in Zukunft gegen das eine oder das andere als Feind aufträte.“

Aber auch mit der Stabilität der Constituirung der Legitimität von 1815 waren die französisch-bourbonischen Centralisirungsgelüste noch nicht erschöpft; an die darüber hinausgehenden Versuche knüpft sich der Name jenes Prätendenten Karl V. von Spanien, dessen legitimistisch aussehende Insurrection eine scheinbar revolutionäre Katastrophe für ein anderes, echteres Princip der Legitimität in Europa werden sollte.

Als Ferdinand VII. von Spanien das durch den Frieden von Utrecht (1713) seinem Hause auferlegte Salische Gesetz, in Betreff Ausschließung der weiblichen

Erbfolge vom Throne, aufhob, so konnte er wol keine andere Absicht gehabt haben, als in Zukunft einmal durch Heirath die Kronen von Frankreich und Spanien auf einem Haupte zu vereinigen, und so, im Anschluß an die Secundogenituren in Neapel und eventuell in Parma, gewissermaßen ein französisch-römisches Kaiserthum, wie es Napoleon I. revolutionär schuf, auf „legitimistischer“ Basis zu realisiren.

Eine solche katholische Kolossalmonarchie hätte, nach den dargelegten dynastischen Verhältnissen, in einem wiederhergestellten österreichisch-deutschen Kaiserthume seine östliche Filiale gehabt und, zugleich in Consequenz der bisherigen französischen Staatscentralisationen sowol wie uners deutschen Staatsparticularismus, die Tendenz nach protestantisch-preussischer Hegemonie offenbar zu einem Entscheidungskampfe herausgefordert, in dem die letzten kosmopolitischen Ziele der so viel belobten Bourbonenrestauration von 1815 erst evident geworden wären!

Die erwähnte Aufhebung des Salischen Gesetzes für die spanische Thronfolgeordnung durch König Ferdinand VII. datirt vom 29. März 1830. Der Leser hat nur dieses Datum in das Auge zu fassen, um die moralische Tendenz jener formell allerdings zunächst revolutionär auftretenden, dann aber sich staatlich consolidirenden Völkropolitik zu verstehen, die darauf im Juli 1830 in Paris und im September in Brüssel begonnen, die dann nach der verwirrungsvollen Krise von 1848 das nationale Kaiserreich in Frankreich gegründet und durch dasselbe die Gründung des italienischen Einheitsstaats, die Emancipation der spanischen Staatseinheit und endlich — wider Willen zwar — die durch viele Jahrhunderte erlängte Consolidirung eines modern germanischen Kaiserthums ermöglicht hat. Der fälschlich prätendirte, „dynastisch-absolutistische Legitimus“ der bourbonisch-metternich'schen Restauration ist überwunden durch den echten „liberal-nationalen Legitimus“ zunächst des italienischen, des spanischen und des deutschen Reichs.

Nicht energisch genug kann man einem durch fünfzig-jährigen Stabilitätseifer für geschichtliche Auffassung unfähig gewordenen Conservativismus die Thatsache einschärfen, daß dieses Nationalitätsprincip jetzt keine unpraktische Ideenphrase ist, sondern hoffentlich für die Dauer die völkerrechtliche Grundlage derjenigen geschichtlichen Katastrophen, denen Deutschland seine heutige Wiedergeburt und Preußen den Antritt seiner europäischen Mission zu verdanken hat.

Ohne alle Phantastik wird es möglicherweise mit jeder Woche mehr der rein praktischen Realpolitik klar werden, daß, was der Beginn des Kriegs noch nicht offenbarte, sein Ausgang und seine Consequenzen constatiren: die preussisch-deutsche Politik von 1871 muß principieel eine andere sein als die von 1815. Man wird sich an die Auffassung gewöhnen müssen, daß die Siege der Befreiungskriege in ihren diplomatischen Resultaten als eine moralische Niederlage erscheinen. Die damals zur Hegemonie gelangende Metternich'sche Politik war bourbonisch-dynastisch, aber sie war weder französisch- noch deutsch-national, sie war nicht einmal wirklich österreichisch, denn sonst hätte sie den von ihr herausgeschworenen Legitimus in dem Geiste jenes historischen Rechts aufgefaßt, nach welchem

sie die Erinnerungen an die Machtstellung eines deutschen Kaisers Karl V., die der Herzog von Gramont anzuregen die Freundschaft hatte, zum Heile der westeuropäischen Völkerverfamilie als ein national-deutsches Vermächtniß beanspruchen konnte.

Es knüpft sich an solche Betrachtung noch die eine Bemerkung. Unsere eiserne Kreuzzeitungs-Entrüstung de dato 1815 hat die öffentliche Anerkennung der Emancipationsbestrebungen der romanischen Völker uns gewaltig schwer gemacht; dennoch haben dieselben, wie man jetzt sieht, indirect uns großen Erfolg gebracht. Haben aber unsere Diplomaten von Fach eine Garantie dafür, daß die vom neuesten Kriege ausgeübte Reaction gegen jene nationalen Selbstbestimmungen nicht eine neue radicale romanische „Restauration“ provociren wird, die uns in neue bedenkliche Verwickelungen stürzen würde?

Der königlich schwedische General Hazelius weiß aus der praktischen Politik jedenfalls mehr als wir aus der theoretischen über die Begriffe von Romanismus, Restau-

ration, Bourbonismus. Deshalb werden uns fernere Beleuchtungen unserer Situation aus seinem unparteiischen Norden stets willkommen sein.

17. Die sittliche Weltordnung in den Zeichen und Aufgaben unserer Zeit. Rede, gehalten am 3. September 1870 in einer Volksversammlung zu München. Von Moritz Carriere. München, Adermann. 1870. Gr. 8. 4 Ngr.

18. Deutsche Geisteshelden im Elsaß. Öffentlicher Vortrag, gehalten in München am 5. Januar 1871. Von Moritz Carriere. Braunschweig 1871.

Ob die Eroberung des Elsaß, bei aller nationalen Berechtigung, für alle Fälle eine kluge Diplomatie war, dürfte eine Frage sein; daß aber, falls ein principiell deutsch-feindliches Regiment in Frankreich Herrschaft erlangte, wir nun die Deutschen des Elsaß als unsere Reichsgenossen bewahren müssen, das kann keine Frage sein.

Seinen Vortrag über sittliche Weltordnung schließt Professor Carriere mit den apostolischen Worten: „Der Herr ist der Geist, und wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“

Neue Uebersetzungen.

1. Freundes-Klage. Nach Alfred Tennyson's „In memoriam“ frei übertragen von Robert Waldmüller-Duboc. Hamburg, Grünig. 1870. 16. 1 Thlr.

Arthur Hallam, der Sohn des berühmten englischen Geschichtschreibers Hallam, war ein Jugendfreund Alfred Tennyson's und Bräutigam der Schwester des Dichters. Derselbe starb im Jahre 1833 eines frühzeitigen Todes. Dieser Verlust machte auf Tennyson einen ungemein tiefen Eindruck. In 130 Gedichten machte er seinem Schmerz Luft, welche er aber erst nach 16 Jahren (1849) in die Öffentlichkeit gab unter dem leichensteinmäßigen Titel:

In Memoriam

A. H. H.

Obit MDCCCXXXIII.

Von diesen nun bietet uns Robert Waldmüller, der begeisterte Verehrer des poet laureate, 47 Gedichte. Ueber das Princip der Auswahl spricht er sich dahin aus, er „habe zu unterscheiden gehabt nicht nur zwischen Beziehungen vorwiegend localer Natur und solchen, die einen weiteren Gesichtskreis umfassen, nicht nur zwischen philosophischen Grübeleien jugendlicher Art und solchen, welche dem Mannesalter des Dichters auch noch wohl anstehen würden, sondern auch zwischen Ausflüssen eines krankhaft überreizten Gemüths und gereistern, erlösendern Gefühlsausbrüchen“. Für die rein künstlerische Wirkung hätten diese nur Erschwerendes, und es sei daher aus jenen Gebieten nur so vieles aufgenommen, als für die treue Wiedergabe des ganzen die Sammlung beherrschenden Tons wünschenswerth erschienen.

Wir sind gewiß große Bewunderer einer treuen, warmen Freundschaft bezweifeln inbeß, daß ein unbefangenes Gemüth sich mit jenen Tennyson'schen „Freundesklagen“ sehr befreundet wird. Wenn die Freundschaft in einer so eralteten Weise auftritt, muß man befürchten, daß die Poesie weniger der Klagen, als die Klagen der Poesie

halber da stnd. Freundschaft ist ein ruhiges, ernstes Gefühl, das vor allem den Stempel männlicher Würde tragen muß. Gereizte, nervöse Ausbrüche, wie sie hier vorkommen, sind unnatürlich. Bekanntlich bestreiten manche, daß der größte Theil der Sonette Shakespeare's an ein männliches Wesen gerichtet ist. Den „Freundesklagen“ gegenüber wäre man versucht, dieselbe Controverse aufzuwerfen. Die Neigung der Geschlechter füreinander einzig hat das Recht, dermaßen die Seele in Beschlag zu nehmen, daß sie dieselbe ganz in Schmerzen begraben kann. Denn sie beruht auf etwas Metaphysischem, und der Liebende, das wird ihm der geniale Mitarbeiter d. Bl., E. von Hartmann, zugeben, kann sagen, daß mit dem Tode der Geliebten ein Stück des Weltplans am Zufall zu Grunde gegangen ist. Die Freundschaft aber beruht auf Ansichten, Interessen, womöglich auf dem Zufall. Nun höre man:

Das dunkle Hans in der Gasse,
Vor dem so oft ich zitternd stand,
Im Vorgefühle, daß die Hand
Des theuern Freundes meine fasse.

Welcher vernünftige Mensch zittert wol im Vorgefühle, daß ihm sein Freund die Hand geben wird? Oder:

Willst du, o meiner Seele Trauer,
Mir mehr als nur ein Liebchen sein?
Willst mir für meines Lebens Dauer
Genossen sein, untrennbar sein?

Und:

Mit Demuth trag' ich ihn im Herzen:
So liebt ein armes Kind den Mann
Von Rang, den sie mit allen Schmerzen
Vor Sehnsucht nie erreichen kann.

Die „philosophischen Grübeleien“ sind natürlich dem angemessen, was ein englisches Gehirn verdauen kann, z. B.:

Von einer „allgemeinen Seele“
Sollt' ich dereinst verschlungen werden,
Der ich, solange ich auf Erden,
Als eignes Einzelwesen zähle.

diese Linie Lothringen ihre Besitzungen, und zwar das zum Deutschen Reiche gehörige Herzogthum, an Frankreich abtrat, dafür Toscana übernahm und, durch Verheirathung mit der habsburgischen Erbtochter, nach Oesterreich und Deutschland übertragen wurde. Als ein eigenthümlicher Contrast historischer Entwicklung muß es angesehen werden, daß unser gegenwärtiger Patriotismus, aus Feindschaft weniger gegen das Franzosenthum als gegen den neuesten Napoleonismus, wenigstens theilweise jenes Herzogthum Lothringen wieder erobert hat: während im vorigen Jahrhundert man den von Karl dem Großen abstammenden Herzog von Lothringen dafür, daß er dieses von uns so sehnlich zurückbegehrte, nach historischem Rechte deutsche Herzogthum Lothringen an das als räuberisch verschriene Frankreich abtrat, zum Erben des alten Kaisergeschlechts Habsburg machte und ihm und seinen Nachkommen noch für 60 Jahre (1745—1806) die Krone des Heiligen römischen Reichs anvertraute.

Wenn man in den publicistischen und diplomatischen Debatten der letzten Katastrophen die österreichisch-dynastische Politik häufig eine nicht nationale genannt hat, so hat man von deutscher Seite auch insofern viel Recht dazu gehabt, als die Systempolitik dieser österreichisch-lothringischen Dynastie, namentlich auch in den verwirrten Abwickelungen der Wiener Verträge von 1815, nicht sowohl auf deutsche Grundinteressen, als vielmehr auf französisch-bourbonische Abfindungstendenzen zurückgeführt werden kann, und namentlich mit den katholisch-germanischen, also in ihrer Art auch national-deutschen und zugleich universalistischen Traditionen des alten echten Kaiserhauses Habsburg durchaus nicht zu identificiren ist.

Auf diese Art wurde eine halbsoveräne Vasallenfamilie, die in dem so vielfach verdächtigten Frankreich bedenklich und entbehrlich geworden war, die Erbin der mächtigsten deutschen Dynastie, für 125 Jahre die Obermacht und Leitung des germanischen Staatencomplexes und speciell für das halbe Jahrhundert von 1815—66 die Gemalthaberin des Metternich'schen Legitimitätssystemes für ganz Europa. Als das summarische Interesse dieses Systems, wenn auch bisweilen mit dem Anscheine von Gegnerschaft, stellt sich denn doch wol keine andere Intention heraus als die Wahrung jenes 1761 durch die Vermittelung des Herzogs von Choiseul abgeschlossenen bourbonischen Hausvertrags: „daß die verschiedenen Häuser der Bourbonen — also Frankreich, Spanien, Neapel und Parma — sich gegenseitig Hülfe leisten und jeden für einen gemeinschaftlichen Feind aller erklären sollten, der in Zukunft gegen das eine oder das andere als Feind aufträte.“

Aber auch mit der Stabilität der Constituirung der Legitimität von 1815 waren die französisch-bourbonischen Centralisierungsgefühle noch nicht erschöpft; an die darüber hinausgehenden Versuche knüpft sich der Name jenes Prätendenten Karl V. von Spanien, dessen legitimistisch aussehende Insurrection eine scheinbar revolutionäre Katastrophe für ein anderes, echteres Princip der Legitimität in Europa werden sollte.

Als Ferdinand VII. von Spanien das durch den Frieden von Utrecht (1713) seinem Hause auferlegte Salische Gesetz, in Betreff Ausschließung der weiblichen

Erbfolge vom Throne, aufhob, so konnte er wol keine andere Absicht gehabt haben, als in Zukunft einmal durch Heirath die Kronen von Frankreich und Spanien auf einem Haupte zu vereinigen, und so, im Anschluß an die Secundogenituren in Neapel und eventuell in Parma, gewissermaßen ein französisch-römisches Kaiserthum, wie es Napoleon I. revolutionär schuf, auf „legitimistischer“ Basis zu realisiren.

Eine solche katholische Kolossalmonarchie hätte, nach den dargelegten dynastischen Verhältnissen, in einem wiederhergestellten österreichisch-deutschen Kaiserthume seine östliche Filiale gehabt und, zugleich in Consequenz der bisherigen französischen Staatscentralisationen sowol wie unseres deutschen Staatsparticularismus, die Tendenz nach protestantisch-preussischer Hegemonie offenbar zu einem Entscheidungskampfe herausgefordert, in dem die letzten kosmopolitischen Ziele der so viel belobten Bourbonenrestauration von 1815 erst evident geworden wären!

Die erwähnte Aufhebung des Salischen Gesetzes für die spanische Thronfolgeordnung durch König Ferdinand VII. datirt vom 29. März 1830. Der Leser hat nur dieses Datum in das Auge zu fassen, um die moralische Tendenz jener formell allerdings zunächst revolutionär auftretenden, dann aber sich staatlich consolidirenden Völkerepolitik zu verstehen, die darauf im Juli 1830 in Paris und im September in Brüssel begonnen, die dann nach der verwirrungsvollen Krise von 1848 das nationale Kaiserreich in Frankreich gegründet und durch dasselbe die Gründung des italienischen Einheitsstaats, die Emancipation der spanischen Staatseinheit und endlich — wider Willen zwar — die durch viele Jahrhunderte erkämpfte Consolidirung eines modern germanischen Kaiserthums ermöglicht hat. Der fälschlich prätendirte, „dynastisch-absolutistische Legitimus“ der bourbonisch-metternich'schen Restauration ist überwunden durch den echten „liberal-nationalen Legitimus“ zunächst des italienischen, des spanischen und des deutschen Reichs.

Nicht energisch genug kann man einem durch fünfzigjährigen Stabilitätseifer für geschichtliche Auffassung unfähig gewordenen Conservativismus die Thatsache einschärfen, daß dieses Nationalitätsprincip jetzt keine unpraktische Ideenphrase ist, sondern hoffentlich für die Dauer die völkerrechtliche Grundlage derjenigen geschichtlichen Katastrophen, denen Deutschland seine heutige Wiebergeburt und Preußen den Antritt seiner europäischen Mission zu verdanken hat.

Ohne alle Phantastik wird es möglicherweise mit jeder Woche mehr der rein praktischen Realpolitik klar werden, daß, was der Beginn des Kriegs noch nicht offenbarte, sein Ausgang und seine Consequenzen constatiren: die preussisch-deutsche Politik von 1871 muß principieel eine andere sein als die von 1815. Man wird sich an die Auffassung gewöhnen müssen, daß die Siege der Befreiungskriege in ihren diplomatischen Resultaten als eine moralische Niederlage erscheinen. Die damals zur Hegemonie gelangende Metternich'sche Politik war bourbonisch-dynastisch, aber sie war weder französisch- noch deutsch-national, sie war nicht einmal wirklich österreichisch, denn sonst hätte sie den von ihr heraufbeschworenen Legitimus in dem Geiste jenes historischen Rechts aufgefaßt, nach welchem

sie die Erinnerungen an die Machtstellung eines deutschen Kaisers Karl V., die der Herzog von Gramont anzuregen die Freundschaft hatte, zum Heile der westeuropäischen Völkerverfamilie als ein national-deutsches Vermächtniß beanspruchen konnte.

Es knüpft sich an solche Betrachtung noch die eine Bemerkung. Unsere eiserne Kreuzzeitungs-Entrüstung de dato 1815 hat die öffentliche Anerkennung der Emancipationsbestrebungen der romanischen Völker uns gewaltig schwer gemacht; dennoch haben dieselben, wie man jetzt sieht, indirect uns großen Erfolg gebracht. Haben aber unsere Diplomaten von Fach eine Garantie dafür, daß die vom neuesten Kriege ausgeübte Reaction gegen jene nationalen Selbstbestimmungen nicht eine neue radicale romanische „Restauration“ provociren wird, die uns in neue bedenkliche Verwickelungen stürzen würde?

Der königlich schwedische General Hazelius weiß aus der praktischen Politik jedenfalls mehr als wir aus der theoretischen über die Begriffe von Romanismus, Restau-

ration, Bourbonismus. Deshalb werden uns fernere Beleuchtungen unserer Situation aus seinem unparteiischen Norden stets willkommen sein.

17. Die sittliche Weltordnung in den Zeichen und Aufgaben unserer Zeit. Rede, gehalten am 3. September 1870 in einer Volksversammlung zu München. Von Moriz Carriere. München, Kdermann. 1870. Gr. 8. 4 Rgr.

18. Deutsche Geisteshelden im Elsaß. Oeffentlicher Vortrag, gehalten in München am 5. Januar 1871. Von Moriz Carriere. Braunschweig 1871.

Ob die Eroberung des Elsaß, bei aller nationalen Berechtigung, für alle Fälle eine kluge Diplomatie war, dürfte eine Frage sein; daß aber, falls ein principiell deutsch-feindliches Regiment in Frankreich Herrschaft erlangte, wir nun die Deutschen des Elsaß als unsere Reichsgenossen bewahren müssen, das kann keine Frage sein.

Seinen Vortrag über sittliche Weltordnung schließt Professor Carriere mit den apostolischen Worten: „Der Herr ist der Geist, und wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“

Neue Uebersetzungen.

1. Freundes-Klage. Nach Alfred Tennyson's „In memoriam“ frei übertragen von Robert Waldmüller-Duboc. Hamburg, Grünig. 1870. 16. 1 Thlr.

Arthur Hallam, der Sohn des berühmten englischen Geschichtschreibers Hallam, war ein Jugendfreund Alfred Tennyson's und Bräutigam der Schwester des Dichters. Derselbe starb im Jahre 1833 eines frühzeitigen Todes. Dieser Verlust machte auf Tennyson einen ungemein tiefen Eindruck. In 130 Gedichten machte er seinem Schmerz Luft, welche er aber erst nach 16 Jahren (1849) in die Oeffentlichkeit gab unter dem leichensteinmäßigen Titel:

In Memoriam

A. H. H.

Obit MDCCCXXXIII.

Von diesen nun bietet uns Robert Waldmüller, der begeisterte Verehrer des poet laureate, 47 Gedichte. Ueber das Princip der Auswahl spricht er sich dahin aus, er „habe zu unterscheiden gehabt nicht nur zwischen Beziehungen vorwiegend localer Natur und solchen, die einen weitem Gesichtskreis umfassen, nicht nur zwischen philosophischen Grübeleien jugendlicher Art und solchen, welche dem Mannesalter des Dichters auch noch wohl anstehen würden, sondern auch zwischen Ausflüssen eines krankhaft überreizten Gemüths und gereistern, erlösendern Gefühlsausbrüchen“. Für die rein künstlerische Wirkung hätten diese nur Erschwerendes, und es sei daher aus jenen Gebieten nur so vieles aufgenommen, als für die treue Wiedergabe des ganzen die Sammlung beherrschenden Tons wünschenswerth erschienen.

Wir sind gewiß große Bewunderer einer treuen, warmen Freundschaft bezweifelnd indeß, daß ein unbefangenes Gemüth sich mit jenen Tennyson'schen „Freundesklagen“ sehr befreundet wird. Wenn die Freundschaft in einer so eraltirten Weise auftritt, muß man befürchten, daß die Poesie weniger der Klagen, als die Klagen der Poesie

halber da sind. Freundschaft ist ein ruhiges, ernstes Gefühl, das vor allem den Stempel männlicher Würde tragen muß. Gereizte, nervöse Ausbrüche, wie sie hier vorkommen, sind unnatürlich. Bekanntlich bestreiten manche, daß der größte Theil der Sonette Shakespeare's an ein männliches Wesen gerichtet ist. Den „Freundesklagen“ gegenüber wäre man versucht, dieselbe Controverse aufzuwerfen. Die Neigung der Geschlechter füreinander einzig hat das Recht, dermaßen die Seele in Beschlag zu nehmen, daß sie dieselbe ganz in Schmerzen begraben kann. Denn sie beruht auf etwas Metaphysischem, und der Liebende, das wird ihm der geniale Mitarbeiter d. Bl., E. von Hartmann, zugeben, kann sagen, daß mit dem Tode der Geliebten ein Stück des Weltplans am Zufall zu Grunde gegangen ist. Die Freundschaft aber beruht auf Ansichten, Interessen, womöglich auf dem Zufall. Nun höre man:

Das dunkle Haus in über Gasse,
Vor dem so oft ich zitternd stand,
Im Vorgefühle, daß die Hand
Des theuern Freundes meine fasse.

Welcher vernünftige Mensch zittert wol im Vorgefühle,
daß ihm sein Freund die Hand geben wird? Oder:

Willst du, o meiner Seele Trauer,
Mir mehr als nur ein Liebchen sein?
Willst mir für meines Lebens Dauer
Genoffen sein, untrennbar sein?

Und:

Mit Demuth trag' ich ihn im Herzen:
So liebt ein armes Kind den Mann
Von Rang, den sie mit allen Schmerzen
Vor Sehnsucht nie erreichen kann.

Die „philosophischen Grübeleien“ sind natürlich dem angemessen, was ein englisches Gehirn verdauen kann, z. B.:

Von einer „allgemeinen Seele“
Sollt' ich dereinst verschlungen werden,
Der ich, solange ich auf Erden,
Als eignes Einzelwesen zähle.

Unlieblich mächtner Gedanke!
Sich selber völlig einzubüßen —
Rein, geben wird es eine Schranke,
Die uns behütet vorm Zerfließen u. s. w.

Daß natürlich bei Tennyson's Talent viel hübsche, einige wahr empfundene Genrebilder mit unterlaufen, versteht sich von selbst. Im allgemeinen ist alles aber künstlich, gemacht. Die Uebersetzung Robert Waldmüller's, die er selber „frei“ nennt, hätte manche Unbeholfenheiten und Schiefheiten des Ausdrucks vermeiden können. Beigegeben ist eine lange, lobpreisende Biographie und Charakteristik Tennyson's. Gegen die übermäßige Bewunderung des Dichters, die selbst solche Verse anstaunt wie die:

Airy, fairy Lilian,
Flitting fairy Lilian,
When I ask her, if she love me,
Claps her tiny hands above me,
Laughing all she can.
She'll not tell me, if she love me,
Cruel little Lilian —

für unsern Geschmack harmlose, nichtsagende Keimerei — kann man nicht genug protestiren. Gibt es doch in England Kritiker, die ihn über Byron stellen, d. h. den Vorzug der Form vor dem Inhalt, seichter Wohlstandigkeit vor genialer Tiefe behaupten.

Wir kommen zu einem zweiten Werke desselben Dichters:

2. Enoch Arden. Godiva. Von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen übertragen von S. A. Feldmann. Hamburg, Erbkning. 1870. 16. 15 Ngr.

In „Enoch Arden“ hat sich der Dichter ein interessantes Problem gewählt. Enoch Arden und Philipp Ray lieben beide dasselbe Mädchen, Annie Lee. Annie zieht Enoch vor und heirathet diesen. Nachdem sie ihm mehrere Kinder geschenkt, beschließt Enoch, um sein Vermögen zu vergrößern, als Seemann Dienst zu nehmen. Aber das Schiff, auf dem er angeworben, leidet Schiffbruch, und er wird, ein anderer Robinson Crusoe, an den Strand einer einsamen Insel geworfen. Viele Jahre verlebt er auf ihr, vergebens nach einem Segel spähend:

Oft wenn er wachte, oder meint' er wachte,
So still, daß die goldschillernde Lacerte
Kast auf ihm hielt, sucht ein Phantom ihn heim,
Noch eins und mehr noch — oder selbst beschwor
Er Menschen und ihr Treiben, Dinge, Stätten,
Die er gekannt auf einer dunkeln Insel,
Jenseit der Linie; Kante, seine Kinder,
Ihr erstes Kall'n: sein kleines Haus, die Mühle,
Die steile Straße, laub'ge Heckenwege,
Den Pflaumentag und das stille Schloß,
Sein liebes Pferd, das Boot, das er gekauft,
Die frühelnde Novemberdämmerung,
Die dunkle Däne, dunkler noch vom Thau,
Den Duft und hübschen Regen trocknen Laubs (?)
Und des bleifarbig'en Meeres leise Klage.

Endlich kommt der Tag der Befreiung, ein Schiff führt ihn in die Heimat zurück:

Und langsam war die Fahrt, voll Aufenthalt,
Das Schiff seefähig kaum, doch fort und fort
Floh er im Geist dem trügen Wind voraus,
Bis unter einem wolken schwarzen Mond,
Gleich einem Liebenden, mit voller Brust
Den thanig rothigen Morgenhauch er sog,
Der Englands geisterhaften Wall umweht.

Aber hier harret seiner grenzenloses Leid. Annie hat sich unterdessen, da sie glaubt, Enoch sei längst gestorben,

mit Philipp Ray vermählt. Der unglückliche erste Gatte schleicht sich zu seinem ehemaligen Hause und blickt heimlich von einem Larusbaum ins Zimmer hinein:

— — Silberzeug und Schalen funkeln
Auf blankem Bord, so traulich war der Herd,
Und rechts vom Herde konnt' er Philipp sehen,
Den dünnsten Dursten in der alten Zeit,
Jetzt rosig derb, den Säugling auf dem Schoß;
Und über ihren zweiten Vater bengte,
Als eine neue, stolze Annie Lee,
Ein schängelndes, schlankes Mädchen sich;
Und ihre Hand ließ einen Ring am Band
Von oben niederbaumeln vor dem Kind,
Das mit den dicken Armen aufwärts fuhr,
Ihn griff und stets verfehlte; und sie lachten. —
Und links vom Herd konnt' er die Mutter sehn,
Die oft hinüber nach dem Säugling blickte,
Doch dann und wann sich umsah, mit dem Sohn,
Der schlank und stark an ihrer Seite stand,
Zu sprechen — und es mußte etwas sein,
Das er gern hörte, denn er schmunzelte.

Enoch beschließt, dies Glück nicht zu stören, und stirbt nach einem Jahre an gebrochenem Herzen. Man sieht, der Dichter kann das Idyll nicht überwinden; statt dem Conflict resolut zu Leibe zu gehen, läßt er ihn von einem gütigen Zufall, dem dienstfertigen Lakaien aller verlegenen Poeten, aus dem Wege räumen. Da sind denn doch die Volksagen noch besser, die den abwesenden Gatten wenigstens immer zur rechten Zeit wiederkommen lassen und so weiteres Unheil verhüten. Freilich müßte der Dichter, der ein solches Sujet wie das vorliegende eindringlich behandeln wollte, dem Begriff der Ehe kühn auf den Grund bringen. Es steht ihm ja frei, wie er dieselbe auffassen will, und kann er dann sowol einen tragischen als einen befriedigenden Ausgang wählen. Allerdings läßt sich Tennyson vielleicht damit rechtfertigen, daß Enoch Arden am Ende während seines langen Aufenthalts auf jener einsamen Insel alt geworden ist und das Feuer seiner Jugend eingebüßt hat, sodaß ihm die Entfugung nicht ganz so schwer wird. Aber dieses Feuer beträfe doch immer nur die Liebe zu seiner Gattin; die Liebe zu den Kindern nimmt eher mit dem Alter zu. Daß er auf diese ebenfalls resignirt, nur um den Frieden der zweiten Ehe nicht zu stören, ist ein wenig viel von einem so liebevollen Gemüth wie das seinige verlangt.

Das Gedicht „Godiva“ erzählt von jener mildherzigen irischen Königin, die, um das Volk vom harten Steuerdrucke zu befreien, nackt durch die Stadt ritt.

3. Lieder von Robert Burns. In das Schweizerdeutsche übertragen von August Corrodi. Winterthur, Bleuler-Hausheer und Comp. 1870. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Idee des Uebersetzers ist, wie uns scheinen will, keine glückliche. Schwerlich wird er außerhalb der Schweiz auf ein zahlreiches Publikum rechnen können. Die Vorrede trägt eine patriotische Kühnheit zur Schau, von der man nicht recht weiß, ob sie ernst oder humoristisch gemeint ist. Es werden nämlich Verse Homer's und Shakspeare's im Schweizerdeutschen zum besten gegeben. Wenn wir selbst zugestehen wollten, daß eine Uebersetzung des großen schottischen Lyrikers am besten durch das Medium eines unserer Dialekte geschähe, so möchte denn doch das Schweizerdeutsche am wenigsten dazu geeignet sein. Burns'

Nieder sind in der Sprache der lowlanders geschrieben, während jenes die harte Mundart der Gebirgsbewohner ist. Allerdings werden in der Vorrede mehrere Worte angeführt, die in beiden Dialekten dieselben sind und ähnlich klingen. Das aber entscheidet noch nichts über den Charakter. Wir kämen sonst zu dem Princip, nach welchem die selige Firma J. S. Vog und Söhne ihre Uebersetzungen veranstaltete, in denen z. B. der Vers aus „Romeo und Julia“:

By her fine foot, straigh leg and quivering thigh —
lautet:

Beim fetnen Fuß, Blattbein und Quabbeleschos.

Abgesehen von diesem Einwurf können wir die Uebersetzung loben. Wir theilen als Probe der Verschwelgerung das bekannte „Finlay-Lied“ mit, worin der Name Finlay einem „Heiri“ Platz gemacht hat:

Wer böpperlet a der Hammer a?
Nu ich bi's, seit de Heiri.
Se pad di hei, was witt du da?
Nu öppis, seit de Heiri.
Du schliichst ja, wie wenn d'gstoße hättst —
Chamme lueg nu, seit de Heiri.
De machst na hämpeneie z'legt.
Cha scho sy, seit de Heiri.

Und kiest di is hämmerli —
D las mi, seit de Heiri.
So wär's dän mit mim schlaf verbi —
Kattkri, seit de Heiri.
Und wärest i mim hämmerli —
D wäri, seit de Heiri;
Se wettst, bis 's taget, bimer sy —
Bis 's taget, seit de Heiri.

Und wettst die nacht bimer sy —
Die ganz nacht, seit de Heiri;
Se fürcht, hämest wieder gli —
Gli wieder, seit de Heiri.
Was gschich mag dän im hämmerli —
Las gschich nu, seit de Heiri;
Das rathst der, das bhalt für di —
Berstahst si, seit de Heiri. —

4. Angeli-Lieder des Agnis-Säjt. Frei aus dem Orientalischen übersezt. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 7/8 Rgr

Der Uebersetzer hat sich künge Weise nicht genannt, denn wo der Orient liegt, aus dem er diese „Angeli-Lieder“ geholt, wünte er gewiß nicht nachweisen. Jedenfalls grenzt er dicht an die Geschmacklosigkeit, ja den Abergwitz.

Wir bekommen über zehn Pflanzen je ein zweizeiliges Sprüchlein und ein paar lyrische Ergüsse. Der Orientale scheint an einer unglücklichen Liebe zu laboriren. Falls er der Dame seines Herzens die „Angeli-Lieder“ im Manuscript zu lesen gegeben, finden wir dies nur zu begreiflich. Doch möge der Barde für sich selber sprechen

Bergig mein nicht.

Der Himmelfarbe gleich,
Ja selbst ein Himmelsreich.

Wieder presste mir
Schmerz bitter Zähren
Aus der Thränenbrüse,
Aus der leeren.

Auf den Marmelstein
Niederrollt ein Tropfen:
Himmel erbarme dich mein,
Mein Herz hör' ich klopfen!

Mein erblindet Aug' erstarrt, —
Denn wie auch Marmor hart,
Meiner Thränen Säure
Ketzt in den Stein ihr Bild, das theure.

Auch wir vergossen Thränen — allerdings nicht aus der leeren Thränenbrüse, sondern vor Lachen aus der vollen. Hoffentlich bleiben uns dergleichen orientalische Seltsamkeiten fernerhin erspart.

5. Hiob. Classisches Gedicht der Hebräer. Aus dem Grundtexte neu übersezt und mit Andeutungen zum tiefern Verständniß versehen von Hermann Victor Andrea. Darmen, Langewiesche. 1870. 8. 20 Rgr.

Unter den Productionen des hebräischen Geistes, soweit derselbe von fremden Einflüssen unberührt geblieben — zu welchen man jedenfalls die Propheten nicht rechnen kann —, nimmt Hiob die hervorragendste Stelle ein. Er ist, mögen uns die Anhänger der Inspirationstheorie diesen weltlichen Ausdruck verzeihen, das genialste Werk der uns überkommenen israelitischen Literatur. Denn diese geht ganz in Optimismus und Diesseitigkeit auf und wird kaum von transcendentalen Scrupeln und Fragen beeinflusst; die Moralvorschriften stehen zwischen den Ceremonial- und Polizeigesetzen, und die Vorsehung erhebt sich nicht weit über eine strenge Polizeiverwaltung, allerdings mit ausgelegten Prämien — immer aber rein irdischer Natur — für die Frommen. Nur im Hiob macht sich ein tieferes Gefühl, ein Hang zum Philosophiren Luft, denn hier werden die Fragen aufgeworfen, die die Vorbeugung aller Metaphysik sind: Weshalb das Übel? Wozu das Leiden? Mit der Gewalt der höchsten Poesie richtet sie der unglückselige Hiob an Gott. Aber niemand kann über den Geist seines Volks hinaus; dieser gibt dem Frager als Jehovah die Antwort. Daß die Antwort uns befriedigen könne, wird niemand zugeben. Denn bei Licht besehen besteht sie darin, daß ihm Jehovah so zu imponiren sucht, daß der arme Mensch sich zuletzt beschneiden ergibt.

Andrea hat eine schwungvolle Uebersetzung in Jamben, ohne jedoch sich an eine bestimmte Anzahl von Füßen zu binden, geliefert. Als Probe geben wir die erhabenen Worte Jehovah's, 38, 4 fg.:

Wo warst du, als die Erde ich gegründet,
Sag' an, wenn du so hohe Einsicht hast.

Und wer bestimmte ihr das Maß, wenn du es weißt?
Wer zog die Messschnur über sie?

Worauf sind ihre Pfeiler eingesenkt,
Wer war's, der ihr den Capstein legte —

Beim Chorgesang der Morgensterne,
Beim Jauchzen aller Götterthöne?

Wer schloß mit Thüren ein das Meer,
Als es hervorbrach aus dem Mutterchos?

Da ich Gewölk als sein Kleid anlegte,
Ihm Wolkennacht zu Windeln gab u. s. w.

Die Anmerkungen und Erläuterungen sind moralischer, reflectirender Natur. Ein specifisches Urtheil über sie zu

fällen, müssen wir den Theologen überlassen. Doch wollen wir nicht verhehlen, daß uns die Hypothese in Bezug auf den Leviathan von profanem Standpunkt aus unhaltbar scheint, sowol was das Poetische, als was das Naturgeschichtliche anbetrifft.

6. Das Hohelied, ein dramatisches Gedicht. Metrisch bearbeitet von Heinrich Stadelmann. Mit einem Titelbilde von Julius Schnorr. Eichstädt, Krüll. 1870. 16. 10 Ngr.

Heinrich Stadelmann gibt uns die hebräische Poesie in gereimter Liedform. Der Ausdruck dramatisches Gedicht ist unpassend. Hierunter verstehen wir nun einmal etwas ganz anderes, als dies Hohelied bietet. Ebenso ist nicht viel damit genützt, daß das Gedicht in Acte und Scenen abgetheilt ist, ja der Ort der Handlung angegeben wird. Daß ein königliches Schauspielhaus zu Jerusalem bestand, ist uns bis dato nicht bekannt. Dergleichen ist Spielerei, wodurch dem Originale der größte Abbruch geschieht. Die Verse Stadelmann's sind mit einigen Ausnahmen fließend und melodisch. Voraus geht eine Widmung an den frommen Dichter Karl Gerol, und die Bignette zeigt, daß der Uebersetzer sich mit dem angeblich mythischen Inhalt dieser Poesie mehr befreundet hat als mit ihrem wirklichen.

7. Buch der Hymnen. Ältere Kirchenlieder aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen von Eduard Hobein. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Halle, Schwabe. 1870. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Mittelalter ist die Zeit des Glaubens. Die Reformation glaubte den eigentlichen und wahrhaften Glauben aufs Schild zu heben, indeß ihr eigener Name hätte ihr sagen können, daß ihr innerstes Wesen die Kritik sei. Kritik und Poesie sind zwei sehr verschiedene Dinge, und es wäre sonderbar, wenn sie hier zusammengegangen wären. Das protestantische Kirchenlied steht im höchsten Ansehen. Was seinen poetischen Inhalt betrifft, können wir uns dieser Meinung nicht anschließen. Allerdings ist es der Quell, aus dem die moderne deutsche Musik gestossen, aber die poetisch werthvollsten Producte sind meistens Wiedergaben längst vorhandener Gedichte. Wenn die Poesie dem Dogma als Realität huldigen soll, muß sie waid und ganz an dasselbe glauben und von allen andern Einflüssen unbeeinträchtigt sein. Die Musik fragt nichts nach dem Dogma, ihr brachte die Vertinnerlichung, die im protestantischen Princip lag, den größten Nutzen; aber die Poesie konnte erst wieder erstarken, als die Fessel des Dogmas zerbrochen und der Gedanke frei war. Der eifrigste Lutheraner wird zugeben müssen, daß gegen die Fülle und Tiefe der mittelalterlichen Kirchenlieder die zahllose Menge der protestantischen nicht auskommen kann. Wenn diese original und zugleich werthvoll, sind sie fast immer ganz subjectiv und verflüchtigen das eigentlich Christlich-Dogmatische. Sonst sind sie meist hölzern, ungeschickt, ja geschmacklos. Das Medium der Poesie ist einmal die Sprache — am jüngsten Tage mögen alle dichtenden Pastoren und Cantoren wegen ihres orthodoxen Glaubens

Beifall finden, die Musen haben mit ihren holperigen Versen nichts zu thun. Wer daher die wahrhaftige Poesie des Christenthums sucht, der muß sich an die mittelalterlichen Dichter wenden. Denn wir sind im Gegensatz zu Eduard Hobein der Ansicht, daß diese auch den Liebedichtern der ersten Jahrhunderte vorzuziehen. Es wüßte auf diese noch stehend das antike Element ein. Die Uebersetzung Hobein's liegt in zweiter Auflage vor. Sie hat dieselbe verdient: sie ist fließend, schwungvoll und trennend.

8. Renaissance. Ausgewählte Dichtungen von Jakob Balde. Uebersetzt von Johannes Schrott und Martin Schleich. München, Lindauer. 1870. 8. 24 Ngr.

Die beiden Uebersetzer haben sich größtentheils auf die patriotischen und lehrhaften Gedichte Balde's beschränkt. Die schönsten Poesien des Dichters sind bekanntlich der heiligen Jungfrau gewidmet. Selbst an den patriotischen hat man keine reine Freude. Sie sind von einer specifisch katholischen Gesinnung eingegeben. Im vorliegenden Buchlein sind Balde's antike Metren in gereimte Strophen verwandelt. Wir können dies nicht billigen. In der Dichtung bedingen sich Inhalt und Form gegenseitig, eins geht mit dem andern verloren. Auch ist die feine Grazie der Renaissance häufig in Plattheit verwandelt, die humoristisch klingen soll, aber nur einen unangenehmen Eindruck hinterläßt. Auch große Ungeschicklichkeiten kommen vor, z. B.:

Auf dich wenn's ankam, Troja ständ' noch heute.

Fast so schön wie:

Sein Vater hieß Melcher,
Ein Schlächter war Melcher.

9. Der Mönche-Krieg (Monachomachia). Komisches Epos-Gedicht in Stangen des Fürstbischofs Ignaz Graf Krasiński. Aus dem Polnischen von Alexander Winkler. Berlin, Dehmgte. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Polen haben auf dem Gebiet des Geistes ebenso wenig etwas Dauerndes zu Stande bringen können als auf dem der Politik. *) Es scheint diesem Volke an aller originalen Productivität zu fehlen, und an diesem Mangel mußte es nothwendigerweise zu Grunde gehen. Auch die komischen Dichtungen des Bischofs Krasiński werden uns nicht von diesem Vorurtheil befreien, so viel Ruhmwerthes auch der Uebersetzer davon zu berichten weiß. „Der Mönche-Krieg“ behandelt eine Prügelei, die anlässlich einer Disputation in einem Kloster entstanden. Die Satire soll glücklichen Einfluß auf die damals sehr verkommenen Klostergeistlichkeit gehabt haben. Anzuerkennen ist, daß der Humor von einem hochgestellten Kleriker selbst ausgeht, doch kann dies im 18. Jahrhundert bei einem Fremde Stanislaus Poniatowski's und Friedrich's des Großen nicht so sehr überraschen.

*) Wir möchten uns dieser Ansicht des geehrten Berichterstatters nicht anschließen — die Werke von Mickiewicz, Krasiński's „Tribun in Rom“ und „Angstliche Komödie“ sind immerhin bedeutende Dichtungen. D. K. v.

Feuilleton.

Notizen.

Ernst Bachsmann hat im Anschluß an die Sammlung der „Deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870“ „Kaiserlieder“ (Berlin, Fiebheit u. Thiesen, 1871) herausgegeben. Selbstverständlich spielt „Kaiser Rothbart“ und „Barbarossa“ keine geringe Rolle in diesen Liedern, obgleich das erneuerte Deutsche Reich wol eine wesentlich andere Sendung hat, als die der Hohenstaufen war. Unter den Dichtern finden sich mehrere von bekanntem Namen: Gustav Freytag, Alfred Meißner, Hoffmann von Fallersleben und der Herausgeber d. Bl. Der Werth der mitgetheilten Gedichte ist ein ungleichiger; der Herausgeber selbst beschränkt sich auf ein einziges: „Neujahrswitze 1871“:

Vom Dom herab schlägt laut und voll die Stunde,
In der die Geisteschar begehrt die Kunde,
Und was für Geister! Seht die Lichtgestalten,
Kommen gleich ein Neujahr zu entfalten —

Ein Neujahr, wie's die Welt noch nicht gesehen,
Das uns des Höchsten Willen lehrt verstehen,
In der Geschichte Jahrbuch soll bekunden,
Wie tren der Himmel hat ein Volk gefunden!

Dem deutschen Volk, dem Volk bewährter Treue,
Dem Recht und Ehre schenkt die Lebenskreise,
Deß sich das ganze Weltall jubelnd freue —

Geht auf der Einheit Stern in goldner Schöne.
Ihm gilt vom Firmament die Geisteskreise:
Zieh aus, mein Volk, und deinen Kaiser kröne!

Von der „Shakespeare-Galerie. Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen, 86 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht“ (Leipzig, Brockhaus, 1871) liegt die zweite Lieferung vor mit drei künstlerisch sehr werthvollen Stahlstichen. Das erste Bild aus dem „Sturm“ führt uns in schönere Auffassung Prospero, Miranda und Ariel vor, mit dem Blick auf das gestrandete Schiff. Pecht rühmt dem reizen Bilde von Hofmann nach, daß es den Professorencharakter Prospero's, der andere in Verlegenheit führt, nur um so wieder herausreißen zu können, glücklich wiedergebe. „In der wunderbarsten Wahrnehmung des Schiffbruchs eng an den mit stolzer Siegesgewißheit jauchenden Herrn Papa geschmiegt, bringt unser Bild Miranda, wie sie mit Wangen das Ringen der hilflosen Schiffbrüchigen um ihr Leben verfolgt, während Ariel in der Luft die Wände gegen das Fahrzeug entfestelt.“ In der Erläuterung zu dem zweiten Bilde aus „Julius Cäsar“ von Adams, das sich durch den trefflichen Kopf Cäsar's auszeichnet, spricht sich Pecht zu Gunsten der Ansicht aus, daß mit dem Tode Cäsar's ein neues Stadium der Menschheit beginne, da Brutus nirgends anwesende, den Mittelpunkt des Ganzen zu bilden, im offenen Widerspruch zu der in der letzten Nummer d. Bl. mitgetheilten Ansicht Widemeyer's. Das Bild aus „Cymbeline“ von Schwörer stellt uns die liebende Imogen dar, wie sie, in der Höhle sitzend, in Krankenkleidung von Bellarius als ein Elfe, ein Engel, ein irdisch Wunderbild bezeichnet wird.

Bibliographie.

Abler, Die Veröhnung von Gott, Religion und Menschthum nach Moses Mendelssohn. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 5 Ngr.
Berthelme, P., Gedichte ohne Titel. Rotterdam, van Baalen u. Sohn. Gr. 16. 26 Ngr.
Eiffel und Lothringen. Zwei deutsche Reichsländer dem deutschen Volk gerathen von französischen Länderger und Hinterlist. Ein Gedächtnis für das deutsche Volk auf das Jahr 1871. Langensalza, Verlags-Comptoir. 8. 4 Ngr.
am Ende, E. C. E., Dr. Joh. Joach. Glob. am Ende, verstorben 1777 als Superintendent zu Dresden. Ein Lebensbild aus dem 18. Jahrhundert, zugleich ein Beitrag zur Geschichte Dresdens, auf Grund familien-schriftlicher Sammlungen. Werk einer Bibliotheca am Eudiana. Dresden, am Ende. Gr. 8. 10 Ngr.
Gerber, G., Die Sprache der Kunst. 1ster Bd. Bromberg, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr.

Kurze Geschichte der römisch-deutschen Kaiser und der preussischen Könige bis auf den deutschen Kaiser Wilhelm den Siegreichen. Leipzig, Rudhardt. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Graff, W. P. C., Die Babenberger. Ein geschichtliches Drama. Hofsch. Stiller. 8. 1 Thlr.
Grosch, F., Eine Nacht auf der Wartburg. Berlin, Voewenstein. 8. 7 1/2 Ngr.
Hahn, R., Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des deutschen Kaiserreichs. Die deutsche Politik 1867 bis 1871. In Actenbüchern, amtlichen und halbamtlichen Aeusserungen. Berlin, Herz. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
Hammer, E., Der Beruf und das Herz der Frau. Ein duftendes Bouquet an die Welt gebildeter Frauen. Leipzig, Pardubitz. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.
— Das Wesen der Seele und des Herzens im Lichte der Wahrheit. Leipzig, Pardubitz. Gr. 16. 5 Ngr.
Haus- und Reise-Bibliothek. 4ter Bd.: Ein Geheimnißvoller Tod. Erzählung von E. Frick. Berlin, May. 8. 10 Ngr.
Haus-Theater, Nr. 4: Die Lieblichen. Lustspiel von H. Jonaas. Leipzig, Hiele. Gr. 8. 5 Ngr.
Herzling, G. Fröh. v., Materie und Form und die Definition der Seele des Aristoteles. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Bonn, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
Hohmann, R., Leopold Böhm als Theologe, Historiker und Publizist, gewidmet. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.
Jofai, W., Schwarze Diamanten. Roman in 5 Bdn. Pest, Verlag des Abendam. 8. 3 Thlr.
Karpies, G., Die Frauen der jüdischen Literatur. Ein Vortrag. Berlin, Poppelauer. Br. 8. 5 Ngr.
Kleinert, J., Lebensbuch des Krieges von 1870—71. Ein übersichtliches Bild der großen Zeit und ihrer Ereignisse. Berlin, Wollmann. Gr. 16. 10 Ngr.
Krenkel, W., Der Apostel Johannes. Berlin, Genschel. 8. 1 Thlr.
Kriegsfahrten eines Wollfens. Nach den Aufzeichnungen des ungenannten Verfassers bearbeitet und herausgegeben von J. Feig. Wein-lingen. 8. 15 Ngr.
Kriger, J., Roberne Feen. Novelle. Altona, Verlagsbureau. 8. 25 Ngr.
— Liebesproben. Novelle. Altona, Verlagsbureau. 8. 25 Ngr.
Landau, L. R., Die Principien des Rechts und die Todesstrafe. Pest, Verlag des Athenaeum. Gr. 8. 10 Ngr.
Lauze, G. C., Reise der Ganza ins nördliche Eismeer. Reisebriefe und Erinnerungsbilder. Prag, Galwe. Br. 8. 15 Ngr.
Lehr- und Schwert für 1870. Patrontaschen - Liebermann des Feld-Soldaten-Freundes. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
Lichtenberg's, G. C., Gedanken und Maximen. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung von E. Frick u. a. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.
Lorenz, O., Zur Geschichte der Päpste. Ein einleitender Vortrag im Sommersemester 1871. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.
Die naturgemäße Lösung des größten Lebensräthsels, oder die Art und Weise der ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes und ihre weitestgehenden Konsequenzen. Hirsch, Verlags-Magazin. 8. 20 Ngr.
Maurer, G. E. v., Geschichte der Städteverfassung in Deutschland. 4ter Bd. Erlangen, Enke. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.
Menzel, W., Rom's Narciß. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Müller von Königswinter, W., Der Zauberer Merlin. Ein Gedicht. Berlin, Rippertsch. 16. 20 Ngr.
Müller, M., Ansprache am Friedensfest in London, am 1. Mai 1871. London. 4. 3 Ngr.
Niendorf, R. A., Die Rittergüter der östlichen Provinzen. Ihre historische Entstehung, Entwicklung und ihre sociale Lage in der Gegenwart. Berlin, Goldschmidt. Gr. 8. 10 Ngr.
Kolbe, Fröh. F. v., Gustav Adolph's Leben und Feldtob in 22 vortisch-historischen Bildern gezeichnet. Als Manuscript gedruckt. Berlin, Stubr. Gr. 8. 16 Ngr.
Krajch, G., Berlin bei Nacht. Kulturbilder. Berlin, Hausfreund-Exposition. Gr. 8. 20 Ngr.
Krauser, F. v., Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 4te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Kraus, L., Zeitgeschichte für Volk und Meer. Stuttgart, Metzler. 8. 14 Ngr.
Schasler, M., Aesthetik der Philosophie des Schönen und der Kunst. 1ster Bd. Kritische Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf die neueste Zeit. 1ste Lief. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Strauß, D. F., Ulrich von Hutten. 2te verbesserte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.
Steinfels, Die Hyäne des Schlachtfeldes und der Man oder die schone Brant von Straßburg. Eine historische Erzählung aus dem Krieg gegen die Franzosen im Jahr 1870. 1ste bis 5te Lief. Darmstadt, Verlag und Depot gemeinschaftlicher Schriften. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
Steinfels, E. v., Eleonore. Roman. 5 Bde. Berlin, Jantke. 8. 6 Thlr.
Stiffer, E., Das Geheimniß des Sieges. Historischer Roman aus der Zeit der Feldenkämpfe von 1870 und 1871. 1ste Lief. Schley, Hüb-scher. 8. 3 Ngr.
Kullmann, W., Deutschlands Erhebung gegen den Erbfeind im Jahr 1870. Dem deutschen Volke erzählt. Leipzig, Kornmann. Gr. 8. 5 Ngr.
Sarcey, F., Die Belagerung von Paris 1870—1871. Ereignisse und Einbrüche. Aus dem Französischen überfetzt. 2te Aufl. 1ste bis 5te Lief. Wien, Gerold's Sohn. 8. 4 Ngr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Soeben erschien:

Meinhus' Bücher-Lexikon.

Vierzehnter Band,

die von 1862 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend.

4. Auf Druckpapier 15 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 22 Thlr. 2 Ngr.

Mit dem soeben vollendeten vierzehnten Bande dieses Werks ist die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1867 fortgeführt. Der achte bis vierzehnte Band, die Erscheinungen der Jahre 1828—67 enthaltend, bilden unter dem Titel „Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon“ auch ein für sich bestehendes Werk. Frühere Bände werden zu nachstehenden bedeutend ermäßigten Preisen geliefert:

Band 1—13 (die Literatur von 1700—1861) 60 Thlr.; Band 8—13 (1828—61) 32 Thlr., auf Schreibpapier 40 Thlr.; Band 8—12 (1828—56) 24 Thlr., auf Schreibpapier 28 Thlr.; Band 8 einzeln (1828—34) 5 $\frac{1}{2}$ Thlr., auf Schreibpapier 6 $\frac{1}{2}$ Thlr.; Band 9 einzeln (1835—41) 5 $\frac{1}{2}$ Thlr., auf Schreibpapier 6 $\frac{1}{2}$ Thlr.; Band 10 einzeln (1842—46) 6 $\frac{1}{2}$ Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.; Band 11 einzeln (1847—51) 6 $\frac{1}{2}$ Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.; Band 12 einzeln (1852—56) 6 $\frac{3}{4}$ Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.; Band 13 einzeln (1857—61) 12 Thlr., auf Schreibpapier 17 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von Franz Pfeiffer.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zehnter Band:

Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweiter Theil.

Diese Ausgabe des ganzen Parzival ist der erste Versuch, die gewaltigste und gedankentiefste Dichtung des deutschen Mittelalters, das Meisterwerk Wolfram's von Eschenbach, dem Verständniß heutiger Leser im Originaltext zugänglich zu machen. Franz Pfeiffer hatte sich bereits viel mit den Vorarbeiten zur Herausgabe beschäftigt; als er aber seinen Tod herannahen fühlte, überliess er das von ihm gesammelte reiche Quellenmaterial seinem gelehrten Freunde Karl Bartsch, der nun im Sinne des Verstorbenen das schwierige Werk vollendete. Wegen der Verwandtschaft des Stoffes wurden auch die erhaltenen Bruchstücke von Wolfram's Titurel in die Ausgabe mit aufgenommen.

Inhalt des I.—IX. Bandes:

- I. Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritte Auflage, herausgegeben von Karl Bartsch.
- II. Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
- III. Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.
- IV.—VI. Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.
- VII. VIII. Gottfried's von Strassburg Tristan. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile.
- IX. Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Theil.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.

Von

Baron Joseph Eötvös.

Som Verfasser selbst aus dem Ungarischen überfetzt.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Baron Eötvös, der ungarische Staatsmann, der vor kurzem tiefbetrauert von seinem Volke aus dem Leben geschieden ist, entwickelte in diesem Werke seine wissenschaftlichen Theorien über die Begriffe Gleichheit, Freiheit und Nationalität und über deren Anwendung auf den modernen Staat. Wie das Werk bei seinem Erscheinen (1854) ungewöhnliches Aufsehen erregte, verdient es auch dauernde ehrenvolle Beachtung nicht bloß von seinen Freunden des Verfassers, sondern in allen politischen, rechtsphilosophischen und volkswirtschaftlichen Kreisen Deutschlands.

Von dem Verfasser erschien (anonym) in demselben Verlage:

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von K. F. W. Wander.

Erster und zweiter Band. (A—Lehren.)

4. Jeder Band geh. 10 Thlr., geb. 10 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses Werk ist die vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörtersammlungen; die Zahl der in den vorliegenden zwei Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellenangaben versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 120000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, in welchem die Anschauungen, Ansichten, Urtheile, Irrthümer und Erfahrungen, Rechtsgrundsätze, Klugheits- und Weisheits-, Glaubens- und Sittenlehren der frühern Geschlechter aller Bildungsschichten und Berufsklassen sich abspiegeln, und das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Die Fortsetzung des Werks erscheint in regelmässiger, ununterbrochener Folge (wie bisher in Lieferungen zu 20 Ngr.).

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographie des Gelobten Landes,

bearbeitet von

Dr. C. E. Hergt.

Mit einer Karte von Palästina.

8. Geh. 1 Thlr.

Der inzwischen verstorbene Verfasser, zugleich Theolog und Schulmann, hatte sich durch vieljährige Studien wie durch eigene Reisen eine genaue Kenntniß des Heiligen Landes erworben. Diese auf einfache, methodische Weisenamentlich auch der Jugend beizubringen, war sein Zweck bei Abfassung des vorliegenden Lehrbuchs.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 30. —

20. Juli 1871.

Inhalt: Zur neuern Socialliteratur. Von Rudolf Doehn. — Novellen und Novellensammlungen. Von Emil Müller-Samowegen. — Appun's Reisen in Venezuela. Von Richard Andree. — Zwei Tractate Spinoza's. — Vom Büchertisch. — Frühlings. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur neuern Socialliteratur.

1. Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Von Friedrich Albert Lange. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.
2. Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen, ihre wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft. Von William Thomas Thornton. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Englischen übertragen, sowie durch Anmerkungen erklärt und vermehrt von Hugo Schramm. Leipzig, Hinckhardt. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Die Wirtschaft des Menschengeschlechts auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen. Von Julius Fröbel. Erster Theil. — A. u. d. T.: Die Grundverhältnisse und allgemeinen Vorgänge der Wirtschaft. Leipzig, D. Wigand. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. National-ökonomische Notizen. Von Bernhard Deder. Schlez, Süßker. 1871. 8. 28 Ngr.
5. Abhandlungen über Nationalökonomie und Statistik von A. Jannaß. Basel, Schweighauser. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.
6. Einleitung in das staats- und volkswirtschaftliche Studium von Heinrich Conz. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Nationalökonomie. Leipzig, Wilferodt. 1870. 8. 24 Ngr.
7. Die Creditgenossenschaften in ihrer Bedeutung für Stadt und Land und in ihren Beziehungen zur socialen Frage von J. A. Heidelberg, Baffermann. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.
8. Die Arbeitergilden der Gegenwart. Von Enjo Brentano. Erster Band: Zur Geschichte der englischen Gewerksvereine. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist für jeden Denkenden eine ausgemachte Sache, daß man die sogenannte Arbeiterfrage nicht als zufällige und schnell vorübergehende Erscheinung, sondern als ein tief in der Natur der Dinge begründetes Problem für den Culturfortschritt der Menschheit auffassen muß. Wer aber mit Ernst und Umsicht von diesem Standpunkt aus die sociale Frage betrachtet und durch theoretische Erörterungen oder durch praktische Wirksamkeit, oder durch beides zugleich, sie zu lösen sucht, der wird ein Mitarbeiter an der Lösung einer der größten Aufgaben, welche der Mensch-

Friedrich Albert Lange, der geistreiche Verfasser der „Geschichte des Materialismus“, hat in der in Rede stehenden Schrift (Nr. 1) mit Wärme, Offenheit und Wahrheitsliebe die Arbeiterfrage in ihrer Bedeutung für die Gegenwart wie für die Zukunft behandelt. Auch das erste Erscheinen dieser Schrift, die uns jetzt in einer wesentlich umgearbeiteten und vermehrten Auflage vorliegt, ist dem Umstande zu verdanken, daß der Verfasser auf dem „Vereinstage deutscher Arbeitervereine“, welcher im October 1864 zu Leipzig stattfand, in den Ausschuss dieses Vereinstags gewählt wurde. Auf diesem Vereinstage kam es nämlich zu einem harten Conflict zwischen den Anhängern von Schulze-Delitzsch und denen von Lassalle; und um nicht den Vorwurf einer zweideutigen Haltung auf sich zu laden, entschloß sich Lange, die erste Auflage der uns vorliegenden Schrift zu schreiben und darin seine eigenen Ansichten über die Arbeiterfrage in aller Kürze kundzugeben.

Die zweite Auflage des Lange'schen Buchs enthält, außer einem kurzen Vorwort, sieben Kapitel, welche folgende Titel tragen: 1) „Der Kampf um das Dasein“; 2) „Der Kampf um die bevorzugte Stellung“; 3) „Glück und Glückseligkeit“; 4) „Die Lebenshaltung“; 5) „Kapital und Arbeit“; 6) „Eigenthum, Erbrecht und Bodenrente“; 7) „Die gegenwärtige Bewegung und ihr Ziel“. Jedem dieser sieben Kapitel sind zahlreiche Anmerkungen beigelegt, welche theils statistische und geschichtliche Belege bringen, theils zur weitem erläuternden Ausführung einzelner interessanter und wichtiger Punkte dienen.

Während der Verfasser im ersten Kapitel darauf hinweist, daß in der Gegenwart der uralte Kampf um das Dasein vornehmlich von den Arbeitern der Industrie mit erdrückender Schwere empfunden wird, erklärt er im zweiten Kapitel, es sei ein tiefgewurzelter Irrthum, welcher eine ungerechtfertigte Beherrschung der besser situirten Klassen und eine bittere Kränkung der Armen in sich

schließe, wenn so oft behauptet wird, daß jedes wahre Talent oder mindestens jedes große Genie sich durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens durcharbeite und endlich sein Ziel mit einer gewissen dämonischen Nothwendigkeit erreiche. Wir leben, meint der Autor, in einem Zeitalter, „in welchem alle einzelnen Bestrebungen zur Ausgleichung der socialen Uebel von dem Bewußtsein der Nothwendigkeit und des Herannahens großer Reformen getragen sind“. Dieses Bewußtsein, darin stimmen wir ihm bei, ist unter unserer Generation nicht auszurotten; denn immer mehr und mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß unsere Kämpfe und Arbeiten auf dem Gebiet der Volksbildung, des Genossenschaftswesens, der Erweiterung der politischen Rechte der Massen doch noch nicht die eigentliche Lösung der großen Aufgabe sind, sondern daß sie dieser Lösung nur vorangehen als die Geburtswehen einer neuen Zeit. Außerdem bespricht und kritisiert der Verfasser in den beiden ersten Kapiteln und den dazu gehörigen Anmerkungen die Ansichten von Darwin, Ricardo, Malthus, Adam Smith, Stuart Mill, Marx u. a., soweit sie die sociale Frage berühren.

Im dritten Kapitel sucht der Verfasser zwei ihrer Natur nach sehr verschiedene Gegenstände zusammenzufassen: die Wirkungen des Zufalls auf die Gestaltung der Arbeiterfrage und den Zusammenhang der innern Glückseligkeit des Menschen mit seiner äußern Lage. Die Untersuchung des ersten Punktes bildet seiner Ansicht nach einen notwendigen, wenn auch bisher wenig angebauten Theil der Socialwissenschaft; den zweiten Punkt verweist er, sofern man sich über den Standpunkt vager moralischer Betrachtungen erheben will, in die naturwissenschaftliche Anthropologie.

Im vierten Kapitel behandelt Lange unter der Ueberschrift: „Die Lebenshaltung (standard of life)“, die Frage, ob die gegenwärtige Lage des Arbeiterstandes thatsächlich verbessert oder verschlimmert ist. Diese schwierige Frage hat bekanntlich zu den verworrensten Streitigkeiten geführt und ist auch, wie der Autor zugestehet, von Lassalle durchaus nicht befriedigend beantwortet worden. Die Anmerkungen zu diesem Kapitel geben äußerst interessante statistische Beispiele. Lange zieht hier neben der Nahrungsfrage auch die nicht minder wichtige Wohnungsfrage in den Kreis seiner Betrachtung, gelangt aber ebenfalls nicht zu einem genügenden Resultat.

Im fünften Kapitel kritisiert der Autor mit Glück die Marx'sche Anschauung von der „kapitalistischen Produktionsweise“ und kommt zu folgendem Schluß:

Der Kampf um das Dasein gab der kapitalistischen Produktionsweise den Sieg in jahrhundertlangem Ringen über die mittelalterliche Privatwirthschaft; der Kampf um das Dasein wird auch die jetzt bestehenden Formen der Gesellschaft sprengen und allmählich aus dem Grunde umgestalten, und unsere Arbeiterfrage ist nichts als ein Symptom dessen, daß diese Umgestaltung an der Zeit ist und sich in welterschütternden Bewegungen Bahn brechen wird.

Das sechste Kapitel enthält kurze, aber scharfsinnige Untersuchungen über den Begriff und das Wesen des Erbrechts, des Eigenthums und der Bodenrente. Der Verfasser bespricht namentlich die Ansichten, welche Immanuel Kant über diese Punkte hat, und weist nach, wie metaphysische Constructions realer Verhältnisse meistens

sehr mangelhaft bleiben; er deutet auf die unheilvolle politische Thätigkeit Stahl's hin, der „mit allen Gaben der Spiegelfechterei glänzend ausgestattet“ gewesen sei, und vindicirt mit Recht Ferdinand Lassalle das Verdienst, die falschen Vorstellungen von der Fortwirkung einmal erworbener Rechte bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt zu haben.

Im siebenten und letzten Kapitel schildert Lange, wie in der Arbeiterfrage gegenwärtig die wichtigsten Staaten der civilisirten Welt eine Bewegung durchzieht, welche eine steigende Bedeutung annimmt, die nur von denjenigen geleugnet wird, „welche blind sein wollen, um sich in ihrem täglichen Behagen durch keinen unbequemen Gedanken stören zu lassen“. Die jüngsten Vorgänge in Paris, die blutigste und schrecklichste Revolution der Neuzeit, müssen auch die Gleichgültigsten in Bezug auf diese Frage aus ihrem Schlummer geweckt haben.

Was die Zukunft der socialen Frage anbetrifft, so glaubt der Verfasser, daß dieselbe zur Lebensfrage der modernen Kultur werden wird, wie sie einst die Lebensfrage der antiken Kultur war. Dort folgte Untergang, Zerstörung und Aufbau auf einem neuen Boden; für unsere Zeit halten wir, mit Lange, eine bessere Hoffnung fest. Wir glauben eben nicht, daß die sociale Frage durch irgendein denkbare Mittel am Morgen nach einer wilden und blutigen Revolution gelöst werden kann, weil sie im wesentlichen eine Frage der geistigen Beschaffenheit und einer Reform aller Anschauungen und Grundsätze ist.

Die weitere und bleibende Bedeutung der Arbeiterfrage bezeichnet Lange als den Kampf gegen den Kampf um das Dasein, der mit der höhern geistigen Bestimmung des Menschen identisch ist. Er sagt:

Dieser Kampf mag in Wahrheit ein unendlicher Proceß sein; aber er hat seine endlichen Ziele, seine Friedensschlüsse und Siegesfeste. Aus neuen, relativ befriedigenden Zuständen mögen sich durch das in noch so enge Schranken gebannte Naturgesetz neue Differenzirungen, neue Formen des Kampfes um das Dasein hervorbilden, mit denen zukünftige Weltperioden zu rechnen und zu ringen haben; allein die gegenwärtig dominierende Form findet ihren bestimmten Abschluß in der freien genossenschaftlichen Arbeit mit all ihren Vorbedingungen und Consequenzen.

Der Verfasser schließt sein Werk mit folgender Apostrophe über den endlichen Sieg in der Arbeiterfrage:

Eine neue Blüte der Kunst und der Wissenschaft, der Humanität und Sittlichkeit wird sich über den Trümmern der vergangenen Weltordnung schnell und herrlich entfalten. Bildung und Brüderlichkeit werden dann die guten Genien sein, welche die Menschheit von Stufe zu Stufe aufwärts leiten. Jahrhunderte mögen vergehen, bevor der Kampf um das Dasein in ein friedliches Zusammenleben der Völker des Erdbodens verwandelt ist, allein der Wendepunkt der Zeiten, der Sieg des guten Willens zur Besserung unserer Zustände kann nicht in allzu großer Ferne liegen. Gewiß wird dieser Sieg niemals ein vollkommener sein; allein es ist schon etwas Großes, wenn der Grundsatz beständiger und aufrichtiger Arbeit am Wohl der Massen zur öffentlichen Anerkennung kommt und den Grundsatz der unbedingten Erhaltung aller bestehenden Rechte und Lasten aus dem Bewußtsein der Regierungen und der Völker verdrängt. Dieser Sieg des guten Willens kann aber nicht durch Vertrauensseligkeit nach irgendeiner Seite hin herbeigeführt werden. Nur der selbstbewußte Thut beugt sich der Widerstand; dem festen Auftreten schließt sich Unterstützung von allen Seiten an, und deshalb liegt die ganze Lösung der Arbeiterfrage vor allen Dingen in den Händen der Arbeiter selbst.

Wir weisen noch einmal ausdrücklich darauf hin, daß Lange kein Heil für die Lösung der socialen Frage in einer gewaltthätigen Revolution erblickt, am allerwenigsten in einer Revolution, welche der radicale Communismus, der nach französischem Zuschnitt geformt ist, herbeisehnt und neuerdings durchzukämpfen versucht hat. Von besonderm Interesse erscheinen uns die Stellen, wo der Verfasser hervorhebt, daß Ferdinand Lassalle trotz seiner bewundernswerthen Kenntnisse und trotz seines seltenen Scharfblicks durchaus in den Banden des Hegel'schen Schematismus gefangen liegt, was sich z. B. in der Ueberschätzung des Staats und dem oft unberechtigten Heranziehen der Staatshülfe zeigt: Fehler, in die Lassalle und alle unklaren communistischen Revolutionäre verfallen.

Wie die Schrift Lange's, so ist auch das Werk von William Thomas Thornton (Nr. 2) mit den Ansprüchen einer neuen wissenschaftlichen Anschauung zugleich auf den weitem Kreis der Leser, und zwar auch der Arbeiter selber, berechnet. Dies Buch erschien im Jahre 1869 zu London unter dem etwas langen Titel: „On labour, its wrongful claims and rightful dues, its actual present and possible future“, und erregte in England ein gewisses Aufsehen. Die von Hugo Schramm gelieferte Uebersetzung ist eine verdienstvolle Arbeit; ebenso sind die vom Uebersetzer hinzugefügten Erläuterungen und Anmerkungen meistens nicht ohne Werth.

Thornton's Werk zerfällt in vier Bücher, wovon das erste die Gründe der unter den Arbeiterklassen herrschenden Unzufriedenheit aufzudecken bestimmt ist. Wir müssen aber bekennen, daß dies dem Autor nur in mangelhafter Weise gelungen ist. Das zweite Buch handelt über Angebot und Nachfrage und deren Einfluß auf Preis und Lohn, über die Forderungen der Arbeit und ihre Rechte, über die Rechte des Kapitals und den Ursprung der Gewerksvereine. Wir finden hier manche treffliche Ausführungen, müssen jedoch dem Uebersetzer beistimmen, daß Thornton nicht selten, wie dies überhaupt den englischen Volkswirthen häufig passiert, die Begriffe von Recht und Sittlichkeit verwirrt. Was die Rechte des Kapitals und die der Arbeit anlangt, so meint der Verfasser, daß beide „auf einer und derselben Grundlage ruhen, sodaß jene aus diesen hervowachsen, und die Giltigkeit der einen nicht angefochten werden kann, ohne zugleich die Realität der andern zu bestreiten“. Das Streben Thornton's ist wesentlich darauf gerichtet, eine Versöhnung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern anzubahnen, weshalb er geradezu erklärt, seine Abhandlung habe ihren Zweck verfehlt, wenn es ihr nicht gelinge, am geeigneten Orte zu zeigen, „daß die Arbeit bei einem Bündnisse mit dem Kapital wenigstens ebenso viel zu gewinnen hat wie bei einem feindseligen Auftreten“.

Im dritten Buche bespricht der Autor die Zwecke, die Mittel und Wege, die Wirkungen und die schlimmen und guten Seiten der Gewerksvereine. Nach seiner Ansicht kann der Lohn nur in Einem Falle zu hoch sein, nämlich dann, wenn er höher ist, als ihn das Geschäft, in welchem die Arbeiter angestellt sind, auf die Dauer zu zahlen vermag. Hinsichtlich des Ziels der Gewerksvereine sagt Thornton:

Von allem Firnis entkleidet und in seiner natürlichen Ge-

stalt ist ihr Plan einfach dieser: sie wollen für den höchstmöglichen Lohn sowenig wie möglich arbeiten, und dies Wenige mit möglichst wenig Ungemach; kurz, sie wollen allein, nach eigenem Gutdünken bestimmen, in welcher Weise, zu welcher Zeit und unter welchen Bedingungen sie zu arbeiten haben.

In derselben Beziehung heißt es weiterhin:

Das einzige Streben der Gewerksvereine geht dahin, den Arbeitern die Dictatur zu verschaffen, sodaß sie den Unternehmern Vorschriften machen können. Was man für oder gegen sie anführen kann, das Gute, das sie erreichen, das Böse, das sie stiften, es läßt sich in diesem Satze kurz zusammenfassen. Nun mag man eine solche dictatorische Gewalt in ihren Händen nicht wünschen und sie für unheilvoll erklären. Dennoch sind sie, soweit sie sich gesetzlicher Mittel bedienen, vollkommen in ihrem Rechte. Denn sie verletzen das Recht keines andern, indem sie einfach erklären, daß sie ihre Arbeit, die sie nach ihrem Gefallen zu verkaufen oder nicht zu verkaufen berechtigt sind, nur unter gewissen Bedingungen verkaufen wollen. Dies ist das Princip, welches die stitliche Basis der Gewerksvereine bildet, und kein anderes kann vollkommener im Rechte begründet sein.

Thornton verwahrt sich jedoch ausdrücklich dagegen, daß er mit diesen Worten jede Anwendung, welche die Gewerksvereine von diesem Princip gemacht haben, als dem Ideale der Klugheit entsprechend bezeichnen wolle; auch mag er nicht behaupten, daß alle Absichten der Gewerksvereine lobenswerth sind. Indessen meint er, daß die Gewerksvereine bei der gegenwärtigen Weltlage den Arbeitern zu einem Bedürfnis und unentbehrlich zu ihrem Schutz und zur Förderung ihrer Interessen geworden sind. Ohne sie würden die Arbeiter vollständig unter der Dictatur ihrer Herren stehen; durch sie könnten sie sich selbst in gewissen Grenzen zur Dictatur emporschwingen. Entzweit vermöchten sie eine Herabsetzung der Löhne und eine Verschlechterung der übrigen Bedingungen, die bei ihrer Beschäftigung zur Sprache kämen, nicht zu verhüten. Vereint gelänge es ihnen oft, ihre Lage wesentlich zu verbessern.

Im vierten Buche endlich behandelt der Autor die Theilhaberschaft der Arbeiter am Reingewinn, oder die actionären Genossenschaften zwischen Kapitalisten und Arbeitern (Industrial partnership), die Consumvereine und die Productivgenossenschaften. Nach seiner Ansicht gibt es jetzt nur zwei Wege, auf denen eine fundamentale Aenderung der zwischen Arbeit und Kapital bestehenden Härten erreicht werden kann: „entweder die Unternehmer müssen den Arbeitern einen Antheil am Reingewinn zugestehen, oder die Arbeiter müssen selbst Unternehmer werden“. Er ist ein großer Freund der Productivgenossenschaften, und gibt sich, sobald dieselben vorsichtig zu Werke gehen, der Hoffnung hin, daß der Tag kommen wird, wo das Gebiet der productiven Manufacturindustrie fast ganz und gar, und zum größten Theil auch alle übrigen Industriezweige in dem einen oder andern Sinne von dem Co-operativsystem erobert sein werden, wo die große Mehrzahl der Arbeiter in ihren eigenen Werkstätten arbeiten, und unter den übrigen die meisten an dem Gewinn ihrer Arbeitgeber theilhaftig sind. In diesem Sinne erwartet er eine Versöhnung der Arbeit mit dem Kapital.

Sowol Thornton wie sein Uebersetzer Hugo Schramm sind entschiedene Feinde aller gewaltthätigen, auf Communismus hinstuernden Arbeiterbewegungen, weil dadurch

die ganze freiheitliche und humane Culturbewegung der Neuzeit gefährdet sein würde.

Das Werk von Julius Fröbel: „Die Wirthschaft des Menschengeschlechts“ (Nr. 3), ist, wie schon der Titel anzeigt, ein groß angelegtes Unternehmen, welches eine „Revision“ aller Grundbegriffe der Wirthschaft bezweckt. Der Verfasser meint, daß „die Theorie der Wirthschaft“ durch die in unserer ganzen Bildung zum Durchbruch gelangende Erkenntniß „der Einheit idealer und realer Interessen“ eine solche Revision nothwendig mache. Während der wirthschaftliche Materialismus unserer Tage mehr und mehr die idealen Zwecke der Menschheit verkenne, habe für idealistische Naturen die Wirthschaft überhaupt einen abstoßenden Charakter. Um die Einseitigkeit beider Auffassungen zu überwinden, macht Fröbel den Versuch, die Begriffe „unendlicher Werthe“ in die wirthschaftliche Rechnung einzuführen, in der Hoffnung, es werde sich dann zeigen, daß das vom Materialismus herabgezogene und vom Idealismus für niedrig erachtete Gebiet der Wirthschaft in Wahrheit „jenem Reiche der Sittlichkeit angehöre, in welchem der Gedanke menschlicher Würde und Freiheit der Arbeit an der allmählichen Verwirklichung der Ideale ihre Aufgaben vorschreibt“. Vollkommen richtig aber scheint uns die Behauptung des Verfassers, daß ohne ein Verständniß des Zusammenhangs wirthschaftlicher Vorgänge das Verhältniß des Ideals zur Wirklichkeit — das entscheidende für die idealen und realen Interessen zugleich — gar nicht zu verstehen ist.

Der erste uns vorliegende Theil des in Rede stehenden Werks behandelt auf 242 Seiten in 16 Kapiteln die „Grundverhältnisse und allgemeinen Vorgänge der Wirthschaft“.

Indem Fröbel eine Wechselwirkung zwischen dem wirthschaftlichen und sittlichen Fortschritte der Menschheit zu beweisen sucht, definirt er die Wirthschaft folgendermaßen:

Wirthschaft ist die gesammte menschliche Thätigkeit, welche die Hervorbringung und Gestaltung des Vermögens zum Zweck hat. Ihre Theorie ist also die Methodik der Vermögensbildung. Die Gesetze und Regeln dieses Vorgangs können sich nur aus dem Wesen des Menschen und dem Wesen des Vermögens ergeben. An diesem doppelten Wesen muß sich die ganze Natur der Wirthschaft entwickeln.

Was das Verhältniß von Kapital und Arbeit anbetrifft, so erklärt der Autor, daß beide sich gegenseitig voraussetzen, mithin unauflöslich aneinander gebunden sind, sodas weder jenes von dieser, noch diese von jenem sich emancipiren kann. „Ein Krieg zwischen beiden“, sagt er, „ist nicht vernünftiger, als ein Zweikampf zwischen den stamessischen Zwillingen, von denen jeder weiß, daß er sterben muß, wenn er den andern umbringt. Ohne Kapital keine Arbeit, wie ohne Arbeit kein Kapital.“ Alle Arbeit aber ist ihm Kapitalbenutzung.

Wir müssen hier darauf verzichten, näher auf die geistreichen Ausführungen Fröbel's einzugehen. Bekanntlich gehört Julius Fröbel zu den Autoren, die durch Selbstdenken sich eine eigene Meinung zu bilden vermögen; dies beweist auch seine uns vorliegende Arbeit. Was indessen solchen Naturen nicht selten eigen ist, das müssen wir auch von Fröbel sagen: er leidet an einer gewissen Tri-

ginalitätsucht und geräth durch das Verlangen, etwas ganz Besonderes schaffen zu wollen, hier und da auf Irrwege. Das hindert jedoch nicht, daß die Producte seines Geistes, richtig verwandt, anregend und nutzbringend wirken.

In dem Schlußkapitel seiner Arbeit spricht er von den verschiedenen „wirthschaftlichen Wirkungskreisen“, welche durch engere und weitere Zweckgemeinschaften bedingt sind. Der engste dieser Kreise ist ihm die Privatwirthschaft, der weitere die Staatswirthschaft oder politische Oekonomie, der weiteste die Weltwirthschaft, welche in dem wirthschaftlichen Verkehr der Völker, Nationen und Staaten besteht. Jeden dieser drei Kreise theilt er wiederum in drei Abtheilungen. Das nähere Eingehen in alle diese wirthschaftlichen Wirkungskreise soll den Inhalt des folgenden Theils seines Werks ausmachen.

Bei der Besprechung der folgenden Schrift können wir uns sehr kurz fassen.

Die Arbeit von Bernhard Deder: „National-ökonomische Raketen“ (Nr. 4), der vor etwa sechs Jahren Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins war, ist in ironischer Weise dem Professor Wilhelm Roscher gewidmet. Der Verfasser dieses Werks stattet Wilhelm Roscher dafür seinen Dank ab, daß letzterer in seinem „System der Volkswirthschaft“ auch den socialistischen Schriftstellern seine Aufmerksamkeit geschenkt und unter anderem die Bemerkung machte, daß die Stärke der Socialisten mehr in ihren Kritiken als in ihren positiven Aufstellungen zu suchen sei. Deder gibt dies gern zu und gesteht zu gleicher Zeit in der ruhredigsten Weise, daß er überall, auch in der vorliegenden Arbeit, sich nicht scheue, „bis zu den äußersten Consequenzen zu gehen“. In ziemlich zusammenhangloser Art spricht Deder auf 221 Seiten in acht Abschnitten und einer kurzen Einleitung über den national-ökonomischen Staat, über Angebot und Nachfrage, über das Geld, die Productionskosten, die Arbeit, über Kapitalzins und Grundrente, über die Menschenwaare und den Ursprung und die Natur des Arbeitslohns.

Wenn Lange, Thornton und Fröbel die sociale Frage auf friedlichem Wege gelöst zu sehen wünschen, so nimmt Bernhard Deder einen fast durchweg entgegengesetzten Standpunkt ein, wie die Schlußworte seiner Arbeit beweisen. Er sagt:

Die staatliche Einheit Europas muß hergestellt, und die Proletarier sämmtlicher civilisirten Länder müssen in eine einzige große Arbeiternation verschmolzen werden. Auf diese Weise verwandelt sich die sociale Frage in eine politische ersten Ranges. Dem erstrebten Ziele aber rücken wir nicht bloß durch friedliche Schurzellarbeit zu, sondern dasselbe wird auch, wie schon Professor Wilhelm Roscher bemerkt hat, durch häufig wiederkehrende Kriege und Revolutionen mächtig gefördert.

Diese Worte mögen hinreichen, die „Schwefelbandengeligkeiten“ Bernhard Deder's zu charakterisiren; seine „National-ökonomischen Raketen“ aber werden hoffentlich wie Seifenblasen zerplagen, ohne irgendwie einen Schaden anzurichten.

Rudolf Weyh.

(Der Beschlus folgt in der nächsten Nummer.)

Novellen und Novellenfassmlungen.

„Mit vereinten Kräften“ — diese Losung gilt nicht allein für industrielle Kreise, sie gilt auch mehr und mehr für die Literatur, namentlich für die belletristische. Dieser Losung verdanken eine Reihe belletristischer Fassmlwerke, die sich da als „Deutsche Romanbibliothek“, dort als „Album“ oder sonstwie ankündigen, ihre Entstehung. Sucht man mit möglichst billigen Preisen auf diese Weise gute Lektüre zu verbreiten, so verdient ein solches Unternehmen gewiss Unterstützung. Dem Anfänger wird es oft sehr schwer, sich geltend zu machen, das gilt sowol vom Autor als auch vom Verleger. Es wird jenem leichter, wenn er seine Arbeit den Arbeiten berhmterer Autoren anreihen kann. Der Abstand zwischen seinen Arbeiten und denen berhmterer schadet ihm weniger, als ihm die Einreihung nützt. Und auch der Verleger darf seine Theilnahme einem schwchern Novellisten eher zuwenden in der Hoffnung, daß dessen Werk von den bedeutendern getragen werde. Es löst sich also manches für derartige belletristische Unternehmungen anführen. In neuerer Zeit aber tauchen derartige auf eine Unendlichkeit von Bänden berechnete Unternehmungen in immer größerer Zahl auf, und für manchen Unternehmer scheint der Werth des Gebotenen nur in der Geschwindigkeit zu bestehen, mit der in kürzester Frist Serie auf Serie von Bänden unter das Publikum geworfen wird.

Eine dieser Fassmlungen betitelt sich „Weltbibliothek“; sie erscheint bei Lesser in Berlin und aus ihr liegt uns folgendes Bndchen vor:

1. Die Freier der Markgräfin. Historische Novelle von Georg Hill. Berlin, Lesser. 8. 10 Ngr.

Hill, der beliebte Hoffchauspieler, hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit auch als Belletrist einen geachteten Namen gemacht. Wie in seiner Bühnenkunst beherrscht er auch als Schriftsteller ein bestimmt umgrenztes Feld, dort das komisch Chargarie, hier das historische Genre, welches sich gern an das Rococo und geschichtlich Memoirenhaftes anlehnt. Mit der Kenntniß gangbarer und oft auch wenig gangbarer Quellen verbindet er die schtzenswerthe Gewandtheit, Stoffen, namentlich aus der französischen Geschichte, welche wer weiß wie oft bereits bearbeitet sind, doch noch ein eigenes Interesse abzugewinnen. In vorliegender Novelle bewegt er sich auf kurbrandenburgischem Boden, er liefert eine echte und rechte Hofgeschichte, gespickt vollauf mit den kleinlichen Diatriben und Intriguen hoffstaatlicher Kreise. Die Sucht einiger unserer neuern Belletristen, jeden irgend erfassbaren, noch so unscheinbaren historischen Zipfel der brandenburgischen Geschichte zu einem novellistischen Kleidungsstück zurechtzuschneiden, billigen wir keineswegs, sofern dadurch in das Volk gewagte oder thbrichte historische Anschauungen hineingetragen werden; von diesem Vorwurfe wollen wir indes Hill freisprechen. Der Stoff ist interessant genug, um die Bearbeitung in novellistischer Form zu rechtfertigen, und von der dem Schlusse zu etwas unruhigen, sich mehr als nöthig in ein Durcheinander auflösenden Darstellung abgesehen, entspricht die Haltung der Novelle

dem humoristischen Talente des beliebten Genrezeichners. Die Geschichte spielt zur Zeit Kurfürst Friedrich's III. (nachmaligen König Friedrich's I.); sie spinnt ihre Fäden um die Wiederverheirathung der Markgräfin Luise Charlotte, einer Schwgerin des Kurfürsten, für welche sich der Prinz Jakob Sobieski und der Pfalzgraf von Neuburg interessiren. Daß Hill in der localen Detailschilderung von Berlin und dessen Umgebung seine volle Kraft einsetzt, wird bei vielen Lesern den Reiz historisch treuer Darstellung noch erhöhen.

Eine andere Fassmlung fhrt den Titel „Novellenstrauch“; von dieser liegen uns sechs Bände vor:

2. Beilichen. Von Auguste Schmidt. Leipzig, Rtschle. 1868. 8. 1 Thlr.
3. Taufendschnchen. Von Auguste Schmidt. Leipzig, Rtschle. 1868. 8. 1 Thlr.
4. Edelweiss. Von J. Westrik. Zwei Theile. Leipzig, Rtschle. 1868. 8. 2 Thlr.
5. Bildrstlein. Von E. C. Seigel. Leipzig, Rtschle. 1869. 8. 1 Thlr.
6. Schneeglckchen. Von Karl Jastrow. Leipzig, Rtschle. 1869. 8. 1 Thlr.

Sowol die Titel der Novellen als auch das allen gemeinschaftliche Schiller'sche Motto: „Ehret die Frauen u. s. w.“, kennzeichnet die Fassmlung als eine vorzugsweise auf das weibliche Gefühl berechnete Lektüre. In dem Titel soll der Charakter der jedesmaligen weiblichen Hauptfigur der Novelle angedeutet sein. Sollte er sämmtliche Blumen umfassen, so wchte der „Novellenstrauch“ ziemlich stark anwachsen. Nach den vorliegenden Bndchen erweist sich die Idee des „Novellenstrauches“ indes als eine sinnige. Ein Grundzug charakterisirt sämmtliche Novellen vortheilhaft: es ist die sittliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Liebe, die Beziehungen des Weibes zum Manne behandelt werden. In der Meinung, der „Novellenstrauch“ solle gewissen weiblichen Emancipationsbestrebungen mehr als der Nothwendigkeit des ehelichen Glücks dienen, frapirte uns die sittliche Gewissenhaftigkeit; in unsere Ueberzeugung mischte sich späterhin eine gewisse lchelnde Befriedigung, als wir an einer Stelle irgendeiner der Novellen dem kirchlich sakramentalen Charakter der Ehe vor dem bloß staatsrechtlichen offen und ehrlich den Vorzug zugesprochen hrten. Es wird mit den weiblichen Emancipationsbestrebungen danach wol stehen wie mit vielen andern Dingen: als Agitationsmittel gut und schön, verlieren sie im ernstgemeinten Leben und in der Poesie ihre Kraft; es wird bleiben, wie es gewesen ist, mit den kleinen Wörtern „Liebe“ und „Ehe“, die Dichter werden um so Schneres schaffen, je weniger sie die Heiligkeit der Herzenstregungen in Frage stellen und je mehr sie die natürlichen Grenzen des weiblichen Vermögens so lassen, wie sie ein für allemal festgesteckt sind.

In der Natur dieses „Novellenstrauches“ liegt es, daß das Thatschliche in den Geschichten der psychologischen Entwicklung nachsteht. Eine weibliche Hauptfigur tritt in allen in den Vordergrund, zu ihr gesellt sich eine

männliche, alsdann noch eine weibliche oder männliche, damit ein Herzensconflict sich entwickeln könne. An und für sich fesselt diese Einfachheit in der Erzählung; es kann aber, was wir vorhin schon andeuteten, nicht fehlen, daß sich in die ausgedehntere Sammlung eine leise Monotonie einschleicht; die Hauptfiguren, wie verschiedene Namen sie tragen und in wie verschiedenen Stellungen sie sich bewegen, fangen an sich in ihren Herzensangelegenheiten allzu ähnlich zu werden. Zur Belebung würde eine ausschließlich humoristisch gehaltene Novelle viel beitragen; diese *Beilchen*, *Tausendschönchen*, *Schneeglöckchen* u. s. w. könnten unter sich auch eine Kessel oder ein Distellöpfchen dulden, es brauchen die Herzenskämpfe zweier Liebenden ja nicht immer Kern und Zweck der ganzen Geschichte zu sein.

Von den vorliegenden Novellen knüpfen zwei an historische Vorgänge an, nämlich *„Beilchen“* an die Kriegsergebnisse des Jahres 1866 und *„Wilbröcklein“* an die Maitage des Jahres 1849 zu Dresden; allein diese Antikipation, wenn auch keine rein äußerliche, bleibt doch eine zu nebensächliche, um den beiden Novellen den Charakter historischer Novellen zu verleihen. Im *„Beilchen“* (Nr. 2) zeichnet uns die Verfasserin, Auguste Schmidt, ein einfaches, alleinstehendes Mädchen aus guter Familie, welches sich in dem Privatlazarethe eines berliner Fabrikbesizers zur Pflege Verwundeter verpflichtet und schließlich die Hand dieses Herrn davonträgt. Der Conflict entspinnt sich aus der Pflege eines österreichischen Offiziers italienischer Nationalität, dieser Conflict endet aber mit dem Tode eben dieses Offiziers. Im *„Tausendschönchen“* derselben Verfasserin (Nr. 3) entspringt umgekehrt die Rivalität aus der Liebe zweier weiblicher Wesen zu einem und demselben Manne. Jede Leserin wird mit uns von vornherein wissen, daß das *„Tausendschönchen“* und nicht die stolze Gräfin Melanie den Sieg davontragen wird und muß.

Die zwei Bände starke Novelle *„Edelweiß“* von J. Westriß (Nr. 4) tritt nicht bloß räumlich mit etwas höhern Ansprüchen auf als die vorgenannten, sie erfüllt auch zum guten Theil diese Ansprüche; doch können wir uns eines Kopfschüttelns über den elenden Raub, welcher sich Professor Bochum nennt, nicht enthalten. Einer weiblichen Feder möchten wir diesen charakterlosen Charakter verzeihen, einer männlichen kaum; selbst der Hinweis auf Guklow, welcher gleichfalls zwischen zwei Frauen hin- und herschwankende Männer mit Vorliebe gezeichnet hat, kann diese Jammergestalt eines kunstbegeisterten Professors kaum entschuldigen. Auch die weibliche Hauptfigur, die Else, das *„Edelweiß“*, behagt uns nicht so wie die beiden andern Personen, der Baron Steinach und die Gattin des Professors. Der Schluß der Novelle indeß ist gelungen und befriedigt durch die einfache und doch weisevolle Lösung des Knotens.

„Wilbröcklein“ von B. E. Feigel (Nr. 5) schildert uns die Tochter eines in den dresdener Maiaufstand verwickelten polnischen Freischürlers, ein übermüthiges Geschöpf, welches sich erst weiblich die Hörner ablaufen muß, ehe es in den ersehnten Hafen der Ehe einlaufen kann. Die Ausgelassenheit der jungen Person erregt indeß an einzelnen Stellen unser ernstes Kopfschütteln, da

sie sich nicht sehr fern von Albernheit hält, und wenn der Verfasser ihr schließlich die Geschichte vom armen Schulmeister mit zerrissenen Unausprechlichen in den Mund legt, so übersteigt er entschieden das Maß des Decenten.

Das *„Schneeglöckchen“* von Karl Zastrow (Nr. 6) schließlich zeichnet sich durch das Bestreben des Verfassers nach feiner und abgerundeter Darstellung und eine eigenthümliche Gestaltung des Stofflichen aus. Weniger als bei den andern Novellen sehen wir aber hier die Nothwendigkeit des Titels ein; das *Schneeglöckchen* könnte ebenso gut *Lilie* oder sonstwie heißen.

Eine dritte, früher sehr gangbare und beliebte Art belletristischer Sammelwerke bildeten die Taschenbücher. Eins derselben liegt uns in seinem vierundfunfzigsten Jahrgange vor:

7. *Cornelia*. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1869. Begründet von Aloys Schreiber und fortgesetzt von Frater Hilarius. Vierundfunfzigster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Gr.

Eine nicht nur hinsichtlich der Ausstattung, sondern auch hinsichtlich des Inhalts treffliche Gabe. Das Taschenbuch bringt außer den unvermeidlichen Stahlstichen — sieben an der Zahl — drei größere Erzählungen historischen Inhalts. Die erste, eine Erzählung aus den Tagen Ferdinand Maria's: *„Isabeau, die Schöne“* von E. A. Dampwolff, reich an packenden Situationen, wird von gefühlvollen Seelen ihres tragischen Ausgangs wegen gewiß nicht ohne Erschütterung gelesen werden. Der Verfasser zeigt sich darin als gewandter Erzähler. Die zweite: *„Der Bürgermeister von Rothenburg“*, von Frater Hilarius, führt uns in die reichsfreie Stadt Rothenburg ob der Tauber. Sie hat geschichtlichen Hintergrund, aber der Verfasser wagt sich ausdrücklich gegen die Annahme, daß sie als eine Art historischen Romans angesehen werden dürfe. Auch sie ist reich an spannenden aber keineswegs übertriebenen Momenten. Die dritte endlich: *„Hohenaschau“*, ein Zeitbild aus dem Chiemgan, von Hartung Trauner, liest sich gut, doch erzielt sie nicht ganz die fesselnde Wirkung jener beiden. Es mag das nicht allein im Inhalte, sondern mehr in den historischen Persönlichkeiten liegen. Alle drei tragen ein gewisses alterthümliches Gewand, doch führt die Anwendung älterer und eigenartiger Wörter und Sprachformen nicht zur Manier.

Wir schließen hieran ein Buch als Theil eines Sammelwerks anderer Art als die vorhergehenden:

8. *Glasmacherleut'*. Culturbild aus dem bairischen Walde von Maximilian Schmidt. München, Franz. 1869. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch bildet das vierte Bändchen der *„Volkserzählungen aus dem bairischen Walde“* von M. Schmidt. Es ist im Dialekte geschrieben. Der Verfasser rechtfertigt sich deswegen folgendermaßen: es gebe nichts Widerlicheres, als Landleute hochdeutsch conversiren zu lassen, es käme dies dem gleich, als wollte man einen Bauern in der Stadt zuvor mit Frack, weißer Weste und Glanzstiefeln versehen, ehe man ihn in vornehme Gesellschaft als schlichten Bauersmann einführte. Das erstere

zugegeben, möchten wir in der Schlussfolgerung zugleich eine ziemlich scharfe Kritik gegen die Dialektpoesie finden. Wie nämlich der schlichte Bauersmann in der vornehmen Gesellschaft mit Fug und Recht immer nur eine untergeordnete Sonderstellung einnehmen kann, so soll der Dialekt in der Poesie auch nur ausnahmsweise gebildet werden. Uebrigens rechten wir mit dem Verfasser nicht weiter, denn sein Buch ist keineswegs aus übertriebenem Localpatriotismus entstanden, auch braucht ein süddeutscher Dialekt nicht erst so krampfhaft hoffähig gemacht zu werden, wie man das jetzt von vielen Seiten mit den niederdeutschen Dialekten versucht. Wie schon der Titel andeutet, beschäftigt sich das Culturbild mit dem Thun und Treiben der Herren und Arbeiter in den Glashütten des bairischen Waldes. Frisch aus dem Leben gegriffen, wird es bei den Glasmacherleuten gewiß freudige Anerkennung finden. Ernst und Scherz finden sich in dem Bilde gleichmäßig vertreten, der Ernst frei von Sentimentalität, der Scherz, ohne der Verbtheit oder Caricatur übermäßige Concessionen zu machen.

Eine Anzahl von Novellen, welche sich nicht als Theile einer Sammlung geben, sondern lediglich für sich und durch sich auf eigenen Füßen stehen, mögen diesen Artikel vervollständigen:

9. Novellen von Georg Kallborn. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 25 Ngr.

Der Verfasser dieser sechs Novellen klammert sich mit Vorliebe an unglückliche Liebe, er variirt sie in allen möglichen Schattirungen, aber er besitzt Phantasie genug, um die Monotonie zu vermeiden. Einzelne möchten wir mehr novellistische Skizzen als Novellen nennen; das, was fehlt, das eigentlich Charakteristische in der Darstellung, wird sich der Verfasser sicherlich aneignen können, wenn er der Versuchung widersteht, alles, was die Feder liefert, dem Büchermarkt zu übergeben. Wenn wir im ganzen in der Reihenfolge der Novellen eine gewisse Steigerung zum Bessern wahrnehmen, so möchten wir die erste Novelle: „Die verlorene Seele“, für eine keineswegs vortheilhafte Einführung ansehen. Glücklicherweise huldigt der Autor in den nachfolgenden Geschichten nicht so sehr der krankhaften Sucht, Ueberspanntheit für Leben auszugeben. Ein Jüngling, der sich in die Statue eines Weibes derartig verlieben kann, daß er diese Statue für ein lebendes Wesen ansieht, gehrt nicht mehr auf unsern Planeten Erde. Mit einer gewissen Consequenz läßt der Verfasser diesen Jüngling über den Verlust der Statue Todes verbleichen, eine Consequenz, der wir vollständig zustimmen; aber sie kann unsere Theilnahme für diesen krankhaften Helden keineswegs so steigern, daß wir in der Motivirung nicht — wir wissen keinen passendem Ausdruck — etwas widrig Heidnisches erkennen sollten, es sei denn, der Verfasser habe mit der Zeichnung jener Mondschein- und Lilienblüthgestalt einen ironischen Zweck verfolgt. In gewisser Weise möchte „Die Parzenlene“ allen andern Geschichten den Vorrang streitig machen. Der Verfasser schildert da entweder Selbststerbendes oder doch so einfach Wahres, daß die Phantasie nicht erst nöthig hat, Lücken des Erfundenen auszufüllen. Wir

kennen sie alle, wie sie auf Jahrmärkten, oder wie in dieser Geschichte, in bestimmten Bierlocalen Berlins die Harfe spielen und singen. Sie haben alle ihre Geschichte, die sich meistens an verrathene Liebe anknüpft, dort ein wenig sentimentaler, hier komischer; sie alle bilden eine einzige Familie, die Familie der — Hoffnungslosen. Wer diese Hoffnungslosigkeit einem solchen Wesen nachempfinden kann, der wird durch das Los der Parzenlene unwillkürlich gerührt werden.

10. Der Sohn des Deportirten. Originalnovelle von Daniel von Kázonny. Leipzig, Pardubitz. 1869. 8. 22 1/2 Ngr.

Wir würden die Novelle in die Kategorie der Criminalnovellen verweisen, wenn der Autor mit der Bezeichnung „Originalnovelle“ nicht anzudeuten schiene, es sei die Geschichte eine von ihm selbst erfundene. Wie dem sei, so erfüllt sie mäßige Ansprüche. Es handelt sich in ihr um eine Anzahl leidlich guter Menschen und eine Anzahl schlechter Subjecte, von denen einige das vollständige Schurkengesicht tragen. Die Geschichte spielt in Irland und beginnt mit einer tüchtigen Kauferei, bei welcher ein Steuereinnahmer erschlagen wird. Einer der Verständigsten unter dem von einem Geislichen aufgehetzten Pöbel wird für den Schuldigen erklärt und deportirt. An dem Sohne dieses Deportirten ist es nun, nach und nach die Unschuld seines Vaters ans Licht zu bringen. Allzu viel Klugheit wendet der leidlich brave Sohn nun freilich nicht an, doch gelingt ihm die Aufhellung des Dunkels, das nicht nur über diesem Morde, sondern auch noch auf einem andern ruht. Gebührendermaßen trägt der brave Mensch ein Bräutchen davon, desgleichen ein schmucker Dragoneroffizier eins, und da die Schurken den verdienten Lohn empfangen, der eine, indem er eines natürlichen, der andere, indem er eines gewaltamen Todes stirbt, so endet die Geschichte zu allgemeiner Befriedigung. Daß die beiden Hauptschurken gerade fromme Männer, vulgo Heuchler sein müssen, ist nun freilich nichts Neues; wir meinen aber, der katholische Pfarrer wäre schon schlecht genug, wenn er auch nicht gerade so schlecht gewesen wäre, als es dem Verfasser beliebte.

11. Ein Grab im Rhein. Lebensbild von B. C. Heigel. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir kennen den Verfasser bereits aus seiner Novelle „Wildröslein“ im „Novellenstrauß“. Wie er dort an die dresdener Maiereignisse anknüpfte, so hier an den badenschen Aufstand. Die Zeit ist wol noch nicht gekommen, jene Zeiten der Aufregung zu Ende der vierziger Jahre poetisch abgeklärt darzustellen. Entweder mischt sich in die Darstellung Erbitterung oder Hohn, oder es erscheint das Werk doch nur als eine Parteischrift von der oder jener Tendenz. Auch diese Novelle ist stellenweise mit Erbitterung getränkt, so sehr wir es dem Verfasser andererseits anmerken, wie er nach Unparteilichkeit ringt. Er mag das selbst gefühlt und seine Novelle deshalb Lebensbild genannt haben. Wollte er uns an einem Jünglinge zeigen, wie bedenklich es ist, wenn sich jeder jugendliche, von unklaren künstlerischen Gefühlen und noch unklarer politischen Anschauungen beherrschte Kopf berufen glaubt,

in die Weltgeschichte corrigirend und handelnd einzugreifen, so hat er seinen Zweck vollauf erreicht. Wollte er ferner zeigen, wie das unerbittliche Geschick in solchen Zeiten mit eisernem Tritte einhergeht und häufig den zermalmt, den es unter friedlichen Verhältnissen vielleicht zu seinem Lieblinge erkoren, auch dann halten wir den Zweck für gut erreicht. Nicht ohne große Mühsal folgen wir einem Leben, das Schritt für Schritt unabwendlich dem Untergange zusteuert; wir wagen nicht, die Schuld allein auf den Unglücklichen zu häufen, und können ihn doch von dem Vorwurfe, sich ungerufen an eine zu hohe Aufgabe gewagt zu haben, nicht ganz freisprechen. Wenn wir sagten, der Verfasser habe nicht ohne eine gewisse Erbitterung geschrieben, so bezieht sich das auf den mittlern Theil, wo er auf die vormärzliche Polizeiwirtschaft in Deutschland, speciell in München zu sprechen kommt. Um so wohlthuernder wirkt der Schluß. Es ist in gewissem Sinne auch ein Nibelungenschick, den er in die Fluten des Rheins versenkt, der Leichnam eines Unglücklichen, welcher ein anderes Grab nicht finden konnte. Das Grab im Rheine umschließt Hoffnungen und goldene Träume; und wie die Sage von jenem Schatz noch nicht verklungen, so werden die goldenen Träume jugendlicher Köpfe die Sehnsucht nach politischer Freiheit noch erhalten.

12. Unlösliche Bande. Novelle von Karl Detlef. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir hatten von der Novelle Detlef's „Wis in die Steppe“ viel Gutes gehört; nach dieser neuen vortrefflichen Erzählung zu schließen, zweifeln wir nicht, daß sie, die wir nicht kennen, dies Lob verdient. Unfehlbar kommt dem Verfasser die Schilderung fremdartiger Verhältnisse und Zustände sehr zu statten, ihm gerade so gut, wie z. B. Theodor Mügge in dem Roman „Araja“, wo der Reiz der Erzählung nicht allein durch fremdländische Sitten und Gebräuche, sondern mehr noch durch den Ringkampf fortschreitender Cultur gegen Uncultur oder Einfalt erhöht wird. Detlef erzählt eine Geschichte, wie sie eben nur in Rußland passiren kann. Eine junge Dame, Schwester eines russischen Obersten, gelangt durch Verwechslung des Kutschers oder eine Intrigue anstatt auf den Ball Besfreundeter in die Privatwohnung eines Gardeoffiziers und wird von diesem in pöbelhafter Weise wie eine zu einer Orgie erscheinende Dirne behandelt, sodaß sie nur mit Mühe sich unangetastet retten kann. Ihr Bruder, empört über die Noth, erwirkt sich noch in selbiger Nacht eine Audienz beim Kaiser Nikolaus, welcher nicht weniger empört, am frühen Morgen sämmtliche Offiziere des Garderegiments in den Palast befiehlt; einzeln treten sie in das Cabinet des Kaisers, ein Graf Urussoff wird als der Frevler ermittelt; eine Stunde später wird auf Befehl des Kaisers dieser Graf Urussoff mit der Tiefgekränkten vermählt, er muß ihr die Hälfte seiner Güter verschreiben, und wird alsdann degradirt und als gemeiner Soldat mit der Strafcompagnie in den Kaukasus abgeschickt. Der Kaiser hält so die Ehre der Schweregekränkten für wiederhergestellt, nicht so sie selbst, die den Grafen nur hassen kann. Dieser Haß macht sich geltend, als der Graf, nach langen Jahren begnadigt, sich auf sein

Gattenrecht berufend, aus Rache jeden Versuch zur Scheidung oder Trennung von sich weist; dieser Haß muß sich in glühendster Weise geltend machen, da die Gräfin einen jungen Gutsbesitzer inzwischen kennen und lieben gelernt hat. Kurz entschlossen, schießt sie an einem rauhen Abend im leichtesten Gewande und stirbt, durch Aufregung und Erkältung zum Tode getroffen, in den Armen des Geliebten am Gehirntypus. Er, Saburoff mit Namen, erschießt darauf meuchlings den Grafen Urussoff, wofür er in den Bergwerken zu Kertschinsk büßt und an einer dort herrschenden Krankheit stirbt.

Dies der dürrer Nurrig der Erzählung. Wie gesagt, wo die Ereignisse so außergewöhnlich liegen, hat es der Dichter bequemer, weniger Gewaltthames zu erfinden. Aber das große Verdienst des Autors besteht hier in dem, wie das alles erzählt ist, ohne daß daraus eine Schauer Geschichte geworden. Mit volstem Rechte gab er die Novelle in Briefform, in Briefen des genannten Saburoff an einen Freund. Dadurch wurde es ihm möglich, ganz absichtslos seine Kunst der Seelen- und Landschaftsmalerei zu entwickeln und von Sitten, Gebräuchen, Lebensweisen und Anschauungen im süßlichen innern Rußland so viel einzustreuen, daß sich die Novelle auch zu einem Culturbilde gestaltet. Die Schilderungen sind überall maßvoll, der Stil sorgfältig gewählt. Nur die Gestalt des im Auslande gebildeten Saburoff bleibt uns etwas unklar; der Dichter selbst nennt seinen Helden einen Ansteten. Sollte dieser Charakterzug vielleicht eine Eigenthümlichkeit vieler im Auslande gebildeten Russen sein? Der Verfasser muß es am besten wissen. Die beiden letzten Briefe, Briefe anderer Persönlichkeiten und nicht von Saburoff, welche die Geschichte von der Ermordung des Grafen bis zum Tode Saburoff's zu Ende führen, gestatten dem Dichter eine äußerlich dem Munde dritter entnommene Kritik seiner Personen. Er spricht sich über den Conflict in dem Liebesverhältniß der Gräfin zu Saburoff dahin aus:

Das Schicksal Maxim's und Wera's beweist uns mit unerbittlicher Consequenz, daß eine jede Auflehnung gegen die sittliche Ordnung zur Zerstörung der Lebensverhältnisse führt. Eben wie die des Grafen und der Gräfin sind vereinzelte Fälle; die, welche darunter leiden, dürfen sich nicht eigenmächtig befreien, sondern müssen das Unabänderliche hinnehmen. Freilich möchte man sich hier fragen, ob es nicht eine Sittlichkeit gibt, die selbst über der Sitte steht; doch das Gesetz ist nicht für einzelne, hervorragende Naturen gegeben, sondern für die Allgemeinheit, wir müssen uns alle ihm beugen.

13. Verschiedene Wege. Erzählung von Marie Berger. Halle, Mühlmann. 1869. 8. 1 Thlr.

Auf ihr „Einsam und arm“ hat die Verfasserin ziemlich schnell die „Verschiedenen Wege“ folgen lassen. Auch diese Erzählung, einfach und natürlich gehalten, wird sich Eingang in die Herzen religiös gestimmter Frauen verschaffen. Verschiedene Wege wandeln zwei Schwestern, Töchter eines Gutsbesizers in Süddeutschland, und deren Cousine, ein adeliches Fräulein. Die ältere der Schwestern, ein liebes gutes Wesen, heirathet einen Vater, welcher mehr dem Natur- als dem kirchlichen Cultus zugethan ist, die jüngere dagegen, ein ascetisch strenges, selbstgerechtes Mädchen, wählt einen Prediger zum Gatten. Die dritte, die leichtlebige Cousine, verbindet sich natürlich mit einem Edelmann, der bei seiner vollständigen Beden-

tungslosigkeit einer prunkfüchtigen Gattin gegenüber bald in die äußerste Geldbedrängniß geräth. Als er zu rechter Zeit an der Schwindsucht stirbt, läßt er die Frau Gemahlin so mittellos zurück, daß sie ernstlich darüber nachdenken kann, welchen sonnenigen Weg sie zeitlebens gewandelt ist. Auch die beiden Schwestern tragen in dem Eheleben ihr Päckchen Leid: die ältere, indem sie den rationalistischen Maler zu einem frommen, an einen persönlichen Gott glaubenden Manne machen will; die jüngere, indem sie bei ihrer ascetischen Härte fast nur abstoßend wirkt, während sie anziehen möchte. Alle drei weiblichen Wesen sind wahre Figuren, die jüngere Schwester aber vielleicht am schärfsten aus dem Leben gegriffen. Einige Bedenken ließen sich gegen die Belehrung des Malers erheben, doch möchten wir der Verfasserin nicht gern skeptisch entgegengetreten, da es ihr gewiß Herzenssache mit der Belehrung jedes freigeistigen Mannes ist.

14. Aus der Mappe eines Einsamen. Mitgetheilt von C. A. Spät. Leipzig, Günther. 1868. 8. 1 Thlr.

Es wäre schade gewesen, wenn diese einfachen Lebenserinnerungen nicht auf den Markt gekommen wären. Die Jugend zwar wird die „Mappe des Einsamen“ kaum durchsuchen, mit desto größerem Behagen aber die ältere Männerwelt. Ein

milbes, freundlich lächelndes Gesicht glauben wir überall auf den Seiten zu erblicken, einen wol ab und zu wehmüthigen, aber ruhigen, resignationsvollen Ton glauben wir überall zu hören. Wer mit sich selbst zu einem gewissen Abschluß im Hoffen und Harren gelangt ist, dem wird auch der Abschluß dieser Lebenserinnerungen wohlthun. Die ersten Abschnitte des Buchs sind nur Kleinigkeiten, in ihrer Anspruchslosigkeit aber angenehme Kleinigkeiten, bedeutender die letzten Abschnitte. Der Verfasser ist zu bescheiden, als daß er die „Drei Blätter aus dem Leben eines alten Mannes“ zu einer selbständigen Novelle verarbeiten möchte. Und wie mancher erfahrungsarme, aber desto schreiblustigere Novellist würde ihn um den letzten Abschnitt „Drei Rosen“ beneiden! Den Autor sehen wir hier, wie er als junger Student in Königsberg die Bekanntschaft eines leichtfertigen französischen Sprachlehrers und dessen dreier Töchter macht; er schildert uns ein jugendlich übermüthiges Leben, dessen Rehrseite sich im bittersten Ernste zeigt, als der inzwischen zu Ansehen und guter Lebensstellung gelangte Verfasser sich nach langen Jahren um das Schicksal der Töchter, der „drei Rosen“, wie sie scherzweise genannt wurden, bekümmert. Das ist eine Geschichte, wie sie das Leben schafft; der Dichter hat den Stoff nur zu läutern und abzurunden.

Emil Müller-Samswegen.

Appun's Reisen in Venezuela.

Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch-Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—68. Von Karl Ferdinand Appun. Erster Band: Venezuela. Mit 6 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Illustrationen. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 8. 5 Thlr.

An den Namen Venezuela knüpft sich für uns Deutsche eine wehmüthige Erinnerung. Von Augsburg aus, das damals noch eine Weltbedeutung besaß, war das Land erobert und eröffnet worden; Kaiser Karl V., der den Weltern günstig gestimmt war, hatte ihnen das neue Land unter Bedingungen zugesprochen, die fast einer Souveränität gleichkamen. Für alle Zeiten werden die Namen eines Ambrosius Alfinger, Nikolaus Federmann, Hans Seisenhofer, Georg von Speier und Philipp von Hutten, dieser deutschen Conquistadoren, mit Venezuelas Geschichte in Verbindung bleiben, wenn auch ihr Andenken gerade kein gesegnetes, sondern mit gold- und blutdürstigen Thaten verknüpft ist, gleich jenem der Pizarro und Cortez. Es sollte der deutschen Nation nicht gegeben sein, Colonialbesitz zu erwerben; während unsere Fürsten in Religions- und politischen Streitigkeiten ihre Kraft vergeubeten, theilten andere Nationen die Welt unter sich. Was die Welser erworben und colonisirt, fiel bereits 1555 nach einem langen Proceß den Spaniern zu. So waren auch in Venezuela unsere Landesleute wol Pioniere und Culturträger gewesen, aber die Früchte heimsten andere ein.

Venezuela ist dann unsern Blicken entschwunden. Mit 1871. so.

Alexander von Humboldt's Landung daselbst, in Cumana, taucht es aufs neue vor unsern Blicken auf; aber die deutsche Literatur über dieses Land ist spärlich geblieben; der letzte, welcher es flüchtig bereiste und beschrieb, war Gerstäcker. Tüchtig vertraut mit Venezuela ist der Botaniker Appun aus Bunzlau in Schlessen geworden, dessen Werk wir hier anzeigen wollen. Bereits 1848 begab er sich auf Humboldt's Veranlassung dorthin, er reiste und sammelte dort zehn volle Jahre und ging dann erst nach Guyana und an den Amazonenstrom, wo er abermals ein Decennium zubrachte. Während dieser zwanzig Jahre ist er völlig, so möchten wir sagen, von der tropischen Natur imprägnirt worden; man fühlt in jeder Zeile den durchaus mit der Sache vertrauten Mann heraus, der seinem Gegenstande gewachsen ist. Gibt der Verfasser, wie wir anerkennen müssen, sich auch Mühe in der Darstellung, so ist diese, literarisch genommen, doch keineswegs als gelungen zu betrachten. Das Buch, so viel werthvollen Stoff bergend, besteht eigentlich nur aus einer Reihe aneinandergesetzter Einzelheiten, es fehlt ihm der große Horizont, es mangeln alle Totalansichten, die zusammenfassenden Darstellungen, wie wir sie doch von Reisebeschreibungen neuern Stils zu verlangen gewohnt sind. So empfängt der nicht schon mit dem Lande Vertraute durchaus keinen befriedigenden Gesamteindruck. Botanische Schilderungen machen den Hauptinhalt aus, aber es sind eben Einzelschilderungen eines kleinen Fleckens, die kein Pflanzengemälde des Ganzen ersetzen können; persönliche

Abenteuer oft sehr romantischer Art, wie sie häufig in einem halbcivilisirten Lande sich ereignen, Jagdpartien, Reiseerlebnisse der verschiedenartigsten Natur sind eingestreut zwischen die zoologischen und botanischen Darstellungen.

Die Touren des Verfassers, von denen er seine reichen naturwissenschaftlichen Schätze heimbrachte, umfassen einen großen Theil Venezuelas. Er landete in La Guaira, besuchte dann den Hafen Puerto Cabello, darauf San-Esteban und machte am Golfo Triste Ausflüge, dabei durch den Urwald am Rio-Yaracui ein Stückchen in das Innere vordringend. Den Küstenanden mit ihrer reichen Vegetation wird ein weiteres Kapitel gewidmet. Dann bereist Appun die weiten Planos des Baúl und hält sich an dem schönen Valenciasee auf. Die folgenden Kapitel handeln vom Westen des Landes; Coro, von wo die Welser ihre Expedition ins Innere sandten, Maracaibo an der gleichnamigen Bucht, die Halbinsel Guajira mit ihren wilden Indianern werden geschildert. Dabei macht Appun einen Ausflug nach der wenig erwähnten, unfern der Küste gelegenen niederländischen Insel Curacao. Ein Ausflug nach Trujillo im Innern schließt die Reisen im Westen ab. Die letzten Abschnitte sind dem Orinoco gewidmet, den Appun von Angostura aus in verschiedenen Richtungen besuchte; in Jacupana im Mündungsdelta nahm er einen längern Aufenthalt, lernt dort die Guaraunonen kennen und zieht dann durch die Indianermissionen, parallel der Küste, nach Georgetown, der Hauptstadt von Britisch-Guyana.

Sehen wir uns zunächst die Menschen im Spiegel der Darstellung Appun's an. Es fehlt hier nicht an gelungenen Einzelzügen und treffenden Bemerkungen. Die herrschenden Creolen und die Mischlinge angehend, finden wir auch bei diesem Autor den Verfall der Rasse bestätigt; die politische Niederlichkeit, das staatliche Abwirthschaften tritt klar zu Tage. Es ist keine Zukunft bei diesem Volke, das seine Kräfte in Pronunciamientos vergeudet und die Aristokratie der Haut prostituiert. Das weiße Blut wird aufgeschlürft, und damit ist allemal ein Rückschritt in der Cultur verknüpft. Man weiß das und man hält in Venezuela etwas auf die weiße Farbe, aber die zersezende Blutmischung nimmt ihren Fortgang, wie in den andern „lateinischen“ Republiken der Neuen Welt:

Es ist eigenthümlich in Südamerika, daß die Männer von weißer Hautfarbe vom farbigen und schwarzen weiblichen Geschlecht vor denen ihrer eigenen Farbe begünstigt werden; in den meisten Fällen wird, unter den Nebenbuhlern eines farbigen Mädchens, nur allein der Weiße triumphiren, auch wenn er an Schönheit und Reichthum den andern nachsteht.

Wie zu erwarten war, fällt Appun's Urtheil über die emancipirten Neger in Venezuela nicht günstig aus. Er hat einen klaren Blick sich bewahrt und stellt die Thatfachen über philanthropische Gefühle, die so leicht uns zu solchen Urtheilen verleiten. Es ist genau so wie mit den Hospitälern der Hindus für die armen Flöhe und Wanzen, die untergebracht werden, damit von seiten der bösen Menschen ihnen keinerlei Unbill widerfahre. Die Regereundlichkeit unserer Philanthropen macht sich heutzutage schon auf Kosten der Weißen geltend. Appun sagt über die Schwarzen:

Je mehr man nach dem Innern gelangt, desto mehr verschwindet das weiße und schwarze Element, und die vielfachen Abstufungen der Farbigen und die Abstammlinge von Indianern treten dafür an dessen Stelle; nur allein die Küstenstädte Venezuelas wimmeln, besonders nach der Aufhebung der Sklaverei, von Schwarzen, die als Lastträger, Karrenführer, seltener als Professionisten, den größten Theil der Bevölkerung dieser Städte bilden. Nur die Fessel der Sklaverei hat sie früher gezwungen, in den Plantagen zu arbeiten; seit sie ihre Freiheit erlangt, haben sie bei ihrem Gang zum regellosen, umherstreichenden Leben und Nichtsthun dieser Beschäftigung entsagt und sich nach den Hafensstädten gezogen, wo sie beim Schiffsladen u. s. w. durch ihre ungemeine Körperstärke, die sie befähigt, schwere Lasten ohne große Anstrengung zu tragen, einen sehr guten Verdienst haben. Trotzdem verwundert man sich über die Möglichkeit, wie eine so große Menge auf den Straßen und in den Pulperias umherlungernder, nichtsthuender Schwarzer ihren Lebensunterhalt erwerben und nicht schon längst vor Hunger umgekommen ist; die elende Lebensweise und seltene Genügsamkeit dieses Volks, das zur täglichen Nahrung mit einigen Platanos sich begnügt, ist wol kaum die richtige Antwort auf diese Frage.

Überall dasselbe. Der freie Neger, Ausnahmen abgerechnet, arbeitet eben nicht. Wo eine Cultur auf seine Arbeit gegründet wurde, geht sie mit der Emancipation dem Verfall entgegen, wenn nicht asiatische Sklaven ausfüllen. Die Sklavenführung ist aber nur eine andere Form der Sklaverei. Westindien liefert dafür die bündigsten Belege. Am besten sind noch die Niederländer mit dem Colonisationsssystem von den Bosch's über das Dilemma zwischen freier und Zwangsarbeit hinweggekommen, wie die meisten Kenner bezugen. So noch kürzlich Wallace. Der Neger ist in Venezuela noch wesentlich derselbe wie in der Urheimat geblieben, wenn er auch dem Namen nach Christ ist und in die staatlichen Verhältnisse sich einfügen muß. Sein moralisches und physisches Wesen ist wenig geändert worden. Manche Züge beweisen dieses: wie in Afrika sieht er seine Zweikämpfe mit dem Schädel aus:

Mit nach Boxerart an die Brust gehaltenen Armen rennen die beiden Acteurs mit ihren Wollköpfen aneinander; ihre Schädel geben einen samolnen, dumpfen Ton von sich, wollen jedoch trotz der bestmöglichen Anstrengung nicht zerbrechen. Dieses Manöver wird noch zweimal wiederholt, bis die Kämpfer sich überzeugen, daß auf diese Weise kein Blut fließt.

Recht interessant sind Appun's Mittheilungen über die verschiedenen Indianerstämme des Landes. Die wilden Goajiros auf der gleichnamigen Halbinsel im Westen des Golfs von Maracaibo wohnen schon auf dem Gebiete der Republik Columbia. So oft man auch versucht hat, sie zu unterjochen, ist es doch nie gelungen, und stets haben sie mit wilder Kühnheit alle Angriffe zurückgeschlagen und verüben noch jetzt auf ihren Streifzügen in die cultivirten Nachbarlandschaften große Räubereien und Mordthaten. Niemand gestatten sie den Eintritt in ihr Land und tödten oder verstümmeln auf das abscheulichste jeden, der es wagt, die Grenze ihres Gebiets zu überschreiten. Um sich gegen ihre Einfälle zu schützen, haben die Venezuelaner an der Grenze zwei mit Kanonen bewehrte Forts in einer sumptigen Niederung erbaut. Die Goajiros verbringen die meiste Zeit auf ihren Pferden umherstreifend und jagend, sind dabei aber auch ausgezeichnete Schiffer und Fischer; auch treiben sie Seeraub. Rindvieh und Pferde bilden

den Hauptreichthum des Völkchens; von den erstern leben sie, letztere verhandeln sie in Maracaibo an die Weißen, wo jedoch niemals mehr als zwölf Goajiros auf einmal auf den Markt kommen dürfen. Der Ackerbau wird von ihnen nur im geringen Maße betrieben; als Handelsartikel, der bei den lusternen Venezuelanern guten Absatz findet, dienen auch die jungen hübschen Mädchen. Eingehendere Nachrichten als Appun über die Goajiros bietet uns das englisch geschriebene Werk des Venezuelaners Don Ramon Paéz, aus dem wir entnehmen, daß die Goajiros neben den vergifteten Pfeilen auch mit Spitzkugeln schießen und daß sie wahrscheinlich die ersten Erfinder derselben sind. Pulver und Blei wie Gewehre erhalten sie im Handel von Niederländern und Engländern, die an ihrer Küste verkehren. Waffenhandel widersteht ja bei letztern bekanntlich nicht gegen die Neutralität.

Näher kennen gelernt hat Appun die Kariben und Guaranen am Orinoco und dessen Zuflüssen; dort zeichnet er auch manches hübsche Genrebild, ohne indessen näher auf ethnographische Verhältnisse einzugehen. Die ersten Kariben fand er in der Niederlassung Tagoachi, von der eine charakteristische Abbildung mitgetheilt wird:

Die am Orinoco lebenden Kariben (richtiger Kariben) sind eine stolze und kriegerische Nation, die in fortwährendem Streit mit den benachbarten Guaranos lebt, deren Niederlassungen sie öfter überfallen und alles tödten, was sie an Menschen darin vorfinden. Den Getödteten schneiden sie die Kopfhaare kurz am Schädel ab, ohne sie zu scalpiren, und flechten als Siegestrophäe die Fendengürtel für die Guaycos (Schürzen) der Weiber daraus, die dieselben als Liebesbeweise von ihren Männern oder Anbetern entgegennehmen. Die in Tagoachi befindlichen Frauenzimmer trugen sämtlich solche Gürtel von Menschenhaaren, die an Dichte ungemein differirten, wollten aber um keinen Preis sie veräußern.

Appun gibt die Zahl der sämtlichen in Venezuela noch lebenden Kariben auf 10000 an.

Um die bunte ethnographische Musterkarte des Landes voll zu machen, fehlt natürlich der Deutsche nicht. Es ist ein altes Lied: wenigstens der unvermeidliche deutsche Hutmacher ist in jeder südamerikanischen Küstenstadt anständig. In dem abgelegenen San-Felipe im Thal von Coquerote wurde Appun freundlich begrüßt von Senor Federico Stelze, der vor vierzig Jahren einst als biederer Bergmann Fritz Stelze eingewandert war, nun aber Besitzer einer Kaffeehacienda und Gatte einer farbigen Señora war. Die deutsche Sprache hatte er fast ganz vergessen.

Der Schwerpunkt von Appun's Werk liegt in den botanischen Einzelschilderungen, in dem, was er über die wunderbare Vegetation Venezuelas, über die außerordentlich mannichfaltigen nutzbaren Pflanzen mittheilt. Hier tritt uns der Kenner im vollsten Maße entgegen, hier wird manche falsche Ansicht berichtigt, manches Neue angeführt. Wie gut zeigt er z. B., daß Planos und Planos nicht immer, wie wir meistens annehmen, dasselbe sind. In dem ungeheuern Flächenraum von 17000 Quadratmeilen, den nach Alexander von Humboldt die Planos von Venezuela einnehmen und der, besonders im Süden, von großen Flüssen durchzogen wird, zeigen sich nur wenige Hügelreihen; die gewaltige Fläche ist völlig eben. Nur einzelne kleinere, oft viele Meilen sich hinziehende, gleichmäßige Erhebungen, die von den Planeros „Mesas“ genannt werden, machen eine Ausnahme. Dagegen sind die Savanen von Britisch-Guyana und die Campos im nördlichen Brasilien hügeliger Natur und oft von gewaltigen Bergketten durchzogen; auch zeigen sie einen bedeutendern Wasserreichthum. Richard Andree.

Zwei Tractate Spinoza's.

1. Spinoza's kurzer Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit. Auf dem Grunde einer neuen, von Dr. Antonius van der Linde vorgenommenen Vergleichung der Handschriften ins Deutsche übersezt, und mit einer Einleitung, kritischen und sachlichen Erläuterungen begleitet von Christoph Sigwart. Tübingen, Laupp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bekanntlich ist diese Schrift Spinoza's nicht im lateinischen Urtext, sondern nur in einer holländischen Uebersetzung aufgefunden worden, welche 1862 von J. vanloten und 1869 von Schaarschmidt edirt wurde. Es existiren zwei Handschriften, deren jüngere von dem amerindianer Arzt Monnikhoff (1707—87), einem Schüler des von Spinoza stark beeinflussten Cartesianers Deurhoff, geschrieben ist, und deren ältere ebenfalls nur eine mit Randbemerkungen versehene Copie einer damals bereits vorliegenden Uebersetzung zu sein scheint. Die jüngere Handschrift bietet ihrerseits mannichfache Abweichungen, welche nicht bloße freie Aenderungen des Sinns zu sein scheinen, sondern wol auf anderweitige Quellen hindeuten.

Der jetzige Besitzer der jüngern Handschrift, Antonius van der Linde, hat eine nochmalige sorgfältige Vergleichung beider vorgenommen, und Professor Sigwart auf Grund derselben die vorliegende kritisch-philologische Arbeit unternommen, deren Kern eine Uebersetzung der holländischen Uebersetzung ins Deutsche bildet, welche die Varianten so genau citirt und behandelt, daß dadurch dem Forscher das Zurückgehen auf die Handschriften möglichst erspart werden soll. Die nahe Verwandtschaft der deutschen und niederländischen Sprache ließ die Uebersetzung ins Deutsche wegen der Leichtigkeit, wörtlich zu übersezen, rathsamer erscheinen als den Versuch einer Rückübersezung in die Sprache des Originals, wo trotz der Kenntniß spinozistischer Wendungen aus seinen übrigen Schriften doch allzu viel der freien Conjectur anheimgefallen wäre. Für diejenigen Leser, welche nur eine allgemeine Orientirung über den Inhalt dieser interessanten embryonalen Vorstufe des berühmten spinozistischen Hauptwerks suchen, genügt übrigens die Schaarschmidt'sche

Uebersetzung (Kirchmann's „Philosophische Bibliothek“, Heft 49) vollständig, welche nebenbei den Vorzug der Billigkeit besitzt.

2. Spinoza's theologisch-politischer Tractat auf seine Quellen geprüft von M. Joël. Breslau, Schletter. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Literatur über Spinoza hat vor kurzem durch die Veröffentlichung der neuentdeckten Jugendschrift, von der nun bereits mehrere Uebersetzungen existiren, einen neuen Aufschwung genommen. Es ist erfreulich, daß der gelehrte Verfasser, welcher besser als ein anderer mit den Lehren der jüdischen Philosophen vor Spinoza (Maimonides, Orsonides, Chasdai Creskas) vertraut ist, sich die Aufgabe gestellt hat, die Einflüsse dieser Lehrer auf Spinoza mit seiner gewohnten Sorgfalt zu untersuchen, sollte er auch bei Aufzeigung solcher Beziehungen hier und da

etwas zu weit gegangen sein. Wir lernen durch diese Untersuchungen Spinoza gleichsam in neuer Beleuchtung kennen, da die Kenntnisse der bisher über Spinoza arbeitenden nichtjüdischen Gelehrten nicht ausreichten, um die nach Sitte der damaligen Zeit meist verborgenen Fäden aufzuspüren, die ihn mit seinen semitischen Vorgängern verknüpfen. Der Nachweis, daß er mehr Anregungen, als man bisher dachte, von dieser Seite entlehnt hat, befestigt noch mehr die Wahrheit, daß der Spinozismus als eine Vermählung von orientalischem und occidentalischem Geist, von Semitismus und Indogermanismus zu betrachten sei. Hoffen wir, daß der Verfasser, der hier nur erst den leichtesten Theil seiner Aufgabe gelöst hat, nämlich die mehr durchscheinenden Beziehungen des theologisch-politischen Tractats aufzudecken, bald sein Versprechen erfülle, auch die übrigen Schriften Spinoza's, namentlich seine „Ethik“, in gleicher Weise zu behandeln.

Vom Büchertisch.

1. Herrschaft und Priestertum. Geschichtsphilosophische Skizzen von F. W. Struhneek. Berlin, Penschel. 1871. 8. 24 Ngr.

Ein wesentlich theoretisches Buch, das aber doch vom Standpunkt vernünftiger, vorurtheilsloser Anschauung aus gegen die bisherige Ehe von Herrschaft und Priestertum, die dringend der Scheidung bedürftig ist, ankämpft. Ueber den Staat, die Sittlichkeit im Staate, die Religionsgemeinschaften gibt der Verfasser beherzigenswerthe Bemerkungen; noch mehr Licht auf jene Verbindung der herrschenden mit der herrschenwollenden Gewalt bringt die scharfsinnige Auseinandersetzung der Stellung von Herrschaft und Priestertum, von der Ausbildung der politischen und religiösen Gesellschaftsverbände. Thron und Altar haben, wie aus den Auslassungen des Autors hervorgeht, ein Recht auf die Gewissen und die freie Meinung ausgeübt, das zum Mißbrauch geworden ist. Am verderblichsten waren, wie Struhneek anführt, jedoch die Konsequenzen jener staatsrechtlichen Vereinbarungen für die Verbindung von Thron und Altar geworden, die im Westfälischen Frieden getroffen wurden. Dort fand die persönliche Fürstensouveränität ihre völkerrechtliche Sanction, was für Deutschland besonders bedenklich war, da — bei der eingetretenen Ohnmacht der nationalen Reichsordnung — die Menge der Territorialherrschaften sich fortan desto mehr stärkte, je mehr durch das vorangegangene Kriegselend die Kraft des Volksthumus erschöpft war. Ferner fand dort der Begriff der territorialen Staatskirche seine rechtliche Begründung. Hiernach hatte der jedesmalige und locale Landesherr die Befugniß, als oberster Bischof zu bestimmen, welche Religionsgesellschaft als Staatskirche gelten sollte. Die neben der Staatskirche sich vorfindenden Religionsgesellschaften erfuhren dann entweder bloße Duldung oder wurden aus Gnaden zur Paritätsstellung im landesherrlichen Territorium neben der Staatskirche zugelassen. So war der Thron über den Altar gesetzt und alles öffentliche Religionswesen gerieth seitdem

in dienstbare Abhängigkeit vom territorialen und persönlichen Absolutismus. Struhneek, der mitten in den Ansprüchen und Ideen der modernen Zeit seine Anschauungen wurzeln läßt, kommt endlich zu dem Resultat, daß die heutige Zeit, insolge einer Menge von geschichtlichen Processen, doch frei von der Allmacht der Tradition geworden ist. Vermöge ihrer „praktischen Vernunft“ meint der Autor, gibt sich die Gesellschaft ihr Gesetz ebenso, wie sie ihre Zwecke sich selbst setzt. Die ganze, obwol häufig philosophisch schwerfällig, doch anregend und gedankenvoll gehaltene Schrift ist werth, sich einen gebildeten Leserkreis zu erwerben.

2. Die Emancipation der Schule von der Kirche und die Reform des Religionsunterrichts in der Schule. Ein Beitrag zur Lösung dieser Fragen von Karl Richter. Gedrönte Preisschrift. Leipzig, Brandstetter. 1870. Gr. 8. 28 Ngr.

Diese von der Diesterweg-Stiftung gekrönte Preisschrift theilt das Unglück deutscher Bücher, zu umfangreich und schwerfällig gehalten zu sein, um viel gelesen und beherzigt zu werden. So sorgsam der Verfasser auch der Entwicklung seines Themas nachgeht, so sehr er sich bemüht, für die Idee der Schulemanicipation, die jetzt alle pädagogischen Gemüther bewegt, Propaganda zu machen: wenn er alles das, was er sorglich und sachlich beibringt, weniger ins Allgemeine verflüchtigt hätte, er wäre lehrreicher und wirksamer gewesen. Der Autor, der wir schon sein „Anschauungsunterricht in den Elementarklassen“ beweist, häufig das Glück zu haben scheint, mit einem Preise ausgezeichnet zu werden, hat es indeß verstanden, sowol den geschichtlichen Zusammenhang zwischen Schule und Kirche, als auch die Gründe für und gegen die Emancipation der Schule scharf logisch und klar auseinanderzusetzen, und man kann seiner Arbeit am allerwenigsten das Lob umfassendster Bildung verjagen. Der zweite Theil des Buchs, der die Reform des Religionsunterrichts in der Schule behandelt, ist mit besonderer

Sorgfalt verfaßt, und es ist hier besonders das Kapitel vom Stoff und das von der Behandlung des Religionsunterrichts, das wirklich einen pädagogischen Preis verdient. Wie weit sich die theoretischen Untersuchungen Richter's auch werden praktisch ausführen lassen, das ist eine Frage, die an die Pädagogen unserer Zeit immer dringender herantritt und eine ernste eingehende Würdigung erheischt.

3. Der Zweck erfordert das Mittel. Eine volkphilosophische Betrachtung über die Todesstrafe. Von Moritz Müller. Forstheim, Nieder. 1870. Gr. 8. 5 Rgr.

Man kennt die kernige herbe Art, mit der der wackere Moritz Müller seine volksthümlichen Reden in die Lesewelt schlenbert. In vorliegender Broschüre stellt sich der Autor nicht, wie man vielleicht vermuthen würde, auf die Seite der Freunde der Abschaffung der Todesstrafe, im Gegentheil unterzieht er beide Anschauungen einer eingehenden populären Kritik, bei deren Endergebnis er sich eher gegen als für Abschaffung der Todesstrafe ausspricht. Solche Schriftchen nützen sehr, und so ist auch diese als ein willkommenes populärer Beitrag zur noch nicht abgeschlossenen Debatte über Todesstrafe oder nicht Todesstrafe anzusehen.

4. Studien und Kritiken für Pädagogen und Theologen. Von A. B. Grube. Neue Reihe. Leipzig, Brandstetter. 1871. Br. 8. 20 Rgr.

Der Verfasser selbst bezeichnet die hier zusammengestellten Aufsätze als eine Fortsetzung seiner vor zehn Jahren herausgegebenen „Pädagogischen Studien und Kritiken“. So sind denn die vorliegenden Aufsätze auch bereits in verschiedenen Zeitschriften, meist Schulblättern, erschienen. Wir nennen aus der Reihe dieser Artikel nur einige, wie die „Ueber das Verhältniß der Religion zur Moral“, „Ueber Karl Gerok's Blumen und Sterne“, „Pestalozzi's Anfang“, „Die Söhne Pestalozzi's“ (eine Besprechung von Guskow's Roman) und den sorgfamen, verständnißvollen Essay „Ueber Hartmann's Philosophie des Unbewußten“. Grube hat vor den oben besprochenen Autoren der pädagogischen Provinz eine große Feinheit und Sicherheit des Urtheils voraus, auch verräth er gebildeten Geschmack, der den Leser dieser „Studien und Kritiken“ auf jeder Seite wohlthuend berührt.

5. Die provenzalische Poesie der Gegenwart. Von Eduard Böhmmer. Halle, Barthel. 1870. 8. 12 Rgr.

Eine übersichtliche, ihrem Gegenstande gegenüber sehr liebevolle Skizze, die besonders über Sitten und Gebräuche sowie über die Literatur der heutigen Provenzalen, dieses klassischen Volks der Lyrik, interessante Aufschlüsse gibt. Zumal die eingedruckten Proben der provenzalischen Volkspoesie, mögen sie nun übersezt oder im Original mitgetheilt sein, sind grazios in der Form, poetisch, warm empfunden im Inhalt. Oft erinnert diese Poesie noch ganz an die der alten Trouvères, und man glaubt in den klangreichen Strophen der Jetztzeit die Harfe eines der Sänger zu vernehmen, die um die Bancluse und in den Thälern von Avignon ihre schmachtenden Gefänge erklingen ließen.

6. Geschichte des Elsaßes in kurzer Uebersicht. Von Adolf Wohlwill. Hamburg, D. Meißner. 1870. 8. 6 Rgr.

Vorliegende Schrift ist eine der vielen literarischen Pilze, die bei Beginn und Verlauf des letzten Kriegs aus der Erde geschossen sind. Jedoch ist dem jungen Historiker, der die Geschichte des urdeutschen Landes populär darzustellen versucht hat, nachzurühmen, daß er sein Thema mit tüchtiger Quellenkenntniß und übersichtlicher Anordnung des reichen Stoffs zu bearbeiten gewußt hat, ein Vorzug, der nicht allen Broschüren über dieses Thema eigen ist. Freilich hat Wohlwill den Hauptnachdruck auf die politische Geschichte des Elsaß gelegt; das culturgeschichtliche Element dagegen ist nur in einem kurzen Kapitel behandelt und nicht gerade mit besonderer Liebe. Aber gerade der Umstand, daß der Verfasser sich auf ein bestimmtes Gebiet, das der historisch-politischen Klarstellung elsässischer Zustände beschränkt hat (ähnlich wie Schmidt, während die einschlägigen Arbeiten von Eßer, Steger, Hirsch, Wagner u. a. sich wesentlich der culturgeschichtlichen und statistischen Seite der elsässischen, nun glänzend gelösten Frage zuwenden), gerade dieser Umstand sichert dem Autor ein bestimmtes Publikum, das noch immer fragt, wie es denn gekommen sei, daß uralte deutsche Lande jahrhundertlang ihrer Stammesheimat haben entfremdet werden können.

7. Bilder aus der Dichter- und Künstlerwelt. Nach der Natur gezeichnet von R. Edmund Sahn. Leipzig, Matthes. 1870. 8. 1 Thlr.

Der größte Theil dieser literarisch unterhaltenden Skizzen hat bereits seinen Abdruck in den Feuilletons der verschiedensten Zeitungen gefunden. Diese Zeichnungen schildern meistens Selbsterlebtes in interessanter Weise. Sehr liebevoll und eingehend ist „Ein Londichterleben“ gehalten, eine Skizze, die einen ansprechenden Beitrag zur Charakteristik Franz Schubert's gewährt; lebendig geschildert ist „Ein Abend bei Ludwig Tieck“; auch die „Erinnerung an Th. Babington Macaulay“, die auf ein Erlebnis des Autors selbst gegründet ist, hat den Vorzug lebenswürdiger Charakterisirung, und wehmüthig klingt wie ein Schlußaccord die Frage des letzten Kapitels nach: „Was ist aus ihnen allen geworden?“ Diese „Bilder“, die frisch in der Färbung, geschickt in der Composition und correct in der Zeichnung sind, bestzen den großen Reiz, über interessante Gegenstände interessant zu plaudern, und so werden sie einen ausgedehnten Leserkreis verdienen finden.

8. Karl Löwe's Selbstbiographie. Für die Oeffentlichkeit bearbeitet von C. S. Bitter. Mit dem Porträt Löwe's und mehreren Musikbeilagen. Berlin, W. Müller. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist ohne Frage ein verdienstliches Werk zu nennen, wenn man, wie der als Musikästhetiker rühmlich bekannte Bearbeiter, die biographisch wertvollen Momente aus des berühmten Balladencomponisten Leben einer sachlichen Redaction unterwirft. Man muß dem Herausgeber das Lob zuerkennen, daß er sich überall von der unkritischen Manier jener Biographienbeforger freigehalten hat, die alles und jedes Privatliche an die Oeffentlichkeit ziehen und ihm eine Wichtigkeit beilegen.

So erfahren wir denn nur im ersten Theil, der biographische Skizzen enthält, aus der Jugendzeit Löwe's, deren früheste Epoche in die Franzosenzeit fällt, sehr unterhaltende Details, und man kann sagen, daß in den ersten 70 Seiten eine Menge culturgeschichtlichen Materials enthalten ist. Das halle'sche Zeitalter Löwe's, sowie die stettiner Zeit, in welcher der talentvolle Componist erst den rechten Wirkungskreis für seine Kunst gefunden, sind reich an biographischen Berlen, an lehrreichen Winken für Musiker und Dichter. Mehr noch wollte uns der reichhaltige Briefwechsel behagen, der nebst einigen Tagebuchblättern den zweiten Theil ausfüllt; hier ist eine Fülle von Beobachtungen, richtig empfundenen Reizeindrücken und werthvoller Aufschluß über das musikalische Leben der dreißiger Jahre — einer Zeit, in der Löwe als Balladensänger eigener Composition fast ganz Deutschland bereifte — niedergelegt, welche die wesentlich literarisch-

künstlerische Epoche des zweiten und dritten Decenniums unsers Jahrhunderts besser illustriert als eine vielbändige Musik- und Literaturgeschichte. Löwe selbst erweist sich als gebildeter Autor, sowol als Poet wie als geistvoller Musiker; und gerade an ihm selbst hat sich, wie man wiederum aus dieser Selbstbiographie ersehen kann, die Wahrheit des Marx'schen Ausspruchs bewährt, der von Löwe's Balladen einmal geäußert hat:

„Möchten doch alle Säger, welche diese Compositionen vorzutragen unternehmen, sich entschließen können, jedem Anspruche, ihre Stimme, ihre Manier, wol gar ihre Fertigkeit — kurz ihre Persölichkeit geltend zu machen, zu entsagen und sich ganz unter den Einfluß des Componisten zu begeben. Möchten aber auch alle bedenken, daß die Noten ewig nur todt Zeichen sind und daß es des Sängers Sache ist, sie zu beleben, indem er durch Gefühl und Ueberlegung zu erfassen sucht, was der Componist gewollt hat, und was er durch diese Zeichen nie vollkommen ausdrücken kann.“

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Karl Immermann“, heißt es in der „Saturday Review“ vom 17. Juni, „bietet eins der nicht seltenen Beispiele eines Schriftstellers von allgemeiner Anerkennung dar, dessen Ruf weit ausgedehnter ist als sein Publikum. In seinem eigenen Vaterlande spricht man viel von ihm und liest ihn nur wenig; in andern Ländern geschieht keins von beiden. Es dürfte anfangs scheinen, daß ein Schriftsteller, welcher verdient, daß man von ihm spreche, auch verdienen gelesen zu werden; doch ist man in diesem Falle, wie in dem beinahe aller Berühmtheiten, welche ihr eigenes Zeitalter überdauern, schließlich mit voller Gerechtigkeit verfahren. Immermann's Stärke war Charakter; er war einer jener gewaltigen Individualitäten, die sich unzweifelhaft in jeder Zeile ihrer Schriften offenbaren, und der Eindruck seiner kräftigen Persölichkeit ist nicht leicht zu verwischen. Die Werke indessen, durch welche sie sich deutlich kennzeichnen, sind nicht der Art, sich dem Leser mächtig einzubringen; die daraus hervorgehende Wirkung steht nicht im Verhältnis zu der geistigen Anstrengung, die darauf verwendet ist, und der Hauptindruck, der zurückbleibt, ist der der geistigen Energie, welcher die letztere hervorrief. Dies mag einigermaßen an der theilweise falschen Richtung der Kräfte Immermann's während eines längern Abschnitts seines Lebens liegen. Es war sein Streben, ein dramatischer Dichter zu sein, und es gelang ihm allerdings, sich mit Ehren auf einer Bühne zu erhalten, die ohne ihn fast verödet sein würde. Doch war seine Begabung eher die eines Beobachters als eines Schöpfers; seinen Gestalten, so naturtreu und kräftig sie auch sind, fehlt es an dem poetischen Zuge, welcher die Schöpfungen des echten Dramatikers von denen des bloßen Theaterdichters unterscheidet. Die Gleichgültigkeit des Publikums hatte wahrscheinlich einigen Antheil daran, daß er zu einem niedern, wenn auch immer noch wichtigen Kunstzweig griff, in welchem er besser befähigt war, sich anzuzuschreiben. Seine Romane haben genug Erfindung sowol wie genug Wahrheit und Kraft, um etwas mehr als ihren Titel und ihr Gedächtniß bewahrt zu haben; und in der That kann der »Oberhof«, eine separat veröffentlichte Episode aus seinem »Münchhausen«, als ein volksthümliches Buch betrachtet werden. Man kann wol erwarten, daß die Biographie eines Mannes, der durch Charakterstärke hervorstach, anziehend sein werde; und wirklich ist sie das in hohem Grade, trotz der Abwesenheit von auffallenden äußern Ereignissen und trotz des Ueberflüssigen, welchem das Material augenscheinlich unterzogen worden ist. Gustav zu Puttk, der Herausgeber,

einer der talentvollsten Schriftsteller Deutschlands, hat nur den Fehler, daß er mit Immermann's Familie auf zu vertrautem Fuße steht. Es ist klar, daß die Züge des Mannes bedeutend gemildert worden sind, und daß wir nur eine abgeschwächte Copie von der Härte, Anmaßung und Halsstarrigkeit vor uns haben, welche sich mit Muth, Entschiedenheit und Unabhängigkeit vereinten, den Charakter des wirklichen Immermann so malerisch zu machen.“

Ferner lesen wir daselbst: „Der dritte und vierte Band von Rudolf Gottschall's »Porträts und Studien« enthalten Skizzen aus Paris, welche das sociale und literarische Leben der Stadt während der Blüthezeit des zweiten Kaiserreichs schildern. So sehr wir auch überzeugt sein mögen, daß Paris kein Paris sein werde, und daß der Charakter der Stadt als Zufluchtsort der Vergnügungssüchtigen und als die Tonangebende der Mode, mit ihrer ehrenvollern Auszeichnung als Geburtsstätte neuer Ideen und Versuche in der Politik und Gesellschaft so unglückliche Epochen wie den letzten Bürgerkrieg überdauern werde, so scheint diese Reproduktion eines heitern Porträts der Stadt in der sorgloseten und frivolsten Periode ihrer Geschichte doch etwas besonders Unzeitgemäßes, fast Unbehagliches an sich zu haben. Mit viel gutem Geschmack hat es Gottschall indessen vermieden, auch nur ein Wort als Commentar hinzuzufügen, und liest man seine Skizzen bei dem Lichte der neuesten Ereignisse, so bilden sie die schärfste Beurtheilung der pomphaften, aber unedeln Civilisation des zweiten Kaiserreichs, mit ihrem cynischen Materialismus, ihrer geistigen Armuth und anspruchsvollen Fäulnis. Die bessern Seiten der französischen Gesellschaft fallen nicht unter die Beobachtung des Reisenden, der in seinem ersten Bande bloß jene hervorspringenden Züge des pariser Lebens schildert, welche bei einem allgemeinen Ueberblick nothwendigerweise die Aufmerksamkeit zunächst auf sich ziehen. Die interessantesten und werthvollsten Partien des Buchs sind die, welche die öffentlichen Werke beschreiben, durch welche Napoleon III. der Stadt Paris das Gepräge seines Regime unausstilgbar aufgedrückt hat, und der amüsante Bericht über Louis Benillot, den grotesken Juvenal, dessen Verdammungen des pariser Lesers ihm Ehre gemacht haben würden, hätten edlere Beweggründe als Fanatismus und Spleen sie hervorgerufen. Der vierte Band ist gänzlich einer Rückschau auf das neuere französische Drama gewidmet: ein Gegenstand, über welchen Gottschall berechtigt ist, mit Autorität zu sprechen. Es wird uns eine Fülle von Details geboten, der Stil ist vortreflich, und die Erwägung, daß das fragliche Drama trotz all seiner hervorstechenden

Mängel dennoch schließlich das einzige wirklich lebendige Drama in Europa ist, kann uns vielleicht mit der Ausführlichkeit der Behandlung ausöhnen, welche anfangs nicht bloß erschöpfend, sondern sogar unmäßig lang scheint.

Ueber Erdmann's „Erste Spiele; Vorträge“, sagt dasselbe Blatt: „Professor Erdmann ist ein Phänomen unter Universitätsprofessoren, ein Würdenträger, der es nicht für unter seiner Würde hält, unterhaltend zu sein und zu seinen Zuhörern über so beschreibende Gegenstände wie „Langeweile“ und „Dummheit“ zu reden. Der Professor selbst ist niemals langweilig oder dumm; er versteht es, durch seine witzigen und originellen Bemerkungen alltägliche Gegenstände in ein schlagendes Licht zu setzen. Ueberdies haßt er von Herzen Verfehlung und Unwirklichkeit in jeder Gestalt, und die außergewöhnliche Schärfe seines Tadels einiger ihrer häufigsten Erscheinungen in unsern Tagen ist wahrhaft erquickend. Die in seinen Vorträgen behandelten Fragen gehören im allgemeinen zum Zweige der niederen Ethik; einige indessen, wie z. B. die über das Rationalitätenprincip und über das heidnische Element im Christenthum, breiten sich weiter aus; endlich gibt er uns auch einen guten populär gehaltenen Bericht über zwei der interessantesten unter den Märtyrern der Philosophie, Giordano Bruno und Campanella.“

Zum „Deutschen Novellenkranz“, herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz, bemerkt das Blatt: „Wenn es irgendeinen Zweig der Dichtung gibt, in welchem Deutschland unstrittig obenan steht, so ist es die Novelle. Der Gedanke, einige der anerkanntesten Meisterstücke dieser reizenden Dichtungsgattung in einer wohlfeilen und handlichen Sammlung zu vereinigen, ist ein sehr glücklicher zu nennen, und für die geschickte Auswahl bieten die Namen der Herausgeber, Paul Heyse, der beste lebende Dichter kleinerer Sachen, und Hermann Kurz, der urtheilsvolle und doch anspruchslose Historiker der deutschen Literatur*, reichliche Bürgschaft. Wir sehen indessen keinen Grund, wo nicht etwa das Eigenthumsrecht im Wege steht, weshalb die Sammlung nicht beträchtlich über die vorderhand gedruckten Grenzen ausgedehnt werden sollte. Die drei bereits veröffentlichten Bände enthalten unter anderem Edelsteine von Miniaturdichtung: Tieck's „Gemälde“, Kleff's „Verlobung in Sanct-Domingo“ und Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Dem in der Auswahl sich zeigenden guten Geschmack vermißt man etwas in den Vorreden der Herausgeber, in denen die jetzt herrschende Richtung in Deutschland sich geltend macht. Die Zeit ist nämlich längst vorüber, wo Germanismus in der Dichtung gleichbedeutend war mit Phantastischem und Uebernatürlichem. Jetzt herrscht der Realismus, und die Herausgeber finden es notwendig, soviel als möglich das idealistische Element bei ihrer Auswahl zu vermeiden, die ungezügeltste Phantasie eines Arnim und Brentano zu entschuldigen und Hoffmann zu verkleinern. Die Erfindung der Novelle als vom Märchen sich unterscheidend, schreiben sie Lied zu, der indessen mehr dafür gelobt wird, andern den Pfad angedeutet zu haben, als selbst eine weite Strecke auf demselben gewandelt zu sein. Es hat uns stets sehr befremdet, daß man Tieck's spätere Werke in seinem Vaterlande sowohl wie anderswo vernachlässigt. Selbst ihre häufige Langweiligkeit und das Mißverhältniß des Dialogs zur Handlung zugegeben, so bleiben doch die besten darunter immer noch unübertroffen, was die glückliche Erfindung, die geistreiche Entwicklung der Intrigue und die eigenthümliche, unnamhafte Ironie der Situation betrifft, wodurch das ganze Werk ohne irgendeine sichtbare Anstrengung seitens des Verfassers gleichsam in Humor getränkt ist. Die „Gemälde“ im zweiten Bande dieser Sammlung können als eine vortreffliche Probe bezeichnet werden; „Des Lebens Ueberfluß“ im dritten, sonst eine reizende Idylle, leidet indessen sehr an überflüssigem Geschwätz. Deutsch Vernenne werden die Sammlung zum Zweck des Studiums sowohl der Sprache als auch der Literatur geradezu ungeschicklich finden.“

Das „Kutschelied“ von W. Ehrenthal endlich gibt dem Blatte Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Das Kutschelied

erschirt allerdings, und das ist alles, was wir darüber zu behaupten berechtigt sind. Wir würden kein Bedenken getragen haben, es als das Werk des würdigen pommerischen Fülliers Kutschke und als während des jüngsten Feldzugs gedichtet zu betrachten; dies kann jedoch augenscheinlich nicht der Fall sein, da die Forschungen des Hrn. Ehrenthal dessen Vorhandensein auf den Marmor Tafeln zu Miniohel, den Tempeln zu Karnak, auf hebräischen Pergamenten und skandinavischen Trinkhörnern befriedigend nachgewiesen hat, einer Mannichfaltigkeit von Uebersetzungen in allerlei Sprachen, vom Arabischen bis zum Englischen, gar nicht zu gedenken. Diese letztern sind hier sämmtlich veröffentlicht, nebst einem Facsimile der ursprünglichen ägyptischen Hieroglyphen, in welchen die Mitraillense offenbar abgebildet ist, und einer Abhandlung des Herausgebers, in welcher er überzeugend für jedermann darthut, daß Kutschke kein anderer als Orpheus ist.“

Bibliographie.

- Walzer, C., Musaitas. Charakterbild aus der römischen Kaiserzeit. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 6 Ngr.
- Brandrupp, A. P., Der Krieg mit Frankreich 1870 — 1871. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
- Eszard, J., Die Braut des Verbannten oder: das Strafgericht eines Volkes. Historischer Roman. 1tes und 2tes Heft. Berlin, Meyer. Gr. 8. à 3 Ngr.
- Gosch, E. J., Zur Geschichte der evangelischen ascetischen Literatur in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens wie zur Kultur- und Literaturgeschichte. Aus dem Nachlaß des Verfassers veröffentlicht von B. Weiß, Basel, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.
- Nettel, C., Nora. Ein Charakterbild aus der deutschen Gesellschaft. 1ste Hef. Stuttgart, C. Hallberger. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Enzoch nach dem letzten Kriege. Von dem Verfasser von „Rußland und die Türkei“ und „Rußland und Deutschland“. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Hicks, Freih. R. v., Poetischer Nachlaß. Leipzig, Wagner. 8. 25 Ngr.
- Gedanken eines wahrhaften Oestreichers. Eine politische Studie. Dresden, Krauszewski. Gr. 8. 10 Ngr.
- Wolg, B., Die Ehe und die Ehestands-Gambitaten Charakteristik der Männer und Frauen. Zwei Vorträge. Berlin, Sauer. Gr. 16. 20 Ngr.
- Shakespeare's Genius. Kindheit, Jugend und Alter. Das deutsche Volksmärchen und sein Humor. Drei Vorträge. Berlin, Sauer. Gr. 16. 20 Ngr.
- Grube, A. W., Ueber den St. Gotthard. Reise-Stizzen. Berlin, R. Lesser. 8. 1 Thlr.
- Dalßmann, C., Blicke in die Ewigkeit, in Gesängen aus älterer und neuerer Zeit. Mit Einlage: Kaiser- und Friedenslieb. Kührort, Andreae u. Comp. 8. 5 Ngr.
- Kriege- und Siegeslieder. Kührort, Andreae u. Comp. 8. 2 1/2 Ngr.
- Sebel's, J. P., Werke. Neue revivirte Aufl. mit Sebel's Bildniß. 1ste Hef. Stuttgart, Bauer. 8. 4 1/2 Ngr.
- Soder, R., Geschichte des Krieges Deutschlands gegen Frankreich im Jahre 1870 — 1871. Dem deutschen Volke erzählt. Rln, Bader. Gr. 8. 20 Ngr.
- Jahn, F., Kriegslieber. Aus dem Sieges-Jahre 1870. Stettin, Brandner. 16. 5 Ngr.
- Kappler, L., Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Lanisberg, A., Kleine fliegende Blätter an die Ultramontanen. Ramburg, Regel. Gr. 16. 5 Ngr.
- Reuber, R., Erzählungen an französischen Kaminen. Märchen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 16. 1 Thlr.
- Mayer, J. R., Naturwissenschaftliche Vorträge. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 14 Ngr.
- Merkens, H., Gedanken Friedrich's des Grossen vorzüglich in ihrer Beziehung auf die Gegenwart. Aus seinen Schriften gesammelt. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 15 Ngr.
- Boigt, J. F., Hamburg und seine Beziehungen zum deutschen Reich. Festschrift. Hamburg, Grüning. 8. 5 Ngr.
- Walter, R., Ueber das Verhältniß der Substanz zu ihren Attributen in der Lehre Spinoza's mit besonderer Berücksichtigung der Auffassung desselben bei Cano Fischer, Erdmann und Trondelenburg. Inaugural-Dissertation. Nürnberg, Lohse. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Weder, W., Der deutsche Zollverein. Geschichte seiner Entstehung und Entwicklung. 2te vermehrte Aufl. Leipzig, Weitz u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Wachler, A., Der geschähterte Hahn oder die Welber von Schornborf. Historisches Lustspiel. Ulm, Ebner. Gr. 8. 10 Ngr.
- Heinrich der Löwe. Tragödie. Für die Bühne eingerichtet unter Mitwirkung von C. Grunert. Ulm, Ebner. Gr. 8. 10 Ngr.
- Weisse, R., Vom Fels zum Meer. Vaterlandslieder. Berlin, Wagner. Gr. 16. 10 Ngr.
- Welche sollen des neuen deutschen Reiches Farben und Flaggen sein? Mit einer Flaggen-Karte in Farbendruck. München, Manz. Lex. 8. 10 Ngr.
- Wohlmutz, L., Deutsche Lieber. Bayreuth, Steffel. 16. 5 Ngr.
- Wragel, C., Papsttum und Religion. Die kirchliche Frage nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge. Berlin, Ueberst. Gr. 8. 8 Ngr.

*) Es ist dies eine Verwechslung mit Heinrich Kurz. D. Red.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobien erschien:

Georg Christoph Lichtenberg's Gedanken und Maximen.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer biographischen Einleitung.

Von Eduard Grisebach.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die geistreichen Gedanken Lichtenberg's, der in seltenem Maße deutschen Tiefinn mit französischem Esprit, scharfen Witz mit echtem Humor verband, finden sich hier vereinigt und nach dem Zusammenhange selbständig geordnet. Es entsteht dadurch ein treues Bild des Autors, dem die biographische Einleitung noch manchen ergänzenden Zug hinzufügt.

Das Buch reiht sich folgenden, unter dem gemeinsamen Titel „Lichtstrahlen“ im gleichen Verlage erschienenen Sammlungen an:

Ludwig Börne. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie Börne's. Von Gustav Karpeles.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabris. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier.

Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz.

Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von Horst Leferslein.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Fünfte Auflage.

Gotthold Ephraim Lessing. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit einer Einleitung. Von Friedrich Bloemer.

Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Julius Frauenstädt. Zweite Auflage.

William Shakespeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff.

Jede Sammlung kostet geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobien erschien:

Leopold Löw

als Theologe, Historiker und Publicist

geleitet von

Abraham Hochmuth,

Rabbiner in Weizsäcker.

8. Geh. 1 Thlr.

Der gelehrte Verfasser weist in dieser Schrift die Angriffe auf den jüdischen Congreß in Ungarn zurück, welche von dem Redacteur Löw in Journalartikeln und Streitschriften unternommen wurden. Nur die Absicht, die tendenziöse verdunkelte Geschichte des Congresses im Lichte geschichtlicher Wahrheit erscheinen zu lassen, hat ihn zur Veröffentlichung dieser Replik bewogen.

Ein neues Wort vom Verfasser der „Leoladie“

In meinem Verlage erschien sobien:

Die Freigemeindler.

Novelle

von

Emil Steffann.

25 Bogen gr. 8. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr.

Das ungewöhnliche Aussehen, welches die „Leoladie“ in den verschiedensten Kreisen erregt hat, läßt erwarten, daß man auch diesem neuen Werke desselben Verfassers das lebhafteste Interesse entgegenbringen wird, zumal dessen Inhalt in gewisser Beziehung zu der gleich sehr berühmten als geschmähten „Leoladie“ steht.

Leipzig, Juli 1871.

Justus Naumann.

DEUTSCHE WARTER.

Umschau

über das Leben und Schaffen der Gegenwart.

Redaction von Dr. BRUNO MEYER.

Erstes Juliheft. Inhalt: Berliner Erziehung, von Bruno Meyer. — Richard Wagner in Berlin, von O. Gumprecht. — Prämienanleihen, von A. Lammers. — Militärische Beschreibung des Feldzuges 1870—71, von A. Niemann. — Longfellow, von A. Laun. — Historisch-politische Umschau, von v. Wydenbrugk. — Todtenschau. Monatl. zwei Hefte, jedes 6 Sgr. — Abonnement in allen Buchhandlungen und Postanstalten (vierteljährlich 1 Thlr. 6 Sgr.)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 31. —

27. Juli 1871.

Inhalt: Die Bismarck-Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Experimentale Aesthetik. Von Adolf Seifing. — Zur neuern Socialliteratur. Von Rudolf Doehn. (Beschluß.) — Fankleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Bismarck-Literatur.

1. Graf Bismarck und die deutsche Nation. Von Konstantin Höpfer. Berlin, Mittler und Sohn. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Das Buch vom Grafen Bismarck von George Hefeliet. Illustrirt von W. Diez, C. von Grimm, J. Lüders, L. Pietsch, K. Püttner, W. Simmler und A. Toller. Zweite, unveränderte Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1870. Gr. 8. 8 Thlr.
3. Die Reden des Grafen von Bismarck-Schönhausen. Erste Sammlung. Reden aus den Jahren 1862—67. Zweite Auflage. Zweite Sammlung. Dritte Sammlung. Berlin, Kortkamp. 1869—71. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Fürst Bismarck, als die bedeutendste Persönlichkeit der Zeitgeschichte und der Träger ihrer glänzendsten Erfolge, sammelt eine immer mehr anwachsende Literatur um sich, welche sich theils bestrebt, nach seinen eigenen Briefen und Äußerungen das Lebens- und Charakterbild des Staatsmanns zu entwerfen, theils die Actenstücke zu seiner Beurtheilung zusammenzutragen, theils seine politische Bedeutung vom Standpunkte der Zeitgeschichte oder mit weitergehenden historischen Perspektiven zu erörtern. Diese Bestrebungen sind in vieler Hinsicht vorzeitig zu nennen, eine vollständige Würdigung des Staatsmanns ist für die Zeitgenossen nicht möglich; wol aber wird die Ansammlung eines authentisch gesichteten Materials für die Historiker der Zukunft von großer Wichtigkeit sein.

Die glänzenden Erfolge Bismarck's kann keiner seiner Gegner leugnen; die Gegnerschaft wagt sich daher jetzt, wo das volle Licht auf dem Staatsmanne ruht, nicht mit Dano Klopp'schen Beleuchtungen der Friedericianischen Politik des neuen Preußen hervor. Ebenso wenig leugnet man, daß die Initiative zu allen diesen geschichtlichen Thaten von Bismarck ausging, der dabei freilich den Intentionen seines tapfern, für Preußens Ehre und Macht unerschrocken einstehenden Monarchen entgegenkam. Höpfer sagt hierüber:

Die Ehrfurcht verbietet uns, die Wirksamkeit des Herrschers, den die lebende Gegenwart den ihren nennen darf, wie 1871. 31.

einen historischen Gegenstand zu umschreiben. Aber wir dürfen sagen, was in allen Herzen und auf allen Lippen ist, daß dieser König erst das gewaltige Werkzeug aus eigenem Antrieb und mit richtiger Voraussicht geschmiedet hat, ohne welches Preußen niemals im Stande gewesen wäre, die Wege der großen und gefahrvollen Politik zu betreten, welche ihm seine Aufgabe vorschrieb. Wir dürfen auch sagen, daß die kühnen Wege, welche der Scharfsicht des Ministers als gangbar erpähte, niemals hätten eingeschlagen werden können ohne den heldenhaften Sinn eines Königs, der, die glorreiche Vergangenheit seines Hauses, das Wohl seines Volks und den Werth seines Staats einzusehen, das entscheidende Wort sprechen mußte. Wir dürfen endlich noch sagen, daß die Wiedergeburt Deutschlands eine Unmöglichkeit gewesen wäre, wenn sich für sie nicht eine Erscheinung wiederholt hätte, die sich, wie in Folge eines geheimen Gesetzes, in jeder schöpferischen Epoche des deutschen Lebens gezeigt hat. Die Reformation ist durch den Seelenbund zweier Männer hinausgeführt worden. Die Ergänzung des Wesens großer Naturen wiederholt sich in Deutschlands classischer Literaturperiode, und wir sehen sie jetzt bei der politischen Wiedergeburt Deutschlands.

Doch wenn die Gegner auch den Erfolg für ein Gottesurtheil erklären und in Bismarck's Initiative mindestens den großen politischen Instinct nicht verkennen, so bezweifeln sie doch, ob Bismarck trotz dieser Erfolge und dieses Instincts ein großer Staatsmann zu nennen sei. Jener englische Autor, welcher den Grundzug von Bismarck's Charakter als *esprit* bezeichnete und alle seine Thaten und Erfolge hierauf zurückzuführen suchte, hat noch immer einen großen verschwiegenen Anhang unter den Gegnern des gefeierten Diplomaten; viele meinen, daß er im Pombrespiel der Diplomatie nur Muth und Glück gehabt, daß ihm bei seinen Tournés stets die rechte Karte aufgeschlagen sei, und daß, wo er ein gewagtes Solo gespielt habe, die Karten seiner Gegner ausnahmsweise zu seinen Gunsten gefallen hätten.

Ein anderer Theil der Gegner Bismarck's verzeiht ihm nicht das Auftreten gegen das berliner Abgeordnetenhaus, den Verfassungsconflict und was damit zusammenhängt; er stellt die Rechte des Volks über alle kriegerischen

Triumphe, und schließt sich den Anschauungen von Verrius an, welcher in Bismarck nur einen märkischen „Polignac“ erblickt.

Dann aber gibt es noch Vertreter der „Humanität“, welche in einer neuen Ära des Kriegs und des bewaffneten Friedens einen Rückfall in Culturzustände sehen, die zu überwinden der Beruf der fortschreitenden Menschheit sei. Der Kampf der Nationen erscheint ihnen als ein unwürdiger Zustand, die Verewigung des Militarismus als eine Kränkung für alle menschlichen Ideale, die Vergrößerung des einen Volks auf Kosten des andern als ein höchst gleichgültiges Ereigniß, welches wiederholte Eröffnungen des blutigen Kriegstheaters in Aussicht stelle und einen sich stets erneuernden Wechsel in der Machtstellung der einzelnen Völker. Bismarck, der Mann von Blut und Eisen, gilt ihnen für den Vorkämpfer dieses eisernen Zeitalters, der das deutsche Volk in neue schreckliche Kriege gestürzt und alle die Greuel wieder entseffelt habe, welche der geschlossene deutsche Janustempel für zwei Generationen zu einer Sage vergangener Zeiten gemacht. Abgewendet von den Sieges- und Triumphfesten der Gegenwart, halten sie sich an den Ausspruch des Königsberger Philosophen, welcher meint, daß derartige Dank- und Siegesfeste und die Hymnen, die auf gut israelitisch dem Herrn der Heerscharen gesungen werden, mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen in starkem Contrast stehen, weil sie, außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie die Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen oder ihr Glück vernichtet zu haben. Der eiserne Graf erscheint diesen Friedenspriestern als der Kalobämon der Geschichte, welcher wieder alle unheimlichen Gewalten der Vernichtung entseffelt hat.

Doch die Gemeinde der Humanitätsgläubigen ist gegenwärtig eine ecclesia pressa; der ecclesia militans der Staatsverherrlicher bleibt Bismarck zum mindesten eine imponirende Erscheinung, mögen sie auch aus particularistischen Tendenzen oder Eiferjüchteleien irgenwelcher Art seine Thaten und Siege bekräfteln. Die verschiedensten politischen Parteien, die feudale, aus welcher er hervorgegangen und die ihn in anderer Hinsicht als einen Abtrünnigen von ihren Grundsätzen bezeichnen muß, sowie die nationalliberale, die mit ihm wegen seines Auftretens gegenüber den Kammern und seiner Abneigung gegen unbequeme Majoritäten zu hadern hat — alle stimmen doch darin überein, seinen Ruhm zu preisen: jene, weil er Preußens Macht auf eine bis dahin nie geahnte Höhe erhoben; diese, weil er die Einheit Deutschlands nach zwei blutigen Kriegen durchgesetzt hat.

Eine fast unbedingte Verherrlichung Bismarck's enthält die Käßler'sche Schrift: „Graf Bismarck und die deutsche Nation“ (Nr. 1), deren Zweck nach den Worten des Verfassers ist, dazu beizutragen, „daß ein allgekannter Mann besser erkannt werde“. „Das Unverständene bleibt uns fremd; daher wird ein großes Leben oft mitten in seiner Zeit zum Mythos oder zu einer anekdotenhaft wunderlichen Erscheinung bloß darum, weil die oberflächlichste Deutung genügt für das, was nicht zu bezweifeln ist, da man es vor Augen sieht.“

Konstantin Käßler will den „Mythos vom Grafen Bismarck“ auflösen — und welches ist dieser Mythos?

An der Schwelle dieser Laufbahn, wie sie dem gewöhnlichen Auge der Zeitgenossen erscheint, erblicken wir den Junker, der mit vorurtheilsvollem Haß sich abwendet von den besten Männern, von den besten Regungen seiner Zeit: hinter der Schwelle steht der geniale Mann, der, aufgereizt durch ein persönliches Begegniß, den unaufgeblichen und unerreichbaren Wunsch seines Volks pöblich mit gewaltiger That in die Wirklichkeit reißt. Dabei aber bleibt dieser Mann in seinem Wesen der Junker oder die despotisch geartete Natur, wie sie zur früheren Jahrhunderte ertrugen, der seine Zeit und alle ihre edeln und hohen Ideale nicht verstehen mag oder kann, ihrer Größe sich nicht beugen will. Daher darf man ihn bewundern, wenn man muß, aber man soll ohne Unterlaß vor ihm auf der Hut sein, ihn oft bekämpfen, ihn stets beschränken. Das Unerlässliche wird er schon durchsetzen, die Gefahr ist bloß, daß er auch seine Launen erzwingt. Ueberdies, was wären die Politiker der Gegenwart, wenn sie stets ihm folgten? Nur wenn sie ihm entgegentreten, sind sie bemerkbar, sind sie überhaupt etwas. Seltsames Zeitalter! Das Wunder von Damaskus darf sich nicht zugetragen haben, weil niemand plötzlich aus einem Saulus ein Paulus wird. Was vor 1800 Jahren eine göttliche Erscheinung, als Biston aus dem bis dahin sich selbst verborgenen Innern mit einem mal aufsteigend, nicht bewirkt haben darf, das soll im 19. Jahrhundert eine zur Unzeit angezündete Cigarre oder etwas dergleichen zu bewirken im Stande gewesen sein.

Der Ausgangspunkt dieses Mythos ist „der Junker“. Käßler entwirft ein Bild von der Weltlage, den politischen und socialen Bewegungen der vierziger Jahre, und stellt sie als „eine formlose widerspruchsvolle Gärung hin, welche unter ausländischem Einfluß die gebildeten Stände ergriffen“, welche „die unbegrenzte Freiheit der Bewegung für ein Chaos verlangt habe“. Ein preussischer Aristokrat hätte jene Bewegung doch vielleicht gewürdigt, wenn sie eine „faßbare Gestalt getragen hätte“. „Ein klares Ziel und übereinstimmende Mittel, ein heller Glaube und einheitliche Gründe wirken auf den widerstrebenden Sinn, dem ein fähiger Verstand innewohnt“. Doch damals fehlte das alles:

Die Unmöglichkeit, den Inhalt der deutschen Bewegung in den vierziger Jahren praktisch zu ergreifen und als lebensfähiges Gebilde hinzustellen, auch nur zu unterscheiden, was an diesem Inhalt nachhaltiger Trieb und was kraftloser Schein: da liegt das aufgelöste Räthsel des Junkers Otto von Bismarck.

Diese Auflösung des in der kritischen Retorte Käßler's verdunstenden „Junkers Bismarck“ zeigt nichts von dem Scharfsinn, mit welchem David Strauß die Mythen auf ihren Kern zurückführt. Zunächst muß der Autor selbst zugeben, daß damals Männer der preussischen Aristokratie sich der Zeitrichtung angeschlossen haben, welche das Verlangen nach freier Staatsform aus sittlichem Idealismus stellten. Daß diesen ein fähiger Verstand innewohnt, ist nicht zu leugnen — wer wird diesen den Auerwald und andern aristokratischen Vertretern des damaligen Liberalismus absprechen? Die Bewegung hatte also für andere Aristokraten eine faßliche Gestalt, nur für Bismarck nicht und seine Gesinnungsgenossen. Es ist aber die gleiche Sophistik, zu behaupten, Bismarck sei eine zu positive Natur gewesen, um diese chaotische politische Gärung zu verstehen. Alle diese geistreichen Wendungen Käßler's treffen ja den Nagel nicht auf den Kopf; denn die Schilderung der Bewegung vor 1848 ist eine unrichtige, weil sie sich in vagen Allgemeinheiten ergießt.

Was von Socialismus, Emancipation, weitgehender geistiger Freiheit damals in der Luft lag — das kam für die eigentlichen Politiker in Preußen gar nicht in Betracht. Hier handelt es sich um eine ganz bestimmte Frage, die nicht positiver sein konnte, zu welcher sie Stellung zu nehmen hatten: die Frage der Reichsstände, der constitutionellen Verfassung. Bismarck nahm seine Stellung unter den Gegnern derselben, weil er eben ein feudaler Doctrinär, weil er ein Junker war. Seine Reden auf dem Vereinigten Landtage beweisen dies zur Genüge. Rößler sucht auch diese umzudeuten, auch aus ihnen „den Junker“ hinwegzinterpretieren. Seine Rede vom christlichen Staat zeigte, daß Bismarck gänzlich unter dem Einfluß einer Parteidoctrin stand, welche allerdings dem preußischen Junkerthum künstlich aufgeimpft war, daß er, bei aller frischen und großen Charakteranlage, nicht einmal zu den naturwüchsigen Junkern gehörte, sondern ein Anhänger jenes künstlich erzeugten Junkerthums war, an welchem getaufte Juden, Bureaukraten und allerlei catilinarische Existenzen der Presse mitarbeiteten.

Zum Ueberfluß hat Bismarck sein früheres „Junkerthum“ selbst bereitwillig eingeräumt. Doch vor der Kritik hält dergleichen nicht Stich. Der Minister zeigt sich nur selbst befangen in dem Mythos, den die Kritik auflöst. Wie Schleier wird es von seinen Augen fallen, wenn er die Rößler'sche Schrift gelesen hat. Glück genug, wenn diese neue kritische Methode hinter dem Mythos überhaupt noch eine Existenz bestehen läßt!

Erstend dagegen ist die Schilderung des Redners Bismarck bei seinen politischen Debüts:

So sehr dieses Auftreten dem allgemeinen Strom entgegen war, so entging doch schon der damaligen Zeit in Bismarck's Reden nicht die ausnehmend gewählte Form, noch die untadelhafte Logik, noch der vornehme Ton der Polemik. Soweit man vor Entzücken über die Redner, welche auf die Tribüne traten, was der Zeit am Herzen lag, noch dazu kommen konnte, erlaunte man über den Eindruck einer vollkommen fertigen Persönlichkeit, den Bismarck hervorbrachte. Wie konnten so veraltete Meinungen in einem so jugendlichen Mann zu einem so geschlossenen Ganzen zusammenwachsen? Die Erscheinung imponierte, aber sie galt als hoffnungslos. Dieser im jugendlichen Alter so geschlossene Mann, der ebenso stolz als unbildsam erschien, besaß in seinem Wesen eine Receptionskraft, die ihn in Plan und That weit hinausstragen sollte über das, was damals als der äußerste Endpunkt der Entwicklung erschien.

Die Kritik von Bismarck's Reden während der Revolutionszeit, des Kampfes, den er gegen die frankfurter Kaiserwahl durchfocht, u. s. w., weist dem Redner zwar vielfach Irriges nach, aber sie sucht die Irrthümer zu erklären aus oft wenig stichhaltigen Gründen. So sollte Bismarck, obgleich schon damals bereit zu einem Eroberungszug für seinen König, sich gegen die frankfurter Verfassung erklärt haben, weil diese ihm unter allen Umständen die preußische Macht zu schwächen schien. Dies aber sei ein Irrthum gewesen, den er selbst eingesehen hätte, wenn er damals nicht unter der Herrschaft eines stärkeren Grundes gestanden hätte. „Dieser Grund war, daß die frankfurter Versammlung gerade durch das Gute in ihrem Werk und in ihren Absichten sich um ihre moralische Macht gebracht hatte.“ Bismarck selbst aber würde doch nicht zugegeben haben, daß dies „durch das Gute in ihrem Werk und in ihren Absichten“ geschehen

sei. Rößler schiebt also hier seinem Helden in confuser Weise seine eigenen Anschauungen unter. Weiterhin sagt er:

Es kam das traurige Nachspiel der Nadowitz'schen Unionsversuche. Bismarck stand dieser Episode ironisch und verachtungsvoll gegenüber. Es ist wol das einzige Beispiel der Geschichte, wo ein Staatsmann sich erst aller Machtmittel beraubt, um nachher durch Lehren der Weisheit und Tugend aufgebrachte Gegner auf allen Seiten zur Auslieferung der Macht zu überreden, und sich schließlich diplomatisch und militärisch unvorbereitet zur Wehr setzt, um alle Gegner zu vereinen. Das in jeder Beziehung zwecklose Unternehmen stützte die Partei, die aus Patriotismus die Unvorsichtigkeit hatte, sich ihm moralisch zu gefallen.

Es ist eine ganz falsche Anschauung, daß Bismarck der Nadowitz'schen Episode aus den hier angeführten Gründen „ironisch und verachtungsvoll“ gegenübergestanden habe. In solche Attitude zeichnet ihn nur eine Kritik hinein, welche auch alles Widerstrebende in den Rahmen ihrer „tiefstanigen Realpolitik“ zu spannen sucht. Die Heilige Allianz als Vertreterin des conservativen Princips, der Bund zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland, gehörte zu den Glaubensartikeln der feudalen Partei, und nur weil Nadowitz in der kriegerischen Wendung gegen Oesterreich mit diesem Bunde brach, wandte sich Bismarck oder vielmehr die Partei, der er angehörte, und er mit ihr gegen Nadowitz und die Union. Bismarck war damals ein Parteipolitiker, kein Realpolitiker — so konnte er selbst die Schmach von Olmütz verteidigen! Ohne eine große Wandlung, einen entscheidenden Bruch bliebe das spätere Auftreten Bismarck's gegen Oesterreich unerklärlich. Es ist Sache des Biographen und Kritikers, nicht solchen Bruch zu verwischen, sondern ihn zu erklären. Dazu bot eine eingehende Erörterung der Gesandtschaftstellung Bismarck's willkommene Veranlassung. Später aber hielt er, trotz des schleswig-holsteinischen pas de deux, die Feindschaft gegen Oesterreich mit der Ausdauer eines Hannibal fest, weil er, in vollkommener Uebereinstimmung mit der frühern Majorität der Paulskirche und der nationalliberalen Partei, nur im Anschluß Oesterreichs aus Deutschland die Möglichkeit einer deutschen Einheit unter Preußens Führung erblickte. Im Jahre 1859, als ein Zusammengehen Preußens mit Oesterreich gegen Frankreich kurz vor dem Präliminarfrieden von Villafranca in nächster Aussicht stand, war Bismarck der eifrigste Gegner eines solchen Bündnisses und gerieth sogar in Verdacht, er wolle mit dem Geschenk des linken Rheinufers von Frankreich die Annexion Norddeutschlands erkaufen:

Damals schrieb er: „Ich habe in der ganzen Zeit meines deutschen Aufenthalts nie etwas anderes gerathen, als uns auf die eigene und auf die im Falle des Kriegs von uns anzuhaltende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen.“ Welche Bildsäulen auch die Nachwelt dem Wiederhersteller Deutschlands errichten möge, auf allen soll dieses Wort stehen: es ist das löblichste, das er hinterlassen wird, weil es nicht möglich ist, ein besseres auszusprechen.

Die erkünstelten Interpretationen, mit denen die ersten Abschnitte der Rößler'schen Schrift befreit sind, ihren Helden gleichsam von innen heraus zu construiren und den vollstümlichen Mythos aufzulösen, hören, zum Vortheil der trefflich stilisirten Schrift, allmählich auf, da Bismarck's Gestalt aus dem mythischen Nebel heraus ins

vollere Licht der Geschichte tritt. Der Abschnitt „Bismarck und Napoleon“ enthält interessante Parallelen:

Napoleon, Cavour, Bismarck sind die Zerstörer der Schöpfung des Wiener Congresses, aber Bismarck ist der Zerstörer unter den dreien geworden. In dem er den Erfolg für das zerkürrte Deutschland von 1815 aufrichtete, hat er auch wie im Vorbeigehen das mühsam angelegte, aber noch unfertige Werk seines Vorgängers zerkürrt. Unter den Arbeitern an dem Gesamtwerk der Neubildung Europas hat derjenige Fortsetzer, der wahrscheinlich der größte bleiben wird, den Anfänger gekürrt, der gern noch auf seine Weise mitgearbeitet hätte. Daß der Vollender oder Erweiterer den Anfänger beilegt, ist eine Erscheinung, die sich in der Geschichte oft wiederholt. Wenn darin eine Art von Undank liegt, so ist es doch kein persönlicher Undank. Der Weitergehende thut, was er muß, was er dem Werke schuldig ist, und der Anfänger hat nicht für seinen Nachfolger arbeiten wollen, daher auch keinen Dank von diesem zu beanspruchen. Dennoch gewährt die Frage eine hohe Anziehung, ob Napoleon um Deutschland und um Bismarck irgendeine Art von persönlichem Dank verdient hat; ob ihn Undank getroffen hat, wenn auch ein nothwendiger, oder ob wir uns nur eines Feindes erwehrt haben, der nie etwas anderes gewesen ist.

Die Antwort Käßler's lautet, daß wir dem Kaiser Napoleon Dank schulden, aber nur den Dank, den wir einem Feinde schulden, der uns zu immer größern Anstrengungen nöthigt. Die Parallele zwischen Cavour und Bismarck hätte von Käßler noch weiter und schärfer durchgeführt werden können. Wie oft hat man beide Staatsmänner vor 1870 miteinander verglichen; in der That haben beide die lange erstrebte Einheit ihres Vaterlandes auf dem diplomatischen Wege und mittels der Gewalt der Waffen durchgeführt, noch dazu im Widerspruch mit den nationalen Parteien, welche die öffentliche Meinung beherrschten und eine vollstümliche, radicale Umgestaltung anstrebten. Doch Cavour vollendete sein Werk nur mit Hilfe Napoleons und der französischen Waffen und mußte diese Hilfe in einer für das Nationalgefühl empfindlichen Weise bezahlen. Seitdem bestand ein von Frankreich abhängiges Königreich in Italien, und die besten Patrioten hegten bitteren Groll gegen den befreundeten Machthaber, unbefähigt durch die Genugthuung des unwidersprechlichen Rechenexempels, um wie viel die eroberten Quadratmeilen der Lombardei die abgetretenen von Savoyen und Nizza an Zahl übertrafen. Die Schranke, welche Rom absperrte gegen die Wünsche der Nation und die Macht einer fremden Oberleitung allzu deutlich verrieth, gab diesem Groll stets neue Nahrung, Cavour hatte die vollstümlichste nationale Aufgabe des Jahrhunderts in unvollstümlicher Weise vollendet. Ganz entgegengesetzt war der Weg der Bismarck'schen Politik, ihre Lösung: keinen Fuß breit Landes für den Fremden, keine fremde Hilfe. Ohne Allianzen wurde der große Krieg mit Frankreich siegreich durchgeführt durch die alleinige deutsche Volkskraft, welche dem neuen Deutschen Reich eine unerschütterliche Grundlage gibt.

In dem Schlußkapitel „Rückblick und Ausblick“ vertheidigt Käßler den Bundeskanzler gegen die verschiedenartigen Angriffe, wobei er manche curiose Ansicht, namentlich über parlamentarische Verfassung entwickelt. Käßler beabsichtigt, wenn die schwerste Aufgabe des deutschen Staats, die Organisation des freiwilligen Staatsdienstes gelöst ist, „die Parlamente zur Ruhe zu setzen“.

„Hat denn das englische „Selfgovernment“ die Parlamente „zur Ruhe gesetzt“? Es gab ihnen nur eine wichtige Grundlage. Zwei Stellen aus diesem Kapitel wollen wir nur noch hervorheben; die erste lautet:

Daß ein Volk auf neuen Wegen durch einen Mann geleitet wird, der ihm unverständlich ist, den es daher bewundert aber nicht liebt, dies ist eine Erscheinung, die bisher nur in der Stille des Despotismus vorgekommen ist. Neu ist der Anblick in einem Zeitalter der ausgebreitetsten Oeffentlichkeit, bei einer Nation, die beinahe so viel beratende Körper, als Regimenter in ihrer Armee zählt, wo das Recht der Kritik in Presse und öffentlicher Versammlung schrankenlos geübt wird. Die Friction, welche dadurch für den Gang der nationalen Arbeit entsteht, ist oft nicht gering. Sie würde weit schädlicher sein, wenn der Brennpunkte der öffentlichen Meinung nicht so viele wären, die sich gegenseitig schwächen. Dadurch entsteht für die Hauptarbeit wiederum eine Art Freiheit. So erklärt sich, wie dem leitenden Staatsmann das Wort zugeschrieben werden kann: „der Parlamentarismus müsse durch den Parlamentarismus unschädlich gemacht werden“.

Der Schluß der Schrift lautet:

Das Auftreten eines außerordentlichen Menschen ruft auf jedem Boden und zu allen Zeiten die zwei Parteien hervor, von denen die eine für den Selben ist, ganz abgesehen von der Sache, welcher er dient, die „fröhlich Gefannten“, wie Goethe es ausdrückt; die andere Partei sind die neidlich Gefannten, die mit Shakespeare's Cassius sprechen: „Mir ist lieber, nicht da zu sein, als in Furcht zu leben vor einem Dinge wie ich selbst.“ Es gibt eine Ansicht, welche meint, daß einem Volk, dessen Geschicke reif sind, der rechte Mann nie fehle. Sie wird anders gedeutet von den Fröhlichen, anders von den Neidlichen. Der Tiefstau deutscher Philosophie erklärt sie so, daß aus den besten Kräften einer Volksanlage zur rechten Zeit die geistige Natur geheimnißvoll bereitet werde, welche die Nation ihrer geschichtlichen Bestimmung zuführt. Nach der Lehre englischer Commie, bei welchen Deutschland jüngst in die Schule zu gehen lieh, liegt das Exempel für eine große Evolution bei einem Volk auf der Straße, ein zufällig Vorübergehender zieht den Additionsstrich, und heißt ein großer Mann. Beide Ansichten haben etwas Fatalistisches. Das Exempel der deutschen Zukunft liegt weniger als je auf der Straße. Lange lag auf der deutschen Nation der Bann der Unfertigkeit. Die Nation möge das Werkzeug nicht lähmen, welches die stärksten Ringe ihres Baues bisher zer schlagen hat.

Offenbar werden die Verdienste der Käßler'schen Schrift durch eine Originalitätsucht verdunkelt, welche oft grillenhafte politische Anschauungen zu Tage fördert und aus den Thatfachen ein System zu machen sucht, das wie ein Feuerwerksgerüste aufgebaut wird, auf welchem in bengalischen Flammen die Apotheose Bismarck's lodert!

Wir haben bereits früher die erste Abtheilung von George Hefekiel's „Buch vom Grafen Bismarck“ (Nr. 2) besprochen (vgl. Nr. 14 b. Bl. f. 1869), zugleich mit der geistreichen Damberger'schen Studie über den Staatsmann. Die zweite und dritte Abtheilung des inzwischen mehrfach neu aufgelegten Werks haben es zwar nicht mit dem „mythischen“ Bismarck zu thun, sondern mit dem geschichtlichen, welcher eine feste politische Ueberzeugung gewonnen hat und dieselbe glorreich durchkämpft; aber sie sind in vieler Hinsicht noch interessanter, weil sie uns den Menschlichen Bismarck näher rücken. Zahlreiche Mittheilungen aus seinen Briefen führen uns in die neueste geistige Werkstatt des hochbegabten Staatsmannes, ja sie werfen auch ein Licht auf sein Gemüthsleben. Wir gewinnen die Ueberzeugung, daß Bismarck ein Deutscher von echter Art ist, d. h. keine in der bloßen Staatspraxis, und

sei es auch die großartigste, aufgehende Natur, sondern auch tiefere Lebensanschauungen und innigen Naturgefühlen hingegeben.

Für das politische Glaubensbekenntniß Bismarck's geben die Briefe Hefekiel's in ihrer Zusammenstellung ein reichhaltiges Material; die wichtigsten davon, namentlich der Brief aus Petersburg an den Minister von Schleinitz, vom 12. Mai 1859, dies merkwürdige Programm der Bismarck'schen Politik, das der Minister später auf das genaueste erfüllte, sind schon durch anderweitige Veröffentlichung bekannt geworden. Die Beleuchtung des Helden von seiten des Biographen läßt selbstverständlich das volle Licht auf ihn fallen — nur bisweilen zeigt ein verdrossener Zug, der gleichsam die Lippe des Autors kranzelt, daß sein Held sich doch nicht ganz in den Gleisen der Kreuzzeitungspartei bewegt hat. So rügt er auch den Antrag Bismarck's auf Indemnität:

Es war ein eigen Ding um diese „Indemnität“, die Bismarck von dem unmittelbar nach dem Kriege einberufenen Landtage verlangte und erhielt, es klang das Wort mächtig anfast an die Ohren der Sieger, und es gibt wackerer Männer genug, die es noch heute schmerzlich empfinden, daß Bismarck diese Indemnität damals zu verlangen für notwendig gehalten. Der Doctrin, der constitutionellen Schablone zu Liebe kämpfte der zum Tode erschöpfte Staatsmann den neuen Kampf für die Indemnität wahrlich nicht.

Freilich kann auch Hefekiel nicht umhin, Briefe mitzutheilen, in denen die Kegereien Bismarck's in Betreff der „Kreuzzeitung“ ohne jede Verschleiierung auftreten. Eine geradezu störende Parteifärbung trägt indeß das Wort von Hefekiel nicht zur Schau; die einzelnen leisen Striche derselben sind ziemlich verwischt durch die Tendenz des Werks, welche auf eine unbedingte Verherrlichung Bismarck's ausgeht; wohl aber ist nicht minder verunsichert die zweifellose Wahrheit, daß Bismarck erst ein großer Staatsmann wurde, als er aufhörte ein in der feudalen Doctrin befangener Parteiführer zu sein: eine für die Partei selbst gewiß unwillkommene Wahrheit, deren Nachweis aber in einer auf den Grund gehenden Biographie Bismarck's nicht versäumt werden darf. Er hatte sich losgesagt von dem Dogma der Heiligen Allianz als einer Bürgschaft der conservativen Interessen; er hatte den Deutschen Bund, der für ihren Herd galt, zertrümmert; er hatte die „Legitimitäten“, welche nach feudalem Staatsrecht unverleglich waren und ihre Krone nicht minder wie den Scepter „von Gottes Gnaden“ trugen, nach dem Recht der Eroberung vernichtet, mit Blut die Linien eines neuen Deutschland auf die revidirte Karte gezeichnet; ja er hatte, in offenbarem Widerspruch mit den Lehren der Partei, das allgemeine Wahlrecht proclamirt, welches bisher die Demokratie auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Der großen Kunstschauder der „Kreuzzeitung“ konnte für das alles nur ein verwerfendes Urtheil haben — und es war kaum ein Wünderungsgrund, daß dies alles Preußen zugute kam.

Die persönliche Liebenswürdigkeit Bismarck's tritt aus den von Hefekiel mitgetheilten Briefen deutlich hervor; der Staatsmann gebietet über eine starke humoristische Ader, und sein Humor hat immer die Elmbogen frei, auch wenn er am grünen Tisch neben den diplomatischen

Nachbarn sitzt. Das beweist z. B. der folgende Brief an Frau von Arnim:

Frankfurt (ohne Datum).

Während ich genöthigt bin, in der Sitzung einen ganz unglücklich langweiligen Vortrag eines hochgeschätzten Collegen über die anarchischen Zustände in Ober-Lippe anzuhören, dachte ich darüber nach, wie ich diesen Moment utilisiren könnte, und als hervorragendes Bedürfniß meines Herzens stellte sich ein Erguß brüderlicher Gefühle heraus. Es ist eine sehr achtungswerthe, aber wenig unterhaltende Tafelrunde, die mich hier an einem grün behangenen, etwa 20 Fuß im Durchmesser haltenden, kreisrunden Tische, im Parterre des Taxis'schen Palais, mit Aussicht auf Garten, umgibt. Der durchschnittliche Schlag ist etwa der von N. N. und J. in Berlin, die haben ganz bundestäglichen pli! Ich jage ziemlich fleißig, auf Jagden, wo der einzelne 6—15 Hasen und einige Fasanen schießt, seltener einen Rehbock oder Fuchs, und mitunter ein Stück Rothwild in bedeutender Entfernung steht. Die Zeit dazu habe ich dadurch gewonnen, daß ich sehr viel sauler bin als im vorigen Jahre, weil mein Fleiß in Berlin kein Resultat findet. N. N. ist nicht mehr so lebenswürdig wie früher, er hört auf alle möglichen erlogenen Klatschereien, und läßt sich immer einreden, ich strebe nach seiner Erbschaft, während ich froh bin, wenn man mich da läßt, wo ich bin. Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu ertragen, und die Stimmung gänzlicher Wertschätzung in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf. Das bekannte Lied von Heine: „O Bund, du Hund, du bist nicht gesund“ u. s. w., wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden. Um den Orient kümmert sich hier niemand; mögen die Russen oder die Türken in die Zeitungen setzen, was sie wollen, man glaubt hier weder an Land- noch Seegefechte, und bestreitet die Existenz von Sinope, Kalafat und Schestefil. Endlich hat Darmstadt zu lesen aufgehört, und ich fürze gerührt in deine Arme und wünsche dir ein frohes Fest. Viele Grüße an Oscar. Dein treuer Bruder v. B.

Dieser heimstrende Stil zeigt sich auch in den „Reisebildern“, die in den Briefen Bismarck's enthalten sind, Reisebilder aus Ungarn, aus Rußland, aus Holland, aus den Pyrenäen; in allen spricht sich ein warmes Naturgefühl aus, das man einem in den Acten vergrabenen Diplomaten kaum zutrauen würde, wenn man nicht wüßte, daß derselbe auch stets ein gewaltiger Nimrod war, nicht nur die stumme Creatur liebte, Pferde, Hunde, Bären, Füchse, welche letztere er sogar als Zimmergenossen sich hielt, sondern auch Walddunst und Waldbluft, den freien Blick auf den Ocean, die großen Perspectives der Berglandschaft. Seine Schilderungen sind stets schlagend und charakteristisch. So schreibt er von Rotterdam:

Das ist ein sonderbarer Ort; viele Straßen sind wie Venebig, einige ganz mit dem Wasser bis an die Mauer, andere mit Kanal als Fahrdamme und mit Lindenbesetzten, schmalen Wegen vor den Häusern. Letztere mit phantastisch geformten Giebeln, sonderbar und räucherig, fast spulhaft, mit Schornsteinen, als ob ein Mann auf dem Kopfe stünde und die Beine breit auseinander spreizte. Was nicht nach Venedig schmeckt, ist das rährige Leben und Treiben und die massenhaften, schönen Läden; ein Gerson neben dem andern, und großartiger aufgeputzt, als mir die pariser und londoner in der Erinnerung vorschweben. Wenn ich das Glodenspiel höre, und mit einer langen Lhonpseife im Munde durch den Wastenberg über die Kanäle auf die in der Dämmerung noch abenteuerlichern, verwirrten Giebel und Schornsteine im Hintergrunde sehe, so fallen mir alle holländischen Gespenstergeschichten aus der Kinder-

zeit ein, von Dolph Seylinger und Rix van Winkel und dem fliegenden Holländer.

Das ist die echte stimmungsvolle Niederländerei. Dann gibt Bismarck wieder ungarische Reisebilder, die an die besten Schilderungen der Steppenfahrten erinnern:

Nach einem komfortablen Frühstück unter dem Schatten einer schauhäufigen Linde bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppensperden davor, die Ulanen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort ging's in lautem Galop. Hildebrand und ein ungarischer Lohnknecht auf dem Vorderfuß, und ein Kutscher, ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen, speckglänzenden schwarzen Haaren, einem Hemd, das über dem Magen aufsteht und einen handbreiten, dunkelbraunen Gurt eigener Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist, und die bis an die Knie reichen, wo die bespornten Stiefel anfangen. Denke dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht als die hohen, kahlen Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabenen Ziehbrunnen (Püttchwengel), tausende von weißbraunen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, geküht von berittenen, halb nackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Fiesel, gelegentlich an einem Weiher mit salzhaltigem Wasser, wilde Gänse, Enten, Kibitze, waren die Gegenstände, die an uns und wir an ihnen vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf steilen Weilen bis Ketskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Gärda (einsames Wirtshaus).

Wir theilen noch etwas Naturlyrik aus den Pyrenäen mit:

Vorgestern sind wir von hier auf den Col de Venasque gestiegen, zuerst zwei Stunden durch prächtige Buchenwälder, voll Ephen, Farnen und Wasserfällen, dann ein Hospiz, dann zwei Stunden steiles Steigen zu Pferde im Schnee, mit Fernsichten, stillen, tiefen Seen zwischen Schnee und Klippen, und 7500 Fuß hoch öffnet sich eine schmale Pforte im scharfen Kamm der Pyrenäen, durch die man Spanien betritt. Das Land der Kastanien und Palmen zeigt sich hier als Felsenkessel, ringumringt von der Maladetta, die vor uns lag, Pic de Saubegarde und Pic de Picabe, rechts fließen die Gewässer zum Ebro, links zur Garonne, und bis zum Horizont starre ein Oletischer und Schneegipfel hinter dem andern, weit nach Catalonien und Aragon hinein. Dort frühstückten wir, etwas schräg an die Felsen gedrückt, rothe Rebhühner ohne Salz und ohne Wasser, und ritten dann auf schwindelnden Stegen, aber in herrlichem Wetter wieder abwärts. Gestern hatten wir eine ähnliche Expedition nach Superbagnères und an die Pforten der Hölle, le gouffre d'enfer, in dessen Tiefen sich ein prachtvoller Wasserfall zwischen Buchen, Eichen, Kastanien und Eschen stürzt. An Wasserfällen sind die Pyrenäen den Alpen entschieden überlegen, sonst sind letztere doch imposanter. Heute sahen wir den See von Do, Felsenkessel wie der Obersee bei Berchtesgaden, aber belebt durch einen gewaltigen Wasserfall, der in ihn stürzt. Wir besahen ihn, sangen französische Chansonetten mit Mendelssohn abwechselnd, d. h. ich hörte zu; ritten dann heim in starkem Regen und sind nun wieder trocken und hungrig.

Angenehm ist die Schilderung von Barzin, welche Hefekiel entwirft. Er erwähnt dabei auch ein lebensgroßes Bild des Hahnherrn, das in Venezuela massenhaft verkauft wird: der Graf erscheint in einem müllerblauen Rock und zeisiggrünen Beinkleidern, rother Cravatte und Kosahandschuhen, ohne eine Spur von Aehnlichkeit im Gesicht. Hierbei bespricht Hefekiel die Popularität Bismarck's und seinen Weltruhm:

Bismarck ist unter den Deutschen in Amerika bekanntlich ganz besonders beliebt. Mehrere neue Städte tragen dort seinen Namen, es wird uns ein Bismarck am Conchos (Texas) und ein Bismarck in Missouri genannt, die Lage eines dritten Bismarck ist uns entsallen. Mit zum Theil fürchtbar schlechten Photographien des Ministerpräsidenten wird ein schwunghafter überseeischer Handel getrieben, und ein deutscher Messerschmied in America hat sich durch seine „Bismarckmesser“ ein kleines Vermögen erworben; diese Messer zeichnen sich durch eine sehr spitze und starke Klinge aus. Uebrigens ist die alte Welt in ihrer Bewunderung nicht hinter der neuen zurückgeblieben. Deutsche Schiffe tragen Bismarck's Namen und sein Bild unter der schwarzweiß und rothen Flagge an die fernsten Küsten. Kluge Campaignerfabrikanten machen mit Bismarck-Schönhäuten-Campagner der Witwe Cluquot und dem Duc de Montebello Concurrenz, und von Cannes in Südfrankreich bis Rügenwaldermünde in Hinterpommern machen speculative Badehoteliers Reclame mit der Ankündigung: „Für Graf Bismarck sind hier soeben Zimmer gemietet.“ Nach englischer Sitte wird der Name Bismarck den Kindern auch als Taufname beigelegt; wir kennen selbst ein kleines Fräulein von T., welches Wilhelmine Bismarck Sabowa heißt, die junge Dame ist am 3. Juli 1866 geboren. In Spanien tragen bedeutungsvoll die Zündholzschachteln das Porträt Bismarck's und seines königlichen Herrn. Besonders gefreut hat es uns immer, Bismarck's Namen auch in den echt deutschen Hausprüchen zu finden. So schrieb ein lieber, jüngst heimgegangener Freund, der Geheimrath Dr. von Arnim, über seine Thür:

Lang lebe und blühe König Wilhelm, mein Feld,
Mit ihm soll behalten Graf Bismarck das Feld!

Mehrere Hausbesitzer in Berlin haben diesen Spruch adoptirt. Noch hübscher aber ist die folgende Inschrift am Hause eines Webermeisters:

Als Wilhelm wirkt' und Bismarck spannt,
Gott hatte seine Freude dran. 1866.

Die Gärtner haben eine Bismarck-Rose und eine riesenhafte Bismarck-Erdbeere, die Rodewelt aber kleidet sich in Bismarck-Braun. Von dieser Couleur Bismarck hat uns auf unsere Anfrage die Redaction des „Bazar“, die competenteste Stelle für solche Dinge, gütigst vierzehn Klancen in Seide vorgelegt und dazu bemerkt, daß solcher Bismarck-Klancen noch viel mehr existirten, dunkler noch als Bismarck sonc sei Bismarck contourc. Uebrigens heißt diese Farbe ursprünglich „haanston“, Maitäfer, und überflügelte im ersten Anlauf das „vert Metternich“, während sich in Oesterreich der „Bismarck“, eine kleine, mit ein wenig Mohr bestreute, in Zöpfchenform auftretende Sammel, selbst neben dem Kadetky-Köpfel behauptet. Auf dem Paraná und Paraguay fährt lustig der Dampfer „Graf Bismarck“; in Alexandrien wimmelt die „passage Bismarck“ von braunen und schwarzen Gestalten; in Blumberg, in der südaustralischen Grafschaft Adelaide, sammeln sich die Deutschen in „Bismarck-Hall“, um ihr Nationalgefühl durch einen Trunk aufzufrischen, sie rauchen vielleicht eine Cigarre „Conde de Bismarck“ dazu, dieselbe wird als „hochelegant“ bezeichnet, kostet freilich aber auch 130 Thlr.! Es gibt indessen noch eine billigere, halbstarke Bismarck-Cigarre. Im Großherzogthum Posen endlich ist durch königliche Cabinetsordre den vier zu einem Gemeindevorstande vereinigten Ortschaften Karsh, Bobry, Budy und Zwierzchoslaw, im Kreise Pleschen, statt ihrer bisherigen besondern Ortsnamen auf ihren Wunsch der gemeinsame Name „Bismarcksdorf“ beigelegt worden. In Berlin selbst aber verbindet die Bismarckstraße nun die Moonstraße mit der Mollkestraße; während 1865 noch die Bosheit des berliner Wizes die Wasserthorstraße, als dort der schreckliche Häusersturz stattfand, in Bismarckstraße umtaufen wollte.

Diese Popularität Bismarck's hat in den letzten Jahren in geometrischer Progression zugenommen; so hat sich z. B. die Zahl der amerikanischen Städte, die seinen Namen tragen, wesentlich vermehrt. Rudolf Gottschalk.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Experimentale Aesthetik.

Zur experimentalen Aesthetik von G. L. Fechner. Erster Theil. Leipzig, Strzel. 1871. Hoch 4. 20 Ngr.

Unter vorstehendem Titel hat G. L. Fechner eine zunächst in der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften mitgetheilte Schrift veröffentlicht, die in ästhetischen Kreisen wegen der Neuheit und Wichtigkeit ihres Inhalts die allgemeinste Beachtung verdient. Außer allgemeinen Gesichtspunkten, historischen und kritischen Erörterungen enthält dieselbe die nähere Darlegung einer ihm eigenthümlichen, seit Jahren von ihm ausgebauten Untersuchungsmethode nebst einer allgemein gehaltenen Charakteristik der nach dieser Methode angestellten Untersuchungen selbst, welche überhaupt die Principien der formellen Schönheit und insbesondere das von mir in die Aesthetik eingeführte Proportionalgesetz des „goldenen Schnitts“ zum Gegenstand haben. Im allgemeinen vermag ich diese Arbeiten nur mit aufrichtiger Freude zu begrüßen, und verspreche mir von einer Fortsetzung derselben und namentlich von einer Anwendung der in Vorschlag gebrachten Methode in möglichst weiten Kreisen eine wesentliche Förderung der Aesthetik. Gleichwol muß ich bekennen, daß ich mich über verschiedene und wichtige Gesichtspunkte, sowie über die Zuverlässigkeit und Tragweite der bisher auf diesem Wege gewonnenen Resultate noch nicht mit dem Autor in Einklang befinde. Der Austrag dieser zwischen ihm und mir schwebenden Streitfragen ist unleugbar ein Gegenstand von allgemeinstem Interesse und sachlicher Wichtigkeit. Daher möge mir gestattet sein, hier wenigstens einigen der Bedenken, die ich gegen seine Darlegungen hegen muß, Ausdruck zu geben.

Uns beiden gemeinsam ist die Ueberzeugung, daß die Aesthetik, wenn sie mit mehr Erfolg als bisher der Willkür subjectiver Ansichten entrißen werden soll, eine mehr exacte Begründung erhalten müsse; auch stimmen wir darin überein, daß wir die zu diesem Zweck von uns angestellten Untersuchungen zunächst und vorzugsweise auf die ästhetischen Eigenschaften der Form als solcher, und hier wieder insbesondere auf die zur ästhetischen Wirkung der Form wesentlich mitwirkenden oder sie geradezu bedingenden Größenverhältnisse beschränkt haben. Auseinander gehen unsere Wege erst da, wo es sich darum handelt, einem oder dem andern der Mittel, durch welche sich jener gemeinsame Zweck möglicherweise erreichen läßt, den Vorzug zu geben. Ich meinerseits glaubte meine Forschungen nach Gesetzen von objectiver Gültigkeit vor allem auf solche Erscheinungen der Natur und Kunst gründen zu müssen, über deren formelle Schönheit niemals ein Zweifel bestanden hatte. Als solche betrachtete ich z. B. die menschliche Gestalt, besonders wie sie sich in griechischen Bildwerken darstellt, allgemein bewunderte Werke der Architektur, die befriedigendsten Accorde der musikalischen Harmonie u. s. w. An ihnen suchte ich daher durch Messung und Vergleichen der an ihnen unterscheidbaren Größen zu ermitteln, inwieweit zu ihrem ästhetischen Eindruck ihre Größenverhältnisse beitragen, worin dieselben beständen, und auf welchen allgemeinen, normativen Ausdruck sich am zutreffendsten dasjenige Verhältniß zurückführen lassen

würde, um welches sich in den verschiedensten Gebieten der Formenwelt die wohlgefalligsten Verhältnisse am engsten und dichtesten wie um ihr Idealverhältniß herum bewegten; und auf diesem Wege eben geschah es, daß ich neben dem Gleichheitsverhältniß der streng regelmäßigen und symmetrischen Gebilde einerseits, und neben den mehr oder minder extravaganten Differenzverhältnissen der freieren und bewegtern Gebilde andererseits das Verhältniß des goldenen Schnitts als dasjenige fand, welches jene Forderung am vollkommensten erfüllte.

Fechner seinerseits räumt zwar ein, daß ich zur Begründung dieses Ergebnisses ein reicheres Erfahrungsmaterial herbeigeschafft habe als alle meine Vorgänger für ihre Aufstellungen, erklärt jedoch, zu einer fundamentalen und durchschlagenden Ermittlung ästhetischer Gesetze sei dasselbe nicht ausreichend, und zwar darum nicht, weil die von mir benutzten Untersuchungsobjecte zu complicirter Natur seien. Einerseits lasse sich an solchen Gebäuden nicht mit Sicherheit erkennen, inwieweit ihre ästhetische Wirkung auf dem directen Einfluß ihrer Formverhältnisse, oder auf dem associativen Einfluß anderweitiger Eigenschaften und Rücksichten, z. B. auf ihrer Zusammensetzung, Zweckmäßigkeit, Bedeutung u. s. w., beruhe; andererseits könne man an denselben mit gleichem Recht verschiedene Punkte als Grenzpunkte der an ihnen unterscheidbaren Dimensionen und Abtheilungen betrachten, und damit sei von vornherein der Willkür Thür und Thor geöffnet. Darum will er derartigen Forschungen nur solche Gebilde zu Grunde gelegt wissen, in denen die ästhetische Wirkung ihrer zu untersuchenden Größenverhältnisse möglichst isolirt erscheint, und welche betreffs der nach ihrem Verhältniß zu bestimmenden Größen jede Freiheit der Wahl ausschließen, also Gebilde der einfachsten und primitivsten Art; und er selbst hat sich daher für seine Untersuchungen einerseits die einfachen Rechtecke, andererseits die möglichst einfachen Kreuze ausgesucht, jene zur Ermittlung des wohlgefalligsten Dimensionsverhältnisses, diese zur Feststellung des ästhetisch werthvollsten Abtheilungsverhältnisses. Als sicherstes Verfahren aber zur Auffindung dieser wohlgefalligsten Verhältnisse gilt ihm die Constatirung von Majoritätsgutachten des Geschmacks, welche theils aus eigens zu diesem Zweck zu veranstaltenden Wahlacten, theils aus eben solchen Herstellungacten, theils aus der mehr oder minder umfangreichen Verwendung der fraglichen Untersuchungsobjecte zu gewinnen seien; und nachdem er selbst derartige Untersuchungen angestellt hat, gibt er seine Erklärung dahin ab, daß dieselben bezüglich der an Rechtecken untersuchten Dimensionsverhältnisse entschieden zu Gunsten des goldenen Schnitts, dagegen bezüglich der an Kreuzen untersuchten Abtheilungsverhältnisse überwiegend günstiger für einige andere Verhältnisse, namentlich für das Verhältniß 1:2, ausgefallen seien.

Während die nähere Entwicklung dieser seiner eigenen Ansicht in der zweiten Hälfte seiner Schrift enthalten ist, beschäftigt sich deren erste Hälfte mit der Darlegung der Bedenken, die er theils gegen meine Theorie überhaupt, theils gegen den goldenen Schnitt als Abtheilungsverhältniß

einzuwenden hat. Alle diese Bedenken hier zu widerlegen, gestattet mir leider der Raum d. Bl. nicht. Einiges jedoch kann ich nicht unberührt lassen. Dahin gehört zunächst der Vorwurf, es sei meinerseits eine maßlose Ueberschätzung des goldenen Schnitts gewesen, wenn ich ihm die Bedeutung eines Ideal- oder Normalverhältnisses von universeller Tragweite beigelegt habe. Zwar räume ich gern ein, daß ich in meiner ersten Schrift darüber einzelnes in Betracht gezogen habe, was sich mit Recht abweisen läßt. Aber das gilt doch nur von solchen Punkten, auf die ich selbst kein besonderes Gewicht gelegt habe. Im großen und ganzen muß ich noch jetzt die in alle Gebiete des Daseins sich erstreckende Bedeutung des Verhältnisses in dem von mir betonten Sinne, nämlich im Sinne eines den Gegensatz von absoluter Gleichheit und absoluter Verschiedenheit am vollkommensten ausgleichenden Compensationsverhältnisses, aufrecht erhalten, ja meine 16 Jahre hindurch ununterbrochen fortgesetzten Untersuchungen haben mich in dieser Ueberzeugung stets fester bestärkt. In mathematischer Beziehung ist dies auch mathematisch nachweisbar; und in der Welt der realen Erscheinungen wird dies so massenhaft und in so verschiedenen Regionen durch unbestreitbare Thatfachen bestätigt, daß man in meiner Behauptung nur dann eine Uebertreibung erblicken kann, wenn man sie willkürlich anders deutet, als ich sie gemeint und ausgesprochen habe, z. B. wenn man annimmt, ich habe mit der Bezeichnung „Ideal- und Normalverhältniß“ sagen wollen, es könne nur das schön sein, was diesem Verhältniß in möglichst exacter Weise entspreche, oder das, was ihm am genauesten entspreche, müsse nothwendig auch das Schönste sein. Daß ich aber dies nicht gemeint habe, erhellt auf das unzweideutigste daraus, daß ich z. B. die Bedeutung des Verhältnisses von vornherein auf das Gebiet des Formell-Schönen beschränkt, ausdrücklich das Gebiet des Komischen, Tragischen und Humoristischen, ja auch das des Erhabenen und Reizenden ausgeschlossen habe; ferner daraus, daß ich unter den von mir unterschiedenen drei Stufen der Formschönheit, nämlich der strengen Regelmäßigkeit, der Proportionalität und der charakteristisch-ausdrucksvollen Schönheit, derjenigen Stufe, welche die Proportion des goldenen Schnitts mit umschließt, ja nur die zweite Stellung eingeräumt und damit rückhaltlos zugestanden habe, daß in Vergleich mit ihr der ersten Stufe eine zwar niedere und beschränktere, aber zugleich principiellere und fundamentalere, der letzten dagegen eine zwar minder zweifellose, aber gleichwol höhere Bedeutung beizulegen sei.

Hiermit ist zugleich ausgesprochen, daß für Gebilde primitiver Art das Verhältniß des Gleichmaßes und der Symmetrie als das Angemessenere erscheint, während vorherrschend ausdrucksvolle und charakteristische Formen freiere Verhältnisse fordern. Außerdem habe ich stets mit Nachdruck hervorgehoben, daß ich nicht die exacteste Innehaltung des von mir als Normalverhältniß bezeichneten Verhältnisses für die vollendetste Schönheit halte, sondern vielmehr eine solche, welche sich um dasselbe zugleich so nahe und so zwanglos bewegt, daß sie neben dem ihr vorstrebenden Ideal zugleich die Realität, neben dem Gesetz zugleich die Freiheit zur Anschauung bringt. Ich habe daher schon im Princip nicht das abstracte Verhältniß

als solches, sondern nur dessen annähernde Verfinnlichung, nur die zugleich durch irgendwelche Abweichungen sich als real und selbstständig erweisende Verwirklichung desselben als das nicht bloß idealiter, sondern auch realiter Schönste bezeichnet. Wird es aber in diesem Sinne gefaßt, dann sind selbstverständlich auch die sich gesetzlich um dasselbe bewegenden rationalen Verhältnisse, namentlich die der um dasselbe oscillirenden Reihen $1:2:3:5:8 \dots$ oder $1:3:4:7:11 \dots$ u. s. w. als ästhetisch berechnete, ja unter Umständen den Vorzug verdienende anerkannt. Daß von Anfang an nur dies meine wahre Meinung gewesen ist, geht aus meiner ganzen Entwicklung und unzähligen Äußerungen hervor, ja es spricht sich schon in dem Namen „Ideal- und Normalverhältniß“ aus: denn das Ideale und Normale kann für sich allein niemals das Schönste sein, da eben zur Schönheit auch die Realität und mit ihr eine gewisse Abweichung vom Idealen und Normalen nothwendig mit gehört. Man wendet vielleicht hiergegen ein, damit werde das Gesetz wieder umgestoßen. Dies ist aber nicht der Fall; vielmehr wird ihm damit nur derjenige Spielraum gewährt, dessen jedes Gesetz zu seiner Realisation bedarf. Es behält auch innerhalb dieser Realisationen die Bedeutung desjenigen Verhältnisses, nach welchem die Gebilde zugleich seitens ihrer Idealität wie Realität zu bemessen sind. Gerade ein solches Verhältniß aber zu besitzen, ist von höchster Wichtigkeit, weil man sonst für die ästhetische Werthbestimmung der über das Verhältniß $1:1$ hinausgehenden Verhältnisse schlechterdings keinen Anhaltspunkt besitzt. Noch aber ist unter den übrigen Verhältnissen keins nachgewiesen, das sich in dieser Beziehung nur entfernt mit ihm vergleichen ließe.

Ein zweiter Vorwurf, gegen den ich mich entschieden verwahren muß, liegt in der Unterstellung, als ob ich mich, um an einem Gebilde den goldenen Schnitt nachweisen zu können, bei Bestimmung der Abtheilungsgrenzen einer Willkür schuldig gemacht hätte. Fechner bezieht sich hierbei theils auf meine Arbeit über den Parthenon, theils auf meine Theorie über die Proportionen des menschlichen Körpers. Bezüglich beider muß ich seine Einwände für unberechtigt halten, kann jedoch hier nur die letztern berücksichtigen. Daß es möglich ist, die Totalhöhe des menschlichen Körpers verschieden einzutheilen, läßt sich nicht bestreiten; darum kann aber doch eine der möglichen Einteilungen vor allen übrigen den Vorzug verdienen. Dies zieht Fechner so gut wie gar nicht in Erwägung. Er sagt z. B.: „Wolff, indem er den Hauptschnitt des menschlichen Körpers in den starkmarkirten Abschnitt, wo sich die Veine vom Rumpfe trennen, legt, findet dadurch den Körper in zwei gleiche Theile getheilt; Zeising, indem er ihn in die Nähe des Nabels legt, findet den goldenen Schnitt.“ Dies klingt ganz, als ob beide Ansichten gleichberechtigt, oder auch gleich unberechtigt, gleich willkürlich seien. Dies kann ich aber mit dem besten Willen nicht zugeben. Der Beginn der Spaltung ist allerdings ein für die Gliederung bedeutsamer Punkt, und als solchem trägt ihm auch meine Theorie Rechnung; aber als Hauptcausur, als Grenzscheide zwischen Ober- und Unterkörper läßt er sich nicht betrachten: denn würde man durch ihn hindurch einen horizontalen Schnitt legen, so würde man dadurch vom Becken und den Schamtheilen unten, vom

Oberschenkel oben ein Stück abscheiden, also gewaltsam auseinanderreißen müssen, was offenbar nicht blos seiner objectiven Structur nach, sondern auch nach seiner Erscheinung für das Auge eng zueinander gehört.

Ganz anders steht es in dieser Beziehung mit demjenigen Höhepunkt, der nach meinem System die Grenzmarke zwischen Ober- und Unterkörper bildet: denn der goldene Schnitt der Totalhöhe fällt stets in den Zwischenraum zwischen Brustkorb und Becken, welcher entschieden als irgendein anderer Einschnitt die oberhalb und unterhalb desselben liegenden Körpertheile voneinander scheidet. Am Skelet besteht hier der Zusammenhang nur noch in der Lendenwirbelsäule; und an den umgebenden Weichtheilen erleidet derselbe durch die als „Taille“ bezeichnete tiefe Einbuchtung der seitlichen Contouren gleichfalls eine sich stark markirende Unterbrechung. Außerdem liegt in eben diesem Zwischenraum der von jeher als wichtiger Eintheilungspunkt betrachtete Nabel, ferner die ein wenig oberhalb des Nabels hinlaufende, beim Wüden entstehende Bauchfalte und endlich die Einbogenspitzen der beiden neben dem Stamm zwanglos herabhängenden Arme, welche die Grenze zwischen Oberarm und Unterarm bezeichnen und in deren horizontaler Distanz das Totalbild der menschlichen Figur zugleich seine größte Breite oder weiteste seitliche Ausbauschung besitzt. Ohne Frage also ist diese Gegend des menschlichen Körpers diejenige, in welcher sich der Gegensatz zwischen Höherm und Niederm, zwischen Oberkörper und Unterkörper am unverkennbarsten bemerklich macht. Oder welche andere könnte man mir nennen, die sich in dieser Hinsicht mit ihr vergleichen ließe?

Ebenso wenig kann ich des Autors Bedenken gegen die Unterabtheilungen der beiden Haupttheile gelten lassen. Zunächst nimmt er daran Anstoß, daß ich allen übrigen Theorien entgegen als Grenze zwischen Kopf und Rumpf nicht das untere Ende des Kinns, sondern die „proportionale Mitte“ des Halses angenommen habe. Der Hals, sagt er, sei eine Art Stiel, durch dessen Grenzen viel mehr als durch dessen Mitte man sonst Abtheilungen bestimmt halte; ja ich selbst würde eine Abtheilung nicht um die Mitte des Schwanenhalses suchen wollen. Gegen diesen letzten Einwand muß ich zunächst erinnern, daß die Figur des Menschen und des Schwans in dieser Beziehung gar keine Vergleichung zulassen, weil Kopf und Hals zueinander bei beiden eine ganz verschiedene Lage haben. Kümme es jedoch darauf an, zwischen Kopf und Rumpf des Schwans am Halse einen für die ästhetische Anschauung wichtigen Grenzpunkt anzugeben, so würde man kaum einen andern wählen können als den in der Curve des Halses am höchsten liegenden; aber auch dieser würde sich in der Mitte des Halses befinden.

Auch die Vergleichung des Halses mit einem Stiel kann ich nicht ganz zutreffend finden, weil der Stiel in der Regel ein weit einfacheres Gebilde ist als der Hals. Sieht man jedoch hiervon ab, so spricht diese Vergleichung mehr für meine als für des Autors Ansicht. Der Stiel hat doch offenbar eine nähere Beziehung zu Blatt, Blume, Frucht u. s. w., als zum Stamm oder Zweige. Löst sich ein Blatt vom Baum, so fällt es stets mit dem Stiel ab. Auch wird ein Blatt nicht leicht ohne Stiel gezeichnet. Jedenfalls würde ein so dargestelltes Blatt den Eindruck

machen, daß demselben etwas wesentlich zu ihm Gehöriges fehle. Und ähnlich verhält es sich auch mit Kopf und Hals. Möge der Verfasser sich vorstellen, ein Maler legte ihm sein Porträt vor und dasselbe wäre unmittelbar unter dem Kinn abgeschnitten — würde er damit zufrieden sein? Schwerlich; vielmehr würde er sofort empfinden, daß daran etwas Unerlässliches fehle, und entschieden fordern, daß auch ein Stück des Halses mit angedeutet werde, mindestens bis zum Kehlkopf herab, wie man es wol auf Münzen und Medaillen findet. Uebrigens läßt sich der Hals gar nicht anders als in der Mitte theilen; denn legte man den Schnitt durch sein oberes Ende, so würde dadurch ein Stück von der Unterkieferpartie des Kopfs, und legte man ihn durch das untere Ende, ein Stück von den Schulterblättern des Rumpfes mit abgeschnitten werden. Will man also nicht zu Gunsten einer bloßen Verbindungspartie die Integrität von Kopf oder Rumpf opfern, so bleibt nichts übrig, als die Grenze beider in die Mitte der in beide hineingreifenden Verbindungspartie zu legen, und zwar dahin, wo sich (von vorn gesehen) die nach oben convergirenden Curven der Nackenwölbung mit den senkrechten oder ein wenig nach unten hin convergirenden Linien des von den Ohren herablaufenden Halses begegnen, in welcher Höhe zugleich vorn am Halse der als Adamsapfel sich deutlich markirende Kehlkopf, offenbar die Grenze zwischen dem zum Rumpf gehörigen Respirationorgan und den zum Kopf gehörigen Stimm- und Sprachorganen, dagegen hinten am Halse die Grenze zwischen dem untersten Halswirbel und dem obersten Rückenwirbel liegt. Dies aber ist eben die Stelle, welche in meinem System als die Grenzmarke zwischen Kopf- und Rumpfpartie angenommen wird, und ich sollte denken, angesichts dieser großentheils schon in meiner Proportionslehre angegebenen Gründe müßte der Autor selbst sich eingestehen, daß er weder dem wirklichen Thatbestand noch meiner Darstellung gerecht geworden ist, wenn er mit Bezug auf diese allerdings von mir zuerst geltend gemachte Eintheilung sagt: „Irgendwohin müßte freilich der goldene Schnitt treffen; nur daß er, so gelegt, mit keiner wirklich ausgesprochenen Abtheilung zusammentreffe.“ Eine Stelle, in welcher sich innerlich wie äußerlich, an den seitlichen Contouren wie vorn und hinten so unverkennbare Merkmale der Abgrenzung vereinigen, kann nicht mit Recht als ein „Irgendwohin“ bezeichnet werden.

Ähnliche Einwendungen wie die eben besprochenen erhebt der Verfasser auch gegen meine Eintheilung des Unterkörpers, weil ich die Hauptäsur desselben nicht in das Kniegelenk, sondern in die unterhalb des Knies befindliche tiefste Einbuchtung zwischen Oberschenkel und Unterschenkel lege. Ich selbst, sagt er in dieser Beziehung, dürfte es unbequem finden, daß hiernach die Oberschenkelpartie beim Knien, Sitzenden und Schreitenden einen Knick im Knie erhalte, ja ich selbst würde im Knie eine Abtheilung suchen, wenn damit zugleich der goldene Schnitt zu finden wäre. In Betreff der letztern Bemerkung gestehe ich offen, daß es mich anfangs durchaus befriedigt haben würde, wenn der goldene Schnitt, statt mit jener „Kniebucht“, mit dem Kniegelenk zusammengefallen wäre. Bei näherer Erwägung gewann ich jedoch

balb die Ueberzeugung, daß in der Vorderansicht der menschlichen Figur nur die Kniebucht als die Grenze zwischen Ober- und Unterschenkel angesehen werden könne, und die Erklärung verschiedener Bildhauer und Maler, daß die fragliche Stelle für den Künstler mindestens ebenso wichtig sei wie das Kniegelenk, befestigte mich in derselben. In der That sprechen hierfür schwerwiegende Gründe. Wie bedeutsam auch immer die Zusammensetzung des Skelets für die ästhetische Wirkung der Menschengestalt sein möge, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Beschaffenheit der Muskulatur in dieser Beziehung noch wichtiger ist, da sie es ist, welche für die wirklich zur Anschauung kommenden Formen die unmittelbare, formbestimmende Unterlage bildet und dem Körper erst diejenige Formation verleiht, um welcher willen er überhaupt schön gefunden wird. Aus einer Betrachtung der Muskulatur geht aber unzweifelhaft hervor, daß die Distanz vom Hüftkamm bis zur Kniebucht hinab ein zusammengehöriges Ganzes ausmacht, da dieselbe unter anderm vom musculus sartorius, der hauptsächlich die seitlichen Contouren bewirkt, ohne jede Unterbrechung bekleidet ist und das Kniegelenk auch noch durch andere Muskeln überdeckt erscheint. Allerdings macht sich dasselbe beim Knien, Sitzen und Schreiten wieder mehr bemerklich, jedoch niemals so, daß es sich dem Auge als die klar ausgesprochene Grenze zwischen Oberschenkel und Wade darstellte; vielmehr erscheint als solche vorn stets der Einbug unter dem Knorren des Schienbeins, und hinten der von den Sehnen des Oberschenkels und den Wadenmuskeln gebildete Winkel — zwei Punkte, von denen namentlich der letztgenannte genau mit der „Kniebucht“ in gleicher Höhe liegt. Ueberhaupt läßt gerade die sitzende Stellung die Richtigkeit meiner Grenzbestimmung recht deutlich erkennen, denn hier bilden Oberschenkelbein und Schienbein gleichsam zwei Balken, von denen der letztere dem wagerecht über ihm liegenden erstern zur Stütze dient. Hier kann man also den vertical aufsteigenden Unterschenkel jedenfalls nur bis zu dem Punkte rechnen, wo er mit dem sich horizontal über ihm lagernden Oberschenkel zusammenstößt; dies ist aber eben der von mir angegebene Grenzpunkt. Man sehe sich Darstellungen sitzender oder überhaupt solcher Figuren an, bei denen die Haupttrichtung des Oberschenkels mit der des Unterschenkels wenigstens nahezu einen rechten Winkel bildet, so wird man stets finden, daß der Blick durch die untere Linie des Oberschenkels zu diesem Punkte hingeleitet wird.

Was aber ganz besonders zu Gunsten dieser Grenzbestimmung und überhaupt für mein System spricht, ist die vom Verfasser gar nicht berücksichtigte Thatsache, daß sich auch die Kniebucht als eine tiefste Einbuchtung zwischen Ober- und Unterschenkel darstellt, mithin auch in der Art und Weise, wie sie sich dem Auge als Einschnitt bemerklich macht, auf das befriedigendste mit der in der Taille liegenden Grenzmarke der Totalhöhe und der mit dem Kehlkopf gleichhoch liegenden Casur des Oberkörpers übereinstimmt. Gerade hierin und in dem Umstande, daß man zu diesen die Gliederung durch so homogene und zweckgemäße Mittel ausdrückenden Punkten durch das rein mathematische Verfahren des goldenen Schnitts hingeleitet wird, scheint mir ein Hauptbeleg dafür zu liegen, daß

das Gesetz des goldenen Schnitts die im Bau des menschlichen Körpers sich manifestirende Gesetzmäßigkeit in der einfachsten, consequentesten und befriedigendsten Weise zur Erkenntniß bringt, und ich sollte denken, niemand könne sich gegen diese Wahrheit verschließen, wenn er in Erwägung zieht, daß auch die nächstfolgenden und alle weitem Unterabtheilungen (z. B. Stirnanfang, Orbitalrand, Nasenbasis, Mundspalte, Rinn, Brustbeinansatz u. s. w., kurz lauter solche, die von jeher als wichtige Grenzpunkte anerkannt sind) eine gleich überraschende Uebereinstimmung mit dem Theilungsprincip des goldenen Schnitts und eine gleiche Gesetzmäßigkeit in der Art und Weise, wie sie sich darstellen, erkennen lassen. Mit welchem Grunde also läßt sich in der Anwendung dieses Princips ein Act der Willkür oder ein Verfahren von nur problematischer Bedeutung erblicken?

Allerdings wird man das Gesetz in keinem realen Gebilde mit voller Genauigkeit verwirklicht finden, vielmehr überall auf mehr oder minder bemerkbare Abweichungen stoßen. Aber eben dies ist auch in Betreff der Symmetrie der Fall, und trotzdem nimmt niemand Anstand, in ihr ein ästhetisches und morphologisches Gesetz zu erkennen. Und dies geschieht keineswegs bloß, weil man fünf gerade sein läßt, sondern aus der richtigen Erkenntniß, daß neben der Gesetzmäßigkeit auch der Freiheit ihr Recht gebührt, ja daß Abweichungen schlechthin nothwendig sind, wenn innerhalb homogener Bildungen die charakteristischen Unterschiede der Individuen, Geschlechter, Arten, Gattungen u. s. w. möglich sein sollen. Uebrigens zeichnet sich der goldene Schnitt auch dadurch aus, daß sich von ihm aus auch die Abweichungen ungleich präciser als von irgendeinem andern System auf allgemeine Bestimmungen zurücksühren lassen. Sind z. B. die Hauptunterschiede zwischen der männlichen und weiblichen Gestalt aus einem einfachen Ausdruck abzuleiten, als aus dem von mir aufgestellten Satze, daß der männliche Körper in Länge, Breite und Fülle durchschnittlich die Minorpartien (z. B. den Oberkörper gegenüber dem Unterkörper, den Kopf gegenüber dem Rumpf u. s. w.), der weibliche hingegen die Majorpartien bevorzugt? Und weisen nicht meine Monographien über die Altersstufen, die Rassen Typen u. s. w. auf ähnliche Grundbestimmungen hin? Welche andere Theorie hat nur entfernt zu ähnlichen Ergebnissen geführt?

Alles dies, trotz einiger allgemein gehaltenen Zugeständnisse, scheint dem Verfasser jedoch unzulänglich für eine fundamentale Begründung der ästhetischen Bedeutung des goldenen Schnitts, und um zu einer solchen zu gelangen, hat er selbst ein neues experimentales Verfahren in Anregung gebracht, dessen Grundzüge oben bereits angegeben sind. Obschon nun dies Verfahren nach den bisherigen Versuchen dem von mir aufgestellten Gesetz nur im Gebiet der Dimensionsverhältnisse, dagegen nicht in dem der Abtheilungsverhältnisse zur Bestätigung gereicht, zolle ich ihm gleichwol als einem neuen Mittel zu fester Begründung der Aesthetik meine aufrichtige Anerkennung und verspreche mir von einer weitem Verfolgung des vom Autor eingeschlagenen Wegs eine wesentliche Förderung desjenigen Theils der Aesthetik, der die Werthbestimmung der Formen als solcher zur Aufgabe hat. Inzwischen bieten doch auch diese Untersuchungen zu vielfachen und

wichtigen Bedenken Anlaß, und jedenfalls besitzen ihre Ergebnisse nicht einen solchen Grad der Zuverlässigkeit, daß sie allein und endgültig über Fragen dieser Art zu entscheiden vermöchten. Ganz besonders machen sich dabei zwei Uebelstände fühlbar. Einerseits können die vorgeschlagenen Experimente, unter verschiedenen Umständen angestellt, zu sehr verschiedenen Resultaten führen; andererseits läßt sich auch von den zuverlässigsten Resultaten, die in Betreff einfachster und möglichst isolirter Formen gewonnen sind, keineswegs auf complicirtere oder im Zusammenhang mit andern Eigenschaften wirkende Formen ein nur einigermaßen sicherer Schluß ziehen. Den erstern Uebelstand hat der Verfasser selber erkannt und daher zu seiner Ueberwindung eine große Anzahl sicherlich sehr zweckmäßiger, aber auch sehr schwer ausführbarer Comparationsmethoden in Vorschlag gebracht. Manche der Geschmacksdifferenzen dürften sich vielleicht schon durch minder umfangreiche Prüfungen ausgleichen lassen; andere dagegen würden mindestens die Einsetzung zusammenwirkender ästhetisch-statistischer Bureaux unter allen gebildeten Nationen und Volksstämmen voraussetzen, wenn ein hinlänglich überzeugendes Ergebnis erzielt werden soll; und noch andere würden auch dadurch nicht beseitigt werden können. Zu den letztern gehören besonders diejenigen, welche durch die Mode und durch den Geschmack anbauender Zeitalter bedingt sind. Denke man nur an die verschiedenen Formate, welche zu verschiedenen Zeiten für Bücher, Briefe, Visitenkarten u. s. w. vorzugsweise beliebt gewesen sind. Jedenfalls übt solche Mode auch auf das Urtheil über ein rein geometrisches Rechteck einen so starken Einfluß aus, daß dasselbe zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausfallen wird. Eigentlich läßt sich also als mittleres Urtheil nur ein Durchschnitt von Ergebnissen, die durch Experimente unter allen möglichen Zeiteinflüssen gewonnen sind, betrachten. Die Erzielung eines solchen Durchschnitts ist aber ein Ding der Unmöglichkeit; und soweit er bezüglich der Vergangenheit zu erzielen ist, wird er sich sicherer aus cultur- und kunsthistorischen Thatsachen, als aus Wahl-, Herstellungs- und Verwendungsarten, die sich auf einen engen Zeitraum beschränken, entnehmen lassen.

Noch weit bedenklicher ist der vom Autor nur flüchtig berührte zweite Uebelstand, weil die Voraussetzung: was sich an den einfachsten und primitivsten Formen, ja sogar an einzelnen isolirten Formelementen als das Wohlgefälligste erweise, müsse dies auch an complicirtern und höhern Gebilden und im Zusammenhang mit andern Elementen sein, nicht nur mit der Erfahrung, sondern auch mit dem eigentlichen Wesen des Schönen in Widerspruch steht. Das Schöne beruht, wie die Herbartianer mit Recht betonen, stets auf einem „Zusammen“ verschiedener Elemente. Ein aus diesem Zusammenhang herausgerissenes, isolirtes Element ist daher, streng genommen, gar kein ästhetisches Element mehr. So wichtig z. B. ein Punkt im Zusammenhang mit ihm umgebenden oder durchschneidenden Linien sein kann, so ästhetisch bedeutungslos ist er für sich allein betrachtet. Einheit, Einfachheit, Gesetzmäßigkeit bilden überhaupt nur die eine Seite des Schönen; ganz ebenso wichtig ist die Vielheit, Mannichfaltigkeit, Freiheit. Erst aus einem harmonischen Zusammenwirken beider geht die

Schönheit hervor; und der Werth derselben ist nicht bloß durch den Grad der Einfachheit, sondern auch durch den Grad der Mannichfaltigkeit bedingt; es wird gerade diejenige Harmonie als die höhere geschätzt, in welcher sich auch einer größern Freiheit gegenüber das sie beherrschende Gesetz noch erkennen läßt. Daher ist es durch nichts gerechtfertigt, nach den Gesetzen, die sich an einfachsten Bildungen nachweisen lassen, auch die complicirtern Gebilde bemessen zu wollen. Es ist dies um so weniger statthaft, als gerade den einfachsten und möglichst isolirten Formen gegenüber das ästhetische Gefühl sich in einem so schwach angeregten, fast indifferenten Zustande befindet, daß seine Beurtheilung derselben mehr in zufälligen, unbewußt sich einschleichenden associativen Einflüssen als in den Formen als solchen ihren Grund hat. Dies gilt namentlich auch von dem rein geometrischen Schema eines Rechtecks und eines rudimentären Kreuzes, und zwar von letzterm in noch weit höhern Grade als von jenem. Das Rechteck ist wenigstens schon eine Fläche und in sich abgeschlossene Figur, besitzt also schon die ästhetischen Eigenschaften der Anschaulichkeit und Totalität. Das rudimentäre, möglichst isolirte Kreuz hingegen besteht nur aus zwei sich durchschneidenden Linien, die als solche jeder Anschaulichkeit ermangeln, mithin an sich gar nicht ästhetisch zu wirken vermögen. Diesem Mangel läßt sich aber nur durch Herbeiziehung fremdartiger Mittel abhelfen, z. B. durch Verwandlung der Linien in mehr oder minder breite, längliche Rechtecke. Hierdurch aber wird wieder die Isolirung aufgehoben, und es fragt sich, wie viel von der Wirkung, die ein solches Kreuz macht, auf die Eintheilung des Höhebalkens durch den Querbalken (auf deren Ermittlung es ja bei diesem Experiment eigentlich nur ankommt), oder auf bloß willkürlich hinzugezogene Nebenelemente zu schreiben ist.

Wenn der Verfasser dies und andere von ihm selbst berührte Mängel erwägt, dann wird er selbst zugehen müssen, daß die Ergebnisse seiner bisherigen Untersuchungen bezüglich der Abtheilungsverhältnisse des Kreuzes weit weniger zuverlässig sind als diejenigen, welche sich auf die Dimensionsverhältnisse des Rechtecks beziehen. Jedenfalls reichen sie nicht aus, die Thatsache zu erschüttern, daß gerade so allgemein als schön erkannte Erscheinungen, wie z. B. der menschliche Körper, der Parthenon u. s. w., eine Gliederung ihrer Totalhöhe besitzen, welche das Verhältniß des goldenen Schnitts nicht etwa bloß in vereinzelt Beziehungen, sondern in ihrem ganzen Aufbau, und zwar mit einer Genauigkeit und Consequenz zeigen, wie sie im Gebiet des Schönen nur irgend zu erwarten und zu ertragen ist. Gerade daß dieses Verhältniß in so verschiedenen Erscheinungen und unter so verschiedenen Nebenumständen den Eindruck der befriedigendsten Harmonie erzeugt, spricht schlagend dafür, daß es diese Wirkung nicht bloß Nebeneinflüssen, sondern seinen eigenen Eigenschaften verdankt. Darum bestreite ich nicht, daß sich die Wahl gewissen einfachen Kreuzen gegenüber zu Gunsten anderer Verhältnisse entscheiden kann, z. B. für das Verhältniß 1 : 2, welches eigentlich niemals etwas Beleidigendes, ja unter Umständen vor jenem Verhältniß wirklich die leichtere Erfassbarkeit voraussetzt. Ein allgemeines Urtheil läßt sich jedoch hierauf nicht gründen. Selbst

unter den Kreuzen von kunsthistorischer Bedeutung gibt es nicht wenige, die mit überraschender Genauigkeit dem Verhältniß des goldenen Schnitts entsprechen, obgleich die Wahl desselben nicht dem Bewußtsein, sondern dem natürlichen Schönheitsgefühl entsprungen ist. Ein solches Kreuz ist z. B. das in Lübke's „Vorschule zur kirchlichen Kunst“ S. 132 abgebildete Prachtkreuz, welches unlängst Cavaliere de Rossi im Schutt der alten Basilika S. Lorenzo vor Rom auf der Brust eines Leichnams gefunden hat. Dasselbe ist von ungewöhnlicher Einfachheit; von Zierathen und verschönernden Nebenelementen ist an demselben, besonders in der Zeichnung, nur wenig zu bemerken; trotzdem wird man nicht leugnen können, daß es von wohlgefälligem Eindruck ist, und daß es diesen hauptsächlich jenem Verhältniß verdankt. Man kann an ihm die Curven der Contouren, die allerdings zur Erhöhung der Wohlgefälligkeit beitragen, in gerade Linien verwandeln, auch die

Zeichnung auf der Oberfläche tilgen, und der günstige Totaleindruck erleidet dadurch im wesentlichen keinen Abbruch. Vielleicht wendet man ein, zum Theil werde der günstige Eindruck durch das Verhältniß der den Balken gegebenen Breite bewirkt. Allerdings; aber auch dieses entspricht demselben Gesetze. Man sehe sich im genannten Buche die übrigen Kreuze an, so wird man finden, daß auch sie um so wohlgefälliger erscheinen, je mehr sie sich in ihren Verhältnissen jenem Kreuz nähern.

Ich muß aus Mangel an Raum hier schließen. Treffen unsere beiderseitigen Forschungen bis jetzt auch nur theilweise zusammen, so zweifle ich doch nicht, daß sie, unermüdet fortgesetzt, sich gegenseitig läutern und unterstützen und schließlich zur Feststellung der Wahrheit in diesen schwierigen Fragen einen nicht unergiebigen Beitrag liefern werden.

Adolf Seifing.

Zur neuern Socialliteratur.

(Beschluß aus Nr. 30.)

1. Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Von Friedrich Albert Lange. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. 1870. Br. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.
2. Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen, ihre wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft. Von William Thomas Thornton. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Englischen übertragen, sowie durch Anmerkungen erklärt und vermehrt von Hugo Schramm. Leipzig, Klinckschmidt. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Die Wirtschaft des Menschengeschlechts auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen. Von Julius Fröbel. Erster Theil. — A. u. d. L.: Die Grundverhältnisse und allgemeinen Vorgänge der Wirtschaft. Leipzig, D. Wigand. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. National-ökonomische Skizzen. Von Bernhard Decker-Schleiz, Hübscher. 1871. 8. 28 Ngr.
5. Abhandlungen über Nationalökonomie und Statistik von R. Jannasch. Basel, Schweighäuser. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.
6. Einleitung in das staats- und volkswirtschaftliche Studium von Heinrich Conzen. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Nationalökonomie. Leipzig, Wilferodt. 1870. 8. 24 Ngr.
7. Die Creditgenossenschaften in ihrer Bedeutung für Stadt und Land und in ihren Beziehungen zur socialen Frage von J. A. Heidelberg, Wasserhann. 1869. Gr. 8. 5 Ngr.
8. Die Arbeitergilden der Gegenwart. Von Euzio Brentano. Erster Band: Zur Geschichte der englischen Gewerkschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die vier „Abhandlungen über Nationalökonomie und Statistik“ (Nr. 5) hat der Autor, R. Jannasch, dem Professor Franz von Holzendorff, der sich als Rechtslehrer und Publicist einen bedeutenden Namen erworben hat, gewidmet; sein Bestreben ging, wie er selbst im Vorwort sagt, dahin, „das Interesse für die erwähnten beiden Wissenschaften auch bei denen zu erheben, welche der streng wissenschaftlichen Forschung ferner stehen“.

Das Thema der ersten Abhandlung: „Die Arbeitstheilung und ihre culturhistorische Bedeutung“, bildete den Gegenstand einer Antrittsrede, die der Verfasser als Dozent der Nationalökonomie und Statistik an der Univer-

sität zu Basel im Laufe des Wintersemesters 1868—69 hielt. Diese Antrittsrede liegt uns hier in ausführlicherer Bearbeitung vor, und es wird darin zur Genüge dargelegt, daß die Arbeitstheilung einer der wichtigsten culturhistorischen Factoren ist, welche jemals die Entwicklung der Menschheit unterstützten, daß der Fortschritt um so vollkommener ist, „je freier die geistige Initiative des Menschen waltet, ja daß diese Initiative die notwendige Grundbedingung der höhern Arbeitstheilung ist“.

Wenn es die Aufgabe der Gesellschaftswissenschaften ist, die gegenseitigen Beziehungen, die Stellung des Individuums zur Gemeinschaft, zu den waltenden Gesetzen und Kräften zu erforschen und zu bemessen, so bildet hier die Statistik, die da beobachtet und die Thatfachen nach ihren charakteristischen Merkmalen ordnet, die unterste und sicherste Grundlage. Die zweite Abhandlung bespricht nun die „Geschichte und die Aufgabe der Statistik“ und definiert dieselbe als „die Wissenschaft, welche mit Hilfe einer ihr eigenthümlichen Methode die in der persönlichen Welt wirkenden Kräfte zu erforschen und, auf die Erkenntniß derselben gestützt, das Gesetz des Werdens darzustellen hat“. Die dritte Abhandlung schildert die Anwendung der Statistik auf dem Gebiete der persönlichen und natürlichen Welt und kann gewissermaßen als die Fortsetzung der zweiten Abhandlung angesehen werden. Die vierte und letzte Abhandlung endlich enthält eine aus zuverlässigen Quellen geschöpfte, gedrängte Uebersicht der Geschichte und Politik der englischen Gesetzgebung gegenüber den Forderungen der arbeitenden Klassen, sie ist gleichsam eine Ergänzung der kleinen Broschüre, welche im Jahre 1868 unter dem etwas langen Titel „Die Strikes, die Cooperation, die Industrial Partnerships und ihre Stellung zur socialen Frage“ zu Berlin im Verlag von Franz Duncker erschien.

Die Schrift von R. Jannasch ist in einem möglichst populären und unparteiischen Tone geschrieben, ein Um-

stand, welcher bei der gereizten Stimmung der in der socialen Frage heutzutage sich so schroff gegenüberstehenden Parteien unterschieden nur zur Erkennung der Wahrheit beitragen und versöhnend wirken dürfte.

Das Buch von Heinrich Conzen: „Einleitung in das staats- und volkswirtschaftliche Studium“ (Nr. 6), ist „für Studierende und Freunde der Nationalökonomie“ bestimmt und vom Verfasser selbst nur als „ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Nationalökonomie“ bezeichnet worden; es ist aus Vorträgen entstanden, welche der Autor als Dozent an der höhern Forstlehranstalt zu Eisenach hielt. H. Conzen stellt „den Menschen als den Mittelpunkt der gesammten nationalökonomischen Peripherie“ hin und betont mit Recht die ethisch-anthropologische Seite der Volkswirtschaftslehre; er citirt als maßgebend einen Ausspruch des um die Förderung der Gesellschafts- und Staatswissenschaften verdienten Dr. von Lavergne-Pegülhen, dem er auch seine Schrift gewidmet hat. Dieser für die Volkswirtschaft allerdings charakteristische Ausspruch lautet:

Kein Glied und kein Theil (der menschlichen Gesellschaft) soll über seine Kräfte angestrengt werden, dem Ganzen mehr leisten, als es von diesem empfängt, nicht als Proletarier behandelt werden; und umgekehrt soll kein Glied und kein Theil zu wenig leisten, vom Ganzen mehr empfangen, als es durch seine Leistungen verdient, nicht zum Privilegirten, zum Schmaroher ausarten, dem Ganzen den Lebenssaft versummen.

Das Conzen'sche Buch zerfällt in vier Haupttheile oder Abschnitte, die wiederum aus Unterabtheilungen von Kapiteln und Paragraphen bestehen. Der erste Abschnitt, welcher eine allgemeine Einleitung enthält und zwei Kapitel zählt, bespricht auf 26 Seiten die Methode der Nationalökonomie und die Stellung derselben zu verwandten Wissenschaften, z. B. zur Statistik, Politik u. s. w. Der Verfasser will von sogenannten Eklektikern in der Nationalökonomie, insbesondere von dem compilatorischen Eklekticismus nichts wissen; ihm ist das oberste Gesetz jeder Wirtschaft, das letzte Agens im Wirtschaftsleben so gewiß keine Naturkraft, als der Mensch frei wählen und handeln kann. Er findet aber dieses Agens in der menschlichen Freiheit, da durch den frei wählenden und bestimmenden Willen des Menschen, durch seine freie Selbstthätigkeit, der Grad und die Form seines Wirkens entschieden werden. Als die beste Methode stellt unser Autor die regulative (historisch-philosophische) Methode dar; er sagt:

Will sich der Nationalökonom vor Verirrungen schützen, so muß er den Weg der regulativen Erfahrungswissenschaft gehen, d. h. an Vernunft und Erfahrung zugleich sich halten, und zwar so, daß er die gesammelten Beobachtungen über das wirtschaftliche Volksleben gewissen Vernunftsätzen unterordnet und so die wahrgenommenen Erfahrungen in der Ökonomie nach allgemeinen Gesetzen zu erklären sich bemüht. Wer nicht so verfährt, fällt entweder in rohen Empirismus oder in hohle Abstraction.

Aus dem zweiten Abschnitte, welcher in drei Kapiteln über die Grundsätze und die Aufgabe der Volkswirtschaftslehre im allgemeinen, über das Wesen, die Benennung und Eintheilung der Nationalökonomie und endlich über die Fundamentalbegriffe dieser Wissenschaft handelt, haben wir hier nur zwei Punkte hervor. Was die ethische

Seite der Volkswirtschaft betrifft, so äußert sich der Verfasser, in dieser Hinsicht vielfach mit den Anschauungen von Hasner's übereinstimmend, also:

Die Wirtschaft ist ein Element der sittlichen Thätigkeit innerhalb objectiver Zweckphären. In welcher Weise nun der Mensch wirtschaftlich handeln soll, darüber müssen ihm die Wirtschaftsgesetze Aufschluß geben. Nun darf aber der Mensch nicht bloß wirtschaften, sondern es steht ihm auch noch ein großes Feld nützlicher Thätigkeit offen, in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, zur Veredlung seiner selbst und zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, in dem er sich befindet. Wir wirtschaften um zu leben, aber wir leben nicht um zu wirtschaften, ruht uns Niehl zu, und mit ihm ein anerkannter französischer Nationalökonom, Baudrillart: „L'homme n'est pas un moyen, mais une fin!“

Was das Verhältniß von Staat und Volkswirtschaft anlangt, so geht Conzen schwerlich irre, wenn er meint, daß das Gedeihen der Völker und der Fortschritt der Menschheit wesentlich auf der gleichmäßigen Ausbildung und harmonischen Entwicklung von Staat und Volkswirtschaft beruht, da beide offenbar sich gegenseitig in einem organischen Zusammenhange entwickeln. Das Volk findet im Staate seine definitive Organisation, die Sicherung seines Bestandes und seiner Erhaltung. Daher ist der Staat an und für sich und abgesehen von seinen einzelnen Functionen die absolute Voraussetzung für die vollkommene Gestaltung und Entfaltung der Volkswirtschaft. Erst im Staate kann ein wirtschaftliches Zusammenleben und gedeihliches Zusammenwirken aller stattfinden. Der Verfasser sagt:

Für unsere Gegenwart ist es allerdings vorwiegend geboten, die volle Selbständigkeit der Volkswirtschaft hervorzuheben, aber gegenüber der einseitigen Bekämpfung aller Staatsthätigkeit, welche von seiten des liberalen Oekonomismus so oft gehört wird, ist es ebenso notwendig, die hohe Wichtigkeit des Staats aufrecht zu halten. Der Staat ist das höchste Glied des gesellschaftlichen Zusammenlebens des Volks, gleichsam der große Rahmen, in welchem sich das Bild der Gesellschaft zeigt, das Band, welches dieselbe umschließt. In ihm besitzen wir das größte unpörperliche Gut der civilisirten Menschheit. Der Staat ist des Menschen wegen da und unerlässlich zur Erreichung der höchsten und edelsten Ziele des menschlichen Strebens in der freien Entfaltung der Persönlichkeit.

Der dritte Abschnitt behandelt in zwei Kapiteln die Geschichte der socialen und ökonomischen Theorien, doch nur von der Zeit des Mittelalters an, und bespricht insbesondere die drei staatswirtschaftlichen Systeme: das Mercantilsystem, das physiokratische System, und das Industriesystem von Adam Smith, sowie den ökonomischen Doctrinarismus. Das praktische Resultat der in diesem Abschnitt angestellten Erörterungen gipfelt in folgenden zwei Sätzen: Die organische Natur der Gesellschaft muß uns naturgemäß zu dem social-wissenschaftlichen Standpunkt führen. Es ist aber dagegen auch die einfachste Forderung der Logik, daß man endlich aufhöre die Gesellschaft vornehmlich nach den Gesetzen der mechanischen Construction zu behandeln, und ein System aufgebe, welches mit den ethischen Zwecken des irdischen Daseins, mit den Fundamentalgeboten einer wahren Humanität in diametralem Widerspruch steht.

Der vierte und letzte Abschnitt hebt in zwei Kapiteln die Bedeutung der staats- und volkswirtschaftlichen Studien in der Gegenwart hervor und macht aufmerksam auf

die Wichtigkeit der Nationalökonomie für die einzelnen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, z. B. für die eigentlichen Staatsdiener, für den Handelsstand, den Landwirth, den Forstmann u. s. w. Der Verfasser empfiehlt daher nationalökonomischen Unterricht auf Gewerbeschulen, polytechnischen Lehranstalten, bis zu einem gewissen Grade sogar in Volls- und Realschulen.

Als dankenswerther Anhang sind dem Buche auf 34 Seiten vier kurze Aufsätze beigelegt, von denen der erste das Verhältniß des Staats zur Volkswirtschaft speciell von der geschichtlichen Seite auffaßt, der zweite die Freiheit des Waldbauwesens bespricht, der dritte die Lösung der Frage: „Was kann und darf der Staat zur Förderung des Forstwesens thun?“ versucht, und der vierte „Ueber die Ausübung der Streunutzung“ handelt.

Die Schrift Conzen's hat natürlich keineswegs ihren Gegenstand vollständig erschöpft; hierzu aber war sie auch „als Einleitung in das staats- und volkswirtschaftliche Studium“ nicht bestimmt. Als eine solche Einleitung verdient sie jedoch als ein ziemlich gelungenes Werk bezeichnet zu werden. Der Verfasser ist mit der Literatur seines Gegenstandes vollkommen bekannt und versteht seine eigenen Ansichten und Lehren in einer klaren und anziehenden Form wiederzugeben.

Das Schriftchen von J. Au: „Die Creditgenossenschaften u. s. w.“ (Nr. 7), ist dem verdienstvollen Begründer und Förderer der deutschen Creditgenossenschaften, Schulze-Delitzsch, gewidmet. Es ist in Bezug auf die sociale Frage von einem entschiedenen Parteilandpunkt aus, den die Widmung hinlänglich kennzeichnet, geschrieben; es ist keine gelehrte Abhandlung, sondern eine populäre Darstellung des im Titel genannten Gegenstandes. Es lag aber auch gar nicht in der Absicht des Verfassers, eine lange theoretische Untersuchung zu schreiben, er wollte vielmehr nur „eine Anregung zur praktischen Förderung“ der Creditgenossenschaften, die er mit Recht zu den wichtigsten Zeitfragen zählt, geben; und diesen Zweck: „zur That, zu der so nothwendigen That“ anzuspornen, hat er bis zu einem hohen Grade erreicht.

Das Werk von Lujo Brentano: „Die Arbeitergilden der Gegenwart“ (Nr. 8), enthält eine Darstellung und Kritik der in England thatsächlich bestehenden Organisation der Arbeit und ihrer geschichtlichen Entwicklung. Der Zweck, welchen der Verfasser mit seiner Arbeit, die durchaus nicht als eine gewöhnliche Streit- oder Parteischrift angesehen werden darf, verfolgt, ist, wie er selbst in der Vorrede sagt, keineswegs ein vorwiegend praktischer, er will durch seine Schrift nicht direct etwas bei uns erreichen, sondern in rein wissenschaftlicher Weise „einen Stein beitragen zu jenem Aufbau der Volkswirtschaftslehre auf exacter Grundlage, an dem andere so rüstig schon schaffen“. Da nun aber die ganze Entwicklung der ökonomischen Politik Englands der unserigen vielfach voraus ist, da die dortigen ökonomischen Erscheinungen sich bei uns, wenn auch modificirt nach unsern besonderen Verhältnissen, als maßgebend wiederholen, so ist die vorliegende Arbeit dennoch nicht ohne allen praktischen Werth, weil sie durch eine meisterhafte Darstellung der Organisation der Arbeit in England zur richtigen Beurtheilung der betreffenden einheimischen Verhältnisse wesentlich beiträgt.

Lujo Brentano ist ein Schüler Engel's, des verdienstvollen Directors des statistischen Bureau in Berlin. Er begleitete seinen Lehrer vor wenigen Jahren auf einer Studienreise in die englischen Fabrikdistricte, blieb längere Zeit in England und machte an Ort und Stelle die eingehendsten und gründlichsten Studien über das Arbeitergenossenschaftswesen. Er veröffentlichte die Hauptresultate seiner Forschungen in der „North British Review“ und hatte die Genugthuung, daß seinen Leistungen in England von Blättern der verschiedensten Richtung hohe Anerkennung gezollt wurde, z. B. vom „Penny Beehive“, von der „Saturday Review“, vom „Athenaeum“, vom „Spectator“ u. s. w. Seine englische Arbeit hat nun der Verfasser zu einer größern und ausführlicheren deutschen Arbeit, welche den Titel „Die Arbeitergilden der Gegenwart“ trägt, erweitert. Von dieser Arbeit liegt uns der erste Band: „Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine“, vor, welcher, aus einer umfangreichen Einleitung und zwei Kapiteln bestehend, für sich ein besonderes Ganzes bildet und einen äußerst interessanten und lehrreichen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der Gildeorganisationen und der englischen Gewerkvereine gewährt.

Es wurde schon öfter, namentlich von englischen Schriftstellern, darauf hingewiesen, daß die alten Gilden mit den modernen Gewerkvereinen im Zusammenhang stehen; dennoch ist die historische Genesis dieses Zusammenhangs zuerst von Lujo Brentano in befriedigender, wenn nicht den Gegenstand erschöpfender Weise dargestellt worden. Der Autor hat nicht nur die Resultate der Forschungen anderer Gelehrten gewissenhaft zusammengestellt, er hat auch in selbständiger Prüfung eine Menge alter und neuer Quellen mit Fleiß und Umsicht zu Rathe gezogen. Allerdings hat er sich auf die industrielle Entwicklung der Völker germanischen Ursprungs beschränkt, nur Frankreich ist gebührend berücksichtigt worden.

Nachdem die Entstehung der Gilden bei den germanischen Völkern geschildert worden ist, behandelt der Verfasser die Bürgergilden und die Handwerkergilden oder Zünfte. Wir lernen weiterhin die Entstehung der ältern englischen Gewerkvereine kennen: die Gewerbe, welche dem Lehrlingsgesetze unterworfen waren, die zünftigen Gewerbe mit Corporationsrechten, und die Gewerbe ohne gesetzliche oder zünftige Regelungen. Das Schlußkapitel endlich enthält eine ausführliche Darstellung der drei Hauptphasen in der Entwicklung der modernen Gewerkvereine Englands vom Jahre 1826 bis auf die Gegenwart herab.

Dem uns vorliegenden ersten Bande sind als Anhang viele werthvolle Anmerkungen und Belege beigegeben, von denen wir hier nur die Auszüge aus den statistischen Aufnahmen der Maschinenbauer hervorheben wollen, weil sie einen trefflichen Einblick in die Arbeiterverhältnisse dieses wichtigen Gewerbes gewähren und besonders für die Untersuchungen von Bedeutung sein werden, welche der in kurzer Zeit zu erwartende zweite Band in Aussicht stellt. In diesem Bande beabsichtigt der Verfasser über die Gewerbepolitik der modernen Arbeitergilden zu sprechen, und zwar zuerst diese Gewerbepolitik zu schildern, zu erklären und zu kritisieren. Daran soll sich eine Untersuchung reihen über den Einfluß der Gewerkvereine auf die Lohshöhe; hieran ein Kapitel über die englischen Arbeit-

kammern, und in einem Schlusskapitel sollen die historischen und ökonomischen Resultate der ganzen Untersuchung in einem Gesamtbilde zusammengefasst werden.

Wenn der zweite Band in seiner Art das leisten wird, was der erste Band in Hinsicht auf die Geschichte der Entstehung und Fortentwicklung der Arbeitergilden und

der englischen Gewerkvereine geleistet hat, so wird das Werk von Lujo Brentano für die geschichtliche Auffassung der Organisation der Arbeit zweifelsohne von hohem Werthe sein, wenn es auch den Beifall socialistischer und communisticcher Theoretiker und das Lob extremer, dünnlicher Defonomisten nicht erhält. **Rudolf Woch.**

Fenilleton.

Notizen.

Von Friedrich von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ (Leipzig, Brockhaus, 1871) erscheint eine vierte Auflage in vierundzwanzig Lieferungen, von denen die beiden ersten vorliegen. Sowol das neuerstandene Deutsche Kaiserreich wie der neuerdings zum Ausbruch gekommene Conflict zwischen weltlicher und geistlicher Macht werden dem Werke eine erhöhte Theilnahme sichern. Raumer sagt in der Vorrede, daß er seit seinem zwanzigsten Lebensjahre dem Werke seine besten Kräfte bis zur letzten Ausgabe gewidmet habe; jetzt in seinem einundneunzigsten Lebensjahre könne von einer neuen Bearbeitung nicht die Rede sein. Der Kaiser von Deutschland hat die Widmung angenommen; ihr Text lautet:

„Nachdem große Könige und Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen würdig und glänzend in Deutschland und Italien geherrscht hatten, ergriff ein beispiellos tragisches Schicksal das ganze Geschlecht und vertilgte es dergestalt, daß nur ein geschichtliches Andenken übriggeblieben ist. Wie unendlich glücklicher ist das Geschlecht der Hohenstaufen; denn was noch vor kurzem selbst Muthige für unmöglich hielten, ist jetzt zum Heile Preußens, Deutschlands, ja Europas erreicht. Eure Kaiserlich Königlich Majestät erlaubten, die vierte Auflage meiner Geschichte der Hohenstaufen dem Schöpfer der neuen Heiden- und Friedenszeit, dem Hohenstaufen Wilhelm, in tiefer Verehrung, Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu überreichen.“

Die Lipperheide'sche Verlagsbuchhandlung gibt zum Besten der Carl-Wilhelm's-Donation und der Deutschen Invalidenversicherung heraus: „Die Wacht am Rhein. Das deutsche Volks- und Soldatenlied des Jahres 1870. Mit Porträts, Facsimiles, Musikbeilagen, Uebersetzungen“ (1871). Außer Franz Lipperheide zeichnet als Herausgeber Georg Scherer; dem Text des Liedes folgt eine eingehende Biographie des Dichters und eine Geschichte des Liedes selbst, sowie die Composition desselben. Zwei hebräische Uebersetzungen, zwei griechische, drei lateinische und französische, sieben englische, drei holländische sind beigelegt, außerdem einige dem Dichter und der Dichtung gewidmete Lieder und die Porträts von Max Schneckenburger und Wilhelm. Die Ausgabe ist ein würdiges Denkmal für das historisch gewordene deutsche Volkslied.

Die kritische Ausgabe von „Schiller's sämtlichen Werken von Heinrich Kurz“ (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegt mit der einunddreißigsten Lieferung und dem neunten Bande abgeschlossen vor uns. Der siebente Band enthält Romane und Erzählungen und kleinere historische Schriften, unter denen mancher Aufsatz aus der „Thalia“, der später als Baustein der „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ eingefügt wurde, in ursprünglicher Gestalt erscheint. Der achte Band bringt die beiden größern Geschichtswerke Schiller's, welche kritische Randglossen wenig herausfordern; der neunte philosophisch-ästhetische Abhandlungen, Recensionen und Vorreden, unter denen sich manches Neue befindet, vermischte Stücke und Kleinigkeiten. Das fleißige Unternehmen bleibt bei aller kritischen Sorgfalt doch immer auf das große Publikum berechnet, dem es einen geläuterten und möglichst vollständigen Schiller bietet.

Bibliographie.

- Jacobsthal, G., Die Mensuralnotenschrift des 12. und 13. Jahrhunderts. Berlin, Springer, Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Jähns, F. W., Carl Maria v. Weber in seinen Werken. Chronologisch-thematisches Verzeichnis seiner sämmtlichen Compositionen nebst Angabe der unvollständigen, verloren gegangenen, zweifelhaften und untergeschobenen mit Beschreibung der Autographen, Angabe der Ausgaben und Arrangements, kritischen, kunsthistorischen und biographischen Anmerkungen, unter Benützung von Weber's Briefen und Tagbüchern und einer Beilage von Nachbildungen seiner Handschrift. Berlin, Schöningh. Gr. 8. 4 Thlr.
- Jänicke, Beiträge zur Kritik des grossen Wolfdietrich. Berlin, Calvary u. Comp. 4. 12 Ngr.
- Jubel, C., 1870. Zeit-Gebichte. Dresden, Reinhardt. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Kammel, O., Was hat uns der Krieg gebracht? Rede. Planen, Neupert. Gr. 8. 3 Ngr.
- Knauth, F., Der deutsche Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870. Dem deutschen Volke erzählt. 1ster Thl. Langensalza, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 10 Ngr.
- Sämmtliche Kriegs-Depeschen des deutsch-französischen Krieges 1870 nach den amtlichen Bekanntmachungen vom königlichen Polizei-Präsidium zu Berlin. Berlin, Köppen. Gr. 8. 5 Ngr.
- Köwe, F., Den Brüdern. Freimaurerische Dichtungen. Leipzig, Finde. Gr. 16. 18 Ngr.
- Loewenheim, D., Amobi. Ein Gedicht in 6 Gesängen. Berlin, Loewenheim. Gr. 16. 1 Thlr.
- Mötte, R., Die Frucht-Inschriften bei der Leipziger Sieges- und Friedens-Feyer am 6. März 1871. Leipzig, Deutsche Volksbuchhandlung. 8. 4 Ngr.
- Mühlisch, Louise, Kaiserburg und Engelburg. Historischer Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Mühlfelder, M. J., Rabh. Ein Lebensbild zur Geschichte des Talmud. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig, Lohner. Gr. 8. 20 Ngr.
- Müller, K. E., Quellen, welche der Abt Trithem im ersten Theile seiner Hirsauer Annalen benützt hat. Leipzig, Froberg. Gr. 8. 12 Ngr.
- Müller, D., Geschichtliche Bilder aus Syon. Hamburg, Agentur des Randes Hauses. 16. 3 Ngr.
- Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von F. Seyse und F. Kurz. 1ster bis 10ter Bd. München, Oldenbourg. 8. 15 Ngr.
- Derren-Sassen, J. v., Ein Wort über die sociale Frage. Vortrag. Hamburg, Agentur des Randes Hauses. Gr. 8. 10 Ngr.
- Oesterreich-Ungarn in einem Kriege gegen Russland. Politisch-militärisch-geographische Studie. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. Gr. 8. 14 Ngr.
- Otto, F., Der deutsche Bürgerstand und die deutsche Bürgerschule. Eine culturhistorische Erörterung. Leipzig, Neuberger. Gr. 8. 15 Ngr.
- Pahn, J., Ewendoline's Ernte. Roman. Aus dem Englischen Uebersetzt von Elise Mirus. Einzige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schöde. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Petrus und Paulus. Festspiel zur Feyer des 13jährigen Regierungsjubiläums unseres heiligen Vaters Pius IX. Freiburg im Br., Herder. 16. 2 Ngr.
- Piesch, L., Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder (1870-1871). Berlin, Junk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Riehl, W. G., Sämmtliche Geschichten und Novellen. Volksausgabe. 1ste Hef. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 6 Ngr.
- Rohmann, W., Vom Gekade der Sclaven und Sirenen. Supplement. — A. u. d. L.: Eine protestantische Danksagung im St. Peter zu Rom. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 16 Ngr.
- Rüttig, J., 1813-15 und 1870-71. Rede. Zeit, Dsch. 8. 4 Ngr.
- Rütimayer, L., Erinnerung an Dr. Ludw. Imhoff. Basel, Schweighauser. 1869. Gr. 8. 4 Ngr.
- Schillmann, R., Vorgesichte der Stadt Brandenburg a. d. S. bis zum Ausgange der Ludolinger. Brandenburg, Müller. 4. 5 Ngr.
- Schlieffen, C., Halsmenschen. Eine Historie. 2 Bde. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.
- Sommer, A., Bilder und Klänge aus Rudolfsstadt in Volksumbart. 1tes bis 4tes Bchn. Rudolfsstadt. 16. 10 Ngr.
- Klassische Sonnetts. 1871. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 3 Ngr.
- Steffann, C., Die Freigemeinder. Novelle. Leipzig, J. Neumann. Gr. 8. 2 Thlr.
- Steffens, A., Arthur Fromm. Familien-Roman. 4 Bde. Leipzig, F. Fleischer. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Strassburger Gassen- und Häuser-Namen im Mittelalter. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Sturm, E., Eisenfranz. Eine Gedicht-Sammlung. Den heimkehrenden Kriegern gewidmet. Glogau, Zimmermann. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ulrich von Hutten.

Von

David Friedrich Strauß.

Zweite verbesserte Auflage.

8. Gehftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Schon als Strauß zum ersten male Ulrich von Hutten, den muthigen Kämpfer gegen das licht- und freiheitsfeindliche Rom, dem deutschen Volke vor Augen stellte, wurde das Werk als ein Wort zu seiner Zeit begrüßt; um wie viel mehr kommt heute dasselbe zur guten Stunde, da für Deutschland zum Theil erreicht ist, wonach Hutten lebenslänglich gerungen, und es nun gilt den letzten verzweifelten Angriff der Römlinge auf den geistigen Fortschritt und das nationale Gedeihen der Völker mit gesammelter Kraft zurückzuschlagen! Dieser zweiten Auflage kommt überdies zu statten, daß der Verfasser die Darstellung, trotz vielfacher Bereicherungen und Ergänzungen, mehr zusammengedrängt hat, wodurch es möglich wurde, den Preis um die Hälfte billiger zu stellen als bei der ersten Auflage. So ist dem classischen Werke, einer Zierde unserer Nationalliteratur, der Weg in die weitesten Kreise des deutschen Volks geöffnet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Leopold Schmid's Leben und Denken.

Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben
von

Bernhard Schroeder und Friedrich Schwarz.

Mit einer Vorrede von Friedrich Rippold.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sehr zu gelegener Zeit kommt dieses biographische Werk über den im Jahre 1869 verstorbenen Professor der Philosophie Dr. Leopold Schmid, der bekanntlich zum Bischof von Mainz gewählt, aber als scharfer Gegner des Ultramontanismus vom Papste nicht bestätigt worden war. Denn er hat, wie Prof. Rippold in längerer Vorrede darthut, namentlich durch seine Schrift: „Ultramontan oder katholisch?“ den ersten Anstoß gegeben zu der Bewegung der Geister, welche jetzt auf katholischem Confessionsgebiete so lauten Nachhall findet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Erster und zweiter Band.

8. Geh. Jeber Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Sammlung der besten Werke Varnhagen's wird in drei Abtheilungen seine „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ (in dritter vermehrter Auflage), „Biographischen Denkmale“ und „Vermischten Schriften“ (ebenfalls meist in zweiter oder dritter Auflage) umfassen — Werke, die zu den Zierden der deutschen Nationalliteratur gehören, hier aber zum ersten mal gesammelt, in gefälliger, gleichmäßigem Druck und zu wohlfeilem Preise dargeboten werden.

Die erschienenen Bände sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium mit Vergleichung der Finanzsysteme und Finanzgesetze von England, Frankreich und Deutschland.

Von Lorenz von Stein.

Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 25 Ngr.

Stein's „Lehrbuch der Finanzwissenschaft“, das seine Borzüglichkeit als akademisches Compendium wie als Leitfaden zur Selbstbelehrung schon bewährt hat, erscheint in der vorliegenden zweiten Auflage wesentlich vermehrt und mit fast verdoppeltem Umfange. Alle die großen Fortschritte, welche in den letzten Jahren auf diesem Gebiete gemacht wurden, sind vom Verfasser, dem bekannten Professor der Volkswirtschaft an der wiener Universtät, sorgfältig benutzt und verarbeitet worden, sodaß sein Werk nun ganz auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft steht.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Atlas der Physik.

Nebst einem Abriss dieser Wissenschaft.

Von

Dr. Johann Müller.

10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In bequemer, compendioser Form umfaßt dieser von dem berühmten Physiker Professor Johann Müller in Freiburg entworfene und mit erläuterndem Text versehene Atlas correcte Abbildungen aller zum Studium der Physik erforderlichen Gegenstände. Er ersetzt in seiner systematischen Vollständigkeit größere, kostspielige Werke und empfiehlt sich bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise sowohl zum Gebrauch beim Unterricht als zur Selbstbeschäftigung mit dieser interessanten so viel fach ins praktische Leben eingreifenden Wissenschaft.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang

zur Erlernung der

portugiesischen Sprache.

Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch.

Von Ernst Herold.

8. Geh. 15 Ngr.

Mit genauer Angabe der Aussprache und Betonung, einem Anhang von Uebersetzungsaufgaben, Gesprächen, Leseübungen und einem reichhaltigen Wörterbuche versehen, ist dieses praktische Lehrbuch jedem zu empfehlen, der sich in kurzer Zeit das Nöthigste von der portugiesischen Sprache anzueignen wünscht.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 32. —

3. August 1871.

Inhalt: Die Bismarck-Literatur. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Deutsche Nationalbibliotheken. Von Heinrich Wacker. — Romane und Erzählungen. — Feuilleton. (Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Bismarck-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 31.)

1. Graf Bismarck und die deutsche Nation. Von Konstantin Höpfer. Berlin, Mittler und Sohn. 1871. Gr. 8. 10 Mgr.
2. Das Buch vom Grafen Bismarck von George Heselie. Aufsätze von W. Diez, C. von Grimm, G. Müders, L. Pietsch, K. Püttner, W. Simmler und A. Toller. Zweite, unveränderte Auflage. Viefelsfeld, Velhagen und Klasing. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Die Reden des Grafen von Bismarck-Schönhausen. Erste Sammlung. Reden aus den Jahren 1862—67. Zweite Auflage. Zweite Sammlung. Dritte Sammlung. Berlin, Kortkamp. 1869—71. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Mgr.

Die Sammlung der „Reden des Grafen von Bismarck-Schönhausen“ (Nr. 3) liefert die denkwürdigsten Actenstücke der politischen Thätigkeit des Staatsmannes, soweit dieselbe von Haus aus der Oeffentlichkeit angehört und nicht jene Geheimtinte der Diplomatie benutzte, welche erst durch besondere chemische Reagentien für die Quellenforschung in späterer Zeit lesbar zu werden pflegt.

Ohne Frage kann man ein großer Diplomat sein, ohne das geringste Rednertalent zu besitzen; ja die Diplomatie, in ihrer bisherigen Auffassung, als eine Art von Geheimwissenschaft, war der parlamentarischen Wirksamkeit, das Cabinet der Tribüne geradezu entgegengesetzt. Nur in England waren die Pitt und Fox zugleich große Staatsmänner und große Redner — ein Metternich und Talleyrand brauchten keine Tribüne und hätten vielleicht auf derselben keine sonderliche Rolle gespielt. Die stilistischen Vorzüge eines diplomatischen Actenstücks sind weit verschieden von den rednerischen parlamentarischer Beredsamkeit. Bismarck's Carrière freilich war eine parlamentarische. Nicht auf den Staffeln der Bureaucratie eroberte er sein Ministerportefeuille; nicht wegen hoher Rangstellung und Geburt war es ihm zugefallen — er hatte als Parteiführer in den preussischen Kammern eine ebenso herausfordernde wie schlagfertige Rednergabe bewiesen. Nur seine Kammerreden hatten die Aufmerksamkeit

der Regierung und des Hofes auf ihn gelenkt; denn wer konnte vorher dem Referendar a. D. und altmärkischen Reichshauptmann eine große politische Carrière prophezeien? Bismarck, dem niemals etwas antipathischer war als ein Parlamentsminister, eine von Majoritäten abhängige Staatsregierung, verbannte doch nur den Parlamenten, den Debatten der öffentlichen Versammlungen sein Emporstreigen zu hohen Ministerstellen und damit seine weltgeschichtliche Bedeutung. Schlagfertig nicht bloß mit der Feder im Cabinet und mit dem gesprochenen Wort auf der Tribüne — nein, auch mit dem Schwert im Feuer der Schlachten war die erobernde Diplomatie des kriegerischen Preußenvolks, in welchem alle Stände zum Kriegswesen erzogen werden. Nicht Metternich und Talleyrand, nicht Pitt und Canning, nicht Gortschakow und selbst nicht Cavour standen im Kugelfeuer und machten die Aufregung der Schlachten mit durch; alle zusammen versielen dem Verdict, welches die Diplomaten beschuldigt, in bequemen Fauteuils ausruhend mit einigen Federzügen am grünen Tisch die Völker in das Elend des Kriegs, in das vernichtende Feuer der Schlachten zu stürzen. Ist doch unvergessen noch die Erinnerung an den großen stilistischen Meister der Cabinetspolitik, den Verfasser so feuriger Kriegsmannifeste, Friedrich von Senz, der dabei eine so nervöse Natur war, daß ihn schon jedes starke Geräusch in Angst und Aufregung versetzen konnte, und der mit Austern, Champagner und schönen Tänzerinnen sich von den Anstrengungen seiner diplomatischen Stilübungen erholte. Graf Bismarck ist ein Ehrenretter der Diplomatie geworden; wir sehen ihn mit seinen Räten, vor allem mit seinem tapfern Legationsrath von Reubell, unter dem Donner der Geschütze, mitten unter plagenden Granaten, hinter seinem König über das Schlachtfeld von Königgrätz reiten, hier wie bei Mars-la-Tour und Gravelotte die fieberische Aufregung der Schlachtenleiter mit

durchmachen, ja alle Beschwerden des Soldaten theilen. Das bezeichnet eine neue Aera in den Annalen der Diplomatie! Die allgemeine Wehrpflicht hat Feder und Schwert bei ihren Vertretern verbrüdet!

Ueber Bismarck als Redner gehen die Ansichten noch auseinander. Daß er keine oratorischen Feuerwerke liebt, sondern epigrammatische Kernschüsse, die ins Ziel treffen, geht schon aus seiner Stellung als praktischer Staatsmann hervor, dem die sachlichen Interessen in erster Linie stehen. „Bismarck“, sagt Köhler mit Recht, „wird nie den Vortheil der politischen Action einem rednerischen Triumphe opfern“:

Bismarck's Reden bekunden den außerordentlichen Geist ihres Urhebers auch da, wo er seine eigentliche Ansicht unter einem dialektischen Spiel verbirgt. Aber er ist kein Redner. Den Redner macht noch nicht das Zutreten einer großen Persönlichkeit. Es ist keine Paradoxie, zu sagen: Redner ist nur, wer nach dem Munde redet. Die Menschen wollen hören, was ihnen auf der Zunge liegt, den klaren, starken Ausdruck ihrer Gefühls- und Gedankenbedürfnisse. Aber dies ist ganz und gar nicht Bismarck's Leistung, und kann es nicht sein. Die politische Wahrheit, die ihm vor Augen steht, liegt weit ab von der Musik der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, ja sie ist für diese Musik geradezu tödlich, welche doch ihrerseits ein geschichtliches Erzeugniß ist, das nicht mit einem mal aus den Gedanken und Gefühlen gelöst werden kann.

Köhler stimmt dem Franzosen bei, welcher Bismarck's politische Carrière eine „beständige Improvisation“ nannte. In der That ist die Improvisation, der wir auch die zahlreichen geflügelten Worte verdanken, das Wesen von Bismarck's Beredsamkeit, die gleichwol eine frisch hervorsprudelnde Leichtigkeit vermissen läßt und deren Funken gleichsam aus der innern Reibung schwerwiegender Gedanken hervorsprühen. Die gewöhnlichen Blüten der Diction, diese Wald- und Wiesenblumen der Rhetorik, verschmährt er; bisweilen aber bricht bei ihm der Gedanke selbst in der Form eines Bildes hervor, das demselben nicht äußerlich angelöhnet ist, sondern sein innerstes Wesen bezeichnet und bedeutsam entfaltet. In solcher Bildlichkeit offenbart sich die Genialität bei Dichtern und Denkern und bei allen schöpferischen Naturen.

Ueber die Eigenthümlichkeiten von Bismarck's Auftreten als Redner theilt Hefekiel aus dem „Daheim“ eine bezeichnende Schilderung mit:

Die cavalierartige Persönlichkeit des Grafen Bismarck, sein ungenirtes Sichbewegen, vor allem sein Vertrauen als Diplomat und Staatsmann sollten in ihm auch einen glänzenden Redner vermuthen lassen; entweder einen solchen, der eine tiefdurchdachte, wohlansgearbeitete Rede ohne Stocken und Mühe im eleganten Flusse vorträgt, oder noch mehr, einen Redner von natürlicher Beredsamkeit, dem die Gedanken und Bilder während der Rede aus der Seele quellen, die Wortspiele und rhetorischen Figuren, welche der Augenblick geboren, im beschwingten Tanze von den Lippen hüpfen, der wie ein Improvisator redend dichtet, dessen Gedankenblitze und Schlagworte fernhin treffen, die Herzen der Hörer erschütternd und entzündend. Keins von beidem. Allerdings hat er vorhin mit besüßeltem Gänsekiel einige Noten auf einen schmalen Streifen Papier, wie ein Rezept anzusehen, hingeworfen, worauf er, während er die Daumen umeinanderdrehend und den Oberkörper wiegend, jetzt zu dem Hause spricht, von Zeit zu Zeit einen Blick wirft; aber demnoch stockt und zaudert er gar oft, ja er stammelt sogar und verspricht sich nicht selten, er scheint mit dem Gedanken zu ringen und die Worte kimmern halb widerpenstig über die Lippen; nach zweien oder dreien läßt er jedesmal eine kurze Pause eintreten, und man glaubt dann ein unterdrücktes Schlußsen zu

hören; er spricht ohne Geßen, Pathos und Tonfall, indem er, ohne auf eins seiner Worte besondern Nachdruck zu legen, zuweilen ganz falsch die Endsilben oder das nachhinkende Verbum accentuirt. Ist das der Mann, der nun eine zwanzigjährige parlamentarische Laufbahn hinter sich hat; der schon im Vereinigten Landtage von 1847 als Abgeordneter der sächsischen Mitterkammer zu den kühnsten und schlagfertigsten Rednern der damaligen äußersten Rechten gehörte; der 1849 und 1850 als Mitglied der zweiten Kammer und des erfurter Unionsparlaments durch seine scharfen bitteren Reden die liberale Majorität in Aufregung und Wuth versetzte; der endlich seit 1862 als Ministerpräsident im Abgeordnetenhanse einer geschlossenen Phalanx von Fortschrittsmännern fast allein gegenüberstand, ihre Verzeugsorgien voll Selbst- und Sicherheitsgefühl sofort mit gleicher Münze bezahlend, ihre spöttischen und höhnißchen Ausfälle gegen ihn zur Stelle und mit aufblitzender Geistesgegenwart erwidern, ja sie durch witzige Impromptus und schneidende Sarkasmen noch herausfordernd und sie oft bis ins Herz verwundend? Ja, es ist derselbe Mann, und im Nothfall noch ebenso scharf und beißend wie früher, wenngleich er seit seinem großen Siege mehr den staatsmännischen Ernst, die ruhige Objectivität und die verständliche Haltung walten läßt, die seiner jetzt allgemein anerkannten Größe entsprechen. Allmählich kommt seine Rede mehr in Fluß und Wärme, und nun entfaltet sie auch ihre eigenthümlichen Reize: jene originale und frische, kernige und saftige, freie und gerade Ausdrucksweise, der man in unserer blästrigen Zeit ganz entwohnt war — daher sie seine Gegner „paradox“, „fribol“ und „hurschlos“ nannten; welcher wir eben eine ganze Sammlung von gelegentlichen Sentenzen verdanken, die — wie die folgenden: „Catharinische Erbsen“, „Leute, die ihren Beruf verfehlt haben“, „Blut und Eisen“, „Oesterreich soll seinen Schwerpunkt nach Osten hin verlegen“, „Man muß diesen Conflict nicht zu tragisch nehmen“ — bald als Sprichwörter umherfließen und inzwischen ihre tiefe Wahrheit und zutreffende Richtigkeit enthüllt haben.

Die Persönlichkeit des Redners war zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Der Percy Heißsporn der Zweiten Kammer hatte volles Haar, einen krausen Bart, pflegte in einem langen gelbgrauen Ueberrock, dem sogenannten „Deichrock“, einherzugehen und hatte in seinem ganzen Wesen etwas sehr Imponirendes. Der Minister hatte sich allerdings wesentlich veräußert; sein Haar war licht geworden. Von dem Bundeskanzler sagt Hefekiel:

Wer ihn nur von weitem im Landtage oder Reichstage gesehen, wie er mit dem Augengläse um sich späht, Actenstücke durchfliegt, oder auch mit dem Bleistift sacht, der hat eben nur die mächtige Gestalt im schlichten blauen Rock des Königs mit einer einzigen Ordensdecoration, einem Falkenkreuz, erblickt; man muß näher treten, um zu bemerken, daß die Zeit doch nicht nur freundlich grüßend an dem Bundeskanzler vorübergegangen; solche Dienstjahre, wie die Bismarck's in dieser Periode seines Lebens, zählen doppelt, wie die Kriegsjahre des Soldaten. Bismarck zählt nach dieser Berechnung mehr als 54 Jahre.

Mit Recht bedauert Köhler, daß in der Sammlung der Reden diejenigen aus der Zeit von Bismarck's Sturm- und Draugepoche fehlen, aus jener Zeit, in welcher Bismarck, nach seinem eigenen Ausdruck, noch in „politischen Schwimmböden“ auftrat. In der That wäre es wünschenswerth, daß auch diese in authentischer Form zusammengestellt würden. Wenn ihnen auch die staatsmännische Ruhe und die maßgebende Bedeutung fehlt, wenn auch Bismarck selbst sie nur zum Theil jetzt noch unterschreiben würde, so sind sie doch nicht nur merkwürdige Documente für die Entwicklung des Staatsmannes, sondern sie athmen auch in ihren kühnen Paradoxien, in ihrer oft stürmischen Bewegtheit einen Feuergeist, welcher dem Ideal parlamentarischer Beredsamkeit

näher kommt als die spätern Deductionen einer pflichtmäßig zugeknüpften Staatsweisheit, die sich meistens in der Defensivrolle halten mußte, während die Offensivrolle der glänzenden Entfaltung des Geistes günstiger ist.

Wenn wir Bismarck's Reden unter die Lupe der oratorischen Kunst nehmen und die Grundsätze aus den Handbüchern der Rhetorik auf sie anwenden, so finden wir so gleich, daß sie in ihrer frischen Naturwüchsigkeit des Zwangs der Regeln spotten. Da ist nirgends künstlerischer Aufbau, gesuchte Steigerung, wohlwogene Anwendung rhetorischer Figuren; niemals ist die Beredsamkeit sich Selbstzweck; niemals wendet sich die Phrase an das politische Gemeingefühl der Parteien oder der Menge; nirgends findet sich pomphafter Kothurnschritt oder jene schmeichlerischen Redewendungen, welche durch Glätte, Eleganz und formelle Zugeständnisse bestechen.

Dagegen ist der Redner stets bei der Sache; sachliche Gründe stehen ihm immer zu Gebote, denen es meistens nicht an überredender Kraft fehlt; man würde mit den Anhängern der Hegel'schen Philosophie sagen können, es sei die Selbstbewegung des Gegenstandes, die uns in seinen Reden vor die Seele tritt. Und mit voller Ueberzeugung hingegeben an die Sache, die er zu vertreten hat, findet er oft Ausdrücke und Wendungen von so schlaghafter Prägnanz, daß sie als *ἄραξ λεγόμενον* das Wesen der Sache erschöpfen und eine vollstündliche Bedeutung gewinnen. Er findet diese Wendungen, ohne sie krampfhaft zu suchen; es sind eben glänzende Improvisationen nicht des rednerischen Talents, sondern des sachlichen Tiefs. Wie die Flamme sich den Wind erzeugt, so schaffen Ueberzeugungen sich ihre eigene Beredsamkeit; sie condensiren sich gleichsam zu einem leuchtenden Kern. Volle Klarheit ist in allen Reden des Ministers; nirgends sucht er im Nebel seinen Weg; er liebt im Gegentheil eine bis zur Grellheit helle Beleuchtung, welche die scharfen Contouren der Dinge noch schärfer hervorhebt. Das Paradoxon hat seine Rechte in den spätern Reden verloren; aber es ist oft noch betont in ihnen, das Schrofne und Gewagte zieht sich oft wie ein unsichtbarer Faden durch die logischen Gedankengänge.

Die Reden der „Ersten Sammlung“ beginnen mit dem Conflictjahr 1862, wo Bismarck auf dem schwierigsten und exponirtesten Posten stand, gegenüber einer feindlichen Kammermajorität, deren Interpretation der Verfassung wesentlich von der seinigen abwich. Bismarck mußte sich in dem erhitzen parlamentarischen Kampf jener Zeit auf staatsrechtliche Deductionen einlassen, die eigentlich niemals seine Stärke waren und bei denen er sich um so unbehaglicher fühlte, je mehr er hier den festen Boden unter seinen Füßen vermißte. Die entscheidende Hauptrede hielt Bismarck hier während der Adressdebatte am 27. Januar 1863; hier trieb er selbst den Conflict auf seine schroffsten Consequenzen hin, und wenn er später sich dagegen sträubte, daß man ihn „zu tragisch nehme“, so nahm er ihn hier selbst tragisch genug. Er sagte über den Adressentwurf:

Der von Ihrer Commission Ihnen vorgelegte Entwurf hat das unbestreitbare Verdienst, Klarheit in unsere gegenseitigen Beziehungen zu bringen. Es ist noch kein volles Jahr her, wenn ich nicht irre, war es bei den letzten Wahlen, da wurde die Behauptung, daß in Preußen das Parlament mit der Krone

um die Herrschaft dieses Landes streite, mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Nachdem Sie die Adresse, wie sie vorliegt, werden angenommen haben, wird diese Zurückweisung nicht mehr möglich sein. In dieser Adresse werden dem Hause der Abgeordneten Rechte vindicirt, welche das Haus entweder gar nicht oder doch nicht allein besitzt. Wenn Sie, meine Herren, das Recht hätten, durch Ihren alleinigen Beschluß das Budget in seiner Hauptsumme und in seinen Einzelheiten endgültig festzustellen; wenn Sie das Recht hätten, von Sr. Majestät dem König die Entlassung derjenigen Minister, welche Ihr Vertrauen nicht haben, zu fordern; wenn Sie das Recht hätten, durch Ihre Beschlüsse über den Staatshaushalts-Stat den Bestand und die Organisation der Armee festzustellen; wenn Sie das Recht hätten, wie Sie es verfassungsmäßig nicht haben, in der Adresse aber beanspruchen, die Beziehungen der Exekutivgewalt der Staatsregierung zu ihren Beamten maßgebend zu controliren, dann wären Sie in der That im Besitz der vollen Regierungsgewalt in diesem Lande. Auf der Basis dieser Ansprüche beruht Ihre Adresse, wenn sie überhaupt eine Basis hat. Ich glaube daher, die praktische Bedeutung derselben mit kurzen Worten dahin bezeichnen zu können: Durch diese Adresse werden dem königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungsrechte abgefordert, um sie der Majorität dieses Hauses zu übertragen.

Die staatsrechtliche Deduction einer durch das In-demnitätsgesetz mehr verdeckten und vertagten als wahrhaft für die Zukunft gelösten Frage über die bekannte Lücke der preussischen Verfassung zeugt von der Klarheit und dem Scharfsinn, mit welchen Bismarck eine seinen Absichten günstige Theorie zu vertreten weiß:

Sie finden die Verfassungsverletzung in specie bei Artikel 99. Artikel 99 lautet, wenn ich mich der Worte erinnere: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Staats müssen für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalts-Stat gebracht werden.“ Wenn darauf folgte, „letzterer wird jährlich durch das Haus der Abgeordneten festgestellt“, dann hätten Sie in Ihren Beschwerden in der Adresse vollkommen recht, dann wäre die Verfassung verletzt. Es folgt aber im Text des Artikels 99: „letzterer, der Staatshaushalts-Stat, wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt.“ Wie nun ein Gesetz zu Stande kommt, sagt Artikel 62 mit unwiderleglicher Klarheit. Er sagt, daß zum Zustandekommen eines jeden Gesetzes, also auch des Budgetgesetzes, die Uebereinstimmung der Krone und der beiden Kammern erforderlich ist. Daß das Herrenhaus berechtigt ist, ein von der Zweiten Kammer beschlossenes und ihm nicht convenirendes Budget zu verwerfen, ist außerdem noch in dem Artikel hervorgehoben. Jedes dieser drei concurrirenden Rechte ist in der Theorie unbegrenzt, und das eine so stark als das andere. Wenn eine Vereinbarung zwischen den drei Gewalten nicht stattfindet, so fehlt es in der Verfassung an jeglicher Bestimmung darüber, welche von ihnen nachgeben muß. In frühern Discussionen ist man freilich über diese Schwierigkeit mit Leichtigkeit hinweggegangen; es wurde nach Analogie von andern Ländern, deren Verfassung und Gesetze aber in Preußen nicht publicirt sind und keine Gültigkeit haben, angenommen, die Schwierigkeit sei einfach dadurch zu erledigen, daß die beiden andern Factoren sich dem Abgeordnetenhaus fügen, daß, wenn zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhaus eine Verständigung über das Budget nicht zu erreichen ist, die Krone sich dem Abgeordnetenhaus nicht nur selbst unterwirft, und die Minister, die das Vertrauen des Abgeordnetenhauses nicht haben, entläßt, sondern auch das Herrenhaus, wenn es mit den Abgeordneten nicht übereinstimmt, durch massenhafte Ernennungen zwingt, sich auf das Niveau des Abgeordnetenhauses zu setzen. Auf diese Weise würde allerdings die souveräne Alleinherrschaft des Abgeordnetenhauses hergestellt werden; aber eine solche Alleinherrschaft ist nicht verfassungsmäßiges Recht in Preußen. Die Verfassung hält das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Gewalten in allen Fragen, auch in der Budget-Gesetzgebung, durchaus fest; keine dieser Gewalten kann die andere zum Nachgeben zwingen; die Verfassung verweist daher auf den Weg

der Compromisse zur Verständigung. Ein constitutionell erfahrener Staatsmann hat gesagt, daß das ganze Verfassungsleben jederzeit eine Reihe von Compromissen ist. Wird der Compromiß dadurch vereitelt, daß eine der beteiligten Gewalten ihre eigene Ansicht mit doctrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe der Compromisse unterbrochen und an ihre Stelle treten Conflict, und Conflict, da das Staatsleben nicht stillstehen vermag, werden zu Machtfragen; wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen kann.

Seitdem hat die Geschichte gelehrt, daß Bismarck kein Strafford, kein Polignac ist, trotz aller Anklagen eines Servinus. Er trieb keine theoretische Politik als letzten Zweck; er trieb schon damals praktische Realpolitik. Die Kämpfe mit dem Parlament hatten nur den Zweck, die Militärorganisation durchzusetzen, welche die Durchführung der großen Ziele einer Politik verhüllte, deren Triumphe damals noch in der Hinterhand waren, jetzt aber mit allen Honneurs auf dem Tisch liegen. An mannichfachen Andeutungen fehlte es nicht. So sagte Bismarck noch in derselben Debatte:

Für das Bestreben, das eigene Vaterland vor dem Auslande als erniedrigt darzustellen, weil die eigene Partei nicht am Ruder ist, für dieses Bestreben überlasse ich die Verantwortung denen, die sich in diesem Sinne ausgesprochen haben, in diesem Hause und außerhalb desselben; ich verliere darüber kein Wort, ich berufe mich auf die Thatsachen, die jebermann vorliegen. Ich will mich nur nach zwei Seiten beruhigend aussprechen, einmal das Haus der Abgeordneten selbst zu beruhigen über das Gewicht des Rückschlages, den der innere Conflict auf unsere Leistungsfähigkeit nach außen hin ausübt — Sie überschätzen dasselbe, meine Herren —; zweitens nach außen hin, um darüber zu beruhigen, als ob eben dieser innere Conflict uns veranlassen könnte, „in Aussicht auf äußere Verwickelungen ein Mittel zur Ausgleichung des innern Zerwürfnisses zu finden“. Das Mittel wäre schlimmer als das Uebel selbst, und ich habe schon bei frühern Gelegenheiten eine solche Politik, die mir auch damals schuld gegeben wurde, als eine frivolose bezeichnet. Wir empfinden ein Bedürfnis dergestalt in keiner Weise. Wir glauben die innere Frage mit Ihnen oder mit Ihren Nachfolgern erledigen zu können, ohne daß das Ansehen Preußens nach außen hin darunter leidet. Sollte aber auch, solange wir noch den Vorzug haben, Sie, und nicht Ihre Nachfolger, uns gegenüberzutreten, die Nothwendigkeit eintreten, die Ehre und Unabhängigkeit des Landes nach außen hin zu wahren, so würden selbst Sie, meine Herren, gar nicht im Stande sein, uns diejenigen Mittel der Abwehr gegen das Ausland zu verweigern, in deren Mangel Sie eine Schwächung der auswärtigen Politik der Regierung erblicken wollen.

Auch in der erhisten Debatte über die Polenfrage und den damals zwischen Preußen und Rußland abgeschlossenen Vertrag, gegen den die Abgeordneten mit um so größerer Entrüstung ankämpften, da der Wortlaut und überhaupt der ganze Inhalt desselben ihnen verborgen blieb, fand Bismarck Veranlassung, sich über die dem Parlamentarismus unnahbare Cabinetpolitik auszusprechen, deren Wesen ja eben das Geheimniß ist:

Ich habe heute mehrfach die Behauptung anstellen hören, als sei die Erfindung, die Phantasie in gewissem Maße berechtigt, sobald die Regierung es ablehnt, über irgendeine augenblicklich schwebende auswärtige Frage Auskunft zu geben. Man wirft uns vor, wir haben euch gefragt, wir haben euch interpellirt, und ihr habt nicht antworten wollen, also sind wir berechtigt, alles, auch das Schlimmste zu glauben. Ich glaube, diese Ansicht braucht man nur zu wiederholen von einem andern unparteiischen Standpunkt und Ton, um damit auch festzustellen, daß sie keine Berechtigung hat zu existiren. Wir können, meine Herren, keine Verpflichtung haben, und wir sind

nicht in der Möglichkeit, über alle augenblicklich schwebenden Verhandlungen in ihrem ganzen europäischen Zusammenhang, durch den sie sich rechtfertigen können, durch den sie bedingt sein können, Ihnen Auskunft zu geben, und Sie können aus der Verweigerung solcher Auskunft nicht das mindeste Recht entnehmen, an irgendetwas zu glauben, was die Regierung nicht ausdrücklich und amtlich mitgetheilt hat.

Die Diplomatie spielte mit dem Parlamentarismus wie die Raze mit der Maus:

Der Herr Vorredner schien im Anfange seiner Rede anzunehmen, als wäre von mir die Existenz irgendwelcher Verabredung mit Rußland heute für zweifelhaft erklärt worden, ich glaube, ich habe mich zu oft darüber ausgesprochen, daß Verabredungen existiren; ich habe nur heute gesagt, daß die Natur dieser Verabredungen, ihr Charakter, ihre Tragweite sowol dem Hrn. Donalies und den übrigen, wie der Herr sie bezeichnete, als auch dem hohen Hause nicht bekannt sind. Der Herr Vorredner sagte, die Convention habe bekanntlich viel weitergehende Zwecke gehabt als diejenigen, die ihr jetzt zugeschrieben werden; er unterstrich dies „bekanntlich“ förmlich. Meine Herren, ich habe in der Presse die Wahrnehmung gemacht, daß wenn die Zeitungen einen Bericht über eine ihnen ganz neue, überraschende und unbekanntere Thatsache bringen, daß sie dann sagen: „bekanntlich“ ist das und das der Fall. Ich glaube, der Herr Vorredner befindet sich einigermaßen in einem analogen Fall; er sagt, das Urtheil Europas sei über diese Convention vollständig einig; — das Urtheil Europas kann aber über etwas ihm Unbekanntes nicht einig sein; es ist in sehr weit verbreiteten Kreisen einig in der Entschlossenheit, gewissen unrichtigen Angaben über den Inhalt der Convention Glauben zu schenken; es findet sich in allen öffentlichen Blättern der für diese erklärliche und natürliche Verdruss darüber, daß sie die Wahrheit nicht ergreifen können; sie werden der Wahrheit vielleicht negativ durch das, wogegen die Regierung widerspricht, nach und nach immer näher und näher kommen und werden vielleicht dann selbst überrascht sein über das, was übrigbleibt. Alles, was ich heute gesagt zu haben glaube, ist das, daß Sie eben die Natur dieser Convention nicht kannten und daß Sie nicht wußten, ob sie noch bestände, womit ich nicht behauptet zu haben glaube, daß sie nicht mehr bestehe; ich behaupte bloß, daß Sie es nicht wissen.

Der souveräne Fachpolitiker tritt ebenso entschieden dem parlamentarischen Gutachten im Herrenhaus gegenüber, so z. B. in der schleswig-holsteinischen Frage dem Professor Tellkamp:

Die Auffassungen des Herrn Vorredners über die europäische Politik erinnern mich an diejenigen eines Bewohners der Ebene, welcher zum ersten mal eine Bergreise macht. Wenn er einen Gipfel vor sich sieht, so scheint ihm nichts leichter, als ihn zu ersteigen. Er glaubt nicht einmal eines Führers zu bedürfen; denn der Berg liegt unmittelbar vor ihm und der Weg dorthin ist anscheinend ohne Hinderniß. Macht er sich nun auf den Weg, so stößt er bald auf Schluchten und Abhänge, über welche die beste Rede nicht hinweghilft. Der Herr Vorredner beruhigte uns auf politischem Gebiete über solche Hindernisse mit Worten wie: Es ist bekannt, daß Rußland augenblicklich nichts leisten kann; es ist nicht ersichtlich, wie Oesterreich hindernd aufstreten sollte; England weiß wohl, daß sein Interesse ihm Frieden empfiehlt; Frankreich endlich wird nicht gegen sein Princip der Nationalitäten handeln. Wenn wir diesen Versicherungen nun Glauben schenken und den Ueberblick des Herrn Redners über die europäische Politik höher anschlagen wollen als unser eigenes amtliches Urtheil, und wenn wir dann im Vertrauen auf solche Versicherungen Preußen in eine Isolirte und schließlich vielleicht in eine demüthigende Lage drücken, könnten wir uns dann damit entschuldigen, daß wir sagten: Ja, wir haben die Gefahr wol vorausgesehen; aber im Vertrauen auf den Herrn Redner haben wir gehandelt, indem wir dachten, er würde es besser wissen. Wenn dies unmöglich ist, kann dann von uns verlangt werden, daß wir den Ausführungen des Herrn Redners das Gewicht beilegen, welches er selbst

ihnen beigelegt zu sehen wünscht? Wir verlangen bei uns für jede amtliche Function, z. B. für die Justiz, ja für den Dienst des Unteroffiziers und jeden andern, Prüfungen, praktische Vorbildung, schwere Examina; aber die hohe Politik — die kann jeder treiben, zu der fühlt sich jeder berufen, und es ist nichts leichter, als auf diesem jeder Conjectur offenen Felde mit einiger Sicherheit im Auftreten alles Mögliche mit großer Scheinbarkeit zu behaupten; um Einen falschen Gedanken mit Erfolg zu widerlegen, muß man bekanntlich ein ganzes Buch schreiben, und den, der den Ausdruck gethan hat, überzeugt man doch nicht. Es ist ein gefährlicher Irrthum, aber heute weit verbreitet, daß in der Politik dasjenige, was kein Verstand der Verkündigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive Intuition offenbar wird.

Die glückliche Ueberlegenheit, in welcher sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch die Beherrschung des ganzen Materials und die Kenntniß der europäischen Geheimpolitik befindet, wurde von Bismarck mit großer Siegesgewißheit ausgebeutet. Noch erscheint es uns nicht genug hervorgehoben, wie in dem Gegensatz zwischen Cabinetpolitik und Parlamentarismus eine noch ungelöste Frage schlummert, welche in dem preussischen Verfassungskonflikt eine ebenso große Rolle spielte wie die Auslegung der bestrittenen Verfassung. In der schleswig-holsteinischen Angelegenheit konnte Bismarck diese Trümper mit noch größerer Entschiedenheit anspielen, denn hier hatte er in der That den großen Ueberblick des Politikers auf seiner Seite und führte mit weiser Benutzung der vorhandenen Verträge, während seine Gegner vom Stürzen und Stolpern des Ministeriums sprachen, die Sache Schritt für Schritt zu jenem großen Ziele, welches nach der Schlacht von Sabowa für alle Welt aus den Wolken hervortrat. Dem Dr. Birchom, der das schließliche Fallen des Ministeriums in Aussicht stellte, entgegnete er:

Diese Auffassung erklärt sich dadurch, daß dem Auge des „unmühtigen Politikers“ jeder einzelne Schachzug im Spiel wie das Ende der Partie erscheint, und daraus die Täuschung hervorgeht, daß das Ziel wechselt. Die Politik ist keine exacte Wissenschaft; mit der Position, die man vor sich hat, wechselt auch die Benutzungsart der Positionen. Der Herr Redner hat gesagt, er wünsche, daß ich dereinst in meinem Fache mich derselben Anerkennung erfreuen möge, wie er in dem seinigen. Ich unterschreibe diesen Wunsch mit voller Aufrichtigkeit. Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Redners in seinem Fache vollkommen an und gebe zu, daß er in dieser Beziehung einen Vorsprung vor mir hat. Wenn aber der Herr Redner sich aus seinem Gebiete entfernt und auf mein Feld unglücklich übergeht, so muß ich ihm sagen, daß über Politik sein Urtheil ziemlich leicht für mich wiegt. Ich glaube wirklich, meine Herren, ohne Ueberhebung, diese Dinge verstehe ich besser.

Die Reden in der schleswig-holsteinischen Frage haben ein großes historisches Interesse; sie beweisen, mit welcher Klarheit Bismarck von Haus aus den Gang der Politik im Auge hatte, der nachher wirklich zur Geltung kam. Während das Abgeordnetenhaus an der engherzigen Politik des Augustenburgers festhielt, stellte sich Bismarck auf den Standpunkt des Londoner Vertrags, auf den europäischen Standpunkt, indem er gleichzeitig andeutete, daß dieser Vertrag durch kriegerisches Einschreiten hinfällig werde. Durch den Kampf gegen das Vorgehen Bismarck's verlor das Abgeordnetenhaus mehr und mehr den Boden in der öffentlichen Meinung, wengleich die Vereiztheit in den Reden des Ministers über die Hindernisse, die man seiner „Politik im großen Stil“ gegen-

überstellte, unverkennbar war und ihn oft zu schärfster Betonung des Conflicts und zu trotzigem Aussprüchen über das Abgeordnetenhaus führte. Gleichwol sprach er in der großen Rede über die auswärtige Politik am 1. Juni 1865, in welcher er die Budgetfrage noch einmal scharfsinnig, aber doch nicht überzeugend erörterte, über das Verhalten des Abgeordnetenhauses der auswärtigen Politik gegenüber eine jetzt wol von der Geschichte ratificirte Ansicht aus:

Ich kann nicht leugnen, daß es mir einen peinlichen Eindruck macht, wenn ich sehe, daß angesichts einer großen nationalen Frage, die seit zwanzig Jahren die öffentliche Meinung beschäftigt hat, diejenige Versammlung, die in Europa für die Concentration der Intelligenz und des Patriotismus in Preußen gilt, zu keiner andern Haltung als zu der einer impotenten Negative sich erheben kann. Es ist dies, meine Herren, nicht die Waffe, mit der Sie dem Königthum das Scepter aus der Hand winden werden, es ist auch nicht das Mittel, durch das es Ihnen gelingen wird, unsern constitutionellen Einrichtungen diejenige Festigkeit und weitere Ausbildung zu geben, deren sie bedürfen.

Wiederholt wünscht er, daß sich das Abgeordnetenhaus über die wichtige deutsche Frage ausspreche:

Die Frage, über die ich hier einen Ausspruch des Hauses noch mehr als über die finanzielle erwartet hätte, ist die politische, die Frage der Gegenwart und der Zukunft. Diese Frage nun, diejenige, die seit 20 Jahren in dem Vordergrunde des deutschen politischen Interesses gestanden hat, diese Frage harret gegenwärtig der Lösung. Sie, meine Herren, sind durch die Vorlage der Regierung in die Lage gesetzt, sich zu äußern; Sie haben die Gelegenheit, zu sprechen — ich möchte sagen, Sie sind en demours gesetzt, zu reden. Das Land hat ein Recht, zu erfahren, was die Meinung seiner Landesvertretung über die Sache sei. Sie haben Gelegenheit, zu sprechen; diplomatische Bedenken stehen Ihnen nicht im Wege und Sie haben sich auch sonst bei andern Gelegenheiten nicht viel daran gekümmert. Wenn Sie nun dennoch bei dieser dringenden Aufforderung, zu reden, darüber schweigen, so steht es mir nicht zu, Ihre Motive darüber meiner Kritik zu unterziehen.

In der Rede, welche Bismarck über die Vereinigung Lauenburgs mit der Krone Preußen hielt (3. Februar 1866), eine Rede, welche die Vorzüge einer scharfsinnig gearbeiteten Staatschrift besitzt, kommt er auf dasselbe Thema zurück und spricht von dem „Schweigen“ des Abgeordnetenhauses, das er kaum für „beredt“ erklären kann; man sieht in allem den Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung darüber, daß das Abgeordnetenhaus eine Politik nicht unterstützt, von welcher er annehmen mußte, daß es in seiner Mehrheit mit den letzten Zielen derselben einverstanden sei. Immer wieder kommt er darauf zurück, daß ihm der Kampf der Regierung gegen parlamentarische Aussprüche nicht letzter Zweck sei:

Wir sind die auswärtigen Dinge an sich Zweck und stehen mir höher als die übrigen. Und Sie, meine Herren, sollten auch so denken, denn Sie könnten ja, was Sie im Innern etwa an Terrain verlieren möchten, unter einem etwaigen liberalen Ministerium, was vielleicht auch nicht ausbleiben wird, sehr rasch wiedergewinnen. Es ist dies keine Einbuße auf ewig. In der auswärtigen Politik aber gibt es Momente, die nicht wiederkommen.

Von den Reden des Jahres 1866 stehen im Vordergrund diejenige über die „Indemnität“, welche den Verfassungskonflikt versöhnlich, aber nur provisorisch abschließt, im Interesse der Einigkeit des gesammten Landes, die „über die Vereinigung der Herzogthümer Holstein und

Schleswig mit der preussischen Monarchie", über das Wahlgesetz für den Reichstag des Norddeutschen Bundes, über die Bundesverfassung u. a.

Es folgt nun die Serie der „Reden, gehalten im constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes“, welche theils den Zweck haben, die Bundesverfassung und die Frage der deutschen Einheit zu erörtern, wie die große Rede vom 4. März 1867, theils die Annexion zu rechtfertigen gegen ihre Ankläger, theils die Verhältnisse in Nordschleswig, in Posen, die Beziehungen zu Luxemburg und andere problematische Fragen in klares Licht zu rücken. Alle diese Reden unterscheiden sich von den frühern dadurch, daß ihre politischen Farben nicht auf dem dunkeln Hintergrunde des Conflicts aufgetragen sind. Gleichwol steht sich Bismarck, vielen Rednern gegenüber, noch oft in der Lage, auf Vergangenes zurückzukommen. So sprach er am 13. März 1867 über seine eigene politische Vergangenheit, namentlich sein früheres Verhalten in Erfurt:

Ich spreche ungern von meiner Person, ich habe nicht die Gewohnheit das zu thun, aber das Gefühl, daß ich eines hohen Grades von Vertrauen in der Stellung, in der ich bin, auch zu meiner Person bedarf, veranlaßt mich, eine kurze Aeußerung zu thun über die Stellung, die ich in Erfurt hatte, und über die, die ich jetzt habe: Ich kam nach Erfurt mit denjenigen politischen Anschauungen, die ich, ich möchte sagen, aus dem Vaterhause mitbrachte, geschärft in jener Zeit durch den Kampf gegen die Angriffe der Bewegung von 1848 auf Zustände, die mir werth waren. Im Jahre darauf, 1851, bin ich in die praktischen Geschäfte eingetreten und habe seitdem beschäftigt war, sammeln zu können. Ich habe mich dabei überzeugt, daß aus dem Zuschauertraum die politische Welt — nicht bloß auf den Brettern, die die Welt bedeuten — anders aussieht, als wenn man hinter die Coulissen tritt, und daß der Unterschied nicht bloß an der Beleuchtung liegt. Ich habe an mir selbst wahrgenommen, daß man die Politik anders beurtheilt, solange man als Dilettant ohne das Gefühl schwerer persönlicher Verantwortlichkeit, etwa in den Ruhestunden, die die anderweitige Berufsart zuläßt, an ihr mitwirkt, als wo man im Gegentheil einer vollen Verantwortung für die Folgen jedes Schrittes, den man that, sich bewußt ist. Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größten, mit denen meine erfurter Politik gerechnet hatte, nicht existirten, daß das Zusammengehen mit Oesterreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die Heilige Allianz, die durch die Traditionen der frühern Generationen mir überkommen waren, vorschwebte, daß dieses nicht möglich war, weil das Oesterreich, mit dem wir rechneten — es war die Periode des Fürsten Schwarzenberg — überhaupt eben nicht existirte. Ich beschränkte mich auf diesen kurzen Rückblick, indem ich hinzusetze, daß ich mich glücklich schätze, überhaupt nicht zu den Leuten zu gehören, die mit den Jahren und mit den Erfahrungen nichts lernen.

Ebenso trat er mit aller Entschiedenheit dem Abgeordneten Dunder entgegen, welcher die Motive des Kriegs von 1866 und das kühne Wagniß des Ministeriums angriff:

Der Herr Vorredner hat soeben geäußert, das Ministerium, an dessen Spitze ich zu stehen die Ehre habe, hätte im vorigen Jahre ein verwegenes und sehr gewagtes Spiel gespielt, welches schließlich die Tapferkeit des Volks gewonnen hätte, und hat dadurch in Fortsetzung der Verdächtigung, die das von ihm hier citirte Blatt vor wie nach dem Kriege keinen Augenblick angefaßten hat auf das Ministerium zu häufen, uns beschuldigt, wir hätten damals willkürlich die Ehre, die Freiheit und

die Unabhängigkeit Preußens in ein Wagniß hineingeworfen, welches er als ein Spiel bezeichnet, welches wir also hätten vermeiden können. Ich weise diese Verdächtigung, die mir nicht zum ersten male entgegentritt, die mir aber hier die Gelegenheit bietet, ihr öffentlich entgegenzutreten, auf das bestimmteste als eine unwahre Parteidarstellung zurück. Wir waren in der Lage, gegen ungerechte, lang vorbereitete Angriffe, gegen eine rechtswidrige Majorisirung Preußens am Bunde, gegen eine Gefahr, welche nur mit Bajonetten von uns abgewehrt werden konnte, in ehrlicher Selbstverteidigung, in der Nothwehr zum Degen greifen zu müssen, und das Wort „Spiel“, „verwegenes, gewagtes Spiel“ darauf anzuwenden ist . . . ich will den Ausdruck, der mir kam, nicht gebrauchen, er paßt hier nicht.

Die Zweite Sammlung der „Reden des Grafen von Bismarck“ enthält die Reden während der Session des Norddeutschen Reichstags von 1867, 1868 und 1869, während der Sitzungen des Zollparlamentes 1868 und 1869 und der preussischen Landtagsitzung von 1867—69; die Dritte Sammlung die Reden während der preussischen Landtagsession 1869—70 und der Sessionen des Reichstags von 1870.

In der Mehrzahl dieser Reden war zur Entfaltung eines rednerischen Talents und zur Bewahrung eines glänzenden Esprit keine Gelegenheit geboten; sie waren nur Ausflüsse einer umfassenden staatsmännischen Thätigkeit und beweisen nach allen Seiten hin, welchen großen Antheil der Bundeskanzler persönlich an dem Ausbau des neuen Bundes und an der Feststellung seiner wichtigsten Organisationen genommen hat. Sie enthalten daher ein beträchtliches geschichtliches und staatsrechtliches Material, das für den Historiker noch mehr ins Gewicht fällt als für den Biographen Bismarck's. Auf das Verhältniß des Norddeutschen Bundes zu den Südstaaten, auf die damals noch ungebauete „Mainbrücke“ mußte der Bundeskanzler im Reichstag häufig zurückkommen, während er in den preussischen Landtagsitzungen sich sehr viel mit den depesirten Fürsten, mit ihrer Abfindung, mit der Politik des Königs Georg im Jahre 1866, mit der Beschlagnahme von dessen Vermögen, mit der hiesiger Agitation u. s. f. zu beschäftigen hatte. In allen diesen Reden zeigte sich Bismarck als Haupturheber der Annexionen, als eifrigsten Vertreter ihrer Consequenzen; der Bruch mit der Legitimität konnte nicht vollständiger sein. Oft gab die patriotische Wärme seinem Stil Schwung und Schärfe, so z. B. in der Rede am 30. Januar 1869, welche er über die Beschlagnahme des Vermögens des Kurfürsten von Hessen hielt. Hier sagte er unter anderem:

Leider kann sich das Ausland sagen, daß, wenn eine Armeer siegreich bei uns vordränge, sie nicht überall auf denselben feindlichen Widerstand stoßen würde, wie er vielleicht bei jeder andern geschlossenen europäischen Nation zu erwarten wäre. Die Coriolane sind in Deutschland nicht selten, es fehlt ihnen nur an Volkern, und wenn sie Völker fänden, würden sie sich bald demastiren; nur den letzten verächtlichen Abdruck Coriolan's würden alle Frauen Kassels und Deutschlands dann nicht im Stande sein herbeizuführen. Es ist sehr zu beklagen, daß dem bei uns so ist. Bergegenwärtigen Sie sich den Eindruck, den es in Spanien wie in Rußland, in England wie in Frankreich, in Ungarn wie in Dänemark machen würde, wenn dort irgendjemand erklärte, er wolle seine particularistischen Geßelle, seine Familieninteressen, seine Parteinteressen um ausländischer Hilfe durchführen, er setze seine ganze Hoffnung darauf und arbeite dahin, daß die Fluren seines Vaterlandes zertreten würden von siegreichen ausländischen Kriegerheeren,

daß seine eigene Heimat in dieselbe Unterjochung verfaße, wie wir sie am Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland erlebt haben; was kümmern ihn die rauchenden Erklärer seines Vaterlandes, wenn er nur auf ihnen steht! Nehmen Sie an, daß in allen Ländern bis in das kleine Dänemark hinein eine Partei, eine Clique die Frechheit hätte, sich zu solchen Bestrebungen offen zu bekennen, solche Leute würden dort überall erstickt unter der jermalmenden Verachtung ihrer Landsleute! Bei uns allein ist das nicht so; bei uns erliegen sie nicht der Verachtung; sie tragen die Stirn hoch, sie finden öffentlich Verteidiger bis in diese Räume hinein. Ueberall, wo Häufnis ist, stellt sich ein Leben ein, welches man nicht mit reinen Glacehandschuhen anfassen kann. Dieser Thatsache gegenüber sprechen Sie doch nicht von Spionirwesen! Ich bin nicht zum Spion geboren meiner ganzen Natur nach; aber ich glaube, wir verdienen Ihren Dank, wenn wir uns dazu hergeben, bössartige Reptilien zu verfolgen bis in ihre Höhlen hinein, um zu beobachten, was sie treiben.

Die Reminiscenzen an die Conflictperiode sind im ganzen selten in diesen Reden; doch ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß der Minister, der früher einer ganzen Kammer und ihrer Entrüstung Trost bot, nicht ohne das Behagen unerschütterlicher Siegesgewißheit, jetzt von Jahr zu Jahr empfindlicher wurde gegen jede Äußerung des Misstrauens, auch gegen leisere Schattungen desselben, die er nur wahrzunehmen glaubte; wir verweisen auf die Rede vom 22. April 1868 „über die Verantwortlichkeit der Beamten der Bundesschuldenverwaltung“, wo er sich „gegen einen Einbruch in die verfassungsmäßige Rechts- und Machtsphäre der Regierungen“ mit dem frühern Sarkasmus wehrt:

Ich könnte mich eher mit dem Princip der Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers oder seiner etwaigen Ministercollegen vor Gericht vertraut machen, als mit dem Princip, daß die Disciplin der Beamten und ihr Zusammenhang mit der Regierung dadurch gefordert werde, daß die unter dem Ministerium stehenden Beamten direct und unabhängig verantwortlich sind. Damit kann eine geordnete Verwaltung nicht bestehen. Es wäre das ganz derselbe Fall, wie mit unsern Hypothekenrichtern, wo das Gefühl der persönlichen Regreßpflichtigkeit die Leute ängstlich macht und dadurch die Geschäftsthätigkeit lähmt. Ich würde es dann eher acceptiren können, daß der Bundeskanzler unter den Kreisrichter oder Stadtrichter gestellt wird, aber ich würde es dann doch für zweckmäßig halten, den Stadtrichter lieber gleich zum Minister zu machen, er weiß es ja allein genau, wie die Verfassung ausgelegt werden muß, und wenn der Bundeskanzler das vor dem Urtheil wissen will, so muß er diesen Kreisrichter gewissermaßen als constitutionellen Hausarzt cultiviren, den er jederzeit zu befragen hat; wie würde dieser oder jener Fall zu beurtheilen sein? Dann habe ich den Kreisrichter doch lieber gleich zum verantwortlichen Collegen, wo man ihm dann die Beurtheilung aller Handlungen im voraus vorlegt. Nur würde man ihm alsdann wieder die Rechtsprechung nicht übergeben wollen.

Sehr scharf ist auch die Äußerung, daß die Herren der Opposition die ungewöhnlich glücklichen Ereignisse und die bewundernswürdigen Leistungen tapferer Heere schon nach neun Monaten vergessen zu haben oder als altrömische Geschichte zu behandeln schienen, auf die es nicht mehr ankomme.

Nicht weniger sarkastisch sprach sich Bismarck am 16. März 1869 über die Nichtverfolgbarkeit der Mitglieder eines Landtags oder einer Kammer aus:

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß im deutschen Volke, welches sonst keine Vorliebe für eine schroffe Misachtung der Form der Höflichkeit gerade hat, doch von jeher jede Gelegenheit, bei der jemand sie einem hochgestellten Beamten gegen-

über mit rechter Geffentlichkeit und Verachtung aller Formen anßer Acht setzt, einen gewissen Anfrich von Popularität erwirbt. Ich kann mir das nicht anders erklären, als daß, da im deutschen Volke der Muth anerkannt eine populäre Eigenschaft ist, man noch immer die Zustände, die uns Intriguenstücke und Romane voriger Jahrhunderte schildern, wo es in Burgverließe führte, wenn man sich über Minister und deren Verwandte misliebig äußerte, nicht für ganz ausgerottet halten kann und sagen, daß für tapfere Herzen noch immer eine gewisse Versuchung entsteht, ihren Muth dadurch zu documentiren, daß sie einem Minister Dinge sagen, die sie einem andern nicht sagen würden, weil sie dazu zu höflich sind. Diese Manier mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu sehen, würde ich für einen Vortheil halten, der erreicht ist, sobald gefehlich feststeht, daß man einen Minister beleidigen kann wie man will: man bleibt straflos. Ob es nützlich ist, den auf der Wertsche der Verteidigung der Landesinteressen stehenden Persönlichkeiten ihrerseits das gleiche Privilegium zu geben, daß auch die Äußerungen der Minister straflos sein sollen, die sie etwa in der Erregung den Angriffen gegenüber thun — ich weiß nicht, ob die Herren Antragsteller dieser Frage näher getreten sind; aus dem Tenor des Antrags habe ich dies nicht erkennen können.

Am schärfsten aber kam der Mismuth des Ministers zum Ausdruck, als Lasler am 24. Februar 1870 den bekannten Antrag über die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund gestellt hatte. Die Rede des Bundeskanzlers athmet eine lange Zeit ungewohnte Heftigkeit; aber mit dieser Heftigkeit wächst die rhetorische Kraft, wie z. B. die folgende Glanzstelle der Rede beweist, so sehr ihre Hauptbeweisführung durch die neuesten Ereignisse überholt worden ist:

Ich hatte zuerst, als ich den Antrag las, das Gefühl, daß den Herren Antragstellern so etwa zu Muth war, wie Chalpeare den Feißsporn Percy schildert, der, nachdem er ein halb Duzend Schotten umgebracht hat, aber das langweilige Leben klagt: es passiert eben nichts, es muß etwas Leben hineingebracht werden. Gründung staatlicher Gemeinschaften, großartige Reformen, durchgreifende Gesetzgebungen, das alles erschöpft den Thatenrang nicht: es muß etwas geschehen. Das war der Eindruck, den ich von den Antragstellern hatte, ich weiß nicht, mit wie viel Berechtigung; aber wenn einige daran ist, liegt das nicht in einer gewaltigen Unterschätzung des wirklich Erreichten? Denken Sie zurück, meine Herren, in die Jahre vor 1848, in die Jahre vor 1864: mit wie wenigem wäre man damals zufriedener gewesen! Als welche glänzende Errungenschaft wäre beispielsweise diejenige Einigung für ganz Deutschland, in welcher wir heute mit Süddeutschland stehen, der gesammten Nation erschienen, nämlich das Zollparlament, welches das liberum veto aus der Zollverfassung beseitigte, welches dem Ganzen eine organische verfassungsmäßige Gestalt verlieh, und ein geficherter Oberbefehl der gesammten Heeresmacht! Der geficherte Oberbefehl war eine große Schwierigkeit für einen Krieg des alten Bundes: er war schwerlich zu erreichen, und die Verhandlungen darüber hätten, wenn nicht außerhalb des Bundes Vorkehrungen getroffen wäre, länger dauern können als der Krieg. Haben wir nicht in Bezug auf Süddeutschland ein kostbares Stück nationaler Einheit erreicht? Ich kann dreist behaupten: läßt nicht das Präsidium des Norddeutschen Bundes in Süddeutschland ein Stück kaiserlicher Gewalt, wie es im Besitze der deutschen Kaiser seit fünfhundert Jahren nicht gewesen ist? Wo ist denn — seit der Zeit der ersten Hohenzollern — ein unbeschränkter Oberbefehl im Kriege, eine unbeschränkte Sicherheit der Gemeinschaft, denselben Feind und denselben Freund im Kriege zu haben, in deutschen Landen vorhanden gewesen? Wo ist denn eine wirtschaftliche Einheit vorhanden gewesen, an deren Spitze der deutsche Kaiser gestanden hätte? Der Name macht es nicht! Aber wenn das Präsidium, wenn der König, mein allergnädigster Herr, im Nordbunde eine Macht läßt, die zu erweitern im nationalen Interesse, im Interesse des Gewichts und des Schutzes von Deutschland, kein Bedürfnis

vorhanden ist, so kann ich behaupten: das Haupt des Nordbundes hat in Süddeutschland eine Stellung, wie sie seit dem Kaiser Rothbart ein deutscher Kaiser nicht gehabt hat, und dieser doch auch nur, wenn sein Schwert gerade siegreich war, vertragsmäßig und allgemein anerkannt nicht. Also unterschätzen wir dies nicht, und drängen Sie nicht so auf neue Stappen: genießen Sie doch einen Augenblick froh, was Ihnen beschieden, und begehren Sie nicht, was Sie nicht haben!

Wir bemerken hier wieder, daß Bismarck sehr gern seinen Shakespeare citirt, und wie früher den Coriolan, hier den Percy Heißsporn ins Feuer führt.

Die Reden des Grafen Bismarck sind eine der wichtigsten Urkundensammlungen der Neuzeit — mögen sie nach allen Richtungen hin vervollständigt werden.

Rudolf Gottschall.

Deutsche Nationalbibliotheken.

1. Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von R. Goedeke und J. Littmann. Viertes und fünfter Band: Dichtungen von Hans Sachs. Erster Theil: Geistliche und weltliche Lieder. Herausgegeben von R. Goedeke. Zweiter Theil: Spruchgedichte. Herausgegeben von J. Littmann. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Wer sollte nicht den Worten Goedeke's an der Spitze seiner Einleitung zustimmen: „Dem Andenken eines unserer alten Dichter, der in seinem Jahrhundert alle heimischen Kunstgenossen durch die Fülle seiner Gaben übertraf und mehr als sie alle den Beifall seiner Landsleute gewann, hat Deutschland noch eine schwere Schuld abzutragen!“ Ein lobenswerther Anfang ist in diesen beiden Bänden gemacht, und auch von anderer Seite her, aus dem Kreise der eigentlichen gelehrten oder philologischen Beschäftigung mit unserer Literatur bezeugt die in der „Bibliothek des literarischen Vereins“ von A. von Keller begonnene Ausgabe, die in diesem Augenblick bis zu fünf Bänden gediehen ist, daß man sich der schweren Schuld gegen das Andenken einer der ersten Größen unserer ältern Literatur bewußt zu werden beginnt. Dabei sei nicht vergessen, daß der Ausgabe der vier prosaischen Dialoge von Hans Sachs, die Reinhold Köhler besorgte, das erste Verdienst einer wahrhaft wissenschaftlichen und zugleich erschöpfenden Behandlung eines freilich im ganzen kleinen Theils der Arbeiten des so unendlich fruchtbaren Schriftstellers gebührt. Was Keller's weitgreifende Arbeit dem engen Kreise der Sprach- und Literaturforscher bereinst gewähren wird, das bieten die zwei handlichen Bände, die uns hier zunächst beschäftigen, dem größeren gebildeten Publikum, aber so, daß, wie bei ihren Vorgängern, ihre gründliche Unterlage und Durcharbeitung auch den Anforderungen der Wissenschaft gerecht wird.

Die „Geistlichen und weltlichen Lieder“, die Goedeke hier gibt, dürften zum allergrößten Theil selbst den gelehrten Kennern der Literatur des 16. Jahrhunderts noch unbekannt sein; nur einiges, insbesondere was sich dem Kirchenliede anschließt oder wirkliches Kirchenlied ist — eine äußerst geringe Zahl — ist neuerlich zumeist durch Philipp Wadernagel's „Deutsches Kirchenlied“ bekannt worden. Goedeke hat fast nur aus handschriftlichen Quellen geschöpft, deren Verzeichniß man am Schlusse der Vorrede findet. Da ein großer Theil davon entweder von der Hand des Dichters selbst stammt oder auf den sichersten Vorlagen beruht, so ist die Gestaltung des Textes hier mit einer urkundlichen Treue möglich gewesen, die meist nichts zu wünschen übrigläßt. Daß die selbst oft so schwankende Orthographie der Quellen einigermaßen ver-

einfacht und geregelt werden mußte, verstand sich nach dem Zwecke dieser Auswahl von selbst.

Wir würden nun jedem, der sich hier erst eine lebendige Anschauung von der Poesie des nürnbergischen Meisters erwerben will, dringend rathe, beide Bände, die Lieder und die Sprüche, zusammen in die Hand zu nehmen, oder noch besser, die letztern zuerst zu lesen. Wer Hans Sachs bereits kennt und würdigt, mag immerhin einen andern Weg einschlagen, da er weiß, was er in den Liedern, auch wenn er sie hier zum ersten male vor sich hat, zu finden erwarten darf. Wenn irgendwo, so läßt sich an diesem Dichter die unendliche Bedeutung der Form für den Werth seiner Productionen handgreiflich beweisen. Stände es nicht durch unzweifelhafte Zeugnisse aller Art ebenso fest, daß Hans Sachs der Verfasser dieser „Meisterlieder“ des ersten Bandes und der „Spruchgedichte“ des zweiten ist, wie es z. B. feststeht, daß „Die Mutschulbigen“ und „Faust“ beide Goethe zugehören, aus den Gedichten selbst würde es niemand herausfinden. Mag man auch im Gegensatz zu der ältern Richtung der kunstmäßigen Lyrik in der bürgerlich-volksheimlichen Periode unserer spätmittelalterlichen Literatur, im Gegensatz zu dem auf bloße Didaktik oder Dogmatik beschränkten ältern Meistergesang bei Hans Sachs und überhaupt in der nürnbergischen Schule einen gewissen Fortschritt und etwas von dem freieren Horizonte der Reformationszeit finden, so reicht dies doch nicht aus, um ihn selbst, soweit er Meistersänger ist, oder seine nächsten Geistesverwandten auf irgendeine Höhe poetischer Leistungsfähigkeit zu erheben, ja nur überhaupt sie zu Poeten zu machen. Hans Sachs bekundet sich nur insofern als solchen, daß die Stoffe, die er behandelt, zum allergrößten Theil wenn auch nicht wirklichen poetischen Gehalt, so doch einen wirklichen Kern und Gehalt besitzen, was den wenigsten seiner Kunstgenossen nachgerühmt werden kann. Selbstverständlich ist es ganz gleichgültig, woher er sich dessen bemächtigte, es kommt für seine Würdigung als Dichter nur darauf an, was er daraus machte. In den Schranken der oft sehr verkünstelten, oft aber auch ziemlich einfachen lyrischen Maße und Weisen des Meistergesangs hat er es niemals weiter als bis zu einer mehr oder minder bloß skizzen- oder skeletartigen Darstellung zu bringen vermocht, obwol er, wie sich denken läßt, gleichsam durch sein meistersängerisches Jungtugewissen fortwährend zu eigentlicher lyrischer Entfaltung gedrungen wurde. Aber dafür fehlte ihm jede Anlage: sobald er sich verhindert sieht, eine Stimmung oder einen Gedanken sofort rein und fest ausstönen zu lassen, wie es die Form

des Spruchs mit seinen unmittelbar ineinanderfassenden kurzen Versen und schneidigen Reimen erlaubt, sobald er durch die Vers- und Reimverschlingung der Strophe genötigt wird, sie mit einer andern Reihe zu verschränken und zu verweben und gleichsam in petto zu behalten, hört er sofort auf Dichter zu sein. Seine Kunstgenossen, denen es nicht anders erging, halfen sich sehr bequem damit, daß sie in solchem Falle zu der altherkömmlichen Phrase oder Rhetorik ihres Metiers griffen, oder auch wol neue verkröpfte Misgestalten dieser Art im Schweiße ihres Angesichts drehelten. Hans Sachs aber, eine so durch und durch originale, wahre und, was die Hauptsache ist, überschwenglich productive Natur, brachte es so wenig jemals zu einer Phrase, wie es ein Löwe jemals dazu bringen wird, eine Arie zu singen. Mußte er oder, was dasselbe ist, wollte er in den Formen des Meistergesangs sich vernehmen lassen, so konnte er eben nichts weiteres als das Schema oder die Disposition, meist eine trefflich angelegte, eines Gedichts, aber nicht ein Gedicht selbst geben.

Diese Wahrnehmung können die Leser selbst zur Genüge machen, wenn sie die Doppelbearbeitungen desselben Stoffs in beiden Bänden miteinander vergleichen. Es hätten vielleicht noch mehrere Beispiele gegeben werden können, aber auch die vorhandenen reichen aus. Man halte z. B. I, 93: „Eulenspiegel mit dem Heiltum“ und II, 43; I, 129: „Der Teufel mit den Landknechten“ und II, 23; I, 141: „St.-Peter mit den Landknechten“ und II, 22 zusammen, wobei wir gerade solche Erzeugnisse berücksichtigen konnten, die in ihrer Fassung als Spruch, d. h. in den dem Dichter und der Zeit einzig naturgemäßen Reimpaaren von vier Hebungen, acht und (im sogenannten weiblichen Reim) neun Silben, oder auch hier und da und stets mit dem feinsten Gefühl und mächtigster Wirkung nur von drei Hebungen und je sechs oder sieben Silben, wofür II, 13 das bewunderungswürdigste Beispiel gibt, zu den bekanntesten, in unzähligen Chrestomathien u. s. w. abgedruckten gehören, wie sie denn auch im Bereiche des Schwanks geradezu unübertrefflich genannt werden könnten, wenn nicht dieser Dichter durch eine Anzahl mindestens ebenso gelungener Productionen jede solche Rangestufung unmöglich machte. Oder um auf etwas anderes allgemein Zugängliches zu verweisen, man halte seine meisterfängerische Bearbeitung der „Ungleichen Kinder Eva's“, I, 100, von 1546 zusammen mit der bekanntesten Umformung desselben Stoffs in seiner Komödie von 1550, die gleichfalls unübertrefflich genannt werden muß, um zu erkennen, daß nicht etwa der Unterschied der Jahre, der größern oder geringern Reife des Dichters den Unterschied im poetischen Werthe veranlaßte, sondern nur die häufig als so sehr gleichgültig beurtheilte poetische Form.

Um so mehr sich die meisterfängerische Form der vollständigen des Spruchgedichts nähert, um so weniger wird das eben Gesagte für sie gelten: auch dafür gewährt unsere Sammlung mehrere lehrreiche Beispiele, wovon wir nur auf I, 137 verglichen mit II, 33: „Der gute Montag“, hinweisen. Aber eben dadurch bestätigt sich die Richtigkeit unsers Satzes erst vollständig, denn hier ist

1871. 22.

der Bau der todten Form fast zerstört, und darum tritt uns hier ein Gedicht und nicht bloß das Schema eines solchen entgegen.

Die Auswahl der „Spruchgedichte“ berücksichtigt mit eingehendem Verständniß alle die Hauptrichtungen, in denen sich der Dichter bewegte. Vielen, die Hans Sachs bloß als Meister des Schwanks kennen, die höchstens von seiner „Wittenbergisch Nachtigall“ eine dunkle Reminiscenz haben, wird es überraschend sein, ihn auch auf andern Gebieten tüchtig, und nicht bloß tüchtig, geradezu einzig und an dichterischer Wucht und Verarbeitung das Allerhöchste erreichend kennen zu lernen. Mögen sie mit rein gestimmtem Sinne jenes großartige „Gesprech der götter, die zwitragt des römischen reichs betreffent“ (Nr. 13) oder das „Epitaphium oder Klaged ob der leich doctor Martini Lutheri“ (Nr. 14) oder den „Wunderlichen traum von meiner abgesehied. lieben gemahel“ (Nr. 35), um drei Edelsteine von unschätzbarem Werthe zu bezeichnen, in sich aufnehmen können! Möglich, daß sich mancher an die mythologisch-allegorischen Figuren des ersten Gedichts, oder an die Renaissancegestalt der Theologie im zweiten, oder an die Glaubenssubstanz des dritten stößt, der das alles, wenn es bei Shakespeare oder Cervantes begegnet, als selbstverständlich hinnimmt. Die Fülle der Empfindung, die Höhe der Gesinnung, der Reichthum der Gedanken machen noch immer nicht, weder allein noch zusammen, ein gutes Gedicht, aber wo sie sich wie hier in einer vollkommen abgeklärten und zugleich vollkommen zureichenden Form ausströmen, da steht es leibhaftig vor uns.

Vielleicht haben die ungeheuern Ereignisse der letzten Jahre dazu beigetragen, die Empfänglichkeit für diese durch und durch männliche und deutsche Poesie zu erhöhen, die zu würdigen bisher nur das Vorrecht einiger wenigen besonders gesund geartetten Seelen gewesen ist. Denn wir wollen nicht vergessen, daß Goethe einst der erste war, der sich von diesem Dichter des 16. Jahrhunderts wahlverwandt ergriffen fühlte, nachdem er bis dahin dem Zeitalter des französischen Pöpels als der Ausdruck altmodischer Läppigkeit gegolten hatte.

2. Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von R. Soedele und J. Eittmann. Viertes Band: Dramatische Dichtungen von Andreas Gryphius. Herausgegeben von J. Eittmann. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr.

Es ist erfreulich, daß auch diese Sammlung ebenso rüstig wie ihre Schwestern fortschreitet, obgleich sie vielleicht unter allen am wenigsten auf einem dankbaren oder das Auge des gebildeten Lesers angenehm berührenden Boden sich zu bewegen hat. An Opitz und Logau schließt sich nun der dritte eigentliche Schlesiener, zu denen man doch Fleming, den der zweite Band brachte, keineswegs rechnen kann. Ueber Opitz bedarf es keiner weitem Discussion: er kann in einer Sammlung, die sich die Wiederbelebung der vorzüglichsten Denkmäler aus der ersten Epoche unserer modernen Literatur „von und für Gebildete“ zur Aufgabe gemacht hat, nicht fehlen. Logau's Wahl, als des Gedankenreichsten und Männlichsten unter den ältern Schlesiern, die bei allen ihren sonstigen Verdiensten sicherlich gerade von diesen beiden Eigenschaften keinen Ueber-

fluß zeigen, empfiehlt sich gleichfalls durch sich selbst. Ohne daß eine nachweisbare besondere Beziehung zwischen Logau und Gryphius stattfände, reißt sich der letztere doch aufs beste dem erstern an, weil er auch von jenen schönen, aber damals so seltenen Cardinaltugenden unter allen seinen übrigen Landsleuten noch die größte Dosis besitzt. Wir wissen nicht, ob es in dem Plane der verdienten Herausgeber liegt, noch andere spezifische Erzeugnisse der schlesischen Schule oder Schulen zu berücksichtigen. Sind sie gesonnen es zu thun, so würde sich aus dem Schwall des Vorhandenen vielleicht noch ein Bündchen lyrischer Poesie zusammenstellen lassen, das mit Interesse gelesen werden könnte. Zwar ist schon bei Opiz auch diese Seite — die beste an ihm, vom eigentlich poetischen Standpunkt aus beurtheilt — unflüchtig und genügend berücksichtigt worden, doch gibt seine Lyrik wol die Haupttöne aller spätern seiner Landsleute an, aber sie erschöpft dieselben nicht. Hoffmannswaldau für das weltliche Lied und Gelegenheitsgedicht, daneben noch eine verständige Auswahl aus dem hier so überaus reich und doch meist so überaus leicht sich ergießenden Vorn des Kirchenliedes bis auf Benjamin Schmolke dürften eigentlich nicht fehlen, wo es sich darum handelt, dem heutigen Verständnis eine geschichtlich so wirkliche Erscheinung in der Entwicklung der deutschen Literatur nahe zu bringen.

Andreas Gryphius gilt bekanntlich als der eigentliche dramatische Heros dieser Schule: ein Ruhm, den er bei Lebzeiten mit manchen andern jetzt völlig verschollenen Größen theilen mußte, den ihm aber schon zwanzig Jahre nach seinem Tode niemand mehr streitig machte. Daß er nach der Art fast aller seiner damaligen Brüder in Apollo auch in allen möglichen andern Regionen des Parnasses sich zu bewegen verstand, daß er namentlich, kraft seines doppelten Berufs als Dichter des 17. Jahrhunderts und als geborener Schlesier, das eigentliche Gelegenheitsgedicht mit uner schöpflicher Rüstigkeit cultivirte, ist den Spätern entschwunden. Auch haben sie daran wenig verloren, denn alles das, worin er in seiner Art wirklich epochemachend und wenn man will auch für alle Zeiten bedeutend sich darzustellen wußte, ist eben das Drama.

Drama im weitesten Sinne ist also die eigentliche Sphäre dieses Dichters. Wie es der Zeitgeist der damaligen Poesie und seiner Heimat mit sich brachte, ist auch er in eine Massenproduction hineingekommen, die bei seinen äußern bewegten Lebensläufen, bei den Zuständen seiner Umgebung während und unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege und den gewaltigen Anforderungen, welche die mannichfaltigsten Berufs- und Geselligkeitspflichten — man bedenke im weitestthätigsten Stile das 17. Jahrhundert — an ihn stellten, geradezu alle Begriffsfähigkeit eines Menschen von heute übersteigt. Aus dieser Fülle eine handliche Auswahl zu geben, war nicht leicht. Doch mag das hier Gebotene, so beschränkt sein Umfang ist, genügen, um den Dichter in seinen charakteristischen Zügen kennen zu lernen. Zunächst als Tragiker, als welcher er nach seiner eigenen Empfindung und nach dem Urtheil des damaligen Publikums vorzugsweise etwas zu leisten prätendirte. Hierfür bietet der vollständige Abdruck

seiner „Ermordeten Majestät oder Carolus Stuarvus, König von Großbritannien“, die einzige aber genügende Probe. Das Stück, in mehreren Redactionen vorhanden, von denen hier die älteste und kürzeste gewählt ist, gehört insofern dem beliebten Kreise der Gelegenheitsdichtung an, als er unmittelbar nach dem Ereignisse selbst, gleichsam als ein politisches Gesinnungsmanifest entstand und auch als solches von der öffentlichen Meinung aufgefaßt wurde, da bekanntlich das ganze damalige Europa, mit Ausnahme des engsten puritanischen Kreises, in einstimmigem Abscheu und Entsetzen den Königsmord verurtheilte. Was das poetische Verdienst des Werks betrifft, so muß zuerst berücksichtigt werden, daß es möglichst treu sich an die dem Verfasser bekannten geschichtlichen Thatsachen anschließt, dann daß es eine Apothese des Helden als Märtyrer für Thron und Altar sein sollte. Endlich sind auch noch die Muster zu erwägen, unter deren Bann es steht. Von den Bonbel, der große holländische Tragiker, sieht in seiner wunderlichen, halb antik, d. h. nach Seneca, halb modern, d. h. nach dem Modell eines amsterdamer Bürgermeisters oder Rathsherren Kopf, zurechtgestutzten Perrücke überall durch, und begreiflich nicht zur Erquickung, höchstens zur Ergötzlichkeit unserer Augen. Denn etwas Tragikomisches oder Groteskes und dem wahren Wesen tragischer Poesie Fremderes als diesen zwischen verzerrter Spätrenaissance und verfrühtem Rococo schwebenden Holländer läßt sich nicht wol denken. Dadurch ist auch der unendlich begabtere, viel anders zum Dichter geweihte Gryphius nirgends zu der Entfaltung seines Talents gelangt, die er ohne ein solches abgeschmacktes Vorbild gewiß erlangt hätte.

Das zweite Stück, ein Doppelstück: „Verliebte Gespenste. Die geliebte Dornrose“, ist durch H. Palm's treffliche Neuausgabe und Monographie so allgemein bekannt worden, daß es nur der Erwähnung bedarf, es sei auch hier zu finden. Denn trotz des Vorgängers könnte es auch hier, als eigentlicher Mittelpunkt für die Charakteristik des Dichters, nicht übergangen werden. Von den folgenden beiden Lustspielen gilt das eine: „Absurda Comica oder Herr Peter Squenz“, wie man weiß, für eine erweiterte Bearbeitung des komischen Intermezzo im „Sommernachtstraum“. Ob es direct, oder durch Mittelglieder von dort entlehnt ist, interessiert nur die literarhistorische Specialforschung. Die Anregung kam jedenfalls von Shakspeare her, und es ist der größte Ruhm unsers schlesischen Dramatikers, daß er es in seiner breitem und weichern Manier seinem Vorbild gleichgethan, eine in ihrer Art ebenso meisterhafte Posse geliefert hat. Nicht ganz dasselbe Lob ist dem letzten Stücke der Sammlung, dem „Horribilicribrifax, oder wählende Liebhaber“ zu ertheilen. Die scenische Technik ist zwar auch hier, wie überall bei dem Komiker Gryphius, geradezu unübertrefflich zu nennen, und unter allen Leistungen der ältern deutschen Bühne ist keine, die in dieser Hinsicht damit zu vergleichen wäre. Aber der Inhalt, das Gebaren jener Sorte von Helden, die seit dem „Miles gloriosus“ des Plautus die Bühne so oft unsicher gemacht haben, ist unsern deutschen Anschauungen eigentlich seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs so

fern gerückt, daß wir uns erst auf culturgeschichtlichem Wege künstlich in Zustände hineinversetzen müssen, die selbst unter der Hand des begabtesten Dichters nie zu einer an sich und allgemein menschlich gültigen Wirklichkeit

verklärt werden konnten. Shakespeare z. B. hat sich eben darum wohl gehütet, solche Personen zu etwas anderm als zu silhouettenartigen Nebenfiguren zu verwenden.

Heinrich Rückert.

Romane und Erzählungen.

1. Ein Judenmädchen. Roman von G. von Kunda. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Ein Bojar. Bilder aus dem russischen Leben. Von Alexander von Fall. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 3 Thlr.
3. Der Liebe Rache und Sieg. Roman von Baronin Blaze de Bury. Aus dem Englischen übersetzt von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Weiße und rothe Rose. Erzählung von Marie Berger. Halle, Wählmann. 1870. 8. 1 Thlr.
5. Fürst und Weidmann. Historische Novelle von Ludwig Biemsen. Berlin, Liebheit und Thiesen. 1869. 8. 20 Ngr.
6. Zweierlei Juden. Erzählungen von Michael Klapp. Wien, Sattler. 1870. 8. 28 Ngr.
7. Die schöne Katharina. Wahrheit und Dichtung. Novelle von J. Krüger. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 8. 25 Ngr.
8. Der Gesell des Meisters Mathias. Aus den Klosterannalen der Neuzeit. Novelle von Wilhelm Jensen. Hensburg, Expedition der Norddeutschen Zeitung. 1869. 8. 1 Thlr.
9. Resolliancen. Roman von Stanislaus Grafen Grabowski. Drei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

G. von Kunda's Roman: „Ein Judenmädchen“ (Nr. 1), versetzt uns in so anmuthender Weise in das jetzige Berlin, daß wir dem Verfasser, zumal er in exacter und knapper Skizzirung arbeitet, doppelt dankbar sein müssen. Hier ist ein berliner Stilleben vor unsern Blicken entrollt, wie es dort oft genug vorkommt, ohne aber bereits in weitem Umkreise die gebührende Würdigung gefunden zu haben. Man muß dieses seelen- und leidvolle Leben in der bessern berliner Judenwelt kennen gelernt haben, mit den einzelnen Personen in intimere Berührung gekommen sein, um ihm seine ganze Achtung zu sollen. Dabei ist es lehrreich zu sehen, welche Reibung und welcher Zwiespalt entsteht und entstehen muß, wenn solches Leben mit dem unserer modernen Aristokratie sich berührt. Leider ist der endliche Ausgang im wirklichen Leben nur selten ein so verhältnißmäßig befriedigender, wie der Verfasser ihn uns in seinem Buche malt. Aber er malt alles vortrefflich, und den Titel eines Kunstwerks dürfen wir seiner Arbeit, um nicht ungerecht zu sein, nicht versagen.

Mit nicht geringerer Sachkenntniß und oft mit einem vortheilhaften Aufwande von Localkenntnissen sind die „Bilder aus dem russischen Leben“ von Alexander von Fall (Nr. 2) gearbeitet, selten outrirt; mitunter dürfte sogar dem trivialen Alltagsleben jener entlegenen Welt zu reichlicher Platz gegönnt sein. Jedenfalls drängte sich uns wieder der Gedanke auf, daß eine ungewöhnliche Derbheit und Widerstandsfähigkeit der Natur erforderlich ist, um

sich unter diesen Herrschaften, deren Bildung fast stets nur eine äußerlich aufladerte ist, auf die Dauer nur einigermaßen befriedigt und wohl zu fühlen. Mit besonderer Vorliebe ist der Bojar selbst gezeichnet, dem wir trotz seines rohen Egoismus unsere Theilnahme nicht ganz versagen können.

Ueber den Roman der Baronin Blaze de Bury: „Der Liebe Rache und Sieg“ (Nr. 3), dürfen wir als über ein ursprünglich englisches Product kurz hinweggehen. Er spielt in der corruptirten legitimistischen Adelsphäre des modernen Frankreich und rechtfertigt den deutschen Titel nicht, da die Katastrophe, die allerdings durch perfide Vergiftung herbeigeführt wird, nicht das beabsichtigte Opfer trifft. Zufall, Laune, oder wie sollen wir es besser nennen, geben den Giftrank nicht in die Hand der Sphinx, sondern eines dritten. Er trinkt, stirbt und so entwickelt sich die Fabel nicht der Liebe und Rache, sondern dem Zufall gemäß. Einigermaßen neu ist nur die Figur der Sphinx, ein Naturkind, natürlich eine Schönheit eigenthümlicher Art und erster Klasse, die ein alter Wüstling zum Kitzel mehr seines Stolzes als seiner Sinne, jedenfalls zum Zeitvertreib ausgebildet hat und nun mit jedem Luxus in seinen Salons ausstellt. Nach dem Kriege von 1870—71 würde das Buch gewiß nicht so geschrieben sein, wie es jetzt vorliegt.

War indeß „Der Liebe Rache und Sieg“ noch mit einer gewissen Sicherheit und mit Benutzung der gegen Langeweile erforderlichen Mittel geschrieben, so ist dies von der tugendhaftern deutschen Erzählung von Marie Berger: „Weiße und rothe Rose“ (Nr. 4), nicht in demselben Grade zu sagen. Die leitenden Leidenschaften sind edlerer Natur, obgleich alles schließlich auf dasselbe hinausläuft, aber die entsetzlich triviale Alltagswelt, in welche die Verfasserin uns versetzt, hat doch allzu wenig geistige Thaten, um für die Zeit, die der Leser auf die Lektüre verwenden muß, genügend zu entschädigen. Erst in der zweiten Hälfte gewinnt die Erzählung fesselnde Kraft, und es ist deshalb sehr zu fürchten, daß manche Leserin das Buch in die Leihbibliothek zurücksenden wird, ehe sie sich so weit durchgearbeitet hat.

Direct abstoßend wirkt der Titel: „Fürst und Weidmann“, von Ludwig Biemsen (Nr. 5), der uns mit der Präntension entgegentritt, als müßten wir uns dabei irgend etwas Bestimmtes denken können, als läge es an uns, wenn dies nicht geschieht. Deshalb nicht lieber ein einfacher Name statt dieser modernen Titel, zumal wenn sie das Urtheil präoccupiren, was nicht sein soll. Der Leser muß dem Autor in seine Welt folgen, wie der unschuldigste Waisenknabe, nur dann ist schließlich das Urtheil rein. Wenn es aber von vornherein heißt, nun gebt

einmal Acht, wie viel glücklicher im Leben und der Liebe ein einfacher Jäger ist als ein mächtiger und durch viele vortreffliche Eigenschaften ausgezeichneter Fürst, so sind wir sofort auf die Wacht gestellt, um zu erkennen, wie dies denn wol kommt und ob es überhaupt auch wol wahr sei. Gewiß hätte Schefel für seinen „Eckehard“ auch einen ähnlichen Titel aufstreifen können, wir danken aber dem Himmel, daß er es bei dem einfachen Namen hat bewenden lassen.

Saben wir den Titel kritisiert und getadelt, so beginnt jetzt und zwar von der ersten bis zur letzten Seite unser Lob. Wir kommen sogar wieder auf den vortrefflichen „Eckehard“ zurück und gestehen, daß der Roman uns in vielfacher Hinsicht an dieses Meisterwerk erinnert und zu Vergleichen aufgefordert hat. Aber wir wollen es dem Leser überlassen, Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten aufzusuchen, und nur hervorheben, daß der Charakter des Bogislaus von Ziemsen mit derselben Gewissenhaftigkeit und derselben weisen, saubern Verwendung des glücklich gefundenen Materials und, was viel heißen will, mit derselben Freude an der Arbeit durchgeführt ist.

Auch Ziemsen entrückt uns vollständig den durch eigenes Leben gewohnten Alltagseindrücken und hält uns fest in der frischen Unmittelbarkeit menschlichen Kampfs und Ringens vor Jahrhunderten. Sein Hauptthema ist der pommerische Fürst Bogislaus, dem durch die Ränke zuerst seiner Mutter, später seines vertrauten Rathes Schulenburg Leben und Liebe vergiftet wird; der Liebling des Verfassers und dann auch des Lesers ist aber der Leibschütz des Fürsten, der treue wadere Frebelin, eine Pracht- und Kraftnatur, recht wie sein Herr, der aber, wie tief gebeugt bis zu Krankheit und Tod auch er wird, doch auf klarer Lebensfährte bleibt und schließlich das geliebte Weib glücklich heimführt. Und nun diese Waldesfrische, diese mannichfaltigen und stets so frisch anmutenden Scenerien des Jagdlebens, überall und immer zu untadeligen Genrebildern ausgearbeitet, recht eine reiche Reihenfolge weidmännischer Bilder für St. - Huberti fleißige Jünger. Und mit derselben Wahrheit und Anschaulichkeit wie Fürst und Weidmann sind deren geheime und offene Ränke, der vor Heimtücke und Gewalt nicht zurückschreckende Schulenburg und der treue, alte, kluge Waldbruder Eide, der specielle Gönner und Wohlthäter Frebelin's, gezeichnet, nicht minder plastisch aber auch nicht, die Geliebte des Weidmanns, und ihre kränkelnde Mutter, und so jede auftretende Figur, sogar der alte Hausrabe, der in dem „alten Bau“ Eide's die Rolle des griechischen Chorus vertritt. Um zugleich von der naiven und so überaus glücklichen Diction des Verfassers ein Beispiel zu geben, sei es uns erlaubt, die Scene einer Begegnung der beiden Liebenden abzuschreiben, die der alte Rabe beobachtet:

Frebelin eilte zurück, und nun wurde es sehr still in dem kleinen Vorhause; nur dann und wann klangen leise, wunderliche Laute von dorthin, wie sie der Rabe, der eben daran war einen Haufen Muschelschalen in eine Ecke des Zimmers zusammenzutragen, sich nicht entsann hier gehört zu haben. Er ließ also von seiner Arbeit ab, puzte sich in aller Geschwindigkeit mit dem Schnabel die staubige Brust und hüpfte, immer bereit zum Rechten zu sehen, der Stubenthür zu. Sie war nur angelehnt, so drängte er sich durch, hüpfte im Vorhause

leicht auf ein umgestülptes Krautfaß, und nachdem er seine Augen an das hier herrschende Halb Dunkel gewöhnt hatte, schaute er mit argwöhnischen Blicken der Scene zu, die sich ihm hier darbot. Was zum Teufel hatten denn die beiden hier zu suchen? Und war das Scherz oder Ernst, was sie da miteinander trieben? Wie fest hatte der große Durstige das arme Ding von Mädchen mit seinen langen Armen umschlungen, und wenn sie nur den Schnabel aufsperrten wollte, um nach Hülfe zu rufen, so ersuchte er sie fast mit dem seinigen und drückte sie an sich, als wollte er sie im Leben nicht wieder loslassen. Und sie, das thörichte Ding, hat noch obendrein beide Hände um seinen Nacken geschlungen und blickte ihn mit ihren blauen Augen so wunderbar an, so feurig und doch so sanft, und flüsterte ihm so beweglich zu, und lehnte ihren kleinen blonden Kopf so weich und gut an seine Brust, als geschähe ihr gar nichts Böses — sonderbar, fürwahr! So hatte er seinen Alten (Eide) nie mit Weibern thun sehen, nein, nicht daß er wußte. Es war überaus komisch! Und der ergöhte Rabe brach in ein tiefes, tollendes, schnarrendes Lachen aus. Erschreckt fuhren die Liebenden auseinander, da sahen sie den gefieberten Lutscher auf seiner Tonne und mußten selbst in das Lachen mit einstimmen, während sie sich von neuem umschlangen und Brust an Brust ruhten.

Und solcher Scenen, sogar neu in der Erfindung, weiß uns der Verfasser unzählige vorzuführen, und immer kommen sie ihm wie zufällig und gänzlich ungesucht entgegen.

Wir hätten noch viel Vortreffliches an dem Roman Ziemsen's zu rühmen, wenn wir nicht fest darauf rechneten, daß das Buch bald allen unsern Lesern zur Hand sein wird. Auf den alten Jagd- und Waldbruder Eide hatten wir schon hingewiesen, hervorheben wollen wir noch, daß er wiederholt der Erzähler ist, und daß es dem Verfasser gelingt, ihn treu den Manieren dieser alten Weidgesellen erzählen zu lassen, fast stets mit komischem, oft aber auch mit wahrhaft tragischem Pathos. Als er seinem jungen Freunde Frebelin die letzten traurigen Katastrophen im Leben des Herzogs und wie man dem vom Schicksal so schwer getroffenen Herrn nach Freiheit und Leben trachtete, in halbem Flüßertone mitgetheilt hat, heißt es:

„Ach Gott“, wehklagte Frebelin schmerzlich, „welch ein verabscheuenswerthes Ding ist es doch um einen bösen Rathgeber und Verleumder! Von seiner giftigen Zunge geht das Verderben aus, davor die Menschen wie vor Seuche und Pestilenz dahinstorben; und Freude und Glück mag nimmer vor ihm bestehen. Fürwahr, mich schaudert's, daß göttliche Gerechtigkeit solches geschehen läßt!“ — „Komm nur erst zu meinen Jahren, Sohn“, entgegnete der alte Eide langsam und nachdrücklich, und die buschigen Brauen hingen ihm düster über die blühenden Augen hin. „laß dir nur erst sechzigmal den Herbstwind um die Ohren wehen, und du wirst noch Dinge erleben, darob du schier verzweifeln müchtest. Schurken und Narren theilen sich in die Welt, und wenig Gute bleiben übrig, die sich ob beider Thun das Herz zergrämen. Einige meinen, das seien auch Narren, und es mag wol sein, doch hab' ich es nimmer lassen können, und unterweilen, wenn es gar so wüß und greulich um mich her zugegangen, ist es mir gewesen, als möchte ich von der ganzen lieben Gotteserde nichts mehr schauen und hören, so leidigen und kranken Muth habe ich da drinnen in der Brust verspürt.“

Sehr glücklich ist auch die Schlußwendung des Buchs. Frebelin hat seinem Herrn auf einer Hirschjagd das Leben gerettet, nicht bloß dadurch, daß er den mörderischen Hirsch erlegt, sondern auch dadurch, daß er die schwerverwundete Brust des fürstlichen Jägers kunstgerecht verbindet und pflegt. Der dankbare Fürst belohnt ihn durch Geld und Gut und eine der besten Försterstellen. Die Hochzeit wird gefeiert. Jubel und Glückseligkeit bei allen,

In derselben Periode geht der Herzog in sich und neigt sich der Ansicht zu, die schließlich seine Ueberzeugung wird, er möge doch seiner verstossenen Gemahlin unrecht gethan haben, sie möge doch wol den Vorwurf der ehelichen Untreue nicht verdienen. Er begibt sich, kaum von der schweren Verwundung hergestellt, nach Wolgast, wohin die edle unschuldige Dame verbannt ist, aber als er eintrifft, überrascht durch die Unruhe des Volks auf Markt und Gassen, muß er hören:

„O Herr“, sprach der biedere Meister und fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen, „den Leuten ist heute nicht nach Arbeit zu Muth. Lust und Trauer wollen gleichermaßen Ruhe vom täglichen Schaffen! Vor einer Stunde ist unsere fromme Herzogin in Gott verschieden!“

Von sehr sachkundiger Hand sind die drei Erzählungen verfaßt, die uns unter dem nicht erklärten Titel: „Zweierlei Juden“ (Nr. 6) vorliegen, und die der Verfasser, Michael Klapp, seiner Mutter „in unbegrenzter Liebe“ zugeeignet hat. Die erste heißt „Die Flagellanten“, ein Titel, der wenig stimmt, da das Auftreten dieses brutalen christlichen Ordens erst in den Schluß der Erzählung fällt und die Hauptkatastrophe, die mit Niederbrennung des Ghetto und von zwei Dritteln der Mainstadt endigt, nicht durch die schon wieder abgezogenen Flagellanten herbeigeführt wird. Viel Vorliebe für dieses crasse Judenthum haben wir nicht, es ist eben eine heillose Geschichte, findet es auch in dem Verfasser seinen Lobredner. Was soll hier ein Panegyrikus? Das Mittelalter war einmal für unsere modernen Begriffe brutaler Natur und Engel oder nur reine Menschen sind die Juden — Ausnahmen zugestanden — auch wol niemals gewesen. Die Geschichte spielt 1346, und daß auch die rachsüchtigen Juden vor Gewaltthaten nicht zurückschreckten, berichtet der Verfasser selbst, indem er es ohne weiteres gut heißt, daß sein Meisterjude, Eißel Adler, den Marktgrafen auf der Landstraße überfällt und todtschlägt. Es ist sehr die Frage, wie unsere heutige Criminaljustiz über den Vorfall urtheilen und ob sie die That als entschuldbare Selbsthilfe verzeihen würde.

Die zweite Erzählung: „Der Bäckersgeiz“, gipfelt darin, daß ein hübscher christlicher Bäckergeiz eine gegen die jüdische Gemeinde angeblich projectirte allgemeine Vergiftung der Polizei denuncirt, dafür mit der Hand einer hübschen Jüdin, deren Herz er längst besitzt, belohnt wird und nun mit ihr von Prag nach Amsterdam abgeht, um Jude zu werden und dann seine Schöne zu heirathen. Wer die chirurgischen Prozeduren bei dem Uebertritt eines Erwachsenen zum Judenthum nur annähernd kennt, wird diesen Schluß sehr grausam finden.

Auch „Die Gräfin Daltes“ lehrt eine Moral, mit der wir uns absolut nicht einverstanden erklären können. Sie begeht einen wirklichen Betrug mit reiflicher Ueberlegung, um über die Schwierigkeit einer angemessenen Mitgift ihrer Tochter hinwegzukommen, sie läßt im Werthe reducirtes Geld als noch vollgültig in Rechnung treten und erreicht damit ihren löblichen Zweck. Aber heiligt denn der Zweck die Mittel? Wir meinen: Nein und abermals nein!

Diese drei Judengeschichten, alle in ihrer Art nicht

übel, aber so hintereinander lesen zu müssen, ist doch für eine unbefangene Natur eine etwas starke Zumuthung.

Vollends übel aber wird dem Berichterstatter, wenn ein so überaus faßes Nachwerk folgt wie die F. Krüger'sche Novelle: „Die schöne Katharina“ (Nr. 7), nur für Leser von der allergeringsten Bildungsstufe berechnet und noch dazu mit Moral kolettirend. Es wird die Fladereizenz einer — präden Hamburgerin erzählt, die eine Zeit lang Sängerin und dann Maitresse ist, endlich aber von dem einst schändlich verlassenen und bei dem hamburger Brande erblindeten Jugendgeliebten wieder aufgenommen wird. Und wie trivial versteht Krüger zu erzählen. Es ist entsetzlich. Er wird sogar Kammerzofen langweilen.

Die kleine Novelle von Wilhelm Jensen: „Der Gefell des Meisters Mathias“ (Nr. 8), ist dagegen wieder von poetischem Geiste durchweht und nicht arm an Figuren und Situationen, die wenigstens die Aufmerksamkeit erregen und rege erhalten. Unverkennbar ist der Verfasser für gewöhnlich in andern Literaturzweigen thätig, aber es hat ihn gereizt, auch in der Novellistik sich zu versuchen, und es ist ihm gelungen, sogar der Kloster-novelle mit obligater Entführung u. s. w. einen gewissen Reiz abzugewinnen. Die Vorrede an die Leser führt etwas weit von der Novelle ab.

Wenn es ein Hauptvorzug des wirklichen Romane ist, daß er in der Gegenwart wurzelt, so haben wir es in „Messallianzen“ von Stanislaus Graf Grabowski (Nr. 9) mit einem wirklichen Romane zu thun. Die Herren sind Cavaliere, sie spielen und verführen, erscheinen auf der Menur und Parade; die Frauen sind ebenfalls Parade-damen, sie pußen sich, werden mehr oder weniger ver- und entführt, und endlich ist die Schlacht von Königgrätz so freundlich, allen und besonders dem Verfasser als Deus ex machina gute Dienste zu leisten. Der Haupt-held, von der Wunde der Duellkugel geheilt, in Pflege einer zweifelhaften polnischen Baroness, erliegt den Augen weißrückiger Infanterie, als er waghalsig in den Haufen sprengte, um mit deren Fahne gleichzeitig seine Ehre zurückzuerobern. Er hatte es nöthig. Im Frieden hätten die Kameraden ihn nicht wieder im Regimente geduldet, denn er hatte die puß- und bußsüchtige Tochter eines kaufmännischen Schwindlers geheirathet, der durch Bankrotte nach Reichthum trachtete. Ein Duodezfürst hatte ihn von der Dame befreit, hatte ihn durch einen sterbenden Major noch jene Duellkugel als Abfindungssumme zutheil werden lassen und war dann an Erschöpfung gestorben. „Auch ein Lebensinhalt traurig kein.“ Die nun verstossene Dame wird Krankenpflegerin im Kriege, eine von der Sorte, die vorzüglich mit dem wunden Herzen zu heilen suchen. Wer wird ihr Pflegling? Der Rittmeister, ihr erster Mann, den sie um den Duodezfürsten schändlich verließ: „Die schmerzvolle Krankheit mußte die Klarheit seines Geistes sehr getrübt haben (NB. aber sehr!). Er erkannte seine erste Frau, offenbar erinnerte er sich aber nicht der Ereignisse, die sie voneinander getrennt hatten; jetzt mochte er nur die milde Pflegerin in ihr sehen, die ihm wohlthat.“

Und dergleichen wagt man heutzutage, wo in jeder Stadt Kriegskranke gelegen haben, vorzutragen. Nein, der arme Rittmeister wäre stutzig und verdrießlich

geworden, wenn er seine Trennlose wiedererkannte, nur halb wiedererkannte. Hier wird ein grober psychologischer Fehler begangen, den wir dem Verfasser nicht verzeihen wollen. Nachher phantastirt der Kranke wieder von der tugendhaften Polin Bassa, der er auch nur um ihr Geld und ihre Unterstützungen sein Herz (?) zugewandt hatte, und stirbt. Das war in der Ordnung. Die Polin war kurz vorher von der Feldwache aus Versehen todtgeschossen, das war nicht in der Ordnung. Aber verdient hatte sie den Tod. Mit einem sozusagen anständigen deutschen Rittmeister ehelich verheirathet, trat sie wieder in Liaisons mit diesen Champagner- und Schnaps-polen, die Heinrich Heine für alle Ewigkeit richtig in dem Liebe gezeichnet hat: „Crapülinski und Waschlapski.“ Jedes Polenkind sollte sich hüten, nur annähernd diesen Selben ähnlich zu werden, die für die Polen bedeuten, was für die Juden Schmutz und Dreck — leider für diese ent-

arteten Volkstresse unvermeidliche Typen, denen jeder Verständige weise handelt aus dem Wege zu gehen, denn wo sie Zulass finden, stiften sie Unheil. Nach dem Tode des Rittmeisters stirbt Clementine am Typhus, und „ihre Schuld war abgeküßt“, sagt Graf Stanislaus Grabowski. Noch lange nicht. So schnell büßen sich Trennbruch und Verrath nicht, so kommt man durch Typhusstod nicht wieder zu Ehren. Das wäre eine schöne Moral.

Glücklich und brav lebt im Roman nur das Paar, das durch eigentliche Mesalliance ein Paar geworden ist, des Rittmeisters Bruder, der Baron Ewald, der seiner Neigung zu einer Helgoländerin, einer einfachen Schiffers-tochter, Folge gegeben hatte. So etwas kommt vor, und weshalb sollte es nicht, wenn die betreffenden Personen wirklich gesunden Menschenverstand besitzen und — etwas Geld, um den anklaffenden Cerberus publicus auslachen zu können.

Fenilleton.

Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.

Diese seit längerer Zeit in Bildung begriffene Genossenschaft, welche die Ausführungsrechte aller ihr beitretenden dramatischen Autoren und Componisten gegen unbefugte Eingriffe deckt, wie sie bisher nur zu häufig vorkamen, zu wahren bezweckt, hat sich in einer am 12. Juli 1871 in Leipzig stattgehabten Generalversammlung endgültig constituirt. Zu dieser waren von den bisher beigetretenen 87 Mitgliedern nur 17 in Person erschienen, von denen jedoch mehrere mit der Vertretung von 88 abwesenden Mitgliedern betraut waren. Dr. Paul Hesse aus München, der die Geschäfte bisher interimistisch geleitet hatte, eröffnete die Versammlung (die im kleinen Saale des Schützenhauses stattfand) mit einer Ansprache, in der er den Anwesenden für ihr Erscheinen dankte und die Zwecke der Genossenschaft kurz charakterisirte. Er schlug hierauf den Hofrath Prof. Dr. Oswald Marbach aus Leipzig zum Vorsitzenden der Generalversammlung vor, der nach einstimmigem Beitritt der Versammelten die Wahl dankend annahm. Nachdem sodann die Legitimationen der mit Mandaten abwesender Mitglieder versehenen Herren geprüft und die Protokolle über die Verhandlungen des vom 15. bis 17. Mai 1871 zu Nürnberg abgehaltenen Genossenschaftstags verlesen worden waren, erfolgte durch einstimmiges Votum der Versammelten die Constituirung der Genossenschaft auf Grund des vorgelegten Statuts. Man schritt nunmehr zur Wahl des Vorstandes. In denselben wurden gewählt: Dr. Robert Benedix, Hofrath Prof. Dr. Marbach (beide von Leipzig) und Friedrich von Flotow (in Wien). Die beiden ersten nahmen die Wahl an; sollte Flotow dieselbe ablehnen, so würde statt seiner Stadtgerichtsrath Dr. Wichert (Königsberg) eintreten, der nächst Flotow die meisten Stimmen erhielt. Zu stellvertretenden Vorstehern wurden ernannt die Herren Hofrath Dr. Gustav Freytag, Hofrath Dr. Rudolf Gottschall und Musikdirector Prof. Kiesel (sämmlich von Leipzig); Prof. Wiedermann, auf den eine gleiche Stimmenzahl wie auf Prof. Kiesel gefallen war, hatte zu Gunsten desselben von sich abzusehen gebeten; Prof. Kiesel der Hofrath Dr. Freytag nahmen die auf sie gefallene Wahl an. Aus den Statuten selbst, die einer eingehenden Besprechung unterworfen wurden, sei noch des Näheren hervorgehoben, daß die Genossenschaft zum Zwecke hat: einmal die gemeinsame Wahrung der Rechte aller Mitglieder bezüglich der öffentlichen Aufführungen von dramatischen, musikalischen oder dramatisch-musikalischen Werken solchen Personen gegenüber, welche dieselben zu veran-

theilgenommen haben; insbesondere die stetige Controle der befugten und unbefugten Aufführungen, die glückliche Ausgleichung der aus letztern entstehenden Entschädigungsansprüche, eventuel die civil- und strafgerichtliche Verfolgung derselben, sowie die Vertreibung von Honoraren und Lantienmen der bezugsberechtigten Mitglieder auf deren Antrag, endlich die allgemeine Einwirkung auf die Theatergesetzgebung und die Verkehrsverhältnisse mit den Bühnenvorständen. In letzterer Hinsicht soll zur Erleichterung und Sicherung des Geschäftsverkehrs der Mitglieder mit der Errichtung und dem Betriebe einer nach freiem Ermessen jedes einzelnen zu benutzenden Genossenschaftsagentur vorgegangen werden. Die Genossenschaft, ihr Vorstand und die erwähnte Agentur haben ihren Sitz in Leipzig. Man ging hierbei von der Erwägung aus, daß eine solche Anstalt erfolgreich wirken könne nur von einer Stadt aus, die möglichst in der Mitte Deutschlands liege, selbst ein größeres Theater besitze, dem literarischen und geschäftlichen Verkehr Erleichterungen biete und eine größere Anzahl dramatischer Autoren und Componisten zu Mitbürgern habe, aus denen der Vorstand (von dem immer zwei Mitglieder am Orte wohnhaft sein müssen) gewählt werden könne. Zum Eintritt in die Genossenschaft ist jeder Urheber eines dramatischen, musikalischen oder dramatisch-musikalischen Werks berechtigt, sowie jeder Rechtsnachfolger im Sinne des Gesetzes für den Norddeutschen Bund vom 11. Juni 1870 betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken. Jeder Eintretende hat 5 Thlr. als einmalige Eintrittszahlung zu entrichten; der jährliche Beitrag beträgt 3 Thlr. Dem durchgehends gebilligten Statut wurde noch folgender Zusatzparagraph beigefügt: „Die Namen der Mitglieder des Vorstandes und der Stellvertreter desselben sind ebenso wie jeder eintretende Wechsel in der Person, unter Angabe ihrer Functionen, im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel bekannt zu machen. Diese Bekanntmachung genügt zur Legitimation des Vorstandes als solchen.“ Außerdem ermächtigte die Versammlung den Vorstand ausdrücklich zur Vornahme derjenigen Statutenänderungen, die sich als zur Anerkennung der Genossenschaft seitens der Gerichtsbehörde heranzustellen sollten; auch würde ihm überlassen, den Zeitpunkt zu bestimmen, von dem ab die Genossenschaft ihre Geschäfte beginnen solle. Die Lantienmenfrage rief eine Discussion hervor, in deren Verlauf Dr. von Holzogen (Schwerin), als Mitglied der Commission des Deutschen Bühnenvereins, und Justizrath Dr. Gille (Zena), als Vorstandsmitglied des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, das ihnen in dieser Angelegenheit zu Gebote stehende

Material der Genossenschaft zur Verfügung zu stellen versprochen, während Dr. Seyse und Fr. von Buttlig sich bereit erklärten, dieses und anderes auf die Frage bezügliche Material zu sammeln und die Vorschläge und Anträge, die sich ihnen daraus ergeben würden, seinerzeit an den Vorstand gelangen zu lassen.

Der Schluß der Verhandlungen hatte die von Frn. Karl Wilhelm Bag (Wiesbaden) als interimistischem Schriftführer für die Genossenschaft bestrittenen Auslagen zum Gegenstande. Man einigte sich dahin, daß Fr. Bag von Genossenschaft wegen entschädigt werden und zu diesem Zwecke mit dem Vorstande in Unterhandlung treten solle. Sowol ihm als allen denen, die sich um die Begründung der Genossenschaft Verdienste erworben, wurde schließlich der Dank der Versammlung votirt. Wir wünschen dem jungen Institut, das aus einem Lebensinteresse der Nation hervorgegangen ist, daß es sich rasch die Achtung und Geltung erwerben möge, deren es bedarf, um segensreich wirken zu können. Wol hat es zunächst nur die rechtliche und wirtschaftliche Stellung unserer dramatischen Autoren und Componisten im Auge; doch wird es bei richtiger Leitung nicht verfehlen, auch zur Hebung der Kunst, namentlich zu einer würdigen Gestaltung unserer Bühnenzustände beizutragen.

Bibliographie.

Abenteuer über Abenteuer. Humoristische Erzählung. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.
 Aus großer Zeit für die große Zeit. Obe Friedrichs des Großen an die Preußen (1752) und Gedächtnisrede J. v. Müller's auf Friedrich den Großen gehalten 1807. Herausgeber: W. Schröder. Festschrift zum 16. Juni 1871. Berlin, Fortkamp. Gr. 8. 10 Ngr.
 Badewitz, S., Das deutsche Reichsland-Elsch-Lothringen. Darstellung seiner Geschichte, Ortsverhältnisse und des jüngsten Kampfes um seine Wiedererwerbung. Eine Jubelschrift. Dresden, G. Dieke. Gr. 8. 4 Ngr.
 Baumgart, R., Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 6 Ngr.
 Bencke, A., Aus vier Jahrhunderten. Historische Skizzen und Erzählungen. Bremen, Rühmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 7/2 Ngr.
 — Aus alter und neuer Zeit. Humoristische Erzählungen. Bremen, Rühmann u. Comp. 8. 2 1/2 Ngr.
 Bergise, W., Von der Piazza del Popolo. Novellen-Cyklus aus Rom. Deutsch von F. Busch. 3 Bde. Bremen, Rühmann u. Comp. 3. 3 Thlr. 15 Ngr.
 Calm, Marie, Bilder und Klänge. Gedichte. Kassel, Freyschmidt. 16. 15 Ngr.
 Conrad, M. G., Zur Volksbildungsfrage im deutschen Reich. Freie pädagogisch-soziale Studien und Reformvorschläge zur Förderung der Erziehungswissenschaft und Ausfüllung des Volkes. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 8 Ngr.
 Das Deutschtum in Oesterreich. Von einem Deutsch-Oesterreicher. Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.
 Deventer, D., Kaiser Rothbart. Phantastisches Volksschauspiel. Karlsruhe, Braun. 16. 15 Ngr.
 Dittmar, F. W. Freid. v., Die historischen Volkslieder des bayerischen Herces von 1620—1870. Aus stehenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Ngr.
 Döberlein, J., Gottes Dasein bewiesen am Wissen und Sein. Ein Beitrag zur Metaphysik unseres Glaubens. Erlangen, Beshl. Gr. 8. 15 Ngr.
 Dis, li, don vray anel. Die Parabel von dem achten Ringe, französische Dichtung des 13. Jahrhunderts, aus einer Pariser Handschrift zum 1sten Male herausgegeben von A. Tobler. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 15 Ngr.
 Dorn, A., Rückblicke auf die Entwicklung der ungarischen Volkswirtschaft im Jahre 1870. Pest, Feletet. Gr. 4. 20 Ngr.
 Draper, J. B., Geschichte der geistigen Entwicklung Europas. Aus dem Englischen von A. Bartels. 2te durchgesehene und verbesserte Aufl. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
 Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 71: Im Lerler geboren. Novelle von E. Fricke. Berlin, Behrend. Gr. 8. 10 Ngr.
 Ficker, J., Ueber das Testament Kaiser Heinrichs VI. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.
 Frank, G., Die k. k. evangelisch-theologische Facultät in Wien von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Zur Feier ihres 50jährigen Jubiläums verfasst. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.
 Gaedde, G., Scherz und Humor. Versöhnene Gedichte. Hofsch. Still. Gr. 16. 10 Ngr.
 Gerhäuser, F., Herr Rahlhuber's Reiseabenteuer. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.
 Goedeke, K., Deutsche Dichtung im Mittelalter. 2te Ausgabe, vermehrt um buch XII: niederdeutsche Dichtung von H. Oosterley. Nebst einem vollständigen sachregister. Dresden, Ehlertmann. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
 Haustheater. Nr. 5: Akerlith oder Waterloo? Lustspiel von H. Forns. Leipzig, Thiele. Gr. 8. 5 Ngr.
 Seyse, P., Neue Novellen. 5te Aufl. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
 — Ein neues Novellenbuch. Berlin, Herrg. Gr. 8. 3 Thlr.

Hiller, F., Aus dem Tontleben unserer Zeit. Gelegenliches. Neue Folge. Leipzig, Tendart. 8. 1 Thlr.
 Hübner, J., Hellbunzel. Aus dem poetischen Tagebuch eines Malers. Sonette und Lieber. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Jähns, M., Zur Heimkehr. Ein preussisches Festspiel. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Janke, W., Adler v., Lazarus Freid. v. Schwendi oberster Feldhauptmann und Rath Kaiser Maximilian's II. Nach Original-Akten des k. k. Hof- und Staats-Archives, der Archive des k. k. Ministeriums des Innern, der Finanzen und des Krieges. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Die Kriegsmacht Oesterreichs. 1ster Thl. Der Organismus der österreichischen Kriegsmacht. 1ste Hef. Wien, Seibel u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.
 Kunhardt, P. F. J., Antische Reminiscenz an das biblische Gleichnis vom ungerechten Haushalter in der Divina Commedia, Parod. VI. v. 127 ff. Lübeck, Grautoff. Gr. 16. 6 Ngr.
 Kunze, S., Die Heirathsmädel der Heirathsantrag und der Hochzeitstag zu Oshensaal. Lustspiel. Chemnitz, Vager. 8. 1 1/2 Ngr.
 Kutter, L., Meer und Au. Erzählung. Aus dem Dänischen von A. W. Peters. 3 Bde. Bremen, Rühmann u. Comp. 8. 2 Thlr.
 Lehmann, E., Georg Gottfried Gervinus. Versuch einer Charakteristik. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 10 Ngr.
 Leißner, E., Was unsere heimtrepden Krieger erzählen! Neue Folge der Soldaten-Erzählungen. 1stes Hest. Berlin, H. Lesser. 8. 2 1/2 Ngr.
 Leißner, A., Denn jede Schuld rächt sich auf Erden. Erzählung. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.
 Lubner, A., Die Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht. Ein Trauerspiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.
 Lipsius, R. A., Die Pilatus-Akten. Kritisch untersucht. Kiel, Schwors. Hoch 4. 20 Ngr.
 Memoiren eines preussischen Einjährigen von 1870. Münster, Kshenborn. 8. 4 Ngr.
 Meyer, F., Beiträge zur Geschichte und Sage der Goldenen Aue. Kofka. Gr. 16. 4 Ngr.
 Meyer, L., Hinterlassene Schriften eines polnischen Juden. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 1 Thlr.
 Montag, Marquise v., Anna Pauline Dominika von Noailles. Ein Lebensbild. Münster, Kshenborn. Gr. 8. 1 Thlr.
 Müller, M., Anti Rudolf Gottschall und Julius Frauenstädt. Zur Vertheidigung der persönlichen bewussten Fortdauer nach dem Tode. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 15 Ngr.
 Neumann, J., Die Auferstehung. Eine dramatische Scene. Dresden, Gebhardt. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.
 — Krieg dem Kriege. Canzonen. Dresden, Gebhardt. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.
 — Deutsches Schwert und Lieb. Dresden, Gebhardt. 16. 7 1/2 Ngr.
 Niggli, F., Ueber die Redefiguren und deren Behandlung in der Schale. Ein Beitrag zu jedem Handbuch der Poetik. Aarau, Christen. Gr. 8. 8 Ngr.
 Robenber, J., Zur Heimkehr. Ein Festspiel zum feierlichen Einzug der Truppen in Berlin. Musik von C. Edert. Berlin, H. Lesser. Gr. 8. 5 Ngr.
 Roschel, O., Die Theilung der Erde unter Papst Alexander VI. und Julius II. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 Ngr.
 Roschl, Auswahl aus seiner Lyrik. Verdeutsch von F. v. Kell. Leipzig, Kollmann. 16. 18 Ngr.
 Riefson, Caroline (Konrad-Lyser), Meister Albrecht Dürer. Dramatisches Gedicht. 2te Aufl. Stuttgart, Erbenring. 16. 15 Ngr.
 Rothbart, A., Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. Erinnerungsbilder zu seine glorreiche Heigerung bei Gelegenheit der Enthüllung des ihm errichteten ehernen Gedenkbildes. Berlin, v. Deder. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Rante, E. v., Der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.
 Reichenbach, J. A., Ernst. Eine wahre Geschichte. Frei nach dem Englischen. Nördlingen, Beck. 8. 8 Ngr.
 Rohmer, W., Sprache, Schrift und Orthographie. Eine Promotionschrift. München, Fleischmann. Gr. 8. 10 Ngr.
 Romanische Studien. Herausgegeben von E. Boehmer. 1stes Hest. Zu italienischen Dichtern. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Lex.-8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Rosenkranz, J. A., Mittheilungen aus seinem Nachlasse. Dresden, Borchard. Gr. 8. 24 Ngr.
 Sallet, A. v., Die Künstlerinschriften auf griechischen Mäusen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 12 Ngr.
 Sauer, C. M., Alessandro Manzoni. Eine Studie. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 16 Ngr.
 Schacht, L., Weltmonarchie und Geistesmacht. Rede. Ulfersfeld, Nebst u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.
 Schöbe, G., Rom, Deutschlands Erbfeind. Frankfurt a. M., Bofelli. Gr. 8. 5 Ngr.
 Schöb, E., Vom Schwarzwalde ins Morgenland. Reisebilder. Galm. Gr. 8. 16 Ngr.
 Simrod, R., Lieder vom deutschen Vaterland aus alter und neuer Zeit. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 16. 20 Ngr.
 Sonnenberg, F., Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 und 1871. Berlin, Springer. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
 Stande, H., Vorberichter in den Silberfeanz des 25jährigen Papst-Jubiläums Sr. Heiligkeit Papst Pius IX. Neurede. 8. 10 Ngr.
 Stiebeling, G. E., Naturwissenschaft gegen Philosophie. Eine Widerlegung der Hartmannischen Lehre vom Unbewussten in der Selbstheit nebst einer kurzen Beleuchtung der Darwin'schen Ansicht über den Instinct. Neud-York, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr.
 Straube, L., Kriegführung in alter und neuerer Zeit. Contraste aus den Jahren 1184—1174 (v. Chr. Geb.) und 1864, 1866, 1870/71. Berlin, Fernbach jun. 8. 7 1/2 Ngr.

A n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von **Moriz Carriere.**

Erster bis vierter Band.

8. Geh. 14 Thlr. Geb. 16 Thlr.

Carriere's Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwicklung der Menschheit ist als eine der werthvollsten Bereicherungen unserer Literatur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Koch vor Vollendung des umfassenden Werks wurde vom ersten Bande eine (soeben erschienene) zweite Auflage nöthig, die vom Verfasser neu durchgearbeitet und wesentlich vermehrt worden ist.

Die vier Bände haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: Das Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.
4. Band: Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung.

Bierzig Briefe

von

Melchior Meyr.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In Briefen an einen Freund entwickelt der (während des Drucks verstorbene) Verfasser hier mit logischer Klarheit dieselben Gedanken und Ueberzeugungen, welche seine vor kurzem veröffentlichten Gedichte „Die Religion des Geistes“ in poetischer Form verkünden. Wie alle Schriften Melchior Meyr's gewährt auch diese letzte dem Geist und Gemüth der Leser gleiche Befriedigung.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

- Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Die Fortdauer nach dem Tode. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.
- Erzählungen aus dem Nies. Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.
- Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von **Franz Pfeiffer.**

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zehnter Band:

Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel.
Herausgegeben von **Karl Bartsch.** Zweiter Theil.

Diese Ausgabe des ganzen *Parzival* ist der erste Versuch, die gewaltigste und gedankentiefste Dichtung des deutschen Mittelalters, das Meisterwerk Wolfram's von Eschenbach, dem Verständniß heutiger Leser im Originaltext zugänglich zu machen. Franz Pfeiffer hatte sich bereits viel mit den Vorarbeiten zur Herausgabe beschäftigt; als er aber seinen Tod herannahen fühlte, überliess er das von ihm gesammelte reiche Quellenmaterial seinem gelehrten Freunde **Karl Bartsch**, der nun im Sinne des Verstorbenen das schwierige Werk vollendete. Wegen der Verwandtschaft des Stoffs wurden auch die erhaltenen Bruchstücke von *Wolfram's Titurel* in die Ausgabe mit aufgenommen.

Inhalt des I.—IX. Bandes:

- I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.** Dritte Auflage, herausgegeben von **Karl Bartsch.**
- II. **Kudrun.** Herausgegeben von **Karl Bartsch.** Zweite Auflage.
- III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von **Karl Bartsch.** Zweite Auflage.
- IV.—VI. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von **Fedor Bech.** Drei Theile.
- VII. VIII. **Gottfried's von Strassburg Tristan.** Herausgegeben von **Reinhold Bechstein.** Zwei Theile.
- IX. **Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel.** Herausgegeben von **Karl Bartsch.** Erster Theil.

DEUTSCHE WARTE.

Umschau

über das Leben und Schaffen der Gegenwart.

Redaction von **Dr. BRUNO MEYER.**

Zweites Juliheft. Inhalt: Der deutsche Krieg und die deutsche Bühne, von **A. Lindner.** — Die russischen Ostseeprovinzen, von **H. Prutz.** — Gluck, von **H. Deiters.** — Fortsetzung der Militärischen Beschreibung des Feldzuges 1870—71, von **A. Niemann.** — Der Geheimbund des *Ku-Klux-Klan*, von **R. Doehn.** — Der Nothstand der deutschen Schule, von **Dr. Wittstock.** — Katholische Logik. Ein ernstes Wort zur jüngsten Altkatholiken-Erklärung. — Bücherschau. — Todtenschau. — Karten: Cernirung von Metz und Schlacht bei Noisseville.

Monatlich zwei Hefte, jedes 6 Sgr. — Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (vierteljährlich 1 Thlr. 6 Sgr.)

Verlag des **Bibliographischen Instituts**
in **Hildburghausen.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 88 — Nr. 33. — 88 —

10. August 1871.

Inhalt: Polen und die Ostprovinzen. Von Edward Kattner. — Neue lyrische Gedichte. — Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“. — Praktische Handbücher der Vogelkunde. — Skulleton. (Ein Seitenstück zur „Sophonisbe“ von Seibel.) — Anzeigen.

Polen und die Ostprovinzen.

1. Polen. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Eine historisch-politische Studie. Leipzig, Kasprowitz. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Zu einem „ziemlichen Aufwande von moralischem Muth“ bekennt sich der ungenannte Verfasser, indem er mit einer deutsch abgefaßten polenfreundlichen Schrift an die Öffentlichkeit tritt. Wir glauben ihm das gern, ja wir gestehen, daß wir seine Seelenstärke bewundern, wenn er in einer Zeit, wo der Deutsche seit Jahrhunderten zum ersten mal wieder mit Stolz sein Haupt hochhält, da er wieder ein Vaterland und zwar ein großes, achtungsgebietendes besitzt, wenn der Verfasser jetzt noch mit längst überwundenen Ideen des nationalen Jammers und der Verzweiflung auftritt, wonach der Deutsche zu nichts weiter gut ist, als andern Völkern, namentlich den östlichen, in der Kultur zurückgebliebenen, durch seine Arbeit, seinen Ordnungssinn, seine Intelligenz, seine Sittlichkeit als Baustoff zu mächtigen Staaten zu dienen, selbst aber sein Dasein nur auf die Großmuth und Dankbarkeit anderer zu bauen. Wir würden seinen moralischen Muth noch mehr bewundern, wenn er seine altfränkischen Ideen, die er vielleicht als Beigabe zu einigen gepuderten Papperräcken von seinem Großvater geerbt hat, während des französischen Kriegs veröffentlicht hätte. So aber muß man es ihm noch zugute halten, daß er die maßlose Verbissenheit seiner so hochgestellten Polen gegen die Deutschen während desselben nicht erlebt hatte. Jedenfalls ist in einem Zeitalter, wo das Nationalgefühl bei allen Völkern eine früher nie erreichte Lebhaftigkeit und Festigkeit angenommen hat, ein Buch, welches über nationale Fragen mit einer solchen Unparteilichkeit geschrieben ist, daß sich die Nationalität des Verfassers daraus in keiner Weise erkennen läßt, eine auffallende Merkwürdigkeit. Nur daraus, daß das Buch deutsch geschrieben ist und daß der nationalitätslose Kosmopolitismus von jeher ein deutsches Erbtheil ist, kann man schließen, daß der Verfasser von Abstammung ein Deutscher ist, und unsere

Muthmaßung geht auf einen Publicisten, welcher seine Feder seit etwa zehn Jahren in den Dienst der Polen gegeben hat.

Der Verfasser hat übrigens auch für „Rußlands Größe und Wohlfahrt“ ein Herz und wünscht daher, daß die Wiederherstellung von Polen, für welche er selbstverständlich vorzugsweise eintritt, nicht bloß in gutem Einvernehmen mit dieser größten Slawenmacht geschehe, sondern auch daß die letztere eine Art von Schutzherrschaft über die Stammverwandten behalte oder übernehme. Ken zu übernehmen hätte Rußland die Schutzherrschaft über Galizien und die preussisch-polnischen Provinzen, welche bei dem Königreich des Verfassers nicht fehlen dürften. Ja zu den von Preußen abzutretenden Gebieten soll nicht bloß Westpreußen, sondern auch Ostpreußen gehören; mit knapper Noth läßt er uns noch Schlesien. Nicht unter drei Millionen Deutscher will er seinem Phantasierische einverleiben, damit sie sich darin mit den Polen „begegnen, ponderiren und ergänzen“. Ob sie dazu Lust haben, danach wird nicht gefragt, genug, daß aus dem Wischmasch dieser Völker zugleich mit den Juden und mit den wackeren Ruthenen und Litauern in der Phantasie des Verfassers etwas ganz absonderlich Herrliches wird. Die Polen, welche wegen des starken fremden Elements mismuthig werden könnten, tröstet er mit dem Hinweis auf ihre starke Assimilationskraft, welche am Ende auch mit diesem fremden Bestandtheil werde fertig werden, von den Deutschen verlangt er „Generosität und Klugheit“, daß sie durch solche nationale Selbstaufopferung die Polen versöhnen und sie so zu der vielberufenen starken Vormauer gegen Rußland machen sollen. Da die Polen einzig unter den Slawen „die kostbaren Gedanken der Freiheit und des Föderalismus im Blute tragen“, sollen die Deutschen auch davon einen Gewinn haben, indem jene ihre Gedanken zuweilen nicht bloß ihren östlichen, sondern auch ihren westlichen Nachbarn mittheilen. Den Russen dagegen wird mit der Aussicht geschmeichelt, daß sie durch Herstellung eines mit

recht viel deutschem Element ausgestatteten Polenreichs unter ihrer „Regide“ „einen um so stärkern Einfluß auf die deutschen Verhältnisse gewinnen könnten“. Man sieht, wenn der Verfasser seinen Namen nicht genannt hat, so hat er Klugheit mit Muth verbunden; solche Bissen der Staatskunst vermochte der Deutsche denn doch auch vor 1870 nicht zu verbauen. Wir wollen indeß nicht behaupten, daß der Verfasser ein bewußter Verräther der vaterländischen Interessen sei; seine Phantasien sind vielmehr nur das Erzeugniß einer über allen Nationalvorurtheilen schwebenden, also internationalen Völkervernünftlichkeit. Wenn der Verfasser übrigens auch nicht an dem Aufleben (Wiederaufleben können wir das nicht nennen) eines also ausgemalten Polenreichs zweifelt, so erkennt er doch die ungeheuern Schwierigkeiten, welche die Anfertigung seines Receptis in der innern Organisation desselben haben wird; sie sind so groß, daß sie in der Wirklichkeit nicht zu überwinden sein würden. Somit verweisen wir den ganzen, allerdings recht sorgfältig ausgearbeiteten Plan aus dem Bereich der Politik in dasjenige der Dichtung. Wir zweifeln nicht daran, daß, wenn der Verfasser ihn in polnische Verse übertrüge, er bei dem leitenden Geschlecht an der Weichsel, bekanntlich dem weiblichen, großen Beifall finden würde.

Nebenbei gibt der Verfasser auch eine Lösung der baltischen Frage, welche aber ebenso wenig auf die Natur der Menschen und Staaten, sowie auf die wirklichen Verhältnisse Rücksicht nimmt wie seine polnischen Pläne. Wir übergehen sie daher und wenden uns zu einem Bericht über einige andere Werke, welche sich ausschließlich oder doch vorzugsweise mit den Ostseeherzogthümern beschäftigen.

2. Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz Estlands bis 1227. Von Richard Hausmann. Leipzig, Dunder und Humblot. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.

Diese kleine Monographie ist eine der zahlreichen geschichtlichen Arbeiten, die davon Kunde geben, mit welcher Liebe sich die Baltten in ihre Vergangenheit versenken und die Wurzel ihres Zusammenhangs mit Deutschland aufsuchen, zugleich aber auch aus der Erinnerung an alte Kämpfe und Gefahren sich Muth und Trost für ihr schweres Ringen in der Gegenwart holen. Die Broschüre behandelt eine Episode aus der ältesten Geschichte des deutschen Tochterlandes. In der Zeit der größten Macht Dänemarks, als es unter Waldemar II., dem Siegreichen, neben Südschweden auch fast die ganze Südküste der Ostsee beherrschte, wurde von ihm auch der Versuch gemacht, sich weiter nördlich, in dem heutigen Estland und auf der Insel Desel festzusetzen. Veranlassung dazu gaben die Esten auf dieser größten baltischen Insel, welche, damals von den Deutschen in Livland noch nicht bezwungen, die Ostsee bis Dänemark hin mit ihren Raubfahrten unsicher machten. Dieses Räuberneß bezwang Waldemar (1206) zwar nicht, dagegen glückte eine Landung im Finnischen Meerbusen im Jahre 1219. An der Stelle einer erstürmten Estenburg wurde Reval gegründet, welches das Land der Revaler beherrschte, wozu noch die Landschaft Harrien unterworfen wurde. Auch auf die entferntern Gebiete der Esten erhob Waldemar Ansprüche, obwol diese von den deutschen Livländern unterworfen worden waren. Der Streit endete mit einem Kriege, in welchem

die Dänen unterlagen, während ihr König sich in der Gefangenschaft des Grafen von Schwerin befand. Erst 1238 nach der Vereinigung der livländischen Schwertritter mit den Deutschordensrittern wurde ihnen vom Hochmeister Hermann von Salza auf Andringen des Papstes Estland in seinen heutigen Grenzen wieder angeliefert. Im Jahre 1347 verkauften sie es wieder an den Orden nach einem furchtbaren Aufstande der Eingeborenen.

3. Jungrossisch und Altlivländisch. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze. Von Julius Eckardt. Leipzig, Dunder und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine verhältnißmäßig neuere Zeit wird von Julius Eckardt hier unter der „altlivländischen“ gemeint, es ist diejenige des leidlich guten Einvernehmens der Baltten mit der russischen Regierung bis etwa zum Jahre 1840. Wir finden unter diesem Titel Charakterstizzen der Gefährten Peter's des Großen, Heinrich Fied, Admiral von Sivers, Münnich und seine Familie: Personen, welche zwar nicht aus Livland stammten, aber doch dort ansässig wurden. Sivers, der Stammvater des noch jetzt in Livland blühenden Adelsgeschlechts dieses Namens, war von Geburt ein Holländer; seine Verdienste um die neugeschaffene russische Flotte waren bedeutend. Aber die Unbeständigkeit des Glücks und der Fürtzungunst, welcher fast alle die Staatsmänner und Krieger verfielen, die Peter in sein nordisches Reich berufen und zu hohen Ehren befördert hatte, sollte auch Sivers treffen. Im Jahre 1732 fiel er plötzlich in Ungnade, verlor seine sämmtlichen Aemter und Würden und wurde angewiesen, Petersburg binnen vier Stunden zu verlassen. Die Veranlassung dazu gab die Cabale anderer Glücksritter am Hofe der Kaiserin Anna. Seinen Nebenbuhlern, Münnich und Ostermann, ging es bekanntlich noch schlechter, doch beschloßen sie alle, auch Fied, ihr Leben nach Wiederherstellung ihres Rechts und zum Theil nach Wiedereinsetzung in ihre Würden und Güter.

Mancher neue Aufschluß über den Untergang der Selbständigkeit Kurlands wird in einem weitem Artikel gegeben. Dem Verfasser hat eine handschriftliche Aufzeichnung der Vorfälle und des innern Getriebes aus jener Zeit vorgelegen, aus der er das Wesentliche mittheilt.

Am werthvollsten, besonders für das deutsche Mutterland, ist der Lebensabriß des rigaer Buchhändlers Johann Friedrich Hartknoch, dessen Name mit denen von Kant, Herder, Hippel und mancher andern Größen unserer Literatur für immer verbunden ist. In Goldberg geboren und in sehr ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, ging er nach Königsberg, um dort Theologie zu studiren. Seine Dürftigkeit bewog ihn, der Aufforderung des wackern Kanter Folge zu leisten und wie er Buchhändler zu werden. Ein selbständiges Geschäft eröffnete er 1763 zuerst in Mitau, dann in Riga. Wodurch er so ungemein segensreich auf das deutsche Schriftthum überhaupt und auf die Bildung in Livland und Kurland einwirkte, war, daß er die ideale Seite seines Berufs vorzugsweise beachtete und vertrat und denselben als Waffe für den Sieg der Bildung und Philosophie, nicht als Mittel zur eigenen Bereicherung behandelte. Der Boden, den er in Mitau wie in Riga vorfand, war einer

solchen Thätigkeit und Einwirkung ganz besonders bedürftig, denn dieser war in literarischer Beziehung ein vollkommen jungfräulicher, und die meisten Bewohner beider Städte wägen kaum eine Ahnung davon gehabt haben, daß es ein Ding wie Literatur gebe und was es mit demselben auf sich habe. Die einzigen Bücher, welche „gingen“ und als Handelsartikel regelmäßig vorkamen, waren Katechismen und Andachtsbücher, welche meist im Inlande gedruckt und durch Buchbinder und Küster vertrieben wurden. Hier griff Hartknoch mit Kraft und Erfolg ein:

Nicht genug, daß er Bücher zeigte, anbot, empfahl, zu lesen ansahnte, auf Credit gab — er sandte sie auf eigene Kosten mitten im Lande umher, an Männer, die er kannte oder von deren literarischem Hang er hörte, und ließ sich nicht verbrießen, daß er sie nach einiger Zeit unverkauft zurückbelam; hin und wieder wurde doch etwas behalten. Allmählich fanden die Leute am Lesen Geschmack und kauften desto reichlicher. . . In kurzer Zeit war der Geist der Belehrsamkeit weit sichtbarer; in jedem Hause fand man Bücher, der Geschmack besserte sich, die Kenntnisse wuchsen, man errichtete Lesegesellschaften, und man wurde so bekannt mit der neuen Literatur, als wenn man mitten in Deutschland gewohnt hätte.

Mit dem Sortimentsgeschäft hatte Hartknoch einen Verlag verbunden. Es zeugt von der hohen Achtung, welche das junge Geschäft und dessen Leiter sich zu erwerben gewußt hatten, daß Kant, der wenigstens in Königsberg schon damals eine bekannte literarische Größe war, seine Schriften in dem entlegenen Riga erscheinen ließ und der Hartknoch'schen Firma bis an das Lebensende ihres Begründers, und nachdem er selbst europäischen Ruf erworben, trenn blieb. Ebenso erschienen in diesem Verlag verschiedene Werke von Hamann, Wegmann, Gadebusch, Büchling u. a. m. Das Hauptverdienst Hartknoch's bestand aber darin, daß er seinen jungen Freund Herder, dessen Berufung nach Riga er mit veranlaßt hatte, unablässig zum schriftstellerischen Schaffen ermunterte und dessen erste Schriften so geschickt zu vertreiben wußte, daß sie bald die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten. Obgleich es sehr schwer war, mit dem reizbaren, launischen und heftigen Verfasser der „Kritischen Wälder“ umzugehen, so ertrug der selbst nicht leidenschaftslose Mann doch alle seine ungerechten und undankbaren Ausbrüche mit Geduld, und half ihm mit seinen oft sehr knappen Mitteln unaufhörlich aus seinen Geldverlegenheiten, bloß aus Interesse für die schöpferischen Geistesgaben seines Freundes. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß Deutschland seinen Herder der aufopfernden Hingebung des rigaer Buchhändlers verdankt.

Die andere Hälfte des Eckardt'schen Buchs ist mit „Jungrussischem“ gefüllt, nämlich mit Aufsätzen über die neueste russische Geschichte. Besonders interessant ist eine geschichtliche Darstellung der „neuen russischen Aera“ und eine Charakteristik Alexander Herzen's und seiner wunderbaren journalistischen Wirksamkeit.

Mitten aus dem gegenwärtigen Kampf der Baltien gegen das ihnen mit roher Gewalt aufgebrängte Moskowitzthum erschallen die Stimmen folgender Broschüren:

4. Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands und die russische Journalistik von Eduard Baron Tiefenhausen. Erwiderung auf die Beurtheilung der Broschüre „Vereinigung der baltischen Provinzen mit Rußland“ in Nr. 141 der

Moskauer Zeitung von 28. Juni 1869. Leipzig, Stein-ader. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

5. Die Baltischen Provinzen am Rubicon. Ein Sendschreiben an die Deutschen der Ostseeländer von einem Patrioten. Berlin, Stille und van Meyden. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Supplik der livländischen und estländischen Ritterschaften an Se. Königl. Majestät Alexander II. Landtagsbeschlüsse vom 14/26. Januar und 11/23. März 1870. Bern, Wyß. 1870.
7. Livländische Beiträge. Herausgegeben von W. von Bod. Neue Folge. Supplementband. Leipzig, Dunder und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Eduard Baron Tiefenhausen (Nr. 4) widerlegt die Anschuldigungen, welche von der durch Censurfreiheit gegenüber der baltischen begünstigten russischen Presse, namentlich von der „Moskauer Zeitung“ gegen die Baltien erhoben werden. Sie sind meistens dießseit der Memel schon bekannt und in ihrer Richtigkeit und Böswilligkeit durchschaut. Als Proben der Tiefenhausen'schen Abwehr heben wir folgende Stellen heraus:

Das in neuester Zeit aufgetauchte Streben nach Begründung eines national-russischen Einheitsstaats, dem alles specifisch Nichtrussische zum Opfer gebracht werden soll, ist das Product krankhafter Ueberspannung des Nationalgefühls. . . Die Livländer stehen, an ihrer angestammten Verfassung festhaltend, allen Uebertreibungen und Ueberspannungen fern, der hier herrschende deutsch-protestantische Geist ist mit den Gefinnungen der Loyalität zu eng verwachsen. Alle Verdächtigungen, als streben die Livländer nach einer Ablösung von Rußland, sind daher schändliche Lügen. Der Haß gegen das in den baltischen Provinzen herrschende Deutschthum ist der dunkle Hintergrund aller wider besseres Wissen und Gewissen mit schamloser Dreistigkeit veröffentlichten Verleumdungen. . . Worauf gründet sich die Ansicht, daß Livland „jetzt der einzige Winkel der Welt ist, in welchem sich der Geist einer längst überlebten Feudalzeit erhalten hat“? Dieses Urtheil paßt wie die Faust aufs Auge. Die Feudalzustände sind längst abgethan, der Geist der neuen Zeit hat längst schon die Herrschaft hier gewonnen, den Forderungen der Neuzeit wird nach allen Richtungen hin Rechnung getragen. Die Selbständigmachung der untern Schichten der Bevölkerung hat volle Geltung, der Bauernstand steht frei und selbständig auf eigenen Füßen und er erntet nach freier Wahl die Glieder für die bauerlichen Gerichte; für die Stellung der Rekruten gilt die Lösung: das Rechtsbewußtsein des Bauernstandes gewinnt immer festere Grundlagen und die neue Gemeinordnung hat dem Bauernstand die vollständige Selbstverwaltung seiner innern Angelegenheiten gesichert. Vom Feudal-system ist keine Spur vorhanden, alle Bestrebungen gehen dahin, den Grundsatz, daß gleiches Recht für alle Geltung habe, zur vollen Anwendung zu bringen.

Nicht so zufrieden äußert sich der „Patriot“ in „Die baltischen Provinzen“ (Nr. 5) über den Zustand der Landbevölkerung. Er fordert die Deutschen daselbst, namentlich die Gutsherrn, zu energischem Eintreten in den Kampf für ihre höchsten Güter auf.

So ihr euch nicht im Kampfe mit allerlei Entbehrungen einlaßt, euer so süßes Schlaraffenleben nicht aufgibt, um als Preis der Güter höchstes zu erringen, so habt ihr Sklavensinn, indem ihr ruhig euerm Herrn gehorcht, damit er euch nicht das Brot nimmt. Dann erwartet aber auch nicht, daß sich auch nur eine Stimme in Europa für euch erhebt. Der Güter höchstes, die nationale Selbständigkeit, hat noch kein Volk errungen, das nicht seine theuersten Schätze dafür einsetzte.

Es werden vorzugsweise Opfer verlangt, um die Esten und Letten für die deutsche Sache zu gewinnen; es soll ihnen der Erwerb von Grundeigenthum noch mehr erleichtert werden, als es bisher geschehen ist. Getabelt

wird jedoch nur eine Einrichtung bei der bäuerlichen Creditanstalt in Kurland, über welche wir kein Urtheil haben. Ferner verlangt der „Patriot“ Errichtung von Landschulen, in welchen die lettische und estnische Jugend deutsch lernen soll. Diese Forderung ist jedoch leichter aufgestellt als erfüllt, denn die russische Regierung gestattet solche Schulen nicht. Endlich verlangt er vom Adel „Einräumung gewisser Rechte der andern Stände, die sie befähigen, an den Berathungen über das Wohl des Landes theilzunehmen“. Auch dieses Verlangen zeugt von wenig Kenntniß der baltischen Verhältnisse. Die Vertretung der Städte ist wenigstens auf dem livländischen Landtage seit 30—40 Jahren vielfach angeregt und betrieben, von den Zaren und den Ministern aber jedesmal entweder durch ausdrücklichen Befehl oder durch stillschweigende Beseitigung der Anträge verhindert worden. Im Jahre 1842 war dieser Antrag auf dem livländischen Landtage gestellt worden und zugleich derjenige auf Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen. Nikolaus verbot strengstens auf diese Anträge zurückzukommen. („Livländische Beiträge“, II, 284). Im Jahre 1862 stellte Wolbemar von Vock auf dem livländischen Landtage vier Reformanträge, darunter eben auch die Vertretung der Städte, welche auch von diesem gebilligt wurden, aber auf ihrem weitem Wege zum Kaiser stecken blieben, ohne Schuld der Ritterschaft. Im vorigen Jahre wurde ein dahin gehender Beschluß vom kurländischen Landtage gefaßt, aber von einer Bestätigung durch den Kaiser verlautet noch immer nichts.

Daß die baltischen Ritter nicht in ein bloßes „Schlaraffenleben“ versunken sind, sondern unablässig und mit nicht zu leugnendem Muthe für ihre theuersten Rechte, unter denen sie mit Fug nicht sowol ihre Nationalität, als vielmehr ihre, damit allerdings eng verbundene Religion und ihre Geisteskultur in den Vordergrund stellen, in die Schranken treten, das bekunden die Adressen der Livländer und der Estländer, welche in der Schrift Nr. 6 veröffentlicht sind. Bekanntlich beschloß der livländische Landtag im Jahre 1869, dem Zaren durch eine Gesandtschaft aus seiner Mitte seine Beschwerden über Verletzung des Landesrechts vortragen zu lassen; die Abgeordneten wurden aber von Alexander II. nicht empfangen. Unter diesen Umständen schlug die Landesvertretung 1870 den schriftlichen Weg ein, indem sie in einer „Supplix“ die Hauptbeschwerdepunkte zusammenstellte und sie in einer beigefügten Denkschrift begründete. Der Beschluß wurde einstimmig gefaßt, ein Beweis von der Kraft des Rechts- und Nationalbewußtseins im Lande. Die allerdings nur wenig zahlreichen Russen unter der livländischen Ritterschaft machen deswegen von ihrem Recht der Theilnahme am Landtage keinen Gebrauch, woraus die Einstimmigkeit zu erklären ist. Nicht so günstig sind die deutschen Patrioten in Estland gestellt. Die größere Nähe der Reichshauptstadt und die dadurch bewirkte engere Interessenverflechtung, auch wol die vermehrten Familienverbindungen mit dem Hofe und den Russen mögen dahin wirken, daß in diesem Herzogthum unter dem Adel sich viel mehr Laue und Russenfreundliche, auch Russificirte, d. h. Griechischkatholische, befinden, als in den beiden Schwesterprovinzen. Die estnische Landbevölkerung in Estland thut es dagegen dem

Landvolk in Livland, noch mehr in Kurland in der kräftigen Abwehr der Russificirung zuvor. Es fand sich deshalb auf dem estländischen Landtage von 1870, als auch dort der Antrag auf schriftliche Beschwerde bei dem Zaren gestellt wurde, eine starke Opposition dagegen. Sie wurde indefs überstimmt, und die Beschwerde fiel um so energischer aus. Nach einigen einleitenden Sätzen wird zuerst der Verdrängung der deutschen Sprache gedacht. Dann heißt es weiter:

Die Folge davon ist, daß aus den wichtigsten Verwaltungsbehörden, wie namentlich aus der Gouvernementsregierung, die einheimischen Beamten allmählich verdrängt werden. An ihre Stelle sind Beamte russischer Nationalität, die mit der Sprache des Landes, mit den localen Gebräuchen, Einrichtungen und Verhältnissen nicht bekannt sind, aus verschiedenen Theilen des Reichs berufen worden. Unter ihrem Einfluß leidet sichtlich die Verwaltung des Landes. Die Bevölkerung sieht mit tiefer Verstimmlung, daß dieser Personenwechsel nicht der Wohlfahrt des Landes dienen kann, daß für denselben fremde, den Interessen der Provinz feindliche Motive maßgebend gewesen sind.

Es wird hierauf der Russificirung der Schulen gedacht:

Das Einbringen von Tendenzen in das Schulfach, welche seinem Wesen völlig fremd sind, müssen in dem Maße, als sie weiter greifen, dieses tief sittliche Gebiet immer schwerer schädigen. Es wäre damit die geistige Verarmung der zukünftigen Generation beschlossen, und der deutschen Bevölkerung des Landes die traurige Gewißheit gegeben, daß sie mit ihrem ganzen Sein und Wesen, mit dem Rechte an ihrer eigenen Fortentwicklung dem Nationalitätsprincip geopfert werden soll.

Es wird alsdann auf die Bedrückung der Presse, auf die Verhinderung jeder Vertheidigung der Landesrechte, auf die Verletzung der Gewissensfreiheit hingewiesen und der Wille ausgesprochen, an der Grundlage des öffentlichen Landesrechts, den Verträgen mit Peter dem Großen, festzuhalten. Der Erfolg der beiden Adressen war bekanntlich, daß Alexander erklärte, seine Macht stehe über dem Recht oder alles Recht im Reiche entspringe einzig aus seinem Willen. L'état c'est moi. So wenigstens war der Sinn seiner Bescheidung der Livländer.

Ueber die baltischen Presszustände und ihre laue, unzutreffende Beurtheilung in der Presse des Mutterlandes äußert sich Wolbemar von Vock in dem neuesten Heft der „Livländischen Beiträge“ (Nr. 7), welches vermuthlich das letzte bleiben wird, mit gerechter Entrüstung. Er sagt:

In der ganzen dreihundertjährigen ebenso lächerlichen wie empörenden Geschichte der Censur sei die Barbarei unerhört, welche die bei dem großen Haufen der deutschen Publicisten sprichwörtlich gewordene „Milde“, „Humanität“, „Aufgeklärtheit“, „Fortgeschrittenheit“ der Regierung Alexander's II. gegen die edelste und mündigste Presse, die es in seinem Reiche gibt, gegen die baltische, besonders seit dem Amtsantritte des kürzlich unter so überaus schmeichelhaften und warmen kaiserlichen Lobeserhebungen und Dankfagungen entlassenen Generalgouverneurs Albedinski, wüthen läßt. Wer, wie der Herausgeber (von Vock), von 1862—66 ab und zu einiges unter russischer Censur in baltischen Pressen hat drucken lassen, muß zugeben, daß selbst unter den als Bedränger der Deutschen berüchtigten Generalgouverneuren Solowin und Graf Schumalow eine ähnliche Verhöhnung aller Billigkeit und Gerechtigkeit, auch der bescheidensten Ansprüche literarischer Bildung und Freiheit, wie sie seit Ende 1866 mit eherner Stirn in Knechtung und Verfälschung der baltischen Presse gekübt wird, unerhört war. Erst seit 1866 und besonders seit 1867 hat sich die jetzige russische Regierung vollständig entpuppt. Selbst ihr polnisch-litauisches Unter-

drückungssystem muß als durch ihre Misregierung und Mißhandlung der baltischen Provinzen überboten erscheinen. Diese Ueberbittung liegt zwar nicht in dem Reviere der Verbannung, der Verächtung, des Galgens, der Güter- und Kirchenconfiscation; sie liegt aber darin, daß Provinzen, die sich nicht nur keinen leichten Schatten von alle dem jemals haben zu Schulden kommen lassen, was zu vermeintlicher Rechtfertigung jener polnisch-litauischen Regierungsmittel geltend gemacht zu werden pflegt, uerin, Provinzen, von denen Kaiser und Reich allezeit nichts als Gutes, freudigste und neidloseste Sinegung von Gut und Blut, und überdies auf den mannichfaltigsten Gebieten des Culturlebens ein höchst willkommenes praktisches Beispiel und Muster für die hintern Partien des Reichs empfangen haben, jetzt auf dem Gebiete der Presse und auf noch manchen andern, nicht minder wichtigen, schlimmer behandelt werden, als oft anderswo wirklich eroberte und aufrehrerische Provinzen.

Im übrigen sind in dem Feste der „Livländischen Beiträge“ das Interessanteste die Auszüge aus russischen Blättern, besonders aus dem „Golos“, welche von der unter den Russen wachsenden Feindseligkeit gegen die Deutschen zeugen. So weit geht dieselbe, daß sie auf einen Krieg nicht bloß mit Oesterreich, sondern auch mit dem neuen Deutschen Reich lossteuern. Trotz der freundschaftlichen Gesinnung des gegenwärtig regierenden Jaren ist es denn auch zu erwarten, daß, wenn nicht unter ihm selbst, so doch unter seinem Nachfolger der große Zusammenstoß erfolgen wird. Als Probe der altrussischen Feindseligkeit kann folgende schmeichelhafte und geschmackvolle Zeichnung unsers Charakters aus dem „Golos“, dem Organ des Kriegsministers Miljutin, dienen:

Was hat denn der Deutsche Ideale aufzuweisen? [Wir möchten wiederum wissen, wo dem Russen der Idealismus steckt?] Wir können vor dem wunderbaren Genius der Semiten im Reiche religiöser Schöpfungskraft, der Griechen im Reiche der Wissenschaften und Künste, der Römer im Reiche des Rechts und der Staatskunst; wir bewundern die Phantasie des Spaniers

und Italiens, die gesellschaftlichen Talente und den Geschmack der Franzosen, die Productivität und den Erfindungsgeist des Engländers. Was aber ist das Erbtheil des Deutschen? Was ist an ihm Geniales, Ideales, Vollkommenes? Etwa sein abstracter Glaube und sein kalter Unglaube? Etwa seine auseinandergerissenen Staaten? Etwa seine phantastische Philosophie [wädrer Russen, die über unsere Philosophie aburtheilen!], oder gar seine philosophische Poesie und sein socialer Zustand, sein Feudalismus und sein Junkerthum — sind sie nicht die Verneinung der Menschenrechte und die organisirte Gewalt? Oder vermag etwa gute Mannszucht, gute Bewaffung und Intendantur einem Volke den Ruf der Gottähnlichkeit zu verdienen? Oder sollte Mäßigkeit und Genauigkeit, Kalte und herzlose maschinenmäßige Erfüllung der Befehle von Vorgesetzten, sei es auch unter Hintanfetzung der geheiligtesten Gefühle der Großmuth und des Mitleids mit dem Unglück — sollte das alles ein Volk auf den Sockel erheben und zum Gegenstande allgemeiner Verehrung, allgemeinen Segens machen können? Oder wären Arbeitsamkeit und Pünktlichkeit fähig, den Mangel an Productivität und Menschlichkeit zu ersetzen? Wir haben mit unsern eigenen Augen die Rehrseite des Deutschtums geschaut, und wenn ungeachtet alles dessen oder sogar um alles dessen willen die Deutschen dennoch das politische und Culturideal zur Nachahmung bleiben — wo soll sich da bergen, wo eine Zukunftskräfte und einen Stützpunkt finden der Glaube an die Menschheit, an ihren Fortschritt, an den Einfluß der Bildung auf Charakter und Leben der Völker? Nein, fürwahr, die weltgeschichtliche Vorsehung wolle die Slawen davor bewahren, demjenigen Entwicklungswege zu folgen, welcher sie den Deutschen ähnlich machen könnte!

Der gute „Golos“ kann unbesorgt sein: seine Moskowiter sind noch recht weit entfernt von „Philosophie“ und „kaltem Unglauben“ wie von „guter Intendantur“, von „Mäßigkeit“ und „Pünktlichkeit“ wie von „Arbeitsamkeit“ und andern unmenschlichen, des Ideals entbehrenden Eigenheiten der abscheulichen Teutonen!

Edwart Kattner.

Neue lyrische Gedichte.

1. Deutsche Lieder von Max Schnedenburger. Auswahl aus seinem Nachlaß. Stuttgart, Meßler. 1870. Gr. 16. 12 Ngr.
2. Gedichte von Lebrecht Dreves. Dritte Auflage. Halle, Barthel. 1870. 16. 1 Thlr.
3. Gedichte von Adolf Strodtmann. Zweite, stark vermehrte Ausgabe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Gedichte von Andreas Ved. Stuttgart, Gröninger. 1871. 16. 20 Ngr.
5. Spaziergänge im Fabelreide. Gedichte und Fabeln für die kleine Welt der großen Kinder. Hamburg, J. P. F. C. Richter. 1869. 16. 15 Ngr.
6. Durch Thüringen. Gedichte von Murad Effendi. Le-mesvar, Magyar.
7. Gedichte von Aloys Seichter. Olag, Sauer. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Gedichte von P. J. Belle. Paderborn, Schöningh. 1870. 16. 18 Ngr.
9. Aus meiner Liedermappe. Gedichte von Heinrich Pfeil. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers. 1871. 16. 2 1/2 Ngr.
10. Gedichte von Otto Franz Senfichen. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Großer. 1870. 16. 20 Ngr.
11. Weihnachtslieder von Karl Ramshorn. Leipzig, Weber. 1870. 16. 1 Thlr.
12. Todtenopfer. Canzone von Albert Mäser. Gneifenau's

Enkel, dem Grafen Lothar von Hohenthal zum Gedächtniß. Halle, Barthel. 1870. 16. 5 Ngr.

13. Oceana. Vier Stufenalter einer Dichterin. Von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. Berlin, A. Dunder. 1870. 16. 15 Ngr.

14. Schwanwitt. Ein Märchen in funfzehn Gesängen von Mathilde Raven. Fünfte Auflage. Bremen, Rißtmann. 1870. 16. 15 Ngr.

15. Die Gelpenster von Barzin. Groteskes Nachstück von Ernst Edstein. Halle, Heynemann. 1869. 16. 4 Ngr.

Wir eröffnen unsere heutige lyrische Revue mit der Besprechung zweier Gedichtsammlungen, von deren Verfassern der eine unter dem Schalle der Schlachtfanfaren des letzten ruhmreichen Kriegs eine geistige Auferstehung gefeiert hat, der andere aber unter eben diesen kriegerischen Klängen zu Grabe getragen wurde: mit der Besprechung der Gedichte von Max Schnedenburger und denjenigen von Lebrecht Dreves.

Max Schnedenburger — wer hätte diesen Namen, obgleich der Mann, der ihn trug, seit mehr als zwanzig Jahren im Grabe ruht, nicht als einen der gefeiertsten des großen Jahres 1870 — 71 nennen hören? Es ist der Name des Dichters von „Die Nacht am Rhein“. Der

Ruhm dieses vollsthümlichsten unter den Liedern des letzten Kriegs ist der Ruhm des bisher unbekanntem Dichters geworden. Und wie erklärt sich dieser Ruhm? Wenn der lateinische Poet sagt: „Habent sua fata libelli“, so fügen wir deutsch hinzu: „Auch Lieder haben ihre Schicksale.“ „Die Wacht am Rhein“, ein Gedicht von durchaus mittelmäßigem poetischen Werth, ist über Nacht ein berühmtes Lied geworden. Im Jahre 1840 verfaßt, war es Decennien hindurch der Vergessenheit verfallen, bis die politische Zeitwelle von 1870 es in dem musikalischen Gewande des Componisten Wilhelm wieder an das Licht der Sonne emportrug — nun lebt es in aller Munde. Im Hinblick auf die große Fülle von fast völlig verschollenen deutschen Liedern alten und neuen Datums, welchen im Vergleich mit der „Wacht am Rhein“ neben gleicher patriotischer und politischer Tendenz ein ungleich größerer geistiger und poetischer Gehalt innewohnt, muß die schnell errungene Vollsthümlichkeit dieses Liedes gegenüber dem Dunkel der Vergessenheit, welches jene deckt, einigermaßen befremden, da es weder prägnanter noch kräftiger als manches andere deutsche Lied aus frühern Epochen der Stimmung Ausdruck verleiht, welche die Gemüther beim Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs bewegte. Wilhelm's melodische Composition, so schön sie auch ist, kann diese schnelle Popularität des Liedes, da wir gleich schöne und gleich vollsthümliche Compositionen besserer Lieder besitzen, nicht ganz erklären. Lieder haben eben ihre Schicksale. Was würde wol der brave Max Schneckenburger gesagt haben, wenn ihm in der Weltabgeschiedenheit seines schweizerischen Burgdorf die Boten seines Ruhms, welche jetzt mit Kränzen zu seinem halbvergeffenen Grabe pilgern, mit den Emblemen königlicher Gnade und der allgemeinsten Volksbeliebtheit überrascht hätten? Würde nicht der treffliche Fabrikherr bescheiden sein Haupt geneigt haben, als könnte er den allzu hellen Glanz solch ungeahnten Ruhms nur mit Beschämung über sich leuchten lassen? Trauen wir ihm so viel Selbstkritik zu! Denn wie warm auch sein Herz für Vaterland und Menschheit schlug, wie annahmende und treffende, wie kräftige und schlagende Worte er auch fand für das, was seine Zeit und die unsrige bewegte und bewegt, kurz, ein wie hübsches poetisches Talent er auch sein eigen nennen durfte: ein Dichter von Gottes Gnaden in des Wortes vollster Bedeutung war Max Schneckenburger nicht. Das beweisen die nunmehr im Metzler'schen Verlage zu Stuttgart von dem Dichter der „Palmenblätter“, Karl Gerol, im Auftrage der Witwe Schneckenburger's aus dessen Nachlaß herausgegebenen „Deutschen Lieder“ (Nr. 1), welche uns heute vorliegen. Diese „Deutschen Lieder“, verfaßt während der Jahre 1838—43 (Schneckenburger starb zu Burgdorf im Canton Bern am 3. Mai 1849, dreißig Jahre alt), bekunden zwar durchweg ein echt deutsches Herz, ein dem Höchsten zugewandtes Mannesstreben, sittlichen Ernst und Humanität, aber nirgends leuchtet aus ihnen das Feuer einer leidenschaftlichen dichterischen Begeisterung hervor, welche die Kraft besäße, wieder zu begeistern und durch jene undefinirbare Verbe, welche erst eigentlich den Dichter macht, zu erwärmen und zu befeuern. Ueberall ist über diese Lieder die milde Temperatur eines edeln Gemüths ausgebreitet, eines Gemüths, welches mit Schön-

heit gesättigt und von Vaterlandsiebe voll ist, aber nirgends blickt uns aus ihnen die energisch markirte Phystognomie einer eigengearteten Dichterpersönlichkeit an, eine Phystognomie, welche sich unauflöslich dem aufnehmenden Gedächtniß einzuprägen im Stande wäre.

Zu den bessern Liedern der kleinen Sammlung rechnen wir die folgenden: „Gewitternacht“, „Zwei Schmiede“, „Tagwacht“, „Das Vögelein“, „Beim Regenwetter“ und „Heimwärts“, welche sämmtlich dem Inhalt nach tief empfunden und klar gedacht, der Form nach melodisch und ansprechend sind. Wirkliche Größe der dichterischen Anschauung und dithyrambischen Schwung athmet das schöne Gedicht in freien Strophen: „Gewitternacht.“ Als Probe stehe hier:

Die Landwehr.

Hell auf, ihr deutschen Mannen!
 Hell auf, du junges Blut!
 Wir ziehn rasch von daunen,
 Wie wehrt die Landwehr gut!
 Es kommt der Feind gefahren,
 Wie Blitz und Sturmestut,
 Ihn brechen unsre Scharen;
 Wie wehrt die Landwehr gut!
 Viel hundert Wadte sterben,
 Schlaft wohl in Grabeshut!
 Sei, lustig Todeswerben!
 Wie wehrt die Landwehr gut!
 Hell auf, den Sieg errungen!
 Dann jauchzt voll Dankesmuth
 Und singt mit tausend Zungen:
 „Wie wehrt die Landwehr gut!“

Diese „Deutschen Lieder“ Max Schneckenburger's, welchen der Herausgeber ein Vorwort und einen Prolog vorausschickt, sind der Königin Augusta gewidmet. Mögen sie als poetisches Vermächtniß eines edeln deutschen Charakters eine Zeit lang auf der Höhe der literarischen Zeitflut schwimmen! Der Tag wird ihnen nicht erspart bleiben, an dem sie der Vergessenheit, der sie kaum entrißen wurden, wieder anheimfallen.

Wie Schneckenburger durch „Die Wacht am Rhein“, so ist Lebrecht Dreves besonders durch sein Lied „Vor Jena“ mit den Anfangsversen: „Auf den Bergen die Burgen, Im Thale die Saale“, in weitem Kreise bekannt geworden. Der Dichter, welcher vor einigen Monaten für immer die Augen geschlossen hat, fand kurz vor seinem Tode noch Zeit, eine dritte Auflage seiner „Gedichte“ (Nr. 2) zu besorgen.

Dreves ist ein Dichter von großer Tiefe und Innigkeit des Gefühlslebens und einer das Ohr mit süßem Zauber bestrickenden Musil der Sprache. Im sangbaren Liede, besonders wenn es von einer elegischen Stimmung getragen wird, leistet er geradezu Classisches. Er hat von Eichendorff das religiöse Gemüth und die Naturandacht, von Chamisso das Herz für alles Menschlich-Schöne und den Instinct für die leisesten psychischen Vorgänge, von Platen den feinen Sinn für sprachliche Schönheit und rhythmisches Ebenmaß, wie die bildnerische Gabe für die Architektur und Symmetrie der strophischen Gliederung. Er ist Romantiker. Seine Poesie ist Lyrik im engsten Sinne des Wortes: alles bei ihm ist Stimmung und Empfindung; plastische Gestalten bildet er sehr selten;

Reflexionen sind ihm fremd. So treten bei ihm das Lied und die Hymnen vor den halb epischen Gattungen der Ballade und Romane in den Vordergrund; eigentliche Gedankenlyrik kommt bei ihm nicht vor, und wo er Aehnliches hat, da taucht der Gedanke völlig unter in den Reiter der Stimmung, wie etwa in einigen Goethe'schen Gedichten dieses Genre. Ein durchgehender Zug in den Dreyes'schen Liedern und Hymnen ist der einer tief innerlichen Frömmigkeit. Zu beklagen ist indeß, daß dieser ursprünglich sich nur in der Form einer resignirenden Hingebung an Gott und seine ewigen Gesetze offenbarende Lieb der Frömmigkeit in der letzten Periode unsers Dichters eine etwas mythisch-katholisirende Färbung angenommen hat, welche einen Theil der Gedichte aus jener Zeit in demselben Maße einem größern Leserkreise ungenießbar macht, wie sie seine Poesien den dogmatisch Gläubigen vielleicht besonders zu empfehlen geeignet ist. Aber stets, mag er nun die Natur in klangvollen Strophen feiern, mag er die zartesten Regungen des Menschenherzens in den glodenreinen Tönen seiner Verse wiederklingen lassen, mag er von Liebe oder Freundschaft singen, stets liegt eine Milde und Weichheit über den immer ebenso einfachen wie gehaltvollen Gedichten von Dreyes ausgegossen: ein Reiz, welchem sich schwerlich jemand entziehen wird. Wie rein empfunden sind die kleinen Lieder: „Im Walde“, „Zu dir!“ u. a. Welche erschütternden Schmerzensklänge enthalten die Gedichte: „An eine Todte“, „Am Grabe meiner Mutter“ und „Auf Josephinens Tod!“ Und wie stolz und groß in ihrem kindlich vertrauenden Glauben sind dagegen zahlreiche religiöse Poesien unsers Dichters, wie „Das Gebet“ und „Am Tage der ersten heiligen Communion der Kinder!“

Daß Dreyes den Reim mit Meisterschaft zu handhaben weiß, beweisen seine sämtlichen Lieder. Der Binnenreim ist bei ihm sehr häufig, am wirkungsvollsten aber in dem kleinen Gedichte „Drüben“ und dem folgenden „Bigilie“ angewandt:

Wie saßt, o Nacht,
Brichst du herein,
Lust du zur Ruh'
Uns Müden ein.

Dann liegt, gewiegt
In Schlaf, so weit,
So stumm ringsum
Die Einsamkeit.

Wie leicht beschleicht
Eh' du's gedacht,
Besüllt dich, Welt,
Die ew'ge Nacht.

Drum ach, sei wach,
Du schöne Welt,
Wie bald verhallt,
Was dir gefällt!

Diese Virtuosität der Reimverknüpfung in so kurzen Versen erinnert uns lebhaft an ähnliche Lieder Platen's von gleicher Formvollendung und gleich ernstem Gedankenhalte. Mit derselben Gewandtheit, wie den Reim, weiß Dreyes die Alliteration und die Assonanz in seinen Versen zu verwerthen; für seine Anwendung der ersten Form ist das schon als bekannt erwähnte Lied: „Vor Jena“,

für die der zweiten die nachstehend mitgetheilte Romane ein leuchtendes Beispiel:

Rittersinn.

Bei der Sonne letztem Blinken
Wandelt kosend Donna Clara
An dem Arm des schönsten Ritters
Durch den dusterfüllten Garten.

Abendschmetterlinge schweifen
In der Mandelbäume Schatten,
Nachtigallen süßen leise
Ihre sanften Liebesklagen.

Blütenfloden taumeln nieder
Und es plätschert die Cascade,
Doch es rauschen die Verliebten
Nicht dem Sang der Nachtigallen.

Nicht des Wasserfalls Gemurmel
Läßt die Träumenden erwachen,
Sie, die einzig sich bewußt sind
Ihrer heißen Liebesflammen.

Und schon glühn die Wangen röther
Als am Himmel glüht der Abend;
Da, gewandt zu seiner Schönen,
Spricht der Ritter solchermassen:

„Mir während eine Bitte,
Saget an mir, schöne Dame,
Sagt, wodurch ich, süßlichen Sinnes,
Eure Gnuß gewonnen habe.

„Denn von allen jenen Klünken
Hab' ich keine je verstanden,
Die so viele Ritter üben,
Solten Frauen zu gefallen.

„War der Dichtkunst nie bestiffen,
Nie beim Tanz im Königsaale,
Nie vor euerm Fenstergitter
Sang ich Lieder zur Guitarre.“

Doch nicht lange sinnt die Holde,
Küssend des Geliebten Wange,
Streichelnd des Geliebten Locken,
Antwort seiner seltenen Frage:

„Daß mein Herz für euch erglühte
Habt allein ihr nicht zu danken
Meiner Wahl und euerm Glück,
Nein, auch meinem Ehegatten.

„Denn euch wies er mir von ferne
Klingt beim Fest in hoher Halle,
Wo ein Rond ihr unter Sternen
In dem Kreis der Ritter standet,

„Sprechend: «Unter all den Unfern,
Die des Blieses Zeichen tragen,
Muß zumeist ich solchen Schmuckes
Wärdig diesen Ritter achten.

„Nur zu Großem ist er fähig,
Fähig keiner schlechten Thaten,
Edel, schön, auch stets bewähret
Als ein wacker Held im Kampfe.“

„Und dies Lob hat ausgefüet
In mein Herz der Liebe Samen,
Dessen Blume voll und prächtig
Aufgeblüht seit jenem Tage.“

Als die Dame so gesprochen,
Steht der Ritter in Gedanken,
Schweigend scheint er ihren Worten
Lange sinnend nachzuhängen.

thums für die Ewige Stadt gilt, so erscheint sie den Christen als das Babylon der Offenbarung und man erwartet ihren furchtbaren Untergang; nur über die Art dieser Katastrophe sind die Ansichten der Propheten verschieden. Im Laufe der Zeit verbinden sich diese Vorstellungen mit den oppositionellen Regungen gegen das Papstthum, das bevorstehende Strafgericht wird auf die Stadt und die Päpste zugleich bezogen. Die eigentlich kosmopolitische Prophezeiung, die immer wieder anknüpft an den Antichrist, klammert sich zugleich an die Idee des Kaiserthums; die Theorie von den Weltreichen im Buche Daniel wirkt fort, und seit das römische Reich durch die Karolinger und die deutschen Könige erneuert worden ist, wird diesem gleiche Dauer mit der Welt selbst zugeschrieben. Auf diese Anschauungen üben auch im Abendlande die dem Methodius zugeschriebenen Weissagungen großen Einfluß, welche bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ins Lateinische übersetzt wurden. Es scheint Döllinger entgangen zu sein, daß die damit in Verbindung stehenden Ansichten über Sog und Magog sich bereits im 7. Jahrhundert in Frankreich bei dem sogenannten Aethicus Sifter nachweisen lassen, allerdings auch hier aus griechischer Quelle geflossen.

Eine der allerinteressantesten Prophetengestalten ist die heilige Hildegard von Bingen, „eine in der ganzen christlichen Geschichte einzig und unerreicht dastehende Erscheinung“. Er wendet sich mit vollster sittlicher Entrüstung gegen die Ausartung der Hierarchie und die Verderbnis der Kirche, er weissagt einen großen Abfall von Rom und „hat einen wesentlichen Antheil daran, daß im Mittelalter die Erwartung eines großen Strafgerichts über den Klerus, einer blutigen Priesterverfolgung sich so tief in dem Geiste der deutschen Nation festsetzte“. Daneben hat er eigenthümlicherweise auch die Zersplitterung des deutschen Kaiserthums vorausgesagt. Doch das eigentliche Hauptland der Prophetie ist Italien und ihr bedeutendster dortiger Vertreter Joachim von S.-Fiore, dessen System, namentlich von den Minoriten weiter ausgebildet und durch seinem Namen fälschlich untergeschobene Schriften verbreitet, von dem weittragendsten Einfluß geworden ist. Doch der

beschränkte Raum verbietet uns, diese Entwicklungen weiter zu verfolgen oder jenen Erscheinungen nachzugehen, welche den Glauben an einen bevorstehenden Umsturz der Kirche in dem Jahrhundert vor der Reformation immer mehr in den Gemüthern gefestigt zeigen. Man wird dies alles in der Abhandlung mit dem größten Interesse verfolgen, und wir machen nur noch aufmerksam auf das schöne Kapitel über die Persönlichkeit der Propheten.

An den Aufsatz des gelehrten Kirchenhistorikers reiht sich „zum guten Schluß des Ganzen“ ein feinsinniger Versuch von Adolf Wilbrandt: „Földerlin, der Dichter des Pantheismus“, der den Entwicklungsgang dieses großen und unglücklichen Dichters beleuchtet. Es ist eine jener Arbeiten, aus denen man nichts ausheben kann und die um so mehr verdienen, ganz gelesen zu werden. Neue Thatfachen über das äußere Leben jenes tiefen Geistes werden nicht mitgetheilt, kaum, daß alles Bekannte überall verwerthet ist; die Andeutung Barnhagen's über den Bruch mit Gontard z. B. wird nicht einmal erwähnt, aber das Verhältniß Földerlin's zu seinen Werken ist mit Meisterschaft entwickelt und künstlerisch vollendet dargestellt. Es gehört eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, ein dichterisches Gemüth und in gewissem Sinne ein verwandter Geist dazu, um dem Dichter überall tren nachzufühlen; aber bezweifeln möchten wir doch, ob, wie Wilbrandt meint, gerade bei Földerlin es doppelt erwünscht ist, „einen Führer zu haben, der den geheimnißvollen Wegen dieses einsamen Menschen folgt und in seinen Dichtungen die Entwicklungsgeschichte seiner Seele wiederfindet“. So ungemein interessant es ist, so hohen Genuß es gewährt, den Pfaden seines Geistes nachzugehen, so bedarf doch die kleine, aber außerlesene Gemeinde, die sich um Földerlin versammelt, keiner literarhistorischen Vermittelung mit dem Dichter; denn ihn liest eben nur, wer gewisse Seiten seines eigenen Wesens in ihm wiederfindet.

Und so sei denn auch für die Zukunft das „Historische Taschenbuch“ den Freunden der Geschichte bestens empfohlen!

Praktische Handbücher der Vogelkunde.

Jene Vorliebe der populären Naturdarstellung für den Vogel und sein Leben, auf welche wir in Nr. 48 d. Bl. f. 1870 hingewiesen, ist ganz naturgemäß begründet in einer ungemein verbreiteten Liebhaberei für lebende Vögel. Weinahe in jeder bedeutendern deutschen Stadt findet man heutzutage schon eine oder mehrere Vogelhandlungen, deren lebender Waare es niemals an Käufern mangelt. Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Besprechung, hier auf die immerhin interessante Geschichte der Vogel Liebhaberei in Deutschland näher einzugehen; dennoch müssen wir einmal ihre Wandlungen kurz überblicken, weil dies für das volle Verständniß der ihretwegen erschienenen praktischen Handbücher nothwendig sein dürfte.

Die verbreitetste Liebhaberei finden wir zweifellos für den Canarienvogel. Seitdem er vor mehr als zweihundert Jahren schon in den Besitz des Menschen so völlig über-

gegangen, daß er nicht allein im vollen Sinne des Wortes ein Hausthier geworden, sondern daß auch seine ganze Natur völlig verändert erscheint, züchtet man ihn im großartigsten Maßstabe, hat ihn über alle Welttheile verbreitet und betrachtet ihn mit gutem Recht als eine ergiebige Handelswaare, welche eine doppelt große Bedeutung dadurch gewonnen hat, daß sie einerseits den Vogelhandel von Deutschland aus in ferne Gegenden führt und andererseits auf dem Rückwege neue Waare (fremdländische Vögel) mitbringen läßt. So ward der Canarienvogel der erste und wichtigste Gegenstand des deutschen Vogelhandels. Neben ihm bemächtigte sich dann die Liebhaberei auch in beträchtlicher Weise der einheimischen Singvögel, und in den größten deutschen Städten entstanden überall reichbesuchte Vogelmärkte.

Diese freilich ebenso berechtigte Liebhaberei mußte von

wohlhabenden Natur- und Volksfreunden aber ganz entzogen bekämpft werden. Wer die betreffende Literatur aufmerksam verfolgt, findet, daß Ologer, Rogmüller, Tschudi, Karl Vogt, Siebel, Brehm (Vater und Sohn), Karl Kug und viele andere in wissenschaftlichen und populären Schriften fortbauend der absichtlichen und unbewussten Vernichtung der Singvögel entgegenzuarbeiten streben. Als eine für die Volkswohlfahrt außerordentlich gefährliche Thatsache ergab sich nämlich schon längst die überall in unserm deutschen Vaterland wahrnehmbare allmähliche Verringerung aller für den Naturhaushalt nützlichen Vögel. Hierzu tragen freilich vorzugsweise drei Ursachen bei: erstens der immer mehr eintretende Mangel an passenden Brutstätten, zweitens die italienische Vogelmorderei und drittens der deutsche Vogelfang nebst Ausrauben der Nester; doch ist die letztere Ursache allein zweifellos beträchtlich genug, um ihre Unterdrückung zu rechtfertigen, welche denn auch, durch die Initiative des preussischen Landes-Deconomiecollegiums, zunächst für Norddeutschland bereits eingetreten ist und demnächst zweifellos über unser ganzes deutsches Vaterland ausgedehnt werden wird. Hierdurch sind die Vogelliebhaber, mit einziger Ausnahme der vorzugsweise passionirten, dazu gezwungen, sich den fremdländischen Vögeln zuzuwenden, und dies ist in den letzten Jahrzehnten denn auch in einer immer zunehmenden Weise geschehen.

So sehen wir nun nach diesen drei Richtungen hin auch die Literatur der praktischen Handbücher für die Vogelliebhaberei sich wenden — indem jedes Bedürfnis über kurz oder lang ja auch immer die Hilfsmittel zu seiner Befriedigung hervorzurufen pflegt. Jedes dieser Handbücher hat seine ganz bestimmten Zwecke und Aufgaben: das eine gibt eine Naturgeschichte und praktische Anleitung zum Studium aller Vögel überhaupt, das zweite behandelt ausschließlich die einheimischen Vögel, das dritte ebenso die fremdländischen, ein viertes schildert die Vögel vom ästhetischen Standpunkt aus, ein fünftes behandelt sie leblich von den materiellen Gesichtspunkten ihres Fanges, ihrer Pflege, Züchtung u. s. w., und nach allen diesen Richtungen hin gehen sie dann auch mehr oder weniger ineinander über, ergänzen und vervollständigen einander oder treten auch gegenseitig in volle Concurrenz. Alle haben aber den Zweck, nicht allein die Vogelkunde immer mehr zu bereichern, sondern auch die Liebhaberei für die liebliche Vogelwelt nach allen Seiten hin weiter auszubreiten. Von diesen Gesichtspunkten aus wollen wir folgende Werke betrachten:

1. Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel. Anleitung zur Kenntniß, Wartung, Züchtung, Fortpflanzung und zum Fang derjenigen in- und ausländischen Vögel, welche man in der Stube, im Hause, Garten oder auf dem Hofe halten kann. Von J. M. Bechstein. Neu herausgegeben von E. Schmidt und mit mehreren Holzschnitten zur Veranschaulichung des Vogelfangens und Vogelschutzes. Fünfte, gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Keil. 1870. Lex.-8. 2 Thlr.

Zu den geachtetsten Naturgeschichten der Vögel gehörte schon längst dies alte, zuerst im Jahre 1794 erschienene Werk von Bechstein. Der Verfasser sagt:

Wenn eigene Beobachtung und Erfahrung einem Buche zur Empfehlung reichen können, so darf sich dieses derselben schmeicheln. Von Kindheit an habe ich diese bestieberten Gesellschaften fast alle um mich gehabt und mich so an sie gewöhnt, daß ich fast nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit und Lust an meinem Pulse sitzen und arbeiten kann, wenn nicht meine Stube durch die Chöre der Singvögel belebt wird; ja meine Liebhaberei zu ihnen geht so weit, daß immer 30—60 Vögel allein auf meiner Studirstube anzutreffen sind. Ganz natürlich habe ich also auf solche Mittel gedacht, durch welche dieselben nicht nur am leichtesten zu bekommen, sondern auch am wohlfeilsten, gesundesten und längsten zu erhalten sind. Darnach habe ich also dazu, eine solche Naturgeschichte zu schreiben. Wäre doch nun die Ausführung auch so gerathen, daß meine Leser mit mir zufrieden sein könnten.

Dieser Wunsch des Verfassers ging in der Weise in Erfüllung, daß dies Buch bis zum Jahre 1812 drei Auflagen erlebte und zugleich einen hochgeachteten Rang in der einschlägigen Literatur sich erwarb. Im Jahre 1840, nach Bechstein's Tode, erschien das Buch sodann in einer vierten Auflage, bearbeitet von Dr. Lehmann. Nachdem das Werk kürzlich in den Verlag von Ernst Keil in Leipzig übergegangen, liegt es nun in der fünften Auflage vor, welche es beinahe als ein völlig neues Buch ansehen läßt. Der letzte Herausgeber hat sich freilich bemüht, den alten schätzbaren Text soviel als möglich beizubehalten, doch sah er sich gezwungen, einerseits allen neuen Ergebnissen der Forschung und Beobachtung soviel als möglich Rechnung zu tragen und daher den Text bedeutend zu vermehren, bezüglich zu berichtigen, und andererseits nahm er zu den eigentlichen Stubenvögeln Bechstein's auch noch alle diejenigen hinzu, welche in abgeordneten Räumen des Hauses, auf dem Hofe, im Garten u. s. w. gehalten werden. Somit bietet dies Werk ein Lehr- und Handbuch für die Liebhaber aller Stuben-, Hof-, Park- und überhaupt gefangenen und gezähmten Vögel.

Von vornherein müssen wir anerkennen, daß dies Buch außerordentlich praktisch gefaßt ist, indem es, nächst der Beschreibung der Vögel nach ihrem ganzen Wesen, der Nahrung, Fortpflanzung, Krankheiten, des Fanges, Ausstopfens und Aufbewahrens u. s. w. im allgemeinen, dann auch die Beschreibung jedes einzelnen Vogels nach Gesehender und Eigenschaften, Aufenthalt, Nahrung, Fortpflanzung, Krankheiten, Fang und nach seinen empfehlenden Eigenschaften hin gibt. Die Beschreibungen der Vögel sind von 79 trefflichen Abbildungen nach Originalzeichnungen des rühmlichst bekannten Zeichners Emil Schmidt in Farbendruck begleitet. Da das Buch einerseits alle einheimischen Vögel umfaßt, selbst mit Einschluß der Raubvögel, Krähen- und rabenartigen Vögel, Reiher, Störche u. s. w., so wird es zweifellos für die Liebhaberei sehr werthvoll erscheinen müssen. In so vollem Maße sich der Herausgeber auch den einheimischen Vögeln gegenüber als kenntnisreicher und zuverlässiger Führer zeigt, so hat er doch die fremdländischen Vögel vernachlässigt, indem er einerseits die größte Anzahl der alltäglichsten Erscheinungen des Vogelmarktes übergeht und andererseits mehrere Vögel noch mit aufführt, welche gegenwärtig gar nicht oder kaum mehr bei den Vogelhändlern zu finden sind; unter den erstern nennen wir z. B. den grauen Atrid, den Amaranthvogel oder Karminfink, den Diamantvogel, Dominicaner-Cardinal, Orangevogel oder Feuerfink und

Napoleonsvogel, welche sämmtlich fehlen, während dagegen der Grenadiereckenbeißer oder Drog, der capische Kernbeißer oder Sammtfink, grüne Stieglitz, Purpurfink und die Königswitwe beschrieben sind, welche jetzt kaum noch oder gar nicht mehr in den Vogelhandel gelangen. Indes verliert das werthvolle Werk dadurch keineswegs, denn die fremden Vögel sind offenbar nur heilküßig mitaufgenommen, weil sie eben in den ältern Ausgaben bereits vorhanden waren.

2. Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. I. Fremdländische Vögel. (Kurzgefaßte Ausgabe des Werks: „Die fremdländischen Stubenvögel.“) Von Karl Ruß. Hannover, Kämpfer. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Je regfamer die Liebhaberei für die fremdländischen Stubenvögel in Deutschland erwachte, um so fühlbarer trat das Bedürfniß eines befriedigenden Hand- und Lehrbuchs für ihre Behandlung, Pflege und Zucht hervor. Das einzige beachtenswerthe Werk, welches bisher zuverlässige Darstellungen dieser Vögel geboten, ist: „Die Singvögel, als Fortsetzung der vollständigsten Naturgeschichte“ von H. G. Ludwig Reichenbach (Dresden, Selbstverlag), allein dasselbe enthält einerseits nur die Beschreibungen der Prachtfinken, Witwenvögel und Webervögel, andererseits hat es vorzugsweise nur einen wissenschaftlichen Werth und gibt über die Pflege und Zucht kaum ausreichende Belehrungen; schließlich ist es auch zu theuer, um zur allgemeinen Verbreitung dieser Vogelliebhaberei gehörig beitragen zu können. Diesem Mangel abzuhefen ist unsers Erachtens nur das Handbuch von Karl Ruß geeignet, denn dasselbe vereinigt mit der Darstellung sämmtlicher fremdländischen Vögel, welche in den deutschen Vogelhandel gelangen, einen überaus billigen Preis.

Es dürfte nicht häufig vorkommen, daß ein populärer Schriftsteller, zur sachgemäßen und erfolgreichen Bearbeitung eines Stoffs für seine Feder, nicht allein jahrelange Studien macht, sondern auch den Stoff (hier also lebende Vögel) mit beträchtlichen Opfern anschafft, um ihn nach allen Seiten hin kennen zu lernen und erfolgreich, d. h. wirklich praktisch-nutzbar bearbeiten zu können. Der Verfasser dieses Handbuchs hielt, beobachtete und züchtete eine Reihe von Jahren hindurch beständig im Durchschnitt einbis zweihundert fremdländische Vögel in einer eigens eingerichteten Vogelstube. Auf Grund der dadurch gewonnenen Erfahrungen hat er nun vorläufig dies Handbuch herausgegeben. Dasselbe umfaßt in neun großen Rubriken („Prachtfinken“, „Witwenvögel“, „Webervögel“, „Verschiedene andere Finken“, „Staarvögel“, „Drosseln“, „Papageien“, „Tauben“ und „Verschiedenartige Vögel“) sämmtliche

fremdländischen Stubenvögel, welche gegenwärtig in den Vogelhandel gelangen. Dieselben sind nach ihrem Gefieder und übrigen Kennzeichen, sowie nach allen ihren Eigenschaften überhaupt in kurzer Fassung, jedoch für den Einkauf und ihre ganze Kenntniß ausreichend, beschrieben. Ihre Behandlung und Pflege, die Einrichtung aller Käfige, Züchtungsvorrichtungen, Vogelstuben, Volieren u. s. w., Angabe und Beschreibung sämmtlicher Nahrungsmittel für diese Vögel, nebst Rathschlägen für den Einkauf, die Verpflegung, Mittheilungen über Krankheiten u. s. w. bilden den übrigen Inhalt des Handbuchs.

Wenn man auch annehmen darf, daß dies Handbuch seinem Zwecke: Unterstützung und Verbreitung der Liebhaberei für die fremdländischen Vögel, Genüge leistet, so wollen wir doch den Hinweis nicht unterlassen, daß dasselbe der Vorläufer eines größern Werks ist, welches unter dem Titel: „Die fremdländischen Stubenvögel“, mit farbigen Abbildungen von der Meisterhand Robert Kretschmer's ausgestattet, in demselben Verlage erscheinen wird.

3. General-Index zum Journal für Ornithologie. Inhaltsverzeichnis der ersten fünfzehn Jahrgänge, enthaltend: systematischer Index aller lateinischen Familien-, Gattung- und Artnamen, sowie ein Autoren- und Sachregister und Verzeichniß der Abbildungen. In Verbindung mit Anton Reichenow und Max Peckm herausgegeben von J. C. G. G. Kassel, Fischer. 1871. Gr. 8. 5 Thlr.

Für die Vogellunde nach jeder Richtung hin war schon seit vielen Jahren das obengenannte Journal von außerordentlichem Werth. Sowol die einheimischen, als auch die fremdländischen Vögel fanden in demselben volle Berücksichtigung, und während es wissenschaftliche Abhandlungen von den hervorragenden Naturkundigen und Forschern brachte, fanden doch auch populäre Mittheilungen aller Art, sofern sie nur den Vogel und sein Leben betrafen, Raum und volle Berücksichtigung. So häuften sich im Laufe der Zeit in den bis jetzt erschienenen achtzehn Jahrgängen eine große Fülle des werthvollsten Materials der Vogellunde an, und da dies Journal daher als eine vorzügliche Quelle der wissenschaftlichen und populären Belehrung zugleich angesehen werden muß, so ist es mit Freude zu begrüßen, daß es durch diesen General-Index erst eigentlich abgeschlossen ist, um als praktisches Handbuch nach allen Seiten hin wahre Schätze der Belehrung bieten zu können. Es wird daher wol gerechtfertigt erscheinen, daß wir es unter diesen Handbüchern mit anzählen und zugleich darauf hinweisen, welcher großen Verdienst die beiden jungen Ornithologen, im Verein mit dem längst bewährten und anerkannten Herausgeber, durch diese sehr mühselige und gewissenhafte Arbeit um die Sache sich erworben haben.

Feuilleton.

Ein Seitenstück zur „Sophonisbe“ von Seibel.

Bei dem Erfolge, den Seibel's mit dem ersten berliner Preis gekrönte „Sophonisbe“ sich auf Deutschlands Bühnen errungen hat, ist es vielleicht von Interesse, an eine der frühesten Bearbeitungen des in allen Literaturen unendlich oft behandelten Themas erinnert zu werden. Der Stallener Trifflino hat es 1516 wol zuerst zum Drama verwendet. Ihm folgten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Mairret und Cornelle, welches im 18. Jahrhundert besonders auch in Frankreich eine große

Zahl von Nachfolgern hatten. Einer derselben ist Voltaire, der sich streng an Mairret angeschlossen und im Grunde nur den Vers desselben modernisirt hat. Mairret's Bearbeitung 1634 hat dieselbe Bedeutung für Frankreich, wie die Trifflino's für Italien; mit ihr wurde das erste regelrechte classische Drama geschaffen, und sie ist mit ihren drei Einheiten und dem sonstigen classischen Apparat sozusagen die Großmutter aller französischen Tragödien des vorantiken Stils. Im ersten Act glaubt Sypbar, König von Numidien, aus einem aufgefangenen Briefe

seiner Gemahlin Sophonisbe an den Massinissa, den Beherrscher eines Theils von Numidien, der, mit den Römern verbündet, Cirta belagert, zu entnehmen, daß sie ihn verrathen wolle, denn er weiß, daß sie ihn, ehe er zu den Römern übergegangen, geliebt hat. Zur Rede gestellt, erklärt sie, sie habe nur Massinissa's Großmuth angerufen, da der Widerstand Cirtas gegen seine überlegene Macht unhaltbar sei. Syphax, nur halb beschwichtigt, eilt dem Feinde und dem Tode entgegen, verbietet ihr aber, sie zu begleiten. Aus den Geständnissen Sophonisbe's gegen ihre Vertraute erfahren wir, daß die Liebe zu Massinissa noch im tiefsten Winkel ihres Herzens schlummert, ihr Gewissen ist nicht ruhig, und bange Ahnung befüllt sie, zumal ihr gemeldet wird, der Kampf vor den Thoren der Festung sei entbrannt. Dies der Schluss des dramatisch bewegten und zugleich eine gute Exposition gebenden ersten Actes. Sie, die Tochter Hasdrubal's, die Nichte Hannibal's, hatte aus Patriotismus die Stimme ihres Herzens betäubt, den Massinissa, der sich den Römern zuwendete, abgewiesen und dem alternden Syphax, dem Feind der Römer, ihre Hand gegeben.

Dieser fällt bei der Vertheidigung Cirtas, und Massinissa zieht als Sieger ein, zeigt sich aber als künftiger Beherrscher des Landes großmüthig und schonend und veranstaltet selbst ein ehrenvolles Begräbniß für seinen gefallenen Feind. Er ahnt aus dem an Syphax's Leiche gefundenen Briefe, daß Sophonisbe ihn (den Massinissa) noch liebt.

Beim ersten Zusammentreffen beschwört sie ihn, sie nicht in die Hände der heranrückenden Römer fallen zu lassen, die sie an ihren Triumphwagen in Rom leiten würden. Da er ihren Bitten entgegenkommt, und ihr sogar des Syphax's Schätze und den Königstitel zurückzugeben verspricht, erwacht in ihr die Hoffnung, ihn vom Römerbündniß ab und zur lathagischen Sache herüberzuziehen zu können. Die nachrückenden Römer sind inzwischen in Cirta angekommen und beanspruchen ein Entscheidungsrecht über die Gefangenen und vor allem über die Königin. Massinissa, darüber empört, überredet seine Numidier zum Abfall von den Römern und beschließt, Sophonisbe ihren Händen zu entreißen und sich zum Hannibal durchzuschlagen. Er erklärt ihr seine Liebe, und sie willigt ein, sich im geheimen mit ihm zu vermahnen, denn nur, wenn sie seine Gattin ist, vermag er sie zu schützen. Er ist nun ganz für Karthago gewonnen. Indes die Römer haben von dem allen Kunde bekommen und Lilius, Scipio's Unterfeldherr, nimmt Massinissa gefangen. Scipio erscheint und hält ihm die Bündnißacte entgegen, erklärt sich aber geneigt zur Versöhnung, wenn Massinissa die beschworene Treue aufrecht halten wolle. Dieser fragt nach dem der Königin bevorstehenden Schicksal und erfährt, daß sie auf ausdrückliches Geheiß des Senats zu Rom im Triumph solle aufgeführt werden. Massinissa beherrscht die Aufregung seines Gemüths und bittet, sie noch einmal sehen zu dürfen, was ihm gestattet wird. Sie sieht um den Tod von seiner Hand, damit sie der ihr drohenden Schmach entgehe. Ob er ihrer Bitte willfahren will, bleibt unklar, da Scipio hinzutritt und der Vorhang bald darauf fällt.

Der Schluss des Ganzen im fünften Acte ist sehr drastisch und enthält eine erschütternde Katastrophe. Scipio glaubt den Massinissa wiedergewonnen zu haben und reicht ihm zum ersten Freundschaftsbund die Hand, indem er dabei sagt: „Laß furchtlos Sophonisben nun erscheinen“:

Gern hätt' ich dir ihr Schicksal überlassen,

Doch Rom verlangt sie, deshalb muß —

da öffnet plötzlich sich ein Vorhang. Sophonisbe liegt sterbend, einen Dolch in der Brust, auf einem Ruhebett.

Massinissa.

Verräther, sieh, da ist sie! Kennst du sie?

Scipio.

Graufamer!

Sophonisbe (neigt sich dem Massinissa zu)
Kommt, ward'ger Gatte, mit der theuern Hand
Nimm mir nun auch des Lebens letzte Last,
Ich werde frei und herb' in deinen Armen.

Massinissa.

Ihr Römer, nehmt sie, jetzt gehört sie euch.

Scipio.

Was, Unglückseliger, hast du gethan?

Massinissa.

Was sie gewollt und ich. Versuche nun
An ihren blut'gen Armen deine Ketten,
Komm her, wo sind sie?

Er hatte schon vorher Gift zu sich genommen, und stirbt mit einer Verwünschung gegen das stolze Rom, dessen Untergang durch Barbarenhände er in einer Vision vorausverklundet.

Dies das Skelet eines Dramas, das mit vielem Verstande angelegt und mit Geschick durchgeführt worden ist, es hat auch auf der Bühne viel Glück gemacht und den Erfolg des gleichnamigen, allerdings sehr schwachen Stücks von Corneille bei weitem übertragt. Es ist vorbildlich für alle spätern classischen Tragödien Frankreichs geworden, und hat unter Vermeidung alles Episodischen eine rasch fortschreitende, zu einer einzigen Krisis drängende Handlung. Es hat die Einheit des Interesses, des Ortes und der Zeit und eine geringe Zahl von Personen, die ihren Charakter im Spiel der Conflicte bethätigen. Auch die Diction ist besonders für Corneille vorbildlich gewesen, sie ist mehr rhetorisch als poetisch und hat etwas epigrammatisch zugespitztes, das mitunter durch seine Energie und Schlagfertigkeit ergreift, aber länger fortgesetzt monoton wird und erkaltet. Der lyrische Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften, auf dem ein so großer Vorzug des Geibel'schen Stücks beruht, ist zu sehr unter der Operation des Verstandes abgeklärt und verhärtet worden, um zu rühren und zu erschüttern, es ist zu viel Geist und Wig darin. Die Heldin des Stücks ist Sophonisbe, auf sie concentrirt sich das Interesse, ihr Pathos ist der mit Familienstolz und Römerhaß verschmolzene Patriotismus und die Liebe. Früher, vor Beginn des Stücks, hatte die Liebe zum Vaterlande die Neigung ihres Herzens besiegt, jetzt aber tritt eine Wendung ein, bei der sich beide Interessen verschmelzen zu können scheinen. Sie hat Massinissa für sich und für Karthago gewonnen und steht auf dem Gipfel des Glücks; da eben kommt, bei seiner Gefangennahme, die Peripetie, die nothwendig zur blutigen Katastrophe führt und ebenso ergreifend wie gut motivirt ist. Auch Massinissa ist hier ein Charakter, kein so schwaches, schwankes Rohr wie bei Geibel. Er hat nur Eine Leidenschaft, sie hat ihn ins Lager der Römer getrieben und trennt ihn jetzt, da Sophonisbe's Liebe ihm winkt, von denselben. Doch bewegt ihn noch ein zweites Motiv: er ist empört darüber, daß Rom sich Gewalt über seine Gefangene anmaßt und glaubt deshalb das Bündniß zerreißen zu können. Daß er, statt dem starren Römerprincip sich zu unterwerfen, den Tod für sich und seine Gattin vorzieht, macht ihn ihr an Heroismus ebenbürtig und gibt ihm seine tragische Würde zurück. Jenes Römerprincip ist durch zwei Männer vertreten, durch Lilius, der es in seiner ganzen Starrheit aufrecht hält, und durch Scipio, der sich auch hier als ein großer, edler Charakter kundgibt. Er verzeiht dem Massinissa, an den ihn frühere Waffenbrüderschaft bindet und dessen Bedeutung für Rom er würdigt, sein Verfahren, will ihn freigeben und wieder in alle seine Würden einsetzen, besteht aber, wenn auch mit Widerwillen, auf der vom Senat gebotenen Auslieferung der Königin. Römisches Bewußtsein und strenges Pflichtgefühl vereinigen sich bei ihm mit schöner Menschlichkeit. Selbst der nur im ersten Acte erscheinende Syphax ist mit seinem glühenden Römerhaß und seiner Eifersucht in wenig Strichen kräftig gezeichnet.

Kurz, die jetzt nicht mehr einseitig verlassenen Vorzüge französischer Dramatik in scharfer Charakteristik, feiner Psychologie, durchdachter Motivirung, vollendeter Technik und der streng nach einem Ziel hin drängenden Handlung, finden sich neben allem, was wir bei ihnen an eigentlicher Poesie entbehren, schon in dieser ersten „Sophonisbe“, die sich strenger als viele andern Bearbeitungen des unerlöschlichen Themas an die historischen Thatfachen hält. Wir beachteten hier keine Vergleichung mit dem von ganz anderm Geiste durchhauchten, ganz verschiedene Bahnen wandelnden Geibel'schen Trauerspiele, und wollten durch obige Andeutungen die Bewunderer desselben nur darauf aufmerksam machen, daß der Stoff auch ohne romantische Verzierungen und fernliegende psychologische Probleme einen soliden dramatischen Kern in sich trägt, den uns der alte Franzose mit seiner naiven Auffassung des geschichtlich Gegebenen richtig herausgeholt zu haben scheint.

A n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.
 Von Friedrich Gerstäcker.
 Dritte Auflage.
 Mit Illustrationen von Otto Brausewetter.
 8. Cart. 15 Ngr.

Gerstäcker's Erzählung der tragikomischen Reiseabenteuer, welche dem Herrn Commerzienrath Mahlhuber aus Gidelsbach arrivirt, gilt für eins der gelungensten Erzeugnisse auf dem Gebiete des deutschen Humors. Bereits in zwei starken Auflagen verbreitet, wird das Buch in der vorliegenden dritten Auflage um so sicherer wieder neue Freunde finden, da es mit 20 ergöhllichen Illustrationen erscheint.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Reden an die deutsche Nation.

Von
Johann Gottlieb Fichte.
 Mit Einleitung herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte.
 8. Geh. 10 Ngr. Geb. 15 Ngr.
 (Bildet zugleich den 31. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Der Sohn Fichte's hat diese neue Ausgabe der „Reden an die deutsche Nation“ in dem jetzigen bedeutenden Wendepunkte der deutschen Geschichte veranfaßt, weil ihr Geist jetzt wieder in neuer Kraft zu wirken berufen ist und sie die höchsten Ziele, denen es von nun an gelten muß, klar und entschieden vor Augen stellen. Mit Recht nennt er in seiner ausführlichen, vielfach interessanten Einleitung die „Reden“ seines Vaters ein politisches Erbauungsbuch, das gleich einem stärkenden Stahlbad den Charakter reinigt und festigt, während es auch wie kaum ein anderes populärphilosophisches Werk ein eigenthümlich anregendes Bildungsmittel darbietet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Von
David Friedrich Strauß.
 Zweite verbesserte Auflage.

8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Schon als Strauß zum ersten male Ulrich von Hutten, den muthigen Kämpfer gegen das licht- und freiheitsfeindliche Rom, dem deutschen Volke vor Augen stellte, wurde das Werk als ein Wort zu seiner Zeit begrüßt; um wie viel mehr kommt heute dasselbe zur guten Stunde, da für Deutschland zum Theil erreicht ist, wonach Hutten lebenslänglich gerungen, und es nun gilt den letzten verzweifelten Angriff der Römlinge auf den geistigen Fortschritt und das nationale Gedeihen der Völker mit gesammelter Kraft zurückzuschlagen! Dieser zweiten Auflage kommt überdies zu statten, daß der Verfasser die Darstellung, trotz vielfacher Bereicherungen und Ergänzungen, mehr zusammengebrängt hat, wodurch es möglich wurde, den Preis um die Hälfte billiger zu stellen als bei der ersten Auflage. So ist dem classischen Werke, einer Perle unserer Nationalliteratur, der Weg in die weitesten Kreise des deutschen Volks geöffnet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Herzog Bernhard von Weimar.
 Geschichtliches Trauerspiel
 von
Rudolf Gottschall.
 8. Geh. 15 Ngr.

Dieses neue Drama Gottschall's ist bereits an mehreren Bühnen mit gutem Erfolg gegeben worden. Der Dichter wußte dem bekannten geschichtlichen Stoff neue, eigenthümliche Motive abzugewinnen und ihn dem Interesse der Gegenwart unmittelbar nahe zu rücken.

„Herzog Bernhard von Weimar“ bildet das siebente Bändchen von Gottschall's „Dramatischen Werken“. Jedes Bändchen ist einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu haben.

Die ersten sechs Bändchen enthalten:

- I. Pitt und For. Lustspiel in 5 Aufzügen.
- II. Raquel. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- III. Die Diplomaten. Lustspiel in 5 Aufzügen.
- IV. Der Rabob. Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- V. Katharina Howard. Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- VI. König Karl XII. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von
Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band.

Von Ravenna bis Mentana.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser schließt mit dem vierten Bande seine italienischen Wanderungen ab, die mit vollem Recht den anziehendsten und gediegensten Werken über Italien beigezählt werden. Geschichtsbilder aus älterer wie aus der neuesten Zeit, landschaftliche Schilderungen, Architektur- und Kunstbetrachtung bilden den mannichfaltigen und immer fesselnden Inhalt dieses Schlußbandes. Die drei ersten Bände haben den gleichen Preis und sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Die Baummessung
 und Inhaltsberechnung nach Formzahlen und Massentafeln.

Von
Alfred Püschel.

8. Geh. 24 Ngr.

Die vorliegenden Hilfstafeln, unter Zugrundelegung der neuen metrischen Maße bearbeitet, sind dazu bestimmt, jede weitere Rechnung zu ersparen, da man den Bauminhalt direct daraus ablesen kann.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 34. —

17. August 1871.

Inhalt: Ein akademischer Dramatiker. Von Rudolf Gottschall. — Philosophische Schriften. — Neue lyrische Gedichte. (Beschluß.) — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein akademischer Dramatiker.

Gesammelte dramatische Werke von Julius Groffe. Sieben Bände. Leipzig, Weber. 1870. 8. Jeder Band 20 Mgr.

Wir haben die schönen Kriegslieder von Groffe so warm anerkannt, daß wir gewiß von dem Vorwurf der Parteilichkeit freizusprechen sind, wenn unsere Kritik von Groffe's Dramen nicht so günstig lautet, wie es vielleicht der Dichter wünschen möchte. Auch glauben wir ihm einen Dienst zu leisten, wenn wir ihn, von unserm stets vertretenen Standpunkte aus, auf die Wichtigkeit der Stoffwahl hinweisen, gegen welche sich gleichgültig zu verhalten der Inbegriff akademischer Weisheit ist.

In der That, Groffe ist ein akademischer Dramatiker, ähnlich wie Paul Heyse, obschon der letztere nicht nur eine seltene Grazie des Talents voraushat, sondern auch mehrfach Stoffe von volksthümlicher Geltung gewählt hat. Die Erfolglosigkeit seiner bisherigen dramatischen Thätigkeit gibt Groffe selbst zu; aber er ist sehr geneigt, die Schuld den heutigen Bühnenvorhältnissen, den Intendanten und den „Sternen“ zuzuschreiben, uneingedenk des Dichterspruchs: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“ Der Akademiker, der die Selbstherrlichkeit und Selbstgenügsamkeit der Kunst vertritt, kümmert sich nicht um die Wünsche und Gesinnungen des profanen Publikums; sie zu verachten ist in seinen Augen der Anfang aller ästhetischen Weisheit; aus allen Zeiten, aus allen Völkern wählt der Dichter seine Stoffe; je mehr er das fremdartige Colorit trifft, desto größer ist seine Kunst. In allen Zeiten haben dieselben Gefühle die Menschen bewegt, und diesen Kern allein hat der Dichter zu erfassen und zu gestalten. Das selbständige Interesse des Stoffes gefährdet den freien Flug der Poesie und behaftet ihn mit einer Erdschwere, die der Dichtung die Anwartschaft auf unsterbliche Geltung raubt. Unvermeidlich drängt sich die Tendenz in das Kunstwerk, verfälscht seinen reinen Gehalt und lockt einen Beifall hervor, der nicht der Harmonie der vollendeten Kunstform gilt. Die Bühne

namentlich soll die Trägerin dieser geläuterten Kunst sein, und unberührt von den Schwankungen einer den Tag beherrschenden Meinung, von den Wünschen des Publikums, welches näherliegende Interessen vertreten sehen will, von den Theorien der falschen Propheten, die das Moderne predigen, soll sie ausschließlich dem Cultus des Schönen gewidmet sein.

Das ist ungefähr der Kern der akademischen Weisheit. Woher der Dramatiker seinen Stoff nimmt, ist ihr ganz gleichgültig. Wir sehen daher Groffe seine Stoffe aus dem griechischen und aus dem nordischen Alterthum wählen, ja selbst einen Stoff, dessen Conflict in allen Zeiten spielen könnte, in die Zeit der skandinavischen Seekönige verlegen, ein Lustspiel im Mittelalter in der Hauptstadt von Macedonien Aegä spielen und trotz des Mittelalters einen Centauren in demselben auftreten lassen. Nur zwei Dramenstoffe sind aus der deutschen Geschichte entlehnt.

Wir können nach wie vor nur die entgegengesetzte Anschauung vertreten; wir halten alle diese entlegenen oder curiösen Stoffe für todtgeboren, trotz der einzelnen dichterischen Schönheiten, mit denen sie Groffe ausgestattet hat; ja sie würden todtgeboren sein, wenn auch das dramatische Talent des Dichters noch bedeutender wäre, als es sich in diesen Stücken zeigt; denn wenn schon alle Dichtung wahres und dauerndes Leben nur insoweit gewinnt, als sie dem Geiste ihrer Zeit huldigt und die herrschenden Weltideen in eine künstlerische Gewandung von ebenso entsprechender wie genialer Form kleidet, so gilt dies im höchsten Grade von der Bühne, welche der Zeit und der Nation in mehr oder weniger directer Weise den Spiegel vorhalten soll, und nur dann, mit den Sympathien der Gegenwart, zugleich Bedeutung für die Zukunft gewinnt. Das Publikum braucht sich nicht commandiren und auch nicht langweilen zu lassen; es ist vollständig im Recht, wenn es den Akademikern zuruft: Was gehen uns euer nicht aus dem

frischen Leben herausgegriffenen Stoffe an, die nur ein Product eurer eigenen gelehrten Bildung sind? Laßt sie auf Gelehrtenhöfen zur Aufführung bringen, aber verschont die Volksbühne damit; denn auch die classische Bühne einer Nation muß eine Volksbühne sein, und ist es in jeder Blüthenzeit dramatischer Kunst gewesen. Was nützen uns eure marmortalen Formstudien? Behaltet eure Studienmappen und eure Modelle in euren Ateliers! Wir wollen durch den Gehalt der Dichtung innerlich ergriffen, elektrisirt, von der Bühne herab begeistert sein; wir wollen lachen über eine Komik, welche Boden hat in der Gegenwart; aber über eine Schattenwelt kann man nicht weinen und nicht lachen — und Schatten sind alle Gestalten, in denen nicht das Lebensblut des modernen Geistes rollt!

Suchen wir zuerst aus dieser Dramensammlung eines für die Schönheit sprachlicher Form ausnehmend begabten Dichters diejenigen Stücke heraus, die mehr in ein dramaturgisches Curiositäten-cabinet gehören. Wir rechnen dazu zunächst den Versuch, Hebbel's „Judith“ in Jamben zu bringen, welcher im siebenten Bande der Sammlung mitgetheilt wird. Auf diesen Gedanken brachte den Autor ein münchener Bühnenbericht aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, in welchem es heißt:

Emil Kuh theilt in seinen Notizen zur Gesamtausgabe noch mit, daß Hebbel wiederholt eine Bearbeitung dieser Tragödie beabsichtigt habe, aber nicht dazugekommen sei. Vielleicht hätte er sich bei dieser Gelegenheit auch veranlaßt gesehen, die äußere Form des Stückes in derselben Weise umzuschmelzen, wie es Goethe mit seiner „Iphigenie“ gethan hat. Damit wäre dann die Hauptursache gehoben, weshalb die „Judith“ — meiner unmaßgeblichen Meinung nach — bis jetzt keine Spielrolle hat werden können. Hebbel's Prosa ist als markig, edig und „sparsam“ berühmt. Gleichwol ist sie in der „Judith“ weder realistisch genug, um durch die Localfarbe zu interessieren, wie z. B. im Goethe'schen „Götz“, noch ideal genug, um den durch und durch idealen Bau des Stückes genügend zu bekleiden. Mit einem Wort, es fehlt der Sprache an jenem Adel und Kunststil, welchen eine große Tragödie nicht entbehren kann. Hebbel hat auch nicht umsonst seine spätern Stücke, wie „Herodes“, „König des Gyges“, „Nibelungen“ u. a., in Versen geschrieben, und ich würde es durchaus nicht für ein Majestätsverbrechen am Genius des Dichters halten, wenn einer unserer Dramaturgen mit der „Judith“ diesen Versuch machte. Es ist nicht der bloße Rhythmus, der die Diction in Versen über die Prosa stellt — und es ist nicht bloß eine „akademische“ Pedanterie, die mich zu jenem Wunsch veranlaßt.

Der Dichter selbst fügt hinzu:

Jeder Vergleich z. B. eines Monologs mit dem Original wird den Leser und noch mehr den Hörer klarer von dem überzeugen, was ich gewollt habe — als alle Deductionen. Ich glaube, daß ein solcher Vergleich für die Berechtigung meiner Arbeit anfallen dürfte und halte es für keine Ueberhebung, wenn ich hinzusetze, daß ich diese Transponirung der Form vom Soccus auf den Kothurn im Geiste Hebbel's auszuführen bemüht war, und daß der große Dichter, falls er noch lebte, diesem Versuch vielleicht seine Billigung nicht versagen würde.

Wir können die Ansichten des Dichters nicht theilen. Wenn Hebbel selbst seine „Judith“, wie Goethe seine „Iphigenie“, in Verse umgeschrieben hätte, nun, so wären es eben Hebbel'sche Verse geworden, obgleich auch manche den Kennern liebgewordene Eigenthümlichkeit der Diction bei dieser Neubeinkleidung verloren gegangen wäre; doch eine fremde Hand kann sich einer solchen Arbeit nicht unterziehen, ohne sich an berechtigten Eigenheiten zu ver-

fänden. Der Stil der „Iphigenie“ Goethe's auch in der Prosabearbeitung drängte gleichsam nach dem Vers hin; er war von einer Idealität, welche ihre letzte Vollendung nur in der Versform finden konnte; aus der rhythmischen Gärung dieser Prosa mußte sich mit Nothwendigkeit der geklärte Feuerwein der unsterblichen Verse der „Iphigenie“ entwickeln. Hebbel's Prosa in der „Judith“ gehört dem bekannten, oft schroffen, oft hypergenialen Kraftstil an; es ist durchaus nicht abzusehen, warum dieser rohe Kraftmensch Holofernes seine wie Felsblöcke hingeschleuderten Gedanken zur glatten formenschönen Plastik des Jambus umarbeiten sollte. Wie würden sich Schiller's „Räuber“ in Jamben ausnehmen? Die Kraftdramatik braucht für ihre Ungeheuerlichkeiten die Prosa. Hat Hebbel später Verse gewählt für seine Dramen, so hing dies mit seiner innern Läuterung zusammen und der höhern Kunststufe, die er erstiegt. Das Verhältniß von Form und Inhalt hat im echten Kunstwerk etwas Zwingendes — nur die Einseitigkeit der Akademiker kann es für gleichgültig halten und umbrechen, wie man einen Handschuh umdreht.

Hierzu kommt, daß die Jamben leicht den Inhalt verwässern und daß die Grotte'schen Jamben in der „Judith“ keineswegs immer gut sind. Man merkt die Mühe der Umbichtung an unnothigen Inversionen und abschwächenden Füllwörtern. Daß in Versen wie die folgenden ein besonderer Kunststil herrsche, der vor der Prosa den Vorzug verdiene, glauben wir nicht:

Es soll geschehn. 's ist wahr, ich rieb mich auf
Mit vielem Trinken auf des Königs Wohl.
Amar dabei bleib's. — Im übrigen, sagt ihm —
Ich will mich selber lieben, weil er's will
Und küsse seine Füße. . . .

Ein göttlich Wesen aus sich zu gebären. . . .

Die Bedingungen

Soll er beizeit durch meine Boten hören. . . .

Ich könnt' dich fragen, weil du dich erschreckst,
Noch einen andern neben mir zu fürchten.
Ich will's nicht thun, nicht jetzt. Du sollst dir selbst
Gesprochen haben dein Gericht.

Die Prosa ohne diese gezwungene Inversion klingt doch fraglos besser. Abkürzungen wie: „solch' Gedanke“, sind wahrlich keine Stilverschönerung.

Kommt

Zu mir, die er geschändet hat und schlägt
Die Augen nochmals auf, die zugefallen,
Daß ich drin les', wie schwer er schuldig ward.

Ein Adjectiv hinter das Hauptwort zu setzen, weil es vor demselben im Vers keinen Platz findet, und all diese harten Apostrophirungen vermehren wahrlich nicht die Idealität des Stils. Hierzu kommen Uncorrectheiten, wie z. B. der Name Nebukadnezar, der sich freilich mit dem Jambus schlecht verträgt, verschieden scandirt wird:

Nebukadnezar aber macht sich's leichter. . . .

Es ist kein Gott

Denn Nebukadnezar.

Auch wenn wir einen Monolog mit dem Original vergleichen, können wir nicht mit den Ueberzeugungen des Verfassers von dem erlangten Gewinn für die Kenner

einverstanden sein. Da lesen wir in dem großen Selbstgespräch der Judith vor der That:

Gott,
Mir ist beinah', als könnt' ich Holofernes
Nicht tödten, ohne mich zugleich zu tödten,
Als müßt' der Pfeil, auf ihn gezückt, von ihm
Abprallen und mir fahren in die Brust.

Wieder Härten, Inversionen! Diese Verse würden sich sogar im jüdischen Idiom nicht ohne Wirkung lesen lassen.

Mit einem Wort, diese Jambifstrung der „Judith“ ist ein ganz verfehltes Unternehmen.

Das Curioseste von den eigenen Arbeiten des Dichters ist die fünftactige Komödie: „Die steinerne Braut“ (zweiter Band der „Gesammelten dramatischen Werke“). Zur Entstehungsgeschichte des Lustspiels gibt der Dichter in der Vorrede den folgenden Beitrag:

Es war im Winter 1856/57, als Geibel auf einem Spaziergange die gelegentliche Frage hinwarf, warum ich mich noch nie in einer Komödie versucht hätte. Die damalige Situation der sogenannten Verufenen, d. h. der fremden Gelehrten und Poeten, welche zu den Symposien des unvergeßlichen Königs Max gezogen wurden, erschien im Gegensatz zu der einheimischen Opposition, die aus den mannichfachen Elementen zusammengesetzt war, wol als ein dankbares Motiv. Diese Geibelsche Idee zündete, und schon nach einer Woche konnte ich ihm das fertige Scenarium vorlegen. Mancherlei glückliche Motive fanden sich zufällig zusammen. So hatte Prof. P. damals zum ersten mal einen Abguß der wunderbaren Büste der Clytia aus London auf den Continent gebracht, und scherzhafte Freunde behaupteten, er heirathe nicht, weil er in die reizende Büste verliebt sei. Dies Motiv — kein anderes — gab die leitende Idee zur „Steinernen Braut“ selbst. Zweierlei war jedoch beim Entwurf dieser Komödie unumgänglich notwendig, erstens die localen Gegensätze nord- und süddeutschen Lebens in eine heitere ideale Sphäre hinaufzuheben, sodann neben dem Symbolischen jede persönliche Deutung verschwinden und unmöglich werden mußte. Ich wollte eine Komödie, aber kein Pasquill schreiben. Das zweite Bedenken aber war die Pflanzung, und in dieser Beziehung ging meine und Geibels Ansicht auseinander. Im Verlauf der Handlung nämlich stellte es sich als poetische Nothwendigkeit heraus, daß die Natur über die Kultur siegen oder wenigstens zu einem Compromiß führen müsse, das beide in glücklicher Vereinigung verschmelzen zeige.

Uebrigens ist der Dichter der Ansicht, daß der „Centaur“ kein Hinderniß der Ausführung sei — gewiß eine weitherzige Anschauung in Betreff unserer Bühnenvhältnisse. Freilich, außer dem Dichter würde wol überhaupt kein Sterblicher an die Bühnenmöglichkeit dieses Lustspielmonstrums denken, dem jede Spur von Humor und Witz, jede vis comica fehlt. Humor liegt doch nicht in dieser absichtlichen Verwirrung des Costüms; die antike Mythologie in vollster Blüte im Mittelalter, während die edeln Macedonier in die Kirche gehen; ebenso wenig in den naturalistischen Herzensergüssen des „Centauren“, der nach der Vorrede „die ungebrochene Kraft des Gebirgsvolks“ illustriren soll. Indem der Dichter alles Persönliche und Pasquillartige vermeiden wollte, ist aber sein Grundgedanke so blaß geworden, daß kaum jemand ohne den Commentar des Vorworts denselben herausfinden könnte. Die Diction des Lustspiels wechselt zwischen Prosa, Trimetern, Jamben und Trochäen — ein wahrer Berscarneval. Die Liebe des geisteskranken Demetrius zu seiner Bildsäule ist ein Motiv, das in der „Schönen Galathea“ viel amüsanter zur Geltung kommt. Die stilvolle Haltung einzelner Stellen ist nur ein bunter Stein mehr in der Mosaik

dieser Lustspielcomposition. Die Athener in Macedonien geben sich nicht übertrieben geistreich; nicht gerade geistreicher als der Vertreter des Adels, Cassander und andere wilde macedonische Eingeborene. Das ganze Stück erscheint uns durchaus grillenhaft und gesucht — eine Art neoclassischer „Walpurgisnacht“. Nur die Scenen zwischen Charmion und Alexis haben poetischen Duft, und ergötzlich sind nur die Auftritte, in denen der Abenteurer Theopomp sich die Herrschaft in Aegä anmaßt und sich als ein echter Vertreter der pariser Commune geberdet und einen Staat des Menschenglücks gründen will:

Glauchialtes.

Zuerst muß Aegä eine Seekadt werden, denn das gehört zur Welt Herrschaft. Theopomp wird Admiral.

Theopomp.

Und Feldmarschall Glauchialtes. Weiter schlag' ich vor Ein nagelneues und gerechtes Ehegesetz.

Jedweber Schön' und Reiche wird verpflichtet, nur Zu frei'n die alten Jungfern, aber umgekehrt Darf jeder Mann, den die Natur stiefmütterlich Behandelte, nur junge, schöne Mädchen frei'n. Der Reichthum geht zu gleichem Theil geschlechterweis, So kommt in Liebe, Gut und Glück Gerechtigkeit.

Glauchialtes.

Einverstanden, du Kapitalhahne. Ferner darf nie ein Mann sein Testament machen. Alles fließt in den Staatsschatz und wird vertheilt an den Würdigsten.

Theopomp.

All euern Schmutz bringt morgen diesem Götterbild. Ich tauf' sie Lyche, Frau Fortuna besser noch; Denn Glück ist Weisheit. Weiter schreib' ich morgen aus Frei Bier, frei Wein, frei Schnaps und freie Liebesnacht. Dies Schutzbild aber schafft hinaus. Volkseigenthum Und Stadtpatronin soll sie sein von heute an!

Glauchialtes.

Teufel, umarme mich, Oberster aller Galgencandidaten, ich traue dir zwar nicht, soweit dir die Haut warm ist, aber du weißt die Pfeife zu blasen. Tyrannos zu See und Land! Hoch Theopomp!

Holl.

Hoch Theopomp und Glauchialtes!

Theopomp.

Und jetzt, Aegäer, waffnet euch. Noch diese Nacht Zum Stadtthaus zieht. Schuldbriefe, Arien, Erbschaftskreit, Das thut nicht gut — ins Feuer mit dem Linnenquart!

Dagegen ist der Centaur Calomelos eine langweilige Bestie. Um die einzelnen dichterischen Schönheiten dieser antik-romantischen Komödie mit ihren Schrullen in der Erfindung und ihrer Stilbermischung in der Form ist es einfach schade.

Von diesem ungenießbarsten Product der Grosse'schen Thalia wenden wir uns zu seiner „Gubrun“, dem anmuthigsten Stoff deutscher Volksfage (sechster Band). Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Die „Gubrun“ entstand im Winter 1865/66. Der Wunsch, diese „deutsche Iphigenie“ endlich auch für unsere Bühne lebendig zu machen und dauernd auf ihr einzubürgern, nachdem dies den ungleich spröbern Gestalten der nordischen Sage, den Siegfried und Hagen, Brunhild und Chriemhild, gelungen ist, bedarf wol keiner Motivirung. Steht doch dieses Schwester-epos der Nibelungen wie ein sanftes liebliches Meeridyll neben den vulkanischen Phänomenen jener Felsenwelt. Aber wenn jene harten Reden dem heutigen Publikum nicht mehr fremdartig

und „entlegen“ sind, so dürfte ihm auch die ungleich menschlichere und rührendere Sage von der gefangenen deutschen Königstochter nahe zu bringen sein. Germanisten mögen die Episode des zweiten Actes, wo die Hengelingen in Streit gerathen, nicht als willkürliche Erfindung betrachten, sondern als eine für das Drama nothwendige Retardation entschuldigen. In allem übrigen hat das Stück die Elemente des Epos unverändert beibehalten können; vieles, was im Epos Action war, mußte hier Erzählung werden, da die ganze Handlung auf einen Tag zusammengebrängt ist.

Anziehend ist der Stoff, aber er ist wesentlich episch; denn die Heldin ist vollständig passiv. Das läßt man sich in einer Oper allenfalls gefallen; aber es verstoßt gegen alle Grundgesetze dramatischer Kunst. Ausbauer im Dulden ist menschlich schön und im Epos auch dichterisch anmuthend; aber dramatisch kraftlos — und das ist der große Unterschied zwischen den „Nibelungen“, in deren Helben und Heldinnen wahrhaft dramatisches Leben pulst, und der „Gudrun“. Die Schwäche des Stoffs hat aber der Dichter durch seine eigene Erfindung nicht zu kräftigen vermocht. Die Handlung verläuft einfach. Im ersten Act sehen wir Gudrun in ärmlicher Kleidung als Magd gemishandelt von der hochmüthigen Königin Gerlind, geliebt von Hartmut, dem Sohn derselben; sie selbst aber ist dem König von Seeland, Herwig, in Liebe und Treue ergeben. Der erneute Jörn der Königin Gerlind über die Weigerung schließt den Act. Der zweite zeigt uns auf einer Insel das heranrückende Heer der Rächer, die Könige und Herzoge und Königin Hilba, Gudrun's Mutter. In diesen Scenen spielt Wate die Hauptrolle, der originellste Held der Dichtung, und selbstverständlich auch für das Drama derjenige, der durch die meisten individuellen Züge Interesse erregt. Er unterstützt in diesem Act die Friedensvorschläge der Königin Hilba zum Schein, steht aber Herwig und Ortwin bei, als sie allein sich an das Ufer der Normannen wagen, um Kunde von Gudrun zu bringen. Den Fürsten, die ihn wegen seines friedlichen Rathes seiner Feldherrnstelle entsetzen wollen, zeigt er die beiden strandwärts fahrenden Löwen und entgegnet ihnen dann, gleichsam sich in voller Größe aufrichtend:

Denn große Dinge noch geschehn vor Nacht.
Theilt alle Waffen an die Mannschaft aus,
Laßt Späher steigen auf die höchsten Bäume,
Lauscht auf den Ausruf der Anlandenden.
Du aber, Horand, deine Harfe nimm
Und sing das Lied, wir alle lauschen dir,
Das alte Lied der Schlacht am Wulpenand.
Wie wir den Pilgrimen die Schiffe nahmen,
Wie wir den Räubern folgten auf die See,
Und sie erwischten auf der Raft am Sand,
Wie Langenschäfte gleich Schneeflocken flogen,
Wie Abendroth aus Helmen ward gehaun,
Und vor dem Damm der Leichen wich das Meer,
Zum Schluß, wie König Hettel ward erschlagen.
Ein großes Todtenopfer schulden wir,
Ein Requiem, von dessen Riesenfadeln
Dies Land soll leuchten bis zur letzten Burg:
Sing! sing mit Donner-ton den Tausenden,
Daß jähre Wuth die Mächtigleit verzehrt,
Und daß sie jauchzen, in den Tod zu gehn.
Seid ihr Verschwoerer, bin ich mit Verschwoerer,
Ich schüre Krieg, nur anders als ihr denkt!

Der dritte Aufzug bringt uns das Wiedersehen Herwig's und Ortwin's mit Gudrun und Hilburg. Gudrun

weigert sich, dem Geliebten und dem Bruder zu folgen; sie bleibt um der gefangenen Genossinnen willen. Dieser Grund ist wol dramatisch nicht stichhaltig; die Genossinnen konnten später noch immer mit Gewalt befreit werden, wenn nur die Hauptbente, Gudrun, gefolgt war, was hier so leicht und gefahrlos geschehen konnte. Gudrun gibt sich den Anschein, daß sie Hartmut's Braut zu werden bereit ist.

Im vierten Aufzug eine Scene auf der Insel Gustrate, Ausbruch der Kriegescharen gegen die Normannenburg; nach einer Verwandlung erscheint Gudrun, bräutlich geschmückt, offenbart sich den Genossinnen, die anfangs ihre Treue verdächtigen. Doch auch die Königin Gerlind schöpft Verdacht und verlangt die augenblickliche Trauung; da ertönt Kriegelärm von fern; der Normannenfürst rüstet sich zur Abwehr, auf Gerlind Vorwürfe häusend.

Der fünfte Aufzug bringt die Katastrophe, Kampf und Sieg. Gerlind, die sich feig benimmt, will Gudrun mit der Art tödten, flüchtet aber vor dem Hereinbruch der Feinde. Herwig wird von Hartmut im Kampfe befreit und von den Genossen fortgetragen, erscheint aber in der Schlußgruppe wieder als glücklicher Liebhaber, ohne eine Spur der erhaltenen Schlappe.

Daß der Stoff des Stücks immer anziehend unser Gemüth berührt, trotz der undramatischen Heldin, ist bereitwillig zuzugeben; auch ist Grotte's Stil an dichterischen Schönheiten reich und hat eine durchweg edle Haltung. Auch ist in einzelnen Charakteren, wie in Wate, dramatisches Leben. Gleichwol erscheint uns der Charakter Gudrun's von dem Dichter nicht mit jener einheitlichen Intuition aufgefaßt, aus welcher dramatische Gestalten aus Einem Guß erwachsen. Gudrun ist die Vertreterin der edeln sanften Weiblichkeit — gegenüber den Rachefurien der „Nibelungen“; Grotte selber nennt sie in der Vorrede „die deutsche Iphigenie“. Doch schon in den ersten Scenen läßt er sie in einem Tone sprechen, welcher sich weit eher für eine geharnischte Heldin paßt; sie sagt zu Gerlind und Hartmut:

Spart eure Redekunst. Man zwingt ein Schiff,
Man zwingt das Meer, die Köpfe auf den Weiden,
Ich bin ein Mädchen nur. Ihr habt Gewalt —
Doch wißt, ich würde euch wie Judith tödten,
Und Fadeln werfen in des Daches Firt,
Und jauchzen wärd' ich, wenn die Flammen prasseln!

Das ist mehr Penthesilea als Iphigenie! Daß Gudrun, der Rettung durch die Freunde gewiß, sich bereit zeigt, Hartmut zu heirathen, ist ein dem alten Epos entlehntes Motiv; aber dort ist die Ausführung eine naive und kürzere; sehen wir aber die Heldin vor uns, wie sie diesen Betrug in einer langen Reihe von Scenen durchführt, ja wie eigentlich ihr ganzes dramatisches Handeln nur auf diesem einzigen Act ihrer freien Selbstbestimmung ruht, so erfährt dadurch die Reinheit ihres Charakters eine bedenkliche Trübung, etwas Schielendes. Das Motiv dieses Betrugs ist doch eigentlich nur, der Strafe zu entgehen dafür, daß sie die Waise ins Meer geworfen hat; im übrigen war der Betrug zwecklos; denn der nächste Tag brachte ja in allen Fällen die Entscheidung; er war auch unklug, denn er mußte Verdacht erregen, wie dies denn auch der Dramatiker anzudenken nicht

bergift. Da einmal der Vergleich mit der „Iphigenie“ durch die Vorrede den Lesern des Stücks nahe gelegt ist, so werden sie unwillkürlich an die Worte der edeln Griechin denken müssen:

Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzulisten. Wehe!
O weh der Lüge, sie befreiet nicht
Wie jedes andere wahrgeprochne Wort
Die Brust —

und der Vergleich zwischen der listigen Gudrun und der wahrheitsliebenden Priesterin der Diana fällt nicht zu Gunsten der erstern aus. Die Motive der Handlung treten im Drama mit ganz anderer Schärfe hervor als im Epos — sie werden dort gleichsam mit einem Sonnenmikroskop an der Wand abschattirt.

Ein anderes skandinavisches Drama, die Tragödie „Die Jnglinger“ (erster Band) behandelt einen Stoff, der mit demjenigen der „Braut von Messina“, der „Albaneserin“ von Müllner, selbst mit Grabbe's „Herzog von Gothland“ einige Verwandtschaft hat — die Liebe zweier Brüder zu demselben Weib. Ueber das Stück selbst erfahren wir in der Vorbemerkung:

Den „Stoff“ der „Jnglinger“ verdanke ich Geibel's Anregung und zwar schon im Jahre 1854. Er hatte den bereits organisirten Plan zurückgelegt, offenbar weil er das Interesse daran verloren, seit ihm die analoge Tragödie „Brunhild“ mächtiger herangewachsen war. Die Tragödie wurde zur dramatischen Preisconcurrentz im Jahre 1857 in München eingereicht. Das Preisgericht, dessen Urtheil die „Allgemeine Zeitung“ mittheilte, nannte das Stück an erster Stelle nach Hejse's „Sabinerinnen“ und Jordan's „Witwe des Agis“. Der Bericht enthielt neben der warmen Anerkennung der Vorzüge zugleich die Andeutung der Schwächen, welche übrigens als nicht unüberwindlich bezeichnet wurden. Ich nahm in der Folge eine vollständige Umarbeitung vor, welche 1858 als Manuscript gedruckt und von der Münchener Hofbühne angenommen wurde. Die Erfahrungen der ersten, mit Beifall ausgenommenen Darstellung bestimmten mich zu einigen Aenderungen, namentlich des letzten Actes, der bei der Wiederholung keinen Widerspruch fand.

Das Colorit der Dichtung ist durchweg skandinavisch; statt der Edelleute haben wir sogar „Dobalbonden“ im Personenverzeichnis. Wie „Nausflaa“ sich im Skandinavischen ausnimmt, das zeigt uns gleich die folgende poetische Erzählung von Jngwe, dem Bruder des Priesterkönigs Alf, der sich zu jenem verhält, wie der Taitun zu dem Mikado in Japan:

Vor kaum drei Monden war's. Wir zogen abwärts
Die schwarzen Wälder des Colmorden, dort,
Wo Sveas Reich in weitgehölten Klüften
An himmelhohe Berge lehnt — die Heimat
Der Steine und Gewitter und des Sturms.
Wir trieben einen Bären auf, er stoh
Die Schlucht waldein. An Seen vorüber ging
Die Jagd. Wenn Frigga sich im Frühling wäscht,
Das wissen nur die Todten, bald erfahren
Hätt' ich's diesmal. Voraus war ich den andern,
Entkommen war der Bär. Die Jagd verklang,
Und schon verglomm der Mittag blaß im Abend.
So hieb ich mich den Fluß hinab durchs Rohr,
Bis ich am Ufer einen Fischer fand,
Der Reke spann im Abendlicht. Sein Rath,
Den Weg zu klirren auf dem Strom, schien weise;
Doch auf dem Wasser, reisend von dem Schnee,
Der im Gebirg' geschmolzen, brach das Ruder,
Und unaufhaltbar schoß der Kahn dahin —

Stromabwärts ging's im Wirbel. Ferne schon
Schlug Donnerbrausen an mein Ohr. Bergtief
Schäumt dort der Strom hinunter über Felsen.
Kein Gott vermochte uns zu retten. Ruhig
Sah ich dem Tod ins Auge. Nur der Schmerz
Erfüllte mich, so wundenlos zu sterben.
Gleichviel. Ich hub ein Lied zu singen an,
Das letzte, und im Singen fuhren wir
Hinunter jäh — ein Gott hat uns behilft.
Gleich drauf mit Macht geworfen ward der Kahn
An eine Insel, waldig, raufgrün —
Da wach ein Bild — Ein Mädchenschrei erklang.
Jungfrau'n entflohn. Wol einen Fluggott wählten
Sie hier zu sehn. Nur eine trat voll Hoheit
Und Würde staunend auf uns zu. Ein Bild,
Ibunen gleich. Von ihrem Schimmer glänzte
Gebirg und Stromflut wieder. Uebertönt
Vom Bogenbrausen ward das Wort des Grußes,
Und stumm wie Schatten führt' sie uns zum Feuer.
Im Morgenschein erst schied ich von den Jungfrau'n,
Die hier zu haben und zu fischen pflögten.
Doch bald und täglich sah ich sie dort wieder:
Die Königstochter Vera von Norwegen.

Um diese Vera dreht sich nun die Handlung des Stücks. Das Haus der Jnglinger gehört zu jenen verhängnißvollen Häusern, die an einem alten Fluche zu leiden haben. Man vergleiche übrigens „Die Braut von Messina“. Der Ahnherr hat sich einer brutalen Handlung gegen Fremde schuldig gemacht, die als Prebiger mild der Weisheit und heil- und segensbringend ins Land kamen, und diese erwürgt. Die Kette, die der Älteste trug, hat er den Finlandsdöchtern geschenkt. Mit dieser Kette würgten ihn wieder die eigenen Söhne; Greuel folgten auf Greuel, bis der Schmuck der Freya dargebracht wurde; da entwich der Fluch. Doch Alf, der Mikado von Upsala, annectirt diese Kette, und macht damit seiner Geliebten, Thora, der Tochter des Oberpriesters Thorstein, ein Geschenk. Wir wissen nun genau, daß die alten Greuel sich wieder erneuern werden; denn das Schicksal der Jnglinger hängt an dieser Kette.

Daß das Unheil indeß so rasch kommen würde, ahnt man doch nicht. Der Taitun Jngwe muß in den Krieg ziehen; der Mikado Alf soll inzwischen bei Vera sein Freier sein. Dies geschieht am Schlusse des ersten Actes und bei Beginn des zweiten finden wir Vera bereits als Alf's Gattin. Dies erscheint doch als ein Sprung über die nothwendigsten dramatischen Motive hinweg; denn die nachträglichen Erläuterungen Vera's, die eigentlich „den Unvergeßlichen auf jener Insel“ liebt, geben eine etwas matte Illustration. Die gegen Alf's Treubruch protestirenden Dobalbonden werden tyrannisch behandelt, ihr Häufsführer Erik zum Tode verurtheilt, doch entkommt er der Gefangenschaft. Jngwe kehrt indeß zurück und hört die Schreckenskunde; da ruft er aus in Alf's Gegenwart:

Geist meines Vaters,
Soll' meine Faust, mein Herz, mein Schwert. Kein Zweifel,
Wenn drei dasselbe sagen — Menschen? Nein!
Drei Stürme und drei Meere müßten's heulen
In ewiger Klage fort: Mein Weib — sein Weib —
Und lächelnd sagi's mein Bruder, sagt es hier,
Hier, wo ich einst den Räuber schlug, der ihm
Ein Kopf geraubt — o nein, viel weniger,
Nur einen Falken ohne Werth, und Alf,
Mein Bruder, raubt mein Weib! Maßloser Sohn!

Raubt mir mein Weib und löst Gewalt an ihr!
 Nein, du bist nicht mein Bruder, nur ein Schurke,
 Ein Zwerg, ein Schatten, der sein Bildniß stahl,
 Der seine Stimme raubte, seine Würde.
 Doch die war niemals sein! Paß dich, du Schelm,
 Das, was du stahlst, gehörte nie dem König,
 Nie meinem Bruder!

Die beiden Bruderkönige fordern sich zum Kampf des Gottesurtheils, Vera sieht ihren Jngwe wieder, das Ideal ihrer Träume, um den sie so grausam betrogen worden, der Priester Thorstein verhindert den Zweikampf, indem er droht, die in seiner Gewalt befindliche Vera sonst mit dem Beil zu tödten. Im letzten Act fällt Jngwe doch von Alf's Hand, und Alf fällt vergiftet von Thora, die bereits unheimlich durch das ganze Stück spukt, aber die vollkommen weiß, was sie will, während das bei der hin- und herschwankenden Vera nicht der Fall ist. Und die Moral des Stücks? Man raube keine heiligen Ketten und mache damit seiner Maitresse keine Geschenke — denn man kann es einer solchen Kette nicht immer ansehen, daß ein vorzeitlicher Fluch und ein fünfactiges Trauerspiel daran hängt!

Das Stück gemahnt, als wäre es zur Zeit Müllner's gebichtet worden — das Colorit erinnert an „König Jngurd“, die Fabel an „Die Albaneserin“. In einzelnen Scenen ist dramatisches Mart, auch das scenische Arrangement ist geschickt und erscheint uns wirksamer als in den andern Stücken von Grosse; aber wozu einen Conflict, der in jeder Zeit spielen könnte, in das scandinavische Alterthum verlegen? Etwas wegen der Belichtung, der Schlacht- und Marinebilder, der Poesie der nordischen Götter? Wozu die Wiedererweckung der Schicksalstragödie? Das sind alles akademische Marotten, das Stück ist durch und durch Studie, talentvolle Studie doch unmodern — damit ist sein Schicksal besiegelt.

Das Drama: „Der letzte Grieche“ (fünfter Band), dessen Held Philopomen ist, haben wir als antikistrende Studie bereits in Nr. 29 d. Bl. S. 1866 gewürdigt. Die beiden historischen Trauerspiele Grosse's sind „Friedrich von der Pfalz“ (vierter Band) und „Johann von Schwaben“ (dritter Band). Ueber das erstere Stück können wir uns kurz fassen. Trotz aller in der Vorbemerkung angeführten und nicht unwichtigen, ja zum Theil unzulässigen Abweichungen von der Geschichte, ist das Stück nur eine Historie, eine matte Haupt- und Staatsaction. Daß dem „Winterkönig“ das Zeug zu einem tragischen Helden völlig abgeht, gibt der Verfasser in der Vorrede selbst zu:

Um diesen Mangel einigermaßen zu decken, mußte diesem Idealisten in der Person Maximilian's der Realist mit gleichem dramatischen Gewicht entgegengesetzt werden. Beide Fürsten waren aus bairischem Hause. Dadurch wird ihr Kampf in gewissem Sinne aus einem Parteikrieg zu einem Familienconflict, der mit der Erhöhung des einen endet, ohne den moralischen Sieg des Idealen des andern verhindern zu können. Friedrich's Gehalt ist durch die nachfolgenden gewaltigen Ereignisse des deutschen Kriegs so in den Schatten gestellt worden, daß der dichterischen Behandlung seines romantischen Geschicks der freieste Spielraum bleibt, wenn es überhaupt nicht vermessen erscheint, noch einmal in diese große Zeit zurückzugreifen, nachdem sie im poetischen Gebiet ein für allemal durch Schiller's classische Trilogie erledigt ist.

Wir halten es, wie gesagt, für unerlaubt, feststehende

Daten aus neuer Zeit zu ändern. So wenig man Wallenstein am Leben lassen kann, so wenig kann man einen Fürsten eines gewaltsamen Todes sterben lassen in einem kriegerischen Conflict, wenn die Geschichte constatirt, daß er im Bette gestorben ist; auch gewinnt der Held eines Stücks dadurch wenig, daß ihm ein anderer besserer Held gegenübertritt, der doch wieder nicht die Handlung zu tragen fähig ist. Ebenso ist ein dramatischer Held im Drama unmöglich, der einer Entscheidungsschlacht „zusieht“, auch kann uns die energische Gemahlin Elisabeth nicht für die mangelnde Energie des Gatten schadlos halten. Das Stück erhebt sich nirgends zu dramatischer Bedeutung; erkältende diplomatische Verhandlungen lassen keine wärmere Theilnahme aufkommen; auch die Episode, die Liebe Maria's und des Freiherrn von Wendt, ist interesselos.

Besser ist „Johann von Schwaben“. Grosse sagt in der Vorrede:

Im Gegensatz zu den übrigen Dramen lag hier dem Autor in erster Linie daran, ein „Theaterstück“ zu schaffen. Die breite, ausathmende Diction der Leidenschaft ist deshalb hier mit Rücksicht auf den knappsten Ausdruck zusammengebrängt, und ich bin jetzt noch der Ueberzeugung, daß bei guter Besetzung der fünf Hauptrollen (König Albert, Johann, Palm, Agnes, Helene) die Bühnenwirkung mit Sicherheit zu erwarten sei.

Ein Theaterstück scheint uns auch dies Drama nicht zu sein, trotz der lebendiger bewegten Handlung; ihm fehlt dazu die Glaubwürdigkeit und allgemeine Gültigkeit der Motive, die ein größeres Publikum fesseln kann. Wenn Grosse meint, er habe das Verhältniß Johann's zu seinem Oheim Albert vertieft, so könnte man eher sagen, er hat es „verkünstelt“; diese spielerischen Experimente, diese psychologische Pädagogik, die der König Albert seinem Neffen gegenüber für nöthig hält, lassen jene Einfachheit vermissen, wie sie für eine große tragische That unerlässlich sind, die nicht aus einem Mißverständnis hervorgehen darf; welches wol „fatal“ sein kann, aber nie „fatalistisch“ werden darf. Im übrigen haben die Situationen in diesem Stück dramatisches Leben; die Introductionsscenen sind frisch, die Schwurscene im Klostersgewölbe erhält durch den Charakter der rachestüchtigen Helene und des Helden edle Weigerung lebendige Bewegung; auch die Ermordungsscene ist dramatisch; dagegen sind die beiden letzten Acte schwächer, und der fünfte tödt, trotz des wahnwitzigen Polen, der ebenfalls wol die am meisten dramatische Figur des Grosse'schen Repertoriums ist, und trotz der gewaltsamen Katastrophe, doch mehr lyrisch-elegisch aus. Die Frauen des Stücks sind sehr energisch, nicht bloß Helene, sondern auch Agnes, wie die Rede an Albert's Leiche beweist:

Erhebt Euch, meine Mutter, fasset Euch,
 Gebt nicht des Schmerzes Schauspiel unsern Feinden!
 Denn alles ist hier feind — die taube Erde,
 Der blinde Himmel und die falschen Menschen,
 Die müßig zusahn oder feig entflohn,
 Als sie das Ungeheure hindern konnten.
 Doch dies ist noch die Stunde nicht der Klage —
 Und wie am Tag, da jene Witwe kam
 Und Wehe über Habsburg rief, so tret' ich
 Auf diese heil'ge fluchbeladene Stelle.
 „Ich will sie rächen bis ins siebente Glied,
 Die Schuld der Väter!“ also spricht der Herr —
 Und wir mit ihm, der unsern Schwur erhört.

Wie diese Stunde war erbarmungslos,
So sei auch unsre Rache ohne Mitleid!
Nicht Mann, noch Weib, noch Kind und noch Gefinde
Der Mörderbrut soll unserm Schwert entrinnen! —
Nun nehmt den Ehren auf, schickt nach den Brüdern,
Nacht sank herab auf Habeburgs Sterne heut,
Nacht soll es bleiben auf der Welt, so lang
Wir für die Rache athmen dieses Nordes! —

„Johann von Schwaben“ ist kein Theaterstück; doch es ist wol das beste der vorliegenden Dramen des Dichters, wie auch der Stoff der populärste ist. Möge sich derselbe daher bemühen, Dramen zu schreiben, die ihm nur „Theaterstücke“ scheinen und sich vollstündlichere Stoffe wählen. Dann wird auch die Klage verstummen, mit welcher Grotte das Vorwort zu seinen „Gesammelten dramatischen Werken“ beginnt:

Ein bekannter Dramatiker sagte einmal: um ein Drama zu schreiben, müsse man ein Halbgott sein, um es aber auf die Bühne zu bringen — ein Esai. Glücklicherweise wird die Erwägung des Unterschieds zwischen der Löwenhaut des Herakles und einer Livree jedem erspart, der weder des ersten Selbstbewußtsein sieht, noch das zweite mehr als einmal versucht hat. Neulich traf ich einen alten Freund auf dem Bahnhof in

höchst grimmtiger Laune; er war aus Versehen auf einen Güterzug, oder wie es hierzulande heißt — einen Dummelzug gerathen, und hatte für eine Tour, die man sonst in zwei Stunden zurücklegt, deren sechs gebraucht. Eröfnete dich, sagte ich ihm — ich fahre ebenfalls nun schon zwanzig Jahre mit einem literarischen Dummelzug — ein stolzer Poet würde immerhin sagen: mit seinem Güterzug — und habe die Station der Bühne immer noch nicht erreichen können. Er lachte und seine gute Laune kehrte zurück.

Möge der kräftig erweckte Zeitgeist uns von der akademischen Poesie erlösen, welche so viele Talente mit ihren abstracten und unwahren Kunstdogmen zu vergeblicher Sisyphusarbeit verurtheilt. Grotte's Talent ist zwar vorzugsweise lyrisch, doch ist dies auch für den Dramatiker keine Schattenseite, und bei dem rastlosen Eifer des Dichters wird es ihm gewiß gelingen, auch auf der Bühne festen Fuß zu fassen, wenn er seine Muse in den Dienst der Zeitgedanken und des nationalen Genius stellt. Sonst kann er noch zwanzig Bände Dramen schreiben, ohne eine „dramatische That“ gethan zu haben und ohne aus der gedruckten Vergessenheit des Lesedramas erfolgreich vor die Lampen getreten zu sein.
Rudolf Gottschall.

Philosophische Schriften.

1. Ideen zur Psychologie der Gesellschaft als Grundlage der Socialwissenschaft. Von Gustav Adolf Lindner. Wien, Gerold's Sohn. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Die vorliegende Schrift verdient schon deshalb Beachtung, weil sie der erste Versuch ist, eine noch in den Windeln liegende Zukunftswissenschaft compendiös zu behandeln. Indem der Verfasser das Feld und die Aufgabe dieser Wissenschaft sicher begrenzt, die in vielen verschiedenen Werken zerstreuten, für ihn brauchbaren Notizen und Gedanken sammelt und reichlich von dem Seinigen hinzuthut, liefert er eine Arbeit, welche, wenngleich sie in vielen Punkten den Widerspruch herausfordert, doch geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Forscher mehr als bisher diesem wichtigen Felde zuzuwenden und durch die Lebendigkeit ihrer anregenden Darstellung auch weitem Kreisen des Laienpublicums zur beherzenden und genüßreichen Lectüre zu dienen. Der Verfasser sagt:

Mit Ausnahme der Astronomie, die sich der Natur ihres Gegenstandes gemäß mit dem Weltganzen beschäftigt, war die Aufmerksamkeit der verschiedenen Wissenschaften vorwiegend auf das einzelne gelehrt. Die Naturgeschichte hatte es immer nur mit einzelnen Pflanzen und Thieren, die Physik mit einzelnen Naturerscheinungen, die Geschichte mit der einzelnen Thatfache, die Psychologie mit der einzelnen Seele zu thun.

Aber diese Scheidung ist der Natur fremd und mußte einem Umschwung der Methode weichen:

An die Stelle der Isolirung mußte das Princip der Zusammenfassung und Vergleichung treten, jenes Princip, dem die jüngsten Wissenschaften: die Statistik, die Nationalökonomie, die vergleichende Anatomie, die physikalische Geographie, die Geographie der Thiere und Pflanzen, sowie die vergleichende Sprachwissenschaft ihre Entstehung verdanken. Von diesem Princip erfaßt, mußte sich die wissenschaftliche Betrachtung von dem einzelnen Menschen zu der Gesellschaft hinleiten.

So erweitert sich die Anthropologie zur Ethnologie, die sich mit den Formen beschäftigt, welche die Gesellschaft bei den sogenannten Naturvölkern annimmt. Die Physik der Gesellschaft bei den Culturvölkern wird durch

Statistik, Nationalökonomie, Politik und verwandte Wissenschaftszweige repräsentirt; die psychischen Wechselwirkungen in der Gesellschaft wurden hingegen früher nur insoweit berücksichtigt, als sie sich in der Psychologie des Individuums subjectiv abspiegeln. Herbart war der erste, welcher auf die Nothwendigkeit einer Socialpsychologie im Gegensatz zur bloßen Individualpsychologie in verschiedenen Aperçus hinwies, wobei ihm die Analogie der verschiedenen Geister in der Gesellschaft mit den von ihm als lebendigen Kräften gefassten Vorstellungen in der Einzelseele nahe lag.

Lazarns hat in Verbindung mit Steinthal diesen Gedanken Herbart's in seiner „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ ausgebildet und schätzenswerthe Bausteine für das Verständniß des Gesamtgeistes überhaupt, sowie für das der verschiedenen Volksgeister insbesondere in Sprache, Religion, Mythologie und Kunst zusammengetragen. Lindner beabsichtigt in dem vorliegenden Buche nicht die specifischen Unterschiede der verschiedenen Volksgeister, sondern die allen Culturvölkern gemeinsamen psychischen Formen der Gesellschaft zu behandeln, und zwar auf deductivem Wege, indem er die psychologischen Lehren Herbart's auf die unter dem Begriff einer psychischen (moralischen) Persönlichkeit fallende Gesellschaft anzuwenden bemüht ist. Hier zeigt sich ein Verkennen der Aufgabe von seiten des noch allzu eng im Herbartianismus befangenen Verfassers. Auf dem Gebiet einer solchen Realwissenschaft sind positive Fortschritte nur auf inductivem Wege möglich, da nur die Erfahrung entscheiden kann, welche Modifikationen die (ebenfalls nur inductiv zu gewinnenden) individual-psychologischen Lehren bei ihrer Anwendung auf die Gesellschaft als Gesamtpersönlichkeit zu erleiden haben werden. Das deductive Verfahren kann höchstens als schulgerechtes Darstellungsmittel des inductiv Gewonnenen gelten, und selbst hierfür ist sein Werth mehr als zweifelhaft. Dem entsprechend

ist es auch keineswegs die Schärfe und Folgerichtigkeit der Deduction, durch welche das vorliegende Buch fesselt, sondern die Zusammenfassung weitverstreuter Ideen (Cazurus, Carey, Buckle), die meist bei ihren Urhebern nur nebenbei und gelegentlich auftreten, die Gesundheit der allgemeinen Grundanschauung des Verfassers und seine eigenen geistvollen Bemerkungen. Es hängt mit dieser Neigung zum deductiven Verfahren zusammen, daß derselbe, trotz der Gesundheit seiner Anschauungsweise im allgemeinen, in manchen Einzelheiten den historisch gegebenen thatsächlichen Verhältnissen nicht genügende Rechnung trägt und sich durch seine idealen Constructionen zu zeitweilig ungerechtfertigten Ausfällen gegen Militarismus, Krieg und russischen Absolutismus verleiten läßt, welche übrigens aus der Sphäre des in Deutsch-Oesterreich gangbaren Liberalismus nicht heraustreten.

Wie jede Betrachtung des psychischen Lebens nicht unterlassen darf, dessen Zusammenhang mit seiner Naturgrundlage zu berücksichtigen, so muß auch die Socialpsychologie von der Physik oder Physiologie der Gesellschaft ausgehen. Dies thut Lindner in seinem ersten Buche: „Die Gesellschaft als socialer Organismus.“ Das zweite Buch behandelt alsdann „Die Gesellschaft als vorstellendes Wesen“, das dritte „Die Gesellschaft als wollendes Wesen“. Das zweite Buch ist nach Umfang und Inhalt das bedeutendste; die Herbart'sche Analogie zwischen dem Widerspiel der Vorstellungen in der Einzelseele und dem gegenseitigen Kampfe der socialen Ideen hat hier ihre gute Berechtigung, während in dem dritten Buche Herbart's unzulängliche Auffassung des Wollens als einer inhärenten Beschaffenheit der Vorstellungen ihren ungünstigen Einfluß zu äußern nicht verfehlen kann. Oben ein drängt sich in dem dritten Buch ein Reichthum des Stoffes zusammen, der in dem gegebenen Raume nur eine ganz ungenügende Bewältigung finden kann, sodaß z. B. die bahnbrechende theoretische und praktische Wichtigkeit einer künftigen Socialethik im Gegensatz zu der bisherigen Individualethik keineswegs in das gehörige Licht gestellt wird.

Bei der Reinheit des Gegenstandes wird jeder billige Leser den erwähnten Mängeln gern Nachsicht schenken, um so mehr, als der Verfasser es verstanden hat, den reichen Inhalt des trefflich ausgestatteten Buchs in einen verhältnißmäßig engen Raum zu drängen.

2. Natur und Gott. Studien über die Entwicklungsgeetze im Universum und die Entstehung des Menschengeschlechts. Mit einer Prüfung der Glaubensbekenntnisse. Von Heinrich Baumgärtner. Leipzig, Brodhans. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser hatte im Jahre 1830 eine Arbeit „Ueber die Nerven und das Blut“, 1853 ein „Lehrbuch der Physiologie“ und 1857 „Blicke in das All“ veröffentlicht. In diesen Arbeiten selbständig zu einer „Descendenztheorie“ gelangt, fühlte er sich durch die neuern Erfolge des Darwinismus veranlaßt, sich über die Verwandtschaft und Verschiedenheit seiner Theorie von der Darwin'schen eingehend zu äußern. Diese Auseinandersetzung, welche den dritten bis sechsten Abschnitt fällt, ist der wertvollste Theil des Buchs. Im dritten Abschnitt zeigt der Verfasser an der vergleichenden Anatomie des Thierreichs, inwieweit nach dem bisherigen Stand der Kenntnisse ein

Hervorgehen einer Thierklasse aus der andern durch allmähliche Mutation vermittels des Kampfes ums Dasein annehmbar sei. Besitzt er nicht die geistreiche Combinationsgabe eines Huxley oder Huxley, so erscheint er dafür auf diesem Gebiet als der vorsichtiger und besonnenere Forscher. Am interessantesten ist demnächst der vierte Abschnitt, wo der Verfasser das Gebiet der Embryologie betritt, und sich in den schwierigen Aufgaben morphologischer Deutungen bewegt. Als besonders wichtiger Einwand gegen die allmähliche Mutation stellt er die Bemerkung hin, daß alle diejenigen Organe, welche Producte embryonischer Zelltheilung und bereits im Embryo als Zelle vorgebildet sind, nicht durch Variation an ausgebildeten Individuen entstanden sein können. Das Gewicht dieses Einwandes wird erst dann genau zu bestimmen sein, wenn die Rückwirkung von Organveränderungen der Ältern auf die ersten Stadien der embryonischen Zelltheilung untersucht sein werden, was jedenfalls noch im weiten Felde liegt.

Darwin gegenüber, der alles auf allmähliche Mutation durch äußere Einflüsse zurückführt, behauptet der Verfasser die Nothwendigkeit zeitweiser Typenverwandlungen in den Keimen (Keimmetamorphosen), namentlich beim Uebergang in höhere Klassen von abweichendem morphologischen Typus: ein Gedanke, der übrigens unter dem Namen der heterogenen Zeugung auch von Kölliker vertreten worden ist. Der Ausspruch des Verfassers, daß es ein wesentliches Ergebnis seiner Untersuchungen sei, „daß bei allen Bildungsorgängen nicht sowol das Ganze von Einzelheiten zusammengesetzt wird, als daß vielmehr alle kleinern organisirten Theile durch die Wirkung eines größern Ganzen entstehen“, sowie die keineswegs ablehnende Haltung, welche er im neunten Abschnitte gegen die Idee des Zwecks in der Natur einnimmt, hätte ihm die organisirende Function der sich selbst verwirklichenden Idee näher legen sollen, als daß er diese Keimmetamorphosen ausschließlich durch die nachgerade völlig veraltete geologische Theorie von Perioden und Katastrophen ausreichen zu können glaubte, wozu er noch als ihm eigene Hypothese die Annahme hinzusetzt, daß der Stoff zu den periodisch abgelagerten geologischen Schichten nothwendig aus dem Ur-Weltnebel gekommen sein müsse. Der Verfasser ist leider in Astronomie, Geologie und Philosophie so sehr Dilettant, daß die betreffenden Abschnitte, welche den physiologischen Theil des Buchs umrahmen, den Werth desselben nur beeinträchtigen können, indem sie theils unmögliche Hypothesen zu Fundamenten machen, theils werthlose Analogien (wie organische Zelle, Nebelflecke und Gestirne) zu wichtigen Entdeckungen stampeln, theils die merkwürdigste Stellungnahme zu den Elementen der Physik und Mechanik bekunden.

Hoffen wir, daß der Verfasser sich künftig auf sein Gebiet beschränken werde, in welchem er Tüchtiges zu leisten im Stande ist. Die Grundidee seines Buchs, die ganze Welt und Natur als eine große Entwicklung darzustellen, ist eine sehr richtige und zukunftsreiche; aber von der Möglichkeit ihrer Verwirklichung ist der Stand der Kenntnisse des Verfassers noch weiter entfernt, als der objective Stand der Kenntnisse der Gegenwart.

Neue Iyrische Gedichte.

(Beschluß aus Nr. 33.)

1. Deutsche Lieder von Max Schneckenburger. Auswahl aus seinem Nachlaß. Stuttgart, Metzler. 1870. Gr. 16. 12 Ngr.
2. Gedichte von Lebrecht Dreves. Dritte Auflage. Halle, Barthel. 1870. 16. 1 Thlr.
3. Gedichte von Adolf Strodtmann. Zweite, stark vermehrte Ausgabe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Gedichte von Andreas Ded. Stuttgart, Grüninger. 1871. 16. 20 Ngr.
5. Spaziergänge im Fabelkleide. Gedichte und Fabeln für die kleine Welt der großen Kinder. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1869. 16. 15 Ngr.
6. Durch Thüringen. Gedichte von Murad Effendi. Lemmer, Naggar.
7. Gedichte von Aloys Seichter. Olaz, Sauer. 1871. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Gedichte von P. J. Belle. Paderborn, Schöningh. 1870. 16. 18 Ngr.
9. Aus meiner Liedermappe. Gedichte von Heinrich Pfeil. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers. 1871. 16. 2 1/2 Ngr.
10. Gedichte von Otto Franz Senfichen. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Großer. 1870. 16. 20 Ngr.
11. Weihnachtslieder von Karl Kamshorn. Leipzig, Weber. 1870. 16. 1 Thlr.
12. Todtenopfer. Canzone von Albert Mäser. Onaisenau's Enkel, dem Grafen Lothar von Hohenthal zum Gedächtniß. Halle, Barthel. 1870. 16. 5 Ngr.
13. Oceana. Vier Stufenalter einer Dichterin. Von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. Berlin, A. Duncker. 1870. 16. 15 Ngr.
14. Schwanwitt. Ein Märchen in fünfzehn Gesängen von Mathilde Raven. Fünfte Auflage. Bremen, Kührmann. 1870. 16. 15 Ngr.
15. Die Geissenfester von Barzin. Groteskes Nachtstück von Ernst Eckstein. Halle, Seynemann. 1869. 16. 4 Ngr.

Ein hübsches Talent beweist der in Moskau lebende Andreas Ded in seinen „Gedichten“ (Nr. 4). Dieselben stammen meistens aus den vierziger und fünfziger Jahren unsers Säculums und bestehen aus Liedern, Romanzen und Gelegenheitsgedichten von correcter Form und ansprechendem Inhalte. Als die Perle der Sammlung erscheint uns das Gedicht „Hütten“, dessen erste Strophen lauten:

Wer sagt dir, daß ich glücklich bin
Im weißen Schloß, mit kalten Mauern?
Im Marmor wohnt nicht froher Sinn;
Auch in Palästen kann man trauern.
Wie auch die Hallen weit sich dehnen,
Belebt von stolzer Gäfte Schar:
Ich denke stets mit stillem Sehnen,
Daß eine Hütte mich gebär.

Glaub' nicht, daß dieses Glückes Schein,
Daß dieser Glanz mein Auge blendet!
Die trante Hütte soll es sein,
Der ich den Preis des Liebes spende.
Mag er auch hoch die Stirne tragen,
Der ahnenreichste Bojar —
Ich werd' ihm stolz ins Antlitz sagen,
Daß eine Hütte mich gebär.

Mir mundet nicht der Trank der Lust,
Den sie aus goldenen Schalen nippen.
Natur, an deiner Mutterbrust
Will hängen ich mit heißen Lippen!
Die Lust im stimmernden Geschmeide,
Sie ist nicht frei, sie ist nicht wahr.
Und frei und wahr will ich die Freude,
Welt eine Hütte mich gebär.

Außer diesem sehr warm empfundenen Gedichte sind noch aus der Ded'schen Sammlung, welche viel Männlich-Lüchtiges bietet, hervorzuheben: „Jagdrech“, „Selige Fahrt“, „Legende“ und einige andere Gedichte. Das kleine Buch hinterläßt einen erfreulichen Eindruck. Die Uebersetzungen Ded's aus fremden Sprachen (von Byron, Lamartine, Moore, Vermontow und Puschkin) sind sprachgewandt und wohlklingend.

Als eine gleichfalls erfreuliche Erscheinung begrüßen wir die anonym erschienenen „Spaziergänge im Fabelkleide“ (Nr. 5). Die Fabel ist eine mit Unrecht in unserer Zeit vernachlässigte Dichtgattung. In Uebergangsperioden, wie die Gegenwart, wo in Leben und Gesellschaft des Halben und Unfertigen, des Ueberlebten und Unberechtigten so manches ans Licht tritt, kann gerade die Fabel wegen des ihr innewohnenden satirischen Momentes zu einer diese Mängel der Zeit bekämpfenden Waffe gemacht werden. Als eine solche weiß sie denn auch der ungenannte Verfasser der „Spaziergänge“ trefflich zu handhaben. Er geißelt die Schwächen und Lächerlichkeiten unserer Tage mit Geist und Witz, wie die folgende Probe beweisen möge:

Von hoher Herkunft.

Stolz auf dem Hühnerhofe stand der Hahn.
Ihm wollte eine Schar von Enten nahen,
Er schenkte sie zurüd. Der Entenich
Trat ihm entgegen und verbengte sich:
„Berehrter, warum dürfen denn die Meinen
Auf deinem Hühnerhofe nicht erscheinen?“ —
Stolz rief der Hahn: „Sie sind mir theils nicht klug,
Und was noch mehr, mir auch nicht fein genug!“ —
„Ei, ei“, rief jener. „Steh“, das ist mir neu!“ —
„So? Wirklich?“ kräht' der Hahn. „Bei meiner Treu,
Ich glaube dir's. Bei deinem schwachen Geist
Nimmst's mich kaum wunder, daß du's noch nicht weißt.
So höre denn und merke dir's auch recht:
Ich stamme aus erhabenem Geschlecht.
Auf jenem Thurm der goldne Wetterhahn
Ist mir verwandt, ist mein berühmter Ahn!“
Der Entenich warf einen Blick hinauf,
Verneigte spöttisch sich und sprach darauf:
„Der Wind, der jenem um die Nase weht,
Ist somit auch derselbe, der dich bläht!“

Man muß gestehen: das ist eine ebenso treffende wie gesunde Satire im Kleide der Fabel. Unmittelbarkeit, Frische, Prägnanz, ja eine gewisse brüske Derbheit charakterisiren dieses tüchtige Fabelbuch, das auch nach der formellen Seite hin im ganzen befriedigt.

Dem Hinweis auf diese „Spaziergänge im Fabelkleide“ des Anonymus reihen wir einen solchen auf die Gedichte des Pseudonymus Murad Effendi an, welche sich

„Durch Thüringen“ (Nr. 6) betiteln. Dieselben sind dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach gewidmet und enthalten in poetischen Schilderungen der Naturschönheiten und der historischen Merkwürdigkeiten des thüringer Landes, sowie in Verherrlichung des Hofes von Weimar und in Elegien auf die entschwundene Zeit der Dichterheroen manches Ansprechende und Fesselnde. Nur möchte größere Knappheit und Durchsichtigkeit der Composition die Wirkung der einzelnen Abschnitte erhöht haben; auch dürfte hier und da eine größere Strenge in der Versification, namentlich eine genauere Silbenmessung geboten gewesen sein. Wir halten das Gedicht „Im Sängersaal“ für das beste der kleinen Sammlung.

Recht hübsche Lieder und Strophen finden sich auch in den „Gedichten“ (Nr. 7) von Aloys Seichter, welche in Empfindung und Ausdruck lobenswerth sind, ohne gerade des Eigenartigen viel zu bieten. Seichter findet im sangbaren Liede leicht den rechten Ton, wie z. B. das vierte unter den „Immergrünblättern“ und das Liedchen „Im Herbst“ zeigen, welches letztgenannte wir hier mittheilen wollen:

Der Himmel schaut zur matten Erde
So licht und kühlblau setzt herab;
Noch einmal rauscht das Laub am Baume,
Dann steigt der Sommer in sein Grab.

Noch einmal weht mir durch die Seele
Ein selig Fühlen tief und frei:
Der letzte Athemzug der Jugend —
Und ach, ich fühl's, sie ist vorbei!

Sehr stimmungsvoll ist auch das Lied „Wir sitzen beieinander Hand in Hand“, während die „Königinnen der Nacht“ einen anmuthigen Gedanken in eine passende Form kleiden. Der „Sonettentanz, niedergelegt auf das Grab eines Freundes“, ist tief gefühlt und geht zu Herzen. Ein echt patriotischer Geist lebt in den Schlußgedichten der Sammlung, welche die großen Ereignisse des Jahres 1870 feiern. Die Gedichte „Im heiligen Kriege“, „Zum 6. August 1870“ und „Unsern Gefallenen“ möchten in dieser Rubrik das Beste sein.

Die „Gedichte“ von P. J. Belle (Nr. 8), welche der Gräfin Rosalie von Mengersen zugeeignet sind, sind nicht ohne Phantasie und einen gewissen dichterischen Wurf, bekunden aber in einzelnen Beispielen eine befremdende Bizarrie, wie in „Dunkle Wege der Vorsehung“ und dem Ausgange von „Dissonanz“. Dazu sind sie in der Sprache mitunter incorrect, wie in der Wendung „Weiß nicht, wie's mir (!) überkam“, oder sonderbar, wie in der aus Keimnoth entstandenen Phrase „Die Wanderfreude im Gesichte“. Eine häßliche, nicht in das Gebiet der Poesie gehörige Derbheit setzt das Gedicht „Der größte Sieg“ in Scene, in welchem der Marschall Turanne von einem seiner Diener, der den im Négligé aus dem Fenster schauenden Gebieter für seinesgleichen nimmt, durch einen Schlag auf die hintern Körperpartien erschreckt wird! Dagegen ist das Gedicht „Heinrich Guyon“ recht wacker. Als Probe aus der Belle'schen Sammlung, welche noch außerdem manches Gute enthält, siehe hier das Gedicht in sapphischer Dbenform:

1 An die scheidende Sonne.

Deinem Abschiedsgruß noch gefüllt du Segen,
Sonne, meerflutgleich in die Abendfluren
Sießend Lichtglanz aus, daß den Tag du krönest,
Welcher dein Werk ist!

Zeigt verwandt dein Glanz sich des Geistes Lichte,
Deiner Kraft Anhauch sich des Willens Streben:
Ernste Rückschau ziemt mir an dieses Tages
Offenem Grabe.

Aber rang mein Geist nach Erkenntniß heute?
Lebt' ich Recht, Wohlthun? — Ach, der Tagesstunden
Keine sank vielleicht mir als Zeugin einer
Edlen Handlung!

Sinnend wehmuthvoll noch gen Westen schau' ich;
Schon verhüllt sich gran ihn der Wolkenschleier.
Soll's ein Sinnbild sein mir des Tageswerkes,
Ach, des verlorenen?!

Die Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Lateinischen, welche die Sammlung beschließen, würden einen günstigeren Eindruck machen, wenn sie nicht des bereits zu oft Uebersetzten so vieles brächten. Die beiden Longfellow'schen Lieder „Der Pfeil und das Lied“ und „Der Regentag“ sind, um nur ein Beispiel anzuführen, schon zu oft und ebenso gut, vielleicht besser übertragen worden, um in dieser neuen Verdeutschung noch einen Werth zu haben. Trotz dieser Rügen zeigt Belle übrigens in Eigenem und Fremdem ein immerhin beachtenswerthes Talent.

Das kleine Heft „Aus meiner Liedermappe“ (Nr. 9) von Heinrich Pfeil, dem Herausgeber der „Sängershalle“, scheint seine Existenz mehr musikalischen als dichterischen Intentionen zu verdanken und bietet somit wol manches sangbare Liedchen, macht aber, von der poetischen Seite betrachtet, keinen sonderlich bedeutenden Eindruck, ergeht sich vielmehr in den schon tausend und abertausend mal varirten Thematn einer nicht über die engsten Kreise subjectiver Empfindung hinausgehenden Lyrik. Wir greifen aus der Zahl der kleinen Lieder Pfeil's auf gut Glück eins heraus, um durch dasselbe alle übrigen zu charakterisiren; denn wer eins gelesen hat, hat sie alle gelesen:

Sängertestament.

Wenn ich dereinst mein mildes Haupt
Zur letzten Ruh' gelegt,
Und wenn das sturmbewegte Herz
Dereinstens nicht mehr schlägt;
Und wenn ihr in der Erde Schoß
Verfenket mein Gebirn:
O, gebt mir noch als Abschiedsgruß
Ein Lied ins Grab hinein!

Wohl fand ich oft im Erdenthal
Die Trauerweiden stehn,
Und manchen Stern, an Hoffnung reich,
Dem Traume gleich vergehn;
Das Lied, das war mein Freudenstrahl
In aller Erdenpein —
Drum gebt mir noch als Abschiedsgruß
Ein Lied ins Grab hinein!

Das Lied war meine höchste Lust
Auf meinem Erdengang,
Drum senkt mich nicht so still hinab,
Nicht ohne Sang und Klang!

Ich sang ja oft begeisterndvoll
Ein Lied in euern Reihn —
Drum gebt mir noch als Abschiedsgruß
Ein Lied ins Grab hinein!

Was den portischen Ausdruck betrifft, sind die Pfeil-
schen Gedichte, wie auch das mitgetheilte zeigt, oft sehr
mangelhaft.

Die „Gedichte“ (Nr. 10) von Otto Franz Gensichen,
der Schwester des Verfassers gewidmet, enthalten viele
Spuren unter ihrem poetischen Weizen und hätten minde-
stens um die Hälfte ihres Inhalts gekürzt werden sollen.
In der Form ziemlich gewandt, sind sie ihrem geistigen
Gehalte nach meistens sehr dürftig, oft trivial und nicht
selten frivol, wenn letzteres auch gerade nicht in der
grobsinnlichen Bedeutung des Wortes. Gedichte, wie
dasjenige, welches mit den Worten „Wunderbare Men-
schenbrust!“ anhebt und den exemplarischen Vers:

Raum hab' ich verloren
Die blondgelockte,
Schon glück' ich entgegen
Der Schwarzgelockten —

enthält, vereinigen in sich diese drei Eigenschaften des
Dürftigen, Trivialen und Frivolen in höchster Potenz.
Dabei ist Gensichen von seiner Dichtermiffion allzu fest
überzeugt und spricht diese Ueberzeugung allzu selbst-
bewußt aus. Wer da Verse schreiben kann, wie diesen:

Und mögen mir die Kritici
Die Lorber nicht bescheren:
Des Zaubers meiner Poesie
Kann niemand sich erwehren —

der beweist dadurch mindestens, daß eine der Haupt-
tugenden des Dichters, das Tactgefühl, ihm in nicht son-
derlich hohem Grade zutheil geworden ist. Obwohl wir
nun der Meinung sind, daß Gustav Gerstel, welcher dem
Verfasser dieser „Gedichte“ in Nr. 1 des „Literarischen
Verkehrs“ wegen seiner schlechten Verse den Fehbehand-
schuß hinwarf, auch in der Form seiner Polemik zu weit
ging, so müssen wir der Sache nach doch dem Urtheile
dieses Kritikers in manchen Punkten seines Angriffs gegen
Gensichen beistimmen. So, wenn er sich über das Lied
„In dem Schuldhurm sitz' ich traurig“ lustig macht, in
welchem der Verfasser den alten Zeus sehr naiv bittet,
er möge ihn doch für die schöne Danaë halten und ihn
mit seinem goldenen Regen überschütten. Diese Naivetät
hat, so harmlos sie gemeint sein mag, für jeden Leser
von mehr als achtzehn Jahren denn doch naturgemäß
einen etwas cynischen Weigeschmack. Zu den bessern Pro-
ben der Sammlung gehören die Gedichte: „Friederike
Brion an Goethe“ und „Wie schön bist du, o Weih-
nachtszeit“. Einen höhern Grad des Lobes verdient das
folgende Lied:

Ich hab' einen Ring von Golde,
Drin glänzt ein heller Stein.
Gern hefte ich dir, du Holbe,
Den Ring ans Fingerslein.

Ich hab' eine Leier, besaitet
Mit Sehnen, wie Gloden so klar,
Wenn drüber mein Finger gleitet
Ertönen sie wunderbar.

Ich hab' ein Herz, drin brauset
Von Liedern ein ewiges Meer.
Das seufzet und murmelt und sauset, (!)
Wie ich dich liebe so sehr.

Und Ring und Leier und Lieder,
Mein eignes Herz dazu
Leg' dir zu Füßen ich nieder
Und singe: „Wie schön bist du!“

Und nimmst du den Ring nicht, du Holbe,
Dann werf' ich ihn tief in den Rhein.
Beim Nibelungenbolde
Mag er begraben sein.

Dann werd' ich ein Spielmann und reise
Und singe zu jeder Zeit
Die Nibelungenweise,
Daß Liebe lohnet mit Leid.

Das ist eine recht hübsche Idee — bis auf die Phrase
von dem Meer, welches von der Liebe des Dichters „mur-
melt“ und „suset“. Tiefe der Empfindung, geschweige
dann Würde der Gesinnung, wohnt den Gensichen'schen
Gedichten nirgends inne. Hier und da ein warmes Ge-
fühl in musikalischer Form, ab und zu ein ansprechender
Gedanke in netten Versen — das ist alles, was ihnen
eine ehrliche Kritik nachrühmen kann. Die Schlussabrit
der „Gedichte“ bringt unter dem Titel: „Aus fremden
Sprachen“, eine Uebersetzung nach Millevoye, eine nach
Scribe und drei nach Horaz. Alle fünf Gedichte lesen
sich leicht und fließend.

Was der Gensichen'schen Sammlung fehlt, ein an-
dächtiger Ernst, welcher sich gern in die Natur und die
Menschenseele versenkt, das ist den „Weihnachtsbildern“
von Karl Ramshorn (Nr. 11) eigen, die dem Herzog
Ernst von Sachsen-Altenburg gewidmet sind. Diese Dich-
tungen, welche alle den engern Rahmen des lyrischen
Stimmungsbildes durchbrechen und in dem breitem Stile
der episch-lyrischen Genremalerei geschrieben sind, ent-
nehmen ihre Stoffe dem bürgerlichen Stilleben. Das
gemeinsame Band, welches sie alle verbindet, ist ihre Be-
ziehung zum heiligen Weihnachtsfeste. Daher der Titel
der Sammlung. Schlicht und einfach in der Sprache,
hübsch gedacht und ansprechend in der Erfindung, span-
nend und folgerichtig in der Entwicklung, gemahnen uns
diese Dichtungen, welche auf höhern geistigen Werth aller-
dings keinen Anspruch machen dürfen, wie anspruchlose,
aber eben in ihrer Anspruchlosigkeit tüchtige Holzschnitte,
welche das Leben schlicht, aber mit oft nur etwas zu brei-
ten Strichen conterseien. Am meisten hat uns unter den
zehn Abschnitten des elegant ausgestatteten kleinen Buchs
die Erzählung: „Die Irene“, angesprochen, welche sehr
fein beobachtete psychische Vorgänge, allerdings etwas lang-
athmig, behandelt. Das Werkchen eignet sich vorzüglich
zur Festgabe und mag zu diesem Zweck empfohlen sein —
nur wird der Leser auf mannichfach störende falsche Reime
wie: „Fader“ und „Vater“ oder „worden“ und „Pforten“
stoßen; möge der Verfasser diese in Zukunft vermeiden!
Die Nation, welche einen Platen zu den Ihrigen zählt,
darf unmöglich derartige Lizenzen guthießen.

Nach dieser ganzen Reihe lyrischer Talente, deren Bega-
bung ein vulgäres Mittelmaß wenig überschreitet, wenden
wir uns zu einem Dichter, der den Weisefuß der Muse
empfangen hat, zu dem durch seine „Gedichte“ und „Neuen

„Durch Thüringen“ (Nr. 6) betiteln. Dieselben sind dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach gewidmet und enthalten in poetischen Schilderungen der Naturschönheiten und der historischen Merkwürdigkeiten des thüringer Landes, sowie in Verherrlichung des Hofes von Weimar und in Elegien auf die verschwundene Zeit der Dichterheroen manches Ausprechende und Fesselnde. Nur möchte größere Knappheit und Durchsichtigkeit der Composition die Wirkung der einzelnen Abschnitte erhöht haben; auch dürfte hier und da eine größere Strenge in der Versification, namentlich eine genauere Silbenmessung geboten gewesen sein. Wir halten das Gedicht „Im Sängersaal“ für das beste der kleinen Sammlung.

Recht hübsche Lieder und Strophen finden sich auch in den „Gedichten“ (Nr. 7) von Aloys Seichter, welche in Empfindung und Ausdruck lobenswerth sind, ohne gerade des Eigenartigen viel zu bieten. Seichter findet im sangbaren Liede leicht den rechten Ton, wie z. B. das vierte unter den „Immergrünblättern“ und das Liedchen „Im Herbst“ zeigen, welches letztgenannte wir hier mittheilen wollen:

Der Himmel schaut zur matten Erde
So licht und kühlblau jetzt herab;
Noch einmal rauscht das Laub am Baume,
Dann steigt der Sommer in sein Grab.

Noch einmal weht mir durch die Seele
Ein selig Fühlen tief und frei:
Der letzte Athemzug der Jugend —
Und ach, ich fühl's, sie ist vorbei!

Sehr stimmungsvoll ist auch das Lied „Wir sitzen beieinander Hand in Hand“, während die „Königinnen der Nacht“ einen anmuthigen Gedanken in eine passende Form kleiden. Der „Sonettentranz, niedergelegt auf das Grab eines Freundes“, ist tief gefühlt und geht zu Herzen. Ein echt patriotischer Geist lebt in den Schlusssgedichten der Sammlung, welche die großen Ereignisse des Jahres 1870 feiern. Die Gedichte „Im heiligen Kriege“, „Zum 6. August 1870“ und „Unsern Gefallenen“ möchten in dieser Rubrik das Beste sein.

Die „Gedichte“ von B. J. Belle (Nr. 8), welche der Gräfin Rosalie von Wengersen zugeeignet sind, sind nicht ohne Phantasie und einen gewissen dichterischen Wurf, bekunden aber in einzelnen Beispielen eine befremdende Bizarrerie, wie in „Dunkle Wege der Vorsehung“ und dem Ausgange von „Dissonanz“. Dazu sind sie in der Sprache mitunter incorrect, wie in der Wendung „Weiß nicht, wie's mir (!) überkam“, oder sonderbar, wie in der aus Keimnoth entstandenen Phrase „Die Wanderfreude im Gesichte“. Eine hüßliche, nicht in das Gebiet der Poesie gehörige Verhöhnung setzt das Gedicht „Der größte Sieg“ in Scene, in welchem der Marschall Turenne von einem seiner Diener, der den im Nügligé aus dem Fenster schauenden Gebieter für seinesgleichen nimmt, durch einen Schlag auf die hintern Ahrperpartien erschreckt wird! Dagegen ist das Gedicht „Heinrich Guyon“ recht wacker. Als Probe aus der Belle'schen Sammlung, welche noch außerdem manches Gute enthält, siehe hier das Gedicht in sapphischer Odenform:

An die scheidende Sonne.

Deinem Abschiedsgruß noch gefeßt du Segen,
Sonne, meerflutgleich in die Abendfluren
Gießend Lichtglanz aus, daß den Tag du krönest,
Welcher dein Werk ist!

Zeigt verwandt dein Glanz sich des Geistes Lichte,
Deiner Kraft Anhauch sich des Willens Streben:
Erste Rückschau ziemt mir an dieses Tages
Offenem Grabe.

Aber rang mein Geist nach Erkenntniß heute?
Lebt' ich Recht, Wohlthun? — Ach, der Tagesstunden
Keine sank vielleicht mir als Zeugin einer
Edlen Handlung!

Sinnend wehmuthvoll noch gen Westen schau' ich;
Schon verhüllt aschgrau ihn der Wolkenschleier.
Soll's ein Sinnbild sein mir des Tageswerkes,
Ach, des verlorenen?!

Die Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Lateinischen, welche die Sammlung beschließen, würden einen günstigeren Eindruck machen, wenn sie nicht des bereits zu oft Uebersetzten so vieles brächten. Die beiden Longfellow'schen Lieder „Der Pfeil und das Lied“ und „Der Regentag“ sind, um nur ein Beispiel anzuführen, schon zu oft und ebenso gut, vielleicht besser übertragen worden, um in dieser neuen Verdeutschung noch einen Werth zu haben. Trotz dieser Klagen zeigt Belle übrigens in Eigenem und Fremdem ein immerhin beachtenswerthes Talent.

Das kleine Heft „Aus meiner Liebermappe“ (Nr. 9) von Heinrich Pfeil, dem Herausgeber der „Sängershalle“, scheint seine Existenz mehr musikalischen als dichterischen Intentionen zu verdanken und bietet somit wol manches sangbare Liedchen, macht aber, von der poetischen Seite betrachtet, keinen sonderlich bedeutenden Eindruck, ergeht sich vielmehr in den schon tausend und abertausend mal varrirten Thematn einer nicht über die engsten Kreise subjectiver Empfindung hinausgehenden Lyrik. Wir greifen aus der Zahl der kleinen Lieder Pfeil's auf gut Glück eins heraus, um durch dasselbe alle übrigen zu charakterisiren; denn wer eins gelesen hat, hat sie alle gelesen:

Sängertestament.

Wenn ich dereinst mein müdes Haupt
Zur letzten Ruh' gelegt,
Und wenn das sturmbewegte Herz
Dereinstens nicht mehr schlägt;
Und wenn ihr in der Erde Schoß
Versenket mein Gebein:
O, gebt mir noch als Abschiedsgruß
Ein Lied ins Grab hinein!

Wohl fand ich oft im Erdenthal
Die Trauerweiden stehn,
Und manchen Stern, an Hoffnung reich,
Dem Traume gleich vergehn;
Das Lied, das war mein Freudenstrahl
In aller Erdenpein —
Drum gebt mir noch als Abschiedsgruß
Ein Lied ins Grab hinein!

Das Lied war meine höchste Lust
Auf meinem Erdengang,
Drum sendt mich nicht so still hinab,
Nicht ohne Sang und Klang!

Ich sang ja oft begeisterungsvoll
Ein Lied in euern Reihn —
Drum geht mir noch als Abschiedegruß
Ein Lied ins Grab hinein!

Was den poetischen Ausdruck betrifft, sind die Pfeilschen Gedichte, wie auch das mitgetheilte zeigt, oft sehr mangelhaft.

Die „Gedichte“ (Nr. 10) von Otto Franz Gensichen, der Schwester des Verfassers gewidmet, enthalten die Spreu unter ihrem poetischen Weizen und hätten mindestens um die Hälfte ihres Inhalts gekürzt werden sollen. In der Form ziemlich gewandt, sind sie ihrem geistigen Gehalte nach meistens sehr dürftig, oft trivial und nicht selten frivol, wenn letzteres auch gerade nicht in der grobstünlichen Bedeutung des Wortes. Gedichte, wie dasjenige, welches mit den Worten „Wunderbare Menschenbrust!“ anhebt und den exemplarischen Vers:

Raum hab' ich verloren
Die Blaudgeloctte,
Schon glüh' ich entgegen
Der Schwarzgeloctten —

enthält, vereinigen in sich diese drei Eigenschaften des Dürftigen, Trivialen und Frivolen in höchster Potenz. Dabei ist Gensichen von seiner Dichtermiffion allzu fest überzeugt und spricht diese Ueberzeugung allzu selbstbewußt aus. Wer da Verse schreiben kann, wie diesen:

Und mögen mir die Kritici
Die Lorber nicht bescheren:
Des Zaubers meiner Poesie
Kann niemand sich erwehren —

der beweist dadurch mindestens, daß eine der Haupttugenden des Dichters, das Taktgefühl, ihm in nicht sonderlich hohem Grade zutheil geworden ist. Obwol wir nun der Meinung sind, daß Gustav Gerstel, welcher dem Verfasser dieser „Gedichte“ in Nr. 1 des „Literarischen Verkehrs“ wegen seiner schlechten Verse den Fehbehandelschuh hinwarf, auch in der Form seiner Polemik zu weit ging, so müssen wir der Sache nach doch dem Urtheile dieses Kritikers in manchen Punkten seines Angriffs gegen Gensichen beistimmen. So, wenn er sich über das Lied „In dem Schulthurm sit' ich traurig“ lustig macht, in welchem der Verfasser den alten Zeus sehr naiv bittet, er möge ihn doch für die schöne Danaë halten und ihn mit seinem goldenen Regen überschütten. Diese Naivetät hat, so harmlos sie gemeint sein mag, für jeden Leser von mehr als achtzehn Jahren denn doch naturgemäß einen etwas cynischen Beigeschmack. Zu den bessern Proben der Sammlung gehören die Gedichte: „Friederike Brion an Goethe“ und „Wie schön bist du, o Weihnachtzeit“. Einen höhern Grad des Lobes verdient das folgende Lied:

Ich hab' einen Ring von Golde,
Drin glänzt ein heller Stein.
Gern hefte ich dir, du Golde,
Den Ring ans Fingerlein.

Ich hab' eine Leier, besaitet
Mit Sehnen, wie Gloden so klar,
Wenn drüber mein Finger gleitet
Erörnen sie wunderbar.

Ich hab' ein Herz, drin brauset
Bon Liedern ein ewiges Meer.
Das seufzet und murmelt und sauset, (!)
Wie ich dich liebe so sehr.

Und Ring und Leier und Lieder,
Mein eignes Herz dazu
Leg' dir zu Füßen ich nieder
Und sage: „Wie schön bist du!“

Und nimmst du den Ring nicht, du Golde,
Dann werf' ich ihn tief in den Rhein.
Beim Nibelungengolde
Mag er begraben sein.

Dann werd' ich ein Spielmann und reise
Und singe zu jeder Zeit
Die Nibelungenweise,
Daß Liebe lohnet mit Leid.

Das ist eine recht hübsche Idee — bis auf die Phrase von dem Meer, welches von der Liebe des Dichters „murmelt“ und „sautet“. Tiefe der Empfindung, geschweige denn Würde der Gesinnung, wohnt den Gensichen'schen Gedichten nirgends inne. Hier und da ein warmes Gefühl in musikalischer Form, ab und zu ein ansprechender Gedanke in netten Versen — das ist alles, was ihnen eine ehrliche Kritik nachrühmen kann. Die Schlussrubrik der „Gedichte“ bringt unter dem Titel: „Aus fremden Sprachen“, eine Uebersetzung nach Millevoye, eine nach Scribe und drei nach Horaz. Alle fünf Gedichte lesen sich leicht und fließend.

Was der Gensichen'schen Sammlung fehlt, ein andächtiger Ernst, welcher sich gern in die Natur und die Menschenseele versenkt, das ist den „Weihnachtsbildern“ von Karl Ramshorn (Nr. 11) eigen, die dem Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg gewidmet sind. Diese Dichtungen, welche alle den engeren Rahmen des Iyrischen Stimmungsbildes durchbrechen und in dem breitem Stile der episch-lyrischen Genremalerei geschrieben sind, entnehmen ihre Stoffe dem bürgerlichen Stillleben. Das gemeinsame Band, welches sie alle verbindet, ist ihre Beziehung zum heiligen Weihnachtsfeste. Daher der Titel der Sammlung. Schlicht und einfach in der Sprache, hübsch gedacht und ansprechend in der Erfindung, spannend und folgerichtig in der Entwicklung, gemahnen uns diese Dichtungen, welche auf höhern geistigen Werth allerdings keinen Anspruch machen dürfen, wie anspruchlos, aber eben in ihrer Anspruchslosigkeit tüchtige Holzschnitte, welche das Leben schlicht, aber mit oft nur etwas zu breiten Strichen conterfeien. Am meisten hat uns unter den zehn Abschnitten des elegant ausgestatteten kleinen Buchs die Erzählung: „Die Treue“, angesprochen, welche sehr fein beobachtete psychische Vorgänge, allerdings etwas langathmig, behandelt. Das Werkchen eignet sich vorzüglich zur Festgabe und mag zu diesem Zweck empfohlen sein — nur wird der Leser auf mannichfach störende falsche Reime wie: „Fader“ und „Vater“ oder „worden“ und „Pforten“ stoßen; möge der Verfasser diese in Zukunft vermeiden! Die Nation, welche einen Platen zu den Iyrischen zählt, darf unmöglich derartige Lizenzen gutheißen.

Nach dieser ganzen Reihe Iyrischer Talente, deren Begabung ein vulgäres Mittelmaß wenig überschreitet, wenden wir uns zu einem Dichter, der den Weihfuß der Muse empfangen hat, zu dem durch seine „Gedichte“ und „Neuen

Sonette“, besonders aber durch seine gedankentiefe und formschöne Canzone „An den Tod“ bekannten, aber immer noch zu wenig gewürdigten Albert Mäßer. War jene Canzone eine tieferrnste Dichtung, welche nicht nur seltene philosophische Bedeutung, sondern auch große Prägung in den ihren Gedankengehalt plastisch illustrierenden poetischen Gemälden documentirte, so ist die uns heute vorliegende neue Canzone Mäßer's eine sich mehr in dem engeren Kreise rein subjectiver Empfindungen bewegende Elegie, welche aus bloß persönlichen Impulsen erwuchs und daher jene philosophischen Fernblicke von allgemeiner Bedeutung vermissen läßt, an welchen die früher erschienene Dichtung Mäßer's so reich ist. Wenn sie somit an geistiger Bedeutsamkeit hinter jener zurücksteht, so übertrifft sie dieselbe an Innigkeit des individuellen Gefühls und Wärme des dichterischen Colorits. Dieses Mäßer'sche „Todtenopfer“ (Nr. 12) feiert in würdiger Weise das Andenken des am 16. August bei Mars-la-Tour gefallenen jungen Grafen Lothar von Hohenthal, eines Enkels des großen Sneyenau, und darf für eine Ränie von classischem Gepräge gelten. Der reine edle Sinn des den Selbentod gestorbenen Jünglings hat in dieser trefflichen Canzone aus der Feder seines ältern Freundes und Lehrers ein würdiges Denkmal gefunden, das beide, den Gefeierten und den Feiernden, gleich ehrt. Wir können uns nicht versagen, den hochpoetischen Schlusstrophen des „Todtenopfers“ hier eine Stelle zu geben. Sie lauten folgendermaßen:

Und sieh! Du bist entrückt dem Zeitenfluge,
Dem Wehdestrom, der Raft nicht kennt noch Dauer,
Der — Schatten gleich — in hohlem Geisterzuge
Die Dinge tilgt und Bängniß schafft und Trauer:

Die uns umwehn, die Schauer
Des Weltvergangs, sie werden nie dich schrecken,
Dem Wechsel fern weißt du im Wandellosen,
Rein Wintersturm wird je dich mehr umtosen
Und Alter nie dich fleh auf's Lager strecken;
Und der uns droht des Lebens lange Stunden,
Der Tod, der Tod, du hast ihn überwunden.

Nie schafft dir Täuschung unermessne Plagen,
Rein Treubruch fällt dich an mit Geierklauen,
An theuern Särgen wirst du niemals klagen
Und nie den Schiffbruch jeder Hoffnung schauen:
Niemals mit stummem Grauen

Siehst du die Menschheit niedern Trieben fröhnen,
Der Erde Schmutz wird niemals dich verschlehen,
Nie wird das Leben Selbstverrath dich lehren,
Und nie dein eignes Urbild wirst du höhnen;
Und unentweilt vom ird'schen Thorentanze
Strahlt uns dein Bild in fackellosem Glanze.

Doch ach, wohin, wohin bist du entschwunden?
In welches Land, mein Freund, bist du verschlagen?
Hält ew'ge Nacht dich nebelhaft umwunden?
Und wird dir nie ein neuer Morgen tagen?

Vielleicht, indeß wir klagen,
Weißt du beglückt in grenzenlosen Fernen
Und lauschest stumm holbsel'gen Melodien,
Schwelgst holdberauscht in ew'gen Harmonien
Und darfst des Erdballs bange Noth verlernen,
Und lücht unwallt von ewig-gleicher Klarheit,
Schaust du der Dinge Wesenheit und Wahrheit.

Doch ich, deß Staub nach ewigen Gesetzen
Berufen war, vor deinem zu verwehen,
Der Jugend Tod nun schau' ich mit Entsetzen,
Und muß umflort des Leibes Pfade gehen:
Mag's einst auch noch geschehen,

Daß hehre Früchte solchem Tod entsprossen
Und leuchtend strahlt des Vaterlandes Name,
Das Herz entsagt drum nimmer seinem Gramme,
Und reiche Thränen werden stets dir fließen;
Welch Glück der Welt auch laßt in künst'gen Tagen,
Ihr sei's gegönnt! Doch mich laßt menschlich klagen.

Der Sommer sank, es bebt in Sturmeswettern'
Der fahle Wald, deß letzte Zierden schwinden,
Und flatternd mit des Herbstes welken Blättern
Bertrau' ich trüb dies Trauerlied den Winden,
Ob es den Weg mag finden

Zum Grab, das uns entzog des Schicksals Lide
— Wie weit auch schweift der Sehnsucht rasche Schwinde —
Daß es der Freundschaft letzten Gruß dir bringe
Und still sich neigend deine Urne schmücke;
Und rings im Land künd' es mit Feuerzungen,
Welch edles Bild die Grabesnacht umschlungen.

In diesen feingemeißelten Strophen vibriren die Klage-
töne eines tiefinnerlichen Wehs, welches jedes Herz er-
schüttern muß. Und doch, bei der Tiefe der Empfindung,
welches Maß des dichterischen Ausdrucks! Wir heißen
diese „Canzone“ Mäßer's freudig willkommen; denn gegen-
über der großen Flut patriotischer Gedichte, welche die
glorreichen Waffenthaten des letzten Kriegs lyrisch accom-
pagniren und die jüngsten gewaltigen Errungenschaften
der Politik pathetisch feiern, gegenüber dieser Lyrik, welche,
wie es ihr zukommt, mehr die kriegerische und patriotische
Massenbewegung als das Einzelschicksal beleuchtet, ist es
wohlthuend, einmal einem Dichter zu begegnen, welcher
das Verhängniß eines ihm theuern Mitkämpfers zum
Gegenstande einer mehr subjectiven Poesie macht und so
in der großen Flut nationaler Begeisterung auch dem rein
Menschlichen und Individuellen zu seinem Rechte verhilft.
Doppelt wohlthuend ist es, wenn dieser Dichter ein Al-
bert Mäßer ist. Eine große Weltanschauung, welche die
Dinge stets sub specie aeternitatis betrachtet, ein für alles
Schöne leidenschaftlich erglühtes Herz, geläutert in der
Schule philosophischen Denkens, und eine namentlich im
Pathetischen bezaubernde Formenschönheit — das sind die
leuchtenden Eigenschaften der Mäßer'schen Dichtungen.
Dennoch schließen wir unsere Besprechung des „Todten-
opfers“ mit einem leisen Tadel. Er trifft eine Lizenz,
welche unser Dichter sich in der formellen Behandlung
der Canzonestrophe erlaubt hat, indem er die erste Hälfte
dieser Strophe, welche nach den Paragaphen der Poetik
sechs endecasillabi enthalten soll, auf ihrer vier herab-
gemindert hat. Petrarca's „Fronte“ beobachtete hinsicht-
lich der Zahl der Verszeilen freilich kein festes Gesetz,
allein für die deutsche Canzone ist es seit Zedlit's „Todten-
kränzen“ und schon früher eine allgemein anerkannte Regel
geworden, die Canzonestrophe in zwei gleiche Hälften
von je sechs endecasillabi zu theilen, welche durch eine
dem Inhalt nach der zweiten Hälfte angehörige, mittels
des Reims aber an die erste gebundene kürzere Zeile mit-
einander verbunden werden. Dieses Strophengebäude ver-
dient in physischer und symmetrischer Beziehung jedenfalls
den Vorzug vor der Mäßer'schen Modification, und hoffen
wir, daß unser Dichter, falls er einmal wieder zu dieser
Dichtform greifen sollte, zu der echten Canzonestrophe
zurückkehren möge, welche er ja in seiner frühern Dich-
tung „An den Tod“ so glücklich behandelt hat. Trotz
dieser Lizenz in der Behandlung der Canzone, welche wir

nicht gut heißen können, nennen wir das Möser'sche „Lobtenopfer“ eine edelschöne Dichtung, welche unsere Literatur wahrhaft bereichert.

Jeanne Marie von Gayette-Georgens bietet uns unter dem Titel: „Oceana. Vier Stufenalter einer Dichterin“ (Nr. 13), ein kurzes poetisches Lebensbild, über welches wir schnell hinweggehen können, da es wenig des Bedeutenden enthält. Die Verfasserin schreibt gewandte Verse, schildert das Leben der Natur recht hübsch und weiß auch mitunter durch plastische Situationsmalereien zu interessiren, im ganzen aber fehlt ihr die echte vis poetica. Es sind mehr oder minder Schemen, welche sie zeichnet — ihre Menschen haben kein Fleisch und Blut. Dazu kommt eine gewisse Tendenz, welche den rein poetischen Eindruck, wo er in den stimmungsvollern Momenten der Dichtung zum Ausstrag kommt, sofort wieder vernichtet. Es ist dies die Tendenz der Emancipation der Frauen. Es mag eine subjective Antipathie sein, aber uns sind in leichtgeschürzten Dichtungen, wie der vorliegenden, alle Frauen-Emancipationsgelüste geradezu unerträglich. Solche sociale Fragen gehören nicht in eine mit zierlichen Bignetten und Initialen geschmückte Dichtung. Sie mögen sich mit andern reformatorischen Zeitbildern auf dem nationalökonomischen Markte polemisch tummeln — als Arabesken in einer Lovely-Dichtung (eine solche will die „Oceana“ nicht sein, ist es aber doch nach mehreren Richtungen hin) sind sie schlecht angebracht. Sie haben zu viel zeitgeschichtliches und allgemein menschliches Gewicht, um so nebenbei abgefertigt zu werden. Unter den vier Abschnitten der Dichtung möchte der erste: „Das Kind“, wegen seiner schlichten Einfachheit vor den andern den Vorzug verdienen.

Ein volles Lob dürfen wir dem reizenden Märchen in fünf Gesängen „Schwanwitt“ (Nr. 14) von der talentvollen Mathilde Raven, welches uns in der fünften Auflage („Miniaturlibothek classischer Schriften des In- und Auslandes“) vorliegt, zutheil werden lassen. Das ist wahre und echte Märchenpoesie! Die anmuthige und in einzelnen Partien, so namentlich im vierten Gesange, wahrhaft erquickende Dichtung, welche in schlichter, aber stets melodischer Sprache eine sinnige Fabel aus der Wasserfeen-Welt behandelt, ist aus den frühern Auflagen bekannt, und können wir uns daher hier eine Reproduction des Inhalts dieses köstlichen Märchens ersparen. Eine sich so sanft einschmeichelnde Naturpoesie, so duftig und dabei so bedeutungsvoll, ist selbst in unserer, an derartigen Märchenblüthen durchaus nicht armen Literatur eine Seltenheit, welche die Kritik nicht aufhören darf, immer aufs neue der Beachtung zu empfehlen. Die Kritik! Einer so reizenden halberschlossenen Knospe wie „Schwanwitt“ gegenüber gibt es eigentlich gar keine Kritik. Kann man zu der Blume sagen: „Blühe so — und nicht so?“ Man freut sich ihrer reinen und schlichten Schönheit, man athmet ihr Aroma, und wird vom Kritiker zum Naturenthusiasten. So ging es uns mit „Schwanwitt“ von Mathilde Raven.

Von der duftigen „Schwanwitt“ zu den grotesken „Spesertern von Barzin“ (Nr. 15) — welcher ein Schritt von einem Extreme zum andern! Diese politische Phantastie in Terzinen von Ernst Eckstein ist ein geniales Frescogemälde, kühn in seiner Conception, abenteuerlich

in seiner Ausführung, bedeutend in seiner Grundidee, interessant in seinen Einzelheiten, energisch in seiner Gliederung, markig in seinen Contouren — eine Episode aus einer modernen „Divina Commedia“, welche à la Dante die abgesehenen Helden der Geschichte alter und neuer Zeit und die Tyrannen der Vorzeit und jüngsten Vergangenheit citirt, um ein Stück Geschichte der Gegenwart zu charakterisiren. Alles an diesem Gedichte ist vortrefflich: die symbolische Bedeutung seines geistigen Gehalts, die gespenstische Scenerie und Beleuchtung seiner Schilderung, die wuchtige Energie seiner Sprache. Neben so großen Vorzügen verschwindet der kleine formelle Mangel, welcher in den häufigen unechten Reimen, wie „bietet“ und „schmiedet“ oder „Heide“ und „Weite“, liegt. Der Hergang der Handlung ist dieser: Bismarck läßt in der Abendspäte seine Stute satteln und reitet hinaus auf die Heide von Barzin. Der Wind im Föhrenhaine, die Irrlichter des Sumpfes geben eine balladenartige Scenerie. Aus der Tiefe steigt es wallend hervor — ein gespenstisches Wesen fällt dem nächtlichen Reiter in die Fügel:

Der du dereinst so heldengleich gestritten
Für meines Lebens goldnes Ideal!
Du hast den Kranz zerstückelt und zerschnitten!
Erkennst du mich, Vernichter der Moral!?
Anamajuntos nennt man mich dort oben —
Doch ehemals auf Erden hieß ich Stahl!

In strafender Rede extemporirt er dem preussischen Staatskanzler dessen Sündenregister, und entpuppt sich als ein Abgesandter des spanischen Philipp, welcher dort oben noch eine große Rolle spielt. Von diesem bringt er ihm die Mahnung, umzukehren auf dem betretenen Wege — wo nicht, so ist Tod sein Los. Da donnert es aus der Tiefe: „Er lügt!“ und neben dem märkischen Reactionär erscheint der gewaltige Staatsmann von jenseit der Alpen: Cavour. Dieser entführt seinen preussischen Kollegen durch die Lüfte bis an den Rand der Himmelspforte. Bismarck hat den Blick frei in den Säulenraum des Aethers; da erblickt er in der Gemeinde der Seligen die verkürzten Helden der Freiheit: Ernst Moriz Arndt, Blücher, Friedrich den Großen, Joseph II., Palm u. a. Nachdem Cavour ihn verlassen hat und in den Saal der Seligen eingetreten ist, wird Bismarck Zeuge der himmlischen Unterhaltung. Der alte Fritz fragt den eintretenden Cavour nach den Thaten „seines Otto“ und dem Fortgange derselben. Die übrigen himmlischen Größten reden ihr Wort darein und Cavour antwortet:

Von Sehnsucht wird der Busen ihm zernagt;
Das Was ist klar, das Wie nur liegt unnebelt;
Bergeblüch hat die Normen er befragt. —

Der Zweifel hält die Seele ihm geknebelt,
Und eher kann die That ihm nicht gedeihn,
Bis dies Gespenst zusammen er gesäbelt!

Seid ihr gewillt, die Klinge ihm zu leihn?
Er hat die blauesten Wunder mir versprochen,
Nur fällt ihm just kein rechtes Mittel ein.

Der alte Fritz meint, „der edle Graf“ solle rüsten. Stein, der große Minister, widerspricht. Er will nicht gleich den Krieg; wäre er noch an den Erdenstaub geschmiedet, so würde er sprechen:

Kommt, im freien Haus zu wohnen!
Die Zeit ist da: die letzte Kette bricht!

Hier soll des Volkes Herrschermille thronen,
Im Fürsten nur sich selbst gespiegelt sehn!
Vom Volke kommt die Krone aller Kronen!

Hier soll der Gleichheit Brudersfahne wehn!
Es werde Licht vom Felsen bis zum Meer!
Es sei das Recht, die Wahrheit souverän!

Kein blinder Eifer knechte mehr die Lehre,
Kein Scherz mehr das freie, deutsche Wort!
Kein Sklavendienst besetzte eure Ehre! —

— — Und zündend von Terzette's weitem Port
Bis fern zum Rhein erschalle diese Kunde,
Und risse siegreich alles mit sich fort!

Von allen Seiten strömten sie zum Bunde;
Kein Kniff der Selbstsucht hemmte diese Flut:
Denn vor dem Löwen ducken sich die Hunde!

Und wenn der Zwietracht Ungewitter ruht,
Wenn sich der Freiheit Blütenleib entfaltet
In freischer, lichter, sonnenheller Glut:

Wo einst der Feind so hünenhaft gestaltet,
Der neidisch dann den Völkerrfrieden bricht,
Und spielend mit dem eignen Blute schaltet?

Drum prüfet erst die folgenschwere Pflicht,
Eh' ihr die dunkle Schicksalsurne schließt:
Bernichtend geht das Fatum ins Gericht!

Diesen Worten Stein's stimmt Kaiser Joseph bei. Davon verläßt den Saal der Seligen, legt dem noch draußen harrenden Zeugen des Gesprächs, dem Grafen Bismarck, die Hand aufs Herz — und dieser fällt sich wieder auf die Heide von Varzin versetzt. Damit endet dieses groteske Gedicht, welches nach der Seite der künstlerischen Composition hin die volle Anerkennung der Kritik verdient, in seiner Wirkung auf das Publikum aber durch den Umstand einigermaßen beeinträchtigt werden möchte, daß inzwischen der Lauf der Geschichte durch ein anderes Mittel entschieden hat, als für welches der Dichter hier in die Schranken tritt: der Krieg hat uns groß und einig gemacht, nicht das Wort friedlicher Vereinbarung; er war wenigstens der Grundstein, auf welchem allein sich jener auch von dem Gedichte Eckstein's betonte Bund der deutschen Stämme erbauen konnte.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Nachdem die „Saturday Review“ in ihrer vorletzten Rückschau auf die deutsche Literatur die zwei neuesten Bände der „Porträts und Studien“ von Rudolf Gottschall besprochen (vgl. Nr. 30 d. Bl.), kommt sie in ihrer letzten vom 15. Juni auf dieses Werk zurück, und sagt über die beiden ersten Bände: „Mit Ausnahme eines Aufsatzes über Byron und eines über Victor Hugo als lyrischer Dichter, behandeln die übrigen Essays neuere deutsche Schriftsteller, und zwar meist solche, welche nur in der Ursprache zugänglich sind. Die meisten, wo nicht alle Aufsätze, sind aus „Unsere Zeit“ abgedruckt und tragen die gewöhnlichen Kennzeichen dieser vortrefflichen Zeitschrift an sich, insofern sie nämlich die Gegenstände gründlich, doch ohne Schwerefülligkeit oder Pedanterie behandeln. Sie bilden in der That eine äußerst werthvolle Sammlung von Kritiken, die mit großem Vortheil von allen, welche eine genauere Kenntniß der jüngsten Entwicklung der deutschen Literatur zu erlangen wünschen, zu Rathe gezogen werden kann. Was Rudolf Gottschall's Kritik im allgemeinen kennzeichnet, ist gesunder Verstand; sie zeigt keine außergewöhnliche Engherzigkeit und versucht keine Verehrbarkeit; die Hauptzüge der geschilderten Autoren aber sind klar und treu wiedergegeben. Außer den beiden verhältnismäßig wohlbelannten Dichtern Rückert und Heine haben wir Porträts von Hebbel, dem Dronning Deutschlands, mit seiner rauhen Eigenartigkeit, seiner psychologischen, häufig auf die abnormsten sittlichen Probleme angewandten Zergliederung und seinem Hang zu paradoxen Behauptungen; von Ringg, dem vagen, träumerischen Lyriker, dessen Begeisterung oft starke Spuren von der ungesunden Erschlaffung eines Opiumtraums an sich trägt; von Robert Hamerling endlich, dessen zwar der Form nach reine, aber zu stark colorirte Strophen allzu gekünstelt sind, um eine der auf sie verwendeten Arbeit angemessene Wirkung hervorbringen, und dessen Hauptverdienst vielleicht seine bemerkenswerthe Begabung für Melodie ist. Der letztere Theil des zweiten Bandes, der Politik und Philosophie gewidmet, schließt in sich Essays über Ferdinand Lassalle, dessen vielseitiger Charakter und stürmische Laufbahn manche Aehnlichkeit mit Alci-

biades sowol wie mit Mirabeau hat, und über E. von Hartmann, den originellsten und anregendsten der neuesten deutschen Philosophen, der als Schopenhauer's Nachfolger angesehen werden kann.“

Ueber „Karoline (Schlegel). Briefe an ihre Geschwister u. a., herausgegeben von G. Waiz“, sagt dasselbe Blatt: „Niemand kann gegen den Vortheil unempfindlich sein, eine Frau von persönlichen und geistigen Reizen bei ihrem Vornamen anreden zu dürfen, und man darf wohl annehmen, daß es dieses lobenswerthe Motiv war, welches Waiz bei der Wahl eines Titels für den gesammelten Briefwechsel einer Frau, die beide in hohem Grade besaß, geleitet hat. Bosheit, der wir uns hoffentlich nie schuldig machen werden, könnte einen andern Beweggrund zuflüstern: die Verlegenheit nämlich, in der er sich befunden haben muß, zu entscheiden, bei welchem von den vier hintereinander folgenden Familiennamen seiner Heldin sie wol am passendsten zu benennen wäre. Karoline, eine Tochter des gelehrten Professors Michaelis, war durch Heirath erst eine Böhmer, dann eine Schlegel und zuletzt eine Schelling — πολλῶν ὀνομάτων μορφή u. s. Das erste Bündniß wurde durch den Tod ihres Gatten gelöst, das zweite durch Scheidung, und das dritte durch ihr eigenes Ableben. Der erste Gemahl war vergleichsweise gesprochen ein Niemand, Karolinens Ruf beruht auf ihrer zweiten und dritten Ehe. Um eine Beleuchtung von Dickens zu entlehnen, könnte man sagen, Böhmer sei ihr Bahham Bagger, Schlegel und Schelling aber seien ihre Swoffer und Dingo gewesen. Zwei solche Männer nacheinander gefesselt zu haben, ist ein hinreichendes Zeugniß entweder für ihre persönlichen oder ihre geistigen Reize; und das Titeltupfer und der Inhalt dieses Werks vereinigen sich darin, ihren hohen Rang in beiden zu bezeugen. Zugleich war sie eine jener begabten Frauen, deren Fähigkeiten im geselligen Verkehr mehr hervorrangen als in der Schriftstellerei; sie hat wenig geschrieben, hat aber andere vielfach zum Schreiben angeregt. Ihr Briefwechsel ist demnach ein wichtiger, wenn auch nothwendigerweise sehr unvollkommener Beitrag zur Geschichte des Einflusses von Frauen auf geistreiche Gesellschaft, und dessen Veröffentlichung ist nach der Meinung des Herausgebers um so wünschenswerther, als er dazu dienen dürfte, seine Heldin vor einigen Verleumdungen zu retten,

unter denen sie bisher gelitten hat. Das ziemlich einstimmige Zeugniß ihrer Zeitgenossen stellt die schöne Karoline eher als eine Zierde, denn als ein nützliches Glied der Gesellschaft dar — als eine Unheilstifterin, in der That, und vollendete Känstlerin. Sie wird besonders beschuldigt, zu jenen häuslichen Zwistigkeiten beigetragen zu haben, welche mehr noch als politisches Unglück das bellagenerwerthe Ende eines der edelsten Männer Deutschlands, Forster, herbeiführten, und ihre Scheidung von Schlegel und gleichzeitige Verbindung mit Schelling haben natürlich Anlaß zu sehr ungünstigen Bemerkungen gegeben. Was den ersten Punkt betrifft, so scheint die innere Evidenz ihrer damaligen Briefe, welche um so weniger mit der Absicht geschrieben sein können, sich gegen diese Beschuldigung zu verteidigen, als eine solche damals noch gar nicht vorgebracht worden war, zu ihren Gunsten zu entscheiden. Ihre Verhältnisse zu ihrem zweiten und dritten Gatten bilden eine jener sentimentalen Tragikomödien, welche in Kogebue's Blätterzeit unsere Großväter ein wenig unterhielten und sehr in Erstaunen versetzten. Karoline war indessen ebensovoll Geschäftsfrau wie romantisch, was aus dem Scheidungsgesuch, welches gänzlich von ihr verfaßt, wenn auch pflichtgemäß von ihrem Gatten unterzeichnet war, deutlich erhellt. Ihre kaltsblütigen, prosaischen, vollkommen höflichen und unbefangenen Briefe an den letztern, während die Scheidung noch schwebte, können als Muster ehelicher Schlichtigkeit unter Schwierigkeiten empfohlen werden. Es ist nur billig, hinzuzufügen, daß, während das Herz nicht der stärkste Punkt bei Karoline gewesen zu sein scheint (angenommen, daß sie zu ihrer Tochter aus erster Ehe eine tiefe Zuneigung gehegt hat), doch wenig Spuren von Bosheit in ihren Briefen zu finden sind. Eine gallige, aber sehr lebhaft Schilderung der Lied-Familie scheint eine Bitterkeit gegen die Freunde ihres ehemaligen Gatten zu offenbaren; allein die Gelegenheit zum heißenden Spotte war auch sehr verlockend. Lied, dessen Novellen so viel Einblick in die menschliche Natur verrathen und so reich an feinen Beobachtungen und weisen Grundrissen sind, scheint gleichwol eine Art deutscher Coleridge oder de Quincey, d. h. vollkommen unbewandert in irdischen Dingen gewesen oder doch dafür gehalten worden zu sein. Im ganzen ist der Ton der Briefe ungezwungen und natürlich; sie handeln gewöhnlich nur von persönlichen Angelegenheiten; der Schreiberin Bemerkungen aber über Gegenstände von allgemeinerem Interesse sind fast immer scharfsinnig und einsichtsvoll, und gelegentlich begegnen wir Seitenblicken auf berühmte Männer, besonders auf Goethe. Mehrere Briefe von Friedrich Schlegel geben ein lebendiges Bild von seinem vielseitigen und eindrucksfähigen Charakter.

Ueber „Novellen“ von Max Eyth lesen wir ebendasselbst: „Die Lebhaftigkeit, Ungezwungenheit und Schilderungsgabe, welche Max Eyth's Privatbriefe so anziehend machen, sind ebenso hervorragend in seinen „Novellen“, zu deren Verfassung seine Berufspflichten als Ingenieur ihm immer noch Mühe übriggelassen haben. Die ungewöhnliche Frische dieser unterhaltenden kleinen Erzählungen rührt vielleicht von dem Umstande her, daß sie nicht das Product eines Novellisten von Fach sind. Sie riechen eben nicht nach der Lampe; es ist in ihnen keine Spur sei es von stiltlichem, kunstlerischem oder finanziellem Zwede; sie scheinen der natürliche Ausbruch eines lebensfrohen Temperaments zu sein, das sich in zuweilen anmuthigen, zuweilen späßhaften, stets aber humoristischen Gestalten verkörpert. Zugleich sind sie frei von jeder Spur von Posenreißerei, und während sie keine hohen ästhetischen Ansprüche erheben, sind sie doch offenbar das Werk eines Mannes von seiner Bildung sowol wie von natürlichem guten Geschmac.“

Ueber „Shakespeare's Sonette“, deutsch von Benn o Tschischwitz, sagt das „Athenaeum“ vom 8. Juli d. J.: „Zu seinen früheren Werken über Shakespeare, von denen einige in diesen Spalten Beachtung gefunden haben, hat Tschischwitz nun eine sorgfältige Uebersetzung der Sonette hinzugefügt. Wir können kaum glauben, daß nach der vortrefflichen von Bodensiedt noch eine neue deutsche Uebersetzung nöthig war, und man kann sich nicht wundern, daß Tschischwitz seinem

Vorgänger nicht gleichkommt. Wir vermiffen besonders die Leichtigkeit und den Fluß, welche Professor Bodensiedt's Uebersetzung so scharf kennzeichnen und dazu dienen, den Dichter der Sonette ebenso in Deutschland einzubürgern, wie es der Dramatiker bereits gewesen. In vielen Hinsichten jedoch ist die Uebersetzung von Tschischwitz lobenswerth. Sie ist im ganzen genau und stets sorgfältig, während sie ein- oder zweimal die eigenthümlichen Wendungen des Originals treffend wiedergibt. So ist „Einfalt zur Einfältigkeit entabeln“ eine glückliche Uebersetzung des „simple truth miscalled simplicity“, und „sich von besagter Klagen“ hat die ganze Kraft von „forebemoaned moan“. Dies sind zwei Fälle, in denen Tschischwitz das angenommen hat, was Professor Bodensiedt hat fallen lassen; in andern Sonetten aber, welche den wirklichen Präludium des Verdienstes eines Uebersetzers abgeben, ist kein Vergleich zwischen beiden.“

Bibliographie.

- Gilmer, Claire v., Die Augen der Valois. Novelle. Berlin, R. Lefter. 8. 10 Ngr.
- Heflein, B., Anno 1870. Der gefangene Franzosentatler oder: Deutschlands Stegung gegen die Rothhosen und Turco. Die Demüthigung des stolzen Frankreich als historischer Roman nach wahren Ereignissen eines deutschen Kriegers. In 25 Bf. oder 2 Bdn. Berlin, Köppen. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Lippius, R. A., Glaube und Lehre. Theologische Streitschriften. Kiel, Schwes. Gr. 8. 24 Ngr.
- Mayer, R., Bilder der Sehnsucht. Wien, Perles. Gr. 8. 20 Ngr.
- Stedefeld, G. F., Hamlet, ein Tondenzdrama Shakespears gegen die akrotische und kosmopolitische Weltanschauung des Michael de Montaigne. Mit einem Anhang über Leben und Lehre Montaigne's von R. W. Emerson. Frei übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 15 Ngr.
- Die christlich-germanische Weltanschauung in den Werken der Dichtersfürsten Wolfram von Eschenbach, Dante und Shakespears. Mit einem Gruss an die Landsleute in Elsaß und Lothringen. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 15 Ngr.
- Szankiewicz, I., Kritische Blicke in die Geschichte der Karpaten-Völker im Alterthum und im Mittelalter. Lemberg, Wild. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.
- Der neue Tannhäuser. Berlin, Dümmler. 16. 20 Ngr.
- Lehrbuch zum Oberammergauer Passions-Spiel für 1871. München, Wegartner. 16. 2 Ngr.
- Tomau, H., Schicksale des böhmischen Staatsrechtes in den Jahren 1620 bis 1627. Nach urkundlichen Quellen skizziert. Prag, Mourek. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
- Ueber Land und Meer. Kaiser-Nummer. Stuttgart, C. J. Neuberger. Fol. 10 Ngr.
- Ute, D., Aus der Natur. Essays. 1ste Reihe. Leipzig, Froberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Sagt, Lina, Fern und Nahe. Gedichte. Jersch, Kömer u. Eigensoh. Gr. 16. 15 Ngr.
- Verlobungen mit Hindernissen. Humoristische Erzählung. Berlin, Langemann u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.
- Sollmar, A., Eine Geschichte vom König Wilhelm. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.
- Von unseren Truppen im Felde. Der 17ten Division gewidmet von einem Reservisten des 80sten Füsilier-Regiments. Rosod, Kuhn. Gr. 16. 18 Ngr.
- Von dem übeln Weibe. Eine altdutsche Erzählung. Mit Anmerkungen von M. Haupt. Leipzig, Hirzel. 8. 20 Ngr.
- Die Nacht am Rhein, das deutsche Volks- und Solbatalienlied des Jahres 1870. Mit Porträts, Facsimiles, Musikbeilagen, Uebersetzungen etc. Herausgegeben von G. Scherer und F. Lipperheide. Berlin, Lipperheide. Hoch 4. 15 Ngr.
- Deutsche Worte. Umschau über das Leben und Schaffen der Gegenwart. Redigirt von B. Meyer. 1ster Bd. 12 Hefte. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Lex.-8. 1 Heft 6 Ngr.
- Die Wehrkraft des osmanischen Reiches und seiner Vasallen-Staaten Egypten, Tunis und Tripolis. Im Mai 1871. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.
- Berner, R., Die Bibel und ihre Bedeutung im 19. Jahrhundert. Apologetische Studien in populärer Form. Neu-Kruppin, Petrenz. Gr. 8. 15 Ngr.
- Wiegand, W., Ein Sanblorn zur deutschen Einigung oder Vorschlag zu einer allgemeinen deutschen Rechtschreibung, Satzschreibung und Benennung der grammatischen Ausdrücke zunächst für die Schulen der Stadt Worms und ihrer Umgegend. (Frisches und Firnes.) Worms, Krüder. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Winterfeld, A. v., Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Comp. V. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.
- Winterfeld, G. v., Geschichte des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1870 und 1871. Potsdam, Döring. Gr. 8. 10 Ngr.
- Wirth, G., Bilder aus der Pflanzenwelt. 1tes Bdn. Ausländische Kulturpflanzen, deren Erzeugnisse Gegenstände unseres alltäglichen Gebrauchs und wichtige Handelsartikel. Langensalza, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.
- Wolff, J., Aus dem Felde. Kriegslieder. Berlin, Lipperheide. 16. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik.

Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Benedek
dargestellt von
Jakob Benedek.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Memoirenwerk des kürzlich verstorbenen Verfassers füllt eine Lücke in der Geschichtschreibung aus, indem es über eine bisher dunkle Partie in den politischen Geschicken des deutschen Volks helleres und authentisches Licht verbreitet. Die harten Kämpfe der deutschen Bevölkerung von Strasburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier u. s. w. zu Ende des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Darstellung, welche theils auf eigener Forschung des Verfassers, theils auf zeitgenössischen Erinnerungen fußt.

Wiederholt ist von der Kritik auf die große Wichtigkeit hingewiesen worden, welche das Benedek'sche Werk durch die neuesten politischen Vorgänge in Frankreich gerade für unsere Gegenwart gewonnen hat.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Irland. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.
England. Drei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Vierzehnter Band,

die von 1862—67 erschienenen Bücher und Berichtigungen
früherer Erscheinungen enthaltend.

4. Auf Druckpapier 15 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier
22 Thlr. 2 Ngr.

Mit dem soeben vollendeten vierzehnten Bande dieses Werks ist die Bibliographie der deutschen Literatur bis Ende des Jahres 1867 fortgeführt. Der achte bis vierzehnte Band, die Erscheinungen der Jahre 1828—67 enthaltend, bilden unter dem Titel „Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon“ auch ein für sich bestehendes Werk. Frühere Bände werden zu nachstehenden bedeutend ermäßigten Preisen geliefert:

Band 1—13 (die Literatur von 1700—1861) 60 Thlr.; Band 8—13 (1828—61) 32 Thlr., auf Schreibpapier 40 Thlr.; Band 8—12 (1828—56) 24 Thlr., auf Schreibpapier 28 Thlr.; Band 8 einzeln (1828—34) 5 1/2 Thlr., auf Schreibpapier 6 1/2 Thlr.; Band 9 einzeln (1835—41) 5 1/2 Thlr., auf Schreibpapier 6 1/2 Thlr.; Band 10 einzeln (1842—46) 6 1/2 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.; Band 11 einzeln (1847—51) 6 1/2 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.; Band 12 einzeln (1852—56) 6 1/2 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.; Band 13 einzeln (1857—61) 12 Thlr., auf Schreibpapier 17 1/2 Thlr.

Im Verlage der Fr. Surtex'schen Buchhandlung in
Schaffhausen ist soeben erschienen:

Der Abfall der Niederlande. Nach ungedruckten
und gedruckten Quellen von F. J. Holzwarth.
2ter Band. 1ste Abtheilung. 1566—1572. Gr. 8.
Brosch. 2 Thlr. 15 Ngr., oder 4 Fl. 24 Kr.

Ist schon der erste Band mit seltener Theilnahme und
Freundlichkeit aufgenommen worden, so wird der vorliegende
zweite Band diese günstige Meinung steigern, da es dem Herrn
Verfasser vergönnt war, hierzu ein noch reicheres Material
benutzen zu können.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig
sind soeben erschienen:

Erzählungen

von

L. v. François.

2 Bde. 8. Fein Belimp. Geh. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Gegen den Strom.

Ideale und Caricaturen.

Roman in neun Büchern

von

Julius Grosse.

3 Bde. 8. Fein Belimp. Geh. Preis 5 Thlr.

Selldunkel.

Aus dem poetischen Tagebuche eines Malers.

Sonette und Lieder

von

Julius Hübner.

8. Fein Belimp. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Minatka.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

2 Bde. 8. Fein Belimp. Geh. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Welt und Haus.

Novellen

von

Otto Roquette.

8. Fein Belimp. Geh. Preis 2 Thlr.

DEUTSCHE WARTE.

Umschau

über das Leben und Schaffen der Gegenwart.

Redaction von Dr. BRUNO MEYER.

Erstes Augustheft. Inhalt: Das verbrannte Ohr
der Welt. Eine Studie zur Völkerpsychologie und Kultur-
geschichte, von Bruno Meyer. — Friedrich Rückert, von
Cajus Möller. — Ueber den Ursprung der Föhnstürme,
von L. Württemberg. — Historisch-politische Umschau,
von v. Wydenbrugk. — Kleine Umschau. — Todtenschau.

Monatlich zwei Hefte, jedes 6 Sgr. — Abonnement bei
allen Buchhandlungen und Postanstalten (vierteljährlich
1 Thlr. 6 Sgr.)

Verlag des Bibliographischen Instituts
in Hildburghausen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 35. —

24. August 1871.

Inhalt: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Karl Wiedermann. Zweiter Artikel. — Aus Romanbibliotheken. Von Emil Müller-Samowegen. — Zur deutschen Geschichte. Von Rudolf Doehn. — Vorträge von Karl Heinzen. — Feuilleton. (Ein polnisches Urtheil über einen deutschen Roman.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

Zweiter Artikel.*)

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Fettner. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Drittes Buch. Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1869—70. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Auf die Stürmer und Dränger, die er im vorletzten Bande abgehandelt, läßt Fettner im letzten an erster Stelle Kant folgen.

Kann kann es einen schärfern Gegensatz geben, als zwischen der Lebensanschauung, welche den Grundton der Sturm- und Drangperiode ausmachte, und derjenigen, welche Kant mit so unerbittlicher Strenge vertrat. Fettner hat dies angedeutet, wenn er sagt:

In die verwilderte und verweichlichte Selbstsucht der herrschenden Gefühlspolitik warf Kant's Sittenlehre wieder den fast vergessenen Begriff unerbittlicher Pflicht. Nicht eine Moral der Stimmungen und Leidenschaften, sondern eine Moral fester Grundsätze und unüberspringbarer Gebote. Liebe und Neigung sind ebenso wenig stiftliche Beweggründe, wie Eigennutz und Egoiz; maßgebend ist nur das starre: Du sollst! Erfüllen der Pflicht um der Pflicht willen, Achtung vor der Unbengbarkeit des ewigen Sittengesetzes!

Wohl hätte gerade diese Seite der Kant'schen Philosophie, die für eine allgemeine Geschichte des geistigen Lebens unsers Volks nahezu die wichtigste ist, noch eingehender behandelt werden können, als hier geschehen. Namentlich das war hervorzuheben, wodurch Kant seiner Idee des Pflichtgebots eine so breite Basis verlieh und es vor der „Einseitigkeit“ bewahrte, welche sich hätte versucht fühlen können, „die moralische Vollkommenheit auf dem Wege finsterner und mönchischer Ascetik zu suchen“ — nämlich seine entschiedene Hinwendung von dem bloßen Einzelnen auf ein Allgemeines, den Staat und die

Gesellschaft, seine Erweiterung der bloß individuellen Moral zu einer socialen und civilisatorischen. Bedeutsam ist in dieser Beziehung jene Formel, in welcher Kant die höchste Maxime sittlichen Handelns ausprägte: „Handle so, daß alle Menschen ebenso handeln könnten“, oder: „daß deine Maxime des Handelns allgemeines Gesetz des Handelns werden könnte“. Dieser echt demokratische und echt sociale Grundsatz war der directeste Gegensatz zu der aristokratisch-egoistischen Maxime jener von Wieland zuerst gepflanzten, von den Stürmern und Drängern weiter ausgebildeten und gehegten Lebensphilosophie, welche das Ich des Einzelnen zum Mittelpunkte der ganzen Welt und dessen Befriedigung zur höchsten Aufgabe des Lebens machte.

Aus dem festen Grunde dieses Kant'schen Pflichtgebots, welches seine Erfüllung nicht in einer thatenlosen Abwendung von der Wirklichkeit, einer „finstern Ascese“, vielmehr nur in der vollen Dahingabe des Einzelnen an ein großes Gemeinwesen findet, erwuchs jenes thaten- und opferfreudige Geschlecht, namentlich im preussischen Staate, dessen kräftiger Ermannung und Erhebung Preußen und Deutschland seine Wiederbefreiung von fremder Knechtschaft verdankte. Wir können es daher nicht gelten lassen, wenn Fettner die von Kant eingeschlagene Richtung als eine bloß einseitige, ja gewissermaßen als einen Abweg hinstellt, indem er sagt:

Erst die großartige Anschauungsweise Goethe's und Schiller's führte wieder (!) zum vollen und ganzen Menschheitsideal, zur innern Läuterung und Versöhnung des warmpulsirenden Lebens und der festen sittlichen Maßbeschränkung, zur harmonischen Schönheit, zum wiedergeborenen Hellenenthum.

Der unerbittliche Ernst des Pflichtgefühls, welches vor keiner Anstrengung und Entbehrung, vor keiner That und keinem Opfer zurückschreckt, wo es das Heil des Vaterlandes gilt, diese in ihrer Außenseite allerdings oft

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 14 u. 15 b. Bl. 1871. 35.

rauhe Jugend, welche auch jetzt wieder bei den jüngsten weltgeschichtlichen Ereignissen sowol die fremden Zuschauer, als auch unsere Feinde selbst mit einer staunenden Bewunderung dieses in seinem Kerne so gesunden und darum so unbeflegbaren Germanenthums erfüllt hat, wie das mehrfache Stimmen sogar französischer Blätter bezeugen: das ist ein Besitzthum unsers Volks, welches wir wahrhaftig nicht geringschätzen, nicht hinter einem „wiedergeborenen Hellenenthum“ — doch immer einer exotischen Pflanze! — zurücksetzen wollen; und das ist's gerade, dessen Wiedererwerb, nachdem es uns lange verloren gegangen war, wir zu einem nicht geringen Theile dem sittenstrengen Walten der Kant'schen Philosophie verdanken.

In eine ganz andere Welt führt uns das zweite Kapitel des Pottner'schen Buchs ein, welches überschrieben ist: „Goethe in Italien und die ersten Jahre nach seiner Rückkehr.“ Bei der Schilderung von „Goethe's italienischem Kunststudium“, mit welcher dieses Kapitel beginnt, kommt dem Verfasser der seltene Vorzug zu statten, den er vor den meisten andern Literaturhistorikern hat, sein gleichmäßiges inniges Verständniß ebenso der Kunst- wie der Literaturwelt. Mit seinem Takte hebt er hervor, wie die Kunststudien Goethe's, wenn schon sie ihn selbst nicht zum ausübenden Künstler (was er wol eine Zeit lang werden zu können hoffte und erstrebte), vielleicht nicht einmal zum allseits kompetenten Kunstkenner machten, um so mehr auf die Entwidlung seines Kunststans im literarischen Schaffen, seines poetischen Stils (dies Wort im höhern Sinne genommen) fördernd und befruchtend wirkten. Pottner sagt:

Die italienische Reise ist für Goethe's Bildungsgang besonders darum so durchgreifend geworden, weil diese Studien so gleich auch auf die Förderung und Läuterung seines dichterischen Formgefühls, ja auf die Fortbildung und Befreiung seines ganzen innern Menschen entscheidend zurückwirkten.

Als Jüngling in Strassburg im Angesichte des herrlichen Münsters hatte Goethe sich für die mittelalterliche Kunst begeistert, hatte die langverkaunte wieder zu Ehren bringen helfen in jenem schwungvollen Aufsätze über Erwin's Meisterwerk, welchen Herder seinen „Blättern von deutscher Kunst und Art“ einverleibte. Jetzt, in Italien, lernte er die Antike kennen und verstehen, und sie verdrängte in seinem Geiste vollständig die alte Gothik. Was nicht antik ist oder der mit der Antike eng verwandten italienischen Hochrenaissance angehört, dem geht er „mit einer verhängnisvollen Befangenheit und Einseitigkeit“, wie Pottner hinzusetzt, „geflissentlich, ja, man möchte sagen, mit ängstlicher Scheu aus dem Wege“; so selbst der florentinischen Schule, einem Pietro Perugino und andern Meistern seiner Richtung.

Pottner glaubt es „als eine denkwürdige Thatsache feststellen zu müssen“, daß Goethe trotz seines tiefen liebevollen Eindringens in das Wesen der Antike, trotz der emsigen technischen Studien, die er machte, um Auge und Hand an die plastische Auffassung und Nachbildung namentlich der schönen Körperform in ihrer antiken Einfachheit und Naturwahrheit zu gewöhnen, dennoch „in Sachen der bildenden Kunst zwar eine bedeutende Fülle von Anschauungen, Kenntnissen und Erfahrungen

gewann, die Schranken seiner Begriffe aber durchaus nicht erweiterte, geschweige durchbrach“. Als schlagendsten Beweis dafür führt Pottner an, „daß Goethe nicht nur Rafael Mengs, sondern auch Angelika Kauffmann, Tischbein, Hackert und Meyer nach wie vor als trefflichste Meister betrachtet“.

Um so entscheidender waren, wie schon angedeutet, die Einwirkungen dieser Kunststudien Goethe's auf seine literarische Production:

Die Psyche, die in seinen Anschauungen über bildende Kunst unfrei und gebunden blieb, entfaltete sich aufs herrlichste in Goethe's eigenster Thätigkeit, im Gebiete der Dichtung. Auf diesem Gesichtspunkt ist von jeher, und von Goethe selbst am meisten, die italienische Reise als der Grund und Beginn einer neuen Epoche Goethe's betrachtet worden. . . .

Aus dem Vollgefühl verjüngten und erhöhten Daseins entsprang die beglückendste Kraft und Lust dichterischen Schaffens, die mitten im bunten Gedränge bewegten Reiselebens und eingegebender Kunststudien unablässig und unbeirrt ihr still thätiges Wesen trieb. Die Umbildung der „Iphigenie“ (in Tauris), die austauchenden Pläne der „Iphigenie in Delphi“ und der „Naufstaa“, der Abschluß des „Egmont“, das Bedenken und Fortführen des „Faust“, die Umarbeitung der Singspiele, der wachsende und reisende Plan des „Tasso“, das stille Reimen und Gedichten der Erweiterung des „Wilhelm Meister“ — gären bunt durcheinander und erhalten den Dichter in freudigster Geschäftigkeit. . . .

Was bisher etwa noch an jugendlicher Ueberchwenglichkeit und Maßlosigkeit in ihm nachgeklingen — von dem sehen wir fortan in ihm die volle und bewußte Abkehr. . . . Nicht mehr Welterschmerz und revolutionäres Titanenthum! Der Dichter, der sich selbst zum Ideal reinen und freien, im antiken Sinne guten und schönen, darum in sich beruhigten und plastisch hochheutvollen Menschendaseins vertieft und geklärt hat, faßt fortan nur der Dichter dieses reinen und maßvollen Menschenideals sein, sei es nun, daß er dasselbe in seiner heitern und harmonischen Erfüllung und Selbstbefriedigung, oder in seinem kampfbollen Sieg über die feindlich widerstrebende Wirklichkeit darstellt und ausgefaltet. Und mit der Klärung und Vertiefung des geistigen Gehalts stand die Klärung und Vertiefung der dichterischen Form in unausslöschlicher Einheit und Wechselwirkung. Jenes unwillkürliche Hinstreben nach der schönheitsvollen Formenhöhe der Alten, welches, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, sich bereits vor der italienischen Reise mit dem zwingenden Zug tief innerlicher Wahrverwandtschaft in Goethe angekündigt und geltend gemacht hatte, war unter der Sonne Italiens in der lebendigen Anschauung und Erkenntniß der alten Bildwerke, im plastisch nachführenden und innig vertrauten Verständniß Homer's voll verwirklichte classische Thatsache geworden — nicht in todtter philologischer Nachahmung, sondern, wie einst in der goldenen Zeit der italienischen Renaissance, von innen heraus in lebendiger selbstschöpferischer Wiedergeburt.

„Iphigenie“, „Tasso“, die „Römischen Elegien“, „Alexis und Dora“, „Euphrosine“ und die andern Elegien derselben Art, endlich „das wunderbare Idyllion von Hermann und Dorothea“ — das sind „die reichsten und köstlichsten Früchte dieser italienischen Reise“. Natürlich meint der Verfasser nicht (wenn er dies auch nicht besonders sagt), daß diese Dichtungen alle damals entstanden oder vollendet worden seien — nur „Iphigenie“ fandte Goethe fertig aus Italien nach Weimar, „Tasso“ erhielt seinen letzten Abschluß erst nach der Rückkehr von dort; auch die „Römischen Elegien“ tauchten erst in Weimar als Nachklänge der italienischen Reise aus des Dichters Seele hervor, und zu „Hermann und Dorothea“ gab ihm die Französische Revolution den äußern Anstoß. Aber den

Grundton für diese und andere Dichtungen hatte Goethe in Italien gefunden, und insofern mochte Hettner mit Recht dieselben als Früchte der italienischen Reise bezeichnen.

Die unverbrüchliche Idealität des hohen Stils war wiedergefunden. Endlich war in bisher ungeahnter Tiefe und Formmacht erreicht und erfüllt, was der sogenannte Classicismus der Franzosen und das Antiklittere Klopstock's und der Klopstockianer erstrebt, aber verzopft und verzerrt hatten: wiedergeborenes Hellenenthum, durchhaucht und durchglüht von der tiefern Innerlichkeit des modernen Gemüthslebens.

Hettner selbst macht sich den Einwurf, ob nicht im Hinblick auf die scharf individualisirende, echt künstlerische, aber vorwiegend realistische Charakterzeichnung Shakespeare's und auf die naive schlichte Treuherzigkeit des Volksliedes — welchen beiden Zielen Goethe früher offenbar nachgestrebt — diese seine spätere „antiklitterende“ Richtung nur als ein „Abfall von dem hohen volksthümlichen Ideal seiner Jugend“, und als „bedauerliche, wenn auch höchst geniale Verirrung“ zu betrachten sei. Allein er weist diesen Einwurf zurück. Schiller's Beispiel, der wenige Jahre nachher „unabhängig von Goethe und von durchaus andern Ausgangspunkten zu denselben Anschauungen gelangte“, dient ihm zum Beweise, daß dieser Weg für unsere nationale Dichtung ein notwendiger gewesen sei:

Nicht verdrängt soll der realistische Stil werden; aber der hohe ideale Stil stellt sich gleichzeitig und gleichberechtigt neben ihn. Bald kommt der eine, bald der andere zur Anwendung, je nach der Verschiedenheit der zu behandelnden Stoffe und Stimmungen.

Wir würden lieber sagen: je nach der Verschiedenheit der gegebenen äußerlichen Bildungsverhältnisse, unter denen ein Dichter erwächst, sich entwickelt und zum Schaffen gelangt. Der realistische Stil verlangt eine lebensvolle Realität voll großer, auch den Einzelnen bewegender Interessen, und volksthümlich kann eine Dichtung nur da sein, wo es ein wahres kräftiges Volksthum gibt. In dem Nichtvorhandensein dieser beiden notwendigen Bedingungen zu der Zeit, wo Goethe und Schiller dichteten, finden wir Erklärung und Rechtfertigung der Abwendung dieser beiden großen Dichter von der volksthümlich-realistischen zu einer antiklitterend-idealen Poesie, während wir eine innere sachliche Nothwendigkeit einer solchen, wenn auch noch so formvollendeten „Renaissance“ (die doch immer Renaissance, d. h. Nachahmung oder höchste Wiederbelebung eines Fremdartigen, in eine andere Zeit Gehörigen ist und bleibt) nicht wohl anzuerkennen vermögen.

Wir folgen dem Verfasser nicht in die detaillirten Analysen der einzelnen Goethe'schen Werke aus dieser Zeit, und erwähnen nur, daß neben der sinnigen Betrachtung und Abwägung des einzelnen namentlich auch die sorgfältige Darlegung der verschiedenen Phasen und Formen dieser poetischen Schöpfungen, gleichsam ihres organischen Werdens aus des Dichters Seele heraus, und aus den Eindrücken, die er empfing, diesen Analysen einen besondern literargeschichtlichen Werth und Reiz verleiht. Was Hettner bei Gelegenheit der „Römischen Elegien“ von Goethe's Verhältnis zur Frau von Stein (das bekanntlich in dieser Zeit sich löste) und von dessen neuen Beziehun-

gen zu Christiane Vulpius sagt, scheint uns im ersten Theile durchaus richtig, im zweiten etwas idealisirt. Das Behagen Goethe's an einer ihm so gar nicht wesensverwandten, geschweige ebenbürtigen weiblichen Persönlichkeit, wie die Vulpius, wird immer ein psychologisches Räthsel bleiben.

Auch den ersten naturwissenschaftlichen Schriften Goethe's, seiner „Metamorphose der Pflanzen“, seinen „Beiträgen zur Optik“ u. a., wird die gleiche sorgsame Betrachtung gewidmet, dann bei „Wilhelm Meister's Lehrjahren“ länger verweilt.

Es folgt im dritten Kapitel eine Ausführung über „Schiller's geschichtliche und philosophische Studien“. Auch Schiller hatte, als er, von Dresden nicht ohne schweren Entschluß aus dem schönen Körner'schen Kreise sich losreisend, 1787 nach Weimar übersiedelte, seine erste Periode überschritten:

Das jugendliche Ungestüm lag hinter ihm, der Dichter des „Don Carlos“ suchte das Ideal nicht mehr wie der Dichter der „Räuber“ in der phantastischen Verneinung und Ueber-springung der Wirklichkeit, sondern in deren menschenwürdiger Erfüllung und Umbildung. Die Phantastie, die einst so ungeberrige, hatte ihre unverbrüchlichen Schranken erkannt, und begann, um Schiller's eigenen Ausdruck beizubehalten, mit der Vernunft ein zartes und inniges Band zu knüpfen. Der trübe Weltkummer der Sturm- und Drangperiode hatte sich zum warmen Herzensbedürfnis nach einer schönen und veredelten Humanität verklärt. . . .

Es kam die Liebe zu Charlotte von Lengefeld und die tiefe, innige Freundschaft zu deren Schwester Karoline. Schon von dem ersten idyllischen Zusammenleben in Volkstätt und Rudolstadt (Sommer 1788), meldet Karoline von Wolzogen, Schiller sei ruhiger und klarer geworden, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten vom Leben, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Schiller selbst rühmt gegen Körner, dieser Sommeraufenthalt habe ihn sich selbst wiedergegeben und auf sein inneres Leben den wohlthätigsten Einfluß geübt. Die aufreibende und ungesunde Leidenschaft für Frau von Raab erlosch. „Alle romantischen Luftschlösser“, schreibt er, „fallen ein, und nur, was wahr und natürlich ist, bleibt stehen.“ Die Berufung nach Jena, seine Professur (welche er im Mai 1789 antrat), gab ihm das schmerzlich entbehrte Gefühl fester Einfügung in den Gang und die Verhältnisse bürgerlicher Ordnung. Zuletzt als krönender Schlußstein die langersehnte Verheirathung.

Ganz von selbst mußte hier ein Vergleich der Entwicklungsgeschichte Schiller's mit der Goethe's sich aufdrängen. Hettner gibt uns einen solchen in folgenden Sätzen:

Schiller stand jetzt ungefähr in derselben Lage, in welcher Goethe um das Jahr 1780 gestanden hatte. Welche überraschende Gleichheit in der Bildungsgeschichte unserer beiden Dichtersheroen! Und doch zugleich welche tief bedeutsame Verschiedenheit! Als Goethe aus den Irrungen und Ueberschwenglichkeiten der Sturm- und Drangperiode heraustrat, wendete er sich in innerer Rührung und Wahlverwandtschaft zur Erforschung der stillen Gesetzmäßigkeit des Naturlebens. Schiller, der selbst einmal seinen Gegensatz zu Goethe treffend ausspricht, wenn er hervorhebt, daß, was Goethe aus der Sinnenwelt habe, er seinerseits aus der Seele zu holen suche, ergriß mit wärmster Begeisterung das Studium der Geschichte. . . . Fünf Jahre lang lebte er fast ausschließlich in der geschichtlichen Welt. Mit dem fruchtbarsten Erfolg sowohl für die Wissenschaft wie für seine eigene Bildung.

Schiller's geschichtliche Arbeiten (in Jena) werden sorgfältig durchgemustert, anschließend an Tomafschel's

raube Jugend, welche auch jetzt wieder bei den jüngsten weltgeschichtlichen Ereignissen sowol die fremden Zuschauer, als auch unsere Feinde selbst mit einer staunenden Bewunderung dieses in seinem Kerne so gefunden und darum so unbesiegbaren Germanenthums erfüllt hat, wie das mehrfache Stimmen sogar französischer Blätter bezeugen: das ist ein Besitzthum unsers Volks, welches wir wahrhaftig nicht geringschätzen, nicht hinter einem „wiedergeborenen Hellenenthum“ — doch immer einer erotischen Pflanze! — zurücksetzen wollen; und das ist's gerade, dessen Wiedererwerb, nachdem es uns lange verloren gegangen war, wir zu einem nicht geringen Theile dem sittenstrengen Walten der Kant'schen Philosophie verdanken.

In eine ganz andere Welt führt uns das zweite Kapitel des Pottner'schen Buchs ein, welches überschrieben ist: „Goethe in Italien und die ersten Jahre nach seiner Rückkehr.“ Bei der Schilderung von „Goethe's italienischem Kunststudium“, mit welcher dieses Kapitel beginnt, kommt dem Verfasser der seltene Vorzug zu statten, den er vor den meisten andern Literaturhistorikern hat, sein gleichmäßiges inniges Verständniß ebenso der Kunst wie der Literaturwelt. Mit seinem Takte hebt er hervor, wie die Kunststudien Goethe's, wenn schon sie ihn selbst nicht zum ausübenden Künstler (was er wol eine Zeit lang werden zu können hoffte und erstrebte), vielleicht nicht einmal zum allseits kompetenten Kunstkenner machten, um so mehr auf die Entwidlung seines Kunststans im literarischen Schaffen, seines poetischen Stils (dies Wort im höhern Sinne genommen) fördernd und befruchtend wirkten. Pottner sagt:

Die italienische Reise ist für Goethe's Bildungsgang besonders darum so durchgreifend geworden, weil diese Studien so gleich auch auf die Förderung und Läuterung seines dichterischen Formgefühls, ja auf die Fortbildung und Befreiung seines ganzen innern Menschen entscheidend zurückwirkten.

Als Jüngling in Strassburg im Angesichte des herrlichen Münsters hatte Goethe sich für die mittelalterliche Kunst begeistert, hatte die langverkaunte wieder zu Ehren bringen helfen in jenem schwungvollen Aufsatze über Erwin's Meisterwerk, welchen Herder seinen „Blättern von deutscher Kunst und Art“ einverleibte. Jetzt, in Italien, lernte er die Antike kennen und verstehen, und sie verdrängte in seinem Geiste vollständig die alte Gothik. Was nicht antik ist oder der mit der Antike eng verwandten italienischen Hochrenaissance angehört, dem geht er „mit einer verhängnißvollen Befangenheit und Einseitigkeit“, wie Pottner hinzusetzt, „gestilltlich, ja, man möchte sagen, mit ängstlicher Scheu aus dem Wege“; so selbst der florentinischen Schule, einem Pietro Perugino und andern Meistern seiner Richtung.

Pottner glaubt es „als eine denkwürdige Thatsache feststellen zu müssen“, daß Goethe trotz seines tiefen liebevollen Eindringens in das Wesen der Antike, trotz der emsigen technischen Studien, die er machte, um Auge und Hand an die plastische Auffassung und Nachbildung namentlich der schönen Körperform in ihrer antiken Einfachheit und Naturwahrheit zu gewöhnen, dennoch „in Sachen der bildenden Kunst zwar eine bedeutende Fülle von Anschauungen, Kenntnissen und Erfahrungen

gewann, die Schranken seiner Begriffe aber durchaus nicht erweiterte, geschweige durchbrach“. Als schlagendsten Beweis dafür führt Pottner an, „daß Goethe nicht nur Rafael Mengs, sondern auch Angelika Kauffmann, Tischbein, Hackert und Meyer nach wie vor als trefflichste Meister betrachtet“.

Um so entscheidender waren, wie schon angedeutet, die Einwirkungen dieser Kunststudien Goethe's auf seine literarische Production:

Die Psyche, die in seinen Anschauungen über bildende Kunst unfrei und gebunden blieb, entsfaltete sich aufs herrlichste in Goethe's eigenster Thätigkeit, im Gebiete der Dichtung. Aus diesem Gesichtspunkt ist von jeher, und von Goethe selbst am meisten, die italienische Reise als der Grund und Beginn einer neuen Epoche Goethe's betrachtet worden. . . .

Aus dem Vollgefühl verjüngten und erhöhten Daseins entsprang die beglückendste Kraft und Lust dichterischen Schaffens, die mitten im bunten Gedränge bewegten Reiselebens und eingegebener Kunststudien unablässig und unbetrt ihr still thätiges Wesen trieb. Die Umbildung der „Iphigenie“ (zu Tannis), die austauschenden Pläne der „Iphigenie in Delphi“ und der „Nautilaa“, der Abschluß des „Egmont“, das Bedenken und Fortführen des „Faust“, die Umarbeitung der Singspiele, der wachsende und reisende Plan des „Tasso“, das stille Reimen und Gedeihen der Erweiterung des „Wilhelm Meister“ — gären bunt durcheinander und erhalten den Dichter in freudiger Geschäftigkeit. . . .

Was bisher etwa noch an jugendlicher Ueberschwenglichkeit und Maßlosigkeit in ihm nachgeklingen — von dem sehen wir fortan in ihm die volle und bewußte Abkehr. . . . Nicht mehr Welt Schmerz und revolutionäres Titanenthum! Der Dichter, der sich selbst zum Ideal reinen und freien, im antiken Sinne guten und schönen, darum in sich beruhigten und plastisch höchstvollen Menschendaseins vertieft und geklärt hat, kann fortan nur der Dichter dieses reinen und maßvollen Menschenideals sein, sei es nun, daß er dasselbe in seiner heitern und harmonischen Erfüllung und Selbstbefriedigung, oder in seinem kampfbollen Sieg über die feindlich widerstrebende Wirklichkeit darstellt und ausgestaltet. Und mit der Klärung und Vertiefung des geistigen Gehalts stand die Klärung und Vertiefung der dichterischen Form in unauslöschlicher Einheit und Wechselwirkung. Jenes unwillkürliche Hinsstreben nach der schönheitsvollen Formenhöhe der Alten, welches, „das Land der Griechen mit der Seele jugend“, sich bereits vor der italienischen Reise mit dem zwingenden Zug tief innerlicher Wahlverwandtschaft in Goethe angekündigt und geltend gemacht hatte, war unter der Sonne Italiens in der lebendigen Anschauung und Erkenntniß der alten Bildwerke, im plastisch nachführenden und innig vertrauten Verständniß Homer's voll verwirklichte classische Thatsache geworden — nicht in todtter philologischer Nachahmung, sondern, wie einst in der goldenen Zeit der italienischen Renaissance, von innen heraus in lebendiger selbstschöpferischer Wiedergeburt.

„Iphigenie“, „Tasso“, die „Römischen Elegien“, „Alexis und Dora“, „Euphrosine“ und die andern Elegien derselben Art, endlich „das wunderbare Idyllion von Hermann und Dorothea“ — das sind „die reichsten und köstlichsten Früchte dieser italienischen Reise“. Natürlich meint der Verfasser nicht (wenn er dies auch nicht besonders sagt), daß diese Dichtungen alle damals entstanden oder vollendet worden seien — nur „Iphigenie“ fandte Goethe fertig aus Italien nach Weimar, „Tasso“ erhielt seinen letzten Abschluß erst nach der Rückkehr von dort; auch die „Römischen Elegien“ tauchten erst in Weimar als Nachklänge der italienischen Reise aus des Dichters Seele hervor, und zu „Hermann und Dorothea“ gab ihm die Französische Revolution den äußern Anstoß. Aber den

Grundton für diese und andere Dichtungen hatte Goethe in Italien gefunden, und insofern mochte Fettner mit Recht dieselben als Früchte der italienischen Reise bezeichnen.

Die unverbrüchliche Idealität des hohen Stils war wiedergefunden. Endlich war in bisher ungeahnter Tiefe und Formenmacht erreicht und erfüllt, was der sogenannte Classicismus der Franzosen und das Antiklirren Klopstocks und der Klopstockianer erstrebt, aber verzopft und verzerrt hatten: wiedergeborenes Sellenenthum, durchhaucht und durchglüht von der tiefen Innerlichkeit des modernen Gemüthslebens.

Fettner selbst macht sich den Einwurf, ob nicht im Hinblick auf die scharf individualisirende, echt künstlerische, aber vorwiegend realistische Charakterzeichnung Shakespeares und auf die naive schlichte Treuerzigkeit des Volksliedes — welchen beiden Zielen Goethe früher offenbar nachgestrebt — diese seine spätere „antifisirende“ Richtung nur als ein „Abfall von dem hohen volkstümlichen Ideal seiner Jugend“, und als „bedauerliche, wenn auch höchst geniale Verirrung“ zu betrachten sei. Allein er weist diesen Einwurf zurück. Schiller's Beispiel, der wenige Jahre nachher „unabhängig von Goethe und von durchaus andern Ausgangspunkten zu denselben Anschauungen gelangte“, dient ihm zum Beweise, daß dieser Weg für unsere nationale Dichtung ein notwendiger gewesen sei:

Nicht verdrängt soll der realistische Stil werden; aber der hohe ideale Stil stellt sich gleichzeitig und gleichberechtigt neben ihn. Bald kommt der eine, bald der andere zur Anwendung, je nach der Verschiedenheit der zu behandelnden Stoffe und Stimmungen.

Wir würden lieber sagen: je nach der Verschiedenheit der gegebenen äußerlichen Bildungsverhältnisse, unter denen ein Dichter erwächst, sich entwickelt und zum Schaffen gelangt. Der realistische Stil verlangt eine lebensvolle Realität voll großer, auch den Einzelnen bewegender Interessen, und volkstümlich kann eine Dichtung nur da sein, wo es ein wahres kräftiges Volksthum gibt. In dem Nichtvorhandensein dieser beiden notwendigen Bedingungen zu der Zeit, wo Goethe und Schiller dichteten, finden wir Erklärung und Rechtfertigung der Abwendung dieser beiden großen Dichter von der volkstümlich-realistischen zu einer antiklirrend-idealen Poesie, während wir eine innere sachliche Nothwendigkeit einer solchen, wenn auch noch so formvollendeten „Renaissance“ (die doch immer Renaissance, d. h. Nachahmung oder höchste Wiederbelebung eines Fremdartigen, in eine andere Zeit Gehörigen ist und bleibt) nicht wohl anzuerkennen vermögen.

Wir folgen dem Verfasser nicht in die detaillirten Analysen der einzelnen Goethe'schen Werke aus dieser Zeit, und erwähnen nur, daß neben der sinnigen Betrachtung und Abwägung des einzelnen namentlich auch die sorgfältige Darlegung der verschiedenen Phasen und Formen dieser poetischen Schöpfungen, gleichsam ihres organischen Werdens aus des Dichters Seele heraus, und aus den Eindrücken, die er empfing, diesen Analysen einen besondern literargeschichtlichen Werth und Reiz verleiht. Was Fettner bei Gelegenheit der „Römischen Elegien“ von Goethe's Verhältnis zur Frau von Stein (das bekanntlich in dieser Zeit sich löste) und von dessen neuen Beziehun-

gen zu Christiane Vulpius sagt, scheint uns im ersten Theile durchaus richtig, im zweiten etwas idealisirt. Das Behagen Goethe's an einer ihm so gar nicht wesensverwandten, geschweige ebenbürtigen weiblichen Persönlichkeit, wie die Vulpius, wird immer ein psychologisches Räthsel bleiben.

Auch den ersten naturwissenschaftlichen Schriften Goethe's, seiner „Metamorphose der Pflanzen“, seinen „Beiträgen zur Optik“ u. a., wird die gleiche sorgsame Betrachtung gewidmet, dann bei „Wilhelm Meister's Lehrjahren“ länger verweilt.

Es folgt im dritten Kapitel eine Ausführung über „Schiller's geschichtliche und philosophische Studien“. Auch Schiller hatte, als er, von Dresden nicht ohne schweren Entschluß aus dem schönen Körner'schen Kreise sich losreisend, 1787 nach Weimar übersiedelte, seine erste Periode überschritten:

Das jugendliche Ungeßüm lag hinter ihm, der Dichter des „Don Carlos“ suchte das Ideal nicht mehr wie der Dichter der „Räuber“ in der phantastischen Verneinung und Ueber-springung der Wirklichkeit, sondern in deren menschenwürdiger Erfüllung und Umbildung. Die Phantastie, die einst so ungeberrige, hatte ihre unverbrüchlichen Schranken erkannt, und begann, um Schiller's eigenen Ausdruck beizubehalten, mit der Vernunft ein zartes und inniges Band zu knüpfen. Der trübe Weltkummer der Sturm- und Drangperiode hatte sich zum warmen Herzensbedürfnis nach einer schönen und veredelten Humanität verklärt. . . .

Es kam die Liebe zu Charlotte von Lengefeld und die tiefe, innige Freundschaft zu deren Schwester Karoline. Schon von dem ersten idyllischen Zusammenleben in Volkstätt und Rudolstadt (Sommer 1788), meldet Karoline von Wolzogen, Schiller sei ruhiger und klarer geworden, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten vom Leben, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Schiller selbst rühmt gegen Körner, dieser Sommeraufenthalt habe ihn sich selbst wiedergegeben und auf sein ganzes inneres Leben den wohlthätigsten Einfluß geübt. Die aufreibende und ungesunde Leidenschaft für Frau von Raab erlosch. „Alle romantischen Lustschlösser“, schreibt er, „sollen ein, und nur, was wahr und natürlich ist, bleibt stehen.“ Die Berufung nach Jena, seine Professur (welche er im Mai 1789 antrat), gab ihm das schmerzlich entbehrte Gefühl fester Einfügung in den Gang und die Verhältnisse bürgerlicher Ordnung. Inleht als krönender Schlußstein die langersehnte Verheirathung.

Ganz von selbst mußte hier ein Vergleich der Entwicklungsgeschichte Schiller's mit der Goethe's sich an-drängen. Fettner gibt uns einen solchen in folgenden Sätzen:

Schiller stand jetzt ungefähr in derselben Lage, in welcher Goethe um das Jahr 1780 gestanden hatte. Welche überraschende Gleichheit in der Bildungsgeschichte unserer beiden Dichtersheroen! Und doch zugleich welche tief bedeutsame Verschiedenheit! Als Goethe aus den Irrungen und Ueberschwenglichkeiten der Sturm- und Drangperiode heraustrat, wendete er sich in innerer Rührung und Wahlverwandtschaft zur Erforschung der stillen Gesetzmäßigkeit des Naturlebens. Schiller, der selbst einmal seinen Gegensatz zu Goethe treffend ausspricht, wenn er hervorhebt, daß, was Goethe aus der Sinnenwelt habe, er seinerseits aus der Seele zu holen suchte, ergriß mit wärmster Begeisterung das Studium der Geschichte. . . . Volle fünf Jahre lang lebte er fast ausschließlich in der geschichtlichen Welt. Mit dem fruchtbarsten Erfolg sowol für die Wissenschaft wie für seine eigene Bildung.

Schiller's geschichtliche Arbeiten (in Jena) werden sorgfältig durchgemustert, anschließend an Tomafche's

Schrift: „Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft“ (1862).

Dann geht Hettner über zur Schilderung der entscheidenden Einwirkungen, welche die griechische Poesie auf Schiller übte, deren erste dichterische Reflexe in den Gedichten „Die Götter Griechenlands“ und „Die Künstler“ nachgewiesen werden:

Schiller's gesammte Thätigkeit in den nächstfolgenden Jahren war wesentlich darauf gerichtet, diese neue Anschauungsweise in ihrer ganzen vollen Tragweite auszugestalten, nach der sittlichen Seite sowol als nach der künstlerischen.

Dies bereitet den Uebergang zu Schiller's ästhetisch-philosophischen Schriften, in denen er, anknüpfend an Kant, aber auch im Gegensatz zu diesem, einerseits eine ästhetische Lebensführung — im Contrast zu Kant's bloß pflichtmäßiger Selbstbeherrschung — als das höchste Ziel der Sittlichkeit darzustellen, andererseits das eigentlich künstlerische Ideal zu erfassen und zu veranschaulichen versuchte. Die Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Ueber die tragische Kunst“, „Ueber Anmuth und Würde“, „Ueber das Erhabene“, „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, endlich „Ueber naive und sentimentalische Dichter“, sowie die Gedichte „Der Genius“, „Die Würde der Frauen“, „Die Ideale“, „Das Ideal und das Leben“ u. a. drücken diese Wendung des Schiller'schen Geistes aus.

Schiller's Verhältniß zu Goethe tritt dabei mehr und mehr schon in den Vordergrund, und zwar in Schiller's eigenem Sichbewußtwerden von seiner Stellung zu dem schon weiter vorgeschrittenen mächtigen Nebenbuhler um den höchsten Kranz der Dichtung und von der ihm selbst angewiesenen Aufgabe neben und theilweise gegenüber jenem.

Außerst dankenswerth ist das liebevolle Eindringen Hettner's in jede einzelne der Abhandlungen und der Dichtungen Schiller's aus dieser Zeit, sowie die Uebersichtlichkeit, womit er dieselbe zu einer Gesamtanschauung des ästhetisch-sittlichen Standpunktes, auf welchen Schiller sich damals erhob, zusammenfaßt.

Bekanntlich suchte Schiller eine Ergänzung und Ausgleichung zu Kant's strengem Pflichtgebot in der Herstellung eines harmonischen Gleichgewichts zwischen dem Sinnlichen und dem Uebersinnlichen oder Sittlichen im Menschen mittels der ästhetischen Bildung. Es war die sogenannte „schöne Individualität“, welcher Schiller auf dem Wege der philosophischen Reflexion nachstrebte, während Goethe zu demselben Ziele auf unmittelbarere Weise durch einen gewissen instinctiven Zug seiner Natur hinstrebte und gelangte.

Der literargeschichtlichen Forderung ist mit dieser Kennzeichnung und Erklärung der beiderseitigen Eigenthümlichkeiten unserer großen Dichterdioskuren volles Genüge geschehen. Vom culturgeschichtlichen Standpunkte aus bliebe freilich noch zu erörtern, wie jenes Ideal „schöner Individualität“ sich zu den großen allgemeinen und Kulturaufgaben in Staat und Gesellschaft verhalte, welche die lebendigere Gegenwart auch unserer Nation, die so lange sich davon mit einer gewissen Bornehmtheit fern gehalten, unerbittlich nahe gerückt hat. Es wäre zu

fragen, ob jene ästhetische Lebensführung, die Schiller als das Höchste am Menschen preist, eine hingebende werththätige Betheiligung des einzelnen an jenen allgemeinen Culturinteressen in sich ein- oder von sich anschlief. Es sind das Fragen, die sich uns unwillkürlich aufdrängen, wenn wir die Zeit, in welcher Goethe und Schiller wurzelten, mit der, in welcher wir leben, vergleichen; wenn wir wahrnehmen, wie die ideale Höhe und die fast überirdische, olympische Heiterkeit und Ruhe, in welcher namentlich Goethe wandelte, wesentlich mit bedingt war durch die geflüchtete, sehr begreifliche Abwendung jener großen Geister von der Misere der sie umgebenden Wirklichkeit, wie aber heutzutage ganz andere Culturzustände und Culturgesetze obwalten, welche eine ähnliche Abkehr keinem, auch nicht dem größten Geiste verstaten.

Die Sache hat übrigens neben der culturgeschichtlichen auch eine bedeutsame literargeschichtliche Seite. Wenn wir die Vollendung jenes idealen heheitsvollen Stils, welchen Goethe und Schiller, ein jeder von seinem Standpunkte aus, als das Höchste in der Poesie erstrebten, auch wirklich für das Höchste und Letzte in aller Poesie, oder doch in der deutschen, anzuerkennen haben, dann behält jene Ansicht recht, welcher sich schon Gervinus zuneigte, daß es nach Goethe und Schiller nur noch ein literarisches Epigonthum in Deutschland geben könne. Denn in jener Richtung die beiden Meister überbieten zu wollen, wäre für die Nachgeborenen sicherlich eine ebenso undankbare als verlorene Mühe. Nur wenn zugegeben wird, daß die veränderten Verhältnisse der umgebenden Wirklichkeit, zumal der nationalen, die Möglichkeit und den Keim neuer Streberichtungen auch in der Poesie in sich schließen, wird wenigstens nicht im vorhinein die ganze nach-Goethe'sche und nach-Schiller'sche Zeit zu einem bloßen Epigonthum verurtheilt.

Doch wir wollen, da der Verfasser es nicht im Plane seines Werks gefunden hat, derartige weitergreifende Erörterungen anzustellen, auch unsererseits davon absehen und dem Verfasser in seinen interessanten rein geschichtlichen und analytischen Betrachtungen weiter folgen, die uns zunächst im vierten Kapitel „Das Zusammenleben Goethe's und Schiller's“ vorführen. Am Eingange dieses Abschnitts steht der gewaltige Kampf, den die nun in gegenseitigem Sichererkennen und Sichfinden enger verbundenen beiden Dichter gemeinsam gegen die gemeinsamen Gegner und Anfeinder ihrer Idealität mit der furchtbaren Waffe der „Xenien“ führten. Dann folgt der ebenso friedliche und freundschaftliche, als für die Literatur fruchtbare Wettkampf beider untereinander, bei welchem auf Goethe's Seite vor allem „Her mann und Dorothea“, dann auch die Balladen, auf Schiller's die Iphyllen und Elegien und ebenfalls Balladen ins Feld rücken, bis denn Schiller mit seiner großen Dichtung „Wallenstein“ nach einer Richtung abbricht, in welcher er, als der für dramatische Wirkungen stärker Begabte, dem in andern ihn überragenden Fremde überlegen ist.

In der Besprechung „Wallenstein's“ können wir dem Verfasser fast ausnahmslos vom Anfang bis zum Ende zustimmen. Mit ebenso großer Feinheit als Unbefangenheit werden hier neben den starken Seiten auch die schwachen

dieses gewaltigen Werks ausgefunden und aufgedeckt. Besonders gut schildert Fettner, wie Schiller im „Wallenstein“ ein Mittleres zwischen der antiken und der modernen, der Schicksals- und der Charaktertragödie zu erreichen suchte, und wie ihm dies in einzelstem gelang, im ganzen und großen, was die Composition des Stückes betrifft, mißlang, sodaß die Motivirung schließlich doch nur eine „künstliche“ wurde, und „der Aufbau der Handlung an den ärgsten Unwahrscheinlichkeiten und Gewaltthatigkeiten leidet“.

Nur in einem können wir dem Verfasser nicht ganz beipflichten, wenn er nämlich sagt, im letzten Theile von „Wallenstein's Tod“, gegen die Katastrophe hin, „komme die geniale dämonische Natur Wallenstein's, die Majestät seiner gebieterischen Persönlichkeit, seine Unerforschlichkeit und kühn eingreifende Gemüthsart, der Glaube an sich selbst und an die Unfehlbarkeit seiner Bestimmung, seine milde und herzenswarme Menschlichkeit zur vollen Geltung“. Ja, sie kommen zur Geltung, aber doch mehr nur in Worten als in Thaten! Wol hören wir von Wallenstein, daß in dem „entlaubten Stamm“ noch „tief innen lebt die schaffende Gewalt“; wol weist er in jenem glanzvollen Monologe darauf hin, daß, „wenn sich Haupt und Glieder trennen, es sich zeigen werde, wo die Seele wohnt“; allein in der Wirklichkeit sehen wir nichts davon. Was Wallenstein thut, um sich auf seiner Höhe zu behaupten, schlägt ihm fehl — seine eigenen Soldaten respectiren des Felsenherrn Anblick und Anrede nicht mehr; die Pappenheimer, die er mit listigem Wort zu täuschen sucht, bleiben ungerührt; Max desgleichen. Und er selbst, Wallenstein, außer diesen ohnmächtigen Beredungsversuchen, was thut er eigentlich? Er gibt den Kampf gegen die Empörer auf, zieht sich nach Eger zurück und sucht sein Heil in der schwedischen Hilfe! Er ist und bleibt von der Entdeckung des Verraths Octavio's bis zu seinem Tode — was ein tragischer Held niemals sein soll — fast gänzlich passiv.

Der große scenische Eindruck, den nichtsdestoweniger das Drama „Wallenstein“ macht oder, wie Fettner es ausdrückt, „die hinreißende Gewalt dieser Dichtung“ und „die großartige Kunst der Ausföhrung“ liegt ganz wesentlich in der außerordentlichen Stärke der Schiller'schen Rhetorik, welche mit unwiderstehlicher Gewalt uns vorwärts und immer vorwärts reißt über alle Klippen poetischer Unwahrscheinlichkeiten und Willkürlichkeiten hinweg, gleichwie ein hinreißender Redner auch die schwächern Seiten einer Sache zu verdecken und den Zuhörer immerfort in widerstandloser und gar nicht zur Selbstbestimmung kommender Hingebung an den Eindruck seiner Rede zu erhalten weiß.

Sehr scharf und treffend scheidet unser Verfasser von Goethe's und Schiller's Bestrebungen, nach einer Vermittelung des Antiken mit dem Modernen, nach einer Wiederbelebung des hohen Geistes und der schönen Form des Alterthums, soweit beides nach den Bedingungen einer anders gearteten Gegenwart thunlich erschien, jene spätere Richtung, in welche beide verfielen und welche er als die „antifikstrende Kunsttheorie“ Goethe's und Schiller's bezeichnet. Für die bildende Kunst, auf die Goethe zunächst diese Theorie anwandte, kommen hier namentlich dessen „Propyläen“ in Betracht, in denen er bisweilen oft manierirte

oder „zopfige allegorische Gemälde“ für Muster wahren antiken Stils gelten ließ. Auf dem weimarischen Theater, welches seit 1791 Goethe leitete, kam das Streben nach Idealität anfangs in vollkommen berechtigter Weise zum Durchbruch, als Reaction gegen den eingerissenen Naturalismus. Zumal die Einführung des Verses auf die dessen fast entwöhnte Bühne und die Heranbildung der Schauspieler zum richtigen Sprechen von Versen muß als entschiedener Fortschritt angesehen werden. Bedenklicher schon war die Berührung mit dem französischen Classicismus in den Bearbeitungen des „Mahomet“ und der „Phädra“ durch Goethe und durch Schiller, bedenklicher noch die halbe Verleugnung der Goethe'schen „Iphigenie“ durch ihren Urheber selbst und auch durch Schiller; bedenklich der völlige Bruch Goethe's mit Shakespeare, dessen Dichtungen er, nach einem kühlen Lobe desselben als eines für seine Zeit anerkennenswerthen Dichters, doch im Vergleich mit den Alten nur wie „barbarische Advantagen“ betrachtete, kaum viel weniger bedenklich aber auch Schiller's Bearbeitung des „Macbeth“ und seine Kritik des „Richard III.“, beide darauf abzielend, Shakespeare soviel wie möglich dem antiken Drama anzunähern.

Vollends nun Goethe's antifikstrende Dichtungen: „Achilleis“, die Festspiele, die „Natürliche Tochter“, „Dei-lena“, „Pandora“, werden von Fettner mit Recht gänzlich preisgegeben, als (bei manchem Schönen im einzelnen) in ihrer ganzen Anlage und Tendenz verfehlt; ja, Fettner schent sich nicht, auszusprechen, Goethe habe in der „Achilleis“ zuerst „die abschüssige Bahn von dem Gipfel seiner und unserer ganzen neuern Kunst zum erkünstelten Alexandrinertum betreten“. Alle diese Dramen, wie verschiedenartig sie sind, „kranken insgesammt an der trübsten Allegorie und Symbolik“:

Goethe verfiel mehr und mehr in den Irrthum, nicht blos die Charaktere der antiken Tragödie, sondern die Götter- und Heldengestalten der alten Mythe überhaupt nicht als individuelle Charaktere, sondern ausschließlich als bildliche Begriffssymbole, als personifizierte Abstracta, als plastische Ausdrucksformen und Sinnbilder bestimmter Empfindungen, Stimmungen, Ideen und Zustände zu betrachten, die lebensvolle, alte, sinnige Göttersage in eine symbolische Widersprache, um nicht zu sagen, in todtes Allegorienwesen zu verflüchtigen. Und was war auf Grund dieser Anschauung natürlicher und folgerichtiger, als daß er sich der bewunderten Typik der Alten nur um so eifriger zu nähern meinte, je mehr er sich selbst in solchen individualitätslosen Idealen, in rein gedankenmäßigen symbolischen und allegorischen Typen bewegte?

Der Verfasser wendet sich wieder zu Schiller und zwar zu dessen letzten Tragödien: „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“, „Demetrius“. Er sagt:

Schiller erfaßte die antifikstrende Richtung weit tiefer und genialer als Goethe. Nichts von oberflächlicher Allegorie und Symbolik! Schiller mit seinem echt dramatischen Naturell fühlte und mußte, daß die von ihm bewunderte und erstrebte Idealität der antiken tragischen Charaktere nicht so leichten Kaufs zu erlangen sei. Und Schiller war nicht der Mann, vor einer auch noch so weitgreifenden Folgerung jaghaft zurückzuschrecken. Er beabsichtigte eine Umwandlung des modernen dramatischen Stils, wie er von Shakespeare geschaffen und wie er seit Lessing und der Sturm- und Drangperiode namentlich auch in Deutschland zur fast unbedingten Herrschaft gekommen war, von Grund aus.

Fettner findet das Wesentliche dieser „neuen Stilgrundsätze Schiller's“ hauptsächlich in zwei Momenten.

Statt der individualisierenden Durcharbeitung geschichtlicher Stoffe, wie Shakespeare sie liebte, nimmt Schiller nur das Allgemeine von Personen und Situationen aus der Geschichte, und erfindet alles andere frei hinzu. Und statt der Charaktertragödie Shakespeares, die den tragischen Conflict ganz aus dem Charakter und den Handlungen des Helden zu entwickeln sucht, strebt Schiller mehr der antiken Art nach, welche gleich mit der Katastrophe beginnt, dadurch allerdings die Handlung vereinfacht, aber auch den Helden mehr leidend als handelnd aufsaßt.

So in „Maria Stuart“:

Unabwendbar schwebt vom ersten Anbeginn das Verhängniß über der rastlos Verfolgten. Und alles, was Rettung verheißend soll, zieht die Schlingen nur um so dichter zusammen. . . . Nirgends ist Schiller der fürchterlichen, tragischen Ironie, welche das Ergreifende der Sophokleischen Kunst ist, wieder so nahe gekommen.

Weiter urtheilt Fettner unbefangen:

Gleichwol ist „Maria Stuart“ die schwächste Tragödie Schillers. Es ist, als habe die tragische Ironie, welche er zur Darstellung brachte, sich an ihm selbst bethätigen wollen. . . . Um den rein menschlichen Antheil am Geschick Maria's nicht zu schwächen, suchte er alles Politische und Geschichtliche möglichst zurückzudrängen. Und was ist die Folge? Was politisch gefaßt ein großer weltgeschichtlicher Kampf, eine unerbittliche Nothwendigkeit war, erscheint jetzt als kleine selbstkürzige Gehässigkeit. Elisabeth fürchtet nicht bloß die Prätendentenschaft Maria's, sie ist eifersüchtig auf deren sie überstrahlende Schönheit. . . . So wird die Niederlage Maria's nur peinigend, nicht tragisch erhebend und versöhnend. Nur die Gewalt, die grausame Uebermacht siegt. Schiller selbst hat dies gefühlt. Um den niederdrückenden Eindruck zu mildern und die Reinheit echter Tragik zu retten, werden die frevelhaften Jugendvergehungen Maria's in den Vordergrund gestellt. Maria's Tod soll als die zwar späte, aber gerechte Sühne derselben erscheinen. . . . Doch dies ist kein Ersatz für das unumstößliche Grundgesetz der poetischen Gerechtigkeit, daß Schuld und Strafe in innerem nothwendigen Zusammenhang stehen, daß sie sich wie Grund und Folge zueinander verhalten müssen.

Noch mehr tritt dies Experimentiren Schillers mit Motiven, die dem antiken Schicksal ähnlich sein sollen, hervor in den glücklichlicherweise nur Entwurf gebliebenen Stücken: „Die Herzogin von Celle“ und „Die Kinder des Hauses“, in welchem letztern sogar die pariser Polizei zu einer Art von Vorsehung gemacht wird, die über allem schwebt und in alle geheimsten Tiefen dringt.

In der „Jungfrau von Orleans“ beging Schiller das kühne Wagniß, ganz nach dem Vorgang der antiken Tragödie als Grundmotiv das unmittelbar bestimmende Eingreifen der Götter, ein schicksalgleiches unübertretbares Göttergebot hinzustellen, und dieses Göttergebot ebenso an die christlichen Glaubensvorstellungen zu knüpfen, wie dem griechischen Dichter das Schicksalsmotiv aus den griechischen Glaubensvorstellungen erwuchs. Mit Recht rügt Fettner, daß ebenso wie das Göttergebot selbst, auch dessen Uebertretung und das daraus fließende Schicksal

Johanna's sich als ein durchaus äußerliches, nicht genug innerlich motivirtes darstelle. Denn unmotivirt, unwahrscheinlich ist diese plötzliche Liebe Johanna's zu einem Manne, und gar zu einem Feinde ihres Vaterlandes. Die „Kunst der Ausführung“ verdeckt auch in diesem Drama den Grundmangel der Composition, und insofern konnte Goethe mit Recht die „Jungfrau“ die „künstlerisch vollendetste Dichtung Schillers“ nennen. Aber „die Mängel dieser gewaltigen Dichtung beweisen nur, daß zwischen fatalistischem Prädestinationsglauben und modernem Freiheitsbewußtsein eine unüberbrückbare Kluft ist, die auch die genialste Kunst nicht ungestraft überbrücken kann“.

In der „Braut von Messina“ warf sich Schiller vollends ganz dem antiken Ideal in die Arme. Selbst den Chor führte er hier (wie auch in den Bruchstück gebliebenen „Kallistern“) in das moderne Drama ein. Mit der modernen Anschauung suchte er sich abzufinden durch ein starkes Maß von „lyrischer Innigkeit“, die er namentlich auch in die Chorgesänge legte. Dennoch ist, nach Fettner's Ausspruch, die „Braut von Messina“ nur „ein seltsames Amalgama, eine sehr geistvolle, aber nichtsdestoweniger gelehrt erkünstelte, einseitig philologische Studie nach der Antike“.

Im „Tell“ erblickt Fettner einen Versuch, und zwar einen meisterhaft gelungenen, reinste Kunstform mit echter Vollstimmlichkeit zu vereinen. Das habe Schiller dadurch erreicht, daß er durchweg einfache, ungebrochene Menschen darstellte, wie sie ihm Eschub's Chronik mit ihrem „treuherrig herodotischen, ja fast homerischen Geiste“ bot. Daher ist selbst der Freiheitsdrang der Schweizer bei ihm kein idealer, auf moderne Theorien gerichteter; vielmehr kämpfen sie nur für ihre alten Rechte. Gewiß eine sehr feine und richtige Bemerkung unsers Verfassers, die von größter allgemeiner Bedeutung ist, denn es läßt sich wol behaupten, daß alle sogenannte politische Poesie, vollends auf dramatischem Gebiete, etwas Krankhaftes oder doch Unbefriedigendes, Phrasenhaftes hat, solange sie nur in Zukunftsidealen wurzelt; dagegen sofort etwas Gesundes, gleichsam Gesättigtes, etwas Ueberzeugendes erhält, sobald sie sich auf etwas schon Gegebenes, Positives stützen kann. Sehr schön nennt daher auch Fettner „diese dramatische Beherrschung der schweizerischen Freiheitskämpfe“ im „Tell“ eine „geläuterte und vertiefte Rückkehr zu Schillers Jugenddichtung“.

Dabei ist Fettner auch hier nicht blind gegen die Mängel der Composition, die Spaltung des Interesses durch Tell's Absonderung von den Rätlierverschworenen und die unschöne That desselben, den Mordmord aus sicherem Versteck heraus.

Karl Biedermann.

(Der Beschlus folgt in der nächsten Nummer.)

Aus Romanbibliotheken.

1. König August und sein Goldschmied. Roman von Franz Carion. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1870. 8. 2 Thlr.
2. El paso de las animas. Roman von Ernst von Sibra. Zwei Bände. Leipzig, Günther. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Der Elefant. Römischer Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese drei Romane bilden die neun ersten Bände des fünfundzwanzigsten Jahrgangs der Sammlung: „Album. Bibliothek deutscher Originalromane“. Die Verlagshandlung darf mit einer gewissen Genugthuung auf diesen Jubiläumsjahrgang blicken. Denn was so vielen andern Unternehmern auf dem belletristischen Felde nicht geglückt ist, gelang ihr, nämlich das Unternehmen eine ansehnliche Reihe von Jahren hindurch nicht nur zu halten, sondern ihm auch eine geachtete Stellung dem Publikum wie der Kritik gegenüber zu sichern.

Ähnliche Unternehmungen scheiterten früher wol weniger an der Unlust des lesenden Publikums als an dem schreienden Mißverhältniß zwischen der Höhe der Herstellungskosten und dem Abfage der Werke bei dem laufenden Privatpublikum. Einem derartigen Unternehmen, wie einer Bibliothek deutscher Originalromane, schadet nichts mehr als übertriebene Versprechungen hinsichtlich des Wertes der zu liefernden Werke. Wenn man Monat um Monat mit so und so vielen Bänden aufwarten will, so kann man die Auswahl nicht immer nach classischem Muster treffen. Es hieße überhaupt zu viel versprechen wie erwarten, wollte man in einer belletristischen Bibliothek nur Vorzügliches liefern und finden. Vom geschäftlichen Standpunkte ist es sicherlich besser, sämtliche Werke des Romanchklus halten sich auf einer anständigen Mittelhöhe, als daß ein vorzügliches eine Schar gänzlich unbedeutender decken muß.

Das „Album“ ist beim Lesepublikum accreditirt und nicht zum geringsten Theile seines billigen Preises wegen. Die Verlagshandlung verwahrt sich dagegen, als biete ihr Unternehmen einen bunten und zufälligen Zusammenfluß erzählender Werke, vielmehr will sie es für eine „Encyclopädie der Unterhaltung“, welche nach bestimmten Grundsätzen redigirt, ihrerseits zur Veredlung und Hebung des deutschen Volks nach besten Kräften beitragen soll, angesehen wissen.

Das „Album“ soll in der Lektüre angenehme Abwechslung bieten, der Familienroman wie der historische, der ernste wie der heitere soll in ihm gleiche Berücksichtigung finden. Da die Werke eines Romanchklus wol zumeist auf Bestellung oder Verabredung mit Rücksicht auf den festgesetzten Umfang der einzelnen Bände gearbeitet werden, so erscheinen sie leicht wie nach der Elle zugeschnitten. Diesen kleinen Vorwurf wollen wir weniger den beiden ersten der obengenannten Romane, desto mehr aber dem dritten, dem Winterfeld'schen Romane machen.

„König August und sein Goldschmied“ von Franz Carion (Nr. 1), ein sogenannter historischer Roman, welcher

sich aber nicht an die hohe Weltgeschichte, sondern an das historische Genre hält, bietet uns Episoden aus dem leichtlebigen Thun und Treiben August's des Starken von Sachsen und seiner Creaturen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Da handelt es sich um Cabalen gegen die königliche Maitresse Gräfin Cosel und um ihre Ersetzung durch eine Gräfin Dönhoff; da handelt es sich weiter um die Schicksale einer natürlichen Tochter des leichtsinnigen August, welche, mütterlicherseits spanisch-maurischen Geblüts, als geschickte Eiselirerin in Paris und Dresden auftritt, bis sie mit ihrem Geliebten, dem Prinzen Charles von Soubise, vereinigt und durch die Erhebung zur Reichsgräfin von Augustenburg zu einer ebenbürtigen Gemahlin desselben gemacht wird; da handelt es sich weiter um die gebiegene Künstlergestattung und Künstlerbildung, wie sie in König August's Hofjuwelier Dinglinger gegenüber der intriguirenden Faulenzerei und Genußsucht am damaligen sächsisch-polnischen Hofe vertreten ist; da handelt es sich auch um den Contrast zwischen den allerdings brutal rohen, aber doch auf das Wohl seines Volks hinstrebenden Kraft- und Willensäußerungen eines Zaren Peter und der äußerlich zwar lacherten, höfisch feinen, innerlich dagegen zerfressenen Schöngeligkeit eines Königs August; und damit das eigentlich criminalistische Element nicht fehle, spinnt sich als rother Faden durch den Roman eine Schurkenthät, ein Documentendiebstahl und die Verunglimpfung eines ehrlichen, treuen Archivbeamten, bis schließlich die Gerechtigkeit siegt, die Ehre des unschuldig Verurtheilten im Grabe wiederhergestellt und die Hauptanklaster des Diebstahls beseitigt werden. Daneben kommt und geht allerlei Volk aus den Bürger-, beziehentlich Spießbürgerkreisen Dresdens, damit den Zeit- und Culturverhältnissen im Detail Licht und Schatten nicht mangle.

Trotz der Mannichfaltigkeit des Stoffes findet der Verfasser Gelegenheit, mit einer gewissen epischen Behaglichkeit Zeit und Verhältnisse zu schildern. Er hascht nicht unnötigerweise nach crassen Effecten, sucht vielmehr die Spannung in der Wahrscheinlichkeit der Handlung und in der Natürlichkeit wie Einfachheit der Darstellung. Sein Stil entbehrt freilich des Schwungs, harmonirt aber mit der Ungeschminktheit seiner Erzählungsweise. Wenn wir den Schluß des Romans trotz der nach einer Seite drastischen Auflösung etwas zerflossen und matt finden, so mag das ein gewisser Theil des Lesepublikums verschulden, auf welches der Autor leider oft mehr Rücksicht als auf die Ansprüche der Kritik zu nehmen gezwungen ist. Zu bemängeln wäre auch der Titel des Romans. Mag König August den Mittelpunkt der Erzählung bilden, so entbehren doch die Conflictte und Beziehungen mit und zu dem Juwelier derjenigen Schärfe und Bedeutung, welche die Verbindung der beiden Personen im Titel rechtfertigt. Der Verfasser gruppirt die Handlung im ersten Bande und, wo es angeht, auch später nun freilich um den Hofjuwelier; dafür muß er aber denselben je näher dem Ende zu desto mehr zurücktreten lassen. Den König August in seiner Leichtlebigkeit, Genußsucht

und Unbeständigkeit zeichnete der Verfasser mit Vorliebe. Wenn er die Episode, welcher die natürliche Tochter desselben das Dasein verdankte, mit der ritterlichen Gesinnung August's des Starken beinahe beschönigt, so mag Carion damit seinem bestimmten Publikum, das gewisse kleine pikante Reizmittel liebt, entgegengekommen sein. Alles in allem darf der Roman für eine empfehlenswerthe Einführung des Jubiläumsjahrgangs gelten.

„El paso de las animas“ von E. von V i b r a (Nr. 2). Was doch solch ein fremdländischer Titel thut! Wir glauben, daß nicht wenige Leser gerade um seinetwillen das Buch mit gesteigertem Interesse lesen werden. Aber auch der deutsche Titel „Seelenweg“ klingt eigentümlich genug, daß die Frage nach seiner Bedeutung gerechtfertigt erscheint.

Der Roman spielt in Chile und zum nicht kleinften Theile in der Cordillere. Ueber die dortigen Gebirgspfade macht der Verfasser folgende Bemerkung:

Während im Gehlitz der Weg ziemlich steil zu werden beginnt, hat sich das Thal zur Rechten verengt. . . . Oben dehnt sich eine Felswand, und längs derselben zieht sich das fort, was man den Weg nennt, eine bisweilen unangenehm schief abwärts neigende Fläche von drei, wohl auch zwei und selbst einem einzigen Schritt Breite. Unser linker Fuß streift dann an die steil ansteigende Felswand links, unser rechter schwebt über dem Abgrunde rechts, und wenn das Ertrinken besonders unangenehm erscheint, hat an diesen reizenden Stellen den Trost, daß er, thut das Pferd einen Fehltritt, zwar hinabstürzt, aber zuverlässig nicht ertrinkt, da Leichname, deren Schädel zerfchmettert sind, und welche nicht einen einzigen ganzen Knochen mehr im Leibe haben, nicht zu ertrinken pflegen.

Dies ist im allgemeinen die Charakteristik der Gebirgspfade. Vom Seelenwege speciell heißt es, er sei eine freistehende Felswand, oder eigentlich ein Ramm von drei bis vier Fuß Breite, dessen beide Seiten senkrecht abfallen, die linke vielleicht fünfzig oder hundert Fuß, die rechte drei-, vier-, fünfmal so tief. Und die Benennung? Weil dann und wann dort jemand verunglückt sein solle, denn unten in der Schlucht, wohin niemand gelangen könne, lägen allerlei Knochen von Menschen und Thieren, die weiß seien wie der Schnee auf den Bergen, weil sie die Sonne tüchtig gebleicht habe.

Auf diesem gefährvollen Ramm spielen mehrere der Hauptscenen des Romans. Ueber die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit steht uns kein Urtheil zu, wir müssen dem Verfasser willig folgen, da er sich große Mühe gibt, uns die Geschichte plausibel zu machen. Gewiß, daß in dem abenteuerlichen Thun und Treiben im südamerikanischen Gebirge ein eigener Reiz ruht; „el paso de las animas“ gewinnt in unsern Augen, je öfter wir ihn passiren. Stofflich nicht sehr bedeutend, obgleich der Roman in die Zeit der Parteikämpfe der Chilenen, in das Jahr 1822 fällt, fesselt er vornehmlich durch die landschaftlichen Schilderungen; nur müßte der Verfasser vermeiden, mit persönlichen Bemerkungen sein „ich“ an Stelle des Erzählers zu setzen. Von den auftretenden Persönlichkeiten sind wir im ganzen leider wenig erbaut; eine saubere Sippe von Spitzbuben, Gauern, Wegelagerern, Galgenstriden und Dummköpfen agirt und gerberdet sich als Herr im Lande. Der Verfasser wollte vor uns ein Bild entrollen, welches uns das Elend

anarchischer Zustände lebhaft vorführen soll; die Gefahren, wenn Recht und Gesetz der Intrigue, Cabale und Selbstsucht der verschiedenen Parteiführer weichen muß. Da wären nun einige starke, dem Gemeinwohle mehr als ihren persönlichen Interessen dienbare Gestalten am Plage gewesen, damit der politische Hintergrund des Romans doch irgendetwas bedeutete; allein, was da geschieht, sind nur Schurkereien, oder zwar recht heitere aber doch nur gelegentliche Abenteuer, wie sie die Situation bot, und selbst die unvermeidlichen Auswanderer, ein paar urdeutsche Tröpfe, scheinen nur dazu da zu sein, um, wie die blinde Henne ein Korn, in Chile theure Ehegattinnen zu finden. Wir wissen freilich, daß das Publikum im Roman allzu starke politische Erschütterungen nicht liebt, und der Verfasser wird das auch wissen; ein glücklicher Gedanke war es daher, an Stelle jener eine elementare Erschütterung, das gewaltige Erdbeben zu Santiago im November 1822 zu setzen. Nur macht es auch hier einen störenden Eindruck, daß der Verfasser, anstatt uns das Naturereigniß in großen Zügen zu schildern, zur Bekräftigung des Thatsächlichen zunächst als Professor vor uns hintritt und, das Concept in der Hand, uns etwas aus den Berichten der Akademie der Wissenschaften zu Santiago vorliest.

Alle diese kleinen Bemerkungen sollen die guten Eigenschaften des Romans nicht schmälern, der eine zwar einfache, aber gute, ehrliche deutsche Arbeit ist und durch die frische Anschauung exotischen Lebens einen phantastischen Reiz erhält.

Je mehr wir mit der Verlagsbandlung übereinstimmen, daß in einem Romanalbum auch das rein komische Element vertreten sein müsse, und je mehr wir einsehen, wie schwierig eine Auswahl gerade unter den komischen Romanen sein mag, um so mehr thut es uns leid, dem Winterfeld'schen Romane: „Der Elefant“ (Nr. 3), nur sehr bedingtes Lob spenden zu können. Hätte uns nicht die Pflicht zum Weiterlesen bestimmt, wir hätten schon in der ersten Hälfte des zweiten Bandes auf das Weitere verzichtet. Komische Scenen dürfen gewiß etwas in die Breite gezogen werden, aber nur unter der Bedingung, daß sie wirklich eine komische Wirkung erzielen. Nichts trauriger, als wenn man über alberne Mißverständnisse zu lachen gehalten sein soll. Wir wollen nicht weiter untersuchen, inwieweit, die Grundidee des Winterfeld'schen Romans originell, inwieweit sie es nicht ist, genug daß sie für die Gegenwart, in welcher das Thun, das Treiben und der persönliche Verkehr sehr vieler gebildeten jungen Männer immer mehr aus den Familienkreisen hinaus in öffentliche Locale verlegt wird, eine gegen früher gesteigerte lebensvolle Kraft besitzt. Die Grundidee, daß ein junger gebildeter Mann, dem die Freiheit und Ungezwungenheit über alles geht, es im Verkehre mit Kellnern, Kellnerinnen und Hausmädchen zu einer erstaunlichen Kühnheit und Dreistigkeit, im Verkehre mit echt weiblichen, wirklich gebildeten jungen Damen dagegen nur bis zu einer komischen Schüchternheit und Unbeholfenheit bringt, ist eine ebenso wahre als auch für eine heitere Geschichte geeignete. Gegen die Durchführung derselben seitens des Verfassers müssen wir uns aber erklären, weil der Held des Romans sich als einen

ungehobelten Patron gibt, mit welchem selbst der gedulbigste Gastwirth schwerlich Nachsicht üben würde. Ueber Brutalitäten, wie sie sich der Held gegen seinen zukünftigen Schwiegervater und das gesammte Hauswesen erlaubt, weil er, durch einen tölpelhaften Scherz dupirt, glaubt, sich in einem Gasthose, dem „Elefanten“, zu befinden*), vermag nur der ungeläuterte Geschmack zu lächeln. Uns haben sie, offen gesagt, mit Widerwillen und stellenweise mit Entrüstung erfüllt. Bis zum Anfange des zweiten Bandes läßt sich der Roman sehr gut an, die Schneefahrt erheitert als lustige Episode, von da ab, mit dem Beginne der Dupirung, aber schwindet die komische Wirkung. Doch bereuen wir nicht, die Geschichte tapfer bis zu Ende gelesen zu haben. Im letzten Bande nämlich, wo die beiden Alten, welche ihre Kinder zusammengeben wollen, durch die eingefädelten Mißverständnisse nahe daran sind, sich miteinander zu überwerfen, hebt sich das Interesse wesentlich. Dagegen erscheint der von dem zweiten Liebespaare beabsichtigte Fluchtversuch über Gebühr lächerlich.

Wir wollen, wie gesagt, keine Vergleichung mit andern Romanen anstellen, müssen aber noch auf den gespreizten Titel hinweisen. Kapitän Ponperon hat über der Thür seines Schlosses ein Wappen mit darauf gemaltem Hute anbringen lassen. Schnee und Regen bearbeiten dieses Kunstwerk derartig, daß die Leute der Umgegend den Hut schließlich für ein großes Thier ansehen, siehe da! der „Elefant“. Nun begibt es sich, daß dem Helden der Geschichte eingeredet wird, das Haus, in welchem er einlehrt, wäre nicht das Schloß seines zukünftigen Schwiegervaters zu Oberschlipperwitz, sondern ein Gasthof, siehe da! abermals der „Elefant“.

Unter den Personen zeichnen sich als höchst gelungene Zeichnungen der freilich bis zum Uebermaß radebrechende Kapitän Ponperon und dessen Tochter Adelheid aus, letztere eine wohlthunende, liebliche und zugleich nettisch schelmische Erscheinung. Auch Frau von Ponperon in ihrer geistigen Oberflächlichkeit ist frisch und wahr aus dem Leben gegriffen. Und ebenso lassen wir uns einzelne eingestreute Scherze und Allotria gefallen. Der Verfasser zeigt sich da als welterfahrenen Mann mit scharfem und richtigem Blicke für die Schwächen der Alltagswelt. Schließlich nochmals die dringende Bitte, einen komischen Roman nicht nach der Elle zuzuschneiden; auch ein

sieben- oder achtactiges Lustspiel müßte jedermann für ein Monstrum erklären.

4. Die Geheimnisse einer kleinen Stadt. Humoristische Novelle von Max Ring. Berlin, Lefter. 1870. 8. 10 Ngr.

Diese Novelle bildet einen Band der im Lefter'schen Verlage zu Berlin erscheinenden „Weltbibliothek“. In dem billigen Preise stellt sich letztere dem „Album“ zur Seite, sie bringt aber nicht wie dieses alljährlich versprochenemassen eine bestimmte Anzahl von Bänden und beschränkt sich nicht auf Romane und Novellen, sondern gibt auch der Biographie und den Skizzen ein Plätzchen. Außer gangbaren Namen der Belletristik finden wir in ihr daher auch andere populäre, wie einen Otto Ue, M. M. von Weber, Johannes Scherr vertreten.

Die Novelle Max Ring's gehört zu den einfachsten und doch angenehmen fesselnden Novellen. Der Titel verspricht nicht mehr als die Novelle leistet, wenn wir zwischen seinen Wörtern die leise Ironie herauszulesen verstehen. Dergleichen Geschichten können in kleinen Städten alltätlich passiren, zumal wenn sich die unbefriedigte Neugierde mit der Klatschsucht verbindet, um die Existenz eines Fremdlings zu untergraben oder den Ruf einer Jungfrau zu beschädigen. Ring schrieb die kurze Geschichte erstlich mit Behagen und legte auf die humoristischen Partien, so namentlich im dritten Kapitel „Kaffeeklatsch“, einen Hauptaccent. Die übe Verlästerungssucht, wie sie in den Damenkränzchen kleinerer Städte bei Kaffee und Kuchen leider immer noch vorherrscht, heftet sich in der Novelle an die Fersen eines Fremdlings, welcher erbchaftshalber gezwungen ist, im Städtchen sich einige Wochen aufzuhalten; sie umspiunt auch die Ehre und den guten Ruf der Tochter einer armen Professorswitwe, als der Eindringling vorzieht, mit dieser lieber zu verkehren, als den Honoratioren des Städtchens die pflichtschuldige Aufmerksamkeit zu beweisen, und sie culminirt in der Anklage der Falschmünzerei, da sie den Fremdling nothwendigerweise zu einem argen Verbrecher stempeln will. Dieser hat sich aber nur geheimgehaltener geologischer Untersuchungen und unschuldiger Schmelzversuche schuldig gemacht. So muß denn die Klatschsucht schließlich mit langer Nase abziehen und die Augen vor dem Ehrenkranze auf dem Haupte der beleidigten Jungfrau beschämt niederschlagen.

Im Eisenbahnwaggon, in der Zeit zwischen Träumen und Wachen, wo es gilt, ein Stündchen der Unthätigkeit zu verkürzen, wird die Novelle eine ansprechende Unterhaltung gewähren. Emil Müller-Samswegen.

*) Sollte der Verfasser nicht dies Motiv seines Romans aus Oliver Goldsmith's Lustspiel: „She stoops to conquer“ entlehnt haben? D. K. b.

Zur deutschen Geschichte.

1. Die deutschen Mächte und der Fürstebund von Leopold von Ranke. Erster Band. Leipzig, Dunder und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
2. Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika von Friedrich Rapp. Leipzig, Quandt und Pändel. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Deutsche Reden von Wilhelm von Giesebrecht. Leipzig, Dunder und Humblot. 1871. Gr. 8. 24 Ngr. 1871. 35.

4. Deutschland nach dem Kriege von A. Lammer's. Leipzig, Dunder und Humblot. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Die deutsche Geschichtschreibung hat durch Leopold von Ranke einen neuen, werthvollen Beitrag erhalten. Der große Historiker legt in dem in Rede stehenden Werke: „Die deutschen Mächte und der Fürstebund“ (Nr. 1), der deutschen Nation ein Stück ihrer Geschichte vor, welches,

ob schon es nahe an unsere Zeiten heranreicht, doch noch immer nicht genügend bekannt ist; denn wenn auch die literarische und culturgeschichtliche Bedeutung des vorliegenden Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts durch namhafte Autoren hinlänglich durchforscht und anziehend dargestellt ist, so waren die inneren staatlichen Conflictte, welche unsere Nation in diesem Zeitraum bewegten, wol einer neuen und gründlichen Bearbeitung werth. Noch bestand das Deutsche Reich in seinen altherkömmlichen Formen, noch gab es eine Reichsgemeinschaft deutscher Nation, allein die nach Autonomie ringenden Machtbestrebungen einzelner Staatsgewalten hatten den organischen Zusammenhang des Ganzen stark gelockert und die gesunde politische Einheit des deutschen Volks vielfach durchbrochen. Dennoch zeigten sich, im Gegensatz zu der durch religiöse und politische Reibungen hervorgerufenen Zerfahrenheit, einzelne auf die Wiedergeburt der Reichsverbinding abzielende Bestrebungen, welche die im deutschen Volke schlummernde Sehnsucht nach einer kräftigen, einheitlichen Entwicklung im staatlichen Leben bekundeten. Diese Sehnsucht konnte indes unmöglich erfüllt werden, solange die beiden Hauptmächte Deutschlands, Oesterreich und Preußen, sich um die leitende Machtstellung in unserm Vaterlande stritten. Es ist nun ein unbestreitbares Verdienst Ranke's, daß er mit anerkannter Unparteilichkeit die Stellung und die Politik dieser beiden Mächte in den Jahren 1780—90 schildert, wie sie in ihren eigenthümlichen Beziehungen zu den übrigen deutschen Staaten und zu den Nachbarländern miteinander rangen, bis eine Epoche folgte, in welcher die Existenz unserer Nation als solcher beinahe vernichtet und nur unter einem allgemeinen Umschwung der Weltverhältnisse durch die schwersten und ruhmvollsten Kämpfe gerettet wurde. Die Arbeit Ranke's ist aber auch in vielfacher Hinsicht eine sehr zeitgemäße, denn sie bietet mehr als eine lehrreiche Parallele zu den gewaltigen Ereignissen, die in der jüngsten Zeit stattfanden und eine neue Umgestaltung der Weltverhältnisse herbeiführen müssen.

Wenn man von verschiedenen Seiten der modernen Geschichtschreibung mit Recht den Vorwurf gemacht hat, daß sie vor den thatsächlichen Erfolgen einen allzu hohen Respect habe und zu ihrem eigenen Schaden die moralische Seite der historischen Weltbegebenheiten zu wenig berücksichtige, so können wir zu unserer großen Freude in dem vorliegenden Falle Ranke diesen Vorwurf nicht machen. Die Behandlung, welche er dem Gegenstande seiner Arbeit angedeihen läßt, zeigt, daß er die Macht der Ideen nicht unterschätzt, daß er Recht von Unrecht unterscheidet und mit dem vollen Ernst historischer Wahrheitsliebe die mitwirkenden Mächte kritisiert, soweit eine objective Historiographie dies zuläßt. Ohne den sittlichen Rigorismus eines Schlosser zu theilen, würdigt er die Begebenheiten und die Hauptfactoren der von ihm geschilderten Zeit nach ihrem wahren, thatsächlichen Werth, er läßt sie im Spiegel der Geschichte in ihrem besondern Selbst erscheinen, einander gegenüber treten und miteinander ringen. Dieser Gegensatz aber, dieser Kampf ist es, in welchem sich die weltbeherrschenden Geschicke vollziehen.

Das Buch Ranke's zählt 407 Seiten in 19 Kapiteln, von welchen das erste die Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich von 1769—79 schildert. Mit

der Eroberung Schlesiens hatte Friedrich II. den einen seiner Hauptzwecke erreicht, den andern, das Kaiserthum von dem Hause Oesterreich loszureißen und die oberste Gewalt im Deutschen Reiche auf einer breiteren Grundlage neuzugestalten, hatte er nicht erreichen können. Der Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen war aber nicht nur ein deutscher, er trug in vielfacher Hinsicht auch einen europäischen Charakter, ähnlich wie der preussisch-österreichische Krieg von 1866. Schon die zwiefache Zusammenkunft des Königs Friedrich und des Kaisers Joseph in Reife (1769) und in Mährisch-Neustadt (1770) bewies das Bedürfnis einer Verständigung zwischen den beiden deutschen Hauptmächten in Bezug auf die europäischen Angelegenheiten, ungeachtet ihrer sonstigen Eifersüchteleien. Das gespannte Verhältniß zwischen England und Frankreich und der russisch-türkische Krieg ließen Oesterreich und Preußen sich einander nähern, ohne daß daraus eine aufrichtige Freundschaft entstand. Selbst die erste Theilung Polens, zu welcher Oesterreich den ersten Anstoß gab, war nicht im Stande, das Mißtrauen und die gereizte Stimmung zwischen Preußen und Oesterreich zu heben. Letzteres sahn fortwährend auf die Wiedererwerbung Schlesiens und auf die Unterdrückung des Hauses Brandenburg. Im April 1777 schrieb Friedrich II. an den Prinzen Heinrich: „Ich weiß es auf das unzweifelhafteste, Kaunitz hat ausgesprochen: der kaiserliche Hof könne die preussische Macht nicht ertragen; um zu herrschen, müsse er dieselbe vertilgen (pour que nous dominions, il faut l'écraser).“ Ein Wort, fügte der große König hinzu, das sich jeder Preuße ins Herz schreiben sollte, damit wir uns nicht in eine gefährliche Sicherheit einwiegen lassen. Die Fürsten dieses Landes müssen ganz Kerb sein, oder sie sind verloren. Diese Aeußerung des Fürsten Kaunitz erinnert übrigens nur zu lebhaft an die Worte, welche nach dem Jahre 1848 der österreichische Minister Schwarzenberg sprach: „Man muß Preußen demüthigen, um es zu vertilgen.“

Der Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph ließ den Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen bald offen hervortreten, sodas sich die beiden Mächte, welche schon so manchen Feldzug gegeneinander durchgefochten, nochmals im Jahre 1778 in Böhmen mit gezücktem Schwerte gegenüberstanden. Allein das politische Uebergewicht neigte sich, ohne daß es zu einem ordentlichen Kriege kam, auf die Seite, welche Preußen verfocht; und der Ausbruch dieses Uebergewichts war der Friede zu Teschen, in welchem Oesterreich alle eingenommenen Landschaften wieder herausgeben mußte, mit Ausnahme eines kleinen Bezirks. Friedrich II. sagt am Schluß seiner Erzählung von diesem Krieg und Frieden:

Deutschland ist noch einmal vor dem kaiserlichen Despotismus sichergestellt worden. Der Kaiser hat eine Art von Demüthigung erfahren. Aber welche Wirkungen wird dieser Krieg für die Zukunft haben? Wird der Kaiser vorächtiger, wird der Frieden gesicherter sein? Jedes Ereigniß liegt in den Mäglichkeiten der Zukunft.

Wenn das erste Kapitel des Ranke'schen Werks eine übersichtliche Darstellung der Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich bis zum Jahre 1779 enthält, so gewähren uns die neun folgenden Kapitel eine treffliche Schilderung der Geschichte dieser beiden Mächte und ihrer

Beziehungen zu dem übrigen Deutschland und zu den andern europäischen Staaten bis zum Jahre 1785. Ammerst interessant ist die Charakteristik des Liberalismus Joseph's II. und seiner religiösen Anschauungen, ebenso die der französischen Politik, welche allezeit den „germanischen Körper“, wie man in Versailles das Deutsche Reich nannte, von Oesterreich und Preußen unterschied. Man wollte in Frankreich den österreichischen Kaiser nicht zum unbedingten Meister des Reichs werden lassen; aber mit noch größerem Eifer suchte man den Einfluß des jugendlich aufstrebenden Preußens auf dasselbe fern zu halten. Als der preussische Gesandte in Paris, Baron von Goltz, und die Minister Hundenstein und Herzberg Friedrich II. darauf aufmerksam machten, daß der französische Hof „nicht viel Gefallen finde“ an der preussisch-deutschen Politik, antwortete der große König sofort:

Ob Frankreich einen Bund der deutschen Fürsten billigt oder nicht, muß uns im Grunde gleichgültig sein. Die Sache ist eine gute, und das vor allem ist ins Auge zu fassen. Ich meine, man darf weder Sklave der Franzosen sein, noch der Oesterreicher, noch der Russen.

Im elften und zwölften Kapitel beschreibt der Autor den Ursprung, die Einleitung und den Abschluß des Fürstenbundes. Das dreizehnte Kapitel enthält unter anderm eine Schilderung der Politik Friedrich's II. in seinen letzten Lebensjahren. Bei dieser Gelegenheit läßt uns Ranke tiefe Blicke in die ganze Größe dieses gewaltigen Geistes thun, dessen Leben einzig in der Geschichte dasteht. Wir wollen in dieser Beziehung nur einen oder zwei Punkte kurz hervorheben.

König Friedrich sprach sich einmal in einem Briefe an den Herzog von Braunschweig, mit welchem er auf vertrautem Fuße stand, über den seit der Eroberung von Ostindien zunehmenden Reichthum von England aus. Er fand denselben schädlich für die Nation und für die Regierung, denn dadurch werde Luxus und Künstlichkeit (er hätte hinzusetzen können: gieriger Krämergeist) befördert, die früher gewiß achtungswerthe politische Haltung gehe verloren. Er schreibt:

Sie, in Ihrem Untersachsen und ich in meiner Sandbüchse (sablonniers) haben nicht zu fürchten, daß der Reichthum die Gefühle unserer Mitbürger verdirbt. Ich ziehe unsere Einfachheit und unsere Armuth diesen bösen Reichthümern, welche die Würde der Menschen untergraben, vor. Unser Schmutz sei Ehre, Muth und Uueigennützigkeit; mit diesen Eigenschaften werden wir allen Millionären und allen Erbsüssen der Welt vorzuziehen sein. Man muß den Menschen in dem Menschen suchen und nicht in Neugierlichkeiten (dans des dehors), die ihn umgeben, aber nicht ihm gehören.

In seinem Testament sagte er: „Ohne Bedauern gebe ich den Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigern Natur zurück, die mir ihn verliehen, und meinen Körper den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist.“ Die mystischen Beziehungen, durch welche die Religion Gott und Mensch vermittelt, hielt er für eingebildet; für ihn bestand diese Luft in ihrer Weite, die alles Sinnes der Vernunft spottet und geistig nicht wohl ausfüllbar ist; von der Offenbarung im Wort wollte er nichts hören. „Mit dem Ewigen verband ihn“, wie Ranke bemerkt, „nur die ungeschriebene Offenbarung desselben in jeder Seele, das moralische Pflichtgefühl, welches bei ihm in der Sorge

für den Staat und dessen Angehörige, in der weisen und sichern Leitung des von ihm beherrschten Gemeinwesens erschien.“

Die letzten sechs Kapitel enthalten die Geschichte des Regierungsantritts Friedrich Wilhelm's II., sie schildern die Ausöhnungspläne zwischen Oesterreich und Preußen, die Irrungen und den Feldzug in Holland, die Befestigung des Fürstenbundes, die Ideen einer Reichsreform im Fürstenbunde u. s. w. Von hohem Interesse sind hier die patriotischen, die Reichseinheit bezweckenden Bemühungen des Herzogs Karl August von Weimar, welcher z. B. in einem Schreiben an das kurfürstliche Ministerium „den Geist der Trägheit, der die Reichsfürsten seit dem Westfälischen Frieden drückte“, bitter anklagte und den „Nationalgeist, der in seinen letzten Spuren zu erlöschen drohte“, wieder zu erwecken suchte.

Das hohe Ziel, welches Friedrich II. und Karl August anstrebten, ist jetzt so ziemlich erreicht. Möge es für Deutschland und die ganze civilisirte Welt die besten Früchte tragen!

Es gibt verschiedene werthvolle Bearbeitungen der Geschichte des deutschen Fürstenbundes; wir erinnern nur an die betreffenden Werke von Johannes von Müller, Dohm, Adolph Schmidt u. a. Allein diese Werke machten die Arbeit Ranke's, welcher in geistvoller Weise diesen Gegenstand und die vorher geschehenen und kurz nachher folgenden historischen Ereignisse mit Meisterhand schildert, in keiner Weise überflüssig. Wenn wir in dem Werke von Ranke auch gerade nicht einer Menge neuer Thatfachen begegnen, so hat der Autor doch dem von ihm behandelten Gegenstande vielfach neue Gesichtspunkte abgewonnen; dazu kommt, daß er die verschiedensten Archive über manche, bis dahin noch nicht genügend aufgekärte Fragen benutzte, z. B. das preussische, das österreichische, das braunschweigische, das niederländische und vornehmlich das weimarische Staatsarchiv, welches letztere unerschöpfbare Aufschlüsse über die Theilnahme der deutschen Fürsten an den Reichsreformbestrebungen enthält.

Eine dankenswerthe Ergänzung des Ranke'schen Werks bietet die Schrift von Friedrich Kapp: „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika“ (Nr. 2), dar, indem sie die Stellung Friedrich's des Großen zum amerikanischen Unabhängigkeitskriege und sein späteres Verhältniß zu den Vereinigten Staaten quellenmäßig erörtert und die mangelhaften und tendenziösen Darstellungen corrigirt, welche selbst von gefeierten Geschichtschreibern über die Beziehungen Friedrich's II. zu den nordamerikanischen Freistaaten ausgingen. Allerdings nehmen diese Beziehungen nur einen untergeordneten Rang in Friedrich's auswärtiger Politik ein; gleichwol offenbart sich in ihnen eine so richtige Beurtheilung oder vielmehr Beurtheilung der englischen Politik, eine so aufmerksame Fürsorge für die preussischen Handelsinteressen und, abgesehen von dem oft ängstlichen Ankammern an die Irrlehren des Mercantilsystems, ein so richtiges Maß zwischen den erstrebten Zielen und den dafür in Bewegung gesetzten Mitteln, daß man es nur bewundernd anerkennen muß, wenn der bereits alternde König bei aller Aufmerksamkeit, die er der russisch-orientalischen Politik zollte, während des Bairischen Erbfolgekriegs und der auf die Regeneration Deutschlands

gerichteten Bemühungen noch die Zeit erübrigte, sich mit ungeschwächten Kräften mit der jungen transatlantischen Republik in wichtige Unterhandlungen einzulassen. Sicherlich ist es ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß der königliche Philosoph von Sansouci und der bürgerliche Philosoph Benjamin Franklin mit der Unterzeichnung des preussisch-amerikanischen Freundschafts- und Handelsvertrags den letzten Act ihrer öffentlichen Thätigkeit in Europa abschlossen.

In einem höchst interessanten Anhang, der dem Rapp'schen Buche beigelegt ist, werden die oft erwähnten und vielfach überschätzten Bemühungen der Vereinigten Staaten, das Seerechtsrecht nach humanern Principien zu regeln, ausführlich besprochen. Wir geben dem Verfasser gern darin recht, daß die nordamerikanische Union bei diesen Bemühungen nicht immer von durchweg ehrlichen Motiven geleitet worden ist; auch darin stimmen wir ihm bei, daß Deutschland die Freundschaftsver sicherungen der Amerikaner mit Vorsicht anzunehmen hat. Dennoch sind wir der festen Meinung, daß die Interessen Deutschlands und der Vereinigten Staaten sich vielfach berühren und daß es die Aufgabe der Regierungen und der Vertreter beider Länder ist, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der mächtigen transatlantischen Republik in jeder Hinsicht zu stärken und zu pflegen. Was Friedrich der Große für Preußen begonnen, sollten seine Nachkommen als Kaiser des Deutschen Reichs zum Vortheil von ganz Deutschland weiter ausführen.

Die Schrift von Wilhelm von Giesebrecht: „Deutsche Reden“ (Nr. 3), ist eine Sammlung von Gelegenheitsreden, die zwar zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gehalten wurden, welche aber dennoch durch den nationalen Gedanken, der sie durchzieht, miteinander verbunden sind und ein Ganzes bilden. Die in Rede stehenden fünf Vorträge des berühmten Historikers, der zu den besten Schülern Ranke's zählt, haben folgende Titel: 1) „Die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft“; 2) „Der erste deutsche Missionar in Preußen“ (Erzbischof Brun-Bonifacius, geb. ums Jahr 976, gest. 1009); 3) „Die Entwicklung des deutschen Volksbewußtseins“; 4) „Uebersiege ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“; 5) „Der Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwicklung“.

Die moderne deutsche Geschichtswissenschaft, in deren Entwicklung wir jetzt stehen, hat sich nach der Ansicht Giesebrecht's mehr im Gegensatz gegen jene philosophisch-ästhetische Richtung, welche Herder und Schiller anbahnen halfen, als im Anschluß an dieselbe durchgebildet; sie nahm recht eigentlich die gelehrte Historie der frühern Zeit wieder auf, aber doch mit ganz anderer Energie, mit einem ungleich größern Reichthum von Ideen und Anschauungen und vor allem in dem Gefühl voller Freiheit und Selbständigkeit. Der Autor sagt:

Und fragt man, woher ihr der Impuls kam, das Wert der Vergangenheit in einem ganz neuen Geiste fortzuführen, so ist vornehmlich auf die großen Weltereignisse hinzuweisen, welche an der Scheide des vorigen und unsers Jahrhunderts alle Völker nach langem Schlafe durchrückelten und vor allem uns Deutsche einmal recht kräftig daran erinnerten, daß wir ein Volk, ein großes Volk seien, was wir fast vergessen hatten.

In der That ist auch die Zeit der Freiheitkriege der nationale Born, aus dem unsere Geschichtschreibung neues Leben schöpfte. Seit dieser Zeit wurde der nationale Gedanke die treibende Kraft der deutschen Historiographie, und der Glaube an die unerschöpfte Lebensfülle der Nation und an das Vaterland gab ihr immer von neuem Muth und Frische.

Der Schluß des trefflichen Vortrags, den Giesebrecht am 28. März 1867 in München zur Feier des Stiftungstags der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften hielt, lautet also:

Die Historiographie folgt zu allen Zeiten den großen Impulsen des öffentlichen Lebens. Unsere Geschichtschreibung ist nationaler geworden, weil sich in uns allen das deutsche Bewußtsein jetzt mächtiger regt, als in den beiden verflohenen Jahrhunderten. Ihre ganze patriotische Kraft wird sie aber erst dann entfalten, wenn der deutsche Staat geschaffen ist, der unser Volk aus der Enge in die Freiheit führt, es zum Herrn und Meister seiner Geschichte macht. Wir fühlen wohl, daß unsere historischen Werke, obschon sie vielseitiger, durchdachter, in manchem Betracht reifer als die der Engländer und Franzosen sind, doch ihnen an ergreifender Wirkung nachstehen, und wir haben die Gründe nicht weit zu suchen. Fallen diese Gründe einst weg, so wird auch die deutsche Historiographie, wie wir hoffen, sich jeder andern ebenbürtig erweisen. Die deutsche Philosophie hat vielleicht ihre Blütezeit hinter sich, die deutsche Geschichtswissenschaft scheint noch Knospen zu treiben.

Möge das neuerstandene Deutsche Reich diese Knospen in Frieden und Freiheit zur schönsten Blüte gedeihen lassen!

In der Broschüre von A. Lammer's: „Deutschland nach dem Kriege“ (Nr. 4), finden wir die Ideen niedergelegt, welche der Verfasser in Bezug auf ein Programm national-deutscher Politik hat. Der nationale Einheitsdrang, meint Lammer, welcher im tiefsten Grunde alles das hervorgebracht hat, woran wir uns gegenwärtig nach dem über Frankreich errungenen Siege erfreuen, wird sich zwar in der Hauptsache mit dem Gewonnenen befriedigt erklären, aber „doch noch gegen verschiedene, niemand nütze Geminnisse des Reichsgetriebes in den Gemüthern zu wirken fortfahren, bis man ihm auch darin thatsächlich genugthut“. Und auch wir glauben, daß sich das deutsche Freiheitsbewußtsein bei dem Gegebenen nicht ganz beruhigen, sondern mit gelassener Stetigkeit und fester Ausdauer dahin streben wird, daß sowol das Recht des einzelnen Bürgers, wie der gesetzliche Einfluß der Volksvertretung in Angelegenheiten der Schule, der Kirche und des Staats auf unerschütterliche, einer wahren Volksfreiheit entsprechende Grundlagen gestellt werde.

Lammer's erkennt die großen Leistungen des glänzenden Dreigestirns: Bismarck, Roon und Moltke gern und vollkommen an, ist aber doch der Ansicht, daß sich in staatlichen Dingen und selbst in Bezug auf Heeresorganisation manches verbessern lasse. So hält er namentlich die dreijährige Dienstzeit für zu lange und, wie die brave Haltung der Baiern in dem jetzt beendigten Kriege gelehrt hat, für nicht absolut notwendig. Eigenthümlich, ja komisch aber klingt es, wenn er „die Einführung des Votens“ empfiehlt.

Es ist uns nicht möglich, hier auf die vielfachen, in etwas bunter Reihe aufgeführten Punkte einzugehen, die der Verfasser in seinem nationalen Programm hervorhebt, welches vornehmlich auch die nationalökonomischen Fragen

berücksichtigt; nur auf zwei Dinge möchten wir in aller Kürze besonders hinweisen.

Zunächst ist das, was der Autor über das Colonisations- und Emigrationswesen sagt, ganz vortrefflich, und ebenso sind dann seine Bemerkungen über die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Reform unserer öffentlichen Schul- und Unterrichtsanstalten sehr der Beachtung werth.

Am Schluß seiner kleinen, aber geist- und inhaltsvollen Schrift berührt Lammer auch kurz die sociale Frage und läßt sich in dieser Beziehung (halb prophetisch) also vernehmen:

Die Niederlage Frankreichs, als der Wiege des modernen Socialismus, kann an diesem unmöglich spurlos vorübergehen. In Frankreich selbst mögen nach der Entsefflung so vieler arger Leidenschaften durch die Revolution und den sogenannten Volkskrieg, nach der Gewöhnung von Hunderttausenden an einen aufgeregten Müßiggang und an ein sorgloses, nimmerfettes

Leben auf öffentliche Kosten neue communistische Ausbrüche bevorstehen; aber in Deutschland werden nicht wenige Arbeiter, sollte man denken, zu den verachteten unscheinbaren Pfaden stiller Selbstbildung zurückkehren, als den einzigen, die wirklich vorwärts und über lohnende Stationen an ein erquickliches Ziel führen. Die Bildungsvereine, welche diesem edeln Drange sich zu hauptsächlichsten Trägern darbieten, die Volksbibliotheken und die Arbeiterclubs werden dann in neue Aufnahme kommen. Ihre Mitglieder und Rugnießer werden mit uns andern einem todtten Schätze von sogenanntem Glück, der auf Kosten der übrigen Stände gewaltthätig erobert werden soll, die Kraft vorziehen, welche sich durch beständige Uebung und Erhöhung nach und nach in den Besitz aller irdischen Güter zu setzen vermag — in ähnlichem Sinne wie vor hundert Jahren Lessing dem abstumpfen Besitz der Wahrheit das erfrischende, unablässige Streben nach ihr vorzog. Das socialistische Ideal ist nur die Widerspiegelung vergangener brutaler Epochen in einem wüsten Traum: für die wachende Vernunft ist es Bildung allein, was innerlich frei und wahrhaft reich machen kann.

Rudolf Dorch.

Vorträge von Karl Heinzen.

Deutscher Radicalismus in Amerika. Ausgewählte Vorträge von Karl Heinzen. Zweiter Band. Herausgegeben von dem „Verein zur Verbreitung radicaler Principien“. 1871.

Man hat seit Jahren in Europa nichts von Karl Heinzen gehört, man hielt ihn für todt oder verschollen, und man war im allgemeinen nicht gerade sehr betrübt darüber. Indessen der vorliegende Band belehrt uns, daß er noch rüstig in der alten Sphäre fortwirkt, und auch an Ansehen in seinen Kreisen scheint er nichts verloren zu haben, da uns der „Verein zur Verbreitung radicaler Principien“ mit einer Sammelausgabe seiner besten Vorträge beschenkt. Das Buch ist wol hauptsächlich für Amerika bestimmt, verdient jedoch auch bei uns eine wenigstens flüchtige Beachtung.

Und zwar zunächst in Bezug auf die Persönlichkeit des Verfassers. Heinzen will culturhistorisch immerhin beachtet sein, und diese Vorträge bieten das beste Material zu seiner Beurtheilung. Der älteste ist 1850 gehalten worden, der jüngste 1869, sie umfassen also einen beträchtlichen Zeitraum in seinem Leben und weisen eine gewisse Entwicklung auf. Diese Entwicklung geht nicht zum Schlimmen von statten, Heinzen ist mit den Jahren doch gefesteter und besonnener geworden. Da aber diese Vorträge nur das umfassen, was er selbst für sein Bestes hält, und verhältnißmäßig frei sind von dem gemeinen Geschimpf in welchem er seine Stärke nur zu häufig zu zeigen liebte, so lassen sie seine Anschauungsweise in ihrem bessern Kerne erkennen. Es mag paradox klingen, aber es ist wahr: Heinzen ist ein Priester der Humanität. Die ideale Auffassung des Lebens, ihre ewige Bedeutung gegenüber einem rein materiellen, auf den bloßen Gelderwerb abzielenden Treiben, die Berechtigung und der Werth des freien Denkens allem politischen und religiösen Aberglauben und aller Heuchelei gegenüber, das sind die Principien, welche er vertritt. Aber er vertritt die Humanität nur, soweit er sie versteht und zu erfassen vermag. Er hat unstreitig über manche Frage scharf nachgedacht, vieles hat ihm das Herz im Innersten bewegt, aber es fehlt ihm alle Tiefe und

Sicherheit der Bildung, und so steht er vielen Dingen ebenso beschränkt und verständnißunfähig gegenüber, wie die von ihm bekämpften „Jesuiten“ und „Dunker“ andern. Und vor allem schreckt er ab durch eine furchtbare Roheit des Gemüths. Man braucht kein „Fürstentknecht“ zu sein, um über den Hohn empört zu werden, womit er zweimal Friedrich Wilhelm IV. vortwirft, daß er sein königliches Antlitz mit Knebelbrühe gewaschen. Und wie gemein ist der Ausfall gegen Kinkel! „Während man dem Humburger Kinkel Tausende zuwarf, die er gewissenlos verschleuderte oder nicht zu benutzen wußte, brachte meine Rundreise nicht einmal die Reisekosten auf.“ Dies Pröbchen mag auch zeigen, wie viel ganz gewöhnliche Eitelkeit überall zum Vorschein kommt, die unbefriedigten Ehrgeiz zu nennen unangemessen wäre.

Dazu fehlt überall die Grazie der Form. Den Humor zwar vermag Heinzen manchmal zu treffen und die Geschichte von den sibyllinischen Büchern oder einzelne Abschnitte in dem Aufsatz über „Mensch und Magen“ sind recht gut erzählt, aber meist ist die Rede schlotterig und salop. Damit wird die Form freilich zum adäquaten Ausdruck des Gedankens. Denn auch wo dieser an sich schön und tief und fein ist, ist er selten sauber bis zu Ende gedacht und gegen die verwandten Gedanken abgewogen. Neue Gedanken wird man bei Heinzen überhaupt nicht suchen.

Zum andern ist das Buch interessant für die Kenntniß amerikanischer Verhältnisse. Die Vorträge lassen auf den Gedankenkreis, die Stimmungen und Gefühle des Publikums schließen, für das sie gehalten sind, und bieten auch manchen charakteristischen Zug für den, welcher sich mit den socialen Zuständen und den Parteiverhältnissen der großen Republik vertraut machen will.

Ein guter Theil der Reden behandelt das gegenseitige Verhältniß der Deutschen und der Amerikaner, und hier legt Heinzen seine Lanze ein für das Deutschtum und seine Idealität. Die geistigen Güter, welche Europa und

speciell Deutschland in jahrhundertlangem Kampfe erungen, sehen ihm doch überall am höchsten. Daran sollen die Amerikaner anknüpfen, das, was er den deutschen „Kabalismus“ zu nennen beliebt, soll ihnen den geistigen Inhalt für ihre praktische Thätigkeit und ihr großartiges Staatsleben geben. Denn die Thätigkeit zu jedem Werke des thätigen Lebens, die gewaltige Energie des Handelns, das ist ihm der große Vorzug der Amerikaner und ihr gegenüber spielt die deutsche „Dummelei“ eine traurige Rolle. Es versteht sich von selbst, daß er von den Stockamerikanern ebenso wenig erbaut ist, als von ihren Theologen. Er malt die Thätigkeit der letztern mit den schwärzesten Farben und entwirft namentlich ein schreckenerregendes Gemälde von dem wachsenden Einflusse der Jesuiten. Darum aber feiert er auch Humboldt in seiner Festrede vor allem als Segner des christlichen Dogmas und der Theologie überhaupt, welcher er durch seine wissenschaftliche Thätigkeit den Boden unter den Füßen weggezogen habe. Diese Rede ist übrigens an einzelnen Stellen vortrefflich, entspricht im ganzen jedoch aufs genaueste dem von Lindau im Salon für eine Humboldt-Dee aufgestellten Schema. Man könnte fast zu dem Glauben verführt werden, sie habe dem Kleinsüßler als Modell gedient.

Ein paar Reden beziehen sich auf den amerikanischen Krieg; ihre Tendenz ist durchaus abolitionistisch, und sie suchen vor allem zu zeigen, wie eine Lösung der Skavenfrage von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwieriger geworden sei, und wie es daher jetzt gelte, der „eigenthümlichen Institution“ ein für allemal ein Ende zu machen. Der weitaus größte Theil der Vorträge aber behandelt Fragen der Popularphilosophie. Feinzen untersucht das Wesen des Wuths, der Wahrheit, der Humanität. Die Gedanken sind selten neu, aber oft gut und treffend; leider aber ist alles in durchaus roher Form vorgebracht und nicht tiefer begründet. Die Behandlung solcher Themen kommt einem Bedürfnisse entgegen, das auch in Deutschland nur zu lebhaft empfunden wird. Unsere Cultur hat eine Unzahl philosophischer, moralischer und politischer Begriffe in Umlauf gesetzt, die von der großen Menge nur halb verstanden sind, mit denen sie nur eine unklare Vorstellung verbindet.

In den Kreisen der Gebildeten steht es kaum besser. Das Studium der Philosophie ist in Deutschland seit Jahren sehr vernachlässigt worden und am meisten das der praktischen Philosophie. Man muß erschrecken, wenn man ein paar Jahrgänge unserer Zeitungen durchsieht und die Theorien betrachtet, welche dort abwechselnd, gestützt auf eine Thatsache, die augenblicklich gerade Aufsehen macht, vorgetragen werden. Das Publikum aber greift entweder nach dem, was seiner jeweiligen Leidenschaft den richtigen Ausdruck gibt oder es holt sich aus seinem Lieblingsblatte überhaupt erst die Richtung für seine unentschlossen hin- und herschwankenden Anschauungen. Daraus erklären sich zum Theil die auffallenden Umschläge in der öffentlichen Meinung, die wir in den letzten Jahren erlebt haben. Es gab eine Zeit, in der die Leute wenigstens wöchentlich einmal von der Kanzel herab zum Nachdenken über einen Gegenstand veranlaßt wurden, der mit der gemeinen Thätigkeit des täglichen Lebens keine Berührung hat; jetzt ist der größte Theil der Bevölkerung der Kirche entfremdet, und unsere heutigen Prediger pflegen wenig geeignet zu sein, den denkenden Kopf anzuziehen. Die Menschen aber sehnen sich bewußt oder unbewußt nach Klarheit der Anschauungen, und pflegen demjenigen zuzufallen, der ihnen diese zu geben verspricht. Darauf beruht nicht am wenigsten die Macht unserer Demagogen. Sie analysiren die allgemeinen Begriffe vor der Masse und geben ihr für ein Wort und ein dunkles Gefühl einen bewußten Inhalt. Daß dieser Inhalt nur zu häufig ein falscher oder nur halb wahrer ist, darin liegt das Verderbliche ihrer Wirksamkeit.

Was wir brauchen, ist eine Wiederbelebung der populärphilosophischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Man pflegt jetzt vornehm darauf herabzusehen, aber wer uns z. B. eine Abhandlung über die Vaterlandsliebe lieferte, welche unserer Zeit so entspräche, wie die von Abbt der seinigen, würde sich ein großes Verdienst erwerben und könnte der dankbaren Anerkennung von Tausenden gewiß sein. Zu solch einem Unternehmen aber ist klares Denken, warmes Gemüth und größte Gewandtheit der Form erforderlich. Feinzen ist jedenfalls nicht dazu berufen.

Feuilleton.

Ein polnisches Urtheil über einen deutschen Roman.

Es ist interessant, daß auch die Polen der deutschen Literatur eine wachsende Theilnahme zuwenden. So bringt die polnische Zeitschrift „Tydzien“ (Nr. 11, 1871) eine eingehende Besprechung der Erzählung: „Das Vermächtniß der Millionärin“, von Robert Waldmüller. Es heißt darin: „Durch Zufall kam uns diese Erzählung in die Hand — und als wir hineinsahen, fanden wir polnische Namen, polnische Typen, und die Menge ist beschlich uns, zu erfahren, wie ein uns fremder Schriftsteller die unglücklichen Paria Europas aufgefaßt und dargestellt habe. Die Polen kommen als Material und Thema poetischer Schöpfungen nicht allzu häufig in der Literatur vor. Eine Zeit lang beschäftigte man sich mit Vorliebe mit uns, jetzt aber, wenn man uns nicht als gehaftete Aufbringlinge behandelt, sieht man uns doch mindestens über

die Achsel an. Zur Zeit Platen's und Mallig' galten wir für Selben, Seine verspottete uns unbarmherzig. Gustav Freytag hat unsere leicht erfaßte Realität carikiert, und wenn seit dem Jahre 1863 irgendjemand Polen erwähnt hat, so geschah es nur, um zu beweisen, daß er keinen Begriff davon habe. Ich übergehe, was man unter dem Vorwande der Politilit von uns spricht — weit interessanter ist es zu erfahren, wie wir uns in einer deutschen Erzählung ausnehmen mögen.“

Es folgt eine Aufzählung der von Robert Waldmüller veröffentlichten Dichtungen, worauf der Verfasser der Kritik fortfährt: „Wir glauben, daß es unsere Leser ebenso wie uns interessieren wird, zu erfahren, wie der Verfasser die Polen, welche die Hauptrolle darin spielen, geschildert hat. Und vorerst wollen wir ihm zugestehen, daß er sich bemüht hat, einigermaßen in ihr Leben, ihre Verhältnisse, Gefühle und ihren Nationalcharakter

einzubringen, da er mit ihnen zu thun haben wollte; daß er Polen studirt hat, soweit dies anging, ehe er es als Thema einer Erzählung benutzte. Dies Studium hat ihn nicht so weit geführt, als Cherbuliez in seinem *Hrn. Dolski*; denn jener hat auch die dem Auge kaum sichtbaren Nuancen unserer Nationalfehler und Tugenden errathen; aber wenigstens kann man Robert Waldmüller nicht vorwerfen, daß er die Hauptzüge nicht mit einer gewissen Wahrheit erfaßt habe. Es handelte sich bei ihm auch nicht so sehr um die detaillirten Schattirungen einiger Charaktere, als um lebhaft dramatische Handlung, die von seiner glühenden und reichen Phantasie geleitet wurde.

„Ein Hauptvorzug, den das Talent des Verfassers besitzt, ist seine lebhafteste Einbildungskraft und seine seltene Leichtigkeit, immer wunderbarere Verwickelungen und Situationen zu erfinden und herbeizuführen. Die Figuren der Erzählung sind mehr originell, scharf markirt und lebhaft colorirt, als jart und sorgfältig angeführt; die Erzählung läuft, jagt, stürzt auf Wege, die man am wenigsten erwartete, dem Ende zu, und bei jeder Wendung begegnet sie einer neuen Gestalt, einem neuen Abenteuer, einem neuen, mit kräftigen Farben ausgeführten Bilde. Der Roman zieht uns an, erstaunt, beschäftigt uns, allein er beruhigt nicht, weil er mit ungleichen Springen oft über bedeutende Zwischenräume hinwegsetzt, dann wieder anhält und lange an einem Orte verweilt, wo dies am wenigsten gerechtfertigt erscheint. Der Verfasser ist ein Mann von unbestreitbarem Talent, von anerschöpflicher Einbildungskraft, bedeutender Kenntniß der Welt, der Menschen, des Lebens der Völker und der Einzelheiten, aus welchen dasselbe besteht. Er kennt Polen, England, Indien, Europa, seine Zustände, alle Gemüthe und Freuden der großen Welt, alles Glend der kleinen Welt. In dem ganzen Werke offenbart sich ein rechtschaffener, edler, erhabener Gedanke, ein sittlicher Zweck, welcher ohne Hiererei und affectirte Bescheidenheit erreicht wird.“ Hier folgt eine gedrängte Skizze des Romans, wobei über die Behandlung gesagt wird: „Gewiß wäre es keinem Polen im Traume eingefallen, eine polnische Familie in einer Umgebung zu schildern wie die, in welcher der Verfasser die Familie des Grafen Wieliski vorführt. Fast die ganze Handlung geht auf dem Straßenpflaster von London vor.“

Ueber die einzelnen Charaktere des Romans heißt es: „Unter diesen immer neuen Gestalten tritt auch die schönste hervor, die von Boleslaw Ofsinski, dem Sohne eines Emigranten, von edelm und unabhängigem Charakter, der als Lehrer der Söhne in das Haus des Grafen kommt. Theophila's Charakter ist schön und sehr geschickt gezeichnet. Ebenso anziehend ist der Charakter der Jipora, die Frau des Juden Aaron, welchen Boleslaw liebt, eine phantastische aber reizende Frauengestalt. Ausgezeichnet ist auch der Amerikaner Greig, der Petroleumhändler, der Typus eines Speculanten und Millionärs aus der Neuen Welt, und die ganze Familie des Bankiers Cerigotto, sowie der englische Lord Pottinger u. a. Es ist erstaunlich, welchen Reichthum von Phantasie der Verfasser auf dies Werk von drei Bänden oder vielmehr Bändchen verwandt, mit welcher äppigem Colorit er diese londoner Welt gemalt hat! Groß ist seine Kenntniß des dortigen Lebens und treffend die Zeichnung. In den Charakteren der polnischen Aristokraten, abgerechnet was sie für uns Fremdartiges, mehr in der Art der Vorführung als in den Zügen selbst haben — ist viel Wahrheit. Man findet solche Wieliskis, solche Theophilis, auch solche Hedwigs, sogar solche Marynias.“

„Aber Wieliskis werden nur noch in Galizien geboren, ganz anders sehen sie im Poleschen aus, wieder anders im Ausland. Boleslaw Ofsinski ist als der Sohn eines Emigranten, der im Auslande erzogen worden, ebenfalls gut aufgefaßt. Der Gegensatz seiner Ansichten zu denen, welche die Wieliskis von Hause mitgebracht haben, ist lebhaft geschildert. Wenn der Verfasser weniger Personen, weniger Ereignisse, weniger episodische Bilder aufgehäuft hätte, würde die psychologische Seite der Erzählung dabei gewonnen haben; sie hätte sich breiter entwickeln können. Verfehlt ist, unserer Ansicht nach, nur die alltägliche und verwischte Gestalt Josephinens, der Frau des Grafen Wieliski, die stellenweise fast überflüssig erscheint.“

„Man erkennt in dem Verfasser einen Dichter, und was mehr ist, ein edles Herz und rechtschaffene Grundzüge, die er durch den Mund Boleslaw Ofsinski's ausspricht. Wir finden viele für uns bittere Wahrheiten, aber zugleich auch eine gewisse Art von Sympathie und Verständnis. Das Buch ist wirklich eigenthümlich und auf eine neue Art geschrieben. Es sind viele Gedanken darin, doppelt so viel Bilder, aber Glanz, Farbe, Leben und Bewegung am meisten. Eine seltene Kenntniß aller europäischen Verhältnisse und Sitten ist darin enthalten. Die Wahrheit in den Details und das Localcolorit sind Folge eines stichlichen Studiums. Mutatis mutandis, eine Uebersetzung in die polnische Sprache könnte interessant sein.“

Bibliographie.

Abt-Salleman, F. C. D., Herz und Geld. Ein Poljeroman. 3 Bde. Hannover, Hämpler. 8. 5 Thlr.
 Baumberger, E., Zur Naturgeschichte des französischen Krieges. Leipzig, C. Hinrichs. Gr. 8. 12 Ngr.
 Biehl, W., Die Idee des Guten bei Platon. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 5 Ngr.
 Braun, F. S., Ein starkes Herz. Erzählung. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Buchholts, H., Die Tauskunst des Euripides. Leipzig, Toubner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Christlan, E., Plaudereien über Kunstinteressen der Gegenwart. Berlin, Sorenstein. Gr. 8. 5 Ngr.
 Cramer, B., Die deutsche National-Loge. Manuscript für Brüder. Leipzig, Fintel. Gr. 8. 12 Ngr.
 Dahn, F., Die Schlacht von Sedan. Gebicht. Würzburg, Stahel. Gr. 16. 3 Ngr.
 Dellisch, F., Ein Tag in Capernaum. Leipzig, J. Neumann. Gr. 16. 18 Ngr.
 Feis, C., Das Geheimniß der vier Tage. Roman. 4 Bde. Jena, Gohndle. 8. 5 Thlr.
 Flora's Tagebuch. München, Kaiser. Gr. 16. 9 Ngr.
 Friedenslieder. Krieg dem Kriege. Altona, Bauer. Gr. 16. 3 Ngr.
 Friauchauf, J., Grundriss der theoretischen Astronomie und der Geschichte der Planetentheorien. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
 Grube, A. W., Der weltliche Nachbar. Lebensbilder aus dem großen Kriege von 1870/71. Nach wahrheitsgetreuen Documenten geschildert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 15 Ngr.
 Henke, W., Die Menschen des Michel-Angelo im Vergleich mit der Antike. Vortrag. Rostock, Kuhn. 8. 15 Ngr.
 Hoff, J., Die Wegnahme der „Frei“ in brittischem Gewässer. Aus der Neutralitätspraxis des deutsch-französischen Krieges. Götta, H. Besser. Gr. 8. 6 Ngr.
 Jhering, R. A., Vaterlands-Kriegs- und Siegesgeschichte 1866 und 1870. Ne, durch einen Anhang von 1871 vermehrte Aufl. Leipzig, Siegmund u. Wolfenig. Gr. 16. 10 Ngr.
 Juvalit, W. v., Forschungen über die Feudalzeit im curischen Rationen. 1stes und 2tes Hest. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
 Klöden, G. A. v., Afrikanische Inseln. 1ste Abth. Berlin, Weidmann. Gr. 4. 15 Ngr.
 Köhler, R. A. v. (Boly Henric), Moderne Sirenen. Roman und Actualität. 3 Bde. Leipzig, Seltzer. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
 Kraus, E., Der deutsche Siegeszug durch Frankreich 1870 und 1871 oder die sähne Kranzspieglerin. Historische Erzählung. In 32 Heften. 1stes und 2tes Hest. Berlin, J. F. Seymann. Gr. 8. a 3 Ngr.
 ———, Deutschlands Volkstriege gegen Frankreich oder die bleiche Frau von Mainz. Historische Erzählung des deutsch-französischen Feldzuges im Jahre 1870 und 1871. In 32 Heften. 1stes und 2tes Hest. Berlin, J. F. Seymann. Gr. 8. a 3 Ngr.
 Marjhall, D. v., In Ditsch gefangen. Bremen, Rühmann. 8. 16 Ngr.
 Müller, W., Illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 und 1871. 1ste Hest. Stuttgart, C. Hallberger. Hoch 4. 7 1/2 Ngr.
 Nordenskjöld, O. v., Genealogie des deutschen Kaiserpaars Wilhelm I. und Augusta zurückgeführt auf den Kaiser Sigismund. Herausgegeben von F. Wiese. Berlin, Kortkamp. Gr. 8. 1 Thlr.
 Polmann, A., Kriegs- und Siegesklänge aus Eisenach. Eisenach, Baccet. Gr. 16. 2 Ngr.
 Reuter, F., Der Ultramontanismus in Silbern seit Luther's Tagen dargestellt am 22. März 1871. Kiel, Schöder u. Comp. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
 Reyer, A., Leben und Wirken des Naturhistorikers F. Unger. Im Auftrage des Vereines der Aerzte in Steiermark. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 16 Ngr.
 Schafespeare's, W., dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Dechselhanser. 1ster bis 4ter Bd. Berlin, Ufer u. Comp. 1870. Gr. 8. a 15 Ngr.
 ———, Sprüche und Sprüche zur Pädagogik für Haus und Schule. Duedlinburg, Basse. Gr. 8. 10 Ngr.
 Trampler, R., Correspondenz des Cardinals Franz Fürsten von Dietrichstein (von 1609—1611.) Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.
 Völgel, F., Die Farben des alten und neuen Deutschlands. Anklam, Diege. 16. 1 1/2 Ngr.
 Watt, R., Aus dem Lande der Aegypter. Aus dem Dänischen. Deutsch von A. B. Peters. Bremen, Rühmann. 8. 20 Ngr.
 Weber, E., Die großen Ereignisse unserer Zeit und die evangelische Kirche. Darmen, Klein. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Kaumer.

Herausgegeben

von

W. S. Kiehl.

Fünfte Folge. Erster Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Epißische Culturstudien. Von W. S. Kiehl. — Carlo Allangieri Fürst von Satriano. Von Alfred von Neumont. — Das Project einer sächsischen Republik im Jahre 1800. Von Karl Theodor Seigel. — Jean Froissart und seine Zeit. Von Georg Weber. — Der Weissagungsglaube und das Prophetenthum in der christlichen Zeit. Von J. von Böllinger. — Hilbertin der Dichter des Pantheismus. Von Adolf Wilbrandt.

Nach dem Rücktritt Friedrich von Kaumer's, des verdienstvollen Begründers und bisherigen Herausgebers des „Historischen Taschenbuch“, von der Redaction übernahm dieselbe vom vorliegenden 41. Jahrgang an der berühmte Culturhistoriker Professor W. S. Kiehl in München. Der neue Herausgeber wird bestrebt sein, dem Werke nicht blos die Theilnahme der gelehrten Kreise zu bewahren, sondern auch immer mehr die des größeren Publicums dafür zu gewinnen — ein Ziel, das die Verlags-handlung durch Ermäßigung des Preises auf nur 2 Thlr. für den Jahrgang (statt bisher 2½ Thlr.) auch ihrerseits wesentlich zu fördern hofft.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie. In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von Karl Andree. 4. Fein Velin-papier. Geh.

Zwanzigster Band. Preis 3 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint viermal im Monat in Nummern von je 2 Bogen. 24 Nummern bilden einen Band.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Hundert Jahre.

1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

Heinrich Albert Oppermann.

Neun Theile. 8. Geh. 10 Thlr. 10 Ngr.

Mit diesem trefflichen Werk hat sich der verstorbene Verfasser ein ruhmvolles literarisches Denkmal errichtet. Ein bekannter Kritiker vergleicht es mit Sealsfeld's „Lebensbildern aus beiden Hemisphären“, indem er hinzufügt: in dieser Weise sollten alle Romane geschrieben werden, welche die Gegenwart oder die nächste Vergangenheit schildern wollen! An dem Faden der Zeitereignisse gibt das Oppermann'sche Werk eine Reihe culturgeschichtlicher Schilderungen, die, bald ernst bald humoristisch gehalten, immer frisch, anschaulich und in hohem Grade fesselnd sind.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preussischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Köne,

Appellations-Gerichts-Vize-Präsident a. D., und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

In zwei Bänden von je zwei Abtheilungen.

Diese, mit den neuesten Gesetz- und Verfassungsänderungen vermehrte dritte Auflage des berühmten Werks wird in 16 Lieferungen zum Preise von je 20 Ngr. ausgegeben. Der erste Band, das Verfassungs-Recht, liegt vollständig vor und kostet geh. 5½ Thlr., in Halbfranzband 6 Thlr.; vom zweiten Bande, das Verwaltungs-Recht enthaltend, ist bereits die erste Abtheilung erschienen, der Schluß des Ganzen befindet sich im Druck.

In allen Buchhandlungen ist das Erschienene vorräthig und ein Prospect über die dritte Auflage gratis zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Cranella.

(Wilhelm Langermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, Pfarrer Langermann zu Uxel in der preussischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsetzt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten“ zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Conflictte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lucas Cranach des Ältern Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von

Christian Schuchardt,

Director a. D. der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar.

Dritter Theil.

8. Geh. 2 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1851) haben gleichen Preis.

Die von allen Kunstennern hochgeschätzte Arbeit Schuchardt's über Lucas Cranach findet mit diesem dritten Theile, der nach dem Tode des Verfassers erscheint, ihren ergänzenden Abschluß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 36. —

31. August 1871.

Inhalt: Philosophische Schriften. Von Alexander Jung. — Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Zweiter Artikel. (Schluß.) — Militärische Schriften. Von Karl Gustav von Berned. — Neue Novellen. Von Emil Kaubert. — *feuilleton*. (Karl Gustav von Berned; Julius Bamme.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Philosophische Schriften.

1. Sechs philosophische Vorträge von L. Fortlage. Jena, Rante. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Gott in der Natur. Von Camille Flammarion. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe von Emma Prinzessin Schönau-Carolath. Mit dem Porträt Flammarion's in Stahlstich. Leipzig, Weber. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Immer ist es uns überaus erfreulich gewesen, einem neuen Buche von Karl Fortlage zu begegnen. Dieser Autor besitzt Vorzüge, die man äußerst selten findet. Er ist ein feiner Seelenkenner, er vermag, was er auch behandelt, die psychologische Analyse mit Gründlichkeit und Schärfe durchzuführen, er weiß die verborgensten Seelenzustände nicht bloß zu beschreiben, zu malen, er ist im Besitze der Kunst, derartige Stimmungen sogar musikalisch wiederzugeben; er ist aber auch da, wo er hervortragende Denker in Betracht zieht, stets frei von hergebrachten Meinungen; nie liest er, nach der Unart so vieler, aus bereits vorhandenen Geschichten der Philosophie sein Gutachten zusammen, sondern er urtheilt nach eigenem Studium, nach eigener Anschauung, und wenn darin auch bisweilen etwas von seiner so wohlthunenden Eigenthümlichkeit mit anklängt, es verschärft nur noch die Richtigkeit in der Darstellung des andern. Endlich besitzt er eine so lebhaft wie glückliche Phantasie, die uns sein poetisches Naturell, seinen vollständig ausgebildeten Schönheitssinn außer Zweifel setzt; dabei ist er eines Enthusiasmus fähig, der ihm in unserm mit verflüchtigender, halber Kritik sich abfindenden Zeitalter zur höchsten Ehre gereicht. Wir hätten vor kurzem, als noch die lärmenden Zweckessen an der Tagesordnung waren, im Fall wir das Wagstück durchgeführt hätten, zu einem Platonischen Gastmahl einzuladen, unsere Subscriptionsliste zuerst an Fortlage geschickt. Er hätte der Sache sich aufs eifrigste und geschickteste angenommen, sein Name hätte obenan gelenchtet, und gewiß er hätte eine respectable Zahl der Edelsten nach sich gezogen. Auch würde Fortlage eine Hauptzierde unsers

Symposion gewesen sein. Reich an Gedanken, hinreißend in der Sprachgewalt, anstellig die Gäste zu Streit und Eintracht zu entzünden, in der höchsten Begeisterung doch besonnen und nüchtern, würde er nicht allein als ein echter Abkömmling des göttlichen Plato — welcher er in der That ist —, sondern auch als Sokrates sich glänzend erwiesen haben.

Den Beleg dazu haben wir in Händen. Es sind obige „Sechs philosophische Vorträge“ (Nr. 1). Sie selbst bilden ein wahrhaft Platonisches Gastmahl. Der Sprecher muß einen auserlesenen Zuhörerkreis gehabt haben, den er mit solchen Gängen köstlicher Seelennahrung bewirtheten durfte. Er geht in seiner philosophischen Betrachtung mit Recht von Kant aus, gedenkt Luther's, hebt Jena besonders hervor. Schon hier offenbart er eine so allseitige, kosmopolitische Weltanschauung, wie sie dem Deutschen vorzugsweise eigen ist. Der Inhalt behandelt in gewählter, aber wahrhaft populärer Sprache folgende Gegenstände: „Ueber die Kant'sche Philosophie“; „Ueber Jenas philosophischen Ruhm“; „Ueber Robalis und die Romantik“; „Ueber die Glückseligkeitslehre der Stoiker“; „Ueber das Gastmahl des Plato“; „Ueber die Anfänge der Musik“.

Als echten Dichter, der aber um alles der Philosophie nie entbehren möchte, erweist sich der Verfasser sogleich im Beginn. Man erstaunt, man glaubt, es wäre ihm vergönnt gewesen, einen Blick unmittelbar in jene Lichtwelt zu thun, die jenseit der bekannten Platonischen „Höhle“ vorhanden ist, oder es hätte sich das Kant'sche „Ding an sich“ ihm erschlossen, so lebhaft weiß er uns im Dilbe den Eindruck vorzuführen, welchen der erhält, der sich in Kant vertieft; man ruft aus: „Ja, so ist es auch mir gewesen, so habe auch ich den Contrast zwischen Schein und Sein erfahren!“ Doch eingedenk, daß dem Sterblichen auf der jähesten Höhe wie in der Tiefe bald die Lebenslust schwindet, lenkt der Redner auch wieder ein, um mit dem Kant'schen Imperativ jedem in

Erinnerung zu bringen, daß die Pflicht, ihre strengste Erfüllung, zunächst und vor allem ins Gewicht fällt. Das Kant'sche Moralgesetz wird in seiner Erhabenheit in das hellste Licht gesetzt. Der Verfasser ist überaus glücklich in der Durchführung treffender Parallelen. Eine glänzende dieser Art ist die zwischen Kant und Sokrates. Die Hinweisungen von Kant aus auf Vergangenheit und Zukunft sind von außerordentlichem Ertrage. Die Anmerkungen sind dankenswerth, jedoch stören sie uns bisweilen in der Aufnahme des trefflichen Textes. Wir spenden dem geistvollen Verfasser unsern ganzen Beifall, daß er in unsern Tagen so beispielloser Stillosigkeit, in welchem viele danach streben, nur gerade so phrasenhaft und modisch kostümiert zu schreiben wie andere, sich seine eigene Sprache in aller Reinheit und Schönheit bewahrt hat, daß er überall aus gesundem Stamm und hohem Wuchs frische Blätter, duftige Blüten und labende Früchte hervortreibt.

Je weiter wir in der Lektüre vorrücken, desto mehr überzeugen wir uns, daß das Nacheinander dieser Vorträge ein Ganzes bildet, einem wohlgeordneten Kranze zu vergleichen, in dem jede einzelne Blume sinnig auf alle andern sich bezieht, das Verwandte sich berührt, Ein Band die Zusammengehörigen umschließt. Kant zündete auch in Jena schon durch Fichte, durch Schelling, daher: „Jenas philosophischer Ruhm.“ Wer, der sich auf deutsche Bildung, auf Weimar versteht, müßte nicht auch Jena feiern? Fortlage gibt auch hier einen großartigen Blick auf Außen- und Innenwelt kund. An Reinhold, Wieland, Herder, Fichte werden wir gemahnt, ihrer nie zu vergessen. Die herrliche Charakteristik Fichte's ist hier ein Seitenstück zu der Kant's im frühern Vortrage. Wie klingt S. 57 für den, der Ohren und Combinationsgabe hat, alles mächtig zusammen, wahrhaft symphonisch, wo die Flachen, die Kopfhänger nur Disharmonie herans hören werden; sogar an Schopenhauer's Pessimismus und Ascese muß man denken und wie aus allem der Triumph der Wahrheit und vernünftigen Gottseligkeit hervorgeht — wir beziehen uns auf Fichte's „Anweisung zum seligen Leben“ — wenn man nur Besonnenheit und Geduld hat. Die Anmerkung S. 58 fg. ist von höchster Wichtigkeit, ihr Commentar aber würde uns hier zu weit führen. Wenn unser Sprecher mit Recht die Fichte'schen „Reden an die deutsche Nation“ erwähnt, deren Wirkung so über alle Beschreibung war, daß sie im Geiste schon damals die Franzosen aus Deutschland weit über den Rhein hinauswarf, so hätte unser umsichtiger Autor vor allem auch unsers einzigen Jean Paul hier gedenken müssen. Unablässig war dieser thätig für das gesammte deutsche Vaterland. In seinen „Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche“, in andern großen und kleinen Einzelwerken, in Büchern und Zeitschriften brachte er unsere Schmach uns zu Gehör, zündete er mit Unerforschlichkeit die Brandfackel des Kriegs an, des einstigen Friedens wegen; er warf sie dem Corsicaner ins Angesicht, ermutigte, feuerte die Deutschen an mit einer Fülle der größten Gedanken, in einer Sprache, die so originell und allgewaltig noch niemand zu sprechen wußte. War er doch auch in Weimar von vielen mit Jubel begrüßt worden, zumal von den Frauen. Was aber Jena betrifft, so war diese Stadt der Vorort aller-

dings für künftige Triumphe gewesen. Was Fichte, Schelling, Hegel von der Philosophie aus in Jena gewirkt, es führte nichts Geringeres herbei als ein neues Zeitalter. Die literarische Herrschaft der Franzosen in Deutschland hatte schon aufgehört. Frau von Staël, die ohnehin ebenfalls mit Napoleon verfeindet war, kam viel zu spät und konnte nur noch die beiden Schlegel halbwegs erobern. Fichte, Schelling, Hegel, Schiller in Jena, derselbe Schiller in Weimar setzten dem literarischen Siege über die Franzosen die Krone auf. Die Ueberlegenheit deutscher Intelligenz, deutscher Weltcultur über Frankreich reifte damals in Jena vom Katheder der Zukunft entgegen, und es lag in diesen Siegen deutscher Genien schon mehr als der Keim zu den fernern Niederlagen auch des politischen und militärischen Franzenthums in den Freiheitskriegen und in den gewaltigen Ereignissen der jüngsten Zeit. Es ist bewundernswerth, wie es dem Verfasser gelungen ist, in den kleinen Rahmen seines Aufsatzes ein so lebendiges, an Gestalten reiches, glänzendes Culturgemälde jener Periode von Jena mit treffender Zeichnung und frischesten Farben einzutragen.

Die Folge der nächsten Darstellung: „Ueber Novalis und die Romantik“, ergibt sich wieder sehr natürlich, ist aber auch mit selbstbewußtem, feinfühligem Takte gewählt. Die Freundschaft Hardenberg's mit Tieck, Friedrich von Schlegel und Wackenroder datirt sich, irren wir nicht, von Jena. Auch ist Novalis, der sicher einer der solidesten, feurigsten und genialsten Romantiker war, in seinen Verdiensten noch lange nicht genug anerkannt. Schon allein was Hardenberg in seinen „Fragmenten“ niedergelegt hat, ist für viele noch ein verdecktes Bergwerk, dessen Schätze nur wenige der Heutigen zu würdigen im Stande sind, von denen dagegen andere gelebt haben, ohne es zu bekennen, sodas jene Schätze in ihrem ganzen Reichthum erst der Nachwelt zugänglich sein werden. Dann wird man erst gewahren, welch ein glücklicher Seher in die Zukunft der Dichter des „Osterdingen“ gewesen ist, der selbst da, wo er sich in Paradoxien der kühnsten Art aussprach, die großen Eroberungen der gegenwärtigen Naturwissenschaft schon wie mit einer Zauberruthe anschlug, aber auch Fortschritte der Menschheit, einst allen zugute kommende Wahrheiten von fern spürte, welche unser einseitigen Empiriker nicht zugeben, die aber Resultate künftiger und zwar exacter Wissenschaft sein werden. Kaum hat jemand das Wesen jener ganz eigenthümlichen Romantik, der Novalis angehört, so erschöpfend in stricter Kürze charakterisirt wie unser Autor; aber auch das, was Hardenberg von allen Dichtern und Denkern unterscheidet, trifft Fortlage haarscharf. Das Verbindungsglied zwischen dem zweiten und dritten Vortrage, zwischen Jena und Novalis, Philosophie und Poesie ist hier Fichte. Wieder erhalten wir eine meisterhafte Parallele zwischen Hardenberg und Fichte. Und sogar Kant verträgt sich mit beiden sehr gut, wenn wir an seine geheimnißvolle Welt eines „Dinges an sich“ denken. Voll Tiefsinns und Wahrheit ist der Ausdruck des Verfassers:

Die Fichte'sche Philosophie beweist, daß die physischen Gesetze nicht die Grundgesetze des Universums, sondern die Gesetze einer beschränkten Erscheinungssphäre sind. Unsere Anschauung stimmt mit dieser Erkenntniß nicht überein. Sie

verleitet uns leicht zum Glauben, daß die physischen Gesetze die Grundgesetze des Universums seien.

Und ferner:

Sobald sich uns die Pforten der Urwelt öffnen, behauptet Novalis, wird sich dieser Zwiespalt ausgleichen. Die physischen Gesetze werden uns dann ebenso wenig noch als die Grundgesetze aller Dinge in der lebendigen Anschauung erscheinen, als sie es jetzt schon dem Philosophen in Gedanken thun.

Für den Psychologen und die Unsterblichkeitslehre ist wichtig, was Fortlage über einen Zug der Geister in einer und derselben Familie, über das Nach- und Anstichziehen der einzelnen Glieder mit Beziehung auf das Sterben bemerkt. Auch der bedenkliche Einfluß, den muthmaßlich Friedrich von Schlegel — in dem schon früh eine katholisirende Richtung vorbereitet wird, aus der später strengster Katholicismus folgt — auf Hardenberg ausübt, wird bald darauf hervorgehoben. Mit großartig gestaltender, dichterischer Phantasie wird diese unserm Novalis eigentlich nur von außen her angethane Tendenz weiter verfolgt. Ausgezeichnet ist auch das später über „Weltreligion“ Gesagte. Kurz, wir erhalten in dem Abschnitt ein wahrhaft treues Totalbild Hardenberg's. Wir bekennen überrascht, daß wir all die Einzelmomente und schöpferischen Anläufe, die uns schon vor vielen Jahren diesen wunderbaren Menschen, Novalis genannt, kennzeichneten, in Fortlage's vortrefflicher Darstellung bestätigt finden. Novalis ist ein Dichterphilosoph, in dem Fichte'scher Idealismus, Fichte'scher Welterschöpfungsproceß, Sehnsucht die Natur zu erforschen, zu durchdringen, innigste Religiosität, aus eigener, weiblicher Eigenart entsprungener Marien-Cultus, innerstes Verlangen die entferntesten kosmischen Mächte in sich zu hypostasiren, das Christenthum in seinen tiefsten Lebensnerven zu erfassen, jeglichen Schmerz in Lust zu verwandeln, Natur und Geschichte, die ganze Wissenschaftslehre, alle Künste und Religionen noch dazu, mit männlicher Kraft in Poesie aufzulösen, für die Ewigkeit zu verdichten, zu gestalten, zur alleinigen Wirklichkeit zu erheben und zu verklären, die Probleme sind, die er sich gestellt hat. Novalis ist der Metaphysiker und das Universalgenie unter den Romantikern. Er schaut wieder einmal die Unendlichkeit und den rationalen Zusammenhang aller Ideen, wie Plato ihn einst geschaut hat. Er schaut den Gedankenkosmos.

Auch der Uebergang zum vierten Vortrage: „Ueber die Glückseligkeitslehre der Stoiker“, ist ein stetiger, in den vorhergehenden organisch zurückgreifender und zwar eben wieder durch Novalis. Freilich verhalten sich die Cyniker und Stoiker der Alten zu Novalis — allerdings nur in Beziehung auf ihr Sonderlingswesen, ihre jeweilige Schamlosigkeit und Schroffheit — wie ein unwegsames, lothiges Flachland, wie ein über, starrer Felsen zu einem erhabenen Gebirge voll üppigster Vegetation, von dessen Höhe man in fruchtbare Thäler, in paradiesische Regionen hinausblickt. Und doch, der Mensch siedelt sich überall an und weiß überall sich einzurichten und fortzukommen. Noch dazu verfolgten Cyniker wie Stoiker nach ihrer Art, von Bedürfnissen, selbst in dem schönsten Lande, beunruhigt, gedrängt, stilkliche Zwecke, sie wollten in einigen sogar erkennen das Wesen der Dinge, den Zweck des Menschen

auf Erden, sie hatten es satt, dem steten Begehren, das nie befriedigt wird, den Leidenschaften unterworfen zu sein. Sie strebten nach Unabhängigkeit! Sie bemühten sich nach möglichst dauerndem Wohlfühlen, sie wollten lieber sich versagen, entbehren, als üppig leben und dann wieder darben. Sie strebten nach Glück, wiefern sein Bestand unter Menschen möglich ist. Da entdeckten und lehrten sie, daß das alleinige Glück in der Entfugung bestiehe, daß die Tugend das höchste Gut sei. Wie anerkenntswerth das ist, man muß dennoch behaupten, der Cynismus wie Stoicismus schenkte den schwersten Kampf, der von einem viel höhern Siege gekrönt wird als dem der Gleichgültigkeit und unmenschlichen Starrheit. Blickt man nun auf den kommenden Novalis vorwärts oder auf die vorige Darstellung in unserm Buche zurück, so gewährt man, auf welcher erhabeneren Höhe der Weltbetrachtung Hardenberg sich befand, und überzeugt sich, daß die Menschheit im Fortschritt begriffen ist. Was aber das Nähere dieses vierten Vortrages betrifft, so ist es ein großes Verdienst Fortlage's, in diesen Tummelplatz der Synocharie und der Stoa mehr Bestimmtheit, Ordnung und Uebersicht gebracht zu haben, als man in vielen Geschichten der Philosophie antrifft. Mit Sicherheit und sanderer Geschicklichkeit sondert er die Gestalten voneinander ab, zeigt sie uns in gegenseitigem Verkehr, weist uns in ihre Lehren ein, bringt uns ihre Begabung für Poesie zur Einsicht und würtzt noch dazu die Erzählung durch manche artige Anekdote. Auch am Cynismus lehrt er neue, überraschende Seiten heraus. Interessant ist die Zusammenstellung von Zeno und Pestalozzi. Die Uebergänge vom Cynismus zum Stoicismus beleben die Mannichfaltigkeit noch mehr. Man erstaunt, was diese Männer für einen Gedankenreiz gehabt, was sie alles producirt haben, ungeachtet ihrer Verachtung des Weltgenusses, vielleicht aber auch ebendeshalb. Wenn der Verfasser zum Vergleich auch Kant im Punkte der Glückseligkeit mit heranzieht, so würde auch Schopenhauer's praktische Philosophie eine sinnvolle Parallele veranlassen haben. Ueberaus glänzende wie fruchtbare Erörterungen bieten auch S. 143 fg. vor.

Der fünfte Vortrag handelt vom „Platonischen Gastmahl“. Ja wohl, handelt, denn der Autor läßt die Kunst aus, daß er den auserswähltesten Dialog, der je durchgeführt worden ist, wie ein Drama an uns vorüberführt; es ist uns zu Sinne als wären wir selbst mit zu Gast geladen, wir erkennen uns nicht wieder, alles Müßliche ist abgestreift, in Festgewanden sitzen wir da, nicht als Statisten, sondern unsere Jungen sind gelöst, wir sind voll heiliger Begeisterung und haben Gedanken und Flügel der Sprache wie noch nie. *) Wenn wir oben das vorliegende ganze Buch einem Symposion verglichen, das zu lenken, zu entzünden der Verfasser den einzigen Beruf habe, so geht das hier in die schönste Erfüllung. Unser Autor ist jetzt durchaus in seinem Elemente, er erreicht hier den höchsten Gipfel seiner geistreichen, ebenso poetischen wie philosophischen Darstellung. Wir wissen sie mit Dank nicht besser zu ehren, als indem wir sagen, wenn

*) Vgl. „Soziales Leben und höhere Geselligkeit. Von Alexander Jung“ (Danzig, Gerhard, 1844; S. 155 fg.).

uns jenes herrliche Werk des Alterthums verloren ginge, so könnte uns Fortlage's Denkmal, welches er dem „Gastmahl“ Plato's dort gesetzt hat, noch Ersatz liefern. Freilich könnte es auch nicht ausbleiben, daß wir untröstlich wären über den Verlust; denn so gelungen hat unser Autor das göttliche Werk des Alterthums uns vergegenwärtigt, daß wir nach dem Original nun erst recht ein brennendes Verlangen fühlen würden. Muß man wieder und wieder bewundern, daß es in der Wirklichkeit ein solches Volk gegeben hat wie die Griechen, so erstaunt man nicht weniger, daß eine solche Ideen- und Sprachschöpfung wie die des Platonischen „Gastmahl“ schon in so frühen Tagen möglich gewesen ist. Der grandiose Charakter der Platonischen Philosophie springt gleich am Anfange dieses Abschnitts in lebendiger Gestalt hervor, nicht minder die des Eros, dieses wahrhaften Schöpfers und Trägers des Universums, mit ihm die Werke der Menschen, die Gemeinschaft der Seelen, die Harmonie, die Geselligkeit. Ueberall Tiefinn, Schönheit, Herrlichkeit, wohin man blickt in der Sinnen- wie Innenwelt, wenn anders man eines Platonischen Blicks fähig ist. Ihr Gräwlinge, Kopfhänger, Genießlinge, Blasirte und Materialisten von heute, die ihr die Existenz schlecht macht, das Weltall schmäht und betrittelt, die Erde, den Himmel langweilig, die Unsterblichkeit unwillkommen, aber auch zweifelhaft findet, erst fastet, erst schafft euch wieder Lebenswärme an, lichtet euern Verstand, erwerbt euch Kenntnisse, öffnet euern Schönheitsinn, macht, soviel ihr davon habt, euere Phantasie flügge, und dann macht euch bekannt mit dem Platonischen „Symposion“, und nun erst entscheidet über den Werth der Existenz! Trotz euerer Buchstabenalbung und Starkgeistigkeit, bis dahin wart ihr unscheinbare Knäblein und Zwerge gegen diese Jünglinge und geistesreichen Männer, welche hier zu Tafel sitzen, sich über das Leben in seiner ewigen Bedeutung aussprechen und dabei voll Feiterkeit und Erfindungskraft auch für das Komische sind, sodas ergreifender Ernst und befreiender Humor zusammenspielen. Wenn hier ausgelassenste Lebenslust über jede Schranke hinausfliegt, so lenkt doch das Wahrheits- und Schönheitsgesetz der Ideen wieder zur Besonnenheit zurück, die Harmonie des Weltalls ist ungefährdet geblieben, und dieses schöne, rhythmische Gleichmaß bildet sich auch in der Darstellung Fortlage's ab. Die Haupt- und Nebencharaktere sind trefflich wiedergegeben, im Wett- und Kampfspiel des Gedankens, in der Elasticität der Sprache kommt jeder zu seinem individuellen Rechte, jeder ist neidlos, und weiß es kaum zu erwarten, daß den Siegern die Kränze zutheil werden. Welch ein Fest! Der attische Nachthimmel ist nicht reicher an Gestirnen als diese Griechen an Ideen. Auch weibliche Stimmen werden laut unter dem süßen Accompanement des Flötenspielers. Ja, wer nur diese Diotima sprechen hört, weiß schon, daß die Hellenen die ganze

Hohheit und Anmuth des Weibes, dessen Ebenbürtigkeit auch im Geist mit den herrlichsten der Männer gelangt und geschätzt haben. Und wenn wir unter dem Becherklang und den köstlichsten Ovationen wie Entzückungen des schöpferischen Gedankens von den Ideen, die man hier credenzt, fast berauscht werden so übt Sokrates eine solche Zauber Macht auf uns aus, daß wir durch ihn, den ewig Nüchternen mitten in dithyrambischer Begeisterung, auch wieder nüchtern werden, und am frisch hereinbrechenden Morgen mit klarster Bestimmung ihm den höchsten Preis ertheilen.

Wer aber so viel zu geben hat wie unser Autor, der gibt sich nicht aus und ist auch reich noch am Ende. Dies beweist der sechste Vortrag: „Ueber die Anfänge der Musik.“ Ist die fünfte Durchsührung des in Rede stehenden Buchs voll musischen Lebens, ja sagen wir ungeradeswegs: voller Musik in der weiten Bedeutung des Worts bei den Griechen, so ist der Uebergang zur Erörterung über Musik in frühester Zeit und im speciellern Sinne wieder aus der vorhergehenden stinverwandt hervorgewachsen. Der Leser erhält in dem kleinen Aufsatz die fruchtbarsten Gesichtspunkte und Gedanken für eine Aesthetik der Musik, für die Aesthetik überhaupt. Ueber das Wesen der Musik, ihre Theorie, ihr Verhältniß zu den andern Künsten, über ihre Instrumentirung, ihr Verhältniß zur Sprache, ihre Geschichte, besonders über ihre allmähliche Vervollkommnung bei den Griechen wird Ausgezeichnetes, Neues beigebracht. Sehr bedeutsam sagt der Verfasser: „Der erste Instrumentalkton, den der Mensch ersand, mußte mit einem noch größern Zauber wirken als das erste Bild, welches er zeichnete oder weißte.“ Gewiß, weil Musik vorzugsweise das Gemüth in eine wunderbare Schwingung versetzt. Doch ist auch zu bedenken, in jedem Tone schon für sich klingen alle Töne an, ist bereits die ganze Musik gegeben, wie in jedem Lichtstrahl alle Farben, die ganze Malerei.

Wenn unser Autor ferner bemerkt: „Das in seinen egoistischen Bedürfnissen arbeitende Leben singt nicht“, so erlauben wir uns hinzuzusetzen: Doch auch der Arbeiter mit der Hand, zumal der deutsche, selbst wenn er die eigennützigsten Interessen verfolgt, begleitet gern die Arbeit mit dem Gesange, weil diese, selbst auch die gröbste, einen idealen Hintergrund, eine ideale Zukunft in der Ferne — und wär's auch nur dem Feierabend — hat, so auch weil in jeder Arbeit ein Rhythmus ist, weil, je mehr der Werthätige solchen Rhythmus fühlt, je mehr er diesem im Gesange Ausdruck gibt, desto mehr die physischen Kräfte sich steigern, die Arbeit um so leichter wird.

Sehr fein und richtig ergänzt Fortlage einen Anspruch von Leibniz. Der ganze Aufsatz schließt würdig eine Schrift, die wir angelegentlich empfehlen.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

Zweiter Artikel.

(Schluß aus Nr. 35.)

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Pottner. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Drittes Buch. Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Braunschweig, Bieweg und Sohn. 1869—70. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Ganz richtig scheint uns Pottner das Grundmotiv und zugleich den Grundfehler des Schiller'schen „Demetrius“ erfaßt zu haben. Auch hier zuerst die Anknüpfung an die antike Schicksalsidee: Demetrius glaubt sich durch seine Geburt und wunderbare Rettung zum russischen Throne prädestinirt und setzt alles daran, diese seine Bestimmung zu erfüllen. Dann aber „die bewußte Rückkehr zur modernen Charaktertragödie“. Demetrius erfährt, daß er nicht der echte Thronerbe ist. Von da an liegt sein Schicksal in seiner eigenen Hand: er kann entagen, er kann aber auch trotz alledem sich behaupten. Schiller wählte das letztere. Wir stimmen durchaus dem Verfasser bei, wenn er „diese große Vermischung zweier von Grund aus einander entgegengesetzter Stilarten“ (Motivirungen) als verfehlt bezeichnet, wenn er meint: Schiller selbst würde in der Ausführung das Peinliche jenes zweiten Motivs — wonach Demetrius ein gemeiner Betrüger wird — erkannt und es umgestaltet haben. Wie freilich? das ist eine schwierige Frage. „Alle Fortsetzer haben die Nothwendigkeit der Aenderung erkannt — keiner hat eine genügende Lösung.“ Gottschall hat eine interessante Zusammenstellung und Kritik aller dieser Fortsetzungen in „Unsere Zeit“ (Neue Folge, fünfter Jahrgang, zweite Hälfte, S. 522 fg.) gegeben, worin er sich in ähnlichem Sinne wie Pottner hier ausdrückt.

Pottner schließt den Abschnitt über Schiller mit dem bekannten schönen Nachrufe Goethe's, dessen Schluß lautet: „Von seinem Orabe stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.“

Das fünfte Kapitel behandelt „Philologie und Geschichtschreibung“. Heyne und F. A. Wolf sammt ihren nähern oder entferntern Schülern, dann Schläger, Johannes von Müller, Spittler, endlich Niebuhr werden besprochen, freilich nur sehr knapp, zum Theil nur in skizzenhaften Andeutungen. Ausführlicher dagegen (im sechsten Kapitel) Forster, der ja allerdings vielseitig auf das ganze damalige Culturleben Deutschlands einwirkte und dessen Einwirkungen auf sich erfuhr.

Im siebenten Kapitel werden uns als „Nachklänge der Sturm- und Drangperiode“ erst „Klinger's letzte Romane“ vorgeführt (aus seiner russischen Zeit), die in der Literaturgeschichte bisher wenig beachtet wurden und doch des Beachtenswerthen manches enthalten; dann Jean Paul. Von diesem sagt Pottner:

In dem freien und harmonisch-schönen Menschheitsideal Goethe's und Schiller's vermag er nicht vorzubringen; hinter diesen Größten steht er weit zurück, sowohl an Begabung wie an stiltlicher Energie schonungsloser Selbsterziehung. Andererseits ist er doch ebenso sehr geküßt vor den Schwächen und Einseitigkeiten der andern Nachzügler der Sturm- und Drang-

periode. Für die herbe Weltverachtung Klinger's ist sein Gemüth zu weich und liebevoll, für die haltlose Phantasie der Romantiker hat er zu viel Ernst der Besinnung und zu viel frischen unmittelbaren Thatsacheninn. Jean Paul versöhnt sich nicht mit der Wirklichkeit und doch liebt er sie. Von den zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen, sucht sich die eine in süßlicher Sentimentalität über die Enge der Menschennatur hinwegzuschwärmen und in ungefüllter Sehnsucht sich nach dem erträumten Wunderland des schrankenlos verwirklichten Ideals zu flüchten, die andere aber versenkt sich mit liebevoller gemüthstiefer Hingebung und mit echt poetischem Auge in alle großen und kleinen Freuden irdischer Beschränktheit, selbst des unscheinbarsten und geringfügigsten Kleinlebens. So bleibt in Jean Paul sein ganzes Leben hindurch ein ungelöster Widerspruch, ein endloses, ruheloses Herüber und Hinüber des, wie es ihm dünkt, unausstüßbaren Gegenjages der Entzückungen und der Kräfte des Menschen. Jean Paul ist, wie es jede echte Bildung verlangt, Idealist und Realist zugleich; aber er weiß nur mit beiden Standpunkten abzuwechseln, nicht den einen durch den andern zu begrenzen und zu ergänzen. „Stängel für den Aether“ und „Stiefeln für das Pfaster“; nur kein ruhiger und gemessener Gang. „Dampfbäder der Nährung“ und „Kühlbäder der Satire“; nur keine gleichmäßige und erquickende Temperatur. Und die nagende Fein dieses tiefen Zerwürfnisses, in welcher immer „sein satirisches Gefühl seiner erweichten Seele die Moßbede abzieht“, ist es, die ihn nach der scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit seines Naturells zum Humor treibt, der zwar nicht die Versöhnung selbst, aber doch das unwonbare Streben nach Versöhnung ist, der zwar den Bruch der freitenden Gegensätze nicht aufhebt, sondern ihn nur durch ein komisches Ineinanderspielen derselben verdeckt, aber im Witz der Melancholie doch auch die trüben Nebelwolken mit der Sonne der Idealität durchwärmt und durchleuchtet und den tragischen Schmerz mit der Luft innerer Seligkeit belächelt.

Und weiter:

Jean Paul steht nicht auf der höchsten Stufe des Humors, dazu fehlt es ihm an dichterischer Gestaltungsraft, an Weite des Weltblicks, an Schärfe der Menschenkenntniß. Dennoch ist Jean Paul ein großer und echter Humorist. Er gehört zu den Seltenen und Auserlesenen, deren Humor auf dem Grunde eines liebenswürdigen Herzens, eines tiefen und reinen Gemüths ruht.

Die Werke Jean Paul's charakterisirt Pottner folgendermaßen:

Sie zerfallen in zwei Gruppen. Die eine Gruppe besteht aus Romanen und Romanfragmenten, die sich mit den höchsten Bildungsfragen beschäftigen und sich zum Theil in den höchsten Gesellschaftskreisen bewegen; die andere Gruppe besteht aus Idyllen des deutschen Kleinlebens. Beide Gruppen gehen in ihrer Entstehung bunt durcheinander, denn sie sind durchaus von der einen und selben Grundstimmung getragen, sind nur verschiedene Spiegelungen des einen und selben Grundgedankens. Immer und überall der heiße Kampf zwischen Ideal und Leben. In den Romanen die Fragestellung und die Verzweiflung an der Möglichkeit zwingender Lösung; in den Idyllen Ersatz für die mangelnde Antwort, freilich ein sehr beschränkter.

Wir können dem Verfasser in die Analyse der einzelnen zahlreichen Schriften Jean Paul's, die er eingehend bespricht, nicht folgen, nur sein Schlussergebniß möge hier stehen:

Was man auch gegen Jean Paul auf dem Herzen hat, wer kann angesichts dieser bedeutenden Gedanken- und Empfindungswelt in Abrede stellen, daß Jean Paul ein würdiger Sohn seiner großen Zeit ist und daß er tief und redlich theilgenommen hat an ihren tiefen Bildungskämpfen? Und doch ist Jean Paul, einß der angebetete Liebling aller Kreise, jetzt

fast völlig vergessen! Man liest ihn nicht mehr; man verurtheilt und bespöttelt ihn nur blind, ohne Berühr. Freilich ist es erfreulich, daß unsere Zeit der schwächlichen Schönfeligkeit, die in Jean Paul so üppig wuchert, endlich entwachsen ist. Aber gerecht ist es trotz alledem nicht, der einseitigen Ueberschätzung eine ebenso einseitige Unterschätzung entgegenzustellen. Zu einem richtigen Urtheil über Jean Paul gelangt man nur, wenn man nicht, wie es meist geschieht, die Romane Jean Paul's und seine idyllischen Genrebilder unterschiedlos zusammenwirft. Es ist nicht bloß ein Unterschied der Ziele und Stimmungen, es ist auch ein Unterschied des dichterischen Werths. Man kann sich von den Romanen abgestoßen fühlen und sich doch an den Idyllen herzlich erquicken. Von den Romanen Jean Paul's gilt es allerdings, daß wir uns jetzt nicht ohne inneres Widerstreben in sie hineinleben können. Es ist eine höchst seltsame psychologische oder, besser gesagt, pathologische Erscheinung, daß Jean Paul, weil er niemals über das jugendliche Schmerzgefühl klaffenden Widerspruch zwischen sentimentaler Verzückung und den gegenwärtigen Brandungen und Erdenströßen des Lebens hindurchgekommen ist, in allen Dichtungen, die diesen Widerspruch zur Darstellung bringen, sich durchaus, wie man treffend gesagt hat, in alle Art und Unart eines achtzehnjährigen Jünglings festgerannt hat, in seine jugendliche Begeisterung und in seine jugendliche Unreife. Die ständig wiederkehrende Hauptgestalt seiner Romane ist ein Charaktertypus, der ihm ureigen angehöret. Es ist der deutsche Jüngling mit seiner stillwarmen, sehnsüchtig träumerischen Schwärmerlei für alle höchsten Menschheitsideale, mit dem süßschmerzlichen Erbeben erster Liebe und Freundschaft, mit der rührenden holden Tölpelci, die vor lauter Fröhe und Liebe der überwallenden Innerlichkeit gar nicht auf sich herauszugehen vermag und bis zur Lächerlichkeit blöde und ungeschickt ist. Aber nicht nur, daß Jean Paul nicht selten schon diesen entzückenden Charaktertypus selbst, mehr als die ihm eingeborene Poesie erfordert und verträgt, mit allerlei schönfelligem Anspun behängt und verzerrt; dieser Charaktertypus ist in der That das Einzige, was er innerhalb des hohen Stils dichterisch zu schaffen vermag. Was außerhalb dieses Typus steht, versagt ihm. Es ist völlig richtig, wenn man von Einflügeligkeit seiner Phantasie gesprochen hat. Schon die Mädchen gestalten Jean Paul's, insofern sie nicht dem leidenden und gebrühten Theil der Menschheit entnommen sind, sind nichts als unmögliche Mondscheinegebilde, glänzende Liten aus der zweiten Welt, die sich selber ein Zeichen sind, daß sie bald in diese entfliehen. Wie also gar die Charaktere, die aus dieser lyrischen Musik des Herzens heranstreten! Die kalten Verstandesmenschen, die harten Bäter, die hochhaften Minister und Hölblinge, die sich diesen träumerischen Jünglingen und Litenjungfrauen entgegenstellen, sind entweder schablonenhafte Caricaturen oder nur unbeholfene Umrisse, schattenhaft verschwimmend; selbst Gestalten wie Moquairol und Leibgeber-Schoppe, in denen ein fester Griff in das Leben gewagt wird, bleiben nur ein tiefes künstlerisches Wollen ohne plastisch lebenskräftige Durchführung.

Die unmittelbare Folge solcher Armuth der Charaktergestalten ist Armuth und Zusammenhanglosigkeit der Handlung. Nie hat Jean Paul eine spannende, dramatisch bewegte Handlung zu erfinden vermocht; immer nur ein loses Nacheinander möglicher und unmöglicher Begebenheiten, das sich den Forderungen strenger Motivierung und fester einheitlicher Composition zu entziehen sucht, indem sich das vordrängende Ich des Dichters für den Berichterstatter einer nur sprunghaft und flüchtig überliefernten biographischen Erzählung ausgibt. Daher, wie bei allen Künstlern, die es am Wesentlichsten der Kunst fehlen lassen, viel überwuchernde Ornamentation, die sich in Jean Paul bis zur unerträglichsten Geschmacklosigkeit steigert; ermüdende Breite, viel abgeschwacht gelehrthuerischer Citatentram, viel verschworen und gekünstelte Witzerei, viel eitles Schaugepränge mit überaus zusammengetrommelten Bildern und Gleichnissen, viel Jagen nach Barockem und Wunderhaftem, viel geflüstertes Pinarbeiten auf Erweichung der Thränenrücken. Jean Paul's Romane sind joppig und manierirt. So sehr es bei all dem Herrlichen, das sie enthalten, zu beklagen ist, sie sind unrettbar veraltet.

Es ist nicht zu sagen, wie verderblich Jean Paul durch diese Auflösung aller Kunstform gewirkt hat. Noch in seine und in den Schriftstellern des jungen Deutschland haben wir diesen übeln Einfluß.

Ganz anders die Idyllen. Auch sie sind vorwaltend lyrisch. Nicht Darstellung von Zuständen oder Handlungen, nicht greifbarer drastischer Situationenwitz, wie es Sache des echten künstlerischen Humors ist; nur Darstellung von Stimmungen, die durch die stille Zwiesprache ihrer innern Idealität mit der harten Außenwelt Lächeln und Nührung erregen. Aber Gehalt und Gestalt decken sich. Liebe gute Menschen, die in aller Enge und Erbsal voll innerer Seligkeit sind. Nur sehr selten vereinzelte Züge falschen Empfindens und Witzels. Ein Idyllon wie „Quintus Fretin“ ist ein Juwel nicht bloß unserer, sondern aller Literatur.

Lassen wir nicht Jean Paul, den unvergleichlichen humoristischen Genremaler, entgelten, was Jean Paul, der manierirte Historienmaler, gesündigt hat!

Diesem Urtheil kann man im allgemeinen gewiß beistimmen; es klingt hart, ist aber wahr; in Bezug auf manche der von Feltner sogenannten „Idyllen“, z. B. den „Siebenküss“, den er nach unserer Ansicht theilweise zu hoch veranschlagt, möchten wir es eher noch verschärfen.

Dagegen erkennt Feltner Jean Paul's Verdienste an in einzelnen seiner philosophischen Schriften, besonders der „Levana“ und der „Vorschule der Aesthetik“; entschieden aber hebt er hervor, wie derselbe „sein ganzes Leben hindurch fest und scharf auf die politischen Kämpfe der tiefbewegten Gegenwart gerichtet war und ihnen unerschrockenen Mannesmuthes sein tiefstes Lieben und Hasen zuwendete“ — er, „der in der Vorstellung des heutigen Geschlechts immer nur für einen schwachmüthigen Träumer gilt“. Ja, Feltner trägt kein Bedenken, ihn hierin bevorzugend gegen Goethe und Schiller zu stellen, welche „aus dem Jammer des damaligen staatlichen und gesellschaftlichen Daseins eigensüchtig in die Welt der schönen Formen, in die schöne Kunst des Griechenthums flüchteten“. Jean Paul blieb gerecht gegen die französische Revolution, auch nachdem dieselbe längst in blutigen Greueln von sich selbst abgefallen war. Er „rief, als Napoleon mit seinen Kriegsthaten die ganze Welt berauschte, zornmüthig zu entschlossenem Widerstand und nährte statt fürchtender Bewunderung hoffende Siegeszuversicht“. Er schlug in seinen „Dämmerungen für Deutschland“ (1809) und seinen „Politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche“ (1810—12) Töne an, „die wahrlich nicht ungehört verklungen konnten“. Er folgte mit vollster Begeisterung den großen Freiheitskämpfen von 1813 und 1815, und als nun das fremde Joch abgeschüttelt, da war er wieder einer der wenigen, die gegen die üble Restaurationspolitik der Fürsten das Banner der Volksrechte entfalteten, z. B. in seiner „Friedenspredigt“ (1818).

Mit liebevoll schonender Hand und mit feinem Blick für alle Tüden in dem leider tief verworrenen Gewebe dieses eigen gearteten Geistes wird der Dichter des „Hyperion“, der unglückliche Hilderlin, geschildert. Dann stizirt Feltner in raschen, kurzen, doch das Wesentliche gut hervorhebenden Zügen „Die Anfänge der Romantiker“, denen er bekanntlich früher in einer besondern Schrift: „Die romantische Schule“, eine ausführliche Schilderung gewidmet hat.

Das erste Stadium dieser eigenthümlichen Wendung der deutschen Poesie charakterisirt Feltner treffend so:

Das in ihrem Sinne wahrhaft Boetische ist nur die Innerlichkeit des wahren Gefühllebens, das ahnungsvolle Dämmern des Traums, „die liebliche Stille, das Säuseln des Geistes, welches in der Mitte der innigsten und höchsten Gedanken wohnt“. Wie im Leben, so fürchtet man auch in der Kunst die Beschränkung, die Hingabe an einen bestimmten Gegenstand; nur Stimmungen, unbestimmte Empfindungen sollen es sein, welche glücklich machen, und so verlangt man auch von der Poesie nur eine ganz unbestimmte musikalische Wirkung, nur holdes Gaufelspiel der Phantasie — Gedichte ohne allen Stoff und Inhalt, wenn diese nur möglich wären.

Dann wird nachgewiesen, wie die Romantiker, da sie doch das Bedürfnis eines „wahrverwandten Inhalts“ empfanden, eine „Mythologie“ suchten, eine ihrer Phantasie zufügende Gestaltenwelt, wie sie dadurch, über Griechenland und Indien hinweg, endlich bei dem Mittelalter anlangten und sich darin vertieften, wie von diesen ihren „mittelalterlichen und katholischen Neigungen“ zwar manche fruchtbare Anregungen für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen, für germanistische Studien, für Wiederbelebung des Volksthümlichen unserer älteren deutschen Poesie, für vergleichende Literaturgeschichte ausgingen, wie aber auch ebendadurch „die romantische Schule die willfährige Dienerin der religiösen und politischen Reaction wurde“, und wie von diesem Standpunkte aus ein Novakis und ein F. von Schlegel in bedenklichen Contact gerietten mit einem Adam Müller und einem Haller, dem „Restaurator der Staatswissenschaften“.

In der bildenden Kunst, deren „Wiederbelebung“ das achte Kapitel schildert, sowie in der Musik, welcher das neunte Kapitel gewidmet ist, findet Fettner Analogien zu der Entwicklungsgeschichte der deutschen Poesie im 18. Jahrhundert. Dort repräsentiren ihm die Sturm- und Drangperiode Füssli und der „Maler Müller“, das Zurückgehen auf das Volksthümliche und Nationale Tischbein mit seinen Skizzen zum „Oss“, Schadow mit seiner individualisirenden Monumentalbildnerei, welche in Rauch und Rietschel ihren stilvollen Abschluß fand; die Erhebung zu reinem und klarerem Kunststil mit Anlehnung an die Antike Carstens, Koch, Thormaldsen, Schinkel, während der Romantik die wiederauflebende „christliche Kunst“ entspricht, zum Theil verkrümmert in der beschränkten Auffassung des sogenannten Nazarenenthums, zum Theil aber auch, in Cornelius, Schnorr u. a., darüber hinausgelangt zu wirklich großartigen und harmonischen Gebilden. In der Musik ist ihm Mozart der „Classiker“ in schöner Klarheit, Beethoven „eine im Schiller'schen Sinne sentimentalische Natur“, aber auch noch den „Classikern“ zuzuzählen, dagegen stehen Franz Schubert und Karl Maria von Weber dem „Romantikern“ näher.

Fettner bemerkt im Vorwort ausdrücklich, daß das musikgeschichtliche Kapitel unter Beihülfe des Kapellmeisters Julius Riez abgefaßt ist.

Den Schluß dieses Bandes und damit des ganzen so reichen Werks bildet, als zehntes Kapitel, „Die letzte Lebens-epoche Goethe's“, 1806—32. Allerdings wird damit über die Grenze des 18. Jahrhunderts hinausgegriffen; allein wir geben dem Verfasser vollkommen recht, wenn er sagt, daß ohne diese Erweiterung sein Buch des rechten Abschlusses ermangelt haben würde.

Hier wird zuerst „Goethe's politische Stellung“ er-

örtert. Seine Abwendung von den politischen und nationalen Zeitinteressen im allgemeinen, seine nicht wohlthunende Bewunderung Napoleons, seine Abneigung gegen die constitutionellen Bestrebungen der Periode nach den Befreiungskriegen: alles dies sucht Fettner mehr zu erklären als zu rechtfertigen. Wir haben niemals an den Dichter Goethe, wie er nun einmal geartet war, die Forderung directer Theilnahme am politischen Tagetreiben stellen mögen. Aber als Ersatz dafür können wir freilich auch nicht, wie Fettner dies zu thun scheint, die politisch-socialen Lucubrationen Goethe's in „Wilhelm Meister's Wanderjahren“ und im zweiten Theile des „Faust“ gelten lassen.

Doch zunächst führt uns Fettner zu den „Wahlverwandtschaften“, in denen er, was die Composition betrifft, einen „tragischen Roman“ erblickt, und zwar „in Motivierung und Aufbau, in Schürzung und Lösung des Knotens Zug um Zug im Sinne und nach dem Verhültniß antiker Tragik gedacht und ausgeführt“.

Bei dieser Vergleichung mit der griechischen Welt müssen wir denn allerdings unwillkürlich an jenes scharfe Wort Lessing's über den „Werther“ denken: ein Grieche würde selbst einem Mädchen nicht solche Selbstverzärtelung verzeihen haben. Und Selbstverzärtelung ist doch der Grundton, der auch durch die „Wahlverwandtschaften“ geht. Wo ist hier eine Spur von antiken Charakteren? Selbst das mögen wir nicht zugeben, daß „über die hohe künstlerische Wirkung der „Wahlverwandtschaften“ überall Einstimmigkeit sei“. Bei aller hohen Plastik der Form fehlt jener belebende und erwärmende Hauch, der nur aus dem Zusammenwirken lebensstüchtiger, kraftvoll wollender und strebender Charaktere uns anweht. Den „peinigenden Eindruck“, den der Roman als Ganzes hinterläßt, hat Fettner selbst zugegeben und ganz richtig, wie uns scheint, erklärt, wenn er sagt: „Die Tragik der „Wahlverwandtschaften“ erscheint uns nicht als eine unentrinnbar naturnothwendige, zwingende, wie sie der Dichter beabsichtigte, sondern als eine willkürlich erkünstelte, spitzfindig erkügelte.“

Aber stößt er damit nicht zu einem guten Theil seine eigene Prämisse von der streng antiken Haltung dieser Dichtung wieder um?

Ueber „Dichtung und Wahrheit“ war wenig zu sagen, und dies Wenige ist gesagt. Diese kostbare Perle aus Goethe's spätester Zeit leuchtet durch sich selbst vollauf und bedarf der Beleuchtung nicht. Im „Westfälischen Divan“ und den „Lehrgedichten“ bildet sich dann die ruhig beschauliche Richtung weiter aus, die dort noch in lebendigster Wechselwirkung mit der Wirklichkeit erschien.

Aus der Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum“ wird als besonders bedeutsam mit Recht hervorgehoben, wie Goethe, nachdem er von seiner Jugendliebe für die alte deutsche Kunst sich so lange entschieden ab- und anschließend der Antike zugewandt, im höchsten Alter, durch die Voisierée'sche Sammlung und andere zeitgenössische Bestrebungen für Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunst angeregt, mindestens zu billiger Schätzung auch dieser Kunstrichtung sich wieder hindurcharbeitete. Ueber Goethe's Stellung zu der zeitläufigen Literatur seiner letzten Lebensjahre (wobei mehr noch als die „Abwendung von den Bestrebungen derer, die nach ihm gekommen“, ihm

bisweilen wol nicht ganz mit Unrecht eine zu nachsichtige Schonung und Begung solcher vorgeworfen worden ist, die sich unter seine Protectorchaft stellten), besonders auch über seine Gedanken und Bestrebungen betreffs einer „Weltliteratur“, wäre vielleicht etwas ausführlicher zu sprechen gewesen.

„Die Wanderjahre Wilhelm Meister's zeigen“, sagt Hettner, „künstlerisch überall die Spuren der Altersschwäche“. Statt fest voranschreitender Handlung und organischer Composition meist Mosaik. Im Inhalte dagegen findet Hettner einen bedeutungsvollen Fortschritt: „Die Lehrjahre haben den schönen Menschen hervorgebracht, die Wanderjahre sollen die schöne Gesellschaft, den schönen Staat hervorbringen.“ Freilich muß Hettner selbst von den staats- und gesellschaftsbildenden Ideen in den „Wanderjahren“ gestehen, daß sie „allerdings noch durchaus phantastisch“ sind. Er meint, es sei „die Humanitätsidee des 18. Jahrhunderts, auf das Politische übertragen“. Von einer Berührung Goethe's mit dem Socialismus will er nichts wissen. Aber lediglich aus W. von Humboldt's „Ideen über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats“ erklären sich diese Goethe'schen Phantasten nicht, wie Hettner meint. Eher möchten wir annehmen, daß Anklänge vom St.-Simonismus, der damals in Frankreich zu wirken anfing, dem greisen Dichter Anregungen dazu gegeben hätten.

Im zweiten Theile des „Faust“ findet Hettner abermals ein „Heranstreten aus der Innerlichkeit in das handelnde öffentliche Leben“, ein „sehndes Ausschauen nach einer glückserfüllten Wirklichkeit des staatlichen Daseins“. Goethe selbst habe diesem zweiten Theil die Aufgabe gestellt, „sich aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz zu erheben und Faust in höhere Regionen durch würdigere Verhältnisse zu führen“. Aber diese Aufgabe sei „nur in sehr bedingtem Sinne“ erfüllt; Faust sei „in den ersten vier Acten fast ganz und gar in die untergeordnete Stellung eines Zuschauers herabgedrückt“, „an die Stelle einer Tragödie tritt eine dichterisch behandelte Philosophie der Geschichte“. Auch den mythischen Abschluß der Dichtung findet Hettner unbefriedigend und mit dem eigentlichen Wesen Goethe's im Widerspruch.

Wir stehen am Ende des Hettner'schen Werks. Es faßt sich zusammen in einer Apotheose Goethe's:

In Goethe erfüllte und vollendete sich, was der innerste Kern und die treibende Kraft der großen Aufklärungskämpfe

des 18. Jahrhunderts gewesen war. Erst durch Goethe's tiefe und schönheitsvolle Dichtung haben wir wieder gelernt, was im Leben die Weisheit und Schönheit ist, was es heißt, ein hoher und reiner Mensch sein. Und es wird noch gar vieler und noch gar gewaltiger geschichtlicher Wandlungen und Entwicklungen bedürfen, bevor wir in Bildung und Sitte, in Staat und Gesellschaft dieses hohe Menschheitsideal erreicht und verwirklicht haben.

Hettner schloß diesen letzten Band seines umfassenden Werks, nach der Vorrede zu urtheilen, am 30. Juni 1870. Zwischen diesem Datum und heute liegt ein Jahr gewaltiger Ereignisse, einer Entfaltung und Bethätigung von Geistes- und Gemüthseigenschaften des Einzelnen und der Nation, dazu eine Ordnung dieser Anstrengungen und Thaten durch reelle Erfolge, wie sie kaum noch eine Epoche in unserer Geschichte gesehen hat. Der bekannte Wahrspruch Goethe's:

Zur Nation auch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens. Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus — dieser Wahrspruch, der gewissermaßen den Ausgangs- und Zielpunkt seines ganzen eigenen Strebens und Schaffens enthält, er ist in seinem ersten Theile wenigstens hinfällig geworden. Der zweite Theil wird in seiner unvergänglichen Wahrheit fortbestehen; aber sollte nicht das „Menschheitsideal“, wie Goethe auf dem Boden seiner Zeit und nach den ihm von seiner Zeit gegebenen Maßstäben es auffaßte, als Kunst- wie als Lebensideal — sollte es nicht doch auch ein anderes werden müssen nach den Bedingungen und unter den gewaltig umbildenden Einflüssen dieser unserer Zeit?

Doch wir wollen mit keiner Frage von dem Verfasser scheiden, vielmehr mit einem warmen Danke für die reiche und vielseitige Belehrung, die er in den sechs Bänden seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ sowohl über die englische und französische, als zumal über unsere vaterländische Literatur und ihre Entwicklung nach den verschiedensten Richtungen hin während dieses so inhaltreichen Zeitraums uns geboten hat. Gern glauben wir ihm, wenn er am Schlusse seines Vorworts sagt: „Nicht ohne Wehmuth scheid' ich von einer Arbeit, an welche ich die besten Jahre meines Lebens gesetzt habe.“ Mit Befriedigung kann er sich sagen, daß diese Jahre keine verlorenen sind, und daß die nun vollendete Arbeit in der Literaturgeschichte unserer Tage bleibend eine ehrenvolle Stelle einnehmen wird. Karl Biedermann.

Militärische Schriften.

1. Der britische Feldzug nach Abessinien. Aus officiellen Actenstücken von Henry M. Hozier. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, F. Dunder. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Expedition eines englischen Corps nach Abessinien, um britische Unterthanen, welche der dortige grausame Herrscher gefangen hielt, zu befreien und ihn für seine Gewaltthätigkeiten zu bestrafen, hat ihrerzeit auch in Deutschland Interesse erregt, obgleich natürlich nicht ein solches wie in England, das die Sache unmittelbar angeht. Man folgte den Marschen der britischen Truppen in das Innere eines fast noch unbekanntes Landes mit

Aufmerksamkeit und las mit Befriedigung ihren endlichen Sieg, welcher das Unternehmen mit vollständigem Erfolg krönte. Heute, wo die gewaltigen Ereignisse von 1870, welche für Deutschland von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden sind, alles Interesse in Anspruch nehmen, treten Begebenheiten, die uns nicht unmittelbar betreffen, mehr in den Hintergrund, und wir zweifeln, ob die vorliegende Darstellung des abessinischen Feldzugs bei uns selbst in den Kreisen, welche sich für diese fernliegenden Geschichten interessieren können, diejenige Beachtung finden wird, die sie an sich verdient.

Die Schrift ist von einem sachkundigen Berichtersteller verfaßt, sie dient zugleich als eine Rechtfertigung des Feldherrn, welcher die Expedition leitete, gegen die Angriffe, die er, wie das ganze Unternehmen, im englischen Parlament wie in der englischen Presse erfahren hat. In einer Einleitung gibt uns der Verfasser von der frühern Geschichte des Landes Habesch („Völkergemisch“) einige Nachrichten, soweit sich solche aus den dunkeln und dürftigen Quellen zusammenstellen ließen. Das Christenthum wurde hier mit Beginn des 4. Jahrhunderts eingeführt durch Frumentius, den der heilige Athanasius von Alexandrien zum ersten Primas von Abyssinien geweiht hatte. Er erhielt von dem Volke, zu welchem er gesandt worden war, den Beinamen Abuna Salama, „Vater des Friedens“. Seit Frumentius' Zeit wurde jeder orthodoxe Primas von Abyssinien von dem koptischen Patriarchen der Kirche zu Alexandrien geweiht und trug den Titel Abuna, „Vater“. Ein reines Christenthum konnte sich aber, besonders seit die Türken in den Grenzlanden Fortschritte machten und die wilden Galla Stämme im 16. Jahrhundert einbrangen, nicht erhalten. Innere Verwirrungen füllten die folgenden Zeiten aus. Im 18. Jahrhundert war der Negus („Führer“) des Landes völlig zum Schattenkönig herabgesunken, alle Macht lag in den Händen des Ras oder ersten Ministers. Die Feldzüge in Aegypten lenkten zuerst die Aufmerksamkeit der Engländer auf das Rote Meer und Abyssinien, sie knüpften schon 1804 hier Verbindungen an, die von beiden Seiten weiter gepflegt wurden und 1852 zum Abschluß eines Handelsvertrags führten.

Zu dieser Zeit hatte sich Sidsch Kassa, der spätere Kaiser Theodor, in Kuara, wo er Gouverneur war, zum selbständigen Herrscher aufgeworfen. Seine Jugendgeschichte ist in unserm Werke interessant erzählt. Der Ras Ali hatte ihm seine Tochter Tawanitsch zur Frau gegeben, um sich die Anhänglichkeit des mächtig emporsteigenden Häuptlings zu sichern. Solange Tawanitsch lebte, zeigte sich Kassa ohne Ausnahme enthalten und menschlich. Erst nach ihrem Tode begann er jenes Leben von Grausamkeit und Wildheit, das seinen Namen zu einem Fluche für Abyssinien machte. Hozier's Buch erzählt davon manch gräßliches Beispiel und berichtet dann die Ursache seines Zerwürfnisses mit England. Unter dem Namen Theodor hatte sich Kassa 1855 zum König von Aethiopien ausrufen lassen, bis er 1861 ganz Abyssinien, viele Stämme der Galla und das unabhängig gewordene Königreich Schoa unterworfen und den Kaisertitel angenommen. Viele Europäer befanden sich in seiner Umgebung. Sein Zorn gegen England wurde dadurch gereizt, daß er auf einen Brief an die Königin Victoria, den er dem britischen Consul zur Bestellung übergeben hatte, zwar Depeschen vom auswärtigen Amte aber keine Antwort von der Königin erhielt. Er ließ den Consul verhaften, später auch die Missionare, die er bis dahin mit Wegebau und andern ihrem Berufe fernliegenden Dingen beschäftigt hatte; und als wegen der Gefangenhaltung des Consuls, die man in England gar nicht hatte glauben wollen, der britische Viceconsul von Aden nach Abyssinien kam und ihm ein Schreiben der Königin überbrachte, wurde dieser mit seinen Begleitern auf die brutalste Weise, indem man

1871, 36.

ihnen die Zeichen ihrer Würde vom Leibe riß, ebenfalls in Ketten gelegt. Die Gefangenen, von einem Orte zum andern geschleppt, schwebten in beständiger Gefahr, gemartert und getödtet zu werden. Unterhandlungen führten zu nichts; da beschloß man in England endlich, ihre Freilassung mit Gewalt zu erzwingen, und ein Corps wurde in Indien dazu ausgerufen, nachdem sich der Kriegsminister und der Staatssecretär für Indien überzeugt hatten, daß eine Expedition in Theodor's Land möglich sei. Sir Robert Napier, commandirender General der Bombayarmee, wurde zum Oberbefehlshaber der Expedition ernannt. Die Zusammensetzung des Corps wird berichtet; wir bemerken dazu, daß dragoon-guards nicht Garde dragoner übersezt werden darf — denn sie sind nicht Garde —, sondern schwere Dragoner heißen muß, im Gegensatz zu den leichten Dragonern der Armee.

Die umfassenden Maßregeln für das Verpflegungs- und Transportwesen, die Recognoscirung des unbekanntem Landes, welche vorausging, und die Anstalten bei der Landung werden ausführlich besprochen. Die Terrain-schwierigkeiten, welche der Vormarsch zu besiegen hatte, Land und Leute, die Verbindungen mit den einheimischen Fürsten, Napier's Operationen bis zum glücklichen Erfolge in Magdala sind vortrefflich geschildert; die Leser, welche dem Buche ihre Aufmerksamkeit widmen, werden unser Urtheil bestätigen. Besonders interessant, mit lebhaften Farben ist die Begegnung mit Kassai, dem jungen Häuptling von Tigre, und die Schlacht von Agori erzählt, in welcher die Abyssinier mit großer Tapferkeit gegen die europäische überlegene Taktik und Bewaffnung kämpften. Nach der Schlacht sandte Theodor zwei seiner Gefangenen zu Kassam, der mit den übrigen in Magdala war, und ließ ihm sagen: „Ich glaubte, daß die Leute, welche jetzt heranrücken, Weiber seien, aber jetzt finde ich, daß es Männer sind. Ich bin schon durch die Avantgarde allein besiegt worden. Alle meine Kanoniere sind todt: verßühne mich mit deinem Volke.“ Kassam und auch andere, die der Kaiser befragte, was er thun solle, riefen zum Frieden; Theodor schrieb also an Napier und bot ihm die Freilassung der Gefangenen an, Napier aber verlangte, daß er selbst mit seiner Familie sich der Königin von England unterwerfe. Das wollte Theodor nicht, er beschloß vielmehr, den Kampf fortzusetzen, gab jedoch die Gefangenen frei, es waren 66 (Frauen und Kinder mitgerechnet), die Namen der Männer werden hier mitgetheilt. Da er sich in seiner Festung Magdala nicht ergeben wollte, schritten die Engländer zum Sturm, wobei er, um nicht in Gefangenschaft zu fallen, sich den Tod gab. Der Zweck der Expedition war erreicht, eine Eroberung hatte England nicht im Sinne, das britische Corps trat den Rückmarsch an. Theodor's Sohn und Thronerbe wird in England erzogen; er ist aus einer zweiten Ehe, die nicht glücklich war, sodasß sich Theodor bald von seiner Frau getrennt hatte.

2. Erinnerungen aus dem Leben eines Veteranen der königlich sächsischen Armee von August Kummer. Dresden, Meinhold und Söhne. 1870. Br. 8. 24 Ngr.

Ein dreißigjähriger Veteran, welcher der sächsischen Armee von 1807—20 angehört hat, erzählt aus seinen Tagebüchern und Erinnerungen manches Inter-

effante aus der großen Zeit, in welcher er gedient. Das Buch ist vorzugsweise für die sächsische Armee bestimmt, welche immer „ihre Tapferkeit, Treue und Anhänglichkeit an ihr Fürstenhaus gehalten“. Darüber haben wir von den ältesten Zeiten dieser Armee bis auf die Gegenwart so viele historische Zeugnisse, daß auch ihre Zukunft in dieser Beziehung über allen Zweifel erhaben ist. Der Verfasser trat 1807 bei der sächsischen Artillerie ein und machte zuerst den Feldzug von 1809 in Oesterreich mit, nach dem Frieden wurde er zur Artillerieakademie commandirt, um zum Offizier ausgebildet zu werden; als solcher wurde er 1813 zur Infanterie versetzt, weil es derselben nach dem Kriege in Rußland, dem der Verfasser nicht beiwohnte, an Offizieren fehlte. Wir lesen dann seine persönlichen Erlebnisse in den Feldzügen von 1813 und 1814 und finden besonders die in Belgien lebhaft geschildert. Manches Unbedeutende hätte er wol weglassen können, indessen alte Soldaten erzählen gern, und wenn das so anspruchslos wie hier geschieht, so hören ihnen auch die jüngern gern zu. Die unglückliche Katastrophe von Lüttich, mit allem, was vorangegangen war und die Stimmung der sächsischen Armee aufs höchste gereizt hatte, bis sie bei der befohlenen Theilung zum Ausbruch kam, wird sehr bitter dargestellt; besonders heftig greift der Verfasser den General von Thielmann an, der aus der Festung Torgau übergegangen und in russische Dienste getreten war, und der nun die reorganisirte sächsische Armee befehligte.

Wir wollen es dem Veteranen, der diese traurigen Vorgänge mit erlebt hat, nicht verdenken, daß er seinen Gefühlen Worte gibt, hätten aber gerade bei der jetzigen glücklichen Waffenbrüderschaft aller Deutschen jene Erinnerungen lieber nicht so scharf aufgefrischt gesehen. Es ehrt ihn, daß er, alle Ausichten auf Avancement und erzennten Adel verschmähend, treu bei der sächsischen Fahne geblieben ist; aber denen, welche in preussischen Dienst getreten sind, hätte er nicht so viel Gehässiges nachsagen sollen, sie sind nun todt und können sich nicht mehr verantworten. Die volle Gemüthlichkeit kehrt dem Verfasser erst bei der Schilderung seines dreijährigen Aufenthalts in Frankreich während der Occupation nach dem Kriege zurück. Bei der Occupationarmee befanden sich auch 5000 Sachsen, und das Regiment des Veteranen gehörte zu diesen. Wir lesen hier von Gegenden und Ortschaften, welche in dem jetzigen Kriege eine Berühmtheit erlangt haben: die gute Aufnahme damals bildet gegen die heutige einen argen Gegensatz. Frankreich zahlte die Kriegskosten zwei Jahre früher als ausbedungen war, wir glauben, daß es auch diesmal bei der zu machenden Anleihe die größten pecuniären Opfer bringen wird, um seinen „heiligen Boden“ sobald als möglich von den Fremdlingen zu befreien. Unser Veteran lehrte also 1818 in sein Vaterland zurück. Das schlechte Avancement in der Armee und gute Ausichten, die ihm sonst eröffnet wurden, veranlaßten ihn, bald seinen Abschied zu nehmen; seine militärischen Erinnerungen zu veröffentlichen hat er sich aber erst im hohen Alter entschlossen.

Wir lassen noch zwei andere Schriften folgen, welche auch der Memoirenliteratur angehören und uns auf sehr verschiedene Schauplätze führen:

3. Zwei Jahre Schlüssel Soldat. Aus dem Tagebuche eines päpstlichen Soldaten. Von Lothar Herwart. München, Wagner. 1870. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Zweck, zu welchem der Verfasser dies Buch schrieb, ist durch die neuesten Ereignisse in Italien, die dem Kirchenstaat ein Ende gemacht haben, hinfällig geworden. Er wollte einen Beitrag liefern zur Geschichte jener Begebenheiten, deren Augenzeuge er gewesen, vor allem aber eine getreue Schilderung der päpstlichen Armee geben, zu Ruh und Frommen seiner deutschen Brüder. „Begeistert kommen sie an, dem Heiligen Vater ihre Dienste anzubieten. Aber welches Los erwartet sie? Sie fühlen sich enttäuscht und unglücklich, sie lassen sich von ihren Regierungen reclamiren, sie besertiren, werden erschossen oder schwachten auf den Galeren.“ Was der Verfasser vom päpstlichen Dienste erzählt, ist allerdings haarsträubend und weckt eine lebhafteste Befriedigung, daß es eine solche Armee nicht mehr gibt. Schon im Verbureau sang die schändliche Behandlung an. Jeder Angeworbene mußte ein gedrucktes italienisches Formular unterschreiben, dessen Inhalt er nicht kannte: es enthielt die eibliche Verpflichtung zu vier Jahren Militärdienst; die meisten hatten aber gar nicht im Sinne gehabt, so lange zu dienen. Der Verfasser namentlich wollte nur so lange bleiben, als das Patrimonium Petri durch Garibaldi bedroht war (1867). Er kam gerade in Rom zurecht, um, kaum eingekleidet, das Capitol gegen die Garibaldianer vertheidigen zu helfen, an demselben Tage (22. October), wo die Kaserne am Vatican unter den Augen des Papstes in die Luft gesprengt wurde. Tags darauf marschirte er mit nach Monte-Rotondo, das Garibaldi hierauf selbst angriff und erstürmte; die Besatzung mußte sich ergeben.

Den berühmten Helben als Truppenführer stellt der Verfasser sehr tief, und obwol er als gewöhnlicher Soldat nach unserer Ansicht kein richtiges Urtheil darüber gewinnen konnte, spricht er doch wol die damals herrschende allgemeine Meinung darüber aus, die sich neuerdings wieder bestätigt hat. Der Persönlichkeit der Söhne Garibaldi's, Menotti und Ricciotti, und ihrem edelmüthigen Benehmen gegen die Gefangenen läßt der Verfasser dagegen alle Gerechtigkeit widerfahren. Es ist interessant, weil sie auch in dem Kriege von 1870 dasselbe wieder bewährt haben. Ihr Vater hätte freilich mit ihnen zu Hause bleiben sollen, statt seinen Degen dem Phantom einer allgemeinen europäischen Republik zu weihen. Zu Monte-Rotondo waren die Gefangenen im Dome aufgestellt, Garibaldi kam mit seinem Generalstabe in die Kirche geritten, haranguirte sie und ließ sie dann nach der Grenze transportiren, wo sie den italienischen Truppen übergeben wurden. „Diese waren um keinen Deut besser als ihre rothhemdigen Brüder, sie beschimpften, bespion und bewarfen uns mit faulen Drangen, ja sie versagten uns, die wir den ganzen Tag gekämpft, gelitten und nichts genossen hatten, selbst um vieles Geld ein Glas Wasser oder Stück Brot.“ Die Gefangenen wurden auf die Festung Varignano gebracht. Der Verfasser erzählt:

Ich hatte mir gleich anfangs erlaubt, einen Artillerieoffizier der Besatzung gelegentlich zu fragen, mit welchem Rechte eigentlich die königlichen Truppen, mit denen wir doch gar nichts zu thun gehabt, uns als Kriegsgefangene behandeln konnten, statt aller Antwort aber von dem Cavalier eine berbe Ohrfeige

erhalten. Dieses Argument war für mich so schlagend, daß ich nie mehr diese heikle Frage aufwarf. . . . Wie groß war unser Erstaunen, als sich eines Abends die Nachricht verbreitete, Garibaldi sei toben als Kriegsgefangener auf die Festung eingeliefert worden. Wirklich sahen wir ihn am nächsten Tage, den 6. November, zur selben Zeit auf den Festungswällen spazieren gehen, wo auch wir frische Luft schöpfen konnten. Wir trauten kaum unsern Augen, den General, der uns vor wenig Tagen noch mit stolzer Siegesmiene an sich vorüberziehen ließ, jetzt als unsern Mitgefangenen und Leidensgefährten zu sehen. Er blickte uns aber nicht an, sondern sah mit einem Obergucker in das blaue Meer hinaus. Sein Blick war flüster, sein Antlitz gramvoll, und er hatte jene Gewohnheit des Alters, mit sich selber zu sprechen. Von mittlerer Statur und etwas gebeugter Haltung, langen dunkeln Haaren und einem schönen, grauen Bart, der bis auf die Brust herabwallte, trug er die insamste aller Kopfbedeckungen, einen Calabreser, einen bis an die Knie herabfallenden Rock, der die rothe Bluse und die kirschrothe Leibbinde umschloß, und gewaltige Kanonenstiefeln.

Am 12. November wurden die päpstlichen Gefangenen gegen Garibaldiner ausgetauscht, von einem Dampfer unter französischer Flagge abgeholt und wieder nach Rom gebracht. Hier begann für den Verfasser die eigentliche Leidenszeit, die er durch eine ausführliche Schilderung der päpstlichen Armee und ihrer unglaublichen Zustände illustriert. Wir verweisen für diesen Theil auf das Buch selbst. Wie der Enttäuschte, vielfach persönlich Gemisshandelte endlich vor abgelassener Dienstzeit dem Elend entkommen ist, erzählt er nicht.

4. Erinnerungen aus der Laufbahn eines indischen Offiziers von B. A. van Nees. Nach der dritten Auflage des holländischen Uebersetzers von Wilhelm Berg. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Erster und zweiter Theile. Manheim, Schneider. 1869—70. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die deutsche Uebersetzung erscheint, wie die Jahresszahlen der Ausgabe zeigen, sehr langsam, uns liegen nur von der ersten Serie die beiden ersten Theile (wir würden diese dünnen Hefte Lieferungen nennen) vor. Freilich wissen wir nicht, ob das Buch trotz der drei Auflagen im holländischen beendet ist, denn der Verfasser sagt am Schluß des zweiten „Theils“: „Meine „Erinnerungen“ scheinen etwas lang zu werden, daher mache ich jetzt einen großen Punkt. Wenn ich noch einmal die Feder ergreifen sollte u. s. w.“ Wir würden es bedauern, wenn er das nicht gethan hätte, denn wir haben viel Interesse an seinen Schilderungen aus Java, einer in Deutschland noch wenig bekannten Welt, ihrer Natur und des dortigen Lebens gefunden; sie sind mit so lebendigen Farben und so frisch dargestellt, als ob der Verfasser unter dem Eindruck des eben Erlebten geschrieben hätte und nicht schon 20 Jahre für ihn zwischen jetzt und damals lägen. Ein gesunder Soldatenhumor belebt das Ganze, und das menschliche Gefühl, das sich überall ausspricht, macht dem Verfasser alle Ehre.

Am meisten haben uns die Schilderungen im zweiten Theile angesprochen; die des ersten, namentlich die Hinreise, sind allzu holländisch breit gehalten. Im zweiten Theile dagegen heben wir aus dem Abschnitt „Batavia“ die Feier von Königs Geburtstag und den Ball im Großen Hofe, sowie den Ueberfall einer holländischen Besatzung durch Eingeborene hervor. Scharf gezeichnet sind die Sittenbilder; der europäische Leser wird von manchem freilich abgestoßen werden, z. B. wenn er liest, daß ein ein-

geborener Soldat Urlaub erbittet, um seinen Vater aufessen zu helfen. Alte Leute, die nicht mehr arbeiten können, werden nämlich in einem Bezirk von Niederländisch-Indien von den Ihrigen geschlachtet und gegessen. Das Leben der reichen Holländer in Batavia und auf ihren Pflanzungen dagegen ist mit köstlichem Humor geschildert. Weniger von allgemeinem Interesse sind die Soldatengeschichten; der Militär wird aber die eingehende Darstellung der dortigen Dienstverhältnisse, besonders bei den Neger- und Japanencompagnien gern lesen.

Auf Correctheit der deutschen Fassung und des Drucks hätte mehr Sorgfalt gewendet werden müssen. Es ist doch kaum glaublich, daß man in einem deutschen Buche finden kann: „Bei das“ Depot versteht, „bei einem“ strengen Chef versteht, er „entschlug“ (entließ) ihn aus dem Arrest, den „Generalstab“ (Marschallstab ist gemeint, Generale führen keinen!) in der Tasche, „aus Kaffeekblätter(n)“ bereitet u. s. w. Collegen nennen sich wol in keiner Armee die Offiziere, es hätte Kameraden heißen müssen. In dem sonst gewandt übersehten Buche fallen die Sprachversehen unangenehm auf.

5. Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preussischen Armeen in Böhmen 1866. Erstes Heft: Das Gefecht bei Nachod. Mit fünf Plänen und Darstellungen der einzelnen Gefechtsmomente. Berlin, Mittler und Sohn. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Kein Werk im Geiste „jener Erzeugnisse unserer neuesten Literatur, welche durch ihre pikante Form in gewisser Beziehung fesseln mögen, aber durch ihren den alten guten Traditionen unserer Armee entgegenstrebenden Geist doch immer nur einen abstoßenden Eindruck hinterlassen können“: der Verfasser verwahrt sich in der Vorrede ausdrücklich dagegen. Ebenso erklärt er, daß er mit seiner Kritik nie und nirgends den leitenden Personen, ja nicht einmal den Vorgängen an sich einen Vorwurf machen wolle, da er zu einer solchen Kritik weder berufen, noch berechtigt, noch befähigt sei. Seine Arbeit trage nur den Charakter einer taktischen Studie, hervorgegangen aus der Ueberzeugung, daß es unbedingt erforderlich sei die Kämpfe des Jahres 1866 zu studiren, tief und ernst, um den oberflächlichen Erfahrungen auf den Grund zu kommen, die Zufälligkeiten als solche zu erkennen, die allgemeinen Wahrheiten aus denselben herauszuschälen und uns vor Trugschlüssen und Irrlehren zu warnen. Man kann mit dieser Auffassung nur vollkommen einverstanden sein. „Die Geschichte“, sagt der Verfasser ferner, „schreitet unaufhaltsam vorwärts und kann unserer Armee schon in den nächsten Jahren eine Aufgabe stellen, deren glückliche Lösung nur auf der Basis der Erfahrungen des letzten Kriegs zu vollziehen ist.“ Dieser Fall ist früher eingetreten, als der Verfasser beim Niederschreiben seiner Vorrede dachte.

Den kritischen Bemerkungen geht eine Schilderung der Gefechtsereignisse voraus, da die genaue Bekanntschafft mit denselben nicht bei allen Lesern; die zwar den Krieg aber nicht das betreffende Gefecht mitgemacht haben, angenommen werden konnte. Die Schilderung ist nach den vorhandenen Quellen gut ausgearbeitet, zweckmäßig in Gefechtsperioden getheilt und auf eigene Anschauung und Beurtheilung der Terrainverhältnisse basirt, die der Verfasser auf Fußwanderungen über die Schlachtfelder kennen

gelernt hat und sehr klar zu beschreiben weiß. In Bezug auf die Kritik sagt er dann sehr richtig:

Trotz den von allen kriegsführenden Parteien publicirten officiellen Werken und dem in militärischen Journalen und einzelnen Broschüren und Regimentsgeschichten niedergelegten werthvollen historischen Material bleibt unsere Kenntniß der Thatfachen doch immer noch eine sehr lückenhafte, namentlich in Betreff der die handelnden Personen leitenden Motive. Schon aus diesem Grunde ruht jede Kritik jener Ereignisse zur Zeit noch auf schwankendem Boden und wird doppelt bedenklich durch den Umstand, daß die handelnden Personen fast alle noch unter uns leben.

Wir bemerken dazu, daß die Kritik des Verfassers, solcher Ueberzeugung entsprechend, maßvoll gehalten ist.

Eine eingehende Besprechung seiner Schrift, da sie rein taktischen Inhalts ist, gehört in ein Fachjournal. Der Krieg, der unterdessen ausgebrochen ist und eine noch mächtigere Flut von literarischen Erzeugnissen hervorrufen wird, kann leider dem Interesse an denen über den Krieg von 1866 nur hinderlich sein; wir hoffen aber, daß der Verfasser sich dadurch nicht abhalten lassen wird, die Fortsetzung seiner „Kritischen Wanderungen“ zu veröffentlichen.

Karl Gustav von Bernsch. *)

*) Der Referent, unser ebenso fleißiger als in jeder Hinsicht vorzüglicher Mitarbeiter, ist leider vor Abdruck dieses Artikels verstorben; wir verweisen auf den Nekrolog im Feuilleton. D. R. d.

Neue Novellen.

Unter den vorliegenden Novitäten sind die einen dazu angethan, das Unterhaltungsbedürfniß unausgefüllter Stunden einigermaßen zu befriedigen; die andern, freilich in der Minderzahl, verbinden mit dem stofflichen Interesse der bloßen Unterhaltung den Reiz mehr künstlerischer Darstellung, spannender Begebenheiten mit psychologischer Entwidlung, Fluß der Erzählung und Wahrheit der Charaktere, Localfärbung und Schattirung des Dialogs. Wir lassen zuerst die Spenden der Damen Revue passiren.

1. Weihnachts-Erinnerungen. Novellen und Skizzen, aus dem Englischen übertragen von Alice Salzbrunn. Leipzig, Frißsche. 1871. 8. 24 Ngr.

Die Verfasserin bietet eine Auswahl auf das Christfest bezüglicher Erzählungen englischer Autoren: Erzählungen, die Gemüth und Phantasie in gleicher Weise anregen und, wegen der gefühlvollen Zartheit der Behandlung, der gereiften weiblichen Jugend besonders zu empfehlen sind. Wenn auch diese Uebertragungen keine unwiderstehliche Sehnsucht nach den Originalen zu erwecken vermögen, so gleichen sie doch jenen Photographien, die uns, wegen der Regelmäßigkeit und Schönheit der Gesichtszüge, in dem Album eines Freundes auffallen und beschäftigen, ohne doch den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft zu erregen. Die letzte Erzählung von Robert Hudson erscheint uns als die ansprechendste und bedeutendste. Das Vorwort trägt das Gepräge einer dilettantischen Abhandlung.

2. Eva. Novelle von Marie Giese. Berlin, A. Dunder. 1871. Gr. 16. 20 Ngr.

Gut erzählt, aber allzu wenig neu! Das gemahnt wie ein Cento von allerwärts erzählten Begebenheiten, deren einzelne, hundertfach bekannte Züge zu einem neuen Vorgange vereinigt sind. Der Novellist aber muß Erfindungskraft besitzen, wenn wir ihm lauschen sollen. Die Nachersindung im Epischen ist weit bedenklicher als die Nachempfindung im Lyrischen. Dieselben Gefühle und Stimmungen gestatten eine unendliche Variation; der Erzähler indeß bedarf eines originalen Themas, das er selbständig entwickeln und gestalten muß.

3. Gesammelte Novellen von Anna Böhn. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 2 Thlr.

Anna Böhn debutirte bereits vor zehn Jahren mit einem Theil der obigen Novellen, der ihr die Gunst des

Publikums erwarb. Was in dieser Ausgabe neu erscheint, steht nicht immer auf der Höhe des früher Geleisteten. Theils fehlt die gehörige psychologische Vertiefung, die uns die Phasen der Wandlung der geschilderten Personen überzeugend veranschaulicht (z. B. in der Novelle: „Zwei verwöhnte Kinder“), theils ist der Stoff für die Breite der Ausführung zu dürr und spröde, wie in der Erzählung: „Auf dem Eisenbahnhofe zu Laibach.“ In der „Villa Carlota“ dagegen erinnert das italienische Colorit der Scene und die düstere Glut der Leidenschaft vortheilhaft an den lebendigen Erzähler von Paul Heyse's. Immerhin bieten diese Novellen des Tüchtigen, aller weiblichen Hyperfeminalität kernhaft Abgeneigten genug, um auch in der vorliegenden Gestalt sich neue Freunde zu gewinnen.

4. Aus der Heimat. Gesammelte Novellen von Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Zwei Bände. Wien, Bachm. 1871. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesen Novellen begegnen wir einem nicht gewöhnlichen Talente. Hier ist glückliche, dem Natürlichen sich anschließende Erfindung der Fabel; die Personen sind keine schattenhaften Gestalten einer überreizten Phantasie, es sind wirkliche Menschen mit gesundem Empfinden und Vorstellen, mit Vorzügen und Schwächen, wie sie die Erfahrung dem Beobachter bloßlegt. Maria Lenzen schöpft aus solcher Erfahrung; mit frischer Objectivität spiegelt sie das Leben, und wenn ihre Darstellung dann und wann zu sehr in die Breite abirrt, zu sehr auch die Kleinigkeiten des Empfindens betont, gleichsam den Kipptisch des weiblichen Herzens mit zarter Vorsorge abstäubt, so macht diese Mäßigkeit der Betrachtung doch den Eindruck einer lebenswürdigen Gewissenhaftigkeit, die, um alle Oberflächlichkeit zu vermeiden, in die Tiefe des Gegenstandes hinabtaucht, um die auf dem Grunde schimmernden Perlen, freilich auch mit ihnen manche werthlose Muschel emporzuholen. Die Erzählungen von Maria Lenzen haben Steigerung; sie spannen bis zur befriedigenden Lösung. Die Naturscenerie ist dem westfälischen Lande wahr und treu entnommen, erquicklich und frisch. Die beiden Novellen: „Die Getrennten“ und „Aus verschiedenen Lebenskreisen“, die umfangreichsten der Sammlung, verdienen den Preis und mit ihm die Beachtung der Lesewelt.

So wohlthwendig uns die obige Sammlung berührte, so abstoßend erscheint die folgende Novelle von J. Krüger, mit welcher wir das schöne Geschlecht verabschieden:

5. Hamburger Raubvogel. Dem Leben nachgezählt. Novelle von J. Krüger. Altona, Verlagsbureau. 1870. 8. 25 Ngr.

Was hier dem Leben nachgezählt wird, ist des Erzählens kaum würdig. Eine mit einer Liebesintrigue verflochtene, gemeine Gaunergeschichte ohne jedes ethische oder ästhetische Interesse. Die Darstellung ist so platt wie nur möglich, der Ausdruck ohne eine Spur von Noblesse.

6. Märchenbuch von Karl Pflaume. Märchenleben, Buch. 1870. 8. 20 Ngr.

Eine Sammlung von Märchen, die theils Neues, theils Altes, theils das letztere in veränderten Formen bringt. Die in Prosa abgefaßten Geschichten sind im Ausdruck meist dem kindlichen Verständniß angemessen, wiewol z. B. der Anfang des dritten Märchens („Däumling“) dem Pädagogen bedenklich erscheinen müßte. Doch ist die Neugestaltung der alten beliebten Märchensagen oft recht unglücklich. Die Sammlung der Gebrüder Grimm gibt diese tausendmal besser und anregender. Man begreift schwer den Zweck dieser Verböserung.

Die Versificirung der gereimten Märchen ist allzu nachlässig, Reime wie: „Freude — Heide“, „Rehe — Hühne“, „hören — wehren“, „würge — Gebirge“, „Nede — blübe“, „nicht — liegt“ (!), „Zweig — euch“, finden sich fast auf jeder Seite. Grammatische Unrichtigkeiten entstellen hier und da den Versbau („der Schwell“ für „die Schwelle“). Den Gedichten fehlt alle Poesie der Diction, alle Phantasie des Ausdrucks, der sich die weiche Kinderseele so gern und willig hingibt.

7. Aus Sommertagen. Gesammelte Novellen von Walter Schwarz. Zweiter Band. Berlin, Hoffmann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Novellen von Walter Schwarz haben zwar keine eigentümliche Physiognomie, lesen sich indes leicht und fließend und sind auch stofflich nicht ohne Interesse. Die Erzählung: „Auch ohne Flügel“, eröffnet einen weiten Blick in die dornenvolle Laufbahn eines an sich selbst und seinem Talente verzweifelnden Künstlers, der, nach vielen herben Enttäuschungen in Liebe und Leben, doch endlich durch treuen Fleiß und hingebendes Streben einen heiteren Lebensabend genießt. Diese Novelle ist die hervorragendste der Sammlung.

8. Novellen von Max Eith. Reist einem Anhang von Gedichten. Heidelberg, Winter. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Max Eith hat sich durch sein historisch-romantisches Gedicht: „Boltmar“ bereits vorthellhaft bekannt gemacht. Die vorliegenden Novellen, die als der dritte Band des „Wanderbuch eines Ingenieurs“ erscheinen, athmen eine eigenthümliche Frische in Scenerie und Diction. Auch ein an und für sich ziemlich unbedeutender Stoff, wie in der Novelle: „Die ersten Tanzschuhe“, empfängt durch die muntere Naivetät der Behandlung einen fesselnden Reiz. Der Anhang bringt einige versificirte Charaktere und eine Anzahl von Gedichten, die, trotz einiger

Mängel in der Form, als Tagebuchaphorismen eines weitgereisten Mannes von Bedeutung sind, eines Mannes, der den harten Kampf mit dem Leben treu und muthig durchgeföchten. Die Reime behandelt der Verfasser zu nachlässig. „Reifen — Eisen“, „Boden — Todten“, „verhaßten — grasten“, „sehnig — König“, „vernietet — geschmiedet“, sind für ein feineres Ohr geradezu unmöglich. Die „Lieder am Schraubstock“ haben einen ungewöhnlichen Schwung und etwas durchaus Eigenartiges:

Is hart das Leben, hart das Eisen,
So gibt's auch einen harten Klang —

Dies ist des Dichters passendes Vorwort für die stählernen Klänge. So ist das Lied Nr. 10: „Damals und Jetzt“, ein am Amboss gesungenes Liebeslied, voll naturwüchsigter Kraft der Leidenschaft. Um die Schlußwendung des Liedes Nr. 6: „Mein Lieb“, ist der Dichter zu beneiden:

Und oft schon, wenn so recht heiter die Nacht,
Von goldenen Sternen strahlend umfäumt,
Bin ich schon vor Freuden aufgewacht
Am Traume, mir habe geträumt.

Unter den andern Gedichten erinnert „Der melancholische Chemicus“ an Schefel's launige Lieder in seinem „Gauoamus“. Das letzte Gedicht setzen wir als Probe hierher:

Mein Leben.

Ich habe durchsurcht manch nasse Bahn,
Im Drachenschiff, dem Stahlgerippten;
Ich war ein Pilger in Kanaan
Und habe gepflügt das Land Aegypten.

Im Sonnenbrande, heiß und hell,
Bin ich durch Syriens Berg geritten,
Und spürte nach verborgnem Duell
Bei Drusen und bei Maroniten.

Dem Mississippi jagt' ich zu
Bom gelben Saume der Sahara;
Mein Schlepper dampfte ohne Ruh
Am Katarakt des Niagara.

Gold sucht' ich im arab'schen Sand,
Wie in Kentucky's Kohlenlichte;
Im lieben deutschen Vaterland
Da — schrieb ich Bücher und Gedichte.

9. Novellen von Karl August Dempwolff. Drei Bände. Hannover, Klümpler. 1871. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Als das bedeutendste Talent in der heutigen Rundschau bekundet sich Karl August Dempwolff. Das Fundament seiner Erzählungen ist eine tüchtige Durchbildung des Verstandes und des Herzens. Bei ihm begegnen wir auch einmal einer historischen Novelle: „Habeau, die Schöne“, die zu den werthvollsten der Sammlung gehört. Aber auch die frei erfundenen oder den wirklichen individuellen Schicksalen des Lebens entnommenen Erzählungen fesseln uns durch den Adel des Ausdrucks, die Reinheit der Gesinnung, die Fülle der Verwickelungen und die meist tragische Lösung. Dempwolff schließt nimmer mit Hochzeitsjubiläum und Pauken und Trompeten und allgemeiner Veröhnung: seine Novellen, mögen sie auch in Dur beginnen, klingen elegisch in Moll aus, nie ohne uns eine wehmüthige Theilnahme an dem Geschehe der Personen einzusößken. Dieser Hauch von Melancholie, dies Lächeln unter

Thränen gibt der Muse Dempswolff's einen eigenthümlichen, bestrickenden Reiz. Mögen dieselben die volle Theilnahme finden, die sie verdienen! Nil scribit, cu-

jus carmina nemo legit! Möchte dieses Schicksal nur das allgemöhnliche Mittelgut der besprochenen Bücher betreffen!
Emil Taubert.

Feuilleton.

Karl Gustav von Berned.

Unsere Zeitschrift hat in dem am 8. Juli d. J. in Berlin verstorbenen preussischen Major Karl Gustav von Berned einen langjährigen Mitarbeiter verloren, dessen Veprechungen militärischer Werke sich durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit auszeichneten und überaus anregend auch auf Kreise wirkten, denen die militärische Fachwissenschaft ferner lag. Der Klarheit und Eleganz der Darstellung, die den gewandten Novellisten verrieth, und der Rücksichtnahme auf allgemein interessirende Gesichtspunkte verdankte Karl Gustav von Berned diese, von den Lesern unserer Zeitschrift oft ausdrücklich anerkannte Anziehungskraft seiner Aufsätze. Noch sind hinterlassene Kritiken in unsern Händen, und wir zweifeln nicht, daß sie die Theilnahme unserer Leser jetzt noch in erhöhtem Maße erregen werden.

Karl Gustav von Berned, geboren am 26. October 1806 zu Kirchheim in der Niederlausitz, widmete sich früh der militärischen Carrière und trat 1817 in das berliner Cadettenhaus ein, welches er im Jahre 1820 verließ, um als Cavalerieoffizier in die Armee zu treten. Von wissenschaftlichem Geiste besetzt, besuchte er von 1823—26 die Allgemeine berliner Kriegsschule, wo er besonders Geschichte und neuere Sprachen studirte. Im Jahre 1829 kam er als Lehrer der Geschichte an die Divisionschule in Frankfurt a. O. Damit beginnt seine langjährige Wirksamkeit im militärischen Unterrichtswesen, welches in neuerer Zeit unter der Leitung des hochgebildeten Generals von Bender so glänzend fortgeschritten ist. Wie sehr die neuen glänzenden Erfolge der preussischen Waffen dieser gediegenen Vorbildung zuzuschreiben sind, wie groß die mehr im stillen bleibenden Verdienste dieser Männer sind, das ist wol oft hervorgehoben worden, wird aber leicht über den mehr in die Augen fallenden Triumphen der siegreichen Führer und ihrer Truppen vergessen. Karl Gustav von Berned bewegte sich fortwährend in den militärischen Lehrkreisen, er wurde Mitglied der Obermilitärstudien-Examinationscommission in Berlin, Lehrer der Taktik am Cadettenhause, seit 1855 Major und erster Militärlehrer beim Cadettencorps, Mitglied der Obermilitärcommission und hielt auch Vorlesungen an der Kriegsschule. Nachdem er im Jahre 1862 seinen Abschied genommen hatte, behielt er noch einige dieser Stellen bei. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiet sind: „Elemente der Taktik“ (vierte Auflage, 1862), „Buch der Schlachten“ (1856), „Geschichte der Kriegskunst“ (zweite Auflage, 1861) u. a. Seine große stilistische Gewandtheit machte es ihm möglich, Aufsätze für eine große Zahl von militärischen und andern Zeitschriften zu liefern, ohne ins Flüchtige und Oberflächliche zu verfallen.

Schon früh hatte Karl Gustav von Berned poetische Neigungen gezeigt und dieselben eifrig fortgebildet, indem er neben seinen militärischen Studien auch ästhetische trieb. Das Genre, das er von Anfang an gepflegt hat und in welchem er auch heimisch blieb, ist die historische Erzählung, wie sie von A. von Tromlig eingeführt wurde, dessen Taschenbuch „Vielleben“ Karl Gustav von Berned 1842—49 unter dem pseudonymen Dichternamen Bernd von Guseck fortsetzte. Unter demselben Namen schrieb er Novellen und Erzählungen für verschiedene Taschenbücher und die „Abendzeitung“; er sammelte sie zuerst im Jahre 1837 (3 Bde.). Es folgten hierauf andere, mehr oder weniger novellistisch gehaltene Werke: „Bullankleine“ (1838); „Schaumperlen der Gegenwart“ (1838); „Vom Borne der Zeiten“ (3 Bde., 1844); „Wildfeuer“ (2 Bde., 1845). Die historische Erzählung, die das geschichtlich gegebene Ereigniß phantastisch ausmalte, genügte ihm indeß auf die Länge nicht; er

brauchte und suchte einen umfassendern Rahmen, und wenn er von A. von Tromlig ausging, so suchte er allmählich sich mehr und mehr an das größere Vorbild von Walter Scott anzulehnen. Der schottische Autor wurde ihm auch darin maßgebend, daß er mit Vorliebe vaterländische Stoffe wählte, wie dies eine lange Reihe seiner Romane beweist: „Die Stedinger“ (1837); „Das Erbe von Landshut“ (2 Thle., 1842); „Der Sohn der Mark“ (1848); „Die Hand des Fremden“ (2 Bde., 1857); „Der erste Raub an Deutschland“ (4 Bde., 1862); „Deutschlands Ehre 1813“ (3 Bde., 1863); „Unter dem Krummstab“ (3 Bde., 1865); „Der Graf von der Liegnitz“ (3 Bde., 1866); „Katharina von Schwarzburg“ (3 Bde., 1868); „Nicht auf immer“ (2 Bde., 1870). Nur selten verließ Bernd von Guseck den heimathlichen Boden, wie in dem Roman: „König Marat's Ende“ (3 Bde., 1865), der indeß an Spannung und lebhafter Schilderung, auch der historischen Ereignisse, wie z. B. der Schlacht von Tolentino, nicht hinter den übrigen zurücksteht. Meistentheils wählt Bernd von Guseck Stoffe, die ein Interesse für die Gegenwart haben und namentlich den Aufschwung des preussischen Staats illustriren. Der patriotische Geist der Befreiungskriege kommt in einzelnen zum Ausdruck; in dem Roman „Unter dem Krummstab“ wird das kaiserliche Wesen, die Reichsmisere des vorigen Jahrhunderts geschildert, in welche bereits die brandenburger Truppen mit ihrer strengen Disciplin energisch eingriffen, eine vorbildliche Geschichte für die Bewegung der Neuzeit. „Der Graf von der Liegnitz“ scheint zwar auf den ersten Blick eine Provinzialgeschichte aus der Zeit der schlesischen Kriege zu sein; aber er behandelt jenen Stoff der österrreichischen Anexionen, welche später die Kriege Friedrich's des Großen und das Hauptwachsthum der preussischen Macht zur Folge hatten. So sind die Zusammenhänge zwischen anscheinend entlegenen Geschichtsebenen und den Fragen der Gegenwart stets nachweisbar. Zur großartigen Architektur und tiefen Charakteristik Walter Scott's erheben sich zwar die Guseck'schen Romane im Durchschnitte nicht, aber sie sind meistens klar gegliedert, edel in der Darstellung und gehören zu jener gebildeten und empfehlenswerthen Unterhaltungsliteratur, wie auch die Romane von Gustav vom See, welcher Autor mit Bernd von Guseck manche Aehnlichkeit besitzt und auch oft ähnliche Stoffe wählt.

Das Talent Karl Gustav von Berned's beschränkte sich indeß nicht auf die Novellistik, es war auch dichterischen Formen gewachsen, wie seine Operntexte zu den Opern Konradin Kreuzer's: „Die Hochländerin“ und „König Konradin“, beweisen, sowie besonders die Uebersetzungen von Dante's „Göttlicher Komödie“ (zweite Auflage, 1858) und mehrerer Werke von Lord Byron.

Julius Hamme.

Ein Dichter, dessen Erstlingswerk („Charlotte Corday“) bei der Kritik, namentlich in der ersten Auflage von Julius Schmidt's Literaturwerk Anerkennung und Beachtung fand, Julius Hamme, ist am 19. August nach langem Leiden in seiner Vaterstadt Cönnern an der Saale gestorben. Er war 1828 geboren und erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium zu Halle und lebte dann als Schriftsteller in Leipzig und Gotha, wo er sich der Protection des Herzogs Ernst erfreute, und zuletzt in seiner Vaterstadt. Sein oben erwähntes Jugenddrama „Charlotte Corday“ erschien 1852, ihm folgte das Drama „Maria Stuart“ (1860) und das Schauspiel „Die Adoptivtochter“ (1861), sowie eine Sammlung von „Gebichten“ (1861). Die Hoffnungen, die man auf den selbstständigen kräftigen Geist, der in diesen Werken herrschte, und auf ein poetisches Talent setzen durfte,

das bei größerer Beherrschung der Form Bedeutenderes zu leisten versprach, sollten schnell vernichtet werden durch ein Nervenerleiden, an welchem Damm schon in seiner Jugend litt, das sich aber jetzt weiter ausbildete und eine vollständige Lähmung des Körpers nach sich zog. Zehn Jahre verbrachte er so, abgeschlossen von der Außenwelt, in den letzten Jahren kaum noch im Stande den Kopf zu bewegen, doch in voller geistiger Regsamkeit und mit lebendigster Theilnahme für alle Mittheilungen aus dem Gebiete der Literatur. Dabei war er selbst noch schöpferisch thätig; sein Nachlaß muß ziemlich bedeutend sein. Am meisten beschäftigte ihn ein Epos: „Haus- und Felsgötter“, in denen er die religiösen Fragen der Zeit behandelte.

Bibliographie.

Appun, C. F., Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. 2ter Bd. Britisch Guyana. Jena, Costenoble. Gr. 8. 5 1/2 Bdr.

Aus dem Torniker. Bilder und Anekdoten aus den Kriegen 1866, 1870 und 1871. Bonn, Fabich. Gr. 8. 5 Ngr.

Barndt, J., Pius-Hymnen. Sonette. Ne vermehrte Aufl. Schweidnitz, Kaiser. Gr. 16. 12 Ngr.

Bastian, A., Ethnologische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben. 1ster Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bayer, F., Deutschlands Wiedergeburt. Hoffnung und Erfüllung. Schweinfurt, Siegler. Gr. 8. 15 Ngr.

Behnenstedt, F., Erzählungen und Romane. 1ster bis 4ter Bd. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bonaburer, J., Das Ephen. Schauspiel. Thnr, Gsell. 16. 5 Ngr.

Busse, R. v., Herzog Magnus, König von Island. Ein sibirisches Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. Aus des Verfassers nachgelassenen Papieren herausgegeben von J. Frey. v. Boden. Leipzig, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 1 1/2 Bdr.

Carlyle, J., Der Jesuitismus. Ein Pamphlet. Aus dem Englischen von A. Poltermann. Braunschweig, Fering u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Cornelius, C. S., Ueber die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Halle, Nebert. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königtums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Gegenwart. Nach den Quellen dargestellt. 6te Abth. Die Verfassung der Westgoten. — Das Reich der Goten in Spanien. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 4 1/2 Bdr. 20 Ngr.

Darwin, C., Die Abstammung des Menschen und die geschichtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. In 2 Bdn. 1ster und 2ter Abdr. Stuttgart, E. Schweizerbart. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieffenbach, G. C., In der deutschen Frühjahrszeit. Siebenzehn Lieder aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1870—1871. Hannover, Meyer. 16. 2 Ngr.

Dittfurth, F. W. Freyh. v., Kreuz und Schwert. Zeitklänge aus den Jahren 1870 und 1871. Berlin, Lipperheide. Gr. 16. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Friedrich Ferdinand, Graf v. Bussf. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken. 2ter Bd. Leipzig, Wölter. Gr. 8. 3 1/2 Bdr.

Eottichall, R., Dramatische Werke. 7tes Bbchn.: Herzog Bernhard von Weimar. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 15 Ngr.

Geiger, L., Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Vorträge. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 24 Ngr.

Geschl, E., Der gute Kamerad. Dramatische Scene aus dem französisch-deutschen Kriege, nebst einem Anhang älterer und neuerer Zeitgeschichte. Ein patriotischer Friedensgruß an Deutschlands heimkehrende Sieger. Halle, Hermann. 8. 2 1/2 Ngr.

Giese, Marie, Der kleine Probst. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 1/2 Bdr. 15 Ngr.

Glog, R., Poesien des Urwaldes. Einfebeln, Demiger. Gr. 16. 1 1/2 Bdr.

Goethe, Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel. Mit Vorwort und erläuternden Anmerkungen von G. v. Roepert. Berlin, Hempel. Br. 8. 10 Ngr.

Die Gottes-Mörder. Von einem Gläubigen. Pest, Dedenaft. Gr. 8. 2 1/2 Bdr.

Grau, K. F., Entwickelungsgeschichte des neutestamentlichen Schriftthums. In 3 Bänden. 1ster Bd. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 1/2 Bdr. 25 Ngr.

Heinemann, W., Religion und Naturwissenschaft. Ein Wort gegen den Materialismus. Darmstadt, Jonghaus. 8. 6 Ngr.

Hemans, Felicia, Das Waldheiligthum. Uebersetzt von F. Freiligrath. Stuttgart, Cotta. 16. 24 Ngr.

Herg, M., Unser Albert Kronprinz zu Sachsen, Oberkommandeur der Russen-Armee. Lebenszüge und Kriegsthaten. Leipzig, Klein. Gr. 8. 3 Ngr.

Hieronymi, W., Der Akerprotestantismus oder der unfehlbar papierne Pops und seine Unterthanen. Nach einem Beispiel aus dem Leben geschilbert. Wiesbaden, Limbarts. Gr. 8. 4 Ngr.

Hübner, J., Zeitspiegel. Des deutschen Reiches Krieg, Sieg und Frieden. Sonette und Lieder. Dresden, Meinholt u. Schlegel. Gr. 8. 12 Ngr.

Jäger, A., Tirols Rückkehr unter Oesterreich und seine Bemühungen zur Wiedererlangung der alten Landesrechte von 1813 bis 1816. Wien, Sartori. Gr. 8. 20 Ngr.

Joel, M., Zur Genesis der Lehre Spinoza's mit besonderer Berücksichtigung des kurzen Traktats „von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit“. Breslau, Schletter. Gr. 8. 15 Ngr.

Knapp, G. F., Die neuern Ansichten über Moralstatistik. Vortrag, Jena, F. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Krafft, S., Vom Baum des Lebens. Religiöse Dichtungen. Gotha, F. A. Bertels. Gr. 8. 15 Ngr.

Krocjok, F. A., Gebichte. Mannheim, Schneider. 8. 20 Ngr.

Levin, M., Gott und Seele nach jüdischer Lehre. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Lemald, A., Letzte Fahrten. 12 Reisebriefe aus dem Jahre 1870. Mainz, Kirchheim. 8. 1 1/2 Bdr. 10 Ngr.

Lindau, F., Literarische Rücksichtslosigkeiten. Feuilletonistische und polenische Aufsätze. Leipzig, Barth. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Märker, F., Einige dunkle Umstände in dem Leben des Apostels Paulus. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Meißner, A., Rococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Großvaters. Gumbinnen, Krausened. 8. 1 1/2 Bdr. 12 1/2 Ngr.

Menzel, W., Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich (1866—1870). Fortsetzung der „Weltbegebenheiten von 1860—1866“ und des „Deutschen Krieges 1866“. In 2 Bdn. 1ste Hef. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Meyer, J., Corregio. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 1/2 Bdr. 20 Ngr.

Meyer, G., Kaiser Franz I. Zur Geschichte seiner Regierung und seiner Zeit. Nach Originalmittheilungen und ungedruckten Quellen. 1ste und 2te Hef. Wien, Beck. Ver.-s. 20 Ngr.

Mohl, W., Zur Münzfrage. Tübingen, Raupp. Gr. 8. 18 Ngr.

Zwei Monate in einer bombardirten Stadt. Nach dem Französischen eines Straßburgers deutsch bearbeitet von einem andern Straßburger. Bern, Bent u. Reinert. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Montgomery, E., Die Kantische Erkenntnislehre widerlegt vom Standpunkt der Empirie. Ein vorbereitender Beitrag zur Begründung einer physiologischen Naturauffassung. München, Ackermann. Gr. 8. 1 1/2 Bdr. 6 Ngr.

Mühlfeld, J., Matthäus und Abelsabe. Die Geschichte zweier Herzen. Berlin, Janke. 8. 1 1/2 Bdr.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. IV. Das Jahr 1870. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1870. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 1/2 Bdr.

Neteler, H., Die Gliederung der Apokalypse als Grundlage der Erklärung derselben. Münster, Heßling. Gr. 8. 6 Ngr.

Neubauer, H., Die deutsche Literatur im Klass. Darmstadt, Zornin. Br. 8. 15 Ngr.

Riefes, G., Hurrah, Germania. Gebichte aus der Zeit des deutschen Selbstenkampfes 1870/71. Karlsruhe, Braun. 16. 6 Ngr.

Duden, W., Eine authentische Erzählung von der Verführung der Stadt Worms durch die Franzosen im Jahre 1689. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 10 Ngr.

Opsommer, C. W., Das Unrecht Frankreichs im Kriege von 1870. Die Bonapartes und das Recht Deutschlands auch nach Sedan. Eine holländische Stimme über den deutsch-französischen Krieg. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Oxenbrüggen, C., Wanderstudien aus der Schweiz. 3ter Bd. Schaffhausen, Jurtex. 8. 1 1/2 Bdr. 6 Ngr.

Paulinus, Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 24 Ngr.

Poribach, M., Die ältere Chronik von Oliva. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 1/2 Bdr.

Preß, E., Reg., Historisches und Topographisches mit einem Plane der Stadt. Hannover, Schmorl und v. Seefeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Quinet, E., Die Schöpfung. Deutsche, autorisirte Ausgabe. Durchgesehen und eingeführt von H. v. Cotta. 2 Bde. Leipzig, Weber. 8. 3 1/2 Bdr.

Rauschenseis, A. v., Bilder mit Staffage aus dem Rürntner Oberlande. Magensfurt, v. Kleinmayr. 8. 1 1/2 Bdr.

Rautenberg, O., Berengar von Friaul König in Italien 888—915. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Romain, J., Der Würgengel ober: der Untergang einer Weltstadt. Historischer Roman aus der Gegenwart. 1stes und 2tes Heft. Dresden, Litzel. Gr. 8. 2 3/4 Bdr.

Rosler, H., Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirtschaftstheorie. 2te, neu bearbeitete und sehr vermehrte Aufl. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 1/2 Bdr.

Russland am 1. Januar 1871. Von einem Russen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Schirmacher, F., Die letzten Hofenkaufen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 1/2 Bdr. 20 Ngr.

Sploß, E., Logos spermaticus. Parallelstellen zum neuen Testament aus den Schriften der alten Griechen. Ein Beitrag zur christlichen Apologetik und zur vergleichenden Religionsforschung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 1/2 Bdr.

Sporckill, J., Die Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Fortgesetzt von M. Wechs. 6ter Bd. Neueste Geschichte der Deutschen. 1851—1862. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 1/2 Bdr. 22 1/2 Ngr.

Staudel, A., Philosophie im Umriss. 1ster Thl. Theoretische Fragen. 1ste Abth. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 4 1/2 Bdr.

Shakespeare, König Richard III. Uebersetzt von E. Tieseu. Stuttgart, v. der Nahmer. 16. 15 Ngr.

Sternau, E., Gebichte. Stuttgart, Nisch. Gr. 16. 1 1/2 Bdr.

Stumpff, A., Dunte Bilder aus dem Kriege kürzlich entworfen. Göttingen, Post. 16. 5 Ngr.

Ueber die kirchliche Unfehlbarkeit. Gespräche mit einer geistreichen Frau. Von einem Kalen. Bonn, Henry. Gr. 8. 4 Ngr.

Ulrichs, L., Die Anfänge der griechischen Kuenstlergeschichte. Weersburg, Stahl. 4. 16 Ngr.

Benjamin, C. G., Dem Vaterland zu Preis und Ehr! Gebichte. Hoftod, Kuhn. 8. 16 Ngr.

Thränen gibt der Muse Dempswolffs einen eigenthümlichen, bestridenden Reiz. Mögen dieselben die volle Theilnahme finden, die sie verdienen! Nil scribit, cu-

jus carmina nemo legit! Möchte dieses Schicksal nur das allgewöhnliche Mittelgut der besprochenen Bücher betreffen!
Emil Landert.

Feuilleton.

Karl Gustav von Berned.

Unsere Zeitschrift hat in dem am 8. Juli d. J. in Berlin verstorbenen preussischen Major Karl Gustav von Berned einen langjährigen Mitarbeiter verloren, dessen Besprechungen militärischer Werke sich durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit auszeichneten und überaus anregend auch auf Kreise wirkten, denen die militärische Fachwissenschaft ferner lag. Der Klarheit und Eleganz der Darstellung, die den gewandten Novellisten verrieth, und der Rücksichtnahme auf allgemein interessirende Gesichtspunkte verdankte Karl Gustav von Berned diese, von den Lesern unserer Zeitschrift oft ausdrücklich anerkannte Anziehungskraft seiner Aufsätze. Noch sind hinterlassene Kritiken in unseren Händen, und wir zweifeln nicht, daß sie die Theilnahme unserer Leser jetzt noch in erhöhtem Maße erregen werden.

Karl Gustav von Berned, geboren am 26. October 1806 zu Kirchheim in der Niederlausitz, widmete sich früh der militärischen Carrière und trat 1817 in das berliner Cadettenhaus ein, welches er im Jahre 1820 verließ, um als Cavalerieoffizier in die Armee zu treten. Von wissenschaftlichem Geiste befeelt, besuchte er von 1823—26 die Allgemeine berliner Kriegsschule, wo er besonders Geschichte und neuere Sprachen studirte. Im Jahre 1829 kam er als Lehrer der Geschichte an die Divisionschule in Frankfurt a. O. Damit beginnt seine langjährige Wirksamkeit im militärischen Unterrichtswesen, welches in neuester Zeit unter der Leitung des hochgebildeten Generals von Peucker so glänzend fortgeschritten ist. Wie sehr die neuen glänzenden Erfolge der preussischen Waffen dieser gediegenen Vorbildung zuzuschreiben sind, wie groß die mehr im stillen bleibenden Verdienste dieser Männer sind, das ist wol oft hervorgehoben worden, wird aber leicht über den mehr in die Augen fallenden Triumpfen der siegreichen Führer und ihrer Truppen vergessen. Karl Gustav von Berned bewegte sich fortwährend in den militärischen Lehrkreisen, er wurde Mitglied der Obermilitärstudien-Examinationscommission in Berlin, Lehrer der Taktik am Cadettenhause, seit 1855 Major und erster Militärlehrer beim Cadettencorps, Mitglied der Obermilitärcommission und hielt auch Vorlesungen an der Kriegsakademie. Nachdem er im Jahre 1862 seinen Abschied genommen hatte, bezieht er noch einige dieser Stellen bei. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiet sind: „Elemente der Taktik“ (vierte Auflage, 1862), „Buch der Schlachten“ (1856), „Geschichte der Kriegskunst“ (zweite Auflage, 1861) u. a. Seine große stilistische Gewandtheit machte es ihm möglich, Aufsätze für eine große Zahl von militärischen und andern Zeitschriften zu liefern, ohne ins Flüchtige und Oberflächliche zu verfallen.

Schon früh hatte Karl Gustav von Berned poetische Neigungen gezeigt und dieselben eifrig fortgebildet, indem er neben seinen militärischen Studien auch ästhetische trieb. Das Genre, das er von Anfang an gepflegt hat und in welchem er auch heimisch blieb, ist die historische Erzählung, wie sie von A. von Tromsly eingeführt wurde, dessen Taschenbuch „Bielliebchen“ Karl Gustav von Berned 1842—49 unter dem pseudonymen Dichternamen Bernd von Guseck fortsetzte. Unter demselben Namen schrieb er Novellen und Erzählungen für verschiedene Taschenbücher und die „Abendzeitung“; er sammelte sie zuerst im Jahre 1837 (3 Bde.). Es folgten hierauf andere, mehr oder weniger novellistisch gehaltene Werke: „Vulkansteine“ (1838); „Schauherperlen der Gegenwart“ (1838); „Vom Borne der Zeiten“ (3 Bde., 1844); „Wildfeuer“ (2 Bde., 1845). Die historische Erzählung, die das geschichtlich gegebene Ereigniß phantastisch ausmalte, genigte ihm indeß auf die Länge nicht; er

brauchte und suchte einen umfassendern Rahmen, und wenn er von A. von Tromsly anging, so suchte er allmählich sich mehr und mehr an das größere Vorbild von Walter Scott anzulehnen. Der schottische Autor wurde ihm auch darin maßgebend, daß er mit Vorliebe vaterländische Stoffe wählte, wie dies eine lange Reihe seiner Romane beweist: „Die Stedinger“ (1837); „Das Erbe von Landsbut“ (2 Thle., 1842); „Der Sohn der Mat“ (1848); „Die Hand des Fremden“ (2 Bde., 1857); „Der erste Raub an Deutschland“ (4 Bde., 1862); „Deutschlands Ehre 1813“ (3 Bde., 1863); „Unter dem Krummstab“ (3 Bde., 1865); „Der Graf von der Liegnitz“ (3 Bde., 1866); „Katharina von Schwarzburg“ (3 Bde., 1868); „Nicht auf immer“ (2 Bde., 1870). Nur selten verließ Bernd von Guseck den heimatischen Boden, wie in dem Roman: „König Konrad's Ende“ (3 Bde., 1865), der indeß an Spannung und lebhafter Schilderung, auch der historischen Ereignisse, wie z. B. der Schlacht von Tolentino, nicht hinter den übrigen zurücksteht. Meistentheils wählt Bernd von Guseck Stoffe, die ein Interesse für die Gegenwart haben und namentlich den Aufschwung des preussischen Staats illustriren. Der patriotische Geist der Befreiungskriege kommt in einzelnen zum Ausdruck; in dem Roman „Unter dem Krummstab“ wird das kleinstaatliche Wesen, die Reichthümer des vorigen Jahrhunderts geschildert, in welche bereits die brandenburger Truppen mit ihrer strengen Disciplin energisch eingriffen, eine vorbildliche Geschichte für die Bewegung der Neuzeit. „Der Graf von der Liegnitz“ scheint zwar auf den ersten Blick eine Provinzialgeschichte aus der Zeit der schlesischen Kriege zu sein; aber er behandelt jenen Stoff der österreichischen Annexionen, welche später die Kriege Friedrich's des Großen und das Hauptwachstum der preussischen Macht zur Folge hatten. So sind die Zusammenhänge zwischen anscheinend entlegenen Geschichtsepochen und den Fragen der Gegenwart stets nachweisbar. Zur großartigen Architektur und tiefen Charakteristik Walter Scott's erheben sich zwar die Guseck'schen Romane im Durchschnitte nicht, aber sie sind meistens klar gegliedert, edel in der Darstellung und gehören zu jener gebildeten und empfehlenswerthen Unterhaltungsliteratur, wie auch die Romane von Gustav von See, welcher Autor mit Bernd von Guseck manche Aehnlichkeit besitzt und auch oft ähnliche Stoffe wählt.

Das Talent Karl Gustav von Berned's beschränkte sich indeß nicht auf die Novellistik, es war auch dichterischen Formen gewachsen, wie seine Operntexte zu den Opern Konradin Kreuzer's: „Die Hochländerin“ und „König Konradin“, beweisen, sowie besonders die Uebersetzungen von Dante's „Göttlicher Komödie“ (zweite Auflage, 1858) und mehrerer Werke von Lord Byron.

Julius Hamme.

Ein Dichter, dessen Erstlingswerk („Charlotte Corday“) bei der Kritik, namentlich in der ersten Auflage von Julius Schimdt's Literaturwerk anerkennende Beachtung fand, Julius Hamme, ist am 19. August nach langem Leiden in seiner Vaterstadt Cönnern an der Saale gestorben. Er war 1828 geboren erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium zu Halle und lebte dann als Schriftsteller in Leipzig und Gotha, wo er sich der Protection des Herzogs Ernst erfreute, und zuletzt in seiner Vaterstadt. Sein oben erwähntes Jugenddrama „Charlotte Corday“ erschien 1852, ihm folgte das Drama „Maria Stuart“ (1860) und das Schauspiel „Die Adoptivtochter“ (1861), sowie eine Sammlung von „Gebichten“ (1861). Die Hoffnungen, die man auf den selbständigen kräftigen Geist, der in diesen Werken herrschte, und auf ein poetisches Talent setzen durfte,

das bei größerer Beherrschung der Form Bedeutenderes zu leisten versprach, sollten schnell vernichtet werden durch ein Nervenfieber, an welchem Dammes schon in seiner Jugend litt, das sich aber jetzt weiter ausbildete und eine vollständige Lähmung des Körpers nach sich zog. Zehn Jahre verbrachte er so, abgeschlossen von der Außenwelt, in den letzten Jahren kaum noch im Stande den Kopf zu bewegen, doch in voller geistiger Regsamkeit und mit lebendiger Theilnahme für alle Mittheilungen aus dem Gebiete der Literatur. Dabei war er selbst noch schöpferisch thätig; sein Nachlaß muß ziemlich bedeutend sein. Am meisten beschäftigte ihn ein Epos: „Haus- und Felsgötter“, in denen er die religiösen Fragen der Zeit behandelte.

Bibliographie.

Apun, C. F., Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. 2ter Bd. Britisch Guyana. Jena, Costenoble. Gr. 8. 5 Bdr.

Aus dem Tornister. Bilder und Anekdoten aus den Kriegen 1866, 1870 und 1871. Bonn, Sabst. Gr. 8. 5 Ngr.

Bardt, J., Pins-Symmen. Sonette. 2te vermehrte Aufl. Schweidnitz, Kaiser. Gr. 16. 12 Ngr.

Bastian, A., Ethnologische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben. Ister Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bayer, R., Deutschlands Wiedergeburt. Hoffnung und Erfüllung. Schweinfurt, Siegler. Gr. 8. 15 Ngr.

Bodensteini, F., Erzählungen und Romane. 1ster bis 4ter Bd. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bonauer, J., Das Ephen. Schauspiel. Ghr. Weil. 16. 5 Ngr.

Busse, R. F. v., Herzog Magnus, König von Schweden. Ein historisches Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. Aus des Verfassers nachgelassenen Papieren herausgegeben von J. Frey. v. Bohlen. Leipzig, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Carlyle, E., Der Jesuitismus. Ein Pamphlet. Aus dem Englischen von A. Holtmann. Braunschweig, Häring u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Cornelius, C. S., Ueber die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Halle, Nebert. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Neuzeit. Nach den Quellen dargestellt. 6te Abth. Die Verfassung der Westgothen. — Das Reich der Sueven in Spanien. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Darwin, C., Die Abstammung des Menschen und die geschichtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. In 2 Bdn. Ister und 2ter Abth. Stuttgart, E. Schweizerbart. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieffenbach, G. C., In der deutschen Frühjahrszeit. Siebenzehn Bilder aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1870—1871. Hannover, Meyer. 16. 2 Ngr.

Dittrich, F. B. Freih. v., Kreuz und Schwert. Zeitkämpfe aus den Jahren 1870 und 1871. Berlin, Siperfeld. Gr. 16. 10 Ngr.

Ebeling, F. B., Friedrich Ferdinand, Graf v. Buss. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken. 2ter Bd. Leipzig, Böllner. Gr. 8. 3 Thlr.

Gottschall, R., Dramatische Werke. 7tes Bbch. Herzog Bernhard von Weimar. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 15 Ngr.

Geiger, R., Zur Entdeckungsgeschichte der Menschheit. Vorträge. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 24 Ngr.

Gesly, F., Der gute Kamerad. Dramatische Scene aus dem französisch-deutschen Kriege, nach einem Anfang älterer und neuerer Zeitgedichte. Ein patriotischer Friedensganz an Deutschlands heimkehrende Sieger. Halle, Herrmann. 8. 2 1/2 Ngr.

Giese, Marie, Der kleine Probst. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Görz, R., Poesien des Urwaldes. Einfielern, Benziger. Gr. 16. 1 Thlr.

Goethe, Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel. Mit Vorwort und erläuternden Anmerkungen von G. v. Foeper. Berlin, Hempel. 8. 10 Ngr.

Die Gottes-Mörder. Von einem Gläubigen. Pest, Pedenast. Gr. 8. 2 Thlr.

Grau, R. F., Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schriftthums. In 3 Bänden. 1ster Bd. Göttersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Heinemann, W., Religion und Naturwissenschaft. Ein Wort gegen den Materialismus. Darmstadt, Jonghaus. 8. 6 Ngr.

Hemans, Felicia, Das Waldheiligtum. Uebersetzt von F. Freiligrath. Stuttgart, Cotta. 16. 24 Ngr.

Herr, W., Unser Albert Kronprinz zu Sachsen, Oberkommandeur der Russ-Armee. Lebenszüge und Kriegsthaten. Leipzig, Klein. Gr. 8. 3 Ngr.

Hieronymi, B., Der Akerprotestantismus oder der unfehlbar papierne Papp und seine Unterthanen. Nach einem Beispiel aus dem Leben schilbert. Wiesbaden, Simbart. Gr. 8. 4 Ngr.

Hübner, J., Zeitspiegel. Des deutschen Reiches Krieg, Sieg und Frieden. Sonette und Lieder. Dresden, Reinhold u. Schöps. Gr. 8. 12 Ngr.

Jäger, A., Israels Räuber unter Oesterreich und seine Bemühungen zur Wiedererlangung der alten Landesrechte von 1813 bis 1816. Wien, Sartori. Gr. 8. 20 Ngr.

Joel, M., Zur Genesis der Lehre Spinoza's mit besonderer Berücksichtigung des kurzen Traktats „von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit“. Breslau, Schletter. Gr. 8. 15 Ngr.

Knapp, G. F., Die neuern Ansichten über Moralstatistik. Vortrag, Jena, F. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Krafft, S., Vom Baum des Lebens. Religiöse Dichtungen. Göttingen, F. A. Verheyden. Gr. 8. 15 Ngr.

Kroczak, F. A., Gedichte. Mannheim, Schneider. 8. 20 Ngr.

Levin, M., Gott und Seele nach jüdischer Lehre. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Reinwald, A., Letzte Fahrten. 12 Reisebriefe aus dem Jahre 1870. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lindau, P., Literarische Rücksichtslosigkeiten. Feuilletonistische und polemische Aufsätze. Leipzig, Barth. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Märker, F., Einige dunkle Umstände in dem Leben des Apostels Paulus. Göttersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Meißner, A., Kococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Großvaters. Gumbinnen, Krausened. 8. 1 Thlr. 12 1/2 Ngr.

Menzel, B., Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich (1866—1870). Fortsetzung der „Weltbegebenheiten von 1860—1866“ und des „Deutschen Krieges 1866“. In 2 Bdn. 1ste Hef. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Meyer, J., Corregio. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Meyner, S., Kaiser Franz I. Zur Geschichte seiner Regierung und seiner Zeit. Nach Originalmittheilungen und ungedruckten Quellen. 1ste und 2te Hef. Wien, Beck. Ver.-s. 20 Ngr.

Mohl, W., Zur Münzfrage. Tübingen, Raupp. Gr. 8. 18 Ngr.

Zwei Monate in einer bombardirten Stadt. Nach dem Französischen eines Straßburgers deutsch bearbeitet von einem andern Straßburger. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Montgomery, E., Die Kantische Erkenntnislehre widerlegt vom Standpunkt der Empirie. Ein vorbereitender Beitrag zur Begründung einer physiologischen Naturanschauung. München, Ackermann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mühlstein, J., Matthäus und Adelaide. Die Geschichte zweier Herzen. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Müller, B., Politische Geschichte der Gegenwart. IV. Das Jahr 1870. Heft einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1870. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Neteler, B., Die Uebersetzung der Apokalypse als Grundlage der Erklärung derselben. Münster, Thieling. Gr. 8. 8 Ngr.

Neuhauer, H., Die deutsche Literatur im Klass. Darmstadt, Zorn. Br. 8. 15 Ngr.

Nitche, C., Germania. Gedichte aus der Zeit des deutschen Heldenkampfes 1870/71. Karlsruhe, Braun. 16. 6 Ngr.

Oden, W., Eine authentische Erzählung von der Zerstörung der Stadt Worms durch die Franzosen im Jahre 1689. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 10 Ngr.

Opsoomer, C. W., Das Unrecht Frankreichs im Kriege von 1870. Die Bonapartes und das Recht Deutschlands auch nach Sedan. Eine holländische Stimme über den deutsch-französischen Krieg. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Osenbrüggen, C., Wanderbilder aus der Schweiz. 3ter Bd. Schaffhausen, Furter. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Paulinus, Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 24 Ngr.

Porlbach, M., Die ältere Chronik von Oliva. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Preß, R., Weg, Historisches und Topographisches mit einem Plane der Stadt. Hannover, Schorn und v. Seefeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Quinet, E., Die Schöpfung. Deutsche, autorisirte Ausgabe. Durchgesehen und eingeführt von B. v. Cotta. 2 Bde. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.

Rauschenfels, A. v., Bilder mit Staffage aus dem Rätiner Oberlande. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 8. 1 Thlr.

Rautenberg, O., Berengar von Friaul König in Italien 888—915. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Romain, J., Der Würgengel oder: der Untergang einer Weltstadt. Historischer Roman aus der Gegenwart. 1stes und 2tes Heft. Dresden, Kittel. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Roesler, H., Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirtschaftstheorie. 2te, neu bearbeitete und sehr vermehrte Aufl. Erlangen, Delchert. Gr. 8. 1 Thlr.

Russland am 1. Januar 1871. Von einem Russen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Schreinemacher, F., Die letzten Hohenstaufen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Spless, E., Logos spermaticos. Parallestellen zum neuen Testament aus den Schriften der alten Griechen. Ein Beitrag zur christlichen Apologetik und zur vergleichenden Religionsforschung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Sporck, J., Die Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Fortgesetzt von W. Weg. 6. 6ter Bd. Neueste Geschichte der Deutschen. 1851—1862. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Staudel, A., Philosophie im Umriss. 1ster Thl. Theoretische Fragen. 1ste Abth. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 4 Thlr.

Shakespeare, König Richard III. Uebersetzt von E. Tlesau. Stuttgart, v. der Nahmer. 16. 15 Ngr.

Sternau, C., Gedichte. Stuttgart, Kisch. Gr. 16. 1 Thlr.

Stumpff, A., Dunte Bilder aus dem Kriege flüchtig entworfen. Goldberg, Post. 16. 5 Ngr.

Ueber die kirchliche Unfehlbarkeit. Gespräche mit einer geistreichen Frau. Von einem Laien. Bonn, Henry. Gr. 8. 4 Ngr.

Ulrichs, L., Die Anfänge der griechischen Kuenstlergeschichte. Wuerzburg, Stahel. 4. 16 Ngr.

Wenzner, C. G., Dem Vaterland zu Preis und Ehr! Gedichte. Hofsch, Kapn. 8. 16 Ngr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brochhaus in Leipzig.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.

Von
Baron Joseph Eötvös.

Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersezt.
Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Baron Eötvös, der ungarische Staatsmann, der vor kurzem tiefbetrauert von seinem Volke aus dem Leben geschieden ist, entwickelte in diesem Werke seine wissenschaftlichen Theorien über die Begriffe Gleichheit, Freiheit und Nationalität und über deren Anwendung auf den modernen Staat. Wie das Werk bei seinem Erscheinen (1854) ungewöhnliches Ansehen erregte, verdient es auch dauernde ehrenvolle Beachtung nicht bloß von Seiten der Freunde des Verfassers, sondern in allen politischen, rechtsphilosophischen und volkswirtschaftlichen Kreisen Deutschlands.

Von dem Verfasser erschien (anonym) in demselben Verlage:
Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von S. A. Brochhaus in Leipzig.

Biographische Portraits

von

Barnhagen von Ense.

Nebst Briefen von Korff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz.

Aus dem Nachlaß Barnhagen's von Ense.

8. Geh. 2 Thlr.

In der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ heißt es über dieses neue Werk aus dem Nachlaß Barnhagen's von Ense: „Das Buch ist eine Gabe, die uns ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte unserer neuern Literatur und zur Kenntniß jenes glänzenden gesellschaftlichen Lebens in der Metropole Norddeutschlands zu sein scheint, dessen Mittelpunkt so lange Zeit das Barnhagen'sche Haus war. Aus diesem Kreise sind denn auch die Gestalten genommen, deren biographische Portraits uns Barnhagen's Feder in kurzen charakteristischen Zügen mit jener Meisterschaft vorführt, die er bereits in der „Galerie von Bildnissen“ gezeigt hat.“

Verlag von S. A. Brochhaus in Leipzig.

Die Baummessung

und Inhaltberechnung nach Formzahlen und Massentafeln.

Von

Alfred Püschel.

8. Geh. 24 Ngr.

Die vorliegenden Hilfs tafeln, unter Zugrundelegung der neuen metrischen Maße bearbeitet, sind dazu bestimmt, jede weitere Rechnung zu ersparen, da man den Bauminhalt direct daraus ablesen kann.

Verlag von S. A. Brochhaus in Leipzig.

Porträts und Studien.

Von

Rudolf Gottschall.

Dritter und vierter Band.

Paris unter dem zweiten Kaiserreich.
Kulturbilder.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Den ersten zwei Bänden des Werks, in welchen der Verfasser eine Reihe „literarischer Charakterköpfe“ als Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit vorführte, schließen sich hier pariser „Kulturbilder aus dem zweiten Kaiserreich“ an: Schilderungen von Zuständen, die jetzt bereits der Geschichte angehören, deren getreue Abspiegelung daher für die Gegenwart um so werthvoller geworden ist. Leichtere Skizzen und ernstere Abschnitte wechseln miteinander, alle haben den frischen Reiz des unmittelbar selbst Gesehenen und Erlebten. Die im vierten Bande enthaltene Darstellung des französischen Dramas und Theaters dieser Epoche ist das Eingehendste, was bisher in Deutschland wie in Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Verlag von S. A. Brochhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdling's.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Dritte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellenbichtung, zählt in Deutschland wie im Auslande, besonders in England (wo es auch übersezt worden), so viele Freunde, daß bereits zwei Auflagen davon vergriffen sind. Die jetzt vorliegende dritte Auflage erscheint in neuem, noch ansprechenderem Gewande und empfiehlt sich um so mehr zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

DEUTSCHE WARTEN.

Umschau

über das Leben und Schaffen der Gegenwart.

Redaction von Dr. BRUNO MEYER.

Zweites Augustheft. Inhalt: Militärische Beschreibung des Feldzuges 1870—71: Der Festungskrieg. Von A. Niemann. — Die Gewerkevereine, von A. Lammers. — Ueber Bücher, Buchhandel und Bibliotheken des Mittelalters, von K. Janicke. — Umschau auf dem Gebiete der Kunst und Kunstwissenschaft, von Bruno Meyer. — Leopold Schmid. Ein Altkatholik vor dem Altkatholicismus. — Kleine Umschau. — Bücherschau. — Todenschau. — Beilage: Karte der Belagerung von Strassburg.

Monatlich zwei Hefte, jedes 6 Sgr. — Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (vierteljährlich 1 Thlr. 6 Sgr.).

Verlag des Bibliographischen Instituts
in Hildburghausen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brochhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brochhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 88 — Nr. 37. — 20 —

7. September 1871.

Inhalt: Die Coeurdame der romantischen Schule. Von Rudolf Gottschall. — Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde. Von Heinrich Birnbaum. — Philosophische Schriften. Von Alexander Jung. (Beschluß.) — Feuilleton. („Ulrich von Hutten“ von David Strauß.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Coeurdame der romantischen Schule.

Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waitz. Zwei Bände. Mit den Porträts von Auguste Böhmer und Caroline Schlegel. Leipzig, Strzel. 1871. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben in Deutschland literarische Damen, die, ohne Schriftstellerinnen zu sein, doch in der Literatur eine nicht unbedeutende Rolle spielen, und deren oft erst nach ihrem Tode veröffentlichte „Correspondenzen“ ihnen einen Platz anweisen unter den „Genialitäten“ des Zeitalters und seinen still beeinflussenden geistigen Gewalten. So trat Rahel, nachdem Barnhagen ihre Briefe veröffentlicht hatte, als Vertreterin des geistreichen berliner Salons und seines nervösen Tiefsinns in die Reihe literarischer Berühmtheiten; so tritt jetzt Karoline Michaelis-Böhmer, die nach dem Tode ihres ersten Gatten nacheinander mit A. W. Schlegel und Schelling verheirathet war, als die Muse der romantischen Schule aus dem Dunkel, das bisher nur durch einzelne biographische Mittheilungen und briefliche Fragmente erhellt wurde, in das volle Licht, indem Waitz ihre umfassende Correspondenz veröffentlicht, die uns den Einblick in ihre wechselnden Lebensverhältnisse und innersten Seelenzustände gestattet.

Vor Rahel und den berliner Sibyllen und Nixen hat Karoline ohne Zweifel voraus, daß sie nicht bloß am Schreibpult ihre Offenbarungen und Orakel verkündigte, daß sie ein bewegtes Leben führte und dem Cultus der freien Liebe, der Hingabe an die sonst durch gesellschaftliche Schranken eingeengten Bedürfnisse des Herzens und seiner wechselnden Neigungen mit tapferer Unerblichkeit huldigte. Zur Zeit als die Jungdeutschen neue reformatorische Ideen auch in Bezug auf die Liebe verkündeten, waren Rahel und Bettina ihre Prophetinnen, die Romane der George Sand ihre Evangelien; sie kannten Karoline Schlegel nicht, die damals der „stren-

gen Wissenschaft“ angehörte und nur in den Paragraphen, Notizen und Citaten der Koberstein'schen Literaturgeschichte, in den Briefen der Romantiker und in den Excerpten für Oberlehrerexamina spukte. Sonst hätten sie Karoline zur Bignette für ihre socialen Reformschriften gewählt und an dem vorbildlichen Leben dieser Coeurdame der romantischen Schule ihre revolutionären Ideen erläutert.

Ohne Frage wird der Zusammenhang der Jungdeutschen mit den Romantikern immer durchsichtiger, nicht bloß in den einzelnen Vertretern, sondern auch in den Gedankengängen. Wer erkennt in Heine nicht die renommierte Redlichkeit von Friedrich Schlegel und die zerfahrene Ungezogenheit von Clemens Brentano wieder? Der berliner Salon, die Rahel, die ja auch mit Karoline Schlegel in Beziehung stand und mehrfach in ihren Briefen erwähnt wird, bildete die Vermittelung. Der Claffiker aller dieser Richtungen war und blieb Goethe, für den Karoline eine nicht minder uneingeschränkte und unerschütterliche Bewunderung hegte als Rahel. Im Grunde bildeten die genialen Frauen von Jena-Berlin nur die äußerste Linke der weimarischen weiblichen Genialitäten, die es; von der Schiller-Jean-Paul'schen Titanide, der Frau von Kalb, bis zur Goethe'schen, lange Zeit uneingesegeten Hausmamsell, dem Fräulein Vulpinus, mit dem Katechismus nicht sonderlich genau nahmen.

Karoline Schlegel erscheint in diesen gesammelten Briefen ohne Frage als eine der geistreichsten Frauen aus dem Blüthenalter unserer Literatur: vielseitig gebildet, von großer stilistischer Sicherheit, die sich auch in vielen, mit A. W. Schlegel's Namen bezeichneten oder in seinem Interesse verfaßten Aufsätzen von ihrer Feder bekundet, freigeistig und extrem, oft aber auch wahrhaft dichterisch inspirirt, von feinem Esprit, der auch die Waffen tödlicher Malice zu führen versteht, leidenschaftlich in ihren Zuneigungen wie in ihren Abneigungen, von einer an

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.

Von
Baron Joseph Eötvös.

Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersezt.
Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Baron Eötvös, der ungarische Staatsmann, der vor kurzem tiefbetrauert von seinem Volke aus dem Leben geschieden ist, entwickelte in diesem Werke seine wissenschaftlichen Theorien über die Begriffe Gleichheit, Freiheit und Nationalität und über deren Anwendung auf den modernen Staat. Wie das Werk bei seinem Erscheinen (1854) ungewöhnliches Aufsehen erregte, verdient es auch dauernde ehrenvolle Beachtung nicht bloß von Seiten der Freunde des Verfassers, sondern in allen politischen, rechtsphilosophischen und volkswirtschaftlichen Kreisen Deutschlands.

Von dem Verfasser erschien (anonym) in demselben Verlage:
Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Biographische Portraits

von

Barnhagen von Ense.

Nebst Briefen von Korff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz.

Aus dem Nachlaß Barnhagen's von Ense.

8. Geh. 2 Thlr.

In der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ heißt es über dieses neue Werk aus dem Nachlaß Barnhagen's von Ense: „Das Buch ist eine Gabe, die uns ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte unserer neuern Literatur und zur Kenntniß jenes glänzenden gesellschaftlichen Lebens in der Metropole Norddeutschlands zu sein scheint, dessen Mittelpunkt so lange Zeit das Barnhagen'sche Haus war. Aus diesem Kreise sind denn auch die Gestalten genommen, deren biographische Portraits uns Barnhagen's Feder in kurzen charakteristischen Zügen mit jener Meisterschaft vorführt, die er bereits in der „Galerie von Bildnissen“ gezeigt hat.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Baummessung und Inhaltberechnung nach Formzahlen und Massentafeln.

Von

Alfred Püschel.

8. Geh. 24 Ngr.

Die vorliegenden Hülfstafeln, unter Zugrundelegung der neuen metrischen Maße bearbeitet, sind dazu bestimmt, jede weitere Rechnung zu ersparen, da man den Bauminhalt direct daraus ablesen kann.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts und Studien.

Von

Rudolf Gottschall.

Dritter und vierter Band.

Paris unter dem zweiten Kaiserreich.

Kulturbilder.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Den ersten zwei Bänden des Werks, in welchen der Verfasser eine Reihe „literarischer Charakterköpfe“ als Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit vorführte, schlossen sich hier pariser „Kulturbilder aus dem zweiten Kaiserreich“ an: Schilderungen von Zuständen, die jetzt bereits der Geschichte angehören, deren getreue Abpiegelung daher für die Gegenwart um so werthvoller geworden ist. Leichtere Skizzen und ernstere Abschnitte wechseln miteinander, alle haben den frischen Reiz des unmittelbar selbst Gesehenen und Erlebten. Die im vierten Bande enthaltene Darstellung des französischen Dramas und Theaters dieser Epoche ist das Eingehendste, was bisher in Deutschland wie in Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlinges.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Dritte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellenbüchlein, zählt in Deutschland wie im Auslande, besonders in England (wo es auch übersezt worden), so viele Freunde, daß bereits zwei Auflagen davon vergriffen sind. Die jetzt vorliegende dritte Auflage erscheint in neuem, noch ansprechenderem Gewande und empfiehlt sich um so mehr zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

DEUTSCHE WARTEN.

Umschau

über das Leben und Schaffen der Gegenwart.

Redaction von Dr. BRUNO MEYER.

Zweites Augustheft. Inhalt: Militärische Beschreibung des Feldzuges 1870—71: Der Festungskrieg. Von A. Niemann. — Die Gewerksvereine, von A. Lammer's. — Ueber Bücher, Buchhandel und Bibliotheken des Mittelalters, von K. Janicke. — Umschau auf dem Gebiete der Kunst und Kunstwissenschaft, von Bruno Meyer. — Leopold Schmid. Ein Altkatholik vor dem Altkatholicismus. — Kleine Umschau. — Bücherschau. — Todtenschau. — Beilage: Karte der Belagerung von Strassburg.

Monatlich zwei Hefte, jedes 6 Sgr. — Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (vierteljährlich 1 Thlr. 6 Sgr.).

Verlag des Bibliographischen Instituts
in Hildburghausen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 37. — 80 —

7. September 1871.

Inhalt: Die Coeurdame der romantischen Schule. Von Rudolf Gottschall. — Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde. Von Petrus Birnbaum. — Philosophische Schriften. Von Alexander Jung. (Beschluß.) — Feuilleton. („Ulrich von Hutten“ von David Strauß.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Coeurdame der romantischen Schule.

Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waiz. Zwei Bände. Mit den Porträts von Auguste Böhmer und Caroline Schlegel. Leipzig, Sitzel. 1871. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben in Deutschland literarische Damen, die, ohne Schriftstellerinnen zu sein, doch in der Literatur eine nicht unbedeutende Rolle spielen, und deren oft erst nach ihrem Tode veröffentlichte „Correspondenzen“ ihnen einen Platz anweisen unter den „Genialitäten“ des Zeitalters und seinen still beeinflussenden geistigen Gewalten. So trat Rahel, nachdem Barnhagen ihre Briefe veröffentlicht hatte, als Vertreterin des geistreichen berliner Salons und seines nervösen Tiefstns in die Reihe literarischer Berühmtheiten; so tritt jetzt Karoline Michaelis-Böhmer, die nach dem Tode ihres ersten Gatten nacheinander mit A. W. Schlegel und Schelling verheiratet war, als die Muse der romantischen Schule aus dem Dunkel, das bisher nur durch einzelne biographische Mittheilungen und briefliche Fragmente erhellt wurde, in das volle Licht, indem Waiz ihre umfassende Correspondenz veröffentlicht, die uns den Einblick in ihre wechselnden Lebensverhältnisse und innersten Seelenzustände gestattet.

Vor Rahel und den berliner Sibyllen und Nixen hat Karoline ohne Zweifel voraus, daß sie nicht bloß am Schreibpult ihre Offenbarungen und Orakel verkündigte, daß sie ein bewegtes Leben führte und dem Cultus der freien Liebe, der Hingabe an die sonst durch gesellschaftliche Schranken eingeengten Bedürfnisse des Herzens und seiner wechselnden Neigungen mit tapferer Unerfrockenheit huldigte. Zur Zeit als die Jungdeutschen neue reformatorische Ideen auch in Bezug auf die Liebe verkündeten, waren Rahel und Bettina ihre Prophetinnen, die Romane der George Sand ihre Evangelien; sie kannten Karoline Schlegel nicht, die damals der „stren-

gen Wissenschaft“ angehörte und nur in den Paragraphen, Notizen und Citaten der Koberstein'schen Literaturgeschichte, in den Briefen der Romantiker und in den Excerpten für Oberlehrerexamina spukte. Sonst hätten sie Karoline zur Bignette für ihre socialen Reformschriften gewählt und an dem vorbildlichen Leben dieser Coeurdame der romantischen Schule ihre revolutionären Ideen erklütert.

Ohne Frage wird der Zusammenhang der Jungdeutschen mit den Romantikern immer durchsichtiger, nicht bloß in den einzelnen Vertretern, sondern auch in den Gedankengängen. Wer erkennt in Heine nicht die renommißische Redheit von Friedrich Schlegel und die zersahrene Ungezogenheit von Clemens Brentano wieder? Der berliner Salon, die Rahel, die ja auch mit Karoline Schlegel in Beziehung stand und mehrfach in ihren Briefen erwähnt wird, bildete die Vermittlung. Der Claviker aller dieser Richtungen war und blieb Goethe, für den Karoline eine nicht minder uneingeschränkte und unerschütterliche Bewunderung hegte als Rahel. Im Grunde bildeten die genialen Frauen von Jena-Berlin nur die äußerste Linke der weimarischen weiblichen Genialitäten, die es; von der Schiller-Jean-Paul'schen Titanide, der Frau von Kalb, bis zur Goethe'schen, lange Zeit uneingefegneten Hausmamsell, dem Fräulein Vulpius, mit dem Katechismus nicht sonderlich genau nahmen.

Karoline Schlegel erscheint in diesen gesammelten Briefen ohne Frage als eine der geistreichsten Frauen aus dem Blütenalter unserer Literatur: vielseitig gebildet, von großer stilistischer Sicherheit, die sich auch in vielen, mit A. W. Schlegel's Namen bezeichneten oder in seinem Interesse verfaßten Aufsätzen von ihrer Feder bekundet, freigiebig und extrem, oft aber auch wahrhaft dichterisch inspirirt, von seinem Esprit, der auch die Waffen tödlicher Malice zu führen versteht, leidenschaftlich in ihren Zuneigungen wie in ihren Abneigungen, von einer an

das Giftige streifenden Gehässigkeit — eine „problematische Natur“, welche für den Psychologen viele interessante Seiten darbietet, einflussreich auf literarische Entwicklung in stillen Einwirkungen, aber nicht gerade von segensreichem Einfluß, indem sie die Kluft zwischen Schiller und den Schlegel durch ihre Geringschätzung unsers großen Dichters geflissentlich erweiterte, dagegen für viele romantische Fehlgeburten die wärmste Sympathie an den Tag legte. Immerhin bieten ihre Briefe einen reichen Schatz fesselnder Mittheilungen, literarisch wichtiger Notizen, geistreicher Bemerkungen. Wenn der Herausgeber indeß Unbedeutendes, ebenso „was als bloßes Gerede oder in der Leidenschaft des Augenblicks geschrieben erschien“ fortgelassen haben will, so hätten wir doch gewünscht, daß er hierin etwas strenger verfahren wäre. Des Gleichgültigen und Nichtigten findet sich in dieser Brieffammlung noch immer eine zu große Masse — freilich geht es ja mit den Briefen unserer classischen Damen und Herren nicht anders. Wir werden oft zu einer Topfjuderei verurtheilt, die nicht nach dem Geschmack eines jeden Lesers ist. Und wie viel „Nichts“ findet sich in den täglichen Lebensbeziehungen, das nicht für die Nachwelt berechnet ist!

Die Biographie Karolinens wollen wir in der kurzen Fassung mittheilen, in welcher sie der Herausgeber der Sammlung vorausschickt:

Dorothea Karoline Albertine Michaelis, Tochter des Professors und Geh. Justizraths Johann David Michaelis, ward den 2. September 1763 in Göttingen geboren. Sie verheiratete sich den 15. Juni 1784 mit dem Dr. med. und Bergmedicus zu Klausthal Johann Franz Wilhelm Böhmer, Sohn des Professors und Geh. Justizraths G. L. Böhmer. Diesem gebar sie zwei Töchter, Auguste und Theresie, und einen Sohn. Am 4. Februar 1788 starb Böhmer, dem der erst nachher geborene Sohn bald im Tode nachfolgte. Karoline lebte als Witwe eine Zeit lang im ältesten Hause zu Göttingen, dann bei einem Bruder Fritz in Marburg, wo derselbe Professor an der Universität war. Hier starb die jüngere Tochter Theresie im December 1789. Im Jahre 1791 lehrte Karoline noch einmal nach Göttingen zurück, um im Frühjahr 1792 nach Mainz zu übersiedeln, wo ihre Jugendfreundin Theresie Heyne verheiratet mit G. Forster lebte. Da sie die Sympathien Forster's und seiner Freunde für die Ausbreitung der französischen Freiheit am Rhein theilte, und, wenn auch mit Unrecht, als ihrem Schwager G. Böhmer, dem Secretär Custine's, näher verbunden galt, ward sie, im Begriff die von den deutschen Heeren belagerte Stadt zu verlassen, im April 1793 gefangen genommen und erst nach Königstein, dann in mildere Haft nach Kronberg gebracht, im Juli durch Vermittelung besonders ihres jüngern Bruders Philipp — er war später Arzt in Harburg, Vater des verstorbenen Kieler, Großvater des jetzt tübinger Professors — befreit. Von vielen Seiten verdächtigt und verfolgt, fand sie eine Zuflucht erst in und bei Leipzig, dann in dem ihr befreundeten Hause Gotter's in Gotha. Von hier begab sie sich im Frühjahr 1795 nach Braunschweig, wohin nach dem Tode des Vaters (+ 22. August 1791) die Mutter gezogen war. Hierhin kam A. W. Schlegel, der Karoline, als er in Göttingen studirte, kennen gelernt hatte und mit ihr seitdem in Verbindung geblieben war: am 1. Juli 1796 fand ihre Vermählung statt, und Karoline folgte ihm nach Jena, wo sie sieben Jahre lang lebte, nur mit kurzern Unterbrechungen, die durch Reisen nach Dresden (Frühling 1797, Sommer 1798), Bamberg und Volkelt (Sommer 1800) und einen Aufenthalt in Braunschweig und Harburg (October 1800 bis April 1801) herbeigeführt wurden. Im Bade zu Volkelt starb Auguste am 12. Juli 1800 — ein Wendepunkt in Karolinens Leben. Schlegel hielt sich in der folgenden Zeit meist in Berlin auf,

wo ihn Karoline im März 1802 besuchte. Eine schon früher etzgetretene, während des berliner Aufenthalts gesteigerte Entfremdung führte zur Scheidung (17. Mai 1803), worauf Karoline mit J. Schelling nach Schwaben reiste und hier zu Murrhard von Schelling's Vater am 26. Juni getraut ward. Nach einem kurzern Aufenthalt in München begleitete sie ihren Gatten nach Würzburg, wo er eine kurze Zeit als Professor lebte, dann nach München, wohin Schelling als Mitglied der Akademie berufen ward. Auf einer Reise nach Schwaben erkrankte Karoline zu Manbronn und starb den 7. September 1809.

Die Briefe der jungen Professorstochter (1778—91) sind sehr frisch und pikant; es ist eine Reifeit und Socialität darin, welche an Heine erinnert, und auch nachdem sie als Frau Doctor Böhmer sich im Harz häuslich niedergelassen hat, verliert sie diesen jugendfrischen Humor nicht und entwirft recht drollige Parzibilder. So schreibt sie über Goslar an ihre Schwester Lotte (1784):

Der Weg nach Goslar ist schön und in der Mitte, wo man aus dem dicken Wald heraus eine Aussicht in das Land bis über Halberstadt hinaus hat, entzückend. Aber Goslar — sowie du die Nadelspitzen der achtgedigen Thürme von weitem erblickst, erstirbt die Natur, das Gras verddrirt, alles neigt sich erschmachtend zu Boden. Du fährst zwischen kahlen Bergen hinein, in ein Thor — wo die Liebe selbst vor Schrecken ihren lezten Seufzer aushauchen müßte, oder furchterlich verzweifeln. Ich weiß nicht wie der Ritter Lauer dies Abenteuer bestand; seine Mutter müßte ihn denn in seiner holden Kindheit einmal in Lauge statt in den Stiz getaucht und so süßlos gemacht haben. Unerreichbar hohe Mauern umgeben die Stadt, die man nie ganz, sondern nur stückweis vor sich sieht. Klöster ohne Fenster und Kirchen ohne Zahl, und allenthalben sechzehneckige Wachtthürme, die wie Kettenhunde aussehen. In der Mitte, wo der Brand wüthete, stehen ganz gute neue Häuser, zwei Etagen, gewöhnlich noch mit Strohfenstern. Sie stehen wie bekannt wieder an den alten Stellen, und also bald hier bald dort eins in labyrinthischen Winkelzügen. Zu beiden Seiten sind hohe Fußbänke von ausgebrochenen Steinen, die Bürgermeister und Rath ihre schiefen Beine kosten müßten, wenn hier nicht alles organisiert wäre wie der Wohnplatz. In der Mitte kein Pflaster, sondern tief ausgefahrene Erde mit nassem Schlamm ausgefüllt. So fährt man wenigstens eine halbe Stunde, ehe man durchflommt, mit dem langweiligsten Gefühl, das alle Sinnen der Freude erbtötet und das Grab selbst unschmackhaft macht, ohne melancholischen Trost, den man sonst etwa in einem Nest der Eulen schöpft, ohne den, daß die Bewohner vielleicht gut, vielleicht noch interessante Ueberreste der Ritter der vorigen Jahrhunderte sind, nein, es ist eine altmodische kleine lorkige Reichsstadt voller Prätenfionen auf Modernität.

In demselben Jahre schreibt sie aus Klausthal:

Ich für mein Theil werse mich alle Tage mehr in Klausthal herein, ohne mich in die hiesige Form zu gießen. Mißgönne doch einem ehrlichen Menschen die Lust nicht, sich an 20—30 albernen Menschengestirten zu amüsiren, und laß lieber in der katholischen Kirche in der kurzen Straße eine Messe dafür lesen, daß ich das Ding von der Seite zu nehmen anfangen.

Doch auch an sinnigen und empfindsamen Betrachtungen fehlt es nicht. Schwester Lotte, die ihr jedenfalls eine schwärmerische Neigung bekannt hatte, wird geistreich gehofmeister (12. October 1784):

Um das innigste Gefühl des Kummers, der in seinen Klagen selbst die süßeste Belohnung findet, um die Behntheit, die entzückende Wehmuth, diesen Schätzen des verlorenen Geliebten, der uns schwärmerischer, feiner, beschäftigt, wie der Geliebte selbst, mücht' ich dich beneiden. Und sieh wie leicht sich wahre Liebe in Begeisterung der Tugend auflöst, wie saust

fe sich in diese verschmelzt. Liebe kann der nächste Schritt zur Tugend werden. Aber oft, meine Lotte, das kann ich dir nicht verhehlen, oft verwechselft die glühende Einbildungskraft den Gegenstand, sie jagt dem geistigen Wesen, das sie nicht unterscheidend hell erblickt, nach, träumt sich in die Gefilde des Lichts und der Vollkommenheit hinein, und wacht auf, ehe wir's glaubten, über den ersten besten Stoß. Jetzt ist deine Fassung, der Zustand deines Gemüths, wie sie sein sollen und nicht anders sein können, aber wirst du im Stande sein, diese Anstrengung dauernd zu machen? Es ist unglaublich, wie unvermerkt sich das mindert, wie eine angepannte Empfindung nach der andern allmählich erschläft, und die lebhaft zerspreizende, lebendige Vorstellung in leichten Rebel sich hüllt. Und wird mit dieser Bezauberung nicht auch dein heiligster Vorsatz verschwinden? Wie wenig uns idealische Tugend kostet, weiß ein jeder. Es ist ein schönes unnützes Rauchwerk, das in glänzendem Feuer zum Himmel lobert.

Zum Trost versichert Karoline weiterhin, die Negung der Eitelkeit werde Lotte nicht vernichten können; denn das sei eine sehr unwillkürliche Erbsünde, die uns nicht mehr Schande mache wie Zahnweh oder Krähengangen. Sehr treffend ist auch die folgende Bemerkung:

Wir wären elend — wenn nicht aus Kleinigkeiten unsere Glückseligkeit zusammengesetzt wäre, deren Summe eitel ist, aber die im einzelnen doch fähig sind uns ganz zu beschäftigen. Denn aus jener Stimmung, wo die Seele in sich zurückkehren zu wollen und im Begriff schien ihre Tiefen und unser Wesen zu erkunden — ruft uns doch so leicht das mindeste zurück, eine Stimme, ein schneller Blick, der auf ein Band fällt, auf ein etwas — und das leitet uns wie ein Blitz zurück auf die Gegenwart, auf Annehmlichkeit und Abwechslung des Lebens. Geschmach und Freude daran leben auf. Es ist so — weiter weiß ich nichts davon. Gestern hab' ich tractirt, und da war mir der Braten wichtiger wie Himmel und Erde — —

Die Mutterliebe spricht sich mit großer Wärme schon in diesen ersten Briefen aus; die außerordentlich lebenswürdige Auguste ist das Entzücken der Mutter. Ueberhaupt ziehen sich diese Ergüsse wie ein rother Faden durch die ganze Sammlung und nehmen nach Augustens Tode eine elegisch-schwärmerische Färbung an. Aus der Zeit nach Böhmer's Tod fehlen alle Briefe, sodas man die Tiefe des Eindrucks, den der frühe Verlust des Vaters auf das Gemüth der jugendlichen Frau machte, nicht ermessen kann. Jedenfalls war ihr äußeres Schicksal jetzt haltlos geworden, während ihre Ansprüche an das Leben, wie z. B. aus einem faustisch gemahnenden Schreiben an Meyer, dem gleichsam hinter den Coullissen des Briefwechsels und ihres Herzens stehenden geheimnißvollen Unbekannten, der erst sehr spät in Ungnade fiel, ersichtlich ist, aus tiefer und reicher Genußfähigkeit hervorgehend, keineswegs die Beschränkung willkommen heißen. „Göttern und Menschen zum Troß will ich glücklich sein“, heißt es in diesem Briefe; und an einer andern Stelle: „Genußsamkeit allein kann mich nicht befriedigen, sie wäre nur Begrenztheit, wenn nicht die Quellen nur vertauscht würden, aus denen der Bessere am unersättlichsten zu schöpfen trachtet.“ Sehr bezeichnend ist auch die folgende Bemerkung: „Wer da fordert, daß die Menschen von ihrem eigenthümlichen Weg abweichen sollen, begehrt nicht die Gunst des Geschicks, sondern Wunder vom Himmel.“

Wir finden Karoline 1792 in Mainz unter den durch Heinrich Koenig's Roman so bekannt gewordenen „Cluiffen von Mainz“ wieder. Sie hoffte „hier unbekannt zu bleiben und neben einer gewissen Einsamkeit

Bergnügungen des Geistes und der Sinne zu genießen“. Wenn sie schon früher gegen die wüthenden Wellen verhasster Uebertreibungen, die sie in der Französischen Revolution bei aller Freiheitsbegeisterung erblickte, Protest eingelegt hatte, so sucht sie sich auch in Mainz die „edle reife Unparteilichkeit“ zu wahren, die sie als charakteristisch für den Forster'schen Kreis in Anspruch nimmt. Dies hindert indeß nicht, daß sie das Einrücken der Franzosen in Mainz mit sehr triumphirenden Mienen erzählt:

Custine besetzt sich, und schwört, den Schlüssel zu Deutschland nicht aus den Händen zu lassen, wenn ihn kein Friede zwingt. Kaum vier Monat sind's, wie sich das Concert des puissances versammelte, um Fr[anckreichs] Untergang zu beschließen, hier — wo nun auf dem Komödientettel steht: mit Erlaubniß des Bürgers Custine.

Auch stellt sie den Sansculotten ein sehr schmeichelhaftes Sittenzeugniß aus:

Wir haben über 10000 Mann in der Stadt, und es herrscht Stille und Ordnung. Die Adlichen sind alle geflohen — der Bürger wird aufs äußerste geschont — das ist Politik, aber wenn die Leute des gusux et des misérables wären, wie man sie gern dafür geben wollte — wenn nicht strenge Disciplin stattfände — wenn nicht der stolze Geist ihrer Sache sie besetzte und sie Großmuth lehrte, so würde es unmöglich sein, so alle Ausschweifungen, alle Insulten zu vermeiden.

In die Politik hinein spielten die Familienromane. Daß Karoline die Schuld trage an der Trennung von Forster und Therese, wird in ungedruckten Briefen Sömmerring's an Heyne behauptet; eine Widerlegung dieser Behauptung können wir nicht, wie der Herausgeber will, in dem Brief Karolinens an Meyer vom 17. December 1792 finden. Man muß doch auch etwas zwischen den Zeilen lesen und den alten Spruch: „Qui s'excuse, s'accuse“, nicht unbeachtet lassen. Karoline sagt selbst von Forster: „Er ist der wunderbarste Mann — ich habe nie jemanden so geliebt, so bewundert und dann wieder so geringgeschätzt.“ Diese Geringschätzung beruhte aber im Grunde darauf, daß Forster schwach genug war, sich von Therese nicht ganz loszuzugewinnen zu können:

Dieses Mannes unglückliche Empfänglichkeit und ihr ungroßmüthiger Eigennutz verdammen ihn zu ewiger Qual. Ich habe wol gedacht, ob man ihm die Augen öffnen könnte — es versteht sich, daß ich nicht mittelbar noch unmittelbar dazu beitragen darf und werde — ich habe gefunden, man würde seine Liebe tödten können, aber seine Anhänglichkeit nicht. Spricht ihm das nicht sein Urtheil? Sie beschäftigt, sie amüfirt ihn — das kann ihm kein Wesen ersetzen — darum ist sie einzig — sie reizt seine Eitelkeit, weil er sieht, daß sie auch andere beschäftigt, und daher nie erfährt, wie nachtheilig die Urtheile sind, die selbst diese von ihr fällen. Wer sie nicht mag, flieht sie — ein neuer Triumph! So hält sie ihn — geht hin, und nutzt seinen Namen, und führt ihn mit Stolz. Das ist nicht billig — ach und doch verdient er's. Outer F., geh und klag' die Götter an.

Wir meinen, daß durch diese Ergüsse die Anklagen Sömmerring's eher begründet als zurückgewiesen werden.

Ein Schwager Karolinens war Secretär Custine's. Dies und ihre Beziehungen zu Forster zogen ihr die Haft auf Königstein zu — allerdings für „Unbesonnenheiten der Denkart“ eine sehr harte Strafe. Der Aufenthalt in Königstein war nach Karolinens eigener Schilderung ein martervoller:

Sehen Sie hin, lieber Gotter, und sehen Sie den schrecklichen Aufenthalt, den ich gestern verlassen habe — athmen Sie die schneidende Luft ein, die dort herrscht — lassen Sie sich von dem durch die schädlichsten Dünste verpesteten Zugwind durchwehen — sehen Sie die traurigen Gestalten, die stundenweis in das Freie getrieben werden, um das Ungeziefer abzuschütteln, vor dem Sie dann Mühe haben sich selbst zu hüten — denken Sie sich in einem Zimmer mit sieben andern Menschen, ohne einen Augenblick von Ruhe und Stille, und genöthigt, sich stündlich mit der Reinigung dessen, was Sie umgibt, zu beschäftigen, damit Sie im Staube nicht vergehen — und dann ein Herz voll der tiefsten Indignation gegen die gepriesene Gerechtigkeit, die mit jedem Tage durch die Klagen Unglücklicher vermehrt wird, welche ohne Untersuchung dort schmachten, wie sie von ungefähr aufgegriffen wurden — muß ich nicht über euch lachen? Sie scheinen den Aufenthalt in Königsheim für einen kühlen Sommertraum zu nehmen, und ich habe Tage da gelebt, wo die Schrecken und Angst und Beschwerden eines einzigen hinreichen würden, ein lebhaftes Gemüth zur Raserei zu bringen. Und doch war das Ungemach der Gegenwart nichts gegen die übrigen Folgen meines barbarischen Verhaftes.

Durch Vermittelung Wilhelm von Humboldt's, ihres jüngsten Bruders und sonstiger Freunde wurde Karoline ihrer Haft entlassen. Damals begleitete sie August Wilhelm Schlegel nach Leipzig, und sie stellt ihm das Zeugniß aus, daß er in dem, was er ihr war, alles umfaßt habe, was man männlich und zugleich kindlich vorurtheillos, edel und liebenswerth heißen kann. In dieser Epoche ertheilte ihr Therese Huber folgenden wohlmeinenden Rath:

Ich weiß nicht, ob du jetzt nicht liebst, oder was dir jetzt Liebe ersetzt, aber kommst du mit Männern in Verhältnisse, so hüte dich, daß du nicht gemisbraucht wirst und dich hintenansetzt. Gib dich aus Liebe, aber nicht aus Ueberdruß, Spannung, Verzweiflung. Kannst du aber die Männer entbehren, so ist es gut für dich, bis du wieder eine Bahn gefunden hast.

Diese Bahn fand sie in der Liebe zu A. W. Schlegel, der sie aus unleidlichen Verhältnissen erlöste; denn sie war damals viel angegriffen und in allen gesellschaftlichen Kreisen gemieden. Zu ihren politischen Abenteuern kam jedenfalls noch ein Fehltritt hinzu, über welchen nicht nur die Briefe, sondern auch der Herausgeber derselben sich in tiefes Schweigen hüllt. Dies ist tabelaswerth; denn wir wollen ja keine Apotheose von Karoline erhalten, sondern nur ihre wahrheitsgemäße Biographie. Man hielt die emancipirte mainzer Clubistin damals geradezu für „ein verworfenes Geschöpf“ und sie fühlte sich als ausgestoßen aus der Gesellschaft; ja sie wurde aus Öbtingen, als sie sich dorthin wandte, durch ein Rescript des kurfürstlich hannoverschen Universitätscuratoriums geradezu „ausgewiesen“, ganz im Stil der spätern Hindelbergh'schen Maßregelungen. Karoline durfte es daher immerhin dem herzoglich sächsischen Rath in Jena, Frn. August Wilhelm Schlegel, hoch anrechnen, daß er am 1. Juli 1796 ihr in Braunschweig die Hand reichte und ihr wieder eine anständige bürgerliche Existenz sicherte.

Aus der Politik gerieth Karoline nun in die Literatur, und zwar in eine nicht minder revolutionäre Epoche derselben; denn die Anfänge der romantischen Schule mit ihrem ledigen Programm hatten etwas Herausforderndes und Gewaltthätiges. Karoline betheiligte sich anregend,

fördernd, hin und wieder intriguirend mit aller Regsamkeit ihrer Sympathien und Antipathien, und den Kritiker Schlegel bei seiner fast aufreibenden journalistischen Production thätig unterstützend. Daß sie großen Einfluß auf das Urtheil ihres Gatten hatte, ist keine Frage; sie selbst gibt es zu, und was sie in Bezug auf Jacobs sagt, gilt gewiß auch in Betreff Schiller's: „So weit hab' ich es denn doch nach und nach bei Schlegel gebracht (tropfenweis, wie der Fels ausgehöhlt wird), daß er weit günstiger für Jacobs gestimmt ist.“ In Bezug auf Schiller nährte sie freilich die unglünstige Gesinnung. Rudolf Haym hat die Wandlungen im Urtheil der Schlegel über Schiller sehr genau in seinem Werk über „Die romantische Schule“ dargethan; die Urtheile Karolines über Schiller's Gedichte und Dramen in diesen Briefen geben in Bezug hierauf die wünschenswertheste Ergänzung. Wir wollen hier eine kleine Blumenlese derselben mittheilen, zugleich zum Beweise, welcher ungläublichen Einseitigkeit des Urtheils gerade geniale Naturen oft verfallen. Eine Recension der „Horen“ im Journal „Deutschland“ von Friedrich Schlegel bezeichnet den entscheidenden Wendepunkt in den Beziehungen der Schlegel zu Schiller. Karoline rechtfertigte sich selbst, indem sie einige Zeilen an Schiller dem Briefe ihres Gatten beilegte, in denen es heißt: „Wir verehren und lieben Sie so aufrichtig, daß diese gerade und feste Gesinnung uns auch auf einen geraden Weg führte, wenn noch so viel anscheinende Collisionen da waren“ (1. Juni 1797). Schiller schrieb darauf an Schlegel: „Versichern Sie Madame Schlegel, daß ich von dem lächerlichen Gerüchte, sie sei die Verfasserin jener Recension, nie Notiz genommen habe, und sie überhaupt für zu verständig halte, als daß sie sich in solche Dinge mische.“ Karolines Liebe und Verehrung für Schiller nahm indeß mit der Zeit immer mehr ab. Ueber den „Wallenstein“ schrieb sie am 24. April 1799:

Wir haben in Weimar endlich den „Wallenstein“ uns Leben gebracht — und wollen hoffen, daß er dadurch die Unsterblichkeit erlangt. Die Schönheit und Kraft der einzelnen Theile fällt am meisten auf. Wenn man es nach einem einzigen Sehen beurtheilen dürfte, so würde ich sagen, das Ganze hat sehr an Effect durch die Länge verloren. Es hätte nur Ein Stück sein müssen, dann hätten sich die Scenen concentrirt auf Einen Brennpunkt, die sich jetzt langsam folgen und dem Zuschauer Zeit zu lässler Besonnenheit lassen. Der letzte Act thut keine Wirkung — man merkt den Fall des Helden kaum, an dessen Größe elf Acte hindurch gebaut wird, um eine große Erschütterung durch seinen Sturz hervorzubringen. Und die mannichfache Absicht, die Berechnungen, welche hindurchschimmern! Es ist eben ein Werk der Kunst allein, ohne Instinct. Ich kann dir nicht sagen, wie dagegen das Ende Shakspeare'scher Trauerspiele, auch seiner politischen, das Herz erfüllen und bewegen. Schreib mir doch wie S. d. Bsel davon geurtheilt hat. „Die Piccolomini“ ließen weit mehr ahnen, es schien so viel darin vorbereitet zu sein, das sich hier unbedeutend löst.

Am 7. Mai 1801 schreibt Karoline an A. W. Schlegel, nachdem sie dessen „Fortunat“, ein ziemlich werthloses Gedicht, bewundert hat, über die „Maria Stuart“:

Du, mein Schatz, hast eine schlechte Sache zu verteidigen gehabt, wie du gegen Dief über „Maria Stuart“ strittest. Es ist wahrlich nicht besser wie der „Wallenstein“ — ja der gesammte schlechtere „Wallenstein“ spricht einem daraus an. Die wenigen

lyrischen Stellen sind häßlich — o ja — aber mit dem Ganzen schlecht verbunden. Das Interesse für Maria ist durchgehendes zu sehr geschwächt, es sieht aus als sollte das objectiv gemeint sein, aber ist nichts Echtes damit, bloß nachgemachte Patent-Objectivität. Denken kann ich mir wohl, daß es sich auf dem Theater ganz gut macht. Die Scene, wo Melvil sein priesterlich Haupt entblößt, ist eine der vorzüglichsten und eine sehr gute Schlußerscheinung der „Maria“. Der letzte Auftritt endet genau wie beim „Wallenstein“ mit einem Epigramm — Fürst Piccolomini! — „Lord Lester schiff nach England“. — Das Politische darin hat auch die Deutlichkeit einer Deduction nicht loswerden können, und sich versichere dich, ich habe bei dieser ersten Lektüre, wo die Neugierde mit geschäftig war, nicht einmahl Langeweile entgegen können. Wie fällt Mortimer mit seiner Katholizität wie mit der Thür ins Haus. Er müßte durchaus nicht psychologisch dathun, wie er katholisch geworden ist, sondern bloß mit Eifer aussprechen: ich bin's. Ja, mein Freund, mir ist es ganz klar, daß alles poetische Drum und Drau dieses Stücks in der Summe keine Poesie macht.

Ueber das „Mädchen von Orleans“ hat sich Madame Schlegel bei Gries erkundigt und schreibt in dem obigen Briefe darüber:

Es ist doch nichts als eine sentimentale Jeanne d'Arc. Sie ist tugendhaft und verliebt, sie glaubt sich wirklich inspirirt (man das wäre gut), und es gehen auch Zaubereien vor. Allein, denke dir den Ornel, sie wird nicht verbrannt, sie stirbt an ihren Wunden auf dem Bette der Ehren. Eine alte Königin Habean, die gegen ihren Sohn Karl mit den Engländern krieget (wie Gries berichtet), bekommt sie in ihre Gewalt; sie wird mit sechsfachen Ketten an einen Baum festgebunden, indessen geht die Schlacht weiter fort, und irgendjemand, der auf einem Hügel steht, erzählt der Habean, wie es geht und daß Karl in Gefahr ist. Jeanne geräth darüber in heiligen Wahnsinn, und die Ketten fallen von ihr ab auf ihr Gebet, sie fliehet hinweg, um den König zu retten, und dabei bekommt sie dann die Todeswunde. Stangen sind darin, allein sonstige Unregelmäßigkeiten will Gries nicht gehört haben. Auch nichts von der Senoveva, mehr von Shakspere. Er wird sich darin wohl verlohrt haben. Ich muß übrigens sagen, daß das, was ihr in Maria tiefsich fandet, mir gar nicht so vorgekommen ist. Wie Maria ins Freie kommt, so ist da eine Art von Cantate, die mich eher an Hamlet's Ino erinnert haben würde.

In einem Schreiben aus Jena den 22. Juni 1801 lesen wir:

„Wallenstein's Lager“ wurde in [Weimar] gegeben. Jean Paul war mit seiner Jeanette Pauline drin, lief mitten aus dem Stuhl aus der Loge und rief. Ach, was ist das für barbarisches Zeug!

Die eigentlich classische Stelle über Schiller aber befindet sich bereits in einem Briefe vom 21. October 1799:

Schiller's „Musenkalender“ ist auch da, das Gedicht von der Inhof eben weiter nicht viel als ein Rudel Hexameter, aber über ein Gedicht von Schiller, das „Lied von der Glocke“, find wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Boß, à la Lied, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.

Das „Lied von der Glocke“, dieser Schatz unserer Literatur, das deutsche Nationaleigenthum, mit welchem bereits mehrere Generationen groß geworden sind, wurde in den genialen Kreisen Jenas mit schallendem Hohn gelächter begrüßt! Es scheint doch auch für die großen Dichter unmöglich, „den Besten ihrer Zeit genug zu thun“, und sie leben für alle Zeiten, auch wenn ihnen dies nicht gelungen ist.

Der psychologisch interessanteste Theil der Briefe Karolinens ist derjenige, in welchem wir das Wachsthum

ihrer Neigung für Schelling belauschen können, welche zuletzt gewaltig genug wurde, um ihre Ehe mit A. W. Schlegel zu sprengen. Der Philosoph der Romantik folgte dem ästhetischen Doctrinär als der Besitzer von Karolinens Hand und Herz. Schelling's schroffe Natur war der ihrigen verwandter als A. W. Schlegel's gemächlich vermittelnde, obwol der Charakter des letztern in diesen Briefen in einem wohlthunenden Lichte erscheint, namentlich gegenüber dem excentrischen, immer hegenden und witzhaschenden Bruder, der übrigens auch lange Zeit hindurch für Karoline glühte und einige Züge von ihr in ein Frauenbild seiner „Lucinde“ hineingeheimniht hat.

Die erste Erwähnung Schelling's ist bereits sehr charakteristisch und prophetisch zugleich. Karoline denkt über seine künftige Lebensgefährtin nach (29. October 1798):

Wo wird Schelling, der Granit, eine Granitin finden? Wenigstens muß sie doch von Basalt sein? Und diese Frage ist nicht aus der Luft gegriffen. Denn ich glaube, er hat un tant soit peu Liebesfähigkeit. Würde er die [Levi], so würde ich sie schicken. Er hat Eindruck auf sie gemacht.

Also die künftige Gattin Barmhagen's, welche überhaupt von der Romantik in Jena und Berlin zu den spätern jungdeutschen Tendenzen hinüberführt, war dem „braven Granit“ (so lautet das Stichwort für Schelling) anfangs von der fürsorglichen Freundin zugebracht. Schelling wandte indeß dieser selbst seine Theilnahme zu, nachdem er zuerst um die Hand der lebenswürdigen Tochter Auguste Böhmer sich beworben hatte. Die zu früh verstorbene Auguste, ein sinniges Mädchen, spielt in dem Briefwechsel eine wunderbare Rolle; der Onkel Friedrich Schlegel namentlich schreibt an das blutjunge Wesen die seltsamsten Dinge, von denen viele allerdings an die Adresse der Mutter gerichtet waren. Er beauftragt sie z. B., derselben mitzutheilen, daß ihr Charakter eigentlich „politisch-erotisch“ wäre, daß aber das Erotische bei ihr vorwiege, u. dgl. m. Schelling befand sich offenbar in demselben Dilemma, welches Horaz in seiner Ode: „O matre pulchra filia pulchrior“, so elegant geschildert hat. Die Tochter hatte frühzeitig Grund, auf die Mutter eifersüchtig zu sein, und die Aufmerksamkeit, welche Schelling der letztern erwies, konnte diese wol auf ihr eigenes Conto, nicht auf das der künftigen Schwiegermutter schreiben. Der Naturphilosoph ging dabei ganz in derselben Weise zu Werke wie die übrigen Sterblichen, und suchte Karoline ebenso zu gewinnen, wie man sehr wenig geniale Frauen zu gewinnen pflegt. Die Belegstelle hierfür findet sich in einem Brief Karolinens an Auguste (14. October 1799):

Was du lezt gegen [Schelling] sagtest, war gar nicht häßlich. Wenn du dich gegen ihn so sträubst, so werde ich glauben, daß du auf dein Mütterchen eifersüchtig bist. Er ließ dir das mit der spröden Rameßel natürlich nicht sagen, das war ich, und was ist denn unverständlich darin? Hast du nicht zuweilen herbe Manieren wie ein saurerer Apfel? Einen Beweis von Schelling's Lebenswürdigkeit muß ich dir erzählen, er hat mir heimlich schwarze Federn auf meinen Hut kommen lassen, der mir recht wohl steht. Nun denk! Ich war ganz verblüfft.

Karoline schrieb sehr gern über Schelling, Mittheilungen, deren Wärme offenbar den Freunden empfindlich war. Friedrich Schlegel erwidert ihr einmal, noch

zur Zeit des guten gegenseitigen Einverständnisses, mit gewohnter Impertinenz, indem er der heißblütigen Sympathie der Schwägerin eine kalte Douche angebeihen läßt:

Schreiben Sie mir ja von Schelling, was Sie mögen. Wenn er mir auch nicht so höchst unbändig interessant ist, so ist es doch vielleicht Ihr Interesse an ihm. Uebrigens scheint mir allerdings der Mensch Schelling merkwürdig und gut, nur noch sehr roh. Seine Philosophie an sich würde etwas sehr Ephemeres sein, wenn er nicht in das neue Zeitalter eingreifen kann. Und ob er das können wird, darüber bin ich noch gar nicht im Reinen.

Die zwei Briefe von Auguste an Schelling verrathen ein Liebesverhältniß von großer Rindlichkeit; sie nennt ihn ihren „lieben Mull“ und sich sein „Uttelchen“; aber Mama hat bei allem sehr die Hand im Spiele; den einen Brief schreibt sie gemeinsam mit der Tochter und über den andern mögen die Leser nach den ersten Sätzen desselben urtheilen:

Jetzt bin ich doch wieder ein bißchen in Mahrung gesetzt, die Mutter nimmt es recht gern an, daß ich mich hinsetze und dir schreibe, denn sie wendet ihre Kräfte lieber darauf, dir von ihren Empfindungen bei deiner Abreise zu sagen als von Geschäften. Ich danke dir recht sehr für das Mittel, was du mir an die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsiren, es schlägt herrlich an, wenn ich auch noch so viel Narrensposten treibe, sie zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: „wie sehr er dich liebt“, und sie wird gleich muthig; das erste mal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr du sie denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nur geschwind damit, daß ich sagte: mehr als alles; sie war zufrieden und ich hoffe, du wirst es auch sein.

Naiver als hier geschieht lassen sich diese Verhältnisse nicht darstellen; die Mutter behält sich die „Empfindungen“ vor und läßt die Tochter über die „Geschäfte“ berichten!

Die Briefe sind im Juni 1800 geschrieben; am 12. Juli 1800 starb Auguste, das arme Kind, dem eine zu geistreiche und „erotische“ Mutter eine so bedrohliche Concurrrenz machte. Die Trauer über den gemeinsamen Verlust vereinigte nun die Herzen von Karoline und Schelling noch inniger; jeder andere Conflict war gelöst, und der einzige, der in der Ehe Karolinens mit A. W. Schlegel bestand, wurde wol nicht allzu hoch angeschlagen. Schon im October 1800 ist der „Duzcomment“ zwischen Karoline und Schelling eingeführt; als Revanche für die schwarzen Federn schickt Frau Schlegel dem Freund aus Braunschweig einen „großen“ echt englischen Ueberrock, der ihn wärmen soll. Sehr schön sind die folgenden Zeilen:

Ich erkenne deine Schmerzen alle und habe sie mit dir anzutauschen. Aber ich habe noch welche zurück, die immer nur mein bleiben müssen. Wie kannst du doch das Wehe der Mutter ganz in dich aufnehmen. Sei nicht betrübt, wenn du dir denkst, wie das deine Freundin zerreißen müsse, was sie in diese Worte ausbrechen läßt — ja, soeben zerreißen müsse. Dieses alles muß mir wieder zur Freude werden, glaubst du es nicht? Es löst sich meine Seele mehr und mehr in jenes Wehe auf, und doch bin ich getroßt und stark. Dies erhalte dir gegenwärtig, wenn ich auch nicht verhindern kann, an deinem Busen zu weinen. Es quillt ein neues Leben aus diesen Augenblicken, sie sind selbst ein hohes Lebenszeichen, mein Gram ist nicht Niedergeschlagenheit, kein Verzagen und keine Verzweiflung, und dann kann ich erst volles Vertrauen zu meinem Freunde haben, wenn ich ihm nichts davon zu verbergen brauche. Be-

rühren laß es mich wenigstens, ich will dich nicht dabei verweilen. Ich verweile selbst nicht. Wenn die Wolken des eigenen Jammers mir auch das Haupt eine Weile umhüllen, es befreit sich bald wieder, und wird vom reinen Blau des Himmels über mir beschienen, der mein Kind einschließt wie mich. Die Allgegenwart, das ist die Gottheit — und meinst du nicht, daß wir einmal allgegenwärtig werden müssen, alle einer in dem andern, ohne deswegen Eins zu sein? Denn Eins dürfen wir nicht werden, weißt du wohl, dann würde das Streben sich zu Eins zu machen ja aufhören.

Sie faßte ihr Verhältniß zu Schelling bisweilen mit legendenhafter Ueberschwenglichkeit auf, wie in den folgenden Zeilen:

Du hast mir so herrliche Gedanken mitgetheilt, so schöne Bilder, ja Töne selbst und dann so allerliebste Notizen, und was mehr als alles einzelne ist, es leuchtet so aus allem hervor, daß mein Freund wirklich wieder zum Stehen kommt. Wohl hatte ich recht in den verfloffenen Tagen in dir zu leben und zu weben, und wenn du so fortfährst, so wirst du mich bald ganz gesund machen. Wenn mein Herz wanken will, dann kann ich mich nun an das deinige lehnen und Trost suchen; das ist das rechte Verhältniß zwischen der sterblichen Mutter und dem göttlichen Sohn. Ja du erhebt mich schon durch die Hoffnungen, die du mir gibst, durch deine Ansichten, wie ich sie auch haben könnte, deine Ideen, wie ich sie nur dir nach haben kann, und daß wir uns in jener heitern Helle begegnen, welche allein das wahre Element meines Gemüths ist.

Natürlich beginnt Karoline sich nun lebhaft für Naturphilosophie zu interessiren, für die Entstehungsgeschichte der Erde, für Buffon u. s. w.; die Aesthetik wird ihr gleichgültiger; im Winter 1800—1801 schreibt sie einmal an Schelling:

Siehst du, wie ich zunehme an Weisheit? Wenn ich mittags mich um nähere Erläuterungen von diesem und jenem befrage, so lachen die Herren über mich, geben mir doch aber sehr ernsthaften Bescheid, und Schlegel ermangelt nicht zu bemerken, wenn ich mich doch nur jemals einer Sache so ernstlich gewidmet hätte, die seine Beschäftigungen anginge! Was wäre das denn auch wol gewesen, außer dem, was ich nicht zu lernen brauchte, der Poesie!

Das Verhältniß zu ihrem Gatten wurde, wie aus den letzten Zeilen hervorgeht, ein sehr abgekühltes, die Briefe zu Schelling nehmen immer mehr den Charakter von Liebesbriefen an, abgesehen von den philosophischen Kunstausdrücken und Excursen. Karoline war eine gelehrige Schülerin; sie faßte auch das Philosophische mit voller Genialität und wußte Schelling's Eigenart und Bedeutung mit seltenem Tiefblick zu würdigen, wie die folgende Parallele zwischen Fichte und Schelling beweist:

Mir ist es immer so vorgekommen, bei aller seiner (Fichte's) unergleichlichen Denkkraft, seiner fest ineinandergefügteten Schlafweise, Klarheit, Genauigkeit, unmittelbaren Anschauung des Ichs und Begeisterung des Entdeckers, daß er doch begrenzt wäre, nur dachte ich, es käme daher, daß ihm die göttliche Eingebung abgehe; und wenn du einen Kreis durchbrochen hast, aus dem er noch nicht herauskam, so würde ich glauben, du habest das doch nicht sowol als Philosoph — wenn die Benennung hier falsch gebraucht sein sollte, so mußst du mich nicht darüber scheitern — als vielmehr insofern du Poesie hast und er keine. Sie leitete dich unmittelbar auf den Stand der Production, wie ihn die Schärfe seiner Wahrnehmung zum Bewußtsein. Er hat das Licht in seiner hellsten Helle, aber du auch die Wärme; und jenes kann nur beleuchten, diese aber producirt. Und ist das nun nicht artig von mir gesehen? Recht wie durch ein Schiffsfenster eine unermeßliche Landschaft. Nach meiner Vorstellung muß Spinoza doch weit mehr Poesie gehabt haben wie Fichte — wenn das Denken gar nicht damit tingirt

ist, bleibt denn nicht etwas Lebloses darin? Das Geheimniß fehlt — sieh, ich ahne das recht gut; wer fähig ist, Geometrie zu fassen, der wird auch die Wissenschaftslehre lernen können, aber das ist eben die Begrenzung, daß sie so rein aufgeht.

Einzelne dieser Briefe athmen einen poetischen Hauch, den Obem der Leidenschaft, wie z. B. der Brief aus Braunschweig vom 6. März 1801. Im Gegensatz hierzu werden die Briefe an den Gemahl, der sich in Berlin erholt, von Tag zu Tag gleichgültiger, ja oft gereizt; ärgerliche finanzielle Angelegenheiten nehmen den Hauptplatz in ihnen ein, und selbst einiger Eifersüchteleien in Bezug auf den Verkehr des Gatten mit berliner Schauspielerinnen, namentlich mit der Unzelmann, kann sich Karoline trotz aller Freigeisterei der eigenen Leidenschaft nicht enthalten. Die unvermeidliche Katastrophe trat ein; im Herbst 1802 reichten A. W. Schlegel und Karoline ein gemeinsames Gesuch um Scheidung bei dem Herzog Karl August ein, in welchem sie ihre beiderseitige Uebereinstimmung und gegenseitige Achtung betonen und anführen, daß „unhintertreibliche und unveränderliche Umstände und Gemüthslagen“ ihnen die äußerliche Trennung notwendig gemacht haben.

Die letzten Abschnitte der Brieffammlung enthalten die Correspondenz der Frau Professor Schelling aus Würzburg und München; sie sind bei weitem weniger interessant, indem sie meistens häusliche und Univeritätsangelegenheiten besprechen, hin und wieder eine landschaftliche Schilderung geben, oder an die politischen Tagesereignisse anknüpfen. Von Schiller und Goethe, von der Entwicklung der Literatur und Dichtkunst ist kaum noch die Rede; der alten Freunde wird nur gelegentlich gedacht. Karoline ist jetzt in soliden Lebensverhältnissen heimisch; wir freuen uns mit ihr, wenn sie uns von ihrer häuslichen Einrichtung in Würzburg, ihren vier Zimmern, dem Schlaf- und Wohnzimmer und den zwei großen Gesellschaftszimmern, in einer Reihe und durch Flügelthüren mit Glasscheiben „verbunden“, erzählt, wenn wir der jämmerlichen Tagelöhnerbarade gedenken, in welcher die Schlegel in Jena gehaust haben. Doch wie die letzten Romankapitel, die nach Sturm und Drang leiden-

schaftlicher Conflict ein gesichertes Glück schildern, so sind auch diese letzten Briefe, bei aller Veruhigung, die sie gewähren, für jeden dritten weniger erquicklich und gemahnen etwas kühl und einbüßig.

Die vorliegende Brieffammlung ist reich an genialen Gedanken und derjenigen der Rahel, was Originalität des Ausdrucks und geistige Tiefe betrifft, vollständig an die Seite zu stellen; es wäre nicht schwer, eine Anthologie von Sentenzen aus ihr zusammenzustellen, welche durch Bedeutung des Inhalts und Prägnanz der Form gleichmäßig imponiren, z. B.:

O mein Freund, wiederhole es dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist, und daß nichts so wahrhaftig existirt als ein Kunstwerk — Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verflüchten, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal ausbrannt wie ein Papierknigel, so werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken sein, die in das Haus Gottes gehen — danu erst kommt Finsterniß....

Du wolltest ein ungetrübtes jugendliches Glück, du jugendliches Herz, wie es auch so einem herrlichen Menschen ziemt, wenn du nur nicht noch so viel herrlicher wie herrlich gewesen wärst. Wie ich in mir selber erwachte, da machte es sich so, daß ich lange lange glaubte, in der Wirklichkeit wäre das Glück niemals zu Hause, und nichts, was dem innern Dasein eigentlich entspräche. Und durch die erste Erziehung bin ich immer ein wenig bescheiden geblieben. Die Resignation hat mir Tiefe gegeben, und die erste Liebe eine ganz unaussprechliche Heiterkeit, ob sie schon selbst fast nicht in die Wirklichkeit gehörte. Nun begnügt du dich, wenn es sein muß, jedoch in Bitterkeit, und ich in reicher Demuth.

Daß Carolinens Genie, welches Friedrich Schlegel auf das Fragmentarische beschränken wollte, doch auch für größere Ausführungen hinreichte, das beweist wol z. B. ihre Analyse von Shakespeares „Romeo und Julia“. Freilich, die Offenbarungen der Prophetinnen können kaum eine andere Form haben als das Fragment; kurz waren ja auch die Inspirationen des delphischen Dreifüßes. Hierin gleichen sich Rahel und Karoline, jene vielgeliebte Coeurdame der Romantik, welche eine Zeit lang das Herz beider Schlegel und dauernd dasjenige Schellings gefesselt hat.

Rudolf Gottschall.

Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde.

1. Geologische Wanderungen durch Altpreußen. Gesammelte Aufsätze von Julius Schumann. Nach des Verfassers Tode herausgegeben und mit einer Lebensskizze eingeleitet von seinen Freunden. Königsberg, Sübner und Ras. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir haben dies Werk mit großem Interesse gelesen. Alles, was es bringt, ist vortrefflich und verdient der sorgfältigsten Beachtung warm empfohlen zu werden. Das Werk hat den edeln Zweck, einem hochgeachteten Verstorbenen ein bleibendes literarisches Andenken zu begründen, verfolgt aber auch daneben die lobenswerthe Absicht, den preussischen Geologen eine Anregung zu emsiger Weiterforschung zu geben, wozu die gesammelten Aufsätze aus den „Preussischen Provinzialblättern“ einen tüchtigen ersten Grund gelegt haben. Zur Erreichung des ersten Punktes haben die nahestehenden Freunde sich vereinigt, von dem Ver-

storbenen eine würdige charakteristische Lebensskizze zu entwerfen und dem Buche als Einleitung beizugeben. Dieselbe ist so ausgezeichnet abgefaßt und zeigt den Freund in so anziehenden klaren Grundzügen als einen deutschen ganzen Mann, als einen gründlichen Gelehrten, als einen begeisterten Schulmann, als einen wahren treuen Menschenfreund, daß sie gewiß nicht verfehlen wird ihm die Zuneigung des denkenden großen deutschen Publikums zu verschaffen. Schumann gehört zu den geistig starken Naturen, die das, was sie geworden sind, ihrer eigenen Kraft zu danken haben, welche die Widerwärtigkeiten des Lebens mit einsichtsvoller Ruhe zu bestegen verstanden und in der wissenschaftlichen Ausbildung ihre Heimat, ihr schönstes Lebensglück gefunden haben. Er war ein gewissenhafter, strebsamer Lehrer, der es meisterhaft verstand, die Jugend für sein Wissen zu begeistern und fürs Leben

kräftig und tüchtig zu machen. Er war streng in seinen Anforderungen gegen andere, verlangte aber nichts, was er nicht an sich selbst als erreichbar und gut erprobt hatte. Für das Wandern in der freien schönen Natur schwärmte er ebenso lebhaft wie für ein fleißiges verständiges Turnen, und er hatte Grund dazu, denn obgleich seine Gesundheit ursprünglich schwächlich war, so hat er sie doch nach und nach wunderbar gekräftigt durch diese unausgesetzte fleißige körperliche Übung. In politischer Hinsicht nahm er nur einmal ein recht lebhaftes Interesse für Deutschlands Streben zur Einigung im Jahre 1848. Er beklagte das Mislingen sehr, fand aber in der damals begonnenen mikroskopischen Untersuchung der Infusorien nach Ehrenberg seinen Seelenfrieden wieder. Das Jahr 1866 kam ihm kaum ordentlich zum Bewußtsein, weil er schon lebensgefährlich brustleidend geworden war. Gegen diese in seiner Familie erblich gewordene schreckliche Krankheit hatte er jahrelang angekämpft, mußte aber zuletzt doch unterliegen. Er starb am 30. Juni 1868, nur wenige Tage vor seinem achtundfunfzigsten Geburtstage. Aus seinen mikroskopischen Beschäftigungen entsprangen Vorträge, welche in Königsberg mit ungetheiltem Beifall entgegengenommen und in den „Naturwissenschaftlichen Unterhaltungen“ veröffentlicht worden sind. Mit der Zeit entwickelte sich aus diesem Studium der Plan, die Diatomeen der dortigen Gegend, welche bisher noch keinen Bearbeiter gefunden hatten, einer genauen Durchforschung zu unterwerfen, woran sich denn bald die Idee knüpfte, die Geologie seiner Provinz zum Gegenstand selbständigen Studiums zu machen:

Die Arbeit fesselte ihn je länger, je mehr, und eröffnete ihm eine Quelle von Genugthuung, wie sie ihm gerade in jenen Jahren am meisten zu wünschen war. Aber einen Ertrag für seine zerronnenen humanen Ideale bot sie ihm nicht, solange er diese wirklich glauben aufgeben zu müssen. Als ein Freund nach geraumer Zeit ihn einmal mit dem Hinweis auf seine Erfolge in diesen Studien zu trösten versuchte, erwiderte er: „Ach, es sind leidige Lügenbüßer für die großen Dinge, die nicht zu erreichen; ich würde sie sofort aufgeben, wenn wir wieder bessere Hoffnung fassen dürften.“

Die Zahl der nach der Lebensskizze folgenden Aufsätze ist 25 und sie vertheilen sich auf die Jahre von 1857—65. Ihr Inhalt bezieht sich auf geologische Wanderstudien in den altpreussischen Landen, z. B. über die Infusorienlager bei Königsberg, über Bernsteingraberien bei Prökuls, Friedrichshaff, über Hebung- und Senkungsprozesse an der südlichen Küste des Baltischen Meers, über die Untersuchung eines Waldes unter dem Walde, über die submarinen Wälder zwischen Rixhöft und dem sessiner Torfmoor u. s. w.

Zur nähern Besprechung lenken wir die Aufmerksamkeit zunächst auf den Aufsatz, der die Ueberschrift: „Etwas über den Streusand“, trägt und neben dem wissenschaftlichen Ernste zugleich mit kernigem Wize gepaart ist. Der Verfasser beweist im Eingange mit mathematischer Schärfe, daß für den preussischen Staat der Streusand das wichtigste Mineral sei. Den Badegästen an dem Ostseestrande bei Cranz fällt oft eine Ablagerung dieses Sandes in die Augen. Der Verfasser erzählt:

Da ist es ihm wol selber passiert, daß er in der Spülung der See schönen Streusand gefunden und sich vorgenommen,

am nächsten Morgen ihn zu sammeln, um die Kosten der Bade-reise wieder einzubringen. Am nächsten Morgen aber — als hätte ein Kobold den Strand verzaubert — ist jede Spur des Streusands verloren, und erst nach Wochen zeigt er sich wieder, aber auch da zur ungeliebten Zeit. Endlich ist die im Genusse der Kunst und der Natur angenehm verlebte Badezeit vorüber, es muß gepackt werden. Noch ein Gang an den Strand, aber ohne Erfolg. Unwillig steigt der scheidende Badegast in den Postwagen, fährt nach Königsberg und kauft von Michell für 2 Silber Groschen Streusand, um ein werthvolles Andenken an das interessante, nur etwas theuere Cranz zu haben.

Bei genauer Untersuchung ist aber das gekaufte Mineral nicht von Cranz, sondern von Rahlberg vom Ufer des Haffs. Das Kreisgericht in Sensburg erhält dies Actenelement von dem Muckensee in sehr großer, aber dennoch kaum ausreichender Menge. All dieser Sand ist abgerundet kugelig, eiförmig oder unregelmäßig, aber nie scharfkantig; er besitzt eine tief dunkelbraune Farbe, einen metallischen Glanz wie gehämmertes Eisen, enthält auch glasig durchsichtige Quarzstückchen, mattweiße und blaurothe Feldspatstückchen, auch einzelne Körner von grünem Olivin und unmagnetischem Eisensilicat. Es wird darauf aufmerksam gemacht, wie dieser Sand auch im Mecklenburgischen, in Schottland und vielen andern Orten vorkommt:

Ein guter Philosoph hätte freilich schon a priori schließen können, daß die gütige Natur, wie sie dem Menschen Verstand gegeben, um Linte zu machen, auch dafür gesorgt haben müsse, daß er genügenden Streusand habe. Und da Deutschland am reichlichsten mit diesem edeln Stoffe versehen ist, so ist dies wol ein Fingerzeig, daß eben der Deutsche berufen sei, in der Linte- und Federkultur den übrigen Völkern der Erde als leuchtendes Beispiel voranzugehen.

Bei einigen Streusandarten kommen auch schwarze Magneteisenkrümelchen vor, die in zerkrümelter Gestalt vulkanischen Ursprungs sind. Das hätte man auch schon aus einer zahlreichen Klasse von feuerspeienden Litteraten von selbst schließen können, von Männern, die zugleich im innern Feuer, in der Revolution und Destruction ihr Dasein erhalten, wie die Gebilde des Vulkanismus. „Ob indeß der Name Titaneisen richtig gewählt sei, der an die uralten himmelstürmenden Riesen erinnert, scheint mir zweifelhaft“, sagt der Verfasser, „da unsere Scribenten wenig nach Titanen und Riesen aussehen. Natürlich nehme ich die Naturforscher aus, die in ihrer Wissenschaft bekanntlich mit Riesenschritten fortschreiten, also wenigstens — lange Beine haben müssen.“ Mit dieser letzten Anspielung wiggelt er über sich selbst, denn er war ein hagerer, langbeiniger Mann von 6 Fuß Höhe, also nach der einen Dimension ein Riese. Die ganze Abhandlung weist humoristisch nach, wie der Streusand wichtig sei für alle gebildeten Nationen, besonders auch für Deutschland, aber ganz besonders für Preußen; wie die wahre Philosophie das schon a priori wisse, was die Naturhistoriker erst langsam auf dem Wege der Erfahrung zu ihrem geistigen Eigenthum machen könnten. „Von mir aber“, sagt der Verfasser zum Schluß, „mag der geneigte Leser die Versicherung hinnehmen, daß ich ihm durch die obigen Bemerkungen über den Streusand keinen Sand in die Augen gestreut.“

Die sämtlichen Aufsätze sind belehrender Art, aber auch gelegentlich mit guten Wizen gewürzt und überhaupt so gehalten, daß sich der Leser dabei amüßet. Das

Amusement wird aber nirgends zur Hauptsache, auch wird nie so scharf gespöttelt, daß es persönlich verletzte, obgleich die satirische Färbung recht gut merken läßt, wohin gezielt ist. Zuweilen vertritt auch eine poetische ernste Gemüths-tiefe die Stelle der erheiternden Zwischenbemerkungen, die dann aber ebenfalls nur kurze sinnige Einschaltungen sind und nie in weichliche Sentimentalität ausarten. Die letzten Beiträge: „Nacht und Morgen in einem litauer Walde“, „Der Lachsfang im Stirwih“, gehören allerdings nicht mit in die Klasse der geologischen Wanderungen, es wäre aber sehr zu beklagen gewesen, wenn sie aus diesem Grunde ausgemerzt worden wären, denn es sind wahre Perlen einer geistreichen Naturbeschreibung, wie alle übrigen Aufsätze. Aus der zuletzt erwähnten Arbeit wollen wir noch eine kleine Mittheilung machen. Die Art des Lachsfangs ist beschrieben und auch die Eigenschaften des Thiers angedeutet. Dann fährt der Verfasser fort:

Auf meine Frage, ob die Lachse nicht öfters über die nur 3 Fuß hohe Wehr hinüberspringen, wurde mir von den Fischern wie von den Pächtern selbst gesagt, daß sie die Thiere nie höher als 1—2 Fuß hoch springen gesehen. An andern Orten überspringen sie, wie glaubwürdige Augenzeugen berichten, Wehren von 5—6 Fuß Höhe. Ja bei Ballyshannon, einer kleinen nicht weit von der See gelegenen Stadt in Irland, wo eine starke Lachserei ist, sollen sie Sätze von 14 Fuß Höhe und 20 Fuß Länge machen. Hier mag der Lachs wegen des geringen Salzgehalts der Osee, wegen der Länge des Saffs, vielleicht auch wegen der geringen Strömung im Stirwih weniger lebhaft sein.

Wie weit die Lachse den Ruffstrom hinaufschwimmen pflegen, konnte der Verfasser nicht erfahren. Er bemerkt aber, daß sie in der Elbe bis zur Moldau emporsteigen, daß sie im Rhein erst bei dem Wasserfall bei Schaffhausen eine unübersteigliche Grenze finden. Das Wiederauffinden der Laichplätze ist wunderbar: „In der Bretagne wurde ein Duzend Lachse durch Ringe, die man in der Schwanzflosse befestigte, gezeichnet und wieder in Freiheit gesetzt. Im nächsten Jahre wurden fünf derselben, im folgenden drei, und im dritten wieder drei gefangen. Es wäre wünschenswerth, daß ein speculativer Kufser — ob es aber auch solche Speculanten dafelbst gibt, weiß ich nicht — einen ähnlichen Versuch anstellen möchte.“ Man sieht, die heitere Laune geht dem Verfasser nirgends aus.

2. Die Wunder der Insektenwelt. Das Insekt, sein Leben und Wirken in dem Haushalt der Natur, gemeinschaftlich dargestellt. Von M. Bach. Mit 82 Abbildungen in Holzschnitt. Goss, Raffe. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dies empfehlenswerthe Buch gibt uns in ruhiger sachverständiger Darstellung die wichtigsten unbestrittenen Resultate der neuesten Forschungen auf dem interessanten Gebiete der Insektenwelt. Es belehrt und fesselt seine Leser, ohne die leiseste Spur von einem Haschen nach Belustigung, worauf sein Titel leicht hindeuten könnte. Der Verfasser ist selbst ein gründlicher Forscher, das geht aus der ganzen Art der Darstellung hervor, obgleich er sich nie seiner Gründlichkeit rühmt, noch weniger dadurch glänzen will. Darin mag denn auch wol der Grund liegen, daß er es verschmäht hat, seinem Werke eine Vorrede zu geben. Er hat nur Interesse für die Sache selbst, und

1871. 37.

rechnet auf gleichgesinnte Leser. Auch liegt es gar nicht in seinem Plane, alles erschöpfend zu besprechen, wie es die Pflicht der ausführlichen Lehrbücher ist; er will sich nur auf das Wesentliche beschränken, um eine klare Einsicht in das Wichtigste bei jedem denkenden Naturfreund begründen zu können; er will also nur anregen zum Nachdenken, nicht speciell und erschöpfend belehren. Das sind aber lauter Eigenschaften und Absichten einer vom großen Publikum gewünschten wirklich populären Schrift, und es wird ihr deshalb der anerkennende allgemeine Beifall gewiß nicht fehlen.

Nach einem Ueberblick und der Klasseneintheilung aller Thiere geht das Buch sogleich auf die Beschreibung der einzelnen Theile des Insektenleibes und die Art der Verwandlung über, worauf dann die Eintheilung der Insekten und Aufschlüsse über die Art der Vermehrung folgen. Ueber Nahrung, Schutz und Verteidigung, über die Sorge für die Erhaltung der Nachkommenschaft, über die Laute und Töne, welche einige Insekten hervorbringen, sowie über die Art der Erzeugung derselben, über die verschiedenen Arten der Fortpflanzung, über den Nutzen und Schaden der Insekten, sowie über den Zweck und die Wirksamkeit derselben im Haushalte der Natur handeln die mehr allgemein gehaltenen Kapitel. Daran schließen sich dann zwei etwas specieller eingehende Abschnitte über einige Insekten, welche dem Menschen lästig oder nachtheilig, und über diejenigen Insekten, welche den Hausthieren lästig oder gar tödlich werden. Die beiden letzten Kapitel über gewisse Veränderungen und Auswüchse an verschiedenen Pflanzentheilen, welche durch den Einfluß von Insekten bewirkt werden, und über den Einfluß des Klimas und des Lichts auf die Farbenvertheilung bei den Insekten sind wieder etwas allgemeiner gehalten.

Wir wählen zur Probe aus dem Kapitel über die Verteidigungsmittel der Insekten dasjenige heraus, was dort über den Dackäfer gesagt ist. Wir erhalten von ihm eine Abbildung. Diese Thiere können sich nur schwerfällig bewegen und spritzen eine ägende Flüssigkeit gegen ihre Feinde aus.

Sobald sie sich in Gefahr glauben, schütten sie aus allen Theilen ihrer Gliedmaßen eine ziemliche Menge eines gelblichen blattigen Saftes aus, durch welche Eigenschaft sie sich auch ihren Namen erworben haben. Dieser Saft schmeckt scharf, hat einen ekelhaften Geruch und erregt auf der Haut Blasen. Man findet diese Thiere in den ersten Tagen des Frühjahrs ziemlich häufig auf Wiesen. Sie sind dunkel gefärbt, meistens schwarzblau oder ganz schwarz. Die Flügeldecken sind so kurz, daß sie besonders bei den Weibchen den Hinterleib nur zum Theil bedecken. Das Thier gewinnt dadurch fast das Ansehen eines Wurms; daher ist auch der Name Waimurm, den man ihnen gibt, entstanden. Sie wurden ehemals gegen die Hundswuth empfohlen, doch hat sich ihre Anwendung nicht bewährt.

Dann wird erwähnt, daß auch die Marienkäferchen, Coccinella und verwandte Gattungen einen ähnlichen nach Opium riechenden, bitter schmeckenden Saft aus ihren Gelenken schütten, den schon vor 70 Jahren der Zahnarzt Hirsch als vortreffliches Mittel gegen Zahnweh empfohlen hat. Der Verfasser widerspricht dem nicht, aber es liegt auf der Hand, daß es schwer fallen dürfte, diese Marienkäfer und Zahnweh zu gleicher Zeit zu

74

haben. Vielleicht hilft ein Bestreichen des schmerzenden Zahns mit wirklicher Opiumtinctur ebenso gut, wenn nicht noch besser.

3. Ueber atmosphärische Electricität von Schied. Osdenburg, Schmalz. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Diese kleine Broschüre macht den Eindruck einer vor einem gemischten Publikum gehaltenen Rede, deren beifällige Aufnahme seitens der Zuhörer den Wunsch nach Veröffentlichung veranlaßt hat. Das Ganze ist eine mit Fleiß zusammengestellte Sammlung von Ansichten über die Electricität der Atmosphäre unserer Erde, und eine kritische Beurtheilung dieser Hypothesen. Selbständige Forschungen, wie es der Titel erwarten läßt, scheint der Verfasser nicht gemacht zu haben. Dennoch lieft sich die Arbeit recht gut, sie gewährt ein vortreffliches übersichtliches Bild über die Bestrebungen und Leistungen in dem genannten Gegenstande und führt zu der Ueberzeugung, daß dieses Kapitel der Naturforschung noch lange nicht fertig abgeschlossen ist. Man kennt nur Thatfachen, nur Phänomene und Erscheinungsgesetze, weiß aber noch sehr wenig von den Ursachen.

4. Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek herausgegeben von einer Anzahl Gelehrten. Erste bis dritte Lieferung: Die Lehre vom Schall. Gemeinfaßliche Darstellung der Akustik von R. Kadau. (Deutsche Originalausgabe.) Mit 114 Holzschnitten. Vierte bis sechste Lieferung: Licht und Farbe. Eine gemeinfaßliche Darstellung der Optik. Von F. J. Pisto. Mit 130 in den Text aufgenommenen Holzschnitten. München, Osdenbourg. 1869. 8. Jede Lieferung 8 Ngr.

Das ganze Werk soll in ungefähr 30 Lieferungen oder 10 Bänden, herausgegeben werden. Wir müssen es beklagen, daß dies in jeder Beziehung vortreffliche Unternehmen in eine dem Buchhandel nicht günstige Kriegszeit gerathen ist, welche wahrscheinlich auch eine Unterbrechung im Erscheinen zur Folge gehabt hat. Das Werk will dem gebildeten großen Publikum die Herrschaft der Gelehrten über die Naturkräfte zu einem klaren Verständniß bringen und besonders darauf hinweisen, welchen Gewinn daraus das praktische Leben gezogen hat.

Der Leser soll das Geheimniß erfahren, das den Telegraphen auf tausend Meilen reden macht; das Räthsel des Schalls, wie er im Liebe klingt und im Donner rollt, soll ihm gelöst werden; er soll erfahren, was die Gewalten sind, welche die Erde erbeben und die Vulkane Feuerströme ergießen machen. Alle die großen Naturkräfte, die tief in der Erde und auf ihrer Oberfläche, in der Atmosphäre und im Weltenraume ihren Sitz haben, soll unser Unternehmen, dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend, dem Publikum in einfacher verständlicher Weise erklären und auf die Anwendung hinweisen, welche die Technik von ihnen gemacht hat.

Wer könnte sich über eine solche Absicht nicht freuen! Fehlt es uns nun auch nicht an Werken ähnlicher Art, so erweckt doch die hohe Begeisterung der Mitarbeiter und ihr allgemein anerkannter Ruf der Tüchtigkeit das feste Vertrauen, daß sie ihre Aufgabe vortrefflich lösen werden. In den folgenden Lieferungen soll die Wärme von Cazin in Versailles, das Wasser von Friedrich Pfaff in Erlangen, Wind und Wetter von Lommel in Erlangen, die Himmelskunde von Zsch in Stuttgart,

die Vulkane von Friedrich Pfaff in Erlangen, die Electricität von Carl in München, der Magnetismus von demselben, der Zusammenhang der Naturkräfte von Reiklinger in Wien bearbeitet werden.

Was die vorliegenden Lieferungen betrifft, so bilden sie einen glänzenden Anfang für das ganze Unternehmen. In einer schwungvollen edeln Sprache geben sie ihren Lesern einen Ueberblick über das zu behandelnde Thema und führen dann gleich mitten in den Kreis der Untersuchung. Von weitläufiger schulmeisterischer Gründlichkeit wollen sie nichts wissen. Immer kurz und interessant zu bleiben, scheint ihr Hauptgrundsatz zu sein. Aber ebenso entschieden wollen sie auch in keiner Hinsicht der Würde der Wissenschaft etwas vergeben, darum hüten sie sich vor jedem Schein der Oberflächlichkeit. Mit bloßen schönen Worten läßt sich jetzt kein denkender Leser mehr abspesen, er will geistige gesunde Nahrung haben — aber in anziehender Form, das wissen die Verfasser, und sie verstehen es wirklich diesen Ansprüchen zu genügen. Die erste Abhandlung entwickelt die Grundzüge des Schalls, gestützt auf die Lehre von den Schwingungen, zuerst im allgemeinen und kommt dann auf die Gesetze der musikalischen Töne, auf die Resonanz, Tonleiter und Klangfarbe, bespricht auch die Interferenz der Töne, die Stimme und das Ohr des Menschen und schließt mit einer Betrachtung über den Einfluß der Wissenschaft auf Musik. Um alles recht nutzbar fürs Leben zu machen, ist nirgends veräußert Beispiele hereinzuziehen, wofür sich jeder Leser lebhaft interessiert. Besonders darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, wie der Verfasser sich bestrebt hat, selbst den allernuesten Forschungen gehörig Rechnung zu tragen: so ist z. B. von den stgenden und tanzenden Flammen die Rede, worüber die Wissenschaft erst in unsern Tagen einen befriedigenden Aufschluß hat finden können; ebenso ist auch das Wesentlichste von den durch Helmholtz aufgefundenen Gesetzen der Tonempfindungen entwickelt, was besonders wichtig ist für Musikfreunde und Musikverständige.

In ähnlicher Weise führt die zweite Abhandlung ihre Leser durch das Gesamtgebiet der Lehre vom Licht, wobei besonders die Methode der historischen Entwicklung in Auffindung der Gesetze und Hypothesen lobend zu erwähnen ist; denn es hat einen belebenden und fesselnden Reiz für den Leser, zu erfahren, wie man allmählich zu den Hauptresultaten der Wissenschaft gelangte. Ueberall geht der Verfasser von den alltäglichen Erfahrungen des Lebens aus und veräußert auch in dem allmählichen Aufbau der Lehre nicht, an geeigneter Stelle den Hinweis auf das praktische Leben zu geben. Das sind pädagogische Kunstgriffe, welche dem Werke ein allgemein ansprechendes Interesse gewähren, wodurch es sich gewiß bald zum Liebling seiner Leser machen wird. Es redet mit Würde von den großen Leistungen Newton's, selbst da, wo seine Emanationstheorie durch die Vibrationstheorie besiegt und beseitigt worden ist. Und in der Lehre von den Farben läßt es ebenso auch Goethe's Bestrebungen nicht außer Acht, zeigt worin der große deutsche Dichtmeister gefehlt und in welchen Punkten er Nutzen gebracht habe. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß das Werk auch der Spectralanalyse gedenkt

und das Wesentlichste davon zur Mittheilung bringt. Die beiden Schlußkapitel beziehen sich auf die Photometrie und auf die Geschwindigkeit des Lichts. So läßt das Werk keinen Hauptpunkt der Optik außer Acht. Ueberall bietet es das gute Alte wie das bewährte Neue in gedrängter Kürze, aber doch stets verständlich für jedermann.

5. Die Umsetzungen der Meere und die Eiszeiten der Halbkugeln der Erde, ihre Ursachen und Perioden. Von J. S. Schmid. Köln, Du Mont Schauberg. 1869. Gr. 8. 8 Rgr.

Obgleich der Inhalt dieses Buchs meist dem Bereich der neuen hypothetischen Entdeckungen angehört, welche sich in unsern Tagen oft sehr anmaßend an die Definitivität gewagt haben, um das ehrwürdige gute Alte anzugreifen und unbarmherzig aus dem Felde zu schlagen oder daran herumzumäkeln, so unterscheidet es sich doch sehr wesentlich von dieser Genossenschaft dadurch, daß es eine sehr verständige Sprache redet und auch Ansichten und Gründe bringt, welche würdig sind, näher erwogen und sorgfältig beachtet zu werden. Wir halten es daher für unsere Pflicht, den Gegenstand etwas genauer ins Auge zu fassen.

Die sogenannte Eiszeit unserer Erde, welche der jetzigen postdiluvianischen Periode unmittelbar vorherging, in welcher die Länder der nördlichen Hemisphäre bis zum 42. Breitengrade mit ungeheurn Gletschern überdeckt waren, ist eine allgemeine für wahr gehaltene Annahme, für welche man bisher sich vergeblich abgemüht hat eine vollständig befriedigende Ursache aufzufinden. Daß unsere Erde einst ein Tropenlima bis zu ihren Polen hin besessen habe und durch fortgesetzten Wärmeverlust zu einer Abkühlung gekommen sei, welche die Gletscherherrschaft bis zu 40° herab entfalte, ist denkbar, aber dann bleibt es unerklärlich, wie sie aus diesem Prozesse der Temperaturerniedrigung gerade in den entgegengesetzten umschlagen konnte, wodurch die Herrschaft der Gletscher auf ein ohnmächtig Kleines zurückgeführt worden ist. Es wird sogar wahrscheinlich, daß eine solche Eiszeit wiederholt dagewesen, aber jedesmal durch ein Wachsen der Erdwärme wieder befestigt wurde. Wie will man nun diesen räthselhaften Wechsel zwischen Ab- und Zunahme der Wärme auf der Erde erklären? Die Annahme einer periodischen Aenderung der Lage der Erdbahn könnte wol zur Erklärung dienen, aber sie ist aus astronomischen Gründen unhaltbar. Der Verfasser sagt:

Ein Franzose, Adhemar, hat auf eine geistreiche Art eine Verschiebung des Schwerpunktes der Erde als periodisch nachzuweisen und damit eine periodische Eiszeit, als auch eine periodische und plötzliche Umlage der Ozeane von Süden nach Norden und zurück zu erklären gesucht, seine Hypothese aber bloß auf die ungleichen Mengen des Eises an beiden Polen und deren mögliche Rückwandlung in Wasser gestützt.

Wir wissen aber, wie dieser Erklärungsversuch, der vor einigen Jahren viel von sich reden machte, in Widerspruch kam mit den Grundgesetzen der Mechanik des Himmels. Von der Annahme, daß sich das Problem durch eine Drehung der Erdbahn erklären lasse, will der Verfasser auch nichts wissen, worüber man sich um so mehr wundern muß, da er in seiner eigenen Untersuchung sich ganz vorzugsweise auf diese von Dove zuerst aufgestellte

Ansicht stützt. Er will aber etwas ganz Neues geben und nennt sich einen praktischen Laien, dem es geglückt sei, Licht in das wissenschaftliche Dunkel gebracht zu haben. Er ruft dann im freudigen Gefühle seines Glücks aus:

Während der gelehrte Geologe sich mit Kopferbrechen die Ursachen der Eiszeit des Nordens aus Fernliegenden aufzubauen sucht, geht ein praktischer Laie am Ende dahin, wo dieselbe Eiszeit jetzt herrscht, an den Südpol, und sucht sich zu erklären, wie sie dort begann und verläuft und mit einer gleichzeitigen Anschwellung der Ozeane im Zusammenhang steht. Er kommt dann vielleicht mit dem Zauberschlüssel des Geheimnisses zurück und gibt den Fund zum besten.

Der Verfasser macht nun darauf aufmerksam, wie in der nördlichen Hemisphäre überall deutliche Spuren vorkommen, daß der größte Theil des Landes zu wiederholten malen unter Wasser gestanden, und daß die Wasser schon seit 4000 Jahren immer tiefer und tiefer hinabgesunken sind. Von einem Erhebungs- und Senkungsproceß will er nur ausnahmsweise etwas gelten lassen, dagegen ist er der festen Ansicht, daß das dort fehlende Wasser sich nach der südlichen Halbkugel gezogen habe. Eine besondere Betrachtung der Ebbe und Flut gibt ihm zum Theil den Schlüssel für diese große Wasserbewegung, aber noch viel wichtiger für seine Erklärung erscheint ihm das Vorrücken der Nachtgleichen oder das Drehen der Erdbahn:

Die Erdbahn liegt nämlich, auf den Weltraum bezogen, nicht fest, sondern dreht sich in einem Zeitraum von fast 21000 Jahren in ihrer Ebene derart herum, daß ihre große Achse aus einer süd-nördlichen Richtung allmählich in eine süd-östlich-nord-westliche, östlich-westliche, nord-östlich-südwestliche, nördlich-südliche übergeht und schließlich wieder in der Ursprungslage ankommt. Die kleinere (Perihel-) Hälfte der großen Achse der Erdbahn, welche die Sonnennähe oder größte Anziehung darstellt, wird im Verlaufe dieser Drehung hintereinander nach allen Punkten der Ekliptik gerichtet sein, oder mit andern Worten, jeder Punkt der auf die Erdoberfläche projectirten Ekliptik wird in 21000 Jahren einmal und für viele Jahre hintereinander die größte Anziehung erfahren. . . Wenn jetzt die Sonne, vom Aequator nach Süden fortschreitend, ihre höhern Flutwellen um die Erde herumführt, so bringt sie durch dieselben der südlichen Hemisphäre ein Wasserquantum zu, welches derselben zum Theil verbleibt und sich nicht ganz auf die nördliche Halbkugel zurück ausgleicht.

Darin steht der Verfasser den Grund, warum jetzt auf der Südhalbkugel der Erde das Wasser vorherrscht. Dann bespricht er auch die Zeit, wo das Umgekehrte der Fall sein muß, wo also der größte Theil des Landes der Nordhalbkugel wieder untertauchen wird und das Land auf der Südhemisphäre wieder zum Vorschein kommt:

Neuholland, nunmehr eine Hochebene geworden, hat sich zu einem ungeheurn Continente entwickelt, in welchem die alten Sundainseln und Neuguinea als kleinere Hochplateaux nur noch mühsam als die alten Inselländer zu erkennen sind, und in dessen Tiefländern, dem ehemaligen Großen Ocean abgewonnen, die Hunderte der heutigen Archipele desselben zu ebenso vielen Gebirgszügen geworden sind, deren Greisenhäupter allein von der alten Wasserzeit zu reden wissen. Ebenso werden Süd-afrika und Südamerika ihre Gestalt ganz verändert haben und in zahlreichen und großen neuen Länderstücken rings umher der geflüchteten weißen Rasse des Nordens willkommenen Asyl bieten. Die Menschheit nämlich wird nicht untergegangen sein, wie Burmeister bei der Adhemar'schen Entwicklung annehmen zu müssen glaubt, und wie die Tradition es von den rathlosen Urmenschen bei der letzten Aequatorialflut erzählt, sondern Jahrtausende vorher von dem Wechsel der Dinge unterrichtet, mit

haben. Vielleicht hilft ein Bestreichen des schmerzenden Zahns mit wirklicher Opiumtinctur ebenso gut, wenn nicht noch besser.

3. Ueber atmosphärische Electricität von Schied. Oldenburg, Schülze. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Diese kleine Broschüre macht den Eindruck einer vor einem gemischten Publikum gehaltenen Rede, deren beifällige Aufnahme seitens der Zuhörer den Wunsch nach Veröffentlichung veranlaßt hat. Das Ganze ist eine mit Fleiß zusammengestellte Sammlung von Ansichten über die Electricität der Atmosphäre unserer Erde, und eine kritische Beurtheilung dieser Hypothesen. Selbständige Forschungen, wie es der Titel erwarten läßt, scheint der Verfasser nicht gemacht zu haben. Dennoch liest sich die Arbeit recht gut, sie gewährt ein vortreffliches übersichtliches Bild über die Bestrebungen und Leistungen in dem genannten Gegenstande und führt zu der Ueberzeugung, daß dieses Kapitel der Naturforschung noch lange nicht fertig abgeschlossen ist. Man kennt nur Thatsachen, nur Phänomene und Erscheinungsgesetze, weiß aber noch sehr wenig von den Ursachen.

4. Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek herausgegeben von einer Anzahl Gelehrten. Erste bis dritte Lieferung: Die Lehre vom Schall. Gemeinfaßliche Darstellung der Akustik von R. Kadau. (Deutsche Originalausgabe.) Mit 114 Holzschnitten. Vierte bis sechste Lieferung: Licht und Farbe. Eine gemeinfaßliche Darstellung der Optik. Von F. J. Pisko. Mit 130 in den Text aufgenommenen Holzschnitten. München, Oldenbourg. 1869. 8. Jede Lieferung 8 Ngr.

Das ganze Werk soll in ungefähr 30 Lieferungen oder 10 Bänden, herausgegeben werden. Wir müssen es beklagen, daß dies in jeder Beziehung vortreffliche Unternehmen in eine dem Buchhandel nicht günstige Kriegszeit gerathen ist, welche wahrscheinlich auch eine Unterbrechung im Erscheinen zur Folge gehabt hat. Das Werk will dem gebildeten großen Publikum die Herrschaft der Gelehrten über die Naturkräfte zu einem klaren Verständniß bringen und besonders darauf hinweisen, welchen Gewinn daraus das praktische Leben gezogen hat.

Der Leser soll das Geheimniß erfahren, das den Telegraphen auf tausend Meilen reden macht; das Räthsel des Schalls, wie er im Liede klingt und im Donner rollt, soll ihm gelöst werden; er soll erfahren, was die Gewalten sind, welche die Erde erbeben und die Vulkane Feuerströme ergießen machen. Alle die großen Naturkräfte, die tief in der Erde und auf ihrer Oberfläche, in der Atmosphäre und im Weltraume ihren Sitz haben, soll unser Unternehmen, dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend, dem Publikum in einfacher verständlicher Weise erklären und auf die Anwendung hinweisen, welche die Technik von ihnen gemacht hat.

Wer könnte sich über eine solche Absicht nicht freuen! Fehlt es uns nun auch nicht an Werken ähnlicher Art, so erweckt doch die hohe Begeisterung der Mitarbeiter und ihr allgemein anerkannter Ruf der Tüchtigkeit das feste Vertrauen, daß sie ihre Aufgabe vortrefflich lösen werden. In den folgenden Lieferungen soll die Wärme von Cazin in Versailles, das Wasser von Friedrich Pfaff in Erlangen, Wind und Wetter von Lommel in Erlangen, die Himmelskunde von Zsch in Stuttgart,

die Vulkane von Friedrich Pfaff in Erlangen, die Electricität von Carl in München, der Magnetismus von demselben, der Zusammenhang der Naturkräfte von Reilinger in Wien bearbeitet werden.

Was die vorliegenden Lieferungen betrifft, so bilden sie einen glänzenden Anfang für das ganze Unternehmen. In einer schwungvollen edeln Sprache geben sie ihren Lesern einen Ueberblick über das zu behandelnde Thema und führen dann gleich mitten in den Kreis der Untersuchung. Von weitläufiger schulmeisterlicher Gründlichkeit wollen sie nichts wissen. Immer kurz und interessant zu bleiben, scheint ihr Hauptgrundsatz zu sein. Aber ebenso entschieden wollen sie auch in keiner Hinsicht der Würde der Wissenschaft etwas vergeben, darum hüten sie sich vor jedem Schein der Oberflächlichkeit. Mit bloßen schönen Worten läßt sich jetzt kein denkender Leser mehr abspesen, er will geistige gesunde Nahrung haben — aber in anziehender Form, das wissen die Verfasser, und sie verstehen es wirklich diesen Ansprüchen zu genügen. Die erste Abhandlung entwickelt die Grundzüge des Schalls, gestützt auf die Lehre von den Schwingungen, zuerst im allgemeinen und kommt dann auf die Gesetze der musikalischen Töne, auf die Resonanz, Tonleiter und Klangfarbe, bespricht auch die Interferenz der Töne, die Stimme und das Ohr des Menschen und schließt mit einer Betrachtung über den Einfluß der Wissenschaft auf Musik. Um alles recht nutzbar fürs Leben zu machen, ist nirgends veräußert Beispiele hereinanzuziehen, wofür sich jeder Leser lebhaft interessiert. Besonders darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, wie der Verfasser sich bestrebt hat, selbst den allernuesten Forschungen gehörig Rechnung zu tragen: so ist z. B. von den singenden und tanzenden Flammen die Rede, worüber die Wissenschaft erst in unsern Tagen einen befriedigenden Aufschluß hat finden können; ebenso ist auch das Wesentlichste von den durch Helmholtz aufgefundenen Gesetzen der Tonempfindungen entwickelt, was besonders wichtig ist für Musikfreunde und Musikverständige.

In ähnlicher Weise führt die zweite Abhandlung ihre Leser durch das Gesamtgebiet der Lehre vom Licht, wobei besonders die Methode der historischen Entwicklung in Auffindung der Gesetze und Hypothesen lobend zu erwähnen ist; denn es hat einen belebenden und fesselnden Reiz für den Leser, zu erfahren, wie man allmählich zu den Hauptresultaten der Wissenschaft gelangte. Ueberall geht der Verfasser von den alltäglichen Erfahrungen des Lebens aus und veräußert auch in dem allmählichen Aufbau der Lehre nicht, an geeigneter Stelle den Hinweis auf das praktische Leben zu geben. Das sind pädagogische Kunstgriffe, welche dem Werke ein allgemein ansprechendes Interesse gewähren, wodurch es sich gewiß bald zum Liebling seiner Leser machen wird. Es redet mit Würde von den großen Leistungen Newton's, selbst da, wo seine Emanationstheorie durch die Vibrationstheorie befügt und beseitigt worden ist. Und in der Lehre von den Farben läßt es ebenso auch Goethe's Bestrebungen nicht außer Acht, zeigt worin der große deutsche Dichtermeister gefehlt und in welchen Punkten er Nutzen gebracht habe. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß das Werk auch der Spectralanalyse gedenkt

und das Wesentlichste davon zur Mittheilung bringt. Die beiden Schlußkapitel beziehen sich auf die Photometrie und auf die Geschwindigkeit des Lichts. So läßt das Werk keinen Hauptpunkt der Optik außer Acht. Ueberall bietet es das gute Alte wie das bewährte Neue in gedrängter Kürze, aber doch stets verständlich für jedermann.

6. Die Umsetzungen der Meere und die Eiszeiten der Halbkugeln der Erde, ihre Ursachen und Perioden. Von J. S. Schmid. Köln, Du Mont Schauberg. 1869. Gr. 8. 8 Ngr.

Obgleich der Inhalt dieses Buchs meist dem Bereich der neuen hypothetischen Entdeckungen angehört, welche sich in unsern Tagen oft sehr anmaßend an die Definitivität gewagt haben, um das ehrwürdige gute Alte anzugreifen und unbarmherzig aus dem Felde zu schlagen oder daran herumzumädeln, so unterscheidet es sich doch sehr wesentlich von dieser Genossenschaft dadurch, daß es eine sehr verständige Sprache redet und auch Ansichten und Gründe bringt, welche würdig sind, näher erwogen und sorgfältig beachtet zu werden. Wir halten es daher für unsere Pflicht, den Gegenstand etwas genauer ins Auge zu fassen.

Die sogenannte Eiszeit unserer Erde, welche der jetzigen postglacialen Periode unmittelbar vorherging, in welcher die Länder der nördlichen Hemisphäre bis zum 42. Breitengrade mit ungeheuern Gletschern überdeckt waren, ist eine allgemein für wahr gehaltene Annahme, für welche man bisher sich vergeblich abgemüht hat eine vollständig befriedigende Ursache aufzufinden. Daß unsere Erde einst ein Tropenlima bis zu ihren Polen hin besessen habe und durch fortgesetzten Wärmeverlust zu einer Abkühlung gekommen sei, welche die Gletscherherrschaft bis zu 40° herab entfaltete, ist denkbar, aber dann bleibt es unerklärlich, wie sie aus diesem Prozesse der Temperaturerniedrigung gerade in den entgegengesetzten umschlagen konnte, wodurch die Herrschaft der Gletscher auf ein ohnmächtig Kleines zurückgeführt worden ist. Es wird sogar wahrscheinlich, daß eine solche Eiszeit wiederholt dagewesen, aber jedesmal durch ein Wachsen der Erdwärme wieder besetzt wurde. Wie will man nun diesen räthselhaften Wechsel zwischen Ab- und Zunahme der Wärme auf der Erde erklären? Die Annahme einer periodischen Aenderung der Lage der Erdbachse könnte wol zur Erklärung dienen, aber sie ist aus astronomischen Gründen unhaltbar. Der Verfasser sagt:

Ein Franzose, Adhemar, hat auf eine geistreiche Art eine Verschiebung des Schwerpunktes der Erde als periodisch nachzuweisen und damit eine periodische Eiszeit, als auch eine periodische und plötzliche Umlage der Ozeane von Süden nach Norden und zurück zu erklären gesucht, seine Hypothese aber bloß auf die ungleichen Mengen des Eises an beiden Polen und deren plötzliche Aëtwandlung in Wasser gestützt.

Wir wissen aber, wie dieser Erklärungsversuch, der vor einigen Jahren viel von sich reden machte, in Widerspruch kam mit den Grundgesetzen der Mechanik des Himmels. Von der Annahme, daß sich das Problem durch eine Drehung der Erdbahn erklären lasse, will der Verfasser auch nichts wissen, worüber man sich um so mehr wundern muß, da er in seiner eigenen Untersuchung sich ganz vorzugsweise auf diese von Dove zuerst aufgestellte

Ansicht stützt. Er will aber etwas ganz Neues geben und nennt sich einen praktischen Laien, dem es geglückt sei, Licht in das wissenschaftliche Dunkel gebracht zu haben. Er ruft dann im freundigen Gefühle seines Glücks aus:

Während der gelehrte Geologe sich mit Kopfschmerzen die Ursachen der Eiszeit des Nordens aus Fernliegendem aufzubauen sucht, geht ein praktischer Laie am Ende dahin, wo dieselbe Eiszeit jetzt herrscht, an den Südpol, und sucht sich zu erklären, wie sie dort begann und verläuft und mit einer gleichzeitigen Anschwellung der Ozeane im Zusammenhang steht. Er kommt dann vielleicht mit dem Zauberschlüssel des Geheimnisses zurück und gibt den Fund zum besten.

Der Verfasser macht nun darauf aufmerksam, wie in der nördlichen Hemisphäre überall deutliche Spuren vorkommen, daß der größte Theil des Landes zu wiederholten malen unter Wasser gestanden, und daß die Wasser schon seit 4000 Jahren immer tiefer und tiefer hinabgesunken sind. Von einem Erhebungs- und Senkungsproceß will er nur ausnahmsweise etwas gelten lassen, dagegen ist er der festen Ansicht, daß das dort fehlende Wasser sich nach der südlichen Halbtugel gezogen habe. Eine besondere Betrachtung der Ebbe und Flut gibt ihm zum Theil den Schlüssel für diese große Wasserbewegung, aber noch viel wichtiger für seine Erklärung erscheint ihm das Vorrücken der Nachtgleichen oder das Drehen der Erdbahn:

Die Erdbahn liegt nämlich, auf den Weltraum bezogen, nicht fest, sondern dreht sich in einem Zeitraum von fast 21000 Jahren in ihrer Ebene derart herum, daß ihre große Achse aus einer südöstlichen Richtung allmählich in eine südlich-nordwestliche, östlich-westliche, nordöstlich-südwestliche, nördlich-südliche übergeht und schließlich wieder in der Ursprungsloge ankommt. Die kleinere (Perihel-) Hälfte der großen Achse der Erdbahn, welche die Sonnennähe oder größte Anziehung darstellt, wird im Verlaufe dieser Drehung hintereinander nach allen Punkten der Elliptik gerichtet sein, oder mit andern Worten, jeder Punkt der auf die Erdbahn projectirten Elliptik wird in 21000 Jahren einmal und für viele Jahre hintereinander die größte Anziehung erfahren... Wenn jetzt die Sonne, vom Aequator nach Süden fortschreitend, ihre höhern Flutwellen um die Erde herumführt, so bringt sie durch dieselben der südlichen Hemisphäre ein Wasserquantum zu, welches derselben zum Theil verbleibt und sich nicht ganz auf die nördliche Halbtugel zurück ausgleicht.

Darin sieht der Verfasser den Grund, warum jetzt auf der Südhälfte der Erde das Wasser vorherrscht. Dann bespricht er auch die Zeit, wo das Umgekehrte der Fall sein muß, wo also der größte Theil des Landes der Nordhälfte wieder untertauchen wird und das Land auf der Südhemisphäre wieder zum Vorschein kommt:

Neuholland, nunmehr eine Hochebene geworden, hat sich zu einem ungeheuern Continent entwickelt, in welchem die alten Sundainseln und Neuguinea als kleinere Hochplateaux nur noch mühsam als die alten Inselländer zu erkennen sind, und in dessen Tiefländern, dem ehemaligen Großen Ocean abgewonnen, die Hunderte der heutigen Archipels desselben zu ebenso vielen Gebirgszügen geworden sind, deren Gletscherhügel allein von der alten Wasserzeit zu reben wissen. Ebenso werden Südafrika und Südamerika ihre Gestalt ganz verändert haben und in zahlreichen und großen neuen Länderstücken rings umher der gesüchteten weißen Rasse des Nordens willkommenen Asyl bieten. Die Menschheit nämlich wird nicht untergegangen sein, wie Burmeister bei der Adhemar'schen Entwicklung annehmen zu müssen glaubt, und wie die Tradition es von den rathlosen Urmenschen bei der letzten Aequatorialflut erzählt, sondern Jahrtausende vorher von dem Wechsel der Dinge unterrichtet, mit

gutem Bedacht und im Besitze der vollkommensten Mittel zu massenhafter See- und Landwanderung, längst die Südkünder in Besitz genommen haben, wo ein neues Tableau der Menschengeschichte sich durch 10000 Jahre hin entrollen soll.

Man sieht, der Verfasser hat sich in die bevorstehende Eis- und Wasserzeit der Nordhemisphäre schon lebhaft hineingebacht und versteht auch gehörig zu trösten. Ueberhaupt wollen wir nicht in Abrede stellen, daß seine Hypo-

these zur Erklärung der Eiszeiten einen großen Grad der Wahrscheinlichkeit für sich hat, und obgleich auch schon andere auf diese Ideen gekommen sind, so ist er ihnen doch darin zuvorgekommen, daß er sie ausführlich in Erwägung gezogen und ziemlich gründlich zu einem Ganzen verarbeitet hat.

Heinrich Sternbaum.

(Der Beschuß folgt in der nächsten Nummer.)

Philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 36.)

2. Gott in der Natur. Von Camille Flammarion. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe von Emma Prinzessin Schönaich-Carolath. Mit dem Porträt Flammarion's in Stahlstich. Leipzig, Weber. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Camille Flammarion hat sich in kurzer Zeit einen weitreichenden Ruhm erworben. Er ist ein heller Kopf, er besitzt ein tiefes Gemüth, er ist in seinem wissenschaftlichen Verfahren überaus gründlich, scharfsinnig, er gebietet über eine Phantasie, an deren gewaltigem Feuer selbst große Dichter die ihrige noch entflammen könnten. Seine naturwissenschaftlichen Darstellungen in dem unsern Lesern hier vorzuführenden Werke („Gott in der Natur“, Nr. 2) sind ebenso glänzend wie exact, seine astronomischen Blicke ins Weltall beweisen nicht bloß den genauen, gründlichen Beobachter, sie sind voll wärmster Empfänglichkeit für das Erhabene, für die Schönheiten des Weltbaues, und veranlassen ihn zu Darlegungen seiner Anschauung, die farbensatte Gemälde sind, bei denen auch unsere Erde nicht vergessen wird; denn er liebt es, weite Durchsichten ins Univerſum auch auf irdische Objecte wieder zurückzuführen, die Pracht der Sternenwelt mit dem Reichthum der Erde zu verbinden, sodaß er Veranlassung findet, auch seine nächste Umgebung mit hereinzuziehen, die Landschaft in ihren malerischen Effecten zu schildern, auch wol Localitäten von Paris anzudeuten, und nachdem er seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen, Entdeckungen Ausdruck gegeben, auch Herzensergießungen die beredtesten Worte zu gestatten. Kurz, er ist ebenso außerordentlich als realistischer Forscher, wie sein Idealismus, seine Philosophie der Natur reich an den herrlichsten Gedanken sind. Dabei hat seine Sprache all die Klarheit, all den Schmelz, all die Anmuth, welche sein Buch zu einer der gewinnvollsten wie angenehmsten Lektüren machen.

Bevor wir ins einzelne gehen, noch dieses. Während zwei der bedeutendsten Nationen Europas den heftigsten Krieg miteinander geführt haben, einen Krieg, zu dem wir Deutsche in der ungerechtesten, abscheulichsten Weise von den Franzosen herausgefordert wurden, gibt derselbe Krieg den thatsächlichen Beweis, daß das heutige Frankreich tief enttittelt ist, aller Civilisation Hohn bietet, sogar gemeinfame Völkerrechte frevelhaft mit Füßen tritt. Wir entsetzen uns über diese Erscheinung. Wir müssen es erleben, daß eine Nation, die von jeher mit ihrer Bildung großthat, die in tollem Uebermuth darauf pochte daß sie an der Spitze aller civilisirten Völker stehe, jetzt

in der zügellosesten Barbarei und Grausamkeit sich nicht genugthun kann und in Verwilderung ausartet. Wo sind da die internationalen Sympathien, zu denen wir noch jüngsthin der Gegenwart Glück wünschten? Und dennoch, vergessen wir nicht, daß es auch unter den heutigen Franzosen die edelsten Menschen gibt, die außer sich sind über die politischen und andern Nichtswürdigkeiten, die sich ihre Landsleute zu Schulden kommen lassen. Jene Edeln lebten mit uns im Frieden mitten im Kriegsgeschrei, ja sie waren unsere Wirten mitten im Kriege, sie wissen Deutschlands Vollauf zu schätzen und wissen, daß Deutschlands Sieg der entscheidende Sieg für die künftige Weltcultur ist.

Auch Flammarion, der so wahrhaft human und friedlich gesinnte, führt in dem vorliegenden Buche, obgleich er darin die herrlichsten Resultate der Wissenschaft vor uns auslegt, zugleich Krieg, führt ihn mit Meisterhand und schlägt seine Gegner, wo sie sich blicken lassen, aus dem Felde. Die aber, welche er mit der schärfsten Schneide wissenschaftlicher Argumente, mit den geübtesten Waffen der Polemik besiegt, sind die rohen Empiriker, geistlose, des eigenen Gedankens durchaus unfähige Experimentenmacher, Schwärzer von Atomen, die sie nie wahrgenommen haben, Anbeter von Stoff und Kraft, die sie jedoch dem Wesen nach gar nicht kennen. Zu den erfolgreichsten Vorkämpfern gegen diese Richtung gehört jedenfalls auch der Verfasser des Buchs: „Gott in der Natur“.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, über die schon die ganze Weihe einer hohen Lebensauffassung ausgegossen ist, welche den Zweck des Buchs kundgibt, den Werth und die Würde der Wissenschaft feststellt, aber auch den Glauben in seiner unwandelbaren Nothwendigkeit anerkennt. Nun folgt die specielle Entwicklung in fünf Büchern, die dann wieder in Unterabtheilungen zerfallen und den lebendigen, wohldurchdachten Organismus dieser gebiegener Arbeit uns nahe bringen.

Da bekommen wir es zuerst mit „Kraft und Stoff“ zu thun. Die Methode der Untersuchung ist schon hier ebenso logisch consequent, wie sie gedankenvoll ist, und bleibt sich, ungeachtet größter Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte und Anschauungen, in allen folgenden Abschnitten in ihrem wissenschaftlichen Charakter stets gleich. Schon hier geht der Verfasser auf sein eigentliches Thema ein, das Dasein Gottes als eine Nothwendigkeit zu erweisen. Das Univerſum spricht überall eine Weltvernunft aus, aber in der Natur bleibt immer etwas zurück, was wir mit unserer menschlichen Vernunft nicht auflösen

vermögen, obwohl es desselben Wesens mit der Vernunft ist. Auch die Astronomie wird in Anwendung gebracht, wenn hier auch erst vorläufig. Der Blick ins Univerſum ist freilich dem rohen Empirismus verſagt, höchſtens blickt er in ſeiner Stupidität mit thieriſch glozendem Auge die Unermeßlichkeit des Sternenhimmels an, ohne zu wiſſen, was er ſieht. Unſer Autor ſetzt den Nebel ſeiner Forſchung bei der entſchiedenen Verneinung materialistiſcher Behauptung an, daß die Kraft eine bloße Eigenschaft der Materie ſei, und gelangt zu der Frage: „Iſt die Kraft der Materie unterworfen, oder regiert im Gegentheil die Kraft die Materie?“ Er antwortet ſpäter ausführlich, daß das letztere der Fall iſt. Wie er ſeine Antwort vollſtändig und mit wiſſenſchaftlicher Evidenz ertheilt, hebt er damit, ein glücklicher Archimed, das ganze Scheinſyſtem ſeiner Gegner, die über den größten Niederſchlag der Materie nie hinausbringen, ganz und gar aus den Angeln. Weiter zieht er ſeinen Gegenſtand „Kraft und Stoff“ in Betracht in den beiden Abſchnitten: „Der Himmel“, „Die Erde“. Unſer Aſtronom ſagt:

Vermöchten wir nur einen Augenblick uns von dem Eindrud loszumachen, daß wir auf der Erde in voller Ruhe uns befinden, wäre es uns geſtattet, mit einem Blicke die Bewegung zuſammenzuſaſſen, in der alle Weltkörper begriffen ſind, wir würden das majeſtätische Schauſpiel anſtaunen. Wie durch die Gewalt einer unendlichen Wurfkraft in die Unendlichkeit fortgeſchleudert, würden ungeheurere Weltkugeln im Umſchwung um ſich ſelbſt von unſerm überräſchten Auge erblickt werden. Wir ſtaunen über die Schnelligkeit, mit der die Eiſzüge unſerer Eiſenbahnen den Raum verſchlingen, aber Himmelskörper, weit größer als die Erde, fliegen mit einer Geſchwindigkeit dahin, die jene der Locomotive ſo weit übertrifft, als dieſe die Schnelligkeit der Schildkröte; unſere Erde z. B. durchſteigt den Raum mit einer Geſchwindigkeit von 356000 Meilen täglich. Um dieſe Welten würden wir von denſelben Geſetzen getragene Trabanten in verſchiedenen Entfernungen kreifen ſehen.

Der Abſchnitt „Die Erde“ beginnt mit den „Geſetzen der chemiſchen Verbindungen“ und ſchließt mit der „Organischen Kraft in der Pflanzenwelt“. Alle dieſe Darſtellungen ſind mit geiſtreichen Analogien und großen Anſchaulichungen verbunden. Wie Flammarion die Atome, als Anfänge der ſpeciellen Forſchung, und Moleculen faßt, kann man ſie ſich gefallen laſſen. Ein Beiſpiel ſeiner lebendigen Landſchaftsmalerei:

Wir zu Hähen zitterten die klaren Wellen eines weiten Sees, auf den der Horizont ſich niederſenkte. Tiefe Stille lag über der Landſchaft ausgebreitet. Am Ufer des Waſſers, in einem gewiſſen Abſtande, ſah man hin und wieder dunkle Gruppen von Bäumen und Geſträuchen, die der bewegliche Spiegel in gigantischen Umriſſen zurückgab. Der See ſpiegelte zugleich den Himmel und die Erde wieder, der Klarheit von oben die Schatten von unten entgegenſtellend. Es war ein Gemälde der großen Meiſter würdig, deren Pinſel wir in den Werken des Claude Lorraine und Pouſſin bewundern, aber von einer Einfachheit und Größe, an die keine Phantafie heranreichte. Mitunter nur ward das allgemeine Schweigen durch das Gelächter heimziehender Herden unterbrochen, oder durch die Strophe eines Vogels am Waldeſaum. Es lag über dem Ganzen trotz des Schleiens ſo hohe Schönheit, trotz des Schweigens ſolche Berechtbarkeit, ſolch rührender und erſter Glanz ergoſſen, daß ich mich vom unüberſellen Leben durchdrungen fühlte wie von der Luft, die ich einathmete.

Kurz, der Autor hat Auge, Ohr, Sinn für alles und jedes, weil er Sinn für das Weltall hat, oder vielmehr für den, der ſich in ſeiner Herrlichkeit im All abſpiegelt. Mit Recht bekämpft er gewiſſe Unſtätigkeiten

des Materialismus, wie es denn meiſt zutrifft, daß Halbgebildete und grobe Empiriker gern aus dem Miſt ihre Anspielungen, ihren Wiß beziehen und dergleichen für delicioſe Miſtſpargel ausgeben.

Im zweiten Buche betrachtet der Verfaſſer „Das Leben“. Von Anfang bis zu Ende iſt der Kreislauf nachzuweiſen, aber ſolche Bewegung muß ein Centrum haben; die Kraft, und zwar die ſich ihrer ſelbſt und des Alls bewußte Kraft, führt das Regiment. Was uns ſchon aus dieſem reichhaltigen Abſchnitte beſonders hervorleuchtet, iſt, daß es, ungeachtet des „Kreislaufs der Materie“, ungeachtet des Stoffwechſels, der ſteten Erneuerung aller Leiblichkeit auch des Menſchen, ſchon in dieſem ein Bleibendes gibt, ſo ſehr iſt der Menſch ein Kosmos im Kleinen; dieſes Bleibende, dieſes feſte Centrum im peripheriſchen Proceſſe des Lebens iſt die ſich nie ändernde Identität des menſchlichen Bewußtſeins von ſich, das beharrliche Ich, ein Umſtand, auf den auch Immanuel Fichte in ſeinen vortrefflichen Schriften ein ſo ſtarkes Gewicht legt, welche Identität, je weiter wir in dem Werke Flammarion's vorwärts rücken, immer objectiver hervortritt und ſir die fernere Darlegung „Gottes in der Natur“ von vollendeter Beweiſkraft iſt. Der Autor verfährt ſo gründlich, daß er in ſeiner Unterſuchung des Kreislaufs der Materie in die kleinſten Einzelheiten ſich vertieft, die derbſten Repräſentanten von Kraft und Stoff ſich ſelbſt ausſprechen läßt, und dann ihre Unmöglichkeit unwiderleglich darthut. Jene eben angedeutete Identität und Centralität des Menſchen iſt allerdings nur ein Abbild derjenigen, welche Gott in der Natur iſt. Dieſe Wahrheit tritt in dem folgenden Abſchnitte: „Der Urſprung der Weſen“, dann aber vor allem im dritten und vierten Buche in ein zunehmendes Licht, welches zu einem vollen wird im letzten, dem ſünften Buche. Da, wo der Verfaſſer über den Urſprung der Weſen ſich ausläßt und mehrfach Stellen aus den Alten citirt, haben wir zu rügen, daß die dort angeführten Stellen ein auffallendes Durcheinander veranlaſſen, und damit der Form des Ganzen und der Darſtellung im Speciellen einen ſtörenden Eintrag thun, aber der Autor kommt bald wieder ins rechte Gleis und verfolgt ſeinen Lauf ohne fernere Durcheinandermischung. Sehr intereſſant iſt die Mittheilung, daß der in unſerer Zeit ſo gefeierte Darwin in ſeiner Darſtellung ſich eines theologischen Beiraths und Mitwirkers bedient habe, um ſein Gewiſſen zu ſichern in Betreff göttlicher Dinge. Die anderweitige Ehrenrettung gewiſſer Empiriker von ſeiten Flammarion's macht ihm ſelbſt alle Ehre.

Das dritte Buch zieht „Das Gehirn“ in Betracht. Es iſt ſicher in neuerer Zeit mit keinen andern Objecten ein ſo großer Mißbrauch getrieben worden als mit dem Schädel und dem Gehirn. Die äußerſte Schwärmerei hat ſich hier ausgebildet, zu voller Genugthuung für den Philifter, der gern alles mit Händen greifen will. Dieſer Fanatismus iſt ſogar Ökonomie geworden. Man betet den menſchlichen Kopf und deſſen Gehirn an, und vergißt über dem Gebilde den Bildner, über der Landkarte das Land und ſeine Bewohner, über der Kunſtwerk den Künſtler, über dem Geſchöpfe den Schöpfer. Sie haben es wieder zu einer Art von Sabäismus gebracht, ſie beten

den Kopf wie einen Weltglobus an, eben wie die Sabäer jene himmlischen Globen feierten, ohne daß sie dessen gewahr wurden, der die Gestirne in die Erscheinung rief. Wie oft unsere Materialisten aber auch das menschliche Gehirn beobachteten, in ihre Zeichnungen aufnahmen, nachdem sie es zergliedert hatten, sie sahen nur Hemisphären, nur Höhen und Tiefen, etwa Willen wie der Mond sie darbietet; gegen einen Bewohner desselben sträubten sie sich, wie sich manche Astronomen dagegen setzen, daß die Sterne auch Intelligenzen haben. Auch jene sind durch den Globen des Kopfs und die beiden Gehirnhalbkugeln völlig zufriedengestellt und machen von dem Wunderbau ein breites Gerede. Wie ganz anders verfährt in seiner Betrachtung des Gehirns unser trefflicher Forscher! Mit Recht nimmt er die gediegenen, wahrhaft wissenschaftlich verfahrenen Physiologen in Schutz gegen gewisse abstracte Psychologen und Metaphysiker. Darauf gibt er eine Darstellung des Gehirns, welche nicht bloß in descriptiver Hinsicht alle Anerkennung verdient, sondern auch von dem hohen reichen Geiste Flammarion's aufs neue Zeugniß ertheilt. Auch hier gewinnt er wieder wie früher schon beim Verhältnis der Kraft zur Materie (Stoff) das Resultat, daß auch der Gedanke keine „Eigenschaft“ der Gehirnssubstanz ist. Die daselbst mitgetheilten „Definitionen der Materialisten“ sind von der Art, daß man nicht mehr ernst bleiben kann. Es sind Erklärungen, Antworten ausgesuchter Schwachköpfe, Definitionen, die man lesen muß, um sie für möglich zu halten.

Unser Autor gelangt zu immer höhern Standpunkten, indem er zunächst auf „die menschliche Persönlichkeit“ übergeht. Mit ihr ist die Seele außer Zweifel gesetzt. Bewußtsein und Freiheit sind Thatfachen. Wieder tritt die unaufhörliche Identität des Ichs mit dem Ich glänzend hervor. Das ganze Heer von Behauptungen der Materialisten ist über den Haufen geworfen. Das schlagende Beispiel von der „Ehe“, bei Gelegenheit des fortwährenden Stoffwechsels, hat auch schon unser genialer Jean Paul in seinen Schriften slegreich zur Sprache gebracht. Consequent verweilt Flammarion im weitem bei dem „Willen des Menschen“. Die Chemie, auf ihrem Gebiet höchst respectabel, erscheint hier den „intellectuellen und moralischen Fähigkeiten“ der menschlichen Willenskraft gegenüber in ihrer totalen Ohnmacht.

Das Hauptproblem des Verfassers nähert sich mit dem vierten Buche seiner vollständigen, wissenschaftlichen Lösung. In seinem Gesamttinhalt wird dieses Buch zusammengefaßt in der Ueberschrift: „Bestimmung der Wesen und der Dinge“, in seinen Theilen: „Bau der lebenden Wesen“ und „Instinct und Verstand“. Auch das spricht für die vielseitige Bildung und die umfassende Intelligenz unsers Autors, daß er Physik und Metaphysik als ihrem

innersten Wesen nach stets aufeinander gewiesen betrachtet und in seiner großartigen Methode in Anwendung bringt, daß er in letzter Instanz die Philosophie als die alleinige Wissenschaft anerkennt und demgemäß selbst verfährt. Zugleich deckt er die ganze Kleinlichkeit auch so vieler unter uns Deutschen auf, welche das Universum mit seiner Unzahl von Welten auf die Kleinräuberei der Erde reduciren, worin oft materialistische Atheisten und bigote Pietisten durchaus gemeinsame Sache machen, weil sie sich eingepfercht haben in den engsten Horizont der Weltbetrachtung. Mit aller Machtfülle der Ideen, großer Gedanken, mit aller Gravität und schöpferischen Gewandtheit der Sprache weist der Verfasser fort und fort auf die Herrlichkeit und das noch uneröffnete erhabene Mysterium des Sternenhimmels hin. Die sauberen, vortrefflichen Beschreibungen des Auges und des Ohres in ihrem Wunderbau, von denen das eine sogar in die Unendlichkeit des Firmaments bringt, das andere uns die Herrlichkeit der Musik erschließt, werden unsere Leser hier besonders fesseln, und sie werden sich mit einem Mal von dem Geistesdefect gewisser Physiologen überzeugen, die im Stande sind solche Wunder der Erscheinungswelt noch gar zu betrübeln. Noch verweisen wir hier auf das allerliebste Genrebild einer Nachtigallenfamilie.

Aber die erhabenste Partie dieses Werks, welches auch in architektonischer Hinsicht Bewunderung verdient, steht uns noch bevor. Es ist das fünfte Buch, ein Heiligthum, an dessen Pforte wir die Ueberschrift „Gott“ lesen. Dieses großartige Finale ist von keiner Kritik wiederzugeben, es ist über aller und jeder Kritik. Gott ist mit Recht dem Verfasser das Gewisseste von allem Gewissen und zugleich das Geheimniß aller Geheimnisse. Während er die gewaltigen Mängel des bloßen Anthropomorphismus hervorhebt, bewegt er selbst sich stetig fort zu höhern Anschauungen, auf welche auch schon die Natur seine Schritte hinleitet. So erreicht er die höchste Spitze auf dem Wege seiner wahrhaft wissenschaftlichen Wanderung, sie heißt „Ontologischer Theismus“. Wahrlich, es lohnte schon eines so mühevollen Forscherzugs, wenn er ein so glorioses Ziel erreichte, wie er es wirklich erreicht hat. Der edle Autor schließt mit einem Erguß seiner von Bewunderung und Preis erfüllten Seele, daß man solche Expectoration ein wissenschaftliches Gebet nennen darf. Er hat Außerordentliches geleistet. Seine Feinde, über die er triumphirt hat, werden — wir machen ihn darauf gefaßt — ausrufen: mit declamatorischen Argumenten schlägt man uns nicht! In Wahrheit hat Flammarion's Werk keinen Hauch von Declamatorischem. Es gewinnt bleibende Resultate für die Wissenschaft und schließt einen festen Bund zwischen Realismus und Idealismus. Die Uebersetzung lieft sich leicht.

Alexander Jung.

Feuilleton.

„Ulrich von Hutten“ von David Strauß.

Das berühmte Werk von David Friedrich Strauß: „Ulrich von Hutten“ liegt in einer zweiten verbesserten Auflage in einem Bande vor (Leipzig, Brockhaus, 1871). Es ist dadurch weit handlicher und zugänglicher für das größere Publikum geworden. Das Erscheinen der neuen Auflage wird in

der jetzigen Zeit doppelt willkommen heißen werden; denn diese Zeit braucht gegen die Uebergriße der Curie Männer nach Ulrich von Hutten's Vorbild. In ähnlicher Weise spricht sich Strauß in seiner Vorrede aus, welche die ganze Meisterschaft seines classischen Prosafraks zur Schau trägt, und die wir uns nicht enthalten können hier mitzutheilen:

„Das Andenken theurer Verstorbenen erneuert sich uns in guten wie in bösen Tagen: das eine mal verlangt aus nach ihrem Rath und Beistand, das andere mal nach ihrer Theilnahme an unserm Glück. Und was den Einzelnen, das begegnet ebenso den Völkern: in Zeiten der Drangsal wie der Wohlthat ruhen sie gern die Geister ihrer großen Todten heraus. Die großen Männer der Nationen sind aber gemeinhin Kämpfer, es sind diejenigen, die für das Licht gegen die Finsterniß, für das Vaterland gegen den Andrang der Fremden gekämpft haben; gleich ehrenwerth, gleich theuer den Nachlebenden, ob sie vom Siege gekrönt worden, oder in vergeblichem Ringen untergegangen sind. Eine «Wolke von Jengen» dieser Art um sich zu wissen, darin besteht der Adel einer Nation; und wenn eine solche Adels sich rühmen darf, so ist es die deutsche.

„Eine Gestalt aus dieser Wolke habe ich ehebem herangerufen in einer bösen Zeit. Es waren die Jahre, da Germania nach einer erschöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von neuem Meister geworden waren, da übermüthige Nachbarn sie verhöhnten, da selbst jene schwarzen Vögel, als wäre sie schon eine Leiche, herangeflogen kamen und sie krächzend umschwärmten. Es war die Zeit der Concordate, jener Knechtungsverträge mit Rom, von denen, nachdem Oesterreich vorgegangen, auch die übrigen Staaten des kaiserlichen Deutschland sich bedroht sahen. Damals rief ich: Ist denn kein Hutten da? Und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm ich es, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und dem deutschen Volke vor Augen zu stellen. Es blieb nicht ohne Wirkung; man fand in dem Zorn-eifer des Ritters gegen das licht- und freiheitsfeindliche Rom, seinen eindringlichen Mahnungen an die Deutschen, einig und selbstbewußt gegen den Uebermuth der Fremden zusammenzusehen, ein Wort zu seiner Zeit.

„Auf die bösen Tage sind unterdessen die guten gefolgt: Rom ist, recht im Sinne der antiken Nemesis, da es eben in wahnwitzigem Frevelmuth seine Erhebung über das menschliche Maß zu vollenden gedachte, wie ein morsches Stützenbild zusammengebrochen; der übermüthige Nachbar, unser Dränger seit Jahrhunderten, hat durch den ruckelhaften seiner Angriffe unserer Uebernüchtheit ein Ende gemacht, Gesamtdeutschland hat ihn in einem Siegeslauf ohnegleichen zu Boden geworfen, und steht, angehaunt und beneidet von den Völkern rings umher, an der Spitze der Nationen da. Wir haben wieder einen Kaiser, und zwar zum ersten mal einen solchen, der Herr daheim, auswärts nichts sucht, und ebendarum Gedeihen im Innern, Sicherheit und Unabhängigkeit nach außen zu schaffen, mehr als irgendeiner seiner Vorgänger im Stande sein wird. Und nun sollten wir nicht abermals unsers Hutten gedenken, da erreicht ist, wonach er lebenslänglich gerungen hat, nun, da er in weit vollerm Sinn als zu seiner Zeit sprechen könnte: «Es ist eine Fremde zu leben!» Wir wären sehr undankbar, wenn er uns heute nicht einsele.

„Und wahrhaftig, nicht als müßigen Tafelgast bei unserm Siegesfeste läßt sich Hutten berufen, noch würde er glauben, mit einer schwungvollen Tischrede über Deutschlands Herrlichkeit sich abgefunden zu haben. Oder er würde doch schon in dieser Tischrede sagen: heute feiern, aber morgen mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit gehen! Denn, würde er erinnern, wenn es schwer für ein Volk ist, zu einer gewissen Höhe sich hinauzuarbeiten, so ist es noch viel schwieriger, sich auf derselben zu behaupten. Erfordert jenes in der Regel Jahrhunderte, so ist diese Stellung oft in wenigen Jahren wieder verflüchtigt. Und sind wir denn in jeder Hinsicht schon auf der Höhe? Wenn wir stark sind geworden, sind wir darum auch einig? Wenn wir frei sind, sind wir auch frei? Der Bau unsers neuen Reichs nimmt sich nach außen statlich genug aus, aber im Innern fehlt noch viel, daß er schon wohnlich eingerichtet wäre. Mit des Papstes weltlicher Herrschaft hat es wol ein Ende, aber mit der geistlichen so wenig, daß vielmehr seine finstern Scharen, nach wie vor jedem geistigen Fortschritt wie jedem nationalen Gedeihen feind, mitten im deutschen Lande stehen, ja mitten im

deutschen Reichstag sitzen. Wir lassen uns das unterrichtetste der Völker nennen und sind es auch; aber wie lange werden wir noch dulden, daß die Brunnen und Wasserleitungen der Erkenntniß, selbst im protestantischen Deutschland, so vielfach unter der neidischen Verwaltung päpstlich gestauter Finsternisse verflümmern? Hutten an seinem Theile hat sich Deutschlands Macht und Größe, für die er schwärmte, stets begründet gedacht auf menschlich freie, von keiner Klerisei, keiner kirchlichen Szangung beengte Geistesbildung, und wie er in dem soeben beendigten Kriege unter den Vordersten gegen den äußern Feind mitgekämpft haben würde, so würde er jetzt, nach dem Frieden, abermals unter den Vordersten gegen die innern Feinde der Freiheit und der Bildung kämpfen.

„Das soll er nun in diesem Buche thun, und es wird ihm diesmal, so hoffe ich, leichter werden als vor vierzehn Jahren bei dessen erstem Erscheinen, sofern sich seitdem außer den politischen auch die literarischen Verhältnisse günstiger gestaltet haben. Damals gab es von Hutten's Werken noch keine zuverlässige Gesamtausgabe; seine einzelnen Schriften aber, und noch mehr die seiner Mitarbeiter und Segner, waren selten und zerstreut, den wenigsten Lesern zugänglich. Ich mußte also, wenn ich auf Stellen daraus verweisen und den Leser in den Stand setzen wollte, diese wirklich nachzusehen, die Stellen ausführlich unter meinen Text setzen. Das belastete aber mein Buch und erschwerte seinen Umlauf in weitem Kreise. Unterdeß ist nun die Böding'sche Ausgabe von Hutten's Werken erschienen, die solche Unhandlichkeit überflüssig macht. Sie gibt nicht bloß von seinen eigenen Schriften, sondern auch von den ihn betreffenden Stücken aus den Schriften seiner Zeitgenossen den Text so correct, und dazu den kritischen und historischen Apparat so vollständig und genau, daß es fortan genügt, den Leser, der die Belegstellen vergleichen und meine Darstellung controliren will, auf diese Musterausgabe, die in keiner bessern öffentlichen Bibliothek fehlen darf, zu verweisen. Auch sonst hat in der Zwischenzeit die Emsigkeit der deutschen Geschichtsforschung einer Hutten-Biographie mancherlei Förderung gebracht, auf manchen bisher dunkeln Punkt besonders seiner jüngern Jahre neues Licht geworfen: auch diese Arbeiten sind von mir dankbar benützt, überhaupt mein Buch an unzähligen Stellen im einzelnen ergänzt, berichtigt und verbessert worden; wenn ich gleich, seinen Grundstock unverändert zu lassen, alle Ursache zu haben glaube.

„Und so trete denn der Ritter, diesmal durch kein Gedächtniß beschränkt, seinen zweiten Auftritt an, jetzt, da er zur guten Stunde kommt, keines minder freundlichen Empfangs gewärtig, als er einst zur bösen gefunden hat.“

Bibliographie.

- Das neue deutsche Reich. Vom Verfasser der Rundschauen. Berlin, Stille u. van Ruyden. Gr. 8. 12 Rgr.
- Reinbl, J. R., Auf den Borposten. Meditationen über den «Kärntner Anzeiger» und über bayerische Press- und Rechtszustände. Speyer, Kleeberger. Gr. 8. 4 1/2 Rgr.
- Richter, K. T., Einleitung in das Studium der Volkswirtschaft. Prag, Dominicus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Rohm ed er, W., Vom Staatenband zum Unabestkaat. Mainz, Kunze's Buchhändler. Gr. 8. 3 1/2 Rgr.
- Rossgger, P. R., Wanderleben. Stizzen. Pest, Pechenast. Gr. 8. 1 Thlr.
- Roth, J., Die Ansehbaren. Geschichtliche Reihenfolge sämtlicher Päpste. Leipzig, O. Wigand. 16. 5 Rgr.
- Runeberg, J. L., Kann nicht! Familienbild. Ins Deutsche übertragen von M. A. C. Eißler u. W. Burg. 16. 10 Rgr.
- Der Weihnachtsabend. Ein Gedicht. Aus dem Schwedischen überf. von C. F. R. Helsingfors. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.
- Saltzman, B., Freie deutsche Herzen. Eine Erzählung. Ein Beitrag zur Wiebergeburt des deutschen Volkes. Ansbach, Junge. 8. 24 Rgr.
- Schaff, P., Die Christusfrage. Berlin, Wigand u. Grieben. 16. 5 Rgr.
- Schiapparelli, J. V., Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe der vom Verfasser völlig umgearbeiteten «Note e riflessioni sulla teoria astronomica dello stelle cadenti» aus dem Italienischen übersetzt und herausgegeben von G. v. Boguslawski. Stettin, v. der Nahmer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Steffert, F. L., Andeutungen über die apologetische Fundamentierung der christlichen Glaubenswissenschaft. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 9 Rgr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Atlas des Seewesens.

Von

Reinhold Werner,

Kapitän zur See in der kaiserlich Deutschen Marine.

25 Tafeln in Stahlstich, nebst erläuterndem Texte.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

Quer-Folio. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.

Auf 25 mit größter Sorgfalt gezeichneten und in Stahl gestochenen Foliotafeln bietet der Werner'sche Atlas alles was nöthig ist, um sich, unterstützt von dem Texte, einem Muster von Kürze und Präcision, in leichter und anschaulicher Weise über das Seewesen zu belehren.

Bei der steigenden Wichtigkeit, welche die Marine für das Deutsche Reich gewonnen hat, entspricht daher dieses populäre und instructive Werk einem wirklichen Bedürfnis der Gegenwart, um so mehr, als es gebiegene künstlerische Ausführung mit außerordentlich mäßigem Preise verbindet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Reden an die deutsche Nation.

Von

Johann Gottlieb Fichte.

Mit Einleitung herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 10 Ngr. Geb. 15 Ngr.

(Bildet zugleich den 31. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Der Sohn Fichte's hat diese neue Ausgabe der „Reden an die deutsche Nation“ in dem jetzigen bedeutenden Wendepunkte der deutschen Geschichte veranstaltet, weil ihr Geist jetzt wieder in neuer Kraft zu wirken berufen ist und sie die höchsten Ziele, denen es von nun an gelten muß, klar und entschlossen vor Augen stellen. Mit Recht nennt er in seiner ausführlichen, vielfach interessanten Einleitung die „Reden“ seines Vaters ein politisches Erbauungsbuch, das gleich einem stärkenden Stahlbad den Charakter reinigt und festigt, während es auch wie kaum ein anderes populärphilosophisches Werk ein eigenthümlich anregendes Bildungsmittel darbietet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Herrn Wahlhuber's Reiseabenteuer.

Von **Friedrich Gerstäcker.**

Dritte Auflage.

Mit Illustrationen von Otto Brauseweller.

8. Cart. 15 Ngr.

Gerstäcker's Erzählung der tragikomischen Reiseabenteuer, welche dem Herrn Commerzienrath Wahlhuber aus Sidelobach arrivirt, gilt für eins der gelungensten Erzeugnisse auf dem Gebiete des deutschen Humors. Bereits in zwei starken Auflagen verbreitet, wird das Buch in der vorliegenden dritten Auflage um so sicherer wieder neue Freunde finden, da es mit 20 ergöglichen Illustrationen erscheint.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Friedrich Bodenstedt.

In 38 Bändchen. Jedes Bändchen geh. 5 Ngr., cart. 7½ Ngr.

34. und 35. Bändchen.

Ende gut, alles gut. Uebersetzt von Georg Herwegh. **Cymbelin.** Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten deutschen Dichtern und Textkritikern herausgegebenen neuen Shakespeare-Uebersetzung sind allgemein anerkannt, weshalb die Ausgabe sich auch einer fortwährend steigenden Verbreitung erfreut. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Die noch fehlenden 3 Bändchen befinden sich bereits im Druck, sodaß die Sammlung binnen kurzem vollständig vorliegen wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst

im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von **Moriz Carriere.**

Erster bis vierter Band.

8. Geh. 14 Thlr. Geb. 16 Thlr.

Carriere's Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwicklung der Menschheit ist als eine der werthvollsten Bereicherungen unserer Literatur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Noch vor Vollendung des umfassenden Werks wurde vom ersten Bande eine (soeben erschienene) zweite Auflage nöthig, die vom Verfasser neu durchgearbeitet und wesentlich vermehrt worden ist.

Die vier Bände haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: Das Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.
4. Band: Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 38. —

14. September 1871.

Inhalt: Zur Shakspeare-Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Zur deutschen Culturgeschichte. — Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde. Von Petrus Strauß. (Beschluß.) — Romane und Novellen. Von Rudolf Sonnenburg. — Feuilleton. (Das letzte Gedicht von Friedrich Haln; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Shakspeare-Literatur.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Sechster Jahrgang. Berlin, Asher und Comp. 1871. Lex.-8. 3 Thlr.
2. W. Shakspeare's dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Döschelhäuser. Erster bis vierter Band. Berlin, Asher und Comp. 1870. 8. Jeder Band 15 Ngr.
3. Shakspeare's dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakspeare'schen Dramas. Von Hermann Ulrich. Drei Bände. Dritte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, L. D. Weigel. 1868—69. Gr. 8. 6 Thlr.
4. Die Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen, mit sagengeschichtlichen Nachweisungen von Karl Simrod. Zweite Auflage. Zwei Theile. Bonn, A. Marcus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der diesjährige Jahrgang des „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft“ (Nr. 1) enthält mehrere Aufsätze, welche allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen. Die Beziehungen zum Theater der Gegenwart bleiben freilich nach wie vor spärliche; ja sie fehlen in diesem Bande eigentlich gänzlich, insoweit es sich um Aufführungen Shakspeare'scher Stücke auf ersten Theatern, um die Charakteristik einzelner Darsteller, welche in Shakspeare'schen Rollen hervorrangen, um die Chronik deutscher Shakspeare-Vorstellungen an ersten Bühnen handelt, und nur ein Aufsatz von Freiherr von Friesen: „Wie soll man Shakspeare spielen?“ beschäftigt sich mit allgemein dramaturgischen Fragen in Bezug auf die Darstellung der Charaktere des Briten. Im übrigen behauptet die Shakspeare-Gelehrsamkeit fast ausschließlich das Feld mit der Analyse Shakspeare'scher Dramen, die bald mehr ästhetisch, bald dramaturgisch mit Bezug auf die Aufführung besprochen werden, und mit der Darlegung des Verhältnisses der Shakspeare'schen Stücke zu ihren Quellen: Abhandlungen, in denen ein großer gelehrter Apparat in Bewegung gesetzt wird und welche

das schwere Geschütz der Shakspeare-Philologie ins Feuer führen.

So fehlt dem Shakspeare-Jahrbuch noch immer die leichte und freie Bewegung, die Fülle von unmittelbaren Beziehungen auf die praktische Bühne der Gegenwart und die Förderung derselben, die Beherrschung des deutschen Kunstlebens, das in der Shakspeare-Dichtung seine Wurzeln schlägt. Wir meinen, eine Statistik der deutschen Shakspeare-Aufführungen an den Bühnen ersten und zweiten Ranges sei für ein Shakspeare-Jahrbuch von gleicher Wichtigkeit, wie eine sorgfältige Shakspeare-Bibliographie, und Besprechungen solcher Aufführungen in Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, nicht blos in Weimar und Meiningen, Besprechungen, die, mit allem Ernst der Wissenschaft und genauer Kenntniß ausgerüstet, sich von flüchtigen Improvisationen der Tageskritik durch schwereres Gewicht unterscheiden würden, könnten nur vielfach anregend und befruchtend für die dramaturgische Praxis wirken. Die Bühneneinrichtungen der Shakspeare-Stücke müßten rectificirt; die Anschauungen namhafter Dramaturgen, wie z. B. Laube's über Shakspeare, der sich in verschiedenen Werken, ja oft sehr eingehend ausgesprochen hat, vor das Forum unparteiischer und eingehender Beurtheilung gezogen, die Genialitäten und die Unarten einzelner Darsteller der Rollen des großen Dichters nach Verdienst abgeschätzt werden. Wir würden uns verpflichten, der Redaction zehn bis zwölf Thematata vorzuschlagen, die für die Pflege Shakspeare's in unserer Zeit von großer Bedeutung sind, ganz in den Rahmen des „Jahrbuch“ passen und doch auch tief in unser modernes Kunstleben eingreifen.

Wenn eine Menge wichtiger Stoffe mehr oder weniger flüchtig bis zur Rabenmütterlichkeit in dem „Jahrbuch“ behandelt ist, so haben dagegen die streng gelehrten Abhandlungen eine Ausdehnung und Fülle des

trodensten Details, die mehr für ein Fachjournal als für ein Jahrbuch paßt, das sich doch immer an das größere Publikum wendet. Die Geschmacklosigkeit der deutschen Gelehrsamkeit, die überall, wo sie auftritt, ihr ganzes Handwerkszeug mitbringt und den Text in den Notizen ersäuft, verleugnet sich auch in dem Shakespeare-Jahrbuch nicht. Est modus in rebus — sagt schon Horaz — und wir wollen, auch wenn wir Shakespeare's Quellen studiren, nicht bis über die Ohren in philologischen Detailkram versinken. Es gibt auch eine sehr ins Kleinliche gehende Gelehrsamkeit, die uns ihre Resultate vorsetzen, aber nicht zumuthen sollte, im Schweige unsers Angeichts sie mit zu erarbeiten.

Zu den anziehendsten Aufsätzen des vorliegenden „Jahrbuch“ gehört der Vortrag Ulrich's „Ueber Shakespeare's Humor“. Ohne im wesentlichen Neues zu bringen, setzt er mit großer Klarheit die Unterschiede des Humors auseinander. Treffend sind namentlich die Bemerkungen über die Bedeutung des Humors für das Drama:

In Wahrheit ist der Humor, richtig gefaßt und gehandhabt, kein bloßes Nebenelement der dramatischen Poesie. Ich wage die Behauptung: der Wit im engeren Sinne, der Wit des kalten unbetheiligten, mit seinen Gedankenblitzen spielenden Verstandes ist im Grunde undramatisch, der Humor dagegen durch und durch dramatisch. Er besitzt diesen Vorzug, weil er eben nicht bloß aus dem Verstande, sondern aus dem Herzen entspringt, und ungezwungen nicht bloß die Stimmung und Laune, sondern alle Gefühle, Affecte, Gemüthsbewegungen zu begleiten vermag. Der Verstand hat nur wenig Antheil an unserm Wollen und Handeln; unsere Entschlüsse gehen von unsern Gefühlen, Begehungen, Affecten und Leidenschaften aus; der Verstand ist meist nur der Diener, der ausführt, was Herz und Gemüth ihm heißen. Hat das Drama Handlung darzustellen, ist ihm also die Charakteristik nur Mittel, die Handlung zu motiviren und in ihrem Sinn und Werthe, ihrer Bedeutung, ihrer Imputabilität zu präcisiren — und dabei wird es bleiben trotz aller Versuche, die Charakteristik zum Centrum und Zielpunkte des Dramas zu erheben —, so leuchtet ein, um wie viel dramatischer der Humor ist gegenüber dem Wit. Aber nicht nur dramatisch ist er, nicht nur berechtigt im Drama eine Rolle zu spielen, sondern er vermag auch den dramatischen Effect überall bedeutungsvoll zu erhöhen, wenn nur der Dichter ihn auf die rechte Art zu verwenden versteht. In der Komödie umrahmt er wie eine gefällige Verzierung die Empfindungen, Stimmungen, Gefühle und Affecte, die auch in der Komödie die Handlung begründen und leiten; ja er erst gibt ihnen das Gepräge des Komischen; — denn an sich ist jedes Gefühl, jeder Affect ernster Natur und hat nichts mit dem Komischen zu schaffen; der Humor erst ertheilt ihnen das Bürgerrecht im Reiche des Komos; er ist mithin ein wirksamer, fast unentbehrlicher Hebel des komischen Effects. In der Tragödie dient er — bei Shakespeare wenigstens, wie ich schon bemerkte — in doppelter Richtung: auf der einen Seite steigert er durch den scharfen Contrast, in dem er zu dem tiefen Ernst und dem mächtigen Pathos der Leidenschaft steht, die Wirkung des Tragischen; auf der andern Seite mildert er sie durch den Anflug des Komischen, der ihm stets zu eigen bleibt. In beiden Fällen dient er fördernd und hebend dem Sinne und Zwecke der Tragödie, der ja nicht auf eine maßlose, wüste, verstörende Erschütterung der Seele, sondern auf eine zwar tief greifende, aber zugleich erhebende und versöhnende Nüchternung gerichtet ist.

Ein anderer sehr anziehender Aufsatz ist der zweite von E. E. Henke: „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniß zu Shakespeare“, ein Beitrag zu jenem wichtigen Kapitel über die Wirkungen Shakespeare's auf die deutsche Dichtung, welches Genée in seinem Werk: „Shakespeare in Deutschland“, leider offen gelassen hat. Die Beziehungen

Schiller's und Goethe's zu Shakespeare werden treffend auseinandergesetzt. Interessant ist die Parallele zwischen „Macbeth“ und „Wallenstein“; beides sind Tragödien des Ehrgeizes, in beiden Selben hat das Phantasielieben ein Uebergewicht über die Kräfte besonnenen Denkens; in beiden zeigen sich daher die verderblichen Wirkungen der Herzen und des astrologischen Aberglaubens. Der Vergleich erstreckt sich bis auf einzelne Situationen und Stellen:

Den Macbeth spornt seine Gemahlin zur Frevelthat und überwindet mit ruckloser Entschlossenheit sein Schwanken. Sie wendet die Mittel des Hohns und der Sophistik an; sie zieht seinen Muth in Zweifel, wenn er vor der That zurückbebe; arglistig schreibt sie ihm nur um so mehr Mannheit zu, wenn er die That vollbringe, und erinnert ihn an seinen Schwur. Was für Macbeth seine Gemahlin, ist für Wallenstein die Gräfin Terzky. Hohn und Sophistik sind ebenfalls die Waffen, mit welchen sie den Unentschlossenen angreift. Lady Macbeth hatte zu ihrem Gemahl gesagt (I, 7):

Wie, fürchtest du derselbe Mann zu sein
In That und Kraft, der du in Wünschen bist?
Erstreck, was du als Schund des Lebens schägest,
Und lebst ein Feigling deiner eignen Schöpfung.
Der armen Rahe gleich im Sprichwort, murrend:
Ich möchte, doch ich darf nicht!

Mit demselben Hohn sagt Gräfin Terzky zu Wallenstein (I, 7):

Wie? Da noch alles lag in weiter Ferne,
Der Weg sich noch unendlich vor dir dehnte,
Da hattest du Entschluß und Muth — und jetzt
Da aus dem Traume Wahrheit werden will,
Da die Vollbringung nahe, der Erfolg
Versichert ist, da fängst du an zu zagen?
Nur in Entwürfen bist du tapfer; feig
In Thaten?

Sie setzt diesen Hohn weiter fort: auch die Tugend habe ihre Helben, und wenn Wallenstein sich von der That zurückziehe, werde er ein großer König sein — im Kleinen. Mit sophistischer Lüge bezeichnet sie die entworfenen That als einen gemeinen Frevel, die vollbrachte als ein außerordentliches Unternehmen und sucht ihm zu beweisen, daß er dem Kaiser keine Krone schuldig sei.

Treffend ist auch der Nachweis der tiefen Anregungen, die Heinrich von Kleist von Shakespeare erhalten hat, sowohl was poetische Motive als den dramatischen Stil betrifft, und besonders beweiskräftig erscheint die Blumenlese Shakespeare'scher Reminiscenzen in den Kleist'schen Dichtungen. Weiterhin zeigt Henke, was Wieland's „Oberon“ dem „Sommertraum“ verdankt. Noch größer ist der Einfluß dieser Dichtung auf die Romantiker, auf Ludwig Tieck, der ja in Shakespeare's Geist das Centrum seiner Liebe und Erkenntniß fand. Daß der tragische Theil des „Octavianus“ unter dem Einfluß von Shakespeare's „Wintermärchen“ entstanden ist, sowie die Anregungen, welche der Romantiker in Bezug auf das Märchenhafte und Wunderbare, die Stimmung des Trümmers, die Composition der Legenden- und Märchentramen von dem britischen Dichter empfing, weist Henke treffend nach. Höchst charakteristisch ist das folgende Geständniß Tieck's:

Es gehört zu meinen Eigenthümlichkeiten, daß ich lange Jahre den „Pericles“ von Shakespeare vielleicht übertrieben verehrt habe; ohne diesen wäre „Zerbino“ nicht, noch weniger „Genoveva“ oder „Octavian“ entstanden. Ich hatte mich in diese Form wie vergast, die so wunderbar Epik und Drama verschmelzt; es schien mir möglich, selbst Cyril hineinzuwerfen, und ich denke mit wahrem Entzücken an jene Stunden zurück, in

denen „Genoveva“ und später „Octavian“ in meinem Gemüthe aufgingen; dies Entzücken wollte ich wol zu körperlich, buchstäblich hineinbringen, und so entstand das Manierirte.

Dies kindische und geschmacklose Stück, der „Pericles“, der Shakspeare doch nur zum Theil angehört, war das Ideal Tieck's, und in der That hat er im „Octavian“ und der „Genoveva“ den Standpunkt des Hrn. Gower Wohlgeboren nur wenig überwunden. Diese Ausgeburten einer mehr angeregten als schöpferischen Phantasie sind von der deutschen Nation längst beiseitegeschoben worden. Wir hätten noch schärfer in dem geistreichen Aufsatz von Hense den verderblichen Einfluß nachgewiesen gewünscht, welchen Shakspeare auf die romantische Dichtung und ihre Verirrungen ausgeübt hat; denn das Axiom, daß der Einfluß des britischen Dichters nur auf Genien von gleicher Bedeutung wie Schiller und Goethe fördernd und segensreich, auf die poetischen *di minorum gentium* aber, zu denen wir die Romantiker ohne Ausnahme rechnen, in verhängnißvoller Weise schädlich gewirkt hat und zwar bis in die neueste Zeit hinein, bedarf noch immer, so unwidersprechlich es sich der unbefangenen Literaturforschung aufdrängt, für die Gläubigen, die auch die *faeces* ihres Dalailama anbeten, einer zusammenhängenden Beweisführung auf Grund der literargeschichtlichen Acten.

Von den Shakspeare'schen Stücken werden diesmal der „Kaufmann von Venedig“, „Hamlet“ und „Macbeth“ analysirt, der letztere in Bezug auf scenische Einrichtung. H. Gerike, der in einem sehr ausführlichen Aufsatz Vorschläge zu einer neuen Bühnenbearbeitung des „Macbeth“ macht, gehört nicht zu den obenerwähnten Gläubigen, denn er findet den Neben des Pfortners gegenüber, welche Schiller umgewandelt und Dingelstedt stark gekürzt hat, ein sehr radicales Verfahren geboten:

Zwar soll nicht mit Coleridge behauptet werden, daß Shakspeare diese dürftigen, berben Späße an dieser Stelle unmöglich geschrieben haben könne: wir wissen, das Publikum, für welches er schrieb, wollte unter keiner Bedingung seinen Clowä missen, und es ist daher recht wohl denkbar, daß der Dichter ihn, halb nothgedrungen, hier anbrachte, wo tiefere, innere Gründe seiner Einführung wenigstens nicht ganz ausgeschlossen sind. Allein so viel scheint uns sicher, daß Shakspeare, wenn er seinen Macbeth heute für unsern reinern Geschmack dichtete, diese — oder ähnliche — Pfortnerspäße nicht schreiben würde. Und deshalb, meinen wir, handelt unsere Bühne am meisten im Sinne Shakspeare's, wenn sie die Rolle des Pfortners ganz, oder bis auf sehr wenige Worte, nach dem Eintritte Macduff's, streicht. Statt seines Monologs ein noch einmal, wie angegeben, bei leerer Bühne wiederholtes Klopfen ist nicht allein das Einfachste, sondern wol auch das Wirksamste.

Es wäre über die läppischen Späße des Pfortners gar nicht so viel Hin- und Herreden nöthig, wenn sie nicht gerade das Erkennungszeichen für die Shakspeareaner der stricte und der laxen Observanz bildeten. Wer auf die Worte des Pfortners schwört und über Schiller die Ächseln zuckt: das ist ein dreimal gesottener Shakspeareaner, den die Pforten der Hölle selbst nicht überwältigen können; wer sie für überflüssig oder geschmacklos hält, dessen Shakspeare-Weisheit steht an jener bedenklichen Grenze, wo die profane Urtheilslosigkeit beginnt. Reperisch sind nun alle Bühnenbearbeiter ohne Ausnahme; denn wer einmal die Shakspeare-Scenen anders zusammenstellt und in den Dichtungen herumrumort, hier

der Kopf in den Schwanz und dort den Schwanz in den Kopf verwandelt, der nimmt doch die Stellung eines Correctors ein, wenn er den britischen Dichter auch immer nur mit Rücksicht auf die Bühne der Gegenwart corrigirt. Verbesserungen und Umwandlungen machen selbständige Eingriffe nöthig und es entbindet sich dabei allerlei latente Kritik. Wenn an Shakspeare herumgehobelt wird, da kann es an kritischen Spänen nicht fehlen. Auch H. Gerike beschränkt sich nicht allein auf scenische Arrangements, von denen einzelne gewiß empfehlenswerth erscheinen, wenngleich er zu viele Verwandlungen stehen läßt und bei dem unseligen Zwischenvorhang der Gegenwart diese Verwandlungen auf den Bühnen sich zu förmlichen Zwischenacten auszudehnen pflegen; er verbessert auch Shakspeare, und zwar gerade eine Scene, die zu den besten gezählt wird, diejenige zwischen Malcolm und Macduff, indem er den Selbstanklagen Malcolm's eine andere Motivirung gibt. Der Vorschlag, die Schlussscene des Stückes auf Macbeth's Burg spielen zu lassen, erscheint uns in scenischer Hinsicht durchaus annehmbar.

Der Aufsatz von Karl Elze über den „Kaufmann von Venedig“ ist geschmackvoll filicirt und interessirt durch den genaueren Nachweis der Anregungen, welche Shakspeare dem Marlowe'schen „Juden von Malta“ für seinen Shylock verdankt. Elze gehört nicht zu denjenigen Anhängern Shakspeare's, „welche es lieben, aus seinen Stücken „Grundgedanken“ in Gestalt bestimmter Sätze herauszugrübeln“; er meint, daß irgendein Satz oder eine Formel, sei sie moralisch, juristisch, philosophisch oder was immer, zur vollen und rückhaltlosen Erschließung eines Dichtwerks nicht ausreicht. Das Exempel wird nie völlig aufgehen, da der Dichter nicht von Begriffen, sondern von Anschauungen ausgeht. Elze entschließt sich denn doch, „den Grundgedanken des Stückes mit Servianus im Verhältniß des Menschen zum Besitze zu finden, wenn auch in etwas anderer Auffassung“. Das Verhältniß des Menschen zum Besitze — das ist nun freilich eine etwas sehr weite Fackel, unter der ein Duzend Stücke Platz haben, ohne mit den Köpfen aneinanderzustößen. Für die dramatische Einheit eines Werks ist dieser Grundgedanke ungenügend; wir würden die Ulrici-Rötscher'schen Formeln in dieser Hinsicht vorziehen, wenn sie sonst wirklich haltbar wären. Was eine wichtige Frage betrifft, ob Shylock zu den komischen oder tragischen Personen zu rechnen sei, so beantwortet sie Elze dahin, daß des Dichters Publikum den Shylock zu den komischen Personen gerechnet habe, aber nicht der Dichter selbst. Wir glauben einen solchen Widerspruch zwischen dem Dichter und seinem Publikum, der nirgends sonst bei Shakspeare hervortritt, auch hier nicht annehmen zu dürfen. Treffend sind dagegen die folgenden Bemerkungen Elze's:

Anders aber sieht es mit dem heutigen Publikum. Für uns ist das Judenthum als solches kein Gegenstand des Hasses und der Verachtung mehr; die Juden sind endlich, wenigstens im Princip, unsere gleichberechtigten Mitbürger geworden. Hier ist ein Punkt, wo der Fortschritt der sittlichen Ideen seit Shakspeare zu einer wesentlich andern sittlichen Anschauung geführt hat. Die Berrurtheilung alles Religionszwanges und die rechtliche und sittliche Toleranz haben sich wenigstens in den protestantischen Ländern zu allgemeiner Geltung durchgekämpft.

Für uns ist Shylock kein komischer Charakter mehr, wir vermögen über den ihm aufgezwungenen Uebertritt nicht mehr leicht hinwegzugehen, geschweige „ungenirt“ zu lachen, mag uns die ästhetische Kritik die Sache vorbemonstrieren wie sie will. Durch diese Veränderung des sittlichen Standpunktes ist für uns auch eine gewisse Zweifelpflichtigkeit in das Stück gekommen, die es für Shakespeare's Zeitgenossen nicht hatte.

Wir können sogar auf unserer Bühne auch eine Auffassung Shylock's ertragen, welche derjenigen der Shakespeare-Zeit und des Dichters selbst, wie wir behaupten, diametral gegenübersteht, die Auffassung des wucherischen Juden mit dem Schlächtermesser als eines erhabenen Märtyrers. Namhafte Darsteller verlassen als Shylock den Gerichtshof nicht gebrochen und geknickt, sondern mit imponierender, fast majestätischer Haltung, als die stolzen Repräsentanten eines unterdrückten Volks. Doch der Geist der Dichtung triumphirt stets wieder über diese Auffassung; auch unser Publikum pflügt den Triumph des Gratiano: „Ein Daniel, ein zweiter Daniel“, diese Verhöhnung des Juden, welche die Gründlinge des Parterre in Shakespeare's Zeit gewiß zu tumultuarischem Entzücken brachte, mit zustimmendem Beifall aufzunehmen.

Die unvermeidliche Hamlet-Studie fehlt auch in diesem Jahrgang nicht; sie führt die Ueberschrift: „Die Grundzüge der Hamlet-Tragödie“, von Wilhelm König. Sie schließt sich im wesentlichen an die Auffassung des Gervinus an, und sucht die zu Grunde liegende Idee des Stückes darin, „daß uns der Dichter eine Verherrlichung der handelnden Natur, der Thätigkeit des Menschen aus dem Willen des Gegentheils geben wollte“. Es ist dies eigentlich nur eine wenig schattirte Nuance oder Farbenvarietät der seit Goethe geläufigen Anschauungen über das Stück. Bei einer neuen Durchführung derselben kommt es aber wol in erster Linie darauf an, die unbequemen Widersprüche zu entkräften, die im Gang der Handlung selbst liegen. Darüber geht aber auch König allzu rasch zur Tagesordnung über. Daß Hamlet Muth hat und auch oft eine blindzugreifende Thatkraft, gibt König zu:

Wenn er aber handelt, so gehen Plan und Ausführung nicht Hand in Hand, und ebenso wie im allgemeinen Denken und Willenskraft bei ihm nicht in Harmonie stehen, so sind sie auch auf die Ausführung seiner Aufgabe nicht gleichmäßig concentrirt und dabei wirksam. Das Denken eilt dem Handeln entweder voran oder bleibt in Augenblicken der Erregung hinter demselben zurück. Das sprechendste Beispiel für das in dieser Art ohne alle Ueberlegung gekübte Handeln ist die nun erfolgende Tödtung des Polonius, welche so äußerst bezeichnend für diejenige Art des Handelns ist, deren Hamlet fähig erscheint. Wir begegnen noch andern Beweisen, die er von raschem Handeln und zugleich von persönlichem Muth gibt, dahin gehört z. B. der Gang mit dem Geiste nach dem Orte, der „allein schon Grillen der Verzweiflung birgt“, das Springen auf das Schiff der Seeräuber, der Kampf mit Laertes im Grabe der Ophelia; aber immer geschieht es in der Aufregung des Augenblicks, niemals infolge planvoller Ueberlegung als das Product eines festigen, festen, nach einem bestimmten Ziele gerichteten Willens. Den meisten Muth in dieser Art zeigt Hamlet wol dadurch, daß er überhaupt an den Hof zurückkehrt, wo er sich den Anschlägen des Königs preisgegeben weiß. Denn der Muth besteht, wie Jean Paul sagt, nicht darin, daß man die Gefahr blind übersteht, sondern daß man sie sehend überwindet.

Damit erleidet aber der obenangeführte Grundgedanke bereits eine wesentliche Verschiebung. Nicht die Kraft des Handelns, nicht das Handeln selbst und den Muth dazu

verniffen wir darin, sondern nur die Harmonie zwischen Handeln und Denken. Wenn aber König behauptet, Hamlet handle niemals infolge planvoller Ueberlegung, so widerspricht dieser Behauptung die allerdings in dem Aufsatz todtgeschwiegene Intrigue Hamlet's gegen Rosenkranz und Gildenstern, die doch überaus planvoll, raffiniert und, wenn man will, auch gewissenlos ist. Solange für diese Widersprüche keine Lösung gefunden ist, können wir auch in dem Hamlet kein einheitliches Kunstwerk sehen, sondern mit Rümelin ein Stück, in welches ein Theil des rohen, unverarbeiteten Stoffes der skandinavischen Chronik sich stürend für die feinern und geistreichen Intentionen des Dichters in die neugebildete Handlung einschleibt.

Der Aufsatz von W. Herzberg: „Die Quellen der Troilus- und Cressida“, entwickelt philologische Gelehrsamkeit und philologischen Scharfsinn, sprengt aber durch minutiöse Detailforschungen den Rahmen eines für das große Publikum bestimmten Jahrbuchs. Die ästhetische Grundanschauung Herzberg's selbst in Betreff des Stückes erklärt sich dagegen, dasselbe als eine Parodie antiker Weltanschauung aufzufassen; er meint, daß wir vielmehr ein durch antike Anschauungen interpolirtes romantisches Gemälde vor uns haben. Der Dichter habe nur das tragische und komische Material des Stoffes, das für alle Zeiten Gültigkeit hat, von rein sittlichem und menschlichem Standpunkt erfassen wollen. Diese Verschiedenheit der Auffassungen beweist zum mindesten, daß Shakespeare nicht den rechten Ton getroffen hat, daß ihm die Mischung des Tragischen und Komischen misslungen ist. Das Stück, überreich an tief sinniger und schlaghafter Weisheit im einzelnen, bleibt als Ganzes eine Tragikomödie, mag man es nun als Parodie auffassen oder nicht.

Ein Vergleich zwischen Lodge's „Rosalinde“ und Shakespeare's „As you like it“ von Nikolaus Deltus, zeigt einerseits, wie Shakespeare die Quellen, die er benutzte, umzugestalten und dramatisch zu vertiefen wußte, andererseits aber auch, wie viel er diesen Quellen verdankte.

Der Aufsatz des Freiherrn H. von Friesen: „Wie soll man Shakespeare spielen?“ knüpft in dialogischer Form in dieser zweiten Abtheilung vorzugsweise an „Richard III.“ an, für dessen Darstellung er eine erhabene, königliche Grundauffassung wünscht:

Ist es also wahr, daß der Kern seiner unbändigen Leidenschaft in dem Willen — von Wunsch kann man schon nicht mehr reden — die Krone zu erlangen liegt, so müssen wir in ihm ein königliches, zum Herrschen berufenes Wesen erkennen; ein seelisches Wesen, dem alles andere, sein sophistischer Scharfsinn, die Berufung auf die Verwahrlosung seiner Gestalt, seine Heuchelei, Heimtücke, Grausamkeit und was man ihm sonst noch vorwerfen kann, nur als untergeordnete Diener und Mittel zur Erreichung des königlichen Ziels gelten. Ich bin daher der Ueberzeugung, daß, wenn es einem Schauspieler gelingen sollte, uns in Richard von Gloster bis zu seiner Thronbesteigung, trotz seines untergeordneten Außern, eine königliche Erscheinung zu veranschaulichen, der größte Theil der Aufgabe gelöst und seine, in dem innersten Wesen des Poems bedingte Ueberlegenheit über alle andern Personen am natürlichsten erklärt sein würde.

Dann erklärt sich Friesen dagegen, daß die Virtuosen

die Heuchelei Richard's immer aus den unwillkürlichen Mienen, Geberden und Betonungen, in dem absichtlichen Durchblickenlassen der dämonischen Natur verrathen. Das Hässliche und Peinliche dürfe durchaus nicht vorherrschen; nie der hochgestellte Fürst und Kriegsheld in Vergessenheit gebracht werden. Natürlich vertheidigt Friesen auch die Werbescene um Anna, aber in neuer Weise, als eine Scene dramatischer Symbolik:

Ist das zugegeben, daß nach Shakespeare's Meinung Anna mit dem Mörder ihres Gemahls und ihres Schwiegervaters eine Ehe geschlossen habe, ehe sie noch den Wittwenschleier abgelegt hatte, dann können Sie selbst in den Fall kommen, im Schwunge der Rede zu sagen, sie habe diesen Schritt gethan, während noch die Wunden Heinrich's VI. und Edward's bluteten, oder während noch die Hände des Mörders vom Blute dampften: metaphorische Hyperbeln, über die kaum einem Redner ein Bedenken beizugehen würde. Nun! und mehr habe ich niemals in dieser Scene gesehen. Daß die Werbung an der Leiche Heinrich's VI. unternommen wird, hat nicht mehr und nicht weniger eine symbolische Bedeutung, als das Auftreten Margarethen und die Darstellung des Traums im letzten Acte mit den gleichzeitig auf der Bühne befindlichen Zelten von Richard und Richmond.

Ueber das Symbolische in der Kunst, auch in der darstellenden Kunst, spricht sich überdies Friesen in einer Weise aus, welche gegenüber dem jetzt grassirenden Realismus in der That einen höhern Standpunkt vertritt:

Keine Kunst, von welcher Art sie auch sei, kann ohne die Bedingungen einer bald mehr bald weniger ausge dehnten Symbolik bestehen. Wie sollte das auch möglich sein, wenn es wahr ist, daß der Beruf jeder Kunst nur darin besteht, das Ueberflüssige zur sinnlichen Erscheinung zu bringen. Unter allen Künsten und Formen der Dichtung ist aber nicht Eine zur Anwendung der Symbolik mehr berufen und berechtigt, als die dramatische Kunst und Poesie. Geht sie denn nicht von Hans aus dahin, etwas darzustellen, was nicht wirklich ist? Wer unter uns allen sieht den Vorhang mit der Erwartung anrollen, wirkliche Begebenheiten zu betrachten? Keiner von Ihnen allen hat je das Theater betreten, ohne sich bewußt oder unbewußt zu sagen, er wolle die bildliche Darstellung eines ernstern oder heitern, eines erdichteten oder historischen Ereignisses anschauen. Und je mehr sich unsere Zeit, aus Mißverständniß der Mode, in die Begierde nach einer Illusion, welche keine Bühne, keine Kunst des Schauspielers gewähren kann, willenlos vertritt hat, je mehr der entgegenkommende Glaube an die bedingte Täuschung durch dramatische Kunst und Poesie gesunken ist, desto mehr mußte beides in Verfall gerathen und ihr eigentliches Ziel verfehlen. Von diesen Ansprüchen auf eine unmögliche Illusion konnte nun freilich unser großer Shakespeare keine Ahnung haben. Wie begreiflich ist es also, daß er scheinbar übertriebene Ansprüche an unsern Glauben stellt, mit andern Worten, daß er uns zuweilen Begegnungen und Begebenheiten vorführt, welche unserer heutigen Anschauungsweise ungläublich, ja fast gewaltsam scheinen. Sie sehen also wol ein, daß auch der ausführende Künstler diesen Gesichtspunkt nicht aus den Augen verlieren darf, und seine Rolle verlangt keines Erachtens gebieterischer, als die Richard III., niemals zu vergessen, daß es sich in erster Stelle um die tiefstnunnige symbolische Bedeutung des ganzen Ereignisses handelt, und daher die materielle Wahrheit nur in der bescheidenen Rolle der dienenden Vermittlerin auftreten darf. Denn je höher die Sphäre ist, welcher ein Kunstwerk angehört, um so mehr muß der Künstler der nachhelfenden Phantasie des Beschauers vertrauen. Das untergeordnete Genrebild, ein sogenanntes Stilleben, ein Frucht- oder Blumenstück, darf mit der Nachahmung der materiellen Wahrheit an Lichteffecten und Farbengebungen weit mehr prun- len, als ein großes Historiengemälde.

Der Aufsatz von Hermann Kurz: „Shakespeare der Schauspieler“, stellt mit dem gewohnten Fleiß des Autors die wenigen Notizen, die wir über dies Thema besitzen, zusammen. Die vier Rollen, welche Kurz als von Shakespeare gespielt, erwähnt, sind der Geist und der Schauspieler in „Hamlet“, Herzog York im zweiten und dritten Theil von „Heinrich VI.“ und der alte Adam in „As you like it“. Eigentlich beglaubigt sind nur die erste und letzte Rolle; daß Shakespeare auch die andern gespielt hat, ist nur Hypothese. Kurz findet Gelegenheit, auch über die Einrichtungen der alten Shakespeare-Bühne einiges mitzutheilen. Aus einer Stelle der Schrift von Nash „Pierce Penniless“ entnimmt er, daß das eigentliche Publikum der damaligen Bühnen vorzugweise der bei Hofe dienstthuende Adel, die Studenten der Rechtshöfe und die zahlreich anwesenden Offiziere und Soldaten der Armee waren. Im übrigen dient zur Charakteristik der damaligen Bühnenzustände am besten wol die folgende Notiz:

Aus einem Schriftchen des Schauspielers Kemp („Nine Days Wonder“) lernen wir, daß die Schauspielertruppen, in Handhabung derber Selbstpolizei, auf ihrer Bühne einen Schandpfehl hatten, an welchem die unter der Vorstellung ergriffenen Taschendiebe angebunden und das ganze Stück hindurch zur Schau gestellt wurden. Man denke sich die Ballonscene einem solchen „Sperrling“ gegenüber abge spielt!

Dem dahingeschiedenen G. G. Gervinus, dem Ehrenmitglied der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, widmet das Shakespeare-Jahrbuch einen überaus dürftigen Nekrolog. Selbst wenn die Charakteristik des Literaturhistorikers und Politikers Gervinus aus dem Rahmen des Jahrbuchs herausgetreten wäre, so verdiente doch seine Shakespeare-Kritik, welche die Apotheose des Dichters in die Form einer oft geistreichen, oft langweiligen Reproduktion kleidet, eine eingehende Würdigung, mochte sich nun der Berichterstatter unbedingt billigend oder polemisch gegen dieselbe verhalten.

Außerdem bringt das „Jahrbuch“ eine reichhaltige Bibliographie und literarische Besprechungen, die sich sowohl an Zahl als auch durch ihre eingehendere Art und Weise vortheilhaft von den frühern unterscheiden. Unter den Miscellen findet sich die Mittheilung, daß, ähnlich wie früher Mr. Henry Denison, jetzt Dr. Hilgers in Saarlouis eine lateinische Uebersetzung des „Julius Caesar“ verfaßt hat, die indeß noch nicht im Druck erschienen ist. Als Probe derselben mögen die ersten Verse der Rede des Antonius dienen:

Socii, Romani, cives, aures mihi date!
 Humatum venio, non laudatum Cæsarem.
 Mali quod quisque fecerit, post hunc manet,
 Bonum persæpe humatar ossibus simul.
 Haud aliter fiet Cæsari; quem nobilis
 Petissæ regnum Brütus ad vos détulit.
 Ita si fuisset, delictum fuit grave
 Graviterque Cæsar delicti poenâs dedit.
 Jam, cum Brütus cum ceteris permisit
 (Etenim probus vir Brütus atque est nobilis) etc.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Culturgeschichte.

Deutsche Alterthumskunde von Karl Müllenhoff. Erster Band. Mit einer Karte von Heinrich Riepert. Berlin, Weidmann. 1870. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Als wir vor fünf Jahren, in Nr. 33 d. Bl. f. 1866, über G. Pfahler's „Handbuch deutscher Alterthümer“ referirten, mußten wir leider bekennen, daß dasselbe einige wesentliche Mängel und Lücken zeige. Diesen helfen auch die im Jahre 1868 erschienenen Nachträge nicht ab und der Verfasser selbst erklärt darin, daß er eine vollständige Umarbeitung seines Handbuchs vorbereite. Uebrigens wurde schon bei dem Erscheinen des genannten Werks von mehreren Seiten es auffallend gefunden und zugleich lebhaft bedauert, daß nicht auch W. Wadernagel und Karl Müllenhoff an dem Preiswettbewerb, zu dem die historische Commission bei der bairischen Akademie der Wissenschaften bereits im Jahre 1862 und wiederholt im darauffolgenden Jahre eingeladen hatte, sich betheiligt hatten. Jener ist seitdem durch einen zu frühen Tod der Wissenschaft entrissen worden, von diesem aber liegt jetzt der erste Band einer „Deutschen Alterthumskunde“ vor, welche nicht nur ziemlich umfangreich, sondern auch höchst gründlich und epochemachend zu werden verspricht. Wir haben es nämlich hier nicht mit einem populären Werke — wenn wir auch diesen Ausdruck in seiner bessern Bedeutung nehmen — zu thun, sondern es setzt als bahnbrechende Arbeit gelehrte Mitforscher oder doch wenigstens gelehrte Leser voraus, welche die Fähigkeit und die Lust haben, den ins Detail gehenden Untersuchungen zu folgen, und die Mühe nicht scheuen, die Resultate jener mit gewinnen zu helfen. In dieser Beziehung erinnert das Werk an manche Arbeiten J. und W. Grimm's und R. Zachmann's, deren sowie K. Zeuß' und E. Wilsa's der Verfasser mit großer Pietät gedenkt, auch an das „Handbuch römischer Alterthümer“ von L. Lange u. dgl.

Die Aufgabe der deutschen Alterthumskunde stellt Müllenhoff in folgenden Worten fest:

Da Völker und Individuen durch den Anreiz gewedt werden, den sie von außen empfangen, so hat gewiß der Schimmer der Cultur, den im Osten Asien und ihre Schwesterstädte am Pontus, im Westen außer den Phöniziern Massalia verbreiteten, zuerst den Blick der Germanen in die Ferne gegen Süden gelenkt und in dieser Richtung dauernd festgehalten, bis dann Rom da in den Mittelpunkt trat. Was aber bei andern ältern Völkern in eine dunkle Vorzeit fällt, in die der spätere Blick des Forschers nur mit Mühe eindringt und die aufzuheben ihm nie ganz gelingt, liegt bei den Germanen klar vor, ihr Eintritt in den Zusammenhang der Weltgeschichte, der ganze Verlauf ihrer Bewegung nach außen vom ersten Anfang und der frühesten Anregung an bis zu dem Ablauf ihres Heldenalters und der Ausbildung ihrer Heldensage und Dichtung und der gleichzeitigen Umgestaltung der Nation und ihrer Umgebung, der Veränderung ihrer Wohnsitze, äußern Lage und innern Gliederung. Doch die Kunde der Römer des letzten und ersten Jahrhunderts vor und nach Chr., vor allem die Schilderung des Tacitus, der sich die übrigen Nachrichten einstimmig anschließen, gewähren einen noch höhern, geradezu unvergleichlichen Vortheil. Nicht nur die nachmaligen Veränderungen im Zustande der Nation lassen sich von da an verfolgen, sondern sobald es gelingt, die Geschichte der Sprache, des Volksglaubens und der Dichtung, der Sitte und des Rechts, der Cultur und Verfassung der Germanen überhaupt dazu ins rechte Verhältniß zu setzen, so überblicken wir die Geschichte der Nation

und den Gang ihrer Entwicklung vollständig von ihrem Anfang und Ursprung an; wir sehen auch nur eine Charakterform in allen Aeußerungen und nach allen Seiten des Lebens hin sich darstellen, und erkennen deutlich noch den Punkt, auf dem sie ruht und von dem ihre Ausprägung ausging.

Da sich aber die Frage aufdrängt, wie weit und wie lange sich das altgermanische Wesen auch nach der Wanderungs- und Helldenzeit dem Christenthum, der geistlichen Bildung, der fremden Cultur und den veränderten staatlichen Verhältnissen gegenüber behauptet, so wird die nothwendige Erweiterung der deutschen Alterthumskunde die Darstellung davon bilden, wie und in welcher Stärke die alte Denk- und Anschauungsweise fortlebte, welche Veränderungen oder Einschränkungen sie erfuhr und wann sie endlich durchbrochen und zerstört wurde.

Von diesem weitgesteckten Plane ist in diesem ersten Bande nur der erste Punkt ausgeführt, für die übrigen Theile aber der Platz nur gezeichnet: er reicht nämlich nur bis zu den ersten Nachrichten von den Germanen, während er im übrigen sich mit mehr oder weniger fernliegenden Dingen beschäftigt. Allein letzteres ist nicht überflüssig, da es sich eben um die frühesten Beziehungen der Germanen zu der Culturwelt des Südens handelt:

Den ausschweifenden Vorstellungen von der Ausdehnung der phönizischen Handelsreisen in den Norden mußte einmal ein Ziel gesetzt und dagegen gezeigt werden, wie weit hier die Nachrichten zu gehen gestatten. Es war außerdem zu versuchen, durch Erwägung aller in Betracht kommenden Thatsachen und ihrer nächsten Voraussetzungen über den vielbesprochenen ersten Entdecker deutscher Völker endlich ins Reine zu kommen.

Demgemäß behandelt dieser Band im ersten Buche die Phönizier, im zweiten Buche Pytheas von Massalia, während jedes davon wieder aus mehreren Abhandlungen und Excursen dazu besteht.

Da wir von der phönizischen und punischen Literatur soviel nicht besitzen, so mußte der Verfasser alle in andern Literaturen zerstreuten Nachrichten über phönizische Culturbeziehungen heranziehen, um dadurch das Verhältniß der Phönizier zum germanischen Europa zu beleuchten. Das älteste Literaturdenkmal Europas überhaupt und der Griechen insbesondere sind die Homerischen Gesänge. Was weiß also Homer vom germanischen Norden und woher hat er seine Kenntnisse von diesem?

Der Beantwortung dieser Frage sind die zwei Abhandlungen über den Schwanengefang und die hellen Rächte gewidmet. In jener weist Müllenhoff nach, daß Homer seine Kenntniß vom Singhschwan, der im germanischen Norden zu Hause ist, aus eigener Anschauung hatte, da dieser Vogel im Anfang des kalten Winters südwärts theils bis in unsere Gegenden, nach England und dem nördlichen Frankreich, theils über Rußland von Asien aus ans Schwarze Meer bis nach Griechenland und sogar Italien und Nordafrika zieht. Die erste sagenhafte Kunde von den hellen Rächten aber hatten die Griechen Europas und Kleinasien wahrscheinlich nicht aus dem Norden des Pontus, sondern von den Phöniziern. Diese und die Semiten im allgemeinen haben überhaupt an der griechischen Sage und ihren Ursprüngen

einen viel größern Antheil, als bisher von den meisten Alterthumsforschern angenommen und zugegeben wurde. Um aber den Beweis hierfür zu liefern, wird die geschichtliche Bedeutung der Heldensage im allgemeinen, der Finnen, Germanen u. s. w., und der Griechen insbesondere behandelt und gezeigt, daß sowohl in die Sage von Troja als in den Odysseus-Mythos, sowie in die Sage des griechischen Heroenalters viele semitische Elemente verflochten sind. Damit man aber nicht glaube, daß die Analyse der Odysseus-Sage in einer innigern Verbindung mit der Aufgabe des Verfassers nicht stehe, so sei nur daran erinnert, daß jener Mythos das ihm entsprechende Gegenstück in Deutschland in der Drenbel-Sage hat, die Sage von Odysseus aber ohne die Darlegung des wesentlichen Inhalts der Ilias nicht verständlich ist.

Wir können hier des Verfassers hypotheseureichen Untersuchungen nicht folgen, sondern überlassen deren Prüfung den philologischen Fachblättern und bemerken nur, daß Müllenhoff hierbei wesentlich an Lachmann und Kirchhoff sich anschließt. Der Referent kann bei aller Anerkennung des ungemein großen Scharfsinns und der vorzüglichen Combinationsgabe des Verfassers weder mit dessen Ansichten über die Composition der Homerischen Gedichte, noch mit der von ihm versuchten Reconstruction der allmählichen Gestaltung der Sage und den durch die Herausschälung des historischen Kerns aus den vielverschlungenen Mythen gewonnenen Resultaten sich einverstanden erklären. Dagegen pflichten wir seiner Ausführung, daß die Sagen oder vielmehr die Götterwelt der Semiten von wesentlichem Einfluß auf die Ausbildung der troischen und der griechischen Mythe überhaupt waren, vollkommen bei. Es freut uns, daß diese Ansicht endlich einmal zum Durchbruch zu kommen scheint; nur noch Stockphilologen, deren Blick nicht über Italien und Griechenland hinausreicht, können ihre Augen vor den offenliegenden Thatsachen verschließen:

Die Griechen selbst knüpften, so stolz sie auch auf ihre Autokratie waren, dennoch allerorten die Gründung ihres geselligen Lebens an die Ankunft hochbegabter Fremdlinge, die mit übernatürlicher Kraft und Klugheit das Leben der Menschen in eine neue Ordnung gebracht haben sollten. Die großartigen Denkmäler von Argos wagte griechischer Patriotismus niemals einer einheimischen Kunst zuzuschreiben; die Ueberlieferung nannte lykische Männer als die Bauleute der argivischen Könige. Die Lykier standen aber mit Phönizien in uralter Verbindung und gewisse Kunstweisen sind gewiß aus Syrien eingeführt worden. (C. Curtius, „Griechische Geschichte“, vgl. neuerdings Reber, „Kunstgeschichte des Alterthums“, Leipzig 1871.)

Gegen den Einwurf, daß bis jetzt noch so wenige semitische Wörter im Griechischen nachgewiesen sind, erhebt Müllenhoff mit Recht die Frage: „Wer hat sie denn zusammengestellt?“ Es erweisen sich aber immer mehr und mehr vermeintlich griechische Namen als semitische, z. B. Herakles, Okeanos, Athene Dana, Atlas, die ganze Sippe der Kadmusfage, Paris, Perseus, Elystus, Oerhonyus, Rhadamanthys u. s. w. Aber die Hauptsache sind und bleiben immer die Thatsachen, das Wesen der Dinge, das verschiedene Formen annehmen kann. Durch diese Erkenntniß wird weder der Ruhm der Homerischen Gedichte und des griechischen Geistes überhaupt geschmälert, noch dessen Originalität in der Culturentwicklung herabgesetzt:

Zeigt sich doch die ursprüngliche Kraft der Griechen nirgends glänzender als in der Ueberwindung und Aneignung des Fremden! Auch das Rohe und Barbarische wissen sie ins Menschlich-Schöne zu verwandeln, und wie will man die Entwicklung dieses Schönheitsfinns ableiten, wie es erklären, daß das Ideal der Griechen nicht wie bei andern Völkern im Heldenalter ausschließlich nur eine Richtung nahm, daß ihnen vielmehr das Ganze der Menschheit vor Augen stand, wenn sie nicht von Anfang an durch eine fremde Culturwelt allseitig und gleichmäßig angeregt wären?

Obgleich nun aber die ausführliche Behandlung der griechischen Heldensage nicht bloß reiche Erfahrung für die ähnliche Behandlung der germanischen gewährt, sondern zugleich den Anfang der europäischen Geschichte zu erhellen bemüht ist, so scheint sie doch für eine deutsche Alterthumskunde etwas zu ausführlich zu sein. Noch mehr tritt dieser Fehler in der Abhandlung über die „Ora maritima“ des Avienus hervor. Ein großer Theil der hier stehenden Erörterungen, Berichtigungen, Nachweise von Interpolationen scheint uns eher in eine Ausgabe des Avienus zu gehören als in die deutsche Alterthumskunde. Abgesehen aber von dieser Abnormität ist die Behandlung dieses Schriftstücks meisterhaft und offenbart den großen kritischen Scharfsinn Müllenhoffs und Detailstudien, wozu ihm nur wenige werden folgen können.

Die „Ora maritima“ ist nach den Erzeugnissen der griechischen Poesie die älteste geschichtliche Urkunde unsers Welttheils, deren Aufzeichnung aller Wahrscheinlichkeit nach noch vor die erste, die westliche Völkerwelt erschütternde Bewegung der Gelten und deren Einbruch in Iberien fällt, die daher mittelbar auch für die Geschichte des Nordens von erheblicher Wichtigkeit ist. Sie ist es auch darum, weil sie über den regelmäßigen Endpunkt der phönizischen Seefahrten im westlichen Europa keinen Zweifel läßt und allen ausschweifenden Vermuthungen damit eine Grenze setzt.

Müllenhoff hält sie für ein ursprünglich phönizisches Seebuch, das in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts verfaßt, wahrscheinlich im 5. Jahrhundert ins Griechische übersetzt, im Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. von einem Massalioten mit manchen Interpolationen überarbeitet, endlich von N. J. Avienus im 4. Jahrhundert n. Chr. in lateinische Verse gebracht worden sei. Doch genügt die bloße Uebertragung dem antiquarischen Gange des gelehrten Berätkünflers nicht, sondern er fügte noch manche Notiz aus alten griechischen, zum Theil sonst ganz verschollenen oder wenig genannten Autoren hinzu, wie aus Hekataüs von Milet, Hellanikus von Lesbos, Phileas und Euktemon von Athen u. a. Wenn nun auch nicht alle Vermuthungen und Schlussfolgerungen Müllenhoffs in dieser scharfsinnigen Abhandlung stichhaltig sind — er selbst findet in den Nachträgen manches zu berichtigen —, so scheint doch das Hauptergebniß richtig zu sein, daß wir hier eine ursprünglich phönizische Quelle für die älteste Geographie unsers Erdtheils vor uns haben, welche an Alter mindestens alle erhaltenen Denkmäler der griechischen Prosa überragt.

Dieser alte Periplus nun belehrt uns, daß der regelmäßige Endpunkt der phönizischen Fahrten Iberien war, daß aber auch tartessische Kaufleute, sowie die Karthager und anderes Handelsvolk von innerhalb der Säulen des Hercules nach Britannien und der nordfranzösischen Küste ihre Handelsreisen ausdehnten, vorzüglich des Zinns wegen. Der britische Zinnhandel ist uralte. Da nämlich

das Zinn eins der am seltensten vorkommenden Metalle ist und im Alterthum nur die Zinngruben in Cornwall und im nordwestlichen Iberien (welch letztere aber jetzt längst ausgebeutet sind) bekannt waren, so müssen die Völker sich größtentheils von dort aus mit dem zur Bereitung der Bronze unentbehrlichen Metall versorgt haben und zwar schon zu einer Zeit, als man sich nur noch der Bronze, des durch Zinn gehärteten Kupfers, bediente und das Eisen noch nicht kannte. Wie aber Müllenhoff dazu kommt, die Destrjymnischen Inseln für die Halbinsel Bretagne zu erklären, ist uns unbegreiflich. Er selbst sagt ja, daß die Destrjymnischen Inseln der Sache nach deutlich die Kassiteriden (Zinninseln) des Herodot und der jüngern Griechen sind, und weist für Oestrymnis die Bedeutung „Zinnland“ nach. Warum sollen also die Destrjymniden und Kassiteriden, d. i. Scyllhinseln, nicht identisch sein? Sie waren eben der Stapelplatz für die zinnholenden Phönizier, die, wie Müllenhoff treffend bemerkt, als vorsichtige Kaufleute zuerst kleine unbewohnte Inseln für ihren ersten Verkehr mit den das Land bewohnenden Barbaren aufsuchten und dann für ihre Niederlassungen beibehielten.

Mehr und bedeutendere Nachrichten aus der ältesten Zeit über den germanischen Norden brachte des Pytheas von Massalia Reise nach dem Norden. Diesem unternehmenden und kühnen Entdecker ist daher der zweite, größere Theil des Bandes gewidmet. Wir besitzen über Pytheas zwar schon eine Untersuchung aus der neuern Zeit von W. Bessel (Göttingen 1858), die aber der wissenschaftlichen Forschung nicht genügt. Müllenhoff führt sie auch namentlich gar nicht an.

Unter den griechischen Geographen und Historikern von Dicaearchus (circa 318 v. Chr.) bis Claudius Ptolemäus (circa 140 n. Chr.), „die wie Timäus sich näher auf die Dinge des nordwestlichen Europa einlassen, ist kaum ein einziger, den unsere Nachrichten nicht irgendwie mit Pytheas in Verbindung setzen oder der nicht als Gegner, Anhänger oder Zeuge zu ihm in Beziehung stände. Er ist so tief in die Geschichte der Wissenschaft verwickelt, daß man über ihn nicht ins Reine kommen kann, ohne zugleich eine Reihe wichtiger Fragen aus ihrem Bereich mit in Erwägung zu ziehen und den Gang, den sie überhaupt genommen, ins Auge zu fassen.“ Daher werden denn diese Schriftsteller, besonders die Geographen vor und nach Pytheas einer nähern Betrachtung unterzogen, und so gleichsam eine Geschichte der wissenschaftlichen Geographie der Griechen geliefert, nicht ohne daß auch hier mehrere Excurse zu den eingehenden Untersuchungen sich finden.

Pytheas nimmt in der Geschichte der Wissenschaft einen ehrenvollen, höchst bedeutenden Rang dadurch ein, daß er, soviel wir wissen, der erste ist, der den Himmel für die Geographie zu Hülfe nahm, und der einzige, der darin dem Eratosthenes voranging; er hat die Stelle des Pols genauer ermittelt; ihm war der einfache, aber erste fundamentale Satz für die Bestimmung der geographischen Lage klar geworden, daß die Erhebung des Pols über den Horizont dem Abstände des Zeniths vom Aequator entsprechende oder Polhöhe und geographische Breite eines Orts einander gleich sind. So hat er auch den Zenith-

abstand der Sonne im Sommerfolliz zu Massalia beobachtet und durch den Winkel des Gnomonenschattens bestimmt. Aber zu diesen wissenschaftlichen Verdiensten tritt noch die Vereisung des Westens und Nordwestens von Europa, die er, ein reicher Massaliot, wahrscheinlich auf eigenem Schiffe, etwa zwischen 330—320 v. Chr. aus Wissenstrieb unternahm:

Man kann sagen, die erste Entdeckung deutscher Völker an der Nordsee, worauf die Reise des Pytheas führte, und die Entdeckung von Amerika beruhen auf demselben wissenschaftlichen Problem, der Frage nach der Größe des Erdballs, und beide stehen auch nach der Seite der Wissenschaft hin in einem geschichtlichen Zusammenhang. Die Reise des Pytheas ist ein Versuch, sich durch eigene Anschauung und Beobachtung von der Gestalt und Größe zu überzeugen und in diesem Sinne unternommen. An sie schließt sich als theoretische Lösung des Problems die Erdmessung des Eratosthenes an, die theils unmittelbar, theils durch Zwischenglieder zu Columbus hinüberleitet. Wie Alexander den Osten, so erschloß Pytheas in noch höherm Maße den Griechen den bis dahin so gut wie ganz unbekanntem Westen und Nordwesten der bewohnten Erde, und wäre der directe Handelsbetrieb der Massalioten dahin nicht so bald wieder unterbrochen und auch ihre Verbindungen über Land durch Gallien durch neue Völkerbewegungen im 3. Jahrhundert gestört worden, so hätte die neugewonnene Kunde sich bald befestigt und auch der fortgesetzte Verkehr auf die Entwicklung der Barbaren des Westens und Nordwestens seinen Einfluß geübt.

Die Ergebnisse seiner Reise faßte Pytheas in der Schrift: „Ueber den Ocean“, zusammen. Sie ist uns zwar verloren, aber erhalten in Bruchstücken bei Diodor, Strabo u. a., obgleich mehrere davon seine Entdeckungen und Berichte nicht zu würdigen verstanden und ihn daher einen Betrüger nannten, weshalb sie, besonders Strabo und Polybius, von Müllenhoff einer scharfen Kritik unterzogen werden, während des Eratosthenes hohe Bedeutung nachgewiesen und seine Verdienste rühmend anerkannt werden.

Das erste, was den Schiffer, der an der Küste hin-
gegend aus dem Mittelmeer über die Säulen hinaus in den Ocean gelangte, überraschte, war das wunderbare Phänomen der Ebbe und Flut. Bei unvollkommenster Kenntniß der Sache fabelten die Griechen von verschiedenen Ursachen dieser Erscheinung, deren Grund den Phöniziern schon längst wohl bekannt war. Pytheas war ohne Zweifel der erste namhafte Grieche, der den Mond als Ursache der Ebbe und Flut nannte und den Hergang ausführlich und nach eigener Kenntniß beschrieb. Von hier aus beginnt sein Itinerar. Auf Grundlage der verschiedenen Fragmente desselben verfolgt nun Müllenhoff, indem er die Nachrichten stets einer strengen nüchternen Kritik unterwirft, die Reise an Iberien und der gallischen Küste entlang nach Britannien, wovon die Griechen diesen und die besondern Namen der Inseln zuerst durch Pytheas kennen lernten. Dieser hielt die Insel für ein ungleichseitiges Dreieck wie Sicilien, das sich schräg neben dem europäischen Festland hin erstreckt. Die Beschreibung des Zinnlandes und des Handelsbetriebs bei Diodor (Kap. 22), der aus Timäus schöpfte, zeugt von einer Localanschauung, wie sie von den alten Schriftstellern nur Pytheas hatte.

Von da gelangt er, an der Westküste Britanniens hinauffegend, nach Thule, das höchst wahrscheinlich eine Schetlandsinsel ist, vielleicht Unst oder Mainland, nicht aber Island oder Norwegen, wie oft fälschlich angenommen

wurde. Ueber Thule hinaus kam Pytheas nur eine Tagesreise, bis an das von den alten Schriftstellern oft erwähnte sogenannte geronnene oder Todte Meer (Lebersee), wo, wie Pytheas von den ihn begleitenden oder beherrschenden Barbaren hörte, Erde, Luft und Meer nicht mehr für sich bestehen, sondern nur im chaotischen Gemisch, also eine träge, schleimige oder breiige, der Meerlunge ähnliche Masse sich befinde, die nach der Meinung des Tacitus („Germania“, Kap. 45) die Erde umgebe und weder betretbar noch beschiffbar sei:

Wo die Kunde der Barbaren aufhörte und sie nicht weiter vorzubringen wagten, da begann ihnen das geronnene Meer und das Ende der Welt, und davon mochten sie selbst in gutem Glauben den Pytheas in jedem Augenblick überzeugen, wenn dichter Nebel die Sonne verhüllte, die Aussicht nach jeder Seite verschloß, kein Wind sich regte und den Kubekern die Tagesarbeit im Strome des Oceans schwerer und schwerer wurde.

Die bisherigen zahlreichen Erklärungen des geronnenen Meeres weist Müllenhoff als irrig nach.

Da nach einem den alten Seefahrern allgemeinen Fehler sich auch dem Pytheas der Norden in den Nordosten verschob, so daß er auf seiner Fahrt von Gadeira bis Thule oder bis zum geronnenen Meere den ganzen Welttheil bis gegen Asien umschiffte zu haben glaubte, so muß er Thule im Norden des Pontus gedacht haben. Und Eratosthenes und Hipparch und alle Griechen nach ihnen bis auf Ptolemäus haben sie sich nie an einer andern Stelle gedacht.

Diese Feststellung ist wichtig für die Bestimmung des Bernsteinlandes, wohin Pytheas von Thule aus südlich gelangte. Die Untersuchung Müllenhoffs über die Lage dieses Landes ist wiederum musterhaft zu nennen. Er zeigt unwiderleglich, daß die Bernsteininseln nicht in der Ostsee zu suchen seien, wo das preussische Bernsteinland nur eine Halbinsel, keine Insel ist und außerdem weder das Rurische noch Frische Haff ein von Flut und Ebbe bewegtes Aestuarium mit mehreren Inseln heißen kann und dieser Fundort des Bernsteins vor der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. weder Römern noch Griechen noch Phöniziern bekannt war, sondern in der Nordsee, nördlich von den Rhein-, Weser- und Elbemündungen. Hier gibt es eine Menge Inseln und sie waren noch viel zahlreicher, ehe man im Mittelalter anfang, sie durch Deiche zu schützen und durch Dämme untereinander und mit dem Festlande zu verbinden. Es war die Küste gerade dem geronnenen Meere des Pytheas zugetehrt, und noch immer wirft das Meer, zumal bei den Stürmen im Früh-

jahr und Herbst, da den Bernstein aus. Die Insel Abalus insbesondere wird als Fundort des kostbaren Fossils bezeichnet, von wo ihn die Teutones — eine glänzende Correctur Müllenhoffs statt des verderbten Gytones oder Gutones des Plinius aus einem alten mittelbar benutzten Excerpt aus Pytheas — kauften und in den Handel brachten. Jene Insel dürfen wir im Zusammenhang der verschiedenen Ueberlieferungen mit aller Wahrscheinlichkeit oberhalb der Elbe im Gebiet der Eidermündungen, wo noch jetzt der meiste Bernstein der Nordsee gefunden wird, denken und annehmen, daß Pytheas selbst die Nordseeinseln und Küste gesehen, die Rheinmündungen und die Grenze der Celten gegen die Teutonen passiert hat, aber es nicht gerathen fand, bei dem unbekanntem Volk weiter vorzubringen, und wegen des Weiteren sich mit Erkundigungen und Hörensagen begnügte. Der Weg des Bernsteinhandels aber ging ebenso wie der des Zinnhandels theils über die See, theils noch mehr durch das Celtenland an die Rhönemündungen nach Massalia, der so handelskräftigen Colonie von Phokäa, und auf einem Nebenwege von der Rhöne nach dem Po, von dem aus er meist nach dem eigentlichen Griechenland gelangte, so daß manche der Alten sogar Elektrideninseln an den Po-mündungen annahmen und die fabelhaftesten Dinge von der Entstehung des Bernsteins daselbst in Umlauf brachten.

Mit Recht steht Müllenhoff auch in dem uralten Phaëton-Mythus, der sich an den Bernstein knüpft, eine wesentlich phönizische Sage, da unter anderm die Kunde, wie und wo der goldglänzende Sonnenstein gefunden werde, zu den Griechen nur seefahrende Phönizier mitgebracht haben können, die über das britische Zinnland hinaus die Küsten der Nordsee aufsuchten, um ihn dort einzusammeln oder gegen ihre Waaren einzutauschen.

Wer die Mühe nicht scheut, dem Verfasser in seinen höchst schwierigen Untersuchungen, welche auch ungewöhnliche Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie voraussetzen, unverdrossen zu folgen, wird sich am Ende durch reiche Belehrungen belohnt fühlen. Wer eine anziehende, bequeme Lektüre sucht, der nehme das Buch lieber nicht zur Hand. Aber für dergleichen Leser ist es eben nicht geschrieben, sondern es will ein grundlegendes Werk der deutschen Alterthumskunde sein, und diesen Zweck wird auch trotz mancher wirklichen oder vermeintlichen Mängel der vorliegende erste Band für sich erfüllen. Möge nur die Fortsetzung nicht zu lange auf sich warten lassen und nicht in eine ungemessene Ausdehnung wachsen!

Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde.

(Beschluß aus Nr. 37.)

6. Die Zimmer- und Hausgärtnerei. Anleitung zur Anzucht, Pflege und Verwendung der Zierpflanzen in den Wohnräumen mit Zubehör nebst Beschreibung der schönsten Zierpflanzen. Von H. Jäger. Mit 44 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Cohen u. Wilsch. 1870. Br. 8. 1 Thlr.

Dies Buch hat einen sehr ansprechenden Titel, aber einen noch fesselndern Inhalt. Der Verfasser versteht sein Fach als Schriftsteller ebenso gut, wie er Meister ist in

der Zucht und Behandlung aller Zierblumen. Wer wäre heutzutage nicht ein Freund von Zimmerblumen? Und wem wäre dabei nicht schon der Wunsch gekommen, einen sachverständigen Rathgeber zur Seite zu haben, um sich über vielerlei Punkte Aufklärung und gehörige Zurechtweisung geben zu lassen. Ein solcher sachverständiger Rathgeber ist nun das vorliegende Buch. Der Verfasser spricht allerdings auch von Blumenalons und Blumen-

baltonen, aber nur gelegentlich, um nichts unberührt zu lassen, denn das gewöhnliche Zimmerfenster behält er als Hauptregel fast immer fest im Auge.

Das Buch besteht aus vier Theilen. Im ersten werden die allgemeinen Regeln zur Cultur der Pflanzen in den Wohnräumen gegeben. Der zweite bespricht das Treiben der Blumen im Winter. Der dritte gibt eine Auswahl von Pflanzen für verschiedene Plätze des Hauses und deren Verwendung. Der vierte enthält eine Beschreibung der in Wohnzimmern zu ziehenden vorzüglichen Pflanzen in Verbindung mit der dazu passenden Cultur.

Bei der Gewöhnung der Pflanze an das Zimmer redet der Verfasser zuerst von dem Glashause des Kunstgärtners und kommt dann zu den gewöhnlichen Räumen des Blumenfreundes:

Anders ist es in bewohnten Räumen, wo solche Vorrichtungen wie in Glashäusern nicht möglich sind, höchsten einzelne Pflanzen günstige Bedingungen zu ihrem Gedeihen finden. Die Pflanzen müssen sich erst an die veränderten Verhältnisse gewöhnen, sie müssen förmlich ihre Natur wechseln. Wie sehr dies zuweilen zu ihrem Vortheil ausschlägt, dafür gibt es auf fallende Beweise. Es ist bekannt, daß das sogenannte Alpenveilchen (*Cyclamen*), eine Gebirgs- und Waldpflanze aus den Alpen und andern hohen Gebirgen, welche in ihrem Vaterlande vier bis fünf Monate unter Schnee begraben liegt und theils im Sommer, theils im ersten Frühjahr blüht, im Zimmer viel schöner wird, immer die Blätter behält und fast unaufhörlich blüht. Ähnlich ist es mit dem Kaffeebaum (*Coffea arabica*), dem sogenannten Gummibaum (*Ficus elastica*), der brasilianischen Drachenpalme (*Cordylone* oder *Dracaena brasiliensis*), *Curculigo*, *Plectogyna* und andern immergrünen Pflanzen, desgleichen mit der sogenannten Meerzwiebel (*Scilla maritima*); diese Pflanzen gedeihen im Zimmer besser als im bestergerichteten Warmhause.

Dann läßt er die Grundzüge der Acclimatization der Pflanzen für bewohnte Räume folgen, wobei er außer seinen eigenen Erfahrungen auch die von Dr. E. Regel in Petersburg zur Sprache bringt.

Besonders interessant ist das, was der Verfasser über die Krankheiten der Zimmerpflanzen sagt, wie gründlich er dabei auf die Ursachen und auf die Mittel zur Heilung hindeutet.

Den Schluß des Ganzen bildet ein gedrängtes Verzeichniß von den Zierpflanzen, welche sich vorzüglich zur Zucht in Wohnräumen eignen. Dasselbe ist alphabetisch geordnet, gibt eine kurze Beschreibung der Pflanzen und Regeln für ihre Behandlung.

7. Fleisch- oder Pflanzenkost? Eine populäre Antwort der Wissenschaft auf die Streitfrage: Soll der Mensch natur- und gesundheitsgemäß auch Fleisch genießen, oder sich nur mit Vegetabilien ernähren? Von S. Klendé. Leipzig, Binde. 1869. 8. 7½ Ngr.

Wir haben dies Schriftchen mit vielem Interesse gelesen. Es wählt sich sehr verständig einen Standpunkt der unparteiischen Mitte zwischen den beiden streitenden Lagern, prüft sorgfältig beide Ansichten und sucht nach Kräften zu vermitteln. Ist nun auch das Resultat ein solches, wie es die gründlich gebildeten Aerzte schon längst als richtig anerkannt haben, so besitzt die Schrift doch das Gute, die entscheidenden Gründe leichtfaßlich und ausführlich zu besprechen, wodurch jeder Denkende in den Stand gesetzt wird, nach eigener Einsicht zu entscheiden.

Die Arbeit zerfällt in zwei Theile, wovon der erste

das Thema historisch und im allgemeinen bespricht, während der zweite mit wissenschaftlicher Prüfung das Einzelne durchgeht.

Gegen den Vegetarismus hat sich nicht nur die physiologische Medicin, sondern auch die Stimme der Volkswirtschaft erhoben:

Die ganze menschliche Hausordnung, das fast mit den gesammten Lebenserscheinungen verwachsene gesellschaftliche Gebände der Umgangsform, der ganze Zuschnitt unserer Einrichtungen und Gebräuche müßte reformirt und die Culturgeschichte wieder in das einfache Naturleben zurückgeführt werden. Der Braten auf dem Tische der Wohlhabenden, die Wurst in der Tasche der untern Stände spielen eine wichtige Rolle in der socialen Einrichtung des täglichen Lebens, und das Fleisch als Nahrungsmittel und Genussmittel läßt sich nicht als Vorurtheil, Gaumengewohnheit und Entartung des menschlichen Instincts wegdisputiren; nur eine Sündflut, welche die ganze gesellschaftliche Lebensform überflutete, alle genießbaren Thiere ersänkte und nur die Vegetarier und ihre Nährpflanzen in der Arche eines Noah übrigließ, um eine ganz neue Ordnung des Lebens zu begründen, vermöchte der menschlichen Gesellschaft die Einrichtung zu geben, welche der Vegetarismus von den bestehenden überlieferten und in der Richtung der Lebenserweiterung immer fortwachsenden Zuständen fordert.

Und nun wird darauf hingewiesen, was entstände, wenn sich die Welt auf einmal nur zur Pflanzennahrung verstünde. Die gesammte Viehzüchtereier wäre überflüssig, und ebenso brauchte man keine Schlächter und Gerber mehr, woher sollten die Gewerbe, welche in Leder, Knochen, Horn, Filz u. s. w. arbeiten, den Grundstoff nehmen, wenn vom Schlachten der Thiere keine Rede mehr sein dürfte. Denn E. Weiskhäuser, der Besitzer und Begründer einer vegetarischen Naturheilanstalt auf Waid bei St. Gallen spricht in einem Briefe an den Verfasser seine Grundzüge so aus:

Die englischen und amerikanischen und deutschen Vegetarier sind keine religiösen Genossenschaften, denn sie schließen alle Glaubensbekenntnisse ein. Dem echten Vegetarier ist es einfach um den menschlichen Fortschritt zu thun, und die sittliche Seite der Frage liegt ihm näher als die gesundheitliche. Letztere, sowie die ökonomische Seite erkennt er nur als Beigaben. Dem ungeheuern, unnütigen Thiergemetz und der damit verbundenen Menschenbrutalität in allen ihren Phasen zu steuern, das ist seine Hauptaufgabe.

Der Verfasser zweifelt mit Recht daran, daß der an sich edle Zweck blos durch das Verbot der Fleischnahrung erreicht werde. Er ist aus ärztlichen Gründen sehr für eine vernünftige Beschränkung des übermäßigen Fleischgenusses, aber er kann sich aus eben diesen Gründen nie für ein gänzliches Abschaffen entscheiden. Das Extrem auf beiden Seiten sei verwerflich im allgemeinen und könne nur in sehr beschränkten Ausnahmefällen gutgeheißen werden. Darüber müsse der denkende, erfahrene Arzt entscheiden.

Nachdem nun die religiöse, sittliche, historische, gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Seite des Gegenstandes erwogen, wird der Uebergang zu der physiologischen und medicinischen Erwägung gemacht. Dieser zweite Theil des Werks ist ganz besonders zum Nachlesen zu empfehlen. Er enthält nicht gerade etwas ganz Neues, aber er trifft den Nagel auf den Kopf, und zwar so, daß er überall seine Leser für sich hat und sie vollkommen befriedigt. Es wird hier die Naturgeschichte und Anatomie

die Physiologie und Chemie in den Kreis der untersuchenden Richter gezogen, aber überall ein Urtheil gefällt, welches die goldene Mitte hält zwischen Fleisch- und Pflanzennahrung des Menschen. Daß übrigens bei tränklichen Naturen anders entschieden werden muß als bei gesunden, liegt auf der Hand, und der Verfasser berücksichtigt natürlich auch diesen Punkt. So gelangt er zuletzt zu folgenden drei Resultaten:

1) Fleisch-, überhaupt animalische Kost, ist ein durchaus normaler und nicht nur unschädlicher, sondern in vielen constitutionellen Fällen nothwendiger Theil menschlicher Ernährungsweise; 2) die Schädlichkeit des Fleischgenusses ist abhängig vom Uebermaß und individueller Contra-indication; 3) die Gesundheit und Lebensfrische der Vegetarier ist namentlich Folge ihrer sonstigen Lebens-einfachheit, diätetischer Regelmäßigkeit, Vermeidung aller Excesse bei ruhig gleichmäßiger Tagesordnung, bei Bewegung in freier Luft, Arbeit und reichlichem Wassertrinken. Sie würden sich auch bei mäßigem Fleischgenusse ganz ebenso befinden.

Der Verfasser ist also kein eingefleischter Gegner der Vegetarier, und läßt ihnen sogar gern Gerechtigkeit zukommen, wo die Umstände es nur irgend zulassen.

8. Wegweiser in die vergleichende Anatomie und Physiologie. Eine Vorschule für Studiengenossen und Freunde der Naturwissenschaft. Von Emil Savare. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.

Für alle, welche sich einen richtigen Vorbegriff von den körperlichen Bestandtheilen des Menschen und von den damit verbundenen Lebens-thätigkeiten bilden wollen, ist diese Schrift auf das wärmste zu empfehlen. Es ist eine Propädeutik für spätere Universitätsstudien der genannten Fächer, zugleich aber auch ein gutes Hülfsmittel für alle gebildeten Denker, welche dahin streben, sich einen Einblick in das Wesen des menschlichen Körpers und seiner Lebensfunctionen zu verschaffen. Für den gegenwärtigen Standpunkt der gesammten Naturwissenschaft, als Bildungsmittel des ganzen Volks, dürfte eine so leichtfaßliche und übersichtliche Behandlung, wie sie das Buch bringt, immer noch als eine sehr willkommene Erscheinung begrüßt werden, obgleich es schon lange nicht mehr allein steht.

Außer Vorwort und Einleitung besteht der Inhalt aus drei Abtheilungen: 1) Anatomie, 2) Physiologie des Menschen und 3) vergleichende Physiologie der Thiere mit der des Menschen. Zu einer speciellen Mittheilung aus dem Buche wählen wir den Paragraphen über die Milz:

Dieses fibröse Gewebe besteht aus zahlreichen, sich vielfach kreuzenden Blättern und gleicht einem, mit einer fibrösen Hülle überzogenen Schwamm. Die sich kreuzenden Blätter repräsentiren eine Menge unvollkommen verschlossener und miteinander communicirender Hohlräume. Die in die Milz einlaufenden Arterien verzweigen sich zwischen den Blättern oder Balken, welche die Milzzellen umschließen und setzen sich durch die Capillaren in die Venen fort. Die Venen haben in ihren Wandungen viele Oeffnungen, sodas ihr Inneres mit den zelligen Räumen der Milz in Verbindung steht. Das in die Milz fließende Blut vertheilt sich in den zelligen Räumen und geht in die Nierenvenen über. Außer den Zellen und Adern be-

finden sich in der Milz auch noch andere Körperchen, malpighische Körper genannt. Es sind zarte Bläschen, welche auf den Arterien sitzen, aber stets nur auf den Uebergangsstellen der Arterien, wo sich dieselben zu Capillaren verengen. Diese Körperchen werden von der Flüssigkeit der Milzzellen befüllt, denn der Inhalt der Zellenräume ist halb flüssig und von complicirter Beschaffenheit. Das Blut treibt hier nicht in Wellen fort, sondern hält sich in den Milzzellen länger auf und erleidet bedeutende Veränderungen. Das Milzblut geht durch die Milzvene, welche ein Zweig der Pfortader ist, in die Leber. Beobachtet man, daß die Blutkügelchen in der Milz sich zu Faserstoff auflösen.

Man sieht, und auch an vielen andern Orten darauf hingedeutet wird, daß die Erforschung des Gegenstandes noch nicht bis zum Abschluß gebracht worden ist. Auch bringt das Buch gelegentlich eine Bemerkung, welche beweist, daß der Verfasser auch die neuesten Ansichten und Erforschungen zu seinem geistigen Eigenthum gemacht hat. Wenn z. B. das Wesen und die Functionen der Nieren besprochen werden, auch angegeben ist, woraus der Urin bei gesunden Menschen besteht, so wird nicht veräußert, zu erwähnen, daß im krankhaften Zustande der Harnruhr auch Zucker im Urin vorkomme; bei der Untersuchung der Leber wird darauf hingewiesen, daß sie nicht bloß die bittere Galle, sondern auch den süßen Zucker erzeuge, daß man einst in der Leber eines hingerichteten Verbrechers 1—1½ Procent, also 15—20 Grammm Zucker gefunden habe; dieser Zuckergehalt ist aber normal und nicht wie vorher ein Zeichen der Krankheit.

9. Wegweiser in die Zoologie. Eine Vorschule für Studiengenossen und Freunde der Naturwissenschaften von W. Seß. Leipzig, Matthes. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Diese Schrift hat einen ganz ähnlichen Zweck wie die vorhergehende, auch ist unser Urtheil darüber ein ebenso günstiges. Wenn aber der Verfasser die Meinung ausspricht, daß der Unterricht der Naturgeschichte auf den Realschulen nicht so stark vernachlässigt werde wie auf den Gymnasien, so können wir ihm nicht ganz beistimmen, da sehr viele Beispiele vorkommen, wo dieser Unterschied gar nicht gemacht werden kann. Es ist traurig genug, daß man in diesen höhern Bildungsanstalten das naturhistorische Wissen als eine zu elementare geistige Kost ansieht, welche den Schülern der obern Klassen nicht mehr geboten werden dürfe. Früher hatte auch die Geographie gleiches Schicksal mit der Naturgeschichte auf den Gymnasien; nachdem aber Karl Ritter's Ideen sich Bahn gebrochen haben, ist man andern Sinnes geworden; es scheint also diesem Unterrichte eigentlich noch die höhere Weiße, ein Karl Ritter zu fehlen.

Der Inhalt der Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen: in die allgemeine und in die specielle Zoologie. Er fährt in das Reich der Thiere ein, stellt hier die Grundbegriffe und Systematik fest, gibt überhaupt kurz und übersichtlich die erste Begründung der Zoologie, wie sie für jeden Gebildeten paßt.

Heinrich Birnbaum.

Romane und Novellen.

In der Romanliteratur gibt es viele Eintagsfliegen; würde es nicht sehr überflüssig sein, wenn man diesen allen lange Leichenreden halten wollte? Manche Romanfchreiber werden sich beklagen, daß ihre Werke von der Kritik zu kurz abgefertigt werden; es ist dasselbe, als wenn ein mittelmäßiger Maler sich dadurch verletzt fühlt, daß die Kritik mit dürren Worten seine Gemälde als unbedeutend bezeichnet und daß das Publikum rasch an ihnen vorübergeht. Das Mittelmäßige und das Verfehlte muß mit wenig Worten als solches hingestellt werden; nur bei Erscheinungen von hervorragender Bedeutung kann eine ausführliche und auf die Einzelheiten eingehende Beurtheilung erfolgen. Hieran einmal wieder zu erinnern dürfte nicht überflüssig sein.

1. Ein Wechsel. Roman von Alfred Steffens. Zwei Bände. Leipzig, Günther. 1870. 8. 20 Ngr.

Arthur Soren, Sohn eines Gutsbesizers, ist Lieutenant und hat sich heimlich mit der Tochter eines adelichen Oberlieutenants verlobt. Die Aeltern seiner Geliebten wollen nichts von dem bürgerlichen Bewerber wissen; er entzweit sich mit dem Oberlieutenant, er entsagt seiner Liebe, verläßt die militärische Laufbahn und studirt das Dausach. Darüber ist sein Vater so ergrimmt, daß er den Sohn verstoßt. Seine Geliebte stirbt aus Gram. Nach einer Reihe von Jahren, als Soren sich durch seinen Fleiß und seine Ausdauer eine sehr ehrenwerthe Stellung erworben hat, sühnt sich sein Vater mit ihm aus. Durch einen Zufall lernt Soren die jüngere Tochter des Oberlieutenants kennen und verliebt sich in sie; nach langem Widerstreben willigen die Aeltern in die Heirath ein. Dies ist in groben Zügen der Inhalt des Romans.

Inhalt und Darstellung sind trivial, platt und charakterlos; alles bewegt sich in den Sphären ermüdender Alltagsverhältnisse; überall fehlt die schöpferische Phantasie. Der Verfasser sollte Stoffe wählen, wo er nicht auf seine Phantasie allein angewiesen ist; in diesem Roman hat er keine Erfindungsgabe bewiesen.

2. Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman von E. A. König. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1870. 8. 4 Thlr.

Dieser Roman ist sehr viel frischer und auch mit etwas mehr Phantasie geschrieben als der vorige; auch sind einzelne Charaktere, wie z. B. der Doctor Stein, recht gut geschildert; trotzdem kann der Roman ein höheres Interesse nicht in Anspruch nehmen, es fehlt an Originalität. Der junge reiche Kaufmann Sauer, der ein armes Mädchen, Emma, liebt und sich darüber mit seinen Aeltern entzweit; der scheinheilige Buchhalter, der junge unbemittelte Otto, der sich in die Tochter seines vornehmen Principals verliebt und sie zuletzt, wie selbstverständlich ist, erhält; die Aussetzung der beiden Kinder, Otto und Emma; die Rückkehr ihres in Amerika unermesslich reich gewordenen Vaters — das alles läßt zu sehr die schablonenhafte Berechnung durchblicken; es sind die gewöhnlichen allbekanntesten romanhaften Fäden, welche in gewöhnlicher Verkettung ineinandergeschlungen sind. Der Stil ist zu

loben, die Sprache ist fließend, angenehm und natürlich.

3. Die Stiefkinder. Roman von Graf U. Daudiffin. Drei Bände. Stuttgart, Krüner. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Auch dieser Roman ist gut geschrieben; er erhebt sich indeß in Betreff des Ideengehalts auch nicht über die große Masse. Die Charaktere sind von vornherein zu fertig, entweder sehr edel oder sehr schlecht und verkehrt. Das Interesse des Lesers soll daher mehr durch die spannende Verkettung der Ereignisse, als durch die Entwicklung der Charaktere erregt werden. Der Gang der Erzählung ist andeutungsweise der, daß zwei Stiefkinder, Georg und Abeline, allerlei Prüfungen zu bestehen haben, aus denen sie zuletzt dadurch erlöst werden, daß sie wieder in den Besitz des väterlichen Vermögens kommen, welches ein Schurke durch die Ermordung ihres Vaters an sich gebracht hatte. Der Schluß ist der gewöhnliche: nachdem es den Helden und Heldinnen gründlich schlecht gegangen ist, gelangen sie plötzlich in den Besitz großen Reichthums, alle Schwierigkeiten ihrer Lage schwinden, sie heirathen sich, wenn sie es nicht schon kurz zuvor gethan haben, und leben herrlich und in Freuden.

4. Dornrose. Roman in vier Büchern von Mathilde Dudenow. Vier Bände. Elberfeld, Friderichs. 1870. 8. 4 Thlr.

Die Heldin des Romans ist Eglantine von Eichenkron, Tochter des Oberst Barons von Eichenkron. Als junges Mädchen wird sie verwaist und dann in eine lange Reihenfolge von schwierigen und zum Theil abenteuerlichen Verhältnissen verstrickt. Durch diese Prüfungen wird ihr Geist aufgeklärt und ihr Herz veredelt und geläutert.

Zu loben ist der Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher die Verfasserin den Charakter Eglantine's zu entwickeln bemüht gewesen ist; auch sind manche Partien des Buchs recht gelungen; doch kleben dem Ganzen andererseits manche Unvollkommenheiten an. Zunächst ist das Verhältniß, in welchem die Heldin zu dem Prinzen Leo, dem Bruder des regierenden Fürsten, steht — ein Verhältniß, welches den Mittelpunkt der meisten andern Beziehungen bildet — ein unnatürliches. Prinz Leo, ein durchaus materieller und gemeiner Mensch, „beherrscht den Geist Eglantine's mit der Gewalt der Klapperschlange; Eglantine fühlt, wie sich dieser unheimliche Zauberkreis enger und enger um sie zu ziehen scheint, und sehnt sich weit, weit fort zu sein“. Hier hört jede psychologische Begründung auf; die Verfasserin operirt mit einer „dämonischen unerklärlichen Macht“, welcher die Heldin so lange verfällt, wie es in den Gang der Erzählung paßt. Dies unnatürliche zerrbildartige Verhältniß findet ein Ende in einer sehr ungeschickt angelegten Intrigue Leo's und in dem Erscheinen eines ritterlichen Liebhabers. Ebenso widernatürlich ist der Italiener, welcher auch um die Hand Eglantine's wirbt. Ein großer Fehler ist ferner der, daß die meisten Partien zu breit gehalten sind; dies wirkt um so ermüdender, da der Stil stellenweise sehr unschön, ja ganz fehlerhaft ist; man nehme z. B. folgende Periode:

Das Wetter hatte seit mehreren Tagen geschwankt und mit dem Wechsel von heiterer, fast hochsommerlich milder, zu rauher und stürmischer Kanne gedroht, wie der Herbst ihn nicht selten zu mehreren malen bringt, bevor er unwiderrüßlich in den verdrießlichen, die Menschen aus süßen Träumen der Schönheit (!) unansehnlich herausreisenden, das Feuer der Defen entzündenden, Mäntel und Winterkleider aus Tageslicht fördernden Charakter des Spätjahres umschlägt.

5. *Berlieren und Wiederfinden.* Ein schlesischer Roman nach den Aufzeichnungen eines Heimgegangenen. Breslau, Max u. Comp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dem kurzen Vorwort wird gesagt: „In diesem «schlesischen Roman» bieten wir dem Leser Wahrheit und Dichtung dar, wahrhaft Erlebtes in dichterischer Umhüllung. Einen «schlesischen Roman» nennen wir die Erzählung, nicht sowol nach dem Ort der Handlung, als nach dem Wesen der dargestellten Persönlichkeiten. Denn wir halten eine gewisse ernste und stille Gemüthlichkeit für einen Grundzug im Charakter der Schlesier.“

Der Inhalt des Romans, welcher durchweg ein ideales Gepräge hat, läßt sich nicht wohl mit wenig Worten angeben; die Composition, in der viele Fäden zu einem geschickten Ganzen verknüpft sind, ist zu loben; auch der Stil und die Darstellung der Charaktere sind anziehend; das Buch verdient daher empfohlen zu werden. Was an demselben anzusehen ist, sind die langen kirchlich-dogmatischen Auseinandersetzungen, welche in dem Pfarrhause gegeben werden; diese passen für einen Roman nicht. Selbst Leser, mit deren Ansichten sie vollkommen übereinstimmen, werden schwerlich Gefallen daran finden, sie in solcher Breite in einem Roman zu lesen.

6. *Der Adel der Arbeit.* Eine Erzählung von W. F.—r. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Die Erzählung ist interessant. Das einzige, was daran getadelt werden könnte, ist, daß der Gang der Ereignisse zuweilen etwas hastig ist und in zu abgerissener Weise dargestellt wird. Ein russischer Graf Messelstein, welcher von seinem Vater in furchtbar tyrannischer Weise erzogen ist und zuletzt das väterliche Haus auf immer verlassen hat, ist in verschiedenen Ländern umhergeirrt, hat aber nirgends zur Ruhe kommen können. Zuletzt kommt er nach Köln, und da er ohne alle Existenzmittel ist, sieht er sich gezwungen, vorübergehend Pächter zu werden. Als solcher lernt ihn ein Besitzer einer Eisenschmelzfabrik, Namens Selbach, kennen. Da Messelstein Kenntnisse vom Hütten- und Fabrikwesen besitzt, nimmt Selbach, welcher ein besonderes Interesse für ihn gefaßt hat, ihn als Factor an. Hier hat er endlich einen Platz und eine Thätigkeit gefunden, wie es seinem Charakter und seinen Neigungen zusagt. Er wird zuletzt Compagnon und heirathet Selbach's Schwester, welche ein silles und unscheinbares Wesen hat, aber von seltener Gemüthstiefe und Herzengüte ist. Ehe er indeß zur vollen Erkenntniß kommt, daß ein solches Wesen allein im Stande ist, ihn dauernd zu fesseln, hat er noch einen harten Kampf und eine schwere Prüfung zu bestehen. Als er schon mit Selbach's Schwester verlobt ist, lernt er Lina von K. kennen, eine lecke, muntere, ausgelassene Natur, ganz das Gegentheil von seiner Braut. Er hat öfters Gelegenheit,

mit ihr zu verkehren; ihr Verhältniß wird ein immer intimeres, und schon glaubt der Graf, sie hege eine ernstliche Neigung zu ihm, als sie ihm eines Tags plötzlich ihren Bräutigam vorstellt, einen Cavalerieoffizier, mit welchem sie schon seit längerer Zeit verlobt ist. Der Graf kommt zur Besinnung und findet bei seiner Brant Verzeihung.

7. *Licht und Finsterniß.* Historischer Originalroman von Anatole St. Maurice. Vier Bände. Stuttgart, Kröner. 1870. 4 Thlr.

Der Verfasser schickt dem Roman folgende Mittheilung voraus:

Im Archiv des auswärtigen Amtes von Frankreich gibt es ein Fascikel Nr. 248, welches 64 eigenhändig geschriebene Briefe des Freiherrn Georg Erasmus von Eschernembl enthält; sie sind sonderbarerweise in lateinischer Sprache abgefaßt und beziehen sich insgesammt auf gleichzeitige Ereignisse, an denen der berühmte österreichische Landstand persönlich theilgenommen. Sene Lücken, welche obige Handschriften unangefüllt lassen, werden durch die im Schlosse Windes aufgefundenen Urkunden und Aufschreibungen, welche größtentheils von Eschernembl's eigener Hand herrühren, hinreichend ergänzt. Sollte das Chronikartige seines Romans hin und wieder Fadel finden, so möge man sich die Art der Entstehung vor Augen halten und die mangelhafte Form mit der Wahrheit des Inhalts entschuldigen.

Die Art und Weise, wie der Autor seinen Stoff verarbeitet hat, ist eine echt französische; es sind alle Arten von Ausschmückungen, insbesondere eine Zahl von Liebesabenteuern hinzuerfunden und mit französischen Farben ausgemalt. Der Werth der einzelnen Kapitel ist daher ein sehr verschiedener: manche, in denen die jesuitischen Umtriebe gegen den aufkommenden Protestantismus dargestellt werden oder die Verhältnisse am Hofe Heinrich's IV. von Frankreich, erregen das Interesse und die Spannung des Lesers; andere, deren Inhalt offenbar nur erfunden sein kann, sind trivial oder frivol. Eschernembl ist ein ritterlicher Kämpfer für Protestantismus und Aufklärung, und seine Hauptaufgabe besteht darin, die Intriguen der Jesuiten gegen die Protestanten und insbesondere gegen Heinrich IV. von Frankreich zu Schanden zu machen.

8. *Aus den Annalen eines alten Nitterschlösses.* Nach dem Englischen bearbeitet von Magdalene Jacoby. Bremen, Verlag des Tractathauses. 1869. Gr. 8. 17½ Ngr.

Die Erzählung zerfällt in zwei Theile: „Von der Finsterniß zum Licht“ und „Festigkeit des Glaubens“. Es wird darin geschildert, wie das neue Licht der protestantischen Lehre allmählich Boden gewann in England unter Heinrich VIII., welchen Verfolgungen die Anhänger der lutherischen Lehre, besonders unter der blutdürstigen Königin Maria, ausgesetzt waren, wie aber zuletzt das Princip des Protestantismus in England zur Herrschaft gelangte. Den Mittelpunkt der Erzählung bildet die Familie eines englischen Edelmanns, Gilbert Rowell; er ist anfangs ein eifriger Anhänger des Papstthums, wird aber durch besondere Fügungen mit seinem ganzen Hause zu der neuen Lehre bekehrt. Das Buch ist anziehend und gut geschrieben, in dem Sinne einfacher und aufrichtiger Frömmigkeit, wie sie besonders bei den Engländern als eine schätzbare Eigenthümlichkeit des Charakters gefunden wird.

Rudolf Sonnenburg.

Feuilleton.

Das letzte Gedicht von Friedrich Palm.

Oesterreich hat an Friedrich Palm, welcher am 22. Mai in Wien gestorben ist, einen seiner hervorragendsten Dichter verloren. Ueber sein Leben erhalten wir Auskunft in den von Jürg Simani herausgegebenen „Gedenkblättern an Friedrich Palm (Eugen Freiherr von Münch-Bellinghansen). Aus den Manuscripten des in Herausgabe befindlichen literarhistorischen Sammelwerks: „Oesterreichs Lyriker der Gegenwart in Wort und Bild“ (Wien, Hägel, 1871). Wir erfahren, wie Freiherr Münch-Bellinghansen, als Sohn eines Beamten am 2. April 1806 geboren, schon sehr frühe seine juristischen Studien vollendete, mit dem zwanzigsten Jahre sich verheirathete, als Conceptspraktikant auf den Regierungsbureaux arbeitete, im Jahre 1840 Regierungsrath wurde, bis er der streng bureaukratischen Beschäftigung müde, sich 1845 als Custos der kaiserlichen Hofbibliothek in einen andern, ihm besser zusagenden Verwaltungszweig versetzen ließ, und zwar mit dem Charakter eines wirklichen Hofraths. Später häuften sich die Ehren, die ihm zu theil wurden; er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften, lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Vorsitzender der Schiller-Stiftung. Am wenigsten glücklich war er in seiner Stellung als Generalintendant der Hoftheater (vom 11. Juli 1867 bis 1. November 1870); namentlich verbitterten ihm die gehässigen Kritiken und die kleinliche Rancune des entlassenen Burgtheaterdirectors Heinrich Laube das Leben.

Auch lassen wir in der Schrift von Simani noch einmal Friedrich Palm's Dramen von „Grisebis“ bis zu „Begum Somru“ kennen passieren; wir brauchen unsern Lesern bloß die seltenen Erfolge von „Grisebis“, „Der Sohn der Wildnis“ und „Der Fechter von Ravenna“ ins Gedächtniß zurückzurufen, obgleich einige der minder erfolgreichen Stücke einen gesunden Kern haben. Von edler Haltung, reich an dichterischen Schönheiten, von vorzüglicher Bühnentechnik verrathen diese Dramen doch eine Vorliebe für das psychologische Experiment, während in den Tragödien wie „Sampiero“ und „Der Fechter“ der Dichter die tragischen Collisionen zu antiker Verbheer steigert.

Wir erfahren aus Simani's Schrift, daß sich im Nachlaß des Dichters ein Novellenmanuscript von großer Schönheit befindet. Und in der That war das Talent Friedrich Palm's entschieden für die so wenig von ihm gepflegte Novelle organisiert, denn gerade die Novelle verträgt die psychologische Kühnheit, selbst wenn sie sich zum Absonderlichen verheißt.

Simani theilt eine Anthologie von Friedrich Palm's „Gedichten“ mit, unter denen sich manches Aunuthige, aber nichts gerade Bedeutendes befindet. Das Bedeutendste ist wohl Friedrich Palm's letztes, bisher ungedrucktes Gedicht: „Zum Abschied“, welches wir hier mittheilen wollen:

Der Lenz erwacht! Du regst die Schwingen,
Sinnausflattern in die Welt;
Wien-Capua hat keine Schlinge,
Die fest dich hält!

Wohin du fährst? Was frommt die Frage,
Bist du doch wandelbarer Art,
Ein neues Ziel mit jedem Tage
Winkt deiner Fahrt!

So flatte hin! folg' deinem Sterne!
Nur sage nicht, du kehrt zurück!
Was wähest du noch in der Ferne
Von allem Glück?

Und ich? — Je nun! Es trausen Blitze,
Und brausend schüttelst der Sturm
Bom Fundament oft bis zur Spitze
Mich alten Thurm!

So wick er's, mein' ich, überdauern,
Ob mehr ein Böglein Flugverirrt,
Ob weniger um die alten Mauern
Im Kreise schwirrt!

Ob auch ein munter Gast entfliege,
Er kühlt in Schut nicht vor der Zeit,
Nur wenn des Bögels Zwitschern schwiege,
Das thät' ihm leid!

Denn lieber schallen ohne Seele
Von Pol zu Pol die Welt entlang;
Doch was dir quillt aus Brust und Kehle,
Ist Baldfang.

Ist Widerhall von deinem Wesen,
Ist deiner Seele Drang und Schrei!
So sei, wo du dich Gott erlesen,
Und bleib dabei!

Gentle, doch wo wäste Zehrer
Die Kanne leeren und den Krug,
Da schürste du den Schaum vom Becher,
Und sprich: Genug!

Durchmiß die Welt, daß Wechsel labe
Des kunst' flücht'gen Sinnes Bier;
Nur eins halt heilig bis zum Grabe —
Den Gott in dir!

Notizen.

Der zweite Band der „Ausgewählten Schriften von R. A. Barmhagen von Enje“ (Leipzig, Brockhaus, 1871) enthält den zweiten Theil der „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“; er beginnt im Jahre 1807 und endet mit dem Jahre nach dem Wiener Frieden 1810. Zu den interessantesten Kapiteln dieses Bandes gehört die Schilderung der Schlacht von Deutsch-Wagram und diejenige eines Besuchs bei Jean Paul im Jahre 1808. Sehr anziehend ist die Schilderung der Persönlichkeit des Humoristen: „Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schwingen leise bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig, und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten. Ich mußte ihm zuvörderst alles erzählen, was ich von seinen berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu bestellen hatte. Gern dachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Leder'schen Hause gewohnt, wo ich vor sieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerst gesehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum „Hesperus“ gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Persönliche, und manches Literarische, das sich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu sagen, als zu vernehmen. Seine Rede war durchaus lebenswürdig und gutmüthig, immer gehalten, aber in ganz schlichtem Ton und Ausdruck. Wiewol ich es schon wußte, daß sein Witz und Humor nur seiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen schreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen sein mündlicher Ausdruck selten etwas davon verräth, so fiel es mir doch sehr auf, bei dieser beständigen innern Bewegung, in der ich ihn sah, und bei dieser Lebhaftigkeit, der er sich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu sehen. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen. Auch der Eifer, in welchem der Reiz des Besprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundstimmung niemals, nirgends lanerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten seiner nicht scharf umgrenzten Natur, überall offene Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darstellen seiner selbst.“

W. S. Niehl's „Sämmtliche Geschichten und Romane“ erscheinen in neuer Volksausgabe in zwei Bänden (Stuttgart, Cotta, 1871). Die culturgeschichtliche Grundlage einzelner dieser Erzählungen, die glückliche humoristische Färbung anderer rechtfertigen eine vollständige Gesamtausgabe derselben.

Der madere pforzheimer Bürgerphilosoph Moriz Müller hat es unternommen, die persönlich bewusste Fortdauer zu verteidigen in einer Schrift: „Anti Rudolf Gottschall und Julius Frauenstädt“ (Leipzig, Hartknoch, 1871). Diese polemische Schrift sucht in dem Herausgeber d. Bl. einen Zweifler an dieser Unsterblichkeit, an Frauenstädt einen Feind derselben zu widerlegen und schließt sich in vielen Punkten an die Schrift von Wilmarschhof „Das Jenseits“ an. Der Stil der Polemik athmet naturwüchsige Derbheit und Gesundheit. Einzelne Behauptungen der Schrift klingen sehr drastisch, z. B.: „Eine Erde ohne Erdbeben wäre noch unmöglicher, als ein Dichter, der kein Gedicht macht.“ „Bei der persönlichen Fortdauer ist doch anzunehmen, daß die Seelen im Jenseits an Körper nicht fetter werden.“ Hin und wieder fällt die Schrift aus dem Ton wissenschaftlicher Polemik heraus, wie wenn Moriz Müller gegen Frauenstädt's Satz: „Anderer Leib, andere Person“, die folgende Einwendung macht: „Könnte doch sogar die Philosophie dieses Frauenstädt sich etwas verbessern, ohne daß der Doctor selbst wesentlich ein anderer würde? Warum soll man sich dessen Ich nicht mit etwas anderer Nase, andern Ohren denken, ohne daß dieses Ich sein Selbstbewußtsein verliere?“ Die Schrift wird die Gleichgültigen erwidern, die Gleichgültigen amustren, aber die Gegner gewiß nicht bekehren.

Bibliographie.

Abani, C., Nationale Eiferer und Österreichische Pessimisten. Leipzig, Prochasta. Gr. 8. 10 Ngr.
 Arndt, A. Ritter v., Johann Christoph Bartenstein und seine Zeit. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 2 Ngr.
 Bagger, J. G., Dänemark und Deutschland. Zeitbetrachtungen. Aus dem Dänischen von A. W. Peters. Bremen, Kistmann u. Comp. 8. 10 Ngr.
 Bähring, B., Biblische Geschichten mit christlichen Lehren. Ein biblisches Lehr- und Lesebuch für Elementarschulen. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Ngr.
 Bartels, G. E., Ansichten eines Freundes der Bibel- und Naturbetrachtung. Abhandlungen und Ansätze. In Druck gegeben von H. St. Barne, Klein. Gr. 8. 27 Ngr.
 Beer, A., Holland und der österreichische Erbfolge-Krieg. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 20 Ngr.
 Bibr, G. Freih. v., Die ersten Glieder einer langen Kette. Roman. 3 Bde. Nürnberg, Richter u. Kappeler. 8. 4 Thlr.
 Binder, J. J., Das Passionsspiel in Oberammergau. Kulturhistorische Studie. Regensburg. Gr. 8. 16 7/8 Ngr.
 Böhm, E. W., Bühnen-Repertoire des In- und Auslandes. Nr. 278: Provinzial-Theater. Pöste mit Bezug von F. Wami. Berlin, Fayn's Buchh. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
 Buchholz, Erlebnisse der Mannschaft des Schiffes Hansa bei der zweiten deutschen Nordpol-Fahrt nebst Bemerkungen über das Leben der Thiere im hohen Norden nach brieflichen Mittheilungen herausgegeben von der physikalisch-oekonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Königsberg, Koch. Gr. 8. 5 Ngr.
 Buchner, W., Scherzhaft. Ein Lebensbild. Straßburg, Schauenburg. 16. 7 1/2 Ngr.
 Dulwey, Sir G. E., Geschichtliche Charaktere. Autorisirte Uebersetzung von A. Lang. 1ster Bd.: Talleyrand. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
 Ernoldi, J. M., Die antikatolische Philosophie und die gegenwärtigen Nebel der Gesellschaft. Aus dem Italienischen frei übersetzt. Brunn, Weger. Gr. 8. 5 Ngr.
 Fallson, S., Giordano Bruno. Detroit. Gr. 8. 1 Thlr.
 Francesco, Abate in Catania. Drama. Nach einer sizilianischen Novelle von St. P. Holst: „die Geliebte Bellini's.“ Nebst einem altitalianischen Matroesengesang mit Noten, Metrisch frei bearbeitet von Arthur. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Franks, R., Offener Brief an Eduard Hamelick. Ueber Bearbeitungen literar. Tonwerke namentlich Bach'scher und Händel'scher Vocalmusik. Leipzig, Lenckart. Gr. 8. 12 Ngr.
 Franesca-Cultas und Deutschenhaus von XXXX. Berlin, Behr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Freimuth, B., Der deutsch-französische Krieg und die Katholiken. Luxemburg, Gehr. Baum. Gr. 8. 15 Ngr.
 Fried, D., Das Passionsspiel in Ober-Ammergau. Ein Vortrag. Berlin, Rauch. 16. 6 Ngr.
 Gaboriau, E., Die goldene Schuppe des zweiten Kaiserreichs. Roman. Aus dem Französischen. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.
 Das Gänsechen von Bucheau oder: die Erstürmung von Sok. Afrika ohne Sturm. Original-Lustspiel. Von dem Verfasser des Drama, nach der Erzählung: die Erstürmung Antwerpens. Von Arthur. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 5 Ngr.

Gedanken eines Civilisten. Kleine Knüttelverse aus der grossen Knüttelzeit 1870-1871. Grosswardeln, Hügel. Gr. 16. 12 Ngr.
 Gerot, R., Deutsche Ostra. Zeit-Gebichte. Leipzig, Amelang. 16. 1 Thlr.
 Geschichte der Commune in Paris. 1tes Heft. Stuttgart, Bogler u. Weinbauer. 4. 4 Ngr.
 Ghikakh, Fürst, Demetrius oder: das stille Bühnenglück. Lustspiel. Metrisch gedichtet von Arthur. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 6 Ngr.
 Gold, Freih. L. v. der, Licht- und Schattenseiten der gegenwärtigen Culturentwicklung. Vortrag. Hamburg, Agentur des rauhen Janes. Gr. 8. 4 Ngr.
 Götzinger, E., Warhaftige neue Zeitung, des jungst vergangnen tutschen Kriegs. Ditz ist der 4. truck. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 10 Ngr.
 Gracian's, B., Hand-Draht und Kunst der Weisheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Laganosa, und aus dem spanischen Original frei und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. (Nachgelassenes Manuscript.) Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.
 Grosse, J., Gegen den Strom. Ideale und Caricaturen. Roman in neun Büchern. 3 Bde. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 5 Thlr.
 Guido und Ginevra, oder: die Pest in Florenz. Drama, nach des Dr. Andersen „Hans“ metrisch frei nachgedichtet von Arthur. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 7 Ngr.
 Hellwald, F. v., Ueber Colonien und über die holländischen Niederlassungen in Ostindien insbesondere. Ein Beitrag zur niederländischen Colonialfrage. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.
 Hefel, F. v. v. d., Paradenleben. Skizzen aus dem Berliner Militair-Lazarath 1870-1871. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.
 Höfer, G., Rammon und Rarmor. Roman. 2 Bde. Nürnberg, Richter u. Kappeler. 8. 2 Thlr. 22 1/2 Ngr.
 Höfler, C., Die Avignonischen Päpste, ihre Machtstile und ihr Untergang. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 8 Ngr.
 — Anna von Luxemburg, Kaiser Karls IV. Tochter, König Richard's II. Gemahlin, Königin von England 1388-1394. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 2 Thlr. 16 Ngr.
 Horn, D., Im Siegesheimzug. Festspiel zur Feiertage der deutschen Truppen. München, Neiger. Gr. 8. 4 Ngr.
 Kellner, W., Der neue deutsche Kaiser und die Hofenankeln. Ein Vergleich alter und neuer Zeit. Hanau, Prior. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Lessor, E., Necker's zweites Ministerium. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 28 Ngr.
 Liebow, F., Nord- und Südgermanen. Leben und Lieben in Dänemark. Berlin, Behr. 8. 20 Ngr.
 Meier, D., Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. 1ster Thl. Deutscher Staat und römisch-katholische Kirche von der letzten Reichsversammlung bis zum Wiener Congresse. Kofod, Stiller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
 Meinel, K. F., Geschichte des rheinischen Städtebaues im 12. Jahrhundert. Hannover, Hahn. Gr. 8. 10 Ngr.
 Meurer, J., Spiritisch-philosophische Reflexionen über den menschlichen Geist. Mit Bezug auf Materialismus und dogmatischen Christianismus. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 24 Ngr.
 Meyer, G., Ruhr und Renne. Eine Fahrt durch das südliche Westphalen. Iserlohn, Böhmer. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
 Pfäfers, M., Kriegstagebuch in Liebern. Düsseldorf, de Haen. 8. 7 1/2 Ngr.
 Pfäfers, C., Neue Gedichte. Leipzig, Kell. Gr. 16. 2 Thlr.
 Rittershaus, C., Neue Gedichte. Leipzig, Kell. Gr. 16. 2 Thlr.
 Roquette, D., Welt und Haus. Romane. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr.
 Schmettau, F. v., Thorismund oder durch Krieg zum Sieg. Ein Lebensbild aus dem 19. Jahrhundert. Stuttgart, Brander. 8. 1 Thlr.
 Schirrmacher, F., Albert von Bismarck, genannt der Böhm, Archibacon von Passau. Weimar, Böhm. Gr. 8. 1 Thlr.
 Schuler, K., Erlebnisse und Beobachtungen eines deutschen Geistes während des Krieges 1870-71. Darmstadt, Wieg. 8. 12 Ngr.
 Sengelmann, D., Die Rüstordfer Anstalten. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., Kl. 8. 15 Ngr.
 Politische Skizzen aus Oesterreich. Ein Beitrag zur neuesten österreichischen Geschichte. Leipzig, Luchardt. Gr. 8. 10 Ngr.
 Spiller, F., Drei Lebensfragen, für Staat, Schule und Kirche und die Umgestaltung des deutschen Schulwesens. Berlin, Grieben. Gr. 8. 15 Ngr.
 Sydow, F., Der Brand von Paris oder Deutschlands und Frankreichs Veröhnung. Stuttgart, Bogler u. Weinbauer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Sylvester, G., Naturstudien, gebildeten und sinnigen Lesern gewidmet. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 24 Ngr.
 Temme, J. D. G., Ein Verwohener. Roman. 2 Bde. Berlin, Hanserand-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
 Tooppen, M., Eibinger Antiquitäten. Ein Beitrag zur Geschichte des städtischen Lebens im Mittelalter. 1stes Heft. Danzig, Bertling. Gr. 8. 15 Ngr.
 Tattler, L., Selbstbriefe aus Frankreich 1870-1871. Zuerst erschienen im „Hamburger Correspondenten“. Durchgesehen und ergänzt. Berlin, Hoff u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
 Teltner, D., Ein Weib der Revolution. Tragödie. Wien, Bed. 16. 25 Ngr.
 Die Verfassungspartei und das Ministerium Hofenwart. Eine politische Studie. Wien, Manz. Gr. 8. 12 Ngr.
 Tollmat, H., Lannreiser. Vier Erzählungen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.
 Wed, G., Blabimur. Eine russische Geschichte in drei Gesängen. Wärsburg, Schner. 16. 10 Ngr.
 Wolfram, L., Wiener Federzeichnungen. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Zwergler, J., Die Volksschule in ihren Beziehungen zu Familie, Kirche und Staat. Wien, Carlort. Gr. 8. 24 Ngr.

A n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Nicolai Cusani
de concilii universalis potestate sententia explicatur.
Dissertatio inauguralis.
Scripsit **Clemens Fridericus Brockhaus.**
8. Geh. 15 Ngr.

Diese Schrift beschäftigt sich mit dem gelehrten Cardinal Nikolaus von Cusa, aus der Zeit des Baseler Concils, und mit den Ansichten über die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche derselbe vorzüglich in seinem Werke „De Concordantia catholica“ entwickelt hat. Cusa's Beweisführungen sind von vorzüglichem Werth für die Beurtheilung des Oekumenischen Concils und der von ihm verkündeten päpstlichen Unfehlbarkeit, daher sich die Schrift gerade jetzt zu besonderer Beachtung empfiehlt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Gregor von Helmburg. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Von
David Friedrich Strauß.
Zweite verbesserte Auflage.

8. Gehftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Schon als Strauß zum ersten male Ulrich von Hutten, den muthigen Kämpfer gegen das licht- und freiheitsfeindliche Rom, dem deutschen Volke vor Augen stellte, wurde das Wort als ein Wort zu seiner Zeit begrüßt; um wie viel mehr kommt heute dasselbe zur guten Stunde, da für Deutschland zum Theil erreicht ist, wonach Hutten lebenslänglich gerungen, und es nun gilt den letzten verzweifeltsten Angriff der Römlinge auf den geistigen Fortschritt und das nationale Gedeihen der Völker mit gesammelter Kraft zurückzuschlagen! Dieser zweiten Auflage kommt überdies zu statten, daß der Verfasser die Darstellung, trotz vielfacher Vereicherungen und Ergänzungen, mehr zusammengebrängt hat, wodurch es möglich wurde, den Preis um die Hälfte billiger zu stellen als bei der ersten Auflage. So ist dem classischen Werke, einer Perle unserer Nationalliteratur, der Weg in die weitesten Kreise des deutschen Volks geöffnet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von
Ferdinand Gregorovius.
Vierter Band.

Von Ravenna bis Mentana.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser schließt mit dem vierten Bande seine italienischen Wanderungen ab; die mit vollem Recht den anzuehndsten und gediegensten Werken über Italien beigezählt werden. Geschichtsbilder aus älterer wie aus der neuesten Zeit, landschaftliche Schilderungen, Architektur- und Kunstbetrachtung bilden den mannichfaltigen und immer fesselnden Inhalt dieses Schlußbandes. Die drei ersten Bände haben den gleichen Preis und sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Herzog Bernhard von Weimar.
Geschichtliches Trauerspiel
von
Andolf Gottschall.
8. Geh. 15 Ngr.

Dieses neue Drama Gottschall's ist bereits an mehreren Bühnen mit gutem Erfolg gegeben worden. Der Dichter wußte dem bekannten geschichtlichen Stoff neue, eigenthümliche Motive abzugewinnen und ihn dem Interesse der Gegenwart unmittelbar nahe zu rücken.

„Herzog Bernhard von Weimar“ bildet das siebente Bändchen von Gottschall's „Dramatischen Werken“. Jedes Bändchen ist einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu haben.

Die ersten sechs Bändchen enthalten:

- I. Pitt und Bog. Lustspiel in 5 Aufzügen.
- II. Magedda. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- III. Die Diplomaten. Lustspiel in 5 Aufzügen.
- IV. Der Rabob. Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- V. Katharina Howard. Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- VI. König Karl XII. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Im Verlage von Franz Kipperheide in Berlin erscheint demnächst:

Sebastian Brand's
Narenschiff
in neuhochdeutscher Uebersetzung
von
K. Simrock.

Mit den Holzschnitten der ersten Ausgaben von 1494
und 1495.

Klein Quart. Preis ca. 4 Thlr.

Ein soeben ausgegebener Prospect, 16 Seiten in Klein Quart, mit vier Holzschnitten, steht durch alle Buchhandlungen gratis zur Verfügung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Hundert Jahre.
1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.
Von

Heinrich Albert Oppermann.

Neun Theile. 8. Geh. 10 Thlr. 10 Ngr.

Mit diesem trefflichen Werk hat sich der verstorbene Verfasser ein ruhmvolles literarisches Denkmal errichtet. Ein bekannter Kritiker vergleicht es mit Sealoff's „Lebensbildern aus beiden Hemisphären“, indem er hinzufügt: in dieser Weise sollten alle Romane geschrieben werden, welche die Gegenwart oder die nächste Vergangenheit schildern wollen! In dem Faden der Zeitereignisse gibt das Oppermann'sche Werk eine Reihe culturgeschichtlicher Schilderungen, die, bald ernst bald humoristisch gehalten, immer frisch, anschaulich und in hohem Grade fesselnd sind.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 33 — Nr. 39. — 30 —

21. September 1871.

Inhalt: Zur Shakspeare-Literatur. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Neue Gedichte und Uebersetzungen. Von Adolf Lamm. — Romane und Novellen. — Zur deutschen Geschichte. Von Petrus Häcker. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Shakspeare-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 38.)

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Sechster Jahrgang. Berlin, Asher und Comp. 1871. Lr.-8. 3 Thlr.
2. W. Shakspeare's dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Dechelhäuser. Erster bis vierter Band. Berlin, Asher und Comp. 1870. 8. Jeder Band 15 Mgr.
3. Shakspeare's dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakspeare'schen Dramas. Von Hermann Ulrich. Drei Bände. Dritte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, E. D. Weigel. 1868—69. Gr. 8. 6 Thlr.
4. Die Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen, mit sagenhistorischen Nachweisungen von Karl Simrock. Zweite Auflage. Zwei Theile. Bonn, A. Marcus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.

Wir haben früher der Shakspeare-Gesellschaft oft den Vorwurf einer zu starren Orthodoxie gemacht; nachdem wir die Bühnenbearbeitungen der Shakspeare'schen Stücke von Wilhelm Dechelhäuser (Nr. 2) gelesen haben, müssen wir diesen Vorwurf zurücknehmen. Dechelhäuser ist nicht nur Vorstandsmittglied der Shakspeare-Gesellschaft; er ist der eigentliche Begründer derselben — und doch zeigt sich in diesen Bearbeitungen, sowie in den einleitenden Abhandlungen eine Unabhängigkeit des kritischen Urtheils über die Dichtwerke des großen Briten, die an Freigeisterei streift und von der sich immer mehr lichten den Kirche der Buchstabengläubigen als Kegerei behandelt werden mußte. Ja, gegen diese oder jene Lizenz in der Bearbeitung möchten wir selbst Bedenken erheben, obschon wir wegen unserer Proteste gegen die unbedingte Apotheose Shakspeare's von den Shakspeareanern der strictesten Observanz längst in Acht und Bann gethan worden sind. Wenn wir indeß die Kritik näher ins Auge fassen, welche sehr orthodoxe Shakspeare-Philologen an einzelnen Stücken Shakspeare's üben, sobald ihnen dieselben ganz oder zum Theil nicht echt erscheinen, wenn wir auf der andern Seite die tief einschneidende Kritik erwägen, welche durch

die Bearbeiter Shakspeare's ausgeübt wird, eine Kritik, die oft latent ist in den thatsächlichen Kürzungen und Aenderungen, oft in den Rechtfertigungen derselben ausdrücklich betont wird, so fühlen wir uns beruhigt in unserm Gewissen, indem wir des biblischen Spruchs vom Splitter und Balken gedenken, und im Bewußtsein, das Genie Shakspeare's nicht weniger zu ehren, als dies von den Orthodoxen des Shakspeare-Cultus geschieht, ertheilen wir uns aus eigener Machtvollkommenheit Generalabsolution.

Dechelhäuser setzt in einer längern geistvollen Einleitung die Grundsätze seiner Bühnenbearbeitungen Shakspeare's auseinander, und stellt in derselben bereits das Kühne, aber wahre Axiom auf: „Um eine mustergültige Bühnenbearbeitung Shakspeare's liefern zu können, sei es noch notwendiger, dessen Mängel klar zu erkennen, als von seinen Schönheiten begeistert zu sein“; er stellt dies Axiom „den orthodoxen Puristen entgegen, die auf Shakspeare's Infallibilität schwören, in jeder leicht hingeworfenen Phrase tiefen Sinn, in der Fote noch eine tiefstittliche Tendenz wittern, die uns Schwulst als Schönheit vordemonstriren, im mißlungenen Bau stilvolle Eigenthümlichkeit sehen und schließlich das, was sie durchaus selbst nicht begreifen, uns als das Allerschönste und Allertiefste hinstellen“.

Zunächst hält Dechelhäuser daran fest, daß die Act- und Sceneneintheilung des Originals durchaus nicht als etwas für die moderne Bühne Verbindliches anzusehen sei, indem bei vielen Shakspeare'schen Stücken und nicht bloß bei den unrechtmäßigen Ausgaben, die durch Nachschreiben der Stücke entstanden sind, jede Eintheilung in Acte und Scenen gänzlich fehle. Bei aller Bewunderung, welche Dechelhäuser für die unübertroffene Meisterschaft Shakspeare's in Bezug auf Architektur und Composition der Dramen hegt, macht er doch auf wirkliche Compositions-

fehler in vielen Dramen aufmerksam, die sich auf verschiedene, häufig zusammenwirkende Ursachen zurückführen lassen:

Einmal hat wol Shakspeare das Schicksal anderer Sterblicher getheilt, daß ihm beim besten Willen und Fleiß eine Arbeit nicht so gelang wie die andere; dies tritt an Stellen aus allen Zeiten seines dramatischen Schaffens hervor, am seltensten allerdings in der mittlern Periode. Zum andern hat Shakspeare offenbar, wie das denn auch nicht anders sein kann, an den verschiedenen Stücken mit sehr verschiedenem Grade von Lust und Liebe gearbeitet; als Mitdirector und Theilhaber seines Theaters werden oft nothwendig äußere Rücksichten eingewirkt haben, um ihn zu Stoffen greifen zu lassen, die ihn selbst weniger ansprachen, also auch nicht zur Entfaltung aller geistigen Anstrengung, deren er fähig war, anregen konnten. Dierhin rechne ich namentlich einen großen Theil der Lustspiele; Shakspeare war überhaupt einer der größten Humoristen, aber nicht der größten Lustspieldichter aller Zeiten. Ferner rechne ich dahin verschiedene Stücke aus seiner letzten Periode, z. B. „Simon von Athen“, wo ihn ein Ueberdruß am dramatischen Schaffen, eine Sehnsucht nach ruhigem Genuß des mäßsam errungenen, materiellen Besitzes ergriffen zu haben scheint. Ein dritter, am meisten charakteristischer und am bestimmtesten nachweisbarer Grund für seine Compositionsfehler liegt aber in der vielfach zu weit getriebenen Anlehnung an seine Quellen, an die in Novellen, Chroniken oder ältern Dramen gegebenen Stoffe. So sehr wir im allgemeinen sein Geschick in der Auswahl der dramatisirbaren Stoffe, so sehr wir, bei der Vergleichung der Quellen mit den darauf gebauten Dramen, die Kunst und das feine ästhetische Gefühl des Dichters bewundern müssen, wie er todtten Stoff dramatisch zu beleben, dem Unbedeutendsten Reiz, dem ärmsten Inhalt Reichthum und Schönheit zu verleihen weiß, so darf uns diese Anerkennung doch nicht blind dafür machen, wie weit auch eine verfehlte Wahl des Stoffes überhaupt, oder das Dramatisiren ungeeigneter oder unwesentlicher Details, namentlich ein Ueberwuchern des Epischen, den Bau und die Composition vieler Stücke beeinträchtigt, wie wesentlich überhaupt die Wahl des Stoffes und dessen bereits vorgefundene Verarbeitung auf die Vorzüge oder Fehler seiner Stücke eingewirkt haben. Am stärksten tritt dies, in guter wie in schlimmer Beziehung, bei den historischen Stücken hervor; die außerordentlichen Werthunterschiede von Stücken, wie „Coriolan“ oder „Richard III.“ einerseits, und „Heinrich VI.“ andererseits, führen sich meistens auf solche Ursachen zurück. Allein auch viele Tragödien und Lustspiele leiden mehr oder weniger an der Signatur ihrer Herkunft.

Einen Hauptfehler Shakspeare'scher Dramen findet Dechelhäuser ferner in der Abnahme der dichterischen Erfindung und Spannkraft gegen den Schluß hin, in dem Mangel an Gleichgewicht der absteigenden und aufsteigenden Handlung; er nennt in Bezug hierauf die Dramen „Hamlet“, „Macbeth“, „Julius Cäsar“, „Lear“, „Cymbeline“, „König Johann“, „Heinrich VIII.“, von denen einige jedoch in der Schlußkatastrophe selbst sich wieder aus der Mattigkeit der Peripetie herausarbeiten. Wir möchten „Macbeth“ und „Lear“ gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen; „Hamlet“ dagegen erlahmt ohne Frage in den letzten Acten. Mit Recht hebt übrigens Dechelhäuser hervor, daß Shakspeare in der Exposition und in der aufsteigenden Handlung Meister sei. Die Composition in ihren Fehlern und Vorzügen bleibe indeß für den Bearbeiter etwas Gegebenes, Feststehendes. „Er darf kürzen, nachhelfen, stützen, ausbessern, aber nicht in den Organismus der Composition selbst eingreifen und darin Wesentliches ändern.“

Eine zweite wichtige Frage betrifft das Verhalten des

Bearbeiters bei mangelnden oder fehlenden Motivirungen. Hierüber sagt Dechelhäuser:

Wie in der Regel Shakspeare gerade im Motiviren groß ist, so liegen doch auch hier Vorzüge und Fehler oft dicht nebeneinander. Eine unbefangene Würdigung wird ergeben, daß die Haupthandlung der bedeutendern Stücke und die wichtigsten Charaktere in ihrer Entwicklung meist mit überraschender Consequenz und Feinheit motivirt sind, wenn auch die Motive häufig ziemlich versteckt liegen. In seinen Werken zweiter Ordnung, und in Nebensachen, schenkt er dagegen der Motivirung mitunter wenig Aufmerksamkeit, sodaß oft Lücken oder auch Widersprüche zu Tage treten.

Unser Bearbeiter hält es nur dann für nöthig, fehlende oder allzu versteckte Motivirungen durch kurze Zusätze hervorzubringen, wenn dies überhaupt für das Verständniß oder die richtige Auffassung nöthig ist und sie mit den Intentionen des Dichters vollkommen übereinstimmen. Wo aber der Dichter absichtlich keine Motivirung geben wollte, sei es vom Uebel, welche zu erfunden und einzulegen.

Als andere Aufgaben der Bearbeitung stellt Dechelhäuser die Ergänzung der Bühnenweisungen und die Kürzungen hin. Er unterscheidet dabei Kürzungen, die nur wegen der Anforderungen unserer Bühne und wegen der allzu großen Zeitdauer der Aufführungen unternommen werden, dann ästhetische Kürzungen, und zuletzt scenische. In Betreff der ästhetischen sagt er:

Mag Shakspeare den Uebergang in unsere heutige Geschmacksrichtung vermittelt haben, so ist doch, namentlich in seinen frühern Werken, dem Pathos und der bombastischen Häufung von Bildern für unsern Geschmack noch viel zu viel Spielraum gelassen. Sie überwuchern oft die Handlung, das Selbstbewußtsein der Selben artet in Prahlerei aus, Momente, wo die eilig fortschreitende Handlung keinen Ruhepunkt gestattet, werden durch Zwiesprache, Monologe, Abschieds- oder Sterbereden ungebührlich ausgedehnt — kurz, es ist viel Unkraut anzugären und der veränderten Geschmacksrichtung, der feineren Bildung unsers Jahrhunderts, weitgehend Rechnung zu tragen. Dierhin gehören auch die Stellen, wo große Vorgänge im Staats- und Völkerverleben sich oft in allzu kindlicher Einfachheit und unter jeder Verleugnung der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, sowie unter Beseitigung aller Formen und Hülfsmittel abspielen, die für unsere Einbildungskraft unerläßlich sind; ebenso das unmittelbare Aneinanderreihen von Handlungen, die nothwendig durch längere Zeiträume getrennt sein müssen. Desgleichen gehört hierher das Ausmerzen der Zoten und obscönen Anspielungen; war auch Shakspeare in dieser Beziehung viel sittlicher als seine Zeitgenossen und seine unmittelbaren Nachfolger (Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, Massinger u. s. w.), so verträgt unser Geschmack doch viel nicht mehr, woran damals selbst die „jungfräuliche Königin“ keinen Anstoß nahm; jede gebildete Schauspielerin würde sich auch heutzutage Stellen in ihrer Rolle verbitten, woran die jungen Leute, die zu Shakspeare's Zeiten die Frauenrollen spielten, vielleicht ihre rechte Freude hatten. Aber nur das berechnete Sittlichkeitsgefühl, nicht die Pruderie soll hier mitsprechen, sonst würde man viele der eigenthümlichen Schönheiten unsers Dichters, viele seiner originellsten Charakterbilder zerstören. In Bearbeitungen in usum delphini würde ich mich nie verstehen. Doch billige ich auch das Beseitigen so vieler harten und scharfen Ausdrücke, insbesondere der Schimpfreden im Munde der Frauen, die mit unsern Begriffen von weiblichem Anstand und von Frauenwürde unvereinbar sind, auch den betreffenden Charakter unsern Zuhörern in einem andern Lichte erscheinen lassen würden, als ihn Shakspeare seiner Zeit zeichnen wollte. Anna lassen wir z. B. heute gewiß nicht mehr nach Richard spucken. Auch bezüglich der Vorführung von Mord- und Blutschenen auf offener Bühne, so viel Takt Shakspeare in

deren Einschränkung vielfach an den Tag legt, verlangt unser verfeinerter Geschmack eine noch weitergehende, sorgfältige Sichtung dessen, was hinter die Bühne verwiesen werden kann, und was vor den Augen des Zuschauers vorgehen muß, damit er die Einwirkung solcher drastischen Vorgänge auf die Weiterentwicklung der Handlung fassen und nachfühlen könne.

Die Bemerkungen über die Anforderungen der modernen Scenirung auf die Gestaltung der Shakspeare'schen Dramen sind durchweg zutreffend. Auch was Dechelhäuser über effectvollere, gut pointirte Scenen- und Actschlüsse sagt, die im Grunde für die Shakspeare-Bühne überflüssig waren, für unsere Bühneneinrichtungen aber unerlässlich sind, ist aus voller Sachkenntnis hervorgegangen. Das sprachliche Gewand entlehnte der Bearbeiter der Schlegel-Tiedtschen Uebersetzung, die er indeß in Bezug auf Klarheit und Wohlklang revidirte. Die Zusätze, wo sie durchaus erforderlich waren zur Ueberbrückung und Herstellung des Zusammenhangs, entnahm Dechelhäuser meistens den ausgefallenen Stellen; im übrigen sind sie von höchster Einfachheit und zurückhaltender Bescheidenheit.

Das Bedürfnis neuer Bearbeitungen Shakspeare's ist ohne Bedenken zuzugeben. Die meisten bühlenläufigen lassen in der That viel zu wünschen übrig; hierzu kommt die große Zersplitterung, die freilich zunächst durch eine neue Bearbeitung noch vermehrt wird, solange es ihr nicht gelingt, sich als authentische und normale für die Bühnen festzustellen.

Die vorliegenden vier Bände enthalten Bearbeitungen von „Richard III.“, „Wie es euch gefällt“, „Hamlet“ und „König Heinrich VI.“ Jeder dieser Bearbeitungen ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche die Hauptveränderungen angibt und rechtfertigt, überdies die Hauptcharaktere des Stückes, namentlich für den Standpunkt des Schauspielers als „Rollen“, auch in Bezug auf äußeres Erscheinen und Costüm in dankenswerther Weise entwickelt.

Die Grundsätze, welche Dechelhäuser in der Einrichtung von „Richard III.“ befolgt, hat er bereits in einem Essay im dritten Bande des Shakspeare-Jahrbuch auseinandergesetzt und wir haben bereits damals in d. Bl. unsere Zustimmung mit ihnen erklärt. Er geht von dem Princip aus, das Uebergewicht der Richard-Rolle zu ermäßigen, die übrigen, vom Dichter ohnedies in der Action zu tiefmütterlich bedachten Rollen in der Bearbeitung nicht noch mehr zu verkümmern; er begünstigt namentlich die Frauenrollen. Das Wiederauftreten Anna's in der ersten Scene des vierten Actes, die vor dem Tower spielt, gibt den Abschluß für einen Charakter, der sonst doch gänzlich unfertig in dem Stück bleibt; auch Elisabeth gewinnt an Farbe, um dann in der von Dechelhäuser wie von Dingelstedt beibehaltenen Werbescene Richard's um Elisabeth sich zur weiblichen Hauptrolle des Stückes zu erheben.

Der zweite Band bringt: „Wie es euch gefällt.“ Dechelhäuser stellt dies Lustspiel sehr hoch und über „Viel Lärm um Nichts“, „Die bezähmte Widerspenstige“, „Die Komödie der Irrungen“; die außerordentliche Bühnenwirksamkeit des Stückes dagegen bestreiten wir; dazu fehlt demselben der Nerv der Handlung und die Komik der Situationen, bei allem poetischen Hauch, der es durchweht, und bei allem Reichthum an geistreichen Gedanken. Dechelhäuser theilt indeß die Vorliebe für dies Lustspiel mit der George Sand, die eine allerdings gänzlich freie Umbichtung

desselben in ihre dramatischen Werke aufgenommen hat. Der Bearbeiter setzt an dem Stück die allzu große Fülle des epischen Details aus, welche der Dichter aus seiner novelistischen Quelle mit herübergenommen habe:

Es betrifft dies namentlich die Geschichte und Charakteristik von Orlando's ältestem Bruder Oliver. Wenn Shakspeare demselben, wie in dem Roman von Lodge, die Hand der lebenswürdigen Prinzessin Celia von vornherein zugebacht hatte, so mußte er nothwendig den Eingang des Dramas anders, als in der Erzählung, gestalten, und Oliver nicht als einen wirklich nichtswürdigen Menschen bei uns einführen. Gleiche Fehler begeht Shakspeare in den „Beiden Veronesern“, „Maß für Maß“, „Ende gut, alles gut“ u. s. w. Auch die plötzliche Belehrung des Usurpators, Herzog Friedrich, durch einen „alten heiligen Mann“, der nur ein einziger Vers gewidmet wird, ist ein Fehler im Stück, der jedoch, bei der untergeordneten Bedeutung dieser Rolle, weniger hervortritt. Ein paar magere Phrasen dem Reue genügen dem Gefühl des Zuhörers nicht, um einen Schuft, wie Oliver, der eben noch seinem Bruder menschenwürdig nach dem Leben stellte, die Theilnahme wieder zuzuwenden und ihn mit Befriedigung den Preis der Liebe erringen zu sehen. Es hat mir keine Scrupel gemacht in der Bearbeitung, jene Härte zu beseitigen, was sich auch ganz ohne Gewalt am Stück machen ließ, indem die von mir zu dem Ende gestrichene Eingangscene zwischen Oliver, Orlando und Charles ohnedies nur ein Ballast in der Exposition des Stückes war.

Die Shakspeareaner der stricten Observanz werden diesen Strich doch als schmerzliche Verstümmelung empfinden. Wir halten ihn für angemessen, aber zugleich doch für so tiefgreifend, daß uns hier eine ergänzende Neudichtung für das Verhältniß der beiden Brüder, dies so wichtige Shakspeare'sche Motiv, nöthig erschienen hätte. Außerdem streicht Dechelhäuser die Sylvius-Phöbe-Episode; Servinus wollte bekanntlich diese Rollen den besten Spielern des Stückes anvertraut wissen, doch Servinus ist in Bezug auf die moderne Bühne und für uns persönlich auch in Bezug auf Shakspeare nichts weniger als eine Autorität, und Dechelhäuser hat vollkommen recht, wenn er meint, daß solche hypersentimentale Schächer und solche kokett-spröde Schächerinnen mit „Glaskugeln und Milchrahmwangen“ in ihrem larmoyanten Pathos für uns vollkommen unerträglich seien.

Bei der Schilderung der einzelnen Charaktere verweilt er mit besonderer Vorliebe bei dem melancholischen Jacques. Daß dieser indeß mit seiner Melancholie, seinen pessimistischen Excentricitäten etwas kokettire, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, ist ein Zug, den wir in der Rolle nicht zu finden vermögen.

Als die wichtigste Bearbeitung muß diejenige des „Prinz Hamlet“ betrachtet werden, welche den dritten Band der Sammlung bildet. Dechelhäuser geht hier in vielen Punkten kühn zu Werke. So streicht er z. B. gleich die erste Introductionscene. Sie ist ohne Frage für den Zusammenhang entbehrlich; aber sie ist erstens stimmungsvoll gehalten, und dann hat sie sich mit ihren lapidaren Versen so dem Gedächtniß eingepreßt, daß sie gleichsam zum „eisernen Inventar“ der Hamlet-Dichtung gehört; wir möchten sie nicht gern missen. Dasselbe gilt von dem Lied, welches Hamlet nach Enttarnung des Königs in der Schauspielerscene singt. Dechelhäuser läßt es fort, weil ihm „für den Künstler die Aufgabe fast unlöslich erscheint, hiermit die richtige Wirkung zu erzielen“. Unsere Bühnenerfahrung lehrt uns das Entgegengesetzte; Davison

und Dessoir z. B. erzielten mit diesen Versen stets eine enthuftasmirende Wirkung; sie waren geradezu der Gipfel-punkt der ganzen Rolle.

Im übrigen sind die Kürzungen, Streichungen, Zusammenrückungen und scenischen Einrichtungen der Döschel-häuser'schen Hamlet-Bearbeitung fast durchgängig zu billigen und die vorausgehende Abhandlung enthält eine so verständige, der berechtigten Kritik nicht entbehrende Auseinandersetzung des Stücks und seiner Charaktere, die Winke in Betreff der Darstellung des Hamlet selbst und der andern Hauptrollen sind so treffend und lehrreich, daß niemand, besonders aber kein Darsteller, diese Einleitung ohne den größten Nutzen lesen wird, da sie frei von allen Hirngespinnsten, Gedankenconstructions und meta-physischen Ueberschwänglichkeiten den Blick fest auf das Greifbare und Wesentliche in Stück und Rolle gerichtet hält.

Nur in zwei Punkten erscheint uns die Bearbeitung nicht kühn genug. Wir würden die unterirdischen Minir-versuche des alten Maulwurfs und seine Aufforderungen an Horatio und Marcellus, auf Hamlet's Schwert zu schwören, daß sie das Geheimniß bewahren wollen, gänzlich streichen. Dies gibt zwar den Darstellern des Hamlet Gelegenheit zur Bewegung auf der Bühne und zu einigen tadellosen Attituden, ist aber im Grunde doch eine Albernheit und für unsere heutige Auffassung gänzlich ungenießbar. Es verlohnt doch wirklich nicht derartigen scenischen Aufwandes und der Mitbetheiligung des Geistes, die Genossen zu einem Schwur zu bewegen, den sie jedenfalls ganz von selbst leisten würden. Für die Gründlinge des Parterre aus Shakespeare's Zeit hatte der Quartier-wechsel des Geistes einen besondern Reiz. Eben war er noch sichtbar vor ihren Augen gewandelt, jetzt ertönte seine Stimme bereits dumpf und grausig aus seinen ewigen Winterquartieren auf die Oberwelt. Wir sind für solche Contraste doch unempfindlich und können in dem Hin- und Herlaufen Hamlet's nur ein überflüssiges Possenspiel sehen. Die Scene ist übrigens auch ein neuer Beweis für den Tiefinn der Behauptung von Gerwinus, daß der Geist in Hamlet nur ein „psychologisches Gespenst“ sei. Schon in der ersten Scene sehen ihn die Schildwachen, die mit Psychologie und mit der Seele des Helden wenig zu thun haben, und hier hört Horatio seine Stimme und sagt: „Dein Sonnenlicht, das ist erstaunlich fremd.“ Auch geht aus keiner andern Aeußerung hervor, daß er diese Stimme für eine Bauchrednerei des Freundes gehalten hätte.

Der zweite Punkt betrifft die englische Expedition; wir haben bereits oben unsere Ansicht ausgesprochen, daß sie nicht nur eine epische Ausweitung des Stücks, ein rohes Ueberbleibsel aus dem Sazo Grammaticus ist, sondern auch den Grundgedanken des Stücks und den Charakter des Helden gefährdet. Döschelhäuser stimmt in der Einleitung vollkommen mit uns überein; er sagt mit aller Schärfe:

So bewunderungswürdig Shakespeare bisher sowohl die Umrisse, als auch eine große Menge epischen Details der alten Hamlet-Sage, wie er sie im Sazo Grammaticus oder dessen novellistischer Bearbeitung durch Belleforest fand, mit einer vollkommen freien dramatischen Composition zu verschmelzen wußte, so ist er leider in der absteigenden Handlung damit nicht glück-

lich gewesen. Shakespeare's Hamlet ist genau der Gegensatz des listigen, egoistischen, thatkräftigen, von Gewissensscrupeln und Reflexionshindernissen vollkommen freien, sein Endziel stets klar ins Auge fassenden und auch erreichenden Hamlet des Sazo Grammaticus. Wie aber nun Shakespeare meisterhaft verstand, viele Einzelheiten, z. B. den verstellten Wahnsinn, durch entsprechende Umkehrung der Ausgangs- und Zielpunkte, auch für einen diametral entgegengesetzten Charakter nutzbar zu machen, so ist ihm dies mit der Benutzung der Expedition nach England nicht geglückt. Im Sazo Grammaticus geht Hamlet mit ganz bestimmten Absichten nach England, kehrt auch nicht auf der See um, sondern gelangt hin und verwirklicht schließlich alle seine Pläne; seine Begleiter dabei ans Messer zu liefern, war bei diesem Hamlet und unter diesen Umständen ganz natürlich. Bei Shakespeare's Hamlet dagegen fehlt einmal jeder bestimmte Plan, was bei diesem Helden der Reflexion ein noch größerer (hier dem Dichter zur Last fallender) Fehler ist, als bei einem Mann der That, der, unter Umständen seinem guten Stern und seiner Entschlossenheit vertrauend, ohne bestimmten Plan dem Schicksal entgegengehen mag. Ulrici nimmt an, daß Hamlet offenbar nur deshalb dem Befehle, nach England zu gehen, willig Folge leiste, weil er hoffe, dort Mittel und Gelegenheit zu finden (vielleicht durch Unterstützung Englands an Geld und Seereemacht), einen ehrlichen, offenen Kampf wider seinen Oheim ins Werk zu setzen. Allein Ulrici wird auch zugestehen, daß es dann Hamlet's, d. h. des Dichters, Aufgabe war, den Plan bestimmt zu zeichnen, ihn nicht in bloße Andeutungen zu verhüllen, die noch dazu zweifelhaft lassen, ob sie auf Claudius oder die beiden Gefährten gemünzt sind. Hat ein zur That ohnehin unfähiger Gedankenheld selbst keine Gedanken mehr, so kann er unser Interesse nicht mehr beanspruchen, um so weniger aber, wenn wir ihm auch unser Mitleid entziehen müssen. Denn es tritt die Unzulässigkeit, diesen Theil der alten Sage im Drama zu verwerthen, noch greller hervor bei der Hinopferung seiner Begleiter. Shakespeare findet nicht einmal nöthig, zweifellos hinzusetzen, ob Rosenkranz und Gildenstern um den Inhalt des Uriasbriefes gewußt haben, ein Fehler, den auch Bisher rügt, der, wie die meisten Kritiker, hierin ihre Schuldlosigkeit unterstellt. Da jedoch die Unbestimmtheit der bezüglichen Stellen jedenfalls die Deutung zulässig macht, daß Hamlet, wenn auch vielleicht irrtümlich, ihre Mithschuld unterstelle, so halte ich diese mildere Annahme zu Gunsten Hamlet's und des Dichters fest. Allein trotz dieser Widerung sind die Briefsächtung und die kaltblütige Hinopferung seiner Gefährten Tüde, die sich durchaus nicht mit dem bis dahin gegebenen Charakterbild eines zum Morde unfähigen, edeln Menschen vereinigen lassen. Bei dem zehnmal schuldigeren König prüft Hamlet aufs scrupulöseste, ob er unzweifelhaft schuldig sei, und verschleibt selbst dann noch die Rache, als er sich durch das Schauspiel fest davon überzeugt hat. Ist dies mit der Hinopferung von Rosenkranz und Gildenstern in psychologischen Einklang zu bringen? Für mein Verständniß und Gefühl nicht. Allein noch wichtiger als dieser specielle Widerspruch im Handeln des Helden unter gleichen Vorbedingungen ist die ethische Färbung dieser Handlung in Beziehung zu dem ganzen Charakterbild Hamlet's. Die That auf dem Schiffe ist niedrig, ist eines edeln, feinorganisirten Menschen, und namentlich eines Idealisten, unwürdig, also für einen solchen unmöglich.

Wir sehen in der That nicht ein, warum der Bearbeiter bei solchen Grundanschauungen nicht, wie Charles Kean in seiner neuen Bearbeitung von 1860, Hamlet's Erzählung über den Hergang der englischen Reise und das Schicksal seiner Begleiter einfach wegstreicht, ohne ein Wort an die Stelle zu setzen. Niemand wird hier eine Lücke fühlen; auch die geschickteste Zusammendrängung dagegen macht doch die epische Ausweitung einer ins Breite verlaufenden Handlung empfindlich.

In dem vierten Bande geht Döschelhäuser am radicalsten vor, indem er den zweiten und dritten Theil von „Heinrich VI.“ in einen zusammenzieht und den ersten,

nach Dingelstedt's Vorgang, beiseitelägt; ja er nimmt nicht einmal die Rosencene aus dem Tempelgarten, die wegen ihrer symbolischen Bedeutung doch beachtenswerth erscheint, aus demselben mit auf. Nach seiner Ansicht enthalten auch der zweite und der dritte Theil, der an dramatischem Werth wie an Bühneneffect dem zweiten nicht gleichkommt, noch viel Bombast und Wortgepränge, namentlich einen Ueberfluß pathetischer Sterbescenen und werthlosen geschichtlichen Details. Deshalb verdrängte er das ganze Stück in ein einziges Drama:

Die Arbeit, welche alles zu bewältigen hatte, was Theorie und Praxis der Bearbeitungsfrage Schwieriges bieten, war in der That eine sehr mühsame, weil ich dem Grundsatz treu blieb, Shakespeare nicht zu verändern oder zu verbessern, noch durch eigene Zuthaten zu ergänzen. Wie das Stück aber jetzt vor mir liegt, habe ich, soweit man über eigene Arbeiten zu urtheilen befähigt ist, die feste Ueberzeugung gewonnen, daß es vollkommen bühnenwirksam ist, ja sich sogar außerhalb des Cylus der Historien als selbständiges Drama mit Erfolg darstellen lassen wird. Wirkliche dramatische Einheit, wie sie dem Original fehlt, war auch in die Bearbeitung nicht hineinzugetragen; dagegen bildet diese wenigstens eine ganz folgerecht zusammenhängende Kette interessanter historischer Ereignisse, die wieder höchst interessanten Charakterentwicklungen zur Folie dienen. Auch fehlt dem Ganzen keineswegs die leitende Idee: „Weß einem Lande, wo ein Kind (oder ein Schwächling) regiert!“

Während Dingelstedt seine Bearbeitung durch glänzende und scenisch erfolgreiche Einlagen, wie in den Scenen mit der Herzogin von Gloster, zu heben und bühnengerecht zu machen suchte, beruft sich Dechselhäuser auf die treue Wiedergabe des Originals in Inhalt und Form. Eingefügte Stellen, wie gleich die erste Scene, die übrigens das Colorit der Shakespeare'schen Sprache in größter Einfachheit nachahmen, sollen nur die Motivirungen schärfer hinstellen. Welch großes Stück Arbeit und welche gewaltigen Divifsectionen diese Bearbeitung erforderte, das beweisen Dechselhäuser's eigene Geständnisse:

Es war meine vorwiegende Rücksicht, den Hauptpersonen, den Hauptträgern der Handlung, ihre volle Bedeutung zu sichern; ich betrachte als solche die Rollen von König Heinrich, Margarethe, York, Gloster, Winchester und Richard; in zweiter Linie kommen dann Warwick, Suffolk, Eduard, Clifford, Cade u. s. w. Diese Rücksicht bedingte eine große Ungleichmäßigkeit in der Kürzung der einzelnen Theile des Dramas. So umfaßt der erste Act meiner Bearbeitung zwei, der zweite einen, der dritte einen, der vierte vier, der fünfte zwei Acte des Originals; der dritte Theil ist hiernach doppelt so stark gekürzt als der zweite, was sich durch dessen specifischen Inhalt (das bloße Hin- und Herwogen des Bürgerkriegs) genügend motivirt. Eine besondere Rücksicht ward ferner der Einschränkung der auf der Bühne zu liefernden Schlachten, sowie der Ermordungs- und Sterbescenen gewidmet. Mit Ausnahme der Cade'schen Scharmügel werden nur die Schlachten bei Wakefeld im vierten und bei Tewkesbury im fünften Acte dem Zuschauer vorgeführt, gleichsam als symbolische Repräsentation des 15 Schlachten umfassenden Rosenkriegs (von der ersten Schlacht bei St. Albans 1455 bis zur Schlacht bei Tewkesbury 1471). Von Nord- und Sterbescenen gehen unmitttelbar auf der Bühne nur die des jungen Rutland (vierten Act) und des jungen Prinzen Eduard (fünften Act) vor sich, zur eindringlichern Motivirung des durch diese Ermordungen unreifer Knaben, resp. Jünglinge in beiden Parteien geweckten und genährten Hasses. Besetzt sind insbesondere die Edditionen und die langatmigen Sterbescenen der beiden Cliffords und Warwick's, ferner die Eddition York's und Heinrich's VI. auf offener Bühne.

Gegen die letztere Streichung hegen wir allerdings

Bedenken und zwar deshalb, weil die Gestalt des Haupthelden eines Dramas von der Bühne nicht so beiläufig verschwinden kann, und dann, weil in Bezug auf den ganzen Cylus der Historien diese Scene für den Helden des folgenden Trauerspiels von großer Bedeutung ist und den Zusammenhang lebendig erhält. Die poetischen und dramatischen Edelsteine in den zwei Theilen von „Heinrich VI.“, die Sterbescene des Cardinals, die Aufrufscenen von Cade, die Ermordungsscene des jungen Rutland und der Hohn der Königin Margarethe gegenüber dem gefangenen York, die Werbescene König Eduard's und Heinrich's VI. Friedensmonolog in der Schlacht, funkeln in dieser Fassung zwar mit ganz besonderm, ungetrübtem Licht; ob aber das Ganze, über den Eindruck einer Anthologie hinaus, den Eindruck eines geschlossenen Stücks machen kann — darüber kann nur das Resultat einer Aufführung an ersten Bühnen beweisen. Und diese Aufführung wünschen wir all den neuen Bearbeitungen, über deren Bühnenerfolg a priori ebenso schwer im voraus zu entscheiden ist, wie über den Bühnenerfolg neuer Stücke; wir wünschen sie sowol im Interesse der Sache wie in demjenigen dieses geistreichen und wahrhaft kritischen Shakespeare-Berehrers.

Wir haben noch auf zwei wichtige Shakespeare-Werke einen Blick zu werfen, welche in neuer verbesserter Auflage vorliegen.

Das Werk von Hermann Ulrici über „Shakespeare's dramatische Kunst“ (Nr. 3), jetzt wesentlich vermehrt und mit zahlreichen Hinweisen auf die neuesten Resultate der Shakespeare-Forschung ausgestattet, ist uns stets als die bedeutendste unserer deutschen Shakespeare-Schriften erschienen, weil sie mehr als die andern historischen und philosophischen Geist athmet. Shakespeare's Stellung im Zusammenhang der Entwicklung der englischen Literatur ist in keinem der andern Werke so lichtvoll hervorgehoben, die Charakteristik seiner Vorgänger und Zeitgenossen nirgends so feinsinnig und eingehend ausgeführt, die Nachwirkungen des großen Dichters in England und Deutschland nirgends mit so rühmtenwerthem Tactgefühl für das Wichtige und Wesentliche dargestellt worden. Ferner unterscheidet sich Ulrici von der Schönfärberei eines Gerwinus dadurch, daß er die Schattenseite einzelner Stücke durchaus nicht verschweigt, sich überhaupt kritisch zu seinem Autor verhält, während vor den Augen des Gerwinus, welche sonst unsern deutschen Dichtern scharf genug auf die Finger sehen, nur in feurigen Zügen blendend ein Brillantfeuerwerk der Apotheose schwankt und seine vierbändige Schrift über Shakespeare das Prädicat „unkritisch“ im höchsten Maße verdient. Dann aber sucht Ulrici am schärfsten die Grundgedanken der einzelnen Stücke festzustellen, das heißt doch nur, ihren Geist zu begreifen; und wenn auch hier die Schärfe des Denkers oft dort einen Mittelpunkt concentrischer Kreise sucht, wo bei dem Dichter sich nur zwei Peripherien schneiden, so ist doch das Streben einer tiefen und auf den Grund gehenden Auffassung bei weitem jenen vagen und deshalb überflüssigen Erklärungen vorzuziehen, mit denen Gerwinus und Kreyßig den Inhalt der einzelnen Stücke, eigentlich das sich selbst Erläuternde, noch einmal in eleganter Reproduction erläutern oder in Allgemeinheiten auflösen, die

ebenso unbestreitbar wie nichtsagend sind. In Bezug auf diese Darlegung der Grundgedanken sagt Ulrici in der Vorrede des zweiten Bandes, nachdem er den Zweck seines Buchs als einen in erster Linie ästhetischen hinstellt:

Bei der kritischen Betrachtung der Shakespeare'schen Dramen, welche den Inhalt des vorliegenden zweiten Bandes bildet, war daher mein Augenmerk vorzugsweise gerichtet auf die Formgebung, die Gestaltung jedes Dramas zu einem für sich bestehenden Ganzen, d. h. auf den Zusammenhang der Theile untereinander, auf die Einheit, welche die Glieder des Ganzen: die Handlung und ihre Entwicklungsmomente, die Charaktere, Verhältnisse und Zustände der handelnden Personen, Sprach- und Versbildung, Scenerie und Darstellungsweise, verbindet und zusammenhält. Denn diese Einheit, die, wenn auch an sich eine innere, doch dem ästhetisch gebildeten Auge in der Gestaltung und Composition des Ganzen sich kundgibt, ist die Verbindung aller Harmonie, und damit aller Schönheit, und damit des Kunstwerks als Kunstwerk. Diese innere Einheit nenne ich die Idee, nicht des Künstlers, sondern seines Werks, weil ich meine, daß sie zunächst seinem Werke angehört und, wenn es ein Kunstwerk sein will, ihm angehören muß, gesetzt auch, daß der Künstler bei dem Entwerfe und der Ausführung desselben nichts von ihr gewußt haben sollte. Ich meine indeß, daß sie auch der Seele des Künstlers, wenn auch nur in halbem Bewußtsein, als dunkle Ahnung oder meinetwegen bloß instinctiv als Drang seines Strebens nach Schönheit, seiner Lust und Liebe zum Schönen, seines Schönheitsgefühls, vorgezeichnet und als leitende Norm seine künstlerische Thätigkeit bestimmt haben muß. Einen solchen normativen, leitenden, die Ausgestaltung des Stoffs zum Kunstwerk bedingenden Gedanken bezeichnet die Aesthetik mit dem Namen der Idee.

Wer kein Liebhaber von Ideen ist, fährt er fort, wer da glaubt, daß eine dramatische Dichtung nur eine beliebige Zusammenstellung von Scenen, Charakteren, Thaten und Begebenheiten sei, wer nur das äußerlich Wahrnehmbare sieht, oder mit dem Blick des nüchternen realistischen Verstandes am Einzelnen haften bleibt und die Verbindung desselben auf Rechnung des Zufalls, der Willkür, der jeweiligen äußern Umstände oder Verhältnisse schreibt, der möge sein Buch ungelesen lassen. In Shakespeare's Dichtungen spiegeln sich eine bestimmte Weltanschauung, aber nicht eine philosophische, sondern eine dichterische. Das meint auch Goethe mit den „Begriffen“, die Shakespeare in den Mittelpunkt seiner Stoffe lege, und zwar lege er jedem einzelnen Werk einen andern Begriff zu Grunde.

Die Analyse der einzelnen Dramen, welche der zweite Band enthält, ist durchaus anziehend und fesselnd, selbst bei jenen mehr problematischen Stücken, denen gegenüber man zu andern Resultaten kommt als der Autor. Ulrici selbst gibt bescheiden zu, daß er dem Leser nur Versuche, Ansichten, Hypothesen bietet, die jeder beliebig berichtigen, ergänzen und abändern möge. Was „Romeo und Julia“ und „Othello“ betrifft, so ist wol der Mittelpunkt dieser Stücke von selbst klar. Ulrici's Verdienst besteht im Nachweis, wie Shakespeare auch hier seine leitenden Gedanken in verschiedenen Wendungen zeigt, in „Romeo und Julia“ die Grundidee gleichsam doppelt durchführt, einmal theilich durch die Hauptaction, an der Liebe Romeo's und Julia's, sodann antithetisch durch die Nebenaction, an der Liebe des Grafen Paris zu Julien; mittelbar und indirect aber an den Charakteren, Thaten und Schicksalen aller übrigen Personen, welche in die Handlung eingreifen. Denn alle sind, wie wir gesehen haben, in ein bestimmtes Verhältnis zu jener Schicksalsmacht der Liebe gestellt, die das Ganze beherrscht und ihnen ihrer Stellung gemäß ihre Lose zuteilt.

In der That ist „Romeo und Julia“ das Hohelied der Liebe zu nennen, und die Zweifler an ihrer Göttlichkeit trifft die Nemesis des Dichters. Darum wird nicht bloß Paris aus dem Wege geräumt, der Vertreter der Condenienzliebe, jener Segelianer aus Verona, dem die subjective Verliebtheit gleichgültig erscheint und der eine Vernunftsthe nach dem Willen der Aeltern zu schließen für das einzig Richtige hält, als auch Mercutio, der Cyniker, dessen höchst sinnliche Beschwörungsformel die geheimen Reize Rosalindens sind, und der die Liebe für eine jener Illusionen der Phantasie hält, welche wir in unsern Träumen erzeugen, wenn das spinnwebige Gespinn der Freknigin Mab uns über die Nase fährt. Wenn indeß Tybalt von Ulrici auch in den Kreis derjenigen gezogen wird, welche die göttliche Macht der Liebe verletzen, weil er zänkisch, haßerfüllt der zarteren Regungen unfähig ist, so scheint uns dagegen Tybalt durchaus ohne Bezug auf den Grundgedanken des Stücks und nur als Vertreter des Partehasses, wie die alten Capuleti und Montecchi.

Daß „Othello“ wesentlich ein Intriguentrauerspiel sei und sich dadurch von Shakespeare's andern Tragödien unterscheidet, hebt Ulrici mit Recht hervor, ebenso daß hier die tragische Katastrophe nicht unmittelbar aus der Sinnenart und Handlungsweise des tragischen Helden hervorgeht, sondern nur mittelbar durch die Bosheit eines andern, selbst durch den miteingreifenden Zufall veranlaßt wird. Im „Othello“ bildet nach Ulrici die eheliche Liebe und Treue, das wahre Wesen der Ehe, das Centrum der dargestellten Lebensansicht. In der misrathenen halben Ehe Jago's und Emiliens liegt der Contrast zu der durchaus vollgültigen Ehe Desdemona's und Othello's:

Der Grundgedanke des Dramas ist also wiederum doppelt durchgeführt: wie Jago's Ränke, unterstützt durch sein eheliches Verhältnis zu Emilien, den Lebensgrund Othello's, seinen Liebes- und Ehebund mit Desdemona zerbrechen, so finden Jago und Emilie selbst nur auf Grund ihrer schlechten, falschen Ehe ihren Untergang. Die Ehe wird zum tragischen Fatum für beide Paare.

Wenn Ulrici indeß in dem Abschnitt, welcher die Quellen der fünf großen Tragödien behandelt, „jede Abweichung des Dichters von den Quellen“ einen poetischen Vorzug nennt, so müssen wir doch dagegen protestieren. In der Novelle des Cinthio, aus welcher Shakespeare seinen Othellostoff entnahm, ist der Charakter des Jago bei weitem besser motivirt, als in Shakespeare's Drama. Nicht ein Uebergehen im Avancement, ein für die Grundidee ganz äußerliches Moment und von Shakespeare sehr heilküßig behandelt, bestimmt hier die Intrigue des Jago, sondern dieser ist leidenschaftlich in Desdemona verliebt und rächt sich, als er von ihr verschmäht wird. So erst gewinnt Jago's Haß und Rache, der sonst grundlos teufelisch sich gegen Othello und Desdemona zugleich richtet, einen begrifflichen Grund, und was noch mehr ist, dieser Grund steht mit den leitenden Ideen des Werks in engem Zusammenhang. Die Zerrüttung der Ehe zwischen Jago und Emilie erscheint als eine vollständige, wenn Jago Desdemona liebt — und das Motiv seiner Rache fällt dann nicht, wie jetzt, aus dem Kreise heraus, welchen der Radius der Grundidee beschreibt. Shakespeare's

Abweichung von der Novelle ist hier nicht ein poetischer Vorzug, sondern ein unkünstlerischer Fehlgrieff.

Was den „Lear“ betrifft, so sucht Ulrici die Introductionsscene zu retten, doch unseres Erachtens in einer sehr gezwungenen Weise. Wenn er sagt:

Diese Scene hat den schärfsten Tadel erfahren; man hat sie völlig unmotivirt, kindisch, absurd genannt; und allerdings wenn Lear wirklich die Absicht hätte, bei der Theilung des Reichs jeder Tochter zuzumessen, was sie nach dem Maße ihrer Liebesbethenerungen verdienen werde, so wäre sein Benehmen kaum anders zu bezeichnen —

so muß es wol auch nach seiner Erklärung bei diesem Ausspruch sein Bewenden haben. Wenn diese Scene auch noch ein paar innere Widersprüche enthält, so wird sie dadurch nicht besser, sondern schlechter. Daß der tragische Untergang Cordelia's in keinem Verhältniß zu dem Grad ihrer Verschuldung steht, gibt Ulrici ebenso bereitwillig zu, wie daß die Vergehen Lear's und Glosster's in keinem Verhältniß stehen zu der Größe des tragischen Pathos, dem sie erliegen. Wenn er behauptet, das Verhältniß zwischen der äußern Strafe und der innern Sünde sei ja in Wahrheit ein durchaus incommensurables, es sei gar kein Verhältniß da, sondern werde von den Menschen mehr oder minder willkürlich gemacht, das zeige uns täglich das Leben und die Geschichte, das wolle uns hier und in andern Tragödien der Dichter zeigen — so ist doch nur ein Schritt bis zu der Behauptung, daß ja im Leben die innere Sünde oft gar keine äußere Strafe erleidet, sondern es sich recht wohl gehen läßt. Wenn der Dichter dies zeigen wollte, so hörte überhaupt jedes Verhältniß von Schuld und Sühne, d. h. die Tragödie selbst hörte auf.

Wenn Ulrici dem „Macbeth“ nicht den gleichen Rang mit „Romeo und Julia“, „Hamlet“, „Lear“, „Othello“ zugeben will, so sind wir gerade entgegengesetzter Ansicht und stellen den „Macbeth“ über „Lear“ und „Othello“, und in Bezug auf die Composition weit über den „Hamlet“. Ulrici sagt:

Abgesehen von dem schon gerügten Mangel an klarer Motivirung des Thuns und Leidens der Lady Macbeth und ihres Verhältnisses zu ihrem Gatten, scheinen mir einzelne Theile durch die Breite und Ausführlichkeit, mit der sie behandelt sind, in keinem rechten Verhältniß zum Ganzen zu stehen; ich vermiße wenigstens die bewundernswürdige Harmonie, durch welche gerade in dieser Beziehung die meisten Shakespeare'schen Dramen sich auszeichnen.

Die etwas banale Ausführung der Hexenscenen, die im innigsten Zusammenhang mit der Handlung stehen, ist doch lange nicht als ein solcher Compositionsfehler zu betrachten, wie etwa die Todengräberscene in „Hamlet“, welche die episch sich verschleppende Handlung der letzten Acte als humoristische Episode aufhält. Ueberhaupt finden wir diesen Tadel bei „Macbeth“ weniger gerechtfertigt, als bei fast allen andern Shakespeare'schen Dramen. Auch wenn Ulrici die tragische Bedeutung des „Macbeth“ beeinträchtigt glaubt, weil der Person des Helden selbst das erhebende und verfühnende Element fehle, so halten wir die Anforderung, daß dies Element im Helden selbst zum Durchbruch komme, für eine einseitige, und wundern uns nur, daß Ulrici sie z. B. nicht auch bei „Richard III.“ geltend macht, wo er mit Recht auf die höhere ethische

Leitung der Geschichte hinweist und in Richmond's Auftreten mit vollem Recht die Verfühnung findet.

Den Charakter des „Hamlet“ verteidigt Ulrici gegen den Vorwurf der Willensschwäche und des Mangels an Thatkraft; er nennt ihn einen künstlerischen oder wenn man will, einen philosophischen Geist, das Stück selbst ein Gedankentrüerspiel:

Es ist das Höchste und Edelste des Menschen, der Gedanke in seiner Beziehung zur That, in seiner Freiheit und seiner selbständig schaffenden, die äußere Welt zum Ausdruck seines Inhalts umgestaltenden Macht, den der Dichter hier als Princip und Basis des menschlichen Lebens, als Hauptmotiv der geschichtlichen Entwicklung faßt. Von dem Familienerbende und weiter vom Staatsleben, aus dem Gebiete der Affecte und Leidenschaften, der Willenskräfte und Thatkraft steigt die tragische Masse Shakespeare's auf in die höchste Region der freien, rein geistigen Thätigkeit; hier nimmt die Dichtung ihren Standpunkt, um von hier aus ihr tragisches Abbild des Lebens zu entfallen. Hamlet's ebenso edler als starker und gebiegener Geist, so groß als menschliche Größe überhaupt reichen mag, ringt überall nach jener Herrschaft, die der Gedanke über den Willen, über den Gang und die Gestaltung des menschlichen Lebens behaupten soll. Dennoch gelingt es ihm nicht, sein Ziel zu erreichen; er hat nicht Kraft genug, sich der äußern Umstände zu bemächtigen; seine eigene Schwäche und Unsicherheit, unterstützt von der Gewalt höchst ungünstiger Verhältnisse, treibt ihn überall aus seiner Bahn; unvorhergesehene Ereignisse machen seine Pläne zu Schanden. Denn einerseits ist sein Geist trotz aller Tiefe, Größe und Kraft doch noch ganz in dem Widerspruche der besonnenen Thätigkeit mit dem blinden Affecte, des freien Gedankens mit der unfreien Leidenschaft, des moralisch notwendigen Entschlusses mit dem willkürlichen, zufälligen Belieben befangen; er steht noch keineswegs auf jener Höhe sittlicher Charakterkräfte und Charakterfestigkeit, voller Selbstbeherrschung und Selbsterkenntniß, welche die erste unerlässliche Bedingung für das großartige, ideale Wirken und Schaffen ist, von dem Hamlet träumte und das ihm fortwährend vor der Seele schwebt. Andererseits überschreitet dies Streben, aus eigener Machtvollkommenheit, frei und schöpferisch das ganze Leben regieren und gestalten zu wollen, in seiner Einseitigkeit das Maß menschlicher Kraft, und grenzt an das Gelüste des Hochmuths, der leitenden Hand der Weltgeschichte sich zu entwicken, „im Handeln einem Engel, im Begreifen einem Gotte“ gleich sein zu wollen.

Mit dieser Darlegung eines Charakters, den Shakespeare bevorzugte als den Träger seines eigenen geistigen Lebens, seiner Weltanschauung mit ihren tiefstannigen und skeptischen Elementen, kann man sich wol einverstanden erklären; weniger mit der Vertheidigung Shakespeare's gegen die Vorwürfe, er habe in den letzten Acten die Handlung unnütz verwickelt und verschleppt. Ulrici sagt:

Es ist wahr, die äußere Composition, die Ueberständigkeit des Stoffs, die Schnelligkeit des Fortschritts der Handlung, die Klarheit der Entwicklung und die Gewißheit über ihr letztes Ziel wird dadurch beeinträchtigt; und wenn man dies für einen Mangel erklärt hätte, so hätte man vom Standpunkt der ästhetischen Regelrectigkeit recht gehabt. Aber die äußere Regelrectigkeit trifft nicht immer mit den höchsten Zwecken der Kunst in eins zusammen, ihr Gesetz wird oft von höhern Gesetzen derogirt. Diese fordern, daß die äußere Composition überall nach dem innern Principe und Zwecke des Ganzen sich richte; sie darf daher den Schein einer Unvollkommenheit nicht scheuen, wenn dieselbe dem Ausdrucke und der Verwirklichung der Grundidee des Ganzen dient: denn eben damit wird der anscheinende Fehler zu einem Vorzuge.

Wir haben aber bereits oben gesehen, daß die Unregelmäßigkeit der Composition hier auch gegen die höchsten Zwecke der Kunst verstößt, indem sie dem Cha-

ratter des Helden und dem Grundgedanken verhängnisvoll wird.

Ulrici's Analyse der übrigen Stücke Shakespeare's, namentlich der Lustspiele, enthält viel Geistreiches; die parodistische Tendenz des „Sommernachtstraums“ ist schlagend hervorgehoben; „Der Sturm“, bei allem Tiefinn doch ein dramatisch schwaches Product, wird mit besonderer Vorliebe analysirt. Bei dem „Kaufmann von Venedig“ sucht Ulrici den leitenden Grundgedanken der verschiedenen Bestandtheile nachzuweisen, den er in dem Satz: „summum jus summa injuria“ findet. Es wird viel bestritten, daß hier nur Variationen auf dasselbe Thema vorliegen, daß ein einheitlicher Gedanke vorhanden sei. Shakespeare hatte in der Novelle von Fiorentino sowohl die Grausamkeit des Juden und den mörderischen Wucherproceß vorgefunden, als auch die damit im Zusammenhang stehende Werbung um die Hand einer reichen Erbin. In der Novelle muß Gianetto ein Probestück ablegen, um die Frau von Belmonte zu gewinnen, welches Shakespeare seinem Bassanio nicht zumuthen durfte; es handelt sich um sehr materielle Liebesbeweise in bewilligten Liebesnächten, Beweise, welche durch einen Schlaftrunk stets zunichte gemacht wurden, bis die List durch eines Kammermädchens geheime Warnung dem Freier zu Ohren kam und so vereitelt werden konnte. Dies Motiv fand Shakespeare mit Recht unschicklich für die Bühne; er sah sich genöthigt, dafür ein anderes einzuschreiben, und griff nach der Geschichte von den drei Küstchen, die er in den „Gesta Romanorum“ fand. Der Nachweis, daß er dies ausdrücklich um des Grundgedankens willen gethan hat, wird wol schwer zu führen sein. Gleichwol ist es möglich, daß Shakespeare das geistig Verwandte der beiden Fabeln herausfühlte, welches sie nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich verknüpfte. Daß das Stück als solches einen innerlichen Einheitspunkt hat, beweist Ulrici mit vielem Scharfsinn.

Am wenigsten können wir uns mit der Auffassung des historischen Dramas von seiten Ulrici's befreunden, zu welcher Shakespeare's Historien das Modell bilden. Gegen das Cycliche als einen Vorzug der „Historie“ müssen wir entschieden protestiren, sonst dürfte die Inszenirung von Becker's „Weltgeschichte“ auch auf keine Schwierigkeiten stoßen. Durch das Uebergewicht des Epischen soll das historische Drama gleichsam über sich selbst hinausgreifen; die allgemeinen Verhältnisse der Völker, aus denen im letzten Grunde die leitenden Ideen der Weltgeschichte hervorquellen, überleben die persönliche Wirklichkeit der einzelnen:

In einem solchen Cyclus, zu welchem die historisch-dramatische Dichtung mit einer gewissen Nothwendigkeit sich ausgestaltet, wird uns das Allgemeine, der Geist und Charakter ganzer Völker und Zeiten, der sonst nur in der Sinnes- und Handlungsweise der einzelnen sich ausdrücken läßt, näher und unmittelbar vor Augen gerückt; der Staatsverband, die Nationalität, ja die Menschheit selbst tritt klarer und bestimmter in lebendiger Persönlichkeit als frei sich bewegender Organismus mannichfaltiger, selbständiger Glieder hervor; das erhabene Kunstwerk der Weltgeschichte entfaltet sich in schärfern Umrissen vor unsern Blicken.

Uns erscheint die „Historie“ als episch-dramatische Mischgattung, wie sie Ulrici construiert, nur eine halb-

berechtigte poetische Zwitterbildung. Im Drama dürfen nie die Völker herrschen, sondern nur der Einzelne; die Bühne verträgt keine epischen Gesamtbilder. Schiller's Vorbild ist hierin weit vorzüglicher als das Shakespeare's und allein unsern Dramatikern zu empfehlen. Die Ueberschätzung der „Historien“ zeigt sich auch bei der Analyse der einzelnen.

Wir können hier auf den ersten und dritten Band des Ulrici'schen Werks nicht näher eingehen, obgleich gerade sie Proben der feinsinnigsten Kritik enthalten. Nash, Green, Marlowe, Heywood, Decker, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher werden im ersten Band meist mit treffenden Zügen charakterisirt, nur Massinger etwas unterschätzt, und das Gesamtbild von Shakespeare's dichterischer Eigenthümlichkeit, das Ulrici hier entwirft, erscheint uns in Licht und Schattengebung vortrefflich und den Erklärungen der einzelnen Stücke vorzuziehen. Die Geschichte der Nachwirkungen Shakespeare's in England und Deutschland im dritten Bande enthält wichtige Beiträge zur Literaturgeschichte, treffende Porträts der englischen und deutschen Dichter im Reflex Shakespeare'schen Geistes — schade nur, daß Ulrici dies Thema nicht bis auf die Gegenwart durchgeführt hat; Immermann, Grabbe, Hebbel, Otto Ludwig, Klein, Griepenkerl und andere Dramatiker fordern in fast noch höherm Grade als die Romantiker eine dramaturgische *actio in finem regundorum* in Betreff Shakespeare's heraus.

Das Werk von Karl Simrod: „Die Quellen des Shakespeare“ (Nr. 4), das jetzt in neuer Auflage vorliegt, erfreut sich eines alten Rufs und ist von Halliwell im Jahre 1850 für die Shakspeare-Society ins Englische übersetzt worden. In der ersten Ausgabe waren Simrod's jetzt verstorbene Freunde Theodor Echtermeyer und Ludwig Henschel auf dem Titel als Mitherausgeber genannt; von Echtermeyer rührte aber nur die Sage von Amleth und die Novelle Giovanni Fiorentino's vom „Kaufmann von Venedig“, von Henschel die Erzählung „Felsiwene“ nach Montemayor und die Quellen des „Lear“ und „Macbeth“ her; die übrigen Stücke der Sammlung sind von Simrod bearbeitet; auch für die sagenvergleichenden Nachweisungen ist er allein verantwortlich. Diese letztern haben zwar für das Shakespeare-Studium geringern Werth; aber desto größern für die history of fiction und für die Erkenntniß der ursprünglichen Schemata, innerhalb deren die Volkspantomime sich bei ihren Erfindungen bewegt und welche dann auch den Schöpfungen der künstlerischen Phantasie zu Grunde liegen.

Die vorliegende Sammlung ist von hohem Werth für Shakespeare's eingehende und gerechte Würdigung. Die mitgetheilten Novellen von Bando, Luigi de Porta, Cinthio, Boccaccio, Fiorentino, Straparola, die Chroniken von Holinshed und Saxo Grammaticus befähigen zu vollkommener Vergleichung der Shakespeare'schen Dichtung mit den Quellen, aus denen er geschöpft hat. Man erhält Aufklärung über taktvoll Gemiedenes und Verändertes, wie über sinnreiche Umgestaltung und Neudichtung. Man wird freilich ebenso oft zu der Uebersetzung kommen, daß die sorgfältige Motivirung der Quellen oft von Shakespeare verwischt ist, der immer

auf die dramatisch durchgreifenden Situationen hindrängte und die Verleittung der vorausgehenden Ursachen oft sehr flüchtig darlegte. Namentlich ist der „Hamlet“ in dieser Hinsicht ein „Tragelaph“, um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen. In der Erzählung des Saxo Grammaticus schließt sich alles klar aneinander; das Verhältniß Hamlet's zur Ophelia ist vollkommen klar; in Shakespeare's Dichtung ist alles durcheinander gerüttelt und gerührt, durchaus nicht zum Vortheil des klaren logischen Zusammenhangs; die Genialität des Helden stand ihm im Vordergrund; über der geistigen Tiefe veräuerte

der Dichter das verständliche Nacheinander der Ereignisse. Eine genaue und unbefangene Vergleichung der Erzählung des Saxo und des Shakespeare'schen „Hamlet“ fehlt noch immer, weil die Kritik stets als Apotheose auftritt und für die Weisheit des Dichters von Haus aus Partei ergreift. Auf manche dunkle Stelle, welche der Dichter als bekannt voraussetzte, oder über welche er rasch hinweggehen zu können glaubte, fällt aus den Quellen ein Schlaglicht, welches auch die ästhetische Shakespeare-Kritik nicht übersehen sollte.

Rudolf Gottschall.

Neue Gedichte und Uebertragungen.

1. Allerlei Sing-Sang. Gedichte eines Verschollenen. München, Wagner. 1870. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser charakterisirt seine Liebergabe ganz richtig in der Widmung:

Dieser Lieder bunte Menge
Legt der Dichter dir ans Herz,
Ernfte, heitre, trübe Klänge,
Behmuth im Bereich mit Scherz —

Zürne nicht, wenn ungezügelt
Er der Laune Worte leiht,
In des Dichters Liedern spiegelt
Er sich selbst und seine Zeit.

Die Sammlung enthält „Vermischtes“, „Reiter- und Ermlieder“, „Sonette“, „Erzählendes und Sprüche“. Beim ersten Einblick in dieselbe überwiegt der Eindruck des Leichtfertigen, Burlesken, Heinißtenden, besonders im „Blumentranz“, wo der Dichter als wahrer Don Juan zwanzig Schönen nacheinander seine Liebe erklärt; bald aber merkt man, daß er neben dem Leichten und Spielenden auch tiefere Saiten des Gemüths anzuschlagen weiß, er ist bei weitem nicht so frivol und blasirt, wie er scheinen möchte, einzelne Lieder, besonders die des Gefangenen und einige Sonette beweisen es. Die Romane und Balladen treffen in ihrer knappen, skizzenhaften Haltung und raschen rhythmischen Bewegung vortrefflich den volkstümlichen Ton, nur ist der Gegenstand und Gedanke nicht immer bedeutend genug, noch weniger ist er dies in den Sprüchen. Das den Verschollenen Auszeichnende ist die große Natürlichkeit und Leichtigkeit seiner Sprache, die nur hier und da ins Ungenirte übergeht. Gefünstelt ist nichts, alles nur so hingeworfen, und doch meist anmuthig und correct.

Die bekannte Anekdote von „Hat ihm schon“, wird bei ihm zu folgender Ballade, die als Probe seiner Weise mitgetheilt werden möge:

Die drei Stroche.

Es gingen drei Stroche durch einen Wald,
Auf einer Wiese, da machten sie halt,
Die warfen ihre Kränze hin
Und legten sich ins kühle Grin.
Der erste sprach: „Wie ich so ging,
Eine goldne Uhr am Fenster hing.“
Der zweite sprach: „Hab' sie gesehn,
Und will auch gleich sie holen gehn.“
Der dritte sprach: „Kam hinterdrein
Und sah die Uhr und schob sie ein.“

Unter den Wein- und Reiterliedern ist viel Humoristisches. Das „Vemooste Haupt“ schließt mit folgender hübschen Pointe:

Vemoost sind Bart und Haare,
Vemoost das ganze Haus,
Vemoost die alten Stiefel,
Vemoost der alte Flaus.

Vemoost der Ziegenhainer,
Wertwürdig dick und groß,
Nur in dem dünnenbeutel
Ist keine Spur von Noos.

2. Lieder von Luise M. Hensel. Zweite Auflage. Paderborn, Schöningh. 1870. 16. 1 Thlr.

Auch wer nicht auf dem hier stark accentuirten romantisch-katholischen Standpunkt steht, wird durch diese Lieder angezogen werden, denn sie sind voll echter Poesie. Einfachheit, Natürlichkeit und Wohlklang des Ausdrucks verschmelzen sich hier mit großer Zartheit und Innigkeit. Die Glut religiöser Empfindung wird so persönlich, mystisch und inbrünstig, wie in den Sonetten der heiligen Theresen:

Zu dir, zu dir, hinweg von mir
Will meine Seele fliehen,
Nur dein allein, dein soll sie sein,
Du mußt zu dir sie ziehen.

Die Welt ist leer; ich will nicht mehr
Nach ihren Gütern fragen,
Für dich, für dich soll ewiglich
Dies Herz allein mehr schlagen.

Was du nicht bist, Herr Jesu Christ,
Danach laß mich nicht streben,
Laß mich nicht mehr, o lieber Herr,
Ohn' dich auf Erden leben.

Nur du, nur du, sonst keine Ruh',
Kein Auge, keine Ohren;
Was ist die Welt, wenn der mir fehlt,
Den ich allein erkoren?

Stirb hin, stirb hin, mein Eigensinn,
Scheid' ab, verworrenes Streben,
Nimm hin, nimm hin den neuen Sinn,
Den du, Herr, selbst gegeben.

Ton und Weise dieser Lieder, in denen, wie man sieht, die himmlische und irdische Liebe, wenigstens im Ausdruck, einander sehr nahe kommen, erinnert oft an Novalis, Schenckendorf und Eichendorff, doch ist die Sprache klarer,

correcter und wohlkautender wie bei ihnen. Die Sammlung enthält Lyrisches und Episches: „Krippenlieder“, „Sacrament“, „Maria“, „Die Heiligen“ u. s. w., und ergeht sich in mannichfachen Formen, doch ist alles und jedes von demselben Geist weltverschmähender Ascese und christ-katholischer Orthodogie durchhaucht. Alles ist Variation eines und desselben Themas, in die nur selten um des Gegensatzes willen die Bilder der Welt und Natur hineinschwimmern. Die Sammlung erscheint in zweiter Auflage und wird zweifelsohne in entsprechenden Kreisen fernern Anklang finden; weltlicher gestimmten Lesern wird das Ganze jedoch etwas monoton und — einseitig erscheinen.

3. Gedichte von Marie Luise Henriette Schroeder. Bremen, Lannan. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Gedichte gleichen denen ihrer Schwester in Apollo durchaus nicht. Ueberschwenglichkeit wird man ihnen nicht zum Vorwurf machen, es sind allerlei romantische An- und Nachklänge, aber ohne anschauliche Gestalt und faßbaren Gedanken. Vielleicht haben Freundinnen und Verwandte Gefallen an den Sachen gefunden, die ganz hübsch klingen und bei denen man nichts zu denken braucht, und die Verfasserin, wie das so zu gehen pflegt, zur Herausgabe ermuntert.

Wie reizend, naiv und kindlich klingt z. B. folgendes kleines Gedicht, das mit Recht den Titel „Irrthum“ trägt:

Es lebte einst ein Vater,
So schwach wie alt,
Die Tochter so blühend,
Wie hold von Gestalt.

Der arme Alte
Stirbe gar gern,
Doch der Todesengel
Blieb lange fern.

Aber einst trat der Tod
In das Hänschen ein,
Und entführt statt des Vaters
Das Töchterlein.

Einfacher kann man doch nicht sein! Die den Schluß bildenden „Satirischen Gedanken“ sind weder satirisch, noch Gedanken, enthalten aber folgende unangreifbare Wahrheit:

Die guten (Männer), sie sind anders, trau'n,
Sie achten sich und ihre Frau'n;
Durch Tugend soll der Mann allein
Der Frauen Herr und Vorbild sein.

Für Dichterinnen und solche, die es werden wollen, wäre es vielleicht nicht übel, wenn er es auch durch Kraft, Klarheit und Correctheit würde.

4. Friba. Märchen in drei Gefängen von Ferdinand Erdmann. Berlin, Henschel. 1870. 16. 10 Ngr.

Wir wissen nicht recht, was wir aus diesem 44 Seiten füllenden, hübsch gedruckten und eingebundenen, übrigens auch gut verficirten Märchen machen sollen. Ort, Zeit, Feld, Handlung, alles schwebt in der Luft, nichts ist genug individualisirt, um gegenständlich und faßbar zu werden; auch der Gedanke, daß wir auf Irrwegen zur Wahrheit gelangen und schließlich unser

Glück in der Beschränkung finden, stellt sich als Grundthema nicht wesentlich genug heraus. Der Erzählungston ist leicht und lebendig, die eingestreuten idyllischen Naturschilderungen sind ganz hübsch, aber zu luxuriös durchgeführt und die eingewobenen Reflexionen doch gar zu unbedeutend.

5. Früh-Nachtigall. Lieder aus deutschem Walde von August Silberstein. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, P. Neclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.

Der Verfasser bemerkt im Vorwort, daß ein großer Theil dieser Lieder schon einmal 1859 und bald auch zum zweiten male in die Welt zog. Sie erscheinen „im Augenblicke, wo das Große eingetreten, wo fast alle deutschen Stämme gegen den Feind ziehen, um einige Gebichte vermehrt“, zum dritten male. Ein frischer kräftiger Ton ist diesen von Patriotismus und Freiheitsliebe durchhauchten Liedern, von denen viele, wie der Verfasser emphatisch sagt, auf den Schwingen der Musik dahinziehen, nicht abzusprechen, doch stehen, will uns bedünken, nur wenige auf der Höhe wirklicher Poesie und sind künstlerisch so abgeklärt und formreiner, daß anzunehmen ist, sie werden bei der eingetretenen patriotisch-lyrischen Euphorie am Leben bleiben. Manches ist doch ziemlich trivial und häckelsängerisch, z. B.:

Oa, schlingt die Hände zum Verein,
Und einigt auch die Seelen,
So klingt's in alle Welt hinein
Aus Schwertern und aus Keulen.

Das Eins ist Eins und bleibt Eins
Und soll's in Ewigkeit verbleiben:
Von deutschen Herzen läßt sich keins
Dies aus dem Innern treiben!

Sonst handhabt der Verfasser den Refrain meist mit Glück und weiß auch die Stimmung seiner Lieder durch Klang und Tonfall so auszudrücken, daß die ihnen inwohnende Musik zur Composition reizt. Das neu hinzugekommene gehört jedenfalls zu dem Bessern, z. B. „Die schönste Liebe“, dessen erste Strophe so heißt:

Die schönste Liebe, die dein eigen
In dieser ganzen Erdenkrust,
Mit der dir Gott will Gnaht erzeigen,
So lang noch Odem tu dir ist,
Die ewig jung im Fortbestand,
Die treue Lieb' zum Vaterland.

6. Der Mönche-Krieg (Monachomsahia). Komisches Seldengedicht in Stenzen des Fürstbischof Ignaz Graf Rasicki. Aus dem Polnischen von Alexander Winklewski. Berlin, Dehmitze. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Uebersetzung ist fließend und gewandt in Bewältigung der ottave rime, die hier um so größere Schwierigkeiten boten, als viel Widerstrebendes an Namen und Anspielungen hineinzubringen war; sie macht auf die Nichtkennner des Originals, zu denen wir gehören, den Eindruck großer Treue und führt gut in den etwas veralteten Charakter des kleinen satirischen Epos ein, das, indem es in mehr lachender als beißender Weise die Fehler und Verkehrtheiten der Ordensgeistlichen aus des Dichters Zeit durchhehelt, eine größere culturhistorische als ästhetische Bedeutung hat. Besonders werthvoll sind die beigegebenen biographischen Notizen über den in Polen berühmten und in Deutschland wenig bekannten fürst-

bisphöflichen Dichter, der von 1735—1801 lebte, als gewandter Nachahmer ausländischer, besonders der französischen Literatur in mannichfachen Schriften einen großen Einfluß gewann und bei seiner vielverzweigten Thätigkeit nach allen Seiten hin bedeutend und anregend einwirkte. Die Charakteristik desselben wird den meisten Lesern interessanter sein als das Gedicht, zu dessen Verständnis ein Commentar das Nützlichste beibringt. Das Büchlein, so wenig umfangreich es ist, läßt uns einen genügenden Blick in eine frühere Entwicklungsperiode der polnischen Literatur thun und ist mit Dank aufzunehmen.

7. Gedichte von Karl XV., König von Schweden und Norwegen. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1870. 8. 18 Ngr.

Karl XV. ist freilich kein König unter den Dichtern, aber doch ein Dichter unter den Königen, er ist mehr als ein fürstlicher Dilettant, das beweisen die bereits mehrfach jetzt von Leinburg vortrefflich wiedergegebenen Proben. Leider sind es aber nur Proben, und diese gewähren in ihrer Vereinzelnung und Zerstückelung, denn es sind zum Theil nur Fragmente, keinen vollen Einblick in die poetische Eigenthümlichkeit des königlichen Dichters, der im Epischen zur sogenannten gothischen Schule gehört und in Ton und Haltung an Tegnér, den Dichter der „Frühlingsfage“, erinnert.

Unter den lyrischen Stücken, die vollkommen rein und wohlklingend, nirgends die Arbeit des Uebersetzers errathen lassen, sind einige von großer Schönheit und Kraft, z. B. „An Schweden“ und „Vormals“, andere sind zart, innig, von tiefem Naturgefühl durchwärmt und erinnern an Nikolaus Lenau. Wir theilen zwei derselben mit:

Die Nacht.

Mondschein glänzt hernieder, hold,
Tropft herab wie süßig Gold
Von den Blütenzweigen.
Klänge durch die Lüfte wehn,
Die wie eine Botchaft gehn
Durch das nächt'ge Schweigen.

Sel'ger Friede! — O wie schön
Solchem Ton von Himmelshöhn
Ahnungsvoll zu lauschen!
Wohl an ihm mit Sehnsuchtschmerz
Mag das sturmbewegte Herz
Nächtlich sich beranschen.

Ebenso stimmungsvoll ist:

Komm wiederum einmal.

Am Saum des Himmels glänzt der Abendstern
Sanft durch der Wolken halbzerrißnen Schleier;
Gleich einer Ampel in dem Dom des Herrn
Winkt er im Spätrothglanz zu sel'ger Feier.

Und aus dem Meer in purpurrother Pracht
Erhebt des Mondes Feuerball sich düster,
Im Schmelz der Wiesen blinkt der Thau der Nacht
Und durch den Wald geht ahnungsvoll Gesüßter.

O Traum, nun komm! Komm wiederum einmal
Nach dem ich mich gefehnt mit Lust und Schmerzen,
Komm, lächle mild herab auf meine Qual
Und deinen Frühling bringe meinem Herzen.

„Heimweh“, „Fata Morgana“, „Abends“ und „Morgenwanderung“ haben einen ähnlichen, echt lyrischen Charakter, während andere: „Mission des Weibes“, „Glaubensbekenntniß“, „Die Heimat des Herzens“, mehr reflectiren, rhetorisiren und von Reminiscenzen nicht frei sind. „Die Heimat des Herzens“, das uns Leinburg viel zu hoch zu stellen scheint, erinnert unwillkürlich an Felicia Hemans' „Das bessere Land“, wie „Dir bin ich hold“ an Goethe's „Ich denke dein“. Es wäre sehr zu wünschen, daß der äußerst gewandte Uebersetzer und, wie seine Notizen beweisen, gelehrte Kenner der schwedischen Poesie, Geschichte und Mythologie uns durch umfassendere Mittheilungen mit einem Dichter bekannt machte, der nebenbei König — oder sollen wir sagen: mit einem König, der nebenbei Dichter ist? Das Phänomen ist heutigentags ein so seltenes, daß man kein Hofmann zu sein braucht, um ihm seine Aufmerksamkeit zu widmen.

8. Zwei Balladen des Slowenen-Dichters Franz Prešern. Deutsch von Ludwig Germanil. Erstes Fest. Graz, Vereins-Buchdruckerei. 1871.

Die Existenz einer slowenischen Poesie war uns, wie wir offen eingestehen, bis jetzt unbekannt, und leider genügen die beiden Balladen „Rosamunde von Auersperg“ und der „Wassermann“ nicht, uns einen genügenden Begriff von dem Dichter zu geben, den der Uebersetzer einen genialen nennt. Die beiden Balladen, von denen der „Wassermann“ einen schon oft behandelten Stoff hat und die „Rosamunde“ mehr eine lebhaft erzählte, aber ziemlich prosaisch gehaltene Anekdote als eine wirkliche Ballade ist, bestätigen dies Urtheil nicht; doch mag es sein, daß die etwas hölzerne und holperige Sprache des Uebersetzers die poetische Wirkung beeinträchtigt. Sein Bestreben war, wie er sagt, wortgetreu zu übersetzen. Sein Glaubensbekenntniß klingt wunderbar genug: „Denn ich glaube, die Aufgabe des Uebersetzers besteht darin, daß man nicht allein den heilkäufigen Sinn, sondern charakteristisch und vergeistigend möglichst genau die Worte des Autors übertrage, um sich sozusagen dem Autor auch leiblich zu nähern.“ Der Verfasser hat bei guter Gelegenheit mehrere Proben aus seiner eigenen Gedichtsammlung angehängt, um sie als „lyrischen Anhang mitlaufen zu lassen“.

In der ersten Abtheilung „Klangleben der Liebe“ herrscht der Klang jedenfalls über den Sinn vor, ist aber weder sehr rein, noch sehr melodisch. In der zweiten „Lyrische Rhapsodien“ scheint es auf das Umgekehrte angelegt zu sein, aber die Gedichte sind so rhapsodisch, daß wol nur glücklichere Leser als wir dem Fluge durcheinanderwirbelnder Gedanken und Bilder zu folgen im Stande sind.

Die Balladen mit dem Anhang, der größer ist als sie, erscheinen als erstes Fest und Vorläufer eines ganzen slowenischen Balladen- und Romanzenzyklus. Warum, wenn die gute Gelegenheit nicht die Hauptsache war, nicht warten, bis man dem Publikum einen umfassendern Einblick in einen wenigstens dem Norden Deutschlands noch unbekanntem Dichter gewähren konnte?

Adolf Laun.

Romane und Novellen.

1. Gräfin Lichtenau. Historischer Roman von Robert Springer. Drei Bände. Berlin, Fante. 1871. 8. 3 Thlr.

Dieser Roman ist eine Ergänzung zu den Culturbildern aus der preussischen Geschichte, welche unser „märkischer Walter Scott“, Wilibald Alexis, seit Anfang der dreißiger Jahre geschaffen hat. Robert Springer füllt die Lücke aus einerseits zwischen „Cabanis“, aus der Zeit Friedrich's des Großen, und andererseits zwischen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Isengrimm“, aus den Zeiten der französischen Kriege. Die Gräfin Lichtenau war bekanntlich jahrelang die Geliebte des sogenannten „biden Wilhelm“, des Nachfolgers Friedrich's des Großen auf dem preussischen Königthrone. In seine Regierung fällt jene Blüte des Supranaturalismus, des Aberglaubens und der kabbalistischen Mystik, welche, als eine Gegenwirkung gegen die vorausgegangene Aufklärungssucht, zur Zeit vor und während der Französischen Revolution in Berlin sich geltend zu machen begann. Als ein Repräsentant dieser Richtung, welcher damit zugleich die Magie der Galanterie vereinigte, wird der sogenannte Graf Cagliostro, der Intrigant des famosen pariser Halsbandprocesses, in den Roman eingeführt, und zwar als der Bewerthelliger eines Manüvers, das im Interesse der Adelspartei bei Hofe den König von seiner bürgerlich geborenen Maitresse trennen soll.

Je mehr die Figur Cagliostro's — des ursprünglich sicilianischen Abenteurers Joseph Balsamo — hier mit offener Kenntniß der auf ihn bezüglichen Literatur geschildert ist, um so mehr müssen wir das Lesepublikum darauf aufmerksam machen, daß dieser in den meisten übrigen Elementen seiner Darstellung den Anschein möglichster historischer Treue tragende Roman bei seiner Vorführung des Magisters Cagliostro die über denselben vorliegenden chronologischen Daten nicht berücksichtigt. Der Pseudograf wird zunächst eingeführt als anwesend in Berlin zur Zeit des Todes des Großen Friedrich, und das ist offenbar unhistorisch. Es steht fest, daß Cagliostro mit Eröffnung des berühmten Halsbandprocesses, mit welchem bekanntlich die unglücklichen Verwickelungen im Schicksal der edeln Marie Antoinette begannen, am 23. August 1785 in die Bastille gebracht, aus derselben am 31. Mai 1786 entlassen ist; in Folge des gefällten Urtheils mußte er am 16. Juni, von Boulogne aus, Frankreich verlassen, und gegen den 20. Juni erreichte er London; hier stellte er alsbald wegen angeblicher, während der Gefangenschaft gegen ihn verübten Unterschlagungen einen Gegenproceß an, und es ist constatirt, daß er am 20. August von dem Secretär der französischen Gesandtschaft in London in officieller Unterredung empfangen wurde. (Vgl. „Der Neue Pitaval“, Leipzig 1845, Erste Folge, Bd. 8, unter „Cagliostro“ und „Die Halsbandgeschichte“.) Friedrich der Große aber ist am 17. August in Schloß Sanssouci bei Potsdam verstorben.

Unter den Angaben, die auch über die fernere Existenz Cagliostro's vorliegen, bis zu seiner letzten Verhaftung in Rom am 27. December 1789, ist nicht ersichtlich, daß er in dieser Zwischenzeit in Berlin gewesen sein sollte.

Abgesehen davon, daß Robert Springer die großen historisch-diplomatischen Situationen, die nach der neuesten Geschichtschreibung gerade unter Friedrich Wilhelm II. sehr interessant und verwickelt bis an die Spree gespielt haben, aus dem Bereiche seiner unverfänglichen Phantasiebilder ausschließt, gibt der Roman uns indeß eine Abpiegelung des literarischen, künstlerischen und culturhistorischen Lebens in Potsdam und Berlin gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in kenntnißreicher Thatsächlichkeit und meist mit elegant taktvoller Zeichnung.

2. Neue Novellen von E. von Dincklage. Erster Band: Geborgenes Strandgut. Zweiter Band: Treue Seelen. Leipzig, Schilde. 1871. 8. 3 Thlr.

E. von Dincklage hat kürzlich mit zwei humoristischen Romanen: „Lolle Geschichten“ und „Hochgeboren“, debutirt. Der reale Hintergrund, der seine „Neuen Novellen“ trägt, ist die Eigenartigkeit der friesischen Volksthümlichkeit in ihrer historischen und gegenwärtigen Existenz. Der Name derselben ist politisch noch heute aufbewahrt in dem „Brieslande“, der nördlichsten Provinz des Königreichs der Niederlande, und in „Ostfriesland“, der westlichsten Provinz des bisherigen Königreichs Hannover.

In den germanischen Urzeiten bewohnten die Friesen die Länder zwischen Rhein und Ems, hatten ihre eigenen Befreiungskriege gegen die Römer und beherrschten im 13. Jahrhundert die Küsten der Nordsee von Flandern bis nach Dittland. Der südöstlichste Stamm von ihnen, die ostgenannten „Stedingen“, lieferte 1234 für seine Localsoverännetät dem um sich greifenden Monarchismus der oldenburger Grafen eine gewaltige Schlacht und setzte seine Kämpfe fort, bis er 1514, mit Hilfe von Braunschweig und Lüneburg, gänzlich unterworfen wurde. Die gegenwärtigen Nachkommen der Friesen, seit Jahrhunderten friedlich unter verschiedenen Herren hausend, haben eine eigene urgermanische Sprache, eigene Geschichtschreiber und eine eigene linguistische und poetische Literatur.

Der erste Theil dieser Novellen mit dem Specialtitel: „Geborgenes Strandgut“, enthält vier Novellen aus neuerer Zeit und Gegenwart. „Angela Wilms und der Prinz von Dranien“ spielt während der ersten Napoleonischen Kriege und würde sehr befriedigend ausgehen, wenn der Prinz, den Angela's Mutter in der Erkerstube versteckt hält und für den deren Freunde sammeln gehen, ein wirklicher Prinz wäre. Leider aber enthüllt er sich als ein Gaubdieb, der immer noch gut genug weglommt, als er die Köchin der Frau Wilms zur Frau bekommt.

„Ein alter Mann“ bewegt sich in militärischen und aristokratischen Familientreisen der Gegenwart, ist sehr elegant, nur in der Scene des Damenduels etwas gar zu capriciös ausgeführt.

Im „Heideschäfer“ ist das volksthümliche Element mit virtuoser Charakteristik behandelt, und die Lebensanschauung dieser Novelle im ganzen steht über jener naiv-absoluten Dorfgeschichte, welche die Welt von unten nach oben, statt von oben nach unten anzuschauen vorzieht.

In „Die schwarzen Jungfern“ sind religiöse Familien-

conflicte, d. h. Conflicte zwischen der gläubigen Religiosität und der aufgeklärten, aus der ersten französischen Revolution hervorgegangenen Irreligiosität, geschildert in einer echt realistischen Darstellungsweise, welche nicht in doctrinärer Tendenz über theologische Parteienansichten debattirt und declamirt, sondern in gedrängter Thatsächlichkeit einzelne bedeutungsvolle Facten ihrer Einwirkung auf das Leben in die Augen springen läßt.

Des zweiten Bandes Ueberschrift lautet: „Treue Seelen.“ Darunter sind zunächst „Friesische Köpfe“ verstanden, welche Friedrich's des Großen Eroberungsmacht nicht auch in ihre Herzen und Familien wollen eindringen lassen, aber nebenbei Geld und Gemüthlichkeit genug besitzen, ihren vermeintlichen Feinden Gutes zu erweisen.

Die historischen „Bilder aus dem Leben einer Königs-tochter“ führen uns friesisch-dänische Erinnerungen vor aus dem Jahrhundert des Dreißigjährigen Kriegs. König Christian IV. von Dänemark besaß eine bürgerliche Gemahlin, Kirsten Munk, später zur Gräfin von Schleswig-Holstein erhoben, die er dann im Interesse für ihre, mit

wenigen Zügen übrigens frappant geschilderte Kammerjungfer Wibeke Kruse verließ. Eine Tochter der Gräfin, Leonore, heirathete einen Grafen Corfiz Ulfeld, der eine Rolle in den damaligen Hofintriguen und Adelsparteiungen spielte, in Hochverrathsproceße verfiel und mit seiner Gemahlin später in Danzig und Stralsund lebte. Das Leben dieser Frau ist beschrieben von Dousseau de la Valette als „Histoire de la comtesse d'Ulfeld“ (Paris 1678). Hieraus schöpft die Novelle; sie gibt die Notiz, daß ein Sohn des Grafen Ulfeld, Leon, geb. 1655, in die Dienste des Kaisers Leopold trat, wo er bis zum General emporstieg, 1697 die Gräfin Anna von Zingendorf heirathete und Stammvater der österreichischen Grafen Ulfeld wurde.

Der Band schließt mit einer psychologischen Genrestizze: „Am Dollart“, in welcher ein junger geistlicher Herr ein wohlhabendes Mädchen, das ihm eigentlich auch nicht bestimmt war, nicht bekommt, weil er gegen den Reichtum desselben Vorurtheile hegt und somit lieber eine der absoluten Gewissenhaftigkeit „treue Seele“ bleibt.

Zur deutschen Geschichtschreibung.

Geschichte des deutschen Landes und Volkes. Von A. L. v. von Kochan. Erster Theil. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Ueber das Bedürfnis nach einer Darstellung der deutschen Geschichte innerhalb des Umfangs zweier mäßiger Bände, auch etwas mehr oder weniger, werden die Ansichten sehr auseinandergehen. Diejenigen, die principiell einer solchen Arbeit wenig Vertrauen entgegenbringen, pflegen dafür eine Anzahl ihrer triftigen Gründe anzuführen, welche wir hier weder aufzählen noch widerlegen wollen. Eine Art von thatsächlicher Widerlegung möchte man schon darin erkennen, daß solche Versuche sich immer wieder erneuern und immer wieder in unserm Publikum einige Verbreitung finden, wenn auch nicht in dem Umfange, wie es der Verfasser erhofft. Wird vollends ein Buch dieser Art durch einen bewährten und im besten Sinne populären Namen getragen, so darf es immer, vorausgesetzt, was sich eigentlich von selbst versteht, daß es den Anforderungen des gegenwärtigen Bildungsstandes materiell und formell entspricht, einige Bedeutung beanspruchen. Es wird auch dann schwerlich eine sozusagen kanonische Anschließlichkeit und Allgemeingültigkeit erobern, die auf unserm Boden vielleicht überhaupt nicht denkbar ist, aber es wird doch auf die Gesinnung und das Urtheil vieler bestimmend einwirken und auf diese Art zu einer nützlichen That im Dienste der größten und besten Sache werden.

Wenn wir bisher nur in allgemeinen Ausdrücken bewegt haben, so wollen wir diesen durch ihre unmittelbare Uebertragung auf das vorliegende Buch sofort eine positive Unterlage geben. Es stammt aus der Feder eines Mannes, dessen historisch-politisches Wirken allgemein gekannt und selbst von den Feinden bedingt anerkannt ist. Einer der entschiedensten und wärmsten Vorkämpfer der großen Ideen der nationalen Reconstruction unsers deut-

schen Volks und Staats, die wir Mitlebenden zu unserm Heile und mit überschwenglichem Hochgefühl nun nicht mehr bloß auf dem Papiere oder in den Köpfen und Herzen ein schattenhaftes Dasein führen, sondern in die greifbarste Wirklichkeit haben treten sehen, mußte es ihm nahe liegen, das Gesamtbild der Entwicklung, für deren geistliches Fortschreiten er seine ganze Kraft und sein ganzes sittliches Pathos einzusetzen gewöhnt ist und dies als seinen natürlichen Beruf erkannt hat, auch einmal in der lebendigen Gegenständlichkeit sich und andern vorzuführen, wie es eben nur durch eine bearbeitete und nach allen Richtungen abgeschlossene literarische Darstellung möglich ist. Jedes einzelne Moment davon ist von ihm gelegentlich wol zu den besten Zwecken seiner historisch-politischen Deductionen verwandt worden, aber es versteht sich von selbst, daß das einzelne erst im Anschluß an das übrige, im Flusse einer innerlich gegliederten und genetisch entfalteten Auseinandersetzung für den Schriftsteller selbst und für seine Leser zur vollen Wirkung gelangt. Alle Vorzüge des politischen Schriftstellers, die neben dem Inhalte den Productionen des Verfassers eine so weit reichende Anerkennung und Wirksamkeit verschafft haben, lassen sich ohne Schaden auch auf ein eigentlich historisches Thema übertragen denken, wenn es von dem Standpunkte aus, den wir eben bezeichneten, behandelt wird. Und dieser Standpunkt selbst ist ein ebenso berechtigter, wie der der strengsten Abstraction von allen Interessen und Fragen der unmittelbaren Wirklichkeit des Tags, welchen die kritische Forschung und Bearbeitung des geschichtlichen Materials mit Recht für sich beansprucht, aber mit Unrecht für den der Geschichtschreibung allein geziemenden ausgeben würde.

Wer in solcher Weise wie der Verfasser als Geschichtschreiber zu wirken befähigt ist, wird sich zwar nicht der Pflicht sorgfältiger Erforschung des Stoffs entziehen

weißer Wolle dem Messer entgangen ist, da kommt der erste beste Affe und Schwärzer, um sie uns zu rauben! Holz des Teufel den Ruhm, wenn es nur etwas Schöneres und Blüthenwertheres hienieden gäbe!

Auch das folgende Lob der Dichtkunst ist im Geiste Voltaire's gehalten:

Was wäre ihr alle ohne die Dichter? Staubgeborenes, standverächtlungenes Gewürm! Und euer Welt? Ein elender, überfrierender Brei von Schmutz und Vermelung, von giftigen Lwa und verkauften Stroh, von Pest und Tod; eine Masse, die immer stirbt und sich immer neu gebiert und in dem einen wie in dem andern Falle gleich häßlich und ekelhaft ist! Alle Philosophen haben es nicht vermocht, ihr ein besseres Aussehen zu geben, und je weiter sie in dem Unrath nach dem Urgrund gegraben, desto giftigere Dämpfe sind aufgestiegen. Wir aber, wir Poeten, ob wir nun Homer, Virgil oder Voltaire heißen, was thun wir?

... Wir stecken den ganzen Misthaufen mit der Fackel unserer Verse in Brand! Die einzige Bestimmung, der letzte Zweck der Welt ist, in dieser feurigen Verklärung durch die Dichtkunst den Verstandigen wie den Thoren ein wunderbares Schauspiel zu gewähren. Wenn die Flamme göttlich-schön in die Höhe steigt, ahnt niemand, welch greuliche Dinge in ihr verbrennen. Das Feuer ist rein, leusch und heilig; und erhebt sich je zu weitern ein bedenklich sinkender Qualm, rasch gießen wir aus goldenen Schalen den Weihrauch himmlischer Worte hinein. Schade, daß dieses Feuerwerk immer nur eine kurze Zeit dauert; nachher liegt der Weltbriest wieder so träge und widrig da, daß sein Anblick in gefühlvollen Herzen die Seerkrankheit erregt, und noch Gefühlsvollere dazu treibt, sich trotz ihres Alters zu verlieben oder aufzuhängen, beides soll im Grunde auf dasselbe hinauskommen. Die Liebe, die ihr so preist, ist nur ein dürftiges Erjasmittel für die Poete; auch sie verbrennt die Welt in ihrer Leidenschaft, allein — und hier liegt das Uebel — nur für zwei, manchmal auch nur für einen, der von dem andern genaßführt wird. Die Dichtkunst dagegen gibt ihr Feuerwerk für alle zum besten; ein Feuerwerk, das keine Schmerzen, keine Betrübniß und keine Leere im Geldbeutel der Zuschauer hinterläßt!

Der Roman führt uns in die Epoche von Voltaire's Leben, in welcher der Dichter mit der Marquise Duchâtelet auf dem Schlosse Cirey zusammenwohnt:

Eine langjährige, treue, durch keine Eifersucht und keine dauernde Verstimmung unterbrochene, in ihrer Art einzige und bewundernswürdige Freundschaft verband die Marquise Emilie Duchâtelet mit Voltaire. Eine schöne, muntere, liebenswürdige Dame mit dunkeln, glänzenden Augen, deren Geist gern aus den Eitelkeiten und der Leere des geselligen Treibens in die Tiefen der Natur und der Erkenntniß flüchtete, hatte sie weder in der Ehe mit dem Marquis, einem rauhen, einfüßigen Soldaten und Jäger, der ebenso wenig Sinn für die Anmuth ihres Wesens, als Theilnahme für ihre gelehrten Liebhabereien besaß, noch im tollen Taumel einer ausgelassenen Gesellschaft, wo alles erlaubt war was gefiel, die Befriedigung gefunden, die sie suchte. Eine wechselvolle Vergangenheit, nicht ohne Liebesabenteuer und Stürme, lag hinter ihr, als sie Voltaire genauer kennen lernte. Vor kurzem aus England zurückgekehrt, der gefeierte Dichter der „Henriade“, in der Blüte seines Lebens und seiner schöpferischen Kraft, machte er auf die junge Frau einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Schon früher waren sie sich im Leben begegnet, damals aber erst fühlten sich ihre Herzen mit sanfter Gewalt zueinander hingezogen. Noch war der Ruhm seines Namens nicht durch die Welt gedungen; noch krönte ihn nicht mit unvergänglichem Lorber jene Bewunderung seiner Zeitgenossen, die in ihrem überwältigenden Triumphgeschrei selbst den Tadel der Gegner in eine Stimme des Lobes umwandeln sollte; noch verhiß ihm nicht, wie ein König gesagt, jede fliegende Minute Unsterblichkeit; dafür aber hatte er in jenen Jahren in seiner Erscheinung und in seinem Wesen etwas von dem strahlenden jugendlichen Gotte Apollo. Von mächtigem Wohlklang bald und bald von sähem Scherze klangen

die Saiten seiner Leier wieder, und gefährlich für all seine Feinde klirrte ihm an der Seite der Köcher voll tödlicher Pfeile. Unermeßlicher Jubel erscholl im Saale der Comédie française wieder und wieder, so oft Zaire, Drossman und der greise Lustigian auf der Bühne erschienen und die Zuhörer jetzt zu Thränen rührten, jetzt zu stürmischer Begeisterung hinarissen. Seit Racine's Dichtermund sich geschlossen, waren solche Verse nie mehr gehört worden. In dieser Stimmung der Geister waren beide aufeinandergetroffen: sie mit unbefriedigter Seele, mit dem Drang nach Wissen, ein Vogel, der aus goldenem Käfig in die Freiheit des Himmels verlangte; er mit jener Sehnsucht nach einem gleichgestimmten Herzen, mit jenem Gefühl für Freundschaft, das in allen Wandlungen seines langen Lebens als schützender Genius ihn begleitete.

Bessere Umstände hatten den geheimen Wunsch der Herzen unterstützt. Voll von englischen Ansichten und Anschauungen, von der Naturphilosophie Newton's auf das mächtigste ergriffen, war Voltaire nach Frankreich zurückgekehrt, mit der Absicht, diese Meinungen unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Mit Recht erkannte und bewunderte er in den Gesetzen, die Newton über die Bewegungen und die harmonisch waltenden Kräfte des Universums aufgestellt, inmitten der Finsterniß des Aberglaubens und der Thorheit, die Europa noch bedeckten, eine unauflöshliche Leuchte der Welt. Wie wunderbar und beinahe wie holde Zauberei mußte es ihn da berühren, daß die junge Frau, die er liebte, die er scheinbar nur mit ihrem Puz, mit dem Spiel und dem Getändel der Geselligkeit beschäftigt glaubte, die Begeisterung für den großen Philosophen mit ihm theilte; ja noch mehr, daß sie in allem, was die mathematische Seite der Newton'schen Lehre betraf, ihm selbst an Kenntnissen und einbringendem Scharfsinn überlegen war! Nochten doch die hochhaften Damen des verfallenen Hofes über die lange, hagere, gelehrte Marquise, die vor lauter Mathematik selbst zu einem mathematischen Problem geworden sei, ihre Spöttereien spielen lassen! Voltaire kannte sie besser. Wol war dies eine seltsame, wunderliche Liebe, deren zartes Rosenband hier zierliche Verse, von den Musen und Grazien umflattert, und dort die starren Formeln des Euklid und jene halb mythischen Zahlenreihen gewoben hatten, in denen die Astronomie das Weltgeheimniß gefunden zu haben wähnt. Eine Liebe und Freundschaft, so bunt und glänzend, lustig und toll, wie der schönste Schmetterling, und zugleich wie ein Adler, der seine Schwingen im Aether und im Sonnenlicht badet — das Ganze ein Rococostraum, aber ein Traum, an dessen Himmel auf einem Regenbogen alle Ideale der Menschheit, Duldbung, Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, vorüberwandeln.

In dieser Zeit hatte Voltaire seine „Pucelle“ gedichtet; die Schicksale dieses Manuscripts, das in einem schwarz-sammetenen Kästchen aufbewahrt ist, bilden den Mittelpunkt der Erzählung, welche das Geschick der Dichtung mit demjenigen seiner Liebe zur Schülerin Newton's bedeutsam und geistreich verknüpft. Die „Pucelle“ war ein Hohelied des cynischen Unglaubens an die weibliche Tugend; ruft doch Voltaire selbst aus:

Ich hab' dich wieder, Lieb der Lieder! Ob ich dich vollende, wer weiß es? Aber die größten Kirchen sind unvollendet geblieben und sollen dennoch von Gottes Herrlichkeit zeugen. Die Weiblichkeit steckt so voll Listen und Tücken, ihre Veränderlichkeit und ihr Liebesbedürfnis sind so groß, selbst ein Voltaire kann diesen Ocean nicht ausschöpfen. Das Herz und die Tugend des Weibes sind wie die Welle des Meeres, sie kommen und gehen, und kein Bestand ist in ihnen.

Und gerade in seiner Liebe zur Marquise soll er erfahren, daß diese Dichtung nicht in die Luft gebaut ist, daß er die Illustration zu diesem „Hoheliede“ in nächster Nähe suchen darf. Die hochbegabte Priesterin der Götter und des Musengottes wird von irdischer Leidenschaft zu einem Gardeoffizier, Saint-Lambert, erfaßt und gibt sich dieser Leidenschaft so rückhaltlos hin, daß sie die

Mutter eines Kindes wird, das auf dem Schlosse ihres philosophischen Freundes das Licht der Welt erblickt. Gleichzeitig findet der Dichter das verlorengegangene Manuscript seiner „Pucelle“ wieder, und in diesem Knoten verschlingen sich die Fäden des Romans, Dichtung und Leben; die begeisterte Seherin des Schlosses Cirey, wie die gotttrunkene Jungfrau von Orleans, sind beide dem gleichen Los irdischer Schwäche verfallen. Der rasch erfolgende Tod der Marquise infolge der Entbindung gibt dem Roman dann noch einen tragischen Abschluß.

Die Schicksale des schwarzjammerten Kästchens mit dem Manuscript sind mit einer Kette von Abenteuern verflochten, in welche sich die freierfundenen Fäden der Dichtung verstricken. Da ist ein deutscher Kaufmann aus Danzig, der am Hofe des Königs Stanislaus Leszcynski mit Voltaire zusammentrifft und ihm das im Schloß liegende Kästchen dann nach Cirey nachbringt. Hier verliebt er sich in die Tochter eines lüneviller Buchhändlers, Margarethe, die zum Besuch bei ihrer Tante, der Schloßverwalterin, ist. Ein wilder Stegreiffritter, René de Baugemont, sucht sie ihm streitig zu machen und gewaltsam zu entführen. Doch der Entführungsversuch scheitert und hat nur zur Folge, daß Voltaire aus Angst für seine Manuscript, von dem er fürchtet, daß es die Pompadour ihm rauben will, dasselbe an Margarethe gibt mit den Worten:

„Noch ist nicht alles verloren, noch nicht! Eine reine Jungfrau hat Frankreich gerettet, eine reine Jungfrau soll und wird auch mich retten; nimm du dies Kästchen“ — er legte es in die Hände der zitternden Margarethe — „verbirg es wohl an deinem leichten Busen oder, noch besser, in dem tugendhaften Schoß deiner Kleider Tasche, eine unsterbliche Pflanze wird daraus emporkommen! Sie werden bei dieser blonden Schönheit nicht suchen, was sie bei Voltaire nicht gefunden haben!“

Die Abenteuer der holden Margarethe, der Zweikampf zwischen René und Richard, der Aufenthalt in Auteuil, die Begegnungen mit dem König und der Marquise von Pompadour bilden eine Kette von Ereignissen, in deren Verlauf das Manuscript nochmals in andere Hände gerät. Eine zigeunerhafte Künstlerin aus dem Genre Wignon, die durch den Roman hinabentweert, rettet das von Richard vergessene Kästchen in Auteuil, ohne Ahnung seines Inhalts, enthält es lange der mutmaßlichen Besitzerin vor und gibt es zuletzt dem Vater derselben, dem alten Geizhals, der darin irgendeinen verborgenen Schatz wittert und das geheimnißvoll ihm anvertraute Gut mit Argusaugen hütet, mit zitternder Sorge, irgendein dämonischer Zauber könne ihm aus dem geöffneten Kästchen entgegenpringen. Die Verse des Dichters als gefährteter Zauber in der Hand des Geizigen — es ist dies eine Combination, über welcher eine fein-ironische Beleuchtung schwebt! Zuletzt erkennt der Geizhals das werthlose Gut, doch schon erscheint die Tochter, um es in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurückzugeben.

Trotz aller bunten Abenteuer tritt die Spannung auf den Fortgang der Ereignisse in diesem Romane zurück gegen die geistige Bedeutung, die an die Handlung geknüpft ist. So ist auch die Darstellung fein und kühl; das Problem der Liebe wird nach allen Seiten, namentlich nach derjenigen ihrer Naturbasis, aus deren Abgrund die höllischen Flammen der „Pucelle“ emporzuschlagen,

ironisch-satirisch dargestellt; ja es ist die Frage, ob das Gegengewicht, das der Dichter in der Liebe von Richard und Margarethe dem cynischen Hohn der „Pucelle“ entgegenstellt, ausreichend ist? Als Voltaire in dem Kästchen den Ring seiner Emilie findet, ruft er aus:

„Sollte ich die Frauen verleumdet haben? Sollte, bei allem Schein des Wechsels und der Treulosigkeit, ein Funke wandelloser Liebe in ihnen glücken, wenigstens in den Besten und Schönsten unter ihnen? Sollte das verliebte Getändel hinüber und herüber, das der Naturtrieb erzeugt, das Wesen jener höchsten Liebe nicht berühren, die Seele an Seele bindet? Sollte die „Pucelle“ nicht eine dämonische Wahrheit, sondern nur das ungezogene Kind einer satirischen Laune sein? Ach, ihr Glücklichen“, rief er, zu den Verlobten gewendet, und seine Stimme nahm den Ton tiefer Rührung an, „ihr glaubt es in dieser seligen Minute und lacht über den alten Voltaire, der nur noch spottet, aber nicht mehr glücklich sein kann! Bei diesem Ringe, bei dem Leuchten dieses Edelsteins, ich war es einst, wie ihr, ich bin es noch! Ich beneide euch nicht, das Herz meiner Emilie gehört mir! Ja, die Frauen sind besser, als die „Pucelle“ sie darstellt! Ich habe nur ihren Leib, aber nicht ihre Seele geschildert!“

Doch in der Kapsel des Rings befand sich nicht Voltaire's, sondern Saint-Lambert's Bild. Da bricht der Philosoph in die triumphirende Schlußparabole aus:

Die „Pucelle“ sei gepriesen für und für! Sie behält recht! Sie ist die Wahrheit! Habt ihr es gesehen? In diesem Ringe prangte zuerst das Bild des Herzogs von Richelieu, ich hatte Richelieu, mich hat St.-Lambert darans und aus dem falschen Herzen Emilien's verdrängt. Lösch deine Laterne aus, alter Maulwurf! Es ist auch eine Weisheit für dich darin. Ein Nagel treibt den andern, so verläßt die Welt!...

Euer bin ich wieder, göttliche Kunst, Verunft; euer ganz und ungetheilt, ihr seid vielleicht auch nur Trugbilder und Täuschungen, aber ihr seid wenigstens unsterbliche Betrügerinnen und überlebt in ewig ungetrübter Schönheit und Klarheit euer glücklichen wie euer unglücklichen Liebhaber!

Frenzel zeigt sich in seinem Romane nicht bloß als gewandten Stilisten, welcher der Form der Darstellung ein edles, wohlwogenes Gepräge gibt, sondern auch als einen feinen Kopf von dialektischer Anlage, welcher den Ereignissen und Charakteren von Haus aus die geistige Signatur anheftet, den realen Zusammenhang der Begebenheiten in ein Netz von geistigen Linien hineinzeichnet, kurz, als einen Autor aus der Gogol'schen Schule, die freilich dem led zugreifenden Realismus den Vorrang lassen muß, wo es das unmittelbar Fesselnde und Padende der Darstellung gilt, aber ihm in Bezug auf künstlerische Bedeutung und die höhere Befriedigung, die ein sinnvoller Zusammenhang gewährt, überlegen ist.

Den vollsten Gegensatz zu dieser Richtung bildet der Naturalismus, der sich in den bereits zahlreichen Schriften des erst seit einem Jahre im Romane productiven E. K. von Kohlenegg anspricht. Uns liegen, außer einem Cyklus von drei Erzählungen, ein zweibändiger und ein dreibändiger Roman vor (Nr. 2, 3, 4). Von dem Goethe'schen Satz: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“, macht Kohlenegg den ausgiebigsten Gebrauch; er greift hinein, und es ist ihm ganz gleichgültig, was er dabei zu packen bekommt — ist ja doch nach des Meisters Ausspruch das Leben „interessant“, wo man es auch ansaft. Man sieht, alles was er gibt, sind angerissene Blätter aus seinem Lebensalbum — irgendein Stück Selbsterlebtes, nur so weit romanhaft ausgeputzt,

weißer Wolle dem Messer entgangen ist, da kommt der erste beste Affe und Schwärzer, um sie uns zu rauhen! Holz des Teufel den Ruhm, wenn es nur etwas Schöneres und Blüthenwertheres hienieden gäbe!

Auch das folgende Lob der Dichtkunst ist im Geiste Voltaire's gehalten:

Was wäre ihr alle ohne die Dichter? Staubgeborenes, standverschlungenes Gemüth! Und euer Welt? Ein elender, überfrierender Dreck von Schmutz und Verwünschung, von giftigen Kräutern und verfaultem Stroh, von Pest und Tod; eine Masse, die immer stirbt und sich immer neu gebiert und in dem einen wie in dem andern Falle gleich häßlich und ekelhaft ist! Alle Philosophen haben es nicht vermocht, ihr ein besseres Aussehen zu geben, und je weiter sie in dem Unrath nach dem Urgrund gegraben, desto giftigere Dämpfe sind aufgestiegen. Wir aber, wir Poeten, ob wir nun Homer, Virgil oder Voltaire heißen, was thun wir?

... Wir stecken den ganzen Misthaufen mit der Fackel unserer Verse in Brand! Die einzige Bestimmung, der letzte Zweck der Welt ist, in dieser feurigen Verklärung durch die Dichtkunst den Verstandigen wie den Thoren ein wunderbares Schauspiel zu gewähren. Wenn die Flamme göttlich-schön in die Höhe steigt, ahnt niemand, welche greuliche Dinge in ihr verbrennen. Das Feuer ist rein, leuchtend und heilig; und erhebt sich je zu weitern ein bedenklich sinkender Qualm, rasch gießen wir aus goldenen Schalen den Weihrauch himmlischer Worte hinein. Schade, daß dieses Feuerwerk immer nur eine kurze Zeit dauert; nachher liegt der Welibrei wieder so träge und widrig da, daß sein Anblick in gefühlvollen Herzen die Seerkrankheit erregt, und noch Gefühlvollere dazu treibt, sich trotz ihres Alters zu verlieben oder anzuhängen, beides soll im Grunde auf dasselbe hinauskommen. Die Liebe, die ihr so preist, ist nur ein dürftiges Erjasmittel für die Poete; auch sie verbrennt die Welt in ihrer Leidenschaft, allein — und hier liegt das Uebel — nur für zwei, manchmal auch nur für einen, der von dem andern genaueführt wird. Die Dichtkunst dagegen gibt ihr Feuerwerk für alle zum besten; ein Feuerwerk, das keine Schmerzen, keine Betrübniß und keine Leere im Geldbeutel der Zuschauer hinterläßt!

Der Roman führt uns in die Epoche von Voltaire's Leben, in welcher der Dichter mit der Marquise Duchâtelet auf dem Schlosse Cirey zusammenwohnt:

Eine langjährige, treue, durch keine Eifersucht und keine dauernde Verstimmung unterbrochene, in ihrer Art einzige und bewundernswürdige Freundschaft verband die Marquise Emilie Duchâtelet mit Voltaire. Eine schöne, muntere, liebenswürdige Dame mit dunkeln, glänzenden Augen, deren Geist gern aus den Eitelkeiten und der Leere des geselligen Treibens in die Tiefen der Natur und der Erkenntniß flüchtete, hatte sie weder in der Ehe mit dem Marquis, einem rauhen, einflussigen Soldaten und Jäger, der ebenso wenig Sinn für die Anmuth ihres Wesens, als Theilnahme für ihre gelehrten Liebhabereien besaß, noch im tollen Taumel einer ausgelassenen Gesellschaft, wo alles erlaubt war was gefiel, die Befriedigung gefunden, die sie suchte. Eine wechselvolle Vergangenheit, nicht ohne Liebesabenteuer und Stürme, lag hinter ihr, als sie Voltaire genauer kennen lernte. Vor kurzem aus England zurückgekehrt, der gefeierte Dichter der „Henriade“, in der Blüte seines Lebens und seiner schöpferischen Kraft, machte er auf die junge Frau einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Schon früher waren sie sich im Leben begegnet, damals aber erst kühlten sich ihre Herzen mit sanfter Gewalt zueinander hingezogen. Noch war der Ruhm seines Namens nicht durch die Welt gedungen; noch krönte ihn nicht mit unvergänglichem Lorber jene Bewunderung seiner Zeitgenossen, die in ihrem überwältigenden Triumphgeschrei selbst den Tadel der Gegner in eine Stimme des Lobes umwandeln sollte; noch verhiß ihm nicht, wie ein König gesagt, jede stehende Minute Unsterblichkeit; dafür aber hatte er in jenen Jahren in seiner Erscheinung und in seinem Wesen etwas von dem strahlenden jugendlichen Gotte Apollo. Von mächtigem Wohlklang bald und bald von säßem Schmerz klangen

die Saiten seiner Leier wieder, und gefährlich für all seine Feinde klirrte ihm an der Seite der Köcher voll tödlicher Pfeile. Unermeßlicher Jubel erscholl im Saale der Comédie française wieder und wieder, so oft Zaire, Drossman und der greise Luftkann auf der Bühne erschienen und die Zuhörer jetzt zu Thränen rührten, jetzt zu stürmischer Begeisterung hinrissen. Seit Racine's Dichtermund sich geschlossen, waren solche Verse nie mehr gehört worden. In dieser Stimmung der Geister waren beide aufeinandergetroffen: sie mit unbefriedigter Seele, mit dem Drang nach Wissen, ein Vogel, der aus goldenem Käfig in die Freiheit des Himmels verlangte; er mit jener Sehnsucht nach einem gleichgestimmten Herzen, mit jenem Gefühl für Freundschaft, das in allen Wandlungen seines langen Lebens als schützender Genius ihn begleitete.

Äußere Umstände hatten den geheimen Wunsch der Herzen unterstützt. Voll von englischen Ansichten und Anschauungen, von der Naturphilosophie Newton's auf das mächtigste ergriffen, war Voltaire nach Frankreich zurückgekehrt, mit der Absicht, diese Meinungen unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Mit Recht erkannte und bewunderte er in den Gesetzen, die Newton über die Bewegungen und die harmonisch waltenden Kräfte des Universums aufgestellt, inmitten der Finsterniß des Aberglaubens und der Thorheit, die Europa noch bedeckten, eine unaussprechliche Leuchte der Welt. Wie wunderbar und beinahe wie holde Zauberei mußte es ihn da berühren, daß die junge Frau, die er liebte, die er scheinbar nur mit ihrem Puh, mit dem Spiel und dem Getändel der Geselligkeit beschäftigt glaubte, die Begeisterung für den großen Philosophen mit ihm theilte; ja noch mehr, daß sie in allem, was die mathematische Seite der Newton'schen Lehre betraf, ihm selbst an Kenntnissen und einbringendem Scharfsinn überlegen war! Nochten doch die bescheidensten Damen des verfallenen Hofes über die lange, hagere, gelehrte Marquise, die vor lauter Mathematik selbst zu einem mathematischen Problem geworden sei, ihre Spöttereien spielen lassen! Voltaire kannte sie besser. Wol war dies eine seltsame, wunderliche Liebe, deren zartes Rosenband hier zierliche Verse, von den Musen und Grazien umflattert, und dort die starren Formeln des Euklid und jene halb mythischen Zahlenreihen gewoben hatten, in denen die Astronomie das Weltgeheimniß gefunden zu haben wähnt. Eine Liebe und Freundschaft, so bunt und glänzend, lustig und toll, wie der schönste Schmetterling, und zugleich wie ein Adler, der seine Schwingen im Aether und im Sonnenlicht badet — das Ganze ein Rococostraum, aber ein Traum, an dessen Himmel auf einem Regenbogen alle Ideale der Menschheit, Duldbung, Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, vorüberwandeln.

In dieser Zeit hatte Voltaire seine „Pucelle“ gedichtet; die Schicksale dieses Manuscripts, das in einem schwarz-sammetenen Kästchen aufbewahrt ist, bilden den Mittelpunkt der Erzählung, welche das Geschick der Dichtung mit demjenigen seiner Liebe zur Schülerin Newton's bedeutsam und geistreich verknüpft. Die „Pucelle“ war ein Hohelied des cynischen Unglaubens an die weibliche Jugend; ruft doch Voltaire selbst aus:

Ich hab' dich wieder, Lieb der Lieder! Ob ich dich vollende, wer weiß es? Aber die größten Kirchen sind unvollendet geblieben und sollen dennoch von Gottes Herrlichkeit zeugen. Die Weiblichkeit steckt so voll Listen und Tücken, ihre Veränderlichkeit und ihr Liebesbedürfnis sind so groß, selbst ein Voltaire kann diesen Ocean nicht ausschöpfen. Das Herz und die Tugend des Weibes sind wie die Welle des Meeres, sie kommen und gehen, und kein Bestand ist in ihnen.

Und gerade in seiner Liebe zur Marquise soll er erfahren, daß diese Dichtung nicht in die Luft gebaut ist, daß er die Illustration zu diesem „Hoheliede“ in nächster Nähe suchen darf. Die hochbegabte Priesterin der Götter und des Musengottes wird von irdischer Leidenschaft zu einem Gardeoffizier, Saint-Lambert, erfaßt und gibt sich dieser Leidenschaft so rückhaltlos hin, daß sie die

Mutter eines Kindes wird, das auf dem Schlosse ihres philosophischen Freundes das Licht der Welt erblickt. Gleichzeitig findet der Dichter das verlorengegangene Manuscript seiner „Pucelle“ wieder, und in diesem Knoten verschlingen sich die Fäden des Romans, Dichtung und Leben; die begeisterte Seherin des Schlosses Cirey, wie die gotttrunkene Jungfrau von Orleans, sind beide dem gleichen Los irdischer Schwäche verfallen. Der rasch erfolgende Tod der Marquise in Folge der Entbindung gibt dem Roman dann noch einen tragischen Abschluß.

Die Schicksale des schwarzjammigen Kästchens mit dem Manuscript sind mit einer Kette von Abenteuern verflochten, in welche sich die freierundenen Fäden der Dichtung verstricken. Da ist ein deutscher Kaufmann aus Danzig, der am Hofe des Königs Stanislaus Leszcynski mit Voltaire zusammentrifft und ihm das im Schloß liegende Kästchen dann nach Cirey nachbringt. Hier verliebt er sich in die Tochter eines lüneviller Buchhändlers, Margarethe, die zum Besuch bei ihrer Tante, der Schloßverwalterin, ist. Ein wilder Stegreiffritter, René de Baugemont, sucht sie ihm streitig zu machen und gewaltsam zu entführen. Doch der Entführungsversuch scheitert und hat nur zur Folge, daß Voltaire aus Angst für seine Manuscript, von dem er fürchtet, daß es die Pompadour ihm rauben will, dasselbe an Margarethe gibt mit den Worten:

„Noch ist nicht alles verloren, noch nicht! Eine reine Jungfrau hat Frankreich gerettet, eine reine Jungfrau soll und wird auch mich retten; nimm du dies Kästchen“ — er legte es in die Hände der zitternden Margarethe — „verbirg es wohl an deinem leichten Busen oder, noch besser, in dem tugendhaften Schoß deiner Kleider Tasche, eine unsterbliche Pflanze wird daraus emporsprossen! Sie werden bei dieser blonden Schönheit nicht suchen, was sie bei Voltaire nicht gefunden haben!“

Die Abenteuer der holden Margarethe, der Zweikampf zwischen René und Richard, der Aufenthalt in Autueil, die Begegnungen mit dem König und der Marquise von Pompadour bilden eine Kette von Ereignissen, in deren Verlauf das Manuscript nochmals in andere Hände gerät. Eine zigeunerhafte Künstlerin aus dem Genre Wignon, die durch den Roman hinabentweert, rettet das von Richard vergessene Kästchen in Autueil, ohne Ahnung seines Inhalts, enthält es lange der mutmaßlichen Besitzerin vor und gibt es zuletzt dem Vater derselben, dem alten Geizhals, der darin irgendeinen verborgenen Schatz wittert und das geheimnißvoll ihm anvertraute Gut mit Argusaugen hütet, mit zitternder Sorge, irgendein dämonischer Zauber könne ihm aus dem geöffneten Kästchen entgegenpringen. Die Verse des Dichters als gefährteter Zauber in der Hand des Geizigen — es ist dies eine Combination, über welcher eine fein-ironische Beleuchtung schwebt! Zuletzt erkennt der Geizhals das werthlose Gut, doch schon erscheint die Tochter, um es in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurückzugeben.

Trotz aller bunten Abenteuer tritt die Spannung auf den Fortgang der Ereignisse in diesem Romane zurück gegen die geistige Bedeutung, die an die Handlung geknüpft ist. So ist auch die Darstellung fein und kühl; das Problem der Liebe wird nach allen Seiten, namentlich nach derjenigen ihrer Naturbasis, aus deren Abgrund die höllischen Flammen der „Pucelle“ emporzuschlagen,

ironisch-satirisch dargestellt; ja es ist die Frage, ob das Gegengewicht, das der Dichter in der Liebe von Richard und Margarethe dem cynischen Sohn der „Pucelle“ entgegenstellt, ausreichend ist? Als Voltaire in dem Kästchen den Ring seiner Emilie findet, ruft er aus:

„Sollte ich die Frauen verleumdet haben? Sollte, bei allem Schein des Wechsels und der Treulosigkeit, ein Funke wandelloser Liebe in ihnen glücken, wenigstens in den Besten und Schönsten unter ihnen? Sollte das verliebte Getändel hinüber und herüber, das der Naturtrieb erzeugt, das Wesen jener höchsten Liebe nicht berühren, die Seele an Seele bindet? Sollte die „Pucelle“ nicht eine dämonische Wahrheit, sondern nur das ungezogene Kind einer satirischen Laune sein? Ach, ihr Glücklichen“, rief er, zu den Verlobten gewendet, und seine Stimme nahm den Ton tiefer Rührung an, „ihr glaubt es in dieser seligen Minute und lacht über den alten Voltaire, der nur noch spottet, aber nicht mehr glücklich sein kann! Bei diesem Ringe, bei dem Leuchten dieses Edelsteins, ich war es einst, wie ihr, ich bin es noch! Ich beneide euch nicht, das Herz meiner Emilie gehört mir! Ja, die Frauen sind besser, als die „Pucelle“ sie darstellt! Ich habe nur ihren Leib, aber nicht ihre Seele geschildert!“

Doch in der Kapsel des Rings befand sich nicht Voltaire's, sondern Saint-Lambert's Bild. Da bricht der Philosoph in die triumphirende Schlußparabole aus:

Die „Pucelle“ sei gepriesen für und für! Sie behält recht! Sie ist die Wahrheit! Habt ihr es gesehen? In diesem Ringe prangte zuerst das Bild des Herzogs von Richelieu, ich hatte Richelieu, mich hat St.-Lambert darans und aus dem falschen Herzen Emilien's verdrängt. Nimm deine Laterne aus, alter Mautwurf! Es ist auch eine Weisheit für dich darin. Ein Nagel treibt den andern, so verläuft die Welt! . . .

Euer bin ich wieder, göttliche Kunst, Vernunft; euer ganz und ungetheilt, ihr seid vielleicht auch nur Trugbilder und Täuschungen, aber ihr seid wenigstens unsterbliche Betrügerinnen und überlebt in ewig ungetrübter Schönheit und Klarheit euer glücklichen wie euer unglücklichen Liebhaber!

Frenzel zeigt sich in seinem Romane nicht bloß als gewandten Stilisten, welcher der Form der Darstellung ein edles, wohlwogenes Gepräge gibt, sondern auch als einen feinen Kopf von dialektischer Anlage, welcher den Ereignissen und Charakteren von Haus aus die geistige Signatur anheftet, den realen Zusammenhang der Begebenheiten in ein Netz von geistigen Linien hineinzeichnet, kurz, als einen Autor aus der Gogol'schen Schule, die freilich dem tief zugreifenden Realismus den Vorrang lassen muß, wo es das unmittelbar Fesselnde und Packende der Darstellung gilt, aber ihm in Bezug auf künstlerische Bedeutung und die höhere Befriedigung, die ein sinnvoller Zusammenhang gewährt, überlegen ist.

Den vollsten Gegensatz zu dieser Richtung bildet der Naturalismus, der sich in den bereits zahlreichen Schriften des erst seit einem Jahre im Romane productiven E. K. von Kohlenegg ausprägt. Uns liegen, außer einem Cyklus von drei Erzählungen, ein zweibändiger und ein dreibändiger Roman vor (Nr. 2, 3, 4). Von dem Goethe'schen Satz: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“, macht Kohlenegg den ausgiebigsten Gebrauch; er greift hinein, und es ist ihm ganz gleichgültig, was er dabei zu packen bekommt — ist ja doch nach des Meisters Ausspruch das Leben „interessant“, wo man es auch ansaft. Man sieht, alles was er gibt, sind angerissene Blätter aus seinem Lebensalbum — irgendein Stück Selbsterlebtes, nur so weit romanhaft ausgeputzt,

daß es sich mit Anstand als „Dichtung“ sehen lassen und nicht als „Wahrheit“ steckbrieflich verfolgt werden kann. Kohlenegg kennt das Leben; er versteht zu beobachten und zu schildern, freilich oft mit Kohlenstrichen, mit treffenden, aber flüchtig hingeworfenen und derb ausgeführten Umrissen. Handgreifliche Lebenswahrheit ist sein oberstes Gesetz. Kennt er doch seine „Pygmäen“ einen „Roman nach der Natur“, den „Jungen Herrn von Schnepf“ „ein Spiegelbild aus der Zeit, die „Modernen Streifen“ Roman und Actualität. Es drängt ihn überall, schon durch die ästhetischen Kategorien seiner Titelblätter zu beweisen, daß er für die Menagerie seiner Romane lauter lebende Exemplare eingefangen hat. Daraus entwickeln sich freilich allerlei Mißstände: der Repräsentant irgendeiner Species fühlt sich persönlich „mit eingefangen“ oder seine Freunde protestieren gegen diese Roman-Annexion. Der Autor wird dann hoch und feierlich betheuern, daß diese bestimmte Persönlichkeit nicht gemeint ist, und auf die Unähnlichkeiten hinweisen, welche sich neben manchen frappanten Ähnlichkeiten zeigen; aber da der Roman „nach der Natur“ ist, werden seine Betheuerungen nicht überall Glauben finden.

So erging es Poly Henrion mit seiner ersten Klein-deutschen Hofgeschichte „Pygmäen“; er verteidigte sich aufs nachdrücklichste gegen die Anklage, in dem einen Helden dieses Romans, dem Dichter Arnold Leberfrost von der Leine, der an einem kleinen Hofe zum Intendanten gemacht wird, Friedrich Bodenstedt porträtiert zu haben; doch vergaß er bei der Entrüstung, mit der er solche Anschulbigung zurückwies, doch die Thatsache, daß jeder, der mit den Verhältnissen einigermaßen vertraut war, bei der Schilderung dieses Arnold Leberfrost an Bodenstedt unwillkürlich „erinnert“ wurde; er hatte also jedenfalls dem Modell — ein Modell zu haben, ist Romanschriftstellern sowenig wie Malern verboten — zu viele Züge entlehnt, sodaß das Abbild an das Porträt streifte, statt ein freier Charakterkopf zu sein auf Grund einer fleißigen Lebensstudie. Wol gab es der Unähnlichkeiten genug. Von dem Dichter des Mirza-Schaffy konnte man nicht sagen, daß der gute Mann keinen Funken Natur in seinen Arbeiten aufzuweisen habe, und daß gerade bei der realistischen Stimmung unserer prosaischen Zeit seine parfümirten und verlogenen sentimentalen Poesien für gewisse affectirte Verhimmeler wahres Nanna waren; man konnte von ihm nicht sagen, daß er Calderon, Lope de Vega, Moreto und sonst vorrätige Spanier modernisirt habe, oder Molière und Beaumarchais beim Schopf genommen u. s. w.; aber daß ein namhafter Dichter zum Intendanten eines kleinern Hoftheaters berufen wurde — das war doch ein fait accompli aus Bodenstedt's Leben: die „Pflanze der Classicität“ paßte auf die Richtung des meiningener Hoftheaters; auch in der Personalbeschreibung war manches so getroffen, daß die Phantasie der Leser nicht umhin konnte, sich stets mit Bodenstedt zu beschäftigen, wenn von dem Dichter Arnold Leberfrost die Rede war. Der Autor aber nahm diesen Poeten als Phantastenschild für sich in Anspruch und hielt sich daher für berechtigt, aus freier Erfindung demselben allerlei anzuhängen, was ihm beliebte — bezog der freundliche Leser dies auf das vermeintliche Urbild, so waren die daraus er-

wachsenden „Personalinjurien“ seine eigene Sache. So heißt es z. B.:

Nur in einer Beziehung war Arnold Leberfrost ein echter deutscher Dichter: er hatte durchaus kein Geld! Der norram rorum war bei ihm immer Renouce. Er hatte aus Liebe geheiratet, und was das finanziell sagen will, weiß man ja! Und wie das gewöhnlich geht, daß gerade diejenigen, die es am wenigsten brauchen können, mit dem reichsten Kinderseggen heimgesucht werden, so war auch die Dichtersfamilie von der Leine mit einem halben Duzend Kinder versehen, welche sammt der hypersextiven Mama in Verhimmelung des berühmten Papas das Unglaublichste leisteten und diesem hierdurch erst recht den Kopf verdrehten, so zwar, daß der gute Mann alsbald nur aus Eitelkeit und Selbstberäucherung zusammengekehrt war.

Wir führen dies hier nur im Interesse eines ästhetischen Princips an — der Realismus, der sich auf die Actualität etwas zugute thut, wird nie aus dieser Zwidmühle herauskommen. Er malt „nach der Natur“, er fordert uns stets auf, die Natur mit dem Gemälde zu vergleichen. Wenn wir aber die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen Abbild und Urbild fortwährend ins Auge fassen, so wird uns der künstlerische Genuß und die ästhetische Freiheit verkümmert. Solche Kunstwerke — und das soll doch auch jeder Roman sein — haben stets offene Thüren, welche von dem Zugwind der „Actualität“ unangenehm klappernd und störend hin- und hergeweht werden.

Der eigentlich ausgewachsene Mensch unter den Pygmäen, der Liebling des Dichters, Paul von Stolberg, der durch Liebenswürdigkeit das Herz seiner „Cosima“ erobert und dem Herzog durch geistreiche, freisinnige Reden imponirt, ein Marquis Posa, namentlich bei gut besetztem Mittagstisch, hebt in der Hauptrede, die er dem Herzog hält, offenbar auch die Grundanschauung des Autors hervor, daß die Dichter der Gegenwart die Gegenwart vorhalten, den politischen, socialen und finanziellen Wirren der Zeit die Maske lüften, der Mitwelt die Wahrheit zeigen, der Nachwelt ein warnendes Beispiel geben sollen. Dies Princip moderner Dichtung aus dem Geist der Zeit heraus haben wir stets hervorgehoben wir befinden uns hierin in vollem Einklang mit dem Verfasser, nur verlangen wir auch für solche Dichtungen die künstlerische Form; wir meinen, daß es nicht bloß gilt, die Realität zu copiren, sondern den geistigen Inhalt der Zeit, ihre innerste Bedeutung zu erfassen und in einer Form wiederzugeben, welche das Gepräge künstlerischer Dauer trägt.

Die Erfindung der „Pygmäen“ ist an und für sich einfach; die glücklich zum Ziel führende Liebe Paul von Stolberg's und seiner Cosima bildet den durchgängigen Faden, der sich nur in unbedeutender Weise verknötet. Doch die Begabung des Autors für komisch-satirische Genrebilder ist unverkennbar, die kleine Stadt und der kleine Hof sind sehr pitant geschildert; gerade für die Darstellung des Engherzigen, Philisterhaften, Kleinstädtischen hat die Palette des Autors die besten Farben. Die „Pygmäen“ sind übrigens die besten der „Klein-deutschen Hofgeschichten“, obwohl auch die „Modernen Germanen“ und „Der junge Herr von Schnepf“ die satirische Ader des Verfassers in anekdotisch-pilanten Bildern bekunden. Dem letzten Roman fehlt eigentlich die Pointe — denn daß der Held, ein verzogenes Mütterchens, zuletzt gleichsam

aus Verzweiflung Offizier wird, ist doch bei unserer heutigen Schätzung dieses Standes ein sehr matter Ausgang. Der elegante Hauslehrer, der Carrière machen will, ist ein häufig wiederkehrender Typus unserer Romane; wohl aber ist das „Protectionswesen“ bei Hofe, die Carrière durch Frauengunst, die Hintertüren und Hintertreppen, der Einfluß der Kammerdiener u. dgl., recht anschaulich geschildert.

„Eine verpfuschte Saison“ (Nr. 3) hat schon etwas mehr einen romanartigen Anstrich als die vorausgehenden vorzugsweise satirischen Skizzen. Die Beziehungen des Herrn von Pfeil zu seiner Jugendliebe, des Vaters zu seiner ihm so lange vorenthaltenen Tochter, wie überhaupt der melancholische Charakter des Sonderlings haben einen psychologischen Reiz, der gerade jenen frühern, nur frisch dem Leben abphotographirten Skizzen fehlte. Freilich, die Satire des Autors bläst auch hier aus vollen Waden. Die Entfesselung des Modebades, der Kaltwasserheilanstalt, durch welche das kleine Fürstenthum einen neuen Anziehungspunkt erhalten sollte, der protegirte Badearzt und seine misvergünstigte Gattin, das Baderleben und der Vergnügungsrath, die Wohlthätigkeitscomités, die eifersüchtigen Kleinstädterinnen — das sind alles ganz amüsante Genrebilder, nur mit allzu burlesken Zügen gezeichnet. Abgesehen von jenen feinern Verwickelungen herrscht der Schwank, oft die Caricatur. Eine Erscheinung wie der Affessor Faun ist doch nur ein Zappelmann des Humors, dessen stets wiederkehrende komische Bewegungen, sein körperliches Stolpern u. s. f., zuletzt einen monotonen Eindruck machen. Der Autor liebt hier überhaupt die allzu biden Pinselstriche, was in den ersten Werken weniger herportrat. Als Probe führen wir die Personalbeschreibung der Frau Majorin von Felsen an:

Frau von Felsen war von Mutter Natur ganz eigenthümlich bedacht worden; was ihr an Körperlänge, die kaum über vier Fuß reichte, abging, das ersetzte sie an Breite und Ausdehnung. Wenn man sie von weitem sah, so glaubte man eine wahre Riesentugel herantollern zu sehen; war man aber so glücklich, dieselbe allmählich näher betrachten zu können, so konnte man nur staunen über dieses Musterexemplar von Dickleibigkeit, die bereits in Fettsucht auszuarten schien und das schwerfällig Dahergewandelte ihres langsamen Ganges völlig rechtfertigte. Der Kopf entsprach den Körperdimensionen. Er präsentirte sich ebenfalls wie eine aufgedunsene Fleischtugel, in deren Mitte ein Gewächs schwammig zitterte, das mehr einer breitgedrückten graubraunen Kartoffel, als einer Nase glich, der Mund ward durch ein paar dicke schlappe Wülste gebildet, denen das Prädicat von kußbegehrenswerthen Lippen schwerlich jemals gebührt haben dürfte, und selbst die runden, glänzenden Augen schienen von dem Auseinandergetriebenwordensein der übrigen Körperformen nicht verschont geblieben, denn sie traten wie sahengraue Äugeln aus den sahlbraunen Höhlen hervor und pasten mit ihrem widerlichen, unproportionirten Aufgeschwollensein und Hervordrängen ganz harmonisch zu dem übrigen Ensemble. Es war alles an ihr kugelförmig, aufgebunnen und unschön. Die Frau Majorin schien es dem seligen Papa Methusalem nachmachen zu wollen, man behauptete, sie sei mindestens schon hundert Jahre alt, und wenn das auch ein wenig übertrieben war, viel konnte an dem ihr aufoctroyirten Taufscheindatum nicht mehr fehlen. Aber trotzdem dachte sie nicht nur noch gar nicht daran, endlich das Zeitliche zu segnen, sondern sie erfreute sich sogar einer Mäßigkeit und, für ihr hohes Alter wie für ihre monströse Körperfülle, einer Mäßigkeit, die allerdings in Erfraunen sehen konnte, und deren sich gewöhnlich nur jene Naturen

in jenen Jahren erfreuen, die ihr ganzes Leben lang fast nur damit verbrachten, ihre Mitmenschen zu ärgern und sich selbst hierüber ungeheuer zu freuen. Freilich werden bei einer so löblichen Beschäftigung die eigenen Nerven viel besser geschont, als wenn man sie in aufzuehrenden eigenen Erregungen schwächt; aber immerhin bleibt die ungerechte Naturertheilung erwähnenswerth, daß gewöhnlich gerade diejenigen Menschen das zäheste Leben haben, welche mit den bissigsten und boshaftesten Charakteren behaftet sind. Gutmüthige und sensitive Menschen sterben gewöhnlich weit eher. Es ist das auch wieder eine Illustration zu einem beliebten Sprichwort: Ehrlich währt am längsten . . . und boshaft lebt am längsten. Die Majorin war fast immer den ganzen Tag auf den Beinen. Ihr Gang war zwar schwerfällig und wackelnd wie das Wackeln einer altersschwachen Ente, nach jedem zehnten Schritt mußte sie auch stehen bleiben und nach Luft schnappen, da ihr ein halbes Sæculum altes Asthma den Athem verlegte, der sich dann immer mit einem Geräusch Bahn brach, das Näherstehende gleich dem schnarrenden Kaspela einer hohlen Holzknarre erschreckte, aber trotzdem gönnte sie sich keine Ruhe, und wenn auch der schwerfällige Körper widerstrebte, der immer rastlos in ihr arbeitende Widerpruchsgeist trieb sie immer zu neuer Umrhe an. Diese forcirte Beweglichkeit hatte etwas ungemein Widerwärtiges, und ward auch nicht durch die ebenso unermüdbliche Sprechweise der Dame gemildert, welche sich eines Organs erfreute, das in den tiefsten sonoreren höhlen schies aus den Höhlen des Unterleibes herauszuschallen schien, und da die Frau Majorin auch mit etwas Schwerhörigkeit behaftet war und, gleich allen ihren diesfälligen Leidensgenossen, das was ihnen an Gehörsorganen abgeht durch überlauteres Sprechen zu ersetzen suchte, so kann man sich das Angenehme vorstellen, wenn sie jemand, der sensiblere Ohren hatte, in einer längern Conversation mit ihren Bauchrednerkünsten im tiefsten Bass anschrie, wobei, bei der Lebhaftigkeit, mit welcher sie stets mit ihrem Kopfe wackelte, das kleine braune Scheitelperückchen ihr immer tiefer auf die breite niedere Stirn hereinrutschte.

Dies Porträt grenzt offenbar an die Caricatur; es ist ein zinnoberrother Humor, nichts als schreiende Farben. Außerdem aber mag diese Probe eine andere Ausstellung illustriren, die wir an dem Stil des Autors machen müssen; er ist im Durchschnitt zu salop, zu uncorrect, mit unnöthigen, oft unmöglichen Fremdwörtern ausgestattet*), ja bisweilen selbst von Verfügen gegen die Grammatik nicht frei. Wie maniert klingt das „Auseinandergetriebenwordensein“, das „Aufgeschwollensein“, selbst wenn wir diese stilistischen Auswüchse als Licenzen des Humors betrachten wollten. Dem Stil Poly Herion's fehlt bei aller Schlagkraft des Esprit doch die gleichmäßige sichere Haltung; er läßt sich oft in einer unerlaubten Weise gehen und verfällt plötzlich in die triviale Diction der Vorstadtbühnen. Bei einem Autor von Geist, dessen scharfe Beobachtung und oft glücklicher Humor ihn auch zu größern Schöpfungen befähigen, sind dies empfindliche Mängel, deren Beseitigung doppelt zu wünschen ist, weil sonst jedem umfassendern Roman die sichere Grundlage zu einer weiterreichenden Geltung fehlt.

In den „Modernen Sirenen“ (Nr. 4) nimmt der Verfasser einen größern Anlauf. Hier befinden wir uns nicht in einer kleinen Residenz, sondern in einer großen, im „Capua der Geister“, und der Verfasser führt uns in Kreise ein, die wir aus den neufranzösischen Romanen und der neufranzösischen Dramatik zur Genüge kennen —

*) Wir lesen z. B.: „monströs“, statt „monströ“; „trop privativen Seiden und Unmuth“, statt „privatem Seiden und Unmuth“; wir lesen „Difficultäten überwinden“, „potenzirter Unmuth“ und andere überflüssige Fremdwörter.

Vertreterinnen der Halbwelt, wie die Gräfin Regine, neben zahlreichen Gruppen aus jenen Kreisen, wo die „Welt“ überhaupt aufhört, sind die Heldinnen des Romans. Gegen eine engherzige Beurtheilung wahrt sich Kohlenegg mit der folgenden oratio pro domo:

Jeder Schriftsteller, der seine Ideale nicht aus den Wolken herabholen will, um Gebilde zu schaffen, die für alles wahre menschliche Leben und Empfinden nur eitel Lüge und zwecklose Hirngespinnste bleiben, jeder Schriftsteller, der im Gegentheil seiner Zeit und seinem Publikum gerecht zu werden strebt, wird Goethe's Wort: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“, als seine erste und hauptsächlichste Aufgabe betrachten. Wer aber nicht mit hunder entstellender Brille in unsere Zeit blickt, der wird die Fehler und schwarzen Punkte nicht leugnen können, die in socialen und „moralischen“ Uebeln immer schärfer und unheilbarer hervortreten. Das ist das Terrain des wahren Zeitschriftstellers, der, wenn er warnen und bessern will, sich nicht scheuen darf, die Wunden aufzudecken und die Krebsbeulen der menschlichen Schwächen zu zeigen. Es wird hentzutage wenig Albernere geben, die in scheinheiliger Prüderie dem wahren Zeitschriftsteller Recht und Pflicht abstreiten werden wollen, das Unreine zu verfohlen, um das Reine zu erzielen. Se ungeschminkt, je treuer es geschieht, desto eindringlicher und fester dürfte wol auch das Ziel werden, das man erreichen will. Mit Surrogaten ist gerade in unserer Zeit nicht mehr viel aufzuhelfen. Und wer dürfte leugnen, daß Zustände und Charaktere, wie sie hier flüchtig gezeichnet sind, wahr und tief zu den Haupttriebsfedern jener corruptirten modernen Civilisation gehören, die hentzutage, und täglich zunehmend, eine so entsetzliche Macht in der gesellschaftlichen Entwicklung ausüben, in der Eynismus, Frivolität, Luxus und schale, oberflächliche Genußsucht den stagnirenden vornehmlichen Schaum bilden. Es wird niemand leugnen, daß es an der höchsten Zeit ist, sochem Giftstoff zu feuern, und wer hieran noch zweifelt, der braucht nur hinüberzublicken nach jenem Lande, aus dem seit zwanzig Jahren die geistige und gesellige Demoralisation förmlich importirt wurde, und wer nicht blind und taub ist, der wird die eigentlichen Grundursachen nicht verkennen, die aus einem früheren Feldewoll ein entervotes und zerstückeltes Phrasenthum, aus Glanz und Ruhm zerfetzten Lügenfütter machten. Die Lehre liegt nahe. Sie zu benutzen und mit muthiger Hand die Abwege zu zeigen, auf welchen menschliche Verirrung wuchert und unter faulen Blumen das Verfinstern in Schlamm und Verkommenheit harrt, das ist die Aufgabe der Feder, die sicherlich nicht aus stänlichem Kigel in Unflath wühlen, sondern den Boden reinigen wollen, um edlern Saaten Raum zum Keimen zu geben. Die sogenannte Demi-Monde-Literatur, die das Laster zum Schluß immer harmherzig glorificirt, ist ein Unbding, und noch schlimmer als das, denn sie lockt, statt abzuschrecken, und die Mohnwätsche, deren sie sich befeißigt, wirkt wie die gewissen Absolutionen der scheinheiligen Menschenbeglucker: ein bißchen Reue und ein bißchen Buße macht alles wieder gut, der liebe Herrgott verzeiht schließlich immer, also frisch draußlos gesündigt und hinterher die leichte Buße! — Mit diesen Theorien, so eifrig sie auch gepflogen werden, haben Pfaffen und Frömmel verdammt wenig genutzt! Ich brauche wol nicht ausführlicher zu werden, um verstanden zu sein, und ich denke, jeder ehrliche Leser und — nöthigenfalls — jeder vernünftige Staatsanwalt wird mit mir den Unterschied machen zwischen literarisch-frivolstem Sinnenkugel und erster Mahnung in naturgetreuen Typen. Es ist eine alte Wahrheit, daß man Krankheiten leichter vermeidet, wenn man ihre Ursprünge kennt und ihre Folgen beachtet. Und wer könnte oder dürfte es leugnen, daß die Corruption und Verleththeit so mancher socialer Verhältnisse hauptsächlich in dem Beherrschen und Wenden wurzelt, welche das moderne Sirenenhum mit seinen weitverzweigten Pfafen und Abarten in der den Luxus und die Genußsucht affenartig nachahmenden modernen Gesellschaft ausübt? Deshalb wollen wir, frei von Prüderie, die das Uebel nicht ausmerzt, frei von

scheinheiliger Zimperlichkeit, die ihm nie Feuern würde, die Bilder weiter zu Ende rollen, die warnend aufdecken sollen, was gleichnerische Dummheit tolerirt und engherzige Berberbtheit gern verbeden möchte.

Wir haben dem Autor das uneingeschränkte Wort gegönnt, um seine Tendenzen zu rechtfertigen; er tritt auf als der Juvenalis einer frivolen Epoche, als satirischer Sittenmaler, mahnend und warnend vor den „Sirenen“, welche die Herzen der Männer umstriden. Wir wollen Kohlenegg nicht den Vorwurf machen, daß er die „Wollust malt und den Teufel dazu“; wir wollen die Intentionen des Sittenmalers respectiren; gleichwol sträuben wir uns, ihm in Kreise zu folgen, die uns widerwärtig sind, und sehen durchaus keinen Grund ein, warum die Leser im Roman aussuchen sollten, was sie im Leben fliehen — die allerschlechteste Gesellschaft, welche das Sæculum aufzuweisen hat. Hierzu kommt, daß der Romanschriftsteller nicht wie der bloße Satiriker das Laster zu geißeln vermag, indem er es mit scharfen Zügen kennzeichnet; er muß uns einen gewissen Antheil für seine Helben und Heldinnen einflößen, sonst kann er uns nicht drei Bände hindurch fesseln. Wenn uns aber gleich bei dem Eingang des Romans ein Kind von kaum vierzehn Jahren mit blaffen verlieberlichten Gesichtszügen, mit unflätigem Lächeln entgegentritt, eine unreife Lasterbirne — so werden wir über diesen widerlichen Eindruck kaum hinweggetäuscht durch die Betrachtungen über die Nothwendigkeit einer Regelung des Prostitutionswesens, welche der Verfasser dieser Biquette zur Unterschrift gibt. Das ist eine der ekelhaftesten „Naturtypen“; aber auch dies Mädchen civilisirt sich mit der Zeit, wie überhaupt Kohlenegg, trotz seiner obigen Strafbede über die Verklärung des Lasters in den französischen Dramen und Romanen, doch uns am Schluß eine Menge von „Magdalenen“ vorführt — seine „Panne“ und „Lotte“ genießen zuletzt ein reines Familienglück und die Vergangenheit liegt wie ein abgestreiftes Kleid hinter ihnen.

Die Hauptheldin des Romans ist eine Demi-Monde-Dame mit einem rumänischen Gräfinnentitel, der wie die rumänischen Actien ein sehr zweifelhafter Besitz ist. Diese Regine hat einen jungen Edelmann Camillo umstrickt und will sich die Ehe mit ihm um jeden Preis sichern, indem sie sich den Besitz von Papieren zu verschaffen weiß, durch welche die Ehre seiner Mutter compromittirt und ein früherer Fehltritt derselben enthüllt würde. Diese „Sirene“ hat ein gewisses Pathos, das für sie interessirt, und die Situationen, die aus ihren Intriguen hervorgehen, sind nicht ohne dramatisches Leben. Befinden wir uns doch in der Familie der Holzstein bei den einzigen anständigen Leuten, die in dem Roman vorkommen!

Eine noch amüsantere Sirene below stairs ist die schlaue Marie, und die Art, wie sie bei der Heirath den alten Herrn von Halber prellt, ist eine lustige Bamboccia und nach unserer Ansicht die gelungenste Partie des Romans, nicht unwerth des Meisters in diesem Genre, des jüngst verstorbenen Paul de Kock. Vater Halber und Sohn, die in denselben Revieren jagen, sind uns übrigens aus Kokebue und dem jüngeren Dumas bekannt; die Geliebte des Sohns, die „Safran-Lotte“ mit

ihren gelben Kleidern, gelben Hüten, gelben Blumen, dem gelben Wagen und den farnfarbenen Pferden gehört allerdings unserm Autor an, oder sie ist eine „Actualität“. Zu den frivollsten Scenen des Romans gehört der Besuch der beiden alten Fanne in dem Bildhaueratelier, wo die schöne Lotte im Modellskostüm überrascht wird.

Das Talent zu lebendiger Schilderung verleugnet dieser Roman nicht, der auch in Bezug auf die Composition einen Fortschritt gegen die frühern Romane Kohlenegg's bekundet; es fehlt ihm sogar nicht an einzelnen Naturschilderungen und Stimmungsbildern von poetischem Reiz — und daß er eifrige Leser finden wird, wie nur irgendein Roman von Paul de Kock, bezweifeln wir nicht. Dennoch rechnen wir uns zu den „hyperpoetischen

Kritikastern“, welche die Devise des Kohlenegg'schen Eintenfasses, „wahr, deutlich und praktisch“, durchaus nicht als die Devise der Kunst und des dichterischen Schaffens anerkennen, um so weniger, als dieselbe im Nothfall auch für jedes „Prostitutionsregulativ“ passen würde, welche selbst die bei weitem feingeistigern Ueppigkeiten und durch poetischen Dufte verklärten sittlichen Haut-gout-Tendenzen eines Sacher-Masoch nicht billigen, ebenso wenig wie Vacano's frivole Ueberschwenglichkeiten, wenn auch diese Richtung das Verdienst hat, daß sie die Konsequenzen des sich oft so vornehm und moralisch geberdenden Realismus zieht; denn wenn einmal nur photographirt wird, dann ist's für die Kunst ganz gleichgültig, ob der photographische Kasten im Salon, im Comptoir oder im Bordell steht.

Rudolf Gottschalk.

Aristoteles über Kunst.

1. Aristotelische Forschungen. — A. u. d. L.: Aristoteles' Philosophie der Kunst. Erklärt von Gustav Leichmüller. Halle, Barthel. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Aristoteles über Kunst, besonders über Tragödie. Eregitische und kritische Untersuchungen von Joseph Hubert Reinkens. Wien, W. Braumüller. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Aristoteles hat in unserer Zeit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in mehrfacher Richtung auf sich gezogen. Namentlich lernten die Naturforscher den alten Philosophen schätzen, seit sich herausstellte, daß dieser Dinge beobachtet hatte, welche in der neuen Zeit gewissermaßen erst wieder entdeckt werden mußten. Auch die philosophische und physiologische Behandlung der Aristotelischen Schriften ist neu belebt worden. Nicht wenig trug dazu die kritische Ausgabe dieser Schriften bei, welche von der berliner Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1831—70 veröffentlicht wurde.

Zu den schwierigsten und umstrittensten Partien gehört die Kunsttheorie des Aristoteles, auf welche sich die neuen Arbeiten von Leichmüller und Reinkens beziehen. Ersterer ist Professor der Philosophie in Dorpat; der letztere wirkte als Professor der Theologie in Breslau, bis er sich durch Opposition gegen die päpstliche Unfehlbarkeit die fürstbischöfliche Censur zuzog.

Leichmüller hat das unbestreitbare Verdienst, die Aristotelische Philosophie der Kunst in ihren Umrissen und, soweit es überhaupt noch möglich ist, in ihren einzelnen Theilen genauer, umfassender dargestellt zu haben, als bisher geschehen war. Die Aufgabe ist nicht leicht gewesen. Denn außer dem Büchlein über die Dichtung ist uns von den kunstwissenschaftlichen Werken des Aristoteles keins erhalten. Die Erklärung der Kunstausdrücke muß daher größtentheils gelegentlichen Besprechungen desselben Gegenstandes in den logischen, ethischen, physischen, psychologischen, rhetorischen und politischen Schriften des Stagiriten entnommen werden.

Kunst ist nach der Definition des Aristoteles „die rationale Fertigkeit des Schaffens“. So wenigstens übersetzt Leichmüller die Stelle in der Nikomachischen „Ethik“ (VI, 4), an welcher die Begriffe „Handeln“ und „Schaffen“ ein-

ander gegenübergestellt sind. Reinkens gibt den Wortlaut in seinem ganzen Zusammenhang folgendermaßen:

Das auf verschiedene Weise Mögliche (das Veränderliche) umfaßt zweierlei: das, was durch (künstlerisches) Schaffen, und das, was durch Handeln entsteht. Denn etwas anderes ist Schaffen, etwas anderes ist Handeln. Demgemäß ist die Fertigkeit, nach vernünftigem Begriff zu handeln, etwas Verschiedenes von der Fertigkeit, nach vernünftigem Begriff etwas zu schaffen. Deshalb ist auch keine von beiden in dem Umfang der andern enthalten (es sind nicht einander deckende Begriffe): denn weder ist Handeln Schaffen noch Schaffen Handeln. Da nun aber die Fähigkeit, ein Haus zu bauen, eine Kunst ist, und zugleich ja auch eine Fertigkeit, nach vernünftigem Begriff etwas zu schaffen, und da es weder irgendeine Kunst gibt, die es nicht insofern ist, als sie eine nach vernünftigem Begriff schaffende Fertigkeit ist, noch auch eine solche Fertigkeit, die nicht Kunst ist, so folgt hieraus wohl, daß Kunst und Fertigkeit, nach wahren Vernunftbegriff zu schaffen, dasselbe sind. Jede Kunst aber concentrirt ihre Thätigkeit auf ein Entstehen; sie geht darauf aus, durch die Technik auszuführen und theoretisch zu ermitteln, wie etwas zur Wirklichkeit werde von dem Möglichen, das sein und auch nicht sein kann, und dessen Princip in dem Schaffenden und nicht in dem geschaffenen Werke ist; denn die Kunst hat es weder mit den Dingen zu thun, die durch Nothwendigkeit sind oder entstehen, noch mit denen, welche die Natur hervorbringt: diese nämlich haben das Princip (des Seins oder Entstehens) in sich selbst. Da nun aber Schaffen und Handeln voneinander verschieden sind, so folgt nothwendig, daß die Kunst dem Gebiete des Schaffens angehört, nicht aber dem des Handelns. Auf gewisse Weise haben vielmehr ihre Wirksamkeit auf dieselben Gegenstände gerichtet der Zufall und die Kunst, wie auch Agathon sagt: „Die Kunst den Zufall liebt, Zufall wiederum Kunst.“ Die Kunst also, wie gesagt, ist eine Fertigkeit, nach wahren Vernunftbegriff etwas im Gebiete des Möglichen zu schaffen; das Gegenteil aber, ein Widerspiel der Kunst, würde die Fertigkeit sein, auf demselben Gebiete nach falschem Begriff etwas zu schaffen.

Reinkens macht nun mit Recht darauf aufmerksam, daß Aristoteles ein großes Gewicht auf die Wahrheit des Vernunftbegriffs lege. *) Eine wahre Idee muß der Inhalt des Kunstwerks sein. Die ganze Erörterung sucht Reinkens scharf zu fassen und zu einer knappen Definition von Kunst auszuweisen: „Die Kunst ist die Fertigkeit, durch geistige Initiative einen auf das Veränderliche

*) Auch Leichmüller kommt in dem Kapitel über „Zweck und Eintheilung der Kunst“ auf diesen Gesichtspunkt zurück.

bezogenen wahren Gedanken herauszubilden, so daß er außerhalb Gestalt gewinne und von dem Hervorbringenden unabhängig selbständig werde.“ Gewissermaßen comprimirt wird dann die Definition von Reinkens zu folgendem Satz: „Kunst ist die geistig spontane, ein Ideal in anderer Gestalt individualisirende Kraft.“

Eine wichtige Frage, wie nämlich Aristoteles die Kunst eingetheilt und gegliedert habe, läßt sich nicht sicher beantworten. Es erscheint sogar zweifelhaft, ob der scharfsinnige Systematiker seine Kunsttheorie bis in ihre Theile verfolgt und ausgebildet hat. Aber einen Hauptunterschied unter den Künsten machte Aristoteles. Nach seiner Ansicht wirkt die Kunst in zweierlei Richtung: entweder ergänzt sie das Unvollständige, Mangelnde der Natur, oder sie ahmt nach. Im ersten Falle gleicht sie die Unzulänglichkeiten der Natur zweckmäßig aus, wie die Heilkunst den Naturzweck der Gesundheit erzielt: die Kunst in dieser Richtung dient einem Bedürfnis oder der Nützlichkeit. Im zweiten Falle stellt sie durch Nachahmung gegebene Dinge, Handlungen, Zustände dar. Reichmüller bemerkt:

Wir haben hier also die oberste Eintheilung der Kunst. Beiden Abtheilungen ist gemeinsam derselbe Zweck, welcher zugleich der Zweck der Natur ist. Die eine sucht ihn als einen wirklichen, und da dieser eben nur in der Wirklichkeit wirklich ist, so muß sie sich auf Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens beschränken und in die Nothwendigkeiten des Naturlaufs eingehen. Die andere will selbst Natur sein, kann dies aber nur dadurch erreichen, daß sie nachahmend, d. h. blos im Schein den Zweck und die Wahrheit der Natur darstellt.

Diese Eintheilung, welche ihrem Ursprung nach auf die Schule Plato's zurückgeführt wird, umfaßt die Kunstthätigkeit im weitesten Sinne. Es sind damit sowohl die nützlichen Kunstfertigkeiten und Manipulationen einerseits, als die schönen Künste andererseits klassificirt. Indessen läßt die Unterscheidung zwischen nützlicher und nachahmender Kunst nicht auf eine Trennung von Handwerk und freier Kunst hinaus; denn innerhalb der nachahmenden Kunst kann es sowohl eine handwerksmäßige als eine freie Betreibung geben, wie z. B. der bezahlte Sänger handwerksmäßig, „banaußisch“ die Musik übt, der unbezahlte Liebhaber der Musik dagegen eine freie Kunstthätigkeit entwickeln kann. Unter den nützlichen Künften gibt es auch solche, die zum Handwerk in keiner nothwendigen Beziehung stehen, wie die Nebekunst, Staatskunst, Feldherrnkunst.

Aristoteles räumt den schönen Künsten nicht ausdrücklich das Vorrecht ein, den Menschen ganz und gar zu beanspruchen. Obgleich das Alterthum Männer aufzuweisen hat, welche ganz ihrer Kunst lebten oder zu leben suchten, spricht Aristoteles nicht von eigentlichem Künstlerleben. Vielmehr bildet derartige Kunstthätigkeit für ihn nur einen Theil oder eine gewisse Seite der allgemeineren Lebensrichtung, sei die letztere nun politisch oder wissenschaftlich. Tritt dagegen die Kunst in den Dienst des Gelderwerbs, so entspricht ihr eine besondere Lebensweise, welche Aristoteles eine erzwungene nennt, insofern sie die Befriedigung nothwendiger, unabweisbarer Lebensbedürfnisse zum Ziele hat (vgl. Reichmüller, S. 118).

Nachdem die Eintheilungsprincipien der Aristotelischen Kunsttheorie festgestellt sind, wendet sich Reichmüller zur speciellen Behandlung der nützlichen und der nachahmen-

den Kunst. Der letztern ist der größte Theil des Buchs gewidmet. Und zwar findet das gemeinsame Wesen aller schönen Künste, die Aesthetik, die von Aristoteles wenig durchgeführte Eintheilung, die Entwicklung der Kunst, endlich der Productionsproceß eine ausführliche, auf umfassendes Quellenstudium gegründete Darstellung.

Das größte Interesse beansprucht die Aristotelische Behandlung der Poesie. Der Philosoph, welcher sich auf die eingehende Systematisirung der nachahmenden Künste nicht eingelassen hat, gibt auch keine scharfe Begriffsbestimmung der Poesie. Reichmüller findet das natürlich. Er sucht indessen aus den einzelnen Merkmalen, die Aristoteles gelegentlich der Poesie zuschreibt, eine Definition zu reconstituiren:

Die erste Bestimmung ist die, Nachahmung zu sein. Das Material, worin die Nachahmung stattfindet, ist die Sprache. Vereintend hören wir ihn dann aussprechen, daß nicht das Metrum den Dichter macht, daß epische Dichtung auch ohne Verse sein kann. Er hat aber nirgends die Poesie schlechthin von dem Vers gelöst, sondern bleibt darin blos literarhistorisch bei der Bestimmung der herkömmlichen Formen. Und wir erkennen nur, daß er das Wesen des Dichters mehr in der Erfindung der Fabel als in den Versen sieht. Die Sprache als Material der Dichtung ist ihm also nicht gleichgültig, sondern als zum ästhetischen Vergnügen geeignet, ist sie die poetische Sprache. Für die erzählende Poesie würden diese Elemente nun ausreichen; aber nicht für alle Poesie; denn für die übrigen Gattungen erwähnt Aristoteles noch Melos und Rhythmos als Darstellungsmittel, also das Musikalische und den Takt. *) Aber das darf zur rechten Würdigung Aristotelischer Theorie noch betont werden, daß er zwar diese Darstellungsmittel, von dem Eindruck der gegebenen Literatur bewogen, mit in die Definition aufgenommen, jedoch ihnen mit philosophischer Schärfe einen solchen Platz angewiesen hat, der sie von dem Wesen bestimmenden ausschließt. Er verbindet sie nämlich alle als bloße Verschönerungen mit der Sprache, welche allein die Trägerin des Wesens ist. Es darf daher nicht entfernt an ein Summiren der verschiedenen Merkmale der Poesie gedacht werden, sondern den bestimmenden Gründen müssen als dienende ausschmückende Mittel die übrigen Elemente untergeordnet werden.

Während Reichmüller die Aristotelische Behandlung der Poesie möglichst hochstellt, übt Reinkens eine rücksichtslosere Kritik an dem großen Philosophen. Zugleich wendet er sich gegen Reichmüller, welcher nach seiner Ansicht die Aristotelische Darstellung in Bezug auf die Einmischung der Sprache in die Definition der Dichtkunst willkürlich gedeutet hat. Mit Recht bemerkt er, daß die Sprache nicht das „Material der Dichtung“, sondern das Organ derselben sei. Insbesondere unterzieht er den ersten Abschnitt der Aristotelischen „Poetik“ folgendem scharfen Urtheile:

Durch den Eintheilungsgrund nach dem „Wodurch“ oder nach den Mitteln der Nachahmung bemüht Aristoteles sich zunächst, die Dichtkunst als solche von andern Künsten zu sondern, wie er diesen Abschnitt ja auch mit den Worten schließt: Was nenne ich nun also die Unterschiede der Künste vermöge der Verschiedenheit der Mittel der Nachahmung. Eine vollständige Unterscheidung nach dem Metrum und dem Vers verwirft er, indem er ganz im allgemeinen davon handelt, was den Dichter mache, nämlich die Nachahmung und nicht der Vers. Die Mittel der Nachahmung aber unterscheiden dem Philosophen

*) Melos ist nicht gut als „das Musikalische“ bezeichnet, da wir unter musikalischer Composition auch den Rhythmus subsumiren. Vielmehr ist hier Melos der tonische Theil (Melodie- und Begleitungstheile). Rhythmos das Zeitmaß und die dynamische Gruppierung der Zeittheile (Takt) in der Kunst.

die Dichtkunst als solche von den bildenden Künsten; dann bringt er eine Scheidung derselben von den musischen Künsten noch halbwegs fertig; aber es gelingt ihm nicht, sie selbst nach dem „Wodurch“ in ihre besondern Arten zu gliedern. Er bestimmt vielmehr ihre Gliederung in die verschiedenen Dichtungsarten, je nachdem die Dichtung für sich allein oder in Verbindung und unter Mitwirkung der musischen Künste ihre Nachahmung erzielt. Hiernach gewinnt er zwei Hauptklassen von Dichtungen: 1) solche, welche ohne Rhythmus und Harmonie nachahmen — die Mimen und die Sokratischen Dialoge, die Dichtungen in stets wiederkehrendem Versmaß und die Dichtungen in gemischtem Maße; 2) dann jene, welche in Verbindung mit den musischen Künsten auftreten. Die letzte Klasse scheidet sich wieder in zwei Gruppen, einerseits in solche, welche durchweg durch die ganze Dichtung diese Verbindung mit Tanz und Musik (Gesang, Flöten- und Zither- und Syringenspiel) haben, wie die Dithyramben- und Nomendichtungen, und in andere, welche nur in einzelnen Theilen die musischen Künste mitwirken lassen, wie die Tragödie und die Komödie in den Chören. So Aristoteles. Das ist aber eine Eintheilung der Dichtkunst, die nicht aus dem Wesen und dem Begriff der Dichtung selbst abgeleitet ist, sondern aus ihrem Verhältnis zu verwandten Künsten.

Außer den Mitteln der Nachahmung wendet Aristoteles noch zwei Eintheilungsprincipien an: die Gegenstände und die Weise der Nachahmung. Aber auch diese beiden letztern Eintheilungsgründe beurtheilt Reinkens ungünstig. Die Gegenstände theilt Aristoteles nach dem ethischen Werthe: er unterscheidet edle und niedrige Charaktere. Hierüber sagt Reinkens:

Es wird uns hier von dem Philosophen nach dem Gesichtspunkte der nachzunehmenden sittlich guten und schlechten Charaktere ein bloßes Schema leicht hingeworfen, welches freilich manchem auch heute noch gefällig und annehmlich erscheinen mag, zumal wenn er in Aristoteles auf allen Gebieten die Summe der Weisheit finden zu sollen glaubt; aber daß durch die Beziehung ihrer nachahmenden Thätigkeit auf die verschiedenen Charaktere eine Abzweigung der Dichtkunst wissenschaftlich begründet werde, wird der Nachdenkende ebenso wenig einräumen können, als jene Voraussetzung, daß die gesammte Kunst sich erschöpfe in der Nachahmung von Charakteren. Jene Abzweigung wäre nur dann zu begründen, wenn nachgewiesen würde, daß die Verschiedenheit der Charaktere nach ihrer sittlichen Beschaffenheit die Nothwendigkeit eines verschiedenen Kunststils für die dichterische Darstellung in sich schließe, was aber eben nicht nachgewiesen werden kann. Der Unterschied zwischen Tragödie und Komödie liegt z. B. ganz anderswo als in der Verschiedenheit der zur Darstellung kommenden Charaktere, wie Aristoteles späterhin selbst andeutet, indem er „das Lächerliche an sich“ als eigentliches Object der Komödie bezeichnet. Auch ist überhaupt nicht einzusehen, wie in der Aristotelischen Kunsttheorie der ethische Werth oder Unwerth der Gegenstände der Nachahmung eine Verschiedenheit der Kunstart bestimmen könne, da die Kunstthätigkeit selbst sich doch jeder ethischen Würdigung entziehen soll.

Die Weise der Nachahmung ist insofern kein durchaus stichhaltiges Eintheilungsprincip für die Poesie, als sie nicht streng genug von den Mitteln der Darstellung unterschieden wird. Reinkens hebt das mit Recht hervor:

Das Hauptresultat des dritten Eintheilungsgrundes ist die Unterscheidung zwischen epischer und dramatischer Dichtung. Der Sinn des betreffenden Abschnitts ist dieser: durch das „Wie“ der Nachahmung unterscheidet sich das Epos vom Drama, während beides Dichtung ist vermöge des Nachahmens mit denselben Mitteln. Aber warum kann in diesem Falle das „Wie“ nicht auch unter dem Gesichtspunkte des „Wodurch“ oder der Mittel aufgefaßt werden? Es wird nämlich hervorgehoben, daß das „Wie“ der Nachahmung beim Epos in der Erzählung von handelnden Personen bestehe, bei der Tragödie aber darin, daß

die Personen selbst handelnd vorgeführt werden. Aber Aristoteles wählt für die Bezeichnung dieses Unterschieds selbst in seiner Definition der Tragödie das Verhältniß des „Wodurch“ statt des „Wie“, indem er sagt, sie sei eine Nachahmung „nicht durch bloß berichtende Erzählung“. Ja, er führt sogar aus, daß er eine genaue Scheidung auf diese Weise nicht bewirken könne; denn er findet, daß Sophokles einerseits derselbe Nachahmer sei wie Homer, also dieselbe Art Kunst in seiner Dichtung übe, weil beide sittlich edle Charaktere nachahmen, andererseits aber wie Aristophanes, weil er mit diesem darin übereinstimme, daß sie beide Personen in gegenwärtiger Darstellung handelnd vorsehnen, also durch dramatische Form wirken. Einzuräumen ist, daß der Philosoph den Unterschied zwischen epischer und dramatischer Dichtung im ganzen wol richtig aufgefaßt hat, dagegen aber auch nicht in Abrede zu stellen, daß er in Ermangelung eines bestimmten Kunstprincips und in Folge dessen auch eines wohl abgegrenzten Begriffs der Poesie über die Eintheilungsgründe für diese volle Klarheit nicht hat gewinnen können.

Kein Theil der Aristotelischen Kunsttheorie hat so viele Erklärungsversuche, beifällige und absprechende Beurtheilungen gefunden, wie die Definition der Tragödie („Poetik“, 6). Reichmüller will erst im dritten Bande seiner „Aristotelischen Forschungen“ dieses Thema behandeln, während Reinkens dasselbe in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellt. Letzterer bietet zugleich eine scharfsinnige Kritik des Aristoteles und der einschlägigen Erklärungsliteratur. Die Definition lautet nach der erklärenden Uebersetzung von Reinkens:

Tragödie ist Nachahmung einer sittlich-ernsten (und über das Gemeine erhabenen), in sich abgeschlossenen (oder vollendeten) Handlung von begrenztem, bestimmtem Umfange, vermöge des sprachlichen Ausdrucks, der indessen (durch Mitwirkung musischer Künste) gemürzt sein muß, und zwar so, daß die verschiedenen Arten der Würze in den verschiedenen Theilen für sich gesondert ihre Anwendung finden — eine Nachahmung, welche, mittels Vorführung handelnder Personen und nicht durch bloß berichtende Erzählung sich vollziehend, durch Mitleid und Furcht die Reinigung [Katharsis] von solchen Affecten bewirkt.

Reinkens vermißt an dieser Definition die erforderliche Deutlichkeit, zunächst in Bezug auf den Kunstausdruck „Nachahmung“:

Es ist bei der Kritik der Aristotelischen Definition von der Tragödie entschieden darauf Gewicht zu legen, daß „Nachahmung“ als technischer Ausdruck vorher noch gar nicht dem Inhalt nach näher erklärt und bestimmt worden ist. Nach dem Vorausgehenden kann niemand ahnen, daß es sich dabei um die Darstellung der vom Dichter innerlich geschauten idealen oder poetischen Wahrheit handle; im Gegentheil, man dürfte sich nicht wundern, wenn die weitere Explication der Definition jemand zu der Annahme verleitete, es sollte eine wirklich geschene Handlung von sittlich-ernster Bedeutung nach ihrem unvollkommenen zufälligen Verlaufe nachgeahmt werden.

Ferner wirft Reinkens im Einverständnis mit Lessing dem alten Philosophen vor, daß er zufällige Eigenschaften der griechischen Tragödie in die Definition hineingezogen habe. Das gilt am meisten von der vielbesprochenen Katharsis, „Reinigung“. Reinkens sagt:

Der entschiedenste und bei Aristoteles als Philosophen unbegreiflichste Fehler ist aber dieser, daß er seine Definition gleichsam culminiren läßt in der Angabe einer Wirkung der Tragödie, die, selbst wenn sie als solche unangefochten bleiben müßte, doch immerhin nur eine zufällige wäre. Denn die Erregung und Reinigung von Mitleid und Furcht bei den Zuschauern kann keine Kunst der Permenenz zu einer das Wesen der Tragödie offenbaren Wirkung machen. Mitleid und Furcht gehen nicht aus dem Wesen der Tragödie so hervor, wie Dorn und Rose wachsen aus dem Rosenstod; jene sind — als

Wirkung einmal zugestanden — durchaus keine immanente Wirkung, sondern eine transcendente, und diese kann unmöglich in die Definition des Wesens hereingezogen werden.

Bekanntlich herrscht über die Bedeutung der von Aristoteles angenommenen Katharsis eine große Meinungsverschiedenheit unter den Philologen, Philosophen und Kunstkritikern; Reinkens selbst führt die reiche Literatur über diese Frage ausführlich, mit eingehender Kritik vor und sucht eine Vermittelung zwischen der aus der Medicin entlehnten pathologisch-ästhetischen und der ethischen Erklärung der Katharsis. *) Indessen unterscheidet er richtig die an sich höchst interessante Untersuchung über den Begriff der Katharsis von der Frage, ob die letztere in der Aristotelischen Definition der Tragödie mit Recht eingefügt sei.

Gehören denn aber auch die Zuschauer, in welchen eine solche Katharsis, wie Aristoteles sie beschreibt, angenommen wird, zum Wesen der Tragödie? Man nehme die beste Tragödie, die je ein Dichtergenius geschaffen, und lasse sie, unterstützt durch die musischen Künste und die gelungenste Scenerie, von den besten Schauspielern zur Aufführung bringen — doch ohne für die Katharsis von Mitleid und Furcht disponirte Zuschauer: wo wird dann jene tragische Wirkung erzielt? Nirgendwo und

*) „In dem Unterschiede eines bloß körperlichen Processes und eines künstlerisch angelegten seelischen Kampfes muß die Bereinigung der ästhetischen Katharsis mit der Ethik des Philosophen sich finden.“

in keinem, aber von dem Wesen der Tragödie fehlt deshalb nichts.

Das Gesammturtheil über die Aristotelische Definition konnte hiernach nur ungünstig ausfallen:

Es gibt auch eine Vollkommenheit der Tragödie, dieser wunderbaren Erscheinung in der Culturgeschichte der Völker, in und an sich selbst, gänzlich abgesehen von allen zufälligen Wirkungen nach außen, auf zufällige Zuschauer, mag man ästhetische, ethische oder pathologische Wirkungen erwarten oder wahrzunehmen glauben. Und der Idee und dem erhabenen Ziele dieses in sich selbst vollkommenen Kunstwerks, das mit nationaler Beschränkung aber nicht ohne kosmopolitische Momente durch die griechischen Tragiker bereits in wunderbarer Weise zur Zeit des Aristoteles Gestalt gewonnen hatte und in die Erscheinung getreten war, hatte er, der scharfsinnige philosophische Kunstcritiker, mit seinem Verständniß sich schon genügt, als er zum Gegenstande des Mythos eine „sittlich-ernste und über das Gemeine erhabene Handlung“ *) forderte und auf Ebenmaß und geschlossene Einheit der Handlung drang; ja, er beleuchtete das geheimnißvolle Wesen einer solchen Schöpfung wie mit einem Blitze, da er der verlangten poetischen Wahrheit vor der historischen den Vorzug gab: aber er blühte alle Klarheit ein, vernichtete jenen Vorzug wieder und irte weit ab von dem richtigen Wege, als er den tragischen Helden mit einer fatalen Mitleidskatharsis.

*) *ἠθικὴ σπουδαία.*

W. Grambach.

Zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs.

Der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Dunder und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Nach einer sechsundvierzigjährigen Thätigkeit an der Universität zu Berlin und im sechsundsiebzigsten Lebensjahre ist, wie öffentliche Blätter berichteten, der größte aller jetzt lebenden deutschen Historiker, Leopold von Ranke, im Juni 1871 auf sein Ansuchen von der Verpflichtung, Vorlesungen an der genannten Hochschule zu halten, dispensirt worden. Zu derselben Zeit, wo er seine fruchtbringende akademische Wirksamkeit abschloß, veröffentlichte er das vorstehend genannte Buch über den Ursprung des Siebenjährigen Kriegs, nachdem er kurz vorher in dem ersten Bande seines vortrefflichen Werks: „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund“, die Geschichte Deutschlands von 1780—88 dargestellt hatte.

Ranke hat diesmal entschieden unter dem Eindrucke der Gegenwart geschrieben; sagt er doch selbst in seinem Vorworte, „daß die Vollendung und Herausgabe der vorliegenden Schrift mit den Zeitercignissen zusammenhängt“. Angesichts der gewaltigen, die Geschichte Deutschlands und Europas umfassenden Entscheidung, die aus dem von Frankreich an Preußen und Deutschland erklärten Kriege entspringen mußte, wandte sich der Blick des großen Historiographen auf die Begebenheiten einer ältern Zeit zurück, welche diesen Zusammenstoß vorbereitet hatten. Eine solche Begebenheit fand er aber in dem Kriege von 1756: „denn am Tage liegt ja, daß derselbe ohne die Parteinahme Frankreichs für Oesterreich unterblieben wäre.“ Wenn man der Ranke'schen Geschichtsschreibung nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht hat,

daß sie meistens die Objectivität zu weit treibt, daß sie, bei aller Meisterschaft einer gründlichen Forschung, einer musterhaften Kritik, eines scharfen, persönliche wie sachliche Verhältnisse durchdringenden Blicks, der ethischen Wärme entbehrt und durch die kalte Glätte der Darstellung in dem Leser keine rechte Begeisterung aufkommen läßt, so macht das in Rede stehende Buch in dieser Beziehung eine Ausnahme. Das genaueste Studium von Archiven, das Aufspüren versteckter, unbekannter Quellen, die Ruhe staatsmännischer Combination: das alles hinderte diesmal nicht, daß der nationale Gedanke und der berechtigte Patriotismus — unbeschadet der thatsächlichen Wahrheit — zur Geltung kommen; es zeigt sich vielmehr, daß die deutsche Geschichtsschreibung in ihrem innersten Wesen und wahren Werthe nichts verliert, sondern nur gewinnt, wenn sie von der unwiderstehlichen Macht des nationalen Gedankens erfaßt und durchleuchtet wird. Ranke hat vornehmlich die preussischen, österreichischen, englischen und französischen Archive benutzt; das Werk von Arnetz, welches die aus den Actenstücken des österreichischen Staatsarchivs entnommene Geschichte Maria Theresia's nach dem Erbfolgekriege enthält, bezeichnet er als ein Buch, „durch welches das damalige Verhältniß des wiener Hofes zu Frankreich zuerst ins Licht gesetzt ward und die Forschung darüber zwar keineswegs vollendet wird, aber doch festen Grund und Boden erhält“.

Der Zeitraum, welchen die Ranke'sche Schrift umfaßt, ist nur ein kleiner; aber das historische Drama, welches uns dieser kleine Zeitraum, welchen Ranke geschildert, vorführt, ist wahrhaft großartig: eine innere und zugleich äußere Action, die an jeder Stelle aus

besondern Motiven entsprungen, doch wieder zu einem allgemeinen Resultate zusammengreift, die Auflösung der bisherigen politischen Systeme Europas und die Gründung neuer Allianzen, hauptsächlich die Bedrohung der jüngsten unter den europäischen Mächten durch die Verbindung der andern continentalen Potenzen um sie her. Wichtig aufgefaßt, ist die Geschichte des Ursprungs des Siebenjährigen Kriegs zugleich die Geschichte einer großen, in ihrer Art einzigen europäischen Krise. Die Darstellung derselben wird, wie selbst Ranke zugestehet, dadurch schwierig, daß, was sich auf räumlich verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit vollzieht und aufeinander einwirkt, nur successiv mitgetheilt werden kann. Indessen erscheint doch alles wieder in dem lebendigsten und klarsten Zusammenhange durch die bewundernswürdige Haltung des Fürsten, dem die Bedrohungen gelten und der, auf seinen Staat und sein Heer gestützt, den Muth hat, die Gefahren zu bestehen, welche sich von den verschiedensten Seiten, zum Theil ganz unerwartet, über ihm zusammenziehen und seinen Untergang bezwecken. Gehen wir etwas näher auf die Art und Weise ein, wie Ranke seine Aufgabe gelöst hat.

Das ganze Buch zerfällt in funfzehn Kapitel, von denen das erste eine Art Einleitung bildet, indem es einen Rückblick auf die Schlesiens Kriege und den Frieden von Aachen enthält und somit zum sachgemäßen Ausgangspunkt der fernern Darstellung dient. Der Autor gibt hier ein klares und übersichtliches Bild der gegenseitigen politischen Beziehungen der europäischen Mächte, und beweist hier von neuem seine anerkannte Meisterschaft in der sichern Zeichnung und zweckmäßigen Gruppierung historischer Verhältnisse.

Die maßgebenden Nationen Europas waren damals die beiden Westmächte, Frankreich und England; von ihnen hing Deutschland, Preußen und Oesterreich eingeschlossen, wesentlich ab, denn es war in die Agitationen verflochten, in denen jene allenthalben einander begegneten. Zwischen England und Frankreich aber herrschte ein sehr gespanntes Verhältniß, da es sich für diese beiden Mächte um die Herrschaft zur See und das Uebergewicht in allen Welttheilen handelte. Um Oesterreich freie Hand gegen Frankreich zu verschaffen, trug England zu dem Friedensschlusse von Breslau und Berlin bei und ebenso zu dem Frieden von Dresden (1742 und 1745). Auch der Friede von Aachen (1748) enthielt durch das energische Auftreten des englischen Gesandten Sandwich eine erneuerte Garantie des Besizes von Schlesien durch Preußen. Oesterreich empfand dies sehr bitter und unterzeichnete den betreffenden Friedensvertrag, der als ein Grundgesetz des europäischen Staatsrechts angesehen ward, auf das Rathen von Kaunitz nicht, sondern trat ihm nur nachträglich bei. Während das englische Volk, schon aus Rücksichten auf die Religion, in den continentalen Angelegenheiten sich auf Preußens Seite neigte, unterhielt Friedrich II. mit Frankreich die freundlichsten Beziehungen, was ihm um so mehr gelang, als diese Macht ihm dabei entgegenkam, da sie hoffte, durch ein Bündniß mit Preußen England in Hannover gefährlich zu werden. Dadurch kam aber Friedrich II. in eine unangenehme Lage, weil er einerseits zwar eine Verbindung von Frankreich

und Oesterreich fürchten mußte, andererseits jedoch die erstere Macht nicht zum Meister in Deutschland werden lassen wollte. Die Kaiserin Maria Theresia und Kaunitz blieben stets Preußen feindlich gesinnt, sie konnten den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen; Kaiser Franz dagegen und die Mehrzahl der ersten Rathgeber der österreichischen Krone wollten sich in das Geschehene fügen und den Frieden, wie er nun einmal bestand, beobachten, namentlich wünschten sie auch die alte Allianz mit England aufrecht zu erhalten, indem sie es, im Gegensatz zu Kaunitz, für unmöglich erachteten, Frankreich mit Ehren für Oesterreich zu gewinnen und dadurch dem König Friedrich den Bundesgenossen zu entziehen, auf den er sich in europäischen Angelegenheiten hauptsächlich stützte.

Das folgende Kapitel schildert ausführlicher die sich widerstreitenden Interessen Englands und Frankreichs und den schließlichen Ausbruch des Seekriegs im Frühjahr 1755. In allen Welttheilen traten sich diese beiden Mächte gegenüber. In Nordamerika handelte es sich um das Uebergewicht der germanischen oder romanischen Nationalität, während in Westindien sich der alte Gegensatz der Engländer mit der spanischen Monarchie, über welche die Bourbonen geboten, verschärfte. In Ostindien bedrohten Männer wie Duplex und Labourdonnaye die noch geringfügigen englischen Ansiedelungen. In der Levante und in Afrika erlangten die französischen Verbindungen das Uebergewicht. „Der Geist des Jahrhunderts“, sagt deshalb Ranke mit Recht, „nahm überhaupt, eben im Zusammenhange mit diesen großen Problemen, eine Richtung auf Handel und Colonien, welche die Welt mehr beschäftigte, als der politisch-religiöse Conflict, auf dem bisher das meiste beruht hatte.“

Dieser kommerzielle Wettstreit, eine Art von Krieg, der alle Erdtheile umfaßte, wirkte indessen nothwendig auch auf die andern Verhältnisse der Staaten zurück. Neben dem kommerziellen und maritimen Gegensatz bildete sich allenthalben der politische aus, welcher an den ersten anknüpfte, aber doch nicht mit demselben zusammenfiel, sondern seine eigene Bedingung hatte. Wenn England mit Rußland auf dem besten Fuße stand, so waltete in Schweden und Dänemark die französische Partei vor. In Deutschland wirkten eine englisch-österreichische und eine französisch-preussische Politik einander entgegen; darüber trat das nationale Bewußtsein zurück. Unter diesen Umständen war es „von einer universalen Tragweite, daß der Gegensatz der Franzosen und Engländer in Nordamerika zu einem offenen Conflict führte“.

Das nächstfolgende Kapitel beschäftigt sich mit den Differenzen zwischen den alten Bundesgenossen Oesterreich und England. Kaunitz machte die Allianz mit England abhängig von der gemeinsamen Feindschaft gegen Preußen; da aber ersteres gegen letzteres keine Hülfe leisten wollte, hoffte man in Wien durch eine Verbindung mit Frankreich das zu erreichen, was sich im Bunde mit England nicht durchführen ließ. Dazu kam, daß die katholischen Wähler in Hessen-Kassel den König Georg II. sehr gegen das österreichische Kaiserhaus, welches die Führung der katholischen Partei übernommen hatte, verstimmt.

Das vierte Kapitel deckt die ersten Schritte auf, welche Oesterreich that, um Frankreich gegen Preußen zu gewinnen:

man bot den Bourbonen die Niederlande und die polnische Krone an.

Die folgenden drei Kapitel enthalten die Annäherungen von England und Preußen, die im Januar 1756 zu dem wichtigen preußisch-englischen Neutralitätsvertrag führten, dessen wesentlicher Zweck dahin ging, daß England den Russen keinen Einfall in Preußen erlaubte, während Friedrich II. den Franzosen eine Invasion Deutschlands gegen Hannover versagte. Wenn Georg II. sich mehr nach Oesterreich als nach Preußen hingezogen fühlte, so wandten die großbritannischen Staatsmänner schon seit längerer Zeit ihre Augen auf Preußen, in dessen genauerer Verbindung mit England sie großen Vortheil zu erblicken glaubten; so schrieb z. B. Horace Walpole schon im October 1746 an Pelham: „You will say: where is the remedy to this calamitous situation? To which I reply: Prussia, Prussia; Prussia!“ Auf der andern Seite liegt ein von Friedrich's II. eigener Hand geschriebenes Actenstück vor, in welchem er die Gründe darlegt, die ihn bei der eigenthümlichen Politik von Oesterreich, Frankreich und Rußland bestimmten, mit England in Verbindung zu treten. In dieser Beziehung sagt Ranke:

Noch dachte Friedrich an keine Feindseligkeit gegen Frankreich: er wollte nur Deutschland vor dem Verderben beschützen, das ohne Zweifel eintreten mußte, wenn der Krieg der großen Mächte innerhalb seiner Grenzen ausgefochten wurde. Nachdem er den Franzosen die Voraussetzung der Superiorität, in der sie lebten, lange Zeit nachgesehen hatte, zuweilen nicht ohne Ironie, war doch die Zeit gekommen, wo er sich von ihnen absondern mußte: wie sollte er sich für ihre Sache in einen Krieg stürzen, der ihm und dem gesammten Deutschland höchst verderblich werden konnte? Von der nationalen Idee ist (in dem beregten Actenstücke) nicht in vielen Worten die Rede; aber wie konnte sie sich factisch besser manifestiren, als in dem Entschluß, den Krieg, der Deutschland nichts anging, von demselben fern zu halten? Und wenn der Einfluß, den Frankreich bereits in Deutschland besaß, durch die Verbindung mit einer der beiden vorwaltenden Mächte, welche es auch sein mochte, verdoppelt werden mußte, so lag ein nationales Interesse in der Abwendung von ihm. In der Verflechtung menschlicher Dinge wird ein jeder doch immer von dem ihm zunächst liegenden Momente berührt und meistens bestimmt. Aber das ist das Eigenthümliche großer Stellungen, daß ihre Bedeutung über die Beziehungen hinausreicht, die unmittelbar ins Bewußtsein treten. Ist es nicht einleuchtend, daß Friedrich, indem er sich von Frankreich, welches die englisch-amerikanischen Colonien in ihrer Ausbreitung zu hindern entschlossen war, los sagte, zugleich die Sache der germanischen Rasse in Nordamerika führte? Ich wage zu behaupten, daß ihm ein Antheil an der mächtigen Entwicklung, welche dieselbe in der andern Hemisphäre gewonnen hat, zukomme. Denn wenn Frankreich in Europa die Oberhand behielt, würde es auch jenseit des Meeres in den Stand gekommen sein, seine Befestigungen am Ohio zu behaupten.

In der That, Hegel hat recht, wenn er meinte, daß die geschichtlichen Menschen, die welthistorischen Individuen, diejenigen sind, welche durch ihre besondern Zwecke und Handlungen großen allgemein menschlichen Interessen dienen.

In den nächsten vier Kapiteln schildert Ranke vornehmlich die weitern Verhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich bis zum Allianzvertrag von Versailles am 28. Mai 1756, welcher, wie Kaunitz meinte, Oesterreich

gegen seine drei gefährlichsten Feinde: gegen Preußen, die Türkei und Frankreich sicherstellte. Durch den Tractat von Versailles wurden aber die politischen Verhältnisse der europäischen Mächte von Grund aus umgewandelt, und das europäische Gleichgewicht mußte sich fortan andere Grundlagen suchen. Oesterreich entschloß sich, den Eroberungsgelüsten Frankreichs nicht nur freien Lauf zu lassen, sondern sie sogar zu unterstützen: eine verhängnißvolle Politik, deren Folgen schon beim Ausbruch der ersten französischen Revolution und späterhin, bis auf den heutigen Tag, am meisten für das österreichische Kaiserthum selbst von der bedenklichsten Art sein sollten.

Ranke zieht bei dieser Gelegenheit eine interessante Parallele zwischen Preußen und Oesterreich; er sagt:

Der König von Preußen wollte eine Invasion der Franzosen in Deutschland verhindern; er wagte es, darüber die vornehmste Allianz, die er hatte, die mit Frankreich, auf das Spiel zu setzen; sollte es der kaiserliche Hof mit seinen reichsoberhauptlichen Pflichten vereinbar finden, in diese Invasion zu willigen? Ganz und gar waren diese nicht vergessen; aber unter den veränderten politischen Conjunctionen sah man darüber hinweg. Jetzt brachte man nicht mehr zu fürchten, wie zuvor, daß man sich deshalb mit Rußland entzweien könne. Man hatte kein Bedenken, die neutrale Stellung, welche man zwischen Frankreich und England einzunehmen entschlossen war, auch auf Hannover auszudehnen; man war bereit, das Unternehmen der Franzosen gegen Hannover zuzulassen, zumal dadurch die Ausführung des eigenen gegen Preußen gerichteten Vorhabens ungemein erleichtert werde. Es liegt uns fern, darüber eine moralische Anklage auf den Grund des erst so viel später zum Bewußtsein gekommenen Begriffs der Rationalität zu erheben; unlegbar ist, daß wenn Friedrich II. denselben hervorhob, er dazu auch allerdings durch seine besondere Lage veranlaßt wurde. Aber eben das bildet den Unterschied der beiden Staaten. Preußen wurde durch seine Nachstellung und seine geographische Lage darauf hingewiesen, die fremden Truppen von Deutschland fern zu halten und die gemein-deutsche Sache als seine eigene zu betrachten: darin liegt der Ursprung des preußisch-deutschen Gedankens, der später so mächtig werden sollte. Oesterreich dagegen wurde durch seine italienischen, niederländischen und allgemein europäischen Interessen veranlaßt, davon abzusehen; indem es die Allianz mit England aufgab, glaubte es sich jeder Rücksicht auf Hannover überhoben. Friedrich wollte Rußen und Franzosen von Deutschland fern halten; Oesterreich bedurfte ihrer Mitwirkung zu dem großen Vorhaben, mit dem es umging. In Wien gelangte der Gedanke einer Allianz mit Frankreich und Rußland eben in diesem Momente zu einer alle andern Ausschließenden Geltung; um die Hoheit des Hauses Oesterreich zu wahren und seine Macht in vollem Umfang herzustellen, wurden die nationalen Pflichten des Kaiserthums hintenangelassen.

Schon im neunten Kapitel hatte Ranke darauf hingewiesen, daß in einer großen Conferenz, die im Mai 1753 zu Moskau gehalten ward, die Regierung der Kaiserin Elisabeth es als eine Fundamentalmaxime des russischen Reichs feststellte, daß man sich den Vergrößerungen des preussischen Staats gewiesen müsse; im zwölften Kapitel schildert er nun ausführlicher die Rückwirkung des versailer Tractats auf Rußland. Zwar waren nicht alle russischen Staatsmänner der innigen Verbindung von Oesterreich und Rußland zugethan, denn der Großfürst-Thronfolger, der Vicelkanzler Woronzow, Graf Kayserling, russischer Gesandter in Wien, und Panin, beglaubigter Minister in Stockholm, waren Preußen und England nicht abgeneigt, trotz der Neutralitätsacte vom

Januar 1756; allein, wie Ranke treffend bemerkt, nicht durch allgemeine Erwägungen pflegen die Entschlüsse der Menschen allemal bestimmt zu werden, persönliche Impulse, die jenseit derselben liegen, haben daran nicht selten den meisten Antheil. Und so geschah es denn, daß der persönliche Haß der Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich II. und die Feindschaft, welche der Selbstbestechungen allezeit zugängliche Großkanzler Bestuschew gegen Preußen hegte, allen gegentheiligen Einflüssen zum Trotz das Bündniß zwischen Rußland, Oesterreich und Frankreich zu Stande brachten, durch welches der preussische Staat zu Grunde gerichtet werden sollte. Dazu kam noch, daß es dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Esterhazy, gelang, Woronzow und einen andern russischen Staatsmann, Olgowiew, für sich zu gewinnen; auch der junge Favorit der Kaiserin, Iwan Iwanowicz Schumalow, wurde in das österreichische Interesse gezogen, und gerade er trug wesentlich dazu bei, daß Elisabeth ihre Abneigung gegen Frankreich überwand. So waren es also ein Favorit und eine Favoritin, die Marquise von Pompadour, welche die widerstrebenden Souveräne von Rußland und Frankreich sich im Bunde mit Oesterreich die Hände reichen ließen, um Preußen zu verderben. Auch Sachsen und einige andere Staaten traten nach mehr oder minder langem Schwanken der großen antipreußischen Allianz bei.

Im dreizehnten Kapitel wird unter anderm der Beuteplan geschildert, welcher Rußland ein Stück von Polen zusprach, dafür sollte das Königreich Preußen an Polen fallen. Bestuschew beanspruchte für sich eine Herrschaft in Schlesien, welches selbstverständlich wieder Oesterreich anheimfallen sollte; Sachsen sollte Magdeburg erhalten, Frankreich die belgischen Niederlande, Corsica, Gibraltar und Minorca; Holland sollte durch einen Theil von Westfalen entschädigt werden; dem Kurfürsten von der Pfalz versprach man die kleve-märkischen Länder; Fürst Kaunitz wünschte in Ostfriesland einen Landbesitz; Schweden sollte Pommern, und Dänemark die von Hannover losgerissenen Bezirke von Bremen und Verden bekommen, u. s. w.

Das vierzehnte Kapitel enthält eine Darstellung der preussisch-englischen Politik kurz vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs. Ranke bezeichnet daselbst die Politik als eine Art von Strategie. Wenn es dem Strategen, sagt er, darauf ankommt, die Kriegspläne des Feindes, die geflissentlich in Dunkel gehüllt werden, zu erkunden und ihnen bei Zeiten zu begegnen, so ist es für den Politiker fast die vornehmste Aufgabe, das Geheimniß der feindseligen Anschläge zu durchdringen, um sich dagegen in Bereitschaft zu setzen. Ein Ungewitter ohnegleichen zog sich über den soeben erst zu einem selbständigen Dasein emporkommenden preussischen Staat zusammen; wenn daher in spätern Zeiten behauptet worden ist, ein unmotivirtes Eroberungsgeklöse habe Friedrich II. bewogen, im Jahre 1756 das Schwert zu ziehen, so läßt die Evidenz der Thatfachen eine solche Behauptung nur im Lichte von Ironie erscheinen; in Wirklichkeit war die Existenz des Königs in Gefahr, und nur sehr nach und nach wurde er sich über den Umfang derselben klar.

Im funfzehnten und letzten Kapitel erzählt Ranke,

wie Friedrich durch directe Anfragen bei der Kaiserin Maria Theresia wiederholt sich Aufschluß über die Absichten von Oesterreich zu verschaffen suchte, wie man stets ausweichend antwortete, und wie er noch immer nicht daran glauben wollte, daß Frankreich in das Bündniß gegen ihn eingetreten sei. Endlich griff Friedrich, um die Selbständigkeit seines Staats zu vertheidigen, zu den Waffen. Es war am 28. August 1756, eines Sonnabends, früh gegen 5 Uhr, daß er auf dem Paradeplatze in Potsdam zu Pferde stieg, die Truppen eine kleine Schwenkung machen ließ, sich dann an ihre Spitze setzte und den Weg nach der sächsischen Grenze einschlug. Mit ihm war sein Bruder Heinrich als Führer seines Regiments; eine freudige Stimmung besetzte die Mannschaften. Den folgenden Tag wurde die sächsische Grenze von verschiedenen Abtheilungen der drei Colonnen in weitem Umkreis überschritten.

Nicht ohne Beziehung auf die Gegenwart bemerkt Ranke: „Dazu sind die großen Kriege bestimmt, nach dem Maße der Kraftentwicklung und intellectuellen Führung jedes Theils die Schicksale der Welt weiter zu bestimmen.“

Durch den Siebenjährigen Krieg sind keine territorialen Veränderungen hervorgerufen worden; eben darin lag, wie der Autor urtheilt, der große Erfolg, daß das nicht geschah, und daß sich der Staat, zu dessen politischer Vernichtung die Mächte des europäischen Continents verbunden waren, in seinem vollen Bestand behauptete. Die Vertheidigung selbst gab ihm ein hohes Ansehen in der europäischen Staatenwelt und darüber hinaus. König Friedrich wurde, indem er sich vertheidigte, zum großen Manne des Jahrhunderts. Die folgenden Generationen empfingen daher die fortwirkenden Impulse, die aus dem Gefühl einer ruhmvoll bestandenen Gefahr und der getreteten Unabhängigkeit entspringen. Ranke schließt seine Darstellung mit den Worten:

Ein Unglück ohnegleichen, das den preussischen Staat in dem folgenden Zeitraum betraf, und ihn in einen Ruin, wie er im Jahr 1756 beabsichtigt war, wirklich verwickelte, ist dadurch zu der Epoche geworden, in der sich derselbe verjüngte, sodas er in steter Continuität von lebensvoller Arbeit endlich zu Erfolgen gelangt ist, wie sie die Welt ebenfalls noch nicht gekannt hat.

Den Schluß des Werks bilden sogenannte „Analecten“, welche preussische Manifeste, Aeußerungen Friedrich's II. und sonstige werthvolle Ergänzungen enthalten. Ranke macht namentlich auf einen Aufsatz Friedrich's aufmerksam, welcher den Titel „Apologie de ma conduite politique“ trägt, in der zweiten Hälfte des Jahres 1757 niedergeschrieben wurde und eine Rechtfertigung seiner Schilderhebung sein soll. Denn sehr verbreitet mochte wol die Meinung sein, welche der Minister Herzberg später kundgab, daß der Krieg sich hätte vermeiden lassen. Nachdem eine Schlacht verloren worden und alle benachbarten Mächte sich gegen Friedrich erhoben, erschien sein Verfahren sogar als ein politischer Fehler, und er fühlte sich verpflichtet, diese Meinung zu widerlegen.

Obgleich durchdrungen von der Idee, daß der Souverän, der selbst als der erste Minister des Staats anzusehen sei, dennoch keine Verantwortlichkeit habe, als gegen Gott allein, so urtheilte der große König doch, daß

ein guter Fürst recht thue, wenn er dem Volke, das ihm gehorche, die Gründe seines Verhaltens auseinandersetze. Indem er nun ausführt, daß er die allgemeine Feindseligkeit, die sich gegen ihn erhoben und die aus untergeordneten Ursachen herrühre, als Politiker nicht habe voraussehen können, gibt er die Motive an, die ihn zu seinem kühnen Vorgehen bewogen: denn sein Gewissen sei rein, und er könne es wagen, gleichsam laut zu denken. Vor allem erinnert er daran, daß er sich als souveräner deutscher Fürst gefühlt habe, daß er sich nicht habe hergeben können, Krieg zu führen und Frieden zu halten je nach dem Wunsche Frankreichs. Der Hauptzweck seiner Apologie geht dahin, den Vorwurf abzulehnen, der ihm wegen des Bruchs mit Frankreich gemacht werden konnte.

Höchst interessant und belehrend sind die Bemerkungen, welche Ranke über die Memoiren des Marquis de Valori und über die kleine Schrift von Duclos: „Histoire des causes de la guerre de 1756“, macht. Auch Ranke nimmt an, indem er sich auf einen Brief von Maria Theresia an Maria Antonie, Gemahlin des Kurprinzen Friedrich Christian von Sachsen, bezieht, daß die stolze Kaiserin von Oesterreich niemals eigenhändig

an die Pompadour geschrieben hat, obschon letztere und ihr Freund, der Cardinal Verail, durch Oesterreich geschmeichelt, die Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich vermittelten. Nicht die Kaiserin, sondern der Staatskanzler Kaunitz mit Wissen und im Auftrag der Kaiserin hat mehr als einmal an die Favoritin Ludwig's XV. geschrieben.

Von wesentlichem Interesse, gerade mit Bezug auf die Gegenwart, ist noch der Umstand, daß Ranke nie vergißt, darauf aufmerksam zu machen, wie der Katholicismus und der Protestantismus bei dem Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs eine so bedeutende Rolle spielten.

Zum Schlusse wollen wir die Bemerkung nicht zurückhalten, daß im Jahre 1870 ein guter Genius den österreichischen Kaiserstaat davor bewahrt hat, durch ein Bündniß mit Frankreich in sein eigenes Verderben zu stürzen. Die Niederlage Frankreichs mag vielleicht den wiener Machthabern die Augen darüber geöffnet haben, wo sie die Stützen ihrer Existenz zu suchen haben. Ranke aber hat unter allen Umständen den großen Ereignissen und Handlungen des letzten Jahres mit dem in Rede stehenden Werke einen schönen Tribut dargebracht.

Rudolf Worch.

Feuilleton.

Ueber dichterische Erfindung.

Die Westermann'schen „Illustrirten deutschen Monatshefte“ (Juni 1871) enthalten einen interessanten Aufsatz von Friedrich Spielhagen: „Finder oder Erfinder? Eine Anekdote aus der Schule“, welcher die wichtige Frage behandelt, was denn in der Kunst Erfindung ist und inwieweit man in der Kunst von Erfindung sprechen darf. Mit Recht weist Spielhagen darauf hin, daß überall und immer in den Glanzepochen der Kunst auf die Erfindung der allgeringste Werth gelegt wurde. Es ist bekannt, daß die griechischen Tragiker ihre Stoffe immer und immer aus denselben, dem Hörer längst bekannten Mythen- und Sagenkreisen entnahmen, daß Shakespeare und die Mehrzahl der altbritischen Dichter Novellen, ja auch ältere Dramen benutzten, combinirten, umdichteten — und Shakespeare's Bedeutung hat durch den Nachweis, woher er seine Stoffe genommen und wie viel des bereits Gegebenen er benutzt hat, in den Augen unserer Aesthetiker ja nicht den geringsten Eintrag erlitten. Daß es indeß auch hier eine Grenze gibt, wo das Finden aufhört eine berechnete Aneignung zu sein, ist unabweisbar — gerade in Bezug hierauf herrschen die größten Grenzstreitigkeiten und liegt ein von der Aesthetik noch ungelöstes Problem vor, denn wo die selbstschöpferische Aneignung beginnt, das ist im einzelnen nicht immer mit aller Strenge nachzuweisen; es kann auch ein großer Dichter das begehen, was man „Plagiat“ nennt; bisweilen schläft der große Homer, und bisweilen stiehlt der große Shakespeare.

Doch ist es nicht diese Seite der Frage, nicht die Aneignung des literarisch Gegebenen, was Spielhagen in seinem Aufsatz besonders ins Auge faßt. Als moderner Romanschriftsteller kommt es ihm auf die Modelle an, die ihm das Leben selbst bietet, auf die Charaktere und Situationen, die er aus demselben für dichterische Umgestaltung entlehnt. Zunächst spricht er von jenen Zeitgenossen, an welche der Stoff des modernen Dichters, die sociale Bewegung, gebunden ist. Diese Bindung scheint ihm keine so enge, wie dies im historischen Drama der Fall ist. Auch sei die Frage nach der Qualifikation dieser Persönlichkeiten zum Dichten noch keineswegs abgeschlossen. „Silt doch dem einen noch für einen Charlatan, den die andern bereits ehrfurchtbar ihren Heiligen nennen.“

Spielhagen denkt hier wol besonders an „In Reich und Glub“, an seinen nach Lassalle modellirten Helden, und weist auch auf den Anstoß hin, den manche Aesthetiker an seinen so zu Stande gekommenen Romanfiguren — *figurae hybridae*, wie sie ein Kritiker nannte — genommen haben. Er meint indessen, da müßte man auch dem historischen Dichter die geschichtlichen Personen consequenterweise als Modelle für seine Helden verbieten.

Die Frage, ob der Dichter wirklich eines Modells mit derselben Dringlichkeit bedarf, mit welcher der Maler, der Bildhauer eines solchen bedürfen, beantwortet Spielhagen uns besser Ueberzeugung unbedingte mit ja, vorausgesetzt, daß man den Unterschied jener Künste von der Dichtkunst scharf im Auge behält: „Dem Dichter, als einem Seelenmaler, als einem Bildner des innern Menschen, kann natürlich die äußere Ähnlichkeit nicht genügen, wie dem Maler, dem Bildhauer, denen ein blinder Bettler von der Straße sehr wohl zu einem Belisar, oder irgendein haarbuschiger Gesell aus der Schmiede zu einem Simson Modell sitzen oder stehen kann. Für den Dichter muß die Ähnlichkeit weiter gehen; das Modell muß nicht nur Fleisch von dem Fleisch und Bein von dem Bein des Helden, sondern auch eines Geistes Kind mit dem Helden sein.“

Spielhagen hebt zunächst den sehr häufigen Fall hervor, daß Dichter, Held und Modell eine und dieselbe Person sind. Doch der Dichter bedarf auch des Weltbildes des Helden, der nicht er selbst ist, und zu dessen vollkräftiger, lebenswahrer Ausgestaltung eines fremden Modells: „Aus dem Grunde nämlich, daß aus nichts nichts kommen kann, welches wieder derselbe Grund ist, aus welchem Odysseus am Eingange der Unterwelt die schwirrenden Schemen trinken lassen mußte, damit sie ihm Rede und Antwort ständen. Es war nur Widerblut — aber «Blut ist ein ganz besonderer Saft» — und derjenigen Romanfigur, zumal Romanheldenfigur, die kein Blut zu trinken bekommen, steht der Kenner das Blut-, Saft- und Kraftlose, das Schemenhafte auf den ersten Blick an, obgleich sie die weniger Eingeweihten mit dem Schein der Wesenheit täuschen mag.“

Spielhagen meint, daß der wahre Künstler nun und nimmer ohne Modell arbeiten wird, solange er es vermeiden, d. h.

solange er noch eins, und wäre es selbst ein schlechtes, auffinden kann. In dem nähern Nachweis dieser Nothwendigkeit gibt er uns sehr interessante Aufschlüsse über die Technik der Roman- und Pflaudereien aus dem Atelier, welche stets einen anheimelnden Reiz haben und als Confessions der Künstler für die Aesthetik unschätzbar sind. Auch über das Verhältnis des dichterischen Bildes zum Modell gibt er sehr treffende Aperçus; er meint, daß der Sonnenrand des Phantasiebildes leuchtend über den dunklern irdischen Körper hinwegglide, und schließt die in dialogischer Form gehaltenen Pflaudereien mit folgendem Gespräch, welches den Inhalt der Abhandlung in scharfer Pointe zusammenfaßt: „Wie nennen Sie die Farbe eines Kleides, das in diesem Momente roth und im nächsten, wenn das Licht nur ein ganz klein wenig anders fällt, blau erscheint?“ — „Coulour changeante“, sagte mein Freund. — „Nun wohl“, sagte ich, „genau so doppelfarbig erscheint mir die Arbeit des Dichters. Und jenes Bild ist noch viel zu materiell; es schlingen sich die beiden bestimmenden Momente seiner Thätigkeit nicht wie Zettel und Einschlag eines Gewebes durcheinander; sie spielen fortwährend ineinander, setzen sich eine in die andere um. Eine vollständige Analyse ist ganz unmöglich, denn, nach Ihrer Darstellung, ist diese Doppeltätigkeit in jedem Atom des dichterischen Werks wirksam. Es scheint alles gegeben, und wenn man genauer zuseht, ist nichts gegeben; denn nichts kann so verwandt werden, wie es gegeben ist, und es so verwenden, wie es verwandt werden muß, das kann doch schließlich einzig und allein der Dichter.“ — „Also doch FINDER und ERFINDER in einer Person“, sagte mein Freund. — „Es wird wol nicht anders sein“, sagte ich.“

Geen einzelnes in der geistreichen Argumentation ließen sich begründete Einwendungen machen, namentlich ist die Frage jener figurao hybridae der zeitgeschichtlichen Modelle, der für den Roman eingefangenen öffentlichen Charaktere, noch ungelöst. Wir meinen, daß die coulour changeante bei diesen einen unruhigen und deshalb unklarerischen Schillerglanz hervorruft und die Mischung von Wahrheit und Dichtung den Lebenden gegenüber unzulässig sei. Wir sprachen uns bereits oben in der Kritik über Kohlenegg's Romane eingehender hierüber aus.

Zu wünschen wäre indeß, daß mit gleichem Geiße auch einmal die Frage, wie weit die Aneignung bereits durch die Dichtung gegebener Stoffe in anderer Form gehen darf, erörtert würde.

Bibliographie.

Wolkowitsch'sche Aufsätze. Unter Mitwirkung der namhaftesten Nationalökonomien herausgegeben von W. Eras. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr.

Bibliothek für Haus und Reise. 13ter Bd.: Verhängnisse von F. Gerstädter. Berlin, Goldschmidt. Gr. 8. 15 Ngr.

Boeckh's, A., gesammelte kleine Schriften. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Akademische Abhandlungen vorgetragen in den Jahren 1815—1834 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von P. Eichholz und E. Bratuschek. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bitting, F., Am Königsstuhl zu Rhense. Allegorisches Festspiel. Mainz, Haber. Gr. 8. 5 Ngr.

Faddejew, R., Der Kriegsschauplatz am schwarzen Meere. Mit Rücksicht auf die Führung eines Schienenweges nach der Krym. Aus dem Russischen übersetzt von L. Sembratowicz. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Frage der englischen Waffenaußfuhr. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 Ngr.

Frauenstädt, A., Die Wandlung der Herzen. Roman. 3 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Friedrich, F., Die Frau des Ministers. Zeitroman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das rothe Gespenst des Social-Demokratismus in Deutschland oder: die Vaterlandslosen. Thun und Treiben Nebel's und Genossen. Pirna, Literatur-Bureau. 8. 4 Ngr.

Fagen, C. F. Freih. v. M., Die Franzosen in Halle. 1806—1808. Nach Nachrichten und anderen athenmäßigen Quellen erzählt. Eine Ergänzung zu des Verfassers Werke: „Die Stadt Halle, nach amtlichen Quellen historisch-topographisch-statistisch dargestellt.“ Halle, Barthel. Gr. 8. 20 Ngr.

God, C. Freih. v., Der Österreichische Staatsrath. Eine geschichtliche Studie. II. Der Staatsrath unter Joseph II. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Janski, Russland. Militärische Studie. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 14 Ngr.

Das Ilsethal im Harz. Gedicht, allen Freunden des Harzes gewidmet. Leipzig, G. Schulze. Gr. 8. 1 Ngr.

Körner's, L., sämtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von R. Streckfuß. Neue vollständige Original-Ausgabe in 4 Bdn. oder 10 Bf. 1ter Bd. 1ste Lief. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 4 Ngr.

Der Krieg 1870—1871. Uebersicht der Kriegs-Operationen bis zum 18. August und die Schlacht bei Gravelotte (Amanvillers) von J. N. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Krüger, J., Das Geheimniß einer Längerin. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 25 Ngr.

Leugschiner, F., Das unsehnbare Lehramt im Verhältnis zu Beruf und Offenbarung. Landshut, Thomann. Gr. 8. 4 Ngr.

Leib, M., Das Wesen der Menschenseele. Eine Vorstudie für empirische Psychologie. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Liebeherr, v., Ueber Fezerei. Ein Vortrag. Rostock, Stiller. 16. 6 Ngr.

Lindau, P., Kleine Geschichten. 2 Bde. Leipzig, F. Fleischel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Melz, A., Junge Leiden. Original-Lustspiel. Berlin, Simion. Gr. 8. 20 Ngr.

Mendes, C., Die 73 Tage der Commune. (Vom 18. März bis 20. Mai 1871.) Wien, Partleben. 8. 1 Thlr.

Miranda, A. v., Feldpostbriefe eines Fünfundwanzigers während des deutsch-französischen Krieges von 1870—1871. Kaden, Kaaser. Gr. 8. 20 Ngr.

Moitör, P. S., Ueber die Vergangenheit und Zukunft der deutschen Länder Elsaß und Lothringen. Arnstadt, Weinhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Montgomery, Mrs. A., Die Cliffords. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Frei nach dem Englischen von Diga Freisrau von Leonrod, geb. v. Schaefer. Göttingen, Bachem. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Nachtgebanten auf dem Schlachtfelde von Seban. Jena, Dörreiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Nausikaa. Lustspiel nach Homer's „Odyssee“ metrisch frei bearbeitet von Arthur. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Obernüller, W., Zur Abstammung der Slaven. Historisch-philologische Skizze. Wien, Perfeld u. Bauer. 8. 6 Ngr.

Obernborff-Regendorff, Graf A., Freiheit — nicht Schrankenlosigkeit — Autorität — nicht Willkür. Ein Wort zur Lage mit Jugrundenlegung der französischen Uebelstände. Nürnberg, J. E. Schmid. Gr. 8. 16 Ngr.

Pfleiberer, R., Dante's göttliche Komödie nach Inhalt und Gedankengang übersichtlich dargestellt. Mit biographischer Einleitung. Stuttgart, Arn. Gr. 8. 28 Ngr.

Ranke, F., August Meineke. Ein Lebensbild. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Rätzig, Agnes, Rastandra. Episch-lyrisches Gedicht. Berlin, Schillingmann. 16. 1 Thlr.

Redwich, D. v., Das Lied vom neuen deutschen Reich. Eines ehemaligen Kadow'schen Jägers Bermächtigung an's Vaterland. 5te Aufl. Berlin, Herß. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ring, M., In der Schweiz. Reisebilder und Novellen. 2 Bde. Leipzig, Dürr's Buchhandlung. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Rougemont, F. v., Der Fall eines Höfen. Ein Blatt aus der Geschichte der Gegenwart. Deutsche autorisirte Ausgabe von F. Retschmann. Basel, Georg. Gr. 8. 12 Ngr.

Saat, F. v., Innocens. Eine Novelle. 2te durchgesehene Aufl. Heidelberg, G. Weig. 16. 14 Ngr.

Sakantola oder: der entscheidende Demantring. Drama. Nach einem indischen Märchen gleichen Namens von Kallidas. Metrisch frei bearbeitet von Arthur. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 6 Ngr.

Der glückliche Salto mortale oder des Lebens Glück im Fall. Original-Lustspiel von Arthur. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 6 Ngr.

Scott, W., Die Dame vom See. Eine Dichtung in 6 Gesängen. In den Vermaßen des Urtextes übertragen und mit den nothwendigsten Bemerkungen versehen von E. Freitag. Bremen, Kühmann u. Comp. 16. 20 Ngr.

Schweiger, Alibiades. Gausse. Dramatische Dichtungen. Berlin, Schillingmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Smiles, S., Hilf dir selbst! Charakterstücken und Lebensbilderungen. 1ste Lief. Goldberg, Hoff. 8. 5 Ngr.

Spaltewol, R., Das Reich des Friedens. Dramatisches Gedicht. Dresden, Thrl. 16. 15 Ngr.

Stein, A., Meister Gottfried. Eine Dorfgeschichte für's Volk erzählt. Halle, Friedr. Gr. 8. 10 Ngr.

Tennert, J. D. S., Das Recht auf Erden. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr's Buchhandlung. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungs-Bibliothek für Haus und Hand. 9ter und 10ter Bd.: Die Franckreus. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege von F. Gerstädter. — Damon Gold. Roman von E. A. König. Jena, Costenoble. Gr. 16. 1 Thlr.

Boeckel, A., Seele — Unsterblichkeit. Weltanfang — Weltende. Eine populäre Flugchrift. Leipzig, Luchardt. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Gustav Wasa oder der Ring von Drucy. Drama aus Englands Vorzeit. Nach L. Rodenberg's Roman „zur Sündkath“ frei bearbeitet von Arthur. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 10 Ngr.

Weyermüller, F., Kriegs- und Friedenslieder eines Elsäßers 1870—1871. Nürnberg, Löbe. Gr. 16. 9 Ngr.

Weiss, H., Das Schöpfungs-System oder der Ursprung und der individuelle Charakter der Erde, des Himmels, der Sonne und des Mondes. Alles mit Bezug auf die Metalle und die Unsterblichkeit. Nach Naturgesetzen erklärt. Aus dem Holländischen übersetzt. Amsterdam. Gr. 8. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Moderne Odysee. Römischer Reise-Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wohlmuth, A., Epigramme. Brunn, Ritsch. 8. 6 Ngr.

Ein Wort zur Verknüpfung in der socialen Frage von E. A. E. Berlin, Rudenow. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

A n z e i g e n .

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch ferner neben den allgemeinen Weltereignissen in Politik, Wissenschaft, Kunst, Handel und Verkehr, worüber sie ihre Leser theils in einzelnen Originalmittheilungen und Notizen, theils in Leitartikeln fortwährend auf dem Laufenden erhält, vorzugsweise der innern Entwicklung des Staats-, Volks- und Culturlebens des großen deutschen wie des engeren sächsischen Vaterlandes ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden. Die bevorstehende Herbstsession des Deutschen Reichstags, welche an wichtigen Verhandlungen reich zu werden verspricht, sowie der unmittelbar darauf folgende sächsische Landtag mit den daselbst zur Sprache kommenden bedeutungsvollen Reformen auf den Gebieten der Staatsverwaltung, der Gemeindeverfassung, der Kirche und Schule werden in der nächsten Zeit vielseitigen interessanten Stoff der Berichterstattung und Besprechung liefern.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Versendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 3 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5 Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen“ 1 1/2 Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingefandt“ 2 1/2 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Atlas des Seewesens.

Von

Reinhold Werner,

Kapitän zur See in der kaiserlich Deutschen Marine.

25 Tafeln in Stahlstich, nebst erläuterndem Texte.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

Quer-Folio. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.

Auf 25 mit größter Sorgfalt gezeichneten und in Stahl gestochenen Foliotafeln bietet der Werner'sche Atlas alles was nöthig ist, um sich, unterstützt von dem Texte, einem Muster von Kürze und Präcision, in leichter und anschaulicher Weise über das Seewesen zu belehren.

Bei der steigenden Wichtigkeit, welche die Marine für das Deutsche Reich gewonnen hat, entspricht daher dieses populäre und instructive Werk einem wirklichen Bedürfnis der Gegenwart, um so mehr, als es gebiegene künstlerische Ausführung mit außerordentlich mäßigem Preise verbindet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena; vorrätzig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Mohammed Ali und sein Haus.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Vier starke Bände. 8. Preis 6 Thlr.

Dieser historische Roman der gefeierten Verfasserin ist das Ergebnis und Resultat der Reise nach Afrika, welche dieselbe auf Einladung des Vicereönigs zu Anfang dieses Jahres unternommen hat.

Die Verfasserin hat zu diesem Werke die umfassendsten Studien gemacht, nicht bloß in den Bibliotheken und den Geschichtswerken, sondern an Ort und Stelle selbst, in den Archiven von Kairo, welche durch einen Befehl des Khedive, des Sultans von Mohammed Ali, ihr geöffnet wurden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Nicolai Cusani

de concilii universalis potestate sententia explicatur.

Dissertatio inauguralis.

Scriptis Clemens Fridericus Brockhaus.

8. Geh. 15 Ngr.

Diese Schrift beschäftigt sich mit dem gelehrten Cardinal Nikolaus von Cusa, aus der Zeit des Baseler Concils, und mit den Ansichten über die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche derselbe vorzüglich in seinem Werke „De Concordantia catholica“ entwickelt hat. Cusa's Beweisführungen sind von vorzüglichem Werth für die Beurtheilung des Oekumenischen Concils und der von ihm verkündeten päpstlichen Unfehlbarkeit, daher sich die Schrift gerade jetzt zu besonderer Beachtung empfiehlt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Gregor von Heimburg. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts. 8. Geh. 2 Thlr.

Soeben erschien im Verlage der Haerde'schen Hofbuchhandlung in Eisenach und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moritz von Schwind.

Sein Leben und künstlerisches Schaffen insbesondere auf der Wartburg.

Von

Aug. Wilh. Müller,

Kirchenrath in Weimingen.

Mit einem Portrait-Titelbild nach einer Zeichnung von E. Härtel.

Preis 24 Sgr.

Belin-Ausgabe, eleg. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

In lebensvoller Wärme und novellistischer Form wird hier das Lebensbild des großen Meisters, meistentheils mit seinen eigenen Worten, vorgeführt, anknüpfend an eine eingehende Besprechung sämtlicher Kunstschöpfungen Schwind's.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 78 — Nr. 41. — 78 —

5. October 1871.

Inhalt: Demobile Lyrik. Von G. Perstutz. — Die neue Auflage von Servinus' deutscher Literaturgeschichte. Von Petrus Häkert. — Zur jüngsten Romanliteratur. Von J. J. Feneberg. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Demobile Lyrik.

Die deutsche Lyrik hat im Jahre 1870 an Schlagfertigkeit dem deutschen Heere kaum nachgestanden; die Piedercolonnen wurden ebenso rasch mobilisirt wie die Bataillone; „zu Schutz und Trutz“ dicht aneinandergeschart standen sie kampfbereit auf der Wacht am Rhein, zogen todesmuthig mit in die Schlachten, beweinten die Gefallenen und jubelten auf bei dem Siege der deutschen Waffen. Während des Getüses des Kampfes und des Donneres der Schlachten erklangen auch in der Lyrik nur die Kriegsbrommeten und Trommelwirbel, und die Flöten und Schalmeien der Natur- und Liebeslyrik mußten verstummen. Nach dem Friedensschluß ging sodann auch die poetische Demobilisirung kaum rascher von statten als die militärische; wie die aus den Schlachten und Gefechten, aus den Divuals in Feindesland zurückkehrenden Krieger sich nur schwer in die friedlichen Verhältnisse wieder einlebten, an die stille, minder glänzende und doch so nothwendige Arbeit des bürgerlichen Berufs wieder gewöhnten, so konnten auch die Poeten sich nur langsam dazu entschließen, den Pegasus, den sie als Schlachtroß bestiegen, wieder zum Ritt in das alte romantische Land zu benutzen.

Aber auch das Interesse der Leser war von Kriegsbildern, Kriegsberichten und Kriegsliedern bisher ausschließlich in Anspruch genommen, und die demobile Literatur wurde beiseitegeschoben, um erst jetzt allmählich wieder — etwas verstaubt — aus dem Winkel, in welchem sie unbeachtet gestanden, hervorgeholt zu werden. Zu dieser demobilen Literatur gehören auch die nachfolgenden, größtentheils schon vor Ausbruch des Kriegs erschienenen lyrischen und epischen Werke, von denen nur ein einziges (Nr. 2, „Efeu“ von Johanna Leitenberger) durch seine Zwecke, ein Scherzlein zur Unterstützung der verwundeten deutschen Krieger beizusteuern, und durch das Vorwort von Robert Hamerling, sowie durch ein unvermeidliches Barbarossa-Gedicht den Zeitereignissen seinen Tribut bringt.

Freilich erscheint es sehr zweifelhaft, ob es sich lohnt, diese Demobilen die Revue passieren zu lassen, und ob es nicht love's labour's lost ist, dieselben einer nicht unverdienten Vergessenheit entreißen zu wollen. So läßt z. B. der erste, aus Rosen, Ephen und Immortellen gewundene Strauß die farbenglühende, duftrreiche Blütenfülle vermissen, obwol zarte Frauenhände zum größten Theil die Blumen gepflückt und den Strauß gebunden haben:

1. Die Rose. Von Anna Goetsch. Solzwinden, Müller. 1870. 8. 25 Ngr.
2. Efeu. Gedichte von Johanna Leitenberger. Mit einem Vorwort von Robert Hamerling. Graz, Wepner. 1870. 8. 16 Ngr.
3. Heiderölein. Ein Heiderstrauß von Franz Alfred Ruth. Würzburg, Boerl. 1870. 16. 15 Ngr.
4. Immortellenkränze. Seiner unvergesslichen Gattin gewidmet von Julius Kuhn. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1870.

Dem Leser der „Rose“ von Anna Goetsch (Nr. 1) wird es gar bald zu Ruthe wie jemand, der aus Versehen ein paar Tropfen echten Rosenöls vergossen hat, sich infolge dessen vor dem das ganze Haus durchbringenden Wohlgeruch nicht zu retten vermag und sich vergeblich nach einem Athemzug reiner, nicht parfümirter Luft sehnt. Denn von diesen Rosengebüchten tragen zwölf Abtheilungen die Ueberschrift: „Die Rose“; die übrigen werden als Dornrosen, fremde, geweihte, geknickte, welke und erste Rosen, als Rosenblätter, fremde Rosenblätter, männliche Stimmen in der Rosenzeit aufgeführt, denen sich nur noch einige Rheinlieder, Korallen und Schwannengesänge anschließen. In wol anderthalbhundert von den 222 Gedichten kommt die Rose in irgendeiner Zusammenstellung vor, und eine große Anzahl ist der Rose an und für sich gewidmet. Wenn jedoch die Dichterin ihre eigene Mahnung: „Aber laß deine Worte zu Haus, komm nur mit deinen Gedanken“, selbst beherzigt hätte, so würde diese Zahl sich sehr vermindert haben. Denn Gedichte, wie z. B. das erste Rosenlied:

Es blieb im Erdschatten,
Daß Dorn auch Rosen triebe,
Zum Trost, wenn wir ermatten,
Ein Platz noch für die Liebe.

Ermunternd mit Gelose
Den Dornenpfad zu segnen,
Muß ganz gewiß der Rose
Die Liebe dort begegnen.

Sie haben sich ergeben
Als sie zusammenkamen.
Nun tauscht euer Leben,
Nun wechselt eure Namen —

enthalten doch nur „Worte, Worte, Worte“ und wenig Gedanken; und die Gedanken, Vergleiche und Bilder sind häufig auch sehr wenig poetisch, z. B.:

Sowie der Spieler sich beim Lampenlichte
Den besten Stich bis auf das Ende spart,
So hast auch du auf deinem Angesichte
Die Abschiedsthräne für mich aufbewahrt!

Nach der Angabe der Verfasserin sind die „Geweiheten Rosen“ als Worte zu Mendelssohn's „Liedern ohne Worte“ bestimmt, und ist der „Schwanengesang“ gebichtet „in schweren Leiden nach den Melodien des außerirdischen «Selbsttönens» im Frühling 1869“, ein Bemerkung, welche das Verständnis dieser Dichtungen nicht gerade erhöht. Doch finden sich in dieser Sammlung auch einige recht hübsche frische Lieder, z. B. die beiden Rheinlieder und mehrere stimmungsvolle, empfindungsreiche Gedichte, z. B.: „Die Rosen blühen“, „Der Tag ist hin“. Der Umstand, daß die einzelnen Gedichte nur mit einer Nummer aufgeführt sind und keine besondern Ueberschriften tragen, ist für dieselben bezeichnend, denn es wäre bei der großen Familienähnlichkeit der ganzen Sippe auch kaum möglich, eine speciellere Charakteristik jedes einzelnen Rosenliedes zu geben.

Eine individuellere Färbung tragen die unter dem Titel „Efeu“ erschienenen, mit einem patriotischen, gegen Oesterreichs Neutralität im deutsch-französischen Kriege protestirenden Vorwort von Robert Hamerling begleiteten Gedichte von Johanna Leitenberger (Nr. 2), denen auch einige geschickte Uebersetzungen aus dem Englischen beigelegt sind. Doch ist die poetische Gestaltungskraft der Dichterin im ganzen gering; es gelingt ihr nur selten, wie z. B. in dem Gedicht: „Erinnerung“, den Gedanken scharf auszuprägen und ihm eine abgerundete edle Form zu gewinnen. Eine große, oft recht prosaische Breite, verbunden mit der Unsicherheit in der Ausführung der poetischen Conception, ist leider bei der Mehrzahl dieser Gedichte zu finden. Einzelne derselben stammen aus dem Jahre 1848 und beziehen sich auf österreichische Zustände der Revolutionszeit. Die Rosenlegende der heiligen Elisabeth ist ein Seitenstück zu der bekannten legendarischen Verherrlichung der Nothluge.

Der Liederstrauß: „Heideröslein“, von Franz Alfred Muth (Nr. 3), enthält einige anmuthig duftende Blüten, wengleich freilich die Mehrzahl nicht so „jung und morgenschön“ ist wie das „Röslein auf der Heiden“. Die Schlußabtheilung: „Erzählendes“, umfaßt eine Anzahl Genre- und Historienbilder, die sich, wenn auch nicht durch Farbenglut, doch durch eine correcte Zeichnung und feine plastische Formgebung auszeichnen. In den „Natur-

und Herzensklängen“ waltet eine wohlthuende Harmonie, und manche gestalten sich zu ansprechenden Melodien, z. B.: „Waldborgen“, „Abendlied“, „Pfingstnacht“, sowie das Ohasel: „Osterjubel.“ In dem Gedicht „Frühlingswind“ heißt es:

Zur nächr'gen Zeit der Frühlingswind weht durch die weite Welt;

Du hörst ihn kaum, so weich und lind — am Morgen grünt das Feld;

So ist die Wahrheit. Niemand wehr gleich so dem Frühlingswind:

Du fragst: wie kam sie leise her? wenn grün die Wipfel sind.

Hier würde das tertium comparationis zutreffender sein, wenn statt Wahrheit „Liebe“ stände.

Anklänge an Nikolaus Lenau und Uhland, ja directe Nachahmungen derselben, z. B.: „Am See“, „Die Kapelle“, kommen häufig vor. Manchmal läßt auch die Ausdrucksweise Klarheit und Correctheit vermissen, z. B.:

Abends dann geträumt, geträumt,
Wenn der Mond die Welt besäumt,
Von dem sel'gen Wandern!

Wenn ein untröstlicher Witwer am Grabe seiner geliebten Gattin einen Immortellenkranz von Klageliedern niederlegt, so verdient eine solche Absicht alle Anerkennung, und würde dieselbe auch in weitem Kreise finden, falls die Gedichte nur einigermaßen erträglich wären. Allein wenn der Autor der „Immortellenkranze“ (Nr. 4), Julius Ruhno, gleich im Vorwort es zugesteht, „daß ihm die Worte nicht gegeben, den tiefen innern Schmerz zu schildern“, so mag er auch lieber still dulden und das Publikum mit seinen Lieder-Immortellen verschonen. Schlechte Verse mit falschen Reimen preisen das Musterbild einer Gattin:

Du warst so anspruchslos, so mild,
So wunderbar verträglich,
Daß deinesgleichen nimmermehr
Zu finden wir wär' möglich.

Ober:

Du warst von allem Laster frei,
Und frei von allem Bösen,
Du warst zu all und jeder Zeit
Ein musterhaftes Wesen!

Auch wird diesem musterhaften Wesen nachgerühmt, daß sie „so überaus kaltblütig“ eine cholerafranke Frau gepflegt in der Hoffnung, sie zu beerben, „wenn an der bösen Cholera sie hätte müssen sterben“.

Dazwischen als komisches Intermezzo die Abenteuer des Verfassers, der in der Nacht der wiener Märzrevolution zu der Geliebten eilt:

Und in der Hast bin in ein Blech
Mit Rippen ich getreten,
Im Hofe, was der Bäck, wenn er's
Gesehn, sich hätt' verboten!

Noch schrecklicher als solche triviale Geschichten sind aber die philosophischen Reflexionen:

Es sagt der Dichter der „Lenore“
In diesem tragischen Gedicht
Und zwar in seiner letzten Strophe:
„Mit Gott im Himmel hadre nicht!“

Auch ich, ich will mit Gott nicht rechten,
Weil solches wol ein Frevel wär',
Nur sei es mir erlaubt zu sagen,
Daß manches zu begreifen schwer.

Zu diesen schwer begreiflichen Dingen gehört es wol auch, daß solche Gedichte gedruckt werden.

Eine reiche Fülle auserwählt schöner Gedichte bietet dagegen das folgende Werk; nur gilt von ihm leider der alte Spruch, daß das Gute nicht neu, das Neue nicht gut ist:

5. Deutsches Wanderbüchlein. Eine poetische Reisebegleitung für Naturfreunde. Berlin, Wiegandt u. Griepen. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Das anonym erschienene, nur mit einem Widmungsbrief an einen Freund begleitete „Deutsche Wanderbüchlein“ will empfänglichen Touristengemüthern eine freundliche Handreichung darbieten und ihnen die mitempfindende Gesellschaft unserer Dichter auf der Wanderung gewähren, verwahrt sich aber dagegen, als poetischer Bäderer angesehen zu werden. Das Vorwort sagt:

Unsere Zeit ist unfähig geworden, ein Volkstied oder ein Kirchenlied zu erzeugen: die Parteilungen, Zweifel und Abstractionen, von denen sie in allen Richtungen des Geisteslebens beherrscht und zerrissen wird, lassen das mächtige Gemeingefühl nicht mehr aufkommen, welches naturgemäß die Geburtsstätte solcher Schöpfungen ist. . . . Aber bei allen Trennungen, an denen unser deutsches Volk innerlich und äußerlich krankt, ist die Stelle in seinem innern Leben, wo die Liebe zur Natur wohnt, gesund und frisch, und das Naturgefühl ein Gemeinsames geliebt, worin die auch sonst innerlich weit voneinander Getrennten sich leicht wieder zusammenfinden.

Dieses Naturgefühl soll sich aber nach Ansicht des Verfassers zu einem höhern Ton christlicher Naturanschauung steigern: „Die Schönheit der Natur kann die Ahnung eines verlorenen Paradieses in uns rege machen, aber ohne den Trost der Wiederbringung. Das ist die Wehmuth, die oft auch in der beglücktesten Naturempfindung leise hindurchklingt; und es wird wol dabei bleiben:

Die Erd' ist schön genug, den Himmel zu erwarten;

Ihn zu vergessen, ist nicht schön genug ihr Garten.“

Aus diesem „höhern Ton“ erklärt sich wol auch die Bemerkung, daß deutscher Patriotismus und christlicher Sinn an Goethe viel vermissen, sowie der Umstand, daß neben den eigentlichen Classikern in dieser Sammlung von Naturgedichten Geibel den Ehrenplatz einnimmt; fast ein Achtel aller Gedichte trägt seinen Namen, während z. B. Heine ganz übergegangen wird.

Eine kleine Anzahl von Gedichten sind ohne Unterschrift, so anonym wie der Compiler; dieselben bilden keine erhebliche Bereicherung der Sammlung und hätten ohne fühlbaren Verlust wegbleiben können, z. B. das Büchlein, welches „weiß nicht, wer in Reflexion genommen und seinen Lauf gerichtet und gelichtet“, oder das Juniuslied, daß „jede Jahreszeit hat ihr Freud und Leid“.

Ausschließlich Eigenes bringen dagegen folgende Gedichtsammlungen:

6. Gedichte von Wilhelm Stein. Stuttgart, Göschen. 1869. 8. 15 Ngr.

7. Lieder eines Heimgegangenen. Bries, Bräuer. 1870. 32. 15 Ngr.

8. Lieder und vermischte Gedichte von Werner Bergmann. Berlin, G. Reimer. 1870. 8. 15 Ngr.

9. Sommer und Herbst. Neue Gedichte von Otto Prechtler. Dritte Sammlung. Stuttgart, Kindemann. 1870. 8. 24 Ngr.

Die „Gedichte“ von Wilhelm Stein (Nr. 6) sind in der Form sehr mangelhaft: die Reime sind häufig un-

rein (z. B. „fremd“ und „verschämt“, „küßen“ und „küssen“), grammaticalische Fehler nicht selten (z. B. „nehme“ als Imperativ von nehmen, oder „der, wo das Glück hat“) und die Verse stolpern zuweilen über ihre eigenen Füße. In dem Hexameter: „Sommermittag war's und Sonntag und träumerisch ging ich im Walde“, muß man einige Holzkloppflock-Daktylen scandiren, wenn man nicht sieben Versfüße zählen will. Die Diction der häufig etwas sinnlich gefärbten Gedichte, z. B.: „Die scheuen Dinger“, „Der Himmel deiner Heimlichkeiten“, „Das Landmädchen“, sowie die allzu deutliche Unbefangenheit in „Annita“ sind nicht gerade ansprechend; die Ausdrücke oft burschikos und etwas vulgär, z. B.:

Und siehe da, es hat
Sich dieses Schlan'chen in den Kopf gesetzt,
Bevor in nichts verdonnert diese Welt
Noch in den Egehimmel einzugehn.

Nur wenig bedeutender sind die „Lieder eines Heimgegangenen“ (Nr. 7); auch diese Gedichte strotzen von hinführenden Vergleichen (z. B.: „der Stern, der ihr ins Aug' gebrückt“) und unpoetischen Ausdrücken (z. B.: „der mütterliche Hemmschuh“, „die Menschheit, die dahinter kommt“, d. h. die Nachwelt); auch ihr Inhalt ist häufig recht trivial (z. B. die Geschichte von dem Dichter Kantenstrauch, der die Gnomon durch die Vorlesung seiner Gedichte vertreibt). Eins der bessern Lieder dieser Sammlung möge hier Platz finden:

Mein Herz, das ist ein Pulverfaß;
Dein Auge, das ist der Zunder!
Und wenn es springt, mein liebes Kind,
So ist das wol kein Wunder!

Du lächelst drob und glaubst es nicht
Und willst Uebertreibung es nennen:
Zu spät, wenn es geschehen ist,
Wirft du das Unglück erkennen!

Ob ich dabei zu Grunde geh',
Danach ist nichts zu fragen;
Doch, wenn du mit in die Kiste gehst,
Was würden die Leute sagen?

Dagegen findet unter den „Liedern und vermischten Gedichten“ von Werner Bergmann (Nr. 8) sich eine größere Zahl, welche in Form und Inhalt sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit etwas erhebt; z. B. das Lied vom Spiritus familiaris, dem „Nirgendüberallgefell“, „Das Marine-Genrebild vom Sohne des Lootsen“, „Der Strand“, „Das nächtliche Tebeum nach der Schlacht bei Leuthen“ und das Lied: „Als draußen Rosen blühten“. Andererseits ist die Zahl der unbedeutenden, ja recht schwachen Gedichte nicht minder groß, und manches sehr geschmacklos; z. B. die Transcription von Heine's „Selten habt ihr mich verstanden“ u. s. w. in ein Sonett, und folgender Panegyrikus der Geliebten:

Du bist ein leibgewordner Schein
Ital'scher Morgenröthen
Und eine Ros', in Fleisch und Wein
Gezänbert von Poeten.

Du bist ein schöner Engeltraum
Bei Nachtigallgestöde;
Ein schöner Traum war Mignon kaum
Und Märchen nicht bei Goethe!

Auch die „geistlichen“ Gedichte haben nichts von dem, was den Inhalt und Werth des geistlichen Liedes aus-

macht, aufzuweisen; so z. B. Nr. 9, 10 und namentlich Nr. 12.

In der dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha und seiner Gemahlin gewidmeten Gedichtsammlung: „Sommer und Herbst“ von Otto Prechtler (Nr. 9), macht ein idealistischer Grundzug sich bemerkbar. Die ganze Sinnesrichtung des Dichters ist dem Idealen zugewendet und bekundet sich in anmuthender Form bei einzelnen Proben von Gedankenlyrik und sinnigen Sprüchen, z. B. „Nocturne“, „Ins Gedebuch der Liebe“. Dennoch gewähren nur wenige Gedichte einen unverkümmerten Genuß, weil dieselben häufig mit etwas trivialen Beimischungen verfeßt sind und die Form zuweilen recht dilettantisch mangelhaft ist; z. B.: „Wie gottgesegnetes Drei“, oder: „Die Käfer im grünen Grund, die thun geschäftig wandern.“ Auch ein humoristisches Gedicht ist in dieser Sammlung enthalten, die „Licentia poetica“, zu welcher auch das „Nichtbezahlen der Schulden“ gerechnet wird.

Diesen leichten Plänkeln der Lyrik folgt zum Schluß als schweres Geschütz ein Epos in Großoctav, welches ein Mitrailleusefeuer von Hexametern auf die Geduld des Lesers eröffnet:

10. Blücheriade. Von F. Michaelis. Berlin, v. Decker. 1870. Lex.-8. 2 Thlr.

Die „Blücheriade“ ist ein Epos, welches die große Epoche der Freiheitskriege an deren vorzüglichsten und vollstümlichen Helden, den Fürsten Blücher, anknüpfen will. Der Verfasser sagt:

Ein Niesenstoff, zu dessen Bewältigung mir oft die wissenschaftlichen Hülfsmittel und die Ruhe fehlten, manchmal auch die Kraft; denn ich gestehe, daß ich einigemal dachte, es sei das Beste, mit dem Arbeiten aufzuhören, da ich das Werk doch niemals vollenden würde; aber eine höhere Gewalt, möchte ich sagen, trieb mich mit unwiderstehlicher Macht von neuem ans Werk, und durch diesen höhern Drang ward es nach jahrelanger Arbeit seiner Beendigung zugeführt.

Einer „höhern Gewalt“, oder um die reichstäglige Definition der vis major zu gebrauchen, einem „unabwendbaren äußern Zufall“ haben wir also ein Epos in zwölf Gesängen zu danken, von denen einige über 1000 Hexameter zählen. Und doch müssen wir dem Verfasser noch dafür dankbar sein, daß er sich mit 226 Seiten von je 40 Hexametern begnügt hat, denn bei der Methode, welche er für die Composition dieses Epos in Anwendung gebracht hat, würde er den Faden desselben mit Grazie in infinitum haben fortspinnen können. Denn das Epos umfaßt zwar eigentlich nur die Zeit von der Ankunft der Nachricht in Berlin, daß Napoleon Elba verlassen, bis zum Siege von Belle-Alliance, allein nicht einmal die Hälfte des ganzen Werks ist dieser Epoche gewidmet, es sind in dasselbe mit größter Naivetät Schilderungen und Erzählungen eingeschachtelt, welche mit dieser Aufgabe, ja mit dem Helden der Epöde gar nicht in Zusammenhang stehen, sodas in einzelnen Gesängen Blücher's Name gar nicht genannt zu werden braucht.

Als Blücher nach der Ankunft der Nachricht von der Landung Napoleon's in Frankreich, welche er bei einer Postpartie im Polsterstuhl empfängt, sich „seine Staatsuniform des General-Feldmarschalls“ anzieht und seine Orden anlegt, wird von jedem Orden die Veranlas-

sung bei welcher er ihn erhalten hat, erzählt, und drei Gesänge mit mehr als 2000 Hexametern sind fertig. Hierauf geht Blücher unter den Linden spazieren, wobei die Gespräche, die Hinz und Kunz damals gepflogen haben könnten, ausführlich referirt werden (wieder ein Gesang mit 835 Sechsfüßlern), und gelangt an den Opernplatz, wo jetzt die Feldherrnstatuen aus den Befreiungskriegen stehen; und an diese damals noch nicht vorhandenen Statuen wird die Schilderung der Großthaten dieser Heerführer, insbesondere die Relation über die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz angeknüpft: wiederum zwei Gesänge. In ähnlicher Weise wird im siebenten und achten Gesang bei der Aufzählung der Generale in Blücher's und Napoleon's Heere bei jedem einzelnen referirt, wie und wo er früher schon niemals sich ausgezeichnet hat oder später sich etwa Lorbern erwerben wird.

Dabei erreicht die epische Breite des Verfassers eine kaum übersehbare Ausdehnung; die oben erwähnte Postpartie und die Verteilung der Karten unter die verschiedenen Spieler beansprucht 14, der Polsterstuhl 11 Hexameter; dann findet sich eine 40 Hexameter lange Specialbeschreibung des Denkmals Friedrich's des Großen, nur zu dem Zwecke, um zu schildern, was damals Blücher, als er die Linden hinaufgeschaut, nicht gesehen habe, denn „damals eben noch nicht da stand das köstliche Denkmal“.

Im übrigen ist das ganze Epos die reinste Prosa, eine ungezeimte Keimchronik, die durch einige rhetorische Floskeln und durch weit ausgezogene Bilder nur an Uebersichtlichkeit verliert, ohne an poetischem Reiz zu gewinnen. Die vielfach in diesem Epos enthaltenen anschaulichen und lebendigen Schilderungen würden, zumal sie auf einem gewissenhaften Quellenstudium beruhen, in einem prosaischen Geschichtswerke ihren unbezweifelten Werth bewahren, während an ein Epos doch etwas andere Anforderungen gestellt werden als eine getreue Wiedergabe der Ordres de bataille und Gefechtsrelationen. Stellen wie z. B. folgende:

Schnell anordnet darauf der kriegsgewaltige Kaiser,
Daß das vierte Corps und drei Kürassierregimenter
Vorwärts Philippeville, das dritte und sechste Armee-corps,
Ferner die Garde, dazu das Reserve-Cavalericorps,
Sammle bei Baumont sich, wo das Hauptquartier sich befindet;
Während das erste Corps mit dem zweiten bei Solre-sur-Sambre
Stellung nimmt und dort abwartet die weitem Befehle!
Danach werden sofort denn nun die Ordres ertheilt
An die Führer des Corps also, wie Napoleon befohlen —

sind zwar die reinste Prosa; an poetischem Werth stehen sie jedoch folgenden Bildern und Reflexionen kaum nach:

Nur wenn hoch vom Thurm die Glode mit gräßlicher Stimme
Feuer verkündet, und dumpf weithin erschallen die Töne,
Eilig zu Hülf herbei rings rufen mit Schrecken den Bürger —
Zwar in Berlin nicht mehr die Gloden das Feuer verkünden,
Dank der Feuerwehr! sie bündigt die jehrenden Flammen,
Sindelden's vortreffliches Werk, großartige Schöpfung —
Diese Kunde allein in der Stadt sich schneller verbreitet,
Sonst wol nimmermehr jedwede andere Nachricht,
Als damals durch Berlin es sich eilig verbreitet,
Daß Napoleon sei zurückgekehrt von Elba
Und von neuem beginn' der Lärmen des gräßlichen Krieges!

Ober:

Aber nicht das allein! — Dann noch von des Eigenwillens
Unzuberechnendem Sinn abhängig das Handeln zu fühlen,

Wenn es wirklich zur That noch kommt, noch kommt zur Entscheidung,
Ach! das wurmet die Brust, gießt Gall' in den edelsten Vasen!

Für die Bildung des Hexameters hat sich der Verfasser nach dem Vorwort die jedenfalls sehr bequeme Regel gebildet, daß „jede Silbe, selbst die leichteste, ohne weiteres als schwer gebraucht werden könne“, sodaß also der Unterschied zwischen Trochäus und Spondaus einfach negirt wird. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn der Leser sich oft vergeblich bemüht, einen richtigen Hexameter zu scandiren, und dürfte es wol einigermaßen Staunen erregen, daß folgender Passus als vier Hexameter gelten sollen. „So sprach August darauf: „Das habe ich auch schon gehört, danach ist es zwar nicht in der Royal-Vorloge, sondern in der zu den Drei Weltkugeln gewesen,

wo Blücher hat also gedacht vor allem des trefflichen Scharnhorst!“

Trotz dieser Freiheit, welche sich der Verfasser in der Versbildung gestattet, mißhandelt er ihr zu Liebe doch noch zuweilen die Sprache, sagt „Tropf“ statt „Tropfen“, „Gelehrtheit“ statt „Gelehrsamkeit“, „frei von Partei“ statt „unparteiisch“ u. dgl. m.

Die an diesem Epos bereits hervorgehobene unbedingte geschichtliche Treue in der Darstellung der Begebenheiten und des Verfassers Begeisterung für Blücher geht übrigens doch nicht so weit, daß er dessen bekannte, an Götze von Berlichingen erinnernde Antwort auf die Meldung während der Schlacht an der Katzbach, daß ihm Napoleon im Rücken stehe, anders als verblümt wiederzugeben magt.
E. Hersfurth.

Die neue Auflage von Gervinus' deutscher Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Dichtung von G. G. Gervinus.
Fünfte völlig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig, Engelmann. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.

Ein Werk von solcher nachhaltigen Bedeutung wie dieses fordert in den verschiedenen Gestaltungen, die es von seinem Verfasser empfangen, immer wieder die sorgfältigste Beachtung und Vergleichung von seiten der Kritik. Die Thatsache selbst, daß es noch jetzt mit gleicher Kraft der Anziehung und Abstoßung wie vor 36 Jahren das geistige Leben unserer Nation nicht bloß auf der Oberfläche kränzelt, sondern energisch bewegt, bedarf keines Beweises, da sie jeder aus eigener Erfahrung bezeugen kann. Auch ist hier nicht die Stelle, um die eigentlichen Ursachen einer so auffallenden, in gewisser Hinsicht einzigen Erscheinung zu erörtern. Im wesentlichen dürfen sie ja als dem Verständniß erschlossen gelten, und soweit sie es nicht sind, würde ein Versuch, es hier zu thun, unser diesmaliges Ziel verrücken. Nur die eine Bemerkung sei gestattet: wir glauben aus den innern Beziehungen zwischen diesem Buche und den herrschenden Urtheilen dieses Tags über literarische Dinge den Schluß ableiten zu dürfen, daß sich sein Einfluß auch noch weit über die nächste Gegenwart auf eine in diesem Sinne unabsehbare Zukunft hinaus in ähnlicher Stärke wie bisher fortsetzen wird, gleichviel, ob wir uns darüber freuen oder nicht.

Schon die vierte Auflage von 1853 kündigte sich, wie man sich erinnern wird, im Gegensatz zu allen frühern, als eine gänzlich umgearbeitete an. Jetzt nach einem Zwischenraume von 17 Jahren kann es nicht befremden, eine gleichwerthige Bezeichnung auf dem Titel der fünften zu lesen. Das „gänzlich umgearbeitet“ von damals bezog sich jedoch nur auf die drei ersten Bände; den zwei letzten, die Darstellung unserer modernen oder klassischen Literatur enthaltend, mußte eine bloß „verbesserte“ Gestalt genügen. Wir wissen nicht, ob es in der Absicht des Verfassers auch diesmal lag, einen solchen Unterschied festzuhalten, vermuthen es aber, weil dieselbe innere Veranlassung, die ihn damals bestimmte, auch jetzt noch wirksam sein mußte. Denn die „gänzliche Umarbeitung“

der drei ersten Bände bot ja nicht das, was so mancher sich wol dabei denken mochte, freilich ohne daß er dazu durch etwas anderes als durch seine subjectiven Wünsche und Anforderungen berechtigt gewesen wäre. Weber Princip noch Methode in der Erfassung, Durchbringung und Beurtheilung des Stoffs zeigten irgendwo eine erhebliche Verschiedenheit von dem, was schon der erste Wurf geboten hatte. Alles was den einen im höchsten Maße anstößig, den andern als das neue Licht auf einem bisher dunkeln Pfade erschienen war, alle jene charakteristischen Züge des Urtheilens oder Aburtheilens über unsere ältere Literatur, kurz der ganze einmal und zuerst genommene Ausgangspunkt von 1834 war trotz der gänzlichen Umarbeitung in der Ausgabe von 1853 unverrückt und unverkürzt, höchstens hier und da in etwas gemilderter Farbe oft mehr des Stils wie der Empfindung festgehalten. Wer die innere geistige Construction des Verfassers zu begreifen sich die Mühe gab, durfte nichts anderes erwarten. Es mußte ihm ein für allemal zugestanden werden, daß er wol sein Wissen und seine Reflexion im Laufe eines rastloser Geistesarbeit gewidmeten Lebens unendlich verbreitern und bedingungsweise auch zu vertiefen und abzuklären vermochte, aber daß er nicht im Stande war, in irgendeinem entscheidenden Punkte wirklich umzulernen und gleichsam ein neuer Mensch zu werden. Wissenschaftliche und ethische Grundsätze und der innerste Kern seines Seelen- und Gemüthslebens waren bei ihm, ehe er noch mit einem schriftlichen Zeugnisse seine Eigenart bethätigte, so völlig ineinander verwachsen, daß nur durch ein Aufgeben der einen auch eine fundamentale Veränderung oder Umbildung der andern ihm möglich gewesen wäre. Dazu fehlte aber jede Veranlassung, da seine Grundsätze nicht von außen her abstrahirt, sondern durch unbewußte Accomodation der Eindrücke, welche die Außenwelt gab, an das eigentlich constitutive Princip seiner Persönlichkeit gewonnen waren. Denn wenn für irgendjemand, so galt für ihn Goethe's Wort, daß unsere Grundsätze und Maximen nur die Supplemente unserer Existenz zu sein pflegen.

Darum konnte sich die „gänzliche Umarbeitung“ von

1853 hauptsächlich nur auf eine gründlichere Vertiefung in das gelehrte Material beschränken, mit dem der Verfasser arbeitete. Niemand hat die Mängel der frühern, namentlich der ursprünglichen Gestalt des großen Werks nach dieser Richtung hin offener erkannt und bekannt als er selbst. Wußte er sich doch von jener kindlichen Eitelkeit, die man vielen Gelehrten mit Recht, noch mehreren mit Unrecht vorrückt, über allen und jeden Irrthum erhaben zu sein, vollständig frei, und, setzen wir hinzu, konnte es auch mit leichterer Mühe als so mancher andere sein. Ihm, dem überall nur die leitenden Ideen, nicht aber die Thatfachen der Geschichte für ein der menschlichen Geistes-thätigkeit würdiges Object gelten, kam es nicht darauf an, sein Versehen hier zu bekennen, wodurch jene nicht weiter in ihrer Gültigkeit beeinträchtigt zu werden schienen. Ein anderer freilich, der seine Lebenskraft für das Herauskaufen und Feststellen solcher schändlichen Thatfachen einsetzt, ist wol einigermaßen nicht berechtigt, aber doch entschuldigend, wenn ihn etwas üble Laune anfechten will, sobald ihm die Früchte seiner Arbeit verkümmert oder verborgen zu werden scheinen.

Selbstverständlich waren es gerade die ersten drei Bände, denen nach der Naturanlage, dem Bildungswege und der äußern Thätigkeit ihres Verfassers am meisten eine solche gänzliche Umarbeitung noththat, und die spätern durften, da sie im wesentlichen nur in der äußern Form, und auch da nur mit großer Enthaltbarkeit Veränderungen erfuhr, einfach bloß als „verbesserte“ Auflage bezeichnet werden.

Alles, was wir über den Charakter der vierten Auflage gegenüber den frühern bemerkt haben, gilt auch für die fünfte, und aus denselben entscheidenden Gründen. Der Verfasser hat sich gewissenhaft bemüht, die jüngsten Errungenschaften der deutschen Philologie zu seinen Zwecken zu verwerthen. Daraus ergibt sich ihm eine Reihe namhafter Veränderungen oder Verbesserungen in seinem Sinne, der aber nicht immer mit dem des sachkundigen Lesers zusammenstimmen wird. Von minderm Belange, wie auch thatsächlich nur selten merklar, sind gewisse Abweichungen in dem Aeußerlichsten der Formgebung, durch welche meist keine Veränderung des Inhalts beabsichtigt ist. Man dürfte also auch diese neueste Bearbeitung mit demselben Rechte als eine gänzlich unumgearbeitete Gestalt des Werks bezeichnen, weil sie in allen wesentlichen und entscheidenden Dingen die alte geblieben ist. Begehrt man einen kurzen und sozusagen handgreiflichen Beweis dafür, so vergleiche man die Einleitung von 1870 mit der von 1853 und beide mit der von 1834, und man wird sehen, daß der Verfasser bis zuletzt auch nicht ein Jota von jenen charakteristischen Sätzen aufgegeben oder daran modificirt hat, die einst als das Programm einer gänzlich neuen Auffassung der deutschen literarischen Entwicklung so tiefen Eindruck auf Freund und Feind gemacht haben.

Durfte es keinen, der den Verfasser kannte, befremden, daß sich auch 1870 sein Begriff einer völligen Umarbeitung nur innerhalb der bezeichneten Grenzen halten würde, so ist es auch für die entwicklungsgeschichtliche Stellung des Buchs nur vortheilhaft, daß es das alte geblieben ist. Denn das sint ut sunt aut non sint gilt für

dasselbe im vollsten Maße. Gerade das Alte in ihm ist das Wirksame und wird es noch auf lange hinaus bleiben, weil es mit der Denkungsart und dem Horizonte auch der Gegenwart noch immer bestens stimmt.

Demgemäß wird es sich im Folgenden nur darum handeln, die wichtigern von jenen mehr die Oberfläche berührenden Veränderungen hervorzuheben. Der Einfluß der Literaturgeschichte von Gerbinus hat sich nicht darauf beschränkt, das Gesammturtheil des größten Theils unsers gebildeten Publikums zu bestimmen. Sie hat vielmehr auch im einzelnen und selbst wo es sich um die eigentlichen Thatfachen der Literaturgeschichte im Gegensatz zu ihrer Umsetzung in die Reflexion handelt, eine Autorität gewonnen, auf die sie selbst eigentlich keinen Anspruch erheben wollte, die aber von seiten der Kritik als ein wesentlicher Factor unserer Bildung berücksichtigt werden muß. Daraus rechtfertigt sich unser Verfahren, welches das Ganze oder Allgemeine als bekannt voraussetzt, sich darüber in keine Discussionen einlassen wird, und sich nur an das Einzelne hält. Dabei genügt es, sich zur Vergleichung allein nur auf die letzt vorangegangene vierte Auflage zu stützen, die seit zehn Jahren sich als die eigentlich maßgebende Fassung des Werks einzubürgern Zeit gehabt hat. Schon die Vergleichung der bloßen Seitenzahlen des ersten Bandes beider Ausgaben zeigt den erheblichen größern Umfang der neuesten. Für früher 500 Seiten findet man jetzt 642. Rechnet man dazu noch, daß die beiden letzten Abschnitte des ersten Bandes in seiner frühern Gestalt mit reichlich 200 Seiten jetzt davon abgetrennt und dem zweiten zugewiesen sind, so wird der Unterschied noch größer, obgleich allerdings der weitläufigere Druck der neuesten Ausgabe das Exempel ein wenig anders stellt. Diese bedeutenden Erweiterungen vertheilen sich nun keineswegs gleichförmig über den ganzen ersten Band, sondern sind meist nur den drei ersten Hauptabtheilungen desselben zugute gekommen, die, wie früher — nur mit einer einzigen rein redactionellen Abweichung — lauten: 1) „Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland“; 2) „Ursprünge des deutschen Volksepos“; 3) „Die Dichtung in den Händen der Geistlichen“.

Die erste Abtheilung versucht die altbekannte Grundanschauung des Verfassers von einem wesentlich historischen oder richtiger nicht religiösen Typus und Gehalte der urdeutschen Poesie durch neue Stützen zu befestigen. Während ihm und andern früher die Götterlieder der „Edda“ eine schwer zu umschiffende Klippe darboten, weil man für ihr Verhältniß zu der eigentlich deutschen Poesie doch nicht wohl andere Grundsätze gelten lassen durfte als für die Heroenlieder, und man demgemäß entweder alle und jede Beziehung der einen wie der andern zu unserer poetischen Entwicklung gänzlich leugnen, oder für beide auf gleiche Weise hätte zugeben müssen, wenn man consequent verfahren wollte, haben neuere und neueste Forschungen einen Weg gezeigt, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, und es versteht sich von selbst, daß ihn Gerbinus mit größter Befriedigung und gläubigem Vertrauen auf seine Führer einschlägt. Die eddische Poesie erscheint in dieser neugewonnenen Beleuchtung weder so uraltertümlich, noch so panandinavisch oder gar pan-germanisch, wie man früher allgemein annahm und noch

jetzt überwiegend anzunehmen beliebt. Insbesondere die Götterlieder der „Edda“ erweisen sich als ein in allen wesentlichen Zügen nur der Individualität der isländischen Entwicklung angehörige Producte, die nur auf literarischem Wege — selbstverständlich auch durch mündliche Tradition — im übrigen Scandinavien Eingang finden konnten. Natürlich hat diese Kritik auch den frühern Dogmen in Betreff des hohen Alters einzelner von ihnen, z. B. der „Böluspa“, einen argen Stoß gegeben. Mag nun auch diese neueste Kritik, die wesentlich den gründlichen und klaren Forschungen unsers Deutschen Konrad Maurer und des Dänen Jessen zu verdanken ist, wie begreiflich hier und da noch etwas über ihr Ziel hinausgeschossen, so ist sie doch als der erste Schritt der Wissenschaft auf einem wirklich gesicherten Boden höchlich willkommen zu heißen und kann und wird nicht verfehlen, unzählige, meist tendenziöse Verwirrtheiten und Vorurtheile der lächerlichsten Eitelkeit und Annäherung, aber auch einer gänzlich unwissenschaftlichen Viel- und Halbweisheit gründlich zu zerstören. Der Geschichtschreiber der deutschen Dichtung, indem er sich in vollem Umfange ihrer Resultate, soweit sie ihm zugänglich waren, bemächtigte, hat sich damit unzweifelhaft ein Verdienst für die Belehrung des von ihm abhängigen Publicums erworben, obwol es ihm deutlich nicht so um den objectiven Gewinn der Wissenschaft selbst, als um sein nächstes Ziel zu thun ist. Er glaubt damit das ihm so lange unbehagliche Gespenst einer urdeutschen religiösen Poesie für immer gebannt, übersieht aber freilich, daß wenn „Böluspa“ und ihresgleichen immerhin nur auf isländischem Vulkan- und Gletscherboden wachsen konnten, damit noch in keiner Weise die Möglichkeit ausgeschlossen ist, daß auch in Deutschland Götterhymnen — so wollen wir sie nennen — erblühen mochten. Dafür gibt es einstweilen zwar noch keine directen Zeugnisse, wol aber sehr gewichtige indirecte, die für Gerbinus, weil sie ihm nicht passen, einfach nicht vorhanden sind. Es nimmt uns nicht wunder, daß er in seinem Eifer, allen Zusammenhang zwischen der Theologie der „Edda“ und der deutschen Urpoesie gänzlich abzuschneiden, einen Feldzug gegen die deutsche Mythologie als solche unternimmt, eigentlich zu dem Zwecke, auch diese als ein bloßes Phantom hirnkranker Stubengelehrten von der Erde zu vertilgen. Denn es müßte ihm doch irgendwann der Gedanke gekommen sein, daß wenn es eine Mythologie gab, es auch eine Poesie, die sich daran lehnte, gegeben haben wird. Gab es die eine nicht, so schließt er, so kann auch von der andern keine Rede mehr sein. Die rhetorische Macht und Fülle, womit er sich in den Kampf nicht bloß gegen gewisse, bereits überwundene Ueberschwenglichkeiten unserer deutschen mythologischen Forschung neuester Zeit, sondern gegen das ganze wissenschaftlich unanfechtbare Princip derselben stürzt, wirkt geradezu komisch und zeigt eben wieder, daß er auch auf diesem Gebiete nie über den bloßen Antheil eines Dilettanten hinübergekommen ist, nie es der Mühe werth gehalten hat, sich zu selbständiger Kennerchaft durchzuarbeiten. Genügt es ihm doch auch noch 1870, sich auf die vornehm, ja hochmüthig ablehnende Kritik eines Thorpe — der freilich den in Gerbinus' Augen unschätzbaren Vorzug besitzt, unsern „überseeischen Stammesgenossen“ anzugehören — oder gar eines Geijer zu berufen, und Jakob Grimm,

bei allen gelegentlich eingestreuten Lobesfloßeln, eigentlich als einen läppischen Phantasten zu behandeln.

Daß sich auch in der zweiten Abtheilung: „Ursprünge des deutschen Volksepos“, die volle Schale des Jorns über die Häupter derer ergießt, welche einen mythischen Kern und eine mythische Deutung seiner Gestalten verteidigen, kann ebenso wenig jetzt wie früher auffallen; nur das ist bemerkenswerth, daß sich im Gegensatz zu dem sonst oft ersichtlichen Bestreben, die schroffsten Spitzen der Polemik etwas umzubiegen und eine gewisse mildernde und versöhnliche Stimmung walten zu lassen, hier sich die Erbitterung des Vorkämpfers der ausschließlich geschichtlichen Grundlage aller unserer Heldensage und Dichtung allmählich immer mehr verschärft hat. Ein Vergleich dieser fünften Ausgabe mit der vierten und dieser wieder mit den frühern liefert dafür seltsame Belege, die wir hier nicht weiter im einzelnen aufzählen wollen, so wenig wie es hier unsere Aufgabe ist, in die psychologische oder vielmehr pathologische Motivirung davon einzutreten. Neu ist außer der Steigerung des Tons auch noch die geharnischte Invektive gegen die vergleichende indogermanische Mythologie und Sagenforschung, die allerdings erst seit 1853 zu etwas festern Umrissen einer systematisch betriebenen Wissenschaft gelangt ist, während ihre frühern Anfänge Gerbinus entweder unbekannt geblieben oder bedeutungslos erschienen waren. Bei der Charakteristik des einzigen größern Denkmals unsers altdeutschen Volksepos, des „Hildebrandsliedes“, ist nicht zu verkennen, daß sich Gerbinus allmählich immer tiefer in sein poetisches oder künstlerisches Verständniß hineingearbeitet hat. Um so seltsamer wirkt es, daß er, der hier das deutlichste Zeugniß einer außerordentlich geschulten Technik und einer — nur nicht im modernen Sinne — kunstmäßigen oder kunstgerechten Poesie im ganzen nach Gebühr würdigt, vorher doch noch immer seine alte Theorie von dem vollkommnen Charakter der gesammten deutschen Urpoesie fast mit denselben Worten, wie wir sie in den frühern Ausgaben lesen, wiederholt, um damit zu beweisen, daß es wohl eine reiche poetische Productivität, aber keine eigentlich durchgebildete Kunst in Deutschland gegeben hat. Die schiefen Parallelen mit dem Homerischen Epos einerseits, der vollkommnen Literaturperiode des 15. und 16. Jahrhunderts andererseits bleiben uns auch jetzt nicht erspart, und die an sich richtige Hervorhebung des Unterschiedes in der Art und Stellung der nordischen Stalben zu ihrem Publicum von der der deutschen Dichter oder Sänger jener ältesten Zeit verliert dadurch, daß sie die Hauptsache ganz verkennt, auch jetzt wie früher ihre Beweisraft. Die Hauptsache nämlich ist, daß das nordische Stalbenthum, soweit wir es kennen, einen Zustand der Kunst repräsentirt, wo diese in Folge einer überall und immer wirkenden Nothwendigkeit zu zünftiger Verfeinerung fortgeschritten war, die eben darum ihrem Publicum als eine höhere Stufe der Kunst galt, wie ja auch den Zeitgenossen Bernini über Michel Angelo hinausgeschritten erschienen. In Deutschland ist dieser auch hier naturnothwendig indicirte Proceß durch das Eindringen eines fremden Bildungselements von übermächtiger Kraft, durch die römisch-christliche Cultur, abgeschnitten worden, und wesentlich nur darum hat es bei uns keine Stalben gegeben.

In der folgenden Hauptabtheilung: „Die Dichtung in

den Händen der Geistlichkeit“, ist der neue Zuwachs an Stoff durch die inzwischen mehr und mehr von der deutschen Philologie eröffneten und wenigstens theilweise auch zugänglich gemachten Quellen des 11. und 12. Jahrhunderts hervorgebracht, die noch in der vierten Ausgabe meist nur sehr beiläufig und in jeder Art ungenügend dem Verfasser bekannt geworden waren. Er hat sich reblich Mühe gegeben, die zuverlässigsten Stellen auf diesem in so vieler Hinsicht unsichern Boden herauszuforschen, und wenn es ihm nicht überall gelungen ist, wenn er sich, bald der einen, bald der andern Autorität folgend, in Widersprüche verwickelt, die der selbständige Kenner leicht herausfindet, so gilt eben hier wie überall, daß seine Principien der Forschung, d. h. der Aneignung des Materials, ihn nothwendig da, wo es auf selbständige Kennerkraft ankommt, in solche Verlegenheiten führen mußten. Wir wollen außerdem noch bemerken, daß er seiner frühern Beurtheilung oder Verurtheilung Diefried's in der neuesten Ausgabe wenigstens einige mildernde Casuren zuzufügen für gut gefunden hat. S. 80 der vierten Auflage heißt es noch: „Wer uns glauben machen will, daß in Diefried ein wirklicher poetischer Werth, oder nur einzelne poetische Stellen sich finden“ u. s. w.; das lautet jetzt (S. 131): „Wer uns glauben machen will, daß in Diefried ein großer poetischer Werth zu finden sei“; was doch etwas weniger crass klingt, freilich aber immer noch davon zeugt, daß er in diese eigenthümlich poetische Substanz, weil sie ihm ihrer Natur nach so völlig antipathisch war, mit dem besten Willen nicht einzudringen vermochte. Eben darum ist die an sich ja wol natürliche, keineswegs aber nothwendige Parallelisirung mit dem „Helianth“ fast wörtlich in ihrer altbekannten und allgemein verwertheten Gestalt stehen geblieben, obgleich oder weil sie selbstverständlich an einem ganz falschen Punkt ansetzt, dagegen die gleichfalls naheliegende Hinweisung auf das angelsächsische religiöse Epos noch breiter und mit größerer Vorliebe als früher, natürlich zu entschiedenem Nachtheil unserer deutschen Dichter ausgeführt. Daß die Danks hier eine ganz andere wie dort war, trotz aller Stammes- und Sprachverwandtschaft oder relativen einstigen Gemeinschaft, entgeht ihm, ebenso daß auf einem verschiedenen Boden auch verschiedene Früchte zu gebeißen ein Recht haben. Dasselbe gilt ganz genau für die Parallelisirung des „Ludwigsliedes“ mit ähnlichen angelsächsischen Erzeugnissen, namentlich mit dem Schlachtlied von Brünenburg von 938, wo unserm deutschen Historiker die stehenden Formeln einer traditionellen und alles subjectiven Elements noch völlig baren Kunst unendlich imponiren — uns, setzen wir hinzu, freilich auch, aber in ganz anderm Sinne —, während er für die durch und durch moderne und zugleich nationale subjective Beseelung des „Ludwigsliedes“ kein Organ hat, vielleicht nur, weil es wahrscheinlich aus dem Herzen eines Mönchs herauströnte.

Für die folgenden Abschnitte dieser Hauptabtheilung bleibt nach dem oben Gesagten nicht viel zu bemerken; nur als Curiosum sei angeführt, daß ein wie uns scheint offener Druckfehler durch alle, auch die neueste Auflage sich fortspinn. S. 234 steht wie früher noch „dummtreue Philisterei“, was doch wol „dummdreiste“ heißen soll. Gerade der Abschnitt, wo sich dies findet, der über die

deutsche Thierdichtung, gehört zu den besten des Buchs, hat aber schon früher in allen wesentlichen Dingen seine stehende Fassung erhalten.

In der vierten Hauptabtheilung: „Uebergang zu der ritterlichen Poesie“, fällt auf, daß die „Nibelungen“ und „Rudrun“, die bisher dem fünften: „Höhepunkt der ritterlichen Poesie“, zugewiesen waren, nun hierher und zwar unmittelbar nach den weltlichen Dichtungen geistlicher Verfasser, „Alexanderlied“ und „Rolandslied“, gestellt sind; der Grund ist leicht ersichtlich, aber schwer zu vertheidigen. Die neueste Forschung hat sich bemüht, einen viel ältern Ursprung der „Nibelungen“ darzuthun, als dies namentlich Lachmann annahm. Die freilich nur durchschimmernde Originalgestalt des Gedichts soll bis über oder in die Mitte des 12. Jahrhunderts gerückt werden. Gerwinus stand früher ausschließlich unter dem Einflusse der allerdings erst seit 1853 schärfer angefochtenen Autorität Lachmann's, während er sich jetzt dem neuen Lichte zuwendet, ohne doch, wie überall, recht dazu befähigt zu sein, es auf seine Zuverlässigkeit hin zu prüfen. Da ihm nach der gewöhnlichen Vorstellung „Nibelungen“ und „Rudrun“ in enger Beziehung sind —, sobald sich einmal eine intensivere Forschung auch der „Rudrun“ angenommen haben wird, dürfte sich das freilich bedeutend modificiren — so muß auch sie da, wo die „Nibelungen“ stehen, ihr Unterkommen finden. Bei der Beurtheilung der „Nibelungen“ ist bemerkenswerth, daß Gerwinus seine altbekannten Diatriben gegen die vermeintliche Ueberschätzung derselben sogar in etwas verschärfter Form noch immer für nöthig hielt, obgleich uns andern wenig praktisches Bedürfnis dafür vorzuliegen scheint. Der Kern der Sache ist auch jetzt noch, trotzdem namentlich Uhlend inzwischen den Schlüssel gezeigt, nicht getroffen, so auch seine Analyse der Charaktere in alter Weise doch nur mehr die Oberfläche berührend. Ja, wenn Hagen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen könnte, aus dem Gehirn Shakspere's entsprossen zu sein, dann würde wol auch Gerwinus schärfer in die wunderbare Physiognomie dieser einzigen und in ihrer Art unvergleichlichen poetischen Schöpfung zu blicken der Mühe werth gefunden haben.

Der ganze fünfte Abschnitt: „Höhepunkt der ritterlichen Poesie“, ist ziemlich unverändert; hier ist für das eigentliche Material nicht viel Neues mehr zu erschöpfen gewesen; die leitenden Gesichtspunkte in der Erfassung des Minnegesangs, Hartmann's von der Aue, Wolfram's, Gottfried's mußten selbstverständlich die alten bleiben, und daher stimmt hier meist alles wörtlich mit den frühern Redactionen. Daß mit Gottfried oder vielmehr mit Konrad Flecke, dessen „Flore und Blanscheflur“ Gerwinus als eine Art Parallele dem „Tristan“ gegenüberstellt, dieser Band schließt, haben wir schon erwähnt.

Unser Gesamturtheil über die eigentliche Beschaffenheit aller dieser Veränderungen glauben wir nicht wiederholen zu müssen. Es bleibt uns nur übrig, den Vorwurf der Impietät, den man möglicherweise gegen uns schleudern wird, abzuweisen. Wir sind uns bewußt, die lebendige Bedeutung des Wortes eines Todten so entschieden wie nicht alle zu erkennen, aber eben darum, weil wir es für ein lebendiges und lebensfähiges halten, müssen wir es auch als ein solches behandeln und ihm offen ins Gesicht sehen

Sicrius Rückert.

Zur jüngsten Romanliteratur.

Es ist eine eigene Stellung, das Amt des Kritikers, halb anregend, halb in hohem Grade unerquicklich, je nach dem Werth und dem Anziehungsgrade der Dinge, die seiner Beurtheilung vorliegen. Doppelt schwierig wird seine Arbeit auf einem Felde, wo wegen der ungeheuern Produktionsmasse, bei deren kritischer Prüfung den ernstmeinenenden Kopf allgemach das Gefühl der Betäubung und Ermattung übernimmt, die Abwägung und Sichtung sehr schwer, die Feststellung einer gesetzlichen kritischen Rangordnung zwischen den verschiedenen Werken beinahe unmöglich geworden ist. Ein solches Feld und zwar das erste, auf welches jene Bemerkung im vollsten Maße zutrifft, ist in unserm Jahrhundert die Roman- und Novellenliteratur, die aufgelöst erweiterte Epik und die poetisch verfertigte Geschichte. In hundert Fällen mag gerade der geübte Kritiker schwanken, da ihn die Vergleichung mit der Masse der Einzelproducte, die er an seinem Blicke mußte vorüberziehen lassen, überwältigt. Die nächste Gefahr ist die der Unterschätzung des einzelnen, und es kostet Anstrengung, sich davon freizuhalten. Wir waren glücklich genug bei unserer diesmaligen Vorlage, ohne vieles Schwanken einen bestimmten Standpunkt nehmen und das überwiegende Gefühl der Befriedigung davontragen zu können, welche von den vier Romanen, die im Verlaufe zur Sprache kommen sollen, drei in ihren wesentlichen Partien zu erwecken im Stande sind. Nehmen wir einen bestimmten Ton und ein bestimmtes Inhaltsgebiet als Ausgangspunkt, so werden nach den aufsteigenden Differenzen im Wesen dieser Cardinalpunkte unsere vier Romane sich aneinanderreihen wie folgt:

1. Der fliegende Holländer. Roman von A. C. Brachvogel. Vier Bände. Berlin, Janka. 1871. 8. 6 Thlr.
2. Deutsche Pioniere. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Friedrich Spielhagen. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Janka. 1871. 8. 2 Thlr.
3. Bally. Roman von Amélie Gobin. Zwei Bände. Berlin, Janka. 1871. 8. 3 Thlr.
4. Im Bann der Schuld. Roman von Julius Mühsfeld. Drei Bände. Gumbinnen, Krauseneck. 1870. 8. 2 Thlr.

So viele mittelmäßige Producte, an denen gar nichts Historisches ist, brüsten sich mit dem Titel „historischer Roman“; wir haben hier das Umgekehrte zu constatiren, einen wahrhaft bedeutenden und wohl gelungenen „historischen“ Roman einzuführen, der sich auf dem Titelblatte jenen Beisatz nicht gab; und indem wir ihm jene Qualifikation beilegen, glauben wir ihm auch gleich das Kennzeichen höherer Werthung zuerkennen zu haben.

Das erste bewältigende Merkmal von Brachvogel's Roman: „Der fliegende Holländer“ (Nr. 1), ist übrigens ein gewaltiger Phantastereichthum, der uns in seine fast betäubenden Wirbel einspinnt, uns umstrickt und besticht. Der Roman ist aus zwei nahezu gleichwiegenden Hälften zusammengesetzt: die wirklich historische Partie, Befreiung der Niederlande vom spanischen Joch, nimmt einen ganz bedeutenden Theil des Werks ein; die politischen und religiösen Zustände des Landes, die leitenden Haupter auf beiden Seiten, die Stellung und die Neigungen der verschiedenen Volksklassen — kurz, alle die Elemente einer

bedeutsamen Nationalentwicklung, Dinge und Personen, werden uns ernst und trennend vorgeführt. Wir mögen hier einen Alba und einen Wilhelm von Oranien ebenso gut kennen lernen als aus einem trocken gehaltenen Geschichtsbuche; wir mögen die staatlichen und häuslichen, die volkswirtschaftlichen und religiösen Triebkräfte des Volksgewisses bei den damaligen Niederländern nicht minder sicher dargestellt finden als in einer Zeitchronik. Und der Autor geht unbefangen zu Werke: so lebhaft er natürlicherweise die Partei des sich befreienden Volks nimmt, gleichwol verkennt oder verdeckt er seine Schwächen nicht; wir treffen auf Stellen voll bitterer Anklage gegen den phylisterhaften Krämergeist, der den ganzen höhern Mittelstand unter dem Einflusse sichern Reichthums und luxuriösen Behagens apathisch und egoistisch den großen Fragen der Freiheit und des Vaterlandes entfremdet hat; gegen jene Geldaristokratie, die nur ein Recht für sich kennt und das niedere Volk verachtet und zu tyrannisch drückt; gegen die Zwietracht und den persönlichen Ehrgeiz, die Verblendung und Thalosigkeit der Geschlechter des vornehmen Adels. Es sind Strafkapitel auf das Leben eines reich und übermüthig und außer seinem speciellen Arbeitsfelde that- und interessenlos gewordenen Handelsvolks, und wir empfinden es im Angesicht dieser Sittenschilderungen ganz wohl, wie der furchtbarste Druck der Tyrannei, wie Ströme Bluts über das vom eigenen Glück verderbte Land weggehen mußten, um ihm eine regenerirte Nation wiederzugeben. Oft hat uns beim Lesen dieser Partien die lebhafteste Erinnerung beschlichen an Heinrich von Treitschke's Abhandlung: „Die Republik der Vereinigten Niederlande“ („Historische und politische Aufsätze“, neue Folge, zweiter Theil). Im höchsten Grade nachdrücklich ist an dem Schicksale der hochmüthigen Handelsgeschlechter van der Does und van Geest der Fluch jenes poeste- und begeisterungslosen Zahlengeistes einer im Reichthum erschlafften Krämerwelt nachgewiesen, die nur durch schweres Unglück des Hauses und Vaterlandes geläutert und wieder zu einer den Menschenwerth würdig abschätzenden Lebensanschauung zurückgeführt werden kann. In sprechendster Schärfe des Gegensatzes wird die teuflische spanische Intriguenmacht dem lässigen holländischen Phlegma gegenübergestellt, bis dieses unter den blutigsten Geiseln hieben aufzuckt und dann freilich den Feind vernichtet. Dieser Partie des Werks müssen wir denn auch die ethnographischen Stammschilderungen beirechnen, so z. B. zu Anfang die Darstellung der drei so verschiedenen Stammcharaktere des Wallonen, Flamländers und Holländers. Ueber den letztern heißt es:

Der Holländer ist des Wallonen reiner Gegensatz. Seine deutsche Abkunft ist noch ungetrübt, seine Bewegungen sind langsam, sein Geist bedächtig, sein Temperament phlegmatisch, seine Redeweise einflüßig und grob. Spirituelles Aufglücken, Energie des Moments, Wechsel der Stimmung sind ihm gänzlich fremd, und schwer nur erwachen ihm leidenschaftliche Gefühle. Stumpf wie seine Heerden, monoton wie seine Ebenen, kalt wie die nordischen Fluten, scheint es, daß er Fischblut in den Adern habe und sein Hirn nichts erfüllen als Käse und Perlinge. Aber unter diesem gebuldrigen Schafesleibe verbirgt er das trotziges Herz eines Löwen, einen nie zu beirrenden

den Händen der Geislichkeit", ist der neue Zuwachs an Stoff durch die inzwischen mehr und mehr von der deutschen Philologie eröffneten und wenigstens theilweise auch zugänglich gemachten Quellen des 11. und 12. Jahrhunderts hervorgebracht, die noch in der vierten Ausgabe meist nur sehr beiläufig und in jeder Art ungenügend dem Verfasser bekannt geworden waren. Er hat sich reblich Mühe gegeben, die zuverlässigsten Stellen auf diesem in so vieler Hinsicht unsichern Boden herauszuforschen, und wenn es ihm nicht überall gelungen ist, wenn er sich, bald der einen, bald der andern Autorität folgend, in Widersprüche verwickelt, die der selbständige Kenner leicht herausfindet, so gilt eben hier wie überall, daß seine Principien der Forschung, d. h. der Aneignung des Materials, ihn nothwendig da, wo es auf selbständige Kennerkraft ankommt, in solche Verlegenheiten führen mußten. Wir wollen außerdem noch bemerken, daß er seiner frühern Beurtheilung oder Verurtheilung Dietrich's in der neuesten Ausgabe wenigstens einige mildernde Casuren zuzufügen für gut gefunden hat. S. 80 der vierten Auflage heißt es noch: „Wer uns glauben machen will, daß in Dietrich ein wirklicher poetischer Werth, oder nur einzelne poetische Stellen sich finden“ u. s. w.; das lautet jetzt (S. 131): „Wer uns glauben machen will, daß in Dietrich ein großer poetischer Werth zu finden sei“; was doch etwas weniger craft klingt, freilich aber immer noch davon zeugt, daß er in diese eigenthümlich poetische Substanz, weil sie ihm ihrer Natur nach so völlig antipathisch war, mit dem besten Willen nicht einzudringen vermochte. Eben darum ist die an sich ja wol natürliche, keineswegs aber nothwendige Parallelistrung mit dem „Helianth“ fast wörtlich in ihrer altbekannten und allgemein verwerteten Gestalt stehen geblieben, obgleich oder weil sie selbstverständlich an einem ganz falschen Punkt ansetzt, dagegen die gleichfalls naheliegende Hinweisung auf das angelsächsische religiöse Epos noch breiter und mit größerer Vorliebe als früher, natürlich zu entschiedenem Nachtheil unserer deutschen Dichter ausgeführt. Daß die Basis hier eine ganz andere wie dort war, trotz aller Stammes- und Sprachverwandtschaft oder relativen einstigen Gemeinschaft, entgeht ihm, ebenso daß auf einem verschiedenen Boden auch verschiedene Früchte zu gedeihen ein Recht haben. Dasselbe gilt ganz genau für die Parallelistrung des „Ludwigsliedes“ mit ähnlichen angelsächsischen Erzeugnissen, namentlich mit dem Schlachtlid von Brünenburg von 938, wo unserm deutschen Historiker die stehenden Formeln einer traditionellen und alles subjectiven Elements noch völlig baren Kunst unendlich imponiren — uns, setzen wir hinzu, freilich auch, aber in ganz anderm Sinne —, während er für die durch und durch moderne und zugleich nationale subjective Befeehlung des „Ludwigsliedes“ kein Organ hat, vielleicht nur, weil es wahrscheinlich aus dem Herzen eines Mönchs heranstönte.

Für die folgenden Abschnitte dieser Hauptabtheilung bleibt nach dem oben Gesagten nicht viel zu bemerken; nur als Curiosum sei angeführt, daß ein wie uns scheint offener Druckfehler durch alle, auch die neueste Auflage sich forspinnat. S. 234 steht wie früher noch „dummtreue Philisterei“, was doch wol „dummdreiste“ heißen soll. Gerade der Abschnitt, wo sich dies findet, der über die

deutsche Thierdichtung, gehört zu den besten des Buchs, hat aber schon früher in allen wesentlichen Dingen seine stehende Fassung erhalten.

In der vierten Hauptabtheilung: „Uebergang zu der ritterlichen Poesie“, fällt auf, daß die „Nibelungen“ und „Ludbrun“, die bisher dem fünften: „Höhepunkt der ritterlichen Poesie“, zugewiesen waren, nun hierher und zwar unmittelbar nach den weltlichen Dichtungen geistlicher Verfasser, „Alexanderlied“ und „Rolandslied“, gestellt sind; der Grund ist leicht ersichtlich, aber schwer zu vertheidigen. Die neueste Forschung hat sich bemüht, einen viel ältern Ursprung der „Nibelungen“ darzutun, als dies namentlich Lachmann annahm. Die freilich nur durchschimmernde Originalgestalt des Gedichts soll bis über oder in die Mitte des 12. Jahrhunderts gerückt werden. Gervinus stand früher ausschließlich unter dem Einflusse der allerdings erst seit 1853 scharfer angefochtenen Autorität Lachmann's, während er sich jetzt dem neuen Lichte zuwendet, ohne doch, wie überall, recht dazu befähigt zu sein, es auf seine Zuverlässigkeit hin zu prüfen. Da ihm nach der gewöhnlichen Vorstellung „Nibelungen“ und „Ludbrun“ in engster Beziehung sind —, sobald sich einmal eine intensivere Forschung auch der „Ludbrun“ angenommen haben wird, dürfte sich das freilich bedeutend modificiren — so muß auch sie da, wo die „Nibelungen“ stehen, ihr Untertommen finden. Bei der Beurtheilung der „Nibelungen“ ist bemerkenswerth, daß Gervinus seine altbekannten Diatriben gegen die vermeintliche Ueberschätzung derselben sogar in etwas verschärfter Form noch immer für nöthig hielt, obgleich uns andern wenig praktisches Bedürfnis dafür vorzuliegen scheint. Der Kern der Sache ist auch jetzt noch, trotzdem namentlich Uhlund inzwischen den Schlüssel gezeigt, nicht getroffen, so auch seine Analyse der Charaktere in alter Weise doch nur mehr die Oberfläche berührend. Ja, wenn Hagen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen könnte, aus dem Gehirn Shakespears entsprossen zu sein, dann würde wol auch Gervinus scharfer in ihrer Art unvergleichlichen poetischen Schöpfung zu blicken der Mühe werth gefunden haben.

Der ganze fünfte Abschnitt: „Höhepunkt der ritterlichen Poesie“, ist ziemlich unverändert; hier ist für das eigentliche Material nicht viel Neues mehr zu erschöpfen gewesen; die leitenden Gesichtspunkte in der Erfassung des Minnegesangs, Hartmann's von der Aue, Wolfram's, Gottfried's mußten selbstverständlich die alten bleiben, und daher stimmt hier meist alles wörtlich mit den frühern Redactionen. Daß mit Gottfried oder vielmehr mit Konrad Fleck, dessen „Flore und Blanschefur“ Gervinus als eine Art Parallele dem „Tristan“ gegenüberstellt, dieser Band schließt, haben wir schon erwähnt.

Unser Gesamturtheil über die eigentliche Beschaffenheit aller dieser Veränderungen glauben wir nicht wiederholen zu müssen. Es bleibt uns nur übrig, den Vorwurf der Impietät, den man möglicherweise gegen uns schleudern wird, abzuweisen. Wir sind uns bewußt, die lebendige Bedeutung des Wortes eines Todten so entschieden wie nicht alle zu erkennen, aber eben darum, weil wir es für ein lebendiges und lebensfähiges halten, müssen wir es auch als ein solches behandeln und ihm offen ins Gesicht sehen

Heinrich Rückert.

Zur jüngsten Romanliteratur.

Es ist eine eigene Stellung, das Amt des Kritikers, halb anregend, halb in hohem Grade unerquicklich, je nach dem Werth und dem Anziehungsgrade der Dinge, die seiner Beurtheilung vorliegen. Doppelt schwierig wird seine Arbeit auf einem Felde, wo wegen der ungeheuern Productionsmasse, bei deren kritischer Prüfung den ernstmeindenden Kopf allgemach das Gefühl der Betäubung und Ermattung übernimmt, die Abwägung und Sichtung sehr schwer, die Feststellung einer gesetzlichen kritischen Rangordnung zwischen den verschiedenen Werken beinahe unmöglich geworden ist. Ein solches Feld und zwar das erste, auf welches jene Bemerkung im vollsten Maße zutrifft, ist in unserm Jahrhundert die Roman- und Novellenliteratur, die aufgelöst erweiterte Epik und die poetisch versetzte Geschichte. In hundert Fällen mag gerade der geübte Kritiker schwanken, da ihn die Vergleichung mit der Masse der Einzelproducte, die er an seinem Blicke mußte vorüberziehen lassen, überwältigt. Die nächste Gefahr ist die der Unterschätzung des einzelnen, und es kostet Anstrengung, sich davon freizuhalten. Wir waren glücklich genug bei unserer diesmaligen Vorlage, ohne vieles Schwanken einen bestimmten Standpunkt nehmen und das überwiegende Gefühl der Befriedigung davontragen zu können, welche von den vier Romanen, die im Verlaufe zur Sprache kommen sollen, drei in ihren wesentlichen Partien zu erwecken im Stande sind. Nehmen wir einen bestimmten Ton und ein bestimmtes Inhaltsgebiet als Ausgangspunkt, so werden nach den aufsteigenden Differenzen im Wesen dieser Cardinalpunkte unsere vier Romane sich aneinanderreihen wie folgt:

1. Der fliegende Holländer. Roman von A. E. Brachvogel. Vier Bände. Berlin, Jantke. 1871. 8. 6 Thlr.
2. Deutsche Pioniere. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Friedrich Spielhagen. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Jantke. 1871. 8. 2 Thlr.
3. Bally. Roman von Amélie Gobin. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 1871. 8. 3 Thlr.
4. Im Damm der Schuld. Roman von Julius Mühlfeld. Drei Bände. Gumbinnen, Krausened. 1870. 8. 2 Thlr.

So viele mittelmäßige Producte, an denen gar nichts Historisches ist, brüsten sich mit dem Titel „historischer Roman“; wir haben hier das Umgekehrte zu constatiren, einen wahrhaft bedeutenden und wohl gelungenen „historischen“ Roman einzuführen, der sich auf dem Titelblatte jenen Beisatz nicht gab; und indem wir ihm jene Qualifikation beilegen, glauben wir ihm auch gleich das Kennzeichen höherer Werthung zuerkennen zu haben.

Das erste bewältigende Merkmal von Brachvogel's Roman: „Der fliegende Holländer“ (Nr. 1), ist übrigens ein gewaltiger Phantastereichtum, der uns in seine fast betäubenden Wirbel einspinnt, uns umstrickt und befitzt. Der Roman ist aus zwei nahezu gleichwiegenden Hälften zusammengesetzt: die wirklich historische Partie, Befreiung der Niederlande vom spanischen Joch, nimmt einen ganz bedeutenden Theil des Werks ein; die politischen und religiösen Zustände des Landes, die leitenden Häupter auf beiden Seiten, die Stellung und die Neigungen der verschiedenen Volksklassen — kurz, alle die Elemente einer

bedeutenden Nationalentwicklung, Dinge und Personen, werden uns ernst und tren vorgeführt. Wir mögen hier einen Alba und einen Wilhelm von Dranien ebenso gut kennen lernen als aus einem trocken gehaltenen Geschichtsbuche; wir mögen die staatlichen und häuslichen, die volkswirtschaftlichen und religiösen Triebräder des Volksgeistes bei den damaligen Niederländern nicht minder sicher dargestellt finden als in einer Zeitchronik. Und der Autor geht unbefangen zu Werke: so lebhaft er natürlicherweise die Partei des sich befreienden Volks nimmt, gleichwohl verkennt oder verdeckt er seine Schwächen nicht; wir treffen auf Stellen voll bitterer Anklage gegen den philisterhaften Krämergeist, der den ganzen höhern Mittelstand unter dem Einflusse sichern Reichthums und luxuriösen Behagens apathisch und egoistisch den großen Fragen der Freiheit und des Vaterlandes entfremdet hat; gegen jene Geldaristokratie, die nur ein Recht für sich kennt und das niedere Volk verachtet und zu tyrannisch drückt; gegen die Zwietracht und den persönlichen Ehrgeiz, die Verblendung und Thatlosigkeit der Geschlechter des vornehmen Adels. Es sind Straßkapitel auf das Leben eines reich und übermüthig und außer seinem speciellen Arbeitsfelde that- und interessenlos gewordenen Handelsvolks, und wir empfinden es im Angesicht dieser Sittenschilderungen ganz wohl, wie der furchtbarste Druck der Tyrannei, wie Ströme Bluts über das vom eigenen Glück verderbte Land weggehen mußten, um ihm eine regenerirte Nation wiederzugeben. Oft hat uns beim Lesen dieser Partien die lebhafteste Erinnerung beschlichen an Heinrich von Treitschke's Abhandlung: „Die Republik der Vereinigten Niederlande“ („Historische und politische Aufsätze“, neue Folge, zweiter Theil). Im höchsten Grade nachdrücklich ist an dem Schicksale der hochmüthigen Handelsgeschlechter van der Does und van Oerhuysen der Fluch jenes poest- und begeisterungslosen Zahlengeistes einer im Reichthum erschlafften Krämerwelt nachgewiesen, die nur durch schweres Unglück des Hauses und Vaterlandes geläutert und wieder zu einer den Menschenwerth würdig abschätzenden Lebensanschauung zurückgeführt werden kann. In sprechendster Schärfe des Gegensatzes wird die teuflische spanische Intriguenmacht dem lässigen holländischen Phlegma gegenübergestellt, bis dieses unter den blutigsten Geißelhieben aufzuckt und dann freilich den Feind vernichtet. Dieser Partie des Werks müssen wir denn auch die ethnographischen Stammschilderungen beirechnen, so z. B. zu Anfang die Darstellung der drei so verschiedenen Stammcharaktere des Wallonen, Flamländers und Holländers. Ueber den letztern heißt es:

Der Holländer ist des Wallonen reinster Gegensatz. Seine deutsche Abkunft ist noch ungetrübter, seine Bewegungen sind langsam, sein Geist bedächtig, sein Temperament phlegmatisch, seine Redeweise einflüßig und grob. Spirituelles Aufblähen, Energie des Moments, Wechsel der Stimmung sind ihm gänzlich fremd, und schwer nur erwachen ihm leidenschaftliche Gefühle. Stumpf wie seine Heerden, monoton wie seine Ebenen, kalt wie die nordischen Fluten, scheint es, daß er Fischblut in den Adern habe und sein Hirn nichts erfalle als Käse und Heringe. Aber unter diesem gedulbigen Schafsfleide verbirgt er das trotzigste Herz eines Löwen, einen nie zu beirrenden

Verstand, eine stets emsige, geregelte Thätigkeit, und erwacht nach schwerster Kränkung und unleidlichem Druck einmal wirklich seine Leidenschaft, so tritt sie mit der ganzen Furchtbarkeit einer Naturgewalt auf, dem wilden Ocean gleich, der seines Landes flache Voldern und Dämme peitscht, stets bereit, seinen Wohlstand und ihn selbst zu verschlingen.

Noch stärker, wenigstens gewaltsamer das Auge fesselnd ist die romanhafte Seite mit einer blendenden Fülle mächtiger Schicksalsschläge, blutiger Intriguen, vernichtenden Diplomatenspiels und grauenvollen Kampfszenen zu Wasser und zu Lande; es ist ein überstürzender, unbändiger Phantasiezauber, und wenn sonst etwa von Brachvogel's Romanen gesagt worden ist, daß es ihnen an epischer Haltung gebreche, so ist hier eine Macht und ein Reichthum, eine Wucht und ein Strom weniger epischer als dramatischer Handlung und Haltung, die uns hinreißt.

Der Knotenpunkt liegt in der Seelen- und Lebensentfaltung zweier echt romanhafter Personen, die durch den Mißbrauch, welchen teuflisch spanische Bosheit mit ihrem jungen Leben getrieben, herausgewachsen sind zu mysteriösen, unheilswangern und thatendurstigen, furchtbaren, ja dem Grauen verfallenen Rachegeistern ihrer Nation. Diese glänzende und reiche Isabella van der Does, gefangen theils durch übermüthigen Ehrgeiz, theils durch blinde Liebe zum schönen Prinzen von Eboli, geheim das Aelternhaus verlassend, verrathen und in Spanien zum Werkzeuge der königlichen Wollust herabgewürdigt, entfliehend und von da an nur noch Eine Flamme der rächenden Leidenschaft, welche die Schänder ihrer Ehre und in ihnen zugleich die Bebrücker ihres Landes um jeden Preis und durch alle Mittel vernichten will; die schwarze Dame, welche als „die Namenlose“ der weibliche Racheengel der Meergeusen wird; der engste in ihr Schicksal verflochtene Schmiedesohn Dietriks Jublar (später Dietrikson), der Commis ihres Vaters und hoffnungslose Geliebte ihrer Schwester Meredith, mit dieser im Augenblick von Isabella's unseliger Verblendung das unwillkürliche Werkzeug des verderbenschweren Fluchtplans, zu diesem Behuf dahin gebracht, seinem Herrn eine große Kassensumme zu entwenden, die in Eboli's Hände wandert, zu den Galeren verurtheilt, von den spanischen Werkzeugen des Plans unter dem Vorwande der Befreiung und Begnadigung aufs Meer geführt und hier an die Galere geschmiedet, durch Empörung frei und nun erst Pirat, dann im Freiheitskampf als der mit mysteriöser Furcht umgebene „fliegende Holländer“ Dranien's rechte Hand und Flottenführer: diese zwei sind wahrhaft dämonische Gestalten, durch die Wucht ihrer schrankenlosen patriotisch wirkenden Leidenschaft in eine finstere, grauenerregende Höhe gerückt, über jedem uns verwandten menschlichen Gefühle stehend, Bewunderung, Furcht und Mitleid erregend, eben tragische Gestalten.

Im übrigen geht Brachvogel durchaus nicht nach Personenbildern vor; jene zwei ausgenommen, treten alle, selbst diejenigen, welche in die Entwicklung des großen Volksbefreiungsdramas noch gewichtiger für und wider eingreifen, nicht eben für sich heraus, nicht nach der besondern individuellen Entfaltung, sondern als die bloßen Träger der Diplomatie, der Intrigue und des Kampfes. Das Werk schreitet in einer Reihe von gewaltsamen Situationsbildern vor, die sich consequent zum Einen großen National-

schauspiel zusammensügen, und diese Bilder, zum Theil von erschütternder Gewalt und ungezählter Phantasie, sind das Bezeichnendste daran. Es mag deswegen gerathen sein, die ergreifendsten vorzuführen: da ist zunächst die Gerichtsscene, wo Dietriks Jublar, der bisher unbescholtene Handlungsdiener, als Dieb in fremdem Dienst zur Galere verdammt wird; ihr folgen an erschütternder Gewalt die verschiedenen Stadien der Racheacte, welche die durch Dietriks' Energie empörten und freigewordenen Galerensklaven an ihren früheren Peinigern ausführen; die Rückkehr der geschändeten Isabella in ihres verwaisten greisen Oheims Haus; das Zusammentreffen Dranien's mit dem gefürchteten „fliegenden Holländer“, den der beste Mann der Niederlande zu seinem Seeoffizier erwählt; das Auftreten Isabella's auf Dietriks' Schiff, dem Teufelsperbe, wo sie den Bund der Rache einweicht mit demjenigen, den ihre Verblendung einst zum Ehrlosen machte, und schwört:

Wenn Alba erst über das Land herfällt, seiner Horden Eintritt alles Leben zermalmt; wenn rings von Iodernden Städten der Himmel glüht und nur das Meer noch unsern Solles Rettung bleibt, dann wird Dietrikson, der Galerensfrässlings und Pirat, Niederlands einziger Engel sein. Dann wird die von der eigenen Heimat Verfluchte die Furie werden, die auf den Geiersflügeln der Wuth Vergeltung bringt und Freiheit. Wenn des Tyrannen Macht zusammenbricht, Alba's Schwert und Eboli's Tücke an unserm Landes Abwenmuth zerstückelt, dann — auf der Leiche des letzten Spaniers will ich sterben!

Der Schwur geht in Erfüllung. Es folgt der „Antwerpener Schrecken“, in welchem Dietriks' Vater, „der Schmied von Antwerpen“, die erste Heldenrolle spielt; das verwegene Walten auf dem Hungersbby und die Seeschlacht bei Kortzene; das Abadesfspiel, wo in der sogenannten Abadesfacht nach lang und wohl vorbereitetem Plan unter Isabella's, der zur „Dame von Briel“ verwandelten, erfinderischer Hülfe in grausamem Morden nicht bloß ein Theil der spanischen Besatzung, sondern durch ihre eigene Hand ein Haupthelfer des Eboli umkommt, die feste Hafenstadt Briel als Stützpunkt ihrer Operationen den Meergeusen überliefert und so dem nationalen Kampfe die erste große Wendung gegeben wird; nach des Vaters Fall durch Mörderhand des jungen Prinzen Moritz von Dranien gefahrvolle Rettung aus den Händen der spanischen Banden; der Untergang Schwanhofs mit all seinen Inassen, worunter Meredith, die Dietriks' liebende Gattin geworden, nebst ihrem Kinde, welche alle durch Sprengung einer Schleiße, wozu die unerfättliche spanische Rache- und Mordsucht gegriffen, in die überstürzenden Meeresfluten versenkt werden; endlich die Schlussscene, der erste von den wilden Kampf- und Sturmtagen, welche den Untergang der Armada begründen: Isabella fällt im Streite mit den Mannen des Todfeindes Eboli, dieser wird am Top des fliegenden Holländers aufgehängt, Dietrikson selbst, entschlossen, dies seine letzte Action sein zu lassen, verschwindet mit seinem Schiff und den letzten Getreuen. Es ist das ein Ende, geheimnißvoll und finster wie alles, was vorausgegangen:

Der Anker hob sich, der große Lateiner rollte sich auf. Das Schiff wendete, dann tauchten seine Ruder tief in die Lutten; das Rinnen blähte sich, und wie wenn der Himmel und der Sturm selbst zauberhaft mit Dietrikson im Bunde wären, die Wirkung des drohenden Wetterbaums, den Gnpl se'ou

geführt, trat ein. Links die Klippe, den Kanal entlang kam es heran, als sollte alles Land und alles Lebendige auf dem Meere untergehen. Durch die Reihen seiner ehemaligen Flotte, an deren Spitze er so manche starke That gethan, rauschte der fliegende Holländer auf der fast unnatürlich aufgeregten Flut. Sie sahen alle noch einmal den leichenhaften Mann am Gallion stehen, neben sich Jan's und Isabella's Leichen, hörten durch das Heulen des Windes droben Eholi wimmern, schauten die schrecklichen Geberden seines Leibes. Da schoß der fliegende Holländer hinaus in die offene See, auf der bereits mehrere spanische Fregatten mit dem Geschwader Lord Howard's und Peter's van der Does wie mit der Wuth der Elemente rangen. In sie hinein raste Dietrickson, seine Kanonen dröhnten — dann verschwand langsam alles nordwärts in Sturm und Grauen. Der Tag hatte sich fast in Nacht verkehrt. „Gott erbarm' sich seiner Irrenden, verweissungsvollen Seele!“ murmelten die Zurückbleibenden. . . . Mehr als gewiß ist, daß das schwarze Schiff mit schwarzer Flagge in jenem ungeheuern Orkan wie so viele andere weit stärkere Fahrzeuge zu Grunde ging und seinen wilden Führer sammt seinem Opfer in den Wogen begrub. In Holland wenigstens hörte man von Dietrickson nie wieder.

Wir kommen zum Schlusseindruck. Wohl würden wir manches zu gewaltsam, zu furchtbar und schneidend nennen; aber es ist nicht das leere und nutzlose Furchtbare, begründet und gehalten wird es durch das riesige Nationaldrama, das ihm Deckung ist. Es wird einem bei diesen Seekämpfen, wo man nicht weiß, ob die Rache der Menschen oder die Wuth der ausgewählten Sturmfluten größer ist, immer zu Muth, wie der geheimnißvolle alte Lootse Huyt singt, als er das stolze spanische Admiralschiff, den Carlos Imperador, mit seinem fürstlichen Befehlshaber, dem Prinzen von Eholi, und seiner Mannschaft, beim Teufelsbauge hinein in die Klippe, aber nicht mehr hinausführt, das heißt dem Verderben zu:

Der Alte, nun das Schiff vor Anker lag, unthätig, saß auf der Galerie, ließ die Beine herabbaumeln, starrte in die Flut und sang halblaut:

Es war Nacht, es war Nacht,
Es war mitten in der Nacht;
Der Tag der verging und der Abend kam an;
Die Planke, die knarrt; die Spiere, sie knarrt;
Heiß sich, wer da noch sich helfen kann.
Der Wind, er weht,
Die Flut, sie geht;
Hat manchen auf Grund der See gebracht.
Wißt zu, toller Fährmann, aboi!

Auch Friedrich Spielhagen führt uns mit seiner Geschichte: „Deutsche Pioniere“ (Nr. 2), wirklich auf historischen Boden, und zwar in die deutschen Niederlassungen im Staate Newyork zu einer Zeit, da dieselben im Innern noch zum äußersten Westen zählen mochten, da Urwald auch noch diese Gestade deckte und die weitest vorgeschobenen Ansiedlungen noch als drohende Gefahr die vernichtenden Einfälle der Indianer, mit denen sich gar französische Rivalität verbündete, vor sich hatten. Der Kern unserer ganzen Erzählung ruht auf einem solchen Indianerüberfall, an dessen wechselnde Phasen das ganze ereignißschwere Leben jener Pioniere der Cultur angereicht ist. Das eigentlich romanhafte Interesse spannt sich daneben auf folgenden Seelen- und Familienconflict: Lambert Sternberg, einer von jenen kräftigen Farmern, trifft in Newyork auf einem der miserabeln deutschen Auswandererschiffe die Pfarrerstochter Katharine Weise, laßt die um die Uebersfahrtskosten dem herzlosen Kapitän Verschuldete frei, nimmt sie mit in seine Einsamkeit und

wählt sie zur Gattin. Sein Bruder Konrad aber, ein wildes Naturkind, hat ebenfalls heftige Liebe für sie gefaßt, flieht und verflucht das Vaterhaus, kehrt aber im entscheidenden Augenblick zur Rettung wieder und fällt im entbrannten Indianerkampfe; das ist die einzige menschlich richtige Lösung des Conflicts. Die andern weihen ihm ein treues Andenken, leben übrigens glücklich fort und die Colonien gedeihen.

So die einfache Erzählung. Der Autor hat daraus gemacht, soviel sich machen ließ, etwas Rechtes. Es liegt aber auch nationale Bedeutung darin; die Trauer um die deutsche Hilflosigkeit, Zerrissenheit und Armlosigkeit, die ihre besten Kinder verkommen oder doch dem deutschen Wesen verloren gehen ließ, sie geleitet uns von jenem Wilde trostlosen Jammers an, da das Auswandererschiff an Newyorks Küsten landet, bis zu dem Augenblick, da die durch ihre eigene Kraft geretteten Colonisten im Begriff stehen, sich in Englands Schutz zu begeben, um unter dessen kräftiger Regide großzuwachsen. Der bitterste Stich liegt in der Personification jenes anglisirten Dutchman mit den rothen Hängebacken, der im Angesichte seiner elend herübertransportirten Landsleute sich zu der nobeln Ansicht erhebt:

Wir sollten es machen wie die zu Philadelphia, welche schon vor 30 Jahren auf jeden importirten Dutchman ein Kopfgeld von 40 Schillingen gelegt haben, wie auf einen Neger. Aber da predigt man, und predigt tauben Ohren. Nun, ich will mir die meinen dieser Schuste wegen nicht naß regnen lassen.

Ein ähnliches Nationalmuster ist der quäkende Schneider Samuel Squenz. Die Zeichnung des furchtbar wilden, selbst mit halb indianischen Jagdinstincten ausgestatteten und doch im Herzensgrunde seelenguten Jägers und Farmers Konrad, der als kostbares Opfer für die Freiheit der Colonien fallen muß, ist meisterhaft. Base Ursel, die kräftig rauhe Alte mit der Büchse und in den plumphen Männerstiefeln, ist eine vollkommen auf diese urwäldlichen Colonien zugeschnittene Realität, und einige weitere Originale aus diesem urwüchsigem Pflanzleben kommen hinzu. Eine Originalversammlung erscheint auch die dieser hartköpfigen Colonisten, die unmittelbar vor dem Einbruch des schrecklichen Feindes über ihr Wohl und Leben tagen sollen und an der eigensinnigen Rechtshaberei der einzelnen zu Grunde zu gehen drohen. Es ist ein Augenblick von erschütternder Gewalt, ein Augenblick, wie sie über das Schicksal einer ganzen Gesellschaft entscheiden, als der alte, riesenlange, skeletartig hagere Christian Dittmar, der seit dem Tode der vier im Indianerkriege gefallenen Söhne halb wahnsinnig geworden, unter die Reisenden tritt, wie ein lebendig gewordener Todter,

dessen bloßer Anblick die todbende Versammlung mit einem Schlage zur Ruhe und zum Schweigen brachte. Er steckte die Knochenhände wie zur Beschwörung weit von sich, während unter der dicken Pelzmütze das graue Haar in wilden Strähnen vom Winde um das geisterhafte Antlitz gepeitscht wurde. Und der Christian Dittmar erhob seine Stimme, die jetzt wahnsinnig kreischte und jetzt wie rollender Donner klang, und sprach: „So soll es denn in Erfüllung gehen, das Wort, und die Sünde der Väter heimgesucht werden bis in das dritte und vierte Glied. Ja, die Sünde unserer Väter! Sie haben sich gezankt und gerechdet, während die fränkischen Wölfe die deutsche Hürde umheulten“ u. s. w.

Ist es nicht, als seien die Donnerworte direct an

das so lange gespaltene Vaterland daheim gerichtet? In dasselbe Kapitel fallen auch zu Ende die Betrachtungen über den deutschen Fleiß, den man im eigenen Lande brauchen und verwenden könnte, und einen schneidenden Gegensatz bilden dazu jene Reflexionen über eine Zukunft des amerikanischen Volks, wie sie für uns bereits Gegenwart geworden ist.

Ansprechende kleine Naturbilder geben dem Colonialleben seinen eigen anziehenden Rahmen, Silber, die feinen wechselnden Empfindungen der Menschenbrust angepaßt sind. Greifen wir zwei heraus:

In den braunen Schlamm des Ufers am Creel hatten Dions und Hirsche ihre mächtigen Führten eingedrückt. Es war dem Bache nicht so leicht gemacht hier im Walde wie unten in der Ebene. Bald hemmte ein mit jahrhundertstem Moos übersponnener Felsblock seinen Lauf, bald ein gewaltiger Baumstamm, der quer darübergelassen war und sein dürres Gezweig in das braune Wasser streckte. Eine kleine Strecke weiter hinauf hatte er sich sogar einen Weg durch die Felsen bahnen müssen, über die er jetzt in unzähligen weißschäumenden Cascaden herabstürzte. Von der Stelle, wo die beiden standen, sah man noch eben ein Stück des Falles wie die flatternden Zipfel eines weißen Gewandes; auch das Brausen war durch die Entfernung gemildert und Klang wundervoll zusammen mit dem Rauschen des Morgenwindes in den majestätischen Wipfeln. Sonst schwermüthige Urwaldsstille rings umher, die das gelegentliche Borflatter einer Schar von Tauben, das Haden des Baumsprechts, das Krächzen eines Raben, das Zirpen eines Bögels hoch oben in den Zweigen oder das Pfeifen eines Eichhähchens nur noch stiller zu machen schien. Weiße duftige Schatten füllten rings den Wald, aber in der Felle über dem Bache stieß eine goldige Dämmerung, aus Licht und Schatten zauberhaft gewoben.

Ein zweites:

Es war die Stille des Tags. Der Wind hatte sich ganz gelegt; kaum, daß hier und dort ein längerer Palm auf der Wiege und das Schiff am Bachebrande nickte. Mit matten Schwingen zogen die Schmetterlinge von einer Blume zur andern; schläfrig klang das Summen der Bienen und das Zirpen der Cicaden, die der ungewöhnlich warme Tag hervorgehört hatte. Kein Laut sonst in der weiten Runde; manchmal nur aus dem Walde der heisere Schrei des Baumfalken oder der Ruf eines Vogels. Am blauen Himmel schwebten einzelne weiße Wolken, deren Schatten langsam, langsam über die sonnige Prairie weiterrückten.

Auf ein völlig verschiedenes Feld führt uns die Schriftstellerin Amélie Godin in „Wally“ (Nr. 3); es ist ein ausgesprochen psychologischer Roman, den sie uns gibt. Wie sie dazu gekommen ist, den Titel ihres Werks demjenigen des gleichnamigen von Gutzkow, dem Buche von der so viel beurtheilten und fast ebenso viel verurtheilten Zweiflerin Wally, jedenfalls einem der unglücklichern Producte des bedeutenden Romanschriftstellers, gleichzustellen, wissen wir nicht. So viel aber ist gewiß: dieser zweite Roman „Wally“ theilt mit jenem gleichnamigen nichts als den Titel; wer aus diesem auf irgendeine Ähnlichkeit des Gehalts und der Entwicklung schließen wollte, fände sich auf durchaus falscher Führte. Seelenkämpfe leben sich in beiden aus, schwere und gefährliche, aber sie bewegen sich auf ganz verschiedenem Boden; Wesen und Verlauf sind so sehr andere, daß wir gar keine ausreichenden Verlichungspunkte herausfinden können. Charakteristischer wol hätte die begabte Verfasserin ihr Werk betitelt „Zwei Mütter“, denn das A und das D darin ist die in weit auseinandergehenden Bahnen sich bewegende, von ebenso

grundverschiedenen und wunderbarlich sich verflechtenden Schicksalen regierte Seelengestaltung zweier Mütter, die schließlich an diametral entgegengesetzten Polen der Lebensanschauung und des Lebensgenusses landen. Die Geschichte ist verwickelt: Wally, die junge, reiche und etwas verwöhnte Tochter eines pensionirten Obersten, verlobt sich in einem Augenblicke des jugendlichen Enthusiasmus mit dem viel ältern General von Malzan, einem Jugendfreund ihres Vaters. Bald darauf lernt sie Paul Osten kennen, den Adjutanten des Generals, und die beiden jungen Herzen entbrennen in Liebe zueinander. Dieses verhängnißvolle Verhältniß löst sich durch die Großmuth der Theiligten auf ganz befriedigende Weise: Osten verläßt das Haus für immer, in der Meinung, dadurch seinem Vorgesetzten die Braut zu erhalten; dieser aber, der ihr Herz nun doch nicht mehr besitzen kann, entsagt ihr. Unterdeß vergehen Jahre; Osten hat in ganz andern Verhältnissen die militärische Laufbahn fortgesetzt und ist am Strande der Ostsee einem höchst wunderlichen Kinde Caja begegnet. Das launenvolle Wesen interessiert ihn; er nimmt sie weg, läßt sie bei seinen Aeltern erziehen, und aus dem selbstamen Kinde wird eine hochgefeierte Sängerin. Caja und Osten stehen auf eigenthümlichem Fuße zueinander; er, immer noch nicht von der ersten Liebe geheilt, findet sich von dem in Sprüngen der Leidenschaft sich ergebenden Wesen der wilden Schönheit halb angelockt, halb abgestoßen; sie aber fühlt sich absolut als sein Geschöpf und liebt ihren Mentor mit heftiger Glut. Den Rest thut ein längeres Zusammenleben; die beiden geben sich dem aufblühenden Liebesrausche hin, ohne daß doch der Mann befriedigt wäre, und als Caja ihm gesteht, daß sie sich Mutter fühle, walt in ihm ein Gefühl auf, vor dessen Entdeckung sie entsetzt und verbittert zurückschreckt. In derselben Nacht flieht sie, wirft alles Gefühlleben ab, spielt in Petersburg die vornehme Weltbame, die sich zur Fürstin Wolkinsty erhebt. Unterdessen hat Osten unerwartet seine Wally noch als Jungfrau wiedergefunden und geheirathet; doch im Eheleben finden sie sich nicht so vollkommen gut ineinander, und Malzan, der die beiden ihm durch liebevolle Achtung so nahe Verbundenen besucht, wird des Hauses guter Geist. Die Fürstin Wolkinsty will sich aber für ihr verlorenes Herzenglück in raffinirter Weise rächen; sie sendet ihr und Osten's Kind an dessen Gattin, damit steht der Conflict auf seiner Spitze. Die beiden Gatten werden sich zunächst durch das unglückliche Geheimniß entfremdet und leiden beide vereinzelt und verschlossen; da erhebt sich Wally zu einem heroischen Entschluß: sie nimmt ihres Mannes und ihrer Rivalin Kind wie eine Mutter auf und erzieht es mit liebevoller Sorgfalt. Damit ist die Spannung gelöst, der Friede in Haus und Herzen zurückgekehrt, der sich auch gegen eine letzte Aufsehung der Feindin erhält.

Diese bereits so verwickelte Handlung hat durch eine spannende Episode noch eine weitere Complication erhalten; Paul und Caja haben sich zu der ihr Schicksal entscheidenden Zeit als Hausgenossen der Madame Streben gefunden, einer gepriesenen Sängerin, die sich nach schwerem Lebensschlage zurückgezogen und still der Bildung ihres zum Musiker geborenen Sohnes Ferdinand lebt.

Dieser liebt Coja leidenschaftlich, vollendet in der Ekstase dieses Gefühls seine letzte Composition und stirbt am Abend ihrer glanzvollen Aufführung.

Wahrlich, Stoff übergenug, um das Schicksal des Menschenlebens in die verschiedensten Bahnen und Wechselfälle zu geleiten, und noch viel reicherer Stoff, um Geister und Herzen in allen möglichen Tonarten der Gefühle und Stimmungen abklingen zu lassen! Und so ist's geschehen.

Die Verfasserin steht auf idealistischem Boden; dieser Ausdruck möchte leicht einen Tadel in sich schließen, das meinen wir aber hier nicht. Es ist nicht jener verflüchtigende Idealismus, welcher die seelischen Gestaltungen — und diese sind hier so ziemlich alles! — als logisch unwahr oder unconsequent erscheinen ließe; im Gegenteil, wir empfinden jeden Schritt im Entwicklungsgang der Personen als vollkommen richtig; unser eigen Herz wird beweglich miterfaßt, und wie es in diesen Regionen poche und stürme, es sind verwandte Naturtriebe, und leicht mag in verhängnißvollen Augenblicken die eine oder andere dieser schweren Empfindungen über unser Herz selbst hinweggeführt sein und ihre Narben in demselben zurückgelassen haben. Aber die Grundlage ist durchaus idealistisch in dem Sinne, daß wir uns denn doch auf jedem Schritte sagen müssen: so gestaltet sich nun einmal das Leben in seiner realen Nacktheit nicht; das sind nicht die Menschen, wie wir sie kennen und erfahren haben, und selten, unendlich selten werden die schweren Schicksalsschläge eben diese Entwicklung der Seelen im Gefolge haben. Diese Personen sind zu hoch und zu rein; es sind eigentlich alles edle Herzen, die da mitthun und mit leiden, nicht ein einziger Bösewicht; was gestündigt wird, das hat das Verhängniß verschuldet. Ja, nicht einmal diese Fürstin Wolkinsty, die doch so unmmütterlich handelt, absichtlich jedes Muttergefühl von sich stößt, ist eine böswillige, noch weniger eine gemeine Persönlichkeit, Verbrecherin, sie ist herzenkrank. Es ist ein Riß durch ihre Seele gegangen, und wir kennen den Schlag, der diesen Riß aufgeworfen. Seitdem kennt sie kein Glück mehr für sich und anerkennt es nicht bei andern. Natürlich, daß sie sich wenigstens in die Weltvergüügungen hineinstürzt mit dem Heißhunger dessen, der sich darin vergessen und vergraben will. Natürlich auch, daß sie die Schäden und Fehler dieses Weltlebens in ihr Denken und Thun aufnimmt. Auch sie ist eine Gestalt, die sich durchaus rationell erklärt, und in dieser vollkommen ausreichenden Erklärung liegt ihre Entschuldigung, wenigstens zum Theil. Alle diese Handelnden sind Geschöpfe des Schicksals. Die psychologischen Wechsel- und Irrgänge, die sie durchlaufen, sind mit großer Feinheit, mit jener eigenthümlichen Feinheit des weiblichen Blicks gezeichnet und legen davon Zeugniß ab, daß sie einem Seelenleben des Autors entnommen sind, welches selbst eine reiche Entfaltung gewonnen hat. Denn das wird auf den ersten Blick klar, daß hier eine Idealität sich gestaltet, welche Natur hat, die spontan und frei hervorquillt, die nicht gemacht ist. Ueberdies bezeichnet eine Reihe seiner Familienscenen die delicate weibliche Hand. Vieles ist wie hingehaucht, und doch lebt es. Auch wer Realist in seiner Kunstanschauung ist, mag sich doch mit einer so gestalteten Idealwelt befriedi-

gen, zumal in einer Zeit, die uns so viel nackten und geistverlassenen Realismus unmittelbar vor die Augen wirft. Sie ist wunderschön, jene Scene am Weihnachtsabend, da Wally nach langem schweren Herzenskampf ihres Mannes und ihrer Rivalin Kind, das von ihr in Haus und Herz aufgenommene, und mit ihm sich selbst, die während einer harten Leidenszeit ihm Entfremdete, als Versicherung ihm wieder zuführt mit den tief innigen Worten: „Nimm, was dein ist; nimm uns hin, alle beide!“ Es ist wunderschön; schade, daß es wie alle höchste Schönheit — Ideal ist!

Am Schluß werden wir wol aus allen diesen Herzenswirren die negative Lehre zur Seelenkenntniß ziehen, welche die Verfasserin in folgenden Worten niederlegte:

Es ist eins der traurigen Räthsel des Daseins, daß selbst die Liebe nicht vermag, den Schlüssel zu dem tiefsten Sein des andern zu finden; gerade das, was unser Eigenstes, versteht nicht einmal ein Mutterherz! Begreifen wir uns ja doch selbst nicht immer — wie sollte der fremde Blick, und wäre es auch der Blick der treuesten Liebe, in die geheime Werkstatt bringen, wo unser Fühlen und Denken seine Wandlungen durchringt!

Weitab auf sehr andere Gebiete führt uns unser letzter Erzähler, Julius Mühsfeld. War im eben behandelten Werke zu viel Licht, so im nächsten viel, weitaus zu viel Schatten; wir wandeln mit unserm Autor in Nacht und Grauen. „Im Bann der Schuld“ (Nr. 4) hält sich allerdings in jedem Wort an sein passendes Motto: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzuehend Böses muß gebären.“

Es ist nicht mehr die Zeit der französischen Schauerromane, und überdies sollte unser Geschlecht an den wirklichen Schrecken der Jahre 1870 und 1871 so ziemlich genug haben. Das Ganze bei Mühsfeld ist die ausgeprägteste Criminalgeschichte in Einem Zug und ohne jedwede wahrhaft aufheitende Unterbrechung des Tons; wir wandeln vom ersten bis zum letzten Schritt in jener fahlgelben, dunstschweren, drückend schwülen Atmosphäre, welche unsern Athem beengt und uns in der Spannung hält vor einem aufziehenden furchtbaren Gewitter. Daß schließlich eine Art Sühne versucht und mit einem freiwilligen Opfer die rächenden Gewalten beschworen werden, hebt diesen Eindruck nicht auf; es nimmt sich eher matt aus als versöhnend. Selten ist mit gleicher Consequenz durch drei Bände hin die vollständige Gleichartigkeit der Stimmung gewahrt worden, welche uns bereits mit den allerersten Worten des Romans packt, wenn er anhebt:

Die Nacht war angebrochen — eine jener rauhen, kalten Nächte des Spätherbstes, die dem Winter nichts vorauslassen. Die Gaslaternen flackerten und zuckten wie convulsivisch hinter den trüben Gläsern, an welchen noch Tropfen von einem in den Abendstunden gefallenen Regen langsam niederperlen.

Die Figuren alle, die uns da vorgeführt werden: der wuchernde Jude, der in eifriger Spätherbstnacht einem säumigen Schuldner auflauert und schließlich bei Anlaß eines fremden Verbrechens, an dem er schuldlos ist, als lästiger Zeuge kaltblütig vergiftet wird; diese Handschuhmacherfamilie, in welcher sich die alte und die neue Zeit so unveröhnt streiten: die alte sogenannt gute und patriarchalische, besser despotische Zeit, wo der hergekommene Pöpsel und Zwang unantastbares Handwerksgeheim, der Wille eines tyrannisch rohen und massiv steifen Haus-

herrn für Frau und Kinder und Gesellen, die nur Sklaven sind, unverbrüchliches Gebot war — die neue Zeit mit ihrem leichtern, am weltmännischen Verkehr geschulten, aber auch von der ganzen Leichtfertigkeit und Speculationswuth moderner Glückritter angesteckten Lebensstil; der urmoderne Schwindler und Betrüger Hr. von Bernsdorf, der seine ganze Existenz auf die Dummheit der Gimpel gebaut hat und sich ein Vergnügen daraus macht, eine Familie mit seinem vorgeschunkerten Actienelorado zu ruinieren; die Insassen der geheimen vornehmen Kasterhöhle mit Spiel, Dirnen und Wein, die sich mysteriös hinter einer gemeinen Kellerwirthschaft ausbreitet und ihren Lurus mit dem Motto deckt: Genieße und schweige; die Schwindler der eleganten Welt: jener reiche Spieler Baron von Steinhardt, dann Hr. von Lindenheim, ein Kunstreitersohn, der sich selbst baronisiert hat, Spieler und Fälscher, einige verdorbene Kaufmanns- und Barbiersöhne, die das Comptoir ihrer erwerbenden Väter nur vom Hörensagen kennen, desto besser aber den Spieltisch und die Reitbahn und das Vordell, und so weiter in der Reihe; der seinem ungeschliffenen Mordgeschülfen Weber an Menschenwerth ebenbürtige Kunstreiterdirector Victor Hausmann, der eine dunkle Laufbahn hinter sich hat, soeben Mord und Diebstahl und Erpressung vor uns in Scene setzt und seine unglückliche schöne Tochter Angelique auf Blut quält; die alte koboldartige Hebamme Bleibtren mit ihren vornehmen Bekanntschaften, seltsamen Erinnerungen und geheimen Papieren als der Zeuge einer Vergangenheit, welche sie und andere hochgestellte Personen um jeden Preis im tiefsten Dunkel begraben müssen; die Baronin von Steinhardt, Kunstreiterin und Verbrecherin, elegante Dame und Kofette, endlich nach den gewaltsamsten Erschütterungen und Herzensängsten zur Sühne barmherzige Schwester; der junge grundverorbene und blasirte Steinhardt, der die Stiefmutter unter der fortwährenden Androhung, ein Stück ihres vergangenen Lebens aufzudecken, mit teuflischer Häßlichkeit zwingt, die Schulden für seine Ausschweifungen zu zahlen und der eben eine bis auf die Gefahr des Mordes gewaltsame Entführung arrangirt; die alte Kartenschlägerin, deren Treiben in der vornehmen Welt, selbst unter den Blastrten Spul macht und die elegante Sünderin mit den gespenstig hergetreischten Worten: „Wehe, wehe! du bist dem Ziele nahe! Verfühne das Schicksal, ehe es dich verschlingt!“ zur Umkehr und Buße treibt — diese Figurenreihe führt uns allerdings einen reichen Kreis von ganz und durchaus modern zugeschnittenen Gestalten vor, in ihrer Art nicht übel getroffen. Es ist

Gesellschaft aus der Gegenwart, aber doch alles von der zu anrüchlichen Sorte. Stellen wir uns das tolle Leben, das Mit- und Gegeneinander-Intiguiren all dieser über die ordinären Bedenlichkeiten der Moral weit hinweggekommenen Personen vor, die Scenen, die sich aus dem Fluten dieser Leidenschaften ergeben und die zum großen Theil vor dem Criminalgericht und im Gefängniß, überall hart an dessen Rande spielen: so geht uns ein Begriff auf von dem wilden Chaos, in dessen Wirbel wir hineingetrieben werden.

Ganz reine Gestalten, an denen das Auge sich erheben mag, sind nur fünf, im Verhältniß zur Masse der verstorbenen eine geringe Zahl; es sind zwei junge Liebespaare und eine junge tüchtige Bürgerfrau, die Retterin ihres durch die Schuld des leichtsinnig obenhinaus wollenden Mannes zerrütteten Hauswesens; sie alle haben aber ein schweres Verhängniß durchzuleben. Und ebenso geht aus den härtesten Kämpfen nur auf Einem Fleck ein wirklich Gutes hervor: ein Familienleben, das durch die schweren Schicksalsschläge geläutert und vor noch ärgerem Verderben bewahrt worden.

In diese Umgebung paßt denn auch sehr wohl folgende Zeitcharakteristik, die durchaus treffend ist:

Das Glänzendste in den modernen Strömungen unserer materiellen Zeitrichtung ist doch das Geld, und der massenhafte und möglichst mühelose Erwerb desselben ist der Teufel, welcher in eben dieser Zeit an die Stelle des abgesetzten biblischen getreten ist. Es ist Unsinn um die Teufelsenguerie! Der Teufel lebt in Wirklichkeit und wirkt in der ganzen Welt als das vernichtende Element; die Leidenschaften und sinnlichen Begierden in des Menschen Brust sind die geschäftigen Dämonen, die emsig sorgen und schaffen, daß Teufel und Teufel nicht zum Aussterben kommen. Und der crasseste Materialist und Freigeist, der mit jedem Fächeln des alten Bibelglaubens spottet und sich lähn vermischt, daß er weder an Hölle noch Satan glaubt, trägt vielleicht den schlimmsten Teufel in der Brust, der während seines eigenen Hohns höhrend dem weisen Mann ein Beispielen stellt.

Nehmen wir endlich eine der Gestaltenzeichnungen, die das Beste an der Arbeit sind, zur Probe:

Frau Margaretha Bleibtren war eine kleine, fette und sehr corpulente Frau, die sich aber trotzdem lebhaft bewegte und dabei niemals zu Athem kommen konnte. Ihre Kleidung mit den auffallenden Farben geschmacklosen Puges harmonisirte mit ihrem ganzen Wesen, und auch in dem ersten Augenblicke nach dem Verbrechen erschien die kleine erhitzte Frau mit dem beinahe schwefelgelben Umschlagstuche, den feuerfarbenen Wändern an der weißen Haube, über die der Kälte wegen noch eine Kapuze gestülpt war, und dem großen Pompadour am Arm in ihrer ängstlichen Hast so urförmlich, daß weder der Staatsanwalt noch die jungen Leute ein Spottlächeln unterdrücken konnten.

J. J. Honegger.

Feuilleton.

Notizen.

Daniel Sanders, rühmlich bekannt durch sein „Wörterbuch der deutschen Sprache“, das sein volles Recht als vollendetes Werk eines resoluten Fleißes und kundiger Beachtung der neuern Fortentwicklung unserer Sprache in der Literatur neben dem vornehmern Grimm'schen Wörterbuch behauptet, hat jetzt auch in zwei umfangreichen Bänden ein „Fremdwörterbuch“ (Leipzig, D. Wigand, 1871) erscheinen lassen, welches ebenfalls ein anerkanntes Denkmal eines eisernen Fleißes und einer durch die häufigsten Citate aus neuern Autoren be-

währten Belesenheit ist. Das Programm dieses Fremdwörterbuchs hatte Sanders in dem Herrig'schen „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen“ (1867) veröffentlicht; wir wollen hier die Grundzüge desselben mittheilen, da es in der Durchführung durchweg eingehalten worden ist. Als Zweck des Fremdwörterbuchs stellt Sanders hin, die in deutscher Rede und Schrift vorkommenden fremden Ausdrücke in alphabetischer Reihenfolge aufzuführen und mit den für das Verständniß und den Gebrauch nöthigen Bemerkungen zu begleiten. Dabei gilt es soviel wie irgend möglich Vollständigkeit zu

Kaumerparniß und zugleich mit Bequemlichkeit und Sicherheit für den Nachschlagenden zu verbinden. Zunächst werden unnötige Wiederholungen und Verweisungen vermieden. Eigennamen sind ausgeschlossen, ebenso Wörter, die aus fremden Sprachen hervorgegangen doch durch Umformung vollständig deutsch geworden sind. Wörter dagegen, die, obgleich deutschen Stammes, doch fremde Endung und Form angenommen haben, müssen Aufnahme finden. Für die Zusammensetzungen aus fremden und deutschen Wörtern werden bestimmte Grundsätze aufgestellt und festgehalten, sodas sie leicht zu finden sind. Ueberflüssige, veraltete Fremdwörter sind ausgemerzt, dagegen stehende Verbindungen mehrerer zu Redensarten und ganzen Sätzen aufgenommen und gewöhnlich unter das erste Wort gestellt. Ueber die Aussprache, die grammatischen Verhältnisse der Fremdwörter stellt die Einleitung ebenfalls bestimmte Grundsätze auf; es ist im Text des Wörterbuchs auf die Paragraphen derselben zurückverwiesen. Die Beispiele und Belege fehlen in den bisherigen Wörterbüchern, jene meist, diese durchgängig. Sanders gibt die letztern für die Fremdwörter, die in den bisherigen Wörterbüchern, namentlich im Heyse'schen fehlen, ferner da, wo es gilt, das Vorkommen seltener Formen bei mußergültigen Schriftstellern nachzuweisen. Die Bedeutung oder die Bedeutungen jedes aufgenommenen Fremdworts werden durch möglichst entsprechende deutsche Wörter oder wo dies nicht angeht, durch möglichst genaue erschöpfende Erklärungen angegeben. Ueber den Gebrauch der Fremdwörter selbst spricht sich Sanders folgendermaßen aus: „Nicht dringend genug kann das Streben nach möglichst Reinheit des deutschen Ausdrucks empfohlen werden, nicht heiß genug gebrandmarkt die Verunreinigung unserer Muttersprache durch Sndler, die namentlich beim Uebersetzen aus fremden Sprachen und in Zeitungen oft die Mühe scheuen, den richtigen gutdeutschen Ausdruck zu suchen, zuweilen aber sogar thöricht wähnen, durch den Gebrauch von Fremdwörtern in deutscher Rede sich den Schein höherer Bildung geben zu können, und im Rückblick darauf wird man fremd im vollen Maße das Verdienstliche in dem Wirken Campe's anerkennen; aber bei all dieser Anerkennung muß man es doch als einen Irrthum bezeichnen, wenn Campe glaubte, der Verfasser eines Fremdwörterbuchs könne oder müsse für jedes Fremdwort ein entsprechendes deutsches finden oder machen, um alles Fremde aus unserer Sprache auszumerzen. Der Wörterbuchschreiber hat überhaupt nicht die Sprache zu machen, sondern nur von der gewordenen ein möglichst genaues Bild zu geben. Natürlich wird und muß er bestrebt sein, ein offenes und reges Gefühl zu haben für all die lebensfähigen Reime, aus denen sich eine Bereicherung und Reinigung der Sprache entwickeln kann, und in diesem Sinn wird man ihm wol auch gern die Berechtigung zugestehen, hier und da einen Vorschlag zu wagen, mit dem stillen Wunsch, daß er Anerkennung und allgemeine Aufnahme finden möge.“

Die „Humoresken“ von Theodor Winkler, der sechste Band der „Bibliothek humoristischer Dichtungen“, herausgegeben von Gustav Haller (Haller, Barthel, 1870) liegen bereits in zweiter Auflage vor, ein Beweis, daß diese harmlosen, mit vieler Munterkeit vorgetragenen Geschichten die lebhafteste Theilnahme des Publikums gefunden haben. Die Geschichten haben meistens ganz amüsante Pointen, sind frisch aus dem Leben herausgegriffen und sauber stilisirt, sodas das Wüchlein durch geistige Feinheit vor dem Verdacht gerettet ist, ein triviales Bademeccum des Humors für Freunde beliebter Coupé-Unterhaltungen zu sein, oder für Wigbolde, die aus der Westentasche zu schöpfen pflegen.

Bibliographie.

Kurzer Abriss des deutsch-französischen Krieges 1870/71 politisch-militärisch dargestellt von F. R. Franzenfeld. Zuber. Gr. 8. 8 Bgr.
 Auerbach's, B., Roman. Volks-Ausgabe. 19 Bde. 1ste Bief. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 5 Bgr.
 August, D., Die Propaganda des Unterrichtes. Jena, Fr. Frommann. Gr. 8. 4 Bgr.
 Heiligste Betrachtungen eines Verstorbenen. Breslau. 1870. Gr. 8. 10 Bgr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Bb. 32 und 33: Patriotische Phantasien. Von Franz Wölfer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Reinhard Böllner. 2 Theile. Leipzig, Brodhans. 8. 20 Bgr.
 Born, G. F., Pius IX. und die heutige Zeit oder Rom und die Jesuiten. Historisch-romantische Geschichte. 3 Bde. Berlin, Große. Gr. 8. 2 Theil. 3 Bgr.
 Braubogel, A. C., Narcisß. Ein Trauerspiel. 3te Aufl. Jena, Costenoble. 16. 24 Bgr.
 Broere, C., Hugo Grotius' Rückkehr zum katholischen Glauben. Aus dem Holländischen. Von L. Clarus. Herausgegeben von F. X. Schulte. Trier, Lantz. Gr. 8. 1 Theil. 5 Bgr.
 Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 79: Pfarrer und Bilderer. Erzählung von J. Mühlfeld. Berlin, Behrend. 8. 10 Bgr.
 Fockner, G. T., Ueber die Aschtheltafrage der Holbein'schen Madonna. Discussion und Acten. Leipzig, Breitkopf u. Haertel. Gr. 8. 25 Bgr.
 François, Louise v., Erzählungen. 2 Bde. Braunschw. Westermann. Gr. 8. 2 Theil. 10 Bgr.
 Gerner, G. A., Nach Helgoland. Skizzen aus einem Tagebuche. Als humoristischer Führer. Hamburg Richter. Imp.-Fol. 3 Bgr.
 Grabowski, S. Graf, Der Krieg am Rhein im Jahre 1870. Historisch-romantisch dargestellt. 3 Theile. Berlin, Große. Gr. 8. 3 Theil.
 Haber, S., Einzel-Langel. Berliner Anzeigenblätter. Berlin, Schillingmann. Gr. 16. 10 Bgr.
 Helferich, A., Geschichtliche Forschungen. I. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 1 Theil. 24 Bgr.
 Hesel, G., Der Capitain der Königin. Roman in drei Büchern. 3 Bde. Berlin, Jantke. 8. 4 Theil.
 Heyse, F., Ein neues Novellenbuch. 3te Aufl. Berlin, Herß. 16. 2 Theil. 20 Bgr.
 Hilarius, F., Non possumus. Roman. 3 Bde. Leipzig, C. J. Günther. 8. 2 Theil. 15 Bgr.
 Hiller, F., Ludwig van Beethoven. Gelegentliche Aufsätze. Leipzig, Leudart. Gr. 8. 20 Bgr.
 Hirschfeld, D., Novellen aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Leipzig, Literarisches Institut. 8. 1 Theil.
 Jensen, W., Winatta. Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege. 2 Bde. Braunschw. Westermann. Gr. 8. 3 Theil. 10 Bgr.
 Kahnis, K. F. A., Christenthum und Lutherthum. Leipzig, Drösching u. Franke. Gr. 8. 1 Theil. 24 Bgr.
 Kavanagh, J., Drei Helben auf drei verschiedenen Wegen. Nach dem Englischen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Bgr.
 Kautsch's Kriegs-Memoiren. Von ihm selbst erzählt. Mit vielen Illustrationen. Berlin, Schillingmann. 8. 15 Bgr.
 — des Kämpfers, Leben und Thaten. Nach seinen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen und Schreibbriefen zusammengefaßt und herausgegeben von seinem Freunde Butschke. 1stes bis 3tes Heft. München, Wagner's Nachfolger. Gr. 8. 4 Bgr.
 Meinungen, die Pforte von Franken, die Harfenstadt. Weiningen, v. Eye. 8. 5 Bgr.
 Meißner, A., Gesammelte Schriften. 1ste und 2te Bief. Leipzig, Grunow. 8. 4 Bgr.
 Pitaval, C., Die Bluttause der deutschen Einheit im Jahre 1870 oder französischer Uebermuth und deutsche Tapferkeit. 6 Bde. Berlin, Große. Gr. 8. 3 Theil.
 — Die Liebhaften Heinrich von Navarra oder die Hugenotten und die blutigen Schreden der St. Bartholomäusnacht. Historisch-romantische Geschichte Heinrich des IV. von Frankreich dem Bolke erzählt. 6 Bde. Berlin, Große. Gr. 8. 3 Theil.
 Rulmann, W., Landwirthschaftliches und Geschichtliches aus dem Unter-Elsaß. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Bgr.
 Schefel, J. B., Eckerhard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. Neue vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 1 Theil. 14 Bgr.
 Shalepeare's, W., dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, A. Delius, F. Freiligrath etc. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von A. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. Bodenstedt. 24stes und 35tes Bbchn.: Ende gut, alles gut. Uebersetzt von G. Herwegh. Cymbelin. Uebersetzt von D. Gilbemeister. Leipzig, Brodhans. 8. 4 Bgr.
 Spinoza's, B. de, sämtliche Werke. Aus dem Lateinischen mit einer Lebensgeschichte Spinoza's von B. Auerbach. 2 Bde. 2te, sorgfältig durchgesehene und mit den neu aufgefundenen Schriften vermehrte Aufl. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 Theil. 20 Bgr.
 Spiker, J., Teufelskühnen. Räuber und Serengalanden und dessen thörichte Ausdentung zur Schändung der Menschheit. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 15 Bgr.
 Steub, F., Drei Sommer in Tirol. 2te vermehrte Aufl. 3 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Theil. 24 Bgr.
 Die Stoppelhopper. Weitere Skizzen aus dem Landleben von Müller und Schütze. Mit einem Anhang: Stoppelhopper's Lehr- und Wander-Jahre. Berlin, Schillingmann. 8. 10 Bgr.
 Waits, G., Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte im 11. und 12. Jahrhundert. Mit einem Anhang: über Freien- und Schöffeugut. Kiel, Homann. Gr. 8. 16 Bgr.
 Wachenhusen, F., Pant ihm! Kriegsbilder. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 20 Bgr.
 Richard Wagner und Jacob Offenbach. Ein Wort im Harnisch von einem Freunde der Loutaß. Altona, Verlagsbureau. 8. 7 1/2 Bgr.
 Wiedeb, J. v., Geschichte des Krieges von Deutschland gegen Frankreich in den Jahren 1870 und 1871. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Theil. 7 1/2 Bgr.
 Ein deutsches Wort an Deutschlands Fürsten und Volk. Ein Wort der Mahnung zum Kampfe wider Deutschlands innere Feinde, die Socialisten und Jesuiten. Vom Verfasser des Schriftchens „Mein lieber Pius“. Jagen, Hammerichmidt. Gr. 8. 3 Bgr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
**Leopold Schmid's
 Leben und Denken.**

Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben
 von

Bernhard Schroeder und Friedrich Schwarz.

Mit einer Vorrede von Friedrich Rippold.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk erscheint, wie das Norddeutsche Protestantenblatt hervorhebt, gerade zur passendsten Zeit, denn „es beleuchtet einen wichtigen Theil der furchtbaren Krisis, in welcher die deutsche Christenheit schwebt, und wenn es nicht bloß gelesen, sondern auch beherzigt wird, so müssen viele, welche schlafen, aufwachen, um anfers Volkes Geist und Gewissen vor dem Untergang zu bewahren“. Leopold Schmid war bekanntlich vor Bischof Ketteler zum Bischof von Mainz gewählt, aber als scharfer Gegner des Ultramontanismus vom Papste nicht bestätigt worden. Das vorliegende Buch gewährt einen klaren Einblick in seine Lehren und sollte von allen gelesen werden, die sich für den gegenwärtigen Kampf der Altkatholiken gegen das Dogma von der Unschlbarkeit des Papstes interessieren.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Biblische Geschichten

mit Christlichen Lehren.

Ein biblisches Lehr- und Lesebuch für Elementarschulen.

Von **Bernhard Bähring.**

8. Geh. 12 Ngr.

Dieses Elementarbuch ist bestimmt, den Katechismus und überhaupt den systematischen Religionsunterricht für die ersten vier bis fünf Jahre zu ersetzen. Zu dem Zweck wurden jeder Erzählung die bezüglichen Lehren und Bibelsprüche hinzugefügt, sowie in einem Anhange Gebete und Lieder beigegeben.

Eine für die reifere Jugend bestimmte Bearbeitung der biblischen Geschichte erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Die biblische Geschichte in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Religionsgeschichte. Ein biblisches Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend. Von **Bernhard Bähring.** Zwei Abtheilungen. 8. Geh. Jede Abtheilung 20 Ngr. Beide Abtheilungen gebunden in einem Bande 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Von **Friedrich Gerstäcker.**

Dritte Auflage.

Mit Illustrationen von **Otto Brauseweller.**

8. Cart. 15 Ngr.

Gerstäcker's Erzählung der tragikomischen Reiseabenteuer, welche dem Herrn Commerzienrath Mahlhuber aus Siedelsbach arridirt, gilt für eins der gelungensten Erzeugnisse auf dem Gebiete des deutschen Humors. Bereits in zwei starken Auflagen verbreitet, wird das Buch in der vorliegenden dritten Auflage um so sicherer wieder neue Freunde finden, da es mit 20 ergöglichen Illustrationen erscheint.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Granello.

(Wilhelm Langermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte, zu den Führern der Altkatholiken gehörende Verfasser, Pfarrer Dr. Langermann, behandelt in dieser auch sonst vielfach interessanten Novelle die Conflictte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal, weshalb sein Buch in dem gegenwärtigen Kampfe mit dem römischen Jesuitismus besondere Beachtung verdient.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:
Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Von

David Friedrich Strauß.

Zweite verbesserte Auflage.

8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Schon als Strauß zum ersten male Ulrich von Hutten, den muthigen Kämpfer gegen das licht- und freifeindliche Rom, dem deutschen Volke vor Augen stellte, wurde das Werk als ein Wort zu seiner Zeit begrüßt; um wie viel mehr kommt heute dasselbe zur guten Stunde, da für Deutschland zum Theil erreicht ist, wonach Hutten lebenslänglich gerungen, und es nun gilt den letzten verzweifeltsten Angriff der Römlinge auf den geistigen Fortschritt und das nationale Gedeihen der Völker mit gesammelter Kraft zurückzuschlagen! Dieser zweiten Auflage kommt überdies zu statten, daß der Verfasser die Darstellung, trotz vielfacher Bereicherungen und Ergänzungen, mehr zusammengebrängt hat, wodurch es möglich wurde, den Preis um die Hälfte billiger zu stellen als bei der ersten Auflage. So ist dem klassischen Werke, einer Perle unserer Nationalliteratur, der Weg in die weitesten Kreise des deutschen Volks geöffnet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band.

Von **Ravenna bis Mentana.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser schließt mit dem vierten Bande seine italienischen Wanderungen ab, die mit vollem Rechte den anziehendsten und gediegensten Werken über Italien beigezählt werden. Geschichtsbilder aus älterer wie aus der neuesten Zeit, landschaftliche Schilderungen, Architektur- und Kunstbetrachtung bilden den mannichfaltigen und immer fesselndsten Inhalt dieses Schlußbandes. Die drei ersten Bände haben den gleichen Preis und sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 44 — Nr. 42. — 44 —

12. October 1871.

Inhalt: Novellen von Paul Heyse und Friedrich Bodenstedt. Von Rudolf Gottschall. — Naturforschung und Philosophie. Von Julius Frauenkadt. — Militärischer Büchertisch. Von Karl Gustav von Berner. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Novellen von Paul Heyse und Friedrich Bodenstedt.

1. Ein neues Novellenbuch von Paul Heyse. Zweite Auflage. Berlin, Herz. 1871. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Erzählungen und Romane von Friedrich Bodenstedt. Erster und zweiter Band: Aus deutschen Gauen. Dritter und vierter Band: Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. Jena, Costenoble. 1871. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Von den beiden Dichtern, die früher der münchener poetischen Tafelrunde des Königs Max angehörten, ist der eine, Paul Heyse, ein höchst productiver Novellist, dessen Talent für dieses Gebiet der Erzählungskunst ein unbestreitbares ist; der andere, Friedrich Bodenstedt, hat uns bisher in Vers und Prosa nur Märchen aus dem Orient erzählt, deren Mittelpunkt der Erzähler selbst, Mirja Schaffy, ist, der Weise von Tiflis, mit seiner bereits in Diamant- und Perlensagen schimmernden Weisheit.

Da Paul Heyse gegenwärtig für den hervorragendsten Vertreter deutscher Novellistik gilt, so rufen seine Novellenbücher in erster Linie die Frage hervor, ob die neue deutsche Novelle Anspruch auf künstlerische Geltung hat. Ist jede beliebige Erzählung eine Novelle zu nennen, oder bedarf es noch besonderer künstlerischer Momente, um eine Erzählung zur Würde einer Novelle zu erheben?

Wir schlagen die Werke unserer Kunsttheoretiker auf. Hr. Theodor Vischer sagt in seiner „Aesthetik“: „Die Novelle verhält sich zum Roman wie ein Strahl zu einer Lichtmasse. Sie gibt nicht das umfassende Bild der Weltzustände, aber einen Ausschnitt daraus, der mit intensiver momentaner Stärke auf das größere Ganze als Perspective hinausreicht, nicht die vollständige Entwicklung einer Persönlichkeit, aber ein Stück aus einem Menschenleben, das eine Spannung, eine Krise hat und uns durch eine Gemüths- und Schicksalswendung mit scharfem Accente zeigt, was Menschenleben überhaupt sei. Man hat sie einfach und richtig als eine Situation im Unterschied von der Entwicklung durch eine Reihe von Situationen im Roman bezeichnet. . . . Die Novelle bewegt sich auch im tragischen Gebiet und mehr als der Roman. Es

liegt dies in ihrer straffern Natur; wer Interessantes kurz erzählen will, muß das Retardirende schneller niederwerfen und auf die Katastrophe zueilen; wo sich aber diese acuter hervordrängt, da ist auch die schärfere Schneide des Schicksals, wie die Pritsche des lächerlichen Zufalls, im Zuge des Ausholens.“

Moritz Carriere sagt in seiner „Aesthetik“: „Die Novelle verhält sich zum Roman, wie die poetische Erzählung zum Epos; sie stellt einzelne Züge des menschlichen Herzens, einzelne Gedanken des menschlichen Lebens dar, bald in freierer Erfindung, bald mehr im Anschluß an die thatsächlichen Zustände, immer aber muß sie eine Idee enthalten und zugleich mit Realität gesättigt sein, sodas eben die Idee nicht in Reflexionen, sondern in der Entfaltung von Begebenheiten ausgesprochen wird. Sie kann dabei im Salon oder auf dem Dorfe spielen, einen historischen Hintergrund haben, oder, ohne eine bestimmte Cultur zu spiegeln, das Seelenleben oder ein allgemein interessantes menschliches Begebnis schildern.“

Bisher verlangt also für die Novelle eine Spannung, eine Krise, eine scharf ausgeprägte Gemüths- und Schicksalswendung, Carriere eine Idee, welche eben durch jene Krise und Wendung und die rasch eintretende Katastrophe gespiegelt wird.

Paul Heyse's neueste Novellen (Nr. 1) entsprechen in ihrer großen Mehrzahl den Anforderungen der Aesthetiker; die bedeutame Schicksalswendung ist in den meisten unverkennbar, ebenso der Zug nach der tragischen Katastrophe hin. Die Novelle muß einen „interessanten“ Inhalt haben, nicht geradlinig auf die Katastrophe losgehen, sondern mit einer überraschenden Wendung, die zwar im Grunde wohl motivirt ist, während diese Motivirung aber verdeckt wird durch Ereignisse, die sich nach der entgegengesetzten Seite hinzuwenden scheinen. Diese Kette, an der wir ahnungslos fortgehen, zerreißt dann plötzlich, und die erste, tiefere psychologische Ursache kommt zu ihrem vollen Rechte. Hierin liegt die eigentliche Wendung, und die Kunst des

Novellendichters wird darin bestehen, das plötzlich Eintretende und Ueberraschende durch die tiefere Grundlage glaubwürdig zu machen. Doch ebenso liegt hier die Gefahr der Verkünstelung und des psychologischen Wagemuths, welche uns die Katastrophe unglaublich erscheinen läßt und einen gewaltthätigen Effect an die Stelle einer nothwendigen Entwicklung setzt.

Es ist nicht zu erwarten, daß ein Novellist von großer Productivität in jeder einzelnen Novelle ein Kunstwerk liefert, welches die Bedeutung der ganzen Gattung würdig vertritt. Man wird sich oft mit einer Annäherung an das Ideal begnügen müssen. Auch Paul Heyse, wenngleich er nie in den Ton trivialer und nichtsagender Erzählung verfiel, welcher jene interessanteren Wendungen des Gemüths und Schicksals und die bedeutsamen Krisen gänzlich fehlen, hat diese Wendungen und Krisen doch in frühern Novellen bisweilen aus zu künstlichen psychologischen Voraussetzungen hervorgehen lassen — und wenn auch die Novelle das Anomale und Paradoxe bei weitem mehr verträgt als das Drama, so gibt es doch auch geistige Verrenkungen, durch welche die Novelle in ihrem wahrhaftigen Interesse beschädigt wird.

„Barbarossa“, die erste Novelle der Heyse'schen Sammlung, trägt ein italienisches Colorit, das Colorit des „Brigantaggio“. Die Farben sind stimmungsvoll gewählt; das hochgelegene verfallene Nest auf der Grenze des Albaner- und Sabinergebirgs ist der geeignete Schauplatz für die Begebenheiten, die sich hier zutragen. Die Heldin ist Erminia; ihr Bild erinnert an das einer Albanerin in der Studienmappe eines Malers:

Ihr habt in Rom die Bildsäulen gesehen, Museen und Benuße und Minerven, keine kleinen Meisterstücke, und wie die Welt nichts Aehnliches von Kunstwerken hat. Und doch, unter uns gesagt: Pfluchereien gegen das, was hier die Natur geschaffen hatte! Seht, Bester —, und damit sprang der kleine Mann auf, streckte sich und hielt den Arm in die Höhe — so groß war sie, etwa einen Kopf größer als ich, und dabei so schön gebaut, und der kleine Kopf so schlant auf der prachtvollen Büste, daß ihre Größe niemand auffiel. Und nun das Gesicht, wie mit dem Meißel gemacht, die Augen groß und schön geschweift, mit einem Blick — zugleich trotzig und sanft; ein Mund, roth wie Erdbeeren, oder wie eine eben aufgebrochene weiße Feige, und über der Stirn die dicken, blauschwarzen Ringelhaare, die sie hinten in einem schweren Nest von Zöpfen zusammensteckte, daß ein solcher Nacken dazu gehörte, eine solche Last zu tragen. Und dann, wie sie ging und sich regte und die Arme hob, einen Korb zu fügen, den sie auf dem Kopfe trug, und die langen Finger wie gedrechselt, und die kleinen Füße in ihren groben Schuhen — amico mio, wenn ich noch kein Poet gewesen wäre, das Mädchen hätte mich dazu gemacht. Die andern, die kein Dichterblut in den Adern hatten, machte sie wenigstens toll, was schon der halbe Weg zum Tempel des Apollo ist.

Sie liebt einen Fremden, einen schwedischen Kapitän, verschmäht die Bewerbungen der einheimischen Burschen, von denen namentlich der steinreiche Barbarossa eine tiefe Leidenschaft für sie hegt. Dieser schwört jedem Fremden den Tod, der sie gewinnen würde, und auch der „verlorenen Dirne“ selbst. Die Perle der ganzen Sabina, Erminia, verschwindet dennoch verkleidet mit ihrem Kapitän. Durch einen Brief von Barbarossa, in welchem die falsche Nachricht stand, ihre Mutter liege im Sterben, in die Heimatsstadt zurückgelockt, wird sie dort von dem eifer-

süchtigen Liebhaber erdolcht. Dieser begibt sich dann in die Berge unter die Briganti. Der Kapitän kehrt indes in seine Villa zurück und führt Krieg mit den Räubern. Hier tritt eine jener Wendungen ein, in denen sich die Physiognomie der Novelle als solcher, wie sie oben gezeichnet worden ist, am schärfsten ausdrückt. Als der Kapitän von einem Streifzug in seine Villa zurückkehrt, findet er dieselbe erbrochen und erblickt Barbarossa in dem Saal. Nach der ganzen Folge der zuletzt geschilderten Begebenheiten können wir nur einen Verzweiflungskampf zwischen den beiden Männern erwarten, doch Barbarossa steht vor dem Bilbe seiner Erminia, und hier überfällt ihn eine innere Reue und Zerknirschung, welche ihn selbst den angebotenen Zweikampf ablehnen läßt. Laut schluchzend, ohnmächtig, stürzt er vor dem Bilbe auf die Knie. Der Kapitän auch zögert, an ihm das Rächeramt zu vollziehen; er rät ihm, nach Afrika in den Krieg zu ziehen, und will ihm zu seinem Fortkommen behülflich sein. Der andere aber warnt ihn vor seinen Freunden: „Wir zwei werden uns nie wieder begegnen, das gelob' ich Euch bei ihrem Schatten.“

Diese Wendung ist überraschend und unerwartet; aber sie ist durch die Situation, durch das Bild der gemordeten Geliebten, durch die tiefe wieder hervorbrechende Leidenschaft vollkommen motivirt. Der Effect wird hier nicht durch das Hereinbrechen äußerlicher Ereignisse, sondern durch ein Zurückgreifen auf das innerste Gemüthsleben hervorgebracht. Wenn Barbarossa bald darauf als Verräther von den Genossen erschlagen wird, ähnlich wie der von Rom zurückweichende Coriolan von den Volkstern, so ist auch dieser Abschluß berechtigt und künstlerisch.

Die zweite Erzählung: „Die Stickerin von Treviso“, hat noch wie des Boccaccio „Decameron“ oder Tieds „Phantasmus“ eine gesprächsweise Einleitung, und wird in einer verregneten Gesellschaft erzählt. Diese Einleitung gibt zugleich, wie das so Brauch ist, einige antwortliche Erwägungen dem Leser mit in den Kauf. Die Geschichte erscheint in bescheidener chronikartiger Form, trotz der Einwendungen eines Mitglieds der Gesellschaft:

Solange das Faustrecht noch galt, waren die Geschichten freilich handgreiflicher, von Achilles bis auf den edeln Ritter aus der Mancha. Seitdem ist etwas mehr Seele in das Leben gekommen, und wenn die Ereignisse innerlicher sind, wird man sie auch nicht so äußerlich mit groben Grundstrichen aufzeichnen können, wie eine mittelalterliche Dolch- und Degennovelle. Umrisse und etwas Licht und Schatten thun es nicht mehr; wir wollen das ganze Farbenspiel sehen, die leisesten Halböne und allen Reiz des Hell dunkels, und da wir selbst mehr Gemüths Menschen geworden sind, ist uns auch der Gemüthsantheil, den der Erzähler an seinen Leuten nimmt, nicht mehr gleichgültig.

Die Geschichte von der blonden Giovanna führt uns in die Zeit zurück, in der die italienischen Städte miteinander im Kampf liegen. Vicenza und Treviso führen Krieg; Attilio, ein Mailänder, führt die Trevisaner zum Siege. Der jugendliche Held wird verwundet und in der besetzten Stadt Vicenza gepflegt. Ein edles Mädchen aus dem Hause, wo er solche Pflege findet, wird auf den Wunsch der beiderseitigen Aeltern ihm verlobt, um dadurch den Zwist der feindseligen Städte zu beenden. Zurückgekehrt nach Treviso wird Attilio feierlich empfangen:

Unter den andern Ehrengaben, die ihm die Stadt entgegenbringen wollte, war ein Banner, das ihm sein eigener Ohm im Namen des gesammten Rathes überreichen sollte, ein wahres Wunder an Stoff und kunstfertiger Arbeit. Der zehn Fuß hohe Schaft von seinem Eichenholz ganz mit silbernen Nadeln beschlagen, am Griff mit Rubinen besetzt, die Spitze vergoldet, daß man die Augen wenden mußte, wenn sie in der Sonne blühte. An diesem Schaft hing der schwere Wimpel von Silberbrocat, auf dem ein goldener Greif, das Wappenthier der Buonfigli, mit der Mauerkrone von Treviso gekrönt, eine rothe Schlange in der Luft erwürgte, so natürlich geringelt und mit seinen Goldschuppen überdeckt, daß man einen leibhaftigen Wurm sich krümmen zu sehen meinte. Darüber stand in gesammten Lettern die Inschrift auf Latein: „Fürchte dich nicht, denn ich werde dich erretten.“ Dieses Wunderwerk einer kunstreichen Nadel war während der sechs Wochen, die Attilio an seiner Schwertwunde daniederlag, aus den Händen einer einzigen Jungfrau hervorgegangen, deren Geschicklichkeit in solchem Bildwerk aus Gold-, Silber- und Seidenfäden weit und breit gerühmt wurde. Man nannte sie Gianna, das ist Giovanna, die Blonde, da sie Haare hatte wie gesponnenes rothes Gold, sodaß sie eine Kirchensahne für die allerheiligste Jungfrau in der Kapella di San Sebastiano bloß mit ihrem eigenen Haar hatte sicken können.

Die blonde Gianna wohnt der festlichen Begrüßung des Helden bei; sein Anblick trifft ihr ins Herz. Bald darauf lernt sie ihn kennen bei zufälliger Begegnung; ihre Herzen sind füreinander entflammt; doch nimmer will das ältere Mädchen den Jüngling abwenden von seiner Braut oder ihm für immer gehören. Gleichwol gibt sie vor dem Brautfest sich mit Leib und Leben ihm hin. Dem Feind ihrer Stadt hatte sie ihre Hand geweigert, dem Ketter derselben schenkt sie sich zum Siegespreis und verlangt nur als Lohn dafür, daß er sie wieder vergesse, wenn er zum Altar tritt, einer andern Treue zu schwören. Doch bei dem hochzeitlichen Festturnier fällt Attilio durch die Hinterlist des ihm feindlichen Schwagers Lorenzaccio — und nun tritt die überraschende Wendung ein, daß die blonde Gianna, die den Lebenden freiließ, den Sterbenden für sich in Anspruch nimmt und ihm vor aller Welt ihre Ehre opfert durch das Bekenntniß, daß sie mit Leib und Leben die Seine war.

Und viele meinten, sie werde nun auch das Leben nicht lange mehr ertragen, sondern ihrem Geliebten nachsterben. Dennoch lebte sie noch drei Jahre, während deren sie die Witwentracht nicht ablegte, auch nirgend gesehen wurde, wo es laut oder festlich zing. Im stillen aber war sie fleißig an einem Werk, das sie in die Kapelle der Madonna degli Angeli gelobt hatte, einer großen Fahne, auf der der Erzengel Michael abgebildet war, in einer weißen Nähung, wie er den Drachen erlegt. Und man sagt, das Panzerhemd des Engels habe sie mit ihren eigenen weißen Haaren gestickt. Und diese Fahne wurde neben jenem ersten Banner in der Kapelle aufgestellt, wo das Grab Attilio's war. Das vollbracht, währte es nicht mehr lange, so trug man auch die Stickerin zur Ruhe und gewährte ihre letzte Bitte, zu Füßen ihres Geliebten bestattet zu werden. Dahin wandelten noch lange Einheimische und Fremde und betrachteten die kunstreiche Arbeit der beiden Frauen und erzählten sich die Geschichte von Gianna la Bionda, die ihrem Geliebten alles, was sie besaß, mit in die Grust gab, auch ihre Ehre, obwohl es ihr ein Leichtes gewesen wäre, sie unangefastet zu erhalten, wenn sie geschwiegen hätte.

Daß auch diese Novelle allen künstlerischen Anforderungen entspricht, ergibt sich von selbst aus ihrer Inhaltsangabe.

Zwei andere Novellen: „Lottka“ und „Geoffroy und Garcinde“, behandeln dasselbe Thema, wenngleich die eine

in der allerneuesten Zeit und die andere im dicksten Mittelalter spielt, doch wenn man die darüberlagernde Menge von täuschenden Varianten beiseiteschiebt, so ergibt sich dasselbe Schema und dieselbe Pointe. Die Erzählungsweise selbst ist freilich sehr verschieden: die erste Novelle ist im Ton modernster Plauderei gehalten; die zweite gemahnt wie eine in Prosa aufgelöste Troubadourballade. Volle Hingabe der Liebe, und dann — Selbstmord: das ist die einfache Formel für den Ausgang der beiden Geschichten, mag die eine in der trüben Atmosphäre der deutschen Hauptstadt, die andere unter dem tiefblauen Himmel der Provence spielen. Lottka und Garcinde sind einig darin, auf den höchsten Genuß des Lebens den freigewählten Tod folgen zu lassen, so verschiedenartig auch die Motive sind, die sie zu solchem Entschluß bestimmen. Die Erzählung der schüchternen Primanerliebe zu dem Conditoreifräulein, jener Halbpolin Lottka, ist mit einem neckischen Humor, einer schälernden Ironie verbrämt, deren Feinheiten zu genießen geistiger Feinschmeckerei großes Behagen bereitet. Für die Heldin selbst, die Tochter einer leichtfertigen Demi-Monde-Dame, ein tieferes Interesse zu erregen, ist dem Dichter indeß nicht gelungen; ihre Antecedentien sind zu discret behandelt; ihre liebende Hingabe erscheint zu plötzlich, ebenso ihr plötzlicher Tod. Da ist Garcinde doch sympathischer, die, aufgedrungener Ehe zu entgehen, mit dem Geliebten entflieht, und nachdem sie sich ihm zu eigen gegeben, den Tod wählt, um jenem ein grausames Geschick zu ersparen. Doch der chronikartige Troubadourstil mit seiner tragisch wirkenden Schlichtheit bei leisem poetischen Anhauch gibt auch diesem Gemälde größere künstlerische Einheit, während die Tragödie in „Lottka“ aus den heitern Arabesken des Humors befremdlich herauswächst. Das Bild der berliner Fee und ihres Zauberpalastes können wir indeß uns nicht enthalten, unsern Lesern zur Probe einer Darstellung vorzuführen, die den fein-ironischen Hauch der spätern Lied'schen Novellistik nicht verleugnet:

Wir waren stumm eine gute Weile die lange Friedrichsstraße hinabgegangen, dem Halle'schen Thore zu, ich trotz meiner gleichgültigen Miene von Neugier und Mitleid verzehrt, als er plötzlich links einbog in eine der letzten Querstraßen, die in diese Hauptader der großen Stadt einmünden. Hier standen damals noch viele geringe, einstöckige Häuser von Kleinbürgerlichem Anstrich; wenige Läden, ein sparsamer Verkehr, das Geräusch einer Droschke noch immer selten genug, um die Bewohner an die Fenster zu locken, am zahlreichsten die Kinder, die auf der Straße spielten und noch vor keinem hochbedecktesten Omnibus die Flucht ergreifen mußten. Fast am Ende der Straße — wenn es nicht die Krausenstraße war, muß es wol die Schützenstraße gewesen sein — blieben wir vor einem grün angestrichenen Häuschen stehen, über dessen mit einer Glasthür verschlossenem Haupteingang ein großes schmutzschwarzes Schild in verrosteten Goldbuchstaben die Inschrift „Londitorei“ trug. Rechts und links sah man ein Fenster, das, obwohl das Haus nicht an der Sonnenseite lag, mit einem alten braunen Rouleau dicht verhangen war. Noch jetzt steht die darauf gemalte Landschaft vor meinen Augen, eine Tempelruine neben einem Teich, an dem ein Mann ohne Kasse angelud in dem Schilf saß, während ein Pfau auf einem umgestürzten Säulenkauf sein Rad schlug. Die Glasthür in der Mitte schien seit zehn Jahren nicht gereinigt worden zu sein, und ihre aus Filz gestrichen, ehemals weißen Gardinen hatten durch Alter, Staub und Fliegen die Farbe der Rouleaux angenommen. Ich stante, als Sebastian Miene machte, hier einzutreten, aber ich hütete mich wohl, ihn von neuem zu verstimmen, und folgte ihm in

nicht geringer Spannung. Eine süßlich schwüle Luft empfing uns drinnen, die mich unter andern Umständen sofort wieder vertrieben haben würde; ein Duft von altem Butterteig und eingemachten Himbeeren, gemischt mit Chocolate- und Vanillegerüchen, daß jeder, der nicht ein sanftlicher Kucheneffer oder ein Verliebter war, kaum zu athmen vermochte. Dazu war der Raum nicht viel über sechs Fuß hoch und schien nie anders gelüftet zu werden, als durch das zufällige Öffnen der Thür. Wie mein Freund hatte hoffen können, in dieser Winkelbutike die dresdener „Abendzeitung“ zu finden, war mir ein Räthsel. Sehr bald aber begriff ich, was ihn trotz der fehlgeschlagenen Hoffnung wieder in diese beklemmende Luft gelockt hatte. Hinter dem niedrigen Ladentisch, auf dem eine dürstige Auswahl nicht sehr einladender Kuchen und Torten ausgebreitet war, saß in der dümmlichen Fensterede bei dem braunen Rouleau ein junges Mädchen in dem einfachsten gedruckten Rattunkleide von der Welt, die dicken schwarzen Haare schlicht geschüttelt und hinten im Nacken rund abgeschnitten, ein Strichzeug in Händen, das sie erst weglegte, als wir nach einigem Zögern uns zu dem unvermeidlichen Kirchsuchen entschlossen hatten. Mein Freund, der sie kaum anzublicken, geschweige anzureden wagte, ging in das eisensternige, schmale und sehr unbehagliche Nebenzimmerchen, wo auf einem runden Tisch vor dem verschönten Sofa die „Vossische Zeitung“ und der „Beobachter an der Spree“ den Schein eines Lesecabinetts zu wahren suchten. Ein kleiner, von den Fliegen blind gemachter Spiegel hing an der Wand, zu beiden Seiten neben ihm braun eingerahmte Lithographien von König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, zu denen eine bronzirte Büste des alten Königs, zwischen Ofenstims und niedriger Stuhendecke eingeklemmt, bärbeißig herabsah. Sebastian hatte sich in febriler Hast in die eine Sofaede geworfen, ich in die andere, als das Mädchen mit den kleinen Ruchentellern hereintrat. Ich konnte jetzt, während sie ein Gaslämpchen anzündete, da es zum Lesen schon zu dümmlich wurde, mit Ruhe meine Beobachtungen anstellen. Die Gestalt war eher klein als groß, von einem Ebenmaß und einer schlanken Fülle, daß das Auge selbst in der ganz unsehbaren, fast plumphen Kleidung mit Entzücken jede ihrer Bewegungen verfolgte. Die Füße, die sichtbar wurden, als sie sich beim Anzünden des Gases auf die Lehnen erhob, waren so winzig, wie bei einem zehnjährigen Kinde; die sehr beweglichen schneeweißen Fingerchen sahen aus, als hätten sie immer nur im Schoß auf einem seidenen Schürzchen gelegen. Was sie Weißes an sich hatte, die kleine stehende Halskrause, die Manschetten, die Kadnerinnen-Schürze, war so tabellos sauber, daß es den schärfsten Gegensatz bildete gegen die fleckige Tapete, die staubigen Möbel und den hundertjährigen Fliegenschmutz der ganzen Umgebung. Ich sollte wol noch versuchen, den Umriss ihres Gesichts zu zeichnen, aber ich verzichte darauf. Nicht als ob diezüge von so unvergleichlicher Schönheit gewesen wären, daß sie aller Malkunst spotteten. Das aber, was dem Gesicht den eigenthümlichsten Reiz verlieh, war etwas Seelisches, über das ich selbst noch nicht so bald ins Klare kommen sollte: eine gelassene Schwermuth, ein halb schauer, halb drohender Ausdruck, Jugendblüte, die plötzlich eingeschneit keinen frühlichen, fruchtbaren Sommer mehr verhieß, kurz, ein Gesicht, das auch reifen Menschenkennern zu rathen aufgegeben hätte und auf sechzehnjährige Träumer einen unwiderstehlichen Eindruck machen mußte.

„Der verlorene Sohn“ gehört in den Bereich der Sensationsnovellen, in denen eine krampfhaft Spannung vorwiegt. Die Mutter findet den wüsten Sohn wieder als Leiche, und zwar als das Opfer einer Kauferei; denjenigen, der ihn getödtet, hat sie selbst gerettet, gepflegt, und ihm zuletzt die Hand ihrer Tochter nicht versagt. Sie wahr tiefes Schweigen und verleugnet den todtten Sohn um der lebenden Tochter willen. Das Los der Mutter hat einen tief tragischen Zug.

Zu veröhnlicherm Ende führt „Die Pfadfinderin“. Hier wird uns die Liebe eines Reisenden und Naturforschers zu

einem ländlichen Mädchen erzählt, das seinen Forschungen Theil, ihm selbst einige Neigung zuwendet und bereit ist, ihm insgeheim zu folgen, als ein Unfall, durch den Vater und Mutter zugleich ums Leben kommen, ihren Sinn wandelt und sie den von den Aeltern gewünschten und für die verarmten Geschwister wünschenswerthen Gatten wählen läßt. Der trostlose Weltfahrer geht in die Fremde und erfährt zurückkehrend, daß die Geliebte in unglücklicher Ehe lebt und von ihrem Gatten mißhandelt wird. Er sucht sie auf und findet sie bereit, sich ihm rückhaltlos hinzugeben. Doch des eigenen Kindes Muth mahnt sie an Wahrung der Treue, der halbtrunkene Gatte belauscht das Rendezvous mit dem Gewehr in der Hand; doch des Weltfahrers Strafpredigt wirkt tief auf ihn und er gelobt Besserung. Die Berechtigung des fremden Einbringlings, der eben einen recht eclatanten Ehebruch beabsichtigte, zu solcher Strafpredigt darf man wol bezweifeln.

„Das schöne Rädchen“ ist eine Künstlernovelle mit etwas discretern Novellstudien als in den „Modernen Sirenen“ von Kohlenegg und im ganzen in munterem Ton durchgeführt; einige Originale der Ateliers, wie der holländische Maler, tragen dazu bei, die Leser bei guter Laune zu erhalten. Die merkwürdigste Novelle des Buchs: „Der letzte Centaur“, bewegt sich ebenfalls in Künstlerkreisen; es ist dies ein Phantastestück in Hoffmann'scher Manier, in welchem der Traum und die Wirklichkeit mit verschwommenen Grenzen ineinanderspielen; zugleich ist diese gespenstige Zeichnung ein Albumblatt, dem Andenken an große Künstler wie Genelli und dem münchener Kreise gewidmet, in welchem sich der Dichter in Gemeinschaft mit gleichgestimmten Jüngern der Muse bewegte. Wenn indeß Hoffmann die Thürklopfer Gesichter schneiden läßt und Salamander und Schlingeln aus den Actenbüßen kriechen, so ist zwar diese Vermischung der alltäglichsten Wirklichkeit mit der phantastischen Märchenwelt sehr sonderbar; aber solche akademische Gespenster, wie der Centaur, der hier in diesen Träumen erscheint, gemahnen doch sehr nächtern wie aus der Studienmappe entsprungen. Diese Centauren, welche die münchener Dichter als Träger des Humors lieben, wie denn auch Groffe ein solches Zwittergeschöpf zum Helden eines sehr ungenießbaren Lustspiels gemacht hat, gehören eigentlich in die antike Walpurgisnacht. Da sind uns die weniger gelehrten Gespenster von Hoffmann bei weitem lieber, und wir fürchten in der That, daß unsere Akademiker von Lamien, Phorkyaden und weiß Gott was für antiken Wechselgeburten zu träumen anfangen. Die meisten Novellen Heyse's nehmen sich die Freiheit altitalienischer Novellenpoesie in Bezug auf den Verkehr der Geschlechter; das Liebesabenteuer, das sich um den kirchlichen Segen nicht kümmert, steht im Vordergrund der Geschichten; doch ist die Decenz gewahrt, ganz wie Virgil und Plumaner es verlangen:

Doch Maro, sittsam von Natur,
Spricht uns von einer Söhle nur
Und macht darauf ein Punktum.

Friedrich Bodenstedt ist kein Novellist von Fach, wie Heyse, auch mit den feinen Kunstgriffen des Metier nicht so vertraut, am wenigsten mit jener Ironie der

Darstellung ausgerüstet, in welcher die Romantiker den Inbegriff der Kunst sehen und über welche Autoren, wie Heyse und Freytag, ganz wie der Altmeister Ludwig Tieck gebieten. Bodenstedt erzählt frisch drauflos in seinen „Erzählungen und Romanen“ (Nr. 2), fließend und gewandt, aber ohne kunstvolle Verschlingung der Fäden, meist ohne jene bedeutende Schicksalswendung, die zum Wesen der Novelle gehört. „Das Mädchen von Liebenstein“ dürfte dem letztern am nächsten kommen. Die Idylle in Bad Liebenstein, die Liebe des russischen Fürsten zu dem holden, anmuthig geschilderten Kinde ist ansprechend erzählt und die hereinbrechenden Schatten des Verhängnisses weiß Bodenstedt um so frappanter auszumalen, je vertrauter er mit der russischen Kulturbarbarei ist, aus der sie auftauchen. Novellistisch gehalten und frisch erzählt ist auch die erste Geschichte: „Eine Mönchsliebe“, obschon die Begebenheiten in derselben kaum über das Alltägliche hinausgehoben werden. Einzelne realistische Züge hätten wir gern vermist, wie z. B. in der Schilderung von Kest's Gatten: „Vor der Abfahrt ließ er sich noch ein Maß Bier reichen, und der Schaum hing ihm noch am Schnurrbart, als er seinem rüstigen Braunen die Peitsche gab und zum Dorfe hinaustrollte.“

„Die Falkenburger“ ist ein Familienroman, ähnlich wie die Romane von Steffens, von Generation zu Generation fortgehend, trotz eines weit geringern Umfangs. Der eigentliche Held des Romans, Eberhard von Falkenburg, in seiner Jugend ein wüster Bursche, der sich mit einem Pferdebieb duellirt, wird zur Zeit der Fremdherrschaft in Westfalen ein eifriger Patriot, theilhaftig sich an dem unglücklich endenden Dörnberg'schen Aufstand und führt verfolgt in einer Waldhöhle und im Zwinger seines Schlosses ein abenteuerliches stets bedrohtes Leben. Seines Pfarrers Tochter, Elisabeth, schenkt ihm ihr Herz, pflegt ihn und schützt ihn, soweit es ihr möglich ist, und sucht Audienz bei Jerome nach, um ihm das Leben zu retten. Als der König sich weigert, ihn zu begnadigen, da wirft sie sich seinem Wagen in den Weg, bereit, sich überfahren zu lassen, wenn der Monarch nicht seinen Sinn zur Milde wendet. Dies Gewaltmittel hilft, der Major wird begnadigt und wirbt um Elisabeth's Hand. Eine Generation weiter erblicken wir viel des Schrecklichen, welches das Glück der Familie verwüftet. Der eine Bruder liebt eine Bürgerliche, welche der andere adelstolze verführt. Dieser, ein wüster Gesell, verlangt von der Mutter, die er zu erwürgen droht, wenn sie seinem Wunsch nicht nachkommt, beträchtliche Summen zur Unterstützung; der Bruder kommt dazu, ringt mit ihm und ein darüber herabstürzendes Bild erschlägt den Geldberaffer. Ueber den ungewollten Brudermord verflucht jener in tiefe Schwermuth und endet im Irrenhause! Diese unerquickliche Reihe von Freveln und Greueln erinnert an die Schicksalstragödie. Der Roman, der noch mehr als ein Novellencyklus betrachtet werden kann, ist anschaulich erzählt, doch ohne Kenntniß der romanhaften Attrappen, durch welche die eigentliche Spannung hervorgerufen wird. Die Kette der Begebenheiten läuft einfach ab; sie ist nicht ineinander verschlungen, trotz der ineinandergeschachtelten Erzählungen, deren Reihenfolge überdies etwas Willkürliches hat.

Die Erzählungen „Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's“ sind als Geschichtsbilder mit phantastischer Ausschmückung zu bezeichnen. Bodenstedt ist durch seine Studien des altbritischen Theaters und Shakespeare's mit der Geschichte, den Hauptpersönlichkeiten und den Culturzuständen jener Epoche ausnehmend vertraut; wir dürfen auf sauberste Zeichnung und wohlmotivirte Detailmalerei rechnen und auf erhellende Beleuchtung der Thatsachen durch die gleichzeitige Dichtung und umgekehrt. Aus solchen Quellen entwirft er auch das Bild der Lady Rich, der Heldin der ersten Erzählung, und ihres zweiten Gatten Lord Mountjoy (früher Sir Charles Blunt). Bodenstedt sagt von diesem:

Sein Tod erregte im ganzen Lande eine Bewegung, die kaum größer hätte sein können, wenn der König selbst gestorben wäre, und das Volk trauerte um ihn, wie es nur um die besten Könige zu trauern pflegt. Diese Erscheinung war um so räthselhafter, als man sich allgemein zuflüchtete, der Carl sei an gekochtem Herzen gestorben, aus Kummer über die demüthigende, ja beleidigende Misgunst, die er im letzten Jahre seines Lebens sowohl beim Hofe wie beim Volke gefunden hatte infolge seiner Vermählung mit Lady Rich, einer Dame von seltener Anmuth und Schönheit, die sich von ihrem Gemahl Lord Rich hatte trennen lassen, um dem Carl von Devonshire anzugehören. Dieser hatte schon seit längerer Zeit in engem Verkehr mit ihr gestanden, in einem Liebesverhältniß, welches unter der Aristokratie wie unter dem Volke viel von sich reden machte, aber nicht verhinderte, daß sowohl der Carl von Devonshire wie Lady Rich am Hofe und in allen vornehmen Kreisen mit besonderer Auszeichnung empfangen wurden. Solange sein Verhältniß zu Lady Rich wirklich dazu angethan war, Anstoß zu geben, wurde es gutgeheißen, d. h. die böse Nachrede wagte nicht, ihre Stimme laut zu erheben; als der Carl jedoch, der Stimme seines Gewissens folgend, das unerlaubte Verhältniß in ein durch die Kirche geweihtes verwandelte und die Geliebte zu seiner Gemahlin machte, lehnte sich der Hof und die öffentliche Meinung gegen ihn in so heftiger und kränkender Weise, daß der Gram darüber wenige Monate nach seiner Vermählung sein Herz brach. Hierauf schlug, wie schon erwähnt wurde, die öffentliche Meinung plötzlich wieder zu seinen Gunsten um, und der eben noch als ein arger Sünder Verschriene wurde nun von aller Welt in den Himmel erhoben und sein Andenken wie das eines Heiligen gefeiert. Auch seine ihn überlebende Gemahlin erfuhr von allen Seiten die rührendsten Beweise der Theilnahme und Verehrung; es war, als ob das ganze Volk fühlte, daß es ein schweres an dem Carl und seiner schönen Gemahlin verübtes Unrecht gutzumachen habe, und die Stimme seiner Dichter gab diesem Gefühl energischen Ausdruck. Dennoch schwebte über der Sache ein tiefes Geheimniß, in welches nur wenige Hofleute eingeweiht waren, denen Klugheit und Eigennutz verbot, den Schleier zu lüften. Mit dem Tode der Lady Rich erlosch auch die Erinnerung an sie wie an ihren Gemahl; das schnell aufblühende Feuer der Begeisterung war ebenso schnell wieder erloschen, und während das Leben und der Tod eines Leicester, Essex, Gaton und anderer hunderte von Federn in Bewegung setzten, fand sich kein Biograph für den Carl von Devonshire, obgleich er durch Geistesbildung, staatsmännische Fähigkeiten und sittliche Würde sie alle überragte. Nur die ihm gewidmeten Gedichte und zerstreute Aufzeichnungen haben für die wenigen, welche mit der Literatur jener Zeit näher vertraut sind, die Erinnerung an ihn und sein tragisches Ende frisch erhalten. Diese Aufzeichnungen, verbunden mit den reichlicher fließenden Quellen über Lady Penelope Rich, haben den mit poetischer Freiheit behandelten Stoff zu der hier folgenden Erzählung geliefert.

Elisabeth erscheint hier als die Gegnerin der Liebe und Ehe, wie auch in den beiden Erzählungen des zweiten Bandes, deren Held Sir Walter Raleigh und seine Liebe zu dem Hoffräulein Elisabeth Throgmorton ist.

Seine heimliche Ehe mit dieser Schönen und das tragische Ende des gefeierten Seehelden, welches in die Regierungszeit des trefflich geschilderten Königs Jakob I., dieses scholastischen und launenhaft despotischen Fürsten fällt, sind spannend genug, um auch ohne romanhafte Ausschmückung des historischen Lebensbildes die Theilnahme zu fesseln.

Das zweite englische Lebensbild: „Zwei seltsame Ehen oder Bacon und Cole als Nebenbuhler“, führt uns zwei der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Epoche vor: Sir Francis Bacon, den ein Geschichtschreiber wie Ranke als eine der vornehmsten Naturen Englands bezeichnet, ein Prädicat, das im Munde dieses Historikers das höchste Lob enthält,

und den berühmten oder berüchtigten Obergericht Cole. Wie die prächtige Lady Falton, durch eine Stelle aus Bacon's Werken bestimmt, die ihr Cole in die Hand spielt, ihrem geistreichen Verehrer einen Korb gibt und die Hand des geizigen Juristen nimmt: das ist sehr ergötzlich geschildert. Der Fall der beiden Staatsmänner gemahnt uns daran, daß in jener Zeit niemand in England ungestraft sein Haupt emporgehoben hat.

Alle diese Erzählungen sind durchaus anspruchlos; es sind Flores und amoenitates aus Mirza Schaffy's Nebenstunden, es sind schlichte Feldblumen, die er bei seinen ernstern Studien mit eingeerntet und zum Kranz gewunden hat.

— Rudolf Gottschal.

Naturforschung und Philosophie.

1. Die Stellung des Menschen in der Natur, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Oder: Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir? Von Ludwig Büchner. Allgemein verständlicher Text mit zahlreichen wissenschaftlichen Erläuterungen und Anmerkungen. Leipzig, Thomas. 1869—70. 8. 2 Thlr. 7/8 Ngr.
2. Der Menschengeist in seiner persönlichen und weltgeschichtlichen Entwicklung. Eine naturwissenschaftliche Seelenkunde und darauf begründete Weltanschauung. Von Friedrich Rörner. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Thomas. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik von B. Carneri. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
4. Die Lehre Darwin's, kritisch betrachtet von Johannes Suber. München, Lentner. 1871. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.
5. Philosophische Zeitfragen. Populäre Aufsätze von Jürgen Bona Meyer. Bonn, A. Marcus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Die moderne Naturforschung und die moderne Philosophie reichen einander die Hand in dem Streben nach monistischer Weltanschauung. Beide bekämpfen den theologischen Dualismus zwischen Gott und Welt, Geist und Natur, Seele und Leib, und dieser Dualismus hat daher bei den naturwissenschaftlich und philosophisch Gebildeten unserer Zeit allen Halt und Einfluß verloren. Infolge dessen ist auch die Auffassung von der Stellung des Menschen in der Natur eine andere geworden. Die Ausnahmestellung, welche die Theologie und theologisirende Philosophie dem Menschen im Universum gibt, findet unter wissenschaftlich Gebildeten keinen Glauben mehr. Denn diese fassen den Menschen im Zusammenhang mit der übrigen Natur und als den Gesetzen der Natur unterworfen, wie die übrigen Wesen, auf, glauben daher nicht an eine wunderthätige Durchbrechung der Natur um des Menschen willen und beanspruchen keine aparte Freiheit und Unsterblichkeit für den Menschen.

Biel hat zu dieser veränderten Auffassung der Darwinismus beigetragen. Aber auch schon vor ihm hat die ganze moderne Naturwissenschaft auf den Monismus hingearbeitet. So gern wir indeß dieses auch anerkennen, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß die materialistische Art, dem Monismus das Wort zu reden, nicht minder fehlerhaft ist als der theologische Dualismus. Der allgemeine Satz: Der Mensch ist ein Naturwesen und steht unter unverbrüchlichen Naturgesetzen, hilft nämlich noch

nicht zur richtigen Erkenntniß des Menschen, wenn man von der Natur selbst und ihren Gesetzen keinen richtigen Begriff hat. Die materialistische Auffassung der Natur, wie sie in unserer Zeit herrschend ist, hat zwar recht, den Menschen in die Natur einzureihen und deshalb gegen den Dualismus der Theologie und theologisirenden Philosophie, welcher den Menschen von der Natur losreißt, zu polemisiren, wie besonders Büchner in allen seinen Schriften stark thut; aber da jene Art von monistischer Naturanschauung, welche der Materialismus dem theologischen Dualismus entgegensetzt, ebenso falsch und unhaltbar ist wie dieser, so kann auch die materialistische Ansicht vom Menschen ebenso wenig die richtige sein wie die theologische.

Während die Theologie und theologisirende Philosophie über dem Unterschied zwischen dem Menschen und den übrigen Naturstufen die Einheit übersteht und den Unterschied zum dualistischen Gegensatz erweitert, so übersteht der Materialismus über der Einheit den Unterschied und verwandelt die Einheit in Einerleiheit, indem er alle qualitativen Unterschiede in bloß quantitative verwandelt — eins so unhaltbar wie das andere.

Die wahre, sowol mit der Erfahrung als mit der Vernunft übereinstimmende Naturauffassung ist weder die theologisch-dualistische, noch die materialistisch-monistische, sondern die im Unterschiede der Naturstufen die Einheit der ganzen Natur und die in der Einheit den Unterschied anerkennende. Folgeweise kann auch die wahre Ansicht vom Menschen weder die theologische noch die materialistische sein, sondern allein jene, welche im Unterschied des Menschen von der übrigen Natur seine Einheit mit dieser und in der Einheit den Unterschied anerkennt.

Zu diesen Betrachtungen haben uns die obengenannten Schriften angeregt, welche dieses miteinander gemein haben, daß es sich in ihnen hauptsächlich um den Menschen aus seiner Stellung zur übrigen Natur handelt. Wir wollen nun näher auf die einzelnen Schriften eingehen.

Ludwig Büchner ist in der vorliegenden Schrift: „Die Stellung des Menschen in der Natur, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (Nr. 1), „gemeinverständlich“, wie in allen seinen frühern, zieht in ihr ebenso geschickt wie in den frühern alles herbei, was ihm geeignet scheint, die materialistische Auffassung vom Men-

sehen zu stützen, polemisiert ebenso spöttisch wie in seinen frühern gegen die Theologie und theologisirende Philosophie, urtheilt aber auch philosophisch ebenso roh und oberflächlich wie in seinen frühern Schriften. Er hat also nichts gelernt und nichts vergessen. Wir zeigten bereits in Nr. 25 d. Bl. f. 1869 (bei Besprechung der Büchner'schen „Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie“), daß es durchaus nicht sich rechtfertigen lasse, alle Teleologie zu verwerfen, weil eine besondere, falsche Art von Teleologie, nämlich die physikotheologische und anthropoteleologische, verwerflich ist. Es ist ja ein himmelweiter Unterschied, ob ich sage: Ein persönlicher Gott hat die Welt zum Besten des Menschen zweckmäßig gemacht; oder ob ich sage: Der Wille in der Natur wirkt zweckmäßig. Die Widerlegung des erstern ist noch keine Widerlegung des letztern. Büchner aber fährt fort, nicht blos gegen die physikotheologische und anthropoteleologische, sondern überhaupt gegen alle und jede Teleologie zu polemisieren. Die Begriffe Zweck oder Bestimmung nennt er geradezu „unphilosophisch“. Nach Büchner ist Einsicht in den Proceß der Menschwerdung, in das natürliche Wie seiner Entstehung und Fortentwicklung in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, alles, was man vernünftigerweise von der menschlichen Wissenschaft erwarten darf:

Denn das Wie oder Woher ist die einzige Frage, welche uns überhaupt nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung an die Natur und an die Wesenheit der Dinge zu stellen erlaubt ist, während das Warum eine thörichte Frage ist, welche über uns selbst hinausgeht und daher niemals von uns beantwortet werden kann. Wollten wir fragen, warum der Mensch da sei, so wäre dieses gleichbedeutend mit der Frage, warum alle übrigen Dinge, warum das Universum, warum das Dasein überhaupt da sei. Daß wir auf solche Fragen eine genügende Antwort nicht erwarten dürfen, liegt auf der Hand. Das Dasein, sowol das individuelle wie das allgemeine, ist einfach eine Thatfache, die wir als solche hinnehmen und uns gefallen müssen, daß, da dasselbe nach den Gesetzen der Logik, wie nach der Erfahrung als in Raum und Zeit end- und anfanglos angesehen werden muß, von einer bestimmten Ursache oder Verursachung desselben, von einem Warum? überhaupt nicht die Rede sein kann. Etwas ganz anderes ist es dagegen, sobald wir das Wie in das Auge fassen und uns die Frage vorlegen, in welcher Weise die einzelnen aufeinanderfolgenden Erscheinungen der Natur und des Daseins untereinander nach dem unverbrüchlichen Gesetze von Ursache und Wirkung verknüpft oder zusammengehalten sind. Hier hat uns nun die Wissenschaft unserer Tage die großartigsten und unerwartetsten Aufschlüsse geliefert und gezeigt, daß das ganze große Geheimniß des Daseins, vor allem des sogenannten organischen Daseins, in allmählicher und außenweiser Entwicklung beruht. In dem an sich so einfachen Vorgange der Entwicklung ruht die einfache Lösung aller jener verwickelten Geheimnisse, welche die bisherige Menschheit nicht ohne die Zuhülfenahme außer- oder übernatürlicher Mächte glauben zu können.

Die Darwin'sche Entwicklungstheorie löst nach Büchner alle Geheimnisse. Nun ist aber Entwicklung ohne einen Zweck gar nicht denkbar. Denn bloße, zweck- und ziellose Veränderung ist keine Entwicklung. Von der Zwecklehre (Teleologie) will aber Büchner nichts wissen; die Begriffe Zweck oder Bestimmung nennt er, wie eben angeführt, unphilosophisch. Man sieht also, wie es mit dem Denken dieser Materialisten und Darwinianer bestellt ist. Sie glauben alle Geheimnisse durch einen Begriff gelöst, der nur unter der Voraussetzung jenes an-

dern Begriffs, dessen Gebrauch sie als unphilosophisch verwerfen, denkbar ist. Das ist einfach Gedankenlosigkeit.

Büchner unterscheidet in der obenangeführten Stelle die beiden Fragen Wie? und Warum? Unter dem Wie der Entstehung und Fortentwicklung versteht er die wirkenden Ursachen, unter dem Warum die Zweckursache. Nur nach ersterer sollen wir fragen, nicht nach letzterer. Nun läßt sich aber bei organischen Wesen die wirkende Ursache (causa efficiens) ohne die Zweckursache (causa finalis) gar nicht verstehen, also das Wie nicht ohne das Warum. (Von der falschen Bezeichnung der wirkenden Ursache durch Wie und der Zweckursache durch Warum wollen wir hierbei gar nicht reden.) Man sieht also, wie leicht sich die Materialisten und Darwinianer das Verstehen machen. Wo bei andern das Problem erst beginnt, hört es bei ihnen bereits auf.

Von der philosophischen Noheit Büchner's mag außer der bereits angeführten Stelle auch noch die folgende, gegen das Kant'sche Ding an sich polemisirende Zeugniß ablegen:

Das Kant'sche „Ding an sich“ ist ein reines Gedankenbeing oder ein logisches wie empirisches Unbeing, über dessen Zusammenhang mit unserm aus sinnlicher Erkenntniß hervorgegangenen Vorstellen eine Vorstellung gar nicht möglich ist. Ein Ding an sich ist schon deswegen undenkbar, weil alle Dinge nur füreinander da sind und ohne gegenseitige Beziehungen nichts bedeuten. Gäbe es aber selbst ein Ding an sich, so wäre es doch absolut unvorstellbar oder unerkennbar und könnte weder für unser Thun, noch für unser Denken irgendeinen Werth beanspruchen. Sogar die Qualitäten oder Eigenschaften selbst, welche die Dinge innerhalb unserer Organe und unsers Auffassungsvermögens erlangen, und welche von den Philosophen als „Erscheinung“ im Gegensatz zu dem Ding an sich bezeichnet zu werden pflegen, sind darum nicht minder wirklich und entsprechen jedesmal ganz bestimmten und ebenso wirklichen Zuständen oder Bewegungen der Außenwelt.

Am Schluß dieser Polemik gegen das „Ding an sich“ empfiehlt Büchner den Herren Philosophen von Fach, welche noch an das „Ding an sich“ glauben und „ohne jeden Schein eines Grundes dasselbe für das eigentlich Bestimmende halten“, das nachfolgende Lied auf Noten setzen und bei ihrer Versammlung an Stelle des bei den Herren Theologen üblichen Tischgebets abzingen zu lassen:

O Ding an sich,
Wie lieb' ich dich,
Du aller Dinge Ding!
Nur blinder Wahn
Sieht schief dich an
Und achtet dich gering.

Zwar weiß ich nicht,
Ob dein Gesicht
Ist häßlich oder schön?
Und ob du wohl,
Fest oder hohl,
Magst liegen oder stehn?

Ob jung, ob alt,
Ob warm, ob kalt,
Ob grade oder krumm,
Ob du voll Bist,
Ob sanft du bist,
Ob pfliffig oder dumm?

Doch einerlei:
Dir bleib' ich treu

Und unveränderlich,
Und thue dar,
Daß nichts ist wahr,
Als nur das Ding an sich.

So naiv sind diese Materialisten, daß sie über etwas spotten, woran sie doch selbst glauben, das Ding an sich. Ihnen ist ja die Materie das Ding an sich, von dem sie alle Erscheinungen ableiten. Kann man denn überhaupt das Ding an sich los werden, wenn man Erscheinungen statuiert und dieselben zu erklären sucht? Von Erscheinungen könnte ja gar nicht mehr die Rede sein, wenn man das andere Glied des Gegensatzes: Ding an sich wegwürfe. Mag man immerhin gegen die Kant'sche Auffassung des Dinges an sich als eines X polemisieren, das Ding an sich überhaupt wird man doch nicht los. Aber zu solcher Unterscheidung ist Büchner's Geist (Gehirn) zu stumpf. Wie bei ihm die Polemik gegen die Physiotheologie und Anthropoteologie in eine Verwerfung aller Teleologie ausschlägt, so auch die Polemik gegen die Kant'sche Auffassung des Dinges an sich in eine Verwerfung des Dinges an sich überhaupt.

Wir sagten aber bereits, daß der materialistische Monismus in den entgegengesetzten Fehler des theologischen Dualismus fällt. Dies zeigt sich denn auch in Büchner's ganzer Auffassung des Menschen. Er ist bestrebt, den qualitativen Unterschied zwischen Mensch und Thier abzuschwächen und zu einem bloßen Gradunterschied herabzusetzen. Er weist zu diesem Zweck auf die Analoga von Vernunft, Sprache, politischer Verfassung u. s. w. in der Thierwelt hin. Er sagt:

Ueberhaupt ist das geistige oder Seelenleben der Thiere bisher viel zu sehr unterschätzt oder falsch gedeutet worden, weil unsere Schreitisch-Philosophen nicht von einer unbefangenen, vorurtheilsfreien Beobachtung und Würdigung der Natur, sondern von philosophischen Theorien ausgingen, welche die wirkliche und wahre Stellung des Menschen wie des Thiers in der Natur gänzlich verkümmerten. Seitdem man aber angefangen hat, einen andern Weg einzuschlagen, hat man alsbald erkannt, daß das Thier in geistiger wie in moralischer und künstlerischer Beziehung weit höher zu stellen ist, als man bisher annahm, und daß die Keime und ersten Anfänge aller, auch der erhabensten Seelenfähigkeiten des Menschen, in niedern Regionen bereits vorhanden und anscheinbar nachzuweisen sind. Der Vorzug des Menschen vor dem Thier ist daher mehr ein relativer als ein absoluter, d. h. er besteht hauptsächlich in der größern vervollkommenung und vortheilhaftern Ausbildung der mit den Thieren gemeinsamen Züge, indem alle Fähigkeiten des Menschen in der Thierwelt gewissermaßen prophetisch vorgebant und in ihm selbst durch natürliche Auswahl weiter entwickelt sind. Alle sogenannten specifischen Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier werden bei genauerer Betrachtung hinfällig, und selbst die für die charakteristischsten gehaltenen Attribute der Menschlichkeit, wie geistige und moralische Eigenschaften, aufrichter Gang und freier Gebrauch der Hand, menschliche Physiognomie und artikulirte Wortsprache, gesellschaftliches Wesen und Sinn für Religiosität u. s. w. verlieren ihren Werth, sobald man sich zu eingehenden und auf Thatfachen gestützten Vergleichen herbeiläßt und dabei nicht bloß wie gewöhnlich den höchstgebildeten Europäer, sondern auch jene dem Thiere näherstehenden Menschen und Menschenarten ins Auge faßt, welche keine Gelegenheit hatten, sich aus dem rohen Ur- und Naturzustande zu der Stufe des civilisirten Menschen emporzuschwingen.

An einer andern Stelle sagt Büchner:

Nicht unvermittelt kam der Mensch auf die Erde, sondern vermittelt durch dieselben natürlichen Kräfte und Ursachen, welche

allem Leben und Dasein ihren Ursprung gegeben haben. Nicht von oben oder aus dem Aether ist er herabgestiegen, sondern von unten herauf hat er sich langsam emporgebildet durch dieselben Vorgänge, welche aller irdischen Entwicklung zu Grunde liegen; und er kann und darf nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse als nichts anderes betrachtet werden, denn als das letzte und oberste Endproduct jenes langsamen Entwicklungs- und Ausbildungsprocesses, durch welchen unser Planet, die Erde, im Laufe ungeheurer Zeiträume seinen natürlichen, nur eine einzelne Phase der Ewigkeit bildenden Lebenscyclus vollendet.

Daß der Mensch „nicht unvermittelt“ auf die Erde kam, kann man zugeben, ohne deshalb, wie Büchner, den „specifischen“ Unterschied zwischen Mensch und Thier leugnen zu müssen. Die Anerkennung des Zusammenhangs des Menschen mit der übrigen Natur hat durchaus nicht, wie Büchner und die Darwinianer überhaupt annehmen, die Leugnung des specifischen Unterschieds zwischen Mensch und Thier zur nothwendigen Folge. Kann doch selbst Büchner nicht umhin, im weitern Verlauf der obenangeführten Stelle zu sagen:

Darüber läßt unsere Wissenschaft keinen Zweifel, daß bis jetzt ein Höheres oder Vollkommeneres von der Natur nicht erzeugt wurde als der Mensch, und daß der letztere daher nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht hat, sich als Herrscher über das gesammte, ihm zugängliche Dasein anzusehen und dasselbe nach seinen Bedürfnissen und Zwecken soviel als möglich zu leiten und umzugestalten. Es ist leicht einzusehen, daß damit ein ganz neues, vorher nicht gekanntes Princip in die Natur und die Welt überhaupt hineingetragen worden ist — ein Princip, welches sich auf das wesentlichste von allem bisher Dagewesenen unterscheidet. Denn erst im Menschen wird sich die Welt bis zu einem solchen Grade ihrer selbst bewußt, daß sie sich aus dem bisherigen traumhaften Naturdasein emporreißt und an die Stelle der beinahe willenlosen Unterwerfung unter die Natur die Herrschaft über dieselbe treten läßt.

Nun, wir sollten meinen, daß das neue und auf das wesentlichste von allem bisher Dagewesenen sich unterscheidende Princip, das mit dem Menschen in die Welt gekommen, Grund genug ist, den specifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht, wie Büchner thut, zu leugnen, sondern anzuerkennen. Zur Erläuterung unserer obigen Behauptung, daß die Anerkennung des Zusammenhangs des Menschen mit der übrigen Natur nicht die Leugnung des specifischen Unterschieds zwischen Mensch und Thier implicite, kann Folgendes dienen: Das Denken, das Begriffsbilden, hängt mit dem Anschauen zusammen; denn die Begriffe werden aus den Anschauungen abstrahirt. Ist darum das Denken nicht etwas vom bloßen Anschauen specifisch Verschiedenes? Implicite die Anerkennung der Bedingtheit des Denkens durch das Anschauen nothwendig die Leugnung des specifischen Unterschieds beider? Kommt nicht mit dem Denken ein über das Anschauen hinausgehendes neues und wesentlich verschiedenes Princip in den Geist? Wenn die Materialisten nicht philosophisch so roh wären, wenn sie die Philosophie minder verachteten als sie thun, so würden sie erkennen, daß die Bedingtheit eines Höhern durch Niederes nicht die Gleichartigkeit beider involvirt.

Die materialistische Neigung, alle specifischen Unterschiede zu verwischen, den Unterschied zwischen Organischem und Unorganischem, und ebenso innerhalb des Organischen zwischen Pflanze, Thier und Mensch zu einem bloßen Gradunterschied herabzusetzen, zeigt sich nicht bloß

auf rein theoretischem, sondern auch auf praktischem Gebiete. Kommen sie auf praktische Verhältnisse, wie die politischen und socialen, zu sprechen, stellen sie ihre Ideale vom Staat und der Gesellschaft auf, so nivelliren sie auch hier alles, sprechen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im demokratischen und communistischen Sinne, ja verlangen sogar für die Frauen gleiche Rechte, gleiche Erziehung, gleiche Aemter und Beschäftigungen wie für die Männer, weil sie auch hier den specifischen Unterschied der Begabung verkennen und weil auch hier die Leugnung der Teleologie sie hindert, das Richtige einzusehen. Wer das Verhältniß der beiden Geschlechter teleologisch auffaßt, der sieht ein, daß der Lebenszweck des Weibes ein anderer ist als der des Mannes, daß folglich auch ihre Begabung verschieden ist und demzufolge auch ihre Erziehung, ihre Beschäftigung, ihre gesellschaftliche Stellung verschieden ausfallen muß. Büchner's Kapitel: „Die Frau“, ist, vom teleologischen Standpunkt aus angesehen, oberflächlich.

In Büchner's Buche sind im einzelnen viele wahre Bemerkungen. Aber der materialistisch-monistische Standpunkt verdirbt das Ganze.

Friedrich Körner möchte sich gern in seinem Buche: „Der Menschengestalt in seiner persönlichen und weltgeschichtlichen Entwicklung“ (Nr. 2), über die Einseitigkeiten des Materialismus und Spiritualismus, für welchen letztern er fälschlich „Idealismus“ setzt, erheben; aber es gelingt ihm nicht. Es fehlt ihm dazu die philosophische Durchbildung. Er macht den Eindruck eines Effektiers, der die Gegensätze unvermittelt nebeneinanderstellt, der bald materialistisch, bald spiritualistisch redet, sodas oft die eine Seite das Gegentheil von dem sagt, was ein paar Seiten früher stand. So sagt er z. B.: „Gehirn und Nerven sind Organe des Geistes, aber nicht der Geist selbst; sie erzeugen Gedanken infolge sinnlicher Reize und Erregungen, aber diese Gedanken werden Eigenthum des Geistes, nicht des Gehirns.“ An einer andern Stelle dagegen lesen wir: „Stoff und Kraft sind beide ganz dasselbe, nur von verschiedenem Standpunkte aus betrachtet.“ Wie stimmt nun dieser Satz zu dem andern, der zwischen Geist und Gehirn einen Unterschied macht? Müssen, wenn Stoff und Kraft identisch sind, nicht auch Geist und Gehirn identisch sein, „beide ganz dasselbe, nur von verschiedenem Standpunkte aus betrachtet“?

Der Verfasser meint in der Vorrede:

Der Streit des Materialismus und Idealismus würde sich leichter schlichten lassen, wenn man Seele und Geist streng unterschiede. Unter Seele ist alles zu verstehen, was der Organismus an geistigen Erscheinungen hervorbringt, gewissermaßen als Naturerzeugniß, wogegen Geist das umfaßt, was der Mensch aus sich selbst und aus seiner Cultur an Gedanken, Ideen u. s. w. erzeugt. Das Thier hat Seele, der Mensch bildet seine Seele zu Geist aus.

Nach diesem Satze, den ein Spiritualist gewiß gern unterschreiben würde, kommt aber wieder eine Stelle über den Einfluß der Blutmischung und Verdauung auf den Geist, die stark an das materialistische: Der Mensch ist was er isst, erinnert:

Das Blut muß alle Organe ernähren, indem es brauchbare Stoffe zuführt und verbrauchte fort schafft mit Hilfe chemi-

scher Prozesse. Also muß die Beschaffenheit des Blutes, sowie dessen Umlauf Einfluß auf die Thätigkeit der Organe und zuletzt auf die Wirksamkeit des Geistes haben, was Schulgesetzgeber bis heute kaum glauben wollen. Jede Thierart verdaut auf besondere Art, bildet also besondere Blutkörperchen, die aus verschiedenen Atomen bestehen, also chemisch verschieden wirken, woraus sich der Charakter der Thierarten erklären ließe, wenn wir ausreichende Kenntnisse besäßen. Wie aber der Fleischgeschmack der Thierarten auf Verschiedenheit der Fleischatome schließen läßt, so muß auch die Wirkung auf die Nerven und deren Beschaffenheit in jeder Thierart eine besondere sein. Vom Menschen gilt dasselbe. Der fleischessende Engländer herrscht über den pflanzeneffenden Hindu, Familien entarten infolge mangelhafter Blutmischung, wenn nur Verwandte sich heirathen, um das Vermögen zusammenzuhalten. Thiere und Pflanzen veredelt man durch Kreuzung. Nun erzeugt das Blut zwar keine Gedanken, wirkt aber auf die elektrischen Prozesse der Nerven und Muskeln ein, wie die Telegraphie ja auch in ihrer Leistungsfähigkeit von der Beschaffenheit der Apparate abhängt. Wie viele Gelehrtengrillen ließen sich aus gestörtem Blutumlauf oder unverdaulichem Blut ableiten; Schneider treten gern als Gräbler, Socialisten, Propheten u. s. w. auf, weil infolge des eingeklemmten Unterleibes das Blut in dem Unterleibsorgane sich ansammelt, deren Nerven überreizt, welche nun überreizte Depressen ins Hirn senden, wo sie in Visionen, Phantasereien u. s. w. überfetzt werden. Sogar Kleidung, Luft und Wasser wirken nach Aussage der Aerzte auf Gemüthsstimmung, Denken und Wollen ein. Sumpfige Thalluft erzeugt Cretins, faulendes Grundwasser die Cholera, bei schlechter Beleuchtung, Ventilation und engen Schulbänken müssen Augen, Lunge und Eingeweide Schaden leiden.

Hier stellt der Verfasser den Geist in eine Abhängigkeit vom Organismus, zu der die vorhergegangene Gegenüberstellung von Organismus und Geist nicht paßt. Der Vergleich mit dem Telegraphen soll zwar zeigen, daß der Geist nur so abhängig vom Organismus sei, wie der Telegraphist vom telegraphischen Apparat. Aber wenn das Verhältniß des Geistes zum Organismus wirklich kein innigeres wäre als das des Telegraphisten zum telegraphischen Apparat, so ließe sich nicht einsehen, wie „eingeklemmter Unterleib“ bei Schneidern, Schustern u. s. w. Geistesstörungen verursachen könne. Der Telegraphist bleibt gesund, auch wenn der Draht reißt; der Geist jedoch bleibt nicht gesund, wenn das Gehirn einen Riß bekommt. Daß der Geist in keinem nähern Verhältniß zum Organismus stehe, als der Telegraphist zum Apparat oder, wie andere Spiritualisten sagen, als der Reiter zum Pferde, der Orgelspieler zur Orgel u. s. w. — dies ist eine petitio principii.

Starken Einfluß schreibt der Verfasser der Blutmischung und Verdauung auf den Geist, ferner in dem Kapitel: „Der Wille als Temperamentswirkung“, den elektrischen Prozessen auf den Willen zu:

Die Reize der Außenwelt und die Verdauung der Nahrungsmittel erzeugen elektrische Prozesse. Was von außen in unser Nervensystem einströmt, müssen wir ableiten, wenn es uns nicht vernichten soll. Die Handlung und That des Willens ist im Grunde eine solche elektrische Entladung. Der leidenschaftlich erregte Mensch wird ruhig, wenn er etwas vollbracht hat, und sei es ein Nard. Seine Nerven waren überladen von elektrischem Stoff, was wir Leidenschaft, Zorn, Wuth, Neid u. s. w. nennen, und diese Ueberfülle muß ihn entweder erdrücken, oder sie muß in einer That explodiren. Der instinctive Trieb der Lebenserhaltung treibt zur That, um sich Nahrung zu verschaffen. So lehren umsichtige Physiologen und Irrenärzte; Theologen nennen dies Sünde, Rechtslehrer

benamfen es Verbrechen. Trotzdem ist die That nur ein nothwendiger physiologischer Vorgang, weshalb vorsichtige Rechtslehrer untersuchen, wie weit der Verbrecher im Augenblicke der That zurechnungsfähig war. Nur die Diener des Gottes der allbarmherzigen Liebe kennen in ihrem Hochmuth solche menschliche Rücksichten nicht, sondern verdammen sogleich für „alle Ewigkeit“, was ihnen freilich jetzt nur noch alte Waschweiber glauben.

Zu diesen stark materialistischen Aeußerungen, die auch im Stil an Karl Vogt'sche, Büchner'sche und Moleschott'sche Tiraden erinnern, in deren Ton überhaupt der Verfasser öfter verfällt, paßt die nachherige Polemik des Verfassers gegen den Materialismus nicht. In dem Kapitel: „Entwicklung des Menschen und der Menschheit als physiologische Vorgänge“^{*)}, lesen wir nämlich:

Manche Chemiker möchten die ganze Weltgeschichte ableiten von dem, was die Völker essen und trinken, aber sie vermögen noch gar nicht nachzuweisen, welchen Einfluß die Nahrungsmittel auf das geistige Leben haben. Pferd, Elefant, Nashorn, Bär u. s. w. sind muthige, thatkräftige Thiere trotz der Pflanzenkost, wogegen Wolf, Tiger,arder, Seehund, Storch, Schlange u. s. w. selbe, dumme (?) Thiere sind, obgleich sie nur Fleisch genießen. Die großen Denker, Erfinder und Künstler haben im allgemeinen schmale Wissen gehabt und wurden welthistorische Männer, doch wie wenig wohlgenährte Fürsten und ruhbändige Bischöfe haben etwas Kennenswerthes gethan in der Geschichte. Mithin kann die geistige Fähigkeit nicht aus dem Nahrungstoff stammen, sondern sie liegt in dem Organismus, in den Einflüssen der ersten Jugendindrücke, in den Wirkungen der Umgebungen, in Summa in den Geheimnissen des werdenden Menschengesistes. Wenn man also die Menschheit naturgeschichtlich sortiren und systematisiren will, so muß man mit geistigen Kräften und Einflüssen rechnen, aber nicht mit Fleisch, Fisch, Milch, Sauerkraut und Erdäpfeln. Das wahre Leben der Völker liegt in ihrer Sprache und Literatur.... Manche Materialisten sind bis jetzt über Phrasen und allgemeine Versicherungen nicht hinausgekommen, ja, sie wissen selbst noch nicht, wie aus Fleisch, Eiern, Erdäpfeln, Salat u. s. w. Fleisch und Blut wird. Dagegen weisen Literatur-, Cultur- und Religionsgeschichte den ununterbrochenen Zusammenhang der Gedanken- und Ideenentwicklung nach, weshalb man ihnen doch vorläufig mehr Vertrauen schenken muß, als jenen Männern, die sich einbilden, durch Fütterung könne man beliebige geistige Talente heranzubilden. O wie bequem wäre das, wenn nur nicht die Geschichte diesen weisen Herren die Narrenkappe um die Ohren schlägt! Das Fleisessen hat weder einen Schiller, noch Mozart, noch Thorwaldsen, Spinoza, Schleiermacher u. s. w. hervorgebracht, vielmehr wirkten auf dieselben Culturverhältnisse ein und setzten sich in ihnen das allgemeine Zeitbewußtsein fort. Betrachtet man die Völker- und Weltgeschichte von psychologischem Standpunkte aus, so muß man unbefangenen anerkennen, daß Ideen, Weltanschauungen, Gemüthszustände die treibenden Mächte der Weltgeschichte sind, nicht aber die Stoffe der Ernährung. Nicht im Magen und den Därmen liegt die Weltgeschichte, sondern im Kopfe und im Herzen.

Und doch hatte der Verfasser früher die Herrschaft der Engländer über die Hindu von der Fleischnahrung abgeleitet. Man sieht also, es ist in dem Buche des

^{*)} Das Wort „physiologische“ scheint ein Druckfehler zu sein; denn im Inhaltsverzeichnis steht „psychologische“, was auch der Inhalt des Kapitels fordert.

Verfassers keine Haltung, keine Einheit. Bald polemisiert er gegen die Materialisten vom spiritualistischen Standpunkt aus, bald aber wieder redet er selbst ganz materialistisch. Wie materialistisch ist nicht z. B. folgendes Gerede über das Genie:

Beim Genie haben sich die Ganglien in gewissen Bezirken gehäuft, machen diesen Gehirntheil also wahrnehmungsfähiger, leiten fast alle Reize nach diesem Theile, welcher sich demnach stark entwickelt, große Feinheit der Empfänglichkeit und Kraft der Auffassung gewinnt. Weil aber im Genie mehr Ganglien in Verbindung stehen und sich gegenseitig reizen, so entstehen ganz eigenthümliche Urtheils- und Gedankencombinationen, an denen man das Genie erkennt. Je nach der Beschaffenheit der Organe oder der Uebung spricht das Genie große Gedanken aus, kann sie aber nicht verarbeiten, wenn dazu die betreffenden Organe zu schwach sind. Samann hatte ungewöhnliche Ganglienverbindungen, aber er konnte nichts gestalten, weil ihm die schaffende Phantasiekräft, Ausdauer und Lebhaftigkeit des sinnlichen Wahrnehmens fehlten.... Wie öfters bereits erwähnt ist, muß man annehmen, daß jeder Gehirntheil für eine besondere Thätigkeit organisiert ist. Entwickelt sich dieser Theil stärker als die andern, so kann er auch mehr leisten und Reize werden gewissermaßen zu ihm geleitet. Weil er reicher organisiert ist, so werden naturgemäß sinnliche Reize oder Gedankenregungen vielfältiger wahrgenommen, umgewandelt und entstehen Combinationen von Urtheilen und Schlüssen je nach der Leitung der Nervenfasern zu den verschiedenen Ganglien, wie es bei einem weniger reich ausgestatteten Gehirn nicht möglich wird.

Der Verfasser wirft mit Ganglien und Nervenfasern um sich, sucht sich überhaupt das Ansehen physiologischer Kenntnisse zu geben; es ist aber nichts dahinter. Das ganze Gerede ist höchst incorrect, wie von einem, der durch Lektüre allerlei aufgerafft hat und nun damit sich den Schein eines grundgelehrten Mannes gibt. Damit imponirt man zwar unwissenden und halbgebildeten Laien, aber nicht sachkundigen Männern der Wissenschaft. Was der Verfasser den Materialisten vorwirft, „Phrasen und allgemeine Versicherungen“, daran ist auch sein Geschreibereich. Wo ihm Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein. Er macht den Eindruck eines Geschwindschreibers, der auf der einen Seite schon vergessen hat, was er ein paar Seiten vorher gesagt, der durch zusammengeliesene, aber unverbaute Brocken und durch dreistes Absprechen zu imponiren sucht.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Gar viele Erscheinungen unsers wissenschaftlichen Lebens deuten darauf hin, daß man die Geisteslehre als Naturwissenschaft behandeln, Philosophie und Theologie demgemäß umgestalten muß. Vielleicht dürfte mein Versuch zur rechten Zeit kommen und den Durchbruch einer neuen Weltanschauung befördern helfen.“ Wir halten es dagegen als Kritiker für unsere Pflicht, das Publikum vor derartigen Durchbruchbeförderern zu warnen.

Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Militärischer Büchertisch.

1. Erinnerungen aus den Jahren 1848—50. Von A. Hansen. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.

Ein geborener Schleswiger, der von der Universität zu Berlin in den Kampf für sein Vaterland eilte, schildert, was er mit seinen Augen gesehen und mit seinen Ohren gehört hat, und will seinen Landsleuten, ohne eine Geschichte des ersten schleswig-holsteinischen Kriegs zu schreiben, ein möglichst anschauliches und lebensvolles Bild jener Kämpfe und Mühen geben, die sie, wenn auch nicht immer siegreich, so doch stets ehrenvoll bestanden haben. Rein militärischen Lesern glaubt er nicht zu genügen. „Es fehlt in der Form der Darstellung“, sagt er, „jene Spinosität und diplomatische Genauigkeit, jenes Eingehen in das Detail, jene Anwendung der technischen Formen und Ausdrücke, welche der Militär von Fach weder entbehren mag noch kann.“ Darin hat er vollkommen recht; wir wollen uns aber bei Besprechung des Buchs nicht auf den rein militärischen, sondern auf den Standpunkt des Verfassers stellen, und können sagen, daß wir es mit Interesse gelesen haben. Ueber die Freischaren äußert der Verfasser, daß die spezifisch schleswig-holsteinischen mit den andern nur in einem losen Zusammenhange standen, weil in diesen die Mehrzahl aus rohen, abenteuernden Elementen bestand, welchen der Kampf gegen die Dänen nur zur Folie für Sonderinteressen der bedenklichsten Art diene. Die Leistungen der Freicorps im Felde seien, für sich betrachtet, äußerst gering gewesen und mit dem Auftreten der deutschen Hülfstruppen geradezu überflüssig geworden; er schreibt:

Ihr Verdienst ist ganz in den Anfang der Erhebung zu setzen, denn nicht nur, daß Freiwillige bei der Einnahme Rendsburgs geschickt eingriffen, daß ihr Eifer, ihr kühner Muth, ihre frische Zuversicht das reguläre Militär mit fortrissen, es wäre der Vormarsch nach Flensburg, damals eine politische Nothwendigkeit, ohne die Freicorps nicht möglich gewesen, weil, abgesehen von der numerischen Verstärkung, nur durch ihre Gegenwart die wenigen regulären, ihrer Offiziere fast gänzlich beraubten Bataillone vor dem deprimirenden Gefühle der Vereinsamung und Verlassenheit geschützt werden konnten. Daß das schleswig-holsteinische Volk hinter seiner kleinen Armee stand, diesen Beweis haben für den ersten schweren Anfang die Freischaren geliefert, und solches Verdienst darf ihnen, gegenüber den vielen Anzweiflungen, niemals verkümmert werden.

Der Abschnitt „Freischärlerleben“ ist mit ergötzlichem Humor geschrieben, der folgende: „Die Mußezeit zu Hause und der Eintritt ins reguläre Militär“, setzt aber, um ihn ganz zu verstehen, eine genaue Kenntniß der Verhältnisse und Persönlichkeiten voraus, welche den nicht schleswig-holsteinischen Lesern natürlich fehlt. Die Armee der Herzogthümer und Bonin's Verdienste um dieselbe sind gut geschildert, das Jahr 1849 wird ihre Glanzzeit genannt. Von den Kriegsbegebenheiten gibt der Verfasser eine allgemeine Uebersicht und erzählt, wie er sich vorgenommen, eingehend nur, was er selbst gesehen, gehört und erlebt hat. Ueber General von Willisen, „der die Armee reorganisiert, in Wahrheit aber maltrairt und systematisch zu Grunde gerichtet hat“, spricht er sich, wie zu erwarten, sehr bitter aus.

Aus dem Feldzuge von 1866 liegen uns noch ein paar Monographien vor:

2. Das Gefecht bei Dermbach am 4. Juli 1866. Dargestellt von A. von Soeben. Darmstadt, Fernin. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Heerführer, der im Mainfeldzuge unter Vogel von Falkenstein eine Division befehligte und mit dieser das Gefecht bei Dermbach bestand, gibt eine authentische Darstellung desselben, wodurch mehrere irrige Angaben, welche darüber veröffentlicht worden sind, berichtigt werden.

3. Die Neunundsechziger von Wien bis Luxemburg im Jahre 1866. Von F. Blaenkner. Berlin, Mittler und Sohn. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Die kleine Schrift ist eine Fortsetzung der frühern: „Die Neunundsechziger bei Röniggrätz“, und ihr Ertrag ist für die Verwundeten des Regiments bestimmt. Sie erzählt die Erlebnisse desselben auf dem anstrengenden Vormarsche nach Wien und dem weiteren Marsche nach dem Frieden bis in seine Garnison Luxemburg, und wird besonders von denen, welche diese Märsche mitgemacht haben, zur Erinnerung gern gelesen werden.

Von frühern Zeiten einer kleinen märkischen Stadt berichtet:

4. Aus alten Tagen der Stadt Burg und militärische Traditionen der Garnison Burg; ein militärisch-bürgerliches Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert von Arnold Helmutz. Burg, Söpfer. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Arbeit, auf gründliche Nachforschungen gestützt, war zuerst für einen besondern Zweck bestimmt, erweiterte sich dann zu einem Vortrage in der Militärischen Gesellschaft zu Magdeburg, und wird nun in unveränderter Gestalt auf mehrseitige freundliche Anregung veröffentlicht. Sie hat zwar eigentlich nur ein locales Interesse, doch bringt sie, nach einer Skizze der geschichtlichen Entwicklung der Stadt Burg, deren Ursprung schon in das 9. Jahrhundert zu setzen ist, auch mehrere Notizen aus dem vorigen Jahrhundert, die für die Armeegeschichte von Werth sind.

Denselben Zweck verfolgt die Biographie:

5. George Christoph von Razmer, Chef der weißen Husaren. Ein Beitrag zur Geschichte der Armee Friedrich's II. von S. Oemar Ernst von Razmer. Hannover, Sahn. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Das weiße Husarenregiment hat sich in den Kriegen Friedrich's des Großen einen sehr guten Ruf erworben, Seydlitz hat seine Lehrjahre in ihm durchgemacht, und mehrere nachmals berühmte Husarenführer sind aus demselben hervorgegangen. Es wurde zuerst als Lanzenreiter noch unter Friedrich Wilhelm I. durch den Oberstlieutenant von Razmer, welcher damals bei den Kürassieren an der polnischen Grenze stand, auf Befehl unter den „polnischen Walachen“ angeworben und trotz seiner Bewaffnung zu dem Husaren-corps, das der König errichtet hatte, gerechnet. Als eine nationale Truppe, meist aus Polen bestehend, zeigte es aber in vieler Beziehung, namentlich im Offizier-corps, Gegensätze zu den Husaren. Friedrich II. zog das Regiment 1741 nach Berlin, wo das Einrücken dieser nie gesehenen Waffengattung ein Volksfest wurde. Die Reiter trugen polnische Nationaltracht: sehr weite licht-

blaue Westen und Hosen mit einer rothen Schärpe um den Leib, weiße Oberkleider bis auf die Knöchel reichend und hellblaue mit schwarzem Pelz verbrämte Mützen. Der König, der zuerst sehr zufrieden mit dem Regiment war, scheint im Felde jedoch zu viel von ihm erwartet zu haben, denn er schrieb 1742: „Sie seindt das Brodt nicht wehrt“, und verwandelte es in ein Husarenregiment, welches weiße Pelze und hellblaue Dolmans erhielt. In der kurzen Friedenszeit brachte Friedrich seine Cavalerie bekanntlich zu der Stufe der Ausbildung, welche ihr in den beiden folgenden Kriegen so hohen Ruhm verschafft hat. Die Uebungen im Frieden sowol, als die ausgezeichneten Thaten der weißen Husaren im zweiten Schlesienschen Kriege werden in der kleinen Schrift nach guten Quellen, auch Tagebüchern jener Zeit sehr gut geschildert. Kämpfer erlebte den Siebenjährigen Krieg nicht mehr, er starb 1751 an der Wasserkucht; sein Regiment hat aber unter Puttkammer, dessen Bild auch an dem Denkmal Friedrich's des Großen zu sehen, neue Lorbern gewonnen. Viele Personalien, besonders über Seydlitz, sind überall dem Büchlein eingefügt und werden militärischen Lesern willkommen sein.

Wir schließen hier gleich an:

6. Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. Ein Beitrag preussischer Geschichte der Jahre 1740—63 von F. A. Paullig. Dritte Auflage. Frankfurt a. D. 1871.

Es gehört Muth dazu, die reiche Literatur des Siebenjährigen Kriegs noch durch ein neues Werk zu vermehren, wenn dasselbe nicht, wie A. Schaefer's Geschichtswerk (vgl. Nr. 9 d. Bl. S. 1869) aus bisher unzugänglichen Quellen geschöpft werden kann; es gehört ferner — Kunst dazu, einem solchen Werke Absatz zu verschaffen, obenein im Selbstverlage, welcher bekanntlich nicht günstig dazu ist. Dem Verfasser scheint es jedoch gelungen zu sein, wie die drei Auflagen beweisen, und wir wollen den patriotischen Geist, in welchem das gedrängte Buch geschrieben ist, und den Zweck, „zur Erweckung und Belebung patriotischer Gesinnung nach seinen schwachen Kräften beizutragen“, gern anerkennen.

7. Der Feldzug der Oesterreicher gegen Rußland im Jahre 1812. Aus officiellen Quellen von Ludwig Freiherrn von Welden. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfasser, der 1853 zu Graz verstorben ist, hat kurz vor seinem Tode zwei Schriften veröffentlicht: „Episoden aus meinem Leben“, in welchem er seine kriegerische Thätigkeit während der Jahre 1848 und 1849 ausführlich erzählt, und „Der Krieg der Oesterreicher in Italien gegen die Franzosen in den Jahren 1813 und 1814“. Beide wurden von der militärischen Presse günstig aufgenommen. Für zwei andere Werke, die er nach officiellen und authentischen Quellen vollendet, hat er dagegen bestimmt, daß sie erst zehn Jahre nach seinem Tode publicirt werden sollen: das eine ist das vorliegende Werk, das andere eine Geschichte des Kriegs von 1809, das die Verlagshandlung später bringen wird. Sie vermag den Grund jener letztwilligen Verfügung nicht einzusehen; auch wir sind, was den Krieg von 1812 betrifft, darüber im Unklaren, da der Verfasser keinem der Theilnehmenden zu nahe tritt, vielmehr die Operationen des Fürsten Schwarzenberg überall

motivirt und gegen mancherlei Tadel, den sie namentlich von französischen Schriftstellern erfahren haben, vertheidigt. Der Fürst war ein methodischer und vorsichtiger Feldherr, wie er sich besonders im Kriege von 1814, entrüstet über Blücher's und Sacken's unablässiges Vorwärtsdrängen, gezeigt hat, in Rußland konnte er aber die Anforderungen, welche Napoleon an ihn stellte, z. B. weiter in Polhymien einzubringen und „sich mehr an den großen Begebenheiten zu betheiligen“, nicht erfüllen, er mußte seine Aufgabe unter den auf seinem Kriegsschauplatze gegebenen Verhältnissen, denen Napoleon nicht Rechnung trug, im Auge behalten und die ihm anvertrauten Truppen nicht nutzlos opfern. Gelegenheit zu großen Thaten wurde dem österreichischen Auxiliärcorps bei seiner Schwäche und den schwierigen Terrainverhältnissen gegen einen meist überlegenen Feind nicht geboten, doch haben sich die Oesterreicher überall rühmlich in zahlreichen Gefechten geschlagen, und die Details dieser Kämpfe für die Specialkriegsgeschichte aufbewahrt zu haben, ist ein Verdienst der Schrift, da bei dem Kriege in Rußland die Seitencorps von der Geschichtsschreibung über der Hauptarmee, welche alles Interesse für sich in Anspruch nahm, sehr vernachlässigt worden sind.

8. Aus Afrika und Spanien. Erlebnisse und Schilderungen eines frühern Capitäns der Fremdenlegion. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Kämpfe dieser Legion in Algerien und Spanien. Zwei Bände. Jena, Mauke. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Buch ist auf eigenthümliche Weise entstanden. Der Soldat, dessen Erlebnisse es schildert, hat den stofflichen Thatbestand einem guten Freunde zur Mithilfe dargereicht und dieser die Darstellung, Form und Anordnung geliefert. Beide haben sich nicht genannt, doch ist in Aussicht gestellt, daß „beide einmal Luft bekommen werden, aus ihrer anonymen Verborgenheit herauszutreten“. Der Verfasser, als welchen wir doch den Capitän ansehen müssen, verließ 1826 seine Heimat, über welche wir im Dunkeln bleiben, um sich an dem griechischen Freiheitskampfe zu betheiligen; Mangel an Geld hinderte jedoch, nachdem er über Triest und Venedig nach der Schweiz gelangt war, die Ausführung, und er ließ sich für ein Schweizerregiment im französischen Solde anwerben. Die Bourbons hatten nämlich deren wieder in Dienst genommen: zwei Garde- und vier Linienregimenter. Sie wurden nach der Julirevolution sämmtlich entlassen, und der Verfasser, der in verschiedenen französischen Garnisonen gestanden, kehrte nach 4 $\frac{1}{2}$ jähriger Abwesenheit wieder in seine Heimat zurück. Es litt ihn hier aber nicht lange, und als er zufällig die Bildung einer französischen Fremdenlegion für Algerien erfuhr, verließ er, „von geheimer Gewalt getrieben, der er nicht zu widerstehen vermochte“, sein Vaterhaus wieder, um „neue Abenteuer zu suchen“. In Toul trat er in das Depot der Fremdenlegion und wurde bald nach Algier befordert, wo er im Februar 1832 ankam. Die ersten Eindrücke werden kurz geschildert, dann folgt eine Geschichte von Algier seit grauer Vorzeit und eine Darstellung der Eroberung von 1830: beide hätten wir dem Verfasser erlassen, die erstere, weil sie historischen Ansprüchen doch nicht genügt, die letztere, weil sie in einer reichen Literatur

bereits zur Genußnahme und besser enthalten ist, besonders aber, weil er sie nicht mitgemacht hat. Diese „Entrefilets“ nehmen fast die ganze Hälfte des ersten Bandes ein, erst im elften Bogen beginnen die weitem Selbsterlebnisse des Verfassers; diese aber und noch mehr die Schilderungen aus dem Soldaten- und Volksleben lasen wir mit Interesse. In Afrika bot sich zuerst weniger Gelegenheit, das Letztere zu beobachten, wohl aber in Spanien, wohin die Fremdenlegion, sechs Bataillone stark, 1835 infolge eines Vertrags zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal zur Unterstützung des Throns der Königin Isabella geschickt wurde. Anfangs waren alle Legionäre einig, ihre Einwilligung zu verweigern, sie wurden jedoch eines Bessern belehrt und nach Spanien übergeschifft. Geschichtliche Rückblicke, um die politische und militärische Lage des Landes bei Ankunft der Legion zu schildern, werden auch hier wieder eingeschoben, kürzer gefaßt als die vorigen und hier mehr am Orte.

Die ersten Lorbern auf der „Ruhmeslaufbahn der Legion“ — so ist ein Abschnitt betitelt — konnte der Verfasser nicht pflücken helfen, weil er an den Pocken erkrankt in Algier zurückblieb, aber er führte ihr dann 200 Mann nach, freilich den Abschau der Legion, meist entlassene Sträflinge, und nahm theil an den Gefechten, welche ihr viel Ruhm, aber wenig Belohnung brachten. Schon der nächste Abschnitt heißt: „Das Erblichen des Sterns“. Man ließ sie an allem Mangel leiden, sie mußte unsagliche Strapazen ertragen und schmolz immer mehr zusammen. General Dronelle, ihr Befehlshaber, wandte sich an die französische Regierung, erhielt aber zur Antwort:

Ihre unaufhörlichen Klagen sind ungegründet. Die Abtretung der Legion an Spanien ist gänzlich und vollkommen gewesen, sie hat die Legion unter die unumschränkte Abhängigkeit von der spanischen Regierung gesetzt. Demnach ist es klar, daß die französische Regierung weder Belohnungen oder Beförderungen bewilligen, noch den Sold und die Unterhaltung dieses Corps zu sichern sich herausnehmen darf. Dieselbe Ursache hat die Regierung des Königs verhindert, durch ihre Vermittelung das Schicksal der in die Hände der karlistischen Banden gefallenen Gefangenen zu mildern.

Die Karlisten erschossen nämlich jeden gefangenen Fremdenlegionär. General Dronelle nahm darauf seinen Abschied, das Commando wechselte noch mehrmals, bis die Legion durch Elend und Gefechte so verringert war, daß sie nicht mehr selbständig bestehen konnte und 1838 aufgelöst wurde. Der französische Kriegsminister verfügte

darauf, daß alle französischen Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten derselben mit dem Grade, den sie vor ihrer Abtretung an Spanien gehabt, in die ihnen angewiesenen Regimenter treten, den Ausländern aber freigestellt werden sollte, unter derselben Bedingung in die neugebildete Fremdenlegion in Afrika zu treten, oder sich auf kürzestem Wege in ihre Heimat zu begeben. Viele, die sich in Spanien auf dem Schlachtfelde einen höhern Grad erworben hatten, mußten demnach wieder Unteroffiziere und Gemeine werden, was manchen veranlaßte, sich lieber eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Der Verfasser, der im Kriege Hauptmann erster Klasse geworden, wurde wieder Souslieutenant. So kam er zum zweiten male nach Afrika. Was hier während der Abwesenheit der Legion geschehen, wird zunächst erzählt.

Dann folgt die Schilderung der Kriegsbegebenheiten, an welchen der Verfasser theilgenommen hat: zunächst der erneuerte Krieg gegen Abd-el-Kader. Die Fremdenlegion wurde 1841 in zwei Regimenter getheilt, der Verfasser gehörte dem zweiten an und kam 1842 nach Bona in Garnison, wo er bis zu seinem Abschied aus dem Militärdienste 1852 blieb. Auf unablässigen Streifzügen und Expeditionen, die von hier aus unternommen wurden, lernte er das Land ziemlich genau kennen; er schildert lebendig, und, wo es der Stoff veranlaßt, nicht ohne Humor, was er gesehen und bemerkt hat. Die dortige Kriegsweise, die Grausamkeit und die List der Eingeborenen, die furchtbaren Leiden, welche die Franzosen auf ihren Zügen erdulden mußten, sind sehr gut dargestellt; es interessiert auch, Namen zu lesen, die später berühmt geworden, z. B. Changarnier, MacMahon u. a. Den Prinzen von Orléans begegnen wir ebenfalls.

Wir haben das Buch, wie schon gesagt, mit Interesse gelesen und seine wahrheitsgetreuen Schilderungen gern anerkannt; wenn aber der Bearbeiter am Schluß des Nachworts sagt: „Recht gelesen und aufgefaßt, wird es gewiß an seinem geringen Theile mit beitragen zur Belebung deutschen Sinnes und vaterländischer Hoffnung“, so müssen wir gestehen, daß wir im ganzen Buche keine Stelle gefunden haben, welche diese Bemerkung rechtfertigen könnte. Es gehört zu der Reisläuferliteratur, von der wir für deutschen Sinn und vaterländische Hoffnungen keine Erwartungen hegen dürfen.

Karl Graf von Bernck.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Correggio“ von Julius Meyer spricht sich die „Saturday Review“ vom 16. September folgendermaßen aus: „Es ist ebenso schwer, Correggio's Biographie zu schreiben, wie seine Werke zu beurtheilen, und zwar aus einem und demselben Grunde: dem Mangel an hervorspringenden Merkmalen. Die Reinheit, Einfachheit und Symmetrie der Schöpfungen seines Pinsels lassen es nicht zum Ausbruch glühender Verehrtheit kommen, und die Durchsichtigkeit der Absicht läßt wenig Raum für die Freiheiten geistreicher Auslegung. In derselben Weise entzieht sich seine Lebensgeschichte der Forschung und trotz

durch ihre gänzliche Ereignislosigkeit allen Versuchen, sie in einem malerischen Lichte darzustellen. Die einzige an seinem Gedächtniß haftende Anekdote ist als unwahr verworfen worden; das traditionelle Porträt, aus welchem ein scharfsinniger Physiognom sich einst bemühte, seinen Charakter zu entziffern, und die Stüge, welche es der betreffenden Legende verlieh, nachwies, ist ebenso unecht wie die Legende selbst. Man kann nur sagen, daß diese Bescheidenheit des Details mit dem Geiste der Leistungen des Malers so vollkommen im Einklange sei, daß man es nicht anders wünschen möchte, selbst nicht um solcher verdienstlicher Biographen willen wie Julius Meyer, dessen liebevolle, leise unzweifelhaft verdient hätte, daß ihm

A n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's
Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.
Aus dessen Werken gezogen von **Pon Pincencio Juan de Lañansa**, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersezt

von
Arthur Schopenhauer.
Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Daß Schopenhauer dieses Werk aus dem Spanischen übersezt, zeugt gewiß für seine Bedeutung, ebenso, daß bereits eine zweite Auflage davon nöthig geworden ist. Schopenhauer sagt von ihm: „Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Seeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Naturwissenschaft gegen Philosophie.

Eine **Widerlegung** der **Hartmann'schen** Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit nebst einer kurzen Beleuchtung der **Darwin'schen** Ansicht über den Instinct von **Dr. med. Geo. E. Stiebeling.**

Preis 1 Thlr.

Dieses Werkchen, welches hier in Newyork, sowie unter allen gebildeten Deutschen Amerikas so großes wohlverdientes Aufsehen erregt hat, wird jedenfalls auch den Gebildeten Deutschlands zc. höchst willkommen sein und werden namentlich die Besitzer des **Hartmann'schen** Werks noch ganz besonders darauf aufmerksam gemacht.

Newyork, September 1871.

L. W. Schmidt.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena; vorrätzig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Kaiserburg und Engelsburg.

Historischer Roman

von
Louise Mühlbach.

2 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieser neue historische Roman der berühmten Verfasserin spielt zur Zeit des **Kaisers Joseph II.** und zeigt die Intriguen der Jesuiten gegen die wohlgemeinten und edeln Absichten dieses Fürsten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung.
Bierzig Briefe
von
Melchior Meyr.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In Briefen an einen Freund entwickelt der (während des Drucks verstorbene) Verfasser hier mit logischer Klarheit dieselben Gedanken und Ueberzeugungen, welche seine vor kurzem veröffentlichten Gedichte „Die Religion des Geistes“ in poetischer Form verkünden. Wie alle Schriften **Melchior Meyr's** gewährt auch diese letzte dem Geist und Gemüth der Leser gleiche Befriedigung.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Fortbauer nach dem Tode. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Erzählungen aus dem Nies. Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gedichte eines Lebendigen.

Von

Georg Herwegh.

Neunte Auflage.

8. Broschirt. Preis 1 Thlr., gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Ngr.

Stuttgart.

G. J. Goeschen'sche Verlagshandlung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sundert Jahre.

1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

Heinrich Albert Oppermann.

Neun Theile. 8. Geh. 10 Thlr. 10 Ngr.

Mit diesem trefflichen Werk hat sich der verstorbene Verfasser ein ruhmvolles literarisches Denkmal errichtet. Ein bekannter Kritiker vergleicht es mit **Sealsfield's** „Lebensbildern aus beiden Hemisphären“, indem er hinzufügt: in dieser Weise sollten alle Romane geschrieben werden, welche die Gegenwart oder die nächste Vergangenheit schildern wollen! An dem Faden der Zeitereignisse gibt das **Oppermann'sche** Werk eine Reihe culturgeschichtlicher Schilderungen, die, bald ernst bald humoristisch gehalten, immer frisch, anschaulich und in hohem Grade fesselnd sind.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 43. — 86 —

19. October 1871.

Inhalt: Naturforschung und Philosophie. Von Julius Frauenstädt. (Beschluß.) — Revue der Rußlitteratur. — Ein neuer Roman Brachvogel's. Von Adolf Seifrag. — Ferkleton. (August Schleichner; Ein Beitrag zur Goethe-Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Naturforschung und Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 42.)

1. Die Stellung des Menschen in der Natur, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Oder: Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir? Von Ludwig Büchner. Allgemein verständlicher Text mit zahlreichen wissenschaftlichen Erläuterungen und Anmerkungen. Leipzig, Thomas. 1869—70. 8. 2 Thlr. 7/8 Mgr.
2. Der Menscheng Geist in seiner persönlichen und weltgeschichtlichen Entwicklung. Eine naturwissenschaftliche Seelenkunde und darauf begründete Weltanschauung. Von Friedrich Rörner. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Thomas. 1870. Gr. 8. 8 Thlr.
3. Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik von B. Carneri. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Mgr.
4. Die Lehre Darwin's, kritisch betrachtet von Johannes Huber. München, Lentner. 1871. 8. 1 Thlr. 2 Mgr.
5. Philosophische Zeitfragen. Populäre Aufsätze von Jürgen Bona Meyer. Bonn, A. Marcus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Einen Durchbruch möchte gern auch Carneri durch sein Buch: „Sittlichkeit und Darwinismus“ (Nr. 3), befördern, aber nicht wie Rörner den Durchbruch einer neuen Geisteslehre, sondern den einer neuen Sittenlehre. Carneri spricht sich in der Einleitung folgendermaßen aus:

Wir fassen die Ethik in einem dem antiken sich nähernden Sinne als die Zusammenfassung der letzten Resultate der gesammten philosophischen Wissenschaften in ihrer Anwendung aufs praktische Leben, auf die Gestalt überhaupt. Während die Moralphilosophie bestimmte Sittengesetze aufstellt und zu halten befehlt, damit der Mensch sei, was er sein soll, entwickelt die Ethik den Menschen, wie er ist, darauf sich beschränkend, ihm zu zeigen, was noch aus ihm werden kann; dort gibt es Pflichten, deren Befolgung Strafen zu erzwingen suchen, hier gibt es ein Ideal, von dem aller Zwang ablenken würde, weil die Annäherung nur auf dem Wege der Erkenntniß und Freiheit vor sich geht.

Der Verfasser setzt der in der Form des Sollens, des kategorischen Imperativs, sich bewegenden und das Individuum isolirt, losgerissen vom Allgemeinen auffassenden Moral die Ethik als die angewandte Erkenntniß vom

Ganzen und der Stellung des Menschen im Ganzen entgegen. Für jene behält er den Ausdruck „Moral“ bei, für diese fordert er den Ausdruck „Ethik“. Jene verwirft er, dieser will er zum Durchbruch helfen. Die Moral ist nach dem Verfasser eine bestimmte Zusammenfassung von Sittenregeln und trägt schon in ihrer Eigenschaft als etwas Bestimmtes den Charakter des Individuellen, d. i. Nichtallgemeinen an sich. Die Details der Moral wechseln nach Völkern und Geschichtsperioden. Die Ethik steht höher als die Moral, weil sie diese in sich begreift. Darum seien auch die Grundsätze der Ethik breiter angelegt, und könne sie, zur höchsten Höhe strebend, nur die wichtigsten Fragen behandeln, nur für das Eintreten, was sie unter allen Umständen als unumstößlich hinzustellen vermag, die Details mit ihren wirklich oft wandelnden und darum auch wechselnden Bestimmungen der Moral überlassend:

Eines ist der Standpunkt des Einzelnen, ein anderes der Standpunkt des Allgemeinen; und darum ist doch nur jene Moral eine gesunde, die von den Grundsätzen einer gesunden Ethik getragen wird, und hoch an der Zeit ist es, daß mit den krankhaften Erzeugnissen einer scholastischen Casuistik ausgeräumt werde, mit welchen kirchliche Herrschaft die Gewissen verwirrt, und welche dem Absolutismus, der zweifelerfüllte und dadurch gestimmungslose und darum leicht zu gängelnde Unterthanen brauchte, mit Recht immer willkommen waren. Dem modernen Staate ist es einfach aberwichtig, Grundsätzen sich verschließen zu wollen, die den Menschen zur Einigkeit mit sich selbst bringen, seine geistige und körperliche Kraft in wohlthätigem Einklang ausbilden und durch Entwicklung echter Selbständigkeit den Mann zum Mann, den stumpfsinnigen Unterthan zum selbstbewußten Bürger machen. Von unserm Standpunkt aus ist das keine gesunde moralische Volkserziehung, die nicht zugleich eine ästhetische ist und den Sinn für das wahrhaft Schöne, dem wir einen großen Theil der Leistungen der Civilisation verdanken, nicht zum Gemeingut der Menschheit macht. Die Ethik, wie wir sie denken, ist die Zusammenfassung der Resultate aller Wissenschaften in ihrer Anwendung aufs praktische Leben.

Die Moral, als die von außen geforderte Befolgung sittlicher oder wenigstens für sittlich geltender Vorschriften, ist nach dem Verfasser ein Druck, der, auf den einzelnen ausgeübt, zu einer Sklavenkette wird, wogegen die Natur sich empört. Hingegen ist die wahre Sittlichkeit nach dem Verfasser ein unerschöpflicher Vorn innerer Heiterkeit, welcher, der klaren Identität von Erkennen und Wollen entspringend, das Gemüth nicht weniger befriedigt als den Geist. Die Sittlichkeit kenne weder Lohn noch Strafe; für sie gebe es nur Ursachen und Wirkungen, und die Wahrheit, auf die sie sich gründet, verleihe der Freiheit, aus der sie handelt, einen tieferen Werth. Wer ihr Banner hoch hält, habe das Einzelwesen längst begraben, und der Tod habe für ihn nicht mehr die Bedeutung, mit welcher er den schreckt, für den das Einzelwesen die Hauptsache ist; für ihn sei das Allgemeine die Hauptsache, und in echter Gemeinnützigkeit die ganze Welt zu umfassen, könne er die Arme nicht entbreiten, ohne die Sklavenkette der schlechten Subjectivität zu sprengen.

In jedem erleuchteten Staate muß nach dem Verfasser die Ueberzeugung siegen, daß die Wahrheit allein die Bahn brechen könne, die zur Freiheit und durch sie zur Sittlichkeit führt. Der Verfasser macht den Begriff der Sittlichkeit zum allumfassenden, indem er sagt, derselbe umfasse das ganze geistige Leben und sei ebenso wenig vom Begriff des Schönen und des Rechts, als vom Begriff des Wahren und Guten, der Freiheit und der Humanität getrennt zu denken. Auch der Begriff der Natur ist nach dem Verfasser ein integrierender Bestandtheil des Sittlichkeitsbegriffs, und dieser wird dadurch zu dem, was man im weitesten Sinne unter Weltanschauung versteht.

Nachdem wir des Verfassers erweiterten Begriff von der Sittlichkeit als der Anwendung der gesammten aus den Wissenschaften entspringenden Weltanschauung auf das praktische Leben dargestellt haben, sehen wir uns jetzt nach der Weltanschauung um, die der Verfasser für die allein wahre und deshalb für die ins praktische Leben zu übertragende hält. Auch hierüber lassen wir ihn selbst reden:

Der Ethiker, dem wir unsern Begriff von der Freiheit verbanen, ist Spinoza, während die Methode, nach der wir vorgehen, Hegel angehört; aber wie der Fortschritt der Philosophie uns zwang, Spinoza's Lehre mit Hegel's dialektischer Bewegung zu begründen, so zwang uns der Fortschritt der Naturforschung, über Hegel, der an der Unabänderlichkeit der Gattungen noch festhält, hinauszugehen. Darwin hat alle bisherigen Systeme in ihren Grundfesten erschüttert. ... Darwin's Lehre von der natürlichen Entstehung der Arten kann allerdings aus neuen Entdeckungen neue Belege für ihre Richtigkeit schöpfen, aber daß sie je widerlegt werden könne, denkt heutzutage kein Unbefangener mehr. Mit dem Sturze der Schöpfungstheorie ist aber nicht nur die Zweckmäßigkeitslehre und aller Dualismus, sondern der ganze bisherige Begriff vom Geiste überhaupt unhaltbar geworden. ... Seit Darwin ist es für jeden unbefangenen Denker eine ausgemachte Sache, daß es der Kampf ums Dasein ist, durch den allmählich der Mensch aus dem Thiere sich emporgerungen hat. Will nun die Philosophie über die Natur des Geistes, d. h. darüber ins Klare kommen, inwiefern sie des Ausdrucks Geist sich noch bedienen könne, so bleibt ihr nichts übrig, als den Kampf ums Dasein ins Innere des Menschen zu verfolgen, nicht etwas Bestimmtes zu suchen, sondern zuzusehen, ob noch etwas Weiteres und was noch aus diesem Kampfe sich entwickelt hat: mit dem, was sie da findet, muß sie fürliebnehmen. Mehr als je gibt es heute nur mehr Naturphilosophie.

Das Grundgesetz des Denkens ist nach dem Verfasser dasselbe Gesetz der Bewegung, das wir füglich die Natur der Dinge nennen können, die dialektische dreigliedrige Bewegung, die vom Unmittelbaren oder Anstichfeinden durch das Mittelbare oder Fürsichfeinde zum Vermittelten oder An- und Fürsichfeinden übergeht, dieses wieder, und zwar einem Höhern gegenüber, als Anstichfeindes faßt und so fortschreitet ins Unendliche.

Des Verfassers Weltanschauung ist ein Gemisch von pantheistischem Monismus, Hegel'scher dialektischer Bewegungstheorie und Darwin'scher Entwicklungstheorie. Vom pantheistisch-monistischen Standpunkt aus betont er die Machtlosigkeit des Einzelnen gegenüber dem Allgemeinen. Vom Darwin'schen Standpunkt aus bekämpft er die Teleologie. Bezeichnend ist folgende Stelle aus dem Kapitel über die Weltgeschichte:

Der Staat ist nothwendig entstanden im Kampf ums Dasein, und daß er sich erhalten hat, ist begründet in seiner Fähigkeit, den fortwährenden Veränderungen der Verhältnisse sich anzupassen. Sein Begriff war nicht früher da denn er; aber die dialektische Bewegung, das Grundgesetz, die Logik alles Werdens, war da, ewig wie das Causalgesetz, und ihr gemäß mußte das selbstlose Anstichfein des Menschengeschlechts zum Fürsichfein sich aufrufen und als selbständiges Subject vorwärts schreiten, wie alles um es her, von Vermittelung zu Vermittelung. Alles ist ohne Plan geworden, wie es eben nur werden konnte, aber auch werden mußte, als das Ergebnis des Zusammenwirkens zahlloser, nur in ihrem allergeringsten Theile beobachtbarer oder gar vorherzusehender, wechselseitig bald sich hemmender, bald sich unterstützender, aber immer im bestimmten Falle so und nicht anders erfolgender Ursachen.

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, erklärt der Verfasser ausdrücklich, daß er, allem geistigen Werden allein Darwin's Princip zum Grunde legend, das Unbewusste nicht im Sinne des Hrn. von Hartmann nehme, der in seiner „Philosophie des Unbewußten“ die von W. Wundt gegebene Grundlage als Hintertüthchen benutzt, durch das er die beim Hauptthor hinausgeworfene Teleologie in die Natur wieder einführt. Hiergegen sagt der Verfasser:

Durch unsere Weltanschauung wird der Natur keinerlei Plan aufgetragen. Ihre Steigerungsfähigkeit ergibt sich von selbst aus der unendlichen Differenzirbarkeit des Stoffs, und ist einfach eine Läuterung, nicht eine Aufhebung seiner Einheit. Das Gesetz, nach welchem diese Läuterung vor sich geht, hat Darwin gefunden.

Die ewigen Naturgesetze des Geistes bezeichnen nach dem Verfasser die Bahn, auf welcher die Menschheit fortzuschreiten hat; es ist dieselbe Bahn, auf welcher der Mensch zum Menschen geworden ist und auf welcher die Menschheit vorwärts müßte, selbst wenn sie nicht wollte.

Im Kampf ums Dasein, der nur Sieg oder Untergang kennt, ist der Fortschritt eine Naturnothwendigkeit, und nur weniger schmerzlich und rascher ist er, je klarer der Menschheit jene Gesetze zum Bewußtsein kommen; aber wie klar sie ihr auch sein mögen, nur durch rastloses, vor keinem Opfer zurückschreckendes Ringen schreitet sie fort: das Ziel, das die Sittlichkeit ihr setzt, ist weit, denn es ist hoch, und ganz wird die Menschheit ihren Namen erst verdienen, wenn sie keinen andern Kampf kennt denn Arbeit, keinen andern Schild denn Recht, keine andere Waffe denn Intelligenz, kein anderes Banner denn Civilisation.

Mit diesen Worten schließt der Verfasser sein Buch, das stellenweise mehr einem Dithyrambus gleicht als einer nüchternen Untersuchung. Wir wollen nicht mit ihm

darüber rechten, daß er die beiden Worte Moral und Ethik, die doch dasselbe bezeichnen, ganz gegen den Sprachgebrauch in einem gegensätzlichen Sinne nimmt. Aber das müssen wir ihm zunächst bemerken, daß die von ihm geforderte Erweiterung des Sittlichkeitsbegriffs, nach welcher derselbe das ganze Menschenleben umfassen und auf allen Gebieten desselben die gewonnene wissenschaftliche Erkenntnis zur praktischen Anwendung bringen soll — daß, sagen wir, diese geforderte Erweiterung gar nichts Neues ist, nichts von ihm erst Aufgebrachtes, da schon Schleiermacher, Nothe, Ehalhdäus und andere neuere Ethiker die Ethik in diesem erweiterten Sinne aufgefaßt und bearbeitet haben. Die moderne wissenschaftliche Ethik faßt das ganze menschliche Leben als ein sittlich zu gestaltendes auf, nimmt also nicht bloß das individuelle Leben, sondern auch das Familienleben, das Rechts- und Staatsleben, das ästhetische, wissenschaftliche und religiöse Leben in den Sittlichkeitsbegriff auf. Das Gute der modernen Ethik ist kein einseitiges, sondern ein allseitiges, umfaßt alle wesentlichen Güter des menschlichen Lebens, wenngleich in einer gewissen Rangordnung. In diesem erweiterten Sinne habe auch ich in einer Schrift über „Das sittliche Leben“ den Begriff des Guten aufgefaßt.

Der Verfasser spricht also mit seiner Forderung der Erweiterung des Sittlichkeitsbegriffs nur etwas aus, was in der modernen wissenschaftlichen Ethik längst anerkannt und von einzelnen Ethikern, nach ihrer Gesamtauffassung des menschlichen Lebens, geleistet worden ist.

Neu ist bei unserm Verfasser nur die Gründung der erweiterten Ethik auf Darwinismus. Dieses Neue ist aber nicht wahr. Auf den Darwinismus läßt sich so wenig eine Ethik gründen, wie auf den Spinozismus; denn beide sind ateleologisch, kennen nur wirkende Ursachen, keine Zweckursachen. Ohne Teleologie ist aber keine Ethik möglich. Wo es nur wirkende Ursachen gibt, da kann wol von Physik die Rede sein, aber nicht von Ethik. Spinoza hat seinem System fälschlich den Namen „Ethik“ gegeben, und ebenso fälschlich braucht unser Verfasser das Wort „Ethik“ für seine darwinistische, ateleologische Auffassung der Geschichte, nach der „alles ohne Plan geworden, wie es eben nur werden konnte, aber auch werden mußte“ u. s. w.

Wenngleich die Ethik nicht in der Form des kategorischen Imperativs, des unbedingten Sollens, aufzutreten hat, so kann sie doch nicht umhin, Werthurtheile, d. i. Urtheile der Billigung oder Mißbilligung über die verschiedenen Arten von Gesinnungen und Handlungen zu fällen, sie kann nicht umhin, Ideale oder Musterbilder für das Leben aufzustellen. Werthurtheile, Ideale setzen aber schon einen Zweck voraus. Folglich kann in einer bloß zwecklos wirkende Ursachen anerkennenden Ansicht vom Menschenleben streng genommen von Ethik nicht die Rede sein. Der Verfasser sagt ja selbst: „Mehr als je gibt es heute nur mehr Naturphilosophie.“ Dies ist von seinem Standpunkt aus ganz consequent. Dann hätte er aber auch nicht das Wort „Ethik“ mißbrauchen sollen.

Gesetzt aber auch, man wollte die Inconsequenz, aus der Darwin'schen Theorie eine Ethik abzuleiten, zulassen, welche Ethik könnte denn dies sein? Welches Werthurtheil würde sich aus der Lehre vom „Kampf ums Dasein“ zie-

hen lassen? Consequenterweise nur folgendes: Alles, was in dem Kampf ums Dasein einen Vortheil über die Mitbewerber gibt, alles, was in den Stand setzt, die schwächeren, untauglicheren, unvollkommeneren Individuen und Rassen zu verdrängen, also Mord und Todtschlag, schonungslose Vertilgung der Schwachen und Kranken, der Krüppel und Greise — alles dies ist zu billigen. Eine schöne Ethik das!

Nach der aus der Darwin'schen Theorie abgeleiteten Ethik hätte man der barbarischen Handlungsweise der Wilden gegen schwache Kinder und Greise, gegen Krüppel und Kranke, die ihnen im Kampfe ums Dasein beschwerlich sind, den Vorzug zu geben vor der humanen Behandlung, die solche von civilisirten, christlich barmherzigen Nationen erfahren.

In Darwin's neuestem Werk: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ (I, 146) lesen wir folgende hierauf bezügliche merkwürdige Stelle:

Bei Wilden werden die an Geist und Körper Schwachen bald beseitigt, und die, welche leben bleiben, zeigen gewöhnlich einen Zustand kräftiger Gesundheit. Auf der andern Seite thun wir civilisirten Menschen alles nur Mögliche, um den Proceß dieser Beseitigung aufzuhalten. Wir bauen Zuchtstätten für die Schwachstimmigen, für die Krüppel und die Kranken, wir erlassen Armengesetze und unsere Aerzte strengen ihre größte Geschicklichkeit an, das Leben eines jeden noch bis zum letzten Moment zu erhalten. Es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß die Impfung Tausende erhalten hat, welche in Folge ihrer schwachen Constitution früher den Pocken erlegen wären. Hierdurch geschieht es, daß die schwächern Glieder der civilisirten Gesellschaft auch ihre Art fortpflanzen. Niemand, welcher der Zucht domesticirter Thiere seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, wird daran zweifeln, daß dies für die Rasse des Menschen im höchsten Grade schädlich sein muß. Es ist überraschend, wie bald ein Mangel an Sorgfalt oder eine unrecht geleitete Sorgfalt zur Degeneration einer domesticirten Rasse führt; aber mit Ausnahme des den Menschen betreffenden Falls ist kein Züchter so unwissend, daß er seine schlechtesten Thiere zur Nachzucht zuläßt.

Handeln nun, wenn diese Darwin'sche Theorie von der zweifellos schlechten Wirkung der Schonung der schwächern Glieder der Gesellschaft den ethischen Maßstab abgeben soll, die Wilden, welche die schwächern Glieder umbringen, nicht sittlicher als die Civilisirten, welche sie schonen? Darwin sagt zwar, „wir könnten unsere Sympathie, wenn sie durch den Verstand hart bedrängt wird, nicht hemmen, ohne den edelsten Theil unserer Natur herabzusetzen“ (a. a. D., I, 146); aber damit ist schon anerkannt, daß es etwas Edleres gibt als die consequenterweise aus dem Kampf ums Dasein entspringende egoistische Handlungsweise, daß folglich der „Kampf ums Dasein“ nicht dazu taugt, der Ethik zu Grunde gelegt zu werden. Die Handlungen, die aus dem Kampf ums Dasein hervorgehen, sind entgegengesetzter Art als die, welche die Ethik billigt.

Während Carneri ein begeisterter Anhänger der Darwin'schen Lehre ist, treten dagegen Huber und Meyer in ihren Schriften: „Die Lehre Darwin's“ (Nr. 4) und „Philosophische Zeitfragen“ (Nr. 5), als Gegner derselben auf. Johannes Huber will durch seine Schrift zu einer schärfern Prüfung der Lehre Darwin's anregen, „die von dogmatischen Geistern allzu rasch angenommen und im Sinne einer öden materialistischen Negation ausgebeutet

worden ist". Suber sagt, in der großen Epoche, in welcher sich gegenwärtig die deutsche Nation befindet, dürfe sie von der idealen ethischen Weltanschauung nicht abfallen, wolle sie ihre erhabene Culturwissen in der Geschichte erfüllen. Ihm sei es kein Zweifel, daß die ernste Arbeit unserer Naturwissenschaft nicht zur Leugnung, sondern vielmehr zum Erweis des Geistes führen werde. Anknüpfend an die Helmholtz'sche Theorie, daß, wenn das Weltall ungestört dem Ablauf seiner physikalischen Prozesse überlassen wird, endlich aller Kraftvorrath in Wärme übergehen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen wird; dann ist jede Möglichkeit einer weiteren Veränderung erschöpft, das Weltall wird zur ewigen Ruhe verurtheilt sein — anknüpfend an diese Lehre sagt Suber:

Entweder also es herrschen noch andere als bloß die physikalischen Kräfte in der Materie, oder das Weltsystem sinkt in ein todttes Chaos, aus dem sich später kein neuer Weltbau gestalten kann. Ist aber diese Theorie richtig, so liegen in ihr zwei Sätze von einer, unsere ganze Weltanschauung bedingenden Tragweite ausgesprochen: 1) Das Weltsystem ist nicht anfangslos, sondern seine bisherige Dauer ist eine begrenzte und endliche, da nach Ablauf einer bestimmten, wenn auch noch so langen Zeit dasselbe in jenen Gleichgewichtszustand seiner Kräfte zurückkehren muß, der gegenwärtig noch nicht erreicht ist, dem es sich aber immer mehr und sicher annähert. 2) Das Weltsystem kann, da sein ganzer Bestand auf einer Störung des Gleichgewichts der physikalischen Kräfte beruht, diese Störung aber nicht aus der sich selbst überlassenen Materie hervorgehen kann, die nur nach Ausgleichung dieser Störung strebt, nicht eine Production der Materie selbst sein, sondern fordert für seine Erklärung ein über die Materie hinausliegendes, sie beherrschendes Princip.

Angeichts dieser Consequenzen nun stellt sich nach dem Verfasser die Alternative dar: entweder die Materie in ihren chaotischen Zustand als anfangslos zu setzen und die Entstehung des Weltbaues dann von einer außer ihr befindlichen, auf sie einmal wirkenden Kraft abzuleiten; oder aber die Materie selbst als einmal entstanden, d. h. als geschaffen und zwar gleich bei ihrer Schöpfung mit einer Anordnung ihrer Kräfte gesetzt zu denken, wodurch sie geschieht wird, aus sich allein heraus den Weltbau zu gestalten.

In dem einen wie in dem andern Falle postuliren wir nach dem Verfasser eine nicht materielle, ja eine übermaterielle, weil die Materie beherrschende Kraft. Die Annahme der ersten These führe uns zur Lehre von der Weltbildung, nach welcher das Weltsystem das Werk von zwei Principien ist, zum Dualismus. Die zweite These aber sei die Lehre von der Schöpfung einer in ihrer Dauer endlichen Welt. Es sei nun nicht bloß eine Sache des individuellen Geschmacks, zwischen der Annahme einer bloßen Weltbildung oder einer Welterschöpfung eine Auswahl zu treffen. Das menschliche Denken befriedige sich bei dem Dualismus der Principien nicht. Auch sei es nicht einmal eine würdige Vorstellung, die Welt nach der Art einer mechanischen Production, wo der Geist auf die Stoffe wirkt, entstehen zu lassen, abgesehen davon, daß die große Schwierigkeit zurückbliebe, sich die Einwirkung des göttlichen Geistes auf die von ihm wesentlich, weil von Anfang an verschiedene Materie nur irgendwie begreiflich zu machen:

Die Weltbildungslehre ist eine bloße Vorstellung, die Welterschöpfungslehre aber ist ein Gedanke, und nach allem, was wir erwägen, ein nothwendiger Gedanke. Nach der erstern ist die Welt ein bloßer Mechanismus, dessen bildende und bewegende Kraft außer ihm verweilt; nach der andern ein Organismus, insofern der schaffende Geist selbst mit seinem Ideenhalte in die Welt eingeht und in ihr ihn verwirklicht oder entwickelt.

Die Zeitlichkeit der Welt involvirt nach dem Verfasser ferner die noch tiefergreifende Consequenz, daß sie nicht das Werk der Nothwendigkeit sei; denn was nothwendig besteht, dies bestehe immer, weil seine Ursache wirken mußte und darum ihr Product so lange oder so ewig ist als sie selbst. Demnach folge aus der Zeitlichkeit der Welt, daß die Ursache ihrer Schöpfung, wenn sie eine ewige ist, eine freie Ursache sein muß, welche wirken oder auch nicht wirken kann. Eine solche Ursache könne keine physikalische, keine blinde sein, denn physikalische und blinde Ursachen wirken nothwendig und wirken immer. Im Gegentheil, sie müsse bewußt sein, denn ohne Bewußtsein sei keine Freiheit möglich.

Die letzte Consequenz vom gegenwärtigen Standpunkt der Physik aus ist daher nach dem Verfasser, daß ein bewußter und freier, also ein geistiger Grund der Welt besteht. Eine rein physikalische Weltanschauung ist — dies betont der Verfasser wiederholt — durch die mechanische Physik selbst abgewiesen und, wenn also irgendeine Theorie von der Entwicklung der organischen Welt, wie dies bei Darwin und seinen Anhängern der Fall sei, mit rein physikalischen Kräften für die Erklärung derselben ausreichen zu können glaube, so stehe hingegen fest, daß dieselbe schon von vornherein fundamentlos ist, da die Schöpfung der ersten organischen Form nur möglich ist durch das harmonische Zusammenwirken der universalen Kräfte, mit andern Worten durch das Weltsystem und in dem Weltsystem, welches aber selbst nicht möglich ist ohne den in der Materie waltenden Geist.

Die Weltgestaltung wie die Weltordnung ist nach dem Verfasser ein Werk der Vorsehung, weil sie nur die Verwirklichung eines absoluten Gedankens ist. Nirgends auf seinem Gange sei das Leben der Welt ein zufälliges Spiel blinder Kräfte. Damit sei freilich die so sehr verpöbte Teleologie im großartigsten Umfange in die Naturbetrachtung wieder eingeführt. Allein es frage sich hier nur, ob sie zu vermeiden ist, wenn man bis zum Ende hinausdenkt, und ob sie, in jenem Umfange festgehalten, wonach sie schon in der Schöpfung der Elemente, in ihren Dualitäten und Kräften gegeben ist, irgendeiner Beanstandung unterliegen könne, da dann Causalität und Teleologie in den natürlichen Principien zusammenfallen, welche nach ihrer Natur wirkend zugleich teleologisch wirken müssen, indem eben diese ihrer Natur vom Anfang an teleologisch bestimmt ist.

Von diesem Standpunkt aus bekämpft der Verfasser die Darwin'sche Auffassung der organischen Natur, deren Characteristicum darin bestehe, daß sie überall an die Stelle einer teleologischen Erklärung der gegebenen Phänomene eine solche durch Causalität setzt. Die ganze Oekonomie der organischen Welt und darin der Kampf ums Dasein ist nach dem Verfasser auf die Erzeugung und Erhaltung der höchsten Organisation, der menschlichen nämlich, eingerichtet, und dient, da diese nur das Mittel für das

Leben und die Manifestation des Geistes ist, schließlich nur diesem. „Und so gelangen wir zu einem Resultat, von dem aus auch auf das grausame Schauspiel der Verächtlichkeit empfindender Wesen, auf den Mord in der Natur, ein verschönerndes Licht fällt und dasselbe sich in den Optimismus einer teleologischen Weltansicht wohl einfügt.“

Durch seine teleologische Ansicht glaubt der Verfasser auch die Würde des Menschen trotz der naturwissenschaftlichen Annahme, daß der Mensch nicht unmittelbar geschaffen, sondern durch die ihm vorausgehende Entwidlung der Natur vermittelt sei, gerettet zu haben:

Indem sich die ganze Naturentwicklung von der Gestaltung des Sternensystems an bis herauf zum Menschen als die Verwirklichung eines höchsten Gedankens erweist, so hat der menschliche Geist nicht in den blinden Kräften der Materie, sondern im absoluten Geist seinen Ursprung. Die ganze seiner Erscheinung vorausgehende Geschichte der Natur stellt nur eine Reihe von Vermittelungen dar, durch welche hindurch der allgemaine, schaffende Gedanke endlich zu seiner Verwirklichung schritt. Indem auf solche Weise die ganze dem Menschen vorausgehende Natur nur mit seiner Erzeugung beschäftigt erscheint und ihre gewaltige Geschichte zugleich auch als die seinige sich darstellt, wird seine hohe Würde und Weltstellung nicht nur nicht negiert, sondern nur tiefer begründet und erst recht offenbar.

Des Verfassers Auseinandersetzungen erinnerten uns lebhaft an Schopenhauer's Ausspruch: „Wie jede andere Wissenschaft durch Einmischung von Theologie verdorben wird, so auch die Philosophie, und zwar am allermeisten.“ Des Verfassers Kritik der Darwin'schen Lehre wäre vortrefflich, wenn er sie nicht durch Theologie verdorben hätte. Um die Teleologie zu retten, nimmt er zu dem theologischen Dogma von der Schöpfung und zweckmäßigen Bildung der Materie durch den persönlichen, selbstbewußten und freien Geist, d. i. Gott, seine Zuflucht und sucht das Dasein dieses Gottes zu beweisen durch den zeitlichen Anfang der Weltordnung und durch die Unfähigkeit der Materie, aus eigener Kraft sich zu zweckmäßiger Weltordnung zu gestalten. Aber seine Beweise sind voller Widersprüche und Sophismen. Die wahre Teleologie bedarf solcher Stützen nicht, und durch solche gebrechliche Stützen wird in Wahrheit nichts gestützt. So sehr wir auch des Verfassers Bestreben, an die Stelle der dualistischen Weltanschauung eine monistische zu setzen, anerkennen, so wenig können wir uns doch zu seinem Monismus bekennen. Um dem Dualismus zwischen Geist und Materie zu entgehen, läßt er die Materie durch den Geist nicht bloß formirt, sondern auch geschaffen sein. Damit ist der philosophische Begriff der Materie, nach welchem sie das Ewige, Unentstandene und Unvergängliche ist, schon gänzlich aufgegeben. Ferner ist damit die Materie zu einem völlig selbst- und wesenlosen Schatten verflüchtigt; denn ein ganz und gar geschaffenes Ding hat keine eigene Kraft; folglich ist der naturwissenschaftliche Begriff der Materie, wonach dieselbe selbstkräftig und selbstthätig wirkt, ebenfalls aufgegeben. Die Materie für real, für selbstthätig und selbstkräftig halten, und dabei doch sie ganz und gar von einem andern aus nichts geschaffen sein lassen — das kann nur theologische Gedankenlosigkeit, die den Widerspruch nicht merkt, den sie hiermit begeht.

Auf theologischem Wege läßt sich aus dem Dualismus zwischen Geist und Materie nicht herauskommen.

Der einzige Weg, diesen Dualismus zu überwinden, ist die Erkenntniß, daß beide eins und dasselbe sind, nur von verschiedenen Seiten angesehen, von welcher Erkenntniß aus Schopenhauer jenen Dualismus überwunden hat.

Die letzte der von uns genannten Schriften: „Philosophische Zeitfragen“ von Jürgen Bona Meyer, ist von allen die gediegenste. Meyer befeißigt sich einer „exacten“ Philosophie. Obgleich es „populäre Aufsätze“, wie der Titel sagt, sind, die er liefert, so sind sie doch nicht populär auf Kosten der strengen Wissenschaftlichkeit. Die Aufsätze behandeln verschiedene Thematata. Die Stellung des Verfassers zum Materialismus und Darwinismus ist besonders aus den Aufsätzen: „Kraft und Stoff, Zweck und Ursache“; „Die Entstehung der Arten (der Darwinismus)“; „Thier und Mensch“; „Seele und Leib“, zu erkennen.

Dem Materialismus führt der Verfasser mit Schopenhauer zu Gemüthe, daß schon sein Ausgang auf einer Selbsttäuschung beruhe:

Nicht wie sie leibt und lebt, tritt die stoffliche Außenwelt in das Bewußtsein unserer Seele, sondern nur, indem sie ein geistiges Abbild der Wirklichkeit in der Seele hervorruft. Wir wissen von diesem Bilde der Außenwelt nur, insofern es als Abbild in unserm eigenen Innern geschaut wird. Die ganze Welt existirt für uns zunächst nur als Vorstellung unsern Kopfs. Die Erkenntniß dieser Wahrheit hat Schopenhauer mit Recht den Beginn aller philosophischen Besonnenheit genannt.

In Betreff des Streits zwischen dem Idealismus, der die ganze Welt des sinnlichen Daseins hineinzieht in die Welt des Vorstellens, und dem Materialismus, der diese Welt des Vorstellens und Empfindens aufgehen läßt in die Welt sinnlich wahrnehmbarer Stoffbewegung, sagt der Verfasser in seiner behutsamen Weise:

Eine wissenschaftlich vollgültige Schlichtung des Streits dieser dogmatischen Gegensätze wird für uns Menschen unmöglich sein; aber unstreitig halten sich in diesem Kampf die Idealisten bestimmter an den Ausgang, den auch die Materialisten als nothwendig anerkennen müssen. Sie beide mußten anerkennen, daß die Welt für uns denkende Menschen zunächst nur als Vorstellung, somit als etwas Ideales, vorhanden ist. Die Idealisten halten dies fest und behaupten dann weiter, die Welt sei überhaupt nur als ein Ideales, Unsinliches vorhanden; die Materialisten dagegen verlassen den nothwendigen Ausgang alles Denkens, verleugnen ihn und behaupten, das Ideale, Unsinliche sei überhaupt nicht vorhanden, es gebe nur eine sinnliche Welt. Beide Gegner sagen damit unzweifelhaft mehr, als sie wissen und beweisen können, aber die Idealisten haben wenigstens das voraus, daß sie sich frei halten von der Täuschung, das Dasein der sinnlichen Materie sei uns gewisser als das Dasein unsern eigenen Geistes. . . . Muß, um zur widerspruchslosen Klarheit im Denken zu gelangen, eine dieser Welten gelugnet werden, so liegt es dem denkenden Geiste sicherlich näher, die Welt des sinnlichen Daseins als sich selber zu verleugnen. Sträubt sich unser Denken diese Folgerung zu ziehen, so muß es die Pflicht auf sich nehmen, den Glauben an das Dasein und die Gemeinschaft beider Welten zu rechtfertigen, so muß es die Gründe entwickeln, die uns bestimmen, anzunehmen, daß die sinnliche Welt in Wahrheit so beschaffen ist, wie unser Geist sie uns vorstellt. Unser Geist aber kann davon nicht lassen, das Wesen der Dinge in doppelter Erscheinung, als Stoff oder als Kraft sich vorzustellen.

Wollen wir über die subjective Auffassungsweise unsern Geistes hinaus zu einer Erkenntniß der wirklichen Beschaffenheit der von uns nach ihrer Doppelseite von Stoff und Kraft vorgestellten Welt vordringen, so ist nach dem Verfasser die nächste Frage die, ob wir Gründe

haben, anzunehmen, daß die zwiefache Welt des Seins vorhanden ist, wie sie uns erscheint, und bejahen wir diese Frage, wie wir uns alsdann die Gemeinschaft oder die Verbindung dieses zwiefachen Seins denken müssen:

Es wäre vermessen, glaube ich hier in populärer Kürze die Schwierigkeiten, die jeder Antwort auf jene Fragen anhängen, an deren Lösung sich die größten Geister aller Zeiten abgemüht haben, vollständig entwickeln oder gar lösen zu können; meine Absicht kann nur sein, an sie zu erinnern, um zur Vorsicht und zur Enthaltbarkeit im Urtheil zu mahnen.

Wie wohlthätig sichts doch diese Behutsamkeit gegen die Dreistigkeit ab, mit der die Materialisten, namentlich ein Büchner, über die schwierigsten Probleme absprechen. Meyer ist ähnlich wie Locke bestrebt, die Schwierigkeiten zum Bewußtsein zu bringen, die jeder der verschiedenen Lösungen der philosophischen Grundfragen anhängen. Nur da, wo die Gründe für die eine Ansicht die Gründe für die entgegengesetzte überwiegen, gibt er jener seine Zustimmung. So entscheidet er in dem Streite zwischen der Teleologie und Ateleologie sich für erstere, und zwar in folgender behutsamen Weise:

Sieht man von allen unsichern Anwendungen des Zweckbegriffs ab, sieht ab von dem relativen Nutzen für die Menschen, von der Zurückführung der Zwecke auf einen vorausschauenden Gedanken, von der Ableitung gewisser Einrichtungen aus vorausgesetzten Zwecken, und spricht nur da von Zwecken in der Natur, wo bleibende Beziehungen eines Organs zu einer bestimmten Thätigkeit, der Organe zueinander und zum Gesamtorganismus, dem sie dienen, oder gewisser Theile der Welt zueinander thatsächlich erforscht und begründet sind: so sehe ich keinen Grund ein, warum man diese festen Wechselbeziehungen der Dinge nicht Zweckbeziehungen sollte nennen können. Man hat vielmehr allen Grund dies zu thun, um in der Natur die den Körpern von außen mechanisch aufgedrungenen Bewegungen von denen zu unterscheiden, in welchen innere Triebkräfte der Wesen und feste Zielpunkte ihres Werdens erscheinen. Dieser Vorblick auf den Zweck macht sicherlich den Rückblick auf die Ursachen des Werdens nicht unnötig, vielmehr wird sich alles Gewordene, dessen Beziehungen zu einem natürlich ungrenzten Ganzen wir übersehen können, jederzeit nur durch eine Gemeinschaft dieser Betrachtungen erkennen lassen. Aber eine volle Erkenntnis gelingt ebenso wenig bei dem Ausschluß des Zwecks, wie bei dem Absehen von der Ursache: Teleologie und Causalität bedingen einander wechselseitig.

Meyer's Kritik des Darwinismus ist die gediegenste von allen, die uns bisher zu Augen gekommen. Die Gattungsbegriffe und Eintheilungen, sagt er, wurden fast immer mit dem Schein allzu großer Unbedingtheit ausgestattet und fielen dadurch natürlich dem Wechsel der veränderten Ansicht und erweiterten Erfahrung anheim. Längst war es nötig, ernstlich zu beachten, was Whewell in seiner „Philosophie der inductiven Wissenschaften“ trefflich ausgeführt hat, daß natürliche Gruppen durch den Typus, nicht durch die Definition gegeben sind, daß daher innerhalb einer typischen Grenze eine mehr oder minder große Abweichung zuzulassen ist. An diesen Stand der Dinge mit offenem Sinn erinnert zu haben, ist nach Meyer ein Verdienst Darwin's. Sein Fehler beginnt erst damit, daß er, anstatt nun unbesangene die Grenze der Veränderlichkeit im Verhältnis zur typischen Beständigkeit zu ermitteln, anstatt Artbestand und Artentstehung auf Grund bestimmter wissenschaftlicher Thatsachen zu prüfen, vorzog, sich zum Propheten zukünftig einmal zu erweisender Unbegrenztheit der Abänderung und Artentstehung zu machen.

Der vielfach übertriebenen Speciesmacherei gegenüber bringt nach dem Verfasser der Darwinismus eine heilsame Mahnung zur Vorsicht im Systematisiren. Diese Mahnung mit Nachdruck gegeben zu haben, sei unstrittig ein Verdienst Darwin's. Es bleibe aber zu wünschen übrig, die heilsame Nachwirkung werde nicht dadurch verkürzt, daß diese Mahnung nun umgekehrt zum übertriebenen Vernachlässigen der nothwendigen Unterscheidungen führt. Einen dauernden Werth behalte jedenfalls nur die richtig begrenzte Grundansicht Darwin's ohne die erfahrungsgelose und erfahrungswidrige That der Descendenztheorie, dieser völlig haltlosen Hypothese von der Entstehung aller Wesen auseinander.

Sehr beachtenswerth ist, was der Verfasser bei dieser Gelegenheit über Hypothesen überhaupt, ihre Berechtigung und ihren Werth sagt. Nicht das verurtheile den Darwinismus, daß er eine Hypothese ist, sondern daß er eine schlechte Hypothese ist. Keine Wissenschaft könne der Hypothesen entbehren, und gute Hypothesen könnten sicherlich einer Wissenschaft von großem Nutzen sein. Aber Hypothesen seien nur zulässig, um feststehende Thatsachen zu erklären, unerlaubt dagegen seien diejenigen Hypothesen, die zu ihrer Stütze nicht nur die Annahme neuer Hypothesen, sondern auch völlig unerwiesener Thatsachen bedürfen. Solcher Annahmen nun bedürfe in hohem Grade die Darwin'sche Lehre, und deshalb sei sie eine wissenschaftlich schlechte und unerlaubte Hypothese.

Der Darwin'schen Theorie ist bekanntlich nachgerühmt worden, sie entspreche dem Zuge der Zeit nach Fortschritt und Einheit. In Bezug hierauf macht der Verfasser zum Schluß seiner Kritik folgende Bemerkungen, denen wir nur beistimmen können:

Den Entwicklungsfortschritt nach Darwin's Lehre sieht nur der Nutzen, kein höherer Entwicklungstrieb; es wäre trübselig, wenn auch der Fortschritt unserer Zeit ohne ideales Ziel dieser Theorie des nützlichen Erfolgs entspräche. Das Streben nach Einheit der Anschauung ist dagegen unstrittig jetzt so gut wie sonst vorhanden, aber die Wissenschaft hat diesem Streben nur so weit zu folgen, als das verlangte Wissen gestattet. Zwei Triebe leiten stets unser Forschen, der eine heißt uns die Einheit der Dinge und Kräfte suchen, der andere fordert uns auf, die Unterschiede derselben zu erkennen. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, das richtige Gleichgewicht beider Triebe je nach dem Stande unsers zeitlichen Wissens aufrecht zu halten. Versäumt sie dies, so fällt sie in Irrthum und Wagniß. Folgt sie einseitig dem Einheitstrieb, so wird sie auf Grund allgemeiner Analogien mit willkürlichem Spiele, bei dem bald die Phantasie, bald der Verstand die Herrschaft führt, eine scheinbare Einheit der Dinge erschaffen und ihre Unterschiedlichkeit übersehen; folgt sie einseitig dem Unterschiedstrieb, so wird sie unter Verächtlichmachung unwesentlicher, vergänglichlicher Merkmale das Gesamtbild der Naturdinge in unzählige Theile zersplittern und über den Unterschied das Band der Einheit aus den Augen verlieren, das die Natur durchzieht.

Es stimmt dies im wesentlichen mit dem überein, was Schopenhauer über die zu befolgende Methode alles Wissens sagt, daß man nämlich, wie schon Plato und Kant empfohlen, zweien Gesetzen, dem der Homogenität und dem der Specification, auf gleiche Weise, nicht aber dem einen zum Nachtheil des andern Genüge leisten soll.

Die Materialisten und Darwinisten thun am Gesetze der Specification nicht Genüge, indem sie den Unterschied zwischen Mensch und Thier verwischen. Wir haben oben

gesehen, wie Büchner in diesen Fehler fällt. Dagegen thut Meyer in seinem Aufsatz „Thier und Mensch“ ebenso dem Gesetze der Specification wie dem der Homogenität Genüge. Er sucht nachzuweisen,

daß im Wesen des Menschen ein Neues aufgegangen ist, welches die Seele des Thiers nicht hat, auch im Kleinen nicht, denn eine Anlage, die sich gesetzmäßig nie entwickelt, ist keine Anlage, ihre Annahme beruht auf einer unbegründeten Fiction. Wo das Gewordene die Höhe einer wesentlichen Verschiedenheit zeigt, hat diese sicherlich ihren Grund schon im Keime des Werdens.

Er schließt diesen Aufsatz damit:

So bietet denn die Wissenschaft dem Gefühl des unbefangenen Menschen, welcher die Thiere nicht für seinesgleichen hält und nicht glauben will, daß der Mensch nur ein höher entwickelter Affe, ja ein wirklicher Nachkomme desselben ist, eine klar erkannte Rechtfertigung.

Wir können wegen Mangels an Raum hier nicht auf alle Aufsätze des reichhaltigen Meyer'schen Buchs eingehen. Es würden sich bei näherem Eingehen manche Differenzen zwischen seiner und unserer Auffassung herausstellen, da

Meyer noch stellenweise zu Vermittelungen der naturwissenschaftlich-monistischen mit der theologisch-dualistischen Weltansicht neigt, die uns unhaltbar scheinen. Aber dessenungeachtet müssen wir anerkennen, daß das Meyer'sche Buch eine der gediegensten Erscheinungen der gegenwärtigen philosophischen Literatur ist. Die Philosophie ignoriert hier nicht mehr mit vornehmem Dünkel die Empirie, wie einst in der Periode der apriorischen Weltconstructionen, sondern läßt sich auf dieselbe ein. Wahrlich, es wäre zu wünschen, daß die Naturforscher der Gegenwart anfangen, sich in demselben Maße mit Philosophie zu beschäftigen und den Ergebnissen derselben Rechnung zu tragen, als die Philosophen der Gegenwart anfangen, sich mit Naturwissenschaft zu beschäftigen und ihre Resultate zu berücksichtigen. Der Antagonismus zwischen Naturforschern und Philosophen würde dann bald verschwinden, und wir würden nicht mehr das traurige Schauspiel erleben, auf der einen Seite geist- und gedankenlose Empiriker, auf der andern bodenlose, die Empirie verachtende Speculanten einander bekämpfen zu sehen. Julius Frankenstädt.

Revue der Musikliteratur.

1. Die Tonkunst in der Culturgeschichte. Von Emil Naumann. Erster Band. Zweite Hälfte. Berlin, Behr. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

In der zweiten Hälfte des ersten Bandes (die erste erschien 1869) erörtert der Verfasser den gemeinsamen Ursprung und Entwicklungsgang von Kunst, Religion und Wissenschaft. Die Kunst entwickelt sich aus der Freude am Schönen an sich, liege dieses Schöne nun in a priori unserer Anschauung und Empfindung eingeborenem Gesetze, oder stehe es uns in der Natur als ein zu verklärendes, daher keineswegs nur nachzunehmendes Vorbild vor Augen. Das Schöne erhebt uns über die Gedanken an den Tod, an die Vergänglichkeit des Daseins. In der Natur steht dem Blühen das Verwelken, steht der Jugend als Ziel Alter und Tod gegenüber; anders im Kunstwerk, dessen Gebilde für die Dauer geschaffen sind. Außer der Kunst gibt es nur die Gottesidee, die zur Religion führt, und die Wissenschaft, welche eine Versöhnung zu vermitteln vermögen. Die Antwort auf die Frage: „Was ist das Schöne?“ lautet daher: Das Schöne ist die Versöhnung und Verschmelzung der das gesammte Geistes- und Naturleben durchdringenden Gegensätze im Reiche der Anschauung und Empfindung, d. h. in der Kunst. Das Fünftliche Wahrheit, welches in der banalen Eintheilung der Menschen in Realisten und Idealisten verborgen ist, findet sich darin, daß in der ungeheuern Majorität der Fälle die eine der beiden Anlagen über die andere ein gewisses Uebergewicht behauptet, indem nämlich die dominirende Anlage die ihr untergeordnete mit ihrem Wesen gewissermaßen schattirt und färbt.

Die beiden Charaktertypen Idealismus und Realismus werden von etwas Höherem überragt: der Persönlichkeit (Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven); Sculptur und

Poesie sind als vorwiegend idealistische, Architektur und Musik als vorwiegend realistische Künste zu bezeichnen, während die Malerei eine Mittelstellung zwischen ihnen darstellt.

Die Musik ist überdies eine mehr männliche als weibliche Kunst, was der Mangel an weiblichen Componisten zeigt. Der Verfasser ergeht sich in ausführlichen Untersuchungen über objectiven Realismus, subjectiven Idealismus und Realismus, bedingtes Genie u. s. w. Beethoven z. B. und Franz Schubert zeigen der eine das bedingte Genie, der andere das objective Talent mit vorwaltender idealistischer Tendenz, während wir in Händel, Gluck, Spontini und Rossini bedingte Genies und objective Talente mit vorwaltend realistischer Tendenz zu erkennen haben. Während der künstlerische Realist rascher und leichter, der künstlerische Idealist dagegen langsamer und mühevoller arbeiten, scheint in Beziehung auf die Lebensdauer beider künstlerischer Geistestypen das umgekehrte Verhältniß einzutreten. Es ist, als wenn sich die idealistische Natur rascher am eigenen Feuer verzehre und weniger fest auf der ihr gegebenen schwankenden Basis wurzele, als die dem Leben und Dasein mehr befreundete realistische Natur. Nehmen wir Mozart an, so finden wir, daß, während Franz Schubert, Karl Maria von Weber, Felix Mendelssohn, Robert Schumann und Chopin eine sehr kurze Lebensdauer hatten, die mehr positiven oder realistischen Naturen eines Händel, Bach, Haydn, Gluck, Cherubini, Spontini, Rossini, Auber durchgehends ein hohes Alter erreichten. So verhält sich's auch in der Poesie. Als Universalgenie in der Musik ist blos Mozart zu verzeichnen (in der Poesie Goethe, Shakespeare).

Gegenstand einer längern Betrachtung ist der Gegensatz von Stil und Manier. Stil ist eine Verwandlung der individuellen unvermeidlichen Beschränktheit in freiwillige Beschränkung nach einem Kunstprincip, ein System der

haben, anzunehmen, daß die zwiefache Welt des Seins vorhanden ist, wie sie uns erscheint, und bejahen wir diese Frage, wie wir uns alsdann die Gemeinschaft oder die Verbindung dieses zwiefachen Seins denken müssen:

Es wäre vermessen, glaubte ich hier in populärer Kürze die Schwierigkeiten, die jeder Antwort auf jene Fragen anhängen, an deren Lösung sich die größten Geister aller Zeiten abgemüht haben, vollständig entwickeln oder gar lösen zu können; meine Absicht kann nur sein, an sie zu erinnern, um zur Vorsicht und zur Enthaltbarkeit im Urtheil zu mahnen.

Wie wohlthätig nicht doch diese Behutsamkeit gegen die Dreifigkeit ab, mit der die Materialisten, namentlich ein Büchner, über die schwierigsten Probleme absprechen. Meyer ist ähnlich wie Loge bestrebt, die Schwierigkeiten zum Bewußtsein zu bringen, die jeder der verschiedenen Lösungen der philosophischen Grundfragen anhängen. Nur da, wo die Gründe für die eine Ansicht die Gründe für die entgegengesetzte überwiegen, gibt er jener seine Zustimmung. So entscheidet er in dem Streite zwischen der Teleologie und Ateleologie sich für erstere, und zwar in folgender behutsamen Weise:

Sieht man von allen unsicheren Anwendungen des Zweckbegriffs ab, sieht ab von dem relativen Nutzen für die Menschen, von der Zurückführung der Zwecke auf einen voraussetzenden Gedanken, von der Ableitung gewisser Einrichtungen aus vorausgesetzten Zwecken, und spricht nur da von Zwecken in der Natur, wo bleibende Beziehungen eines Organs zu einer bestimmten Thätigkeit, der Organe zueinander und zum Gesamtorganismus, dem sie dienen, oder gewisser Theile der Welt zueinander thätiglich erforscht und begründet sind: so sehe ich keinen Grund ein, warum man diese festen Wechselbeziehungen der Dinge nicht Zweckbeziehungen sollte nennen können. Man hat vielmehr allen Grund dies zu thun, um in der Natur die den Körpern von außen mechanisch aufgedruckenen Bewegungen von denen zu unterscheiden, in welchen innere Triebkräfte der Wesen und feste Zielpunkte ihres Werdens erscheinen. Dieser Vorblick auf den Zweck macht sicherlich den Rückblick auf die Ursachen des Werdens nicht unnötig, vielmehr wird sich alles Gewordene, dessen Beziehungen zu einem natürlich umgrenzten Ganzen wir übersehen können, jederzeit nur durch eine Gemeinschaft dieser Betrachtungen erkennen lassen. Aber eine volle Erkenntnis gelingt ebenso wenig bei dem Ausschluß des Zwecks, wie bei dem Absehen von der Ursache: Teleologie und Causalität bedingen einander wechselseitig.

Meyer's Kritik des Darwinismus ist die gebiegenste von allen, die uns bisher zu Augen gekommen. Die Gattungsbegriffe und Einteilungen, sagt er, wurden fast immer mit dem Schein allzu großer Unbedingtheit ausgestattet und fielen dadurch natürlich dem Wechsel der veränderten Ansicht und erweiterten Erfahrung anheim. Längst war es nöthig, ernstlich zu beachten, was Whewell in seiner „Philosophie der inductiven Wissenschaften“ trefflich ausgeführt hat, daß natürliche Gruppen durch den Typus, nicht durch die Definition gegeben sind, daß daher innerhalb einer typischen Grenze eine mehr oder minder große Abweichung zuzulassen ist. An diesen Stand der Dinge mit offenem Sinn erinnert zu haben, ist nach Meyer ein Verdienst Darwin's. Sein Fehler beginnt erst damit, daß er, anstatt nun unbefangen die Grenze der Veränderlichkeit im Verhältniß zur typischen Beständigkeit zu ermitteln, anstatt Artbestand und Artentstehung auf Grund bestimmter wissenschaftlicher Thatsachen zu prüfen, vorzog, sich zum Propheten zukünftig einmal zu erweisender Unbegrenztheit der Abänderung und Artentstehung zu machen.

Der vielfach übertriebenen Speciesmacherei gegenüber bringt nach dem Verfasser der Darwinismus eine heilsame Mahnung zur Vorsicht im Systematisiren. Diese Mahnung mit Nachdruck gegeben zu haben, sei unstrittig ein Verdienst Darwin's. Es bleibe aber zu wünschen übrig, die heilsame Nachwirkung werde nicht dadurch verkürzt, daß diese Mahnung nun umgekehrt zum übertriebenen Vernachlässigen der nothwendigen Unterscheidungen führt. Einen dauernden Werth behalte jedenfalls nur die richtig begrenzte Grundansicht Darwin's ohne die erfahrungslöse und erfahrungswidrige Zuthat der Descendenztheorie, dieser völlig haltlosen Hypothese von der Entstehung aller Wesen auseinander.

Sehr beachtenswerth ist, was der Verfasser bei dieser Gelegenheit über Hypothesen überhaupt, ihre Berechtigung und ihren Werth sagt. Nicht das verurtheile den Darwinismus, daß er eine Hypothese ist, sondern daß er eine schlechte Hypothese ist. Keine Wissenschaft könne der Hypothesen entbehren, und gute Hypothesen könnten sicherlich einer Wissenschaft von großem Nutzen sein. Aber Hypothesen seien nur zulässig, um feststehende Thatsachen zu erklären, unerlaubt dagegen seien diejenigen Hypothesen, die zu ihrer Stütze nicht nur die Annahme neuer Hypothesen, sondern auch völlig unerwiesener Thatsachen bedürfen. Solcher Annahmen nun bedürfe in hohem Grade die Darwin'sche Lehre, und deshalb sei sie eine wissenschaftlich schlechte und unerlaubte Hypothese.

Der Darwin'schen Theorie ist bekanntlich nachgerühmt worden, sie entspreche dem Zuge der Zeit nach Fortschritt und Einheit. In Bezug hierauf macht der Verfasser zum Schluß seiner Kritik folgende Bemerkungen, denen wir nur bestimmen können:

Den Entwicklungsfortschritt nach Darwin's Lehre sieht nur der Nutzen, kein höherer Entwicklungstrieb; es wäre trostlos, wenn auch der Fortschritt unserer Zeit ohne ideales Ziel dieser Theorie des nützlichen Erfolgs entspräche. Das Streben nach Einheit der Anschauung ist dagegen unstrittig jetzt so gut wie sonst vorhanden, aber die Wissenschaft hat diesem Streben nur so weit zu folgen, als das verlangte Wissen gestattet. Zwei Triebe leiten stets unser Forschen, der eine heischt uns die Einheit der Dinge und Kräfte suchen, der andere fordert uns auf, die Unterschiede derselben zu erkennen. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, das richtige Gleichgewicht beider Triebe je nach dem Stande unser zeitlichen Wissens aufrecht zu halten. Versäumt sie dies, so fällt sie in Irrthum und Wagniß. Folgt sie einseitig dem Einheitstriebe, so wird sie auf Grund allgemeiner Analogien mit willkürlichem Spiele, bei dem bald die Phantastie, bald der Verstand die Herrschaft führt, eine scheinbare Einheit der Dinge erschaffen und ihre Unterschiedenheit übersehen; folgt sie einseitig dem Unterscheidungstriebe, so wird sie unter Berücksichtigung unwesentlicher, vergänglichlicher Merkmale das Gesamtbild der Naturdinge in unzählige Theile zersplittern und über den Unterschied das Band der Einheit aus den Augen verlieren, das die Natur durchzieht.

Es stimmt dies im wesentlichen mit dem überein, was Schopenhauer über die zu befolgende Methode alles Wissens sagt, daß man nämlich, wie schon Plato und Kant empfohlen, zweien Gesetzen, dem der Homogenität und dem der Specification, auf gleiche Weise, nicht aber dem einen zum Nachtheil des andern Genüge leisten soll.

Die Materialisten und Darwinisten thun dem Gesetze der Specification nicht Genüge, indem sie den Unterschied zwischen Mensch und Thier verwaschen. Wir haben oben

gesehen, wie Büchner in diesen Fehler fällt. Dagegen thut Meyer in seinem Aufsatz „Thier und Mensch“ ebenso dem Geseze der Specification wie dem der Homogenität Genüge. Er sucht nachzuweisen,

daß im Wesen des Menschen ein Neues aufgegangen ist, welches die Seele des Thiers nicht hat, auch im Kleinen nicht, denn eine Anlage, die sich gesezmäßig nie entwickelt, ist keine Anlage, ihre Annahme beruht auf einer unbegründeten Fiction. Wo das Gewordene die Höhe einer wesentlichen Verschiedenheit zeigt, hat diese sicherlich ihren Grund schon im Reime des Werdens.

Er schließt diesen Aufsatz damit:

So bietet denn die Wissenschaft dem Gefühle des unbefangenen Menschen, welcher die Thiere nicht für seinesgleichen hält und nicht glauben will, daß der Mensch nur ein höher entwickelter Affe, ja ein wirklicher Nachkomme desselben ist, eine klar erkannte Rechtfertigung.

Wir können wegen Mangels an Raum hier nicht auf alle Aufsätze des reichhaltigen Meyer'schen Buchs eingehen. Es würden sich bei näherem Eingehen manche Differenzen zwischen seiner und unserer Auffassung herausstellen, da

Meyer noch stellenweise zu Vermittelungen der naturwissenschaftlich-monistischen mit der theologisch-dualistischen Weltansicht neigt, die uns unhaltbar scheinen. Aber dessenungeachtet müssen wir anerkennen, daß das Meyer'sche Buch eine der gediegensten Erscheinungen der gegenwärtigen philosophischen Literatur ist. Die Philosophie ignorirt hier nicht mehr mit vornehmem Dünkel die Empirie, wie einst in der Periode der apriorischen Weltconstructions, sondern läßt sich auf dieselbe ein. Wahrlich, es wäre zu wünschen, daß die Naturforscher der Gegenwart anfangen, sich in demselben Maße mit Philosophie zu beschäftigen und den Ergebnissen derselben Rechnung zu tragen, als die Philosophen der Gegenwart anfangen, sich mit Naturwissenschaft zu beschäftigen und ihre Resultate zu berücksichtigen. Der Antagonismus zwischen Naturforschern und Philosophen würde dann bald verschwinden, und wir würden nicht mehr das traurige Schauspiel erleben, auf der einen Seite geist- und gedankenlose Empiriker, auf der andern bodenlose, die Empirie verachtende Speculanten einander bekämpfen zu sehen. Julius Frankenstädt.

Revue der Musikliteratur.

1. Die Tonkunst in der Culturgeschichte. Von Emil Naumann. Erster Band. Zweite Hälfte. Berlin, Behr. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

In der zweiten Hälfte des ersten Bandes (die erste erschien 1869) erörtert der Verfasser den gemeinsamen Ursprung und Entwicklungsgang von Kunst, Religion und Wissenschaft. Die Kunst entwickelt sich aus der Freude am Schönen an sich, liege dieses Schöne nun in a priori unserer Anschauung und Empfindung eingeborenem Gesezen, oder stehe es uns in der Natur als ein zu verklärendes, daher keineswegs nur nachzuahmendes Vorbild vor Augen. Das Schöne erhebt uns über die Gedanken an den Tod, an die Vergänglichkeit des Daseins. In der Natur steht dem Blühen das Verwelken, steht der Jugend als Ziel Alter und Tod gegenüber; anders im Kunstwerk, dessen Gebilde für die Dauer geschaffen sind. Außer der Kunst gibt es nur die Gottesidee, die zur Religion führt, und die Wissenschaft, welche eine Versöhnung zu vermitteln vermögen. Die Antwort auf die Frage: „Was ist das Schöne?“ lautet daher: Das Schöne ist die Versöhnung und Verschmelzung der das gesammte Geistes- und Naturleben durchdringenden Gegensätze im Reiche der Anschauung und Empfindung, d. h. in der Kunst. Das Fünftaken Wahrheit, welches in der banalen Eintheilung der Menschen in Realisten und Idealisten verborgen ist, findet sich darin, daß in der ungeheuern Majorität der Fälle die eine der beiden Anlagen über die andere ein gewisses Uebergewicht behauptet, indem nämlich die dominirende Anlage die ihr untergeordnete mit ihrem Wesen gewissermaßen schattirt und färbt.

Die beiden Charaktertypen Idealismus und Realismus werden von etwas Höherem überragt: der Persönlichkeit (Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven); Sculptur und

Poesie sind als vorwiegend idealistische, Architektur und Musik als vorwaltend realistische Künste zu bezeichnen, während die Malerei eine Mittelstellung zwischen ihnen darstellt.

Die Musik ist überdies eine mehr männliche als weibliche Kunst, was der Mangel an weiblichen Componisten zeigt. Der Verfasser ergeht sich in ausführlichen Untersuchungen über objectiven Realismus, subjectiven Idealismus und Realismus, bedingtes Genie u. s. w. Beethoven z. B. und Franz Schubert zeigen der eine das bedingte Genie, der andere das objective Talent mit vorwaltender idealistischer Tendenz, während wir in Händel, Gluck, Spontini und Rossini bedingte Genies und objective Talente mit vorwaltend realistischer Tendenz zu erkennen haben. Während der künstlerische Realist rascher und leichter, der künstlerische Idealist dagegen langsamer und mühevoller arbeiten, scheint in Beziehung auf die Lebensdauer beider künstlerischer Geistesstypen das umgekehrte Verhältniß einzutreten. Es ist, als wenn sich die idealistische Natur rascher am eigenen Feuer verzehre und weniger fest auf der ihr gegebenen schwankenden Basis wurzle, als die dem Leben und Dasein mehr befreundete realistische Natur. Nehmen wir Mozart an, so finden wir, daß, während Franz Schubert, Karl Maria von Weber, Felix Mendelssohn, Robert Schumann und Chopin eine sehr kurze Lebensdauer hatten, die mehr positiven oder realistischen Naturen eines Händel, Bach, Haydn, Gluck, Cherubini, Spontini, Rossini, Auber durchgehends ein hohes Alter erreichten. So verhält sich's auch in der Poesie. Als Universalgenie in der Musik ist blos Mozart zu verzeichnen (in der Poesie Goethe, Shakespeare).

Gegenstand einer längern Betrachtung ist der Gegensatz von Stil und Manier. Stil ist eine Verwandlung der individuellen unvermeidlichen Beschränktheit in freiwillige Beschränkung nach einem Kunstprincip, ein System der

Kunst, aus wahren Grundsätzen abgeleitet; Manier im Gegentheil eine subjective Meinung, ein Vorurtheil, praktisch ausgedrückt.

Zu unterscheiden davon ist die allgemeine Manier gewisser Epochen in der Kunst. Das Genie freilich zeigt auch dem gegenüber seine göttliche Kraft. Meister wie z. B. Haydn und Mozart lassen den Zopfstil ihres Zeitalters nur noch nebensächlich gewähren. Die Manier einzelner Meister scheidet sich, wenn wir sie geistig und innerlich nehmen, in gleicher Weise wie die Manier ganzer Zeitalter, in eine realistische und idealistische. Die realistischen Manieristen in der Tonkunst wenden sich überwiegend gern der Oper zu (Grétry, Spontini, Rossini, Boieldieu, Auber, Meyerbeer, Halévy, Verdi), während die überwiegend idealistischen Manieristen zwar vielfach auch die Oper wählen, welche ihnen aber dann entweder nur das Ausdrucksgebiet für ihre subjectivste Gefühlswelt oder für eine ihrer besondern Natur vorzugsweise zuzugende und behagende locale und Zeitstimmung ist. Häufig aber ergehen sie sich auch ausschließlich oder doch neben der Oper in der unabhängigen Instrumentalmusik, in der Kirchenmusik, sowie im Liede (Cherubini [?], Franz Schubert, Weber, Spohr, Mendelssohn, Schumann, Wagner, Berlioz). Die Heldinnen in den musikalischen Dramen Wagner's, mögen sie nun Senta, Elsa, Eva, Elisabeth oder Isolde heißen, haben eine unleugbare Familienähnlichkeit; eine gleiche innere Verwandtschaft zeigen die Heldentore Meyerbeer's: Robert, Raoul, der Prophet, Vasco de Gama. Die gesunde, freie und reine Manier eines Tonichters macht sich dadurch kenntlich, unterscheidet sich zugleich hierin meist von der unfreien und übertriebenen Manier, daß die von ihr entwickelten Themen entweder vorzugsweise auf die innerhalb des Tonsystems der Tonica liegenden Dreiklänge und Septimen-Accorde oder auf die diatonische Tonleiter zurückzuführen sind. Eine ins Uebertriebene gesteigerte Manier dagegen pflegt schon bei ihrer Themenbildung aus dem System der Tonica heranzutreten, indem sie entweder die Tonart selber im Unbestimmten läßt oder zugleich modulirend aufhebt. Auch zieht sie einen chromatischen Umriss der Melodie dem diatonischen vielfach vor. Eine reiche Fülle von angeführten Beispielen zeigt Weber's und Mendelssohn's stets leicht wieder erkennbare besondere Manieren. Bei letztem kommt zu der melodischen Uniformität der Themen noch eine ebenso genau übereinstimmende Rhythmik derselben. Beispiele von extremen Manieristen liefern Richard Wagner und Meyerbeer. Sie zeigen die auffallende Betonung und Hervorhebung des Unwesentlichen auf Kosten des Wesentlichen. Der Vorschlag charakterisirt am entschiedensten die Eigenart Meyerbeer's, der Doppelschlag die Eigenart Wagner's. Viele Seiten voll von Beispielen werden zur Begründung dessen und des Folgenden angeführt. Den Doppelschlag finden wir übrigens nicht nur an solchen Stellen der Wagner'schen Musik, wo er durch das ihn kenntlich machende Zeichen ausgedrückt ist, sondern fast nicht minder häufig in ausgeschriebenen Noten; mitunter auch in verkürzter Gestalt. Eine andere Seite der Wagner'schen Manier spricht sich in einer zur Gewohnheit gewordenen Neigung aus, seine Stimmen chromatisch zu führen. Auch gewisse Contrast-

Effecte vermittelt des Wechsels von äußerster Höhe und Tiefe, von Fortissimo und Pianissimo gehören dahin. Während Meyerbeer aber bei der Häufung von Effectmitteln sich als Original darstellt, bleibt Wagner blos sein Nachahmer. Nicht weniger von Weber entlehnt (Eglantine, Samiel) ist die Liebhaberei Wagner's, seine dramatischen Personen durch irgendein bestimmtes Motiv, das bei deren jedesmaligem Auftreten, oder selbst wenn nur von ihnen die Rede ist, wieder erscheint, zu kennzeichnen. Auch die Weber'sche Manier, die Ouverturen aus Opernthemem musikalisch zusammenzusetzen, ist auf Wagner übergegangen. Höchst auffallend endlich muß es erscheinen, daß ein Tonidichter, der sich, wie Wagner, für den geborenen Gegner aller musikalischen Trivialitäten erklärt, sich gerade eine der verbrauchtesten und inhaltslosesten zu eigen gemacht hat, und zwar in ausgebehntester Weise. Nämlich den namentlich von den Italienern und hyperfementalen Liebercomponisten aller Länder so vielfach über dem Dominant-Septimen-Accord angewandten Vorschlag der Sexte vor der Quinte und der Quarte vor der Terz. Alle dergleichen Gemeinplätze kommen noch dazu in solchen Momenten vor, in denen uns der Tonidichter seine Personen auf der Höhe gefühlvoller Erregung zeigen oder die ganze Tiefe ihrer Innerlichkeit erschließen will.

Wir müssen unsere Auszüge hier schließen, da der zweite Abschnitt des vorliegenden 4—500 Seiten starken Bandes sich so weit über andere Geistesgebiete ausbreitet, daß wir dem Autor nicht mehr zu folgen vermögen, ohne in unsern Zwecken eigentlich ferngelegene Regionen zu gelangen. Wir möchten uns daher fast zu der Meinung bekennen, daß der Titel des Werks etwas zu eng gegriffen ist.

Es bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß ein Abschnitts- und Kapitelverzeichnis zu geben. Der Titel der ganzen zweiten Hälfte lautet: „Gemeinsamer Ursprung und Entwicklungsgang von Kunst, Religion und Wissenschaft.“ Erster Abschnitt: „Die menschliche Doppelnatur und die aus ihr hervorgehenden Geistestypen.“ Kap. 11: „Der Charakter“; Kap. 12: „Die Persönlichkeit“; Kap. 13: „Bedeutung der geschilderten Geistestypen für die Kunst“; Kap. 14: „Bedeutung der geschilderten Geistestypen für die Menschheit“. Zweiter Abschnitt: „Das Bildungsgesetz.“ Kap. 15: „Das Bildungsgesetz in seiner organischen Gestalt“; Kap. 16: „Das Bildungsgesetz in der Form der Offenbarung“; Kap. 17: „Das Bildungsgesetz und die menschliche Freiheit“; Kap. 18: „Das Bildungsgesetz und sein Ziel“.

Wir empfehlen das Werk allseitiger Beachtung.

2. Ueber das Dirigiren. Von Richard Wagner. Leipzig, Rahnt. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Gleich der erste Satz der vorliegenden Broschüre, deren Inhalt ursprünglich in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ enthalten war, ist geeignet, ihrem Verfasser das ganze Heer der Kapellmeister und Musikdirectoren auf den Hals zu hegen. Da heißt es wörtlich: „Mit dem Folgenden beabsichtige ich meine Erfahrungen und Beobachtungen auf dem Felde der musikalischen Wirksamkeit mitzutheilen, welches bisher für die Ausübung nur der

Routine, für die Beurtheilung aber der Kenntnißlosigkeit überlassen blieb.“ Später, nach einer Schilderung der Kapellmeister und Musikdirectoren, natürlich nach Wagner'scher Auffassung, wird den Dirigenten vorgeworfen, daß sie von richtigem Tempo aus dem Grunde nichts wissen, weil sie nichts vom Gesange verstehen (!). „Mir ist noch kein deutscher Kapellmeister oder sonstiger Musikdirigent vorgekommen, der, sei es mit guter oder schlechter Stimme, eine Melodie wirklich hätte singen können“ u. s. w. Von Mendelssohn wird erzählt, er habe zu Wagner geäußert: daß er immer empfehle, lieber etwas schneller als langsamer zu nehmen; ein wahrhaft guter Vortrag sei doch zu jeder Zeit etwas Seltenes; man könne aber darüber täuschen, wenn man nur mache, daß nicht viel davon bemerkt werde, und dies geschehe am besten dadurch, daß man sich nicht lange dabei aufhalte, sondern rasch darüber hinwegginge.

Die alte Geschichte mit dem vielfach zu schnellen Tempo des Menuet in der achten Beethoven'schen Symphonie wird nun ausgebeutet und breitgetreten. Darauf kommt die C-moll-Symphonie daran. Nichts ist nach Wagner unsern Orchestern fremder geworden, als das gleichmäßig starke Aushalten eines Tons. „Da hiervon unsere heutigen Dirigenten so gut wie gar nichts wissen, so geben sie dagegen sehr viel auf die Wirkungen eines überleisen Piano. Dieses ist nun recht müheelos von den Saiteninstrumenten zu erlangen, sehr schwer dagegen von Blasinstrumenten, namentlich von den Holzrohrbläsern. So haben wir rechtes Forte und kein rechtes Piano. Beide bilden aber die Pole aller Dynamik des Orchesters. Das Tempo ist der Punkt, wo der Dirigent sich als den rechten oder unrechten zu erkennen zu geben hat.“

Der Verfasser läßt sich des Weitern auf das Allegro- und Adagio-Tempo ein, und stellt das sentimentale Allegro Beethoven's dem naiven Allegro Mozart's gegenüber. „Nach der Art, wie wir ihn durch öffentliche Aufführungen bisher erst kennen gelernt haben, stehe ich nicht an, meinen Erfahrungen das Urtheil zu entnehmen, daß ich den eigentlichen Beethoven bei uns noch für eine reine Chimäre halte.“ Es werden dann zum Beweise mannichfache Beispiele aus Beethoven, Weber, seinen eigenen Compositionen u. s. w. angeführt, welchen wir freilich hier nicht folgen können. Später gestaltet sich die Schrift zu einer Wiederauflage von des Verfassers „Judenthum in der Musik“. Ueber Mendelssohn und seine Schule, das Leipziger Conservatorium, wird scharf hergezogen. Mendelssohn sei außerhalb der deutschen Musik gestanden (?), von Robert Schumann würde nur das Schwülstige und Uninteressante gepflegt (?) u. s. w. Der Verfasser geräth in eine wahre Bersekerwuth gegen seine Widersacher, der wir nun freilich die Excentricitäten, welche bei ihm zur Natur geworden sind, nachsehen müssen. Freilich könnten diese Gegner Wagner die Antwort geben, wie er bisher noch nicht einen Beweis geliefert habe, daß er auch nur eine einzige organisch gebaute Overture (von anderm zu geschweigen) produciren könne, daß er also ein ganz einseitig begabter und ausgebildeter Musiker wäre.

Die Broschüre schließt mit einem Witz auf die Juden. Es ist traurig, daß Wagner nicht merkt, wie wenig der-

gleichen zu der Stellung harmonirt, welche er in der Musikwelt doch gern einnehmen möchte. Wüßten seine persönlichen Motive sein welche sie wollen, es zeigt eben, daß er doch kein Musiker von innen heraus ist; denn eine echt künstlerische Natur beschmußt sich mit dergleichen nicht. Die Verbitterung ist um so unerklärlicher, als Wagner doch im ganzen eine höchst glückliche Laufbahn gemacht hat, und die neulichen Vorgänge in Berlin bei seiner dortigen Anwesenheit wiederum gezeigt haben, wie eifrig seine Anhänger für ihn arbeiten. Freilich ist es öffentliches Geheimniß, daß Wagner zur Abfassung der Schrift dadurch veranlaßt worden, weil man ihn nicht zum Dirigenten des projectirten großen Beethoven-Festes in Bonn wählte. So bildet er sich um so mehr ein, daß ihm die Juden überall im Wege sind, oder stellt sich so. Uebrigens ist die Geistesrichtung Wagner's, wie sie sich in seinen Texten offenbart, ganz geeignet, ihn auf dergleichen Abwege zu führen.

Schon vor länger als fünfundsiebenzig Jahren haben wir die einseitige Oberherrschaft der Mendelssohn'schen Musikrichtung und das daran sich schließende Cliqueswesen, welches alles unterdrückte, was nicht von ihr stammte, bekämpft. Es ist erschreckend und für den strebsamen Componisten entmutigend, wenn man die Concert- und Kammermusikprogramme ansteht, welche sich jahraus jahrein in demselben Gleis bewegen, um das Publikum in dem Wahne zu halten, daß nichts Besseres existire, als was von gewissen Seiten geboten wird. (Dieser Punkt, welcher doch viel wichtiger ist, als der, ob irgendeine Stelle in dem Meisterfingervorspiel so oder so gespielt wird, liegt außer Wagner's Gesichtskreis.) Wahrlich, man gewöhnt sich daran, in diesen Kapellmeistern, Musikdirectoren, Concertmeistern nicht Förderer, sondern Feinde der Kunst zu erblicken. Und dennoch; würde es anders sein, wenn die Wagner'sche Partei Oberwasser bekäme?

Nach den Erfahrungen, welche man bereits mit derselben gemacht hat, gewiß nicht. Wir würden ganz dieselbe Cliqueswirthschaft erhalten, nur eben mit anderer Physiognomie. Die Musikleiter, welche ohne Rücksicht auf Persönlichkeit alles Werthvolle, was die Zeit schafft, dem Publikum vorzuführen sich bequemen, sollen noch gefunden werden.

3. Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre der Jugend. Von E. R a m a n n. Nebst einer speciellen Lehrmethode der Elementarstufen des Klavierspiels für Musikschulen und Musiklehrer überhaupt. Leipzig, Weißbach. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser zeigt auf jeder Seite seines Buchs, daß er von dem Gegenstande desselben erfüllt ist, wenn wir auch unsere Meinung nicht zurückhalten wollen, daß er dem Musikunterricht eine zu große Bedeutung als Mittel der Erziehung beilegt. Die Lehren, welche er den Musikunterricht Ertheilenden vorträgt, sind trefflich, wenn auch von etwas idealem Beigeschmack gegenüber der Wirklichkeit. Es versteht sich von selbst, daß wir dem Verfasser in dem Gange seiner Darlegungen nicht folgen können, und uns darauf beschränken müssen, die Hauptabschnitte der Reihe nach aufzuführen. Nach der Einleitung, „Allgemeine Grundsätze der Erziehung“ enthaltend, folgt die „Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre“, welche in

folgende Kapitel zerfällt: 1) „Die Bildung des Verstandes“; 2) „Die Bildung des Gemüths.“ 3) „Die Bildung des Willens“; 4) „Die Einheitsbildung der verschiedenen Geisteskräfte“. Der nächste Hauptabschnitt ist betitelt: „Der Lehrer“; die drei folgenden heißen: „Die Formen des Musikunterrichts“ (die Erklärung und das Vorspielen, Frage und Antwort, die Wiederholung, die Hausarbeit); „Die Sammlung des Geistes“; „Lehrmethode des musikalischen Elementarunterrichts“ (erste Elementarstufe, 47 Unterrichtsstunden).

4. Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister. — Mozart's Constanze. Zwei Hauptgötter Beethoven's. Beethoven und das Musikdrama. Von Ludwig Rohl. München, E. Finsterlin. 1870. 8. 1 Thlr.

Die Sammlung ist eine verbesserte und vermehrte Auflage (wie der Verfasser sagt) bereits früher in Westermann's „Illustrirten Deutschen Monatsheften“ und im „Salon“ erschienener Abhandlungen: die erste trägt die Ueberschrift „Mozart's Constanze“, und behandelt die Geschichte von Mozart's Liebe- und Eheleben. Bekanntlich hatte Mozart zuerst die ältere Schwester geliebt, welche aber einen andern heirathete. Die Ehe Mozart's war eine durchaus glückliche, soweit sie durch oft eintretende pecuniäre Unzulänglichkeiten nicht getrübt wurde. Mozart's Briefe an seine Frau und an seinen Vater geben Kunde von der Zuneigung beider Gatten zueinander, und Mozart selbst drückt sich dahin aus, daß sie füreinander geschaffen wären. Die zweite Ehe Constanzens mit Nissen brachte ihr freilich eine durch die äußern Verhältnisse völlig gesicherte und ruhige Existenz.

Die zweite Abhandlung betrifft zwei Hauptgötter Beethoven's: Graf, später Fürst Kasumowsky und Fürst Joseph Lobkowitz. Beiden sind bekanntlich bedeutende Werke des Tonbildners gewidmet. Des erstern Quartett und des letztern Orchester boten Beethoven Gelegenheiten, seine Compositionen zu hören und, wenn auch bloß für einen geladenen Kreis, zur Aufführung zu bringen. Welche ungeheure Vortheile! So kamen die Eroica, die C-moll, die Pastorale u. s. w. bei Lobkowitz ihrem Schöpfer zu Ohren, während schon bei den Proben zur öffentlichen Aufführung des „Christus am Delberg“ und der zweiten Symphonie der Fürst mit ganzen Körben voll Flaschen und Speisen den erschöpften und unzufriedenen Musikern beispringen mußte. Ebenso vernahm Beethoven seine Quartette alsbald nach ihrer Vollendung bei dem musikliebenden, schwelgerischen Russen Kasumowsky. Bekanntlich geriethen beide Götter Beethoven's durch ihr luxuriöses Leben später in üble Verhältnisse; Lobkowitz soll auch namentlich seiner Musikliebe große, über seine Kräfte gehende Opfer gebracht haben. Kasumowsky's Schulden waren bereits öfters von dem russischen wie dem österreichischen Kaiser bezahlt worden (er war russischer Botschafter am österreichischen Hofe). Anfang 1816 ging, bald nach dem Brande des Palais des Fürsten auch das Kleblatt der Kammervirtuosen desselben auseinander. Lobkowitz starb, nach Prag zurückgezogen, bereits 1816, 44 Jahre alt. Er war auch Director des k. k. Operntheaters gewesen, nachdem er mit acht andern reichen Cavalieren Wiens die kaiserlichen Theater in Pacht und Leitung genommen hatte. Bekanntlich gehörte Lobkowitz

zu denjenigen Cavalieren, welche Beethoven, als er im Jahre 1808 einen Ruf als erster Kapellmeister des Königs von Westfalen nach Kassel erhielt, um ihn an Wien zu fesseln, einen Jahresgehalt von 4000 Gulden aussetzten. Die dritte Abhandlung: „Beethoven und das Musikdrama“, betrifft im wesentlichen Beethoven's dramatische Compositionen und Strebungen auf diesem Felde.

Von demselben Verfasser liegt noch ein Gelegenheits-schriftchen zur Beethoven-Feier vor uns. Es führt den Titel:

5. Beethoven's Brevier. Sammlung der von ihm selbst angelegenen und angemernten Stellen aus Dichtern und Schriftstellern alter und neuer Zeit. Nebst einer Darstellung von Beethoven's geistiger Entwicklung, herausgegeben von Ludwig Rohl. Leipzig, Günther. 1870. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Das Schriftchen, in Duodezformat mit Goldschnitt, einem Titeltypfer und hübschem Einbände, hat ganz das Gewand einer Festgabe. Den größten Theil des Inhalts nimmt die Vorrede von Rohl ein. Am Schluß derselben kommt er auf seine Beethoven-Biographie zu sprechen. Um zur Fortsetzung derselben die äußern Mittel zu erlangen, bittet er, zum Theil mannichfache öffentliche Vorträge, manche kleinere Studie oder Sammlung, und auch das vorliegende Brevier verdankt zunächst solchen Umständen seine Veröffentlichung. Er richtet daher an alle Freunde des Meisters die Bitte, mitzuhelfen, daß die für den Verfasser persönlich unüberwindlichen Hindernisse, welche sich der Beendigung des Werks entgegenstellten, aus dem Wege geräumt werden. Uns will nur scheinen, als wenn Rohl viel zu viel Werth auf die persönlichen Detailverhältnisse des Beethoven'schen Lebens legte, und daß daraus eine wirklich neue, interessante Ausbeute nicht zu gewinnen sein möchte.

Von Gelegenheits-schriftchen zum Beethoven'schen Jubiläum liegen uns noch folgende vor:

6. Ludwig van Beethoven. Ein Lebensbild von W. Friede. Diefeld, Thiele u. Comp. 1870. 8. 10 Ngr.
7. Ludwig van Beethoven als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild bei Gelegenheit seiner hundertjährigen Geburtsfeier dem deutschen Volke gewidmet von C. F. Zahn. Mit dem Porträt des Meisters, drei Illustrationen und zwei Beilagen. Eibing, Neumann-Hartmann. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Ludwig van Beethoven. Biographische Skizze von La Mara. Mit einem Porträt Beethoven's nach einer noch nicht veröffentlichten Handzeichnung. Leipzig, Weißbach. 1870. 8. 15 Ngr.

Wer dachte wol damals, als die Pläne zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Beethoven's entworfen wurden, daran, daß ein mörderischer, die Machtverhältnisse Europas umgestaltender Krieg sie vereiteln würde? Es war zu erwarten, daß auch der Bücherverlag seine Produktionskraft in speculativer Weise dabei zu verwerthen suchen würde. Selbstverständlich hat die eigentliche Kritik mit dergleichen geschäftlichen Productionen nichts zu schaffen, die ja nichts liefern können, was nicht schon allgemein bekannt, und nur das Bekannte in einen populären Rahmen zu fassen sich die Aufgabe stellen. Wie gewöhnlich wird auch in diesen Broschüren das Mitleid des Lesers mit der materiellen Noth Beethoven's zu erregen gesucht; abgesehen aber von dem dämonischen Unglück des Verlustes

des Gehörs, hat Beethoven als Componist eine sehr glückliche, sehr rasche Laufbahn gemacht. Früh schon wurden seine Werke überall aufgeführt, was ja vor allem die Hauptsache ist, und erwarben sich Geltung, trotzdem die Kritiker wie immer närrisches Zeug über die neue Erscheinung schwätzten. Beethoven selbst gestand, daß er mit der Honorirung zufrieden sei. Wenn alle, die in der Kunst etwas Originales schaffen, so leicht durchdringen, wie es Beethoven gelang, fürwahr, dann kann es an neuen werthvollen Schöpfungen auch nicht fehlen. Beethoven hatte noch das Glück, in den muskliebenden reichen Cavalieren Wiens eine Stütze zu finden, die es ihm ermöglichte, seine Orchesterarbeiten kostenlos zu probiren und in einem, wenn auch geschlossenen Kreise zur Aufführung zu bringen. Wie viel das aber werth ist, weiß jeder Componist. Viele besitzen ja nicht einmal die Mittel, um ein ganzes Orchester für solchen Zweck bezahlen zu können, was aber gar öffentliche Aufführungen anbelangt, nun da geben die Concertprogramme Aufschluß, wie es damit steht. Ueberhaupt läßt das Leid, welches Beethoven in seinem Leben erfuhr, sich auch nicht im entferntesten mit dem herben Lose vergleichen, das andern originalen Geistern zutheil wurde. Es wäre also einmal Zeit, mit den Lamentationen hierüber ein Ende zu machen.

9. Mozart. Ein Lebensbild von B. Buchner. Jahr, Schauenburg. 1871. Gr. 16. 7½ Ngr.

Dieses 120 Seiten enthaltende Schriftchen läßt sich ganz gut lesen.

10. Vom Musikalisch-Schönen. Von F. Stade. Mit Bezug auf E. Hanslick's gleichnamige Schrift. Leipzig, Rahnt. 1871. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser tritt in dieser etwa 50 Seiten langen Broschüre polemisch gegen Hanslick's bekannte Ansichten auf, daß thörend bewegte Formen einzig und allein Inhalt und Gegenstand der Musik sind. Der Verfasser sagt:

Indem Hanslick den Werth des Kunstwerks nach dem Vorwiegen des objectiven Moments bemißt, stellt er die Individualitätslosigkeit der Musik als höchstes Ideal hin. Nach ihm ließe sich eine Musik denken, welche bloß Musik ohne Individualität (Subjectivität) wäre. Wir behaupten im Gegensatz hierzu: Alle Musik ist Ausdruck des individuellen (subjectiven) Innern; bloße Musik, Musik ohne einen solchen Inhalt gibt es nicht. Die Subjectivität ist nicht anhängende Ausschattung, sie durchströmt den Tonkörper als organisches Princip. Einem Mendelssohn ist es nicht minder um Aussprache seiner Innerlichkeit zu thun als einem Beethoven; beider Subjectivität kommt zu gleich treuer, genau entsprechender, nach allen Seiten bestimmter, gesättigter, lebensvoller Darstellung; die Mendelssohn's ist nur ihrem Inhalte nach unmittelbarer ansprechend, eingänglicher und insofern objectiver als die machtvoll intensivere, die Perspective in eine unendliche Tiefe des Geistes eröffnende, aber nichtdestoweniger in durchsichtigster Form, in plastischer Gliederung zum Ausdruck kommende Innerlichkeit Beethoven's.

Die ganze Streitfrage, so wichtig sie auch an sich ist, hat doch nur einen theoretischen Werth, die Componisten selbst haben sich nie darum gekümmert und ihrer Instrumentalmusik einen psychischen Ausdruck zu geben vermeint. Verhielte es sich mit der Musik wirklich ganz genau so, wie Hanslick meint, so müßte selbst ihr dramatischer Aus-

druck leerer Begriff sein, während doch die Erfahrung ihren mächtigen Eindruck nachweist.

11. Die Ausbildung für das musikalische Lehrfach. Ein Beitrag zur Reform der Conservatorien für Musik, von Gustav Stoewe. Leipzig, Matthes. 1870. 8. 10 Ngr.

Aus den bisherigen Erfahrungen, sagt der Verfasser dieser Broschüre, geht zwar hervor, daß die Conservatorien lebensfähig sind, daß aber ihr Bestehen kein unbedingtes Kunstbedürfnis ist. Ein solches würde es erst dann werden, wenn für irgendeinen Kunstzweig eine Ausbildung geboten würde, welche einerseits überhaupt notwendig zur gründlichen Musikbildung, andererseits aber nur durch gemeinschaftlichen Unterricht zu erlangen wäre, oder wenigstens durch diesen besser als durch Privatunterricht. Sie würden es in noch größerem Maße werden, wenn auch Privatunterricht im Institut gegeben werden könnte, und zwar in denjenigen Fächern, in welchen er vorthelhafter ist als der gemeinschaftliche. Ein solches Conservatorium zu organisiren wird ein Theil unserer Aufgabe sein.

Das Schriftchen enthält außer der Einleitung folgende sechs Kapitel: „Die Ausbildung für das Lehrfach“; „Organisation einer Klavierschule“; „Mängel der bestehenden Organisation“; „Vorthelle der erstrebten Organisation“; „Die öffentlichen Prüfungen“; „Nachträgliches“; „Einwürfe“; „Schlußwort“.

Der Unterricht in der Klavierschule ist so lange privatim zu geben, bis ein gewisser Abschluß in Bezug auf die Technik erlangt und etwaige Mängel in musikalischer Beziehung, welche einen gemeinschaftlichen Unterricht stören würden, ausgeglichen sind. Für die Methodik ist der gemeinshaftliche Unterricht der förderndste. Das als Theil der Methodik verlangte Selbstunterrichten der Schüler ist nur in einer Musikschule möglich. Die Ausbildung zum Lehrfach soll für alle Schüler, welche das Klavier als Hauptinstrument gewählt haben, obligatorisch sein, indem die höher Ausgebildeten die minder Fertigen unterrichten, wobei es gut ist, wenn die ältern Zöglinge in einer Dilettantenschule unterweisen, welche als Theil des ganzen Instituts zu gründen wäre u. s. w.

12. Das neuere kirchliche Orgelspiel im evangelischen Cultus. Eine gebrängte Darlegung der Grundzüge und die wesentlichen ästhetischen Momente desselben, sowie eine Beleuchtung eigenthümlicher Ansichten über dieselben. Von R. J. Voigtmann. Leipzig, Matthes. 1870. 8. 24 Ngr.

Das Verzeichniß des Schriftchens wird seinen Werth und seine Richtung am besten charakterisiren: 1) „Geist und Charakter der Vorspiele“ („Das Eingangspräludium“, „Das Hauptliedspräludium“); 2) „Geist und Charakter der Choralbegleitung und des Zwischenspiels“ („Die Choralbegleitung“, „Das Zwischenspiel“); 3) „Geist und Charakter des Nachspiels“; 4) „Zur Charakteristik der gebräuchlichsten Orgelstimmen und ihrer Verbindungen“; 5) „Zur Registrirung im kirchlichen Orgelspiel“; 6) „Einige Studienwerke für das kirchliche Orgelspiel“; 7) „Einige Züge aus der Geschichte des Orgelspiels.“ — „Zur Aesthetik der Orgeltonkunst“ („Die Eigenart des Orgelvortrags“, „Der Orgelstil“, „Das melodische Element in der Orgelmusik“, „Das harmonische Element in der Orgelmusik“, „Das

rhythmische Element in der Orgelmusik“, „Die Bedeutung der musikalischen Formen im Orgelspiel“, „Zum Vortrag virtuoser Orgelwerke“, „Die psychologische Charakteristik im kirchlichen Orgelspiel“, „Das Orgelspiel im evangelischen und katholischen Cultus“, „Ueber das Ar-

rangement weltlicher Tonstücke für Orgel“, „Der Organist als Orgelrevisor“. Den Anhang bildet: „Einige Orgeldispositionen hervorragender neuerer Werke mit eingestreuten Bemerkungen über deren Erbauer, Eigenthümlichkeiten“ u. s. w.

Ein neuer Roman Brachvogel's.

Blancart. Roman in vier Bänden von A. C. Brachvogel. Hannover, Kämpfer. 1871. 8. 6 Thlr.

Brachvogel ist unter den Romandichtern der Gegenwart jedenfalls einer der fleißigsten und trotz allen Ausstellungen, welche sich von der Kritik gegen seine Leistungen geltend machen lassen, auch einer der begabtesten, hauptsächlich sofern es sich um die glückliche Wahl interessanter und ausgiebiger Stoffe, um die Zeichnung und Inszenierung interessanter und pitanter Persönlichkeiten, um die Anlage spannender Verwickelungen und die Darstellung wirkamer Conflictte handelt. Wenn aber seine Arbeiten in andern Beziehungen, z. B. in feinerer Entwicklung des innern Seelenlebens, in tieferer Erfassung der Charaktere, in organischer Composition des Einzelnen zu einem harmonisch gegliederten Ganzen, in gleichmäßig sauberer und correcter Behandlung des Stils u. s. w., nicht so befriedigen, so scheint der Grund hiervon weniger in seiner Begabung, als eben in seiner zu raschen Production und jener Leichtbeweglichkeit des Geistes zu liegen, durch welche das Talent nur allzu oft verführt wird, ein Aufgebot der vollen Kraft nicht überall für nöthig zu halten und sich dafür mit dem zu begnügen, was auch bloße Routine oder Virtuosität zu leisten vermögen.

Unter den Romanen, die ich von Brachvogel kennen gelernt habe — und es dürften mir von denselben nur wenige entgangen sein —, scheint mir der vorliegende in mehrfachen Beziehungen zu den werthvollern zu gehören. Zwar findet man in ihm nicht eine so feine poetische Ausmalung verhängnißvoller Situationen wie in einzelnen Partien seines „Hogarth“, nicht eine so planvolle Gestaltung des Hauptcharacters aus dem Kern einer das Ganze durchathmenden Idee heraus wie in seinem „Deutschen Michel“; dagegen übertrifft er den erstern bei weitem durch eine gleichmäßigere, bis zum Schluß sich auf derselben Höhe erhaltende Durchführung, und vor dem letztern hat er jedenfalls eine unmittelbarer packende Natur- und Lebenswahrheit voraus; beiden aber ist er namentlich von seiten seiner künstlerischen Anlage und Abrundung zu einem Ganzen und durch einen ungewöhnlichen Reichtum historisch bedeutsamer Persönlichkeiten und drastisch in Scene gesetzter Kämpfe überlegen, ohne in gleichem Grade, wie sein „Hamlet“ und „Molière“ einerseits an einer bloßen Ausbeutung, andererseits an einer allzu willkürlichen Zurechtmachung der ihm von der Geschichte gebotenen Stoffe zu leiden.

Die historische Grundlage dieses Romans bilden die interessanten Kämpfe und Wirren, aus denen schließlich die Fundamente der socialen, politischen und kirchlichen Zustände, wie sie noch heute in England bestehen, hervorgegangen sind, nämlich diejenige Periode der englischen

Geschichte, welche von der Regierung des zweiten Karl Stuart bis zur Thronbesteigung der Königin Anna nach dem Tode Wilhelm's von Oranien reicht. Außer Karl II. und Jakob II., Wilhelm und Anna selbst, den gekrönten Häuptern dieser Zeit, werden uns noch eine große Anzahl anderer Personen von historischer Bedeutung vorgeführt, so namentlich der unter dem Namen Marlborough berühmte John Churchill, die Staatsminister Halifax, Shaftesbury und Sunderland, Karl's II. natürlicher Sohn Monmouth, die ihrem Liberalismus zum Opfer gefallenen Spitzen der Whigverschöderung William Russell, Algernon Sidney und Essex, der berühmte Obrichter Jeffreys, die Häupter der katholischen Bewegung in Irland, O'Donnell und Tyrconnel, Ludwig XIV. als Jakob's II. Bundesgenosse, der berühmte Naturforscher Newton, der als Verfasser eines religiösen Romans bekannte Kämpfer John Bunyan und viele andere.

Als Hauptfigur für den Roman ist unter diesen historischen Persönlichkeiten der unter den beiden Stuarts als Minister und Staatssecretär fungirende Robert Spencer Graf von Sunderland benützt. Er bildet den eigentlichen Mittelpunkt der besonders reich vertretenen bösen Elemente des Romans, den Ausgangspunkt aller Verwirrungen und Wirrungen, die Incarnation jener mephistophelischen Kraft, die stets das Böse will, schließlich aber dennoch das Gute schafft oder wenigstens wider ihren Willen herbeiführen hilft. Wie sehr er sich hierzu schon vermöge der Rolle, die er in der Geschichte seines Vaterlandes auf politischem Gebiete gespielt hat, eignet, kann man aus der Schilderung entnehmen, die Macaulay von ihm entworfen. Nach dessen Charakteristik war in diesem Manne die politische Unsitlichkeit seines Zeitalters am vollständigsten personificirt. Die Natur hatte ihm einen scharfen Verstand, einen ruhelosen und boshaften Charakter, ein kaltes Herz und eine verworfene Seele gegeben. Sein Geist hatte eine Schule durchgemacht, in welcher alle seine Laster zur üppigsten Reife gelangt waren. Er hatte nämlich eine Zeit lang als Gesandter in Frankreich gelebt, und die Beziehungen zwischen diesen beiden Höfen waren damals von der Art, daß kein Diplomat dieselben zu vertreten vermochte, ohne jedes Gefühl für Ehre und Vaterland zu verlieren. Sunderland ging aus dieser Schule als ein schlauer, geschmeibiger und schamloser Mensch hervor, frei von allen Vorurtheilen und verlassen von allen Grundsätzen. Obschon Aristokrat von Geburt, huldigte er doch keineswegs aristokratischen Principien, sondern schlug sich, je nach den augenblicklichen Umständen, auf die Seite einer mit republikanischen Ideen liebäugelnden Opposition oder einer sich jede Gewaltthätigkeit erlau-

benden Despotie. Einen tiefem politischen Blick besaß er nicht, große Umwälzungen vorauszusehen war er unfähig, aber gleich andern Schmeichlern und Unterhändlern war er ein Meister in der Kunst, die Charaktere von Individuen zu durchschauen und auf Grund ihrer Schwäche Pläne zu bauen. Er war gewandt in der Intrigue und von einem so beständenden Benehmen, daß sich selbst verschmigte und erfahrene, hinlänglich mit seiner Treulosigkeit bekannte Männer wieder und wieder von ihm täuschen ließen. Demzufolge wußte er sich lange Zeit in seinen Stellungen zu behaupten oder, wenn er gefallen, bald wieder obenauf zu bringen. Erst als die Kämpfe einen großartigen Charakter annahmen, war er denselben nicht mehr gewachsen. Er beging daher große Irrthümer in der Beurtheilung der bedeutendsten Ereignisse, und viele seiner Schritte, die aus einem tief angelegten Plan hervorgegangen zu sein schienen, erwiesen sich schließlich als Dummheiten.

Die politische Rolle, welche Brachvogel diesen Diplomaten aus der französischen Schule in seinem Roman spielen läßt, ist ganz dieser Macaulay'schen Charakteristik entsprechend und sehr lebendig und drastisch in Scene gesetzt. Mit besonderm Geschick weiß er ihn uns hier in seiner Eigenschaft als „Trimmer“ vorzuführen, wie damals die von der jedesmaligen Windrichtung sich bestimmen lassenden politischen Wetterfahnen genannt wurden, und er ist bedacht, hierbei der Elasticität seines Naturells ebenso sehr die ästhetisch interessanten wie die moralisch empörenden Seiten abzugewinnen. Neben diesem Bilde seines politischen Treibens gibt er uns aber zugleich ein nicht minder bewegtes Gemälde seines häuslichen Lebens, von dem wir nicht wissen, inwieweit sich dasselbe ebenfalls auf historische Ueberlieferungen stützt, von dem man aber, mag es vollständige Erfindung oder nur eine detaillirte Ausmalung sein, anerkennen muß, daß es jenem nicht bloß durchaus gleichartig, sondern mit demselben auch eng verwebt und zu einer einheitlichen Gesamtwirkung verarbeitet ist. Zu einer Zeit, wo Sunderland bei Karl II. und noch mehr bei dessen Bruder, dem Herzoge von York, gänzlich in Ungnade gefallen war, wird ihm von dem Lehnsmanne einer reichen und mächtigen Grafenfamilie in Irland, um ihn für deren und Irlands Interessen zu gewinnen, jene seltsam verschlungene Doppelverschöderung entdeckt, die, soweit sie von den Whigs ausging, nur eine bewaffnete Bekämpfung der beiden Stuart, dagegen, sofern sich auch Tories daran beteiligten, sogar deren Ermordung zum Ziel hatte. Dies benützt der schlaue Intrigant einerseits zur Wiedergewinnung seiner politischen Stellung, andererseits zur Anknüpfung eines Familienbandes mit jener reichen irischen Grafenfamilie Glancarty, indem er es durch Vertückung der zurückgezogen in London lebenden Gräfin Glancarty und andere Schleichwege dahin zu bringen weiß, daß sich deren noch nicht sechzehnjähriger Sohn und Erbe Odbonnoch mit seiner sogar erst zehnjährigen Tochter Elisabeth nicht etwa bloß verlobt, sondern auch wirklich vermählt. Unmittelbar nach der Hochzeitsfeier führt er gestiftlich durch gewaltsame Zurückhaltung seiner Tochter im väterlichen Hause ein Zerwürfniß mit der irischen Familie herbei, um auf Grund der dem Heirathscontract zu Grunde

gelegten Bedingungen das ungeheure Vermögen des jungen Grafen wenigstens theilweise in seine eigenen Hände zu spielen. Aus dieser Intrigue, die zugleich auf das engste mit seinen politischen Plänen bezüglich Irlands in Zusammenhang gebracht ist, entwickeln sich alle weiteren Conflictte sowol in der Sphäre der öffentlichen, wie in der der häuslichen Beziehungen, indem gerade die gewaltsame Trennung, die er über die ehelich Verbundenen verhängt, in den jugendlichen Herzen derselben die Gefühle einer gegenseitigen Neigung zeitigt, die namentlich in Elisabeth um so entschiedener zu unaustilgbarer Kraft und Festigkeit anwächst, als sie ihre Aeltern auch wegen ihres frivol-sittenlosen Lebens frühzeitig verachten gelernt hat.

In welcher Weise diese Conflictte weiter verlaufen, können wir hier des Nähern nicht ausführen; nur so viel müssen wir bemerken, daß es dem Autor gelungen ist, seinem Stoff eine Reihe fort und fort spannender Verwickelungen und effectvoller Scenen abzugewinnen, und sie so zu gestalten, daß sich dadurch nicht nur das Unterhaltungsbedürfnis, sondern auch das sittliche Gefühl befriedigt fühlt. Allerdings sind die Elemente der Frivolität und Gewissenlosigkeit, der Cabale und Tücke den bessern Elementen gegenüber allzu sehr im Uebergewicht vorhanden, und namentlich dauert es in den Eingangspartien des Romans gar zu lange, ehe man irgendeiner Person begegnet, mit welcher man positiv zu sympathisiren vermag, aber dies Misverhältniß wird vom pessimistischen Geschnad der heutigen Lesewelt vielleicht gar nicht, und jedenfalls, selbst vom ästhetischen Gefühl, nicht in solchem Maße empfunden, daß es eine wirklich abstoßende Wirkung zu üben vermöchte. Bedenklicher ist, daß der in seiner ganzen Schroffheit gezeichnete Gegensatz des Guten und Bösen zum Theil gerade im Bereich solcher Beziehungen sich geltend macht, wo er am unnatürlichsten erscheint, z. B. in dem Verhältniß zwischen Tochter und Vater; aber anerkannt muß werden, daß auch dies theils durch die damaligen Zeitverhältnisse wohl motivirt, theils durch mildernde Einzelzüge mit den Forderungen des ästhetischen Gefühls in Einklang gebracht ist. Den schließlichen Totaleindruck dürfen wir ohne Bedenken als einen solchen bezeichnen, welcher die Repräsentanten der antifeudalen Principien ihren Gegnern gegenüber als wirklich erfreuliche, durch Kraft und Ausdauer sich siegreich bahnbrechende Lichtgestalten den Schattenbildern einer finstern Zeit gegenüber auf uns wirken läßt. Außer Odbonnoch Glancarty und Elisabeth, den eigentlichen Helden des Romans, von denen das eben Gesagte vorzugsweise gilt und die sich außerdem durch viele eigenthümliche Charakterzüge und Schicksalswendungen von gewöhnlichen Romanhelden vortheilhaft unterscheiden, gehören zu diesen Figuren besonders Wilhelm von Dranien, Prinzessin Anna, die nachmalige Königin, Marlborough, Odbonnoch's Mutter Miniana, deren Solicitor Saunderson, Lady Rachel Russell u. a., lauter Gestalten, die durch ihre hervorragenden Eigenschaften und Richtungen den vollen Anspruch auf die Sympathie des Lesers haben.

Unter den Figuren von entgegengesetzter Richtung oder problematischem Charakter nehmen nächst Sunderland besonders die beiden Stuart, der Oberrichter Jeffreys und einige andere mehr oder minder der Geschichte treu

nachgezeichnete Figuren ein lebhafteres Interesse in Anspruch. Im ganzen ist die Zahl derjenigen Gestalten, die nur vorübergehend und sporadisch auftreten und demzufolge nur flüchtig gezeichnet sind, allzu groß. Eine strengere Ausscheidung der für das Ganze nicht absolut notwendigen Elemente, sowie auch eine kürzere oder mehr poetische Behandlung der rein historischen Vorgänge und Zustände würde der Gesamtwirkung entschieden zum Vortheil gereicht haben. Durchgehend tritt das Darstellungstalent des Autors überhaupt am entschiedensten in denjenigen Partien hervor, in welchen die Charaktere wirklich dramatisch gegeneinanderplagen, insbesondere da, wo die Schlaueit der Intrigue ihren Kampf mit der Ehrlichkeit oder einer noch raffinirtern Schlaueit zu bestehen hat. Die mehr epischen und schildernden Partien bleiben hinter diesen merklich zurück, obgleich es auch hier nicht an solchen fehlt, in denen der Verfasser dem Bedürfnis eines hierauf gerichteten Geschmacks entgegenzukommen befrebt gewesen ist. Weiß er hier nicht immer die rechte Mitte zwischen einer trockenen historischen Be-

richterstattung und einer nach Romantik schmedenden Ausmalung innezuhalten, so hat dies, wie überhaupt die mancherlei Nachlässigkeiten seiner Darstellungs- und Schreibweise, offenbar in eben jenem allzu großen Eifer seinen Grund, mit welchem sich, wie wir schon oben bemerken mußten, ein leicht schaffendes Talent lediglich seinem Productionsdrange hingibt, ohne zugleich der Form die ihr gebührende Sorgfalt zutheil werden zu lassen. Auf dem Gebiet des Romans ist es leider üblich, sich in dieser Beziehung mehr gehen zu lassen. Aber gerade deshalb müssen wir es bedauern, daß Brachvogel sein Talent nicht lieber dauernd dem Drama zugewendet hat, für welches er entschieden die größte Begabung besitzt. Gerade hier würde er durch die knappen Grenzen, in welche er seine Productionen hätte einschließen müssen, zu derjenigen Concentration und kritischen Zügelung seiner Productivität gezwungen worden sein, welche man an seinen Arbeiten am empfindlichsten vermisst.

Adolf Scifing.

Feuilleton.

August Schleicher.

Die Freunde und Verehrer Schleicher's machen wir aufmerksam auf: „August Schleicher. Skizze von Salomon Lesmann“ (Leipzig, Teubner, 1870). Diese vom Verfasser bescheidenerweise Skizze genannte Schrift ist eine gedrängte Biographie des berühmten Sprachforschers, die um so mehr Beachtung verdient, als mehrere weitverbreitete Berichte über Schleicher's Leben leicht eine falsche Auffassung von seiner Persönlichkeit geben könnten. Sie zeigt uns die dornenvolle Forscherlaufbahn eines der ersten deutschen Gelehrten, der sein ganzes Leben hindurch, ja noch bis zuletzt mit Entbehrungen aller Art hat kämpfen müssen. Die Schrift gibt uns die Genese seiner Wissenschaft und schildert sein Wirken bis zu seinem Tode, der am 6. December 1868 erfolgte. Der Schluß führt uns noch einmal das gedrängte Bild seiner Persönlichkeit vor: „Eine kräftige gedrungene Gestalt von mittlerer Größe, mit ernstem Gesicht und scharf ausgeprägten Zügen, so müssen wir uns den Mann vorstellen, von dessen Wirken und Wissenschaft wir bisher gesprochen haben. Sein sicheres Auftreten, der strenge Ausdruck seines Gesichts, darin Arbeit und Anstrengung ihre Spuren, etwas auf den ersten Blick Hartes und Herbes hinterlassen — kurz, diese ganze Erscheinung zeigte männliche Entschlossenheit, festen Willen und edles, stolzes Selbstbewußtsein, jeder Zoll ein Charakter. Doch wenn er von seiner Wissenschaft, von Sprachen und Sprachformen zu reden anhub, wenn er mit klarem, gediegenem, wohlbedachtem Wort die bedeutungsvollen Lautgebilde der Vergangenheit und Gegenwart in gehöriger Ordnung entrollte, daß sie lebendig vor die Seele des Hörers traten: dann belebte und klärte sich auch der düstere Ausdruck seiner Züge, und zu der Strenge und Härte seines Gesichts paßte die Strenge und Schärfe seines Gedankenausdrucks.“ Nachdem der Verfasser uns noch Schleicher als Freund und Familienvater charakterisirt hat, seine Treue und Sorglichkeit, seinen hellen Blick für Beobachtung rühmend, schließt er mit dem Ergebnis, daß derselbe in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Schaffens ganz Erfaulliches geleistet, freilich auf Kosten seiner Gesundheit, und wahr bleibt, was Lesmann am Schluß des Ganzen sagt: „Noch lebt er bei seinen Angehörigen, seinen Freunden, Schülern, den Männern der Wissenschaft in frischem Andenken, und er hat dafür gesorgt, daß er darin bleiben wird. Denn was er selbst wenige Jahre früh-

er auf den Tod des Begründers seiner Wissenschaft gesagt hat, das müssen wir auch von ihm sagen: So lange es eine deutsche Sprachwissenschaft gibt, wird August Schleicher unvergessen sein.“

Ein Beitrag zur Goethe-Literatur.

In dem noch nicht veröffentlichten Briefwechsel des tübinger Philologen und Dichters Conz, der von 1784—1827 reicht und von seiner in Öppingen (in Württemberg) lebenden Schwiegertochter aufbewahrt wird, findet sich der nachfolgende, hoffentlich für die Kenner und Verehrer Goethe's nicht ganz uninteressante Brief seines Landsmanns, des französischen Diplomaten Grafen Reinhard an Conz:

Frankfurt, 29. Mai 1824.

Deine Anfrage, Goethe betreffend, kann ich um so triftiger beantworten, da eben, wie ich dem Pader erhielt, der Kanzler von Müller aus Weimar, ein Hausfreund Goethe's, gegenwärtig war. Er erfreut sich, wie ich's auch vom homerischen Wolf vernahm, seiner völlig wiederhergestellten Kraft und Heiterkeit, wovon auch im neuesten Hefte von Kunst und Alterthum, das Müller mir mitbrachte, die indische Legende und mehrere der zahmen Xenien zeugen. Sein Sinn steht nach Marienbad und nicht nach Lindich^{*)}, worüber der Fürst und wir alle ein für allemal uns resigniren müssen, nicht einmal nach Frankfurt, wohin ihn doch die fast unbezähmbare Begierde treibt, die ägyptischen Abdrücke zu sehen. Der Großherzog, den wir doch fast eine volle Woche hier besessen haben, meinte zwar, er wüßte dies nur nicht anzufangen; er müßte in Offenbach ankommen, morgens beim Stüdel'schen Institut hier anfahren, drei oder vier Freunden dort Rendezvous geben und dann wieder fort. Das kann aber ein Großherzog, allein kein Goethe, wiewol auch Fürst in seinem Gebiet, und eben darum. Nach Marienbad zieht ihn außer dem gewohnten Bedürfnis der Quelle Reminiscenz, wo nicht Erneuerung des Zusammenseins mit einer achtzehnjährigen Grazie, die in ihm eine Leidenschaft anzachte, in deren Flamme sich der alte Heros, wie Hercules in die auf dem Deta fürzte. Die Familie in Weimar nahm die Sache prosaisch; denn sie fürchtete eine Heirat,

^{*)} Das Lustschloß Lindich bei Hedingen, wohin er von dem Fürsten von Hohenzollern-Hedingen eingeladen war.

und eben dadurch, glaub' ich, kam er wieder zur Vernunft; denn das war ihm ärgerlich, und nun ward der Ernst komisch, weil er ihm diente, die Familie zu nützen. Die Beweglichkeit übrigens des geistigen Lebens in Weimar hat eben Freund Müller mit wieder recht anschaulich gemacht, und noch dazu im Contrast mit der hiesigen todten Stille.

Bibliographie.

Baumann, F. L., Die oberchwäbischen Bauern im März 1625 und die 12 Artikel. Lemper, Kösl. Gr. 8. 14 Ngr.
 Böttger, A., Lieb' und Leben. Dichtergrüße an Deutschlands Frauen. Leipzig, Fr. Voigt. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Brachvogel, A. E., Das Räthsel von Hildburghausen. Roman aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. 4 Bde. Hannover, Kämpfer. 8. 6 Ngr.
 Brunne mann, A., Moralia. Vermischte Aufsätze cultur- und literaturhistorischen Inhalts. Elbing, Neumann-Dartmann. Gr. 8. 20 Ngr.
 Brunner, C., Ugram. Einige Notizen über Bergangeheit und Gegenwart der Hauptstadt Kroatiens. Wien, Raper u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.
 — Die „Höflich vergnügliche Raif“ des Churfürsten Carl Albrecht von Bayern nach Müll 1739. Ein heiteres und getreues Bild des deutschen Hoflebens und Hofceremoniells im 18. Jahrhundert. Nach einer Handschrift der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, mit einer historischen Einleitung. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.
 Byr, R., Romaden. Roman. 5 Bde. Leipzig, E. J. Gantzer. 8. 4 Thlr.
 Cappel, B., Vom Frieden. Zwei Reden. Angehängt ist eine etymologische Untersuchung. Berlin, Reit. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.
 Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrich übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Vier unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—66. 3 Theile. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.
 Debenroth, E. P. v., Das Gespenst. Episode aus dem letzten Kriege. Berlin, Brigg. Gr. 8. 25 Ngr.
 Dornrosen. Erfindungsstätten deutscher Lyrik in Amerika. Neu-York, Steiger. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Das Duell in seiner moralischen und gesellschaftlichen Berechtigung. Eine ethisch-soziale Studie. Leipzig, Buchardt. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Eshardt, F., Amäntane Geschichten. Berlin, Schölingmann. Gr. 16. 10 Ngr.
 Eßellen, R. v., Anhang zu der Schrift: Geschichte der Sigambren und der von den Römern bis zum Jahre 16 n. Chr. im nordwestlichen Deutschland geführten Kriege. Hamm, Grote. Gr. 8. 6 Ngr.
 Fischer, A., Ueber die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes. Zwei Vorträge. Heibelberg, Wasser mann. Gr. 8. 16 Ngr.
 Förster, J., Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich. Trauerspiel. Winterthur, Steiner. Gr. 16. 15 Ngr.
 Frenzel, R., Geheimnisse. Romane. 2 Bde. Leipzig, E. J. Gantzer. 8. 2 Thlr.
 Gosche, R., Gervinus. Vier verbessertes und vermehrte Abdruck. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.
 Grimm, A. L. v., Vaterländische Erinnerungen und Betrachtungen über den Krieg von 1870—1871. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Grottfuß, Baronin Elisabeth v., Die Männer der Sage oder mysterium iniquitatis. Socialer Roman. Wien, Kirsch. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Habicht, L., Zwei Höfe. Roman in 3 Bdn. Breslau, Trevenbl. Gr. 8. 5 Thlr.
 Helene (Fran von Hafften), Ungesucht — gefunden. Erzählungen und Skizzen. Berlin, Blahn. Gr. 8. 1 Thlr.
 Henri, Geheimnisse der Prostitution. Enthüllungen aus dem Leben der Bohème galante aller Länder. Leipzig, Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr.
 Höder, G., 1870 und 1871. Zwei Jahre deutschen Heldenthums. Glogau, Fienning. 1ste Lieferung. Br. 8. 4 Ngr.
 Herbst, Paula, Jena und Straßburg. Novelle. 2 Bde. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Thlr.
 Jakob, G., Die Grenzen der weiblichen Bildung. Göttersloh, Verlags-Bureau. Gr. 8. 4 Ngr.
 Jansen, A., Die Aechtheit der Holbein'schen Madonna in Dresden bewiesen. Dresden, Schönfeld. Br. 8. 10 Ngr.
 Jungmann, E., Verlorenes Stunden. Novelle. Leipzig, E. J. Gantzer. 8. 22 1/2 Ngr.
 Kant's, I., Sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. H. von Kirchmann. Berlin, Heilmann. 1ster Bd. 1stes Heft. Gr. 8. 5 Ngr.
 Keim, Z., Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt. 3ter Bd. Das jerusalemische Todesopfer. 1. Der Messiaszug. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.
 Ketteler, W. E. Freih. von, Liberalismus, Socialismus und Christenthum. Rede. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Kleinkeiser, S., Der Bodemirch von Gouten. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Hausfreund-Verpeltion. Gr. 8. 4 Thlr.
 Kurz, G., Aus den Tagen der Schwärze. Geschichtebilder aus der Melancholie. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 24 Ngr.
 Lacus, V., Liberale Präferenzen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.
 Landau, R. R., Bericht einer neuen Theorie über die Befruchtung der Materie und die Ableitung der Naturkräfte aus einer einzigen Quelle. Pest, Ligner. Gr. 8. 12 Ngr.
 Lang, G., Ueber die Bedeutung öffentlicher Unglücksfälle. Rede. Zürich, Schönbach. Gr. 8. 3 Ngr.

Lagerström, Angelika von, Biographisches Gedächtniß. 1stes Quartal. Januar bis März. Götting, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.
 Lasson, A., Princip und Zukunft des Völkerrechts. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr.
 Lauermann, R., Weidenblätter aus dem Feldenkampfe Deutschlands mit Frankreich 1870 und 1871. 1stes Bändchen. Feilbrunn, Schürten. Gr. 8. 10 Ngr.
 Lindner, E. O., Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert. Nachgelassenes Werk. Herausgegeben von L. Erk. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.
 Mend, F., Arbeit und Capital. Ein Mahnungswort für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Hamburg, Gröning. 16. 5 Ngr.
 Maier, A., Die geistige Kultur in Niederösterreich von der ältesten Zeit bis zum Beginne der Reformation. Eine sammtliche Studie. Wien, Beck. Gr. 8. 12 Ngr.
 Meyer, E. F., Puttens letzte Tage. Eine Dichtung. Leipzig, Häffel. 8. 15 Ngr.
 Mickiewicz, A., Konrad Wallenrod. Aus dem Polnischen metrich übertragen von A. Weig. Bremen, Rühlmann u. Comp. 16. 12 Ngr.
 Müller, A. W., Moritz von Schwind. Sein Leben und künstlerisches Schaffen insbesondere auf der Wartburg. Eisenach, Barck. Gr. 16. 24 Ngr.
 Nuth, R., Die österreichische Staatsidee dargestellt in ihrer Entwicklung. Wien, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.
 Oben, J. v., Des Hauses Esstein. Roman. 3 Bde. Leipzig, E. J. Gantzer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 Oberster, G., Mein Lieberbuch. Weimar, Hinrich. Gr. 16. 20 Ngr.
 Parisius, L., Ein preussischer Kultusminister, der seinen Beruf versteht hat, oder Herr Heinrich von Müllers's Geschichte. Ein heiteres Flugblatt in erster Zeit. 1ste und 2te Aufl. Leipzig, Siegmund u. Vollenberg. Gr. 16. 6 Ngr.
 Preussens protestantische Kaiseridee und Oesterreichs katholisch-politische Zukunft. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.
 Prutz, G., Kaiser Friedrich I. 2ter Bd. 1166—1177. Danzig, Kase mann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Puttlich, G. zu, Funken unter der Mäse. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Quandt, E., Von der grünen Aue. Neue Fieber. Berlin, Schönbach. 16. 20 Ngr.
 Rabich, P. v., Die Freiherren von Grimshilf. Eine geschichtliche Studie. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.
 Reinhardt, R., Malmgeschichte der weißen Schauen von Linde-hofen. Aus dem Chinesischen übersezt. Stuttgart, We. Br. 8. 1 Thlr.
 Salez, B., Die neuen Geheimnisse von Paris. Zeitgeschichtlicher Roman. 1ste und 2te Hef. Wien, v. Balheim. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Sauer, E. M., Am Rhein und an der Ahr. Eine Geschichte aus halbvergessenen Tagen. Hannover, Kämpfer. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 — Die Spiritisten. Roman. 3 Bde. Hannover, Kämpfer. 8. 4 Thlr.
 Schlägel, R. v., Wildes Blut. Vier Erzählungen. Berlin, Brigg. Gr. 8. 25 Ngr.
 Scherr, J., Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. 2te, durchgesehene Aufl. 4 Bde. Leipzig, E. J. Gantzer. 8. 3 Thlr.
 Schlagintweit, R. v., Californien. Land und Leute. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Schulse, H., Das Erb- und Familienrecht der deutschen Dynastien des Mittelalters. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fürstenrechts. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 20 Ngr.
 Sommer, A., Silber und Klänge aus Kuboffab in Boltsmann-art. V. Kuboffab. Fröbel. 16. 10 Ngr.
 Stahr, A., Kleine Schriften zur Literatur und Kunst. 1ster Bd. Biographisches. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.
 Storm, L., Immensee. 1ste Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 16. 27 Ngr.
 — Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. 5te Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. 16. 27 Ngr.
 Der große Streit und der sichere Sieg oder Döllinger und seine Freunde und Feinde. Von einem Unparteiischen. Wien, Mayer u. Comp. 16. 4 Ngr.
 Turgenev's, I., ausgewählte Werke. 5ter Bd.: Bistonen. Helene. Zwei Romane. Riga, Behre. Br. 8. 2 1 Thlr. 15 Ngr.
 Uhlisch, Clara, Vater Uhlisch. Ein Lebensbild. Magdeburg, Demmer. Br. 8. 3 Ngr.
 Unterhaltungs-Bibliothek für Reife und Jungs. 12ter Bd.: Gesungen und belagert. Meine Erlebnisse während des Feldzuges 1870—1871 von R. v. Schlägel. Jena, Gassenoble. Gr. 16. 15 Ngr.
 Die Vornamen sprachlich erklärt und die altheidischen Personennamen nach ihren Stammwörtern zusammengestellt. Roßburg D/S., Eder. Gr. 8. 5 Ngr.
 Walter, R., Ueber das Verhältnis der Substanz zu ihren Attributen in der Lehre Spinoza's mit besonderer Berücksichtigung der Auffassung desselben bei Kuno Fischer, Erdmann und Trendelenburg. Inaugural-Dissertation. Nürnberg. Gr. 8. 10 Ngr.
 Willagen, P. J., Gebichte. (Auswahl des Verfassers.) Bremen, Tannen. 16. 1 Thlr.
 Wolrich, J. N., Ueberblick der Urgeschichte des Menschen. Wien, Beck. 12 Ngr.
 Wurzbach, A. v., Zeitgenossen. Biographische Skizzen. 9tes und 10tes Heft: Wilhelm von Kaulbach. Richard Wagner. Wien, Partsch. 16. 2 1/2 Ngr.
 Zacharia, H. A., Zur Frage von der Reichcompetenz gegenüber dem Unfehlbarkeits-Dogma. Zusammenstellung verschiedener darauf bezüglicher Schriftsätze mit zusätzlichen Bemerkungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.
 Zillner, F. B., Salzburgerische Kulturgeschichte in Umrisen. Salzburg, Rapp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

U n z e i g e n .

Im Verlage von Franz Kipperheide in Berlin erschienen soeben:
Drei Sammlungen historischer Volkslieder
 von
Franz Wilhelm Freiherrn von Ditsfurth.

Die historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges, nebst geschichtlichen und sonstigen Erläuterungen.

Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und
 aus dem Volksmunde.

VIII und 145 Seiten Octav-Format.

Diese Lieder rühren somol von preussischer als von österreicher Seite her und umfassen außer schon bekannten, sowie in den „Volksliedern des Preussischen Heeres“ desselben Herausgebers bereits mitgetheilten 28 Gesängen, noch einige 30 andere bisher unbekannt, zum Theil höchst interessante und schöne, wahrhaft volksthümliche Lieder. Es spiegelt sich darin die vollständige Geschichte jenes langen Krieges unter Friedrich dem Großen.

Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege,

von Napoleons Rückzug aus Rußland, 1812, bis zu
 dessen Verbannung nach St. Helena 1815.

Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und
 dem Volksmunde.

XIV und 163 Seiten Octav-Format.

Auch hierin wird meist noch ganz Unbekanntes geboten, von dem nur Einzelnes in die „Volkslieder des Preussischen Heeres“ desselben Herausgebers aufgenommen ist. Wie die früheren, ist vornehmlich auch diese Sammlung für die Geschichte jener Zeit von der höchsten Wichtigkeit.

Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870 bis 1871.

Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und
 dem Volksmunde.

XIV und 184 Seiten Octav-Format.

Diese zumest aus den Reihen der Kämpfer hervorgegangenen Lieder (124) besingen fast alle ausgezeichneten Thaten des denkwürdigen Krieges. Alle deutschen Stämme haben ihr Contingent auch zu diesen Liedern gestellt, von denen viele bisher noch fast unbekannt geblieben sind.

Der Preis jeder dieser Sammlungen (elegant geheftet) beträgt 20 Sgr., alle drei Sammlungen in Einem Band elegant und dauerhaft gebunden, 2 Thlr. 20 Sgr.

Durch seine Sammlungen der fränkischen Volkslieder, sowie der historischen Volkslieder des preussischen und des bairischen Heeres hat der Herausgeber sich bereits einen so geachteten Namen auf dem Gebiete des Volksliedes, zumal des historischen, erworben, daß es zur Empfehlung der obigen neuen Sammlungen nur eines Hinweises hierauf bedarf. Ditsfurth's Sammlungen stehen in unserer Literatur da als die einzigen ihrer Art.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben gelangte zur Ausgabe und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die deutsche National-Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt
 von
Rudolf Gottschall.

Dritte wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage.

Gr. Octav. Eleg. brosch. 3 Bände (circa 100 Bogen)
 in 9 Lieferungen.

Subscriptionspreis pro Lieferung 12 Sgr.
 Lieferung 1.

Mit Erscheinen der letzten Lieferung tritt der
 Ladenpreis von 4½ Thlr. ein.

Von allen bisher erschienenen Werken über die deutsche Literatur unsers Jahrhunderts ist das vorliegende, wie die Kritik einstimmig anerkannt hat, das vollständigste und eingehendste, welches den Lesern ein umfassendes, sorgfältig ausgeführtes Charakterbild der einzelnen Dichter und ihrer Werke vorführt.

Die soeben nöthig gewordene dritte Auflage beweist wol zur Genüge, daß das vorliegende Werk ein unentbehrliches Handbuch ist für alle, welche sich auf dem Gebiete der neuen vaterländischen Literatur, nicht bloß in oberflächlicher Weise, an der Hand eines geist- und geschmackvollen unparteiischen Führers orientiren wollen.

Diese dritte Auflage ist von dem Verfasser vermehrt, verbessert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden; biographische und bibliographische Notizen ergänzen die Abschnitte, welche die früheren literarhistorischen Epochen behandeln, die inzwischen erschienenen Schriften der bereits charakterisirten Autoren sind berücksichtigt und neu auftauchende Talente mit in den Kreis der Besprechung gezogen.

Trotz des vergrößerten Umfangs ist für diese dritte Auflage der verhältnißmäßig billige Preis beibehalten worden, in der Hoffnung dadurch, sowie durch das Erscheinen in Lieferungen das Werk den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Verlag der G. J. Göschen'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Ferd. Freiligrath's gesammelte Dichtungen.

Stereotypausgabe. Zweiter Abdruck.

6 Bände gr. 16. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: I. Gedichte 1838: Eigenes. II. Gedichte 1838: Uebersetzungen. Zwischen den Garben 1849: Eigenes; Uebersetztes. — III. Politische und sociale Gedichte 1844—1851. — IV. Neues und Aeneues 1852—1870. Uebersetzungen aus D. Hugo's Gedichten 1845. — V. Englische Gedichte aus neuerer Zeit 1846. — VI. Hiawatha von Longfellow 1857. Venus und Adonis von Shakespeare 1849.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 44. — 20 —

26. October 1871.

Inhalt: Schriften zur Aesthetik, Poetik und Metrik. Von Rudolf Gottschall. — Der griechische Befreiungskampf. Von Hans Prug. — Zur Sprichwörterliteratur. — Feuilleton. (Notizen.) — Anzeigen.

Schriften zur Aesthetik, Poetik und Metrik.

1. Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst von Max Schasler. Erster Band: Kritische Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf die neueste Zeit. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Nicolai. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die ersten, schon sehr umfassenden Lieferungen eines jedenfalls bedeutenden Werks liegen hier vor uns. Max Schasler, ein Anhänger der Hegel'schen Philosophie und zwar von der strictern Observanz, hat sich die schwere Aufgabe gestellt, ein neues wissenschaftliches System der Aesthetik aufzubauen in einer Zeit, in welcher die ins Blaue raisonnirende Popularästhetik wiederum Mode geworden ist, die sich vor dem „abstrusen Scholasticismus“ unserer großen Denker bekreuzt. Zwar hält auch Schasler die echte Popularität der Sprache für das nothwendige Requiseit eines Werks über die Aesthetik und erklärt sich gegen den verzwickten Jargon der abstracten Dialektik — gleichwol wird für die heutigentags beliebte Art des flachen Aesthetisirens das Werk von Schasler noch immer als „speculativ“ und deshalb in die Kumpelkammer gehörig betrachtet werden, wo das alte Eisen der zerbrochenen Schwerter der himmelfürmenden Metaphysiken liegt. Ja, man wird das ganze Schema verwerfen, das schon seiner „Geschichte der Aesthetik“ zu Grunde liegt — dies dreitheilige Schema Hegel'scher Trichotomie, die Versöhnung der Gegensätze in höherer Einheit, gilt für einen überwundenen Standpunkt, für ein zu leerem Schematismus führendes Hirngespinnst. Mag Schasler sich immerhin gegen die einseitig deductive Methode erklären, indem die wahre Speculation mit dem Gegebenen anfangt, also mit der Induction, auf der Leiter der inductiven Kritik bis zur höchsten Idee emporsteige — man wird ihn doch verurtheilen als Pfleger einer Richtung, welche nicht mehr zeitgemäß sei; denn zeitgemäß für viele erscheinen nur die Trivialitäten des gedankenlosen Realismus.

Ueber die Bedeutung und den Aufbau des Werks selbst läßt sich erst nach seiner Vollendung urtheilen; der

erste, auch noch unvollendete Band beschäftigt sich nur mit der Grundlegung des Systems; eine solche findet er nur in einer kritischen Geschichte der Aesthetik, jede andere Grundlage könne nur eine hypothetische sein. Auch diejenigen, welche das Schema des Stufengangs in dieser Geschichte, aus Abneigung gegen den systematischen Aufbau des Historischen, verwerfen, werden zugeben müssen, daß das Werk von einem großen kritischen Scharfstan durchdrungen, mit vielem Fleiß ausgeführt ist; daß es in einer nicht unbeträchtlichen Zahl der schwierigsten Untersuchungen auf diesem Gebiet den Nagel auf den Kopf trifft, und daß die Kritik, sich von jeder Nachbeterei freihält und auch anerkannten Größen gegenüber die Unabhängigkeit des Urtheils wahr. In der That haben wir bisher keine so eingehende und scharfsinnige Geschichte der Aesthetik, wie sie der erste Band des Schasler'schen Werks enthält.

Der Verfasser geht aus von den verschiedenen Standpunkten, von denen das Schöne und die Kunst betrachtet werden können, die in ihrem letzten Grunde auf dem allgemein menschlichen Kunstbedürfnis überhaupt beruhen und sich nach den drei Formen des Bewußtseins: Empfindung, Verstand, Vernunft, als drei verschiedene Stufenreihen des ästhetischen Urtheils: Empfindungsurtheil, Verstandesurtheil und Vernunfturtheil, entwickeln. Das Empfindungsurtheil vertritt das praktische Interesse, den intuitiven Standpunkt. Hier zeigt sich der Gegensatz von Laie und Kenner; der Kenner ist wiederum Künstler und Kunstfreund, letzterer Sammler und Kunsthändler. Das Verstandesurtheil vertritt das theoretische Interesse, in welchem sich der Chronist und Kunstforscher begegnen; das Vernunfturtheil das philosophische Interesse, das ebenfalls wieder auf dem Standpunkt der Intuition eine phantastische Aesthetik schafft, während die wissenschaftliche zunächst reflectirend und dann wahrhaft speculativ und philosophisch ist. Die Ausführungen dieses Schemas, in

welchem die Kennerchaft doch wol geradezu dem zweiten Standpunkt des theoretischen Interesses zuzuweisen ist, enthalten im einzelnen viel Ansprechendes und knüpfen durchaus an das Gegebene an. Ueber Kunstliebhabereien, Kunstnarren ist viel Treffendes gesagt.

Jenes aus dem Leben und der Natur des Bewußtseins herausgegriffene Schema bildet nun auch die Grundlage der kritischen Geschichte der Aesthetik, welche nur das Alterthum, das 18. und das 19. Jahrhundert zu berücksichtigen hat, indem das Mittelalter in Bezug auf ästhetische Bestrebungen und Einsichten gar nicht in Betracht kommen kann. Die antike Aesthetik vertritt nun den intuitiven, die des 18. Jahrhunderts den reflectirenden, die des 19. Jahrhunderts den speculativen Standpunkt, und innerhalb jeder so charakterisirten Zeitepoche wiederholen sich in den einzelnen Vertretern diese drei Formen, sodas z. B. Plato in der antiken Aesthetik die intuitive, Aristoteles die reflectirende und Plotin die speculative Stufe vertritt. So ist der Aufbau des ganzen Werks, wenn man das Hegel'sche Gesetz geistiger Entwicklung zu Grunde legt und als solches anerkennt, niet- und nagelfest; aber auch die Gegner werden wenigstens die Durchsichtigkeit und Ueberstichtlichkeit der Anlage des Werks anerkennen müssen.

Die Darstellung der antiken Aesthetik ist eine sorgfältige; außer Plato und Aristoteles werden die ältesten ästhetischen Ansichten, Sokrates, die Sokrater und Platoniker, Aristophanes, die nach-Aristotelischen Philosophen, Rhetoriker und Kritiker, und vor allem eingehender, als dies bisher geschehen, die Aesthetik der alexandrinischen Philosophie in ihrem Hauptvertreter Plotin behandelt. Die Darstellung der Platonischen und Aristotelischen Aesthetik hat den großen Vorzug, daß sie nach genauer Durchforschung sämtlicher Werke dieser Philosophen die betreffenden Stellen nicht äußerlich aneinanderreicht, sondern begriffsgemäß gruppirt, sodas die ästhetische Grundanschauung derselben mit voller Klarheit hervortritt. Bei Plato wird die negative Bedeutung des Ideals gegen die Wirklichkeit hervorgehoben. Einseitig ist bei ihm besonders die Bestimmung des Kunstschönen, indem die Kunst als Nachahmung der Wirklichkeit nur das Scheinbild eines Scheinbildes, also blos Täuschung geben soll, die sogenannten schönen Künste überhaupt, weil sie keinen vernünftigen Zweck haben und schlechte Leidenschaften erregen, den nützlichen Künsten nachgestellt werden.

Weit höher und reiner als die durch ethische Tendenzen getriebene Aesthetik des Plato ist diejenige des Aristoteles, deren eingehende Auseinandersetzung zu den vorzüglichsten Abschnitten des Werks gehört. Wie Aristoteles das Schöne, das Kunstschöne, die Künste in ihrer Gliederung, die Stellung der Kunst zum Leben aufgefaßt hat: das wird uns nicht blos aus seiner „Poetik“ und „Rhetorik“, sondern auch aus seiner „Politik“, „Metaphysik“, „Ethik“ und seinen andern Schriften nachgewiesen. Zwei der wichtigsten Begriffe seiner „Aesthetik“, welche eine ganze Literatur hervorgerufen haben und über welche besonders eine mit Detailkram sich vorzugsweise abgebende Philologie eine bedauerliche Masse unsinniger Erklärungen zu Tage gefördert hat, werden von Schasler nach unserer Ansicht in das richtige Licht gesetzt und zugleich einer durch den

andern beleuchtet: der Begriff der *μίμησις*, Nachahmung, und der Katharsis, Reinigung. Der erstere, der durchaus nicht im Sinne der beliebten „*Naturnachahmung*“ aufgefaßt werden darf, wird von Aristoteles als Grundlage der Philosophie des „*Kunstschönen*“ in einer Weise bestimmt, welche Plato's Einseitigkeiten glänzend beslegt:

Indem nun die Kunst, als nachahmende, sich die Wirklichkeit als Object setzt, scheint sie zunächst in demselben Verhältnis des Stükwerks gegen die Natur zu stehen, wie diese selbst gegen die Idee — und dies ist Plato's Ansicht —; sofern aber diese Nachahmung der Natur im Hinblick darauf, daß in dieser die Idee zur Erscheinung kommt, gefaßt wird, richtet sie sich als künstlerische Nachahmung nur auf das Ideelle in der Natur, d. h. auf die Idee selbst, wodurch andererseits die Natur als zufällige Wirklichkeit auch gegen die Kunst zum bloßen Schein herabgesetzt wird, oder: das Natürliche ist in dem Kunstwerk nur ein Schein gegen das ihm als wesentlich gestaltete Ideelle. Durch diese Negation des Negativen in der Wirklichkeit wird nun die Kunst die positive Verwirklichung der Idee selbst und so das Höhere gegen die Naturwirklichkeit: dies ist die Ansicht des Aristoteles. Indem dieser nämlich das Kunstwerk als das gereinigte Bild der Wirklichkeit aufsaßt, setzt er das Princip der künstlerischen Gestaltung eben darin, daß jene Scheinbildung des Plato keine Potenzirung des Scheins als eines bloßen Traggildes, sondern vielmehr ein Destillationsproceß sei, wodurch die Idee, befreit und gereinigt von den Schlacken und Verfümmelungen des Zufälligen und Unwahren in der Wirklichkeit, zu sich selbst zurückgeführt und wiederhergestellt wird. Dies ist die große That des Aristoteles, wodurch für alle Zeiten der Kunst neben der Wissenschaft und der Sittlichkeit eine gleichberechtigte Stellung als notwendiger Verwirklichungssphäre der Idee gesichert ist. Bei ihm fallen daher nicht, wie bei Plato, die Begriffe des Schönen und des künstlerischen aneinander, sondern vielmehr so zusammen, daß er in dem letztern erst die wahrhafte Realisation des Schönen als des nach Maßgabe der Idee gereinigten Bildes der Wirklichkeit erkennt.

Hier ergibt sich von selbst die innige Wechselbeziehung, in welcher die vielbesprochene „*Reinigung*“ mit der *Nachahmung* steht. Sie verhält sich nach Schasler zu ihr wie die Wirkung zur Ursache. Sie ist dasselbe nach der Seite der künstlerischen Wirkung, was die „*Nachahmung*“ nach der Seite der künstlerischen Thätigkeit ist.

Die Katharsis ist unserm Kritiker die Reinigung, d. h. Idealisierung der Empfindungen des Zuschauers:

Das ist der Punkt, wo die beiden Begriffe der *Nachahmung* und der *Reinigung* sich aufs innigste berühren und ergänzen. Wie oben die *Nachahmung*, d. h. die künstlerische Gestaltung, als die Befreiung der objectiven Wirklichkeit von ihrer Endlichkeit erläutert wurde, wodurch diese (die Wirklichkeit) zur ideellen Reinheit emporgehoben wird, so beruht die Wirkung des Kunstwerks selbst eben auch in der Befreiung des anschauenden Subjects von seiner Endlichkeit, indem seine Empfindung idealisirt wird. In der Tragödie muß so die künstlerische Gestaltung von Mitleid und Furcht erregenden Handlungen idealer Charaktere zunächst eine ideelle Reinigung dieser Empfindungen im anschauenden Subject selbst bewirken, oder mit andern Worten: das Schauen des Idealen idealisirt selber den Schauenden. Dies Gefühl des Erhöhenseins in eine ideale Sphäre ist aber das specifische Lustgefühl, welches das Kunstwerk erregt, d. h. die ästhetische Befriedigung, selbst beim Schauen von Leiden.

Der Hinweis auf die Wechselbeziehung der beiden Begriffe, ein Hinweis, der ebenso aufklärend wie überzeugend ist, erscheint uns als ein Hauptverdienst Schasler's. Er erhellt damit den Philosophen von innen heraus gleichsam durch seine selbstleuchtende Kraft, nicht durch äußerlich aufgesetzte Lichter. Nicht blos über das Drama,

auch über Musik, Tonkunst und bildende Künste hat der Stagirit viel Bedeutendes geäußert, was, hier im Zusammenhang vorgeführt, die Gesamtanschauung des Aristoteles, auch seine bekanntern Theorien über das Drama, ergänzt.

Die hohe Bedeutung, die Schasler dem Plotin als dem Vertreter des speculativen Standpunkts einräumt, ist wol mehr auf Rechnung des Schemas zu setzen; denn Plotin hat nicht entfernt für die Aesthetik die Bedeutung des Aristoteles, wenngleich wir den Fortschritt in der Begriffsbestimmung des Schönen, das er als Einheit des Mannichfaltigen faßt, gern einräumen, sowie ein solcher Fortschritt auch in seinem Fundamentalsatz liegt, daß das Princip der ideellen Gestaltung die eigentliche Quelle sowohl des objectiven Schönen wie des Kunstschönen ist.

Unter den alten Eklektikern, welche dem Plotin vorausz gingen, führt Schasler neben Cicero auch den Plutarch an, der die Nachahmung des Aristoteles wieder in der äußerlichsten Weise auffaßte und unsere Freude daran aus der Analogie des planvoll Angelegten im Kunstwerk mit unserm eigenen Geiste erklärte:

Als Beleg dafür theilt er dann die interessante Geschichte von jenem Parmeno mit, der in ausgezeichneter Weise — das Quieren eines Ferkels nachahmen konnte und so sehr bewundert wurde, daß, als jemand ein unter seinem Mantel verborgenes Ferkel quieren ließ, das Publikum das Quieren des Parmeno doch höher bewunderte und für schweinemäßiger hielt, obgleich man ihm das wirkliche Ferkel zeigte.

In der That eignet sich dies Ferkel des Parmeno vortrefflich als Bignette für unsere realistische Dichtung und Darstellung!

Die zweite Lieferung des Schasler'schen Werks führt die Geschichte der Aesthetik des 18. Jahrhunderts bis an die Schwelle der Kant'schen Philosophie. Der Sprung über das Mittelalter wird motivirt, die Aesthetik der Engländer, Schotten, Franzosen, Italiener und Holländer als Vorläuferin der deutschen Aesthetik dargestellt; Shaftesbury, Hutcheson, Reid, Home, Burke, Hogarth, Batteux und Diderot werden eingehend charakterisirt, unter Hervorhebung der einzelnen Treffer in ihrer Gedankenlotterie. Die deutsche Aesthetik des 18. Jahrhunderts beginnt mit Baumgarten und seiner Schule, an welche sich als zweite Stufe die objective Kunstkritik Windelmann's und Lessing's anschließt. Die Charakteristik Lessing's als Aesthetiker halten wir für die Glanzpartie des zweiten Buchs. Bei aller Anerkennung von Lessing's ausgezeichneten Verdiensten verhält sich Schasler doch kritisch gegen die ästhetischen Grundanschauungen desselben. Seine hohen Verdienste auf dem Gebiet der Dramaturgie, seine Reaction gegen die französische Verfälschung der Antike erkennt Schasler vollkommen an; dagegen wirft er ihm die Vermischung der bildenden Künste, der Malerei und der Plastik, vor, wie dies schon in dem Titel „Laocoon“ für eine Abhandlung über die Grenzen der Dichtkunst und Malerei liegt. Lessing versteht hier unter Malerei die bildende Kunst überhaupt, unter Poesie nur das Epos und Drama. In dieser Gegenüberstellung liege schon an und für sich etwas Unlogisches. Namentlich polemisirt Schasler gegen Lessing's Ansichten über die Malerei, die sich zu der kühnen Frage verstreuen, ob es nicht zu wünschen wäre, „die Kunst mit Delfarben zu malen wäre gar

nicht erfunden worden“. An diese Frage anknüpfend sagt Schasler:

Es ist erstaunlich, zu welchem Extrem falscher Ansichten ein so klarer Kopf wie Lessing durch das bloße Festhalten an einem abstract-einseitigen Princip gebracht werden konnte. Wenn Servinus an irgenbeiner Stelle in seiner etwas überhebend väterlichen Weise gegen die deutsche Nation den Zeigefinger aufhebt mit den Worten: „Ich glaube warnen zu müssen, daß man Lessing je leichtsinnig widerspreche“, so dürfte es viel ersprießlicher für die Sache der Kunstwissenschaft sein, wenn man — wenigstens hinsichtlich seiner Ansichten über die bildenden Künste, und besonders die Malerei — von dem entgegengesetzten Grundsatz ausgehen und davor warnen möchte, nicht Lessing leichtsinnig zuzustimmen. Wahrlich, wir verdanken Lessing's außerordentliche Verdienste um die Förderung echter Wissenschaftlichkeit und um die Bekämpfung der Vorurtheile seiner Zeit gewiß nicht; aber auch heutigentags noch auf ihn zu schmökern, ihn bei jeder Gelegenheit als den unantastbaren Kunstrichter zu citiren und einen wohlfeilen Enthufiasmus über jedes seiner Worte zu Marke zu tragen: dies können nur die verlangen, welche ihn in der That nicht kennen oder überhaupt kein wissenschaftliches Urtheil haben. Aber auch abgesehen von der Zuverlässigkeit seines ästhetischen Urtheils und nur auf den Umfang dessen, was er für die Aesthetik geleistet, rücksichtig, müssen wir sagen, daß — allen Respekt vor der tiefen Bedeutung einiger von ihm erlebiger Principienfragen — die Ausbeute für die Aesthetik bei ihm im ganzen eine nur geringe ist. Denn wenn man sich — die Hand aufs Herz — fragt, was er, ganz abgesehen von seiner vielfachen Einseitigkeit, substantiell für die Bewältigung und Erarbeitung des so großen und reichen Gebiets der Aesthetik gethan, so beschränkt sich dies, alles in allem genommen, hauptsächlich auf die nähere Bestimmung des Wesens der Poesie, namentlich des Dramas, und dies verdankt er zum großen Theil, wie er selbst bekennt, dem Aristoteles. Lessing sagt irgendwo einmal: „Mit dem Ansehen des Aristoteles würde ich bald fertig werden, wenn ich es nur ebenso leicht mit seinen Gründen vermöchte.“ In der That, man wäre dem slavischen Autoritätsglauben seiner blinden Verehrer gegenüber, die ihn meist am wenigsten kennen und mit ihren lobbuhelnden Phrasen seinem wahren Ansehen mehr schaden als nützen, versucht, jenen Satz umzukehren und zu sagen: „Mit Lessing's Gründen könnte man schon fertig werden, wenn man es nur ebenso gut mit seinem Ansehen vermöchte.“

Auf die Kritik Kant's, Schelling's, Hegel's, Vischer's sind wir nach dem vorangeschickten Programm gespannt; noch mehr auf das eigene System des Aesthetikers, das sich als eine Versöhnung des Idealismus und Realismus ankündigt.

2. Ueber die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes. Zwei Vorträge gehalten in der Hofe zu Jena im Februar 1871 von Runo Fischer. Heidelberg, Bassenmann. 1871. Gr. 8. 18 Ngr.

Der geistreiche Philosoph, der sich in allen seinen Werken als ein Meister eleganter Darstellung bewährt, gibt hier einen wichtigen Beitrag zur Begriffsbestimmung und, wir möchten sagen, zur Naturgeschichte des Witzes, dessen elektrisches Fluidum sich nicht leicht philosophisch fassen läßt. Die bisherige Erklärung erscheint ihm verfehlt:

Man kennt die herkömmliche und alte Erklärung, wonach der Witz in der Fertigkeit bestehen soll, Ähnlichkeiten zwischen Unähnlichem, d. h. verschiedne Ähnlichkeiten zu finden. Es ist leicht zu sehen, daß in dieser Erklärung die beiden Grundfehler einer mangelhaften Definition zusammentreffen. Sie ist zu eng und zu weit. Zu weit, denn es gibt z. B. in den vergleichenden Wissenschaften eine Menge Urtheile, welche dasselbe thun und keineswegs unter die Witze gezählt werden; zu eng, denn es gibt eine Menge witziger Urtheile, die als solche gelten und

empfundener werden und keineswegs Aehnlichkeiten, sondern Unterschiede hervorbringen lassen. Wenn z. B. Feine, um eine gewisse Unversittät zu verspotten, sagt, „daß in jedem Semester die Studenten wechseln, aber die Professoren dieselben bleiben, wie die Pyramiden Aegyptens, nur daß in diesen Unversitätspyramiden keine Weisheit wohnt“, so hat er mit dieser Vergleichung von Professoren und Pyramiden zweimal witzig sein wollen, das erste mal mit der Aehnlichkeit, das zweite mal mit dem Unterschied beider.

Nachdem der Philosoph die ästhetische Freiheit und Vorstellung, das Erhabene und Komische in ihrem Gegensatz untersucht, den komischen Contrast hervorgehoben hat, kommt er zur Begriffsbestimmung des Witzes als des spielenden Urtheils:

Unsere ganze geistige Welt, das intellectuelle Reich unserer Gedanken und Vorstellungen entfaltet sich nicht vor dem Blicke der äußern Betrachtung, läßt sich nicht unmittelbar bildlich und anschaulich vorstellen und enthält doch auch seine Hemmungen, Gebrechen, Verunstaltungen, eine Fülle des Lächerlichen und der komischen Contraste. Diese hervorzuheben und der ästhetischen Betrachtung einleuchtend zu machen, wird eine Kraft nöthig sein, welche im Stande ist, nicht bloß Objecte unmittelbar vorzustellen, sondern auf diese Vorstellungen selbst zu reflectiren und sie zu verdeutlichen: eine gedankenerhellende Kraft. Diese Kraft ist allein das Urtheil. Das Urtheil, welches den komischen Contrast erzeugt, ist der Witz, er hat im stillen schon in der Caricatur mitgespielt, aber erst im Urtheil erreicht er seine eigenthümliche Form und das freie Gebiet seiner Entfaltung.

Diese Erklärung schließt sich an einen Gedanken Jean Paul's in der „Vorschule der Aesthetik“ an: „Der Witz ist ein bloßes Spiel mit Ideen.“ Runo Fischer macht die beweisende Probe auf die Richtigkeit seiner Erklärung, namentlich in seiner zweiten Vorlesung, in welcher er „Die Entwicklungsformen des Witzes“, den Klangwitz, das Wortspiel, den Mutterwitz, den verborgenen Unstun, von dem er einige künstliche Proben mittheilt, den satirischen Witz, Ironie und Humor als Vollenbung der komischen Vorstellungswiese in schlagenden und im ganzen unanfechtbaren Definitionen vorführt. Die populäre Fassung des Schriftchens und die reichhaltige Beispielsammlung des Komischen, die in den erklärenden Text verwoben ist, machen es zu einer sehr anziehenden Lektüre.

3. Die Dichtung und ihre Gattungen. Ihrem Wesen nach dargestellt und durch eine nach den Dichtungsarten geordnete Musterammlung erläutert von Hermann Desterley. Mit einem Vorwort von Karl Goedeke. Breslau, Leudart. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Auswahl deutscher Gedichte systematisch geordnet im Anschluß an ein Lehrbuch der Poetik von H. E. Bonnell. Berlin, Habel. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
5. Deutsche Poetik. Formenlehre der deutschen Dichtkunst. Ein Leitfadens für Oberklassen höherer Bildungsanstalten bearbeitet von D. Lange. Dritte verbesserte Auflage. Berlin, Gärtners. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Drei vorzugsweise für den Schulgebrauch bestimmte Poetiken liegen uns vor. Die beiden ersten sind mehr Anthologien und Beispielsammlungen, in denen der Text nur eine einführende und erläuternde Bedeutung hat; in der dritten, obgleich sie an Umfang wesentlich hinter den beiden ersten zurücksteht, überwiegen die theoretischen Bestimmungen; sie ist nach dieser Seite hin inhaltreicher als die beiden andern.

Aus der Vorrede, welche Karl Goedeke der Desterley'schen Poetik (Nr. 3) voranschickt, ersieht wir, daß dieselbe durch das bekannte, namentlich in Mädchenschulen

verbreitete Werk von Knüttell: „Die Dichtkunst und ihre Gattungen“, veranlaßt worden ist. Eine Umarbeitung des vielfach veralteten Werks erwies sich als ungenügend; es wurde also ein vollständiger Neubau vorgenommen und nur wenig von den ausgewählten Musterstücken beibehalten. Goedeke sagt in der Einleitung:

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß ein richtiges Verständnis der Poesie in ihrer umfassendsten Bedeutung durch eine zusammenhängende systematische Darstellung zu erreichen sei, hat der Verfasser seine erste und hauptsächlichste Aufgabe darin gefunden, die grundlegenden Bestimmungen über das Wesen der Poesie im allgemeinen und der Dichtkunst im besondern festzustellen, wobei er sich nicht nur von seinem Vorgänger, sondern auch von den Aesthetikern verlassen sah, die entweder wie der Vorgänger sich dadurch aus der Verlegenheit helfen, daß sie nur einzelne Merkmale der Poesie hervorheben, das Wesen derselben aber für undefinirbar erklären, da die Poesie gefühlt, nicht verstanden sein wolle, oder wol eine Definition des Begriffs aufstellen, damit aber das Wesen der Poesie nicht in seiner Gesamtheit, sondern nur nach der einen oder andern Seite hin erfassen. So mußte der Verfasser auch der bisherigen Aesthetik gegenüber sich auf sich selbst angewiesen sehen. Er hat versucht, aus eigenen Kräften eine nicht nur umfassende, sondern erschöpfende Darstellung von dem Wesen der Poesie zu geben und aus den ermittelten Sätzen das Wesen der Kunst und ihrer Untergattungen, besonders aber der Einzelkunst, welcher sein Buch gewidmet ist, der Dichtkunst in allen ihren verschiedenen Entfaltungen abzuleiten und auf diesen Grundlagen sein System aufzubauen, um auch die kleinste poetische Form aus dem Wesen der Poesie entwickeln zu können.

Dies Lob können wir, nachdem wir den ersten Abschnitt über das „Wesen der Poesie“ durchgesehen, nur als ein sehr überschwengliches betrachten. Wir begreifen nicht, wie Goedeke zu der Ansicht kommt, daß die bisherigen Aesthetiker und Verfasser von Poetiken das Wesen der Poesie für undefinirbar erklärt oder nur einseitig bestimmt hätten. Wir meinen, daß dies bisher in weit tieferer Weise geschehen sei, als in der Abhandlung von Desterley, welche ganz verständige, von der Thätigkeit der Phantasie und ihren Entwicklungsstufen ausgehende Bestimmungen gibt, aber doch nur auf den Horizont der Schule visirt ist und am wenigsten auf irgendwelche Originalität Anspruch erheben darf. Sollte Goedeke nicht die Erklärungen der Poesie von Hegel und Vischer, von Carriere in seinem Werk „Das Wesen und die Formen der Poesie“ und in seiner „Aesthetik“ kennen? Sollten ihm die Begriffsbestimmungen und Erläuterungen unbekannt geblieben sein, die der Unterzeichnete in seiner „Poetik“ (2. Aufl., 2 Bde., 1870) gegeben hat?

Das Desterley'sche Werk hat im ganzen eine verständige und einleuchtende Anordnung, auch sind die Bestimmungen der einzelnen Gattungen verständig und hätten sorgsam die Grenzen. Was die Auswahl der Beispiele betrifft, so könnte sie wol mannichsacher und geschmackvoller sein und von einer genauern Kenntniß unserer neuern Dichtung zeugen. Wir stoßen oft auf ziemlich geschmacklose und veraltete Proben.

Die „Moderne Verslehre“ ist etwas einseitig aufgefaßt. Desterley geht so weit, zu sagen, wenn wir heute von deutschen Trochäen und Daktylen, von deutschen Versfüßen und Versmaßen sprechen, so möge das hingehen, solange wir im Gedächtnisse behalten, daß alle diese Bezeichnungen nur metaphorische Ausdrücke sind, eine Ueber-

tragung metrischer Verhältnisse auf die accentuirenden Rhythmen der neuern Zeit. So verhält sich denn die Sache doch keineswegs; es heißt den Schülern vollständig den Kopf verwirren, wenn man ihnen unsere Trochäen und Daktylen als „metaphorische Ausdrücke“ hinstellt. Sie würden dann gewiß Verse machen, die aus lauter metrischen Katachresen bestehen. Es kam darauf an, ihnen vielmehr den Charakter, die Physiognomie, die Bedeutung des Jambus, Trochäus u. s. f., welche bekanntlich nach den verschiedenen Füßen eine sehr wechselnde ist, auseinanderzusetzen und durch Beispiele zu erläutern. Statt dessen wird ihnen der ganze Schwarm der romantischen Strophenbildungen mit einer höchst überflüssigen Ausführlichkeit, darunter Sicilianen, Trioletts, Seguidillas, italienische Vierzeiler, Rondeaux, Cancions, Decimen u. s. f., vorgeführt, als wenn der romantische Musenalmanach von Lied ein classisches Muster deutscher Dichtung wäre. Dieser ganze Kram gehört nicht in eine deutsche, für Schulen bestimmte „Poetik“, namentlich nicht in solcher breiten Ausführung; wir leben nicht mehr im Zeitalter der Romantik. Der Sinn für das Wesentliche und Allgemeingültige geht unsern Gelehrten oft bei ihren verschiedenen Liebhabereien verloren! Ueber das Epos, Roman und Drama sind die richtigern Bestimmungen der maßgebenden Aesthetik und Poetik festgehalten; wohl aber wären hier, wo die Anthologie nur in sehr fragmentarischer Weise mitsprechen kann, eine Erläuterung durch weit häufigern Hinweis auf einzelne Dramen und Romane, eine Entwicklung der Regeln ihrer Architektur an hervorragenden Mustern, vor allem aber eine kritische Berücksichtigung der Hauptvertreter der einzelnen Gattungen am Platze gewesen. Namentlich verdienten die neuern Dichter eine weit größere Beachtung, als sie bei Desterley gefunden — non scholae, sed vitae discemus.

Bonnell sagt im Vorwort zu seiner „Poetik“ (Nr. 4):

Das vorliegende Werk enthält neben einer wissenschaftlich begründeten Poetik eine reiche Auswahl von systematisch geordneten deutschen Gedichten, welche sowohl zur Erläuterung für jene dienen, als auch unabhängig davon eine geeignete Sammlung für den Schul- und Privatgebrauch bilden sollen. Es wird somit von den untersten Lehrstufen an bis über die Schule hinaus der Belehrung und Unterhaltung zugleich ein passender Stoff dargeboten. Bei der Auswahl ist vorzüglich die Lyrik, weniger die Epik und das Drama nur im ersten Buche berücksichtigt worden. Denn bei den letztern beiden hätten, mit Ausnahme der weniger umfangreichen epischen Dichtungsarten, doch nur kleine Auszüge gebracht werden können, was nur im ersten Buche zweckmäßig erschien; daher die Beschränkung auf die bloße Besprechung des Epos, der Novelle, des Romans und des Dramas. Nächst Gottschall's „Poetik“ sind besonders Bisker's „Aesthetik“, Horn's „Poesie und Beredsamkeit“, Carriere's „Wesen und Formen der Poesie“, Kallitell's „Dichtkunst und ihre Gattungen“, Freitag's „Technik des Dramas“, Servinus' „Deutsche Dichtung“, Bernhardt's „Grundriß der griechischen Literatur“, sowie einzelne Abhandlungen von Lessing, Herder, Schiller, Schermer, Scherer, Wadernagel u. a. benutzt und öfters maßgebende Aussprüche sowie musterghätige Definitionen u. dgl. diesen Autoritäten entlehnt worden.

Soll es mit dieser bloßen Erwähnung gerechtfertigt sein, wenn der Autor ganze Seiten z. B. aus der „Poetik“ des Unterzeichneten fast wörtlich ausschreibt? Wir meinen, wenn ein solches Werk auch nicht auf Originalität Anspruch zu machen braucht, da es ja nur die Resultate anderer Forschungen für bestimmte Zwecke und Kreise

vermittelt, so darf doch die Bequemlichkeit nicht bis zu seitenlangem wörtlichem Ausschreiben fortgehen; namentlich aber verdient dann der Autor, der in solcher Weise benutzt wird, doch wenigstens „citirt“ zu werden. Dies ist aber unbedingt erforderlich, wenn es sich um neue Gesichtspunkte handelt, welche von dem betreffenden Schriftsteller zuerst aufgestellt worden sind. So ist z. B. der Unterschied zwischen der naiven Hyperbel und derjenigen der Reflexion zuerst in unserer „Poetik“ geltend gemacht worden. Wenn sich Bonnell denselben ohne weiteres aneignet, sowie einen Theil der darauf bezüglichen Ausführungen, so hätte er wol den Autor citiren müssen. Der Nachweis der verschiedenartigen Composita im ersten und zweiten Theil des „Faust“, die vierfache Einteilung der Metaphern, der Gebrauch derselben, namentlich die Katachresen — das ist alles fast wörtlich aus unserer „Poetik“ entlehnt. Ebenso ist die Bestimmung des Charakters der einzelnen Versmaße, je nach der Zahl ihrer Füße, eine getreue Aneignung, auch die Untersuchungen über die griechische Elegie — wir können mit einem Worte nur auf eine Vergleichung beider Werke hinweisen, welche für jeden Unbefangenen ergeben wird, daß hier eine unerlaubte Plünderung vorliegt. Wir wollen uns indessen gern plündern lassen, wenn Bonnell nur die Ritterlichkeit besitzt, in einer nächsten Auflage an den betreffenden Stellen, d. h. bei jeder wörtlichen Benutzung längerer Sätze oder neuer Bestimmungen seine Quelle anzugeben. Wir müssen uns enthalten, den erläuternden Text zu loben, da ein solches Lob wie Selbstlob klingen würde. Wohl aber können wir die Beispielsammlung als sehr reichhaltig und meist selbständig ausgewählt bezeichnen.

Wir fragen den Verfasser noch: Warum citirt er Freitag's „Technik des Dramas“ ausdrücklich bei einer längern mit Gänsefüßchen bezeichneten Stelle, und warum nirgends bei ebenso langen und längern Stellen, die ausgeschrieben sind, unsere „Poetik“? Offenbar, weil dann das Citiren kein Ende nehmen würde!

Die „Poetik“ von Otto Lange (Nr. 5) erscheint uns als die zweckmäßigste für den Schulgebrauch; sie löst sich nicht in eine Anthologie auf; ihre Begriffsbestimmungen sind fest und einleuchtend; sie betont das Wesentliche, und gibt bei Epos und Drama eine Fülle von literargeschichtlichen Nachweisungen, die bis in die neueste Zeit reichen.

6. Das Grundprincip des deutschen Rhythmus auf der Höhe des 19. Jahrhunderts von J. E. Wessely. Leipzig, L. D. Weigel. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
7. Theorie der neuhochdeutschen Metrik von Rudolf Westphal. Jena, Doebereiner. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die deutsche Metrik ist noch immer eine aus lauter offenen Fragen bestehende Wissenschaft. Westphal sagt in der Einleitung zu seiner „Theorie“, daß es bisher unserer Aesthetik nicht hat gelingen wollen, den Begriff des Verses zu bestimmen, und daß man sich selbst in Werken ersten Ranges, die diesem Gebiete angehören, vergebens nach einer Erläuterung der metrischen Elementar begriffe umsieht.

Ein Schüler von Platen und Windwig, J. E. Wessely, hat in einem sehr umfangreichen und gelehrten Werke: „Das Grundprincip des deutschen Rhythmus“ (Nr. 6), unternommen, dies noch fehlende Princip zu entdecken und mit dem

Aufgebote aller von dem Stande der Wissenschaft heutzutage überhaupt gebotenen Gesamtmittel zum unangewandtesten und unanzweifelbaren Bestande der Wahrheit zu befestigen. Eine neue Metrik zu schreiben, lag nicht in seiner Absicht; er verweist auf das „Lehrbuch der deutschen Verskunst“ von Johannes Mindwiz als auf ein muster-gültiges Werk.

Dies neue Princip ist die „substantielle Schwere“. Wessely unterscheidet zwischen Begriffsgrundwörtern und Begriffsverhältnißwörtern. Jene sind das eigentliche Sprachfundament, die Grundsteine des Sprachbaues und der Begriffswelt, diese der Kitt, der Mörtele ihrer Vereinigung und ihres Zusammenhangs:

Demgemäß der große Unterschied ihrer Bedeutung, Geltung und Verkörperung im gesprochenen Worte. In den erstern macht sich diese ihre volle Wucht, die Hauptfesten der Sprache zu sein, auch in der Aussprache geltend, verschafft sich die substantielle Schwere in ihnen bei ihrem Hörbarwerden Geltung, sie tönen schwer, ganz ohne ein etwa hierauf gerichtetes Zuthun unsererseits; d. h. sie erscheinen durch volles Aus-tönen bedeutend, in die Sinne fallend, mithin durch einen gewissen an sich merkbaren Zeitverhalt und nur durch eine Anstrengung der Sprachwerkzeuge, die für die Dauer nicht zu ertragen wäre, durch eine Pressung des Athems — vermöchten wir es, solche (Begriffs)Grundwörter dieser Schwere zu entkleiden, wodurch sogleich das Wesen des genannten Zeitverhalts deutlicher wird, indem, will man ihn durchaus unterdrücken, eine Beilegung der Aussprache erforderlich ist, um die naturvolle Schwere verschwinden zu machen — eine Kürzung der Zeit ist nöthig, in der das Wort sonst natürlich ausläßt.

Die Bildungsilben haben keinen begrifflichen Werth und Gehalt, ihre Aussprache ist leicht und flüchtig, ebenso sind die Begriffsverhältnißwörter nicht von substantiell entscheidender Bedeutung. Für den zweiten Grundpfeiler eines festen Unterbaues deutscher Rhythmik erklärt Wessely, daß es im Deutschen ebenso wie in jeder Sprache organische Längen, Langsilben von Natur aus gibt. Es gilt, die kleinsten anscheinbaren Silben, wenn sie gedehnt klingen, vollkommen den substantiell schwereren gleichzusetzen. So formulirt er im Verlauf seiner Untersuchungen als das Princip der Metrik die heutige historisch veränderte feststehende Quantität im Coordinationsverhältnisse mit der nur der deutschen Sprache eigenen substantiellen Schwere. Eine systematische Zusammenstellung der deutschen Versquantität, mit Angabe der Längen, Kürzen und Mittelzeiten, die zum Theil beträchtliche Abweichungen von der üblichen Wortmessung enthält, unterstützt als Hauptpfeiler den Bau des neuen Systems.

Das ganze Werk ist vorzugsweise gegen die geltende Theorie gerichtet, derzufolge der Accent die Kürzen und Längen in der deutschen Sprache bestimmt; die Untersuchungen und Betrachtungen über die Natur des Accentus im allgemeinen und im Deutschen insbesondere enthalten neben mancher Paradoxie doch auch viel Zutreffendes; ebenso der Abschnitt „Rhythmizomenon und Rhythypoie der deutschen Sprache“, der namentlich über das Verhältniß des musikalischen und poetischen Rhythmus und über viele hierauf bezügliche Sünden der Componisten geistvolle Betrachtungen enthält. Eine kritische Erregese des alldutschen Versprincipis macht es sich zur Aufgabe, nachzuweisen, daß der Accent auch hier nicht das alleinige Versprincip sei, und polemisirt lebhaft gegen Lachmann's „spintifirte Spitzfindigkeiten“.

Es ist offenbar ein Fehler, die Quantität als gar nicht bestehend aus der deutschen Metrik ausmerzen zu wollen — doch Wessely geht auf der andern Seite zu weit, obschon sich seine „substantielle Schwere“ mit dem „Accent“ in den meisten Fällen gut vertragen wird. Das Werk zeigt übrigens eine gründliche Gelehrsamkeit und hat jedenfalls den Vorzug, auf die Strenge der künstlerischen Form hinzuwirken, die von einer Zahl saloper Dichter, namentlich der Nachahmer Heine's, allzu sehr vernachlässigt wird. Der fortwährende Hinweis auf Platen kann für eine Tyrin nur vortheilhaft sein, welche, gleichsam die Hände in den Hosentaschen und über ihre eigenen Füße stolpernd, zum Barnab hinaufschlendert.

Rudolf Westphal freilich wehrt sich gleich im Vorwort seiner „Theorie der neuhochdeutschen Metrik“ (Nr. 7) gegen den Vorwurf der Armuth, den Platen den deutschen Versmaßen macht; er erklärt sich sogar gegen die Strophenschemata, die Platen nach Art der Pindarischen gestaltet.

Immerhin aber sind dergleichen Nachbildungen von complicirten Metren der Alten im recht eigentlichen Sinne als Kunststücke anzusehen, die nur von wenigen zu Stande gebracht werden können, und wol am wenigsten leicht von denjenigen, welche als wirklich gottbegnadete Dichter in der metrischen Form nur ein secundäres Accedens, nur eine äußere Ornamentik des poetischen Gebildes erblicken. Ein deutscher Dichter ersten Ranges wird, was ihn bewegt, immer am liebsten und geläufigsten in den nationalen Formen aussprechen, die keineswegs so monoton und rhythmuslos sind wie Platen glaubt, sondern die kunstreichsten Gestaltungen und die größte rhythmische Mannichfaltigkeit zulassen. Derjenige weiß wenig von den Rhythmen der Griechen, der da glaubt, die deutsche Poesie könne derselben nur durch Nachbildung der künstlichen Strophenschemata der Griechen theilhaftig werden. Der Reichthum griechischer Rhythmit zeigt sich ebenso sehr in deren einfacheren trochäischen und iambischen Bildungen, und die deutsche Poesie braucht sich diese Mannichfaltigkeit nicht erst von außen her durch Nachbildung antiker Formen künstlich anzueignen, sondern besitzt sie längst schon in ihren nationalen Metren als echtes Eigenthum.

Infolge einer mehrjährigen und eindringlichen Beschäftigung mit der rhythmisch-metrischen Form der Griechen ist Westphal inne geworden, daß die hauptsächlichsten Formen und Kategorien, die der poetische Rhythmus der Griechen darbietet, sich auch in den nationalen Metren der deutschen Poeten wiederfinden, und daß man sich dreist für die Formen der letztern der bei den Griechen ausgebildeten Nomenclatur bedienen kann. Hierin liegt der Kern der Westphal'schen Schrift; sie stellt außer den sogenannten Versfüßen noch zwei andere rhythmisch-metrische Begriffe in den Vordergrund, den der rhythmischen Reihe und rhythmischen Periode. Westphal unterscheidet akatalektische, katalektische und brachykatalektische Reihen, und stellt dann die trochäischen, iambischen, daktylischen und anapästischen Compositionen nach den verschiedenen Perioden dar.

Wir meinen, daß die Verszeile in der Regel mit der rhythmischen Reihe Westphal's zusammenfallen wird, mit Ausnahmen, wie daß z. B. ein trochäischer Tetrameter in zwei Verszeilen von vier Füßen geschrieben wird; ebenso meinen wir, daß die rhythmische Periode entweder selbst eine Strophe oder nur ein größerer Bestandtheil für die Strophenbildung ist. Wenn in einem vierzeiligen

Gebicht die je zweite und vierte Zeile, um es trivial auszudrücken, einen Fuß weniger hat als die erste und dritte, so spricht Westphal von „brachytatalektischen Perioden“, wobei der Ausgang des Vorder- oder Nachsatzes katalektisch oder alatalektisch sein, d. h. bei gereimten Strophen in einem männlichen oder weiblichen Reim ausgehen kann.

Wozu diese Fülle philologischer Gelehrsamkeit bei im Grunde so einfachen Dingen? Es ist ganz gut, wenn die Dichter schärfer auf den Strophenbau, auch auf den Bau der rhythmischen Perioden hinschauen lernen, aber diese Architektur, wie sie Westphal lehrt, erscheint uns doch sehr mit gelehrten Arabesken überladen.

Abgesehen davon ist die Darstellung selbst durchweg klar, durch eine Menge von Beispielen, namentlich aus Schiller's und Goethe's Gedichten illustriert und im einzelnen auch reich an treffenden Bemerkungen über die verschiedenen Versarten. So nimmt Westphal den fünfhebigen Jambus (den er übrigens den „unvollendeten“ iambischen Trimeter nennt) mit Recht gegen die Anklagen Platen's in Schutz, der ihn einen barbarischen und armseligen Vers nennt. Zu scharf spricht sich Westphal wol gegen das Sonett aus:

Auf eine innere und natürliche Berechtigung kann die Sonettform keinen Anspruch machen, und sicherlich ist es nicht innerer Trieb, was den deutschen Dichter sich in dieser Form zu bewegen heißt, sondern lediglich und allein — wir wissen keinen andern Ausdruck — die Mode. Zu bedauern ist hierbei

nur, daß dies italienische Muster schon so lange und wie es scheint noch auf fernere Zeit hin maßgebend geblieben ist, denn die Mode des Sonetts ist so unbequem, wie nur irgendeine fremde Modetracht sein kann. Die Zahl der Sonette ist wahrlich klein, wo sich nicht der Dichter dem Reime und der Stellung des Reims zu Liebe irgendeinen Verstoß gegen die fließende Wortstellung, gegen den poetischen Ausdruck, gegen Präcision des Gedankens hat zu Schulden kommen lassen. Dem Italiener fällt der Reim ungleich leichter als dem Deutschen, denn er reimt häufig nur mit den Endungen der Wörter, während die Wurzel silbe nicht in den Bereich des Reims gezogen zu werden braucht. Die Eigenthümlichkeit unserer deutschen Sprache aber hat für jeden Reim eine Wurzel silbe nöthig, die immer der Hauptbestandtheil des Wortes und Träger des Begriffs ist. Und noch dazu muß es unserm poetischen Formgefühl nach der bedeutungsvollste Begriff des Satzes sein, welcher als Reimwort am Ende der Zeile verlegt wird! Da ist es freilich nicht anders möglich, als daß der deutsche Dichter im Sonette oft zu einer Wendung seine Zuflucht nehmen muß, deren er sich bei einer andern poetischen Form sicherlich enthalten haben würde.

Freilich gibt es sehr viel schlechte Sonette mit Noth- und Flickreimen; aber ein vollendetes Sonett, wie wir deren von Platen, A. W. Schlegel u. a. besitzen, ein Sonett, dem man die überwundenen Schwierigkeiten nirgends anmerkt, ist mit seiner feinsinnigen Gliederung und seinem melodischen Vollklang eine schöne, den harmonischen Sinn durchaus befriedigende Form.

Rudolf Gottschall.

Der griechische Befreiungskampf.

Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 bis auf unsere Tage. Von Karl Mendelssohn-Bartholdy. In zwei Theilen. Erster Theil: Von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken bis zur Seeschlacht bei Navarin. Leipzig, Hirzel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Wo sind die Zeiten hin, in denen jeder Gebildete ein Stück Philhellene war und mit wärmerm Antheil, als er ihn den politischen Geschicken des eigenen Vaterlandes zu widmen pflegte und widmen durfte, den wechselvollen Gang des Befreiungskriegs verfolgte, in welchem die Nachkommen der alten Hellenen das Joch türkischer Knechtschaft abzuschütteln bemüht waren, wo die neuen Marathon- und Salamiskämpfer mit ermunternden und bewundernden Worten und Liedern, mit Geldspenden und andern Hilfsmitteln zu unterstützen die große That war, zu welcher sich das von der Heiligen Allianz zur politischen Unmündigkeit verurtheilte gebildete Europa aufrastete? Die Zeiten philhellenischer Begeisterung und der Schwärmerei für die Wiederverjüngung der antiken Griechenherrlichkeit sind längst entschwunden, und gerade diejenigen, welche sich ihr am vollsten und rückhaltlosesten hingeeben hatten, haben sich hinterher am schmerzlichsten enttäuscht und am traurigsten ernüchtert gefühlt. Was ist von all den Hoffnungen, die ehemals in der Brust auch unserer klarsten und unbefangenen Philhellenen lebten, schließlich in Erfüllung gegangen? Höchstens noch, wenn der unsichere Thron des hellenischen Reichs seinen Inhaber wechselt, wie damals als der mittelsächsische Otto, den man einst als Beglückter den Neugriechen zugeführt hatte, verjagt wurde, als die

freien Griechen von Land zu Land und Hof zu Hof einen neuen König suchen gingen, ist die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal auf Griechenland und dessen trauriges Geschick gelenkt worden. Und als dann der gesuchte König endlich in dem jungen Dänenprinzen Georg gefunden und Griechenland von dem mit andern und wichtigeren Fragen beschäftigten Europa eben wieder sich selbst überlassen worden war, da wurde es allen wieder in Erinnerung gebracht durch die erschreckende Kunde von dem grauenhaften Morde, den die einst so gefeierten Nachkommen der Helden der Perserkriege an friedlichen, den Spuren der antiken hellenischen Großthaten nachgehenden Reisenden verübt hatten, und welcher in seiner weitem Entwicklung vor den Schranken des Gerichts einen tief entmutigenden Einblick eröffnete in die völlige sittliche Verkommenheit des jetzigen Hellenengeschlechts. Wir sind überzeugt, einen Philhellenen, in dem Sinne wenigstens, den man in den zwanziger Jahren mit dieser von so vielen mit Stolz getragenen Bezeichnung verband, würde man heute vergebens suchen; ja, die überwiegende Mehrzahl derjenigen, die ehemals für die geträumte Wiedergeburt Griechenlands geschwärmt haben, wird jetzt zu der traurigen Ueberzeugung, die sich aus den Lehren der Geschichte doch mit unabweisbarer Nothwendigkeit ergibt, gelangt sein, daß nicht jedem einst mächtigen und hochentwickelten Volke eine Wiedergeburt, eine zweite Zeit der Macht und Blüte beschieden ist, sondern daß manchem Volke, das einst an der Spitze der geschichtlichen Entwicklung gestanden hat, das Schicksal nicht erspart bleibt, nach seinem Fall für immer in

Dunkel und Unbedeutendheit zu bleiben: ein trauriges, zu allen andern Völkern eindringlich redendes Denkmal irdischer Vergänglichkeit und menschlicher Schwäche.

Vielleicht ist das zu schwarz gesehen und wird diese pessimistische Anschauung in einer spätern Zukunft einst Lügen gestraft, und wir wollen das wünschen um der Griechen und um ihres schönen Landes willen; für jetzt aber, wie die Dinge zur Zeit noch liegen, können wir nicht leugnen, daß es uns einigermaßen überrascht, freilich angenehm überrascht hat, den jüngsten und kundigsten Geschichtsschreiber Neugriechenlands erfüllt zu sehen von dem freudigen und zuversichtlichen Glauben an eine bessere Zukunft und eine neue Blüte des scheinbar so trostlos zerrütteten Hellas, und wir gestehen von vornherein zu, daß diese freudige Zuversicht der auch von uns getheilten pessimistischen Auffassung der neugriechischen Zustände gegenüber um so schwerer und entscheidender in das Gewicht fällt, als sie frei von aller Voreingenommenheit und philhellenischen Schwärmerei ist und trotz der genauesten Kenntniß von Land und Leuten und der größten Vertrautheit mit der oft so chaotisch wirren Geschichte Neugriechenlands besteht.

Karl Mendelssohn-Bartholdy, ein Sohn des berühmten Componisten, zur Zeit Professor der Geschichte in Freiburg im Breisgau, hat, nachdem er sich schon früher durch eine Reihe trefflicher Studien zur neugriechischen Geschichte, namentlich sein biographisches Werk „Graf Johann Kapodistrias“ (Berlin, 1864), als einer der besten Kenner dieses von so wenigen bearbeiteten Gebiets vortheilhaft bekannt gemacht hat, durch seine unlängst als funfzehnter Band der „Staatengeschichte der neuesten Zeit“ erschienene „Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 bis auf unsere Tage“ eine Lücke in unserer historischen Literatur in vortrefflicher Weise ausgefüllt und einen der interessantesten und dabei bisher doch unbekanntesten Abschnitte der neuesten Geschichte dem Verständniß der Gegenwart wieder näher gerückt und eigentlich erst zugänglich gemacht. Denn von Darstellungen des griechischen Freiheitskampfes, welche höhern Anforderungen genügen konnten, besaßen wir, abgesehen von dem ungefügigen, ungenießbaren sechsbandigen Werke des Freiherrn A. von Prokesch-Osten, nur diejenige, welche Servinus in dem fünften und sechsten Bande seiner nun auch Torso gebliebenen „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ gegeben hat. Die eigenthümliche Art Servinus'scher Geschichtschreibung hat wie der Verbreitung des ganzen Werks, so namentlich dem Bekanntwerden gerade dieses sachlich doch so interessanten Theils desselben Abbruch gethan. Aber auch vom historisch-kritischen Standpunkt aus genügt das Werk von Servinus nicht, da es nicht auf eigener, quellenmäßiger Forschung, auf dem gerade für diesen Stoff so unerlässlichen Studium von Land und Leuten beruht, sondern in allem Wesentlichen die diesen Gegenstand behandelnden Hauptwerke der Griechen Spyridon Trikapis und Filimon reproducirt. Eine völlig neue wissenschaftliche Grundlegung für die Darstellung der neuesten griechischen Geschichte als nothwendig erkennend, hat daher Servinus seinen Schüler Karl Mendelssohn-Bartholdy selbst zu eingehender Beschäftigung mit Sprache und Geschichte der Neuellenen angeregt. Aus diesem

Antrieb ist das vorliegende Werk als die Frucht zehn-jähriger Arbeit entsprungen. Von der Gewissenhaftigkeit der Forschung, der Vollständigkeit in Ausnutzung des Materials, namentlich auch des hier zuerst verwerteten archivalischen, abgesehen, bringt der neueste Bearbeiter der neugriechischen Geschichte vor allem eins mit, was für eine völlige Lösung der gestellten Aufgabe unentbehrlich ist, nämlich eine auf eigener Anschauung beruhende Kenntniß von Land und Leuten: dreimal hat er während der Arbeit an seinem Werke Griechenland besuchen können und dort Verbindungen angeknüpft, welche ihn in den Stand gesetzt haben, die sonst so schwer zugänglichen, im Orient erschienenen Schriften über den von ihm behandelten Gegenstand bis auf die jüngste Gegenwart hin zu benutzen. Vor allem aber wird dieses Studium an Ort und Stelle in seinen erfreulichen Ergebnissen erkennbar in der lebensvollen Frische und anschaulichen Unmittelbarkeit des Bildes, das uns aus geistvoller und sinniger Selbstanschauung von dem wunderbaren Lande und dem nicht weniger wunderbaren Volke entworfen wird. Die Lebhaftigkeit, der Farbenreichtum und die Naturwahrheit der Darstellung verleihen dem Werke einen ganz besondern, fesselnden Reiz; die aufrichtige Begeisterung, welche den Geschichtsschreiber für seinen Stoff erfüllt, ohne ihm die Klarheit des kritischen Blicks und die Sicherheit des Urtheils zu trüben, erwärmt auch den skeptischen, in wesentlichen Punkten andersdenkenden Leser und erfüllt ihn mit wahrhaft menschlicher, wohlthuernder Theilnahme für die Neuellenen.

Diese Stimmung zu erregen und den Leser von vornherein gewissermaßen in die richtige Gemüthsdisposition zu bringen, in welcher er die weiterhin zu erzählenden Ereignisse mit den Augen und dem Herzen des Geschichtsschreibers selbst anzusehen und mitzufühlen bereit sein soll, ist der eigentliche Zweck des die Einleitung bildenden ersten Buchs, in welchem uns der Zustand Griechenlands unter türkischer Herrschaft geschildert wird und welches einem weitem Leserkreis verhältnißmäßig am meisten Neues bieten wird, freilich auch den Verfasser mit den landläufigen Urtheilen und Anschauungen vielfach in einen schroffen Widerspruch setzt. Paradox wird manchem auf den ersten Blick gleich der Eingang erscheinen. Gegenüber der Anschauung, daß die griechische Nation, deren gesamtes Leben sich nach Konstantinopel concentrirt hatte, durch die lateinische Eroberung der Hauptstadt im Jahre 1204 ihren eigentlichen Mittelpunkt verloren habe, um dann mit dem Falle Konstantinopels in die Gewalt der Türken dem gänzlichen Untergange geweiht zu erscheinen, wird weiterhin der Satz durchgeführt, daß im Oegentheil eben dieses Ereigniß zur Neuentstehung der griechischen Nation den Anstoß gegeben habe:

Der Sieg Mohammed's II. im Jahre 1453 diente dazu, die durch die Invasion der Genuesen und Venetianer zersplitterten Griechen zu vereinigen. Er hielt sie zusammen, wenn auch in gemeinsamer Sklaverei. Seit der Drud sich nicht mehr auf Einzelgruppen und verschiedene Stände vertheilte, sondern auf der ganzen Masse der Nation schwer zu lasten anfang, seitdem ward er auch von der ganzen Nation als solcher empfunden: und mit dem Erwachen des nationalen Bewußtseins war auch die nationale Widerstandskraft ins Leben gerufen. Es bedurfte eines solchen allgemeinen und nivellirenden Gewaltsystems, um in den Unterdrückten den Reiz zum Widerstand hervorzurufen. So dunkel sich deshalb auch die Geschichte der Unterjochten in

den auf die Eroberung von Konstantinopel folgenden Jahrhunderten gestalteten, die Entwicklung des griechischen Volks sollte fortan in der That nur eine Illustration für den paradox lautenden Satz sein: daß die türkische Eroberung die Griechen als Nation gerettet hat.

Zur Begründung seiner auf den ersten Blick so befremdlichen Behauptung führt der Geschichtschreiber dann weiterhin aus, wie die Türken in den gegen die besiegten Griechen ergriffenen Maßregeln unverkennbar bemüht gewesen sind, ihrer Herrschaft dadurch Dauer zu verleihen, daß sie die Unterworfenen durch schonende Behandlung möglichst mit ihrem Schicksale versöhnten. Denn wenn sich auch die Türken an den Grundsatz hielten, daß der Grund und Boden dem Eroberer gehöre, so war die Verraubung der Griechen doch keineswegs eine vollständige, sondern die kleinern Besitzungen wurden den Unterworfenen gelassen und durften von diesen gegen Entrichtung eines Fünftels der Producte frei auf ihre Kinder und Enkel vererbt werden. So blieben Dörfer und ganze Gemeinden in den Händen der Griechen, so hat sich im Peloponnes, auf den Inseln und auf dem Festlande, in Südepirus und in Macedonien ein freier Bauernstand und damit zugleich eine freie Form der Gemeindeverwaltung während der dunkelsten Zeiten der türkischen Gewaltherrschaft erhalten. Ja, selbst die Führung der Waffen wurde den Unterjochten nicht durchweg entzogen: in einzelnen Districten wurde die schon in der Byzantinzeit bestehende christliche Miliz der „Armatolen“ wiederhergestellt, um ein besonders schwer zu behauptendes Gebiet gegen äußere und mehr noch gegen innere Feinde zu sichern, und selbst in der Knechtschaft blieb so den Griechen das hohe Gut nationaler Wehrkraft erhalten. Von besonderer Wichtigkeit aber war es, daß der türkische Eroberer dem besiegten Griechen seine Religion ließ und sogar die einflußreiche Geistlichkeit, zumeist den an ihrer Spitze stehenden Patriarchen, beschützte und begünstigte. Dieses klug schonende Verfahren macht es begreiflich, daß unter den Griechen die Zahl derjenigen nicht gering war, welche schließlich von der nationalen Sache abfielen und mit dem ungläubigen Herrn ihren Frieden machten. Dahin gehören vor allem die sogenannten „Fanarioten“ in Konstantinopel, eine neue, an Stelle der untergegangenen oder systematisch ausgerotteten byzantinischen entstandene griechische Aristokratie von Verwaltungsbeamten und Steuereinnehmern, „deren moralischer und politischer Feumund jedoch ein solcher war, daß man sie als «christliche Türken» zu bezeichnen pflegte“. Im Laufe der Zeit haben aber gerade diese Fanarioten vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit und höhern Bildung als unentbehrliche Vermittler zwischen den Türken und den civilisirten Nationen des Westens großen Einfluß gewonnen und bis auf den heutigen Tag als Dolmetscher, Gesandte oder Diplomaten eine hervorragende Stellung behauptet. Aus diesem bildsamen und reich veranlagten Stamme sind die Größen des griechischen Freiheitskampfes, die Ipsilantis, Maurokordatos und Sutsos hervorgegangen. Als Vorbereiter und Bahnbrecher für die einstige nationale Erhebung haben die Fanarioten dann namentlich auch insofern Bedeutendes geleistet, als sie aus ihren meist reichen Mitteln Schulen und Gymnasien beförderten und so die politische Um-

wandlung durch eine sociale und geistige vorbereiteten. Der eigentliche Träger der griechischen Nationalität aber blieb das niedere, in trauriger Knechtschaft schmachtende Volk, das den leidenschaftlichen Haß gegen seine Tyrannen keinen Augenblick vergessen hat. Die ganze Art der türkischen Verwaltung, mit ihrer Willkür und Roheit, dem gänzlichen Mangel jeglichen Rechtsschutzes, der Herrschaft der persönlichen Launen und Lüste der ungebildeten Beamten, „die ihre Zeit zwischen dem Harem, der Kanntweinflasche und dem Tricktrickspiele theilen“, mußte in den Beknechteten täglich und stündlich den Haß zu neuer Leidenschaftlichkeit schüren. Tief ergreifend wirken noch heute einzelne Züge aus dieser langen Leidensgeschichte der Griechen:

Der Familienvater sah mit Sorge auf den Segen und das Gedeihen seines Hausstandes, der die Begier des türkischen Aga reizen konnte, er zitterte vor dem schönsten reichsten Segen des Familienlebens, er wußte, daß von seinen Kindern das fünfte dem Sultan, dem Dienste der Janitscharen verfallen war. Denn das war die fürchterliche Blutsteuer, die seit 1650 auf den im übrigen von der Landesverteidigung und den Soldatenehren ausgeschlossenen Rajahs lastete. Das Kind, das dem Sultan hingegeben ward, sah man als verloren an, wie es auch durch die Hingabe an jene fremde Miliz, durch die erzwungene Annahme des fremden Glaubens in der That als der Familie entfremdet gelten konnte. Tief ergreifen muß es jeden sühlenden Menschen, wenn er hört, wie griechische Mütter ihre eigenen Kinder im Angesicht der türkischen Rekrutenbehörden erdolcht haben, um nicht erleben zu müssen, daß die Frucht ihres Leibes das Vaterland schände!

Traurig ist das Bild, welches uns hier von kundiger Hand von dem tiefen Elend und der namenlosen Verkommenheit Griechenlands unter türkischer Herrschaft entworfen wird:

Am liebsten verbarg man, was man Kostbares und Reizendes besaß. Der fruchtbare Boden lag brach. Aus reichen Gegenden zog sich die griechische Bevölkerung in öde, unfruchtbare Zwickel, wo ihr scheinloses Leben dem Reide der herrschenden Gewalthaber entgegen konnte. Der griechische Handel lag danieder; wo er sich erhob, geschah es gegen den Willen der Regierung. Athen, Theben, Korinth versanken mehr und mehr in Armut und Dunkel; dahin war jene blühende Industrie in Seide, Purpur und Goldstickereien, welche den spanischen Reisenden Benjamin aus Tudela im 10. Jahrhundert mit Staunen erfüllt hat, welche unter den Byzantinern eifrig gefördert, von den Venetianern und Genuesen mit Erfolg ausgebeutet worden ist. Auch die von Urquhardt so gerühmte Baumwollengarn-Industrie Ampelattias ward nach kurzer Blüthezeit zerrütet. Die Minendörfer, die Mademochoria auf Chalkidike geriethen zusehends in Verfall. Unbekannt mit den Grundzügen der Nationalökonomie — mit der bloßen Existenz einer solchen Wissenschaft, besteuerte die türkische Regierung rechts und links, vorwärts und rückwärts ohne alle Ueberlegung; wie ein widersinniges Steuersystem die Seidenindustrie zerstörte, so schlug die unvernuñfste Salzsteuer der Viehzucht unheilbare Wunden und vernichtete Millionen von Werthen, während die unftunnig vertheilte Tabacksteuer den Tabackbau in mehreren Districten ganz brach legte. Aus religiösen Scrupeln verbot Suleiman I. — der Vorstellungen des deutschen Gesandten ungeachtet — seinen Unterthanen Wein zu bauen und mit Wein zu handeln: sofort rissen die Griechen die Weinstöcke aus der Erde, die sie auf den Höhen in der Nähe Konstantinopels gepflanzt hatten. So tief haßte die Furcht vor dem Zorn des Gewalthabers. Die Rajahs wußten, daß ihre Existenz nur von der Gnade, daß ihr Wohlstand von der Laune der herrschenden Klasse abhing, daß sie nur heimlich genießen durften, was ihnen fremde Willkür jeden Augenblick rauben konnte. Weshalb sollte man in der That Schätze sammeln, damit ein anderer davon präffe?

Lieber flüchtete man in die Berge und entbehrte, um nur frei und Mensch zu sein.

Mitten in diesem tiefen Elend blieb nun aber dem geknechteten Volke doch seine Kirche, seine Sprache und Bildung erhalten. Auf diesem Gebiete liegt das hohe Verdienst, welches sich die Geistlichkeit um die Bewahrung der griechischen Nationalität erworben hat. Der niedere Klerus zumal war auf das innigste mit dem Volk verwachsen, theilte mit ihm Armuth und Noth, aber auch in ungezwungener Freude das Glück des Familienlebens und die Heiterkeit der ländlichen Länze und Feste. Weniger erfreulich ist das Bild, welches uns von dem Leben und Treiben der zahlreichen Mönche in den griechischen Klöstern entworfen wird: äußere Scheinfrömmigkeit und geistlose Verdummung sind da geradezu charakteristische Kennzeichen, und auf Grund mehrfacher eigener Anschauung steht unser Gewährsmann nicht an, die meisten griechischen Mönche als geistliche Müßiggänger zu bezeichnen, die ein sorgenloses, pflanzenähnliches Dasein führen mit einem ganz zoologischen Typus in Gebeten, Kniebeugungen und seliger Ignoranz. Daß aber trotzdem ein gesunder Kern in diesem griechischen Klerus geblieben war, hat eine spätere Zeit bewiesen, wo gerade diese griechischen Geistlichen an der Spitze ihres Volks zu den Waffen griffen und das Schwert in der Rechten, das Crucifix in der Linken zum Heldenkampf gegen die Ungläubigen voranführten.

Wichtiger aber noch als die Stellung der Geistlichkeit, die eigentlich erst mit dem Beginn des Befreiungskampfes ihrer nationalen Aufgabe gerecht zu werden anfing, war für die Bewahrung der griechischen Nationalität das selbständige Fortleben der griechischen Sprache und Literatur. Hier schildert Mendelssohn in kurzen Umrissen die Entstehung und Entwicklung der griechischen Vulgärsprache, die, anfangs auf die niederen Stände beschränkt, seit dem Falle Konstantinopels sich allgemeine Geltung erkämpfte und so „das geistige Band bildet zwischen dem Sonst und Jetzt“. Interessant ist auch die Skizze der neugriechischen Literaturgeschichte, die auch ihre Sturm- und Drangperiode besessen hat, als deren Hauptrepräsentant der von glühender Vaterlandsliebe besessene und von der Idee der Befreiung des geknechteten Hellas erfüllte, reichbegabte Rhigas erscheint, während in Adamantios Korais die erste, feurige und heilig begeisterte politische Dichtung neu erstand. Korais war es, der in schwungvollen Versen seine Landsleute an die Herrlichkeit des altgriechischen Geistes erinnerte und sie ermahnte, durch eifrige Pflege des geistigen Lebens, durch die Gründung von Schulen und Bibliotheken für die Bildung der Jugend zu sorgen und so durch eine geistige Wiedergeburt der Nation ihre politische Auferstehung und Befreiung vorzubereiten. Diese mahnenden Worte verhallen nicht ungehört: zu Anfang des 19. Jahrhunderts beginnt in Hellas ein neues, vielversprechendes geistiges Leben und Streben:

Die griechische Jugend, welche in die Ferne geißt war, um die Bildung und die Kenntnisse des Westens in sich aufzunehmen und der armen griechischen Heimat zurückzubringen, lauschte begierig den Worten des verehrten Lehrers; eine nationale Presse, geleitet von den besten aufstrebenden Kräften Griechenlands, wuchs empor und unterstützte die Bestrebungen von Korais. Ein reges Leben herrschte vor allem in den Donau-

fürkenthümern und in dem den Griechen durch mercantile Interessen nahegerückten Oesterreich. Im Jahre 1810 gründete Ignatios zu Bukarest die „Literarische Gesellschaft“, 1811 gründete Anthimos Gazis in Wien den „Gelehrten Mercur“, eine Zeitschrift, welche gleichsam den geistigen Mittelpunkt der ihrer politischen Unabhängigkeit beraubten Griechen darstellte und welche zugleich, von der richtigen Erkenntniß ausgehend, daß die Volksbildung und die Erziehung der Jugend das Hauptaugenmerk jedes echten Patrioten und Staatsmannes sein muß, die Schulfrage mit besonderer Vorliebe behandelte. . . . So war der griechische Aufstand auf geistigem Gebiete gleichsam vorbereitet worden, Korais und seine mitstreubenden jungen Freunde waren die literarischen Pioniere der Revolution.

Diese literarischen Bestrebungen waren es denn auch, welche der beginnenden Wiedergeburt Griechenlands zuerst die Theilnahme des gebildeten Europa zuwandten und namentlich in den gelehrten Kreisen Deutschlands lebhaft Sympathien erweckten. Nur von einer Seite her erhob sich gegen diese ersten philhellenischen Tendenzen ein schneidender, beinahe höhnischer Widerspruch: der tiroler „Fragmentist“ J. Ph. Fallmerayer war es, welcher die den Neugriechen erwiesene Theilnahme bezeichnete als verschwendet an „ein entartetes Geschlecht, an die Abkömmlinge jener slawischen Unholde, die im 5., 6. und in den folgenden Jahrhunderten über das byzantinische Reich hereinbrachen und die hellenische Nationalität mit Stumpf und Stiel ausrotteten“, und seinen griechenfreundlichen Fachgenossen den Satz in das Gesicht schleuderte: „Kein Tropfen alten Hellenenbluts fließt ungemischt in den Adern der jetzigen Neugriechen.“ Es ist bekannt, welches Aufsehen diese Fallmerayer'sche „Slawentheorie“ zur Zeit ihres ersten Auftretens erregte, daß sie auf die philhellenischen Schwärmer wie ein eiskaltes Sturzbad wirkte; sie ist dann längere Zeit Gegenstand heftiger wissenschaftlicher Controversen gewesen: jetzt ist sie abgethan als eine geistreiche Hypothese, die momentan viel Staub aufzuwirbeln geeignet war, ernstlicher wissenschaftlicher Prüfung aber nicht standhalten konnte. Auch Mendelssohn schließt sich durchaus der längst allgemein angenommenen Ansicht Hopp's an, der in diesem Gebiete die erste wissenschaftliche Autorität ist und urkundlich den unwiderleglichen Beweis geführt hat, daß von einer Slawisirung Griechenlands auch nicht im entferntesten die Rede sein kann. Wohl sind während der frühern Jahrhunderte des Mittelalters Slawen nach Griechenland eingewandert, aber gerade in den militärisch und handelspolitisch wichtigsten Gegenden haben sich die Hellenen rein und unvermischt behauptet, und von da aus sind dann in den folgenden Jahrhunderten die eingedrungenen Slawen entnationalisirt und dem griechischen Geiste unterjocht worden. Und eben darin, daß die Griechen im Stande gewesen sind, die in ihre Mitte geworfenen barbarischen Elemente so völlig zu überwinden und in sich aufgehen zu lassen, liegt der beste Beweis für das Hellenenthum der heutigen Griechen. Dem gewissenhaften Beobachter tritt dieser tiefinnerliche Zusammenhang Alt- und Neugriechenlands auch sonst durchaus unverkennbar auf Schritt und Tritt entgegen: im Glauben, in Sitten und Gebräuchen des Volks, ebenso wie in der alle erfüllenden Liebe zum Vaterland, dem echt demokratischen, selbstbewußten Stolz, der keine Aristokratie, weder die des Bluts noch der Verdienste anerkennt, stellen sich die Neugriechen dar als die echten Enkel der alten Hellenen. Diese

Zusammengehörigkeit äußert sich namentlich auch darin, daß heute wie im Alterthum ein scharf ausgeprägter Individualismus der hervorragende Zug ist in dem Charakter des Landes und seiner Bewohner. In diesem particularistischen Streben ist aber auch die Ursache zu suchen der für das heutige Griechenland so gut wie für das alte unvermeidlichen innern Fehden, Bürgerkriege und namentlich des Räuberwesens. Gerade dieses letztere spielt in Neuheilas eine bedeutende Rolle: Raub galt als rühmlich, denn zur Zeit der Türkenherrschaft war das Räuberwesen der natürliche Ausdruck des hellenischen Freiheitsdranges. Wer wollte leugnen, daß die Erscheinung der griechischen Klephten, wie sie uns hier von kundiger Hand gezeichnet worden, eine hochpoetische und trotz aller Roheit und Wildheit unwiderstehlich fesselnde ist? Diese ganze Charakteristik des heutigen Griechenvolks gehört zu den anziehendsten, ja glänzendsten Partien des ganzen Buchs, denn mehr als sonst irgendwo schöpft Mendelssohn gerade hier sozusagen aus dem Vollen. Aber auch hier verleugnet er nirgends die unparteiliche Gesinnung, ja die moralische Strenge, welche den Geschichtschreiber überall da erfüllen muß, wo er aus dem innersten Wesen eines Volks heraus den Gang der Geschichte desselben erklären will. So sehr alles Gute in dem Charakter der Neugriechen anerkannt wird, so unerbittlich werden aber auch die kranken, den ganzen Organismus in seiner gesunden Entwicklung gefährdenden Punkte offen dargelegt:

Die Neigung zu räuberischer Selbsthülfe ist nicht die einzige Untugend des alten Griechenlands, die im neuen weiterlebt. Ungehorsam, Zügellosigkeit, die Todstunde der Demokratie: der Meid, sie wuchern noch heute fort. . . Wenn dieser schadenfrohe Haß der Mittelmäßigkeit gegen das Verdienst nicht schon im alten Hellas seinen Ausdruck gefunden hätte, so würden die jungen Hellenen den Ostracismus erfinden. Auch sie wären im Stande, einen Themistokles zu verbannen und einem Sokrates den Giftbecher zu reichen. Nirgends sind Talent oder Genie weniger geschätzt als in Griechenland.

Mit Recht weist Mendelssohn auf einen alten, tief eingewurzelten, aber besonders schlimmen Nationalfehler hin, nämlich den gänzlichen Mangel an Ehrlichkeit und Treue in der Bewahrung und Verwaltung anvertrauter Gelder, und er hat ja nachher im weitem Verlauf seiner Geschichtserzählung nur allzu oft Gelegenheit, zu berichten, wie Gelder, die für das allgemeine Wohl bestimmt waren, in die Taschen der Primaten und Klephten wanderten. Aber verdammen soll darum die Griechen doch niemand, wie man ja die alten Hellenen nicht verdammt, die Zug für Zug die Vorbilder sind des jetzt in Hellas lebenden Geschlechts. Altgriechenland kommt unter diesen Umständen bei Mendelssohn allerdings schlecht weg; im Ernst aber ihm unrecht geben können wird doch niemand, der nicht — was allerdings vermöge der hier seit Jahrhunderten geübten Schönschreibung das Gewöhnlichere zu sein pflegt — in philologischer Schwärmerei befangen in dem Volke Altgriechenlands ein Volk von lauter idealen Menschen sieht. Heute gerade so wie zu Perikles' Zeiten sind Macht und Geld die Idole der Griechen; scharf, aber durchaus treffend bemerkt Mendelssohn in dieser Hinsicht, das Repergericht aller Homer-Interpreten nicht scheuend:

Seiner Odysseus, der, als er nach Ithaka heimkehrt, vor allem die Ehrengaben der Phäaken nachzählt, ob auch nichts fehle, der den Freiern, ehe er sie tödtet, den Rath geben läßt,

seiner Frau reiche Geschenke zu machen, der Geld, der „von Jugend auf mißleitende Worte geliebt hat“, der den Freund und den Feind, der seinen Sohn und seine Gattin besüßt und selbst die Gottheit besüßen will, der trägt Züge, die auch dem modernen Griechenthum abgelauscht sein könnten. Wir gedenken ihrer allzu selten, wenn wir des Alterthums gedenken. Wir sehen stets die Olivenhaine der Akademie, und vergessen die Agora und den Piräus. Wir sehen das Volk, wie es im Theater von Begeisterung trunken der Aufführung unsterblicher Meisterwerke lauschte, und vergessen, daß es dabei Knoblauch kante. Wir erträumen uns eine Nation von Halbgottern, und wollen nicht begreifen, daß die alten Griechen ein heißblütiges, grausames und berechnendes Geschlecht waren, und daß, wenn sie uns heutzutage entgegenkämen, wir vielleicht gerade ebenso wenig erfreut sein würden, wie wenn uns auf einem Spazierritt, bei einer Biegung des Wegs am Pentelikon, plötzlich aus dem Gebüsch die Spitze eines Klephten entgegenblitzte und sein lautes *σπάσοο!* halt! uns alle erhabenen und classischen Reminiscenzen vergessen läßt.

So stellen sich denn die Neugriechen in der Wirklichkeit durchaus anders dar, als sie die Philhellenen sich gedacht hatten, und es war daher nur natürlich, wenn auf die anfängliche Begeisterung bei den meisten durch die traurige Enttäuschung eine tiefe Verstimmung folgte, und alle diese werden wol der pessimistischen Auffassung der gegenwärtigen Verhältnisse Griechenlands beipflichten, zu der wir uns oben bekannnten, sie werden auf eine neue Blüte, ja nur auf eine neue solide Ordnung Griechenlands kaum noch zu hoffen wagen. Sie werden daher auch nicht zustimmen können, wenn der hoffnungreichere Geschichtschreiber Neugriechenlands unter wiederholtem Hinweis darauf, daß die physische Mischung des Bluts keine geistige Entartung erzeugt, sondern daß die Rationalität sich trotz aller Stürme eigenartig erhalten habe, die Bemerkung macht, der Werth einer gründlichen Kenntniß der griechischen Zustände beruhe eben darin, daß man durch sie ebenso sehr davor behütet werde, die Vergangenheit zu idealisiren, wie davor, an dem heutigen Griechenland zu verzweifeln. Hier scheint der sonst so unparteiliche Geschichtschreiber denn doch allzu sehr den Advocaten der Hellenen zu machen und ihnen zu Liebe mit einer gewissen Spißfindigkeit den Schluß zu umgehen, der sich nach unserer Meinung aus dem vorher von ihm Entwickelten mit Nothwendigkeit ergibt. Aus den Prämissen nämlich, welche sich aus der hier nur in flüchtigem Umrisse wiedergegebenen Entwicklungsgeschichte des griechischen Volksthumus ergeben, folgt, so scheint es uns, logisch ein etwas anderer, weniger tröstlicher Schluß, nämlich nicht: Da ja auch die alten Griechen alle Fehler der Neugriechen hatten und doch so hoch gestiegen sind, können auch die Neugriechen noch zu einer neuen gesellschaftlichen und politischen Blüte gelangen — sondern: Nachdem das blühende Altgriechenland durch die Fehler des Volks zu Grunde gegangen, ist keine Aussicht, daß das mit ganz denselben Fehlern behaftete neugriechische Volk sich aus dem Zustande der Zerrüttung, in dem es sich befindet, emporarbeiten werde. Welche Meinung die richtige sei, kann freilich erst eine fernere Zukunft lehren.

In dem zweiten Buche werden die vorbereitenden Bewegungen und der Ausbruch der griechischen Revolution geschildert. Mit Recht greift Mendelssohn dabei zurück auf die Ereignisse des Jahres 1770 und den von da an noch schneller als bisher fortschreitenden Bersall der Türkei.

Denn nicht mit einem mal war die Revolution als vollendete Thatsache da, sondern ein halbes Jahrhundert hindurch hat sie sich allmählich vorbereitet; nicht mit einem mal zerrissen die Griechen ihre Ketten, sondern sie haben oft genug an denselben gerüttelt, ohne frei zu werden, haben vergebens nach allen Seiten um Hülfe gerufen, um schließlich doch erst durch die Nachlässigkeit und Schwäche ihres Kerkermeisters Erleichterung zu gewinnen. Gleich bei den ersten Befreiungsversuchen finden wir Rußland als Schutzmacht der geknechteten Griechen sich annehmend. Als Katharina II. ihre Türkenkriege begann, welche die Herrschaft des Halbmondes in Europa brechen und das russisch-griechische Reich bis an den Bosphorus und nach den Sporaden ausdehnen sollten, sahen die Griechen in den Scharen der nordischen Semiramis die ihnen vom Himmel gesandten Befreier; auch spielte in den Entwürfen der russischen Staatsmänner und Feldherren der Aufruhr in Griechenland eine hervorragende Rolle. Aber der Aufstand wurde von den Türken mit blutiger Energie völlig niedergeworfen. Dennoch datirt von da an eine neue Zeit: der 1774 geschlossene Friede zu Kutschuk-Kainardji, „das Meisterstück russischer Geschicklichkeit und türkischen Blödsinns“, gab Rußland, wenn nicht dem Wortlaute nach, so doch durch die geschickte russische Interpretation und die Ohnmacht der Pforte, ein Schutzrecht über die unter türkischer Herrschaft stehenden Christen und brachte zugleich Handel und Seefahrt der Griechen zu einer neuen, bisher ungeahnten Blüte. Die Hoffnungen aber, welche die Griechen auf die Russen gesetzt hatten, wurden auch später durch den neuen von Rußland und Oesterreich gemeinsam geführten Krieg gegen die Türken nicht erfüllt; diese Enttäuschung und dann die Umgestaltung des ganzen politischen Systems Europas durch die französische Revolution hatten zur Folge, daß an Stelle des russischen Einflusses bei den Griechen nun der französische trat, während auf der andern Seite nur die Auswüchse und Entartungen der französischen Neuerungen nach dem Osten kamen und dort, in der Türkei von oben herab begünstigt, den allgemeinen Verfall und die rasch fortschreitende Auflösung nur beschleunigten, die Hoffnungen der Griechen aber, daß ihnen aus Bonaparte's ägyptischer Expedition die Freiheit aufgehen werde, sich ebenfalls wieder trügerisch erwiesen. Einen wesentlichen Schritt ihrem Ziele näher thaten die Griechen doch erst nach dem Aufruhr Ali Pascha's von Janina gegen den Großherrn, dessen Früchte den Griechen zugute kamen und ohne den die Erhebung derselben auch 1821 noch unmöglich geblieben wäre. Die Schilderung dieser gewaltigen Persönlichkeit, in welcher die wunderbarsten Gegensätze vereint sind, der roheste Barbarei mit dem genialen Scharfblick des sicher handelnden Staatsmannes, die Tücke des Meuchelmörders mit einem gewissen nobeln ritterlichen Sinn, der rastlose Ehrgeiz des Parvenu mit dem Majestätspomp des geborenen Herrschers, gehört mit zu den besten und anziehendsten Partien des Mendelssohn'schen Werks. Die Geschichte von Ali's Emporkommen ist ein fesselnder Roman, der durch den bunten Wechsel der Abenteuer und die maleurische Pracht des Schauplatzes in dem gebirgigen Albanien unwiderstehlich anzieht und in Athem erhält. Ali's Kampf gegen das Heidenvölkchen der Sulioten ist einem von

wahrhaft antikem Geiste durchhauchten großartigen Epos vergleichbar.

Wir müssen es uns selbstverständlich versagen, in die Fülle interessantesten Details, welche gerade dieser Abschnitt bietet, näher einzugehen; doch sei hervorgehoben, daß Mendelssohn die geschichtliche Bedeutung Ali Pascha's dahin zusammenfaßt, daß derselbe in dem von ihm beherrschten Theile der griechischen Halbinsel den Bruch mit dem Mittelalter und dem Feudalstaate vollzogen und der Civilisation in der Form des modernen Absolutismus Bahn gebrochen hat. Er schreibt soviel dem aufgeklärten Despotismus des gewaltigen Herrschers vor allem eine vorbereitende civilisatorische Wirkung zu:

Der Gedanke der Begründung eines über den ganzen Süden der Ämushalbinsel sich erstreckenden albanesischen Staats, in dem kundige Reisende wie Doriglas eine große Gefahr für die freieitlichen Bestrebungen der Griechen sehen wollten, ist mit Ali untergegangen, während seine handelspolitischen und culturhistorischen Schöpfungen, von denen er selbst nicht viel gehalten, die er zum Theil nicht gewollt hat, seine Straßen, seine Wasserleitungen, seine Schulen und Gymnasien, ihn überlebt haben.

Es waren doch durchaus egoistische Absichten, die Ali bei seiner schließlich offenen Empörung gegen den Sultan erfüllten und die zu verdecken und zu beschönigen der von ihm betonte und in den Vordergrund gestellte Gegensatz der Schiiten gegen die sunnitischen Türken nicht im entferntesten ausreichte. In dem Bedürfnis aber, sich einen möglichst starken Rückhalt zu verschaffen und die Kräfte des ihm weit überlegenen Gegners zu theilen, lenkte Ali sein Augenmerk auf die Griechen: er, der in unerhört blutigen Kämpfen die heldenmüthigen Sulioten aus ihrer unzugänglichen Heimat verjagt hatte, knüpfte mit den Führern der im geheimen schon lange gärenden hellenischen Bewegung an und suchte dieselben durch die Zusicherung seiner Unterstützung zu schleunigem offenen Vorschlagen zu bestimmen. Der Suliotenhäuptling Marko Botfariis war es, der einen förmlichen Vertrag mit seinem ehemaligen Todfeinde einging, und mit dem 6. December 1820, dem Tage, an welchem die Sulioten zur Wiedereroberung ihrer heimathlichen Bergfesten auszogen, begann thatsächlich die Erhebung Griechenlands, nicht, wie man nach der bisher üblichen Darstellung anzunehmen gewohnt ist, erst im Frühjahr 1821.

Längst waren die Griechen auf den Augenblick vorbereitet, der jetzt so unerwartet eintrat. Das nationale Freiheitsstreben war seit Jahren in bestimmter Form und planmäßig organisiert und geschult für den Tag der Erhebung gegen die Unterdrücker. Hierhin gehört die Entwicklungsgeschichte der Hetärie, die, bisher vielfach entstellt und verdreht, erst durch die Forschungen Mendelssohn's vollständig klar gelegt worden ist. Die im Jahre 1812 zu Athen gestiftete „Hetärie der Philomusen“ hat gar keine politische Rolle gespielt; die in Odesa, also auf russischem Grund und Boden gestiftete „Hetärie der Philiker oder Befreunden“, deren Gründer ein achtbarer, aber unbedeutender und ungebildeter griechischer Kaufmann, Stufas aus Arta, und zwei andere „dunkle Ehrenmänner“ waren, Athanasios Tsakaloff und der Freimaurer G. Xanthos aus Patmos, kommt für die politische Vorbereitung der Befreiung Griechenlands allein in Betracht. Durch Xanthos' freimaurerische Erinnerungen kamen alle die inhaltlosen

Formen eines Geheimordens hinein, mit Stufen, Prüfungen, Weihen u. s. w., wesenlose Ceremonien, die höchstens auf unerfahrene Neulinge Eindruck machen, weiterhin aber doch nur enttäuschend wirken konnten. Schnell verbreitete sich die Hetäre über Griechenland, namentlich aber schlug sie bei den Griechen Rußlands und der Donaufürstenthümer feste Wurzel; bereits 1819 und 1820 waren die geheimen Agenten erfolgreich nach allen Seiten hin thätig. Die geplante Erhebung auszuführen bedurfte man eines mächtigen Hauptes; wer das sei, darüber hatten die bisherigen Leiter der Bewegung absichtlich ein tiefes Geheimniß walten lassen, einfach deshalb, weil sie selbst noch nach dem Führer suchten. War es bei den Sympathien, welche nicht um ihrer Sache willen, sondern nur infolge der notwendigen Segnerschaft mit der Türkei die Griechen in Rußland fanden, zu verwundern, wenn die Leiter der Hetäre schließlich in dem einflussreichen Minister und Günstling Kaiser Alexander's, dem Grafen Kapodistrias, einem Korstoten, das ersehnte Haupt zu finden wählten und durch diesen zugleich die mächtige Hilfe des Zaren für ihr Vorhaben zu gewinnen hofften? Der feinen Diplomatenatur und dem vorsichtigen Selbsterhaltungstrieb Kapodistrias' widerstrebte es aber, sich auf einen so gefährlichen Posten zu begeben: er lehnte ab. Da wandte sich der mit diesen Unterhandlungen betraute Xanthos an den in russischem Militärdienst stehenden Alexander Ypsilantis, den Sprößling einer der vornehmsten und ältesten Fanariotenfamilien, der denn auch auf Kapodistrias' Zureden die ihm angetragene Würde annahm, obgleich er derselben nicht im entferntesten gewachsen war. Wendelssohn charakterisirt ihn kurz, aber treffend so:

Alexander Ypsilantis war ein wackerer Offizier, der, wo man ihn hinstellte, im Schlachgewühl seine Schuldigkeit that. Aber er war auch nach Soldatennatur daran gewöhnt, Befehle zu empfangen und instruir't zu werden; in einer selbständigen Stellung schwindelte ihm der Kopf; zu einem Politiker fehlten ihm energisches Wollen und selbstbewußte Konsequenz. Er hatte Begeisterung, aber keine Klarheit! Und was das Schlimmste war, er besaß zu wenig Ruhe und Ueberlegung, um in einer großen politischen Krise die Mittel der Verstellung und des Schwindels zu verachten.

So setzte denn die gesammte Thätigkeit Alexander Ypsilantis' sich zusammen aus einer ununterbrochenen Reihe von Fehlern: statt in das Vergland der Sulioten oder nach dem zum Losschlagen bereiten Peloponnes zu eilen, wendet sich Ypsilantis in die Donaufürstenthümer und verdarb damit von vornherein alles. Erst als der Aufstand in den Donaufürstenthümern von den Türken niedergeschlagen war, Ypsilantis den Schauplatz seines traurigen Fiasco als Flüchtling verlassen hatte, um nach sechsjähriger, von der milder urtheilenden Poesie verklärten Haft auf Munkacz 1828 in Wien an gebrochenem Herzen zu sterben, erst da kam es im eigentlichen Griechenland zum allgemeinen Ausbruch.

Mit Rücksicht auf die Beschranktheit des uns zugemessenen Raumes müssen wir darauf Verzicht leisten, der Darstellung Wendelssohn's weiter ins einzelne zu folgen. Alle Vorzüge derselben, Klarheit und Ordnung, Lebendigkeit und plastische Greifbarkeit, anschauliches Hereinziehen der herrlichen Natur des Landes, Schärfe und Sicherheit in der Zeichnung der Charaktere, sittlicher Ernst und da-

bei doch auch Verständniß für die hier zur Geltung kommenden, ganz abnormen Verhältnisse, sinnvolle Betrachtung und eine gewisse poetische Stimmung kommen bei der Darstellung dieses buntbewegten und wildromantischen, in jedem einzelnen Zug aber fesselnden und mit sich fortreisenden Dramas in reichstem Maße zur Geltung. Die wilden Heldengestalten der Kolokotronis und Odysseus, der Dialos und Paga Flesas, der Karastakis, Miaulis und Kanares werden uns in Wort und That wie lebend vorgeführt. Von den zahlreichen abenteuerlichen Kämpfen der ungeschulten, aber trotz aller Verluste schließlich treu ausharrenden Griechen, den kleinen Plänkelleien und Streifzügen bis zu der gewaltigen, wahrhaft tragisch ergreifenden Katastrophe vor Missolonghi werden uns die anschaulichsten Bilder gegeben: ja, wir möchten uns beinahe zu der Meinung bekennen, daß in dieser Hinsicht des Guten allzu viel gethan sei. Denn es ist fast schwer, in der erdrückenden Fülle des Details den Faden festzuhalten und die Uebersicht des Ganzen einheitlich zu bewahren: nach Art der „Ilias“ setzt sich dieses große Epos zusammen aus lauter kleinen Epen, welche, einzelne Heldenkämpfe belegend, nicht immer recht organisch miteinander verbunden sind. Von besonderm Werth, weil besonders reich an neuen Aufschlüssen, ist die auf Grund bisher unbenutzter archivalischer Materialien gegebene Darstellung der diplomatischen Entwicklung der durch den Aufstand der Griechen gestellten europäischen Frage. Die traurige Schwäche und blöde Kurzsichtigkeit der von Metternich geleiteten österreichischen Politik, von der sich Preußen nach einigem durch den Einfluß Rußlands veranlaßten Schwanken willig ins Schlepptau nehmen läßt, die eigenthümlichen Wandlungen der russischen Politik, deren schließliche, den Griechen freundliche Wendung zumeist mit Veranlaßung wurde durch den die Thronbesteigung Nikolaus' I. bezeichnenden Delabristenaufstand — der auf die Stellung des Zaren zur griechischen Erhebung einen ähnlichen Einfluß geübt hat, wie das Orsini'sche Attentat auf die Napoleon's III. zu der Einigung Italiens —, das endliche Zusammengehen der Westmächte mit Rußland zur gemeinsamen Pacificirung des Aufstandes, die entschieden der Türkei feindliche Wendung, die mit den Siegen der ägyptischen Truppen im Peloponnes eintrat und endlich infolge des Starrsinns und Trozes des Ägypters zu der erst jetzt in ihrer Entstehung und ihrem Verlauf im einzelnen völlig aufgeklärten Katastrophe von Navarin führte — alles das finden wir hier zum ersten mal in völlig beglaubigter Weise dem wirklichen Gang der Ereignisse entsprechend dargestellt. Ein besonderes Interesse wird noch die Darstellung von Byron's Antheil an dem griechischen Freiheitskampfe und der Thätigkeit des Dichters während seines kurzen Aufenthalts in Missolonghi in Anspruch nehmen.

Mit der Schlacht bei Navarin schließt der uns vorliegende erste Band von Wendelssohn's Werk, an dem Punkte also, wo auf seiten der Türken der Fanatismus erst in seiner ganzen zügellosen Wuth zum Ausbruch kommt, den dem Untergange nahen Griechen aber zuerst wieder ein Hoffnungsstrahl aufleuchtet und dieselben hoffen, in dem zum Präsidenten von Hellas berufenen Kapodistrias den politischen Messias in ihrer Mitte erscheinen zu sehen. Trostlos genug war damals die Lage:

Wol dürfte der Reisende, der im Jahre 1827 nach Griechenland kam, die Frage aufwerfen: Wo ist die Nation, zu deren Gunsten die Großmächte intervenirt haben? Sieben Jahre hindurch hatte der furchtbare Kampf gewüthet. Die Helben, die das Kreuzesbanner hochgehalten hatten, die Marlo Votsaris und Karalstatis lagen im Grabe. Die Blut der Leidenschaft, welche zu Thaten wilder Größe und Kraft getrieben hatte, war in den Kämpfen selbst erloschen. Hohlhängige Jammergestalten irrten zwischen rauchenden Erklärern und verwütheten Redern

umher. Verlangend richtet sich das Auge nach Westen, von wo der Mann kommen sollte, der die Revolution beschloß, aus Zwietracht, Verzweiflung und Todesnoth errettete.

Mit dem Wunsche, daß er uns auf das Erscheinen des zweiten, sein schönes Werk zum Abschluß bringenden Theils nicht zu lange warten lassen möge, scheiden wir für jetzt von dem verdienten Geschichtschreiber Kengriechenlands.
Hans Prutz.

Zur Sprichwörterliteratur.

Es ist seit längerer Zeit in d. Bl. kein Bericht über Sprichwörterliteratur erschienen, was seinen Hauptgrund wol in dem Umstand haben mag, daß es an Material dazu gefehlt hat. Für die einzelnen in den verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen erscheinenden, diesen Gegenstand betreffenden Artikel fehlt es außer dem Quellenverzeichnis zum „Deutschen Sprichwörter-Lexikon“ von Wandler an einem literarischen Sammelpunkte. So wünschenswerth es wäre, so ist es doch schwer, darüber eine Uebersicht zu gewinnen. Wir werden uns also in unserm Bericht auf das beschränken müssen, was uns der Zufall zugeführt hat:

1. Das Sprichwort der hebräisch-aramäischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung des Sprichworts der neuern Umgangssprachen. Ein Beitrag zur vergleichenden Parämiologie von M. C. Wahl. Erstes Buch. Zur Entwidlungsgeschichte des sprichwörtlichen Materials. Inaugural-Dissertation. Leipzig, Feiner. 1871. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der spezifische Charakter dieser Schrift, die ihren Gegenstand in neun Abschnitten behandelt, hat im Titel seinen Ausdruck gefunden. Im ersten Abschnitt legt der Verfasser „Die Grundideen allgemeiner Weltanschauung in der Genesis“ dar, geht im zweiten zur „Darstellung volksthümlicher Welt- und Lebensanschauung durch das Sprichwort“ über; behandelt im dritten „Das Sprichwort des alttestamentlichen Kanons“, läßt im vierten eine „Vergleichende Anthologie aus den Sprüchen Salomo's“ folgen. Bei den vergleichenden Zusammenstellungen verfährt der Verfasser auf folgende Weise: er stellt stets das betreffende Sprichwort nach der Biblia, d. i. dem hebräischen Grundtext des Alten Testaments obenan, läßt es dann in der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, der sogenannten Siebzig Dolmetscher, folgen, dann in der Vulgata, d. i. der in der katholischen Kirche angenommenen lateinischen Uebersetzung; an diese schließt sich Targum oder die aramäische Version des alttestamentlichen Kanons, der wieder die Paraphrasis Targumi, d. i. die lateinische Version des Targum folgt. Dasselbe Sprichwort erscheint sodann nach Luther's Bibelübersetzung und endlich nach Philippson's Uebersetzung des Alten Testaments. Diese sieben Lesarten begleitet der Verfasser sodann mit sinverwandten griechischen, lateinischen, altdeutschen, neudeutschen, englischen, französischen und italienischen Sprichwörtern, für welche aber durchgehend keine Quellschrift angeführt wird, was den Werth der Arbeit auf den hebräischen Theil beschränkt.

Nachdem wir hier beiläufig die Art und Weise der Behandlung angedeutet haben, fahren wir in der Angabe

des Inhalts fort, dessen fünfter Abschnitt: „Das Sprichwort der Apokryphen und des Neuen Testaments“ zum Gegenstande wissenschaftlicher Erörterung hat. Der sechste Abschnitt bietet eine vergleichende „Anthologie aus den Sprichwörtern des Sirach“ in der angegebenen Weise, aber nach drei Gesichtspunkten, a) Anthologie aus den Sprichwörtern des Sirach, b) das chaldäische Alphabet des Pseudo-Sirach und c) vergleichende Anthologie aus den Sprichwörtern im Evangelium des Matthäus. Dann folgt im siebenten Abschnitt „Das Sprichwort in den talmudischen Schriften“ im allgemeinen, woran sich im achten Abschnitt anschließt: A) Vergleichende Anthologie talmudischer Parämiä mit biblischen Parallelen und B) vergleichende Anthologie talmudischer Parämiä mit Sprichwörtern der neuern Umgangssprachen, bei welchen letztern ebenfalls wieder jede Quellenangabe fehlt. Auch sind weder in der Einleitung noch in einem Anhang im allgemeinen die benutzten Schriften angegeben.

Der Verfasser hat nicht nur die deutsche Sprichwörterliteratur, sondern die der sämmtlichen neuern Umgangssprachen vollständig ignorirt; was er aus denselben anführt, müssen wir ihm glauben, wie er sich denn den vergleichenden Theil seiner Arbeit sehr leicht gemacht hat. Da die Schrift als „Erstes Buch“ bezeichnet ist, so wäre es wol möglich, daß er die Absicht hätte, dies in den spätern „Büchern“ nachzuholen; allein dies kann in Bezug auf den ersten nicht entschädigen; es findet sich eben darüber nicht einmal eine Andeutung vor.

Der neunte und letzte Abschnitt enthält eine Schlußbetrachtung über die hebräisch-aramäische Periode beim Eintritt der arabischen Literatur.

2. Sprichworte und Sprüche zur Pädagogik für Haus und Schule. Quedlinburg, Basse. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Es scheint uns, als sei dem ungenannten Verfasser nicht klar gewesen, was er durch die Schrift habe erreichen wollen. Schon der Titel spricht für diese Unklarheit; „Sprichworte und Sprüche“ sagen hier dasselbe, denn Sprichworte, die noch keine Sprichwörter sind, sind eben nichts als Sprüche. „Sprichworte“ selbst ist aber schon eine Tautologie, weil seine beiden Glieder hier ebenfalls dasselbe sagen, sodaß sich in den beiden Titeln dreimal dasselbe gesagt findet, ohne daß der eigentlichen Sprichwörter dabei gedacht ist. Der Verfasser bestimmt die Schrift für Haus und Schule; aber er sagt nicht, für welches Haus. Für Häuser, die nicht Französisch und Lateinisch verstehen, ist es nicht. Schon das

Motto ist aus dem Lucretius entlehnt, und zwischen die einfachsten Sprüche, die sich für die Elementarschule eignen würden, kommt plötzlich eine Schicht Latein oder Französisch. Aus diesem Grunde eignet sich dies Büchlein auch nicht für die Volksschule, in der fremde Sprachen nicht gelehrt werden. Ist es aber auf eine Auswahl des Lehrers abgesehen, dann fehlt es nicht an viel reichhaltigern Schriften.

Ebenso unklar wie der Titel ist das Vorwort, in welchem der Verfasser über das Sprichwort in einem Tone redet, wie man es etwa zur Unterhaltung in einem Eisenbahnwagen thun würde. Die gesammte Literatur des weiten Sprichwörtergebiets wird in einigen Zeilen abgethan. Es fliegen bunt durcheinander: Fridant, Seb. Franc, Rörte, Lohrengel, Wander, Ida von Düringsfeld, von Wurzbach, Zinsgref und Büchmann's, „Geflügelte Worte“. Das Sprichwort wird charakterisirt, wobei besonders seine „Reimigkeit“ hervorgehoben wird.

Der Verfasser glaubt „manchen Erziehern und Lehrern einen Dienst erweisen zu haben durch Zusammenstellung dessen, was für pädagogische Zwecke dienlich sein kann“. Er meint, die „Beifügung mehrerer homogener dicta probantia aus dem Lateinischen und Französischen“ werde „gewiß niemand dem Büchlein zum Vorwurf machen“. Das gesammte Material hat er in 19 Abschnitte gebracht, von denen Abschnitt 1—14 in fortlaufender Zählung 1030 Sprüche und Sprichwörter unter den Ueberschriften: Erfahrung, Welt, Eitelkeit und Stolz, Geld und Glück, Fleiß, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Umgang, Gebrauch der Zunge, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, Liebe und Frieden, Trübsal, Erziehung, Frömmigkeit enthalten. Gewissermaßen als Anhang folgen in den Abschnitten 15—19: Plattdeutsche Sprichwörter, Monatsprüche, Sprüche auf Aposteltage, Lateinische Memorialprüche, Biblisches A-b-c, Fibel von A—Z. Was wir zur Empfehlung dieser Schrift sagen können, ist Folgendes: Der Verfasser hat sein Material nicht mit dem Nothlist aus irgendeiner großen Sammlung, er hat es durch selbständiges Arbeiten, durch eigenes Schöpfen aus literarischen Quellen, die freilich nirgends angegeben sind, gewonnen. Man begegnet also in der kleinen Schrift manchem Spruche, den man selbst in einer umfangreichern nicht findet. Besondere Aufmerksamkeit hat der Verfasser auf die gefällige Fassung der Sprüche verwandt, wodurch dem pädagogischen Zwecke ein wirklicher Dienst geleistet ist.

Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir noch:

3. Altfriesischer Katechismus in der Sylter Mundart, mit deutscher Uebersetzung, oder: in Sprichwörter eingeleitete altfriesische Sittenregeln, von E. P. Hansen auf Sylt. Ohne Druckort und Jahr.

Bis Seite 21 gehen die altfriesischen Sittenregeln: „Jens Valdens Katechismus suar sin Seen“, sodasß links der altfriesische Text und rechts die hochdeutsche Uebersetzung steht. Der Schluß der Schrift von S. 22 ab handelt in hochdeutscher Sprache „Von den alten Rechten der Friesen“.

4. Jeden Rozozial do przyszlej Xiągi Przysłów Polskich, obej mujący nazwiska rodzin szlacheckich a innych, w przypowieściach, znaczenia przenośnem, ucinkoch, i. l. p. Difficiles nugae. Kijów, 1867.

Diese Schrift ist der Vorläufer zu einem Buche polnischer Sprichwörter, enthaltend die Namen der adelichen und andern Familien in Sprichwörtern und sprichwörtlich gewordenen Bezeichnungen.

Als Beispiele: „Gare la guerre des Alleman. Parauté d'Alleman. Querelle d'Alleman. Die Redensarten beziehen sich auf einen Herrn Dominik Allemanni, der sich 1566 in Polen niederließ und mit seinem vielverzweigten Hause, dessen Glieder alle zusammenhielten, ein sehr gefährlicher Nachbar war, was zu dem Sprichwort Anlaß gab: Hüte dich vor der Sippschaft der Allemannen.

Einige andere Redensarten sind: Grzeczny jak Bodeni. Artig wie Bodeni. Und ferner bald in Deutsch: Ein alberner Tropf wie Babure. Dem Bala leuchten. Der Balabanskiße Knebelbart. Der König von Polen ist älter als Herr Baranowski. Herr Rozłowski ist älter als Herr Baranowski. Ein anderer König, eine andere Frau Baranowska. Es ist ein großer Unterschied zwischen Herrn Baranowski und einem Fuhrmann. Benowski kehrt auf dem nächsten Wege aus Kamtschatka zurück. Glücklich wer hält, sagt Bennet. Er verlor, wie Berel bei Koda. Den Bisping haben die Hunde gefressen.

Diese Schrift ist eine sehr sorgfältige, eine genaue Bekanntschaft nicht nur mit der polnischen Geschichte überhaupt, sondern auch mit den adelichen Geschlechtern voraussetzende Arbeit, überall mit Quellenangabe. Sie enthält weit über 200 solche Redensarten. Der deutschen Sprichwörterliteratur fehlt eine ähnliche Sammlung von persöhnlichen und Familiensprichwörtern.

Schließlich bemerken wir noch, daß das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon“ von Wander bis zur 35. Lieferung, die mit dem Artikel „Messer“ schließt, vorgeschritten ist.

Feuilleton.

Notizen.

Berthold Auerbach's „Sämmtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten“ erscheinen in einer Volksausgabe von acht Bänden (Stuttgart, Cotta, 1871).

Die dritte Lieferung der „Shakespeare-Galerie von Friedrich Hecht“ (Leipzig, Brockhaus, 1871) enthält eine geistreiche Zeichnung des Herausgebers, Hamlet bei den Todengräbern. Das Bild: Ein Sommernachtstraum von Schwä-

rer stellt die Scene dar, wie Puck den Saft des Zauberkrautes auf die schlafende Titania andrückt. Diese ist indeß nicht als niedliche Eszenkönigin aufgefaßt, sondern als ein ruhendes Weib mit äppiger Formen Schönheit. Das dritte Bild aus „Was ihr wollt“ von Hofmann stellt uns in heiter charakteristischer Gruppe die Duellentwicklung des Lustspiels dar: die anmuthig schätzerne Jagdstätigkeit Viola's, die tölpelhafte Feigheit des Junkers von Bleichenwang, die humoristische Tücke des behaglichen Dn-tels Tobias. Die Stiche sind von Goldberg und Bankel.

A n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Patriotische Phantasien.

Von Justus Möser.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von
Reinhard Böckner.

Zwei Theile. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

(Bildet zugleich den 32. u. 33. Band von Brockhaus' Biblio-
thek der deutschen Nationalliteratur des 18. u. 19.
Jahrhunderts.)

Die Schriften Justus Möser's, „dieses unvergleich-
lichen Mannes“, wurden von Goethe sehr hoch geschätzt. So
schrieb er an Frau von Voigt: „Ich trage die „Patriotischen
Phantasien“ mit mir herum; wann und wo ich sie aufschlage,
wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen,
Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.“

Zum ersten mal erscheinen hier die „Patriotischen Phan-
tasien“ in einer wohlfeilen Ausgabe, durch den Herausgeber
mit erklärenden Anmerkungen und mit einer ausführlichen
Einleitung versehen, welche den Leser über die Lebensumstände
des Verfassers wie über den Charakter seiner Schriften nach
allen Seiten hin orientirt.

Verlag der G. J. Goeßchen'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Eduard Mörike:

Gedichte. 8. 4te Aufl. Brosch.	1 Thlr.
— — Geb. mit Goldschnitt	1 Thlr. 15 Sgr.
Mozart. Novelle 8. 2te Aufl. Brosch.	6 Sgr.
Idylle vom Bodensee. 2te Aufl. Miniatur. Geb. mit Gold- schnitt	24 Sgr.
Drei Erzählungen. 2te Aufl. Miniatur. Geb. mit Gold- schnitt	18 Sgr.
Das Stuttgarter Hüpfelmännlein. 2te Aufl. Geb. mit Gold- schnitt	1 Thlr.

Von dem Roman:

Maler Kollen wird eine neue Auflage vorbereitet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien in siebenter vermehrter Auflage:

Das Kutschkelielied auf der Seelenwanderung.

Mit einer Hieroglyphen-Tafel.

Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung
von

Wilhelm Chrenthal.

8. Geh. 10 Ngr.

Nachdem von diesem patriotischen gelehrten Scherze binnen
sechs Monaten sechs starke Auflagen vergriffen worden, erscheint
jetzt die siebente wieder erheblich vermehrte Auflage.
Sie bringt an neuen Beiträgen außer einer russischen und
lettischen Uebersetzung des Kutschkelielieds einen serbischen sowie
einen altgriechischen Text.

Im Verlage von A. Krüner in Stuttgart erscheint soeben
und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder

aus der

M e l a c s z e i t

von

Hermann Kurz.

16 Bogen 8. Gehftet. Preis 24 Sgr.

Inhalt: Das heilige Römische Reich, der 1861. Schwäbi-
sche Kreis und dessen Direktorialstaat. — Der Einbruch. —
Die Bürger von Heilbronn. — Land und Leute im Franzosen-
schreden. — Reichstädtische Regierung und Politik. — Tages-
berichte. — Marchez, bougres, marchez! — Die Uebergabe
von Hohenasperg. — Melac und seine Gefellen. — Der
Schützengel von Tübingen. — Die Weiber von Schornborn. —
Die Stuttgarter Bürgerwehr. — Das Öppinger Weiber-
volk. — Der Abzug. — Rechtfertigungsversuche. — Schluß.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Von Friedrich Gerstäcker.

Dritte Auflage.

Mit Illustrationen von Otto Brausewetter.

8. Cart. 15 Ngr.

Gerstäcker's Erzählung der tragikomischen Reiseabenteuer,
welche dem Herrn Commerzienrath Mahlhuber aus Giebelbach
arrivirt, gilt für eins der gelungensten Erzeugnisse auf dem
Gebiete des deutschen Humors. Bereits in zwei starken Auf-
lagen verbreitet, wird das Buch in der vorliegenden dritten
Auflage um so sicherer wieder neue Freunde finden, da es
mit 20 ergötzlichen Illustrationen erscheint.

Empfehlenswerthe Festgeschenke

durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Diez, Kath., Onkel Martin. Eine Dorfgeschichte. 2te Aufl. Broschirt	22 1/2 Sgr.
— — Dasselbe elegant gebunden	1 Thlr.
Hernau, Edmund, Gedichte. 2. Aufl. Broschirt 1 „	„
— — Dasselbe sehr elegant gebunden mit Goldschnitt	1 Thlr. 15 Sgr.
Meyer v. Schauensee, Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter- See. 5. Aufl. Miniatur-Format broschirt 9 Sgr.	9 Sgr.
— — Dasselbe sehr eleg. geb. m. Goldschn. 20 Sgr.	20 Sgr.
Fischke, Heinrich, Die Schweiz in ihren klassischen Stellen und Ansprüchen. Mit 36 Stahlstichen. 3. Aufl. Bearbeitet von Dr. Ernst Öbinger. Sehr eleg. geb. 3 Thlr.	3 Thlr.
Vorstehende Werke, von der Kritik auf das günstigste beurtheilt, vereinigen echten Gehalt mit geschmackvollster Ausstattung.	
Stuttgart & Leipzig. Die Verlagsbuchhandlung von Otto Neff.	

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— 84 — Nr. 45. — 85 —

2. November 1871.

Inhalt: Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paul. — Eine Erzählung von Andersen. Von August Krefzsmar. — Biographisches und Geschichtliches. — Fankleton. (Christian Schab; Karl Löpfer; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Dante-Literatur.

1. Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft. Dritter Band. Mit einer photographischen Tafel und einem Plane von Rom. Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Die Idee der Göttlichen Komödie. Eine Studie von Hugo Delff. („Dante Alighieri und die Göttliche Komödie.“ Zweite Folge.) Leipzig, Teubner. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Mitgliederverzeichnis, welches diesem dritten Bande des „Jahrbuch“ beigelegt ist, liefert den Beweis, daß die seit fünf Jahren bestehende Deutsche Dante-Gesellschaft fern über die Grenzen Deutschlands hinaus thätigen Zuspruch findet: außer Italien und Nordamerika ist nun auch Spanien vertreten, und um einiges stärker als vorher, Frankreich, die Niederlande und England. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist überdies die Theilnahme von wissenschaftlich strebenden Frauen, deren die Gesellschaft gegenwärtig nicht weniger als acht zählt. Drei Nekrologe berichten über Leben und Wirken Emil Ruth's in Heidelberg (gest. 18. August 1869), welchem die ältere Geschichte der italienischen Poesie bei uns in Deutschland wesentliche Förderung verdankt, R. Währ's in Dresden und des in weiten Kreisen durch literargeschichtliche und social-politische Mittheilungen bekannt gewordenen Victor Aimé Huber in Wernigerode; das Lebensbild des letztern, ausführlicher als die beiden andern, ist von Dr. von Hoffinger in Wien. Eine nützliche Bereicherung gegen die frühern Bände hat nun das „Jahrbuch“ durch die von Scartazzini zusammengestellte Dante-Bibliographie der jüngsten Zeit erfahren; die Fortführung dieser Uebersicht in den folgenden Bänden ist dringend zu wünschen. Von den Nachträgen zum vorigen Bande möchte die Ergänzung des Aufsatzes über „Dante's Porträt“ von allgemeinerem Interesse sein, mit welcher das Räthsel, welches bisher über dem Ursprung des Tosanelli-Morghen'schen Stiches schwebte, endlich gelöst erscheint. Noch eine Klärerinne- rung an die im ersten Bande behandelte Auffindung der körperlichen Ueberreste Dante's in Ravenna bietet die dem gegenwärtigen Jahrgang vor dem Titel beigelegte photo-

graphische Abbildung des Innern der Kapelle, in welcher die Gebeine des Dichters, von einem gläsernen Sarge umschlossen, am 24. Juni 1865 ausgestellt waren.

Der wissenschaftliche Inhalt des Bandes erstreckt sich über die äußere und innere Lebensgeschichte des Dichters, die damaligen Zeitverhältnisse und verwandte culturhistorische Erscheinungen und befaßt sich außerdem mit der Erklärung und Texteskritik der Dante'schen Schriften, besonders der „Commedia“. Für die Feststellung der geistigen Entwicklungsmomente des Dichters, die in letzter Zeit zu einem Hauptgegenstande der Untersuchung geworden, sind von hervorragender Bedeutung die Aufsätze von Scartazzini und von Delff, der eine „Zu Dante's innerer Entwicklungsgeschichte“, der andere „Ueber das Verhältniß des Gastmahls zu der Göttlichen Komödie und über die Bildungsperioden Dante's“. Die Ausführung Scartazzini's unterscheidet sich im ganzen wenig von den betreffenden Abschnitten in der Lebensgeschichte Dante's, die von demselben Verfasser vor zwei Jahren erschien. Die „Vita nuova“ wird als das Epos von des Dichters eigenem verlorenen Paradies, das „Convito“ als das Epos seiner religiösen Verirrungen, die „Commedia“ als die Epopöe der Erlösung dargestellt; unter jenem Paradies wird die unschuldsvoll liebende, gläubige Jugend, unter der Erlösung die Wiebergeburt zur ewigen Liebe, zum bewußten, überzeugungstreuen Glauben verstanden, dazwischen die Periode der Untreue gegen die Geliebte, des Zweifels an Glauben und Familienpolitik, der Hingabe an andere Liebesneigungen, an die Verstandeschlüsse der aristotelisch-scholastischen Philosophie. Alle drei Stadien zeigen hiernach eine Mischung aus sinnlichen und geistigen Beziehungen, die so schwer voneinander zu trennen sind, daß diese Unzertrennlichkeit und die leise Erhebung vom Irdischen in das Ueberirdische gerade zur eigenthümlichen Natur des Dichters gehört. Die Liebesverirrungen Dante's beurtheilt hier der Verfasser, was nur zu billigen, weit weniger

streng, als er es in der vollständigen Lebensgeschichte auf die Gefahr hin, gräßlich mißverstanden zu werden, gethan hatte. Dieselbe Trilogie in dem Lebensdrama des Dichters, deren Grundlinien bereits vor Jahrzehnten R. Witte gezogen hatte, sucht der Aufsatz von Delff nachzuweisen. Auch hier wird die ursprünglich wirkliche Existenz der Beatrice nicht in Frage gestellt, die der zweiten Geliebten dagegen, der Donna gentile, aus welcher Scartazzini nicht abgeneigt ist, eine leibliche Pluralität zu machen, zweifelhaft gelassen und die Neue Dante's bei der Wendung zum Bessern lediglich auf intellectuelle Sünden bezogen: im „Convito“ ist die glaubenslose Wissenschaft, in der „Commedia“ die contemplative Einheit mit Gott das Gefeierte; dort gilt als das Höchste der Verstand (la ragione), hier die Vernunft (la mente); dort waltet Befriedigung mit dem Möglichen der Erkenntnis; hier ungestillte Sehnsucht bis zum erreichten Gottschauen; der Geist des Dante'schen Philosophismus im „Convito“ erscheint dem Verfasser durchaus aristotelisch, mit Anstößen des Neuplatonismus, der in der „Commedia“ als der Geist der reinen Mystik.

Der Delff'sche Aufsatz ist, wie der von Scartazzini, der Excurs zu einer größeren Schrift, welche in diesem Jahre unter dem Titel: „Die Idee der Östlichen Komödie“, als zweite Folge der vorangegangenen vom Jahre 1870. erschienen ist. In dieser letztern hatte der Verfasser die Mystik des Mittelalters zur geistigen Heimat Dante's gemacht, als Herz und Seele der „Commedia“ umfassender, als es irgend zuvor geschehen, dargestellt; in der gegenwärtig vorliegenden begründet er dasselbe Thema aus neu herangezogenem Material tiefer, stellt verschiedenes Bedeutende in schärferes Licht, schreitet aber zum Theil noch weiter über die Peripherie, deren Mittelpunkt Dante ist, hinaus, erschwert dabei auch in der ersten Hälfte das unmittelbare Verständniß, ohne Noth, durch eine harte, undurchsichtige Ausdrucksweise. Der Interpret sollte nicht schwieriger zu verstehen sein als sein Gegenstand. Hat sich jedoch der Leser durch das hemmende Gestrüpp des Eingangs glücklich durchgearbeitet, so befindet er sich auf lichter Höhe, von welcher sich ihm nach allen Seiten anziehende Fernsichten bieten. Die Abschnitte über die kirchenpolitischen Verhältnisse der Zeit, insbesondere in Italien und Florenz, über den Sittenzustand, den Charakter der theologischen und philosophischen Studien, speciell über das Wesen und die Entwicklung der Mystik, als Grundlage für den Gedankengang der „Östlichen Komödie“, die sinnreiche Skizze der drei Sphären derselben, führen lebendig und geistvoll in die Tiefen der Dichtung ein und müssen auch dem in der Ansicht Widerstrebenden erwünschte Anregung gewähren.

Es darf uns nicht irre machen, wenn sowol Scartazzini als Delff ganz offen die Möglichkeit zugeben, daß an der Ausführung des entworfenen Gemäldes von Dante's trilogischer Entwicklung, sowie an der Parallelisirung platonisch-mystischer Ideen mit denen der „Commedia“ die Phantasie ihr Theil haben möge; beide holen ihre Beweisgründe nicht aus dem Leeren, sondern schöpfen aus gesund fließenden Quellen, und lassen sie weiterer Untersuchung und begründeterer Feststellung noch Raum genug, so gebührt ihnen jedenfalls das Verdienst, auf dem schwie-

rigen Pfade muthig vorangeschritten zu sein. Beide kommen, wo sie die mit den Bildungsepochen zusammenhängende Chronologie der betreffenden Schriften Dante's berühren, bezüglich des Buchs „Von der Monarchie“ zu der entgegengesetzten Entscheidung, da Scartazzini, obwol er die Frage noch weiter offen lassen will, mit R. Witte und E. Boehmer übereinstimmend, die Abfassung vor das Exil zurückverlegt, Delff dagegen der alten Annahme des Ursprungs aus der Zeit des Römerzugs Heinrich's VII. folgt. Die Gründe für und wider sollen hier nicht wiederholt werden; nur in Bezug auf die in jüngster Zeit für die frühere Abfassung hauptsächlich geltend gemachten möge hier noch ein Einwand Berücksichtigung finden. Es wird in Dante's Schrift die Erwähnung der Bulle „Unam sanctam“ vom Jahre 1302 vermißt und daraus, sowie aus der Aeußerung, daß er als der erste sich an das Thema wage, während doch drei Schriften desselben Inhalts zwischen 1302 und 1305 zum Vorschein kamen, der Schluß gezogen, dem Dichter seien jene wie diese unbekannt gewesen, folglich müsse er sein Buch vor 1302 geschrieben haben. Erwägen wir indeß, wie sowol die Bulle als die drei Schriften aus dem Conflict zwischen Bonifaz VIII. und Philipp von Frankreich hervorgegangen sind und das Verhältnis der päpstlichen Gewalt gegenüber den fürstlichen Gewalten behandeln, dagegen Dante ausdrücklich sich nur auf die Bestimmung des Wesens und Ursprungs der Weltmonarchie, der kaiserlichen Obergewalt über die Fürsten und ihrer Beziehung zum Papstthum einläßt, dann möchte jene Aeußerung von ihm vollkommen berechtigt erscheinen. Und was den Inhalt der Bulle betrifft, so läßt sich ebenso wol die Bezugnahme darauf in Dante's Schrift an verschiedenen Stellen wiedererkennen, als es natürlich gefunden werden mag, daß er sie nicht namentlich zum Gegenstande der Widerlegung gemacht hat. Abgesehen von allem diesem spricht allein schon die gewichtige, durch Auffassung und sprachlichen Ausdruck imponirende Haltung der Schrift mehr für den spätern als für den frühern Ursprung; doch Scartazzini thut wohl, wenn er noch fernerhin die Frage als eine offene angesehen wissen will.

Die zwei Aufsätze von Schündelen und Erdmann: „Theologie und Philosophie bei Dante“ und „Scholastik, Mystik und Dante“, verfolgen mittelbar und unmittelbar die Aufgabe, die vorigen beiden zu ergänzen, zu widerlegen, zu rectificiren. Der Aufsatz von Schündelen, bereits anderswo als Recension der Witte'schen Dante-Forschungen abgedruckt, polemisiert mit Schärfe gegen vermeintliches Uebertreiben in der sittlichen Schätzung der Liebe zu Beatrice, die Witte ihm viel zu hoch, zur Donna gentile, die er ihm viel zu niedrig stellt, gegen die Annahme eines Abfalls vom Christenthum zur Philosophie in der Uebergangsepoche, welcher sich im „Convito“ darstellen solle. Dem letztern ist beizupflichten, indem diese Schrift in der That keine der christlichen Offenbarung absagende oder widersprechende Stelle enthält, vielmehr dieselbe völlig unangetastet als Voraussetzung bestehen läßt, von ihr absehend jedoch ihren philosophischen Demonstrationen nachgeht. Das richtige Verhältnis scheint sich hiernach so zu stellen, daß Dante in der Abfassungszeit des „Convito“, ohne sich der christlichen Lehre zu entfremden,

sein vorwaltendes Interesse dem Studium der Philosophie widmete, um sich dann, neu gekräftigt, mit Bewußtsein zur Erkenntniß der Offenbarung zurückzukehren. Doch irrt der Verfasser, wenn er das Selbstzeihen der Untreue bei Dante in Abrede stellt: gewiß meint er dies nur bezüglich des „Convito“, da es am Schluß der „Vita nuova“ und im einunddreißigsten Gesange des „Purgatorio“ offen zu Tage liegt; aber auch im „Convito“, zwar nicht im neunten, doch im zweiten Kapitel des zweiten Tractats, erzählt der Dichter von dem Kampfe des Andenkens an Beatrice mit der neuentstehenden Liebe, die sich durch fortwährendes Anschauen nährte, und von der Angst des Zwiespalts, aus der sich die Canzone an die Beweger des dritten Himmels, die Geister der Liebe, ergoß. Eine andere Frage bleibt freilich, ob und inwieweit die eingestandene Untreue im buchstüblichen Sinne zu fassen, oder auf ein Zurückstellen des Glaubens gegen das Wissen zu beziehen sei. Bestimmung verdient es, daß der Verfasser gegen Witte die einheitliche Abfassung der „Vita nuova“ versteht, indem er die spätere Zufügung des Schlußkapitels, worin Dante bereits die Absicht, die „Commedia“ zu dichten, vorausverkündigt, nicht zugeben will; entschiedenen Widerspruch hingegen, wenn er von vornherein das volle Verständnis der „Divina Commedia“ gewissermaßen für den Alleinbesitz des katholischen Theologen in Anspruch nimmt und dem protestantischen Kritiker nur halbe Stimmberechtigung zugesteht. Dante's „Göttliche Komödie“ ist gleich den übrigen Dichtungen aller Zeitalter als ein Object der allgemein gültigen wissenschaftlichen Forschung zu behandeln, versteht sich mit den Voraussetzungen des Quellenstudiums, das gerade hier in Frage kommt, also vorzugsweise auch mit Heranziehung der patristischen Literatur, ohne welche die Räthsel des Dante'schen Epos so wenig aufzudecken sind, wie die des Goethe'schen „Faust“ ohne Kenntniß der bezüglichen Sagen und Philosopheme.

Der Aufsatz von Erdmann wendet sich direct gegen Delffs Feststellung des Verhältnisses von Scholastik und Mystik, befreit den von demselben nachgewiesenen principiellen Gegensatz zwischen beiden, stellt vielmehr als etwas Wesentliches den volkstümlich nationalen Charakter der Mystik, die sich in ihren Schriften der Landessprache bediente, während die scholastische Philosophie, der Kirche folgend, die lateinische Sprache beibehielt, in den Vordergrund und entschleierte die Donna gentile nicht als die Scholastik, sondern als die Weltlichkeit überhaupt im Genießen, Trachten und Forschen. Neben vielfacher Belehrung enthält die Darstellung auch manches Fremdartige, von dem Gegenstand Ableitende; und was die Zurechtweisungen Delffs anlangt, so sind sie keineswegs schlagend.

Biel größere Abschweifungen gestattet sich Steinfeld in seinem Artikel „Ueber Dante's Auffassung vom Staate“, die den Verfasser am Ende ganz vergessen lassen, daß er von Dante und dem 14. Jahrhundert sprechen will. Eine Streitschrift des Abbé Castiglia gegen Lamartine von dem wunderlichsten Inhalt bietet den Anlaß, aus dem Lehrfonds der „Commedia“ „die Erscheinung des Christenthums in rein moderner protestantischer Auffassung“ herauszuschälen, andererseits in dem politischen Systeme Dante's eine Prophetie des soeben durch den deutsch-französischen Feldzug erstandenen „germanisch-christlichen

Culturstaats“ zu entdecken, letzteres in der Weise, daß der Kaiser als Curator orbis zugleich die Kirche in ihrer äußern Existenz zu regieren und zu leiten habe. Nun, Dante würde gegen ein solches Recht des Kaisers entschieden Protest einlegen, wie er es seinerzeit deutlich genug in der Schrift über die „Monarchie“ gethan hat. Ja, sogar in der Sphäre des Paradieses, wo die Geister gleich befriedigt sich am Anschauen der ewigen Liebe erfreuen, steht der Verfasser „die nach der Devise suum cuiusque eingerichtete Staatsordnung des jetzt ins Leben tretenden Culturstaats“ geschildert. Willkürlichkeiten solcher Art sind schwerlich geeignet, die Erkenntniß Dante's zu fördern.

Mit der umfangreichen Abhandlung E. Boehmer's: „Matelda“, treten wir wieder in das Gebiet der Forschung ein. Es handelt sich darin um weitere Erleuchtung der Frage, ob die Vorläuferin Beatricens auf der Höhe des „Purgatorio“ eine rein allegorische oder zugleich eine historische Person sei. Der Verfasser gibt gleich zu Anfang die Entscheidung, das letztere müsse der Fall sein, ohne daß es ihm jedoch in dem Folgenden gelingt, eine bestimmte historische Persönlichkeit für diese Rolle nachzuweisen. Bekanntlich galt es von den ältesten Commentatoren her als unzweifelhaft, daß der Dichter unter dieser Figur die Gräfin Mathilde von Toscana wegen ihrer Gunstbezeugungen gegen die Kirche als Repräsentantin des thätigen Lebens vorgeführt habe; in neuester Zeit rieth der Italiener Gaetani auf die Mutter Kaiser Otto's I., die von der Kirche heilig gesprochene Königin Mathilde von Deutschland, während A. Rubin die Fürstin durch die Benedictinerinnonne Mechthild aus Kloster Helfta bei Eisleben ersetzte, deren „Buch der geistlichen Gnade“ („Liber spiritualis gratiae“) in verschiedenen Stellen von geistiger Verwandtschaft mit Aeußerungen Dante's die Annahme gestattet, daß das Buch dem Dichter vorgelegen und daß er der Gotterfüllten ein poetisches Denkmal habe setzen wollen. Jetzt tritt durch Boehmer eine ältere Mechthild, Nonne desselben Klosters und noch Zeitgenossin der andern, auf die Bühne und scheint sich mit ihr in den Ruhm, des Dichters Gemüth gefesselt zu haben, schwesterlich theilen zu sollen. Es erschien nämlich im vorigen Jahre, von Gall Morel herausgegeben, „Das fließende Licht der Gottheit“, eine hinterlassene Schrift der ältern Mechthild. Der Herausgeber merkte die Analogien zu Dante, vermuthete aber keine Benutzung von seiten desselben, vielleicht weil das Original in deutscher Sprache abgefaßt ist, obgleich sich zu Basel eine lateinische Uebersetzung handschriftlich vorfand, die der Dichter sehr wohl gelesen haben konnte; die nun gedruckt vorliegende Schrift ist übrigens auch erst 1345 aus dem Niederdeutschen des ursprünglichen Originals in das Hochdeutsche übersezt. Die jüngere Mechthild wirkte als Sang- und Lehrmeisterin der Nonnen und übte einen großen Einfluß auf die Disciplin und die Verwaltung des Klosters; sie starb im Jahre 1310, die ältere Mechthild jedenfalls noch im 13. Jahrhundert. Der Verfasser gibt eine reiche Auswahl von Auszügen aus der Schrift der letztern, theils in Reimprosa, theils prosaisch referirend, die sehr anschaulich das göttliche Minneleben der Visionärin darstellen, mit mancherlei Dante'schen Anklängen, wie sie ebenso bei den andern mystischen Schriftstellern des Zeitalters vorkommen,

ohne daß eine unbefangene Erwägung auf die Lektüre des Buchs von Seiten Dante's schließen kann. Auch aus dem „Buche geistlicher Gnade“ von der jüngern Wechthild folgen Auszüge, zu den bereits von Lubin im Jahre 1860 mitgetheilten, deren Inhalt eine Verwandtschaft mit Dante nicht verkennen läßt, obwol diese nicht treffend genug ist, um daraus einen sichern Schluß zu ziehen. Man vergleiche unter anderm, was S. 155 vom Spiegel, S. 168 von Lethé und Eunor, S. 170 vom Nektar gesagt ist, mit den bezüglichen Stellen der „Commedia“! Der Verfasser enthält sich übrigens geflissentlich einer bestimmten Behauptung, indem er vielmehr darauf hinweist, was der Dichter für seine Anschauungen und Gebilde sonst schon in den Schriften der Zeit, die ihm näher lagen, vorfand; die jüngere Wechthild anlangend erhebt er noch selbst den Einwand, daß sie nach 1300, dem von Dante streng festgehaltenen Zeitpunkte seiner Vision, starb, auch ihr Buch später erschien, als wahrscheinlich der Dichter mit der Anlage des „Purgatorio“ zu Stande gekommen sein mag. Deshalb neigt er sich schließlich der ältern Wechthild als Vorbild für Dante's Allegorie, indef auch nur hypothetisch zu, sodas das Resultat der unanglichen, durch ihren stofflichen Inhalt so anziehenden Erörterung auf eine bloße Möglichkeit hinausläuft. Das Gleiche ist von der kleinern Mittheilung desselben Verfassers: „Dante und Parmenides“, zu sagen. Dante erwähnt des Philosophen mit bloßer Namensanführung im dreizehnten Gesang des „Paradiso“ und regt dadurch das Interesse an, zu erfahren, was er von ihm gewußt habe: die hier aufgeführten Stellen aus dem Anfang des Gedichts von Parmenides' Himmelsreise sammt der Deutung des Sextus Empiricus lassen von Analogie zu Dante's Vision wenig spüren.

Zur Textesinterpretation der „Commedia“ hat Giambattista Giuliani in Florenz wieder eine Fortsetzung seines „Dante spiegato con Dante“, die italienisch geschriebenen Glossen zum größern Theil des zweiunddreißigsten Gesangs des „Inferno“, geliefert. Die Tendenz dieser Erklärungsweise ist aus den früher veröffentlichten Bruchstücken bekannt. Die von dem Interpreten befolgte Methode hätte eigentlich von jeher die einzig geltende sein müssen; denn daß zur Erklärung eines schwierigen Schriftstellers zunächst und vorzugsweise seine eigenen an anderer Stelle gesprochenen oder niedergeschriebenen Worte herangezogen werden, ist ja ebenso natürlich, wie daß man sich zum Verständnis eines menschlichen Charakters überhaupt mehr an dessen Äußerungen selbst als an die Urtheile fremder Leute hält. Besonders bei Dante erscheint dieser Weg als der angemessene, da der gesammte Gedankenstoff seiner Schriften von bestimmten durchgreifenden Ideen beherrscht und streng zusammengehalten wird, (die nichts Einzelnes aus dem Ganzen herausfallen, sondern alles in gegenseitige Beziehung treten lassen. Bei dieser Gelegenheit mag zugleich auf die dem Bande angehängte Probe einer neuen commentirten Handausgabe der „Commedia“ von Scartazzini aufmerksam gemacht werden, die in drei Bänden als 1.—16. Band der „Biblioteca d' autori italiani“ im Verlag von Brockhaus erscheinen soll: was auf diesem ersten Bogen des Werks vorliegt, regt die besten Erwartungen an; dasselbe wird der Sammlung zu gleicher Zierde

gereichen wie die Ausgabe der „Opere minori“ Dante's von R. Witte, wovon der erste Band des „Jahrbuch“ einige Probeseiten brachte. Hier im dritten Bande finden wir von Witte unter dem Titel „Rime in testi antichi attribuite a Dante“ eine Anzahl Canzonen und Sonette, unsichern Ursprungs, von den Handschriften ohne innere Beglaubigung dem Dichter der „Commedia“ zugeschrieben, mit allem Lesartenmaterial ausgestattet, doch ohne sachliche Erläuterungen: einiges davon war schon in italienischen Sammlungen veröffentlicht, anderes von dem Herausgeber deutsch überfetzt in den lyrischen Gedichten vom Jahre 1842. Die Texte scheinen zum Theil von den Abschreibern arg zugerichtet und bedürfen starker Nachbesserung. Zwei andere Aufsätze von Witte geben Auskunft über einen zu Frankfurt a. M. befindlichen Codex der „Commedia“ mit dem Commentar des Jacopo della Lana, desgleichen über ein handschriftliches Fragment dieses Commentars; die Vergleichung beider mit dem Vindobonensis und dem Nidobratinschen Drucke von 1477 einerseits und der Edition des Jacopo della Lana von L. Scarabelli (1866) stellt der Correctheit dieser jüngsten Publication ein so nachtheiliges Zeugniß aus, daß eine erneuerte Herausgabe für ein verdienstliches Werk erachtet wird, selbst wenn der Herausgeber sich nur auf die Benützung der gedruckten Hülfsmittel beschränken wollte. Alle drei Arbeiten von Witte sind italienisch geschrieben.

Einen dankenswerthen Beitrag zum Verständnis eines der weniger beachteten Werke Dante's liefert R. Bartsch in dem Aufsatz „Dante's Poetik“. Derselbe behandelt den Inhalt des zweiten Buchs der Schrift „Von der Volkssprache“, also dasjenige, was der Dichter über die Formen der lyrischen Poesie vorträgt, mit vergleichender Hinweisung auf die verwandte Art und den Einfluß der provenzalischen und der mittelhochdeutschen Lyrik. Specieell entwickelt der Verfasser, auf Grund der Dante'schen Lehre, die vollständige Theorie der Canzone, nach dem Strophenbau, welcher wie der des deutschen Liebes eine Gliederung in Stollen und Abgesang zeigt, nach Versarten, Reimstellung und Zusammenfügung von Strophen zu dem Ganzen der Canzone. Von Belang ist der schließliche Fingerzeig, daß die Zergliederung der poetischen Form bei einem in diesem Punkte so strengen Dichter wie Dante als ein Kriterium für die Echtheit der unter seinem Namen überlieferten Gedichte zu erachten sei und in Anwendung kommen müsse. Der Aufsatz bietet insofern eine Ergänzung zu E. Boehmer's Abhandlung „Ueber Dante's Schrift de vulgari eloquentia“ (Halle 1868), als diese sich über das Werk im ganzen, über die literargeschichtliche Stellung desselben, vorzugsweise über den linguistischen Inhalt, weniger erschöpfend über die Lehre von der Canzone verbreitet.

Noch zwei Aufsätze des Jahrgangs sind zu erwähnen. Der eine: „Immanuel und Dante“, von dem unterzeichneten Referenten, lenkt die Aufmerksamkeit auf einen von den Dante-Forschern bisher fast übersehenen Zeitgenossen des Dichters, der durch seine nahe Beziehung zu diesem sowie zu dessen „Commedia“ eine unleugbare Berechtigung auf allgemeinere Theilnahme hat, abgesehen von seiner Bedeutung an und für sich in der Entwicklungsgeschichte der mittelalterlich hebräischen Poesie. Jüdischen Gelehrten

verdanken wir diese Bekanntschaft: ohne die deutsche Uebersetzung des „Lofet und Eden“ von Stern hätte der Verfasser seine Arbeit unterlassen müssen, für deren zweite Hälfte von selbständigem Inhalt er außerdem das zur Zeit vorliegende dürftige Quellenmaterial zu verwerten suchte, aus welchem sich eine bestimmtere Anschauung von dem gegenseitigen Verhältniß des italienischen und des hebräischen Dichters gewinnen ließ. Das Ergebnis seiner Bemühung kommt im wesentlichen darauf hinaus, daß eine Bekanntschaft mit der „Commedia“ von seiten Immanuel's unzweifelhaft, eine Freundschaft zwischen beiden Männern nur wahrscheinlich ist.

Der Unterzeichnete sieht sich übrigens in Betreff einer Stelle dieses Aufsatzes zu nachfolgender Selbstcorrectur veranlaßt. Wenn er auf S. 445 in der nach Stern's Uebersetzung entworfenen Skizze des „Lofet und Eden“ an dem einen Freunde des Dichters, welchem dieser eine künftige Stätte im Paradiese anweist, es als besonders wichtig und Interesse erregend hervorhebt, daß derselbe außer in hebräischer und arabischer auch in deutscher Sprache gebichtet habe, so berichtete er lediglich im Vertrauen auf die Treue der Uebersetzung, indem er in einem so hervorstechenden Punkte eine willkürliche Abweichung von dem Wortsinne des Originals nicht annehmen zu dürfen glaubte. Nun wird er jedoch von Prof. Grätz belehrt, daß das betreffende hebräische Wort Nozri keineswegs „deutsch“, sondern vielmehr „christlich“, „nicht-hebräisch“, auch „lateinisch“ bedeute, wonach also nichts Auffallendes mehr vorliegen würde. Grätz hatte diese letztere Bedeutung des Wortes bereits im siebenten Bande seiner „Geschichte der Juden“ (S. 304) eingeführt, daselbst auch die Sendung des ungenannten Freundes zum Fürsten Ragiel als eine Botschaft zum König Robert von Neapel, der sich damals in Avignon beim Papst aufhielt, gedeutet, zugleich jedoch die frühere Vermuthung von Junz, daß Kalonymos der Ungenannte sei, mit triftigen Gründen widerlegt. Leider war dies dem Verfasser des Aufsatzes im „Dante-Jahrbuch“ entgangen. Wie Stern zu seiner Auffassung und Wiedergabe des Wortes Nozri gekommen, darüber mag er sich selbst verantworten. Wäre die Annahme nicht zu gewagt, daß der Gegensatz zum Hebräischen und Arabischen nicht bloß die lateinische als die christliche Kirchensprache, sondern im allgemeinen auch jede einheimische Landessprache bezeichnen solle, so möchte die Uebersetzung Stern's einigen Grund haben, wenn nur Immanuel und sein Freund in Deutschland gebichtet hätten; da wir uns jedoch den einen wie wahrscheinlich den andern vielmehr in Italien zu denken haben, so liegt die Annahme viel näher, die auch zu den literarischen Verhältnissen jenes Kreises von Dichtern am besten passen würde, Immanuel habe seinen Freund als der italienischen Dichtung mächtig preisen wollen. Vom deutschen Dichten aber scheint in der Stelle in keiner Weise die Rede.

Von höchstem Interesse für jeden, der mit Dante in der Ewigen Stadt, dem Duellgrunde des Feils und des Unheils der christlichen Welt des Mittelalters, heimisch werden will, ist der Aufsatz „Rom in Dante's Zeit“ von Alfred von Neumont, dem rühmlichst bekannten Verfasser der „Geschichte Roms im Mittelalter“. Etwas Ähnliches, doch den ganzen geographischen Kreis, welchen der Dichter lebend und dichtend ausmaß, in sich fassend, existirt seit dreißig Jahren in dem geistreichen Essai „Voyage Dantesque“ des Franzosen Ampère; aber der Unterschied zwischen beiden Darstellungen ist so bedeutend, wie zwischen dem Blick von ferner Höhe auf die Stadt hinab und dem Betreten ihrer Straßen und Plätze. Nur in wenigen Stellen gedenkt der Dichter ausdrücklich gewisser Verhältnisse Roms, in der einen und andern mit solcher Anschaulichkeit, daß man daraus auf Autopsie schließen würde, auch wenn nicht die mehrmalige Anwesenheit Dante's in Rom durch directe Zeugnisse festgestellt wäre. Der Verfasser begnügt sich nicht mit diesen wenigen Punkten, sondern führt uns an der Hand eines sorgfältig ausgeführten Plans der Stadt, welcher beigegeben ist, durch alle Theile derselben von St. Lateran über und um die Hügel bis zum Tiber und jenseits in die leoninische Stadt bis zu St. Peter: alle hervorragenden Räume, kirchliche und profane Gebäude werden in der Form veranschaulicht, wie sie Dante seinerzeit vor Augen gehabt. Auf die Fülle von Einzelheiten folgt eine allgemeine Charakteristik des Topographischen, des unentwirrbaren Gemisches von ältester Vergangenheit und damaliger Gegenwart, von Ruinen und unzerstört aus dem Alterthum Fortbestehendem, von Vertheidigungswerken und Culturstätten, von wilder Natur und Kunst, von Verödung und Pracht, von Tod und Leben. Daran schließt sich eine Schilderung der politischen und socialen Zustände Roms unter der Regierung Bonifaz' VIII., der geringen Theilnahme der Römer an dem Aufblühen der römischen Literatur, der nicht geringen dagegen an den frischen Anfängen der bildenden Kunst, und noch manches andere, was zur Vervollständigung des reichen Gesamtbildes, aus dessen Mitte uns die mehr oder weniger verhüllte Gestalt Dante's entgegentritt, beitragen kann. Und als das Beste gerade bei diesem Gegenstande schätzen wir die Zuversicht, mit welcher wir uns der Leitung des kundigen Führers überlassen können.

Der Inhalt dieses dritten Bandes des „Dante-Jahrbuch“ ist, wie aus Vorstehendem zu entnehmen, mannichfaltig genug dem Stoffe und der Darstellung nach, verschieden an Ergiebigkeit zur Kunde und Erkenntniß Dante's, doch jedenfalls ein bereichendes Zeugniß für die rüstig fortschreitende und fruchtbare Thätigkeit der noch so jungen Gesellschaft.

Theodor Parr.

Eine Erzählung von Andersen.

Glücks peter. Von S. C. Andersen. Deutsch von August B. Peters. Bremen, Kühnmann u. Comp. 1871. 8. 20 Ngr.

Eine neue Gabe von Andersen ist stets willkommen, und wenn das Gewand, in welchem sie sich bei dem deutschen Publikum einführt, von so geschickter Hand gefertigt ist wie hier, so kann sie der beifälligen Aufnahme nur um so gewisser sein.

Der „Glücks peter“ ist das Kind armer Aeltern und wird an demselben Tage im Dachgeschoß geboren, wo zu ebener Erde die Gattin des Hausbesizers, eines reichen Kaufmanns, ebenfalls von einem Sohn entbunden wird, der auf den Namen Felix getauft wird.

Peter's Vater — die Geschichte spielt in Kopenhagen — muß als Landwehrmann mit in den Krieg und kommt nicht wieder. Die Mutter, die noch ihre Mutter bei sich hat, muß sich mit ihrem Söhnlein sehr elend behelfen, wird aber von der Hausbesizersfrau dann und wann unterstützt.

Peter wächst trotz Armuth und Entbehrung ebenso lustig und kräftig heran wie Felix. Ein Pathe von ihm, der bei der Theatermaschinerie angestellt ist, nimmt ihn einmal mit auf den Schnitrboden, um ihn ein Ballet sehen zu lassen. Es ist das biblische Ballet „Simson“. Ergößlich liebt sich die von Peter's Standpunkt aus gegebene Beschreibung:

Nach und nach ward es hell und immer heller, und es kamen — wie aus der Unterwelt! Musikanten mit Flöten und Geigen; .. von dem Orte, wo Peter staunte, kamen Männer und Frauen im Gesellschaftsanzuge, und hinter ihnen Ritter im Stahlhelm, schmutze Edelräuken in Atlas und Seide und weißgekleidete Engel, flügelbeschwingt. Sie lagerten sich auf dem Schnitrboden und sonst allenthalben, wo Raum war. Peter wußte nicht, daß die Sämmtlichen als Tänzer oder Tänzerinnen im Ballet beschäftigt waren; ihn dünkte, sie wären in Großmutter's Märchen daheim. Ach, dort schreiet ein Weib heran, die schönste von allen! Wie funkelt ihr goldener Helm und wie blitzt der schneidige Stahl an der fernhintreffenden Lanze, deren Signerin hochragt über den Gefährten und — zwischen einem Engel und einer Teufelin niedersißt. Welch Schauspiel, ob es gleich nur Vorspiel war, denn das Ballet hatte ja noch in keiner Weise begonnen. Plötzlich sank Schweigen über die große Versammlung; lautlos verharrte die Menge; es spähten die Augen; die Ohren waren gespannt. ... Ein schwarzbefrackter Herr hob seinen Zauberstab und die Spielleute rührten das Spiel. Auf der Bühne breitete sich ein blühender Garten, und unter der leuchtenden Sonne wogten die Menschenblüthen im Reigen hinüber, herüber. Solch selige Sinnenslust hatte der Peter im tollsten Traume niemals für möglich gehalten. Jetzt marschirten Soldaten auf und es ward Krieg; drauf schmausten sie bei festlichem Gelage, und der riesige Simson saß bei dem Liebchen. Sie nun war ebenso schlecht wie reizend und verrieth den Betreuen, den die Philister blendeten und zwangen, die Handmühle zu drehen. Man stellte den Helben aus im Tanzsaal, ein Schimpf und Spott für den geringsten Heiden. Er aber packte die granitnen Säulen, welche das Dach stützten, und erschütterte sie mit grimmer Faust und es bebte das Haus. Es erdröhnte und wankte und schwankte und stürzte in Trümmer, zu Boden gefällt und — löste sich in rothgrün-feurige Bühnenherrlichkeit.

Peter hat ursprünglich beabsichtigt, Krämerlehrling zu werden, nun aber kennt er kein erhabeneres Ziel, als im Ballet „Simson“ mitzutanzten. Mutter und Großmutter

reden ihm vergebens ab und eine alte Freundin der Familie gibt, weil sie früher selbst dem Theater angehört, den Ausschlag. Peter wird Bögling der Ballettschule, und es dauert nicht lange, so wirkt er schon mit als ein Königskind, welches auf den Schild gehoben und gekrönt wird. Sein Haus- und Altersgenos Felix wohnt mit seinen Aeltern in einer Loge dem Schauspiel bei und beneidet den „Glücks peter“, wie er ihn von nun an nennt. Dieser aber lernt bald erfahren, was Theaterdichanten sind. Ein kleines Mädchen, Malle Knallerup, welches Hofenrollen spielt, tritt ihm, so oft sie kann, auf die Behen oder thut ihm sonst etwas zum Pöffen. Als ihm nun noch obendrein bei der Aufführung des Ballets „Der Vampyr“ das Unglück passirt, daß ihm das Fledermauscostüm platzt und auf diese Weise von seinem Ich Partien zum Vorschein kommen, die durchaus nicht bestimmt sind, im Gaslicht zu paradiren, und als dieses grenzenlose Pech ihm bei seinen Collegen einen unseinen Spitznamen einträgt, da verläßt er das Ballet und meldet sich beim Kapellmeister, um Sänger zu werden.

Der Kapellmeister weist ihn an den Chordirector, und dieser findet, daß der Knabe eine ganz ausgezeichnete Stimme und auch sonst vortreffliche Anlagen zum Musiker hat. Nun geht der Unterricht los; zwei Jahre lang hat er gedauert, da schlägt infolge der körperlichen Entwicklung die Stimme um und Glücks peter kann vorläufig gar nicht mehr singen. Man benützt diese Zeit, um ihn confirmiren zu lassen, und der Chordirector, ein wohlhabender Mann, schickt ihn dann in Pension auf ein dreißig Meilen weit entferntes Dorf zu einem Schulmann, der noch andere Jünglinge in Pension hat und bei dem Peter die Lücken in seinem allgemeinen Wissen ausfüllen, besonders aber Sprachen treiben soll.

Der Aufenthalt des Glücks peter bei Hrn. Gabriel, dem originellen Schulmann, und seiner nicht minder originellen Familie ist reich an amüsanten, meisterlich erzählten Episoden, die vom Uebersetzer in einer Weise wiedergegeben sind, welche hier und da lebhaft an Jean Paul erinnert, wenn auch die Wortbildungen dann und wann etwas allzu gewagt erscheinen.

Als der Glücks peter seine Studien beendet und nachdem die Stimme sich wiedergefunden oder vielmehr in die eines Tenoristen verwandelt hat, kehrt er nach Kopenhagen zurück, wo ihn sein Freund und Gönner, der Chordirector, in die eigene Wohnung aufnimmt. Er hat nun das rechte Zeug zu einem dramatischen Sänger und nimmt zu an Tüchtigkeit Monat für Monat, Woche um Woche, Tag für Tag, Stunde um Stunde. Er wächst in Wohlbehagen und Wohlfinden; er sorgt nicht und härt sich nicht, denn die Zukunft breitet sich verheißungsvoll vor ihm aus.

Die Rolle, in welcher er nach Jahresfrist zum ersten mal öffentlich auftritt, ist die des George Brown in der „Weißen Dame“. Er glänzt in derselben nicht blos als Sänger, sondern auch als Schauspieler und erringt unermeßlichen Beifall. Nun wird er von den Aeltern seines Altersgenossen zu Tische geladen, und Felix, der sich der

diplomatischen Laufbahn gewidmet, beneidet ihn immer noch. Zwischen den beiden jungen Männern besteht trotz aller Verschiedenheit eine gewisse Neigung, und beide kommen gewaltig vorwärts.

Felix stand bereits zum Kammerjunker, und das ist die Vorstufe zum Kammerherrn; der prunkt hinten mit einem goldenen Schlüssel — Peter-Glücksperter hatte den goldenen Schlüssel vorn, aber ohne damit zu prunken, weil der goldene Schlüssel des Kammerherrn Genius unsichtbar ist, obgleich er die Zugangsthore zu allen Herzens- und Erdensthären sprengt.

Glücksperter ist der Löwe des Tags. Er singt den Lohengrin und sein Ruhm steigt noch höher. Eines Tags trifft Felix ihn auf der Gemäldeausstellung vor dem Bildniß einer reizend schönen jungen Dame. Diese ist die Tochter einer verwitweten Freiherrin; Felix stellt beiden Damen seinen Freund vor, und dieser wird von ihnen, die zu der Zahl seiner eifrigsten Bewunderer gehören, zu ihren Abendgesellschaften eingeladen, womit ihm der Zutritt zur großen Welt erschlossen ist. Er lernt die Tochter der Freifrau lieben, aber ohne sich ihr oder sonst jemand auch nur mit einem Wort zu verrathen. Auf ein hingeworfenes Wort von ihr faßt er den Entschluß, selbst eine Oper, „Aladdin“, zu componiren und natürlich die Haupt- und Titelrolle selbst zu singen. Richard Wagner ist sein Vorbild. Wie dieser dichtet auch er den Text sich selbst und componirt ihn dann. Nach Monaten tüchtiger, im geheimen vollbrachter Arbeit ist das Werk fertig und wird von dem Lehrer und Wohlthäter, dem Peter es zuerst vorlegt, gutgeheißen. Die Intendanz nimmt es zur Aufführung an. Der große Tag erscheint und das Haus ist von einem gewählten Publikum gefüllt bis auf den letzten Platz. Die erste Abtheilung geht unter rauschendem Beifall zu Ende, nach längerer Pause leiten einige Accorde den zweiten Act ein und der Vorhang hebt sich wieder. Wir geben den Schluß wieder, wie er im Buche steht:

Bei offener Scene stand Aladdin im Zaubergarten. Aus Blütenleichen und dem Kieselstein, vom Duell und aus der Felskluft erschalle es gedämpft wie lindes Glodenläuten und die verschiedenen Melodien flossen allmählich harmonisch zusammen. Wie Geistesbahnen hauchte der Chorgefang. Bald war es fern, nun war es nah; nun stieg es auf, bald schwand es hin, bis aus dem Tongewoge Aladdin's Sangesmonolog aufschwebte, „die große Arie!“ Diese nun war in die Situation so charakteristisch hineingewebt, daß sie allerdings den beherrschenden Gipfelpunkt derselben bildete, aber sich ihr zugleich unzerreißbar einfügte und kunstgerecht einordnete. Die metallreiche Stimme mit den herzigen Brusttönen erwärmte und besuerte zu einer Begeisterung, die vor dieser Bühne unerhört war. Von allerseits regnete es Sträuße und ein Teppich von lebendigen Blüten lag zu des Jünglings Füßen hingebreitet...

Ach, alles, Musica, für dich
Hier zeitlich und dort ewiglich!
Brich, Herz! — vor Freud' und Wonne brich!

Das ungefähr fühlte Peter... Ein Lorber traf den Sangesreichen; die werfende Hand war wohl bemerkt worden — die Freiin hatte sich an der Brüstung ihrer Loge hoch aufgerichtet, holdselig winkend, anzuschauen wie der Genius der Schönheit. Und es füllte ihn wie mit Feuerflammen; sein Herz pochte wie nie zuvor, und an dies Herz sein da drückte er den aufgehobenen Kranz, beugte das Lockenhaupt und sank in derselben Secunde zusammen. Ohnmächtig? Todt? Welcher von den Brüdern?... Welcher war's, der ihn anrührte?... Der Vorhang fiel zum andernmal!... Todt, sagten sie. Gestorben war der Jünglingmann nach der Kampfeslust in Siegerfreude, wie Sophokles einst starb bei dem olympischen Spiel und Thorwaldsen im Theater, da sie vor ihm die Symphonie von Beethoven spielten... Peter war aus der Zeitlichkeit geschieden sonder Schmerz, umjubelt von den Seinen, die ihn liebten; in seinem Verase, wie ein Feld auf der Walfahrt war er gefallen, glücklich zu preisen vor den Millionen!...

So schließt die reizende Erzählung vom „Glücksperter“, eine Dichtung, die den besten Erzeugnissen der neuesten Unterhaltungsliteratur beigezählt werden muß.

August Kerschmar.

Biographisches und Geschichtliches.

1. Friedrich Christoph Dahlmann. Von Anton Springer. Erster Theil. Mit Dahlmann's Bildniß. Leipzig, Strzel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wer das Leben Dahlmann's beschreibt, beschreibt ebendamit einen wichtigen Theil der deutschen Geschichte. Das ist das Schwierige, aber auch das Lohnende solch biographischer Darstellungen. Der Name Dahlmann ist mit mehreren Partien der deutschen Verfassungskämpfe so unauflöslich verbunden, daß, wer diese erwähnt, jenen nicht vergessen kann, wer jenen nennt, an diese denken muß. Nicht daß er anregender und bedeutender Universitätslehrer war, Philologie, Alterthümer, Staatswissenschaften und Geschichte in den Kreis seiner fruchtbaren Thätigkeit zog, über jedes dieser Fächer gelungene, wenn auch zum Theil von der neuesten Zeit überholte Schriften abfaßte, nicht dies ist es, was Dahlmann zum Gegenstand der Verehrung, Bewunderung und Nachahmung macht, sondern vorzugsweise seine politische Wirksamkeit. Was der schlaue Geistesseher von Weinsberg, Justinus Kerner, von sich schrieb, kann mit einer für Dahlmann höchst günstigen veränderten Lesart von diesem gesagt

werden. Jener schrieb in den vierziger Jahren, als er neben vielen Ungläubigen immer noch einige andächtige Zuhörer fand:

Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,
Durch die Kunst des Arztes flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Weber der Lehrstuhl noch die historische Muse hätten Dahlmann eine lange Unsterblichkeit gestiftet; aber wenn man von den Männern, welche an dem großen nationalen Werke gearbeitet haben, spricht, dann wird man noch lange seiner denken und ihn „tüchtig“ loben. Man weiß nicht, was man an ihm mehr bewundern soll, die Schärfe seines Gedankens oder das Muthvolle seines Handelns. Er war ein Volkstribun im edelsten Sinne des Wortes, suchte dem Volke eine würdige nationale Existenz zu verschaffen, hielt sich aber fern von dem Streben nach Volksgunst. Was er im politischen Leben für notwendig und ehrenhaft erkannt hatte, für das kämpfte er, für das stand er ein, wenn es ihn auch sein Amt und seine Besoldung kostete. So faßt ihn Anton Springer in Bonn auf, ein

jüngerer Colleague, welcher auf Dahlmann's Anregung vor einigen Jahren zwei Bände österreichischer Geschichte seit dem Wiener Frieden geschrieben hat. Acht Jahre lang mit den Ideen und Bestrebungen Dahlmann's vertraut, war er vorzugsweise geeignet, unserer Zeit eine Geschichte des bedeutenden Mannes zu übergeben. Das Vertrauen der Familie und der Freunde Dahlmann's beehrte daher Springer mit der Aufgabe, das Leben des Mannes zu beschreiben, „der einst in Wort und That unserm Volke ein Vorbild war, welcher nie aufhören wird, als einer der besten, treuesten und tapfersten Söhne Deutschlands gerühmt zu werden“. Die Verwandten und Freunde waren bereit, ihn mit Mittheilungen jeder Art zu unterstützen; Dahlmann's Sohn übergab ihm den ganzen literarischen Nachlaß und die ausgedehnte Familiencorrespondenz zur freien Benützung. Springer hatte anfangs den Plan, die Briefe für sich reden zu lassen und die biographische Erzählung auf die nothwendige Verknüpfung derselben zu beschränken; aber er überzeugte sich bald, daß nur der geringste Theil der vielen tausend Briefe zur wörtlichen vollständigen Mittheilung sich eigne, während es andererseits keinen einzigen unter denselben gab, der nicht irgendeinen treffenden Zug, einen charakteristischen Farbenton, eine glückliche Wendung dargeboten hätte. So entschloß er sich also, selbständig zu erzählen und die Briefe an den geeigneten Stellen einzuflechten. Den ganzen Stoff in einem einzigen Band zusammenzufassen, war bei dem reichen Material, welches das Leben Dahlmann's und die Geschichte seiner Zeit darbot, nicht möglich. Dieser erste Band umfaßt also die Geschichte der Kindheits-, Jugend- und Mannesjahre bis zu seiner Vertreibung aus Göttingen im Jahre 1837. Eben diese Mischung von selbständiger Erzählung des Verfassers und den direct angeführten Aeußerungen Dahlmann's, seiner Freunde und Familienglieder ist aufs glücklichste durchgeführt und gibt dem Buche eine sehr anziehende Lebendigkeit und angenehme Abwechslung.

Die drei ersten Kapitel schildern uns die Lehr- und Wanderjahre Dahlmann's, seine Herkunft und Jugend, seine Universitätsjahre und seine ersten literarischen Versuche. Sehr ergötzlich zu lesen ist es, wie der dreißigjährige Dahlmann im Jahre 1809 mit seinem Freunde, dem Dichter Heinrich von Kleist, plötzlich von Dresden nach Böhmen und Oesterreich reist, um mit Touristenleichtigkeit Dinge auszuführen, welche zu bewältigen auch den größten Staatsmännern jener Zeit nicht gelang:

Unser Vorsatz war, von Böhmen aus nach allen Kräften dahin zu wirken, daß aus dem österreichischen Kriege ein deutscher werde. Nicht daß wir uns mit der Hoffnung auf augenblickliche Erfolge getäuscht hätten — wir verlangten von Oesterreich nur Ansharren trotz der Niederlagen und glaubten an der Haltung der Gebrüder Stadion zu erkennen, daß der Staat entschlossen sei, diesmal seinen letzten Kampf zu kämpfen; wenn dem aber so sei, so werde auch Preußen sich aufrufen aus seinem schmählichen Schwanken zwischen Sein und Nichtsein, das übrige Deutschland aber werde den vereinigten Andern Oesterreichs und Preußens folgen.

Man sieht, die beiden jungen Reisenden „verlangten und glaubten“ viel. Sie kehrten daher auch, nachdem sie auf dem Schlachtfeld von Aspern durch neugierige Fra-

gen den Schein von Spionirerei auf sich gezogen hatten, enttäuscht in die Heimat zurück.

Die nächsten zehn Kapitel sind den Jahren 1812—29 gewidmet, welche Dahlmann als Professor der Geschichte in Kiel verlebte. Nachdem er einige Jahre in Kopenhagen zugebracht hatte, fühlte er sich glücklich, wieder in Deutschland zu sein. Der Verfasser erzählt uns, wie Dahlmann seine Stellung als Docent der Geschichte aufsaß, wie er in seiner Waterloo-Rede am 7. Juli 1815 gegen die freiheitsfeindlichen Tendenzen des Wiener Congresses und für das Recht der beiden Herzogthümer Schleswig-Holstein offen und mannhaft auftritt und sich dadurch die königliche Ungnade zuzieht, wie er von dem sächsischen Ausschuß der schleswig-holsteinischen Prälaten zum Secretär erwählt, dadurch in die Verfassungskämpfe der Prälaten und Ritterschaft mit der dänischen Regierung verflochten wird und Veranlassung erhält, eine Denkschrift dieser Stände an den Deutschen Bund abzusenden, die natürlich ebenso wenig Erfolg hat wie alle gegen das absolute Königthum gerichteten Klageschriften. Der Leser wird in diesem zweiten Abschnitt in die Anfänge der ihm noch sehr innerlichen schleswig-holsteinischen Frage zurückgeführt und sieht Dahlmann als den entschiedensten Vorkämpfer für die Rechte des verlassenen Bruderstammes, besonders für das Deutschtum Schlesiens. Die Fahne Deutschlands war es, welche Dahlmann in seinem Kampfe für die Interessen der Elbherzogthümer hochhielt. Sehr anziehend schildert der Verfasser die Verlobung und Verheirathung Dahlmann's mit Julie Hegewisch, der Tochter seines Amtsvorgängers, den angenehmen Verkehr zwischen seinem Hause und mehreren anderer jungen Docenten, seinen Briefwechsel mit Niebuhr, welcher ihn als Gesandtschaftssecretär nach Rom mitnehmen will, seine Reise nach Paris und der Schweiz, deren Zweck zugleich Erholung ist von dem Unglück, das ihn betroffen hat, als im Jahre 1826 seine Gattin starb, und endlich seine neue glückliche Verbindung mit Luise von Horn, welche ihn so ganz verstand und so tapfer bei allen Schicksalen mit ihm aushielt. Mit der im Jahre 1829 erfolgenden Berufung nach Göttingen schließt der zweite Abschnitt. Dieser Wechsel war nothwendig; denn die dänische Regierung betrachtete Dahlmann's politische Thätigkeit mit stetem Mißtrauen und rächte sich dadurch, daß sie ihn nicht zum Ordinariat vorrücken ließ.

Der dritte Abschnitt des Buchs behandelt die göttinger Erlebnisse. Er ist schon wegen des uns näherliegenden Stoffs der interessanteste. Der Rückschlag der Juli-revolution auf Norddeutschland, die politische Thätigkeit Dahlmann's in der Verfassungscommission, in der Abgeordnetenlammer und in der Presse, die Thronfolge des Königs Ernst August, der Protest der göttinger Sieben und ihre Amtsentsetzung werden von dem Verfasser mit einer Correctheit besprochen, daß auch der Eingeweihte das Buch nicht ohne großen Nutzen daraus gezogen zu haben weglegen wird. Der Verfasser schildert den neuen Hansland in Göttingen, die Beziehungen Dahlmann's zu dem dort studirenden Kronprinzen Max von Baiern, seine Unterhandlungen mit dem Generalgouverneur Herzog von Cambridge, infolge deren er den Auftrag erhielt, an der Ausarbeitung des Staatsgrundgesetzes und des Haus-

gelesen schriftlich und mündlich theilzunehmen. Von der Universität zum Abgeordneten für den Landtag gewählt, erhob er in allen Fragen, welche Hannover und das ganze Deutschland berührten, seine Stimme für das Recht, mochte dies von der Regierung, von dem Bundestag oder von tollen Revolutionären verletzt werden. Dies zeigte sich auch in seiner Theilnahme an der von Herz redigirten „Hannoverschen Zeitung“. Sein Aufsatz: „Rede eines Fürchtenden“, welcher in dieser Zeitung veröffentlicht wurde, veranlaßte eine diplomatische Intervention. Daß er in demselben die preussische Regierung dringend angegangen hatte, Reichsstände zu berufen, erregte in dem damals krankhaft empfindlichen und nicht gut constituirten Preußen ein solches Entsetzen, daß der preussische Gesandte in Hannover sich an den Vicekönig wandte und dieser Herz erklärte, daß die preussischen Reichsstände in der Zeitung nicht wieder besprochen werden dürften. Und doch hatte Dahlmann so groß von Preußen gesprochen:

Wir haben einen Staat in Deutschland, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher heißt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Bewunderung betrachtet. Er besitzt die Kraft, auch dieses mal zu heilen. An dem Tage, da der König von Preußen in seinem Staate die Reichsständschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufathmen; er hat die Versicherung, daß bei der Freiheitsentwicklung Gesetz wohnen werde, daß unsern Dynastien ihre Ehre verbleibe, daß aber auch fortan die Bundesversammlung in ihre Berathungen die leitenden Ideen aufnehmen und allmählich dem Grundgesetze einverleiben werde, welche das gute heimische Recht sicherstellen vor jeder verderblichen Einwirkung, sei es von Osten oder von Westen.

Um jene Zeit erschien Dahlmann's bedeutendstes literarisches Werk: „Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt.“ Es ist bekanntlich ein Torso geblieben, da es nur die Lehre von der Staatsverfassung vollständig umfaßt, aber ein Torso, dem, wie Treitschke sagt, seine Stellung unter den Classikern der Politik dauernd gesichert bleibt. Denn es bildet den Abschluß der politischen Ideen, welche bis 1847 einen großen Theil unserer höhern Stände erfüllten.

Sehr angenehm war für Dahlmann der gesellige Verkehr, in welchem er mit gleichgesinnten Freunden stand. Unter diesen sind vor allem die beiden Grimm, Servinus, Bessler zu erwähnen. Die Briefe der beiden Grimm an Dahlmann und dessen Frau, da und dort in die Erzählung eingestreut, sind herrliche Denkmale der edelsten und zärtlichsten Freundschaft. Und alle diese Freunde traf der Schlag, welchen die rohe Faust des Herzogs von Cumberland, seit dem 20. Juni 1837 Königs von Hannover, gegen die Gesinnungstüchtigkeit des geistigen Adels deutscher Nation führte. Nicht ohne Grund hegte Dahlmann Besorgnisse vor der Thronbesteigung dieses englischen Prinzen, welchen Springer mit folgenden Worten schildert:

Von dem Herzog von Cumberland wußte man, daß selbst seine politischen Gesinnungsgenossen — und diese gehörten zu der strengsten Torypartei — sich der nähern Verbindung mit ihm nicht gern rühmten, daß seine öffentliche Thätigkeit ihn zum größten Manne in England, sein privates Leben zum verachtlichsten in England und Deutschland, wo er viele Jahre zugebracht hatte, machte. Es gab kein Laster und kein Verbrechen, dessen er nicht beschuldigt worden wäre, es gab nur wenige, bei welchen man nicht an die Wahrheit der Anschuldigung geglaubt

hätte. Niederlich, brutal, roh in seinen Empfindungen und gemein in den Gedanken, von unerträglichem Hochmuth und doch seine fürstliche Stellung würdelos im Interesse niedriger Genußsucht ausbeutend, ein Feind religiöser Duldung, ein Gegner des politischen Fortschritts, ein Verächter der Bildung — so war der Keimund beschaffen, der dem neuen Landesvater voranging.

Dies wußte Dahlmann, und darum schrieb er am 1. Juli seinem Schwager Hegewisch in Kiel: „Du kannst denken, daß mir vieles diese letzten paar Wochen durch den Kopf gegangen ist.“ Und doch war es noch wenig gegen das, was Dahlmann in den nächsten Wochen durch den Kopf ging. Die Darstellung der Ereignisse von der Thronbesteigung des Königs Ernst August bis zur Ausweisung der göttinger Professoren ist meisterhaft und als authentisch von großem historischen Werth. Die Thatfachen folgten sich Schlag auf Schlag. Am 28. Juni zog der König in Hannover ein, am 29. Juni wurde die Ständekammer verlagt, am 5. Juli erschien ein Patent, welches erklärte, daß das Staatsgrundgesetz den König weder in formeller noch materieller Hinsicht binde, am 30. October erfolgte die Auflösung der Stände, am 1. November die königliche Erklärung, daß die verbindliche Kraft des Staatsgrundgesetzes erloschen sei, und daß alle königlichen Diener des Verfassungseides entbunden seien. Wenn aber das Patent hinzufügte: „Wir haben offen unsern Widerspruch wider das Staatsgrundgesetz zu erkennen gegeben und unsere Unterschrift zu wiederholten malen verweigert“, so hatte Dahlmann alle Ursache, vom Gegentheil überzeugt zu sein, denn er hatte ein officielles Schreiben des Ministeriums in seinen Händen, welches die bündige Versicherung enthielt, die Aequaten, also auch Ernst August, hätten dem Familienstatut zugestimmt. In diesem war aber das Recht der Nachfolge auf dem Throne an die Anerkennung der Verfassung geknüpft. Hier lag also, sagt der Verfasser, eine abscheuliche Lüge vor. Wer war aber der Lügner? Das frühere Ministerium, dessen volles Vertrauen Dahlmann genossen hatte, oder Hr. von Schele, der jetzt als Minister im Namen des Königs sprach? Dahlmann verfaßte am 17. November den Entwurf einer Vorstellung an das Curatorium der Universität, worin die Unterzeichner erklärten, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten mußten. Doch erhielt dieser Entwurf nur sieben Unterschriften; denn die Charaktere vieler Professoren sungen, wie Wilhelm Grimm sagte, an, sich zu entblättern gleich den Bäumen des Herbstes bei einem Nachtfrost. Die Mahnung des Cabinetsraths Hoppenstedt, den Protest wieder zurückzunehmen, wies Dahlmann mit den kräftigen Worten zurück:

Sollen Hofrath Albrecht und ich das künftig als den höchsten Grundsatz des Staats vortragen, Gesetz sei, was der Macht gefällt? Ich will als ein ehrlicher Mann aus dem Lande gehen und nicht meinen Zuhörern Lug und Trug für Wahrheit verkaufen. Bis dahin war ich mir bewußt, die Pflicht des Gehorsams weder in der That noch Lehre vernachlässigt zu haben, und ich will getreu daran halten: allein die Pflicht der Anechtenschaft vermag ich nicht anzuerkennen.

Daß bereits am 18. November pariser Zeitungen von den sieben protestirenden göttinger Professoren berichteten, brachte den König zu solcher Wuth, daß er von den

„Sieben Teufeln“, von dem göttinger „Fieberdieh“ sprach und eine exemplarische Bestrafung verlangte. Sie kam denn auch. Am 11. December wurden die Sieben ihres Amtes entsetzt, am 12. der Befehl gegeben, daß Dahlmann, Jakob Grimm und Servinus, denen die Verbreitung der Protestation zum Vorwurf gemacht wurde, binnen drei Tagen das Königreich zu verlassen hätten. Sie schieden, nachdem ihnen dieser Befehl am 14. mitgeteilt war, am 17. December, an der hessischen Grenze von 300 Studenten erwartet, begrüßt und gefeiert. Die Schlusssätze des Verfassers sind: „Der hannoversche König verbannte Dahlmann, aber das deutsche Volk nahm ihn auf; für Hannover war er fortan verloren, aber für Deutschland wurde Dahlmann gewonnen.“

Das Springer'sche Buch gehört zu dem Gehaltvollsten, was unsere historische Literatur bietet. Um so gespannter stand die Leser auf das Erscheinen des zweiten Theils, welcher Dahlmann's Leben in Jena und Leipzig, seine Berufung nach Bonn, seine Theilnahme an den Beratungen der 17 Vertrauensmänner und der Nationalversammlung in Frankfurt schildern wird.

2. Geschichte Maria Theresia's von Alfred Ritter von Arneth. Viertes Band. — A. u. d. T.: Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, 1748—56. Wien, W. Braumüller. 1870. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser hat in den Jahren 1865—68 über die ersten Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia (1740—48) drei Bände herausgegeben. Somit ist oben genanntes Werk als eine Fortsetzung anzusehen, jedoch so angelegt, daß es zugleich als selbständiges Werk auftritt. Die Jahre, deren Beschreibung der Verfasser sich ausgewählt hat, sind die Jahre der Sammlung, der Allianzen. Der Erbfolgekrieg, die beiden Schlesiens Kriege mit eingeschlossen, war zu Ende, jener zu Gunsten, diese zu Ungunsten Oesterreichs ausgefallen. Lange Friedensjahre schienen bevorzustehen. Aber Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen und ging die unnatürlichsten Allianzen ein, um denjenigen Gegner, gegen welchen sie eine tiefe Erbitterung fühlte, nicht nur zur Zurückgabe Schlesiens zu zwingen, sondern auch durch eine darüber noch hinausgehende Schwächung die Verwirklichung weiterer Eroberungspläne ihm für alle Zukunft unmöglich zu machen. In der wiener Hofburg traute man Friedrich den Plan zu, Böhmens und Mährens sich zu bemächtigen, um diese Länder gegen Sachsen, dessen Erwerbung Friedrich als eine Nothwendigkeit für Preußen ansehe, zu vertauschen. Solche Pläne sollten durch den neuen Krieg ein für allemal vernichtet werden. Sodann glaubten schon damals die „einstichtsvollen“ Politiker, daß ohne die Wiedereroberung Schlesiens oder, falls diese unausführbar sein sollte, ohne die Erwerbung eines Ersatzes für dasselbe auf deutschem Territorium (Baiern?) das österreichische Herrscherhaus die deutsche Kaiserwürde nicht werde behaupten können. Für den Kaiserstaat selbst hielten diese Politiker die Wiedereroberung für nothwendig, weil, ganz abgesehen von dem reichen Zuwachs an Einkünften und Macht, nur durch den Besitz einer so vorwiegend deutschen Provinz wie Schlesien in Oesterreichs bunt zusammengewürfeltem Länderconglomerat das deutsche, d. h. das civilisatorische Element auch der Zahl nach

das überwiegende blieb. Dabei ist nur auffallend, daß die österreichische Staatskunst in den spätern Jahrzehnten für die Erweiterung dieses Länderconglomerats so sehr Sorge trug und, den Ideen des Fürsten Kaunitz entgegen, selbst darauf hinwirkte, daß das civilisatorische Element nicht mehr das überwiegende war und die Dynastie Habsburg zuletzt gefragt werden konnte, worauf sie ihre Berechtigung zur Hegemonie in Deutschland gründe, da Oesterreich bei einer Bevölkerung von 36 Millionen nur 8 Millionen Deutsche zähle, während Preußen keine 2 Millionen Nichtdeutsche habe. Und wenn dann der Verfasser es für natürlich findet, daß Maria Theresia, durch die Rücksichten auf ihren Staat wie auf ihr Haus zur Wiedereroberung Schlesiens hingedrängt, sich hiervon durch die tractatmäßig gefchehene Abtretung dieser Provinz an Preußen nicht zurückhalten ließ, so finden wir es doch sonderbar, wenn er zugleich die Bestechung des sächsischen Kanzlisten Menzel Friedrich's Gesandten in Dresden und den Einfall Friedrich's in Sachsen so scrupulös beurtheilt. Maria Theresia hat zweimal in einem Tractat ihr Wort gegeben, daß sie Schlesien nicht mehr als ihr Eigenthum, sondern als das der preussischen Krone ansehe, und doch war sie nach einem Jahrzehnt entschlossen, mit Hilfe Rußlands und Frankreichs Schlesien wiederzuerobern, d. h. ihr Wort zu brechen. Friedrich aber, welcher durch seine diplomatischen Agenten in Wien und in Paris und durch die Mittheilungen der englischen Minister wußte, was für ein Gewitter gegen ihn im Anzug sei, daß gegen das kleine Preußen drei Großmächte ihre Heere rüsteten, um dasselbe auf den Stand vor dem Dreißigjährigen Kriege herabzubringen und ihm den Königsschwindel gründlich auszutreiben — Friedrich hätte nicht alles aufbieten sollen, um die Pläne seiner Feinde vollständig zu enthüllen und den Brühl'schen Staat, welcher nur auf die erste Niederlage Preußens wartete, durch einen raschen Heereszug zu nöthigen, jetzt schon Farbe zu bekennen? Es ist ein alter Satz, daß im Kriege nicht alles so glatt abgeht, daß die gewöhnlichen Rechts- und Moralbegriffe hier vielfach außer Gebrauch kommen und das Gebot der Noth seine unerbittliche Geißel schwingt. Nun beantwortet aber der Verfasser die öfters aufgeworfene Frage, ob der Siebenjährige Krieg zum Ausbruch gekommen wäre, wenn der König von Preußen nicht zuerst zum Schwert gegriffen hätte, selbst damit, daß er sagt, Maria Theresia, Frankreich und Rußlands gewiß, hätte durch nichts mehr zurückgehalten werden können, den Kampf, wenn es nicht zuerst von Friedrich geschehen wäre, endlich auch ihrerseits zu beginnen:

Daß dies aber durch den König von Preußen gescheh, wurde vielleicht am Kaiserhofe eher leise gewünscht als ängstlich befürchtet. Denn nun mußte Friedrich doch vor aller Welt, wie er es schon mehrmals wirklich gewesen war, neuerdings als der erste Angreifer erscheinen, und nun war auch Frankreich vertragsmäßig verpflichtet, Oesterreich gewaffnete Hilfe gegen den König von Preußen zu leisten. Hierdurch aber wurde einer der wichtigsten Streitpunkte zwischen den Höfen von Wien und Versailles auf einmal entschieden.

Und doch war man, sagt der Verfasser aufs neue, „und gewiß mit Recht, am Kaiserhofe über Friedrich's Verfahren gegen Sachsen empört“. Immer das alte Lied! Maria Theresia darf mit der Moral umgehen wie sie

will, darf ihr Wort ein- und zweimal brechen: sie bleibt doch die Tugendheldin; aber Friedrich, welcher so unverschämt ist, nicht zu warten, bis die drei Wegelagerer über ihn herfallen, und zunächst einmal ihren Zuträger und Fehler ins Verhör nimmt, ist ein Frevler erster Sorte. Daß er der „erste Angreifer“ ist, wird ihm zum schweren Vorwurf gemacht; und wenn er es nicht war, wenn Maria Theresia die Rolle der Primadonna übernahm, hatte dann der Verfasser auch einen Vorwurf für sie in Bereitschaft? Uebrigens konnte mit diesem „ersten Angriff“ Kaunitz nur diejenigen täuschen, welche getäuscht sein wollten; jeder Einsichtsvolle und Ehrliche mußte schon damals sagen, daß Friedrich, wenn er auch zuerst die Ordre de bataille gab, doch einen Defensivkrieg in eminentem Sinne führte, daß nicht er, sondern Maria Theresia den Siebenjährigen Krieg anfangen oder, wenn der Verfasser lieber will, heraufbeschwor.

Nach diesen Bemerkungen, wozu uns das achtzehnte Kapitel: „Maria Theresia und Friedrich II.“ betitelt, Veranlassung gegeben hat, können wir nicht umhin, der Anlage des ganzen Werks, der Darstellung der staatlichen Verhältnisse und der diplomatischen Verhandlungen vollen Beifall zu zollen. Der Verfasser bespricht zuerst den Staat im allgemeinen und die einzelnen Stände, die confessionellen Angelegenheiten, die Finanzen und den Handel, das Kriegswesen, den Unterricht und die Wissenschaft, den Familientreis der Kaiserin, die Verhältnisse in Ungarn, in der Lombardei und den Niederlanden, und geht mit dem zehnten Kapitel auf die äußere Politik über, welche in den Bemühungen des Staatskanzlers Kaunitz gipfelt, zum Zweck eines Angriffs auf Preußen eine Allianz mit Frankreich zu schließen, wie zwischen Oesterreich und Rußland schon seit dem 2. Juni 1746 eine solche bestand. Die letztere hatte zum Zweck die gegenseitige Hülfeleistung im Fall eines Angriffs. Ein geheimer Artikel des Vertrags ging noch weiter und enthielt das Versprechen der Kaiserin Elisabeth, Maria Theresia zur Wiedereroberung Schlesiens beizustehen — wenn Friedrich je den Dresdener Frieden durch einen Krieg mit Rußland, Oesterreich, Sachsen oder Polen breche. Diesem Vertrag, aber nicht den geheimen Stipulationen, trat im Jahre 1750 der alte Allirte Oesterreichs, England, bei. Doch die frühere entente cordiale zwischen Oesterreich und England war bereits verschwunden; die Allianz bestand zwar noch, aber eine gewisse Gereiztheit hatte sich im gegenseitigen Verkehr geltend gemacht. Seit dem Aachener Frieden machten sich Oesterreich und England gegenseitig Vorwürfe. Andererseits war England mit Frankreich sehr gespannt und konnte es Preußen nicht verzeihen, daß dieses in intimer Verhältniß mit Frankreich stand. Eine österreichisch-russisch-englische Allianz gegen Preußen und Frankreich schien das Facit dieser internationalen Verhältnisse zu sein. Im Jahre 1755 fanden in diesem Sinne Unterhandlungen mit England statt. Dieses verlangte in dem Kriege gegen Frankreich und Preußen Dedung der Niederlande und Hannovers durch österreichische Truppen, ohne sich zu irgendeiner Gegenleistung verbindlich zu machen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich. England sah seinen Gegner in

Frankreich, Oesterreich in Preußen; jeder von beiden Theilen hielt seinen Gegner für den bedeutendsten, und so kam man eher aus- als zueinander. Um so lebhafter wurden die Verhandlungen mit Frankreich betrieben. In dem Gutachten des Grafen Kaunitz vom 24. März 1749 werden England, Holland, Rußland, Sachsen als die natürlichen Verbündeten, Frankreich, Preußen und die Pforte als die Feinde Oesterreichs bezeichnet. Von England und Holland wird gesagt, daß auf ihren Beistand im Falle eines Kriegs gegen Preußen nicht zu rechnen, von Frankreich dagegen, daß dies die einzige Macht sei, mit deren Hülfe Schlesien wiederzugewinnen wäre. Fasse man diesen einen Zweck ins Auge, so sei eine vollständige Aenderung des politischen Systems nothwendig.

Die Erreichung dieses Ziels, Frankreich zum dritten im Bunde zu machen, war seit dem Jahre 1749 das Streben der österreichischen Politik. Der Verfasser schildert uns die Bemühungen des Grafen Kaunitz als österreichischen Gesandten in Paris und die anfängliche Kuglosigkeit derselben. Frankreich will von seinen guten Beziehungen zu Preußen nicht lassen. Ja, wenn Kaunitz die Marquise von Pompadour in sein Interesse ziehen könnte, dann ginge es wohl! Er arbeitet darauf hin und schreibt 1751: „Sie hat viel Güte für mich und bezeigt mir einiges Vertrauen. In Compiègne hatte ich durch den Haushalt, den ich daselbst führte, Gelegenheit, den hervorragendsten Hofleuten, welche zu ihren Freunden und dem kleinern Kreise des Königs gehören, Artigkeiten zu erweisen. Ich weiß, daß der König dies gut aufnahm, und daß mehrere dieser Herren sehr zu meinen Freunden gehören.“ Man sieht, Kaunitz verstand sich auf die krummen Wege und die Politik der Unterröcke. Doch wurde er in der Geduld geübt. Im Jahre 1753 erfolgte seine Ernennung zum Staatskanzler. Statt seiner ging Graf Starhemberg als Gesandter nach Paris und nahm einen vollständigen Kriegs- und Theilungsplan mit, der auf dem Satze basirte, daß Allianzen um so leichter zu bekommen und zu bewahren seien, je mehr Vortheile alle Theilnehmenden dabei fänden. Wollte Oesterreich Frankreich gewinnen, so mußte es sich zu einem Opfer verstehen. Hatte es Lothringen bereits abgetreten, so konnte es ja auch Belgien abtreten. Und wie küstern war seit Ludwig XIV. Frankreich danach! Auf diese Weise kam die Sache besser in Zug. Durch Vermittelung der Pompadour kam es 1755 zu geheimen Verhandlungen zwischen ihrem Günstling, dem Abbé von Vernis, und dem Grafen Starhemberg. Aber sobald es sich um die Theilnahme an einem Krieg gegen Preußen handelte, zeigte sich der Abbé unerbittlich; denn eben damals unterhandelte Frankreich mit Preußen, und bemühte sich aufs eifrigste, dessen bewaffneten Beistand gegen England zu erlangen. Daß ihm für einen Krieg mit England die Allianz mit Preußen viel mehr werth war als eine solche mit Oesterreich, lag auf der Hand. Schon die räumlichen Verhältnisse der beiden Staaten wiesen darauf hin.

Nun fragte es sich, ob Friedrich II. ebenfalls für eine preussisch-französische Allianz schwärmte. Nach Kaumer's „Beiträgen“ hatte derselbe schon beim Aachener Frieden gegen den englischen Gesandten sich dahin geäußert: „Er

kenne die Weise des französischen Hofes, der an seine Verbündeten stets die größten Forderungen mache, zu gut, und wisse, daß ein Verbündeter der Franzosen sein so viel heißt, als ihr Sklave sein.“ In diesem Sinne handelte er. Sobald England die Annäherung Oesterreichs an Frankreich merkte, fürchtete es, daß jenes sich nicht widersetzen würde, wenn dieses Hannover angriffe, und glaubte für diese Provinz in Friedrich den besten Allirten zu finden. So kam das sehr natürliche Bündniß vom 16. Januar 1756 zwischen Preußen und England zu Stande, in welchem beide Theile sich verpflichteten, nicht zu dulden, daß eine fremde Macht Truppen in Deutschland einrücken lasse.

Nun lagen auf einmal die Würfel anders. Nun war Frankreich zur Allianz mit Oesterreich bereit; es handelte sich nur noch um die Bedingungen. Frankreich verlangte für seine Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen zweierlei: Rücktritt Oesterreichs von der noch bestehenden Allianz mit England und Abtretung Belgiens oder wenigstens eines Theils desselben. Zum erstern kam es von selbst, zum zweiten verstand sich Oesterreich unter der Bedingung, daß es wirklich durch Frankreichs Beistand wieder in den Besitz Schlesiens komme. Belgien gegen Schlesien; das Ferne gegen das Nahe! Kaunitz schlug den Besitz Belgiens in politischer und mercantiler Beziehung nicht gering an, sah aber in Friedrich einen so gefährlichen Gegner, daß er glaubte, es handle sich hier um nicht weniger als um die Aufrechthaltung der katholischen Religion, der kaiserlichen Autorität in Deutschland, der Reichsverfassung, um die Wohlfahrt, ja um die künftige Existenz des Erzhauses. Um einen solchen Gegner völlig zu entkräften, könne man wol Belgien hingeben. Kommt noch die Wiedereroberung Schlesiens hinzu, so wäre, schreibt Kaunitz, der Verlust Belgiens für den größten Gewinn zu rechnen, und dem Erzhaufe könnte nichts Glücklicheres und Erwünschteres widerfahren. Doch nicht ganz Belgien sollte an Frankreich kommen, sondern nur ein Theil desselben, während den andern, Flandern und Brabant, Don Philipp von Parma, Schwiegerohn des Königs, erhalten sollte. Dafür aber müsse Frankreich noch weiter als bis zur Wegnahme Schlesiens, bis zur gänzlichen Schwächung Preußens mit Oesterreich gehen. So kam das Bündniß vom 1. Mai 1756 zu Versailles zu Stande. Dasselbe war ausschließlich das Werk des Staatskanzlers Kaunitz und der Marquise von Pompadour. Dieselbe habe, sagt der Verfasser, keine directe Einwirkung auf die Verhandlungen gehabt. Starhemberg spreche nie von einer Zusammenkunft oder einem schriftlichen Verkehr mit ihr; ja sogar ihr Name wurde nur selten genannt. Ihre Hauptaufgabe sei gewesen, den König von Frankreich in einer den Verhandlungen günstigen Stimmung zu erhalten, aber an den verschiedenen Phasen derselben scheine sie keinen thätigen Antheil genommen zu haben. Es scheint fast, der Verfasser suche über diesen bekanntlich heikeln Punkt sich diplomatisch hinwegzusetzen, wie er denn auch den Brief der Kaiserin an die erste königliche Maitresse in Frankreich nur flüchtig und auch so nicht sehr geschickt berührt.

Drahtisch schildert der Verfasser das Verfahren Englands. Dasselbe hatte, ohne Oesterreich zu fragen, mit

dessen Gegner eine Allianz eingegangen, war aber impertinent genug, Oesterreich seinen Vertrag mit Frankreich vorzuwerfen. Es kam am 13. Mai 1756 zu einem interessanten Gespräch zwischen Maria Theresia und dem englischen Gesandten Keith: „Nicht ich habe das alte System verlassen“, sagte die Kaiserin, „sondern Großbritannien verließ mich und zugleich das System, indem es den Bund mit Preußen einging. Bei der ersten Nachricht hiervon war ich wie vom Schläge gerührt. Ich und der König von Preußen sind einmal ganz unvereinbar, und keine Rücksicht der Welt kann mich jemals bewegen, in irgendein Vertragsverhältniß zu treten, an welchem er theilnimmt.“ Und als Keith die Unschädlichkeit des englisch-preussischen Vertrags betonte, dagegen den geheimen Verhandlungen mit Frankreich große Wichtigkeit beilegte, entgegnete die Kaiserin: „Wie könnt ihr erstaunt sein, wenn ich, das Beispiel befolgend, welches ihr mir durch den Abschluß eines Vertrags mit Preußen gegeben, nun auch meinerseits einen solchen mit Frankreich schließe?“ Theatralisch rief der Engländer aus: „Wollen Sie, die Kaiserin und Erzherzogin, sich so weit erniedrigen, sich selbst in die Arme Frankreichs zu werfen?“ Maria Theresia entgegnete rasch: „Nicht in Frankreichs Arme will ich mich werfen, sondern nur mich ihm zur Seite stellen.“ Keith sah, daß er nichts mehr andrängen könne, und schloß seinen Bericht an seine Regierung mit der schlechten Prophezeiung, daß der allgemein verhaßte Kaunitz bald werde gestürzt werden. Dem preussischen Gesandten Klinggräff, welcher nach dem Zweck der österreichischen Rüstungen zu fragen hatte, gab Maria Theresia im Juli eine ausweichende Antwort, und als Friedrich mit dieser „Antwort im Draufseil“ sich nicht zufrieden gab und eine runde, über Krieg oder Frieden entscheidende Antwort verlangte, gab Kaunitz dem Herrn von Klinggräff am 21. August eine schriftliche Mittheilung, die über das Ziel der Rüstungen so wenig Aufschluß gab, als die mündliche der Kaiserin. Friedrich erhielt diese Antwort am 25. August. Am folgenden Tage ertheilte er seinen Truppen den Marschbefehl.

Am streitlustigsten war die Kaiserin Elisabeth. Sie wollte durchaus noch im Jahre 1756 los schlagen und legte bereits einen Theilungsplan vor, wonach Rußland die Provinz Preußen, Schweden Pommern, Sachsen Magdeburg bekommen sollten. Auch diese Dame, meint der Verfasser, habe sich weniger durch persönliche Empfindlichkeit als durch staatliche Interessen zum Kriege gegen Friedrich bestimmen lassen. Gerade bei ihr ist dies am wenigsten zu glauben; Rußlands Interessen waren durch die Vergrößerung Preußens um das eine Königreich Schlesien nicht bedroht; aber eine Frau von dem Rufe Elisabeth's gibt sich nicht gern zum Object einer Nachtsch-Unterhaltung in Sansfouci her. Wer hört gern die Wahrheit über sich reden! Und hier ist von einer Frau, und zwar von einer ausschweifenden die Rede.

3. Europäischer Geschichtskalender. Von H. Schultze. 1870. Mit einer Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1870 von B. Duden. Nordlingen, Verl. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Schultze'sche Geschichtskalender hat sich in Deutschland bereits fest eingebürgert und ist dem Publi-

cisten und jedem, der sich mit der neuern Politik näher beschäftigt, ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden. Die Anlage des Buchs ist dieselbe geblieben wie in den frühern Jahrgängen. Auf den ersten 32 Seiten ist die „Allgemeine Chronik“ verzeichnet, welche die Ereignisse in sämtlichen Staaten Tag für Tag in möglichster Kürze angibt. Sie bildet eine treffliche kurze Uebersicht über die Thatfachen eines Jahres, zumal eines so inhaltreichen wie 1870. Darauf folgt die nähere, natürlich gleichfalls kalenderartig angelegte Angabe der Thatfachen, nach Ländern geordnet. Seite 35—146 umfassen Preußen und den Norddeutschen Bund, 147—235 die süddeutschen Staaten, 236—255 enthalten als Anhang zu den beiden ersten Partien die Actenstücke zur deutschen Verfassungsfrage, 256—308 behandeln die Geschichte von Oesterreich-Ungarn. Darauf folgen die „Außerdeutschen Staaten“: Portugal 311—312, Spanien 313—319, England 320—334, Frankreich 335—393, Italien 394—409, Rom 410—442, die Schweiz 443—455, Belgien 456—458, Holland 459—460, Dänemark 461—463, Schweden und Norwegen 464—465, Rußland 466—475, die Türkei 476—480, Griechenland 481—482, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 485—493. Von 494—568 reicht die von Duden bearbeitete Uebersicht, und den Schluß 569—573 bildet das Register. Die einzige Neuerung dieses ersten Bandes besteht somit darin, daß nicht mehr Schultheß den ganzen Band, die Chronik und die Uebersicht, bearbeitet hat, sondern, wie dies ja im Geiste und Charakter unserer Zeit liegt, eine Theilung der Arbeit getroffen worden ist, wonach Schultheß die Bearbeitung der Chronik, Duden die der Uebersicht übernommen hat. Dadurch ist es möglich geworden, den Band wesentlich früher als in den letzten Jahren erscheinen zu lassen und so einem Wunsche des Publicums entgegenzukommen. Die Uebersicht, welche sich nicht an gewisse Daten zu halten hat, sondern, die ausführliche Chronik im Rücken, ihren Stoff nach Geschmack auswählen kann, gibt auf 74 Seiten die bedeutendsten Ereignisse des Jahres, da und dort mit geeigneten Rückblicken, auf eine sehr verständige, correcte Weise, in edelm, fließendem Stile, und behandelt begreiflicherweise die Kriegereignisse, für welche ja eine reiche Auswahl von Büchern vorliegt, nicht weitläufig, sondern nur nach ihren großen Momenten, wie es der ehrene Tritt der großen Schicksalstragödie verlangt. Dieser Theil des Geschichtskalenders lieft sich frisch weg und gibt über manche Thatfache willkommene Bemerkungen und Aufschlüsse.

Die Chronik, welche 493 Seiten umfaßt, liefert dem Publicisten ein sehr reiches Material; die diplomatischen Actenstücke sind zum großen Theil wörtlich, ihrer ganzen Ausdehnung nach wiedergegeben, von minder wichtigen

die Hauptgedanken richtig mitgetheilt. Doch ist gerade diese Partie nicht erschöpfend behandelt. Der Publicist findet bei näherer Bekanntschaft einige Lücken, und zwar nicht gerade unwesentlicher Natur, und muß zur Ergänzung derselben nach weitem Hülfsmitteln greifen. Nicht aufgeführt sind in den Monaten September, October und November, welche näher anzusehen Emsender Veranlassung gehabt hat, folgende Geschichtsdaten: Die Note Granville's vom 13. September an Bernstorff als Antwort auf des letztern Schreiben vom 15. August und 1. September; das Rundschreiben Favre's vom 17. September, worin er seine Sprache vom 6. etwas mäßigt, dabei aber jede Gebietsabtretung verwirft; Favre's Bericht vom 21. September an seine Collegen über seine Unterredung mit dem Grafen Bismarck in Ferrières; Bismarck's Antwort vom 26. September auf das Begehren Favre's und des in Paris zurückgebliebenen diplomatischen Corps, daß sie von einem Bombardement der Stadt vorher benachrichtigt werden sollten und wöchentlich einen Kurier für diplomatische Zwecke absenden dürften; Bismarck's Rundschreiben vom 1. October, in welchem er sich über die lächerliche Behauptung der französischen Regierung ausspricht, daß Frankreich durch Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werden sollte; die Note der babilonischen Regierung vom 2. October, welche die einfache Aufnahme in den Norddeutschen Bund beantragten; Bismarck's Denkschrift vom 4. October, in der er jede Verantwortung für eine etwaige Hungernoth in Paris und deren Folgen ablehnt; Bernstorff's Note vom 8. October, in welcher er die Granville'sche Heuchelei vom 13. und 15. September widerlegte; Favre's Rundschreiben vom 18. October, in welchem er aufs neue die Unmöglichkeit einer Gebietsabtretung bespricht; Favre's Rundschreiben vom 7. November, in dem er über die Waffenstillstandsverhandlungen mit Thiers berichtet und Preußen beschuldigt, es beabsichtige die Vernichtung Frankreichs; Thiers' Schreiben vom 8. November, seine Mission in Versailles; Bismarck's Rundschreiben vom 8. November über den wahren Hergang bei diesen Verhandlungen mit dem Erzherzuginisten Thiers.

Es ist ersichtlich, daß ein Buch, welches dem Publicisten das zeitraubende Nachschlagen in den Zeitungen wenn auch nicht ersparen, so doch erleichtern soll, nicht Actenstücke von solcher Wichtigkeit ganz ignoriren, nicht sie weder mit einem Buchstaben noch mit einer Zahl andeuten darf. Der Verfasser wird gewiß gern dem Wunsche, daß der zwölfte Jahrgang, in dessen Bereich gleichfalls wieder eine Menge von Actenstücken fällt, dieselben, wenn auch nur kurz, vollständig liefere, willfahren und dadurch sein Buch noch schätzbarer machen.

Feuilleton.

Christian Schab.

Am 1. Juni starb zu Rißingen a. M. nach kurzer Krankheit einer der liebenswürdigsten unter den Dichtern der Gegenwart — der verdienstvolle und tüchtige Herausgeber des „Deutschen Musenalmanach“, des „Freisigrath-Album“ u. s. w.: Christian Schab. Eine gewisse schwermüthige Naturandacht, ein zarter Schmelz und Duft der poetischen Stimmung, eine gedankenvolle Mystik und ein tief sittlicher Ernst, das sind die Grundzüge der dichterischen Physiognomie Schab's. Die poetische Form beherrschte er mit einer an Vollendung grenzenden Gewandtheit. Das Lieb war seine eigentliche Domäne. Christian Schab wurde am 1. Juli 1821 als der jüngste von den Söhnen des damaligen Pächters der städtischen Rainmühle zu Schwesfurt geboren. Nachdem er das dortige Gymnasium unter Auszeichnung absolvirt, bezog er die Universität Erlangen, wo er seine philosophischen und philologischen Studien begann; später ging er nach Leipzig, und fand in dem dortigen Dichterkreise, in dem Herlossohn, Kuranda, Heller, Blum und Laube die Koryphäen waren, mannichfache Anregung für sein poetisches Talent. Auch trat er andern ausgezeichneten Männern, wie Moriz Hartmann, E. Mautner u. a. nahe. In der alten Fleißenstadt machte der junge Schab zwei Funde von wissenschaftlicher Bedeutung: im Goldenen Bären, dem bekannten Breitkopfschen Hause daselbst, fand er auf dem Lager der Buchhandlung Goethe's lange gesuchte älteste Liedersammlung mit Melodien, in der städtischen Rathbibliothek aber Johann Fischart's „Legend und Beschreibung des vieredigen, vierhörigen Hütteleins“, die er, mit Anmerkungen versehen, unter dem Titel „Der Jesuwider“ publicirte. Oftern 1849 zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste promovirt, ging er als Rector der neuen Lateinschule nach Rißingen. Sein „Deutscher Musenalmanach“ erschien zuerst im Jahre 1850 und kam bis zum Jahre 1859 heraus. Unter den Schriften Schab's erwähnen wir mit Auszeichnung seine Monographie „Fuchs und Dachs“, und eine andere „Ueber die Tonwelt der Vögel des mitteldeutschen Waldes“; beide Schriften verbinden naturwissenschaftlichen Werth mit dichterischer Schönheit; besonders hervorgehoben zu werden verdienen ferner seine „Lieder vom Klingenthal“, welche den Dichter erst eigentlich in weitem Kreise bekannt machten. In Schab's Nachlasse befindet sich eine reiche Briefsammlung, welche für die fünfzig Jahre dieses Säculums von großer literarhistorischer Bedeutung ist, sowie eine umfangreiche Sammlung von Originalausgaben der seltensten Werke Johann Fischart's, eines Dichters, dem Schab seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatte, und endlich eine Sammlung der sämmtlichen deutschen Musenalmanache seit dem Jahre 1770: Schätze, welche die Schab'sche Bibliothek vor allen andern in Deutschland auszeichnen.

Karl Töpfer.

Karl Töpfer, der in weitesten Kreisen bekannte Lustspieldichter, Dramaturg und Novellist, ist am 22. August d. J. zu Hamburg, seinem langjährigen Wohnorte, gestorben. Man darf dem Dahingegangenen nachrühmen, daß er unter den modernen Lustspieldichtern den Rang eines, wenn auch nicht groß und genial beanlagten, so doch würdig und redlich Strebenden in Anspruch zu nehmen das Recht hat. Seine Bluetten und dramatischen Kleinigkeiten, seine größeren und kleineren Lustspiele zeichnen mit Geschick Situationen und Charaktere, die meistens dem Leben abgelauscht sind, und weisen, was Technik und Bühnensfähigkeit betrifft, eine nicht gewöhnliche Correctheit auf, sodaß sie mit Recht zu den auf unsern Theatern, wenn auch nur bei einem gewissen Theile des Publikums, beliebtesten gehören. Im Jahre 1792 zu Berlin als Sohn eines höhern Beamten geboren, besuchte Karl Töpfer anfangs die Hartung'sche Schule daselbst, und ging dann nach Strelitz, um sich der Bühne zu widmen. Nachdem er dort debutirt hatte, in Breslau

und Brunn engagirt gewesen war, und seit dem Jahre 1815 als Mitglied des Hofburgtheaters in Wien eine feste Stellung innegehabt hatte, begann er, durch diese praktische dramaturgische Schule vorbereitet, Lustspiele zu schreiben. „Der Tagesbefehl“ und „Germaun und Dorothea“ gehören zu seinen frühesten Producten auf diesem später so glücklich von ihm angebauten Gebiete. Allgemeinen Beifall fanden seine spätern Lustspiele „Der beste Ton“ und „Freien nach Vorschrift“, welche die Kunde über fast sämmtliche deutsche Bühnen machten. Nach einem Aufenthalte in Göttingen ging er wol um das Jahr 1820 nach Hamburg. Hier wählte er seinen Aufenhalt, indem er sich mannichfachen literarischen Beschäftigungen daselbst widmete. Die Zeitschrift „Thalia“ wurde sieben Jahre lang von ihm mit Umsicht und Thatkraft geleitet; dann redigirte er „Die Originalien“ und endlich das kritische Wochenblatt „Der Recensent“. Auch als Novellist hat sich Töpfer bewährt. Seine „Erzählungen und Novellen“ (2 Bde., 1842—44) und seine „Leichnungen aus meinen Wanderjahren“ (1823) enthalten, namentlich die letztgenannten, viel Lebenswahres und Fesselndes. Besondere Verdienste um die deutsche Schauspielkunst hat sich Karl Töpfer durch die umsichtige Leitung eines dramaturgischen Instituts in Hamburg erworben, dem einige der hervorragenden dramatischen Darsteller unserer Tage theilweise ihre künstlerische Bildung verdanken.

Notizen.

Hermann Hoppe hat einen „Katalog der wichtigsten, hervorragenden und besten Schriften deutscher Literatur“, welche in den Jahren 1801 bis Ende 1868 erschienen sind, zusammengestellt und herausgegeben. Das Werk soll eine Lücke ausfüllen, welche sowohl vom Bücherfreund als vom Buchhändler stets tief empfunden wird. „Der Bücherfreund“, wie es in der Vorrede heißt, „verlangt zur selbständigen Wahl von Schriften aus den ihn interessirenden Fächern ein möglichst vollständiges Verzeichniß, übersichtlich und praktisch geordnet; das Werk ist ihm als Nachschlagebuch eine Nothwendigkeit für seine Bibliothek; der Buchhändler andererseits ist in der Lage, seinen Käufern, besonders Fachmännern und Bibliothekern ohne große Mühe und Zeitverlust lohnende Offerten zu machen; der Katalog ist dem thätigen Sortimenten daher ein absolutes Bedürfniß.“ Der Katalog ist systematisch eingetheilt: Theologie, Geschichte, Staats- und Rechtswissenschaft, Philologie, Philosophie, Medicin, Naturwissenschaften, Mathematik, Kriegswissenschaft und Seewesen, Geographie und Topographie, schöne Künste, schöne Literatur u. a. bilden die Hauptfächer, welche wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, so z. B. die letzte Hauptabtheilung in „Schöne Literatur im allgemeinen“, „Romane und Novellen“, „Gedichte und Anthologien“, „Dramaturgie und Theater“. Die erste dieser Unterabtheilungen, in welcher namentlich gesammelte Werke aufgenommen sind, verwirrt indeß die Eintheilung; es finden sich hier z. B. auch die einzelnen Dramen von Hebbel, S. Herß u. a., welche in die letzte Unterabtheilung gehören. Von ältern Werken wird man manches vermissen, während die der beiden letzten Jahrzehnte vollständiger sind. Der Herausgeber gibt zu, daß er die Aufnahme vieler derjenigen Schriften, Broschüren u. s. w. unterlassen habe, welche heute entweder gar kein Interesse mehr bieten, oder schon durch neuere ähnliche Schriften überholt worden sind.

„Immortellen Heinrich Heine's“ hat Adolf Strodtmann (Berlin, R. Lesser, 1871) herausgegeben. Das Titelbild zeigt uns Heinrich Heine's Grab auf dem Kirchhof des Montmartre, das ohne jeden grünen oder blühenden Schmuck einen sehr todtten, steinernen Eindruck macht. Die Auswahl ist mit kundiger Hand zusammengestellt: „Persönliches“, „Natur“, „Tod und Unsterblichkeit“, „Religion und Philosophie“, „Staat und Gesellschaft“, „Kunst und Literatur“, „Malerei“, „Musik“, „Mensch und Welt“, „Frauen, Liebe und Ehe“, sind die Rubriken der Sammlung, welche ganz geeignet ist, mit Heine's Weltanschauung vertraut zu machen. In dem

Vorwort, welches auf der Schanze Moulin de la Tour bei Paris, vom 20. September 1870 datirt, angefertigt der Stadt Paris und des Montmartre-Kirchhofs von dem Verfasser geschrieben ist, der sich im Gefolge der siegreichen deutschen Heere befand, sagt derselbe über den Zweck der Sammlung: „Wenn ich dem Leser, nach Abschluß der von mir besorgten Gesamtausgabe der Heine'schen Werke, jetzt eine systematisch geordnete Sammlung philosophischer, politischer und literarischer Aussprüche des Dichters in die Hand gebe, so möchte ich mich von vornherein gegen die irrthümliche Auffassung verwahren, als ob es dabei nur auf eine Blumenlese geistreicher und schöner Stellen nach Art der gewöhnlichen Anthologien abgesehen sei. Es war im Gegentheil meine Absicht, aus den Schriften Heine's selber den Nachweis zu liefern, daß dieselben, trotz ihres meist aphoristischen Charakters, einer dem Wesen nach einheitlichen Weltanschauung entfloßen sind, und solchergehalt in ihrem eigenthümlichen Ausdruck gleichsam die lyrische Ergänzung der philosophischen und politischen Entwicklung der Menschheit in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bilden. Durch die Art und Weise der Zusammenstellung sollten die einzelnen Aussprüche nicht blos als witzige Improvisats, sondern zugleich an ihrem bestimmten Platze als Strahlenbrechungen eines stetig wiederkehrenden Grundgedankens erscheinen, der auf alle Gebiete des Lebens sein farbig erhellendes Licht verstreut. Die durch meine Biographie des Dichters (*Heinrich Heine's Leben und Werke*), 2 Bde., Berlin, Franz Duncker, hoffe ich auch durch die vorliegende literarhistorische Arbeit mit Erfolg die noch vielfach herrschende Ansicht, als ob Heine nur ein frivolster Spasmmacher ohne jeden Ernst einer tiefen philosophischen Weltanschauung gewesen sei, zu bekämpfen und das Interesse für eine eingehendere Beschäftigung mit seinen Schriften auch in Kreisen zu wecken, die sich bisher mit seinem Genieus hinlänglich abgefunden zu haben vermeinten, wenn sie das *»Buch der Lieder«* und allenfalls noch die *»Harzreise«* gelesen. Die Dekonomie dieses Buchs machte es freilich notwendig, die einzelnen Aussprüche und Entwicklungen nur in gedrängter Kürze anzuführen. Um jedoch das genauere Studium des Dichters und das Nachschlagen der aufgenommenen Stellen zu erleichtern, habe ich unter jeder Sentenz die betreffende Band- und Seitenzahl der Gesamtausgabe von H. Heine's Werken hinzugefügt.“

Von dem *»Neuen Pitaval«* liegt das zweite Heft des sechsten Bandes der neuen Serie vor (Leipzig, Brockhaus, 1871). Es enthält den interessanten italienischen Skandalproceß *»Der Major Lobbia und seine Genossen«* und den Criminalproceß gegen den Mörder Julius Christian Friedrich Leopold, einen Weber in Thüringen.

Bibliographie.

Baumkarl, R., Don Francisco de Quevedo. Ein spanisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Freiburg im B., Herder. Gr. 8. 27 Ngr.
 Becker, A., Der Nirensscher. Eine Geschichte vom Staraberger See. 2 Bde. Berlin, Jantke. 8. 3 Thlr.
 Bentlage, C., Fürst Bismarck als Schriftsteller, ober: wie man die Bismarckerei curirt. Dramatischer Scherz. Neustadt a. d. O., Gottschalk-Wittler. Gr. 8. 5 Ngr.
 Boc, W. v., Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.
 Braumbach, W., Ueber die Betonungsweise in der deutschen Lyrik. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 8 Ngr.
 Briefe vom Kriegsschauplatz 1870 und 1871. Aus Correspondenzen des Jünglings-Vereins zu Hamburg. Hamburg, J. G. Duden. Gr. 8. 6 Ngr.
 Bröder, E. D., Geschichte von Frankreich. 1ter Bd. Frankreich in den Kämpfen der Romanen, der Germanen und des Christenthums. Hamburg, Gröning. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
 Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenkatz des deutschen Volks. 6te verbesserte und vermehrte Aufl. Berlin, Jantke u. Spener. 8. 1 Thlr.
 Buchner, W., Geyzerog Karl. Ein Lebensbild. Straßburg, Schönbach. 16. 7 1/2 Ngr.
 Dypel, J., Handbuch der Kesthetik und der Geschichte der bildenden Künste. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.
 Eichwald, E. v., Nils von Nordenskjöld und Alexander von Nordmann. Nach ihrem Leben und Wirken geschildert. St. Petersburg, 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
 Deutschlands Geschichte bis auf den heutigen Tag kurz und schlicht erzählt. Freiburg im B., Herder. Gr. 16. 15 Ngr.

Fortlaufende Geschichte der Gegenwart. 1tes Heft. Berlin, Hempel. Gr. 8. 5 Ngr.
 Gerad, R., Ein Friedensgruß unsern heimkehrenden Kriegern. Leipzig, Amelang. Gr. 8. 4 Ngr.
 — Palmblätter. Miniatur-Ausgabe. 18te Aufl. Leipzig, Amelang. 16. 1 Thlr. 14 Ngr.
 Gerhäuser, F., Im Adenker. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 1872. 8. 5 Thlr. 22 1/2 Ngr.
 Gierke, O., Der Humor im deutschen Recht. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.
 Gottschall, R., Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt. 3te verbesserte und vermehrte Aufl. 1ter Bd. 1ste Hef. Breslau, Treves. 8. 12 Ngr.
 Haug, E., Ein offenes Wort wider Rom's Aumakung und Deutschlands Behrähung. Zum 16. Juni 1871 geschrieben. Heilbronn, Schenker. Gr. 8. 6 Ngr.
 Heise, F., Gesammelte Werke. 1ter Bd. Gedichte. Berlin, Herk. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
 Jänicke, O., E. Steinmeyer und W. Willmanns, Altdutsche Studien. Der Ritter von Staufenberg. Das jüngere Gedicht vom Riesen Sigenot. Zur Geschichte des Eckentodes. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.
 Kießling, F., Zornster-Geschichten. Erzählungen aus Krieg und Frieden. Für deutsche Soldaten und deren Freunde. 1tes Heft. Leipzig, Grunow. Gr. 16. 18 Ngr.
 Lehmann, S., Etblische Studien aus Frankreich. Wiesbaden, Neudner. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
 Meiss, A., Seltene Schicksale. Erzählungen. 2 Bde. Berlin, Simion. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Die Neugründung der Straßburger Bibliothek und die Göthe-Feier am 9. August 1871. Straßburg, Schmidt. 8. 10 Ngr.
 Rohl, L., Die Beethoven-Feier und die Kunst der Gegenwart. Eine Erinnerungsgabe. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Pawel, J., Das Wesen der Arbeiter-Strike und das Verhältniß der Administrativ-Behörden zu denselben. Prag, Hunger. Gr. 8. 6 Ngr.
 Duenke, F. A., Klar und wahr. Neue Reihe populärer Vorträge über Geologie. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
 Raabe, W., Ein Fröhling. 2te verbesserte Aufl. Berlin, Jantke. Gr. 8. 1 Thlr. 2 1/2 Ngr.
 Die haaltich unterhaltene Religion als Geistes-Götterkultus naturhistorisch, geschichtlich und philosophisch erörtert und dargestellt. Mit Bezugnahme auf das Begehren der Reformpartei um Abschaffung des Glaubensbekenntnisses, und der Vertheidigung desselben von Seite der 20 Pfarver Baisels. Basel, Kröni. Gr. 8. 8 Ngr.
 Riehl, A., Moral und Dogma. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.
 Ritter, J. G., Beiträge zur Erklärung des Racheb von Spaltenre. Leer, Securus. 1870. Gr. 4. 4 Ngr.
 Roessler, K., Romantische Studien. Untersuchungen zur älteren Geschichte Romanens. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
 Rollett, F., Deklamationsgedichte. I. Baden bei Wien, Otto. Gr. 8. 6 Ngr.
 Rougemont, F. v., Das Ueberraturliche und die natürlichen Wissenschaften. Drei Vorträge. Autorisirte deutsche Ausgabe. Göttingen, Verlagsmann. Gr. 8. 9 Ngr.
 Saar, F. v., Kaiser Heinrich IV. Dramatisches Gedicht in 2 Abtheilungen. 2te verbesserte Aufl. in einem Bde. I. Hildebrand. II. Heinrich's Tod. Heilberg, Weik. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Sappir, R. G., Wilde Rosen. 5te Aufl. Brunn, Karastat. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Schlichtkrull, Aline v., Wie ein Staat gerettet wird. Schwanf. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.
 Schmidt, J., Ueber Berthold von Regensburg. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.
 Schopenhauer-Bibliikon. Ein philosophisches Wörterbuch, nach Arthur Schopenhauer's sämtlichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß bearbeitet von Julius Franckh. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.
 Schröder, E., Der alte Weihnachtsglaube und der freie Geist der neuen Zeit. Briefe über Noths Geschichte Jesu. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.
 Siemsen, G. J., Das neue Lied der Ribelungen. 1ste Hef. Hamburg, Richter. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Singer's, F. J., Ein Silbergroßchen-Bibliothek. 1ter Jahrgang. Nr. 20-25. Der räthselhafte Graf. Roman. Von A. Schirmer. Berlin, Buchmeister u. Stempel. 16. 1 Ngr.
 Spielhagen's, F., sämtliche Werke. Neue, vom Verfasser revidirte Ausgabe. 10 Bde. Berlin, Jantke. 8. 10 Thlr.
 Spinoza's, B. v., sämtliche philosophische Werke. Uebersetzt von J. H. v. Kirchmann und Schaarschmidt. 1ster Bd. 1tes Heft. Berlin, Heilmann. Gr. 8. 5 Ngr.
 Stamm, H. L., Die Erlösung der darbenben Menschheit. Der Rettungsweg in der socialen Frage unserer Zeit. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 1 Thlr.
 Stein, F. J., Historisch-kritische Darstellung der pathologischen Moralprincipien und einiger ihrer vornehmsten Erscheinungsformen auf dem socialen Gebiete. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Thomson, W., und P. G. Tait, Handbuch der theoretischen Physik. Autorisirte deutsche Uebersetzung von H. Holmholtz und G. Wertheim. 1ster Bd. 1ster Thl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
 Traub, P., Der Wolf von Chorassan. Ein heroisches Lebens- und Culturbild aus Persien. Deutsche Ausgabe von A. v. Clouffmann. Berlin, Langmann u. Comp. 1872. 16. 20 Ngr.
 Ziegler, H., Irenkus der Bischof von Lyon. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der altkatholischen Kirche. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

A n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der
Schätze der deutschen Nationalliteratur,
von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart heraus-
gegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Barisch, Biedermann, Buchner, Carriere, Münzer, Ebeling,
Frenzel, Gerwinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler,
Hermann Kurz, Max Müller, Moriz Müller, Oesterley,
Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Söllner
und Andern.

Soeben erschienen der 32. und 33. Band:

Justus Möser's Patriotische Phantasien. Mit Einleitung
und Anmerkungen herausgegeben von Reinhard Böll-
ner. Zwei Theile. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die frühern Bände (1—31) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Münzer;
Rusland's Volksmärchen, von Moriz Müller (Doppelband);
Lortz's Jobstabe, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Kose, Poetisches Tagebuch, von
Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, von
Hettner;
 Wieland's Odeon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen, von Hettner (zwei Theile);
Körner's Leier und Schwert, Briny, Rosamunde, von
Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner (zwei Theile);
Herder's Eib, von Julian Schmidt und Caroline
Michaëlis;
Senne's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte von Max Müller (zwei Theile);
Goethe's Faust, von Carriere (zwei Theile);
Vürger's Gedichte, von Tittmann (Doppelband);
Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, von Julian
Schmidt (drei Bände);
Voss' Luise, Iphigen, von Goedeke;
Schleiermacher's Monologen, Die Weihnachtsfeier, von Carl
Schwarz;
Moses Mendelssohn's Phädon, Jerusalem, von Arnold
Bodet;
Hölty's Gedichte, von Carl Palm;
Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und Lieder,
von Carl Biedermann;
Fichte's Reden an die deutsche Nation, von Immanuel Her-
mann Fichte.

Ein Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwand-
band 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.
Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind
nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen 33 Bände sind nebst einem Prospect
über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Neuigkeiten aus dem Verlage von Hermann
Costenoble in Jena.

Vorrätzig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Carl Gutzkow, Fritz Ellrodt. 3 Bände.
Friedrich Bodenstedt, Aus deutschen Gauen.
2 Bände.

Friedrich Bodenstedt, Vom Hofe Elisabeth's
und Jacob's. 2 Bände.

Vorstehende Werke wurden für das Leses-
Institut der Nicolaischen Buchhandlung in
Berlin in je 100 Exemplaren angeschafft.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Leopold Schmid's Leben und Denken.

Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben
von

Bernhard Schroeder und Friedrich Schwarz.

Mit einer Vorrede von Friedrich Rippold.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk erscheint, wie Professor W. Baumgarten
hervorhebt, gerade zur passendsten Zeit, denn „es be-
leuchtet einen wichtigen Theil der furchtbaren Krisis,
in welcher die deutsche Christenheit schwebt, und wenn es
nicht bloß gelesen, sondern auch beherzigt wird, so
müssen viele, welche schlafen, aufwachen, um unser
Volkes Geist und Gewissen vor dem Untergang zu
bewahren“. Leopold Schmid war bekanntlich vor Bischof
Ketteler zum Bischof von Mainz gewählt, aber als schar-
fer Gegner des Ultramontanismus vom Papste nicht bestätigt
worden. Das vorliegende Buch gewährt einen klaren Einblick
in seine Lehren und sollte von allen gelesen werden, die sich
für den gegenwärtigen Kampf der Altkatholiken gegen das
Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes interessieren.

OCTOBER] Verlag von Dietrich Reimer in Berlin. [1871.
Anhaltische Strasse No. 12.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhand-
lungen zu beziehen:

**H. KIEPERT, GENERALKARTE DER
EUROPÄISCHEN TÜRKEI**

in 4 Blättern. Nach allen vorhandenen Originalkarten
und itinerarischen Hilfsmitteln bearbeitet. Maasstab
1 : 1,000,000. Zweite vollständig berichtigte Auf-
lage 1871. Preis in Umschlag 3 Thlr. — Aufgezogen
in Mappe 4 Thlr. 10 Sgr.

**H. KIEPERT, CARTE DE L'ÉPIRE ET
DE LA THESSALIE**

en 2 feuilles. Maasstab 1 : 500,000. 1871. Preis in
Umschlag 1 Thlr. 20 Sgr. — Aufgezogen in Mappe
2 Thlr. 15 Sgr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 46. —

9. November 1871.

Inhalt: Neue Dramen. Von Rudolf Gottschall. — Forschungen über das Licht. Von Heinrich Strubbaum. — Colportage-Romane. — Die Belagerung von Paris. — Ferkleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Maryna. Historisches Drama in fünf Aufzügen von S. S. Mosenthal. Leipzig, Weber. 1871. 16. 24 Ngr.

Die Heldin dieses Dramas ist uns aus Schiller's, Hebbel's, Laube's „Demetrius“ bereits bekannt; es ist jene stolze Polin, welche dem abenteuernden Zug des Präbendenten kampfeslustig folgte und sich mit ihm die Krone erkämpfte. In allen diesen Dramen erscheint sie theils als Intriguantin, welche den neuen Herrscher in Händel mit den eingeborenen Russen verwickelt, theils, wie bei Hebbel, als eingeseifigte Polin, welche sich über die ungebildeten sarmatischen Sitten lustig macht. Jetzt erfahren wir, daß diese Maryna in der That ein faibles für die „falschen Demetrius“ hatte und nach dem Tode des ersten einem zweiten ihre Hand reichte; denn es gab drei von dieser Sorte, außer dem durch Schiller dramatisch behandelten und durch Laube theatralisch zurechtgemachten Usurpator noch einen Dmitri, welcher der „Räuber von Tuschino“, und noch einen andern, welcher der „Räuber von Pischow“ hieß. Mosenthal sagt in der Vorrede zu seinem Stück:

Was mir in der Geschichte des Räubers von Tuschino am interessantesten erschien, war die historisch nachgewiesene Thatsache, daß Maryna, die mit dem ersten Pseudo-Dmitri getraut und als Zarin feierlich gekrönt war, den zweiten, der sie aus der Gefangenschaft Schuiski's mit Gewalt errettete, als ihren Gatten anerkannte, sein abenteuerliches Leben theilte und erst lange nach seinem Fall in den Steppen des asiatischen Ausland verschollen zu Grunde ging. Daß ein hochherziges Weib wissentlich einen Betrüger höchst gemeiner Art als Zaren und Gatten anerkenne und die schweren Folgen dieses Betrugs auf sich laße, schien mir so ungeheuerlich, daß ich fleißig nach Motiven forschte, die das historische Wirkliche psychologisch möglich erscheinen ließen. Die Arbeit wurde mir durch Mérimée's gewissenhafte Angabe seiner Quellen erleichtert. Der protestantische Pastor Bähr hat in seiner „Chronik von Moskau“, der französische Kapitän Margret in seinem „Empire de Russie“ sehr viele, obwohl partielle Angaben über den Charakter Maryna's niedergelegt. Auch das Tagebuch Maryna's und ihr Briefwechsel mit ihrem Vater Knischel geben interessante Auf-

schlüsse. Nach allem war Maryna's Charakter bei großer Stetigkeit und Herrschsucht doch der eines bedeutenden, außergewöhnlichen Weibes. Sie hat den Entschluß, den Betrüger (der bald Ivan aus Sokol, bald Peter Mostschanow genannt wird) als Gatten anzuerkennen, in dem entscheidenden Moment gefaßt, da es galt, zwischen ewiger Sklaverei durch Schuiski oder freierem Nachzug gegen den Usurpator zu wählen; den Scrupel, einen Fremden als Gemahl anzunehmen, besiegte der Eid, den jener ablegte, erst in Moskau nach der Krönung und nach einer zweiten Einsegnung das Gattenrecht geltend zu machen. Knischel verließ seine Tochter nach dieser verhängnißvollen Wahl. Nach der Schlacht von Tuschino und der Flucht des Betrügers nach Kaluga, wo er ermordet wurde, irrte Maryna mit J. Martinovicz Zarudi, Ataman der saporogischen Kosaken, einem geborenen Polen, in den Kirgisensteppen umher, und an den Ufern des Jait wurden beide überfallen und in dem Eis der Wolga (Winter 1614) ertränkt.

Das ist die historische Grundlage, auf welcher Mosenthal sein Drama aufgebaut hat. Aus der wilden, grell beleuchteten Epoche der russischen Bürgerkriege soll sich eine bedeutende, zur Herrschaft geborene Frauengestalt erheben, welche, wie sie den ersten Demetrius zum Werkzeug ihrer ehrgeizigen Pläne machte, so den zweiten zum Werkzeug ihrer Rache weicht. Es lag hier immerhin ein psychologisches Problem vor; denn trotz aller Verleumdungen hat die Thatsache, daß Maryna einem halb vom Galgen abgesehenen Fremdling ihre Hand reicht, etwas Befremdendes. Der Dichter hat sie in doppelter Weise zu motiviren gesucht; aber durch diese Verstärkung der Beweggründe, die er bei einem so auffallenden Entschluß für nöthig hielt, denselben in eine zwiespältige Beleuchtung gerückt. Große Entschlüsse des tragischen Helden müssen aber aus einem einzigen Motiv heranzwachsen. Maryna reicht dem Betrüger, den sie als solchen kennt, die Hand, einmal weil sie sich mit seiner Hilfe an dem Fürsten Schuiski rächen will, der sie auf das schwachvollste behandelt hat, dann aber aus dépit amoureux, weil der Geliebte ihrer Jugend, der Ataman Zarudi, ihrem Kufe nicht gefolgt ist, sondern, wie sie erfährt,

am Hofe Schuiski's in freundschaftlichen Beziehungen verweilt.

Diese Nachricht ist aber falsch, und das Mißverständniß leider der Angelpunkt der ganzen Tragödie. Hätte Maryna von Haus aus das Richtige erfahren, das ihr Zarudi später selbst mittheilt, daß er nur, um sie zu retten, nach Moskau gezogen, daß er den Heuchler umschmeichelt, um ihm das Geständniß abzupressen, wo er Maryna verborgen halte, daß er dann mit dem Schwert Rechenschaft gefordert und von Schuiski in den Kerker geworfen worden sei, nimmer hätte Maryna dem Schulmeistersohn und Pferdebeknecht ihre Hand gegeben, ihn als ihren Gatten anerkannt, in so schmachvollen Betrug gewilligt — stand doch dann Zarudi als edler Rächer ihr zur Seite!

Schiller sagt zwar:

Blinder Mißverständniß Gewalt

Bringt oft die Besten aus dem rechten Gleise —

doch eine Entgleisung der Tragödie durch ein im Wege liegendes Mißverständniß kann nur vom Uebel sein. Ein durch Außerlichkeiten, durch falsche Berichte hervorgerufener Irrthum ist eben im Drama eine Form des Zufalls, und der Zufall muß aus der Tragödie ausgeschlossen sein. Schon in Mosenthal's „Deborah“ beruhte die tragische Wendung des Stücks auf einem Mißverständniß: Joseph glaubte irrtümlich, daß Deborah sich durch Geld ihre Liebe abkaufen ließ; so glaubt Maryna irrtümlich, daß Zarudi sie verlassen und verrathen hat, und wirft sich fort an einen betrügerischen Bagabunden, einen Snyiter aus den Steppen, der, körperlich verstümmelt, mit seiner Dirne im Lande herumzieht. Wenn Maryna daher sagt, daß sie um der Zarin willen das Weib erdödet habe, so wissen wir es besser: sie that dies, weil sie an Zarudi's Liebe verzweifelte. Wenigstens spielen beide Motive so ineinander, daß daraus für die Grundstimmung in Maryna's Seele ein zweideutiges Dämmerlicht erwächst.

Die Peripetie der Tragödie besteht nun in der Beseitigung dieses Irrthums durch Zarudi's Ankunft und nähere Mittheilung. Dieser erkennt in Iwan seinen frühern Pferdebeknecht und den Dieb, der ihn bestahl; doch er will Maryna nicht in ihm entehren und vernichten; er weicht sein Schwert der Zarin und — dem Zaren im Entscheidungskampf.

Dieser dritte Actschluß erhält durch die edelmüthige Entfugung des Ataman einen höhern Aufschwung als die vorausgehenden, an denen das Uleigewicht des unaufgeklärten Irrthums der Maryna und des die Situation beherrschenden niedrigen Charakters Iwan's hängt.

Der vierte Act bringt die Schlacht bei Tuschino. Iwan benimmt sich feig, Maryna stellt ihn zur Rede; da verspottet Iwan die Clausel, unter der Maryna ihn anerkannt, und macht seine Rechte geltend auf das „schöne stolze Weib“. Zarudi kommt dazu und ersticht den falschen Demetrius. Im letzten Acte sehen wir Maryna und Zarudi flüchtig in einer Schlucht am Jait bei Astrachan. Der neue Zar Romanow will Maryna als seiner Schutzbefohlenen in Lula oder Twer ein Asyl gewähren mit dem Titel der Zaryca; Zarudi aber bleibt von der Gnade ausgeschlossen. Da weigert sich auch Maryna, sie anzunehmen, und beide bereiten sich zum gemeinsamen Tode, dessen Bild uns der fallende Vorhang erspart. Da indes

zwischen dem Entschluß und der That noch eine Klüft liegt, so erscheint das Stück nicht vollständig abgeschlossen. Es lauern ja noch Möglichkeiten in der Luft, welche die Ausführung der That hindern könnten. Die Tragödie darf uns nur mit einem fait accompli entlassen.

Der letzte Act, obgleich er für Maryna die berechtigte Sühne bringt, die aus freiem Entschluß hervorgeht, hat doch etwas matt Ausdrückendes und hält die Spannung nicht lebendig genug wach. Der Aufbau des Dramas ist, sobald man die Voraussetzungen desselben zugeibt, kunstgerecht und mit vieler theatralischer Gewandtheit, namentlich im dritten und vierten Act, ausgeführt; die Diction schwankt zwischen einem edeln, aber nicht originellkräftigen Schwung und zwischen dem genrebildlichen Realismus der Volks-scenen, in denen Mosenthal, ähnlich wie Hebbel in seinem „Demetrius“, den Humus des slawischen Culturbodens aufzulodern sucht. In der That hat die Gestalt des Räubers von Tuschino mehr genrebildliche Züge, als für seine immerhin tragische Bedeutung wünschenswerth erscheint.

Dieser Iwan ist nach unserer Ueberzeugung die Klippe des Stücks, sowie die lahme Mutter Barbara die Klippe des Hebbel'schen „Demetrius“. Der Stil der historischen Tragödie kann einmal nicht in den der Dorfgeschichte übergehen; die Helden, die an ihren großen Katastrophen theilhaftig sind, können nicht mit einem Fuß in der handgreiflichsten Trivialität stecken bleiben. Das hat auch Shakespeare, der Ernst und Scherz sonst so wohl zu vermischen verstand, stets vermieden; die Haupthandlung seiner Tragödien wird durch Charaktere von geistiger Bedeutung fortgeführt. Dieser Iwan ist aber nicht nur ein raffinirter Betrüger — wo es sich um Kronen handelt, mag selbst der Betrug, wenn er durch ein Motiv von politischer Bedeutung geabelt wird, nicht unbedingt verworfen werden; aber Iwan ist jedes edeln und großen Strebens bar, mit seinen lateinischen Phrasen eine halb komische Figur, als Pferdebeknecht außer Diensten den niedrigsten Verhältnissen angehörig und mit entsprechenden Gesinnungen ausgestattet, außerdem körperlich verstümmelt — und daß ein Weib von großem Streben sich an dem Betrug eines so gemeinen Stallknechts wesentlich theilhaben kann, das erscheint trotz der obenangeführten doppelten Motivirung nicht bloß unglaublich, sondern es setzt die Heldin der Tragödie herab in einer Weise, welche keine Sühne wieder gutmachen kann.

Die Scenen aus dem Volksleben, aus welchen der Zigeuner Koschelew, Halina, seine Schwester und Iwan's Dirne, der kriechende Wirth Jephrem, hervorrangen, sind mit jener dorfgeschichtlichen Lebendigkeit geschildert, die wir aus den mehr realistischen Volksschauspielen des Dichters kennen; ja, der eigentlich politische Weise des Stücks ist der Fleischhauer Kosma Minin, dessen patriotische Rede den Angaben Karamsin's und seiner russischen Geschichte entnommen ist. Da aber das politische Pathos allen Helden des Stücks fehlt, alle ohne Ausnahme nur an ihre persönlichen Interessen denken, so ist diese Episode in dem Drama vollkommen müßig und aufhaltend.

Den hochstrebenden Charakter der Heldin zu zeichnen, ist dem Dichter am besten bei ihrem ersten Auftreten gelungen, in der Scene mit ihrem Vater Rujschel, zur

Zeit als dieser Charakter noch nicht durch die Gemeinschaft mit dem Betrüger beledet ist:

Mnischel.

Kind! Willst du dieser Stunde Hoffnungsstrahl
Verdüstern durch die Bilder des Vergangenen?

Maryna.

Vergangenen? Was ist vergangen? Was
Mit Wunden und mit Narben eingeküht
In meiner Seele ewig brennt?
Vergessen soll ich's? Nein, ich will es nicht
Und werd' es nie vergessen, was ich litt!
Die Stunde, wo sie in das Kloster drangen,
Den Leib des Jaren, den zerrissenen,
Mir vor die Füße warfen, wo sie mir
Die Krone rissen aus den Haaren, von
Dem Leib die Purpurkleider, meinen Nacken,
Den unberührten, wie der Straßendirne
Verbühlten Leib, entblößten, '4'ge Worte,
Vor denen eines Weibes Ohr ertaubt,
Begleitet von Geberden, die das Auge
Mit Ekel und Entsetzen blendeten,
Mir in das Antlitz warfen — jene Stunde,
Ich will sie nicht vergessen, will dem Himmel
Als blut'gen Schuldschein sie entgegenhalten:
„Du willst gerecht sein? Hab' ich das verdient?“

Mnischel.

O, meine Tochter, rechte nicht mit Gott!

Maryna.

Warum nicht? Soll ich ihn um Gnade bitten?
Nein, nein, ich will Gerechtigkeit, nicht Willkür,
Die heute freichelt, wo sie gestern schlug.
Ist das der Gottheit Wesen, nun so dürfen
Die Menschen es ihr gleichthun. Nein, ich baue
Auf eine himmlische Gerechtigkeit
Und frage sie: Hab' ich dies Leid verdient?
Hab' ich die Pflicht der Christin und der Tochter
Jemals verlegt? Du, Vater, sprich! Hab' ich
Der Kindespflicht nicht willig dieses Herzens
Lenzlust'gen Jugendtraum dahingeopfert?

Mnischel.

Sprich nicht davon!

Maryna.

Warum? Weil ich die Liebe
Aus diesem Herzen riß, hab' ich vor allen
Das Recht zu hassen! Ja, als ich dahietm,
Ein harmlos Kind noch, in Jarudi's Liebe,
Des Jugendfreunds, mein Königreich gesucht,
Da war ich mild, da war ich gut und glücklich.
Du aber hießest mich Dimitri folgen,
Dem fremden Mann für eine Jarentrone
Die Hand verpfänden, deine Ehre hing,
Dein Stolz, dein Glanz, dein Glück an diesem Opfer;
Dir zu gehorchen, tödtete ich still
Das Weib in mir (groß) und Raum war für die Zarin!
Ja, als das Salböl von der Stirn mir troff,
Als Rußlands Fürsten mir zu Füßen knieten,
Und als vom Iwan Beliki die Glocken
Mit ehrenem Mund als Kaiserin mich grüßten,
Da fühl' ich dieses Herzens Debe plötzlich
Von wildberauschendem Gefühl erfüllt:
Zartea aller Reußen! Schwindelnd trug
Mich der Gedanke auf der Menschheit Gipfel —
Da stößt mich eines Mörders Hand hinab,
Zerschmettert stuf' ich in des Abgrunds Tiefe.
(Sie bricht in dem Sessel zusammen.)

Mnischel (hinzutretend, sanft.)

Zerschmettert? Nein! Verwundet, tief verwundet,
Doch glaube mir, ein Ketter steigt hinab
Und bent die Hand und bahnt den Weg zur Rückkehr.

2. Graf Horn. Drama in fünf Aufzügen von Joseph Weilen. (Universal-Bibliothek. Nr. 311.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1871. 16. 2 Bgr.

Wie „Maryna“ ist auch „Graf Horn“ am wiener Burgtheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen, doch wie „Maryna“ leidet auch dies Stück an einem organischen Herzfehler, der sein sonst frisches und reiches Leben in bedenklicher Weise stört.

Joseph Weilen hat auf den Rath der Kritik gehört, die Helbinnen der deutschen und böhmischen Vorzeit, die Rosamunden und Drahomiren in ihren Gräbern ruhen zu lassen, da ihre barbarische Hoheit sich einmal schwerer für unser modernes Empfinden idealistren läßt, als selbst die griechische mit dem Opfermesser bewaffnete Priesterin und Menschenschlächterin an Tauris Strand. Der Dichter greift in eine Zeit hinein, welche ganz geeignet scheint, der Gegenwart als Spiegelbild vorgehalten zu werden — in die Zeit des Law'schen Börsenschwindels und der liebedlichen französischen Regentenschaft. Hier erblicken wir nicht nur ein Vorbild der innern Auflösung des second empire, dessen crédit mobillier nur eine neue Auflage der Law'schen Wiffstippigefellschaft war; auch die Börsentragödien in dem leichtlebigen Capua der Geister, die Selbstmorde der Aristokraten und Staatsmänner, die sich an dem finanziellen Schwindel theilhaftig hatten, können sich in jenen Vorgängen spiegeln. Der Dichter konnte in der Schilderung solcher verwandten Epochen sein Jahrhundert geißeln, wie Persius — und von der ernst düstern Satire erscheint der Sprung in die Tragödie nicht allzu kühn.

Obgleichwol erregt der Stoff Bedenken, welche Weilen's Stück nicht widerlegt. Auf einem so sumpfigen Boden gedeihen keine hochwüchsigigen Helben, wie sie die Tragödie braucht; der Geist der Epoche wirkt herabziehend wie tüdlicher Moorboden, der keinen festen Mannessschritt verträgt. Weilen wählte sich als seinen Helben jenen Grafen Horn aus, der wegen Ermordung eines Börsenmüllers hingerichtet wurde. Heinrich Laube hat diesen Grafen Horn zum Helben einer Erzählung gemacht. Joseph Weilen brachte einen größern Anlauf, um ihn zum Helben einer Tragödie zu machen. Von einem solchen verlangen wir einen bestimmten, großen Zweck, den er verfolgt und der ihn in Conflict bringt mit der Weltlage. Graf Horn war in Wirklichkeit einer der Roués der Gesellschaft jener Zeit. Weilen's Held konnte unsern Antheil nur erregen, wenn er aus edeln Motiven in Conflict geräth mit dieser Gesellschaft; wenn er unterging als der letzte Aristokrat, der sein Wappen rein hielt in einer Welt des Schwindels. Das Schema schwebte dem Autor ohne Frage vor; aber bei der Gestaltung desselben rückte er es in eine verworrene Beleuchtung, und, was das Schlimmste ist, sein Held selbst verlor die innere Einheit des Charakters — der Guß mißlang.

Die „Vorgeschichte des Grafen Horn“, wie sie uns der Dichter selbst erzählen läßt, stellt den Charakter durchaus nicht in einen Gegensatz zu dem liebedlichen pariser Treiben; man müßte im Grunde annehmen, daß ihm dies Treiben recht wohl behage. Bourbon sagt von ihm zur Marquise von Lusignan:

Der wilde Horn, dem Sie sich als kaum erblickte Jungfrau in die Arme geworfen, den Ihr Vater mit Schmach aus dem Hause gestoßen, der seit vielen Jahren, leichtsinnig, sein Erbe vergebend, sich in ganz Europa herumgetrieben hat. Seit kurzem steht er als Kapitän beim kaiserlichen Heere in Ungarn.

Dieser Horn, der für verschollen erklärt wurde, der selbst nicht einmal weiß, daß ihm sein Erbgut Roncourt nicht mehr gehört, wie daß als Frucht seines Verhältnisses mit der Marquise ihm eine Tochter lebt — dieser schwer verschuldete Edelmann, der seinem Vaterlande den Rücken gekehrt hat und als Soldknecht in Europa herumabenteuernd, erscheint auf einmal als fanatischer Gegner des Geldschwindels, ja er entschließt sich in dem Salon des Regenten, ohne irgendeine äußere Veranlassung, die ihn dazu aufforderte, zu der folgenden Rede, die er gegen John Law richtet:

Männer aus französischem Blute, Träger erlauchter Namen! Wollt ihr es dulden, daß ein Geldmensch, ein Rechenkünstler euch in das Antlitz den Schimpf schleudert, daß es kein anderes Heilmittel für euren Ehrgeiz, keinen andern Brennpunkt mehr für eure Interessen gäbe, als nach Besitz zu jagen, Acten zu kaufen und in schwindelhafte Speculationen euch zu stürzen? Nein, so weit hat die Corruption noch nicht um sich gegriffen, so tief sind wir noch nicht gesunken in diesem Lande. Noch hat das Erhabene und Große seine bevorrechtete Stelle im Menschenherzen. Noch lebt etwas in uns, das ihr in den Bereich eurer Speculationen nicht herabzuziehen vermögt, noch gibt es andere Worte als: Geld und Credit, welche die Energie unserer Herzen wecken, alle unsere Kräfte beflügeln, der Brennpunkt unserer Begeisterung sind. Diese Worte heißen: Ehre und Vaterland, und im Namen dieser beiden, der Ehre und des Vaterlandes, protestire ich gegen Ihre Rede!

Daß diese Philippika gegen die Corruption im Munde eines ruinirten Edelmanns, diese Verherrlichung des Vaterlandes im Munde eines in Europa herumzigeunernden Militärs den Eindruck innerster Unwahrheit macht, ist wol ohne Zweifel. Hat sich der Held innerlich so gewandelt, so muß uns der Dichter wenigstens den Schlüssel zu solcher Wandlung geben.

Doch noch schlummer sind jene Voraussetzungen für die eigentliche Verwickelung des Stücks. Der Sohn eines frühern Leibeigenen des Grafen, ein Michel Bourdon, ist Secretär und Vertrauter von John Law geworden. Der Graf hat seinen Vater mißhandelt, der einflußreiche Sohn sucht sich an ihm zu rächen, wozu ihm die finanziellen Verlegenheiten desselben willkommene Handhaben bieten. Schon hat er sich des Erbignes Roncourt bemächtigt. So weit ist die Motivirung eine durchaus glaubwürdige; jetzt aber gerathen wir in eine Sackgasse, wo der Durchweg verbaut ist. Um seiner Rache die Krone aufzusetzen, will Bourdon den Grafen zum Statthalter von Louisiana machen. Auf den ersten Blick erscheint dies als keine üble Carrière, wenn ein kaiserlicher Hauptmann zum Statthalter einer großen Provinz gemacht wird, der doch mindestens Generalrang hat. Worin liegt hier die Rache? Bourdon wird von Law zum Director der Compagnie gemacht, und da der Gouverneur von Louisiana unter dem Director steht, so kann der Sohn des Leibeigenen seinem frühern Herrn Befehle erteilen.

Gewiß liegt eine Genugthuung für tief empfundene Kränkung in diesen Saturnalien, in welchen Knecht und

Herr die Rollen vertauschen; aber für diese mäßige und nicht allzu empfindliche Rache ist denn doch der Eintrag zu groß. Bourdon kennt den Grafen Horn als einen Menschen, den seine persönlichen Verhältnisse in die größte Zerrüttung gestürzt haben, als einen Schuldenmacher von Profession, der nicht einmal weiß, ob er sein väterliches Erbgut noch besitzt oder nicht. Und einem solchen Manne, der den Bankrott aller administrativen Talente zur Schau trägt, will er die Verwaltung einer großen Provinz überlassen, von welcher das Gedeihen der Mississippicompagnie, ja der Bestand des Law'schen Systems abhängt? Das hieße ja das Geschäft ruiniren — so weit geht ein Bourdon nicht in seiner Rache! Wir wissen zwar aus der Geschichte und erfahren es aus dem Stücke, daß jenes Louisiana zunächst eine Strafcolonie war, welche in gewaltfamer Weise mit dem Auswurf Frankreichs bevölkert wurde. Das rechtfertigt den Grafen Horn, wenn er sich weigert, den Statthalterposten zu übernehmen, nicht aber Law und Bourdon, wenn sie ihm denselben aufzwingen wollen. Diese sind von der Bedeutung der Stellung vollkommen durchdrungen. Law, der hier nur als das blinde Werkzeug seines finanziellen Famulus erscheint, sagt selbst zum Grafen:

Eine neue Macht habe ich hervorgerufen: die Association des Kapitals, der in Werthzeichen ausgedrückten staatlichen Kraft, und von einem kühnen Geiste geleitet, ist diese Vereinigung weltbezwingend. Sie macht Eroberungen, wie sie noch keinem Helden gelungen. Dem Dienste dieser neuen Weltmacht sich zu widmen, ist Pflicht eines jeden, welchen Namen er auch führt, welchem Stande er auch angehört. Frankreich ist im Fortschritte zurückgeblieben, vorwärts soll es und dem meerbeherrschenden England die Welt Herrschaft streitig machen. Die Macht Großbritanniens beruht auf seinen Colonien. Wohlan, da liegt am Mississippi ein herrliches, großes Land. Wir wollen es bevölkern, bebauen, zum Fußschemel der künftigen Größe Frankreichs machen. Und Sie! Gouverneur dieser Provinz, Schöpfer eines neuen Staates, Ständer der Wohlfahrt von Tausenden, Ihr Name gesegnet noch in fernsten Zeiten: bei Gott, es ist ein Wirkungskreis, um den ein König Sie beneiden könnte!

Horn wehrt sich verzweifelt gegen diese aufgedrungene Ehre, und als Bourdon ihm den Herrn zeigt, ihn verhöhnt mit der Gewalt, die er über ihn hat, seine Geliebte und ihr Kind beschimpft, da ersticht Horn den frechen Leibeigenen, der ihm Ehre und Freiheit rauben will. Dieser Höhenpunkt der Krisis ist kunstgerecht an den Schluß des dritten Actes verlegt.

Die beiden letzten stellen uns die Verzweiflung der Geliebten dar, die Rettungsversuche bei dem Prinz-Regenten, bei dem sich die verschiedenen Parteien bekämpfen, die Volksscene vor der Hinrichtung, den Edelmuth des Grafen, der seine Schuld einsteht und auf die Gnade verzichtet, obgleich besonders im letzten Act die Hemmungen, die unsere Spannung erregen sollen, nur von schwacher Wirkung sind. Das Selbstporträt, das der Held in reuigem Bekenntniß von sich entwirft, gibt unserer Charakteristik recht und verurtheilt diejenigen, die den Abenteurer zum Statthalter von Louisiana machen wollten:

Wir alle haben an dem Unglück dieses Landes mitgearbeitet, uns alle ereilt die Vergeltung — und mich zuerst! Einen großen Namen habe ich von meinen Ahnen ererbt, dieser Name war mein Stolz, und nichts habe ich gethan, mich

seiner würdig zu zeigen. Meine Heimat habe ich verlassen, in abenteuerlichen Kämpfen mein Vermögen und meine Jugendkraft vergubet, einen Menschen getödtet und darauf getrozt, daß nur der Adel mich richten könne! — Ihr mich richten? Nein! Die Stimme des Volks, das öffentliche Gewissen hat uns alle verurtheilt! Ich verdiene den Tod!

So scharf wir den ungelöbtesten Widerspruch sowohl im Charakter des Helden wie in der Intrigue seines Todfeindes rügen mußten, so hat doch das Stück im übrigen glänzende Vorzüge. Nicht nur entspricht der Gang der Handlung in ihrer Vertheilung auf die einzelnen Actschlüsse den dramatischen Anforderungen, auch der Dialog ist lebendig, geistreich, mit scharfer Satire die Verirrungen geiseln, welche der frühern und gegenwärtigen Zeit gemeinsam sind, und der Charakter des Prinz-Regenten mit seiner bodenlosen Vlasttheit ist eine vortreffliche Zeichnung. Die Scenen, die er beherrscht, sind die interessantesten des Stücks. Wie charakteristisch ist die folgende Rede:

Ich leide manchmal an einem philosophischen Gang, mein würdiger Lehrer Dubois hat mir ihn eingeimpft. Und als ich heute Nacht tiefstänig in ein Champagnerglas blicke, habe ich das Räthsel von uns allen gelöst. Gott, der Schöpfer des Alls, hat seine Myriaden von Welten alle auf das trefflichste eingerichtet. Unsere rollende Erdbugel aber hat ihre ganz besondere Bestimmung: sie ist das Irrenhaus des Univerzums. Die tollen Seelen, mit denen man anderwärts nichts anzufangen weiß, werden hiehergeschickt, um auszutoben. Da rennen wir denn mit unsern fixen Ideen durcheinander und setzen unser Leben daran, sie durchzuführen, und jammern und hoffen und ringen und streben und merken nicht, was wir allesammt im Grunde doch sind: „Narren, Narren, Narren!“ (Auf Law zeigend.) Da steht auch ein solcher Narr! mit einer fixen Idee, bei ihm heißt sie sein System. Und er glaubt fest an seine fixe Idee.

Wäre Graf Horn von Haus aus als edler, tüchtiger, bedeutender Charakter gezeichnet, der im Kampfe mit der Niedrigkeit zu Grunde ging, oder auch aus Verständnislosigkeit für das Berechtigte in dem neuen Geist, der die Zeit ergriffen hatte — das Stück, das in allem Beiwert trefflich gearbeitet ist, würde eine Bereicherung unsers Repertoire sein.

3. Die Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht. Ein Trauerspiel in vier Acten von Albert Lindner. Leipzig, Weber. 1871. 8. 1 Thlr.

Die Stücke von Rosenthal und Weilen zeugen von einem klaren Verständniß dramatischer Architektur; man mag an ihren Voraussetzungen rütteln, aber sie sind aufgebaut auf denselben mit durchsichtigem Fortgang. Die Technik der Schule Friedrich Palm's verleiht sich nicht in ihnen. Der preisgekrönte Dichter des „Brutus und Collatinus“ läßt gerade diese Klarheit und Durchsichtigkeit vermissen. Der Mangel an Compositionstalent, den er schon in seinem Preisstück bekundet hatte, macht sich auch in seiner „Bluthochzeit“ wiederum geltend; der epische Geist der Historie herrscht hier über den dramatischen einer einheitlichen Handlung vor. Ja man muß sich in der That fragen, wer eigentlich der Held dieser „Bluthochzeit“ ist. Ist es die Giftmischerin Katharina von Medici, die ihre geheimen Künste an Handschuhen und Kerzen versucht, die Ate der unglückseligen Bartholomäusnacht? Ist es König Karl IX., der, nachdem er lange am Leitsel seiner Mutter den Tyrannen gespielt, sich auf einmal zu selbstän-

diger Entscheidung aufrafft, dann aber als ein Opfer der für den Bearner vergifteten Kerzen fällt? Ist es dieser Bearner, der spätere Heinrich IV. selbst, der anfangs wie Hamlet den Narren am pariser Hofe spielt, und am Schluß im Testament Karl's IX. zum König von Frankreich bestimmt wird und den Thron besteigt, trotz der Proteste einer Katharina von Medici und der weltgeschichtlichen Ueberlieferung, welche noch einen König Heinrich III. zwischen Karl IX. und Heinrich IV. einschleibt?

Der Redlichkeit, einen ganzen König zu unterschlagen, hätte sich das große Vorbild aller neuern Historien, Shakespeare, gewiß nicht schuldig gemacht. Sie könnte uns zu einer Abhandlung darüber verleiten, inwieweit der Dramatiker die geschichtlichen Thatsachen zu respectiren hat und welche Daten als unbedingt feststehend zu betrachten sind. Auf diesem Gebiet ist noch manches streitig, unbestritten aber gewiß, daß derartige Attentate auf die Weltgeschichte, wie das Ueberspringen eines fünfzehn Jahre lang regierenden Königs, unzulässig sind.

Wenn wir für die Tragödie einen Helden suchen, so könnte unsere Wahl zuletzt doch nur Katharina von Medici treffen, denn sie ist die Seele der Mezelei der Bartholomäusnacht, die gleichsam geharnischt aus ihrem Haupte hervorspringt; sie ist die einzige zweckvoll handelnde Person des Stücks; sie beherrscht ihren Sohn, den König, und ihre Tochter Margarethe, durch welche sie den Herzog von Navarra in die Falle lockt, und über sie läßt der Dichter die Nemesis hereinbrechen, indem sie wider Willen den eigenen Sohn vergiftet. Diese Katharina aber, die das Vergiften als Metier betreibt und bei ihrem ersten Auftreten sich gleich danach erkundigt, ob die Handschuhe, die für die Mutter Heinrich's von Navarra bestimmt sind, sich im erforderlichen Infectionszustande befinden, ist doch so durch und durch eingeteufelt, daß wir ihr keine Art von Theilnahme widmen können — und überdies vermessen wir die dämonische Größe des Charakters. Shakespeare's Richard III. vernichtet mit schonungsloser Tücke alle, die ihm im Wege stehen, aber wir wissen, warum er es thut. Weshalb aber vergiftet Katharina die Mutter Heinrich's, die Johanna d'Albret? Welche Bedeutung hat diese Frau als ihre Gegnerin? Wir erfahren gar nichts, was diese That, mit welcher geschmückt die lachende Vergifterin die Bühne betritt, erklären könnte.

Wir stehen hier wieder jenen Ausschreitungen gegenüber, zu welchen die Nachahmung Shakespeare's, das Abgucken, wie er sich räuspert und spuckt, verführt. Wo Shakespeare in großen Zügen oder nur flüchtig motivirt, da motiviren die Nachahmer gar nicht mehr; sie übertreiben das Furchtbare und überteuern den Teufel. Auch der Hamlet spuckt unaufhörlich in den Rüpfen der Shakespeare-Jünger. Da hatten wir schon die Schablone für den Brutus. Hamlet zeugte Brutus, Brutus aber zeugte Heinrich von Navarra. Auch dieser stellt sich im Louvre närrisch; warum? müssen wir errathen. Wahrscheinlich um den Gegnern ungefährlich zu erscheinen; aber Heinrich von Navarra ist ja für seine Feinde keine mythische Person, die eine beliebige Maske vornehmen kann; sie kennen die Bedeutung des kriegerischen Prinzen, der rasch die Schanzen seiner Feinde stürmt, wie Katharina

sagt. Gerade das Benehmen des Prinzen bedurfte der genauesten Motivierung, wenn es nicht als eine überflüssige Spielerei erscheinen sollte, als einer jener Shakspeare-Schnürkel, durch welche man einen geistesverwandten Tiefinn des Dichters ahnen läßt.

Zu diesen Shakspeare-Schnürkeln gehört auch das Erscheinen eines Geistes, das in unsern neuen Tragödien sonst aus der Mode gekommen ist. Shakspeare läßt zwar Geister erscheinen, aber es ist nicht Shakspeare's Geist, der uns in den neuen Geistern erscheint. Wenn eine Tragödie sonst den nötigen Geist hat, so braucht er nicht aus der Versenkung zu steigen. Dem jungen König Karl IX., als er gerade mitten im Hugenottenschießen begriffen ist und ihm die Sache Vergnügen zu machen anfängt, erscheint der Geist Coligny's mit einem goldenen Scepter, das er dem König reicht. „Weg dort“, ruft ihm der König zu, „ich will ja König sein!“ und bricht in die Knie. Coligny, sparsamer mit Worten als Hamlet's Vater, entgegnet nur lakonisch: „Du willst es?“ und versinkt. Ist dies nun ein psychologisches Gespenst? Man könnte es annehmen, da der König allein es sieht, da es sich nicht wie der Geist von Hamlet's Vater, den Gerwinus auch für ein psychologisches Gespenst erklärt, dazu herabläßt, auch den Schildwachen zu erscheinen. Gleichwol bestreiten wir dem Gespenst seine psychologische Berechtigung. Der Dichter hat hier einen Paß aus dem Geisterreich ganz zur Unzeit distirt. Der Geist erscheint nicht infolge eines visionären Zustandes des Königs, nicht herausgeboren aus seiner Seelenstimmung als ein in die Sichtbarkeit gerufenes Bild erhitzter Phantasie; nein, er erscheint im Widerspruch mit der Aufregung und Gemüthsrichtung des Königs als ein brutaler Protest gegen den Gehorsam, mit welchem der Fürst die Anschläge seiner Mutter ausführt — ein Protest, der seinem Gedankengang jetzt ferner liegt als je. Er ist also in keinen durchsichtigen Phantasteil geleiht, sondern eine ganz reale, den König von außen beeinflussende Figur; ja was die Berechtigung des lebenden Coligny in einer langen Scene nicht vermochte, das bewirkt hier die symbolische Geberde des Todten. Noch ehe der Vorhang fällt, beschließt der König, einen eigenen Willen zu haben. Wenn wir überhaupt, da wir im 19. und nicht im 16. Jahrhundert leben, gegen die Copirung Shakspeare'scher Gespenster sind, so müssen wir entschieden Gespenster verwerfen, die so unpsychologisch sind wie der Geist des Admirals.

Vorher wird uns, auch im Geschmac des Globus- und Bladfriarstheaters und in unerquicklicher Reminiscenz an „Titus Andronicus“, der Kopf des Admirals, von einem Tuch bebedt, auf die Bühne gebracht, und Katharina widmet ihm eine unheimlich schälernde Anrede. Gehört nicht dies alles in das Kapitel des Käusperns und Spudens? Groß ist die Gefahr, die in der blinden Nachahmung Shakspeare's liegt, das haben schon unsere Claffiler oft erkannt und ausgesprochen, und selbst die romantischen Shakspearomanen haben davor gewarnt.

Um so bedauerlicher erscheint es, wenn vielversprechende Talente sich dadurch um die berechtigte Wirkung ihrer Schöpfungen bringen. Daß Albert Lindner aber zu diesen Talenten gehört, beweist seine „Bluthochzeit“ aufs

neue. Abgesehen von der fehlenden innern Begründung der Situationen sind diese selbst mit unfeugbarer dramatischer Kraft ausgeführt, und auch die Charakteristik hat einen von allem Trivialen abweichenden markigen Zug. Schwankend erscheint nur der Charakter der Margarethe, deren plötzlicher Ehebruch, auf Rechnung der bevorstehenden Ermordung ihres Gatten, gleichsam auf den Wunsch der Mutter, doch einen verletzenden Eindruck macht. Dagegen ist der Charakter des Königs trefflich gezeichnet, und nur zu bedauern, daß seine innere Wandlung durch eine symbolische Gebe aus der Unterwelt bewirkt wird. Die Scenen im Louvre während der Bartholomäusnacht sind dramatisch bedeutend, werden aber durch das überflüssig Gräßliche und Gespenstige entstellt, die Scene zwischen Karl und Margarethe, zwischen den beiden durch die eigene Mutter zu Grunde gerichteten Geschwistern, hat etwas wehmüthig Ergreifendes, obschon der plötzliche Wechsel des Verhältnisses hier kaum gerechtfertigt ist. Auch die Diction ist im ganzen geläuterter als in „Brutus und Collatinus“, obgleich es an harten Apostrophirungen und geschmacklosen Bildern nicht fehlt, wie z. B.: „Schlagt dieses felsenharte Herz zu Brei“, oder: „Kann ich die Teufel, die uns umspukt, nicht mit den Zähnen packen?“ „Feig erwürgte Narren“, oder:

Boll Hunger wühl' ich
Die Nägel hinein in eine Menschenbrust
Nach einem Kärnchen warmer Liebe —

u. dgl. m. Doch meistens ist die Diction von geläuterter gebiegener Kraft, energisch in ihrer Knappheit, im leidenschaftlichen Erguß, wenn auch etwas shakspearisirend, doch nicht ohne hinreißende Gewalt. So z. B. als König Karl in dem Zimmer Navarra's mit seiner Schwester zusammen die Wirkungen der vergifteten Kerzen spürt:

Ich schwitze Blut! Das Blut der Hugenotten!
Sieh, von den Fingern tropfen flüssige
Rubine nieder. Ist kein Raum für mich
Von jenen Geistern frei? Was Geister! Braucht's
Des schalen Wahns, um diese Luft zu deuten?
Hier ist nicht alles richtig! Schwester, Schwester,
Die Gefahr, die wir erwarteten, ist da,
Wir sind verrathen. Doch wo ist der Feind?

(Nähert mit einem Degen, den er ergriffen, wild um sich.)

Nicht hörbar, greifbar, fühlbar? Tod und Teufel!

(Wirft ihn weg und leucht nach vorn.)

Die Brust im Schraubstock — diese Luft — die Luft —

Ich bin vergiftet! Schwester, raff' dich auf!

Flieh, wenn du kannst. Durch dieses Zimmer geht
Der Athem deiner Mutter! Laß dir helfen.

(Hat sich mühsam bis zu ihr geschleppt und richtet ihr auf die Sesselkante gesunkenes Haupt auf.)

Schaum an den Lippen? Ströme kalten Schweißes

Die Stirn herab? Weh, Schwester, schon zu spät?

(Sieht sich um.)

Kann ich die Teufel, die uns umspukt,

Nicht mit den Zähnen packen? O Besinnung!

Nur auf Minuten klammr' an mein Gehirn

Dich an, du des Bewußtseins schaler Rest.

(Sein Auge bleibt an den Candelabern hängen.)

Wann sah ich solches Kerzenlicht? Wann steigt

Ein solch Gewüll in solchen Ringeln auf?

(Tritt näher und blickt zu Boden.)

Da glitzern Staubatome, die die Dachte

Zu Boden werfen — Mord! Helfst meiner Schwester!

Mord! Diese Luft ist Gift! Tod jeder Zug
Der Lunge' in diesem Raum. Das galt Navarra!

(Er greift nach der Glocke und läutet anhaltend.)

O daß die Glocke ganz Paris herbei
Zu diesem Schauspiel des Verrathes läde!

(Es eilen Kammerherren und Pagen mit Gabelabern herbei)

Wforten und Fenster auf! Laßt in das Zimmer
Die frische Nachtlust! Weg mit diesen Kerzen!

Auch Scenen von theatralischer Wirkung enthält das Stück; jedenfalls ist es befremdend, daß die großen deutschen Bühnen dasselbe nicht, wenn auch mit Beseitigung vieler Auswüchse, zur Aufführung bringen. So gering ist die Wirkung eines Schillerpreises, daß auch ein begabter poeta laureatus von den Bühnen unbeachtet bleibt.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Forschungen über das Licht.

1. Die Spectralanalyse in einer Reihe von sechs Vorlesungen mit wissenschaftlichen Nachträgen von F. C. Roscoe. Autorisirte deutsche Ausgabe bearbeitet von C. Schorlemmer. Mit 80 in den Text eingedruckten Holzstichen, Chromolithographien, Spectraltafeln u. s. w. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser hat sich bereits einen sehr geachteten Namen als Vertreter der neuesten Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Chemie erworben. Er ist Professor der Chemie am Owen's College zu Manchester, sein berühmtes Lehrbuch der Chemie hat auch in Deutschland schon die zweite Auflage erlebt und wird besonders wegen seiner Berücksichtigung der Spectralanalyse geschätzt. Als Selbstforscher in dieser neuen Methode gehört er zu den gefeiertsten Gelehrten der Wissenschaft. Die vorliegenden Vorlesungen sind im Sommer 1868 in London vor einem gemischten Publikum gehalten worden, sodaß sie für jeden allgemein Gebildeten passen. Sie haben also eine populäre Basis. Bei der bald nachfolgenden Herausgabe wurden auch wissenschaftliche Beiträge für solche Leser hinzugefügt, welche sich eingehender mit dem interessanten Gegenstande beschäftigen wollen. Es ist bekannt, mit welchem Beifall die erste Auflage aufgenommen und wie rasch sie vergriffen wurde. Die zweite Auflage erschien zugleich in England und Deutschland als Originalarbeit, und zwar aus dem Grunde, weil der Verfasser mit unsern berühmten deutschen Erfindern und Förderern dieser neuen Methode nicht bloß genau befreundet, sondern auch durch sie thatsächlich unterstützt worden ist, sodaß des Buches Heimat eigentlich in beiden Ländern zugleich war. Der Verfasser ist überhaupt ein unparteiischer Verehrer aller wissenschaftlichen Bestrebungen und weiß sich überall freizuhalten von nationaler Engherzigkeit. Seine Gelehrsamkeit hat einen sehr verständigen internationalen, wohlthunenden Charakter. Er ist begeistert für sein Fach und wünscht nichts sehnlicher, als daß alle gebildeten Denker einen einflussvollen Antheil nehmen möchten an den großartigen Errungenschaften auf dem so eifrig bestellten neuen Felde der Spectralanalyse. Mit Wort und Bild sucht er diesen Zweck zu erreichen, und wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir der Ansicht sind, daß er sich recht bald einen großen Kreis von dankbaren Anhängern verschaffen wird. Wir machen in dieser Hinsicht ganz besonders auf die ausgezeichneten Chromolithographien aufmerksam, womit das Werk geschmückt ist, sie geben farbige Bilder der Spectra von der Sonne, den Fixsternen und Nebelflecken, von den alkalischen Metallen und Erden und von mehreren Nichtmetallen; die Natur ist hier so anmuthig und getreu wiedergegeben, daß das Auge die unmittelbare Wirklichkeit zu sehen glaubt. Aber ebenso schön, wenn

nicht noch vortrefflicher, sind die im Buche mitgetheilten farbigen Bilder von den Protuberanzen der Sonne, wie sie von F. Zöllner in Leipzig nach der von ihm erfundenen neuesten Methode beobachtet und abgebildet worden sind. Der ganze Charakter dieser wunderbaren Erscheinungen ist hier mit einer Farbentreue, mit einer Schärfe und Deutlichkeit in Hinsicht der Form und deren Wandlung wiedergegeben, daß man wirklich nur staunen kann über das Meisterhafte in der Beobachtungsmethode und in der bildlichen Wiedergabe der Beobachtung selbst. Doch wenn wir unser Urtheil über die farbigen Illustrationen auch mit dem stärksten Nachdruck vorangestellt haben, so würden wir ein unzerzeihliches Unrecht begehen, von den Holzstichen nichts zu erwähnen, sie sind ebenso vortrefflich als correct und machen es überall leicht, die fehlenden Farben hinzuzudenken. Und was das erklärende Wort betrifft, so zeichnet es sich durch Einfachheit, Natürlichkeit und leichte Faßbarkeit aus, es bildet einen populären Text zu den lieblichen Licht- und Farbgemälden.

Die erste Vorlesung gibt eine Einleitung zum Ganzen, bespricht Newton's Entdeckung der Zerlegung des weißen Lichts in seine farbigen Bestandtheile; es wird bei dieser Gelegenheit schon auf die Wirkungsverschiedenheit der Wärme-, Licht- und chemischen Strahlen hingewiesen. Bei dem Vergleichen des Sonnenspectrums und des sogenannten reinen Spectrums ist dann zuerst von den dunkeln Fraunhofer'schen Sonderungslinien die Rede. In der zweiten Vorlesung wird das ununterbrochene Spectrum leuchtender fester Körper und der leuchtenden Gase besprochen und auf die Anwendung desselben auf chemische Analyse hingewiesen. Die Einrichtung des Spectroscops kommt hier ausführlich zur Darstellung, ebenso findet das eigentliche Wesen der Spectralanalyse hier seine eingehende Erklärung, auch werden die Vorzüge dieser neuen Methode, besonders in Hinsicht der großen Empfindlichkeit und Schärfe gehörig ins Licht gestellt. Die dritte Vorlesung ist hauptsächlich historischen Inhalts. Es wird gezeigt, was Talbot und Herschel für Verdienste in der Vorarbeit zu der dann von Bunsen und Kirchhoff vollendeten Entdeckung der Spectralanalyse haben. Daran schließt sich die Geschichte der Entdeckung der neuen Elemente: Cäsium, Rubidium, Thallium und Indium, mit Hilfe der Spectralanalyse. Die vierte Vorlesung enthält die Besprechung der Spectren schwerer Metalle und die Anwendung der neuen Methode auf mikroskopische Untersuchungen. Die fünfte und sechste Vorlesung sind astronomischen Inhalts, gewissermaßen eine Chemie der Sonne und aller andern Gestirne, wobei die Spectralanalyse die Hauptgrundlage bildet.

Jedem Vortrage wird dann noch eine Reihe von Beiträgen hinzugefügt, welche meist gelehrter Art sind und besonders denen willkommen sein werden, welche eingehendere Studien über den Gegenstand machen wollen, auch enthalten sie vielfach Mittheilungen der neuesten Fortschritte der Forschung auf diesem Gebiet aus den wissenschaftlichen Zeitschriften. Der Beschluß des Werks gibt ein ausführliches Verzeichniß der wichtigsten Abhandlungen, Aufsätze, Vorlesungen u. s. w. über Spectralanalyse. Auch ein sehr detaillirtes Register fehlt nicht.

Wir wollen noch etwas näher in die Kenntniß des Werks einführen und wählen dazu zunächst die dritte Vorlesung. Sie bildet eigentlich in gedrängter Kürze die Geschichte der Spectralanalyse. Bunsen und Kirchhoff, diesen hochgefeierten Männern der Wissenschaft, kommt das Hauptverdienst der betreffenden Entdeckungen und Erfindungen zu. Da aber alles, also auch diese große Entdeckung, eine historische Vorbereitung haben muß, so zeigt der Verfasser, wie schon 1752 Thomas Melville seine Aufmerksamkeit auf die gelbe Natriumflamme gelenkt und dadurch die Veranlassung gegeben habe, daß Brewster 1822 seine monochromatische Lampe construirte. Der Verfasser sagt:

Die Natur dieses gelben monochromatischen Lichts wird Ihnen ein einfacher Versuch zeigen. Ich erzeuge jetzt eine intensive Natriumflamme, indem ich etwas Sodapulver in die Flamme streue, und beleuchte damit einen weißen Schirm, auf den, wie Sie sehen, Buchstaben gemalt sind. Sie können keine Farbe unterscheiden; die Buchstaben erscheinen nur mit heller oder dunkler Schattirung; das gelbe Licht, welches darauf fällt, macht keine Farbenunterschiede sichtbar. Statt Soda streue ich jetzt etwas Magnesiumpulver in die Flamme, und nun treten die verschiedenen Farben der Buchstaben klar und deutlich hervor! Das brennende Magnesium strahlt weißes Licht aus, Licht, welches alle farbigen Strahlen enthält, und ein jeder der Buchstaben kann deshalb die ihm zugehörige Farbe zurückstrahlen.

Hiemlich um dieselbe Zeit untersuchte John Herschel die Spectren vieler gefärbter Flammen, besonders die rothe des Strontiums, die grünen des Kupfers und der Vorfäure, und in einer 1827 verfaßten Abhandlung über diesen Gegenstand machte er schon darauf aufmerksam, daß diese farbigen Flammen auch umgekehrt ein vortreffliches Mittel abgeben könnten, auf das Vorhandensein der veranlassenden Stoffe zurückzuschließen zu können. Ähnliche Ideen hatte auch schon 1826 Fox Talbot, der berühmte Begründer unserer heutigen Photographie. Auch W. A. Miller veröffentlichte 1845 Versuche mit den Flammenspectren der Erdbalkalimetalle, welche der Sache noch viel näher kamen; und Professor Swan sprach es 1857 schon ganz entschieden aus, daß seine Versuche ihn gelehrt hätten, die charakteristische gelbe Linie im Spectrum rühre von dem Natriumgehalt der Flamme her. Da nahm Bunsen seine ersten Versuche mit den Flammenspectren vor. Die Alkalisalze, welche er aus dem dürkheimer Mineralwasser durch Eindampfen erhalten hatte, bildeten dabei die Grundlage:

Nachdem er alle übrigen darin beständlichen Körper abgetrennt hatte, prüfte er das Gemisch der Chloride der Alkalimetalle mit dem Spectroskop und beobachtete im Spectrum einige Linien, welche er nie vorher gesehen hatte und welche weder von Kalium, Natrium noch Lithium, den drei bis dahin bekannten Alkalimetallen, herrühren konnten. Er schloß hier-

aus, daß das Wasser neue, noch unbekannte Elemente enthalten müsse, welche der Gruppe der Alkalimetalle angehören, und er hatte ein solches Vertrauen in die spectralanalytische Methode, daß er sogleich 44000 Kilogramme des dürkheimer Mineralwassers in Arbeit nahm und dieselben eindampfte, um die Verbindung dieser neuen Metalle, welche er nach ihren Spectralreactionen Cäsium und Rubidium nannte, daraus zu isoliren. Es gelang ihm dies vollständig. Er trennte nicht nur die neuen Elemente von allen andern Stoffen, welche in dem Wasser enthalten sind, sondern untersuchte die Eigenschaften ihrer Verbindungen aufs vollständigste, trotzdem daß das Wasser nur außerordentlich kleine Mengen derselben enthält und er aus den 44000 Kilogrammen nur ungefähr 16,5 Gramme der gemischten Chloride erhielt. Es wird deshalb diese Untersuchung stets ein Muster einer classischen Arbeit bleiben und als unvergängliches Denkmal der Geschicklichkeit dieses großen Chemikers dastehen.

Dann wird in einer Tabelle die Analyse von 1000 Theilen Mineralwasser aus Dürkheim und Baden-Baden vorgeführt, in welchem Bunsen die neuen Alkalimetalle Cäsium und Rubidium entdeckte, auch die Art der Ausscheidung dieser Elemente mitgetheilt. In ähnlicher Weise wird uns auch die Auffindung des von Crookes in London entdeckten dritten neuen Elements, Thallium, zur Anschauung gebracht. Sie ereignete sich 1861, und drei Jahre später wurde von den berühmten Professoren Reich und Richter zu Freiberg das vierte neue Metallelement Indium entdeckt. Das Ganze ist allerdings nur in kurzen historischen Grundzügen zur Darstellung gebracht, aber doch so interessant vorgetragen, daß der Leser davon auf das lebhafteste gefesselt wird und fühlt, wie gerade dieser Punkt eine Hauptzierde aller sechs Vorlesungen ausmacht. Nachdem noch von den Lichterscheinungen der Geißler'schen Röhre die Rede gewesen ist, kommt der Verfasser in dieser dritten Vorlesung auf die Anwendung des Kohlenspectrums bei der Bessmer Gußstahlfabrication. Ueber dieses Thema hat er schon früher eine umfassende Arbeit in dem „Manchester Philosophical Magazine“ und in den „Chemical News“ veröffentlicht. Er unzerstückt seinen Vortrag mit einer vortrefflichen Abbildung. Bis dahin und vielfach auch noch jetzt wurde der Zeitpunkt, wo die dabei vorkommende Verbrennung der überflüssigen Kohle ihr Ende erreicht hat, durch einen erfahrenen Arbeiter empirisch festgestellt, während Roscoe dies mit Hilfe des Spectroskops viel sicherer und genauer zu ermitteln weiß:

Die Bessmer Flamme strahlt ein äußerst glänzendes Licht aus und bietet eine der schönsten Verbrennungsercheinungen dar, welche wir kennen. Das Spectrum der Flamme in ihren verschiedenen Phasen zeigt eine große Menge der verschiedenen hellen Linien und dunkeln Absorptionsbänder; die Anzahl der Elemente, welche im Zustande von glühendem Gase vorhanden sind, muß demnach eine große sein. Ich habe die hellen Linien dieses Spectrums mit den Spectren bekannter Stoffe verglichen, und es gelang mir, in der Flamme die Gegenwart von Natrium, Kalium, Lithium, Eisen, Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff nachzuweisen. Im Verlaufe der Operation tritt ein Punkt ein, wo die Kohlenstofflinien auf einmal verschwinden und das Spectrum in ein continuirliches übergeht. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dies der Moment ist, wo der Zufluß von Luft abgesehritten werden muß.

Ob der auf diesem Wege gewonnene Stahl auch noch Schwefel, Phosphor oder Silicium enthalte, läßt sich mit Hilfe der Spectralanalyse nicht nachweisen, da diese Körper nicht als Gase in der Flamme auftreten, sondern entweder im Stahl zurückbleiben, oder in die obenauf

schwimmende Schläde übergehen und daher keine Spectrallinien geben können.

Dieser Vorlesung sind dann noch fünf wissenschaftliche Beiträge beigefügt: 1) „Reaktionen der Rubidium- und Cäsiumverbindungen“; 2) „Zur Geschichte der Spectralanalyse“, von G. Kirchhoff; 3) „Ueber das Spectrum der Bessmer Flamme“, von W. W. Watts; 4) „Continuirliche Spectren gewisser Gase. Verbrennung von Wasserstoff in Sauerstoff unter starkem Drucke“; 5) „Beschreibung der Spectren einfacher Gase und anderer nichtmetallischer Elemente“.

2. Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. Gemeinfaßlich dargestellt von S. Schellen. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Mit 223 Figuren in Holzschnitt, 2 farbigen Spectraltafeln, 2 farbigen Protuberanztafeln, 4 Tafeln des Sonnenspectrums und der Sonnenfinsternisse und 4 Porträts. Braunschweig, Westermann. 1871. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wir treffen hier mit einem uns schon vollkommen bekannten vortrefflichen Werke zusammen. Sein gebiegender Werth ward rasch erkannt. Noch vor Ablauf des Jahres war seine erste Ausgabe vergriffen und von der zweiten die größere Abtheilung veröffentlicht. Was wir voraussehen, hat sich erfüllt, es ist zu einem literarischen Liebling des gebildeten großen Publicums geworden, und wir hoffen mit Sicherheit, daß es sich in dieser Gunst auch ferner erhalten wird, da es einem fühlbar gewordenen Bedürfnis gründlich abhilft und mit seiner ganzen Kraft danach strebt, diese neue wissenschaftliche Errungenschaft zu einem wirklichen Gemeingut aller denkenden Menschen zu machen. Der Gegenstand ist neu, überall noch im Werden begriffen, daher hat der Verfasser es auch nicht unterlassen, bei dieser zweiten Auflage sein Hauptaugenmerk auf die bedeutungsvollsten jüngsten Fortschritte zu richten.

Eine eingehende Besprechung dieser zweiten Auflage ist nicht nöthig, wir beschränken uns nur auf Andeutung einiger Hauptpunkte der Umarbeitung und Vermehrung. Um Platz für die neuesten Forschungen zu gewinnen, sind aus der ersten Abtheilung die Paragraphen 2, 3, 6 über Sauerstoff, Wasserstoff und über das Verbrennen von Kalium und Natrium weggelassen, auch Paragraph 32 der zweiten Abtheilung über Phosphoreszenzfarben ist beseitigt, da dieser Gegenstand die Spectralanalyse nur sehr unwesentlich berührt. Der Verfasser hat übrigens dafür gesorgt, daß die eben erwähnten und auch noch mehrere andere Verkürzungen dem Verständniß des Ganzen keinen Abbruch thun. Aber in Hinsicht der Vermehrung kommt unser Bericht auf ein viel reicheres Feld. Da ist von Browning's automatischem Spectroskop, von Mitscherlich's Spectralböden und Apparaten für andauernde Spectra, von Norton's Vorrichtung für monochromatisches Licht, von neuen Mikrospectroskopen aller Art die Rede. Auch bringt diese zweite Auflage ein Porträt von Fraunhofer, um die Reihe der ersten Begründer der Spectralanalyse im Bilde zu vervollständigen. Und wenn schon die erste Auflage eine besondere Aufmerksamkeit auf die totale Sonnenfinsternis von 1868 gelenkt hat, so versäumt die zweite nicht, auch die in Amerika 1869 beobachtete zu berücksichtigen. Von den hinzugekommenen

1871. 46.

neuen Illustrationen sind ganz vorzugsweise die farbigen Abbildungen der Sonnenprotuberanzen nach Böllner's neuester Beobachtungsmethode sehr lobend zu erwähnen, sie sind in der That wahre Meisterstücke der Kunst, auf denen das Auge nicht anders als mit Wohlgefallen ruhen kann. Natürlich ist die astronomische Zugabe in Worten noch viel reicher als im Bilde ausgefallen, doch wollen wir uns auch in dieser Hinsicht auf ganz kurze Mittheilung beschränken.

Nachdem von Janssen und Lockyer schon 1868 die Möglichkeit aufgefunden war, von den Protuberanzen auch bei unterfinsteter offener Sonne ein Spectrum beobachten zu können, entstand ein starkes Streben danach, diese Protuberanzen unter den genannten Umständen selbst und vollständig erblicken zu können. Huggins, Böllner und Lockyer kamen ziemlich gleichzeitig auf verschiedenen Wegen zum Ziele. Auch trat bald noch Prof. C. A. Young in America hinzu, der sogar höchst interessante Stürme in den Protuberanzbildungen der Sonne beobachtete:

Wie die Meteorologen die Vorgänge in der Atmosphäre der Erde zu verschiedenen Stunden eines jeden Tags aufzeichnen, um aus der Zusammenstellung derselben die Gesetze dieser Erscheinung abzuleiten, so hat sich Respighi, Director der Universitätssternwarte Campidoglio zu Rom, seit dem October 1869 zur Aufgabe gemacht, täglich, wenn die Sonne scheint, den ganzen Sonnenrand und die nächste Umgebung desselben, die Chromosphäre mit ihren Protuberanzen zu beobachten und sowohl die Lage als auch die Höhe und die Form für jeden Tag auf einer geraden Linie, welche den Umkreis des ganzen Sonnenrandes darstellt, aufzuzeichnen. Die Zusammenstellung dieser einzelnen Linien oder Sonnenränder auf einem Netze, welches die Hauptpositionen enthält, gibt dann ein anschauliches Bild über die Vertheilung der Protuberanzen am Sonnenrande und läßt insbesondere leicht erkennen, welche die an Protuberanzen reichsten und ärmsten Gegenden sind.

Es wird dann zugleich auf die bei der Beobachtung benutzten Instrumente und Verfahrensarten speciell hingewiesen. Aus den bisher erreichten Erfahrungsergebnissen ergibt sich, daß an den Polen der Sonnendrehung nur ausnahmsweise Protuberanzen vorkommen, daß dagegen die an diesen Erscheinungen reichste Gegend zwischen Nord und Nordwest nahe bei 45° nördl. Br. ist, also gerade da, wo Sonnenflecke fast niemals zum Vorschein kommen. Daraus folgt, daß die Protuberanzen der Sonne von ihren Flecken ganz verschiedene Erscheinungen sind, daß sie vielmehr mit den sogenannten Sonnensackeln in wahr-scheinlichem Zusammenhange stehen, eine Vermuthung, die auch schon von Gilmann und Lockyer ausgesprochen wurde. Sie haben also mit unserer atmosphärischen Wolkenbildung keine Aehnlichkeit, sodaß sie von Condensationen in der Sonnenatmosphäre nicht herzurühren scheinen.

Sie sind vielmehr Eruptionen aus der Chromosphäre, welche sich in den höhern Regionen häufig ausbreiten, die Form von Blumenbouquets annehmen, theils auf der einen, theils auf der andern Seite umgebogen sind und ebenso rasch, wie sie aufgestiegen sind, wieder auf die Oberfläche der Chromosphäre zurückfallen. Es scheint, daß aus dem Innern der Sonne Wasserstoff-Eruptionen stattfinden; ihre unbegreifliche Geschwindigkeit und ihre Form nöthigen jedoch zu der Annahme einer, entweder von der Masse oder von der Oberfläche der Sonne ausgehenden Repulsivkraft, welche Respighi durch Electricität, Faye aber einfach durch die ungeheueren Glut zu erklären sucht.

Der Verfasser berichtet bei dieser Gelegenheit auch noch, daß es Prof. Young gelungen sei, am 28. Septem-

ber 1870 zum ersten mal bei hellem Sonnenschein die Protuberanzen am Sonnenrande zu photographiren, und theilt auch die wesentlichen Momente des Verfahrens mit. Das sind staunenerregende Thatsachen! Wenn noch vor kaum drei Jahren die Protuberanzen der Sonne nur während der verhältnißmäßig kurzen Dauer einer günstigen totalen Sonnenfinsterniß zu beobachten waren, so grenzt es an das Wunderbare, wenn man hört, daß sich dies räthselhafte Phänomen nun zu jeder Zeit an der offenen Sonne beobachten und sogar photographisch fixiren läßt. Eine große Errungenschaft der Spectralanalyse! Und dennoch ist sie nur erst eine von den vielen astronomischen Leistungen auf diesem jetzt so eifrig erforschten Gebiet. Das vorliegende Werk erstattet eingehend und leichtverständlich über alle diese interessanten Gegenstände Bericht.

Auch ist dieser zweiten Auflage ein sehr ausführlicher Nachweis über die wichtigsten Werke und Abhandlungen der Spectralanalyse beigegeben, welcher von vielen Seiten als eine dankenswerthe Vermehrung betrachtet werden dürfte. Ein specielles Register über das Ganze wäre gewiß auch willkommen gewesen.

3. Naturgeschichte einer Kerze. Von Michael Faraday. Sechs Vorlesungen für die Jugend aus dem Englischen übertragen von E. B. D. Mit 35 Holzschnitten. Berlin, Oppenheim. 1870. 8. 20 Ngr.

Das ist ein sehr interessantes Büchlein, welches schon viele Jahre in England das Nachdenken der reifern Jugend anspornte und nun auch einen ähnlichen Zweck in Deutschland zu verfolgen strebt. Der Inhalt und die ganze Fassung der Schrift besitzen mehr einen allgemeinen populären Charakter, der für jung und alt in jeder gebildeten Familie paßt, als den einer specifischen Jugendschrift. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird davon angezogen und kann nicht eher wieder ablassen, als bis er es ganz gelesen hat. Es ist überall reich an Belehrung, aber zugleich auch sehr originell in der Verbindung und Verflechtung einer großen Fülle chemischer Wahrheiten. Man erkennt in jeder Wendung, in jeder wissenschaftlichen Beziehung den alten bewährten Meister in gründlicher Erforschung der Natur, und ebenso bewundert man das gemüthliche, tief begründete pädagogische und methodologische Talent des großen Verstorbenen. Faraday war während seiner glorreichen Gelehrtenlaufbahn stets darauf bedacht, sein Wissen zum Gemeingut aller Menschen zu machen. Die Gelehrsamkeit, welcher diese humane Tendenz fehlte, hielt er für egoistische Geheimkrämerei, und er war empört, wenn er fand, daß dabei eine düstelhafte Vornehmthuererei im Hintergrunde liege. Er wurde schon in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre, noch als Buchbindergehülfe, Mitglied der City philosophical Society und hielt hier eine Reihe populärer Vorträge, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden. Diese Thätigkeit setzte er auch als Mitglied des königlichen Instituts und der königlichen Societät der Wissenschaften mit ganzer Hingebung fort, und er hat sie eigentlich nie wieder aufgegeben. Dabei bildete nun aber der Vortrag über die Naturgeschichte einer Kerze ein ganz besonderes Lieblingsthema. Er sagte:

Und stände die Wahl nur in meinem Belieben, so möchte

ich dieses Thema wol jedes Jahr zum Ausgang meiner Vorlesungen nehmen, so viel Interessantes, so mannichfache Wege zur Naturbetrachtung im allgemeinen bietet dasselbe dar. Alle im Universum wirkenden Gesetze treten darin zu Tage, oder kommen dabei wenigstens in Betracht, und schwerlich möchte sich ein bequemerer Thor zur Einführung in das Studium der Natur finden lassen.

An seine Zuhörer richtet er dann die Bitte, ihm zu gestatten, daß er wie ein junger Mann zu jungen Leuten sprechen dürfe, er sei dies von früherer Zeit nun einmal gewohnt geworden und könne sich selbst als alter Mann von dieser ihm lieb gewordenen Tonart gar nicht wieder freimachen.

In der ersten Vorlesung ist zunächst kurz von der Fabrication der Kerzen die Rede; dann wird sogleich der Uebergang der Lichtflamme und deren Ernährung durch den Docht mittels der Capillarattraction des flüssigen Fettes gemacht, auch kommen hier schon einige belehrende Fingerzeige über die Form und Schichtung der Licht- und Gasflammen vor.

Die zweite Vorlesung beginnt mit der Untersuchung der Verbrennungsproducte, der Hitze der Flamme und des Einflusses der Luft dabei, bespricht die Grundbedingungen des Leuchtens, kommt auf das Kalklicht und auf das Wasser als Ausgang des Verbrennungsprocesses und läßt dabei erklärende Wort über Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff mit einfließen.

Die dritte Vorlesung knüpft wieder an die Wasserbildung durch die Flamme an, erklärt die verschiedenen Aggregatformen des Wassers und die Zerlegung desselben, und verweilt etwas länger bei dem Wasserstoff sowie bei den erläuternden Andeutungen über die Volta'sche Säule.

In der vierten Vorlesung ist dann ausführlich von der Zerlegung des Wassers durch Electricität und vom Sauerstoff die Rede.

Die fünfte Vorlesung faßt alles wieder zusammen, um nun die Hauptacte der Lichtflamme zum klaren Bewußtsein zu bringen; auch wird jetzt die Rede auf Stickstoff und auf den Luftdruck gebracht, und auf die Kohlen säure als wichtiges Product der Verbrennung hingewiesen.

Die sechste Vorlesung redet ausführlicher von der Kohlen säure und deren Zerlegung und geht dann über zum Athmungsproceß als einer Art der Verbrennung.

Alles steht in einem sehr innigen Zusammenhang und wird durch einfache aber gründlich belehrende Experimente unterstützt. Die genetische Entwicklungsmethode ist consequent beibehalten und gewährt einen ganz besondern Reiz.

Zur Empfehlung des Buchs theilen wir eine Probe aus der sechsten Vorlesung mit, wo nachgewiesen wird, daß der Athmungsproceß genau mit dem Verbrennen der Kohle zu Kohlen säure übereinstimmt, das in den Lungen durch denselben Sauerstoff sich in unmerklicher Entwicklung vollzieht, was nur etwas rascher und mehr wahrnehmbar in der Lichtflamme bewirkt wird. Der Verfasser sagt:

Es wird euch in Erstaunen setzen, wenn ich euch mittheile, welche hohe Gewichtsmengen Kohle bei dieser merkwürdigen Umwandlung in den Lungen verarbeitet werden. Aber schon wenn ihr verächtlich, wie eine kleine Kerze vier bis sieben Stunden brennt und so lange auch fortwährend Kohlen säure entwickelt, werdet ihr eine Ahnung bekommen, daß sich die Menge der

Kohle, welche täglich in Form von Kohlensäure in die Luft aufsteigt, sehr hoch belaufen muß. Welche Masse Kohlensäure muß wol jeder von uns ausathmen! Welch ungeheurer Umsatz in diesem Brennstoff muß in der ganzen Natur, bei aller Verbrennung, aller Oxydation, aller Athmung stattfinden! Ein erwachsener Mann verwandelt in 24 Stunden 7 Unzen Kohle in Kohlensäure; eine Kuh 70 Unzen Kohle, ein Pferd 79 Unzen täglich beim Athmen; das heißt also: das Pferd verbrennt in seinen Lungen in 24 Stunden 79 Unzen Kohle, um während dieser Zeit seine natürliche Wärme zu unterhalten. Alle warmblütigen Thiere entwickeln so ihre Blutwärme, einzig und allein durch Verbrennen der aus den Nahrungstoffen in die Lungen geführten Kohle. Und welcher großartige Einbild ergibt sich daraus in die Vorgänge in unserer Atmosphäre! In London allein werden innerhalb 24 Stunden 548 Tonnen, also 5,000,000 Pfund Kohlensäure bloß durch Athmung entwickelt. Und wo bleibt alle diese Kohlensäure? Sie geht in die Luft. Verhielte sich die Kohle beim Verbrennen ebenso wie Blei oder Eisen — ihr habt gesehen, daß diese feste Oxydationsproducte liefern —, was würde da geschehen? Niemand könnte eine Verbrennung vor sich gehen. Die Kohle aber wird durch die Oxydation zu einem Gas, das sich in die atmosphärische Luft erheben, sich mit ihr vermischen kann und nun von diesem gewaltigen Träger fortgeschafft wird. Was wird nun aus der Kohlensäure? Wahrhaft wunderbar ist es zu sehen, daß dieses

Athmungsproduct, welches uns vorhin so gefährlich erscheinen mußte, als wir seine Unbrauchbarkeit zu fernem Athmen sahen, wundervoll, daß es wiederum zur Lebensquelle einer andern Klasse von Geschöpfen wird: die ganze Pflanzenwelt auf der Erdoberfläche saugt die Kohlensäure als Nahrungstoff ein. Und auch unter der Oberfläche in den großen Wassermassen der Meere und Seen findet derselbe Wechsel statt; die Fische und andere Seethiere athmen im Wasser in eben dieser Weise, wenn auch nicht in unmittelbarer Berührung mit der freien Luft. Seht da meine Goldfische in ihrer Glasugel. Sie ziehen fortwährend das Wasser durch ihre Kiemen hindurch und athmen dabei den Sauerstoff aus der Luft ein, welche das Wasser stets in sich aufnimmt.

So behandelt das Buch alle seine Gegenstände, leicht und natürlich vorgeführt und auf das große Ganze der Natur bezogen, indem es einen aus dem andern entwickelt. Es ist vortrefflich als erste Grundlage der Chemie, für ein tieferes denkendes Eingehen in die erste Begründung dieser Wissenschaft. Und wer überhaupt Lust hat, sich naturwissenschaftlich belehren zu lassen, der wird von der Lektüre des Buchs lebhaft angezogen und auf das angenehmste unterhalten sein. Heinrich Birnbaum.

Colportage-Romane.

1. Marie Antoinette, Frankreichs hingerichtete Königin oder: Oesterreicherin und Französin. Historisch-romantische Geschichte von Ernst Witwall. Berlin, Große. 1870—71. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
2. Kornkister-Geschichten von Jacob Eggenberg. Wien, von Waldheim. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 4 Ngr.
3. Eucracia Borgia, die fürstliche Giftmischerin oder: Die Geheimnisse von Rom. Historischer Roman aus der Zeit Papst Alexander's VI. Nach dem Englischen (?) von Hermann J. Köppen. Berlin, Selbstverlag. 1871. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
4. Die Helbin von St. Rémy. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Kriegs 1870, von Antonio Machiavelli. Berlin, Heidemann u. Comp. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
5. Ein Pfaffenleben. (Abraham a Sancta Clara.) Historischer Volksroman von Friedrich Kaiser. Wien, von Waldheim. 1871. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.
6. Friedrich der Große. Romantisches Lebensbild von Ernst Witwall. Berlin, Große. 1871. Gr. 8. In Heften zu 4 Ngr.
7. Eugenie von Montijo auf dem Throne Frankreichs. Historisch-romantische Zeitgemälde von Albert Rogge. Berlin, Heidemann u. Comp. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
8. Pius IX. und seine Zeit. Historischer Roman von Karl Stugan. Troppan, Kold. 1869—71. Gr. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.
9. Ham und Sedan oder ein Thron auf Leichen. Großer historisch-politischer Roman aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart von Michael Bürger. Wien, Wendt. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 4 Ngr.
10. Der Tambour von Würth. Historische Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege von Karl Tornow. Berlin, Freitag. 1870—71. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
11. Der Grenadier von Weissenburg oder Deutschlands Niesenkampf für Einheit und Kaiserkrone. Historischer Roman nach wahren Begebenheiten aus dem deutsch-französischen

- Kriege von 1870—71 von Robert Neumann. Berlin, Sacco Nachfolger. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
12. Galante Geschichten. Wien, von Waldheim. 1871. 8. In Heften zu 5 Ngr.
13. Deutsche Fahnenweihe oder Napoleon's letzte Stunde. Berlin, Köhling. 1870.
14. Der Gefangene von Sedan oder Erlebnisse eines fürstlichen Abenteurers. Von A. Kode. München, Wagner. 1871. Gr. 8. In Heften zu 3½ Ngr.
15. Köchin und Gräfin oder der Fluch eines Testaments. Nach einer wahren Begebenheit von Robert Neumann. Berlin, Köppen. 1871.

Nur mit Unrecht würde man der Redaction d. Bl. einen Vorwurf daraus machen, daß sie auch den Lieferungsroman einer Berichterstattung würdigt. Gehört er doch zur Romanliteratur wie die Dänkefängerei zur Poesie, und befriedigt er doch nachweisbarer Art ein Bedürfnis. Der Nachweis wird nämlich zu vollem Genüge durch den Umstand geliefert, daß diese Waare ihre Käufer findet. Papierhändler, Drucker, Verleger und Verfasser, resp. Verfertiger und Zurechtmacher — sie alle finden ihre Rechnung bei der Cultur dieser Literatur-Abart, und noch ein Stand, der Stand der Colporteurs oder fliegenden Buchhändler. Muß ein Handelsartikel, der so viele Personen ernährt, nicht respectirt werden, selbst für den Fall, daß der Verfertiger sich auch mit Druck, Verlag und Colportage befaßt? Im Buchstaben gekauft oder gar bestellt werden diese Werke, wie namhafte Sortimenter uns versicherten, nur äußerst selten, dagegen liegen sie wol in den Bücherläden der Eisenbahnstationen aus. Der eigentliche Vertrieb geschieht aber durch Colporteurs, welche dem wirklichen Marktbedürfnisse in Dorf und Stadt nachspüren und demgemäß die Waare besorgen.

ber 1870 zum ersten mal bei hellem Sonnenschein die Protuberanzen am Sonnenrande zu photographiren, und theilt auch die wesentlichen Momente des Verfahrens mit. Das sind staunenerregende Thatsachen! Wenn noch vor kaum drei Jahren die Protuberanzen der Sonne nur während der verhältnißmäßig kurzen Dauer einer günstigen totalen Sonnenfinsterniß zu beobachten waren, so grenzt es an das Wunderbare, wenn man hört, daß sich dies räthselhafte Phänomen nun zu jeder Zeit an der offenen Sonne beobachten und sogar photographisch fixiren läßt. Eine große Errungenschaft der Spectralanalyse! Und dennoch ist sie nur erst eine von den vielen astronomischen Leistungen auf diesem jetzt so eifrig erforschten Gebiet. Das vorliegende Werk erstattet eingehend und leichtverständlich über alle diese interessanten Gegenstände Bericht.

Auch ist dieser zweiten Auflage ein sehr ausführlicher Nachweis über die wichtigsten Werke und Abhandlungen der Spectralanalyse beigegeben, welcher von vielen Seiten als eine dankenswerthe Vermehrung betrachtet werden dürfte. Ein specielles Register über das Ganze wäre gewiß auch willkommen gewesen.

3. Naturgeschichte einer Kerze. Von Michael Faraday. Sechs Vorlesungen für die Jugend aus dem Englischen übertragen von Fübcke. Mit 35 Holzschnitten. Berlin, Oppenheim. 1870. 8. 20 Ngr.

Das ist ein sehr interessantes Büchlein, welches schon viele Jahre in England das Nachdenken der reifern Jugend anspornte und nun auch einen ähnlichen Zweck in Deutschland zu verfolgen strebt. Der Inhalt und die ganze Fassung der Schrift besitzen mehr einen allgemeinen populären Charakter, der für jung und alt in jeder gebildeten Familie paßt, als den einer specifischen Jugendschrift. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird davon angezogen und kann nicht eher wieder ablassen, als bis er es ganz gelesen hat. Es ist überall reich an Belehrung, aber zugleich auch sehr originell in der Verbindung und Verflechtung einer großen Fülle chemischer Wahrheiten. Man erkennt in jeder Wendung, in jeder wissenschaftlichen Beziehung den alten bewährten Meister in gründlicher Erforschung der Natur, und ebenso bewundert man das gemüthliche, tief begründete pädagogische und methodologische Talent des großen Verstorbenen. Faraday war während seiner glorreichen Gelehrtenlaufbahn stets darauf bedacht, sein Wissen zum Gemeingut aller Menschen zu machen. Die Gelehrsamkeit, welcher diese humane Tendenz fehlte, hielt er für egoistische Geheimkrämerei, und er war empört, wenn er fand, daß dabei eine düntelhafte Vornehmthuererei im Hintergrunde liege. Er wurde schon in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre, noch als Buchbindergehülfe, Mitglied der City philosophical Society und hielt hier eine Reihe populärer Vorträge, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden. Diese Thätigkeit setzte er auch als Mitglied des königlichen Instituts und der königlichen Societät der Wissenschaften mit ganzer Hingebung fort, und er hat sie eigentlich nie wieder aufgegeben. Dabei bildete nun aber der Vortrag über die Naturgeschichte einer Kerze ein ganz besonderes Lieblingssthema. Er sagte:

Und stände die Wahl nur in meinem Belieben, so möchte

ich dieses Thema wol jedes Jahr zum Ausgang meiner Vorlesungen nehmen, so viel Interessantes, so mannichfache Wege zur Naturbetrachtung im allgemeinen bietet dasselbe dar. Alle im Universum wirkenden Geseze treten darin zu Tage, oder kommen dabei wenigstens in Betracht, und schwerlich möchte sich ein bequemerer Thor zur Einführung in das Studium der Natur finden lassen.

An seine Zuhörer richtet er dann die Bitte, ihm zu gestatten, daß er wie ein junger Mann zu jungen Leuten sprechen dürfe, er sei dies von früherer Zeit nun einmal gewohnt geworden und könne sich selbst als alter Mann von dieser ihm lieb gewordenen Tonart gar nicht wieder freimachen.

In der ersten Vorlesung ist zunächst kurz von der Fabrication der Kerzen die Rede; dann wird sogleich der Uebergang der Lichtflamme und deren Ernährung durch den Docht mittels der Capillarattraction des flüssigen Fetts gemacht, auch kommen hier schon einige belehrende Fingerzeige über die Form und Schichtung der Licht- und Gasflammen vor.

Die zweite Vorlesung beginnt mit der Untersuchung der Verbrennungsproducte, der Hitze der Flamme und des Einflusses der Luft dabei, bespricht die Grundbedingungen des Leuchtens, kommt auf das Kallicht und auf das Wasser als Ausgang des Verbrennungsprocesses und läßt dabei erklärende Wort über Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff mit einfließen.

Die dritte Vorlesung knüpft wieder an die Wasserbildung durch die Flamme an, erklärt die verschiedenen Aggregatformen des Wassers und die Zerlegung desselben, und verweilt etwas länger bei dem Wasserstoff sowie bei den erläuternden Andeutungen über die Volta'sche Säule.

In der vierten Vorlesung ist dann ausführlich von der Zerlegung des Wassers durch Electricität und vom Sauerstoff die Rede.

Die fünfte Vorlesung faßt alles wieder zusammen, um nun die Hauptacte der Lichtflamme zum klaren Bewußtsein zu bringen; auch wird jetzt die Rede auf Stickstoff und auf den Luftdruck gebracht, und auf die Kohlen säure als wichtiges Product der Verbrennung hingewiesen.

Die sechste Vorlesung redet ausführlicher von der Kohlen säure und deren Zerlegung und geht dann über zum Athmungsproceß als einer Art der Verbrennung.

Alles steht in einem sehr innigen Zusammenhang und wird durch einfache aber gründlich belehrende Experimente unterstützt. Die genetische Entwicklungsmethode ist consequent beibehalten und gewährt einen ganz besondern Reiz.

Zur Empfehlung des Buchs theilen wir eine Probe aus der sechsten Vorlesung mit, wo nachgewiesen wird, daß der Athmungsproceß genau mit dem Verbrennen der Kohle zu Kohlen säure übereinstimmt, das in den Lungen durch denselben Sauerstoff sich in unmerklicher Entwicklung vollzieht, was nur etwas rascher und mehr wahrnehmbar in der Lichtflamme bewirkt wird. Der Verfasser sagt:

Es wird euch in Erstaunen setzen, wenn ich euch mittheile, welch hohe Gewichtsmengen Kohle bei dieser merkwürdigen Umwandlung in den Lungen verarbeitet werden. Aber schon wenn ihr berücksichtigt, wie eine kleine Kerze vier bis sieben Stunden brennt und so lange auch fortwährend Kohlen säure entwickelt, werdet ihr eine Ahnung bekommen, daß sich die Menge der

Kohle, welche täglich in Form von Kohlensäure in die Luft aufsteigt, sehr hoch belaufen muß. Welche Masse Kohlensäure muß wol jeder von uns ausathmen! Welch ungeheurer Umsatz in diesem Brennstoff muß in der ganzen Natur, bei aller Verbrennung, aller Oxydation, aller Athmung stattfinden! Ein erwachsener Mann verwandelt in 24 Stunden 7 Unzen Kohle in Kohlensäure; eine Kuh 70 Unzen Kohle, ein Pferd 79 Unzen täglich beim Athmen; das heißt also: das Pferd verbrennt in seinen Lungen in 24 Stunden 79 Unzen Kohle, um während dieser Zeit seine natürliche Wärme zu unterhalten. Alle warmblütigen Thiere entwickeln so ihre Blutwärme, einzig und allein durch Verbrennen der aus den Nahrungstoffen in die Lungen geführten Kohle. Und welcher großartige Einbild ergibt sich daraus in die Vorgänge in unserer Atmosphäre! In London allein werden innerhalb 24 Stunden 548 Tonnen, also 5,000,000 Pfund Kohlensäure bloß durch Athmung entwickelt. Und wo bleibt alle diese Kohlensäure? Sie geht in die Luft. Verhielte sich die Kohle beim Verbrennen ebenso wie Blei oder Eisen — ihr habt gesehen, daß diese feste Oxydationsproducte liefern —, was würde da geschehen? Niemals könnte eine Verbrennung vor sich gehen. Die Kohle aber wird durch die Oxydation zu einem Gas, das sich in die atmosphärische Luft erheben, sich mit ihr vermischen kann und nun von diesem gewaltigen Träger fortgeschafft wird. Was wird nun aus der Kohlensäure? Wahrhaft wunderbar ist es zu sehen, daß dieses

Athmungsproduct, welches uns vorhin so gefährlich erscheinen mußte, als wir seine Unbrauchbarkeit zu fernern Athmen sahen, wundervoll, daß es wiederum zur Lebensquelle einer andern Klasse von Geschöpfen wird: die ganze Pflanzenwelt auf der Erdoberfläche saugt die Kohlensäure als Nahrungstoff ein. Und auch unter der Oberfläche in den großen Wassermassen der Meere und Seen findet derselbe Wechsel statt; die Fische und andere Seethiere athmen im Wasser in eben dieser Weise, wenn auch nicht in unmittelbarer Berührung mit der freien Luft. Seht da meine Goldfische in ihrer Glaszugel. Sie ziehen fortwährend das Wasser durch ihre Kiemen hindurch und athmen dabei den Sauerstoff aus der Luft ein, welche das Wasser stets in sich aufnimmt.

So behandelt das Buch alle seine Gegenstände, leicht und natürlich vorgeführt und auf das große Ganze der Natur bezogen, indem es einen aus dem andern entwickelt. Es ist vortrefflich als erste Grundlage der Chemie, für ein tieferes denkendes Eingehen in die erste Begründung dieser Wissenschaft. Und wer überhaupt Lust hat, sich naturwissenschaftlich belehren zu lassen, der wird von der Lectüre des Buchs lebhaft angezogen und auf das angenehmste unterhalten sein. Heinrich Birnbaum.

Colportage-Romane.

1. Marie Antoinette, Frankreichs hingerichtete Königin oder: Oesterreicherin und Französin. Historisch-romantische Geschichte von Ernst Pitawall. Berlin, Große. 1870—71. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
2. Tornister-Geschichten von Jacob Eggenberg. Wien, von Waldheim. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 4 Ngr.
3. Lucretia Borgia, die päpstliche Giftmischerin oder: Die Geheimnisse von Rom. Historischer Roman aus der Zeit Papp Alexander's VI. Nach dem Englischen (?) von Hermann J. Köppen. Berlin, Selbstverlag. 1871. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
4. Die Heldin von St.-Rémy. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Kriegs 1870, von Antonio Machiavelli. Berlin, Heidemann u. Comp. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
5. Ein Pfaffenleben. (Abraham a Sancta Clara.) Historischer Volkroman von Friedrich Kaiser. Wien, von Waldheim. 1871. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.
6. Friedrich der Große. Romantisches Lebensbild von Ernst Pitawall. Berlin, Große. 1871. Gr. 8. In Heften zu 4 Ngr.
7. Eugenie von Montijo auf dem Throne Frankreichs. Historisch-romantisches Zeitgemälde von Albert Rogge. Berlin, Heidemann u. Comp. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
8. Pius IX. und seine Zeit. Historischer Roman von Karl Stugan. Troppan, Kold. 1869—71. Gr. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.
9. Ham und Sedan oder ein Thron auf Leichen. Großer historisch-politischer Roman aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart von Michael Bürger. Wien, Wenebitt. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 4 Ngr.
10. Der Tambour von Württh. Historische Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege von Karl Tornow. Berlin, Freitag. 1870—71. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
11. Der Grenadier von Weissenburg oder Deutschlands Kienkampf für Einheit und Kaiserkrone. Historischer Roman nach wahren Begebenheiten aus dem deutsch-französischen

- Kriege von 1870—71 von Robert Neumann. Berlin, Sacco Nachfolger. 1871. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.
12. Galante Geschichten. Wien, von Waldheim. 1871. 8. In Heften zu 5 Ngr.
13. Deutsche Fahnenweihe oder Napoleon's letzte Stunde. Berlin, Nöhring. 1870.
14. Der Gefangene von Sedan oder Erlebnisse eines kaiserlichen Abenteurers. Von A. Rode. München, Wagner. 1871. Gr. 8. In Heften zu 3 1/2 Ngr.
15. Köchin und Gräfin oder der Fluch eines Testaments. Nach einer wahren Begebenheit von Robert Neumann. Berlin, Köppen. 1871.

Nur mit Unrecht würde man der Redaction d. Bl. einen Vorwurf daraus machen, daß sie auch den Lieferungsroman einer Berichterstattung würdigt. Gehört er doch zur Romanliteratur wie die Hänkefängerei zur Poesie, und befriedigt er doch nachweisbarer Art ein Bedürfniß. Der Nachweis wird nämlich zu vollem Genüge durch den Umstand geliefert, daß diese Waare ihre Käufer findet. Papierhändler, Drucker, Verleger und Verfasser, resp. Fertigter und Zurechtmacher — sie alle finden ihre Rechnung bei der Cultur dieser Literatur-Abart, und noch ein Stand, der Stand der Colporteurs oder fliegenden Buchhändler. Muß ein Handelsartikel, der so viele Personen ernährt, nicht respectirt werden, selbst für den Fall, daß der Fertiger sich auch mit Druck, Verlag und Colportage befaßt? Im Buchladen gekauft oder gar bestellt werden diese Werke, wie namhafte Sortimenter uns verächtlichen, nur äußerst selten, dagegen liegen sie wol in den Büchereien der Eisenbahnstationen aus. Der eigentliche Vertrieb geschieht aber durch Colporteurs, welche dem wirklichen Marktbedürfnisse in Dorf und Stadt nachspüren und demgemäß die Waare besorgen.

Man muß Gelegenheit genommen haben diese Herren zu studiren, die mit Kammerjägern, Militärenträgern und Bänkefängern auf einer Bildungs- und Geschäftsstufe stehen. Außer unsern Lieferungsromanen (1—15!) bieten sie fromme Bücher, Gebet- und Gesangbücher feil, und mit diesem Artikel beginnen sie ihr Tagewerk, am liebsten bei irgendeinem einflußreichen Kaplan, der ihnen wol noch einen Empfehlungsbrief oder gar einen Boten mitgibt, weshalb denn auch an dieser Literatur nach der Aussage vieler Colporteur im großen und ganzen das meiste herausgeschlagen wird, und, wohlverstanden! baar Geld. Beschlossen wird dann das Tagewerk abends in den Kneipen mit dem verstopften Feilbieten unzüchtiger Bilder und Feste.

Kein aus Erwerbsinteressen werden die Lieferungsromane geschrieben und vertrieben, und sie finden um so leichter ihr Publikum, als ihre Gegenstände, wie man aus den Titeln ersieht, aus der Tagesgeschichte genommen zu werden pflegen, und weil der Kleinbürger und Bauer glaubt, was der Colporteur ihm weismacht: daß er über den letzten Krieg, über „Napoleon, den Schußtergesellen“, nirgendwo bessere und zuverlässigere Nachrichten einziehen könne. Wir haben erlebt, daß ein guter dummer Bauernabe, der den Zug nach Frankreich mitgemacht und irgendwo im Lazareth einen betreffenden Lieferungsroman gelesen hatte — denn was erfährt der Soldat, der den Krieg ausführt, vom Kriege? — diese so gewonnene Weisheit als Selbsterlebtes und Verbürgtes zu Markte trug, d. h. abends im Bierhause erzählte und in mehreren Gemeinden ein berühmter Mann und besonderer Kriegsheld wurde. Es ist gewiß wahr, was ein Veteran 1863 erklärte: Wer nicht gut zu lügen versteht, kann aus dem Kriege nicht viel berichten. Und da nun zum Lügen ein gewisser Erfindungsgeist, resp. das Talent, Reminiscenzen zu arrangiren und zu componiren, gehört, so wird dem Mangel bei der mehr oder weniger stupiden Menge, die erzählen und hören will, durch diese Literatur abgeholfen. Der Absatz soll ganz enorm sein, überall finden sich diese Feste zerstreut, die meist durchgehends so pitant gehalten sind, daß sie auch jedes für sich gelesen werden

können. Wer einmal in einer Dorfschenke festgeredet ist und nach Unterhaltungslektüre gefragt hat, erhielt sicher ein oder mehrere solcher Feste und daraus den Eindruck, wie sie sämmtlich verfaßt sind: trivial, aber glatt geschrieben, viel Dialog, Grafen und Fürsten neben braven und listigen Soldaten, tugendhafte neben lieberlichen Frauenzimmern, viel anekdotisch aufgepusteter Patriotismus, mitunter etwas Historie und — ebenso viel Prophetie. Wollte doch ein Verleger und Verfertiger von solcherlei Festen einmal alles Ernstes glauben machen, er werde von Bismarck zur Audienz gelassen und erhalte von ihm seine Inspirationen. „Bismarck sei ein zu kluger Mann“, hieß es, „um nicht auch diesen Weg, das Volk mit seinen Ideen und Absichten zu erfüllen, gern zu benutzen.“

Hand in Hand mit dieser literarischen geht die artistische Industrie, und meist werden mit der Schlußlieferung Prämien von sogenannten Kunstblättern vertheilt. Wie es aber um diese „Kunstblätter“ meistens bestellt ist, belehrt uns eine Enthüllung im Buchhändlerbörsenblatte, die wir zum Schluß unsers Berichts dem geduldigen Leser als Prämie vollständig mittheilen wollen:

Im Verlage von L. J. Heymann in Berlin erscheint das „berühmte“ Werk des „berühmten Kranke“: „Die bleiche Frau von Mainz“, und ein Freund der Colportage versichert in Nr. 3 des „Centralblattes für die Colportage“, daß „an diesem zauberischen Werke auch der böswilligste Reider nichts anzusetzen wüßte“! Zu diesem berühmten Werke gibt es nun zwei Prämien (sogenannte „Kunstblätter“), deren erste die Schlacht bei Mars-la-Tour vorstellen soll. Merkwürdigerweise ist dies dieselbe Prämie, welche vor einigen Jahren Hr. Heymann als „Schlacht von Königgrätz“ zu den „Helben der Handnabel“ zugab; nur sind aus den Oesterreichern vermittelt einiger „Henri-quatres“ und ungeheurer Epauletten Mitglieder der grande nation entstanden, während sich auf eine ebenso einfache wie sinnreiche Art aus einer Oesterreichischen Kanone eine Mi-trailleuse entwickelt hat. Das ist gewiß curios genug, das Beste aber dabei ist, daß mitten im Schlachtgewühle, mitten zwischen Franzosen und Preußen sich noch drei Oesterreicher herumzuschlagen. — Jedenfalls ist dieses „zauberisch schöne Kunstblatt“ eine würdige Prämie zu dem berühmten Werke des berühmten Kranke — die Handlungsweise des Hrn. L. J. Heymann aber mehr wie natü.

Die Belagerung von Paris.

Tagebuch während der Belagerung von Paris von Henry Labouchère. Deutsche autorisirte Ausgabe. Leipzig, Löwe. 1871. 8. 1 Thlr.

Man wird sich noch mit Vergnügen der anziehenden Berichte erinnern, die Henry Labouchère während der Belagerung aus Paris an die „Daily News“ sandte. Es waren fast die einzigen zuverlässigen und ausführlichen Nachrichten, welche wir über die Zustände in der belagerten „Hauptstadt der Civilisation“ erhielten. Sie waren zudem geistvoll geschrieben, und die vielen charakteristischen und mit einem gewissen gesunden Humor erzählten Einzelheiten von dem dortigen Leben und Treiben gewährten eine angenehme Abwechslung zu dem „Nichts Neues vor Paris“ des Herrn von Pöbbecke. Der londoner Verleger hat

Henry Labouchère nach dem Ende des Kriegs, diese Briefe gesammelt herauszugeben, und der Verfasser hat diesem Wunsche willfahrt, ohne die einzelnen Artikel noch einer besondern Durchsicht oder Verbesserung zu unterziehen; nur einige wenige Briefe, die verspätet anlangten und deshalb in den „Daily News“ keine Aufnahme mehr finden konnten, sind hinzugekommen. Die deutsche Uebersetzung ist correct und fließend und kann der Theilnahme unsers Publikums sicher sein.

Henry Labouchère verhehlt sich nicht, daß eine Sammlung seiner Briefe einen weniger guten Eindruck machen werde, als jeder einzelne zur Zeit seines Erscheinens. Es kann in der That nicht ausbleiben, daß sich manche Wiederholung findet, manche Auseinandersetzung, die nur

ein ephemeres Interesse hatte, vor allem manches schiefe und ungerechtfertigte Urtheil, welches der Verfasser selbst später berichtigt haben würde, wenn es ihm den sich drängenden Ereignissen gegenüber als der Mühe werth erschienen wäre. Aber auf der andern Seite verleihen gerade diese Umstände der Sammlung wieder einen besondern Werth für denjenigen, welcher sich die wechselnden Stimmungen jener Tage zurückzurufen wünscht.

Es lag ursprünglich in der Absicht Labouchère's, Paris noch vor der Einschließung zu verlassen; er säumte zu lange und sah sich in der Stadt gefangen. Er ergriff die beste Partie, welche ihm unter solchen Umständen übrigblieb, nämlich das weltgeschichtliche Schauspiel, das sich unter seinen Augen vollzog, sorgfältig zu beobachten. Er sowenig wie irgendjemand in Deutschland oder überhaupt irgendein Nichtfranzose glaubte an eine lange Dauer der Belagerung, er hoffte, in wenigen Wochen auf die eine oder die andere Weise befreit zu werden. Es wäre ihm und vielen tausend Parisern gewiß ein unerträglicher Gedanke gewesen, wenn sie gewußt hätten, wie lange die Belagerung dauern würde, wie sich auf der andern Seite nicht verhehlen läßt, daß mancher in Deutschland vor einer Fortsetzung des Kriegs zurückgeschreckt wäre, wenn er den langen Kampf um das moderne Ilion und die Schrecken des Winterfeldzugs hätte ahnen können.

Daß Labouchère irgendeinen bestimmten Parteistandpunkt in dem großen Kampfe eingenommen, läßt sich kaum behaupten. Er wünscht zwar einigemal den Franzosen den Sieg und der deutschen Armee das Schicksal Sancherib's; allein dies sind lediglich Gefühle, wie sie durch ein Gemisch von physischen und geistigen Einflüssen bei jedem hervorgerufen werden, der mit einer großen Menge Menschen gemeinsam zu handeln oder zu dulden gezwungen ist. Sein Verstand ließ ihn die Erfolglosigkeit des französischen Widerstandes von vornherein erkennen, ja sie erschien ihm fast noch größer als sie wirklich war oder hätte sein können, er sah zu deutlich ein, wie tief die Belagerten an materiellen Mitteln, an Intelligenz und Thakraft unter den Belagern standen, und er wurde von den fortwährenden Rodomontaden der Pariser zu sehr angewidert, als daß er ein Herz für ihre Sache hätte haben können. Den Deutschen wurde er aber dadurch nicht günstiger gestimmt. Er erklärt es für eine Aufgabe der englischen Politik, die Zerstückelung Frankreichs zu verhindern, und ist insbesondere auf die Preußen ihrer „ungefälligen Gemüthsart“ wegen schlecht zu sprechen. Was soll man gar zu einer Auslassung wie der folgenden sagen?

Der Krieg ist für die Deutschen ein Geschäft. Wenn eine Nation besiegt wird, so haben sie kein sentimentales Mitleid mit ihr, sondern beuten dieselbe aus. Wie die Elefanten, die einen Baum andreißen und eine Nadel aufheben können, erobern sie eine Provinz und leeren eine Tasche. Sobald ein Deutscher in ein Zimmer einquartiert ist, verlangt er eine Kiste und etwas Stroh. Dann packt er sorgfältig und behutsam die Uhr auf dem Kaminsims und alle andern kleinen Zierathen, die ihm unter die Hände kommen, ein und adressirt sie, während bei der Erinnerung an seine ferne Familie eine Thräne in seinem Auge glänzt, entweder an seine Mutter oder an sein Weib oder an seine Braut. Vergebens protestirt der Eigenthümer. Der philosophische Krieger spricht sich in Bezug auf die Schrecknisse des Kriegs in der edelsten Weise aus, erklärt,

die Franzosen wüßten die Segnungen des Friedens nicht genügend zu schätzen und er sei eins der demüthigen Werkzeuge, deren Mission es sei, ihnen diese Segnungen klar zu machen. Dann zieht er die Klingel und befehlt seinem Wartschen, die Kiste fortzuschaffen. Den Butler und seine Neuenländer in Neuorleans hätten von diesen alles verzehrenden Heuschrecken manches lernen können. Nichts entgeht ihnen. Sie haben lange Stäbe, welche sie in die Erde stoßen, um zu sehen, ob etwas Werthvolles in den Gärten vergraben ist. Zuweilen confisciren sie ein Haus und verkaufen es dann wieder an den Eigenthümer. Zuweilen fahren sie die Möbel fort. Für Pianos sind sie ganz besonders eingenommen. Wenn sie eins sehen, so setzen sie sich erst daran, spielen einige sentimentale Piècen darauf, gehen dann fort, holen einen Wagen, und Pianist und Instrument verschwinden gleichzeitig. Nachdem sie den ganzen Tag gekämpft, nehmen sie ihren gefallenen Feinden alle werthvollen Gegenstände ab und freuen sich, wenn sie das Schlachtfeld verlassen, ebenso sehr darüber, daß sie für das Vaterland einen großen Sieg erfochten, als darüber, daß sie einem der Feinde des Vaterlandes die Uhr abgenommen haben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß namentlich in den letzten Monaten des Kriegs auch auf deutscher Seite manches vorgekommen ist, das man um der Ehre der Nation willen ungeschehen wünschen möchte, aber solche allgemeine Urtheile richten sich selbst.

Da also der Verfasser mit keiner der beiden kämpfenden Parteien recht sympathisirte, so hat er seine Schilderungen in das Gewand des Humors gekleidet. Dieser Humor ist oft ein recht glücklicher, und die Vorkommnisse im Innern der Stadt geben dem unbetheiligten Beobachter nothwendig oft genug Veranlassung zum Lächeln; zuweilen aber nimmt er die Form jenes eigenthümlichen sneer an, womit die Briten — freilich früher mehr als jetzt — so häufig auf continentale Verhältnisse herabsehen. Doch ist anzuerkennen, daß dieser in Hohn umschlagende Humor auch gelegentlich den eigenen Landesleuten des Verfassers gegenüber in Anwendung kommt, die mit ihrem „civis Romanus sum“ einen Freipaß durch die ganze Welt zu haben glauben.

Das Gesammturtheil über die Belagerung ist in dem Briefe vom 31. Januar 1871 zusammengefaßt:

Einerseits haben die Pariser eine gewaltige Armee weit länger in Schach gehalten, als man erwartet hatte, andererseits aber ist jeder Ausfall, den sie unternommen, erfolglos geblieben und jeder Versuch, das Näherücken der Belagerer aufzuhalten, fehlgeschlagen. Sie haben ihre Lebensmittelvorräthe immer mehr zusammenschmelzen lassen, bis sie sich gezwungen gesehen haben, zu capituliren, ohne daß ihre Vertheidigungswerke erkürrt und ihre Kanonen zum Schweigen gebracht worden wären. Der General beklagt sich über seine Soldaten, die Soldaten beklagen sich über ihren General, und auf beiden Seiten hat man Grund dazu. Trochu ist kein Todleben. Seine besten Freunde schildern ihn als eine Art militärischen Hamlet, der gut zu sprechen versteht, aber im Handeln schwach und unentschlossen ist. Allerdings war seine Aufgabe als Commandant auch eine sehr schwierige. Als die Belagerung begann, hatte er keine Armee, und als diese gebildet war, sah sie sich von so starken Erdwerken und Redouten eingeschlossen, daß selbst bessere Soldaten nicht im Stande gewesen sein würden, sie zu nehmen. Als Staatsmann war er niemals Meister der Situation. Er folgte der öffentlichen Meinung mehr, als daß er dieselbe geleitet hätte, und vergaß alles andere über der Furcht, einer Bevölkerung zu misfallen, welche, selbst in ruhigen Zeiten, mit einer eisernen Ruthe regiert werden muß. Hierzulande ist der Erfolg der Maßstab der Fähigkeit, und der arme Trochu ist jetzt politisch so todt, als ob er niemals gelebt hätte. Seine Feinde nennen ihn einen Verräther; seine Freunde vertheidigen

ihn gegen diese Beschuldigung dadurch, daß sie sagen, er sei bloß ein eitler Narr.

Im allgemeinen ist es nicht die Absicht Labouchère's gewesen, ausführliche Berichte oder Kritiken über die politischen und militärischen Vorgänge zu liefern, sondern das Volksleben in dem belagerten Paris zu schildern, und das ist es eben, was seinen Briefen ihren dauernden Werth gibt. Wir sehen den großen patriotischen Aufschwung abwechseln mit tiefer Niedergeschlagenheit, wir verfolgen die Lebensmittelfrage in ihrer allmählichen Entwicklung und ihren Einfluß auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung, wir lernen das Straßenleben kennen, die ungestörte Festfreude am Sonntag, die tiefe Stille bei Nacht, den Epicier in Uniform hinter seinem Ladentisch, den petit crevé als militärischen Dandy; wir werden in das Treiben der Nationalgarde, der Mobilen und der Seelen auf ihren Posten und in ihren Forts eingeführt; auch eine Schilderung der Clubs und der Volksversammlungen fehlt nicht. Nicht am wenigsten interessant sind die wahnsinnigen Gerüchte, wie sie sich mit einer gewissen Nothwendigkeit in einer großen Stadt ausbilden, welche von der übrigen Welt vollkommen abgeschnitten ist, und die in diesem Falle noch vermehrt wurden durch die Lügenhaftigkeit einer Presse, welche in Folge zwanzigjähriger Corruption an Erbärmlichkeit ihresgleichen nicht hat. Auch die furchtbaren Ereignisse, die später erfolgen sollten, wer-

fen hier und da ihre Schatten voraus: die Miethfrage drängt sich mehrmals in den Vordergrund, die Niederlegung der Vendôme-Säule ist ein ernsthaft behandeltes Thema, die Internationale tritt einige Male hervor, und wiederholt ist von der Absicht der Belleviller die Rede, bei einer Erstürmung von Paris eher die Stadt in die Luft zu sprengen, als sich zu ergeben. Im allgemeinen ist Labouchère bei weitem mehr von den Arbeitern eingenommen als von den „Bourgeois“, und daß die ersten mehr persönlichen Muth besaßen, haben die nachfolgenden Kämpfe allerdings bewiesen. Vor allem aber scheint ihm die Haltung der Frauen Lob zu verdienen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Briefe und die gelegentlichen Andeutungen, die sie geben, nicht den Werth beanspruchen können, wie z. B. die systematische Studie über die nationalökonomische Seite der Belagerung von Maurice Bloch.

Wir können schließlich nicht umhin, noch auf die günstige Lage des britischen Journalisten aufmerksam zu machen: auf die Unterstützung, die ihm überall von seiner Gesandtschaft zu Theil wird und auf die freie Kritik der Handlungen britischer Diplomaten, die er sich erlauben darf, ohne dadurch irgendwie seine Stellung zu gefährden. Wenn die äußern Verhältnisse der englischen Correspondenten dieselben wären wie die der deutschen, würden sie wahrscheinlich auch keine bessern Artikel schreiben als diese.

Feuilleton.

Notizen.

Von der „Deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts, literarhistorisch und kritisch dargestellt“, von dem Herausgeber d. Bl., erscheint eine dritte vermehrte und verbesserte Auflage, von welcher die erste Lieferung vorliegt (Breslau, Trewendt, 1871). Das Werk hat in seinem Plan ebenso wenig eine Veränderung erlitten, als es dem Verfasser nöthig schien, in seinen Grundanschauungen von den Aufgaben unserer Literatur und von der Bedeutung der einzelnen Schriftsteller eine wesentliche Umwandlung eintreten zu lassen. Nach wie vor erkennt er die Aufgabe der modernen Poesie darin, dem Genius des Jahrhunderts in ihren Schöpfungen dichterisches Fleisch und Blut zu geben, und sowohl nach der instinctiven und bewußten Erfassung dieses Ziels, als auch nach der Energie der ursprünglichen Anlage, deren Gewicht sich durch kein Raisonnement hinwegwägen läßt, mißt er die Bedeutung der einzelnen Schriftsteller. Die neue Auflage ist durch zahlreiche biographische Einfügungen und bibliographische Notizen vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden. Von der Uebersetzung ausgehend, daß ein derartiges der Gegenwart und nächsten Vergangenheit gewidmetes Werk in seinen Urtheilen unmöglich den Stempel der Unfehlbarkeit tragen, am wenigsten aber nach eigenem Gutdünken etwa namhafte Schriftsteller deshalb aus seinem Bereich ausschließen darf, weil sie dem Literarhistoriker keine Sympathie abgewinnen können, hat er es als Hauptzweck seines Werks festgehalten, die Leser in der neuen Literatur zu orientiren, deshalb keinen mehr oder weniger namhaften Autor ausgeschlossen und überdies durch eine lebendige Charakteristik der Dichter und ihrer Werke, statt eines vornehm abspirenden Geschmacksurtheils oder gar einer Censur vom einseitigen moralischen und Parteistandpunkte aus, die Kenntniß mit den literarischen Erscheinungen selbst zu vermitteln und die warme Theilnahme für alles Tüchtige zu gewinnen gesucht.

In einer kleinen Schrift von Friedrich Ritschl „Can-

tionum und Diverbium bei Plautus“ (Bonn 1871) ist das Resultat der wissenschaftlichen Untersuchungen ein für alle Kreise interessanter Beitrag zur Kenntniß des römischen Lustspiels. Es handelt sich dabei um die Frage, welche Scenen ohne, und welche mit musikalischer Begleitung vorgetragen wurden. Ritschl beweist nun: 1) daß alle iambischen Senarscenen „Diverbia“, d. h. einfach recitierend, ohne musikalische Begleitung waren; 2) daß alle Iyrischen, aus freieren oder gemischten Metren bestehenden Scenen Cantica waren, d. h. musikalische Begleitung hatten; 3) daß alle trochäische Septenarscenen nicht unter die erste, sondern ausschließlich unter diese zweite Kategorie fallen, d. h. also ebenfalls Cantica, mindestens im weiteren Sinne, waren und einer musikalischen Begleitung nicht entbehrten. Und zwar waren diese letztern melodramatisch, während die Iyrischen Partien recitativisch durchcomponirt waren.

In einer Vorstandssitzung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die am 26. October in Weimar stattfand, und welcher Professor Dr. Ulrici, Oberhofmarschall von Friesen, Commerzienrath Dechselhäuser, Professor Delius, Professor Elze, Freiherr von Binde, die Geh. Hofräthe Schöll und Marschall aus Weimar beizwohnten, wurde eine wichtige Berathung über die weitere Thätigkeit der Shakespeare-Gesellschaft gehalten und die Einleitungen zu neuen Unternehmungen getroffen. Das bisherige Hauptunternehmen der Gesellschaft neben dem „Shakespeare-Jahrbuch“, die Herstellung einer neuen deutschen Ausgabe der Werke Shakespeares, wobei die Schlegel-Lied'sche Uebersetzung zu Grunde gelegt und bei den gelungenen Uebersetzungen A. W. Schlegel's nur im einzelnen revidirt wird, während die schwächeren Uebersetzungen der Lied'schen Familie wesentlich umgearbeitet, einzelne Stücke auch gänzlich neu übersezt wurden, ist nämlich jetzt gemäß den anfänglichen Intentionen vollendet worden, indem der letzte (zwolfte) Band in den nächsten Tagen ausgegeben wird. Die nächste Generalversammlung der Shakespeare-Gesellschaft findet in Dresden in der Pfingstwoche statt. Wir dürfen wol hoffen, daß sich unter den in Aussicht

genommenen Unternehmungen auch solche befinden, welche den lebendigen Zusammenhang zwischen der Shakespeare-Gesellschaft und den dramaturgischen Bestrebungen der Gegenwart zu kräftigen vermögen.

Als officielles Organ der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten erscheint seit dem 12. October die „Neue Zeit. Wochenschrift für Theater, Kunst und Literatur“, unter der Redaction von Franz Deutschinger, welcher auch von dem Vorstand der Genossenschaft zu dem geschäftlichen Director derselben gewählt worden ist. Deutschinger, früher ein strebsamer Künstler und jetzt Director der neubegründeten Leipziger Theaterschule, hat vor kurzem unter dem Pseudonym Ludwig mehrere Reformschriften zur deutschen Theaterfrage erscheinen lassen, welche von seiner geistigen Befähigung und seinem Eifer für die Wahrung höherer künstlerischer Interessen das beste Zeugniß ablegen. Auch die vorliegenden Nummern der „Neuen Zeit“ lassen erwarten, daß das literarische Unternehmen in gleichem Geiste durchgeführt werden wird. Als Geschäftsblatt der Genossenschaft bringt es die fortgehende Liste der in das Register der Genossenschaft eingetragenen Stücke, welche dadurch des Rechtsschutzes theilhaftig werden, und der Novitäten, welche durch die Genossenschaftsagentur zu beziehen sind. Die Repertoires der deutschen Bühnen sind in Aussicht gestellt. Daß die Genossenschaftsagentur aus einer facultativen eine obligatorische werde — darauf sucht ein Artikel von Ernst Wichert: „Die Bedeutung der Genossenschaftsagentur“, hinzuwirken. Ueber die Tendenz des Blattes sagt die Redaction im Prospect: „Ein Blatt, welches objectiv die Interessen der Bühne und der dramatischen Autoren vertreten, zwischen beiden wieder einen organischen Zusammenhang herstellen soll, wodurch allein eine Bürgschaft für die gewünschten Reformen gewonnen wird, kann den dritten Factor, das Publikum, nicht unberücksichtigt lassen. Das Abwenden der Dichter von der Bühne droht ihren Verfall herbeizuführen, aber ebenso die kritiklose Pingabe des Publikums an dieselbe. Diesem nach Möglichkeit ein Verständnis für die Aufgabe und Bedeutung der Bühne, für die Bestrebungen der Genossenschaft zu vermitteln, scheint mir bei dem Mangel aller Fachblätter auf dem Gebiete der dramatischen Kunst eine lohnende Aufgabe. Hier gilt es das Ideal hochzuhalten, dessen Verlust der Tod aller Entwicklung ist. Fern betonen wir den idealen Standpunkt, wird ja gerade die „Neue Zeit“ auf der andern Seite recht deutlich die Realität zeigen. Daß wir und mit uns unser Publikum nicht den realen Boden verlieren, dafür werden die statistischen Daten unsers Geschäftsblattes sorgen. Wenn wir uns also in unserm redactionellen Theile einmal zu hoch über die Wirklichkeit erheben sollten, so werden wir im officiellen Geschäftsblatte gleich wieder den realen Boden fest und sicher unter uns finden. Die „Neue Zeit“ wendet sich an die Gesamtheit des gebildeten Publikums und hofft so dem speciellen Zwecke eines Genossenschaftsorgans am besten entsprechen zu können. Wie keine Politik ohne die Theilnahme des Volks denkbar ist, so auch keine künstlerische Wirksamkeit ohne verständige Theilnahme des Publikums.“

Eine weitere Ausführung dieser Grundgedanken bringt der leitende Artikel: „Die neue Zeit“, von Eugen Sierke, während in der zweiten Nummer eine Studie von Friedrich Karl Schubert: „Die Poesie im neuen Deutschland“, sich die Aufgabe stellt, den Einfluß der Einigung Deutschlands auf die Poesie zu untersuchen. Der erst begonnene Artikel scheint von einem durchaus selbständigen Standpunkte geschrieben zu sein. Unter den „Dramaturgischen Paradoxen“ finden wir einige sehr zutreffende, z. B.: „Handlung hat ein Drama nicht dann, wenn viel auf der Bühne geschieht, sondern wenn die dargestellten Charaktere sich mit und aneinander entwickeln, und wenn das, was ausgesprochen wird, geeignet ist, durch sichtbare Bewegungen illustriert zu werden. — Die Decoration der Bühne hat nur dann einen Werth, wenn sie der Stimmung entspricht, welche der Gang des Stücks in den Zuschauern hervorbringt. — Der elendesten Barbarei macht sich der schuldig, welcher die lyrischen und epischen Stellen aus einem Drama heraushebt

det, denn durch diese Stellen gerade wird die Wirkung der Handlung auf die Zuschauer vermittelt.“ Die Wahrheit des letzten Satzes hat die Laube'sche Theaterleitung in Leipzig durch mehrere abschreckende Beispiele bestätigt; sie ist gegenüber der Opposition des ganzen dramatischen Realismus und der epigrammatischen Krafttragödie unbedingt aufrecht zu halten.

Bibliographie.

- Denkede, W., Gedichte. Leipzig, Buchardt. 8. 15 Ngr.
Die Bildungsdivergenz zwischen Minorität und Majorität als Ursache des socialen Nothstandes. Vortrag, gehalten in öffentlicher Versammlung des Vereins für die Freiheit der Schule von einem Volksschullehrer. Herausgegeben vom „Verein für die Freiheit der Schule.“ Berlin, F. Dunder. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
Drenano, F., Gedichte. Leipzig, Buchardt. Gr. 16. 1 Thlr.
Dulwer, Sir P. Lytton, Geschichtliche Charaktere. Autorisirte Uebersetzung von R. Lang. 2ter Bd. Machatsch, Cobbert, Canning. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
Darwin, C., Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. In 2 Bdn. 1ster Bd. 2te, nach der letzten Original-Ausgabe berichtigte Aufl. Stuttgart, E. Schweizerbart. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
Eibel, E., Heroldsrufe. Ältere und neuere Zeitgedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
Elyton, R., Fritz Ellrodt. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 8. 5 Thlr. 22 1/2 Ngr.
— Lebensbilder. 2ter Bd. — N. u. b. L.: Prüfe wer sich ewig bindet. Novelle. Stuttgart, C. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Falkländer, F. W., Der Sturmvogel. Ein Seeroman. 1ste Hef. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Fahn-Pahn, Ida Gräfin, Die Glöcknerstöcher. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 22 1/2 Ngr.
Fittl, G., Der Münzsturm. Historischer Roman in 2 Abtheilungen. 1ste Abtheilung. — N. u. b. L.: Das Erbild des Kurfürsten. 3 Bde. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 3 Thlr.
Föder, K., Das Buch vom Kaiser Wilhelm und seinem Reichstanzler. Ein Denkmal großer Thaten in Krieg und Frieden. Darmstadt, Literarisch-kunstliche Anstalt. Ver.-8. 5 Ngr.
Jordan, B., Strophen und Stäbe. Frankfurt a. M., Jordan. Gr. 8. 2 Thlr.
Intlekofer, M., Der Muth als allgemeine Lebenserscheinung. Offenburg, Bielefeld. Gr. 8. 6 Ngr.
Kaiser-Langerhans, Agnes, Gedichte. Neue Folge. Dresden, Schulbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Kratz, H., Spinozas Ansicht über den Zweckbegriff dargestellt und beurtheilt. Neuwied, Neuser. Gr. 8. 10 Ngr.
Kreyßig, F., Shakespeare-Fragen. Kurze Einführung in das Studium des Dichters. In 6 populären Vorträgen. Leipzig, Buchardt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Kriegel, G. L., Geschichte von Frankfurt am Main in ausgewählten Darstellungen. Nach Urkunden und Acten. Frankfurt a. M., Seyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
Kudwig, D., Shakespeare-Studien. Aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von M. Seydritsch. Leipzig, Cnobloch. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
Kraß, G., Der infallible Zeitgeist gegenüber der Kirche. Colberg, Poth. 8. 6 Ngr.
Kragg, C., Kriegs-Kalender des deutsch-französischen Feldzugs 1870—1871. 1stes und 2tes Heft. Karlstraße, Naclot. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
Die Neuzeit. Festschrift für A. L. 1ster Jahrgang. 26 Hefte. Berlin, Große. 2 Hefte 3 Ngr.
Kütz, C., Pädagogische Blüthen. Gesammelte Beiträge zur Förderung des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Neue Folge. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 20 Ngr.
Kreller, C. J., Königgrätz. Episches Gedicht in 6 Gesängen. Berlin, C. Dunder. Gr. 8. 10 Ngr.
Robinson, G. C. — Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen G. C. Robinson's; nebst Biographie und Einleitung von R. Citner. Weimar, Böhlau. 1 Thlr. 26 Ngr.
Sachse, E., Der Religionsunterricht in der deutschen Volksschule. Eine dreifache Zeitfrage. Deimold, Meyer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Sanders, D., Wörterbuch deutscher Synonymen. 1ste Hef. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 20 Ngr.
Scherr, J., Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in 2 Bdn. umfassend die nationalliterarische Entwicklung sämtlicher Völker des Erdkreises. 4te, durchgesehene und ergänzte Aufl. 1ste Hef. Stuttgart, Conrad. Gr. 8. 8 Ngr.
Schmelting, C., Der Feldzug von 1870—71. Ein Gedenkbuch für Deutschlands Volk und Heer. Mit Benutzung zahlreicher Original-Beiträge nach officiellen Quellen bearbeitet. Berlin, Jahnke. 8. 10 Ngr.
Trieber, C., Forschungen zur spartanischen Verfassungsgeschichte. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.
Von Käten der Legie. Amerikanische Kriegsbilder aus der Südbarmer des Generals Robert E. Lee, von einem ehemaligen königlich preussischen Einjährig-Freiwilligen. Wiesbaden, Friedner. Gr. 8. 24 Ngr.
Walcher, F., Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. 2te verbesserte Aufl. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
Wichert, E., Kleine Romane. 3 Bde. Berlin, Janké. 8. 4 Thlr.
Zeliske, K., Von Weissenburg bis Paris. Kriegs- und Siegeszug der deutschen Heere in Frankreich 1870—1871. Nach seinen Berichten für die „schlesische Zeitung“ dargestellt. Breslau, Korn. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

SHAKESPEARE-GALERIE.

Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen.

Gezeichnet von

Max Adamo, Heinrich Hofmann, Hanns Makart, Friedrich Pecht, Fritz Schwoerer u. a.

56 Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht.

Quart. In 12 Lieferungen zu je 1 Thlr. 10 Ngr.

Dritte Lieferung:

Hamlet. Gez. von Pecht. — Ein Sommernachtstraum. Gez. von Schwoerer. — Was ihr wollt. Gez. von Hofmann.

Die „Shakespeare-Galerie“ reiht sich den bekannten aus demselben Verlage hervorgegangenen Prachtwerken „Schiller-“, „Goethe-“, „Lessing-Galerie“ an. Für den Werth der Compositionen bürgen die Namen des Herausgebers Friedrich Pecht und der mit ihm vereinigten Künstler; der Stich wurde anerkannten Meistern in ihrem Fache anvertraut.

In allen Buch- und Kunsthandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist die erste Lieferung nebst einem Prospect über das Werk vorrätig.

Verlag der G. J. Goeschen'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Ferd. Freiligrath's gesammelte Dichtungen.

Stereotypausgabe. Zweiter Abdruck.

6 Bände gr. 16. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: I. Gedichte 1838: Eigenes. II. Gedichte 1838: Uebersetzungen. Zwischen den Farben 1849: Eigenes; Uebersetztes. — III. Politische und sociale Gedichte 1844—1851. — IV. Neues und Neuestes 1852—1870. Uebersetzungen aus D. Hugo's Gedichten 1845. — V. Englische Gedichte aus neuerer Zeit 1846. — VI. Gjawatha von Longfellow 1857. Venus und Adonis von Shakespeare 1849.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Frau Rath.

Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe.

Nach den Originalen mitgetheilt von

Robert Keil.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bis jetzt waren von Goethe's Mutter und an dieselbe nur einzelne Briefe bekannt geworden, die zerstreut in verschiedenen Werken zur Mittheilung gelangten. Dem Herausgeber des vorliegenden Werks ist es nun gelungen, eine größere Zahl (34 Briefe von und 53 an Frau Rath) theils im Original, theils in sorgfältiger Copie neu aufzufinden, sodaß hier ein chronologisch geordneter Briefwechsel veröffentlicht werden konnte, der nicht nur zu einem getreuen Lebens- und Charakterbilde dieser seltenen Frau sich gestaltet, sondern auch höchst werthvolle Urkunden zur Geschichte unserer classischen Literaturperiode darbietet.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gedichte eines Lebendigen.

Von

Georg Herwegh.

Neunte Auflage.

8. Brochirt. Preis 1 Thlr., gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Sgr.

Stuttgart.

G. J. Goeschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Supplement

zur ersten Auflage

des

Conversations-Lexikon.

Encyclopädische Darstellung der neuesten Zeit

nebst

Ergänzungen früherer Artikel.

In 6 Heften zum Preise von 5 Sgr.

Sechstes und siebentes Heft.

Im 6. Heft sind als besonders interessant die Artikel „Commune von Paris“, „Vaticanisches Concil“ und „Darwinismus“ hervorzuheben, während im 7. Heft die Artikel „Deutschland“, „Deutsch-französischer Krieg“, „Deutsches Reich“, „Deutsches Heer“ und „Deutsche Marine“, „Deutsche Literatur“, „Deutsches Volk“ durch Fülle des Stoffes wie durch klare Darstellung sich auszeichnen.

Das „Supplement“, zunächst eine Fortführung der im Jahre 1868 vollendeten ersten Auflage des Conversations-Lexikon bis zur unmittelbaren Gegenwart, ist für jeden Besitzer dieser letzten Auflage unentbehrlich. Wegen der vollständigen, übersichtlichen Darstellung der jüngsten Zeitgeschichte in ihren Thatfachen und Persönlichkeiten dient es aber zugleich als willkommene Ergänzung zu früheren Auflagen des Conversations-Lexikon und zu anderen Encyclopädien, sowie es sich auch als ein in sich abgeschlossenes Conversations-Lexikon der neuesten Zeit zur Benutzung für jedermann empfiehlt.

Alle Buchhandlungen haben die erschienenen Hefte vorrätig.

Verlag der G. J. Goeschen'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Eduard Mörike:

Gedichte. 8. 4te Aufl. Broch. 1 Thlr.

— — Geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Mozart. Novelle. 8. 2te Aufl. Broch. 6 Sgr.

Idylle vom Bodensee. 2te Aufl. Miniatur. Geb. mit Gold-

schnitt 24 Sgr.

Dier Erzählungen. 2te Aufl. Miniatur. Geb. mit Gold-

schnitt 18 Sgr.

Das Stuttgarter Hühnelmännlein. 2te Aufl. Geb. mit Gold-

schnitt 1 Thlr.

Von dem Roman:

Maler Kollen wird eine neue Auflage vorbereitet.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 47. —

16. November 1871.

Inhalt: Neue Dramen. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Vom philosophischen Büchertisch. Von Adolf Reising. — Neue Romane. — Zur ältern deutschen Geschichte. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Notizen.) — Anzeigen.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 46.)

4. Faustina. Drama in fünf Acten von Ada Christen. Wien, Dirnböck. 1871. 8. 15 Ngr.

Ada Christen hat durch ihre heinistrenden Lieder viel von sich sprechen gemacht, um so mehr, als die erste Sammlung derselben bisweilen einen Ton der Orgie anschlug, der an den Cultus der modernen Prieesterinnen der Astarte erinnerte. Der Rückschluß auf eigene Erlebnisse der Dichterin in solchen Kreisen hat sich indeß als ein Trugschluß erwiesen, und die zweite Sammlung der Gedichte brachte einzelne Lieder, in denen ein Hauch warmer, besonders elegischer Empfindung nicht zu verkennen war.

Jetzt hat Ada Christen sich auch auf das Gebiet des Dramas begeben — für eine Schülerin Heine's immerhin ein gewagter Sprung, welcher dem Meister selbst mißlang. Wenn auch das Stück, das sie gedichtet hat, im ganzen ein ungeheuerliches Product ist, das eine merkwürdige Kraftgeisterei athmet und sich an den Grenzen bewegt, wo sittliche Probleme der Bühne zugänglich zu sein aufhören — so haben uns doch die kühnen Linien, in denen sich die Handlung fortbewegt und die leidenschaftlichen Züge überrascht, mit denen die Dichterin das Detail des Stücks ausgestattet hat. Namentlich hat die Diction an einigen Stellen einen echt dramatischen Zug, und es ist nicht die verblaßte Phrase, es ist eine intensive Kraft des Ausdrucks, welche mit ihrer Ursprünglichkeit eine unleugbare Wirkung ausübt.

Unter „Faustina“ darf man sich keinen weiblichen Faust denken, der sich von des Gedankens Schwingen wie auf einem Zaubermantel ins Unendliche tragen läßt, voll rastlosen Strebens, innerer Unbefriedigung; nicht einmal einen weiblichen Faust, der die Fülle des Erdengusses auszuschöpfen bestrebt ist und sich als begeisterte Prieesterin des Sinnencultus der freien Liebe weihet. Nichts Faustisches ist in dieser Faustina; dagegen ist sie eine Dame

1871. 47.

Lucifer, welche einen teuflischen Racheplan ausführt. Rache ist ihre Losung, Wiedervergeltung ihr Gewerbe. Gegen die Emancipation erklärt sich Faustina, eine berühmte Sängerin, die sich gleich von Haus aus als reife Schönheit darstellt, mit dem fraglichen Roth und den leichtesten Furchen der Wangen und, wie wir später erfahren, mit schöngefärbtem Haar, mit voller Entschiedenheit zu ihrem jugendlichen Verehrer:

Wo suchen Sie Ihre Heiligen, junger Mensch? Schreien Sie mit der Menge, der es schon erhaben dünkt über das Irdische, wenn ein schönes Weib, das vor dem Lampenlichte glänzt, nicht künstlich ist? Ich habe höhere Begriffe von dem Weib und seiner Heiligkeit! Die Glorie des Ruhms ist noch kein Heiligenschein, der Stempel der Entheiligung ist fe oft, denn ach, wie viel von innerlichster Weiblichkeit, von weichem Fühlen, stillem Glück läßt jede Frau auf jenen Wegen fallen, die zu dem Ruhm, zur echten Kunst sie führen. Ich lache jener Ehrentinnen, die für Gleichberechtigung der Frauen sechten, denn es sind Unglückliche, die mit prahlenden Worten ihren Jammer zu verdecken suchen, Gescheiterte, an ihres Hauses Frieden Verzweifelnde, Einsame, oder Abenteuererinnen oft der feinsten Sorte, Weiber, die die Sitte drückt, die nun für Freiheit lech plaidiren, weil unter Gleichberechtigung sie Zügellosigkeit verstehen. Glauben Sie mir eins, jede Frau, die ihren engen Kreis verlassen, die herbes Schicksal, tolle Laune, heißes Fühlen, ein starker Geist aus ihren Grenzen trieb, die findet nirgends mehr einen Halt, die findet nirgends ganz Befriedigung, ein solches Weib ist halb sich selbst entrisson, des Weisalls Sturm, der um sie tobt, kann sie betäuben, doch sie beglücken kann er nie und nimmer.

Sie ist also keine Emancipirte — was ist sie denn? Sie trauert um ein verlorenes Leben:

Dort wo der schlanke Thurm im Sonnenlichte glänzt, wo um das Kreuz die Tauben flattern, dort stand das kleine Hans. (Pause.) Ich bin doch feig, mir fehlt der Muth, die Kirche wieder zu betreten, das kleine Häuschen noch einmal zu sehen. Wer weiß, ob es nicht längst zerfallen, und durch die Erklammer wandeln gespenstig klagend jene Wesen, die ich einst geliebt. (Pause.) Oft, wenn ich hier am Fenster sitze, ist mir zu Muth, als riefen mich die Glocken, als winkte mir der Thurm im

93

Sonnenslang, als grüßten mich die Geister meiner Toten. Nein, nein, ich suche sie nicht auf, die Stätte; mit heiligen Thränen wurde sie geweiht, es darf kein Rachegeist den Frieden stören. Hier aber fühle ich doppelt, wie ich einsam bin, dahin ist alles, Glück und Friede, Jugend und Liebe.

Trotzdem nennt ihr Begleiter, Norrent, sie gefühllos, lieblos, herzlos, aber tugendhaft, und mit einer kühnen Katachrese, „eine Marmorstatue, mit ägendem Verstand begabt“.

Nicht wie es in dem Drama, sondern wie es im Roman berechtigt ist, enthüllt sich von Act zu Act mehr die dunkle Vergangenheit, in welcher die treibenden Motive des Dramas zu suchen sind. Wir lernen erst allmählich Faustinsens Absichten und ihre ganze Handlungsweise begreifen, statt daß wir von Haus aus im Geheimniß sein und so in der Spannung auf den beabsichtigten Erfolg dem Fortgang des Stücks folgen müßten? Faustina, aus Amerika zurückkehrend, will sich rächen an ihrem Verführer; sie war einst ein armes Mädchen, die blonde Lise; er war und ist der reiche Kaufherr Warren. Sie führt diesen Racheplan aus, indem sie Warren's Sohn, Heinrich, der in glühender Leidenschaft für sie entbrennt, dazu verführt, gegen den Willen des Vaters und ohne eigenen Beruf, sich der Bühne zu widmen. Es kommt zu heftigem Conflict zwischen dem Sohn und dem Vater; dieser droht jenem mit Enterbung und nennt ihn einen Bastard. Aus dieser ersten Enthüllung erfahren wir, daß Heinrich nur Warren's natürlicher Sohn ist, ein Geschöpf seiner Laune, das er in das Nichts zurückstößt, aus dem er es aufgerafft. Heinrich, außer sich über den Fluch des Vaters, über die Schande, die plötzlich auf ihn gewälzt ist, flüchtet sich zu der unheimlichen Rachegöttin, die jetzt selbst von Mitleid für den halb Sinnlosen ergriffen wird. Immer wieder verlangt dieser von ihr sein Lied zu hören, damit er es nachsingen könne, und versinkt dann rettungslos in die Nacht des Wahnsinns. Eine letzte Enthüllung, ein Licht aus der Vergangenheit, bringt den Schluß und die Nemesis. Warren erfährt, daß die gefeierte Faustina jene blonde Lise ist, die er verführt hat; sie selbst aber erfährt, daß ihr Sohn, den sie todt glaubte, noch lebt, und daß es der wahnsinnige Heinrich ist, der in ihrem Altoven noch immer nach seinem Liebe jammert. Da sich so der Rache Pfeile gegen sie selbst gewendet, vergiftet sie sich zur Sühne.

Das ist ein crasser Stoff, wie ihn die Stürmer und Dränger liebten — Klinger könnte das Stück geschrieben haben. Die sinnliche Liebe eines Sohnes für seine Mutter hat einen stark incestuosen Beigeschmack. Faustina selbst aber ist ein dramatischer Zwitter, wie wir sie öfter in den Werken der Kraftdramatiker finden. Eine Heldin, die einen so raffinierten Racheplan ausführt, die sich dazu mit einem schlechten Subject, einem falschen Spieler associirt, die von diesem aus langjähriger Bekanntschaft als herz- und gefühllos geschildert wird, kann unmöglich eine solche Fülle des Gefühls in ihren Monologen offenbaren, wird sich am wenigsten vergiften, weil ihr Sohn wahnsinnig geworden ist, sondern mit ihm ihre Vergangenheit ganz ruhig im Irrenhaus begraben. Die Faustina der Aida Christen gehört zu den gefühlvollen Ungeheuern der deutschen Schaubühne, wie die Helten des

Brachvogel'schen „Narcis“, zu jenen Charakteren, deren innere Widersprüche nicht durch eine höhere Einheit zusammengehalten werden.

Eine kleine Nebenintrigue spielt Faustinsens Begleiter, Norrent, auf eigene Faust, indem er die Tochter Warren's, Marianne, einen kleinen Badsch, in sich verliebt macht. Dies Mädchen ist sehr amüsant gezeichnet, und wenn der Mephisto Norrent vor dem ersten einsamen Rendezvous die Erwartung ausspricht, von der Kleinen mit der Phrase empfangen zu werden: „Was werden Sie von mir denken?“ und Marianne gleich bei ihrem Erscheinen sich mit dieser Phrase einführt, so macht dies einen sehr komischen Eindruck. Nicht bloß in dieser Scene, sondern in vielen andern ist der Dialog mit großer dramatischer Lebendigkeit behandelt. Auch die Schwärmerci Heinrich's hat oft einen edeln Schwung, wie in der großen Scene des zweiten Actes, in welcher Faustina den talentlosen, in heißer Leidenschaft für sie entbrannten Jüngling verführt, zur Bühne zu gehen, obgleich sein Gesangslehrer ihm die Stimme abgesprochen hat:

Faustina (ruhig). Ihr Lehrer ist ein Schurke, jedenfalls bestochen von Ihrem Vater, Sie von der Begeisterung für die Kunst zu heilen. Höre ich Sie nicht jeden Tag singen? Wuthen Sie mir ein Urtheil zu? Will ich Sie etwa aus dem sichern Hafen Ihres Vaterhauses treiben, um Sie den wilden Stürmen preiszugeben, die Ihr Fahrzeug von Riff zu Riff schleuderten, bis es zerstückelt? (Pause.) Sie haben eine jener seltenen Stimmen, deren Zauber nur das Herz fühlt. Das mädelnde Ohr des Lehrers wird noch mit der Farbe streiten, wird noch den Klang zu rauh, zu dunkel finden. Was wollen Sie auch leisten in der gedrückten Dachstube, bei der heiseren Fidel des begeisterungslosen, hungernden Meisters? (Pause, begeistert.) Sie brauchen einen lichtstrahlenden Raum, blühende Mädchengesichter, intelligente Kritiker, ein Orchester, das lockt und mahnt und trägt, wie die schimmernden brausenden Wogen des Meeres, Sie brauchen die Bühne, wo ein Abend Sie zum Künstler, Liebling, Abgott emporheben kann!

Heinrich (begeistert). Faustina, leihen Sie mir Ihre Hand, führen Sie mich die Strede Wegs bis zur Bühne, und ist der Abend vorbei, dann will ich stark sein wie einer, der Eis in den Adern hat, gleich meinem Vater.

Faustina. Ihr Vater! Sehen Sie, daß wir unwillkürlich immer wieder auf ihn zurückkommen. Er bleibt doch die Achse, um die sich alles dreht. (Ironisch.) Wo wollen Sie z. B. den Muth hernehmen, ihm zu sagen, daß Sie nicht reisen wollen?

Heinrich (energisch). Ich habe jetzt den Muth, da ich weiß, daß nicht seine Liebe, nur sein Egoismus ihn bestimmt, mich in die Welt zu schicken. O, ich will mit ihm reden, einmal muß er mich hören und erfahren, daß man den Menschen nicht mit schweigender Willkür losreißen darf von allem, was ihm heilig, ich werde ihn an die Worte meiner sterbenden Mutter erinnern, die hat: „Sei gütig gegen unsere Kinder, sei milde.“

Faustina (ernst). Ich glaube, Ihr Vater wird, wenn Sie energisch mit ihm reden, damit sich abfinden, daß aus dem Knaben ein Mann geworden ist. Hier meine Karte, gehen Sie zu Director Weiß, vielleicht kann er Sie schon morgen in der Oper auftreten lassen. Ich hörte heute, daß für Morgen der Troubadour auf dem Repertoire und Hr. Fischer wie gewöhnlich heiser ist, einstudirt sind Sie, den Troubadour singen Sie charmant . . .

Heinrich (jubelnd). O, Faustina, was thun Sie für mich! Faustina (traurig). Ich will Ihr Glück und damit meines. Heinrich (sinkt auf die Knie, in reiner Begeisterung). Und du sollst es finden, du meine Heilige! Aus der dumpfen Luft des Alltagslebens hebst du mich empor zu dem reinen Aether der Kunst, du Hohe, du Reine, du mein Genius! Segne mich,

lege deine Hände auf mein Haupt, damit ich gefeit bin gegen die bösen Dämonen, die im Dunkeln lauern und uns Qual bereiten. Stoße mein junges Herz nicht von dir, du stehst so hoch, daß Großmuth deine kleinste Tugend ist, und wenn ich auch heute arm bin und unbeachtet, ich will groß werden und herrlich und allen Lorber der Erde an mich reißen, um ihn auf deinen Weg zu streuen, denn ich liebe dich so rein, so tief, so innig, daß meine Berührung deiner Hand mir heute Entweihung dünkt, wo ich ein Schüler dir zu Füßen liege, du hohe Priesterin der Kunst! Segne mich, ich küsse den Saum deines Kleides!

Faustina (legt ihre Hände auf sein Haupt).

Geurich (preßt ihr Kleid an seine Lippen, eilt ab).

Faustina (steht betäubt, hoch aufgerichtet, plötzlich wie aufwachend, eilt sie ihm nach, bleibt an der Thür wie festgewurzelt stehen, Pause, sie geht langsam, immer den Kopf der Thür zugewendet, vor, Dampf mit tonloser Stimme). Wer hielt einst mich zurück?

Jedenfalls spricht sich in dem Dialog und in der Behandlung der leidenschaftlichen Scenen ein unverkennbares dramatisches Talent aus.

5. Alkibiades. Canossa. Dramatische Dichtungen. Berlin, Schölingmann. 1871. 8. 1 Thlr.

Als Verfasser dieser Dramen offenbart sich, dem verschwiegenen Titelblatt zum Troz, am Schluß der Vorrede der bekannte Socialist J. B. von Schweizer. Er sagt:

Ich übergebe diese beiden Dramen der Öffentlichkeit, weil ich hoffe, daß sie manchem Leser einigen Genuß bereiten können. Ob ich in Wirklichkeit etwas Gutes geleistet, kann ich nicht mit Sicherheit wissen. Darüber freilich gebe ich mich keiner Täuschung hin, daß, auch wenn dem so ist, ich gleichwol auf Anerkennung in öffentlicher Kritik kaum zu rechnen habe. Indessen — nicht um Lob oder Tadel sind diese Dramen geschrieben, sondern um ihrer selbst willen.

Warum meint der Verfasser, daß er, selbst wenn er etwas Gutes geleistet, auf Anerkennung öffentlicher Kritik nicht zu rechnen habe? Vielleicht weil diese Kritik nicht auf seinem Parteistandpunkt steht? Doch der kommt ja hier um so weniger in Betracht, als die beiden Dramen mit ihm nicht das Geringste zu thun haben. Ja wenn Hr. Schweizer einen „Babouf“ gedichtet, oder einen „Cajus“ und „Liberius Gracchus“, die jetzt die herrschenden Bühnenhelden sind und von denen alljährlich ein Exemplar im Jamben- oder Kräftstil, namentlich von unsern Akademikern, vom Stapel gelassen wird — dann hätte jene Befürchtung noch einigen Sinn, obgleich auch dann die ästhetische Kritik nur das Kunstwerk als solches ins Auge fassen dürfte und den schielenden Seitenblick auf den Verfasser den politischen Parteiblättern überlassen müßte.

Wenn wir indeß darüber, ob Schweizer etwas Gutes geleistet hat, die Zweifel des bescheidenen Dichters theilen, so wird dieser gewiß davon überzeugt sein, daß wir bei unserer Kritik nicht daran gedacht haben, auf welcher Bank er im Reichstage sitzt, oder welche Reden er in Volksversammlungen hält. Das erste Stück: „Alkibiades“, trägt den Nebentitel: „Bilder aus Hellas“, der wiederum durch den Zusatz: „Lustspiel und historisches Charakter- und Zeitgemälde in vier Acten“, erläutert wird. Unter den Mitwirkenden befindet sich ein großer Theil hellenischer Berühmtheiten, außer Alkibiades und Aspasia auch Sokrates, Plato, Xenophon, Sophokles, Euripides, Aristophanes. Wir sind nur galant, wenn wir die Aspasia, die hier noch die Rolle einer ersten Liebhaberin spielt, nicht

nach ihrem Lauffchein fragen; eine ungefähre Berechnung ihres Alters ergibt für sie in dem Stück, das im Jahre 415 spielt, eine Lebensdauer von 55 Jahren.

Ein durchgängiger Faden fehlt dem Stück gänzlich; es handelt sich wol um den Kriegszug der Athener nach Syrakus, welchen Alkibiades empfiehlt und dessen Feldherr er werden soll; doch die Verknüpfung dieser politischen Begebenheit mit den andern Abenteuern des Stückes ist eine sehr lockere. Die Absichten der Aspasia, welche die unbedeutende Intrigue des Stückes in der Hand hat, treten nicht mit überzeugender Klarheit hervor. Sie will den raschen Staat auf ruhige Bahn lenken, sucht aber im Grunde nur ein Liebesabenteuer mit Alkibiades, was nicht schwer zu erreichen ist, weil derselbe, wenn man den antiken Soklus ins Modern-Profane übersetzen wollte, allen Schürzen nachläuft. Das Stück ist ein „Lustspiel“. Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Während moderne Dichtungen, welche im classischen Alterthum spielen, mit marmorner Ernste aufzutreten pflegen, habe ich in „Alkibiades“ versucht, das athenische Leben in seiner Glanzzeit von der heitern Seite vorzuführen; nicht einseitig darum, sondern seinem ganzen, reichen und vielgestaltigen Inhalte nach, auf Grundlage des ebenso selbstbemühten als lebenslustigen Volksfinnes der Athener. Ein Lustspiel liegt vor, aber nicht ein Lustspiel im gewöhnlichen Sinne. Nicht auf dem Rothurn wollte ich gehen, sondern auf dem Soklus — aber auf dem Soklus der Griechen. Um indessen diese Dichtung, welche in einer Zeit spielt, welche von der unserigen in der gesammten Lebens- und Anschauungsweise so verschieden ist, dem allgemeinen Verständniß zugänglicher zu machen, sowie aus naheliegenden andern Gründen, war es nicht nur nöthig, eingehendere Anspielungen und Bemerkungen zu vermeiden, sondern auch vermittelnde Ideen zur Anwendung zu bringen. Jedoch hoffe ich, daß durch diese letztern der antike Geist nicht mehr beeinträchtigt ist, als in der Natur der Sache liegt.

Worin eigentlich das Lustige des Stückes besteht, ist uns trotz dieser Erörterung nicht recht klar geworden. Die bekannten Anekdoten aus dem Leben des Alkibiades, wie er seinem theuern Hunde den Schweif abhaut, wie er die Hermesbilder verstümmelt u. dgl. m., werden uns theils erzählt, theils sehen wir sie auf der Bühne vor uns. Darauf beschränkt sich indeß das Komische — es müßte denn komisch sein, daß Alkibiades, durch die Liebeserklärungen der mit Weisheit gesegneten Muse Athens ungerührt, von ihr die hübsche Sklavin begehrt, die seinen Sinn gefangen hält. Dagegen ist das Stück eine Art von Symposion des athenienischen Geistes. Plato und Sokrates sprechen in Dialogen und Monologen die Quintessenz ihrer Philosophie aus; wir hören die Reden des Alkibiades und Nikias in der Volksversammlung auf der Pnyx, und erfahren aus den Notizen, daß diese stolzen Jamben nur den Anspruch erheben, freie Uebersetzungen aus des Thucydides „Peloponnesischem Krieg“ zu sein, während uns andere Notizen lehren, wo für die Reden des Plato und Sokrates die Quellen fließen. Zweimal aber werden wir durch lange Wechselgesänge erfreut, einmal in der geheimnißvoll drapirten Lobtenseier des Perikles, wo die verschleierte Schönen Lieder voll mystischer Weisheit ertönen lassen, und Aspasia selbst verhüllt das Lob der sinnigen Liebe singt; das andere mal im Garten der Aspasia, wo nacheinander in Distichen Nikias, Sophokles, Xenophon, Aristophanes und Sokrates rhapsodiren,

Sonnenglanz, als grüßten mich die Geister meiner Todten. Nein, nein, ich suche sie nicht an, die Stätte; mit heiligen Thränen wurde sie geweiht, es darf kein Rachegeist den Frieden stören. Hier aber fühle ich doppelt, wie ich einsam bin, dahin ist alles, Glück und Friede, Jugend und Liebe.

Trotzdem nennt ihr Begleiter, Norrent, sie gefühllos, lieblos, herzlos, aber tugendhaft, und mit einer kühnen Katachrese, „eine Marmorstatue, mit ägendem Verstand begabt“.

Nicht wie es in dem Drama, sondern wie es im Roman berechtigt ist, enthüllt sich von Act zu Act mehr die dunkle Vergangenheit, in welcher die treibenden Motive des Dramas zu suchen sind. Wir lernen erst allmählich Faustins Absichten und ihre ganze Handlungsweise begreifen, statt daß wir von Haus aus im Geheimniß sein und so in der Spannung auf den beabsichtigten Erfolg dem Fortgang des Stücks folgen müßten? Faustina, aus Amerika zurückkehrend, will sich rächen an ihrem Verführer; sie war einst ein armes Mädchen, die blonde Lise; er war und ist der reiche Kaufherr Warren. Sie führt diesen Racheplan aus, indem sie Warren's Sohn, Heinrich, der in glühender Leidenschaft für sie entbrannt, dazu verführt, gegen den Willen des Vaters und ohne eigenen Beruf, sich der Bühne zu widmen. Es kommt zu heftigem Conflict zwischen dem Sohn und dem Vater; dieser droht jenem mit Enterbung und nennt ihn einen Bastard. Aus dieser ersten Enthüllung erfahren wir, daß Heinrich nur Warren's natürlicher Sohn ist, ein Geschöpf seiner Laune, das er in das Nichts zurückstößt, aus dem er es ausgerafft. Heinrich, außer sich über den Fluch des Vaters, über die Schande, die plötzlich auf ihn gewälzt ist, flüchtet sich zu der unheimlichen Rachegöttin, die jetzt selbst von Mitleid für den halb Sinnlosen ergriffen wird. Immer wieder verlangt dieser von ihr sein Lied zu hören, damit er es nachsingen könne, und versinkt dann rettungslos in die Nacht des Wahnsinns. Eine letzte Enthüllung, ein Licht aus der Vergangenheit, bringt den Schluß und die Nemesis. Warren erfährt, daß die gefeierte Faustina jene blonde Lise ist, die er verführt hat; sie selbst aber erfährt, daß ihr Sohn, den sie todt glaubte, noch lebt, und daß es der wahnsinnige Heinrich ist, der in ihrem Alkoven noch immer nach seinem Liebe jammert. Da sich so der Rache Pfeile gegen sie selbst gewendet, vergiftet sie sich zur Sühne.

Das ist ein crasser Stoff, wie ihn die Stürmer und Dränger liebten — Klinger könnte das Stück geschrieben haben. Die sinnliche Liebe eines Sohnes für seine Mutter hat einen stark incestuosen Beigeschmack. Faustina selbst aber ist ein dramatischer Zwitter, wie wir sie öfter in den Werken der Kraftdramatiker finden. Eine Heldin, die einen so raffinierten Racheplan ausführt, die sich dazu mit einem schlechten Subject, einem falschen Spieler associirt, die von diesem aus langjähriger Bekanntschaft als herz- und gefühllos geschildert wird, kann unmöglich eine solche Fülle des Gefühls in ihren Monologen offenbaren, wird sich am wenigsten vergiften, weil ihr Sohn wahnsinnig geworden ist, sondern mit ihm ihre Vergangenheit ganz ruhig im Irrenhaus begraben. Die Faustina der Aka Christen gehört zu den gefühlvollen Ungeheuern der deutschen Schaubühne, wie die Helden des

Brachvogel'schen „Narciss“, zu jenen Charakteren, deren innere Widersprüche nicht durch eine höhere Einheit zusammengehalten werden.

Eine kleine Nebenintrigue spielt Faustins Begleiter, Norrent, auf eigene Faust, indem er die Tochter Warren's, Marianne, einen kleinen Bassfisch, in sich verliebt macht. Dies Mädchen ist sehr amüsant gezeichnet, und wenn der Mephisto Norrent vor dem ersten einsamen Rendezvous die Erwartung ausdrückt, von der Kleinen mit der Phrase empfangen zu werden: „Was werden Sie von mir denken?“ und Marianne gleich bei ihrem Erscheinen sich mit dieser Phrase einführt, so macht dies einen sehr komischen Eindruck. Nicht blos in dieser Scene, sondern in vielen andern ist der Dialog mit großer dramatischer Lebendigkeit behandelt. Auch die Schwärmerei Heinrich's hat oft einen edeln Schwung, wie in der großen Scene des zweiten Actes, in welcher Faustina den talentlosen, in heißer Leidenschaft für sie entbrannten Jüngling verführt, zur Bühne zu gehen, obgleich sein Gesangslehrer ihm die Stimme abgesprochen hat:

Faustina (ruhig). Ihr Lehrer ist ein Schurke, jedenfalls bestochen von Ihrem Vater, Sie von der Begeisterung für die Kunst zu heilen. Höre ich Sie nicht jeden Tag singen? Müssen Sie mir ein Urtheil zu? Will ich Sie etwa aus dem sichern Hafen Ihres Vaterhauses treiben, um Sie den wilden Stürmen preiszugeben, die Ihr Fahrzeug von Riff zu Riff schleuderten, bis es zerschellt? (Pause.) Sie haben eine jener seltenen Stimmen, deren Zauber nur das Herz fühlt. Das mäkelnde Ohr des Lehrers wird noch mit der Farbe streiten, wird noch den Klang zu rauh, zu dunkel finden. Was wollen Sie auch leisten in der gedrückten Dachkammer, bei der heisern Fidel des begeisterungslosen, hungernden Meisters? (Pause, begeistert.) Sie brauchen einen lichtstrahlenden Raum, blühende Mädchengesichter, intelligente Kritiker, ein Orchester, das lockt und mahnt und trägt, wie die schimmernden brausenden Wogen des Meeres, Sie brauchen die Bühne, wo ein Abend Sie zum Künstler, Liebling, Abgott emporheben kann!

Heinrich (begeistert). Faustina, leihen Sie mir Ihre Hand, führen Sie mich die Strecke Wegs bis zur Bühne, und ist der Abend vorbei, dann will ich stark sein wie einer, der Eis in den Adern hat, gleich meinem Vater.

Faustina. Ihr Vater! Sehen Sie, daß wir unwillkürlich immer wieder auf ihn zurückkommen. Er bleibt doch die Achse, um die sich alles dreht. (Ironisch.) Wo wollen Sie z. B. den Muth hernehmen, ihm zu sagen, daß Sie nicht reifen wollen?

Heinrich (energisch). Ich habe jetzt den Muth, da ich weiß, daß nicht seine Liebe, nur sein Egoismus ihn bestimmt, mich in die Welt zu schicken. O, ich will mit ihm reden, einmal muß er mich hören und erfahren, daß man den Menschen nicht mit schweigender Willkür losreißen darf von allem, was ihm heilig, ich werde ihn an die Worte meiner sterbenden Mutter erinnern, die bat: „Sei gütig gegen unsere Kinder, sei milde.“

Faustina (ernst). Ich glaube, Ihr Vater wird, wenn Sie energisch mit ihm reden, damit sich abfinden, daß aus dem Knaben ein Mann geworden ist. Hier meine Karte, gehen Sie zu Director Weiß, vielleicht kann er Sie schon morgen in der Oper auftreten lassen. Ich hörte heute, daß für Morgen der Troubadour auf dem Repertoire und Fr. Fischer wie gewöhnlich heiser ist, einstudirt sind Sie, den Troubadour singen Sie charmant . . .

Heinrich (jubelnd). O, Faustina, was thun Sie für mich!

Faustina (traurig). Ich will Ihr Glück und damit meines.

Heinrich (stürzt auf die Knie, in reiner Begeisterung). Und du sollst es finden, du meine Heilige! Aus der dumpfen Last des Alltagslebens hebst du mich empor zu dem reinen Aether der Kunst, du Hohe, du Reine, du mein Genius! Segne mich,

lege deine Hände auf mein Haupt, damit ich gefeit bin gegen die bösen Dämonen, die im Dunkeln lauern und uns Qual bereiten. Stoße mein junges Herz nicht von dir, du stehst so hoch, daß Großmuth deine kleinste Tugend ist, und wenn ich auch heute arm bin und unbeachtet, ich will groß werden und herrlich und allen Lorber der Erde an mich reißen, um ihn auf deinen Weg zu streuen, denn ich liebe dich so rein, so tief, so innig, daß meine Berührung deiner Hand mir heute Entweihung dünkt, wo ich ein Schüler dir zu Füßen liege, du hohe Priesterin der Kunst! Segne mich, ich küsse den Saum deines Kleides!

Faustina (legt ihre Hände auf sein Haupt).

Heinrich (preßt ihr Kleid an seine Rippen, eilt ab).

Faustina (steht betäubt, hoch aufgerichtet, plötzlich wie aufwachend, eilt sie ihm nach, bleibt an der Thür wie festgewurzelt stehen, Pause, sie geht langsam, immer den Kopf der Thür zugewendet, vor, Dumpf mit tonloser Stimme). Wer hielt einst mich zurück?

Jedenfalls spricht sich in dem Dialog und in der Behandlung der leidenschaftlichen Scenen ein unverkennbares dramatisches Talent aus.

5. Alkibiades. Canossa. Dramatische Dichtungen. Berlin, Schölingmann. 1871. 8. 1 Thlr.

Als Verfasser dieser Dramen offenbart sich, dem verschwiegenen Titelblatt zum Troß, am Schluß der Vorrede der bekannte Socialist J. B. von Schweiger. Er sagt:

Ich übergebe diese beiden Dramen der Oeffentlichkeit, weil ich hoffe, daß sie manchem Leser einigen Genuß bereiten können. Ob ich in Wirklichkeit etwas Gutes geleistet, kann ich nicht mit Sicherheit wissen. Darüber freilich gebe ich mich keiner Täuschung hin, daß, auch wenn dem so ist, ich gleichwol auf Anerkennung in öffentlicher Kritik kaum zu rechnen habe. Indessen — nicht um Lob oder Tadel sind diese Dramen geschrieben, sondern um ihrer selbst willen.

Warum meint der Verfasser, daß er, selbst wenn er etwas Gutes geleistet, auf Anerkennung öffentlicher Kritik nicht zu rechnen habe? Vielleicht weil diese Kritik nicht auf seinem Parteistandpunkt steht? Doch der kommt ja hier um so weniger in Betracht, als die beiden Dramen mit ihm nicht das Geringste zu thun haben. Ja wenn Hr. Schweiger einen „Babeuf“ gebichtet, oder einen „Cajus“ und „Liberius Gracchus“, die jetzt die herrschenden Bühnenhelden sind und von denen alljährlich ein Exemplar im Jamben- oder Kräftstil, namentlich von unsern Akademikern, vom Stapel gelassen wird — dann hätte jene Befürchtung noch einigen Sinn, obgleich auch dann die ästhetische Kritik nur das Kunstwerk als solches ins Auge fassen dürfte und den schielenden Seitenblick auf den Verfasser den politischen Parteiblättern überlassen müßte.

Wenn wir indeß darüber, ob Schweiger etwas Gutes geleistet hat, die Zweifel des bescheidenen Dichters theilen, so wird dieser gewiß davon überzeugt sein, daß wir bei unserer Kritik nicht daran gedacht haben, auf welcher Bank er im Reichstage sitzt, oder welche Reden er in Volksversammlungen hält. Das erste Stück: „Alkibiades“, trägt den Nebentitel: „Bilder aus Hellas“, der wiederum durch den Zusatz: „Lustspiel und historisches Charakter- und Zeitgemälde in vier Acten“, erläutert wird. Unter den Mitwirkenden befindet sich ein großer Theil hellenischer Berühmtheiten, außer Alkibiades und Aspasia auch Sokrates, Plato, Xenophon, Sophokles, Euripides, Aristophanes. Wir sind nur galant, wenn wir die Aspasia, die hier noch die Rolle einer ersten Liebhaberin spielt, nicht

nach ihrem Lauffchein fragen; eine ungefähre Berechnung ihres Alters ergibt für sie in dem Stück, das im Jahre 415 spielt, eine Lebensdauer von 55 Jahren.

Ein durchgängiger Faden fehlt dem Stück gänzlich; es handelt sich wol um den Kriegszug der Athener nach Syrakus, welchen Alkibiades empfiehlt und dessen Feldherr er werden soll; doch die Verknüpfung dieser politischen Begebenheit mit den andern Abenteuern des Stückes ist eine sehr lockere. Die Absichten der Aspasia, welche die unbedeutende Intrigue des Stückes in der Hand hat, treten nicht mit überzeugender Klarheit hervor. Sie will den raschen Staat auf ruhige Bahnen lenken, sucht aber im Grunde nur ein Liebesabenteuer mit Alkibiades, was nicht schwer zu erreichen ist, weil derselbe, wenn man den antiken Sokkus ins Modern-Profane übersetzen wollte, allen Schürzen nachläuft. Das Stück ist ein „Lustspiel“. Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Während moderne Dichtungen, welche im classischen Alterthum spielen, mit marmorern Ernst aufzutreten pflegen, habe ich in „Alkibiades“ versucht, das athenische Leben in seiner Blanzzeit von der heitern Seite vorzuführen; nicht einseitig darum, sondern seinem ganzen, reichen und vielgestaltigen Inhalte nach, auf Grundlage des ebenso selbstbewußten als lebenslustigen Volkssinnes der Athener. Ein Lustspiel liegt vor, aber nicht ein Lustspiel im gewöhnlichen Sinne. Nicht auf dem Rothurn wollte ich gehen, sondern auf dem Sokkus — aber auf dem Sokkus der Griechen. Um indessen diese Dichtung, welche in einer Zeit spielt, welche von der unserigen in der gesammten Lebens- und Anschauungsweise so verschieden ist, dem allgemeinen Verständniß zugänglicher zu machen, sowie aus naheliegenden andern Gründen, war es nicht nur nöthig, eingehendere Anspielungen und Bemerkungen zu vermeiden, sondern auch vermittelnde Ideen zur Anwendung zu bringen. Jedoch hoffe ich, daß durch diese letztern der antike Geist nicht mehr beeinträchtigt ist, als in der Natur der Sache liegt.

Worin eigentlich das Lustige des Stückes besteht, ist uns trotz dieser Erörterung nicht recht klar geworden. Die bekannten Anekdoten aus dem Leben des Alkibiades, wie er seinem theuern Hunde den Schweiß abhaut, wie er die Hermesbilder verstümmelt u. dgl. m., werden uns theils erzählt, theils sehen wir sie auf der Bühne vor uns. Darauf beschränkt sich indeß das Komische — es müßte denn komisch sein, daß Alkibiades, durch die Liebeserklärungen der mit Weisheit gesegneten Muse Athens ungerührt, von ihr die hübsche Sklavin begehrt, die seinen Sinn gefangen hält. Dagegen ist das Stück eine Art von Symposion des athenienischen Geistes. Plato und Sokrates sprechen in Dialogen und Monologen die Quintessenz ihrer Philosophie aus; wir hören die Reden des Alkibiades und Nikias in der Volksversammlung auf der Pnyx, und erfahren aus den Notizen, daß diese stolzen Jamben nur den Anspruch erheben, freie Uebersetzungen aus des Thucydides „Peloponnesischem Krieg“ zu sein, während uns andere Notizen lehren, wo für die Reden des Plato und Sokrates die Quellen fließen. Zweimal aber werden wir durch lange Wechselgesänge erfreut, einmal in der geheimnißvoll drapirten Todtenfeier des Perikles, wo die verschleierte Schönen Lieder voll mystischer Weisheit ertönen lassen, und Aspasia selbst verhüllt das Lob der sinnigen Liebe singt; das andere mal im Garten der Aspasia, wo nacheinander in Distichen Nikias, Sophokles, Xenophon, Aristophanes und Sokrates rhapsodiren,

Vorträge, in denen Athens geistiges Leben nach den verschiedensten Seiten hin sich spiegelt. Alle diese Gesänge und Monologe sind nicht ohne weichen melodischen Reiz und sprachliche Schönheit, deren Faltenwurf, wenn auch nicht immer antik, doch meist grazios ist. Wir führen zum Beweis hierfür den Monolog Plato's im vierten Acte an:

Wie einsam rauscht die Woge um den Strand,
Der still und öd' im Glanz der Sterne ruht.
Die fernern Lichter leuchten mir vom Himmel
Und aus der Menschen kleinen Häusern her.
Dort liegt sie schimmernd, die berühmte Stadt,
Und riesenhaft in unbestimmten Formen
Steigt die Akropolis ins Dunkel auf.
O wenn ein Gott mir von den Erdenbanden
Die Seele löste, daß der freie Blick
Hinaufverfähre in die tausend Herzen,
Drin unerklärt der Lust, des Schmerzes Drang
So mannichfach den Lebensschlag bewegt,
Wie dankt' ich dieser himmlischen Gewalt.
Werd' ich, o Götter, die ihr menschenliebend
Auf des Olymps Wolkenhöhe schwebt,
Werd' ich dereinst mich zur Vollenbung schwingen,
Wo Handeln und Erkennen sich durchbringen?

Du sollst mein Zeuge sein, o Stern der Liebe,
Daß nächst den Göttern auf Olymps' Höhe,
Der warme Dank des wohlgeleiteten Herzens
Dem großen Meister sich verehrend weiht.
O goldner Tag, wenn einst der tiefe Schmerz
Um Sokrates' entschwindne Erdentage
Zur That geworden und mein Griechenland
In Plato's Werken seine Götterseele,
Die Menschen lehrend, freudig wiedergrüßt,
Wenn ich sein Wort, die fernste Zeit zu laben,
In ehrene Tafel sorgsam eingegraben!

Was tönt herüber durch die stille Nacht?
Wagst du empor, athen'sche Geistesflut?
Trag nur die kleinste, fernste Seelenwelle
Zum Licht empor — vergeblich ist dein Werk:
Er kennt sie alle — seines Wissens Tiefe,
Das Fernste, Kleinste sieht sie unverhüllt.
Und dieses Wissens Klarheit zu verehren,
Zeig' ich den Menschen, daß er einmal irrte —
Da er mit Unrecht sprach, sich selbst zum Preise:
Ich weiß, daß ich nichts weiß. Drum bin ich weise.

„Canossa“ hat mehr dramatische Gliederung als dieser molluskenartige „Alkibiades“, der jeden Sinn für dramatischen Zusammenhang, jedes Hervorheben des Wesentlichen vermissen läßt und in seinen dramatischen Perspektiven an die ägyptischen Reliefbilder erinnert; doch auch hier fehlt die Energie der Darstellung; es verflüchtigt sich zu viel, es gipselt sich zu wenig. Das Drama behandelt den Kampf des Kaisers Heinrich IV. mit seinem Sohne, ein schon sehr oft von Dramatikern gewähltes Thema, das namentlich Ferdinand von Saar neuerdings mit großem dramatischen Geschick behandelt hat. Die Schlussscene des ersten Acts von „Canossa“ führt uns als Ausgangspunkt des Stücks den Kaiser und seinen Sohn vor, welcher letztere seine schon bezweifelte Treue durch einen feierlichen Eid befestigt. Gleichwol läßt er sich durch die Sophistik der Kirche verführen, die Waffen gegen den Kaiser, seinen Vater zu erheben. Die größern Reden des päpstlichen Legaten Gebhard zeugen von einem unlegbaren rhetorischen Talent des Autors; es durchweht sie eine aufrührerische Beredsamkeit. Die

Scene, auf welche die Spannung des ganzen Stücks hindrängt, ist die Begegnung zwischen dem Vater und dem rebellischen Sohn, die Reichstagscene, auf welcher der Sohn den Vater für abgesetzt erklärt. Hier hat das Pathos des Stücks seinen Höhenpunkt erreicht; es ist eine Scene, welche an Tiefe des dramatischen Conflicts die Scene zwischen Richard II. und Bolingbroke übertreffen müßte. Doch so scenisch geschieht sie von dem Dichter arrangirt ist, sodas ein theatralischer Effect, namentlich durch das schließliche Einschreiten der Bürger zu Gunsten des Kaisers, gestichert bleibt, so wenig ist doch ihre tragische Tiefe erschöpft. Die Begegnung zwischen Vater und Sohn müßte sich viel ergreifender und großartiger gestalten. Der fünfte Act bringt Heinrich's V. innere Umkehr, seine Wendung gegen Rom, klingt aber nach dem vierten etwas matt aus.

In der Schlussscene, die auf dem Reichstag zu Lüttich vor allen Fürsten, Prälaten und Rittern spielt, wengleich sich der Dialog nur zwischen dem neuen Kaiser Heinrich V., dem deutschgesinnten Bischof Dietrich von Verdun, dem Legaten des Papstes Gebhard und dem Grafen Robert von Flandern bewegt, findet diese innere Umkehr des Kaisers einen dramatisch prägnanten Ausdruck:

Heinrich.

Grüß euch,
Prälaten, Fürsten, Bürger meines Reichs!
Vor aller Welt bekenn' ich meine Schuld
Und reuig neig' ich dieses sünd'ge Haupt.

Dietrich.

Der Todte hat verziehen — wer unter uns,
Den Lebenden, erhebt den ersten Stein?

Heinrich.

Ich dank' Euch, Dietrich! Ach, mein eignes Herz
Wird's nie verzeihn, doch gabet Ihr mir Trost. —
Ist Friede jetzt im Reich? Wollt einer hier,
Der mir Gehorsam weigert?

Graf von Flandern!

Ist wider mich das Schwert in Eurer Hand?

Robert (läßt schweigend das Schwert fallen).

Heinrich.

Was Rom vom Reich begehrt, ist ungerecht.
Dem Vater gleich, Legat, sag' ich Euch nein.

Dietrich.

Nicht mehr im Dom ruht Kaiser Heinrich's Leiche.

Heinrich.

Robert von Flandern! Bringt sie in den Dom.

Robert

(nach einigem Zögern, ohne das Schwert aufzuheben, schweigend ab).

Gebhard.

Ihr sagt von Rom Euch los mit diesem Schritt.

Heinrich.

Und meines Reiches Fahne nehm' ich auf.

Gebhard.

Des Vaters Schicksal hat Euch nicht belehrt.

Heinrich.

Gelehrt zu kämpfen hat mich Eure Schule.

Gebhard.

So scheid' ich — fürchtet meine Wiederkehr!

Dietrich (vortretend).

Legat des Papstes! Nicht von Nazareth,
Nicht von Gethsemane will ich Euch reden.

Die Klugheit jetzt, die Staatskunst will, daß Ihr
Auf dem Begehrten fürder nicht besteht.

Gebhard (in Mitte der Versammlung stehend).

Die Klugheit, Dietrich? Besser denkt vom Fels!
Ihr möget mäkeln in gemeinen Dingen,
Doch die Idee kann nicht ein Stückwerk bringen.
Hier ist ein Geistesreich, das Ganzes schafft —
In unsrer Starrheit liegt unsre Kraft.

Rudolf.

Ihr gebt auch jetzt nicht nach?

Gebhard.

Wir können nicht.

(Ab.)

Dietrich.

Die That nur gilt — dort oben und hienieden:
Mit Rom kam Krieg — Rom geht und es ist Frieden.

Heinrich.

Gesäutert ist mein Sinn und fest mein Wille —
So, Priester Roms, so will ich dich erwarten.
So oft ein Kaiser thront im deutschen Reiche,
Der unsers Volkes Geist und Kraft erkannt,
Wird machtlos thnen dein vermessnes Fluchen,
Und — Sühne für Canossa wird er suchen.

Wenn „Alibiades“ als eine dramatische Fehlgeburt bezeichnet werden muß, der es indeß nicht an einer melodisch ausstönenden Gedankenbewegung fehlt, so zeigt „Canossa“ in einzelnen Scenen dramatischen Wurf, während das Ganze nicht energisch genug zusammengerafft ist und in mehreren Scenen eine etwas zu langathmige Rhetorik oder sehr blasse lyrische Blümlein, wie in den Monologen und Gesprächen der Bertha, die energische Bewegung der Handlung lähmen.

5. Mazarin. Drama in fünf Aufzügen von Julius Werther. Stuttgart, Werther. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
6. Bombal. Drama in fünf Aufzügen von Julius Werther. Stuttgart, Werther. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Diese Dramen zeigen kunstverständige Anlage und die Kenntniß theatralischer Wirkungen — sie verrathen außerdem Respekt vor dem geschichtlichen Costüm und sind in einem würdigen Stil gehalten, der zwar des hinreißenden Schwungs entbehrt, aber auch von falschem Pathos ebenso frei ist, wie von der forcirten Kraftsprache der Hypergenies, welche jedes Drama wie eine „Gigantomachia“ behandeln.

Der Held des ersten Dramas (Nr. 5) ist der Cardinal und Premierminister von Frankreich, Mazarin, auf der Höhe seiner Macht. Die Kämpfe der Fronde liegen hinter ihm; er ist der Herrscher, dem sich der junge König beugt. Doch mit dieser Machtstellung unzufrieden, will er auch die Krone zu einem Erbstück seiner Familie machen und sie auf dem Haupte seiner schönen Nichte, Maria Mancini, sehen, in welche der junge König leidenschaftlich verliebt ist.

Dies ist die Erfindung des Dichters; denn nach der glaubwürdigen geschichtlichen Ueberslieferung duldet Mazarin zwar dies Liebesverhältniß zwischen dem König und seiner Nichte; aber als der König die Absicht kundthat, sie zu heirathen, trat ihm der Cardinal im Interesse seiner tiefern politischen Plane mit Entschiedenheit entgegen. Diese Wendung findet sich in unserm Drama auch; aber es zeugt für die kunstverständige Composition, daß sie

erst eintritt, nachdem der ursprüngliche Plan des Cardinals vermittelt ist; denn der Gang der Handlung ist um so dramatischer, je mehr die gerade Linie derselben gebrochen wird, wenn nur der Charakter dabei seine Einheit bewahrt. Die entscheidende Scene, in welcher diese Wendung vor sich geht, ist wohl motivirt durch den Charakter der Nichte, die dem mächtigen Onkel ihr innerstes Wesen enthüllt und ihm bekennt, daß sie seine Politik verabscheut. Da erkennt Mazarin, daß die Krone auf dem Haupte seiner Nichte für ihn selbst nur den Verzicht auf seine Macht bedeuten werde, und von jetzt ab tritt er seiner Nichte und dem Verhältniß des Königs zu ihr mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entgegen.

So wohlbegründet diese dramatische Wendung ist, so wenig scheint eine zweite, welche in Maria Mancini selbst die Leidenschaft für den König erlöschn läßt, in den auf sich selber ruhenden Bau eines Dramas zu passen. Als eine aus der Vergangenheit auftauchende Enthüllung hat sie nur den Werth einer romanhaften Ueberraschung, aber nicht denjenigen einer frei aus dem Conflict der Charaktere hervorgehenden Katastrophe. Mazarin war mit des Königs Mutter, Anna von Oesterreich, insgeheim vermählt; durch den letzten Willen seiner sterbenden Schwester Mancini erfährt er nun, daß seine Nichte Maria nicht ihre Tochter, sondern seine Tochter aus seinem geheimen Bunde mit Königin Anna, also des Königs Halbschwester sei. Maria selbst, in dies Geheimniß eingeweiht, kann nur entsagen. Das lastet aber auf dem letzten Act des Stücks; die Verwicklung ist durch einen deus ex machina gelöst; die Entscheidung tritt von außen, durch die Erklärung einer an dem Gang des Stücks bisher unbetheiligten Persönlichkeit an uns heran; wir können eine derartige Wendung nur episch und nicht dramatisch finden, schon deshalb nicht, weil sie trotz ihrer zwingenden Nothwendigkeit für die persona dramatis nur die Bedeutung eines Zufalls hat; denn wäre Frau Mancini, statt zu sterben, wo wir nach der Zeitrechnung der Regie den vierten Act schreiben, schon im ersten Act gestorben, was der Dichter vermöge seines Rechts über Leben und Tod wol über sie verhängen konnte, so wären die dramatischen Entwickelungen des Stücks bereits im Keime erstickt worden.

Im übrigen sind einige Hauptscenen des Dramas, wie die zwischen Mazarin und Anna, zwischen Mazarin und Maria mit dramatischer Energie ausgeprägt; andere Ensemblescenen, wie namentlich die Verhaftungsscene im Palais Soissons haben große Lebendigkeit und beleuchten die dramatische Gruppierung sehr scharf durch die theatralische Stellung und Bewegung, und nur hin und wieder tritt das Anekdotische, welches den Charakter mehr durch von außen angezündete Lämpchen illuminirt, als von innen heraus erleuchtet, allzu sehr in den Vordergrund.

Als Probe für den Dialog theilen wir den Schluß der Scene zwischen dem Cardinal und seiner Nichte mit: Mazarin hat ihr erklärt, daß sie nur Königin von Frankreich wird, wenn sie von ihm sich leiten läßt:

Maria. Ihre Offenheit fordert auch die meine heraus. Ich will Ihnen nicht nachsehen und zeigen, daß ich von Ihrem Blute bin! So mögen Sie denn zunächst und mit einem mal erfahren, daß ich alle diese Erfolge verabscheue! (Bewegung Mazarin's.) Nicht durch das Blut der unterdrückten Bürger, nicht durch die Summen Goldes, welche die Bewohner elender Hüt-

ten Ihren Generalcontroleuren als Zins zahlen müssen, wird Frankreich groß! Was sollen die Heere, welche seit 50 Jahren das Mark des Volks, die Arbeitskraft aufzehren, welche das Land veröflichten und auslaugen? Das Glück einer Nation besteht nicht darin, daß Frankreich dem deutschen Volke an den Grenzen des Reichs einige feste Plätze mehr oder weniger abgenommen hat, nicht darin, daß Ihr Name und der des Königs von Frankreich in den Cabineten der auswärtigen Mächte gefürchtet wird — sondern in der Glückseligkeit jedes einzelnen Ihrer Unterthanen, in der Sicherheit, in der Wohlhabenheit, in der Pflege von Kunst und Wissenschaften! Und darum, mein Oheim, würde ich, wenn mir wirklich das Los beschieden wäre, Frankreichs Königin zu werden — Ihre Grundsätze verabscheuen und sie bekämpfen, solange ich noch ein Atom Leben habe, welches im Stande ist, unserm König zuzurufen: Fluch über eine Politik, welche Frankreich vernichten und das Haus der Bourbonen der Wuth und dem Senkerbeile der Nachwelt überliefern wird!

Mazarin (sich erhebend). Ist das dein letztes Wort?

Maria. Es ist mein letztes. Der Himmel möge mich verdammen, wenn ich wirklich die Absicht hege, welche Sie in mir voransetzen. Meine Seele ist von Herrschsucht frei und von reiner uneigennütziger Liebe erfüllt. Ich verzichte auf einen Thron, der mir, wie die Dinge, dank Ihrer Leitung, stehen, nur den Fluch des Landes eintragen würde. Solange aber mein Wort auf den König auch nur den geringsten Einfluß übt, so werde ich diesen Einfluß in einem Sinne benutzen, der Ihnen, mein Oheim, keinen Zweifel übriglassen wird an der Aufrichtigkeit und Ueberzeugung dessen, was ich soeben gesprochen. Leben Sie wohl!

Mazarin. Nun, wenn du denn nicht den Oheim und Freund in mir hören willst, so magst du den Cardinal in mir fürchten! Von heute an wird deine Macht vernichtet sein und als Bettlerin werde ich dich in das Dunkel zurückschicken, woher du gekommen. Ein Kloster mag dir zu denken geben, welche wahnsinnige Verbrennung es war, deinen Wohlthäter, den Herrn und Meister deiner Familie, der euch aus dem Staube zu königlichem Glanz erhoben, auf das tödlichste zu beleidigen.

Maria. Ihre Drohungen schrecken mich nicht; für Ihre Wohlthaten kann ich Ihnen keinen Dank wissen, weil die Quelle, aus der sie flossen, trübe war; die Schätze aber, welche Sie für sich und uns aufgehäuft, machen mich schamroth! Der Gedanke, auf Kissen zu liegen, deren Kostbarkeit den Tagelöhner um sein Strohlager brachte, von Silber zu speisen, dessen Raub den Armen ihr Mittagsbrot entzog, macht mich so unaussprechlich unglücklich, daß ich mir von Ihnen als eine Gnade erbeteln würde, was Sie mir in Ihrem Zorne als Fluch vermaßen. Ich danke Ihnen, Herr Cardinal, für das Geschenk!

Mazarin. Wohlan denn! Du sollst es haben. So wahr Gott im Himmel und Mazarin der mächtigste Minister auf Erden — binnen wenigen Monaten hat Maria Theresia, Spaniens Infantin diesen Thron bestiegen, und im Besitze zweier Königreiche wird Ludwig XIV. mir danken, daß ich ihn von der Leidenschaft für eine wahnsinnige Thronin befreite! Hinweg!

Maria. Herr Cardinal, gegen die Erfüllung dieser Prophezeiung, die ich selbst vom Himmel erstehe, spricht nur eins: Ludwig liebt mich und er ist König!

Das zweite Drama von Julius Werther: „Bombal“ (Nr. 6), behandelt einen Stoff, der in der Gegenwart ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Der Held des Stücks ist der portugiesische Minister, der Hauptgegner der Jesuiten, deren Intriguen jetzt wiederum Europa in Bewegung setzen — und wenn wir am Schluß des Stücks erfahren, wie nicht nur der König von Portugal die Jünger Loyola's des Landes verweist, sondern auch der Papst Clemens XIV. in einer Bulle sie als allgemeine Feinde aller zeitlichen, rechtmäßigen, von Gott unmittelbar fließenden Gewalt, der Ruhe und des Lebens der Fürsten, der öffentlichen Sicherheit erklärt und die Gesellschaft Jesu für alle Zeiten aufhebt — so müssen wir uns über die

unverwundliche Zähigkeit eines Ordens wundern, der trotz der päpstlichen Banbulle immer von neuem selbst das Papstthum beherrscht und mit seinen Concilsbeschlüssen und Unfehlbarkeitserklärungen selbst in den Kreisen des Katholicismus eine neue und gewaltige Opposition heraufbeschwört.

Das stoffartige Interesse des Schauspiels wird gesteigert durch den oratorischen Schwung, mit welchem der Dichter die Gegensätze aufeinanderplagen läßt. Dies gilt namentlich von der Hauptscene des letzten Actes, in welchem Carvalho und der Provincial des Jesuitenordens, der als ein gemäßigter Vertreter der Grundsätze desselben auftritt, sich gleichsam in der vollen Gala ihrer Ueberzeugungen gegenüberstehen. Doch dürfte die Wirkung eines letzten Actes, der unsere Spannung gefangen nehmen muß, durch solche principielle, wenn auch geistig bedeutsame Unterredungen gefährdet werden. Neben dem stoffartigen Reiz ist auch dem theatralischen Effect von dem Dichter Rechnung getragen. Wir werden in einen Saal im Inquisitionsgefängniß geführt und wohnen hier der Sitzung eines Inquisitionsgerichts bei, nachdem wir die ungeliebte Leidenschaft kennen lernten, die des Priesters Malagrada Drust für die flüchtige Nonne Kimena besetzt und die er selbst dem Provincial des Ordens beichtet. Kimena wird von dem Inquisitionsgericht zum Tode verurtheilt, man sucht bereits die Zeichen der Entehrung, die Kezermütze, das Büßerkleid, die grüne Fackel, den Strick; der Vorhang im Hintergrunde geht auf, man sieht in den Hof des Inquisitionsgefängnisses; man erblickt das steinerne Gerüst, an den vier Ecken mit Figuren, in welchen die zum Tode Bestimmten verbrannt werden. Da dringt Carvalho mit Bürgern und einer Schrift des Königs ein und befreit das dem Tode geweihte Opfer.

Im vierten Act blicken wir in das Innere einer Kirche, deren Kreuzgang und Pfeilerhalle durch das Erdbeben zerstört sind. Hier berathen die Verschworenen über die Ermordung des Königs. Carvalho bringt mit gezogenem Schwerte auf sie ein; der Jesuit Malagrada will den Minister mit dem Dolche durchbohren — da tritt eine Erderschütterung ein: die Pfeiler wanken, die Jesuiten fliehen — gewiß ein starker theatralischer Effect, aber als die Wirkung eines zufälligen Naturereignisses doch zu sehr außerhalb der dramatischen Sphäre liegend.

Ueberhaupt überwiegt das Theatralische in dem Stücke das Psychologische; die Wiederholung eines im ernstesten Schauspiel wol nur mit Vorsicht anzuwendenden Motivs, des Laufchens, durch welches stets die Intriguen enthüllt werden, macht einen zu lustspielartigen Eindruck. Auch mag es Bedenken erregen, daß die Nonne Kimena eine dreifache Leidenschaft erregt, nicht nur die des Jesuiten Malagrada, sondern auch die des Königs und seines Ministers.

Den Abschluß des Stücks bildet der Mordversuch auf den König, die Vereitelung desselben durch Carvalho, die Vertreibung der Jesuiten, die Verlobung des Ministers mit Kimena, und die Ernennung desselben zum Marquez von Bombal. Die Intriguen der eifersüchtigen Geliebten des Königs, der Marqueza von Tavora, die nach der Krone steht und sich durch Kimena verdrängt glaubt, bilden ebenfalls ein Ferment der gegen Carvalho gerichteten Bewegung.

Die Sprache wechselt zwischen Prosa und Versen; die Letztern lassen oft mit dem Fünffüßler den Vier- und Sechsfüßler wechseln. Von der gedankenreichen Diction des Stückes mag die folgende Rede des Ministers vor dem Inquisitionsgericht Zeugniß ablegen:

Hört an! Als einst vor mehr denn tausend Jahren
Auf Petri Stuhl die ersten Väter saßen,
Da war die Sendung groß, die sie erfüllte.
Sie dachten nur, die Heiden zu bekehren,
Die reine Menschlichkeit und fromme Sitte
War ihr erhabnes Ziel, ihr frommes Wollen.
Sie waren um der Kirche willen da,
Die Kirche nicht für sie. Wohl wußte
Einst jener Karl, den man den Großen nennt,
Daß nur der Papst das wahrhaft Gute stütze,
Und willig nahm er von ihm an die Krone.
Gottselig zogen nach Jerusalem
Die Streiter Christi, mit geweihten Waffen
Das Grab des Herrn den Heiden zu entreißen.
Doch schon war es nicht mehr der Päpste Sinn,
Den Glauben zu erhöhen und zu verbreiten,
Sie dachten nur an sich, an die Nepoten.
Der Päpste Waffen wurden fürchterlich,
Und zu Canossa beugt' im Bitterhemd
Der deutsche Kaiser Heinrich einst das Knie
Vor seinem übermüthigen Feind Gregor.
Die Hausmacht Roms häufl Schätze über Schätze,
Die nur Verderbnis und Entartung brachten.
Ja, den Verbrechertod starb jener Borgia,
Dem Gift erliegend, das er andern mischte.
Blut war die Lösung, jede Schandthat ward
Erlaubt, wenn sie zu Macht und Reichthum führte.

Die Form blieb stehn, der Glaube war verschwunden:
Kann eine todte Form den Lebenden
Genügen? Nein! Zerbrecht die Form, und laßt
Den neuen Geist, der in uns lebt und wirkt,
Sich eine neue Form erbaun, der Zeit
Entsprechend, groß und rein, wie ehedem.
Vergeßlich müht ihr euch, den Geist, der jetzt
Die Welt bewegt, in enge Form zu zwingen.
Vergebens wär's, der Schnecke Haus dem Feu'n
Als Wohnung einzurichten. Nein, der Geist
Verlangt ein größeres Gebäude wol
Als eure Tempel sind, und wenn sie auch
Bis in die Wolken ragten, wie zu Babel!
Die Erde ist kein Tempel!
Und dieses Tempels Wölbung ist der Himmel!
Der niemals einstürzt, wenn ihr noch so sehr
An seinen Pfeilern rüttelt. Unsichtbar
Sind seine Stützen — unbegrenzt und ewig!
Die Freiheit wohnt in ihm!
Und diese Freiheit zwingt ihr niemals mehr.
Ihr Armen konntet nicht einmal die Laster,
Die einst Pandora's Büch's entzogen, bannen,
Ihr wollt in eurer Tribunale Kerker
Die Freiheit zwingen? Ha! Versucht's, ihr Thoren!
Was sterblich ist, das könnt ihr morden, brennen!
Das Em'ge, Ein'ge, Unzertheilbare,
Es spottet nur des abgemessnen Raums!

Das Drama ist reich an derartigen längern Ergüssen einer die geistigen Kämpfe in ihrem innersten Wesen erfassenden Verebtheit, die aber die Theilnahme von der dramatischen Handlung mehr als billig in das Reich geistiger Fragen ablenkt.
Rudolf Gottschalk.

Vom philosophischen Büchertisch.

1. Kleine Schriften von Johannes Huber. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Zur logischen Frage. Von Hermann Ulrich. Halle, Pfeffer. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Kleine Schriften von A. Spir. Leipzig, Finbel. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Geschichte der griechischen Philosophie von A. Schwegler. Herausgegeben von Karl Rühl. Zweite vermehrte Auflage. Tübingen, Laupp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Grundriß der Seelenlehre. Gemeinfaßlich dargestellt von Joseph Mich. Troppan, Buchholz u. Diebel. 1870. 8. 14 Ngr.

Diejenige gemeinsame Eigenschaft, durch welche sich die Philosophie der beiden letzten Decennien am entschiedensten von der Philosophie der vorausgegangenen Periode unterscheidet, ist die Aufrichtigkeit, mit welcher sie anerkennt, wie sehr alles philosophische Denken unter dem Einflusse der Erfahrung und der Erfahrungswissenschaften steht und wie dasselbe mit seinen eigenen Forschungen nur dann zu befriedigenden Resultaten gelangen kann, wenn es den Ergebnissen jener Erkenntnisquellen in gebührender Weise Rechnung trägt. Spielt die Philosophie infolge dessen nicht mehr wie früher die Rolle der über alle übrigen Wissenschaften dominirenden Wissenschaft, ja ist sie auch, einem entthronten Machthaber ähnlich, in den Augen vieler sogar zu einer völlig bedeutungslosen, einmal für allemal abgethanen Größe herabgesunken, so hat sie doch, gerade infolge jener Selbsterkenntnis, wesentlich an innerer Kraft und Klarheit gewonnen und nach verschiedenen Seiten und Richtungen hin neue Standpunkte

errungen, von denen sie sowol ihre eigenen Leistungen wie die der übrigen Wissenschaften mit mehr Unbefangtheit und Sicherheit als bisher zu überschauen und zu beherrschen vermag. Bis jetzt zwar sind diese einzelnen Standpunkte noch nicht zu einer einheitlichen, gemeinsamen Action vereinigt, und darin liegt der Grund ihrer zur Zeit noch bestehenden Schwäche; inzwischen fehlt es doch nicht an Zeichen, die eine derartige Vereinigung früher oder später in Aussicht stellen, und einstweilen gereicht ihr auch das zum Gewinn, daß die Vertreter der einzelnen Positionen im Kampf miteinander ihre Kräfte üben, sich gegenseitig immer mehr achten und verstehen lernen und schließlich sich dergestalt einander nähern, daß sie mit vereinigten Kräften in erfolgreicher Weise den Kampf gegen die Feinde der Philosophie überhaupt aufnehmen können.

Auch die obenverzeichneten, durch den Zufall auf unserm Büchertisch vereinigten philosophischen Schriften entsprechen im allgemeinen dem hier Gesagten. Das Buch von Johannes Huber, „Kleine Schriften“ (Nr. 1), bekundet die Anerkennung, welche von der heutigen Philosophie den Erfahrungswissenschaften und der gründlichen Inbetrachtziehung der gegebenen historischen Thatsachen gezollt wird, auf das unzweideutigste dadurch, daß sämtliche darin zusammengestellte Aufsätze nicht in das Gebiet der eigentlichen philosophischen Speculation fallen, sondern durchweg historischen oder darstellenden Charakters sind, sei es, daß sie ihren Stoff aus der Kirchengeschichte, aus der Geschichte der Philosophie, aus der Cultur- und

Sittengeschichte oder aus den tatsächlichen Zuständen der unmittelbaren Gegenwart schöpfen.

Der erste Aufsatz, ein Charakterbild Lamennais', ist ein Kapitel aus der neuern Kirchengeschichte und bietet dem Leser die Zeichnung eines Mannes, der, wie der Verfasser selbst sagt, das Papstthum und die Freiheit versöhnen zu können glaubte, mit seinem Schicksal aber nur den Beweis von der Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens liefern mußte. Erinnerung diese Arbeit einerseits an das erste größere Werk des Verfassers über die Philosophie der Kirchenväter, so kündigt sich darin andererseits die Richtung seiner neuesten Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete an, zufolge welcher er sich als Mitverfasser des „Janus“ und als einer der energischsten Vorkämpfer im Kampfe gegen die Infallibilität des Papstthums in weitesten Kreisen einen Namen gemacht hat. Sein Urtheil über die religiös-philosophische Weltanschauung, zu welcher sich Lamennais nach seinem Bruch mit dem Papstthum bekannte, gipfelt in der Erklärung, daß es falsch sei, wenn man behauptet, derselbe habe die Demokratie zu christianisieren versucht; vielmehr habe derselbe mit der Verwerfung der Lehren von der Erbsünde und der Gnade gänzlich mit dem positiven Christenthum gebrochen, denn das Christenthum sei nur dort, wo auch das Bewußtsein der Sünde und Schuld und darum das Bedürfnis der Erlösung und Gnade sich finde; indem also Lamennais die Selbstgerechtigkeit des Menschen betone, zeige er, daß er niemals das Mysterium der Religion erlebt und erfaßt habe. Wir können dieser Ansicht nicht unbedingt zustimmen. Gerade in der dem Christenthum grundwesentlichen Idee von einem Gottmenschen ist der Gedanke enthalten, daß das Göttliche und Menschliche in seinem Ursprung und Ziel eins ist und daß den höhern Richtungen der Menschennatur selbst der Drang und die Kraft inwohnt, sich über die natürlichen Mängel und Gebrechen zu erheben, ohne dazu einer Begnadigung aus einer schlechthin außer- und übermenschlichen Quelle zu bedürfen. Gleichwol müssen wir anerkennen, daß sich in jenem Urtheil des Verfassers um so entschiedener der Verus ausdrückt, an der Spitze einer Bewegung zu stehen, welche zwar einerseits für die Wissenschaft und für die Ordnung der staatlichen und socialen Verhältnisse die volle Freiheit fordert, andererseits aber auch den tatsächlich noch bestehenden religiösen und kirchlichen Anschauungen des Volks die gebührende Rechnung getragen wissen will, und wir knüpfen daran die Hoffnung, daß sich die mit den gegebenen Thatsachen rechnenden Bestrebungen Huber's und seiner Mitkämpfer besserer Erfolge zu erfreuen haben werden als die maßloßeren Tendenzen Lamennais'.

Die beiden folgenden Aufsätze sind wohlgelungene Charakteristiken Jakob Böhme's und Spinoza's, in deren Persönlichkeiten und Weltanschauungen der Autor mit Recht zwei einander entgegengesetzte Pole erblickt, indem er jenen als den christlichen Gnostiker im Dämmerlicht der philosophischen Divination, diesen als den voraussetzungslosesten und kühnsten Denker, der nur einer mathematischen Logik folgen zu müssen meinte, bezeichnet. In seiner Kritik Spinoza's, die neben einigen ansehnlichen Bemerkungen viel Wahres enthält, mißbilligt er unter andern dessen Annahme, daß die Religion als Gehorsam

gegen Gott nichts mit der Wissenschaft gemein habe und daher jeder von beiden ein eigenes Gebiet zukomme, in welchem sie völlig selbständig sei. Er sagt hierüber:

Diese Isolirung der Wissenschaft von der Religion ist offenbar unhaltbar. Denn wenn die Religion auch Gehorsam gegen Gott ist, so muß doch gewußt werden, was Gott ist, wenn Religion stattfinden soll. Spinoza selbst hat durch wissenschaftliches Denken seinen Gottesbegriff festgestellt und demnach seine eigene Religion auf die Grundlage der Wissenschaft gestützt. Es ist darum verkehrt, die Religion von der Wissenschaft trennen zu wollen, gerade so verkehrt, wie wenn man das Handeln vom Gedanken trennen wollte. Die Religion müßte ohne den Gedanken blind und gedankenlos und darum geistlos sein, und so würde gerade jeder Aberglaube befestigt. Ueberhaupt aber muß bei einer harmonisch gebildeten Persönlichkeit sich Erkennen, Wollen und Fühlen gegenseitig bedingen und tragen, wie im Leben des Organismus eine Function in die andere eingreift. Man kann darum nicht im Kopfe Gottesleugner und im Herzen Christ sein, wie Jacobi meinte.

Die beiden nächsten Abhandlungen, die besonders umfangreich sind: „Communismus und Socialismus“ und „Die Nachtseiten von London“, beschäftigen sich mit den socialen Problemen. Die erste derselben gibt mit Anlehnung an die vorzüglichsten Quellen und Hilfsmittel über sämtliche sociale Bewegungen unter den Culturvölkern einen vollständigen, mit eingehender Sorgfalt ausgearbeiteten Ueberblick von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart und dürfte wie kaum eine andere Arbeit von nicht größerem Umfange geeignet sein, dem Leser über Entstehung, Verlauf und Ziel dieser sich fort und fort wiederholenden Erscheinungen eine klare und wahrheitsgemäße Vorstellung zu verschaffen; die zweite Abhandlung ist ein zwar schauerliches, aber hoch interessantes Nachstück aus dem Leben der unmittelbaren Gegenwart, zum großen Theil vom Verfasser aus eigener Anschauung geschöpft, und durch Mittheilungen aus anderweitigen Schilderungen vielfach ergänzt und bekräftigt.

Der letzte Aufsatz endlich: „Deutsches Studentenleben“, ist eine aus guten Quellen zusammengestellte kulturhistorische Studie, deren sich der größere Leserkreis um so mehr erfreuen wird, als ihr Inhalt zum großen Theil von erheiterndem Charakter ist. Seitens der Darstellung zeichnen sich alle diese Arbeiten, ursprünglich zu Vorträgen vor einem gemischten Publikum bestimmt, durch Klarheit, Frische und Lebendigkeit aus.

Unmittelbarer in das esoterische Gebiet der Philosophie fällt die Schrift Hermann Ulrich's: „Zur logischen Frage“ (Nr. 2), jedoch bezieht auch sie sich auf eine Streitfrage, die mit der neuesten, unter dem Einfluß der Erfahrungswissenschaften vor sich gehenden Entwicklungsphase der Philosophie im engsten Zusammenhang steht und für sämtliche Wissenschaften eine hohe Bedeutung besitzt. Bekanntlich besteht schon seit Hegel ein lebhafter Streit darüber, ob eine Logik von rein formalem Charakter oder nur eine zugleich den Gedankeninhalt berücksichtigende, unmittelbar mit der Metaphysik und Weltkunde zusammenhängende Logik statthaft und wissenschaftlich berechtigt sei, und nach Hegel und den Anhängern seiner Schule ist dieser Streit zu Gunsten der materiellen oder substantiellen Logik mit besonderm Scharfsinn und Nachdruck von Trendelenburg, Runo Fischer, L. George und F. Ueberweg weitergeführt, während neben andern

besonders Ulrici für die Berechtigung und Nothwendigkeit einer rein formellen Logik in die Schranken trat. Die in dieser Beziehung von letzterm zunächst in seiner „Zeitschrift für Philosophie“ niedergelegten und hier neu zusammengestellten und organisch geordneten Aufsätze bilden den Inhalt der vorliegenden Schrift, die schon um der Wichtigkeit des darin behandelten Problems willen von großer Bedeutung ist, ein noch allgemeineres Interesse aber dadurch in Anspruch nimmt, daß in ihr zugleich die eigentlichen Grund- und Cardinalfragen der Philosophie, namentlich die über die Principien und Fundamente des Wissens und Seins, zur Erörterung gelangen. Dem Verfasser in das Einzelne dieser durch Scharffinn und Umsicht sich auszeichnenden Untersuchungen zu folgen, erlaubt leider der Charakter d. Bl. nicht, und wir müssen uns daher begnügen, unser Urtheil über dasselbe nur im allgemeinen abzugeben; dieses läßt aber auf Grund vieljähriger eigener Forschungen auf diesem Gebiet darauf hinaus, daß uns Ulrici mit seiner Hauptansicht, welche die Möglichkeit, Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer die Denkgesetze an sich und — soweit als möglich — getrennt vom Denkinhalt behandelnden Logik behauptet, denjenigen Philosophen gegenüber, welche von einer solchen formalen Logik schlechterdings nichts wissen wollen, entschieden im Recht zu sein scheint, dagegen in seiner Polemik gegen Trendelenburg über das von diesem aufgestellte Princip der Philosophie im einzelnen zwar viele wohlbegründete Einwürfe geltend zu machen weiß, im ganzen aber an dieses Princip Forderungen stellt, die überhaupt unerfüllbar sind und auch durch das Princip seiner eigenen Theorie nicht befriedigt werden.

Nach unserer Ueberzeugung scheint es nämlich ein von vornherein vergebliches Bemühen zu sein, die unendliche Mannichfaltigkeit der Innen- und Außenwelt aus einem absolut einfachen, schlechthin unbedingten Princip ableiten und erklären zu wollen: denn wie sollten sich die mannichfachen Unterschiede und Gegensätze aus ihm entfalten können, wenn sie nicht, wenigstens implicite und potentia, bereits in ihm verborgen lägen. Auch die unterscheidende Denkhätigkeit, in welcher Ulrici das Princip erblickt, kann nichts schlechthin Einfaches, in sich absolut Unterschiedloses sein, weil dieselbe geradezu unmöglich wäre, wenn es nicht zugleich, sei es in ihr selbst, sei es außer ihr, etwas Unterscheidbares gäbe. Welchen Begriff man auch als Urbegriff aufstellen möge, man wird ihn stets in verschiedenen Formen denken oder verschiedene Seiten an ihm unterscheiden können. Damit hört er zwar auf, ein absolut einfacher Begriff zu sein, aber er kann trotzdem nur um so mehr die Qualität des ursprünglichen Begriffs besitzen, und er besitzt diese Qualität wirklich, sofern alles Unterscheidbare als etwas nicht außer, sondern in ihm Bestehendes gedacht werden muß. Dieser Bedingung genügt aber kein Begriff in so vollkommener Weise als der von Trendelenburg als Princip gefaßte Begriff der „Bewegung“, sofern darunter die nothwendig als Selbstbewegung zu denkende Universalbewegung verstanden wird. Allerdings läßt sich die Bewegung, sofern sie als Qualität gefaßt wird, nicht ohne ein Bewegendes und Bewegtes als die unterscheidbare Substanz der Bewegung, noch auch ohne Raum und Zeit als das unterscheidbare

Gebiet der Bewegung u. s. w. denken; aber alle diese nothwendig mitzudenkenden Begriffe dürfen darum keineswegs als Bedingungen und Voraussetzungen, sondern nur als gleichzeitig mit ihr bestehende, durch sie bedingte und untereinander sich gegenseitig bedingende Formen und Momente der Bewegung angesehen werden, die sich zugleich mit dem Bewegungsbegriff ergeben und ebenso wenig ohne ihn wie er ohne sie gedacht werden können. Es läßt sich vielleicht darüber streiten, ob nicht Trendelenburg sein Princip lieber als „Bethätigung“ statt als „Bewegung“ hätte bezeichnen sollen. Fast man aber „Bewegung“ nicht bloß im Sinne von motio, sondern von actio, so fällt eo ipso der Begriff der Bethätigung mit in den der Bewegung hinein. Außerdem ist es auch Thatsache, daß sich schlechterdings keine Bethätigung, sei es eine rein innerliche oder äußere, eine bloße Gefühls-, Denk- und Willensthätigkeit, oder ein wirkliches Handeln, denken läßt, welche nicht zugleich als eine Bewegung, und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes, gedacht werden müßte, weshalb der Begriff der Bewegung unter allen Begriffen derjenige ist, über dessen universelle und principielle Bedeutung sich das reine Denken und die Anschauung, die Metaphysik und die Erfahrungswissenschaft am leichtesten zu vereinigen vermögen.

Abgesehen hiervon ergeben sich aus der Ulrici'schen Behandlung dieser schwierigen Fragen für die Trendelenburg'sche Theorie sehr wesentliche Berichtigungen und Ergänzungen, und die Differenz zwischen beiden Denkern findet darin ihre Ausgleichung, daß zwar die „unterscheidende Denkhätigkeit“, die Ulrici als Princip gedacht wissen will, hierauf nicht denselben Anspruch hat, wie die jene Thätigkeit mit umfassender, von Trendelenburg als Urbegriff aufgestellte „Bewegung“, daß sie aber unter den mannichfaltigen, verschiedenen Arten der geistigen und materiellen Bewegung jedenfalls als die einfachste und ursprünglichste, weil als die nothwendige Voraussetzung aller übrigen, gedacht werden muß.

Die „Kleinen Schriften“ von A. Spir (Nr. 3) enthalten im ganzen sechs verschiedene Abhandlungen: „Betrachtungen über die Einheit der Natur“, „Von den apriorischen Elementen des Erkennens“, „Von dem Empirismus in der Philosophie“, „Versuch zu einer Erklärung der Hauptsachen der Wirklichkeit“, „Kritische Rundschau und Vergleichung“ und „Die Religion und die Religionen“. Der allgemeine Standpunkt, von dem diese Aufsätze geschrieben sind, und der Zweck, welchen ihr Autor dabei im Auge hat, verdient entschiedene Anerkennung. Er hält es nämlich für die erste und unerlässliche Pflicht der Philosophie, sich nicht mit bloßen Meinungen und Ansichten oder gar Phantasiebildern, sondern, wie die Naturwissenschaften, nur mit zweifellos gewissen, unwiderleglich beweisbaren Erkenntnissen zu begnügen, bei allen ihren Untersuchungen einzig und allein die Erforschung der Wahrheit als Ziel ins Auge zu fassen, dieses Ziel mit gemeinsamen Kräften und mit Aufgebung aller persönlichen Rechtshabereien und Zänkereien fest und beharrlich zu verfolgen und hierbei vor allem zuerst die Principien des richtigen Denkens und Forschens festzustellen, statt von vornherein alles Mögliche von subjectiven, unerwiesenen Anschauungen aus erklären zu wollen. Wenn

er aber diese Forderungen in seinem Vorwort dergestalt hinstellt, als ob er der erste wäre, welcher die Aufgabe der Philosophie in diesem Sinne auffaßt, und die bisherigen Philosophen in Vausch und Bogen so behandelt, als ob sie sammt und sonders nur das Gegenteil von dem, was ihre Pflicht war, erstrebt und betrieben hätten, so fällt er doch wol seinerseits in denselben Fehler, den er ihnen zum Vorwurf macht, nämlich in die Geneigtheit, sich selbst für den allein Weisen zu halten; und ihm die Berechtigung zu dieser Ansicht einzuräumen, ist um so weniger möglich, als seine eigenen Arbeiten in dem, was sie Wahres enthalten, sich keineswegs sehr wesentlich von ähnlichen Arbeiten früherer Philosophen unterscheiden, und für dasjenige, was sie Neues bringen, im allgemeinen ebenso wenig absolut gewisse, mit zwingender Beweiskraft ausgestattete Gründe zu Tage fördern, wie es auf dem Gebiet der Speculation bisher der Fall gewesen ist. Dies hält uns jedoch nicht ab, bereitwillig anzuerkennen, einerseits daß die Vorwürfe, die er der Philosophie überhaupt macht, durch das Verfahren vieler Philosophen nur allzu wohl verdient sind, andererseits daß seine eigenen Untersuchungen vieles enthalten, was einer eingehendern Berücksichtigung und Erwägung würdig ist, als sie, nach seiner eigenen Klage zu urtheilen, seiner ältern Schrift: „Erörterung einer philosophischen Grundeinsicht“, zutheil geworden zu sein scheint. Hoffentlich versagen ihnen die philosophischen Fachzeitschriften eine solche nicht; wir müssen uns hier mit dem abgegebenen allgemeinen Urtheil begnügen.

A. Schwegler's „Geschichte der griechischen Philosophie“ (Nr. 4) dürfen wir bei der weiten Verbreitung, die sie gefunden, als allgemein bekannt voraussetzen. Die gegenwärtige zweite Auflage hat eine Vermehrung des

Inhalts um etwa fünf Bogen erhalten. Nach Angabe des Herausgebers bestehen die größern Zusätze in Folgendem. Bei Sokrates ist nicht blos sein Verfahren der Begriffsbildung, sowie die Tugendlehre eingehender als früher behandelt, sondern es ist namentlich auch die Sokratische Methode der Beweisführung mehr, als es meist zu geschehen pflegt, in den Vordergrund gestellt worden. Bei Aristoteles wurden die Psychologie, die Ethik und besonders die Politik vollständiger ausgeführt; die Poetik ist neu hinzugefügt. Endlich ist auch der Stoicismus ausführlicher behandelt und zwar mit dem Streben, dieser Philosophie diejenige Berücksichtigung zutheil werden zu lassen, welche ihre Ethik, zum Theil auch ihre Erkenntnißlehre verdient. Plan und Einteilung des Ganzen haben durch diese Zusätze keine Aenderung erlitten. Auffällig ist uns erschienen, daß in dieser neuen Auflage die Arbeit Köth's über Pythagoras gar keine Berücksichtigung gefunden. Was auch vom kritischen Standpunkte gegen dieselbe eingewandt werden kann, jedenfalls ist sie eine bedeutende, in vielen wichtigen Beziehungen, namentlich über die mathematischen Leistungen der Pythagoräer, Aufklärung gewährende Arbeit, wie selbst von erklärten Gegnern Köth's anerkannt worden ist.

Der „Grundriß der Seelenlehre“ von Joseph Mich (Nr. 5) ist zunächst zum Gebrauch für Bildungsanstalten bestimmt und macht demgemäß keinen Anspruch darauf, ein Werk selbständiger Forschung zu sein. Es schließt sich im wesentlichen an die Herbart'sche Schule, insbesondere an die Lehrbücher von Robert Zimmermann, M. A. Orbal und G. A. Lindner an. Auch auf die Forschungen der neuern Physiologie ist hier und da Rücksicht genommen. Adolph Reising.

Neue Romane.

Historische Romane und Novellen, Dorfgeschichten und Zeitromane aus der modernen Gesellschaft, das sind die drei Kategorien, in welche die zur Besprechung vorliegenden Romane sich theilen. Mag auch manches davon jener Art von Mittelgut angehören, das die Masse vermehrt, ohne die Literatur zu bereichern, so ist doch auch einiges Treffliche darunter, von dem zu berichten erfreulich ist. Wir beginnen der oben angeführten Reihenfolge gemäß mit den historischen Romanen:

1. Athens dreißig Tyrannen. Roman von J. B. Telfy. Pest, Lauffer. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Die Tataren in Ungarn. Historische Novelle von C. Zetter. Graz, Moser. 1869. 8. 16 Ngr.
3. Die Königin im Traum. Historischer Roman von F. Bruno. 10 Bände. Leipzig, Pardubitz. 1871. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
4. Deutschlands Cassandra. Der Raub des Elsaß und die Verwüstung der Pfalz unter Ludwig XIV. Historischer Roman von Heribert Rau. Stuttgart, Bogler und Weinbauer. 1871. 8. 2 Thlr.

Jeder der genannten Romane will den Geist seiner Zeit zur Erscheinung bringen und ein historisches Gemälde der betreffenden Epoche liefern. Dies ist jedoch nur bei dem zuletzt genannten Roman in der Weise

gelingen, daß wir sagen können, derselbe athme historische Luft.

Nr. 1: „Athens dreißig Tyrannen“, von J. B. Telfy, führt uns in die Zeit nach Beendigung des Peloponnesischen Kriegs und behandelt den Sturz des Kritias und der Tyrannen Athens durch Thrasybul. Der Held der Geschichte ist zugleich der Held des Romans. Dadurch hat der Verfasser seine Aufgabe sich schwer gemacht. Die Schwierigkeit wird nicht gemindert, wenn er die großen Männer des damaligen Griechenland als Hebel der Handlung in Bewegung setzt. Wer uns diese Männer in einem Roman vorführen will, der muß den Geist derselben in sich aufgenommen haben, mehr als das, er muß auch die Gabe besitzen, sie klar und objectiv herauszugestalten. Dies ist indessen so wenig der Fall, daß wir ohne Uebertreibung sagen dürfen, Sokrates erscheine hier ohne Weisheit, Aristophanes ohne Witz, Xenophon ohne Feinheit und Beredsamkeit; nur Xanthippe, des Sokrates Weib, macht bei ihrem einmaligen Auftreten ihrem Charakter Ehre. Im Anfang des Romans ergeht sich der neunzigjährige Sophokles in einer langen Rede, die sich gegen das Ende zu rhythmisch in Jamben bewegt und eine Blumenlese schöner Stellen aus seinen

Dramen enthält; nur schade, daß der alte Herr in seiner langen Rede ein wenig den Zusammenhang vermissen läßt. Wenn es am Schluß derselben heißt, daß stürmische Beifallsbezeugungen der Gäste sie unterbrechen, so ist es schwer, hierzu nicht ironisch zu lächeln. Am Schluß seines Werks gibt uns der Verfasser nicht bloß für dieses selbst, sondern für jedes einzelne Kapitel desselben ein stattliches Quellenverzeichnis, woraus er geschöpft hat. Das gibt uns einen Begriff von der mechanischen Art und Weise, wie er sein Werk componirt, erklärt die doctrinäre Redseligkeit, mit der er antiquarische Notizen einschleibt, und documentirt schließlich sein Buch als ein Werk zusammentragenden Fleißes, aber nicht als ein Werk poetischer Gestaltungskraft. Es kam für den Verfasser darauf an, dieses reiche Material in seiner Seele zu schmelzen und daraus einen geistigen Nether zu schaffen, dessen Rauch seine Gestalten umwittert. Wieland's herrlichste Romane sind nicht Muster ihrer Gattung, es fehlt ihnen der echt epische Ton, sowie der objective Geist der antiken Griechenwelt, eins aber hätte der Verfasser aus ihnen lernen können, nämlich seine Gestalten mit einer größern Innerlichkeit auszustatten.

Dem Roman ist ein längeres Kapitel „Anmerkungen über das heutige Athen“ angehängt. Es ist kein zwingender Grund zu diesem Appeniz ersichtlich; er sollte dem Verfasser wol nur Gelegenheit bieten, über eine Reise nach Athen, die er gemacht, sich auszusprechen.

„Die Tataren in Ungarn“, von E. Zetter (Nr. 2) führen uns in das 13. Jahrhundert n. Chr. Ob. Hier mischt sich Barbarei mit Barbarei. Grau wie das Papier, auf dem der Roman gedruckt ist, spannt sich der Himmel über dieser Mongolenwelt. Die Zeit bleibt nebelhaft und unklar, gehäufte Flüche geben noch kein genügendes Bild derselben. Eine rohe, oft gewaltsame Motivirung, das Kennzeichen aller mittelmäßigen Romane, läßt uns zu keinem künstlerischen Genuß kommen. Der Verfasser hätte sich ein besonderes Verdienst erworben, wenn er, gestützt auf das Studium alter Chroniken, die ihm zu Gebote gestanden zu haben scheinen, uns etwas Eingehenderes über das Volk der Mongolen, das in seinem plötzlichen Erscheinen und Verschwinden etwas Heuschreckenartiges hat, berichtet hätte. Wir erfahren jedoch darüber nicht mehr, als in jeder einigermaßen ausführlichen Weltgeschichte zu lesen ist.

Schon heller und befreundeter, weil nach Zeit und Raum und nach geistigen Beziehungen uns näher liegend, ist die Welt, in die uns „Die Königin der Träume“ von F. Brunold (Nr. 3) einführt. Es ist brandenburgischer Boden zur Zeit des Großen Kurfürsten, auf den wir versezt werden. Der Hauptfehler des Romans liegt in dem Mangel einer künstlerischen Gliederung, er hat keinen Mittelpunkt der Handlung und keine Hauptperson. Es sind leicht aneinandergereihte Bilder und Scenen, die zur Noth wol ein Zeitgemälde, aber noch keinen historischen Roman geben; selbst der Titel ist einer ziemlich mythischen Episode entlehnt. Das Beste in dem Buch ist außer in einigen gelungenen Dialogen in der Naturschilderung zu suchen: es ist Stimmung in diesen Landschaftsbildern aus der Mark.

Dem Buche wäre eine sorgfältigere Correctur nöthig gewesen.

Endlich mit Nr. 4 wird die Luft heiterer, die Sonne beginnt zu scheinen. „Deutschlands Cassandra“ von Peribert Rau weisagt in derselben Zeit, in welcher der vorhergehende Roman träumt, nur an einer andern Stelle Deutschlands. Der weitere Titel des Buchs sagt uns, um was es sich in demselben handelt; den geschichtlichen Inhalt nämlich bildet die Verwüstung der Pfalz unter Ludwig XIV., der Nordbrennerkrieg unter Louvois. Es sind zwei Umstände, die uns das Buch von vorn herein nahe bringen, einmal, daß der Stoff zeitgemäß ist, und zum zweiten, daß der Verfasser eine tüchtige Gestattung mitbringt, die nicht wenig zu der Frische des Eindrucks beiträgt, den das Buch auf uns macht. Ohne den Plan und die Einheit des Ganzen zu sühren, weiß der Verfasser mit geschickter Hand alles in den Kreis seiner Darstellung hereinzuziehen, was dazu dienen kann, uns ein möglichst reiches Bild der Zeit zu geben. So findet sich z. B. in dem Buch eine köstliche Predigt von Abraham a Sancta Clara, deren ernster Gehalt freilich in der Fülle barocker Einfälle erstickt wird. Bedenklich erscheint die Figur der Cassandra. Eine, wie der Verfasser es selber ausdrückt, seelisch und nervös kranke Frau erscheint hier als Deutschlands Cassandra, die zuerst die Verwüstung der Pfalz, dann die Rache dafür weisagt und zuletzt im Wahnsinn stirbt. Hat der Verfasser vielleicht daran gedacht, daß man die Pythien des Alterthums von einem heiligen Wahnsinn ergriffen dachte? Dann hätte er an dieser allgemeinen Andeutung sich genügen lassen und dem Sitz dieses Wahnsinns nicht weiter nachforschen sollen. Das Ausgesprochene hat sein gutes Recht, aber in der Poesie wirkt auch oft das Unausgesprochene. Es erscheint aus ästhetischen Gründen bedenklich, eine ausgesprochenenmaßen Kranke zur Trägerin einer geschichtlichen Weissagung zu machen. Die Cassandra Griechenlands ist eine poetische Figur, von den griechischen Dichtern uns überliefert — wo die Quelle ihrer Sehergabe gelegen, danach fragen wir nicht. Hier nimmt der deutsche Autor seiner Cassandra den Reiz des Poetischen, ja selbst die Glaubwürdigkeit, indem er sie als krank hinstellt und doch Glauben an ihre Offenbarungen verlangt. Diese ganze Figur war überhaupt für die Zwecke des Romans nicht notwendig; wurde sie aber einmal angenommen, so mußte sie anders begründet und beleuchtet werden; so wie sie da ist, macht sie nicht den Eindruck einer Prophetin, sondern den einer Somnambule. Was aber die Aufgabe des Romans betrifft, uns jene Zeit mit solcher Lebendigkeit vorzuführen, daß wir befähigt werden, ein historisches Urtheil darüber zu fällen, so ist sie dem Verfasser vollständig gelungen.

Es folgt die Reihe der Dorfgeschichten, zwei Werke dieser Gattung zählend, die, beide aus Oesterreich stammend und mit dem Schauplatz, auf dem sie sich bewegen, nämlich Salzburg und Steiermark, dicht aneinandergrenzend, in ihrem Werthe doch unendlich weit auseinanderliegen.

5. Wahrheit und Traum. Erzählung vom salzburgischen Untersberge von E. Zetter. Graz, Moser. 1870. 8. 8 Rgr.

6. Geschichten aus Steiermark. Von P. R. Kossegger. Pest, Cedenast. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die erstgenannte Dorfgeschichte, oder Berg- und Waldbühne, wie sie der Verfasser vielleicht wird genannt wissen wollen, unterscheidet sich dadurch von andern Erzählungen dieser Art, daß sie die Menschen, die sie zur Darstellung bringt, in keiner Weise idealisirt, sie vielmehr in all ihrer beschränkten Natürlichkeit mit dem Glauben an Berggeister und Gespenster uns vorführt und in ihrem Denken und Reden sie nirgends über das Niveau ihrer untergeordneten Bildung sich erheben läßt. Im übrigen erscheint die kleine Erzählung nach allen Seiten hin harmlos.

Der selben Species angehörend, aber aus einem ganz andern Geist geflossen, sind die „Geschichten aus Steiermark“. Es ist hier des Verfassers ethisches Wollen, seine Gesinnung, die seinem Buch zum großen Theil den Werth verleiht. Hören wir zuerst, was er in der Vorrede von seiner persönlichen Beziehung zu dem Stoffe sagt:

Ich bin in dem Volk der österreichischen Alpenländer daheim. Dieses Volk kenne ich, wie es lebt in seinen armen Dörfern, in seinen einsamen Gehöften und in seinen stillen Wäldern, und seinen Charakter trage ich selbst in meinem Geblüte und in meinem Gemüthe.

Hören wir weiter, welche Tendenz er bei Abfassung seiner Geschichten verfolgt:

Ich glaube, zu einer Zeit, in welcher die politischen sowie die culturhistorischen Schwerpunkte mehr und mehr in das Volk zu fallen beginnen und in welcher die Humanität mit aller Anstrengung auf das Wohl des Volks hinarbeitet, dürften volkstümliche Schriften und die Dorfgeschichte im engeren Sinne mehr als je die Aufmerksamkeit der Lesewelt verdienen.

Es läßt sich verstehen, wenn der Verfasser Rücksichtnahme auf das Volk verlangt, aber ob die Dorfgeschichte die rechte Form ist, in der dies zu geschehen hat, und ob die schöne Literatur, als deren Zweig sich die Dorfgeschichte betrachtet, dabei gewinnen wird, das ist eine andere Frage. Die Kunst will reife Früchte brechen und ausgewachsene Erscheinungen widerspiegeln, und die Poesie soll uns nicht in die Dürftigkeit des Daseins einführen, sondern uns von der Dürftigkeit des Daseins erlösen. Sehen wir in die „Geschichten aus Steiermark“ hinein. Diese wortkargen und einsilbigen treuen Knechte und Mägde, die uns in den ersten Geschichten vorgeführt werden, können uns, mit welcher Liebe der Verfasser sie auch behandeln mag, kein tieferes Interesse abgewinnen. Ganz anders wird es, wenn er Gestalten aus andern Lebenskreisen in den Kreis der Dorfgeschichte einführt. Ohne Zweifel sind diese Gestalten besser gelungen, hier sind markirtere Züge, individuellere Lebensäußerungen. Kein Wunder, denn in den Kreisen, denen sie entnommen sind, herrscht die Mannichfaltigkeit, in jenen andern die Monotonie und die Unreife. Daß dem so ist, dessen ist sich der Verfasser wohl bewußt. In des „Lehrers Weihnacht“ läßt er den Schulmeister sagen: „Wie traurig! Es will nicht Tag werden in unserm Volke, ewig hat es dunkle Weihnacht, ewig liegt der Volksgeist in der erbärmlichen Krippe zwischen Ochs und Esel.“ Da die Dorfgeschichte große geistige Züge nicht zu berichten hat, fällt sie in den Fehler einer detaillirten Beschreibung des Unwesent-

lichen. Es interessirt uns nicht, wenn wir mit der Theorie des Holzfallens bekannt gemacht werden oder wenn uns die Gerüthschaften, die der Holzknecht zu seiner Arbeit braucht, in eingehender Weise hergezählt werden. Eine falsche Idealisirung des Alltäglichen wird immer die gefährlichste Klippe sein, die die Dorfgeschichte zu vermeiden hat. Endlich haben wir hervorzuheben, daß in der Dorfgeschichte die Naturschilderung nicht zu ihrem Recht kommt. Es bleibt eine offene Frage, inwieweit und unter welchen Verhältnissen die Naturschilderung in dem Roman ihren Platz einzunehmen hat, thatsächlich ist, daß sie in dem Roman der Gegenwart eine bedeutende Stelle einnimmt. In der Dorfgeschichte tritt sie entweder mit ungebührlicher Breite und Selbständigkeit auf, sodaß die Menschenwelt dagegen fast nur als Staffage erscheint, wie in manchen Erzählungen Stifter's, oder sie erscheint nach Weite und Farbe geradezu dürftig. Natürlich — eine Scene, auf der sich gute, aber geistig halbwüchsige Menschen bewegen, kann nicht bengalisch beleuchtet sein, es würde dies der Harmonie des Kunstwerks widersprechen. Auch in den vorliegenden Geschichten glühen die Alpen nur da, wo der katholische Kaplan des Dorfs an seinem Glauben Schiffbruch leidet und nach schweren innern Kämpfen Amt und Kirche verläßt — dieser Mann gehört nur äußerlich in den Rahmen der Dorfgeschichte, seinem Bildungsgrade nach gehört er andern Lebenskreisen an —, und hier, wo ein Menschengestalt den gewaltigsten Kampf kämpft, den es für ihn gibt, schlägt auch die Natur den Schleier zurück und zeigt sich in ihrer erhabenen Größe. Abgesehen von den eben gemachten Ausstellungen, die zum großen Theil der Dorfgeschichte überhaupt gelten, dürfen die vorliegenden Geschichten dem Besten der Art unbedenklich an die Seite gestellt werden.

Es ist nicht unmöglich, daß mir die Liebe und Begeisterung, welche ich für Steiermark in meinem Herzen trage, vorläufig das Talent zum Theil erleht und mir nach und nach durch ernstes Studium die entsprechende Kraft verleiht, welche nöthig ist, ein solches Volk in seiner ganzen Wahrheit künstlerisch darzustellen.

Wir haben hierauf zu entgegnen, daß auf dem Gebiete poetischer Production die Liebe leider die fehlende Kraft nie ersetzen wird; wir meinen jedoch, daß der Verfasser mit dem Maß seiner Begabung zufrieden sein kann, und hoffen, daß er bei gleicher Liebe und fortbauendem Studium der Welt noch manches Gute und Schöne wird zu bieten haben.

Es folgt noch die Reihe der Zeitromane aus der modernen Gesellschaft, repräsentirt durch drei einschlagende Werke:

7. Die Unzertrennlichen. Pflegeältern. Zwei Erzählungen von Fanny Lewald. Berlin, Sankt. 1871. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Georg Canterbury's Testament. Roman von Frau Henry Wood. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, C. F. Günther. 1871. 8. 3 Thlr.
9. Norwood oder Dorfleben in Neu-England. Eine Erzählung von Henry Ward Beecher. Aus dem Englischen. Stuttgart, F. F. Steinkopf. 1871. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Mit Nr. 7 und 8 werden uns zwei Werke von Frauen in die Hand gegeben. Beide Schriftstellerinnen

haben darin Ähnlichkeit miteinander, daß sie ihrem Stoff mit großer Objectivität gegenüberstehen und die eigene Empfindung nur selten und kaum merklich hervortreten lassen, eine Eigenschaft, die bei Frauenromanen nicht allzu häufig ist. Kaum aber haben wir den Punkt genannt, in dem beide zusammentreffen, so finden sich auch sogleich Differenzpunkte genug. Die Erzählungen von Fanny Lewald bieten in dem Inhalt nichts Ungewöhnliches dar, aber sie sind allerdings reizend erzählt, hier thut die Form alles oder doch das meiste, die englische Schriftstellerin sucht zumeist durch den Inhalt ihres Romans zu interessieren; jene trägt ihre Fabel in dem Ton vornehmer Ruhe, fast Kühle, aber mit großer Feinheit vor, dieser scheint es vor allem auf Sachlichkeit anzukommen, und ihr Roman enthält nach Art der meisten englischen Romane eine genaue Copie der Wirklichkeit; bei Fanny Lewald sind es nur wenige Personen, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, aber dieselbe auch durchaus fesseln, bei Frau Henry Wood ist es eine große Zahl von Personen, deren Lebensschicksale sich vor uns entrollen; die deutsche Schriftstellerin liebt es, die feineren Beziehungen des Herzens in der Liebe zum Gegenstand ihrer Darstellung zu machen, die englische will lehren, und die Moral, wenn sie auch nirgends geradezu ausgesprochen ist, tritt dennoch deutlich genug zu Tage. Kein Mensch kann ganz objectiv sein, auch bei dem objectivsten Schriftsteller werden wir Stellen finden, wo der Dichter in die Denkweise seines Helden einige Tropfen eigenen Blutes hineingetröpfelt zu haben scheint, welche Stellen sich dann durch eine intensivere Färbung, durch eine individuellere Fassung auszeichnen und, wenn sie polemischer Art sind, die Empfindung eines kleinen Stachels verursachen. Solche Stellen finden sich bei Fanny Lewald auch, und zwar richten sich dieselben in der Regel wider Gegenstände der Religion und des Glaubens. Bei Frau Henry Wood richten sich solche Stellen, wenn wir danach suchen, nach der entgegengesetzten Seite hin; das Thema, von dem sie auszugehen scheint und das immer wieder durchklingt, ist das, daß die meisten Verirrungen der Menschen und alles daraus herfließende Unheil von einer vernachlässigten religiösen Erziehung herrühren.

Endlich haben wir in Nr. 9 noch einen Roman zu besprechen, den wir für den weitaus bedeutendsten unter den vorliegenden erklären müssen. Es könnte nach dem Titel des Buchs scheinen, als müsse dasselbe in die Kategorie der Dorfgeschichten einzureihen sein. Dem ist jedoch nicht so. Ist Amerila überhaupt schon kein geeigneter Boden für die Dorfgeschichte, weil hier eine Hauptbedingung derselben, nämlich die Tradition fehlt, so belehrt uns der Verfasser überdies noch, daß Norwood eine kleine Stadt von fünftausend Einwohnern im Staate Massachusetts sei. Es ist das Leben einer kleinen Stadt der Union von Nordamerika, das uns in seinen Vertretern vorgeführt wird, doch so, daß dieses Leben sich auf einem bedeutenden Hintergrunde bewegt. Die Darstellung ist sentenzenreich, daran erkennt man den Prediger — der Verfasser ist ein renommirter Kanzelredner Newyorks, der Gemahl der Verfasserin von „Daniel Tom's Hütte“ —, seinen religiösen Standpunkt verleugnet er keinen Augenblick, doch ist er phantastereich, hat Auge und Sinn für alles

und will sogar die Einbildungskraft als ein Princip religiösen Erkennens eingeführt wissen. Auch weiß er die Fehler und Schwächen der Gläubigen mit freimüthiger Offenheit und einem zuweilen köstlichen Humor an das Licht zu ziehen. Verschiedene Kennzeichen weisen darauf hin, daß der Verfasser in der Form des Romans und der Novelle sein inneres Leben wol noch nicht allzu häufig ausgestaltet hat. Dahin gehört z. B., daß er in dem Anfang des Romans die einzelnen Personen desselben jede in einem besondern Kapitel porträtmäßig vorführt, anstatt sie uns handelnd im lebendigen Zusammenwirken mit andern entgegenzubringen. Er weiß mit geschickter Hand die schwierigsten Probleme klar zu legen, das Pro und Contra zu erwägen und jeden Standpunkt mit großer Schärfe auszusprechen. Diese Erörterungen religiöser und philosophischer Fragen treten indeß in einer zu großen Ueppigkeit auf und geben dem Stoff eine geistige Schwere, für welche die Form der Erzählung sich als zu leicht erweist. Fast gilt von dem Verfasser dasselbe, was er selber über einen jungen Künstler sagt: „Obwol er unzählige Talente hatte — Talent für Musik, für Dichtkunst, für Malerei, für höhere Gärtnererei und für Baukunst, so schienen doch diese Talente wie ein zu dicht bepflanztes Beet sich einander gegenseitig zu ersticken.“ Bei alledem aber erweist sich der Verfasser überall als eine in Gesinnung und Bildung gebiegene, auf der Höhe der Zeit stehende Persönlichkeit.

Man hat den Roman das Epos der Gegenwart genannt. Hier wäre ein Roman, der auf diesen Namen Anspruch machen dürfte. Denn einmal ist der Stoff national. Der Roman hat zum Schauplatz jenen Theil der Vereinigten Staaten, welchen man Neuengland nennt, die Heimat der Yankee's. Das ganze Buch ist ein Panegyrikus auf das Yankeeethum. Daß der Verfasser von diesen seinen Landsleuten nicht gering denkt, läßt sich begreifen. „Dr. W. behauptet, der Neuengländer stelle ein dreifaches Kreuz dar; er habe die moralische Natur der Juden, die geistige Anlage der Griechen und die praktische Richtung der Römer.“ In diesem nationalen Gemälde findet zum zweiten dasjenige eine breite Stelle, was diesem Volk besonders eigen thümlich ist und dem es seine Größe verdankt, das ist nach des Verfassers Ansicht seine Religion:

Das größte Gedicht Neuenglands ist sein Sonntag! Durch ihn ist es dem Materialismus entronnen. Neuenglands Einbildungskraft finden wir — nicht in Kunst oder Literatur — sondern in seinen Erfindungen, seinem gesellschaftlichen Organismus und vor allem in seinem religiösen Leben. Die Amme desselben war aber der Sabbat.

Wir fügen hinzu: ja, der Sabbat, aber nicht der christliche Sonntag. Jene beiden Seiten, die nationale und die religiöse, finden einen concreten Ausdruck, indem der Verfasser zum dritten eine Episode aus der Geschichte seines Volks als geschichtlichen Hintergrund auswählt, das ist die Zeit des großen Bürgerkriegs zwischen den Nord- und Südstaaten, dessen Ursachen und Verlauf, dessen Schlachten und Wechselfälle er uns mit eingehender Sachkenntniß und mit der anschaulichen Kraft eines Augenzeugen vorführt.

Obwol der Verfasser in allen Sätteln der Darstellung gerecht ist und Menschen und Zustände mit großer Objectivität sich selber aussprechen läßt, so ist doch nicht zu verkennen, daß er lehren will. Will ein Romanschriftsteller

lehrend wirken, so wird er sich einen Helden oder Charakter wählen, durch den er seine Lehre vorträgt. Der Roman der Gegenwart bemächtigt sich gern der Figur des Arztes und stellt ihn als den Normalmenschen hin, der in seinen Grundsätzen die Gesundheit geistigen Lebens vertritt und in allen wichtigen Fragen das entscheidende Wort spricht. Es ließe sich eine stattliche Anzahl von Romanen anführen, die als Beleg hierfür dienen könnten. Die Stelle, die sonst der Priester und der Philosoph einnahm, räumt man heutzutage gern dem Arzt ein. Ohne Zweifel spricht sich hierin eine Richtung der Zeit aus. Auch in dem vorliegenden Buch ist Dr. Wentworth das Dralel des Romans, dessen Mund von Weisheitsprüchen überfließt, nur freilich mit dem Unterschied, daß dieser Arzt als ein großer Naturkundiger nicht bloß die Richtung natürlichen Lebens

vertritt, sondern in eben dem Grade religiös und bibelgläubig ist. Die Figur soll, wie es scheint, typisch sein und wol den Lieblingsgedanken des Verfassers ausdrücken, daß im letzten Grunde Natur und Offenbarung harmoniren. Indessen thut „der gute Doctor“, wie er in dem Buch zuweilen genannt wird, des Guten ein wenig zu viel; mochte er der Einbildungskraft immerhin überall da, wo ihr Reich ist, die Herrschaft zuerkennen; daß er auf ganz heterogenen Gebieten ihr das Scepter in die Hand drücken möchte, das läßt ihn zuweilen als einen kleinen Phantasten erscheinen. Den Roman noch weiter ins Einzelne hinein zu verfolgen, gestattet bei der Fülle vielseitigen Stoffes der begrenzte Raum der Besprechung nicht. Faßt man alles zusammen, so hat man hier nicht einen Volksroman, sondern den Roman eines Volks.

Zur ältern deutschen Geschichte.

1. Robert der Tapfere, Markgraf von Anjou, der Stammvater des Capetingischen Hauses, von Karl von Kalckstein. Berlin, Loewenstein. 1871. Gr. 8. 28 Ngr.
2. Die Wahl Rudolfs von Rheinfelden zum Gegenkönig, von Oscar Grund. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir stellen diese beiden Abhandlungen hier zusammen, nicht weil sich ihre Aufgaben äußerlich sehr nahe berührten, sondern weil sie durch Auffassung und Behandlung eine gewisse innere Verwandtschaft bekunden, die uns wesentlich dünkt als jenes mehr zufällige Moment. Wir sehen darin nämlich ein erfreuliches Zeugniß, daß sich unsere eigentlich gelehrte Geschichtsforschung mehr und mehr ihres Berufs innerhalb des Gesamtorganismus der nationalen Bildung bewußt zu werden und die Brücke zu einer wahrhaft deutschen Geschichtschreibung festern Fußes zu betreten beginnt. Gerade an solchen Monographien, die der Natur der Sache nach überall in die engsten Grenzen sich eingeschlossen halten, läßt sich am ersten erkennen, ob ein gewisser Zug gemeinsamer Bildungsinteressen durch den Betrieb einer Wissenschaft geht oder nicht. Es ist nicht schwer zu sagen, wie derselbe für die hier in Betracht kommende beschaffen sein muß, wenn er von der rechten Art sein soll. Dieser Wissenschaft ist eine gewisse nationale Exklusivität gleichsam von der Natur selbst vorgezeichnet. Die deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung hat sich lange genug in allen fernen Weltgegenden und unter allen fremden Nationen herumgetrieben, und es gab eine Zeit, wo man aus einem wunderlichen Hautgout gerade diese ihre Allerweltsverschommenheit für besonders verdienstlich ansah und sie sich nach deutscher gründlicher Art aus ihrem Begriffe heraus als nothwendig konstruirte. Die praktische Folge davon war die, daß erst dann einige schwache Anfänge einer Theilnahme des deutschen Volks an den massenhaften Productionen seiner gelehrten Historiker sich bemerklich machten, als diese sich allmählich bequerten, neben der Fremde die Heimat und deren Geschichte zu berücksichtigen. Es geschah zögernd und reservirt genug, und genau in demselben Tempo gestaltete sich das Verhältnis der Leser zu den Schriftstellern. Daß dieses heute schon ein gutes

Theil enger geworden ist, als vor zwanzig oder gar dreißig Jahren, wo eigentlich gar keins existirte, darf man immerhin zugeben, wenn man auch recht wohl erkennt, wie viel noch auf beiden Seiten fehlt, um es zu einem vollkommen richtigen zu machen. Die Schuld wird nach wie vor zunächst auf Seiten der Producenten gesucht werden müssen, obgleich auch sie wieder im letzten Grund, wie nicht schwer zu erkennen ist, unter dem Einfluß einer allgemein verkehrten Richtung des gesammten Volksgeistes und der von ihm erzeugten und protegirten Bildung zu ihrer eigenen verschrobenen Haltung gelangt sind. Wer es aber mit dem wahren Vortheil der Wissenschaft wohl meint, sei es, daß er durch eigene Neigung sich ihrer Pflege widmet, sei es, daß er ihr zum Nutzen des nationalen Bewußtseins die Wirksamkeit gern verschaffen möchte, die ihr von Rechts wegen gebührt, und die sie anderwärts und zu andern Zeiten — nicht bloß etwa bei den alten Griechen und Römern oder den neuern Engländern, sondern in unserm eigenen Volke vom 13.—17. Jahrhundert — bewährt hat, wird sich über jede Spur eines Fortschritts nach dieser Seite hin freuen, zumal wenn dieser sich, wie es begrifflich durchaus berechtigt ist, mit der methodischen Gründlichkeit und Schulung der Quellenkritik und der Forschung überhaupt verbindet, welche noch immer mehr oder weniger wie ein Erzeugniß so ein ausschließlicher Besitz unserer deutschen Historik ist.

Wir verlangen demgemäß von den Meistern und Jüngern dieses Fachs nicht, daß alle die Themata, die sie behandeln, nur aus dem localen Bereiche der deutschen Geschichte entnommen, wohl aber, daß alle in deutlich gefühlter Beziehung zu dieser concipirt und gestaltet seien. Die deutsche Geschichtschreibung, wenn sie das ist, was sie sein soll, der treue Spiegel des deutschen Volksgeistes, hat am wenigsten Veranlassung, sich mit einer chinesischen Ausschließlichkeit gegen die Berührung mit der Fremde abzusperren. Aber sie soll und muß in der Heimat wurzeln, und von diesem festen Boden der Vernunft und der Natur mag sie ihre Blicke dann so weit als sie will, und je weiter desto besser, wie es die Signatur des deutschen Geistes überall ist, ausdehnen. Ihr Auge wird dann nie durch den Flimmer der Ferne verwirrt werden, wenn es

sich in der genauen und liebevollen Beobachtung der Heimat gekräftigt hat.

Wir sind zu dieser scheinbaren Abschweifung hauptsächlich durch die Betrachtung der ersten von jenen beiden Schriften geführt worden, welche wir hier besprechen wollen. Robert der Tapfere, Markgraf von Anjou, Stammvater der Capetinger, würde die deutsche Historie an sich nichts angehen, wenn er bloß der französischen Geschichte gehörte. Aber eben als Stammvater der Capetinger, die durch ihre politischen Plane und ihre Familienverbindungen mit unsern Kaisern aus dem sächsischen Hause so mannichfach in den Gang der deutschen Dinge eingegriffen haben, steht er uns näher, noch mehr, weil er selbst, wie als unzweifelhaft sicher gelten darf, ein Mann deutscher, nämlich sächsischer Herkunft war. Sein Vater Wittichin war als advena, oder um einen Ausdruck der mittelalterlichen Sprache zu gebrauchen, in recken wis — nicht etwa als einer der gewaltsam deportirten Sachsen — unter Karl dem Großen nach Neustrien gekommen, um dort im Herrendienst sein Glück zu machen, was ihm selbst nur mäßig, desto besser aber seinem Sohne gelang, der, als ihn 866 in einem kleinen Schirmkugel gegen die Normannen ein früher Tod weggriffte, unbedenklich der hervorragendste Mann und Held des damaligen westfränkischen Reichs genannt werden durfte. Es ist lehrreich genug, daß das neue Herrschergeschlecht, an welches sich die Zukunft Frankreichs knüpfte, wiederum nur seine Kraft

dem frischen deutschen Blut, dem es entstammte, verdankt, und es gibt im Allgemeinen viel zu denken, wie rasch auch diese neue Kraft verbraucht war. Es besteht ein feltamer Gegensatz zwischen der relativ so unübersellen Anlage des deutschen Volksgesistes und der absoluten Unfähigkeit der deutschen Volksart, sich auf fremdem Boden gesund zu erhalten.

Die andere Schrift erzählt eine der größten und verhängnißvollsten Katastrophen der deutschen Geschichte, vielleicht die verhängnißvollste unter allen. Die Wahl Rudolfs von Schwaben zum Gegenkönig gegen Heinrich IV., 1077, ist der große Wendepunkt, wo der bis dahin im Aufsteigen begriffene Gang der nationalen Entwicklung nicht bloß für den Moment, sondern für viele Jahrhunderte in sein Gegenheil sich verkehrte. Erst unsern Tagen war es vorbehalten, einen Theil des Verderbens, das damals durch die Allianz des Romanismus unter seinem talentvollsten und gewissenlosesten Vertreter, Gregor VII., und des fürstlichen und localen Particularismus, repräsentirt von sehr vielen bornirten aber ebenso gewissenlosen Schurken, über das deutsche Volk hereingebrochen ist, wieder gut zu machen. Ein voller Ersatz des damals angerichteten Schadens ist aber auch jetzt und für alle Zukunft ebenso unmöglich, wie es unmöglich ist, daß in einer tiefen Wunde, auch wenn sie verharscht, wirklich das alte Gewebe der Muskeln sich wiederherstelle.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Notizen.

Als eine der billigen Klassikerausgaben H. Reclam's sind „Molière's sämtliche Werke“ (2 Bde., Leipzig 1871) erschienen, herausgegeben von E. Schröder und eingeleitet von Prof. Köstler. In der Einleitung sagt dieser jüngst verstorbene Dramaturg, daß der Uebersetzung mit bestem Gewissen das Prädicat „genial“ beigelegt werden könne, und daß sich in derselben Treue gegen das Original, Geschmac, Takt und der feinste Sprachsinn zu einem künstlerischen Ganzen durchbringen. Molière ist bekanntlich in neuester Zeit zur Lösung einer Partei geworden, welche ihn gegenüber Shakespeare auf den Schild hebt. Köstler, der begeisterte Commentator Shakespeares spendet indeß auch Molière das reichste Lob. „Sein Genies“, sagt er, „zeigt sich in der Kraft und Wahrheit seiner Darstellungen, wie in Hervorbringung komischer Wirkung durch die einfachsten Mittel. Welche Mannichfaltigkeit der Charaktere, und doch jeder in seiner Individualität, die oft ein Wort bezeichnet! Kein Komiker hat so auf Europa gewirkt als Molière und so wichtige Thorheiten hinausgelacht: die Aerzte mit ihrer lateinischen Salbaderei, die Stutzer mit ihren Galanterien, die Gelehrten mit ihrem Pedantenstolz, die Affectation der Neugadelten, den Murrfinn finsterner Moralisten, die Hierereien gelehrter Weiber u. s. w. Molière's Anerkennung ist sozusagen lavinenartig gewachsen.“

Obgleich Molière nur von der französischen Nationalität völlig begriffen und gewürdigt werden kann und früher auf seine Anerkennung in Frankreich beschränkt blieb, so geht er doch zugleich auch entschieden über die französische Nationalität hinaus und hat sich jetzt je länger je mehr zur Anerkennung eines Weltbüchters erhoben. Daher kann und wird auch Molière niemals veralten; er ist und bleibt Eigenthum der ganzen christlichen Welt. Goethe bekennt von sich in Bezug auf Molière: „Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu halten. Es ist nicht bloß das vollendete künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebens-

würdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schicksliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte.“

Die Uebersetzung ist von drei Frauen ausgeführt; die „Gelehrten Frauen“ hat Malwine Gräfin Malhan übersezt, außerdem den „Amphitryon“, „Die Unbesonnene“, „Liebezwiß“, „Eganarelle“, „Don Garcia von Navarra“, „Die Prinzessin von Elis“, „Malicerna“, „Der Sicilianer“; Emilie Schröder: „Die Schule der Chemänner“, „Die Plagegeister“, „Die Schule der Frauen“, „Der Misanthrop“, „Lartuse“ und das Trauerspiel „Psyche“; Auguste Cornelius: „George Dandin“, „Der Geizige“, „Der Bürger als Edelmann“, „Die Fürstin als Brautwerber“, „Scapin's Schelmensreiche“, „Don Juan“, „Der Liebhaber als Arzt“, „Die Kritik der Frauenschule“, „Der Herr von Pourceaugnac“, ein Stück, in welchem der in der Uebersetzung nicht ange deutete Dialekt die Aneignung erschwert, „Die Gräfin von Escerbagnos“, „Das Impromptu von Versailles“ und „Die erzwungene Heirath“.

Die neue Uebersetzung Molière's befolgt dasselbe Princip wie die anerkannt treffliche des Grafen Baudissin; beide geben den Alexandriner durch den süßfüßigen reimlosen Jambus wieder. Die Reclam'sche Ausgabe wird jedenfalls dazu beitragen, das Interesse für Molière in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Gustav Dittmar hat ein „Bademecum für Freunde der Literatur“ herausgegeben (2. Aufl., Hannover, Trufe, 1870), welches er selbst auf dem Titel erklärt als eine „Zusammenstellung der wissenschaftlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Gesammelten Werke und Schönen Literatur, nebst genauer Angabe der Preise und Verleger, sowie kurzen biographischen und bibliographischen Notizen“. Die Erläuterungsschriften sind den Werken der einzelnen Dichter und Schriftsteller hinzugefügt. Das „Bademecum“ ist vollständig in Bezug auf alle wichtigen Autoren und verdient beste Empfehlung.

Anzeigen.

Neue Romane und Novellen

aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

- Gustow, Karl, Fritz Ellrodt.** Roman. 3 Bde. 8. Eleg. brosch. 5³/₄ Thlr.
- Bodenstedt, Friedrich, Aus deutschen Gauen.** (Erzählungen und Romane. 1. u. 2. Bd.) 2 Bde. 8. Eleg. brosch. 2 Thlr.
- Bodenstedt, Friedrich, Vom Hofe Elisabeth's und Jacob's.** (Erzählungen und Romane. 3. u. 4. Bd.) 2 Bde. 8. Eleg. brosch. 2¹/₂ Thlr.
- Fels, Egon, Das Geheimniß der vier Tage.** Roman. 4 Bde. 8. Eleg. brosch. 5 Thlr.
- Frise, Dr. Hermann Ed., Christian Klebauer und Compagnie.** Roman. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 8. Eleg. brosch. 4 Thlr.
- Gerstäder, Friedrich, Im Cassenfer.** Roman. 4 Bde. 8. Eleg. brosch. 5³/₄ Thlr.
- Gerstäder, Friedrich, Die Francitireurs.** Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag brosch. 15 Sgr.
- Gerstäder, Friedrich, Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege.** 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag brosch. 15 Sgr.
- Gerstäder, Friedrich, In Mexico.** Charakterbild aus den Jahren 1864—67. 8 Theile in 4 starken Bänden. Eleg. brosch. 6¹/₂ Thlr. (Das Werk schildert das Trauerspiel in Mexico bis zur Erschießung des Kaisers Maximilian durch Verrath Napoleon's und Bazaine's.)
- Sick, Georg, Die Varias der Gesellschaft.** Roman. Mit einem Vorwort von Gustav vom See 3 Bde. 8. Eleg. brosch.
- König, Ewald August, Verfasser des preisgekrönten Romans „Durch Kampf zum Frieden“. Dämon Gold.** Roman. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag brosch. 15 Sgr.
- König, Ewald August, Durch Kampf zum Frieden.** Preisgekrönter Roman. 4 Bde. 8. Eleg. brosch. 4 Thlr.
- Mühlhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen.** Erzählung. Dritte Auflage. 3 Theile in einem Bande. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag brosch. 25 Sgr.
- Mühlbach, Louise, Kaiserburg und Engelsburg.** Historischer Roman. 2 Bde. 8. Eleg. brosch. 2²/₃ Thlr.
- Mühlbach, Louise, Mohammed Ali und sein Haus.** Historischer Roman. 4 Bde. 8. Eleg. brosch. 6 Thlr.
- Mühlbach, Louise, Mohammed Ali's Nachfolger.** Historischer Roman im Anschluß an „Mohammed Ali und sein Haus“. 4 Bde. 8. Eleg. brosch.
- Mühlbach, Louise, Reisebriefe aus Aegypten.** 2 Bde. 8. Eleg. brosch. 2³/₄ Thlr. (Das morgenländische Leben am Hofe des Khedive, dessen Gast die Verfasserin war, Feste bei den Prinzessinnen, Diners en famille beim Khedive, die Harems etc. bilden den höchst interessanten Inhalt dieses Buches.)
- Delbermann, Hugo, Liebe und Brod oder die Novelle des alten Mannes.** Familien-Roman aus dem neunzehnten Jahrhundert. Zweite Ausgabe. 2 Bde. 8. Eleg. brosch. 2¹/₄ Thlr.
- Schlügel, Max von, Gefangen und belagert.** Meine Erlebnisse während des Feldzuges von 1870—1871. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag brosch. 15 Sgr.
- Bacano, E. M., Geheimnißvoll.** Eine Criminal-Geschichte. 2 Bde. 8. Eleg. brosch.
- Wiedeke, Julius von, Aus alten Tagebüchern.** Roman im Anschluß an „Eine deutsche Bürgerfamilie“. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 8. Eleg. brosch. 4 Thlr.
- Winterfeld, A. von, Moderne Odyssee.** Komischer Reise-Roman. 3 Bde. 8. Eleg. brosch. 4¹/₂ Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Rutschkelielied auf der Seelenwanderung.

Mit einer hieroglyphen-Casel.
Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung
von

Wilhelm Ehrental.

8. Geh. 10 Ngr.

Nachdem von diesem patriotischen gelehrten Scherze binnen sechs Monaten sechs starke Auflagen vergriffen worden, erscheint jetzt die siebente wieder erheblich vermehrte Auflage. Sie bringt an neuen Beiträgen außer einer russischen und lettischen Uebersetzung des Rutschkelielieds einen serbischen sowie einen altgriechischen Text.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Von **Friedrich Gerstäder.**

Dritte Auflage.

Mit Illustrationen von Otto Brausewetter.

8. Cart. 15 Ngr.

Gerstäder's Erzählung der tragikomischen Reiseabenteuer, welche dem Herrn Commerzienrath Mahlhuber aus Gidelsbad arrivirt, gilt für eins der gelungensten Erzeugnisse auf dem Gebiete des deutschen Humors. Bereits in zwei starken Auflagen verbreitet, wird das Buch in der vorliegenden dritten Auflage um so sicherer wieder neue Freunde finden, da es mit 20 ergötzlichen Illustrationen erscheint.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 48. —

23. November 1871.

Inhalt: Neue lyrische Gedichte. — Literaturgeschichtliche Schriften. Von Wilhelm Buchner. — Zur Charakteristik Herder's Von Moritz Carriere. — Skizzen. (Die Pflege der deutschen Literatur in England; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue lyrische Gedichte.

1. Aus der Natur und dem Geiste. Gedichte von R. Woermann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
2. Beschauliches in Bild und Spruch von F. Trojan. Berlin, Hoffmann u. Comp. 1870. 16. 10 Ngr.
3. Rußefrüchte aus dem Musenhain von F. S. Strodtmann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1870.
4. Gedichte von Wilhelm Berg. Prag, Junger. 1870. 16. 20 Ngr.
5. Friede sei mit euch! Gedichte zum Geleit durch das Leben von Emilie Seidel. Berlin, Sande u. Spener. 1869. 8. 10 Ngr.
6. Krösus und Adrafnus. Ein Gedicht von Adolf Brieger. Posen, Solowicz. 1870. 32. 10 Ngr.

Der Statistiker, der in Menschen und Dingen nur das Zahlenverhältniß, nach welchem er sie klassificirt, zu sehen gewohnt ist, wird heutzutage, indem er sich darin auf gemachte Erfahrungen stützt, das breiteste Blatt in seinen Jahresregistern für die Kategorie „Lyrik“ aufsparen; der Culturhistoriker aber, der zu Menschen und Dingen nicht etwa wie jener spricht: „Wie hoch beziffert ihr euch?“ sondern: „Was bedeutet ihr? Was macht euren Werth aus?“ wird geneigt sein, für die Historiographie des Jahrhunderts jenes hochbezifferte Blatt des Statistikers als eins der auf der Goldwage geistiger Bedeutsamkeit am leichtesten wiegenden zu veranschlagen. Kommt doch dasjenige unter den Krankheits-Symptomen unserer Tage, welches dem denkenden Beobachter am meisten in die Augen springt, das Symptom des Mangels an eigenartig prononcirten Charakteren, nirgends im modernen geistigen Leben so frappant zum Ausdruck wie im Bereich der zeitgenössischen Lyrik. Und dennoch sind die sichern Contouren eines scharfmarkirten und bedeutend herausgestalteten Charakters gerade dasjenige, was die heutige Lyrik in erster Linie fordert. Sie will eine große Individualität des dichtenden Subjects, ausgestattet mit einem klaren Weitblick in Zeit und Geschichte und einem ruhigen Tiefblick in Welt und Gemüth; daneben will sie Abgeklärtheit

in der Physiognomie der dichterischen Form: sie will von dem betreffenden Dichter, wenn es seiner Poesie gegeben ist, sich in langen Wellenlinien auszufröhen, den pathetischen Gang der gedankentiefen Elegie und den gewaltigen Sturmschritt der begeisterten Dithyrambe, oder aber, wenn er in Lakonismen redet, den stimmungsvollen Hauch des Liebes und die lapidare Prägnanz des Epigramms. Stets aber sei nur der große Gegenstand ein Gegenstand des modernen Schaffens! Groß jedoch sind die Gegenstände der Poesie nicht, wenn sie, wie bei einem Theile der heutigen Romantiker, in einer utopistischen Phantasie oder, wie bei den Gelegenheitsdichtern im nicht-Goetheschen Sinne, in rein persönlichen Beziehungen wurzeln; groß sind die Gegenstände und würdig, dichterisch gestaltet zu werden, vornehmlich dann, wenn Blut vom Blute dieser Tage in ihnen pulst, wenn sie aus dem Bewußtsein dieser großen Gegenwart herausgewachsen sind, dieser Gegenwart, welche ihre Vorbern sowol mit der schneidigen Schärfe des Schwerts auf den Schlachtfeldern nationaler Ehre wie mit der sanftern Gewalt des Worts auf denjenigen rein menschlicher Sittigung und Veredelung pflicht, dieser Gegenwart, welche auf allen Gebieten des Könnens und des Wissens, des Handelns und des Denkens es zu staunenswerthen weltgeschichtlichen Errungenschaften gebracht hat.

Und werden die Lyriker von heute dieser ihnen vorzeichneten Aufgabe, der Aufgabe, aus dem Geiste unserer Zeit herauszuschaffen, gerecht? Nur in einer verschwindenden Minderzahl. Denn noch immer stellt eine anachronistische Production gegenüber den seltenen Lebenszeichen echter Poesie das größte Contingent auf dem lyrischen Markt, einestheils die, wenn wir sie so nennen dürfen, akademische Lyrik, welche nach bekannten classischen oder unclassischen Mustern unselbständige, nach Form und Inhalt epigonenhafte Studien macht, andernteils die mit der Kleinwaare des Gemüths üppig wuchernde Lieberpoesie

welche in den subjectivsten Gedankchen und Gefühlchen zu kramen liebt. Wie pygmäenhaft gegenüber der titanischen Poesie, welche sich heute auf dem Schauplatz der Wirklichkeit abspielt, nimmt sich diese posthume Lyrik auf dem Papier aus!

Sämmtliche Lyriker, welche wir in unserer heutigen Besprechung die kritische Revue passiren lassen, stehen, mindestens mit einem Fuße, auf diesem Terrain einer nicht zeitgemäßen Dichtung. Sie gehören alle in die Kategorie einer mittlern poetischen Begabung: keiner von ihnen schlägt einen neuen Ton an, welcher, aus dem Bewußtsein der Zeit herausgekungen, das Ohr der Zeit mit frappanter Eigenartigkeit trüfe; keiner von ihnen hat es in zureichender Selbstkritik verstanden, das Korn von der Spreu, d. h. die wirklichen Talentproben, die sich bei ihnen allen vereinzelt oder häufiger finden, von den inhaltleeren Producten zu sondern — alle aber verfügen sie bei völlig dilettantischem Hinundhertappen in der Wahl ihrer Stoffe über eine gewisse Gewandtheit in der äußern Form, hierin echte Kinder dieser Zeit, welche bei einer nivellirenden Einförmigkeit der inneren Persönlichkeiten doch für die formale Bildung feststehende Eroberungen gemacht hat.

R. Woermann, der Verfasser der Karl Lemde gewidmeten Sammlung „Aus der Natur und dem Geiste“ (Nr. 1), ist unter den heute zu besprechenden Dichtern ohne Frage der relativ bedeutendste. Wenn seinen Poesien auch die Signatur des Originellen fehlt, so sind sie doch theilweise gedankenvoll und meistens gefühlswarm und treten durchgängig in sehr correcter, oft höchst anmuthiger Form vor das Publikum. Wir haben in der 16 Bogen starken Sammlung keinen einzigen unreinen Reim, selten einen rhytmisch hinkenden Vers gefunden. Woermann ist ein vielgereifter Mann. Er sagt in der Vorrede seiner Gedichte:

Der Verfasser hat die trauten Freuden eines gemüthlich angeregten Daheim genossen; er hat den reizvollen Zauber deutscher Hochschulen mitempfunden; er hat sich an der Hand würdiger Lehrer in philosophische Labyrinth verlost: aber er hat auch das weite schäumende Weltmeer durchsucht, ist unter den Palmen Indiens gewandelt, hat die Pyramiden Aegyptens ragen sehen, ist den Mississippi, den „Vater der Ströme“, hinabgefahren und hat, nachdem er sich an all der Pracht und dem Glanz der großartigen Natur satt gesehen, auch in den Weltstädten beider Hemisphären lange genug gelebt, um sich in dem bunten Treiben der Erdenbürger umsehen zu können.

Die dichterische Ausbeute aus diesem bewegten Wanderleben hat Woermann in der „Reisebilder“ überschriebenen Abtheilung seiner Gedichte niedergelegt, welche manche hübsche Lieberblüte, manches anmuthig ausgeführte Situations- oder Landschaftsbild enthält. Den Preis möchten wir in dieser Abtheilung dem folgenden Gedichte geben:

Vaterland.

Sei mir gegrüßt, o Moselstrand,
Sei mir gegrüßt, o Heimatland,
Nach langen Wanderjahren!
Sei mir gegrüßt, du altes Eriar:
Ich werde meine Liebe dir
Mein Leben lang bewahren,
Weil du die erste Deutsche bist,
Die mich umfängt nach all der Frist,
Die ich die Welt befahren!

O, Heimatwehn! o Hochgenuß!
Ich fuhr hinab den Moselstuf
Im Sonnenschein, dem hellen;
Ich fuhr hinauf den grünen Rhein,
Gerad' in Deutschlands Herz hinein,
Wo Feuerweine quellen,
Und trank in deutschem Nebenast
Auf Deutschlands Einigkeit und Kraft
Am Rand der deutschen Wellen.

O Heimatklang, o Bonneschall!
Wie seffelt es mich überal
Mit tausend Liebesfäden.
Es scheint mir fast ein Traum zu sein,
Daß alle Leute, groß und klein,
In deutscher Zunge reden;
Und gar, um deutsch zu sprechen nur,
Grüß' jeden ich in Wald und Flur
Und sprach' mit einem jeden!

O Vaterland, wie bist du schön
Mit deinen burgbekrönten Höhen
Und deinen Weingebirgen!
O Vaterland, wie bist du hold,
Gefast in helles Sonnengold,
Durchfurcht von Blütenpfaden!
O Vaterland, wie lieb' ich dich!
O woll' zu deinem Dienste mich
Mit deiner Kraft begnaden!

Es ist ein eigener Wohlklang in diesem Gedichte. Dagegen will uns der Anfang des Gedichts „Reinbeck“:

Reinbeck, dich besingen will ich,
Das Gesehung mir beschied;
Denn es ist nicht mehr als billig,
Dir dafür zu weihen ein Lied —

denn doch allzu prosaisch gemahnen. Hübsch sind ferner aus dieser Abtheilung die beiden Cyklen: „Niagara“ und „Heimweh und Heimkehr“. Das Idyll in Liedern: „Sakontala“, hat einen echt exotischen Duft und weiß das sich üppig einleitende, aber tragisch ausklingende Liebesabenteuer des Verfassers auf „Gott Indra's Flur“ pikant und interessant zu schildern. Eine unfreiwillige Komik athmet leider das vierzehnte Lied dieses sonst so ansprechenden Cyklus. Es lautet:

Trunken vor Zorn und Schmerzen
Irr' ich im wilden Wald;
Stöhnend brennt die Sonne,
Ich verschmachte bald.

Am klaren Born erhebt sich
Giftiger Schlangen Geziß;
Tiger, zum Sprung bereit, lauern
Im Bananengebüsch.

Laß zischen die giftigen Schlangen,
Laß lauern die Tiger am Born!
Ich werde noch selbst zum Tiger
Vor lauter Schmerz und Zorn. (!)

Neben dem bizarren Inhalte dieses Gedichts, welches eine metrische Nonchalance! Sie ist bei der Formgewandtheit Woermann's um so tadelnswerther. Bedenklich erscheint uns in der „Sakontala“ ferner das Lied XX. Es bildet den Uebergang zur Katastrophe, dem Tode der Sakontala, insofern es dieselbe motivirt. Dies geschieht durch die Verse:

Wir saßen nachts am stillen Weiher,
In dem die Lotusblumen blühen —
Da legte sich ein Nebelschleier
Auf Wogenblau und Waldesgrün.

Wir saßen lang im Nebelwogen
Und kehrten erst am Morgen heim:
Da hat die Golde eingesogen
Im Nebelwehn des Todes Keim! —

Wie unverständig, sich in den Nebel zu setzen! Die Golde hat sich erkältet. Solche rein physische Motive wirken komisch und sind wenig geeignet zur poetischen Verwendung; denn wo die Poesie an die materiellen Schranken und Gebrechlichkeiten des Menschendaseins erinnert, hat sie stets einen prosaischen Beigeschmack, mag sie auch alle Wurzeln dichterischer Effecte aufbieten.

Unter den einzelnen Stücken der Abtheilung: „Wahrheit und Schönheit“, heben wir das hymnenartige Gedicht: „Vor dem Niagarafall“ und das Sonett: „Rechtfertigung“ rithmisch hervor und lassen das folgende Epigramm, welches einem recht artigen Gedanken passenden Ausdruck leiht, hier einen Platz finden:

Unter der Kuppel des Doms Sanct-Pauli im mächtigen London
Beteten die Frommen für sich, suchten der Frommen in Rom.
Unter der höheren Kuppel der Peterkirche' an dem Liber
Beteten die Gläubigen auch, suchten der übrigen Welt.
Unter der höchsten der Kuppeln, der Kuppel des Himmels-
gewölbes,

Segn' ich sie alle; ich lieb' alles, was gut ist und schön.

Auch manches sangbare Lied enthält die Sammlung, so die beiden Trinklieder und „Aus Stolz“. Sehr stimmungsvoll ist das folgende Lied:

Bitte.

Wenn meine letzte Stunde schlägt,
Tragt mich ans Meer, das blaue,
Daß ich, eh' man ins Grab mich legt,
Das Meer noch einmal schaue;

Daß vor der Todesdunkelheit,
Mit sterbemattem Auge,
Den Glanz ich der Unendlichkeit
Noch einmal in mich fange!

Daß von der unbegrenzten Flut
Mich Ahnung hold umwehe,
Und ich mit hoffnungsvollem Muth
Von dieser Erde gehe!

Wenn meine letzte Stunde schlägt,
Tragt mich ans Meer, das blaue,
Daß ich, eh' man ins Grab mich legt,
Das Meer noch einmal schaue.

Unter den Woermann'schen „Balladen und Erzählungen“, welche durch knappere Fassung wesentlich gewonnen haben würden, finden sich einige recht ansprechende, wenn gleich uns zu oft bereits bekannte Stoffe unter ihnen begegnen. Nennenswerth sind hier „Klaus Delrich“ und „Schön Anna“, sowie seiner gewandten Uebersetzungen wegen das Gedicht: „Der Reden Himmelfahrt.“ Eine wirklich vortreffliche Erzählung ist die folgende, in guten Terzinen geschriebene, welche sich „In der Weltstadt“ betitelt:

Sedweden Morgen lenkt' ich meine Schritte,
Sedweden Morgen um die Dämmerstunde,
Desselben Weges in der Weltstadt Mitte.

Und still und stumm, an derselben Stelle,
Sah eine blasse Maid ich jeden Morgen
Verlassen eines armen Püschens Schwelle.

Schön war sie, aber ernst und bleich von Sorgen,
Und unter ihren dunkeln Augenbrauen
Lag ein Roman von Lieb' und Leid verborgen.

Ich lieb' es, in die Augen ihr zu schauen,
Den tiefen Spiegel einer tiefen Seele,
Die in die meinen schauten voll Vertrauen.

Ich las in ihrem Blick, daß, was ihr fehlte,
Gerab' ein Herz sei mit verwandtem Pochen,
Ein Herz, dem sie ihr stilles Leid erzähle.

So sahen wir uns täglich an seit Wochen,
Doch wie's dem kalten Rüb'r'schen Treiben eigen,
Wir hatten miteinander nie gesprochen.

Und dabei blieb es. Keiner wollte zeigen,
Daß er ein Herz in seinem Busen hege.
Drum blieb es so. Wir brachen nie das Schweigen.

Sedweden Morgen, eh' ich ausgeh', pflege
Ich eine Rosenblüte mir zu pflücken,
Als duft'gen Trost auf dürrer Pflichten Wege.

Mit dieser Rose wollt' ich täglich schmücken
Das stille Nägblein, das so bleich von Leide;
Doch ach! — an keinem Tage wollt' es glücken.

Drum blieb es also, doch wir fühlten beide,
Daß wir uns kannten, daß wir uns verstanden,
Und daß uns nur das Stadtgetümmel schiede.

Ja, Wochen schwanden also; Monde schwanden:
Und längst schien es uns beiden selbstverständlich,
Daß wir uns täglich auf dem Wege fanden.

Doch ach! auf Erden endet alles endlich,
Sei es im Schiffsbruch oder sei's im Hafen.
Dem Sommer folgt der Winter unabwendlich.

Ein Morgen kam, an dem wir nicht uns trafen.
Doch tröstet' ich mich selber mit dem Worte:
„Die blasse Maid, die süße, wird noch schlafen.“

Am andern Morgen war ich früh am Orte:
Doch auch an diesem Morgen, auch am dritten
Blieb festverschlossen die bekannte Pforte.

Mir war's, als müßt' ich jetzt um Einlaß bitten;
Doch welsch ein Recht denn hatt' ich, nachzufragen?
Ich that es nicht, ich floh mit hangen Schritten.

So ging es täglich während sieben Tagen.
Am achten aber war die Hausthür offen,
Und einen Sarg sah ich ins Freie tragen.

Zerschmettert stand ich, wie vom Blitz getroffen;
Ich wußte ja, wem man das Grab bereite,
Und gab den wilden Winden preis mein Hoffen.

Zwei Männer trugen sie an jeder Seite,
Im ganzen vier, die schmucklos schwarzen Dreter.
Und niemand gab der Dahre das Geleit.

Ich folgte stumm. Es war ein Spätherbstwetter;
Grau, trüb' und kalt. Die Sonnenstrahlen gaben
Kein Licht mehr. Wirbelnd flogen dürre Blätter.

Am Friedhof war die Grube schon gegaben,
An stiller Stelle, unter schlichtem Moose,
Wo man begräbt, die keine Freunde haben.

Ich stand am offenen Grab im Sturmgetöse:
Und heute endlich, Trauer im Gemüthe,
Wart' ich ihr zu, ins Grab zu, meine Rose.
Es war des Spätherbsts letzte, bleiche Blüte!

Das ist echte Poesie. Das bleiche Madonnengeſicht des stillen Mädchens blickt uns aus jeder Strophe des Gedichts an. Es ist ein ganzes Leben voll Weh und Entſagung, voll Elend und Gemüthsvereinsamung, welches aus diesen Dreizeilern zu uns spricht — und wie rührend einfach ist das alles geschildert! Das Gedicht ist ohne Frage die Perle der Woermann'schen Sammlung. Sehr hübsch ist auch die längere Erzählung in gewichtigen Trochäen: „Oba“.

Unter den vaterländischen Sonetten aus den Monaten August und September des Jahres 1866, mit welchen die Sammlung schließt, möchten das dreizehnte, funfzehnte, sechzehnte und siebzehnte hervorzuheben sein.

Wenn wir nun angesichts dieser mancherlei höchst ansprechenden Proben aus den Gedichten Woermann's dennoch bei unserm obigen Urtheil stehen bleiben müssen, daß wir den sämtlichen heute zu besprechenden Lyrikern und somit auch dem Verfasser von „Aus der Natur und dem Geiste“ kein höheres Prädicat vindiciren können als das einer mittlern poetischen Begabung, so motiviren wir dieses Urtheil in Bezug auf Woermann durch den Hinweis auf den Mangel an einer energisch markirten Eigenthümlichkeit der dichterischen Persönlichkeit, einen Mangel, welcher bei aller Gemüthswärme und Formgewandtheit dieser Gedichte dennoch in ihnen vorherrscht. Es findet sich in der Woermann'schen Sammlung neben mancher duftigen Lieberblüte und mancher gewandten Erzählung des Unbedeutenden gar zu viel. Ein wahrhaft bedeutender Dichter aber greift nur nach bedeutenden Stoffen. Die Stoffe des Dichters sind immer ein schwerwiegendes Kriterium für seinen geistigen Werth. Möge Woermann das wohlgemeinte Wort „Non multum, sed multa“ für die Zukunft beherzigen! Er ist es seinem hübschen Talente schuldig, es durch größere Concentration zu vertiefen. Vielleicht wendet er sich dann auch der dichterischen Propaganda der großen Ideen zu, welche diese Zeit bewegen, statt uns exotische Liebesidyllen und Reisebilder aus aller Herren Ländern zu bringen.

Gegenüber dem rein lyrischen Colorit der Gedichte Woermann's kennzeichnen sich diejenigen J. Trojan's durch eine mehr didaktisch-rhetorische Physiognomie. Daher der Titel: „Beschauliches in Bild und Spruch“ (Nr. 2). Die kleine, nur fünf Bogen umfassende Sammlung besteht aus Sprüchen, Liedern und gnomenartigen Gedichten, die früher bereits im „Volkstfreund“ von L. Parisius zum Abdruck gekommen sind. Aus denselben spricht eine schätzenswerthe Beobachtungsgabe für Welt und Menschen und eine durch ruhigen Optimismus wohlthuende Lebensauffassung. Neben Sprüchen von schlagkräftiger Kürze wie:

Lob muß ehren,
Tadel muß lehren,
Sonst ist es besser auf keinen hören.

Oder:

So hart ist kein Tyrann,
Zu fordern von einem Mann,
Was einer aus freien Stücken
Sich ladet auf seinen Rücken —

finden sich in der mit Wahl zusammengestellten Sammlung spruchartige Gedichte von etwas breiterm Wurf, wie:

Warnung vor Kleinem.

Vor kleinen Dingen nimm dich in Acht!
Groß Ungemach haben sie schon gebracht.
Ein Fehlerchen trägt man mit Geduld,
Ein Thäterchen macht noch keine Schuld.
Ein Gläschen noch ist ja nie zu viel,
Und ein Spielschen ist noch kein Spiel.
Ein Späßchen, das nimmt noch keiner krumm,
Und ein Räuschchen bringt noch nicht um.
Und eh' du dich noch verlehst des Falls,
Fällt über ein Steinglen und bricht den Hals.

Oder:

Ein schlimmer Geselle.

Geld ist auf alle Fälle
Ein unsteter Geselle.
Braucht man ihn nicht, kommt er ins Haus;
Wenn er gebraucht wird, geht er aus.
Wer ihn nicht achtet, den macht er schlecht;
Wer ihn zu hoch hält, der wird sein Knecht.
Mußt ihn mit großer Umsicht fassen
Und dich nie ganz auf ihn verlassen.

Proben, welche für die Begabung Trojan's für die poetische Einleitung moralphilosophischer Lebensregeln ein günstiges Zeugniß ablegen. Die Spruchpoesie hat in Deutschland gegenüber der breitwuchernden Liebes- und Lovelydichtung in jüngster Zeit wenige Jünger gefunden, und müssen wir daher schon aus rein stofflichen Gründen einem Dichter Lob zollen, der sich von den eiteln Spielereien und Tändeleien dieser hohlen Verfemacherei abwendet und das Gebiet ernster Sentenzenpoesie betritt, zumal wenn es ihm, wie oft Trojan, gelingt, den Ton schlichter Volksthumlichkeit zu treffen. In diesem volksthumlichen Ton liegt das Verdienst der Trojan'schen Sammlung; aber dieses Verdienst erschöpft auch ihren Werth: Selbständigkeit des Gedankens und Tiefe der Lebensanschauung können wir ihnen nicht zuerkennen. Auch sie gehören trotz mancher trefflicher Leistungen in die Kategorie der poetischen *Dii minorum gentium*.

J. S. Strodtmann, der Verfasser der Gedichte, welche den etwas manierirten Titel „Musenfrüchte aus dem Musenhain“ (Nr. 3) tragen, ist ein Poet, welcher — wunderbar genug! — den Anstoß zu dichterischer Bethätigung nicht etwa, wie andere Musenöhne, durch ein in Schönheitbegeisterung schlagendes Herz empfangen hat, sondern der eingestandenermaßen nur aus prosodischen Liebhabereien der Dichtkunst gewonnen wurde. Beginnt er doch sein Vorwort: „Eigentlicher Dichterberuf ist mir von der Natur nicht verliehen, und kein unaufhaltsamer Drang nöthigt mich in den Tempel der Musen. Nur habe ich die Kenntniß der poetischen Formen angestrebt und dieselbe bei gegebener Veranlassung zu verwerthen gesucht, wovon die nachfolgenden Blätter Belege enthalten“ — das ist also das Credo eines Dilettanten vom reinsten Wasser. Wenn nun, streng genommen, dilettantische Studien und prosodische Stilübungen, weil sie nicht auf den Büchermarkt, sondern einzig auf den Familientisch, höchstens in den ästhetischen Theecirkel gehören, die Kritik zu äußerster Strenge herausfordern sollten, so legen wir die schon zu einer rigoristischen Polemik gespitzte Feder doch diesmal nieder und machen ein freundliches Gesicht, weil der Herr Dilettant ein lebenswürdiger, von aller Anmaßung ferner und, wie uns das Vorwort lehrt, dazu ein hochbetagter ist, der „seinen Freunden und Angehörigen am Abend seines Lebens noch ein Erinnerungsalbum widmen möchte“. Gemäß dem vom Verfasser im Vorwort aufgestellten Programm liefern die „Musenfrüchte“ eine wahre Musterkarte zur Unterbreitung bei metrischen und rhythmischen Studien in höhern Gymnasialklassen: antike Oden und Hexameter, hochpathetische Trochäen à la Schiller und Keim'scherze in Okeim'scher Manier, dazu Uebersetzungen ins Lateinische aus deutschen Dichtern und ein hebräischer Originalpsalm des gelehrten Verfassers dieser

„Muskefrüchte“, ja selbst ein Vers in dänischer Sprache, als Widmung der ganzen Sammlung aber ein correctes Sonett in dem Strophenanbau des Petrarca — in all diesen Formen bewegen sich die Strodtmann'schen Gedichte, und sie bewegen sich nicht ungeschickt; ob das aber auch für den hebräischen Psalm gilt, sind wir nicht competent zu entscheiden. Eine gelehrte Facultät möge darüber zu Gericht sitzen! Wir aber können uns nicht enthalten, diesen hebräischen Psalm, der uns wie die barocke Perrücke eines hochgelehrten Professors anblickt, zum Ausgangspunkt der Frage zu benutzen: „Deutsche Bedanten, wenn endlich wollt ihr aufhören mit der Miene akademischer Bornehmheit den Griechen, Römern und gar den Hebräern nachzujaffen? Der Born echter Poesie sprudelt einzig in dem uns eingeborenen Nationalbewußtsein — so oft ihr aber auf den dürren Stamm einer längst überflügelten Cultur-epoche das Reis eures modernen Geistes pflropft, sei er groß oder klein, so oft beleidigt ihr das Jahrhundert, das euch geboren.“

Charakteristisch für den Verfasser ist die folgende, im Klopstock'schen Stil gehaltene Ode:

Vor Schiller's Büste.

Darf ich, Trefflichster, dir, dir dem Verkärten nah?
Ueber der Erde Staub schwebst, unendlich erhöht,
Du im Strahlengewand, hier schon göttlicher Geist,
Und im Dort — ha! Sprache der Armuth!

O, du lächelst süßwahr, wenn von der Sternenhöh'
Du, des Gesangs Triumph, niedersehest den Blick
Auf die äffende Schar, die im Stolze des Wahns
Dir sie stahl, die Palme der Dichtkunst.

Schau' der Genius Teut's froh auf den Sängerbund,
Welcher dem Vaterland sproß aus fruchtbarem Schoß,
Weilt sein freudigster Blick doch auf deiner Geburt,
Dich zum Vorbild liehend der Nachwelt.

Gabst du Freude uns nicht, schenkest der Glocke Ton,
Lehrtest der Worte drei, sangst Arabiens Lied,
Priesest Griechenlands Ruhm, schufst Balladengesang
Und verkürtest dich in dem Drama?

Darf ich — (Stille, mein Herz, wage nicht lähnen Flug! —)
Darf ich erheben — (schweig! —) darf ich hoffen — (ver-
stummt! —).

Daß du göttigen Blicks — (hemmt' des Rasenden Wort! —),
Schaust von fern nur — (ha! die Entweihung!).

Diese Ode mit ihren emphatischen Parenthesen möchte gegenüber den Anforderungen des Lesers von heute denn doch etwas zu altfränkisch gemahnen. Zu den bessern Stücken der Sammlung gehört das nachstehend mitgetheilte, von dem Geiste edler Frömmigkeit erfüllte religiöse Lied:

Morgengebet.

Gott und Herr der Menschenkinder,
Der du heilig bist und gut
Und voll Gnade selbst dem Sünder,
Der in Demuth Buße thut,
Blicke huldreich auf uns nieder,
Die wir im Gebet dir nah'n,
Daß wir Lust und Eifer wieder
Und zur Arbeit Kraft empfahn!

Dein ist Wollen und Vollbringen,
Ohne dich gelingt uns nichts.
Hilf uns wachen, beten, ringen,
Herr der Wahrheit, Herr des Lichts!

Send' von den Himmels Höhen
Deinen Geist auf uns herab,
Höre unser kindlich Flehen,
Sei uns Hort und Schild und Stab!

Hilf uns, Vater, hier auf Erden
Wachsen an Gottseligkeit,
Hilf uns täglich frömm' werden,
Reifer für die Ewigkeit!
Hilf in Freuden wie in Leiden
Fest auf deine Liebe bau'n,
Und — wenn wir von hinnen scheiden —
Einst dein Angesicht erschau'n!

Die in dieser Sammlung enthaltenen „Mythen des klassischen Alterthums“ sind bloße Studien aus der Mythologie nach Creuzer oder Braun; mehr Leben haben die „Deutschen Sagen und Märchen“. Die Gelegenheitsgedichte, namentlich diejenigen, welche sich auf Familienfeste beziehen, beweisen ein warmes Herz, viel Empfindung für die Freuden häuslichen Glücks und einen redlichen Sinn neben vielem ge'andem Verstand. Strodtmann bewährt in seinen Gedichten einen gebildeten Sinn; aber er ist mehr Gelehrter als Dichter. Seine Freunde werden die „Muskefrüchte aus dem Musenhain“ gewiß willkommen heißen, die Literaturgeschichte aber wird über sie zur Tagesordnung übergehen.

Auch die „Gedichte“ Wilhelm Berg's (Nr. 4) sind Producte eines Dilettanten, warm empfunden, ja, mitunter sogar gemüthvoll und stets wohlmeinend, aber in der Form nicht selten unfertig und schlotterig, wie ein Gewand, das aus der Nacht gegangen ist. Gleich das erste Gedicht: „Der Abschied“, ist ein Beleg für die Unreife der Berg'schen Form: die vier ersten Strophen desselben haben trochäischen, die zwei letzten iambischen Silbenfall. Weitere Beispiele für die schlechte Versificirung unsers Autors ließen sich aus seiner Sammlung leicht beibringen — wir ersparen uns die Mühe der Aufzählung, so klein sie ist.

Am glücklichsten ist Berg in dem leicht hingehauchten Liede. So ist unter andern das folgende recht stimmungsvoll:

Herbstabend.

Im Thal die grauen Nebel sinken,
Die Nacht, wie kalt!
Ich seh' kein tröstendes Sternlein blinken,
Mein Herz, wie alt!
Ich möchte weinen und find' keine Thränen,
Mein Sinn, wie trüb!
Du schöne Zeit, voll Hoffen und Sehnen,
Wie hatt' ich dich lieb!

Starke heinisirend ist das Gedicht „Auf dem Ball“, welches also lautet:

Oft mitten zwischen Spiel und Tanz
Im frohen Festgebränge —
Es stimmert tausend Fichter Glanz(?)
Und freudig wogt die Menge;

Da seh', die Scene ändert sich,
Die Formen rasch vergehen,
Und Bäume kahl und winterlich
Im Morgennebel stehen.

Die fremden Frau'n sind alle fort,
Wie ein verwunschener Garten(?)
Und unterm alten Thorweg dort,
Da seh' ich Liebchen warten.

Die frommen Aenglein tren und klar,
Die lieben, sanften Sterne,
Sinzogen mich so wunderbar
Als wie aus weiter Ferne.

Sie sah mich an so wehmuthsvoll,
Das holde Engelsköpfschen,
Und aus den guten Augen quoll
Ein helles Thränenköpfschen.

Und still wie damals war ihr Gruß,
Als scheiden ich gekommen
Und ihr den letzten langen Kuß
Vom bleichen Mund genommen.

Und in mein armes Herze schlich
So namenloses Leid —
Da weckte eine Stimme mich:
„Sind wirklich sehr zerstreut!
Zum dritten male sage ich:
Sie stehn mir auf dem Kleid.“

Originelles Gepräge und wahrhaft dichterischen Gehalt hat keins der Berg'schen Gedichte. Als ein durchaus unglücklicher Versuch muß aber die schülerhafte Verballhornisirung eines berühmten Goethe'schen Liebes bezeichnet werden. Wir setzen es als Curiosum hierher:

Mignon.

Kennst du das Land, wo meine Blüten blühen,
Um Gottes Thron die fernsten Sterne glühen,
Wo sich des Weltalls stumme Majestät
Um seine ewig, ewig gleiche Achse dreht,
Kennst du es wol?
Dahin, dahin —
Möcht' ich mit dir, mein sanfter Engel, ziehn.

Kennst du das Haus, drei Breter sind sein Dach,
Für Einen Mann hat nur das eng' Gemach,
Ein Todtenschädel grinst dich schrecklich an,
Herab zu mir! Du gehst dieselbe Bahn.
Kennst du es wol?
Dahin, dahin —
Möcht' ich mit dir, du dunkler Genius, ziehn.

Kennst ob dem Abgrund du den schwindeln (!) Steg,
Geispenster lauern auf dem Schreckensweg,
Im Schlunde heult der Hölle alte Brut,
Der Geist steht still und es erstarrt das Blut.
Kennst du ihn wol?
Dahin, dahin —
Geht unser Weg, o Vater, laß mich ziehn!

„Der Geist steht still“, sagt Berg. Ja! wessen Geist stände nicht still bei der Lectüre dieses wunderbar mystischen Gedichts! In der Berg'schen Sammlung wäre manches besser ungedruckt geblieben.

Emilie Seidel bietet uns in ihren Gedichten, welche sie „Friede sei mit euch“ (Nr. 5) betitelt, nichts als religiöse Rhetorik, der es nicht gelingt, das sittliche Pathos, dem sie Ausdruck leiht, mit dem Hauch der Poesie zu durchathmen, aber es ist die Rhetorik eines allem Menschlichen ernst zugewandten Gemüths. Wir dürfen daher der Verfasserin, wie gering wir auch von ihrer dichterischen Befähigung denken mögen, die Anerkennung nicht versagen, welche wir sittlichen Charakteren, mögen sie sich nun äußern in welcher Form sie wollen, stets entgegenbringen: die moralphilosophischen Reflexionen Emilie Seidel's thun unserm Herzen wohl, weil man ihnen anfühlt, daß aufrichtige Herzensüberzeugung sie dictirt hat — aber das poetische Gewand, mit welchem die Verfasserin sich priesterlich drapirt, steht ihr nicht sonderlich gut zu Ge-

sicht. Bei all der überzeugenden Kraft des Inhalts machen ihre Verse den Eindruck, als wäre es nicht eine in der Seele der Verfasserin herrschende Nöthigung, welcher sie ihre Existenz verdanken, als existirten sie vielmehr nur zufällig, und zwar nicht als das Product einer schöpferischen Intuition, sondern als das Resultat mühevoller Arbeit. Wendungen wie „Kraft-Muth“ und „wahnstichtig“, von andern forcirten Ausdrücken, welchen man in der Sammlung häufig begegnet, zu schweigen, beweisen nur zu sehr die Berechtigung unserer Ansicht über die Genesis der Emilie Seidel'schen Verse. Eine getragene Prosa wäre wol die den religiösen Ideen der Verfasserin angemessene Form gewesen.

Zu den bessern Stücken in diesem Lieberbuche gehören: „Start in Gott“, „Tod im Leben, Leben im Tode“, „Rechter Wille“ und „Nur Muth!“ Viel Gemüth spricht aus dem Gedicht „Ein mildes Wort“, welches wir hier mittheilen:

Ein mildes Wort ist gleich dem Maienregen,
Der weisse Fluren wunderbar erquickt,
Der mit der Blütenpracht, mit Ernteseegen
Die Auen rosig rings und goldig schmückt.

Ein mildes Wort ist gleich der Flut des Lethe,
Die lei' und lind um Sinn und Seele weht,
Daß so in ihr der Dämon Schmerz sich tödtet,
Der dann in Nacht Vergessenheit begräbt.

Ein mildes Wort gleicht einem holden Kinde,
Das uns umstrickt mit trauer Länderei,
Dem lächelnd wir verzeihn des Schmeichels Sünde
Und sanfter Bitte süße Tyranei.

Ein mildes Wort gleicht einem Wundertrank,
Der lindernd jeglich Leid versenkt in Schlaf,
Der magisch heilt das Herz, das wundenkrank,
War glühend auch der Pfeil, der tief es traf.

Ein mildes Wort ist gleich der Gottestaube,
Die friedensfroh den heil'gen Delzweig trägt,
Die noch des Heiles Blatt dem Feind im Staube,
Nicht nur dem Sieger, hold zu Füßen legt.

Ein mildes Wort ist gleich dem Gruß der Engel,
Der Freude weckt, wo immer er erklingt,
Der frei die Seele aus dem Thal der Mängel
Empor zum Lande der Vollendung schwingt.

Ein mildes Wort ist gleich dem Hauch von oben,
Das Wehn des Geistes, der allmächtig ist,
Der leicht beschwört der Leidenschaften Töben,
Wie Meeresjorn beschwor einst Jesus Christ.

Ein mildes Wort gleicht Odens Melobien,
Die zaubrisch widerhallen fort und fort,
Die Wohlklang durch des Lebens Mistklang ziehn,
Dts jede Dissonanz sich löst im Ort.

Auch das Lied „So lange“ siehe hier, weil es für die religiöse Anschauung der Verfasserin charakteristisch ist. Es lautet wie folgt:

So lange lache, als das Herz dir rein,
So lange weine, als des Kummers Pein
Dein Menschenbruder unterworfen ist;
So lange hilf, als deine Hand sich regt,
So lange liebe, als das Herz dir schlägt,
Dann, heißt man Heide dich, bist du doch Christ.

So lange glaube, als Ein Stern noch lebt,
So lange hoffe, als die Sonne schwebt
Empor im Osten, kündend neuen Tag;
So lange, als da denken kann dein Geist,
Denk' dessen, was der Seelenhort verheißt,
Und so laß kommen, was da kommen mag.

Wir meinen, diese beiden mitgetheilten Proben werden, trotz aller ihnen innewohnenden edeln Gesinnung, bewiesen haben, daß der Pegasus, welcher die Verfasserin ins Land der Poesie trägt, den schweren Stand der Rhetorik nicht ganz hat aus seinen Flügeln schütteln können.

Wir schließen unsere heutige Revue lyrischer Dichter mit einem kurzen Hinweis auf ein episches Gedicht von Adolf Brieger, welches sich „Krösus und Abrastus“ (Nr. 6) betitelt, und freuen uns, nach dem bisher nur bedingten Lobe unserer Besprechung, dieselbe mit einer unbedingten Anerkennung enden zu können. Die Fabel des Kleinen, in sehr correcten Hexametern geschriebenen Epos ist kurz diese: Abrastus, der Held desselben, kommt, nachdem er durch ein unglückliches Geschick seinen Bruder beim Diskuswerfen getödtet, zum König Krösus nach Sardes. Da will es das Verhängniß, daß er auf der Jagd auch dessen Sohn, seinen geliebten Freund Atys, unverschuldet mit dem Speer durchbohrt. Anfangs will er durch Selbstmord das doppelt vergossene Blut sühnen,

aber die Erkenntniß siegt in ihm, daß nicht der Tod, sondern nur ein Leben, das dem Dienste der Menschheit geweiht ist, begangenes Uebel sühnen und die Götter versöhnen kann. So beschließt er denn zu leben.

Alle diese Momente der einfachen Handlung und die ihr innewohnende ethische Grundidee hat der Dichter uns in echt epischem Tone vorzuführen verstanden. Mannichfache, durchaus im Sinne der antiken Lebensanschauung gehaltene und doch unserm modernen Bewußtsein nicht fremde, weil in der Sphäre allgemein menschlichen Fühlens liegende Betrachtungen, welche der Handlung geschickt eingefügt sind, geben dem Gedichte einen tiefern Gehalt und erhöhen den Werth desselben. Dazu ist die Sprache eine durchweg edle und die Behandlung des in der deutschen Sprache so schwer zu handhabenden Hexameters eine gewandte und glückliche, sodaß die Dichtung einen erfreulichen Eindruck hinterläßt und die Hoffnung erweckt, der Verfasser werde einmal in größern Leistungen sein hübsches Talent gleich glücklich bewähren.

Literaturgeschichtliche Schriften.

1. Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von Alfred Schöne. Nebst einem Anhang bisher meist ungedruckter Briefe. Mit dem Porträt von Frau Lessing. Leipzig, Strzel. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Rgr.

Das vorliegende Buch bringt nicht völlig Neues, es ist aber darum nicht weniger willkommen. Lessing's Briefwechsel mit seiner Frau ward bereits 1789 von seinem Bruder Karl veröffentlicht, ist auch in die von Lachmann und Malzahn sogenannten gesammelten Werke aufgenommen. Dennoch können wir uns der hier gebotenen Gabe nur erfreuen; was in jenen ältern Ausgaben versteckt, unbequem geordnet, oder weniger zugänglich vorlag, erscheint hier in handlicher Gestalt, mehrfach berichtigt, besser geordnet, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen, sodaß das langjährige Verhältniß Lessing's zu seiner Braut Eva König — denn mit der Verheirathung bricht naturgemäß der Briefwechsel ab — in erwünschter Klarheit vor uns liegt.

Wenn wir die geistige Ernte des vorigen Jahrhunderts überschauen, gehen uns gar mannichfach die menschlichen Beziehungen jener großen Männer verloren; glücklich dürfen wir uns preisen, wenn wir nicht bloß verfolgen können, was jene Helden des Geistes schufen, sondern sie auch als Menschen, als Freunde, als Verlobte in ihrem Briefwechsel belauschen dürfen; es treten dann Seiten ihres Wesens in helles Licht, welche bei alleiniger Betrachtung der literarischen Thätigkeit unbeachtet bleiben, und doch zur Würdigung des ganzen Mannes unentbehrlich sind. Das macht die Briefwechsel von Schiller-Körner, von Goethe-Merc und Goethe-Zelter so werthvoll, daß hier nicht der Dichter dem Dichter, sondern der Mensch dem Menschen gegenübersteht. Das ist auch die Bedeutung dieses Briefwechsels von Lessing und Eva König; es ist hier nicht der Verfasser der „Emilia“, der große Gelehrte, der stahlharte glänzende Kritiker, es ist Lessing

der vielgequälte, von Sorgen und Aerger heimgesuchte, der durch seine starke Mannesliebe aufrecht gehaltene Mensch. Das, was seine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, wird hier im Zwiegespräch mit der Frau, die er liebt, nur vorübergehend berührt; aber über die Kummernisse seiner Junggesellenzeit in Wolfenbüttel, über seine Beziehungen zu Hamburg, Braunschweig, Wien, Mannheim finden wir hier die mannichfaltigsten Nachweise. Wir sehen hier in ihm nicht den kräftigsten Geist des ersten Zeitraums unserer Literaturblüte, sondern den theilnehmenden Bräutigam, den der Theilnahme bedürftigen Leidenden, dessen Herzensstärken und Herzensschwächen sich hier in überraschender Weise darlegen.

Im Frühjahr 1767 begann Lessing seine Thätigkeit als Dramaturg bei dem neubegründeten hamburger Nationaltheater. Es ist bekannt, daß das Unternehmen nach kurzer Frist wieder zusammenbrach, und der Dichter der „Minna“, der Verfasser der „Dramaturgie“ am Anfang des Jahres 1770 als Bibliothekar nach Wolfenbüttel zog. Unter den Bekanntschaften der hamburger Zeit befand sich auch der Kaufmann Engelbert König. Derselbe starb noch im rüstigsten Mannesalter, 1769 auf einer Geschäftsreise zu Venedig, und hinterließ seine Witwe Eva König mit vier unerzogenen Kindern, bei deren jüngstem Lessing Pathe gestanden. Nicht bloß die Erziehung der Kinder lag der Witwe ob, auch die schwere Sorge, das vornehmlich in einer ausgedehnten Tapeten- und Seidenfabrik zu Wien angelegte Vermögen ohne namhaften Verlust für sich und die Gläubiger flüssig zu machen. Das nöthigte sie zu zwei Reisen nach Wien, von welchen die letztere 1772 sich zu Eva's tiefster Bekümmerniß zu einem volle drei Jahre währenden Aufenthalte daselbst ausdehnte.

Lessing schreibt der Freundin den ersten Brief im Sommer 1770. Der anfängliche Ton heiter vertraulicher Freundschaft wird nach und nach wärmer. Bei einem

Besuche Lessing's in Hamburg, Herbst 1771, bekann ten die beiden einander, was sie dem Papiere nicht anvertrauen wollten. Aber noch eine Reihe von Jahren hindurch mußten sie ihr Herz bezwingen. Lessing hatte in Wolfenbüttel außer freier Wohnung und Heizung 600 Thlr. Gehalt, ein Einkommen, welches ihm für den Unterhalt einer zahlreichen Familie nicht ausreichend erschien, und Eva König beharrte mit heldenmüthiger Festigkeit dabei, daß sie vor der gänzlichen Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse an eine neue Verbindung nicht denken könne. Mit dem edeln Stolz eines Tellheim schreibt sie dem Bräutigam: „Der Vorsatz bleibt unumstößlich; bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten.“ So schleppen sich die beiden trefflichen Menschenkinder von Jahr zu Jahr; Lessing hofft und harret auf Verbesserung seiner Stellung, auf einen Ruf nach Wien oder Manheim, Eva fühlt sich gepeinigt durch die stete Furcht vor einem Bankrott, durch die quälende Sorge um Abwicklung ihrer Geschäfte. Dazu beide öfter durch Krankheit heimgesucht, und oben drein noch durch das Postelend der guten alten Zeit in steter Spannung gehalten. Lessing, lebenslang ein widerwilliger und träger Brieffschreiber, läßt sich zu Zeiten fleißig vernehmen, dann schweigt er wieder ein Vierteljahr lang, und der mehr und mehr verbitterte Mann ergießt seinen ganzen Zorn über sein einsames Leben in Wolfenbüttel, über das peinliche Geschick, der Geliebten nicht eine würdige Stellung darbieten zu können. Frühjahr 1775 trifft Lessing die Braut zu Wien; sie ist geküßt zur Heimkehr nach endlicher glücklicher Erledigung ihrer Geschäfte; er begleitet den Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien. Durch die schlechte Versorgung der Briefe vernahmten die Liebenden über ein halbes Jahr lang nichts voneinander; aus Lessing's Briefen spricht der tiefste Wismuth; Florenz, Rom, Neapel gehen wie Schatten an ihm vorbei. Heimgelehrt erzwingt er durch seinen kräftigen Freimuth endlich die Verbesserung seiner Lage; als sich die Aussicht auf die seit fünf Jahren vergeblich ersuchte Verbindung eröffnet, gewinnt der Briefwechsel wieder die anfängliche freundliche Ruhe. Am 8. October 1776 ward Eva König Lessing's Frau.

Dieses sind etwa die Grundzüge des Briefwechsels. Eva König zeigt sich in demselben als eine Frau von seltener Klarheit des Denkens, Kraft des Willens; so sicher wie ihre Handschrift und ihr Ausdruck ist ihr Urtheil; keine Faser von einem Blaustrumpf, nur die liebende Mutter, die umsichtige, redliche, gewissenhafte Verwalterin des Vermögens ihrer Kinder, die rechte Frau für einen Lessing. In den Ausdruck maßvoller Empfindung mischt sich nicht selten schalkhafte Laune, treffendes Urtheil über Menschen und Zustände; der Dichter der „Minna“ und „Emilia“ hat kein Arg, mit ihr seine Lottohoffnungen und Lottoleiden zu theilen, allerlei hamburger und braunschweiger Stadtklatsch durchzusprechen, der Freundin die gewünschte Anweisung zur Bereitung eines Porzellantittes, oder auch eine Sendung Erbsen und Linsen zu schicken; so geht Scherz und Ernst, Bedeutsames und Unwichtiges bunt durcheinander, zusammengehalten von dem Gefühle der gegenseitigen herzlichen Zuneigung dieser beiden reifen und starken Seelen, die so

lange harren, so bitter leiden mußten, ehe sie das Ziel ihrer Wünsche erreichten.

Es ist bekannt, wie glücklich das eine Jahr war, welches Lessing mit der spät gewonnenen Gattin verleben durfte; Eva Lessing starb am Anfang 1778, vierzehn Tage nach dem Söhnchen, welches sie nur geboren, um es schon nach einem Tage wieder zu verlieren. Die Briefe, welche Lessing in jenen Tagen des qualvollsten Harrens zwischen Leben und Tod schrieb, sind Beweise für den furchtbaren Schmerz, welcher dieses starke Herz zerwühlte und sich in dem herbsten Humor der Verzweiflung Luft machte. Seine Lebensfreude war dahin, und nur die Liebe zu den Kindern, die ihm die Gattin ins Haus gebracht, warf ihren Abendsonnenschein in die letzten Jahre des alternden vereinsamten Mannes. Wenige Jahre danach nahm auch ihn vor der Zeit der Tod hinweg. Einige theilweise ungedruckte Briefe aus jener Zeit hat der Herausgeber als Anhang beigelegt, redende Zeugnisse seiner Liebe zu den Kindern, wie leider auch der Erbärmlichkeit einer Gesellschaft, welche des einundsfunfzigjährigen Lessing väterliche Zuneigung zu seiner zwanzigjährigen Stieftochter Amalie als eine elende Liebeli zu betrachten geneigt war.

Dem Buche sind außer Einleitung und Anmerkungen des Herausgebers das Bildniß und ein Facsimile Eva's beigelegt; das erstere zeigt bereits etwas scharfe ältliche Züge, aber Geist und Liebenswürdigkeit, wie wir es erwarten durften. Der Herausgeber aber hat sich durch diese Neuzusammenstellung und Neubearbeitung des Briefwechsels nicht geringes Verdienst erworben.

2. Euphrosyne. Christiane Amalie Luise Beder, geborene Neumann (1778—97). Von Wilhelm Hofsäus. Mit photographischer Nachbildung des in der herzoglichen Gemäldesammlung des Georgiums bei Dessau befindlichen Bildnisses. Dessau, Barth. 1871. Gr. 16. 22½ Ngr.

Jeder Verehrer Goethe's kennt dessen herrliche Elegie „Euphrosyne“, sowie einigermaßen auch die Umstände, welcher dieselbe ihre Entstehung dankt. Jene Christiane Beder, geborene Neumann, welche Goethe zu seiner herrlichen Dichtung anregte, ist früher in einzelnen Auffätzen dargestellt worden; dem Verfasser gelang es, ein zweifellos echtes bisher verschollenes Bildniß derselben zu entdecken, und er begleitet die Veröffentlichung desselben mit einem alles bisher Bekannte zusammenfassenden Berichte über die früh gestorbene Künstlerin.

Christiane Amalie Luise Neumann ward am 15. December 1778 zu Krossen geboren. Ihr Vater war Theaterdichter und Schauspieler und trat in letzterer Eigenschaft 1784 bei der Bellomo'schen Gesellschaft zu Weimar auf. Die kleine Christel, ein begabtes frühreifes Kind, gewann sich durch ihre Liebenswürdigkeit bald zahlreiche Freunde, wie denn Knebel ihr seit ihren Kinderjahren regelmäßig am Weihnachtsabend einen Pfefferkuchen schenkte, ein Brauch, welchem er bis zu ihrem Tode getreu blieb, auch nachdem Christiane längst verheirathet war. Diese betrat als neunjähriges Mädchen zuerst im Jahre 1787 die weimarer Bühne. Die Herzogin Anna Amalie sorgte mütterlich für sie, ließ sie unterrichten; die edle viel gefeierte Corona Schröter bildete sie mit großer Hingabe aus. Im Jahre 1791 verlor Christiane den

Vater; aber sie konnte durch ihr früh ausgebildetes Talent bereits kräftig zur Erhaltung der Familie beitragen; schon in ihrem dreizehnten Jahre trat sie als Liebhaberin auf, und wie alles in ihrem kurzen Leben ungewöhnlich früh kam, 14 $\frac{1}{2}$ Jahre alt heirathete sie den jungen Schauspieler Becker, welcher dem Hause in der Zeit der Noth ein treuer Freund gewesen war. Die Ehe war sehr glücklich und mit zwei Kindern gesegnet; aber Christiane erkrankte mehrfach und immer bedenklicher, weil sie im Eifer für die Kunst sich nicht schonte. So ward sie im Sommer 1797 von einem heftigen Blutsturz übersallen, dessen Folgen einige Wochen danach, am 22. September 1797, ihre Kraft erlag. Noch nicht neunzehn Jahre alt starb Christiane Becker; „durch sie“, schreibt Knebel der Schwester, „ist das Anzüglichste der weimarischen Komödie ganz verloren. Ich freute mich immer, wenn sie auf dem Theater erschien.“ Auf dem Jakobskirchhofe ward sie feierlich bestattet; das Grab ist längst verloren.

Das ist ein Künstlerleben, wie es unzählige gibt. Noch als Kind hat Christiane die Dreier betreten, welche die Welt bedeuten, früh des Lebens Lust und Leid nach allen Richtungen gekostet, früh ist sie dem Tod erlegen, welchen ihre rastlos strebende Natur beschleunigte. Sie hat ihre Zeitgenossen entzückt, und doch würden wir ihrer nicht mehr gedenken, wenn sie ihre Lebensbahn nicht durch den Lichtkreis des großen Dichters geführt hätte, welcher berufen war, die bald vergessene Christiane Becker als Euphrosyne unsterblich zu machen.

Wir wissen, wie lebhaft Goethe in jener Zeit sich der weimarer Schaubühne annahm, wie eingehend er bemüht war, die Schauspieler zu bilden. Er hatte die hochbegabte junge Frau, welche als Emilia, Amalia, Eboli, Märchen, Ophelia u. s. w. so Vorzügliches leistete, schon als Kind auf der Bühne gesehen, ihr die Erstlingsrollen einstudirt, darunter auch die des Prinzen Arthur in Shakspeare's „König Johann“. Eine Stelle in Genast's „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“ gibt uns einen erwünschten Einblick sowol in Goethe's Wirksamkeit als Leiter des Theaters, wie in das väterlich-herzliche Verhältniß des vierzigjährigen Dichters zu dem dreizehnjährigen Mädchen. Prinz Arthur soll auf Befehl des hartherzigen Königs geblendet werden. Bei der Hauptprobe, so berichtet Genast,

zeigte Christiane Neumann nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen; ungeduldig hierüber, riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blicke auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund; eine schöne und rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Neigung beider zueinander.

Das geschah nach einer Aufzeichnung Goethe's 1791; er nennt an dieser Stelle der „Tages- und Jahreshefte“ Christiane „das liebenswürdigste natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte“, und da sich dasselbe unter Goethe's Leitung zu so glänzender Blüte entfaltete, so ist es erklärlich, daß der Tod der hochbegabten liebenswürdigen jungen Frau Goethe's Gemüth aufs tiefste bewegte. Der Dichter befand sich in jenem Herbst 1797 gerade

auf einer Reise durch die Schweiz. Hier inmitten des Hochgebirgs der Urkantone überraschte ihn die Nachricht von dem Tode Christianens, und unter dem ersten schütternden Eindruck des Schmerzes, daß so viel Lieblichkeit, so hohe Begabung frühzeitig ins Grab gefenkt worden, dichtete er seine „Euphrosyne“. Goethe grübelte damals über einer epischen Behandlung der Todsage und spricht darüber in den „Tages- und Jahreshesten“:

Eine solche Ableitung und Zerstreuung war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehelichte Becker, war von uns geschieden; ich widmete ihr die Elegie „Euphrosyne“. Liebreiches ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Todten zu geben vermögen.

Und an Böttiger schreibt er bald danach:

Das gute Zeugniß, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr beruhigt, denn ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres.

Die Elegie „Euphrosyne“ ist eine Perle der Dichtung. Einsam im Hochgebirg, am rauschenden Wilbbach, wandert der Dichter dem Ziele des Tags zu; da erscheint ihm im Zwielicht der Dämmerung ruhig verklärt ein schönes Frauenbild. Christiane-Euphrosyne verkündet dem Freund ihren Tod, erinnert ihn daran, wie er vormalis ihr Lehramt in der Kunst gewesen, und bittet ihn schließlich:

Lebe wohl! Schon zieht's mich dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einig's Leben dem Tod.

Goethe hat den Wunsch der geliebten Todten erfüllt und ihr in seiner Dichtung ein unvergängliches Denkmal gesetzt, dauernder als der Denkstein, den er zu ihrer Erinnerung im weimarer Parke aufrichtete.

Die bisher vorhandenen Bilder der Gefeierten waren sehr unzulänglich. Der Verfasser hat nunmehr in der Gemäldeausstellung des Georgiums bei Dessau, des Schlosses des Prinzen Johann Georg von Anhalt, ein vorzügliches Bildniß der zehnjährigen Christiane aufgefunden, welches hier in photographischer Nachbildung wiedergegeben ist, angeblich von Anna Amalia gemalt, richtiger wol von dem aus Goethe's Leben bekannten Rath Kraus, welcher die schwachen künstlerischen Leistungen der hohen Frau mit dem Mantel der Liebe zu bedecken hatte, wie das in solchem Falle öfter zu geschehen pflegt. Das Bild zeigt uns ein hübsches volles Kindergesticht, aus dessen großen Augen Geist und Leben spricht, wenn es gleich dem elfenhaften Bilde der Euphrosyne, wie wir sie uns gern denken, nicht entspricht.

Das Büchlein von Fosküs, welchem wir diese Bemerkungen entnehmen, hat das Verdienst, das bisher Bekannte über die lebenswerthe Gestalt aus Goethe's Leben wieder zu erneuen und zu erweitern. Der Freund des Dichters ist dem Verfasser für diese Spende der Erinnerung an einen großen Todten und eine anmuthige schmerzlich beweinte Künstlerin zu herzlichem Danke verpflichtet.

3. Lebenserinnerungen. I. Aus der Jugendzeit. Von Adolf Stahr. Schwerin, Hildebrand. 1870. 8. 1 Thlr.

Das Jugendleben hervorragender Menschen zu betrachten, gehört zu den anziehendsten und belehrendsten Beschäftigungen. Wie die Pflanze, die wir pflegen, uns in der Zeit des Keimens, des Wachsthums, des Knospens ganz besonders erfreut, vielleicht mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, als wenn sie die Blüte völlig entfaltet hat, so verfolgen wir das geistige Aufsteigen und die geistige Weiterentwicklung eines wohlgearteten, wohlbegabten Menschenkindeß allezeit mit theilnehmendem Wohlgefallen. Und wenn sich Hunderttausende von Menschenleben gleichen mögen, so sind doch unter diesen immer nur wenige, die nachherhand bedeutend genug erscheinen, um uns nach den Jugendgeschickalen dieser Menschen forschen zu lassen, noch weniger, die selbst in der Lage sind, was sie in jungen Jahren erlebten, uns treulich und anziehend zu berichten.

Ein solcher Mann ist Adolf Stahr. Alle, die seine Lebenserinnerungen aus der Jugendzeit zuerst in „Westermann's Monatsheften“ lasen, werden sich freuen, diese Schilderungen ufermärktischer Volksstille aus dem Anfang unsers Jahrhunderts hier vereinigt zu finden, und so dem Genuße des Ganzen sich ungestört hingeben zu können.

Adolf Stahr, geboren 1805, ist ein prenzlauer Kind; sein Vater war Feldprediger bei einem Infanterieregiment. In Adolf's, des Erstgeborenen, frühesten Jugendjahre fiel die Schlacht von Jena und der jähe Zusammensturz des preußischen Staats; auch Vater Stahr gerieth dadurch in bittere Noth, deren freilich der Knabe nicht gewahr ward. Nach vier Jahren harten Kampfes um das Dasein, während welcher Vater Stahr, des bisherigen stattlichen Einkommens völlig beraubt, sich mit Unterrichten mühselig genug durchschlug, erhielt Stahr eine neue Predigerstelle zu Wallmow, einem Dorfe zwei Meilen von Prenzlau. Hier verbrachte Adolf seine Jugend vom sechsten Jahre bis zur Confirmation; so können wir ihn, ungeachtet er von Geburt ein Stadtkind war, füglich den Sohn eines ufermärktischen Landpfarrers nennen.

Von jeher übt die Schilderung von Jugendgeschichten, welche auf dem Lande verfloßen, auf uns Stadtmenschen und Bücherleser einen ganz besondern Reiz; wir begegnen in ihnen einem Lebenskreise, welcher durch die stete Berührung mit der Natur wohlthätig auf unser Fühlen und Denken wirkt; wir finden einfache Leiden und Freuden und Beschäftigungen im Gegensatz zu dem wirren Getriebe städtischen Lebens. So sind uns Jung-Stilling's, Arndt's, Seume's, Rietschel's Schilderungen ihrer an Entbehrungen reichen und doch vielleicht gerade dadurch für die Folge so überaus triebkräftigen Jugendzeit von großem Werthe. So lebhaft Anerkennung wir Adolf Stahr's Thätigkeit zu zollen geneigt sind, so vermögen wir ihn doch nicht den angeführten Männern gleichzustellen; was aber diese Jugendschilderungen betrifft, so gehören sie zu dem Besten, was Stahr in seiner langen schriftstellerischen Laufbahn hervorgebracht hat. Das Leben des märktischen Pfarrhauses in der vielbewegten Zeit des russischen Feldzugs und der Freiheitskriege, die Freuden des Sommer- und Winterverkehrs mit der nicht ge-

rade schönen, aber auch durchaus nicht dürftigen Natur des norddeutschen Niederlandes, die lebendige eingehende Darstellung ländlicher Sitte sind mit einer Anschaulichkeit, einer Frische der Beobachtung und Empfindung geschildert, welche höchlich anziehen. Das Bild des Dorfklüsters Becken ist mit dem Pinsel eines Gerhard Domgelmalt, die ufermärktische Bauernhochzeit erinnert an die belebten glänzenden Schildereien eines Knans. Und wenn wir in dem leiblich schwächlichen aber geistig begabten Pfarrerssohn auch kaum die Spuren des künftigen Schriftstellers erkennen, so freuen wir uns um so mehr an dem trefflich gezeichneten Bilde des Vaters, dessen ernste Gediegenheit, starker Wille, treues Gemüth, stramme Erziehungsweise uns einen ganzen Mann zeigen. So vereinigt sich die Schilderung dieses festen starken Charakters mit der Darstellung niederdeutscher Natur und Sitte zu einem vortrefflichen, schön geordneten Gesamtbilde; der Eindruck des Buchs ist ein gar erfreulicher und läßt uns der im Vorworte verheißenen Fortsetzung dieser Lebenserinnerungen mit Vergnügen entgegensehen.

4. Wasily Andrejewitsch Souloffsky. Ein russisches Dichtleben. Von Karl von Seidlitz. Mitau, Behre. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Leben des russischen Dichters scheint eigentlich zu den verschiedenen Werken, welche hier als literaturgeschichtliche zusammengestellt sind, nicht wol zu stimmen. Doch mag es gestattet sein, den deutschen Dichtern einen Russen beizufügen, welcher, wie wenige, dazu beigetragen hat, deutsches Geistesleben nach Osten zu tragen. Durch eine mehr als vierzigjährige Bekanntschaft mit dem Dichter war der Verfasser ganz besonders befähigt, ein Lebensbild Souloffsky's zu entwerfen, welcher nicht bloß als einer der bedeutsamsten russischen Dichter Beachtung verdient, sondern vielleicht noch einflußreicher, wenn auch in aller Stille, als Erzieher Kaiser Alexander's II. gewirkt hat. Erwägen wir dazu, daß Souloffsky seine letzten Lebensjahre größtentheils in Deutschland zugebracht hat und daß die besten Dichtungen seiner Blütezeit wesentlich auf dem Boden seiner Bekanntschaft mit dem deutschen Schriftleben, mit Schiller, Goethe, Bürger, Uhland u. s. w. aufgesprungen sind, so wird es sich wol rechtfertigen lassen, daß der Russe hier den Deutschen angefügt wird.

Souloffsky's Leben ist in seinem Verlaufe fast romanhaft zu nennen. Geboren am 29. Januar 1783 a. St. auf dem Gute Mischensk im Gouvernement Tula, war er der Sohn des Gutbesizers Bunin und einer bei der Erstürmung von Bender gefangenen, als Sklavin hierhergebrachten Türkin. Ein waderer Edelmann, Bunin's Freund, hob den kleinen Halbtürken aus der Taufe, nahm ihn zum Sohn an und gab ihm seinen Namen Souloffsky; erzogen dagegen ward der kleine Wasily im väterlichen Hause Bunin. Die gute Frau Bunin, welcher von ihren elf Kindern nur vier Töchter geblieben waren, konnte den berechtigten Groll gegen den ungetreuen Gatten nicht lange bewahren und erzog mit mütterlicher Liebe den Spätling, den Sohn der türkischen Sklavin, welcher mit den viel ältern Halbschwestern wie ein Kind des Hauses aufwuchs. Vater Bunin, ein reicher Mann, bestimmte bei seinem Tode dem achtjährigen Knaben ein

Erbsheil von 10000 Rubel und verordnete, er solle erzogen werden wie ein Edelmann. Die Halbgeschwister erfüllten rephlich den Willen des Todten; Wasily ward mit den zwölf Töchtern seiner Stiefschwestern zu Wischensk erzogen, schrieb schon als zwölfjähriger Knabe ein Trauerspiel „Camillus“, ein anderes „Paul und Virginie“, und führte sie mit den Gespielinnen auf, denen er, der Dheim, an Alter kaum überlegen war. 1797 kam er in die adeliche Pension der moskauer Hochschule. Mit dem den Russen eigenthümlichen Geschick lernte er Deutsch, Englisch, Französisch und versuchte sich alsbald auch in freien Uebersetzungen fremder Gedichte ins Russische; diese Dichtungen, eigene und entlehnte, erschienen in einem moskauer Blatt, worin die strebende Jugend ihre Erstlinge abzulagern pflegte. Um sein spärliches Taschengeld zu erhöhen, übersezte er unter anderm die Spieß'schen Ritterromane und Kosobue's Theaterstücke. Nachdem er wieder einige Jahre schriftstellernd zu Wischensk gehaust, übernahm Joukoffsky 1808 die Leitung eines zu Moskau erscheinenden schönwissenschaftlichen Blattes: „Der europäische Bote“; doch stellte er schon nach einem Jahre das unbankbare Bemühen ein, den Russen Geschmac für schöne Dichtung beizubringen. Eine Wendung in Joukoffsky's Geschick trat ein, als er im Sommer 1812 um Marie Protassow, die Tochter einer seiner Halbschwestern warb; die Mutter wies die Werbung, als den Gesetzen der Kirche widersprechend, entschieden zurück und hieß ihn, da der Krieg gegen Napoleon eben ausgebrochen war, in die Reihen des Heeres treten. Darin hatte sie nun allerdings sehr recht. Der neunundzwanzigjährige Joukoffsky trat als Lieutenant in die moskauische Landwehr und war mit derselben Zeuge der blutigen Schlacht von Borodino. An den Kämpfen theilzunehmen, bot sich ihm keine Gelegenheit; dagegen hat er jetzt und später durch vaterländische Dichtungen wader zur Erhebung der Russen gegen den fremden Dränger beigetragen. Anfang November, also kurz nach dem Beginne von Napoleon's Rückzug, erkrankte er schwer am Nervenfieber. Der Krieg ging weiter: Joukoffsky lebte wieder einige friedliche Jahre der Dichtung; das ganze ererbte Vermögen schenkte er der Schwester der Geliebten als Heirathsgut, entschlossen, sich fortan nur durch eigene Kraft weiterzuhelfen. Als dann Marie auf der Mutter Wunsch einem andern ihre Hand reichte, fühlte Joukoffsky mit tiefem Schmerz, daß der Roman seines Lebens zu Ende sei.

Doch sollte es auch ferner an romanhaften Bewickelungen nicht fehlen. Durch seine Dichtungen hatte Joukoffsky sich auch bei dem kaiserlichen Hause hohe Achtung und einen Jahresgehalt von 4000 Rubel erworben; er wurde 1817 zum Lehrer der russischen Sprache bei der Großfürstin Alexandra, geborenen Prinzessin Charlotte von Preußen, der Gemahlin des bereinstigen Kaisers Nikolaus ernannt; seine liebevolle Vertiefung in die deutsche Dichtung trug dem armen bekümmerten Poeten die werthvolle Frucht, fortan lange Jahrzehnte hindurch dem kaiserlichen Hofe verbunden zu bleiben, seines dankbaren Wohlwollens theilhaft zu werden und in einem reichen glänzenden Wirkungskreise Ersatz für das verlorene Glück zu finden. Später ward ihm die Aufgabe übertragen, den Unterricht der Kinder des Kaiserpaars zu leiten,

nicht sowol als Lehrer, sondern vornehmlich als Erzieher, wie es seine edle, warm angeregte Persönlichkeit gebot. So verweilte er am Wohnsitz des kaiserlichen Hauses, zu Petersburg, Moskau, oder auf den Lustschlössern; ab und zu besuchte er Deutschland und Italien auf längern Reisen; dabei eine Fülle von dichterischen Arbeiten, welche zwar mehr oder weniger das Gepräge des stofflich Entlehnten tragen und besonders den gewaltigen Einfluß des deutschen Schriftlebens auf die Seele des Dichters offenbaren, zugleich aber zu den trefflichsten Erzeugnissen der russischen Poesie gehören. Nachdem er schließlich noch 1840 die Braut seines hohen Jüglings, die Prinzessin Maria von Hessen-Darmstadt, in die Kenntniß der russischen Sprache eingeführt, legte er, den Sechzigern nahe, sein Lehramt nieder, um wahrhaft kaiserlich belohnt sich selbst zu leben. Fast schon ein Greis, verlobte er sich zu Düsseldorf mit Elisabeth, der jugendlichen Tochter seines Freundes, des livländischen Malers Reutern; 1841 verheirathete er sich. Joukoffsky lebte fortan in Deutschland, zu Düsseldorf, Frankfurt, Ems, Baden-Baden, in glänzendsten Verhältnissen, noch durch die Geburt zweier Kinder beglückt, und doch auch jahrelang von schwerem Kummer heimgesucht durch ein Nerven- und Gemüthsleiden der Gattin, endlich selbst von schwerem Augenleiden; dabei aber blieb Joukoffsky fortgesetzt dichterisch thätig. Er starb zu Baden-Baden am 24. April 1852.

Joukoffsky's dichterische Schöpferkraft war nicht bedeutend genug, daß seine Werke auch in die deutsche Sprache übertragen worden wären. Seinem gesammten Wesen nach war er mehr eine empfangende als eine schöpferisch triebkräftige Natur; so lehnt er sich in seiner Dichtung, so meisterhaft sie die russische Sprache handhaben mag, vorwiegend an Dichter des Auslandes, Bürger und Schiller, Goethe und Rückert, Byron und Homer. Für uns hat Joukoffsky besonders die Bedeutung, daß er einer der Herolde deutschen Geistes im Nordosten gewesen ist, und das gibt dem Buche, ganz abgesehen von der gemüthlichen Theilnahme, welche des Mannes seltsamer Lebensgang, tiefes Gemüth und liebenswürdige Persönlichkeit in Anspruch nehmen, auch für diejenigen Bedeutung, welchen des Dichters Werke nicht näher bekannt sind.

5. Deser's Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen. Nebst charakteristischen Proben. Für gebildete Leser. Dritte Auflage neu bearbeitet von J. W. Schaefer. Zwei Theile. Mit den Bildnissen Goethe's und Schiller's nach Rietschel's Denkmal. Leipzig, Brandstetter. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Obwol das ausgebehnteste aller vorliegenden Bücher, erscheint das Deser-Schaefer'sche Werk an letzter Stelle und in kürzerer Besprechung. Das Buch hat in den beiden frühern Auflagen bereits seinen Weg gemacht. Es verfolgt die Geschichte unsers Schriftlebens von seinen Anfängen bis auf die Gegenwart. Die bedeutungsvollsten Erscheinungen sind biographisch behandelt, Inhalt und Beurtheilung ihrer Hauptwerke gegeben, schließlich kürzere oder längere Musterstücke beigefügt; die schwächern Kräfte werden kurz betrachtet. Daß ein so erfahrener Kenner wie Schaefer in Beziehung auf Persönlichkeiten und Musterstücke die richtige Auswahl zu treffen weiß, ist selbst-

verständlich; nur eins erschien dem Berichtstatter auffällig, daß nämlich Goethe in zwei Abtheilungen erscheint, seine Jugendwerke bei den Stürmern und Drängern, seine spätern bei der Romantik; doch mag man darüber verschiedener

Ansicht sein. Das Buch wird wie bisher zur Belebung des Unterrichts wie zur Pflege selbständiger Weiterbildung besonders der weiblichen Jugend sehr dienlich sein können.
Wilhelm Buchner.

Zur Charakteristik Herder's.

Herder als Theologe. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie. Von August Werner. Berlin, Henschel. 1871. Gr. 8. 2 Thle. 10 Mgr.

Ein vortreffliches Buch, das einem der für die Geschichte des deutschen Geistes bedeutendsten Männer gerecht wird und dessen Verdienste auf theologischem Gebiet in das Licht stellt. Wir sehen, daß auch hier Herder schon vorbereitet hat, was die Gegenwart erfüllt, ja was ihr noch als Aufgabe zu vollenden bleibt. „Licht, Leben, Liebe“ — die drei Worte auf Herder's Grabstein sprechen Sinn und Ziel seines Wollens und Wirkens aus. Er war ein Genie der Empfänglichkeit, ein Herz und Centrum der Menschheit, ein Priester, der von sich aus das Verständniß aller Völker erschloß und die Stimmen der Nationen in ihren Thaten wie in ihren Liebern zu den Accorden der Weltgeschichte, zu dem Triumphgesange der Humanität anschwellen ließ. Eine Fülle von Anregungen gingen von ihm aus, die wie elektrische Schläge auf die Zeitgenossen wirkten und neue Bahnen eröffneten. Wenigen Menschen war es vergönnt, in frischer Jugend so viele, so weitumfassende und so tiefe Blicke in das Wesen des Lebens und der Kunst zu thun, so congenial das Ursprüngliche, die idealen Triebkräfte und das Walten der Phantasie im ganzen und zugleich die Eigenart der einzelnen Volksseelen zu erkennen. Seine Grenze war, daß er in Dämmerungstöne der Gefühlsüberschwenglichkeit und in der Bildersprache der Jugend zur Scheidung von Poesie und Prosa nicht gelangte, und so ward er von der Dichtung Goethe's und Schiller's, von der Wissenschaft Kant's, Humboldt's, F. A. Wolf's überflügelt. Das verbitterte sein Alter. Sein feinstinniges Empfinden, das ihm das innigste Verständniß der Natur und Kunst vermittelte, ward zur Reizbarkeit, die ihm keine Ruhe gönnte und das Dasein vergällte; stets angeregt und anregend kam er vor immer neuen Anläufen nicht dazu, etwas Begonnenes abzuschließen. Aber nicht bloß, daß er den jungen Goethe auf die rechte Bahn wies, auch die Unterscheidung des antiken Ideals von dem modernen, die Schiller ausführte, verdanken wir ihm; die Romantiker und Schelling, die neuere Literaturgeschichte wuchsen aus ihm hervor; die Philosophie der Geschichte, eine neue Wissenschaft unserer Zeit, hat er begründet. Vom Volkslied aus kam er zur richtigen Würdigung Homer's und Shakespeare's und der alttestamentlichen Poesie. Hier beginnt zugleich sein Einfluß auf die Theologie.

Werner knüpft mit Recht Herder's Wirken an Lessing an. Wie dieser die Evangelienkritik begann und die Religion suchte, die Jesus selber geübt und gelehrt, so auch Herder:

Er beginnt die Verjüngung der Religion und des religiö-

sen Gemeinschaftslebens in der Richtung, in welcher wir jetzt weitergehen; er entdeckt das Moment der religiösen Entwicklung und ihren Zusammenhang mit der Culturgeschichte, ihre tiefere Begründung im Menschengenisse; mit der Bewunderung der Bibel verbindet er die Berachtung der Dogmatik, mit persönlicher Frömmigkeit die volle Freiheit der Forschung.

Neben Lessing wirken sowol Hamann wie Shaftesbury und Rousseau auf ihn ein, neben Leibniz bald auch Spinoza. „Dem einen war er zu biblisch, dem andern zu humanistisch; dem einen zu gebunden, dem andern zu frei. In Wahrheit überschaute er sie alle und bot etwas Neues.“

Werner bezeichnet Herder's Stellung in der Theologie vor und nach ihm: er nimmt die Mitte ein zwischen Semler und Schleiermacher. Seine Wirksamkeit eröffnet die Abhandlung über „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“. Als solche galt ihm die Mosaische Schöpfungsgeschichte. Und er wies nach, daß sie nicht Physik oder Metaphysik lehren wolle, daß man die Naturwissenschaft weder an sie binden, noch suchen solle sie durch die Naturwissenschaft zu stützen; denn sie sei eine poetische Darstellung, wie die ursprüngliche Menschheit sich die Welterschöpfung gedacht, als Ausgang des Lichts, als gesondertes Hervortreten von Himmel und Erde, von Land und Meer, von Pflanzen und Thieren, wie es jeden Morgen geschieht; als ein Lied in siebengliederigem Rhythmus zum Preis der Arbeit wie der Sabbatrube. Er hatte in der Mythologie überhaupt die Natursprache der in Bildern denkenden Völkerjugend erkannt, und übertrug diesen Begriff des phantasievollen Ausdrucks der stitlichen oder geschichtlichen Wahrheit auf das Alte und auf das Neue Testament. So brauchte man so viele Erzählungen nicht mehr als unbegreifliche wunderbare Facten blind zu glauben, ebenso wenig aber sollte man sie mit Voltaire verspotten, mit Keimarus am Maßstab unserer Bildung und Gefittung aburtheilen, sondern sie als Ausdruck des Volksgeistes und seiner Entwicklungsstufe verstehen lernen.

Dann war ein bahnbrechendes Werk Herder's das Buch vom „Geist der hebräischen Poesie“. Hier lehrte er das Alte Testament ästhetisch und geschichtlich auffassen, hier entwickelte er die eigenartige Form und Herrlichkeit orientalischer Dichtung, der Psalmen und Propheten, Hiob's und des Hohenliedes, das ihm eine Sammlung von Liebesliedern war, in ihrem Werth neben der Antike stehend. Hier schilderte er diese Gefänge als Ausfluß vom Glauben und Leben des Volks; hier steht er innerhalb der sich fortentwickelnden Forschung als ihr erster begeisterter und begeisternder Meister, wie Windelmann in der Kunstgeschichte.

Später richtete Herder seine Aufmerksamkeit auf die Evangelien. Er erkannte, daß es Werke zweiter Hand seien, denen ältere ursprüngliche Aufzeichnungen und die

mündliche Sage zu Grunde liegen; er betrachtete jedes in seiner Eigenthümlichkeit. Er lehrte die Bibel als religiöses Urkundenbuch der Menschheit schätzen, indem er sie mit den religiösen Dichtungen und Schriften der andern Völker verglich; er wollte „der abscheulichen Ungerechtigkeit ein Ende machen, daß die Schriftsteller der Vorzeit gerade so reden sollen wie wir, und wir gezwungen werden, gerade so vorzustellen wie sie“. Sein epochemachender geschichtlicher Sinn ward auch hier wegweisend und zielführend. Der Unterschied zwischen heiliger und profaner Literatur hörte für ihn auf, dafür sah er überall das menschlich Schöne, das religiös Werthvolle mit unbefangenen Blick und feinstem Verständniß. Und wer die Dinge anders nimmt, befangen in der altfränkischen Inspirationsstheorie oder in der ebenso altfränkischen Abwendung von der Bibel, der ist hinter Herder zurückgeblieben. Die Einzelrecherche ist weiter gegangen; die Vedas, die Zendavesta sind uns erschlossen, griechische, nordische Mythologie ist tiefer erforscht; aber ich bekenne gern, daß es mir für mein Werk über „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung“ (das stets auf die Mythen und Religionen als Grundlage für Poesie und Bildnerei eingeht) das liebste Lob ist, wenn gesagt wird, es sei in Herder's Sinn und Geist geschrieben.

Herder, ursprünglich wie Lessing von Leibniz ausgehend, kam zur Klarheit über seine eigene Gottesanschauung durch das Studium Spinoza's, ohne aber darum Spinozist zu werden, so wenig wie Lessing. Ich habe seit vielen Jahren darauf hingewiesen, daß Theismus und Pantheismus zwei Weltanschauungen, zwei Auffassungen einer und derselben Wirklichkeit von verschiedenen Gesichtspunkten sind, die ihre einseitige Wahrheit haben und zur vollen Wahrheit einander ergänzen müssen; ich habe nachgewiesen, daß dies die allerdings nicht wissenschaftlich bewußte, aber doch innerlich treibende Gottes- und Lebensansicht auch bei Lessing und Herder, bei Goethe und Schiller sei. Hettner in seinem so vorzüglichen Werk über das 18. Jahrhundert ist nicht darauf eingegangen; er hält am naturalistischen Spinozismus unserer Classifier fest, ohne die andern Aussprüche derselben zu betonen; Werner widerspricht ihm in Bezug auf Herder. Ich freue mich, daß er sich meiner Auffassung so nahe zeigt, ohne dieselbe zu erwähnen, wahrscheinlich ohne sie zu kennen. Herder mochte Gott und Welt nicht trennen; auch er spürte das Ewige im eigenen Gemüth, aber, wie seine „Gespräche über Spinoza“ beweisen, er sah in Gott mehr als die Substanz; Gott war auch ihm die einwohnende Ursache aller Dinge; aber wie Liebe und Bewußtsein der Menschen aus ihm hervorgeht, so sollte er als die allbeseelende Kraft aufgefaßt werden, die in lebendigen Kräften sich offenbart und in sich selber auch Weisheit und Güte oder Geist und Liebe ist. So wohnt er in der Seele, und so kommt sie nothwendig zur Idee von ihm, indem er ja sein Wesen in ihr erschließt. So ist seine Offenbarung unsere Erfahrung, und wir machen uns die Wahrheit deutlich zuerst in feuriger Bildersprache und Symbolik, dann in einfacher denkender Betrachtung. In der Natur und Geschichte nehmen wir sein Walten wahr und gewinnen aus beiden den Anlaß und die Mittel, sein Wesen auszusprechen; es ist unsere Geistesthat, sein Ein-

wirken auf uns zu gestalten. So wird uns die Morgenröthe zum Morgenlied, das die Schöpfung dem Schöpfer singt. Und was die Stimme des Gewissens spricht, das wird von den Gesetzgebern als sein Gebot gefaßt, bis in Christus das ethische Wesen Gottes selber, Wahrheit und Liebe in Menschengestalt erschien, im Menschen das Ebenbild Gottes vollendet war. So Herder. Darum sind für ihn Humanität und Christenthum innerlich eins; der Streit zwischen Offenbarung und Vernunft, zwischen Bildung und Christenthum wird geschlichtet, sobald man nicht mehr Religion und Dogmatik verwechselt, sondern in der Religion die Erhebung des Herzens und die Gottergebenheit sieht. Die dogmatische Decke, die über Jesu Antlitz liegt, soll geküsst, der göttliche Duft und seine Geist seiner Rede, die Milde und Beweglichkeit seines Gemüths, die erhabene Ironie seines Wesens soll empfunden werden. Das Scharfe, Eigenthümliche, Orientalische der Evangelien soll nicht verwischt, aber das Symbolische, Mythische soll nicht buchstäblich genommen, sondern verstanden werden. Auch die Arbeiten unserer Zeit über das Leben Jesu finden in Herder ihren Vorläufer. Werner erwähnt einzelnes, worin er befangen blieb, anderes, worin er das Rechte traf; er zieht Strauß und Renan heran; die vorzügliche Schrift von Weiße, die Herder's Sinn am nächsten steht, hätte er auch beachten sollen.

Herder selbst predigte nicht in der Sprache von Judäa, sondern in der Sprache von heute; das dürre Laub ließ er zu Boden fallen, den ewig jungen Geist Christi frische Blüten und Blätter treiben. Das Christenthum war ihm nicht die magische Sühnanstalt der Orthodoxie und nicht die moralische Schulstube der Aufklärung, sondern die Liebesgemeinschaft der Menschen untereinander und mit Gott; die echte gottinnige Humanität verehrt in Christus ihr Urbild und ihr Vorbild. „Die Perle ist gefunden, einen andern Grund kann niemand legen, als den Christus gelegt hat.“ Und Herder weiß, daß dessen heilvolles Wirken auf die Sündigen und Kranken ihm die Herzen gewann, daß aber zur Ausbreitung seiner Lehre in der damaligen Welt nicht die Moral allein, sondern die mythischen Elemente von ausschlaggebender Bedeutung waren; er versteht die Erstarrung des Christenthums in Dogmen, in hierarchische Gewalt, in Ceremonien aus der Geschichte; aber das sind Schlacken und Hülfsen, die abgeworfen werden. Herder's Kampf galt der Verunstaltung, dem äußerlichen Cultus, der Szangung, welche Gott und Menschheit scheidet; das Wesen, die Offenbarung Gottes in der Menschheit, die durch Jesus uns zum Bewußtsein kam, blieb ihm das Höchste. Herder suchte nicht das Heil in der Vergangenheit, nicht wie Rousseau in einem Naturzustande der Wilden; vielmehr in der zukünftigen harmonischen Ausbildung aller Kräfte sah er erst die wahre Natur der Menschen; Freiheit und Bildung müssen erworben werden durch eigene Kraft. Er sah in der Religion nicht wie Voltaire das Verwerfliche, Auszurottende, sondern er zeigte, wie sie zu unserm Wesen gehört, wie unser Geschlecht verkrüppeln würde ohne diesen Idealismus des Herzens; das Gottesreich Christi ist ihm die Vollendung der Humanität.

Werner bespricht noch Herder's Predigten, seinen Katechismus, sein Gesangbuch. Er vermißt in Herder's

Ansicht von der Kirche einen grundlegenden Begriff von der Gemeinde, schließt aber dennoch:

Serder hat für die Kirche gethan, was Goethe für die weltliche Cultur: sie mit einem neuen Geiste durchdrungen und als ein Prophet späterer Zeiten die Veröhnung echt menschlicher Bildung mit dem Christenthum nicht bloß selbst dargestellt, sondern auch die große centrale Aufgabe des deutschen Protestantismus verkündet. Er hat aber zugleich gezeigt, daß diese Veröhnung nicht auf Kosten der Freiheit des Gebankens und der Wissenschaft geschehen dürfe, nicht nur eine einseitige Accommodation der Cultur unter engherzigem Festhalten an den kirchlich-theologischen Zuständen sein könne, daß sie auch nicht durch leichtfertige Compromisse oder schnelle Vermittelungen und Halbheiten zu erzielen sei, sondern allein durch kritisch freies beherztes Rückgehen auf die Wurzeln des Christenthums in der Schrift, auf die sittlichen Seiten der Religion, und durch sichte weise Uebersetzung und Gestaltung des Christenthums in die Gegenwart nach unserm Charakter und unsern Bedürfnissen. Es handelt sich um eine aus dem Geiste der Gegenwart neugeborene Kirche Jesu Christi, welche sein würde eine neue Stufe in der

fortleitenden Haushaltung Gottes und seiner ewig fortgehenden Menschenerziehung.

Mögen das namentlich auch die Männer unter den Katholiken beherzigen, welche nicht gleich den Bischöfen ihre Knie vor dem Baal der päpstlichen Unfehlbarkeit beugen; sie können sich mit dem Protestantenverein die Hand reichen; das gemeinsame Ziel wäre eine freie religiöse Gemeinde und eine Religionswissenschaft, welche die eigene Lehre Jesu und sein vorbildliches Leben ebenso in Zusammenhang mit der Natur- und Geschichtsforschung und mit der Philosophie unserer Zeit bringt, wie das einst die Kirchenväter mit den damaligen Ansichten und Errungenschaften der Griechen und Römer gethan. Hat uns der Romanismus durch Napoleon und Pius IX. zugleich voriges Jahr den Krieg angekündigt, und hat das beidene ihren Thron gekostet, so gilt es nun, auch geistig dem Germanenthum seinen Sieg zu behaupten.

Moriz Carriere.

Feuilleton.

Die Pflege der deutschen Literatur in England.

Es liegen uns einige interessante gedruckte Beweisstücke vor, aus denen sich abnehmen läßt, mit welchem Eifer und Geschick verschiedene unserer Landsleute, die in England einen höhern wissenschaftlichen Wirkungskreis erworben haben, sich der Einbürgerung unserer Literatur auf dem an sich sehr wohl dazu geeigneten, aber durch den Schutt unzähliger Vorurtheile schwer zugänglichen Boden Englands widmen. Wir für unsere Person zollen dem Eifer dieser Männer unsere aufrichtige Hochachtung, nicht, weil es sich recht eigentlich von selbst verstehen sollte, daß ein Deutscher die nationale Bildung, aus der er selbst seine beste Kraft gezogen hat, auch in der Fremde nach Gebühr schätze und sie demgemäß, wenn er berufen ist, auf die höhere Geistescultur seiner neuen Umgebung, sei es als Lehrer, sei es als Schriftsteller zu wirken, nach Kräften zugänglich zu machen sucht, sondern weil die leidige Erfahrung so häufig das Gegentheil von diesem, was eigentlich geschehen müßte, zeigt. Der Schade trifft freilich nicht Deutschland und die deutsche Bildung, sondern zuerst diejenigen, die ihrer natürlichen Aufgabe untreu werden; dann die fremde Umgebung selbst, die von den reifen Früchten unsers Geistes gar vieles zur Ergänzung dessen, was sie selbst an Bildung aus sich herans erzeugt hat, brauchen und verwerten könnte. Zunächst bemerken wir ein nach englischer Art splendid und solid ausgestattetes Fest: „Early German Courtesy-Books. An account of the Italian Guest by Thomasin von Zirclaria, of „how the knight of Winsbeke taught his son, and the lady of Winsbeke her daughter“, the German Cato and Tannhauser's Courtly Breeding by Eugene Oswald. Being a portion of part II of „Queene Elizabethes academy“ etc., issued by the early English text society in its extra series 1869.“ Also ein Versuch, einige Hauptzeugnisse der deutschen mittelalterlichen didaktischen Poesie dem englischen Publikum zugänglich zu machen. Dieser sind die verschiedenen Ansätze, die „Nibelungen“ und Verwandtes in England einzuführen, nicht gegliedert. Hoffen wir, daß der durchaus dem praktischen Leben zugewandte Inhalt dieser Poesien dort besseres Verständnis finde, als die an Tiefe und Großartigkeit der Idee unvergleichlichen, dem modernen Gefühl aber nicht bloß durch die ungenügende Technik ihrer Ausführung wenig zusagenden „Nibelungen“. Der Bearbeiter erweist sich als ein Mann von Geschmack, der das eigentlich Wesentliche seiner Originale herauszuheben und es in ansprechender Form, entweder auszugsweise oder in wörtlicher Uebersetzung, wiederzugeben versteht, daneben auch als ein gründlicher Kenner unserer ältern Sprache und Dichtung. Seine literar-

geschichtliche Einleitung, sowie viele seiner Textanmerkungen, sind nicht bloß für Fremde, sondern auch für Deutsche lehrreich, und selbst für die eigentlichen Fachgelehrten fällt mancher nicht unerhebliche Gewinn ab. So ist es ihm gelungen, von italienischen Forschern einige wichtige Notizen über das bisher gan; in Dunkel gehüllte Leben Thomasin's zu eruiren, die fortan an die Stelle der bisherigen Hypothesen treten können. Hoffen wir, daß es einer so wohlgerüsteten Kraft gelingt, auf der glücklich betretenen Bahn zu beharren und in ähnlicher Weise sich um andere Theile unserer ältern Poesie verdient zu machen.

Der modernen deutschen Poesie zugewandt ist die Thätigkeit Professor Dr. C. A. Buchheim's, an einer der höchsten Gelehrtenschulen Englands, dem King's-College in London. Aus der Zahl der eigentlichen Classifier liegen durch ihn besorgt, gleichfalls, wie sich von selbst versteht, in besserer Ausstattung, Ausgaben von Schiller's „Tell“ und „Wallenstein“ und Goethe's „Egmont“ vor. Sie enthalten den deutschen Text in möglichst correcter Gestalt, begleitet von englischen Anmerkungen, die sowohl das sprachliche wie das sachliche Moment berücksichtigen. So viel sich von hier aus das Bedürfnis und der Bildungsgrad der Käufer, für welche diese Bücher zunächst bestimmt sind, der reifern männlichen Jugend, etwa der unserer höhern Gymnasialklassen entsprechend, beurtheilen läßt, sind dieselben äußerst zweckmäßig angelegt, in der rechten Mitte zwischen zu viel und zu wenig. Deutschen Lernenden gegenüber würde sich natürlich die Aufgabe eines solchen Commentars anders gestalten, aber seine Methode dürfte unbedenklich auch bei uns copirt werden. Ausführliche Einleitungen bringen bei „Wilhelm Tell“ eine gründlich aufgefaßte und von den weitesten Gesichtspunkten genommene Biographie Schiller's, bei „Egmont“ eine solche Goethe's, während dem „Wallenstein“ eine kurze Darstellung des eigentlich geschichtlichen Gehalts des dreißigjährigen Kriegs und seiner Beziehung zu der poetischen Umgestaltung in der Tragödie vorhergeht — alles natürlich für die Bedürfnisse des englischen Publikums berechnet, aber gleichfalls muntergütig für ähnliche Aufgaben. Endlich sei noch hingewiesen auf desselben Verfassers „German Grammar past and present. An inaugural lecture at King's college. London 1863“. Die Veranlassung selbst gebot eine nur die Hauptzüge des Gegenstandes berührende Behandlung und schloß alles gelehrte Beiwerk aus. Dennoch ist es dem Redner gelungen, ein Bild von der eigentlichen wissenschaftlichen Substanz der moderner Behandlungsweise der deutschen Grammatik, die von Jakob Grimm ihren Ausgang genommen hat, zu entwerfen, da

ebenso richtig, wie selbst für einen möglichst wenig vorbereiteten Zuhörerkreis verständlich genannt werden darf. Nicht weniger aus der Tiefe gründlichen Denkens und Wissens geschöpft ist die aus dem mehr historischen und referirenden Theile des Vortrags sich entwickelnde Charakteristik des deutschen Sprachgeistes und seiner Bedeutung für die Weltculturbildung, mit specieller Nuzanwendung auf das Feld der unmittelbaren praktischen Thätigkeit des Redners, auf die Pflege der deutschen Sprache und Literatur im höhern Unterrichtswesen Englands. Und wenn wir auch uns freuen, daß eine so tüchtige wissenschaftliche Kraft sich dieser außerordentlich schwierigen Aufgabe erfolgreich annimmt, so würden wir uns doch noch mehr freuen, wenn es ihr vergönnt sein sollte, da, wo doch ihr von der Natur selbst gegebener Boden ist, in der deutschen Heimat wirksam zu werden.

Notizen.

Die Schrift: „Der Brand von Paris oder Deutschlands und Frankreichs Verlöbning“, von P. Eybow (Stuttgart, Bogler und Weinbauer, 1871), nimmt ein doppeltes Interesse in Anspruch. Der Verfasser ist ein Blinder, welcher sich in Paris niedergelassen hatte und sich dort als Besitzer einer Restauration in der Rue de la Victoire sein Brot verdiente. Der Fanatismus des Deutschenhasses vertrieb auch ihn aus Paris und beraubte ihn seiner Subsistenzmittel. Trotz dieser schweren Schädigung, welche seine Lebensverhältnisse durch die Franzosen erlitten haben, predigt er in seiner kleinen Schrift die Verlöbning von Deutschland und Frankreich. Und dies ist der zweite Grund, warum dieselbe Beachtung verdient. Keineswegs ist Eybow geneigt, das Schuldbuch der Franzosen zu zerreißen; von dem Raub von Elsaß und Lothringen bis zu dem muthwillig vom Zaun gebrochenen Krieg von 1871 und dem Brand von Paris hat er alle Frevler der französischen Nation gewissenhaft notirt. Gleichwol aber sieht er im Zusammenwirken beider Nationen die beste Bürgschaft für eine schönere Zukunft, und fordert die Deutschen auf, dem Feinde von gestern über die Flammen von Paris hinweg die verlöbnete Bruderhand zu reichen. Die Schrift ist schwunghaft und mit warmer Empfindung geschrieben.

Die C. G. Lübertig'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin gibt ein „German Quarterly Magazine, a series of popular essays on science, history and art“ heraus, welches ebenso wie die Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Rudolf Virchow und Franz von Holzendorff redigirt wird. Aus der deutschen Sammlung werden solche Vorträge ausgewählt, die sich für ein englisch lesendes Publikum eignen; außerdem bringt das Magazin englische Originalbeiträge. Vierteljährlich erscheint ein Fest von ungefähr neun Bogen und zwar enthält abwechselnd das eine Vierteljahrsheft Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhalts, das andere solche aus dem Gebiete der Geschichte, Kunst und Wissenschaft. Im Jahre 1871 erscheint noch ein Vierteljahrsheft, der regelmäßige Jahrgang beginnt mit 1872.

Bibliographie.

Abelmann, A. Graf, Aus dem Felde. Erinnerungen, Stizzen und Novellen. Leipzig, Amelang. Gr. 8. 18 Ngr.
 Altheutichland. Dichtungen aus den Ruhmestagen des Helbenkrieges 1870—1871. Herausgegeben von Müller v. der Berra und W. v. Baensch. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von E. Hunscherwerter. Ausgabe von R. Jaenicke. Leipzig, Baensch. Hoch 4. 5 Thlr.
 Andersen, H. C., Reiseitzyen und Federzeichnungen. Deutsch von A. W. Peter. Bremen, Kühnemann u. Comp. 1872. 8. 1 Thlr.
 Beyer, C. Arja. Die schönsten Sagen aus Indien und Iran. Leipzig, Amelang. Gr. 8. 2 Thlr.
 Binnewald, R. W., Poetische Weltgeschichte. Eine Sammlung deutscher Gedichte zur allgemeinen Geschichte. 1ter Thl. Das Alterthum. Frankfurt a. M., Eras. 1872. Lex.-8. 21 Ngr.
 Bitter, C. H., Beiträge zur Geschichte des Oratoriums. Berlin, Oppenheim. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
 Bömers, G., Hainblume. Ein Sang von Lenz und Liebe. Berlin, Seebach. 16. 15 Ngr.
 Jacob Laurenz Custer, helvetischer Finanzminister, Kantons- und Erziehungsath und Wohlthäter des Rheinthals. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 4. 16 Ngr.

Dittfurth, F. W. Freyh. v., Die historischen Volkstheiler der Freiheitskriege, von Napoleon's Rückzug aus Rußland 1812, bis zu dessen Verbannung nach St. Helena 1815. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 20 Ngr.
 — Die historischen Volkstheiler des siebenjährigen Krieges, nebst geschichtlichen und sonstigen Erläuterungen. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 20 Ngr.
 — Historische Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—1871. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. 20 Ngr.
 Das Evangelium der armen Seele, in welchem dem Menschen sein wahrer Grund auf Erden gewiesen, der ewige Grund der Religion gezeigt und aller Haber von Glauben und Wissen und Glauben und Glauben für immer gestiftet wird. Mit einem Vorwort von H. Lohse. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr.
 Ewald, H. F., Die Familie Nordorf. Roman. Nach dem Dänischen bearbeitet von A. Brunelwiti. 3 Thle. Bremen, Kühnemann u. Comp. 8. 4 Thlr.
 Frau Math. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach den Originalen mitgetheilt von H. Reil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.
 Gahmann, L., Schwaben-Streiche. Historisches Lustspiel. Hamburg, Richter. Gr. 8. 20 Ngr.
 Gieseler, F., Stizzen und Studien. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Galmair, L., Ein edles Bild. Romantisches Gemälde aus der Wirklichkeit. Berlin, Langmann. 16. 10 Ngr.
 Heer, O., Hans Conrad Esche von der Linth. Vortrag. Zürich, Schultheiss. Gr. 8. 9 Ngr.
 Höfferrichter, L., Sommel zur Erbe. Berlin, Heimann. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Hoffmann, H., Californien, Nevada und Mexico. Wanderungen eines Polytechnikers. Basel, Schweighäuser. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
 Horn, M., Verbindungs-Text zu: des Müllers Lust und Leid von W. Müller, componirt von C. Böllner. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Junnius, Pulse, Blüthen am Wege. Gedichte. Weimar, Böhlau. 16. 16 Ngr.
 Kager, C., Die Frage über Trennung der Schule von der Kirche nach den Principien beurtheilt. Pirmas, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 15 Ngr.
 Kellertorn, R., Joseph und Gretchen. Ländliches Idyll in 7 Gesängen. Basel, Schweighäuser. Gr. 16. 15 Ngr.
 Verlorenes Kinder der Muse. I. Leipzig, Verlags-Anstalt. 16. 15 Ngr.
 Lind, F., Der eiserne Abbe oder von Weß nach Orleans. Roman. Leipzig, Kollmann. 1872. Gr. 16. 25 Ngr.
 Koffer, H., Kaiser und Reich. Poetisches Tagebuch aus Deutschlands großer Zeit. Berlin, Herp. 1872. 8. 16 Ngr.
 Köhler, C., Die Trachten der Völker in Bild und Schnitt. Eine historische und technische Darstellung der menschlichen Bekleidungsweise von den ältesten Zeiten bis in's 19. Jahrhundert und zugleich ein Supplement zu allen vorhandenen Kostümwerken für darstellende Künstler, Maler, Kostümler etc. 1ster Thl. Die Völker des Alterthums. 1stes Heft. Dresden, Exped. der Europ. Modenszeitung. Lex.-8. 12 Ngr.
 Köhler, H. A., Aus ernsten Tagen. Eine Reihe Feldpredigten gehalten im Jahre 1870 und 1871. Leipzig, Amelang. Gr. 8. 16 Ngr.
 Kregelmair, A., Die Intriganten. Original-Roman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1872. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 Inneres Leben. Heidelberg, C. Mohr. 16. 18 Ngr.
 Johann Liebig, Ein Arbeiterleben geschildert von einem Zeitgenossen. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
 Ein Minister in der Kutte oder der Hund der Rache. Historischer Roman. 1ste bis 3te Hef. Wien, Hartleben. Gr. 8. 4 4 Ngr.
 Kroll, M., Ueber die Gefahr einer verfehlten Münzreform. Stuttgart, Wittwer. 8. 10 Ngr.
 Krosbach, A., Die Wahl des elfjährigen polnischen Prinzen Karl Ferdinand zum Bischof von Breslau 1625. Breslau, Wälder. Gr. 8. 10 Ngr.
 Muffat, K. A., Geschichte der bayrischen und pälzischen Kur seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. München, Franz. Gr. 4. 24 Ngr.
 Raumann, C., Deutsche Ländliche von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Vorträge. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Difer, Marie v., Novellen. Berlin, Herp. 1872. Br. 8. 2 Thlr.
 Rath, G. vom, Ein Ausflug nach Calabrien. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 25 Ngr.
 Reben, C., Ein Hochstapler. Ein Bild der Gegenwart. Berlin, Langmann u. Comp. 16. 10 Ngr.
 Ritter, M., Die Memoiren Sullys und der grosse Plan Heinrichs IV. München, Franz. Gr. 4. 20 Ngr.
 Schlägel, M. v., Die Selben der Arbeit. Roman aus der Gegenwart. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Scheel, H. v., Die Theorie der sozialen Frage. Jena, Fr. Mantel. Gr. 8. 16 Ngr.
 Tharau, H., Novellen. 4 Bde. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 20 Ngr.
 Theodor, H. L., Schmelnsfreude Amor's. Interessantes und Pilantes. I. Leipzig, Verlags-Anstalt. Gr. 16. 10 Ngr.
 Tiberghien, G., Schule und Staat. Aus dem Französischen übersetzt von J. D. Hamburg, Jowien. Gr. 8. 6 Ngr.
 He, O., Aus der Natur. Essay's. 2te Reihe. Leipzig, Froberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Deutsche Verfassungswünsche und preussisches Eitelthum; mit einer Betrachtung unserer sozialen Verhältnisse. Halle, Peterfen. Gr. 8. 4 Ngr.
 Wertber, J., Bombal. Schauspiel. Stuttgart, Wertber. Gr. 8. 24 Ngr.
 Zahn, A., Der Einfluß der reformirten Kirche auf Preussens Größe. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 6 Ngr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schopenhauer-Lexikon.
Ein philosophisches Wörterbuch,
nach Arthur Schopenhauer's sämtlichen Schriften
und handschriftlichem Nachlaß bearbeitet

von
Julius Frauenstädt.

Zwei Bände.

8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

Mit dem vorliegenden Werke hat Julius Frauenstädt eine ebenso schwierige als nützliche und dankenswerthe Arbeit vollendet: ein Wörterbuch, in welchem man eine übersichtliche Darstellung dessen findet, was Schopenhauer über jeden einzelnen Gegenstand an verschiedenen Stellen seiner Schriften gelehrt hat, sodaß sich der ganze Umfang und wesentliche Inhalt der Schopenhauer'schen Philosophie darin überschauen läßt. Das Werk bildet aber zugleich ein allgemeines Begriffs-Lexikon, an dem es bisher gefehlt hat, und das viel dazu beitragen wird, philosophische Bildung und Einsicht in weitere Kreise zu verbreiten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Elementar-Grammatik
der neugriechischen Sprache.**

Von

Dr. Angelos Blachos.

Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 15 Ngr.

Klarheit und Kürze waren die Hauptpunkte, welche der Verfasser dieses für Deutsche geschriebenen Lehrbuchs der neugriechischen Sprache im Auge hatte. Daß er seinen Zweck erreicht und ein wirklich praktisches Buch geliefert, dafür spricht das Erscheinen der vorliegenden zweiten Auflage. Dieselbe ist, unter Beibehaltung des bewährten Plans, im einzelnen verbessert und angemessen vermehrt worden.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Neugriechische Chrestomathie, oder Sammlung von Mustertexten der neugriechischen Schriftsteller und Dichter. Mit erklärenden Anmerkungen versehen. 8. Geh. 24 Ngr.

Preisermässigung für kurze Zeit.

THIERS.

HISTOIRE DE LA RÉVOLUTION FRANÇAISE.

6 Volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermässigtter Preis 2 Thlr.

Thiers' berühmte Darstellung der französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schön gedruckten Bänden bestehend, wurde von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermässigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesem ausserordentlich niedrigen Preise.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Das Verfassungs-Recht
des
Deutschen Reiches.**

Historisch-dogmatisch dargestellt von

Dr. Ludwig von Köhne,

Appellations- und Vice-Präsident a. D., Mitglied des Deutschen Reichstages und des Preussischen Hauses der Abgeordneten.

Gr. 8. Gehet. 1 Thlr.

Die systematische Darstellung des gegenwärtig in Deutschland geltenden Verfassungsrechts, wie sie der berühmte Rechtsgelehrte in diesem Werke darbietet, wird von allen, die sich am deutschen Staatsleben betheiligen, mit großem Dank entgegengenommen werden. Zu des Verfassers bereits in drei Auflagen in demselben Verlage erschienenen Werke „Das Staatsrecht der Preussischen Monarchie“ bildet „Das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches“ ein nothwendiges Supplement.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Schlängel, Max von, Gefangen und belagert.

Meine Erlebnisse während des Feldzuges 1870—

71. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag brosch.

15 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Schloß Dornegge

oder

Der Weg zum Glück.

Roman in vier Büchern von

Levin Schücking.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Levin Schücking, der seit einer langen Reihe von Jahren einen der ersten Plätze unter den deutschen Romanschriftstellern behauptet, führt den Leser in diesem seinem neuesten Roman mitten in das moderne Leben und in die frischeste Zeitströmung. Die Gestalten desselben zeigen sich in ihrem Thun wie in ihren Seelen- und Gemüthsstimmungen als echte Kinder unserer Zeit, sodaß der Leser zu manchen unschwer die lebendigen Originale entdecken wird; ebenso sind die Motive der spannenden, rasch bewegten Handlung der unmittelbaren Gegenwart entnommen. Aus dem verwirrenden Getriebe der Erscheinungen aber schuf der Verfasser mit sicherer Hand ein künstlerisch abgerundetes Gemälde, dessen Betrachtung nur harmonische und befriedigende Eindrücke hinterläßt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Ausgewählte Romane. Zwölf Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Frauen und Räthsel. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 49. —

30. November 1871.

Inhalt: Emanuel Geibel als politischer Lyriker. Von Rudolf Gottschall. — Der letzte Band der Biographie von Scharnhorst. Von Karl Gustav von Berner. — Lustspiele und Poffen. Von Emil Müller-Samowegen. — Skizzen. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Emanuel Geibel als politischer Lyriker.

Heroldsrufe. Ältere und neuere Zeitgedichte von Emanuel Geibel. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta. 1871. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Emanuel Geibel tritt hier zum ersten mal in einer selbstständigen Sammlung politischer Gedichte vor uns hin. Die Mehrzahl derselben ist zwar schon bekannt, aber sie war in verschiedenen Sammlungen zerstreut, und das Publikum hatte sich daran gewöhnt, dem Dichter der „blonden Minne“ vorzugsweise zu lauschen, wenn er Klänge zarter Empfindung anschlügt, wenn er, am blauen Bande die Zither, den Schwärmerieen junger Mädchenherzen poetischen Ausdruck gibt, und weniger darauf zu achten, daß dieser Troubadour auch Sirventes, geharnischte Kampflieder zu singen weiß! Jetzt erst, gegenüber diesen zahlreichen „Heroldsrufen“, sehen wir überrascht, wie sich im Laufe eines Dichterlebens auch diese politische Lyrik summiert hat, und wir müssen bekennen, daß Geibel nicht bloß die Zither des Minnesängers, sondern auch die Tuba des politischen Herolds beherrscht, daß er das os magna sonaturum hat, welches der Dichter für das stille Kämmerlein des liebessranken Mädchens und für das Pianoforte des Salons nicht braucht, wol aber auf dem Forum, wo er sich an die mit ihren staatlichen Interessen beschäftigte Nation wendet.

Wenn uns manche Dichter Interesse einflößen durch einen stürmischen Entwicklungsgang, der zu häufigen Wandlungen ihres Empfindens und Denkens führt, zu einer oft späten Klärung der geistigen Elemente, wenn manche Dichterbiographie eine „Geschichte im Rückwärts“ ist, andere Poeten wieder bei Zielen ankommen, welche der anfänglichen Richtung ihres Strebens entgegengesetzt scheinen, so hat die Entwicklung Geibel's durchaus nicht diesen Reiz der gebrochenen Linie; keine Gärungen, die sich beruhigen, keine Tendenzen, die sich klären oder gar in ihr Gegentheil umschlagen; von Haus aus klar und bewußt, geht seine Muse die gerade Bahn, und die Gesänge vor 1848 sind in Form und Inhalt denen von

1871 gleichartig. Wenn so die genialen Spiegelungen fehlen, welche den Reiz geistiger Brechung bilden, so entschädigt dafür die Charakterfestigkeit und Gesinnungsbravheit, welche, vom Wechsel der Zeiten unberührt, das einmal Erfasste unerschrocken festhält. Dies würden wir hochachten, auch wenn des Dichters Ideal niemals verwirklicht würde. Wenn aber der Sänger den richtigen Instinct für den Zug der Zeit besitzt, die poetische Witterung der kommenden Geschichte seines Volks; wenn die Accorde, die er auf seinen Saiten prophetisch anschlügt, dereinst das volltönende Echo einer ganzen Nation finden: so werden wir gern bekennen, daß der Dichter dem Vaticinium Ehre macht, das schon die Alten ihren vates, den Sängern und Propheten zugleich, zuschrieben, und daß sein anscheinender Eigensinn nur aus einer „Fülle der innern Gesichte“ hervorging.

Nicht erst nach dem frankfurter Parlament, in welchem die Kaiseridee zuerst wieder in einer Abstimmung der Volksvertreter politisches Leben gewann, schon in den Jahren vorher sang Emanuel Geibel sein ceterum censeo, die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums — und das ist der rothe Faden, der sich durch dreißig Jahre seines Denkens und Dichtens hindurchzieht, bis die Gegenwart endlich den goldenen Reichsapfel, den des Sängers Phantastie vom Hesperidenbaum der Dichtung brach, dem wiedergeborenen Kaiserreich in die Hand legte. Folgen wir dem Dichter auf seinen lyrischen Wanderungen, um zunächst mit ihm die mannichfachen Bilder zu betrachten, in denen sich das Endziel seines Strebens dem Auge seines Geistes darstellte. Schon im Jahre 1841 erblickt er ein „Geficht im Wald“, ein Schmiedefener in hoher, von Wald umfangener Halle, wo drei Riesen ein großes zweischneidiges Schwert schmieden. Da singt der erste:

Es rührt im Birnbaum auf dem Wasserfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile,
Erscheinen wird der langersehnte Held.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert muß fertig sein,
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!

Der zweite aber singt:

Es hat zu Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuser heißt,
Und einen Adler sah ich in den Lüften.

Wie Sturmesdrauschen klingt es, wenn er kreist,
In seinen Fängen trägt er Blitzekeile;
Die Rabenbrut entflieht, wo er sich weilt.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Zur rechten Stunde sei das Werk gethan;
Das Kreuzgeschwert hat Eile, Eile, Eile!

Ähnlich ertönt das Lied des dritten. Diese Vision hat zwar apokalyptische Dunkelheit, es gilt, dem Riesen zunächst das Schwert des Geistes zu schmieden; aber die traumhafte Beleuchtung des Kyffhäusers, wo der Adler die Rabenbrut verschleucht, weist deutlich genug auf das Wiedererwachen der deutschen Reichsmacht hin.

Auch das Naturbild wird ihm zum Symbol für den Gedanken, der seine Seele beherrscht. Er steht (1846) eine kronenlose, blitzerspaltene Eiche sich plötzlich wieder mit grünem Laub schmücken:

Und wo noch jüngst vom Stamme
So sah die Aeste sahn,
Sahen eine grüne Flamme
Zu spielen himmelan.

Und wie der Wind die Zungen
Der Flamme rauschend bog,
Und wie die Vögel sunen
Im dichten Laubgewog,

Da kam auf mich hernieder
Ein frischer Hoffnungstraum:
Getrost! So grünt auch wieder
Dereinst des Reiches Baum.

Das Lied „Durch tiefe Nacht“ (1845) ist bereits ein ahnungsvolles Kaiserlied:

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser,
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.

Mein Sinn ist wild, mein Sinn ist schwer,
Ich kann nicht lassen vom Lauschen;
Es klingt, als wüß' in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauschen.

Viel tausend Herzen sind entfacht
Und harren wie das meine;
Auf allen Bergen halten sie Wacht,
Ob roth der Tag erscheine.

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leif und leiser —
Wann weckst du sie mit Trommetenlaut!
Wann führst du sie heim, mein Kaiser!

Da kam das Jahr 1848, das frankfurter Parlament, und der Präsident desselben trug die Kaiserkrone nach Berlin; doch König Friedrich Wilhelm IV. lehnte sie ab. Wieder muß der Dichter klagen, daß das Gras fortwächst, wo früher der Stuhl des Kaisers stand. Als der Dichter die frohe Kunde der Kaiserwahl erhält, als sich die alten Zackengeißel seiner Vaterstadt Lübeck mit frohen Fahnen schmücken, da reitet er, die Stille suchend, in den Wald hinaus. Das Bild Heinrich's des Voglers, dem Herzog Eberhard den Purpur und die heilige Lanze bietet, steigt

vor seiner Seele auf, um bald schmerzlicher Enttäuschung zu weichen:

Er aber sprang empor vom Vogelherd,
Dem Adler gleich, der seinen Flug beginnt,
Und nahm das Pfand des Reichs und that den Schwur,
Dem deutschen Volk ein Vaterland zu baun;
Und klar im ruh'gen Feuer seines Blicks,
In seines Worts einfacher Höhe lag
Die Bürgschaft des, was er verhieß. Da bog
Das Knie vor ihm die stolze Frankenschar
Und huldigt' ihm mit Jauchzen, und mein Herz,
Im Sonnenaufgang frühster Ruhmeszeit
Das Bild des heut'gen schauend, jauchzte mit,
Und Thränen weint' ich, Thränen, wie ein Mann
Sie weinen darf, wenn überwältigend
An seine Brust ein großes Schicksal pocht.
Es war ein froher Tag —

Was später kam,
Ihr wißt es alle. Keinen Hüter fand
Das uralte heil'ge Kleinod unsers Volks.
Die Hand, schon zum Ergreifen ausgestreckt,
Verschloß sich plötzlich, und zu Boden fiel
Des Reiches Apfel. Waisen blieben wir,
Wie wir's gewesen dreißigvierzig Jahr,
Und an den Weiden hängten wir aufs neu'
Die Harfen auf, und durch die Saiten ging
Des Windes Seufzen. O wann bringt ein Tag
Dem Vaterlande die Bestimmung wieder!

Eine herbe Klage in einem Kugellied erspart er dem Monarchen nicht, der diese Bestimmung vorübergehen ließ, nachdem er selbst die Begeisterung geweckt hatte. Dies strafende Sonett lautet:

Eins ist noch schlimmer, als den Damm durchstechen
Und plötzlich dann die Sturmflut weisern wollen:
Begeisterung wecken, und wenn angeschwollen
Im Volk sie herbraust, ihren Strom zerbrechen.

Denn einmal aufgewogt aus tausend Bächen
Verlangt sie stolz und siegreich hinzurollen;
Du hemmst sie wol, o Fürst, doch kehrt mit Grollen
Ihr Schwall sich wider dich und deine Schwächen.

Je sicher dich dein Schifflein trug zur Stelle,
Wenn du sie nuztest, desto grimmer trachtet
Dich zu verderben die gestaute Welle.

Schon manches Volk hat sich dem Ruhm geschlachtet,
Doch seines heiligsten Gefühles Quelle
Läßt keins vergeuden, das sich selbst noch achtet.

Doch der Dichter hält die Hoffnung fest, daß ein Morgen kommen wird, der

bei klingendem Schwerterstreich
Im zerstückelten Vaterland
Neu aufrichtet das deutsche Reich.

Er prophezeit die Politik von Blut und Eisen, die Wiedergeburt Deutschlands durch das Schwert. Nicht wie ein lächelnd Kind wird die Eintracht erstehen aus seinem Schoße:

Nich' trog ein Wahn. Dein Weinen ging verloren,
Verloren alle Noth, so du erlitten;
Doch die darüber jauchzen ach' ich Thoren.

Denn Ahnung sagt mir, stets umsonst bestritten,
Nun werde solche Frucht einst ungeboren
Mit scharfem Stahl aus deinem Leib geschnitten.

Wahnend und warnend steht der Dichter seiner Nation gegenüber. In einem Gedicht, dessen Verse wie Marmorquadern zu plastischer Schönheit aneinandergesetzt sind: „Chäroneia“, hält er dem deutschen Volk das Spiegelbild des zersplitterten und deshalb unterjochten Hellas vor:

Auf Chäroneas Heide
Im alten Schlachtgefild
Riegt wie versteinert im Leide
Ein marmorn Löwenhild.

Es mahnt, daß Kühnemuthet,
Wo jetzt die Dämonen wehn,
Im Kampf dereinst verblutet
Die Jugend von Athen.

O Hellas, welche Lippe
Sagt, was dein Herz erlitt,
Als hier des Fremdling's Sippe
Der Freiheit Lilien schnitt!

Was half dir da der Muses
Verhängnißvolle Günst,
Im götterreichen Busen
Das heitre Licht der Kunst?

Der Tiefstimm deiner Weisen,
Der Sängers Vorberzier,
An jenem Tag von Eisen
Was frommt' es alles dir?

Ah, krank im Kern des Lebens
Von eifersücht'ger Gult,
Verströmtest du vergebens
Dein letztes Heldeblood.

Weil du geldest mit Pochen
Des Pfeilbunds stark Geflecht,
Sant, Schaft für Schaft zerbrochen,
Dahin dein ganz Geschlecht.

Mit ehernem Schluß die Fingel
Ergriff Barbarenhand —
O schau in diesen Spiegel,
Schau her, mein Vaterland!

„Deutschlands Beruf“ (1861) zeigt uns in noch klarerem Spiegel, was 1871 erfüllt worden ist:

Einen Hort geht aufzurichten,
Einen Hort im deutschen Land!
Sucht zum Lenken und zum Schlichten
Eine schwererprobte Hand,
Die den glühnen Apfel halte
Und des Reichs in Treuen walte.

Sein gefürstet Banner trage
Jeder Stamm, wie er's erkor,
Aber über alle rage
Stolzentsaltet eins empor,
Hoch, im Schmuck der Eichenreiser
Ball' es vor dem deutschen Kaiser.

Wenn die heil'ge Krone wieder
Eine hohe Scheitel schmückt,
Aus dem Haupt durch alle Glieder
Stark ein ein'ger Wille zückt,
Wird im Völkerrath vor allen
Deutscher Spruch aufs neu erschallen.

Wann nicht mehr zum Weltgesetz
Wird die Laun' am Seinstrom,
Dann vergeblich seine Nege
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Forden
Schreckt uns der Koloß im Norden.

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Fingeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Im Jahre 1865 ahnt er das kommende Kriegsjahr; denn der Sieg, den der Doppelaar und der Kar der Zollern gemeinsam erkochten, gebar den Streit:

Horch, schon läßt sich dumpf bei Nacht
Unterm Grund ein Brausen hören,
Hoch zu Rosse wie zur Schlacht
Ziehn in Wolken die Walkyren,
Angst und Schwüle weit und breit!
Eisern, eisern ist die Zeit.

Brich herein denn, Schicksalstag!
Ende diese Noth im Wetter!
Unter Sturm und Donnereschlag
Send' uns einen Hort und Retter!
Deutschlands Purpur liegt bereit,
Eisern, eisern ist die Zeit.

Noch vor 1866 singt er das „Lied vom Reiche“, feiert das Kaiserthum voll Macht und Ruhm, das Reich, das dennoch kommen muß. Nach 1866 fordert er die Baiern und Schwaben auf, uns die Hand am Main zu reichen, Germania verlangt nach allen ihren Kindern, und in dem poetischen Gruß an König Wilhelm (1868), welcher dem Dichter seine bairische Pension kostete und ihm dafür eine preussische einbrachte, fordert er den König von Preußen auf, das Deutsche Reich wieder aufzubauen:

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Bom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Endlich im Januar 1871 singt der Dichter das Triumphlied seiner Kaiseridee:

Drum wirf hinweg den Witwenschleier!
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flücht Myrten in die Lorberreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Feld und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz.

Wir empfinden mit dem Dichter die volle Befriedigung über die Verwirklichung des lange Vorherverkündigten — und so geht durch seine Gesänge ein einheitlicher Zug; die Logik der Ereignisse gibt den Phantasten des Dichters recht. Emanuel Geibel hat alles Recht darauf, der poeta laureatus des neuen Kaiserreichs zu werden, bei weitem mehr als Oskar von Redwitz, der als ein Neubekehrter erst post festum zum Preis des neuen Reichs seine Saiten rührte und dann freilich mit frohlichem Geadern unermüdet Sonett auf Sonett legte, bis sein poetischer Hühnerhof mit der jungen lyrischen Brut überbüllert war.

Daß die Form dieser Gedichte eine klare, durchsichtige ist und frei von Härten und Verrentungen, sich in der schönen Mitte künstlerischer Darstellung bewegt, kann man von Geibel erwarten, und die mitgetheilten Proben beweisen es zur Genüge. In unser lyrisches Schatzkästlein gehört außer „Chäroneas“ besonders das mit allen Gloden läutende Siegeslied: „Am dritten September“, ein Meisterstück formbeherrschender Technik, welche zwanglos und ohne Schädigung der Syntax, der Wortwahl und des Gedankenschwungs Reim neben Reim hinstellt und so einen berausenden, harmonischen Vollklang hervorruft:

Nun laßt die Gloden
Bon Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Gelenkt facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.

Ehre sei Gott in der Höhe!

Ebenso klangvoll ertönen die Binnenreime in dem altdeutsch mit den Hebungen und Senkungen der Nebenlungenstrophe ausgeführten Gedicht: „Deutsche Wanderschaft“:

Der Wald steht in Blüte, die wilden Schwäne ziehn,
Mir kling't im Gemüthe wie Wandermelodien;
Zum Stab muß ich greifen, leb wohl, altes Haus!
Und singend wieder schweifen ins deutsche Land hinaus.

Ihr blauen Gipfel, ihr Thäler Gott grüß!
Ihr dunkeln Fichtenwipfel wie rauscht ihr so süß!
Ihr wollt mir's erzählen, daß endlich hoffnungsvoll
Durch alle deutschen Seelen ein Lemnobem quoll.

In ähnlicher Form ist das „Lied von Düppel“ gehalten. Auch in „Terzinen“ spricht der Sänger sein politisches Glaubensbekenntnis aus und läßt durch die verschlungenen Ketten dieser Reimverse den Gedanken hindurchschlagen, wie der elektrische Funke durch die Doppelpfannen einer Volta'schen Säule schlägt, den Protest gegen das fieberische Gebahren der Massen, das sich aus der Freiheit neue Götzen voll Grauen schafft; doch den Dichter läßt sein Glaube nicht verzweifeln:

Er gibt mir Kraft, zu stehn auf franken Füßen,
Den Spiegel jedem Zerrbild kühn zu zeigen
Und doch dem Reim zu huld'gen drin, dem süßen.

Und weil ich muß beim Kampf des Tages schweigen,
Den Larven schlagen, hab' ich ausgerichtet
Dies Lied als Mal, daß ich der Freiheit eigen.

In ihrer Zukunft Sinn hab' ich gedichtet.

Auch das Sonett liebt Geibel, und der Cylus der Schleswig - Holstein - Sonette hat eine oft herbe Kraft; es ist auffallend, daß sich die paradoxe Form des geharnischten Sonetts am meisten in neuester Zeit in Deutschland eingebürgert hat; doch enthalten gerade diese Sonette nicht nur einige Geschmacklosigkeiten forciert Kraftsprüche:

Do ch da er's that, lag unser Volk im Staube,
Blutrünstig, mit zerrissnem Eingeweide,
Und so erkauft in tausendfachem Leide,
Daß keiner fragen mochte nach dem Raube —

sondern auch Härten, wie „that, lag“, nebeneinandergestellte Inversionen:

Noch kannst du wählen, Deutschland, ob zur Duhle
Sie dich dem sternbetrübten Ruhm soll geben,
Ob im Geweb ein Schmachbild du willst leben.

Die Vollendung Platen's hat Geibel im Sonett nicht erreicht.

Die Darstellungsweise des Dichters wird durch einen edeln Schwung charakterisirt, der etwas Altkatholisches, Biblisches hat; die Mehrzahl seiner poetischen Bilder ist dem Alten Testament entlehnt. Es ist indeß nicht zu verkennen, daß, wenn auch dem einzelnen Poem die biblische Wendung trefflich zu Gesicht steht, doch in einer Sammlung die häufige Wiederkehr derselben einen etwas monoton salbungsvollen Eindruck macht:

Wohlauf, du kleine Schar, wohlauf!
Berrau' auf Gott den Herrn . . .
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er fährt auch uns hindurch . . .
Lobsingt nur euerm Götzen
Im frechen Gaukelspiel!
Der Herr wird kommen und sehen
Dem wüsten Rausch ein Ziel . . .

Der Herr hat Großes
An uns gethan —
Ehre sei Gott in der Höhe . . .
In Wolken zogen
Die Cherubim . . .

Du aber, Herr, bereite selbst den Ader u. s. w.

„Mene Tekel“, eins der schwunghaftesten Gedichte und „Ein Psalm wider Babel“ sind ganz im Stil der Großen und Kleinen Propheten gehalten. Wenn auch diese Wendungen ungesucht der echten Begeisterung des Dichters entströmen, so läßt sich doch gegen ihren häufigen Gebrauch einwenden, daß der biblischen Phrase, die allsonntäglich von allen unsern Kanzeln ertönt, der Blütenstaub, der anfänglich der hebräischen Poesie eigen war, allzu sehr von den Schwingen verwischt ist und die Gedichte dadurch etwas den Reiz des originell modernen Gedankens einbüßen. Hierzu kommt, daß, so sehr wir die hohe politische Consequenz des Dichters rühmen mußten, doch die beständige Wiederkehr der Kaiseridee den Gedichten etwas Eintöniges gibt. Daß indeß die Bilder, mögen es nun einzelne Tropen sein oder weiter ausgeführte Vergleichen und Allegorien, durchweg correct sind und ein klares, bestimmtes tertium comparationis haben, läßt sich um so mehr erwarten, als das Ungewöhnliche, Hyperbolische Geibel'scher Dicht- und Dichtweise fern liegt und damit auch die Verführung zu übertriebener Bildlichkeit. Nur der Humor und der epigrammatische Wit stehen dem Dichter nicht recht zu Gebote und zu Gesicht, so in dem Gedicht: „An F. C.“ (Fürsten Carolath), in welchem Geibel einen heinißtenden Ton anschlägt und gegen die Oesterreicher in Norddeutschland, gegen Schwarzenberg und die Haselstöcke der weißen Hertenmeister protestirt, oder in dem Epigramm, welches den „Tagen des Conflicts“ gewidmet ist und eine sehr schwächliche Pointe besitzt.

Zwei der schönsten Gedichte der Sammlung sind nicht dem deutschen Vaterlande, sondern „Italien“ und Frankreich gewidmet; das erstere, in stolz einherflutenden achtfüßigen Trochäen, ist eine Hymne, die nicht so elegisch hoffnungslos klingt wie die Canzonen, welche Leopardi seinem Vaterlande weicht, sondern gegen den Schluß hin einen prophetischen Aufschwung nimmt, der in einer weit ausgesponnenen Vergleichung gipfelt, die wie ein selbständiges Gemälde gemahnt:

Aber nein! Noch lebt die Hoffnung, ob auch tief versteckt
im Weh.

Kennt du nicht das Lied vom herben Kummer der Penelope?
Schön wie du vor allen andern ward wie du sie viel
umfreit,
Und der Fremden Schwarm verpraßte frech des Hauses
Herrlichkeit.

Zwanzig Jahr die Purpurwolke spann sie weinend auf dem
Thron,

Zwanzig Jahr mit bangen Seufzern zog sie groß den theuern
Sohn,

Zwanzig Jahr getreu dem Gatten blieb sie und getreu dem
Gram,

Harrend, hoffend, Boten sendend — sieh, und ihr Odyssens
Iam.

Weh den übermüth'gen Freiern, als genahet des Rächers Gang,
Als von bitterm Todespfeilen sein gewalt'ger Bogen klang!
Von dem rothen Blut der Frechen troffen Säul' und Estrich da,
Und ein schrecklich Fest der Rache ward erfüllt auf Ithaka.

Kennst du jenes Lied, Italia? Hör's und harre muthig aus,
Wie sich auch die Freierschwärme drängten in dein adlich Haus.
Deine Söhne zieh zu Männern unter Thränen früh und spät!
Wein' und hoff! Es kommt die Stunde, da auch dein
Odyseus naht.

Das andere Gedicht, das wir hervorhoben, ist das „Lied der Prätorianer“, durch welches das antike und moderne Imperatorenthum gleichzeitig charakterisirt wird, ein Lied mit kräftigen Zügen ausgeführt, auf schlanken Versfüßen errichtet, wie die vier ersten Strophen beweisen mögen:

Heil dem Gewalt'gen, Heil dem Kaiser,
Dem Herrn im blut'gen Kriegsgezeiß!
Er gibt uns Gold und Lorbeerreiser,
Wir geben ihm dafür die Welt.
Denn scheu vor unsrer Adler Blitzen
Zu Boden fliegt der Völker Blid;
Wir tragen auf den Lanzenspitzen
Das Heil des Reichs, der Welt Geschid.

Als Herrscher ziehn wir durch die Lande,
Er hat den Willen, wir die Macht;
Sohnlachend jedem Widerstande
Läßt er uns los im Feld der Schlacht.
Ob tausend über tausend sinken,
Was kümmert's ihn? Er zwingt das Glück;
Wir bringen ihm beim Schall der Zinken
Aus jedem Sturm den Sieg zurück.

Dann lobt und kost' er seine Meute,
Und was uns zusiel, theilt er ein;
Für ihn der Ruhm, für uns die Beute,
Für uns die Weiber und der Wein!
Da bricht die Luft aus allen Zügeln,
Da flammt die Feuersbrunst ins Thal;
Auf Städteschutt und Leichenhügeln
Beginnen wir das Bacchanal.
So wälzt er uns wie Lavastuten
Von Siegesfeld zu Siegesfeld
Und schreibt von Nacht zu Nacht mit Bluten
Sein Nachtgebot ans Himmeszelt.

Er spricht, wer mag zu widersprechen!
Wer fragt noch, was beschworen sei!
Er will, und die Verträge brechen,
Die moos'gen Tafeln, morsch entzwei.

Die einzige alcäische Ode der Sammlung, an Aegibi gerichtet, sucht den Obenstil in der bisher gewohnten Weise durch etwas mühselige Syntax und das Hinüberschleifen des Sinns aus einer Verszeile in die andere, sowie durch spondeisch schwerwiegende Wortbildungen zu erreichen: „abgrundtie“, „sternlos“, des Busens „Anlaß“ u. a., ohne indeß metrische Schwierigkeiten zu überwinden. So werden wir in den Versen:

Und anders, als wir hofften, löst er,
Als wir gefürchtet, des Schicksals Räthsel —

das zweite „wir“, auf welches eine so kurze Silbe wie „ge“ folgt, als eine lange betrachten müssen, während der Dichter sie kurz gebraucht. Unserm Gedächtniß prägen sich nur die folgenden sinnvollen Verse ein:

Denn wer ins Chaos starrt, ist niemals
Besser geworden dadurch noch weiser.

Trotz dieser kleinern Ausstellungen nehmen die Geibel'schen patriotischen Gedichte, wie sie hier gesammelt vor uns liegen, einen hervorragenden Rang in unserer politischen Lyrik ein durch die edle Gesinnung und den edeln, schwunghaften Ausdruck derselben, durch eine nicht zu entlegenen Zielen abirrende Klarheit der Tendenz, und selbst diejenigen, denen Geibel's Dichtweise als psalmodirende Rhetorik erscheint und deshalb nicht sympathisch ist, werden, wenn sie überhaupt die Anwendung ästhetischer Maßstäbe nicht ganz verlernt haben, zugeben müssen, daß einzelne Gedichte vollendet in der Form und kleine Kunstwerke sind, in denen die Begeisterung sich in einer wie mit organischer Nothwendigkeit gestalteten Architektur krystallisirt hat.

Rudolf Gottschall.

Der letzte Band der Biographie von Scharnhorst.

Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt von Georg Heinrich Klippel. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 4 Thlr.

Mit diesem dritten Theile wird das treffliche Werk, dessen beide erste Theile wir bereits in Nr. 45 d. Bl. f. 1869 mit der ihm gebührenden Anerkennung besprochen haben, würdig abgeschlossen. Zwei Jahre später ist er erschienen, als der Verfasser bei Beendigung des zweiten geglaubt hatte, weil das Auffuchen der noch vorhandenen, an den verschiedensten Orten zerstreuten handschriftlichen Quellen über Scharnhorst's Leben durch Correspondenz und mehrere Reisen viel Zeit in Anspruch nahm. Wir können dem Verfasser für die Mühe, die er aufgewandt hat, sich diese Quellen so vollständig als möglich zu verschaffen, nur dankbar sein; dadurch ist sein Werk so weit gediehen, daß mit ihm wol die Acten über Scharnhorst geschlossen sind. Der dritte Theil enthält das fünfte und sechste (letzte) Buch des ganzen Werks, beide nur wenige, aber inhaltsschwere Jahre umfassend, das erstere die Zeit von Scharnhorst's Eintritt in die preussischen Dienste bis

zum Tilsiter Frieden (1801—7), das letztere von da bis zu Scharnhorst's Tode 1813. Die äußern Verhältnisse im Leben und Wirken des berühmten Mannes während seiner Dienstzeit in der preussischen Armee können wir wol als bekannt voraussetzen, da so viel über diese dreizehnjährige Laufbahn geschrieben worden ist. Von den neuern Biographien haben wir die von Schmidt-Weissenfels in Nr. 6 d. Bl. f. 1861 besprochen.

Uns dünkt der Standpunkt des vorliegenden Werks, welches darthun will, daß Scharnhorst, obwol nur von wenigen richtig erkannt, von vielen sogar verkannt, unter den Helden des deutschen Befreiungskriegs, sowol dem Geiste als dem Charakter nach, die erste Stelle verdient, ein sehr berechtigter. Der Verfasser hat aus dem umfangreichen Quellenmaterial, das ihm für diesen Theil zu Gebote stand, dasjenige ausgewählt, das ihm besonders geeignet schien, nicht nur Scharnhorst's inneres Wesen, seine Leistungen und Verdienste möglichst vollständig und klar darzulegen, sondern auch urkundlich nachzuweisen, wie sein Geist ungeachtet der großen Schwierigkeiten, welche er zu überwinden hatte, nach und nach schrittweise in das

preussische Heer eingebrungen ist. Wir sind einverstanden damit, wenn es heißt:

Dieser Geist lebt und wirkt noch heutigentags in demselben, und gewiß wird der künftige Geschichtschreiber, der die so herrlich glänzenden Thaten des Kaisers und König Wilhelm's des Siegreichen, seiner genialen Feldherren und seiner unübertrefflich tapfern Heere den kommenden Geschlechtern zur Lehre und Nachahmung darstellt, auch Scharnhorst's mit Achtung und Anerkennung gedenken.

Zwei Schöpfungen sind es, durch welche Scharnhorst sich um den Geist und die Wissenschaftlichkeit der preussischen Armee für alle Zeiten verdient gemacht hat: die Kriegsakademie für junge Offiziere und die Militärische Gesellschaft zu Berlin. Er hatte aber zuerst mit vielen Unannehmlichkeiten und Hindernissen zu kämpfen, bevor ihm die verdiente Anerkennung zutheil wurde. Die Stabs-offiziere der Artillerie, denen er als „Einschub“ vorgekommen war, hegten eine große Erbitterung gegen ihn, selbst der General von Tempelhof beneidete ihm seinen literarischen und militärischen Ruhm wie die Günstlinge des Herzogs von Braunschweig und des Königs. Man nannte ihn den Professor, einen bloßen Theoretiker und stritt ihm die praktische Dienstbrauchbarkeit ab; wie glänzend er sie schon im Kriege bewährt hatte, wurde vornehm ignorirt. Wenn aber der Verfasser sagt, daß ihm sogar seine bürgerliche Geburt vorgeworfen worden sei, so weiß er nicht, daß die preussische Artillerie nur sehr wenig adeliche Offiziere hatte und daß ihm folglich Leute, die selbst bürgerlich waren, nicht wol einen solchen Vorwurf gemacht haben können. Scharnhorst's Verdienste als Director der oben erwähnten Militärakademie wurden aber bald anerkannt. Es war die von Friedrich dem Großen gleich nach dem Siebenjährigen Kriege gestiftete École militaire, welche 1801 zu einer Lehranstalt der Militärwissenschaften für junge Offiziere der Infanterie und Cavalerie bestimmt und unter die Direction des Generals von Grusau und des Oberstlieutenants Scharnhorst gestellt wurde. Sie hatte früher den doppelten Zweck verfolgt, junge Edelleute je nach ihren Anlagen für den Militärdienst und die Diplomatie auszubilden, und darum wenig geleistet. Scharnhorst's Urtheil, schon 1789 ausgesprochen, war sehr treffend, und der Grundsatz, den er aufgestellt, ist für alle Zeit beherzigenswerth: „Nur wenige Menschen können zugleich in mehreren Zweigen der menschlichen Kenntnisse es wozu bringen, das sicherste Mittel, in einer etwas zu erlangen, ist, die andern nicht zu verlangen.“

Scharnhorst, der die Direction der Akademie allein führte, weil General Grusau mit Geschäften überhäuft war, übernahm einen großen Theil der Vorträge, und diese erlangten bald einen solchen Ruf, daß unter den jüngern Offizieren der Armee ein eifriges Verlangen entstand, seine Vorlesungen zu hören. Der nachmals so berühmte Clausewitz nennt ihn den „Vater seines Geistes“. Im Jahre 1804 wurde die Anstalt nach einem von Scharnhorst ausgearbeiteten Plane, der zu dem Besten gehört, was er geschrieben hat, neu organisirt: dieser Plan ist in den Beilagen unsers Werks enthalten. Zwei Jahre früher (am 24. Januar 1802) hatte Scharnhorst mit neun Männern die Militärische Gesellschaft gestiftet, zu dem Zweck, sich durch wechselseitige Mittheilungen in allen Zweigen der Kriegskunst zu belehren. Die Zahl der

Mitglieder wuchs schnell, man findet unter ihnen die Namen von Männern, welche später mit großer Auszeichnung bekannt geworden sind: Valentini, Kühle von Pilsenstern, Hofmann, Reiche, Grolman, Müffling u. a. Auch der Freiherr vom Stein gehörte dazu, denn die Aufnahme war nicht streng auf Fachgenossen beschränkt. Die vorgelesenen Aufsätze und andern Arbeiten der Mitglieder wurden gedruckt und sind unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft“ in den Jahren 1802 — 5 in fünf Bänden erschienen. Einige von Scharnhorst werden in vorliegender Biographie mitgetheilt. Die Militärische Gesellschaft, durch die Kriege aufgelöst, ist später wieder erneuert worden, sie besteht noch heute und zählt den Kaiser und alle Prinzen des Hauses zu ihren Mitgliedern, deren Zahl mehrere hundert beträgt.

An den Ereignissen, welche dem Frieden von Amiens folgten, der Besetzung Hannovers durch die Franzosen und der Auflösung der hannoverschen Armee (vgl. Nr. 41 b. Bl. f. 1870), nahm Scharnhorst in Rücksicht sowohl auf seine frühern vieljährigen Dienstverhältnisse als wegen seines Grundbesitzes den innigsten Antheil; der Verfasser erzählt daher diese Ereignisse etwas ausführlicher und schiebt die Schuld, daß Hannover mit in den Krieg verwickelt wurde, auf die fehlerhafte Verfassung des Staats sowie auf die selbstsüchtige Kurzsichtigkeit und muthlose Unentschlossenheit seiner bürokratischen Regierung. Durch den Schmerz über die Katastrophe seines Heimathlandes, den Tod seiner Gattin und die fortwährenden Kränkungen und Cabalen der meisten Regimentskameraden fiel Scharnhorst in eine andauernde Schwermuth, die ihn veranlaßte, den König um die Versetzung von der Artillerie in eine andere Stelle zu ersuchen. Der König, der ihn schon 1802 in den Adelstand erhoben hatte, genehmigte sein Gesuch und versetzte ihn 1804 als Oberst und dritten General-Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab. Die Dankbarkeit gegen den König hat Scharnhorst bis an das Ende seines Lebens unter den schwierigsten und bebrängtesten Verhältnissen durch treues Festhalten an Preußen bewährt, obgleich an ihn die vortheilhaftesten Rufe in russische und englische Dienste ergingen. Indessen blieb ihm aus jener trüben Zeit eine tiefe Schwermuth zurück, eine vorsichtige Zurückhaltung im Verkehr mit andern und eine gewisse Reizbarkeit, welche sich nicht selten in kurz abfertiger Schroffheit und unnachsichtiger Strenge, zumal im Dienste, äußerte. Sie hat leider viele, die ihm ferner standen, nur zu sehr den edeln Kern seines Wesens übersehen lassen und ungerechte Urtheile über ihn herbeigeführt. Seine Thätigkeit im Generalstabe wurde sowohl durch die Einrichtung desselben als durch die beiden General-Quartiermeister-Lieutenants, Phull und Massenbach, denen er als jüngster beigeordnet war, vielfach gelähmt.

Der Verfasser charakterisirt diese Männer nach Müffling's Memoiren sehr richtig, und erklärt daraus, daß sie sich Scharnhorst anfangs mehr feindlich als freundlich gegenüberstellten. Ihm galt der gesunde Menschenverstand, der fern von üppig wuchernder Speculation die Thatfachen am Lichte der Wirklichkeit prüft, mehr als alles. Sein großes unschätzbares Verdienst beruhte vorzugeweise auf der scharfen Auffassung des Einzelnen und der genialen

Bereinigung des Ganzen. Wie in der Militärakademie richtete er im General-Quartiermeister-Stabe seine Sorgfalt auf den Unterricht der jüngern Offiziere und suchte sie in seinem Geiste zu bilden. Die Ereignisse von 1805 und 1806 unterbrachen sein erfolgreiches Streben. Er war für den Anschluß an die Coalition und freute sich daher, als der Krieg zum Ausbruch kam, obgleich er, mit Napoleon's Kriegsführung vertraut, nicht so unbedingt den Sieg erhoffte wie der blinde Uebermuth der meisten preußischen Offiziere. Schon 1805, wo er zum Generalquartiermeister der mobil gemachten Armee ernannt war, sprach er sich in einem Briefe gegen seinen Sohn darüber aus: „Die preußische Armee wird vom besten Geiste befeelt, Muth und Geschicklichkeit, nichts fehlt ihr. Aber sie wird nicht, sie soll nicht, sie kann nicht in der Lage, in der sie ist, in die sie kommen wird, etwas Großes und Entscheidendes thun.“ Und in einem andern Briefe, an seine Tochter (spätere Gräfin Dohna), äußerte er: „Gern wollte ich auf alles in der Welt Verzicht thun, wenn ich nur sechs Wochen mit der Armee machen könnte, was ich wollte.“

Im Feldzuge von 1806 war er zuerst dem General von Müchel, der ihm sehr befreundet war, beigegeben, wurde aber dann in das große Hauptquartier zum Herzog von Braunschweig versetzt. Hier fiel eine Riesentlast von Geschäften auf ihn, er konnte bei den resultatlosen Berathungen der ältern Generale mit seinen Ansichten über die Operationen nicht durchbringen und sah den übeln Ausgang voraus. In der Schlacht von Auerstädt, als das Feuer auf dem linken Flügel begann, schickte ihn der Herzog dorthin mit den Worten: „Ich mache Sie für alles verantwortlich, was dort vorgeht.“ Es waren die letzten Worte, welche Scharnhorst von ihm vernahm. Er blieb während der ganzen Schlacht auf dem linken Flügel und leitete denselben, der bekenntlich keine Niederlage erlitt. Auf dem Rückzuge nach den verlorenen Schlachten schloß er sich dem Fürsten von Hohenlohe an, der ihm die Disposition desselben übertrug; die Führung der Artillerie behielt sich Scharnhorst speciell vor. Ueber seine Seelenstimmung gibt ein Brief vom 18. October aus Osterode an seine Tochter Aufschluß. „Ich mache mit dem General von Blücher die Arrièregarde. Uebrigens bin ich den Krieg so satt, ist mir alles so unangenehm und fatal, daß ich gern nicht ferner sagte, daß ich Soldat wäre.“ An seinen Sohn schrieb er am 5. November aus Lübeck: „Das schlechte Betragen einiger Cavalieregimenter, die Confusion im Commando, das Zurückhalten des Reservecorps, zwei Drittel der Armee, entzog uns den Sieg. Ich war rasend, klagte bei dem König, als ich aus der Schlacht kam, alle die an, die es verdienten. Seit dieser Zeit hielt ich mich an den Mann, mit dem ich glaubte, etwas ausrichten zu können, den General von Blücher.“ Zwei Tage später mußte er seiner Tochter melden, daß er mit Blücher gefangen war; er that es in einem sehr wehmüthigen Briefe, worin er schreibt: „Ich litt und leide noch das Doppelte von dem, was andere einfach leiden — die Last des Ganzen und des Einzelnen.“ Wie Blücher wurde er bald ausgewechselt und begab sich auf Ehrenwort, in zwei Monaten nicht zu dienen, auch nach Hamburg, wo ihn Blücher mit Thränen empfing. „Wie Sie gefangen waren“, sagte der alte Feld, „war ich verloren.

Sie waren die Seele meines Corps, ohne Sie hatte niemand Muth, ohne Sie konnte nichts geschehen.“ In einem Briefe auf der Reise nach Königsberg spricht er sich aus:

Mich trifft es doppelt, da ich die Fehler, die Dummheit, die Feigheit kenne, die uns in die jetzige Lage gebracht haben. Der einzige Trost, der innere, ist, daß ich Besseres von Anfang an gethan habe, wie man unserm Unglück zuvorkommen konnte, die Errichtung einer Nationalmiliz, die allgemeine Bewaffnung des Landes im vorigen Sommer, die Verstärkung der Regimenter, eine engere politische Verbindung.

Hier finden wir schon die Gedanken, welche Scharnhorst später so herrlich ausgeführt hat. Wie treu er, der kein geborener Preuze war, dachte, zeigt eine Aeußerung über Phull, der in russische Dienste gegangen war. „Dieser Phull, ist wider meine Gefühle, solange der König einen Soldaten hat.“ Zuweilen nimmt sein Unmuth über die höhern Führer auch einen bitteren Humor an: „W. hat sich bei Halle gerade so benommen wie die andern Herren mit dicken Bäuchen und dünnen Köpfen.“ Seine Correspondenz mit der Tochter und dem Sohne, in welcher er sich ohne alle Rücksicht aussprechen konnte, ist überhaupt sehr interessant und ein wesentlicher Vorzug unsers Werks. In Königsberg von dem König und der Königin äußerst gnädig empfangen, wurde er zum Chef des Generalstabes bei dem Lestocq'schen Corps ernannt. Daß er hier nicht seine volle Wirksamkeit entfalten konnte, lag in den Verhältnissen und Persönlichkeiten des russischen und preußischen Hauptquartiers, über welche wir viel Charakteristisches lesen. Doch bewogen seine dringenden Vorstellungen den General Lestocq, der schon zurückgehen wollte, zur Theilnahme an der Schlacht bei Eylau, wo die Preußen ihre Waffenehre glänzend herstellten. Scharnhorst erhielt für diese Schlacht den Orden pour le mérite. Bei der Schwäche und dem Eigensinn Lestocq's, welcher durch Neid und Feinde Scharnhorst's aufgehezt wurde, kam es jedoch zwischen beiden oft zu Mishelligkeiten und ärgerlichen Scenen, welche Scharnhorst veranlaßten, seine Enthebung von seiner Stelle nachzusuchen. Er war seitdem in der Umgebung des Königs, dessen unbegrenztes Vertrauen er gewann. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er zum Generalmajor und Präsidenten einer Militärreorganisations-Commission ernannt. Unter den Mitgliedern derselben herrschten natürlich verschiedene Ansichten, nur vier leuchteten als Gesinnungsgenossen hervor, welche sich in höchster Selbstverleugnung und mit voller geistiger Kraft für das Gemeinsame und Ganze hingaben, ohne sich durch Neid, Eifersucht und andere kleinliche Leidenschaften von dem vorgesteckten großen Ziele ablenken zu lassen: Scharnhorst, Gneisenau, Grolman und Bogen.

Scharnhorst war der Mittelpunkt dieses edeln Bundes. Er trat bald auch mit dem Freiherrn vom Stein in Verbindung, als dieser an die Spitze der Regierung berufen worden war, beide unterstützten sich gegenseitig in ihren Reformen. Die Thätigkeit der Reorganisations-Commission, welcher der König eine eigenhändige Vorlage über die Punkte gab, auf welche sie ihr Augenmerk richten sollte, ist ausführlich geschildert. Scharnhorst's Hauptgedanke, den er auch später mit unerschütterlicher Festigkeit verfolgte, war, nicht allein das Heer nach dem Willen des

als schaler oder derber Lustigmacher wie Freund Hanswurst in der altdeutschen Komödie, sie gibt sich vielmehr als wohlgezogenen Bonvivant, um in der Bühnensprache zu reden, doch aber als eine monotone und sich leicht erschöpfende, wenn sie die Breter fort und fort beherrschen soll. Aber wir müssen dem Rosen'schen deus ex machina das tolle Treiben, das Spiel mit den andern Personen schon verzeihen, da er, holt er auch für andere die Rastanien aus dem Feuer, sich doch selbst sehr wohl zu bedenken weiß und nicht versäumt, jedesmal den fettesten Bissen aus der Schüssel zu nehmen, das heißt, prosaisch gesprochen, den andern es vormacht, wie man ohne viele Schwierigkeiten zu einer Frau kommt.

Das einactige Stück „Alte Sünden“ steht auf bedenklichen Füßen, und die Bezeichnung desselben als Schwank kann die Leichtfertigkeit des Barons Kingsberg, eines „alten Sünders“, kaum entschuldigen; das einactige Lustspiel: „Ein Knopf“, in welchem ein etwas vergeßlicher Professor eine humoristische Rolle spielt, heimelt dagegen uns an und ist sicherlich ein willkommener Lüdendüßer.

Die vier Stücke sind frisch geschrieben und mögen beilustigen, wenn ihnen die gute Laune des Publikums entgegenkommt. In der Komödie muß es eben auch „Ranonenfutter“ geben: Rosen bestzt wenigstens den Muth, ihr immer frisches anzubieten.

4. Unerreichbar. Lustspiel in einem Act von Adolf Wilbrandt. Berlin, Lassar. 1870. 8. 20 Ngr.

Das Lustspiel bildet den ersten Band der dramatischen Schriften von Adolf Wilbrandt, des Verfassers des „Grafen von Hammerstein“. Der Schriftsteller Adalbert, der Held des Wilbrandt'schen Lustspiels, ist eine verbesserte Auflage von Rosen's Otto Körner und Robert Wille, verbessert, weil er mehr als letztere aus seinem Charakter heraus handelt, nicht den dramatischen Knoten nur schlingt, um mit den Personen sein Spiel zu treiben, sondern auch in knapper und geschickter Weise denselben zu lösen weiß. Fast scheint es, als müßten unsere Lustspielbichter derartige Personen wie die Otto Körner, Robert Wille oder wie diesen Adalbert zu typischen Figuren der Komödie erheben, da sich gerade in ihnen etwas von dem stets lebenslustigen, beweglichen Geiste unserer Zeit abzuspiegeln scheint; diese Figuren bilden die Repräsentanten unserer modernen vorwärtsdrängenden Cultur.

Wir dürfen das Lustspiel zu den feinern zählen und dem jungen Dramatiker insofern zu diesem Anfange seiner dramatischen Schriften Glück wünschen. Einfach in der Idee, natürlich in der Ausführung, flüssig im Dialoge fesselt es auch den Leser, und wo sich die geeigneten Kräfte desselben annehmen, wird es von der Bühne herab einen sehr freundlichen Eindruck hinterlassen; denn „Unerreichbar“ ist eins von den Stücken, welche durch feines, abgeschliffenes Spiel nur gewinnen können.

5. Der Muskatensel. Pöffe mit Must in einem Aufzuge von Hermann Julius. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 8. 7½ Ngr.
6. Pinkenweiler und Müller, Riging und Compagnie. Fastnachtspöffenpiel in vier Abtheilungen und zwölf Tableaux von E. A. Görner. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 8. 22½ Ngr.
7. Inspector Bräsig. Lebensbild in fünf Acten. Nach Fritz Reuter's Roman „Ut mine Stromtid“ frei bearbeitet von

Th. Gafmann und J. Krüger. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 8. 15 Ngr.

8. Das Triumvirat. Historische Episode aus der Schreckenszeit in einem Acte von Otto Schreyer. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 8. 7½ Ngr.

Diese vier Stücke verschiedenen Genres gehören einer im Verlags-Bureau von A. Prinz in Altona erscheinenden Sammlung deutscher Originalstücke an, welche, wie ähnliche Sammlungen des berliner Verlegers (E. Bloch's „Volkstheater“; E. Bloch's „Theatercorrespondenz“), nicht gerade Werke von längerer, geschweige denn unvergänglicher Dauer bieten sollen, aber den kleinern Bühnen, den Liebhaber- und Dilettantentreiben die Auswahl unter leicht ausführbaren, gefälligen und zugleich wirksamen erleichtern helfen. Von diesem Standpunkte nur darf eine derartige Sammlung angesehen, darf sie besprochen werden. Finden wir hier meist nur wenig bekannte Namen vertreten, so mag sich Muse Thalia sehr bestürzt zeigen, und auch unser ästhetisches Gewissen mag schmerzlich berührt werden, daß diese Dramatiker die Repräsentanten des „deutschen Theaters“ sein sollen; allein mit der ganzen und vollen Schärfe der Kritik werden wir der Vorliebe der Volksbühne für mehr oder weniger mittelmäßige Producte doch nur schwer beikommen können. Spannen wir unsere Ansprüche an den dramatischen Werth der vorliegenden Stücke nicht zu hoch.

Die vier Stücke bilden das neunte bis zwölfte Bändchen des „Deutschen Theater“.

Das erste: „Der Muskatensel“ von Hermann Julius (Nr. 5), ist doch mehr ein schnurriger Spaß, welchem man abwechselungshalber einmal ein halbes Stündchen gleichgültiger Stimmung widmen mag, der seinen Zweck erfüllt, wenn er für einen Moment erheitert; und wenn dessen Werth auch nur darauf beruht, daß er die Stimmung des Publikums nicht gerade in eine absolut üble umwandelt, so mag er gehen, wie er gekommen ist, das heißt unbeanstandet.

Das zweite: „Pinkenweiler und Müller, Riging und Compagnie“, von E. A. Görner (Nr. 6), macht größere Ansprüche an unsere Theilnahme und erregt auch des Verfassers wegen größere Erwartungen. Ein Bühnenpraktikus wie Görner kennt die Bedürfnisse und Liebhabereien des Massenpublikums und pflegt in den Mitteln, die Bedürfnisse desselben zu befriedigen, nicht leicht fehlzugreifen. Bei diesem Possenspiele muß ihm aber wol einiges Bedenken aufgestoßen sein, ob es vom Publikum goutirt werden möchte, sonst hätte er es wol nicht besonders mit der Fastnachtslaune entschuldigt. Aller Scherz und Spaß muß seine Grenzen haben; an vielen Stellen, so auch namentlich in der Schluszentwickelung, schlägt er über die Grenzen hinaus. Ob die Personen des Stückes mehr als gewöhnlich sind, die Handlung ein Nacheinander von oft trivialen Scenen ist, darf uns bei einem der ausgelassensten Laune gewidmeten Stücke nicht gerade belästigen, mehr als das aber das Bedenken, an einen solchen Schwank mehrere Stunden verschwenden zu müssen. Halten wir den Zweck fest, daß jedes Nachdenken bei diesem ausgelassenen Späße ausgeschlossen ist, das Amusement über allerlei Verwechslungen und Hezjagden der Personen untereinander lediglich vortwahlen soll, so werden wir das

Poffenspiel nicht mit zu finstern Auge ansehen. Und für einen ganz und gar morosen Kritiker und Hypochonder soll uns der Verfasser nicht halten, wir wollen das Stück ohne weitere Abwehr passiren lassen für diejenigen, deren Gemüthszustand, Bildung und Geschmac solcher dramatischen Nahrung bedarf.

Das dritte: „Inspector Bräsig“, von Th. Gasmann und J. Krüger (Nr. 7), wird mit wenigen Worten erledigt sein. Man weiß zur Genüge, wie die dramatische Bearbeitung eines Romans oder einer Novelle auszufallen pflegt. Selbst eine Birch-Pfeiffer, die sich doch eines wohlgegründeten Rufes auf dem Gebiete der Bearbeitungen erfreute, that ab und zu Fehlgriffe. Es ist begreiflich, daß ein so populäres und dichterisches Werk wie Fritz Reuter's „Ut mine Stromtid“ den Händen der Bearbeiter nicht entgehen konnte, verzeihlich, daß, wenn einer sich an eine derartige Fundgrube machte, gleich auch andere ans derselben schöpfen wollten. Es sind im Laufe des vorigen Jahres mehrere Bearbeitungen des Reuter'schen Romans aufgetaucht. Mehr als eine kurz vorübergehende Wirkung konnten sie indeß nicht erzielen. Und auch diese von den hühnenkundigen Herren Gasmann und Krüger gemeinschaftlich besorgte Bearbeitung läßt uns nur das Bedauern über die Art und Weise empfinden, wie ein poetisches Werk zurechtgestutzt werden muß, damit es sich dem Bühnenrahmen fügt.

Die historische Episode: „Das Triumvirat“, von Otto Schreyer (Nr. 8), spielt in der Schreckenszeit der ersten französischen Revolution 1794. Ist es auch an und für sich gewagt, eine so wichtige und folgenreiche Thatsache wie den Sturz Robespierre's als Episode zu behandeln, so hat der Verfasser in dem engegesteckten Rahmen doch ein wenigstens gutgemeintes Stück geliefert. Von einer tiefem Charakteristik der maßgebenden Persönlichkeiten, Robespierre's, Saint-Just's, Couthon's, Barras', von der Begründung der historischen Nothwendigkeit, welche den Sturz des ersten und den Triumph seiner politischen oder persönlichen Gegner bedingte, kann freilich keine Rede sein. Der Verfasser war nicht mit Unrecht der Ansicht, daß es bei einem solchen kleinen Stücke schon die historischen Namen thun, daß gewisse historische Schlagwörter und Raisonnements wirken, mögen sie auch noch so sehr auf der Hand liegen, und daß im übrigen, namentlich für die gefühlswinnigen weiblichen Gemüther einige Liebes-scenen, das muthvolle Einstehen einer Braut, hier der Leonore Monferat, für den Geliebten, Armand de Chateaufort, und die Rettung desselben aus der Gefangenschaft vollständig genügen, um das Stückchen glücklich in den Hafen des Beifalls zu bringen. Der Verfasser scheint von dem ernstern Streben für das Bessere erfüllt zu sein, zugleich aber sehr genau zu wissen, inwieweit ein Charakter wie der Robespierre's auf der Bühne mit Weichheit und Sentimentalität versetzt sein darf, damit er einen einigermaßen wohlthuenden und versöhnenden Eindruck hinterlasse. Und insofern mögen wir nicht Anstoß nehmen an den Worten, die dem Robespierre in den Mund gelegt sind: „Genug, genug, wunderbares Mädchen, du beschwörst Erinnerungen, die mir die Brust mit Wehmuth füllen und mich versenken in ein längstverlorenes Eden“,

ebenso wenig an seiner Schwelgerei in jugendlichen Reminiscenzen.

9. Täuschung auf Täuschung. Geschichtliches Schauspiel in fünf Acten von Friedrich Schütz. Berlin, Cassar. 1870. Gr. 8. 28 Ngr.

Da hätten wir das vierzigste Heft des Bloch'schen „Volkstheaters“, ein geschichtliches Schauspiel, welches in die Reihe dieser Stücke eigentlich nicht gehörte. Und doch gehört es hierher. Wir besitzen eine Sorte von Stücken, welche als Lustspiele zu ernst, als Schauspiele nicht lustig genug sind. Der Franzose faßt derartige Stücke bekanntermaßen unter dem Begriffe Komödie zusammen. Wie wir Scribe's „Glas Wasser“ Lustspiel nennen, so möchten wir auch diese „Täuschung auf Täuschung“ gleicherweise zu den Lustspielen rechnen. Denn das Stück trägt ganz und gar den Charakter eines sogenannten Intriguenlustspiels, worauf schon der Titel deutet.

Der Stoff ist der spanischen Geschichte zu Anfang des 18. Jahrhunderts entnommen. Der Verfasser, der sich, was die Verwickelung, die Gruppierung, das Gegeneinanderwirken der einander befehdenden Kräfte betrifft, unstreitig das Scribe'sche Musterstück, was die Behandlung des Stoffs, die Auffassung der Geschichte, die Beziehungen des Stoffs zur Gegenwart, was also den Geist des Stücks betrifft, sich wol Arthur Müller zum Vorbild genommen, verstand nicht nur in seinen scenischen Combinationen der Möglichkeit, der Wahrscheinlichkeit getreu zu bleiben, sondern, was schwerer wiegt, die durch den Stoff gebotenen Conflict zu einem nicht bloß oberflächlich befriedigenden, sondern dem Geiste der Geschichte entsprechenden Abschlusse zu führen. Namentlich verdient der Verfasser in der Art und Weise, wie er die politischen Gegensätze, das jesuitische Treiben, das Cabaliren, das persönliche Regiment, die tyrannische Wirthschaft am spanischen Hofe unter Philipp V. behandelt, unbedingt Lob: er will nicht um jeden Preis tendenziös, sondern in erster Linie wahr sein. An einzelnen sehr derben Pinselstrichen fehlt es freilich nicht, wo es der komische Effect bedingte, so bei den Jesuiten Patres Robinet und Thomas und besonders bei dem scurrilen Alcalde und dem Alguazil von Kadreque; dem gegenüber verkennen wir aber die Sorgfalt nicht, welche Schütz auf die eigentlichen Träger der Intrigue, den seines Freimuths wegen bei Philipp V. in Ungnade stehenden Cardinal Emanuel Joseph Giubice, Grafen von Palma, und die herrschsüchtige Fürstin Anna Maria de la Tremouille bei Orsini in erster, in zweiter Linie auf das fürstliche Liebespaar, den König Philipp und seine nachherige Gemahlin die Prinzessin Elisabeth Farnese von Parma legte. Die Intrigue des Stücks dreht sich um den Sturz und die Verbannung der genannten Fürstin, die Befreiung des in seiner Passivität, seinem Quietismus doch liebenswürdig gehaltenen Königs aus den Schlingen der trozig übermüthigen Lenkerin des Staaters, des Königs Verbindung mit der genannten Prinzessin und die Wiedererhebung des Cardinals Giubice zu den Räten des Königs als Spaniens Staatsminister. Das Beste, was wir über den Gesamteindruck der Komödie sagen können, ist, daß der Titel keine ominöse Bedeutung erhält und wir die Wirkung derselben nicht

als „getäuschte“ Erwartung zu verzeichnen haben. Den Darstellern bietet das Stück vielfach Gelegenheit zu historischen Charakterstudien. *)

10. Der politische Kannengießer. Komödie in fünf Acten von Ludwig Holberg. Aus dem Dänischen übersezt von P. S. Willagen. Halle, Barthel. 1871. 16. 10 Ngr.

Dieses Hauptwerk des „dänischen Molière“ erscheint hier nicht in einer den Zeitverhältnissen oder dem Zeitgeschmack angepassten Bearbeitung, sondern in vollständiger Uebersetzung. Zur Rechtfertigung einer neuen Uebersetzung fällt sicher die andertthalbhundertjährige Lebensdauer desselben bedeutend ins Gewicht. Wir unterschreiben, was der Herausgeber G. Haller sagt:

Holberg's „Politischer Kannengießer“ hat eine Lebensfähigkeit bewiesen, die für den innern Werth des Lustspiels zu laut spricht, sodaß die Aufnahme, welche es jüngst in einer deutschen Fassung (München 1869) fand, keinen Maßstab zu geben vermag. Seit anderthalb Jahrhunderten hat die Welt sich an Holberg's köstlicher Satire gewöhnt, und sicher wird sie Geltung behalten, solange die „Kannengießerei“ nicht aus der Welt geschafft ist. Verb und urwüchsig ist zwar Holberg's Wis, aber das zu tabeln, dürfte kaum einem Vernünftigen einfallen.

Auf eine Würdigung der Komödie haben wir uns hier nicht weiter einzulassen; wir wollen nur die Versuche constatiren, welche zu ihrer Einbürgerung auch auf der deutschen Bühne gemacht wurden. Schon 1743 erlebte „Der politische Kannengießer“ eine, und zwar eine niederdeutsche Uebersetzung: „De politische Kannengehter“, uut Holberg's dänischen Schuu-Platz bij Winter Avends Tiid aoversezt in sine eegne Fruu-Mooder-Spraak“; hierauf folgte er 1746 in Gottsched's „Deutscher Schaubühne“, besonders in hochdeutscher Sprache 1749 von Georg August Detarding. Alsdann bürgerte er sich als „Politischer Zinngießer“ in der Faschingszeit auf dem kurfürstlichen Nationaltheater zu München 1787 ein. Mit vielem Eifer nahm sich später Ludwig Tieck des dänischen Dichters an, er „baute die Brücke vom rauschendsten Beifalle über die Vergessenheit zu einer richtigen kritischen Würdigung in Deutschland“, wie der Herausgeber bemerkt. Weiteres that Adam Dehleschläger mit seiner gutgemeinten, aber „in der Verdeutschung“ mißlungenen Uebersetzung der bedeutendern Stücke Holberg's. Erst Pruz in der Neuzeit war es vorbehalten, den dänischen Dichter nach seinem wahren Verdienst zu würdigen, indem er mit Holberg's „Ausgewählten Komödien“ eine Uebersetzung von bleibendem Werth lieferte (Hildburghausen 1868). Dagegen bezeichnet der Herausgeber den in der „Universalbibliothek“ erschienenen „Politischen Kannengießer“ für eine mangelhafte und lückenhafte Verdeutschung, und das Fiasco des Stücks auf der münchener Bühne schiebt er auf Rechnung nationaler Animosität und der Unkenntniß des dortigen Publikums.

Wir halten die Uebersetzung Willagen's für gelungen und finden das biographische Vorwort mit Nachrichten über Holberg's Leben und Streben, und die Nachschrift, Anmerkungen über den „Politischen Kannengießer“ enthaltend, vollständig am Plage. Wir können nicht nur dieses Bändchen in der trefflichen Ausstattung an und für sich, sondern auch gleichzeitig die bei Barthel in Halle er-

*) Derselbe Stoff ist bekanntlich in dem Lustspiel: „Die Diplomaten“ von Rudolf Gottschall behandelt.

scheinende „Bibliothek humoristischer Dichtungen“, deren achten diese Komödie bildet, allen Freunden der heitern Muse empfehlen.

11. Novelle. Lustspiel in fünf Aufzügen. Frei nach A. von Winterfeld's gleichnamigem Romane. Leipzig, Leiner. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein etwas starker Glaube ist es, wenn der anonyme Verfasser meint, die Bühnenvorstände würden nach diesem Lustspiel großes Verlangen tragen. Wenigstens in vorliegender Gestalt entzieht es sich durch seine übermäßige Breite der Aufführung, und auch der Leser fühlt sich durch mehr als eine Scene abgespannt. Die Schwierigkeiten, welche sich der Umarbeitung eines humoristisch-socialen Romans in ein Lustspiel bieten, sind nicht zum kleinsten Theil überwunden. Gut war gewiß die Absicht des Autors, durch seine Bearbeitung des Romans nicht allein für das im „Album“ erschienene Werk des bekannten Humoristen, sondern überhaupt für die Werke A. von Winterfeld's Propaganda zu machen, indefs ganz unnütz, auch für den Fall, daß Winterfeld selbst der Verfasser dieses Lustspiels wäre. Denn da der Verfasser nach eigenem Geständniß nur einen „kleinen Theil des überreich komischen Stoffs des vortrefflichen Romans“ verwerthen konnte, so bleibt es sehr fraglich, ob er in der Benutzung des vorhandenen Stoffs gerade die richtige Auswahl traf. Nur äußerlich genommen, wäre das Stück bei Reducirung auf die Hälfte noch zu lang; innerlich betrachtet, stoßen wir in der Behandlung des Stoffs Scene für Scene auf die novellistische Abstammung. Daher eine Behäbigkeit im Detail, welche mehr stört, als den Zuschauer fesselt, mögen auch einzelne Personen, so der wunderliche Bildhauer Pohjan und der verschrobene Engländer Schrimps, stellenweise eine sehr komische Wirkung ausüben. Bieweit das Stück ein wirkliches Bühnenstück, wieweit nicht, würde die einfache Wiederumarbeitung dieses Lustspiels in eine Novelle beweisen. Das wäre eine leichte Arbeit, und die Novelle würde nicht nur in den einzelnen komischen Momenten, sondern als Ganzes weit drastischer wirken als dieses Lustspiel.

12. Nur praktisch! Originallustspiel in einem Aufzuge von W. Wilhelm Freiherrn von Graßhoff. Kassel, Jungstaus. 1869.

Der Dialog dieses Stückchens ist einfach, concis, von dem höhern Stile der Schriftsprache abweichend. Viele Sätze verstoßen gegen die Syntax, der Charaktere, Situationen und des Jargon halber; auch die regelwidrige Aufeinanderfolge gleicher und phonisch ähnlicher Wörter ist nicht vermieden, wo ein anderes synonymes Wort weniger bezeichnend oder dem Sprecher weniger naheliegend ist. Sprache und Schrift auch distinguirter Personen gehen weit auseinander! Viele Lustspiele haben unter der Feile der höhern Stilistik mehr gelitten als gewonnen, denn die Absicht, eine gewählte Sprache voranzustellen, drängte die Natürlichkeit zurück. Bei manchen werthvollen Erzeugnissen des heitern Genre kann der Leser sagen: schön gesprochen, aber so sprechen die Leute nicht. *Exempla sunt odiosa!*

Das sind nicht unsere, sondern des Verfassers Worte. Wir stimmen ihm bei, daß es ein „anspruchloses“ Stückchen ist, ganz in dem Genre, wie dergleichen der Verfasser früher lieferte, freilich für ein einactiges fast zu lang, da es reichlich eine Stunde die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt. Für die Aufführung möchte sich eine Theilung des Stücks in zwei Acte empfehlen,

vorausgesetzt, daß die Theilnahme des Publikums dadurch nicht erschlafe. Weniger auf die Handlung als auf die Charakteristik der einzelnen Personen legte der Verfasser Gewicht; er hatte bei der „difficilen“ Rolle der Rätthin Frau Haizinger oder Frau Frieß vor Augen. Der schwäbischen und österreichischen Dialekte wegen, welche drei Personen sprechen, eignet sich das Lustspiel wol mehr für süddeutsche als norddeutsche Bühnen, im Schwabenlande möchte es seine eigentliche Heimat finden.

Auf die beiden nachfolgenden Bücher dürfen wir schon ein etwas schwereres Gewicht legen, wir dürfen sie mit ästhetischem Maße messen, mit poetischem Auge ansehen. Sie verzichten nicht selbst auf das schöne Vorrecht eines dichterischen Werks, in der Form wenigstens über der hausbakenen Haltung zu stehen; sie wollen den Leser nicht um jeden Preis amüsiren, sie wollen sein Gemüth zwar aufheitern, aber nicht auf Kosten des guten Geschmacks und des feinern Tons.

13. Durchs Ohr. Lustspiel von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Jordan. 1870. Gr. 16. 18 Ngr.

Zunächst etwas aus der Leidensgeschichte des Lustspiels: Mit der Feder in etwa acht Tagen gezeugt, hat es fünf Jahre gebraucht — es entstand im Winter 1859 auf 1860 — um endlich das Lampenlicht der Breter zu erblicken. Welche Fata es bis dahin gehabt, bei welchen Bühnen es halbe und ganze Jahre als Handschrift geschlafen, aus welchen Grübden oder unter welchen Vorwänden es überall abgelehnt wurde, bis ich der weitem Versendung und der dramatischen Production überdrüssig wurde: das und anderes über den Zustand der deutschen Schaubühne und seine Ursachen behalte ich mir vor mitzutheilen, wann ich es für erlaubt halten werde, den Plan einer Gesamtausgabe meiner dramatischen Dichtungen aufzunehmen, die ich mit dieser Kleinigkeit zu beginnen gedachte.

So läßt sich der Dichter vernehmen und fügt den Stoßseufzer an, daß erst der glänzende Erfolg in Mannheim (April 1865) andere Bühnen auf das Stück aufmerksam gemacht habe. Zehn Städte seien mit der Auf- führung seitdem gefolgt, mit durchschlagendem Erfolge Schwerin, Breslau, Dresden, Prag. Die erste Auflage sei bald vergriffen, und es habe sich eine zweite notwendig gemacht. Dennoch glaubt der Dichter diese zweite Auflage nur mit seinem im Buchhändler-Börsenblatte gegebenen Versprechen rechtfertigen zu dürfen. Unfers Erachtens ganz mit Unrecht. Denn gerade die starke Nachfrage beweist, daß sich das Lustspiel mehr beim Lesepublikum als beim Bühnenpublikum eingebürgert hat. Wir können diese zweite Auflage nur gut heißen, wenn auch durch sie eine weitere Verbreitung des in seiner Art trefflichen Lustspiels durch die Bühne nicht statthaben sollte.

„Durchs Ohr“ ist eins von den Stücken, welche ganz und gar nicht auf Aeußerlichkeiten, auf Ausstattung, Garderobe und lanbläufige Routine der Schauspieler speculiren, es will verstanden und in seiner Schlichtheit erkannt, die poetischen Schönheiten desselben wollen nicht nur mit offenem Ohr, sondern auch mit seinem Sinne für Liebespiel und Liebeschäkerei aufgenommen sein. „Durchs Ohr“ ist insofern ein wirkliches Lustspiel, als es nur ein Spiel der Personen untereinander bringt. Darin liegt sein Vorzug, darin auch sein Nachtheil. Das Spiel der Personen untereinander gestattet keine

allzu reiche, mit überraschenden Wendungen ausgestattete Handlung, es betont daher mehr die behagliche Ausmalung der Situationen im Detail als die wirkungsvolle Aufeinanderfolge von Scenen mit gesteigertem Effecte. Das Lustspiel spielt sich zwischen nur vier Personen, zwei Liebespaaren, ab. Der Verlauf der Handlung ist von vornherein jedem Auge durchsichtig; nur auf das Wie richtet sich die Aufmerksamkeit des Lesers, nur die Schäkereien der vier Personen untereinander fesseln sein Interesse für die Handlung. Wahrlich, einfacher ist die Handlung einer Komödie nicht zu denken. Zwei Freunde lassen sich auf einem Maskenballe durch zwei unbekannte Schöne fesseln, sie verlieben sich in sie „durchs Ohr“. Durch Testamentsbestimmungen sind sie auf bestimmte Persönlichkeiten hingewiesen: welch wunderbare Fügung des Schicksals, daß die gefundenen Persönlichkeiten auch gerade die ihnen bestimmten sind! Alle Zuthaten episodischer Natur vermied der Dichter, und sonach konnte er seinen ganzen Fleiß auf die saubere Charakterzeichnung der vier Personen richten. Gewählt im Ausdruck, glatt in der Form, flüssig in den Gedanken, gewährt die Komödie durch das Spiel der Personen dem sinnig angelegten Gemüthe des Lesers einen mild erheitern den Genuß, welchen Waldeinsamkeit, harmloser Vogelsang, die Heiterkeit eines Sommertags, das Wohlgefühl am Dufte schlichter Wiesenblumen mehr als das Schminkeköpfchen des Garderobezimmers und das Gaslicht der Coullisse begünstigen und erhöhen muß. Wir wollen eine Stelle aus dem zweiten Auftritte des ersten Actes, aus dem Monologe Heinrich's, mit gewissem kritischen Bezuge herausgreifen, um den Unterschied zwischen dieser Komödie, ganz abgesehen von ihrem poetischen und dramatischen Werthe, und den auf der Bühne meistens heimischen Lustspielen zu kennzeichnen:

Mir geht's wie dem, der trinkt nach langem Fasten:
Ein Gläschen Wein kann ihm den Kopf belassen.
Gewöhnt an Scheunen, stuhre Pferdeställe,
Berauschte mich des Saales Kerzenhelle;
Statt meiner Dünger- und Kartoffelfuhren
Erblid' ich hier des Tanzes bunte Touren;
Gestalten seh' ich aus vergangenen Zeiten
In reicher Tracht an mir vorüberstreiten:
Da konnte wol der holbe Märchenglaube
Der Jugend sich in meiner Brust erneun
Und wie mit frischem Schmelz und Flügelstaube
Die prosamüde Seele mir bestreun.
Mit des Vergnügens laugentbehrter Labe
Erscheint Romantik, die verbannte Fee,
Berührt mein Herz mit ihrem Zaubersabe
Und glüht es reis zum Liebeswonneneh,
In dem ich nun mit meinen Ohren schwimme:
Ja wohl ich bin verliebt in — eine Stimme.

14. Der Sieg des Geistes, oder Krieg dem Kriege. Dramatisches Märchen in einem Prologe, Vorspielen und drei Acten, Fürst und Volk gewidmet. Königsberg i. Pr., Braun und Weber. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Jedenfalls eine der Beachtung werthe dramatische Dichtung. Zwar wird der anonyme Verfasser schwerlich die vollen Früchte seines Fleißes ernten, denn welches Publikum hätte Lust, einem derartigen „dramatischen Märchen“, in welchem nicht die Sinnenlust und Augenweide wie im „Aschenbrödel“, im „Hasenfuß“ u. s. w. vorwiegt, mehrere Stunden zu schenken! Dafür wird er

als „getäufchte“ Erwartung zu verzeichnen haben. Den Darstellern bietet das Stück vielfach Gelegenheit zu historischen Charakterstudien. *)

10. Der politische Kannengießer. Komödie in fünf Acten von Ludwig Holberg. Aus dem Dänischen übersezt von P. J. Willagén. Halle, Barthel. 1871. 16. 10 Ngr.

Dieses Hauptwerk des „dänischen Molière“ erscheint hier nicht in einer den Zeitverhältnissen oder dem Zeitgeschmack angepassten Bearbeitung, sondern in vollständiger Uebersetzung. Zur Rechtfertigung einer neuen Uebersetzung fällt sicher die anderthalbhundertjährige Lebensdauer desselben bedeutend ins Gewicht. Wir unterschreiben, was der Herausgeber G. Haller sagt:

Holberg's „Politischer Kannengießer“ hat eine Lebensfähigkeit bewiesen, die für den innern Werth des Lustspiels zu laut spricht, sodas die Aufnahme, welche es jüngst in einer deutschen Fassung (München 1869) fand, keinen Maßstab zu geben vermag. Seit anderthalb Jahrhunderten hat die Welt sich an Holberg's köstlicher Satire gewöhnt, und sicher wird sie Geltung behalten, solange die „Kannengießerei“ nicht aus der Welt geschafft ist. Ders und urwüchsig ist zwar Holberg's Wit, aber das zu tadeln, dürfte kaum einem Vernünftigen einfallen.

Auf eine Würdigung der Komödie haben wir uns hier nicht weiter einzulassen; wir wollen nur die Versuche constatiren, welche zu ihrer Einbürgerung auch auf der deutschen Bühne gemacht wurden. Schon 1743 erlebte „Der politische Kannengießer“ eine, und zwar eine niederdeutsche Uebersetzung: „De politische Kannengehter, uut Holberg's dänschen Schun-Plaz bi Winter Avend's Tiid aoversezt in sine eegene Fruu-Modder-Spraak“; hierauf folgte er 1746 in Gottschéd's „Deutscher Schaubühne“, besonders in hochdeutscher Sprache 1749 von Georg August Detharding. Alsdann bürgerte er sich als „Politischer Zinngießer“ in der Faschingszeit auf dem kurfürstlichen Nationaltheater zu München 1787 ein. Mit vielem Eifer nahm sich später Ludwig Tieck des dänischen Dichters an, er „baute die Brücke vom rauschenden Beifalle über die Vergessenheit zu einer richtigen kritischen Würdigung in Deutschland“, wie der Herausgeber bemerkt. Weiteres that Adam Dehleschlager mit seiner gutgemeinten, aber „in der Verdeutschung“ misslungenen Uebersetzung der bedeutendern Stücke Holberg's. Erst Prutz in der Neuzeit war es vorbehalten, den dänischen Dichter nach seinem wahren Verdienst zu würdigen, indem er mit Holberg's „Ausgewählten Komödien“ eine Uebersetzung von bleibendem Werth lieferte (Hilbburghausen 1868). Dagegen bezeichnet der Herausgeber den in der „Universalbibliothek“ erschienenen „Politischen Kannengießer“ für eine mangelhafte und lückenhafte Verdeutschung, und das Fiasco des Stücks auf der münchener Bühne schiebt er auf Rechnung nationaler Animosität und der Unkenntniß des dortigen Publikums.

Wir halten die Uebersetzung Willagén's für gelungen und finden das biographische Vorwort mit Nachrichten über Holberg's Leben und Streben, und die Nachschrift, Anmerkungen über den „Politischen Kannengießer“ enthaltend, vollständig am Plage. Wir können nicht nur dieses Bändchen in der trefflichen Ausstattung an und für sich, sondern auch gleichzeitig die bei Barthel in Halle er-

*) Derselbe Stoff ist bekanntlich in dem Lustspiel: „Die Diplomaten“ von Rudolf Gottschall behandelt.

scheinende „Bibliothek humoristischer Dichtungen“, deren achten diese Komödie bildet, allen Freunden der heitern Muse empfehlen.

11. Novelle. Lustspiel in fünf Aufzügen. Frei nach A. von Winterfeld's gleichnamigem Romane. Leipzig, Reiner. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein etwas starker Glaube ist es, wenn der anonyme Verfasser meint, die Bühnenvorstände würden nach diesem Lustspiel großes Verlangen tragen. Wenigstens in vorliegender Gestalt entzieht es sich durch seine übermäßige Breite der Aufführung, und auch der Leser fühlt sich durch mehr als eine Scene abgespannt. Die Schwierigkeiten, welche sich der Umarbeitung eines humoristisch-socialen Romans in ein Lustspiel bieten, sind nicht zum kleinsten Theil überwunden. Gut war gewiß die Absicht des Autors, durch seine Bearbeitung des Romans nicht allein für das im „Album“ erschienene Werk des bekannten Humoristen, sondern überhaupt für die Werke A. von Winterfeld's Propaganda zu machen, indeß ganz unnütz, auch für den Fall, daß Winterfeld selbst der Verfasser dieses Lustspiels wäre. Denn da der Verfasser nach eigenem Geständniß nur einen „kleinen Theil des überreich komischen Stoffs des vortrefflichen Romans“ verwerthen konnte, so bleibt es sehr fraglich, ob er in der Benutzung des vorhandenen Stoffs gerade die richtige Auswahl traf. Nur äußerlich genommen, wäre das Stück bei Reducirung auf die Hälfte noch zu lang; innerlich betrachtet, stoßen wir in der Behandlung des Stoffs Scene für Scene auf die novellistische Abstammung. Daher eine Behäbigkeit im Detail, welche mehr stört, als den Zuschauer fesselt, mögen auch einzelne Personen, so der wunderliche Bildhauer Pohjan und der verschrobene Engländer Shrimps, stellenweise eine sehr komische Wirkung ausüben. Bieweit das Stück ein wirkliches Bühnenstück, wieweit nicht, würde die einfache Wiederumarbeitung dieses Lustspiels in eine Novelle beweisen. Das wäre eine leichte Arbeit, und die Novelle würde nicht nur in den einzelnen komischen Momenten, sondern als Ganzes weit drastischer wirken als dieses Lustspiel.

12. Nur praktisch! Originallustspiel in einem Aufzuge von W. Wilhelmi Freiherrn von Grasshoff. Kassel, Jungklaus. 1869.

Der Dialog dieses Stückchens ist einfach, concis, von dem höhern Stile der Schriftsprache abweichend. Viele Sätze verstoßen gegen die Syntax, der Charaktere, Situationen und des Jargon halber; auch die regelwidrige Aufeinanderfolge gleicher und phonisch ähnlicher Wörter ist nicht vermieden, wo ein anderes synonymes Wort weniger bezeichnend oder dem Sprecher weniger nahe liegend ist. Sprache und Schrift auch distinguirter Personen gehen weit auseinander! Viele Lustspiele haben unter der Feile der höhern Stilistik mehr gelitten als gewonnen, denn die Absicht, eine gewählte Sprache voranzustellen, drängte die Natürlichkeit zurück. Bei manchen werthvollen Erzeugnissen des heitern Genre kann der Leser sagen: schön gesprochen, aber so sprechen die Leute nicht. Exempla sunt odiosa!

Das sind nicht unsere, sondern des Verfassers Worte. Wir stimmen ihm bei, daß es ein „anspruchloses“ Stückchen ist, ganz in dem Genre, wie dergleichen der Verfasser früher lieferte, freilich für ein einactiges fast zu lang, da es reichlich eine Stunde die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt. Für die Aufführung möchte sich eine Theilung des Stücks in zwei Acte empfehlen,

vorausgesetzt, daß die Theilnahme des Publikums dadurch nicht erschlappte. Weniger auf die Handlung als auf die Charakteristik der einzelnen Personen legte der Verfasser Gewicht; er hatte bei der „difficilen“ Rolle der Rätthin Frau Haizinger oder Frau Frieß vor Augen. Der schwäbischen und österreichischen Dialekte wegen, welche drei Personen sprechen, eignet sich das Lustspiel wol mehr für süddeutsche als norddeutsche Bühnen, im Schwabenlande möchte es seine eigentliche Heimat finden.

Auf die beiden nachfolgenden Bücher dürfen wir schon ein etwas schwereres Gewicht legen, wir dürfen sie mit ästhetischem Maße messen, mit poetischem Auge ansehen. Sie verzichten nicht selbst auf das schöne Vorrecht eines dichterischen Werks, in der Form wenigstens über der hausbackenen Haltung zu stehen; sie wollen den Leser nicht um jeden Preis amüßren, sie wollen sein Gemüth zwar aufheitern, aber nicht auf Kosten des guten Geschmacks und des feinern Tons.

13. Durchs Ohr. Lustspiel von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Jordan. 1870. Gr. 16. 18 Ngr.

Zunächst etwas aus der Leidensgeschichte des Lustspiels: Mit der Feder in etwa acht Tagen gezeugt, hat es fünf Jahre gebraucht — es entstand im Winter 1859 auf 1860 — um endlich das Lampenlicht der Breter zu erblicken. Welche Fata es bis dahin gehabt, bei welchen Bühnen es halbe und ganze Jahre als Handschrift geschlafen, aus welchen Grüben oder unter welchen Vorwänden es überall abgelehnt wurde, bis ich der weitem Versendung und der dramatischen Production überdrüssig wurde: das und anderes über den Zustand der deutschen Schaubühne und seine Ursachen behalte ich mir vor mitzutheilen, wann ich es für erlaubt halten werde, den Plan einer Gesamtausgabe meiner dramatischen Dichtungen aufzunehmen, die ich mit dieser Kleinigkeit zu beginnen gedachte.

So läßt sich der Dichter vernehmen und fügt den Stoßseufzer an, daß erst der glänzende Erfolg in Mannheim (April 1865) andere Bühnen auf das Stück aufmerksam gemacht habe. Zehn Städte seien mit der Auführung seitdem gefolgt, mit durchschlagendem Erfolge Schwerin, Breslau, Dresden, Prag. Die erste Auflage sei bald vergriffen, und es habe sich eine zweite notwendig gemacht. Dennoch glaubt der Dichter diese zweite Auflage nur mit seinem im Buchhändler-Versenblatte gegebenen Versprechen rechtfertigen zu dürfen. Unserer Trachtens ganz mit Unrecht. Denn gerade die starke Nachfrage beweist, daß sich das Lustspiel mehr beim Lesepublikum als beim Bühnenpublikum eingebürgert hat. Wir können diese zweite Auflage nur gut heißen, wenn auch durch sie eine weitere Verbreitung des in seiner Art trefflichen Lustspiels durch die Bühne nicht statthaben sollte.

„Durchs Ohr“ ist eins von den Stücken, welche ganz und gar nicht auf Aeußerlichkeiten, auf Ausstattung, Garderobe und landläufige Routine der Schauspieler speculiren, es will verstanden und in seiner Schlichtheit erkannt, die poetischen Schönheiten desselben wollen nicht nur mit offenem Ohr, sondern auch mit feinem Sinne für Liebespiel und Liebeschälerei aufgenommen sein. „Durchs Ohr“ ist insofern ein wirkliches Lustspiel, als es nur ein Spiel der Personen untereinander bringt. Darin liegt sein Vorzug, darin auch sein Nachtheil. Das Spiel der Personen untereinander gestattet keine

allzu reiche, mit überraschenden Wendungen ausgestattete Handlung, es betont daher mehr die behagliche Ausmalung der Situationen im Detail als die wirkungsvolle Aufeinanderfolge von Szenen mit gesteigertem Effecte. Das Lustspiel spielt sich zwischen nur vier Personen, zwei Liebespaaren, ab. Der Verlauf der Handlung ist von vornherein jedem Auge durchsichtig; nur auf das Wie richtet sich die Aufmerksamkeit des Lesers, nur die Schälereien der vier Personen untereinander fesseln sein Interesse für die Handlung. Wahrlich, einfacher ist die Handlung einer Komödie nicht zu denken. Zwei Freunde lassen sich auf einem Maskenballe durch zwei unbekanntes Schöne fesseln, sie verlieben sich in sie „durchs Ohr“. Durch Testamentsbestimmungen sind sie auf bestimmte Persönlichkeiten hingewiesen: wach wunderbare Fügung des Schicksals, daß die gefundenen Persönlichkeiten auch gerade die ihnen bestimmten sind! Alle Zuthaten episodischer Natur vermied der Dichter, und sonach konnte er seinen ganzen Fleiß auf die saubere Charakterzeichnung der vier Personen richten. Gewählt im Ausdruck, glatt in der Form, flüssig in den Gedanken, gewährt die Komödie durch das Spiel der Personen dem sinnig angelegten Gemüthe des Lesers einen mild erheiternben Genuß, welchen Waldeinsamkeit, harmloser Vogelsang, die Heiterkeit eines Sommertags, das Wohlgefühl am Dufte schlichter Wiesenblumen mehr als das Schmincktäpchen des Garderobezimmers und das Gaslicht der Coullisse begünstigen und erhöhen muß. Wir wollen eine Stelle aus dem zweiten Auftritte des ersten Actes, aus dem Monologe Heinrich's, mit gewissem kritischen Bezuge herausgreifen, um den Unterschied zwischen dieser Komödie, ganz abgesehen von ihrem poetischen und dramatischen Werthe, und den auf der Bühne meistens heimischen Lustspielen zu kennzeichnen:

Mir geht's wie dem, der trinkt nach langem Fasten:
Ein Gläschen Wein kann ihm den Kopf belasten.
Gewöhnt an Scheunen, finstre Pferdeställe,
Berauschte mich des Saales Kerzenhelle;
Statt meiner Dünger- und Kartoffelführen
Erblid' ich hier des Tanzes bunte Touren;
Gestalten seh' ich aus vergangnen Zeiten
In reicher Tracht an mir vorüberstreiten:
Da konnte wol der holde Märchenglaube
Der Jugend sich in meiner Brust erneun
Und wie mit frischem Schmelz und Flügelftaube
Die prosamüde Seele mir bestreun.
Mit des Vergnügens langentbehrter Labe
Erscheint Romantik, die verbannte Fee,
Berührt mein Herz mit ihrem Zauberkraute
Und glüht es reif zum Liebeswonnewehe,
In dem ich nun mit meinen Ohren schwimme:
Ja wohl! ich bin verliebt in — eine Stimme.

14. Der Sieg des Geistes, oder Krieg dem Kriege. Dramatisches Märchen in einem Prologe, Vorspielen und drei Acten, Fürst und Volk gewidmet. Königsberg i. Pr., Braun und Weber. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Jedenfalls eine der Beachtung werthe dramatische Dichtung. Zwar wird der anonyme Verfasser schwerlich die vollen Früchte seines Fleißes ernten, denn welches Publikum hätte Lust, einem derartigen „dramatischen Märchen“, in welchem nicht die Sinnenlust und Augenweide wie im „Aschenbrödel“, im „Häsenfuß“ u. s. w. vorwiegt, mehrere Stunden zu schenken! Dafür wird er

aber die Befriedigung in seinem eigenen Streben und in der Anerkennung finden, welche ihm der gebildete Leser unter allen Umständen, mag an Einzelnem sowol wie auch an der Idee des Ganzen zu mäkeln sein, zollen wird. Der Titel deutet schon zur Genüge den Inhalt des Stückes an. Man könnte das Märchen ein politisches nennen, insofern der Verfasser als Ideal eines Staats denjenigen hinstellt, in welchem die Macht des Geistes allein regiert, oder in welchem sie die andern Einfluß besitzenden Gewalten, wie den Reichthum, die militärische Intelligenz, das äußere Heldenthum, von Ausschreitungen zurückhält.

Jene falschen, trügerischen und anmaßenden Elemente werden in ihr eigentliches Nichts zurückgeworfen und darauf hingewiesen, sich erst durch Loschüttelung von allen ererbten Vorurtheilen, durch Erwerbung eigentlicher, wahrer Verdienste um das große Ganze der Bürgerrechte werth zu machen. Das Volk feiert seine Verbindung mit der Monarchie durch die Verkündigung des allgemeinen Friedens, der Entwaffnung der Heere, der Versöhnung aller Feinde und die Anbahnung aller edeln und geistigen Lebenszwecke. Ein kräftig-starkes, geistig-frisches Regiment steht am Ausgange der Handlung vor uns in der Einigung von Fürst und Volk zu einem Ganzen, zum Heile der Menschheit, die, fern von gewaltsamen Kämpfen, sich in dem edeln Wettstreit der Geister friedlich entwickelt zu dauerndem Glücke.

Darin spricht der Verfasser die Tendenz seiner dramatischen Dichtung aus. Leider besteht aber zwischen dem Aussprechen und der Verkörperung einer dramatischen Idee ein wesentlicher Unterschied. Wir müssen darauf verzichten, uns auf eine ausführliche Untersuchung einzulassen. Wir können uns nur an dem Streben des Verfassers genügen lassen, und der Form, in welcher er die einfache, schmucklose Handlung durchführte, beispflichten, wenn wir auch seiner Phantasie, welche eine jungfräuliche Königin sich den Gemahl aus dem eigenen Volke wählen läßt, nicht gerade das Rechnen mit realistischen Factoren nachrühmen können. Indeß dafür nennt sich das dramatische Gedicht ja auch Märchen und steht auf der Schwelle zwischen Schauspiel und Lustspiel. Wenn auch nicht immer in eigentümlichen Gedanken, so bewegt sich doch der Verfasser in einer kunstvollen, gebildeten Sprache, die wesentlich gegen den Jargon oder die ordinäre Conversationsprache der meisten unserer Lustspieldichter absteht, z. B.:

O hohe Zukunft, die die Welt beglückt!
Ein heller, lichter Geist verscheucht das Dunkel,
Das unsrer Augen Sehkrast noch geschwächt.
Aus den Ruinen sprossen reiche Blüten
Des Glücks, der Freiheit und des wahren Lebens.
Die Fürsten sind die Gärtner, und das Volk
Des Lebens heiliges Gesetz erkennend,
Erkennt sich selbst auch, steht dem Gärtner bei,
Baut in der eignen Brust den frommen Frieden,
Und draus quillt wieder neu die Menschenliebe.

Nun noch etwas für die lieben „Kleinen“.

15. Lustiges Komödienbüchlein von Franz Poggi. Viertes Bändchen. München, Lentner. 1871. 16. 21 Ngr.

Es mag auch etwas für „große Kinder“ sein, dieses Büchlein, in welchem der alte Schnurrisax von der schönen blauen Donau, Herr Kaspar Larifari, seligen Andenkens, sein Hauptwesen treibt. Wer fühlte sich da nicht in seine Jugendzeit versetzt, als noch das „Donauweibchen“ die Sinne gefangen nahm! In den acht

Stücken dieses Büchleins: „Kalisiris“, „Die Lotosblume“, „Das Schufferspiel“, „Die geheimnißvolle Pastete“, „Die sieben Raben“, „Das Glück ist blind“, „Waldfönig Laurin“, „Das Eulenschloß“, geht es verschiedentlich zauberhaft wunderbar zu. Lassen wir uns die Sprünge über Zeit und Raum, über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit nur nicht geniren, setzen wir uns nur die Schellenkappe auf, und nehmen wir nur die Maske des lustigen Autors vor, vergnügen wir uns an dem allerlei Kurzweil, welches uns in den acht Märchen-, Zauber- und Schauerdramen geboten wird. Für treffliche Ausstattung und ebenso treffliche Titelbignetten ist bestens gesorgt: seien wir nicht grämlich, freuen wir uns ein wenig, daß es mit dem alten guten deutschen Humor und Wit noch nicht ganz zu Ende gegangen ist.

16. Kinderkomödien. In Handlung gesetzte Thiermärchen von Wilhelm von Waldbrühl. Drei Bände. Köln, Schwann. 1870. 12. 1 Thlr.

Mit vorliegenden dramatischen Kinderspielen wollte der rheinländische Dichter und Kinderfreund Anton Wilhelm von Zuccalmaglio, bekannt unter dem Schriftstellernamen Wilhelm von Waldbrühl, einer Eigenthümlichkeit der Kinder entsprechen, die sich in Darstellung bekannter Thiere gefallen. Neun dieser Stücke, von Gustav Süß illustriert und mit zugehörigen Tonfäßen von Dr. d'Alquen versehen, ließ er bereits 1865 in eleganter Ausstattung in großem Quartformat erscheinen. Nach dem Tode des Verfassers sammelte dessen Bruder sämtliche zerstreuten Kinderspiele, vermehrte sie um ein Drittel und bietet sie nun der Kinderwelt zur Lust und Lehre an. Das erste Bändchen enthält die Kleinen, für Kinder zarteren Alters passenden Stücke, und die beiden folgenden schreiten nach Umfang und Inhalt fort, sodaß alle drei auch Erwachsenen gelegentlich eine nicht uninteressante Unterhaltung bieten dürften. Vorzügliche Ausstattung und höchst charakteristische, mit vollendeter Sauberkeit ausgeführte Zeichnungen von Gustav Süß zieren das Werk. Letztere, Costümbilder, dienen den „lieben Kleinen“ zugleich zur Anweisung, mit wie geringen Mitteln sich die Rolle eines Thieres ausführen läßt. Die „Gans“ z. B. wird durch weißes Kleid und rothe Schuhe, die „Maus“ durch schweißähnliche Schleppe, der „Fuchs“ durch buschigen Schweif oder durch etwas Pelzwerk, die „Nachtigall“ durch graues Kleid, die „Schwalbe“ durch schwarzes Käppchen hinlänglich gekennzeichnet. Und die „lieben Kleinen“ sollen nur solche Thiere darstellen, welche sie aus dem Leben hinlänglich kennen, als da sind außer den genannten: Esel, Hund, Spatz, Wolf, Frosch, Ziege, Kuckuk, Amsel, Meise, Zaunkönig. Die Kleinen dramatischen Stücke sind dem Verständnisse der Jugend wesentlich angepaßt, vortrefflich geeignet, den Kindern Lust und Liebe zur Thierwelt einzuslößen, die oft lächerliche, durch elende Ammenmärchen genährte Furcht vor einzelnen Thieren abzuschwächen, zugleich, ohne übermäßig doctrinär zu sein, nicht ohne Bezug auf üble Gewohnheiten, Laster und böse Eigenschaften der Kinderwelt und, was das Festhalten und die Wiedergabe der Scenen betrifft, leicht faßlich gehalten, sodaß geweckten Kindern es gewiß nur zur Freude gereichen muß, die Stückchen zu recitiren.

Emil Müller-Samweg.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Johann Heinrich Merck. Seine Umgebung und Zeit“ von Georg Zimmermann, sagt die „Saturday Review“ vom 21. October: „Es ist etwas Ungewöhnliches, zu finden, daß ein seinen Helden verehrender Biograph sich bemüht, ihm seinen hauptsächlichsten Anspruch auf Ruf zu entziehen. Dies aber ist wirklich Zimmermann's Verfahren in der Biographie Merck's, des Jugendfreundes von Goethe, der für die Nachwelt fast nur dadurch Interesse erlangte, daß man ihn gewissermaßen für das Original des Mephistopheles hielt. Zimmermann befreit zwar die Thatsache nicht geradezu, bemüht sich aber, den Eindruck, welchen Merck's Charakter natürlicherweise hervorbringen würde, zu mildern, indem er zeigt, daß er vielen seiner Zeitgenossen in einem ganz andern Lichte erschien und daß selbst unsere dürftigen Materialien zu seiner Geschichte Spuren einer Gemüthslichkeit zeigen, welche mit dem ihm von Goethe in seiner Autobiographie beigelegten verneinenden Geist unvereinbar sind. Wir bezweifeln kaum, daß Zimmermann's Ansicht in der Hauptsache die richtige sei. Das betreffende Werk Goethe's enthält mindestens ebenso viel Dichtung wie Wahrheit, welche erstere sich nicht so sehr in Verdrehung der Thatsachen, als in der poetischen Behandlung der Charaktere bekundet. Der Dichter kann nicht jeden unbedeutenden Zug ängstlich und genau registriren; einige Züge müssen gänzlich weggelassen, andere um den Hauptzug gruppiert werden, welcher dem Gemälde Ton und Ausdruck gibt, und der, bei des Künstlers Wunsch, malerische Wirkung zu erzielen, häufig einen Gesamtkarakter von großer Vielseitigkeit darstellt. War also auch Neptische und spöttische Ironie ein Hauptzug in Merck's Charakter, so bedarf er doch der Ergänzung durch mehrere andere, welche Goethe, der von einem künstlerischen Gesichtspunkte schrieb, im Schatten hielt. So weit hat der Held der Zimmermann'schen Biographie durch dessen Arbeit gewonnen. Unglücklicherweise aber ist seine Behandlungsweise so confus und seine Fähigkeit, Charaktere zu schildern, so beschränkt, daß wir, statt der deutlichen, verständlichen Figur, an die wir gewöhnt waren, ein bloßes Verzeichniß von Merkmalen, die sich nicht leicht zu einem bestimmten Ganzen vereinigen lassen, erlangen. Wir erfahren, daß Merck eine Zeitschrift redigirte, die ihn in eine Reihe literarischer Streitigkeiten verwickelte; daß er Wieland mit einer Wärme verteidigte, welche jedenfalls von bedeutendem Gefühl zeugt; daß er ein freisinniger Beschützer der Kunst und einer der frühesten Pfleger der Paläontologie war; endlich, daß er sich bei einer Katunfabrik betheiligte, einem mit dem Charakter des Mephistopheles wenig übereinstimmendes Unternehmen, und, da er in Verlegenheit gerieth, seiner Laufbahn auf eine schon mehr an Faust erinnernde Weise ein tragisches Ende machte. Zimmermann scheint zwischen einer übertriebenen Schätzung der Wichtigkeit seiner Aufgabe und Bedenken, inwiefern sie für das Publikum von Interesse sei, zu schwanken; der erstere Irrthum hat ihn zu Ueberschwenglichkeit und der letztere zum Buchmachen verleitet. Die ziemlich dürftigen Einzelheiten aus Merck's Leben werden durch lange Abschweifungen vermehrt, seine Bekannten betreffend, wie Mörser und Sophie La Roche, obgleich man den Zusammenhang dieser Einschübel mit seiner eigenen Biographie nicht einsehen und sie nichts enthalten, was nicht schon erzählt worden wäre. Die Anzahl der im Werke erwähnten bemerkenswerthen Zeitgenossen ist zwar sehr groß; da sie aber alle in ihrem Verhältnis zu Merck betrachtet werden, so das, was man von ihnen erfährt, nothwendigerweise nur Weniges und Einseitiges.“

Ueber die neue Ausgabe von Adolf Stahr's „Weimar und Jena“ sagt dasselbe Blatt: „Es kann als Führer zu diesen berühmten Stätten der Kultur, vom Gesichtspunkte ihrer Beziehungen zu Goethe und Schiller, betrachtet werden, und es ist so sehr im Geiste der Lewes'schen Biographie geschrieben,

deren Vorgänger es jedoch war, daß wir uns zuweilen einbilden, wir lesen das nämliche Buch.“

Ueber „Georg Gottfried Servinus. Versuch einer Charakteristik“ von Emil Lehmann heißt es ebendasselbst: „Eine sehr unparteiische und gut geschriebene Würdigung des berühmten Servinus, die vorzüglich der Betrachtung seines Charakters als politischer Denker gewidmet ist. Es war bekanntlich das Unglück dieses ausgezeichneten Mannes, nach einem der Bestürmung liberaler Grundzüge gewidmeten Leben, sich im vollständigen Widerspruch mit der allgemeinen Gesinnung in demselben Augenblicke zu finden, wo die Bestrebungen seiner Jugend ihrer Verwirklichung nahe waren und die praktischen Ergebnisse seiner Mahnungen sich zu zeigen anfingen. Wie gewöhnlich bei eifrigen Parteigängern, identifizierte er das Ziel mit den Mitteln und erkannte seine eigenen Ideen nicht wieder, nachdem sie von seinen politischen Gegnern adoptirt worden waren. Er hatte selbst auf das, was er für den richtigen Weg zu Ruhm und Größe der Nation hielt, hingewiesen, und konnte es nicht ertragen, sie auf einem andern Wege erreicht zu sehen. Mangel an geistiger Biegsamkeit und pedantische Anhänglichkeit an ein vorgefaßtes System sind freilich verzeihliche Fehler bei einem sechzigjährigen Professor, und die Landleute eines Servinus würden ungerecht und undankbar handeln, wenn sie diesen gestatteten, ihre Achtung vor dem im allgemeinen scharfblickenden und stets unbeflegbaren Patrioten, dessen historische und kritische Arbeiten allein hinreichen würden, einen hohen Ruf zu begründen, ernstlich herabzusinken.“

„Wieder unser! Gedankblätter zur Geschichte dieser Tage“ von Berthold Auerbach gibt der „Saturday Review“ Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Die Tugenden, welche ihre eigene Trompete bläst, hat dies Geschäft selten kräftiger verrichtet, als es in diesen Blättern von Auerbach über die Wiedererlangung von Elsaß geschieht. Mit Ausnahme einiger auffallend offenerherzigen Geständnisse, in welchem Lichte die Annexion von den Verfassern selbst betrachtet wird, ist das Buch nationaler Selbstherrlichkeit gewidmet, in einem Stile, welcher den so lächerlich gemachten Chauvinismus der Franzosen weit hinter sich zurückläßt.“ Man sieht, der Küderwerb des Elsaß bleibt den Engländern eine mißliebige Thatsache.

Bibliographie.

- Die soziale Arbeiterfrage der Gegenwart. Ihre Entstehung und ihre gründliche Lösung. — A. u. d. (Umschlag) L.: Die Völkerverbewegungen der Gegenwart auf sozialem, religiösem und politischem Gebiete und unsere Aufgabe. Ein ernstes Wort von einem Laien an alle Stände und Klassen. Basel, Neuh. Gr. 8. 12 Ngr.
- Auerbach, B., Zur guten Stunde. Vollständig in 20 Lieferungen. 1te und 2te Hef. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 5 Ngr.
- Rönn, E. v., Das Verfassungs-Recht des Deutschen Reiches. Historisch-dogmatisch dargestellt. Leipzig, Brockhaus. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
- Schöpfung und Mensch. Vom Verfasser von „Naturgesetz und Menschenwille“. 1ter Bd. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.
- Schwartz, W., Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg für Jung und Alt. Berlin, Herz. Gr. 8. 24 Ngr.
- Seemann, T., Die Genromalerei, ihre Aufgabe und Begrenzung. Eine Studie. Dresden, Adler. 8. 7 1/2 Ngr.
- Stützen aus dem socialen Leben Desterreichs. Ein Beitrag zur Charakteristik der ökonomischen Verhältnisse. Leipzig, Buchardt. Gr. 8. 10 Ngr.
- Staatsgeschichte der neuesten Zeit. 17ter Bd.: Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Lage. Von P. Baumgarten. 3ter Thl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
- Stamm, F., Geschichte der Arbeit. Volkslesebuch. Wien, Grönewald. Gr. 8. 26 Ngr.
- Stern, A., Das Oberammergauer Passionsspiel. Dresden, L. Wolf. 8. 7 1/2 Ngr.
- Trendelenburg, A., Kleine Schriften. 2 Thle. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Volney, C. F., Die Künsten. Betrachtungen über den Auf- und Niedergang der Reiche. Aus dem Französischen deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kistmann u. Comp. 8. 1 Thlr.
- Neue Zeit. Wochenschrift für Theater, Kunst und Literatur. Officielles Organ der deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten. Red.: F. Deutschinger. 1ter Jahrgang. 1871. October—December. 12 Hft. Leipzig, Cnobloch. Hoch 4. Vierteljährlich 15 Ngr.
- Zur Erinnerung an Heinrich Steffens. Aus Briefen an seinen Verleger. Herausgegeben von R. Liesen. Leipzig, G. E. Schulze. Gr. 8. 15 Ngr.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschien:

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Sunzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

Octav-Ausgabe in 20 Lieferungen zu je 6 Ngr.

Erste Lieferung:

Göz von Berlichingen; Die Gräfin; Faust.

Als Seitenstück zur Octav-Ausgabe der „Schiller-Galerie“ veranstaltet die Verlags-handlung auch von der gleichbeliebten „Goethe-Galerie“ eine neue Ausgabe in Octav zu dem außerordentlich wohlfeilen Subscriptionspreise von nur 6 Ngr. für jede Lieferung von 2—3 Stahlstichen mit erläuterndem Texte. Den Verehrern des Dichters ist hierdurch Gelegenheit geboten, gegen eine geringe monatliche Ausgabe diese werthvolle, reichhaltig illustrierte seiner Werke sich anzuschaffen.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptions an und haben die erste Lieferung nebst ausführlichem Prospect vorrätzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Patriotische Phantasien.

Von Julius Moser.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Reinhard Böllner.

Zwei Theile. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

(Bildet zugleich den 32. u. 33. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. u. 19. Jahrhunderts.)

Die Schriften Julius Moser's, „dieses unvergleichlichen Mannes“, wurden von Goethe sehr hoch geschätzt. So schrieb er an Frau von Voigt: „Ich trage die „Patriotischen Phantasien“ mit mir herum; wann und wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entsalten sich in meiner Seele.“

Zum ersten mal erscheinen hier die „Patriotischen Phantasien“ in einer wohlfeilen Ausgabe, durch den Herausgeber mit erklärenden Anmerkungen und mit einer ausführlichen Einleitung versehen, welche den Leser über die Lebensumstände des Verfassers wie über den Charakter seiner Schriften nach allen Seiten hin orientirt.

Verlag von S. Henschel, Berlin.

Hanne, Prof. Dr., Die Kirche im neuen Reich, ein Weckeruf für die Gemeinde. 15 Bogen geh. 1 Thlr.

Weis, Dr. L., Anti-Materialismus. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie, mit Hauptrückicht auf deren Verächter. 2 Bde. 2 Thlr. 21 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschien soeben:

Politisches Handbuch.

Staats-Lexikon für das deutsche Volk.

Zwei Bände.

Lexikon-Octav. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr. Geb. 6 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 17 Heften zu je 10 Ngr. zu beziehen.)

Dieses „Staats-Lexikon für das deutsche Volk“, soeben vollendet und daher auch die neuesten Ereignisse berücksichtigend, ist als Nachschlagewerk jedem zu empfehlen, der sich über die Tagesfragen orientiren will. Die hervorragenden Organe der deutschen Presse haben sich wiederholt in der anerkanntesten Weise über den Werth und die praktische Brauchbarkeit des Werks ausgesprochen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Granello.

(Wißesm Langermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte, zu den Führern der Mittlatholiken gehörende Verfasser, Pfarrer Dr. Langermann, behandelt in dieser auch sonst vielfach interessanten Novelle die Conflict des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal, weshalb sein Buch in dem gegenwärtigen Kampfe mit dem römischen Jesuitismus besondere Beachtung verdient.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Frau Rath.

Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe.

Nach den Originalen mitgetheilt von

Robert Keil.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bis jetzt waren von Goethe's Mutter und an dieselbe nur einzelne Briefe bekannt geworden, die zerstreut in verschiedenen Werken zur Mittheilung gelangten. Dem Herausgeber des vorliegenden Werks ist es nun gelungen, eine größere Zahl (34 Briefe von und 53 an Frau Rath) theils im Original, theils in sorgfältiger Copie neu aufzufinden, so daß hier ein chronologisch geordneter Briefwechsel veröffentlicht werden konnte, der nicht nur zu einem getreuen Lebens- und Charakterbilde dieser seltenen Frau sich gehalten, sondern auch höchst werthvolle Urkunden zur Geschichte unserer classischen Literaturperiode darbietet.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 50. —

7. December 1871.

Inhalt: Geschichtliche Werke. — Ein Roman Dehenschläger's. Von August Kerschmar. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Ein Prachtalbum patriotischer Lyrik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Geschichtliche Werke.

1. Kaiser Friedrich I. von Sans Bruß. Erster Band. 1152—65. Danzig, Rafemann. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Die Eroberungen von Konstantinopel im 13. und 15. Jahrhundert durch die Kreuzfahrer, die nicäischen Griechen und durch die Türken; nach byzantinischen, fränkischen, türkischen Quellen und Berichten dargestellt von Johann Heinrich Krause. Halle, Schwetschke. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
3. Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039—1247) von Theodor Knochenhauer. Mit Anmerkungen herausgegeben von Karl Menzel. Mit Vorwort und einer Lebensskizze des Verfassers von R. Usinger. Gotha, F. A. Perthes. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa. 1598—1610. Von M. Philippson. Erster Theil. Berlin, F. Duncker. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein, Leonora Christiana, vermählten Gräfin Ulfeldt aus ihrer Gefangenschaft im blauen Thurm des Königsschlusses zu Kopenhagen 1663—85. Nach der dänischen Originalhandschrift im Besitze des Herrn Johann Grafen Walstein. Herausgegeben von Johannes Ziegler. Wien, Gerold's Sohn. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die mittelalterliche Geschichte Deutschlands ist in diesem Jahrhundert mit einem Eifer und einem Erfolge erforscht worden wie die keines andern Landes. Die Zahl derer, welche derselben ihre Kräfte gewidmet haben, ist von Jahr zu Jahr gewachsen, neue und wichtige Ergebnisse sind gewonnen, eine Menge überlieferter Fabeln sind in ihrer Wichtigkeit aufgedeckt, überraschende Ein- und Ausblicke haben sich ergeben. Die Forschungen haben einen Grad von Vollständigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit erlangt, eine so vorzügliche Methode ist mit ihnen erwachsen, daß sie musterträchtig geworden sind für die gesammte Historiographie. Und doch fehlt es an einer deutschen Geschichte, die auch nur mäßigen Ansprüchen genügt! Wie allgemein ist die Klage, daß wir Deutschen kein Buch besitzen, welches uns die Geschichte unsers Volks wahrheitsgetreu erzählte und uns seine Entwicklung ver-

anschaulichte. Es liegt leider in der Natur der Dinge, daß allen noch so berechtigten Wünschen in dieser Hinsicht noch lange nicht wird entsprochen werden können. Die Forschung hat sich eben naturgemäß angeschlossen an die Sammlung der Quellen in den „Monumenta Germaniae“, und diese schreiten nur sehr langsam vorwärts. Ehe aber das Material in brauchbarer Gestalt vorliegt und kritisch genügend bearbeitet ist, kann niemand ein so großes Unternehmen wagen. Ein anderer Vorwurf aber trifft unsere Historiker mit Recht. Ihre Werke sind, wenige glänzende Ausnahmen abgerechnet, ungenießbar für die Gebildeten der Nation, für jeden, der nicht specieller Fachmann ist. Die Zeit von der Völkerwanderung bis zum Untergang der Staufer hätte sich anders darstellen lassen, als es geschehen ist. Aber die Geschichtsforschung hat die Geschichtsschreibung überwuchert; vor lauter gelehrtem Apparat, vor lauter kritischen Erörterungen kommt man nicht zum Ueberblick des Ganzen, zum Genuß des Einzelnen. Als diese Studien zuerst begonnen wurden, in den Zeiten jener frischen Begeisterung für das Mittelalter, welche die Romantiker erzeugt hatten, da strebte man freilich nach den höchsten Zielen, aber man mußte bald einsehen, welche ungeheure Vorarbeiten zu machen waren, ehe man jene Aufgaben wirklich in Angriff nehmen konnte. Die grundlegenden Arbeiten, das ergab sich bald, konnten danach nur auf den engern Kreis der Gelehrten beschränkt bleiben. Aber daß die Geschichtsschreibung fortgesetzt diesen ausschließlich gelehrten Charakter beibehalten, ja ihn womöglich noch gesteigert hat, das ist ein schweres Unrecht an der Nation. Eine gewisse philologische Ausschließlichkeit ist eingerissen, welche auf tausend Dinge Gewicht legt, die an sich recht gut und nützlich sind, für den darstellenden Historiker aber doch erst in zweiter oder dritter Linie stehen sollten. Und was die Form betrifft, so kann man beinahe sagen, daß es in den Kreisen der Fachgelehrten eine schlechte Empfehlung für ein Buch über das Mittelalter ist, wenn

es nach einer gewissen Eleganz der Darstellung strebt. Und so tief sind die Historiker in dieser Manier befangen, daß sie auch, wenn sie ausdrücklich populär schreiben wollen, die Leser mit diesem sachmännischen Detail bis zum Un-erträglichen belästigen und die Volksthümlichkeit in einem schlecht angebrachten Pathos und in einer Auffassung suchen, wie man sie sich bei einem Erbauungsbuche für junge Christen zur Noth gefallen läßt, wie sie aber dem Geiste der Geschichte in jeder Weise widerspricht.

Auf einen andern Standpunkt stellt sich das Buch „Kaiser Friedrich I.“ von Hans Pruz (Nr. 1). Der Verfasser will eine wirkliche Geschichte Friedrich's I. liefern, durch Auffassung und Verbindung des Stoffs will er wirken, zugleich aber vermittels einer durchaus selbständigen Forschung eine Lücke in der gelehrten Literatur anfüllen. Und wir glauben, daß beide Zwecke im wesentlichen erreicht sind. Es kann freilich nicht fehlen, daß eine oder die andere Notiz hätte präciser gefaßt, irgendein Datum hätte genauer bestimmt werden können, daß sich hier und da kleine Unrichtigkeiten im einzelnen eingeschlichen haben; der Gesamtleistung gegenüber aber kommt das in keiner Weise in Betracht. Die Darstellung ist klar, übersichtlich und lieft sich — einige wenige kleine Anstöße abgerechnet — durchweg gut; sie ist gleich weit entfernt von nüchternen Trodenheit und vom hochtrabenden Schwulst, bei hervorragenden Punkten nicht ohne Wärme und Schmutz. Die Forschung macht sich in keiner Weise breit, die Noten sind knapp, fast zu knapp gefaßt, größere kritische Erörterungen in den Anhang verwiesen, der auch eine Anzahl ungedruckter oder mangelhaft bekannter Urkunden bringt. Hier und da ist freilich wol noch zu viel technisches Detail im Texte stehen geblieben, das anderswo eine passende Stelle gefunden haben würde. Auch die Anordnung des Stoffs, die Behandlung des Einzelnen möchte man zuweilen anders wünschen.

Der uns vorliegende erste Band umfaßt die Jahre 1152 — 65 und zerfällt, außer einer Einleitung, welche die Jugendgeschichte Friedrich's erzählt und den Zustand des Reichs und der Kirche bei seinem Regierungsantritt darlegt, in drei Bücher. Die kirchlichen Verhältnisse, die äußere Macht der Hierarchie und ihre innerliche Nichtigkeit, ihre geistige Impotenz, deren höchstes Product „ein Mann von dem beschränkten Gesichtskreis und dem Phrasenheldenthum eines Bernhard von Clairvaux“ ist, die Opposition, welche sich dagegen erhebt, wissenschaftlich in Abälard, praktisch kirchlich in den Katharern, der Pataria und den Waldensern, religiös-politisch in Arnold von Brescia, das Alles ist vortrefflich geschildert. Auch gegen die Darlegung der innern Zustände von Deutschland wird man kaum etwas einwenden können:

Im Innern des Reichs herrschten Unfriede und Zwietracht aller Art; das königliche Ansehen lag gänzlich danieder und wurde täglich in willkürlicher Weise verspottet. Konrad III. selbst hatte zur Schwächung des königlichen Ansehens beigetragen durch die kurzfristige Politik, die er den Welfen gegenüber verfolgte. Während es zur Lösung dieser Frage, von der für den Frieden des Reichs so viel abhing, nur kommen konnte, wenn einer der beiden möglichen Wege — gänzliche Niederwerfung und Vernichtung der welfischen Macht, oder völlige Wie-

derherstellung derselben und enge Verbindung mit dem kaiserlichen Interesse — mit Entschiedenheit eingeschlagen und mit Ausdauer wirklich bis zu Ende verfolgt wurde, hatte Konrad, unsicher schwankend, bald auf diesem, bald auf jenem sein Stück versucht und war nicht über Halbheiten und Widersprüche hinausgekommen: so war weder die 1142 zu Frankfurt angebahnte Versöhnung eine offene und ehrliche gewesen, noch hatte Konrad in dem vor und nach derselben geführten Kampfe gegen die Welfen nach einem bestimmten und klar ausgesprochenen Ziele gestrebt. Der Streit zwischen Staufer und Welfen war sowohl unansgegliehen als auch unansgefochten geblieben, und daran eigentlich war alles, was Konrad unternommen hatte, gescheitert.

Ob dagegen die Leitung der auswärtigen Beziehungen wirklich zu so scharfem Tadel Veranlassung gab, wie Pruz meint, unterliegt mannichfachem Zweifel. Wenn Konrad Burgund fast ganz aufgab, auf Italien nur einen sehr geringfügigen Einfluß ausübte, die Dinge an der Ostgrenze zunächst gehen ließ, wie sie gehen wollten, wenn er, abgesehen von jenem unglückseligen Kreuzzuge, der ihm halb und halb aufgezwungen wurde, sich von auswärtigen Unternehmungen völlig fern hielt, so sprachen dafür vielfach Gründe gesunder Politik, und wie es scheint, auch die Wünsche der Nation. Es war dringend nöthig, daß sich der deutsche König vor allem um Deutschland kümmerte und die tiefzerrütteten Verhältnisse in die Bahn einer stetigen und gesunden Entwicklung lenkte. Eine Hauspolitik, wie sie die französischen Könige trieben, war freilich in Deutschland nicht möglich, und die Erfahrungen, welche unter Otto I. und nach dem Tode Heinrich's III. damit gemacht waren, luden nicht zu einer Wiederholung ein. Das deutsche Königthum basirt eben nicht auf der königlichen Domäne, die Macht des Königs war vor den Zeiten des Interregnums eigentlich von der Größe seiner Besitzungen ganz unabhängig. Um so größere Ansprüche mußten freilich an seine Persönlichkeit gemacht werden, und seine persönliche Schwäche ist es, die Konrad's III. Regierung so ergebnislos gemacht hat.

Wie so ganz anders ist doch Friedrich I.! Wie gewaltig ist sein Selbstvertrauen, wie unendlich seine Vorstellung von dem, was die Welt seiner Würde schulde! Von Anfang an erfüllte seine Seele der Gedanke einer Kaiserpolitik, wie sie ausschweifender nie erfonnen worden. Das Interesse an Deutschland steht ihm erst in zweiter Linie, es soll nur die Basis sein, auf der jenes kolossale Gebäude errichtet wird, es soll ihm nur die Mittel liefern, jene ungeheuerlichen Entwürfe auszuführen. Darum betreibt er vor allem die volle und ganze Ausöhnung mit den Welfen, darum setzt er es durch, daß Heinrich der Löwe Baiern zurückerhält, und opfert in Oesterreich und den Ostmarken von Sachsen die wichtigsten Rechte der Centralgewalt auf.

Das Urtheil des Verfassers über diese Vorgänge ist nicht nach allen Seiten hin klar; es wird in gewisser Hinsicht bebingt durch seine Ansicht von der historischen Nothwendigkeit der Kaiserpolitik. Darüber aber, wie bitter das Verhältniß Friedrich's zu Heinrich dem Löwen, läßt sich am besten bei Gelegenheit der spätern Bände rechnen, welche den Abschluß der Entwicklungen zu melden haben, die jetzt eben erst begonnen.

Die neue Kaisermacht sollte vor allem auch auf ein enges Bündniß mit der Curie gestützt werden; in

dem Vertrage von Konstanz ward ausgemacht, daß der Papst stets das geistliche Schwert gegen denjenigen zücken solle, gegen welchen der Kaiser mit dem weltlichen vorgehe. Unklar war diese Politik von seiten des Kaisers gewiß, aber das lag in der Natur der Sache; wie man sich nach der Durchführung einer Universalmonarchie die Stellung des Papstes zu denken habe, wird stets ein ungelöstes Problem bleiben. Vorderhand lag der Gewinn für beide Theile zutage. Die Curie ward gegen die Normannen geschützt; ihre weltliche Macht, die ihr die römischen Barone und das römische Volk unter Arnold von Brescia entrissen, mußte ihr wieder zufallen; Friedrich seinerseits hatte ein wirksamstes Machtmittel mehr gewonnen.

Sehr gut wird dann auseinandergesetzt, wie sich Deutschland selbst zu dieser Politik stellte. Wiederum sind, wie einst unter Otto dem Großen, die weltlichen Fürsten im ganzen gegen den Römerzug, während die geistlichen ihn eifrig betreiben; die erstern wollen ihn so bald als möglich beenden, die letztern, mit den Wünschen von Kaiser und Papst übereinstimmend, noch eine Heerfahrt nach Apulien daranschließen. Auch darauf wird hingedeutet, wie die Fürsten durch die Heirat dem Löwen zugebaute Machterweiterung verstimmt werden. Aufgefallen ist uns, wie kühl das Verfahren des Kaisers gegen Arnold von Brescia beurtheilt wird. Hier tritt zuerst eine Seite in dem Charakter des Kaisers hervor, welche von andern schon mehrfach beleuchtet worden ist und viele seiner Handlungen erst genügend erklärt — seine Abneigung gegen das bürgerliche Element. Und der Verfasser durfte sich nicht scheuen, das scharfe Verdammungsurtheil auszusprechen, welches die Hinopferung des großen Lombarden verdient. Wir fürchten aber überhaupt, die günstige Meinung, welche er über die Persönlichkeit Friedrich's im allgemeinen äußert, läßt sich nicht rechtfertigen. Pruz hat die Thatfachen, die dagegen sprechen, nirgends zu verschleiern oder abzuschwächen gesucht, er verurtheilt einzelne Handlungen des Kaisers auch gelegentlich mit scharfen Worten — wenn man die Summe zieht von dem, was er erzählt, wird wenig übrig bleiben, was uns Friedrich Nothbart menschlich näher bringen könnte.

Der Zug nach Italien war, wie Pruz hervorhebt, eigentlich ohne Erfolg geblieben; Friedrich trug fast nichts davon als den kaiserlichen Namen. Aber ganz ohne Werth für die kaiserliche Politik war er doch nicht. Eine Orientirung in den italienischen Dingen war erreicht, eine doch immerhin ziemlich zahlreiche Partei gewonnen. Und in den folgenden Jahren erringt Friedrich Triumph auf Triumph. Heinrich der Löwe wird definitiv befriedigt, Ungarn, Polen, Dänemark müssen die mächtige Hand des Kaisers fühlen und sich seiner Oberherrschaft unterwerfen, durch seine Heirat mit Beatrix von Burgund erwirbt er dies Königreich aufs neue für das Reich. Von ganz Europa wird er umworben, mit Stolz und Befriedigung kann er auf das Erreichte zurücksehen, mit froher Hoffnung den Blick auf die Zukunft richten. Der schwächliche Versuch, welchen die Curie macht, sich der Abhängigkeit vom Kaiser zu entziehen, die Kaiserkrone mittels eines doppelstimmigen Wortes als ein Lehen der Kirche hinzustellen, wird scharf zurückgewiesen und der

Papst gedemüthigt. Nicht ohne Interesse wird man die Charakteristik des Kanzlers Keinald von Dassel und des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach lesen, von jetzt an die Hauptvertreter der kaiserlichen Politik, vielfach die eigentlich treibenden Persönlichkeiten. Das Kaiserthum, wie sie es fassen, soll eigentlich alle Gewalten in sich vereinigen, in seinem Wirkungskreise und Herrschaftsgebiete ist die Kirche nur ein Moment wie viele andere auch.

Das zweite Buch, die Jahre 1158—60 umfassend, beginnt mit einer Charakteristik dieser Kaiserpolitik, wie sie sich im Geiste Friedrich's darstellte. Ihr eigentliches Princip war das einer Restauration und lehnte sich an das neuerwachte Studium des römischen Rechts.

Die einer langen Vergessenheit entzogenen Lehren der justinianischen Rechtsbücher stellten die absolute Macht des Kaisers hin als die Quelle jedes Rechts und jedes Gesetzes, sie wurden mächtige Bundesgenossen Friedrich's in seiner italienischen Politik, wie er selbst vollständig beherrscht war von den Rechtsgrundsätzen, welche die rechtskundigen Doctoren von Bologna verkündeten, und mit seinen gewaltigen Vorstellungen von der Unumschränktheit kaiserlicher Machtvollkommenheit gänzlich in denselben wurzelte. Wie durch das erneuerte Studium des römischen Rechts die absolutistischen Satzungen desselben der Vergessenheit entzogen und in Wort und Schrift neu verkündet wurden, so sollten sie — das war der Friedrich beherrschende Gedanke — nun auch thatsächlich wieder geltend gemacht und die Grundlagen werden, auf denen das absolute, weltherrschende Kaiserthum, dessen Träger die deutschen Könige waren, sich in glänzender Herrlichkeit aufzubauen sollte. Wie jenes juristische System . . . nach jahrhundertelanger Vergessenheit sich in einer neuen Rechtsschule verjüngte, so sollten nach Friedrich's Meinung die Lehren desselben nun auch gleich praktisch durchgeführt und in der thatsächlichen Gestaltung des Kaiserthums und seiner Herrschaft zur Anerkennung gebracht werden; wie das römische Recht genau so wieder zu theoretischer Geltung kam, wie es einst aufgezeichnet war, so sollten auch die bestehenden Verhältnisse nun gleich danach umgeformt und auf die Zustände des Absolutismus eines Constantins und Justinian zurückgeführt werden. . . . Es liegt auf der Hand, daß die Konsequenzen einer solchen Anschauung den Kaiser mit den in seiner Zeit bestehenden und durch eine stetige, organische Entwicklung ausgebildeten Zuständen in einen schweren, ja geradezu unlösbaren Conflict bringen mußten, und zwar mußte dieser ein um so gewaltiger und heftiger sein, je weniger die in Friedrich's Zeit gegebenen Verhältnisse denen entsprachen, deren Bild in den justinianischen Rechtsbüchern niedergelegt war, und je mehr sich dieselben auf ganz neuen, mit jenen ältern Zeiten durchaus nicht mehr in Zusammenhang stehenden, ja denselben geradezu entgegengesetzten Grundlagen entwickelt hatten. . . . Indem Friedrich nun, ohne Kenntniß von der wahren Lage der Dinge, in der Lombardei den Versuch machte, das im Laufe der Jahrhunderte historisch Gewordene und organisch Entwickelte als den Satzungen des einer langen Vergessenheit entrissenen römischen Rechts widerstreitend zu besetzen oder doch umzuformen, trat er nicht bloß der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit entgegen und unternahm gegen die Macht und das Recht der historischen Entwicklung einen Kampf, aus dem er nicht als Sieger hervorgehen konnte.

Nach einer lichtvollen Auseinandersetzung der Entwicklung der lombardischen Städte nach Hegel werden die ersten Kämpfe des Kaisers mit ihnen berichtet bis zur Capitulation von Mailand. Daran reiht sich eine Untersuchung über den berühmten Roncalischen Reichstag. Pruz weicht hier wesentlich von der gangbaren Darstellung ab. Er findet, daß die rechtsgelehrte Commission ihr Regalienverzeichnis aufgestellt habe rein vom theoretischen Gesichtspunkte aus, ohne Rücksicht auf die thatsächlichen

Verhältnisse, in der Voraussetzung, daß der Kaiser alle diejenigen Hoheitsrechte, welche die Städte kraft ausdrücklicher Verleihung früherer Regenten besaßen, nicht aufs neue für sich in Anspruch nehmen werde. Wenn man bedenkt, daß nur Genua gegen diese Festsetzungen Widerspruch einlegte, die übrigen Städte keinerlei Einwendungen vorbrachten, so wird man dieser Anschauung ihre Berechtigung nicht absprechen können. Als aber die Voraussetzungen, welche die Italiener gemacht, nicht eintrafen, als der Kaiser die ronalischen Beschlüsse benutzte, um eine absolute Gewalt über die Städte zu begründen, da erhoben sie sich natürlich zu neuem, heftigem Widerstand. Und diese Kämpfe wurden erschwert durch den neu ausbrechenden Streit mit der Curie. Jetzt erwacht im Papstthum der alte Hildebrandische Geist aufs neue; es ist seiner Abhängigkeit inne geworden, und das ist genug, um es zum leidenschaftlichsten Anknüpfen dagegen zu entflammen, um es das ganze Programm Gregor's VII. wieder aufnehmen zu lassen. Schon Hadrian IV. wirkt in dieser Richtung, ihr Hauptvertreter aber ist der Cardinal Roland. Hadrian stirbt, und Roland wird von seiner Partei als Alexander III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Die staufisch gesinnte Minderzahl der Cardinale erhebt einen Gegenpapst, Victor IV., und der Kaiser sucht ihm auf jede Weise und durch alle Mittel zur Anerkennung zu verhelfen, während Alexander III. sich offen mit den Lombarden verbündet. Im allgemeinen aber ist die Lage des Kaisers im Jahre 1160 eine günstige, er hat Crema erobert und durch die Komödie des Concils von Pavia Victor IV. einigen Rückhalt verschafft. Da wird er aufs neue gehemmt durch die Unlust der deutschen Fürsten, diese Kämpfe in Italien länger mitzumachen. Er muß sie nach Hause entlassen und kann die errungenen Vortheile nicht mit der nöthigen Energie weiter verfolgen. Es drängt sich einem immerfort die Ueberzeugung auf, zur Durchführung einer Politik wie die Friedrich's I. habe ein stehendes Heer gehört, und das konnte ihm Deutschland nicht liefern.

Das dritte Buch erzählt die Verschlingung des kirchlichen und politischen Kampfs, die Stellung von Frankreich und England zu dem Schisma, den Kirchenstreit in Deutschland, dann weiter die Eroberung und Zerstörung Mailands. Im Gegensatz zu Raumer, der, um von Friedrich's Geschichte diesen häßlichen Flecken zu entfernen, eine eigentliche Zerstörung der Stadt fast geleugnet, wird die Verwüstung in all ihrer Entsetzlichkeit geschildert und das Verfahren des Kaisers sowol bei der Capitulation als bei der Bestrafung der Rebellen findet allen den Tadel, den es verdient. Motive persönlicher Rache von Seiten Reinalds von Dassel sind offenbar maßgebend gewesen und dann der eigenthümliche Standpunkt des Kaisers, der die Mailänder nicht eigentlich als Unterthanen ansah, deren Blüte, wenn sie einmal wirklich zum Gehorsam gebracht sind, auch dem Herrscher zugute kommt, sondern als ruchlose Feinde, die es zu vernichten gilt. Die Zerstörung der mächtigen Stadt war aber auch ein großer politischer Fehler.

Denn wohl konnte der gewaltige Kaiser von blutigem Siegesglanze umgeben mit Befriedigung seinen Blick auf dem Flammenmeere ruhen lassen, welches die mächtige Seguerin

verzehrte und nur die öden und trümmerhaften Umfassungsmauern übrigließ; wohl mochte Reinald von Dassel triumphirend sich der furchtbaren Genugthuung freuen, welche ihm für die Beschimpfung, die ihm die Mailänder zugefügt, jetzt endlich gewährt wurde: dieselben Flammen, welche jetzt Mailand verzehrten und als blutigrothes Fanal die Kunde von des Kaisers Siege weit hin durch die lombardische Ebene strahlten, dieselben Flammen sollten binnen kurzem einen Brand entzünden, dessen unwiderstehliche Gewalt selbst den Kräften des nun scheinbar allgewaltigen Kaisers Hohn sprechen sollte.

Zunächst freilich nimmt die kaiserliche Politik einen noch höhern Aufschwung, sie strebt geradezu nach einer Universalmonarchie, die Herrscher von Frankreich und England bezeichnet Friedrich officiell als „Könige der Provinzen“. Aber diese Aunagung treibt sie in die Arme Alexander's III., der Druck der Podestà bereitet eine neue Erhebung der Lombarden vor, es bildet sich eine Coalition zwischen diesen, Frankreich, Ungarn, dem griechischen Reich, Venedig und Alexander. Trotz aller seiner Siege hat Friedrich wenig Erfolge aufzuweisen. Auch der innere Zustand von Deutschland ist traurig genug, überall wachsende Verwirrung. Um so glänzender hebt sich auf dem dunkeln Hintergrunde die Gestalt Heinrich's des Löwen hervor.

Der zweite Band dieses schönen Werks ist soeben erschienen und wird demnächst besprochen werden.

Nicht weniger interessant, als die Geschichte Friedrich's I. ist der Stoff, welchen sich Krause („Die Eroberungen von Konstantinopel im 13. und 15. Jahrhundert“, Nr. 2) zur Bearbeitung gewählt hat. Die Gründung des lateinischen Kaiserthums ist eine der romantischsten Episoden in der Geschichte des Mittelalters, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken eins jener weltgeschichtlichen Ereignisse, die durch ihre folgenschwere Bedeutung nicht minder wie durch die Charaktere der handelnden Personen stets aufs neue das Interesse des Historikers von Fach wie des großen Publicums erregen. Ueber Mangel an Theilnahme also wird sich ein gutes Buch über diese Belagerungen und Eroberungen schwerlich zu beklagen haben. Aber in diese Kategorie gehört das Werk von Krause leider nicht.

Zuvörderst möchten wir dem Verfasser empfehlen, dem kleinen Hejse ein gründliches und unermüdetes Studium zuzuwenden. Referent hat wenigstens bei der Lektüre beständig das Gefühl gehabt, als hätte er ein Schulerexercitium eines Ausländers vor sich, der erst seit kurzem die deutsche Sprache zu erlernen begonnen hat. Es finden sich Ausdrücke, wie: „nach der Angabe des Georg Codinus . . . lag die erste und früheste Gründung der Stadt an der Ausmündung der Flüßchen Chyanis und Barbyfes“, oder: „einige in der Stadt bereits Quartier gewonnene Pilger“, „der Ausbruch des Kampfs, der Belagerung und Eroberung“, oder „Zinkeisen, dessen erster Band von seiner Geschichte des Osmanischen Reichs“. Von einem „abgeschwächten“ Reiche oder Volke (S. 24, 41, 102, 131 u. öfter) kann man gleichfalls nicht sprechen, und einen aus übertriebenem Ehrgeiz entflossenen Entschluß kann man gewiß nicht einen „Unglücksfall“ nennen. Dagegen würde vielleicht ein Leisefaden der Zoologie am ehesten die Romik aufdecken, welche in dem Ausdruck „Fische, Krebse und andere Conchylien“ liegt. Die Mißhandlung des Stils entspricht derjenigen der Grammatik,

Stellenweise wird man lebhaft an die Proben erinnern, welche unsere Literaturgeschichten aus der Zeit der zweiten schlesischen Dichterschule vorführen. Oder könnte nicht Lohenstein stolz sein auf die folgenden Zeilen:

So fand also derjenige, welcher mit Lobesmuth auf eigene Lebensgefahr hin eine Hyäne vom Throne gestürzt und vernichtet hatte, in dem eigenen geliebten Bruder eine andere Hyäne, welche ihm zwar nicht das Leben selbst, aber den ganzen Werth seines Lebens raubte, die Kaiserkrone, das Augenlicht und die persönliche Freiheit. Da saß nun plötzlich wieder ein Wolf im Schafskleide auf dem Throne und regierte anfangs leidlich, wie sein Bruder ja auch gethan hatte, zeigte jedoch bald, daß er ein des Thrones würdiger Regent nicht war und nicht sein konnte.

Auch die einzelnen Ausdrücke pflegen möglichst pathetisch gewählt zu werden. Nie ist von dem Tode eines Kaisers die Rede, das Wort ist offenbar für eine so erhabene Persönlichkeit zu gewöhnlich, es heißt immer „Untergang“. Die Darbanellen werden S. 5 „die südlichen Zionswächter und Schlüssel zur Kaiserresidenz“ genannt. Neben diesen offenbar mit großer Sorgfalt ausgedachten Wendungen finden sich dann wieder andere, die eine wahrhaft rührende Unbeholfenheit verrathen.

Doch wo gerathen wir hin? Wir verfallen ja in den vielgerügten Fehler der Italiener, welche die Form über den Inhalt stellen und ein geistvolles Buch verachten, wenn es nicht im reinsten Trecento oder wenigstens Cinquecento florentinisch abgefaßt ist! Betrachten wir also den Inhalt des Buchs etwas näher.

Will das Werk für eine rein gelehrte Arbeit gelten? Dann vermiffen wir eine vollständigere Heranziehung der Quellen und ein klares Urtheil über ihren Werth. Es sind wesentlich nur byzantinische Autoren, denen der Verfasser folgt; von einer Kritik der Berichte, von einem Abwägen ihrer Glaubwürdigkeit ist wenig zu spüren, auch die Forschungen der neuern Gelehrten werden nicht so gesichtet, wie es wol erforderlich wäre. Etwas Neues erfahren wir kaum, und auf die Bemerkungen über einzelne türkische Quellen am Schlusse legt der Verfasser wol selbst keinen großen Werth. Wir müssen daher versuchen, andere Gesichtspunkte zu finden.

Erzählt wird, nach einer allgemeinen Uebersicht über die Welllage von Konstantinopel und die Topographie der Stadt, die Gründung und die Geschichte des lateinischen Kaiserthums und dann im zweiten Abschnitt die Entwicklung der türkischen Macht in Europa, die Bedeutung, welche der Fall der tausendjährigen Kaiserresidenz für die Culturgeschichte hatte, und endlich die Erstürmung der Stadt durch Mohammed II. Die Gesamtauffassung des Verfassers spricht sich vielleicht am besten in der nachfolgenden Betrachtung aus, mit welcher der erste Abschnitt schließt:

Der so plötzlich verdrängte Balduin II. hat viele Jahre hindurch den Gedanken an die Möglichkeit, das verlorene Reich wiederzuerobern, festgehalten, und einige abendländische Mächte waren auch nicht abgeneigt, ihm beizustehen. Allein die rollenden Jahre mit ihren wechselvollen Ereignissen hatten die Lage der Dinge bedeutend verschoben und geändert, und eine so thatlustige Macht, durch welche die Kaiserresidenz das erste mal gewonnen worden war, konnte zum zweiten mal nicht in Bewegung gesetzt werden. Auch würde während der umsichtigen Regierung des Kaisers Michael Paläologus der Widerstand ein zehnfach stärkerer geworden sein als das erste mal. Dazu kam,

daß man leicht berechnen konnte, ohne stets ein starkes Kriegsheer zu unterhalten, würde man auf die Dauer nicht im Stande sein, der nicäisch-byzantinischen Macht sowie den Bulgaren, Slaven, Cumanen und Serben die Spitze zu bieten. . . . Daher kam niemals eine Heerfahrt gegen Konstantinopel zu Stande, die ganze Angelegenheit unterblieb und verjäherte mit der Zeit als unlösbare Aufgabe, sodasß beinahe noch zwei Jahrhunderte verliefen, bevor diese köstliche Perle an der unvergleichlichen Südoßspitze Europas, welche einzig und allein einer christlichen Bevölkerung angehören sollte, den fanatischen und stürmischen Verehrern des Islam zur Beute wurde. Man darf doch in der That ohne Verletzung des Völkerrechts behaupten, daß, wenn die Sultane nicht geneigt waren, Jerusalem mit den in der Nähe liegenden heiligen Oertern als unantastbares Eigenthum den Christen zu überliefern (an Frankreich, England oder Rußland), ihnen auch das christliche Konstantinopel wieder abgenommen werden mußte. In Europa durften die Muselmänner überhaupt nicht festen Fuß fassen, da sie hier ein für allemal als Sprößlinge eines andern geräumigern Welttheils, von anderer Religion, Sitte und Art, von anderm Charakter und geistiger Richtung nichts zu suchen hatten und ihre Eroberung nichts war, als ein mit aller Grausamkeit vollzogener Gewaltstreich. Gegenwärtig mahnen freilich politische Rücksicht und Humanität die großen europäischen Mächte, die türkischen Machthaber ruhig gewähren zu lassen, da die gegenwärtige Generation jenen Gewaltstreich nicht ausgeführt hat, sondern nur als Abkömmling jener Eroberer hier zurückgelassen ist. Dazu kommt, daß man in Beziehung auf die verschiedenartige Religion gegenwärtig Fanatismus nicht mehr aufkommen läßt, sowie auch bei den Osmanen ein solcher nur selten noch aufsteht. Dennoch wird einst die Zeit kommen, in welcher die türkische Dynastie aufhören und eine christliche ihre Stelle einnehmen wird. Es wird sich aber eben nur um die Dynastie handeln. Die türkische Bevölkerung wird nach Belieben zurückbleiben und unter einer christlichen Regierung ohne Bedrückung leben — oder nach Asien und Afrika zu ihren Stamm- und Glaubensgenossen auswandern können. Jedem Muselman wird das freigestellt werden. Geschehen wird dies, auch wenn zuvor noch ein oder mehrere Jahrhunderte verlaufen sollten. Die Deutschen werden jedoch von solchen Ereignissen wenig oder gar keinen Vortheil zu hoffen haben.

Wenn der Leser das etwas confus finden sollte, so müssen wir gestehen, daß es uns ebenso gegangen, aber eben deshalb glauben wir, daß der Abschnitt charakteristisch für das ganze Buch ist. Denn verwirrt ist die ganze Darstellung von der ersten bis zur letzten Seite. Gleich die topographische Uebersicht ist durchaus unklar. Zuweilen scheint es, als habe der Verfasser seine Excerpte ohne weitere Verarbeitung und ohne Rücksicht auf den Zusammenhang einfach aneinandergereiht. Oder was soll man sonst von der folgenden Beschreibung der allmählichen Entstehung des Mauerrings sagen?

Ebenso hatte der vorletzte Kaiser Johann Paläologus II. nach der Belagerung der Stadt durch Amuret, Vater Mehmed's II., die Mauern und Thürme wieder in guten Stand setzen lassen und mit stärkeren Thürmen ausgestattet. Außerdem wurden an leicht zugänglichen Stellen Zwinger und Graben und Umgebungsmauern angelegt, wodurch eine bedeutende Verstärkung der Befestigung erreicht worden war. Eben deshalb blieben die Mauerstreifen von Cpri Kapu bis zum Palast des Hebdomon die schwächern, weil hier keine Zwinger mit Mauern und Gräben angelegt worden waren. Unter der Regierung der Sultane wurde die Wiederherstellung einzelner verfallener Mauerabtheilungen mehrmals nothwendig. Die meisten Thürme der Mauern sollen vom Kaiser Theophilus herkommen (829—841). Nach demselben ist aber in dieser Beziehung noch vieles gesehen und die vorhandenen Thürme sind durch hinzugefügte neue vermehrt worden. Die Ueberreste der alten Hauptmauer beweisen, daß dieselben ein Riesenwerk gewesen sind.

Auch sonst ist die Detonometrie des Werks sehr auffallend.

Der Tod des Alexios Angelos z. B. wird zweimal mit ziemlich derselben Ausführlichkeit erzählt, einmal S. 33, wo eigentlich bloß von dem Abkommen die Rede ist, welches er in Zara mit den Kreuzfahrern getroffen, und dann wieder S. 49, wo die Erzählung wirklich so weit vorgerückt ist. Daß uns die Gründung des nickäischen Kaiserreichs früher erzählt wird als die Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, gehört in dieselbe Kategorie, und andere Beispiele lassen sich mit leichter Mühe finden.

Dann aber ist die historische Auffassung eine wahrhaft klägliche. Wir wollen nicht mit dem Verfasser wegen seiner durchgängigen Bewunderung des byzantinischen Reichs rechten, das er den Völkern Europas als ein Muster gesunder Stabilität hinstellt; wir wollen auch die Anschauung nicht hervorheben, welche sich einbildet, daß sich der Proceß der Weltgeschichte auf friedlichem Wege vollziehen könnte. Aber man würde doch z. B. eine Auseinandersetzung der Beweggründe verlangen können, welche die Führer der Kreuzfahrer, welche insbesondere die Republik Venedig veranlaßten, auf die Bitten des Isaak Angelos einzugehen und den Usurpator zu stürzen, welcher seinen Vater der Krone beraubt. Was Krause darüber bietet, ist ebenso ungenügend als verwirrt. Ob Kaiser Alexios, Isaak's Bruder, von vornherein die Pläne der fremden Heeresmassen kannte oder wenigstens ahnte, oder ob er glaubte, sie würden nach kurzer Rast weiter nach Palästina ziehen, davon erfahren wir nichts. Wo es wirklich darauf angekommen wäre, blühendere Farben zu wählen, da ist der Verfasser so trocken als möglich. Bei der Schilderung des Eindrucks, den die glänzende Kaiserstadt auf die Franken gemacht, dessen Märchenhaftigkeit ja z. B. selbst im „Parzival“ nachklingt, erhalten wir nichts als ein dürres Register der Hauptsehenswürdigkeiten.

Und die Erzählung der einzelnen Vorgänge? Wer Lust dazu hat, lese z. B. die Darstellung der großen Feuersbrunst oder die der Vertheilung des Reichs unter die Sieger. Und nicht einmal alles, was von wirklicher Bedeutung ist, wird uns vorgeführt. Die Episode der Kaiserwahl des Theodoros Laskaris z. B. wird in einem kurzen Zwischenfuge an der allerunpassendsten Stelle abgehandelt. Dazu kommen Motivirungen und naive Gefühlsäußerungen, die durch ihre Selbstverständlichkeit unwillkürlich lächeln machen. Ein besonderes Gewicht legt der Verfasser auf eine gute Naturalverpflügung.

Wir haben mit Absicht die Beispiele zur Begründung unsers Gesamturtheils fast nur aus dem ersten Abschnitte entnommen; daß der zweite, die Erzählung der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, diesem völlig ebenbürtig ist, wird man uns wol aufs Wort glauben.

Auch die 23 Seiten lange Vorrede können wir nicht ganz unbesprochen lassen. Hat sie der Verfasser doch gewiß selbst sehr hoch gestellt. Sie beginnt mit einer feurigen Lobrede auf die Byzantiner, ihr Hauptinhalt aber ist ein energischer Angriff auf Frn. Hoppf, den Verfasser einer tiefgelehrten, auf den umfassendsten Studien beruhenden Geschichte des byzantinischen Reichs, welche einen Theil der „Allgemeinen Encyclopädie“ von Ersch und Gruber ausmacht. Hoppf hat das Unglück gehabt, ein früheres Buch von Krause ungunstig zu beurtheilen, und dafür wird er nun gründlich abgezankelt, nachdem ein paar andere wohlwollen-

dere Recensenten die verbiente Anerkennung erhalten haben. Man sehe nur, wie sich Krause jenem übelwollenden Kritiker entgegenstellt. Er ruft emphatisch aus:

„Fleiß war von Jugend auf meine Lust, und nach Kenntnissen hatte ich stets unauslöschlichen Durst... Die byzantinischen Historiker sind für mich wenigstens ebenso einfach wie Herodot und Xenophon. Nichts ist dunkel, alles klar, hell und durchsichtig. Und ich traue mir zu, selbst den Gerakleitos Skoteinos mindestens ebenso richtig zu verstehen, als ihn Ferdinand Lassalle verstanden hat, und die Fragmente des Empedokles ebenso gut, als der Herausgeber Karsten, und Plato's „Parmenides“ ebenso gut, als dessen Interpreten und Uebersetzer.“

Welch nützliche Belehrungen weiß er hier zu ertheilen! Man höre nur:

Die Durchforschung der Archive setzt freilich auch gründliche paläographische Studien voraus, wenn nicht bisweilen ein untergeschobenes Nachwerk für eine wichtige Urkunde gehalten werden soll. Welche Studien zu machen sind, bevor man jede Archivhandschrift des Mittelalters zu lesen im Stande ist, zeigt das soeben (1870) erschienene Werk: „Andrea Gloria, Compendio delle lezioni teorico pratiche di paleografia e diplomatica“, mit einem Atlas von 29 Foliotafeln mit Schriftproben der verschiedensten Art. Ebenso „Nat. de Wailly“, Bd. 1 u. 2.

So gefellt sich auch noch Ueberhebung zur Nichtigkeit der eigenen Leistungen.

Theodor Knochenhauer's „Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses“ (Nr. 3) ist das nachgelassene Werk eines jungen Gelehrten, den ein tiefer Zwiespalt mit der Welt und mit sich selber, Mangel an Selbstvertrauen und an innerer Befriedigung einem frühen Tode entgegengeführt hat. Nicht ohne Rührung wird man die Lebensskizze lesen, die Usinger auf wenigen Blättern vorangeschickt. Karl Menzel in Weimar hat das Werk in den Einzelheiten mit großer Sorgfalt vollendet und die Liberalität des Herzogs Bernhard von Meiningen die Herausgabe ermöglicht. Hier ruht der Hauptaccent auf der Forschung, die mit großer kritischer Schärfe durchgeführt ist, obwol der Verfasser nicht überall mehr abschließen konnte und manches Unrichtige stehen geblieben ist, das eine letzte Revision getilgt haben würde. Der Herausgeber hat der Aufgabe, welche ihm damit zufiel, in der gewissenhaftesten Weise und mit aller der Arbeit des Verfassers gebührender Achtung entsprochen. Die Tradition, welche gerade hier so romantisch und in ihrer Heimat so populär ist, wird vielfach kritisch zerlegt und in das Gebiet der Sage verwiesen, hauptsächlich natürlich diejenige über die Herkunft Ludwig's des Bärtigen werden in ihrer Nichtigkeit aufgedeckt, ja der Verfasser leugnet sogar die fremde Abstammung seiner Familie und erklärt sie für ein altes thüringisches Geschlecht. Hier und da ist freilich das kritische Messer wol etwas zu tief eingedrungen.

Das Geschlecht dieser thüringischen Landgrafen ist mannichfach interessant. Es ist praktische, culturfördernde Thätigkeit, Ausroden von Wäldern, Anlage von Dörfern und Städten, Besiedelung wüster Orte, wodurch sie zuerst emporkommen. Eine kluge, umsichtige Politik, die alle Zeitumstände trefflich zu benutzen weiß, reiche Heirathen fördern sie weiter. Persönlichkeiten wie Ludwig der Springer und Ludwig der Eiserne erwecken vielfache persönliche Theilnahme, der fangereiche Hof Hermann's I. und die heilige Elisabeth sind mit der ganzen Romantik

des Mittelalters umwoben. Die Auffassung im ganzen verdient Lob, die allgemeinen Gesichtspunkte sind überall hervorgehoben, die Beziehungen zu der allgemeinen Geschichte des Reichs gehörig ins Licht gesetzt. Nirgends macht sich ein Localpatriotismus geltend, der bei Provinzialgeschichten so häufig unangenehm und auch für die Forschung nachtheilig hervortritt. Ueber den Landgrafen Hermann z. B. ist ein hartes, doch nicht unverdientes Urtheil ausgesprochen. Sehr zu beklagen ist, daß es dem Verfasser nicht mehr vergönnt war, auch noch die Culturgeschichte Thüringens in diesem Zeitraum zu bearbeiten, wie es in seiner Absicht gelegen hatte.

M. Philippson in seinem „Heinrich IV. und Philipp III.“ (Nr. 4) hat sich die Aufgabe gestellt, den Anfängen jenes großen Umschwungs nachzugehen, durch welchen Spanien seine vorwaltende Geltung in Europa verlor und Frankreich das unbesrittene Uebergewicht erlangte, welches es bis zum Spanischen Erbfolgekrieg behauptete. Es ist jedoch nicht bloß eine Geschichte der äußern Politik, der diplomatischen Beziehungen und der Kriege abgesehen, sondern ganz wesentlich auch auf eine Schilderung der Entwicklung der innern Zustände in beiden Ländern. Und darin liegt auch in der That der Schwerpunkt der Verhältnisse. Von innen heraus ist die Macht Spaniens zerbrockelt, die Frankreichs begründet worden. Diese Dinge vollkommen zur Anschauung zu bringen, ist ein sehr dankbares Unternehmen; man hat sich in dieser Hinsicht in Deutschland nur zu lange mit Allgemeintheiten beruhigt, erst seit wenigen Jahren hat sich die Aufmerksamkeit der Forscher schärfer darauf gerichtet. Die Schwierigkeiten, welche es hier zu überwinden gilt, sind freilich sehr groß. Die Rechts- und Finanzgeschichte der Staaten läßt sich wol ausdehnen, die allgemeinsten national-ökonomischen Fragen werden sich lösen lassen, die Geschichte des Nationalgeistes im großen und ganzen fängt an uns klar zu werden; ob es aber möglich sein wird, ein deutliches Bild von dem Zustand und der Anschauungsweise aller Volksklassen in beiden Ländern während jener Epoche zu entwerfen, muß noch dahingestellt bleiben. Vorläufig ist noch unendlich viel aus dem Groben zu arbeiten.

Es sind natürlich hauptsächlich archivalische Materialien, auf welche Philippson seine Darstellung stützt. Vieles davon ist gedruckt, anderes hat er selbst ans Licht gezogen. Ein Gesamturtheil muß bis zur Vollendung des Werks zurückgehalten werden, da manche der wichtigsten Fragen, die sich der Verfasser gestellt, in diesem ersten Bande nur andeutungsweise berührt werden. Uns will es scheinen, als ob er über dem üblichen Bestreben, möglichst viel aus dem neugewonnenen Stoffe zu bieten, zuweilen die volle Ausnutzung des Längstbekannten versäumt habe.

Eine Einleitung orientirt über die Verhältnisse der europäischen Staaten, soweit sie für die große Politik damals in Betracht kommen, ihre Hülfsmittel, die überall treibenden Kräfte, den moralischen Zustand Europas im allgemeinen. Der letztere erscheint traurig, trauriger als er wirklich war. Die Schattenbilder sind zu einseitig hervorgehoben. Alles mußte natürlich sehr skizzenhaft gehalten werden, aber zuweilen vermißt man doch ein tieferes Eingehen. Bei der Erörterung der Gründe, auf welchen

die Eigenthümlichkeit des spanischen Volkscharakters beruht, hätte die Untersuchung Buckle's sicherlich benutzt werden müssen. So einseitig sie in mancher Beziehung ist, würde sie dem Verfasser doch manche werthvolle Gesichtspunkte dargeboten haben.

Die Politik Frankreichs und Spaniens in jener Periode entspricht genau dem Charakter ihrer Herrscher. Dem persönlich streng gewissenhaften, kirchlich gläubigen, aber beschränkten, unselbständigen, trägen Philipp III. steht der scrupellose, religiös indifferente, geistvolle, immer thätige Heinrich IV. gegenüber. Vielleicht wird man sich wundern über die nichts weniger als günstige Charakterisierung, die von dem letztern entworfen wird und die dem Wilhe, das man sich gewöhnlich von ihm macht, durchaus widerspricht. Aber sie ist gewiß die richtige und seit Jahren ist die Reaction gegen die frühere Auffassung im Wachsen.

Es ist ein kleiner und heimlicher Krieg, welchen die beiden Mächte nach dem Frieden von Verbins miteinander führen. Sie arbeiten sich auf allen Gebieten entgegen, während äußerlich ziemlich freundschaftliche Beziehungen zwischen ihnen herrschen. Jede unterstützt die Feinde der andern, die innern wie die äußern. Aber Spanien läßt seine Freunde im entscheidenden Moment regelmäßig im Stich. Mitten zwischen beide gestellt ist der Herzog Karl Emanuel von Savoyen, von dessen unruhigem, ehrgeizigem Treiben wir ein lebendiges Bild erhalten. Seine Pläne zur Gründung eines großen Reichs zu beiden Seiten der Alpen scheitern kläglich, aber er wird auf Italien hingewiesen, als die einzige Seite, wohin er sich ausdehnen kann. Von da an datirt die traditionelle Politik seines Hauses. Die innern Schwierigkeiten in Frankreich sind anziehend dargestellt, über die Byron'sche Verschwörung, durch welche Spanien und Savoyen im Bunde mit dem hohen französischen Adel und sogar den Jüngern die Macht des französischen Königthums zu brechen strebten, wird vielfach Neues aus den Processacten beigebracht. Neues ergibt sich auch für die Verbindung Heinrich's IV. mit den Moristen, womit er seinerseits Spanien an der verwundbarsten Stelle zu treffen gedachte. Die Verbindung der religiösen Interessen mit den politischen tritt überall hervor; Sieger mußte natürlich bleiben, wer den erstern am kältesten gegenüberstand.

Der Stil ist vielfach nicht sehr correct, die Darstellung häufig größerer Freile bedürftig. Auch lästige Wiederholungen finden sich, die leicht zu vermeiden gewesen wären. Doch lieft sich das Buch im ganzen gut, und manche Partien sind sehr anschaulich und lebendig geschrieben. Wir verweisen nur auf die Erzählung der Escalade.

Wir schließen mit einem Remotrenwert, den „Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein, Leonora Christiana“ (Nr. 5). Die Gräfin stammt aus der Ehe König Christian's IV. mit Kirsten Brunk und war vermählt mit dem dänischen Reichshofmeister Corfitz Ulfeldt, welcher in der Geschichte des Nordens eine so eigenthümliche Rolle spielt. Um ihren Gemahl, dessen man selbst nicht habhaft werden konnte, auf das härteste zu treffen, ließ die dänische Regierung sie in London verhaften und hielt sie über 21 Jahre lang in Kopenhagen gefangen. Was ihr während dieser langen Gefangenschaft zugestoßen, hat sie im Kerker in dänischer Sprache aufgezeichnet. Das

Manuscript kam durch Erbschaft in den Besitz des Grafen Johann Waldstein, der es auf Veranlassung dänischer Gelehrter herausgab. Es erregte in Dänemark großes Aufsehen, zwei Auflagen wurden vergriffen, und Graf Waldstein entschloß sich, es auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Johannes Ziegler, welcher auch eine Einleitung und Anmerkungen hinzugefügt hat, hielt es für angemessen, die Uebersetzung in der Sprache des 17. Jahrhunderts zu geben, hauptsächlich weil er glaubte, nur so den Ton des Originals wiedergeben zu können. Man kann manches für eine solche Art der Uebersetzung vortragen, doch würde sich dasselbe Resultat wol auch auf andere Weise haben erreichen lassen, und jedenfalls konnte man der fübrenden Orthographie von damals entzathen. An sich ist die Sprache gut nachgeahmt; über die Treue der Uebersetzung können wir nicht urtheilen, da uns die

Kenntniß des Originals abgeht. Das Buch kann bei uns natürlich nicht in gleichem Maße interessieren, wie in Dänemark, und schon die prachtvolle Ausstattung bekundet, daß es nur für einen engeren Kreis bestimmt ist. Es sind keine sehr interessanten Thatsachen, keine tiefen Gedanken, die uns hier geboten werden, doch wird man der Erzählung der unglücklichen Frau nicht ohne Theilnahme folgen. Ein unerschütterliches Gottvertrauen ist der Grundzug ihres Wesens, aber sie ist sehr fern von der jetzt beliebten frömmelnden Sentimentalität, zuweilen sogar sehr derb. Einmal ohrfeigt sie ihre Dienerin derart, daß das Blut hervorströmt. Für das Leben und die Anschauungen der Zeit ergibt sich manches recht Charakteristische, das wohl geeignet ist, uns die große Umwandlung fühlbar zu machen, die seitdem in der europäischen Gesellschaft vor sich gegangen ist.

Ein Roman Dehlenschläger's.

König Helge. Eine Nordlandsage von A. Dehlenschläger. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. III. Die Froars-Sage. Ein Roman. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. 1870. 8. 27 Rgr.

Als wir in Nr. 41 d. Bl. f. 1870 die Tragödie „Yrsa“ von demselben Verfasser, verdeutsch von demselben Uebersetzer (die den zweiten Theil der Nordlandsage „König Helge“ bildet), besprachen, schlossen wir mit der Bemerkung, daß die „Froars-Sage“, welche mit der eben genannten Tragödie in engem Zusammenhange steht, wahrscheinlich ebenfalls bald in einer neuen Verdeutschung von Gottfried von Leinburg erscheinen würde.

Wir sagen: in einer neuen Verdeutschung, denn eine ältere, von dem Verfasser selbst herrührende, ist bekanntlich schon vorhanden. Dieselbe ist jedoch so ungenügend, daß der Dichter dadurch seinem eigenen Ruhme nur Abbruch gethan und die deutschen Verehrer der nordischen Poesie abgehalten hat, seinem Genius in Beziehung auf dieses Werk volle Würdigung widerfahren zu lassen.

Ueberhaupt ist der Dänenskalde Dehlenschläger, den selbst Tegner stets und überall als seinen größern und ihm überlegenen Gesangsbruder neidlos und freudig begrüßt, ein ganz und gar anderer Dichter als der deutsch schreibende Dehlenschläger, welcher den schwächlichen „Correggio“ auf die Bühne gebracht hat. Die Geschichte der deutschen Poesie, in welche er sich zu seinem eigenen Nachtheil eingedrängt, hat ihn daher auch längst mit Recht abgethan und unter die Kleinen — Houwald, Kaupach u. s. w. — geworfen, deren schnell vergängliche Erfolge und Lorbern ihn nicht schlafen ließen.

Wartig und schwungvoll in seiner Ursprache, ist er in seinen eigenen Reisen und unbehüllichen Uebersetzungen nicht mehr wiederzuerkennen, sodaß seine besten Dichtungen, und unter diesen gerade „König Helge“, für die deutsche Poesie erst fürmllich erobert werden mußten.

Die „Froars-Sage“, mit welcher wir es hier zunächst zu thun haben, zerfällt in zwanzig Kapitel, deren an „König Helge“ anknüpfenden Inhalt wir hier kurz andeuten wollen.

Das erste Kapitel erzählt Yrsa's Ueberfahrt nach Dänemark. Yrsa ist sehr traurig, aber der gute Jarl Reigin sucht sie zu trösten, indem er ihr die Versicherung gibt, sie werde sich in Froar's Königsaal mit Vatergüte empfangen sehen. Zugleich mahnt er sie, daß wenn sie ihr eigenes Leben nicht zu erhalten suche, dann auch noch ein anderes theures Leben unter ihrem Herzen, das Leben des künftigen Königs, gefährdet sei. Ihre greisen Pflegeältern, der alte Fischer Folkwar und dessen Frau, begleiten sie und vertreiben ihr die Zeit durch gemüthliches Geplauder. Als man am andern Morgen bei Sonnenaufgang an dem majestätischen Felsengestade der Jungfraueninsel vorbeisegelt, greift ein junger Skalde, Namens Frane, in sein Saitenspiel und singt:

Auf! Im Gesange gepriesen sei
Dänemarks liebliche Lorelei!
Seht ihr sie dorten, die Braut der See?
Seht ihr der Brüste marmornen Schnee?
Stolzen Hauptes in das Meer hinaus
Blickt sie im kühlenden Sturmgebraus,
Hoch und herrlich und wunderbar
Glänzt ihr der Scheitel so hell und klar,
Seht, und der Füße felsigen Raust
Rührt ihr die schäumende Welle sanft.
Welcher Fels unter Norwegs Höhen
Gleicht wol der dänischen Lorelei schön?
Licht ist der Stein und die Flut ist blau,
Droben gibt sich der Wald zur Schau.
Oia, wie lieblich im Morgenglanz
Lächelt die Jungfrau im Buchtenranz!

Ein anderer mit an Bord befindlicher Sänger, Ragnwald, der den größten Theil seines Lebens in Norwegen zugebracht, findet sich veranlaßt, die Naturschönheiten dieses Landes zu rühmen, und thut es in ironisch-spöttischer Weise, indem er singt:

Ein jeder lobt, was er selbst besitzt! —
Bem falsches Geschmeide am Finger blüht,
Der schmüht des Nachbarn funkelnden Stein,
Als gäbe Glas Diamantenschein.
So hinter Dänemarks Kreidenfüß
Stehn freilich die Felsen des Nord's zurück.
Da ist nichts Dunkels, da ist nichts Grells,
Was gegen die Lore ist Dore's Fels?

Die Mohren finden das Schwarze schön,
Die Dänen lieben die Maulwurfsöhln.
O Norweg, mit deiner Ströme Fall,
Ich höre lieber des Wächleins Schall!
Hinweg, du grauer Gebirgsaar Kühn!
Ich schaue lieber des Zeifigs Orln
Und lieber des Sumpels rothge Brust: —
Denn das Rette, das Kleine ist meine Lust,
Und jeder Vogel zu seiner Frist
Singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Ein blutiger Streit, der in Folge dieser satirischen Verse zwischen den beiden jungen Sängern zum Ausbruch zu kommen droht, wird durch die Mahnungen des hundert- und zwanzigjährigen norwegischen Greises Arne Kalf noch rechtzeitig beschwichtigt. Damit und unter darauf folgender wieder heiterer Unterhaltung vergeht die Zeit, bis bei einbrechender Abenddämmerung das Schiff zwischen den reizenden Ufern des Fjords den Thürmen Rothschilbs, der Hauptstadt des von König Froar beherrschten Landes, zufliegt, in den Hafen einschwenkt und im Angesicht des herrlichen Leirewalds und der neuen Königsstadt vor Anker geht.

Das zweite Kapitel beginnt mit einer kurzen Schilderung der Königsstadt, des Lebens und Treibens darin, und des Lustschlosses, welches der Drott oder König während der schönen Jahreszeit bewohnt.

Reigin spricht, nachdem er Yrsa vorläufig in den Gemächern der verstorbenen Königin untergebracht, erst allein mit König Froar und setzt ihn von dem Tode seines Bruders Helge in Kenntniß. Yrsa wird, als sie selbst erscheint, aufs freundlichste empfangen und macht zugleich die Bekanntschaft ihres kleinen Neffen, des mutterlosen Agnar.

Das dritte Kapitel erzählt den Besuch, den die schöne, aber tödtliche Skulde, die Tochter Helge's und der Rixe Dlaf, bei Yrsa macht, die ihre Stiefmutter und zugleich ihre Stiefschwester ist. Skulde erklärt, sie glaube nicht, daß sie, wie die Leute behaupten, die Tochter einer Meerfrau sei. Wahrscheinlich sei ihre Mutter einfach ein hübsches Fischermädchen gewesen, an welchem König Helge Gefallen gefunden und welches später im Wasser verunglückt und verschwunden sei. Skulde schenkt Yrsa einen Blumenkorb, aus welchem, nachdem sie sich entfernt, eine Schlange herauskriecht — ein grausamer Schmerz, dem sie später andere ähnliche folgen läßt, sodaß Yrsa bald von geheimem Grauen und Abscheu vor ihr erfüllt wird.

Im vierten Kapitel wohnen wir der Todtenfeier bei, welche König Froar zu Ehren seines Bruders Helge veranstaltet. Nachdem mehrere Reden gehalten worden, fordert der König die Skalden zum Wettstreit auf und bestimmt einen kostbaren Armring für den, der dem Verstorbenen, dessen Andenken man feiert, die beste „Drapa“ singt. Der oberste Oesperpriester, welcher als Preisrichter zu entscheiden hat, erkennt den Ring Ragnwald zu, während der König und mit ihm ein großer Theil der andern Zuhörer mehr Gefallen an dem Liede findet, welches Frane vorträgt.

Letzterer wird, wie das fünfte Kapitel erzählt, von seinem Vater deshalb, weil er den Preis nicht errungen, sehr unfreundlich empfangen und mit Schmä-

hohnreden überhäuft. Diesen wird jedoch ein plötzliches Ende dadurch gemacht, daß König Froar selbst in der Wohnung des Skalden und seiner Aeltern erscheint, um erstern die ihm gebührende Anerkennung zu zollen und ihn über die ihm widerfahrne ungerechte Zurücksetzung zu trösten.

Im sechsten Kapitel lesen wir, wie Yrsa ihren Aufenthalt in Rothschilb immer angenehmer findet. In Froar hat sie nun einen treuen Freund und in Frane einen Verehrer, der nur durch seine Schüchternheit abgehalten wird, seine Gefühle auszusprechen. Eines Tags, als Yrsa mit Froar im Walde spazieren geht, findet sie ein etwa anderthalb Jahre altes ausgelegtes Kind, dem der rechte Arm gebrochen ist und an dessen Brust ein Stück Holz hängt, auf welchem mit Runenschrift die Worte eingekätzt sind:

O du, des Ausgesetzten,
Des Armen dich erbarme,
Du milde Meersee,
Meine FINDERIN!
Geknickt ist mir des Knies,
Des Armbeins Knochen.
Ich kann kein Kampfheld werden
Im Heer des Königs;
Es folgt dem Schwachen
Nur Schimpf und Spott.
Doch Frei und gute Hygien
Verwandeln freundlich
In einen kleinen
Quellitz den Knaben,
Der da im Nebel
Schwebt durch die Nacht.

König Froar erklärt Yrsa, es sei ein grausames, aber uraltes Recht seines Volks, Kinder, welche von Geburt lahm seien und ihre geraden Glieder nicht mehr haben, am wilden Wege dem Hungertode preisgeben zu dürfen.

Yrsa erbarmt sich des Kindes und bringt es zu ihren alten Pflegeältern, dem Fischer Follwar und seiner Frau, welche die Knochenbrüche geschickt heilen und den Knaben, der den Namen Hjortwar erhält, aufziehen, bis sie durch den Tod, der sie beide gleichzeitig ereilt, verhindert werden, das begonnene Werk weiter fortzusetzen.

Das siebente Kapitel bringt die merkwürdige Geschichte von dem Tribut, den der von König Helge besiegte Wendekönig Schald dem König Froar als dessen Erben schickt. Nachdem der abgesandte Herold empfangen worden, sagt er:

Erlauchter König! Ich komme vom König Schald von Wendland, den Euer Herr Bruder, der glorreiche König Helge, in der Schlacht bezwungen und Lehnpflichtig gemacht hat. Er hat mir den Schoß da mit eigenen Händen gereicht. Ihr seht, der Sack ist geschlossen und gestiegelt mit seinem königlichen Siegelring. Was der Sack enthält, weiß ich nicht; doch dem sei nun wie immer, so bitt' ich: — gelobt mir für meine Person im Beisein des ganzen Volks da Frieden und freies Geleite! Denn ich bin bloß Bote und kann daher so wenig für seinen Glanz und für seine Großmuth, als für das Gegentheil davon, wenn letzteres der Fall wäre.

Nachdem der Herold die gewünschte Zusicherung erhalten, öffnet er den Sack, und siehe da! derselbe enthält nichts weiter als ein paar todtte Krähen und Raben, nebst drei kleinen „Hundsledern“. Auf einem Stück Eisen stehen folgende Runen:

Schoß mögen Geschlagne
Dem Sieger schiden;
König Froar schreiet
Keinen Raben auf.
Sein Heer mag heulen
Gleich heisern Hunnen;
Mit furchtsamen Krähen
Ist der Kampf ein kurzer.

Dieser Schimpf kann nur durch Blut gesühnt werden, und König Froar will sich selbst an die Spitze seines Heeres stellen, um gegen den frechen Beleidiger auszugehen. Jarl Keigin redet ihm jedoch von persönlicher Betheiligung am Kampfe ab und schiffet sich schon wenige Tage später mit einigen Tausenden der besten Kämpen und einem Theil gemeinen Volks, welches sich dem Heerzug anschließt, im neuen Seehafen ein und fährt stracks gegen die Ostsee zu, um den Wendendrott zu züchtigen.

Gegenstand des achten Kapitels ist wieder die immer stärker werdende Liebe des jungen Stalben Frane zur Königin Yrsa. Einmal, als er diesem Gefühle in der Waldbeseinsamkeit Ausdruck leiht, wird er von Stulbe, der Tochter der Kize, belauscht, welche längst schon ihn liebt und ihm dies jetzt auf die verführerischste Weise gesteht. Als sie sieht, daß sie keine Aussicht hat, bei ihm Gegenliebe zu finden, entfernt sie sich, erfüllt von Wuth und Eifersucht gegen Yrsa. Diese erscheint bald darauf selbst und nimmt, nachdem sie die verblühten leidenschaftlichen Worte, welche Frane an sie richtet, angehört, sich vor, ihn künftig nicht anders zu sehen und zu sprechen als in König Froar's Gegenwart.

Im neunten Kapitel erzählt Frane eine Sage im Königssaal. Es ist dies die alte Erichs- und Kollersage aus der Zeit Frode's des Friedensfreundlichen, als Götthar auf dem Throne von Agde in Norwegen saß. Wir wollen hier bloß die darin vorkommenden sechs Räthselfragen mittheilen. Sie lauten:

Spricht, was ist runder als ein Rab?
Den Walhalla empor wo geht der Pfad?
Was ist noch weißer als Schwänenpracht?
Was ist noch schwärzer als Rabennacht?
In welchem Volk wohnt die furchtbarste Tüde?
Und welches ist die prächtigste Brücke?

Die Lösung ist:

Die Sonn' ist noch runder als ein Rab,
Uebers Schlachtfeld geht gen Walhalla der Pfad.
Der Schnee ist noch weißer als Schwänenpracht,
Der Verrath ist schwärzer als Rabennacht.
Im eisernen Wald fliehet Fenrir's Tüde,
Der Regenbogen ist die prächtigste Brücke.

Die Sage selbst ist so lang, daß sie auch das nächstfolgende zehnte Kapitel ausfüllt und die eigentliche Geschichte erst im elften ihren weitem Fortgang nimmt.

Nach einem glücklichen Kampfe, der alles in allem nur zwei Monate Zeit beansprucht hat, kehrt Jarl Keigin mit seiner stattlichen Flotte zurück und bringt den abermals geschlagenen Wendenkönig Schald gefangen und in Ketten mit. König Froar will diesen bloß durch lebenslängliche Freiheitsentziehung bestrafen, der Opferpriester Lofde aber verlangt, daß er auf dem Opfersteine geschlachtet und dann an Obin's geweihtem Baum aufgehängt werde. Nachdem König Froar widerstrebend seine Einwilligung hierzu gegeben, spricht er mit Frane und

bittet diesen, auf einige Jahre in die Fremde zu gehen, damit seine Liebe zu der Fürstin von Sachsland, die nun bald einen Thronerben gebären soll, nicht der Anlaß zu gräßlichen Verwirrungen und unberechenbaren Folgen werde. Frane muß sich fügen. Er miethet einen Fischernachen zur Ueberfahrt nach Schweden, und als er während der kurzen Zeit, die der Abfahrt noch vorangehen muß, verzweiflungsvoll im Wald am Meeresstrande umherirrt, geräth er in die Nähe des Thurms, in dem der Wendenkönig gefangen gehalten wird, welcher den nächstfolgenden Tag hingerichtet werden soll. Frane verschafft sich Eingang und macht dem Verurtheilten das Anerbieten, sich für ihn hinrichten zu lassen und zu diesem Zwecke die Kleider mit ihm zu tauschen. Der Gefangene geht bereitwillig auf diesen Vorschlag ein, erreicht in dem von Frane gemietheten und mittlerweile von dem Fischer bereit gemachten Boot das offene Meer, wo er bald einem wendischen Schiffe begegnet, das ihn nach wenigen Tagen in sein Land zurückbringt.

Als man — wie das zwölfte Kapitel erzählt — am nächstfolgenden Tage kommt, um den Verurtheilten abzuholen, findet man Frane. Dieser erzählt, was er aus Lebensüberdruß gethan, und da man sich nicht entschließen kann, ihn hinzurichten, so steht er sich dem Leben, welches er gestohlen, wie durch ein Wunder wiedergeschenkt.

Das dreizehnte Kapitel schildert den schadenfrohen Gemüthszustand der tüdischen, grausamen Stulbe, die sich auf die Hinrichtung des Wendenkönigs und dann auf die Frane's freut, sich aber in ihrer Erwartung bitter getäuscht sieht. Yrsa dagegen reicht dem jungen Stalben einen Eichenkranz und sagt: „Wenn man Kraft genug besitzt, um ohne langes Bedenken sein Leben für andere zu opfern, so braucht man sich wahrlich nicht vor sich selbst zu fürchten. Bleibe nur bei uns! Mein Bruder Froar hat Feinde genug; da sollen ihn nicht auch seine besten Freunde nach verlassen.“

Im vierzehnten Kapitel sehen wir Widrich, den Sohn Waulundur's, eines berühmten und bei König Froar in hohem Ansehen stehenden Waffenschmieds, auf Abenteuer ausziehen. Als er sich beim König feierlich verabschiedet, gibt ihm dieser allerhand gute Rathschläge mit auf den Weg. Diese Rathschläge sind ein Auszug aus Obin's „Hawamal“ und schließen mit den Worten: „Eins weiß ich, was nicht stirbt, und das ist das Urtheil der Ueberlebenden am Grabe eines jeden Menschen.“

Im funfzehnten Kapitel wird erzählt, wie der König einem Vogel und dieser wiederum ihm selbst das Leben rettet. Als nämlich ersterer einmal mit dem Jarl Keigin im Walde spazieren geht, hört er das klägliche Gezwitser eines Zeifigs, der hoch oben auf einem Baume mit dem Beine in die Spalte eines Astes gerathen ist und sich nicht wieder losmachen kann. Der König achtet sich nicht für zu vornehm, um dem Vogel Hülfe zu bringen, klettert auf den Baum hinauf und befreit den Vogel aus seiner gefährlichen Lage. Dann nimmt er ihn mit nach Hause und steckt ihn in einen Kässig, um ihm das beschädigte Bein zu heilen und ihn dann der Freiheit zurückzugeben. Die Priester, hinter deren Betrügereien er gekommen ist, haben einen Mordanschlag gegen ihn erfohlen und einen Falken an der Decke seines Schlafzimmers

gerade über dem Bett so durchsägen lassen, daß derselbe herabstürzen muß, sobald der Strick, der ihn noch hält, zerschnitten wird. Als der König, der den ganzen Tag auf der Jagd gewesen, des Nachts in seinem Bette liegt und schläft, wird er durch das laute Piepen des Zeisigs geweckt, dem er vergessen hat sein Futter zu geben. Er steht eiligst auf, um das Versäumte nachzuholen, und gerade in dem Augenblick, wo er dies thut, stürzt der Balken herab und schlägt das Bett in Trümmer. Die Wärter bringen in das Schlafgemach ein und erwarten mit Bestimmtheit, den König erschlagen zu finden, dieser aber steht ruhig und lächelnd da und sagt: „Seht, mich haben sichtbar die Ewigigen beschützt.“

Das sechzehnte Kapitel erzählt, wie Yrsa einen starken, gefunden Knaben zur Welt bringt, der von König Froar am heiligen Quell getauft wird und den Namen Grolf erhält. Skulde trachtet diesem Kinde nach dem Leben und vertauscht es sogar einmal gegen das einer Bäuerin. Frane findet jedoch, durch einen glücklichen Zufall begünstigt, das rechte Kind wieder und bringt es der verzweifelnden Yrsa zurück.

Ragnwald, der von den Priestern bevorzugte Nebenbuhler Frane's, welcher längere Zeit in Sütlund gewesen, um seine dort lebenden Freunde und Verwandten zu besuchen, kommt, wie in dem siebzehnten Kapitel erzählt wird, wieder nach Rothschild zurück und sieht mit großem Verdruß, in wie hoher Gunst Frane jetzt bei Hofe, namentlich auch bei Yrsa steht. Er ist daher bemüht, allerlei schändliche Gerüchte über ihn in Umlauf zu setzen, und lockt ihn endlich unter der Maske der Freundschaft an eine abgelegene Stelle des Waldes, wo er Streit mit ihm beginnt und ihn zwingt, das Schwert zu einem Kampfe zu ziehen, welcher unglücklich für Frane ausfällt, denn dieser wird so schwer verwundet, daß er nach wenigen Tagen seinen Geist aufgibt.

Nachdem das achtzehnte Kapitel eine ausführliche und ergreifende Schilderung dieses Todes gebracht, lesen wir im neunzehnten, wie Ragnwald von der üppigen Skulde, welche ihn bezogen, im Badehause ihr Lager mit ihr zu theilen, auf listige Weise ertränkt wird.

Das Schlußkapitel erzählt, wie König Froar, gegen welchen König Abils von Schweden mit dreifach überlegener Streitmacht anrückt, seinem Feinde den Vorschlag macht, ihren Streit, anstatt durch eine Schlacht, durch einen Zweikampf in eigener Person zu entscheiden. Abils, ein riesiger Mann, geht auf diesen Vorschlag ein und spaltet dem kleinen schwächlichen Froar, obschon derselbe höchst muthig und tapfer kämpft, das Haupt. Die Schweden bringen in Froar's Saal ein, um ihr Siegesfest zu feiern. Sie finden aber den Saal leer, und nur auf dem Hochsitz sehen sie eine schöne Frau von hohem, majestätischem Wuchs mit einem freundlich lächelnden Kindelein auf dem Schoß, während ein Knabe zwischen ihren Knien steht. Abils, auf welchen ihre Schönheit und ihr unerschrockenes Wesen überwältigenden Eindruck macht, fragt sie, wer sie sei. Sie antwortet:

Ich bin Yrsa, die Mutter des Königs Grolf. Was ihm

von Freia verheißten worden ist, wißt ihr. Jetzt, nachdem König Fro todt ist, ist er König, darum habe ich ihn auch auf den Hochsitz gesetzt, weil er noch zu klein ist, um es selbst thun zu können, und hier steht Agnar Froarsohn, Grolf's Bruder und Mitregierer. Du, König Abils, wirst es doch wol schwerlich wagen, wenn ich dich recht kenne, dem Rathschluß der Himmlischen zuwiderzuhandeln, was wahrscheinlich auch fruchtlos wäre. Ich baue und vertraue gänzlich auf sie. Entweder also läßt du mich und die beiden Kinder hier sitzen, oder du läßt uns, wie wir da sind, miteinander todt vom Plage tragen.

Abils entgegnet, Grolf solle sein Reich behalten, Agnar den Thron mit ihm theilen und Yrsa selbst während der Minderjährigkeit der jungen Könige die Zügel der Herrschaft führen. Uebrigens hänge es nur von ihr selbst ab, nebenbei auch Königin von Schweden zu werden. So sagt Yrsa:

Großmuth steht dem Sieger schön; großmüthig indeß ist es nicht gewesen von dir, daß du da von Schweden herübergekommen bist, um unsern edeln König Fro grundlos mit Krieg zu überziehen. Jetzt, nachdem du meinen Sohn Grolf und Agnar im Beisein deiner Kämpen als Könige begrüßt und bekrönt hast, will ich dir den Saal für den heutigen Tag überlassen, und magst du dich da in Thor's und Odin's Namen mit deinen wilden Kämpen eines wohlthellen Sieges freuen. Ich selbst gehe, um mit den Kindern auf dem Grabe des besten Königs zu weinen.

Mit diesen Worten erhebt sich Yrsa und verläßt, mit dem kleinen Grolf auf dem Arm, langsamen Schrittes den Saal, gefolgt von Agnar, der sich an dem Saum ihres Gewandes festhält. Ehrfurchtsvoll sehen ihr die schwedischen Kämpen nach; Abils selbst jedoch legt die Hand auf seine Brust, und man sieht es ihm wol an, daß es ihm jetzt von Herzen leidthut, den Dänenkönig erschlagen zu haben.

Damit schließt die „Froars-Sage“ und zugleich die vom König Helge, welche demnach nun vollständig für die deutsche Sprache und damit für die Weltliteratur gewonnen ist. Mit der Geschichte von König Fro, das heißt der Schilderung der Lage und der Schicksale eines menschlich edeln und friedensfreundlichen Königs in einer barbarischen Umgebung, eines Helden im höhern und schönern Sinne, klingt die Sage von Helge sanft und harmonisch aus, und wenn man sämmtliche drei Theile des nun fertigen Ganzen überblickt, so sieht man, welches ein Kunstwerk es ist und wie viel höher es steht als seine berühmte schwedische Schwester, die „Frithjofsage“, die durch dieses riesige Haupt- und Nationalwerk der dänischen Poesie ihre leuchtende Nebensonne oder, besser gesagt, erst ihre rechte Folie erhalten hat. Tegner's Gedicht mag reicher erscheinen an überraschenden Bildern und glänzenden, hauptsächlich lyrischen Partien, homerisch einfacher aber und naiver, tragischer und größer ist „König Helge“ sicherlich. Jedenfalls gehört diese Trilogie zu den hervorragendsten Leistungen, welche die neuere epische Poesie besitzt, und Gottfried von Leibnurg hat durch seine in jeder Beziehung gelungene Uebertragung bewiesen, daß seine Verdeutschungskunst das Gebiet der Poesie und das der Prosa mit gleicher Meisterschaft beherrscht.

August Arschmar.

Vom Büchertisch.

1. Gedanken Friedrich's des Großen, vorzüglich in ihrer Beziehung auf die Gegenwart. Aus seinen Schriften gesammelt von Heinrich Merckens. Zum Besten der Victoria-National-Invalidentiftung. Würzburg, Stuber. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Es ist gäng und gebe geworden, den großen König, der so viel zum Wiederaufschwunge deutschen Nationalbewußtseins und deutscher Cultur beigetragen, als einen Verächter unserer Sprache hinzustellen und ihn der Galomanie anzuklagen. Nannte doch der wackere Arndt Friedrich einen „undeutschen, gemüth- und gottlosen Fürsten, einen Franzosenaffen, Jakobiner“ u. s. w. Wahr ist, daß Friedrich an den dürftigen Versuchen, in denen sich die zu seiner Zeit noch in den Kinderschuhen stehende deutsche Literatur erging, wenig Gefallen fand, und ebenso wahr und erklärlich ist, daß er sein Bedürfnis nach geistiger Nahrung an den damals durch weit reifere Form anziehenden und blendenden Früchten der französischen Cultur stillte. Dennoch war er weit entfernt, französische Art und Denkweise der heimischen vorzuziehen, sah vielmehr hierin so scharf und klar, wie das heutige Geschlecht der Deutschen, das doch die Erfahrungen eines Jahrhunderts und namentlich die eindringlichen, die Vergleichung beider Völker ungemein erleichternden Vorgänge des deutsch-französischen Kriegs vor ihm voraushat. Das ist es, was wir aus den von Merckens zusammengetragenen Stellen für die Charakteristik Friedrich's lernen. Einmal nennt er unsere westlichen Nachbarn „eine immer nach Neuem jagende Nation, die die Scene immer andere und wie zum Amusement geschaffen scheint“. Ein anderes mal warnt er Paris vor dem Schicksal der Weltstädte des Alterthums, die trotz ihres Glanzes oder eben wegen der damit verbundenen Ueberfeinerung und Entnervung zu Grunde gegangen seien. In seinem „Antimachiavell“ schreibt er:

Dieselbe Staatskunst, welche die französischen Minister dazu brachte, den absoluten Despotismus in Frankreich einzuführen, lehrte sie auch die Kunst, den Leichtsin und die Unbeständigkeit der Nation in Athem zu halten, um sie minder gefährlich zu machen. Tausenderlei unbedeutende Beschäftigungen, die Bagatelle und das Vergnügen, änderten den Sinn der Franzosen, und zwar dergestalt, daß diese Menschen, die doch einst so lange dem großen Cäsar widerstanden, heute nur noch darauf bedacht sind, dem Strome der Mode zu folgen, mit einer gewissen Sorgfalt den Geschmack immer wieder zu ändern, heute zu verachten, was sie gestern bewunderten, in allem, was von ihnen abhängt, nur Unbeständigkeit und Leichtsin zu zeigen, Maitresse, Wohnort, Vergnügen und Narrheit zu wechseln.

Noch einige andere derartige Stellen:

Um den Franzosen nach ihrem Geschmack zu dienen, müssen sie alle zwei Jahre einen König haben; Neuheit ist der Abgott dieser Nation. . . . Sie hat viel Wiß, aber keine Folgerichtigkeit der Gedanken. Ich behaupte, daß die französische Nation im ganzen abergläubischer, fanatischer ist als irgendeine in Europa. . . . Die französische Nation ist vielleicht die einzige, die im Unglück selbst eine Quelle des Spases und der Belestigung findet. Unsere guten Deutschen mit ihrem Phlegma sind, was man auch von ihnen sagen mag, nützlicher für die menschliche Gesellschaft als euere (der Franzosen) Schönegeister mit ihrem Muthwillen. Allerdings sind wir „schwerfällig und plump“, und so unglücklich, gesunde Vernunft zu besitzen; aber wenn Sie einen Freund zu wählen hätten, wo würden Sie ihn suchen? Der Wiß ist eine Schminke, die die häßlichen Züge

nur verdeckt; die gesunde Vernunft glänzt zwar weniger; aber sie führt eben durch ihre Strenge zur Tugend, ohne welche die Gesellschaft nicht bestehen kann.

Diese goldenen Worte stellen die wahre Ansicht Friedrich's über die angeblich von ihm so blind verehrten Franzosen doch wol deutlich genug ins Licht. Bekannt und richtiger gewürdigt sind die Ansichten des großen Fürsten über den Staat, die Religion, Kunst, Wissenschaft und Erziehung, die man in diesem Buche gleichfalls zusammengestellt findet.

2. Lazarus Freiherr von Schwendi, oberster Feldhauptmann und Rath Kaiser Maximilian's II. Nach Originalacten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, der Archive des k. k. Ministeriums des Innern, der Finanzen und des Kriegs. Von Wilhelm Edeln von Janke. Mit Schwendi's Bildniß. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwendi, ein verdienstvoller Beirath des Kaisers Maximilian II., mit dem er in Briefwechsel stand, Verfasser mehrerer werthvoller militärwissenschaftlicher Schriften, namentlich einer ihm vom Kaiser abgeforderten Denkschrift, in welcher er sich über die Wirren im Reiche klar und belehrend ausspricht und (1575!) volle Religionsfreiheit als erste Bedingung einer gefunden Entwicklung der deutschen Verhältnisse fordert, ist undankbarerweise fast in Vergessenheit gerathen. Unsere Encyclopädien erwähnen seinen Namen nicht. Janke verdient daher Dank, daß er das Bild dieses tüchtigen und achtungswerthen Charakters wieder unter dem Staube der kaiserlichen Archive hervorgezogen hat. In die biographische Erzählung sind Auszüge aus den genannten Arbeiten Schwendi's eingeflochten.

3. Wahrhaftige Neue Zittung des jungst vergangnen Tutschen Kriegs durch Ernst Ötzinger. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine Stimme aus der deutschen Schweiz über den deutsch-französischen Krieg, die in ihrer ursprünglichen kerngefunnen Schreibart an den Chronikstil des Mittelalters erinnert und Zeugniß davon ablegt, wie dieser Krieg ein wahrhaft volksthümlicher gewesen und auch in den versprengten Gliedern unserer Nation das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt hat.

4. Vom Fels zum Meere. Genealogie der Hohenzollern von Burggraf Friedrich von Nürnberg bis Kaiser Wilhelm von Deutschland. [1192—1871.] Bremen, Rüstmann u. Comp. 1871. Imp.-Folio. 10 Ngr.

Ein vollständiger, sauber ausgestatteter Stammbaum des Hohenzollernhauses vom Burggrafen Friedrich von Nürnberg (1192) bis zum deutschen Kaiser Wilhelm.

5. Die Sinaibibel. Ihre Entdeckung, Herausgabe und Erwerbung. Von Konstantin Tischendorf. Nebst zwei Tafeln. Leipzig, Giesecke u. Devrient. 1871. Lex.-8. 24 Ngr.

Die Entdeckung des sinaitischen Bibelcodex (so genannt nach der Fundstätte, dem Katharinenkloster am Fuße des Sinai), durch die Tischendorf seinerzeit die wissenschaftliche Welt in nicht geringe Sensation versetzte, rief bald einen so heftigen Disput hervor, daß sich fast eine kleine Specialliteratur über diesen Gegenstand bildete. Nicht

nur das Alter der Handschrift, das Tischendorf sehr hoch hinaufrückte (ins 4. Jahrhundert n. Chr.), sondern auch die Echtheit derselben wurde bestritten, folglich auch ihr kritischer und exegetischer Werth in Abrede gestellt, und schließlich sogar die Art, wie Tischendorf zu der Handschrift gekommen sei, in mediocranter Weise entstellt. In vorliegender Schrift gibt nun der Finder selbst einen genauen Bericht über die verschiedenen Phasen der Entdeckung sowie über die Erwerbung und erläutert schließlich die wissenschaftliche Bedeutung des Fundes.

6. Die deutsche Literatur im Elsaß. Von Heinrich Neubauer. Darmstadt, Jernin. 1871. Br. 8. 15 Ngr.

Die Schriften und Flugchriften, die den jüngst mit dem Schwerte wiedergewonnenen Elsaß auch dem deutschen Geiste zurückerobern wollen, werden nun bald im Heerlager der zeitgeschichtlichen Literatur ein selbständiges kleines Armee-corps bilden. Da gilt es natürlich, die Spreu vom Weizen zu sondern. Im vorliegenden Schriftchen, welches die Geschichte deutscher Sprache und Literatur im Elsaß in skizzenhafter Uebersicht an uns vorüberführt, wird man in Betreff der Glanzperiode elsässischer Geistesarbeit (zu welcher man außer den Dichtern des Mittelalters die Mystiker und Satiriker der Reformationszeit zählen kann) nicht viel Neues finden. Um so mehr streben die spätern Abschnitte, die von der Zeit nach der französischen Besitzergreifung und von dem Kampf des Deutschthums mit dem eindringenden Franzosenthum handeln, sowol in biographischer Beziehung als in der Wiedergabe charakteristischer Proben nach einer Vollständigkeit und Mannichfaltigkeit, wie sie meist dem Plane der bisher erschienenen Geschichten des Elsaß fern gelegen hat.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging dem Ringen des deutschen Geistes mit dem fremdländischen Element eine ähnliche Bewegung in dem losgerissenen Reichslande parallel; freilich waren hier die Flügel beschritten, und der Aufschwung konnte kein so energischer und nachhaltiger sein wie im Mutterlande. Aus dieser Periode sind außer dem männiglich bekannten Fabeldichter Pfeffel besonders Götz und Nicolay zu nennen.

Johann Nikolaus Götz (1721—81) schrieb eine Anzahl kleiner Gedichte, Liebeslieder, Epigramme, meist gefällig geformt und glücklich pointirt. Eins seiner Gedichte fand der große Friedrich in der Form so vollendet, daß er es für das einzige in der deutschen Literatur erklärte, dem er wegen seines Wohllauts einen Werth beilegen könne; auch Herder nannte ihn den Vielsformigen. Der Inhalt dieser Gedichte, deren unser Leitfaden mehrere mittheilt, ist freilich nicht eben bedeutend.

Ludwig Heinrich Nicolay (1737—1820) erinnert in seinen Episteln, poetischen Erzählungen und romantischen Heldengebichten, welche letztere dem Ariost nachgebildet sind, an Wieland; auch durch seine Dichtungen geht eine weniger gesunde als lustige Sinnlichkeit. In seinen Episteln findet sich neben vielen leichteren Stellen auch manches Tiefe und Geistvolle. Erst seit dem Ausbruch der Französischen Revolution gelang es dem Franzosenthum, als dem Träger der neuen weltbeglückenden Ideen, mit zersetzender Macht in das elsässische Volksleben einzudringen. Die deutsche Geistesbewegung nimmt nun,

sobald sie wieder aufzuathmen beginnt, einen ausgeprägten Charakter an. Sie verfolgt die Tendenz, das deutsche Wesen im Elsaß gegen das überhandnehmende französische zu wahren, zu stärken, zusammenzufassen, es mit dem angestammten Vaterlande in derjenigen Verbindung zu erhalten, ohne welche es rettungslos verfallen muß.

Als ein Vorläufer dieser ehrenwerthen Kämpfer auf einem halb verlorenen Posten kann Friedrich Rudolf Saltmann betrachtet werden, der Vetter des in Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ erwähnten gleichnamigen Stifters einer literarischen Gesellschaft in Strassburg (geb. 1749). Ihm folgten nach: Daniel Ehrenfried Stöber (1779—1835), der in strassburger Mundart dichtete und eine politische Zeitschrift, „Der Grabaus“, herausgab; August Lamey (geb. 1772), der elsässische Sagen und Märchen stinnig gestaltete; Georg Daniel Arnold (geb. 1780), der in seinem in strassburger Mundart abgefaßten Stücke: „Der Pfingstmontag“ (1816), ein mit humoristischen Zügen reich ausgestattetes Gemälde des strassburger Bürgerlebens gibt, wie es noch bis zu seiner Zeit sich erhalten hatte. Bemerkenswerth und bezeichnend für die Urwüchsigkeit und Volksthümlichkeit der deutsch-elsässischen Literatur auch in dieser spätesten Periode ist der Umstand, daß wir auch in ihr wirkliche Volksdichter im engeren Sinne auftreten sehen: so den Posamentier R. F. Hartmann (1788—1864), den Schriftsetzer Karl Bernhard (1815—64), den Drechslermeister Daniel Hirtz in Strassburg u. s. w.

In neuester Zeit haben sich um die Erhaltung deutscher Art und Sprache außer L. Schneegans, dem stinnigen Erforscher der heimischen Kunstgeschichte (1812—58), besonders verdienst gemacht die (noch in Mülhausen lebenden) Brüder August und Ludwig A. Stöber durch Herausgabe ihrer der Erforschung und Bearbeitung elsässischer Sagen gewidmeten Sammlungen und Zeitschriften. Die Continuität der Entwicklung ist also auf diesem Gebiete nicht unterbrochen worden, und es wird hoffentlich in nicht zu langer Zeit gelingen, den gelockerten Zusammenhang wieder fester und inniger zu gestalten.

7. Die historischen Volkslieder des bairischen Heers von 1620—1870. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditsfurt. Kirdlingen, Ved. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Der fleißige Herausgeber bebaut dieses ergiebige, aber noch immer zu wenig beachtete Feld schon seit vier Jahrzehnten, hat aber erst in neuester Zeit, ermuntert durch den patriotischen Aufschwung unsers Volks, begonnen, die Früchte seines Fleißes einzuheimen und zum Genusse darzureichen. Den bereits herausgegebenen Volksliedern des preussischen und des österreichischen Heers stellt er nun die des bairischen zur Seite. Auch diese Sammlung ist ohne Vermischung des Eigenthümlichen unserer Schreibart näher gebracht, und einzelne Lieder sind mit ihren eigenen Melodien versehen, soweit der Herausgeber dieselben noch auffinden konnte. Das gesunde, kernige Wesen des deutschen Volksstammes spricht uns erquickend aus diesen Liedern an; aus manchen freilich, die zum Kampfe gegen deutsche Bruderkämme wie gegen geborene Feinde aufrufen, schallt der ganze Jammer der ehemaligen deutschen Zustände zu uns herüber. Erfreulich ist nur die Wahr-

nehmung, daß der Ton dann doch gedämpfter klingt, als in den vollen und kräftigen Liedern, die dem gemeinsamen Feinde gegenüber angestimmt werden. Namentlich aus dem letzten Feldzuge stehen die Lieder des bairischen Heers, wie selbstbewußt und eigenartig sie sich auch ausdrücken, in der Hingabe an das große Deutschland und in der brüderlichen Gestattung hinter den Liedern der andern Stämme nicht zurück.

8. Leben Robespierre's. Erster Theil (1758—1789) nebst Uebersicht über die Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte der ersten französischen Revolution, von J. Hermann. Berlin, Calvary u. Comp. 1871. Gr. 4. 12 Rgr.

Auch Robespierre gehört zu den Persönlichkeiten, deren Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Geschichte schwankt. Die gewaltig aufgeregte Stimmung der Zeit, in der er lebte, erklärt es, daß derselbe Mann von den einen als Urbild der Tugend, von den andern als Heuchler oder Verbrecher angesehen wurde. Ist doch sogar sein Körperliches Äußere streitig geblieben; häßlich sei er, sagten die einen, interessant und anziehend erschien er den andern. Der Satz der Historik, daß die ursprünglichen Quellen besser seien als die abgeleiteten, ist für jene Zeit nicht so unbedingt wahr, und der Verfasser thut recht daran, in Betreff seines Helden die letztern den erstern vorzuziehen.

Vorliegendes Heft gibt zunächst eine vollständige Uebersicht über die Quellen zur Geschichte Robespierre's, die der Verfasser so vollständig liefert, als dies in Deutschland möglich ist, und nur bedauern läßt, daß ihm der Zugang zu den französischen Archiven, die gewiß noch manchen Aufschluß bergen, durch die Kriegsereignisse abgeschnitten wurde. Vom Leben Robespierre's selbst wird hier vorläufig nur die erste Hälfte erzählt, in welcher der zukünftige Revolutionsmann sich noch in der Stille für sein späteres Auftreten auf der großen Bühne des öffentlichen Lebens vorbereitet; doch ist gerade diese Vorgeschichte, obwol weniger bekannt, für das Verständnis der ganzen Persönlichkeit von Wichtigkeit, und in ihr ist die Lösung zu suchen für manchen räthselhaften Zug in Robespierre's spätem Auftreten. In chronologischer Beziehung ist zu bemerken, daß Robespierre den Taufregistern der Mabeleine-Kirche in seiner Geburtsstadt Arras zufolge nicht 1759 geboren wurde, wie die meisten encyclopädischen Werke angeben, sondern am 6. Mai 1758. (In Brochhaus' „Conversations-Lexikon“ steht bereits dieses Datum.)

Der Verfasser macht in der Jugendgeschichte auf die mannichfachen Schicksalsschläge aufmerksam, von denen die Familie des Knaben betroffen wurde und welche tiefe Spuren in dessen empfängliches Gemüth gruben. Seine Schwester bezeugt sein ernstes Wesen, das frühzeitig die Spiele der Jugend mied, dagegen trotz schwerer Fassungskraft eifrigen Lerneifer entwickelte. Auch der Vorliebe des Knaben für Vögel, namentlich für Tauben und Sperlinge, die er in einem kleinen Vogelhause zärtlich pflegte, erwähnt der Verfasser, ohne jedoch zu versuchen, einen Zusammenhang zwischen diesen Thatsachen und dem Wüthen des spätern Schreckensmannes herzustellen. Viel mehr stimmt zu dem Bilde des letztern der gleichfalls von der Schwester Charlotte bezeugte Eifer, mit dem der kleine Robes-

pierre sich in freien Stunden der Anlegung und Vervollständigung einer Sammlung von Bildern und Stichen widmete. Nach Zeugnissen, deren Wortlaut noch vorliegt, hat er während seiner Schul- und Studienzeit sich gut verhalten, wiederholt Preise empfangen und seine juristischen Prüfungen gut bestanden. Nebenher verschlang er gierig die Schriften des damals noch wenig gewürdigten Jean Jacques Rousseau, den er noch kurz vor seinem Lebensende besuchte und stets nur mit Verehrung nannte. Aus seinen ersten Plaidoyers leuchtete eben kein besonderes Redner-talent hervor; wol aber machte seine Gewissenhaftigkeit, die ihm gebot, sich nur solcher Sachen anzunehmen, die in seinen Augen gerecht waren, es fast zur Regel, daß er den einmal übernommenen Proceß auch glücklich durchführte.

In diese Lehrjahre zu Arras, die gar nicht so sturm- und drangvoll waren, wie man vielleicht aus dem spätern Leben Robespierre's schließen möchte, fällt auch sein Verkehr im Kreise der Rosati. Es war dies eine Gesellschaft lustiger, geistreicher, kunstliebender Leute, die sich gewöhnlich in einem Rosengarten versammelten zu anregendem Gedankenaustausch bei Gesang und Becherklang. Aus dieser Zeit besitzen wir noch einige recht hübsche, wenn auch in der Form etwas nachlässige und holperige Gedichte Robespierre's, in denen er Freundschaft, Liebe und Wein feiert und zeigt, daß ihm heitere Geselligkeit nicht fremd war. Ueber die in einem dieser Lieder besungene schöne Ophélie schweigen die Quellen. Robespierre war seiner gefelligen Gaben wegen beliebt, namentlich auch bei Frauen, obwol sein Äußeres nicht eben einnehmend gewesen sein soll (wie wenigstens Frau von Staël bezeugt); häufig aber soll der junge Mann mitten in der Gesellschaft in eine auffallende Zerstreutheit und Traumahftigkeit versunken sein, die von seinen Freunden schonend behandelt und als bedeutsames Zeichen einer ungewöhnlichen Zukunft angesehen wurde.

9. Die 73 Tage der Commune. (Vom 18. März bis 29. Mai 1871.) Von Catulle Mendès. Autorisirte deutsche Ausgabe. Wien, Partleben. 1871. 8. 1 Thlr.

Tagebuchnotizen, die, wie der Verfasser im Vorwort versichert, nicht etwa erst hinterher überarbeitet und retouchirt worden sind, sondern die im Moment empfangenen Eindrücke treu wiedergeben. Die Aufregung der pariser Bevölkerung nach den überraschenden Thatsachen des 18. März, die trotzdem fortdauernde Unterschätzung der Macht, die hinter dem Centralcomité stand, die halb sich abwendende, halb schadenfroh zustimmende Haltung der Pariser, die der versailer Regierung diese Verlegenheit gönnten, das die Rädeleführer nur ermutigende Zögern und Zagen der Ordnungspartei, die freilich von der Regierung und der regulären Armee schmählich im Stich gelassen wurde, und dann das Interregnum der Commune selbst, mit ihren sonderbaren Schwärmern und Helden, mit ihren grausigen, aber auch tragikomischen Episoden führt uns der mit lebhaftem Schilderungstalent begabte Erzähler vor. Mendès gehörte während dieser Wirren zur Ordnungspartei; er macht im ganzen den Eindruck eines aufrichtigen Zeugen, wenngleich er den Pariser, der in seiner Metropole in ihrer tiefsten Erniedrigung noch immer die Königin der Städte und in

ihren Bewohnern die edelsten Vorkämpfer der Idee sieht, nicht verleugnen kann. Aeußerungen wie die: „Paris hat niemals ganz unrecht“, entschlipfen ihm häufig, doch ist er ehrlich genug, auch weniger empfehlende Thatsachen und Beobachtungen nicht zu unterdrücken. Wenn Mendès z. B. bemerkt, daß „das jedem Eindrucke willig folgende,

erregbare, romantisch gefinnete Paris jeden ledigen Streich bewundere und für lediglich kluges Thun eine sehr geringe Sympathie hege“, so mag ein Pariser dies vielleicht sehr schmeichelhaft finden, ein gewöhnlicher Sterblicher schwerlich. Die Uebersetzung lieft sich leicht, ist jedoch von Gallicismen nicht frei.

Feuilleton.

Ein Prachtalbum patriotischer Lyrik.

Unter dem Titel: „Altdentschland. Dichtungen aus den Ruhmestagen des V. J. 1870—71“ haben Müller von der Berra und Wilhelm von Baensch (Leipzig, Baensch, 1871), ein umfassendes Prachtalbum herausgegeben, welches ganz dazu geeignet ist, auf dem diesjährigen Weihnachtstisch zu prangen und von den tapfern Kämpfern des letzten großen Kriegs ihren Lieben als dauernde Erinnerungsgabe geschenkt zu werden. Die Zahl der Kriegspoetien ist zwar Legion, und auch an Sammlungen ist kein Mangel. Ohne an Vollständigkeit mit der Lipperheide'schen großen Gesamtausgabe, dem umfassenden Repertorium unserer politischen Lyrik, zu wettersern, hat das Album von Müller von der Berra selbständige Vorzüge.

Zunächst ist unsere Kriegslyrik hier das erste Mal in Anbriken eingetheilt, sodaß in ihre überwältigende Masse eine bestimmte Gliederung kommt, und diese Abtheilungen sind durch Holzschnitte nach Originalzeichnungen von L. Hutshenreuter, ausgeführt von N. Jaenichen, in sinniger Weise eingeleitet. Der erste Abschnitt: „Wetterleuchten“, ist dem Ausbruch des Kriegs, dem lyrischen Ausdruck der ersten kriegerischen Stimmungen gewidmet. Die Bignette zeigt uns den Adler kampflustig, mit gesträubten Schwingen über Kanonenrohren, Fahnen, Gewehren, Helmen thronend, dahinter Mänen und kriegsmuthige Plänkler, im Hintergrund die Ufer des burgenreichen Rheins, über welchem ein Gewitter mit zuckenden Blitzen lagert. Der zweite Abschnitt: „Unser Fort“ theilt die Gedichte mit, in denen die religiöse Stimmung vor dem Kriege ihren Ausdruck findet. Die Bignette zeigt uns den Feldprediger, der die Truppen und die Fahnen segnet. Der dritte Abschnitt: „Schutz und Trutz“ führt uns mitten in den Krieg. Die Bignette zeigt uns, um den Kaiser Nothbart, der im Mittelpunkt des Bildes an seinem Tisch sitzt und den der Zwerg auf die verschwundenen Raben hinweist, in den Kampf rückende Truppen. „Ernst und Scherz“ enthält die Volkspoetie des Kriegs, unter der das Kuchelfeld und das Lied von Kaiser Wilhelm nicht fehlen. Die Bignette zeigt den Abschied des Hülfiers von Weib und Kind und zwei weitere Bivoual- und Lagerbilder. „Zum rothen Kreuz“ enthält die den humanitären Bestrebungen gewidmeten Bilder; die Bignette zeigt uns Lazareth und Schlachtfeld. „Sieg und Triumph“ enthält die Siegeslieder; auf der Bignette sehen wir die Siegesgöttin mit dem Lorbeerkranz im Vordergrund, im Hintergrund den Triumphzug durch offene Thore in luppelreiche Städte. Die Friedenslieder enthält der Abschnitt: „Friede auf Erden“; auf der Bignette schweben über einem Regenbogen die Genien des Friedens, Blumen aus dem Füllhorn schütend und ausgerüstet mit Lyra, Aehrenbündel, Feder und andern Attributen schöpferischer Friedensethätigkeit. Es folgen noch zwei Abschnitte: „Eich- und Ehrenpreis“ und „Kaiser und Reich“. Die Bignette zu dem erstern zeigt uns ein Monument mit der Siegesgöttin und dem eisernen Kreuz, im Hintergrund Soldatengräber, die Bignette zu dem zweiten den deutschen Kaiser zu Pferde, den Kronprinzen und Prinzen Friedrich Karl, Bismarck und Wolke ihm zur Rechten und Linken, im Gewölbe die trübende Germania.

Abgesehen von dieser sinnigen Gruppierung und geschmackvollen künstlerischen Einleitung verdient aber auch die kriti-

sche Auswahl alles Lob, um so mehr, wenn man die erstaunliche Kritiklosigkeit vieler dieser Sammlungen in Betracht zieht, in denen oft die besten Gedichte fehlen und der schlechteste Gesang sich breit macht. Doch das Chaos muß sich einmal lichten, Lebendes vom Vergänglichen sich sondern. Die wahrhaft guten Gedichte finden sich vollständig in dieser Sammlung. Daß daneben auch manches Mittelgut erscheint, ist unvermeidlich; doch hat es immer einigen Salt und Schick, die offenbare Trivialität ist vermieden. Berargen wird man es dem Herausgeber nicht, daß er seine eigenen Gedichte, die in Sängerkreisen so großen Anklang finden, mit möglichster Vollständigkeit mittheilt; fraglicher schon erscheint das Recht solcher Bevorzugung bei den oft ganz hübschen Gedichten von Marie Thering. Einzelne Unconrectheiten, wie der zweimalige Abdruck eines und desselben Gedichts und der Abdruck anderer mit mehreren Druckfehlern, wird die hoffentlich bald nöthig werdende zweite Auflage gewiß beseitigen. Das dem Kaiser Wilhelm I. gewidmete Prachtwerk verdient die wärmste Empfehlung.

Bibliographie.

- Beer, A., Zur Geschichte des Friedens von Aachen im Jahre 1748. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.
- Bergius, C. J., Grundsätze der Finanzwissenschaft mit besonderer Beziehung auf den preussischen Staat. 2te, sehr vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.
- Böke, G., Deutsche Kaisergeschichte in Biographien. In chronologischer Reihenfolge dargestellt. 1te Lief. Braunschweig, Brauns. Gr. 8. 9 Ngr.
- Scott, J., Walter Scott. Ein Lebensbild. 2 Bde. 2te verbesserte Aufl. Leipzig, Strzel. Br. 8. 3 Thlr.
- Fröde, A., Der phänomenale Idealismus Berkeley's und Kant's. Eine kritisch-philosophische Abhandlung. Berlin, Adolf u. Comp. 4. 15 Ngr.
- Friedrich in Rheinsberg. Vaterländisch-historisches Gemälde in 5 Mittheilungen nach einem Vorspiel. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr.
- Geibel, G., Heroldsrufe. Ältere und neuere Zeitgedichte. 2te Aufl. Stuttgart, Gotta. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Gesler, L., Geschichte der Juden in Berlin. I. Als Festschrift zur 2ten Säcularfeier im Auftrage des Vorstandes der Berliner Gemeinde bearbeitet. Nach den Akten des Gesh. Staats, des Ministerial, des Stadt- u. Archivs, nach gedruckten Quellen und den Materialien des Herrn E. Langshuth. II. Anmerkungen, Ausführungen und urkundliche Beilagen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.
- Gessel, H., Sechs Neben. Horn, Lamber. Gr. 8. 5 Ngr.
- Hartmann, K. v., Philosophie des Unbewussten. 2te beträchtlich vermehrte Aufl. 1ste Lief. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 10 Ngr.
- Haupt, J., Bruder Philipps Marianloben. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 9 Ngr.
- Huber, A., Ueber das Vorleben Arno's, 1sten Erzbischofes von Salzburg. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.
- Josai, M., Ein ungarischer Dichter. (Ein Roman und doch kein Roman.) Deutsch von E. Rosner. Erlangen, Besold. Gr. 8. 6 Ngr.
- Judas Ischariott. Christliche Studie eines Laien. Leipzig, Steinacker. 8. 10 Ngr.
- Klein's, J. L., dramatische Werke. Ster und 4ter Bd.: Straßford. — Cavalier und Arbeiter. — Maria. — Alceste. Leipzig, L. D. Weigel. 8. à 1 Thlr.
- Köchel, L., Ritter v. Johann Josef Fax, Hofcompositor und Hofcapellmeister der Kaiser Leopold I., Josef I. und Karl VI von 1698 bis 1740. Nach urkundlichen Forschungen. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien, Beck, 1872. Gr. 8. 5 Thlr.
- Krafft, G., und W. Creelius, Beiträge zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein und in Westfalen. 1tes Heft. Elberfeld. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.
- Krause, F., König Erich. Trauerspiel. Leipzig, Strzel. Gr. 8. 20 Ngr.
- Kühert, G., Rosa Lichtwart. Novelle. Berlin, May. Br. 8. 1 Thlr.
- Wider die Jesuiten. Elberfeld, Friedr. Gr. 8. 5 Ngr.
- Wiese, G., Karl der Kühne und die Eidgenossen. Ein Trauerspiel. Berlin, Janke. 1870. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrierte Prachtwerke.

- Goethe-Galerie von Pecht und Ramberg.** 50 Stahlstiche mit Text. Octav-Ausgabe in 20 Lieferungen zu je 6 Ngr. Quart-Ausgabe in Leinwandband 15 $\frac{1}{2}$ Thlr. in Lederband 16 $\frac{1}{2}$ Thlr. Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.
- Lessing-Galerie von Pecht.** 80 Stahlstiche mit Text. Quart-Ausgabe in Leinwandband 10 Thlr., in Lederband 11 Thlr. Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 20 Thlr.
- Schiller-Galerie von Pecht und Ramberg.** 50 Stahlstiche u. Text. Octav-Ausgabe in Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr. Quart-Ausgabe in Leinwandband 15 $\frac{1}{2}$ Thlr., in Lederband 16 $\frac{1}{2}$ Thlr. Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.
- Shakespeare-Galerie von Pecht, Adams, Hofmann, Makart,** Schwoerer, u. a. 36 Stahlstiche mit Text. In 12 Lieferungen. Quart-Ausgabe. Jede Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr. Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio. Jede Lieferung 2 Thlr. 10 Ngr.
- Neue Shakespeare-Galerie.** 45 Stahlstiche mit Text. Quart. In Leinwandband 13 Thlr., in Lederband 14 Thlr.
- Die Frauen der Bibel.** Drei Folgen. 56 Stahlstiche mit Text. Quart. In Leinwandband 17 Thlr. 6 Ngr.
- Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings.** 18 Blätter lithogr. von Koch. Imperial-Querfolio. In Carton 25 Thlr.
- Atlas des Seewesens von Werner.** 25 Tafeln in Stahlstich mit Text. Folio. In Leinwandband 9 Thlr. 12 Ngr.
- Illustrierter Handatlas zur Länder- und Völkerkunde.** 22 Blätter in Stahlstich. Folio. Cartonirt 6 Thlr. 20 Ngr.
- Russ, Durch Feld und Wald.** Mit Illustrationen von Kretschmer. Quart. In Leinwandband 4 Thlr.
- Museum der modernen Kunstindustrie.** Ueber 2000 Abbildungen in Holzschnitt. Quart. In 15–20 Lieferungen zu je 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Illustrierter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.** Quart. In Leinwandband 11 Thlr. 15 Ngr.
- Illustrierter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.** Zwei Bände. Quart. In Leinwandband 9 Thlr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. 15 Bände. Geheftet 25 Thlr. Gebunden in Leinwand 29 Thlr., in Halbfranz 30 Thlr. Auf Velinpapier geheftet 27 $\frac{1}{2}$ Thlr., gebunden 45 Thlr.

Supplement. 1.–8. Heft. Jedes Heft 5 Ngr.

Bilder-Atlas.

Ikunographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.

Zweite Auflage. 500 Tafeln in 100 Lieferungen. 1.–65. Ffg. Jede Ffg. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr. — Erläuternder Text. 1. und 2. Ffg. Jede Ffg. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage. 4 Bände. Geheftet 6 Thlr. 20 Ngr. Gebunden in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.

Illustriertes Haus- und Familien-Lexikon.

Neue wohlfeile Ausgabe. 7 Bände. Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt. Geheftet 11 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 13 Thlr. 16 Ngr.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage. 3 Bände. Geheftet 10 Thlr. Gebunden in Halbfranz 11 Thlr. 15 Ngr.

Politisches Handbuch.

Staats-Lexikon für das deutsche Volk.

Lexikon-Octav. 2 Bände. Geheftet 5 Thlr. Gebunden in Halbfranz 6 Thlr. 10 Ngr.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Soeben complet erschienen:
Militärische Beschreibung
 des
französischen Feldzugs 1870—1871
 von A. Niemann.

Dem deutschen Heer gewidmet.

Mit 22 Karten und Plänen. Geh. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr., geb. 2 Thlr.

Die diese Arbeit auszeichnenden Vorzüge glauben wir aus den uns vorliegenden Fachurtheilen dahin resumieren zu können, daß dem Verfasser ein universeller Standpunkt und Streben nach voller Unparteilichkeit, gebiegenes Fachwissen und ernste Studien, namentlich aber die Fähigkeit außerordentlich klarer, ihren Gegenstand beherrschender und formgewandter Darstellung einstimmig zuerkannt sind. Die Aufgabe, in so kleinem Rahmen ein so großes Gebiet von Thatfachen übersichtlich und geordnet zur Orientirung zu bringen, ist wohl noch in keinem andern Werk so glücklich gelöst worden.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

MEYERS HAND-LEXIKON des allgemeinen Wissens in EINEM Band gibt Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Ziffer oder Thatsache augenblicklichen Bescheid. Erscheint in 2 Hälften à 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. oder 30 Lieferungen à 3 Sgr., mit einem Atlas von 40 Karten und 10 Bildertafeln.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Verlag von Gustav Schloßmann, Gotha.

Soeben erschien:

Die stiftliche Weltordnung und die Weltzerstörung. Meditationen über Schillers Kampf mit dem Drachen, zugleich eine psychologische Studie von Dr. C. J. Rümheld. 8. Geh. 24 Sgr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 51. —

14. December 1871.

Inhalt: Revue literarhistorischer Schriften. Von Rudolf Gottschall. — Zur Sprachwissenschaft. — Ein Tendenzroman. — Philosophische Schriften. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue literarhistorischer Schriften.

Die Literaturgeschichte ist eins der am meisten angebauteu Felder. So anerfennenswerth dieser wissenschaftliche Eifer ist, so unterstützt er doch eine Unart des Lesepublikums, die sich in immer weitem Kreifen verbreitet, nämlich diejenige, lieber etwas über die Dichter, als diese selbst zu lesen. Die Literaturhistoriker drängen sich in den Vordergrund und meinen, den Lorber für sich in Anspruch nehmen zu können, den man den Dichtern jetzt spärlich ertheilt. Wir haben stets hervorgehoben, daß die dichterische Production das A und O der ganzen Nationalliteratur ist, daß jedes andere Verdienst um dieselbe nur als ein Verdienst aus zweiter Hand erscheint, und werden zu Gunsten des frischen und freien dichterischen Schaffens stets gegen den Geist eines neuen Alexandrinertums protestiren, wenn dasselbe sich in erste Linie stellen will. Im übrigen erkennen wir das verdienstliche Streben vollkommen an, sich über die Vergangenheit auf das genaueste zu orientiren, um so mehr, wenn dies in einem Geiste geschieht, welcher auf die Bestrebungen der Gegenwart eine gedeihliche rückwirkende Kraft auszuüben vermag.

Es liegt uns eine Reihe von Werken vor, welche zu verschiedenen Kategorien der Literaturgeschichte gehören: neue Werke, welche einzelne Epochen der letztern eingehend oder die sie im ganzen kurz zusammenfassend behandeln, einzelne literarische Charakteristiken, gesammelte kleine Aufsätze namhafter Schriftsteller u. a. Wir beginnen mit einem größeren Werke, dessen erster Band uns vorliegt:

1. Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit von C. Lemcke. Erster Band: Von Opitz bis Klopstock. Leipzig, Seemann. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Karl Lemcke, der Verfasser einer populären Aesthetik, welche bei dem Publikum vielen Anklang fand, hat sich für sein literargeschichtliches Werk dieselben Grenzen gezogen, wie Otto Gruppe in seinem Werke: „Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten.“ So fordert der erste

Band zu einem Vergleich mit dem Gruppe'schen Werke herans. Die Ansichten beider Schriftsteller über die Bedeutung der einzelnen Poeten sind im großen und ganzen dieselben: Gruppe unternimmt die Ehrenrettung einzelner verkannter Dichter, wie Schönaich, aber auch Lemcke stellt manchen Poeten aus dem Kreise der *minorum gentium* mehr in den Vordergrund, wie z. B. Pyra. An genaueu Studium der besprochenen Autoren, einer keineswegs selbstverständlichen Voraussetzung literarhistorischer Werke, haben es beide Literaturhistoriker nicht fehlen lassen, man fühlt bei beiden stets den festen Boden unter seinen Füßen; überall wird das Phänomen selbst erfaßt und keine Lustspiegelung einer sich forterbenden Ueberlieferung.

Doch die liebevollere Ausführung der Dichterporträts finden wir bei Gruppe, während Lemcke wol die Poetiken eines Opitz und Gottsched einer eingehenden Würdigung unterzieht, aber die einzelnen Dichtungen, auch die hervorragendsten, nicht so sorgsam analysirt, um die Leser mit ihrem Inhalt, ihren Vorzügen und Schattenseiten vertraut zu machen. Es ist der vornehmere Stil der Servinus'schen Literaturgeschichtschreibung, der in Lemcke's Werke vorherrscht und dem Leser nicht durch genauere Inhaltsangaben oder häufigere Proben verstattet, sich selbst ein Urtheil über den Charakter und die Bedeutung der Dichter zu bilden und das Urtheil des Literaturhistorikers zu controliren. Auch die Neigung, dem minder Bedeutenden gleiche, oft größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dem Bedeutenden, wiegt zu Ungunsten einer scharf sondernden Behandlungsweise vor, welche die richtige Perspective für die Schätzung dichterischer Größe durch das Aufsetzen der erforderlichen Lichtpunkte innehält. So sind z. B. einem Dichter wie Günther nur zwei Seiten gewidmet, während ein Poet wie Pyra auf vier oder mehr Seiten gewürdigt wird. Auch Paul Fleming ist auf fünf Seiten, obgleich anerkannt als ein Poet von Gottes Gnaden und als der beste Lyriker dieser neuen Zeit, doch etwas stief-

Frischen, Reden bis in den trunkensten Laumel und in die wildeste Bacchanterie, ins Tolle eines vlämischen Kirchweihjubels und dessen Wüthheit, eine Furie wälte darin, die an Rubens' vlämisches Bacchanal erinnere. Lemcke meint zwar, ein Genie sei Wechherlin nicht gewesen, aber doch genialer als seine Zeitgenossen, und gerade deshalb werde er gegen die breite Mittelmäßigkeit, die noch dazu als Coterie zusammenhielt, zurückgesetzt. Am ersten geistesverwandt war ihm noch immer Julius Wilhelm Zinkfunder von Dpit's Ruhm, ein Verkünder von Dpit's Ruhm, als Dichter ihm aber gleichzustellen, in seiner „Vermahnung zur Tapferkeit“, Alexandriner im Geist der Distichen des Tyrtäos, an Wechherlin's Feuer und Schwung gemahnend. Wir meinen, die deutsche Literaturgeschichte müßte die vier hervorragendsten Poeten jener Epoche, Wechherlin, Fleming, Dpit und Zinkgraf, auch als die Bahnbrecher der neuen Poesie an die Spitze derselben stellen, so den im Grunde „poetischen, tiefern Bestrebungen Südwestdeutschlands“ gerecht werden, und die Rubrik der ersten schlesischen Dichterschule zum alten Eisen werfen, unter die Erbstücke, die sich wie eine ewige Krankheit aus einer Literaturgeschichte in die andere fort-erben.

Sehr eingehend und im ganzen zutreffend wird Dpit von Lemcke behandelt; namentlich verweilt er mit ausführlicher Reproduction bei der „Deutschen Poeterei“ und nimmt sie gegen manche Anklagen, namentlich in Bezug auf Trivialität und Albernheit in Schutz. Rühmend ist hervorzuheben, daß Dpit anerkannte, der göttliche Furor des Plato müsse in dem Dichter herrschen, und also nicht die leere Formenschnelderei verherrlichte, obwol gerade die Bedeutung seiner Reform eine, wenn auch tiefgreifende, formale ist: er gab der deutschen Literatur das Metrum der Neuzeit. Ueber die dichterischen Gattungen selbst sprach er sich sehr oberflächlich aus; gleichwol war die Nachahmung der Antike und der fremden Renaissance jener Zeit das Princip des Fortschritts. Lemcke sagt:

„Hatte er unrecht, in dieser Weise den Fortschritt zu suchen? War nicht für die deutsche Literatur ein scharfes Durchgreifen nach den neuen Ideen nöthig? Stimmt nicht die ganze Zeit darin überein? Sätten, abgesehen von der immensen genialen Kraft und den glücklichsten Umständen, bei dem Versuch der Vermittelung die plumphen, unsaubern und groben Elemente, welche die ganze Zeit über noch immer in Schwant und Jote zu Tage traten, nicht die neuen angestrebten erstickt? Man denke nur, wie es noch 150 Jahre später ausah, als Goethe dem Volksthumlichen die Bahn brach, was alles mit solchem Bestreben aufgewühlt wurde, und wie Goethe selbst die veredelnden Gewalten der Antike und Renaissance bald wieder zu Hülfen rufen mußte! Wie Schiller nach seinen Jugenddramen zur Lektüre der französischen Dichter griff und aus ihnen und den classischen Tragödien seinen neuen und nobeln, gegen das Kockebueithum so nothwendigen Stil gewann! Was die ganze Ära Dpit's anstrebte, und was uns zu „Iphigenie“ und „Lasso“, zu „Don Carlos“ und zur „Jungfrau von Orleans“ und zur „Braut von Messina“ führte, dafür darf man nicht Dpit in der seit den Romantikern gewöhnlich gewordenen Weise hernehmen, um an ihm den Groß auszulassen, den man gegen das Mittelalter richten müßte, weil es mit seiner eigenthümlichen Poesie nicht im 16. Jahrhundert durchzubrechen vermochte und gegen die Genossen und Nachfolger von Dpit, die ihn nicht zu verbessern wußten. Traurig genug für den Geist des deutschen Volks, daß es von der Anbahnung bis zur Gewinnung der Renaissance so lange Zeit gebrauchte und von Dpit bis Klopstock durch solche Deden wanderte. Heute sind durch eine gewaltige Aus-

dehnung auf so vielen Wissensgebieten die Errungenschaften der Antike vielfach so weit überholt, daß dieselbe nicht mehr die Bedeutung hat, wie sie zu Anfang unsers Zeitalters hatte, und daß ein neuer, von ihr unabhängiger, idealer Ausdruck des Menschen gesucht wird. Man kann seine Macht erproben bei diesen Fragen hinsichtlich der gewöhnlichen gegenwärtigen Wissenschaft, der religiösen-christlichen, der auf dem Humanismus des Alterthums beruhenden und der in den neuen Errungenschaften der Naturwissenschaft fußenden Ansichten, ob es so leicht ist, so fest und klar wie Dpit sich zu entscheiden und danach seinen Weg zu gehen. Man wird dann begreifen, daß es doch nicht leicht war, ein Dpit zu sein, wie man nun auch die Richtigkeit seiner Bestrebungen beurtheilen mag.

Wenn wir Flemming ausnehmen, bei dem, wie schon erwähnt, Lemcke viel zu kurz verweilt, so wandern wir mit unserm Führer jetzt durch poetische Niederungen, in denen die Literaturgeschichte sich behagt, weil sie viel zu berichten findet, wenn auch nicht von großer Herrlichkeit, doch von Gesellschaften, wie die Fruchttragende, der Palmenorden, die Tannengesellschaft, der nürnberg'sche Pögnisorden, vom Elbschwänenorden, von Universitätspoetiken, von Harsdörffer's Nürnberger Trichter, von dichtenden Fürsten, wie Ludwig von Anhalt-Köthen u. a. Die Literaturgeschichte hat hier ein zahlreiches Namenregister mitzutheilen; sie findet manches Ergögliche zu melden und kann ihrer Schwesler, der Culturgeschichte, große Dienste erweisen; sie kann neben- und gegeneinandergehende Strömungen und Richtungen notiren; aber sie wird in dem Eifer solcher Forschung und Berichterstattung leicht des Horazischen Spruchs vergessen:

mediocribus esse poetis,
Non homines, non di, non concessere columnae.

Denn eigentlich haben die mittelmäßigen oder schlechten Dichter gar kein Recht, in den Registern der Literatur fortgeführt zu werden, und der Fortschritt der Jahrhunderte wird es von selbst mit sich bringen, daß später auch eingehendere Geschichten solche unfruchtbare Epochen nur durch wenige Namen kennzeichnen. Die einzelnen Vertreter der poetischen Gesellschaften, die norddeutschen Schulen, Jesen und Rist, die königsberger Lyriker, die Epos- und Romanschreiber, die Lohensteiner und Antilohensteiner, die Hopsdichter, wie Ranitz und Besser — es ist eine im ganzen unerquidliche Gesellschaft. Da heben sich nur die Satiriker, die Roscherosch, Lauremberg, Rachel und Logau, die Volkromandichter, wie Grimmlshausen, sympathischer hervor, vor allem unter den Antilohensteinern Günther, von dem Lemcke nicht ein seiner Bedeutung entsprechendes Bild entwirft. Hofmannswaldau und Lohenstein sind im ganzen entsprechend gewürdigt, obgleich der letztere bei allen seinen Verzerrungen nicht ohne Talent für einen gewissen großen Wurf in der Tragödie war und in vieler Hinsicht der Ahnherr unserer Kraftdramatiker ist.

Neue Entdeckungen in diesen Dichtergruppen können nicht darin bestehen, daß die Scharen der Poeten um einige bisher der Beachtung entgangene Köpfe vermehrt werden, sondern darin, daß die Bedeutung einzelner Dichter in ein glänzenderes Licht gerückt wird, daß in neuern Werken die Revision früherer sich forterbender Urtheile stattfindet. Der von Gerwinus so schlecht gemachte, von Roberstein mit etwas mitleidiger Miene vertheidigte David Schirmer findet in Lemcke einen wärmern Anwalt:

Alle Leidenschaft des Strengen, Zwingenden fehlt ihm, auch alle Freude am Charakteristischen und Realen, aber er ist ein wirklich künstlerisches, schönmalerisches Talent, ein poetisches Gemüth, weit interessanter in seinem weichen, oft süßlichen italienischen Stil, als die Ceremoniendichter der nächsten Periode. Er ist lyrisch der echte Ausdruck des prachtliebenden Johann Georg's II.

Noch mehr wird eine Dichterin Katharina Regina von Greiffenberg hervorgehoben, eine Oesterreicherin, unter dem Namen „die Tapfere“, Vorfisende der Jesen'schen Pflanzkunst, die wie Anna Dwena Hoyer zu den männlichsten unter allen Poeten ihrer Zeit gehört. Ihr Hauptwerk ist die „Siegesfäule der Duse und des Glaubens wider den Erbfeind christlichen Namens aufgestellt“ (1663), in welchem ihre dichterische Eigenthümlichkeit, ihr glühender Patriotismus voll hervortritt. Lemcke sagt von ihr:

Sie ist ein bedeutender, aus innerm Trieb und auch innerer Fülle dichtender, nachdenklicher, klarer Geist. Unter ihren 250 Sonetten ist natürlich vieles weniger oder wenig ansprechend, aber nirgends ist oberflächliches Spiel; vieles ist tief, kräftig, manches großartig in Bild und Gedanken im guten Sinn der Phantasie der Würnberger, wenn auch mit barockem Anflug....

Katharina Regina von Greiffenberg übertrifft an energischer Kraft alle ihre Mitdichter, Kist, Jesen, Schottel, Birken, Neumarck u. s. w., auch den fürstlichen Dichter, der zur selben Zeit mit ihr seine „Geistlichen Reimgedichte“ erscheinen ließ (1663), Gustav Adolf von Mecklenburg, der ernst und thätig, aber vor Lust an Neugefühlern sich in der Poesie nicht kräftig emporreißt. Diese deutsche Urania oder Klio des Isterlandes läßt uns mit dem Dichter Hohenberg, dessen epischen Versuch wir noch kennen lernen werden, doch in etwas den Geist gewahren, der damals in den höhern Kreisen des österröichischen Landes herrschte. Es war die Epoche, welcher Prinz Eugen dort vorantreten sollte und welche auch in der Architektur in Wien ihren zwar barocken, aber großstrebenden und bedeutsamen Ausdruck bekam.

Da haben wir wieder eine wenig gekannte poetische Ahnfrau, würdig der Verehrung von seiten der resoluten Blauschürmpfe des 19. Jahrhunderts.

Aus dem hamburgischen Kreise erkrent sich Brodes, der Verfasser des „Bergnügens in Gott“, einer eingehenden Charakteristik. Lemcke sagt von ihm:

Den bekannten Satz: Poesie ist redende Malerei, treibt er auf die Spitze. Er war selbst ein guter Zeichner, Freund des Pieris, Denner, Liebhaber von Gemälden; wenn er in seinen Cantaten oft als ein Nachahmer der Malerei der italienischen Manieristen erscheint, so wird er in seinem „Irbischen Bergnügen“ zum Wettkämpfer mit der Landschafts-, Blumen-, Thier- und Stilllebenmalerei. Sehen wir von dem Moralischen in diesen „pöhsikalisch-moralischen Gedichten“ des „Irbischen Bergnügen“ noch ab, so ist hervorzuheben, daß Brodes selbst in der Verirrung noch im ästhetisch-sinnlichen Element blieb, indem er auf Anschaulichkeit hinausging. Wie unglaublich dürftig, hausbacken und abgeschmackt er auch in seinen Schildereien wurde — was mit dem Alter und der Anerkennung sich steigerte —, so waren dieselben doch gegen die bloße Verstandesdichterei noch eine Erquickung. Oft finden wir eine wirkliche Erfassung und Durchdringung der Natur durch künstlerischen Geist. Seine landschaftlichen Schilderungen haben in den besten Stücken Tiefe des Horizontes; in Luft und Flut, in Wald und Feld, in Blumenpracht und Abendstern taucht sein Blick mit einer Frische, wie die niederländischen Maler seiner Zeit sie nicht besser hatten, aber besser in wirklichen Gemälden verwandten, während Brodes auf falschen Wegen das Unmögliche zu leisten sucht. Er hat Denner'sche Genauigkeit, wenn er das Geringsste malt, aber in seinen Wetter- und Landschaftsbildungen weiß er doch auch das Große oft wirklich großartig wiederzugeben.

Der zweite Hauptabschnitt des ersten Bandes behandelt die Epoche: „Von Gottsched bis Klopstock.“ Die Charakteristik von Gottsched ist im ganzen zutreffend; „der Ordner und Aufräumer, der steife Hercules im poetischen Augiasstall, der Polizist gegen das Unsaubere, der Lehr- und Zuchtmeister gegen die Ungeordnetheit“ wird nicht ohne Anerkennung seiner mehr negativen Verdienste und vorgeführt. Er wird mit seiner pedantischen Disciplin einem König wie Friedrich Wilhelm I., einem Philosophen wie Wolff an die Seite gestellt. Auch daß Gottsched mit den Stegreifkomödien den Hanswurst abgeschafft, wird von Lemcke mit vollem Recht vertheidigt. Er hat sich um die deutsche Schaubühne große Verdienste erworben, indem er sie von der endlosen Trivialität, Geißlosigkeit und Unsauberheit der Staatsactionen und Stegreifstücke reinigte und das Theater selbst zunächst wenigstens für eine anständige Dichtung eroberte. Man muß dabei nicht vergessen, daß die Stücke von Ornyphus und Lohenstein sehr wenig auf der wirklichen Bühne zur Aufführung gekommen waren; ob überhaupt gar nicht, wie auch Lemcke anzunehmen scheint, ist doch mit Kahler zu bezweifeln. Gottsched stellte aus dem Theater des Auslandes ein anständiges Repertoire zusammen, welches er der praktischen Bühne der Frau Reuberin anvertraute; er bahnte so einem Lessing die Wege, welcher dieser Bühne höhere Ziele steckte, und einem Goethe und Schiller, welche diese Ziele erreichten. Aus Gottsched's „Poetik“ theilt Lemcke mehrere Stellen mit, welche allerdings geeignet sind, dieselbe als eine Sammlung veralteten und pedantischen Regeltrams erscheinen zu lassen. Gleichwol ist sie höher zu stellen, als man danach meinen dürfte, und gegen die „Poeterei“ von Dpiz ein erstauulicher Fortschritt. Daß sich Gottsched an die „Ars poetica“ des Horaz hielt, konnte seiner kritischen Dichtkunst nicht zum Schaden gereichen; denn in Bezug auf das Detail enthält dieselbe goldene und in ihrer Bedeutung unverwüßliche Regeln. Daß er zu pedantisch namentlich das dramatische Formgerüste und die engherzige Beschränktheit der Pseudoclassik festhielt, mag mit der Verwilderung der deutschen Bühnenzustände entschuldigt werden; aber gerade in Detailfragen der Poetik findet sich so viel noch immer Zutreffendes und Allgemeingültiges mit geschmackvoller Prägnanz in der „Poetik“ von Gottsched ausgesprochen, daß wir glauben, eine Menge Citate aus derselben würden überraschen, weil man einem seiner Hölzernheit wegen verrufenen Werke nicht eine sich so empfehlende kritische Weisheit zutrauen würde. Daß Gottsched das Wesen der freien schöpferischen Phantasie nicht erkannte und überhaupt wie seine Zeit eines höhern ästhetischen Principes entbehrte, ist bereitwillig zuzugeben. Hier lag der Fortschritt in der Richtung der Schweizer, welche Gottsched bekämpften, namentlich in Breitinger's „Kritischer Dichtkunst“, welche gegen die magere Armuth und Fehlerlosigkeit mit Recht das Große, Wunderbare und Erhabene ins Feld führte, dabei aber in einseitiger Anerkennung gleichzeitiger englischer Muster, in der Bezeichnung der Dichtung als poetischer Malerei stecken blieb. Aus Breitinger's „Dichtkunst“ theilt uns Lemcke einige interessante Proben mit.

Liebevoll ausgeführt sind die nun folgenden Dichter-

porträts von Haller, Hagedorn, Uz, Gleim, Gellert und Johann Elias Schlegel, „unter seinen Genossen der Fall, ein Hochflieger von edler Art“. Bei Haller erwähnt Lemcke, daß manche Zuflüsse der Schiller'schen Dichtung aus den großartigen, durch ihre Rauheit weniger geläuterten Regionen des Alpenriesen fließen, und theilt Proben mit von der überraschenden Anlehnung Schiller's an ihn, die zur Nachdichtung wird, allerdings der schönsten Art, durch welche der Gedanke erst voll und schön in die künstlerische Erscheinung tritt.

Directe Nachdichter hatte er in seiner Art nicht viele, weil sie zu schwer war und sich nicht behaglich in andere Verse umdichten ließ. Nur die größern Geister konnten ihn recht verwerten. Wer seinen Hauptfehler überwinden wollte, mußte große dichterische Gestaltungskraft besitzen, um Ideen zu Fleisch und Bein zu bilden. Wenn wir von einer Fortleitung seines großen Stils sprechen können, so müssen wir Schiller nennen, der auf Haller's Wegen auszog und als Dichter vollendete, was Haller als dichterischer Denker begonnen hatte, der das Lehrgedicht zur Poesie hob, der in seinen „Räubern“ die philosophischen Zweifel, die moralischen Schauer der Haller'schen Gedichte zu Gestalten verkörperte und in vielen Einzelheiten künstlerisch vollendet hinstellte, was bei Haller nur im Umriss angedeutet war.

Gegen Willamov, den Otto Gruppe mit Recht fast Klopstock als Obendichter an die Seite stellt, ist Lemcke nicht in gleicher Weise freigebig mit seinem Lob, obgleich er anerkennt, daß Willamov bei allen Schwächen wirklichen Geist zeige, daß er eine poetische Nachempfindung des Hindarischen Schwungs und Rhythmus habe, wie er in jener Zeit doch nicht gewöhnlich gewesen sei.

Unter den Humoristen und Satirikern vermiffen wir Abraham a Sancta Clara — sonst ist uns keine Lücke auffällig gewesen, da man bei Autoren wie Schönaich, von dem Gruppe eine so glänzende Ehrenrettung versucht hat, höchstens über den Platz rechten könnte, an dem sie besprochen werden. Man durfte diese Besprechung schon im ersten Bande erwarten; wahrscheinlich wird Lemcke uns den Dichter im zweiten vorzuführen, im Zusammenhang mit Klopstock.

Der Charakteristik unserer classischen Dichter darf man in dieser anziehenden und anregenden, mit Eleganz und Frische geschriebenen Literaturgeschichte mit Spannung entgegensehen.

2. Die deutsche Lyrik des 18. Jahrhunderts. Aesthetische Studien von Julius Stiefel. Leipzig, D. Wigand. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die vorliegende Schrift kann keine literaturgeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen, indem das literarhistorische nur den Rahmen bildet für die Analyse der Gedichte hervorragender Lyriker, namentlich Klopstock's, Bürger's, Goethe's, Schiller's und Hölberlin's. Derartige Analysen, welche der Architektur der einzelnen Gedichte nachgehen, sind für ästhetische Detailforschung nicht unersprießlich, wenn sie die Eigenthümlichkeiten der Dichter im Aufbau ihrer Gedichte, ihrer Constructionsweise, dem Wort- und Bildausdruck, der für jeden einzelnen charakteristisch ist, nachspüren; denn auch für die geistige Bedeutung des Dichters ergibt sich aus so mikroskopischer Forschung mancher wesentliche Gesichtspunkt. Das ist auch wol in der Schrift von Stiefel öfters der Fall; im ganzen aber sind seine Umschreibungen des Gedicht-

inhalts in eine philosophische Prosa ungelent und schwerfällig, und der Schematismus, der die Disposition der Gedichte wiederholt, verliert sich in eine tabellarische Trockenheit, welche für den Schulgebrauch ihre Verdienste haben mag, aber doch den ästhetischen Eindruck der Gedichte nur abzustumpfen vermag. Das Monstreschema, welches der Autor z. B. von Schiller's „Künstlern“ entwirft, kann als Probe für diese ungenießbaren Schuldispositionen gelten.

Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Diese Schrift übergibt ihr Verfasser der Öffentlichkeit mit dem vollen Bewußtsein, daß ihr alle Mängel eines ersten Versuchs anhaften. Der fühlbarste wird wol die ungleichmäßige Ausarbeitung sein, welche gegen den Schluß hin einen fragmentarischen Charakter annimmt. Ein Theil der Verantwortung dessen fällt den Umständen der Entstehung anheim. Die Ausführung der ursprünglich zur Erlangung des Doctorats verfaßten Abhandlung war von einer bestimmten Zeit- und Raumshranke abhängig. Im übrigen macht die Schrift weder den Anspruch, eine literarhistorische Specialarbeit, noch auch nur, eine Serie vollständiger Monographien zu sein. Die Berechtigung ihrer Veröffentlichung dürfte in einzelnen ästhetischen Detailuntersuchungen liegen, welche nicht ohne alle Andeutung des literarhistorischen und biographischen Zusammenhangs aneinandergereiht sein wollten. Ohne das Gefühl einer Anwandlung von Selbstüberschätzung zu spüren, gibt sich der Verfasser der Hoffnung hin, es möchte der dem Versuch zu Grunde liegende Geist der Auffassung vielleicht gerade um des jugendlichen Enthusiasmus willen, welchen die Kritik rügen wird, einen freundlichen Widerhall in manchen Herzen finden, die ihre Erholung und Erhebung im Heiligthum der echten Kunst suchen; diese könnten vielleicht auch in den Resultaten mancher eingehenden Beschäftigung mit einzelnen Gedichten zur Erforschung ihrer eigenthümlichen Schönheit und musterergültigen Fassung eine willkommene Gabe empfangen.

Bei vielen Gedichten, besonders von Klopstock und Bürger, erreicht die Analyse des Autors den gewünschten Zweck, eingehenderes Verständniß zu fördern. Gleichwol erscheint auch hier der Standpunkt desselben nicht immer haltbar, seine Eintheilungen nicht immer durchsichtig. Stiefel sieht das Centrum der lyrischen Stimmung im „Liede“, und meint daher, daß Klopstock sich nicht vorherrschend in diesem Centrum, sondern in den zwei entgegengesetzten Peripherien des Erhabenen und Sentimentalen bewegt habe. Schon der Gegensatz des Erhabenen und Sentimentalen ist nicht stichhaltig, es gibt sogar eine sentimentale Erhabenheit, wie sie z. B. in Liedge's „Urania“ herrscht. Das Lied aber für die Hauptgattung der Lyrik zu halten, ist eine bedenkliche Einseitigkeit. Stiefel geht so weit, die Ode zu den untergeordneten, ja uneigentlichen Abarten der lyrischen Ausdrucksform zu rechnen. Nichts ist verkehrter als diese Ansicht, welche zuletzt auf eine Verherrlichung der gedankenlosen Bänkefängerei herauskommt. Nicht nur der Mensch wächst mit seinen höhern Zwecken, sondern auch das Gedicht. Das Lied mag den Grundton der lyrischen Stimmung am reinsten, weil am einfachsten enthalten; in reichern Kunstformen aber spiegelt sich ein tieferer Inhalt; die Ode ist so echt lyrisch wie das Lied, aber sie kann nur durch reichere und tiefere Geister vollgültig ausgeprägt werden. Ebenso falsch ist es, die Ode nur für eine Uebergangsform zu halten, nur dem Lied und dem „Hymnischen“ Berechtigung zuzusprechen, ohne daß das letztere in seinem Unterschied von der Ode, wie ihn der Verfasser auffaßt,

genau bestimmt würde; denn von der Mehrzahl der Poetiken, auch der Vischer'schen „Aesthetik“, wird das Hymnische doch nur als eine Nebenform der Ode, der „Lyrik des Aufschwungs“ eingereiht. Im Grunde ist die Ode das Allgemeine und Ubergreifende. Stiefel meint, daß die Ode eine Uebergangsform ist,

in ihren Anschauungen und ihrer ganzen Richtung hymnisch, nach ihrem subjectiven Ursprung und Gefühlseinhalt dem Lied verwandt, zudem mit elegischen und reflectirenden Elementen stark verlegt. So hat sie, auch als Uebergangsform in historischem Sinn, auf die Entwicklung der deutschen Poesie einen nicht zu unterschätzenden Einfluß geübt. Wenn eine Dichtungsgattung einmal entweder infolge ausschließlicher, oder der Behandlung durch mittelmäßige Talente derart in die Einseitigkeit gerathen ist, daß durch Verflachung gerade ihr spezifischer Charakter sich verloren hat, wie das zur Zeit von Klopstock's Auftreten mit dem deutschen Liede der Fall war, so ist einer solchen Gattung nicht anders zu ihrer reinen Wiebergeburt zu verhelfen, als durch Zurückführung auf die unreinen Mischgattungen, aus denen sie allmählich entstanden ist. Mag man es nun als historische Nothwendigkeit oder als persönlichen Instinct oder am richtigsten als das glückliche Zusammentreffen beider erklären, Klopstock hat diesen Dienst dem deutschen Liede erwiesen und ist so sein Regenerator geworden. Daß dabei das Zurückgehen auf die sichern Vorbilder des klassischen Alterthums der glücklichere Griff war als das von Klopstock aus Patriotismus ebenfalls versuchte Taufen nach der damals noch in völliger Unklarheit liegenden Urzeit deutscher Poesie, hat der thatächliche Erfolg bewiesen. Darin aber beruht ein großes Verdienst Klopstock's, daß er die Anschmiegunge der deutschen Poesie an eine fremde derart zu bemerklichen wußte, daß sie zum glänzenden Zeugniß der eigenthümlichen Schöpferkraft, des weitestgehenden, vom feinsten Culturinstinct geleiteten Kosmopolitismus, der unverselken Elasticität deutscher Dichtkunst wurde. Aber einen zu großen Raum durfte die Ode als Uebergangsform und zumal als fremde nicht einnehmen. Ihre Pflege durch Uz, Kamlar und die Göttinger fällt als Beweis blinder Nachahmung und poetischen Unvermögens von selbst dahin; Platen's Vorliebe für diese Gattung erklärt sich aus der individuellen formalen Stärke seines Talents. Mit Hübner's Odenbüchlein hat es eine ganz besondere Verwandtniß; seine Poesie ist das Dornröschen der Antike. Goethe, der mit genialer Universalität und bewußtem Pflichtgefühl das ganze Gebiet der Lyrik umspannte und die Klangfähigkeit deutscher Sprache in der Reproduktion aller Versformen glänzend erwies, verwarf einzig die Ode. Mit der antiken Großartigkeit maß er sich in den echten Formen des Erhabenen, dem Hymnus und Dithyrambus; der Nachahmung des reimlosen griechischen Metrum's zog er die der italienischen Kunstmaße vor, die dem deutschen Ohr vertrauter klingen mußten. Der Meister wußte, daß es an der Zeit sei, den Wettstreit mit griechischer Formschönheit in höherm Sinn zu unternehmen. An die Stelle der Ode trat bei ihm und durchbrechend bei Schiller das Gedankenlied, der gewichtigeren und leichtern Richtung der antiken Ode entsprechend bald mehr dem Hymnischen und Elegischen, bald dem eigentlichen Lied sich annähernd.

Diese tendenziöse Naturgeschichte der Ode greift der weitem Entwicklung unserer Poesie vor, welche die Ode mit vollem Recht unter die berechtigten Gattungen der Lyrik aufnehmen wird. Am glücklichsten erscheint uns Stiefel in der allgemeinen Charakteristik der Dichter und ihrer Bedeutung, wie z. B. in dem folgenden Bild von Bürger:

Das charakteristische Merkmal der Bürger'schen Lyrik liegt in ihrem Streben nach Vereinigung von Volksdichtung und Kunstdichtung. In der Einführung des volkstümlichen Elements an sich besteht der erste wesentliche Fortschritt der Lyrik bei Bürger gegenüber ihrer Darstellung durch Klopstock. Ein aus dieser Einführung nothwendig resultirendes untergeordne-

teres Moment des Fortschritts beruht auf der Rückkehr aus der fremdartigen Form und dem einseitigen Ernst der Stimmung. Den Anakreontikern und Göttingern gegenüber, die überhaupt nur historisch in Betracht fallen, besteht der Fortschritt klar ersichtlich in dem Streben nach Verbindung von Volksdichtung und Kunstdichtung — wobei die anakreontische Reaction festgehalten werden soll ohne Aufgabe der Stimmungstiefe und des würdigen Ausdrucks, welche die Errungenschaften Klopstock's ausmachten — und in der schöpferischen, originellen und modificirten Eigenschaft, welche die Lyrik zum erstenmal seit Klopstock wieder aufzuweisen hat. Dieselbe Schwäche, dasselbe Los hat die Bürger'sche Lyrik mit der Klopstock'schen insofern gemein, daß ihre Leistungen auch hinter ihrem Streben zurückbleiben. Volksdichtung und Kunstdichtung liegen bei Bürger nebeneinander: sie gehen gewöhnlich nur so leichte Verbindungen ein, daß der eine Gegensatz des andern Einseitigkeit etwas abschwächt, sie durch einen Anhauch seiner Färbung leicht modificirt; aber die so entstehenden Gegensätze des Reizenden und des Prächtigen fallen nur allzu häufig in die Extreme des Trivialen und des Rhetorischen auseinander. Die Ursache liegt natürlich auch hier in einem Mangel der Begabung des Dichters, der außerdem noch durch sein misglückliches Schicksal erbötet wurde. Die Reflexion hat ihm den Strom der Stimmung durchbrochen, die Leidenschaft ihn getrübt. So bleibt er in Bezug auf das spezifische Lied insofern hinter Klopstock zurück, als dieser es nach seinem innersten Wesen mit bisweilen fast verschwindernder Incongruenz der äußeren Erscheinung darstellt, während Bürger, von der unmittelbaren Form ausgehend, nicht in das innerste Centrum zu dringen vermag. Es ist, als ob ihm das Thor des innersten Heiligthums vor dem Gesicht zugeschlagen worden wäre, um *mutatis mutandis* uns eines Ausdrucks von Lessing zu erinnern. Andererseits wird er vom Gefühl überwältigt: pathologisch. So bewegt er sich wie Klopstock vorherrschend gewissermaßen im Vorhof des Liedes, aber mit einem zeitgemäßen Fortschritt ist er, wie jener in der Ode, Meister im Reflexionslied. Aber auch das hat er mit jenem gemein, daß er ausnahmsweise, wie durch ein Hinterpförtchen, doch in das Centrum bringt; auch bei ihm muß der lyrische Strom aus der Tiefe voll durchbrechen, in einigen einzelnen Leistungen erreicht er das angestrebte Ziel: in der Ballade, freilich ohne sich dauernd auf der Höhe halten zu können.

Die kleinern Gedichte Goethe's werden uns mit feinem Verständniß zergliedert, während bei den Balladen der geistige Kern nicht in prägnanter Fassung zutage tritt, sondern ein weitschweifiges Hinundherreden daran vorbeistreift. Den Nagel auf den Kopf zu treffen, ist dieser breit deducirenden Weisheit nicht gegeben. Auch finden sich im einzelnen unrichtige Behauptungen. So sagt Stiefel:

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, wie Goethe nie im Arm der Geliebten dichtete. Da heißt es nie: „An deine schneeweiße Schulter habe ich mein Haupt gelehnt“; oder: „Ich halte mein Liebchen umfassen und uns're Herzen schwell'n.“

Es ist doch kühn, von dem Sänger der „Römischen Elegien“, der selbst in ihnen erzählt, daß er seiner Geliebten des Hexameters Fuß auf den Rücken trommelte, zu behaupten, er habe nie im Arm der Geliebten gedichtet.

Dem „Lied von der Glocke“ heftet Stiefel die folgende großklingende Signatur an:

Daß der Mensch erst durch das gefellige Leben in Familie und Staat — als den theils naturnothwendigen, theils durch wahlfreie Vereinbarung zum Behuf von Freude und Frieden entstandenen Organismen — seine ganze Berufserfüllung: eine durch das persönliche Schicksal unaufhaltbare und über das individuelle Interesse hinausreichende, durch die Beziehung zum Gemeinschaftsleben in ihrer Bedeutung gesteigerte Wirksamkeit erlange: dies ist die ideale Wahrheit dieses Gedankenliedes.

Eine solche fest zu formulirende Tendenz hat aber das „Lied von der Glocke“ durchaus nicht; es ist ein Gemälde deutschen Familien- und Bürgerlebens, anknüpfend an die Thatfachen des Glockengusses und an die Bedeutung des Glockengrusses. Keineswegs gipfeln die Weisheitsprüche dieses Gedichts in irgendeiner Aeneis, und es bleibt nur zu wünschen, daß unser Kritiker das Unterlegen nicht mit dem Auslegen zu oft verwechselt.

3. Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch für Schule und Haus von C. W. G. Schwarz. Amsterdam, Binger. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Was uns gleich von vornherein für diese Literaturgeschichte einnahm, war das richtige Verhältniß zwischen der ältern und neuern Zeit, welches der Autor beobachtet; denn ein für Schule und Haus bestimmtes Werk darf aus ältern Epochen nur das Hervorragende aufnehmen, muß dagegen die neuere Literatur, welche ein unmittelbares Bildungselement ist, eingehend und sorgfältig behandeln. Schwarz erklärt sich mit Recht in der Vorrede gegen diejenigen, welche die Classicität nur rückwärts zu suchen geneigt sind, während diese dem Phönix gleich, der nach jedem freien Brandopfer aus seiner Asche verjüngt wieder ersteht; er will in seinem Werke jedem Gebildeten ein aus dem Geiste der Zeit geschriebenes erwünschtes Hülfsbuch zur Orientirung auf dem literaturgeschichtlichen Felde, dem Abiturienten höherer Lehranstalten wie dem angehenden Lehrer ein geeignetes Lehrmittel bieten. Jedenfalls sind die Inhaltsangaben unserer ältern größeren Nationaldichtungen und unserer classischen Dichtungen ganz dazu geeignet, in die Kenntniß der Literatur einzuführen. Sehr erfreulich ist die Anerkennung Jean

Paul's, der trotz der geringschätzigen Behandlung von seitens eines Servinus und Julian Schmidt in den neuern Literaturgeschichten stets wieder zu seinem vollen Rechte kommt. Wenn indeß auch Tied einer der bedeutendsten Dichter der neuern Zeit genannt wird, so möchten wir doch gegen dieses auszeichnende Lob Protest erheben. Bei aller phantasievollen Begabung hat Tied nichts geschaffen, was eine dauernde Bedeutung in Anspruch nehmen darf. Treffend dagegen und nicht in gewohnter Weise überschätzend ist die Charakteristik von Heinrich von Kleist; auch Brentano, Arnim, Amadeus Hoffmann und die andern Romantiker sind mit unparteiischer Würdigung geschildert. Von den neuern Autoren erhält Karl Gutzkow die verdiente eingehende Charakteristik, Gustav Freytag ein etwas spärlicher zugemessenes Lob, Friedrich Heibel, Palm, Herwegh, Freiligrath, Geibel und die andern Koryphäen des modernen Parnasses werden den Lesern in glaubwürdiger Gestalt vorgeführt.

Wir können das Werk allen empfehlen, die sich in der deutschen Literatur und zwar besonders in der neuern bei einem unparteiischen Rathgeber, der im Besiz der richtigen ästhetischen Maßstäbe ist, zu orientiren suchen. Immerhin ist es ein erfreulicher Beweis dafür, daß auch endlich unsere Lehrbücher der Literatur mit den Größen der Gegenwart zu rechnen anfangen, und die früheren wohlfeilen Entschuldigungsgründe, hinter denen die vornehme Wissenschaft ihre Ignoranz verbirgt, namentlich die Berufung auf die Schwierigkeit endgültiger Urtheile mitten in einer nicht abgeschlossenen Epoche, verschmähnen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Sprachwissenschaft.

Die Sprache und ihr Leben. Populäre Briefe über Sprachwissenschaft von August Volk. Leipzig, Häffel. Gr. 8. 24 Ngr.

Wenn etwa der Titel „Populäre Briefe“ mit der Beforgniß erfüllen sollte, als wäre in dem vorliegenden Werke der besprochene Stoff verflacht, den können wir im voraus von dieser Furcht befreien, indem wir darauf hinweisen, daß wir es hier mit einem jener dankenswerthen Bücher zu thun haben, die dem Gebildeten, der nicht die Sprachwissenschaft zu seinem Hauptstudium erwählt hat, die wichtigsten Resultate der Sprachwissenschaft mittheilen wollen, ohne jedoch der Tiefe des Gegebenen dadurch Abbruch zu thun. In der Sprache und Darstellung selbst hätten wir hier und da sogar noch etwas weniger Sprödigkeit gewünscht, wodurch sie an wahrer Popularität gewonnen haben würde.

Als Leser wünscht sich der Verfasser jeden, der den Drang fühlt, an den großen, tiefinnerlichen Fragen, welche die Menschheit bewegen und fördern, nicht stumm und theilnahmlos vorüberzugehen, wenn sie ihm so zugänglich gemacht werden, daß er sie ohne zu große Vorarbeiten leicht in Angriff nehmen kann. Verufen fühlt sich der Verfasser zu einer derartigen Arbeit durch den

Umstand, daß die Sprachwissenschaft noch nicht so populär geworden ist wie die Naturwissenschaft, obgleich sie es nicht minder verdient.

Von den Ansichten über den Ursprung der Sprachen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart hebt er zunächst die der Sanskrit-Indier hervor, welche die Sprache ansahen als das Product der höhern Geistesorganisation oder vielmehr der Naturvernunft. Die Griechen kamen wenig über den Begriff des Angenommenen oder des Naturgegebenen hinaus. Neben des Aristoteles Ansicht, daß das Wort äußeres Zeichen unserer Vorstellung sei, erhob sich eine andere, welche der Sprache directen göttlichen Ursprung zusprach, zu ganz allgemeiner Geltung und erhielt sich viele Jahrhunderte hindurch.

Nach langem Schlummer rief Liebemann (Prof. zu Marburg) die Frage nach dem Ursprung der Sprache wieder ins Leben, indem er gegenüber den alten Definitionen die Sprache als eine mechanische Schöpfung des Menschen bezeichnete; worauf Herder („Ueber den Ursprung der Sprache“) sie als herrschenden Instinct, lebendigen Mechanismus, vermittelt durch die Vernunft, bezeichnete. Zunächst erschien sie ihm als notwendige Naturgabe, als zum Charakter des Menschen

und zur Einrichtung seiner Kräfte gehörig, ohne welche der Mensch gar nicht als Mensch gedacht werden kann, während er später wieder zu der Ansicht vom göttlichen Ursprung der Sprache zurückkehrt. Hamann fasste die Sprache als etwas von jedem aufs neue Erlerntes und ließ den Kern der Frage, den ersten Anfang der Sprache, ungelöst. Eine neue Ära der Forschung begann mit dem Werke Wilhelm von Humboldt's „Ueber die Kawi-Sprache“. Nach ihm ist die Sprache kein ergon, kein ruhendes, fertiges Ding, sondern eine Energie, eine Arbeit des Geistes. Sie ist ihm das bildende Organ der Gedanken. Sie besteht nicht vor dem Denken, wie dieses nicht vor ihr, sondern sie sind beide eins, nach Entstehung und Wesen; demgemäß ist ihm das Wort nicht Zeichen eines fertigen Begriffs, sondern eine Methode, diesen Begriff zu bilden. Dieser Anschauung beitreten wies Schelling hin auf den innigen Zusammenhang der Sprache mit der Mythologie, und Hessie fand den Ursprung der Sprache als gleichbedeutend mit natürlicher Urentwicklung der Vernunft auf, indem er für die Schelling-Hegel'sche Sprache wieder realen Boden zu gewinnen suchte. Diese Ansichten wurden durch Jakob Grimm's Forschungen in vollster Weise bestätigt. Der Mensch spricht, weil er denkt, und die Sprache ist ihm eine Errungenschaft fortschreitender Arbeit, die er der freien Entfaltung seines Denkens verdankt. Ihre Entwicklung gliedert sich in drei Perioden: 1) die Periode des Schaffens der Wurzel und Wörter; 2) die des Emporblühens einer vollendeten Flexion; 3) die des Triebes zum Gedanken, in welcher die Verknüpfung der Worte und strengen Gedanken abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt wird. Auf die psychologische Basis gründete die Sprachwissenschaft Steinthal, für den Sprechen nicht Denken, sondern Mittel und Geburtsstätte des Denkens ist. Ihm ist die Sprache das allgemeinste, ganz eigentliche Mittel geistiger Wahrnehmung, und ihre Wirksamkeit liegt in der Verdichtung des Denkens; sie ist nicht nur (nach Humboldt) Vermittlerin zwischen der materiellen Welt und unserm seelischen Innern, sondern sie ist das nur, weil sie zugleich auch das klare Bewußtsein mit allen in unserm Seelengrund liegenden Erkenntnissen, also die Seele mit sich selbst vermittelt.

Gegenüber dieser psychologischen Schule steht die naturwissenschaftliche, deren Hauptrepräsentant Prof. Schleicher in Jena die Sprache als reines Naturproduct ansieht und darum in seinem Werke „Die deutsche Sprache“ unter anderem verlangt, daß die Sprachwissenschaft den Naturwissenschaften angereicht werde. Auf ähnlicher Basis steht der durch seine populären Vorlesungen über die Sprachwissenschaft auch in Deutschland allgemeiner bekannte Max Müller in Oxford, der vorsichtig über die Entstehung der Sprache noch das letzte Wort nicht sprechen will, indem er sagt: „Noch können wir nicht sagen, was die Sprache ist. Sie kann ein Naturproduct, ein Werk menschlicher Kunst, eine Gabe Gottes sein.“ Diesen beiden tritt entgegen Steinthal in seinem Werke: „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen“ (Berlin 1864). Als Resultat der seit Wilhelm von Humboldt angestellten Forschungen läßt sich Folgendes hinstellen: Das Wesen der Sprache ward richtiger erfaßt, die vergleichende

Sprachwissenschaft wurde begründet, durch sie die Klassification der Sprachen ermöglicht, welche wiederum das Alter der Sprachen bestimmen ließ; dadurch traten die Hauptgruppen der Sprachen hervor, und das Leben der Sprache ward richtiger erkannt.

Die Sprache, als nothwendige Aeußerung des menschlichen Gesamtorganismus, entstand mit dem Menschen. Ueber das Alter der Menschen und somit der Sprache haben uns erst die naturwissenschaftlichen Forschungen Aufschluß gegeben. Ein überraschendes Licht verbreitete mit einem mal über die verschiedenen Fragen der Sprachwissenschaft die Entdeckung des Sanskrit oder der heiligen Sprache der alten Indier. Sir William Jones, der 1784 als Oberrichter in Kalkutta daselbst die erste asiatische Gesellschaft gründete, veröffentlichte aus dieser „Hochsprache der Literatur und der Gesezbücher“ 1789 eine lateinische Uebersetzung des Schauspiels „Sakuntala“ und 1794 die Gesezverordnungen des Mannu. Auf diesen Veröffentlichungen bauten in Deutschland weiter: Friedrich Schlegel, „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“, August Wilhelm von Schlegel und C. Lassen; der eigentliche Begründer der vergleichenden Sanskritstudien aber ist Franz Bopp. Durch seinen Schüler Friedrich Rosen wurden zuerst die Vedas erschlossen, und an ihn reiht sich eine Zahl der besten Namen von Forschern der Gegenwart. Das Sanskrit aber ist so wichtig für das gesammte Abendland, weil es uns nicht nur die uralte Cultur des indischen Volks erschließt, sondern auch das ungetrübte Urbild der sogenannten indogermanischen Sprachenfamilie ahnen läßt.

In den folgenden Briefen wird dargethan, wie synthetische zu analytischen Sprachen werden, wir lernen das Leben der Sprache im Allgemeinen als einen ununterbrochenen lautlichen Verfall kennen. Auch das relative Alter der verschiedenen Sprachen der indogermanischen Sprachengruppe wird angegeben, während das absolute Alter einer Sprache nur dann zu bestimmen ist, wenn sie in einer bereits historischen Zeit Staats- und Religions-sprache geworden ist. Die vielen Sprachen der indogermanischen Völkerguppe lassen sich zuletzt auf die ideelle Einheit einer arischen Ursprache zurückführen. Die Urstige der Arier sind nördlich von Kabul und dem Fünfstromland (Pentischab), im Gebirgsland des Hindukusch (Parapomisos) zu suchen, wo Kaschmir (Kashemir) als besonders heiliges Land und der Schauplatz uralter Ereignisse erscheint. Arier kommt von der Wurzel ar, pflügen, Landbau treiben, davon das Adjectivum arya, edel, als Substantivum edle, weiße Rasse, Arier, davon arya, verehrungswürdig, adelich, arisch; als Substantiv Herr, Gebieter, Hausherr. Das Land, in dem sie sich ausbreiteten, erhielt den Namen Aryavanta, Arierland. Die Sanskrit-Arier (Indier) zogen südostwärts, die Abhänge des Himalaja entlang bis zum Flüschen Saraswati, hier war der Schauplatz der in dem epischen Gedichte „Mahabharata“ verherrlichten Thaten.

Inzwischen war das Zendvolk (Perser, Altbaktrier) nach Westen aufgebrochen, wohin nunmehr überhaupt alle Züge gerichtet waren, die sich im Laufe der Jahrtausende vollzogen. Den nächsten Zug bildeten die Celto-Gräco-Italer, und als letzte Völkerwandergruppe erscheinen endlich die Letto-Slawo-Germanen, die den Norden und

norddeutschen Westen eroberten im harten Kampfe gegen die Finnen (Tschuden), die jetzt auf einen engen Raum im hohen Norden zurückgedrängt sind. So gingen im Laufe der Zeit acht verwandte Urstämme aus einer Sprach-einheit hervor. Diese sind:

I. Die indische (arische) Familie, mit der ältesten Form der Vedas. Für religiöse und gelehrte Zwecke festgehalten, wurde das Sanskrit Hochsprache, während die Volkssprache, das Prakrit, sich in viele Dialekte spaltete, die noch bis heute leben.

II. Die eranische (altbaktrische, altpersische) Familie oder das Zendvolk, deren älteste Formen nicht erhalten, deren Staatsprache aber, das Zend, in Keil-Inschriften vorliegt. Als alten Dialekten begegnen wir dem Suvvaretsch und dem Parsi. Letzteres führt zu den neueranischen Sprachen, d. i. neupersisch, afghanisch, kurdisch, ossetisch u. a. Als uralte Abzweigung von der Grundsprache ist das Armenische hierherzustellen.

III. Die celtische Familie. Grundsprache fehlt. Als ältester Dialekt gilt das Altirische. Die neuern Dialekte theilen sich in zwei große Gruppen: die gälische oder irische, neuirisch mit hochschottisch, galisch, erlisch, manx (auf der Insel Man gesprochen), und die kymrische oder britannische mit kymrisch (Wales), cornisch (Cornwall), und das auf dem Festland verbliebene Armorische, auch Bas-Breton (Bretagne) genannt.

IV. Die griechische Familie. Mit fehlender Grundsprache, aber alten, hoch ausgebildeten Dialekten, welche die Grundelemente erschließen lassen. Älteste Dialekte: dorisch, äolisch; jüngere: ionisch-attisch; jüngster: neugriechisch. Als uralte Abzweigung von der nicht erhaltenen neupelasgischen Grundsprache dürfte das Albanische anzusehen sein.

V. Die italische Familie. Mit fehlender Grundsprache, aber uralten Lauten und Urformen in den erhaltenen Mundarten. Älteste Dialekte sind: umbrisch, ostisch, altilatein; letzteres bildet sich, infolge der Erhebung Latiums (Roms) zum Centrum der Weltbewegung zur lateinischen Hochsprache aus, neben welcher die zahlreichen Volksmundarten weiterlebten. Diese traten mit den wieder selbständig gewordenen Landschaften in die Reihe der historischen Sprachen, die unter dem Collectivnamen der neuromanischen bekannt sind, als: die Sprache der Italiener in mehr als dreißig Dialekten, der Spanier, Portugiesen, Provenzalen (älter und neu), Franzosen, Walachen oder Dacoromanen und der Rhätoromanen oder Ehurwelschen.

VI. Die litauische (oder letto-baltische) Familie. Zwar mit fehlender Grundsprache, aber durch ihre Isolirtheit urthümlich erhalten. Dialekte: altpreußisch, niederlitauisch; jüngere Mundart: lettisch.

VII. Die slawische Familie. Ohne Grundsprache, aber mit hoch alterthümlichen Formen in der ostslawischen Gruppe, dem Altbulgarischen, dem Russischen, Serbischen oder Mhrischen, Kroatischen und Slawonischen. Wesentlich erweicht erscheinen die westslawischen Sprachen: böhmisch, polnisch, wendisch.

VIII. Die deutsche Familie. Ebenfalls ohne erhaltene Grundsprache, aber mit zwei leblich alten Dialekten: dem nördlichen Altisländischen (Altnordischen) und dem südlichen Gotthischen.

Endlich reiht sich hier noch an die europäische Zigeunerfamilie, die unsere Brüder aus Indien und uns sprachlich nahe verwandt sind.

Alle diese Sprachen bilden die eine der beiden großen declinirenden Sprachengruppen, deren andere die semitische ist. Man kann diese in zwei Hauptgruppen theilen, zwischen welchen die hebräische Büchersprache eine Art Mittelstellung einnimmt.

I. Die reichere arabische Gruppe oder die Sprache der Südsemiten mit dem ausgestorbenen Aethiopisch und Himjaritisch und den Dialekten der Araber, der Abyssinier, Mapuler, des malteser Landvolks und der Fezzaner.

II. Die ärmere syrische oder aramäische Gruppe oder die Sprache der Nordsemiten, die sich in eine Ost- und Westgruppe theilt.

Ost: Altbabylonisch oder Chaldäisch, Stromgebiet des Euphrat und Tigris gegen Kurdistan, von wo es nach der siebzehnjährigen Gefangenschaft der Juden als Volksdialekt nach Palästina gebracht wurde, wodurch das Hebräische von selbst zur Gelehrten- und Kirchen-sprache ward.

West: Syrisch mit den jetzigen Sprachen der Drusen, Maroniten, Nutevalli (am Libanon), Russairi (gegen Antiochia), Zabier (Mündungsbelta des Euphrat).

III. Zwischen beiden in der Mitte steht die Sprache der Mittelsemiten oder des semitischen Niederlandes Kanaan, das Hebräische, die älteste semitische Literatursprache, zu welcher das Phönizische und die spätere Sprache der Karthager, das Punische, in enger Beziehung standen.

Die höher entwickelten declinirenden Sprachen sind durch die minder vollkommenen anbauenden (agglutinirenden) Formen hindurch, aus der ursprünglichsten Form der Einsilbigkeit hervorgegangen. Durch diese Eintheilung läßt sich die ungeheure Zahl der Sprachen mit Leichtigkeit in vier übersichtliche Gruppen theilen:

I. Die einsilbigen Sprachen: 1) Chinesisch, 2) die transgangetanischen, 3) die tibetanische Sprache.

II. Die anbauenden (agglutinirenden) oder altaiischen Sprachen.

Sie zerfallen in: 1) Tatarische Familie: a) tatarisch, mongolisch, türkisch, b) tschudisch, finnisch, samojebisch, ugrisch. 2) Kaukasische Familie: a) iberisch, b) mittelkaukasisch. 3) Nordasiatische Familie: 4) Die bekantischen Sprachen oder diejenigen des südlichen Indien. 5) Die malayische oder polynesische Familie. Heimat: das Innere von Sumatras Hochland. 6) Die meisten der wenig erforschten Sprachen Afrikas.

III. Die (oben besprochenen) declinirenden Sprachen.

IV. Die einverleibenden (incorporirenden) Sprachen: fast alle Sprachen der amerikanischen Urbewohner (sogenannte Indianer), in Europa die der Basken (Nordspanien).

Das Chinesische ist also auf der Stufe der Einsilbigkeit stehen geblieben, d. h. die Sprachelemente haben sich aus ihrer Wurzelhaftigkeit noch nicht zum Wort herausgebildet, erhalten vielmehr selbst die Bedeutung des Wortes. Es gibt weder Abwandlungsformen noch Wortkategorien; vielmehr kann jedes Lautelement als Substantiv, Adjectiv, Verbum oder Adverb empfunden werden. Auch das

Chinesische wird einst aus der Einsilbigkeit in die Vielsilbigkeit eintreten. In den agglutinirenden Sprachen treten die Beziehungslaute so lose an den Bedeutungslaut (Stamm), daß sie nach Bedürfnis davon abgelöst werden können, ohne eine Verstümmelung zu hinterlassen, eben weil sie noch als Worte und nicht als Endsilben empfunden werden.

Das Wesen der einverleibenden (incorporirenden) Sprachen besteht in der Einverleibung aller Theile des Sages in einen einzigen Wortkörper, z. B. mexicanisch: minakaqua, d. i. ni ich, naka Fleisch, qua essen. Als Ausgang von agglutinirenden Anfängen zeigt sich der Fortschritt der incorporirenden Sprachen an Folgendem: Persönlich belebtes Geschlecht für alles was athmet; das übrige ist geschlechtslos. Sie haben Endungen und zwar nicht nur für Singular (vereinzelt auch dual) und Plural, sondern auch (im Mexicanischen) für den Totalis, der alle Wesen einschließt.

Das Charakteristische der erwähnten Sprachen läßt sich in Folgendem zusammenfassen:

Der Chinese, sein geübt, kalt, sinnig zugespitzt, hinter jedem Blicke, jedem Accent speculirend, lauschend, stellt die materiellen Vorstellungen in vollendetster Einsilbigkeit hin, wie die monotone oceanische Natur, die ihm den Sprachtrieb weckte, und läßt die Beziehungen derselben so gut wie unbezeichnet.

Der turanische Bewohner der Hochebenen Asiens reißt Vorstellungen und Beziehungen in ihrer ganzen rohen Fülle, Umständlichkeit und plumpen Unbehüllichkeit aneinander. Leichtern Schrittes bewegt sich der amerikani-

sche Indianer. Er ist zu freierm Bewußtsein seines Ich gekommen, das seiner Rede mehr Fluß gewährt.

Erst der nächsten Sprachstufe, der declinirenden, war es vorbehalten, den Gedankenstoff so in die Wurzeln zu legen, daß sie gleichsam auftrieben vor innerm Gehalte. Die Beziehungen werden durch leichte, unsinnliche Laute ausgedrückt, die, an sich bedeutungslos geworden, sich zu dem reichsten Gedankenpiel darbieten als die sogenannten Flexionsendungen.

Haben wir den Inhalt der ersten fünf Briefe in ausführlicher Analyse gegeben, so wollen wir hoffen, daß Leser, die sich für die Sprachwissenschaft interessieren, die folgenden drei selbst nachlesen. Sie behandeln:

Wesen und Bau der declinirenden Sprachen und zwar: 1) den indogermanischen Laut in seinem Ausbau, 2) Laut und Vorstellung, 3) das historische Wort — und knüpfen daran das Verschiebungsgesetz der bekanntesten neuern Sprachen, des Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen und Englischen, und Beispiele zu den Lautverschiebungen.

Zwei angehängte Postscripte, ein politisches und ein unpolitisches, möge der Leser gleichfalls selbst einsehen; nur sei noch die angefügte Uebersichtstabelle der indogermanischen Sprachengruppe, die auch einzeln zu haben ist, empfohlen. Möge der Verfasser erkennen, daß wir das von ihm seinem Werke vorangesetzte Sprüchlein Daniel Holzmann's beherzigt haben:

Ich bitt ein yeden dem diez Buch
Zu lesen kommt, das er durchsuch
Zuvor Anfang Mittel und End
Eh er sich zu dem Urthail wend.

Ein Tendenzroman.

Die Mystiker. Vom Abbé***, Verfasser von „Der Versuchte“, „Die Nonne“, „Der Mönch“, „Der Jesuit“, „Der Landpfarrer“ u. s. w. Autorisirte deutsche Ausgabe, übertragen von August W. Peters. Zwei Bände. Bremen, Kühnmann u. Comp. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Unter den Propheten einer Läuterung des Katholicismus und den Widersachern des vielfachen demselben anhängenden Krimstrams nimmt ohne Zweifel der Abbé*** eine hervorragende Stelle ein. Wir wollen auch zugeben, daß er sich für seine Bücher einen so ausgedehnten Leserkreis zu schaffen gewußt hat, um sie bereits serienweise vorzuführen und Charakteristren zu können. Aber wir fürchten, daß seine Bücher dahin, wo sie fruchtig machen und Nutzen stiften müßten, nicht bringen, daß selbst die gegen sie eröffnete Polemik — bekanntlich die durchschlagendste Reclame — ihnen nie oder nur äußerst selten die düstern Brutstellen des Ultramontanismus öffnet. Nur wer eine anmuthig aufgestuzte Beschäftigung eigener, bereits befestigter Ansichten sucht, wird nach diesen Schriften gern greifen, und deshalb scheinen sie uns im großen und ganzen überflüssige Arbeit. Auch insofern dürfen wir sie als lehrreich bezeichnen, als sie ein ziemlich getreues Conterfei der kirchlichen Umtriebe in Frankreich geben; aber auch dieses Conterfei ist nur ziemlich getreu, vielfach in zu starken Farben aufgetragen, und die Umtriebe der geist-

lichen Parasiten treten nach den Ereignissen des letzten Jahres gegen die Umtriebe der politischen und socialen Parasiten gewaltig in den Hintergrund. Es ist mithin auch in Bezug hierauf die Bedeutung und der Werth dieser tendenziösen Schriftstellerei keineswegs so hoch anzuschlagen, als der Verfasser selbst in seinen Vorreden sich geberdet zu glauben und sich abmüht glauben zu machen.

Was zunächst die den Mystikern untergelegte Fabel betrifft, so spielt sie sich in Lyon und auf dem Edelstige Brinda's in einer reichen, altadelichen Familie ab, und gar manche wirkliche Existenz mag zu den auftretenden Figuren als Original oder Modell das wesentliche Material geliefert haben. Die noch junge und noch erträglich hübsche, reiche Schloßfrau, bis dahin Spielball und zinstragendes Kapitalstück der verschiedenen Priestersorten, verheirathet sich zum zweiten mal und entzieht dadurch dem Magen der Kirche fette Bissen, auf die man sich schon sichere Hoffnung gemacht hatte. Auch ihre Kinder werden nicht das, wozu die fromme Gesellschaft sie vorbestimmt hatte. Von Creaturen des abgefäimtesten Mysticismus und schmutzigster Calculation umgeben, werden sie in ihrer Entwicklung doch andere als die Kirche gewollt.

Nach dem Soldatentode des ältern Sohnes verzichtete der jüngere, Rafael, auf den geistlichen Stand, in dem er sich die größte Erbseligkeit vorgepiegelt hatte; aber er that es aus kindlichem Gehorsam gegen seine überzärtliche Mutter, die das Aussterben des adelichen Geschlechts unter keinen Umständen gestatten will. Lieber entsagt sie ihrem heiftesten Wunsch, ihren Rafael geistlich werden zu sehen. Ja, sie kränkte sich sogar nur anfänglich dagegen, daß dieser Sohn eine nicht ebenbürtige Verwandte, gewissermaßen einen Bastard aus der Familie ihres zweiten Mannes, als Ehegattin heimführt, natürlich in der Hoffnung, daß diese der überschwenglichsten, aber — mystischen Liebe entstammende Ehe eine mit Kindern gesegnete sein werde. Mit der Liebe ihres Rafael, der bereits die ersten Weihen erhalten, hat es aber eine eigene Bewandniß, sie ist eine rein brüderliche, platonische. Als solche hat er sie vor der bürgerlichen Trauung seiner Clementine auch nur gelobt, und als solche weiß er sie zu conserviren, obgleich bei der ebenfalls im dicksten Mysticismus großgewordenen jungen Dame mit der Zeit sehr physiologische Gefühle sich Bahn brechen, lange halb oder ganz unbewußt dem holden, aber in Unklarheit über ihre Natur erzogenen Geschöpfe. Rafael schließt in der Ehe die glückverheißenden Liebes-scenen consequent mit Gebet und Vorlesungen aus frommen Büchern ab, was denn gar bald dahin führt, daß die junge, wider Willen sinnlich erregte Dame Langeweile und weitergehendes Bedürfniß empfindet und den zärtlichen Bewerungen eines Hausfreundes nicht genügenden Widerstand leistet. Es kommt zu einem Rendezvous, zu einer Scene und Katastrophe. Wir wollen, um eine Probe der Darstellungsart des Verfassers zu geben, diese Stelle hier mittheilen:

Fast ward es Clementine und Friedrich zu viel, als sie Hand in Hand nebeneinander saßen und ihr Athem ihn umwarb. Beide schwiegen; das Leben drängte sich ihnen in den Augen zusammen und aus diesen Blicken ergoß sich magnetische Strömung: siedend heiß floß das Empfinden des einen in die andere hinüber. Sie versuchte vergebens, sich der männlichen Uebermacht zu entziehen und die verderbenschwangere Stille zu unterbrechen, auf daß sie schieden, bevor es zu spät würde. Jedemoch: sie sprach das Wort des Abschieds nicht; es hielt sie gebunden; sie mußte eine Minute noch, und wieder eine Minute, und die dritte, von dieser sonderbaren Wollust des Moments schmecken, wie sie dergleichen nie zuvor kostete, auch mit Rafael nicht... Leises Rauschen! Die Liebenden schienen aus ihrem Selbstvergessen empor. Es kommt aus dem Zimmer der Frau. Sie dreht sich um, auch der Graf. Die Thür steht geöffnet: Nervieux auf der Schwelle, unbeweglich, gelblich, starren Auges — einem Leichnam ähnlich. Herzzerrend war der Ausschrei des Weibes: „Vergeblich, Rafael; Rafael, verzeihe!“ Er hob sie vom Boden auf: „Brachst du Verzeihung, Kind, so suche sie in meinem Arme und nicht zu meinen Füßen; ich, mein geknicktes Rohr, will dich nicht vollends zerbrechen.“ — „Ihre Frau Gemahlin ist unschuldig, Hr. von Nervieux; die gnädige Frau wollte mir die erbetene Zusammenkunft abschlagen. Indes bedarf es von meiner Seite kaum des Zusages, daß ich unbedingt Ihnen zur Verfügung stehe.“ Während Fritz sprach, legte Rafael die Ohnmächtige auf ein Sofa und wendete sich dann zum Stiefbruder: „Also Genug-

thuung im Zweikampfe? Kann denn dein Blut mir die Herzwunde heilen, Graf? Und was wird aus ihr, wenn du mich tödtest? Lindert du ihr damit die Qualen des Gewissens? Abgesehen davon, daß ich mich mit dir nicht duelliren kann. Ich denke nicht an unsere gesellschaftliche Stellung, auch laum daran, wie meine religiösen Grundsätze mit den Zweikampfe unterlagen; schon als Bernunftwesen verwerfe ich das Duell als ein klägliches Ueberbleibsel mittelalterlicher und feudaler Barbarei.“

Diese Stelle wird genügen, um den Leser erkennen zu lassen, daß der Abbé nicht bloß aus erotischen Büchern zärtliche Scenen kennen gelernt, und daß er Erfahrenes auf eine anschauliche, wenn auch für jugendliche Leserinnen nicht sehr empfehlenswerthe Weise zu schildern versteht. Uebrigens gibt diese Stelle zu begründetem Tadel Anlaß. Wie wir den Engel Rafael kennen gelernt haben, ist er in einer solchen verzwickten Situation noch weniger wie ein anderer Cocu im Stande, sofort und unmittelbar nach der unliebamen Dazwischenkunft Reflexionen über die Berechtigung oder resp. Nichtberechtigung des Duells, „dieses kläglichsten Ueberrestes mittelalterlicher und feudaler Barbarei“, anzustellen.

Aber es kommt noch besser, und man wird staunen, wie schnell entschlossen und kaltblütig der Mystiker vom reinsten Wasser noch fast mit demselben Athem weiter über seine Beschlässe Bescheid gibt:

„Mich führte kein schimpflicher Argwohn gegen mein Weib hierher, die Aufregung war es, worin sie mich verließ. Heute zuerst seit unserm Hochzeitstage trete ich nachts in ihre Kammer. Sie war nicht da, die Thür angelehnt, Licht hier: das führte mich!“ Und an Clementine richtete er das Wort: „Friede sei mit dir, mein Kind! und horche auf meine Rede; du mit ihr, Graf! Ich bin euch ein Stein des Anstoßes auf der Reise zum Glück; der mag aus dem Wege geräumt werden, und er soll es.“ Sie staunten. „Unbesorgt! Ihr sollt nicht dadurch frei werden, daß ich sterbe. Am leichtesten wäre mir das und am wenigsten schmerzhaft; indessen sind mir Duellsucht und Selbstmord gleich verachtet (!). Wir sind nur civilrechtlich verbunden, Clementine, und was Gott nicht zusammengefügt hat, das mag der Mensch und sein bürgerliches Recht scheiden. Vor der Welt warst du mein Weib; vor dem Herrn stets nicht mehr und nicht weniger als meine theuere Schwester. Lieb Schwesterchen, das Gesetz soll dich der Freiheit wiedergeben. Geschwisterneigung reichte dir nicht aus; du bedarfst der Freuden einer Gattin und der Mutterfreuden. Fritz Lentißly, ich verlobe dir meine Schwester.“ — „Ich bleibe bei dir und lasse dich nicht“, schrie Clementine gewaltsam, „Sie, Fritz, haße ich; und dich, mein Rafael, dich liebe ich innig und ausschließlich.“ — „Du bist krank, meine Seele; verlasse dich auf mich und meine Leitung. Die Scheidung ist unerlässlich — für meinen Frieden...“ In Friedrich stürmte es. Das geliebte Weib mochte sein werden!

Es ist uns thatsächlich unmöglich, dem Verfasser in seine Hirn- und herzverbrannten Expectorationen weiter zu folgen; aber wir wiederholen, daß diese gesammte Darlegung nicht begangener Sünden verderblicher auf die Phantasie wirkt als die üppigsten Schilderungen, und auch dazu bestimmt ist.

Von der vielfach eingestochtenen Meritalen Sophisterei sei es uns vollends erlaubt zu schweigen. Die Literaturgeschichte kann von den Schriften des Abbé *** nur sehr beiläufig Notiz nehmen.

Philosophische Schriften.

1. Metaphysik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft. Von G. Biedermann. Prag, Tempst. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Kant's Kritik der reinen Vernunft und die Hegel'sche Logik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft. Von G. Biedermann. Prag, Tempst. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Schon in ihren Titeln kündigen beide Broschüren ihren Zusammenhang mit des Verfassers größern Werke: „Die Wissenschaft des Geistes“, an, das im vorigen Jahre bereits in dritter Auflage erschienen ist. Sie sind in der That nur als historisch-kritische und apologetische Einleitungen zu dem letztern zu bezeichnen. Nr. 1 gibt in seiner zweiten Hälfte eine Kritik zu Bergmann's kritischer Grundlegung der Metaphysik im Erstlingsheft der „Philosophischen Monatshefte“, in seiner ersten Hälfte dagegen eine skizzenhafte Andeutung von des Verfassers Ansichten über die Geschichte der Philosophie, denen zufolge dieselbe sich nach dem Schema: „Bewußtsein, Denken, Wissen“ entwickelt hat. Es repetirt daher auch diese Schrift in aller Kürze den Inhalt von Nr. 2, insofern sie auch die Stellung Kant's und Hegel's berücksichtigt. Das Resultat ist, daß die Metaphysik aufgehört hat, eine wissenschaftliche Berechtigung zu besitzen, und in die „Begriffswissenschaft“ aufgegangen ist.

„Diese führt sich als eine solche Wissenschaft ein, welche vom Begriffe ausgeht, einzig und allein im Begriffe weiter schreitet, und in ihrem Abschluß immer wieder sich als Begriff weiß: als die Begriffswissenschaft, welche den Geist in seinem Bewußtsein, Denken und Wissen als in seiner Wahrheit erweist. Das ist die neue Wissenschaft.“ Kant hob sie aus der Taufe, Hegel lehrte sie die ersten Schritte wagen“ (Nr. 1), und Biedermann hat sie auf ihre Höhe gebracht. Das Wissen ist ihm eine besondere Kategorie neben Bewußtsein, Denken und Erkenntnis; Aristoteles hatte von dem Denken und Wissen in des Verfassers Sinne noch keine Ahnung (Nr. 1). Kant ist der erste, der das gelobte Land der ganz neuen Wissenschaft nicht nur erschaut, sondern auch schüchtern und zögernd betritt (Nr. 2). Hegel erst erfahrt die wahre Methode: die Selbstbewegung des objectiv gesetzten Begriffs im Dreischritt, der das Subject nur zuschaut; „statt aber im dritten ihn ab-

schließenden Schritte nochmals fortzuschreiten, macht er den zweiten vielmehr wieder zurück“ („Wissenschaft des Geistes“). Diesen Fehler Hegel's hat Biedermann verbessert; nach ihm setzt der Begriff sich im Urtheil auseinander, um zum Schluß zu kommen. Dies ist das alleinige und unfehlbare Recept der „neuen Wissenschaft“; was nicht nach ihm gearbeitet ist, ist nicht nur keine Philosophie (Nr. 2), sondern es ist ohne dasselbe überhaupt keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne möglich. So denkt denn auch Biedermann von der Erfahrung und den sogenannten Erfahrungswissenschaften möglichst gering; nach ihm muß die Vorstellung (im Sinne der Anschauung) „von jedem Antheil an der Begriffsbestimmung ein für allemal ausgeschlossen bleiben“ (Nr. 2); ja sogar in der Mathematik gibt es gar keine Beweise („Wissenschaft des Geistes“).

Nach den gegebenen Proben wird man vom Referenten kein weiteres Eingehen auf diese anachronistische Erscheinung verlangen. Man kann einem Hegel seine Apotheose des abstracten Begriffs, ja sogar seine überfliegende Selbstbewegung des Begriffs, man kann einem Kant seine scholastischen Eintheilungen und seine gelehrte Pedanterie zugute halten —, aber was man den Heroen der Wissenschaft verzeiht, das wird unverzeihlich an einem geistlosen Epigonen, der mit den äußerlich modificirten verkehrten Aeußerlichkeiten seiner großen Vorgänger eine neue Aera der Wissenschaft zu gründen beansprucht. Wer mit einem formalistischen Universalrecept vom Begriff ausgehend aus dem Begriff heute noch Systeme herausspinnen zu können wähnt, dem kann man selbst für die reichliche und emsigste Gedankenarbeit nur noch bedauerndes Achselzucken spenden. Freilich wird man solchen Producten so lange die historische Berechtigung nicht absprechen dürfen, als in einem Theile des Publicums das Bedürfnis nach dergleichen scholastischer Kost vorhanden ist, und der Thatsache einer dritten Auflage des Hauptwerks gegenüber wird man die Existenz von Lesern nicht leugnen dürfen, welche Einschränkung in pedantische Schemata für systematische Exactheit, und ein jeder Anschaulichkeit und festen Basis entbehrendes Herumspringen mit schattenhaften Abstractionen für die wahrhaft über das Irdische erhabene Wissenschaftlichkeit halten.

Feuilleton.

Notizen.

Unter den bei Gelegenheit des Dürer-Jubiläums veröffentlichten Schriften befindet sich auch ein Werk des als Verehrer und Kenner Dürer's allgemein bekannten R. von Retberg, welches als eine Arbeit von bleibendem Werthe hier nachträglich besonders empfohlen werden möge. Dasselbe ist, wie aus dem unten angeführten Titel *) zu ersehen, ein kritisches Verzeichniß sämtlicher Kupferstiche und Holzschnitte des Meisters und unterscheidet sich von den frühern Verzeichnissen, wie sie Bartsch, Heller und Passavant gegeben haben, vor allem dadurch, daß in ihm die Bilder nicht nach Gegenständen, sondern nach der

Zeit ihrer Entstehung geordnet sind, sodaß sich aus deren Aufeinanderfolge zugleich die Entwicklungsgeschichte des Künstlers und der Einfluß, den er auf die Zeit, wie die Zeit auf ihn geübt, herauslesen läßt. Diesem Princip gemäß sind darin auch die Kupferstiche und Holzschnitte nicht gesondert, sondern in bunter Reihe aufgeführt; nur insofern ist von der rein chronologischen Zusammenstellung abgewichen worden, als Blätter, die eine zusammenhängende Folge von Bildern bilden, wie die große und kleine Passion, die Compositionen zur Apokalypse u. s. w., unmittelbar hintereinander aufgeführt werden, auch wenn ihre successive Entstehung in der Wirklichkeit durch andere Productionen unterbrochen ist. Diese Abweichung vom Princip hat sich der Verfasser erlauben zu müssen geglaubt, um nicht

*) Dürer's Kupferstiche und Holzschnitte. Ein kritisches Verzeichniß von R. von Retberg. München, Kobermann. 1871. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

zu einer Auseinanderreißung des nach Intention und Inhalt Zusammengehörigen genöthigt zu sein. Solchen größern Reihen hat er in der Gesamtfolge da ihren Platz angewiesen, wo das älteste Bild derselben eingereiht werden mußte. Eine weitere Eigenthümlichkeit dieses Verzeichnisses besteht darin, daß der Verfasser in demselben zugleich sein kritisches Urtheil über den höhern und geringern Grad der Echtheit eines jeden Blattes angibt. Er unterscheidet in dieser Beziehung überhaupt — nach Gründen, über die er sich im Vorwort näher ausspricht — fünf Grade der Beglaubigung. Diejenigen Blätter, denen er nur den fünften Grad beimessen kann, will er entschieden als unecht betrachtet wissen, und diese hat er gar nicht in das Hauptverzeichnis aufgenommen, sondern in einen besondern Anhang verwiesen. Blätter vom vierten Grade steht er als höchst zweifelhaft an und verwies sie nur darum nicht in den Anhang, um nicht gar zu scharf mit der Uebersetzung zu brechen. Um den Kunstfreunden eine möglichst klare Uebersicht hierüber zu gewähren, hat er dem Hauptverzeichnis, welches zugleich eine Beschreibung der Bilder sowie eine Angabe ihrer Maße bietet, noch mehrere specielle Verzeichnisse nach den Graden der Beglaubigung, sowie andere nach den Gegenständen, nach den Papierzeichen der ersten Drucke u. s. w. beigelegt und dafür Sorge getragen, daß man seine Anordnung ohne Schwierigkeit mit den Anordnungen seiner Vorgänger in Einklang zu bringen vermag. Außerdem gereichen dem Buche noch eine „Lebensstige“ Dürer's und zwei treffliche Copien Dürer'scher Holzschnitte zur Empfehlung.

Ein empfehlenswertes Weihnachtsgeschenk ist „Arja, die schönsten Sagen aus Indien und Iran, von C. Beyer. Mit acht Bildern von L. Huttschenreuter“ (Leipzig, Amelang, 1872). Es sind dies Erzählungen aus der indischen und persischen Poesie, namentlich aus dem „Mahabharata“, dem „Schahnameh“ und den Dramen von Kalidasa. Beyer hat alles zu Fremdartige in der Motivierung ausgeschlossen, ohne die berechnete Eigenthümlichkeit der poetischen Uebersetzung anzutasten. Er hat die schönsten Stoffe von allgemein menschlicher Bedeutung ausgewählt, welche Liebe und Treue, Hochherzigkeit, Großmuth, Pflichttreue, Begeisterung für Ruhm und Ehre in den schönsten Farben malen; er nennt seine Erzählungen „Zaubernovellen“ oder „orientalische Novellen“, da sie zwar, wie die modernen Novellen, die poetische Zeichnung des Menschlichen in seinen Wechselfällen sind, jedoch mit Heranziehung des erträumten, erdichteten Wunderlebens einer glühenden, orientalischen Poesie. Die Bilder sind sehr hübsch entworfen; den Idealen weiblicher Schönheit auf Bildern wie „Irrvafi“, „Der verlorene Ring“ u. a. fehlt nicht der indische Typus. Das Bestreben, der Jugend und dem großen Publikum die indisch-persische Dichtung näher zu bringen, verdient volle Anerkennung.

Ein anderes Geschenk für den Weihnachtstisch: „Brautstrauch. Sammlung deutscher, französischer und englischer Gedichte und Citate aus der neuern Literatur über die Liebe, herausgegeben von Elise Polko. Mit sieben chromolithographischen Blättern gemalt von Thekla Richter-Eberhard“ (Leipzig, Froberg), empfiehlt sich durch geschmackvolle Ausstattung und Auswahl und hat den Reiz des Neuen, indem für das Album deutscher Dichter auch französische und englische Dichtersprüche zusammengestellt sind. Neben Rückert und Heine stehen Alfred de Musset, Victor Hugo, Longfellow, Tennyson, Felicia Hemans, Mary Downing u. a.; auch wechseln Vers und Prosa; doch ist der geistige Faden und das Colorit der entsprechenden Titelblume gewahrt. Es sind Veilchen, Bergfämeln, Rose, Nelke, Epheu, Myrthe und Orange, die den Brautstrauch der Frau Polko bilden.

Wilhelm Jordan hat den Atlantischen Ocean durchschifft, um den Deutschen in Nordamerika seine Nibelungendichtung vorzutragen; auch englische Blätter sprechen sich mit warmer Anerkennung über das Unternehmen des Naphoden aus.

Emanuel Geibel hat für seine „Heroldsrufe“ ein anerkennendes Handschreiben von Kaiser Wilhelm I. erhalten; wir

haben schon hervor, daß Geibel der eigentliche poeta laureatus des neuen Kaiserthums sei.

Paul Heyse, Ferdinand Gregorovius und Theodor Mommsen, der erste als Dichter, die beiden letzten als Historiker, haben neben andern Gelehrten und Künstlern den bairischen Maximiliansorden erhalten.

Bibliographie.

- Debriant, D., Tibertus Gracchus. Geschichtliches Trauerspiel. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 Thlr.
- Diebel, C., Straßburg als deutsche Reichsuniversität und die Neugestaltung des juristischen und staatswissenschaftlichen Studiums. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 27 Ngr.
- Freitag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 6te vermehrte Aufl. 4ter Bd. Aus neuer Zeit. Neuer Abdruck. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.
- Genfichen, D. F., Minnewerben. Lustspiel. Berlin, Cassar. 8. 15 Ngr.
- Günther von Freiberg, Die Perle von Palermo. Roman. 3 Bde. Berlin, Jantke. 1872. 8. 4 Thlr.
- Hauptmann, M., Briefe an Franz Hauser. Herausgegeben von H. Schöna. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Hirsch, F., Das Herzogthum Benevent bis zum Untergange des langobardischen Reiches. Ein Beitrag zur Geschichte Unteritaliens im Mittelalter. Leipzig, Hirsch. Gr. 4. 20 Ngr.
- Hirzel, H., Ueber das Historische und seine Bedeutung bei Plaut. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.
- Jorawitz, H. G., Graf Freytag als Dichter und Historiker. Wien, Bed. Gr. 16. 6 Ngr.
- Kraus, V. v., Englische Diplomatie im Jahre 1527. Ein Beitrag zur Geschichte Ferdinands I. Mit einem Anhang bisher noch ungedruckter Briefe aus diesem Jahre. Wien, Beck. Gr. 8. 8 Ngr.
- Laing, S. H., Widerlegter Darwinismus (Darwinism refuted, an essay.) Ueber Mr. Darwius Theorie der „Abstammung des Menschen.“ Aus dem Englischen. Leipzig, Schlicke. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.
- Martin, Am Dache. Lieber aus dem Tagebuche. Halle, Friedr. 1872. 8. 15 Ngr.
- Matthies, P., Weidenstrauch. Neue Gedichte. Berlin, Volkswandlung. 1872. 8. 5 Ngr.
- Meißel, C., Meine Ergebnisse als Einjährig-Freiwilliger beim Königlich bairischen Infanterie-Regiment im Kriege gegen Frankreich 1870-71. München, Wagner. 8. 10 Ngr.
- Moldenhauer, E. F. T., Die Axendrehung der Weiskörper. Beitrag zur Lösung einer naturwissenschaftlichen Frage. Berlin, Weber. Gr. 8. 12 Ngr.
- Riemeyer, L., Aus meinem Tagebuche. Ergebnisse und Schilderungen aus dem Kriege gegen Frankreich 1870-71. Hannover, Sahn. Gr. 8. 4 Ngr.
- Röß, H., In den Boralpen. Skizzen aus Oberbairern. München, Gumml. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Dertel, G., Das politische System Oesterreichs. Wien, Carlvi. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.
- Duden, W., Eine authentische Erzählung von der Zerstörung der Stadt Worms durch die Franzosen im Jahre 1689. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 10 Ngr.
- Dulba, Ericotrin, oder die Herzogin de Kiré. Roman. Aus dem Englischen. 4 Bde. Berlin, Jantke. 1872. 8. 4 Thlr.
- Euphrosin, J. A., Geschichte der Stadt Frauenfeld von ihrer ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Kante, E. v., Die deutschen Mächte und der Fürstentum. Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790. 4ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
- Reissmann, A., Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke. 2te verbesserte Aufl. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Roch, F., Dichtungen. 2te vermehrte Aufl. Cottbus, Heinz. 16. 10 Ngr.
- Sanct Brandan. Ein lateinischer und drei deutsche Texte herausgegeben von C. Schröder. Erlangen, Besold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Schlickeisen, C., Die Anerkennung des geistigen Eigenthums, eine soziale Frage. Berlin, Berggold. Gr. 8. 8 Ngr.
- Schlötel, W., Die Entstehung der Welt nach Dr. Cornelius. Tragikomödie einer Preisbewerbung beleuchtet. Hamburg, Gröning. Gr. 8. 10 Ngr.
- Schwalb, R., Christus und die Evangelien. Sehn Vorträge. Bremen, Lannen. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Schwarz, C. W. G. E., Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch für Schule und Haus. Amsterdam, Blücher. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Spielhagen, F., Allzeit voran. Roman. 3 Bde. Berlin, Jantke. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Stahr, H., und Hannu Lewald, Ein Winter in Rom. 2te vermehrte Aufl. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Steinthal, H., Abriss der Sprachwissenschaft. 1ster Thl. Die Sprache im Allgemeinen. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Tollens, H., Die Ueberwinterung auf Nova Sembla. Gedicht. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Haeger. Amsterdam, Binger. Gr. 8. 15 Ngr.
- Vesely, J., Erinnerung an das Archiv zu Wittingau. Prag, Grégr u. Dattel. Gr. 8. 5 Ngr.
- Wellmer, H., Bruder Stubio! Studentengeschichten aus vier Jahrhunderten. Berlin, Gerschel. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

U n z e i g e n .

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrierte Bibel.

Mit Holzschritten nach Originalzeichnungen von Bendenmann, Overbeck, Rethel, L. Richter, Steinle u. a. Groß-Quart. Geh. 7½ Thlr. Geb. in Halbfranz 9½ Thlr., in Leder mit Goldschnitt 10 Thlr., in Chagrineder mit Goldschnitt 11 Thlr. — Pracht-Ausgabe in Folio. Geh. 15 Thlr. 18 Ngr. Geb. in Chagrineder mit Goldschnitt 20 Thlr. 18 Ngr.

Haushibel.

Klein-Quart. Geh. 3½ Thlr. Geb. in Halbfranz 4 Thlr., in Leder 5 Thlr., in Leder mit Goldschnitt 5½ Thlr., in Chagrineder mit Goldschnitt 6 Thlr. 5 Ngr.

Das Neue Testament und der Psalter.

Mit Photographien nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands. Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Chagrineder mit Goldschnitt 6 Thlr.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von Friedrich Adolph Strauß und Otto Strauß.

Mit hundert Bildern nach Zeichnungen von Halbreiter, Bernag, Strähuber u. a. Groß-Quart. Geh. 9 Thlr. Geb. in Leinwand mit Goldschnitt 11½ Thlr., in Chagrineder mit Goldschnitt 12½ Thlr.

Diese aufs würdigste ausgestatteten Bibelwerke (früher Verlag der Bibelanstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung), von den hervorragendsten deutschen Künstlern illustriert, sind besonders als Fest- und Weihgaben zu Weihnachten und Ostern, bei Jubiläen, Hochzeiten, bei der Confirmation u. s. w. zu empfehlen und in einfachen wie in kostbaren Einbänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bibel-Lexikon. Für Geistliche und Gemeindeglieder. Herausgegeben von Scheibel. 1.—3. Band. Jeder Band geb. 2½ Thlr., geb. 3 Thlr.

Bunjen's Bibelwerk. In 3 Abtheilungen. 9 Bde. Geh. 20 Thlr. Geb. 28 Thlr.

Uebersetzung und Erklärung. 4 Bde. Geh. 10 Thlr. Geb. 11½ Thlr.

Bibelstunden. 4 Bde. Geh. 8½ Thlr. Geb. 9½ Thlr.

Bibelgeschichte. 1 Bb. Geh. 1½ Thlr. Geb. 2 Thlr.

Bibelatlas. 10 Karten von S. Lange. 1 Thlr.

Bunjen's Uebersetzung des Neuen Testaments. Geh. 15 Ngr.

Geb. in Leinwand 24 Ngr., in Leder 1 Thlr.

Für stille Morgenstunden. Geh. 1 Thlr. Geb. 1½ Thlr.

Kleine Schul- und Handbibel. (Für Israeliten.) Von J. Auerbach.

In 2 Abtheilungen. 3. Aufl. Geh. 1½ Thlr. Geb. 1¾ Thlr.

Renan, Das Leben Jesu. 3. Aufl. Geh. 1½ Thlr. Geb. 2 Thlr.

Renan, Die Apostel. Geh. 1 Thlr. Geb. 1½ Thlr.

Renan, Paulus. Geh. 2 Thlr. Geb. 2½ Thlr.

Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet.

2. Aufl. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Strauß, Ulrich von Hutten. 2. Aufl. Geh. 2 Thlr. Geb. 2½ Thlr.

Schwarz, Predigten aus der Gegenwart. Fünf Sammlungen. Jede Sammlung geb. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.

Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4. Aufl. Geh. 2½ Thlr. Geb. 3 Thlr.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. In 1 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. In 2 Bdn. Geh. 5 Thlr.

Edermann's Gespräche mit Goethe. 3. Aufl. 3 Bde. Geb. 4 Thlr.

Frau Kath. Briefwechsel von Kath. Elisabeth Goethe. Geb. 2½ Thlr.

Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung. 1.—4. Bb. Geh. 16 Thlr.

Oppermann, Ernst Rietschel. Geh. 2 Thlr.

C. C. J. Freiherr von Dunsen. Geschichtsbild von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe von Hippold. 3 Bde. Geh. 10 Thlr. 15 Ngr.

Varuhagen von Ense, Ausgewählte Schriften. 1.—6. Bb. Jeder Band geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rlippel, Das Leben des Generals Scharnhorst. 3 Thle. Geh. 8½ Thlr.

Kammer, Geschichte der Hohenstaufen. 4. Aufl. 6 Bde. Geb. 7 Thlr.

Gregorovius, Wanderjahre in Italien. 4 Bde. Geh. 8 Thlr.

Graella (Langemann), Aus zwei Welten. Geb. 1½ Thlr.

Deutsche Liebe. Herausgegeben von Max Müller. 3. Aufl. Geh. 1½ Thlr.

Meier, Erzählungen aus dem Ries. 2. Aufl. 3 Bde. Geb. 6½ Thlr.

Album der neuern deutschen Lyrik. 7. Aufl. Geh. 1½ Thlr.

Hammer, Schau um dich und Schau in dich. 19. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Hammer, Zu allen guten Stunden. 4. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Hammer, Fester Grund. 3. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Hammer, Auf stillen Wegen. 2. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Hammer, Kerne, liebe, lebe. 2. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Meier, Die Religion des Geistes. Geh. 1½ Thlr.

Müller von Königswinter, Dichtungen eines rheinischen Poeten. 1. und 2. Bb. Jeder Band geb. 1½ Thlr.

Schnitz, Die bezauberte Rose. 12. Aufl. Geh. 1 Thlr. — Illustrierte Prachtausgabe. Quart. In Leinwandband 5½ Thlr., in Lederband 8 Thlr.

Sturm, Gedichte. 3. Aufl. Geh. 1½ Thlr.

Sturm, Neue Gedichte. Geh. 1½ Thlr.

Sturm, Fromme Lieder. 7. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Sturm, Fromme Lieder. 2. Theil. 2te Aufl. Geh. 1 Thlr.

Sturm, Für das Haus. Geh. 1½ Thlr.

Sturm, Zwei Rosen. Geh. 16 Ngr.

Sturm, Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geb. 1 Thlr.

Kalidasa, Sakuntala. Uebersetzt von Lobedan. 4. Aufl. Geh. 1 Thlr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Bartisch. Geh. 1½ Thlr.

Shakespeare's Sonette. Uebersetzt von Gildemeister. Geh. 1 Thlr.

■ In allen Buchhandlungen vorrätig. **■**

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Verlag der H. Rauch'schen Buchhandlung (H. Siebeck) in Tübingen.

— Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Alar und Wahr.

Neue Reihe

populärer Vorträge über Geologie

von

Dr. F. A. Quenstedt,

ord. Professor der Geologie an der Universität Tübingen.

Mit zahlreichen Holzschnitten und 1 lith. Tafel.

21 Bog. gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 25 Sgr., oder 3 Fl.

Inhalt: I. Edle Metalle. II. Urfauna Schwabens. III. Diamanten. IV. Das schwäbische Urland. V. Bitumen. VI. Ueber das Alter des Menschengeschlechts. VII. Ueber den heutigen Standpunkt der Geologie. VIII. Württembergische Nebenhaupter. IX. Das Salz. X. Erdbeben. XI. Meteorsteine.

Die Befähigung des Herrn Verfassers wissenschaftliche Gegenstände mit eminenter Meisterschaft in populärer Form zu geben, offenbart sich auch in dem vorliegenden neuen Werke. Ohne Zweifel wird sich dies von Humor, Geist und Witz sprühende Buch in gleicher Weise zu einem Liebling des gesammten gebildeten Publicums machen, wie das früher von demselben Verfasser erschienene „Sonst und Jetzt“.

Preisermässigung für kurze Zeit.

THIERS.

HISTOIRE DE LA RÉVOLUTION FRANÇAISE.

3 Volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermässigt 2 Thlr.

Thiers' berühmte Darstellung der französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schön gedruckten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermässigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesem ausserordentlich niedrigen Preise.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Hettner, Hermann, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

In drei Theilen. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh.

Erster Theil: Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Dritte verbesserte Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Theil: Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Dritte verbesserte Auflage.

Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: Die deutsche Literatur.

Erstes Buch: Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen. 1648 bis 1740.

Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen.

Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Zweite Auflage.

Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode.

Preis 2 Thlr.

Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität.

Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Preis des vollständigen Werkes 15 Thlr. 15 Sgr.

Soeben erschien im Verlage von George Westermann in Braunschweig die erste Lieferung von

Edward Whymper's

Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen

in den

Jahren 1860 bis 1869.

Autorisirte deutsche Bearbeitung

von

Dr. Fr. Steger.

Mit Plänen und etwa 120 Original-Illustrationen in Holzschnitt.

Das Werk wird in etwa 10 Lieferungen, à 15 Sgr., erscheinen. Die erste soeben erschienene Lieferung kann in jeder Buchhandlung zur Einsicht vorgelegt werden.

Im unterzeichneten Verlage erscheinen und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Gesammelte Werke

von Josef Freiherrn v. Eötvös.

Aus dem Ungarischen übersetzt.

I. und II. Band.

Der Karthäuser.

Roman. Sechste Auflage.

Mit Porträt und Biographie des Verfassers.

2 Bände. 45 Bogen. 8. Höchst elegant ausgestattet
2 Thlr. = 3 Fl. 60 Kr. ö. W.

Wir beginnen mit diesem Romane eine Gesamtausgabe der Werke des verewigten grossen Dichters und ungarischen Staatsmannes Josef Freiherrn von Eötvös und werden an das vorliegende Werk, zunächst bestimmt den nicht minder berühmten Roman „Der Dorfnotär“ (erscheint bereits im Januar 1872), dann aber die übrigen belletristischen Schriften Eötvös' anreihen.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest.

Lieber Leser,

vergiss Tin-te-hohn-tse, den humoristisch-satyrischen Chinesen nicht! Seine „Naturgeschichte der weissen Sklaven“ bietet eine literarische Unterhaltung von seltener Güte. Uebersetzt und illustriert von C. Reichardt. Verlag von Ed. Aeb in Stuttgart. Preis 1 Thlr. in jeder Buchhandlung.

MEYERS HAND-LEXIKON des allgemeinen Wissens

in EINEM Band

gibt Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Ziffer oder Thatsache augenblicklichen Bescheid. Erscheint in 2 Hälften à 1 1/2 Thlr. oder 30 Lieferungen à 8 Sgr., mit einem Atlas von 40 Karten und 10 Bildertafeln.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 52. —

21. December 1871.

Inhalt: Revue literarhistorischer Schriften. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Novellen von Turgenev. Von Adolf Reising. — Feuilleton. (Notizen.) — Anzeigen.

Revue literarhistorischer Schriften.

(Beschluß aus Nr. 51.)

4. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritter Band. Drittes Heft. Dresden, Chtermann. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Das vorliegende Heft des trefflichen „Grundrißes“ von Goedeke, eines Werks, das in Beherrschung des bibliographischen Materials einzig in unserer Literatur dasteht, ein Denkmal echten Sammlerfleißes, führt den ersten Abschnitt des achten Buchs weiter. Das Buch trägt die Ueberschrift: „Vom Wellfriede bis auf die Gegenwart. Dichtung der allgemeinen Bildung“; der erste Abschnitt hat den Titel: „Vom Kriege bis zur französischen Revolution 1830.“ Die im vorliegenden Heft ausführlich besprochenen Dichter, namentlich Grabbe und Immermann, greifen indeß in ihren Hauptwerken über jene chronologische Grenzscheide hinaus, die Literatur kann überhaupt ihre Epochen nur nach fließenden Grenzen bestimmen.

Ueber Immermann urtheilt Goedeke mit einer großen Unlust, ein so sorgsam ausgeführtes Bild er auch von dem Leben des merkwürdigen Mannes und seinem Charakter entwirft. Das schroffe Wesen dieses Dichters, dessen Dichtungen oft, man möchte sagen, vor Sprödigkeit in Stücke zerbrechen, wirkt abstoßend auch auf seine Kritiker. Ueber den allerdings höchst untergeordneten Lyriker Immermann sagt Goedeke:

Auch da, wo der Dichter selbst auftritt, in der ersten Sammlung seiner Gedichte, erscheint er nicht als solcher, sondern als verdrießlicher, kalter Verstandesmensch, der sich selbst auf eine Höhe stellt und der Welt Armseligkeit und Thorheit beilegt, für die er sie dann selbstgefällig geringschätzt. Er selbst ertappt sich auf dieser wohlfeilen Manier, die selbstgeschaffenen Phantome zu verhöhn, und mit Einbildungen zu sechten, um sich dann in kindischer Weise des Siegs zu erfreuen, aber er kann von dieser unpoetischen Unart nicht ablassen und rechtfertigt sie mit der Erfahrung, daß es nun einmal so und nicht anders sei, daß in der Welt nichts als Thoren und Pinsel, oder wie er sich auch wol ausdrückt „baare Tapse und Dampfe“ sich breit machen und er mit seinen verkannten Verdiensten der

1871. 52.

einzig Würdige sei. Und dabei bedient er sich einer so nüchternen, trivialen, gereimten, rhythmischen oder metrischen Prosa, daß dieser angeblichen elenden und albernen Welt gegenüber auch nicht eine Ahnung subjectiver Poesie aufkommen kann.

Die Jugenddramen Immermann's werden in ihrer ganzen Nichtigkeit und Geschmacklosigkeit bloßgestellt und selbst das einst gepriesene Trauerspiel „Carbenio und Selinde“ mit Platen's Urtheil verdammt als

Die größte mehr als ekelhafte Regelung,
Die je der fette Frosch Bombast im dunstigen
Irrlichterjumpf poetischen Wahnsinns laichete.

Goedeke meint, es gebe in der ganzen Literatur kein Stück, das so widerwärtig sei wie dieses, bei dem man körperlichen Ekel empfinde. Als verfehlt wird auch das „Trauerspiel in Tirol“ hingestellt; ebenso lautet Goedeke's Urtheil abfällig über Immermann's bedeutende dramatische Dichtungen, den „Merlin“ und den „Alexis“. In der ersten Gedankendichtung sieht er nur mythische Formeln, denen es an gestaltendem Leben fehlt. In Bezug auf den „Alexis“ weist Goedeke sehr treffend auf die Ironie hin, mit welcher Immermann seine Ideen zu gestalten sucht:

Was würde aus den Schiller'schen Helben geworden sein, wenn der Dichter, anstatt in reiner, vielleicht überschwenglicher Begeisterung in ihnen aufzugehen, sich dahintergestellt hätte, um mit Mienen und Geberden unausgesetzt darauf hinzuweisen, daß er nur mit sprechenden Puppen spiele und viel klüger sei und weit höher stehe, als die Thoren, mit denen er sich einen Spaß mache. Das aber ist der Charakter der Immermann'schen Dramatik.

Das Grundgebrechen in dem Trauerspiel „Kaiser Friedrich II.“ findet Goedeke darin:

daß ein großer weltgeschichtlicher Vorgang aus kleinlichen Motiven, großem Verrath, leicht vermiedenen Familienzwisten hergeleitet und ein ungeheurer Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft über die Erde zu einem auf Liebeszwist beruhenden Familiendrama herabgedrückt wird.

103

Die „Epigonen“ werden ein schwächlicher Abklatsch des „Wilhelm Meister“ genannt, mit allem Anspruch, ihn zu überbieten, Flämmchen eine literarische Bastardschwester Mignon's, der Held des Romans, Hermann, ein elender Schwächling. „Münchhausen“ findet auch nur getheiltes Lob: das erste Erforderniß eines künstlerischen Werks, Composition, werde man vergeblich darin suchen, da es aus zwei Hälften bestehe, die nichts miteinander gemein haben als den rothen Boden Westfalens. Der literarische Fortschritt liege in den Schilderungen der frischen unverkünstelten Natur, in dem vorkgeschichtlichen Theil. Diese innere Wiedergeburt künde sich auch in „Ghismonda“ und dem unvollendeten „Tristan“ an; leider raffte der Tod den Dichter hinweg, ehe er die innere Läuterung, die sein neubegründetes eheliches Verhältniß zur Folge hatte, in abgeschlossenen Dichtungen bewähren konnte.

Auch über Grabbe sitzt Goedeke, welcher der kraftgenialischen Richtung überhaupt abgeneigt ist, mit großer Strenge zu Gericht. Die Analyse des „Herzog Gothland“ zeigt uns zwar die Uebertreibungen und Unmöglichkeiten der Composition; allein der große Wurf, trotz aller Verzerrungen dieses Stücks, ist doch unverkennbar. Nach der Analyse desselben bricht Goedeke in die Worte aus:

Das war die geniale Tragödie, die bei dem schwächlichen Geschlecht so viele Bewunderung fand und noch jetzt als ein Denkmal literarischer Kraft angepriesen wird, während sie nichts ist als eine Ueberspannung der Dichtmacht, ein komisches Fragenbild des poetischen Unvermögens. Grabbe wählte nur zum Scheine die dramatische Form, verzichtete aber von vornherein darauf, etwas anderes zu liefern als eine lose aneinander gereichte Folge von dialogischen Abschnitten einer langen geschichtlichen Geschichte, in der er seine eigenen überspannten Phantasieren über metaphysische Dinge im Munde unmöglicher Personen bequem vortragen konnte. Diesen Grundcharakter haben alle seine dramatischen Erzeugnisse, wenn auch nicht alle in der grellen Weise des „Gothland“

Der Stoff war in sich schon überladen und wurde es noch mehr durch die Ausführung, die wiederum nur durch die bequeme Form möglich war. Wie Grabbe sich in dieser, so ließ er sich in jener gehen. Wer keine Schranken der Form zu achten entschlossen war, konnte sich leicht entschließen, auch keine andere Schranke gelten zu lassen und seine Gedanken und Ausdrücke so hoch oder so niedrig fliegen zu lassen, daß sie vor dem gemeinsten Schmutz nicht sicher waren, wie Gott im Himmel vor ihnen nicht gesichert war. Diese cynische Frechheit, die den fremden Namen nur borgte, um der eigenen Verzweiflung ungehemmten Ausdruck zu geben, galt ihm und seinen Bewunderern für titanische Kraft und Genialität. Um sie hervorzuheben, bedurfte es nur einer momentanen Vorstellung, die Welt sei eine Puppenkomödie, in der man sich alles erlauben dürfe, weil jeder sofort erkenne, daß nichts Ernsthaftes beabsichtigt werde. Diese Vorstellung ergriff Grabbe und führte sie charaktergemäß durch. Mitunter irrte er sich in der Farbengebung und kam zu wirklichen poetischen Stellen, wie den Klagen des alten Gothland an der Leiche seines Sohnes Friedrich, die den burlesken Ton des Ganzen störend unterbrachen. Da, wo er seine ganze Kraft zusammennehmen wollte, wurde er am possenhaftesten, wie z. B. in der Zeichnung des lakonischen Arboga, der sich um solche Dinge wie Unsterblichkeit nicht kümmert, binnen des Athems von drei Versen 5000 Gefangene niederhaut, sich wie Rasperle durch nichts außer Fassung setzen läßt und, als der Befehl gegeben wird, ihn zu köpfen, nichts zu sagen hat als „meinetwegen“! Wenn die Schicksals- und Greueltragödien noch Abscheu erregen konnten, so vermag der „Gothland“ nur zum Lachen zu reizen, zu jenem Lachen, mit welchem man dem Spelzenpiele eines Kindes folgt.

Auch über „Don Juan und Faust“ fällt unser

Autor kein günstiges Urtheil, es sei mehr ein lyrisch-bidaktisches Gedicht als ein Trauerspiel. Grabbe habe sich bei der verstandesmäßigen Entwicklung der beiden in Don Juan und Faust liegenden Begriffe wieder seiner Marionettendrähte bedient, an denen die Puppen zappeln oder sich sperren. Poesie sei kaum in dieser Behandlung des Stoffs, denn es sei nicht ein gehobener Zustand menschlichen Lebens, was hier vorgeführt wird, sondern ein Spiel mit Begriffen, die mit individuellen Namen maskirt sind. Dies Urtheil halten wir für zu streng; Grabbe's „Don Juan und Faust“ ist ein poesievolles Werk und athmet den vollen Pulsschlag leidenschaftlichen Lebens.

Als den Höhenpunkt der Grabbe'schen Dichtungen bezeichnet Goedeke die Hohenstaufentragödien, namentlich „Heinrich VI.“ In der That ist Grabbe in diesem Drama den besten Shakespeare'schen Historien sehr nahe gekommen, ohne indeß den organischen Mittelpunkt zu finden, welcher erst die dramatische Chronik zum Drama macht, und den er selbst gerade in jenen Shakespeare'schen Historien vermisst. Dem „Heinrich VI.“ ertheilt Goedeke warmes Lob; er nennt ihn

ein Trauerspiel, in dem die Kunst, deren Grabbe überhaupt mächtig werden sollte, sich, wie der Feld desselben, auf die höchste Stufe erhebt, bis sie dann, langsamer als jener, aber nicht minder durch eigene Schuld, völlig verfaßt. Auch hier hat sich Grabbe den Forderungen der Bühne nicht bequem und durch Ausdehnung des Ganzen und Fülle des Einzelnen die Aufführung unmöglich gemacht; er hat wieder nur einen in Dialoge gebrachten Geschichtsroman geliefert, aber vielleicht den größten, den die Literatur aufzuweisen hat, voll wundervollen Lebens, in festen Gestalten auf großem Hintergrund. Er zieht die unbelebte Natur mit in die Handlung, weiß die Zeitbegebenheiten mit in den engeren Rahmen zu drängen und sie zu notwendigen Entwicklungsmomenten der Charakteristik oder der Begebenheiten zu machen. Seine Gestalten sind wirkliche Menschen, sprechen wie Menschen, sei es daß sie im einfachen Naturschrei sich Luft machen. Dabei eine Raschheit der Bewegung, die im Athem erhält, ohne sich zu überstürzen; alles mit künstlerischer Besonnenheit behandelt, geordnet, abgestuft; eine Sprache, durchaus individuell charakteristisch und durchweg voll Poesie; eine Kraft des Ausdrucks bei einer so milden Reinheit des Gefühls, daß von der Ueberpantheit der früheren Arbeiten und ihrer gesuchten Perziosität kaum irgendwo eine Spur übriggeblieben. Nur eine genaue Analyse würde im Stande sein, die ganze Fülle der Schönheit zu entwickeln, die hier eingerahmt ist.

Mit Recht erklärt sich Goedeke dagegen zu Ungunsten der letzten Dramen: „Napoleon“, „Hannibal“ und „Hermannschlacht“, die früher von Grabbe's fanatischen Verehrern am höchsten gestellt wurden als dramatische Explosionen eines welterschütternden Kraftgenies, in denen wir aber mit Goedeke nur dialogisirte Epigramme und Bulletins ohne dramatische Form und die Selbstcaricatur seiner frühern Manier finden.

Auf Grabbe folgt eine kurze Charakteristik Waiblinger's, und dann eine eingehende von Ernst Raupach, einem Dichter, welchem Goedeke durchaus gerecht wird; er geht namentlich die Lustspiele einzeln durch, hebt als doppeltes Verdienst des Autors hervor, daß er als Dramatiker kein Buchdrama schreiben wollte und überdies die deutsche Bühne von der Herrschaft der französischen Muse befreite, indem er fleißig für Originale sorgte. Gegenüber der eingehenden Analyse dieser Lustspiele muß es befremdend

erscheinen, daß Goedeke dem Hohenstaufenzyklus keine genauere Betrachtung schenkt und nur im allgemeinen von demselben sagt:

Er nahm die ganze Geschichte der Hohenstaufen auf und führte in den zahlreichen Stücken ganz parallel mit dem preussischen Staatsleben den Grundzug des Kampfs des Staats und der Kirche um die weltliche Oberherrschaft durch, indem er zeigte, daß alle Bestrebungen der Päpste kein anderes Ziel hatten, als unter dem Deckmantel der Religion die weltliche Alleinherrschaft zu erringen. Diese Hohenstaufen Dramen haben eine rein politische Bedeutung; sie begleiten den Kampf der preussischen Regierung gegen die Uebergriffe der katholischen Kirchenfürsten und enden mit der Kölner Angelegenheit, die so entschieden begann und so schwächlich im Sande verlief wie die Geschichte der Hohenstaufen. Auf die Einzelheiten dieser Dramen könnte nur eine Monographie eingehen, die einmal, von den Forderungen bloßer Aesthetik abgehend, das Drama der dreißiger Jahre als Ersatz für die mangelnde weltliche Rednerbühne Deutschlands zu betrachten und die Schwierigkeiten zu berücksichtigen wüßte, die sich dem Dichter, selbst dem, der mit dem vorherrschenden Gedanken des Staats ging, von allen Seiten entgegenstellten und seinen freien Ausdruck beschränkten. Von der politischen Tribüne erwartet man keine Parteilosigkeit im Kampfe, und Kaupach bekennt durchweg mit Nachdruck seine Parteilosigkeit, die keine andere sein konnte als die völlige Freiheit und Unabhängigkeit des Staats von der Kirche, die Unterordnung der letztern unter den ersten in allen Dingen, wo wirkliche Verhältnisse in Frage kamen. Er wäre vielleicht tiefer und wirksamer eingedrungen, wenn er den Staat selbst nicht mit einem absoluten Herrschertume fast identificirt und das Auftreten demokratischer Elemente in der Geschichte nicht verdächtigt hätte.

Jedenfalls gehören einzelne Dramen dieses dramatischen Zyklus zu den besten von Kaupach, wie z. B. „Kaiser Friedrich und sein Sohn“, „König Enzo“, und verdienten doch wol herausgehoben zu werden aus der Menge. Im allgemeinen sagt Goedeke über Kaupach:

Die Forderungen höherer Aesthetik galten ihm wenig, ihm kam es auf Erfolg von der Bühne herab an. Danach richtete er seine Erfindungen, die Wahl seines Stoffes ein, danach disponirte er den Gegenstand und führte er Situationen und Charaktere, oder wenn man will, seine Figuren und Masken aus; nach diesem Ziel richtet er seine Sprache ein, die zwischen einer planer Verständlichkeit und einer scheinbar dichterischen Erhebung die Mitte hielt. Mit Sentenzen, die sich auffangen und nachsprechen ließen, ging er freigebig um. „Schiller's zehnmal abgebrüllte Phrase“ blieb für das große „gebildete Publikum“ noch immer schmachhaft; ob die Sentenz sich gerade für die Person schickte, von der sie gesprochen wurde, war Nebensache, wenn man nur den allgemeinen schönklingenden Phrasenreichtum damit vermehren konnte. Zu allen diesen Künsten, die dem theatralischen Dichter zu statten kamen, fügte Kaupach noch einige andere, besonders in seinen Lustspielen und Poffen. Er behandelte den Stoff nicht als abgeschlossen in einem einzigen Stücke, sondern ließ Einzelheiten in andere verlaufen und nahm in neuen Stücken das Bekannte älterer wieder auf. Vor allem schuf er sich gewisse stehende Figuren, die unter leicht veränderter Gestalt in verschiedenen Stücken wieder auftraten. Dies dem echten Lustspiele unentbehrliche Mittel, das wir bei den Alten wie bei Shakspeare, Lope und Calderon, Molière und Holberg, Gozzi, Goldoni und Kotzebue auf das wirksamste zur Anwendung gebracht sehen, gibt der komischen Dramatik erst ihr wahres Leben und ist seitdem mit großem Unrecht und zum großen Schaden des Lustspiels vernachlässigt worden.

Noch bemerken wir, daß Goedeke Kaupach's „Der Nibelungenhort“, über den sich Hebbel in der Widmung seiner Nibelungentragödie so geringschätzig äußert, über das getriebene Preisstück Hebbel's stellt und diesem dabei

das wenig preisrichterliche Prädicat eines „cruden Puppenspiels“ ertheilt.

Voll in die Saiten greift unser Literarhistoriker zum Lobe Platen's. Platen's Oden nennt er monumentale Schöpfungen, deren jede einzelne vollendeten Werth hat, tiefen Gehalt, wärmstes Gefühl, reinsten Ausdruck. Wer daneben den schönen Bau des Verses zu würdigen wisse, habe erhöhten Genuß; aber auch ohne genaues Verständniß für diese Seite ihres Werthes gewährten sie den reinsten Genuß als rhythmische Prosa genommen. Das Unvollständige und Verfühlte dieser Versarchitektonik, wie möchten sagen, der metrische Schwulst derselben beeinträchtigt doch wesentlich ihre sonst unerkennbare dichterische Bedeutung. Vollständig bestimmen kann man dem Urtheil über die beiden Literaturkomödien und die Stellung, die Platen als Gegner der Romantik einnimmt:

Eine Analyse dieser Dichtungen ist überflüssig und unmöglich; sie gelten nur in ihrer Ganzheit, da alles, was sie einzeln bieten, auf ein Größeres und Höheres zurückdeutet, das, eben wie das Ideal, unfaßbar ist, wenn es vom Beschauer nicht mitgebracht wird: Schönheit und Freiheit. Aus der belebenden Kraft beider erwächst die Welt im Innern des Dichters, der die unschönen und unsreien Erscheinungen der Zeit gegenübertreten, um durch den stillen Gegensatz ihre Schätzung zu empfangen. Daß der Dichter, vom eigentlichen Bereich des Schönen, der Dichtung, ausgehend, dieser zunächst seine Gestaltungen entnimmt, liegt als Nothwendigkeit in der Sache. Was er von wirklichen Dingen, Personen, Richtungen und Verirrungen herausgreift, hat nur den Werth des Beispiels, nur die Bedeutung des Theils, an dem das Präparat gemacht wird; der einzelne gilt und büßt für die Genossenschaft, und es kommt wenig darauf an, ob alles, was von ihm ausgesagt wird, individuell bei ihm zu finden war, da er eben nichts anderes ist, als eine Musterart von Eigenschaften der Genossenschaft. Der Schlag, der dem einzelnen zu gelten schien, traf die Gesamtheit der Gleichartigen, und das Wehgeschrei darüber dauert unter den Epigonen noch nach, die dann, je nach ihrer individuellen Art, alle die Eigenschaften bei dem Dichter vermiffen, die ihnen unfaßbar sind, und ihm alle die zuschreiben, die nur bei ihnen gefunden werden, meistens aber sich auf den bequem augenverblendenden Kunstgriff beschränken, die Schönheit der äußern Form einzusehen und alles darüber Hinausreichende dem Dichter abzusprechen. Es hat aber nie eine Schönheit der äußern Form in der Kunst ohne den entsprechenden Antheil des Gemüths gegeben. Das Correcte, was sie meinen, ist nur Grundlage des Schönen. Das so beliebte Wort von dem Marmorglatten und Marmorlasten hätte ihnen den lächerlichen innern Widerspruch klar machen können. Wo ist der kalte glatte Marmor je zum Schönen herausgebildet ohne die warme Seele des Künstlers, und ist nicht der lebenathmende Marmor mehr als Marmor? Doch es ist gegenwärtig nicht mehr möglich, auf diese verlorenen und sich immer mehr verlierenden Stimmen Antwort zu geben. Die Zeit hat es gethan und genau in dem Sinne, wie Platen es vorausverkündete. Seine beste Bertheidigung lag in der Befolgung seines Beispiels. Nicht, daß die Jüngern nun wie er Ohaselen, Sonette, Oden, Hymnen und Eplogen oder aristophanische Komödien mit Hören und Parabeln hätten liefern sollen, oder daß ihre Aufgabe mit dem Bau tabellos gemessener Verse und der Verbannung ungenauer Reime erfüllt gemessen wäre. Das hatte durchaus untergeordneten Werth. Die Jüngern erkannten das Charakteristische seines Vorgangs in der innern Durchbildung des poetischen Charakters vermöge der innern und äußern Schönheit und Freiheit; in der Losagung von romantischer Mystik und Fronte; sie machten wieder Ernst mit der Poesie, das leere Spiel mit den heiligsten Gefühlen verbannend; sie wurde ihnen wieder zum erhabenen Ausdruck eines gehobenen Menschenlebens.

Wenn indeß Goedeke meint, daß Platen's Dramen:

„Berengar“, „Traum im Traum“ u. s. w. von poetischer Seite mit allen Erzeugnissen der zwanziger Jahre sich kühn in die Schranken wagen konnten, wenn er überhaupt nur ungünstigen Einflüssen die geringe Wirkung dieser Dramen schuldgibt, so kann doch eine unbefangene Betrachtung der Platen'schen Stücke nur zeigen, daß ihm aller dramatische Sinn, aller Sinn für das Spannende der Handlung und auch der zündende Ausdruck der Leidenschaft fehle. Mag man romantischen Einflüssen bei seinen Jugenddramen diese Mängel zuschieben — in seiner „Riga von Cambray“ hat er später eine der nüchternsten Haupt- und Staatsactionen geschaffen, welche die deutsche dramatische Literatur aufzuweisen hat, ohne jeden dramatischen Lebenspuls; hier fehlt zwar die Romantik, aber auch die Poesie.

Alles Biographische, was Platen betrifft, hat Goedeke, zum Theil auf Grundlage der veröffentlichten Tagebücher, mit Fleiß zusammengetragen, wie auch die Bibliographie hier, wie bei Immermann, Grabbe und Raupach, an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrigläßt.

Im zweiten Kapitel treten wir nun aus dem Kreis der literarisch tonangebenden Dichter in die Bewegung der Massen, in die belletristische Production im engeren Sinn des Wortes, die gerade in jener Epoche in einer überwuchernden Blüte stand. Das meiste, was damals die Theilnahme des Publikums erregte und auf allen Toilettentischen zu finden war, die ganze Taschenbuch- und Novellenflora, sowie die Abend- und Mitternachtzeitungen, ist jetzt längst der Vergessenheit anheimgefallen: Goedeke's Werk aber als Repertorium der Literaturgeschichte muß auch alles Bedeutungslose, und sei es nur durch Anführung der Titel, einregistriren. Der außerordentliche Fleiß, mit dem hier diese Massenproduction zusammengetragen ist, eine Production, welche nicht weniger aus dem Staub herausgewühlt werden muß als die Schöpfungen vergangener Jahrhunderte, gehört zu den Hauptvorzügen des Goedeke'schen Werks und macht dasselbe zu einer Specialität, welche nicht ihresgleichen in unserer Literaturgeschichte hat. Zuerst führt uns Goedeke einige wiener Belletristen, den Uebersetzer Calderon's, Joseph Schreyvogel, die Novellisten Lambert, Kuffner, den überaus productiven Castelli, Franz Gräffer, Adolf Bäuerle, Franz Xaver Told, Deinhardstein, Wilhelm Adolf Gerle, Sebastian Willibald Schiefeler vor, in kurzen biographischen Umrissen, ohne jedes kritische Streiflicht, das nur auf die Masse als solche fällt, aber mit erschöpfenden Bibliographien. Etwas ausführlicher wird Saphir behandelt, der in der That das rothe Licht in diesem belletristischen Dunstkreis war. Von ihm heißt es:

Seine Wortwitze waren sammt denen, die jeder auf seinen Namen erfand, eine Zeit lang in aller Munde; bei der gedankenlosen Mittelbildung erfreute sich sein sogenannter Humor entsprechender Schätzung; seine für die Declamation berechneten Plattheiten wurden durch die Schauspieler verbreitet; seine lyrischen Gedichte sind matt, platt und nüchtern, haben aber doch ihr Publikum gefunden. Die ganze Erscheinung, seine große Wirksamkeit geben ein erschreckendes Bild, wie die selbstbewußte unermüdlige Mittelmäßigkeit sich emporzuschrauben vermag. In der Zeit des wuchernden Virtuositenthums war er der Virtuos der Phrase.

Von den andern Humoristen jener Zeit werden noch

Karl Heinrich Ritter von Lang, Karl Julius Weber, Wilhelm Hauff, Theodor Christian August von Lobbe u. a. erwähnt. Die außerordentliche Productivität einzelner Belletristen jener Epoche, deren Name sich in der Erinnerung der Gegenwart höchstens noch an ein einziges Werk knüpft, erhellt aus den zahlreichen Nummern, welche in Goedeke's Werk die Bibliographie ihrer Werke bezeichnen. Wer kennt von Georg Döring mehr als die Novelle „Sonnenberg?“ Und auch diese ist nur aus der Bearbeitung der Frau Birch-Pfeiffer, dem Drama „Pfefferbölz“ bekannt. Und doch stehen bei Goedeke 60 Werke von Georg Döring, Novellen, Trauerspiele, Lustspiele, Opern verzeichnet, und wir erfahren, daß er sich für einen Dichter ersten Ranges in Deutschland hielt und auch für einen solchen galt. Mit diesem Georg Döring ist Heinrich Döring nicht zu verwechseln, der einige sechzig meist kleine literargeschichtliche Werke, Biographien von Goethe, Schiller, Jean Paul, Wieland, Herder, Bock, Thümmel verfaßt und außerdem auch poetische Werke herausgegeben hat. Friedrich Kind, dem gegenwärtigen Geschlecht nur als Dichter des „Freischütz“ und aus den Angriffen bekannt, welche Platen gegen ihn richtete, erscheint hier mit einem stattlichen Gefolge von 59 Schriften, darunter „Malven“ und „Tulpen“ und „Lindenblüten“, Erzählungen und dramatische Schriften; und Theodor Fell (Theodor Windler) tritt gar mit 92 Schriften vor uns hin, darunter allerdings 26 Bändchen des „Dramatischen Bergigweinchicht“, während die Jahrgänge der „Abendzeitung“ von 1817—43 nur eine einzige Nummer für sich in Anspruch nehmen. Zahlreiche Uebersetzungen aus dem Französischen, aber auch der „Lusiaden“ des Camoens und des „Mazepa“ von Byron befinden sich unter den Fell'schen Productionen.

Neben den damals namhaften Hauptern der Taschenbuch- und Novellenliteratur gehen keineswegs unproductive Schriftsteller her, deren Namen selbst für den Literaturhistoriker von Fach verschwinden und eigentlich nur noch für den Bibliographen existiren, wie Karl August Engelhardt, Karl Ch. F. Niedmann, J. Georg R. Harry, Hedwig Hülle, Nikolaus Meyer, Karl Wilhelm Grotz, Friedrich Ferdinand Ludwig, Hans Gardthausen u. a. Bekannter sind die Hamburger Georg Lok, Georg Nikolaus Vörmann, Karl Gottlieb Prügel und die fruchtbare Romanschriftstellerin Amalie Schoppe. Die Titel der Werke dieser Autoren dritten, vierten und fünften Ranges, welche von Goedeke mit großer Gewissenhaftigkeit angeführt werden, lassen uns einen ungefähren Einblick in die Geheimnisse ihres belletristischen Ateliers thun — man kann die ganze Richtung wol als die verdünnte und in Rosenswasser aufgelöste Romantik bezeichnen.

5. Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Von Heinrich Kurz. Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt. Siebente bis funfzehnte Lieferung. Leipzig, Teubner. 1869—71. Lex.-8. Jede Lieferung 7 1/2 Ngr.

Wir haben die sechs ersten Lieferungen dieses rüstig fortschreitenden Werks bereits früher (vgl. Nr. 52. d. Bl. f. 1868 und Nr. 29 d. Bl. f. 1869) besprochen; es liegt uns jetzt eine beträchtliche Zahl neuer Lieferungen

vor, welche die Physiognomie des Ganzen mit unveränderter Schärfe ausdrücken. Die Eigenthümlichkeit dieser Geschichte der neuesten Literatur beruht wie diejenige der frühern drei Bände, gegenüber den abstract-kritischen Literaturgeschichten, welche eine Vertrautheit mit der dichterischen Production nicht hervorzurufen vermögen, weil die Autoren selbst sie nicht besitzen, auf der lebendigen Veranschaulichung der poetischen Schöpfungen theils durch liebevolle Analyse der Dichter und ihrer Werke, theils durch geschmackvoll und charakteristisch ausgewählte Proben aus ihren Werken, theils durch die Porträts der Dichter selbst. Allgemeine Uebersichten über Lyrik, Epik, Dramatik und Roman geben nicht nur von der reichen Stofffülle und von der mannichfachen Stoffwahl neuer Dichtung ein erschöpfendes Bild; sie behandeln auch diejenigen Dichter, deren Bedeutung weniger hervorragend ist, die mehr in der Masse mitkämpfen und nur für die numerische Verstärkung einzelner Richtungen von Gewicht sind. Man mag bisweilen über die Grenzen rechten, die hier von dem Autor gezogen werden, und wenn einer der hervorragendsten Epiker wie Christian Scherenberg unter der Masse mitbesprochen wird, während Ettmüller, Rappaport u. a. einer selbständigen Charakteristik gewürdigt werden, so wird man wol das Umgekehrte richtiger finden müssen. Ein anderer Mifsstand, der aber mit Vorzügen des Werks zusammenhängt, erwächst aus der Consequenz, mit der die Dichter nach den Gattungen der Poesie, der lyrischen, epischen und dramatischen gruppiert sind. Vielseitig productive Dichter findet man unter den verschiedenen Rubriken wieder, so daß man sich ein Gesamtbild ihres Schaffens und ihrer dichterischen Bedeutung mehr musivisch zusammenstellen muß.

Die Urtheile von Kurz sind im ganzen sehr anerkennend, und wenn auch hin und wieder minder Werthvolles durch so liebevolle Beurtheilung zu hoch gestellt wird, so ist doch den Dichtern der Gegenwart gegenüber, die meistens ein nicht abgeschlossenes Wirken in einer noch nicht abgeschlossenen Epoche vertreten, der Maßstab der Schätzung ein so wenig feststehender, daß selbst allzu günstige Urtheile, die mindestens die Theilnahme für die neuere Poesie anregen, jenem bequem-vornehmen Absprechen vorzuziehen sind, in welchem sich die Indifferenz gegen die Dichtung der Neuzeit oder die Ignoranz gefällt; denn es gibt auch eine Ignoranz in Bezug auf die neueste Poesie, und sie ist ein sehr schwerer Vorwurf für die Geschichtschreiber derselben, die nur das besprechen, was ihnen zufällig in den Wurf kommt oder gefällt oder in ihrer Clique Geltung hat, alles erschöpfende Quellenstudium neuester Dichtung aber verschmähen.

Die siebente Lieferung beschäftigt sich noch mit den Lyrikern und führt uns Robert Waldmüller, J. G. Fischer, Rodenberg, Klaus Groth, Ringg, Rittershaus, Löwe, Hermann Neumann, Balzer, Hamerling, Melchior Meyr, Gerol, Julius Groffe, Adolf Schults, Pfeilschmidt, Siebel, G. W. Schulze, Albert Traeger, Friedrich Marx und Wilhelm Herz vor, der sich in der achten noch Meta Herzer-Schweizer, Karl Steller, Otto Band, Ernst Scherenberg und Georg Scherer anreihen. Ob alle diese Lyriker ein selbständiges Piedestal verdienen — das wird mit Recht bezweifelt werden; es finden sich mehrere dar-

unter, die ganz gut in das allgemeine Massenaufgebot mitinbegriffen werden konnten.

Robert Waldmüller wird gerühmt wegen seiner geistreichen, an originellen Gedanken reichen Gedichte, in denen sich eine tiefe und feine Menschenkenntniß offenbart. Volles Lob erhalten auch seine mehr erzählenden poetischen Werke. Sehr günstig wird auch Johann Georg Fischer beurtheilt, der eine echt schwäbische Dichternatur genannt wird, die den heitern Humor und den würdigsten Ernst gleich glücklich zu behandeln weiß:

Fischer's Sprache ist durchaus frisch und originell, ohne gesucht zu sein; er scheut nicht vor einem überkräftigen oder naiven, volkreuthümlichen Ausdruck, selbst mitten im höchsten lyrischen Schwung, wenn er den darzustellenden Begriff mit markiger Kraft bezeichnet. Dagegen ist er durchaus fern von conventionellen Phrasen und verbrauchten Bildern, oder er weiß diesen eine neue überraschende Seite abzugewinnen. Der Versbau ist vortreflich, leicht fließend, wohlklingend, und er bewegt sich in den mannichfaltigsten Rhythmen, denen er durch male-riche Alliterationen Leben und Reiz zu geben vermag.

Wir meinen, daß neben den mit Recht gewürdigten Vorzügen des Dichters doch auch das Knorrige und Geschmacklose, das oft seine Gedichte verunstaltet, hervorgehoben werden durfte. Mit ziemlicher Schärfe wird Hermann Ringg besprochen:

Ringg's „Gedichte“ (Stuttgart 1854, 6. Aufl. 1866), welche durch Geibel eingeführt wurden, errangen sich in kurzer Zeit großen Beifall. Dieser war zunächst durch diejenigen hervorgerufen worden, die er unter dem Titel „Geschichte“ zusammengefaßt hatte, und allerdings waren die Stoffe, die er gewählt, nicht bloß an sich bedeutend, sie traten auch aus der gewöhnlichen Bahn des Liebes- und Naturliedes heraus, das von so vielen berufenen und unberufenen Dichtern gepflegt wurde. Die großen Gegenstände riefen auch große Ideen hervor, an die man eben nicht sehr gewöhnt war. Dazu kam die düstere, ja oft unheimliche Haltung dieser Gedichte, welche immerhin einen gewissen, für manche Naturen unheimlichen Reiz hat. Dies zusammengenommen erklärt es, daß selbst strenge Kunstrichter die zahlreichen Schwächen und Mängel übersahen, welche diese Gedichte verunstalten und die man nicht ungeneigt war für originell und genial zu halten. Schon die Form dieser Dichtungen ist ungenügend, und zwar verstoßen sie oft gegen die ersten Anforderungen der Kunst.

Es werden dem Dichter die unreinen, forcirten Reime, der Mangel an Leichtigkeit in Bewegung des Stropfenbaues, der Eindruck von Knittelversen, den oft die Versbewegung macht, die vielen seltsamen Wortungeheuer, hochtönende Phrasen und Bilder, die überaus zahlreichen Härten und die Steifheit der Sprache vorgeworfen.

Die Stoffe der Abtheilung, die wir zunächst im Auge haben, sind allerdings bedeutend und für die dichterische Behandlung äußerst fruchtbar und ergiebig. Welche Reihe von großen Gedanken und Anschauungen erwecken nicht die Namen Salamis, Alexander, Spartacus, Bellona, Attila, Mohammed, Timur, Lepanto, was erwartet man nicht von Dichtungen, welche die Phönizier, einen römischen Triumphator, den Normannenzug, die Feme, den schwarzen Tod u. s. w. zum Gegenstand haben; aber wie weit ist der Dichter hinter dem zurückgeblieben, was man billigerweise erwarten darf. In erster Linie vermißt man in beinahe allen Gedichten einen logischen Zusammenhang der Gedanken, der selbst bei dem größten Schwung und Feuer nicht fehlen darf, wenn er auch nicht ausgedrückt ist. Bei Ringg stehen die Gedanken aber nicht selten ohne alle innere Verknüpfung und scheinen wie zufällig durcheinandergewürfelt. Eben deshalb kommt auch der Hauptgedanke, der einem Gedichte zum Grunde liegt, nicht zur klaren Anschauung, und nur sehr wenige bringen einen befriedigenden Gesamteindruck hervor.

Die scharfe Kritik über die Formfehler Ringg'scher Gedichte ist gewiß berechtigt; wir meinen aber, daß die geistige Bedeutung und die originelle Stimmung, die der Poet seinen Gedichten zu geben weiß, noch mehr hervorgehoben werden konnte, schon deshalb, weil viel unbedeutendere Talente eine wärmere Würdigung finden. Robert Hamerling wird schon als Lyriker mit voller Anerkennung seiner Bedeutung besprochen, namentlich seine Sammlung „Sinnen und Mienen“:

Ideale Anschauung und Erhabenheit bildet den Grundzug der Poesien dieser Sammlung, welche einen großen Reichthum an Gedanken darbietet, die oft durch ihre Neuheit überraschen, ob sie sich gleich ganz ungesucht aus den vorangehenden entwickeln. Man könnte versucht sein, Hamerling mit Platen zusammenzustellen, aber die Ähnlichkeit beider Dichter liegt nur darin, daß beide nach den Griechen sich gebildet haben, wobei Hamerling jedoch eine größere Freiheit bewahrt hat. Auch hat er offenbar mehr Gemüth als Platen, und endlich ist ihm die schöne Form nicht das Einzige, wonach er strebt, wenn er auch dieser die größte Aufmerksamkeit widmet. Der erhabene Grundton seiner Dichtungen erinnert oft an Schiller, und doch ist kein neuerer Dichter weiter von der Nachahmung desselben entfernt als er. Selbst wo er Gedanken durchführt, die Schiller behandelt hat, entfaltet er die größte Selbstständigkeit. Man vergleiche z. B. die „Lenzesgabe“ mit Schiller's „Theilung der Erde“. Wenn Hamerling sich auch in allen Formen gleich glücklich bewegt, und er den leichten heitern, ja oft selbst den humoristischen Ton mit dem schönsten Erfolg behandelt, wie seine Liebeslieder und die „Lieder aus Venedig“ beweisen, so möchten wir doch im ganzen den hymnenartigen Gesängen den Vorzug geben, die dem Ernste seines Gemüths und der Erhabenheit seiner Gemüthsstimmung am meisten entsprechen, und in denen sich der lyrische Schwung mit der klaren Objectivität der Darstellung zu wohlthuernder Einheit verbindet.

Bei Melchior Meyr wird die Verwandtschaft mit Schiller hervorgehoben, indem sich der Trieb der poetischen Production und philosophischen Speculation bei beiden Dichtern gleichzeitig entwickelt habe; mit Goethe habe er die Lust zum Fabuliren gemein, den Drang, das Erlebte poetisch zu gestalten; sein kräftig männlicher Charakter erinnere an Platen. Man kann dies alles zugeben, doch unter Hinzufügung, daß das eigentlich poetische Talent bei Meyr ein weit geringeres war als bei diesen Dichtern.

Die Charakteristik des Lyrikers Julius Grosse erscheint als eine unvollständige, da erst nach dem Erscheinen dieser Lieferung die Sammlung „Aus bewegten Tagen“ und seine neuen Kriegsgefänge erschienen sind, die ihn als Lyriker mehr in den Vordergrund treten ließen. Einer kürzern Uebersicht der didaktischen Poesie, die eine große Zahl Namen, besonders aus theologischen Kreisen aufweist, folgt eine Charakteristik von Titus Ulrich, des Sängers des „Hohen Liedes“, dessen Muse leider seit länger als zwanzig Jahren verstummt ist.

Die Uebersicht der epischen Poesie behandelt, nach kurzer Anführung der Versformen, welche neuerdings für dieselbe gewählt wurden, diese Dichtungsgattung nach ihren Stoffkreisen, die aus der Geschichte der verschiedenen Völker gewählten Stoffe, die frei erfundenen Fabeln und Parabeln, poetische Erzählungen und Schwänke, und reißt in diese Abtheilungen wiederum alle Dichter ein, bei denen der Autor glaubt, sich eine selbstständige Behandlung ersparen zu können. Auch hier sind indeß die Grenzen fließend; es ist nicht abzusehen, warum z. B. ein mit so

voller Anerkennung behandelter Dichter wie Ferdinand Gregorobius nicht einer eigenen kleinen Nische in der Walthalla der neuesten Epik gewürdigt wurde, ebenso gut wie Leitner, Otto Gruppe, Eduard Duller, Ettmüller, Hermann Kunibert Neumann, Heinrich Moriz Horn und andere epische Dichter, die in der neunten und zehnten Lieferung mit ihren Porträts und mit Proben aus ihren Dichtungen figuriren. In der Schätzung der bedeutendern stimmt Heinrich Kurz wol mit den allgemein recipirten Anschauungen überein. Ringg's „Völkerwanderung“ erfährt denselben Tadel wie in unsern „Blättern für literarische Unterhaltung“; sie wird eine gereimte Chronik genannt, und es wird lebhaft bedauert, daß der Dichter sein großes Talent an sie verschwendet habe. Warmes Lob erhalten Robert Hamerling's Epen: „Ahasverus in Rom“ und „Der König von Sion“, denen künstlerische Composition, große Gestaltungsgabe, ein unerschöpflicher Reichthum von poetischen Mitteln und hinreichende Farbenpracht der Schilderung nachgerühmt wird. Victor Scheffel's „Trompeter von Säckingen“ wird wegen der lyrischen Einschreibungen und mancher ungeeigneter Allegorien getadelt:

Bei allen diesen Mängeln nimmt, wie schon bemerkt, „Der Trompeter von Säckingen“ einen hervorragenden Rang unter den neuen epischen Gedichten ein. Trotz der angegebenen Störungen des epischen Ganges schreitet die Handlung lebendig vorwärts und gewinnt, je länger, je mehr an Interesse; die Sprache ist rein und poetisch schön; sie ist reich und durch den Gebrauch glücklich angebrachter Ausdrücke aus dem Volksleben oder alterthümlicher Wörter belebt.

An Bodenstedt's „Aba die Lesgherin“ werden große einzelne Schönheiten gerühmt, zugleich aber das Bedauern ausgedrückt, daß der Mangel an künstlerischer Ausstattung selbst die zahlreichen trefflichen Einzelheiten herabdrückt. Von Hesse's Dichtungen heißt es:

Alle epischen Dichtungen Hesse's zeugen von des Dichters großer Meisterschaft in der Behandlung der Form, worin er von wenigen erreicht, von keinem vielleicht übertroffen wird; dagegen befriedigen nur einige in Bezug auf die künstlerische Anordnung des Stoffes, während das Detail meist vortrefflich ist und sowohl durch echt poetische Auffassung als glückliche Beobachtung erfreut.

Von Moriz Hartmann's Gedichten wird namentlich „Adam und Eva“ gerühmt, das große Talent Max Waldau's in „Cordula“ und „Rahel“ nach Gebühr anerkannt. Von Wolfgang Müller's epischen Dichtungen heißt es, sie haben im allgemeinen keinen höhern Kunstwerth, aber es sind ihnen einzelne Vorzüge nicht abzuspüren:

Vor allem bewundern wir an ihm die schöne Mäßigung, die ihn jede Uebertreibung vermeiden läßt. Seine Sprache ist reich und gebildet, seine Verse sind wohlklingend, seine Reime beinahe immer glücklich und ungesucht. Er ist weder in Gedanken noch in Darstellung neu, aber jene sind immer schön und diese ist immer einfach, ruhig und klar. Er ist überhaupt nicht schöpferisch, aber er besitzt das Talent, den Stoff, wenn er sich nicht von irgendeinem Vorbild beherrschen läßt, gewandt und anschaulich zu entfalten.

Deß's „Janfó“ und „Jadwiga“ erhalten Lob und Tadel zugleich, doch überwiegt das erstere, das namentlich der meisterhaften Schilderung gilt. Sehr hart wird die „Amaranth“ von Hedwig besprochen, die häßliche, oft gefuchte, nicht selten unklare Sprache getadelt, die gänzlich

lich zerfahrene Composition, der Mangel an sittlichem Adel.

Die Uebersicht über die dramatische Literatur constatirt zunächst die fortschreitende Entwicklung derselben, das Bestreben neuere Bahnen zu eröffnen, obwol gerade dadurch oft große Willkür in der scenischen Behandlung hervorgerufen werde und auch das übermäßige Streben nach Effect störend hervortrete. Die Uebersicht gibt zunächst ein interessantes Verzeichniß der zahlreichen historischen Stoffe aus Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, die von unsern Dramatikern behandelt sind, und bespricht in dieser Folge eine große Zahl von Dramen; hierauf folgen die historischen Lustspiele, die bürgerlichen Trauerspiele, die Schicksalstragödien, Salon- und Conversationsstücke u. a. Kurz zeigt eine außerordentliche Belesenheit, um welche ihn viele unserer Bühnenleiter beneiden könnten, und diese Belesenheit ist nicht mit dem kritischen Ingrimme verbunden, den eine gehässige Zwangspflicht erzeugen müßte, sondern mit einem Wohlwollen, welches selbst dem gründlich Befehlten und Schwächlichen noch eine günstige Seite abzugewinnen sucht.

Die Charakteristik der hervorragenden dramatischen Dichter ist durchweg gerecht; auch ist hier die Wahl derjenigen zu billigen, denen die Auszeichnung einer besondern Porträtirung zutheil wird, es sind der Reihe nach: Deinhardstein, Bauernfeld, Gutzkow, Amalie Herzogin zu Sachsen, Eduard Devrient, Moser, Benedix, Charlotte Birch-Pfeiffer, Friedrich Palm, Klein, Koefer, Hebel, Gottschall, Dulk, Feldmann, Freytag, Laube, Prutz, Richard Wagner, Grosse, Pöyse, Rosenthal, Putzig, Grienpeterl, Köber, Hackländer, Wehl, Brachvogel, Melchior Meyr, Apel, Jordan, Ludwig, Gisele, Elise Schmidt, Lehmann, J. G. Fischer, Kiffel, F. von Saar.

Abweichend von der durchgängigen Schätzung stellt Kurz die Dramen von J. G. Fischer als sehr bedeutend hin; recht erfreulich ist die Anerkennung, die er den Dramen des nicht nach Verdienst gewürdigten Robert Gisele, sowie den liebenswürdigen kleinern Lustspielen Feodor Wehl's zutheil werden läßt; Ferdinand von Saar's Talent haben d. Bl. zuerst hervorgehoben.

Von Laube's Dramen wird mit Recht „Graf Esfer“ als das vollendetste gerühmt, das der Dichter geschaffen hat. Das Gesamturtheil über diesen Dramatiker lautet:

Laube besitzt ein großes, durch Reflexion und Kritik herangebildetes Talent, das ganz vorzüglich in seinen Dramen zur Erscheinung gelangt, die eine große Bühnenkenntniß und entschiedene Herrschaft über alle theatralischen Mittel verrathen. Er ist in der Wahl seiner Stoffe anfangs nicht glücklich, desto glücklicher ist er später; aber auch dann, wenn er in den Gegenständen fehlgreift, weiß er ihnen mit sicherer Hand dramatische Gestaltung zu geben und für sie durch interessante Situationen zu fesseln, ob er sich gleich in denselben hier und da wiederholt, wie z. B. im „Grafen Esfer“ und in „Montrose“. Als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit müssen wir bezeichnen, daß er seine Dramen meist nach verschiedenen, ja oft entgegengesetzten und sich widersprechenden dramaturgischen Systemen aufgebaut hat, was der poetischen Entwicklung hier und da nicht wenig Eintrag gethan hat. Seine Sprache ist sehr ungleich; ihr größter Fehler ist der Mangel an Kleinheit. Er ist zwar im Gebrauch fremder Ausdrücke im ganzen sehr mäßig, dagegen verletzen die häufigen, dem Französischen nachgebildeten Wortstellungen, die sich allerdings mehr in den Einleitungen zu seinen Dramen als in diesen vordrängen, aber auch in diesen

oft den widrigen Eindruck des jüdisch-deutschen Jargons machen. Außerdem ist Laube's Stil oft manierirt, phrasenhaft und hier und da trivial oder schwülzig.

Von Freytag's Dramen werden die „Journalisten“ als dasjenige gerühmt, das sich den größten Beifall erworben hat; im übrigen wird der Dramatiker als der Vertreter der Mittelparteien charakterisirt:

Freytag gehört zu den Dramatikern der Gegenwart, die sich des ungetheilten Beifalls des Lesenden, sowie des theaterbesuchenden Publikums erfreuen; und allerdings verdienen seine „Dramatischen Werke“ (Leipzig 1858) diese Anerkennung. Denn wenn ihnen auch das übermäßige Lob nicht zukommen mag, das ihnen von der einen Seite gezollt wird, so sind sie doch keineswegs so unbedeutend und verwerflich, als man von anderer Seite behaupten will. Vielmehr vereinigen sie viele Vorzüge, die ihnen trotz mancher unverkennbarer Mängel stets Freunde gewinnen werden. Vor allem besitzt Freytag eine große dramatische Fertigkeit, seine Compositionen sind meist vortreflich, seine Sprache gebildet und natürlich, der Dialog geistreich und im Ton der guten Gesellschaft, und endlich weiß er auch bei den kräftigsten Ausbrüchen der Leidenschaft eine weise Mäßigung zu bewahren. Nicht wenig trug wol auch die sich in den Dramen aussprechende Gesinnung dazu bei, ihnen eine glänzende Ausnahme zu sichern. Freytag ist nämlich liberal, und spricht sich auch entschieden in diesem Sinne aus, aber er weiß hier eine, wenn auch nicht weise, doch jedenfalls kluge Mäßigung zu bewahren. Wie Walter im Trauerspiel „Der Gelehrte“ ist er den Radicalen gegenüber conservativ, gegenüber den Reactionären liberal; aber er ist klüger als Walter, er verdirbt es doch mit keiner Partei und er gewinnt alle diejenigen, welche wie er zwischen den Parteien schweben, und deren Zahl ist in Deutschland nicht klein.

Von Roderich Benedix erhalten wir eine liebevoll ausgeführte und zutreffende Charakteristik; Karl Gutzkow wird nach seiner ganzen Bedeutung gewürdigt, welche eine literarische Clique vergeblich herabzusetzen sich bemüht. Man kann Kurz nur zustimmen, wenn er von „Uriel Acosta“ sagt, daß diese Tragödie durch die geistvolle Ausführung eine nicht geringe Wirkung mache, manche Situationen von echt tragischem Geist durchdrungen seien und die Charaktere alle den Stempel lebensvoller Individualität trügen.

In der vierzehnten Lieferung beginnt der zweite Hauptabschnitt des Werks mit der Prosa und zwar zunächst mit der Prosadichtung, dem Roman. Wir werden diesen Theil nach Abschluß des Ganzen näher ins Auge fassen.

Verdiente Verbreitung hat der Leitfaden der Literaturgeschichte gefunden, den Kurz aus seinem umfassendern Literaturwerke zusammengestellt hat:

6. Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Kurz. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Waren schon die frühern Auflagen durch ihre Reichhaltigkeit ausgezeichnet, welche nirgends die Uebersichtlichkeit vermissen ließ, so ist in der dritten noch ein größerer Abschnitt: „Uebersicht der neuesten Literatur“, hinzugekommen und in ähnlicher Weise behandelt wie die vorangehenden. Auch dieser Abschnitt verdient alles Lob. Er gibt eine erschöpfende Uebersicht über die gesammte Production, aber in keiner Weise verwirrend durch ersüdende und ungegliederte Massenhaftigkeit, sondern die wahrhaft hervorragenden Dichter sind schon äußerlich, wir möchten sagen typographisch von den andern gesondert; die zusammenfassenden Kritiken geben meistens eine prägnante

Charakteristik. Auch in dem neuen Abschnitt wie in dem ganzen Werke herrscht ein milde und anerkennendes Urtheil vor. Treffend sagt der Verfasser schon im Vorwort der ersten Auflage: „Es ist nichts verderblicher, als die Jugend zur Abspreecherei anzuleiten; es hat dies nicht blos einen unberechenbar nachtheiligen Einfluß auf den Charakter, es macht mit der Zeit sogar unfähig, das Schöne und Gute mit reiner und ungetrübter Freude zu genießen.“

Zur Goethe-Literatur sind einige umfassende Werke erschienen; wir rechnen dazu auch die Schrift:

7. Johann Heinrich Merd, seine Umgebung und Zeit. Von Georg Zimmermann. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Werk hat einen Umfang von 37 Druckbogen, allzu stattlich für die Monographie eines zwar interessanten Mannes, dessen Wirken indeß nirgends über eine secundäre Bedeutung hinausgeht. Mephistopheles-Merd hat zwar anregend auf den verschiedensten Gebieten gewirkt; im Grunde war er nur ein Dilettant, nicht von der schönseitigen Sorte, sondern mit tüchtigem Verstand und satirischer Schürfe ausgerüstet. Er hat in Goethe's Entwicklung mit eingegriffen und gehörte überhaupt zu jener Sorte von Geistern, die man am trefflichsten als „gute Köpfe“ bezeichnet und welche in der Literatur nicht so häufig sind, wie die verherrlichenden Monumente glauben lassen, die hier auch mittelmäßigen Dichtern errichtet werden. Es gibt sehr viele Schwach- und Wirkköpfe auch unter den Individuen, die mit einer schätzenswerthen poetischen Ader begnadigt sind. Freilich, um ein großer Dichter zu sein, dazu gehört auch ein „guter Kopf“ und zwar in jener Potenz, die man als geistige Größe bezeichnet.

Merd's Leben und Wirken allein vermag indeß nicht einen so voluminösen Band zu füllen. Der Verfasser muß zu diesem Zweck eine Menge literargeschichtlicher Episoden mit einer Breite ausmalen, welche den Felben seines Werks immerfort an die Peripherie drängt. Sehr ausführlich werden die Erlebnisse Karl Friedrich von Moser's dargestellt: „Die Moser-Tragödie“ nimmt eins der ausführlichsten Kapitel ein; dann wird uns wieder eine Biographie und ein Porträt von Sophie La Roche gegeben, im Grunde nur ein Auszug aus dem Werke von Ludmilla Afflig; Goethe's Jugendjahre, der weimarische Hof, der Streit von Wieland und Nicolai bilden Gegenstände einer umfassenden Darstellung, welche durchaus nicht im Verhältniß steht zu der Wichtigkeit all dieser Vorgänge für Merd's Entwicklung und Charakter. Er hatte hier und dort die Hand mit im Spiele, doch genügte eine Darlegung dieser unmittelbaren Beziehungen.

Daß Georg Zimmermann keine neuen Quellen entdeckt, sondern nur die frühern, besonders die drei von Karl Wagner herausgegebenen Briefsammlungen benutzt hat — daraus wollen wir ihm keinen Vorwurf machen; denn man kann aus vorhandenen Berichten doch ein neues Charakterbild geistvoll schaffen, durch originelle Auslegung, Zusammenstellung und Beleuchtung des gegebenen Materials — und solch ein Act geistigen Schaffens steht höher, als wenn ein neuer Matulaturford aus der Nachlassenschaft literarischer Männer entdeckt wird von einem jener sogenannten Literaturforscher, welche das Monopol der

Gelehrsamkeit für sich in Anspruch nehmen und die durch ihre verkehrten Urtheile unsere Literaturgeschichte gründlich ruinirt haben.

Eine andere Frage aber ist es, ob in der That ein solches literarisches Porträt auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen kann, ob alles nur darauf hinarbeitet, die Prägnanz der Züge hervorzuheben, nichts Beiläufiges, Nützliches den Gesamteindruck stört, und ob sich am Schluß aus allen Unterjuchungen über die persönlichen Beziehungen, die Werke, die Schicksale eines Autors als ein klares Facit ein bestimmtes Charakterbild mit zweifelloser Deutlichkeit ergibt.

Dies ist nun freilich in dem Zimmermann'schen Werke nicht der Fall. Nachdem der Autor uns die Beziehungen Merd's zur deutschen Nationalliteratur, zur bildenden Kunst, zur Naturwissenschaft, nicht ohne eine große Zahl interessanter Detailnotizen vorgeführt hat, aber mit der obengertigten Weitschweifigkeit unnötiger Einschübe, kommt er im fünften Buch; „Merd's Ausgang und Charakter“, zum Abschluß der Charakteristik; aber dieser Abschluß ist ein wenig genügender. Wieder sollen wir selbst aus einer Menge musivisch aneinandergereihter Urtheile die Summe ziehen. Zimmermann selbst stellt alle die Urtheile zusammen, aus denen die Gutmüthigkeit Merd's, der Reichtum seines Geistes, die Güte und Schönheit seines Herzens erhellen soll; er widerlegt das bekannte Urtheil Goethe's in „Dichtung und Wahrheit“, das den Freund als Mephistopheles bezeichnet und die eigentlich classische Charakteristik Merd's ist. Hier wird das wunderbare Mißverhältniß zwischen einem von Natur braven, edeln, zuverlässigen Mann und der unüberwindlichen Neigung, vorzüglich ein Schall, ein Schelm zu sein, dem Bedürfniß, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, hervorgehoben. Zimmermann will diese innern Widersprüche des Charakters, wie sie in der meisterhaften psychologischen Zeichnung von Goethe hervortreten, als Unmöglichkeiten hinstellen; er nimmt Merd gegen den großen Dichter in Schutz. Wenn aber dies Charakterbild, das die Bedeutung des seltenen Mannes in scharfen Umrissen hinstellt, zusammenbricht — was tritt an seine Stelle? Soll etwa die Gutmüthigkeit, ein Gemeingut so vieler unbedeutenden Menschen, uns dafür schadlos halten? Hat doch Zimmermann selbst in Aeußerungen und Thatfachen sehr vieles beigebracht, das geeignet ist, Goethe's Urtheil zu bestätigen. Wir finden kaum eine andere Gesamtcharakteristik als diejenige, die Zimmermann an dem Anfang des letzten Buchs gibt:

Dringt unser Blick durch die glänzende Hülle seines Geistes, seiner vielseitigen Wirksamkeit, seiner zahlreichen, zum Theil so hervorragenden Bekanntschaften und Freundschaften, durch die Huldigungen bedeutender, ja berühmter und vorzüglicher Männer und Frauen hindurch, so fühlen wir uns mehr niedergeschlagen, als erhoben, und wir ziehen in unserer Auffassung, unserm Urtheile endlich kaum eine andere Summe, als daß wir ein großes, aber mehrfach verfehltes Leben, daß wir zwar einen reichbegabten, bei allen Mängeln, Schwächen und Fehlern, ja bei einem wahrscheinlichen tiefen Widerspruche seines Innern, in mancher Beziehung unserer Hochachtung, unserer Liebe würdigen, aber einen tief unglücklichen Menschen vor uns haben, der wol schon frühzeitig an den verborgenen, feinsten Wurzeln seines Gemüths krankte, der schon lange vor innen heraus gestorben war, bevor er die verzweiflungsvolle, verwegene Hand an sich selber legte.

So interessant der Charakter ist, den uns Zimmermann vorführt, so reichlich er alles Vorhandene zu seiner Illustration zusammengestellt hat, so vermiffen wir doch, bei allem guten Willen einer Ehrenrettung, der die eigentliche Seele des Werks ist, in demselben den künstlerischen Zug, der alle Einzelheiten so gruppirt, daß sie sich gegenseitig im Dienste des ganzen Charakterbildes ergänzen, wie es dem Biographen als Frucht seiner Studien einheitlich vor der Seele schwebt. Das Bild Werda's zerfließt uns hier immer wieder, wenn wir es zu fassen glauben — und die Materialiensammlung gliedert und läutert sich nicht zum biographischen Kunstwerk.

8. Frau Kath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach den Originalen mitgetheilt von Robert Keil. Leipzig, Brockhaus. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Wer kennt nicht Goethe's „Mütterchen“, von dem er „die Frohnatur“ und „die Lust zu fabuliren“ geerbt hat? Die Frau Kath ist so heimisch in unserer Literaturgeschichte, als ob sie ganze Bände zusammengeschristellert hätte, und gleichwol ist sie nur die Verfasserin von Briefen und Knittelversgedichten, welche in der vorliegenden Sammlung mitgetheilt sind. Doch der charakteristische Typus dieser lebensheitern Frau verfehlt nicht, auf alle, die sich mit deutscher Literatur beschäftigen, große Anziehungskraft auszuüben. Um so willkommener wird das Gesamtbild derselben sein, welches uns in dem Keil'schen Werke entgegentritt, theils in der einleitenden Charakteristik des Herausgebers, theils in zahlreichen Briefen, die an sie gerichtet oder von ihr selbst verfaßt sind. Bis jetzt waren nur einzelne dieser Briefe an die Herzogin Anna Amalie, an Frau von Stein und Friedrich von Stein, an die Unzelmann und einige Fragmente von Briefen an den Sohn, sowie Bruchstücke von Briefen der Herzogin, Goethe's und des Fräuleins von Göchhausen an Frau Kath bekannt geworden. Keil sagt:

Es ist nun gelungen, eine größere Zahl Briefe sowol von als an Frau Kath, theils im Original, theils in sorgfältiger Copie, aufzufinden, wodurch nicht nur jene Fragmente zu einem bedeutenden Ganzen vervollständigt, sondern auch ganz neue Beiträge zur Charakteristik der Frau Kath, ihres Sohnes und der ihnen befreundeten Persönlichkeiten, neue Urkunden zur Geschichte unserer classischen Literaturperiode gegeben werden können: im ganzen 34 neue Briefe von Frau Kath und 53 neue Briefe an dieselbe. Um eine möglichst zusammenhängende Folge herzustellen, wurden auch von den bereits gedruckt erschienenen Briefen die bedeutendern, unter Angabe der Quelle, in chronologischer Ordnung hier mit eingeschaltet.

Besonderes Gewicht legt der Herausgeber auf die zehn Briefe Goethe's an seine Mutter, die hier theils ganz neu, theils zum ersten mal vollständig mitgetheilt werden. Die Mutter war stets Goethe's innigste Vertraute, seine Briefe an sie sind rückhaltlose Bekenntnisse seiner geheimsten Gefühle und Gedanken. Sie geben Aufschluß über die Beziehungen des Dichters zum Herzog Karl August und dessen Persönlichkeit. Die Briefe der Herzogin Anna Amalie und des Herzogs Karl August an die Frau Kath kennzeichnen das innige Verhältniß, das zwischen der Frau Kath und dem weimariſchen Hofe bestand, sowie die Persönlichkeit des Herzogs und seiner geistvollen Mutter selbst. Wenn diese der Frau Kath von ihrem Hätschelhaus (Goethe) erzählt, ihr Arien und selbstgefertigte Gelbbeutel

1871. 52.

und Strumpfbänder schickt, so gehören die begleitenden Worte zu dem Liebenswürdigsten, was eine deutsche Fürstin geschrieben hat.

Von den Iyrischen Episteln des Fräuleins von Göchhausen, die sie an die Frau Kath richtet, hätten wir noch mehr Satire und Humor erwartet, da dieses Hoffräulein Ansprüche auf den Namen des weiblichen Lichtenberg am weimariſchen Hofe erheben konnte. Es sind ziemlich harmlose Ergüsse in Knittelversen, welche auf eine gemüthliche Stimmung erweiternd wirken können.

Als die interessantesten unter den Briefen, die an die Frau Kath gerichtet sind, erscheinen uns die von Wieland, dessen Briefe etwas Frischquellendes haben und der stets den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß. Gebatter Wieland ertheilte nicht nur den weisen Kath, den Teufel zu verschluden, ohne ihn erst lange zu begucken: ein Kath, welcher Goethe's Mutter ausnehmend gefiel und mehrfach von ihr wiederholt wird; er hat auch noch andere Gedanken von einer Tragweite, die bis in die Gegenwart hineinreicht. „Seit ich Klopstock gelesen habe“, schreibt er, „fange ich an zu merken, wie viel daran gelegen ist, was ein Mann aus sich selbst macht. O das Kaiserair! das Kaiserair!“ Das ist eine erstaunlich treffende Bemerkung — wem fällt dabei nicht Richard Wagner oder Heinrich Laube ein?

Das Bild, welches Robert Keil uns von Goethe's Mutter in der Einleitung entwirft und das durch ihre Briefe und Briefchen so lebhaft retouchirt wird, ist ein sehr anziehendes. Wir sehen, wie der Dichter selbst seine Mutter als Elisabeth in „Göz von Berlichingen“, in Wilhelm Meister's Mutter, namentlich aber in der Mutter Hermann's in seinem classischen vierten Gesang von „Hermann und Dorothea“ gezeichnet hat. Ihr Aeußeres schildert sie selbst:

Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, habe braune Augen und Haare und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden.

Der Gatte ihrer Enkelin Luise nennt das Haupt seiner großen Familie, „die Urgroßmutter Goethe, das lebendigste herzuollste Mitglied derselben“. Als Gattin, Mutter und Hausfrau stand sie gleich hoch da, begeistert für alles Große und Hohe. Geistige Unterhaltung war ihre große Lust, große Menschen um sich zu haben eine Wollust. Alles Neue in Kunst und Literatur zog sie in hohem Grade an; sie selbst war im Grunde eine poetische Natur, begabt mit lebhafter Phantasie oder, wie sie es nannte, schwärmerischer Einbildungskraft und der Gabe lebendiger Darstellung, unermüdet im Erzählen von Geschichten, Anekdoten, Märchen. Keil ergänzt ihr Bild durch folgende Züge:

Wer bei der Frau Kath auch nur eine Spur von Sentimentalität finden wollte, würde vergeblich zu suchen haben. Dagegen waren ihr ein lebhafter, leichter, heiterer Sinn, Lecker und doch natürlicher und gutmüthiger Humor, Naivetät und Mutterwitz, unverwüthliche Lebenslust und Lebensfrische eigen. Sie war, wie Goethe selbst bemerkt, nicht so ernsthaft als ihr Sohn, sondern stets vergnügt und fröhlichen Herzens. Fern von aller Prüderie und Streifheit ging es „bei ihr immer den

104

alten Gang fort: gesund, vergnügt, lustig und fröhlich". Der gute Humor blieb ihr allezeit die Hauptsache, sie bewahrte sich ihn selbst während der traurigen Kriegsbedrängnisse, welche Frankfurt zu erleiden hatte, auch da war sie „fröhlich und gutes Muths“, „ließ sich über den ganzen Krieg kein grau Haar wachsen“, und erhielt sich diese Lebensheiterkeit bis zum letzten Athemzuge. Doch liebte sie keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwarr und Beschwerlichkeit verknüpft war. Die Ruhe war ihr theuer, Ordnung und Ruhe waren, wie sie treffend von sich sagt, Hauptzüge ihres Charakters. Daher „that sie alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschluckte, nach Wieland's Rath, den Teufel, ohne ihn erst lange zu beguden“. Daher auch ihre Abneigung gegen alles Beunruhigende und Aufregende, ihre Gleichgültigkeit gegen die politischen Vorgänge und Zeitungsnachrichten, ihre — bei Goethe sich wiederfindende — Scheu vor allen sonstigen heftigen und gewaltigen Eindrücken. Deshalb pflegte sie beim Miethen ihrer Dienerschaft die Bedingung zu stellen, ihr nichts wiederzuerzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun im Hause selbst, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft, vorkam, sie möge ein für allemal nichts davon wissen. Auf diesen Grundlagen entwickelte sich ihr entschiedener, energischer, sich stets gleichbleibender, gerader und aufrichtiger Charakter. Dieser ruhige Gleichmuth und ihr heiteres Temperament halfen ihr über alle Verlegenheiten hinweg. Nur die Sorge konnte sie nicht ertragen, in der Noth aber war sie in Wirklichkeit die That, wie Goethe sie nannte, da wußte sie mit voller Thatkraft und frischem Muthes geschickt anzugreifen und übeln Folgen vorzubeugen.

Das Bild einer echten deutschen Mutter, wie es sich in dieser Schilderung und in diesen Briefen ausdrückt, wird in seiner Lebensfrische nicht verfehlen, einen wohlthuenden Eindruck hervorzurufen. Die echten Großthaten deutscher Mütter sind ihre Söhne!

Neben diesen biographischen Charakteristiken und Selbstcharakteristiken findet sich auf unserm Büchertisch eine Menge kleinerer Schriften, Sammlungen von literarischen Charakterköpfen, die sich meistens an das große Publikum wenden, theils Bekanntes gewandt gruppiren, theils minder Bekanntes aufklären; oft mischt sich unter das literarisch-biographische auch das historische Porträt:

9. Kleine Schriften zur Literatur und Kunst von Adolf Stahr. Erster Band: Biographisches. Berlin, Guttentag. 1871. 8. 2 Thlr.
10. Unter Palmen. Literaturbilder von Gustav Karpfles. Berlin, Löwenstein. 1871. Gr. 8. 22½ Ngr.
11. Lorber und Cypresse. Literaturbilder von Max Ring. Zweite Auflage. Berlin, H. Lesser. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
12. Rorralla. Vermischte Aufsätze, cultur- und literarhistorischen Inhalts. Von Karl Brunemann. Elbing, Neumann-Hartmann. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.
13. Rococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Großvaters. Von Alfred Meißner. Gumbinnen, Krausened. 1871. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.
14. Deutsche Ruhmeshalle von W. Buchner. Sechs Lieferungen. Lahr, Schauenburg. 1869—71. Gr. 16. 22½ Ngr.
15. Zeitgenossen. Biographische Skizzen von Alfred von Wurzbach. Aht Feste. Wien, Hartleben. 1871. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Adolf Stahr ist einer unserer gewandtesten und geistvollsten Essayisten; auch ist bei ihm der Essay nicht bloß ein glänzendes Probestück künstlerischer Behandlung, eines wohlherwogenen architektonischen Aufbaus, einer in wechselnden Lichtern spielenden Reflexion, einer trefflichen Stilistik, sondern er beruht bei ihm auf dem Grunde

einer festen ästhetischen und politischen Ueberzeugung, und wol darf der Autor in der Widmung seiner „Kleinen Schriften“ (Nr. 9) an Arnold Ruge es aussprechen: „Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Heile und was wieder Realität hervorbringt; alles andere ist eitel und vergänglich“; diesem Wahlspruch Goethe's sei er durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn treu geblieben.

Die drei ersten umfassendsten Abhandlungen der Sammlung über „Savonarola“, „Michel Angelo“ und „Windelmann“ sind als Essays im Sinne der englischen Reviews zu betrachten; es sind biographische Porträts, die sich an umfassendere Werke anlehnen, wie dies ja auch bei Macaulay's Essay über Friedrich den Großen u. a. der Fall ist. Und zwar sind diese Werke Pasquale Villari's „Geschichte von Girolamo Savonarola“, Hermann Grimm's „Leben Michel Angelo's“ und Karl Justi's „Windelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen“. Es scheint, als ob durch solche Anlehnung der Essayist den Anspruch auf Originalität einbüße und nur den einer eleganten Reproduktion erheben könne, sodas seine Kunst in der taktvollen Hervorhebung des Wesentlichen und in der gewandten Einkleidung seines Auszugs aus dem Hauptwerke bestehe. Doch so sehr auch dies mit ins Gewicht fällt, so wenig ist solche Abhängigkeit von dem größern Werke für den Essay unerläßlich. Er darf einer ganz abweichenden Auffassung hulbigen, den Stoff durch neue Gesichtspunkte, durch geistreiche Parallelen in ein neues Licht rücken, wie dies z. B. Macaulay in dem obenangeführten Essay gethan hat, der bei aller Kürze doch epochemachend war, indem er eine neue, wenigleich unhaltbare Auffassung des großen Preußenkönigs durchzuführen suchte. Die Essays von Adolf Stahr Wesen sich zwar nicht zu voller Selbstständigkeit von dem Boden los, auf dem sie erwachsen sind; aber es sind doch Darstellungen von künstlerischem Werth. Savonarola's Biographie gibt ein klares und umfassendes Bild der damaligen italienischen und florentinischen Zustände, in seiner Lebendigkeit getragen durch die eigene Anschauung, welche der Autor von den wichtigsten Localitäten der betreffenden Vorgänge besitzt.

Auch fügt Stahr aus eigenen Quellen manches Neue hinzu, namentlich was das Auto de Fé der Eitelkeiten und die damalige unzüchtige Carnevalsliteratur betrifft. Mit Vorliebe schildert er den Republikaner Michel Angelo, den freien Bürger von Florenz und fügt hinzu: „Hat Grimm wol an diese Seite des Mannes gedacht, als er dessen Leben Peter Cornelius widmete, der ein ruhmvolles Künstlerleben als Feind des Freiheitsstrebens unserer Zeit beschließt?“ Im ganzen urtheilt Stahr aber sehr günstig über das Werk von Grimm:

Es ist ein Buch von seltenen Eigenschaften, voll Begeisterung für seinen Gegenstand und voll sinnigen Verständnisses für die Größe des Mannes und für die Erhabenheit seiner Werte, welche doch, so gewaltig sie auch sind, dennoch von dem Ganzen seiner Erscheinung noch überragt werden. Es ist ein Buch, aus dem der Leser zugleich mit der Bekehrung wahrhaft innere Erhebung schöpfen kann. Seine Mängel in der Composition, die hier und da etwas gesuchte Eigenart der Sprache und des Stils, die zu große Ausführlichkeit in Neben dingen, die Ueberfülle an Reflexionen und Gedanken — das alles muß zurücktreten vor den positiven Eigenschaften einer Arbeit, welche in der Geschichtschreibung der Kunst Italiens

eine wesentliche Lücke ausfüllt, und die als nicht unwürdig des Genies bezeichnet werden darf, den zu feiern und dessen Größe uns vor die Augen zu führen sie unternommen ward. Unter den zahlreichen durch die Studien des Verfassers gewonnenen Resultaten hebe ich zum Schluß nur eins hervor, weil es mir eins der erfreulichsten gewesen ist. Es ist die Thatsache, daß alles, was man von der Feindschaft und den Intriguen zwischen Michel Angelo und seinen großen Zeitgenossen Leonardo und Rafael bisher so gern erzählte, eine Fabel ist, und daß namentlich Michel Angelo und Rafael sich niemals feindlich in den Weg getreten sind, sondern voll ehler gegenseitiger Achtung miteinander verkehrt haben. Sie waren „beide zu reich begabt mit eigenem Besitztum, um auch die Reichsten neben sich nicht beneiden zu dürfen“. Den Reichtum ihrer Begabung aber uns zu erschließen, sind wenige Bücher so geeignet, wie dieses Grimm'sche Buch über Michel Angelo und die Zeit, welche den großen Florentiner den übrigen nannte.

Unter den angeführten Thatsachen erregt die Ironie des Schicksals besonderes Interesse, daß Angelo seine Vaterstadt Florenz auf den Wällen von San-Miniato monatelang gegen dieselbe Familie vertheidigte, zu deren Verherrlichung er gleichzeitig als Künstler arbeitete; denn wenn der Geschützdonner schweigen durfte, so verließ der Künstler seine Kanonen, um an den Grabmälern der Medici zu arbeiten.

Die Essays über Windelmann und Fichte, den Helden unter unsern deutschen Denkern, sind mit vieler Liebe ausgearbeitet. Die warme Theilnahme an den Persönlichkeiten, die er darstellt, bringt es allerdings mit sich, daß unser Autor den Zug zu Ehrenrettungen, der, wie seine römischen Charakterbilder beweisen, ihm nahe liegt, nicht verleugnen kann und uns fast lauter „Nichtbilder“ liefert, indem er selbst zweifelhaft Lebenswendungen, wie z. B. Windelmann's Uebergang zum Katholicismus, in möglichst günstige Beleuchtung rückt. Interessant ist die Mittheilung über Fichte als „Rettter Berlins“, die in der That den meisten Zeitgenossen unbekannt ist, und die wir deshalb hier beifügen wollen:

Es war in den letzten acht Tagen des Februar 1813. Berlin war noch in den Händen der Franzosen, die es mit etwa 5—6000 Mann besetzt hielten. Noch war Preußen mit Napoleon verbündet, der König unentschieden, aber die Volksstimmung auf das äußerste erregt. Schon hatte Oberst Tettenborn es gewagt, mit einem Kosakenhaufen in Berlin einzudringen, und das Volk hatte ihm Beifall zugejubelt, und sich zu einem Losbrechen geneigt bewiesen, wenn sich ein Führer fände, der ein solches zu organisiren den Muth hätte. Ein solcher fand sich denn auch. Es war (so erzählt Fichte's Sohn in der Biographie seines Vaters, I, 567) ein Mann voll Muth und Vaterlandsliebe, der zugleich einen großen Anhang und mancherlei Verbindungen unter den Jünglingen hatte, die, leicht erregbar, nicht früh genug ihren Eifer wie ihren Haß an den Tag legen konnten. Mit ihnen entwarf er den Plan, die französische Besatzung nachts in den Häusern zu überfallen und niederzumachen und ihre Magazine anzuzünden. Man hoffte durch eine solche kühne That nicht nur den Muth des Volks zu allgemeinem Aufstande zu entsammen, sondern auch, was noch wichtiger war, durch eine solche entscheidende That die zaudernde Regierung zu kräftiger Entscheidung fortzureißen. Alles war verabredet und die Ausführung auf eine der nächsten Nächte festgesetzt. Nur ein Theilnehmer an der Verschwörung fühlte sich von Gewissensscrupeln über den Mordmord gequält: es war ein Jüngling, der sich später im ehelichen Kampfe das Eiserne Kreuz erwarb, ein Schüler und begeisterter Anhänger Fichte's. Er beschloß, den hochverehrten Lehrer über die Zulässigkeit solcher That zu befragen. Am nächsten Morgen eilt er zu ihm und entdeckt ihm, auf Fichte's Anbringen, den ganzen Plan. Fichte, entsetzt über einen so nutzlosen Frevel, weist

ihn bald nicht nur von dem Thörichten und Unerlaubten eines solchen Anschlags zu überzeugen, sondern eilt auch sofort zu dem damaligen Chef der Polizei Berlins, um demselben die nöthigen Mittheilungen zu machen. Es gelang, die Hauptleiter des Anschlags aus Berlin zu entfernen und die Ausführung einer That zu verhindern, welche selbst im Falle des Gelingens die furchtbare Rache des Feindes über Berlin heraufbeschworen haben würde. Denn noch stand der Kicelkönig Eugen mit einem französischen Armeecorps an der Oder, der nicht gesäumt haben würde, sich mit demselben auf Berlin zu werfen und an der Hauptstadt die blutigste und gerechteste Rache zu nehmen. So ward es denn Fichte vergönnt, die Stadt, die einst den Vertriebenen gastlich aufgenommen, vor einem unheilvollen Schicksal, ja vielleicht vor der Vernichtung zu bewahren. Da der treffliche Verfasser der neuesten Geschichte des Befreiungskriegs diesen Vorfall nicht erwähnt hat, so ist es wol an der Zeit, auch dies Verdienst Fichte's um Berlin und Preußen bei Gelegenheit seines hundertjährigen Geburtstags den Mitlebenden in Erinnerung zu bringen.

Die kleinern biographischen Aufsätze behandeln „Ludwig Tieck“, und zwar mit wol zu warmer Würdigung, obwohl mit Recht hervorgehoben wird, daß der Charakter des Anfänglichen, des Beginns und Versuchs bei ihm vorherrscht; „Lamennais“, „Silvio Pellico“, „Edermann“, „Karl August“, „Heinrich Simon“ und „Stein“; es sind hübschgearbeitete Statuetten für die Consolen einer Walkhalle. Die Skizze über Heinrich Simon berührt nur das öffentliche Wirken des tüchtigen Mannes, nicht seine geheimern Beziehungen zur deutschen Romandichtung; er liebte bekanntlich eine deutsche Romanschriftstellerin und wurde von einer andern schwärmerisch verehrt. Dies gehört in das Kapitel „Diogena“.

Sehr interessant ist der Abschnitt: „Ehtermeyer und Ruge“; er gibt uns über die Diosturen der „Hallischen Jahrbücher“ und eine glänzende Epoche deutscher Kritik manchen neuen Aufschluß. Das Bild des kranken und doch geistig unermüdblichen Ehtermeyer tritt rührend vor uns hin; seinen Freund Arnold Ruge hat Stahr mit großer Liebe porträtirt, nur vermissen wir eine einheitliche Redaction. Die beiden Aufsätze: „Arnold Ruge“ und „Arnold Ruge's Memoiren“, hätten wol in einen zusammengezogen werden können, da sie in ihrer jetzigen Gestalt mehrfache Wiederholungen enthalten. Der Aufsatz „Hegel als Politiker“ schließt sich an die Darstellung an, welche Rosenkranz von dem Leben des großen Philosophen gegeben hat; er behandelt ein Thema, das auch Arnold Ruge stets in den Vordergrund gerückt hat. Hegel's Stellung zu den politischen Fragen der Gegenwart ist indes jetzt wol so allseitig erörtert, daß kein Zweifel über dieselbe mehr möglich ist, wenngleich die Klust zwischen seinen mehr dogmatischen Schriften, wie die „Rechtsphilosophie“, und den mehr geschichtsphilosophischen wol nicht überbrückt werden kann, indem er dort dogmatisch fixirte, was er hier dem Fluß der geistigen Bewegung preisgab.

Wenn wir mit Gustav Karpeles „Unter Palmen“ (Nr. 10) wandeln, so fragen wir uns zunächst, woher diese orientalische Decoration in die deutsche Literatur kommt? Und man möchte anfangs glauben, wir wandeln unter Palmen, wie wir auch unter den Terebinthen Mamres wandeln könnten, weil die Dichter, die uns vorgeführt werden, meist ihre Heimat in Palästina haben. So aber ist der Titel von Karpeles nicht gemeint; er soll uns an das Wort erinnern: „Man wandelt nicht ungestraft

unter Palmen“, was in Bezug auf die Poesie ebenso viel heißt wie der Spruch Freiligrath's: „Der Dichtung Flamme ist allezeit ein Fluch.“ Wenn dieser Ausspruch auch durchaus nicht dem Wesen der poetischen Sendung gerecht wird, wenn man mit Recht in der Günst der Mufen auch eine Günst des Schicksals erblicken muß, so ist doch nicht zu leugnen, daß gerade in neuerer Zeit eine große Zahl von Dichtern ein Leben führte, welches jenen Spruch zur Wahrheit zu machen schien. Karpeles gibt uns nun eine Galerie von „Weltschmerz Bildern“, obschon er zugibt, daß die Zeit des Weltschmerzes vorüber ist, weil mehrere Dichter sich jetzt von der Poesie des Kunkelrübenzuckers begeistern lassen. In der That haben die Realisten den Weltschmerz überwunden, aber auch die Poesie! Daß man indeß ein großer Dichter ohne Weltschmerz sein kann, hat vor allem Goethe bewiesen. Als ersten Dichter des Weltschmerzes führt uns Karpeles den Salomon Ibn Gabirol vor, der im 11. Jahrhundert n. Chr. in Spanien lebte, der über die Eitelkeit alles Irdischen sich in Dichtungen von religiöser Innigkeit ergoß. Karpeles weist darauf hin, daß Gabirol, ein Jude, der erste Verbreiter griechischer Philosophie und Weltanschauung gewesen sei, indem er in seinem Werke „Quell des Lebens“ die Geisteskräfte der griechischen Philosophie seinen arabischen Brüdern mitgetheilt habe. Das Werk, als dessen Verfasser Avicbron genannt wurde, sei die Grundlage der scholastischen Philosophie geworden, auf der Thomas von Aquino und viele andere ihre philosophischen Ansichten aufbauten. Salomon Munk hat die Identität Gabirol's mit Avicbron hergestellt. Nach einer Skizze über Döbberlin, einen Komödianten vor hundert Jahren, den Förderer der Feßling'schen Dramen und Schützling dieses Kritikers, den ersten berliner Hoftheaterdirector, indem sein subventionirtes Unternehmen im Jahre 1789 das Prädicat „Königliches Nationaltheater“ erhielt, läßt Karpeles mit vieler Wärme geschriebene biographische Skizzen über Börne, Heine, Nikolaus Lenau, Griepenkerl, Kinkel, dann über Auerbach und Kompert folgen, in denen meist Bekanntes hier und dort in ein neues Licht gerückt wird. Eine Untersuchung über das „Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund“ widerlegt die Ansicht von Heine's Liebern, daß Heine's Jugendliebe, „das verführte blasse schöne Kind“, die Nichte des Scharfrichters von Düsseldorf gewesen sei. Doch das Ideal der Heine'schen Jugendliebe war sie gewiß nicht, sondern seine hamburger Cousine, wie auch Strodtmann in seiner Biographie auseinandersetzt. Das Gedicht:

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein —

soß aber nicht auf diese Cousine, sondern auf ein Judenmädchen aus dem Posen'schen gedichtet worden sein, das Heine in einer Straße Berlins in bitterster Verlassenheit und Trostlosigkeit gefunden und seiner Freundin Rachel Levin anvertraut habe. Wir wissen nicht, aus welcher Quelle diese Ueberlieferung geschöpft ist. Jedenfalls vermehrt sich die Galerie von Mädchenbildern aus Heine's Leben fortwährend; die Denkersnichten, polnischen Judenmädchen u. s. f. fangen an ein recht stattliches Don Juan-Register zu bilden.

Nachdem wir mit Karpeles „Unter Palmen“ gewandelt, winden wir mit Max Ring „Lorber und Cypressen“ (Nr. 11) zum Kranz. Auch diese Literaturbilder bieten

wenig Neues; es sind im Grunde gewandt ausgeführte Literaturnovellen, theils biographische Lebensbilder, wie das des Dichters Johann Christian Günther, dessen Lebensroman sich in spannender Einleitung gefällig darbietet, oder der Karschin, der schlesischen Sappho, oder des unglücklichen Hölberlin, und Heinrich von Kleist's, oder es sind einzelne Episoden aus dem Leben namhafter Dichter, wie Schubart und Schiller, Goethe als „Bruder Studio“, „Des Dichtersfürsten erstes Begegnen“, die uns in anziehender Darstellungsweise vorgeführt werden. Im Grunde wandeln wir mit den meisten dieser Dichter, Günther, Kleist, Hölberlin, Schubart, der Karschin wieder unter den Palmen des Herrn Karpeles. Die geschmackvolle Ausstattung beweist, daß das Buch Max Ring's für die Toiletten-tische bestimmt ist; „Lorber und Cypresse“ sind grazios für schöne Leserinnen zum Kranz geworden.

Die Sammlung von Aufsätzen, die Karl Brunne-mann unter dem Titel „Morralla“ (Nr. 12) veröffentlicht hat, enthält nur zum Theil literarische Porträts, die größere Hälfte derselben sind historische Charakteristiken. Franz Bonivard, Prior von Saint-Victor, der Gefangene von Chillon in Byron's bekanntem Gedicht, Don Carlos, geschildert nach den Gesandtschaftsberichten des französischen Gesandten Forquevaux, der Herzog von Berry, ein Abenteurer de pur sang, der Genosse von Ludwig Napoleon's staatsverbrecherischen Jugendstreichen, Henri Vienne, das letzte Mitglied der Congregation de l'Oratoire, Camille Desmoulin, der Journalist der Revolution, werden uns der Reihe nach vorgeführt, in sachlicher lebendiger Darstellung, allerdings ohne jene Meisterschaft künstlerischer Porträtirung, wie sie eben Macaulay in seinen „Essays“ bekundet, in denen jeder einzelne Zug der harmonischen Abrundung des ganzen Bildes dient. Die Aufsätze Brunne-mann's sind Vorträge, die er in wissenschaftlichen Gesellschaften gehalten hat; bei Vorträgen aber wird das sachlich Einleuchtende, das scharf sich Einprägende stets vor den feinern Schattirungen künstlerischer Zeichnung den Vorzug haben. Der schönen Literatur gehören eigentlich nur Romanschriftstellerinnen an, deren Porträts uns der Autor entwirft; darunter die sarkastische Lady Morgan. Die Verfasserin der „Wild Irish girl“ wird uns in folgender Weise geschildert:

Mochte einer über sie denken, wie er wollte, und sie satirisch, ja selbst frivol in ihren Schriften finden, dem Zauber ihrer lebenswürdigen, alle Herzen gewinnenden Persönlichkeit konnte sich niemand entziehen. Ihr allezeit schlagsfertiger Wit, ihre immer bereiten Erwiderungen, die seltene Gabe, die verschobenartigsten Elemente um sich zu sammeln und sich anzupassen: das sind Eigenschaften, die auch der Kurzsichtigste an ihr nicht unbemerkt lassen konnte. „Wenig mehr als vier Fuß groß“, berichtet jemand, der sie in Dublin gesehen, „mit leicht gekrümmtem Rückgrat, ungleichen Schultern und Augen, glitt Lady Morgan geräuschlos umher, das kurz geschnittene Haar mit einer Kopfbinde aus Goldstoff bedeckt, das Gesicht voller Leben und für jedermann ein wichtiges Wort in Bereitschaft. Ich sah sie später in vornehmer Gesellschaft im Theater wieder, wo sie vom Publikum mit freudigem Zuruf begrüßt wurde. Ihre Kleidung war von der, die sie das erste mal getragen, verschieden, aber nicht weniger originell. Ein rothes Gewand von lestimem Schnitt, zusammengehalten von einer reichen goldenen Spange, einer sogenannten irischen Tarabrosche, verlieh ihrer keinen Person ein jedenfalls malerisches Aussehen.“ Fürst Pückler-Minstan findet sie weder hübsch noch häßlich, mit

schönem ausdrucksvollen Auge, in dem tabelt er ihre Frivolität, ihre Wuth, vornehme Bekanntschaften zu machen, und einen gewissen satirischen Zug, der ihr etwas Unweibliches gibt; aber er erkennt den eigenthümlichen Zauber ihrer ganzen Persönlichkeit, namentlich wenn sie spricht, an. Und dieser Zauber blieb der alte bis zu ihrem Tode, trotz Alter und Blindheit.

Die culturgeschichtliche Skizze: „Paris vor zweihundert Jahren“, und die Darstellung des „pariser Revolutionstribunals“ enthalten manches interessante Detail, wie die Sammlung überhaupt schon durch die Wahl der Stoffe, die nicht alle an der großen Heerstraße liegen, unsere Theilnahme in Anspruch nimmt.

Die „Kococo-Bilder“, die Alfred Meißner nach den Aufzeichnungen seines Großvaters herausgegeben hat (Nr. 13), sind in der gewohnten frischen Weise des Autors gehalten. Sehr geistreich ist die Introduction des Werks:

Als Xerxes sein Heer von der Spitze des Athos überschaute, soll er bei dem Gedanken geweint haben, wie wenige von dieser ungeheuern Zahl am Leben bleiben werden. Ein ähnliches Gefühl der Wehmuth muß den Literarhistoriker überfallen, wenn er von seiner Höhe aus die Scharen auf dem Felde der europäischen Literatur überseht. Wie wenige von denjenigen, die jetzt in voller Thätigkeit begriffen sind, überdauern eine kurze Zeit! Wie viele müssen noch bei Lebzeiten das Grab ihres Glanzes sehen! Was bleibt nach fünfzig oder gar nach hundert Jahren an Erinnerungen sogar von denjenigen übrig, die nicht gemeine Krieger, sondern Hauptleute waren und auf ihrem Helm einen wallenden Federbusch trugen? Wenn ich mir die Vergänglichkeit literarischer Berühmtheit recht deutlich vor die Augen führen will, brauche ich nicht auf einen Berg Athos zu steigen, ich finde ein Exempel davon in nächster Nähe: meinen Großvater. Einst ein Liebling des deutschen Publikums, so viel gelesen wie irgendeiner der jetzt lebenden Erzähler, ein Autor, dessen Bücher, sobald sie erschienen, in fremde Sprachen übersetzt wurden, ist er jetzt gänzlich verschollen und vergessen, und selbst vielen, die etwas weniger unwissend in der Literaturgeschichte als das Gros des Publikums sind, wird man erst sagen müssen, daß er überhaupt existirt habe.

In diesen „Kococo-Bildern“ wird uns eine Reihe interessanter Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts vorgeführt, welche mit Alfred Meißner's Großvater, August Gottlieb Meißner, dem Verfasser des „Alcibiades“, der „Bianca Capello“ und anderer romanhaften Historien, in nähere Berührung kamen. Namentlich sind es die Magier, Geistesseher und Kococs jeder Art, Graf von Saint-Germain, Schreyer, Casanova u. a., welche uns aus dem Kococorahmen mit gar seltsamen Blicken ansehen. Kaiser Joseph, der nach einer Audienz August Gottlieb Meißner zum Professor in Prag machte, Graf Dietrichstein, der düstere Philipp Rindly, Therese Dietrichstein, in deren Herzen eine Liebe für Kaiser Joseph im Verborgenen glühte, der gestrenge Prinz de Ligne, der Meister weltmännischer Epigramme und ein großer Verehrer von Meißner's Talent, Sworow, von dem wir ein köstliches Porträt erhalten — alle diese Männer treten uns in den gewissenhaften Aufzeichnungen des Großvaters mit vieler Lebensfrische entgegen. Mit besonderer Vorliebe ist Mozart's Aufenthalt in Prag behandelt. Die Anekdote, wie er in einer Nacht, und zwar der letzten vor der Aufführung, die Overture zum „Don Juan“ componirt hat, wird in einer novellistischen, ergötzlichen Einkleidung vortragen. Auch Beethoven und selbst Schiller begrüßen wir in Prag. Von dem Besuch des letztern erzählt Meißner folgende Anekdote:

Um diese Zeit kam Schiller nach Prag und hielt sich dort mehrere Wochen auf. Er hatte während der Ferien, die ihm das Lehramt in Jena gönnte, die Brunnencur in Karlsbad gebraucht, wo er im Hause „zum Schwan“, oder, wie man damals sagte, „zur Schwane“ wohnte; seine junge, ihm erst seit einem Jahre angetraute Frau begleitete ihn. Es war eine hagere, hoch aufgeschossene Gestalt, bleich, sommersprossig, von vorgebeugter Haltung, das röthliche Haar in einen Zopf gebunden, im Benehmen von einer gewissen Unbeholfenheit, in seinen Bewegungen eckig, sogar linksch. Er besuchte meinen Großvater und sah sich unter dessen Führung die herrliche Stadt mit allen ihren historisch denkwürdigen Stätten an. Eines Abends waren sie auf das sogenannte „Meine Benebig“, die jetzige Schützeninsel, gegangen, mein Vater, damals ein sechsjähriger Knabe, begleitete sie. Man gelangte zur Insel auf einer Fähre. Von der „Appareille“, wo man anlegte, führte eine schöne Allee bis zum Schützenhause, auf einem Hofe von Eichenstämmen erbaut. Es war eben lebhaft dort, Büchsen knallten in den Ständen; nachdem Schiller sich die Säle des obern Stockwerks angesehen, die an allen Wänden mit zerhockenen Scheiben decorirt waren, ging man ein Glas Bier trinken unter den grünenden schattenden Bäumen und hörchte der Musil. Da stand denn auch zur Belustigung des Hocks ein Ringelspiel, und Schiller ließ den Knaben auf ein Pferd steigen, gab ihm das Rappier in die Hand, damit er nach dem Türkentopfe stöße, endlich legte er selbst Hand an, um die Dreifische in raschere Bewegung zu setzen. Eine Weile ging alles gut, nun aber legte sich Schiller gar zu heftig an, die Scheibe kam allzu sehr in Schwung, der Knabe fiel herab und lag blutend und schreiend da. Gleich darauf ward er bewußtlos, er hatte sich ein fürchterliches Loch in den Kopf geschlagen. Zeit lebens trug mein Vater die Narbe an der Stirne, hart über dem linken Auge, die ihn an Schiller's Besuch im Kelterhause und an dessen Mitwirkung am Ringelspiel erinnerte.

Die mitgetheilten Briefe Jean Paul's zeigen uns in ihrer barocken Haltung den gänzlich ungeläuterten Stil seiner Jugendsatiren und außerdem das Herumtaften eines jungen Autors, der sich an alle Berühmtheiten anklammert, um von ihnen in die Höhe gezogen zu werden.

Die anschauliche und frische Darstellung dieser von dem Enkel reproducirten Autobiographie des Großvaters wird ihr viele Freunde gewinnen.

Die „Zeitgenossen“ von Alfred von Wurzbach (Nr. 15) und die „Deutsche Ruhmeshalle“ von W. Buchner (Nr. 14), stimmen darin überein, daß sie in kleinen Heftchen abgeschlossene Biographien geben; nur behandelt Wurzbach mehr die literarischen Größen der Neuzeit, einen Uhland, Bogt, Lassalle, Herzen, Schopenhauer, Gutzkow, während Buchner außer einem Alexander von Humboldt und Seume, einem Mozart und Beethoven, auch alte Haubegen, wie Götz von Berlichingen, und neuere Generale, wie Jort von Wartenburg, Erzherzog Karl, Sreisenau und Scharnhorst, dann wieder einen Künstler, Albrecht Dürer, behandelt. Originelle Auffassungen, welche den Stoff in ein neues Licht setzen, Resultate neuer Quellenforschungen darf man bei diesen Biographien in novo nicht erwarten, sie erfüllen ihren Zweck, wenn sie in klarer Darstellung weitem Kreisen ein abgeschlossenes Bild jener Männer geben, in welchen kein wesentlicher Zug fehlt. Das ist bei beiden Autoren der Fall: Buchner wendet sich mehr an das Volk und die Jugend, Wurzbach verfolgt dabei mehr literarische Tendenzen. Seine Charakteristik Gutzkow's z. B. als des bedeutendsten Schriftstellers der Gegenwart, hebt das Tüchtige in den Leistungen dieses Autors mit Liebe hervor. Die Charakteristik von Schopen-

hauer ist nicht bloß ein Anekdotenbuch, so sehr alle biographischen Hilfsquellen nach dieser Seite hin benutzt sind; sie sucht auch von dem philosophischen System Schopenhauer's ein Bild zu geben. Von Buchner's Charakteristiken heben wir besonders die von York, Gneisenau, Dürer und Humboldt hervor, sie sind rund und frisch, und auch die äußere Erscheinung dieser Männer tritt in einem Bilde vor uns hin, das sich der Volkspheantasie einprägt.

16. Archiv für Literaturgeschichte. Herausgegeben von Richard Gösche. Zweiter Band. Erstes und zweites Heft. Leipzig, Teubner. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber dieses Archivs zeigt seit längerer Zeit das rühmliche Bestreben, ein besonderes Organ für Literaturgeschichte zu gründen, wie es die eigentliche Geschichte in der von Schel herausgegebenen Zeitschrift besitzt. Im Jahre 1865 erschien der erste Band des „Jahrbuch für Literaturgeschichte“, die eine Zahl interessanter Aufsätze von Weinhold, Rosenkranz (Ueber Diderot's Werke), Richard Gösche (Jonathan Swift), E. Marthe (die russische Helbensage) enthält, namentlich war eine „Uebersicht der literarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1863 und 1864“, von Richard Gösche, die von dem seltensten Fleiß und einer Belesenheit zeugte, der nicht das geringste zum Thema Gehörige entging. Kein Programm, kein Journalaufsatz von irgendwelcher Bedeutung blieb unerwähnt, und alles war dabei übersichtlich nach allgemein verständlichen Rubriken geordnet. Dem classischen Alterthum folgte die romanische, germanische, skandinavische und slawische Nationalliteratur. Wie reichhaltig diese Arbeit als Fundgrube für den Fleiß aus zweiter Hand ist, geht schon aus der Fülle der einzelnen Nachweisungen hervor; es kamen deren auf Dante 25, Lessing 23, Goethe 59, Schiller 40, Jean Paul 16, Theodor Körner 10, Uhland 29, Shakspeare 109.

In gleichem Geist ist das vorliegende „Archiv für Lite-

raturgeschichte“ redigirt. Die diesen Festen angereichte literarhistorische Uebersicht erstreckt sich auf die Jahre 1865—69 und behandelt die einzelnen Literaturgattungen, die Naturformen des Märchens, die Poesie und Poetik als Ganzes, das Epos, die Lyrik, das Drama und die Prosa mit einer seltenen Beherrschung des literarhistorischen Stoffes, wie er in allen europäischen Literaturen zu Tage tritt. Die selbständigen Aufsätze sind theils der ältern, theils der neuern Literatur gewidmet. M. Steinschneider berichtet über die Volksliteratur der Juden, Felix Leberet über cyprische Volkslieder, Adolf Laun über das ältere Charakterlustspiel der Spanier, wobei er die West'sche Bearbeitung des Moreto'schen Lustspiels, die als „Donna Diana“ an unsern Bühnen heimisch ist, scharf als eine Verflachung und Verwässerung verurtheilt. Eine für die Gegenwart besonders interessante Specialität behandelt mit tief eindringender Gelehrsamkeit Richard Gösche in den „Liedern und Reimen von Strassburg“. Manches interessante dramaturgische Aperçu findet sich in R. Sander's Aufsatz: „Lessing-Aristoteles' Verhältniß zu Shakspeare“. Robert Vorberger gibt mehrere interessante Beiträge zur Schiller-Literatur, darunter namentlich den Aufsatz über „Schiller's Lektüre“, der an Alfred Meißner's Mittheilung über die Schiller-Bibliothek in d. Bl. anknüpft, über die Quellenforschung zu Schiller's „Wallenstein“; einen sich von selbst darbietenden Stoff heutzutage Rudolf Peppmüller aus in dem Aufsatz: „Biblisches und Homerisches aus Schiller's „Jungfrau von Orleans““. Die Miscellen und Notizen sind sehr reichhaltig; einzelne Gedichte Goethe's und Uhland's werden besprochen, ebenso die Sammlungen zur deutschen Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts; auch findet sich eine kurze Charakteristik von Leberet Dreyes. Wir wünschen diesem mit einem so großen Aufwand von Gelehrsamkeit angeführten Unternehmen den besten Fortgang.

Rudolf Gottschal.

Novellen von Turgénjew.

Das obige Heft. Drei Porträts. Zwei Novellen von Swan Turgénjew. Mitau, Behre. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In den Melodien der russischen Volkslieder herrscht bekanntlich entschieden die Molltonart vor, und hieraus ist es wol zu erklären, daß sich auch in der russischen Kunstpoesie, namentlich in ihrer neuern Roman- und Novellenliteratur eine unverkennbare Vorliebe für diejenige Richtung ausspricht, die man als die Poesie des Weitschmerz bezeichnet hat. Fast alle Dichter, welche sich auf dem genannten Gebiet seit mehreren Jahrzehnten in Rußland selbst und über die russischen Grenzen hinaus einen Namen errungen haben, schlagen jenen die Unvollkommenheit der Welt bald beweinenenden, bald verlachenden, der Empfindungsweise Byron's, Heine's, George Sand's u. a. abgelauschten und mit Geschick nach eigenem Bedürfniß modulirten Ton, wenn nicht in allen, doch in der Mehrzahl ihrer Arbeiten an; so Schulowski, Puschkin, Lermontow, Gogol, Alexander Herzen, Nikolaus Pawlow und in jüngster Zeit vor allen auch Turgénjew. Wie die Molltonart in der Musik, so hat auch die in der

Poesie ihr entsprechende Ausdrucksweise, gerade weil ihr die natürliche Frische und volle Kraft mangelt, das vor der gesunden Anschauungs- und Darstellungsweise voraus, daß sie rascher und leichter von dem gewöhnlichen Leben abzieht und in eine eigenthümlich fesselnde Stimmung versetzt, in der wir alles, was unserm Auge vorübergeführt wird, in einem zwar mehr oder minder getrübt, aber eben darum neuen und doppelt anziehenden Lichte zu sehen glauben. Diese Art des Reizes besitzt in nicht geringem Grade auch die erste der uns hier von Turgénjew gebotenen Novellen, welche den weitaus größten Theil des Bandes ausmacht. Was darin im großen und ganzen geschieht, geht nicht über sehr gewöhnliche Erlebnisse hinaus. Es gibt darin weder spannende Verwicklungen und heftige Kämpfe, noch überraschende Katastrophen und Lösungen; es nimmt alles darin einen solchen Verlauf, wie man es unter den bestehenden Verhältnissen und von den vorkommenden Persönlichkeiten ohne besondere Prophetengabe voraussehen kann, und auch die Persönlichkeiten selbst sind trotz mancher eigenthümlichen

Züge, welche sie besitzen, von nichts weniger als außerordentlichem, dem Alltagsleben fernliegendem Charakter. Von Seiten ihres stofflichen Inhalts also bietet die Novelle, abgesehen von dem, was etwa dem Leser in den russischen Lebensverhältnissen als neu entgegentritt, durchaus nichts Besonderes. Gleichwol kann man sie nicht lesen, ohne sich von ihr fort und fort in nicht gewöhnlichem Grade angeregt und angezogen zu fühlen, und wenn sie schließlich auch keinen wirklich befriedigenden Eindruck auf uns macht, so kann man ihr doch eine uns tiefer berührende, selbst nachhaltige Wirkung nicht absprechen, und dies verdankt sie hauptsächlich eben jener sie durchwehenden, dem Leser sich mittheilenden krankhaft-verzichtenden Stimmung, welche darüber hinaus ist, von dem Leben noch irgendeine Erfüllung der an dasselbe geknüpften Hoffnungen, irgendein wahres Glück und eine wirklich befriedigende Lösung der in ihm herrschenden Dissonanzen zu erwarten, und welche uns daher fort und fort den pessimistischen Trost zuraunt: Man muß das Leben nehmen wie es ist! Das einzige Glück des Lebens besteht darin, von vornherein an ein wahres Glück nicht zu glauben!

Die Mittel, durch welche Turgenjew diese Wirkung erreicht hat, liegen besonders in einer gewissen fein durchgeführten Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit des Stils, welche die düstern und feindlichen Elemente des Daseins genau mit derselben stoischen Ruhe und Gegenständlichkeit behandelt, wie seine lichten und freundlichen Seiten, und gleich dem Himmel den Sonnenschein und Regen der Günst über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte ohne irgendeinen merklichen Unterschied vertheilt. Außerdem trägt dazu in hohem Grade die ihm eigenthümliche Charakteristik bei, die weniger auf einer tiefen Erfassung und Darlegung des innersten Kerns der uns vorgeführten Persönlichkeiten, als auf einer scheinbar willkürlichen, aber gleichwol sehr zweckmäßigen Zusammenstellung gelegentlich beobachteter Einzelzüge und Aeußerlichkeiten beruht, und welche gerade dadurch um so eindrucksvoller wirkt, daß sie durch nichts die Beabsichtigung einer derartigen Wirkung verräth. Die Zahl der geschilderten Persönlichkeiten ist in Vergleich mit dem Umfang der Novelle eine ziemlich große und mannichfaltige, was freilich zum Theil nur dadurch erreicht ist, daß der Autor sich erlaubt hat, in

die eigentliche Geschichte seines Haupthelden die Lebensläufe seiner Vorfahren in aufsteigender Linie bis zum Urgroßvater zurück einzuschalten. Erscheint dies insofern gerechtfertigt, als hierdurch einigermaßen physiologisch und psychologisch begründet wird, wie es geschehen konnte, daß sich das in seinem Grundwesen gutgeartete, zu höherm Ziel und besserem Los berufene Naturell Lawrezky's zu einer Gefühlsverirrung wie der Verheirathung mit der herz- und treulosen Warwara Pawlowna verleiten ließ und auch später sich aus zwar bessern, aber aussichtslosen Gefühlsaffectionen nicht wieder zu derjenigen Willens- und Thatkraft aufzuraffen vermochte, welche ihn allein hätte glücklich machen können: so ist doch andererseits gerade der Charakter Lawrezky's weder eigenthümlich noch bedeutend genug, um nicht eine so weit hergeholtte Begründung seines Wesens als einen Auswuchs erscheinen zu lassen. Unter den übrigen Figuren zeichnet sich besonders Lisaweta Michalowna durch Feinheit der Zeichnung aus. In ihr sind die Elemente, die zu einer idealen und hoffnungsvollen Auffassung des Lebens anregen können, am stärksten vertreten, indem sie alle Eigenschaften des Herzens und Geistes besitzt, um in höherm Sinn zu beglücken und selbst glücklich zu werden; aber leider gefällt sich dazu eine zwar echte und reine, aber doch zu stark ausgeprägte Frömmigkeit, insofern welcher alle an jene Eigenschaften geknüpften Hoffnungen sich schließlich als illusorisch erweisen. Mit interessanten und lebenswahren Zügen ausgestattete Figuren sind ferner die alte Marfa Timofajewna, der deutsche Musiklehrer Lamm und Lawrezky's Freund Michalewitsch, alle drei von humoristischem Anfluge; auch der Zeichnung Panschin's, eines Salonlöwen aus der russischen Beamtenwelt, fehlt es nicht an eigenthümlich charakteristischen Zügen. Dagegen streifen Marja Dmitriewna, Gebeonowsky und namentlich Warwara mehr an Romanfiguren gewöhnlicherer Art. Unter den dargestellten Situationen bewegen sich die meisten in den Kreisen des geselligen Familienlebens; einige, welche darüber hinausgehen, sind von wirklich poetischer Wirkung.

Die zweite Novelle: „Drei Porträts“, ist von auffällig geringerm Werth. Es findet dies darin eine Entschuldigung, daß sie eine Jugendarbeit des Verfassers aus dem Jahre 1846 ist.

Adolf Seifzug.

Feuilleton.

Notizen.

Unter den zahlreichen Schiller-Ausgaben, welche seit dem Aufhören des Cotta'schen Privilegiums erschienen sind, nimmt eine neue Ausgabe von „Schiller's sämtlichen Werken“ in zehn Bänden, welche von der Buchhandlung von Karl Prochaska (Leipzig und Leichen) veranfaßt worden ist, ein besonderes Interesse in Anspruch, nicht wegen der eleganten Ausstattung und der charakteristischen Originalphotographien, die jedem Bande beigegeben sind, sondern weil der Druck dieser Ausgabe in Antiqualettern ausgeführt ist. Uns gemahnen zwar Schiller's Poesien etwas fremdartig in einem Gewande, welches in der Regel nur die vornehme Gelehrsamkeit anzieht. Gleichwol kommt ein nicht unwesentlicher Gesichtspunkt dabei in Betracht. Der Antiquadruck ist den ausländischen Freunden

deutscher Literatur in England, Frankreich, Italien u. s. f. am willkommensten, und so ist gerade einer derartigen Ausgabe eine weite Verbreitung gesichert. Auch ist nicht zu leugnen, daß der Antiquadruck etwas Geschlossenes und Wohlthuendes für das Auge hat. Die Anordnung dieser Schiller-Ausgabe schließt sich im allgemeinen derjenigen der früheren Cotta'schen Ausgaben an, ohne die in das Atelier des Dichters führenden Zusätze, Bearbeitungen u. s. w. der kritischen Ausgaben zu berücksichtigen. Doch hätten einzelne jetzt dem Dichter zugesprochenen Gedichte wol das Recht, mit in Reih und Glied aufgenommen zu werden.

Von Adolf Stahr's und Fanny Lewald's interessantem Werk: „Ein Winter in Rom“, ist eine zweite vermehrte Auflage erschienen.

U n z e i g e n .

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobien erschien:

Von der Dritten Armee.

Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—1871.

Von

Paul Haffel,

Docenten der Geschichte an der Universität in Berlin,
zur Zeit des Kriegs Berichterstatter im Hauptquartier der Dritten Armee.

Mit 10 Blättern in Farbendruck

nach Originalaufnahmen von

Hauptmann Grafen G. von Sedenborff.

8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Dem Verfasser dieses Werks, das von den Thaten der Dritten deutschen (Süd-) Armee im deutsch-französischen Kriege berichtet, war ein reicheres Quellenmaterial zugänglich als den bisherigen Geschichtsschreibern des jüngsten Kriegs. Außerdem befand er sich in der günstigen Lage, den Stoff meist aus eigener Beobachtung zu schöpfen, was seinen Darstellungen den Reiz ursprünglicher Frische verleiht.

Die beigegebenen 10 Abbildungen, nach Aquarellskizzen des Grafen von Sedenborff, welcher dem Hauptquartier als Adjutant attachirt war, in Farbendruck ausgeführt, vergegenwärtigen die landschaftliche und architektonische Scenerie und bilden einen künstlerischen Schmuck der Darstellung.

So empfiehlt sich das elegant angelegte Werk, dessen Widmung der Kronprinz des Deutschen Reichs angenommen hat, besonders auch als ein neues, werthvolles und gediegenes Festgeschenk.

Lieber Leser,

vergiß Tin-te-hohn-tso, den humoristisch-satyrischen Chinesen nicht! Seine „Naturgeschichte der weißen Sklaven“ bietet eine literarische Unterhaltung von seltener Güte. Uebersetzt und illustriert von E. Reinhardt. Verlag von Ed. Abe in Stuttgart. Preis 1 Thlr. in jeder Buchhandlung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Verfassungs-Recht

des

Deutschen Reiches.

Historisch-dogmatisch dargestellt von

Dr. Ludwig von Köhne,

Appellations-Gerichts, Vice-Präsident a. D., Mitglied des Deutschen Reichstages und des Preussischen Hauses der Abgeordneten.

Gr. 8. Geheftet. 1 Thlr.

Die systematische Darstellung des gegenwärtig im Deutschen Reich geltenden Verfassungsrechts, wie sie der berühmte Rechtsgelehrte in diesem Werke darbietet, wird von allen, die sich am deutschen Staatsleben betheiligen, mit großem Dank entgegengenommen werden. Zu des Verfassers bereits in drei Auflagen in demselben Verlage erschienenen Werke „Das Staats-Recht der Preussischen Monarchie“ bildet „Das Verfassungs-Recht des Deutschen Reiches“ ein nothwendiges Supplement.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch ferner neben den allgemeinen Weltereignissen in Politik, Wissenschaft, Kunst, Handel und Verkehr, worüber sie ihre Leser theils in einzelnen Originalmittheilungen und Notizen, theils in Leitartikeln fortwährend auf dem Laufenden erhält, vorzugsweise der innern Entwicklung des Staats-, Volks- und Culturlebens des großen Deutschen wie des engern sächsischen Vaterlandes ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden. Der sächsische Landtag und die mit ihm gleichzeitig versammelten andern deutschen Landtage, insbesondere der preussische, mit dem daselbst zur Sprache kommenden bedeutungsvollen Reformen auf den Gebieten der Staatsverwaltung, der Gemeindeverwaltung, der Kirche und Schule, des Steuerwesens u. s. w., werden in der nächsten Zeit vielseitig interessanten Stoff der Berichterstattung und Besprechung liefern.

Mit dem 1. Januar 1872 beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Verendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 3 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5 Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen“ 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingekandt“ 2½ Ngr.

Im Verlage der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen ist sobien erschienen:

Der Abfall der Niederlande. Nach ungedruckten und gedruckten Quellen von Dr. F. J. Holzwarth. 2r Band. 2e Abtheilung 1572—1581, resp. 1584. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr. 15 Ngr., oder 4 Fl. 24 Kr. Dasselbe complet 7 Thlr. 7½ Ngr., oder 12 Fl. 36 Kr.

MEYERS HAND-LEXIKON des allgemeinen Wissens in EINEM Band gibt Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntniss und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereigniss, Datum, einer Ziffer oder Thatsache augenblicklichen Bescheid. Erscheint in 2 Hälften à 1½ Thlr. oder 30 Lieferungen à 3 Sgr., mit einem Atlas von 40 Karten und 10 Bildertafeln.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

R e g i s t e r.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

- Abani, R., Im Lager der Franzosen. 344.
Achtzehnhundertunddreißig. Ein Todtentanz am Teutoburger Walde. 165.
Abel, der, der Arbeit. Eine Erzählung von W. Fr. 605.
Agnis-Säjt, die Angeli-Lieder. Frei aus dem Orientalischen übersetzt. 161. 461.
Ainsworth, W. S., Hilary St.-Ives. Aus dem Englischen von Lina Kayser. 219.
Alexander, R., Genrebilder. 60.
Alkibiades. Ganossa. Dramatische Dichtungen. 739.
Allerlei Sing-Sang. Gedichte eines Verschollenen. 617.
Allmers, G., Römische Schlandertage. Zweite Auflage. 76.
Almeira, Ein Drama in Californien. Nach dem Spanischen frei bearbeitet. 107.
Altwasser, L., Gedichte. 257.
Anderfen, G. C., Glückspeter. Deutsch von A. W. Peters. 710.
Andrä, G. B., f. Hiob.
— W., Die Louisa oder Napoleon III. 145.
Antheil, der, des zweiten Bataillons vom Magdeburgischen Füsilierregiment Nr. 36 an den Kämpfen um Metz. 346.
Appun, R. F., Unter den Tropen. Erster Band: Venezuela. 473.
Aurent, J., f. Stifter.
Arbeitseinstellung, die. Lebensbild aus unserer Zeit. Frei nach dem Englischen. 377.
Archiv für Literaturgeschichte. Herausgegeben von R. Gosche. Zweiter Band. Erstes und zweites Heft. 830.
Arkolay, Das Germanenthum und Oesterreich. 187.
Arnth, A. Ritter von, Geschichte Maria Theresia's. Viertes Band: Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, 1748—1756. 714.
Au, J., Die Creditgenossenschaften in ihrer Bedeutung für Stadt und Land und in ihren Beziehungen zur socialen Frage. 465.
* Auerbach, B., Sämmtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volksausgabe in acht Bänden. 703.
August, D., Die sociale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen. 103.
Aus Afrika und Spanien. Erlebnisse und Schilderungen eines frühern Kapitans der Fremdenlegion. 668.
Aus den Annalen eines alten Ritterschlosses. Nach dem Englischen bearbeitet von Magdalena Jacoby. 605.
Aus Schelling's Leben. In Briefen. 81.
Ausbruch, der, des Sturms. Von der Verfasserin von „Mademoiselle Mori“. Aus dem Englischen von Elise Mirus. 253.
Bach, M., Die Wunder der Insektenwelt. 585.
Balbe, J., Renaissance. Ausgewählte Dichtungen übertragen von J. Schrott und M. Schleich. 462.
Bamberger, L., Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament (1868, 1869, 1870). 168.
* Bamme, Julius; Nekrolog. 574.
Baron, R., f. Danie.
Bartsch, R., f. Briefwechsel.
Bastian, A., Die Völker des östlichen Asien. Sechster Band: Reisen in China von Peking zur mongolischen Grenze und Rückkehr nach Europa. 449.
Bäßler, F., Ueber die Sage vom ewigen Juden. 251.
Baz, R. W., Moriz von Draniens-Rassau. 362.
Baudissin, Graf U., Die Stieffinder. 604.
Baumbach, E., Gedichte. Zweite veränderte Auflage. 257.
Baumgarten, G., Wie wir wieder ein Volk geworden sind. Zweite vermehrte Auflage. 188.
Baumgärtner, G., Natur und Gott. 536.
Baur, W., 1813 und 1870. 455.
Beckstein, J. M., Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel. Neu herausgegeben von E. Berge. Fünfte, gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 525.
Beck, A., Gedichte. 517.
Becker, B., Die Reaction in Deutschland gegen die Revolution von 1848 beleuchtet in socialer, nationaler und staatlicher Beziehung. 115.
— Nationalökonomische Raketen. 465.
Beecher, S. W., Northwood oder Dorfleben in Neu-England. Aus dem Englischen. 748.
Beecher-Stowe, Frau, Die Leute von Eldestown. Aus dem Englischen von J. A. Heynrichs. 252.
Beethoven, Ludwig van. Ein dramatisches Charakterbild. Von einem Bonner. 360.
* Beinhöfer, G. A., Der quade Walke; Gzard der Große; Amuth und Engelmänn. 270.
Beiträge, livländische. Herausgegeben von W. von Bock. Neue Folge. Supplementband. 515.
Belle, P. J., Gedichte. 517.
* Benedix-Feyer in Leipzig. 95.
Berg, W., Gedichte. 753.
Berge, C., f. Beckstein.
Berger, Marie, Verschiedene Wege. 472.
— Weiße und rothe Rose. 507.
Bergmann, W., Lieder und vermischte Gedichte. 289. 643.
Bernharbi, W., Das Volksbuch vom Grafen Bismarck. Dritte Auflage. 62.
Bernhardt, L., Lord Palmerston. 250.
Bernstein, A., Ursprung der Sagen von Abraham, Isaaß und Jakob. 317.
Bergsde, W., Vor der Piazza del Popolo. Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von A. Strodtmann. 107.
* Berlepsch, G. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern dargestellt. Neue vermehrte und verbesserte Auflage. 414.
— Lina Freifrau von, Nebelbilder. 377.
Berlin und Rottenburg. Ein Rothbuch, herausgegeben von ††† (einem Kreuzritter). Zweite Auflage. 126.
* Berner, Karl Gustav von; Nekrolog. 574.
Bette, W., Unterhaltungen über einige Kapitel der Mécanique céleste und der Kosmogonie. 374.
Berufung Belgiens auf das ruhige und billige Urtheil Deutschlands. 189.
Beziehungen, die österreichisch-preussischen,

- und ihre verkehrte Auffassung. Den deutschen Vereinen in Oesterreich gewidmet von einem Deutschösterreicher. 14.
- Diart, L., Der Vizco. Nach dem Französischen frei bearbeitet. 285.
- *Bibliothek ausländischer Classiker. Hefte 120—132. (Hilfsburghausen, Bibliogr. Institut). 414.
- *Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Dreißigster Band: Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Lieder und Oden. Mit Einleitung herausgegeben von R. Wiedermann. 223.
- *Bibliothek pädagogische. Herausgegeben von R. Richter. 159.
- *Bibliothek pädagogischer Classiker. Erster und zweiter Band. 159.
- Vibra, E. von, El paso de las animas. 551.
- Wiedermann, G., Kant's Kritik der reinen Vernunft und die Hegel'sche Logik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft. 813.
- Metaphysik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft. 813.
- Der letzte Bürgermeister von Strassburg. 70.
- i. Bibliothek.
- W. Freih. von, Zu Goethe's Gedichten. 332.
- Wismarck. — Die Reden des Grafen von Wismarck-Schönhäusen. Erste bis dritte Sammlung. 481.
- Witter, A., Grüne Sträucher aus dem Schweizerlande. Neue Folge. 122.
- G. H., f. Löwe.
- Wlaentner, J., Die Neunundsechzig von Wien bis Luxemburg im Jahre 1866. 667.
- Wlarmann, K., Anathema sit, zwölf Zeit- und Streitsonette. 287.
- Blätter aus dem Tagebuche eines Strassburgers während der Belagerung in den Monaten August und September 1870. 346.
- Blaze de Bury, Baronin, Der Liebe Rache und Sieg. Aus dem Englischen übersezt von Lyna Kaiser. 507.
- Bluntzschli, J. G., Die nationale Staatenbildung und der moderne deutsche Staat. 250.
- Bock, W. von, f. Beiträge.
- *Bodenstedt, F., Erzählungen und Romane. Erster und zweiter Band: Aus deutschen Gauen. Dritter und vierter Band: Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. 657. 271.
- Zeitgebichte. 177.
- Böhmen und Oesterreich. Eine Studie von Fr. Gr. von S. . . n. 14.
- Böhmer, E., Die provenzalische Poesie der Gegenwart. 477.
- Bolz, A., Das Fremdwort in seiner culturhistorischen Entstehung und Bedeutung. 252.
- Die Sprache und ihr Leben. 808.
- Bonnell, G. C., Auswahl deutscher Gedichte, systematisch geordnet im Anschluß an ein Lehrbuch der Poetik. 692.
- Borbstädt, A., Der deutsch-französische Krieg 1870, nach dem innern Zusammenhange dargestellt. 328.
- Börnstein, G., Italien in den Jahren 1868—69. 311.
- Brachvogel, A. G., Glancarty. 684.
- Der fliegende Holländer. 649.
- Braddon, M. G., Charlottens Erbschaft. Aus dem Englischen übersezt von A. Kreysschmar. 217.
- Bratuschek, C., Runo Fischer und Trenzelenburg. 151.
- Braun, L. S., Das Erbe Toska's. 107. 173.
- Eine gelungene Cur. 107. 173.
- *Brautstrauß. Sammlung deutscher, französischer und englischer Gedichte und Epitome aus der neuern Literatur über die Liebe, herausgegeben von Elise Polko. 814.
- Brehmer-Caffron, Antonie, Musikstunden. 164.
- Brentano, L., Die Arbeitergilden der Gegenwart. Erster Band: Zur Geschichte der englischen Gewervereine. 465.
- *Briefe deutscher Gelehrten an den Kaiser Napoleon. 287.
- Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Mit einer Biographie F. Pfeiffer's von R. Bartsch. 39.
- Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von A. Schöne. 759.
- Brieger, A., Krösus und Abrastus. 753.
- Brunnemann, K., Morrala. Vermischte Aufsätze cultur- und literarhistorischen Inhalts. 826.
- Brunold, F., Die Königin im Traum. 746.
- Bruno, R. G., Deutschlands Sieg über Frankreich. 454.
- Brensig, L., Jahrbücher des fränkischen Reichs 714—741. 314.
- Buchheim's, C. A., englische Ausgaben von „Tell“, „Wallenstein“ und „Egmont“. 766.
- * — German Grammar past and present. 766.
- Büchner, L., Die Stellung des Menschen in der Natur, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 662.
- Büchner, W., Deutsche Ruhmeshalle. 826.
- Mozart. 683.
- Bürger, M., Ham und Seban oder ein Thron auf Leichen. 731.
- Burns, R., Lieder. In das Schweizerdeutsche übertragen von A. Corrodi. 460.
- Carion, F., König August und sein Goldschmied. 551.
- Carneri, B., Sittlichkeit und Darwinismus. 662.
- Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waig. 577.
- Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Viertes Band: Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. 241.
- Deutsche Geisteshelden im Elsaß. 459.
- Die sittliche Weltordnung in den Zeichen und Aufgaben unserer Zeit. 459.
- Caspari, D., Leibniz' Philosophie, beleuchtet vom Gesichtspunkte der physikalischen Grundbegriffe von Kraft und Stoff. 349.
- Castro, A. de, Geschichte der spanischen Protestanten und ihrer Verfolgung durch Philipp II. Nach dem Spanischen bearbeitet von G. Herz. 419.
- Carus, G., Das Christenthum in seinem Verhältnis zu den modernen Weltanschauungen. 251.
- Cherbuliez, B., Das politische Deutschland seit dem Prager Frieden 1866—70. 188.
- Christen, Ada, Faustina. 737.
- Conzen, G., Einleitung in das staats- und volkswirtschaftliche Studium. 465.
- Conversations-Lexikon des Witzes, Humors und der Satire. Herausgegeben von einer Gesellschaft Humoristen. Erster bis dritter Band. 61.
- *Conversations-Lexikon, musikalisches. Erster Band. 319.
- Cora, die Königin der Gauflertruppe. Vom Verfasser von „Die Africanerin“, „Das vergiftete Halsband“. Nach dem Englischen. 217.
- Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1869. Begründet von A. Schreiber und fortgesetzt von Frater Hilarius. Vierundfunzigster Jahrgang. 470.
- Dasselbe auf das Jahr 1870. Fünfundfunzigster Jahrgang. 184.
- Cornelius, C. S., Ueber die Entstehung der Welt mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob unserm Sonnenhystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muß. 429.
- Craven, Frau Augustus, Anna Severin. Deutsch von Silvan. 219.
- Cron, Clara, Goldene Mitte. 133.
- Czermak, J., Ueber Schopenhauer's Theorie der Farbe. 173.
- Dante Alighieri's göttliche Komödie. Erste Abtheilung: Die Hölle. Neu metrisch übertragen mit Erläuterungen von H. Baron. 205.
- Debenroth, G. H. von, Die Geliebte des Prinzen. 59.
- Delff, G. R. H., Dante Alighieri und die Göttliche Komödie. 202.
- Die Idee der Göttlichen Komödie. 673.
- Dempwolff, R. A., Novellen. 573.
- Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein, Leonora Christiana, vermählten Gräfin Ulfeldt aus ihrer Gefangenschaft im blauen Thurm des Königenschlosses zu Kopenhagen 1663—85. Nach der dänischen Original-Handschrift im Besitze des Herrn Johann Grafen Waldstein. Herausgegeben von J. Ziegler. 785.
- Depping, G., Wunder der Körperkraft und Geschicklichkeit des Menschen. Aus dem Französischen von R. Springer. 396.
- *Der neue Pitaval. Herausgegeben von A. Bollert. Neue Serie. Sechster Band. Zweites Heft. 719.
- Deitel, R., Unlösliche Bande. 472.
- Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremblings, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von M. Müller. Dritte Auflage. 410.

- *Deutschinger, F., s. Zeit.
 Demils, H., Der Heedelberger-Dräger-
 Wachtmeister. 145.
 Dichter, deutsche, des sechzehnten Jahr-
 hunderts. Herausgegeben von R. Goe-
 beke und J. Littmann. Viertes und
 fünfter Band: Dichtungen von Hans
 Sachs. Erster Theil: Geistliche und
 weltliche Lieder. Herausgegeben von R.
 Goebefe. Zweiter Theil: Spruchgedichte.
 Herausgegeben von J. Littmann. 504.
 Dichter, deutsche, des siebzehnten Jahrhun-
 derts. Mit Einleitungen und Anmer-
 kungen herausgegeben von R. Goebefe
 und J. Littmann. Viertes Band: Dra-
 matische Dichtungen von A. Grypphus.
 Herausgegeben von J. Littmann. 505.
 Dilthey, W., Leben Schleiermachers. Erster
 Band. 305.
 Dinklage, E. von, Neue Novellen. Erster
 Band: Geborgenes Strandgut. Zweiter
 Band: Treue Seelen. 620.
 Ditsurth, F. W. Freih. von, Die historischen
 Volkslieder des bairischen Heeres von
 1620—1870. 797.
 Donalitus, G., Litauische Dichtungen, nach
 den königsberger Handschriften mit
 metrischer Uebersetzung, kritischen Anmer-
 kungen und genauem Glossar herausge-
 geben von G. H. F. Nesselmann. 318.
 Dorn, H., Aus meinem Leben. 54.
 Dörr, F., Der deutsche Krieg gegen Frank-
 reich im Jahre 1870. 329.
 *Dramatiker, deutsche; Einladung an dies-
 selben. 319.
 *Dreves, Lebrecht; Nekrolog. 334.
 — Gebichte. Dritte Auflage. 517.
 Dreydorff, J. G., Pascal, sein Leben und
 seine Kämpfe. 213.
 Dyhern, G. Freih. von, In stiller Stund'.
 257.
 Ebrard, A., Gustav König. Sein Leben
 und seine Kunst. 318.
 Eckardt, J., Jungrossisch und Altklän-
 disch. 514.
 * — Ludwig; Nekrolog. 174.
 Eckstein, G., Die Gespenster von Warzin.
 517.
 Eggenberg, J., Tornister-Geschichten. 731.
 Ehler, L., Römische Lage. 76.
 *Ehrenthal, W., Das Kutschfelied auf der
 Seelenwanderung. 206.
 Eith, M., Novellen. 573.
 Elze, K., s. Jahrbuch.
 Erdmann, F., Frida. 618.
 *Erfindung, über dichterische. 638.
 Erläuterungen zu den Liedern eines Pa-
 treyfa. 166.
 Ernesti, Luise (M. von Humbrecht), Lobtes
 Kapital. 173.
 Ethé, H., Ulrich von Hutten. Historisches
 Nationaldrama. 342.
 Ewald, H. F., Was Ellen wollte. Aus
 dem Dänischen von A. W. Peters. 59.
 Fahnenweihe, deutsche, oder Napoleon's
 letzte Stunde. 731.
 Falkland, H., Gebichte. 289.
 Fall, A. von, Ein Bojar. 507.
 Faraday, M., Naturgeschichte einer Kerze.
 Sechs Vorlesungen für die Jugend aus
 dem Englischen übertragen von Lüdicke.
 730.
 Fastenrath, J., Das Buch meiner spanischen
 Freunde. 269.
 — Den deutschen Helben von 1870.
 Sechste abermals vermehrte Auflage. 177.
 Fehner, G. L., Zur experimentalen Aesthetik.
 Erster Theil. 487.
 Fernau, K., Das A und das D der Ver-
 nunft. 348.
 Ferrari, A., Man to! 122.
 Fischbach, G., Die Belagerung und das
 Bombardement von Strasburg. 346.
 Fischer, K., Anti-Trendelenburg. 151.
 — Ueber die Entstehung und die Ent-
 wicklungsformen des Wises. 691.
 — W., Holländische Geschichten. 409.
 Flammarion, G., Gott in der Natur.
 Deutsche vom Verfasser autorisirte Aus-
 gabe von Emma Prinzessin Schönau-
 Carolath. 561.
 Flügel, D., Das Wunder und die Erkenn-
 barkeit Gottes. 139.
 Fontane, L., Der deutsche Krieg von 1866.
 Erster Band. Erster Halbband: Bis
 Königgrätz. 71.
 Fortlage, K., Sechs philosophische Vorträge.
 561.
 *Förstemann, G., Straßennamen von Ge-
 werben. 15.
 Franz, K., Die Naturlehre des Staats als
 Grundlage aller Staatswissenschaft. 278.
 — Die Schattenseiten des Norddeutschen
 Bundes vom preussischen Standpunkte be-
 trachtet. 168.
 Frau Rath, Briefwechsel von Katharina
 Elisabeth Goethe. Nach den Originalen
 mitgetheilt von K. Keil. 825.
 Frauenfrage, die, in den verschiedenen Cul-
 turländern. (Aus „Unsere Zeit“.) 104.
 Frenzel, K., La Pucelle. 625.
 *Freiligrath's, F., Dichtungen. Gesammt-
 ausgabe in 6 Bänden. 142.
 Fricke, W., Ludwig von Beethoven. 682.
 Friedrich, F., Die verschwundene De-
 pesche. 58.
 Frige, G., Freigesprochen! 59.
 — Der Major. 154. 424.
 — Der stille Speculant. 424.
 Fröbel, J., Die Wirksamkeit des Menschen-
 geschlechts auf dem Standpunkte der
 Einheit idealer und realer Interessen.
 Erster Theil: Die Grundverhältnisse und
 allgemeinen Vorgänge der Wirtschaft. 465.
 Fröhberg, P., Dramatische Genrebilder
 aus der vaterländischen Geschichte. 157.
 Fronmüller, L., Moses. Dramatisches Ge-
 dicht. 364.
 Füllborn, G., Novellen. 471.
 Fundament und Krone des deutschen Kriegs
 von 1870. Fasliche Vorstudie zur gründ-
 lichern Betrachtung und Geschichte dieses
 Kriegs. Vom Verfasser der Biographie
 „Marschall Vorwärts“. 345.
 Für Strasburgs Kinder! Eine Weihnachts-
 bescherung von Deutschlands Dichtern. 177.
 Galen, P., Der Friedensengel. 268.
 Garcia, G. de, Pablo oder das Leben in
 den Pampas. Aus dem Französischen
 übersetzt von Johanna Moellenhoff. 107.
 Gasmann, L., und J. Krüger, Inspector
 Bräsig. 778.
 Gavare, G., Wegweiser in die vergleichende
 Anatomie und Physiologie. 603.
 — Wegweiser in die Chemie. 397.
 Gayette-Georgens, Jeanne Marie von, Dec-
 ana. Vier Stufenalter einer Dichterin. 517.
 Geerling, K. F. A., Bunte Bilder. 289.
 Gehrke, A., Ijole. Tragödie. 340.
 *Geibel, Emanuel. 814.
 * — An Deutschland. 414.
 — Heroldsrufe. 769.
 Geiger, L., Johann Neuchlin, sein Leben
 und seine Werke. 347.
 Gene, K., Deutsche Sturmlieder gegen die
 Franzosen. 177.
 General-Zunder zum Journal für Orni-
 thologie. In Verbindung mit A. Rei-
 chenow und M. Helm herausgegeben von
 J. Cabanis. 526.
 *Genossenschaft, die deutsche, dramatischer
 Autoren und Componisten. 398. 510.
 Genstchen, D. F., Danton. Trauerspiel. 360.
 — Gebichte. Zweite durchgesehene Auf-
 lage. 517.
 *German Quarterly Magazine. By R.
 Virchow and F. v. Holtzendorf. 767.
 Gerok, K., Eichenlaub. 177.
 Gerstäcker, F., Die Blauen und Gelben.
 364.
 Gerstel, G., Wiber den Erbfeind. 177.
 *Gervinus, Georg Gottfried; Nekrolog.
 366.
 — Geschichte der deutschen Dichtung.
 Fünfte völlig umgearbeitete Auflage.
 Erster Band. 645.
 Geschichten, galante. 731.
 Giacometti, P., Der Millionär und Künst-
 ler. Aus dem Italienischen von E. Preyer.
 364.
 Gielmester, F., Kaiser oder König? 189.
 Giese, Marie, Eva. 572.
 — Die Frau Meisterin und ihr Sohn.
 58.
 Giesebrecht, W. von, Deutsche Reben. 558.
 — s. Renata.
 Glottbei, H., Deutschland. Ein Gedicht.
 177.
 Glümer, Claire von, Liebeszauber. 285.
 Gobin, Amélie, Wally. 649.
 Goeben, A. von, Das Gesicht bei Dermo-
 bach am 4. Juli 1866. 667.
 Goebefe, K., Grundriß zur Geschichte der
 deutschen Dichtung. Dritter Band. Drittes
 Heft. 817.
 — s. Dichter, deutsche.
 *Goethe-Literatur; ein Beitrag zu derselben.
 686.
 Goetsch, Anna, Die Rose. 641.
 Goldschmidt, Henriette, Die Frauenfrage
 eine Culturfrage. 104.
 — s. Schmidt, Auguste.
 Gondecour, A. S. de, Die Martinsklippe.
 Nach dem Französischen frei bearbeitet. 59.
 Görner, G. A., Pinfenweiler und Müller,
 Rißing und Compagnie. 778.
 Gosche, K., s. Archiv.
 *Gottschall, Rudolf. 414.
 * — Deutsche Nationalliteratur des neun-
 zehnten Jahrhunderts, literarhistorisch
 und kritisch dargestellt. Dritte vermehrte
 und verbesserte Auflage. Erste Lieferung.
 734.

- Gottschall, R., Kriegslieber. 177.
 Gögginger, C., Wahrhaftige Neue Zittung des jüngst vergangenen Tutschen Kriegs. 796.
 Grabowski, Graf S., Des Königs und der Königin Soldat. 268.
 — Mesallianen. 507.
 Graff, W. P. C., Die Babenberger. 362.
 Granger, R., Sonnenschein und Regen und ihre Einflüsse auf die ganze Schöpfung. Mit einem Vorwort von S. W. Dove. 373.
 Grapengießer, C., Kant's Lehre von Raum und Zeit; Kuno Fischer und Adolf Trendelenburg. 151.
 Grasberger, J., Singen und Sagen. 163.
 Grashoff, W., Wilhelmi Freih. von, Nur praktisch! 780.
 * Gregorovius, Ferdinand. 814.
 Grieben, S., Zeitstimmen. 177.
 Griesinger, L., 1870. Der große Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich. 345.
 — Zwölf Schicksalwege. 174.
 * Grillparzer-Fest in Wien. 79.
 Grosse, J., Gesammelte dramatische Werke. 529.
 — Pesach Parbel. — Hilpah und Schalum. 145.
 — Wiber Frankreich. 177.
 — Julius, Julius Sturm, Rudolf Gottschall und Wilhelm Jensen; Ertheilung der Verdienstmedaille an dieselben für ihre Leistungen als Kriegsdichter. 414.
 Grote, L., Leibniz und seine Zeit. 8.
 Groth, K., Quisborn. Zweiter Theil. 286.
 Grove, W. R., Die Verwandtschaft der Naturkräfte. Deutsche autorisirte Ausgabe nach der fünften Auflage des englischen Originals herausgegeben durch C. von Schaper. Nebst einem Vorwort zur deutschen Uebersetzung von R. Clausius. 438.
 Grube, A. W., Biographien aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Erste Reihe. Sechste Auflage. 395.
 — Studien und Kritiken für Pädagogen und Theologen. 477.
 Grund, D., Die Wahl Rudolfs von Rheinfelden zum Gegenkönig. 750.
 Gryphius, A., i. Dichter, deutsche.
 Guben, K., Johann Christian Edelmann. 125.
 Gujck, B. von, Nicht auf immer. 107.
 Habicht, L., Zwei Höfe. 107.
 Hackländer, F. W., Der letzte Bombardier. 309.
 — Nahes und Fernes. — Die Spuren eines Romans. Unter den päpstlichen Juaven. 123.
 Hahn, R. C., Bilder aus der Dichter- und Künstlerwelt. 477.
 * Haller, G., Bibliothek humoristischer Dichtungen. Sechster Band. 655.
 * Halm, Friedrich, sein letztes Gedicht. 606.
 Hamberger, J., Das Licht der Geschichte. 125.
 Hamerling, R., Danton und Robespierre. 65.
 Hansen, A., Erinnerungen aus den Jahren 1848—50. 667.
 — C. P., Altfriesischer Katechismus in der Sylter Mundart. 703.
 Hanslick, E., Geschichte des Concertwesens in Wien. Zweiter Theil: Aus dem Concertsaal. 57.
 Haach Kjöb, Lich und Pinjing. Ein Chinesischer Familienroman. Deutsche Saccular-Ausgabe. 123.
 Hardt, R., Demetrius. 337.
 * Hartmann, E. von, Philosophie des Unbewußten. Zweite Auflage. 142.
 — R., Ein Kaiserlied. 15.
 Harwood Esq., J. u. a., Sensations-Novellen. Herausgegeben von D. Mylius. Erster Band. 217.
 Harz und Kyffhäuser in Gedichten, Schilderungen und Aufsätzen von Bürger, Goethe, Hölty, Klopstock, Rückert, Ernst Schulze, Stolberg u. a. Mit einer literarhistorischen Einleitung von S. Pröhle. 165.
 * Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Herausgegeben von Th. Storm. 14.
 Hausmann, R., Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz Skandens bis 1227. 514.
 Hawthorne, N., Blüthenale. Deutsch von A. W. Peters. 253.
 Hazelius, J. A., Eine Stimme aus Schweden über den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, seine nächsten Ursachen und Folgen. 456.
 Heigel, W. C., Ein Grab im Rhein. 471.
 — Wilbräsklein. 469.
 Heinzen, R., Deutscher Rabicalismus in Amerika. Zweiter Band. 557.
 Helmuth, A., Aus alten Tagen der Stadt Burg und militärische Expeditionen der Garnison Burg. 667.
 Henne-Am Rhyn, D., Culturgeschichte der neuern Zeit. Erster Band. 369.
 — Dasselbe. Zweiter Band: Das Zeitalter der Aufklärung. 446.
 Henoumont, E., Saum cuique. 156.
 Hensel, Luise M., Lieder. Zweite Auflage. 617.
 Hermann, J., Leben Robespierre's. Erster Theil (1758—69) nebst Uebersicht über die Quellen. 798.
 Herg, S., i. Castro.
 Herwart, L., Zwei Jahre Schlüsselsoldat. 570.
 Heseckel, G., Das Buch vom Grafen Biemarck. Zweite unveränderte Auflage. 481.
 — Neue schlichte Geschichten. 408.
 Hesh, W., Wegweiser in die Zoologie. 603.
 Hettner, S., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Dritter Theil. Drittes Buch. Erste und zweite Abtheilung. Erster Artikel. 209. Zweiter Artikel. 545.
 Hesse, C., Dichtungen. 161.
 * Hefse, Paul. 814.
 — Die Oditten der Vernunft. 340.
 — Ein neues Novellenbuch. Zweite Auflage. 657.
 Hilarius, Frater, f. Cornelia.
 Hilbrandt-Mieste, A. M., Ueber Wap-
 pen und Banner des deutschen Reichs. 189.
 Hiltl, G., Die Freier der Markgräfin. 469.
 Hinüber, A., Dämmerungen. 289.
 Hiob, Classisches Gedicht der Hebräer. Aus dem Grundtexte neu übersetzt und mit Andeutungen zum tiefern Verständniß versehen von S. W. Andrea. 461.
 Hirsch, F., Vom deutschen Esq. 456.
 — G., Populäre naturwissenschaftliche Vorlesungen. 375.
 Hobein, E., Buch der Hymnen. Aeltere Kirchenlieder aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 462.
 Höcker, G., Mamon und Marmor. 285.
 Hobson, W. S. R., Zwölf Jahre Soldatenleben in Indien. Herausgegeben von G. S. Hobson. Autorisirte Uebersetzung von B. von Witzleben. 73.
 Hoefler, C., In der Welt verloren. 155.
 — Zwei Familien. 155.
 Hoefler, C., Aphorismen über taktische Begebenheiten des Siebenjährigen Krieges. 75.
 Hoeflin, C., Kloster Arkadi auf Kreta. 165.
 Hoffmann, F., Die Scornati. 285.
 — Die Tochter des Hauses. 285.
 * Hofmann, R., über deutsche Sprichwörter aus dem 14. Jahrhundert. 223.
 Hohelied, das, ein dramatisches Gedicht. Metrisch bearbeitet von S. Stadelmann. 462.
 Holberg, L., Der politische Kannengießer. Aus dem Dänischen übersetzt von P. J. Willagen. 780.
 Holtei, K. von, Lieder eines Alten. 177.
 — Nachlese. Erzählungen und Plaudereien. 443.
 Holzendorff, F. von, Ueber die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen. 103.
 * Hoppe, S., Katalog der wichtigsten, hervorstechendsten und besten Schriften deutscher Literatur. 718.
 Hörmann, Angelika von, Gräfe aus Tirol. 164.
 Hofäus, W., Don Sylvio's Brautsahrt. 340.
 — Euphrosyne. Christiane Amalie Luise Weder, geb. Neumann (1778—97). 760.
 Hozier, S. M., Der britische Feldzug in Aethiopien. Autorisirte Uebersetzung. 568.
 Hub, J., Deutschlands Balladen- und Romanzenbücher. Dritter Band. Erste Abtheilung: Die Gegenwart. Vierte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. 229.
 Huber, F., Die lateranische Kreuzspinne, oder das Papstthum als Hemmschuh der Völkervohlfahrt. I. Die Päpste als Menschenschlächter. Zweite Auflage. 139.
 — Lob und Schimpf des Jesuitenordens, im Interesse der bürgerlichen Wohlfahrt historisch dargelegt. 213.
 — J., Kleine Schriften. 743.
 — Die Lehre Darwin's, kritisch betrachtet. 662.

- * Humboldt's, A. von, Kosmos. Wohlfeile Auflage; mit biographischer Einleitung von W. von Gotha. 15.
- Ibering, Marie, 1866 und 1870. Vaterlands-, Kriegs- und Siegs-Gedichte. 177.
- Inama-Sternberg, R. L. von, Die Tendenz der Großstaatenbildung in der Gegenwart. 171.
- In der Nonnenschule. Aus den Papieren einer Verstorbenen. Herausgegeben von A. Strodtmann. 410.
- Jacoby, Magdalena, s. Aus den Annalen.
- Jäger, H., Die Zimmer- und Hausgärtnerei. 601.
- Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft. Dritter Band. 673.
- der Deutschen Schaffpeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch R. Elze. 593.
- Jahn, C. F., Ludwig von Beethoven als Mensch und Künstler. 682.
- G., Das schöne Luise oder dreimal verlobt. 377.
- Der Krieg von 1870. 345.
- Janitz, K., Das deutsche Kriegslieb. 353.
- Janisch, J., Washington. Historisch-epische Dichtung. 257.
- Janko, W. Eder von, Lazarus Freiherr von Schwendi, oberster Feldhauptmann und Rath Kaiser Maximilian's II. 796.
- Jannasch, K., Abhandlungen über Nationalökonomie und Statistik. 465.
- Jansen, K., Die ersten Regungen eines Staatsbürgerlichen und nationalen Bewußtseins in Schleswig-Holstein. 456.
- Jäffing, A., Das heilige Abendmahl. 777.
- Der Bahnhof auf Golgatha. 161.
- Helden von Königgrätz. 157.
- Das Pfarrholz. 777.
- Jeden Rozozial de przyszlej. 703.
- * Jensen, Wilhelm. 414.
- Der Gesell des Meisters Mathias. 507.
- Die Juden von Cöln. 135.
- Lieder aus dem Jahre 1870. 177.
- Joël, M., Spinoza's theologisch-politischer Tractat auf seine Quellen geprüft. 476.
- * Johannesfegen. (Handschrift der schwabacher Kirchenbibliothek, herausgegeben von R. Hofmann.) 110.
- Jonckbloet, W. J. A., Geschichte der niederländischen Literatur. Autorisirte deutsche Ausgabe von W. Berg. Mit einem Vorwort und einem Verzeichniß der niederländischen Schriftsteller und ihrer Werke von C. Martin. Erster Band. 331.
- Jordan, F., Fides, eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. 424.
- * Jordan, Wilhelm. 814.
- Durchs Ohr. 781.
- Julius, H., Der Musikteufel. 778.
- Kaiser, F., Ein Pfaffenleben. (Abraham a Sancta Clara.) 731.
- Kalbeck, R., Aus Natur und Leben. 257.
- Kalkstein, K. von, Robert der Tapfere, Markgraf von Anjou, der Stammvater des kapetingischen Hauses. 750.
- Kampfschulte, F. W., Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. Erster Band. 420.
- Kapp, F., Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika. 553.
- Karl XV., König von Schweden und Norwegen, Gedichte. Uebersetzt von G. von Leibniz. 619.
- Karpeles, G., Unter Palmen. 826.
- Károlyi, D. von, Der Sohn des Deportirten. 471.
- Keil, R., s. Frau Rath.
- Klapp, M., Zweierlei Juden. 507.
- * Klein's, L., dramatische Werke. Gesamtausgabe. Erster Band. 271.
- Klenke, H., Fleisch- oder Pflanzenkost? 602.
- Klippel, G. H., Das Leben des Generals von Scharnhorst. Dritter Theil. 773.
- Knochenhauer, L., Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039-1247). Mit Anmerkungen herausgegeben von K. Menzel. Mit Vorwort und einer Lebensskizze des Verfassers von R. Uffinger. 785.
- Köberle, G., Deutsche Antwort auf welsche Projekte. Dritte Auflage. — A. u. d. T.: Enthüllungen über die Palastrevolution im Vatican und den Feldzugsplan der Jesuiten gegen Deutschlands Neugestaltung. 170.
- Kohlweg, F. K. von (Poly Genrion), Kleindeutsche Hofgeschichten. Erster bis dritter Band. 625.
- Eine verpöfchte Saison (1870). 625.
- Moderne Sirenen. 625.
- Kohut, A., Alexander von Humboldt und das Judenthum. 428.
- König, C. A., Die Geheimnisse einer großen Stadt. 604.
- Köppen, H. J., Lucretia Borgia, die fürstliche Giftmischerin. 731.
- Körner, F., Der Menschengest in seiner persönlichen und weltgeschichtlichen Entwicklung. 662.
- Köflin, R., Segel in philosophischer, politischer und nationaler Beziehung. 422.
- s. Schwegler.
- D., Studien zur Naturgeschichte des Menschen und der Thiere. 397.
- Krasicki, J. Graf, Der Mönche-Krieg (Monachomachia). Aus dem Polnischen von A. Winklewski. 462. 618.
- Kraszewski, J. J., Dante. Vorlesungen über die Göttliche Komödie. Ins Deutsche übertragen von S. Bohdanowicz. 203.
- Krause, S. H., Die Eroberungen von Konstantinopel im 13. und 15. Jahrhundert durch die Kreuzfahrer, die nicäischen Griechen und die Türken. 785.
- Krenkel, M., Paulus, der Apostel der Heiden. 216.
- Krehsig, F., Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. 353.
- Krieg, der deutsch-französische, im Jahre 1870. Nach den besten Quellen historisch dargestellt von H. v. B. 329.
- Krieg, der, des Jahres 1870. Vom militärischen Standpunkte dargestellt. Von ***. Erste Hälfte. 343.
- Krüger, C., Musikalische Briefe aus der neuesten Zeit. 57.
- J., Die schöne Katharina. 507.
- Die List der Liebe. 411.
- Hamburger Raubvögel. 573.
- Die Todten stehen wieder auf. 135.
- s. Gasmann.
- Kruse, H., Bullenwever. 68.
- Kuhn, S., Immortellenkränze. 641.
- Kummer, A., Erinnerungen aus dem Leben eines Veteranen der königlich sächsischen Armee. 569.
- Kunba, G. von, Ein Judenmädchen. 507.
- * Kurlzel, Karl August; Nekrolog. 383.
- * Kurz, Hermann, über Gottfried von Strasburg. 238.
- Kurz, H., Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Siebente bis funfzehnte Lieferung. 820.
- Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Dritte verbesserte Auflage. 823.
- * Kutschelieb, das. 206.
- Labouchère, H., Tagebuch während der Belagerung von Paris. Deutsche autorisirte Ausgabe. 732.
- Laboulaye, G., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Deutsche Uebersetzung mit einem Vorwort von J. C. Bluntzschli. Erster bis dritter Band. 97.
- Laddey, Emma, Auf eigenen Füßen. 410.
- La Mara, Ludwig van Beethoven. 682.
- Lammers, A., Deutschland nach dem Kriege. 553.
- Landberger, J., Liebe, Traum und Teufel. 215.
- Lang, H., Martin Luther. 405.
- Lange, F. A., Die Arbeiterfrage. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. 465.
- D., Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. 332.
- Deutsche Poetik. Dritte verbesserte Auflage. 692.
- Lauchhard, C. F., Pädagogische Studien für Aeltern und Lehrer. 301.
- Leitenberger, Johanna, Efeu. 641.
- Lenke, G., Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit. Erster Band: Von Dwig bis Klopstock. 801.
- Lenor, A., Welfe Blätter und Blüten. 443.
- Lenz, G., Die alten Reichslände Elßaß und Lothringen und ihre Stellung zum neuen Reiche. 189.
- Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Aus der Heimat. 572.
- Lemald, Fanny, Für und wider die Frauen. 103.
- Nella. 394.
- Die Unzertrennlichen. Pflegeältern. 748.
- s. Stahr.
- Leysler, J., Karl Friedrich Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzi's, sein Verhältniß zum Philanthropinismus und zur neuern Pädagogik. Zweite verbesserte Auflage. 124.
- Lieb, das hohe, von 1870. Patriotische Dichtungen eines deutschen Offiziers. 177.
- Lieder eines Heimgegangenen. 257. 643.

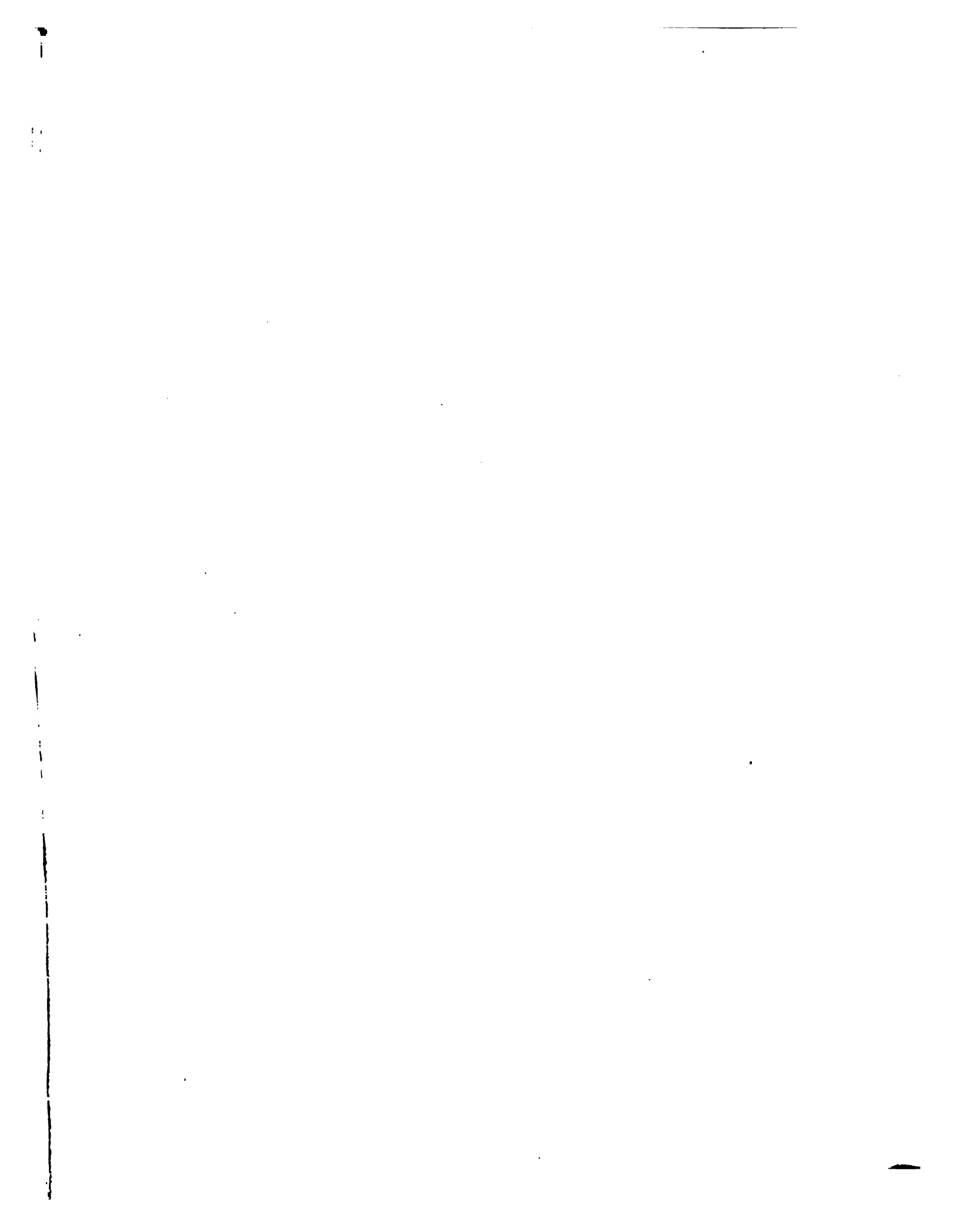
- Lieder eines Patreya. (Diesjährige.) 166.
Lieder zu Schutz und Trutz. Gesammelt und herausgegeben von F. Lipperheide. Dritte Sammlung. 177.
* — Dasselbe. Volksausgabe. 271.
Lilientron, R. von, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. Dritter und vierter Band. 281.
Lindner, A., Die Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht. 725.
— G. A., Ideen zur Psychologie der Gesellschaft als Grundlage der Socialwissenschaft. 535.
Lingg, G., Gedichte. Dritter Band. 5.
— Violante. 49.
— Zeitgedichte. 177.
Lipperheide, F., f. Lieder.
Lochner, G. W. R., Die Personennamen in Albrecht Dürer's Briefen aus Venedig. 301.
Löhn, Anna, Gesammelte Novellen. Zweite vermehrte Auflage. 572.
Löwenthal, G., Der Militarismus als Ursache der Massenverarmung in Europa und die europäische Union als Mittel zur Ueberflüßigmachung der stehenden Heere. 454.
Löwe's, R., Selbstbiographie. Für die Öffentlichkeit bearbeitet von G. S. Witter. 477.
Lundberg, A., Der Hausgeistliche. Deutsch von A. Kresschmar. 134.
- Macchiavelli, A., Die Helbin von St.-Rémy. 731.
Maljan, G. Freih. von, Reise auf der Insel Sardinien. 263.
— f. Breite.
Marbach, D., Das Halljahr Deutschlands. 177.
Marinelli, G., Saul. Trauerspiel. 341.
Martin, G. A., Silber und Skizzen aus der Naturkunde. Zweite Auflage. 376.
Marx, F., Jacobaa von Baiern. 87.
— Olympias. 87.
Maure, A. St., Licht und Finsterniß. 605.
Mayer, J. M., Das Baiern-Buch. 113.
— L., Sturmboten und Sturmböcke der Weltgeschichte, oder: Gebanten über den deutsch-französischen Krieg von 1870. 456.
Meißner, A., Rococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Großvaters. 826.
— Zeitlänge. 1870. 177.
Mendelssohn-Bartholby, R., Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 bis auf unsere Tage. Erster Theil. 695.
Mendés, G., Die 73 Tage der Commune. Autorisirte deutsche Ausgabe. 798.
Menzel, R., f. Knochenhauer.
— W., Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser. Zweite unveränderte Auflage. 13.
— Geschichte des französischen Kriegs von 1870. 327.
Mertens, G., Gedanken Friedrich's des Großen, vorzüglich in ihrer Beziehung auf die Gegenwart. 796.
Mertens, L. von, Die moderne Gesellschaft. 145.
- Meyer, B., Die Beziehungen der Gewerbeschulen zur Kunstindustrie und zur Volksbildung. 251.
— J. B., Philosophische Zeitfragen. 662.
Meyern, G. von, Zeitgedichte. 177.
* Meyer, Melchior; Nekrolog. 350.
— Duell und Ehre. 395.
— Die Fortdauer nach dem Tode. 225.
— Die Religion des Geistes. 225.
Michaelis, F., Blücheriade. 644.
Mich, J., Grundriß der Seelenlehre. 743.
Michelet, G. L., Hegel, der unwiderlegte Weltphilosoph. 422.
* Möbius, P., Katechismus der deutschen Literaturgeschichte. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. 414.
Möbelle. Lustspiel in fünf Aufzügen. Frei nach A. von Winterfeld's gleichnamigem Romane. 780.
Moellendorf, G. von, Erzählungen aus dem Launus. Erste Sammlung. 377.
* Molière's sämtliche Werke. Herausgegeben von G. Schröder und eingeleitet von Prof. Kötscher. 751.
* Mommsen, Theodor. 814.
Mosenthal, G. S., Maryna. 721.
Möser, A., Todtenopfer. 517.
Mühlfeld, J., 1848—1868. Zwanzig Jahre Weltgeschichte für das deutsche Volk. Zweite Auflage. Erster und zweiter Band. 114.
— Der deutsch-französische Krieg von 1870. 345.
— Im Bann der Schulb. 649.
Müllenhoff, R., Deutsche Alterthumskunde. Erster Band. 598.
Müller, J., Vermischte Gedichte. 257.
* — W., Anti Rudolf Gottschall und Julius Frauenstädt. 607.
— Der Zweck erfordert das Mittel. 477.
— Ueber den buddhistischen Nihilismus. 251.
— f. Deutsche Liebe.
— von Königswinter, W., Durch Kampf zum Sieg. 177.
* — von der Berra und W. von Baensch, Alldeutschland. Dichtungen aus den Ruhmestagen des Helbenkriegs 1870—71. 799.
Münster, G. Graf zu, Deutschlands Zukunft, das deutsche Reich. 454.
Murad Effendi, Durch Thüringen. 517.
Muth, F. A., Heiderölein. 641.
Mügelburg, A., Zwei heitere Geschichten. 377.
Mytiker, die. Vom Abbé ***. Verfasser von „Der Versuchte“, „Die Nonne“ u. s. w. Autorisirte deutsche Ausgabe, übertragen von A. W. Peters. 811.
- Napoleon's III. verhängnißvolles Jahr 1870. Aus dem Französischen des Jean de la Gh—l. 346.
Naturkräfte, die. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek herausgegeben von einer Anzahl Gelehrten. Erste bis dritte Lieferung: Die Lehre vom Schall. Gemeinfaßliche Darstellung der Musik von R. Kadau. Vierte bis sechste Lieferung: Licht und Farbe. Eine gemein-
- faßliche Darstellung der Optik. Von F. J. Bischof. 586.
Nagmer, G. E. von, George Christoph von Nagmer, Chef der weißen Husaren. 667.
Naumann, C., Die Tonkunst in der Culturgeschichte. Erster Band. Zweite Hälfte. 679.
Nees, W. A. van, Erinnerungen aus der Laufbahn eines indischen Offiziers. Nach der dritten Auflage des Holländischen übersetzt von W. Berg. Erster und zweiter Theil. 571.
Neubauer, G., Die deutsche Literatur im Elsaß. 797.
Neumann, K., Der Grenadier von Weissenburg oder Deutschlands Riesenkampf für Einheit und Kaiserkrone. 731.
— Köchin und Gräfin oder der Nach eines Testaments. 731.
Niemeyer, C., Lessing's „Minna von Barnhelm“. Historisch-kritische Einleitung nebst fortlaufendem Commentar. 332.
Noë, G., Bilder aus Südtirol und an den Ufern des Gardasees. 385.
— Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge. 385.
Nöggerath, J., Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen. 249.
Nohl, L., Beethoven's Brevier. 682.
— Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister. Mozart's Constanze. Zwei Hauptgänner Beethoven's. Beethoven und das Musikdrama. 682.
— Glück und Wagner. 56.
— Richard Wagner. Sein Leben und sein Schaffen. 57.
Noorden, R. von, Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. Erste Mittheilung: Der Spanische Erbfolgekrieg. Erster Band. 117.
Nötel, J., 1870. Kriegs- und Siegeslieder. 177.
Novellenstrauf, f. Heigel, Otto, Schmidt, Westris, Zastrow.
- Dehleschläger, A., König Helge. Eine Nordlandssage. III. Die Groars-Sage. Uebersetzt von G. von Leinburg. 792.
Dlawsky, G., Die Vorstellungen im Geiste des Menschen. 222.
Dechselhäuser, W., f. Shaffpeare.
Deffentlichkeit, die, in den baltischen Provinzen. 124.
Duden, W., f. Schultzeß.
Delsner, L., Der Siegeszug der deutschen Idee. 316.
Dyppermann, G. A., Hundert Jahre, 1770—1870. 17.
Derzen, G. von, Alte Bilder und junge Blätter. 289.
Deser's Geschichte der deutschen Poesie in Umriffen und Schilderungen. Dritte Auflage neu bearbeitet von J. W. Schaefer. 763.
Desterley, G., Die Dichtung und ihre Gattungen. Mit einem Vorwort von R. Goedeke. 692.
Dsterwalb, W., Bleibt einig! 177.
— Deutschlands Auferstehung. 177.
* Oswald, E., Early German Courtesy-Books. 766.

- Dttmar, G., *Wademecum für Freunde der Literatur*. Zweite Auflage. 751.
- Otto, Luise, *Victoria regia*. Historische Novelle aus dem 18. Jahrhundert. 424.
- Pape, J., Aus verschiedenen Zeiten. 60.
- Das Liebespaar von Andernach. 361.
- Parobien und Travestien zum Vortrag in fröhlichen Kreisen. 61.
- Paulig, F. K., *Geschichte des Siebenjährigen Kriegs*. Dritte Auflage. 668.
- Payn, J., *Klein Blondel*. Aus dem Englischen von Elise Mirus. 219.
- Pelz, C., *Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika*. 317.
- Petersen, F. K., *Genrebilder aus dem modernen Babel*. 60.
- Pfaff, A., *La grande nation in ihren Tugenden und Tugenden von Anfang bis Ende des Kriegs* verglichen mit den Tugenden und Tugenden des deutschen Volks. Erste Abtheilung. 346.
- * Pfaffenlob, J., *Concillieder*. 287.
- Pfeiffer, F., *f. Briefwechsel*.
- Pfeil, S., *Aus meiner Liebesmappe*. 517.
- Pflaume, K., *Märchenbuch*. 573.
- * Pflüge, die, der deutschen Literatur in England. 766.
- Pfeiderer, G., *Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger*. 8.
- *Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutschen politischen Flugschriften*. 8.
- Philippson, M., *Heinrich IV. und Philipp III*. 785.
- Pichler, A., *Deutsche Lage*. 177.
- Pietzsch, R., *Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris*. 346.
- * Pilger, C., *Transatlantische Visionen*. Zweite vermehrte Ausgabe. 414.
- Piraggi, C., *Rienzi, der Tribun*. 338.
- Pisto, F. J., *f. Naturkräfte*.
- Pitawall, G., *Friedrich der Große*. 731.
- *Marie Antoinette, Frankreichs hingerechtete Königin*. 731.
- Pland, R. G., *Seele und Geist, oder Ursprung, Wesen und Thätigkeitsform der psychischen und geistigen Organisation*. 433.
- Porci, F., *Lustiges Komödienbüchlein*. Viertes Bändchen. 782.
- *F. G., Dboardo*. 362.
- Polen, *Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft*. Eine historisch-politische Studie. 513.
- Politik, *die friedfertige, der Regierung Preußens gegenüber Frankreich vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs*. Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsmannes. 455.
- Pollo, Elise, *f. Brauttrau*.
- Ponholzer, W., *Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung*. Dritte Folge. 363.
- Preßern, F., *Lieder*. Deutsch von A. Pace. 163.
- Prechtler, D., *Sommer- und Herbst*. Dritte Sammlung. 643.
- Preßern, F., *Zwei Balladen*. Deutsch von L. Gernonif. Erstes Heft. 619.
- * Prina, B., *Nuove poesie*. 255.
- Pröhle, S., *Deutsche Lieder und Oden*. 177.
- Pröhle, S., *f. Satz*.
- Provinzen, *die Baltischen, am Rubicon*. Ein Sendschreiben an die Deutschen der Ostseeländer von einem Patrioten. 515.
- Prutz, S., *Kaiser Friedrich I. Erster Band*. 785.
- * Pückler-Ruskau, Hermann Fürst; *Retroslog*. 382.
- Putlitz, G. zu, *Walpurgis*. 58.
- Quade, G., *König Wilhelm und seine Zeit*. 73.
- Quebnow, Mathilde, *Dornrose*. 604.
- Rabau, R., *f. Naturkräfte*.
- Ramann, L., *Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre der Jugend*. 681.
- Ramshorn, K., *Weihnachtslieder*. 517.
- Ranke, L. von, *Die deutschen Mächte und der Fürstenthum*. Erster Band. 553.
- *Der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs*. 634.
- Rau, S., *Deutschlands Cassandra*. 746.
- Rauchfuß, F., *Preußenfeindliche Schlagwörter*. 455.
- * Raumer, F. von, *Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit*. Vierte Auflage. 495.
- *f. Taschenbuch*.
- *R. von, Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland*. 412.
- Raven, Mathilde, *Schwanwitt*. Fünfte Auflage. 517.
- Rebnitz, D. von, *Das Lied vom neuen deutschen Reich*. 400.
- Reform, *die, der preussischen Verfassung*. 14.
- Reichardt Stromberg, Mathilde, *Frauenrecht und Frauenpflicht*. 103.
- Reichelt, S. M., *Bergmannsleben*. 289.
- Reichenbach, Mathilde von, *Ein zweiter Rubens*. 443.
- *D., Die Gestaltung der Erdoberfläche nach bestimmten Gesetzen*. 374.
- Reidt, S., *Frauenbilder aus Goethe's Leben*. Mit einem Geleitwort von D. Volger. 62. 331.
- Reinkens, J. S., *Aristoteles über Kunst, besonders über Tragödie*. 631.
- Reinthal, C. von, *Berend von der Vorch*. 362.
- Renata, *Herzogin von Ferrara*. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Mit einem Vorwort von W. von Giesebrecht. 418.
- * Retberg, R. von, *Dürer's Kupferstiche und Holzschnitte*. 813.
- Revue des *Literaturjahres 1870*. 1.
- Richter, R., *Die Emancipation der Schule von der Kirche und die Reform des Religionsunterrichts in der Schule*. 476.
- *R. L., Das Recht der Frauen auf Arbeit und die Organisation der Frauenarbeit*. 103.
- Riehl, W. S., *Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik*. Viertes Band: *Wanderbuch*. 137.
- *f. Taschenbuch*.
- * — *Sämmtliche Geschichten und Novellen*. Neue Volksausgabe. 607.
- Ring, M., *Die Geheimnisse einer kleinen Stadt*. 553.
- *Lorber und Cypresse*. Zweite Auflage. 826.
- *In der Schweiz*. 284.
- Riotte, S., *Julian der Abtrünnige*. 93.
- * Ritschl, F., *Canticum und Diverbium bei Plautus*. 734.
- Ritter, S., *Ueber das Böse und seine Folgen*. 215.
- * Ritter's, Karl, *Biographie von G. Kramer*. Zweiter Theil. 126.
- * Rittershaus, Emil. 335.
- Robert, K., *Dramatische Dichtungen*. *Trifan und Isolde*. *David und Bathseba*. 90.
- Rochau, A. L. von, *Geschichte des deutschen Landes und Volkes*. Erster Theil. 621.
- Robe, A., *Der Gefangene von Seban oder Erlebnisse eines fürklichen Abenteurers*. 731.
- Robenberg, J., *Kriegs- und Friedenslieder*. 177.
- Rogge, A., *Eugenie von Montijo auf dem Throne Frankreichs*. 731.
- Römer, F., *Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde*. 249.
- Roscoe, S. C., *Die Spectralanalyse in einer Reihe von sechs Vorlesungen mit wissenschaftlichen Nachträgen*. Autorisirte deutsche Ausgabe bearbeitet von C. Schorlemmer. 727.
- Rosegger, P. K., *Geschichten aus Steiermark*. 743.
- Rosen, J., *Gesammelte dramatische Werke*. Erster Band. 157. Zweiter Band. 777.
- Rösler, K., *Graf Bismarck und die deutsche Nation*. 481.
- * Rosmäpler, C. A., *Die vier Jahreszeiten*. Dritte Auflage (zweite billige Pracht Ausgabe). 415.
- *Der Wald*. Zweite, von M. Willkomm durchgesehene, ergänzte und verbesserte Auflage. 142.
- * Röscher, Heinrich Theodor; *Retroslog*. 351.
- *Entwicklung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's und Goethe's Werken, mit steter Beziehung auf ihre Darstellung*. 331.
- * Rothe's, Johannes, *Gedicht von der heiligen Elisabeth*; A. Wischel über dasselbe. 142.
- Rüben, L., *Jacob Molay*. 89.
- Rudorff, C., *Durch Leid zum Licht*. 269.
- Rüffer, C., *Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870*. 330.
- Ruffini, J., *Die Paragrees auf ihrem Ausfluge nach Paris*. Aus dem Englischen von Eina Kaiser. 253.
- Ruß, K., *Arznei, Farbewaaren und Schönheitsmittel*. 395.
- *Handbuch für Vogelliebhaber, Züchter und -Händler*. I. *Fremdländische Vögel*. 526.
- Rüstow, W., *Der Krieg um die Rheingrenze 1870 politisch und militärisch dargestellt*. 326.
- Sachs, S., *f. Dichter, deutsche*.
- Saint-Georges, *Ein Geheimniß*. Deutsch von Th. W. 123.
- * Salzbrunn, Alice, *Das Wort Gottes in*

- Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern. 159.
- Salzbrunn, Alice, f. Weihnachts-Erinnerungen.
- Salomon, L., Unter dem Halbmond. 174.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Hefte 92, 104—109. 249.
- Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. (Berlin, Heimersdorf.) Hefte 4—6. 251.
- * Sanders, D., Fremdwörterbuch. 654.
- Saraun, C. von, Rußlands commercieller Mission in Mittelafrika. 456.
- Saul. Von H. A. B. 341.
- Saunders, J., Hircell, die Tochter des Calvinisten. Aus dem Englischen von A. Kreyssmar. 268.
- Scartazzini, J. A., Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke. 184.
- Schack, A. F. von, Durch alle Wetter. Zweite verbesserte Auflage. 145.
- * Schab, Christian; Nekrolog. 718.
- Klänge vom Main. 177.
- Scharfenberg, H., Historien aus Oberhessen. 133.
- Schäfer, M., Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst. Erster Band. Erste und zweite Lieferung. 689.
- Hegel. Populäre Gedanken aus seinen Werken. 422.
- Schellen, H., Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 729.
- Schepbach, J. A., Romfahrt im Sommer 1867. 79.
- Scherr, J., Allgemeine Geschichte der Literatur. Dritte vermehrte Auflage. 129.
- Bilderaal der Weltliteratur. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. 129.
- Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Vierte vermehrte Auflage. 129.
- Farrago. 200.
- Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig. Zweiter Band. 116.
- Schieff, Ueber atmosphärische Elektrizität. 586.
- Schießl, J., Gedichte eines Süddeutschen. 163.
- * Schiller's sämtliche Werke. Kritische Ausgabe von H. Kurz. Siebenter bis neunter Band. 495.
- sämtliche Werke (Antiqua-Ausgabe von Prochaska). 831.
- Schlägel, M. von, Feuerseelen. 60.
- Von Sünde zu Sünde. 174.
- * Schleicher, August; Nekrolog. 686.
- Schmebing, F., Drei Monate in Rom. 78. 302.
- Schmid, J. H., Die Umsetzungen der Meere und die Eiszeiten der Halbkugeln der Erde, ihre Ursachen und Perioden. 587.
- Schmidt, A., Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. Dritte vermehrte Auflage. 13.
- Auguste und Henriette Goldschmidt, Zwei Vorträge gehalten bei der Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins am 19. und 20. September 1868 zu Draunshweig. 103.
- Schmidt, Auguste, Weichen. 469.
- Taufendjöhndchen. 469.
- F., Der Franzosenkrieg 1870. 345.
- M., Glasmacherleut'. 470.
- Schmidt-Weißensfeld, Fürstengeschichten. 377.
- Schneckenburger, M., Deutsche Lieder. Auswahl aus seinem Nachlaß. 517.
- Schneider, W., Die Schlacht bei Mafels. Drama. 362.
- Scholz, B., Gustav Wasa oder Maske für Maske. 52.
- Schöne, A., f. Briefwechsel.
- Schramm's, A., Kriegsgeschichten: I. Die europäische Diplomatie, die deutsche Volksvertretung und die allgemeine Entwaffnung. 169.
- Schreiber, A., f. Cornelia.
- Schreyer, D., Das Triumphhirat. 778.
- Schroeder, Marie Luise Henriette, Gedichte. 618.
- Schubert, F. K., Der deutsche Bauernkrieg. 86.
- Schucht, J., Meyerbeer's Leben und Bildungsgang, seine Stellung als Operncomponist im Vergleich zu den Tonbildnern der Neuzeit. 54.
- Schulthess, H., Europäischer Geschichtskalender. Elfter Jahrgang. 1870. Mit einer Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1870 von W. Duden. 716.
- Schulze, Mathilde, Denkmäler der Liebe. 134.
- Schumann, J., Geologische Wanderungen durch Ostpreußen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben und mit einer Lebensskizze eingeleitet von seinen Freunden. 583.
- Schüp, F., Täuschung auf Täuschung. 779.
- Schuppe, W., Das menschliche Denken. 350.
- Schwabe, F. H., Betrachtungen über die Volksseele von Berlin. 318.
- Schwarz, W., Aus Sommertagen. Zweiter Band. 573.
- Schwarz, C. W. G. G., Geschichte der deutschen Literatur. 308.
- Schwarzschild, H., Während des Kriegs. Zweite Auflage. 177.
- Schwegler, A., Geschichte der griechischen Philosophie. Herausgegeben von R. Köstlin. Zweite vermehrte Auflage. 743.
- Schwerin, Franziska Gräfin, Woher? und Wohin? 407.
- See, Gustav vom, Falkenrode. 321.
- Neue Novellen. 377.
- Radowa. 321.
- Valerie. 321.
- Sehrwald, F., Deutsche Dichter und Denker, der vaterländischen Jugend und ihren Freunden ausgewählt und durch literarhistorische Charakteristiken eingeleitet. 229.
- Seichter, A., Gedichte. 517.
- Seidel, Emilie, Friede sei mit euch! 753.
- Seidlig, K. von, Wassily Andrejewitsch Soukoffsky. 762.
- * Seitenstück, ein, zur „Sophonisbe“ von Geibel. 526.
- Semisch, K., Der Protestantismus und der Jesuitenorden. 251.
- Settegast, H., Aufgaben und Leistungen der modernen Thierzucht. 250.
- Shakespeare's, W., dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Deibelhäuser. Erster bis vierter Band. 593.
- * — dramatische Werke. Herausgegeben von F. Bodenstedt. Bändchen 30 und 31: Wintermärchen, übersetzt von D. Gilde-meister; Pericles, übersetzt von R. Deins. 223. Bändchen 32 und 33: Julius Cäsar, übersetzt von D. Gildemeister; Maß für Maß, übersetzt von F. Bodenstedt. 447.
- * Shakespeare-Galerie. Charaktere und Szenen aus Shakespeare's Dramen mit erläutern dem Text von F. Pecht. Zweite Lieferung. 463. Dritte Lieferung. 703.
- * Shakespeare-Gesellschaft, deutsche. 734.
- Sieg, der, des Geistes, oder Krieg dem Kriege. Dramatisches Märchen. 781.
- Sigbert, G. K. W., Drei poetische Erzählungen. 165.
- Sigwart, C., f. Spinoza.
- Silberstein, A., Trux-Nachtigall. Dritte vermehrte Auflage. 618.
- * Simani, J., Gedenkblätter an Friedrich Palm. 606.
- Simrock, K., Kriegslieber, 1870. 177.
- Die Quellen des Shakespeare in Ravenna, Märchen und Sagen. Zweite Auflage. 593.
- Solger, C., Der Landwehrtobrikt Komrat von Bemelberg, der kleine Hef. 73.
- Söltl, Widulind, Schauspiel. 339.
- Sonnenburg, F., Madonna Sirina. 123.
- Spät, C. A., Aus der Mappe eines Einsamen. 473.
- Spaziergänge im Fabelkleide. Gedichte und Fabeln für die kleine Welt der großen Kinder. 517.
- Spielhagen, F., Deutsche Pioniere. Zweite durchgesehene Auflage. 649.
- * — FINDER oder ERFINDER? Eine Plauderei aus der Schule. 638.
- Spinoza's kurzer Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit. Ins Deutsche übersetzt, mit einer Einleitung, kritischen und sachlichen Erläuterungen begleitet von C. Sigwart. 475.
- Spir, A., Kleine Schriften. 743.
- Sprichworte und Sprüche zur Pädagogik für Haus und Schule. 702.
- Springer, A., Friedrich Christoph Dahlmann. Erster Theil. 711.
- A., Gräfin Eichtenau. 620.
- Staat, der, und die bürgerliche Gesellschaft. Ein naturwissenschaftlicher Versuch von F. B. 453.
- Stab, R. L., Auf dornigem Pfade. 377.
- Stade, F., Vom Russkalischeschönen. 683.
- Stabelmann, H., f. Hofelied.
- Stabion, C., Graf, f. Bacano.
- Stahr, A., Kleine Schriften zur Literatur und Kunst. Erster Band: Biographisches. 826.
- Lebenserinnerungen. I. Aus der Jugendzeit. 762.
- * — und Fanny Lewald, Ein Winterrom. Zweite vermehrte Auflage.
- Steffens, A., Ein Wechsel. 604.
- Stein, W., Gedichte. 643.
- Stephens, Mrs. A. C., Doppelt falsch. Deutsch von A. Kreyssmar. 217.
- Stern, A., Fünfzig Jahre deutscher Dichtung. 229.
- Steub, L., Die oberdeutschen Familienamen. 302.
- Stiefel, J., Die deutsche Poesie des 18. Jahrhunderts. 306.
- Stifter, A., Erzählungen. Gesammelt u

- dem Nachlaß entnommen. Herausgegeben von J. Brent. 443.
- Stifter, A., Vermischte Schriften. Herausgegeben von J. Brent. 443.
- Stoewe, G., Die Ausbildung für das musikalische Lehrfach. 683.
- Straeter, L., Graf Strafford. Trauerspiel. 363.
- * Strauß, D. F., Ulrich von Hutten. Zweite verbesserte Auflage. 590.
- Streckfuß, A., Der Sternfrug. 409.
- Strobtman, A., Gedichte. Zweite, stark vermehrte Ausgabe. 517.
- s. In der Konnenkschule.
- * — Immortellen Heinrich Heine's. 718.
- J. C., Rußfrüchte aus dem Musenhain. 753.
- Strensef, Historisches Trauerspiel in fünf Acten von H. B. 360.
- Struhneef, F. W., Herrschaft und Priestertum. 476.
- Stugan, K., Pius IX. und seine Zeit. 731.
- * Sturm, Julius. 414.
- 1870. Kampf- und Siegesgedichte. 177.
- Sundermann, F., Von Meer und Insel. 161.
- Suppliken der livländischen und estländischen Ritterschaften an Sr. kais. Majestät Alexander II. Landtagsbeschlüsse vom 14/26. Januar und 11/23. März 1870. 515.
- Sybel, H. von, Ueber die Emancipation der Frauen. 103.
- * Sybow, H., Der Brand von Paris oder Deutschlands und Frankreichs Versöhnung. 767.
- Taschenbuch, historisches. Begründet von F. L. G. von Raumer. Herausgegeben von W. G. Kiehl. Fünfte Folge. Erster Jahrgang. 521.
- Teichmüller, G., Aristotelische Forschungen. A. u. d. T.: Aristoteles' Philosophie der Kunst. 631.
- Telky, J. B., Athens dreißig Tyrannen. 746.
- Temme, J. D. G., Die Erbgrafen. 136.
- Tenger, Mariam, Das Fest zu Arpadvar. 122.
- Tenner, R. G., Gedichte. 257.
- Tennyson, A., Enoch Arden. Godiva. Aus dem Englischen übertragen von H. A. Feldmann. 460.
- Freundes-Klage. Frei übertragen von Robert Waldmüller-Duboc. 459.
- Thornton, W. L., Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen, ihre wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft. Aus dem Englischen übertragen, sowie durch Anmerkungen erklärt und vermindert von H. Schramm. 465.
- Liesenhäusen, G. Baron, Die deutschen Ostprovinzen Rußlands und die russische Journalistik. 515.
- Lischendorf, R., Die Sinaibibel. 796.
- Littmann, J., f. Dichter, deutsche.
- Lolroy, A. Graf, Bar Febor Iwanowitsch. Trauerspiel. Aus dem Russischen übersetzt von Karoline von Pawloff. 363.
- * Löpfer, Karl; Nekrolog. 718.
- Lornow, K., Der Lambour von Würth. 731.
- Trager, A., 1870. Sechs Zeitgedichte. 177.
- Trantmann, F., Äpfeln und Rosen, Dikeln und Mimosen. 177.
- Treitshke, H. von, Was fordern wir von Frankreich? Dritter unveränderter Abdruck. 13.
- Trendelenburg, A., Anno Fischer und sein Kant. 151.
- Fäden im Völkerrecht. 454.
- Trojan, J., Beschauliches in Bild und Spruch. 753.
- * Tunnicius, Die älteste niederdeutsche Sprichwörterammlung. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. 223.
- Turgénjew, J., Das ablige Nest. Drei Porträts. 830.
- Ausgewählte Werke. Zweiter und dritter Band. 393.
- Lynball, J., Faraday und seine Entdeckungen. Autorisirte deutsche Uebersetzung herausgegeben durch H. Helmholz. 24.
- Typen, merikanische, und Stizzen. Von H. v. W. 61.
- Ulrici, H., Gott und der Mensch. I.: Leib und Seele. 433.
- Gott und die Natur. Zweite neubearbeitete Auflage. 433.
- Schaffpeare's dramatische Kunst. Dritte neu bearbeitete Auflage. 593.
- Zur logischen Frage. 743.
- * Urtheile, englische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 46. 109. 190. 253. 302. 430. 478. 542. 622. 669. 783.
- * Urtheil, ein polnisches, über Robert Waldmüller's „Das Vermächtniß der Millionärin“. 558.
- Ußinger, A., Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. 13.
- s. Knochenhauer.
- Vacano, G. M., Novellen-Bazar. 377.
- und G. Graf Stadion, Vornen. 377.
- Vagt, Lina, Reflexe der Zeit. Zweiter Band. 377.
- Vambéry, H., Rußlands Nachtstellung in Asien. 456.
- Varnhagen von Ense, R. A., Biographische Porträts. Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouquet, Henri Campan und Scholz. 273.
- Tagebücher. Zehnter bis vierzehnter Band. 273.
- * — Ausgewählte Schriften. Erster Theil. 238. Zweiter Theil. 606.
- * Venedey, Jakob; Nekrolog. 367.
- Verena, Sophie, Ueber Alles die Pflicht. 268.
- Verhältnis, das, der Provinz Posen zum preussischen Staatsgebiet. Von H. v. H. auf T. 125.
- Verlieren und Wiederfinden. Ein schlesischer Roman nach den Aufzeichnungen eines Heimgegangenen. 605.
- Victor, Drama in fünf Aufzügen vom Verfasser der „Weizenähre“. 362.
- Viehoff, H., Zeitgedichte. 177.
- Vincenti, Chevalier de, Der Roman eines Gefolterten. Aus den Sklaventagen Siliens. 107.
- Vinde, G. Freih., Lustspiele. Erster Band. 157.
- Vogt's, K., Politische Briefe an Friedrich Kolb. 455.
- Voigtmann, K. J., Das neuere kirchliche Orgelspiel im evangelischen Cultus. 633.
- * Volksausgaben deutscher Classiker: Schriften Schiller's. 447.
- * Vom deutschen Theater. 62.
- Vom Fels zum Meere. Genealogie der Hohenzollern von Burggraf Friedrich von Nürnberg bis Kaiser Wilhelm von Deutschland. 796.
- Vonbel, J. van den, Sephta. Aus dem Holländischen bearbeitet von F. Grimmelt. 364.
- * Wacht, die, am Rhein. Das deutsche Volks- und Soldatenlied des Jahres 1870. 495.
- * Wachsmann, G., Kaiserlieder. 463.
- * — Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870. 299.
- Wagner, A., Die Abschaffung des privaten Grundeigenthums. 128.
- K., Beethoven. Zweite Auflage. 172.
- Ueber das Dirigiren. 680.
- Wahl, M. G., Das Sprichwort der hebräisch-aramäischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung des Sprichworts der neuern Umgangssprachen. Erstes Buch. 702.
- Waig, G., f. Caroline.
- Waldbühl, B. von, Kinderkomödien. 732.
- Wanderbüchlein, deutsches. Eine poetische Reisebegleitung für Naturfreunde. 643.
- Wanderungen, kritische und unkritische, über die Gefechtsfelder der preussischen Armeen in Böhmen 1866. Erstes Heft: Das Gefecht bei Nachod. 571.
- Was für Gedanken durch die gegenwärtigen kriegerischen Ereignisse offenbar geworden sind. Ein Vortrag von einem schweizerischen protestantischen Pfarrer. 454.
- Watterich, Der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer. 93.
- Weber, L., Die Bedeutung des deutsch-französischen Kriegs im Lichte der Vergangenheit und Gegenwart. 190.
- Weß, G., Krieg und Sieg. Zweite vermehrte Auflage. 177.
- Weber, G., Catilina. Trauerspiel. 342.
- Webbing, H., Das Eisenhüttenwesen. Zweite Abtheilung. 250.
- * Wedemeier, F., Uebersicht der mecklenburgischen Literatur des Jahres 1869. 31.
- Wehl, F., Dramen. V. 158.
- Herzens-Mysterien. 424.
- Weib, ein muthiges. Von der Verfasserin von „John Gallfar“. Aus dem Englischen von Sophie Verena. 268.
- Weihnachts-Gedächtnisse. Novellen und Stizzen, aus dem Englischen übertragen von Alice Salzbrunn. 572.
- Weilen, J., Graf Horn. 723.
- Weinhold, K., G. F. C. Schönborn's Aufzeichnungen über Erlebtes. 333.
- * Weiß, H., Kostümfunde. Neunte und zehnte Lieferung. 335.
- Weitbrecht, K., Lieder von einem der nicht mitdarf. 177.
- Weiden, L. Freih. von, Der Feldzug der Oesterreicher gegen Rußland im Jahre 1812. 668.
- Werner, A., Herder als Theologe. 764.

- Werther, J., Mazarin. 741.
 — Pombal. 741.
 Wessely, J. G., Das Grundprincip des deutschen Rhythmus auf der Höhe des 19. Jahrhunderts. 693.
 Westphal, K., Theorie der neuhochdeutschen Metrik. 693.
 Westrik, J., Edelweiß. 469.
 Wilbrandt, A., Der Graf von Hammerstein. 50.
 — Neue Novellen. 391.
 — Unerreichbar. 778.
 Wilden, F., Gedichte. 164.
 Wilhelm, A., Dmitri Iwanowitsch. Drama. 359.
 Wilkens, G. A., Fray Luis de Leon. 420.
 Willagen, P. J., Nordische Novellen. 443.
 *Winkler, L., Humoresken. 655.
 Winterfeld, A. von, Der Elefant. 551.
 Woermann, K., Aus der Natur und dem Geiste. 753.
 Wohlwill, A., Geschichte des Elsasses in kurzer Uebersicht. 477.
 Wolff, G., Die metaphysische Grundanschauung Kant's, ihr Verhältniß zu den Naturwissenschaften und ihre philosophischen Segner. 151.
 Wolfram, F., Grundzüge zur Geschichte der neuern deutschen Dichtung. 332.
 Wolzogen, A. Freih. von, Safuntala. Schauspiel, frei nach Kalidasa's altindischem Drama. 338.
 Wood, Fran Henry, Georg Canterbury's Testament. Aus dem Englischen von Marie Scott. 748.
 Brebe's, A. von, Reise in Hadhramaut, Beleb Beny Yffa und Beleb el Hadshar. Herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von 'Obne versehen von G. Freih. von Malzan. 411.
 Wurzbach, A. von, Zeitgenossen. Biographische Skizzen. 826.
 Yonge, Miss, Henrietta's Wunsch oder die Sucht zu herrschen. Aus dem Englischen übersetzt von Maria Heine. 219.
 — Die Jünger des heiligen Johannes. Nach dem Englischen von P. Neander. 220.
 Yonge, Miss, Die Perlenschnur oder der weiße und die schwarze Ribamont. Aus dem Englischen übersetzt von A. Bartels. 221.
 Zapp, Geschichte der deutschen Frauen. 104. 301.
 Zastrow, K., Nachtwale. 59.
 — Schneeglöckchen. 469.
 Zeise, G., Kampf- und Kriegerlieder. 177.
 "Zeit, Neue, Wochenchrift für Theater, Kunst und Literatur. Redacteur: F. Deutschinger. 735.
 Zetter, G., Die Tataren in Ungarn. 746.
 — Wahrheit und Traum. 747.
 Ziegler, J., s. Denkwürdigkeiten.
 Ziemsen, L., Fürst und Weidmann. 507.
 Zimmermann, G., Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit. 324.
 Zukunft, die, Oesterreichs von einem deutschen Standpunkte. 171.
 Zur französischen Grenzregulirung. Deutsche Denkschriften aus den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens. 169.





This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.